



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

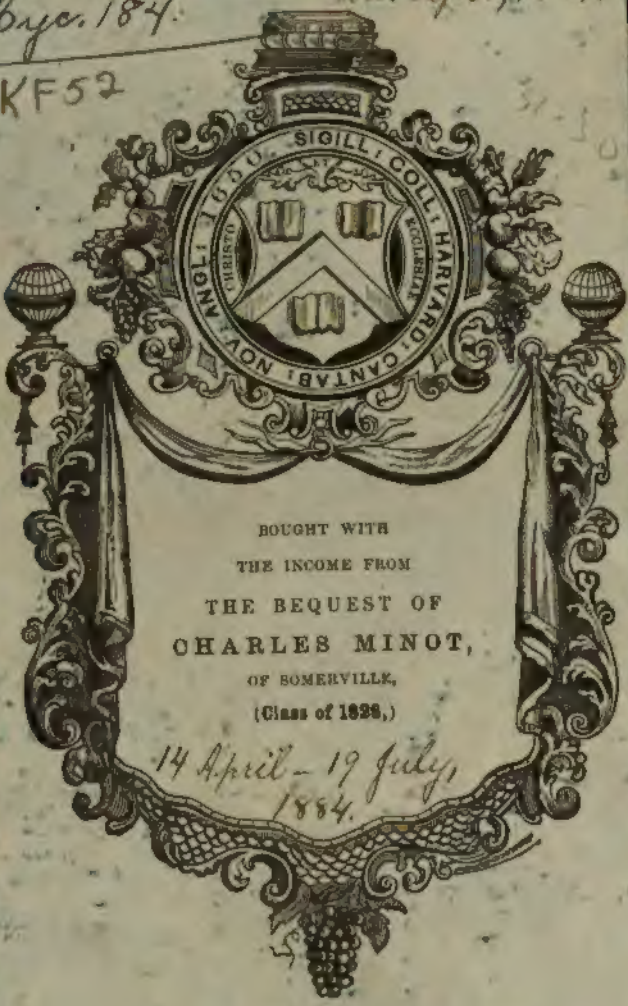
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Bys. 184.

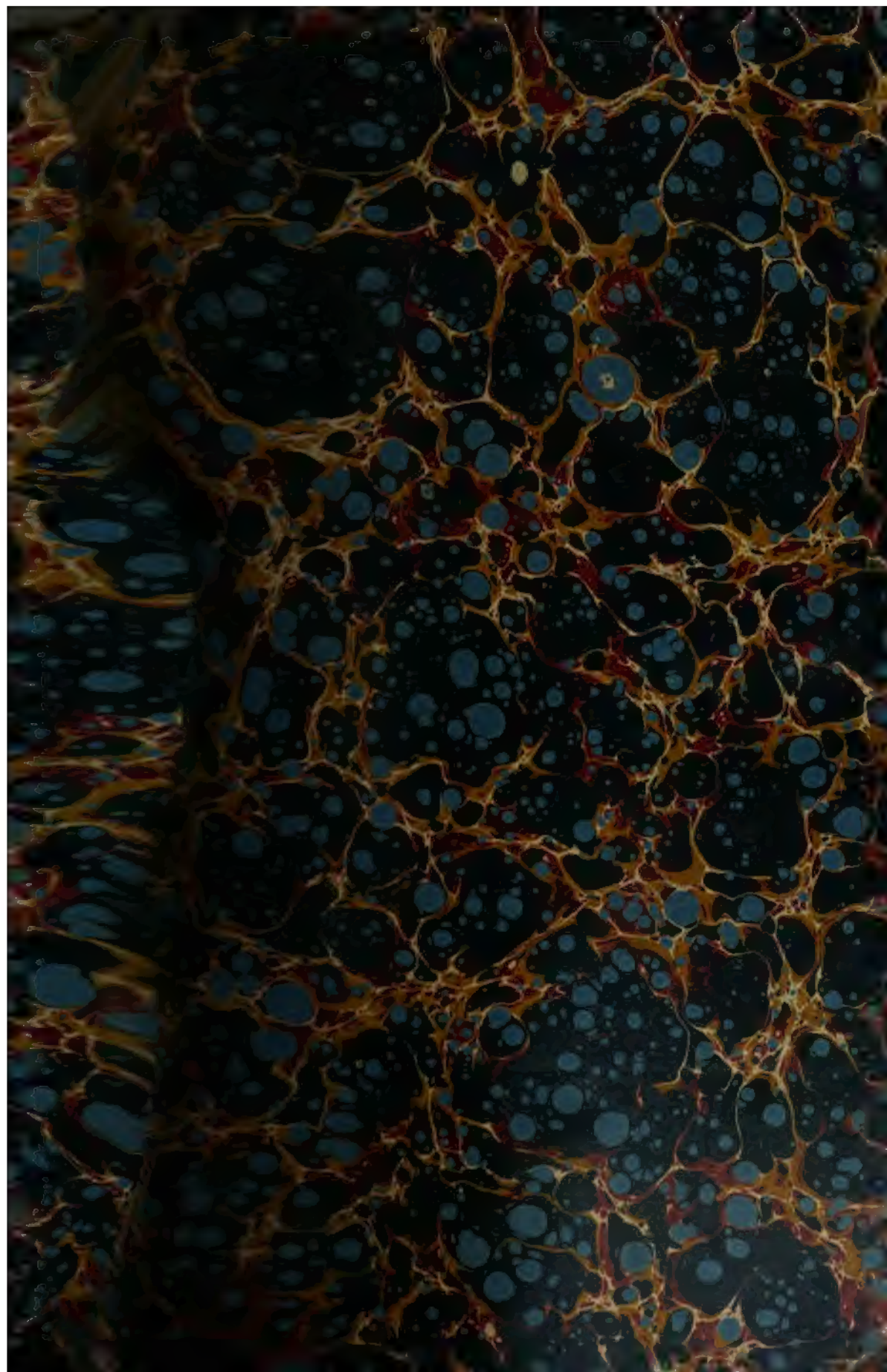
Bd. Sept., 1884.

KF52



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF BOMERVILLE,
(Class of 1828.)

*14 April - 19 July,
1884.*



457
242

Brockhaus'
Conversations = Lexikon.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Achter Band.

Gewinn bis Heddesdorf.

•

Holzschnitte aus der Lylographischen Anstalt,
Karten aus der Geographisch - artistischen Anstalt
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. L

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

Achter Band.

Gewinn bis Heddesdorf.



Leipzig:

J. A. Brockhaus.

1884.

Exe. 184

Verzeichniß

der

Abbildungen und Karten

zum achten Bande.

A. Tafeln und Karten:

	Seite
Giftpflanzen. I.	34
Giftpflanzen. II.	35
Glas. I. (Fabrication).	78
Glas. II. (Kunsterzeugnisse).	83
Gletscher und Eisberge.	104
Goldgewinnung.	155
Goldschmiedekunst.	170
Gramineen.	273
Griechenland, das alte. (Karte.)	352
Griechenland. (Karte.)	355
Großbritannien und Irland. (Karte.)	446
Halbaffen.	720
Hamburg und Umgegend. (Karte.)	748
Handfeuerwaffen. I.	798
Handfeuerwaffen. II.	802
Handflügler.	807
Hannover, Schleswig-Holstein (Preuß. Provinzen) und Nordwestdeutsche Staaten. (Karte.)	822
Hebeapparate.	937

B. Abbildungen im Texte:

Gewölbe. (7 Figuren.)	5
Gibraltar, Topographische Lage.	21
Gips. (2 Figuren.)	50
Glasgow, Topographische Lage.	87

Verzeichniß der Abbildungen und Karten zum achten Bande.

	Seite
Gleichgewicht. (4 Figuren.)	101
Glieb. (3 Figuren.)	106. 107
Glockenschlag. (2 Figuren.)	115
Goniometer. (2 Figuren.)	190
Göpel. (4 Figuren.)	195. 196
Gramineen. (2 Figuren.)	274
Graphische Darstellungen. (3 Figuren.)	299. 300
Graupenmühlen. (2 Figuren.)	312
Greifzirkel. (2 Figuren.)	335
Grenzen der Hörbarkeit. (2 Figuren.)	342
Groteskzeichnung. (2 Figuren.)	544
Grundbau. (20 Figuren.)	555—558
Guillochieren. (2 Figuren.)	606
Gummiwarenfabrikation. (9 Figuren.)	621. 622. 623
Gürtel. (3 Figuren.)	635
Gyralbewegung.	668
Gyrotrop. (4 Figuren.)	669
Haare. (2 Figuren.)	674. 675
Hahn. (10 Figuren.)	706. 707
Halifax, Topographische Lage.	727
Hammer. (5 Figuren.)	761
Handfeuerwaffen. (29 Figuren.)	793—805
Hängewerk. (4 Figuren.)	816. 817
Hannover, Topographische Lage.	827
Harmonika. (2 Figuren.)	850. 851
Harnisch.	855
Harpune.	861
Haut.	916
Havana, Topographische Lage.	924
Havre, Topographische Lage.	927
Heber. (2 Figuren.)	943

G.

Gewinn (engl. und frz. profit) ist im wirtschaftlichen Sinne sowohl der Ertrag einer einzelnen Geschäftsoption, als der auf eine gewisse Periode (gewöhnlich ein Jahr) bezogene Ertrag eines dauernden Unternehmens. Der Begriff G. hat verschiedene Bedeutungen erlitten. Im gewöhnlichen wittern Sinne schließt er den Arbeitslohn des Unternehmers ein, ist insoweit also keine bloße Frucht des Kapitals. Man unterscheidet zwischen Rohgewinn oder Bruttogewinn und Nettogewinn oder Nettogewinn. Der Roh oder Bruttogewinn ist der Unterschied zwischen den Herstellungskosten eines Produkts (mit Einschluß der Abnutzung des Werkzeuges und aller andern Nebenkosten) einerseits und dem erlangten Preis ohne Rücksicht auf die den letztern schuldenden Kosten andererseits, der Reiz- oder Nettogewinn der Unterschied zwischen den Herstellungskosten einerseits und dem erlangten Preise nach Abzug der vorhin gedachten Kosten andererseits. Bei der letztern ist also der eigentliche G., der Zuwachs an reinem Einkommen (Nettertrag). Die Höhe des G. G. abhängt von dem Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage nach der in Rede stehenden Leistung, sowie von dem Maße der Sicherheit und Bequemlichkeit der bezüglichen Kapitalanlage, bei der einzelnen Operation, wozu sie zugleich von der Zeitdauer der Kapitalanlage (des Geschwundigkeits des Kapitalumschlages) bestimmt. Der jährliche G. eines Unternehmens wird präzisirbar auf das Kapital bezogen, das zur Erzeugung desselben angewandt hat, und im großen und ganzen stellt sich dieser Prozentsatz bei allen Arten von Unternehmungen, die der freien Konkurrenz beliebig veränderbare Produkte erzeugen, annähernd gleich. Er bildet dann den landesthlichen Kapitalgewinn, der sich wieder in Kapitalgewinn und Unternehmergewinn (s. d.) zerlegen läßt. Solche Unternehmungen dagegen, die zeitweise oder regelmäßig ihre Produkte der beschränkten oder aufgehobenen Konkurrenz absetzen im Stande sind, erzielen einen mehr oder weniger den gewöhnlichen Kapitalgewinn übersteigenden Monopolgewinn.

Gesellschaftsbeteiligung (industrial partnership) der Arbeiter G. möglichst als Mittel zur Verbesserung der Lage derselben empfohlen und auch praktisch versucht worden. Wie die höhere Beamten großer Fabriken- und sonstiger Unternehmungen meistens durch eine sog. Kontinente angelernt werden, daß die Arbeiter des Geschäfts möglichst zu fördern, so glaubt man auch bei der Gewährung eines Gewinnanteils an die Arbeiter sowohl den letztern eine gewisse Kapitalanlage verschaffen zu können, als auch den Arbeitgebern dafür ein volles Äquivalent in dem geübten Fleiße und der bessern Stimmung der Arbeiter in Aussicht stellen zu dürfen. In den bekannt-

esten Versuchen dieses Art gehört die 1842 von dem pariser Steinmetzmeister Leclair gegründete G., die sich (allerdings in einem wesentlich auf Handarbeit beruhenden Gewerbe) außerordentlich bewährt hat. Das nach Leclair's Tod unter der Firma Rebaudy u. Comp. fortgesetzte Unternehmen beschäftigte 1876 1081 Arbeiter, an welche in dem genannten Jahre einbarer Gewinnanteil von 112500 Frs. bezahlt wurde, außer einer Zuzahlung von 56250 Frs. an die ebenfalls an dem Geschäft beteiligte Hilfskasse. Der gesamte Gewinnanteil betrug etwa 168750 Frs., bei einer Gesamtsumme der Löhne von 690575 Frs. Die von den Herren Rebaudy u. Comp. in Vorstehung organisierte G. in ihrem Streiklohnabergewerke schien einige Jahre hindurch gedeihlichen Erfolg zu versprechen, ist aber 1874 wieder aufgelassen worden. Böhmert hat genauere Nachrichten über diese beiden Versuche und über zehn andere gesammelt, in denen sämtlich eine G. im engeren Sinne, nämlich mit Anteilen der Arbeiter am Geschäft vorlag. Diese Form der G. läßt sich jedoch ebenfalls nur unter besonders günstigen Umständen durchführen, denn konsequenterweise müßte sie auch eine Beteiligung der Arbeiter am Verlust einschließen, wozu noch die Schwierigkeit kommt, der Mehrheit der Arbeiter Einsicht in die Geschäftsführung gestattet werden müßte. Weit leichter ist die G. ohne Anteil am Geschäft, die von dem Arbeitgeber einseitig normiert wird. Böhmert gibt Beispiele über 69 solcher Fälle, zu denen auch die von J. G. von Thünen (s. d.) 1847 auf seinem Gute Löhne eingeführte Naturwirtschaft gehört. Dieses System geht aber fast gänzlich in noch lagere Formen über, in denen die G. nur noch als Prämien, Gratifikationen, Jubiläumsgeldern u. dgl. erscheint, die von den Arbeitgebern freiwillig nach ihrem Ermessen gezahlt werden. Im allgemeinen ist von der G. wohl nicht mehr zu erwarten als daß sie bei gut funktionierenden Unternehmen eine Art von tüchtigen Arbeitern festhält, welche für die über den Normallohn hinausgehende Zulage auch entsprechend mehr leisten. Allerdings aber ist bei der bestehenden Produktionsordnung die Meinung gerechtfertigt, daß auf diese Weise den Arbeitern auch ein Anteil an der durch Ausdehnung und Verbesserung des Reichthums der hervorgerufenen Steigerung der Produktion der Arbeit zugewandt werden könnte. Vgl. Böhmert, «Die G.» (Bd. 18 und 22 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», 1878), Robert, «La partage des fruits du travail» (Par. 1873).

Gewinnungsordnungen oder Häuerordnungen, s. unter Bergbau, Bd. II, S. 802.

Gewerliche Beziehung, s. unter Zeichenkunst.

Gewissen nennt man die Vernunft des Menschen, insofern sie mit unmittelbarer Gewißheit über das Verhältnis seiner Handlungen und seines sittlichen Zustandes zu dem Sittengesetze, welches der religiöse Mensch als Gottes Gesetz betrachtet, urteilt, d. h. das unmittelbare Wissen des Unterschiedes zwischen Gut und Böse in unsern Handlungen. Da nach Verschiedenheit der Bildung die Aussprüche der Vernunft bei dem einen dunkler, bei dem andern verständlicher lauten, so äußert sich auch das G. entweder als dunkles Gefühl, und zwar häufig um so mächtiger als eine innere Stimme, je mehr uns Lust und Gewinn zum Bösen hinziehen, oder als klares Bewußtsein, welches auf einer unparteiischen Kritik unsern sittlichen Zustandes beruht und alle Täuschungen der Eitelkeit überwindet. Vor dem Handeln äußert es sich durch Warnung und Ermunterung, nach dem Handeln durch Beifall und Tadel. Dem, der seine Handlungen mit möglichster Sorgfalt nach ihrem Verhältnisse zu dem moralischen Gesetze beurteilt, daher streng gegen sich selbst ist, und im Handeln nur seinem G. folgt, wird Gewissenhaftigkeit, dem hingegen, der es mit dieser Beurteilung nicht genau nimmt, und manches, was das Gesetz verbietet, sich leichtsinnig erlaubt, wird ein weites G. und Gewissenlosigkeit zugesprochen. Am häufigsten versteht man unter G. die nachfolgende Beurteilung unserer Handlungen und redet in diesem Sinne von einem guten und einem bösen G. Der Begriff des G. ist übrigens einer weiten Ausdehnung fähig, indem man darunter überhaupt die Beurteilung gewisser Handlungen nach feststehenden Regeln und Zwecken verstehen kann. In diesem Sinn kann man auch von einem logischen, einem ästhetischen G., einem G. der Klugheit u. s. w. sprechen. Gewissenfall ist ein solcher Fall, über welchen das G. dessen, dem der Fall vorliegt, nicht mit Bestimmtheit und Klarheit entscheidet, so daß es ihm zweifelhaft bleibt, was Recht und was Unrecht sei. Solche Zweifel, die das Gemüt beunruhigen und das Handeln unsicher machen, nennt man Gewissenskrampf. Hat die Schwierigkeit der Entscheidung ihren Grund in der Kollision oder dem Streit der Pflichten, so wird der Gewissenfall zum Kollisionsfall.

Gewissenssache hieß die prot. Ehe, bei der durch landesherrliche Dispensation die Unterlassung der bürgerlich notwendigen kirchlichen Trauung gestattet wurde; dann im engeren Sinne die Ehe eines prot. Fürsten, bei der er sich selbst stillschweigend von der Trauung dispensiert hatte. Über die Gültigkeit der letztern ist namentlich bei Gelegenheit des Ventinischen Erbfolgestreits heftig getritten worden. Nach §. 41 des Reichsgesetzes vom 6. Febr. 1875 in Verbindung mit §. 72 sind G. gegenwärtig in Deutschland ausgeschlossen. Vgl. Died., «Die G.» (Halle 1838); Frieberg, «Das Recht der Eheschließung in seiner geschichtlichen Entwicklung» (Lpz. 1865).

Gewissenfall, s. unter Gewissen.

Gewissensfreiheit in der Religion, oder Glaubensfreiheit, besteht in dem Rechte, Vorstellungen über religiöse Dinge, welche von denen der staatlich anerkannten Religionsgemeinschaften abweichen, nicht bloß (was niemand hindern kann) frei hegen, sondern auch frei äußern, den religiösen Kultus, welcher der Glaubensansicht entspricht, frei ausüben, hiernach auch einen religiösen Verein stiften oder demjenigen sich anschließen zu können,

welchen man für den besten hält. Das Gegenteil von Gewissens- und Glaubensfreiheit ist der Gezwissens- und Glaubenszwang, der in der röm.-kath. Kirche principiell herrscht, dem Geiste der evang.-prot. Kirche aber principiell widerspricht. Die kath. Kirche verlangt, daß der Staat außer ihr keine andere Kirchengemeinschaft bilden und abweichende Lehren mit Gewalt unterdrücken solle, daher Pius IX. ganz konsequent in der Encyclica vom 8. Dez. 1864 die Glaubensfreiheit für Wahnsinn erklärt hat. Nach prot. Grundsätzen dagegen steht keiner Regierung das Recht zu, darauf zu dringen, daß die Unterthanen gerade die Lehren als religiöse Wahrheiten annehmen sollen, welche in den Symbolischen Büchern als göttliche Offenbarungen ausgegeben werden. Glaubensedikte, die in diesem Sinne von prot. Regierungen, welche die Religion nur zur Folie ihrer Politik machten, erlassen wurden, haben stets die entgegengesetzte Wirkung gehabt. Der Grundsatz der G. ist in den letzten Jahrhunderten nach furchtbaren Kämpfen endlich zur allgemeineren Herrschaft, wenigstens in den neuesten Kulturstaaten, gekommen; derselbe bildet eine Hauptgrundlage unserer modernen Gestaltung und eine der sichersten Bürgschaften für eine stetige und ungehemmte Fortentwicklung des menschlichen Geisteslebens.

Gewissensgericht, s. wie Schwurgericht.

Gewissensrat, s. wie Beichtvater.

Gewissenskrampf, s. unter Gewissen.

Gewissensvertretung. Im früheren gemeinen Einverständnis konnte man sich dem Zwang, einen zugesprochenen Eid zu leisten, dadurch entziehen, daß man mit andern Mitteln (z. B. mit Zeugen) den Beweis der Behauptung führte, welche man zu schwören hatte; dies nannte man G. Über G. in Bezug auf das heutige Recht s. Eid. Heit.

Gewissenszwang, s. unter Gewissensfrei-

Gewißheit bezeichnet als Prädikat eines Urteils soviel wie Wahrheit; ursprünglich jedoch bedeutet es einen subjektiven Zustand der Überzeugtheit, welcher jedesmal, sobald man die Widersprüche aus den Vorstellungen entfernt und die daraus entstandenen Fragen beantwortet hat, und deshalb sehr häufig auch da eintritt, wo die Wahrheit noch nicht gefunden ist. In diesem Sinne unterscheidet man subjektive G. (Färrwahrheiten) von objektiver G. (Wahrheit); für das Verhältnis beider gilt, daß auch der höchste Grad subjektiver G., wie er in Meinungen und Glaubensüberzeugungen auftritt, in sich allein keine Gewähr objektiver G. besitzt. Diese ist nur in der Wissenschaft, in der logischen Verarbeitung des kritisch gesammelten Erfahrungswissens zu gewinnen. Vgl. Windelband, «Über die G. der Erkenntnis» (Berl. 1878).

Gewißsch (slaw. Jeviško), Stadt im nordwestl. Mähren, in der Bezirkshauptmannschaft Mährisch-Trübau mit (1881) 2719 meist slaw. G., von denen 217 auf die Judengemeinde fallen, ist Sitz eines Bezirksgerichts. Das alte bestimmte Rathhaus, die Gebäude des ehemaligen Augustinerklosters (1172 gegründet, 1784 aufgehoben) und die schöne Pfarrkirche, 1766 erneuert, erinnern noch an die Bedeutung, die der Ort einst hatte, und die sie teils durch Kriegsbedrängnisse und Seuchen, teils auch durch die üble Wirtschaft des Adels eingebüßt hat, in dessen Hand sie zeitweilig gegeben war.

Gewitter sind die elektrischen Entladungen in Form von Blitz (s. d.) und Donner (s. d.). Das

☉. ist in der Regel von einem Regenguß, öfter auch von einem Hagel- und selten von einem Schneefall begleitet. Die Wolken (s. d.), welchen das ☉. entspringt, heißen Regen- oder Gewitterwolken (Nimbus); sie bestehen aus dichtem Gewölle des Cumulus (s. d.) mit eigentümlich dunkeln Grundflächen und zeigen sich bei der Untersuchung mit freier Elektricität geladen, welche bald positiv, bald negativ erscheint, mithin häufig ihr Vorzeichen wechselt. (S. Elektricität, atmosphärische.) Vor dem Ausbruch des ☉. verhindern die reichlich in der Luft enthaltenen Wasserdünste sowohl das Austreten des Wassers aus dem menschlichen Körper, sowie auch dessen Wärmeausstrahlung, wober dann jenes drückende Wärmegefühl und Unbehagen entsteht, welches man Schwüle nennt. In der kalten Jahreszeit ist die Häufigkeit der ☉. im allgemeinen gering, jedoch für alle Tageszeiten nahezu dieselbe. Die meisten ☉. fallen überall auf die Jahreszeit, in welcher die Niederschläge am öftersten erscheinen. In den Gebirgsländern treten ☉. zahlreicher auf als in den flachen Gegenden, weil in jenen durch Berge, Wälder und Seen die Wolkentbildung begünstigt wird.

In der heißen Zone sind die ☉. sehr häufig, namentlich zu Anfang und zu Ende der heißen Jahreszeit. In der Region der Kalmen finden fast täglich ☉. statt, und diese sind dort ungleich heftiger als in unsern Gegenden. In höhern Breiten werden die ☉. weniger. Im weßl. Europa sind die ☉. seltener als im östlichen, im mittlern am häufigsten; in Deutschland kommen ungefähr 80 ☉., in Italien 40 aufs Jahr, in Stockholm 9, in Bergen 6. In noch nördlicheren und ebenso in den regenlosen Gegenden, z. B. Siam, Ägypten u. s. w. sind ☉. sehr selten und im hohen Norden vergehen oft mehrere Jahre, ehe man es einmal blitzen sieht und donnern hört. Im weßl. Europa fällt ein Fünftel der ☉. auf den Winter. In der Schweiz und Deutschland sind die Wintergewitter selten; noch weiter im Innern Europas fehlen sie nahezu ganz. Auf den Westküsten von Norwegen und Nordamerika, sowie auf den Ostküsten des Adriatischen Meeres herrschen dagegen die Wintergewitter vor. Im J. 1865 wurden in Frankreich von einer Centralcommission die Beobachtung und Registrierung der ☉. in nachschonenswerter Weise geleitet und in die Departementalkarten eingetragen; es ergab sich, daß die ☉. nicht lokal sind, sondern über lange Strecken hinziehen. Die Fortsetzung derartiger Studien in der neuesten Zeit wurde besonders von Frankreich, Norwegen und Schweden betrieben, wobei sich nicht nur die Richtigkeit des letzten Schlusses ergab, sondern derselbe konnte noch dahin erweitert werden, daß die ☉. und ebenso die Windwirbel großentheils ziemlich regelmäßig über den Erdboden sich verpflanzen, wobei jedoch die Stärke ihrer Blitze, Donner und Regen, sowie die Geschwindigkeit ihres Fortschreitens sehr verschieden ist. Hieraus folgt, daß nicht etwa die Wolken über die ganze Erde hinziehen, sondern es verpflanzen sich nur die für Entstehung der Gewitterwolken notwendigen Zustände der Atmosphäre.

Die ☉. entstehen immer da, wo warme und dampfreiche Luftströme sich erheben; ihre tägliche Periode fällt mit der des aufsteigenden Luftstroms und seiner Phänomene (des Luftbruchs, Lufttemperatur und Bewölkung) zusammen. Die ☉. entstehen ferner besonders da; wo eine starke Ver-

dampfung stattfindet, daher vorherrschend in den warmen Zonen und zu den warmen Jahres- und warmen Tageszeiten. Die Wintergewitter entspringen meist heftigen Stürmen mit aufsteigenden Winden. Auch die ☉. über Vulkanen verdanken ihren Ursprung den großen Rassen Wasserdampf, welche sich aus jenen erheben. Obwohl demnach die feuchten aufsteigenden Luftströme, sowie die Verdampfung der Gewässer bei der Bildung der ☉. eine Rolle zu spielen scheinen, so liegt dennoch die Erkenntnis der wahren Entstehung des ☉. noch im Dunkeln. Als wesentliche und charakteristische Merkmale der ☉. gelten allgemein die elektrischen Phänomene desselben, sodaß Bliz und Donner ohne Regen auch schon ein ☉. genannt werden. Dagegen gibt es eine Auffassung, welche den plötzlichen Regenguß als wesentlich für das ☉. ansieht derart, daß hiernach selbstigen Regengüsse «stille ☉.» heißen und Bliz nebst Donner nur als Begleiter des ☉. gelten. Nach dieser Ansicht entstände das ☉. dadurch, daß in den obern Schichten der Atmosphäre ein kalter Wind sich schnell mit einem von anderer Richtung herwehenden warmen Winde vermischt, wodurch die von letztem herbeigeführte Feuchtigkeit plötzlich in Gestalt von Regen niedergeschlagen wird und das Ausreten der Elektricität beim ☉. nur die sekundäre Folge dieses raschen Niederschlags wäre. Magnetisches Gewitter heißt nach Humboldt das Nordlicht (s. d.), weil es analog wie der Bliz oder das elektrische ☉. aus der atmosphärischen Elektricität hervorgeht, mannigfach mit dem Magnetismus (s. d.) der Erde zusammenhängt. Vgl. Klein, «Das ☉. und die dasselbe begleitenden Erscheinungen» (Graz 1871).

Gewohnheit ist die durch öftere Wiederholung derselben Wirkungsweise entstandene Leichtigkeit ihrer Wiedervollziehung. Jene Wiederholung selbst heißt Gewöhnung. Die ☉. wird verstärkt, je öfter eine Thätigkeit dieselbe Richtung nimmt, und dadurch, wie man sagt, zur andern Natur. Auf ihr beruhen alle Fertigkeiten, sowohl die geistigen wie die körperlichen. Sie stumpft die Empfindung ab und macht uns stark und gewandt. Sie kann absichtlich oder unabsichtlich sein; im erstern Falle ist sie die eigentliche Gewöhnung. Jedenfalls beruht sie auf einem Mechanismus des geistigen Lebens, der das Willkürliche in ein Unwillkürliches verwandelt, indem Vorstellungsbereihen, welche das erste mal durch bewußtes Aufmerken verbunden und in ihren einzelnen Gliedern befestigt wurden, bei andauernder Wiederholung ohne Mithilfe des Bewußtseins und von selbst zusammenhaften, sodaß hinfort die eine Vorstellung die mit ihr verknüpfte nächste auf blinde oder mechanische Weise nach sich zieht. Die Macht der ☉. ist in sittlicher Hinsicht von der größten Wichtigkeit. Denn durch eine absichtliche Gewöhnung an Ordnung, Sparsamkeit, Fleiß u. s. w. erleichtert man sich ebenso sehr die Ausübung dieser Tugenden, als durch eine unabsichtliche Gewöhnung an die entgegengesetzten Schwächen die Thätigkeit unablässige Hemmungen und Störungen erfährt. Daher sind es auch die Gesetze der ☉., nach denen der Charakter des Menschen sich gestaltet und auswächst.

Gewohnheitsrecht (consuetudo, jus consuetudinarium) ist ein Inbegriff von Normen, denen nicht die organisierte gesetzgebende Gewalt, sondern die in der Gesamtheit eines Menschentums lebende Rechtsüberzeugung das Dasein gegeben hat. Es ist

ein «allgemeines», wenn es vom ganzen Volke, ein «provinziales» und «örtliches», wenn es von Theilen desselben ausgeht; auch einzelne Massen und Berufsstände haben ihr G., so die Kaufleute ihre Kassen. Da die Bestandteile der Menge untereinander in keiner geregelten Beziehung stehen, so kann sich die Bildung des G. nur durch eine Reihe von gleichförmigen Handlungen oder Unterlassungen vollziehen, welche binnen längerer Zeit bei jeder vorkommenden Gelegenheit das in allen wirksame Rechtsgefühl beleben. Im Römischen Rechte ward zur Zeit der Republik und unter den ersten Kaisern das G. dem Gesetzesrechte vollkommen gleichgestellt, weil man nicht ab sah, warum der langjährige Wille der Gesamtheit weniger Wert haben sollte als der Mehrheitsbeschluss eines in den Comitien oft unter Benutzung des Augenblicks gewonnenen Bruchtheils der Bürgerchaft. Erst der später entwickelte Despotismus sprach den Rechtsbräuchen, wenn sie sich mit kaiserl. Erlassen in Widerspruch setzen würden, alle Bedeutung ab. Ein ähnlicher Wechsel der Ansichten ist in Deutschland wahrzunehmen. Die alten Deutschen schöpften das Recht nur aus dem oft in Sprichwörtern gekleideten Volkswort, welches, wo nötig, von kundigen Männern bezeugt ward, und als sich weiterhin eine Gesetzgebung aufthat, konnten deren Aussprüche nur dadurch zu fortwährender Geltung gelangen, daß sie in die Rechtsgewohnheit übergingen. Noch spätere Reichsgerichte schlossen mit der sog. Salvatorischen Klausel, daß sie zumverlautendsten Landrecht und guten Gewohnheiten nicht entgegen sein wollten, und die wichtigsten Reformen, wie z. B. die Abkündigung des Petrus rurs gegen Voren und Jäuberei, die sonst je Verletzung des mittelalterlichen Strafrechts, ja selbst die Abschaffung der Hölzer, hat noch im 14. Jahrh. und in vielen Iterationen der den öffentlichen Frieden ausübende Gerichtsbrauch voll o en. Als despotismenier sprachen die Anhänger des reinen Rechts in ihrer Anblichkeit gegen das e übermüthige, auf dem Volkswort beruhende Recht und weil sie die spätere rom. Ansicht als jenes Wesen in dieser Lage anfaben, den Rechtsbräuchen die Kraft ab, ein absolutes Schmanz gleich im Hies der consuetudo o rectoria oder deameto do seiner Multakent zu entleiden. Ihren endlichen Sieg verdankt viele Lehre o ltricht weniger den dafür vorgebrachten allgemeinen Gründen, als neuern bureaukratischen, dem Volksgesetze abholden Tendenzen. Nur auf Gebieten, welche das Gesetz noch gar nicht angebau, soll hiernach eine Gewohnheit (consuetudo constitutiva) völlig neue Sätze bilden dürfen, da der Gesetzgeber die Bürger nicht hindern, von seiner Gleichgültigkeit Nutzen zu ziehen, sondern vielmehr sich selbst zu beschränken. Ebenso werden gewöhnlich Dispositivgesetze (s. Gesetz) der Abänderung durch das Volkswort preisgegeben, weil hier schon die einzelnen im Gebrauch einer Privatautonomie nach ihrem jedesmaligen Bedürfnisse entgegenstehende Anordnungen treffen dürfen. Weitergehend läßt das Österreichische Gesetzbuch nur die von einem Gesetze ausdrücklich angeordneten Gewohnheiten gelten. Für Preußen bestimmt das Rekrift vom 12. Febr. 1833, daß die Auerkennung, welche das Allgemeine Landrecht den Rechtsgewohnheiten zolle, sich nur auf die bis dahin vorhandenen beziehe, und das Allgemeine Deutsche Landrechtsebuch erklärt sogar die mit seinen Dispositivbestimmungen in

Widerspruch tretenden Rechtsgebräuche für unmöglich. Der Beweis eines gültigen, aber nicht gerichtshändigen (s. V. rein örtlichen) G. ist durch Zeugnisse über viele Fälle der langjährigen Anwendung oder richtiger durch die Ausübung von rechtserfahrenen, das Bestehen des Gebrauchs direkt bezeugenden Männern zu führen. Dieser Beweis kann aber nur geführt werden, wenn die gewohnheitsmäßige Rechtsbildung gewisse Voraussetzungen erfüllt, lange Dauer der Übung, ernstliche Ausübung, daß man damit Recht abe, und ein nicht allgemeines, objektiv als Unrecht zu erachtender Rechtsinhalt. Vgl. Buchta, «Das G.» (3 Bde., Erlangen 1828—37); Wölke, «Studien über die heutige Geltung des röm. Rechts» (Bd. 1: «Zur Lehre von den Rechtsquellen», Rastl u. Göt. 1879); Schwanert, «Gesetz und Gewohnheit» (Hof. 1873). Jetzt hat das G. die geringste Bedeutung auf dem strafrechtlichen Gebiete, indem es sich hier nur in der Form des Gerichtsgebrauchs geltend machen kann.

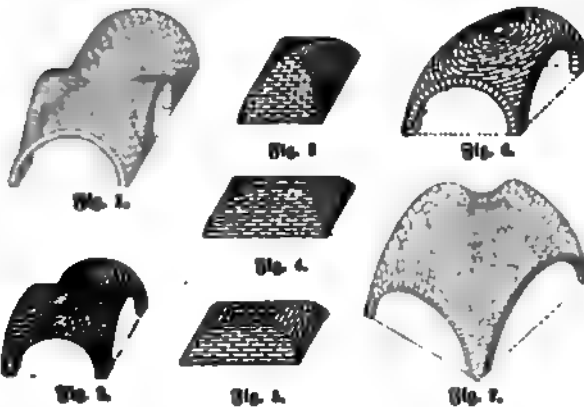
Gewohnheitskolosse, s. unter Schiefheit.

Gewöhnung, s. unter Gewohnheit.

Gewölbe nennt man die nach irgend einer Bogenlinie aus kräftigen Steinen geformten kontinuierlichen Decken über von Mauern ganz oder teilweise umgebenen Räumen. Die den G. zur Unterstüzung dienenden Mauern heißen Widerlager; daher auch die untersten Punkte eines G. Widerlagspunkte, der oberste Punkt der Scheitel. Solche Mauern dagegen, die nur zum Abschluß des Raumes dienen, heißen Sturz- oder Schildmauern. — Gewölbe und Widerlagsmauern bilden demnach zwei konstruktiv zusammengehörige Teile. Betreffe der übrigen bei den G. vorkommenden Benennungen s. den Art. Bogen. Gewöhnlich benennt man die G. nach ihrer allgemeinen Form oder Bestimmung, obwohl man sie in technischem Sinne richtiger nach der geometr. Art ihrer Flächen einteilt, s. B. in solche mit cylindrischen, kugel-, kugelförmigen und andern Gewölbeschächen.

Konnengewölbe (s. nachstehende Fig. 1) nennt man die G., welche im Querschnitt einen Halbkreis oder halbe Ellipse bilden, da aber dieselben bei großer Spannweite eine unbequeme Höhe erhalten würden, so formt man sie oft nur nach flacheren Kreissegmenten und erhält so die Kappengewölbe. Letztere spannt man sowohl zwischen vollen Mauern, als auch zwischen Stützbogen ein (preuß. Kappen). Kugelgewölbe oder Kuppeln sind solche, deren Durchschnitt einen Halbkreis oder halbe Ellipse (auch Parabel) und deren Grundriß einen vollen Kreis oder eine Ellipse bildet, während Chor- und Kirschengewölbe die Hälfte oder den kleineren Teil einer Kuppel oder halben Kugelform darstellen. Aus cylindrischen oder Konnengewölben zusammengelegte G. bilden die Kreuz-, Kloster-, Mulden- und Spiegelgewölbe. Erstere bestehen aus sog. Kappen oder vierseitigen Gewölbestücken, die zwei Widerlagspunkte, dagegen nur eine Scheitellinie besitzen. Ein im Grundriß vierseitiges Kreuzgewölbe (s. Fig. 2) kann man sich auch aus der Durchdringung zweier gleich hoher Konnengewölbe entstanden denken. Die Durchschnitlinien der Kreuzkappen, welche nach unten vortretende Ranten bilden, heißen Gewöbe; sie liegen beim vierseitigen Kreuzgewölbe über den Diagonalen der Grundfigur und werden bei Biegegewölben als besondere Gewöbegen

gewölbt, indem sie die eigentlich tragenden Teile des G. bilden. Bei den Stern- oder Rippengewölben werden die nach unten vorspringenden, profilierten und sich mannigfach durchkreuzenden Gurtbogen (Rippen oder Nischen) aus Werksteinen gebildet und die sich dazwischen einspannenden Kappen aus schwachen Ziegeln gewölbt; letztere wurden bisweilen auch ganz weggelassen, wenn sich eine Balkendecke darüber befand. Klostergewölbe (Fig. 3) bestehen aus zylindrischen dreieckigen Gewölbekeilen, welche eine Widerlagerslinie, dagegen nur einen Scheitelpunkt besitzen und die man Wangen nennt. Sie bilden demnach einen Gegensatz zu den Kreuzgewölben.



Während sich letztere nach allen Seiten öffnen und zur Überwölbung hallenartiger Räume auf Säulen oder Pfeilern eignen, schließen sich erstere nach allen Seiten und haben rundum Widerlagsmauern. Abarten hiervon sind das Muldengewölbe (s. Fig. 4), welches aus zwei halben Klostern, und einem zwischenbestehenden Stütz-Tonnengewölbe besteht, und das Spiegelgewölbe (s. Fig. 5), das eigentlich nur aus großen Hohlkehlen gebildet wird, die sich durchkreuzen und oben eine glatte ebene Fläche, den Spiegel, tragen. Bei den letztgenannten drei Arten bilden die benachbarten Gewölbekeile (Wangen) unter nach oben vorspringenden Winkeln oder Kehlen zusammen. Abarten von Kuppelgewölben bilden die zwischen geraden Mauern oder Gurtbogen sich einspannenden Hängelkuppeln (s. Fig. 6) und die böhmischen Kappen (auch Flögelgewölbe genannt), welche letztere flache Segmente von Kuppeln sind. Als besondere Arten von G. sind noch die seltener vorkommenden Kegelschalen, Fächer, Schrauben-, Ring-, Horn- und Stachelgewölbe u. s. w. zu nennen (ein Fächergewölbe, s. Fig. 7).

Die Bestimmung der Stärke der G. und ihrer Widerlager bildet eine der wichtigsten Aufgaben der Baukunst. Im allgemeinen muß die Stärke eines G. (oder Bogens) um so größer sein, je größer die Spannweite und die Belastung und je geringer die (Stütz-) Höhe des G. ist. Die genauere Bestimmung der Tragfähigkeit eines G. und der Stabilität seines Widerlagers erfordert entweder eine statische Berechnung oder die Aufzeichnung und Ausführung der sog. Stahllinie, welche bei stabilen G. stets innerhalb des dritten Teils der Gewölbkante und innerhalb des Fußes der Wider-

lagsmauern verbleiben muß. Stark belastete G. werden verstärkt durch Zunahme der Gewölbkante nach dem Widerlager hin oder, wie bei Tonnengewölben, durch nach oben oder unten vorspringende Gurtbogen. Um die Last der G. selbst und mithin ihren Schub zu vermindern, werden dieselben entweder aus porösen, leichten Ziegeln, aus Hohlziegeln oder Töpfen (Töpfergewölbe wurden schon unter den Römern angewandt) konstruiert oder durch Trag- und Vertiefungsrippen mit quadratischen Vertiefungen (Kassetten) unterbrochen, die zugleich ein wirksames Dekorationsmittel bilden. Die Ausführung der meisten G. erfordert ein sog. Lehrgerüst (s. Gerüste), während manche G., z. B. Kuppeln und böhmische Kappen, ohne ein solches aus freier Hand gewölbt werden können. Bei den, auch schon den Römern bekannten Stuhlgewölben dient dieses Lehrgerüst als Kernform für die darüber gegossene oder gestampfte Masse aus Beton oder Cementmörtel.

Der Gewölbebau ist nach neuern Forschungen schon den Ägyptern und Assyriern bekannt gewesen. Bei den Griechen findet sich außer einigen Mauerthorbogen in Keilsteinen nur die von dem Schachhaus des Atreus bekannte gewölbeartige Übertragung. Von den Arabern im Abendlande eingeführt, wurden die G. besonders von den Römern auf eine hohe Stufe technischer Vollkommenheit gebracht. Ihre höchste Vollendung aber erhielten die G. in Form von Stern- oder Rippengewölben in der Gotik, in Form von Kuppeln in der Renaissance (Dom in Florenz, Peterskirche in Rom u. a.). Die Theorie und darauf basierte rationellere Ausführung der G. gehört erst der neuern Zeit an.

Litteratur: Ringleb, »Lehrbuch des Steinschnitts der Mauern, Bögen, Gewölbe u. s. w.« (Berl. 1844); Schubert, »Theorie der Konstruktion keimerner Bogenbrücken« (Dresd. 1847); Hoffmann, »Form und Stärke gewölbter Bögen« (Berl. 1858); Scheffler, »Theorie der G., Futtermauern u. s. w.« (Braunsch. 1857); Gullmann, »Druck freistehender Tonnengewölbe auf ihre Lehrgerüste« (Jär. 1858); Schwebler, »Theorie der Stahllinie« (in »Zeitschrift für Bauwesen« Berl. 1859); Gottgetreu, »Lehrbuch der Hochbaukonstruktionen« (Berl. 1880); Bregmann, »Allgemeine Baukonstruktionslehre« (neu bearbeitet von Lang, Stuttg. 1881).

Gewölbt nennt man die Farbenzeichnung bei manchen Mineralien, z. B. beim Marmor, Malt, bei welcher verschiedenlich gefärbte, rundliche und wolkenähnliche Partien eines und desselben Minerals durcheinandergemengt sind, wobei die gegenseitigen Farben allmählich ineinander übergehen.

Gewölle nennt man im allgemeinen die von Vögeln ausgewürgten, unverdaulichen Speisereste, ganz besonders aber Ballen von Haaren, Federn und Knochen, welche die Raubvögel auskotzen.

Gewürzbirne, s. unter Birne, Birnbaum.

Gewürze nennt man im allgemeinen alle diejenigen Genussmittel, welche der Mensch seinen Speisen und Getränken in kleinen Quantitäten zusetzt, teils um den Wohlgeschmack zu erhöhen, teils um die Verdaulichkeit der Speisen zu befördern. In diesem Sinne gehören außer den aromatischen

und scharfen Pflanzenstoffen auch Zuder, Eßig und Hopfen hierher. Die G. sind beinahe ausschließlich aus dem Pflanzenreiche entnommen; aus dem Tierreiche werden nur im Orient wenige Stoffe, wie Moschus, Ambra und Zibet, zu diesem Zwecke verwendet. Das Salz zu den G. zu rechnen, wie es gewöhnlich geschieht, ist nicht ganz logisch; denn das Salz ist ein wirkliches und unentbehrliches Nahrungsmittel. Die Pflanzenteile, welche als G. dienen und als solches im Handel vorkommen, sind außerordentlich verschieden. Bald sind es die Wurzeln, wie vom Ingwer, Galgant; bald die Blätter (oft nebst den Stengeln), wie von Dragon, Saturei (Pfeffertraut), Majoran, Lorbeer, Salbei, Peterfilie, Korbrel, Beifug; bald die Rinde des Stammes, wie vom Zimtbaume, dem Canellbaume; bald die Blütenknospen, wie Gewürznelken, Zimtblüten, Kapern; bald allein die Narben der Blüten, wie beim Safran; bald die Früchte, wie Pfeffer, Neue Würze (Piment), Spanischer Pfeffer, Vanille, Fenchel, Anis, Sternanis, Kümmel, Dill, Koriander; bald allein die Umhüllung des Samens in der Frucht (der Samenmantel), wie die Muskatblüte; bald die Samen, wie vom Senf, Kardamomen, Muskatnuß. Der übermäßige Gebrauch der G. überreizt und stumpft die Verdauung ab und erzeugt überdies leicht eine nachtheilige Erregung des Blutlaufs und der Nervoentbätigkeit, während ein mäßiger Gebrauch bei schwacher Verdauung und überhaupt zum Verdauen, besonders schwerverdaulicher Nahrungsmittel (s. B. fette Speisen, Gemüse und Salate), dienlich ist. Kindern sollten die stärkern G. durchaus gänzlich vorenthalten werden, da die letztern im jugendlichen Alter die nachtheiligsten Folgen haben können. Die Bewohner heißer Länder lieben sehr scharfe G., wie die Südamerikaner den Spanischen Pfeffer. Auch die Zwiebeln, der Knoblauch, Schnittlauch, Rettich, Meerrettich, die Kressenarten und andere scharf aromatisch schmeckende Pflanzen müssen zu den Gewürzpflanzen gerechnet werden. Die kräftigsten Gewürzpflanzen finden sich in den heißen Ländern (Gewürznelken, Muskatnüsse, Zimt, Pfeffer, Ingwer und Kardamomen); doch auch die nördl. Länder sind nicht ganz arm an G. Zu den Gewürzpflanzen in Deutschland, welche auf dem Felde (am häufigsten in Thüringen in der erfurter Gegend, in Franken bei Bamberg und Schweinfurt, und in Böhmen) angebaut werden, gehören Kümmel, Fenchel, Anis, Dill, Hopfen, Koriander und Safran. In den Gärten kultiviert man als Gewürzpflanzen Salbei, Peterfilie, Korbrel, Saturei (Pfeffertraut), Majoran, Dragon, Thymian u. s. w. Die G. kommen auch als Arzneimittel in Gebrauch, namentlich bei Verdauungsstörungen, Blähsucht und Nervenleiden, oder als geschmackverbessernde Zujäge zu den übel schmeckenden Arzneistoffen.

Gewürzgertrakte sind Auszüge der wesentlichen schmeckenden und riechenden Bestandteile der Gewürze, welche je nach ihrer Natur und Beschaffenheit mit Zuder oder Salz verrieben, das Aroma der Gewürze in konzentriertester Form enthalten, aber von den nutzlosen Teilen derselben frei sind.

Gewürzinseln, s. Molukken.

Gewürzlikien, s. Scitamineen.

Gewürznägeln, s. Gewürznelken.

Gewürznelken oder **Gewürznägeln** (*Caryophylli*) heißen die noch ungeöffneten Blüten oder Blütenknospen des Gewürznelkenbaums

(*Eugenia caryophyllata*, *Caryophyllus aromaticus* L.) aus der Familie der Myrtaceen, der auf einem 1 s bis 1 s m hohen Stamme eine schöne kegelförmige oder pyramidenförmige Krone von 5–7 m Höhe treibt. Die immergrünen, punktierten, elliptischen, gegenständigen Blätter, die im Mai sprossenden scharlachroten Blüten und die Rinde besitzen einen aromatischen Geruch. Die reife Frucht, welche man Mutternelke nennt, gleicht an Gestalt und Größe der Olive, ist von Farbe schwarzrot und besteht aus einer dünnen Bedeckung, welche einen oder zwei Samen einschließt; sie besitzt einen schwachen, den G. ähnlichen Geruch und einen gleichen, nur etwas zusammenziehenden Geschmack. In den Tropenländern konserviert man die Früchte mit Zuder. Die Blüten sammelt man vor der Entfaltung ein, solange die Blumen noch ein rundliches Köpfchen am Ende des ungefähr 1 s cm langen Stils bilden und ehe ein Teil des anfangs farblosen ätherischen Öls, des Rellensöls, verfliegen kann. Dieses Öl beträgt etwa 25 Proz. des Gesamtgewichts, ist schwerer als Wasser und gibt in Verbindung mit einem harzigen Stoffe (*Caryophyllin*) den G. ihren brennenden Geschmack. Das Sammeln geschieht in der Weise, daß man die Blüten vor ihrer Öffnung samt den Stielen vom Baume abnimmt und hierauf an der Sonne trocknet. Die Amboina-Nelken und die Englische-Compagnie-Nelken werden als die besten Sorten geschätzt. Das Heimatland des Gewürznelkenbaums sind die Molukken; doch wurde er durch die Franzosen auch auf Isle-de-France, Bourbon, Martinique, St. Vincent und Capenne, durch die Engländer auf Trinidad, durch die Spanier auf San-Domingo und durch die Portugiesen, jedoch ohne besondern Erfolg, in Brasilien angepflanzt. Die G. kamen schon im Altertum und Mittelalter durch morgenländ. Kaufleute in die Häfen des Mittelmeers und von hier nach dem übrigen Europa. Sie finden Verwendung als Gewürz, zur Darstellung des ätherischen Öls, sowie in der Pharmacie.

Gewürznelkenöl, s. Rellensöl.

Gewürzpflanzen, s. unter Gewürze.

Gewürzrindenbaum, s. Winters.

Gewürzsalze, s. unter Gewürze.

Gewürzsträucher, s. unter *Calycanthus*.

Ger (lat. *Gesium*), die Hauptstadt des gleichnamigen Arrondissements im franz. Depart. Ain, liegt 647 m über dem Meere, 15 km nordnordwestlich von Genf am Fuße des Mont-Colombier (1689 m) und an der Straße über den Col de la Faucille (s. d.) auf dem linken Ufer des Journant, der, mit der London vereinigt, sich 11 km westlich von Genf in den Rhône ergießt, ist der Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Friedensgerichts und einer Alderbaulammer, hat ein Hospital und ein Zellengefängnis und zählt (1876) als Gemeinde 2719 E., deren Haupterwerbsquellen die Alpenwirtschaft und die Gerberei sind. Die Stadt ist schlecht gebaut, bietet aber eine prächtige Aussicht auf den Genfersee, den Jura und die Savoyer Alpen mit dem Montblanc dar. Das ehemalige feste Schloß ist längst verschwunden. G. bildete mit seiner Umgebung in alter Zeit ein besonderes Gebiet (Pays de G.), über welches sich nacheinander Genf und Savoyen als Nachbarn die Hoheit anmaßten, und wurde 1601 von der Schweiz an Frankreich abgetreten; doch behielt es seine eigene Verwaltung bis 1789 und blieb auch seither als

eine Art neutralen Landes außerhalb der franz. Zollgrenze.

Geyer, Stadt im sächs. Regierungsbezirk Jüdowa, Amtshauptmannschaft Annaberg, eine kleine Bergstadt in sehr gebirgiger, klippen- und holzreicher Gegend, zählt (1880) 4846 E. und hat Stuhl-, Matte-, Posamentenfabrikation, auch Spitzenklöppelei und Wirtenerie, sowie Bergbau auf Zinn, Wismut, Braunstein und Eisenstein. Im Norden steht der aus losen Granitfelsen aufgebaute Greifenstein, im Osten der an Zinn reiche Seiersberg.

Geyer (Alegius), Landschaftsmaler, geb. 1826 in Berlin, erwarb sich seine künstlerische Ausbildung auf den Akademien zu Berlin, Dresden und München. Auch in Italien hielt er sich eine Zeit lang auf. Die eigentliche Schule für seine später festgehaltene Richtung als Schüler der südl. Natur fand er jedoch auf Reisen, welche sich über den größten Teil von Vorderasien, sowie auf Ägypten und Arabien erstreckten. Seit Anfang der fünfziger Jahre war G. eifrig mit der Verarbeitung des aus solche Art gesammelten Materials beschäftigt, welches er sowohl für Illustrationszwecke als zu selbständigen Gemälden und Aquarellen verwertete. So lieferte er Illustrationen zu dem 1852 in London erschienenen Werke von Jossati: «Aya Sophia in Constantinople», anlässlich deren Restauration durch den Sultan Abd-ul-Rehman. Andere seiner Arbeiten befaß der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Er starb 16. Juli 1883 in Berlin.

Geyer (Hobdorb), musikalischer Theoretiker, geb. 1. März 1811 zu Berlin, wo er auch zeitweilig wirkte und 30. April 1872 starb. Er war Schüler von Marx, dessen Theorien er im Unterricht wie in Kritiken und Schriften verbreitete, doch ohne besonderen Erfolg. Von seiner «Kompositionslehre» erschien nur der erste Band (Berl. 1866).

Geyer (Florian), ein fränk. Edelmann von Gieboltsstadt nahe Würzburg, der von der romantischen Überlieferung vielgepriesene Bauernführer im Deutschen Bauernkriege von 1525. Seine Geburt und früheren Schicksale sind völlig dunkel. Als Rothenburg sich der Empörung anschloß, übernahm er die Führung der Bauern dieser Stadt, die er durch Einstellung von Landsknechten zu der gefürchteten, nach am besten disciplinierten Schwarzen Scher ausbildete. Mit dem Hellen Haufen unter Georg Meßler vereinigt, eroberte er Weinsberg, wo Graf Helfenstein durch die Spieße gejagt wurde, und Heilbrunn. Hierauf operierte er, wie es scheint, eine Zeit lang getrennt, bis er Anfang Mai wieder zur Belagerung des Frauenberges zu Würzburg zu Meßler stieß. Während er früher der Forderung heftiger als die Bauern selbst das Wort geredet hatte, begann er jetzt dem Vertrage geneigt zu werden. Unterdes rückte das Heer des Schwäbischen Bundes unter Georg Truchseß heran. G., der zum Landtage in Schweinfurt und von hier zu Rastgraf Rasmir von Brandenburg geschickt war, um Verhandlungen einzuleiten, versäumte dadurch die blutige Schlacht bei Königshofen (2. Juni), nahm aber am 4. Juni an dem Kampfe bei Sulzdorf und Ingolstadt teil. Nach tapferem Kampfe gelang es ihm, sich mit ein paar Getreuen durchzuschlagen, aber am 9. Juni wurde er auf dem Spelth, nahe Schloß Eibingen, von Wilhelm von Ormbach, seinem eignen Schwager, überfallen und mit allen seinen Genossen getötet. Rob. Heller

machte Florian G. zum Helden eines Romans (3 Bde., Frankfurt. 1848); dramatisch wurde der Stoff behandelt von W. Genast (1857), J. G. Fischer (1866) und Villenius (1868).

Geyer (Johann), Genremaler, geb. in Augsburg 7. Jan. 1807, bildete sich an der Akademie in München, in Frankreich und auf sonstigen Reisen, lehrte aber in seine Geburtsstadt zurück, wo deren (jetzt aufgehobener) Kunstschule er auch als Lehrer seit 1833 wirkte. Seine genrehafte Auffassung ist durch treffliche Humoristik ausgezeichnet, obwohl er auch ernste, besonders geschichtliche Stoffe tüchtig zu behandeln verstand. Mit außerordentlicher Vorliebe erging er sich in Szenen aus der Jozph- und Nofotozeit, denen er meist einen scherzhaften Anstrich zu verleihen wußte und wobei das Hauptaugenmerk auf die malerische Darstellung von Kostümen gerichtet war. Dazu kommt bei seinen Bildern noch der Vorzug, daß er die architektonische Gestaltung seiner Interieurs höchst wirkungsvoll zu geben weiß. Eine ganze Reihe seiner Kompositionen schildern Speisebürgergerichte, Barbierstuben, Gelage, Maskenbälle u. s. w. Sein bestes Werk (in der münchener Pinakothek) ist das ärztliche Konzilium. Auch die Musikprobe, die Verlobung und das fürstl. Vorzimmer gehören zu den gelungensten Bildern. Er starb 26. Nov. 1876 in Augsburg.

Geyling (Karl), Glasmaler, geb. 23. Febr. 1814 in Wien, Sohn eines Zimmermalers, trat als Schüler in die wiener Akademie ein, wo er sich zunächst aber vorzugsweise mit dem Studium des Landschaftszeichnens beschäftigte. Seine schönen Erfolge verschafften ihm öffentliche Anerkennung, darunter zweimal den Kaiserpreis, 1842. Schon 1840 wurde G. beauftragt, für den Pavillon der Kaiserin Maria Anna im Parke zu Lagenburg Glasfenster herzustellen. Im großen Salon und einem Rabinett stellte er in 28 Bildern Ansichten aus Böhmen, Wien und der ital. Heimat der Kaiserin vor. Die geringe Dauerbarkeit dieser aus enlwaufische Art hergestellten Malereien veranlaßte G., sich gänzlich dem technischen und künstlerischen Studium der Glasmalerei zu widmen. Zahlreiche Aufträge erhielten ihn in steter Übung. So fertigte er für die Fürstin Kinsky Fenster für mehrere Kirchen in Böhmen, 1847 für die Kapelle des niederösterreich. Ständehauses drei Bilder nach Kartons von Jul. Schnorr. Seitdem besorgte G. als Chef seiner großen Glasmalereianstalt in Wien zahlreiche Arbeiten, die vielfach zu den besten im Fache gehören. Es entstanden unter andern 13 Fenster für den Dom in Kaschau, 20 Grisailen für die altherrenseher Kirche, 9 für die Ordenskirche in Preßburg, 5 für die Seminarapelle in Gran, die 10 großen Fenster des Presbyteriums bei St. Stephan in Wien, die Fenster für St. Elisabeth, St. Brigitta daselbst, für Trier; auch die kolossalen Zinnenfenster mit der Austria nach J. Lausbergers Zeichnung in der Rotunde des wienner Weltausstellungspalastes 1873 sind eine vorzügliche Leistung G.s. Seine großartige Leistung indes sind die nach Entwurfen Friedrichs und Dombaumeisters Schmidt gefertigten 60 Fenster, welche im Auftrage des Kaisers von Österreich für die Grabkirche seiner Ahnen zu Nancy in Lothringen entstanden. Auch die in der deutschen Kirche in Paris sind eine Widmung des Kaisers und G.s Arbeit; sie haben aber unter der Commune stark gelitten. G. starb 2. Jan. 1880 in Wien.

Geyst, s. Geiser.

Gepir (des Bergmanns), f. unter Bergbau, Th. II, S. 802.

Zeitgen ist nach neuerer Auffassung der gemeinschaftliche Name für Ebbe und Flut (f. d.). Im Englischen sagt man Tides, woraus Zeiten und G geworden ist. Früher verstand man unter W. die Zeit der höchsten Flut bei Neu- und Vollmond oder die Springflut.

Segeugschnecken sind die unterhalb eines Stollens auf einer Lagerstätte getriebenen Bluse, Mänge von regelmäßigen Querschnitt, auf welchen nach dem Schachte zu zugleich die Abführung der Grubenwasser erfolgt, welche dort durch Wasserhebungs- maschinen, sog. Ausseuger bis zum Stollen ausgehoben werden und auf diesem zur Abführung gelangen.

Leugene Feuerwaffen, Geschütze, Ge-
wehre, Kanonen & s. w. haben eine Einrich-
tung, um ihren Geschossen eine drehende Bewegung
um eine mit der Achse des Rohres zusammen-
fallende Linie zu geben, wodurch ihre Wirksamkeit
erhöht wird. (S. Feuerwaffen, Geschütze, Ge-
schütze, Handfeuerwaffen, Kanone, &c.)

• **Österreich, Teil des Böhmerwaldes** 181.

Stricker (Aug. Friedr.), deutscher Geschichtsschreiber von vornehmlich lat.-kirchlicher Tendenz, geb. 5. März 1803 zu Lalm im Schwarzwalde, absolvierte, zum Studium der evang. Theologie bestimmt, rasch die theol. Bildungsanstalten seines Vaterlandes und verließ im Herbst 1825 die Universität Tübingen. Nachdem er sich bis 1826 erst zu Lausanne, dann als Gesellschafts-Consistent zu Genua aufgehalten, widmete er sich seit dem Frühjahr 1827 zu Rom dem Studium der ital. Sprache und Literatur, erhielt 1828 die Stelle eines Nepotanten im evang. Stifte zu Triuggen und wurde 1830 in gleicher Eigenschaft nach Stuttgart versetzt. Da er die Neigung für den kirchlichen Beruf verloren hatte, so bot ihm 1831 eine Anstellung an der Landesbibliothek die erwünschte Gelegenheit, der theol. Laufbahn zu entsagen. Hier konnte er seiner Studien erdienen. • *Wald und die jüd.-allegorische Theologie* (3 Bde. Stuttg. 1831), welchem später die • *Geschichte des Christentums* (3 Bde., Stuttg. 1836), sowie • *Walden Abol.*, Abol. von Schweden (3 Bde., Stuttg. 1845—37; 4. Aufl., besorgt von Kopp, 1863) folgten. In diesen drei Werken, die ihren Aufseher erregten, gab sich eine fortschreitende Reigung zum Katholizismus kund, die er endlich in seiner • *Allgemeinen Kirchengeschichte* (4 Bde., Stuttg. 1841—46) offen bekannte. Im Herbst 1846 folgte er einem Rufe an die lat. Universität zu Freiburg, wo er zum Katholizismus übertrat. Bei den Streitigkeiten, in welche die bad. Regierung mit dem bischöflich. Stuhl und infolge dessen auch mit der freiburger Universität geriet, verließ er die Anspitze des Papstes mit größter Befugnis. Unter seinen späteren Arbeiten ist die • *Geschichte der ost. und weström. Karolinger* (3 Bde., Freiburg 1853) die bedeutendste. Noch sind hervorzuheben • *Untersuchung über Aberg. Aberg.*, Aberg. Zwei der Dekretalen des heiligen Johannes (Freiburg 1848), • *Urgeschichte des menschlichen Geistes* (3 Bde., Schaffh. 1855), • *Wald Gregor VII. und sein Zeitalter* (7 Bde., Schaffh. 1856—61; Negrier, 1864), • *Geschichte des 18. Jahrhunderts* (Herausg. von Weig, 4 Bde., Schaffh. 1862—74), • *Zur Geschichte deutscher Volksrechte* (Herausg. von Weig, 2 Bde., Schaffh. 1869), • *Die*

ant. Geschichte» (aus seinem Nachlaß herausgegeben, ergänzt und, fortgesetzt von Weis, 2 Bde., Gießen 1872 - 74). • Starb 6. Juli 1861 in Karlsruhe.

Shadames (fr. Rhadames), Hauptort der westlichen Provinz der Arab. Landschaft Tripolis in Nordafrika, 426 km im SW von Tripolis und 660 km im NW. von Kairua in Syrien, hart an der Südküste der alger. Sahara und an der Nordgrenze des Tuareggebietes, in 428 m Höhe, am Kreuzpunkte wichtiger Handelsstraßen umitten einer Oase gelegen, ist ein ansehnlicher Handelsplatz und der Sitz des Kaimakams. Die Oase ist fast kreisförmig von einer Mauer umgeben. Die engen Straßen sind fast durchweg bedeckt. Der Ort hat sechs Moscheen, sieben Schulen und etwa 7000 E., worunter viele Kaufleute, deren Handel sich hauptsächlich nach Tripolis, Ghata, Kano, Timbukta und Tuni richtet. Es wohnen darin zwei Tuareghämme, ein arabischer und einer aus Negermischlingen, jeder in einem unmauernten Quartier. Ausfuhrartikel sind Alibadein, Wachs und Rindshäute, rot- und gelbgefärbte Ziegenfelle, Straußfedern, Gold, Baumwollzeuge, Summi u. s. w. Dagegen bringen die Karawanen Seide und Glasperlen aus Kenadig, Wolstoffe und rote Kappen aus Tunes, Papier, Zucker, Zink und Kupfer, Schwertklingen, Spiegel, Nabeln u. s. w. aus Deutschland und andern Ländern. Auch kommen jährlich etwa 500 weiß verflochtene Sklaven an. Mitten in der Stadt entspringt eine Quelle von 60° C., der die Stadt ihre Existenz verdankt und die mit nur Bewässerung der Gärten benutzt wird. Der Boden dieser immergrünen Gärten voll Palmen, Feigen, Apfelsinen, Datteln, Gemüse und Getreide, besteht aus einer leichten sandigen Kergelschicht, ein großer Teil daneben aus einem kleinen Boden quaternärer Formation mit kugelförmigen braunen Kergeln und gelben glühballartigen Kalken. Die Brunnen haben im allgemeinen eine Tiefe von 30 bis 25 m und lassen sich leicht vermehren, indem nur einer Tiefe von 120 m das unterirdische Wasserbassin erreicht wird. Das Klima gilt für sehr gesund. Regen fällt äußerst selten. Während acht Monaten des Jahres hat man eine Hitze von 25 bis 40° C., während es im Winter fast jede Nacht friert und das Thermometer bis auf 5° unter Null sinkt. Während der Hitzemonate wird der Südwestwind zum gewaltigen Sandsturm. Die häufig gedrohenen Lager von Dolomit und Quarzblöcken in der Umgegend verlassen dem sog. Plateau der Jbale den täufelnden Anblick einer Ruinenstadt. G. ließ bei den Römern Gidamus und wurde 19 v. Chr. von Cornelius Balbus, 646 von dem Nabenden erobert.

Sogho, **Wagho** oder **Wogo**, Land im westl. Sudan, im Gebiete der Songhay, östlich vom Niger, 17 Tagereisen unterhalb von Timbuktu. Die gleichnamige Hauptstadt im Reiche der Songhay im 11 und 14 Jahrh. schiedern die arab. Geographen als die schönste Stadt des mohammed. Sudans. Jetzt ist sie ein Dorf von 300 oder 400 elenden Häusern mit einer verfallenden großen Moschee. Nur Kengo Pass und d. Barth haben diesen Ort besucht.

Chore, Kunst im Verborgenen (f. h.).

Charbiëh (**Charbiëh**), eine ägypt. Provinz, im Delta des Nil zwischen den beiden Hauptarmen desselben gelegen; im O. trennt der Damiettefluß davon die Provinz Dabthiëh, im

B. der Rosetteffrom die Provinz Behera; sächlich grenzt die Provinz Menufieh an. Zahlreiche Kanäle und Nilarme gehen hindurch, sowie auch die Eisenbahnen von Kairo nach Alexandria, die von Lanta nach Samanah und Damiette, die von Lanta nach Schibin-el-Kain, und einige andere. Die Provinz hat eine Fläche von 5689 qkm und zählt (1877) 678 979 E. Der ausgezeichnete Boden liefert Baumwolle, für welche es die wichtigste Provinz ist; Juterrohr, Sesam, Klee, Weizen, Mais, Reis, Bohnen, Linsen, Flach, Lupinen, Zwiebeln, Gerste, Ruckerbörsen, Helbe, Gemüse, Früchte, Tabak, Hanf. Man zieht auch Ochsen, Büffel, Pferde, Kamele, Esel, Manttiere, Schafe und Ziegen.

Shardaja, Hauptstadt der Beni-Mezab (f. d.).

Sharwal, f. Sharwal.

Shafel (arab., d. l. Liebesgecht) ist der Name einer besonders bei den Persern und Türken sehr beliebten Form des lyrischen Gedichts. Es besteht aus zweizeiligen Strophen oder Beits, die durch einen gleichen Reim der zweiten Zeile miteinander verbunden sind; häufig wird nach dem Reim auch ein fannschweres Wort, ja ein kleiner Satz wiederholt. In der letzten Strophe finden sich stets der wirkliche oder als Dichter gewählte Name (tachallus) des Verfassers. Das G. ist durch seine kunstvollen Reimverschlingungen vorwiegend auf sinnige Beschaulichkeit gewiesen; man könnte es das Sonett des Orients nennen. Als Meister in dem G. gilt bei den Persern Hafis. Glänzliche Versuche der Nachbildung dieser Form gaben unter den Deutschen Platen, Rückert, Daumer, Wobensiebt u. a.

Shasna (auch Shasni oder Shisni; engl. und franz. Shazna oder Shisni), Stadt in dem tabulischen Teile Afghanistans, an der großen pers.-ind. Karawanenstraße, 180 km im SSW. von Kabul und 350 km im NO. von Kandahar, am westl. Ufer einer 2355 m über dem Meere, doch nicht bedeutend über die Ebene hervorragenden Höhenkette und unweit von den Quellen des Raubustischen Logar gelegen, ist zwar jetzt sehr heruntergekommen, aber noch immer für die Verhältnisse Afghanistans ein bedeutender und durch seine Lage in sonnerreicher wie in strategischer Hinsicht wichtiger Ort, wie dessen Einnahme durch die Engländer unter Lord Keane 23. Juli 1838 bewies. Früher war G. eine feste Festung, aber 1842 wurden die Werke von den Briten geschleift. Die Stadt zählt noch 15000 Häuser, jedoch nur 4000 E., hat als Stapelplatz weitläufige Bazars und in der Nachbarschaft viele Dörfer. Wegen ihrer Lage auf einem hohen Plateau ist sie den äußersten Temperaturregimen ausgesetzt, scharfer Winterkälte und einer Sommerhize, die der Afghane der hollischen vergleicht. Die Trümmer von Alt-Shasna, welches seine Glanzperiode unter den Shasnewiden hatte, unter denen es eine der größten und schönsten Städte Afghans war, bis sie im 12. Jahrh. zerstört wurde, liegen 5 km entfernt. Alle die Denkmäler, die der berühmte Mahmud errichtete, die herrlichen Bäder, prächtigen Moscheen, reichen Paläste, schönen und zahlreichen Bazars, sind verschwunden. Außer zahlreichen Trümmern in der Umgegend geben nur noch zwei hohe Minarets, die Graber Mahmuds, Behlollis des Weissen und Salim-Sanais, sowie der Damm Mahmuds Zeugnis von ehemaliger Größe und Herrlichkeit. Indes ist wegen der großen Zahl mohammed. Heiligen, die in ihr begraben liegen, noch immer einen

großen Ruf, wie sie denn früher auch wohl das zweite Mebina genannt wurde. Als Ahnherr der nach G. benannten Dynastie der Shasnewiden wird Alp-Tekin (gest. 976) betrachtet, ein horitischer Türke, der sich als Statthalter der Samaniden zu G. unabhängig machte. Der bedeutendste Herrscher aus dieser Dynastie war der erwähnte Mahmud, mit dem Beinamen der Große, der 997—1030 regierte und sein Reich nicht nur über große Gebiete von Iran und Turkestan erweiterte, sondern auch seit 1001 wiederholte Feldzüge nach Osten hin unternahm und sich den ganzen Nordwesten Indiens unterwarf. Unter Mahmuds Nachfolgern verfiel die Macht der Dynastie wieder, bis sie mit Khosru-Melik, der 1186 bei der Eroberung von Lahore durch den Ghuriden Shaiath-eddin in dessen Hände fiel, erlosch. — Die Bewohner des Landes von G. bildet der Afghanenstamm der Shilzai oder Shilji. [f. ien (geschichtlich).]

Shasnewiden, f. unter Shasna und Per-

Shasni, f. Shasna.

Shasr-Eggoms oder Birni, die ehemalige Hauptstadt des Regereichs Bornu (f. d.).

Shats, Gebirge, f. unter Ostindien.

Shattas, ein koptischer Eisenhändler aus Chartum, welcher seine Jagden im Westen des Weißen Nils abhält. Seinen Unterfütungen haben mehrere der neuern Entbedungsreisenden wesentliche Hilfe zu verdanken, wie z. B. Schweinfurth. Zwischen den Flüssen Tonbi und Djur, in 7° 15' nördl. Br. und 28° 25' östl. L. von Greenwich liegt seine Handelsniederlassung, Scriba-Shattas, welche wie alle Ortschaften Innerafrikas von einer Fede dürrer Dornen umgeben ist, und von welcher aus er seine Elefanten- und Skavenjagden unternimmt.

Shawaki (Singular: Shafieh), herumziehende Zigeuner, f. unter Almée.

Shaza, f. Gaja.

Shaza (spr. Gaja), auch Shafidsha (arab.), heiliger Kampf; Shafi, der Siegreiche, Kämpfer im heiligen Krieg, ein Ehrentitel türk. Feldherren.

Shazi Mohammed, Sohn Schamyls (f. d.).

Shazipur (Casipur), Distrikt der Division Benares der brit.-ind. Lieutenant-Gouverneurshaft der Nordwestprovinzen, wird mit einem Areal von 5615 qkm im N. und NW. von dem Distrikt Ashamgarh der Nordwestprovinzen, im NO. vom Fluß Gogra, welcher G. von dem Distrikt Sarum der Untern Provinzen trennt, im SO. von dem Distrikt Shababad der Untern Provinzen, im S. teils von Shababad, teils von dem Distrikt Benares der Nordwestprovinzen, im W. von letztgenanntem Distrikt sowie von dem Distrikt Dschampur der Division Allahabad der Nordwestprovinzen begrenzt. Die Lage von G. ist zwischen 25° 17' und 26° nördl. Br. und 83° 8' und 84° 40' östl. L. (von Greenwich). Obgleich G. reich an Flüssen ist, indem dasselbe von dem Ganges, der Gogra, der Karomassa, dem Zons, Bist und Manghi teils durchströmt, teils nur begrenzt wird, so bedarf das Land für den Aderbau einer künstlichen Bewässerung mittels Kanalisation aus den genannten Flüssen, einer Anzahl von Quellen, Landseen und überall verstreuten Teichen. Der Boden von G. ist nämlich, obgleich das Land im ganzen flach und eben ist, seine Erhebung über das Meeresniveau auch nur 90—120 m beträgt, besonders trocken, namentlich in der vom Oktober bis März des folgenden Jahres dauernden

troffenen oder kalten Jahreszeiten. Wasser findet sich in einigen Gegenden in der Bodentiefe von 4–6, in andern aber von 15–20 m. Das Klima ist im allgemeinen gesund, allein im Herbst hat Fieber, wenn auch keine besonders bössartigen, allgemein. Kulturgewächse sind Reis, Reis, Jute, Getreide vielerlei Art, Ölpflanzen, Weizen, Gerste, Safran, Opium, Baumwolle und Zuckerrübe, letzteres von vorzüglicher Güte. Die Bevölkerung beträgt 1345570 Seelen, wovon 1 Mill. Landbau treibende Hindus sind, während der Rest mit Ausnahme von 40000 Kaderbau treibenden Mohammedanern sich auf andere Weise beschäftigt.

Q. bildet einen Teil des Territoriums, welches in sehr alter Zeit Maha-Rasala genannt, zuerst den Fürsten von Koodha gehörte und von diesen auf die Fürsten von Kanauj überging. Nach dem Siege von Mohammed vor Oher über Japa-Chandra und dem Sturze der Kanaujdynastie gelangte Q. unter die Herrschaft der Patanen, denen es von Vaher entzogen wurde. Nach der Auflösung des Reichs von Delhi bildete es einen Teil des Territoriums, welches an Shajja-ud-Dowlah, dem Nabob-Bezir von Oude, gelangte. Im J. 1764 trat der Kaiser Shaj. Allau Q. an die brit. Ostindische Kompagnie ab, welche es aber in dem folgenden Jahre wieder dem Nabob-Bezir von Oude überlieferte. Der letztere aber trat 1775 nebst andern Distrikten auch Q. wieder an die Engländer ab, in deren Besitz dasselbe für immer blieb.

Shajpur, die gleichnamige Hauptstadt des Distrikts, liegt unter 26° 32' nördl. Br. und 83° 30' östl. L. (von Greenwich), auf dem linken Ufer des Ganges, in einer Gegend, die für besonders gesund gilt und sich auch durch den Reichtum ihrer Vegetation, namentlich auch an riesigen Feigenbäumen und der Gattung *Urostigma*, wie *U. indica* und *U. religiosa*, auszeichnet. Die Bevölkerung beträgt 28668 Seelen. An dem östl. Ende der Stadt befinden sich die Ruinen eines Palastes, welche auf die frühere Größe und architektonische Schönheit desselben schließen lassen. Nur 60000 Mi. der Nabob von Bengalen, so berüchtigt wegen des Mordes seiner brit. Gefangenen, soll der Urbauer sein. Bemerkenswert in Q. sind außerdem ein gut gehaltenes, luftiges Gefangenhaus, die zwei versehenen Bazar, einige engl. Warenhäuser für das Bedürfnis der Engländer, die Wohnungen der engl. Beamten, sowie der Anotaph des 1806 verstorbenen Generalgouverneurs Lord Cornwallis. Mehrere hundert Acres in nächster Nähe von Q. werden allein mit Rosen bepflanzt, aus denen man in Q. Noiseli (Nitar) bereitet, von dem soviel wie 1 Rupie schwer 10 Pfd. St. gilt.

Shajjall (Abu Hamid Muhammad el-Shajjall al-Lusi), berühmter arab. Theolog und Philosoph, wurde 450 oder 451 der Hebräen (1068 oder 1069 n. Chr.) bei Lusi in Chorasan geboren. Nachdem er seine Studien in Nisapur vollendet hatte, wirkte er von 484 an als Lehrer in Bagdad, gab aber 488 dieses Lehramt auf, um die Pilgerreise nach Mekka zu unternehmen. Von Mekka ging er nach Damaskus, Jerusalem und Alexandria, lehrte dann nach Lusi zurück, wo er 505 der Hebräen (1111–12 n. Chr.) starb. Von seinen zahlreichen Werken sind nur wenige im Druck erschienen, wie die ethische Abhandlung „O-Rind“, herausg. von Hammer-Purgstall (Wien 1838) und die im höchsten Grade interessante und an die Gschichte des Koran eng sich

anschließende Abhandlung betitelt: „ad-durra al-fakhira“ („Die kostbare Perle“) in arab. Text mit vorzüglicher franz. Uebersetzung herausg. von Dr. Gauthier (Genf 1878). Derselbe gibt in seiner Schrift „Über Q. Leben und Werke“ (Wien 1888) ein reichhaltiges Einzelbild derselben. Das bedeutendste und angesehene ist das sog. „ikhla ul-ulum“ („Die Wiederbelebung der Wissenschaften“), das in Bulak 1278 der Hebräen (1861–62 n. Chr.) in 4 Follbänden erschienen ist, ein großartig angelegtes System der mohammed. Dogmatik im Sinne des Eudismus. In diesen wie in andern Werken zeigt sich Q. als ein tiefer und scharfer systematischer Denker, welcher aber die meisten andern Lusi, soweit die Schriften derselben bekannt sind, weit übertrifft. Während bei diesen das ethische Element der Religion fast vollkommen vernachlässigt, wird es bei Q. offensichtlich scharf und nachdrücklich betont und in den Vordergrund gestellt, überall sucht er die Religion mit den Lehren des Jslam in Einklang zu bringen und diesen durch jene einen spekulativen Gehalt abzugewinnen und zu neuem, frischem Leben zu erwecken. (Vgl. L. Schuddehert, „Kamal sur les écoles philosophiques chez les Arabes et notamment sur la doctrine d'al-Q.“, Bar. 1842; Kunz, „Mélanges de philosophie juive et arabe“, Bar. 1869.) Q. wird als eine Seele des Jslam angesehen, er genoss ein so großes Ansehen als Theolog, wie als Philosoph und Jurist, daß man ihm den ehrenvollen Beinamen „Hindach-dschah al-islam“ („Herr des Jslam“) gab und seine Schriften werden noch heute überall eifrig gelesen. Über Q. s. Bedeutung als Theolog und Philosoph vgl. Kunz, „Notionsaires des sciences philosophiques“, P. 2 (Bar. 1869); Müller, „Geschichte der Philosophie“, II. 8. (Leit. 1846).

Sheel, Gemeinde im Arrondissement Larnhout der belg. Provinz Antwerpen, liegt an der Oesele, 40 km südwestlich von Antwerpen an der Linie Antwerpen Rotterdam der belg. Centralbahn, hat zwei große pol. Kirchen (eine davon der heil. Dymphna geweiht), ein Gymnasium, eine große Irrenanstalt, Anstalten von Erbs., Luth., Syrien, Polychuben und Hochschulen und zählt 10668 Q. Die unter der Verwaltung des Staates stehende „Irrenanstalt“ von Q. soll der Größe nach mit der von Vaters Land vollbrachten Anordnung der im 6. oder 7. Jahrh. zum Christentum übertritten irischen Abzigeisterter Dymphna zusammenhängen, an deren Grabe dann (nach den Erzählungen der Priester) viele Irre heilung gefunden hätten. Die Geisteskranken, deren Zahl über 1000 beträgt, sind zum wertvollsten Teil gegen eine staatlich festgesetzte Entschädigung untergebracht bei den Anwohnern des Dorfes Q. selbst, sowie der umgebenden Dörferchen und Gehöfte, wo sie mit und in den Familien ihrer Pfleger arbeiten und wie Familienangehörige behandelt werden. Im engem Dorfe Q. befinden sich etwa 500, die am leichtesten zu behandeln sind. Die am schwersten zu behandelnden und zu disziplinierenden Aufgeregten sind in der großen drei Viertelstunden entfernten Heide von Winkelm, in kleinen voneinander entfernten Farmen (gleichsam Klosterhäusern) untergebracht. Man bezeichnet diese Art und Weise der („familien-“) Irrenverpflegung als „Sheelches“ System. Bei stärkerer Erregung mit gefährlichem Charakter, bei dem Hervortreten von Symptomen, die eine anhaltende ärztliche Behandlung notwendig machen,

werden die Irren vorübergehend in der «Infirmario» untergebracht, einer geschlossenen, spezialisirten Einrichtungen, entbehrenden Irrenanstalt im Orte G. selbst. Das Gebiet der Irrencolonie hat ungefähr 37 km im Umfang und ist in drei Sektionen eingeteilt. Die ärztliche Oberleitung ist ein «Médecin-inspecteur» aus, welchem drei Sektionsärzte, eine Anzahl Irrenaufseher u. s. w. untergeordnet sind. G. hat sich im Laufe von Jahrhunderten und unter Beihilfe günstiger örtlicher Verhältnisse zu dem entwickelt, was es gegenwärtig in Beziehung auf Irrenpflege ist; es ist demgemäß unmöglich, dieselben Einrichtungen an beliebigen andern Orten plötzlich ins Leben zu rufen, weshalb es bis jetzt eine wirkliche Nachahmung nicht gefunden hat.

Vgl. Parigot, «Thérapeutique naturelle de la folie. L'air libre et la vie de famille dans la commune de G.» (Brüssel 1862); J. Dunal, «G. Une colonie d'aliénés vivant en famille et en liberté» (Par. 1860); Brandes, «Die Irrencolonien» (Hannov. 1866); Rübe, «G. Beitrag zur Geschichte der praktischen Psychiatrie» (Bern 1874); Peeters, «Loi et règlements sur les établissements d'aliénés et la colonie de G.» (Brüssel 1879).

Shoga (Karl von), Civilingenieur, geb. 13. Juni 1800 in Venedig, studierte 1817–19 in Padua Mathematik und trat dann in die Wasser- und Straßenbauinspektion in Venedig. Er war bei Aufhebung der Gebirgsstraße in der Provinz Belluno thätig, leitete 1824–30 eine Straßen- und hydraulische Abteilung in der Provinz Treviso, ward 1830–33 Delegationsingenieur in Novigo und 1833–36 Amtsingenieur bei der hydraulischen Abteilung der Landesbaudirektion in Venedig. Hierauf war er bei der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn und 1840–42 in Tirol beschäftigt. Nachdem G. eine Studienreise in den Vereinigten Staaten von Amerika gemacht, entwarf er den Plan zur Semmeringbahn. Er wurde 1849 Vorstand der Centraldirektion für Staatsbahnbauten in Wien und starb daselbst 14. März 1860. G. schrieb eine «Uebersicht über die Hauptfortschritte des Eisenbahnwesens 1840–50» (3. Aufl., Wien 1858) und erfand eine verbesserte Rivellierlatte, sowie einen Diktanten mit Notus zur Ausfertigung von Kurven.

Shelen, wiener Buchdruckerfamilie, stammt aus Westfalen. Schon 1590 fährt ein Hanns van S. das von seinem Vater betriebene Buchdrucker- und Buchhandelsgeschäft in Antwerpen fort. Um 1590 verließen Johann van S. und sein Bruder wegen Annahme der reformierten Religion die Stadt. Ein Sohn Johanns Jeremias, lehrte jedoch in der Schöf der lat. Kirche und nach Antwerpen zurück. Ein Enkel desselben, Johann, wurde der Gründer des wiener Buchdruckergeschäfts. Kaiser Leopold I. ernannte ihn zum ital. Hofbuchdrucker, erteilte ihm das Privilegium zur Herausgabe einer ital. und latin. Zeitung und 1678 das Diplom als Universitätsbuchdrucker. Im J. 1690 begann er in prägnanter Folge die Herausgabe einer ital. politt. Lesebuchs und neben demselben 8. Aug. 1708 unter dem Titel «Wiener Diarium» ein zweites regelmäßig erscheinendes deutsches Blatt, welches bald das erste verdrängte.

Johann Peter S. führte, als sein Vater Johann 13. Mai 1721 starb, dessen Geschäft fort. Dem Johann Leopold wurde von der Kaiserin Maria

Theresia der erbbländische Adel in Anerkennung seiner und seiner Vorfahren Verdienste verliehen; der letzte das Geschäft leitende war Jakob, Adler von S. Nach dem Erlöschen des Mannstammes wandelte sich die Firma in «Shelensche Erben». Das «Wiener Diarium» nahm später den Titel «K. l. privilegierte Wiener Zeitung» an und wurde das österr. Staats- und Amtsblatt. Seit 1818 erschien sie täglich, Sonn- und Feiertage ausgenommen, 1832 wurden zu ihrem Drude die ersten Schnellpressen in Wien aufgestellt, seit 1848 änderte sie mehrermals ihr Format und ging 1868 in den Verlag der Staatsdruckerei über. Dieser Übergang erfolgte, weil die S.schen Erben unterlassen hatten, die typographische Ausstattung zeitgemäß zu verbessern. Das tiefverschuldete Geschäft wurde veräußert und von Jang, dem Eigentümer der «Presse», angekauft.

Shelutwe, Dorf im Bezirk Ypern der belg. Provinz Westflandern, mit 2248 E., 14 km im NÖN. von Ypern, hat ein Kupfererschmelzwerk, Zwirnsfabrik, Kunstdreherei, Flachs- und Getreidehandel.

Sherardesea, eine Familie, die eine bedeutende Rolle in der toscan. Geschichte spielte. Wahrscheinlich deutschen Ursprungs, erwarb sie die ihren Namen tragende Grafschaft S. nebst Donoratico und Montescudaio in der pisanischen Maremma. Gegen Anfang des 18. Jahrh. schlossen sich die Grafen S. an die mächtige und reiche Republik Pisa an, wo sie auf Seiten des Volks standen, welches gegen die um sich greifende Aristokratie kämpfte. Bei dem großen Kampfe zwischen den Ghibellinen und Guelphen hielten sie es mit den erstern. Zwei Glieder dieser Familie, die Grafen Sheraardo S. und Salvano von Donaratico, begleiteten Konradin von Hohenstaufen auf seinem Zuge nach Neapel und starben mit ihm auf dem Blutgerüst. Wegen dieser Anhänglichkeit waren die S. schon um 1237 mit den pisan. Visconti, welche der Partei der Guelphen angehörten, in Feindseligkeiten geraten, und ganz Pisa hatte sich in Folge dessen in zwei Parteien geteilt. Endlich beschloß das Haupt S., Ugolino, sich der unumschränkten Gewalt über Pisa zu bemächtigen. Zu diesem Zwecke näherte er sich den Guelphen und gab deren Haupte Giovanni Visconti seine Schwester zur Gattin. Der Plan wurde jedoch von den Pisanern entdeckt, und Visconti sowohl als Ugolino wurden verbannt. Ugolino verband sich nun mit den Florentinern und Lucchesern und nötigte durch mehrere Siege, die er über die Pisaner ersocht, 1276 seine Landsleute, ihn zurückzurufen. Als die Pisaner 1282 mit Genua in Krieg gerieten, veranlaßte er durch, wie es scheint, absichtliche Flucht in der Schlacht bei der Insel Meloria (6. Aug. 1284) die allgemeine Flucht der Flotte, in Folge deren 11000 Pisaner in Gefangenschaft gerieten und die Seemacht vernichtet wurde. Auf diese Nachricht erhoben sich alle Feinde Pisas, um mit einem entscheidenden Schlage diese Hauptstütze der Ghibellinen in Italien zu vernichten. Der Staat warf sich in die Arme des treulosen Ugolino, der die Feinde durch die Übergabe mehrerer Castelle aufrieden zu stellen wußte und nun unter ihrem Schutze über Pisa herrschte. Alle seine Feinde in der Stadt wurden geächtet, und um die in Genua in Gefangenschaft befindlichen Pisaner dort festzuhalten, schloß er mit diesem Staate keinen Frieden. Zwar entspann sich in Pisa selbst unter Anführung seines Neffen Rino von Gallura und

mehrerer Familien beider Faktionen ein Aufstand gegen ihn, aber durch List und Gewalt gelang es G., nach dreijährigem Kampfe seiner Feinde mächtig zu werden. Er wütete nunmehr ärger als je, mißhandelte das Volk, bedrohte das Leben von Freunden und Feinden und ermordete unter andern auch den Kessen des Erzbischofs Ruggero Ubal dini. So viele Frevelthaten empörten endlich alle, so daß sich eine neue Verschwörung bildete, an deren Spitze der Erzbischof stand. Am 1. Juli 1288 wurde auf dessen Veranstaltung plötzlich die Sturmglocke gezogen und hierauf G. nach hartnäckiger Gegenwehr mit zweien seiner Söhne und zweien seiner Enkel gefangen genommen. Der Erzbischof ließ die Unglücklichen in den Turm der Gualandi, seitdem Torre della fame genannt, einsperren und weichte sie dem Hungertode, indem er die Schlüssel zum Gefängnis in den Arno warf. Dieses Ende G.'s und der Seinigen wurde von Dante in der *«Divina commedia»* geschildert. Nach ihm haben unter den Deutschen Gerstenberg in dem Trauerspiel *«Ugolino»* und andere Dichter und darstellende Künstler dasselbe zum Gegenstand gewählt.

Den übrigen gebliebenen Söhnen und Enkeln G.'s gelang es bald, theils in ihrer Vaterstadt, theils anderwärts wieder zu Glanz und Ansehen zu kommen. Schon 1329 steht wieder ein Neri Donaratico an der Spitze der Verwaltung in Pisa. Ein natürlicher Sohn des letztern war Manfred G., der als Feldherr der Bisaner Cagliari mit geringer Kriegsmacht gegen Alfons IV. von Aragonien tapfer vertheidigte. Erst als er bei einem Ausfalle den Tod gefunden hatte, gelang es den Aragoniern, Cagliari einzunehmen. Bonifazio G. war Capitano von Pisa zu der Zeit (1329), als diese Stadt das Joch des berühmten Castruccio Castracani und Kaiser Ludwig des Bayern abwarf. Einsichtsvoll und rechtlichaffen in seiner Verwaltung, schloß er einen vorteilhaften Frieden mit den Guelfen, Pisas alten Feinden, und unterdrückte eine Verschwörung der Adelligen gegen die Freiheit der Bürger. Er starb 1340 an der Pest. Die dankbaren Bisaner ernannten seinen elfjährigen Sohn Rainerio, zu seinem Nachfolger im Amt eines Capitano, doch auch er starb schon 1348 an der Pest, worauf die Familie G. sich auf ihre Stammbesitzungen in den Maremmen zurückzog. Nach dem Sturze Pisas begaben sie sich unter den Schutz (Accomandigia) der Republik Florenz, indem sie sich viele Sonderrechte vorbehielten, die noch unter Großherzog Leopold I. langen Rechtsstreit veranlaßten. Gegenwärtig bewohnen Mitglieder der Familie G. Florenz.

Gherardi Del Testa (Tommaso), namhafter ital. Lustspieldichter, geb. 1818 zu Terriciuola im Gebiet von Pisa, widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaften zu Pisa und ließ sich hierauf als Advokat in Florenz nieder, sich zugleich mit dramatischen Arbeiten beschäftigend. Sein erstes Lustspiel: *«Una folle ambizione»*, wurde unter Mitwirkung von Adelaide Ristori aufgeführt und hatte bedeutenden Erfolg, ebenso wie die Lustspiele *«Vanità e capriccio»* und *«Un viaggio per istruzione»*. Im J. 1848 kämpfte G. in den Reihen der Nationalen bei Montanara, dann als Offizier bei San-Silvestro, wo er gefangen genommen wurde. Nach seiner Befreiung lehrte er nach Florenz zurück. Später nahm er seinen Wohnsitz in einer Villa bei Pistoja, und starb daselbst 18. Okt. 1881. Er schrieb über 40 Lustspiele, welche sich durch musterhaften Dialog und Wahrheit der Cha-

rakterzeichnung auszeichnen, aber eine größere Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Charaktere, eine besser angelegte Intrigue und eine weniger verbrauchte Fabel vermissen lassen. Die populärsten sind: *«Il sistema di Giorgio»*, *«Il sistema di Lucrezia»*, *«Con gli uomini non si scherza»*, *«Il padiglione delle mortelle»*, *«Promettere e mantenere»*, *«Il regno di Adelaide»*. Ernst gehalten sind die spätern: *«Le false letterate»*, *«La moda e la famiglia»*, *«Le scimmie»*, *«Oro ed orpello»*, *«Il vero blason»*, *«Vita nuova»* u. a. Eine Sammlung seiner Lustspiele erschien unter dem Titel *«Teatro comico»* (4 Bde., Flor. 1856—58). Der bedeutendste seiner Romane ist: *«La povera e la ricca»* (Flor. 1858). Als lyrischer Dichter ist er unbedeutend. Mit mehreren Freunden gab er bis 1859 die Zeitschrift *«Scaramuccia»* heraus, für welche er unter dem Pseudonym *«Albo»* zahlreiche geistvolle Arbeiten schrieb.

Gherardini (Giovanni), ausgezeichnete ital. Philolog, geb. 1778 zu Mailand, widmete sich dem Studium der Medizin, und war darauf eine Zeit lang praktischer Arzt in seiner Vaterstadt. Seine Neigung war aber mehr auf literarische und philos. Studien gerichtet. Zunächst schrieb er einige Dichtungen und übersezte Erasmus Darwin's *«Loves of the plants»* (*«Amori delle piante»*, neue Aufl., Mail. 1844). Von 1806 bis 1814 war G. Redacteur des *«Giornale italiano»*, 1819—21 Professor der Geschichte am Lyceum zu Longone, dann Mithrasausgeber der mailänder Sammlung ital. Klassiker, bis er 1824 durch eine reiche Erbschaft in die Lage versetzt wurde, ausschließlich seinen Lieblingsstudien sich zu widmen. Er lebte seitdem zu Mailand und starb daselbst am 8. Jan. 1861.

Durch seine zahlreichen Arbeiten auf dem Gebiete der ital. Philologie nahm G. unter den Sprachforschern Italiens eine hervorragende Stelle ein. Er schrieb: *«Serie di voci italiane ammissibili benché proscritte dall' elenco del Bernardoni»* (Mail. 1812), *«Elementi di poesia ad uso delle scuole»* (Mail. 1816; 3. Aufl. 1847), *«Voci e maniere di dire italiane, additate ai futuri vocabolaristi»* (2 Bde., Mail. 1838—40), *«Lessigrafia italiana, ossia maniera di scrivere le parole italiane»* (Mail. 1843), *«Appendice alle grammatiche italiane»* (Mail. 1843; 2. Aufl. 1862), *«Manuale lessigrafico»* (Mail. 1843). Sein Hauptwerk ist das umfassende *«Supplemento ai vocabolari italiani»* (6 Bde., Mail. 1850—57), das später als *«Vocabolario della lingua italiana, proposto a supplimento a tutti i vocabolari finora pubblicati»* (6 Bde., Mail. 1878) neu herausgegeben wurde. Seine dramatischen Arbeiten sind gesammelt in *«Componimenti drammatici»* (Mail. 1818).

Sherry, ein kleines bengal. Längemaß, $\frac{1}{16}$ des Göß ober der Elle und demnach = 5,715 cm. Verwandte Maße desselben Namens kommen auch in einigen andern vorerind. Orten vor, in Länge zwischen $5\frac{1}{2}$ und $6\frac{1}{2}$ cm. (S. Gire.)

Ghetto (ital.), wahrscheinlich vom talmudischen Ghet, d. h. Absonderung, ist die Bezeichnung des in verschiedenen Städten Italiens, aber auch Deutschlands (Prag, Frankfurt a. M., Hanau, Mainz u. s. w.) und anderer Länder den Juden zur Bewohnung angewiesenen Stadttheils, ist also gleichbedeutend mit: Judengasse, Judenviertel, Judenquartier und dem span. Juderia. Die in den Verhältnissen begründete Neigung der

Juden, zusammen zu wohnen, und die aus ähnlichem Ursprunge entstandene Ausschließung derselben aus der Gemeinschaft mit Christen begünstigte die Entstehung der Ghetti. Nächsten auf Reinlichkeit, Gesundheit und Bevölkerungsziffer der auf engem Raum Zusammengebrängten fanden nicht statt. Die Ghetto-Ordnungen wurden seit dem Ende des Mittelalters in «gesetzliche» Formen gebracht, die Thore desselben des Nachts geschlossen u. s. w., ohne daß durch derartige Maßregeln den Juden ein Schutz gegen Überfälle und Plünderungen seitens des Völkels geboten wurde. In Mantua erschien 1620 eine von dem Herzog Ferdinand Gonzaga bestätigte Ghetto-Ordnung. Die bei Schudt (Jüd. Merkwürdigkeiten), Bd. 3, Frankfurt 1717 fg. abgedruckte «Der Juden zu Frankfurt Stättigkeit und Ordnung» enthält auch die Namen aller Häuser der Judengasse (darunter auch «Noth-schil»). In der Neuzeit sind alle derartigen Beschränkungen aufgehoben worden.

Ghezzi (Pietro Ves), ital. Maler, geb. in Rom 1674, Sohn eines tüchtigen Malers daselbst, den er jedoch ansehnlich übertraf. Er war mit Trevisani und Lutti vom Papste Benedikt XIV. beschäftigt und malte unter andern die Figuren der Propheten in der Kirche San-Giovanni in Laterano. Der Papst ernannte ihn zum Direktor der Mosaiskenschule, dann der Galerien. Größern Ruf aber als seinen Malereien verdankte der originelle Künstler seinem großen Talent als Zeichner von Karikaturporträts, in denen er den Charakter der Originale auf das Komischste wiederzugeben verstand. Sammlungen derselben kamen zu Dresden 1760 und Berlin 1766 heraus. G. hat selber auch Radierungen nach eigenen Werken und solchen seines Vaters geliefert. Nach Guercino radirte er einen heil. Philippus Aeri, nach eigener Zeichnung die Anatomieschule. Er beschäftigte sich auch mit antiquarischen Studien und zeichnete manches, was dann im Stich erschienen ist, so von F. Aquila 40 Blätter «Camera sepolcrali de Liberti o Liberto di Livia Augusta» (Rom 1731). G. starb in Rom 1756.

Ghiar, s. Giar.

Ghibellinen, im Mittelalter der Parteiname für die Anhänger des Kaisers, im Gegensatz zu den Guelphen oder Welfen (s. d.), der dem Kaiser feindlichen Partei des Papstes. Der Name kam jedoch erst im 13. Jahrh. in Italien auf, angeblich 1216 in den Parteilämpfen von Florenz, und ist in Deutschland nie gebräuchlich gewesen; er stammt nach Stälin von Waiblingen im Remsthal, einem Hofort der fränk. Kaiser, welches mit ihrer Erbschaft an die Hohenstaufen kam. Nach Sepp dagegen ist er die arab. Übersetzung des Wortes Hohenstaufen, das die Araber als Monte-Gibello (Hochgipfel) aufstehen. Der blutige Kampf beider Parteien, welcher besonders in Oberitalien heftig wüthete, und die Bürger fast aller größern Städte fortwährend in feindseliger Zwietracht gegeneinander erhielt, dauerte nicht bloß während der Regierungszeit der hohenstaufischen Kaiser, sondern fast das ganze Mittelalter hindurch, und die Parteinamen erhielten sich in Italien, obgleich die Anwendung derselben bereits durch Papst Benedikt XII. 1334 bei Strafe des Banns verboten worden war. Zum Symbol hatten die G. eine weiße Rose oder eine rote Lilie, die Guelphen einen Adler, welcher einen blauen Drachen, dessen Haupt statt der Krone mit einer Lilie geschmückt war, mit seinen Klauen zerriß.

Ghiberti (Lorenzo), einer der berühmtesten Plastiker des 15. Jahrh., wurde zu Florenz 1378 geboren, lernte früh von seinem Stiefvater Bartoluccio, einem geschickten Goldschmied, Zeichnen, Modelliren und die Kunst, in Metall zu gießen, und genoss später wahrscheinlich Zeichenunterricht bei Simonina. Gegen Ende des 14. Jahrh. mußte er der Pest wegen Florenz verlassen. Während er um das J. 1401 zu Rimini in dem Palast Pandolfo Malatestas mit der Ausführung eines Frescogemäldes beschäftigt war, forderten die Prioren der Handelskunst zu Florenz alle Bildgießer wegen eines Modells zu einer bronzenen Thür des Baptisteriums San-Giovanni zu einem Wettstreit auf. Das Probegemälde G.s, Abrahams Opfer, ist im Museum des Bargello in Florenz noch erhalten. Brunelleschis, Donatello und G.s Arbeiten wurden von den Richtern als die vorzüglichsten erkannt, und freiwillig räumten die beiden andern G. den Vorzug ein. Zu Ende 1403 begann er die Arbeit, die er erst im April 1424 beendigte; im Januar folgenden Jahres wurde ihm die Thür mit den Geschichten der Genesis übertragen, die er im Aug. 1447 vollendete, worauf er mit seinem Sohne Vittorio die reiche Einrahmung ausführte, welche im Juni 1452 aufgestellt wurde. Auch lieferte G. dann noch eine andere Thür mit der Geschichte Jesu und der Apostel, welche jedoch freier und weniger im altertümlichen Charakter als die ersten komponiert ist. Michel Angelo sagt von diesen Thüren G.s, daß sie den Eingang des Paradieses zu schmücken wert seien. Gleichzeitig arbeitete G. einen Johannes den Täufer für die Kirche Or San-Michele, zwei Vasireliefs für die Taufpelle des Doms von Siena, die Statuen des Matthäus und des heil. Stephanus, ebenfalls für Or San-Michele, und für den Dom den bronzenen Reliquienkasten des heil. Zenobius. Alle diese Werke sind noch vorhanden und geben von der Entwicklung des Meisters ein anschauliches Bild. Reinheit der Umrisse, hohe Anmut der Gestalten, eine Ornamentik ohnegleichen machen ihn zu einem der ersten Künstler des 15. Jahrh., aber in seinen Reliefs ist schon die Grenze erreicht, welche das Plastische vom Malerischen scheidet. Auch in der Glasmalerei hat G. treffliche Arbeiten geliefert, namentlich für die Kirche Or San-Michele und den Dom. Ueberdies ist von ihm ein Werk über die Bildhauerkunst vorhanden, aus dem Cicognara und die neueste florentin. Ausgabe des Vasari einen Zell mitgeteilt hat. G. starb 1455. Seine Thüren, in 12 schönen Umrisfen geätzt, gab Feodor Swanowitsch 1798 heraus, später G. B. Lasinio. Hagens «Künstlergeschichte», oder die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz G.» (2 Bde., Lpz. 1833; 2. Aufl. 1861) sind ein gut geschriebener Roman, in welchem die bei Vasari und andern zerstreuten Nachrichten zu einem Ganzen verbunden wurden.

Ghila, ein aus Albanien stammendes Fürstengeschlecht, das der Moldau und Walachei viele regierende Fürsten und Staatsmänner gegeben hat. Der Ahnherr desselben, Georg G., stammte aus Köprili in Albanien und wurde durch seinen Landsmann, den Großvezier Mehmed Köprili, 1658 auf den Thron der Moldau berufen, den er 1660 mit dem der Walachei vertauschte. Doch ward er bereits 1661 abgesetzt. Ihm folgte in der Walachei sein Sohn Gregor I., der 1661—65 und 1672—73 regierte und sich um das erschöpfte Land große Verdienste erwarb. Als er sich 1665 in einer

Bildung, die Männer von olivenfarbiger oder kupferiger Hautfärbung; die Kleidung aus blauem Leinen, an Festtagen aus Tuch, ist höchst einfach. Die Gaischen oder Gebirgshirten haben offenbar den ältesten Typus aus den Zeiten der Asaciden bewahrt. Die zu verschiedenen Zeiten eingewanderten Kolonisten sind theils Kurden, durch Abbas I. hierher an den Schaf-Stud und an das rechte Ufer des Seid-Stud verlegt, und Turtmenen aus Aserbedshan, nach einer 1830 in Rescht zu Ende gegangenen Epidemie ins Land geführt. Die Shilans sind schittische Mohammedaner. Im 16. Jahrh. kam das Land an Persien. Abbas I. legte die große, gute Chaussee quer durch den Wald nach Rescht und hob die Kommunikation nach Möglichkeit. Vgl. G. Melgunoff, »Das s.ädl. Ufer des Kaspiischen Meeres« (Petersb. 1868); B. Dorn, »Mohammed. Quellen zur Geschichte der s.ädl. Räubeländer des Kaspiischen Meeres« (3 Bde., Petersb. 1850—58).

Shire, s. Shirre.

Shirlandajo (Domenico), einer der größten Künstler seiner Zeit, wurde 1449 zu Florenz geboren als der Sohn eines Goldarbeiters Namens Corradi di Dado Vigorbi, der wegen seiner Geschicklichkeit in Verfertigung von Guitlanden zum Kopfschmuck der Florentinerinnen in Shirlandajo genannt wurde. Auch Domenico war anfangs zum Goldarbeiter bestimmt, doch bald wendete er sich der Malerei zu unter der Leitung Baldovinettis. Früh scheint durch diese Schule eine bestimmtere, wohl durch den Einfluß des damals in Italien mächtig wirkenden niederländischen Realismus zu erklärende, wahre Auffassung des Lebens und der Natur in G. Unterricht eingeführt worden zu sein. Damit hängt auch seine Gesetzmäßigkeit, das Porträt in das Historienbild zu verflochten, zusammen, indem er auf diese Art Zeitgenossen zu Zuschauer und stillen Teilnehmern der heil. Geschichten machte. Dabei waltet in seiner Komposition stets eine edle, ideale Behandlung des Gegenstandes vor und der Künstler weiß das heimliche Element durch Aufnahme der Architekturwelt sowie der Landschaft von Florenz bedeutsam zu betonen. Die Köpfe seiner Gestalten sind theils die seiner Zeit, theils antikisierende. Er starb 1494. Zu seinen ausgezeichneten Arbeiten gehören die Fresken in der Kirche und dem Refektorium des Klosters Ognissanti 1480 und in der Kapelle Sassetti in der Dreifaltigkeitskirche 1485, sowie im Chor von Sta. Maria Novella in Florenz 1490. Seine frühern Werke in der Sirtinischen Kapelle in Rom sind bis auf die Darstellung der Verufung der heil. Petrus und Andreas herabgeschlagen worden, als Michel Angelo hier sein Jüngstes Gericht malte. Die sehr streng gehaltenen Malereien in Ognissanti zu Florenz zeigen noch einen heil. Hieronymus und im Refektorium ein Abendmahl. In der Sassetti-Kapelle stellte er das Leben des heil. Franziskus dar, in Sta. Maria Novella das Leben der Jungfrau und des heil. Johannes des Täufers, seine größte Schöpfung. Auch seine Tafelbilder sind von großer Schönheit, obgleich ihm, wie den meisten Freskomalern, eine gewisse Härte der Modellierung und der Farben eigen ist. Zu den vorzüglichsten derselben gehören eine Anbetung der Könige in der Kirche des Laurentin. Findelhauses 1488, mehrere Bilder in der dortigen Akademie und den Uffizien, die Selbstdarstellung Marias vom J. 1491 im Louvre, eine Madonna mit Heiligen und ein heil. Hieronymus im

berliner Museum. Seine Brüder, Davide und Benedetto G., erreichten ihn nicht. Sie beteiligten sich oft an seinen großen Unternehmungen, bei denen ihn eine Zeit lang auch Michel Angelo als sein Schüler und Francesco Granacci unterstützten.

Ribolfo G., Sohn Domenico G. geb. 1488, gest. 1561, wurde Schüler des Fra Bartolommeo und Freund Rafaels. Zwei ausgezeichnete Bilder von ihm in den Uffizien, Scenen aus dem Leben des heil. Zenobius, lassen in ihm ein bedeutendes Talent erkennen, das aber bald in Handwerksmäßigkeit unterging.

Shiff, Name einer Künstlerfamilie, welche sich nach ihrem Heimatort Mantovano nannten. Mit Giulio Romano, der 1524 nach Mantua kam, stehen sie mehr oder minder in Verbindung; für ihn und seine Schule sind sie das, was Marc Anton und seine ersten Nachfolger für Rafael waren. Abgesehen von sonstigen Vorzügen ihrer Stiche, sind sie auch noch dadurch interessant, daß in ihnen der Übergang von der Schule Raimondis zu der Stichweise der Saracel sich erkennen läßt. Der erste dieser Künstler war Giovanni Battista Mantovano, geb. 1508, gest. 1575. Basari erwähnt ihn und seine Kinder, ohne den Familiennamen anzugeben; neuere haben ihn, statt G., Briziano und Scultori genannt, doch mit schwachen Gründen. Er hat nach G. Romanos Entwürfen namentlich im Palazzo del Te zu Mantua in Lyon und Stud viel gearbeitet; sein ältester bekannter Kupferstich ist von 1538. — Seine Tochter Diana, mit dem Architekten und Bildhauer Francesco da Volterra vermählt, dem sie 1575 nach Rom folgte, wo sie bis 1588 thätig, war eine fleißige und talentvolle Stecherin, zum Teil in der ältern strengern Weise, zum Teil schon nach malerischem Effect strebend. Ihr berühmtestes Blatt (auf drei Platten) ist das Göttergastmahl aus Giulio Romanos Groß und Psyche-Darstellungen im Palazzo del Te. — Dianas Bruder, Adam, von dessen Leben wenig bekannt ist, hat sich namentlich durch seine thätigen Blätter nach Michel Angelo einen Namen gemacht. — Ob Giorgio G., der 15. Dec. 1582 in Mantua im 62. Lebensjahre starb, mit den obigen derselben Familie angehört, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Sein Hauptwerk sind die sechs Blätter nach den Propheten und Sibyllen der Sirtina. Er war unter Paul III. in Rom, wo er auch Buonarrottis Jüngstes Gericht in 11 Blättern stach, ohne jene Arbeiten zu erreichen. Er begab sich dann nach Frankreich, wo er nach Primaticcio in Fontainebleau thätig war, hierauf in die Niederlande und wieder nach Frankreich zurück. — Ein anderer Kupferstecher, Teodoro G. (geb. 1537), starb 1601 zu Mantua. Vgl. Arco, »Di cinque valenti incisori Mantovani« (Mantua 1840).

Shislain (Saint-), Stadt mit 3399 G. im Bezirk Mons der belg. Provinz Hennegau, an der Bahnlinie Mons-Quievrain, ist Mittelpunkt eines bedeutenden Steintohlenhandels und hat große Kohlenbergwerke und Kohlenlagerstätten am Kanal von Mons nach Condé. G. war einst Sitz einer reichen Bernhardsbräueret.

Shislain (belg. Familie), s. unter Merode.
Shislangoni (Antonio), ital. Schriftsteller, geb. 1824 in Lerco, studierte in Pisa Medizin, gab aber 1846 das Studium auf und ließ sich als Sänger für das Theater zu Lodi engagieren. Im J. 1848 gab er in Mailand zwei revolutionäre Zeitschriften heraus,

weshalb er zuerst eingekerkert wurde, dann aber nach der Schweiz flüchten mußte; 1849 wurde er von den Franzosen verhaftet und nach Corsica geführt. Nach seiner Befreiung ging er wieder auf das Theater, zuerst in Vastia, dann in Paris, wo er 1851 im Italienischen Theater zum ersten mal auftrat. Drei Jahre später verlor er die Stimme und kehrte nach Italien zurück, um als Journalist und Schriftsteller zu leben. Seine ersten, für das mailänder «Cosmorama pittorico» geschriebenen Arbeiten hatten bereits großen Erfolg. Für die gleiche Zeitschrift schrieb er sodann die Romane: «Gli artisti da teatro» (6 Bde., Mail. 1865; neue Aufl. 1872), «I rapporti di parentela», «Le Vergini di Nyon», sowie mehrere Novellen. Im J. 1857 war er Mitbegründer der humoristischen Zeitschrift «L'uomo di pietra», für welche er außer zahlreichen Artikeln den Roman «Memorie di un gatto» schrieb. Lange Zeit redigierte G. die «Rivista minima», die er nahezu ganz allein schrieb; später gab er in Lecco das «Giornale capriccio» heraus. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: «Giovanna di Napoli. Drama lirico» (Mail. 1869), «Scritti piacevoli» (13 Bde., Mail. 1869—72), «I promessi sposi. Melodramma» (Mail. 1869), «Capricci letterari» (Mail. 1870), «Le donne brutte. Romanzo comico sentimentale» (2. Aufl., 2 Bde., Mail. 1870), «Racconti proibiti» (Mail. 1870), «Un capriccio di donna. Melodramma serio» (Genova 1870), «Gli artisti alla fiera» (Turin 1872), «Adelinda. Drama lirico» (Mail. 1872), «Angelo Marianni. Cenni biografici» (Secco 1877), «Libro allegro» (Mail. 1879), «Libro proibito» (5. Aufl., Mail. 1859), «La moda nell' arte. Commedia» (Mail. 1881), «L'arte di far debiti» (Mail. 1881), «Nuovi racconti da ridere» (Mail. 1882), «In chiave di baritono. Storia di Milano dal 1836 al 1848» (Mail. 1882), «Libro segreto» (Mail. 1882), «Libro bizzarro» (Mail. 1882).

Ghisni, f. Ghazna.

Ghisni, arab. Seestadt, f. Dschisan.

Ghór, f. Ghór ist die arab. Bezeichnung der tiefen nordöstl. Einsenkung, welche im Alten Testament die Araba (Kutheer) überfest Heide, Gesehe, Wackels) genannt wird, Palästina in eine westl. und östl. Hälfte trennt und von Baniás am südl. Fuße des Dschebel esch-Scheich (Großer Hermon) an, den Jordanfluß mit seinen drei Seen in sich begreifend, bis zu dem Meerbusen von Akabah (Arabischer Meerbusen) sich erstreckt. Im engeren Sinne begreifen die arab. Historiker unter G. nur das tief liegende Längenthal vom Ausflusse des Jordan aus dem See Gennegareth bis etwa drei Stunden südwärts vom Toten Meer, wo die südwärts wieder ansteigende Ebene (das biblische «Salzthal») durch eine diese quer durchziehende hohe sandige Klippenreihe, die «Skorpionenhöhe» des Alten Testaments, von der höhern Erhebung des südlich bis Akabah sich fortziehenden Thals, das die heutigen Araber speziell Wabi el-Araba nennen, abgeschlossen wird. Dieses Thal zu beiden Seiten des Jordan, daher in der Bibel auch «Der Umkreis des Jordan» (die Jordansau), von Griechen und Römern der «Nilon» genannt, ist 7—20 km breit und bildet überall da, wo Wasser vorhanden, besonders in seiner nördl. Hälfte, wo viele Bäche von beiden Seiten von den Bergen her zufließen und künstliche Bewässerung stattfindet, eine in üppigster, fast tropischer Vegetation, in welcher einst Löwen,

jetzt noch Panther, wilde Schweine und Schakale haufen, prangende, an andern Stellen jedoch, besonders in seiner Südhälfte, von dem sich vorwärtigenden Rarn Sartabeh an, eine nackte und wüste, salzige Thonebene: nur einzelne, von besondern Quellen getränkte Oasen unterbrechen hier die traurige Ode. Es hängt diese Beschaffenheit des südlichen G. ursächlich zusammen mit dem Mangel an Überschwemmung infolge des sehr tiefen Jordandebetts und mit dem ägypt. Klima dieser «tiefsten Depression der Erde» (f. Jordan und Totes Meer), wo (191—394 m unter dem Meerespiegel!) die Temperatur oft auf 36° R. und mehr im Schatten steigt. Das G. ist daher auch zu allen Zeiten nur wenig bewohnt gewesen.

Ghál, auch **Ghál**, ein ursprünglich pers. Wort, bedeutet eins der Fabelwesen, mit welchen die Phantasie der Orientalen die Götterwelt bevölkert. Der G. wird als ein mit feindseliger Arglist Menschen und Tiere überfallendes Wesen geschildert, welches verschiedene Gestalt annehmen kann und seine Opfer verschlingt, weshalb man in ihm die altiranische Form des Wernolfs der Slawen und Germanen hat erkennen wollen. Begriffsverwandt sind die gleichfalls für den Morgenländer die Schrecken der Ode personifizierenden Dschinn (bösen Geister), Div (Teufel) und Ifrit (Vopanze). [sic!]

Ghur (Sultane von), f. unter Persien (ge-
Ghutat, fruchtbarer Ebene um Damascus (f. d.).

Ghyczy (Koloman von), ungar. Staatsmann, geb. 2. Febr. 1808 zu Komorn, wo sein Vater, Franz von G., als erster Biyegepan des Komorner Komitats lebte, erhielt seine Erziehung erst in seiner Vaterstadt, dann in Raab und widmete sich hierauf jurist. Studien. Nachdem er 1828 das Advokaten-diplom in Pest erhalten, wurde er 1833 zum ersten Biyenotar des Komorner Komitats mit dem Titel eines Obnotars, 1839 zum Komitatsobnotar und 1843 zum Reichstagsdeputierten gewählt. Auf dem Reichstage entfaltete G. als Distriktsnotar eine solche Geschicklichkeit und Thätigkeit, daß er in kurzer Zeit den Notabilitäten des Reichstags beigezählt wurde. Während derselben Reichstagsession wurde er zugleich zum ersten Biyegepan seines Komitats gewählt, Anfang Nov. 1847 zum Protonotar an der königl. Tafel und noch in demselben Monat zum Protonotar (ordentlichen Richter) an der Spetiviraltafel, dem obersten Gerichtshofe des Landes, ernannt. In dieser Eigenschaft nahm er, dem damaligen Staatsrecht gemäß, seit Dez. 1847 an dem Reichstage 1847—48 Anteil. Nach Bildung des ersten ungar. Ministeriums wurde G. vom damaligen Justizminister Franz Desák zum Unterstaatssekretär ernannt, auch wiederum zum Reichstagsdeputierten des Komorner Komitats für den in Pest zusammengetretenen Sommerreichstag von 1848 gewählt. Als Desák im September zurücktrat, leitete er selbständig das Justizministerium bis Ende Dezember, entsagte dann ebenfalls sowohl seiner Deputiertenstelle als auch seinem Amt als Unterstaatssekretär und zog sich vollständig in das Privatleben zurück. Als 1861 das öffentliche Leben in Ungarn wieder erwachte, ward auch G. von einem Wahlbezirk des Komorner Komitats zum Abgeordneten erwählt. Das Abgeordnetenhaus betief ihn zum Präsidenten, in welcher Eigenschaft er viel Zeit und eine von allen Seiten anerkannte Unparteilichkeit an den Tag legte. Als im Herbst 1865 der Reichstag wieder einberufen worden war, trat G.

als Abgeordneter der Stadt Romorn in das Haus der Abgeordneten und wurde Mitglied der Kommission für eine detaillierte Formulierung des Ausgleichsantrags. Hier zeigte sich wieder der bereits früher hervorgetretene Gegensatz der sog. Abreß- und der Verschlußpartei, an deren Spitze nun G. und Koloman Tisza standen. G. sah schon 1869 das Unerprießliche der steten Opposition gegen den Ausgleich ein und sprach das öffentliche aus. Auf dem Reichstage 1870—73 trat er oft als Vermittler auf, ohne jedoch immer durchzubringen. Im März 1874 übernahm G. im Ministerium Bittó das Portefeuille der Finanzen. Rücksichtslos deckte er die Schäden der Finanzwirtschaft auf und schlug tiefgreifende Mittel vor zur Behebung derselben, ohne jedoch gründliche Abhilfe schaffen zu können. Nachdem das Ministerium Bittó 11. Febr. 1875 seine Entlassung eingereicht hatte, wurde G. wieder zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt. Seit dem J. 1879 zog er sich jedoch aus Gesundheitsrücksichten ins Privatleben zurück.

Giacometti (Paolo), ital. dramatischer Dichter, geb. 19. März 1816 zu Novi in Ligurien, studierte in Genua die Rechtswissenschaften und trat 1836 mit seiner ersten dramatischen Dichtung „Rosilde“ hervor, deren Bühnenerfolg ihn bestimmte, sich gänzlich der Dichtkunst zu widmen. Von 1836 bis 1840 schrieb er die Trauerspiele „Luisa Strozzi“, „Paolo de' Fornari“, „Godeberto re dei Longobardi“, „La famiglia Lercari“ und die Dramen „Il Domenichino“ und „Pellegrino Piola“; dann schloß er sich einer wandernden Schauspielertruppe als besoldeter Dichter an mit der Verpflichtung, jährlich fünf neue Bühnenstücke zu liefern. Mit dem dreitägigen Schauspiel „Il poeta e la ballerina“ (neue Aufl., Mail. 1880), welches 1841 zum ersten mal aufgeführt wurde, errang er auf allen Bühnen Italiens außerordentliche Erfolge. Darauf folgten das zweiteilige histor. Drama „Cristoforo Colombo“ und die Lustspiele: „Quattro donne in una casa“, „Un poema ed una cambiale“. Für die Schauspielergesellschaft Domeniconi, welcher er sich inzwischen angeschlossen, schrieb G. das Trauerspiel „Isabella del Fiesco“, welches 1843 mit ungeheurer Erfolge zu Rom aufgeführt wurde. Nachdem er, unermüdlich schaffend, ein unstätes Wanderleben geführt, nahm er 1861 seinen bleibenden Wohnsitz in Gazyuolo im mantuanischen Gebiet. Von den über 80 Stücken, die er geschrieben, ragen besonders hervor die Tragödien „Elisabetta regina d'Inghilterra“ (Mail. 1853), „La colpa vendica la colpa“ (Mail. 1854), „Lucrezia Davidson“ (Mail. 1854), „Torquato Tasso“ (Mail. 1855), „Giuditta. Tragedia biblica“ (Mail. 1857; 2. Aufl. 1859), „Bianca Visconti“ (Mail. 1860), „Sofocle“ (Mail. 1860), „Maria Antonietta“ (Mail. 1870), „La morte civile“ (Mail. 1880), „La trovatella di Santa Maria“ (Mail. 1880); die Schauspiele „La donna“ (Mail. 1850), „Il fisionomista“ (Mail. 1850), „La donna in seconde nozze“ (Mail. 1851). Eine Sammlung seiner ausgewählten Stücke ist unter dem Titel „Teatro scelto“ (8 Bde., Mail. 1869—66) erschienen. Als lyrischer Dichter, namentlich aber als Feuilletonist hat sich G. gleichfalls einen geachteten Namen erworben. Er starb im Aug. 1882 in Rom.

Giacometti (Jelly Henri), franz. Maler, geb. 19. Nov. 1828 zu Quimper (Depart. Doubs), besuchte die École des beaux arts und war Schüler Picot's. Er behandelt meist mythol. Stoffe, wie

Nymphen und Satyr, der Raub der Amymone (1865); unter seinen religiösen Bildern sind hervorzuheben: Christus segnet die Kinder und Christus lehrt im Tempel, in der Kirche St. Etienne du Mont in Paris. Auch als Porträtmaler hat sich G. hervorgethan.

Giacosa (Giuseppe), ital. Bühnendichter, geb. 21. Okt. 1847 zu Colletterto Parella, im Bezirk Ivrea, erhielt seine Vorbildung zu Ivrea, studierte darauf an der Universität zu Turin die Rechtswissenschaften und ließ sich, nachdem er die jurist. Doktorwürde erlangt, daselbst als Advokat nieder. Bald versuchte er jedoch sein Glück als dramatischer Dichter mit dem Stück „A can che lecca conere non gli fidar farina“ (Tur. 1872). Diefem folgten: „Storia vecchia“ (Tur. 1872), „Affari di Banca“ (Tur. 1873) und „La partita a scacchi“ (Tur. 1873). Letzteres Stück wurde auf allen Bühnen Italiens aufgeführt und fand großen Beifall, ebenso auch „I figli del marchese“ (Tur. 1874), „Arturo“ (Tur. 1874), „Tristi dubbi“ (Tur. 1875), „Trionfo d'Amore“ (Tur. 1875), „Il marito amante della moglie“ (Tur. 1877), „Il fratello d'armi“ (Tur. 1878). Später schrieb er noch: „Il conte Rosso“, breiaktiges Drama in Versen (Tur. 1880), „Il filo. Scena filosofico-morale per marionette“ (Tur. 1883). Eine Sammlung seiner „Scene e commedie“ erschien in Turin 1877.

Giallo (ital., spr. Dschallo), gelb; G. antico oder Giallantino, der gelbe, auch rot geäderte numidische Marmor, welchen die Römer verbauten; G. di Napoli oder Giallino, Neapelgelb; G. e Nero, gelber Marmor mit schwarzen Flecken; G. di terra, Ocker.

Giambullari (Pier Francesco), ital. Schriftsteller, geb. 1495 zu Florenz, war Kanonikus der Stiftskirche von San Lorenzo daselbst, 1540 Mitbegründer der florentinischen Akademie und starb in seiner Vaterstadt im Aug. 1564. Er schrieb: „Il Gello, dell' origine della lingua fiorentina“ (Flor. 1546 u. öfter), „Lezioni lette nell' Accademia“ (Flor. 1551; beste Ausg. Mail. 1827), „Del sito forma e misura dello Inferno di Dante“ (Flor. 1544), „Della lingua che si parla e scrive in Firenze“ (Flor. 1547; neue Ausg. 1551), „Storia d'Europa“ (Vened. 1566; seitdem sehr oft gedruckt, beste Ausg., 2 Bde., Pisa 1822, und 3 Bde., Livorno 1831), sein Hauptwerk, das aber nur bis zum J. 913 n. Chr. reicht. Eine Auswahl seiner ungedruckten Gedichte gab Moreni („Saggio di poesia inedite“, Flor. 1820) heraus; eine Auswahl seiner Werke ist 1842 zu Cremona erschienen.

Giambellini (Abkürzung für Giovanni Bellini), venet. Maler, s. Bellini.

Giani (Giulio), ital. Schriftsteller, geb. 26. Dec. 1841 zu Pisa, studierte daselbst Litteratur und Philosophie, war hierauf Lehrer an verschiedenen Orten und wirkt seit 1867 als Professor am Gymnasium zu Perugia. Außer zahlreichen, in verschiedenen ital. Zeitschriften veröffentlichten Arbeiten schrieb er: „Tributo di dolore e d'amore“ (Oneglia 1863), „La pena di morte“ (Oneglia 1863), „La peine de mort. Lettre à Victor Hugo et réponse de Victor Hugo à l'auteur“ (Oneglia 1863), „Il collegio-convitto di Porto-Maurizio“ (Oneglia 1864), „Padre e figlia. Due innocenti in una prigione di stato. Drama“ (Oneglia 1865), „Doveri e diritti dei cittadini“ (Oneglia 1865), „Iscrizioni“ (Oneglia 1868), „Dell' importanza degli studii della lingua

e storia nazionale, della geografia, e dei doveri e diritti dei cittadini» (Oneglia 1868), «La marchesa Marianna Florenzi Waddington» (Perugia 1870), «A. L. Boué de Villiers» (Siena 1871), «I martiri della libertà a Perugia» (Bologna 1875), «Francesco Petrarca precursore e iniziatore del rinascimento» (Perugia 1875), «Il concetto dell'unità politica nei poeti italiani» (Perugia 1876), «Il canto di Atli nell'Edda» (Perugia 1876), «Del vocabolo Perugino Savia» (Perugia 1878), «Pimpernelle, Giovanni soldato e prete Olivo nella leggenda popolare» (Perugia 1878), «Raffaello» (Perugia 1878) u. s. w.

Gianibelli oder **Giambelli** (Federigo), ausgezeichnete Kriegsbaumeister, geb. zu Mantua, machte sich besonders durch die Verteidigung von Antwerpen gegen den Herzog Alexander von Parma berühmt. Er hatte früher als Kriegsbaumeister in Italien gedient und bot später dem König Philipp II. von Spanien seine Dienste an. Da man ihn aber unter leeren Versprechungen hinhielt, so ließ er sich zu Antwerpen nieder, wo er besonders als Physiker und Mechaniker große Achtung genoß. Von hier aus wendete er sich an Elisabeth von England, die ihm, nachdem sie sich durch mehrere Experimente von seinen außerordentlichen Talenten überzeugt hatte, ein Jahrgeld bewilligte. Als 1584 der Herzog von Parma als span. Generalkapitän Antwerpen mit einer Belagerung bedrohte, wurde G. von der Königin beauftragt, die Stadt durch Rat und That zu unterstützen. Sein Plan zur Verproviantierung der Stadt wurde aber verworfen. Als der Herzog 1585 an der Herstellung der Scheldebrücke bei Kalloo arbeitete, wurde dieselbe durch G.s Brander und Minenschiffe mehrmals zerstört. Nach der Übergabe der Stadt ging G. nach England. Hier befestigte er bis 1588 auf die geschickteste Weise die Küste von Greenwich und einige andere Punkte, auf denen man eine Landung der span. Flotte besorgte. Als die Armada (s. d.) im Kanal erschien, rüstete er acht Brander aus, die der Admiral Howard in der Nacht vom 7. zum 8. Aug. unter Anführung der Hauptleute Young und Bromse gegen den gebrängtesten Teil der feindlichen Flotte auf der Höhe von Düntirgen losließ. Als die Spanier die flammenden Brander erblickten, schrien sie: «Antwerpener Feuer!» und suchten sich durch die Flucht zu retten, wobei eine grenzenlose Unordnung begann, die ein heftiger Sturm noch vermehrte. Mit dem anbrechenden Tage wurden sodann die einzelnen Schiffe der Armada von der brit. Flotte verfolgt, genommen und vernichtet. G.s weitere Schicksale sind ganz unbekannt. Er starb zu London.

Gianni (Francesco), ital. Dichter und Improvisator, geb. 1760 in der Romagna, war Schneider von Beruf, las dabei fleißig die Werke von Ariost und Tasso und übte sich im Improvisieren ital. Verse. Durch eine treffende Antwort in Reimen zog er die Aufmerksamkeit Giambattista Castis auf sich, welcher ihm die Mittel verschaffte, sich ganz der Litteratur widmen zu können. Er trat zuerst in Genua, dann in Mailand als Improvisator auf, erwarb sich die Gunst Napoleons I., der ihn zu seinem Hofdichter mit reichem Honorar und zum Mitgliede des Gelehrtenrats ernannte. Im J. 1799 in Catara von den Russen gefangen genommen, erregte er nach seiner Befreiung in Paris als Improvisator großes Aufsehen und starb 17. Nov. 1822. Mehr noch als durch seine Gedichte machte er sich durch

seinen heftigen Streit mit Monti (s. d.), freilich nicht zu seinem Vorteil, bekannt. Im Druck sind von ihm erschienen: «Versi» (Mail. 1791), «Diversi poemetti, sonetti e canzoni» (Flor. 1793), «Eteocle e Polinice. Poemetto estemporaneo» (Flor. 1795), «Leda e Giove. Canto estemporaneo» (Flor. 1795), «Galleria di ritratti poetici» (Flor. 1796), «Versi estemporanei» (Par. ohne Jahr). Sammlungen seiner «Poesie» erschienen in 5 Bänden (Mail. 1807), in 3 Bänden (Flor. 1827).

Giannone (Pietro), ital. Historiker, geb. 7. Mai 1676 zu Ischieta, einem Dorfe in der neapolit. Provinz Capitanata, studierte in Neapel die Rechte. Nachdem er sich als Advokat ein bedeutendes Vermögen erworben, zog er sich zurück auf seine Villa Due Porte bei Neapel und arbeitete daselbst seine «Storia civile del regno di Napoli» aus (4 Bde., Neap. 1723 u. öfter; beste Ausg., 9 Bde., Mail. 1823). Das Werk hatte solchen Erfolg, daß G. zum ord. Rechtsanwalt der neapolit. Regierung ernannt wurde. Gegen ihn erhob sich aber die gesamte Geistlichkeit, weil er mit großer Schärfe die Politik der Päpste verurteilt hatte; er wurde vom Erzbischof in den Kirchenbann gethan und mußte die Flucht ergreifen. Er ging nach Wien, wo er vom Kaiser Karl VI. eine Pension erhielt und seine «Apologia» schrieb. Als 1734 Don Carlos den Thron von Neapel bestieg, verlor G. seine Pension und verließ Wien in der Absicht, sich wieder nach Neapel zu begeben. In Venedig angelangt, ward er durch die Intriguen der Geistlichkeit verhindert, seine Reise fortzusetzen; er mußte sich eine Zeit lang in Modena verborgen halten, von wo er nach Mailand, dann nach Turin ging. Aus Piemont verbannt, ging er nach Genf und veröffentlichte daselbst 1736 sein Werk «Il Triregno, ossia del regno terrene, celeste e papale», worin er nicht allein die päpstl. Kurie angriff, sondern auch mehrere kath. Dogmen bekämpfte und prot. Ansichten vertrat. Ein Höfling, der sich in sein Vertrauen einschmeicheln verstanden hatte, lud ihn auf seine Villa aus anapognischem Gebiet ein; hier wurde G. verhaftet und auf das Schloß Miolans bei Chambéry geführt. Von hier wurde er in das Fort von Ceva gebracht, dann auf die Citadelle von Turin, wo er 17. März 1748 starb. Während seiner langen Gefangenschaft begann er eine ital. Übersetzung des Livius, schrieb Betrachtungen über die Religion, die Politik und die Sitten, sowie das Werk «La chiesa sotto il pontificato di Gregorio il Grande». Diese Arbeiten sind erst viel später veröffentlicht worden (2 Bde., Tur. 1852). Noch ungebrudt ist das ebenfalls in der Gefangenschaft verfaßte Werk «Delle dottrine morali, teologiche e sociali degli antichi padri della chiesa». Nach G.s Tode erschienen noch von ihm: «Opere postume in difesa della storia civile del regno di Napoli» (Palmyra 1765 beste Ausg., 3 Bde., Mail. 1824), aus denen die schärfsten Stellen gegen den röm. Klerus schon vorher als «Anecdotes ecclésiastiques» (Haag 1738 veröffentlicht worden waren. Eine Gesamtausgabe seiner «Opere» erschien zu Mailand (14 Bde. 1823—24).

Giannone (Pietro), ital. Dichter, Improvisator und Politiker, geb. 1790 in Campo-Santo bei Modena, diente seit 1809 im Heere Napoleons I. und trat nach dessen Sturz in Rom als Improvisator auf. Seine polit. Gedichte zogen ihm Verfolgungen und längere Haft zu. Nach seiner Freilassung lebte

er bis 1848 in Paris, wo er Präsident der *Associazione italiana* wurde. Später ließ er sich in *Morraz* nieder, wo er 24. Dez. 1873 starb. Seine Dichtungen sind wenig zahlreich, aber ergreifend durch feurigen Patriotismus; hervorzuheben sind: *«L'esule»* (Par. 1829) und *«La visione»* (Par. 1833).

Giannotti (Donato), ital. Historiker und Staatsmann, geb. 1494 in Florenz, wurde 1527 zum Sekretär der florentinischen Republik ernannt und bekleidete die Stelle, welche Machiavelli bis 1512 inne gehabt hatte. Nachdem die Medici 1530 zurückgekehrt waren, wurde G. verbannt, hielt sich einige Zeit an den Grenzen Toscanas auf und ging sodann nach Venedig, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte und 1563 starb. Er schrieb: *«Della repubblica di Venezia»* (Rom 1540; seither sehr oft gedruckt), *«Della repubblica fiorentina libri IV»* (Vened. 1721 u. öfter), *«Discorso delle cose d'Italia»*, *«Vita di Niccolò Capponi»*, *«Vita di Girolamo Savorgnano»*, *«Lettere»*. Seine ästhetischen Werte gaben Rosini (3 Bde., Pisa 1819) und am besten Polidori (2 Bde., Flor. 1850) heraus.

Giant-powder (engl., spr. Dscheint-paub'r) ist die bei den Bergleuten in Californien und Nevada gebräuchliche Bezeichnung für Dynamit (s. d.).

Giant's Causeway (engl., d. i. der Riesenhimm) heißt an der Nordostküste Irlands, in der Grafschaft Antrim, eine 275 m weit ins Meer hinauslaufende, 40 bis 46 m breite und 6 bis 12 m über den Wasserspiegel hervorragende Reihe von etwa 40 000 Basaltssäulen, die zu den großartigsten Basaltbildungen der Welt gehören. In geschlossenen Reihen stehen hier Pfeiler an Pfeiler so regelmäßig und künstlich gebildet, daß man in der Vorzeit diesen Bau den Riesen zuschrieb. Die regelmäßigsten Pfeiler stehen auf der Westseite und bilden viele Stufen. Sie haben 40 bis 60 cm im Durchmesser; die meisten sind fünf- bis sechseckig, mehrere auch sieben-, acht- und neunseitig. Die höchsten Pfeiler stehen auf der Ostseite, wo sich mehrere von 30, einer sogar von 38 Gliedern oder Gelenken, und von 10 bis 13 m Höhe finden. Diese Glieder, von sehr ungleicher Länge, springen durch einen einzigen Hammerschlag leicht ab, und zwar so scharf und rein, daß sie meistens wieder genau ineinandergefügt werden können.

Giaretta oder **Sime to**, der bedeutendste Fluß Siciliens, entspringt in der Provinz Messina am Monte-Sorbo, von wo er im allgemeinen im Westen und Süden des Itna nach SSO. fließt, um nach einem gewundenen Lauf von 148 km, 15 km südlich von Catania, in das Ionische Meer zu münden. Er ist nirgend schiffbar, soll es aber zur Römerzeit auf der Hälfte seines Laufs gewesen sein. Rechts nimmt er Salso, Dittaino und Gurna Zonga auf.

Giarre, Stadt an der Ostseite Siciliens, in der ital. Provinz Catania, 1 km von der Küste des Ionischen Meeres, auf einem Boden aus Schlacken und vulkanischer Asche, Station (G. Riposto) der Linie Messina-Syracus der Calabro-Sicilianischen Bahnen, zählt (1881) als Gemeinde 20 751 E., worunter viele wohlhabende Bäcker und Weinhändler. In 7 km Entfernung findet man den Rest des berühmten Kastanienbaums des Itna, des Castagno di cento cavalli, sowie einige andere über 1000 Jahre alte Kastanienbäume.

Giaur oder auch **Giaur**, die türk. Form des nach den Koran bei allen islamitischen Nationen eingebürgerten *Kafir*, arab. Gottesleugner, bedeutet

eigentlich schlechthin einen Ungläubigen, d. i. Nicht-mohammedaner, ist aber durch den türk. Sprachgebrauch auf Bezeichnung der Majahschriten, und zwar im verächtlichen Sinne, beschränkt worden. Obwohl früher selbst im Rangstil der Pforte Ablich und von den Majah gewisser Provinzen, namentlich den Armeniern Ostanoliens, als offizieller Volksname rückhaltslos acceptiert, wurde der Ausdruck durch den Hattihumajun des J. 1856, wie auch Tschifut, die verächtliche Bezeichnung der Juden, für beleidigend erklärt und der fernere Gebrauch streng verpönt. *Giaur-Daghi*, Christenberg, ist ein in Anatolien sich wiederholt findender Name von Gebirgsgebirgen, in denen den Christen nach der mohammed. Eroberung noch längere Zeit eine Art von Autonomie geblieben war.

Giaveno, Flecken der ital. Provinz Turin, Compartmento Piemont, unweit links von dem zum Po fließenden Sangone, 38 km im NNO. von Susa, mit Seidenfabriken und Fayencefabrikation, zählt als Gemeinde (1881) 10 117 E.

Gibbon (Edward), berühmter engl. Geschichtsschreiber, geb. 27. April 1737 zu Putney in Surrey, besuchte die Westminstererschule und studierte seit 1752 zu Oxford. Am 8. Juni 1753 trat er in London zur kath. Kirche über. Tief darüber getränkt, schickte ihn sein Vater, ein angesehener Gutsherr, nach Lausanne zu einem reform. Geistlichen Namens Pavillard, und im Dez. 1754 lehrte G. zur prot. Kirche zurück. Bis 1758 beschäftigte ihn in Lausanne Sprache und Geschichte, nebenbei auch die Liebe zur Tochter des Pfarrers Eurchod, der nachmaligen Gattin des berühmten Neder, die G. geheiratet haben würde, wenn sein Vater nicht die Einwilligung versagt hätte. Nach seiner Heimkehr erschien von ihm der im reinsten Französisch geschriebene *«Essai sur l'étude de la littérature»* (1759). Sein bei der Volksbewaffnung gegen Frankreich erfolgter Eintritt als Hauptmann in die Hampshire-Miliz veranlaßte ihn, sich mit dem Militärwesen zu beschäftigen. Doch schon 1763 ging er über Paris wieder nach Lausanne und von hier nach Italien. In Rom faßte er 1764 den Entschluß, die Geschichte des Untergangs des Römischen Reichs zu schreiben. Nachdem er noch Neapel gesehen, kam er 1765 nach England zurück, wo er seine Stelle in der Nationalmiliz aufgab und 1768 an die Ausführung seines in Rom gefaßten Entschlusses ging. Nach dem Tode seines Vaters (1770) wählte er London zu seinem Aufenthaltsort und saß 1774—82 im Parlament, ohne sich jedoch an den Debatten zu beteiligen. Als Anhänger des Ministeriums North erhielt er das eintägliche Amt eines Lord of trade, das mit Norths Sturze eingezogen wurde. In Lausanne, wo er sich 1783 niederließ, vollendete er 1787 seine *«History of the decline and fall of the Roman empire»* (6 Bde., Lond. 1776—88 u. öfter; am besten von Milman, 12 Bde., 1838—39, und von W. Smith, 8 Bde., 1854—55; deutsch von Wend, Schreier und Bedt, 19 Bde., Lpz. 1805—7; von Sporschil, Lpz. 1837; 3. Aufl. 1854), ein Werk, das sich ebenso sehr durch seinen unnachahmlichen Stil als durch gründliche Gelehrsamkeit und philos. Blick auszeichnet. Von London, wohin er sich zur Beaufsichtigung des Drucks begeben, ging er wieder nach Lausanne und lebte dort, bis ihn der Krieg 1793 nach London zurücktrieb, wo er 16. Jan. 1794 starb. Aus G.s Nachlasse veröffentlichte Lord Sheffield *«Miscellaneous works»* (3 Bde., Lond. 1799—1815; neue Aufl.

1837), deren Hauptinhalt G.'s Selbstbiographie (deutsch, Lpz. 1801) bildet. Vgl. Milman, «Life of G.» (Lond. 1839); Morison, «Gibbon» (Lond. 1878).

Gibbons, Langarmaffen (Hylobates), heißt eine kleine, aus wenigen Arten bestehende Gruppe ind. Affen, welche die Urwälder des südl. Kontinents und der Inseln bewohnen und durch die ungeheure Länge ihrer Arme sich auszeichnen, die bei aufrechtem Stande die Erde erreichen. Sie klettern und springen mit großer Leichtigkeit und Schnelligkeit in den Wipfeln der Bäume umher, watscheln aber auf dem Boden höchst ungeschickt und tölpisch, indem sie die langen Vorderarme wie Balancierstangen beiderseits in die Höhe und nach außen strecken. Durch den runden Kopf, den Bau des Schädels und Gebisses, der Arme und Beine, sowie durch den gänglichen Mangel des Schwanzes schließen sich die G. an die großen menschenähnlichen Affen und zunächst an den Orang (s. d.) an, unterscheiden sich aber durch kleine Gesäßschwielen an den Hinterbacken. Sie haben meist dichtes, dunkles Haarkleid. Die Hände und Füße sind sehr schmal. In Fingerringen sind sie sehr selten und lassen sich nicht lange halten. Genauer kennt man den ganz schwarzen, häßlichen, laut heulenden Siamang (H. syndactylus) auf Sumatra, der bis 1 m hoch wird und an dessen Hinterfüßen Zeige- und Mittelfinger miteinander verwachsen sind; den Unglo (H. agilis, s. Tafel: Affen der Alten Welt I, Fig. 2), mit weißem Augenstreifen, der auf Java vorkommt und angenehm singen soll, indem er die chromatische Tonleiter einer ganzen Oktave beherrscht; den Hulod (H. leuciscus), mit weißer Stirnbinde und schwarzen Zähnen, der nur auf dem Festlande vorkommt, und den in Siam und Malakka heimischen Lar (H. lar), mit weißlichem Gesicht und Händen.

Gibbons (Grinling, nach andern Karl Gabriel), engl. Bildhauer, dessen Herkunft in Dunkel gehüllt ist. Nach den einen stammte er aus Holland, war 1651 geboren und kam im Alter von 19 J. nach England, nach andern wäre er in London 1648, oder in Rotterdam oder in Flensburg geboren. Er war zunächst Ornamentaler und als Holzschnitzer thätig, in welcher Beziehung er Vorzügliches leistete; besonders reiches Blätterwerk, Blumenguirlanden schnitt er meisterhaft. Die Empfehlung des berühmten Malers Peter Leys, welcher seine ausgezeichneten Arbeiten in einem Theater gesehen hatte, verschaffte ihm den Auftrag zur Dekoration der königl. Paläste, welche heute noch, vorzüglich der Windsorpalast, von G.'s Thätigkeit zeugen. Später wandte er sich auch der Steintechnik mit Erfolg zu, wobei ihm aber das Ornamentale auch stets besser gelang als die Figur. Beispiele sind das Monument Newtons und Priors in Westminster, dann die Reiterstatuen Königs Karl II. in Windsor und Charing Cross, deren Piedestale er mit Attributen des Seewesens schmückte. Zu erwähnen ist ferner die Statue des Königs Jakob II. in Whitehall Chapel, die Figuren in der Bank, das Monument Camdens in Exton, sowie die Brunnen zu Saint-James. Seine techn. Geschicklichkeit verleitete ihn zu allerlei Künsteleien, welche dem Geiste der Plastik widersprachen, die er aber spielend bewältigte; so schnitzte er Vögel mit den zartesten Federchen, Figuren mit Spizenkrauten. Er war auch noch für König Wilhelm III. und Georg I. beschäftigt und ist überhaupt der bedeutendste unter den ältern engl. Plastikern. Er starb 3. Aug. 1721 zu London.

Gibbos (lat.), buckelig; Gibbosität, Buckeligkeit, Buckel.

Gibbsit, Thonerdehydrat, s. unter Aluminium

Gibe, s. unter Gibeon.

Gibel, Fisch, s. unter Karpfen.

Gibeon, b. h. Hügel, ist der alttestamentliche Name einer Stadt, 12 km nordwestlich von Jerusalem, im Stammgebiete Benjamin, deren ursprüngliche Einwohner zu den Hevitiern, einer kanaanit. Völkerstamm, gehörten. Um der Vernichtung, mit welcher der anrückende Josua sie bedrohte, zu entgehen, kleideten sie sich als Fremde, begaben sich in das israel. Lager und errangen durch diese List das israel. Freundschaftsrecht. Als sich bald darauf ergab, daß sie in der Nähe wohnten, machte sie Josua zur Strafe zu Hörigen der israel. Gemeinde und schützte auch ihre Stadt gegen den Angriff der fünf kanaanit. Könige. Noch heute führt das terrassenförmig auf einem Berggründen aufgebaute Dorf den alten Namen G. - Gibeon. — Zu unterscheiden sind davon mehrere auf Hügeln gelegene Städte Namens Gibe (Geba), von denen eine im Stammgebiete Benjamin südlich von Mithmas gelegen, jetzt noch Dscheba genannte, als Geburtsort und Residenz Sauls am bekanntesten ist.

Gibraleon, Stadt in Andalusien, in der span. Provinz Huelva, 14 km nördlich von Huelva, auf den Abhängen eines das linke Ufer des Odiel beherrschenden Bergs, 30 m über dem Meere, zählt (1877) 4308 E. und hat in der Nähe Ruinen eines Mauren Schlosses, eine 330 m lange, niedrige Brücke über den Fluß und starken Orangenbau.

Gibraltar, Vorgebirge mit einer berühmten, seit 1704 den Engländern gehörigen Festung und Stadt in der span. Provinz Cadix in Andalusien, liegt 22 km im W. von deren und von ganz Europas südlichem Punkte Tarifa. Der Berg Gibraltar oder der Gibraltarfelsen ist durch den sog. neutralen Grund, eine niedrige, mit Lagunen erfüllte und aus alluvialen Fluglande bestehende Landzunge von 2,8 km Länge und kaum 1,8 km Breite, mit dem Festlande verbunden und scheint daher, von ferne gesehen, mitten im Meere zu liegen. Er erstreckt sich fast genau südwärts 4,45 km weit, ist 4,62 km lang, 1245 m breit und erreicht die Höhe von 425 m. Seine Felsmasse ist auf silurischen Schiefern ruhender Jurakalk, der mehrere Höhlen einschließt, wie die durch ihre schönen Tropfsteinbildungen berühmt gewordene Micaelshöhle (Cueva de San Miguel). Der Kamm ein fast überall schmaler, dachartig zugespitzter Felsengrat, spaltet sich in drei niedrige Kuppen, aus deren mittlerer, dem kulminierenden Punkte, die Signalwarte (Signal house) steht. Gegen Süden verlängert sich der Fels in ein zungenförmiges Plateau, welches allmählich immer niedriger wird und auf der äußerst schroff abgeschnittenen Südspitze, der sehr stark befestigten Punta de Europa (36° 6' 23" nördl. Br., 12° 19' 56" östl. L. von Ferro), einen Leuchtturm trägt. Der Westhang, zwar auch steil und felsig, doch regelmäßiger als die Südseite abgedacht und an den meisten Stellen noch zugänglich, hat, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, die Anlage der Stadt G. gestattet. Dagegen stürzen der östliche und der nördl. Abhang fast senkrecht ab, ersterer zum Meere, letzterer zu jener flachen Landzunge, dem sandigen Linea genannten Isthmus, die, wo sie sich an das Festland anschließt, von dem span. Gebiete fröhe

durch eine hauptsächlich zur Beschränkung des Schmuggelhandels aufgeführte Mauer mit zwei Bastionen und Thors an den Ecken abgesperrt war, während jetzt nur noch ein Erdwall und einige Wachthäuser die Grenze bilden, hinter welcher Linie die span. Stadt San Roque auf hohem Gebirge liegt. Durch Natur und Kunst bildet der Gibraltarfels eine uneinnehmbare Festung, in den

händen der Engländer den Schlüssel des Mittelmeeres. In sehr großer Menge hatten dem Beschauer die vielschichtige, mit weggelagerter Kuhnheit den steilen Wänden abgerungenen Berge der terrassenartig angelegten Linien entgegen. Mit Ausnahme der gänzlich unzugänglichen und darum auch der künstlichen Verteidigungs- mittel entblößten Offseite trifft man überall auf Batterien, Forts, crenelierte Mauern, Kasernen, Redouten und Bälle. An 800 schlagfertige Feuerstände, Mörser und Haubizen, deren Zahl leicht auf 2000 vermehrt werden kann, stehen bereit, um jede feindliche Annäherung zu verhindern. Die Festungswerke sind zum Teil in den Felsen gebaut. Beson-

ders merkwürdig sind die sehr hochgewölbten und breiten Felsгалerien, die, während der letzten span. Belagerung (1779—81) in einer absoluten Höhe von 180 und 244 m auf der Nordseite durch den Fels gesprengt, zwei übereinander hinlaufende bedeckte Gänge bilden, die mit 100 der schwersten Geschütze besetzt sind. Die Felsgewölbe bieten sichern Raum für die 5104 Mann starke Garnison. Acht bomben- feste, 40000 t fassende Eisternen und ein reicher Schwaßerbrunnen schützen den Platz im Falle einer Belagerung vor Wassermangel. S. hat das

wärmste Klima in Europa, gehört aber mit zu den gefährdeten Orten der Erde, abgesehen von den endemischen Sibraltafieber und dem die Nerven angreifenden Ostwinde. Die zwar völlig afrikanische, aber durch die abkühlende Luftströmung des Meeres gemilderte Hitze läßt alle Kulturgewächse Südeuropas hier gedeihen. Der Berg ist kein nakter Fels. Rindvieh, Schafe und Ziegen finden



Topographische Lage von Gibraltar.

an den Felsenipalten eine immergrüne Vegetation, und überdies ist jedes Fleckchen fruchtbaren Landes mit den mannigfaltigsten, teils wildwachsenden, teils veredelten Fruchtäusern besetzt. S. ist auch der einzige Punkt in Europa, wo sich Affen aufhalten (der nordafrikan. *Leontiscus caudatus*), die meist auf der unzugänglichen Ostseite hausen.

Der Gibraltarfelsen ragt hinein in die Meerenge oder Straße von Gibraltar (El Estrecho de G.), das Prothum Herculeum der Alten, den Verbindungsanal zwischen Mittelmeer und

dem Atlantischen Ocean, zwischen dem 417 m hohen Monte-Picacho auf spanischer und der 855 m hohen Löwen Spitze auf afrik. Seite. Die Meerenge hat 275 m mittlerer Tiefe, ohne Klippen und Untiefen in der Mitte, an der schmalsten Stelle 300 m, weiter östlich 900 m Tiefe, ist aber dennoch Schiffe, besonders wenn sie aus dem Mittelmeere kommen, leicht gefährlich wegen der starken, im Mittel 4,5 km, aber bis 10 km messenden Strömung, die aus dem Ocean hereindringt; unterhalb dieser geht eine in entgegengesetzter Richtung nach außen. Der oceanische Eingang (die Pontes Gadirides), 13 km breit, ist zwischen Kap Trafalgar und Kap Espartel, der mediterrane, 20,5 km breit, zwischen der Punta de Europa und der Punta de Africa, dem nordöstlichsten Vorsprünge des Felsens von Ceuta (Rons Avila). Die schmalste Stelle, die nur 12,5 km mißt, befindet sich zwischen Punta Canales im Norden und Punta de Gires im Süden. Während das afrik. Gestade der Meerenge eine ungeliebte Wand bildet, ist das europäische mehrfach aufgerissen, namentlich an ihrem Ostende durch den Golf von Gibraltar, nach der gegenüberliegenden span. Stadt Algeciras (s. d.) auch Golf von Algeciras genannt. Dieser Golf bildet ein beinahe halbkreisförmiges, 7 km im Durchmesser haltendes Becken, welches tief in das Land einschneidet, fast ringsum von flachen, reich mit Molens versehenen Ufern umgeben ist, zwischen G. und der Punta del Carnero bei Algeciras sich öffnet und einen der geräumigsten, sichersten Häfen der Welt abgibt. Ein Teil desselben ist die Reede von Gibraltar, vor der erwähnten Landzunge gelegen und geräumig genug für eine große Flotte. Dieselbe ist, mit Ausnahme des Südwindes, gegen alle Winde ziemlich gesichert, obwohl wegen der nahen afrik. Küste auch bei Südwind keine schwere See stehen kann.

Terrassenförmig steigt an der Westseite des Festungsbergs die Stadt Gibraltar empor. Obgleich nach ihrer Einschüerung während der erwähnten letzten Belagerung neu aufgebaut, bietet sie keineswegs einen besonders schönen Anblick dar. Der obere Teil liegt bedeutend höher als der untere. Sie ist sehr unregelmäßig gebaut, ihre Gassen sind eng, dunkel, chaotisch, staubig, die Häuser meist im span. Stile aufgeführt, und, um den deutlichen Einblick aus der Ferne zu erschweren und um das Blendende und die Erhöhung zu mindern, meist dunkel angestrichen, so daß sie in der grauen Farbe des Felsens verschwinden. Nur hier und da werden die Häuser von Gärten und grünen Plätzen eingefaßt. Vor der Stadt liegt ein prachtvoller, mit exotischen Bäumen und Sträuchern gesäumter Park (Alameda Garden), von dem aus längs des Bergabhangs eine Chauffee zwischen Festungswerken, Kasernen, Magazinen, Villen und Gärten bis zur Punta de Europa führt. Öffentliche Gebäude von Bedeutung sind nicht vorhanden. Von den einst zahlreichen, aber seit der engl. Herrschaft eingezogenen und in Magazine u. s. w. verwandelten kath. Kirchen und frommen Stiftungen ist nur noch die kath. Marienkirche übrig. Außerdem besitzt G. eine Synagoge, gute Unterrichtsanstalten, eine ausgezeichnete öffentliche Bibliothek, Gasthöfe, Cafés, schöne Bäder und ein kleines Theater. Schöne neue Gebäude sind das Civilhospital und das Asyl für Geistesfranke. Auf einer Erhöhung an der Nordseite der Stadt befinden

sich die Artilleriekasernen und das Militärgefängnis in dem sog. maurischen Kastell aus dem 8. Jahrh., dessen beherrschende Lage und in Ruinen noch edle Außenseite von seiner ehemaligen Bedeutung zeugen. Die Stadt zählt (1881) ohne die Garnison 18381 E. Die Halbinsel G., d. h. der ganze engl. Besitz, der unter einem besonderen Gouverneur und Oberbefehlshaber steht, umfaßt nur 5 qkm. Obgleich fast alle Lebensbedürfnisse eingeführt werden müssen, herrscht doch Fülle und Überfluß jeder Art. Die Menge der um G. ankommenden Schiffe (in manchen Jahren 10000) beziehen ihre Bedürfnisse von der Stadt und machen dieselbe zu einem lebhaften Plage mit großem Verkehr. Zudem ist G. seit 1704 ein Freihafen und daher der Lummelpfad aller Nationalitäten. Es treibt ansehnlichen Handel, namentlich auch starken Schleichhandel mit Spanien. Der Hafen wird besonders häufig von Dampfern zur Ergänzung ihres Kohlenvorrats besucht. Im J. 1879 liefen 5613 Schiffe ein mit 2975039 t, 5723 Schiffe von 2994052 t aus. Bei diesem Handel sind hauptsächlich England, Spanien, Portugal, Marokko, Frankreich und Italien beteiligt.

Im Altertum hieß der Fels von G., der zu Hispania Baetica gehörte, Calpe, und in Gemeinschaft mit Avoila (bei dem jetzigen Ceuta) auf der afrik. Küste bildete er die sog. Herculessäulen. Als 711 die Araber bei ihrem Einbruch in Spanien an dieser Stelle (28. April) landeten, gründete Tarik, der Feldherr des Kalifen Walid, zur Dedung des Übergangs seiner Völker aus Africa hier ein festes Kastell und nannte dies und den Berg nach ihm Gchl (Dschchl) al Tarik (Berg des Tarik). Zwar gelang es dem König Ferdinand II. von Castilien, den Mauren die Festung 1302 zu entreißen, doch schon 1333 eroberten sie dieselbe aufs neue, bis sie ihnen unter Heinrich IV. durch Guzman, Herzog von Medina-Sidonia, 1462 auf immer entrisen wurde. Hierauf kam G. zunächst an die Krone von Castilien und Leon. Karl V. ließ die alamaurischen Festungswerke durch den berühmten Ingenieur Spedel aus Straßburg nach den Grundrissen der europ. Befestigungskunst umändern. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde die Festung den Spaniern durch die Engländer entrisen. Eine engl. Flotte unter Admiral Roof, die 21. Juli 1704 in den Gewässern von G. erschien, landete ein kleines, aber tapferes Korps von ungefähr 1800 engl. und holländ. Krieger, das bereits 4. Aug. unter Anführung des kaiserl. Feldmarschalllieutenants Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt die Festung durch einen überraschenden Streich nahm. König Philipp V. ließ zwar hierauf G., um es wieder zu erobern, vom 12. Okt. 1704 an mit 10000 Mann von der Landseite angreifen, während der Admiral Poyez dasselbe zugleich mit 24 Schiffen an der Seeseite einschloß. Allein das Unternehmen wurde teils durch die Batterien des Plazes, teils durch die Hilfeleistung der engl.-holländ. Flotte vereitelt. Auch die Wiederholung des Versuchs 1705 hatte nur die Folge, daß der Admiral Pontis im Hafen von G. selbst eine Niederlage erlitt. Im Utrechter Frieden wurde hierauf durch Separatvertrag vom 13. Juli 1714 der Besitz G.s den Engländern bestätigt. Seitdem that England alles, um G., das Bollwerk seines Handels auf dem Mittelmeere, unüberwindlich zu machen. Mit der Furchtbarkeit des Plazes

stieg jedoch auch wieder das Interesse Spaniens, und so begann 7. März 1727 eine neue Belagerung, welche durch die Ankunft des engl. Admirals Bager mit 11 Kriegsschiffen ebenfalls einen unglücklichen Ausgang nahm. Spanien mußte im Vertrage von Sevilla 1729 allen Ansprüchen entsagen, begann jedoch 1779 aufs neue, G. zu Wasser und zu Lande einzuschließen. Der engl. Admiral Rodney führte aber der bedrohten Festung Verstärkung und Munition zu, und die Besatzung machte 27. Nov. 1781 unter des Generals Elliot und des Generals Ross Anführung einen siegreichen Ausfall nach der Landseite hin. Der Plan der Spanier, durch schwimmende Batterien von der See-seite aus die Festung zu erobern, scheiterte an Lord Eliots geschickten Gegenmaßregeln (13. Sept. 1782). Der Friede von 1783 sicherte endlich den Engländern die Festung abermals. Seitdem wurde G. in allen engl.-spanischen und franz.-span.-engl. Kriegen nur von der Landseite eingeschlossen. Die Geschichte G.s behandelten in neuerer Zeit Monters (Ladj 1860) und Lubins (Sevilla 1863). Vgl. auch Gilbar, «Gibraltar» (Gibr. 1882).

Gibson (John), engl. Bildhauer, geb. 1791 zu Goffin bei Conway im nördl. Wales, wurde in Liverpool erzogen, kam dann auf die Akademie nach London und 1817 nach Rom, wo er unter Canova studierte und sich für immer niederließ. Sein künstlerischer Entwicklungsgang zeigte ihn anfänglich als getreuen Schüler des genannten Meisters, dessen anmutige Weichheit er sich ganz zu eigen machte. Nach und nach gewann jedoch die Antike Gewalt über ihn, und besonders nach seinem weitem Studium bei Thorwaldsen schwang er sich zu größerer Strenge und gründlicherer Durchbildung der Formen auf, blieb aber doch immer mehr genrehast und gracios, als großartig und tief. Sein erstes Werk von Wichtigkeit ist eine Nymphe, welche sich die Sandalen löst (1833). Ihr folgte eine Gruppe der von Zephyren getragenen Psyche, welche er 1827 für den Herzog von Leuchtenberg fertigte und dann, wie mehrere andere seiner Werke, einigemal wiederholte. Für ein Grabmal in der Kirche des heil. Nikolaus in seiner Vaterstadt fertigte er 1840 ein Basrelief, das einen Schubengel darstellt, welcher einen Wanderer, der schon im Mannesalter steht, auf dem gefährvollen Wege des Lebens führt. Für Lord Townshend führte er eine Aurora aus, wie sie eben aus den Meereswellen tritt, den Tag zu verklären. Für den Marquis von Westminster lieferte er eine verwundete Amazone. Zweimal arbeitete er eine Statue des Ministers Huskisson; die zuletzt vollendete für den Kirchhof zu Liverpool zeigt gegen die erstere einen bedeutenden Fortschritt. Ein gründliches Naturstudium herrscht in der Gruppe eines Wägers mit seinem Hunde, welche überhaupt in der Ausführung den durchgebildeten Künstler erkennen läßt. Noch ist zu nennen ein Marcif, der, mit untergeklagenem Bein auf den linken Arm gestützt, nach einem Spiegelbilde in der Quelle niederblickt. In London, wo G. 1845 auf kurze Zeit war, modellirte er das Bildnis der Königin nach der Natur zu einer Statue für Windsor, die als Gegenstand zu dem Standbilde des Prinzen Albert von Emil Wolff dienen sollte. Die Figur ist, wie überhaupt antikt angefaßt, auch in der Gewandung und den königl. Attributen in antiker Weise gemalt. Auch wurde er mit der Ausführung der Bildsäule Sir Robert Peels, welche auf Beschluß des Unterhauses in der

Westminster-Abtei errichtet ward, sowie der Statue George Stephensons (1851) beauftragt. Großes Aufsehen erregte sein Venus (1854), ein Meisterstück der Technik, in welchem aber die konsequente Anwendung der Farbe vielfaches Bedenken hervorrief. Eine schöne Sammlung von Gipsabgüssen der besten Arbeiten G.s befindet sich im Krystallpalast zu Sydenham. G. starb 27. Jan. 1866 zu Rom. Vgl. Lady Castlere, «Life of John G.» (Lond. 1869).

Gibson (Thomas Milner), engl. Staatsmann, geb. 1807 in Trinidad als Sohn eines Majors in der brit. Armee, studierte in Cambridge und trat 1837, von den Konservativen von Ipswich gewählt, ins Parlament, legte aber 1839 sein Mandat nieder, da seine Anschauungen mit denen der Konservativen nicht übereinstimmten. Er nahm nun lebhaft teil an der Bewegung, welche die Abschaffung der Steuern auf Nahrungsmittel zum Zweck hatte, und zählte bald zu den populärsten Rednern der Anti-Corn-Law-League. Bei den allgemeinen Wahlen von 1841 als Kandidat für Manchester aufgestellt, besiegte er nach einem hartnäckigen Kampfe seinen Gegner George Murray. An Cobdens Seite tritt nun G. in den vordersten Reihen der Freihändler, bis die Aufhebung der Kornzölle 1846 durchgeführt wurde. Als hierauf Lord John Russell ein Ministerium bildete, das sich die weitere Entwicklung der nunmehr angenommenen handelspolit. Grundsätze zur Aufgabe machte, wurde G. zum Vizepräsidenten des Handelsamts ernannt. In kurzer Zeit machten sich jedoch polit. Differenzen mit seinen Kollegen bemerklich. In Manchester, welches G. 1847 abermals zum Vertreter erwählt hatte, erregte die Laueheit der Minister in der Durchführung von finanziellen Verbesserungen und ihr Widerstand gegen Wahlreformen großes Mißfallen; G. legte daher im Mai 1848 sein Amt nieder. Er stimmte seitdem im Unterhause mit den Radikalen und setzte im Juli 1852 trotz der Anstrengungen der Konservativen zum dritten mal seine Wahl in Manchester durch. Seine Mißbilligung des russ. Kriegs und sein Votum gegen Palmerston in der chinef. Frage hatten jedoch zur Folge, daß er bei den Neuwahlen von 1857 in der Minorität blieb. Nach wenigen Wochen kam er indeß für Weston wieder ins Parlament und brachte durch die von ihm beantragte Verwerfung der von der Regierung vorgelegten Konspirationssbill das Ministerium Palmerston 19. Febr. 1858 zu Fall. Als Lord Palmerston im Juni 1859 von neuem mit dem Versprechen liberaler Maßregeln an das Staatsruder trat, nahm G. im Einverständnis mit seinen Freunden die vorher für Cobden bestimmte und von diesem abgelehnte Stellung des Präsidenten des Handelsamts an. Seitdem beteiligte er sich namentlich an dem Abschluß der Handelsverträge mit Frankreich und andern Staaten und gehörte zu der Fraktion im Ministerium, die sich der Verwicklung Englands in den Amerikanischen Krieg entschieden widersetzte. Er blieb Handelsminister bis zum Sturze des Ministeriums Russell 1866. Bei den allgemeinen Neuwahlen 1868 entsagte er auch der Vertretung Westons und nahm seitdem keinen Anteil mehr an den öffentlichen Angelegenheiten.

Gibson (William Sidney), engl. Schriftsteller, geb. 1815 in Fulham bei London, betrat die advocatorische Laufbahn, praktizierte eine Zeit lang in Lincoln's Inn und wurde dann zu dem Posten des Registrators in dem Fallitengericht in Newcastle

on Tyne ernannt. Als Schriftsteller hat er sich durch verschiedene Werke, besonders auf dem Gebiete der engl. Archäologie und Geschichte, bekannt gemacht. Unter denselben verdienen Erwähnung: *«The prize essay on the history and antiquities of Highgate»* (1842), *«History of the monastery founded at Tynemouth»* (2 Bde., 1846—47; 2. Aufl. 1871), *«Remarks on the mediæval writers of English history»* (1848), *«Notices of some remarkable Northumbrian castles and churches»* (1848, 2. Aufl. 1854), *«Dilston Hall, or Memoirs of J. Radcliffe, Earl of Derwentwater»* (1850), *«Memoirs of Northumberland, its scenery, monuments»* (1860) sowie *«An historical memoir of Northumberland»* (1862). Auch erschien von ihm *«The certainties of geology»* (1840), *«The marvels of the globe, two lectures on the structure and physical aspects of the earth»* (1856), *«A letter to the Lord Chancellor on the amendment of the law of bankruptcy»* (1848) und *«A brief memoir of Lord Lyndhurst»* (1866, 2. Aufl. 1869).

Gibus (fr.), Klapp-Cylinderhut, benannt nach einem Hutmacher G.

Gicht oder **Ripperlein** (Arthritis urica), eine Allgemeinkrankheit, welche sich hauptsächlich durch schmerzhafteste Affektion der Gelenke auspricht und auf der Ablagerung harnsaurer Salze in den Gelenkknorpeln und den umgebenden Weichteilen beruht. Sie geht von einem krankhaften Zustande der Verdauungswerkzeuge aus und wird sowohl durch die naturwidrige Lebensweise der höhern Stände und durch Übermaß in sinnlichen Genüssen bei zu geringer Körperanstrengung, wie durch die Entbehrungen, welche die Armut auferlegt, und gleichzeitigen Einfluß des Witterungs- und Temperaturwechsels herbeigeführt. Das Alter von 30. bis zum 60. Jahre, das männliche Geschlecht und starke, kräftige Konstitutionen sind am meisten dazu disponiert; oft ist erbliche Anlage nachzuweisen.

Die G. hat eine akute und chronische Form. Die akute Gicht beginnt mit überaus heftigen bohrenden oder stechenden Schmerzen in einem Gelenk, gewöhnlich zuerst im Gelenk der großen Zehe (daher auch Podagra genannt), welches mit den Zeichen der Entzündung anschwillt, dunkelrot, heiß und glänzend gespannt erscheint. Die Schmerzen wiederholen sich in kurzen Zwischenräumen, erst stärker, dann schwächer und hören endlich ganz auf. Denselben Verlauf haben das den Anfall begleitende Fieber und die Verdauungsbeschwerden, die meist dem Anfall schon vorausgehen, und in Zeit von einigen Wochen ist die Krankheit zu Ende. Dabei findet sich in dem Blut der Kranken die Menge der Harnsäure beträchtlich vermehrt, weshalb man gewöhnlich die G. als den Folgezustand einer eigentümlichen Blutentmischung, der sog. harnsauren Dyskrasie, betrachtet. Die chronische, irreguläre oder atonische Gicht besteht darin, daß diese Anfälle mehrere, oft viele Jahre hintereinander besonders im Frühjahr und Herbst wiederkehren, gewöhnlich mit geringen Schmerzen und ohne Fieber, aber länger andauernd. Die sog. *verslarrte Gicht* ist derselbe Krankheitszustand, spricht sich aber nicht in den Knochen, sondern in andern Körperteilen durch Verdauungsbeschwerden, Hautausschläge u. s. w. aus. Gewöhnlich befällt die G. die kleinern Gelenke, die Zehen, Finger, das Knie u. s. w., bei unregelmäßigem Verlaufe jedoch auch die Kopfknochen, das Rückgrat und die Kreuz-

gegen; auch zieht sie von einer Stelle zur andern. Die chronische G. hat oft Ablagerungen fester, hauptsächlich aus harnsauren Salzen bestehender Massen zur Folge entweder in den Gelenken (die sog. Gichtknoten), oder äußerlich an den Knochen und den Dornknorpeln, oder in innern Teilen, dem Herzen, den Häuten der größern Gefäße, zuweilen auch Nieren- oder Blasensteine. Bisweilen bricht die entzündete Haut über einem gichtischen Gelenk auf, und es bildet sich so ein Gichtgeschwür, aus welchem sich mehr oder minder reichlicher, mit weißen mörtelartigen Massen vermischter Eiter entleert.

Bei der Behandlung der G. muß der Arzt hauptsächlich dieselbe vom Rheumatismus (s. d.) zu unterscheiden wissen und mehr die Verhütung weiterer Anfälle, denen am besten durch zweckmäßige, strenge Diät und angemessene körperliche Bewegung vorgebeugt wird, berücksichtigen, als etwa den Anfall, welcher eine Art Krisis bildet, durch starke entzündungswidrige Mittel in seinem Laufe hemmen wollen. Während des Anfalls selbst lagere man das erkrankte Glied mäßig erhöht, bestreiche das entzündete und geschwollene Gelenk reichlich mit einem milden Fett oder Öl und umwickele es mit gewärmter Watte, Flanell oder Berg; dabei genieße der Kranke nur eine schmale stickstoffarme Kost (am besten Wasseruppen, Gemüse, getrocknetes Obst), trinke viel Selters- oder Sodawasser und Sorge durch Klystiere oder milde Abführmittel für regelmäßige Stuhlentleerung; bei großer Schmerzhaftigkeit und Schlaflosigkeit ist das Morphinum oft nicht zu entbehren. Die eigentliche Kur muß erst nach vollendetem Anfall beginnen, und hierzu ist besonders der Gebrauch einiger Mineralbäder, namentlich der Schwefel- und alkalischen Quellen zu Aachen, Leptiz, Wiesbaden, Gastein, Wildbad, auch der Sol- und Dampfbäder zu empfehlen. Jedoch gelingt es selten, die Krankheit vollkommen zu heben, da, wie schon die Erblichkeit derselben zeigt, ihr eigentlicher Keim sehr tief im Körper wurzelt. Ohne eine gründliche und dauernde Änderung seiner Lebensweise kann der Kranke nicht hoffen, von weiteren Gichtanfällen verschont zu bleiben; eine einfache und mäßige Diät, besonders große Mäßigkeit im Genuß stickstoffreicher und fetter Nahrungsmittel (Fleisch, Eier, Käse) und alkoholreicher Getränke, fleißiges Wassertrinken, angemessene körperliche Bewegung im Freien und bei kräftigem Atmen sind hierzu ganz unerlässlich erforderlich. Gegen die zurückbleibende Gelenksteifigkeit erweist sich die methodische Anwendung der Massage (s. d.) nützlich. Unter fliegender Gicht wird eine akute Form des Rheumatismus verstanden. (S. Gelenkrheumatismus.)

Gicht (in der Hüttenkunde), die zum Aufgeben der Beschickung bestimmte Öffnung eines Schacht-ofens. Der um diese befindliche Raum wird *Gichtgalerie* genannt. (Vgl. Eisenerzeugung, Bd. V, S. 896.) — Auch heißt G. der abgemessene oder abgewogene Teil der Beschickung, welcher um den Ofenschacht vollzubalten aufgegeben wird und sich in seiner Größe nach dem Ofengange richtet.

Gichtaufzug (fr. monte-charge, engl. lift), bei der Eisenerzeugung ein Aufzug, mittels dessen Erze, Zuschläge und Coals zur Gicht hinaufbefördert werden. Über die Konstruktion desselben s. Hebeapparate.

Gichtbeere, s. unter Johannisbeere.

Sichtel (Joh. Georg), ein Mystiker, geb. zu Regensburg 14. März 1638, studierte auf der Universität Straßburg zuerst Theologie, dann die Rechte und wirkte zuerst in Speier, dann seit 1664 in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt. Von Jugend auf schwärmerischen Gemüths und bald, wie er meinte, des unmittelbaren Verkehrs mit der überfinnlichen Welt in Träumen und Visionen gewürdigt, wurde er zuerst durch einen Baron Wels, der sich mit dem Plane einer durchgreifenden Reform der prot. Kirche trug, auf den «Schaden Josephs» im Luthertume aufmerksam gemacht, und bemühte sich seitdem, in enger Verbindung mit Wels die projektierte «christenbauliche Jesuogesellschaft» ins Leben zu rufen. Bei seinen zu diesem Zwecke unternommenen Reisen kam er mit verschiedenen andern Schwärmern in Verührung und geriet in immer größeren Zwiespalt mit der luth. Geistlichkeit. Nach seiner Rückkehr nach Regensburg als Wiedertäufer angeklagt, wurde er zur gefänglichen Haft gebracht, der Advokatur, seines Vermögens und des Bürgerrechts für verlustig erklärt und aus der Stadt verwiesen. Nach vorübergehendem Aufenthalte in Bernsbach im Badiſchen und in Wien begab er sich 1666 nach Zwoß in Holland und, auch von hier wegen seiner Verbindung mit dem Schwärmer Breckling ausgewiesen, 1668 nach Amsterdam, wo er in dürftigen Umständen 21. Jan. 1710 starb.

In Amsterdam war S. mit den Schriften Jakob Bohmes bekannt geworden, die er zuerst vollständig (10 Bde., Amst. 1682) herausgab. Seine eigene Lehre ist nur eine praktische Weiterbildung der böhmischen Theosophie. Eigentümlich aber ist für S. besonders neben seinem Kampfe gegen die tote Orthodorie und das veräußerlichte Kirchenthum seine schwärmerische Lehre vom Melchisedischen Priestertum, vermöge deren er sich und andern «Erleuchteten» die Kraft zuschrieb, in Nachahmung des stellvertretenden Leidens Christi Seelen aus der Verdammnis zu erlösen. Auch sein Abscheu gegen die Ehe, seine Geringschätzung theol. Wissenschaft und seine Forderung freiwilliger Armut beweisen die praktisch-asketische Richtung, welche die böhmische Mystik durch ihn genommen hat. Seine Anhänger, Sichtelianer oder Engelsbrüder genannt, weil sie durch Enthaltung von der Ehe und Weltlust, durch Kontemplation und andere Mittel den Engeln gleich zu werden dachten, haben sich, obschon nicht zahlreich, in Amsterdam und Leiden, sowie hier und da in Deutschland bis in die Neuzeit erhalten. Von S.s «Briefen» wurden ohne sein Wissen durch Gottfr. Arnold 1701 zwei Bände und 1708 noch drei Bände in Druck gegeben; dann erschien die ganze Sammlung unter dem Titel «Theosophia practica» (6 Bde., Leid. 1722). Vgl. Heinke, «S.s Lebenslauf und Lehren» (1732), Herleß in der «Evangel. Kirchengzeitung» (1831), Spius in Ersch und Grubers «Allgemeiner Encyclopädie» (Sect. 1, Bd. 66, Sp. 1857).

Sichtel (Kinkerkrankheit), s. Eklampsie.

Sichtgase, die aus der Sicht (s. d.) eines Schachtfens entweichenden Gase, deren Zusammensetzung und Temperatur von der Art des verwendeten Brennmaterials und dem Ofengange abhängig ist. Sie bestehen aus einem Gemenge von brennbaren Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoff, Wasserstoff) und unbrennbaren Gasen (Kohlensäure, Stickstoff). Zur **Anbahnung** der durch die S. verloren gehenden

Wärme werden diese auf verschiedene Weise benutzt, z. B. zum Winderhizen, zum Kalkbrennen, zum Heizen von Dampfmaschinen, indem man die S. an der Sicht abfängt (Sichtgassfang), weiter leitet und erst dort zur Verbrennung gelangen läßt, wo ihre Verbrennungswärme ausgenutzt werden soll. (Vgl. Eisenerzeugung, Bd. V, S. 896.)

Sichtgeschwür, s. unter Sicht.

Sichtknoten, s. unter Sicht.

Sichtmittel (von Laville in Paris), s. unter Geheimmittel, Bd. VII, S. 659^a.

Sichtpapier (Charta resinosa s. antirheumatica), ein mit Schiffspech, Terpentinen und Kolophonium getränktes Papier, welches zum Einhüllen gichttranker Glieder benutzt wird. Das sog. Hamburger Sichtpapier enthält außerdem noch Kantharidenpulver, Tolu balsam, Elemi und Perubalsam. [mittel, Bd. VII, S. 659^a.

Sichtpulver (von Bundram), s. u. Geheimmittel.

Sichtrose, s. Pönie.

Sichtträbe, s. Bryonia.

Sichtschwamm, schwammige Ansätze (Osenbrüche), welche sich namentlich bei Verarbeitung von zinkhaltigen Blei- und Eisenerzen über Schachtöfen in der Nähe der Sicht bilden und, weil meist sehr zinkoxydreich, zur Zink- und Zinksäuregewinnung verwendet werden.

Sichtstaub, s. Flugstaub.

Sichttaft, eine Art Wachs taft, der zum Einhüllen gicht- und rheumatischer Körpertheile dient und durch Anregung der Hautthätigkeit eine ableitende Wirkung entfaltet.

Sichtwatte (von Battison), s. unter Geheimmittel, Bd. VII, S. 659^a.

Sichtelhahn, Ridelhahn oder Ritelhahn, einer der höchsten Berge des Thüringerwaldes im Großherzogtum Sachſen-Weimar, südwestlich bei Jena, 862 m hoch, mit einem 24 m hohen, 1854 erbauten Aussichtsturm. Das unweit nordwestlich des Gipfels gelegene alte Jagdhäuschen, in welchem Goethe oft verweilte und 7. Sept. 1783 an die Holzwand mit Bleistift sein Lied «Über allen Gipfeln ist Ruh» schrieb, brannte im Aug. 1870 nieder, wurde aber im Aug. 1874 in der alten Form wiederhergestellt und auch das Lied photographisch autographisch wieder an der früheren Stelle angebracht.

Siddah, Dschiddah, ein älteres kleines Getreidemaß in einigen Orten des brit. Ostindien. In Rajulipatam ist das S. = 14 1/2 Centiliter; im Norden von Mysore hält das S. an Gewicht 84 Madras-Rupien oder jetzige Britisch-Ostindische Kompagnie-Rupien Schwere, d. i. 979,76 g.

Side (Théophile), franz. Maler, geb. 15. März 1822 zu Paris, war Schüler von Paul Delaroche und Léon Cogniet. Er widmete sich hauptsächlich der Genremalerei, lieferte aber auch histor. Gemälde. Hervorzuheben sind: Die Verurteilung Cinq-Mars' (1855), Erweckung des Jünglings von Nain (1857), neapolitan. Sänger (1864), studierende Mönche (1865), die Schachpartie (1865), Karl IX. unterschreibt den Befehl zur Ermordung der Hugenotten (1876) u. s. w.

Sibel (Charles Antoine), franz. litterarhistoriker, geb. 5. März 1827 zu Gannat im Depart. Allier, besuchte das Gymnasium seiner Geburtsstadt, war nach Erlangung der akademischen Grade als Lehrer an verschiedenen Lyceen thätig und ging 1860 nach Paris. Hier war er seit 1872 Direktor des Gymnasiums Henri IV. und seit 1878 des Gymnasiums

Louis-le-Grand. Er veröffentlichte: «Étude sur Saint-Evremond» (1866), «Discours sur Jean Jacques Rousseau» (1868), «Études sur la littérature grecque moderne» (2 Bde., 1866—78), «Histoire de la littérature française» (1874) u. s. w.

Gibeon, israel. Held aus der Periode der sog. Richter, war der Sohn des Joas aus der Familie Abieser, ein Manassit, und wohnte zu Ophra jenseit des Jordans, als er angeblich durch einen Engel den Auftrag erhielt, Israel von dem Drude der Midianiter zu befreien. Bevor er dies that, soll er den Baalkultus in seiner Familie ausgerottet und sich dadurch den Namen Jerub-Baal, d. i. Baalskämpfer, erworben haben. Als nun midianit. Horden in die Ebene Esdrelon einfielen, sammelte G. ein Heer, aus dem er jedoch viele Furchtsame entlassen mußte, und überrumpelte das feindliche Lager durch List. Dieser und ein zweiter Sieg bei Karlor sicherten den Israeliten eine 40jährige Ruhe und brachten G. in solches Ansehen, daß man ihn zum König erheben wollte. Er starb zu Ophra und hinterließ 70 Söhne, unter diesen den Bruder-mörder Abimelech.

Gibh, Dorf im franz. Depart. Loiret unweit der großen Straße von Orléans nach Chartres, wurde während des Deutsch-Französischen Krieges geschichtlich namhaft durch den blutigen Kampf des am 4. Dez. 1870 gegen Orléans vordringenden preussischen 9. Armeekorps gegen die abziehende franz. Loirearmee.

Gieb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Giebel (Christian Gottfr. Andr.).

Giebel (frz. fronton) heißt zunächst die senkrechte Begrenzung eines Dachraums bei Pult- und Satteldächern, dann aber auch, als Abkürzung für Giebelmauer und Giebelwand, die das Gebäude an der schmalen Seite abschließende Wand samt dem darüber befindlichen Dachgiebel. Je nachdem das Dach sattel- oder pultförmig, hoch oder niedrig ist, den G. überragt oder von demselben überragt wird (überdeckter und freier G.), bekommt der G. eine verschiedene Form, ist jedoch meistens ein Dreieck und kommt in allen nur möglichen Arten desselben vor. Nur ausnahmsweise, wenn der Durchschnitt des Dachs bogenförmig ist, kommt wol auch ein G. vor, dessen obere Abgrenzung Bogenform hat. Der speziell Fronton genannte Stirn-G. wird gewöhnlich auf allen drei Seiten von Gesimsen umrahmt. In der klassischen Architektur des Altertums war er, dem flachen Marmordach des Tempels entsprechend, stets ein oben stumpfwinkliges, gleichschenkeliges Dreieck, dessen Grundlinie zur Höhe in einem bestimmten Verhältnis steht. Das Giebelfeld (Tympanon), d. h. der Raum zwischen den begrenzenden Gesimsen, wurde bei größern Tempeln oft mit Statuengruppen, deren einige, z. B. vom Tempel zu Agina, vom Parthenon zu Athen, vom Zeus Tempel zu Olympia u. s. w., in Nischen noch erhalten sind, bei kleinern Gebäuden mit Reliefs geschmückt. Die Darstellungen waren stets mit direktem Bezug auf den Tempel gewählt. Eine besondere Zierde der antiken Tempelgiebel sind die an den untern Enden und der Spitze befindlichen Akroterien, Aufsätze in Form von Palmetten oder Figuren, welche ein ästhetisches Gegengewicht gegen die schiebende Wirkung der schrägen Seiten bilden. Im spätern röm. Altertum und im Zeitalter der Renaissance hatte der G. seine konstruktive und symbolische Bedeutung ver-

loren und wurde oft eine sinnlose architektonische Dekoration, erhielt in der Barockzeit Voluten und andere geschwungene Linien und wurde oft sogar in der Mitte durchbrochen, die Rinde aber durch Büsten, Vasen auf Postamenten u. s. w. ausgefüllt. Im Mittelalter wurde Dach und G., letzterer gewöhnlich nach der Straße gerichtet, sehr hoch und meist als gleichseitiges Dreieck oder noch später gebildet. Der G. ist dann nicht mehr von Gesimsen umschlossen, sondern in freier Weise als ganz selbständiges architektonisch ausgebildet. Im Zeitalter der Gotik wurde er mit Abstreppungen, Zinnen, Maßwerk, Türmchen u. s. w., im Zeitalter der Renaissance mit mehreren Pfeilerstellungen und Gebälken übereinander, Fenstern, Nischen, Reliefs, an den Mändern mit Voluten, Obelisken, Statuen, Büsten u. s. w. geschmückt. Er erhebt sich dann bisweilen weit über die Dachlinien hinaus. In diesem Falle hieß er in alter Zeit Schild. Im 15. und 16. Jahrh. bildet er oft den wesentlichsten Schmuck der die schmale Seite des Hauses nach der Straße lehrenden Fassade (Ziergiebel). Besonders schöne Beispiele von got. und Renaissancegiebeln finden sich in Brandenburg, Danzig, Nürnberg u. a. O.

Giebel (Christoph Gottfr. Andr.), namhafter Zoolog und Paläontolog, geb. 18. Sept. 1820 zu Queblinburg, besuchte das dortige Gymnasium und studierte seit 1841 Mathematik und Naturwissenschaften zu Halle. Hier habilitierte er sich später und las anfangs über Paläontologie, Geognosie und Mineralogie, dann aber auch über Zoologie, vergleichende Anatomie und allgemeine Naturgeschichte. Im J. 1858 erfolgte seine Ernennung zum außerord. und 1861 zum ord. Professor der Zoologie und Direktor des zoolog. Museums in Halle. Er starb daselbst 14. Nov. 1881. Unter seinen zahlreichen Schriften sind besonders hervorzuheben: die «Paläozoologie» (Merseb. 1846), umgearbeitet in die «Allgemeine Paläontologie» (Lpz. 1852), die unvollendet gebliebene «Fauna der Bormwelt» (Bd. 1, Abteil. 3, Lpz. 1847—48; Bd. 2, Abteil. 1, 1856; Bd. 3, Abteil. 1, 1856), die «Oöontographie» (Lpz. 1854, mit 52 Tafeln), «Die Säugetiere» (Lpz. 1853—55) und in neuer, zu Bronns «Massen und Ordnungen des Tierreichs» gehöriger Bearbeitung (Lpz. 1874 fg.) die erste Monographie der «Insecta epizoa» (Lpz. 1874, mit 20 Tafeln), «Gaeta excursoria germanica» (Lpz. 1848), «Lehrbuch der Zoologie» (Darmst. 1857; 5. Aufl. 1872), «Rosmos für das Volk» (Lpz. 1849), «Lagesfragen aus der Naturgeschichte» (Berl. 1858), «Naturgeschichte des Tierreichs» (5 Bde., Lpz. 1858—63), «Der Mensch» (Lpz. 1868), «Vogelschutzbuch» (4. Aufl., Berl. 1877), «Landwirtschaftliche Zoologie» (Hog. 1868; neue Aufl. 1873) und «Thesaurus Ornithologiae» (3 Bde., Lpz. 1872—77). Den von G. 1847 zu Halle ins Leben gerufenen naturwissenschaftlichen Verein erweiterte er 1853 zu einem sächsl.-thüring. Verein für Naturwissenschaften.

Giebelfeld, s. unter Giebel.

Giebichenstein, Dorf an der Saale, im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, im Saalkreise, unmittelbar nördlich bei Halle gelegen, Centrum einer der größten preuß. Domänen, zählt (1880) 8020 E., hat eine Strafanstalt, Esengießerei und Maschinensfabrik, Drahtseil-, Kettenfabrik, Baumwollspinnerei und Bierbrauerei und ist durch seine reizende Lage, besonders aber historisch merkwürdig wegen der Ruinen des alten

Doppelschloß gleichen Namens. Das obere Schloß, die alte Festung, ist ursprünglich Reichsschloß, urkundlich zuerst 961 unter Kaiser Otto I. erwähnt. Otto schenkte G. 965 nebst dem ganzen Bezirk um Halle der Kirche zu Magdeburg, und seitdem entfiel am Fuße der Burg die feste Residenz der Erzbischöfe. Seit Kaiser Heinrich II., der seit 1013—14 hier zuerst lombard. Große internierte, diente das obere Schloß wegen seiner festen und isolierten Lage als Staatsgefängnis, in welchem unter andern noch unter ihm Heinrich von Österreich, später Herzog Ernst von Schwaben (1027—29) und Herzog Gottfried von Lothringen (1044—46) festgehalten wurden. Salt des angeblich unter Heinrich IV. hier ebenfalls in strenger Haft gehaltenen Landgrafen Ludwigs II. von Thüringen ständiger Befreiungssprung in die Saale immer nur als eine Sage, so wird jetzt selbst die Thatsache seiner Gefangenschaft aus chronolog. Gründen stark bezweifelt. Die Burg wurde 1442 neu befestigt und war bis 1467 gewöhnliche Residenz und Kanzlei der Erzbischöfe von Magdeburg, bis diese mit Ende desselben Jahrhunderts die Moriburg in Halle anlegen konnten. Im 16. Jahrh. versiel sie immer mehr, 1572 wurde sie durch Wetterfchaden und Brand verheert. Im Dreißigjährigen Kriege zerstörten sie 1636 die Schweden unter Baner vollständig. Für die Erhaltung der noch immer bedeutenden Ruinen sorgt die preuß. Regierung, die 1844 die den Einsturz drohenden Mauern untermauern ließ. Der vorhandene Turm gehört zum Teil der neuern Zeit an. Das hier 29. Juli 1846 eröffnete Solbad Wittelin wird von Kurgästen und als Bergnugungsort jährlich besucht. Vgl. Henkel, «Chronik von G.» (Halle 1818); Gräfe, «Solbad und Salzbrunnen Wittelin bei G.» (Halle 1849); Hagen, «Die Stadt Halle» (2 Bde., Halle 1867); Walbener, «G., Wittelin, Cröllwitz» (Halle 1874).

Gieboldehausen, Flecken in der preuß. Provinz Hannover, Landdrohei Silbesheim, Kreis Osterode am Harz, 16 km südlich von Osterode, an der rechts zur Leine fließenden Rhume, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Messelweberei und zählt (1880) 2107 G. Schon 946 befand sich hier eine Kirche; 1342 kam der Ort an Mainz.

Giech, ein altes fränk., ehemals reichsunmittelbares Geschlecht, das seine Wiege in der Umgebung Bambergs hat, 1125 zuerst urkundlich genannt wird und als erstes bleibendes Besitztum Ellern (jetzt Burgellern) bei Scheßlitz erwarb. Gegen 1350 teilte es sich in zwei Hauptlinien, von denen die ältere, zu Brunn, im 17. Jahrh. erlosch, während die jüngere (Ellern-Röttendorf) noch gegenwärtig blüht. Durch eine Erbtochter der 1564 im Mannesstamme erloschenen Förtichen zu Thurnau kam der Markt Thurnau mit andern bedeutenden Grundbesitz erst zur Hälfte, 1731 aber ganz an das Haus G., welches inzwischen 24. März 1695 in den Reichsgrafenstand erhoben worden war. Seit 1731 bildete nun Thurnau mit dem frühern Eigentum der Förtichen den eigentlichen Mittelpunkt des G.'schen Besitzes, an welchen sich das ältere Eigentum des Hauses, das sich im reichsritterschaftlichen Verbande befand, angeschlossen. Karl Gottfried, Graf von G., schloß 1723 das Erstgeburtsrecht in seinem Hause ein. Schon vorher (1699) hatte derselbe zur endlichen Beilegung hundertjähriger Frrungen und Streitigkeiten mit dem benachbarten fränk. Hause Brandenburg-Rulmbach einen Vergleich abgeschlossen, in

welchem den Grafen von G. von seiten Brandenburgs die Landeshoheitsrechte über die Herrschaft Thurnau zugesandt wurden. Als wirkliche Inhaber der Landeshoheit und als Landesherren verlangten sie hierauf 17. Sept. 1726 Siz und Stimme im fränk. Reichsgrafenkollegium. Jedoch entzog die Krone Preußen, weil jener Nezeß von 1699 mit Brandenburg-Rulmbach ohne Preußens Einwilligung abgeschlossen, dem Hause G. 1796 die Landeshoheit, gewährte demselben aber vermöge einer eigenen Staats- und Affekurationsakte vom 10. Nov. 1796 sehr wesentliche Rechte, Vorzüge und Einkünfte. Gleichwohl fuhr das fränk. Grafenkollegium bis zur Auflösung des Deutschen Reichs fort, den Grafen von G. als ein Kollegialmitglied zu betrachten.

Mit jenen durch die preuß. Staatsakte zugesandenen Privilegien ging das G.'sche Haus nicht nur 1806 an die franz. Landesadministration, sondern auch 1810 an die Krone Bayern über. Letztere anerkannte und ordnete die staatsrechtlichen Verhältnisse des Hauses in der Art, daß dasselbe in der Kammer der Reichsräte unter den Häuptern der ehemals reichsfürstlichen fürstl. und gräfl. Häuser seinen Siz einnimmt, seit 1831 das Präbikat «Erlauchts» genießt und als standesherrliche Familie alle die Rechte übt, welche ein Standesherr in Bayern nach den bestehenden verfassungsmäßigen Bestimmungen besitzen kann. Die Standesherrlichkeit des Hauses im Sinne des Art. 14 der deutschen Bundesakte wurde 9. April 1861 von Bayern ausdrücklich anerkannt. Chef des Hauses ist Graf Karl Gottfried von G., geb. 15. Sept. 1847, der Sohn des Grafen Franz Friedrich Karl von G. (geb. 29. Okt. 1795, gest. 2. Febr. 1863). Letzterer war erst Regierungsrat, dann Regierungsdirektor in Würzburg, bis er 1838 als Regierungspräsident von Mittelfranken nach Nürnberg übersiedelte. Sein Austritt aus dem Staatsdienst (1840), dessen Motive er offen dem Könige in einer ohne sein Wissen im Druck erschienenen (Stuttg. 1840) Denkschrift darlegte, erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Noch gesteigert ward das Interesse, als er seine «Ansichten über Staats- und öffentliches Leben» (2. Aufl., Nürnb. 1843) herausgab. Als Protestant nahm er an dem Kniebeugungsstreite mit einigen Schriften thätigen Anteil. G. ward 1848 in das frankfurter Parlament gewählt. Seit dem Tode seines Bruders (1846), dem er im Besitz von Thurnau und der Würde eines erblichen Reichsrats folgte, beteiligte er sich an den wichtigsten Verhandlungen der bayr. Ersten Kammer. Daneben beschäftigte ihn die Verwaltung des Familienbesitzes und die Ordnung der staatsrechtlichen Verhältnisse seines Hauses. Das von ihm entworfene «Hausgesetz im Geschlechte der Grafen und Herren von G.» (1855) ist eine in ihrer Art bedeutende Arbeit.

Gien, Stadt im franz. Depart. Loiret, Hauptort eines Arrondissements, 154 km von Paris, rechts an der Loire, über welche hier eine Brücke von 12 Bogen führt, in 126 m Höhe und an der Linie Paris-Revers-Lyon der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, an welche hier die Orléansbahn nach Orléans anschließt, ist Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz und eines Friedensgerichts, hat ein 1494 von Anna von Beaujeu erbautes Schloß und zählt 6493 (als Gemeinde 7555) G., welche Fabriken in Fayence- und Töpferwaren, Gerbereien, Färbereien und Brau- und Weinbrennereien unterhalten und mit Holz, Kohlen,

Wolle und Getreide handeln. Im J. 1864 wurden hier die Substruktionen gallo-röm. Wäder entdeckt.

Giengen an der Brenz, Stadt im württemb. Jagstkreise, 10 km im SO. von der Oberamtsstadt Heidenheim, an der zur Donau gehenden Brenz, Station der Linie Aalen-Heidenheim-Ulm (Brenz-bahn) der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2900 E., welche Wollspinnerei, Lein-, Woll-, Tuch- und Baummollweberei, Bleicherei und Papierfabrikation treiben; dabei ist ein Wildbad. Ehemalig war G. eine freie Reichsstadt, welche 1802 an Württemberg kam. In der hier 19. Juli 1462 geschlagenen Schlacht wurde Markgraf Albrecht von Brandenburg durch die Bayern besiegt.

Gierke (Otto Friedrich), Lehrer des deutschen Rechts, geb. 11. Jan. 1841 zu Stettin, studierte 1857–60 in Heidelberg und Berlin die Rechte, trat dann in die Praxis, wurde 1865 Gerichtsassessor und habilitierte sich 1867 als Privatdocent des deutschen Rechts zu Berlin, wurde 1871 daselbst zum außerord. Professor ernannt und 1872 als ord. Professor der Rechte nach Breslau berufen. Sein bedeutendstes Werk ist „Das deutsche Genossenschaftsrecht“, Bb. 1: „Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft“; Bb. 2: „Geschichte des deutschen Körperschaftsbegriffs“; Bb. 3: „Die Staats- und Korporationslehre des Altertums und Mittelalters und ihre Aufnahme in Deutschland“ (Berl. 1868–81). Außerdem sind von seinen Schriften zu erwähnen: „Der Summ im deutschen Recht“ (Berl. 1871), „Johannes Althusius und die Entwicklung der naturrechtlichen Staatstheorien“ (Bresl. 1880). Ferner ist G. Herausgeber der „Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte“ (Bresl. 1878 fg., bis 1883 16 Bde.).

Giers (Nikolai Karlowitsch von), russ. Minister, geb. 9. Mai 1820, entstammt einer in Finnland angesehnen schwed. Familie. Er absolvierte das kaiserl. Lyceum in Jaroskoje-Selo und wurde nach seinem Eintritt in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten (1838) dem Departement für asiat. Angelegenheiten zugeteilt. Während des ungar. Feldzugs (1848–49) war G. dem russ. Hauptquartier des Generals Lüders als diplomatischer Funktionär attachiert. Bald nach Abschluß der ungar. Campaigne zum ersten Votschaftsrat in Konstantinopel ernannt, besand er sich während des Krimkriegs als Kanzleichef des Generalkommissars in der Wolbau-Walachei, 1857 in Bessarabien. Im J. 1868 ging G. als Generalkonsul nach Ägypten, Ende 1869 als Generalkonsul und diplomatischer Agent in die Donaufürstentümer und 1863 in der Eigenschaft als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Leheran, wo es ihm gelang, den bis dahin mächtig gewesenen engl. Einfluß vollständig zu überflügeln. Nach sechsjährigem Aufenthalt am Hofe des Schah ging G. als Gesandter nach der Schweiz, 1872 in gleicher Eigenschaft nach Stockholm, und wurde 1875 nach Petersburg berufen, wo er in der Eigenschaft als Vorgesetzter des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zunächst die schwierige Aufgabe erhielt, das russ. Konsularwesen neu zu gestalten. Später übernahm G. auch den Verkehr mit den Gesandtschaften. Die diplomatischen Streitigkeiten Rußlands wegen einiger Gebiete in Mittelasien wurden vorzugsweise von G. geführt. Im J. 1878 verhandelte er mit England wegen Afghanistan und 1881 wegen des Vorrückens gegen Persien; zugleich erlebte er nach

mehrfährigen Unterhandlungen den wegen des Kuldschagebietes entstandenen Konflikt mit China durch Abschluß des Vertrags vom 23. Febr. 1881. Nach der Thronbesteigung Alexanders III. richtete G. im Auftrage desselben, 16. März 1881, ein Rundschreiben an die Vertreter Rußlands bei den auswärtigen Regierungen, worin er die Politik des neuen Kaisers als eine vollkommen friedliche, der innern Entwicklung des Staates hauptsächlich gewidmete bezeichnete. Bei der Zusammenkunft, welche Kaiser Alexander III. mit Kaiser Wilhelm 9. Sept. 1881 in Danzig hatte, war G. anwesend und konferierte mit dem Fürsten Bismarck über die polit. und soziale Lage. Als der 84jährige Fürst Gortschakow von der Leitung des Ministeriums des Auswärtigen entbunden wurde, entstand die Frage, ob der intrigante, panslawistische Graf Ignatjew, Minister des Innern, oder der friebfertige G. dessen Nachfolger werden solle. Der Kaiser übertrug 9. April 1882 das Ministerium des Auswärtigen G., worin die öffentliche Meinung, namentlich des Auslandes, eine entschiedene Demonstration für den Frieden und gegen alle panslawistischen Kriegsgelüste erkannte. In diesem Sinne wirkte G. bei seinem Besuch bei dem Fürsten Bismarck in Wargin 17. Nov. 1882, bei seinem unmittelbar darauf folgenden Aufenthalt in Rom, wo es sich um Veranstaltung eines Ausgleichs in der Frage der Besetzung der poln. Bischofsstühle und anderer kirchennpolit. Dinge handelte, und bei seinem Besuch in Wien 24. Jan. 1883. In einem Rundschreiben vom 9. Juni 1883 sprach G. den kaiserl. Dank für die bei dem Krönungsfest kundgegebenen Sympathien des Auslandes aus, dieselben als ein neues Band der Eintracht und des Friedens bezeichnend. Auf einer Reise, welche G. im Nov. 1883 zum Besuche einer kranken Tochter nach Montreux unternahm, hatte er von neuem eine Zusammenkunft mit dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh; den Rückweg nahm G. im Jan. 1884 auf Wunsch des Kaisers Franz Joseph über Wien.

Gierisch, Pflanze, s. unter Aegopodium.

Giese (Christian Jos. van der), Dialektbichter, geb. 3. März 1803 zu Düren, gest. daselbst 3. Aug. 1850, verfaßte acht Lustspiele, zahlreiche Scherz- und andere Gedichte, fast sämtlich in dürener Mundart, und war auch Mitverfasser eines Wörterbuchs dieser Mundart. Seine „Gesammelten Werke“ gab Werners heraus (Bb. 1: „Gedichte“, Düren 1879; Bb. 2: „Dramatische Stücke“, Düren 1884).

Giesebrecht (Wilh. von), ausgezeichnete deutscher Geschichtschreiber, geb. 5. März 1814 zu Berlin, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster daselbst und studierte dann auf der Universität seiner Vaterstadt, wo ihn Ranke besonders für das Studium der Geschichte gewann. Kurz nach Vollendung seiner Universitätsstudien wurde er als ord. Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin angestellt, an welcher Anstalt er zuletzt mit dem Titel als Professor, 20 Jahre hindurch wirkte. G. widmete seine Muße histor. Forschungen, als deren Frucht unter anderem die Geschichte des Kaisers Otto II. in Rantes „Jahrbüchern des Deutschen Reichs“ (Berl. 1840) und die Herstellung der „Annales Altahenses“ (Berl. 1841), einer verloren gegangenen wichtigen Quellenchrift des 11. Jahrh., zur Veröffentlichung gelangten. Diese Arbeiten erregten die Aufmerksamkeit des Ministers Eichhorn, der ihm einen längern

Umland und die Mittel zu einer wissenschaftlichen Reise nach Italien (1843—46) gewährt. Die Ergebnisse dieser Reise fanden hauptsächlich ihre Verwertung in G. s. »Geschichte der deutschen Kaiserzeit« (Bd. 1—6, Braunschweig 1856—60, die 6. Aufl. des ersten Bandes 1881, die 4. Aufl. der Bde. 3—6 1875—77), seinem Hauptwerke, das wegen der Gründlichkeit der Quellenforschung, der geistvollen Charakteristiken und der meisterhaften Darstellung verdienten Beifall gefunden hat. Auch wurde ihm der große, von Friedrich Wilhelm IV. ausgeschriebene Preis für ausgezeichnete Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Geschichte von der Berliner Akademie zuerkannt. G. hatte 1857 die Professur der Geschichte zu Königsberg übernommen und folgte 1862 einem Rufe als Professor der Geschichte und Direktor des historischen Seminars an die Universität München, wo er auch nach Eobels Abgange die Geschäfte der Historischen Kommission übertrug. Durch Verleihung des Ordens der bayer. Krone wurde er 1865 in den Adelsstand erhoben, und 1872 zum kgl. Geheimrat ernannt. Als in demselben Jahre an oberster Spitze für Bayern eingerichtet wurde, berief der König G. zum Mitgliede und stellvertretenden Vorkommenden dieser neuen Behörde. Seit 1873 ist G. auch Sekretär der histor. Klasse der kgl. Akademie der Wissenschaften. Im J. 1874 übernahm er die Redaktion der großen, von Herren und Ulert begonnenen Sammlung der europ. Staatsgeschichte. Von seinen Schriften sind außer den bereits genannten zu erwähnen: »De litterarum studio apud Italos primis modis aevi aeneas« (Berl. 1845), die Übersetzung des Gregor von Tours (Berl. 1851, 2. Aufl. 1874), »De Gregorio VII. regno monacho« (Braunschweig 1856), »Deutsche Ketzerei« (Epp. 1871) und »Arnold von Brescia« (München 1873). Viele seiner Abhandlungen sind in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie und in einer Zeitschriftenreihe veröffentlicht.

G. s. Vater Karl G., geb. 9. Juni 1789 zu Mittenau, erst Gymnasialprofessor zu Bremen, seit 1812 am Wahren Kloster zu Berlin, geb. 30. Sept. 1839, gehörte zu den Vertretern der romantischen Schule. Als Lyriker hat er sich besonders durch mehrere Dramen, wie »Krimida« (1804), »Sertorius« (1807) u. s. w. bekannt gemacht — Ein Bruder desselben, Ludwig G., geb. 5. Juli 1799 zu Mittenau, seit 1816 Lehrer und Professor am Gymnasium zu Stettin, geb. zu Jänsch bei Stettin 18. März 1873, hat sich als Schulmann, Pädagoge und Gelehrter einen geachteten Namen geschaffen, er war der Vertreter Stettins in der hessisch-niederrheinischen Nationalversammlung von 1864. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »Alteutsche Geschichten« (3 Bde., Berl. 1843), »Gedichte« (2. Aufl., 2 Bde., Stettin 1867), die Zeitschrift »Domarus« (5 Bde., Stettin 1860—66), »Vgl. Zeitschrift« (Eubung G. als Dichter, Gelehrter und Schulmann) (Stettin 1875).

Wiesecke, verdiente Schriftgießer- und Buchdruckerfamilie in Leipzig. Der Name G. trat zuerst 1819 in die Öffentlichkeit, als Johann Gottfried Scheller (geb. 24. Juni 1786) und Christian Friedr. Giesecke (geb. 31. März 1790) eine Schriftgießerei unter der Firma J. G. Scheller & Giesecke errichteten, 1829 trat Scheller aus der Firma, welche G. allein fortführte. Die erste Gießmaschine wurde 1826 aufgestellt. Nach Christian Friedrich G. s. Ende

(19. Juli 1850) ging das Geschäft an die beiden Söhne Karl Wilhelm Ferdinand G. (geb. 7. April 1817) und Bernhard Adolph G. (geb. 23. Nov. 1826); aber welche daselbe mächtig hoben, die Zahl der Gießmaschinen wuchs auf 50 heran, 1870 wurde der Dampftrieb für dieselben eingeführt. Im J. 1876 übernahm der Sohn Bernhards, Georg G. (geb. 9. Febr. 1853), welcher in Amerika technische Kenntnisse gesammelt hatte, die technische Leitung und begann sofort dieselbe nach amer. System zu reformieren. In der Zeit von drei Jahren wurden 52 Gießmaschinen amer. Konstruktion in der eigenen Fabrik gebaut, für welche die Matrizen sämtlich neu hergestellt werden mußten. Die Anstalt besitzt 100 (neu) Matrizen, 15.500 Stahlstempel und eine Maschinenfabrik, welche alle Utensilien für Buchdrucker und Schriftgießer liefert. Die neuesten Produkte ihrer Thätigkeit werden in einem eigenen periodischen Organ »Typographische Mittheilungen«, veröffentlicht.

Friedrich G., geb. 9. April 1821, dritter Sohn des Mitbegründers der Schriftgießerei Scheller & Giesecke, lernte die Buchdrucker- und den Buchhandel bei H. Tauchnitz und verband sich, nachdem er sich auf Reisen ausgebildet hatte, 1. Juni 1852 mit Alfons Teopert, geb. 21. Jan. 1821, welcher die Buchdrucker- bei H. in Leipzig erlernt und sich in der Impremaria royalis in Venedig ausgebildet hatte. Die Firma Giesecke & Teopert erwarb sich bald durch ihre geschmackvollen Arbeiten einen guten Ruf und erweiterte sich, nachdem 1857 ein eigenes Gebäude für das Geschäft errichtet worden war zu einem Institut, welches alle graphischen Fächer vereinigt, es besitzt neben einem entsprechenden Material an Schriften, Steinen und Platten 26 Schnellpressen, 52 Handpressen, 56 Gießmaschinen und beschäftigt 400 Personen, auch eine Verlagsabteilung ist damit verbunden. Die hervorragenden Leistungen sind die Reproduktion von Lindendörffs »Codex Sinaiticus« und des »Vagyrus Oeder« in Lithographie, außerdem florirte die Abteilung für Wertpapiere eine bedeutende Anzahl solcher für Regierungen, Behörden und Aktieninstitute, die lithographische Abteilung topographische und geologische Spezialkarten für Sachsen, Posen, Belgien u. s. w. Nach Teoperts Tode (21. April 1874) übernahm Hermann G. das Geschäft anfangs allein, vom 1. Jan. 1879 führt er es mit seinem Bruder Dr. Bruno G., geb. 14. Sept. 1856, der schon von 1867 bis 1877 das Institut als Teilhaber angehörit, und seinem Sohne Raimund G., geb. 15. Jan. 1886, fort.

Wieseler (Joh. Karl Rudw.), aus einer gelehrten Kirchenhistoriker, geb. 3. März 1799 zu Hagen bei Minden, besuchte die Domschule und die Universität zu Halle und wurde 1819 als Kollaborator an der theologischen Fakultät in Halle angestellt. Nachdem er seit Nov. 1813 an der Universität zu Bonn theologie teile genommen, trat er nach dem Ende seines früheren Verhältnisses zurück, wurde 1815 Privatdozent am Gymnasium zu Minden und 1818 Direktor des Gymnasiums zu Kleve. In dieser Zeit erschien sein »Histor. kritischer Versuch über die Entstehung und die früheren Schicksale der christlichen Evangelien« (Epp. 1818), der seinen Ruf als gelehrter Theolog begründete. G. wurde 1819 Professor der Theologie in Bonn, 1831 in Odtingen, 1837 Konfessoratrat und starb daselbst 6. Juli 1864.

Sein Hauptwert ist das 1824 begonnene, in den ersten Bänden wiederholt aufgelegte, aber erst nach G. 3. Lode durch Herausgabe des Nachlasses vollendete «Lehrbuch der Kirchengeschichte» (Bd. 1, Abteil. 1, 4. Aufl., Bonn 1844; Abteil. 2, 4. Aufl., 1845; Bd. 2, Abteil. 1, 4. Aufl., 1846; Abteil. 2, 1848; Abteil. 3, 2. Aufl., 1849; Abteil. 4, 1835; Bd. 3, Abteil. 1, 1840; Abteil. 2, 1853; Bd. 4, herausg. von Nebeppening, 1857; Bd. 5, 1855; Bd. 6 [Dogmengeschichte], 1856), welches namentlich durch seine reichhaltigen Quellenauszüge eine wahre Fundgrube kirchenhistor. Gelehrsamkeit bildet. Außerdem schrieb er «Die lehninsche Weissagung» (Erf. 1849), und unter dem angenommenen Namen Jrendaus mehrere Schriften, namentlich «Über die költnische Angelegenheit» (Erf. 1838). Von den Festprogrammen, welche zu schreiben ihm zufielen, benutzte er eine Anzahl zur Herausgabe der «Narratio de Bogomilis» des Euthymius Zygabenus (Gött. 1842) und der «Historia Manicheorum seu Paulicianorum» des Petrus Siculus (Gött. 1846).

Gießbach, ein linker Zufluß des Brienzersees im Berner Oberland, entspringt in der Faulhornkette, 2670 m über dem Meere, in dem Kessel zwischen dem Schwarzhorn und dem Wildgerst, und fällt nach kaum 11 km langem Laufe Brienz gegenüber in den See. Unmittelbar vor der Mündung bildet er 13 stufenförmig übereinanderliegende Wasserfälle, die zusammen ungefähr 400 m hoch sind. Die prachtvolle Lage und Gruppierung der Fälle, ihr Wasserreichtum und ihre malerische Umrahmung von Fels und Wald haben den G. zu einem der Hauptanziehungspunkte des Berner Oberlandes gemacht. Während des Sommers werden die untern Fälle jeden Abend bengalisch beleuchtet. Auf einem kleinen Plateau am rechten Ufer des Bachs, 660 m über dem Meere, 100 m über dem See Spiegel, liegt das große, wohl eingerichtete Hotel G. (im Okt. 1883 abgebrannt), ein vielbesuchter Lustkurort. Mit dem Landungspunkt des Dampfboots neben der Mündung des Bachs ist dasselbe durch einen Fahrweg und eine Drahtseilbahn verbunden.

Gießbleche oder Budelbleche sind mit halbkugelförmigen Vertiefungen (Budeln) und mit einer Handhabe versehene Eisen- oder Kupferbleche, welche zur Aufnahme geschmolzener, rasch abzuführender Metallproben dienen.

Gießen (frz. mouler, fondre, couler, jeter en moule, jeter en fonte; engl. moulding, casting), die in der Technik, im Kunstgewerbe und für die Zwecke des gewöhnlichen Lebens ausgeübte Anwendung findenden Verfahrungsarten, mittels deren man festen Körpern, wie verschiedenen Arten von Metallen, Glas, Gips, Cement u. s. w., durch Einbringen derselben in Formen im geschmolzenen Zustand eine bestimmte Gestalt gibt, die sie nach erfolgter Wiedervertarrung beibehalten.

Gießen, Hauptstadt der großherzogl. hess. Provinz Oberhessen und des gleichnamigen Kreises, in einer schönen, fruchtbaren Ebene, umgeben von Wäldern und sanften Anhöhen und am linken Ufer der Lahn gelegen, in die hier die Wiesel mündet, Station der Linien Kassel-Marburg-Frankfurt a. M. und Deut.-G. der Preussischen Staatsbahnen, sowie der Linien G.-Zulda und G.-Gelnhausen der Oberhessischen Bahnen, ist Sitz eines Kreisamts, dessen Chef auch Provinzialdirektor ist, des Landgerichts für diese Provinz, eines Amtsgerichts und zählt (1880) 16855 E. Die Straßen der innern

Stadt sind eng und wintelig, außerhalb der früheren Thore sind neue Stadtteile mit eleganten Gebäuden entstanden. Außer den Bauten für die Universität treten von öffentlichen Gebäuden hervor: das Ranzleigebäude, eigentlich das alte Schloß, von dessen ursprünglichem Bau im 12. Jahrh. aber nur wenige Überreste erhalten sind; ferner das alte Rathaus am Markte, die 1821 an der Stelle der alten (1809 abgetragenen) erbaute evang. Stadtkirche, die kath. Kirche, die neue Synagoge und das 1586 erbaute geschmacklose Zeughaus, jetzt Kaserne. Die neue Aula, das neue Gymnasium, die neue Realschule, das Justizgebäude und das Lazarett liegen an den herrlichen Anlagen um die Stadt. G. ist Sitz der Landesuniversität (Ludoviciana) für das Großherzogtum Hessen, welche infolge der Vertreibung der luth. Theologen aus Marburg, dessen Universität sich zur reform. Kirche bekannte, durch den Landgrafen Ludwig V. gegründet, 19. Mai 1607 von Kaiser Rudolf II. bestätigt und 5. Okt. 1607 eingeweiht wurde. Mit derselben sind verschiedene Anstalten und Sammlungen verbunden, wie die vereinigte Universitäts- und Sendenbergsche Bibliothek mit wertvollen handschriftlichen Schätzen, ein anatom. Theater, ein akademisches Hospital mit Klinikum, ein Entbindungsinstitut, ein chem. Laboratorium (von Liebig eingerichtet), ein botan. Garten, Sammlungen für Naturwissenschaften, physik. Instrumente, Forstakademie mit Fortgärten u. s. w. In der Aula befinden sich die Hörsäle der meisten Professoren. Außer der Universität bestehen zu G. noch eine Augenklinik, ferner ein Gymnasium, eine Realschule und eine höhere Mädterschule. Unter den industriellen Etablissements befinden sich Tabak- und Cigarrenfabriken, Spinnereien, Webereien, bedeutende Bierbrauereien, mechan. Werkstätten, eine chem. Fabrik u. s. w. In der Nähe der Stadt liegen Schiffenberg, früher Kommende des Deutschen Ordens, sowie die Ruinen der Burgen Gleiberg und Bepberg, der Babenburg und des Stauffenberg. Bei G. finden sich ergiebige Mangan- und Eisensteingruben.

Die Stadt entstand im 12. Jahrh. aus den Dörfern Selters, Aler und Kropbach, zu deren Schutz der Graf Wilhelm von Gleiberg zu Ende des 12. Jahrh. dieselbe der Lahn die Burg zu den G. erbaute. Durch Vermählung kam die Herrschaft G. an die Pfalzgrafen von Tübingen, die sie 1265 an den Landgrafen Heinrich von Hessen veräußerten. Bereits 1250 wird G. als Stadt erwähnt. Es wurde 1530 mit Festungswerken versehen, die 1547 Kaiser Karl V. schleifen ließ. Sodann ward es 1560 von neuem mit Werten umgeben, die aber seit 1807 nach und nach abgetragen worden sind. Vgl. Rebel, «Geschichte der Universität G.» (Marb. 1828); Kraft, «Geschichte von G.» (Darmst. 1876); Buchner, «Führer durch Vogelsberg, Wetterau, Lahn- und Dillthal, mit besonderer Berücksichtigung von G. und Umgebung» (Gieß. 1880).

Stoßen der Pflanzen, s. Begießen der Pflanzen.

Gießerei oder Gießkunst (frz. fonderie, arde jeter en moule; engl. foundry, founding, casting), s. Eisengießerei, Metallgießerei, Schiffs- u. Schiffbau.

Gießhübl, sächs. Bergstadt, s. Berggießhübl-Buchstein, Kurort in Böhmen, in Bezirke und 11 km nordöstlich von Karlsbad

romantisch im Egertthale gelegen, mit einer Trink-, Wasserheil- und Kalkbadeanstalt. Von den vier benutzten Heilquellen ist die bedeutendste die Königs-Quelle, ein rein alkalisches Sauerling, von dem jährlich über 4 Mill. Flaschen verandt werden. Vgl. Löschner, »Der Kurort Buchstein in Böhmen« (11. Aufl., Karlsbad 1888).

Siebstannenkorpel, s. unter Kefle.

Siebmashine, s. unter Schriftgieberei.

Sietroz, eine Alp im Schweiz. Kanton Wallis, s. Sétroz.

Sifford (Robert Swain), amerik. Landschaftsmaler, geb. 23. Dez. 1840 in Nashon im Staate Massachusetts, bildete sich in Neuyork bei Albert van Dext aus und machte 1869 eine längere Reise durch Californien und Oregon, deren künstlerische Ergebnisse, namentlich Landschaften aus dem Norden und von der Küste Californiens, er in dem Appleton'schen Prachtwerke »Picturesque America« (Neuyork 1872—73) veröffentlichte. Das J. 1870 und einen Teil von 1871 brachte S. in Europa, Ägypten und Nordafrika zu. Zu seinen besten Werken gehört der Felsen von Gibraltar und ein fauler Tag in Ägypten.

Sifford (Sandford Robinson), amerik. Landschaftsmaler, geb. 10. Juli 1843 in Greenfield (Saratoga County) im Staate Neuyork, bildete sich in Neuyork im Zeichnen und Malen aus und wurde 1854 Mitglied der dortigen Akademie. Vom Mai 1855 bis Sept. 1857 besuchte er Europa, studierte in Paris und Rom und durchstreichte mit Albert Bierstadt die Abruzzen, Süditalien und später einen Teil von Oesterreich. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs trat er als Freiwilliger in das 7. neuyorker Regiment ein und blieb zwei Jahre im Felde; 1868 ging er wieder nach Europa und hielt sich in Italien, Griechenland, Syrien und Ägypten auf, aus welchen Ländern er 1870 eine reiche Ausbeute an Skizzen mit nach Hause brachte. Er starb im Aug. 1880 in Neuyork.

Sifford (William), engl. Dichter und Schriftsteller, geb. im April 1756 zu Ashburton in Devonshire, erhielt, früh verwaist, nur dürftigen Unterricht und wurde von seinem Vater als Schiffsjunge auf ein Küstenfahrzeu, später aber zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben. Schon zählte er 20 Jahre, als ein Wundarzt sich seiner annahm und ihn einem Geistlichen übergab, der bereits nach zwei Jahren ihn für reif erklärte, seine Studien auf der Universität fortzusetzen. Auch verschaffte ihm sein Gönner eine Stelle im Greter-Kollegium zu Orford. Ein glücklicher Zufall gewann ihm die Gunst des Lord Grosvenor, mit dessen Sohne er verschiedene Länder Europas bereiste. Nach seiner Rückkehr ging er an die Übersetzung des Juvenal, die 1802 im Druck erschien. Schon früher hatte er eine Nachbildung der ersten Satire des Persius, »The Baviad« (1794), und die gegen die dramatischen Dichter jener Zeit gerichtete »Maeviad« (1795) drucken lassen, auch den 20. Nov. 1797 bis 2. Juli 1798 erscheinenden, die revolutionären Ideen bekämpfenden »Anti-Jacobin« redigiert. Nach dem Aufhören dieses Journals widmete er seine Tage vorzugsweise den ältern engl. Dramatikern und lieferte 1806 eine neue Ausgabe von Massingers und 1816 von Ben Jonsons Werken; seine Ausgaben von Fords und Shirlens Schauspielen erschienen erst nach seinem Tode. Für die 1809 begründete »Quarterly Review« war er bei

seinem unermüdeten Fleiß, seinen Kenntnissen und seinem wütenden Haß gegen die Demokratie ein der Torypartei erwünschter Redacteur, bis zunehmende Kränklichkeit ihn 1824 nötigte, die Redaction niederzulegen. Die konservativen Staatsmänner belohnten seine Dienste mit einer Einkunft. Er starb 31. Dez. 1826. Sein Jugendleben hat er im Vorworte zu seiner Übersetzung des Juvenal erzählt.

Siffre (Le), ein rechter Nebenfluß der Arve in der Landschaft Faucigny des franz. Departement Hochsavoyen, entspringt mit zwei Quellflüssen, S. haut und S. bas, die sich unweit Sirt (743 m) vereinigen, am Mont-Ruan (3078 m) und am Vuet (3111 m), durchfließt in westnordwestl. Richtung das breite Thal von Samoëns (700 m) und Tanninge (645 m), wendet sich dann bei der Mündung der Risse scharf nach S. und erreicht nach 48 km langem Laufe bei Antherne, 6 1/2 km oberhalb Bonneville, die Arve. Das Quellthal des S. haut, das Val de Sirt, bildet in seiner obersten Stufe den wegen seiner Wasserfälle berühmten großartigen Felsenkreis Jer à cheval.

Sifhorn, Kreisstadt in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Lüneburg, 87 km südlich von Lüneburg, auf einer kleinen Anhöhe in wiesen- und moorreicher Gegend an der Mündung der Ise in die Aller, Sitz eines Amtsgerichts, Station der Linde Berlin-Lehrte der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2925 fast nur prot. E., und hat Garten- und Gemüsebau, Fabriken von Tabak, Glas, Woll- und Baumwollspinnerei. Ehemals war S. eine starke Festung.

Der Kreis Sifhorn zählt auf 1807,5 qkm (1880) 52 755 meist prot. E.

Gift (virus, venenum) heißt im allgemeinen jede Substanz, welche, dem gesunden Körper auf irgend welche Weise einverleibt, mehr oder minder schwere Ernährungs- und Funktionsstörungen bestimmter Organe veranlaßt und damit entweder Krankheit oder im ungünstigen Falle selbst plötzlichen Tod verursacht. Streng genommen kommt allerdings dem Worte G. nur eine relative Bedeutung zu, da es keinen Stoff gibt, welcher unter allen Umständen und unbedingt giftig wirkt, wie man am besten daraus ersehen kann, daß gerade die als heftigste G. bekannten Stoffe, wie Blausäure, arsenige Säure, Strychnin, Morphin, Atropin, Quecksilberalze u. a., innerhalb gewisser Grenzen die heilsamsten Wirkungen auf den Organismus ausüben und deshalb als Heilmittel hochgeschätzt sind, und daß andererseits viele Tiere von gewissen Substanzen, welche auf andere entschieden giftig wirken, gar nicht oder nur äußerst wenig beeinflusst werden. Vor allem spielen hierbei das Lösungsmittel der betreffenden Substanz, die Art der Einverleibung, die individuelle Disposition, wie nicht minder der Grad der Gewöhnung, wie das Beispiel der Arsenikesser in Steiermark und der Opiumesser im Orient beweist, eine entscheidende Rolle. Die G. können mittels des Verdauungsprozesses, des Einatmens und der Einsaugung durch die Haut in den Körper bringen; manche, wie z. B. das amerik. Pfeilgift, erweisen sich nur dann erst giftig, wenn sie mit dem Blute in unmittelbare Berührung (durch Wunden) gebracht werden, während sie bei der Einsaugung in den Magen völlig wirkungslos bleiben. Zur bessern Übersicht teilt man die große Reihe der G. in verschiedene Gruppen, welche sich aber weniger auf die

noch größtenteils unerforschten, die toxische Wirkung bedingenden elementaren Eigenschaften als auf Erscheinungen an Vergifteten gründen.

Eine umfangreiche Klasse bilden die sog. ägenden oder irritierenden Gifte, welche mehr chemisch, das organische Gewebe zerstörend, die Form und den Zusammenhang der Teile verlegend wirken und dadurch heftige Reizung, schnelle Entzündung und Brand erregen. Hierher gehören aus dem Mineralreiche der Arsenit, eins der zerstörendsten G., von dem schon 1—2 Decigr. tödliche Zufälle hervorbringen können; ferner alle Verbindungen von Gold, Silber, Kupfer, auch die meisten des Quecksilbers und Antimons; weiterhin Phosphor, Jod, Chlor, starke Mineral- und Pflanzen Säuren, wenn sie unverdünnt in den Körper kommen, z. B. die konzentrierte Schwefelsäure oder das sog. Vitriolöl, die Salpetersäure oder das sog. Scheidewasser, die Salzsäure, die konzentrierte Carbonsäure, die Sauerkleesäure u. a.; sodann Alkali, Ammoniak, gebrannter Kalk, Aetzbarzt; viele Pflanzen, welche einen sehr scharfen und ährenden Stoff enthalten, wie die Zannrübe, Wolfsmilch, Jalappe, Croton, Gummigutti, Koloquinten u. a. (s. Giftpflanzen); aus dem Tierreiche die Kanthariden oder sog. Spanischen Fliegen. Andere G. wirken mehr durch schnell vorübergehende Reizung des Nervensystems und bald darauf folgende gänzliche Lähmung desselben. Dies sind die sog. betäubenden oder narkotischen Gifte, welche zumeist dem Pflanzenreiche angehören. Sie äußern ihre Wirkung durch Brennen im Halse, Übelkeit, Würgen und Erbrechen, heftige Kopfschmerzen, Schwindel und Sinnesstörungen, gewaltsame Krämpfe des ganzen Körpers, insbesondere der Gesichtsmuskeln, und führen den Tod durch Lähmung und Schlagfluß herbei; bei der Leichenöffnung findet man nicht die geringste Spur einer Entzündung. Hierher gehören das Opium mit seinen Alkaloiden, das Hanfharz oder Haschisch, der Schierling, das Bilsentkraut, die Belladonna, die Krähenaugen oder Brechnüsse, welche das Strychnin enthalten, das Weißgift der Indianer u. a. Auch in den bitteren Mandelkernen ist ein ähnliches, schnell das Leben vernichtendes G. enthalten. (S. Blausäure.) Ähnlich wirkt das Schlangengift und das in der Hundswut sich erzeugende G. Einige G., die sog. reizend-narkotischen Gifte, vereinigen beide Wirkungen, indem sie mittels eines eigenen scharfen Stoffs reizend und entzündungserregend und vermöge des ihnen zukommenden narkotischen Stoffs betäubend wirken, so z. B. der rote Fingerhut, das Eisenhütchen, der Tabak, Stechapfel, der Laumellolch und das Mutterkorn, die meisten Giftschwämme u. dgl.; auch zählen Chloroform, Äther und Alkohol hierher. Andere G. wirken dadurch, daß sie die zum Leben nötigen Verrichtungen mancher Organe plötzlich oder allmählich unterdrücken. Hierher gehören alle schädlichen, nicht zum Atemholen tauglichen (irrespirablen) Luft- und Gasarten, wie z. B. das Kohlenoxydgas, welches der schädliche Bestandteil des Kohlendunstes ist, Schwefelbämpfe, die durch das Atmen und die Ausdünstung vieler Menschen in einem verschlossenen Raume verborbene Luft, eine Menge starkduftender Blumen in verschlossenen Zimmern u. a. Als sog. septische oder zymotische Gifte bezeichnet man solche Substanzen, welche fäulnis- und gährungsähnliche Prozesse im Organismus her-

vorrufen und zur fauligen Zersetzung des Blutes führen, wie namentlich das Schwefelwasserstoffgas, die aus faulenden und verwesenden organischen Massen sich entwickelnden Gase und Dämpfe, sowie verschiedene Tiergifte, wie z. B. das G. mancher Schlangen, der Storpione, mancher Insekten, das Wurst- und Käsegift, das Fäulnis- und Leichengift. Manche rechnen auch die sog. Krankheitsgifte oder Ansteckungstoffe hierher, wiewohl dieselben sehr uneigentlich G. genannt werden. (S. Kontagium und Miasma.)

Unter dem Namen Gegengifte oder Antidota faßt man alle jene Substanzen zusammen, welche den Körper gegen die Einwirkung der G. zu schützen oder die schon gedäuferte schädliche Wirkung der letztern wieder aufzuheben vermögen; sie sind natürlich ebenso verschieden, als es im allgemeinen die G. sind. Ihre Wirkung beruht in den meisten Fällen darauf, daß sie die in den Körper eingeführte giftige Substanz durch ihre Berührung chemisch umsetzen und unschädlich machen, sei es, daß sie dieselbe einfach neutralisieren, wie dies z. B. die Magnesia gegenüber den ägenden Säuren, die Essigsäure gegenüber den ährenden Alkalien thut, sei es, daß sie dieselbe in eine in den Körperflüssigkeiten unlösliche und dadurch unschädliche Verbindung überführen, wodurch z. B. die arsenige Säure durch das Eisenorydhydrat oder durch Magnesiahydrat völlig unwirksam gemacht werden kann; in andern Fällen beruht die Wirkung der Gegengifte darauf, daß G. und Gegengift zwar auf dieselben Organe, aber in entgegengesetzter Richtung wirken (sog. Antagonismus der Gifte); auf diese Weise vermag z. B. das Atropin gewisse Vergiftungssymptome des Morphiams wieder aufzuheben.

Die durch Einführung eines G. in den gefunden Körper hervorgerufenen Veränderungen, insbesondere in den Form- und Mischungsverhältnissen der Organe, pflegt man als Vergiftung (intoxication) zu bezeichnen, und unterscheidet hinsichtlich ihrer Entstehungsweise akute Vergiftungen, wenn diese Veränderungen sofort oder doch sehr rasch nach der Einverleibung des G. eintreten, wie dies meist bei starken G., großen Mengen und direkter Einwirkung der Fall ist, und chronische Vergiftungen, welche nur langsam, nach häufig wiederholter Einführung geringerer Gistmengen zu Stande kommen. Deshalb finden sich chronische Vergiftungen häufig bei Leuten, die mit giftigen Substanzen arbeiten, so die Bleivergiftung bei Anstreichern, Schriftschreibern, die Quecksilbervergiftung bei Spiegelfabrikarbeitern, die Phosphorvergiftung in Zündhölchlenfabriken u. dgl. Die Vergiftungsscheinungen sind je nach der Art und der Menge des angewandten G., nach der Stelle, auf welche es appliziert wird, und nach manchen andern individuellen Umständen sehr verschieden; ebenso Dauer, Verlauf und Ausgang der Vergiftung. Häufig erfolgt früher oder später der Tod, entweder durch Lähmung der Nervencentren, wie bei den sog. Nervengiften, dem Opium, Nicotin, Strychnin u. a., oder durch Lähmung der Herztätigkeit, wie bei den sog. Herzgiften, wie Phosphor, Arsen u. a., welche fettige Entartung des Herzfleisches und Herzschlag herbeiführen, oder durch Blutzersehung, wie bei den sog. Blutgiften, z. B. dem Kohlenoxydgas, welches mit dem Blutfarbstoff eine feste chem. Verbindung eingeht, und dadurch die Blutkörperchen zur Aufnahme von Sauerstoff unfähig macht, oder



1. Wasserschierbartsack 5. Kuckucksele Anemone Pulsatilla



Giftmilch, s. unter Milch.

Giftmord ist die absichtliche Tödtung eines Menschen durch Verbringung eines dem Körper schon in geringen Gaben schädlichen Stoffs. Die Möglichkeit, in dieser Weise ohne allen Kraftaufwand und in sicherer Verborgenheit einen Mordvorfall auszuführen, erklärt den Schrecken, den dieses Verbrechen zu verbreiten geeignet, und die Strenge, mit welcher die Strafgesetzgebung dagegen eingeschritten ist. In Rom bedrohte die Lex Cornelia de sicariis 81 v. Chr. schon den Verkauf von schädlichen Stoffen zum Zwecke absichtlicher Vergiftung und den selbst erfolglosen Versuch der Tödtung mit Todesstrafe, und für das gemeine Recht setzte die Carolina die Strafe des Rades fest, auch wenn der Vergiftete nur an seiner Gesundheit Schaden genommen. In den neuern Strafgesetzbüchern wird der G. nicht neben dem Morde besonders hervorgehoben. Merkwürdige Prozesse wegen Vergiftung veranlaßten die Marquise von Brinvilliers, Gesina Gottfried, Cassaing, Marie Lafarge, Graf Bocarmé, Palmer, Kaspar Trümpp, die Stiftsdame Julie Ebergengi und der Graf Gustav Egorinsky u. a. Diese und andere Fälle finden sich dargestellt im «Neuen Pitaval» (Bz. 1842 fg.).

Giftpapier, ein mit einer Lösung von arseniger Säure getränktes Fliegenpapier (s. v.).

Giftpflanzen nennt man im gewöhnlichen Leben alle diejenigen Pflanzen, welche entweder in allen ihren Theilen oder in irgend einem derselben einen der Gesundheit des Menschen schädlichen Stoff enthalten. Die Wirkung der G. ist je nach den in ihnen vorhandenen giftigen Stoffen eine sehr verschiedenartige. Während von den einen schon ganz geringe Mengen, etwa eine Frucht oder ein Samenorn, den Tod herbeiführen können, wird von andern, selbst wenn sie in größeren Massen genossen werden, nur ein vorübergehendes Unwohlsein herbeigeführt.

Die giftigen Stoffe, auch das giftige Prinzip genannt, sind bei einer großen Reihe von G. noch sehr ungenau bekannt; so weiß man z. B. über die in vielen Wälden enthaltenen Stoffe nur sehr wenig, und auch von vielen andern G. kann man nur angeben, daß das giftige Prinzip ein Alkaloid oder dergleichen ist, dessen chem. Zusammensetzung aber noch nicht genügend untersucht wurde. Auch die Menge des in einer G. vorhandenen Giftstoffs ist natürlich sehr verschieden, und demgemäß auch die Wirkung. Während das chemisch rein dargestellte Nicotin ein äußerst starkes Gift ist, kann doch der Tabak, der dasselbe in geringen Mengen enthält, im allgemeinen als ein unschädliches Genußmittel betrachtet werden; dasselbe gilt von vielen andern Gewächsen, die als Gewürzpflanzen, als Gemüse oder in anderer Weise den Menschen zur Nahrung dienen; so enthält sowohl Kaffee wie Thee einen sehr giftigen Stoff, auch in den Kartoffeln finden sich sehr geringe Mengen des äußerst schädlich wirkenden Solanins. Noch mehr gilt dies von manchen officinellen Pflanzen, zu denen unter andern mehrere der giftigsten einheimischen Gewächse, wie der Rote Fingerhut, *Digitalis purpurea* (s. Tafel: Giftpflanzen I, Fig. 8), die Tollkirsche, *Atropa Belladonna* (Tafel I, Fig. 1), das Wiesenraut, *Hyoscyamus niger* (Tafel II, Fig. 8), der Stechapfel, *Datura Stramonium* (Tafel II, Fig. 2) gehören.

Je nach der Wirkung der Giftstoffe kann man die G. einteilen in solche, welche narkotische, und in solche, welche ätzende oder scharfe Eigenschaften

haben, denen auch wohl noch eine dritte Gruppe anzufügen wäre, die stark purgirend wirkt. Zu den erstern würden z. B. die bereits genannten, ferner die Stamppflanze des Opiums (*Papaver somniferum*), die Schierlingsarten u. s. w. gehören. Aetzend scharf und Entzündungen hervorruhend wirken mehrere Ranuncularten, die Sumacharten (*Rhus*), dagegen purgirend mehrere Euphorbiaceen, wie *Nicotia*, *Eroton* u. s. w.

Die einzelnen Familien des Pflanzenreichs sind sehr verschieden in Betreff der Anzahl von G., die sie umfassen. Es gibt Familien, die keine einzige G. enthalten, wie die Familie der Cruciferen; ferner solche, die bei ihrer bedeutenden Artenzahl nur wenige G. aufzuweisen haben, wie die Kompositen, Leguminosen u. a. In andern Familien dagegen, wie z. B. bei den Solaneen, Euphorbiaceen, finden sich im Verhältnis zur Gesamtzahl der Arten zahlreiche G., und zwar gerade solche, deren Giftstoffe äußerst schädlich wirken.

Von den einheimischen Giftpflanzen und solchen, die in Deutschland als Gartenpflanzen gezogen werden, sind hauptsächlich zu erwähnen: aus der Familie der Ranunculaceen Arten der Gattungen *Clematis*, z. B. *C. erecta*, *Anemone*, hauptsächlich *A. Pulsatilla* (Tafel I, Fig. 6) und *pratensis*; sämtliche Arten von *Adonis*, *Ranunculus* (hauptsächlich *R. aculeatus*), *Helleborus*, *Aconitum*; ferner die Akeleipflanze (*Aquilegia vulgaris*), die Dotterblume (*Caltha palustris*), *Trollius europaeus*, das Christophkraut (*Actaea spicata*); von den Umbellaceen der Bittermandelbaum (*Amygdalus communis var. amara*), der Kirchdorbeer (*Praunus laurocerasus*) und die Traubenkirsche (*Prunus Padus*); von den Papilionaceen mehrere Arten der Gattungen *Coronilla* (Stonewide), hauptsächlich *C. varia* und *C. Emericus*, *Cytisus*, besonders der Fierstrauch *C. Laburnum* (Goldregen); von den Papaveraceen das Schöllkraut (*Chelidonium majus*), die schon erwähnte Stamppflanze des Opiums: *Papaver somniferum*; von den Rhamneen *Rhamnus Frangula* (Faulbaum) und *Rh. cathartica* (Streuholz); von den Araliaceen der Ephen (*Hedera Helix*); von den Umbelliferen der Wasserhiesler, *Cicuta virosa* (Tafel I, Fig. 1), der gefledte Schierling, *Conium maculatum* (Tafel I, Fig. 2), die Hundsgelbe oder Hundspeterilie, *Aethusa Cynapium* (Tafel II, Fig. 5), der Zaunelkörbel (*Chaerophyllum temulum*); die Arten der Gattung *Oenanthe* besonders *O. crocata*, die Merlarten *Sium latifolium* und *angustifolium*, die Sternbolbe (*Astrantia major*); von den Cucurbitaceen die beiden Giftkräuter *Ecballium Elaterium*, die Koloquinte *Cucumis colocynthis* (s. Tafel: Cucurbitaceen Fig. 8); von den Saprifoliaceen der Zwergsolan (*Sambucus Ebulus*) und das gemeine Geißblatt (*Lonicera Xylostemon*), auch einige Schneeballarten (*Viburnum*); von den Kompositen die beiden Giftarten *Lactuca virosa* und *L. Scariola*; von den Scrophulariaceen der schon erwähnte Rote Fingerhut sowie die übrigen Arten der Gattung *Digitalis*; das Gottesgadenkraut (*Gratiola officinalis*), die Arten des Auserkrautes (*Pedicularis*); von den Solaneen die Tollkirsche, das Wiesenraut, der Stechapfel, die Arten der Gattung *Solanum*, besonders der Schwarze Nachtschatten (*S. nigrum*) und das Bitterholz (*S. Dulcamara*); ferner die sämtliche Tabakarten (*Nicotiana*).



Atropa *Atropa*
Atropa *Atropa*

Atropa *Atropa*
Atropa *Atropa*

Von den Convolvulaceen sind zwei Arten verdächtig, nämlich *Convolvulus sepium* und *C. arvensis*. Von den Apocynaceen ist der gewöhnliche Oleander (*Nerium Oleander*) als giftig anzuführen; von den Asclepiadeen der Hundswürger (*Cynanchum Vincetoxicum*) und die in Gärten als Schlingpflanze vielfach gezogene *Periploca graeca*; von den Lobeliaceen mehrere Arten der Gattung *Lobelia*; von den Thymelaeaceen die Arten des Seidelbast (*Daphne*), besonders *D. Mezereum* (Tafel: Giftpflanzen II, Fig. 4); von den Aristolochiaceen die Haselwurz (*Asarum europaeum*) und die gewöhnliche Osterluzei (*Aristolochia Clematitis*). Von den Primulaceen das sog. Alpenveilchen, *Cyclamen europaeum*. (S. Tafel: Alpenpflanzen, Fig. 10.) Von den Euphorbiaceen alle Arten der Gattungen *Euphorbia* (Tafel: Giftpflanzen I, Fig. 4) und *Mercurialis*, der Wunderbaum (*Ricinus communis*); von den Cannabaceen der Hanf (*Cannabis sativa*) und der Hopfen (*Humulus Lupulus*).

Unter den Monolotylebonen sind zu erwähnen aus der Familie der Amarylliden die Narzissen (*Narcissus Pseudonarcissus* und *N. poeticus*); von den Irideen mehrere Arten der Gattung *Iris*, wie *I. Pseudacorus*; von den Colchicoaceen die Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale*, Tafel I, Fig. 6) und die Arten der Gattung *Veratrum* (*V. album* und *nigrum*), der weiße und schwarze Germer; von den Styracaceen die Reisterfrone (*Fritillaria imperialis* und *F. melongra*), die Meerzwiebel (*Scilla maritima*); auch die verschiedenen Tulpenarten (*Tulipa*) sind verdächtig; von den Smilacaceen die Ginkeere (*Paris quadrifolia*, Tafel II, Fig. 6); von den Aroideen der Aron (*Arum maculatum*) und die gewöhnliche Calla (*Calla palustris*); von den Alismaceen die Pfeilwurzlarie (*Alisma*); von den Gramineen ist der Rummeloch (*Lolium temulentum*) verdächtig. Unter den Gymnospermen sind hauptsächlich die Eibe (*Taxus baccata*) und der Edelebaum (*Juniperus Sabina*) anzuführen. Außer den genannten G. gehören hierher noch eine ziemlich Anzahl giftiger Pilze, wie Fliegenpilz, Satanspilz, Schwefelpilz u. a. (Näheres s. unter Pilze.)

Von den exotischen Giftpflanzen sind hauptsächlich anzuführen diejenigen, welche Pfeilgifte liefern, wie das in Senegambien wachsende *Erythrophloeum guineense*, die südamerik. *Coriaria myrtifolia*, die ebenfalls wachsenden Arten der Gattung *Paullinia*, mehrere in Ostindien wachsende *Aconitum*-arten, sämtliche Brechnußbäume (*Strychnos*, von *St. nux vomica* stammen die bekannten Krüppelungen) und die zu derselben Familie gehörende südafrik. *Toxicophloeum Thunbergii*, sowie der Upasbaum in Java (*Antiaris toxicaria*). Außer diesen Pflanzen sind noch zu erwähnen die Arten der Gattung *Rhus* (*Sumach*), zahlreiche Euphorbiaceen, die giftigen Milchsaft enthalten, so unter andern der Ranzanillobaum (*Hippomane Mancinella*), die Crotonpflanze (*Croton tiglium*) und der sog. Hindbaum (*Excoecaria Agallocha*); aus der Familie der Euforbiaceen die Gummigutt liefernden Bäume, wie *Garcinia cochinchinensis*, *G. Cambogia* u. a. Von vielen andern exotischen Pflanzen läßt sich übrigens noch nicht bestimmen angeben, ob sie zu den G. zu rechnen sind oder nicht, da diesbezügliche Untersuchungen fehlen. (Näheres über die oben genannten Gewächse s. unter den speziellen Artikeln.)

Giftschlangen, s. unter Schlangen.

Giftsumach, s. unter *Rhus*.

Giftwurz, s. unter *Dorstenia*.

Gig (engl.) ist das speziell für den Kapitän eines Schiffs bestimmte Boot. Es zeichnet sich von den übrigen Schiffsbooten durch leichten, schlanken Bau und äußere Schönheit aus. Im Verhältnis zu seiner Länge ist es schmal, um ihm größere Schnelligkeit zu geben. Wegen seiner geringen Breite sind seine Ruderbänke nicht wie bei den größeren Booten mit zwei, sondern nur mit einem Ruderer besetzt, und übersteigt die Zahl der letztern nicht sechs. Die Riemen (Ruder) selbst sind bei den Gigs jedoch mehrere Fuß länger als bei den übrigen Booten, um größere Hebelkraft und demgemäß Schnelligkeit zu erzielen. Die durchschnittliche Länge der Gigs von größern Schiffen beträgt 8—9 m, ihre Breite 1,5 m, und sie werden beim Nichtgebrauch entweder hinten quer vor dem Heck oder an der Steuerbordseite des Schiffs an Kränen (Davids) geheißt.

Gig (vom engl. *gig*, frz. *guignas*), ein leichter, einspänniger, zweiräderiger Wagen, offener Gabelwagen, eine Art Karriolett.

Giganten (grch.), nach Homer ein riesenhaftes, wildes, den Göttern verhaßtes und von diesen wieder vertilgtes Geschlecht. Bei Hesiod erscheinen sie als Götterwesen, als Söhne der Gaea (s. d.), welche durch die von den abgeschnittenen Geschlechtsstellen des Uranos herabgefallenen Blutstropfen befruchtet worden war, versehen mit glänzenden Waffen und mächtigen Speeren. Erst spätere Autoren berichten von ihrem Kampfe gegen Zeus und die übrigen Olympier. Gaea nämlich, so erzählt Apollodor den Mythos, erzürnt über die Einkerkung der Titanen (s. d.) in den Tartarus, gebär dem Uranos ungeheure, unbefiegbare, mit Drachenschwänzen versehene Riesen, welche den Zeus und die übrigen Götter bekämpfen sollten. In den Phlegärischen Gefilden, die in der Regel in vulkanische Gegenden verlegt werden, bekämpften sie mit Felsblöden und brennenden Eichstämmen den Olymp. Es entstand ein furchtbarer Kampf, in welchem aber endlich, nachdem Herakles zu Hilfe gekommen, die Götter den Sieg davontrugen. Atreus wurde vom Herakles getötet, Borphyrion vom Zeus durch den Blitz erschlagen. Ferner werden als Kämpfer, deren Zahl Hyginus auf 24 angibt, angeführt: Ephialtes, Eurystos, Atytos, Enkelados, Pallas, Polybotes, Hippolytos, Agrios und Thoon, welche sämtlich umlamen und zum Teil unter vulkanischen Inseln begraben wurden, wie Enkelados unter Sicilien, Polybotes unter einem Stüd von Kos, aus welchem die Insel Nisyros wurde. Einige vorher unbekannte Namen hat auch das Relief von Pergamum geliefert. (S. Gigantomachie.) Die Dichter haben diesen Kampf vielfach besungen. Von der Kunst wurden die G. in der ältern Zeit als ein riesenhaftes Helden Geschlecht, in der spätern in Bezug auf ihre Erdbirth als felsenflehender Schlangenfänger dargestellt. Schon früh wurden die G. mit den Titanen, später auch mit andern riesigen Ungeheuern, wie mit Typhon, den Moabiten und Helatontheuren verwechselt und vermengt.

Gigantisch, riesenhaft, kolossal.

Gigantomachie (grch.), d. h. Gigantenkampf, ist der griech. Name für den Kampf der Götter wider die Giganten (s. d.). Von den zahlreichen Darstellungen der G. in antiken Kunstwerken ist



Von den Convolvulaceen sind zwei Arten verdächtig, nämlich *Convolvulus sepium* und *C. arvensis*. Von den Apocynen ist der gewöhnliche Oleander (*Nerium Oleander*) als giftig anzuführen; von den Aсклеpiadeen der Hundswürger (*Cynanchum Vincetoxicum*) und die in Gärten als Schlingpflanze vielfach gezogene *Periploca graeca*; von den Lobeliaceen mehrere Arten der Gattung *Lobelia*; von den Thymelaeaceen die Arten des Seidelbast (*Daphne*), besonders *D. Mezereum* (Tafel: Giftpflanzen II, Fig. 4); von den Aristolochiaceen die Haselwurz (*Asarum europaeum*) und die gewöhnliche Osterluzei (*Aristolochia Clematitis*). Von den Primulaceen das sog. Alpenveilchen, *Cyclamen europaeum*. (S. Tafel: Alpenpflanzen, Fig. 10.) Von den Euphorbiaceen alle Arten der Gattungen *Euphorbia* (Tafel: Giftpflanzen I, Fig. 4) und *Mercurialis*, der Wunderbaum (*Ricinus communis*); von den Cannabaceen der Hanf (*Cannabis sativa*) und der Hopfen (*Humulus Lupulus*).

Unter den Monolotyledonen sind zu erwähnen aus der Familie der Amaryllideen die Narzissen (*Narcissus Pseudonarcissus* und *N. poeticus*); von den Irideen mehrere Arten der Gattung *Iris*, wie *I. Pseudacorus*; von den Goldschlachen die Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale*, Taf. I, Fig. 6) und die Arten der Gattung *Veratrum* (*V. album* und *nigrum*), der weiße und schwarze Gernier; von den Filiaceen die Kaiserkrone (*Fritillaria imperialis* und *F. meleagris*), die Meerzwiebel (*Scilla maritima*); auch die verschiedenen Tulpenarten (*Tulipa*) sind verdächtig; von den Smilacaceen die Einbeere (*Paris quadrifolia*, Tafel II, Fig. 6); von den Aroideen der Aron (*Arum maculatum*) und die gewöhnliche Calla (*Calla palustris*); von den Alismaceen die Froschlöffelarten (*Alisma*); von den Gramineen ist der Zaunmelock (*Lolium temulentum*) verdächtig. Unter den Gymnospermen sind hauptsächlich die Tanne (*Taxus baccata*) und der Edeleibbaum (*Juniperus Sabina*) anzuführen. Außer den genannten G. gehören hierher noch eine ziemliche Anzahl giftiger Pilze, wie Fliegenpilz, Satanspilz, Schwefelskopf u. a. (Näheres s. unter Pilze.)

Von den exotischen Giftpflanzen sind hauptsächlich anzuführen diejenigen, welche Pfeilgifte liefern, wie das in Senegambien wachsende *Erythrophloeum guineense*, die südamerik. *Coriaria myrtifolia*, die ebendasselbst wachsenden Arten der Gattung *Pavonia*, mehrere in Ostindien wachsende *Aconitum*-arten, sämtliche Brechnußbäume (*Strychnos*, von *S. nux vomica* stammen die bekannten Arsenaugen) und die zu derselben Familie gehörende südafrik. *Toxicophloeos Thunbergii*, sowie der Urtexbaum in Java (*Antiaris toxicaria*). Außer diesen Pflanzen sind noch zu erwähnen die Arten der Gattung *Rhus* (*Sumach*), zahlreiche Euphorbiaceen, die giftigen Milchsaft enthalten, so unter andern der Manganiolobaum (*Hippomane Mancinella*), die Erotionspflanze (*Croton tiglium*) und der sog. Blindbaum (*Excoecaria Agallocha*); aus der Familie der Clusiaceen die Gummigutt liefernden Bäume, wie *Garcinia cochinchinensis*, *G. Cambogia* u. a. Von vielen andern exotischen Pflanzen läßt sich übrigens noch nicht bestimmt angeben, ob sie zu den G. zu rechnen sind oder nicht, da die bezügliche Untersuchungen fehlen. (Näheres über die oben genannten Gewächse s. unter den speziellen Artikeln.)

Giftschlangen, s. unter Schlangen.

Giftsumach, s. unter Rhus.

Giftwurz, s. unter Dorstenia.

Gig (engl.) ist das speziell für den Kapitän eines Schiffes bestimmte Boot. Es zeichnet sich von den übrigen Schiffsböten durch leichten, schlanken Bau und äußere Schönheit aus. Im Verhältnis zu seiner Länge ist es schmal, um ihm größere Schnelligkeit zu geben. Wegen seiner geringen Breite sind seine Ruderbänke nicht wie bei den größeren Booten mit zwei, sondern nur mit einem Ruderer besetzt, und übersteigt die Zahl der Letztern nicht sechs. Die Riemen (Ruder) selbst sind bei den Gigs jedoch mehrere Fuß länger als bei den übrigen Booten, um größere Hebelkraft und demgemäß Schnelligkeit zu erzielen. Die durchschnittliche Länge der Gigs von größeren Schiffen beträgt 8—9 m, ihre Breite 1,5 m, und sie werden beim Nichtgebrauch entweder hinten quer vor dem Heck oder an der Steuerbordseite des Schiffes an Kränen (Davids) geheist.

Gig (vom engl. gig, frz. guigas), ein leichter, einspänniger, zweirädriger Wagen, offener Gabelwagen, eine Art Kabriclett.

Giganten (griech.), nach Homer ein riesenhaftes, wildes, den Göttern verhasstes und von diesen wieder vertilgtes Geschlecht. Bei Hesiod erscheinen sie als Götterwesen, als Söhne der Gaea (s. d.), welche durch die von den abgeschnittenen Geschlechtsstellen des Uranos herabgefallenen Blutstropfen befruchtet worden war, versehen mit glänzenden Waffen und mächtigen Speeren. Erst spätere Autoren berichten von ihrem Kampfe gegen Zeus und die übrigen Olympier. Gaea nämlich, so erzählt Apollodor den Mythos, erzürnt über die Entföderung der Titanen (s. d.) in den Tartarus, gebär dem Uranos ungeheuere, unbeflegbare, mit Drachenschwänzen versehene Riesen, welche den Zeus und die übrigen Götter bekämpfen sollten. In den Phlegraischen Gefilden, die in der Regel in vulkanische Gegenden verlegt werden, bekränzten sie mit Felsblöden und brennenden Eichstämmen den Olymp. Es entstand ein furchtbarer Kampf, in welchem aber endlich, nachdem Herakles zu Hilfe gekommen, die Götter den Sieg davontrugen. Atysoneus wurde vom Herakles getödtet, Borphyrion vom Zeus durch den Blitz erschlagen. Ferner werden als Kämpfer, deren Zahl Hyginus auf 24 angibt, angeführt: Ephialtes, Surtios, Klytios, Enkelados, Pallas, Polybotes, Hippolytos, Agrios und Xoon, welche sämtlich umlamen und zum Teil unter vulkanischen Inseln begraben wurden, wie Enkelados unter Sicilien, Polybotes unter einem Stüd von Kos, aus welchem die Insel Nisyros wurde. Einige vorher unbekannte Namen hat auch das Relief von Pergamum geliefert. (S. Gigantomachie.) Die Dichter haben diesen Kampf vielfach besungen. Von der Kunst wurden die G. in der ältern Zeit als ein riesenhaftes Heldengeschlecht, in der spätern in Bezug auf ihre Erdbirth als felsenkletternde Schlangenförmiger dargestellt. Schon früh wurden die G. mit den Titanen, später auch mit andern riesigen Ungeheuern, wie mit Typhon, den Moabiten und Helatonchieren verwechselt und vermengt.

Gigantisch, riesenhaft, kolossal.

Gigantomachie (griech.), d. h. Gigantenkampf, ist der griech. Name für den Kampf der Götter wider die Giganten (s. d.). Von den zahlreichen Darstellungen der G. in antiken Kunstwerken ist

二、三、四、五、六、七、八、九、十、十一、十二、十三、十四、十五、十六、十七、十八、十九、二十、二十一、二十二、二十三、二十四、二十五、二十六、二十七、二十八、二十九、三十、三十一、三十二、三十三、三十四、三十五、三十六、三十七、三十八、三十九、四十、四十一、四十二、四十三、四十四、四十五、四十六、四十七、四十八、四十九、五十、五十一、五十二、五十三、五十四、五十五、五十六、五十七、五十八、五十九、六十、六十一、六十二、六十三、六十四、六十五、六十六、六十七、六十八、六十九、七十、七十一、七十二、七十三、七十四、七十五、七十六、七十七、七十八、七十九、八十、八十一、八十二、八十三、八十四、八十五、八十六、八十七、八十八、八十九、九十、九十一、九十二、九十三、九十四、九十五、九十六、九十七、九十八、九十九、一百

Von den Convolvulaceen sind zwei Arten verdächtig, nämlich *Convolvulus sepium* und *C. arvensis*. Von den Apocynen ist der gewöhnliche Oleander (*Nerium Oleander*) als giftig anzuführen; von den Asclepiadeen der Hundswürger (*Cynanchum Vincetoxicum*) und die in Gärten als Schlingpflanze vielfach gezogene *Periploca graeca*; von den Lobeliaceen mehrere Arten der Gattung *Lobelia*; von den Thymelaeaceen die Arten des Seibelfaß (*Daphne*), besonders *D. Genkwa* (Tafel: Giftpflanzen II, Fig. 4); von den Aristolochiaceen die Haselwurz (*Asarum europaeum*) und die gewöhnliche Osterluzei (*Aristolochia Clematitis*). Von den Primulaceen das sog. Alpenweilchen, *Cyclamen europaeum*. (S. Tafel: Alpenpflanzen, Fig. 10.) Von den Euphorbiaceen alle Arten der Gattungen *Euphorbia* (Tafel: Giftpflanzen I, Fig. 4) und *Mercurialis*, der Wunderbaum (*Ricinus communis*); von den Cannabineen der Hanf (*Cannabis sativa*) und der Hopfen (*Humulus Lupulus*).

Unter den Monotyleen sind zu erwähnen aus der Familie der Amaryllideen die Narzissen (*Narcissus Pseudonarcissus* und *N. poeticus*); von den Irideen mehrere Arten der Gattung *Iris*, wie *I. Pseudacorus*; von den Solanaceen die Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale*, Taf. I, Fig. 6) und die Arten der Gattung *Veratrum* (*V. album* und *nigrum*), der weiße und schwarze Vermer; von den Scitaceen die Raifetrone (*Fritillaria imperialis* und *F. meleagris*), die Meerzwiebel (*Scilla maritima*); auch die verschiedenen Tulpenarten (*Tulipa*) sind verdächtig; von den Smilacaceen die Einbeere (*Paris quadrifolia*, Tafel II, Fig. 6); von den Arvoideen der Aron (*Arum maculatum*) und die gewöhnliche Calla (*Calla palustris*); von den Alismaceen die Froschlöffelart (*Alisma*); von den Gramineen ist der Raummelldoch (*Lolium temulentum*) verdächtig. Unter den Gymnospermen sind hauptsächlich die Tanne (*Taxus baccata*) und der Sababaum (*Juniperus Sabina*) anzuführen. Außer den genannten G. gehören hierher noch eine ziemlich Anzahl giftiger Pilze, wie Fliegenpilz, Satanspilz, Schwefelkopf u. a. (Näheres s. unter Pilze.)

Von den exotischen Giftpflanzen sind hauptsächlich anzuführen diejenigen, welche Pfeilgifte liefern, wie das in Senegambien wachsende *Erythrophloeum guineense*, die südamerik. *Coriaria myrtifolia*, die ebendasselbst wachsenden Arten der Gattung *Paullinia*, mehrere in Ostindien wachsende *Aconitum*-arten, sämtliche Drogenbäume (*Strychnos*, von *St. aux vomica* stammen die bekannten Krähenaugen) und die zu derselben Familie gehörende südasiat. *Toxicophloeos Thunbergii*, sowie der Upasbaum in Java (*Antiaris toxicaria*). Außer diesen Pflanzen sind noch zu erwähnen die Arten der Gattung *Rhus* (*Sumach*), zahlreiche Euphorbiaceen, die giftigen Milchsaft enthalten, so unter andern der Manganiellobaum (*Hippomane Mancinella*), die Erotropflanze (*Croton tiglium*) und der sog. Blindbaum (*Excoecaria Agallocha*); aus der Familie der Elaeagnaceen die Gummigutt liefernden Bäume, wie *Garcinia cochinchinensis*, *G. Cambogia* u. a. Von vielen andern exotischen Pflanzen läßt sich übrigens noch nicht bestimmt angeben, ob sie zu den G. zu rechnen sind oder nicht, da die bezügliche Untersuchungen fehlen. (Näheres über die oben genannten Gewächse s. unter den speziellen Artikeln.)

Giftschlangen, s. unter Schlangen.

Giftnumach, s. unter Rhus.

Giftwurzel, s. unter Dorastonia.

Gig (engl.) ist das speziell für den Kapitän eines Schiffs bestimmte Boot. Es zeichnet sich von den übrigen Schiffsbooten durch leichten, schlanken Bau und äußere Schönheit aus. Im Verhältnis zu seiner Länge ist es schmal, um ihm größere Schnelligkeit zu geben. Wegen seiner geringen Breite sind seine Ruderbänke nicht wie bei den größeren Booten mit zwei, sondern nur mit einem Ruderer besetzt, und übersteigt die Zahl der Letztern nicht sechs. Die Riemen (Ruder) selbst sind bei den Gigs jedoch mehrere Fuß länger als bei den übrigen Booten, um größere Hebelkraft und demgemäß Schnelligkeit zu erzielen. Die durchschnittliche Länge der Gigs von größern Schiffen beträgt 8—9 m, ihre Breite 1,5 m, und sie werden beim Nichtgebrauch entweder hinten quer vor dem Heck oder an der Steuerbordseite des Schiffs an Kränen (Davids) gehieft.

Gig (vom engl. gig, frz. guigno), ein leichter, einspänniger, zweiräderiger Wagen, offener Sattelwagen, eine Art Kariolett.

Giganten (grch.), nach Homer ein riesenhaftes, wildes, den Göttern verhasstes und von diesen wieder vertilgtes Geschlecht. Bei Hesiod erscheinen sie als Götterwesen, als Söhne der Gaea (s. d.), welche durch die von den abgeschnittenen Geschlechtsstellen des Uranos herabgefallenen Blutstropfen befruchtet worden war, versehen mit glänzenden Waffen und mächtigen Speeren. Erst spätere Autoren berichten von ihrem Kampfe gegen Zeus und die übrigen Olympier. Gaa nämlich, so erzählt Apollodor den Rhythus, erzürnt über die Entföderung der Titanen (s. d.) in den Tartarus, gebar dem Uranos ungeheueren, unbefiegbaren, mit Drachenschwänzen versehene Riesen, welche den Zeus und die übrigen Götter bekämpfen sollten. In den Phlegraischen Gefilden, die in der Regel in vulkanische Gegenden verlegt werden, bestärkten sie mit Felsblöden und brennenden Eichstämmen den Olymp. Es entstand ein furchtbarer Kampf, in welchem aber endlich, nachdem Herakles zu Hilfe gekommen, die Götter den Sieg davontrugen. Attyoneus wurde vom Herakles getötet, Borphyrion vom Zeus durch den Blitz erschlagen. Ferner werden als Kämpfer, deren Zahl Hyginus auf 24 angibt, angeführt: Epialtes, Eurpytos, Rhythos, Enkelados, Pallas, Polybotes, Hippolytos, Agrios und Thoon, welche sämtlich umlamen und zum Teil unter vulkanischen Inseln begraben wurden, wie Enkelados unter Sicilien, Polybotes unter einem Stück von Kos, aus welchem die Insel Nisyros wurde. Einige vorher unbekante Namen hat auch das Relief von Pergamum geliefert. (S. Gigantomachie.) Die Dichter haben diesen Kampf vielfach besungen. Von der Kunst wurden die G. in der ältern Zeit als ein riesenhaftes Heldengeschlecht, in der spätern in Bezug auf ihre Erdbirth als felsenähnliche Schlangensüßler dargestellt. Schon früh wurden die G. mit den Titanen, später auch mit andern riesigen Ungeheuern, wie mit Typhon, den Moanden und Selatoneen verwechselt und vermischt.

Gigantisch, riesenhaft, kolossal.

Gigantomachie (grch.), d. h. Gigantenkampf, ist der griech. Name für den Kampf der Götter wider die Giganten (s. d.). Von den zahlreichen Darstellungen der G. in antiken Kunstwerken ist

Von den Convolvulaceen sind zwei Arten ver-
dächtig, nämlich *Convolvulus sepium* und *C. ar-
vensis*. Von den Apocynen ist der gewöhnliche
Nerander (*Nerium Oleander*) als giftig anzufüh-
ren; von den Asclepiadeen der Hundswürger (*Cy-
nanchum Vincetoxicum*) und die in Gärten als
Schlingpflanze vielfach gezogene *Periploca graeca*;
von den Lobeliaceen mehrere Arten der Gattung
Lobelia; von den Thymelaeaceen die Arten des
Seidelbaums (*Daphne*), besonders *D. Mezereum*
(Tafel: Giftpflanzen II, Fig. 4); von den Aristolochiaceen die Haselwurz (*Asarum europaeum*) und
die gewöhnliche Osterluzei (*Aristolochia Clemati-
tis*). Von den Primulaceen das sog. Alpenveilchen,
Cyclamen europaeum. (S. Tafel: Alpenpflanz-
en, Fig. 10.) Von den Euphorbiaceen alle Arten
der Gattungen *Euphorbia* (Tafel: Giftpflanzen I, Fig. 4) und *Mercurialis*, der Wunderbaum
(*Rhus communis*); von den Cannabaceen der
hanf (*Cannabis sativa*) und der Hopfen (*Humulus Lupulus*).

Unter den Monolotylebonen sind zu erwähnen
aus der Familie der Amaryllideen die Narzissen
(*Narcissus Pseudonarcissus* und *N. poeticus*); von
den Irideen mehrere Arten der Gattung *Iris*, wie
I. pseudacorus; von den Colchicaceen die Herbst-
zeisig (*Colchicum autumnale*, Taf. I, Fig. 6) und
die Arten der Gattung *Veratrum* (*V. album* und
nigrum), der weiße und schwarze Gernier; von den
Liliaceen die Kaiserkrone (*Fritillaria imperialis* und
F. meleagris), die Meerzwiebel (*Scilla maritima*);
auch die verschiedenen Tulpenarten (*Tulipa*) sind ver-
dächtig; von den Smilacaceen die Einbeere (*Paris
quadrifolia*, Tafel II, Fig. 6); von den Aroideen
der Aros (*Arum maculatum*) und die gewöhnliche
Calla (*Calla palustris*); von den Alismaceen die
Froschlöffelarten (*Alisma*); von den Gramineen ist
der Raumbelldolch (*Lolium temulentum*) verdächtig.
Unter den Gymnospermen sind hauptsächlich die Eibe
(*Taxus baccata*) und der Eibebaum (*Juniperus
Sabina*) anzuführen. Außer den genannten G. ge-
hören hierher noch eine ziemlich Anzahl giftiger
Pilze, wie Fliegenpilz, Stanzpilz, Schwefelpilz
u. a. (Näheres s. unter Pilze.)

Von den exotischen Giftpflanzen sind haupt-
sächlich anzuführen diejenigen, welche Pfeilgifte lie-
fern, wie daß in Senegambien wachsende *Erythro-
phloeum guianense*, die südamerik. *Coriaria myrtil-
loides*, die ebendasselbst wachsenden Arten der Gat-
tung *Paullinia*, mehrere in Ostindien wachsende
Aconitum-arten, sämtliche Brechnußbäume (*Strych-
nos*, von *St. nux vomica* stammen die bekannten
Ariehaugen) und die zu derselben Familie gehö-
rende südafrik. *Toxicophloeos Thunbergii*, sowie
der Upasbaum in Java (*Antiaris toxicaria*). Außer
diesen Pflanzen sind noch zu erwähnen die Arten
der Gattung *Rhus* (*Sumach*), zahlreiche Euphor-
biaceen, die giftigen Milchsaft enthalten, so unter
andern der Manganiellobaum (*Hippomane Mancin-
ella*), die Crotonpflanze (*Croton tiglium*) und der
sog. Blindbaum (*Excoecaria Agallocha*); aus der
Familie der Elsiaceen die Gummigutt liefernden
Bäume, wie *Garcinia cochinchinensis*, *G. Cam-
bogia* u. a. Von vielen andern exotischen Pflanzen
läßt sich übrigens noch nicht bestimmt angeben, ob sie
zu den G. zu rechnen sind oder nicht, da die bezüg-
liche Untersuchungen fehlen. (Näheres über die oben-
genannten Gewächse s. unter den speciellen Artikeln.)

Giftschlangen, s. unter Schlangen.

Gifsumach, s. unter Rhus.

Giftwurz, s. unter Dorstenia.

Gig (engl.) ist das speziell für den Kapitän eines
Schiffs bestimmte Boot. Es zeichnet sich von den
übrigen Schiffsböten durch leichten, schlanken Bau
und äußere Schönheit aus. Im Verhältnis zu
seiner Länge ist es schmal, um ihm größere Schnel-
ligkeit zu geben. Wegen seiner geringen Breite
sind seine Ruderbänke nicht wie bei den größern
Booten mit zwei, sondern nur mit einem Ruderer
besetzt, und übersteigt die Zahl der Letztern nicht
sechs. Die Riemen (Ruder) selbst sind bei den Gigs
jedoch mehrere Fuß länger als bei den übrigen
Booten, um größere Hebelkraft und demgemäß
Schnelligkeit zu erzielen. Die durchschnittliche
Länge der Gigs von größern Schiffen beträgt 8—
9 m, ihre Breite 1,5 m, und sie werden beim Nicht-
gebrauch entweder hinten quer vor dem Heck oder
an der Steuerbordseite des Schiffs an Ranken
(Davids) geheißt.

Gig (vom engl. gig, frz. guigue), ein leichter,
einspänniger, zweiräderiger Wagen, offener Sabel-
wagen, eine Art Karriolett.

Giganten (grch.), nach Homer ein riesenhaftes,
wilde, den Göttern verhasstes und von diesen
wieder vertilgtes Geschlecht. Bei Hesiod erschei-
nen sie als Götterwesen, als Söhne der Gaea (s. b.),
welche durch die von den abgeschnittenen Ge-
schlechtsteilen des Uranos herabgefallenen Bluts-
tropfen befruchtet worden war versehen mit glän-
zenden Waffen und mächtigen Speeren. Erst spä-
tere Autoren berichten von ihrem Kampfe gegen
Zeus und die übrigen Olympier. Gaea nämlich,
so erzählt Apollodor den Mythos, erzürnt über die
Einfrierung der Titanen (s. b.) in den Tartarus,
gebar dem Uranos ungeheure, unbesiegbare, mit
Drachenschwänzen versehene Riesen, welche den
Zeus und die übrigen Götter bekämpfen sollten.
In den Phlegraischen Gefilden, die in der Regel
in vulkanische Gegenden versetzt werden, bekämpften
sie mit Felsblöcken und brennenden Eichstämmen
den Olymp. Es entstand ein furchtbarer Kampf,
in welchem aber endlich, nachdem Herakles zu Hilfe
gekommen, die Götter den Sieg davontrugen. Al-
kyoneus wurde vom Herakles getötet, Borphyrion
vom Zeus durch den Blitz erschlagen. Ferner wer-
den als Kämpfer, deren Zahl Hyginus auf 24 an-
gibt, angeführt: Epialtes, Eurpiros, Aegytios, En-
kelados, Pallas, Polybotes, Hippolytos, Agrios
und Thoon, welche sämtlich umlamen und zum
Teil unter vulkanischen Inseln begraben wurden,
wie Enkelados unter Sicilien, Polybotes unter
einem Stück von Kos, aus welchem die Insel Ni-
syros wurde. Einige vorher unbekannte Namen
hat auch das Relief von Pergamum geliefert. (S.
Gigantomachie.) Die Dichter haben diesen
Kampf vielfach besungen. Von der Kunst wur-
den die G. in der ältern Zeit als ein riesenhaftes
Heldengeschlecht, in der spätern in Bezug auf ihre
Geburt als felsenkletternde Schlangenzüchter
dargestellt. Schon früh wurden die G. mit den
Titanen, später auch mit andern riesigen Unge-
heuern, wie mit Typhon, den Moabern und Helato-
neuren verwechselt und vermischt.

Gigantisch, riesenhaft, kolossal.

Gigantomachie (grch.), d. h. Gigantenkampf,
ist der griech. Name für den Kampf der Götter
wider die Giganten (s. b.). Von den zahlreichen
Darstellungen der G. in antiken Kunstwerken ist



Von den Convolvulaceen sind zwei Arten verdächtig, nämlich *Convolvulus sepium* und *C. arvensis*. Von den Apocynaceen ist der gewöhnliche Oleander (*Nerium Oleander*) als giftig anzuführen; von den Asclepiadeen der Hundswürger (*Cynanchum Vincetoxicum*) und die in Gärten als Schlingpflanze vielfach gezogene *Periploca graeca*; von den Lobeliaceen mehrere Arten der Gattung *Lobelia*; von den Thymelaeaceen alle Arten des Seidelbast (*Daphne*), besonders *D. Mezereum* (Tafel: Giftpflanzen II, Fig. 4); von den Aristolochiaceen die Haselwurz (*Asarum europaeum*) und die gewöhnliche Osterluzei (*Aristolochia Clematitis*). Von den Primulaceen das sog. Alpenveilchen, *Cyclamen europaeum*. (S. Tafel: Alpenpflanzen, Fig. 10.) Von den Euphorbiaceen alle Arten der Gattungen *Euphorbia* (Tafel: Giftpflanzen I, Fig. 4) und *Mercurialis*, der Wunderbaum (*Ricinus communis*); von den Cannabineen der Hanf (*Cannabis sativa*) und der Hopfen (*Humulus Lupulus*).

Unter den Monokotylebenen sind zu erwähnen aus der Familie der Amarillideen die Narzissen (*Narcissus Pseudonarcissus* und *N. poeticus*); von den Irideen mehrere Arten der Gattung *Iris*, wie *I. Pseudacorus*; von den Solvaceen die Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale*, Taf. I, Fig. 6) und die Arten der Gattung *Veratrum* (*V. album* und *nigrum*), der weiße und schwarze Germer; von den Scitaceen die Rautentrone (*Fritillaria imperialis* und *F. meleagris*), die Meerzwiebel (*Scilla maritima*); auch die verschiedenen Tulpenarten (*Tulipa*) sind verdächtig; von den Smilacinen die Einbeere (*Paris quadrifolia*, Tafel II, Fig. 6); von den Aroideen der Aron (*Arum maculatum*) und die gewöhnliche Calla (*Calla palustris*); von den Alismaceen die Zwischelstern (Alisma); von den Gramineen ist der Rummeloch (*Lolium temulentum*) verdächtig. Unter den Gymnospermen sind hauptsächlich die Eibe (*Taxus baccata*) und der Sadebaum (*Juniperus Sabina*) anzuführen. Außer den genannten G. gehören hierher noch eine ziemlich Anzahl giftiger Pilze, wie Hiegenpilz, Satanspilz, Schwefelspiz u. a. (Näheres s. unter Pilze.)

Von den exotischen Giftpflanzen sind hauptsächlich anzuführen diejenigen, welche Weisgiste liefern, wie das in Senegambien wachsende *Erythrophloeum guineense*, die südamerik. *Coriaria myrtifolia*, die ebendasselbst wachsenden Arten der Gattung *Paullinia*, mehrere in Ostindien wachsende *Aconitum*-arten, sämtliche Brechnußbäume (*Strychnos*, von *St. aux vomica* stammen die bekannten Arsenaugen) und die zu derselben Familie gehörende südasiat. *Toxicophloeos Thunbergii*, sowie der Upasbaum in Java (*Antiaris toxicaria*). Außer diesen Pflanzen sind noch zu erwähnen die Arten der Gattung *Rhus* (*Sumach*), zahlreiche Euphorbiaceen, die giftigen Milchsaft enthalten, so unter andern der Manganiillobaum (*Hippomane Mancinella*), die Erotropfpflanze (*Croton tiglium*) und der sog. Blinbaum (*Excoecaria Agallocha*); aus der Familie der Elaeaceen die Gummigutt liefernden Bäume, wie *Garcinia cochinchinensis*, *G. Cambogia* u. a. Von vielen andern exotischen Pflanzen läßt sich übrigens noch nicht bestimmt angeben, ob sie zu den G. zu rechnen sind oder nicht, da die bezüglichen Untersuchungen fehlen. (Näheres über die oben genannten Gewächse s. unter den speziellen Artikeln.)

Giftschlangen, s. unter Schlangen.

Giftsumach, s. unter *Rhus*.

Giftwurzel, s. unter *Dorstenia*.

Gig (engl.) ist das speziell für den Kapitän eines Schiffes bestimmte Boot. Es zeichnet sich von den übrigen Schiffsböten durch leichten, schlanken Bau und äußere Schönheit aus. Im Verhältnis zu seiner Länge ist es schmal, um ihm größere Schnelligkeit zu geben. Wegen seiner geringen Breite sind seine Ruderbänke nicht wie bei den größeren Booten mit zwei, sondern nur mit einem Ruderer besetzt, und übersteigt die Zahl der Lettern nicht sechs. Die Riemen (Ruder) selbst sind bei den Gigs jedoch mehrere Fuß länger als bei den übrigen Booten, um größere Hebelkraft und demgemäß Schnelligkeit zu erzielen. Die durchschnittliche Länge der Gigs von größern Schiffen beträgt 8—9 m, ihre Breite 1,5 m, und sie werden beim Nichtgebrauch entweder hinten quer vor dem Heck oder an der Steuerbordseite des Schiffes an Kränen (Davids) gehieft.

Gig (vom engl. gig, frz. guigno), ein leichter, einspänniger, zweiräderiger Wagen, offener Gabelwagen, eine Art Karriolett.

Giganten (grch.), nach Homer ein riesenhaftes, wildes, den Göttern verhasstes und von diesen wieder vertilgtes Geschlecht. Bei Hesiod erscheinen sie als Götterwesen, als Söhne der Gaea (s. d.), welche durch die von den abgeschnittenen Geschlechtsstellen des Uranos herabgefallenen Blutstropfen befruchtet worden war, versehen mit glänzenden Waffen und mächtigen Speeren. Erst spätere Autoren berichten von ihrem Kampfe gegen Zeus und die übrigen Olympier. Gaea nämlich, so erzählt Apollodor den Mythos, erzürnt über die Entföderung der Titanen (s. d.) in den Tartarus, gebar dem Uranos ungeheure, unbefiegbare, mit Drachenschwänzen versehene Riesen, welche den Zeus und die übrigen Götter bekämpfen sollten. In den Phlegärischen Gefilden, die in der Regel in vulkanische Gegenden versetzt werden, bekränzten sie mit Felsblöden und brennenden Eichstämmen den Olymp. Es entstand ein furchtbarer Kampf, in welchem aber endlich, nachdem Herakles zu Hilfe gekommen, die Götter den Sieg davontrugen. Alkyoneus wurde vom Herakles getödtet, Borphyrion vom Zeus durch den Blitz erschlagen. Ferner werden als Kämpfer, deren Zahl Hyginus auf 24 angibt, angeführt: Epialtes, Eurypios, Akytios, Enkelados, Pallas, Polybotes, Hippolytos, Agrios und Thoon, welche sämtlich umlamen und zum Teil unter vulkanischen Inseln begraben wurden, wie Enkelados unter Sicilien, Polybotes unter einem Stück von Kos, aus welchem die Insel Nisyros wurde. Einige vorher unbekannte Namen hat auch das Relief von Pergamum geliefert. (S. Gigantomachie.) Die Dichter haben diesen Kampf vielfach besungen. Von der Kunst wurden die G. in der ältern Zeit als ein riesenhaftes Helden Geschlecht, in der spätern in Bezug auf ihre Erdbirth als felsenähnliche Schlangenförmig dargestellt. Schon früh wurden die G. mit den Titanen, später auch mit andern riesigen Ungeheuern, wie mit Typhon, den Aloaben und Pelatontheuren verwechselt und vermischt.

Gigantisch, riesenhaft, kolossal.

Gigantomachie (grch.), d. h. Gigantenkampf, ist der griech. Name für den Kampf der Götter wider die Giganten (s. d.). Von den zahlreichen Darstellungen der G. in antiken Kunstwerken ist

manches erhalten, sowohl in Vasenbildern als auch in plastischen Darstellungen. Die älteste erhaltene plastische Darstellung ist die neuerdings aufgefunden vom Giebelfeld des Schachhauses der Megareer in Olympia. Die Metopen der Ostseite des Parthenon, welche eine G. enthielten, sind zerstört und verwittert. Von dem Fries mit einer G. zu Priene sind erst wenige Reste aufgefunden. Weit am großartigsten ist der jetzt im Berliner Museum befindliche Fries des Altarbaues von Pergamum (s. d.) in überlebensgroßem Relief. Dieser Fries sollte gleich der in Statuen von halber Lebensgröße dargestellten G., die Altalos I. nach Athen schenkte, von der aber nur eine Figur erhalten ist, nicht sowohl den Sieg der Götter über die Giganten selbst verherrlichen, als vielmehr die von den pergamenischen Königen über die Gallier davongetragenen Siege, die mit dem die Götter über die Giganten verglichen wurden. Auch Phidias stellte eine G. im Innern des Schildes seiner Athene dar. Vgl. Breuner, »Die pergamenischen Skulpturen« in den »Verhandlungen der 35. Versammlung deutscher Philologen« (Jy. 1881) und Koop, »De Gigantomachias in poeseos artisq.ue monumentis usu« (Bonn 1883).

Gigliato (Zecchino gigliato), Lilienzichne, ältere Goldmünze in Toscana = 9,75 Mark.

Giglingen, s. G ü l l i n g e n.

Giglio (ital., spr. Schillo), die Lilie; durch Verleihung des Königs Ludwig XI. von Frankreich an Peter von Medici in das Wappen der Mediceer und aus diesem in das von Florenz und Toscana übergegangen.

Giglio, das Igilium oder Aegilium der Römer, eine 15 km westlich von der Halbinsel Argentario im Tyrrhenischen Meere gelegene und zur ital. Provinz Grosseto gehörende Insel, mißt von NW. nach SO. 8 km, steigt bis zu 496 m auf, ist fruchtbar und hat berühmte Granitbrüche. Sie hat (1881) 2114 E., meist an der Ostküste im Orte G., mit Resten röm. Prachtbauten.

Giglioli (Enrico Illiger), ital. Naturforscher, geb. 13. Juni 1845 in London, wo seine Eltern infolge der Ereignisse von 1830 in der Verbannung lebten, erhielt seine Vorbildung in Genua und Bavia und ging dann nach London, wo er in der Royal School of mines dem Studium der Naturwissenschaften oblag. Später setzte er seine Studien in Bavia fort, und wurde 1864 zum Professor der Naturgeschichte am Institut Leardi in Casal Monferrato ernannt. Im J. 1865 machte er auf der Korvette Magenta eine wissenschaftliche Reise. Nach drei Jahren heimgekehrt, erhielt er eine Anstellung am naturgeschichtlichen Museum in Florenz, und wurde 1871 außerord., 1874 ord. Professor der Naturwissenschaften am Istituto di Studi superiori daselbst, wo er seitdem wirkt. Unter seinen sehr zahlreichen Arbeiten sind die bedeutendsten: »Note intorno alla fauna vertebrata dell' oceano« (Flor. 1870), »I Tasmaniani« (Flor. 1871), »Studi craniologici sui Cimpanzè e altre scimmie« (Genua 1872), »I viaggi di Odoardo Beccari« (Flor. 1872), »Zoologia della Magenta: I Cetacei« (Nap. 1874), »Ricerche intorno alla distribuzione geografica dei vertebrati« (Rom 1875), »Relazione del viaggio intorno al globo della pirocorvetta Magenta« (Mail. 1876), »Iconografia dell' avifauna italiana« (Prato 1880 [g.]), »La scoperta di una fauna abissale nel mediterraneo« (Rom 1882).

Gigoux (Jean François), franz. Master und Lithograph, geb. 8. Jan. 1809 zu Besançon, besuchte die Akademie daselbst, dann die Ecole des beaux arts in Paris, war Schüler von Gérard und Sigalon und bildete sich dann in Italien weiter aus. Er zeichnete sich besonders als Historien- und Genremaler aus. Hervorzuheben sind die Gemälde: der Tod Leonards da Vinci, Antonius und Kleopatra nach der Schlacht bei Actium, die Taufe Chlodwigs, der Tod der Kleopatra, Charlotte Corday, Napoleon am Abend vor der Schlacht bei Austerlitz u. s. w. Außerdem lieferte G. sehr gelungene Porträts von Laillandier, Charles Fourier, Lamartine, Considérant u. s. w.

Gigue oder Gigue (franz.; ital. Giga, engl. Jigg, Springtanz), ein älterer, bis tief in das 18. Jahrh. (damals besonders auf der Opernbühne) gepflegter Tanz, sowie ein in Suiten und Partiten häufig zu findendes Tonstück im Charakter dieses Tanzes. Im allgemeinen haben diese Arten Tonstücke einen munteren und lebhaften Charakter und müssen mehr oder weniger schnell, mitunter sehr schnell vorgetragen werden. Meistenteils stehen sie in gerader Taktart, aber mit ungerader (dreiteiliger) Gliedteilung, also 3. B. im $12/8$ oder im $9/8$ -Takt mit Triolen, oder im $3/4$ -Takt. Seltener sind Beispiele im einfach oder zusammengesetzt dreiteiligen Takt, also im $3/2$ oder $3/8$ -Takt. Ist die Melodie zum Tanz bestimmt, so besteht sie aus zwei Repetitionen von je acht Takten und pflegt keine geschwindern Noten als Achtel zu enthalten, da diese bei dem schnellen Tempo undeutlich werden würden. In größern Tonstücken, als Satz im Charakter der G., ist ihr Umfang nicht allein an keine bestimmte Taktzahl gebunden, sondern auch das Metrum gestattet Abweichungen. Im 12. und 13. Jahrh. war G. auch ein Saiteninstrument der franz. Menestrels, welches sich in dem deutschen Namen Geige (statt Violine) erhalten hat, obwohl die altfranz. Gigue zwar ein Bogensinstrument war, aber doch von unserer Violine oder Geige bedeutend abwich.

Gigon, arab. Name des Amu (s. d.).

Giron, Stadt in der span. Provinz Asturien (Oviedo), 20 km südöstlich vom Cabo de Peñas auf einer Halbinsel zwischen zwei Buchten gelegen, ist die am besten und regelmäßigsten gebaute Stadt Asturiens und ein besuchtes Seebad, besitzt eine von den sieben königl. Tabakfabriken Spaniens und das von Jovellanos 1794 gestiftete Instituto Asturiano zur Ausbildung von Seelenten und zählt (1877) 30591 E. G. wurde durch Pelayo vom Fischerdorf zur Stadt erhoben, war eine Zeit lang Hauptstadt Asturiens und hat den besten Hafen der Provinz. Mit Leon sowie mit den Steinkohlen- und Eisenbergwerken von Sama de Langreo steht es durch Eisenbahnen in Verbindung. Seine Ausfuhrartikel sind Steinkohlen, Haselnüsse, Eisen, Holz, Fische, Vieh und Produkte der Viehzucht. Hauptfächliche Beschäftigungszweige sind Tischlerei, Gerberei, Glasfabrikation, Lötlerei. Regelmäßige Dampfschiffahrten verbinden G. mit den übrigen Häfen der Nordküste und mit Sevilla und Bordeaux.

Gila (Rio Gila), letzter linksseitiger Nebenfluß des Rio Colorado im SW. der Vereinigten Staaten von Amerika, entspringt am Nordende der Mimbres-Mountains in 1325 m Höhe über dem Meere, durchfließt in westl. Richtung in 955 km langem gewundenen Laufe einen kleinen Teil vom Territorium Newmexico und den ganzen Süden des

Territoriums Arizona und mündet bei Arizona-City in 35 m Höhe. Nur die letzten 150 km werden von Röhren befaßt, doch hat er trotz seiner verhältnismäßig geringen Wassermenge ein Stromgebiet von gegen 178 000 qkm. Auf seinem und seiner Zuflüsse Laufe finden sich, namentlich im Thale des Salado, in der Umgebung des Dorfes Phönix, beim Dorfe Tempea, bei den Casas grandes des Rio Gila, Scherben von Töpferwaren, Ruinen, Grundmauern, Reste von Bewässerungskanälen u. s. w., die auf eine ehemals große Bevölkerung hindeuten. Jetzt aber hemmen die herumstreichenden Apachenhorden hier alle Verkehr und die Ausnutzung des Landes, sodaß in seinem Gebiet kaum 3000 ansässige Bewohner wohnen.

Gilan, s. Ghilan.

Gilbert, ein bis zur Einführung der jetzigen deutschen Maßgrößen (1872) in Frankfurt a. M. üblich gewesenes großes Brennholzmaß; es begriff im allgemeinen 2 Steden, und enthielt bei der gewöhnlichen Scheitlänge von 3 Fuß 75,786 frankfurter Kubfuß = 1,722 cbm oder Ster; beim Tannen-scheitfuß für die Bäder hatte der G. 8 Steden.

Gilbert (Gabriel), Zeitgenosse Corneilles und dramatischer Vorkäufer Racines im rührenden Stil, war eine Zeit lang Sekretär der Herzogin von Rohan, dann Resident der Königin Christine von Schweden am franz. Hofe, nach deren Tode er in Armut und Vergessenheit geriet, und starb 1675. Er hatte ein vorzügliches Talent für das Rhetorisch-Pathetische, und obgleich seine Stücke jetzt nur noch den Litteraturhistorikern bekannt sind und schon zu ihrer Zeit durch Corneilles und Racines Dramen verdrängt wurden, findet man doch viele wahrhaft schöne Stellen in ihnen, von denen sowohl Corneille als Racine in „Rodogune“ und in „Phédre“ beeinflusst worden zu sein scheinen. G. versuchte sich auch in andern Gattungen der Poesie. Die Tragödie „Téléphonte“ enthält mehrere Verse des Kardinals Richelieu. Nach Ovids „Ars amandi“ schrieb G. eine „Art de plaire“.

Gilbert (Sir John), engl. Maler, wurde 1817 in Blackheath bei London geboren. Schon 1836 stellte er sein erstes Bild in Wasserfarben in der Suffolk-Street-Galerie in London aus, und in demselben Jahre brachte die Ausstellung der Royal Academy sein erstes Ölbild. Seitdem erschienen von ihm zahlreiche Aquarelle und Ölbilder in den Ausstellungen der Royal Academy, der British Institution und der Gesellschaft der Aquarellmaler. Frische Farben, freie, lebhafteste Behandlung zeichnen seine Bilder aus, die sich meist auf dem Gebiete des höhern Genres bewegen, mitunter aber auf das Feld der Historienmalerei hinüberstreifen und von einer reichen Phantasie zeugen. Seine bekanntesten Bilder sind: Don Quixote dem Sancho Panza Rat gebend, die Erziehung des Gil Blas, Scene aus Tristram Shandy, Othello vor dem Senat, der Lord Thomas a Becket, Angriff der Cavaliere bei Naseby, ein Regiment royalistischer Reiterei, Rubens und Zeniers, Bolsey und Buckingham, Einzug Jeanne d'Arcs in Orleans, Karl I. nach seiner Verurteilung zum Tode die Westminsterhalle verlassend u. s. w. G. war außerdem viele Jahre mit Illustrationen zu Büchern (Shakespeare, Longfellow u. a.) und als Mitarbeiter illustrierter Zeitungen, besonders der „Illustrated London News“ beschäftigt. Im J. 1871, nach seiner Erwählung zum Präsidenten der Gesellschaft der Maler in Wasserfarben, wurde er

von der Königin zum Ritter geschlagen und 1876 zum Mitgliede der Königl. Kunstakademie gewählt.

Gilbert (John Graham), genannt Gilbert. Graham, Historienmaler, geb. zu Glasgow 1794, hielt sich seit seinem 24. J. in London auf, wo er die Akademie besuchte und für ein Gemälde, der verlorene Sohn, prämiirt wurde. Er machte dann eifrige Studien in Venedig und an andern Orten Italiens, begab sich aber nach zwei Jahren in sein Vaterland zurück, wo er zuerst in London, dann in Edinburgh auf den Gebieten der religiösen, historischen, Genre- und Porträtmalerei thätig war. Der Charakter seiner Malweise ist sowohl in koloristischer als zeichnender Hinsicht ein sehr gediegener und sorgfältiger, indem die großen Muster der alten venet. Schule seine Führer bildeten. Er starb in Glasgow 5. Juni 1866. Auf den verschiedenen londoner Ausstellungen erregten besonders sein Christus am Ölberg 1846, das röm. Mädchen 1864, die Weiber am Brunnen 1845 und mehrere Porträts die allgemeine Aufmerksamkeit.

Gilbert (Johann), engl. Maler und Schriftsteller, geb. 7. Okt. 1814 als Sohn eines independenten Geistlichen in Rotherham in Yorkshire, studierte in der Königl. Kunstakademie zu London, und war einige Jahre als Porträtmaler thätig. Im J. 1843 zog er sich auf das Land, nach Ongar in Essex, zurück, wo er seitdem seinen litterarischen und künstlerischen Beschäftigungen lebte. Es erschienen von ihm: „Art, its scope and purposes“ (1858), „The dolomite mountains: Excursions through Tyrol, Carinthia, Carniola and Friuli in 1861–63“ (1864), „Cadore, or Titian's country“ (1869), „Art and religion“ (1871) und „Autobiography of Mrs. G., ed. by J. G.“ (1874).

Gilbert (Nicolas Joseph Laurent), franz. Dichter, geb. 1751 zu Fontenoi-le-Château in Lothringen, wandte sich, nachdem er seine Studien vollendet, nach Paris, hatte aber bei seinen religiösen Grundsätzen, die der damals in Frankreich herrschenden Philosophie der Encyclopädisten entgegenstanden, als Dichter wenig Erfolg. Ein Sturz vom Pferde brachte ihn ins Hôtel-Dieu, wo er arm und verlassen, fast wahnsinnig 12. Nov. 1780 starb. G. besaß ein kräftiges Talent, und nicht mit Unrecht hat man ihn den franz. Juvenal genannt. Unter seinen Gedichten zeichnen sich besonders aus: „Le début poétique“ (Par. 1771; vermehrte Aufl. 1772), „Le carnaval des auteurs“ (Par. 1773), „Le 18^e siècle, satire à M. Fréron“ (Par. 1773), „Le génie aux prises avec la fortune, ou le poète malheureux“ (Par. 1772), mit dem er sich um einen Preis der Akademie bewarb, „Mon apologie; satire“ (Par. 1778). Daß er nicht bloß Anlage zur Satire hatte, sondern ein echt lyrisches Talent besaß, bewies er in seiner letzten Ode „Le poète mourant“, die er 14 Tage vor seinem Tode schrieb. Diese ist eins der vortrefflichsten lyrischen Gedichte der Franzosen. G.'s sämtliche Werke wurden sehr oft, am besten von Maffreilla (Par. 1822) herausgegeben.

Gilbert (William Schwend), engl. Lustspiel- und Possendichter, geb. 18. Nov. 1836 in London, erhielt in Great Baking School seine Schulbildung, graduierte als Bachelor of Arts an der Universität London und arbeitete dann von 1857 bis 1862 als Beamter in dem Bureau des Staatsrats. Im J. 1864 wurde er an die Barre des Inner-Temple berufen, trat jedoch nicht in die advocatorische Praxis,

sondern wendete sich schriftstellerischer Thätigkeit zu, besonders für das londoner Theater, das er selbst mit frischem Talent durch eine große Anzahl meist komisch-possehafter Stücke bereichert hat. Nachdem 1866 sein erstes Lustspiel «Dulcamara» mit Erfolg auf dem St.-James-Theater zur Aufführung gekommen war, vollendete G. in rascher Folge «An old score», «The Princess» (Parodie von Kennings gleichnamigem Gedicht), «Ages ago», «Creatures of impulse», «A sensation novel», «Happy Arcadia», und die Zauberstücke «The palace of truth» (1870), «Pygmalion and Galatea» (1871) und «The wicked world» (1873), die in dem Haymarket-Theater und später auf andern engl. Bühnen ein großes und dankbares Publikum fanden. Erster gehalten waren die Schauspiele «Charity» und «Sweethearts» (1874). Doch lehrte G. bald zur Komödie und Posse zurück mit dem Zauberstücke «Broken Hearts» und der von Arthur Sullivan komponierten komischen Oper «Trial by Jury», die zuerst auf dem Haymarket-Theater (1876) über die Bretter ging. Hierauf folgten die ebenfalls von Sullivan komponierte komische Oper «The sorcerer», die Lustspiele «On bail» (1877) und «Ne'er-do-Weels» (1878), und 1879 die wieder von Sullivan komponierten komischen Opern «Her Majesty's ship Pinafore», «The pirates of Penzance» (1881) und «Jolanthe», welche sich großer Popularität erfreuten. G. war auch längere Zeit Mitarbeiter an dem Witzblatt «Fun», aus dem er eine Sammlung seiner Beiträge unter dem Titel «The bab ballads» veröffentlicht hat.

Gilbert (Willebert) de la Porrée (Porreta-nus), namhafter Scholastiker, Bischof von Poitiers 1142—54. Wegen der in seinem Kommentar zu den vier Büchern des Boethius «De trinitate» niedergelegten Ansicht wurde er von zwei Geistlichen seiner eigenen Kirche der Ketzerei angeklagt und vom Papst Eugen III. auf zwei Synoden zu Paris und Rheims (1148) zur Verantwortung gezogen. An der Spitze seiner Gegner standen der heil. Bernhard von Clairvaux und der Mönch Galfred oder Gausfred (nachmals Abt von Clairvaux). Vier Sätze wurden aus seinen Schriften als ketzerisch ausgezogen. Dieselben beziehen sich auf das Verhältnis der drei Personen der Trinität zu dem Einen göttlichen Wesen, sowie auf das Verhältnis der göttlichen Natur Christi zur Menschwerdung. Die Einwendungen der Gegner, die an philos. Bildung weit hinter G. zurückstanden, beruhen zum Teil auf Mißverständnissen, zum Teil aber allerdings auf erklärlichen Bedenken, welche die einem abstrakten Platonismus entsprungenen Versuche G.s, von dem innern Wesen der Gottheit alle wirklichen Unterschiede fernzuhalten, hervorrufen mußte. Doch kam es nicht zu der von den franz. Bischöfen gewünschten Verbannung G.s; vielmehr durfte er, nachdem er sich im voraus dem Urtheile des Papstes unterworfen hatte, unangefochten in seine Diocese zurückkehren. Von seinen sonstigen Schriften sind noch eine Untersuchung «De sex principiis» und eine bisher noch ungedruckte Sammlung von patristischen Belegstellen für die von G. vertretene Auffassung der Trinitätslehre zu nennen.

Gilbertiner hießen die Mitglieder einer im 12. Jahrh. in England entstandenen geistlichen Bruderschaft. Ihr Stifter, der heil. Gilbert oder Guibert, geb. 1063, gest. 1189, heilig gesprochen 1202, vereinigte als Pfarrer von Sem-

pringham 1185 mehrere Jungfrauen in einem Hause und sammelte zugleich eine Genossenschaft von Männern, welche nach einer bestimmten Regel lebten. Da Papst Eugen III. den Anschluß an den Cistercienserorden nicht gestattete, bildeten sie eine eigene Verbindung. Die Nonnen lebten nach der Regel Benedikts, die Männer als Chorherren Augustins. Überall entstanden Doppellöcher mit einer gemeinsamen Kirche, doch wurde die Trennung der Geschlechter streng beobachtet. Zur Zeit der Reformation hatten die G. in England 21 Niederlassungen; doch haben sie diese Bewegung nicht überstanden.

Gilbertinseln, ein von NW. nach SO. 850 km langer Archipel im Großen Ocean, im SO. von den Marshallinseln, von 8° 22' nördl. Br. bis 2° 40' südl. Br., zählt auf 430 qkm 35 200 E. Es sind 18 niedrige Koralleninseln, von denen nur 2 ohne Lagunen sind, überdies die trockensten in Mikronesien; sie besitzen nur Korallen- und Pandanuswälder und eine arme Fauna. Das Klima ist gesund. Sie zerfallen in vier Gruppen: die nördliche oder die Scarboroughinseln (die größten Apaiang oder Charlotte und Larawa oder Kroy von je 40 qkm Flächeninhalt), die mittlere oder die Simpsoninseln (drei kleine), die südliche oder die Vischofsinseln und die beiden südlichsten Inseln, die Kingmill, Kororai oder Hopeinsel hat 30 qkm mit 600 E., wovon 268 Protestanten; Rukunau oder Byroninsel 25 qkm mit 2000 prot. E.; Peru oder Francisinsel 85 qkm mit 2500 E., wovon 789 Protestanten; Onoatua oder Clerksinsel 25 qkm mit 950 E., wovon 173 Protestanten; Lamana oder Rotchinsel 10 qkm mit 500 E.; Nawodo oder Pleasant Island, auf 6 qkm 1400 E. Die Inseln Rakin (7 qkm) und Maraki (25 qkm) gehören den Vereinigten Staaten von Amerika. Die Bewohner sind von Farbe die dunkelsten, groß, kräftig; sie gehen nackt und tätowieren sich. Bei ihnen herrscht die Polygamie. Zuerst entdeckt wurde die Insel Rukunau 3. Juni 1765 durch Kapitän Byron; die nächsten Entdeckungen machten die Schiffe Scarborough und Charlotte unter den Kommandeuren Marshall und Gilbert. Im J. 1799 wurde eine Karte des Archipels gezeichnet durch die Offiziere Simpson und Bass von dem Schiffe Nautilus, Kapitän Bishop. Die beste und ausführlichste Beschreibung lieferte Kokebue; nächst dem 1841 die amerik. Expedition unter Kapitän Willems.

Gilbtraut oder Gelbtraut ist in einigen Gegenden die vollständige Bezeichnung für Farberginster (s. unter Genista), in andern für Schöllkraut (s. unter Chelidonium), in noch andern für Rau (s. d.). [Lesage (s. d.).]

Gil Blas, Titel eines berühmten Romans von Gilboa hieß ein Gebirge Palästinas im Stammgebiete von Maschar, an der Südostgrenze der Ebene Jesreel (Werdisch Jbn Amir), auf welchem der erste israel. König, Saul, mit seinen drei Söhnen den Tod fand. Von Jerin (Jesreel) aus zieht sich diese Hügelreihe, 10—15 km breit, südostwärts bis zur steilen Gebirgswand im Jordantal, welche südlich von Beisan (Scythopolis) die Westseite des Gihdr (s. d.) begrenzt. In alter Zeit scheint das Gebirge stark bewaldet gewesen zu sein. Von diesem Waldbereichum ist heute nichts mehr übrig; dagegen liegt der kahle Kalkfelsen häufig offen zu Tage, und nur an den sanften Südhängen trifft man grünes Weideland, Getreidefelder,

einzelne Gärten und Gruppen von Öl- und Feigenbäumen. Der Nordabhang des G. fällt steil gegen Beisan hin zu einem breiten, fruchtbaren Thale (Babi Beisan) ab, welches nördlich vom Kleinen Hermon (Dschebel ed-Dahi) begrenzt wird. Wie einst eine Straße von Scythopolis über die Höhe des G. nach Samaria führte, so läuft noch eine zweite seit alter Zeit von Jesreel durch den Babi Beisan über die Stadt gleichen Namens zum Jordan hinab. Nahe jener ersten Straße, auf einem der südlichen Vorberge des G., liegt das Dorf Jafna, von welchem das ganze Gebirge heutzutage den Namen Dschebel Jafna trägt. Doch hat sich auch der alte Name G. wenigstens in dem großen Dorfe Dscheblon an jener Straße, auf einer felsigen Höhe am Südatbange des Gebirges, erhalten.

Gilbwur, s. unter Curcuma.

Gilde, ein altgerman. Wort, bezeichnete im Mittelalter eine Genossenschaft, die im Gegensatz zu den auf Herrschaftsverhältnissen, auf dem Geschlechtsverbande oder dem markgenossenschaftlichen Besitz beruhenden, durch den freien Willen der gleichberechtigten Mitglieder zur Förderung gemeinschaftlicher Zwecke und Interessen gebildet war. In seiner ersten Ausbildung scheint das Gildewesen mit den durch gemeinschaftliche Beiträge veranstalteten Trinkgelagen zusammenzuhängen, die bei den Germanen in Verbindung mit gottesdienstlichen Feierlichkeiten, bei Familienereignissen und andern Anlässen stattfanden pflegten. Daher hat G. im Dänischen noch die Bedeutung von Mahl oder Gelage behalten. Im Anfang des Mittelalters erscheinen die G. als Vereine zu kirchlichen und wohlthätigen Zwecken und zu gegenseitiger Unterstützung; im 8. und 9. Jahrh. nehmen sie jedoch mehr und mehr den polit. Charakter von Schutzgenossenschaften an, welche den vom Staate in der damaligen Zeit und in ungenügendem Maße gewährten Rechtsschutz ihren Mitgliedern durch gemeinsame Selbsthilfe zu verschaffen suchten. Neben den durch einen Eidschwur verbundenen Vollgenossen der G. standen auch bloße Schutzgenossen, zu denen auch die Frauen und sonstigen Hausangehörigen gerechnet wurden. In allen genossenschaftlichen Angelegenheiten übte die G. über ihre Angehörigen eine wirkliche Gerichtsbarkeit; sie unterstützte aber auch ihre Genossen vor dem öffentlichen Gericht, gewährte ihnen Eideshilfe, zahlte bei entschuldbaren Totschlägen das Wergeld u. s. w. In England wurden die G. dieser Art vom Staate anerkannt und in seinen Organismus aufgenommen. In vielen engl. Städten bildete eine „Merchant guild“ das eigentliche Gemeinwesen, an welches sich die übrige Bevölkerung als Schutzgenossen oder Hinterlassen anlehnte. Dagegen traten im Nördlichen und auch im Deutschen Reich Staat und Kirche anfangs den G., namentlich den durch Eidschwur verbundenen, mit Verbotten entgegen. Doch fanden sich bald auch in Deutschland in manchen Städten Altbürgergilden als privilegierte Genossenschaften und Träger des Regiments. Neben diesen, zuweilen auch mit ihnen zusammenfallend oder sich verschmelzend, finden sich Kaufmannsgilden oder Hanfen, die in erster Linie gemeinsame wirtschaftliche Interessen verfolgten. Auch für das Handelsinteresse und die Sicherung des Rechtsschutzes im Auslande bildeten sich solche Kaufmannsgilden, die ihre höchste Entwicklung in der großen deutschen Hanse erreichten. Endlich sind auch die Zünfte als **Gewerdegilden** des Handwerkerstandes zu bezeich-

nen, wenn auch viele derselben ursprünglich aus unfreien, hofrechtlichen Zünften hervorgegangen sein mögen. Mit der Ausbildung des modernen Staats- und Stadtwesens verloren die G. ihre ursprüngliche Bedeutung und das Wort kommt in der neuern Zeit nur noch als Bezeichnung kaufmännischer Korporationen vor. Die in Rußland noch bestehenden G. (Kaufleute erster und zweiter G. und Kleinhändler) sind im wesentlichen nur Steuerklassen. Vgl. Wilda, „Das Gildewesen im Mittelalter“ (Halle 1831); Gierke, „Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft“ (Berl. 1868).

Gildemeister (Joh.), namhafter Orientalist, geb. zu Bremen 20. Juli 1812, studierte zu Göttingen und Bonn Theologie und unter Gualb, Lassen und Freytag orient. Sprachen und lebte dann behufs Benutzung der Handschriftenbibliotheken ein Jahr in Paris und Leiden. Nachdem G. sich 1839 zu Bonn als Privatdocent für orient. Sprachen und Litteratur habilitiert hatte, wurde er 1844 zum außerord. Professor daselbst ernannt, 1845 als ord. Professor der orient. Litteratur nach Marburg berufen und 1848 ihm die Stellung als Universitätsbibliothekar daselbst übertragen. Seine Vorlesungen erstreckten sich auf das Alte und teilweise auf das Neue Testament und auf die semitischen und die indogerman. Sprachen. Im J. 1859 wurde er als ord. Professor für die genannten Disciplinen nach Bonn berufen. Von G.'s wissenschaftlichen Arbeiten ist zu erwähnen: „Bibliothecae Sanscritae specimen“ (Bonn 1847); ferner gab er Kalibasa's „Meghaduta“ und „Cringaratilaka“ (Bonn 1841) heraus. Von Lassen's „Anthologia sanscritica“ veranstaltete er eine neue Ausgabe (2. Aufl., Bonn 1866). An den kirchlichen Wirren der vierziger Jahre nahm er lebhaften Anteil, wie seine Schrift „Der heilige Rod zu Trier“ (Düsseld. 1845) beweist, sowie er auch in den durch Wilmar erregten theol. Streitigkeiten durch sein „Gutachten der theol. Fakultät zu Marburg über die heftige Ketzerei und Bekenntnisfrage“ (Marburg 1856) mit verwickelt war.

Gildemeister (Otto), Senator der Freien Stadt Bremen, ein Verwandter des vorigen, geb. zu Bremen 13. März 1823 als Sohn des Senators Friedrich G., widmete sich 1842—45 zu Berlin und Bonn philol., histor. und philos. Studien und trat 1845 in die Redaction der damals neu gegründeten „Weser-Zeitung“ in seiner Vaterstadt. Im J. 1850 ward er Hauptredacteur derselben. Zwei Jahre darauf erfolgte G.'s Ernennung zum Sekretär des bremer Senats und 1857 seine Wahl zum Mitgliede des Senats. Er stand 1871—75 und 1877—81 und steht für 1883—87 als Bürgermeister an der Spitze des bremischen Staats. Seit 1867 hat er seine Vaterstadt im Bundesrath des Norddeutschen Bundes, später des Deutschen Reichs vertreten. Litterarisch ist G. besonders als trefflicher Übersetzer klassischer engl. Dichter bekannt geworden. Vor allem ist zu nennen seine Übertragung von Lord Byron's Werken („Lord Byron's sämtliche Werke“, 6 Bde., Berl. 1864; 2. Aufl. 1866). An der von der Firma F. A. Brodhause in Leipzig unternommenen, von Friedrich Bodenstedt herausgegebenen Übersetzung der dramatischen Werke Shakespeares hat er sich als Mitarbeiter beteiligt und für dieselbe „König Johann“, „König Richard II.“, „König Heinrich IV.“, „König Heinrich V.“, „König Heinrich VI.“, „König

Richard III., »König Heinrich VIII.«, »Was ihr wollt«, »Verlorene Liebesmüh«, »Das Wintermärchen«, »Julius Cäsar«, »Cymbelin« gekliefert. Diesen Dramen ließ G. eine Übertragung von Schaffpares »Sonetten« (Lpz. 1871; 2. Aufl. 1876) folgen. Auch erschien von ihm eine Übersetzung von Ariosts »Rasendern Roland« (4 Bde., Berl. 1882—83).

Gilbezang. Wenn auch die Gilden (s. d.) ihrem Wesen nach als frei gebildete Genossenschaften anzusehen sind, so findet sich doch bei denjenigen, die für gewerbliche Zwecke bestimmt waren, ein G., der damit zusammenhing, daß der Betrieb eines Gewerbes als städtisches Amt von öffentlicher Natur betrachtet wurde. Für die Handwerkergilden oder Zünfte (s. d.) ist dies der Zunftzwang, der bei den kaufmännischen Genossenschaften dem G. im engeren Sinne entspricht. Ursprünglich hatte derselbe nur die Bedeutung, daß niemand ein bestimmtes Gewerbe oder eine bestimmte Art des Handels betreiben dürfe, ohne der betreffenden Zunft oder Gilde anzugehören. Monopolistische Tendenzen waren also mit diesem Zwange anfangs nicht verbunden, und auch in der Folge sind solche, sofern es sich um die Zulassung zu dem Geschäftsbetrieb handelte, bei den kaufmännischen Gilden weit weniger hervorgetreten als bei den Handwerkerzünften. Als ein Rest des G. ist die noch in der preuß. Gewerbeordnung von 1845 beibehaltene Bestimmung anzusehen, daß, wenn auch der Handelsbetrieb an sich freigegeben war, die Ausübung der kaufmännischen Rechte in großen Städten von dem Eintritt in die kaufmännische Korporation abhängig gemacht war.

Gilead, Land und Kalksteingebirge jenseit des Jordans in Palästina, von vielen Schluchten und Thälern durchschnitten, mit trefflichen Weiden, die reich an aromatischen Kräutern sind. Aus diesen Kräutern bereitete man einst tödliche Salben. Das von seiner höckerigen Gestalt nach dem »Kamel« benannte Gebirge, dessen Name sich in dem Dschebel Dschilad südlich von Wadi Jerfa (Jabbok) erhalten hat, erstreckte sich durch das Gebiet der Stämme Ruben und Gad bis weit nach Norden in das Stammesgebiet Manasse. Westlich fällt es gegen die Jordanaue (Hörs), südlich gegen die Ebenen von Hesbon, östlich gegen Hauran und die arab. Wüste, nördlich aber gegen die Hochebenen am Mandhür ab. (S. Ba s a n.)

Giles (Ernst), engl. Reisender in Australien, begann 1872 mit Carmichael und Robinson eine Reise in den Westen Australiens, auf welcher das Liebiggebirge und der Amadeusee entdeckt wurden. Im J. 1873 ging er wieder aus, und zwar von der Station Beale am transaustral. Telegraphen, mußte aber wegen Mangels an Wasser wieder umkehren. Eine dritte Reise 1874 hatte den Zweck, im Norden Weideland zu finden. G. durchzog eine gewaltige Strecke Scrub- oder Buschland, dann 350 km weit den schlechtesten Boden, wo die Pferde starben, aber die mitgenommenen Kamelre retteten die Expedition. Im J. 1875 ging er von Port-Augusta am Spencergolf mit 18 Kamelen nach Westen aus. Er durchzog an 4000 km weit ganz unbekanntes Land und erduldet übermäßige Gefahren und Entbehrungen, bis endlich ein erstes Wasserloch gefunden ward. Er erreichte endlich die östlichsten Farmen Westaustraliens und 18. Nov. 1875 die Hauptstadt Perth. Seine Reise zeigte, daß ganz Westaustralien ein wasserloses Gebiet ist. Er selbst ging zu Lande nach Adelaide zurück, seine

Gefährten dagegen zu Wasser; er hielt sich zwischen 24 und 25° südl. Br. und fand auch hier eine ganz öde Landschaft. Am 23. Aug. 1876 erreichte er eine Telegraphenstation und 29. Sept. Adelaide. Seitdem lebt er in Melbourne. Er schrieb »Geographical travels in Central Australia« (1874) und »The journal of a forgotten expedition« (1881).

Giles (John Allen), engl. Schriftsteller, geb. 26. Okt. 1808 zu Marl in Somersetshire und in der Charterhouse-Schule zu London vorgebildet, vollendete seine Studien in Oxford und wurde 1836 als Direktor an die City of London-School berufen. Diesen Posten gab er 1840 auf, um eine Pfarre anzunehmen, und als Pfarrer lebt er noch jetzt in Sutton in Surrey. G. ist ein außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller auf dem Felde der Theologie, der Pädagogik und der Geschichte. Erwähnung verdienen unter seinen Werken: »The life and letters of Thomas a Becket« (2 Bde., 1847), »History of the ancient Britons« (2 Bde., 1848), »Hebrew records«, eine Kritik des Alten Testaments (1850; 2. Aufl. 1853), »Christian records«, eine Kritik des Neuen Testaments (1854; 2. Aufl. 1877), »Heathen records of the Jewish scriptural history« (1856), »The writings of the early Christians of the second century« (1857), »The story book of English history« (1857), »Poetic treasures, or passages from the poets« (1879) u. s. w. Auch gab er Terenz und andere klassische Autoren, sowie Sanfranc, Bada und Roger Asham und zahlreiche Schulbücher heraus.

Gilet (frz.), Armellose Jade, Weste.

Gilgal war der Name mehrerer Orte Palästinas, von denen das 40 Minuten östlich von Jericho, auf dem nördlichen Ufer des Baches Krith (Wadi Keit) gelegene, in der israel. Geschichte seit Josua am berühmtesten geworden ist. G. bedeutet wohl ursprünglich einen geweihten Kreis, der von rohen Steinsäulen umstellt war. Und so galt auch dieses G., dessen Stätte noch durch Ruinen von unbekannten, über einen kleinen Hügel (Tell Dschelischal) verstreuten Kalk- und Feuersteinen bezeichnet wird, noch im 4. Jahrh. n. Chr. den Bewohnern der Jordanaue (s. H ö r) als ein heiliger Ort.

Ein anderes Gilgal, das heutige große Dorf Dschilbischila, auf einem der höchsten Punkte des Gebirges Ephraim, südwestlich von Silo (Sichun) 5 km westlich von Dschilschil, ist durch die Prophezie von Elia und Elisa bekannt geworden, welche in ihrem Jüngerkreis hier ihren Aufenthalt hatten.

Gilge, der linke (südliche) der beiden Mündungsarme der Memel, in welche sich 8 km unterhalb Litskis dieser Strom teilt; 87 km lang, 100 m breit, führt er etwa ein Drittel der gesamten Wassermasse mittels vier Mündungen ins Kurische Hafennämlich mittels der Loye, der Inse, der auf 11 km schiffbaren Lawe und der G. beim Dorfe Gilge, letztere wurde als Neue Gilge 1613—16 gerade gelegt und schiffbar gemacht.

Gilgen (St.), Flecken am westl. Ende des Aberssees (s. d.). [(s. d.) in Oberfranken.]

Gilgenburg (St.), Irrenanstalt bei Donauö.

Gilgenburg, Stadt in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Osterode, 80 km südlich von Osterode, an der Widen, die den durch die Welle abfließenden Großen und Kleinen Damerausee verbindet, mit (1880) 182 meist prot. E., ist Sitz eines Amtsgerichts. Im J. 1273 wurde die Burg, 1326 die Stadt gegründet.

Gilgentag, Gedächtnistag des heil. Agidius oder Gilg (frz. Gilles).

Gilgit, ein 450 km langer, rechter Nebenfluß des Indus, welcher von W. aus dem südlich von Kaschmir gelegenen Schunder- und weiter aus dem Pandarree als Ghizar herkommt. Ebenso heißt das zu Kaschmir gehörende, von diesem Strome durchflossene Land, zwischen Sirital im N., Baltistan im O., Tschilas im S. und Tschitral im W., etwa 6500 qkm groß, mit 26000 E., welche sich zum schiitischen Glauben bekennen. Der 200 Häuser zählende Hauptort Gilgit liegt rechts am G. in 1530 m Höhe. Das in 1460 m Höhe gelegene Fort Gilgit, mit sieben vieredigen Thürmen versehen, ist der feste Punkt des Maharadscha von Kaschmir im Dardistan; und die 1200 Mann zählende Gilgitbrigade liegt in dem aus einigen hundert kleinen Hütten bestehenden Dorfe Astor, in Hazora.

Gilia, *Rosa et Pav.*, eine zu den Polemoniaceen gehörige Gattung meist einjähriger Pflanzen Californiens, mit gestielten, halbgestielten oder doppelt-halbgestielten Blättern und monopetalen, trichterförmigen Blumen. In den Blumengärten werden vorzugsweise zwei Arten kultiviert, *G. tricolor* und *G. capitata*. Erstere wird nur 80—40 cm hoch und ihre Blumen sind auf dem Saume der Krone bläulich oder bläulich, purpurn im Schilde und gelb an der Röhre, und stehen zu 4—5 am Ende der Zweige. Man hat von ihr weiße, rosenrot oder schön blau blühende Varietäten. Bei der doppelt so hohen Bouquetfilie, der zweiten Art, sind die Blumen blau und kleiner, aber in großer Anzahl an der Spitze stengelartiger Zweige gesammelt. Niedriger Wuchs und reicher, lange andauernder Flor machen diese Pflanzen zur Einfassung von Rabatten geeignet.

Giljaken, ein nicht zur hochasiatischen, sondern wahrscheinlich zur hyperboreischen Rasse gehörender Volksstamm des östl. Sibiriens. Sie wohnen am untern Amur und auf dem nördl. Teile der Insel Sachalin, auf beiden Punkten ungefähr zwischen 51 und 54° nördl. Br. Obwohl ihre bisher nicht ersuchte Sprache auf den ersten Anblick weder mit dem Tungusischen, noch mit dem Japanischen, noch mit der Sprache der Ainu, mit denen die G. auf Sachalin zusammen wohnen, zusammenzuhängen scheint, so ist es dennoch sehr wahrscheinlich, daß die G. mit den Ainu eines Stammes sind und den aus jener Zeit, wo die Ainu die nördl. Inseln des Japanischen Meers zu bevölkern anfangen, auf dem Festlande zurückgebliebenen Überrest des ainu-giljatischen Volksstammes darstellen. Die Gesamtheit der G. dürfte die Zahl 5000 nicht viel übersteigen. Sie sind Schamanen und schöpfen aus der Jagd und dem Fischfange ihren Lebensunterhalt. Die am Meere wohnenden G. sind treffliche, unerschrockene Seefahrer und treiben auch Handel, indem sie mit ihren Kähnen nach dem Süden von Sachalin fahren, um Felle von den Ainu zu erhandeln und diese dann wieder an die russ. Kaufleute in Nikolajewsk zu verkaufen. (S. Tafel: Asiatische Menschenstämme, Fig. 19.) Bgl. Benjulinow, «Die russ.-asiat. Grenzlande» (deutsch von Krahmer, Lpz. 1874).

Gill, das kleinste brit. Hohlmaß, speziell Flüssigkeitsmaß, $\frac{1}{4}$ des Pint oder $\frac{1}{2}$ des Imperial-Gallon = 140 Centiliter. Bis Ende 1825 (Einführung der jetzigen Maßgröße) war das G. ebenfalls $\frac{1}{4}$ des Pint oder $\frac{1}{2}$ des alten Weingallon

= 11,83 Centiliter = etwa $\frac{1}{4}$ jetzige G. Bis eben dahin galt in Schottland ein besonderes G. als kleinste Flüssigkeitsmaß, $\frac{1}{16}$ des schott. Pint oder $\frac{1}{32}$ des schott. Gallon = 10,59 Centiliter.

Gilles, franz. Vorname, soviel wie Agidius.

Gillies (John), engl. Geschichtschreiber, geb. zu Brechin in der schott. Grafschaft Forfar 18. Jan. 1747, studierte zu Glasgow Theologie und Philosophie und bereiste als Führer der Söhne des Grafen Hopetoun einen großen Teil Europas. Nach seiner Rückkehr widmete er sich von neuem histor. und philol. Studien. Das unter Guthrie's Namen damals erschienene histor. und geogr. Lexikon soll von ihm sein. Unter seinem Namen gab er zunächst eine Uebersetzung der Neben des Xyias und Ptolemaeus (1778) und dann der «Ethik» und «Politik» des Aristoteles (1786—97) heraus. Hierauf schrieb er sein Hauptwerk, die «History of ancient Greece, its colonies and conquests» (2 Bde., Lond. 1786; 6. Aufl., 4 Bde., 1820; deutsch, Lpz. 1787—94), der er seine letzte Arbeit, die «History of the world from the reign of Alexander to that of Augustus» (2 Bde., Lond. 1807—10), folgen ließ. In Anerkennung des Wertes seiner griech. Geschichte und des monarchischen Geistes, in der sie geschrieben, ward er 1794 zum königl. Historiographen für Schottland ernannt. Auch lieferte er eine Parallele zwischen Friedrich d. Gr. und Philipp von Macedonien in der «View of the reign of Frederick II of Prussia» (Lond. 1789). Er starb 16. Febr. 1836 zu Clapham.

Gilliland, Nordpolarland, nordöstlich von Spitzbergen unter 81 $\frac{1}{2}$ ° nördl. Br. und 36° östl. L. von Greenwich, 1707 von dem Holländer Cornelius Gillis gesehen, aber noch nie betreten. Neuerdings wurde G. mit König-Karls-Land verwechselt, einer Insel unter 75—78° nördl. Br. und 27—32° östl. L., welche 1617 vom Engländer Wiche zuerst gesehen, 1870 von Graf Zeil und Heuglin neu entdeckt wurde.

Gillie (James), amerit. Astronom, geb. 6. Sept. 1811 in Georgetown im Distrikt Columbia, trat 1827 in die amerit. Kriegsmarine und wurde 1833 Lieutenant bei derselben. Nachdem er hierauf in Charlottesville und Paris Mathematik und Physik studiert, wurde er 1836 beim Karten- und Instrumentendepot in Washington angestellt und bald darauf Direktor dieser Anstalt. Er bewirkte 1842 beim Kongreß die Gründung des Naval Observatory zu Washington, besuchte sodann die hervorragenden Sternwarten Europas und leitete 1849—52 die amerikanische astron. Expedition nach der südl. Halbkugel. G. wurde 1861 Direktor der Marine-Sternwarte zu Washington und starb daselbst 9. Febr. 1865. Er schrieb: «Report on the erection of the depot of charts and instruments» (Washington 1845), «Magnetical and meteorological observations» (Washington 1845), «Astronomical observations» (Washington 1846), «The United States naval astronomical expedition to the southern hemisphere» (6 Bde., Washington 1855—59).

Gilray (James), berühmter engl. Karikaturenzeichner und Stecher, geb. 1757 zu Chelsea, war der Sohn eines Insaßes des dortigen Militärhospitals und zum Schriftstehler bestimmt. Doch da ihm dieser Beruf nicht gefiel, schloß er sich an eine Komödiantengesellschaft an, mit welcher er eine Zeit lang das Land durchzog, bis er endlich Gelegenheit fand, sich in der Akademie von Somerset-House zu

London mit Eifer den Kunststudien zu ergeben. Anfangs stach, ähte und malte er meist ernsthafte Dinge, bald aber gab er seinem Gange zur Karikatur nach, in welcher er sich einen europ. Ruf erwarb. Seine zahlreichen Karikaturen, von welchen 1779—1811 über 1200 erschienen, sind meist voll treffenden Witzes, zu dessen Zielscheibe er die Franzosen, Napoleon und die Minister wählte. Bis in den Anfang des 19. Jahrh. herein waren G.'s Blätter das Beste, was England in diesem Fach hervorgebracht hatte. Er starb in London 1. Juni 1815. Nach seinem Tode erschienen seine Zeichnungen (*«The caricatures of G. with historical and poetical illustrations»*, Lond. 1815—26; neue Ausgabe mit Text von Th. Wright, 1849—50 und 1874 mit einer *«History of his life and times»*).

Gilly, gewerbreiche Landgemeinde mit (1881) 17783 E., im Bezirk Charleroi der belg. Provinz Hennegau, an der Eisenbahn von Charleroi nach Namur, hat Kohlengruben, Eisen- und Glasindustrie.

Gilly (Friedr.), Architekt, geb. 16. Febr. 1771 zu Altshamm bei Stettin, war seit 1788 Schüler von Beyerer und Langhans in Berlin. Er führte in Berlin die Antike in die Architektur ein und hatte großen Einfluß auf seinen Schüler Schinkel. G. starb 3. Aug. 1800 zu Karlsbad.

Gilm zu Rosenegg (Herm. von), lyrischer Dichter, geb. 1. Nov. 1813 zu Rantweil in Vorarlberg, besuchte das Gymnasium zu Feldkirch, studierte dann die Rechte zu Innsbruck, wo er sich zugleich lebhaft mit der Poesie beschäftigte. In den Staatsdienst trat er 1837, wurde 1847 aus Roveredo nach Wien berufen, 1850 beim Ministerium des Innern, 1856 als Statthaltersekretär zu Linz angestellt und starb daselbst 31. Mai 1864. Er veröffentlichte *«Tiroler Schützenleben»* (Innsbr. 1863); seine *«Gedichte»* erschienen nach seinem Tode gesammelt mit Biographie (2 Bde., Wien 1864—65; Nachtrag, Innsbr. 1868).

Gil Polo (Gaspar), span. Dichter, geb. zu Valencia zwischen 1530 und 1540, zuerst Stadtschreiber seiner Vaterstadt, wurde durch seine geschickte Amtsführung dem König Philipp II. selbst bekannt, von ihm 1572 zum Koadjutor des Vorstehers der Oberrechnungskammer des Königreichs Valencia ernannt und 1580 nach Barcelona gesandt, um das königl. Patrimonium zu regulieren, wo er 1591 starb. Außer einigen lyrischen Gedichten (*«Biblioteca de autores españoles»*, Bd. 42) lieferte G. eine Fortsetzung der *«Diana»* des Montemayor (s. d.), die zuerst unter dem Titel *«Primera parte de Diana enamorada; cinco libros, que prosiguen los siete de la Diana de Montemayor»* zu Valencia 1564, in demselben Jahre wie eine andere Fortsetzung desselben Schäferromans, von dem Arzt Alonso Perez, erschien. Sie übertraf nicht nur die letztere, sondern in den metrischen Theilen, d. h. in den reichlich ausgestreuten Hirtengebüchten, Liebern und Canzonnen, wie auch was die glückliche Einfügung interessanter Episoden betrifft, selbst das Werk des Montemayor und nimmt überhaupt eine so ausgezeichnete Stelle unter den Gedichten dieser Gattung ein, daß das von Cervantes im *«Don Quixote»* G. gespendete Lob zwar übertrieben, aber nicht ungegründet ist. Sie wurde im 16. Jahrh. noch zweimal ins Französische, im 17. ins Lateinische überetzt von dem gelehrten Rätliner Kaspar Barth. Unter den Ausgaben der *«Diana enamorada»* ist die beste die

von Gerbá y Rico besorgte und mit einem Kommentar versehene (Madr. 1778; neue Aufl. 1862).

G. hatte einen gleichnamigen Sohn, welcher zu seiner Zeit als juridischer Schriftsteller und Professor des Griechischen in seiner Vaterstadt Valencia berühmt war und mit dem der Dichter fast von allen bisherigen Biographen für Eine Person gehalten worden ist.

Gil Vicente, der Vater des portug. Dramas und Schöpfer des modernen Lustspiels, in der Geschichte der span. Litteratur ebenso berühmt wie in der vaterländischen, wurde um 1470 geboren. Guimaraes, Barcellos und Lissabon streiten um die Ehre, seine Geburtsstadt zu sein. Der erstern Stadt entstammte das abelige Geschlecht do Canto, welchem er angehörte; in der zweiten lebten lange Zeit Nachkommen des Dichters; in der dritten endlich hielt er selber sich bereits vor 1495 auf, um Jurisprudenz zu studieren. Beim Herzog von Beja, dem spätern König Emanuel, nahm er die Stellung eines Lehrers der Rhetorik ein. Seine poetischen Anlagen, lebendige Phantasie und jovialer Sinn zogen ihn zu den Mäusen hin, besonders nach der günstigen Aufnahme seiner ersten dichterischen Versuche am Hofe Emanuel's d. Gr. Sein erstes Stück schrieb G. 1502, zur Feier der Geburt des nachmaligen Königs Johann III., ein Schäferspiel, *«Der Besuch»* (*«Visitação»*) genannt, das vor dem Hofe aufgeführt ward und so wohlgefiel, daß man seine Wiederholung am nächsten Weihnachtstage verlangte. G. aber verfaßte ein neues Stück, wie das erste in span. Sprache, doch in mehr dramatischer Form, *«Auto pastoril castelhano»*. So datiert die Einführung des Dramas in Portugal vom J. 1502. Seitdem fuhr G. von 1502 bis 1536, während der Regierungszeit Emanuel's und seines Nachfolgers fort, zu allen größern jährlichen Hof- und Kirchenfesten ähnliche dramatische Spiele zu bichten, an deren Aufführung er selbst und seine Tochter Paula, die als Schauspielerin, Tonkünstlerin und auch als Dichterin berühmt war, teilnahmen. Doch setzte es G. nicht an, Kindern, welchen er einst, um seine Erfindungsgabe zu beweisen, in einer Hofgesellschaft über ein aufgegebnes Sprichwort die launige, finnräthige Farce *«Ines Pereira»* improvisierte, die vielleicht sein bestes Stück ist. G. starb in Dürftigkeit um 1536.

Seine zuerst nur in fliegenden Blättern verbreiteten Werke wurden nach seinem Tode von seinen Kindern Paula und Luiz Vicente herausgegeben (Lissab. 1562) und dann mit Verbesserungen des heiligen Officiums, d. i. durch von der Inquisition unterdrückte Stellen verstümmelt (Lissab. 1586). In neuester Zeit veranstalteten Barreto Feio und Monteiro einen Wiederabdruck (3 Bde., Hamb. 1844), nachdem Böhl de Faber in dem *«Teatro español anterior á Lope de Vega»* (Hamb. 1832) die in span. Sprache geschriebenen *«Autos»* und Scenen aus einigen andern castilian. Stücken herausgegeben hatte. Die vierte Ausgabe (Lissab. 1852) ist ein Neudruck der dritten; eine den Ansprüchen moderner Kritik entsprechende Lertausgabe existiert noch nicht. Auszüge aus G.'s Dramen finden sich in *«Osma, Trauerspiel. Aus dem Portugiesischen überetzt»* (Salzberg. 1824); neun Stücke übersezte Moriz Rapp (Hilburgh. 1868). Es ist nicht zu verkennen, daß bei G. in seinen 17 *«Autos»*, wenigstens in formeller Hinsicht, die lat. und franz. mittelalterlichen Mythen und bei den Schäferspielen

(«Autos pastoris») insbesondere die seines Zeitgenossen Juan del Encina Muster gewesen sind; auch mögen die franz. Farcen auf seine 12 Vossen nicht ohne Einfluß gewesen sein. Aber sowohl in diesen als in den übrigen Gattungen seiner Stücke, den 10 Tragikomödien und 8 Komödien, in denen allen der hispanische Romanzenvers vorherrscht, zeigt sich so viel Frische, Lebendigkeit und Laune, und alle haben eine so durchaus eigenartige nationale Färbung, daß sie trotz der oft noch rohen Anlage und unbeholfenen Ausführung von dramatischem Genie zeugen und vorzüglich die Farcen des G. als die Grundlagen eines Nationallustspiels anzusehen sind. Auch bildete sich in der That eine Schule mehr vollständiger Dramatiker nach ihm, darunter Antonio Prekles, Chiado, Simão Camoens.

Vgl. Graf von Schack, «Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien» (3 Bde., Berl. 1845); Theophilo Braga, «Historia do theatro portuguez» (Porto 1870) und «Questões de litteratura e arte portugueza» (Lissab. 1881).

Gil Vicente hieß auch ein portug. Goldschmied, der Verfasser der hochberühmten, aus dem ersten Golde Indiens gefertigten Custodia di Belem, einer Konstranz, die König Emanuel zur Erinnerung an die Entdeckung Indiens für das gleichem Zwecke geweihte Hieronymitenkloster zu Belem bei Lissabon gestiftet hat (1502). Neuerdings hat man den Dichter und den Goldschmied für ein und dieselbe Person erklären wollen; doch ist der vollgültige Beweis für diese Identität bisher nicht erbracht.

Gil y Zárate (Don Antonio), span. Dramatiker, geb. 1. Dez. 1786 im Escorial, kam schon im 8. Lebensjahre nach Frankreich, wo er in einem Collège zu Passy erzogen wurde, aber seine Mutterfrache verlor, so daß er nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1811 sie von neuem erlernen mußte. Er erhielt 1820 eine Anstellung im Ministerium des Innern und wurde Archivbeamter, verlor aber wegen seiner polit. Gesinnungen bald seine Stelle und wurde eine Zeit lang aus der Hauptstadt verbannt. Schon früher hatte er sich im Dramatischen versucht und außer einigen Übersetzungen einzelne Originalstücke: «La cómico-mania» und «La familia catalana», geschrieben; bekannter wurde er erst durch die drei Lustspiele «El entremetido», «Cuidado con las novias» und «Un año despues de la boda». Im J. 1832 wurde er Redacteur der von der Handelsjunta gegründeten Zeitschrift «Boletín de comercio», die später den Titel «Eco» annahm. Nach drei Jahren gab er die Redaction dieses Oppositionsblattes wieder auf und wurde abermals als Beamter im Ministerium des Innern angestellt. Er wandte sich nun seinen dramatischen Arbeiten wieder zu, und 1835 kam seine Tragödie «Doña Blanca de Borbon» in Madrid zur Aufführung, die, obwohl noch ganz im streng klassischen Geschmack gehalten, doch mit Beifall aufgenommen wurde. Um die Angriffe der romantischen Schule zu widerlegen, dichtete er bald darauf die romantische Tragödie «Carlos II. el hechizado», die von entschiedenem dramatischen Talent zeugt und auch in der Diction große Schönheiten hat. Seitdem blieb er dieser Richtung treu, nur suchte er sich noch mehr dem alten Nationalgeschmack zu nähern. Dies bezeugen seine 1840 im Liceo von Madrid gegebene Tragödie «Rosmunda», die Tragödien «Don Alvaro de Luna», «Masanielo» und «Guizman el bueno», welche letztere für sein bestes

Stück gilt, die Komödie «Carlos V. en Ajofrin» und das Melodrama «Cecilia la ciegucecita», das 1843 aufgeführt wurde. G. war bald im altiven Dienste, bald auf Bartegeld im Ministerium des Innern angestellt und erhielt den Titel eines königl. Rats. Er starb 27. Jan. 1861 in Madrid. Außer seinen poetischen Werken veröffentlichte er auch das «Manual de literatura» (3 Bde., Madr. 1846; 8. Aufl. 1874), ein sehr geschätztes Handbuch der Literaturgeschichte, und das beste Werk über die Unterrichtsanstalten Spaniens («De la instruccion publica en España», 3 Bde., Madr. 1855) und schrieb eine Reihe von Abhandlungen über altspan. Dramatiker (Marion Tirso de Molina, Lope u. s. w.) für die «Biblioteca de autores españoles». Eine Sammlung seiner dramatischen Werke erschien zu Paris (1850).

Giltkein, Varietät des Chloritischiefers (s. b.).
Gimbörn, Dorf in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, Kreis Gummersbach, 8 km im N. von diesem Orte, mit (1880) 3216 E., einem Schloß, Raffinierstahlhämmern, einer Pulverfabrik, einer Wollspinnerei im Leppethale und bedeutenden Steinbrüchen.

Gimel (י), der dritte Buchstabe des hebr. Alphabets, dem g entsprechend, als Zahlzeichen die 3 bezeichnend. blät tchen.

Gimelblättchen, Hazardspiel, s. K ü m m e l.

Gimian (türk.), großer kostbarer Fußteppich.

Gimignano (Vincenzo da San-) war einer der ausgezeichnetsten Schüler Rafaels, unter dessen Leitung er an den Loggien des Vatikan arbeitete. Außerdem dekorirte er mit dem Maler Schizzone Facaden von Häusern in Rom. Er hatte sich die Rafaelsche Weise gut angeeignet, neigte aber zu noch größerer Wildhe als der Meister. Bei der Erstürmung und Plünderung Roms 1527 verlor G. seinen ganzen Besitz. In Schwermut kehrte er nach seinem Geburtsort San-Gimignano im Toscanischen zurück, wo er wohl noch einiges lieferte, das aber seinem frühern Ruhme nicht entsprach. Das Jahr seines Todes ist ungewiß. Seine Werke sind sehr selten; eine heilige Familie von ihm findet sich in der Galerie zu Dresden. — Giacinto da G., geb. zu Pistoja 1611, gest. 1681, bildete sich zu Rom in Poussins Schule und ging dann zu Pietro da Cortona über, dessen Fertigkeit im effektvollen Scenryo er sich aneignete, ohne jedoch Poussins Grundsätze in der Zeichnung aufzugeben. Auch Guercino diente ihm häufig zum Vorbilde. Er malte viel in Fresko, unter anderm im Lateran zu Rom und dem Palast Ricolini zu Florenz. Man hat außer vielen andern Kupferstichen auch von G. 27 sehr gesuchte malerische Blätter, die mit zierlicher Nadel gefertigt sind. — Gleiche Achtung erwarb sich auch sein Sohn und Schüler Lodovico G., geb. zu Rom 1644, gest. 1697. Er fand in Fresken vielen Beifall; die in der Kirche delle Vergine zu Rom wurden von den Malern der Lüste und Wolken sowie der Engelskrieger wegen studiert. Andere Arbeiten von ihm sieht man in Pistoja im Dom und San-Giovanni. Caylus, Roussel u. a. haben nach ihm gestochen.

Gimpe (frz. guimpe; engl. gimp, loop), eine aus Seiden- oder Baumwollgarn gedrehte, mit beliebig gefärbter Seide (Trama) übersponnene Schnur, die als Kleiderbesatz verwendet wird.

Gimpel (Pyrrhula) ist der Name einer Vogelgattung aus der Familie der Finken und durch den

kurzen, biden, an der Wurzel runden und an den Seiten aufgetriebenen Schnabel ausgezeichnet, dessen Oberkiefer eine krumme, abgerundete Spitze und eine hakenförmige Spitze hat. Die Gattung ist selbst zum Typus einer befondern, freilich den Kernbeißern sehr nahestehenden Familie geworden. Hierher gehört der bekannte Rotgimpel oder Dompfaffe (*P. vulgaris*), der den größten Teil des nördl. und mittlern Europa bis an die Alpen bewohnt und in Gebüsch und Wäldern nistet. Beide Geschlechter haben einen angenehmen Gesang. Das Männchen lernt, wenn es noch als Nestvogel eingefangen, leicht andere Melodien stötenartig nachsprechen. Der Handel mit gelernten G. wird vorzüglich in den Dörfern des Thüringerwaldes betrieben. Der G. nährt sich von Samen verschiedener Pflanzen und wird im Zimmer mit Nüssen und wenig Haarf unterhalten. Oben ist er hellgrau, das Männchen an Brust und Vorderhals zinnoberrot, an Kappe, Schwingen und Schwanz schwarz; das Weibchen hat statt Zinnoberrot nur eine rötlich-graue Färbung. (S. Abbildung auf Tafel: Singvögel II.) Der mehr im Norden lebende größere Haken- oder Fichtengimpel (*P. enacletor*) steht durch die Form seines Schnabels dem Kreuzschnabel näher. Gegenwärtig züchtet man in vielen Tiergärten einige, durch prachtvolles rotes Gefieder ausgezeichnete Gimpelarten (*P. erythrina*, *rosea*, *purpurea*) aus dem hohen Norden der Alten und Neuen Welt.

Gin, Brantwein, welcher vorzugsweise in Irland bereitet und von Iren konsumiert wird. Er ist dem Genever (s. d.) sehr ähnlich.

Gindely (Ant.), Historiker, geb. 3. Sept. 1829 zu Prag, machte daselbst seine Gymnasial- und Universitätsstudien und erhielt 1853 eine Anstellung als Professor für deutsche Sprache und Literatur an der böhm. Oberrealschule in Prag. Einige Monate darauf ward er zur provisorischen Übernahme des Lehrstuhls für Geschichte an die otmährer Universität berufen, als jedoch 1855 deren Aufhebung erfolgte, kehrte er in seiner frühern Eigenschaft an die Oberrealschule zurück. Im J. 1857 veranlaßte ihn der Plan zu einer größern histor. Arbeit zu einer längern archivalischen Studienreise, auf welcher er alle bedeutenden Archive in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, Belgien und Spanien durchforschte. Nach seiner Rückkehr wurde G. 1862 zum außerord. Professor für österr. Geschichte an der prager Universität und zugleich zum Landesarchivar des Königreichs Böhmen ernannt; 1867 erfolgte seine Ernennung zum ord. Professor. G.'s erste bedeutendere histor. Arbeit ist die «Geschichte der böhmischen Brüder» (2 Bde., Prag 1856—57). Sonst bezogen sich seine archivalischen Studien hauptsächlich auf das 17. Jahrh., auf die Zeit, welche dem Dreißigjährigen Kriege voranging, und auf diesen selbst. Als Früchte dieser Studien erschienen die Werke: «Rudolf II. und seine Zeit» (2 Bde., Prag 1862—65) und «Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs» (Bd. 1—4, Prag 1869—80). Außerdem veröffentlichte G. eine übersichtliche Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs (8 Abt., Lpz. 1882), sowie zahlreiche Aufsätze in den «Abhandlungen» der Wiener Akademie und mehrere geschätzte Lehrbücher der Geschichte für den Unterricht. Auch gab er «Monumenta historiae bohemica» (Xl. 1—4, die Zeit 1618—23 umfassend, Prag 1864—67) heraus.

Ginevra, der ital. Name von Genf.

Ginevra, die Gemahlin des felt. Sagenkönigs Artus (s. d.).

Gingang, s. Gingham.

Gingerbeer, ein erfrischendes, moussierendes Getränk, welches sehr viel in England genossen wird. Zur Bereitung desselben wird eine Zuckerslösung unter Zusatz von Ingwerwurzel in Sährung versetzt und nach Beendigung der Hauptgärung in thönerne Flaschen gefüllt, deren Stöpsel mit Bindfaden zu befestigen sind, um dem Druck der bei der Nachgärung sich entwickelnden Kohlensäure genügenden Widerstand bieten zu können.

Gingergrassöl oder ind. Geraniumöl wird durch Destillation von Andropogon Schoenanthus gewonnen und vielfach für Parfümeriezwecke verwendet. (S. Geraniumöl.)

Gingham, gewöhnlich Gingang gesprochen und öfters auch so geschrieben, vom japan. gingang (frz. guingan; engl. gingham, Bengal stripes), eigentlich ein feines engl., ursprünglich ostind. Baumwollzeug, jetzt die mannigfarbig gestreifte, gestammte oder gewürfelte engl., schott. oder wien. Leinwand, ein Baumwollstoff von leinwandartigem, sehr dichtem Gewebe, der, aus gefärbtem Garn erzeugt, zu Frauenkleidern benützt wird. Einige leiten den Namen G. auch von der franz. Stadt Guingamp (s. d.) ab.

Gingibracium, Storbut am Arme; Ginpodium, Storbut am Fuße.

Gingiro, s. Dschandscharo.

Gingfobaum, eine zu der Familie der Lärchen, aus der Gruppe der Nadelhölzer, gehörige Gattung. Man kennt von ihr nur eine einzige Art, Ginkgo biloba (*Salisburya adiantifolia*). Diese ist ein großer zweiflügeliger Baum Chinas und Japans, der sich von allen übrigen Nadelhölzern durch breit-keilsförmige, zwei-, bisweilen vierlappige, am obern Saume gekerbte, lederartige, einjährige Blätter unterscheidet. Seine Frucht ist eine steinbeerartige Nuß von der Größe einer Damascenerpflaume und schließt einen Kern ein, der in China und Japan geessen wird.

Dieser in mehr als einer Beziehung interessante Baum wurde 1712 durch Kämpfer bekannt, aber erst 42 Jahre später in Europa, zuerst in England, eingeführt. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts kam von dort eine männliche Pflanze nach Montpellier, wo sie 1812 zur Blüte kam, natürlich ohne fruchtbar zu sein. Erst viel später, als diesem Baume ein Zweig eines weiblichen Individuums derselben Art eingesetzt wurde, brachte er von Jahr zu Jahr Früchte in Menge zur Reife. Gegenwärtig ist der G. auch in Parkgärten Deutschlands ziemlich häufig und wird durch Aussaat, wie auch durch Stedlinge und Veredlung vermehrt. Er ist ziemlich hart und gedeiht fast in allen Lagen und Bodenarten, wächst aber viel langsamer, als die meisten übrigen Nadelhölzer. Er kann Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende leben und dann kolossale Dimensionen erreichen. Bunge sah um Peking herum Bäume dieser Art, deren Alter er auf mindestens 2000 Jahre schätzte; einer derselben hatte einen Umfang von 13 m. Diese Stammstärke ist aber vielleicht einem andern Umstande zuzuschreiben. Der Same schließt nämlich zwei, drei und noch mehr Embryonen ein, welche gleichzeitig keimen, und so mag es oft vorkommen, daß mehrere Stämme zu einem einzigen

verwachsen, was die Chinesen und Japaner auch durch Kunst herbeizuführen wissen. Ubrigens wird von mehreren Pflanzenforschern, welche China und Japan bereisten, übereinstimmend berichtet, daß sie den G. niemals wild, sondern immer nur in den Gärten angetroffen.

Ginguené (Pierre Louis), franz. Literaturhistoriker und Kritiker, geb. zu Rennes in der Bretagne 25. April 1748, eignete sich früh ältere und neuere Sprachen an und zeigte lebhaften Sinn für Malerei, Dichtkunst und Musik. In Paris, wo er seine Studien vollenden wollte, nötigte ihn seine dürftige Lage, eine Erziehungsstelle anzunehmen und später in einem Bureau des Contrôls général sich anstellen zu lassen. Er gewann einigen literarischen Ruf, als er sich für den Verfasser eines im „Almanac des muses“ anonym abgedruckten Gedichts, „La confession de Zulmé“, bekannte, und lieferte hierauf mehrere Gedichte, z. B. eine Elegie auf den Tod des Prinzen Leopold von Braunschweig, „Léopold, poème“ (Par. 1787), und „Eloge de Louis XII, père du peuple“ (Par. 1788). In den „Lettres sur les confessions de J. J. Rousseau“ (Par. 1791) fällt er über Rousseau ein günstiges Urteil. Seine Schrift „De l'autorité de Rabelais dans la révolution présente et dans la constitution civile du clergé“ (Par. 1791) zeigt ein eingehendes Studium der ältern franz. Literatur. Während der Revolutionszeit beipflichtet er die Tagesereignisse in dem „Feuille villageois“ ruhig und maßvoll. Damals begann er auch seine literarischen Beiträge zum „Moniteur“ (1790—1816) und die Bearbeitung des zur „Encyclopédie méthodique“ gehörigen „Dictionnaire de musique“. Als Gemüthlicher wurde er 1793 eingekerkert, erhielt aber in Folge Robespierres Sturz die Freiheit wieder. Nach dem 9. Thermidor wurde G. im Ministerium des Innern angestellt und übernahm Garatts Stelle als Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts. Gleichzeitig gründete er die „Décade philosophique, littéraire et politique“ (Par. 1784—1807), die nach Aufhebung des republikanischen Kalenders den Titel „Revue“ annahm und 1807 mit dem „Mercure de France“ vereinigt wurde. Als Gesandter ging er 1798 nach Sardinien. Nach dem 18. Brumaire wurde er Mitglied des Tribunats, aber schon 1802 wegen häufiger Opposition ausgeschlossen. Er starb zu Paris 11. Nov. 1816. Von seiner „Histoire littéraire d'Italie“, der er den größten Theil seines Ruhms verdankt, erschienen bei seinem Leben sechs Bände (Par. 1811—13), nach seinem Tode zwei Bände (1819); ein neunter Band wurde von Salfi hinzugefügt. Eine zweite Auflage des Ganzen (14 Bde., Par. 1824—26) besorgte Daunou. Meist nach ital. Vorbildern gab er auch die durch epigrammatische Schärfe ausgezeichneten „Fables“ (Par. 1810) und die „Fables inédites“ (Par. 1814) heraus.

Ginnungsgap ist der Name für die Urahnung der Welt in der nordischen Mythologie, sprachlich und inhaltlich dem griech. Chaos, wie es Hesiod und die andern ältesten Dichter auffassen, entsprechend. Das Wort bedeutet eigentlich: Lücken Ginnungs; Ginnung aber war der personifizierte öde Weltraum. Diese tautologische Zusammenstellung sollte die vollständige Leere recht verständlich machen. Das Zusammenwirken von Hitze und Kälte in diesem Raume erzeugte das erste Ge-

bilde, den Riesen Ymir, aus welchem die Welt erschaffen wurde.

Ginsengwurzel oder **Schinsengwurzel**, als Droque gebräuchliche getrocknete Wurzel von *Panax Ginseng Nees*, einer kleinen Pflanze mit etwas kriechendem Rhizom. Sie ist in China einheimisch und wird dort so hoch geschätzt, daß sie einen wichtigen Artikel des Binnenhandels bildet und fabelhafte Summen in Umlauf setzt. Für ein Lael (640 Grains) dieser Droque werden durchschnittlich nicht weniger als 300 Laels Silber bezahlt, was nahezu 2000 Mark ausmacht. Obgleich man bisher keine besondern arzneilich wirkenden Stoffe in ihr hat entdecken können, so hält sie doch der Chineser für ein unschätzbares Mittel, dem er die außerordentlichsten Wirkungen auf den menschlichen Körper zuschreibt, indem sie den geschwächten in wunderbarer Weise stärkt und dem gealterten kräftige Jugend zurückgeben soll. Der chines. Name Ginseng bedeutet Weltwunder, und das Wort Panax ist dem Griechischen entlehnt und bezeichnet ein Heilmittel für alle Krankheiten, eine Panacee. Eine der genannten Pflanze verwandte Art, *Panax quinquefolium*, findet sich nicht selten in mittell. europ. Gärten.

Ginster, s. Genista.

Ginster (Spanischer), s. unter Esparto.

Ginstersage, s. unter Zibettiere.

Ginstvieh, s. Geltvieh.

Gintl (Julius Wilh.), Physiker, geb. 12. Nov. 1804 in Prag, besuchte dort das Gymnasium, studierte in Prag und Wien, war dann Adjunkt der Lehrstühle für Mathematik und Physik an der Universität Wien und wurde 1836 zum ord. Professor der Physik und angewandten Mathematik an der k. l. Universität Graz ernannt, wo er 1846 auch noch die Lehrstuhl der Naturgeschichte übertragen erhielt. Im J. 1847 wurde er zum Dekan der philos. Fakultät gewählt, im selben Jahre jedoch als k. l. Telegraphenbauinspektor nach Wien berufen, in welcher Eigenschaft er die Anlage und Einrichtung der ersten österr. Telegraphenlinien leitete. Im J. 1849 wurde ihm die Direktion der Staats-Telegraphen provisorisch übertragen und 1850 wurde er als wirklicher k. l. Telegraphendirektor bei der damals bestehenden Generaldirektion für Kommunikationen ernannt. Im J. 1863 trat er in den Ruhestand und lebt seither in Prag. Seine meist in den Berichten der wiener Akademie veröffentlichten Arbeiten bewegen sich theils auf dem Gebiete der Meteorologie und Klimatologie, theils auf dem des Magnetismus und der Elektricität. G. ist der Begründer der für das Telegraphenwesen so wichtig gewordenen Doppelkorrespondenz, für deren Einführung er bei der Industrieausstellung zu Paris 1855 mit der großen goldenen Ehrenmedaille ausgezeichnet wurde. Er ist Mitglied der kais. l. Akademie der Wissenschaften zu Wien.

Gintl (Wilh. Friedr.), Chemiker, Sohn des vorigen, geb. 6. Aug. 1843, wurde, nachdem er in Wien Chemie studiert hatte und mehrere Jahre als Fabrikchemiker thätig gewesen war, Assistent Nachlebers und Privatdocent an der Universität Prag. Im J. 1869 übernahm er die Supplirung der Lehrstuhl für allgemeine Chemie an der deutschen technischen Hochschule zu Prag und wurde 1870 zum ord. Professor für allgemeine und analytische Chemie ernannt. Seine in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Publikationen bewegen sich

hauptsächlich auf dem Gebiete der Phytochemie und der analytischen Chemie. G. führt auch die Redaction des karmarisch-herrenschen «Technologischen Wörterbuchs» bezüglich des chem.-physik. naturwissenschaftlichen Theils. Im J. 1878 gründete er die Österreichische Gesellschaft zur Förderung der chem. Industrie, deren erster Präsident er war. Seit 1870 gehört er dem k. l. Landesparlament für Böhmen an und ist seit 1878 Mitglied des böhm. Landtags, in welchem er den Wahlbezirk Komotau-Preßnitz-Weipert vertritt.

● **Gioberti** (Vincenzo), ital. Philosoph und Politiker, geb. 5. April 1801 zu Turin, wo er Theologie studierte und sich die geistlichen Weihen erwarb. Nachdem er in seiner Vaterstadt 1825 eine Professur der Philosophie erhalten und sich mit Studien des klassischen Alterthums, der Geschichte und der Religionsphilosophie befaßt hatte, wurde er zugleich Kaplan beim Kronprinzen Karl Albert, welche Würde er bis 1833 bekleidete. Von Hölzlingen der Teilnahme an den Bestrebungen der «Giovane Italia» verdächtigt, wurde er verhaftet und nach viermonatlicher Gefangenschaft verbannt. Ohne die ihm von Karl Albert angebotene Pension anzunehmen, lebte er 1834 in Paris und wurde dann in Brüssel Lehrer an einem Privatinstitut. Hier entfaltete er eine bedeutende literarische Thätigkeit. Nachdem er 1835 einige «Opera latina» veröffentlicht hatte, folgten 1838 die «Considerazioni sulle dottrine religiose di Victor Cousin», und die «Teorica del sovrannaturale» (2. Aufl., 2 Bde., Capolago 1850) und dann 1839—40 sein philof. Hauptwerk: «Introduzione allo studio della filosofia» (2. Aufl., 4 Bde., Brüss. 1844), worin er, nach vorausgeschickter Kritik der bisherigen Theorien von Platon und Zeit bei Hobbes, Clarke, Newton, Leibniz, Malebranche und Kant, den Verfall der wahren Theorie dem jög. Psychologismus zur Last legt, welchem Descartes in der Philosophie Bahn gebrochen habe. Diesem Psychologismus, als dem heidnischen und prot. Verfahren, dessen Konsequenz Steptizismus und Nihilismus seien, setzt er seinen «Ontologismus» oder die ontologische Methode als das einzige katholische und rechtgläubige Verfahren in der Philosophie entgegen, wodurch die Geister durch das Wissen mit der Religion versöhnt und der wissenschaftliche Gott aufgefunden werde. Indem er mit Aufnahme der platonischen Ideenlehre die Lehre von der Offenbarung, vom Übernatürlichen und Überbegreiflichen zu vereinigen strebt und die Hegelsche Logik und Dialektik in christl. Offenbarungsmetaphysik umsetzt, tritt er als ital. Scholastiker des 19. Jahrh. hervor, welcher den Satz vertritt, wer nicht Katholik sei, könne nicht vollkommener Philosoph sein, und jede Philosophie, welche sich vom Glauben losmache, begehe einen Selbstmord. Diesen Standpunkt vertritt er zunächst polemisch gegen Lamennais in der «Lettre sur les doctrines philosophiques et religieuses de M. l'abbé Lamennais» (Brüss. 1840), und nachdem er dazwischen in den Abhandlungen «Del bello» (Brüss. 1841) und «Del buono» (Brüss. 1842; beide zusammengedruckt Flor. 1853) seine ästhetischen und ethischen Anschauungen dargelegt hatte, trat er polemisch auch gegen die Lehre seines Landsmanns Rosmini mit dem Werte hervor: «Degli errori filosofici di Antonio Rosmini» (3 Bde., Brüss. 1841—44; 2. Aufl., 3 Bde., Capolago 1846).

Darauf ließ er sein polit. Hauptwerk folgen: «Del primato morale e civile degli Italiani» (3 Bde., Brüss. 1842—43; 2. Aufl., Brüss. 1846), wozu noch die «Prolegomeni al primato morale e civile degli Italiani» (Brüss. 1845) kamen. Die Idee dieses Werks war die Wiederherstellung der Größe und Macht Italiens durch ein reformirtes Papsttum, wodurch Italiens nationale Einheit, Unabhängigkeit und bürgerliche Freiheit erfüllt werden sollten. Das Ziel war ein Föderativbund der ital. Staaten unter dem Vorhise des Papstes und gestützt durch die Waffengewalt des Königreichs Sardinien.

Dieses Werk gab durch den lebhaften Ausdruck der nationalen Idee der Zeitbewegung einen gewaltigen Impuls und erwarb dem Papste Pius IX. bei seinen anfänglichen Reformbestrebungen die begeisterte Verehrung der Italiener. Da G. in den «Prolegomeni» die Schäden der Kirche berührt und die Jesuiten angegriffen hatte, konnte sich der Vater Francesco Bellico (Bruder des Dichters) nicht enthalten, einige nicht korrekt orthographische Stellen im «Primato» anzugreifen («A Vincenzo Gioberti», Genua 1845), und der Vater Curci belämpfte ihn in «Fatti ed argomenti in risposta alle molte parole di V. G.» (Neap. 1845). G. antwortete mit seinem Werk: «Il Gesuita moderno» (5 Bde., Lausanne 1846—47 u. öfter; deutsch von Cornet, 3 Bde., Bp. 1849), einem leidenschaftlichen Angriff, worin er mit großem Aufwand von histor. Kenntnissen, scharfem Urtheil und glänzender Beredsamkeit den Jesuitenorden und seine verderblichen Maximen verurtheilte und geißelte. Der polit. Auffschwung des J. 1847 führte den Verbannten Anfang 1848 im Triumph in seine Vaterstadt zurück. Er wurde Senator und Mitglied der Deputiertenkammer und stand im Dez. 1848 einige Wochen lang an der Spitze des von ihm, nach dem Sturze des Ministeriums Pinelli-Renzi, gebildeten demokratischen Ministeriums. Aber das nächstfolgende Ministerium entfernte ihn Anfang 1849 mit einer Mission nach Paris aus Turin. Er blieb dort in freiwilliger Selbstverbanntung und veröffentlichte sein Werk «Del rinnovamento civile d'Italia» (2 Bde., Par. u. Tur. 1851). Er starb zu Paris 26. Okt. 1852. Seine Leiche wurde in Turin beigesetzt.

Aus seinem Nachlaß gab G. Massari heraus: «Della filosofia della rivelazione» (Tur. 1856), «Della riforma cattolica della chiesa» (Tur. 1856), «Della protologia» (Tur. 1857). Der reiche Schatz unvollendeter philof. und histor. polit. Schriften, welchen G. hinterließ, wurde als «Opere inedite di V. G.» (11 Bde., Tur. 1856—63) herausgegeben. Eine Anthologie aus seinen Werken gab Ugolini («Pensieri e giudizi di V. G. sulla letteratura italiana e straniera», Flor. 1867) heraus; seine kleinern polit. Schriften sind als «Operette politiche di V. G.» (2 Bde., Tur. 1851) erschienen. In seinen nachgelassenen Werken, namentlich in der «Protologia», zeigen sich G.s Anschauungen von der strengen Orthodoxie etwas mehr entfernt und dem absoluten Idealismus der deutschen Philosophie etwas näher gerückt, indem an die Stelle der frühern Ontologie eine Protologie oder erste Philosophie tritt, worin der absteigende Prozeß vom Absoluten durch die Schöpfung zum Dasein und der aufsteigende Prozeß als Rückgang des Daseins zu Gott entwickelt wird. Außer Massari schlossen sich Fornar, De Giovanni, Chiarolanza, Loscano, zum Teil auch Mamiani, an G.s Lehrer als Schüler an.

Vol. Massari, «Ricordi biografici e carteggio di V. G.» (3 Bde., Tur. 1860—63); derselbe, «Vita di V. G.» (Flor. 1848); Bisanelli, «Elogio di V. G.» (Tur. 1853); Spaventa, «La filosofia di V. G.» (Nap. 1863); Prisco, «G. e l'ontologismo» (Nap. 1867); Sabana, «Della mente di V. G.» (Flor. 1871).

Giocondo (auch Giocondoso; ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: ausgelassen, lustig.

Giscondo (Giovanni Fra), einer der vorzüglichsten und gelehrtesten Baumeister und Altertumsforscher des 15. Jahrh., von dessen Lebensumständen wenig bekannt ist. Er wurde in Verona geboren und war ein gründlicher Kenner der alten Sprachen und des klassischen Altertums. In seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete gehört eine in Rom 1484—89 angelegte Sammlung alter Inschriften, die er dem Lorenzo de' Medici widmete. Als Baumeister war er in Verona, Venedig, Rom und Frankreich beschäftigt. In Paris baute er die Brücke Notre-Dame. Bei seinen andern Arbeiten besaß er den vollen ital. Renaissancestil, mit welchem er noch nicht hervortreten wagte, mit späterem franz. Elementen und wandte Spiegel, Spitzbogen und Thürchen dabei an. In Verona baute er eine massive Brücke, sowie den Kapitelsaal, ein sehr bedeutendes, interessantes Werk. In Venedig machte er sich durch die Ausführung seiner Vorschläge verdient, dem Ausflusse der Brenta eine andere Richtung zu geben und dadurch der Verschlämmung der Lagunen vorzubeugen. Als man aber den Wiederaufbau der abgebrannten Holzbrücke trotz seiner schönen, auf Befehl des Senats gefertigten Zeichnung einem andern mittelmächtigen Meister übertrug, wandte er sich im Unwillen nach Rom, wo er kurz vor Bramantes Tode 1514 dem auch schon sehr bejahrten Giuliano da San Gallo als Hilfsbaumeister bei der Peterskirche beigegeben wurde, was er auch blieb, als Rafael an Bramantes Stelle trat, jedoch nur kurze Zeit, da er 1515 zu Rom im 80. Lebensjahre starb. Niemals ruhte er während seiner baulichen Thätigkeit ganz von seiner schriftstellerischen. So ergriffte er durch einen glücklichen Fund eine Aede im jüngern Plinius. Auch besorgte er eine neue Ausgabe des Vitruv, die 1511 in Venedig erschien, nach Julius II. gewidmet und bis Mitte des 16. Jahrh. maßgebend geblieben ist.

Giososo (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: scherzend, tändelnd.

Gioia del Colle, Stadt in der ital. Provinz Bari, 28 km im N. von der Bezirksstadt Altamura, auf einem Hügel mitten zwischen dem Fusen von Tarent und dem Adriatischen Meere gelegen, Station der Linie Bari-Tarent der Italienischen Eisenbahn, zählt (1881) 17016 E., welche bedeutenden Handel mit Getreide, Wein und Öl treiben.

Gioja (Marzio), auch Giori oder Gioia genannt, ein Schiffer oder Lotse aus Pasticano bei Amalfi, lebte um 1800 und wurde lange Zeit mit Unrecht für den Erfinder des Kompasses gehalten.

Gioja (Melchiorre), ital. Philosoph und Statistiker, geb. 20. Sept. 1767 in Piacenza, wurde im dortigen Lazaruskollegium für die geistliche Laufbahn vorbereitet, studierte aber seit 1783 in Pavia Mathematik und Physik und lebte nachher zurückgezogen bei seinem Bruder in Piacenza. Im J. 1796 legte er das geistliche Gewand ab und ging nach Mailand, wo er sich mit polit. und national-

ökonomischen Studien beschäftigte und 1799 von der franz. Regierung mit der Leitung des statist. Bureau beauftragt wurde. Zugleich begann er eine fruchtbare litterarische Thätigkeit auf geschichtlichem und nationalökonomischem Gebiete, indem er in seinen Arbeiten den Wert der Statistik für moralische und nationalökonomische Forschung hervorhob und dadurch der Begründer der Moralsstatistik wurde. Als Mitarbeiter an dem von Silvio Pellico gegründeten «Conciliatore» wurde er 1820 verhaftet und als politisch verdächtig neun Monate lang gefangen gehalten. Nach seiner Befreiung veröffentlichte er diejenigen philos. Schriften, um derenwillen er von Gioberti u. a. als Sensualist bezeichnet wurde, nämlich die «Ideologia» (2 Bde., Mail. 1822), worin er sich wie Galuppi an den Kantischen Kritizismus angeschlossen, den er mit Elementen der an Condillac sich anschließenden franz. Sensualistenschule versetzte; ferner «Elementi di filosofia ad uso delle scuole» (2 Bde., Mail. 1822), «Esercizi logici sugli errori d'ideologia e di zoologia» (Mail. 1823), «Filosofia statistica» (4 Bde., Mail. 1826; neue, mit Noten und Zusätzen von Romagnoli versehene Ausg., Mail. 1829—30). Von seinen übrigen Schriften ist die wichtigste «Nuovo prospetto dello scienze economiche» (6 Bde., Mail. 1818—19). G. starb 2. Jan. 1829 in Mailand.

Gisl, Insel in Dänemark im Limfjord, Stift Aalborg, Amt Hjørring, durch einen Damm mit dem Festlande verbunden.

Glör., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Giorna (Michael, geb. 1741, gest. 1809 als Professor zu Turin).

Giordani (Pietro), ital. Schriftsteller, geb. 1. Jan. 1774 in Piacenza, studierte daselbst und in Parma Philosophie und Rechtswissenschaft, trat, nachdem er sich die jurist. Doktorwürde erworben, in den Benediktinerorden, verließ aber denselben wieder und ging 1800 nach Mailand. Nachdem er verschiedene untergeordnete Ämter in Massa und Ravenna bekleidet, wurde er 1808 Professor der lat. und ital. Litteratur und Unterbibliothekar in Bologna. Im J. 1805 seiner Ämter entsetzt, irrte er, aller Existenzmittel entblößt, in Italien umher, bis er 1808 zum Sekretär der Kunstakademie in Bologna ernannt wurde. Als er 1815 auch dieses Amt verlor, begab er sich nach Mailand, wo er als Mitarbeiter der «Biblioteca italiana» wirkte. Infolge des 1817 erfolgten Todes seines Vaters, der ihm ein beträchtliches Vermögen hinterließ, sah er sich in eine unabhängige Lage versetzt und lebte seit 1818 als Privatgelehrter in Piacenza. Durch die Intriguen seiner Gegner verbannt, begab er sich 1824 nach Florenz, wurde aber 1830 auch aus Toscana verwiesen und ging nach Parma, wo er 1834 wegen eines Briefes über die Ermordung des Polizeidirektors Sartorio verhaftet und längere Zeit gefangen gehalten wurde. Nach seiner Befreiung lebte er in Parma, wurde 1848 zum Ehrenpräsidenten der Akademie ernannt und starb daselbst am 1. Sept. 1848. G. gilt als einer der bedeutendsten neuern ital. Prosaisler und verdienstvollsten Wiederhersteller der ital. Sprache. Er hat kein größeres Werk geschrieben, übte aber durch zahlreiche kleinere Schriften großen Einfluss auf die Litteratur seiner Zeit aus. Seine Werke sind sehr oft gedruckt worden: «Opere» (2 Bde., Flor. 1846, 1857 u. öfter), «Scritti» (3 Bde., Mail. 1841),

«Prosc» (Vened. 1832), «Prose inedite con notizie sulla vita e le opere di P. G. per Malaspina» (Parma 1848). Die beste und vollständigste Gesamtausgabe besorgte G. S. Schüler und Freund Antonio Gussalli («Opere di P. G.», 14 Bde., Mail. 1854—62). Seitdem sind noch erschienen: «Il peccato impossibile» (Lond. 1862), «Lettere scelte», herausgegeben von Ugolini (Flor. 1869), «Lettere ed arti per l'Accademia di belle arti in Bologna», herausgegeben von Scaramelli (Bologna 1874). Vgl. Romani, «Della vita e delle opere di P. G.» (Mantua 1868).

Giordano (Luca), ital. Maler, geb. zu Neapel 1632, hatte zuerst Spagnoletto, dann in Rom Pietro da Cortona zum Lehrer, dem er bei seinen großen Arbeiten half. Später gewannen die Werke des Paolo Veronese großen Einfluß auf ihn. Er ahmte die berühmtesten Maler mit einer solchen Vollkommenheit nach, daß selbst Kenner dadurch getäuscht wurden. Wegen der Schnelligkeit, mit welcher er insbesondere auf Antrieb seines eigennütigen Vaters malte, erhielt er den Beinamen *Luca fa presto*. Das große Altarblatt bei den Jesuiten zu Neapel (Franciscus Xaverius, der die Japaner taucht) soll er binnen 36 Stunden vollendet haben. Er war an Erfindung reich und mit der Perspektive gründlich vertraut, sein Kolorit sanft und harmonisch und sein Pinsel frei und fest. Wunderbar war seine Fertigkeit, die Manieren der verschiedensten Meister anzunehmen, weshalb man ihm auch den Beinamen *Proteus* beilegte. Aber ihm fehlte vorerst die Intensivität der Charakteristik, und er bewegte sich meist innerhalb weniger Charaktertypen, welche in allen seinen Bildern wiederkehrten. Sodann verführte ihn seine leichte Hand zu großer Nachlässigkeit in Komposition und Ausführung. Allerdings aber war er in seiner guten Zeit der Mann, die Paläste ital. und span. Großen rasch mit großen Fresken und Ölbildern zu schmücken und ohne Prätension auf höhern Stil die langen Wände zu füllen. Luca kannte die wahren Gehege der Kunst recht wohl, zeichnete auch sehr richtig, trieb aber Mißbrauch mit seinem eminenten Talent. Seine ersten Schöpfungen (wie die Deckenfresken der Sakristei von San-Martino u. a.) stehen bei weitem höher als seine eifertig gemalten Sachen. Er folgte 1679 einem Rufe König Karls II. nach Spanien, wo er das Escorial mit nicht weniger als neun Kuppelgemälden zierte und die Gunst des Königs in hohem Grade erwarb. Aber so vollendet, wahr und im ganzen groß und hinreißend seine Arbeiten in San Lorenzo del Escorial waren, trug er doch zum Verfall der Kunst in Spanien vieles bei. Nach dem Tode Karls II. ging er, alt und reich geworden, in sein Vaterland zurück, fand noch an Clemens XI. in Rom einen Gönner und starb in Neapel 4. Jan. 1705. Nächst dem Escorial haben Rom und Florenz Fresken von ihm aufzuweisen. Seine zahllosen Gemälde sind fast überall zu finden. Zu den vorzüglichsten gehören: der Ekstas aus dem Marienleben und der gigantische Engelsturz im wiener Belvedere, die Samariterin am Brunnen und der bethlehemitische Kindermord in der Pinakothek zu München, Susanna im Bade in Dresden, das Parikurteil im berliner Museum, Venus und Mars im Louvre, die Entführung der Europa in der Gremiata in Petersburg, eine Pietà im Museo nazionale in Neapel. Die besten und berühmtesten Kupferstecher haben nach ihm gestochen; auch er selbst hat mit leichter, gestreicher Nadel gearbeitet.

Giorgione da Castelfranco, eigentlich Giorgio Barbarelli, einer der berühmtesten Maler der Venetianischen Schule, war wahrscheinlich zu Castelfranco im Trevisanischen um 1477 geboren und ein Schüler Giovanni Bellini's, auch hatte Antonello da Messina auf ihn Einfluß. Von Bellini erscheint er in seinen frühern Bildern noch abhängig; aber sehr bald erhob er sich zu selbständiger Freiheit in Auffassung und Farbe. Er wurde der eigentliche Gründer des venet. Kolorits, das bei Bellini zwar schon klar und leuchtend, aber erst bei G. recht warm, kraftvoll und lebendig ist. Ferner vervollkommnete er die schon bei frühern venet. Malern vorhandene Tendenz nach dem genrebhaft Lebendigen, bediente sich des Landschaftselements als Hintergrund auf großartige Weise und lenkte die Malerei seiner heimischen Schule zuerst auf das Glanzvolle, Prachtvolle, das für die Zukunft ihren Charakter bestimmte. In Venedig schmückte er mehrere Gebäude mit ausgezeichneten Wandgemälden, z. B. die Fassade des Warenlagers der Deutschen (Fondaco de' Tedeschi), von denen aber die meisten zu Grunde gegangen sind. An Tizian fand er hierin einen bedeutenden Nebenbuhler. Er starb schon 1511, angeblich an den Folgen seiner Ausschweifungen. Seine Porträts gehören zu den schönsten der Italienischen Schule. In seinen Bildern findet sich bisweilen ein eigentümlich phantastisches Element, das sich bald mit Naivität, bald mit glühender Sinnlichkeit verbindet, und Allegorisches mit Historischem vermischt. Ausgezeichnete Werke seine Hand, die nicht häufig erhalten sind, befinden in Galerien der Uffizien in Florenz (das Urteil Salomos, die Feuerprobe), Wien (die Feldmesser), die Sammlung Giordanelli in Venedig (die Familie des Künstlers), der Palazzo Pitti in Florenz (Konzert). Ferner hat der Dom in Treviso einen wunderbare Leichnam Christi von Engeln bestattet, der zu Castelfranco eine Madonna mit mehreren Heiligen. Sei Schüler war Sebastiano del Piombo, der sich ab in der Folge an Tizian und Michel Angelo weit bildete. Trotz seiner kurzen Wirkamkeit ist G. Schaffen einer der Angelpunkte der ital. Kunstproduktion, indem auf seinen reformatorischen Grüssen selbst die Kunst Tizians und der gesamt Venetianischen Schule ruht. Vgl. Schaufuß, «Zur Beurteilung der Gemälde G.'s» (Dresd. 1874); J. Thausing, «Wiener Kunstbriefe» (Wien 1883).

Giornata (ital.), d. i. Tagewerk, hieß die Einheit des bis zur Einführung der franz. metrischen Größen (1. April 1850) im festländischen Sardinien üblichen gewesenen Feldmaßes. Dasselbe wurde 100 Tavoie oder Quadratpertiche (Quadratrub geteilt und war = 38,01 a.

Giornico (deutsch Jrais), Flecken im Bezirk Leventina (Vincen) des Schweiz. Kantons Tessin liegt 404 m über dem Meere, 15 km nördlich von Biasca, 16 km südöstlich von Faido der Gotthardstraße und Bahn zu beiden. Sei des Tino und zählt (1880) 2171 meist kath. deren Haupterwerbsquellen die Seidenzucht, Feld- und Weinbau und die Alpenwirtschaft. Der Ort ist uralt und besitzt mehrere interessante Bauwerke, so einen hohen, starken Langobardenturm, die ehemals besetzte Kirche Sta. Maria Castello und die frühroman. Kirche San-Nicola Mira, angeblich auf einem heidnischen Tempel built. Wie der Flecken, so trägt auch die Umgegend eine stuppige Landschaft mit Weinbergen, Obstgär

Rastanienwäldern, Feigen, Kux- und Maulbeerbäumen, von zahlreichen Bächen durchrauscht, die in prächtigen Fällen über die Thälwände herabstürzen, durchaus ital. Gepräge. Bei G. schlugen 28. Dec. 1478 die Urner und Viviner ein weit überlegenes mailändisches Heer.

Giotta, berühmter ital. Maler, geb. 1276 in dem florentin. Dorfe Vespignano als Sohn des Bon-done, eines Bauern. Die Jugendgeschichte dieses Wiederkwaders ital. Malerei ist legendenhaft überliefert. Als ihn eines Tages, da er Schafe hütete, der damals bedeutendste florentin. Maler Cimabue beobachtete, wie er eins derselben mit einem spitzen Stein auf ein Stück Schiefer zeichnete, bat er G.'s Vater, ihm den Sohn zu überlassen, und nahm ihn mit nach Florenz, wo er ihn in der Malerei unterrichtete. G.'s glückliche Anlagen entwickelten sich so schnell, daß er in kurzer Zeit seinen Meister und alle seine Zeitgenossen übertraf. Er drang zuerst unter allen ital. Malern zu einer Art von Naturwahrheit durch, welche die Schranken der bisherigen byzantinisierenden typischen Darstellung durchbrach. Mit ihm begann das Studium der Wirklichkeit; er wagte es mehr, dramatische Bewegung und reales Leben darzustellen, und mußte sich eine neue Darstellungsweise schaffen, da er den Kreis des Darstellbaren außerordentlich erweitert hatte und für seine neuen Gedanken zum Teil gar keine Vorbilder besaß. So ist es auch zu erklären, daß er besonders auf das Charakteristische, Unterscheidende ausging und einen epich.-histor. Stil im Gegensatz zu dem frühern Idealismus der kirchlichen Kunst begründete. Anordnung und Gewandung sind meist edel und würdig, der Ausdruck oft schon ziemlich durchgearbeitet und wahr. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören die berühmte, aber gegenwärtig sehr modernisierte Navicella in Rom, die Darstellung des Apokels Petrus, der auf dem Wasser geht, in musikalischer Arbeit; in Florenz, außer zahlreichen Tempelbildern, ein Abendmahl im Refektorium zu Sta. Croce und eine Altartafel, die Krönung der Maria darstellend, in der Kirche dieses Klosters, das einzige mit G.'s Namen bezeichnete Bild; die Fresken über dem Grabe des heil. Franziskus zu Assisi, sein Hauptwerk; in Padua die Fresken in der Kapelle der Scrovegni bei den Eremitanen (1306). Neuerdings wurde in Florenz ein Teil seiner Fresken in der Kapelle des Palastes des Podestà, darunter das Bildnis des jungen Dante, der ihm befreundet war, wieder aufgedeckt. Seine Fresken im päpstl. Palast zu Avignon sind größtenteils untergegangen, die in Aapel, wohin er 1330 vom Könige Robert berufen worden war, sind bloß von ihm beeinflusst. Der schöne Glockenturm am Dom (Sta. Maria del Fiore) zu Florenz ist nach seiner Zeichnung gebaut und die Vertheilung daran sind von ihm ausgeführt. Er starb 8. Jan. 1336 zu Florenz und wurde im Dom begraben, wo nachmals die Republik ihm eine Denkmäler mit seinem Reliefbildnis (von Benedetto da Majano) aufrichten ließ.

Giovannelli (Gygnaz, Freiherr von), österr. kaiserlicher Abgeordneter, geb. 5. April 1815, Sohn von Joseph Freiherrn von G., ständigem Abgeordneten des Ritterstandes (geb. 1784, gest. 1845), im Freiheitskriege thätig, Enkel des berühmten Joseph, Freiherrn von G. (geb. 7. Mai 1750, gest. 1812), der die Landesverteidigung 1809 mit hoher organisirter und finanzieller Leitung der Infanterie führte. G. studierte die Rechte, be-

gann seine Richteramtspaxis in Innsbruck, setzte dieselbe als Landesgerichtsrat in Bozen und als Oberlandesgerichtsrat in Innsbruck fort. Seit 1861 gehört G. dem tiroler Landtage als Vertreter der Landgemeinden um Bozen, seit 1867 dem Abgeordnetenhaus als einer der Führer der liberalen Partei an.

[Bologna (Giovanni da).]
Giovanni da Bologna, ital. Bildhauer, f. **Giovannazzo**, Stadt in der ital. Provinz Bari, 18 km im NW. von Bari, am Adriatischen Meere, Station der Linie Bologna-Otranto der Italienschen Südbahn, Bischofssitz, zählt (1881) 9797 E. und hat Fabriken von Hanf- und Baumwollzeug, sowie Steinbrüche.

Giovine Italia (Junges Italien), f. unter Junges Europa.

Giovini (Aurelio Bianchi), f. Bianchi-Gio.
Giovio (Paolo), ital. Geschichtschreiber, geb. 19. April 1483 in Como, verlor seinen Vater schon in der Kindheit und wurde von seinem ältern Bruder Benedetto G., dem Geschichtschreiber seiner Vaterstadt Como, sorgfältig erzogen. Nachdem er zu Padua unter Pomponazzi Philosophie und in Pavia Medizin studiert hatte, ließ er sich zuerst in Como, darauf in Mailand als praktischer Arzt nieder. Um 1517 ging er in gleicher Eigenschaft nach Rom, gab aber seinen Beruf auf, um der Geschichtschreiber seiner Zeit zu werden. Seine «Historiarum sui temporis libri XLV» (ital. von L. Domenichi, 2 Bde., Flor. 1561—63 u. öfter), behandelte die Geschichte vom J. 1494 bis 1547. Hadrian VI. verlieh ihm ein Kanonikat an der Kathedrale von Como und Clemens VII. ernannte ihn zum Bischof von Nocera. Da er sich aber in seiner Hoffnung, den Kardinalhut zu erlangen, getäuscht sah, ging er 1560 nach Florenz, wo er 11. Dez. 1562 starb und in San Lorenzo beigesetzt ward. Außer seinem Hauptwerke schrieb er Biographien: «Vitae virorum illustrium» (ital. von Domenichi, 7 Bde., Flor. 1549—57), «Elogia virorum doctorum», «Elogia virorum bellica virtute illustrium» (ital. von Domenichi, Flor. 1554 u. öfter), sowie mehrere Landesbeschreibungen; eine Schrift: «De piscibus romanis» (Rom 1524; ital. von Zanca-ruolo, Bened. 1560) u. a. m. Seine italienisch geschriebenen Briefe gab Lodovico Domenichi («Lettere volgari di Paolo G.» (Bened. 1560) heraus.

Giozza (Pier Giacinto), ital. Schriftsteller, geb. 24. April 1846 in Turin, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium von Mondovì, studierte Philosophie und Literaturwissenschaft auf der Universität zu Turin, wirkte sodann als Gymnasial-lehrer in Pallanza und Benevent und ist gegenwärtig Professor der ital. Litteratur am Lyceum zu Cremona. Er schrieb: «Le pergamene arboresci» (Tur. 1869), «Grido dell' anima» (Carnagnola 1871), «Un' eco del cuore» (Pallanza 1873), «Come dettava amore» (Benevent 1876), «Le metamorfosi del pensiero poetico di G. Leopardi e carattere del suo scetticismo» (Benevent 1876), «Eleonora da Toledo» (histor. Drama in 4 Akten in Versen, Benevent 1876), «Notizie sulla vita e sugli scritti di Angelo Costanzo e di Galeazzo di Tarsia» (Benevent 1877), «Fantasia-scintille» (Cremona 1878), «Excelsior» (Cremona 1878), «Iddio nel Paradiso Dantesco» (Mail. 1878), «Curiose indagini sopra il poema di Dante: Il sorriso di Beatrice» (Cremona 1879), «La leggenda dell' Inferno» (Cremona 1880).

Gipsfärbere nennt man eine an Holzwänden nicht selten auftretende Krankheitserkrankung, die darin besteht, daß die obersten Partien allmählich über werden, ihre Platten abwerfen und schließlich absterben. Die G kann auf sehr verschiedenartigen Ursachen beruhen, in den meisten Fällen wird sie verursacht durch ungünstige Ernährungsverhältnisse, hauptsächlich durch Mangel an Wasser hervorgerufen, jedoch auch eine teilweise Zerstörung der Wurzeln durch parasitische Pilze, welche die Wurzelsäule (s. d.) u. dgl. bewirken, oder auch von Tieren herrührende Verwundungen der Wurzeln können die G veranlassen.

Gips oder **Gyps**, ein aus wasserhaltigem schwefelsaurem Kalk ($\text{CaSO}_4 + 2\text{H}_2\text{O}$ mit 80% Kalk, 46% Schwefelsäure und 20% Procent Wasser) bestehendes Mineral, das aber auch zugleich als Gestein auftritt. Der G krystallisiert im monoklinen System, bestehende Fig. 1 zeigt eine der gewöhnlichen Krystallformen, welche von den vertikalten Prismenflächen,

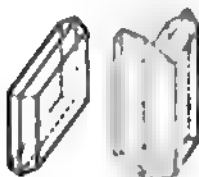


Fig. 1.

Fig. 2.

rechts und links von dem Rhomboid, oben und unten von der negativen Hemipyramide begrenzt ist, bisweilen sind die Flächen der letztern lang und breit ausgebreitet. Bei den ausgewachsenen Krystallen erscheinen die Individuen vielfach verzweigt, indem zwei derselben mit ihren vordern Quersflächen, wie Fig. 2 angibt, zusammenge wachsen sind, wodurch dann an dem einen Ende des Zwischlings ein einspringender Winkel entsteht, die sog. Schwabberhakenbildung. Bei den eingewachsenen Krystallen kommt ein anderes Zwischlingsgesetz vor. Eine höchst vollkommene Spaltbarkeit folgt dem Rhomboid, eine viel minder gute der Hemipyramide. Der G. hat nur die Härte 1,5 bis 2 (sticht sich mit dem Fingernagel ritzbar), und das spez. Gewicht 2,3. Im reinen Zustande ist er farblos und oft wasserhell, auch schneeweiß, eine Verwundung von Thon, bituminöser Materie oder Eisenoxyd färbt ihn aber oft grau, dunkelgrün, gelblich oder rötlich. Bei der Erhitzung gibt er Wasser, wird trübe und weiß, bläut sich auf und schmilzt zu weissem Email. Er ist auflöslich in 160–400 Teilen Wasser (weithin alle aus Gipslagern kommenden Quellen damit beladen sind), in Saluren nicht viel besser.

Man findet den G. in folgenden Formen: 1) Gipskrystalle, kohlerte oder aggregierte große Individuen, rundum ausgebildet, bisweilen linsenförmig abgerundet, eingewachsen in Thonen und Mergeln oder aufgewachsen in Hohlräumen der Gips- und Salzgebirge. Solche Gipskrystalle bilden sich noch immerfort, wie man sie denn in Schlingungen von Farnwäldern, auf Grubenholz, in künstlich ausgehauenen Thonmassen als ganz jugendliche Klümpchen aus dem Wasser beobachtet hat. Besonders schöne und große Krystalle finden sich in den sog. Krystallklüften der Grafschaft Kentfeld und im Herzog. Grub. Stollen bei Reinhardtsbrunn am Thüringerwalde, am letztern Orte bis 30 cm dick und 2 m lang. Die durch Zerspaltung der Krystalle erhaltenen perlmutterglänzenden Tafeln nennt man Frauenfeld oder Marienglas; man hat sie, wie den Glummet, zu Fensterchen benutzt. 2) Faserkalk, der in der Form von

Blatten oder Trümmern gewöhnlich Spalten ausfüllt. 3) Rötlicher Gips, ein krystallinisch-liniges Gestein, welches unter der Verwitterung Abfaller (s. d.) zu manchen Kunstwerken benutzt wird. 4) Dichter Gips, eine ziemlich selten vorkommende Gesteinsart, gewöhnlich durch Ton oder Bitumen grau gefärbt. 5) Porphyrischer Gips, welcher körniger oder dichter G. ist mit in der Masse zerstreuten oft rötlichroten zuweilen auch schwärzlichen Einschlüssen. 6) Schaumgips oder Gipserde, aus lauter feinen krystallinischen, nur lose zusammengehaften Blättchen bestehend.

Der G. tritt als Gestein vorzugsweise nur in geschichteten Sedimentärformationen auf, und zwar in Deutschland hauptsächlich mit Stein Salz zusammen in der Zechstein-, Buntlandkiese-, Muschelkalk- und Keuperformation, in deren Bereich er manchmal massenartige Vergänge oder Lagerstätten bildet. In vulkanischen Gegenden bildet sich der G. durch die Einwirkung der Erhitzungen von Schwefelwasserstoff und schwefeliger Säure auf die Kalksalze des Bodens, und die dortigen Lasse sind oft reichlich mit Knollen und Schichten von G. erfüllt. Viel G. ist im Laufe der Zeit durch Aufnahme von Wasser aus der Luft, d. h. wasserfreiem schwefelsauren Kalk, entstanden, und so besitzen viele Gipsberge in ihrem Innern noch einen gewaltigen Kern von Anhydrit. Anhydritpulver, an frischer Luft liegend, bedeckt sich mit antriebsfähigen Kryställchen von G. Der G. wird angewendet durch Aufstreuen in gemahlenen Zustande zur Dämpfung der Felder, besonders der Kleefelder, und nachdem man ihn durch Gläsen von seinem Wassergehalt befreit hat, als Sperrkalk (Mörtel) zu Fußböden (Mörtel), Stuccaturarbeiten und besonders auch zu Kugeln von Natur- und Kunstgegenständen, z. B. Statuen. Feinstes Gips wird verwendet man zu Verlen und andern Schmuckgegenständen, dichten und feinsten in Kisten, Säulen und andern Ornamenten. Andre Verwendungen zu Florenz, 1432–38, war einer der ersten, der in der neuern Zeit Teile des menschlichen Körpers in G. abformte. Die berühmtesten Sammlungen von Gipsabdrücken alter Werke sind die von Laf. Mengs begründeten in Madrid und Dresden.

Gipsabdrücke, s. Abgüsse.

Gipserde, s. unter Gips.

Gipsstein, s. Gypsophila.

Gipssteine, s. unter Gips.

Gipssteinen nennt man diejenigen Gipssteine, welche, indem die Flächen des Rhomboid fast ganz parallel sind, und die Pyramiden- und Orthorhombenflächen mehr oder weniger getrennt ineinander verlaufen, eine linsenförmige Wandung gewonnen haben. Am schönsten sind die aber feinsten weingelben, welche in dem Meißner- und dichten Gipsgebirge des pariser Tertiärbedens (z. B. am Montmartre) eingewachsen vorkommen und vielfach zertrümmert vorkommt, daß die Abströmungsfläche der gewöhnlichen Bruchpyramide die Zwillingsebene bildet. Andere finden sich z. B. in den Mergeln der Baccinien:ichten von Lencidig bei Gern. sowie zu Rottsch der Karibor.

Gipsmarmor, s. unter Stuccaturarbeit.

Gipsverband, ein fester immobilisierender Verband, der häufig in solchen Fällen Anwendung findet, in denen ein krankes Glied längere Zeit hin durch völlig unbeweglich erhalten werden soll. Gewöhnlich wird schwefelsaure Kalk durch Erhitzen

keines Kryallwassers beraubt) besitz bekanntlich die Eigenschaft, mit etwa dem gleichen Volumen Wasser zusammengebracht, in wenig Minuten zu einer steinartigen Masse zu erhärteten. Dieser Eigenschaft, auf welcher seine Verwendung für plastische und Stucaturarbeiten beruht, verdankt er auch seine Einführung in die chirurgische Praxis zu erhärtenden Verbänden, welche namentlich bei der Behandlung von Knochenbrüchen, Gelenkrankheiten und Verkrümmungen ausgedehnte Anwendung finden.

Die Gipsverbände, als deren Erfinder der holländische Wundarzt Rathysen (1852) zu bezeichnen ist, werden auf verschiedene Weise angelegt: 1) man impregnirt eine Rollbinde von Gaze, Flanell u. s. w. mit Gipsmehl, taucht sie in Wasser ein und widelt sie sofort, naß, ehe der Gips erstarrt ist, in mehreren Schichten um die betreffende Extremität; 2) man mischt in einer Schüssel Gipsmehl und Wasser zu einem Brei, streicht diesen auf die um das Glied gelegte trodene Rollbinde (von Gaze) in gleichmäßiger Schicht auf, legt darüber wieder eine Rollbinde, welche abermals mit einer Gipsbreischicht überzogen wird u. s. f., bis der Verband die nötige Dicke hat; 3) man rührt Gips mit Wasser zu Brei an, taucht in diesen Verbandstücke von geeigneter Form und legt dieselben in mehrfacher Schicht um das kranke Glied herum. Bei jeder dieser Applikationsweisen wird der kranke Teil mit einer Kapsel umgeben, welche in wenigen Minuten festhaft wird. Manchmal ist es vorteilhaft, den G. noch durch Einfügen hölzerner oder eiserner Schienen (die auch Gelenke haben können) zu ergänzen. So sehr dem Chirurgen auch die Härte und Unnachgiebigkeit des Verbandes zu haken kommt, so hat diese doch den Nachteil, daß der Verband, wenn er nicht absolut genau paßt, leicht durch zu starken Druck Schaden verurlicht. Man pflegt deshalb vor Anlegung des G. das Glied mit einer Flanellbinde oder Watte schicht zu umhüllen. Sollen Teile des in dem G. eingeschlossenen Gliedes für die Beschäftigung und Behandlung frei bleiben, so legt man dieselben durch in den G. geschnittene Rinden (Fenster) bloß. Zum Abnehmen des G. bedient man sich harter Scheren, Messer

Gigue, Tang, f. Gigue. [oder Sägen.

Giraffe, ein Name arab. Ursprungs, aus Ziraft durch Versammlung entstanden (Camelopardalis girafa), ist ein in Afrika zwischen der Sahara und dem Orangeffusse lebendes, wiederläufiges und wechselfüßiges Säugetier. Die G. übertrifft den Elefanten und das Kamel an Höhe, ist vorn mit dem langen Halse 8, hinten 3 m hoch und an Zeichnung dem Panther gleich, indem sie auf gelblichweißem Grunde, besonders am Körper und Halse fast regelmäßig gereiht, dunkelbraune Flecken hat. Auf der Stirn haben Männchen und Weibchen zwei kurze, kegelförmige, mit Haut und Haaren bedeckte, nicht abfallende, knochige, hornförmige Auswüchse, welche als der untere Teil eines nicht zur Entwidlung gelangten Geweihes zu betrachten sind. Vor diesen Hörnern findet sich noch auf der Mittellinie der Nasenwurzel eine knochige Aufwulstung. Der allgemeine lange Hals, die hohen Vorderbeine, der nach hinten abwärts gerichtete Rücken und der im Verhältnis der Höhe kurze und gedrungene Körper geben dem Tiere wie seinen Bewegungen ein seltsames Aussehen. Der kurze, dünne Schwanz trägt am Ende eine lange Haarquaste. Die G. ist sehr furchtsam, leicht zu zähmen und lebt von Zweigen und

Blättern, von denen die der Mimosen ihr Lieblingsfutter sind, und die sie mit ihrer gegen 20 cm langen violetten Zunge erfaßt; im zahmen Zustande nährt sie sich auch von Heu, Möhren, Zwiebeln, welche sie sehr liebt, und gemahlenem Mais, Weizen und Gerste. Julius Cäsar brachte 46 v. Chr. die erste lebende G. nach Europa. In neuerer Zeit kamen G. zuerst als Geschenke des Vizekönigs von Ägypten nach Konstantinopel (1822), nach Paris, nach Wien und nach England (1827). Eine herumziehende Menagerie brachte 1844 die erste nach Deutschland. Jetzt werden sie in allen Tiergärten gezüchtet und gedeihen, wenn man sie vor Kälte und Nässe schützt.

Giraldi Cintio (Giovanni Battista), ital. Novellist und Tragödiendichter, geb. 1504 in Ferrara, studierte daselbst Philosophie und Medizin, war hierauf längere Zeit Arzt und Professor der Anatomie in seiner Vaterstadt, vertauschte aber 1541 den Lehrstuhl der Medizin mit dem der lat. Literatur. Im März 1543 ernannte ihn der Herzog Ercole II. zu seinem Geheimschreiber. Daselbst Amt verließ er eine Zeit lang auch bei dessen Nachfolger Alfonso II., bis ein Streit mit dem Obergeheimsekretär Giambattista Pigna ihn veranlaßte, den Hof zu verlassen. Der Streit betraf die Schrift «I discorsi intorno al comporre di romanzi» (Bened. 1554), welche G. im Manuscript dem Pigna gewidmet hatte. Gleichzeitig erschien die Schrift «I romanzi» (Bened. 1554), in welcher Pigna den gleichen Stoff in derselben Form behandelte. G. beschuldigte ihn nun des Plagiat, worauf es dem gewandten Hofsling Pigna gelang, G. vom Hofe zu entfernen. G. ging 1566 als Professor der Beredsamkeit nach Mondovì, nach drei Jahren in gleicher Eigenschaft nach Pavia und lehrte schließlich nach Ferrara zurück, wo er 80. Dez. 1573 starb. Das berühmteste unter seinen Werken sind seine von Shakespeare vielbenutzten hundert Novellen («Gli hecatommitti», 2 Bde., Montereale 1565 u. öfter; neue Ausg., 3 Bde., Turin 1853). Außerdem schrieb er neun Trauerspiele («Tragedie», 2 Bde., Bened. 1582—88 u. öfter), ein Satyrspiel («Egle», Ferrara 1546 u. öfter), ein unvollendet gebliebenes Epos zur Verherrlichung des Herzogs Ercole II. («L'Ercole», Modena 1557; von den 50 Gesängen, auf welche das Epos berechnet war, sind nur 26 vollendet und veröffentlicht worden), «Poesmata» (Bas. 1540), «Le Fiamme» (2 Bde., Bened. 1548) u. a. m. Seine «Scritti estetici» sind zu Mailand (2 Bde., 1864) gesammelt erschienen; aus seinem Nachlaß gab G. Ferraro heraus die Komödie «Gli Eudemoni» (Ferrara 1877).

Girando (fr.), vieltöhriger Springbrunnen, Wasserrad, bei welchem Wasserstrahlen im Kreise hervorspringen; auch soviel wie Girandole.

Girandola (ital.) heißt das prachtvolle Feuerwerk, welches am Konstitutionsfest (2. Juni) abends an der Engelsburg in Rom veranstaltet wird; früher fand es am Ostermontag statt.

Girandole (vom frg. girando, Feuerrad, Raketentrang) nennt man bei Luftfeuerwerken eine Feuergarbe, bestehend aus einer Menge Raketen, die, auf eine Latte gehängt und mit einem Leitfeuer verbunden, zu gleicher Zeit parallel zueinander aufsteigen. Läßt man die Raketen divergierend aufsteigen, so entsteht der Pfauenschweif. (S. auch Feuerwerk.)

Girant, f. unter Giro.

Girard (Jean Baptiste), als Franziskanermonch **Père Gregoire**, hervorragender Pädagog, geb. 17. Dez. 1768 zu Freiburg in der Schweiz, trat 1781 in den Franziskanerorden, vollendete seine Studien zu Würzburg, wo er auch die Priesterweihe empfing. Er war dann ein Jahr lang Professor am Gymnasium zu Überlingen und darauf Prediger in seiner Vaterstadt, seit 1799 in Bern; 1804 wurde er Vorsteher der Primärschule in Freiburg. Diese richtete er den Grundsätzen Pestalozzi's gemäß ein, von welchen er sich in Burgdorf persönlich Kenntnis verschafft hatte. In seiner Schule führte er auch die Methode des gegenseitigen Unterrichts ein, mußte dieselbe jedoch in den ersten zwanziger Jahren infolge der von dem Bischof erhobenen Klagen aufgeben, legte bald darauf sein Amt nieder und zog sich in das Kloster nach Freiburg zurück. Im J. 1827 als Professor der Philosophie nach Luzern berufen, wirkte er dort bis 1834. Er starb 6. März 1850 im Kloster zu Freiburg. Sein berühmtestes Werk ist die Schrift «De l'enseignement régulier de la langue maternelle dans les écoles et la famille» (Freiburg 1844), eine von der Französischen Akademie gekrönte Preisschrift. Die Unterrichtsmethode, welche er darin empfiehlt, ist als die beste zu bezeichnen. Freiburg hat sein Andenken durch ein Standbild geehrt.

Girard (Jules), franz. Gelehrter, geb. 24. Febr. 1825 zu Paris, studierte an der pariser Normalschule und an der Französischen Schule in Athen, war dann Lehrer der Rhetorik an verschiedenen Gymnasien und seit 1857 Professor der griech. Literatur an der Normalschule, seit 1874 an der Sorbonne. G. ist Mitglied der Académie des Inscriptions. Er verfaßte «Mémoire sur l'île d'Eubée» (1852), «De Megarensium ingenio» und «Des caractères de l'atticisme dans l'éloquence de Lysias» (1854), «Thucydide» (1860), eine mit dem Goethe'schen Preis ausgezeichnete Schrift; «Hypéride, sa vie et ses écrits» (1861), «Un procès de corruption chez les Athéniens» (1862), «Le sentiment religieux en Grèce» (1868; 2. Aufl. 1879), «Étude sur l'éloquence attique, Lysias, Hypéride, Démosthène» (1874).

Girard (Philippe Henri de), bedeutender franz. Industrieller und Mechaniker, geb. 1. Febr. 1775 in Courmarin im Depart. Vaucluse, emigrierte zur Zeit der Französischen Revolution, lebte dann als Maler, als Seidenfabrikant, als Chemikalienfabrikant, als Lehrer der Naturgeschichte und Chemie in verschiedenen Städten und lehrte unter Napoleon I. nach Paris zurück. Hier wurde er der Begründer der mechan. Flachsspinnerei, indem er die erste wirklich brauchbare Flachsspinnmaschine erfand, auf welche er 1810 ein Patent nahm und die er in der Folge vielfach verbesserte. Nach dem Sturze Napoleons ging G. nach Österreich, wo er bis 1825 eine Spinnerei in Hirtenberg bei Wien betrieb. Später leitete er im Auftrag der russ. Regierung das Bergwesen in Polen. Nach Paris zurückgekehrt, starb er hier 26. Aug. 1845.

Von seinen zahlreichen Erfindungen sind noch zu nennen: ein Röhrenfessel für Dampfmaschinen, ein achromatisches Fernrohr, bei welchem die Glaslinse durch eine Flüssigkeit ersetzt war, eine rotierende Dampfmaschine, eine Dampfkanone, ein Apparat zur Gewinnung und Eindampfung von Kunkelrübensaft. Seine eigentliche Bedeutung beruht je-

doch auf seinem Verdienst um die Entwicklung der Flachsspinnerei.

Girard (Pierre Simon), franz. Ingenieur, geb. 4. Nov. 1765 in Caen, machte seine ersten Studien in seiner Vaterstadt und brachte es durch seinen rastlosen Wissensdrang bald zu tüchtigen Leistungen auf dem Gebiete der technischen Mechanik. Bereits 1789 erhielt er die Stellung eines Ingenieur des ponts-et-chaussées; 1792 wurde ihm von der pariser Académie der Wissenschaften für eine Abhandlung über Schiffahrtschleusen ein Preis erteilt. In Ägypten, wohin er 1798 die Expedition Bonapartes als Mitglied der wissenschaftlichen Kommission begleitete, zeigte er sich außerordentlich thätig und stellte namentlich wichtige Untersuchungen am Nil an. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er zum Ingénieur-en-chef des ponts-et-chaussées ernannt, in welcher Eigenschaft er mit der Ausführung des Kanals betraut wurde, der das Wasser des Flusses Ourcq bis in ein Bassin bei Paris teils für den Wasserbedarf der Hauptstadt, teils für den Zweck der Schiffahrt ableiten sollte, welchen Bau er von 1802 bis 1820 leitete. Im J. 1815 wurde G. Mitglied der Académie. Das Ministerium des Innern übertrug ihm 1819 die Direktion der Gasbeleuchtung für Paris und sandte ihn nach London, um die dortigen Einrichtungen für Gasbeleuchtung und Wasserversorgung zu studieren. Er starb in Paris 30. Nov. 1836.

Als Schriftsteller machte sich G. zuerst bekannt durch sein Werk «Traité analytique de la résistance des solides etc.» (Par. 1798; deutsch bearbeitet von Krönke, Gieß. 1803), in welchem er die betreffenden mathem. Theorien einfacher darzustellen und die Resultate durch eigene Versuche zu bestätigen oder zu berichtigen suchte. Noch mehr Erfolg hatte er mit seinem «Rapport des ponts-et-chaussées sur le projet général du canal de l'Ourcq» (Par. 1803); in diesem Werke bringt er den Gedanken zur Ausführung, bei der Aufstellung einer Gleichung, um das vorteilhafteste Gefälle eines zu projektierenden Kanals zu ermitteln, den Coulomb'schen zweigliedrigen Ausdruck für den Widerstand der Bewegung fester Körper im Wasser zu benutzen. Sowohl um die Lösung der gleichen Frage als in Bezug auf die günstigste Verteilung des Gefälles bei gegebener Länge machte sich G. verdient durch die Abhandlung «Essai sur le mouvement des eaux courantes et la figure qu'il convient de donner aux canaux» (Par. 1804). Alles was sich auf die Geschichte und das Projekt der eben genannten Kanals, sowie auf Berechnungen und praktische Angaben bei der Ausführung des selben bezieht, faßt G. in den «Mémoires sur le canal de l'Ourcq et la distribution de ses eaux etc.» (Par. 1831) zusammen. Von seinen übrigen Verdiensten um die Mechanik sind besonders sein Versuch über die Gesetze der Bewegungen des Leuchtgases in langen Röhrenleitungen zu erwähnen.

Girardet (Abraham), franz. Kupferstecher, geb. 1764 zu Locle im Kanton Neuchâtel, lebte fast immer in Paris. Nach Dutertres stach er 1806 die Transfiguration nach Rafael und den Raub der Sabinerinnen von Poussin nach der Zeichnung der Fragonard, beide für das Musée français. Anderer seiner stets durch eine solide Technik ausgezeichneten Blätter sind der Leichnam Christi nach G. Sarto, der Triumph des Titus nach Giulio Romano und der Tod des Winkelfried. G. starb i

Paris 2. Jan. 1823. — Sein Bruder Charles Samuel G., geb. zu Locle 1780, war ebenfalls Kupferstecher und lieferte namentlich das Bild des Darius und den Einzug Alexanders in Babylon, nach den Gemälden von Lebrun. Er starb in Versailles 1863.

Charles G., der Sohn des letztern, geb. zu Locle 12. Mai 1810, kam in Paris in die Schule Cogniets, wo er sich zum Genremaler ausbildete. Zugleich aber erlangte er im Landschaftsfache Vollkommenheit, wozu ihm seine weiten Reisen im Süden Europas, sowie in Nordafrika, Aegypten und der Türkei die beste Schule boten. Aus dieser Zeit stammen eine große Zahl trefflicher, lebenswahrer Schilderungen der natürl. Natur, mit charakteristischen Staffagen aus dem Volksleben geziert. Unter seinen histor. Compositionen erwarb das 1842 in Paris ausgestellte Gemälde: Überfall der beim Gottesdienst versammelten Hugenotten, außerordentlichen Beifall. Das Bild befindet sich jetzt zu Locle. Auch als Illustrator hat G. sich mit Glück versucht. Er starb 24. April 1871 in Paris.

Edouard Henri G., Bruder des vorigen, geb. 21. Juli 1819 in Neuchâtel, war als Kupferstecher und Genremaler thätig. Auch ihm hatten längere Reisen im Osten reichliche Gelegenheit zu landschaftlichen Studien gegeben, doch zog er meist vor, Volksszenen des Orients in genrebhafter Weise darzustellen. Neben dieser fremdländischen Richtung entfaltete der Künstler aber auch eine besondere Befähigung zu Schilderungen aus dem Leben des schweiz. Landvolkes seiner Heimat. Das beste Werk dieser Gattung ist sein Markt im Berner Oberlande. Als Stecher leistete er weniger Bedeutendes, doch ist sein Molière nach Göttsche ein verdienstliches Blatt. Er starb 5. Jan. 1880 in Versailles. — Auch der dritte Bruder, Paul, geb. 8. März 1821 zu Neuchâtel, hat als Kupferstecher einen Namen.

Girardin, eine franz. Familie, die aus der florentin. Adelsfamilie Gherardini stammt und seit dem 18. Jahrh. mehrere im öffentlichen Leben und als Schriftsteller hervorragende Männer aufweist.

René Louis, Marquis de G., geb. 25. Febr. 1735, trat frühzeitig in die franz. Armee, diente später am Hofe des entthronten polnischen Königs Stanislaus zu Nancy und erwarb sich im siebenjährigen Kriege den Grad eines Kavallerieobersten. Nach dem Frieden führte er auf seinem Landgute Ermenonville (s. d.) im Depart. Oise den Plan einer großartigen Landesverschönerung aus. Auch gewährte er hier seinem Freunde Rousseau in den letzten Lebensstagen einen Zufluchtsort und ließ ihm später auf der Pappelinsele ein Denkmal errichten. Eine große Ueberschwemmung und die Verwüstung seiner Anlagen durch die revolutionären Vorfälle zwangen ihn, bis zur Rückkehr der öffentlichen Ruhe Ermenonville zu verlassen. Er starb daselbst 20. Okt. 1808. Seine Schrift *De la composition des paysages* (Par. 1777) wurde fast in alle Sprachen überetzt.

Cécile Stanislas Xavier, Graf von G., ältester Sohn des vorigen, geb. zu Lunéville 19. Jan. 1768, wurde noch sehr jung Kavalleriehauptmann und genoss Rousseaus Umgang. Als die Französische Revolution ausbrach, wendete er sich derselben zu und veröffentlichte eine *Lettre du vicomte d'Ermenonville à M. ...* Im J. 1790 wählte ihn das Depart. Oise in die Nationalversammlung, wo er sich auf der Linken bei allen Fragen lebhaft be-

teiligte, später aber seinen Sitz auf der Rechten, unter den Konstitutionellen, nahm. Die Bekanntschaft mit Joseph Bonaparte veranlaßte ihn nach dem 18. Brumaire das Amt eines Präfecten im Depart. Oise und darauf eine Stelle im Tribunal, in welchem er für die Absichten der Familie Bonaparte sehr thätig war. Nachdem er 1804 als Hauptmann in die Armee wieder eingetreten, begleitete er Joseph Bonaparte 1806 nach Italien, später nach Spanien, wo er als Brigadegeneral am Kriege teilnahm. Nach seiner Rückkehr trat er wieder in den Geseßgebenden Körper, und 1812 wurde er Präfect im Depart. Niederseine. Er üb. nahm 1819 die Präfectur im Depart. Côte-d'Or, und wurde gleichzeitig in die Kammer gewählt, wo er seinen Sitz auf der Linken als eifriger Verteidiger der konstitutionellen Freiheit behauptete. Er starb 27. Febr. 1827 und hinterließ *«Discours, journal et souvenirs»* (4 Bde., Par. 1828).

Alexandre, Graf von G., franz. General, des vorigen Bruder, geb. 16. Jan. 1776, nahm an allen Feldzügen des Kaiserreichs teil und erhielt 1814 den Grad eines Divisionsgenerals. Später bewies er sich als entschiedener Royalist und übernahm das Amt eines Oberjägersmeisters am Hofe Karl's X. Auch trat er als polit. und ökonomischer Schriftsteller auf und veröffentlichte unter andern: *«Mémoire sur la situation politique et militaire de l'Europe»* (Par. 1844). Er starb 5. Aug. 1855. Sein natürlicher Sohn ist der Publizist Emile de Girardin (s. d.).

Ernest Stanislas, Graf von G., der älteste Sohn des Grafen Cécile Stanislas Xavier G. und Besitzer von Ermenonville, geb. 24. Juli 1802, saß seit 1830, wo er sich aus dem Militärstande zurückzog, zweimal als Deputierter des Depart. Charente in der Kammer, wo er mit der liberalen Minorität stimmte und auf der Linken seinen Sitz hatte. In den J. 1848 und 1849 Mitglied der Konstituante und der Legislative, gehörte er zu dem royalistischen Verein der Rue Poitiers. Nach dem 2. Dez. 1851 ernannte ihn Ludwig Napoleon zum Mitgliede der Konsultativkommission und im Jan. 1852 zum Senator. G. starb zu Paris 3. Jan. 1874.

Girardin (Emile de), franz. Publizist, geb. 22. Juni 1806 zu Paris, führte zuerst den Namen Emile de Lamotte, bis er 1827 bei seiner Majorität den Namen Emile de G. annahm. Er hatte darauf, wenn auch keinen rechtmäßigen, so doch einen reellen Anspruch, wie aus der von seinem natürlichen Vater, dem General Grafen Alexandre de G., gemachten Erklärung in der Kammerkommision erhellt, die 1837 beauftragt war, über die von der Opposition angefochtene Rationalität des neugewählten Deputierten von Bourgneuf zu entscheiden. Nach Beendigung der gewöhnlichen Schulbildung auf einem Collège zu Paris wurde G. in der königl. Kammerlei, dann bei einem Bärenmaler angestellt. Er trat 1827 mit der Jugendschrift *«Emile»* (zuerst anonym; 4. Aufl., Par. 1853) hervor, die in Form von Bruchstücken den Roman seiner Geburt und seiner ersten Jahre enthielt. Unter dem Ministerium Martignac war er als Kunstinspector angestellt. Er begründete zwei Journale: *«Les Voleurs»* (1828) und *«La Mode»* (1829), machte aber mehr Glück mit dem von ihm herausgegebenen *«Journal des connaissances utiles»* (1831). Gleichzeitig mischte er sich in allerlei Unternehmungen, die teilweise einen schlimmen

Ausgang und Nachhall für ihn hatten. Er gründete 1836 als Organ der konservativen Politik die «*Presse*», welche Gründung im franz. Zeitungs- wesen eine Revolution hervorbrachte. Die heftige Polemik, die sich hierüber zwischen G. und seinen polit. Gegnern entspann, veranlaßte sein Duell mit Armand Carrel, Redacteur des «*National*», der an den Folgen seiner Schußwunde starb. Von den Wählern zu Bourgneuf 1834 in die Deputierten- kammer abgeordnet und nachher immer wieder- gewählt, legte G. einige Tage vor dem 24. Febr. 1848 sein Mandat nieder. In den J. 1849 bis 1851 vertrat er sodann das Depart. Niederloire in der Legislativen und stimmte hier mit den Männern des Bergs, die seine Candidatur begünstigt hatten. Nachdem er das Guizot'sche Ministerium, die Pro- visorische Regierung, die monarchische Reaktion und die gemäßigten Republik abwechselnd in der «*Presse*» verteidigt und bekämpft, setzte er alle Hebel in Thä- tigkeit, um Cavaignac zu stürzen und dessen Neben- buhler, den Prinzen Ludwig Napoleon, ans Ruder zu bringen. Doch wandte er sich dann auch gegen diesen und feindete ihn aufs äußerste an.

Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 wurde G. zufolge des Dekrets vom 9. Jan. 1852 aus Frankreich verbannt, durfte aber zwei Monate dar- auf, als seine Schwiegermutter starb, dahin zurück- kehren. Er widmete sich wieder der Redaction seines Journals, die er erst 1856 ausgab, als er seinen Eigentumsanteil an die Bankiers Willaud u. Comp. für 800 000 Frs. verkaufte. Doch übernahm er 1862 nochmals die Redaction der «*Presse*», welche er 1866 von neuem ausgab, um die imperialisti- sche «*Liberté*» zu begründen. Auch versuchte er sich in der Dramatik und erlebte die Freude, daß über seine Theaterstücke «*Le supplice d'une femme*» und «*Les deux sœurs*» (1865) ein leidenschaftlicher Streit entbrannte. Die Verufung seines Freundes Emile Ollivier zum Minister des Innern d. 2. Jan. 1870 stimmte ihn versöhnlich, ja sogar enthusiastisch für den scheinbar demokratischen Imperialismus und machte aus ihm einen der eifrigsten Befürderer des Plebiszits. Inzwischen verkaufte er sein Journal an den Bonapartisten Detroyat und erhielt 27. Juni zum Lohn für die energische Verteidigung der gou- vernalmentalen Politik einen Sitz im Senat. Wäh- rend der Commune ließ er vom 5. bis zum 25. Mai 1871 ein Tageblatt erscheinen mit dem Titel «*L'union française, journal de la république fé- dérale*», worin er eine föderative Einteilung des Nationalgebietes in 15 unabhängige kleine Staaten mit eigenen Pair's und Deputiertenkammern vor- schlug. Im Nov. 1874 wurde G. Chefredacteur des ehemals kaiserlich-konservativen, jetzt republikanisch- liberalen Journals «*La France*». Als Broglie und Fourtou 16. Mai 1877 zum Ministerium gelang- ten, erklärte sich G. sogleich gegen das reaktionäre Rabinett und bekämpfte es scharf und unerbittlich. Sechs Monate hindurch schrieb er täglich mehrere Artikel, um die im Namen der «*moralischen Ord- nung*» begangenen Mißbräuche und Ausschreitun- gen zu rügen. Die «*France*» fand darum unge- heuern Abfall, und G. wurde an Gröy's Stelle im 9. Wahlbezirk von Paris zum Deputierten er- nannt. Er nahm aber an den Verhandlungen der Kammer keinen bedeutenden Anteil. G. starb zu Paris 27. April 1881.

Seine polit. und sozialen Ideen erörterte G. in vielen Büchern und Broschüren, unter denen «*Etudes*

politiques» (Par. 1838; 2. Aufl. 1849) und «*La politique universelle, décrets de l'avenir*» (Brüss. 1852; 4. Aufl., Par. 1854) hervorzuheben sind. Eine große Anzahl seiner Zeitungsartikel sammelte er in den «*Questions de mon temps*, 1836 à 1856» (12 Bde., Par. 1858). Ferner ist noch zu erwähnen: «*Hors Paris*» (Bordeaux 1870), «*L'union française, extinction de la guerre civile*» (Par. 1871) und «*L'homme et la femme, l'homme suzerain, la femme vassale, réponses à l'homme-femme de Mr. Dumas fils*» (1872), ein Seitenstück zu seiner früheren Schrift «*La liberté dans le mariage par l'égalité des enfants devant la mère*» (1854). Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Delphine Girardin (f. b.), vermählte er sich 1856 mit Wilhel- mine Brunold, Gräfin Tiefenbach, der Stieftochter des Prinzen Friedrich von Nassau. Vgl. Laufer, «*Emile de G.*» (in «*Unsere Zeit*», Spz. 1868).

Girardin (Delphine Gay, Madame Emile de), franz. Schriftstellerin, Gemahlin des vorigen, geb. 26. Jan. 1804 zu Aachen als die Tochter der Schriftstellerin Sophie Gay (f. b.), empfangt untr der Anleitung ihrer Mutter eine litterarische Er- ziehung, die frühzeitig Früchte brachte. Als 16jäh- riges Mädchen besang sie die Hellenen, die Fran- zosen, den General Fox, Napoleon und auch Karl X. Eine Reise, die sie 1827 mit ihrer Mutter nach Ita- lien machte, war einem Triumphzug ähnlich. In Rom wurde sie in die Accademia Liberina aufge- nommen und auf dem Kapitol bekrönt. Zwei Sammlungen «*Essais poétiques*» (1824; 4. Aufl. 1829) und «*Nouveaux essais poétiques*» (1826) bezeichnen vorzüglich diese erste Periode. Ihre letzte Dichtung, «*Napoléon*» (1838), hatte keinen großen Nachhall, ist jedoch das Beste, was sie im lyrischen Fach geleistet hat. Nachdem sie sich 1831 mit Emile de G. vermählt, machte sie ihren ersten Versuch im Romangenre mit «*Le Jorgnon*» (2. Aufl. 1832), dem sich verschiedene Romane und Novellen an- reihten. Es findet sich darin ein Gemisch roman- hafter Empfindsamkeit und ironischer Auffassung, das von dieser Zeit an ihr Talent charakterisierte. Ihre Prosa ist bestimmt, lebhaft, scharf und klar. Hauptächlich zu ihrem Ruhme trugen ihre «*Pariser Briefe*» bei, die 1836—48 im Feuilleton der «*Presse*» unter dem erdichteten Namen Vicomte de Lannay und später in wiederholten Auflagen gesammelt erschienen («*Le Vicomte de Lannay, lettres pari- siennes*», 8 Bde., Par. 1836—48). Eine dritte Phase, die dramatische, begann sie mit den Tra- gödien «*Judith*» (1843) und «*Cléopâtre*» (1847), die nicht ohne Vorzüge sind. Doch zeigte sich ihr Talent hauptsächlich im eleganten Sprichwörter- spiel, und ihre zwei Stücke dieser Art «*C'est la faute du mari*» (1851), besonders aber «*La joie fait peur*» (1854), machten entschiedenes Glück; auch das größere Stück «*Lady Tartuffe*» behauptete sich mit viel Glück auf der Bühne. Delphine G. starb zu Paris 29. Juni 1855. Später erschienen zwei Gesamtausgaben von ihren «*Oeuvres complètes*» (6 Bde., Par. 1862). Auch sammelte man ihre «*Poésies complètes*» (Par. 1857). Vgl. Imbert de Saint-Amand, «*Madame de G.*» (Par. 1874).

Girardin (François Auguste Saint-Marc), franz. Publizist, f. Saint-Marc Girardin.

Girardin (Jean Pierre Louis), Chemiker, geb. 16. Nov. 1803 zu Paris, trat 1821 in das phar- maceutische Centrallaboratorium der Hospitäler von Paris, 1825 in das chem. Laboratorium von

Aénaro am Collège de France und wurde 1828 zum Professor der angewandten Chemie in Rouen ernannt. Der große Beifall den hier seine Vorlesungen fanden, veranlaßte ihn, 1835 einen Sonntagskursus der angewandten Chemie für Arbeiter zu eröffnen. Im J. 1838 erhielt er an der auf seine Veranlassung neu gegründeten Landwirtschaftsschule zu Rouen die Professur der Agrichemie; 1848 begann er seine Vorlesungen über den Dünge im Depart. Niederseine und übte dadurch einen großen Einfluß auf die Fortschritte der Kultur in der Normandie aus; 1858 erhielt er eine Professur der Chemie in Lille; 1858 wurde er Rektor der Akademie zu Clermont. Unter seinen Schriften sind zu nennen: «*Considérations générales sur les volcans*» (Rouen 1830), «*Éléments de minéralogie appliquée aux sciences chimiques*» (2 Bde., Par. 1826), «*Mémoires de chimie appliquée à l'industrie, à l'agriculture etc.*» (Par. 1839), «*Chimie agricole*» (Gené 1844), «*Leçons de Chimie élémentaire*» (5. Aufl., 5 Bde., Par. 1872–75), «*Manuel de Chimie appliquée*» (Brüss. 1851).

Girardon (François), franz. Bildhauer, geb. zu Tropes 1680, war ein Schüler von François Anguier, den er aber bald weit übertraf, dann war er auch in Rom. Seine Blütezeit fiel in die Glanzperiode Ludwigs XIV., für welchen er viele Arbeiten lieferte. Im J. 1669 wurde er Professor an der königl. Akademie, später auch deren Rangler. Nach Lebruns Tode 1690 wurde ihm die Leitung der für den König beschäftigten Bildhauer übertragen. Über seinen talentvollsten und an Tiefe ihm überlegenen Rival Pierre Puget trug er den Sieg davon, so daß sein Stil vorherrschend blieb. Zwar ist G. nicht frei von Manier, doch beschränkt sich diese auf eine etwas prätentiose Auffassung, während die Ausführung maßvoller und reiner ist als die der meisten Zeitgenossen. Weit entfernt von der manierierten Haltung und Gewandlung der Werke Berninis, tritt bei ihm überall ein genaueres Studium der Antike zu Tage, das ihn zur wenigstens relativen Einfachheit nötigte. Neben vielen Büsten arbeitete er die berühmte, in der Revolution zertrümmerte Reiterstatue Ludwigs XIV. für den Vendômeplatz; sein Hauptwerk aber, das schöne Grabmal Richelieus in der Sorbonnkirche, ist noch vorhanden. Teils von ihm selbst, teils unter Lebrun, teils unter seiner Aufsicht wurden die meisten Skulpturen in Versailles gefertigt; die namhaftesten darunter sind die Entführung der Proserpina und das Bad des Apollo, eine der herrlichsten Gruppenkompositionen der neuern Kunst. Er starb 1. Sept. 1715 als Direktor und Rangler der Akademie in Paris. Vgl. Corrad de Breban, «*Notice sur la vie et les œuvres de G.*» (Par. 1850).

Girard, s. unter Giro.

Girard (Graf Giovanni), ital. Lustspielbichter, geb. 28. Okt. 1776 in Rom, von franz. Abkunft, folgte seiner Lieblingsneigung für das Theater, auch als er nach dem 1798 erfolgten Tode seines Vaters in Kriegsdienste getreten und eine Offiziersstelle erhalten hatte. Nachdem er sechs Komödien geschrieben, die sämtlich in Venedig zur Aufführung kamen und mit Enthusiasmus aufgenommen wurden, ernannte ihn Napoleon 1809 zum Generalintendanten aller Theater im Departement jenseit der Alpen. Als er 1814 diese Stelle verlor, siedelte er nach Toscana über, wo er durch glückliche Handelsunternehmungen ein ansehnliches Vermögen erwarb. Er

starb 1. Okt. 1884 zu Neapel. Von seinen zahlreichen Lustspielen ist das beste «*L'ajo nell'imbarazzo*» (deutsch von Th. Hell unter dem Titel «*Der Hofmeister in tausend Ängsten*», Dresd. 1824). Seine Komödien erschienen als «*Teatro*» (3 Bde., Mail. 1823) und «*Teatro domestico*» (2 Bde., Mail. 1822). Spätere, unvollständige Ausgaben sind «*Commedie del Conte G. G.*» (4 Bde., Florenz 1828), «*Commedie scelte*» (Par. 1829).

Giraud (Pierre François Eugène), franz. Maler, geb. 9. Aug. 1806 zu Paris, besuchte die École des beaux arts daselbst, hielt sich später längere Zeit in Italien auf und lehrte 1832 wieder nach Paris zurück. Auch bereiste er 1844 Spanien, 1847 den Orient. Zu seinen bekanntesten Gemälden gehören: die Rettung des Dauphins Karl durch Stephan Marcel (1836), Übergang der Armer Condés und Coligny's über die Loire (1837), Tanz in Granada (1853), der sterbende Matabor (1869), Juwelenhändlerin im Harem (1874), Wuchertröbber (1875), Blumenmarkt (1876), Rückkehr aus der Schenke (1877) u. s. w. G. starb 29. Dez. 1881 in Paris.

Giraud (Sébastien Charles), franz. Maler, Bruder des vorigen, geb. 18. Jan. 1819 zu Paris, studierte auf der École des beaux arts und bereiste 1843–47 Westindien, 1856 mit dem Prinzen Napoleon den europ. Norden. Unter seinen Gemälden sind hervorzuheben: Erinnerung an Haiti (1853), Seehundsfang (1857), Spinnerinnen in der Bretagne (1878), Landungspfad in Briens (1874), viamisches Interieur (1876), Apfelernte (1877).

Girgeh (Dschirbische), eine der vier Provinzen Oberägyptens, zwischen Siut im N. und Denah im S.; umfaßt die vier Distrikte G., Tachat, Tama und Barbis, und zählt (1877) 417 869 Bewohner auf 15 703 qkm. Hauptstadt ist Suhag. Der Boden ist sehr gut kultiviert. Die Bewohner gehören dem großen Stamme der Hawarah an, sind also Verber. Die kleinen, Ragheh genannten Weiler enthalten arab. Bevölkerung. — Die Stadt: Girgeh, links am Nil, liegt 33 km im SO. von Suhag, in 57 m Höhe und zählt etwa 10 000 G. Vor Siut war es Hauptstadt von Oberägypten, und ist auch noch jetzt von Wichtigkeit. Außerhalb der Stadt liegt ein lat. Kloster, das älteste röm.-katholische im Niltale. Die Ostseite der Stadt wird vom Nil gespült. 17 km südlicher liegen an einem Kanal die Ruinen des höchst interessanten Abydos (s. d.).

Girgenti, das alte Agrigent (s. d.), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz und des Distrikts im südwestl. Sicilien, liegt in 330 m Seeshöhe, 9 km von der Küste, in fruchtbarer Umgebung, am Zusammenfluß des Drago (Hypsas) und San-Diagio (Atragas), welche den Fluß Girgenti bilden, und an der Bahn von Passofonduto nach Porto Empedocle. Die Stadt ist Sitz der Provinzialbehörde, eines Kriminalgerichtshofs und eines Bischofs, zählt (1881) 19 380 (als Gemeinde 21 274) G. und hat ein finsternes, schmutziges Ansehen, besitzt aber ein festes Schloß, ein Lyceum, eins der beträchtlichsten Seminare der Insel, eine bedeutende Bibliothek (die Lucchesiana) und viele Kirchen, darunter die hochliegende große Kathedrale, in welcher ein antiker Sarkophag mit dem Vasirelief aus der Geschichte des Hippolytos und der Phädra als Taufbecken dient. Der von G. 6 km entfernte und mit der Stadt durch eine Eisenbahn verbundene, durch einen 1885 m langen, aus den Werftiden der

Tempelreste aufgeführten Molo geschützt und mit einem Leuchtturm versehenen Hafen, bei dem sich die Regio Caricatoja oder die größten Kornmagazine Siciliens, in Fels gehauene Gewölbe, befinden, hieß ehemals Molo di G., jetzt Porto Empedocle, ist 0,7 ha groß und bis 7,5 m tief und bringt außer Getreide, Olivenöl, Mandeln und Soda etwa ein Sechstel des sicil. Schwefels zur Ausfuhr, der aus den ringsumher in dem Gips und blauen Thon liegenden Schwefelgruben ausgefegt durch Hunderte von Felsen und Maultieren zur Küste geschafft wird. G. nimmt nur einen kleinen Raum der Riesenstadt Agrigentum ein, den Abhang der Höhe, welche dieselbe landeinwärts beherrschte und die Akropole bildete. Im östl. Teile der Stadt erhebt sich die Rupe Atenea, und von dieser südwärts bis 2,5 Miglien vom Meere hin breitete sich die alte Stadt aus, deren jetzt bewachsene Stelle noch viele Altertümer, herrliche Überreste mehrerer Tempel, Felsengräber, Sarkophage, Stadtmauern u. s. w. birgt. Eine besondere Naturmerkwürdigkeit sind zwei benachbarte Quellen, auf welchen eine ölige Substanz schwimmt, die schon Plinius erwähnt, und der nordwärts gegen Aragona hin gelegene Schlammvulkan Maccaluba. Fast kein Ort Siciliens gibt so viel Stoff für den Landschaftsmaler als G. Im J. 872 wurde die Stadt dem oström. Reiche durch die Araber entrissen; erst 1087 wurde sie durch den normann. Grafen Roger I. von den Saragenen befreit und zum Sitz eines Bischofs erhoben.

Die Provinz Girgenti zählt auf 8861,75 qkm (1881) 812487 G. und zerfällt in die Districte G., Divona und Sciacca.

Girgenti (Graf von) war der Titel des Prinzen Gaetan von Neapel (geb. 12. Jan. 1846, gest. 26. Nov. 1871), eines Halbbruders des Königs Franz II. von Neapel. [Candia (s. d.).]

Girib oder Kirib, der türk. Name der Insel **Gitireb**, einen Wechsel, eine Forderung oder ein auf Namen lautendes Wertpapier schriftlich auf einen andern übertragen (vgl. Giro).

Gitelitz (Serinus), ein finkenartiger Singvogel mit kurzem, dickem, stumpfspitzigem Schnabel, kurzen Füßen mit mittelmäßig langen Zehen und kleinen, spitzen Nägeln, spitzen Flügel und tief eingeschnittenem Schwanz. Die typische Art (S. hortulanus) ist grün, die Unterseite gelblich, mit schwärzlichen Flecken und Streifen, schwarzbraunen Schwing- und Steuerfedern. Der G. kommt aus Südeuropa im April, hält sich gern in Baumgärten auf, baut ein kunstreiches Nest und nährt sich fast nur von Sämereien. Sein nächster Verwandter ist der Canarienvogel (s. d.).

Girmar, Berggruppe in Guzerate (s. d.).

Gründt (Otto), Schriftsteller, geb. 6. Febr. 1835 zu Landsberg a. W., besuchte die höhere Bürgerschule zu Rabben, die Gymnasien zu Ludau und Berlin, studierte erst die Rechte, später Philosophie und Geschichte in Berlin und Heidelberg, und war hierauf Redacteur, zunächst der „Zeitung für die elegante Welt“, dann des „Illustrierten Panorama“ und des von Ruppert gegründeten „Sonntagsblattes“. Im J. 1858 errang er als Dramatiker einen ersten Erfolg mit „Jesing und Mendelssohn“ auf dem Wallner-Theater, dem sich 1859 ein weiterer auf der Friedrich-Wilhelmsstädtischen Bühne mit der Tierkomödie „Caesar Rod“ anreichte. Durch das Lustspiel „V 1“ ward sein Ruf als Lustspiel-

bücher begründet (1865); auch die folgenden Romane „Allan“, „Politische Grundzüge“, „Am andern Tage“, „Strafrecht“, fanden viel Anklang. Mit „Orientalische Wirren“ gewann er 1877 den zweiten Laube-Preis in Wien und 1880 den münchener Preis von 1877 mit seinem Trauerspiel „Dandemann“ (Dienb. 1883). Außerdem sind zu nennen „Kaiser Karl der Fünfte“, geschichtliches Trauerspiel (Berl. 1857), „Caesar Borgias“, Drama (Berl. 1864), „Novellen“ (Berl. 1867), „Dramatische Gestalten“, Novellen (2 Bde. Berl. 1873), „Gemüthliche Gesellschaft“, humoristische Erzählungen (2 Bde., Leipzig 1875) u. s. w. Seine „Dramatischen Werke“ erschienen gesammelt in 2 Bänden (Hamb. 1867–74).

Giro oder Agito, ein Gewicht in Pegu und überhaupt in Birma, ein Viertel der Gewichtseinheit Beshtha (Baittha) oder (bei den Engländern) Bis und = 0,9 engl. Handelspfund = 413,9 g.

Giro (ital.), d. i. Kreis oder Kreislauf, nennt man häufig das Indossament oder den Vermerk der Übertragung eines Wechsels oder einer Anweisung auf einen andern. Ein girierter Wechsel ist demnach ein von dem Inhaber an einen andern indossirter oder übertragener Wechsel. Der, welcher einen girierten Wechsel an einen andern indossirt (der Indossant) heißt auch Girant; der, an welchen das Indossament gerichtet ist (der Indossatar), auch Giratar. (S. Indossament.)

Girobanken sind Kassenanstalten, welche weder Kredit nehmen noch geben, sondern von ihren Kunden nur bare Eingahlungen annehmen, die denselben auf einem Bankfolium gutgeschrieben und vollständig bar zu ihrer Disposition gehalten werden, während die Bank im übrigen nur das Geschäft besorgt, auf Grund von Anweisungen bestimmte Summen bis zur Höhe der Aktiva der Einleger von einem Conto auf das andere zu übertragen. Die letzte reine G., die sich in der neuern Zeit erhalten hatte, die hamburger, ist Ende 1875 aufgehoben worden. (S. Banken und Giroverkehr.)

Giroconto, s. unter Giroverkehr.

Girodet-Trioson (Anne Louis de Couffy), franz. Historienmaler, geb. zu Montargis 5. Jan. 1767, machte in dem Atelier des berühmten David seine ersten Studien. Im Alter von 20 J. gewann er in Rom den großen Preis. Nachdem er denselben 1789 abermals für sein Gemälde: Joseph, der sich seinen Brüdern zu erkennen gibt, erlangt hatte, ging er im folgenden Jahre nach Italien, wo er 1792 den Endymion malte, eins seiner berühmtesten Gemälde. Ebenso ausgezeichnet ist sein Hippokrates, verfehlt dagegen in der Erfindung sein Oßian (1801). Andere berühmte Gemälde von ihm sind die große Einfußtscene: Atala, nach der Erzählung Chateaubriands; die Empörung in Kairo; Napoleon, wie er die Schlüssel der Stadt Wien empfängt; die Heerführer der Vendée, Bonchamp und Cathelineau, die er 1824 in ganzer Figur malte. Sein letztes, sehr großes Gemälde war der heil. Ludwig in Ägypten. G. war Mitglied des Instituts und der Academie. Er starb zu Paris 19. Dez. 1824. Wie fast alle Schüler Davids, war auch G. nie zu einer rechten Wahrheit der Darstellung durchgedrungen, obwohl seine Empörung in Kairo von einem tüchtigen Streben nach derselben zeugt. Bei aller plastischen Bollendung und Abrundung fehlt seinen Gestalten häufig das rechte Leben, zum Teil schon wegen des erdfahlen Fleischtons.

Doch beweist der tiefe Ausdruck seiner Gestalten, daß er mehr als bloß ein tüchtiger Akademiker war. Seine «Oeuvres posthumes» (herausg. von Soupin, 2 Bde., Par. 1880) enthalten seine Korrespondenz und sein Gedicht «Le peintre».

Girogeschäfst (der Banken), s. unter Banken, Bd. II, S. 439; vgl. Girobanken und Giroverkehr.

Gironetti (Giuseppe), ital. Edelsteinschneider und Medailleur, geb. zu Rom 1780, gest. daselbst 17. Nov. 1861 als Direktor der päpstlichen Münze. Hauptwerke von ihm sind: Kamee mit dem Kopfe des Senius im Grabmal Clemens' XIII., Kamee mit Canovas Perseus, Terpsichore, Magdalena; nach eigener Erfindung: Hebe, Nebusa, Minerva, ferner viele Bildnisse berühmter Männer.

Gironde, das aber 75 km lange Ästuar des Flusses Garonne (s. d.) oder richtiger: der mit der Garonne vereinigten Dordogne; sie hat dem Departement G. den Namen gegeben. Der Fluß besitzt bei Montagne-sur-Gironde 12 km, bei der Mündung zwischen Royan und der Pointe de Grave nur 5 km Breite, bei 32 m Tiefe, hat links die niedrigen Höhen von Medoc und die 20 km langen Bolber von St.-Bivien, rechts die Hügel von Blaye, die Sumpfe von St.-Ciers, Mirambeau und die Kreidestellen des St.-onge, von denen sie unablässig Massen abreißt. Das Bett des unreinen, schlammigen Flusses ist voller wechselnder Inseln, auf denen einer, Bâle genannt, sich ein Fort erhebt, zwischen dem von Medoc und von Blaye.

Das Departement Gironde, das größte Frankreichs, besteht aus dem eigentlichen Gironne oder Bordelais und dem Hauptteil der Landchaft Bayadais, wird westlich vom Meere begrenzt und zählt auf 9740,25 qkm (1881) 748708 E. (gegen 135242 im J. 1876 Zunahme 1,8 Proz.). Der Boden ist zwar im Westen, wo sich an dem 150 km langen Küstenraum Dünen und Sandsteppen (les Landes de la G.) hinziehen, die jetzt jedoch teilweise bewaldet und durch Anpflanzungen an weitem Vordringen ihres Flugandes verhindert sind, morastig, heidig und unfruchtbar, im Osten aber fruchtbar und erzeugt hier bei der Milde des Klimas reiche Produkte, insbesondere ausgezeichnete Rot- und Weißweine. (S. Bordeauxweine.) Auch Getreide, besonders Mais, wird in großer Menge gebaut, ebenso vorzügliches Gemüse, Obst, Gartenfrüchte und viel Hanf. Die Wäldungen bedecken 3600 qkm und liefern Holz, Terpentin, Leer u. s. w. Der höchste Punkt des Departements ist der 163 m hohe Hügel von Samazeuil bei Erignas; der unebenste, malerischste und fruchtbarste Teil ist dagegen die Entre-deux-Mers genannte Landchaft bei und zwischen der Vereinigung der Dordogne mit der Garonne, deren großen Reichtum an Aeben die Rebblaus bereits zur Hälfte vernichtet hat. Rindvieh, besonders aber Schafe werden in großer Menge gezogen, und außerdem ist die Bienenzucht, die Seefalzbereitung und die Fischerei, Aukernfang und Zucht, Blutegeizucht von Belang. Das Departement treibt ausgebreiteten Handel und einträglichen Ackerbau und unterhält auch eine ansehnliche gewerbliche Industrie, namentlich die größten franz. Werften zum Bau von Handelschiffen, Fabriken zur Bereitung von Nahrungsmitteln für Seefahrer, für Terpentin, Leer und Harz, Jucker, Glas, Fayence, Papier, Konserven, sowie Gerberei, Ziegelbrennerei, Löfferei, Weberei

und Spinnerei, Glodengießerei, Eisenhütten. Der Schwerpunkt der Industrie und des Handels liegt in der Hauptstadt Bordeaux (s. d.). Das Departement bildet die Diöcese des Erzbischofs von Bordeaux, zerfällt in sechs Arrondissements: Bordeaux, Blaye, Lesparre, Albournie, Bazas und La Môle und zählt 48 Kantone mit 547 Gemeinden. Die in den beiden gelegenen Ortschaften sind arm, während an den Ufern der G., wo üppige Weinberge sich hinziehen, viele blühende Städte, Flecken und Dörfer liegen. Vgl. Freret, «Statistique de la G.» (4 Bde., 1874—78); Joanne, «Géographie de la G.» (1877); Gabriel, «Géographie de la G.» (1882).

Girondisten (Girondins) wurde in der Französischen Revolution die Partei der gemäßigten Republikaner genannt. Als im Okt. 1791 die Geseßgebende Versammlung zusammentrat, wählte das Depart. Gironde zu Abgeordneten die Advokaten Bergniaud, Guadet, Gensonné, Grangeneuve und den jungen Kaufmann Ducos, die sämtlich in der Versammlung durch ihr Rednertalent und ihr agitatorisches Auftreten für die republikanische Staatsform großen Einfluß gewannen. Mit ihnen verbanden sich die Partei Brissots und der Anhang Rolands; auch schlossen sich ihnen viele Häupter des Centrums an, wie Condorcet, Fauchet, Barbaroux, Lajource, Isnard, Kerfaint und Henri Larivière. Das parlamentarische Übergewicht dieser, als Girondins bezeichneten Abgeordneten richtete sich anfangs gegen die royalistische Politik des Hofes, sodaß der König sich genötigt sah, die Gemäßigten, Roland, Dumouriez, Clavière, zu Ministern zu wählen (April 1792). So schien der Hof mit der Majorität der Kammer ausgesöhnt. Aber die G. wollten die Gewalt nur benutzen, um ihre Macht fester zu begründen. Nachdem sie Österreich und Preußen den Krieg aufgedrängt und ihren Parteigenossen Servan als Kriegsminister durchgesetzt hatten, revolutionisierten sie das Land durch eine Reihe von Dekreten gegen den Klerus, durch die Gründung einer republikanischen Zeitung und andere Maßregeln. Das alles war aber nur Vorspiel zu dem Hauptangriff. Dieser begann mit dem Verratgeschrei gegen das «österreichische Komitee», d. h. die Königin und deren Anhang, welche mit den fremden Mächten konspirieren sollten, setzte sich fort in dem Antrag, das Vaterland in Gefahr zu erklären, dem Verbannungsdekret gegen die eidgeverweigernden Priester und dem Beschluß, 20000 Kantonsdeputierte zum Schutz der Hauptstadt zusammenzuziehen. Letztere sollten die Nationalgarde in Paris, auf welche sich die jetzt royalistischen Feuillants stützten, in Schach halten. Als der Hof den Zwiespalt im Kabinett zur Verdrängung der girondistischen Mitglieder benutzte, provozierte die Partei den Aufstand des pariser Volks am 20. Juni. Nicht bessern Erfolg hatte der Versuch Lafayette's Ende Juni, die Radikalen in die Schranken zu weisen, vielmehr kam es unter Bergniaud's Führung im Juli zu der offenen Forderung nach Abschaffung des Königtums durch einen neuen Nationalkonvent. Der Aufstand vom 10. Aug., welchen die G. mit den Jakobinern gemeinsam vorbereitet hatten, machte dem Königtum ein gewalttames Ende.

Ogleich fortan nominell im Besitz der Regierung, traten die G. jedoch in Wahrheit die Gewalt den Jakobinern ab, von denen Danton als Justizminister umgekehrt die Septembermorde vorbereitete. Die G. standen machtlos der entfesselten Wut gegenüber. Zwar wurden sie in den Konvent wiedergewählt,

beherrschten die Majorität, erschöten rednerische Triumphe, wagten in verblendetem Selbstvertrauen Angriffe über Angriffe auf die Partei Robespierres, aber unauffallig gelangte die Nacht an die auf den anarchischen Böbel der Hauptstadt gestützten Gegner. Jeder neue radikale Beschluß ward zum Siege derselben über die G., auch der von diesen selbst eingebrachte Antrag, den Prinzen von Orléans zu verhaften, alle Emigranten und Royalisten mit der Todesstrafe zu treffen. Denn ihm folgte unmittelbar der Schlag der Jakobiner gegen den König selbst. Die G., welche den König gestürzt hatten, wagten nicht offen für sein Leben zu kämpfen, sondern stimmten größtenteils für den Tod, um ihn dann durch eine Appellation ans Volk zu retten. Dieser Appel au peuple, den Bergniaud, nachdem er für den Tod gestimmt, durch eine hinreißende Rede unterstützte, wurde in einer vierten Abstimmung verworfen, und die G. sahen sich nun mit einem Schlage vor allen Parteien bloßgestellt. Dennoch wagten sie im Febr. 1793 Marat mit einer Anklage auf Aufrührerstiftung zu bedrohen. Dieser vereinigte sich hierauf mit den wüthendsten Häuptern der Cordeliers und Jakobiner zu einer Verschwörung, welche die Ermordung der ganzen Majorität im Konvent bezweckte. Die Verschworenen benutzten die Unfälle der Nordarmee, den Abfall Dumouriez' und den Aufstand der Royalisten, um die Pariser gegen die G. in Bewegung zu setzen. Am 8. April erschien zum ersten mal eine Deputation der pariser Gemeinde vor der Versammlung und forderte die Reinigung des Konvents von 22 Mitgliedern. Robespierre beschuldigte die Häupter der G. des Verraths; diese legten dagegen die Beweise von Marats Verschwörung vor und erwirkten zwar 18. April dessen Anklage, bereiteten demselben aber durch seine Freisprechung nur einen neuen Triumph.

Als Guadet bei den Bestimmungen über Aufrühr die Unterdrückung der revolutionären Municipalität der Hauptstadt verlangte und die G. die Bildung einer Kommission von 12 Mitgliedern durchsetzten, welche fortan die Komplote der Hauptstadt überwachen sollte, brach der Sturm von neuem los. Die aus G. zusammengesetzte Kommission machte den Anfang mit der Verhaftung Heberts, des fanatistischsten Revolutionärs der Gemeinde. Darauf betrieben Marat und Robespierre einen allgemeinen Aufstand der Sektionen, im Einverständnis mit den Häuptern der Commune und mit den Räbelsführern der Sektionen, die im bischöflichen Palast ihre Zusammenkünfte hielten. Am 31. Mai, als im Konvente der Tumult aufs höchste gestiegen, trat ein Böbelhaufe vor die Schranken und forderte die Anklage der G., während Henriot, der Anführer der Sansculotten, den Sitzungspalast mit seinen Kanonen bedrohte. Am 1. Juni versprach der Konvent, den Wohlfahrtsauschuß zu Räte zu ziehen. Am folgenden Tage machte Barrère im Namen des Ausschusses den G. den Vorschlag, sich zur Herstellung der Ruhe freiwillig aus der Versammlung auszuschließen, wogegen jedoch Lanjuinais und Barbaroux heftig protestierten. Unter dessen hatte Henriot mit seiner Artillerie den Palast besetzt, und als sich die Deputierten zerstreuen wollten, wurden sie zur Rückkehr in den Saal gezwungen. Gouthon setzte nun ein Dekret durch, das 80 G. und die Minister Clavière und Lebrun mit vorläufigem Hausarrest belegte, eine Gewaltthat, gegen

welche 73 Mitglieder des Konvents sogleich Freigang einlegten. Der größte Teil der G. hatte sich damals schon in die Provinzen gerettet. In den Depart. Eure, Calvados und der früheren Bretagne erhob sich zu ihren Gunsten das Volk, und unter der Leitung des an der Küste von Cherbourg kommandierenden Generals Wimpfen bildete sich eine sog. föderalistische Armee, welche die Republik aus den Händen des pariser Böbels retten wollte. Die Energie der nunmehrigen Leiter des Konvents, der 9. Juli die aufgestandenen Departements außer dem Gesez erklärte, verhinderte jedoch den Fortgang der Insurrektion. Am 20. Juli nahm die Revolutionsarmee Besitz von Caen, dem Hauptorte der Insurgenten, worauf die Kommissare des Konvents an der Spitze der Sansculotten in die übrigen Städte brangen und blutige Strafgerichte verhängten. Inbes verzögerte der Konvent die Prozeß gegen die gefangenen G., um die Schuld aller Vorgänge auf ihr Haupt wälzen zu können. Erst 8. Okt. mußte Amar als Organ des Wohlfahrtsauschusses darüber Bericht erstatten. Er klagte die G. der Verschwörung gegen die Republik mit Ludwig XVI., mit den Royalisten, mit den Herzogen von Orléans, mit Lasfayette und dem Minister Pitt an und forderte die Abtödtung der Geflohenen, sowie der 73 Deputierten, welche protestiert hatten, und die Anklage der 23 Gefangenen vor dem Revolutionstribunal. Der Konvent billigte diesen Antrag. Das blutige Schaupiel begann 7. Okt. mit der Hinrichtung des geächteten zu Paris entbedneten Deputierten Gorsas. Am 2. wurde der Prozeß vor dem Tribunal eröffnet. Die langen, glänzenden Plaidoyers der G. machte der Konvent am 30. ein Ende, indem er die Schließung der Untersuchung decretierte. Noch in der Nacht wurden Brissot, Bergniaud, Genfonné, Duclos, Fonfrede, Lacaze, Lasource, Balazé, Sillery, Fouchet, Carra u. a. zum Tode verurteilt und auf Balazé, der sich bei Anhörung des Urteils erdolcht, guillotiniert. Später wurden noch in Paris Clharb, Manuel, Cussy, Roel, Resfaint, Raba Saint-Etienne, Bernard und Mageroy hingerichtet. Zu Bordeaux bestiegen das Schafott Viotte, Grangeneuve, Guadet, Salles, Barbaroux; Brives Libon und Chambon, zu Périgueux Balazé, Rochelle Deschamps. Rebecqui ertränkte sich in Marseille; Pétion und Buzot erdolchten und Gborcet vergiftete sich. Roland erstach sich ebenfalls nach dem seine Frau aus dem Schafott gestorben war. Ein Jahr vier Monate später, nach dem Sturze der Schreckensherrschaft, traten die Gedächtnis, darunter Lanjuinais, Defermont, Pontélant, Louvet, Barnard und Larivière, in den Konvent wieder ein. Einen polit. Tendenzroman ebenso falsch als glänzend geschrieben, schuf Lanjuinais in seiner «Histoire des Girondins» (8 Bde. Par. 1847; neue Ausg. 1870; deutsch, 8 Bde., 1847). Vgl. Guadet, «Les Girondins» (2 Bde. Par. 1861); Batel, «Recherches historiques les Girondins» (2 Bde., Par. 1873).

Girouette (fr.), Wetterfahne, auch bill für Bezeichnung eines Wetterwenders.

Giroverkehr. Der moderne G. wird durch besondere Girobanken (s. d.), sondern durch Depositen- und Notenbanken neben ihren sonst Geschäften betrieben. Die Bank ist nicht verpflichtet die ihr von den Girokunden eingezahlten Schecks bar vorrätig zu halten, muß aber jede

den Anweisungen des Kunden entsprechen, sowohl in Bezug auf die Überschreibungen von einem Folium auf das andere, als auch auf bare Auszahlungen. (S. Bank.) Bei dem G. im strengen Sinne gibt die Bank ihrerseits keinen Kredit, sondern nimmt von den Contoinhabern außer den baren Eingahlungen nur Wechsel, Coupons u. s. w. zum Einlassieren an, die erst nach erfolgter Zahlung gutgeschrieben werden. Es steht jedoch natürlich im Belieben der Banken, ihren Kunden auch den Betrag discontirter Wechsel oder ertheilter Lombarddarlehne auf Giroconto gutzuschreiben und diese Erweiterung des G. ist zur Belegung desselben und zur Beförderung des Ched- und Abrechnungswesens durchaus empfehlenswerth. Die Deutsche Reichsbank, welche ihrem G. durch die Zulassung kostenfreier Übertragungen von einem Bankplatz zum andern bereits eine großartige Ausdehnung in dem ganzen Reize ihrer Zweiganstalten gegeben, hat in der neuesten Zeit die Entwidlung desselben in Verbindung mit Ched- und Clearingsystemen noch weiter zu befördern gesucht. Nach dem am 1. Febr. 1883 in Kraft getretenen modificirten Bestimmungen über den G. der Reichsbank müssen jetzt alle Summen, welche die Girokunden durch Discontirung von Wechseln oder Lombarddarlehnen erhalten, zunächst dem Giroconto derselben gutgeschrieben werden, können also nicht unmittelbar (ohne dieses Conto zu passiren) bar entnommen werden. Der Contoinhaber ist berechtigt, außer Wechseln und Anweisungen auch Rechnungen und andere liquide Forderungen kostenfrei zur Gutschrift auf Giroconto einziehen zu lassen. Der weiße Ched, mittels dessen die baren Abhebungen erfolgen, hat nicht mehr, wie früher, die Form einer Quittung, sondern ist nunmehr ein Anweisungssched auf Namen mit dem Aufsatze »oder Überbringer«, den die Bank stets ohne Legitimationsprüfung anpahlt. Soll der Ched nur zur Verrechnung mit der Reichsbank oder einem Contoinhaber dienen, so muß er getrennt, d. h. mit dem quer über den Text geschriebenen Vermerk »nur zur Verrechnung« versehen sein, in welchem Falle der Betrag nicht bar ausgehahlt werden darf.

Zu Übertragungen auf Conten an demselben oder an einem andern Bankplatz sind die roten Chedformulare bestimmt, die unverändert bleiben. Es dürfen nur die von der Bank selbst in Festen von mindestens 50 Stück gelieferten Chedformulare verwendet werden. Wechsel, aus welchen ein Contoinhaber zu einer Zahlung verpflichtet ist, sind bei der Reichsbank oder einem Bankhause, das mit derselben in täglicher Abrechnung steht, zahlbar zu machen und rechtzeitig zu avisiren. Andernfalls müssen solche in Besitz der Reichsbank gelangten Wechsel bar bezahlt werden. Befügt der Contoinhaber über mehr, als sein Guthaben beträgt, so kann die Bank nicht nur die Zahlung ab, sondern behält sich auch vor, den Verkehr mit ihm ganz abzubrechen. Die Girogelber werden von der Bank kostenfrei verwaltet, aber nicht verzinst; sie erwarten vielmehr, daß die Girokunden stets ein ihrer Abrechnung entsprechendes Guthaben stehen lassen, regelmäßig von ihren Befugnissen Gebrauch machen, jedoch nur für sich selbst, nicht für dritte Personen, und sie behält sich das Recht vor, den Vertrag ohne weiteres schriftlich aufzuheben, wenn diesen Erwartungen nicht entsprochen wird. Im Zusammenhange mit dieser Reorganisation des G. hat die

Reichsbank 14. Febr. 1883 in Berlin mit 16 großen Bankhäusern eine »Abrechnungsstelle« (Clearinghaus) gegründet und in mehreren andern Städten, z. B. in Frankfurt, Köln, Hamburg, Leipzig, sind ähnliche Einrichtungen geschaffen worden. Unter demselben Impuls haben auch viele Bankhäuser einen provisorischen Ched- und Giroverkehr organisiert, in der Hoffnung, auch das nicht-kaufmännische Publikum mehr und mehr für die Sache zu interessieren. In diesen Fällen wird auch eine allerdings sehr mäßige Verzinsung der Einlagen gewährt.

Girre, Ghire, ein kleines pers. Längenmaß, $\frac{1}{4}$ des Fer, des Arschin oder des Wöß, und wie letzteres an den verschiedenen Orten von abweichender Größe, bei den zwei hauptsächlichsten Größen: dem königlichen Fer von 7 cm oder 31,03 pariser Linien und dem kleinen Fer von 6 $\frac{1}{2}$ cm oder 28 $\frac{1}{2}$ pariser Linien. (S. Gherq.)

Girvan, Hafenstadt in der schott. Grafschaft Ayr, 28 km im SSW. von Ayr, an der Mündung des Girvan in den Firth of Clyde und an der Eisenbahn Ayr-Stranvaer, mit 4700 E., hat Schiffbau, Kohlenabbau und Rüstschiffahrt.

Gis (ital. sol diesis; frz. sol dieso; engl. g sharp), in der Musik der um einen halben Ton erhöhte Ton g; er wird durch ein g und vorgezeichnetes # bezeichnet; auf Tastinstrumenten fällt es mit As zusammen.

Gis-dur (ital. sol diesis maggiore; frz. sol dieso majeur; engl. g sharp major), die Dur-Tonart, bei welcher acht Erhöhungszeichen (#) vorgezeichnet sind. Der unbequemen Vorzeichnung wegen wird dieselbe als Haupttonart nicht verwendet, sondern tritt nur im Laufe der Modulation als Nebentonart auf.

Gifese, s. Gizeh.

Gifese (Nikol. Dietr.), deutscher Dichter, wurde 2. April 1724 zu Gäng in Niederungarn geboren, wohin sein Vater als evang. Pfarrer gegangen war. Mit seiner Mutter kam er nach dem Tode des Vaters nach Hamburg, wo er sich das Wohlwollen von Brodes und Hageborn erwarb. Von 1745 an studierte er in Leipzig Theologie, und seit 1748 lebte er als Erzieher in Hanuover und Braunschweig. Mit J. A. Schlegel setzte er die von Cramer begonnenen »Neuen bremsischen Beiträge« unter dem Titel »Sammlung vermischter Schriften« bis 1754 fort. Er wurde 1753 Prediger zu Trautenstein im Braunschweigischen, im nächsten Jahre Oberhofprediger in Quedlinburg und 1760 Superintendent in Sondershausen, wo er 28. Febr. 1765 starb. In seinen Gedichten verband er mit kunstloser Leichtigkeit des Ausdrucks eine gefällige Moral und ein inniges Gefühl für Religion und Freundschaft. Auch seine erzählenden Dichtungen empfahlen sich durch eine reine, fließende Versifikation. Ubrigens erwarb er sich mehr durch seine Verbindung mit begabten litterarischen Männern als durch eigene Produktionen einen Namen. Nach seinem Tode wurden seine »Poetischen Werke« (Braunschw. 1767) von seinem Freunde Gärtner herausgegeben.

August Ludwig Christian G., des vorigen zweiter Sohn, geb. 21. Juli 1756 zu Quedlinburg, gest. 17. April 1832 zu Braunschweig als dän. Staats- und braunschweig. beverfugter Hofrat, hat sich durch eine Reihe Erzählungen und poetischer Arbeiten ebenfalls in der Litteratur einen Namen erworben. Zu seinen Poesien gehören die Jyullen

«Gemälde ländlicher Glückseligkeit» (Epz. 1791), die er gemeinschaftlich mit seinem Bruder verfasste. Lepsterer, Otto G., geb. 4. Febr. 1763 zu Sondershausen, war bis 1836 geistlicher Inspektor und Konfistorialrat zu Giebeln im Sondershausenschen und starb 10. Juni 1838 zu Keula.

Gisele (Heinr. Ludw. Robert), ein Urenkel von Nikolaus Dietrich G., geb. zu Marienwerder 15. Jan. 1827, erhielt seine Gymnasialbildung in Posen und Breslau und widmete sich seit 1846 erst zu Breslau und Halle theologischen, seit 1848 zu Breslau philos. und histor. Studien. Nach der Novemberrevolution von 1848 geriet er in polit. Unternehmung, infolge deren er, auf eine Staatsanstellung verzichtend, die schriftstellerische Laufbahn wählte. Er redigierte seit 1852 in Leipzig die «Novellenzeitung» und ging 1859 nach Dresden, 1863 nach Berlin, wurde aber 1866 als gemütskrank in das Kloster Leubus in Schlesien gebracht. Später lebte er in Breslau, seit 1875 in Görlitz. Von seinen Romanen sind hervorzuheben: «Moderne Titanen» (3 Tle., Epz. 1850; 2. Aufl. 1853), «Pfarr-Rösschen» (2 Bde., Brem. 1851; 2. Aufl., Epz. 1854), «Carrière!» (2 Bde., Epz. 1853), «D. L. Broot» (2 Bde., Epz. 1862), «Rüthchen» (4 Bde., Bresl. 1864). Als dramatischer Dichter hat sich G. in «Johannes Nathenow, Bürgermeister von Berlin» (Epz. 1854), «Die beiden Cagliostro» (Epz. 1858), «Morik von Sachsen» (Epz. 1860; in neuer Bearbeitung Bresl. 1872) und «Lucifer» (Epz. 1860) betunden. Hieran reihen sich die «Dramatischen Bilder aus deutscher Geschichte» (Epz. 1865; 2. Aufl. in 2 Bdn., Epz. 1878), worin Stoffe aus der frühesten preuß. Geschichte behandelt werden.

Gisele, Schwester des Herzogs Hermann III. von Schwaben (1003–12), heiratete um 1007 nach dem Tode ihres ersten Gemahls, des sächs. Grafen Bruno, von dem sie einen Sohn Rudolf hatte, den Babenberger Ernst I., welcher nach dem Tode Hermanns diesem in Schwaben nachfolgte, aber schon 1015 auf der Jagd umkam. Er hinterließ zwei junge Söhne, Ernst II. und Hermann IV. Dem erstern verschaffte G. vom Kaiser die Belehnung, sich selbst die vormundschaftliche Regierung in Schwaben; sie mußte jedoch diese wieder abgeben, als sie nach 1016 den rheinfränk. Grafen Konrad heiratete. Diese Ehe wurde anfangs, weil der Verwandtschaftsgrad nach kanonischem Rechte sie ausschloß, von der Geistlichkeit bemängelt. Als Graf Konrad 1024 deutscher König ward, übte G., welche mit Konrad zugleich 1027 in Rom die Kaiserkrönung empfing, auf dessen Regierung einen bedeutenden Einfluß. Sie suchte solange als möglich zwischen ihrem Gemahl und dessen trozigem Stiefsohne Ernst von Schwaben (s. d.) zu vermitteln und mußte dann, als Ernst in seiner Auslehnung 17. Aug. 1030 zu Grunde ging, dessen Bruder Hermann IV. das schwäb. Herzogtum zu verschaffen. Als dieser 1038 starb, kam es an ihren Sohn dritter Ehe, den nachmaligen Kaiser Heinrich III. Auch die Erwerbung Burgunds für das Deutsche Reich ist zum Teil G.s Werk. Denn als Tochter der mit Hermann II. von Schwaben vermählten burgund. Gerberga, der Schwester des letzten Königs von Burgund Rudolf III. bewirkte sie, daß er ihren Gemahl Konrad II. als Erben von Burgund anerkannte. Sie überlebte auch diesen und sämtliche Kinder mit Ausnahme Heinrichs III., welcher übrigens nach seiner Thronbesteigung 1039 mehr-

sach mit der Mutter, wie es scheint, besonders wegen der Behandlung kirchenpolit. Fragen, in Zerwürfnisse geriet. Doch starb sie 15. Febr. 1041 an seinem Hofe in Goslar. Der Dom in Speier wurde ihre wie Konrads II. Grabesstätte.

Giselbert, Herzog von Lothringen seit etwa 915, suchte wie sein Vater Reginard bei äußerlichen Anschlüssen an das westfränk. Reich thatsächlich ein völlig unabhängige Stellung zwischen diesem und dem ostfränkischen oder deutschen Reiche zu erringen. Von dem erstern kam er allerdings los, teils durch Benützung der dortigen Thronstreitigkeiten in den letzten Zeiten des Königs Karl des Einfältigen teils durch die Unterstützung des deutschen Königs Heinrich I., der aber nun 925 G. unter seine eigen. Oberhoheit zwang. So wurde Lothringen, welches seit dem Tode Kaiser Arnulfs sich losgemacht hatte wieder mit Deutschland verbunden. G. heiratete Heinrichs Tochter Gerberga (s. d.) und gehörte zu den Herzägen, welche 936 bei der Krönung sein Schwagers Otto I. in Aachen ihm Hofdienste leisteten. Als aber die rheinfränk. Herzöge sich gegen Otto I. erhoben und dessen Bruder Heinrich den Sturz des Königs betrieb, da schloß sich G. ebenfalls dem Aufstande an, indem er zugleich dem westfränk. Herrscher Ludwig huldigte. Vereint mit dem Herzog Eberhard von Franken übergriff während Otto I. bei Breisach sich in übelster Befand, den Rhein bei Andernach (939), wurde G. aber von den zu Otto haltenden Grafen Ludo v. Konrad überfallen und fand auf der Flucht sein Tod im Rhein, während Eberhard erschlagen wurde. Infolge seines Todes kam nun Lothringen dauernd an Deutschland zurück. Otto I. übernahm selbst Vormundschaft über G.s Sohn Heinrich, sein Neffen, und verließ das Herzogtum nach dem Tode 944 an den treuen Grafen Konrad, den Gie von Andernach.

Gisevius oder **Gisevius** (Herm. M. Gist), poln. Patriot und Schriftsteller, geb. 1. zu Johannisberg in Ostpreußen, studierte in Königsberg Theologie und war dann Pastor an den prot. Masuren zu Osterode. Nach dem Abgange von Mironovius ließ er sich die nationalen Interessen dieses vernachlässigten Volksstammes eifrig angelegen sein, verteidigte sie bei den Beden und in der Presse, schrieb Gedichte in mrischer Mundart und gab zu Lyck eine Zeil «Przyjacieł ludu lecki» («Lycker Volksfreund») heraus. Auch nahm er an der gesamten slaw. Bewegung der vierziger Jahre teil durch Reisen literarische Verbindungen mit Warschau, Prag und schrieb in Jordan's «Slawische Bücher»; 1848 wurde er in seinem Wohnorte Abgeordneter für den preuß. Landtag gewählt, starb aber wenige Tage darauf, 7. Mai 1848.

Gistra (Karl), österr. Staatsmann, geb. Jan. 1820 zu Mährisch-Trübau, besuchte die ritterschule zu Trübau und das Gymnasium Brunn, bezog 1837 die Universität zu Wien, an sich dem Studium der Rechte widmete, und er bereits 1840 die philos., 1843 die jurist. Do würde. Im J. 1844 trat G. bei der dama Hofkammer-Prokuratur in den Staatsdienst un Rechtspraxis, und kurz darauf wurde er auch Assistenten und 1846 zum supplierenden Pro für die Lehrstühle der Staatswissenschaften polit. Verwaltung an der Universität berufen. Den Märztagen 1848 war er unter den Mitgli

des akademiſchen Lehrkörpers, welche ſich der Bewegung zuwandten. G. veranlaßte und leitete 13. März die Bewaffnung der Studenten und organiſierte darauf die akademiſche Legion. Von ſeiner Vaterſtadt in die konſtituierende Deutſche Nationalverſammlung gewählt, gehörte er der Fraktion des Bismarcker Hofes an und nahm an den Verhandlungen bis zur Überſiedelung nach Stuttgart lebhaften Anteil und lebte dann in freiwilliger Verbannung mehrere Monate im weſtl. Rußland. Gegen Ende 1850 kehrte G. nach Öſterreich zurück, war lange Zeit als Konzipient in der Kanzlei des Dr. Rühlſeld thätig und wurde erſt nach vielfachen vergeblichen Bemühungen im Okt. 1860 zur Advokatur zugelassen, jedoch nicht in Wien, ſondern in Brünn. Seit dem Mai 1861 gehörte er dem öſterr. Abgeordnetenhuſe an, zu deſſen hervortragendſten Mitgliedern und bedeutendſten Rednern er zählte. Auch war G. 1861—67 mähr. Landtagsabgeordneter und Führer der deutſchen liberalen Partei des Landes, im Kriegsjahre 1866 auch Bürgermeiſter von Brünn, vom Mai bis Dez. 1867 Präſident des Abgeordnetenhuſes, von Anfang 1868 bis April 1870 Miniſter des Innern. Von 1868—78 vertrat er die innere Stadt Wien, ein Mandat, das er wieder mit dem früheren von Brünn vertauschte. Nach ſeinem Austritt aus dem Miniſterium wurde ihm die Geheimratswürde verliehen. Bald nachdem er aus dem Staatsdienſte getreten war, übernahm G. das Präſidium der Franco-Öſterreichiſchen Bank in Wien und wurde zugleich Oberſurator der erſten öſterr. Sparkaſſe. Er ſtarb 1. Juni 1879 in Baden bei Wien.

Gislaſon (Konrad), isländ. Linguist, geb. 2. Juli 1808 zu Langamyri in Island, wurde 1848 Dozent der isländ. Sprache an der Univerſität zu Kopenhagen und 1853 Profeſſor daſelbſt. G. iſt einer der gründlichſten Kenner des Altiſländiſchen. Außer vielen Abhandlungen in Zeiſchriften ſchrieb er «Um frumþarfa Íslandſkar tungu i fornöð.» (Kopenh. 1846), «Dönsk orðabók með ísländskum tlyðingum» (Kopenh. 1851), ſowie eine Altnorbiſche Formenlehre (Kopenh. 1858), von welcher indeſſen nur das erſte Heft erſchienen iſt.

Giselbert, Propſt von Mons, war der Kanzler des Grafen Balduin V. von Hennegau (1171—95) und ſchrieb auf Grund der Kenntnis, welche er im diplomatiſchen Dienſte ſeines ſeit 1188 auch in Namur und ſeit 1191 auch in Flandern regierenden Herrn gewann, eine mit 1086 beginnende und von 1168 an bis zum Schluſſe 1195 ausführlicher werdende Chronik des Hennegau, welche bei der bedeutenden Stellung des Grafen Balduin auch für die deutſche Geſchichte wichtig iſt, beſonders da der Verfaſſer auch in die geheimern Dinge Einſicht bekam. Sie iſt gedruckt in «Monumenta Germaniae historica» (Scriptores Bd. XXI). Vgl. Hanſtle, «Die Chronik des G. von Mons» (Lpz. 1871).

Gittſchlag (die), ein Berggipfel des ſchweiz. Jura, erhebt ſich 6 km nordöſtlich von Aarau auf dem linken Ufer der Aare zu 774 m Höhe über dem Meere und wird ſowohl von Aarau wie von Schinznach aus ihrer weiten Fernſicht wegen oft beſtiegen.

Gis-moll (ital. sol diesis minore; frz. sol diesis mineur; engl. g sharp minor), die Moll-Tonart, bei welcher f, c, g, d und a um einen halben Ton erhöht werden, alſo 5 ♯ vorgezeichnet ſind; die parallele Dur-Tonart iſt H-dur. (S. unter Ton und Tonarten.)

Gisors, Stadt im franz. Depart. Eure, Arrondissement Les Andelys, an der Epte und an der Linie G.-Beauvais der franzöſiſchen Nordbahn, ſowie an den Linien Paris-Pontoise-Dieppe, G.-Pacy-sur-Eure und G.-Pont de l'Arche der Weſtbahn, iſt Sitz eines Friedensgerichts, hat eine fünſſchiffige Kirche mit ſchönem Portal, Glasmalereien und Skulpturen, ein Schloß aus dem 12. Jahrh., Baumwollſpinnerei, Leinweberei, Fleicherei, Gerberei, Getreide-, Loh- und Sägemühlen und zählt (1876) 3590, als Gemeinde 4047 E. Die Stadt, mittelalt. Gisorz, gehörte urſprünglich zu dem zur Normandie gehörigen Teile des Pagus Vilcassinus (Vexin normand). Bei G. beſiegte 1195 Richard Löwenherz die Franzoſen. Die ehemalige Graſſchaft G. wurde 1566 dem Herzog Franz von Anjou, 1710 dem Herzog Karl von Berry als Comte-Pairie übergeben, kam 1714 wieder an die Krone und wurde 1742 Herzogtum. Vgl. Charpillon, «G. et son canton» (Andelys 1867).

Gittſelfeld, Fräuleinſtift im dän. Amte Sorø (ſ. d.).

Gitten (engl. guess) heißt in der Schiffsprache mutmaßen, ſchätzen, wird aber meiſtens nur mit Bezug auf den augenblicklichen geogr. Ort des Schiffs gebraucht. Wenn man durch Geſtirnsbeobachtungen dieſen Ort feſtgelegt hat, ſo nennt man dieſe Beſtimmung wahres Beſted. Ohne ſolche Beobachtungen iſt man gezwungen, den mutmaßlichen Ort aus dem geſteuerten Kure und der zurückgelegten Entfernung auf trigonometriſchem Wege zu berechnen. Dieſe Berechnung iſt jedoch wegen unbekannter Strömung u. ſ. w. nicht zuverlässig, man darf die gewonnenen Reſultate nur mit Vorſicht benutzen und nennt dieſe Ortsbeſtimmung gegihtes Beſted. Ebenſo gibt man die Entfernung von Land, einem Feuerthurm u. ſ. w., wenn man nur nach Augenmaß ſchätzt.

Gittainthal, wildes Hochthal der Pyrenäen auf aragoneſiſcher Seite, das ſich mit dem Cincaſthale vereinigt, zur ſpan. Provinz Huesca gehörig.

Gitagovindz, ſ. Dſchajabava.

Githagin, ſ. Saponin.

Gittſchin (zech. Jičín), Hauptſtadt der Gittſchiner Bezirkshauptmannſchaft in Böhmen, an der Eydolina und der Öſterreichiſchen Nordweſtbahn, Sitz der Bezirkshauptmannſchaft, eines Kreiſs- und eines Bezirksgerichts, eines Hauptſteueramts und anderer Behörden, beſteht aus der eigentlichen Stadt und vier Vorſtädten, hat (1881) 8071 meiſt zech. E., ein ehemaliges Jeſuitenkollegium, das jetzt als Kaſerne benutzt wird, ein Gymnaſium, eine Unterrealschule, eine große Zuderfabrik und ſtarke Getreidemärkte. Die ſchöne Deſanatskirche der Stadt iſt nach dem Muſter der Wallfahrtskirche zu San-Jago de Compoſtella in Spanien erbaut; ſie wurde von Wallenſtein begonnen, aber erſt lange nach ſeiner Ermordung (1655) vollendet. G. war einſt die Haupt- und Reſidenzſtadt des Herzogtums Friedland. Als Wallenſtein 1627 den Ort zur Reſidenz erhob, zählte derſelbe kaum 200 Elende, mit Schindeln gedeckte Häuſer; doch ſeiner Thätigkeit gelang es, den unanſehnlichen Flecken bald in ein ſtattliches, wohlhabendes Städtchen umzuwandeln, welches er durch ein 1630 erbautes prachtvolles Schloß (jetzt dem Fürſten Trauttmansdorff gehörig) zierte. In der nahesten Walbizer Kartauſe (jetzt Provinzialſtrafhaus) wurden 1686 Wallenſteins Gebeine beſeſt; das 1689 der ſchwed.

«Metodo di commentare la Divina Commedia» (Savona 1856; 2. Aufl., Flor. 1861), «Delle benemerenze di Dante verso l'Italia e la civiltà» (Flor. 1860), «La Vita Nuova e il Canzoniere di Dante Alighieri ridotti a miglior lezione e commentati» (Flor. 1863; 2. Aufl. 1868), «Sul vivente linguaggio della Toscana» (Flor. 1865), «Arte, patria e religione» (Flor. 1870), «Il Convito di Dante Alighieri reintegrato nel testo con nuovi commenti» (2 Hef., Flor. 1874), «Opere latine di Dante Alighieri reintegrate nel testo con nuovi commenti» (2 Bde., Flor. 1878—82), «La Commedia di Dante Alighieri rafferma nel testo giusta la ragione critica e l'arte dell'autore» (Flor. 1879). Von seinem noch ungedruckten Hauptwerke, dem Kommentar zu Dantes «Divina Commedia», sind zahlreiche Proben in verschiedenen ital. Zeitschriften und im «Jahrbuch der deutschen Dantes-Gesellschaft» erschienen.

Giuliani (Giam Battista Carlo, Graf), ital. Schriftsteller, geb. 24. April 1810 in Verona, erhielt seine Vorbildung daselbst, studierte hierauf in Rom Theologie, ist seit 1856 Domherr und Bibliothekar der Biblioteca Capitolare zu Verona; 1867 wurde er zum Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften ernannt. Er veröffentlichte: «Memoria bibliografica Dantesca» (Verona 1865), «Sopra un codice di rime stimato inedito dell'Alighieri» (Verona 1866), «Cinque discorsi dell'Alighieri dalla sua statua in Verona» (Verona 1865—68), «Degli studii di filologia comparata» (Verona 1866), «Del Veronesi cultori delle lingue orientali» (Flor. 1867), «Colpo d'occhio sulle biblioteche d'Italia» (Flor. 1867), «Pensieri inediti di Scipione Maffei in argomento di religione» (Verona 1868), «Trattato di ritmi volgari di Gidino da Sommacampagna» (Bologna 1870), «Il libro di Teodoro» (Bologna 1870), «Delle emigrazioni letterarie italiane» (Genua 1871), «Bibliografia del dialetto veronese» (Vologna 1872), «Storia della musica sacra in Verona» (2 Bde., Flor. 1874—79), «Della letteratura veronese e delle sue opere a stampa al cadere del secolo XV» (Bologna 1876), «Francesco Petrarca e la sua scoperta delle epistole di M. T. Cicerone in Verona» (Flor. 1876), «Diplomi imperiali recentemente scoperti» (Venez. 1879), «Monumenti per la storia veronese» (Verona 1880), «La conversione di San Paolo ed il suo apostolato» (Verona 1881), «Istoria monumentale, letteraria, paleografica della capitolare biblioteca di Verona» (Venez. 1882) u. v. a.

Giulio, Münze, s. Paolo.

Giulio Romano, mit seinem Familiennamen Giulio Pippi bei Gianuzzi, berühmter ital. Maler, Schüler Rafaels, wurde in Rom 1492 (nach andern 1498) geboren. Er wandte sich von allen durch Rafael eröffneten Bahnen am liebsten der antiken Welt zu, zur religiösen Malerei hatte er geringere Anlage. Außerdem that er sich auch in der Dornunft hervor und schuf prächtige Schlösser und Villen. An mehreren von Rafaels wichtigsten Werken hatte er großen Anteil, so an der heiligen Familie im Louvre und an der Transfiguration im Vatikan; auch an den Rafaelschen Fresken in den Loggien und Stenzen des Vatikan und in der Sarnesna (Geschichte der Psyche) sind mehrere große Partien von seiner Hand oder unter seiner Leitung ausgeführt. Zu seinen frühern selbstständigen Werken, die noch Rafaelsche Einwirkung er-

kennen lassen, gehören die malerischen und dekorativen Ausschmückungen der Willen Madama und Lante, welche er beide, erstere nach Rafaels Anlage, erbaut hatte. Außer seinen Tafelbildern früherer Zeit ist als Hauptwerk die Steinigung des heil. Stephan auf dem Hochaltar der nach diesem Heiligen benannten Kirche zu Genua anzuführen, das in der Farbe an die Transfiguration erinnert. Ein sehr bekanntes und beliebtes Bild aus der ersten Zeit seiner Selbstständigkeit ist eine heilige Familie (in Dresden), welche die Mutter im Begriff zeigt, das Kind zu waschen. Von ihm ist auch das für die Fugger gemalte Marienbild des Hochaltars der Kirche der Anima in Rom. Nach Rafaels Tode vollendete er mit Penni die Gemälde des Konstantinsaal im Vatikan. Eine neue Richtung trat bei ihm hervor, als er vier Jahre später dem Rufe des Markese Federico Gonzaga nach Mantua folgte, wo er sich nun weder Rafael noch den Musern der Antike gegenüber befand. Dagegen wird nunmehr der Einfluß Michel-Angelos sehr merkbar. In Mantua führte er eine Menge von Kirchen, darunter das Innere von Sant'Andrea, und Palästen auf, leitete deren reiche Dekoration, schmückte sie mit großen Fresken und versammelte zu dem Zweck eine große Anzahl von Schülern um sich. Für seinen Gönner erbaute er den berühmten Palazzo del Te, den er mit einer Fülle von Gemälden (Sturz der Giganten, Liebesgeschichten der Götter, Amor und Psyche) zierte. In diesen Bildern findet sich ein phantastisches, selbst wildes Element, dessen effektvolle Wirkung indes nicht zu leugnen ist. In einem besondern Zimmer stellte er den Triumphzug des deutschen Kaisers Sigismund dar (gestochen von Bartoli). Was er hier gemalt hatte, konnte er, als Kaiser Karl V. Mantua besuchte, in Wirklichkeit in Scene sehen, indem er die ganze äußere Entfaltung der Festlichkeiten leitete. Bleibender als die zu diesem Zweck errichteten Dekorationen waren die Verschönerungen, welche die Stadt unter seiner architektonischen Hand erfuhr. Diese Wirksamkeit dehnte sich sogar über die ganze Lombardie aus. Zu seinen besten Leinwandbildern gehören die Madonna della Gatta in Neapel, die heil. Margarete im wiener Belvedere und die Marter des heil. Stephan in Genua. Er starb in Mantua 1. Nov. 1546. Marc Anton hat viele Entwürfe d. s. gestochen.

Giunti oder **Giunta** (auch Junta, Degionta, im venetian. Dialekt Junta), berühmte alte Buchdruckerfamilie, stammte aus Florenz, wo diese Familie schon im 14. Jahrh. urkundlich vorkommt. Nach dem Patent vom 22. Sept. 1504 zu schließen, hatten die Brüder Luca Antonio und Filippo bereits mehrere Jahre zu Florenz den Buchhandel betrieben, als Luca Antonio (1480) nach Venedig übersiedelte, wo er 1482 sein erstes Werk verlegte. Bis 1510 ließ er bei verschiedenen Buchdruckern drucken, das im J. 1510 erdichtene «Pontificalis Liber» trägt die Unterschrift «Curra atque sumptibus Lucae Antonii Juntae». Von 1522 bis 1625 erschienen in diesem Verlag 11 lat. Ausgaben des Galen, während die griech. Ausgabe desselben Autors von Aldus Manutius keine neue Auflage erlebte; die vier letzten Auflagen sind die schönsten. Lucas Antonius starb 1587 oder 1588. Er hinterließ drei Söhne: Mariotto, Gio-Maria und Thomas, der letztere führte das Geschäft unter der Firma: Erben des Lucas Antonius Junta, fort. Nach Tommaso wurde das Geschäft von einem

andern Tommaso, einem Onkel des Gio-Maria, fortgeführt, dann von einem florentiner Verwandten Modesto. In den J. 1644—48 lautete die Firma Junta u. Baba, der letzte Drud der veneziger Offizin scheint 1657 gewesen zu sein.

Filippo G., der in Florenz gebliebene Bruder des Luca Antonio, errichtete 1497 eine Druckerei, in welcher mit den berühmten florentiner griech. Typen des 1488 erschienenen Homer «Zenobii Proverbia» erschien, bald darauf (1500) mit denselben Typen «Orphei Argonautica», letzterer Drud ist sehr selten und wird auch höher als «Zenobius» geschätzt. Hier auf druckte er die berühmt gewordenen lat. und ital. Ottavausgaben der Klassiker mit Aldinischer Kursiv; erst 1514 lieferte er wieder griech. Drude. Nach seinem Tode 1517 setzten seine Söhne Benedetto und Bernardo, die ihren Vater schon früher unterstützt hatten, das Geschäft unter der Firma: Erben des Filippo Junta, fort. Sie veröffentlichten die berühmte Quartausgabe von Boccaccios «Decamerone», welche als Muster der spätern Ausgaben diente, bis die Entdeckung eines Manuskripts vom J. 1384 ihren Wert verringerte. Bernardo gab auch einzelne Werke auf eigene Rechnung heraus. Die florentiner Familie erwarb zwar nicht den Reichtum der venetianischen, aber größeren Ruhm in dem Kreise der Bücherfreunde. Bernardo starb 1550 oder 1551, ein im letzten Jahre erschienenen Buch trägt die Firma: Erben des Bernards Junta. Die Druckerei bestand bis ins 17. Jahrh., ein im J. 1604 ausgegebener Katalog wurde von den Erben Filippo veröffentlicht.

Ein Jakobus Franziskus G. machte sich in Lyon von 1520 an als Nachdrucker der Aldinen bemerkbar; er hinterließ zwei Töchter, Jeanne und Jacqueline, welche Buchdruckerei und Buchhandel fortführten; das Haus bestand 1600 noch. Ein Jacopo de G. bruckte 1525 zu Rom, 1527 zu Venedig. Ein Cosimo Junta bruckte zu Florenz, ein Juan Junta 1526 zu Burgos, 1534 zu Salamanca, Filippo Junta 1582—93 zu Burgos, Luca Junta 1582 zu Salamanca, Giulio G. 1595 zu Madrid, starb 1618; Thomas Junta, 1594 ebenfalls zu Madrid, wurde 1621 königl. Buchdrucker und druckte bis 1624. Auch Pierre de l'Arrivey, der 1579 nach Troyes in der Champagne kam, Astrologie lehrte, Almanache und Komödien machte, soll ein Zweig dieser Familie mit französischem Namen sein.

Vgl. Bandini, «De Florentina Juntarum typographia» (Lucca 1791); A. A. Renouard, «Annales de l'imprimerie des Aldes» (3. Aufl., Par. 1834).

Giuntinen oder Juntinen, die Erzeugnisse, welche aus den Offizinen der Buchdruckerfamilie Giunti (s. d.) hervorgingen. (s. d.).

Giupana, eine der Claphitischen Inseln **Giara**, das antike Gyarus, eine der kleinsten Cykladen, zwischen den Inseln Liza und Lino, bergig, kahl und unbewohnt, war ein gefürchteter Verbannungsort zur Zeit der Römer. Heute gehört sie zur Eparchie Syro-ter griech. Nomarchie Cykladen.

Giurgewo (rumän. Giurgiu, spr. Dschurdschu), Hauptstadt des Distrikts Blasla in Rumänien, links an der Donau gegenüber von Rustschul und 60 km südwestlich von Bularess gelegen, ist der Sitz der Kreisbehörden und eines Gerichtshofs erster Instanz und hat mehrere Kirchen, eine Normalsschule und ein Gymnasium. Bis 1829 war die Stadt eine starke Festung; gegenwärtig hat sie nur

noch auf der mit der Stadt durch eine Brücke verbundenen Donau-Insel Slobosia eine Art Befestigung. G. ist einer der wichtigsten Landungsplätze der Dampfschiffe, gleichsam der Hafen von Bularess, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist, und ein Stapelplatz für den walach. Donauhandel, der hier mehr und mehr steigt und einer großen Zukunft entgegengeht. Die Einwohnerzahl, in frühern Zeiten beträchtlicher, war 1856 auf 8000 herabgesunken, seitdem aber vermehrte sie sich sehr rasch, so daß sie 1883 auf 22000 geschätzt wurde. Ungeachtet des lebhaften Verkehrs ist die Stadt noch ebenso schmutzig und unansehnlich wie früher. Eine Donaubrücke ist projektiert, welche G. mit dem gegenüberliegenden bulgar. Rustschul, Endpunkt der Eisenbahn Borna-Rustschul und der bald zu vollendenen Bahn Konstantinopel-Schumla-Rustschul, verbinden soll, wodurch die direkte Eisenbahnverbindung Wien-Bularess-Konstantinopel hergestell sein wird. — Der Ort wurde 1416 von Sultan Mohammed I. erbaut, 1594 durch den walach. Fürsten Michael erobert. Bei ihm erschoten 27. Okt. 1592 dieser und Sigmund Bathory einen großen Sieg über Sinan-Pascha, worauf G. abermals erobert ward. Am 27. Febr. 1770 wurde die Stadt von den Russen unter Stoffeln nach der Niederlage Tschelbi Paschas erstürmt und verbrannt. Im März 1771 ging sie unter Oßly abermals durch Kapitulation an die Russen über. Am 30. Ma 1772 wurde zu G. ein Waffenstillstand geschlossen und 3. Febr. 1773 besiegte Romanow hier den Seraskier. Die Oesterreicher belagerten die Stadt im Juni 1790 und schlossen hier 19. Sept. 1790 einen Waffenstillstand mit der Pforte. Die Russen erforderten 1807 unter Michelsons einen Sieg über die Türken und zwangen G. 1. April 1809 zur Kapitulation. Auch 27. Sept. 1810 ergab sich die Stadt an die Russen. Im J. 1822 wurde die Stadt von den Russen belagert, sowie 1828 unter Geisma Am 11. Nov. 1829 raumten sie die Türken umschleiften die Werke. Im Herbst 1853 besetzten die Russen, konnten aber im November den Sturz übergang der Türken nicht hindern. Am 7. Ju 1854 schlug Omer Pascha bei G. die Russen. In Russisch-Türkischen Kriege von 1877/78 war (ein wichtiger Stapelplatz für die Verproviantierung der russ. Armee.

Gjusti (Giuseppe), der bedeutendste satirische und polit. Dichter des modernen Italien, ge 12. Mai 1809 in dem Flecken Monsummano i Pistoja, widmete sich auf der Universität Pisa ne dem Wunsch seines Vaters gegen seine Neigung dem Studium der Rechte. Nach erlangtem Doktorat begab er sich nach Florenz und arbeitete eine Zeit unter der Leitung des spätern Justizministers Capogrossi. Schon 1835 zirkulierte in zahlreichen Abdrücken ein Gedicht von ihm («Il Dies ira» auf den Tod Kaiser Franz I. So kühn und f hatte sich seit langer Zeit niemand in Italien von den Fesseln der Furcht, des Vorurteils und der Herkommens in Inhalt und Form loszumachen gewagt und gewußt. Rasch folgten, in ähnlicher Sinne geschrieben, «Insulto», die «Legge penale gl'impiegati» (1835), gegen die bureaukratischen Übergriffe gerichtet, und «Lo stivale» (1837) worin er die nationale Unabhängigkeit Italiens verherrlichte. Letzterer gesch auch in «Incoronzione» (1838), während «Vestizione d'un cavaliere» (1839) eine bittere Satire auf die Orde-

und Itellucht ist. Aufsehen machte besonders «Gi-rella» (1840), worin er die polit. Negengaten und die Grundlosigkeit geistelte. Bald waren G.'s Poesien die gelesensten von den Alpen bis zum Stna, ehe nur sein Name genannt oder ein einziges seiner Gedichte gedruckt war. In den nächsten Jahren dichtete er unter anderm «Bello» und «Scritta» (beide 1841), ferner: «Rouma d'un cantante» und «l Brindisi» (1843), in denen er die Nachahmungssucht für franz. Wesen und ausländische Sitten geistelte, «Gli umanitari» (1841) und «Gli immobili ed i somoventi» (1841) gegen die humanitären und sozialistischen Utopisten, «La terra de' morti» (1841) gegen Lamartine.

Als G. sich in den Bädern von Livorno (Sommer 1844) befand, erschien ohne sein Vorwissen eine schlechte und verfälschte Ausgabe seiner Gedichte («Poesie d'un Italiano»), sodas er sich genötigt sah, selbst eine Ausgabe seiner «Versi» (Bastia 1845) zu veranstalten. In demselben Jahre dichtete er «Il papato di Prota Paron», und während eines Landaufenthalts in Colle di Val d'Elsa beschrieb er im «Gingillino» den Lebenslauf eines toscan. Bureaukraten von der Wiege bis zum Grabe. Dem gemäßigten Liberalismus huldigend, schleuderte er die Blitze seiner Satire gegen das Junge Italien. Das trefflichste seiner Gedichte, «Sant' Ambrogio», und das ergreifende Gemälde «Il sortilegio» entstanden nach 1844, in der Zeit seiner größten Reife. Als nach der Thronbesteigung Pius' IX. eine neue Ära für Italien zu beginnen schien, machten unter anderm «Il congresso de' Birri» und die «Spettri del 4 settembre» Aufsehen. Im J. 1848 wurde er zweimal zum Mitgliede der toscan. Deputiertenkammer erwählt. Im Sommer 1849 ging er, schwer krank, in die Bäder von Viareggio und starb 31. März 1850 im Palast Gino Capponis in Florenz. Sein Denkmal zu Ronsummano (von Fantacchiotti) wurde 20. Juli 1879 enthüllt.

G.'s polit. und satirische Poesien verdanken ihre große Wirkung, die sie auf den Geist der Nation anstößten, jedoch nicht allein ihrem Inhalt, sondern wenigstens zum Teil auch der genialen Kühnheit, mit welcher er die toscan. Volkssprache für seine dichterischen Zwecke ausgebeutet hat. Die vollständigen Sammlungen seiner Gedichte erschienen zu Florenz 1863 (deutsch von Paul Heyse, Berl. 1876) und zu Verona 1877; sein Briefwechsel war schon früher (2 Bde., Flor. 1869) erschienen; eine von ihm begonnene Sprichwörterammlung, von G. Capponi geordnet und vervollständigt, wurde 1852, dann sehr bereichert 1871 veröffentlicht. Vgl. Fioretti, «Giuseppe G. e il suo tempo» (Verona 1877).

Giustina, venetian. Silbermünze, s. Duca. **Giustiniani**, eine alte ital. Familie, der mehrere Dogen von Genua und Venedig angehörten und aus der auch der Marschese G. abstammt, der gegen Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrh. zu Rom lebte und hier auf den Trümmern der Bäder des Kaisers Nero durch die Architekten Fontana und Borromini einen der größten Paläste baute. Die schöne Gemäldegalerie desselben kam 1807 durch seine Familie nach Paris, wo sie an Bonnemaison verkauft wurde, dem sie 1815 der König von Preußen abkaufte. Gegenwärtig befindet sich dieselbe im Museum zu Berlin.

Quinto tempo (ital.), in der Musik: richtiges, passendes Zeitmaß, das dem Charakter des Concertations-Repertoires. 12. Aufl. VIII.

sich entsprechendes Zeitmaß, welches herauszufinden dem richtigen Gefühl des Spielers oder Sängers überlassen bleibt.

Gisaj oder **Girej**, eine Dynastie tatar. Chanen, welche in der Krim länger als 300 Jahre herrschte. Hadshi G. machte sich von der Goldenen Horde unabhängig, und starb 1466 mit Hinterlassung von acht Söhnen; von diesen war Mengli G. ein Bundesgenosse des Großfürsten Iwan III. von Moskau gegen Polen und die Wolgatataren, ward aber nach des letztern Tode Moskaus Feind, welche Politik seine Nachfolger fortsetzten. Sein Sohn, Mohammed G. (1514—23) eroberte Astrachan und machte seinen Bruder, Sahib G. zum Chan von Kasan. Seadet G. (1523—32) machte Raubzüge in die südruss. Länder; sein Nachfolger Sahib G. (1532—51), der jüngere Sohn Menglis, verwüstete während der Minderjährigkeit Iwans des Schrecklichen das moskauer Reich. Dewlet G. (1551—77) drang 1571 bis Moskau vor und verbrannte die Stadt, wurde aber vom Fürsten Morotynskij geschlagen. Unter Hadshi Selim G. (1671—1704) fanden zwei unglückliche Feldzüge der Russen (unter Fürst Solzynn) in die Krim statt; 1744 setzten die Russen den gestürzten Mengli G. II. zum Chan ein. Der letzte, in der Reihenfolge der zweiundzwanzigste, Schahyn G. trat 1783 die Krim an Rußland ab.

Givet, Stadt im franz. Depart. Ardennen, an beiden Ufern der Maas, 37 km oberhalb Namur in einem gebirgigen Terrain, durch die Zweigbahn nach Rheims mit der Französischen Ostbahn und durch belg. Bahnen mit Namur und Charleroi verbunden, ist eine der stärksten Festungen Frankreichs, welche als ein doppelter Brückenkopf, am weitesten gegen Nordosten in das belg. Gebiet vorgeschoben und am Vereinigungspunkte mehrerer Straßen gelegen, auch von hoher strategischer Wichtigkeit ist. Durch Kaiser Karl V. wurde 1566 das Schloß Charlemont (Karlsberg) erbaut. Ludwig XIV., dem es im Frieden von Nimwegen zuviel, ließ den am Fuße des Bergs gelegenen Fleden G. besetzen und Charlemont verstärken. Der Platz besteht seitdem aus drei Teilen, von denen Charlemont und Groß- oder G.-St.-Hilaire auf dem linken, Klein- oder G.-Notre-Dame auf dem rechten Ufer der Maas liegen, beide durch eine steinerner Brücke miteinander verbunden. Charlemont erhebt sich auf einem schmalen, 215 m hohen, fast überall dominirenden, senkrecht nach der Maas und nach Westen zu abstürzenden, auf der Nordseite sehr steilen und nur ostwärts sanft abgedachten Felsen, ist mit sechs Bastionen, auf der Ostseite, dem einzigen möglichen Angriffspunkte, mit einem Horn- und einem Kronenwert und außerdem mit mehrern detachierten Werken besetzt; fast alle Gräben sind in Felsen gehauen und die meisten Werke kasematiert. Groß-G. hat vier Bastionen und drei Navelins mit trocknen Gräben, Klein-G. vier Bastionen und nasse Gräben, jedoch keinen Gebädten Weg. An dem rechts von der Maas gelegenen Hügel Mont d'Or finden sich Spuren eines alten Fort. Die Festung ist auf 11000 Mann Besatzung eingerichtet, kann aber 25000 fassen und nötigenfalls mit nur 4000 Mann verteidigt werden. Wenn auch die beiden G. einen minder schwierigen Angriff zulassen, so ist doch Charlemont fast unangreifbar, wie es denn auch noch keinen eigentlichen Angriff erfahren hat. Bei Feststellung des neuen Landesbesetzungsplanes

1874 wurde G. als Festung beibehalten, erfuhr jedoch keine Erweiterung oder erhebliche Veränderung. Die Stadt G. zählt (1876) 5275, als Gemeinde 5575 E., welche berühmte Thonpfeifen, Nägel, Bleistifte, Siegellack, Leber und Marmorwaren fabrizieren und Grenzhandel nach Belgien treiben. Dem hier geborenen Komponisten Mehul ist auf der Place de l'Hôtel de Ville ein Denkmal (Büste) errichtet worden. In der Nähe ist ein Marmorbruch.

Givonne, Dorf im franz. Depart. Ardennes, nordöstlich von Sedan, wurde geschichtlich namhaft durch die Schlacht bei Sedan (s. d.) am 1. Sept. 1870, in welcher G. vom 12. (königl. sächs.) Armee-korps genommen worden ist.

Givors, Stadt im franz. Depart. Rhône, 21 km südlich von Lyon, an der Mündung des Oier in den Rhône, über welchen hier eine Drahtbrücke führt, Station der Linien Roanne-St.-Etienne-Lyon und G.-La Voultte der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, in 153 m Höhe, hat Ruinen des Schlosses St.-Gerald und des Klosters St.-Ferreol und zählt (1876) 10856 (als Gemeinde 11910) E. und hat Glashütten, Höhöfen, Eisengewerkschaften, eine Fabrik von Wagenrädern, Töpferwarenfabriken, Siegeleien, Seidenfärbereien, ein großes Werft u. s. w. G. ist das Entrepôt für die Kohlen des Bierthals. Der hauptsächlich für den Koblen-, Wein- und Eisentransport bestimmte Kanal von Givors nach Arve-de-Vier im Depart. Loire ist 21,5 km lang, wovon 108 m unterirdisch geführt sind.

Givry, Stadt im franz. Depart. Saône-et-Loire, Arrondissement Châlon, 9 km westlich von Châlon-sur-Saône, beim Gjorgwalde, in 267 m Höhe, zählt (1876) 2071 (als Gemeinde 2957) E., hat berühmten Weinbau und Steinbrüche.

Gizeh oder **Gizeh**, ein früher von den Ramuliden besetzter Ort, jetzt Hauptort der gleichnamigen ägypt. Provinz und daher Sitz eines Mudhir, liegt auf dem linken Nilufer, Alt-Kairo gegenüber, zählt 10500 E., hat einige Cafés, verfallene Bazar's und Reste von alten Landhäusern der Ramuliden und reicher Bewohner von Kairo. Auf hat es noch wegen seiner künstlichen Brütöfen. Seit 1872 überschreitet eine prächtige eiserne Drehbrücke hier den Nil, 406 m lang. Am Ufer steht, gegenüber von der Insel Rôda, ein Palais mit dem Haremsgarten und Park des Selâmil. G. ist der Landungsplatz für alle Reisenden, die von Kairo aus die Pyramiden (s. d.) besuchen, daher diese die Pyramiden von Gizeh genannt zu werden pflegen, obgleich sie noch 8 km, während der Überschwemmung, wo der Weg den weit ausweichenden Dämmen durch die Thalebene folgt, über 15 km davon entfernt sind und daher passender nach dem an ihrem Fuße liegenden Dorfe Kafr-el-Batran bezeichnet würden. Hauptsächlich versteht man unter den Pyramiden von G. die beiden größten des Cheops (Chufu) und Chephren (Chafra), nebst der weit kleineren des Mykerinos (Menkera).

Gjellerup (Karl Adolf), dän. Romanschriftsteller, ein Anhänger der jungen realistischen Schule in Dänemark, geb. 2. Juni 1857 zu Hobolte in Seeland. Von seinen Romanen «En Idealist» (1878), «Det unge Danmark» (1879) und «Antigonos» (1880) ist nur letzterer von Bedeutung. Die philos. Abhandlung «Arvelighed og Moral» (1882) ist fast nur ein Referat Spencerscher Ansichten.

Gjiblaschi, ein Berg in Syrien, welcher unsern der Kiste zwischen dem alten Phellos und Anti-

phellos und Akra liegt und auf dessen Sattelhöhe die Trümmer einer alten Stadt sich befinden, während auf dem Ostende der nach Norden weiter aufsteigenden Akropolis ein Heroon (Grabdenkmal) entdeckt wurde, dessen Skulpturen 1882 nach Wien gebracht worden sind. Das Heroon besteht aus einem nicht ganz rechtwinkeligen Mauerviereck von 20–24 m Seitenlänge, das außer Statuen namentlich einen großen Steinsarkophag umschloß. Dasselbe war inwendig ringsum auf den beiden obersten Quaderschichten mit fortlaufenden Reliefgeschmückt; den gleichen Schmud trug die Südmauer als Eingangsmauer auch auf ihrer Außen-seite. Zwar ist der Bau jetzt zum Teil zerstört, namentlich die Ostmauer bis auf den Fußboden doch ist anzunehmen, daß die meisten Reliefplatte gefunden sind. Die Reliefs sind nur wenig erhaben und sehr stark verwittert, doch läßt sich die Darstellung noch deutlich erkennen. Eigentümlich ist, daß die verschiedenartigen Kompositionen unvermittelt nebeneinander erscheinen und daß die Darstellungen auf dem untern und obern Reliefstreifen mehrfach ineinander übergreifen. Die Stoffe sind, abgesehen von dem Schmud der Thür, größtenteils der griech. Heroenfage entlehnt. So findet man Centaurenkämpfe, den Kampf der Sieben gegen Theben, Ikalpdonische Ubergang, Odysseus, der die Freitöter, Penelope mit ihren Dienerinnen, Szenen aus der Belagerung Trojas, den Raub der Lekipiden durch die Dioskuren, Theseusthaten u. s. w. Obgleich das Werk verschiedenartiger Hände, werten diese Kompositionen zweifellos ihre Abhängigkeit von der attischen Kunst des 5. Jahrh. u. hind bei ihrer Reichhaltigkeit ein sehr wichtiger Beitrag zur Kenntnis der attischen Kunstentwicklung. Ob sie das Werk attischer oder iysischer, aber Äthen geschulter Künstler sind, wird weitere Forschung lehren müssen. Vgl. Benndorf, «Vorläufige Bericht über zwei österr. Expeditionen nach Kleasien» (Wien 1883).

Gjorgjević (spr. Dschordschewitz, Slaban), 1. bieder serb. Arzt und Schriftsteller, geb. 21. A. 1844 in Belgrad, als Sohn eines serb. Sanitäts-offiziers, besuchte das Gymnasium zu Belgrad, studierte in Wien Medizin. Als Student nahm am Slawenkongreß in Moskau teil und sprach bei gegen die Annahme des Russischen als allgemeine slav. Schriftsprache. Nach Abschluß seiner Stud war er in den Kliniken in Prag und Wien als Dozent tätig, nahm fünf Monate am Deutsch-Serbischen Kriege als Arzt in der deutschen Armee teil und veröffentlichte seine Erfahrungen während selben in «Vojno-lekarska pisma» («Militärlische Briefe», Belgr. 1872). Darauf ging er 1. Belgrad zurück, trat in die Armee ein, ward 1. Leibarzt des Fürsten, nahm am Serbisch-Türkischen Kriege zuletzt als Sanitätschef im Oberkommando teil und ist seit 1879 Chef der Sanitätssektion Ministerium des Innern. G. ist der Schöpfer einer medizin. Literatur in Serbien; schon als Student veröffentlichte er «Descriptive Anatomie», spr. Willroths «Allgemeine chirurgische Pathologie Therapie», Landsbergers «Chirurgische Anatomie», schrieb aber Volksmedizin in Serbien, über Pflege kleiner Kinder u. a., insbesondere aber das Militär-sanitätswesen in Serbien, um b. Organisation nach preuß. Muster er sich g. Verdienste erworben hat; auch führte er, als Krieg drohte, die Gesellschaft des «Roten Kreuz

in Serbien ein, gründete schon vorher einen Verein serb. Ärzte. Nach dem Serbisch-Türkischen Kriege gab er heraus: «istorija srpskog vojnog saniteta» («Geschichte des serb. Militär-sanitäts-wesens», Belgr. 1879 fg.), ferner eine «Sammlung serb. Sanitätsgesetze» (serbisch, 8 Bde., Belgr. 1879) und schuf überhaupt für sein Vaterland ein systematisches Sanitätswesen mit unabhängigem Budget (circa 1 Mill. Frs. jährlich). Bgl. seine Schrift «Die Entwidlung der öffentlichen Gesundheitspflege im serb. Königreich vom 12. Jahrh. bis 1883» (Berl. 1883); auch schrieb er einige Artikel für Vangensbeds «Archiv». Daneben entwickelte G. von frühen Jahren an eine umfangreiche Thätigkeit in der serb. schönen Literatur, schrieb Romellen (gesammelt 4 Bde., 2. Aufl., Pansjowa 1879 fg.), Reisenovellen (3 Bde.), den histor. Roman «Stefan Dušan», ein Drama, litterarchistor. Abhandlungen, überlegte aus Molière, Balzac, Goldoni u. a. Seit 1875 gab er mit Unterbrechung von 1876—79, die Monatsrevue «Otačina» («Vaterland») heraus. Auch führte er das Turnwesen in Serbien ein und gründete 1872 die erste freiwillige Feuerwehr in Belgrad.

Glabelle oder Glabrum (lat.), in der Anatomie Bezeichnung des haarlosen Zwischenraums zwischen den beiden Augenbrauen.

Glacéität, Haarlosigkeit, Glace.

Glace (frz.), Eis, auch zum Genuß künstlich bereitetes, Gefrorenes; zu Gelse eingetochte Bouillon (Fleisch-Glace); Zuderpuß (auch Glasur); ferner Spiegelglas, Spiegelscheibe, großer Spiegel; G. d'argent, schwerer weißseidener Stoff mit einbrotschten Silberblumen; Glacerie, Spiegelscheerei; Glacière, Eiskeller.

Glacéhandschuhe, s. unter Handschuh.

Glacleder, das aus den zartesten Fellchen der Schaf- und Ziegenlammere bereitete, zur Handschuhfabrikation verwendete feinste Leder, der wichtigste Artikel der Weißgerberei. Über die Herstellung s. unter Lederfabrikation.

Glacialin, ein von Grier in Glasgow angewandtes Konservierungsmittel für Fleisch, Eier, Milch, besteht aus 56 g Boräure, 28 g Borax, 28 g Glycerin, 20 g Zuder in 1 l Wasser gelöst. (Engl. Patent vom 4. Aug. 1876.)

Glacialperiode, s. Eiszeit, Diluvium, Glacior (frz.), Gletscher. [Drift.]

Glacieren (frz.), gefrieren machen; mit einer glatten und glänzenden Fläche (Fleischglace, Zuderpuß u. s. w.) überziehen.

Glacis (frz., Abhang, Feldbrustwehr) heißt eine jenseit des vordern Grabens einer Schanze oder des Hauptgrabens eines Festungswerks liegende Erdaufschüttung, welche sich sanft nach außen abbaucht, so daß kein dem Feuer der hinterliegenden Brustwehr entgegenstehender Raum (kein toter Winkel) entsteht. Das G. einer Feldschanze entsteht aus der gewonnenen überschüssigen Erde des Grabens und hat zugleich den Zweck, die Tiefe des Grabens zu vermindern. Bei permanenten Anlagen bleibt zwischen G. und Hauptgraben ein freier Raum von 9 m Breite, der Absonderung oder Gebädte Weg (s. d.) genannt; die innere Böschung des G. ist mit einem Banlett für Infanterieverteidigung versehen. Das G. erfüllt hier noch die spezielle Aufgabe, dem Mauerwerk der Scarpe des Grabens eine erhöhte Sicherung gegen den indirekten Schuß zu verleihen. Die innere Kante des G., Glaciskrete genannt, liegt 2.5—3 m

über dem gewachsenen Boden und wird zur bessern Sicherung gegen Seitenfeuer häufig im Zickzack (en crémaillère) geführt. Der franz. General Carnot hat seiner Zeit zur Erleichterung der Ausfälle das G. en contre pente in Vorschlag gebracht, bei dem die Contrescarpe rampenförmig ansteigt, was aber unpraktisch ist, da die Werke dadurch an Sturmsfreiheit verlieren. Die obere Fläche des G. wird im Friedensfall beseitigt (raffiert) werden, deren zurückbleibende Wurzeln aber dem Feinde das Sappieren erschweren. (S. Festungsbau.)

Gladbach, amtlich München-Gladbach, blühende Fabrikstadt im gleichnamigen Kreise des Regierungsbezirks Düsseldorf in der preuß. Rheinprovinz, an den Rhenen, Aachen-Düsseldorf, G.-Stolberg, G.-Ruhrort, G.-Dahleim und Rheyt-Krefeld-Dortmund der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts mit einer Kammer für Handelsachen, eines Gewerbegerichts, eines Gymnasiums mit Realabteilungen, einer Nebenstelle der Reichsbank und einer Handelskammer, welche die Kreise Gladbach, Orenbroich und einen Teil des Kreises Kempen umfaßt. Von kunstgeschichtlichem Werte ist die Abteikirche mit dem schönen, von Albertus Magnus eingeweihten Chöre. Die Stadt zählte 1816 erst 7080, 1858 schon 13 965, 1880 aber 87 387 und 1883 endlich 41 160 meist kath. E. Dieses schnelle Wachstum der Bevölkerungsziffer steht in gleichem Verhältnis zu dem Aufschwunge der Handels- und Gewerthätigkeit; die Stadt bildet jetzt mit dem umliegenden Handelskammerbezirke einen der Hauptsitze der rheinl. Textilindustrie. Dieselbe umfaßt besonders Spinnereien in Baumwolle, Wolle und Flachs, Webereien in halbwollenen, seidenen und leinenen Waren, sowie in Kurzwaren, nebst Bleichereien, Appreturen, Druckereien und den sonstigen Nebengewerben der Textilindustrie. Die Baumwollspinnerei hatte 1883 200 000 Spindeln und die Weberei über 5000 mechan. Stühle in Betrieb, außer den in dem Hausgewerbe thätigen Handstühlen. Bedeutend sind auch die Gerbereien, Eisen- und Messinggießereien, Maschinenfabriken, Bierbrauereien, Dampfbuchbindereien, lithographischen Kunstinstitute x. — Die Stadt G. ist ein sehr alter Ort, der mit der zuerst zur Zeit Karls d. Gr., dann zum zweitenmal durch Erzbischof Cero 972 gestifteten berühmten Benediktinerabtei entstanden ist und 1366 bereits Stadtrechte besaß. An dem gewerblichen Aufschwunge haben fast alle übrigen Orte des Kreises Gladbach mehr oder minder Anteil genommen. Der Kreis zählt auf 240 qkm (1880) 123 485 E. An der Industriebätigkeit des Bezirks nehmen alle Städte des Kreises lebhaften Anteil: Biersen, Rheyt, Obentrichen und Rheinbahlen. Die zahlreiche, in der gewerblichen Thätigkeit beschäftigte Bevölkerung gestattet bei ziemlich parzelliertem Grundeigentum eine intensive und lohnende Ader- und Gartenkultur.

Gladbach oder Bergisch-Gladbach, Stadt im Kreise Mülheim des Regierungsbezirks Köln in der preuß. Rheinprovinz, an der Zweigbahn Mülheim-Bensberg der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 8046 E. (gegen 3142 im J. 1855), welche Fabriken für Papier, Pappbedel, Packpapier, Dachziegel, schmiedbare Eisengüter und Pulver, Holzfarbmühlen, eine Streichgarnspinnerei, Eisengießerei, Maschinenfabrik, Zinkhütte,

Dachwebergen u. f. w. unterhalten, und Eisenstein- und Brauntongruben, sowie Kalksteinbrüche drordenen.

Gladienbach, Flecken in der preuss. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Diebstadt, 19 km im WSW von Diebstadt, mit 11890 (1894) 1224 Q., ist Sitz eines Amtsgerichts. In der Nähe befinden sich Eisengruben, das Eisenwerk Juchelshütte und das verfallene Schloss Wollenstein.

Gladiatoren, von gladius, d. i. das Schwert, hießen bei den Römern die Kämpfer, welche in öffentlichen Schaustellungen miteinander auf Leben und Tod kämpften. Der rohe Gebrauch kamte aus Italien her, wo solche Kämpfe ursprünglich bei Festen an die Stelle von Menschenopfern traten. In den Römern doch war er auch sonst in Italien verbreitet, namentlich in Capua nistig geübt.

In Rom gaben zuerst 264 v. Chr. Marcus und Decimus Brutus bei der Bekämpfung ihres Vaters das Schauspiel von Gladiatorenkämpfen (munus gladiatorum), bald wurden sie häufiger, auch ohne solchen Anlaß, veranstaltet und von Rom aus in den Provinzen eingeführt. In der Kaiserzeit wurden sie auch nach Griechenland und Kleinasien übertragen. In dem letzten Jahrhundert der Republik und in der Kaiserzeit gehörten sie zu den Lustbarkeiten des Volks, das sie leidenschaftlich liebte und von Magistraten, namentlich den Konsuln und Prätor, immer verschwendungsvoller dargeboten erhielt. Schon 100 v. Chr. kämpften bei einer Veranstaltung 100 Mann. Diese Zahl gebot Augustus auch den Prätor, welche durch ihn die Sorge für die öffentlichen Spiele erhielten und welche Gladiatorenspiele nur außerordentlichemal und höchstens zweimal im Jahre geben durften, nicht zu überschreiten, aber schon vorher waren weit größere Massen aufgetreten, und die Zahl stiegerte sich noch unter den folgenden Kaisern, unter denen Caligula, Claudius, Nero, Trajan und Hadrian, dann namentlich Commodus, der selbst als Gladiator auftrat, durch ihre Mitigung zu diesen Kämpfen bekannt sind. Unter Trajan wurden 123 Tage lang Gladiatoren- und Tierkämpfe, die oft mit jezt verbunden waren, veranstaltet, bei denen man 11 000 Tiere tötete und 10 000 G. kämpften. Gordian ließ in 12 Spielen, die er als Konsul gab, nie weniger als 150 Paare, mehrmals 500 auftreten.

In der ältern Zeit war der gewöhnliche Ort für diese Schaupunkte das Forum, bei Veranstaltungen wurde jedoch auch unmittelbar vor dem Schritte, hundert durch sog. *ludarii* gekämpft, später richtete man Amphitheater (s. d.). Die G. waren in der Regel Sklaven sehr oft auch Kriegsgefangene, außerdem verurteilte Verbrecher, sowie auch Leute, die sich, was in der Kaiserzeit nicht selten geschah, freiwillig anwerben ließen. Hadrian verbot, Sklaven ohne Angabe eines Grundes an Gladiatorschulen zu verkaufen. Die G. wurden in Scharen (*familiae*) in Rom und andern Städten, wie zu Capua und Brundis, unter strenger Disziplin in eigenen Anstalten (hüt. *gladiatori*) unterhalten und geübt. Diese Anstalten wurden durch Aufseher (*lanistas*) geleitet, die teils ein Gewerbe aus der Vermietung oder dem Verkauf von G. machten, teils im Dienste reicher Römer standen, welchen in den Partiekämpfen der Republik der Besitz von vielen G. nicht bloß für Spiele, sondern auch als Waffe bei polit. Kämpfen wichtig

war. So führten Caelus und Milo durch ihr G. ihren Sturz.

Die G. wurden nach der Weise der Bewaffnung des Kampfes u. f. w. unterschieden. In der Hauptsache zerfielen sie in schwere und leicht bewaffnete. Zu letztern gehören die *retarii*, welche als Schwere nur einen Armel am linken Arm mit einem über der Schulter in die Höhe stehenden Schild (hüt. *scutum*) führten und mit einem *gladius* (hüt. *gladius*) bewaffnet waren, gegen die *secutores*, welche ein Dreieck und ein Schild führten, aber nie untereinander, sondern stets mit andern G. Kämpfe waren leicht bewaffnet die *velites* und die *secutores*, schwer bewaffnet waren Galli und *myrmidones*, letztere die *lanistas*, die namentlich an ihrem großen runden Schild (hüt. *scutum*) und gebogenen Schwert (hüt. *gladius*) zu erkennen waren die *hoplomachi*. Die *hoplomachi* kämpften mit zwei Schwertern, die *secutores* führten von (britischen) Streitwagen her, die *equites* und *andabatae* zu Pferde. Fast alle diese G. trugen Pelthum, die *andabatae* aber so, daß durch welche sie gar nicht oder so gut wie gar nicht leben konnten. Die Spiele wurden vorher durch *lanistas* (Liballi), die an den Mauern von Amphitheatern und Privathäusern angebracht auch in *ludarii* (hüt. *ludarii*) errichtet und verkauft wurden bekannt gemacht, begannen gewöhnlich mit einem Vorspiel mit stumpfen Waffen, dann griff man zu den scharfen Waffen und kämpfte auf Leben und Tod. Das konnte der Schwereerwundete vom Spielgeber, der aber schon seit der letzten Zeit der Republik regelmäßig die Entscheidung dem Willen des zuschauenden Volks überließ, an das der G. sich wenden, in dem er einen Jäger erhob, vor dem Lohndreier griffen werden. Siegreiche G. erhielten Geldsungen, z. B. Palmen und Geld, lang erprobt wurden dies auf Wunsch des Volks von ihrem Herrn mit einem *capite* (*rodus*) bekränzt und so mit fernem Dienste entlassen. In der Kaiserzeit sind man Gladiatorenkämpfe auf Thronsaal, dann pro, Gladiern in Relief, auf Gemälden, in großer Relief, Mosaiken, Wandmalereien, auch in Statuen, in Statuen dagegen (hüt. *gladiatori*) bei den Römern G. nicht dargestellt worden zu sein. Die Gladiatoren erst unter dem wachsenden Einfluß der Christenheit, schließlich zu Anfang des 5. Jahrhunderts außer Gebrauch gekommen.

Vgl. Friedländer, „Darstellungen aus der Sitten- und Lebensgeschichte Roms“ (Ph. 2, 6. Aufl. 1831), u. Morgenthau, „Röm. Staatsverwaltung“ (Ph. 2, 1878).

Gladii ius et potestas (lat.), „das Recht und die Gewalt des Schwertes“, d. h. das Recht Todesstrafe zu verhängen.

Gladii poena (lat.), die Todesstrafe durch das Schwert oder Peil, bei den Römern die Verurteilung, als Gladiator zu kämpfen.

Gladiolus L., Schwertlil, Siegwurz, od. Siegwurz, eine zur Familie der Iridaceen gehörige Pflanzengattung mit einer großen Anzahl meist südeurop. Arten. In Europa und im westl. Asien ist sie durch *G. communis*, *imbricatus*, *hysan* u. a. vertreten. Sie ist gekennzeichnet durch glockenförmiges Rhizom, einen aufrechten, schwach Stengel, schwertförmige, generöse Blätter u. etwas unregelmäßige Blumen, welche am Stengel traubig oder ährig geordnet sind. Alle Arten f. in Mitteleuropa hart und halbdauerhaft.

An Stelle der früher in den Gärten häufig kultivierten südeuropäischen *G. communis* haben folgende Arten eine gewisse Bedeutung als Zierblumen gewonnen: 1) *G. byzantinus*, in Südeuropa einheimisch, von *G. communis* durch größere, lebhafter purpurn gefärbte Blumen unterschieden; 2) *G. cardinalis*, vom Kap, der 50–60 cm hohe Stengel ist fast in seiner ganzen Länge eine einzige Ahre roter Blumen, deren drei untere Blumenblätter in der Mitte durch einen länglichen weißen oder rosensroten, mit Purpur eingefassten Flecken verziert sind; 3) *G. psittacinus* oder *natalensis*, vom Port Natal, Stengel aber 1 m hoch, mit einer langen, biden Traube gelber, auf den untern Blumenblättern purpurn gefleckter Blumen; 4) *G. ringens*, im Kaffernlande einheimisch, eine herrliche Pflanze, deren große veilchendustige, schieferblaue Blumen mit Violett fein punktiert und gestreift und auf den untern Blumen gelb gefleckt sind; 5) *G. cuspidatus* mit großen isabellgelben Blumen, mit je einem großen dunkelpurpurnen Flecken auf den drei untern Blumenblättern; 6) *G. ramosus* mit rosafarbenen Blumen; 7) *G. lineatus*, Blumen bläugelb, purpurn gestreift; 8) *G. floribundus* mit purpurnen, weißgeflochtenen Blumen. Diese und viele andere zu verschiedenen Zeiten in Europa eingeführte Arten haben durch oft wiederholte Ausfaat, wie infolge häufiger Kreuzung unzählige Varietäten hervorgebracht, welche für den modernen Blumengarten bedeutsam geworden sind. Von allen oben angeführten Arten ist *G. cardinalis* in diesem Betracht am ausgiebigsten gemessen und empfahl vor allen andern sich den Gärtnern durch seine schöne Haltung und durch die Größe, die Fülle und das lebhafteste Kolorit der Blumen; die davon gewonnenen Varietäten zählen nach Hunderten.

Die Genter Gladiole (*G. gandavensis*) wurde in einem belg. Garten durch Kreuzung zwischen *G. cardinalis* und *G. psittacinus* erzeugt. Sie ist von überaus kräftigem Wuchs und ihre Stengel werden nicht selten gegen 2 m hoch; dabei wird sie, was den Bau der Blumen und die Lebhaftigkeit der Farben betrifft, von keiner andern Art oder Form übertroffen, ja kaum erreicht. Bei der ursprünglichen Bastardform sind die Blumen zinnoberrot, rosarot schillernd, auf den untern Blumenblättern mit großen gelben Federn verziert, die Staubbeutel violettblau, mit den Blütenfarben lebhaft kontrastierend. Da die Genter Gladiole trotz ihrer Bastardnatur fruchtbar ist, so gingen aus ihr verschiedene zum Teil ebenso schöne oder noch schönere Varietäten hervor, darunter *G. citrinus* mit lebhaft gelben Blumen, von denen die drei untern purpurn gefleckt sind. Durch *G. floribundus* befruchtet, brachte sie ebenso kräftige und reichblühende Formen hervor, unter diesen *G. Willmoreanus* mit gelblichweißen, rosa gestreiften Blumen, und durch immer häufigere geschlechtliche Vermischung eine mit jedem Jahre wachsende Menge von Blendlingen, welche, zu Gruppen vereinigt, ein unvergleichliches Farbenspiel darstellen. Die Blumenzüchter wählen unter ihren Sämlingen vorzugsweise solche aus, welche große, weit geöffnete Blumen, sehr breite und abgerundete Blätter und lebhaft kontrastierende Zeichnungsfarben besitzen. Die Sorten dieser Gladiole vermehren sich so leicht und reichlich durch Brutzwiebeln, daß man nur dann zur Ausfaat schreitet, wenn man die Absicht hat, neue Sorten zu erzielen.

Von der in Südeuropa einheimischen Art *G. communis* L. und der auch in Deutschland häufig vorkommenden Art *G. palustris* Gaud. war sonst die Wurzel als *Radix Victorialis rotundae*, vom Volke Allermannsharnisch oder runde Siegwurz genannt, in medic. Gebrauch.

Glabstone (William Swart), hervorragender engl. Staatsmann, wurde 29. Dez. 1809 als der Sohn Sir John G., eines reichen Kaufherrn in Liverpool, geboren. Er erhielt seine erste Erziehung in Eton, vollendete seine Studien mit großer Auszeichnung in Oxford und trat, nachdem er einen Ausflug auf den Kontinent gemacht, 1838 als Abgeordneter für Newart ins Parlament. Peel ernannte ihn während seines kurzen Ministeriums Dez. 1834 zum Lord des Schatzes und bald darauf, an der Stelle des bei den Wahlen unterlegenen Stuart-Wortley, zum Unterstaatssekretär für die Kolonien. Die Abdankung Peels im April 1835 brachte auch G. um sein Amt, und dem neugebildeten Whigministerium Melbourne gegenüber kämpfte er von nun an wieder auf Seiten der konservativen Opposition. Von tiefen religiösen Überzeugungen durchdrungen, schloß er sich zugleich der damals um sich greifenden puseyitischen Bewegung an und veröffentlichte in diesem Sinne zwei bedeutendes Aufsehen erregende Werke: „The state in its relation with the church“ (Lond. 1838) und „Church principles considered in their results“ (Lond. 1840), in welchen er für die Reform der Kirche in die Schranken trat. Als die konservative Partei 1841 unter Peels Führerschaft wieder an die Leitung der Geschäfte zurückkehrte, erlangte G. den Posten des Vizepräsidenten des Handelsamts, in welcher Stellung er, da sein Chef, Lord Ripon, in der Peerskammer saß, die Handelspolitik der Regierung im Unterhause mit Erfolg verteidigte. Im Mai 1843 wurde er Präsident des Handelsamts und Mitglied des Kabinetts, legte jedoch im Febr. 1845 sein Amt nieder, um nicht für die Magnooth-Dotation stimmen zu müssen, da er nach den in seinen Schriften ausgesprochenen Grundsätzen die Fundierung geistlicher Anstalten durch die weltliche Regierung nicht billigen konnte. Schon im Dez. 1845 kehrte er indes als Staatssekretär für die Kolonien ins Ministerium zurück, hatte aber das Mißgeschick, bei der dadurch notwendig gewordenen Neuwahl seinen Sitz für Newart zu verlieren, und konnte daher in dem großen Freihandelskampfe, der bald darauf ausgefochten wurde, nicht mitwirken. In seinen polit. Überzeugungen blieb er bei der durch den Freihandelskampf herbeigeführten Spaltung der konservativen Partei seinem Führer Peel treu und war, nachdem er mit diesem im Juli 1846 sein Amt verloren und bei den Wahlen von 1847 die Auszeichnung erlangt hatte, zum Vertreter der Universität Oxford gewählt zu werden, das hervorragendste Mitglied der neu entstandenen Partei der Peeliten.

Einen weiteren Schritt auf der Bahn seiner Entwicklung bezeichnete im Herbst 1850 seine Reise nach Italien. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte G. sein berühmtes, an Lord Aberdeen gerichtetes Schreiben über die polit. Verfolgungen in Neapel, dessen Anklagen gegen die grausame Reaktion König Ferdinand's außerordentliches Aufsehen erregten und das von dem damaligen Minister des Auswärtigen, Lord Palmerston, an alle Höfe Europas versandt wurde. Eine Frucht seines Aufenthalts in Italien war auch die Übersetzung von Farinis Werk über

die neuere röm. Geschichte («History of the Roman state» 3 Bde., Lond. 1851—52). Das unterdessen zu Stande gekommene Lordgymnasium Derby: Disraeli fand nunmehr an G. einen entschiedenem Gegner, und die finanziellen Kenntnisse wie die glänzende Beredsamkeit, die er in einer Rede gegen das erste von Disraeli vorgelegte Budget entwidelte, hatten seine Ernennung zum Schatzkanzler in dem Dez. 1852 gebildeten Ministerium Aberdeen zur Folge, in dem er die Tarifreformen Peel's mit verständnisvollem Eifer fortsetzte. Der Krimkrieg unterbrach indes diese friedliche Thätigkeit, und ein Misstrauensvotum gegen die Kriegsführung des Ministeriums Aberdeen machte im Jan. 1855 G. erster Verwaltung des Schatzkanzleramts ein Ende. In seiner Muße beschäftigte er sich jetzt mit gelehrten Arbeiten, die er später unter dem Titel «Studies on Homer and the Homeric age» (3 Bde., Oxford 1858) herausgab, während er sich dem Ministerium Palmerston gegenüber ziemlich abwehrend verhielt und der Manchesterpartei näher trat. Mit dieser stimmte er 1857 gegen den chines. Krieg und unterstützte 1858 Milner Gibson in dem Antrage, der den Sturz Palmerstons zur Folge hatte. Nun wurden ihm von dem neugebildeten Lordgymnasium Anerbietungen gemacht, denen er jedoch nur insofern nachgab, daß er sich im Jan. 1859 in außerordentlicher Mission als Lords-Oberkommissar nach den Ionischen Inseln schiden ließ, um die dort entstandenen Fehrwürnisse zu schlichten. Trotz des Enthusiasmus, mit dem er als Verehrer der griech. Sprache und Nationalität von der Bevölkerung empfangen wurde, überzeugte er sich bald, daß eine Ausöhnung mit England unmöglich und eine Trennung für beide Theile das Größtbeste sei, welche Ansicht auch schließlich bei den engl. Staatsmännern durchdrang. Übrigens trat G. den Tories nicht näher, und als Palmerston im Juni 1859 von neuem die Führung der Geschäfte übernahm, betraute er G. wieder mit seinem frühern Amt als liberalem Kanzler der Schatzkammer. G. stets auf Reformen im Staatshaushalt hinielende Finanzpolitik wurde seitdem von den glänzendsten Erfolgen gekrönt, und auch in den Fragen der allgemeinen Politik emancipierte er sich allmählich so entschieden von den konservativen Anschauungen seiner Jugend, daß er nach und nach dahin kam, für das liberalste Mitglied einer liberalen Regierung zu gelten. In der Session von 1864 sprach er sich für eine Erweiterung des parlamentarischen Wahlrechts aus, 1865 erklärte er sich sogar, im Widerspruch mit seinen einstigen hochkirchlichen Tendenzen, für eine polit. Reform der irischen Episkopalkirche. Hierdurch war sein Bruch mit der Universität Oxford entschieden, die ihm denn auch bei den Neuwahlen vom Juli 1865 einen orthodoxen Bewerber vorzog, worauf G. von Süd-Lancashire gewählt wurde. Nach dem Tode Lord Palmerstons (18. Okt. 1865) fiel ihm die Führung des Unterhauses und somit die einflußreichste Stellung in dem von Lord Russell neu gebildeten Ministerium zu.

Obgleich nominell dem Grafen Russell untergeordnet, war G. doch in Wahrheit die leitende Persönlichkeit des neuen Ministeriums, welches sofort beschloß, seine ganze Kraft an die Lösung des parlamentarischen Reformproblems zu setzen und als die Hauptmaßregel der Session von 1866 eine Reformbill ankündigte. Die Aufgabe, diese Bill durch das Unterhaus zu führen, fiel G. anheim.

Was glänzende Beredsamkeit, unermüdblicher Eifer, gewandte parlamentarische Taktik und jähe Ausdauer vermochten, geschah von seiner Seite, den Erfolg der Maßregel zu sichern. Allein seine Bemühungen waren vergeblich. Die Majoritäten der Regierung wurden durch den schwankenden Liberalismus der sog. Abollanten immer geringer und verwandelten sich endlich in Minoritäten, so daß die Niederlage der Reformbill entschieden war. Infolge dieses Ausgangs kündigten die Minister 18. Juni 1866 dem Parlament ihre Amtsentlassung an. Indes bald gelangte auch das hierauf gebildete konservative Ministerium Derby-Disraeli zu der Überzeugung, daß die Reform des parlamentarischen Wahlsystems eine nationale Notwendigkeit geworden sei, der man sich nicht länger entziehen könne. G., der nun der anerkannte Führer der liberalen Opposition geworden war, benutzte diese Wendung der Dinge mit gewohnter Energie und trug wesentlich zur Ergänzung und Vervollkommenung der 1867 von dem Lordgymnasium eingebrachten, ursprünglich sehr mangelhaften Reformbill bei. Inzwischen bereiteten neue Verwickelungen sich vor. Die Unternehmungen der Fenier drängten bald nach dem Schluß der Session von 1867 die Irische Frage in den Vordergrund. Als diese im Beginn der Session von 1868 zur Verhandlung kam, erklärte G. 16. März mit aller Entschiedenheit, daß als erster Schritt zur Reform der irischen Zustände eins der Grundübel derselben, die anglikan. Kirche in Irland als Staatskirche beseitigt werden müsse. Am 23. März gab er dieser Erklärung Nachdruck, indem er drei dieselbe näher formulierende Resolutionen vor das Parlament brachte, die nach langen Debatten 3. April mit 320 gegen 290 Stimmen angenommen wurden. Disraeli wurde freilich durch diese Niederlage nicht zum Abtreten genöthigt. Indes war es G. doch gelungen, die Irische Frage zur Hauptfrage der engl. Reformpolitik zu erheben, und als nach dem Schluß der Session die ersten allgemeine Parlamentswahlen nach dem Gesetz von 1867 begannen, drehte der Kampf der Parteien sich wesentlich um die von dem neuen Parlament durchzuführende irische Politik. Persönlich erlitt G. eine Niederlage. Er verlor seinen Sitz für Süd-Lancashire, doch nur, um sofort durch Acclamation in Greenwich gewählt zu werden. Der Sieg der von ihm vertretenen Sache dagegen überstieg, trotz aller konservativen Parteifanatisme, die kühnsten Erwartungen; denn das Resultat der Wahlen (1. Dez. 1868) ergab eine Majorität von 120 Stimmen für die liberale Politik. Hiermit war das Schicksal des konservativen Ministeriums thatsächlich entschieden. Disraeli selbst erkannte dies an, reichte schon 2. D. seine Entlassung ein und empfahl der Königin zum Nachfolger. Bis zum 8. Dez. hatte dieser ein neues Ministerium gebildet, in welchem außer anderen bedeutenden Kräften John Bright sein erst Ministeramt bekleidete.

Die Session von 1869 begann so für G. in den glänzendsten Auspicien, und er zögerte nicht seine Nacht zum Tage einer großartigen Reformgesetzgebung in Thätigkeit zu setzen. Das Hauptereignis der Session von 1869 war die Entstellung der anglikan. Hochkirche in Irland mittelst der von G. durchgeführten Irischen Kirchenbill. In der Session von 1870 zeitigte neben manchen andern Reformen die Irische Landbill, die den ersten Versuch machte, für die wirtschaftlichen Schäd-

Irlands eine umfassende Reform anzubahnen, und die Elementary Education Bill, eine der folgenreichsten Verordnungen des reformierten Parlaments, welche die vernachlässigte Volkserziehung in England auf einer breiten nationalen Basis begründete und zu einer noch fortwährend im Wachsen begriffenen Bewegung auf dem Gebiete der Erziehung den Anstoß gab. In den internationalen Fragen, welche aus dem Deutsch-Französischen Kriege entsprangen, nahm G. eine den Interessen des Friedens dienende vermittelnde Haltung an. Neben den gewaltigen Arbeiten seines Amtes hatte er überdies Muße gefunden zu der Veröffentlichung eines neuen Werks über das griech. Altertum (*«Juventus mundi»*, Lond. 1869), das zu dem fast gleichzeitig erscheinenden Disraelischen Roman *«Lothair»* einen lehrreichen Kontrast bildete. Die Session von 1871 begann für ihn unter weniger günstigen Anzeichen, weil er nacheinander mehrere seiner fähigsten Kollegen verloren hatte: John Bright und Mr. Childers (den Marineminister) durch Krankheit, Lord Clarendon durch den Tod. Dennoch trat er von neuem mit dem alten Selbstvertrauen auf und ergriff auch die Initiative zu einer Anzahl bedeutender Maßregeln, unter denen die wichtigste, die Army Reorganisation Bill, eine durchgreifende Reform des engl. Heerwesens bezweckte. Bei den Diskussionen über diese letztere fanden seine Majoritäten in bezeichnender Weise; aber er ließ sich nicht irre machen, führte die Bill schließlich mit Erfolg durchs Unterhaus und scheute sich nicht, als das Oberhaus den wichtigsten Teil derselben verwarf, die königl. Prorogative gegen diesen Widerstand zu direkter Anwendung zu bringen. Ein anderer Gesetzesentwurf, die Ballot Bill, wurde dagegen, nachdem er durchs Unterhaus gegangen, vom Oberhause verworfen.

In der Session von 1872 vermehrte sich der Widerstand gegen G. sowohl innerhalb als außerhalb des Parlaments. Seine rabiaten Anhänger beschränkten sich über seine zögernde Politik in Sachen der Volkserziehung; seine konservativen Gegner benutzten die Zugeständnisse der Regierung an Rußland in der Pontusfrage und die Verurteilung Englands zum Schadenersatz an Amerika durch die schiedsrichterliche Kommission in Genf, um G. der Vernachlässigung der auswärtigen Interessen und des internationalen Einflusses Englands zu beschuldigen. Nichtsdestoweniger war seine Majorität noch immer groß genug, um diese Opposition niederzuhalten. Auch wurde die 1871 verworfene Ballot Bill 1872 durchgesetzt. Allmählich jedoch ergriß die Reaktion gegen G.s rastlosen Reformeifer immer weitere Kreise, und als er in der Session von 1873 seine Irish University Bill vorlegte, erlitt er (11. März) im Unterhause eine Niederlage. Er reichte sofort seine Entlassung ein; da indes Disraeli sich außer Stande erklärte, ein konservatives Ministerium zu bilden, wurde er schließlich zur Fortführung seines Amtes bewogen. Eine längere Amtsdauer schien ihm jetzt von neuem gesichert, und groß war die Überraschung, als er im Jan. 1874 kurz vor der Eröffnung der Parlamentssession allgemeine Neuwahlen veranstaltete. Der Ausgang der Wahlen, aus denen die Konservativen mit einer Majorität von mehr als 100 Stimmen hervorgingen, rechtsetzte jedoch jene, offenbar auf die Kenntnis der wahren Sachlage begründete Maßregel. Ein anderer, kaum minder überraschender Schritt G.s folgte, indem er nicht allein von der Verwaltung abtrat,

sondern zu Ende des Jahres auch der Führerschaft der liberalen Partei entsagte, die an den Marquis von Hartington überging. Doch zeigte sich bald, daß er auch in seiner Zurückgezogenheit aus der Arena polit. Kämpfe dem Gange der Ereignisse folgte und keineswegs gewillt war, der Geltendmachung seines Einflusses auf die öffentliche Meinung in den großen Zeitfragen zu entsagen.

Allerdings wandte er sich von neuem den so lange betriebenen Lieblingsstudien über Homer wieder zu und veröffentlichte als deren Frucht die umfassende philol. Arbeit *«Homeric Synchronism. An enquiry into the time and place of Homer»* (Lond. 1876). Aber zugleich fand er Muße, mit den Broschüren *«The Vatican decrees in their bearing on civil allegiance»*, *«Vaticanism, an answer to reproofs and replies»* (deutsch, Nördl. 1875) und *«Rome and the newest fashion in religion»* (deutsch, Nördl. 1875), die in zahlreichen Auflagen weite Verbreitung fanden, in den frisch auslobernden Kampf zwischen Staat und Kirche einzugreifen und, als im Sommer 1876 die Orientalische Frage brennend zu werden anfang, durch die Broschüre *«Bulgarian horrors and the question of the East»* die öffentliche Meinung in England in einem Sinne zu bestimmen, welcher den Plan seines Gegners Disraeli, die Macht Englands für die Erhaltung der Integrität des verrotteten türk. Reichs einzusetzen, vereitelte. Der hergebrachten Politik Englands in der Orientalischen Frage stellte er die Forderung der Befreiung der Balkanbevölkerung von dem türk. Joch gegenüber und erhob durch seinen persönlichen Einfluß diese Forderung, die er noch im Sept. 1876 vor einem Massenmeeting seiner Wähler in Blackheath erneuerte, zu dem Programm der liberalen Partei. Während der Session von 1877 erliefen G. selten im Parlament. Dagegen bekämpfte er in der Session von 1878 mit Energie alle Maßregeln der konservativen Regierung, welche die Vorbereitung eines Kriegs gegen Rußland, das inzwischen die Türkei in Europa und in Asien besetzt hatte, in Aussicht stellten. Während des Berliner Kongresses war sein Bemühen darauf gerichtet, der türkenfreundlichen Haltung Lord Beaconsfelds (Disraelis) sowie als möglich entgegenzuwirken und die befreienden Resultate des Kriegs in Bezug auf die Balkanvölker im weitesten Umfange zur Geltung zu bringen. In der außerordentlichen Session vom Herbst 1878 bekämpfte G. den von der konservativen Regierung provozierten Krieg gegen Afghanistan und überzeugt, daß die gesamte imperialistische Politik Lord Beaconsfelds als solche den besten Traditionen und Interessen Englands zuwiderlaufe, warf er zu Ende Nov. 1878 in mehreren Massenversammlungen, in denen er von seinen Wählern in Greenwich Abschied nahm, jener ganzen Politik offen den Fehdehandschuh hin. Im Jan. 1879 kündigte er seine Absicht an, dem Wunsche der liberalen Wähler von Midlothian zu willfahren und bei den nächsten Neuwahlen diesen großen Wahlbezirk, der bis dahin vorwiegend unter konservativem Einfluß gestanden, für die Liberalen erobern zu helfen.

Am 24. Nov. 1879 brach G. von seinem Landsitz Hawarden zu einem vorbereitenden Wahlsfeldzuge nach Midlothian auf. Kurz vorher hatte er seine kleinern Schriften unter dem Titel *«Gleanings of past years, 1843 — 78»* (7 Bde., Lond. 1879) herausgegeben, während seine Vorliebe für homerische Studien einen neuen Ausbruch gefunden

hatte in der Vorrede, mit welcher er Schliemanns „Mycenae“ (Lond. 1878) bei dem engl. Publitum einführte. Der nun beginnende Wahlselbstzug, der vom 24. Nov. bis 9. Dez. dauerte, zeigte ihn wieder in der Mitte der polit. Ereignisse. Seine damals gehaltenen Reden füllten einen starken Band („Political speeches delivered in Scotland, Nov. and Dec. 1879“, Edinb. 1880), dessen Verbreitung entscheidend zu der Niederlage des Ministeriums Beaconsfield mitwirkte, die sich in den allgemeinen Neuwahlen vom April 1880 vollzog.

Der herrschenden parlamentarischen Stillette folgend, empfahl Lord Beaconsfield, indem er seine Entlassung einreichte, die offiziell anerkannten Führer der Opposition, Lord Granville und Lord Hartington, zu seinen Nachfolgern; aber diese fühlten, daß G. der Mann der Situation sei, und dieser wurde daher schließlich mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Er errichtete dasselbe auf der breitesten Grundlage, indem er außer den Liberalen der verschiedenen Schattierungen auch den einflußreichsten Führern der Radikalen, Fawcett, Chamberlain und Dilke, unter darin anwies. Er selbst übernahm außer der Oberleitung des Ministeriums und der Führung der Debatten im Unterhause das Amt des Schatzkanzlers. Im Beginn der Verhandlungen des neuen Parlaments (Mai 1880) erregte sein Brief an Károlyi, den österr. Botschafter in London, Aufsehen, worin er sich wegen einiger scharfen Äußerungen in einer seiner Wahlreden über die traditionelle Politik des Hauses Habsburg entschuldigte. Außerdem waren besonders die Debatten bemerkenswert, welche aus dem Verlangen Bradlaugh's hervorgingen, statt des üblichen parlamentarischen Treueides die Affirmation zu leisten. G. schlug in dieser Angelegenheit, trotz seiner noch immer fortdauernden persönlichen Sympathien für die engl. Hochkirche, von vornherein den Weg der Geselligkeit ein, indem er die Streitfrage in erster Instanz einem Parlamentskomitee, in letzter den Gerichtshöfen anheimstellte. Zu großen gesetzgeberischen Maßregeln war während des Restes der durch die Neuwahlen zerstückten Session keine Zeit. Nur das Budget und die damit zusammenhängenden laufenden Geschäfte konnten erledigt werden. Zu Anfang August nötigte ein durch Überarbeitung herbeigeführter gefährlicher Krankheitsanfall G. eine unfreiwillige Ruhe auf; doch erholte sich während einer mehrwöchentlichen Seefahrt hinreichend, um noch bei dem Schlusse der Session (4. Sept.) zugegen zu sein und die orient. Politik der Regierung, welche das Verlassen der von Lord Beaconsfield eingeschlagenen Bahn kriegerischer Unternehmungen und die Räumung Afghanistans bezweckte, in längerer Rede erläutern zu können.

Während der Parlamentsferien von 1880/81 begann die Agitation der Landliga in Irland, die bald so große Verhältnisse und eine so drohende Haltung annahm, daß die Notwendigkeit umfassender gesetzgeberischer Maßregeln zu Tage trat. Von konservativer Seite empfahl man das alte Heilmittel außerordentlicher Zwangsmittel zur Herstellung der Ruhe; doch G. glaubte, daß mit einer solchen Politik weder Irland noch England gedient sei. Die Herrschaft des Gesetzes mußte freilich gegen gefahrlöse Übergriffe aufrecht erhalten werden, aber ebenso notwendig war seiner Ansicht nach eine große reformatorische Gesetzgebung, die den Beschwerden der Irländer Rechnung trug und ihre durch Jahr-

hunderte der Unterdrückung begründete Abneigung gegen die engl. Herrschaft durch eine Politik der Gerechtigkeit versöhnte. Diese große Arbeit machte er daher zur Hauptaufgabe der Session von 1881, indem er zuerst die Protection of property and Arms Bill, dann eine neue Land Act mit großer Ausdauer durchführte. Eine andere Maßregel war der Friedensschluß mit den Boers (März 1881), den er selbst nach einer kurz zuvor erlittenen Schlappe der engl. Truppen nicht zögerte anzuordnen, sobald er sich von der Falschheit der Voraussetzungen, unter welchen die Annexion von Transvaal stattgefunden, überzeugt hatte. Andererseits schwanke er keinen Augenblick, die Führer der Landliga verhaften zu lassen, als diese (Okt. 1881) durch ihre Agitation gegen die Landacte und die Veröffentlichung des No-rent-Manifestes sich außerhalb des Gesetzes stellten. Nach dem Tode Beaconsfields (April 1881) befüwortete G. dessen Begräbnis in der Westminsterabtei und die Errichtung eines Denkmals für denselben auf öffentliche Kosten.

In der Session von 1882 setzte er den Kampf gegen die extreme irische Partei und die auch G.'s Leben bedrohenden Machinationen der Mördervereine der fenischen Bruderschaft weiter fort, während er zugleich die beruhigende Wirkung der Landacte durch die zum temporären Schutz der ärmsten Klassen der irischen Pächter bestimmte Arrears Bill ergänzte. Zur Reform der hergebrachten Methode der parlamentarischen Verhandlungen, welche durch die systematische Opposition besonders der irischen Parlamentsmitglieder ein Werkzeug der Anarchie zu werden drohte, berief er Okt. 1882 eine außerordentliche Session und führte in dieser die jenem Zwecke dienende Procedura Bill durch. Die Erlebigung der griechisch-türk. Grenzfrage und der rasche Erfolg des Krieges in Ägypten hatten inzwischen seine Stellung auch in Bezug auf die Handhabung der auswärtigen Politik befestigt, und so konnte er in der Session von 1883 mit voller Kraft auf die Bahn der bis dahin notgebrungen vernachlässigten innern Reform eintreten. Sein Amt als Schatzkanzler hatte er kurz zuvor niedergelegt. Besonders Aufsehen erregte in der Session von 1883 seine große Rede zu Gunsten der Parlamentarischen Oaths Bill, welche den Zweck hatte, den theistischen Probeeid zu beseitigen. Die Bill wurde jedoch verworfen, ohne daß dadurch indes G.'s Stellung erschüttert worden wäre. Die verschiedenartigsten Kommentare erfuhr G. bald nach der Vertagung des Parlaments (Sept. 1883) unternommene G.holungsreise zur See, besonders die Fahrt von den Orkneginseln, wo ihm nebst seinem Reisegefährten Alfred Tennison das Ehrenbürgerrecht verliehen wurde, nach Kopenhagen, wo er an Bord seines Schiffs außer der dän. Königsfamilie den Besuchsbesuch in Kopenhagen anwesenden Kaisers Alex. der III. von Rußland und des Königs Georg v. Griechenland empfing. Die entschiedenen Niederlagen, welche indes G.'s ägypt. Politik in den ersten Wochen des J. 1884 erfuhr, zogen der Regierung im Februar 1884 ein erstes Zabelsvotum im Oberhause zu, während das Unterhaus ein solches ablehnte. (S. Großbritannien, geschichtlich.) Vgl. über G.'s Lebensgeschichte George Warr Smith, „The life of G.“ (2 Bde., Lond. 1879) u. Thomas Archer, „William Ewart G. and his contemporaries: fifty years of social and political progress“ (4 Bde., Lond. 1888).

Von G. S. Söhnen ist der älteste, Stephen G., Pfarrer in Hawarden. Der zweite, William Henry G., geb. 3. Juni 1840 und erzogen in Eton und Oxford, saß 1865—68 als Mitglied für Chester, 1868—80 für Whitby im Unterhause und bekleidete von 1869 bis 1874 den Posten eines Lords der Schatzkammer. Bei den Newwahlen von 1880 wurde er für Grafton-Worcestershire gewählt. Von bedeutendem polit. Talent ist der jüngste Sohn, Herbert John G., geb. 7. Jan. 1864. Derselbe empfing seine Erziehung in Eton und Oxford und war zur Zeit des Beginns der allgemeinen Newwahlen von 1880 Rektor der Hochschule im Reble College in Oxford, als die Aufforderung ihn erreichte, die liberale Kandidatur für die Grafschaft Middlesex zu übernehmen. Sein Wahlkampf mit seinem konservativen Gegner Lord George Hamilton erregte allgemeines Aufsehen durch das Talent und die Energie, womit G. eine schwierige Aufgabe durchzuführen suchte. In Middlesex erfolglos, wurde er statt dessen in Leeds gewählt, welche Stadt er seitdem im Unterhause vertreten hat. Von seinem Vater wurde er zum Privatsekretär und zu einem der Lords der Schatzkammer ernannt.

Slagollica (spr. Slagoliza) ist der Name eines der beiden Alphabete, in dem die älteste kirchenslaw. Litteratur in altbulgar. (oder, wie von Miklosich angenommen wird, pannon.-slowen.) Sprache überliefert ist; das andere ist die Kyrillica, d. h. das der Sage nach zuerst vom Slawenapostel Cyril (s. d.) mit einigen Modifikationen für die Schreibung des Slawischen angewendete griech. Alphabet. Die Ansichten über den Ursprung jener von allen bekannten Alphabeten scheinbar ganz abweichenden Schriftgattung sind sehr verschieden; aufgegeben ist die Meinung, daß die G. ein Gemisch verschiedener orient. Alphabete sei; ebenso, daß sie aus slav. Runenschrift zurückgehe; am wahrscheinlichsten ist, daß sie eine eigenthümliche, freilich sehr entstehende Stilisierung der griech. Minuskelchrift sei. Neuerdings ist der als mißlungen zu bezeichnende Versuch gemacht worden, die G. mit einer nur aus jungen Quellen bekannten national-albanesischen Schrift in Verbindung zu bringen. (L. Geitler, „Die albanesischen und slav. Schriften“, Wien 1883.) Die G. ist bei zwei slav. Stämmen in Gebrauch gewesen: bei den Bulgaren und bei den Kroaten; bei den erstern ist der Duktus der Schrift rund (daher runde oder bulgarische G.), bei den letztern edig, außerdem auch sonst das Alphabet etwas modifiziert (edige oder kroatische G.). In Bulgarien ist die G. früh, wohl schon im 12. Jahrh., außer Gebrauch gekommen. Die noch erhaltenen, nicht zahlreichen handschriftlichen Denkmäler findet man aufgezählt bei Miklosich, „Miklowen. Formenlehre in Paradigmen“ (Wien 1874); zu den bedeutendsten gehören das sog. Evangelium Assenatis („Evangelium Vaticanum“, herausg. von Raski, Agram 1865; von Grčić, Rom 1878), der „Glagolita Clozianus“ (genannt nach seinem Besitzer, einem Grafen Cloz, herausg. von Rostk, Wien 1836); neuerdings sind im Sinai-Kloster entdeckt und herausgegeben ein glagolitisches Euchologium (herausg. von Geitler, Agram 1882) und ein Psalterium (herausg. von demselben, Agram 1883). Nach Kroaten wurde die G. sehr früh verdrängt, wahrscheinlich schon durch unmittelbare Schüler Cyrills und Method, und blieb hier weit länger in Gebrauch, nicht bloß in Kirchenbüchern, sondern auch zu profanen Zwecken. Einige Gemein-

den erhielten nach der Kirchenspaltung in occident. und orient. Kirche vom röm. Stuhle das Privilegium, die Liturgie in slav. Sprache und glagolitischer Schrift zu behalten, und haben sich dies zum Teil bis jetzt erhalten; für diese sind in Rom kirchliche Schriften in glagolitischer Schrift gedruckt worden. Die kroat. Reformatoren, Truber und Genossen, ließen ebenfalls in kroat. Sprache glagolitisch drucken, zum Unterricht der Kroaten, so daß auch eine kleine prot. Litteratur in glagolitischer Schrift existiert. Teile der ältern kirchlich-glagolitischen Litteratur sind gesammelt von Berčić: „Ulozci svetoga pisma“ („Bruchstücke der Heiligen Schrift“, Prag 1864—66), die glagolitischen Urkunden von Kutuljević Salcinski: „Acta croatica“ (Agram 1868). Vgl. Schafarik, „Über den Ursprung und die Heimat des Glagolitismus“ (Prag 1858); derselbe, „Geschichte der südslav. Litteratur“ (Bd. 1, Prag 1864); Miklosich in Ersch und Grubers „Allgemeiner Encyclopädie“ (Selt. 1, Bd. 71, Sp. 1860).

Slais-Bisain (Alexandre), franz. Politiker, geb. zu Quintin (Depart. Côtes-du-Nord) 9. März 1800, trat 1822 in die Advokatenlaufbahn und gehörte als Demokrat und Republikaner zu den eifrigsten Gegnern der Restauration. Nach der Julirevolution vom Arrondissement Loubéac zum Deputierten erwählt, vertrat er seinen Wahlbezirk bis 1848. Gleichwie gegen die Restauration, so war S. auch gegen die Orléansdynastie feindlich gesinnt; er gehörte beständig der äußersten Linken an und verlangte unter allen Ministern die volle Ausübung der Prinzipien der ersten Revolution. Nach der Februarrevolution wurde er vom Depart. Côtes-du-Nord in die Constituante gesandt, wo er größtentheils mit der Bergpartei stimmte. Das J. 1863 brachte ihn wieder als Oppositionsmann für das Depart. Côtes-du-Nord in die Kammer. S. unterlag zwar 1869 gegen den offiziellen Kandidaten, den General La-Motterouge, wurde jedoch im Nov. 1869 während einiger partiellen Wahlen von der republikanischen Partei in Paris durchgebracht und so von den Bänken der Opposition nach dem Sturz des Kaiserreichs 4. Sept. 1870 in die Provisorische Regierung berufen. Am 12. Sept. 1870 begleitete er als Mitglied der Delegation für die Verwaltung der Provinzen Orléans nach Tours, spielte jedoch daselbst nur eine sehr unbedeutende Rolle. In die Nationalversammlung von Bordeaux gewählt, siedelte er mit derselben nach Versailles über, ließ sich aber fast nie auf der Tribüne hören. Auch als Schriftsteller hat sich S. versucht; man hat von ihm zwei Lustspiele: „Une vraie bretonne ou un cas pendable“ (1862), sowie „Le vrai courage ou un duel en trois parties“ (1868), die nicht ganz ohne bichterischen Wert sind. Im Juni 1868 rief S. im Verein mit Hérib, Pelletan u. a. die demokratische Wochenchrift „La Tribune française“, deren Herausgeber er wurde, ins Leben. Im J. 1872 veröffentlichte er ein Werk: „Dictature de cinq mois“, einen Beitrag zur Geschichte der Regierung der nationalen Vertreibung. Er starb 6. Nov. 1877 zu Slais, s. S. 16.

Slaije (Auguste Barthélemy), franz. Maler, geb. 15. Dez. 1813 zu Montpellier, war Schüler der Brüder Déveria in Paris. Von seinen Bildern, in denen er sich als entschiedenen Realisten zeigt, sind hervorzuheben: die heilige Elisabeth von Ungarn (1844), Dante (1847), Gallerinnen im Kampf mit Römern, der Pranger, Schauspiel der menschlichen

Thorheit (1872), die geweihte Aſche (1874), der Blinde und der Zahne (1877) u. ſ. w. Erwähnenswert ſind auch ſeine Wandgemälde in den Kirchen St.-Sulpice, St.-Jacques du Haut-Pas und St.-Merry zu Paris.

Glätze (Pierre Paul Léon), franz. Maler, Sohn des vorigen, geb. 3. Febr. 1842 zu Paris, war Schüler ſeines Vaters und Gérôme's. Unter ſeinen Gemälden ſind zu nennen: der Verrat der Delila, Jaun und Nymphe, Aſop im Hauſe des Samiers Xanthos, Hercules am Scheidewege, die Verſchwörung der röm. Jünglinge zur Wiedereinſetzung des Tarquinius Superbus, die Flucht der Athener u. ſ. w.

Glamorgan, im Gaelliſchen Morgan oder Gwlad Morgan, Graſſchaft in Südwaſes in Großbritannien, grenzt im N. an Brecknockſhire, im W. mit dem Fluſſe Anman an Carmarthen, im O. mit dem Fluſſe Rumney an Monmouthſhire, im S. an den Briſtollkanal, und zählt (1881) auf 2215 qkm 511 672 E., ſodas es die bei weitem am ſtärkſten bevölkerte Graſſchaft in Waſes iſt. Das Land iſt im N. ſehr gebirgig, ſtacht ſich aber gegen das Meer hin allmählich ab. Unter den zahlreichen Flüſſen ſind außer den genannten beſonders der Taf und der Neath von Bedeutung. Der große Vorrat von Kohle und Eiſen hat hier eine ganz außerordentliche Induſtrie hervorgerufen und die bedeutendſten Bevölkerungsmittelpunkte von ganz Waſes geſchaffen; dieſe ſind Merthyr-Tydfil, Swansea und Caerdyff. Obwohl in G. allgemein engliſch geſprochen wird, ſo iſt das Waſiſch oder Waſiſſiſche doch noch in den meiſten Kirchen die Sprache beim religiöſen Ritus.

Glan, rechtsſeitiger Zufluß der Nahe, entſpringt am Höcherberge im W. von Waldmohr in Rheinbayer und mündet unterhalb Staudernheim. Links geht zu ihr der Kuſelbach, rechts die Lauter von Kaiſerlautern. [wurm.

Glander oder **Keislor** Kläſer, ſ. unter Korn.

Glandulae nennt man in der Botanik drüſenartige Haarbildungen, wie ſie ſich an den meiſten ſtark riechenden Pflanzenteilen befinden. (Näheres ſ. unter Haare.)

Glanz iſt eine für die Charakteriſtik der Mineralien belangreiche Eigenschaft. Man verſteht darunter die durch die ſpiegelnde Reſlection des Lichts von ihren mehr oder weniger glatten Oberflächen, in Verbindung mit zerſtreutem Licht hervorgerufene Erſcheinung, ſofern man dabei von der Farbe abſieht. Der G. der Mineralien zeigt Verſchiedenheiten nach Quantität und Qualität, nach der Stärke und nach der Art. Seine Stärke iſt zwar abhängig von mancherlei Zufälligkeiten (z. B. von Glätte oder Rauigkeit, Größe oder Feinheit des Korns, Kompaktheit oder Lockerheit), und daher oft von geringerem diagnoſtiſcher Wichtigkeit; doch pflegt man in dieſer Hinſicht die Grade: ſtarkglänzend, glänzend, wenigglänzend, ſchimmernd und matt oder glanzlos zur Bezeichnung zu benutzen. Charakteriſtiſcher ſind die eigentümlichen Arten des G., deren man ſolgende unterſcheidet, welche jedoch durch allmähliche Abſtufungen ineinander verlaufen: Metallglanz, der ſehr intensive und beſondere G. der Metalle, welcher ſtets mit völliger Undurchſichtigkeit verbunden iſt; Diamantglanz, der ebenfalls ſehr lebhafter G. des Diamants, welcher auch bei manchen Varietäten anderer Mineralien (z. B. Zinkblende, Weißbleierz) vorkommt; Glasglanz, wohl die häufigſte Art des G., der

G. des gewöhnlichen Glaſes (z. B. am Bergkryſtall, Smaragd, Aduſar); Fettglanz, der G. eines mit fettem Öl beſtrichenen Körpers (z. B. am Schwefel, Gläſolith); Perlmutterglanz, der eigentümliche milde G. der Perlmutter, findet ſich namentlich auf ſolchen Flächen, denen eine ſehr vollkommene Spaltbarkeit oder eine lamellare Zuſammenſetzung entſpricht, und iſt eigentlich nicht die reine Spiegelung von der Oberfläche, ſondern das Reſultat der Spiegelung zahlreicher übereinanderliegender Lamellen eines durchſichtigen Körpers (z. B. am Glimmer, Gips, Stibit); Seidenglanz, eine wenig lebhaftere, oft nur ſchimmernde Art des G., welche lebhaftig in der feinfaserigen Aggregation begründet iſt (z. B. am Aſbeſt, Faſergips oder Alabaſter). Theoretiſch dürfte der G. aller ungleichwertigen Flächen der Kryſtalle eine Verſchiedenheit beſitzen, deren verſchwindende Feinheit aber meiſtens unſerer Wahrnehmung entgeht. Kalkſpat und Aporophyllit zeigen ſo auf ihren baſiſchen Endflächen Perlmutterglanz, auf ihren vertikalen Priſmenflächen Glasglanz. Dieſe charakteriſtiſche Differenz des G. erleichtert oft nicht nur die Deutung der Flächen, ſondern auch die Erkennung des Minerals. Kryſtallographiſch gleichwertige Flächen verhalten ſich rüchſichtlich der Art und Stärke des G. meiſtens teils übereinſtimmend.

Glanzbraunſtein, ſ. Hausmannit.

Glanze (Galenoid), der alte Name für eine Klaſſe von Mineralien, welche in erſter Linie Schwefelmetalle, auch Selen- und Tellurmetalle darſtellen, metalliſchen Habitus und meiſt grau und ſchwarze, ſelten weiße oder tombadgelbe Farle beſitzen; ſie ſind mild oder geſchmeidig, ſelten etwas ſpröde; ihre Härte geht bis zu der des Kalkſpates ſteigt nur ſelten etwas darüber. Durch dieſe ſelten phyſik. Eigenſchaften unterſcheiden ſie ſich von den in chem. Hinſicht ebenfalls aus Schwefelmetallen beſtehenden Kieſen und Blenden. Zu den (gehören z. B. Kupferglanz, Silberglanz, Wiſmuthglanz, Wolframbglanz, Antimonglanz, Bleiglanz, Beryllit, Polybaſit u. ſ. w.)

Glanzeſenerz, ſ. Eiſenglanz.

Glanzerz, ähnlicher alter Name wie Glaſe für Silberglanz (ſ. d.).

Glanzfirnis iſt gleichbedeutend mit Weingeſirnis (ſ. Firnis) und beſteht aus Löſungen v Schellack, Körnerlack, Kopal in Weingeiſt, Äther oder Aceton.

Glangaze, ein zum Bededen von Wilbe Stidereien u. ſ. w. verwendetes gazeartiges Bau wollgewebe, das durch einen mit aufgelöſter Senſenblaze hergeſtellten Überzug wie gefirnißt erſcheint ſtarken Glanz bei faſt vollkommener Durchſichtigkeit beſitzt und den Staub nicht durchläßt.

Glanzgöld dient zum Verzieren von Borlangengeſtänden, bei denen es weniger auf Dauerhaftigkeit der Vergöldung, als auf geringe Herlungskosten ankommt, ſo bei der Anfertigung Rippfiguren, bei der Verzierung von billigen ſchirren u. dgl. Zur Darſtellung des G. löſt man 10 g Gold in Königswaſſer, verdampft die Löſung um alle freie Säure zu verjagen, im Waſſer zur Trockne und löſt den Rückſtand in 90 g Schmelzſäure; leſtern erhält man durch Erhitzen 1 Teil Schwefel mit 5 Teilen Terpentinöl, das 1 bis einige Tage lang in dünner Schicht ausgebreitet der Luft ausgeſetzt geweſen iſt. So bereitet, bi

das G. eine dickflüssige, braunschwarze Flüssigkeit, die eventuell durch Zusatz von etwas Lavendelöl so weit verdünnt wird, bis sie leicht aus dem Pinsel fließt; doch darf die Verdünnung nicht zu weit getrieben werden, weil sonst statt des Goldes nur rote bis blaue Farben entstehen würden. Das G. wird mit dem Pinsel auf die Glasur des fertig gebrannten Gegenstandes aufgetragen und dann durch nicht zu starkes Erhitzen in der Muffel eingebrannt, bis die Goldfarbe glänzend erscheint. Auf gleiche Weise wird Glanzplatin und Glanzsilber verwandt. Ersteres erhält man durch Verreiben von trockenem Platinglorid mit Rosmarinöl und Verdünnen der sich dabei bildenden harigen Masse mit Lavendelöl; Glanzsilber entsteht beim Verreiben von Höllenstein mit Lavendelöl. Die Verwendung des Glanzsilbers ist wenig zu empfehlen, da der Farbenton des Silbers zu wenig vom Porzellan verschieden ist; man erzielt ungleich bessere Effekte durch Verwendung von Glanzplatin, da die Farbe des in letztem enthaltenen Metalls besser von der Grundfarbe absteht.

Glanzgras, Pflanzengattung, f. Phaläris.

Glanzgrün, s. wie Auerzberger Grün (f. d.).

Glanzkalender, ein bei der Appretur mancher Gewebe zur Erzielung eines hohen Glanzes benutzter Kalender, f. unter Appretur, Bb. I, S. 786^a.

Glanzkobalt oder Kobaltglanz, auch Kobaltin genannt, ein Mineral, welches eins der reichsten Erze für die Blaufarbenfabrikation abgibt, irrschallig in der parallelschüßig-hemiödrischen Abteilung des regulären Systems, namentlich in Pentagondodekaedern und deren Kombinationen mit Hexaedern, Oktaedern, Dyakisdodekaedern, ganz ähnlich dem Eisenties. Die meist eingewachsenen Krystalle (auch körnige und stengelige Aggregate kommen vor) sind vollkommen nach dem Würfel spaltbar, stark glänzend, rötlich silberweiß, oft grau angelassen, von Härte 5,5 und spez. Gewicht 6,5 bis 6,1. Die chem. Zusammensetzung ist Co_3As , deutbar als $\text{Co}_2\text{S} + \text{CoAs}_2$, mit 35,51 Proz. Kobalt, 45,18 Arsen und 19,31 Schwefel, doch werden gewöhnlich einige Prozent Kobalt durch Eisen ersetzt; auch die Zusammensetzung ist also analog mit derjenigen des Eisenties. Salpetersäure löst das Erz unter Abscheidung von arseniger Säure und Schwefel zu einer roten Solution. Es findet sich zu Lunaberg und Vena in Schweden, Stutterud in Norwegen, seltener zu Querbach in Schlesien und im Siegerland, neuerdings zu Dachsleben bei Elisabethpol am Neufassus als ein bis 60 cm mächtiges Lager.

Glanzsole, f. Anthracit.

Glanztrümpe, f. unter Dekatieren.

Glanzleimwand (frz. treillis, engl. trelis), eine leichtere, ziemlich feine Leinwandgattung von losem Gewebe, die verschieden gefärbt, stark appretiert und mittels einer Glättmaschine mit hohem Glanz versehen in den Handel kommt.

Glanzpatte (frz. carton glacé, engl. glazed board) oder Preßpappe, harte, fast hornartige, dicke Patte von großer Feinheit und Glätte, die durch stieres scharfes Pressen und durch Behandlung auf einer Glättmaschine hohen Glanz erhalten hat und besonders zum Tuchpressen, zum Glättpressen des bedruckten Papiers, sowie zu den Weberarten der Jacquardmaschine benutzt wird.

Glanzplatin, f. unter Glanzgold.

Glanzrinde, f. Eichenrinde.

Glanzruß, f. unter Flatterruß und Ruß.

Glanzsilber, f. unter Glanzgold.

Glanzstärke ist eine Mischung von 1 kg Weizenstärke mit 60–70 g Stearin, welches im gepulverten Zustande der Stärke zugesetzt wird. Die G. dient zum Appretieren der Wäsche und erteilt derselben beim Bügeln eine schön weiße Farbe und schönen Glanz, auch wird das Bügeln bei Verwendung der G., die im übrigen ganz ebenso wie bei gewöhnlicher Stärke erfolgt, bedeutend erleichtert.

Glanztast, ein leichter, stark mit Gummi appretierter und geglätteter Tast.

Glanztapeten oder satinierte Tapeten (frz. papier satiné, engl. satined hanging), f. unter Tapeten.

Glanzvergoldung, f. Glanzgold.

Glanzwirn (frz. coton cordonnet, fil glacé; engl. glazed thread, patent bobbin), baumwollener Nähzwirn, der durch äußerst regelmäßiges Aufspulen auf einer besonders Maschine einen ziemlich starken Glanz erhalten hat.

Glareanus (Heinrich, eigentlich Loriti), Humanist, geb. im Juni 1488 zu Nollis im Kanton Glarus, studierte in Rottweil und Köln Philosophie und Theologie und wurde 1512 vom Kaiser Max I. zum Dichter gekrönt. Er nahm teil an dem Kampfe gegen die Dunkelmänner und begünstigte anfangs die Reformation, wandte sich aber später von ihr ab und verließ Basel, wo er seit 1522 sich aufgehalten hatte, mit Erasmus von Rotterdam 1529 nach dem Siege der Reformation in Basel. Er siedelte nach Freiburg i. Br. über, wo er bis 1560 Professor der Geschichte und Poetik war und 27. März 1563 starb. Seine Hauptwerke sind: «*Helvetiae descriptio*» (Bas. 1514), «*De geographia liber*» (Bas. 1514), «*Isagoge in musicam*» (Bas. 1516), «*De arte musica*» (Bas. 1546). Auch schrieb er «*Annotationes*» zu vielen lat. und griech. Schriftstellern.

Glarenta, f. Glarence.

Glariden oder Glariden (die), ein Bergstod der Glarner Alpen (f. Alpen 21), von der Tödi-Gruppe durch den Glaridenfirn und das Glaridenjoch (2969 m) geschieden, nördlich durch den Klausenpaß begrenzt, erhebt sich an der Grenze der Schweiz. Kantone Glarus und Uri zu 3270 m Höhe über dem Meere. Der Bergstod, aus Kalksteinen der Rummulitenformation bestehend, bildet ein Kreuz, dessen Mittelpunkt die Firnstuppe des Glaridenstods (3270 m) einnimmt. Am Ende des südlich gegen das Glaridenjoch hinstehenden Arms steigt die Felspyramide des Glaridenhorns (3104 m) auf; nach N. senkt sich ein jädiger Felsgrat gegen den zerklüfteten Glaridengletscher; der östl. Arm verknüpft die G. mit der Kette der Teufelsköde (3049 m) und des Gernsfayrenstods (2974 m), der westliche mit derjenigen des Scheerhorns (3295 m) und der Winzgälle (3192 m). Die Besteigung des Glaridenstods ist nicht schwierig und wird sowohl vom Maderaner- als vom Vinththal aus nicht selten ausgeführt.

Glarner Alpen heißt diejenige Gruppe der Schweizer Alpen, die sich von der Reuß östlich bis zum Rhein erstreckt und im N. vom Schächenthal, dem Klausenpaß, dem Vinththal, dem Walensee und der untern Seer, im S. vom Oberalp- und dem Rheinthal begrenzt wird. Der Hauptgipfel ist der Tödi, 3628 m hoch. (S. Alpen 21.)

Glarner Schiefer. Schwarze Dachschiefer der unteren Jurathonschichten, mit wohlhabenden Fossilien. Siehe im Glarus O. 18.

Glarus. Der Bergstod der Schweizer Alpen im Glarus, wird im O. vom Albis, im N. vom Nidenthal, im W. vom Nidenthal, im S. vom Nidenthal, und hängt im S. mit der unteren Jurathonschichten zusammen, die sich südlich dem schweizerischen Nidenthal und dem Nidenthal im Kanton Uri nach W. bis zum Nidenthal erstreckt. Der G. besteht aus Kalkstein der jurassischen und der Kreideformation, in Schiefer und bildet vier Hauptgipfel im NO. der Vorbergländel (2081 m), der die Stadt Glarus übertrifft und von dieser aus leicht in 4—6 Stunden bestiegen wird. Südlich davon das Brennelgärtli oder Mittelgländel (2007 m), westlich von diesem der Ruchen (2010 m) und südlich die höchste und schneeigste Spitze, der Dachstock oder Hintergländel (2220 m). Trotz seiner relativ geringen Erhebung trägt der Dachstock sechs Gletscher und ist von denen der größte der Glarner Gletscher, den Südbach des Ruchen besetzt. Am höchsten von dem Gländelgipfel wird der Ruchen vom Nidenthal aus bestiegen, namentlich letztem an seinem Fuße eine Schirmhütte errichtet und die prächtige Aussicht des Berges durch ferne treffliche Passagen bekannt ist. Am Nordfuß des G. vorbei führt aus dem romantischen Nidenthal ein schlechter Saumpfad über den Bragelpass (1556 m) ins Nidenthal und nach Schwyz.

Glarus, der südrhätische Kanton der Schweiz, wird im N. und O. von St. Gallen, im S. von Graubünden, im W. von Uri und Schwyz begrenzt und umfasst ein Areal von 601 qkm. Das Land besteht aus einem etwa 45 km langen, nach N. offenen Thale, das im W. S. und O. von hohen felsigen, teilweise vergletscherten Ketten umschlossen wird. Im W. erheben sich die Schweizer Alpen mit dem Ortli (2715 m), dem Gländel (2920 m) und dem Wiggli (2824 m), der Südrand bildet der Hauptkamm der Glarner Alpen mit dem Tödi (3623 m), dem Hausstock (3122 m), von dem nördlich, das Nidenthal vom Serus, oder Nidenthal (2771 m) vorstürzen, und dem Sauterstock (3164 m) im Sordongebiet, und von diesem erstreckt sich nach N. bis zum Walensee das felsige Mittelalpengebiet der Spymen (2145 m) und des Nidthalstockes (2442 m). Der ganze Kanton gehört zum Nidthalgebiet. Sein Hauptfluß ist die Linth (1 d), die am Tödi entspringt und durch den Gletscher in den Walensee mündet. Rechts geht derselben aus dem Nidthal die Serus, links aus dem lieblichen Nidthal der Linth zu. Treibt in den Walensee mündet die Rutz. Der Kanton zählt (1890) 34213 Q., worunter 37097 reformierte, 7005 Katholiken, 7 Jüdinnen und 64 Madergläubige. Die Bevölkerung ist alemannischen Stammes und deutscher Zunge. Bei der gegenwärtigen Beschaffenheit des Bodens reichen Ackerbau und Viehzucht nicht aus, um die Einwohner zu ernähren, gegen 1/3 Proz. derselben sind deshalb auf Industrie und Handel angewiesen. Von dem Areal entfallen 12 Proz. auf Waldungen, 47 Proz. auf Acker-, Wiesen- und Weideland, 7 Proz. auf Gärten, Serus und Flüsse, 20 Proz. auf Felsen, Schutthalden u. s. w. Während der Ackerbau sich auf die Sohlen der beiden Haupttäler und die Ebene des Nidthalstockes beschränkt, wird die Vieh-

zucht vornehmlich auf den Voralpen als Alpwirtschaft betrieben und liefert besonders den als Schweizer bekannten Käse. Nach der Ausdehnung von 1878 zählt der Kanton 9006 Häuser, 2967 Schenke, 2000 Schenke, 614 Pflanzhöfe. Die Eisenbahn am Nidthal, der Engi liefert vorzügliche Lärchenholzer, an deren Bruch bei Glarus wurde 1881 durch eine Explosion verhängnisvoll. Von den wenigen Mineralquellen ist die allseitige Schwefelquelle von Stadelhofen (1 d) zu nennen. Als Kuranstalt Kurort wirkt namentlich Voralpen und Nidthal im Nidthal an. Der wichtigste Industriezweig ist die Baumwollmanufaktur (Spinnerei, Weberei, Färberei und namentlich Druckerei), welche auf den Betrieb der Textilindustrie beruht. Auch die Holz- und Seidenindustrie sind nicht unbedeutend. Der Handel, begünstigt durch die 1883 gegründete Anstalt, bringt Lärchenholzer, Schafwolle, Baumwollwaren zur Markte. So rege wie die Viehzucht und Handel sind, so ist doch die Produktion sehr arm und die Auswanderung, deshalb eine so starke, daß die Volkszahl sich im 1870 bis 1900 um 3 Proz. verringert. Der zweckmäßigste Regierung der Auswanderer verhandelt die drei glarner Gemeinden Raglare, Voralpen und Nidthal im nordwestlichen Saale. Wo sonst ihre Entlassung, und glarner Handelskolonien haben sich in fast allen großen Städten Europas und auch in den wichtigsten Handelsplätzen der außereurop. Welt. Der wichtigste Verkehrswege der Glarner ist die Linie Nidthal-Glarus, Jura, d. Schweiz, Nordostbahn, an die sich der Glarner Linie Glarus, Westen der Vereinigten Schweiz, nach und der Schwanden die Poststraße des Nidthal angeschlossen. Mit seinen westl., süd. und N. Nachbarn ist der Kanton nur durch hohe, nicht fahrbare Pässe wie Bragel, Ruchen, Voralpen u. Sordongebiet verbunden. Die wichtigsten Ortschaften sind außer der Hauptstadt Glarus Nidthal (2001), im O. oder Nidthal (1 d) und Engi, Nidthal, Schwanden (2236 Q.) an der Vereinigung der beiden Täler, Sordongebiet (2725 Q.), Glarus gegenüber, am rechten Nidthal, im Nidthal (2005 Q.), Nidthal (2005 Q.) und Nidthal.

Die Verfassung ist rein demokratisch. Die gebende Behörde ist die Landsgemeinde, d. h. Gesamtheit aller Stimmberechtigten, die sich alljährig im Mai in der Hauptstadt versammelt, vollzieht die Ständekommission (neun Mitglieder, von Landsgemeinde gewählt) und der Rat (je ein J. gilt auf 1000 Q., von den Gemeinden gewählt). Zwischen beiden steht als vordringende Behörde der Landrat, welcher aus der Ständekommission, dem Rat und Abgeordneten der Gemeinden je zwei auf ein Wahlmitglied, besteht. Die Ratdauer beträgt drei Jahre. Der Präsident führt den Landrat. Der Kanton zählt 30 Gemeinden, die sich in 17 polit. Gemeinden oder W. tagen teilen. In der Spitze jeder Gemeinde ein Gemeinderat von drei bis neun Mitgliedern. Jeder Tagung hat einen Vermittler, als h. Inhaber des Amtes ein Gemeinderat und ein Anwalt. In der Spitze steht ein Appellationsgericht von neun Mitgliedern. Im J. 1891 betragen die Steuern des Kantons 75016 Frs., die Ausgaben 750630 Frs., und einer Landesbank von 6000 Frs. standen im Verlage von 6000 Frs. gegründet. Die Landesbank ist reformiert. R.

werden durch die Synode geregelt, die Katholiken stehen unter dem Bistum Chur. In Räfels besteht noch ein Kapuzinerkloster. Höhere Lehranstalten besitzt der Kanton nicht, dagegen ist das Volksschulwesen gut geordnet und es bestehen mehrere treffliche Schandarschulen. Bei den Rekrutenprüfungen von 1882 nahm G. den siebenten Rang ein. In militärischer Hinsicht gehört der Kanton zum Stammbesatz der 8. Division. Das Wappen ist im roten Felde ein schwarzgekleideter Pilgrim (St. Fridolin).

Geschichtliches. Zur Römerzeit zu Rhätien gehörig, wurde das Land schon frühzeitig von Alamannen besiedelt, die um 530 von dem Glaubensboten St. Fridolin zum Christentum belehrt wurden. Im 9. Jahrh. kam das Thal von G. an das Kloster Sädingen und von diesem 1288 an die Rautevögte desselben, die Habsburger. Mit der neuen Herrschaft unzufrieden, näherte sich das Land den Eidgenossen, deren Bunde es 1352 nach dem Siege auf dem Rautfeld bei Räfels als schutzbefähigster Ort mit geringern Rechten beitrug. Durch die zweite Schlacht bei Räfels 1388 errang G. endlich die vollständige Unabhängigkeit von Österreich; 1395 gelang es ihm, die Berechtigung des Stifts Sädingen größtenteils abzuschaffen. 1450 wurde es für seine Hilfe im alten Jährkriege durch einen bessern Bundesbrief belohnt und 1514 erwarb es durch Kauf die Herrschaft Werdenberg als Unterthanenland. Die Reformation, der durch Zwinglis Einfluss 1528—30 der größte Teil des Ländchens zusiel, verursachte, ohne den Kanton zu trennen, eine Spaltung in zwei getrennte Verwaltungen, die schon früh, namentlich aber gegen das Ende des 18. Jahrh., zu vielen Zwistigkeiten Anlass gab. Beim Umsturz der alten Eidgenossenschaft 1798 verlor G. die Herrschaft Werdenberg und wurde dem Kanton Linth der Helvetischen Republik zugeteilt. Im J. 1799 wurde das Land von den Kriegereignissen, namentlich von Suworows Marsch über den Panixerpaß, schwer mitgenommen. Durch die Mediation 1803 erhielt der Kanton seine Selbständigkeit wieder, nicht aber die Herrschaft Werdenberg, die auch bei der Herstellung der alten Ordnung durch die Restauration und die Verfassung von 1814 mit dem neuen Kanton St. Gallen verbunden blieb. Nach dieser Verfassung galten wieder für Reformierte und Katholiken getrenntes Recht, Gericht und Verwaltung. Unter der gemeinsamen Regierung und Landsgemeinde gab es noch eine besondere reform. und kath. Landsgemeinde, und die Ernennung des Landammanns war zwischen beiden bekanntlich gleich geteilt. Aber bei dem wachsenden Übergewicht der Reformierten sowohl an Zahl wie an Bildung, Besitz und Steuerkraft war dieses Verhältnis auf die Dauer unhaltbar. Es wurde daher 1836 von der reform. Bevölkerung eine neue Verfassung angenommen, der sich nach heftigem Widerstand endlich auch die Katholiken fügten. Durch diese Verfassung, die 1842, 1851, 1866, 1873 und 1880 teilweise revidiert wurde, jedoch in ihren Hauptzügen jetzt noch zu Recht besteht, wurde von jeder Konfession die Beforgung ihrer konfessionellen Angelegenheiten unter Aufsicht des Staats überlassen, die polit. Lenkung der Konfessionen jedoch aufgehoben. Im Sonderbundskriege stand G. auf der eidgenössischen Seite. Bei den Abstimmungen über die Revision der eidgenössischen Verfassung 1872 und 1874 stimmte es beidermal mit harter Majorität für die Revision. Vgl. Herr, «Der Kanton G.» (St. Gallen 1846).

Glarus, die Hauptstadt des gleichnamigen Kantons der Schweiz, liegt 454 m über dem Meere, auf dem linken Ufer der Linth, an den Bahnhöfen Linthal, G. Zürich und G. Meesen und zählt (1890) 5330 E., worunter 3993 Reformierte, 1327 Katholiken, 7 Israeliten und 3 Andersgläubige. In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai 1861 wurde die Stadt bei heftigem Föhnstürme zu drei Vierteln vom Feuer verzehrt. Der Brand zerstörte 600 Gebäude und verursachte einen Schaden von 8½ Mill. Frs. Jedoch erholte sich der Ort, von der ganzen Schweiz kräftig unterstützt, sehr bald wieder und ist nun eine wohlgebaute Stadt mit breiten, geraden Straßen und zahlreichen schönen Neubauten, von denen das Regierungsgebäude, die zweithürmige Simultankirche in roman. Stil, das schöne Schulgebäude und das Kantonspital zu erwähnen sind. Als natürlicher Mittelpunkt eines sehr industriellen Kantons hat G. einen sehr lebhaften Handelsverkehr, der durch zwei Bankinstitute und eine Börse befördert wird. Die Umgebung ist ungemein großartig. Südwestlich wird die Stadt von der majestätischen Pyramide des Nordberglärms (2331 m) überragt, nordwestlich erheben sich die lahlen Riesennauern des Wiggis und östlich der breitflürnige Schilt (2286 m), dessen ungeheure Schroffwände grau und lahl aus dem frischen Grün des Thalgrundes und der Vorberge aufsteigen. Den südl. Hintergrund bildet der vergletscherte Hausstock mit dem Freibergen und dem Rätsp.

Glas (frz. verre, engl. glass) ist ein durch Schmelzung entstehendes Gemenge von Verbindungen der Kieselsäure mit Metalloxyden. Diese Verbindungen sind bei sehr hohen Temperaturen dünnflüssig, werden beim Sinken der Temperatur zähflüssig und bilden eine formbare Masse, die beim Erkalten erhärtet und dann durchsichtig, durchscheinend oder undurchsichtig sein kann. G. ist ein schlechter Elektrizitäts- und Wärmeleiter und wird von konzentrierten Lösungen ätzender Alkalien stark angegriffen, indem ihm Kieselsäure entzogen wird. Eigentümlich ist allen Glasarten ein gewisser Glanz und ein muscheliger Bruch. Je nach der Zusammensetzung des G. ist das spezifische Gewicht desselben verschieden; das höchste spezifische Gewicht besitzen die bleihaltigen Gläser. Durchschnittlich gelten folgende Werte: Flintglas 3,7 bis 3,9; Krystallglas 3,2 bis 2,9; Flaschenglas 2,7 bis 2,5; Fenster-, resp. Spiegelglas 2,4 bis 2,4; Weißhohlglas und Medizinglas 3,5; böhm. Hohlglas 2,4. Gleichfalls von der Zusammensetzung abhängig ist die Härte des G. So sind bleihaltige Gläser am weichen, natronhaltige härter und kalihaltige am härtesten. Die gewöhnlichsten Bestandteile der verschiedenen Glasarten sind: Kieselsäure, Natron, Kali, Kalk, Metoxyd, Manganoxydul und Thonerde, von denen die fünf zuerst aufgeführten zu den wesentlichen Bestandteilen gehören, während die letztgenannten nur zufällig und in Verbindung mit den andern im G. vorkommen.

Die zur Herstellung von G. erforderlichen Rohmaterialien sind in der ganzen Natur verbreitet. Kieselsäure findet sich in Form von Sand, Quarzfelsen, Feuerstein und Infusorienerde; Natron findet sich in der Natur als Rochsalz, wird jedoch weniger in dieser Form, sondern als kohlensaures Natron (Soda) und schwefelsaures Natron (Glaubersalz) verwendet; Kali wird in Gestalt von kohlensaurem Kali (Pottasche) gebraucht, Kalk als

Kalkstein und Kreide, Blei als Bleiglätte und Mennige; Mangan dient in Form von Braunstein sowohl zum Färben als zum Entfärben, meist jedoch zu letztem Zweck, indem es als Oxydationsmittel das stark grün färbende Eisenoxydsilicat in das schwachgelblich färbende Eisenoxydsilicat verwandelt. Weitere Entfärbungsmittel sind Nidel- und Kobaltoxyd. Als Oxydationsmittel dienen ferner Salpeter, weißes Arsen oder arsenige Säure. Die beim Beschneiden von Tafel- und Spiegelglas entstehenden Abfälle (Schnittglas), die durch Bruch von Glasgefäßen entstehenden Scherben (Glasbroden) und das im Ofen durch Plagen eines Liegels ausgelaufene G. (Herzogglas) finden Verwertung, indem sie dem Gemenge zugesetzt werden. In neuerer Zeit, nach Einführung der verbesserten Ofensysteme und namentlich des Siemens'schen Wannenofens, werden noch eine Anzahl roher Gesteinsarten mit Erfolg verschmolzen, und zwar hauptsächlich Feldspat, Pechstein, Phonolith, Granit, Basalt, viele Laven und Hohofenschlacke.

Das Gemisch, welches aus den für bessere Glasarten vorher gereinigten, gepulverten und in bestimmten Verhältnissen verwendeten Rohmaterialien hergestellt ist, heißt das Gemenge oder der Glaszajab; dasselbe wurde früher fast in allen Glashütten, ehe es in die Schmelzgefäße (Glashäfen) gebracht wurde, in besondern Glühöfen bis zur schwachen Weißglut erhitzt, sodas es zusammenfinterte, welche Operation Tritten genannt wird. Nachdem das Gemenge in die Schmelzgefäße gebracht ist, beginnt die Schmelze. Wenn die Temperatur im Ofen eine entsprechende Höhe erreicht hat, findet eine Zersetzung statt; die Kieselsäure verbindet sich mit den vorhandenen Basen und gibt die Säuren frei. Unter Einwirkung von Kohle wird die Schwefelsäure in schweflige Säure und in Kohlensäure zerlegt. Mit der Kohlensäure der Pottasche, der Soda und des Kalks vereinigt, entweicht dieselbe aus der Masse in Gestalt von Gasblasen. Durch die im Anfang des Prozesses sehr lebhafteste Gasentwicklung wird ein starkes Aufwallen, resp. Aufschäumen der Masse hervorgerufen, welcher Vorgang bei fortschreitender Schmelzung weniger lebhaft wird und zuletzt ganz aufhört. Während des Schmelzens bildet sich aus den unzerseht gebliebenen Teilen des Gemenges die sog. Glasgalle, welche früher die Herstellung guten G. sehr erschwerte und die man durch Abschöpfen (Abtrennen) entfernen muß; neuerdings ist durch die Anwendung gereinigter Soda oder, wenn man Glaubersalz anwendet, durch Hinzufügung einer entsprechenden Menge Kohlenpulver die Bildung von Glasgalle auf ein Minimum reduziert. Bis zum Ende des Schmelzprozesses muß, damit die Masse möglichst dünnflüssig bleibt und so das Entweichen der Gase erleichtert wird, die höchste Temperatur erhalten werden; die betreffende Arbeit nennt man Heißschüren. Da die innige Verbindung der einzelnen Theilchen des Gemenges durch das Aufwallen der Masse sehr begünstigt wird, rußt man am Ende des Schmelzens dieses Wallen künstlich hervor, indem man einen wasserhaltigen Körper an ein Eisen spießt und mit demselben auf den Grund des Schmelzhafens fährt; durch das plötzliche Verdampfen des Wassers wird ein außerordentlich lebhaftes Aufschäumen der Masse bewirkt und so jede Verbindung der einzelnen Gemengetheilchen nach dem spezifischen Gewicht ver-

mieden. Man bezeichnet diese Operation mit dem Ausdruck Blasen des Glases. So vorteilhaft indes das Aufschäumen der Masse für die innige Vermischung derselben ist, so hat es doch andererseits den Nachteil im Gefolge, das man den Hafen nach sogleich mit Gemenge vollfüllen kann, weil sonst die Masse überichäumen würde; man fällt daher den Hafen in drei bis vier Schichten, indem man die nächste Füllung erst zugibt, wenn die vorherige aus geschäumt hat und auf ihr niedrigstes Niveau gesunken ist. Als letzte Füllung gibt man meist Broden hinzu. Bei regelrechtem Verlauf der Schmelze muß eine am Ende des Heißschürens mit einem Eisenstab herausgenommene Glasprobe in dünnen Fäden von dem Stab ablaufen und dabei keine feinen Blasen zeigen. Um nun dem G. die zur Verarbeitung erforderliche Konsistenz zu geben wird der zweite Teil der Operation, das sog. Kalt schüren, begonnen. Dasselbe besteht darin, da man das Feuer bedeutend mildert oder auch ganz entfernt und die Arbeitsöffnungen läßt, sodas b im Innern des Ofens herrschende hohe Temperatur wesentlich erniedrigt wird.

Auf die Herstellung der Schmelzgefäße (Glashäfen) muß große Sorgfalt verwendet werden, da das Springen auch nur eines derselben während des Betriebes sehr unangenehme Störung zur Folge hat. Mit Rücksicht darauf, das ein Hafen etwa 800 kg G. aufzunehmen und den Druck der Masse in weißglühendem Zustand auszuhalten hat, erscheint es begreiflich, das Material und die Arbeit derselben von besonderer Wichtigkeit sind. Glashäfen bestehen aus gutem feuerfesten Thon mit einem Zusatz von Chamotte; doch ist die genaue Zusammensetzung der Masse, ebenso wie die des Glases, ein meist ängstlich gehwahrtes Geheimnis einzelner Hütten. Die Form ist gewöhnlich eintiegelartige, und zwar sind die Gefäße oben entweder offen oder geschlossen. Die oben geschlossenen Häfen haben an der Seite eine Öffnung, durch welche der Glasmacher seine Pfeife einführen kann, und sind in dieser Weise konstruiert, um bei den al Steinkohlenöfen eine Berunreinigung der Glasmasse durch umherliegende Asche zu verhüten. bei der neuerlich angewendeten Gasfeuerung derartige Berunreinigung ausgeschlossen ist, steht meist offene Häfen in Gebrauch.

Sehr gute Resultate werden mit dem von Friedrich Siemens konstruierten, in Fig. 1 und 2 der Tafel Glas I (Fabrikation) dargestellten kontinuierlichen Hafen erzielt. Dieser besteht, wie die Abbildung zeigt, aus den Abteilungen A, B und C von denen A zum Verschmelzen, B zum Läutern, während aus C die Glasmasse aufgearbeitet wird. Unter sich sind diese Abteilungen derart verbunden, das die in A geschmolzene Glasmasse sich auf dem Boden ansammelt, durch den Kanal mit welchem A am Boden in Verbindung ist, in Höhe steigt, bis sie oben nach B überfließt. Die Abteilung B, in welcher die Läuterung vor sich geht, infolge deren die schaumigen, unreinen Schichten sich an der Oberfläche sammeln, steht durch eine Öffnung b unten am Boden, wo sich die geläuterte Masse befindet, direkt mit C in Verbindung; es alsdann die geläuterte Masse in denjenigen Raum, in welchem sie verarbeitet wird. Der Druck, welcher die flüssigen Massen zwingt, den angegebenen Weg zu nehmen, wird durch verschiedenem Stand derselben in den einzelnen Abteilungen

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.



3. Ofen



5. Runder



6. Runder



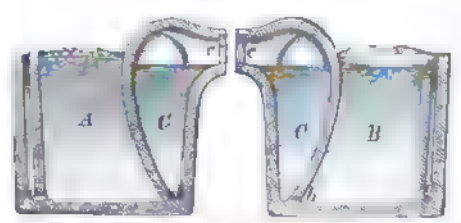
7. Runder



10. Formen eines Bechins



12. Fabrikation im Glaskanal



2. Kontinuierliche Herstellung von Glas



4. Ofen für kontinuierliche Herstellung von Glas

An
 ni
 zu
 dg
 fd
 de
 Re
 Ge
 be
 ste
 vo
 br
 ga
 tu
 An
 Di
 ste
 ha
 nu

for
 stü
 bei
 fa
 ten
 gel
 ich
 ter
 Ma
 bri
 pei
 hai
 ver
 die
 min
 Ro
 we
 bla
 leb
 wa
 fen
 zun
 Bi
 seh
 Gl
 G.
 (At
 die
 Gl
 ent
 vor
 zun
 Ma
 wei
 per
 nen
 bin
 das
 ruf
 lün
 Rör
 den
 plö
 ord
 wir
 mer

hervorgebracht. Abgesehen von dem kontinuierlichen Betrieb, besteht der Hauptvorteil dieser Häfen darin, daß in den Raum c, aus welchem sich der Glasbläser mit der Pfeife sein Material holt, nur vollständig reine Glasmasse gelangen kann.

Die zum Schmelzen des G. dienenden Öfen (Glasöfen) sind in der verschiedensten Weise konstruiert. Die Herstellung dieser Öfen wird durch den Umstand erschwert, daß dieselben sowohl den höchsten Temperaturen als auch dem größten Temperaturwechsel zu widerstehen haben, so daß der Ofen in fortwährender Bewegung ist, indem er sich durch die Schmelzung ausdehnt und durch die Abkühlung zusammenzieht. Auch die aus der Glasmasse sich entwickelnden Gase wirken nachteilig auf den Ofen ein und vermindern die Haltbarkeit desselben. Als Material zum Ofenbau werden für die am meisten exponierten Stellen gute feuerfeste Chamottesteine genommen; teilweise wird zu diesem Zweck eine besondere Steinmasse zubereitet. Man unterscheidet im allgemeinen Ofen mit direkter und solche mit indirekter oder Gasfeuerung; ferner Häfen- und Wannenöfen. Der Form nach kann man runde, ovale und viereckige Öfen unterscheiden, von denen die letzteren in neuester Zeit die weiteste Verbreitung gefunden haben. Die Form, resp. Konstruktion der Glasöfen mit direkter Feuerung wird hauptsächlich durch die Art des in denselben zu verwendenden Heizmaterials bedingt. Als solches diente früher fast allgemein das Holz, das jetzt nur noch in besonders waldbreichen Gegenden benutzt wird; dasselbe muß vorher höchst sorgfältig getrocknet werden. In feinstohlenreichen Gegenden, namentlich in England, bediente man sich schon seit langer Zeit der Steintohlen, während Braunkohle und Torf nur selten zur direkten Feuerung verwendet wurden. Durch die Einführung der Gasfeuerung für Glasöfen ist die Möglichkeit gegeben, alle, auch die geringwertigsten und sonst in der Glasfabrikation nicht verwendbaren Brennstoffe zu benutzen, ein Vorteil, der auf die Entwicklung der Glasindustrie vom günstigsten Einfluß gewesen ist. Die Gasfeuerung wurde in die Glasindustrie durch Fidentischer, Chabance, Welford, Benini, Schütz, White u. a. eingeführt; allein erst durch das von Friedrich Siemens ausgebildete System der Regenerationsgasöfen (s. unter Feuerungsanlagen) erlangten diese Öfen eine solche Vervollkommenung, daß ihre Verwendung wirklich nutzbringend wurde.

In Fig. 3 und 4 der Tafel: Glas I (Fabrikation) ist ein Ofen älterer Konstruktion für Steintohlenfeuerung im Längs- und Querschnitt dargestellt. Derselbe hat zwei Koste R R, die nach hinten geneigt und in der Mitte durch eine mit schiefen Wandflächen versehene Mauermaße A, den sog. Sattel, getrennt sind. D ist die gewölbte Dede des Ofens, welche mit Ausnahme der Öffnungen c ganz geschlossen ist. Diese Öffnungen dienen zum Herausnehmen der geschmolzenen Glasmassen und es sind daher die Häfen H genau unterhalb der Öffnungen auf der Sohle s aufzustellen. Die gemauerten Scheidewände S, welche eine Öffnung von der andern trennen, dienen dazu, den Arbeiter, welcher auf der um den Ofen laufenden Erhöhung B steht, gegen die von den benachbarten Öffnungen seitlich ausstrahlende Hitze zu schützen.

Ein runder englischer Ofen für Steintohlenfeuerung ist in Fig. 5 und 6 veranschaulicht. In Fig. 5 ist der ganze Ofen im Schnitt gezeichnet.

während Fig. 6 nur den über das Niveau des Arbeitsraums hinausragenden Teil in perspektivischer Darstellung zeigt. Das Feuer wird auf dem Koste D unterhalten; die zur Verbrennung erforderliche Luft tritt durch den Kanal I in das Schornsteinengewölbe H, wird dort angewärmt und streicht sodann durch den Koste nach oben. Die sich bildende Flamme schlägt in den Ofen, bricht sich am Gewölbe und entweicht durch die Häfen E in die Schornsteine. Zwischen je zwei Schornsteinen steht ein Hafen B auf der Sohle des Ofens, welche man die Bank nennt. Durch die Öffnungen C, die Hafenthore, werden die Häfen in den Ofen gebracht; während der Campagne sind dieselben bis auf eine kleine Öffnung, das Arbeitsloch A, vermauert. Daß in dem Gewölbe des Ofens angebracht Zugloch F ist gewöhnlich geschlossen und wird nur beim Anheizen geöffnet. Fig. 7 zeigt die Arbeit an einem solchen Ofen älterer Konstruktion.

Die Wannenöfen sind entweder für periodischen oder für kontinuierlichen Betrieb eingerichtet. In Fig. 8 und 9 ist ein Siemensscher Wannenofen mit Regenerationsgasfeuerung für kontinuierlichen Betrieb dargestellt, der vom Erfinder konstruiert wurde, um den mannigfachen mit der Anwendung von Häfen verbundenen Umständen zu entgegen. Dem Prinzip nach ist dieser Ofen ein vergrößerter kontinuierlicher Hafen. Das Innere desselben ist durch zwei Querwände in drei voneinander getrennte, aber kommunizierende Räume (die Glaswanne) geteilt. Die Abteilung B dient zum Schmelzen, C zum Läutern und A zum Verarbeiten der Glasmasse. Der Glasfag wird durch die Öffnung c in die erste Abteilung der Wanne gebracht und gleichmäßig in derselben ausgebreitet; sobald die Masse zu schmelzen beginnt, gibt man periodisch neues Material hinzu, bis der Boden des Schmelzraumes mit einer 45 cm hohen Schicht geschmolzenen Glases bedeckt ist. Das G. bringt dann durch die unter der ersten Querwand ausgesparte Öffnung, steigt an der entgegengesetzten Seite der Wand in engen Kanälen in die Höhe und fließt in dünner Schicht über eine aufgemauerte Bank in den Läuterraum C. Während des Hinfließens über die Bank ist das G. der ganzen Hitze von zwei auf dasselbe gerichteten Gasströmen ausgesetzt und wird daher möglichst stark erhitzt, wodurch alle etwa noch ungeschmolzenen Glasstücke geschmolzen werden. Das geläuterte und von Gasblasen befreite G. sinkt vermöge seines größern spezifischen Gewichts auf den Boden des Läuterraums, worauf es durch zwei Öffnungen der Querwand v in den Arbeitsraum A gelangt. Während die Räume B und C durch die von den Generatoren kommenden und durch die Kanäle h und b eintretenden Gas- und Luftströme direkt geheizt werden, erhält der Arbeitsraum A keine direkte Heizung, sondern empfängt die erforderliche Wärme vom Raume B, und zwar ist, um dies zu ermöglichen, die Scheidewand v nicht bis zum Scheitel des Gewölbes hinaufgeführt. Mit c sind die Arbeitsöffnungen bezeichnet, durch welche das G. der Wanne entnommen wird. Der aus großen Formsteinplatten gebildete Boden der Wanne wird von kleinen Pfeilern getragen. Hierdurch wird unter der ganzen Wanne eine Luftschicht t gebildet, die in der günstigsten Weise auf die Erhaltung derselben einwirkt, indem beständig ein Luftstrom unter ihr zirkuliert und sie abkühlt.

Bei der neuesten Konstruktion dieser Ofen ist die den Räuterraum vom Schmelzraum trennende Scheidewand fortgelassen und sind an Stelle derselben zahlreiche Ringe von Hasenmasse derart in den Schmelzraum eingelegt, daß sie, in der schmelzenden Glasmasse schwimmend, mit ihren Rändern sich außerhalb derselben berühren und so dem direkten Abfluß des G. aus dem Schmelzraum in den Arbeitsraum ein unübersteigliches Hindernis darbieten. Die an der ersten Reihe der Ringe ankommende flüssige Glasmasse staut sich hier an den Rändern.

Während dieses Verweilens steigen die eingeschlossenen Gasblasen in die Höhe und entweichen; das G. wird dadurch spezifisch schwerer, sinkt auf den Boden der Wanne hinab unter den untern Rand der Ringe, steigt hierauf durch den Druck der vor den Ringen sich stauenden Glasmasse in den Ringen in die Höhe, erfährt hier eine abermalige Räuterung, sinkt in den Ringen wieder zu Boden, um dann in die zweite Ringreihe einzutreten, und nimmt so, in Wellenlinien fortschreitend, sich dabei mehr und mehr läuternd, endlich seinen Weg in den Arbeitsraum, in welchem vor jedem Arbeitsloch wieder ein Ring schwimmt, wie bei o in Fig. 9, der seinerseits eine Partie des geläuterten G. von der Gesamtmenge abseidet. Aus diesem Ring nimmt der Arbeiter alsdann das G. mit der Pseife heraus.

Die Verarbeitung des geschmolzenen G. zu den gewöhnlichsten wie zu den schwierigsten Gegenständen erfolgt mittels sehr einfacher Werkzeuge und Apparate und es hängt das Gelingen im wesentlichen von der Geschicklichkeit des Arbeiters ab. Das wichtigste Werkzeug des Glasbläfers ist die Pseife (Glasmacherpseife), da mit Ausnahme der gegossenen Scheiben und gepreßten Gegenstände alle Glasartikel mittels derselben geformt werden. Die Pseife besteht aus einem an beiden Enden wulstförmig erweiterten eisernen Rohr, dessen eines Ende dem Arbeiter als Mundstück, dessen anderes ihm zum Heraus schöpfen und Festhalten der Glasmasse dient. Das Feststeifen, auch Kabel- oder Bindesteifen genannt, ist ein massiver eiserner Stab, mittels dessen G. an den herzustellenden, bereits halbfertigen Gegenstand angefügt (angeheftet), oder auch dieser selbst, um ihn besser vollenden zu können, gehalten wird. Die Gabel oder Gerte dient zum Fortschaffen der heißen fertigen Artikel. Das Pfahleisen ist ein am Wassertrog der Arbeitsstelle befestigtes, nach oben gabelsförmig auslaufendes Eisen, das der Pseife als Auflage dient und an welchem gleichzeitig das zu dem zu fertigenden Gegenstand erforderliche G. über das Ende der Pseife hinweggezogen, resp. geschoben wird, so daß etwas G. (der Kabel) an der Pseife sitzen bleibt, das übrige dagegen frei an derselben hängt. Außerdem hier aufgezählten Werkzeugen gebraucht der Glasmacher noch verschiedene Zangen und Scheren, erstere zum Abrunden der Oberfläche und zum Ausweiten der Öffnungen, letztere zum Wegschneiden überflüssiger Glasmassen, sowie auch einen mit eisernen Lehnern versehenen Stuhl, auf welchem der Bläser manche seiner Arbeiten sitzend verrichtet, und endlich verschiedene Formen.

Das gewöhnlichste G. ist das ordinäre Hohlglas (Flaschenglas, Bouteillenglas), bei dessen Fabrikation es nicht so genau auf die Zusammensetzung des Glases ankommt. Die Her-

stellung der Flaschen ist in den einzelnen Fabriken einigermassen verschieden, je nachdem mit einem, zwei oder drei Gehilfen gearbeitet wird. Der Glasmacher fängt mit der Pseife ein zur Herstellung der betreffenden Flasche genügendes Quantum G. aus dem Ofen und gibt demselben durch Rollen und Winden in den Vertiefungen einer biden Eisenplatte (Moge) unter gleichzeitigem Hineinblasen eine symmetrische Form. Der an der Pseife hängende Glasklumpen wird alsdann einen Moment in Wasser eingetaucht (abgeschreckt) und mit Hilfe des Pfahleisens das zur Flaschenbildung erforderliche Glasquantum über das Pseifenende hinweggeschoben. Nachdem der jetzt vor der Pseife hängende Glaskörper am Arbeitsloch des Ofens vorgewärmt worden ist, erhält derselbe durch Hineinblasen und gleichzeitiges Hin- und Herdrehen eine verlängerte, birnförmige Gestalt, wird alsdann in eine cylindrische Form hineingeblasen und hat nun im allgemeinen bereits die Flaschenform. Der Boden der so weit vollendeten Flasche wird angewärmt und mittels eines entsprechend geformten Werkzeugs, des Einstichs, nach innen hineingedrückt. Hierauf wird das Feststeifen an die Flasche geheftet, oder diese selbst mit der Zange gefaßt und von der Pseife gesprengt, indem man mit einem Eisen einen Wassertropfen an die betreffende Stelle bringt. Nachdem das obere Ende des Flaschenhalses angewärmt ist, wird mit dem Feststeifen ein Glasfaden um dasselbe gelegt, worauf der Glasmacher mit Hilfe einer entsprechend gestalteten Schere dem Mundstück die gewünschte Form eilt. Die fertige Flasche wird nach dem Kühl-Ofen gebracht, einer überwölbten, mit Stein- und Seitenmauern versehenen Kammer, die beim Einbringen der zu kühlenden Gegenstände auf die Temperatur derselben erhitzt sein muß. Ist der Kühl-Ofen gefüllt, so wird das Feuer entfernt und es nimmt nun die Temperatur langsam ab. Die Dauer des Kühlprozesses beträgt zwei bis drei Tage, nach welcher Zeit der Ofen entleert wird.

Schwieriger als die Herstellung gewöhnlicher Flaschen ist die der großen, fast runden Glasballon, welche namentlich zur Aufbewahrung und Verflüchtigung von Säuren dienen. Da die Lunge des Arbeiters das zum Aufblasen der ziemlich großen Glasmasse genügende Luftquantum nicht zu liefern vermag, bedient man sich (sofern nicht, wie dies neuerer Zeit in Frankreich gebräuchlich, Apparate zur Verfügung stehen, die ein Blasen mittels comprimierter Luft gestatten) eines besondern, allerdings einen gewissen Grad von Geschicklichkeit voraussetzenden Kunstgriffs. Der betreffende Arbeiter nimmt nämlich, nachdem er die Glasmasse einigermassen aufgeblasen hat, ein wenig Wasser in den Mund, treibt dieses durch Blasen in die Pseife und den begonnenden Ballon und hält mit dem Daumen die Mündung der Pseife zu. Der sich alsbald erwidende Wasserdampf treibt den Ballon bis zu gewünschter Größe auf.

Mehr Geschicklichkeit als die Flaschenfabrikation im allgemeinen erfordert schon die Anfertigung aus halbweißem und weißem Hohlglas hergestellten Gegenstände, als Gläser, Bier- und Wasserflaschen, Glasröhren u. s. w., welche man auf dem Glasmacherstuhl die Vollendung ihrer Form erhalten (Fig. 10). Eine Ausnahme hiervon bilden die Medizingläser und Lampencylinder, welche neuerdings fast ausschließlich in zweitheiliger

zum Auseinanderklappen eingerichteten Formen gegeben werden, sowie die aus freier Hand an der Pfeife erblasenen Ballons und Retorten für den Gebrauch in chem. Fabriken und Laboratorien. Fig. 10 der Tafel zeigt als Beispiel der Stuhlarbeit die Herstellung eines Bierseidels, wobei die einzelnen Phasen der Arbeit aus der Abbildung klar zu ersehen sind. Fast alles Hohlglas muß, um in den Handel gebracht werden zu können, nachdem es geformt und getücht ist, einer weiteren Bearbeitung, dem Schleiff, unterworfen werden, welcher oft nur in dem Abschliffen der Nabel oder in dem Einschliffen des Stüpfels in den Flaschenhals besteht. Bei vollständiger Durchführung zerfällt diese mechan. Bearbeitung, die auf den Hohlglashütten ein zahlreiches Personal beschäftigt, in drei gesonderte Operationen: das Rauhschleiffen, das Klarschleiffen und das Polieren, von welchen jedoch bei gewöhnlicher Handelsware meist nur die erste zur Anwendung kommt. Zum Schleiffen dienen rotierende Scheiben, und zwar benutzt man für den Rauhschliff eine Scheibe aus Gestein, auf welche beständig mit scharfsantigem Sand verfestes Wasser träufelt. Soll z. B. der Bodennabel eines Glases abgeschliffen werden, so hält die Arbeiterin das Glas mit der betreffenden Stelle gegen den Umfang der Scheibe. Um an den Gegenständen größere ebene Flächen zu schleifen, wird statt am Umfang auf der ebenen Seite der Platte geschliffen, auch werden alsdann vielfach horizontale Schleifräder verwendet. Da durch den Sandschliff rauhe und unansehnliche Flächen entstehen, werden bessere Artikel, um sie klar zu schleifen, noch auf einer stets naß erhaltenen Scheibe von sehr feinem Sandstein bearbeitet, douciert oder poliert, wonach ihnen mittels Scheiben von weichem Holz, Blei oder Kork, unter Zuhilfenahme von Golcothar (Eisenoryd, Englischrot), die Politur erteilt wird.

Sehr große Aufmerksamkeit muß auf die Herstellung der Glasröhren verwendet werden, da diese an allen Stellen möglichst gleich weit sein müssen. Auch hierbei sammelt der Bläser zunächst eine geringe Menge G. an seiner Pfeife und formt daraus einen hohlen, eiförmigen Körper. Während dieser Zeit nimmt der Gehilfe mit seinem Stabe gleichfalls etwas G. aus dem Hafen und hält es so lange in die Arbeitsöffnung, bis der Bläser fertig ist; alsdann heftet er sein Eisen der Pfeife gegenüber rasch an das Arbeitsstück und beide lassen ihre Werkzeuge rasch, aber vollkommen gleichmäßig rotieren und gehen hierauf schnell in entgegengesetzter Richtung voneinander. Die eiförmige Masse verengt sich zunächst in ihrer Mitte und nimmt dann immer mehr die Form einer Röhre an, als welche sie zuletzt eine Länge von 20–30 m hat.

Fig. 11 der Tafel zeigt das Blasen einer Krystallflasche in der Form. Dieselbe besteht, wie ersichtlich, aus mehreren Teilen, von denen der obere erst angefaßt wird, wenn die Glasmasse in den Innern eingebracht ist. Der untere Teil der Form hält ein einzelnes Stück dar und ist nur mit einigen feinen Öffnungen versehen, damit die eingepreßte Luft entweichen kann. Das Formstück für den Hals besteht aus zwei Hälften, die um ein Scharnier drehbar sind; um diese Hälften schließen zu können, sind zwei hebelartige Ansätze angebracht, in welche hölzerne Handgriffe eingeschraubt werden. Die weiche Glasmasse wird durch die eingeblasene Luft an die Wandung der Form gedrückt und es treten daher

alle Vertiefungen der Lehtern als Erhöhungen auf dem fertigen Stück hervor. Wenn die Form innen ganz glatt und rund ist, wird die Glasmasse während des Blasens gedreht, wodurch die Politur wesentlich schöner ausfällt; bei gerieften oder kantigen Formen, wie die in Fig. 11 dargestellte, muß dieses Drehen selbstverständlich unterbleiben.

Einen ganz besondern Zweig der Glasmacherei bildet die Herstellung des Fenster- oder Tafelglases, das als Mond- und als Walzenglas angefertigt wird. Während früher hauptsächlich Mondglas fabriziert wurde, ist dasselbe heute durch das Walzenglas fast vollständig verdrängt worden.

Bei der Herstellung des Mondglases nimmt der Glasmacher eine kleine Menge G. aus dem Ofen und bläst dasselbe auf, schränkt dieses hierauf ab und fängt nun nach und nach unter fortwährendem Drehen der Pfeife das erforderliche Quantum G. Der Gehilfe bläst die Masse weiter auf, während der Meister die Pfeife und mit ihr den Glasklumpen auf der Woge fortwährend dreht, worauf der Glasklumpen wieder am Ofen angewärmt werden muß. Alsdann wird der Durchmesser des Hohlraums durch Weiterblasen unter beständigem Umdrehen vergrößert, das G. von neuem angewärmt und Pfeife und G. möglichst rasch bei horizontaler Lage der Pfeife gedreht. Infolge der Centrifugalkraft streben die Teilchen der weichen Glasmasse nach außen und die Kugel plattet sich nach und nach zu einem flachen Cylinder ab, der in der Mitte des Bodens etwas tiefer im G. ist. An dieser Stelle, dem sog. Ochsenauge, heftet der Gehilfe seinen Stab an, worauf der Glasmacher die Pfeife absprengt. Das so weit vollendete Stück wird durch die aus der Mündung des sog. Auslaufrohrs herausschlagende Flamme erwärmt, und bei fortwährendem schnellen Drehen der Pfeife streckt sich der ganze Cylinder in wenigen Augenblicken zu einer flachen Scheibe, die später vom Festen absprengt und nach dem Kühlen geschafft wird.

Bei der Herstellung der Glastafeln, des Walzenglases (Fig. 12), befestigt der Glasmacher zunächst eine möglichst große Menge G. daran an den Knopf der Pfeife, daß sie mittels eines Halses an derselben hängt und vorzüglich nach dem vordern Teil, von wo aus die Austreibung zu einer Walze stattfindet, zusammengebrängt ist (a). Nachdem die Masse gehörig vorgewärmt ist, hält sie der Bläser senkrecht über seinen Kopf und bläst hinein, wodurch ein Ballon von geringer Höhe und größerer Breite entsteht, indem sich besonders der dünnere Hals ausdehnt (b). Nachdem so der richtige Durchmesser des zu erzeugenden Cylinders hervorgebracht ist und der Hals sich so weit abgekühlt hat, daß er seine Form nicht mehr verändern kann, bringt der Arbeiter die Pfeife in die umgekehrte Lage und bläst unter fortwährendem Schwenken kräftig Luft hinein, damit sich die Glasmasse in die Länge strecke und die Form eines oben und unten geschlossenen Cylinders annehme (c). Hierbei kühlt sich die Glasmasse so weit ab, daß sie ihre Form nicht mehr ändert. Alsdann wird der untere Teil im Ofen wieder glühend gemacht und so viel Luft eingeblasen, daß die erweichte Stelle platzt (d). Die so entstandene Öffnung wird mit einer Schere gerade geschnitten und mit der Auftriebschere (s. d.) erweitert, so daß der Cylinder nach unten vollständig geöffnet und nur nach oben geschlossen ist. Endlich wird derselbe, um ihn von der Pfeife abzusprengen, mittels eines rotglühenden

Eisens an der betreffenden Stelle erhitzt (e) und hierauf durch einige Tropfen Wasser rasch abgelöscht, so daß er durch einen kreisförmigen Sprung von der Peise getrennt wird. Der jetzt fertige Glaszylinder muß gestreckt werden, welche Operation in folgender Weise vorgenommen wird: Mehrere Cylinder werden, nachdem sie durch einen parallel zur Achse laufenden Schnitt aufgesprengt sind, nacheinander in den Streckofen gehoben, so daß jeder einzelne auf immer heißere Stellen der Bodenplatte dieses Ofens kommt. An der heißesten Stelle ist die sog. Streckplatte angebracht, die aus einer feinen Thonmasse möglichst eben und fest hergestellt ist. Hier wird der Cylinder mittels eines Stabes geöffnet (f), so daß er sich flach auf der Unterlage ausbreitet, und alsdann mittels des Polierholzes nachpoliert. Das letztere verleiht durch die starke Hitze der Glasmasse an seiner Oberfläche und gleitet ebendeshalb so sanft auf der Glaskafel, daß dieselbe keine Beschädigung erleiden kann. Hierauf werden die Tafeln nach einem weniger heißen Raum des Ofens gehoben, wo sie bald erstarren, und noch warm in vertikaler Stellung an Eisenstäbe angelegt. Ist der ganze hierzu bestimmte Raum mit Glaskafeln gefüllt, so schließt man den Raum und läßt die Tafeln langsam abkühlen. Das zu manchen Zwecken verwendete gerippte G. wird in der Weise hergestellt, daß der Glasbläser den Glaskumpen in eine mit entsprechenden Riffeln versehene eiserne oder messingene Form einbläst.

Von den bleihaltigen Gläsern ist zunächst das **Krystallglas** zu erwähnen, welches sich durch absolute Farblosigkeit auszeichnet. Durch das im Glasfab. enthaltene Bleisulfat erlangt diese Glasart ein hohes spezifisches Gewicht, sehr schönen Glanz, Klang und hartes Lichtbrechungsvermögen. Aus Krystallglas fertigt man alle diejenigen Gegenstände, die auch aus Weißholglas hergestellt werden, in der bereits beschriebenen Weise; dagegen werden dieselben später einem angedehnteren Schleißprozeß unterworfen.

Ein dem Krystallglas ganz ähnliches bleihaltiges G., das aber vorwiegend zu optischen Zwecken benutzt wird, ist das **Flintglas** (s. d.). Da es hierbei hauptsächlich darauf ankommt, Gläser zu liefern, welche in allen ihren Theilen gleiches spezifisches Gewicht und gleiche Zusammenfügung, also auch gleiches Lichtbrechungsvermögen zeigen, muß auf die Herstellung dieser Glasorte ganz besondere Sorgfalt verwendet werden. Die Linsen eines optischen Instruments bestehen theils aus bleihaltigem Flint, theils aus bleifreiem Crownglas (s. d.).

Von Straßer in Wien wurden zuerst vorzügliche farblose und sehr bleireiche Kaligläser hergestellt, welche zur Imitation von Edelsteinen Verwendung finden, indem man ihnen durch Zusatz verschiedener Metalle und Metalloryde die entsprechenden Farben verleiht. Diese Glasmasse, nach dem Erfinder Straß genannt, bildet in geschmolzenem Zustande die **Glasflasse** oder **Glaspaten**, aus welchen die Steine hergestellt werden, die sich von den echten fast nur durch ihre geringere Härte und ihr größeres spezifisches Gewicht unterscheiden. Farbloser Straß, diamantähnlich geschliffen, dient zur Herstellung der **Glasdianten**. Eine ähnliche Zusammenfügung haben die **Schmelzgläser** (Email), welche hauptsächlich von Salvati in Murano bei Venedig, von der Fabrik Vaticana in Rom und von der kaiserl. Mosaisfabrik in Petersburg herge-

stellt werden. Diese Gläser fanden schon früh zur Ausschmückung von Metallgegenständen oder andern Gläsern Anwendung, namentlich auch zur Herstellung von **Glasmosaik**. Unter letzterer versteht man gemäldartige Darstellungen, die aus verschiedenfarbigen, undurchsichtigen Glasfingeln oder Fäden derart zusammengelegt werden, daß man auf einer mit weichem Kitt überzogenen Platte starke Stüchchen derselben entsprechend nebeneinanderstellt, die Oberfläche abschleift und poliert und schließlich die feinen Fugen mit passend gefärbtem Wachs ausfüllt. Im Handel kommen die Emailgläser in Gestalt von Stangen runden oder rechteckigen Querschnitts, sowie als Vasen vor. Man unterscheidet verschiedene gefärbte, durchsichtige oder auch undurchsichtige (opale) Email.

Aber **Alabasterglas**, **Eisglas**, **Milchglas** und **Russelnglas**, nach ihrem Aussehen benannte Glasarten, deren Herstellungsweise keine besondere Eigentümlichkeit hat, s. die Spezialartikel.

Große Hoffnungen wurden seinerzeit auf das im J. 1874 von dem Franzosen Roger de la Bastie erfundene **Hartglas** gesetzt, welche sich indes nur zum Theil erfüllt haben. Die Eigentümlichkeit des Hartglases besteht in erhöhter Widerstandsfähigkeit gegen Stoß, Schlag und plötzlichen Temperaturwechsel. De la Bastie stellt sein Hartglas in der Weise dar, daß der fertige Glasartikel bis zur schwachen Rotglut erwärmt und alsdann in ein Bad aus Fett, Harz, Öl, leicht schmelzbarem Metall u. s. w. von 2—300° C. getaucht wird, in welchem man ihn vollständig erkalten läßt. Nach de la Bastie traten zahlreiche andere Erfinder auf, deren Verfahren jedoch sämtlich dem bezeichneten ähnlich waren; so namentlich Bieper in Dresden, Meusel in Giecksthal, Bohl in Josephinestadt, Stahl in Berlin und Böttzel u. Beyer in Paris. Friedrich Siemens in Dresden stellte zuerst sog. **Preßhartglas** dar, indem er rothwarmes G. dem Drucke starker Pressen aussetzte, welches Verfahren namentlich zur Herstellung von gehärtetem Tafelglas Verwendung findet.

Die Herstellung aller beschriebenen Glasarten und Artikel erfolgt in den **Glasfabriken**; in Fig. 13 der Tafel ist das Innere einer solchen Fabrik und die Arbeitsweise derselben veranschaulicht.

Während alle diese Vorgänge in das Gebiet der eigentlichen Glasfabrikation gehören, gibt es eine Reihe von Operationen, die mit dem fertigen G. vorgenommen werden und die man mit dem Gesamtausdruck **Glasraffinerie** bezeichnet. Eine scharfe Grenzlinie läßt sich allerdings nicht ziehen, da manche Verfahren mit gleichem Recht zur Glasfabrikation wie zur Glasraffinerie gezählt werden können. Eine der wichtigsten Raffinerarbeiten ist das **Schleifen** feinerer Glaswaren, welches mit Hilfe kleiner Schleißscheiben und Schleißreime auf einer Art Drehbank vorgenommen wird, wie aus der Abbildung Fig. 14 der Tafel zu ersehen ist. Die Arbeit des Schleifers ist das Facettieren und Glätten der Ränder, das Abnen der Böden und die Umwandlung der sphärischen oder cylindrischen Formen der Objecte in edige oder prismatische. Alle andern Arbeiten, wie das Ausheben verschiedener Vergierungen, die Hervorbringung von Steinbildschliff (Brillantschliff) durch verschiedene Lagen sich kreuzender Rinnen, deren Zwischenräume Quadrate, Octogone oder andere Polygonfiguren bilden, welche dann wieder facettiert werden, sowie



3. Orientische Glas
mit Emailverzierung



4. Deutsches Facettiertes und
mit Email verziertes Glas



5. Österreichisches Glas mit
Verzierung



7. Deutsches Glas mit
Verzierung



16. 17. Moderne
Brockhaus' Conversa

24. 30. Moderne englische Krystallgläser

Zu Artikel. Glas.



alle Arbeiten auf noch zwei Richtungen geträumten Flächen der Gefäße oder anderer Artikel gehören zu der Beschäftigung des sog. Ruglers, der ganz andere Werkzeuge als der Schleifer anwendet.

Gleichfalls zu den Massivarbeiten gehört die Fabrikation der Füllgrannartikel, welche aus einzelnen farbigen Stäbchen oder Fäden hergestellt werden (s. Faden-glas); der unter dem Namen Willestori bekannten kleinen Glasgegenstände (Briefbeschwerer, Dosen, Schalen u. s. w.), welche im Innern Blumen und andere zierliche Ornamente zeigen; des Vroslat- oder Flimmerglases, welches erscheint, als ob Gold untergelegt wäre; die Fabrikation der Glasperlen, die entweder aus Glasstäbchen oder Glasröhren, oder auch durch Blasen an der Glasbläselampe — einer Art Lötlampe — erzeugt werden. An dieser Lampe wird auch die Probe der Glasspinners (s. Glas-spinnerei) vorgenommen. Das Färben der Gläser erfolgt durch Zusatz verschiedener Metalloxyde; je nach der Wahl der letztern kann man gelbes, braunes, blaues, grünes, schwarzes und rotes G. in den verschiedensten Nuancen herstellen. Eine Spezialität des roten G. ist das sog. Goldrubin, welches durch jede Goldverbindung, die sich innig mit dem Sage mischen läßt, herzustellen ist. (Vgl. Goldpurpur.)

Litteratur. Vennart, «Die Glasfabrikation» (Braunsch. 1875); Kerl und Stohmann (Münch. 1875); «Encyclopädie der technischen Chemie» (3. Aufl., Bd. 8, Braunsch. 1876); Rid und Gint, «Armstrong und Herrrens Technisches Wörterbuch» (Brag 1880).

Die Kunst des G. beruht auf dreierlei ästhetischen Momenten, auf Form, Farbe und Transparenz. Die beiden ersten teilt das G. mit andern Kunstgewerken, die Transparenz ist sein eigen. Die Transparenz ist es auch, welche der Form und der Farbe ihre Besonderheit verleiht, daher sie bei jeder künstlerischen Verarbeitung zu beachten ist. Völlig opal gemachtes G. nach Art des Porzellans oder der Jaspence mit hinzugefügter Bemalung ist ein ästhetischer Irrweg. Alle großen Kunstepochen des G. haben auch dieses Geheiß beobachtet. Diese Epochen sind drei: das Altertum, die Epoche der Renaissance und die neuere Zeit seit dem 17. Jahrh. Diese drei Blüthenepochen der künstlerischen Glasfabrikation sind aber verschiedene nach Art wie Ursprünglichkeit. Das antike G. begann im höchsten Altertum in Ägypten, dessen Wandbilder bereits Darstellungen der Verarbeitung mit Schmelzöfen, Pfeifen und Gefäße geben, ging von Ägypten nach Phönizien, dem fälschlich die Erfindung zugeschrieben wird, dann nach Griechenland und Italien, und erreichte seine höchste Blüte in den ersten Jahrhunderten der röm. Kaiserzeit. Das G. der Renaissance hatte im 15. und 16. Jahrh. seinen vorzüglichsten Sitz in Venedig mit den Fabrikstätten auf der Insel Murano, und als dieses venetianische G. an Bedeutung sank, erhob sich in dritter Epoche, etwa seit der Mitte des 17. Jahrh., das böhmische G., dem das englische bis in die neueste Zeit folgte. Seit der Mitte des 19. Jahrh. kann man eine vierte Epoche datieren; doch ist dieselbe noch nicht abgeschlossen, und ihre Wesenheit besteht nicht in Eigenartigkeit, sondern in Aufnahme und Weiterbildung der Besonderheiten der vorausgegangenen Glasepochen. So wenigstens bis heute.

Den drei großen genannten Epochen entsprechen auch drei verschiedene Arten des Kunstglases,

verschieden nach Technik und nach äußerer Erscheinung. Allen dreien zwar ist die Bearbeitung durch Schmelzung, durch Herausblasen der Form und nachträgliche Behandlung mit Eisen, mit Schleifen oder Gravieren gemeinsam, aber indem eine jede Epoche auf die eine oder andere Technik den Nachdruck legt, sind die charakteristischen Unterschiede entstanden. So läßt sich — in richtig verstandener Auffassung — das antike G. als das musivisch zusammengeschmolzene bezeichnen, das venetianische als das (vorzugsweise) geblasene, das moderne böhmisch-englische als das geschliffene. Das sonst anderswo in andern Ländern an Glasgegenständen fabrikt worden ist oder heute fabrikt wird; das folgt der einen oder der andern Richtung. Das Mittelalter hat keinen besondern Glasstil gekannt oder geübt; das G. für Gefäße wurde in jenen Jahrhunderten bis zum Emporblähen der venet. Fabriken sehr wenig oder gar nicht in künstlerischem Geiste behandelt. Dafür hatte das Mittelalter im Norden seine Glasmalerei und im Süden seine Wände bedeckende Glasmosaik, zwei Künste, die mehr der Malerei angehören als der Glasfabrikation oder dem Kunstgewerbe.

Das antike G. also, künstlerisch betrachtet, ist das musivisch zusammengeschmolzene. Das Mosaik fest seine Steine oder Glaswürfel mechanisch zusammen, das antike G. vermischt farbige Pasten zu einer Masse. Die Technik ist keine andere, als wie sie heute in antiker Tradition die Venetianer ableiten. Die Pasten in Form von cylindrischen Stäben werden aneinander geschmolzen, gedreht, durch Blasen auseinander gebreitet, oder es wird die Form aus der so bereiteten Masse hohl herausgeschliffen. Die farbige Zeichnung, welche durch die ganze verschmolzene Masse hindurchgeht, bildet das hauptsächlichste künstlerische Motiv, die Form des Gefäßes steht in zweiter Linie. Die Zeichnung bildet Faden, Wellenornamente, geometr. Ornamente, Laub, Ranken, Blumen, selbst Köpfe und Figuren, alles in Anbetracht der Technik von äußerster Kunstfertigkeit. Die Form der Gefäße schließt sich denen der antiken Terracotten an; nur sind die Profile mehr gerundet, weniger scharf an den Ranten und weniger reich gegliedert. (S. Tafel: Glas II [Kunstzeugnisse], Fig. 1.)

Glasarbeiten dieser Art fabriktierte die Ägypter und dann die Griechen und Römer. Doch hatte das antike G. daneben noch mannigfache Spezialitäten. Ungefärbt in verschiedenen geformten Schalen und Flaschen, zum Teil mit vierseitig eingebräuter Wandung, stand es in der röm. Kaiserzeit vielfach im häuslichen Gebrauch, wie die reiche Sammlung des Nationalmuseums in Neapel lehrt. Farblos einfach oder in mehrfach gefärbten Schichten übereinander (Überfang) wurde es zur Imitation von Edelsteinen benutzt und diente als Material für Kameen. Es wurden aber auch Gefäße in dieser Weise hergestellt, indem ein dunkler Grund weiß überfangen war, und der weiße Überfang nach gewisser Zeichnung hinweggeschliffen wurde, so daß Ornamente, Pflanzen, Figuren im Relief stehen blieben. Von dieser Art ist die berühmte Portlandvase in London, die im Museum in Neapel ein Seitenstück besitzt. Auch wurden aus dem Überfang Buchstaben hohl herausgeschliffen (vas diatritum), daß sie nur mit Kopf und Fuß am Grunde festsaßen, eine bloß mäßige, unkünstlerische Arbeit. Eine besondere Art, der röm. Kaiserzeit angehörig,

haben die Katakomben ans Licht gebracht, Schalen von grünlichem G. mit christl. Darstellungen, mit Emblemen, Figuren und Köpfen aus Gold, welches sich eingeschmolzen inmitten der Glasmasse befindet. Alle diese und andere Arten des antiken G. haben heute die venetianischen Fabrikanten auf der Insel Murano wieder zu beleben versucht zugleich mit ihren eigenen Kunstweisen aus dem 15., 16. und 17. Jahrh.

Offenbar ruht diese spezifische venetianische Glasfabrikation auf antiker Grundlage. Die Fabriken der Insel Murano sind früh im Mittelalter bekannt, aber erst mit der Renaissance scheinen sie ihren eigentümlichen Kunststil gefunden zu haben. Das Wenige, was sich von venetianischem G. aus dem 15. Jahrh. erhalten hat (früheres ist kaum nachweisbar), ist noch wie suchend nach der rechten Weise. Es sind Trintgefaße mit tonnenförmiger, ediger Gestalt auf hohem Fuße (Fig. 2), meist von grünem oder blauem G. und mit allerlei Scenerie oder Meubillons in bunten, eingetragenen Emailfarben verziert. Diese bemalten Glasgefäße, die Vorbilder der deutschen bemalten Gläser des 16. und 17. Jahrh., sind ihrerseits ohne Frage durch orient. Gefäße des Mittelalters mit emaillierten Farben angeregt worden (Fig. 3). In Venedig verschwand aber dieses Genre des bemalten G. mit dem 16. Jahrh., und nun wurde, ganz dem Geiste der Renaissance entsprechend, aller künstlerische Wert auf die äußerste Zierlichkeit und Schönheit der Form gelegt, sowie auf die papierene Leichtigkeit und Düntheit des Materials, das in der Regel seine ihm eigene Färbung beihält, also, anders gesagt, keine Farbe erhielt. Die Form, bloß durch Gebläse, Eisen und Anschmelzung hergestellt, ohne nachträglichen Schliff, erforderte von seiten des Arbeiters eine geschickte Hand und volles Verständnis der Form, die noch heute auch in unsern Augen den Reiz dieser Glasgefäße bildet (Fig. 4). Im Besitz dieser Virtuosität gingen aber die venetianischen Glasfabrikanten weiter. Sie setzten an die Stengel der Gläser die sog. Flügel an (Fig. 5), legten in das G. spiralförmig, nach Art der Alten, weiße Fäden ein, ließen diese im Reg. sich durchkreuzen (Fig. 6), wechselten darin mit den Farben, ahmten Edelsteine nach, wie den Aventurin, Chalcedon, Jaspis, Opal, und übten auch wie die Alten das Genre der Millefiori. In allen diesen Künsten blieben sie die Meister im 16. Jahrh., ungeachtet der Nachahmungen in den Niederlanden und in Frankreich. Die Deutschen hatten daneben (mit dem Hauptsitz im Fichtelgebirge) ihre Humpen von weißlichem und grünlichem G., bemalt mit Kaiser und Kurfürsten und Reichs- und Landeswappen, mit Emblemen, Sprüchen und Genrebildern (Fig. 7); aber es war eine verbe Art, die sich an künstlerischer Bedeutung in keiner Weise mit den gleichzeitigen venetianischen Fabrikaten messen kann; ebenso wenig die sog. Römergläser, eine originelle Form, deren Ursprung (wie z. B. der gleichgeformte Thassiloselch in Kremsmünster zeigt) sich im Grau des Altertums verliert.

Das 17. Jahrh. brachte eine Änderung; das venetianische G. sank in den Vorzügen seiner Art, und Böhmen mit seinem «Kryshallglaste» lief ihm den Rang ab und begann damit die neue dritte Epoche. In Prag hatte Kaiser Rudolf II. Kryshallschleifer angesiedelt, deren Arbeiten heute noch die kaiserl. Schatzkammer füllen. Als mit dem Dreißig-

jährigen Kriege dieser loßbare Erwerbszweig aufhörte, warfen sich die Arbeiter auf das billige Material des Glases, das nun gereinigt, entfärbt und an Klarheit und Helligkeit dem Kryshall ähnlich gemacht wurde. Darauf wurde die Manier der Kryshallschleifer übertragen. Obwohl die Formen der Gefäße nicht ohne die Pfeife des Glasbläfers entstanden, erhielten sie doch später Weiterbildung, Verfeinerung und Vollenbung durch Schliff und Gravierung. Die Formen waren anfangs mehr rund, später mehr facettiert und die Ornamente mit dem Nädchen tief eingraviert (Fig. 8). Auch so haben diese Gefäße, obwohl an Feinheit, Eleganz, Leichtigkeit hinter den venetianischen weit zurückstehend, doch eine tüchtige, dem Material entsprechende Gestaltung. Art und Formen aboptierten die Engländer im 18. Jahrh. und gaben ihrerseits dem Genre eine Erweiterung. Ihr schweres Flintglas hat die Eigenschaft, bei prismatischer Schließung in den Regenbogenfarben gleich den Diamanten zu strahlen, eine Eigenschaft, welche dem echten Kryshall wie dem böhm. Kryshallglaste abgeht. Mit Hülfe dieser Eigenschaft, welche sie formell kunstgemäß ausbildeten, trugen die Engländer aber das böhmische G. den Sieg davon. Die Böhmen, sich neben den Markt wieder zu erobern, färbten nun ihr G. oder überfingen es mit anders gefärbtem G. aus welchem sie Ornamente herauschliffen.

Dies war wiederum mehr eine Erweiterung des Kryshallglastes (nach der farbigen Richtung) als die Begründung eines neuen Glasstils oder einer neuen Epoche. Material und Formen blieben dieselben, nur daß die letztern mit dem Übergange in das 19. Jahrh. mit jedem Jahrzehnt plumper, schwerfälliger, unschöner wurden. Das ganze Genre des gefärbten Kryshallglastes, wie es damals über die Mitte des 19. Jahrh. betrieben wurde, hat etwas durchaus Unedles, um nicht zu sagen Ordinaires. Dazu kam nun noch die naturalistische Blumenornamentation, wie sie gleichzeitig in allen Zweigen der Kunstindustrie betrieben wurde. Und sie auf G., wo sie gar nicht paßte, anwendbar machen, wurde das G. möglichst opal gehalten, weiß gefärbt und dem Porzellan ähnlich gemacht mit dem dieses bunt bemalte G. konkurrieren sollte. Den Blumen folgten Tiere, Porträts, Landschaften, Genrebilder und andere Gebilde der Male-

Dies wäre ein neuer Kunststil des G. geworden, wenn es nicht eben eine reine und vollständige Irrung gewesen wäre. Das G. ist eben kein Untergrund für Malerei und wird es nicht dadurch, man es ein anderes Material nachahmen läßt, war um die Mitte des 19. Jahrh. die Glasfabrikation künstlich in jeder Beziehung gesunken, im Grunde in der Form, in der farbigen Decoration. Um nach richtigem Verständnis das zu bringen, was not, erfolgte, wie es bei der ganzen Reform des böhmen Kunstgewerbes der Fall ist, auf Grund der alten Muster. Die Venetianer, unter Johann Salvatiis, waren die ersten. Sie tiefen alle feinen und edlen Formen des 16. Jahrh. mit Leichtigkeit des geblästen Materials wieder das Leben und vereinigten damit die verschieden farbigen Decorationsweisen des antiken Sie übten und üben sie alle mit gleicher Bollmenheit, wenn auch mit weniger Originalität. Glashütten von Murano bläßen wieder im Ende des 18. Jahrh. Ihnen konnten die Engländer mit ihrem schweren Material nicht folgen, ob-

se Versuche machten. Sie hielten sich an die kryallhellste Reinheit ihres Flintglases und an seine brillante Farbenstrahlung. Während sie, der erstern Eigenschaft entsprechend, die Gefäße in feinen Formen zu gestalten suchten und dieselben mit geschliffenen und geätzten Ornamenten verzierten, überlegten sie, um der andern Eigenschaft willen, die Flächen mit ausgeschliffenen Brillanten in ganz raffinierter Weise, sodas sie mit diesen Gefäßen allerdings eine außerordentliche Licht- und Farbenwirkung erzielen.

In dieser Art konnte das böhmische G. nicht nachfolgen, obwohl es (namentlich mit Hilfe von Pressung) den Versuch machte. Unter dem intelligenten und energischen Vorgange von Ludwig Lobmeyr (Firma J. u. L. Lobmeyr), dem das moderne böhmische G. seine künstlerische Richtung, seine Höhe und seine Erfolge verdankt, wurde die andere Eigenschaft, die kryallene Helligkeit, Klarheit und Reinheit in den Vordergrund gestellt, und nach dem Muster der Kunstwerke in Bergkristall aus dem 16. Jahrh. die größte Schönheit der Formen in Verbindung mit gravierten Ornamenten angestrebt. (Fig. 9—15, Lobmeyrsche Gläser.) Auf diesem Wege sind Schalen mit unterwärts vertieft eingegrabenen Figuren und Ornamenten, welche den Effekt machen, als lägen sie erhaben auf der Oberfläche, wohl das Schöne und Beste, was die moderne Fabrikation hervorgebracht hat. Aber Lobmeyrs Streben ging weiter. Er wollte ebenso, wie er dem Kryallglas den Weg gezeigt, auch dem farbigen G. eine edlere Richtung in Form und Verzierung geben, und auch dies gelang ihm in vielfacher Weise, insbesondere mit Gefäßen und Dekorationen nach altorient. Art. Diese vielseitigen Versuche, die sich zu wahren Erfolgen gestalteten, gaben nach allen Seiten hin Anregung, nicht bloß in Oesterreich, sondern auch in Deutschland (wo man auch dem deutschen G. des 16. Jahrh. Aufmerksamkeit schenkte) und selbst in Frankreich. Letzteres machte mit seinen großartigen Fabriken zwar ebenfalls Anstrengungen, zumal in Kryallglas, aber bis jetzt hat es nichts vorgebracht, was originell und bedeutungsvoll zugleich erscheint. Künstlerisch stehen an der Spitze des modernen G. noch immer einerseits Venedig, Murano, andererseits England (Fig. 16—30) und Oesterreich.

Litteratur. «Catalogue of the collection of glass formed by Felix Slade» (Lond. 1871); Fröhner, «La verrerie antique. Description de la collection Charvet» (1879); Lobmeyr, «Die Glasindustrie, ihre Geschichte u. s. w.» (Stuttg. 1874). Vgl. auch «Catalog der Bibliothek des Oesterreichischen Museums», S. 322 fg.

Glasachät, s. wie Obsidian (s. d.).

Glasbalken, vgl. Ballon, Bd. II, S. 406^b mit Textfigur, sgl. Glas, S. 80^b.

Glasbläserlampe, s. unter Glas, S. 88^a.

Glasboot (zoolog.), s. Argonauta.

Glasbrenner (Adolf), s. Glasbrenner.

Glasdach ist die meist in Verbindung mit Eisenkonstruktionen vorkommende Eindeckung der Dachflächen mit starkem (sog. Hagel- oder Roh-)Glas bei Oberlichtern, Eisenbahnhallen, Gewächshäusern u. s. w. Da es bei G. hauptsächlich mit auf gute Dichtung der Fugen gegen Regen ankommt, der Ritt aber in der Sonne rissig wird und springt, so vermeidet man neuerdings durch geeignete Befestigungen und Überdeckungen der Glasflächen (Vollpaneele Eindeckungsweise) alle Rittfugen. Auch

für die Ausdehnungsfähigkeit der Eisenteile, ohne das die Glasflächen Gefahr laufen zu zerpringen, sowie für Ableitung des Kondensations- oder Schweißwassers an der Unterseite des G. muß gesorgt werden. Den Übelstand des Tropfens beseitigt man am besten durch Anwendung zweier Oberlichter (Deden- und Dachoberlichte) übereinander.

Glasdiamanten, s. unter Glas, S. 82^a.

Glasdruck oder auch **Agalographie** war früher im allgemeinen die Bezeichnung für die Kunst, durch Flußsäure in Glas geätzte Zeichnungen mit Schwärze einzuwalzen und dann auf Papier abzubilden. Das Verfahren ist von Prof. Voettcher in Frankfurt a. M. und Bromeis in Hanau erfunden worden, hat aber eine allgemeinere Anwendung nicht gefunden. Die wiener Staatsdruckerei hat mit Erfolg eine Modifikation des Verfahrens versucht, bei welcher von der geätzten Glasplatte ein galvanischer Abklatsch in Kupfer genommen wird, und die so erhaltene Glasplatte zum Abdruck benutzt wird. Neuerdings wird mit G. eine Modifikation des Lichtdrucks bezeichnet, welche eigentlich **Lichtglasdruck** genannt werden sollte. (S. Lichtdruck.)

Glaser (Adolf), belletristischer Schriftsteller, geb. 15. Dec. 1829 zu Wiesbaden, war zum Kaufmannsstande bestimmt, wandte sich aber frühzeitig literarischen Versuchen zu und studierte seit 1853 Philosophie und Geschichte zu Berlin. Unter dem Pseudonym Reinald Reimar ließ er das Trauerspiel «Kriemhildens Rache» (Hamb. 1853) und das Drama «Penelope» (Hamb. 1854) erscheinen; ein dramatisches Gedicht «Moses in Ägypten» gelangte in Wiesbaden zur Aufführung. G. leitete 1856—78 die Redaktion der Westermannschen «Illustrierten Monatshefte», später hielt er sich größtenteils in Italien, vorzugsweise in Rom auf und trat 1882 wieder in die Redaktion der Westermannschen Monatshefte ein. Von seinen Dramen ist das beliebteste «Galileo Galilei» (Berl. 1861; 2. Aufl. Braunschw. 1862); außerdem sind zu nennen: «Der Weg zum Ruhm» und «Johanna von Flandern». Von seinen Bearbeitungen nach dem Holländischen wurden besonders bekannt: «Händchen Siebenstern» nach Lenep (2 Bde., Braunschw. 1867), «Doktor Helmond und seine Frau» nach Gremer (2 Bde., Braunschw. 1874) und «Der Schwiegersohn der Frau von Roggeveen» nach Jan ten Brint (2 Bde., Braunschw. 1876). Selbstständige belletristische Arbeiten von G. sind: «Familie Schaller» (2 Bde., Prag 1857), «Bianca Candiano», Erzählung (Sannow. 1859), «Was ist Wahrheit?» (2 Bde., Braunschw. 1869), «Der Hausgeist der Frau von Estobal» (2 Bde., Berl. 1878), «Erzählungen und Novellen» (3 Bde., Braunschw. 1862) und «Lese-Abende» (4 Bde., Braunschw. 1867). Aber erst der kulturhistor. Roman «Schlißwang» (2 Auflagen, 1879) lenkte die Aufmerksamkeit größerer Kreise auf ihn. Diefen folgte «Wulfhilde», ein Roman aus dem 12. Jahrh. (1880), «Aus dem 18. Jahrhundert», kulturgeschichtliche Novellen (1880), «Eine Magdalena ohne Glorienschein» (1879), «Weibliche Dämonen» (1879), «Moderne Gegensätze» (1881), «Aus hohen Regionen» (1882), «Savonarola» (1883), «Das verschwundene Dokument» (1883), teils kulturhistor. Zeitbilder, teils moderne Romane mit sozialen Perspektiven. Auch eine «Geschichte des Theaters zu Braunschweig» hat er verfaßt (Braunschw. 1861).

Glaser (Julius, vorher Josua), hervorragender österr. Jurist und Staatsmann, geb. 19. März 1831 zu Postelberg in Böhmen, war von jüd. Abkunft, trat aber später zum Christentum über. G. erhielt seine Gymnasialbildung zu Leitmeritz und Wien, studierte in Wien und Zürich die Rechte und veröffentlichte außer mehreren Abhandlungen ein Werk über: «Das engl.-schott. Strafverfahren» (Wien 1850). Auf Grund dieser Arbeiten habilitierte sich G. im Okt. 1854 an der Wiener Universität für österr. Strafrecht. Zwei Jahre später erhielt er eine außerord. und im Sept. 1860 die ord. Professur desselben Faches. Von seinen Werken aus dieser Zeit sind zu nennen: «Abhandlungen aus dem österr. Strafrecht» (Bd. 1, Wien 1858), «Über Friedensgerichte» (Wien 1859), «Über die Fragestellung an die Geschworenen» (Wien 1863), «Zur Jurispr.» (Wien 1865; diese zwei Schriften 1876 in 2. Aufl. vereinigt), «Anlage, Wahrspruch und Rechtsmittel im engl. Schwurgerichtsverfahren» (Erlangen 1866), «Gesammelte kleinere Schriften über Strafrecht, Civil- und Strafprozeß» (2 Bde., Wien 1868; 2. Aufl. 1888) u. f. w. Mit Unger und Jos. Walthar gab er eine «Sammlung von civilrechtlichen Entscheidungen des t. l. obersten Gerichtshofs» (18 Bde., Wien 1857—88) heraus; auch beteiligte er sich an der Redaction der «Allgemeinen österr. Gerichtszeitung». Vom Minister Bratobedera wurde G. mit wichtigen legislativen Arbeiten betraut (Strafprozeßordnung, Preßgesetz u. f. w.). Im J. 1868 als Sektionschef in das Unterrichtsministerium berufen, lehnte er, als das Ministerium Hasner abtreten mußte, 1870 zu seinem akademischen Lehramte zurück und wurde vom niederrösterreich. Landtage in das österr. Abgeordnetenhaus gewählt, zu dessen hervorragendsten Mitgliedern er gehörte. Bei den Neuwahlen von 1871 ward er von der innern Stadt Wien in den Landtag und von diesem in den Reichstag gewählt, 1878 direkt in den Reichsrat abgeordnet, dem er bis 1879 angehörte. G. wurde 26. Nov. 1871 zum Minister der Justiz in das Ministerium Auersperg berufen. Als solcher ist er der Schöpfer einer neuen Strafprozeßordnung (Jury) und der Entwürfe des Strafgesetzbuchs und der Civilprozeßordnung (mündliches Verfahren). Bei Niederlegung des Amtes als Justizminister wurde er 1879 zum Generalprokurator am Wiener Cassationshofe ernannt. Spätere wissenschaftliche Arbeiten von G. sind: «Studien zum Entwurf des österr. Strafgesetzes» (Wien 1871), «Sammlung strafrechtlicher Entscheidungen des t. l. obersten Gerichtshofs» (3 Bde., Wien 1872), «Handbuch des (deutschen) Strafprozesses» (Bd. 1, Lpz. 1883), «Beiträge zur Lehre vom Beweis» (Lpz. 1883).

Glaser (Franz), Opernkomponist, geb. 19. April 1798 in Böhmen, erhielt seine musikal. Ausbildung auf dem prager Konservatorium, wurde schon 1817 Musikdirektor am Josephstädter Theater zu Wien, kam 1830 an das Königsstädter Theater nach Berlin und 1842 als Hofkapellmeister nach Kopenhagen, wo er 29. Aug. 1861 farb. Seine zahlreichen Kompositionen beziehen sich auch hauptsächlich auf das Theater und waren zu ihrer Zeit beliebt; doch ist von seinen Opern nur «Des Adlers Horst» allgemeiner bekannt geworden.

Glaserkitt oder **Fensterkitt** ist eine Mischung von Leinölfirnis und Kreide.

Glaserg, s. Silberglanz.

Glasfabrikation, s. unter Glas, S. 78 ff.
Glasfeuchtigkeit (des Auges), s. unter Auge, Bd. II, S. 197.

Glasflügel, s. Glasschwärmer.

Glasflüsse, s. unter Glas, S. 82^a.

Glasgalle, s. unter Glas, S. 78^a.

Glasgepinnst, s. Glasspinnerei.

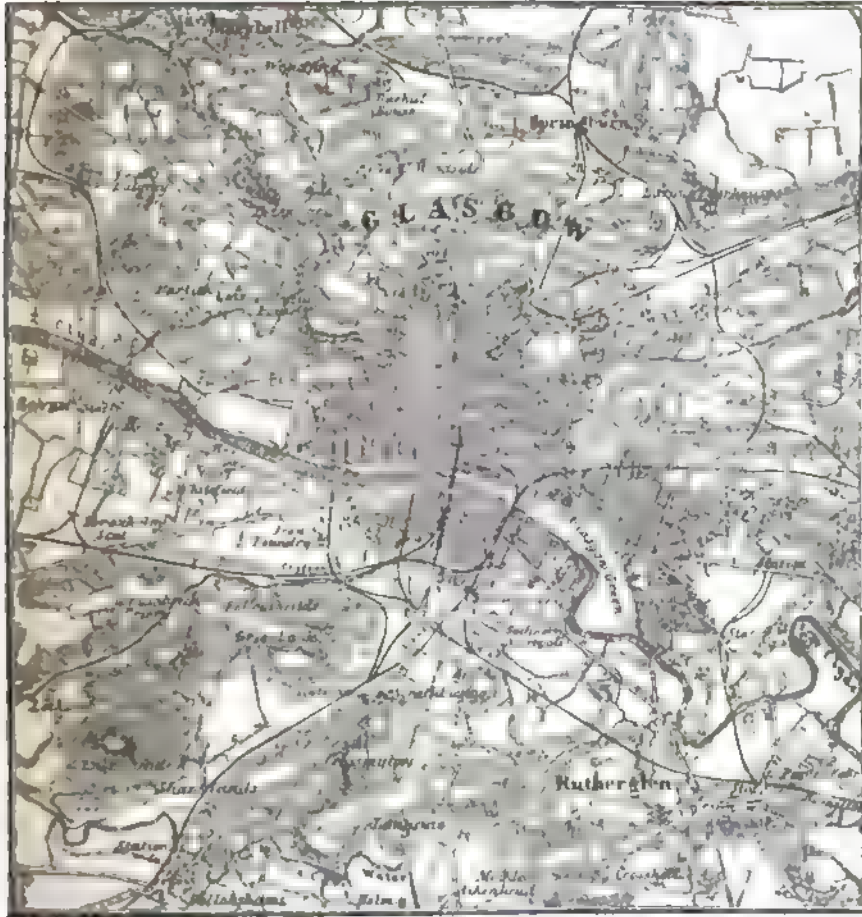
Glasgießerei ist das Verfahren, durch Gießen der flüssigen Glasmasse auf eine ebene Tafel große Glasplatten herzustellen, welche namentlich zur Spiegelfabrikation, aber auch als Schaufenster (Spiegelscheiben) u. f. w. verwendet werden. Die G. wurde im J. 1688 von Louis Lucas de Rotron in Paris erfunden und hat seitdem die ältere Manier des Blasens der Spiegelscheiben vollständig verdrängt. Die in G., resp. Spiegelmanufakturen zum Schmelzen der Glasmasse dienenden Ofen sind derart eingerichtet, daß man die Hefen mit dem flüssigen Material mit Hilfe von Gießereitranen aus denselben herausheben kann. Der Kran wird alsdann mit dem Haken nach der Gießplatte, einer gehobelten und an den Seiten mit Leisten versehenen eisernen Tischplatte, bewegt und der Inhalt des Hafens auf die Platte entleert. Hieraus wird eine hohle, oft innen mit Wasser gefüllte Metallwalze über die Glasmasse hindbewegt und diese dadurch gleichmäßig auf dem Tisch verteilt. Sobald die gegossene Spiegelscheibe einigermaßen erkarrt ist, wird sie in den Kühlöfen geschafft, um nach genügender Abkühlung, welche drei bis fünf Tage in Anspruch nimmt, in entsprechende Größen geschnitten, eventuell auch noch geschliffen zu werden.

Glasglanz, auch **Sprengglas**, nennt man äußerst dünne Blättchen farbigen Glases, mit benediciertem Holze, oder Papparbeiten bestreut werden.

Glasgow, dem Range nach die zweite, der Bevölkerungszahl, dem Umfange, der Industrie und der Ausdehnung des Handels nach die erste Stadt Schottlands, in der Grafschaft Banart (ein kleiner Teil der Stadt erstreckt sich in die benachbarte Grafschaft Renfrew), Municipalsstadt und Parlamentsborough, auch Sitz eines kath. Erzbischofs, mit dem 71 km ostwärts entfernten Edinburgh durch einen Kanal und zwei Eisenbahnen verbunden, in einem fruchtbaren Thale am Clyde, 82,5 km von dessen Mündung gelegen, besteht aus der Altstadt und Neustadt und mehreren Vorstädten. Bis 1866 hatte die ältere Stadt (das Centrum und der östl. Teil) schmutzige Straßen und ärmliche Hütten; seitdem wurden die Straßen erweitert und besser gepflastert und viele schöne Häuser gebaut. Die neuere Stadtteile und die Vorstädte haben breite Straßen, aus Quadern erbaute Häuser und schöne Squares. Unter den öffentlichen Gebäuden verdient besondere Beachtung die prächtige Hauptkirche, 1109—1400 gebaut, mit schöner Krypta. Außer dieser hat G. noch 250 gottesdienstliche Gebäude, darunter 19 kath. Kirchen, von denen die 1816 erbaute St. Andrewskirche die bedeutendste ist. Ferner sind bemerkenswert: das öffentliche Gefängnis mit einer Säulenhalle, ähnlich dem Parthenon in Athen, das Magdalenenhospital, die 1829 gebaute Börse mit einer ionisch. Säulenhalle, die 1811 erbaute Sternwarte. Alle diese Gebäude wurden fast insgesamt von Start nach antiken Mustern erbaut. Von neuern Gebäuden sind fünf Theater, die 1877 erbaute Neue Börse und besonders die von Scott errichteten, Nov. 1870 eröffneten Universitätsgebäude zu nennen. G. hat

zwei Bankenhäuser, ein Blattemuseum, ein großes Krankenhaus, eine Blindenanstalt und viele andere Wohlfahrtsanstalten. Neue Gebäude für die Stadtverwaltung werden (1888) am George Square errichtet. Auf dem George Square befinden sich viele Statuen, in der Mitte eine 20 m hohe Säule mit dem Standbilde Walter Scotts, ferner die Reiterstatuen der Königin Viktoria und des Prinzen Albert (von Paroschetti), Statuen von James Watt, Robert Peel, Lord Clyde, John

tut. Unter den Vorstädten sind Kelso Grove, Hillhead und Bowanhill die bedeutendsten. Im Norden liegt Port Dundas mit großen Warenhäusern am Ufer des Monklandkanals, der unterhalb der Stadt in den Clyde geht. Der südliche Teil der Stadt ist eben und hat meist gerade, sich rechtwinklig schneidende Straßen, den Queenspark und die Metropolis. Eine Wasserleitung vom Loch Katrine, 64 km im Norden, versieht G. täglich mit über 2 Mill. Hektoliter Wasser.



Maßstab 1:71000

Topographische Lage von Glasgow.

Ross (von Florman), Robert Burns, Thomas Campbell, David Livingstone u. a. Außerdem hat G. einen 43 m hohen Obelisk zum Andenken Nelsons und Reiterstatuen Wellingtons und Wilhelms III. Die schönsten Kaufhäuser zeigt die Buchananstraße. Von Kunstsammlungen ist die wichtigste die von Maclellan gestiftete Gemäldergalerie mit wertvollen Bildern von Apian, Giorgione, Botticelli, Rubens, Rembrandt u. a. Außerdem sind zu erwähnen die von Erving und die von Graham-Gilbert gestifteten Gemäldesammlungen und die 1880 eröffnete Sammlung des Kunstinstituts.

Die Stadt ist für den Handel außerordentlich günstig gelegen. In der Nähe der reichen Steinkohlengruben und Eisenwerke von Lanarkshire und dem angrenzenden Renfrewshire steht sie durch den Clyde mit dem Atlantischen Meere und mit der Nordsee durch den Clydekanal und den Fluß Forth in Verbindung, sowie durch Eisenbahnen mit Edinburgh, Lanark, Paisley, Greenock, Perth, Dunfermline, Dundee u. s. w. Ihr lebhafter Handel mit Nordamerika und Ostindien begann gleich nach der Union 1707 und bewirkte ihr rasches Emporkommen. Seitdem hat die Einfuhr von Kolonialwaren und

die Ausfuhr von Steinkohlen und eigenen Fabriken immer größere Verhältnisse angenommen, so daß G. mit Recht für den Haupthandelsplatz Schottlands gilt, während in England nur London und Liverpool ihm den Rang streitig machen können. Mit allen wichtigen Seehäfen der Erde steht G. in regelmäßiger Dampfschiffverbindung. Die zum Hafen gehörigen Schiffe haben zusammen (1882) 827 435 t Gehalt. Früher konnten die größten Schiffe nicht bis an die Rais der Stadt gelangen, sondern mußten wegen der Untiefen des Clyde bei der zur Grafschaft Renfrew gehörigen Stadt Port Glasgow, 26 km im W.W., löschen. Jetzt ist der Clyde für Schiffe von 7 m Tiefgang fahrbar. Das Queensdock ist 13,5 ha groß und bei niedrigem Wasserstande 6 m tief; ein noch größeres Dock ist (1883) im Bau begriffen.

Die großartige Industrie, welche G. seit Mitte des 18. Jahrh. entwickelt hat, überbietet an Mannigfaltigkeit die aller andern brit. Städte. G. vereinigt die Baumwollspinnerei und Weberei von Manchester, die gedruckten Kalikos von Lancashire, die Wollstoffe von Norwich, die Shawls und Russeline von Frankreich, die Seidenfabriken und Spinnereien von Macclesfield, die Flachspinnereien von Irland, die Teppiche von Ribblesdale, die Eisen- und Maschinenfabriken von Wolverhampton und Birmingham, die Steingut- und Glasfabriken von Staffordshire und Newcastle und den Schiffbau von London. Am wichtigsten ist der Schiffbau; 1882 wurden in G. 261 Schiffe von 391 984 t vom Stapel gelassen. Ferner sind hier bedeutende Brauereien, Zuckerraffinerien und Bierbrauereien, große chem. Fabriken (darunter die St. Rollox-Werke, die größten der Welt), Lössereien, Zuckerraffinerien, Färbereien, Gerbereien, Papierfabriken, Messingwerke, Fabriken für Segeltuch, Seilerwaren, Leberwaren u. In G. wurde 1793 der erste Versuch mit dem Cartwright'schen Dampfwebstuhl gemacht.

Die Einwohnerzahl, die 1801 noch 77 385 betrug, war 1861 auf 394 864 gestiegen und betrug 1881 für das Parliamentaryborough 487 985, mit den Vorstädten 674 095. G. hat auch bedeutende wissenschaftliche Anstalten aufzuweisen. Die Universität, welche 1881/82 von 2320 Studenten besucht wurde, ist 1450 von König Jakob II. und dem Bischof Turnbull gestiftet und besitzt, wie die andern schott. Universitäten, eine den deutschen ähnliche Einrichtung. Die Universitätsbibliothek zählt 110 000 Bände. Zur Universität gehören eine Sternwarte und das Hunterian Museum, 1783 von William Hunter gegründet, welches anatom. und naturhistor. Sammlungen enthält, außerdem 12 000 Bände seltener Bücher und Handschriften, eine große Münzensammlung und eine Anzahl wertvoller Gemälde. Anderson's College, gegründet 1796, ist ein Institut zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. Außerdem hat G. ein Schullehrerseminar, eine Arzneischule, eine Lateinschule, eine Kunstakademie, eine große Bibeldruckerei; seit 1819 einen herrlichen botan. Garten, verschiedene gelehrte Gesellschaften, 18 literarisch-wissenschaftliche Institute u. f. w. Auch für die Verschönerung und wohnliche Verbesserung der Stadt ist in jüngster Zeit viel geschehen. Bis in die neueste Zeit war G. eine der ungesundesten Städte des Vereinigten Königreichs (Sterblichkeit in einem Jahre 81:1000). Die Herstellung eines umfassenden Systems von Abzugskanälen jedoch,

der Umbau enger und schmutziger Stadtteile und die Errichtung von Arbeiterwohnungen für die Arbeiter haben in dieser Hinsicht bereits viel geleistet, so daß jetzt (1883) die Sterblichkeit 28:1000 beträgt. Bei den Verhandlungen über die Schottische Reformbill 1868 wurde die Zahl der Vertreter G.'s im Parlament von zwei auf drei vermehrt.

Glasfabrik, s. unter Glas, S. 78.

Glasbläser, s. unter Glas, S. 82.

Glasbläser, Stadt im sächs. Regierungsbezirk Dresden, Amtshauptmannschaft Dippoldiswarde, 9 km im N.W. von Lauenstein, an der Mügitz, hat bedeutende Uhrenfabrikation, eine 1878 gegründete Uhrmacherschule, Strohflechterei und Bergbau und zählt (1880) 1840 E.

Glasieren oder **glazieren** (frz. vernissage, engl. glazing), verglasen, überglazen, glänzend machen, irbenen Gegenständen einen glasartigen Überzug geben. (S. Glasur.)

Glasinfraktionen, eine Art Verjüngung, welche entsteht, wenn Reliefs (Druckbilder, Buchstaben, Bouquets u. f. w.) aus schwach gebrannter, unglasierter weißer Thon- oder Porzellanmasse zwischen glühend aufeinandergelegten Krysalloglasküchen eingeschlossen werden, wobei diese Objekte mit silberartigem Glanz durchscheinen.

Glasstücke, s. unter Kirschen.

Glasstopf (wohl aus Glasstopf entstanden), alter bergmännischer Name für gewisse Erze, welche in halbtügeligen und traubigen Aggregaten mit glatter, oft glänzender Oberfläche auftreten, wobei vielfach im Innern eine schalige oder faserige Zusammenfügung erscheint. Dazu gehört: roter Glasstopf, eine solche Ausbildungsart des Eisenerzes, im kompakten Zustande stahlgrau, während die einzelne Faser kirchrot ist, auf der Oberfläche gewöhnlich mit einem roten oderigen Überzug; brauner Glasstopf, das Eisenerz, welches aus dem dichten Brauneisenstein vorliegt, nellenbraun, an der Oberfläche meist etwas dunkler gefärbt; diese beiden sind ausgedehnt faserig; schwarzer Glasstopf, auch Pilomelan genannt, eisenschwarz bis bläulichschwarz, im Innern nicht faserig, sondern mit muscheligen bis ebenem Bruch, ist eine wasserhaltige Sauerstoffverbindung von Mangan, namentlich wohl Mangansuperoxyd, auch Manganoxydul ohne tonförmige Zusammenfügung.

Glasstempel, s. unter Auge, Bd. II, S. 197.

Glaslava (schwarze), s. Obsidian.

Glaslaven, alle als zusammenhängende größere geflossene Massen oder als lose Auswürflinge im festen Zustande erstarrten vulkanischen Produkte, welche gänzlich oder größtenteils aus glasiger Substanz bestehen; dazu gehören Obsidian, Bimsstein, Perlit, Pechstein. Diese glasigen oder halbglassigen Laven besitzen ein geringeres spezifisches Gewicht als diejenigen Laven von derselben chem. Zusammenfügung, welche zu einem kristallinen Mineralaggregat erstarrt sind. Eine reichliche Entwindelung von Glassubstanz scheint bei einer festwerdenden geschmolzenen Masse namentlich da zu erfolgen, wo diese Erstarrung sehr rasch von statten geht, weshalb z. B. die Oberfläche der Lavaströme vielfach glasig ausgebildet ist, und diese Beschaffenheit erst allmählich nach dem Innern zu in die gewöhnliche kristallinische Steinige übergeht.

Glasmacherey (frz. felle, canne; engl. pipe, blowing iron), s. unter Glas, S. 80.

Glasmalerei ist die Kunst, durchsichtige Farben und Umrisse durch Einschmelzung auf das Glas zu übertragen, oder ganze Bilder aus Stücken farbigen Glases zusammenzusetzen. Entweder wird die Malerei auf farblosen Glasstücken ausgeführt, oder es werden farbige Glasplatten von verschiedener Größe durch Einschlüpfungen miteinander verbunden und die Schattierung mit Schwarz hineingemalt, wodurch größere Kompositionen möglich werden, oder endlich, es wird ein farbiges Glas an das andersfarbige geschmolzen (von ihm «überfungen», wie der technische Ausdruck lautet) und die Schattierung oder Abtönung dann durch Ausschleifen mit Schmirgel bewirkt. Die Glasstücke werden möglichst nach den in der Komposition vorhandenen Umrisen zugeschnitten, damit die dunklen Melirinen mit diesen zusammenfallen. Schon hieraus ergibt sich die Notwendigkeit einer strengeren Stillsitz für die monumentale G., weiter aber aus der Anordnung des Stabwerks und der Querbänder, welche dem ganzen Fenster Festigkeit geben sollen, und denen sich die Komposition so einfügen muß, daß sie durch dieselben möglichst wenig gestört und unterbrochen wird.

Die G. ist im Altertum bisher unachweisbar, war aber einer der bedeutendsten Kunstzweige des Mittelalters. Vielleicht ist man bei Anlaß der Mosaisarbeit, welche im früheren Mittelalter fortwährend in Übung blieb, darauf gekommen; auch sind die ältesten Glasgemälde in der That reine Glasmosaiken, d. h. Umrisse in Blei, welche von farbigen, durchsichtigen Gläsern ausgefüllt werden. Die ersten Glasgemälde, welche erwähnt werden, befinden sich in dem bayr. Kloster Tegernsee; sie stammen aus der letzten Zeit des 10. Jahrh. Durch deutsche Meister verbreitete sich diese Kunst in der Folge durch das ganze Abendland, scheint aber ihre Wiege in Frankreich zu haben. Aus dem 11. und 12. Jahrh., der Zeit des roman. Stils, ist uns nur äußerst wenig erhalten, z. B. mehrere Fenster des Doms von Augsburg, des Straßburger Münsters, der Kunibertskirche in Köln; dagegen hat die zweite Hälfte des 13. Jahrh. und die erste des folgenden, also die Zeit der höchsten Blüte des got. Stils, zahllose Denkmäler zurückgelassen, z. B. die Kaiserbilder im Straßburger Münster, die meisten Fenster der Dome in Rheims, Amiens und Orléans, der Elisabethkirche in Marburg u. s. w., sowie die Chorfenster des Kölner Doms. Denn die Gotik, welche die Mauermaße in Fenster auflöst, gibt dadurch der G. schon mehr Raum, als ihr die nur mäßig großen Rundbogenfenster des roman. Stils einräumen. Die meisten der frühgot. Fenster stellen reiche, bunte Teppiche dar, vor welchen unter überaus prächtigen Baldachinen Heilige, Propheten, Könige u. s. w. in ernstester statuarischer Haltung stehen. Auf eigentliche Kompositionen im malerischen Stile ließ man sich damals nicht ein; wenig schieben die hohen Fensterstabe Figuren von Figur. Nur in den untern Fenstern, meist von Pfeilern, zuweilen schönen Arabesken eingefast, zeigen sich kleine geschichtliche Darstellungen, welche meist Szenen aus der Geschichte Christi und der Heiligen vorstellen, während die obern Fenster in der Regel einzelne Heilige enthalten. Von den Farben ist besonders das dunkle Rubinrot durch seinen tiefen, feurigen Glanz ausgezeichnet.

Mit dem Ende des 14. und dem 15. Jahrh. werden die Denkmäler immer zahlreicher, und aus die-

ser Zeit stammen die Fenster der Frauenkirche in Lübeck und die des Doms zu Nürnberg, wahrscheinlich beide von demselben Meister Francesco Covi aus Gambassi, der sich von Jugend auf in Lübeck aufgehalten hatte. Die Kirchen in Nürnberg verdanken einen Teil ihres Schmucks der dortigen Glasmalersfamilie der Hirschvogel. Auch die Schweiz ist reich an Glasgemälden jener Zeit, obwohl die Reformation hier, wie an den meisten Orten, Unzähliges zerstört hat. Höchst massenhaft tritt die G. in England auf, wo sie überhaupt sich so fest eingewurzelt hatte, daß auch in den letzten Jahrhunderten doch wenigstens die Technik nie ganz verloren ging. Das glanzvollste Denkmal der G. des Mittelalters befindet sich in Deutschland; es sind die Fenster des nördl. Seitenschiffs im Dom zu Köln vom J. 1509. Hier zeigen sich am deutlichsten die ungeheuern Fortschritte in der Technik, wenn man die Fenster des Chors, die vor 1322 gearbeitet wurden, damit vergleicht. Auch sieht man, wie mit der übrigen Malerei auch die G. ein Streben nach Darstellung der Wirklichkeit angenommen hat, welches sich nicht bloß in einer kräftigern Charakteristik der Figuren ausdrückt, sondern auch zu freier, bewegter Komposition fortschreitet und statt des Teppichgrundes einen reichen architektonischen oder landschaftlichen Hintergrund entfaltet. Für die Zeiten nach der Reformation waren Frankreich und die Niederlande die wichtigsten Gegenden für die G., während selbst das luth. Deutschland sie mehr und mehr vernachlässigte, nachdem kurz zuvor noch hervorragende Meister Zeichnungen zu diesem Zwecke gefertigt hatten.

Auf der Grenze zwischen dem mittelalterlichen und dem modernen klassischen Stile, der auch hier eindrang, stehen die herrlichen Glasgemälde in den Chorapellen des Münsters zu Freiburg i. Br. und die im Deutsch-Französischen Kriege von 1870–71 vernichteten des Doms zu Metz, um 1580, sowie diejenigen mehrerer Kirchen in Paris und die in der großen nördl. Nebenkapelle der Subularkirche in Brüssel. Letztere, welche zumal durch ihre architektonischen Hintergründe im reichsten und edelsten Renaissancegeschmack berühmt sind, übrigens den echten Stilcharakter des 16. Jahrh. schon gänzlich verloren haben, bilden durch große Mäßigkeit des Tons den Übergang zu der letzten Epoche dieser Kunst. Fortan stellen sich nämlich die Glasmalerei die Aufgabe, sich möglichst der Ölmalerei zu nähern und dieselbe in Komposition und Farbe nachzuahmen. Dieser Epoche des Mißverständnisses gehören schon die berühmten franz. Glasmalerei Henriot, geb. zu Châlons an der Marne 1551, und Monier von Blois an; in den Niederlanden die Brüder Dirl und Walter Crabeth, die Meister der Glasgemälde in der St. Janskirche zu Gouda, die Glasmalerei der Florisschen Schule und Abraham Diepenbeede, welcher selbst Kompositionen seines Lehrers Rubens auf Glas übertrug. Als man sich endlich von der Unmöglichkeit, die Effekte und die Beleuchtung des Ölgemäldes auf Glas anzuwenden, überzeugt hatte, gab man die G. mehr und mehr preis, bis sie im 18. Jahrh., von der Mode verdrängt, fast ganz aufhörte. Nur in England wurde sie, jedoch meist von ausländischen Künstlern, fortgetrieben; unter Jakob I. stiftete ein Niederländer, Berru, von Binge, den man als den Vater der neuern G. ansehen kann, eine Schule, die sich bis auf die Gegenwart erhielt. Namentlich zeichneten sich als Glasmalerei

auss Eginton zu Birmingham, Wolfgang Baumgärtner aus Ruffstein in Tirol, gest. 1761, und der gleichzeitige Jousroy. In Deutschland entstand die G. erst im 19. Jahrh. wieder, namentlich durch die Bemühungen Hobus in Dresden und Wien, Scheinerts in Weissen, Wilh. Börtels in Dresden und hauptsächlich Mich. Sign. Franks aus Nürnberg, der zuerst die Glasmalermalerei wieder emporzubringen versuchte. Durch diesen ließ König Ludwig von Bayern die Fenster des Doms in Regensburg mit G. versehen. Sehr bald entstand nun zu München eine eigene Anstalt für diesen Kunstzweig, welche unter der Leitung von Gärtner und von Hess und unter der Inspektion von Altmüller bald kräftig emporblühte. Die größten Aufgaben wurden unternommen, die neunzehn 16 m hohen Fenster für die Kirche in der Vorstadt Au bei München, die vier großen Fenster, welche König Ludwig in den kölner Dom stiftete, u. s. w. In Nürnberg werden in der Anstalt der Familie Kellner gute Sachen gearbeitet. Die Seitenkapellen des Münsters zu Freiburg i. Br. schmückte Helmle mit einer Reihenfolge kleiner Darstellungen aus Dürers Passion. In Österreich zeugen die zahlreichen neuen Fenster Geylings für St. Stephan und jene für die Botivkirche in Wien von einem erfreulichen Aufschwunge, wobei besonders der 1883 verstorbenen Maler J. Klein im Stile Jährichs als Zeichner Treffliches leistete. Außerdem besitzt Innsbruck in dem tirol. Glasmalereinstitut von Neuhauser eine sehr tüchtige Vertretung des Fachs. Außerhalb Deutschlands erfreut sich Capromier in Brüssel eines namhaften Rufes. Die Kathedrale daselbst hat Arbeiten aus seiner Werkstatt. Für die G. in Frankreich sind die Arbeiten der Anstalt zu Sèvres von Bedeutung; ihre künstlerische Richtung ist die naturalistisch-malerische. Gehaltener und stilvoller sind die Werke von L'evenot in Paris; noch bedeutender die Malereien in St. Vincent de Paul zu Paris, welche Mareschal in Metz fertigte, dessen Anstalt zugleich mit der münchener in technischer und künstlerischer Hinsicht die größten Verdienste in der Ausübung der G. hat. In neuester Zeit hat mit der Vorliebe für altentümliche Wohnungsausstattung die G. sich auch auf dem Boden der Profanwelt wieder ein größeres Gebiet erobert, indem man nach der Manier der deutschen Meister des 16. Jahrh. gern kleine Kabinettstücke als einzelne Scheiben für Fenster ausführt. Besonders Gutes nach Originalen jener Zeit liefert die genannte Anstalt in Innsbruck.

Litteratur. Schmitthals, *Die G. der Alten* (Vomgo 1826); Gessert, *Geschichte der G.* (Stuttg. u. Lzb. 1839); derselbe, *Die Kunst auf Glas zu malen* (Stuttg. 1842); Lassetyrie, *Histoire de la peinture sur verre d'après des monuments en France* (Par. 1838—56; mit 110 kolorierten Tafeln); Warrington, *The history of stained glass* (Lond. 1850); Levy, *Histoire de la peinture sur verre, particulièrement en Belgique* (Brüss. 1853 fg.); Wadernagel, *Die deutsche G.* (Lpz. 1855); Dircher, *Histoire de la peinture sur verre* (Par. 1863); *Die G. in ihrer Anwendung auf den Profanbau* (Berl. 1874).

Glasmosaik, s. unter Glas, S. 82^b.

Glasnevin, ehemals Dorf, jetzt Vorstadt von Dublin (s. d. Bd. V, S. 608^a).

Glasöfen, s. unter Glas, S. 79^a.

Glasopal oder Hyalit, früher auch nach seinem Entdecker Müller'sches Glas genannt, ein

Glied der Mineralgruppe der Opale; nicht farblos, durchsichtige und stark glasglänzende Überzüge von kleintrübiger und nierenförmiger Gestalt; es ist wasserhaltige (amorphe) Kieselsäure von dem spezifischen Gewicht 2,1; der Wassergehalt beträgt 3—6 Proz. Die wasserklaren glasähnlichen Warzen zeigen unter dem Mikroskop eine sehr feine lagenweise Zusammensetzung und vollkommene konzentrische Schichtung, womit auch die negative doppelte Lichtbrechung zusammenhängt. Der G. findet sich auf Höhlen und Klüften namentlich basaltischer Gesteine, z. B. zu Baitzsch in Böhmen Bohuniz in Ungarn, Erlensbach bei Frankfurt a. M. auch im Serpentin vom Zobten und Jordansmühl in Schlesien, in Hohlräumen ungar. Basalten; er ist jedenfalls eine sehr jugendliche Bildung, indem er selbst auf Gestein aufliegende Flechte übertrifft.

Glasow, Kreisstadt im europ.-russ. Gouvernement Wjatka, 228 km ostwärts von der Stadt Wjatka, links an der Tschepza, mit (1883) 1970 6 Leberfabriken, Talgfabriken und Getreidehandl. Bis 1780 war G. eine wichtigste Ansiedelung, worauf dieselbe die Rechte einer Stadt erhielt.

Glaspapier (frz. papier verre, engl. glass paper), ein mit Leim bestrichenes, mit Glaspulver bestreutes Papier, das zum Abschleifen von Holzwaren verwendet wird.

Glasplatten, s. unter Glas, S. 82^a.

Glasperlen, s. unter Glas, S. 83^a.

Glasraffinerie, s. unter Glas, S. 82^b.

Glasrath, s. unter Glas, S. 78^a.

Glasbrenner (Adolf), humoristischer und satirischer Schriftsteller, geb. 27. März 1810 in Berl. widmete sich, auf dortigen Gymnasien vorgebildet dem Kaufmannsstande. Schon früh zu poetisch Thätigkeit geneigt, gab er sich in freien Stund litterarischer Beschäftigung hin, deren Früchte bald ihren Weg in die berliner Journale fanden. Schon 1831 redigierte G. die Zeitschrift *Don Quixote*, welche 1833 durch den Minister von Br. unterdrückt wurde. Einen Auszug aus dem B. gab er unter dem Titel *«Aus den Papieren eines Hingerichteten»* (Lpz. 1834). Kunnehr (Schuf. G. unter dem Namen Adolf Brennglas einen ganz neuen Litteraturzweig in den bekannten *He. «Berlin wie es ist und trinkt»* (33 Hefte, Berl. Lpz. 1832—50, teilweise vielfach aufgelegt). *«Huntes Berlin»* (13 Hefte, Berl. 1835—52) wurde damit der Begründer der modernen humoristischen und satirischen berliner Volkslitteratur. Verwandte Arbeiten von G. sind *«Leben und Liden der feinen Welt»* (Lpz. 1834) und *«Berl. Volksleben»* (3 Bde., Lpz. 1846). Die Frucht eines siebenmonatlichen Aufenthalts in Wien 1835 u. die anonymen *«Wilder und Träume aus W.»* (2 Bde., Lpz. 1836), welche vom Bundesrat verboten wurden. G. verheiratete sich 1840 mit am königstädtischen Theater in Berlin engag. Schauspielerin Adele Peroni (geb. 17. 1816 in Bräun), mit welcher er 1841 infolge lebenslänglichen Engagements nach Neustrelitz hier schrieb er seine *«Verbotenen Lieder»* (1843), die in der dritten und fünften Auflage (1870) den Titel *«Gebichte von G.»* erhielten, das komische Epos *«Neuer Reimete der Fuchs»* 1845 u. öfter). Diese beiden Werke G.'s sind höherer Bedeutung und stellen ihn in die Reihe vorzüglichsten unserer satirischen Dichter. *«G. u.*

1848 Führer und Mittelpunkt der demokratischen Partei in Mecklenburg-Strelitz. Als er infolge dessen 1850 des Landes verwiesen wurde, lebte er in Hamburg, bis er 1858 wieder nach Berlin zurückkehrte, wo er die Redaction der «Berliner Montagspost» bis zu seinem am 25. Sept. 1876 erfolgten Tode führte. Von seinen übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: «Römischer Volkskalender» (Hamb. 1846—65), «Die verkehrte Welt» (6. Aufl., Berl. 1873), «Kaspar der Mensch» (Hamb. 1850), ein Lustspiel; «Neue Gedichte» (Wien 1866), «Römische Tausendundeine Nacht» (Hamb. 1862). Hierzu kommen die Kinderschriften «Lachende Kinder», «Sprechende Thiere» und «Die Insel Mariposa», welche mehrfach aufgelegt worden sind. Vgl. Schmidt-Cabanis, «Adolf G. Ein biographisch-literarischer Essay» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1877, 1. Hälfte). G. S. Gattin war bereits 1850 von der Bühne zurückgetreten und bildete seitdem in Berlin junge Schauspielerinnen aus.

Glasfäden (frz. taillage de verre, engl. glass-cutting), s. unter Glas, S. 82.

Glasfäden oder **Glasfliegen** (Sesia), Abendfalterlinge (Sphingida), welche durch ihre Form und die glashellen Flügel, die nur zuweilen mit farbigen Rändern gesäumt sind, Bienen, Hummeln oder Wespen gleichen, sich aber durch den deutlichen Schmetterlingsrüssel und den Mangel eines Stützflügels unterscheiden. Die Schmetterlinge fliegen wenig, sitzen meist ruhig an den Rinden der Bäume, an welchen sie ihre Eier ablegen, aus welchen farblose Röhren mit hornigem Kopfe auskriechen, die sich in die Rinde und das Holz einbohren, meist mehrere Jahre leben, lange Gänge ausnagen und sich schließlich verpuppen. Die Raupen wie die Puppen haben hinten Stacheln, mittels deren sich die sehr beweglichen Puppen bis zum Eingangsloche der Gänge fortziehen, sobald der Schmetterling beim Auskriechen sogleich in das Freie kommt. Manche Gartenbäume und Sträucher gehen durch sie zu Grunde. Der Dienenfalter (S. apiformis) bohrt in Pappeln, andere in Apfelbäumen, Stachelbeeren, Eyringen u. f. w.

Glasfäden, ein seidenartig weicher und glänzender Faden, der durch Ausziehen eines Glasstäbchens vor der Schmelzlampe erzeugt und sowohl weiß als gefärbt zu Geweben, Manschetten, Fransen verarbeitet wird. (S. Glasfäbrikation.)

Glasfäden, s. Glasfäbrikation.

Glasfädenerei heißt das von J. de Brunsaut aufgefundene Verfahren, durch welches Glas in außerordentlich lange und feine, biegsame Fäden verwandelt wird. Zu diesem Zweck wird das Ende eines Glasstabes, resp. einer Glasröhre in der Flamme eines Gasgebläses erweicht, von demselben ein Faden ausgezogen, dieser an einem Haspel befestigt und der letztere in Umbrehung verkehrt, während man das Glasstück in der Flamme allmählich nachrückt. Der hierbei fast ohne Unterbrechung (mit einer Geschwindigkeit von etwa 30 m in der Sekunde) erzeugte Faden (Glasfäden) wickelt sich in Form eines Strahls auf den Haspel auf; die Dike eines solchen Fadens beträgt 0,005 bis 0,01 mm, ist also noch etwas geringer als die eines einfachen Seiden- (Cocon-) Fadens. Aus gesponnenem Glas verfertigt man Quasten, reißer- und krausfadenähnliche Bänder, geflochtene Bürtel, Damastbänder, Gassen, Schleifen, Umbänder, Ketten, Uhrketten, verschiedenartige Gefäße, sowie

die Kragbänder der Vergolder und Goldarbeiter u. f. w.; außerdem benützt man es als Einschlag für seidene Zeuge, welche dadurch, je nachdem das Glas gelb oder weiß ist, den Glanz und das Aussehen von Gold- oder Silberstoff erhalten. Auch zu Fadenkreuzen optischer Instrumente können Glasgefäße ihrer Feinheit wegen verwendet werden. Die wesentlichsten Vorzüge der Glasgefäße und Glasgewebe beruhen, abgesehen von ihrer außerordentlichen Schönheit und Leichtigkeit, auf ihrer Haltbarkeit, Unentzündlichkeit und ihrem bedeutenden Wärmehaltungsvermögen, endlich auf der Fähigkeit, leicht und vollständig wieder gereinigt werden zu können, welche letztere Eigenschaft sie namentlich als Filtriermaterial vorteilhaft erscheinen läßt.

Glasfäden, birnförmige Glasflümpchen mit langen Spizen, welche entstehen, wenn man geschmolzenes Glas in kaltes Wasser fallen läßt. Infolge des schnellen Erstarrens der Oberfläche befinden sich die Teilchen im Innern in so großer Spannung, daß beim Abbrechen der äußersten Spitze die ganze Masse in Staub zerfällt, welcher mit großer Gewalt umhergeschleudert wird.

Glastonbury, Stadt in der engl. Grafschaft Somerset, 40 km im S.W. von Bath und 19 km im N. von Bridgewater, zählt (1881) 3719 E., welche Seidenstoffe und Leder fabricieren und Zimmerholz, Ziegel und Sandstein ausführen. Noch stehen interessante Ruinen seiner mittelalterlichen Abtei, in welcher die Legende den König Arthur ruhen läßt.

Glasur nennt man den glasähnlichen Überzug auf keramischen Gegenständen und Gefäßen, um denselben Glanz zu verleihen, deren Oberfläche zu verzieren und das Eindringen von Flüssigkeiten zu verhindern. Alle Sorten von G., welche in der Herstellung von irdenen Waren Anwendung finden, lassen sich unter folgende vier Abteilungen bringen: 1) Erdglasuren, in der Regel durchsichtige Gläser aus Kiesel-erde, Thonerde und Alkalien bestehend, höchst strengflüssig und ungefähr bei derselben Temperatur schmelzend, bei welcher die Masse ihre Härte erlangt; die G. des echten harten Porzellans ist eine solche Erdglasur. 2) Bleihaltige Glasuren sind bleihaltige und durchsichtige Gläser, die schon bei einer Temperatur schmelzen, welche niedriger ist als diejenige, bei welcher die Masse sich gar brennt; das gewöhnliche Töpfergeschirr und die feine Fayence erhalten eine bleihaltige G. Für ordinäre irdene Ware wendet man gewöhnlich in den meisten Gegenden Deutschlands ein Gemenge von Bleiglanz (Glasur-erde oder Alusour) und Lehm an, welcher feingemahlen auf die Oberfläche der lufttrockenen Ware gebracht und dann eingebrannt wird. Ist das Bleiorz im richtigen Verhältnis zur Kiesel-erde des Lehms oder Thons vorhanden, so ist das entstehende Bleiglas in den gewöhnlichen in der Haushaltung vorkommenden Säuren, wie Essig, nicht löslich. Ist hingegen ein Teil des Bleiorz mit der Kiesel-erde nicht gehörig verbunden, so kann der Fall eintreten, daß ein Teil des Bleiorz sich schon in heißem Essig löst und zu Vergiftungen Anlaß gibt. Die Benutzung von mit solcher Bleiglasur versehenem Geschirr ist offenbar nicht unbedenklich. 3) Die Emailglasuren sind teils weiß, teils gefärbte undurchsichtige G., meist Zinnorzd neben Bleiorzd enthaltend; sie schmelzen leicht und dienen zum Maltieren der häufig unangenehmen Farbe

der darunterliegenden Masse; sie finden Anwendung bei der gewöhnlichen Fagene und fanden auch bereits bei den Majoliken Verwendung. 4) Die Laster sind meist Erd- und Alltagsglasuren; sie überziehen die Masse als äußerste dünne Schicht, gleichsam als Hauch, und sollen nicht nur die darunterliegende Masse schützen und undurchdringlich machen (wie die G. des gewöhnlichen Steingeräths der Mineralwasserfrüge, mit Hilfe von Kochsalz und Wasserdampf hervorgebracht), sondern auch häufig, wenn sie färbende Metallorbe enthalten, nebenbei den irdenen Gegenstand dekorieren (Goldlaster, Kupfer- und Bleilaster). Vgl. die technolog. Hand- und Lehrbücher von Karmarsch-Hartig, Rud. von Wagner und Fr. Knapp.

Glasererz, s. Alkuisour.

Glasversicherung, in Deutschland ziemlich neuen Datums, in Frankreich und England bereits seit Ende der fünfziger Jahre in Anwendung, bezweckt Ersatz des Schadens an Glas, d. h. Spiegel, Spiegel- und Glascheiben in Fenstern und Thürn öffentlicher und Privatlokale, Verkaufsniederlagen und Wohnungen durch Verbrechen und Springen, Sturm und Hagel (z. B. bei Glasdachern). Schäden durch Brand, Blitzschlag oder Gasexplosion werden nur dann vergütet, wenn gegen diese Gefahren nicht bereits anderweitig (bei Feuerversicherungsgesellschaften) versichert ist. Ausgenommen von der Versicherung ist der Schaden, welcher die Folge eines Kriegsereignisses, Überfalls durch bewaffnete Macht, bürgerlicher Unruhen, Aufruhrs und Erdbebens ist. Schäden durch grobe Fahrlässigkeit oder Ablässigkeit des Versicherten oder mit seinem Vorwissen von dritten herbeigeführt durch Umzug, Umstellung oder Transport der Scheiben werden gewöhnlich nicht vergütet. Im Versicherungsantrage müssen die zu versichernden Gläser nach Stückzahl, Höhe und Breite, Art (Spiegel, Doppel-, Hochglas, Trumeau), die Lokalitäten, in denen sie sich befinden, der Wert, jede darauf schon anderweit geschlossene Versicherung gegen Feuer, Explosion oder Hagel, das Eigentums- und Besitzverhältnis, sowie jeder die Gefahr eines Bruchschadens erhöhende Umstand angegeben werden. Die Gefahr, gegen welche Deckung gesucht wird, schätzt man ab nach der Breite der Straße und des Trottoirs, der Höhe vom Erdboden, in welcher sich die Scheiben befinden, dem im Versicherungslocale betriebenen Gewerbe u. s. w. Wenn im Laufe der Versicherung Veränderungen eintreten, durch welche die übernommene Gefahr vergrößert wird, überhaupt wenn ein Umstand eintritt, welcher die ursprünglichen Angaben im Antrage ändert, so ist der Versicherungsgesellschaft Anzeige zu machen. Im Falle eines Schadens ist der Versicherte verpflichtet, für Aufbewahrung und Erhaltung der Bruchstücke und Verhütung weiteren Schadens Sorge zu tragen und der Gesellschaft alle über Entschädigung und Umfang des Schadens verlangten Nachweise zu gewähren. Die Gesellschaft hat die Wahl, ob sie dem Versicherten die beschädigte Scheibe durch eine andere von gleicher Größe und Güte, so rasch dies möglich, ersetzen oder den Schaden nach Maßgabe der Versicherung bar vergütigen will.

Die Prämiensätze für G. bewegen sich nach dem Flächeninhalt von 1—1½ Proz. des Werts aufwärts. Die einfachen Sätze gelten nur für Spiegel, Scheiben und Trumeaus in Wohnungen, Schaufenstern und Geschäftslokalitäten in Straßen von

mindestens 10 m Gesamtbreite. Gleichartige Scheiben in Straßen von weniger Breite, in Partieräumlichkeiten, die nachts nicht gegen außen geschützt sind, Schaulustern, Eisenhandlungen, Fleischer- und andern Läden, wo besondere Gefahr des Zerbrechens besteht, in Kaffeehäusern, Restaurationen, Vergnügungslökalen, sowie lose an der Wand hängende oder verschiebbare Spiegel werden mit höherer Prämie belegt. Für Thür- und gebogene Scheiben wird in der Regel die Prämie verdoppelt. Für Doppelglas wird das Dreifache berechnet. Für Glasdachern, welche nur gegen Hagel-, Blitz- und Wetterbeschäden versichert werden, beträgt die Prämie etwa 2—4 Proz. Außer der Deutschen Hagelversicherungsgesellschaft für Gärtnereien zu Berlin, welche auch Fenstercheiben (inclusive Blei) in Kistbeeten, Gewächshäusern, Wohn- und andern Gebäuden versichert, d. h. nur gegen Hagelschlag, bestehen Glasversicherungsgesellschaften auf Aktien zu Berlin seit 1878, Hannover seit 1878, Stuttgart seit 1861, Mannheim seit 1863, Köln seit 1881; auf Gegenseitigkeit zu Brandenburg a. H. seit 1869, Bremen seit 1867, Rastatt seit 1864, Wien seit 1867 und in Prag. Der Deutsche Glaserverband besitzt eine eigene kleine Glasversicherungsgesellschaft unter der Firma Hammonia zu Hamburg. Eine neue Süddeutsche Glasversicherungsgesellschaft entstand noch in Stuttgart. Die Aktieninstitute dieser Branche haben alle nur ein kleines Kapital. Außerdem beschäftigen sich nebenbei noch manche Aktiengesellschaften anderer Branchen mit der G. Da diese in ihren Abschlüssen nur ungenügende Details über die Glasbranche geben, ist eine halbwegs richtige Schätzung der in letzterer vertretenen Versicherungssumme ganz unmöglich.

Glaswanne, s. unter Glas, S. 79^b.

Glaswatte, aus Glasgepöspn gefertigte Watte.

Glaswolle, ein aus einem Glas von besonderer Zusammensetzung hergestelltes kausches Gepöspn von schneieiger Weiße und blendendem Schimmer, das besonders als plätschähnlicher Auspus, in gestigtem Zustand als Filtriermaterial, sowie seiner eigentümlichen Wärme erzeugenden Wirkung wegen als Sicht- und Rheumatismuskwatte (s. Glaswatte) Verwendung findet.

Glatt heißen zwei Flüsse der nordöstl. Schweiz, von denen der größere den Kanton Zürich durchfließt und ein linker Nebenfluß des Rheins ist, der kleinere den Kantonen Appenzell und St. Gallen angehört und der Thur zufließt. Die G. des Kantons Zürich ist der Abfluß des Greifensees, durchfließt in vielfach gewundenem Laufe mit der Hauptrichtung SSO.-NNW. ein breites, flaches, häufigen Überschwemmungen ausgesetztes Thal, das von der Linie Zürich-Blach-Goltau der Schweizerischen Nordostbahn durchzogen wird, und mündet, im untern Teile kanalisiert, bei Rheinsfelden (335 m über dem Meere, 6½ km westlich von Goltau, 2½ km unterhalb Glattfelden) in den Rhein. Vom Greifensee (439 m) bis zur Mündung beträgt die Flußlänge 26½ km, das Gefälle 104 m. Die andere G., ein rechter Zufluß der Thur, entspringt mit zwei Quellbächen unweit Schwellbrunn (972 m über dem Meere, 4½ km südwestlich von Hertiaw) im Kanton Appenzell, tritt bei der Vereinigung derselben auf das Gebiet von St. Gallen über und fließt durch ein tief eingeschnittenes, waldiges Thal der Thur zu, die sie bei Neuburg (496 m über dem Meere) unweit Oberbüren erreicht.

Glattbutt, Brill, Biered (Rhombus laevis), ein zu den Plattfischen (Pleuronectida) und der Gattung Butt (Rhombus) gehöriger Fisch, der sich von dem verwandten Steinbutt oder Turbot (Rh. arduatus) durch den Mangel der nagelartigen Hautknospen unterscheidet. Der G., der an allen Küsten des Ozeans, der Nord- und Ostsee vorkommt, hat die Augen links, ist mit kleinen Schuppen bedeckt und braun marmoriert. Er wird nicht so groß als der Steinbutt, und sein Fleisch ist weniger geschätzt.

Glätte, f. Bleiglätte.

Glätteis entsteht in der Regel, wenn nach längerer Kälte ein Regen auf den noch sehr kalten Erdboden fällt und diesen mit einer glatten Eisschicht überzieht; seltener kommt es vor, daß nach wärmerem Wetter aus großer Wolkenhöhe überfaltetes, d. h. unter Nullgrad kaltes und dennoch flüssig gebliebenes Regenwasser herabfällt und an dem wärmeren Boden rasch gefriert.

Glätten (franz. lissage, engl. smoothing, sleeking), bei Garnen, Geweben und Papieren dasjenige Appreturverfahren, mittels dessen durch Berührung mit vollkommen glatter Oberfläche, die durch starken Druck, zum Teil in Verbindung mit Wärme wirken, entweder nur eine ebene Fläche oder zugleich ein mehr oder minder hoher Glanz erzielt wird. — Glätten wird auch in der Bedeutung von Polieren (s. d.) gebraucht.

Glatthafer, s. unter Arrhenatorum.

Glattmafen, Gruppe der Fledermäuse (s. d.).

Glattflug, s. unter Pflug.

Glattputz, s. unter Abputz.

Glattwale (Leobalaenidae), eine Gruppe der Dorsalfische, die keine Rückenflosse und keine Bauchflossen besitzen, einen unverhältnismäßig großen Kopf, plumpe kurze Brustflossen und eine sehr bedeutende Specklage um den Körper haben. Die Gruppe wird von den beiden Arten von Walfischen gebildet, welche hauptsächlich zur Gewinnung des Leins und des Fischbeins gejagt werden, dem nördlichen Grönlandswal (Balaena mysticetus) und dem Südwal (Bal. australis), der die um den Äquator gelegenen Gismerte bewohnt.

Glattzahn, s. unter Buchbinderkunst.

Glas, eine zum Regierungsbezirk Breslau der prov. Provinz Schlesien gehörige Grafschaft, umfaßt die Kreise Glas, Habelschwert und Neurode und zählt (1880) auf 1636 qkm 178 496 E., wovon 171 597 Katholiken, 6691 Protestanten und 846 Juden. Das Ländchen, ringsum von hohen Gebirgszügen umgeben und nur im Innern von niedrigen Hügeln durchzogen, bildet wie Böhmen, dem es an Relief sehr ähnelt, einen an Naturschönheiten reichen Gebirgsstempel. Derselbe gehört zu dem mittlern Teil des Sudetengebirges und ist im N. durch den Bartasch, im S. durch den Paß von Mittelwalde, im W. durch den Paß von Nachod mit Schlesien und beziehungsweise Böhmen verbunden. Das gläserne Schneegebirge ist der höchste Teil der Grafschaft umschließenes Berggebiet. Dessen Spitze, der Große Schneberg (1424 m), bildet eine berühmte Wasserscheide, auf ihm entspringt die Neiße (Neissegebiet), die stille Adler (Nordseegebiet) und die Rar (Gebiet des Schwarzen Meers). Die Schwachseite der Grafschaft wird durch den Paß von Nachod in zwei fast gleiche Teile geteilt, von denen der südliche das Rense- oder auch Grilgebirge (s. Hohe Rense) der nordwestliche das Leuschnergebirge (s. d.) bildet. Den Nordostrand

bildet das Kulengebirge (s. d.), den Südostrand das Reichensteiner Gebirge, welches an Reichenstein und dem Bad Landed vorbei sich an der Quellengegend der Biela mit dem Schneegebirge verbindet. Das Land ist reich an Mineralquellen (Neinerz, Gudova, Langenau, Alt-Haibe, Landed). Die Bewohner sind größtenteils Deutsche, nur im westl. Teil an der böhm. Grenze in Brzesowice, Schlaney, Tschernobey, Stroufeney leben etwa 4000 böhm. Slaven oder Czechen. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist die Landwirtschaft und Viehzucht. Umfassend ist auch die Leinen- und Baumwollweberei in den höher gelegenen Bergdörfern, die Tuchweberei und der Kohlenbergbau im Kreise Neurode, die Holznägel-, Holzdraht-, Streichholz- und Zündhölzer- und Apothekerschachtelfabrikation im Kreise Habelschwert und G., die Glaswaren-, Zucker-, Papier-, Cigarren- und Maschinenfabrikation, die Handschuh- und Samachensfabrikation, der Betrieb der Brett- und Sägemühlen, der Kalk- und Sandsteinbrüche und Cementfabrikation. Der Handel des Ländchens ist nicht unbedeutend und hat dieser durch die Eisenbahnen Breslau-Mittelwalde und Dittersbach-Glas an Bedeutung noch zugenommen.

Die Grafschaft hat ihren Namen von der Kreisstadt G. (böhm. Klasko) übernommen, welcher Ort an der ehemaligen Haupthandelsstraße von Böhmen durch Schlesien nach Polen wahrscheinlich im 10. Jahrh. durch böhm. Fürsten erbaut und mit einem festen Schlosse versehen worden ist. Zur souveränen Grafschaft G. wurde das Gebiet durch den König Božibor von Böhmen erhoben und verblieb als ein selbständiges Ganzes bis zum Jahre 1742 bei dem Königreich Böhmen. Doch wurde es oft an fremde Fürsten verpfändet. Im J. 1742 wurde die Grafschaft G. zugleich mit Schlesien von Friedrich II. von Preußen erobert und wurde zuerst im Frieden zu Breslau und dann 1763 im Hubertusbürger Frieden dauernd an Preußen abgetreten. Kirchlich ist das Land noch jetzt mit Böhmen verbunden und gehört zum Sprengel des Fürst-Erbischofs von Prag.

Der Kreis Glas zählt (1880) auf 527,95 qkm 64 769 meist kath. E. und enthält drei Städte: G., Neinerz und Lewin.

Die Hauptstadt Glas (böhm. Klasko) liegt 79 km im SSW. von Breslau, an der Linie Breslau-Mittelwalde der Oberschlesischen Eisenbahn, von der hier die Preussische Staatsbahn nach Dittersbach abzweigt, und auf dem linken Ufer der Neiße, zwischen den Mündungen der Biela und Steina, in einer Höhe von 294 m über dem Meere. Die Stadtbefestigung ist seit 1878 ganz ausgegeben, ebenso die Außenwerke der Festung; diese beschränkt sich somit nur noch auf die Haupt- oder alte Festung, welche sich unmittelbar über der Stadt, in die Felsen eingeprengt, erhebt mit dem die Stadt um 90 m überragenden Donjon und der Statue des heil. Johannes von Nepomuk, von wo eine herrliche Aussicht über den größten Teil der Grafschaft sich darbietet, und auf die kleine Festung am rechten Neisseufer, auch Schäferberg genannt. Die Festung hat ihre alte Bedeutung verloren und ist nur noch als besetzter Waffenplatz bestimmt, die Verkehrsstraßen und insbesondere die Eisenbahn zu beherrschen, und so den Durchbruch einer feindlichen Armee nach Schlesien durch die Grafschaft zu verhindern. Die Stadt erhebt sich in ihrem alten Teile mit engen Straßen bis an den Schloßberg.

Seitdem die Stadtbefestigung gefallen, entwickelt sich ein schön und gesund gelegener Stadtteil vor den eingeübneten Festungswerken des Grünen Thors, während das zwischen dem Böhmischem und Grünen Thor gelegene ehemalige Festungsgelände in eine schöne Parkanlage umgewandelt ist. Von Gebäuden sind nennenswert: die luth. Pfarrkirche mit herrlichem Geläute, großer Orgel, Gruft mehrerer Herzöge von Münsterberg und Grafen von Glatz und dem Grabmal des heil. Erzbischofs Ernestus (gest. 1364), die luth. Garnison-(Minoriten-)Kirche, die evang. (Franziskaner-)Kirche, das Rathaus mit hohem Turm, das Gymnasium (früher Jesuitenkollegium) und Konviktorium, die Kommandantur, das Offiziercasino, das Bürgerhospital, Stadtkrankenhaus, städtische Arbeitshaus, das Kreishaus, Land- und Amtsgerichtsgebäude und die Post, die sieben Kasernen und das Proviantamt. G. zählt (1880) 13307 meist luth. G. und ist Sitz des Landesgerichts für die Kreise G., Habelschwerdt, Neurode, Frankenstein und Münsterberg, eines Amtsgerichts, einer Kreisbauinspektion, Betriebsbauinspektionen der Oberschlesischen und der Niederschlesischen Eisenbahnen, Landratsamt, einer Kommandantur, eines Artilleriedepots, einer Garnison- und Lazarettverwaltung u. s. w. Von Gewerben blühen die Möbelfabrikerie und Schuhfabrikation, fünf Bierbrauereien und sechs Brauweindestillationen, eine große Samaschenfabrik, eine Maschinenbauabteilung und Metallgießerei, eine Dampfzägemühle und Dampfzägelei, sowie zwei Cigarrenfabriken. G. wurde mehrfach belagert und erobert, so 1622 im Dreißigjährigen Kriege. Im Schlesiens Kriege wurde es 1742 durch Kapitulation den Preußen übergeben. Im Siebenjährigen Kriege nahm London 1760 die Citabelle durch Überraschung. Auch 1807 war G., obgleich es durch seinen Kommandanten, den Grafen Hagen, tapfer verteidigt wurde, nahe daran, von den Bayern und Württembergern genommen zu werden, als der Friede zu Tilsit (9. Juli 1807) erfolgte. Bgl. Webekind, «Die Geschichte der Grafschaft G.» (Neurode 1857); Rugen, «Die Grafschaft G.» (Glog. 1873); «Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft G.» (Habelschwerdt 1881 ff.); Peter, «Kleiner Führer durch die Grafschaft G.» (Habelschwerdt 1882); «Beschreibung des östl. Teils der Grafschaft G.» (Landes 1882).

Glatzer Schneegebirge, s. unter Glatz und **Glaube** (im religiösen Sinne) bedeutet eine nicht sowohl auf wissenschaftliche Erkenntnis als vielmehr auf innere Nötigungen des Gemüts gegründete, durch einen Akt der innern Erhebung über das erfahrungsmäßig Gegebene gewonnene Gewissheit oder auch jenen Akt selbst, sofern er zu solcher Gewissheit führt. Sofern jene innere Erhebung zu ihrem Objekte immer das Überfinnliche, Überirdische und Überweltliche hat, fällt der G. mit der religiösen Funktion des Geistes überhaupt zusammen und beruht auf den gleichen psychol. Gründen wie alle Religion. Sofern aber in der Religion das menschliche Selbstbewußtsein sich auf Gott bezieht, das praktische Verhalten des Menschen aber durch den göttlichen Willen normiert wird, hat der G. seine notwendige Ergänzung an der Annahme einer göttlichen Offenbarung. Obwohl nun die Vorstellungen von der göttlichen Offenbarung und von dem Inhalte ganz denselben psychol. Gegeben unterliegen, wie das religiöse Bewußtsein überhaupt,

so ist doch die nächste Weise, in welcher der religiöse G. sich ausprägt, der Glaube an jene Offenbarung als eine unmittelbar göttliche, also unsehbare Belehrung. In diesem, seiner Form nach schlechthin supernaturalistischen Offenbarungsglauben unterscheidet sich aber ein theoretisches und ein praktisches Moment, ein bestimmtes religiöses Fürwahrhalten und eine auf Vertrauen beruhende Gemüts-gewissheit. Nur letztere ist das eigentlich religiöse Moment, welches aber jederzeit seine geschichtliche Bestimmtheit (seinen «positiven» Gehalt) innerhalb einer geschichtlichen Gemeinschaft und mittels geschichtlicher Thatfachen, welche man für wahr hält, empfängt. Solange nun jene geschichtlich bedingte Form der religiösen Vorstellung selbst als unmittelbar göttlich offenbart galt, lag es nahe, unter dem G. sogar vorzugsweise diese Vorstellung zu verstehen. Schon im Neuen Testament spielt dieses Fürwahrhalten in die Bedeutung des G. mehr oder minder hinein; ja bisweilen wird G. sogar geradezu schon von dem objektiv-geschichtlichen Gehalt der christl. Lehrüberlieferung gebraucht, durch deren Vermittlung der G. überhaupt erst seine konkrete Bestimmtheit als christlicher G. erhält. In dieser doppelten Bedeutung wurde das Wort G. bereits in der ältesten Kirche gebraucht, subjektiv als Annahme der positiven Lehrverpflichtung über das in Christus erschienene Heil, objektiv als diese Lehrverpflichtung selbst im Unterschiede von jüd. und heidnischen Meinungen. Als danach die Synodiker (s. d.) von der geschichtlichen Lehrüberlieferung der Kirche zu deren tieferem philos. Verständnisse fortschreiten wollten, begann unter den kirchlich gebildeten Lehrern der Streit über das Verhältnis von Glauben und Wissen, wobei die philosopisch gebildeten unter ihnen (besonders die Alexandriner Clemens und Origenes) letzteres als die höhere Stufe betrachteten, wogegen andere, wie Irenäus und Tertullian, vor allem die Unversehrtheit der kirchlichen Lehrüberlieferung zu sichern suchten. Immer allgemeiner wurde es seitdem, den G. ausschließlich oder vorzugsweise als historischen G., als Zustimmung zur kirchlichen Lehre und als demütige Unterwerfung unter deren Autorität zu fassen. G. hieß seitdem objektiv die Kirchenlehre, subjektiv Fürwahrhalten derselben auf Grund der Anerkennung ihres schlechthin verbindlichen Ansehens, und schon Augustin konnte es aussprechen, daß er auch dem Evangelium nicht glauben würde, wenn ihn nicht die Autorität der Kirche hierzu bewogte. Die Augustinischen Sätze: *fides praecedit intellectum* («der G. geht dem Wissen vorher») und *credo ut intelligam* («ich glaube zuerst, um danach zum Wissen zu gelangen»), blieben auch für die mittelalterliche Theologie allgemein gültig. Auch die von Böckler gegen das Vorangehen des G. vor dem Wissen angeregten Zweifel sollten nur dem wissenschaftlichen Zwecke dienen, das Recht der kirchlichen Autorität durch Untersuchung zu rechtfertigen, keineswegs dasselbe wankend zu machen. Der G. blieb für das ganze luth. Mittelalter kirchlicher Autoritätsglaube, und die Scholastik, weit entfernt, an denselben zu rütteln, wollte nur durch ein nachträglich angestelltes, freilich überaus scharfsinniges Nachgereimel das vorausgegebene Fact des kirchlichen Dogmas herausbringen. Freilich aber schloß auch schon der bloße Versuch, den «Glauben» wissenschaftlich zu begreifen, eine Bedrohung der kirchlichen Autorität in sich, da letztere nur dann

gesichert erschien, wenn jede Forschung über die Wahrheit des Dogmas unterlag. Dies hatte der heil. Bernhard im Streite wider Abälard bereits richtig herausgeführt.

Die Reformation, als eine von Grund aus religiöse, nicht wissenschaftliche Bewegung, ging auf die ursprünglichen Grundlagen des G. im menschlichen Gemüthe zurück, indem sie persönliche Heilsgewissheit jedes einzelnen verlangte, und fand den entsprechenden Ausdruck ihres frommen Bewußtseins in der Paulinischen Lehre von der Rechtfertigung aus dem G. allein, die freilich, solange man unter dem G. nur Färwahrhalten sei es der biblischen, sei es der kirchlichen Lehre versteht, jede sittliche Beurteilung des Menschen auszuschließen scheint. Der G. ist dem Protestantismus daher vorzugsweise vertrauensvolle Zuversicht (fiducia). Das Zurückgehen auf das Subjekt und sein religiöses Bedürfnis hatte dem kirchlichen Autoritätsprinzip ein Ende gemacht; indem aber die Reformation den G. doch wieder nur in seiner geschichtlichen Gestalt als unerschütterliches Vertrauen auf Christi Verdienst und in den biblischen Botschaftsformen festzuhalten vermochte, stellte sie der Kirchengewalt die Schriftautorität, dem Kirchenglauben den G. an den Schriftbuchstaben gegenüber. In der Folgezeit wurde die „reine Lehre“, unter welcher ursprünglich die Befreiung der Predigt des „Evangeliums“ von menschlichen Verunstaltungen gemeint war, immer mehr mit den in den Bekenntnisschriften niedergelegten Lehrformeln identifiziert, in welchen man allein das reine Gotteswort unverfälscht aufzufassen zu haben überzeugt war. Die „reine Lehre“ ward die Hauptursache, zu deren Ausmittelung eine neue Scholastik unter Lutheranern und Reformierten entstand. Als erste Reaktion gegen diese äußere Lehr- und Bekenntnisgerechtigkeit betonten seit Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. Pietisten, Herrnhuter, Methodisten u. a. den lebendigen Herzenglauben, nach der Weise des Heiligers, in Überschwenglichkeit des Gefühls. Die Aufklärung untersuchte darauf die kirchliche Glaubenslehre Punkt für Punkt, gab ein Bild nach dem andern davon auf und entbedte, der G. sei überhaupt geringer als das Wissen zu achten, sei nur Färwahrhalten aus subjektiven, nicht, wie dieses, aus objektiven Gründen. Bei diesem Resultat blieb der Rationalismus stehen, während den Supernaturalisten der G. gar zu einem Färwahrhalten der biblischen Wunder, ohne die das Christentum nichts Eigentümliches besäße, herabsank.

Schleiermacher bezeichnet auch hier den Beginn einer neuen Epoche. Wie er zuerst die verschütteten Quellen der Religion im „unmittelbaren Selbstbewußtsein“ oder im Gefühl wieder aufgrub, so war ihm der G. selbst eine Bestimmtheit des religiösen Gefühls, gleichbedeutend mit Frömmigkeit. Seine positiv christl. Gestalt erhält er durch Jesum von Nazareth, auf welchen der Christ alle Kräftigung seines frommen Bewußtseins als auf den schlechthin vollkommenen und seligen Urheber zurückführt. Wer diesen „christl. Glauben“ weiß Schleiermacher im Einklang mit dem philos. Bewußtsein der Zeit zu entwickeln und alles, was letztem zuwider war in Theol. und Kirchenlehre, durch scharfe Kritik zu zerstören. Die einseitige Beschränkung des G. auf das Gefühl und das Binden desselben an den histor. Christus als an seinen schlechthin wesentlichen Gehalt, veranlaßten freilich eine neue Reaktion, welche

anfangs als schlichter „Wiberglaube“ mit dogmatischer Weitherzigkeit, danach als orthodoxe Bekenntnisgerechtigkeit mit konfessionellem Streiteifer auftrat. Erstere Richtung nannte sich die „gläubigen“, letztere urteilte über den subjektiven G. überhaupt sehr geringschätzig und hob dafür die objektiv göttliche Kirchenanstalt und das objektive Credo der Kirche, an dem man nicht rütteln dürfe, hervor. Neben beiden Richtungen her ging eine philos. und histor. Kritik, welche den Autoritätsglauben und seinen überlieferten Inhalt in jeder seiner Formen, der biblischen wie der kirchlich orthodoxen, als unhaltbar erwies. Hatte die Hegelsche Philosophie, ähnlich wie die alte Gnostik, den „Glauben“ als die Form der Vorstellung zum Begriffe erhoben, eben damit aber in die Form des Wissens aufzuheben gesucht, so bemerkte Strauß, daß mit der alten Form auch der alte Inhalt abhanden komme und die Baur'sche Kritik der neutestamentlichen Bücher lehre dieselben immer sicherer als geschichtliche Urkunde echt menschlichen Ursprungs über den Entwidlungsgang der christl. Urgemeinde erkennen, womit die alte Vorstellung vom Canon (s. b.) in sich zusammenbrach. Indessen ist der neuern freien Theologie Schleiermachers Entdeckung unerlören geblieben. Religion und Dogma sorgfältiger als Hebel und Strauß unterscheidend, sucht sie auch im G. seinen bleibenden religiösen Gehalt von seiner wechselnden geschichtlichen Bestimmtheit zu sondern. Die Notwendigkeit geschichtlicher Vermittelung wird dabei, wie auf allen Gebieten des Seisteslebens, also auch auf dem religiösen, rückhaltlos anerkannt, die einzige Stellung der Person Christi außerdem durch den Hinweis auf die wesentliche Bedeutung der Persönlichkeit gerade auf religiösem Gebiete gerechtfertigt; als eigentlicher Gegenstand des G. aber wird nicht das Geschichtliche als solches betrachtet, sondern die ewigen geistigen Güter und Ordnungen Gottes, die durch die geschichtliche Offenbarung vermittelt sind. Dagegen ist es nur eine niedrigere sinnliche Form des G., wenn derselbe von dem Färwahrhalten äußerer Thatfachen, Wundererzählungen u. f. w. abhängig gemacht wird, obwohl neuerdings wieder die Orthodoxen aller Fraktionen samt der Mehrzahl der Vermittelungstheologen eifrig behaupten, daß das Wesen des christlichen G. mit jenem Färwahrhalten stehe und falle. (S. Christentum.)

Glaubensartikel (articuli fidei) heißen die einzelnen kirchlichen Lehrstücke oder Lehrsätze. Man unterscheidet offenbarte (articuli puri) und auch der natürlichen Vernunft zugängliche G. (articuli mixti), ferner Artikel von grundlegender Bedeutung (articuli fundamentales), die um des Seelenheils willen geglaubt werden müssen, und solche Artikel, von denen dies nicht gilt (articuli non fundamentales).

Glaubensbekenntnis (confessio fidei) heißt eine Zusammenstellung der wichtigsten Glaubensartikel einer kirchlichen Gemeinschaft, welche den Anspruch erhebt, als Richtschnur für die religiöse Überzeugung ihrer einzelnen Glieder zu dienen. Das G. der ältesten Christengemeinde sagte sich einfach in der Aussage, daß Jesus der Christus (oder der Messias) sei, zusammen. Später, als die christl. Lehre sich weiter entwickelte, sagte man den Gegensatz derselben teils zum Judentum und Heidentum, teils zu den sog. häretischen (kezerischen) Meinungen der aus dem eigenen Schoße der Kirche ausgeschiedenen Parteien in kurzen Glaubens- oder

Bekenntnisformeln (Symbolen) zusammen, von deren Anerkennung man die Zulassung zur kirchlichen Gemeinschaft und den kirchlichen Ehren abhängig machte. In der Reformationszeit legten sodann zuerst die Evangelischen, danach im Gegenseitigen auch die röm. Katholiken die Hauptpunkte ihrer Lehre in eigenen Bekenntnisschriften dar. (S. Symbolische Bücher.)

Glaubensehe (*matrimonium putativum*), s. unter Ehe, Bd. V, S. 785.

Glaubenseid (*professio fidei*, sc. *Romanæ Tridentinae*) heißt in der kath. Kirche das Glaubensbekenntnis, welches alle Geistlichen und kirchlichen Lehrer bei Übernahme ihrer Ämter, wie alle zu dieser Kirche Über tretenden feierlich ablegen müssen. Die Formel dieses Eides ist in den Ländern, welche die Dekrete der Tridentinischen Kirchenversammlung ohne Einschränkung angenommen haben, diejenige, welche Papst Pius IV. nach den Beschlüssen dieses Konzils abgefaßt, durch die Bulle vom 13. Nov. 1564 eingeführt und Pius IX. mit Rücksicht auf die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils 1877 ergänzt hat. In Frankreich, wo die disciplinären Beschlüsse des Tridentiner Konzils nicht angenommen wurden, erhielt der G. für die Priester eigentümliche Änderungen. Mit dem G. ist der Eid der Treue, den die Bischöfe beim Antritt ihres Amtes dem Papst zu leisten haben, nicht zu verwechseln. In der protest. Kirche hat man, obwohl im Widerspruch mit den Grundsätzen derselben, schon im Reformationszeitalter auf Veranlassung von innern Lehrstreitigkeiten angefangen, Geistliche, Lehrer und Kirchendiener (oft sogar sämtliche öffentlichen Beamte) auf die öffentlichen Bekenntnisse zu verpflichten. Diese Verpflichtung, anfangs in der Form von Namensunterschriften, nahm in der Folge den Charakter eines förmlichen G. an, welcher seit dem 18. Jahrh. besonders als Schutzwehr gegen das Überhandnehmen freierer kirchlicher Ansichten benützt wurde. Seit Ende des 18. Jahrh. hat man in vielen Ländern durch Abänderung der Eidesformeln eine Befreiung des Gewissenszwangs zu erzielen oder, wo die alten Formeln bestehen blieben, wenigstens durch laie Auslegung derselben zu helfen gesucht. Indessen hat die äußerlich meist unerückter gebliebene Rechtsbeständigkeit der alten Bekenntnisse der neuerwachten Orthodorie eine Handhabe, die alten Eidesformeln in ihrer ganzen Strenge wieder geltend zu machen und gegen »Irrelehrer« und »Keter«, wie in Mecklenburg und Preußen, mit Absetzungen vorzugehen. Neuerdings ist der alte Bekenntniseid in einigen Landeskirchen, z. B. der sächsischen, wieder gemildert worden.

Glaubensfreiheit, s. Gewissensfreiheit.
Glaubensgericht, ein Tribunal, das über die Orthodorie Einzelner oder ganzer Parteien entscheiden soll, wie dies besonders durch die Inquisition gesah.

Glaubenslehre, s. Dogmatik.

Glaubensregel (*regula fidei*, *κανὼν τῆς πίστεως*) bezeichnet in der alten Kirche einen kurzen Inbegriff der christl. Lehre oder eine kurze Zusammenfassung derjenigen Glaubenssätze, welche von der Apostelzeit her einstimmig in der Kirche gelehrt worden sind. Dieselbe war im Grunde nichts anderes, als eine je nach Umständen bald kürzere, bald ausführlichere Umschreibung des Taufbekenntnisses oder doch der beiden ersten Artikel desselben,

zum Zwecke der Wahrung der echt apostolischen Überlieferung gegen allerlei Irrlehren, und im Unterschiede von dem als Geheimnis behandelten Taufbekenntnisse ein Gegenstand des öffentlichen Lehrvortrags. Während das Taussymbol sich allmählich zu dem Apostolischen Symbolum (s. d.) erweiterte, ist durch allmähliche Fixierung der G. in der griech. Kirche das Nicänische Symbolum (s. d.) entstanden. Vgl. Caspari, »Unge druckte, unbeachtete und wenig beachtete Quellen zur Geschichte des Taussymbols und der G.« (3 Bde. Kristiania 1866–75); derselbe, »Alte und neue Quellen zur Geschichte des Taussymbols und der G.« (Kristiania 1879).

Glaubenszwang, s. u. Gewissensfreiheit.

Glauber (Joh. Rud.); Chemiker und Arzt, geb. 1604 zu Karlsstadt in Franken, lebte längere Zeit in Salzburg, in Riga in Bayern, Frankfurt a. M., Köln, zog 1648 nach Holland und starb 1668 in Amsterdam. G. war Alchimist, wie alle Chemiker seines Zeitalters, aber doch zu klug, um sich mit fruchtlosem Bemühen mit der Metallverwandlung zu befassen, sondern legte den Schwerpunkt seiner Tätigkeit in die Bereitung von wertvollen chem. Arzneimitteln und in die Verbesserung technischer Prozesse. Er verbesserte das bis dahin übliche Verfahren zur Abscheidung der flüchtigen Säuren aus den Salzen, und machte sehr eingehende Studien über die Natur der Salze und deren wechselseitige Zerlegungen, wobei er eine klare Einsicht in die Prozesse gewann, welche später als Vorgänge der chem. Wahlverwandtschaft bezeichnet wurden. Seine chem. und mediz. Geheimmittel (*»Arcana«*) verkaufte er um hohe Preise. G. war ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller; über 40 Werke von seiner Hand sind uns erhalten, die zwar sämtlich lat. Titel führen, aber deutschen Text haben; viele derselben sind ins Lateinische und in andere Sprachen überetzt. Die wichtigsten sind: »Furni novi philosophici« (5 Bde., 1648), »Miraculum mundi« (2 Bde., 1653), »Pharmacopoea spagyrica« (1654–67), »Tractatus de natura salium« (1658). Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien als »Opera omnia« (7 Bde., Amsterdam 1661, ein Auszug daraus als »Glauberus concentratus«, Lpz. u. Bresl. 1715).

Glauber'salz, Glauber's Wunder'salz, schwefelsaures Natron, Natriumsulfat, Na_2SO_4 , oder kryallisiert $\text{Na}_2\text{SO}_4 \cdot 10\text{H}_2\text{O}$, wurde 1658 von Johann Rudolf Glauber (s. d.) unter dem Namen Sal mirabile Glauberi zuerst beschrieben. Es bildet große farblose Säulen, welche einen kühlend-bittern Geschmack besitzen, an trockener Luft zu einem weißen Pulver von wasserfreiem Salz zerfallen und sich bei gewöhnlicher Temperatur in zwei Teilen Wasser lösen.

In der Natur findet sich das G. kryallisiert wasserfrei als Thenardit, in Verbindung mit Gips als Glauberit, in Verbindung mit schwefelsaurer Magnesia als Astrakanit, ferner in bedeutender Menge in dem Wasser einiger Seen Rußlands, in vielen Mineralwässern, so in dem Karlsbader, püllnaer und saibschager Wasser, in den meisten Salzsolen und im Meerwasser. In einigen Ländern tritt es aus der Erde, z. B. in den eintrocknenden Seen der Araxesebene, bei Babilonia Blanca in Südamerika, in Tirol zugleich mit Gips und Steinsalz; auch findet es sich als Auswitterung an alten Mauern, an denen es

nach Verfolgung von Kochsalz mit Gips entsteht. Man erhält es in den Chem. Fabriken bei der Ver-
tiefung der Salzsäure, der Salpetersäure aus Chlo-
salpetern und des Salminis. Außerdem stellt man
es aus dem Pisanstein und der Mutterlauge der
Salzmine dar. In armerer Zeit gewinnt man es
auch im südl. Frankreich aus den Mutterlauge der
Sesuvien und als Nebenprodukt bei der Verarbei-
tung der Salpeterminerale. Das krystallisierte
Salz wird als Abführmittel angewandt, das waf-
ferfreie Salz, welches technisch den Namen Sul-
fat führt, dient in größter Menge zur Färberei
der Seide, des Wollens und des Wollens.

Zur technischen Darstellung des krystallisierten
Salzes bedient man sich vorzugsweise der Mutter-
lauge der Salzmine, nachdem dieselbe so weit ver-
setzt hat, bis das auerfallende Salz, durch sich
hinweglassende Magnesiumsalze, als Speisesalz nicht
mehr verwendbar ist. Die Mutterlauge enthal-
ten dann neben Chloratrium reichliche Mengen
von schwefelsaurem Magnesia, und diese beiden
Salze haben die Eigenschaft, in konzentrierter Lö-
sung und bei Frosthitze sich gegenseitig zu versetzen
unter Bildung von schwefelsaurem Natrium und
Chlormagnesium. Um diese Zerlegung zu bewir-
ken, werden die Lösungen in großen Reisertöpfen auf-
gependelt und bleiben bis zum Winter stehen, wo
dann das Salz in großen, oft meterlangen Kry-
stallen sich ausfällt. Auf gleiche Weise erhält
man es aus den Lösungsflüssigkeiten der salpetrirten Li-
thiumsalze, welche vorzugsweise aus Aelern oder
schwefelsaurem Magnesia und Stein Salz bestehen.
Diese werden in kochendem Wasser, zweckmäßig
unter Zusatz von Chlormagnesiumlösung, gelöst, die
Flüssigkeit wird im Winter in großen Kassen höl-
zerne Behälter der Frosthitze ausgesetzt.

Die Darstellung des wasserfreien Salzes oder
Sulfats ist immer mit der Sodafabrikation (s. d.)
verbunden, da es zugleich Rohmaterial für deren
wichtigen Industriezweig ist. Es wird durch
Zerlegung von Chloratrium unter gleichzeitiger
Verwendung der Salzsäure, die dabei mit als
Nebenprodukt ist. Es kommen dabei zwei Ver-
fahren in Betracht. Bei dem älteren, aber am
allgemeinsten verbreiteten Verfahren wird Koch-
salz durch Schwefelsäure zerlegt. Die Ope-
ration wird in eisernen, runden, kugelförmigen
Kesseln bei mäßiger Temperatur eingeleitet
und später bei Nothdurft beendet. Es dienen dazu
eigene Öfen, die Sulfatöfen, mit breiter oder mit
Wachung, wobei die Verdampfungsprodukte ein-
weicht (am häufigsten) unmittelbar in den Calci-
umraum des Mammofens eintreten oder densel-
ben als Ausströmen von außen bestreichen. Die
Zerlegungsflamme liegt am Kapfen des Calci-
umraums und ist so mit demselben verbunden,
daß die sich bildende wachsende Masse leicht in den
höheren Teil des Ofens überköpft werden kann.
Die Wärme hat jetzt noch direkte Feuerung, aus-
nahme, bei kleinerem Betriebe, wird sie durch
die abgehende Wärme des Calciumraums ersetzt.
Die in der Flamme und im Calciumraum sich ent-
wickelnden Dämpfe der Salzsäure werden in Col-
lectoren (s. d.) verdrängt.

Nach neueren, von Gargreaves eingeführ-
ten Verfahren umgeht man die kostspielige Darstel-
lung der Schwefelsäure dadurch, daß man auf er-
hitztes Kochsalz zugleich schweflige Säure, Sauer-
stoff der Luft und Wasserdampf einwirken läßt.

Garmann's. System. 18. Aufl. VIII.

Zur Ausführung der Operation dient ein System
von untereinander verbundenen, großen eisernen
Cylindern, die mit Salz gefüllt werden. Der erste
der Cylindern der Reihe ist mit dem Ausströmen
verbunden, in denen die schweflige Säure unter
Zuführung eines Überschusses von Luft erzeugt
wird gleichzeitig mit der schwefligen Säure wird
Wasserdampf zugeführt. In Verbindung mit dem
Chloratrium findet dann die Reaction statt, bei
welcher schwefelsaures Natrium und entsprechende
Chlorwasserstoffsäure gebildet wird. Die Gase
durchströmen die ganze Reihe der Cylindern
aus dem letzten entweicht dann nur noch Chlorwasser-
stoffsäure und Stickstoff der Luft, beide werden durch
einen Exhaustor beständig abgezogen und Col-
lectoren zugeführt, in denen die Salzsäure verdrängt
wird. Nachdem die Füllung des ersten Cylinders
vollständig zerlegt ist, wird der Zustrom der Gase
durch Regulierung von Verbindungsclappen auf
den zweiten Cylindern gestellt, während der erste
entleert und wieder frisch gefüllt wird. Dieser wird
dann zum letzten der Reihe gemacht. Bei eingrin-
tetem Betriebe treten die frischen Gase demnach
immer zuerst in einen Cylindern, dessen Inhalt be-
reits größtentheils in Sulfat verwandelt ist, und
passieren zuletzt, am Ende der Reihe, noch einen
mit frischem Salz befüllten Cylindern. Die Ren-
tabilität, ja die Ausfuhrbarkeit dieses Verfahrens
ist von manchen Seiten bezweifelt worden, doch hat
es sich jetzt im Großbetriebe, wenn auch noch über-
windung vielfacher Schwierigkeiten, vollkommen
behährt.

Vollständige andere in Vorschlag gebrachte Metho-
den, bei denen die Darstellung der Schwefelsäure
umgangen werden sollte, oder bei denen man zur
Zerlegung des Kochsalzes andere leicht zu gewin-
nende schwefelsaure Salze, z. B. Gips, Olivenstein,
verwenden wollte, haben sich für den Großbetrieb
als nicht geeignet erwiesen und sind so, wo sie in
Anwendung gekommen, wieder verlassen worden.

Vgl. Zettl und Stohmann (Muspratt) „Encyclo-
pædisches Handbuch der technischen Chemie“ (3. Aufl.,
Bd. 4, Artikel „Natrium“, Braunschweig, 1877);
Dunger, „Handbuch der Soda-Industrie“ (2. Aufl.,
Braunschweig 1879).

Glaubersalzwerke, s. u. Mineralwasser.

Gläubigkeitsbeweisung, Verheimlichung. Will
im Prozeß die Thatsache, welche dem Richter eine
Thatsache nur wahrscheinlich machen nicht, zur
Beweis Gewissheit, sollte Überzeugung des Richters
von ihrer Wahrheit begründen soll. Nach der Ci-
vilprozeßordnung für das Deutsche Reich § 286,
kann man sich zum Zwecke der Beweis-
mittel mit Ausnahme der Beweisurtheile bedie-
nen, auch zur ethischen Verheerung der Wahrheit
der Behauptung zugelassen werden. Unstatthaft ist
aber eine Beweisurtheile, welche nicht sofort er-
folgen kann.

Gläubiger (creditor) ist der allgemeine Bezeich-
nung der jeden, welcher an einen andern (den
Schuldner oder debitor) eine aus einem persön-
lichen Rechtsverhältnis hervorgegangene Forde-
rung zu machen hat. Je nach der Grundlage die-
ses Rechtsverhältnisses unterscheidet man Darlehens-
Gläubiger, Kaufgläubiger, Mietgläubiger, Wechselgläu-
biger u. s. w., je nach der gewählten Sicherheit
dagegen Pfandgläubiger (Hypothek) und Hypo-
thekengläubiger und Pandektengläubiger, auch
Circulargläubiger u. oder Circulargläubiger genannt.

über die Konkursgläubiger s. unter Konkurs; vgl. auch Gläubigerauschuß, Gläubigerversammlung.

Gläubigerauschuß, Gläubigerversammlung. Im Konkurs (s. d.) wird das Recht, die Konkursmasse zu verwalten und über sie zu verfügen, von dem Konkursverwalter ausgeübt. Es würden aber die Konkursgläubiger auf die Ausübung dieses ihres Rechts, die Verwaltung, Bewertung, Verteilung der Masse in manchen Beziehungen bestimmend ein durch die Gläubigerversammlung und den Gläubigerauschuß. Stimmberechtigt sind in der Gläubigerversammlung die Gläubiger der festgestellten Konkursforderungen; die Gläubiger streitiger oder ungeprüfter Forderungen, wenn ihnen das Stimmrecht gewährt ist, durch Einigung der Beteiligten oder gerichtliche Entscheidung. Die Gläubigerversammlung wird vom Konkursgericht geleitet und beschließt in der Regel mit absoluter Stimmenmehrheit, die sich nach den Forderungsbeträgen, bei deren Gleichheit nach der Kopfpahl der Gläubiger berechnet. Berufen wird die Gläubigerversammlung vom Gericht, so oft es dieses für nötig hält; unter bestimmten Voraussetzungen (so auf Antrag des Konkursverwalters, Gläubigerauschußes oder einer gewissen Gläubigerzahl) muß die Berufung erfolgen. Vgl. Deutsche Konkursordnung, §§. 85—91, 102, 150, 166. Die Gläubigerversammlung beschließt namentlich über Wahl und Entlassung des Verwalters, in bestimmten wichtigeren Fällen über Angelegenheiten der Verwaltung, Zwangsvergleich u. s. w. Vgl. Deutsche Konkursordnung, §§. 72, 76, 78, 79, 84, 120, 122, 123, 150, 169.

Ein Gläubigerauschuß kann, aber muß nicht bestellt werden. Vor der ersten Gläubigerversammlung kann das Gericht einen Gläubigerauschuß bestellen, aus der Zahl der Gläubiger oder ihrer Vertreter. Es hat sodann die Gläubigerversammlung über die Bestellung eines Gläubigerauschußes zu beschließen und seine Mitglieder zu wählen, Gläubiger oder auch andere Personen. Seine Aufgabe ist im allgemeinen, den Konkursverwalter bei seiner Geschäftsführung zu unterstützen und zu kontrollieren. Die Mitglieder haften für die Sorgfalt eines ordentlichen Hausvaters; sie haben andererseits Anspruch auf Entlohnung angemessener Auslagen und auf Vergütung für ihre Mitbewaltung. Vgl. Deutsche Konkursordnung, §§. 76, 78, 79—84, 86, 86, 102, 120—122, 126, 138, 147, 163, 164, 170.

Glauchau, Fabrikstadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, liegt 11 km nördlich von Zwickau und 27 km westlich von Chemnitz, an der Zwickauer Mulde und an den Linien Göpzig-Chemnitz und G. Wurzen der Sächsischen Staatsbahn, ist Sitz einer kgl. Amtshauptmannschaft, eines Amtsgerichts mit Handelsgericht und der Gesamtbehörden des Hauses Schönburg (s. d.), ferner einer Superintendentur für den vorder- und hinterglauchauer Bezirk. Die Stadt hatte 1884 nur 6292 E.; 1858 war die Zahl auf 14357 und 1875 auf 21748 angewachsen, 1880 jedoch auf 21368 zurückgegangen. G. ist für die Fabrikation von wollenen und halbwollenen Stoffen einer der wichtigsten Plätze von ganz Deutschland. Obgleich in der Stadt selbst gegen 8000 Handwebstühle und in fünf Fabriken an 1000 mechan. Stühle gehen, genügen diese doch nicht den Aufträgen, welche die

zahlreichen Firmen zu realisieren haben, so daß noch eine bedeutende Anzahl von auswärtigen Webern für G. arbeiten. In Verbindung mit der Webindustrie bestehen zahlreiche und zum Teil großartige Färbereien, Appreturanstalten, Druckereien, eine große Webgeschirrfabrik, eine Zwirnerlei und Spinnereien. Auch bestehen großartige Mühlen-etablissemens. G. hat guteingrichtete Volksschulen, eine höhere Webschule, eine Realschule, ein Waisenhaus, ein Stadttrankenhaus, eine Kinderbewahranstalt und eine Wasserleitung. Von histor. Wertwürdigkeiten sind nur zu nennen das umfangreiche Schloß, dessen hinterer Teil in mehreren Fragamenten auf das 12. Jahrh. hinweist, und die Gottesackerkirche, in welche mehrere Altarmstücke aus dem ehemaligen Ritolaitloster gebracht worden ist. Die eigentliche Stadtkirche, in Kreuzform, 1104 erbaut, wurde 1712 in Asche gelegt, so daß nur ein Teil von dem alten Bau stehen blieb. In G. wurde 1494 der berühmte Mineralog Agricola (s. d.) geboren. Vgl. Scharf, «Chronik von G. (Glauchau 1889).

Glaukoid, ein rhombisches, dem Arsenit sehr ähnlich kristallisierendes Mineral von dunkelgrünlicher Farbe, welches chemisch dieselbe Substanz darstellt, wie sie in den eisenreichen Glaukoiden regulär kristallisiert, weshalb denn diese Substanz dimorph ist; findet sich bei Hälansbo in Schweden sowie in Chile.

Glaukon (grch.), s. unter Star.

Glaukonitformation, eine lokale Benennung der Kreideformation (s. d.), weil manche Sandsteine und namentlich Mergel dieser Schichtengruppe reich an Schießpulver ähnlichen, grünen Körnern von Glaukonit sind, so in Westfalen, England, Nordbrankreich, Rußland.

Glaukophan ist ein zur Hornblende-Gruppe gehöriges und mit dem monoklinen Amphibol isomorphes, ebenfalls nach einem Prisma von 124—126° spaltbares Mineral, welches meist säulenförmige Kristalle ohne deutliche Endformen, auch körnige Aggregate bildet von graulich-indigoblauer bis lavendelblauer und schwärzlichblauer Farbe und kräftigem Trichroismus. Auch chemisch gehört es zu den Hornblenden, unter denen es ein an Natrium und an Thonerde reiches Glied darstellt; das spezifische Gewicht ist 3.1. Der G. ist vor dem Lötlrohr leicht schmelzbar, von Säuren nur sehr unvollkommen angreifbar. Bis zu 20 mm Länge und 7 mm dicke Kristalle finden sich in dem Glimmerschiefer der Insel Syra, wo auch ein fast nur aus G. bestehender Schiefer vorkommt; ferner eingewachsen im Gneis bei Hermatt, im Ellogit bei Gemagnano in Italien. Mikroskopischer G. findet sich in mehreren kristallinen Schiefern. Sehr nahe dem G. steht der schwarzblaue Gestaltit, ein ebenfalls natriumhaltiges, noch thonerdereichere, eisengroßfreie Hornblende aus Piemont.

Glaukopis (grch.), ist ein Beinamen der Göttin Athene, welcher sie als lichtäugig bezeichnet. Da die Gule (γλαυς) wohl eben wegen ihrer großen, unheimlich glühenden Augen der Athene heilig war, so hat man das Wort vielfach auch als eulenäugig gedeutet.

Glaukos (lat. Glaucus) heißt in der griech. Mythologie ein Dämon oder Gott des schimmern den Meeres, nach welchem er auch vom griech. Worte Πόντος, Pontios, der G. des Meeres, genannt wird. Nach einer Sage, welche in der Seefahrt

Anthebon in Boiotien heimisch war, daß der Fischer G., der gesehen hatte, daß gefangene Fische durch Verhinderung oder den Genuß eines Krauts wieder auflebten, selbst von dem Wunderkraute und stärkte sich darauf ins Meer, nach der gewöhnlichen Erzählung sofort, nach einer andern im hohen Alter, der vom Kraut bewirkten Unsterblichkeit überdrüssig. G. wurde hierauf zum Meerergott. Man schrieb ihm namentlich die Gabe untrüglicher Weissagung zu. Spätere Grammatiker berichten, daß die Fischer sich stärkerten ihn zu hören, weil er gewöhnlich Unheil verkündete. Pindar und Aeschylus (in einem Satyr-drama) und viele andere griech. und röm. Dichter haben Sagen von ihm behandelt. G. wurde auch in die Argonautensage verflochten. Als seine Geliebten werden Ariadne und Stylla angeführt. Dargestellt wurde er als Greis mit struppigem Haar und Bart und in die Höhe geträumtem Schuppenschwanz. Der vornehme Römer Munatius Plancus stellte nach Bellesus Paternulus bei einem Gelage vor Antonius und Kleopatra den Dämon in der Weise eines pantomimischen Tänzers so dar, daß er, blaugesicht und nackt, das Haupt mit Rohr umwunden, auf den Knien ruhend, einen langen Schwanz nachschleppte. Vgl. Sabinus, G., der Meerergott (Gött. 1860).

G. ist der Name noch mehrerer anderer griech. Heroen. Nahe verwandt mit G. Pontios ist der zum Unterschiede von ihm von dem Orte Potnia bei Theben Potnieus genannte G., ein Sohn des Sisyphos (s. d.) und Vater des Bellerophon. Er hieß auf dem Rhymos von Korinth Lararippos, d. h. ein die Pferde Scheumachender, und sollte selbst bei den Reichen spielen des Pelias in Iollos oder in Potnia von seinen eigenen Pferden zerrissen worden sein. Die Sage von diesem G. hat Aeschylus in einer Tragödie behandelt. Vgl. S. Hermann, „De Glaucis“, in dessen „Opuscula“ (Bd. 2). Ein ebenfalls G. genannter Enkel des Bellerophon ist nach der Mas der eine Führer der Lyrier im Heere der Trojaner, der mit Diomedes, als dieser sich der Gattfreundschaft ihrer Großväter erinnerte, die Waffen austauschte.

Ein G., Sohn des Minos, fiel in ein Faß voll Honig und erstickte, ward aber von Polyphos, der sah, wie eine Schlange eine andere von ihm getödtete durch ein Kraut wieder lebendig machte, durch das gleiche Kraut wieder ins Leben zurückgerufen. Diese Sage hat Euripides behandelt.

Glaux L., Pflanzengattung aus der Familie der Primulaceae. Man kennt nur eine einzige Art, *G. maritima L.*, die an salzhaltigen Orten, an den Meeresküsten der nördlichen gemäßigten Zone wächst. Es ist eine niedrige krautartige Pflanze mit kleinen fleischigen Blättern und rötlichweißen Blüten. Die Blüten haben einen gloedensförmigen fünfteiligen Kelch, der die Farbe der Blüte bedingt, da die Blumentrone fehlt. Die fünf Staubgefäße sind an der Basis des Kelchs inseriert, der Fruchtknoten ist frei und auf seinem Scheitel sitzt ein fadenförmiger Griffel. Die Frucht ist eine kugelige weniglamige Kapself. Das Kraut der Pflanze war früher officinell.

Glymore (engl.), das breite schott. Schwert. **Glebas adorspti** (lat., d. h. der Scholle, dem Boden zugescriben, zugesteilt) hießen seit dem 4. Jahrh. n. Chr. im Römischen Reich die Arbeiter (coloni) auf Gütern, welche persönlich frei, aber an den Boden des betreffenden Guts in der Art ge-

bunden waren, daß sie auch, wenn dieses in andere Hände überging, mit demselben verbunden blieben. Sie zahlten an den Grundherrschaften eine jährliche, regelmäßig aus Früchten bestehende Abgabe, und auch ihr Vermögen gehörte in der Art zum Gute, daß es ohne Genehmigung des Grundherrn nicht veräußert werden durfte. (S. Kolonat.)

Glebös (vom lat. gleba, Erbscholle), voller Schollen, klumpig.

Gleditsch (Johann Gottlieb), Botaniker und forstwissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 5. Febr. 1714 in Leipzig, studierte daselbst Medizin und Botanik, wurde 1740 Physikus im Lebusser Kreise und ging 1742 nach Frankfurt a. d. O., wo er Vorlesungen über Physiologie, Botanik und Materia medica hielt. Im J. 1746 berief ihn Friedrich d. Gr. mit dem Titel Hofrat als Professor der Botanik und Direktor des botan. Gartens nach Berlin; 1770 übernahm er auf besondern Befehl des Königs den forstwissenschaftlichen, namentlich forstbotan. Unterricht an der durch von Hagen neu gegründeten, ersten Forstlehranstalt in Berlin. Er starb daselbst 5. Okt. 1786. G. zählt zu den ersten, welche dem Forstwesen eine naturwissenschaftliche Grundlage gegeben haben. Sein Andenken ehrt ein Sinn, welcher die Baumgattung *Gleditschia* (s. d.) nach ihm benannte. Als forstlicher Lehrer und Schriftsteller erwarb sich G. einen großen Ruf. Von seinen litterarischen Arbeiten ist namentlich interessant „Systematische Einleitung in die neuere aus ihren eigentümlichen physikal.-ökonomischen Gründen hergeleitete Forstwissenschaft“ (2 Bde., Berl. 1774—76), in der Hauptsache Forstbotanik.

Gleditschia L., eine von Linne nach seinem Freunde Joh. Gottlieb Gleditsch (s. d.) benannte, zu den Leguminosen gehörige Gehölzgattung. Alle ihre Arten zeichnen sich durch starke Bewehrung, feingefiederte Belaubung und leichten Kronenbau aus, dagegen sind ihre grünen Blüten sehr unbedeutend. Die Gleditschien werden weniger häufig als Parkegehölz benutzt, als sie es verdienen, und eignen sich eigentlich auch nur für kleine isolierte Gruppen, in denen die Eleganz ihrer Erscheinung zur vollen Geltung kommt, was in Massenpflanzungen nicht der Fall ist.

Die in den Gärten häufigste Art ist *G. triacanthos*, zugleich auch die schönste ihrer Gattung, ein 15—20 m hoher, rundlich breitkroniger Baum. Die in den Blattscheiden stehenden breiteligen Dornen sind nichts anderes als verkümmerte Ästchen; sie werden mit der Zeit sehr lang und außerordentlich hart. Auch am Stamme entwickeln sich Dornen aus Adventivknospen und bilden eine ganz ernstliche Bewehrung, welche Gartenbesitzern oft den Gedanken nahegelegt hat, dieses Gehölz zur Anlegung von Häuten zu benutzen. Einen sehr pittoresken Anblick gewährt der Baum im Herbst, wenn von seinen Zweigen die platten, lederartigen, glänzenden braunen Häuten in Menge herabhängen. Von *G. triacanthos* hat man auch eine Form mit hängenden Zweigen, var. *Bujoti*, welche wie die Stammart isoliert und in windstärker Lage angepflanzt zu werden verdient. Die Stammart ist in Canada und den nördl. Teilen der Vereinigten Staaten einheimisch, wie auch *G. monosperma*, ein gleichfalls schöner und wetterharter Baum, dessen kurze Ästchen nur einen einzigen Samen enthalten. Die übrigen Arten, welche sich in der Hauptsache fast nur durch die relative Länge und

Stärke der Dornen unterscheiden, sind auf dem alten Kontinent zu Hause, alle aber sind wertvolle Zierbäume, werden jedoch weniger häufig benutzt, als sie es zu sein verdienen. Für eine eigentliche Einfriedigung der Gärten sind sie trotz ihrer starken Dornen nicht geeignet, da sie zu rasch in die Höhe gehen und trotz des energischsten Schnittes am Grunde kahl werden.

Gleichartig, s. Homogen.

Gleichen, zwei Berge im schwäbisch-fränk. Terrassenlande, im O. von Römhlilb im Herzogtum Sachsen-Meiningen, beides Basaltkuppen, die eine 678, die andere 641 m hoch; die erstere ehemals mit der Bärenburg, die letztere mit der Steinsburg; erstere fast ganz bewaldet, letztere eine umfassende Aussicht gewährend und daher viel besucht; um den Gipfel laufen drei mächtige basaltische Ringmauern, wohl zum Schutze einer Kultusstätte in früherer Zeit aufgetürmt.

Gleichen ist der Name einer Burg in Thüringen, zwischen Gotha und Arnstadt, oder vielmehr einer Gruppe von drei Burgen, welche auf drei im Dreieck liegenden Berggipfeln stehen. Von diesen Burgen ist die Wachsenburg, 431 m hoch, die seit dem 11. Jahrh. dem Stift Hersfeld, später den Grafen von Käfernburg und Schwarzburg, seit 1366 aber den Landesherren zugehörte und gegenwärtig mit dem gothaischen Amte Jüttershausen vereinigt ist, am besten erhalten. Das Innere der Burg ist sehr schön restauriert. Beachtenswert ist der gewaltige Eisernebrunnen, bis tief unter den Fuß des Bergs reichend und bis auf den Grund sorgfältig ausgemauert. Die westlich davon in malerischen Trümmern liegende Burg Mühlberg war seit Ende des 11. Jahrh. im Besitze der Grafen und Herren dieses Namens. Nach ihrem Absterben teilten sich in den Nachlaß Kurmainz und Erfurt, unter deren Herrschaft noch lange mehrere Burgmannsfamilien, namentlich die von Hellbach, als Ganerben die Burg innehatten. Gegenwärtig bildet sie eine zum Regierungsbezirk und Kreise Erfurt gehörige, rings von gothaischem Gebiete umschlossene Enklave.

Die eigentliche Burg G., auch das Wandersleber Schloß genannt, nördlich von der letztern und gegenwärtig ebenfalls zum Kreise Erfurt gehörig, von der nur noch ein Flügel im leidlichen Zustande erhalten, war seit Hauptsitz der ehemaligen Grafen von Gleichen, welche an den beiden andern Schlössern keinen Anteil hatten. Diese altgräfliche Familie nannte sich vor dem Ende des 12. Jahrh. nach ihrer Stammbesitzung Tonna und gehörte zu den Viergrafen Thüringens, indem sie einen der vier Dingstühle dieses Landes, den zu Gotha, zu verwalten hatte. Frühzeitig entwickelten die Grafen von G., obschon es ihnen nie gelang, sich der landesherrl. Obergewalt gänzlich zu entziehen, eine ansehnliche Macht an Land und Leuten, so daß sie sowohl der Geschichte als der Sage reichen Stoff lieferten. In den Bereich der letztern gehört namentlich die oft wiederholte Sage von jenem Grafen von G., welcher, in Palästina gefangen, von einer jungen Türkin befreit, dieselbe mit sich genommen und mit Erlaubnis des Papstes neben seiner frühern Gemahlin geheiratet haben soll. Durch mehrfache Verzweigungen in die Gleichensteinsche, Blankenhainsche, Tonnaische und andere Nebenlinien und durch Erbsonderungen schwächten die Grafen ihren Güterbesitz. Besonders gingen auf diese Weise ihre bedeutenden Herrschaften auf dem Eichsfeld

1294 dem Hause verloren. Erst der letzte Graf, Hans Ludwig, vereinigte wieder alle Besitzungen seines Hauses, welche teils beim Reiche, teils bei Fulda, Hersfeld, Wandersheim, Kurmainz, Paderborn, Münster und den sächs. Fürsten zu Lehn gingen. In Ermangelung männlicher Nachkommen schloß der Graf mehrere Erbverträge mit verwandten Häusern, denen zufolge nach seinem Ableben 1630 die Grafschaften Spiegelberg und Pyrmont und die Stammherrschaft Tonna, welche letztere dann 1677 der Herzog von Sachsen-Gotha erkaufte, an die Grafen von Walbeck; die sog. obere Grafschaft G. (Ohrdruf, Wechmar u. s. w.) an die Grafen von Hohenlohe, deren Nachkommen sie noch gegenwärtig unter sachsen-gothaischer Hoheit besitzen; die sächs. Lehne der untern Grafschaft G. (Güntherzleben u. s. w.) an das Haus Schwarzburg kamen. Die heimgefallenen kurmainzischen Lehne aber (Blankenhain, Niedertranchfeld und das Schloß G.) wurden an die Grafen Haysfeld-Trachenberg verlichen, nach deren Aussterben 1794 sie wiederum an Mainz zurückkamen, bis sie 1802 an Preußen und Sachsen-Weimar abgetreten wurden. Vgl. Hellbachs »Archiv der Grafschaft G.« (Altenb. 1806) und desselben »Hist. Nachrichten von den Bergschlössern G., Mühlberg und Wachsenburg« (Erf. 1802); Polad, »Wachsenburg, Mühlberg und G.« (Gotha 1859).

Die beiden Gleichenschlösser bei Göttingen stehen mit den G. in Thüringen in keiner Beziehung.

Gleichenberg, Kurort in Steiermark, Bezirkshauptmannschaft und Gerichtsbezirk Feldbach, liegt 10 km südlich von Feldbach (Station der Linie Steinamanger-Gratz der Ungarischen Westbahn) und zählt mit dem Dorfe Sulz (1881) 749 G.; das Dorf mit dem gräflich Trauttmansdorffschen Schlosse grenzt an den Kurort, ist aber als Ortsgemeinde von diesem geschieden und zählt 662 G. Der Kurort G. liegt an der südl. Lehne der Gleichenberger Kogel; die ganze Anstalt erscheint als ein großer Park mit prächtigen Anlagen, schönen Bäumen, leicht erreichbaren Aussichtspunkten und schattigen Spaziergängen und ist durch die nahen Gebirgskuppen vor rauhen Winden geschützt. Die heilbringenden Quellen waren schon den Römern bekannt, gerieten aber später in Vergessenheit und wurden erst in der neuesten Zeit wieder entdeckt. Von den fünf Quellen sind die Brustkranken besonders zuträglich die Konstantinsquelle und die etwas schwächere Emmaquelle die bekanntesten. Sie enthält in 10 000 Teilen Wasser 27 freie Kohlensäure und 53 fixe Bestandteile (25 kohlensaures Natron, 18,5 Kochsalz). Der Kalken- und der Johannisbrunnen, beide eisenhaltig, sind 1 Stunde entfernt. Von allen drei Quellen werden jährlich über 800 000 Flaschen versendet. Die Umgebungen von G. bieten den Besuchern (4—5000 Kurgäste jährlich) reizende Ausflüge in die Klamme, in die Burg Kapfenstein, nach dem schön gelegenen Poppendorf, nach Schloß Hainfeld (zulezt im Besitze des Orientalisten von Hammer), zu den Basaltfelsen bei Bertelsstein und namentlich in die durch Lage und Einrichtung merkwürdige Riegersburg. Vgl. Brasil, »Der Kurort G.« (Wien 1866); Clar, »Boden, Wasser und Luft von G.« (Gratz 1881); Haus von Hausen, »G. in Steiermark« (Wien 1882); Schloffer, »Steiermärkische Bäder und Lustkurorte« (Wien 1883).

Gleicheniaceen (Gleicheniaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Farne. Es sind nur

bei Gattungen bekannt, deren Arten fast sämtlich in den Tropengegenden vorkommen. Es sind krautartige Parasiten mit triebendem Wurzelstode und einfach oder doppelt gefiederten Wurzeln. Die Sporangien stehen nur in geringer Anzahl in den Fruchtstängeln, sie besitzen einen vollständigen horizontalen Ring und springen mit einem Längsrisse auf. Die verbreitetste Gattung ist *Morimnia Willd.* (s. b.), von einigen Arten derselben werden die Wurzelstöcke als Nahrungsmittel benutzt.

Gleichen-Kußwurm (Emilie von), Schillers Tochter, sein jüngstes Kind und ihrem Vater unter ihren Geschwistern geistig und körperlich am ähnlichsten, geb. 26. Juli 1804 zu Weimar, kam 1827 in eine Berliner Pension, dann in die Familie von Schillers Freund W. von Humboldt und verheiratete sich 1828 mit dem hies. Kammerherrn Freiherrn Heinrich Adelbert von G. (geb. 28. Nov. 1803). Sie lebte auf dessen Schloß Gräfenstein ob Wörlitz im Untermainkreis, wo ihr Sohn Heinrich Ludwig von G. 25. Okt. 1836 geboren wurde und sie 26. Nov. 1872, halb erblindet, starb. Man verdankt ihr interessante Veröffentlichungen zu der Lebensgeschichte und den Werken ihres Vaters. Unter ihren Aufzählungen erscheinen: „Schiller und Lotte. Briefwechsel von 1788–89“ (Stuttg. und Augsburg. 1856; 2. Aufl. von B. Jellig, 3. Bde., Stuttg. 1879), „Schillers Beziehungen zu Goethe, Geschwistern und der Familie von Holzogen“ (Stuttg. 1859), „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“ (3 Bde., Stuttg. 1860–65), „Schillers Kalender vom 18. Juli 1796 bis 1806“ (Stuttg. 1866), „Schillers dramatische Entwürfe“ (Stuttg. 1867). In Weimar war sie ein gern gesuchter Gast des großherzoglichen Hofes. Nach ihrem Tode gab W. von Humboldt aus ihrem Nachlaß noch heraus: „Briefwechsel Schillers mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Meinhold, 1783–1806“ (Erg. 1875).

Gleichgewicht, s. unter Gleichen.

Gleichgewicht heißt jener Zustand der Ruhe, der durch zwei oder mehrere einander entgegengesetzte Kräfte hervorgebracht wird, von denen jede die vereinigte Wirkung aller übrigen aufhebt. Dies ist z. B. mit dem G. am Hebel, an der Wage, an der schiefen Ebene u. s. w. der Fall. Man unterscheidet ein stabiles (sicheres), ein labiles (unsicheres) und ein indifferentes G.



Fig. 1.



Fig. 2.

Im stabilen Gleichgewicht hat der Körper eine solche Lage, daß der Schwerpunkt s vertikal unter dem Drehungspunkt (Aufhängungspunkt) liegt (s. vorstehende Fig. 1), daß daher, wenn der Körper durch eine kleine Drehung aus dieser Lage heraus-

gebracht wird, sein Schwerpunkt höher als früher zu liegen kommt (bei s); infolge dessen wird der Körper immer wieder in seine erste Lage zurückzufallen suchen; hierher gehören alle aufgehängten und mindestens in einem Dreieck unterstützten Körper und alle Körper, welche in einer wagerechten Achse (Wage) oder in zwei zueinander unter rechtem Winkel gerichteten, wagerechten Achsen, mit darunterliegendem Schwerpunkt, hängen, wie z. B. bei der Cardanischen Aufhängung für Schiffs Lampen, Schiffskompass, Schiffsbarmometer u. s. w. Manchmal scheint ein Körper unterstützt zu sein, und ist dennoch, weil sein Stützpunkt höher als der Schwerpunkt liegt, aufgehängt; dies ist z. B. der Fall bei einem auf seiner Spitze ruhenden Kegel B (Fig. 2), bei welchem mittels eines Drahtbogens MN zwei gleiche Bleikugeln P und Q symmetrisch zu beiden Seiten des Kegels derart befestigt sind, daß der gemeinschaftliche Schwerpunkt der ganzen Körperverbindung unter den Stützpunkt zu liegen kommt. Infolge dessen ist der Kegel eigentlich aufgehängt, mithin im stabilen G. In ähnlicher Weise verhält es sich mit vielen Balancierfiguren, z. B. mit den bekannten galoppierenden Pferden, Sägemännern u. dgl. m., welche an der Tischkante aufgehängt sind. Bei den unterstützten Körpern ist die Stabilität oder Standfestigkeit (s. b.) um so bedeutender, je größer ihr Gewicht und ihre Unterstüßungsfläche sind und je tiefer ihr Schwerpunkt liegt.

Im labilen Gleichgewicht hat der Körper eine solche Lage, daß der Schwerpunkt s vertikal über dem Drehungspunkte (Stützpunkt) liegt (s. Fig. 3), daß daher, wenn der Körper durch eine kleine Drehung aus dieser Lage herausgebracht wird, sein Schwerpunkt stets tiefer als früher zu liegen kommt (bei s), wobei der Körper so umfällt, daß dann sein Schwerpunkt möglichst tief liegt; hier z. B. kommt das Brett nach seiner Umbrehung durch den Fall in die stabile Lage wie bei Fig. 1. Hierher gehört auch ein auf der Spitze ruhendes Ei u. s. w.

Im indifferenten Gleichgewicht befindet sich ein Körper, wenn der Drehungs- und Stützpunkt durch seinen Schwerpunkt geht (s. Fig. 4), so daß der Schwerpunkt durch eine Drehung des Körpers weder gehoben noch gesenkt wird; hierher gehört z. B. das Brett in Fig. 4, welches im G. bleibt, es mag die Lage AB, oder CD, oder irgend eine beliebige Lage durch Drehung um die Achse annehmen; ferner sind hier zu nennen Wagenräder, Kugeln auf wagerechtem Boden u. s. w. Auch das G. der auf einer Flüssigkeit schwimmenden Körper kann stabil, labil oder indifferent sein. (S. hierüber Metacentrum.)

Die Lehre der Mechanik, die sich mit den Bedingungen beschäftigt, unter denen bei festen, flüssigen

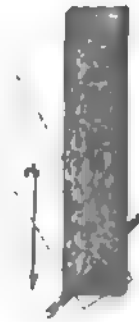


Fig. 3.

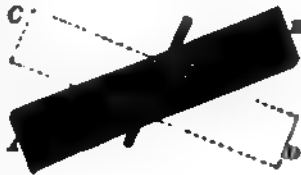


Fig. 4.

oder luftförmigen Körpern G. stattfindet, nennt man beziehungsweise Statik (s. d.), Hydrostatik (s. d.) und Aerostatik (s. d.).

Über das Gleichgewicht der Staaten s. Politik des Gleichgewichts.

Gleichheit ist das Verhältnis, vermöge dessen von zweierlei irgend einer Art dasselbe gilt. So spricht man von G. der Dinge, wenn sie dieselben Eigenschaften haben; von G. der Begriffe, wenn sie durch dieselben Merkmale gedacht werden (s. Identität); von G. zweier Flächen, wenn sie dieselbe Größe haben u. s. w. Gesellschaftliche G. nennt man dasjenige Verhältnis der zu einer Gesellschaft gehörigen Personen, vermöge dessen sie gleiche Rechte und Pflichten haben. So sind alle diejenigen gleich, welche einem freien Verein beitreten, und mit vollem Recht fordert man auch von dem modernen Staat, daß er die G. aller seiner Bürger in seine Verfassung aufnimmt. Schon das ältere Naturrecht stützte sich auf den Begriff der G., indem es denselben zur Bestimmung der ersten Grundbegriffe des Rechts benutzte. Aber erst zur Zeit der französischen Revolution ward die G. aller förmlich proklamiert, freilich in einer Weise, welche die schlimmsten Folgen haben und bald eine Reaction herbeiführen mußte. Daß dennoch seitdem die Gleichheitsidee große Fortschritte gemacht hat, ist unzweifelhaft. Viele früher bestandene Ungleichheiten sind bereits geschwunden. Allgemein anerkannt ist die Forderung der G. vor dem Gesetz. Jeder Staatsbürger soll den Schutz der Gesetze gleichmäßig genießen und diesen gleichmäßig unterthan sein.

Gleichhüter, s. unter Fuß.

Gleichnis. Für jede belebtere sprachliche Darstellung, also insbesondere die dichterische und rednerische, macht sich die Notwendigkeit fühlbar, dafür zu sorgen, daß das Wort nicht ein bloß totes Zeichen bleibe, sondern daß der Inhalt, welcher durch dasselbe bezeichnet wird, dem Hörer als ein Belebtes und Gelebtes entgegenstehe. Daher die Vorliebe für den bildlichen Ausdruck. Geht diese Bildlichkeit über die plastische Gestaltungsraft, wie sie in schwebenden, fäullich anschaulichen Beiwörtern (z. B. lächelnde Hoffnung, der lang hinstrichende Tod) liegt, hinaus und zieht sie zur Belebung und Veranschaulichung vergleichende Erscheinungen aus andern Vorstellungskreisen herbei, so nennt die Kunstsprache diese Bildlichkeit Tropus (s. Tropus). Es gibt zwei Arten des Tropus, das einfache G. und die Metapher. Das G. hält die beiden Gegenstände, den verglichenen und den zur Vergleichung herbeigezogenen, auseinander (sein Herz ist wie Stein); die Metapher (s. d.) verschweigt die Getrenntheit, sie setzt beide Gegenstände als unmittelbar gleich, denn sie ist Übertragung (sein Herz ist von Stein). Es kommt alles darauf an, daß die Vergleichung des G. treffend und schlagend sei; z. B. Othello's Bild für das schauerliche Nachwirken von Jago's Einsüflerungen: «*Es schwebt um mich so wie der Raubvogel um ein verpestet Haus.*» «*Man wird wie die Trauben reif und süß in der Seele.*» Aus dem G. entsteht, wenn es weiter ausgeführt und zur Erzählung entwickelt wird, die Parabel (s. d.); aus der Metapher entsteht die Allegorie (s. d.). Die biblischen G. sind ausgeführte Parabeln, welche religiöse Wahrheiten durch Erzählungen aus dem Natur- und Menschenleben gemäß der dem Morgenlande eigenen Vorliebe für bildliche Darstellungsform veranschau-

lichen wollen. Unübertroffen an Plastik und correcter Durchführung der aus dem Leben gegriffenen Bilder, eben darum aber auch unübertroffen an unmittelbar einleuchtender Wahrheit und praktischer Wirksamkeit sind die namentlich in den drei ersten Evangelien enthaltenen G. Jesu, bei deren Deutung man nur immer festhalten muß, daß nicht jeder einzelne Zug auszudeuten ist, weil die malerische Veranschaulichung des Hauptgebankens meist den einzigen Zweck des G. bildet. Die sogenannten G. bei Johannes sind keine Parabeln, sondern Allegorien.

Gleichschritt heißt das taktmäßige Schreiten der Fußtruppen, bei dem sämtliche Mannschaften stets denselben Fuß (den rechten oder linken) heben und niedersetzen und einen Schritt von gleicher Länge zurücklegen. Der G. gestattet ein nasses Aufsteigen der hintern Glieder und Abteilungen und befördert dadurch die Ordnung und den Zusammenhalt bei marschierenden Truppen; er wird daher nicht nur bei eigentlichen Märschen, sondern und vornehmlich bei den Bewegungen auf dem Exercierplatze und auch, soweit das Terrain es erlaubt, selbst auf dem Gefechtsfelde angewendet. In letztem Falle namentlich dann, wenn es auf möglichste Geschlossenheit ankommt, wie z. B. bei einer Bajonettatade. Zur Einübung des G. läßt man den Takt durch die Tambours oder die Musik markieren, die außerdem wesentlich dazu mitwirken, den G. bei länger dauernden Bewegungen zu bewahren. Schon bei den Heeren des Altertums im Gebrauch, wurde der G. durch Moriz von Oranien und durch Leopold von Dessau bei den Truppen zu Fuß feste Regel.

Gleichung heißt das Urteil, daß zwei Größen für einander gesetzt werden können. Die verglichenen, durch das Zeichen der Gleichheit (=) getrennten Ausdrücke heißen die Teile oder Seiten, Glieder der G. Die G. ist entweder eine unbedingte, eine Identität, die sich beweisen läßt, z. B. $a + b = b + a$, $ab = ba$, oder eine bedingte, welche einen bestimmten Wert eines Buchstaben (der Unbekannten) voraussetzt, z. B. der Forderung $2x + 3 = 13$ genügt $x = 5$. Durch eine G., welche nicht identisch ist, wird eine Unbekannte ein- oder mehrdeutig bestimmt. Die G. heißt algebraisch und zwar n-ten Grades, wenn ihr n Werte der Unbekannten (Wurzeln der G.) genügen; transscendent, wenn sie eine unbegrenzte Menge von Wurzeln hat. Wenn die G. numerisch ist, d. h. außer der Unbekannten keinen Buchstaben enthält, so können ihre Wurzeln mit beliebig kleinen Fehlern berechnet werden. Wenn die G. nicht numerisch ist und fünften oder höhern Grades, so können (abgesehen von besondern G., z. B. Kreisteilungsgleichung, Abelsche G.) die Wurzeln der G. durch Wurzeln von G. desselben oder niedern Grades nicht ausgedrückt werden. Eine G. für mehr als eine Unbekannte heißt unbestimmt, denn sie bestimmt nur eine Unbekannte durch die übrigen, welche unbestimmt bleiben. Durch das System von zwei voneinander unabhängigen G. werden zwei Unbekannte bestimmt. Es ist unmöglich, mehrere Unbekannte durch ein System zu bestimmen, dessen G. voneinander unabhängig und in Überzahl gegeben sind.

Gleichung (jährliche) des Mondes, s. Mond.

Gleichung (persönliche), auch persönlicher Fehler genannt, ist eine erst in neuerer Zeit bemerkte wichtige Fehlerquelle bei den astron. Beobachtungen. Zuerst wurde sie von Bessel erkannt, indem es sich herausstellte, daß er die Sternveränderungen

andere, und zwar früher als z. B. Argelander und Struve, beobachtete. Wenn auch im Laufe der Jahre viele Fehler veränderlich zu sein scheinen, so sind sie doch in kürzern Intervallen so konstant, daß sie nicht als zufällige Beobachtungsfehler angesehen werden dürfen. Seitdem man in neuester Zeit dieser Fehlerquelle besondere Aufmerksamkeit zuwandte, findet man sie in den verschiedenartigsten Beobachtungen, im Schätzen linearer Maße so gut wie bei Zeitabmessungen; sie ist abhängig von der Haltung des Kopfes, von der Bewegungsrichtung des Sterns, von seiner Helligkeit, von der Schnelligkeit seiner Bewegung, von der Beschaffenheit der Luft u. f. w. und kann oft sehr auffallend große Beträge erreichen. Sie ist auf physiol. Ursachen zurückzuführen, weil bei jeder Beobachtung verschiedene Sinneserregungen in Betracht kommen und eine vollständige Beobachtung aus der Kombination solcher Sinneserregungen besteht. [Gleichung.]

Gleichung der Bahn, s. Mittelpunkt.
Gleig (George Robert), engl. Schriftsteller, geb. 28. April 1796 in Stirling, in Glasgow und Oxford erzogen, erlangte 1812 ein Offizierspatent und trat 1813 in die Armee des Herzogs von Wellington in Spanien. Im J. 1814 nahm er an dem Feldzuge gegen die Vereinigten Staaten teil und wurde bei der Eroberung von Washington schwer verwundet. Darauf nahm er seine Studien in Oxford wieder auf, trat in den geistlichen Stand und wurde 1822 zum Pfarrer in Ash, dann zum Pfarrer in Jocham in Kent, 1844 zum Kaplan des Militärhospitals in Chelsea, 1846 zum obersten Feldpropst der engl. Armee befördert. Später übernahm er auch den Posten des Generalinspektors der Militärschulen, in dem er sich besonders um die Hebung der Soldatenschulen Verdienste erwarb. Im J. 1875 legte er seine Ämter nieder und zog sich in den Ruhestand zurück. Die lange Reihe seiner Schriften eröffnete G. 1825 mit der humoristischen Erzählung *Die Sabaktern*, in der er die Ergebnisse seines Militärdienstes in Spanien schilderte und der *Campaigns at Washington and New Orleans* und *The story of the battle of Waterloo* folgten. Auch seine spätern Werke waren meist der Geschichte der engl. Armee und der Gründung der engl. Weltmacht gewidmet. Es erschienen von ihm: *Chronicles of Chelsea College and the Chelsea Pensioners* (1829), *Lives of eminent British commanders* (1830), *History of the British Empire in India* (4 Bde., 1830–34), *Chelsea Hospital and its traditions* (3 Bde., 1838), *Memoirs of Warren Hastings* (8 Bde., 1841), *Campaigns of the British army* (1847), *The life of Lord Oliver* (1848), *History of the British colonies* (1850), *The life of the Duke of Wellington* (1858) u. f. w. Eine Sammlung seiner kleinern Schriften veröffentlichte er in *Essays*, biographical, historical and miscellaneous (2 Bde., 1858).

Gleim (Joh. Wilh. Ludw.), oft *»Vater Gleim«* genannt, deutscher Dichter, geb. zu Ermsleben im Halberstädtischen 2. April 1719, besuchte nach seines Vaters Tode (1735) die Schule in Wernigerode und habilitierte Johann unter manchen Entbehrungen zu Halle. Als Hauslehrer in dem Hause eines Obersten von Schulz in Potsdam lernte ihn Prinz Wilhelm, der Sohn des Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, kennen und nahm ihn als Sekretär in seine Dienste. In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft Gnaß Christian von Kleists, der sehr bald

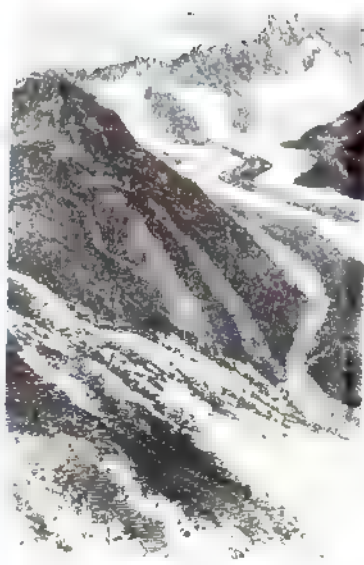
sein vertrautester Freund wurde und es bis zu seinem Tode blieb. Im folgenden Jahre wurde er Sekretär des Fürsten Leopold von Dessau; da er sich aber mit dessen rauhem Charakter nicht befreundeten konnte, gab er diese Stelle auf und lebte dann einige Jahre in Berlin, bis er 1747 als Domsekreter nach Halberstadt berufen wurde. Von hier aus knüpfte er mit allen Männern, welche an der Spitze der poetischen Entwicklung in Deutschland standen, Verbindungen an; überhaupt war Freundschaft sein Lebens-element. Sein Hauswesen besorgte seine geistreiche Nichte, Sophie Dorothea G., welche unter dem Namen *Gleiminde* häufig besungen worden ist. Nach Friedrichs II. Tode wurde G. Enthusiasmus für den großen König zur glühenden Vaterlandsliebe. Unaufhörlich predigte er den Deutschen Einigkeit und Kampf auf Leben und Tod für die Rettung des Vaterlandes. Zwei Jahre vor seinem Ende erblindete er; doch auch dann noch nahm er an den großen polit. Begebenheiten seiner Zeit den lebendigsten Anteil. Er starb 18. Febr. 1808. Seiner Anordnung gemäß wurde er in seinem Garten bei Halberstadt begraben.

Gleim sein erster *»Versuch in scherzhaften Liedern«* (Berl. 1744–45) wurde mit Enthusiasmus aufgenommen, obgleich seine anacreontische Poesie nicht selten in eine etwas fade Länderei ausartete. Es folgten seine *»Lieder ernster Art«*, *»Fabeln«* und *»Romanzen«*, in welchen letztern er indes den Ton der Romanze verfehlte. Das Bortrefflichste aber sind seine *»Kriegslieder«* (Berl. 1758), welche er unter dem Namen und im Charakter eines preuß. Grenadiers sang, die in Ton, Schwung, Kraft und lebendiger Anordnung sich weit über seine übrigen Produktionen erheben. In *»Hallabat, oder das rote Buch«* (Hamb. 1774) trägt er Welt- und Lebensweisheit in orient.-parabolischer Art vor. Seine *»Fabeln und Erzählungen, goldene Sprüche und Lieder für Kinder«* veröffentlichte Körte (Halberst. 1810), der auch *»G. s. Leben aus seinen Briefen und Schriften«* (Halberst. 1811) und dessen *»Sämtliche Werke«* (7 Bde., Halberst. 1811–18) herausgab, zu welchen die Zeitgedichte von 1789–1808 als Ergänzungsband (Bp. 1841) hinzulamen. Vgl. H. Marggraf in Erich und Grubers *»Allgemeiner Encyclopädie«* (Sekt. 1, Bd. 69, Bp. 1859).

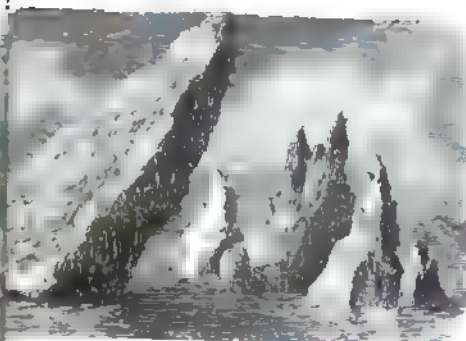
Gleitsche (*Aethusa L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen. Man kennt nur eine einzige Art, *A. Cynapium*, G., auch *Hunds-petersilie* oder *Gartenschierling* genannt, die in ganz Europa und auch im nordwestl. Asien sehr verbreitet ist. Der Stengel derselben wird bis 1 m hoch, die Blätter sind 2-fach gefiedert, die Blättchen fiederförmig, sie haben einen ähnlichen Glanz wie die Petersilie. Das ganze Kraut ist giftig und kann leicht mit der Petersilie verwechselt werden, zumal es sehr häufig als Unkraut in den Gärten vorkommt. (Vgl. Tafel: Giftpflanzen II, Fig. 5.)

Gleitschen, Dorf in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Ost-Sternberg, 6 km südlich von Königswalde, zählt (1880) 1100 evang. G. und hat Seidenweberei, eine Dampfmahlmühle und eine Braunkohlengrube.

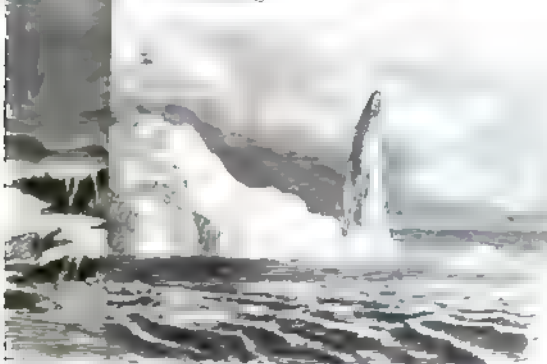
Gleisweiler, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, im Bezirksamt Landau, 7 km im NW. von Landau, am östl. Fuße der Harzt, mit 550 E., hat eine Papierfabrik, eine Maschinensabrik, viele Wein-, Mandel- und Kastanienpflanzungen, versendet viel Trauben, besitzt eine große Wasserheil-



4. Aargletscher mit Mittelmoräne und Seitenmoräne (links).



7. Eisberg.



8. Eisberg.

[illegible]

Jahren pflegen daher die meisten oder alle G. nach Dide und Länge zu wachsen, sie schieben ihre untern Enden weiter als gewöhnlich vor; in warmen und trockenen Jahren schwinden sie dagegen und ihre untern Enden weichen etwas zurück. Die tägliche Bewegung der alpinen G. schwankt zwischen 15 cm und 1.30 m. Auf diese Eisströme fallen von den Thalgehängen herab Steinblöcke und Schuttmassen, welche an den Rändern derselben die sog. Moränen bilden. Da das Eis sich stets, wenn auch langsam, thalabwärts bewegt, so trägt es auch viele Steine und Schuttmäße mit sich. Wo zwei G. sich vereinigen, bilden ihre Seitenmoränen auf dem vereinigten G. eine Mittelmoräne, welche ebenfalls in ihrer mittlern Lage bis zum untern Ende fortgetragen wird. Zuweilen zählt man auf dem untern Teile eines G. mehrere solcher Mittelmoränen und kann daraus erkennen, daß er aus der Verbindung mehrerer G. entstanden ist. Am untern Ende selbst häufen sich die Felsblöcke und Schuttmassen ganz besonders an und bilden eine Endmoräne, welche zuweilen fast 100 m hoch wird. In dieser Endmoräne vereinigen sich Steinmassen aus allen Teilen des Thals oder der Thäler, in die der G. mit seinen Verzweigungen hineinreicht.

Manche G. erreichen die Länge von mehr als 15 km, so der große Aletschgletscher, und in ihrer obern Region eine Dide von mehr als 300 m. Am untern Ende strömen oft die Schmelzwasser in Form eines Gletscherbachs aus einer thoralartigen Öffnung, der Eisgrotte, hervor, deren Inneres sich durch die blaue Färbung des Eises auszeichnet, die sich auch in allen den tiefen Spalten zeigt, von denen die G. oft durchzogen sind. Fällt über diese Spalten frischer Schnee, so werden sie dadurch oft unsichtbar und dann für den Wanderer sehr gefährlich. Aus den Spalten bläst auch zuweilen ein eisalter Wind, welcher seine Eisteilchen mit sich führt und so den Anblick eines Schneegestöbers hervorbringen kann. Diese Erscheinung nennt man Gletschergebläse. Erheben sich auf der Gletscheroberfläche einzelne große Steinblöcke auf Eisstielen, indem das umgebende Eis stärker abgemilzt als das durch den Stein gegen die Sonne geschützte, so nennt man dies Gletschertische. Durch vielfacheerspaltung wird oft die ganze Oberfläche zerissen, und mächtige Eisgaden und Eisnabeln ragen auf ihr empor. Überschreitet der G. einen steilen Felsabhang, so bildet er eine Eisstabsche, einen Gletscherkurz. Die G. der Alpen reichen oft bis zwischen äppige Wälder und Weiden hinab; in Patagonien und auf Spitzbergen reichen sie bis in das Meer. In Graubünden nennt man sie Waber, in Tirol Ferner oder Firne, in Salzburg und Kärnten Rees, in den ital. Alpen Vedretto, in Savoyen und Dauphiné Glacier und Glacières, in Island Jökul.

Seit dem berühmten Alpenforscher A. W. Causse haben sich neuerlich mit dem Studium der G. ganz besonders von Charpentier, Hugl, Agassiz, Forbes, Lyndall, die Gebrüder Schlagintweit und Studer beschäftigt. Sie haben erkannt, daß die Fortbewegung der G. sich am meisten einem sehr langsamem Fließen vergleichen läßt, wenn auch zuweilen das Gleiten auf der Bodenfläche und Ausdehnung durch in Spalten gefrierendes Wasser ebenfalls mitwirken mögen. Zugleich hat man nachgewiesen, daß die Verbreitung und Dide aller G. in den Alpen in einer der histor. Zeit vorangegan-

nen, aber geologisch neuen Periode eine viel größere gewesen sein muß als jetzt, da man ihre Wirkungen, bestehend in Abgleisung der Felsoberfläche (Gletscher- oder Eischliff) und Moränen, bis an die Abhänge der Juralette verfolgen kann. Zur nämlichen Zeit war auch der größte Teil Norddeutschlands, Hollands, Dänemarks und des europ. Rußland von G. bedeckt, welche in Scandinavien entsprangen und sich in radiärer Richtung nach SW., S. und SO. bewegten. Ihre Moränen werden als nordisches Diluvium bezeichnet. (S. Diluvium, Eiszeit, Erratische Blöcke.)

Vgl. außer den Werken von Schlagintweit (s. d.), Studer und den verschiedenen Alpenvereinen besonders: Agassiz, „Système glacières“ (Par. 1848); Forbes, „Travels through the Alps“ (Lond. 1843; deutsch von Leonhard, Stuttg. 1845); Mousson, „Die G. der Jetztzeit“ (Zür. 1854); Emmrich, „Geologische Geschichte der Alpen“ (in Schaubachs „Deutsche Alpen“ (2. Aufl., Jena 1874); Lyndall, „Das Wasser in seinen Formen als Wolken und Flüsse, Eis und G.“ (Bd. 1 der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“, 2. Aufl., Epp. 1879); Bend, „Vergletscherung der deutschen Alpen“ (Epp. 1882).

Gletscherfloß (*Desoria saltans*) wurde eine von Desor auf dem Aargletscher entdeckte Art von Springschwänzen (*Podura*) genannt, die wie alle Arten der Familie durch einen eigenen, am Hinterleibe angebrachten Apparat floßartig springt, sonst aber mit Flöhen gar nichts gemein hat, namentlich nicht flücht und die Menschen in keiner Weise belästigt. Der G. lebt unter den Steinen der Moränen, an den Felsen und findet sich bis zu 3000 m Höhe. Er ist schwarz, sehr schlant und zart.

Gleukometer (*Muſtimeter*, *Moftwaage*, *Moftmefſſer*) sind Aräometer zur Bestimmung der Dichte des Mostes. Das am Rhein am meisten verbreitete Instrument von Dechſle gibt in seinen Graden unmittelbar das spezifische Gewicht in abgemessener Form, sinkt es in einem Moste bis zum 75. Grade, so hat der Most 1,075 spezifisches Gewicht u. s. f. Die klosterneuburger Mostwaage von v. Babo soll unmittelbar die Menge des gärunsfähigen Zuders im Most anzeigen. Da der Most außer Zucker noch eine Menge von andern, ebenfalls auf das spezifische Gewicht wirkenden Stoffen enthält, so ist dem Rechnung zu tragen. Nach von Babos Angabe kommen durchschnittlich im Most auf 17 Teile Zucker 3 Teile sonstige Substanz. Hiernach ist der eine Fundamentalpunct der Stala an den Punkt verlegt, bis zu welchem das Instrument in reinem Wasser einsinkt, während zur Fixierung des zweiten Fundamentalpunctes eine Zuderlösung von 20 Proz. gewählt wird. Der zwischen diesen beiden Punkten liegende Teil der Stala ist in 17 gleich große Grade geteilt. Nach neuern Untersuchungen von Willig ist das von Babo angenommene Verhältnis von 17:3 jedoch nicht richtig, sondern ist in 15,7:4,3 abzuändern, und es ist diese Zahl durch Hunderte von Beobachtungen von Haas bestätigt. Willig hat demnach ein G. konstruiert, dessen Stala auf Grund dieser Werte graduirt ist.

Gleve (fr. *glavo*), d. h. Lanze, Spieß, bezeichnete im Mittelalter sowohl die 4–6 m lange Hauptwaffe der Ritter, als auch die einen Ritter (*Gleவர்*) begleitenden Bewaffneten und Diener; *Gleவர்* hießen die eine G. führenden unberittenen Patricier der Städte.

Gleyre (Charles), franz. Historienmaler, geb. 2. Mai 1806 zu Chevilly im Kanton Ballis, hatte, 18 J. alt, Gelegenheit in Italien sorgfältige Studien nach den großen Meistern des Mittelalters und der Renaissance zu machen; ferner bot sich ihm auf einer Reise durch die europ. Türkei, Vorderasien und Afrika, besonders in Ägypten und Abyssinien, ein weites Feld der Beobachtung dar. Er malte Volksfiguren, Kostüme und Landschaften aus diesen Gegenden, zog 1833 nach Paris und errang 1840 mit seinem heil. Johannes auf der Insel Patmos und der allegorischen Komposition: der Abend, große Erfolge. Seine weitem Bilder behandeln meist mytholog., auch histor. Stoffe, wie die Niederlage der Römer durch die Helvetier am Lacus Lemanus (für das Museum von Lausanne, 1858), die Bacchantinnen (1849), König Pentheus und die Mänaden für das baseler Museum; zuweilen bewegte er sich auch mit vielem Glück auf religiösem Gebiete, so in dem Abschied der Apostel (1845). Auf der Wiener Weltausstellung stellte er 1873 das liebliche Bild la Charmeuse aus. Er starb 5. Mai 1874 in Paris. G. beherrscht die Form mit großer Grazie und Virtuosität des Vortrags, ist frei in der Zeichnung und idealistisch in der Auffassung. Gewaltige Stoffe gelangen ihm weniger als solche von zarter, poetischer Empfindung.

Gliedern, s. Kleider.

Glied, Bollgewicht in Fulda, s. Kleud.

Glied (Articulus), ein einzelner, besonders beweglicher Teil des tierischen und menschlichen Körpers, namentlich die beiden obern und untern Gliedmaßen oder Extremitäten, im Gegensatz zum Kopf und zum Rumpf, auch ein einzelner Teil einer Gliedmaße, wie die Gelenke, Finger u. s. w.

Glied (künstliches) nennt man im allgemeinen jeden mechan. Apparat, der nach dem Verlust einer Extremität die physiol. Funktionen des betreffenden Teils mehr oder minder vollkommen zu ersetzen vermag. Das Bestreben, derartig verstümmelten einen künstlichen Ersatz zu verschaffen, ist uralt. Schon im Altertum finden sich hierher gehörende Versuche erwähnt; so berichtet z. B. Plinius von einem röm. Ritter Marcus Sergius, daß er sich als Ersatz für seine im zweiten Punischen Kriege verlorene rechte Hand eine künstliche Hand von Eisen machen ließ, welche ihn vollkommen zu weiterm Kriegsdienst befähigt haben soll. Am bekanntesten ist jedoch die 1506 durch einen Waffenschmied verfertigte und noch heute im Schloß Jarthausen gezeigte eiserne Hand des Ritters Götz von Berlichingen, welche, vollkommen aus Stahl gefertigt und durch eine hohle Schiene am Vorderarm befestigt, nicht nur durch Druck an einem Knopf im Handgelenk gebeugt, sondern auch mit Hilfe der andern natürlichen Hand in allen Fingergelenken beliebig gebogen werden konnte, indem ein Stahlsapfen in ein in jedem Gelenk befindliches gezahntes Rad einsprang und so das G. in der gegebenen Lage feststellte. Durch Druck auf einen andern Knopf sprangen die Finger mittels einer Feder in die gestreckte Stellung zurück. Da auch der Daumen einen ähnlichen sinnreichen Mechanismus besaß, so vermochte Götz sein Schwert vollkommen sicher zu führen. (Das Weitere darüber, sowie eine Abbildung dieser eisernen Hand, s. unter Berlichingen, Bd. II, S. 834.) Ähnliche, wenn auch minder kunstreiche Vorrichtungen trugen der Seeräuber Horul (1511), der Herzog Christian von Braunschweig (1622), der

Soldat La Violette (1761) u. a. In der neuern Zeit ist die Anfertigung künstlicher Gliedmaßen infolge der großen Fortschritte der Technik, der Einführung geeigneterer Materialien, wie des Kautschuks, des Hartgummis u. dgl., und infolge der fabrikmäßigen Herstellung, welche besonders durch den amerik. Bürgerkrieg angeregt wurde, zu hoher Vollkommenheit geblieben.

Ein künstliches G. soll im allgemeinen so konstruiert sein, daß es die Amputationsnarbe nirgends drückt und bei einem möglichst geringen Gewicht doch hinreichende Festigkeit, Einfachheit und Dauerhaftigkeit besitzt. Ein jeder derartige Apparat, so verschieden auch im übrigen seine Konstruktion sein mag, besteht aus drei Hauptbestandteilen, aus dem sog. Körper oder der Hülse, welche im allgemeinen die Form des verlorenen G. nachahmt und genügend fest und dauerhaft sein muß, aus dem sog. Mechanismus, welcher die einzelnen Hüllenteile miteinander verbindet und durch Scharniergelenke, Metallfedern, Kautschukstränge, Darmsaiten u. dgl. gewisse Stellungsveränderungen derselben vermittelt, und den sog. Hilfsapparaten, denen die Befestigung des künstlichen G. am Amputationsstumpfe obliegt.

Sinnfölich der untern Extremität galt lange Zeit der Stelzfuß für das beste Ersatzmittel, ein hinreichend harter hölzerner Stiel, an welchem eine Hülse befestigt ist, die zur Aufnahme des Amputationsstumpfes dient (s. bestehende Fig. 1), und in der That erlangen viele Verstümmelte eine ganz außerordentliche Fertigkeit und Geschicklichkeit im Gebrauche ihres Stelzfußes; doch haben sich, ganz abgesehen von der Verunstaltung, die übermäßige Belastung des gesunden Fußes sowie die Notwendigkeit, beim Gehen mit dem Stelzfuß abnorme Drehbewegungen vorzunehmen, und die bei jungen Individuen hieraus entspringende Gefahr einer dauernden Verkrümmung der Wirbelsäule als schwerwiegende Nachteile herausgestellt.

Das erste brauchbare künstliche Bein rührt von Pott in Chelsea (1816) her, welches dasselbe für den Marquis von Anglessey anfertigte und zuerst einen besondern Mechanismus für die Bewegung des Knie- und Fußgelenks anbrachte. Dieses in England sehr verbreitete Anglessey-Pottische Bein besteht aus einem Lindenholzkörper mit Stahlscharniergelenk, wiegt 3,70 kg und kostet ungefähr 85 Pf. St. Als wichtigste Verbesserungen sind zu nennen: das Bein des Dr. Palmer in Amerika, welches sich durch einen außerordentlich sinnreichen und komplizierten Mechanismus auszeichnet, aber häufige Reparaturen erfordert (Preis 150 Doll.); das Bein von William Selys in Newyork, welches sich von andern künstlichen Beinen durch zweckmäßige Anbringung einer Fersenleiste unterscheidet (Preis 150 Dollars); das Bein des Dr. Douglas Wly in Rochester, bei dem die Bewegungen nicht durch Metallfedern, sondern durch komprimierten Kautschuk hervorgebracht werden und dessen Sprunggelenk aus einem freibeweglichen Glasfingergelenk



Fig. 1.

beist (Preis 175 Doll.); das Bein des Prof. Sauerb mit kunstreichem Kniegelenkmechanismus, besonderer Hebevorrichtung für Beugung des Kniegelenks und Streckung des Fußgelenks und sehr feinem Hebermechanismus (Preis 150 Mark); das Bein des Amerikaners H. Marks, dessen auch Weichgummi bestehender Fuß mit dem Unterschenkel durch einen feststehenden Holzgipsen artifiziert und eines besonders Hebermechanismus entbehrt (Preis 100 Doll.) u. a.

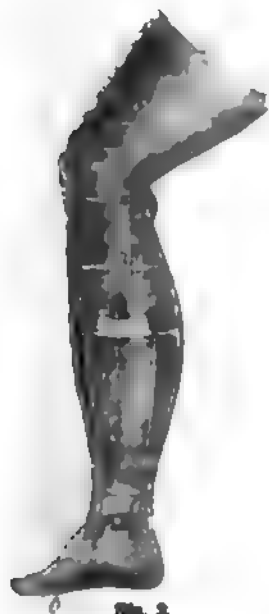


Fig. 2

Zur Veranschaulichung des innern Mechanismus von künstlichen Beinen siehe Fig. 2, welche einen Längsdurchschnitt durch das schon vorerwähnte Bein von Douglas bis zu Kniehöhe darstellt. Das Fußgelenk O wird durch eine Kugel von gut poliertem Glas gebildet, die in einer Höhlung von festem vulkanisierten Kautschuk sich dreht und so jede Bewegung gestattet, welche das natürliche Fußgelenk macht. I stellt eine von den vier Kautschuk-Hebern dar, welche die Stelle der Muskeln des natürlichen Beins ver-

treten und von starken Darmfäden (D) durchbohrt werden, die sich nach abwärts an Stelle der natürlichen Sehnen erstrecken und in ihrer Spannung durch Schraubenmuttern (F) erhalten und reguliert werden. Auch nun beim Gehen das Gewicht des Körpers auf der Kugel des Fußgelenks C, so ist die Kautschukfeder, welche den Bodenkontakt vermittelt, sehr zusammengebrückt, und wenn das Gewicht des Körpers nach vorn auf den andern Fuß geworfen wird, so hebt sich die Feder und bringt den Fuß nach vorwärts. Auf die gleiche Weise werden die Bewegungen des Kniegelenks vermittelt durch die Kautschukfeder E und des Drahtes H, die Bewegungen der Beine durch die Feder O vermittelt; beschleunigt und geregelt wird die Bewegung des Kniegelenks durch die Sehne A, die die Stelle der Sehnen des natürlichen Kniegelenks vertritt.

Außer schwierig ist der künstliche Urtag der oberen Extremität, da es hier gilt, eine Reihe sehr zusammenhängender und verwickelter Bewegungen zu erzeugen. Den ersten befriedigenden Apparat der Art schenkt der Holländer van Beekers (1844) her, welcher ziemlich ungleiche Fingergliederungen dadurch ermöglicht, daß Darmfäden, welche mit dem einen Ende an den künstlichen Fingergliedern, mit dem andern an einem Korsett befestigt sind, durch Ver-
änderung bei verschiedenen Einstellungen des Amputationsapparates einen Zug ausüben und dadurch im Oberhand von Hebern, welche sonst die Finger in bestimmter Bewegung erhalten, überwinden.

Am kunstvollsten ist der von Charles verfertigte künstliche Arm des Xenoristen Roger in Paris, der durch einen ähnlichen Mechanismus nicht nur jede beliebige Beugung und Streckung der Finger, des Handgelenks und des Vorderarms, sondern auch durch Einschaltung einer rechtwinklig zur Achse des Arms stehenden festen Scheibe, an deren Rand die außerhalb des Oberarms verlaufenden Sehnen angreifen, ergiebige Drehbewegungen (Pronation und Supination) der Hand und des Vorderarms gestattet. Weitere Verbesserungen dieser Art rühren von Guaf Beaufort, Dehard, Gremmel, Kolbe, Masters, Zschot u. a. her. Der Preis eines künstlichen Arms schwankt zwischen 100 und 225 Mark. Das Kupfer eines solchen stellt Fig. 3 dar, in welcher a den Amputationsstumpf des Oberarms, b die Halse für den Oberarm, c das Scharniergelenk des Ellbogens, d die Halse für den Vorderarm, e das drehbare Handgelenk, f die beweglichen Fingerglieder und g die Hüftapparate zur Befestigung des künstlichen Arms am Oberkörper darstellt.

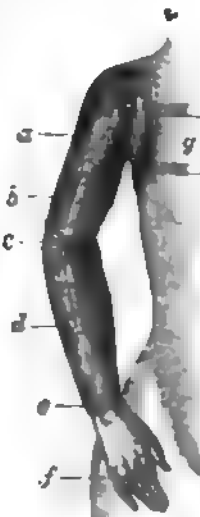


Fig. 3

Bei allen denjenigen Verstaummelten, welche schwere Arbeiten zu verrichten haben, muß die künstliche Hand zum Abnehmen eingerichtet sein, um je nach Bedarf an deren Stelle einen starken eisernen Haken (zum Heben, Tragen und Fortschleppen von schweren Lasten) oder eine federnde Greifzange (zum festen Greifen und leichteren Arbeiten) einhängen zu können.

Die Lehre von der Herstellung und Anwendung künstlicher G. wird als Prothese bezeichnet.

Litteratur. Fröhe, «Arthroplastik oder die sämtlichen bisher bekannt gewordenen künstlichen Hände und Füße» (Breslau 1843, mit 26 Tafeln); Douglas Wg., «Artificial legs and arms. Remarkable inventions» (Rochester 1860); G. Meier, «Über künstliche Beine» (Berl. 1871, mit 24 Holzschnitten); H. Daul, «H. H. Marks' künstliche Glieder mit Kautschukfäden und -Händen» (nach dem Amerikanischen, Philad. 1871); D. Karyphoff, «Studien über künstliche Glieder, im Auftrag des kgl. preuss. Kriegsministeriums bearbeitet» (Berl. 1881, mit Atlas).

Glieb heißt in der Militärsprache die Kuppelung einer Anzahl Fuhrmannschaften oder Reiter in einer geraden Linie nebeneinander, so daß die einzelnen Fühlung mit ihren Nebenmannern haben, d. h. daß sie letztere berühren. Die Infanterie wird der Regel nach in zwei oder drei Gliedern, die Kavallerie meist in zwei Gliedern rangiert. Die hinteren Glieder der Infanterie stehen von den vordern in einem Abstände, der nach den verschiedenen Reglements zwischen 40 und 64 cm vom Rücken des Vorder- zur Brust des Hintermanns schwankt, bei Reiterei aber erweitert werden kann. Bei der Kavallerie beträgt der Abstand vom Schwanz des

zum Kopfe der hintereinander stehenden Pferde 80—240 cm, wobei sich die große Differenz durch reglementarische, hier nicht zu erörternde Einzelheiten erklärt. Die in den Gliedern unmittelbar hintereinander stehenden Mannschaften bilden eine Kette. Haben die Infanteristen keine Fählung, sondern Zwischenräume voneinander, so entsteht aus dem G. eine Kette und aus der geschlossenen die geöffnete Ordnung.

Gliederhölse ist diejenige Form der Fruchthölse der Leguminosen, welche zwischen den Samen zusammengeschürt ist, so daß eine quertellige, in mehrere Stüde zerfallende Spaltfrucht entsteht. Eine Gliederhölse besitzen unter andern die Arten von *Säpfler* (*Hedysarum*).

Gliederkessel (von Harrison), s. unter Dampf-kessel, Bd. IV, S. 812^b, Abbildung auf der dazu gehörigen Tafel Fig. 3.

Gliederpuppe, **Gliedermann** (frz. mannoquin), Puppe mit beweglichen Gliedern, welche den Malern als Modell für Gewandstudien dient.

Gliederreihen, s. Gelenkheumatismus.

Gliederhölse nennt man diejenige Form der Hölse der aus zwei Fruchtblättern gebildeten Frucht der Cruciferen, welche zwischen den Samen zusammengeschürt ist und deshalb bei der Reife nicht, wie die gewöhnliche Hölse, der Länge nach aufspringt, sondern in der Quere in einzelne einsamige Stüde auseinanderfällt. Eine G. besitzt z. B. der Federich.

Gliederhölse (*Arthrogastra*) nennt man eine große Ordnung der Spinnthiere (*Arachnoidea*), welche sich von den eigentlichen Spinnen (*Arachnida*) dadurch unterscheidet, daß der Hinterleib in deutliche Ringe geteilt und nicht sackförmig und ungeringelt ist. Im übrigen sind diese Tiere sehr verschieden gestaltet, und auch der auszeichnende Charakter der Gliederung des Hinterleibes ist in sehr verschiedener Weise ausgebildet, denn während bei den Asterspinnen die Ringe nur äußerlich in der Haut angedeutet sind, ist die Teilung des Hinterleibes in 9—10 Ringe bei den Skorpionen z. B. ebenso vollkommen in Beziehung auf die Anordnung der innern Organe, Nervensystem u. s. w. durchgeführt, wie bei den Kriechen. Alle G. sind räuberische Tiere; die meisten, besonders die großen Arten der wärmern Zonen, sind giftig. Es gehören dazu die Kraken oder Asterspinnen (*Phalangida*), die Walzenspinnen (*Solpugida*), die Skorpionspinnen (*Pedipalpes*), die Scherenspinnen oder Asterskorpione (*Chernetida*) und die eigentlichen Skorpione (*Scorpionida*).

Gliedertiere (*Articulata*, *Arthrozoa*) nennt man eine außerordentlich zahlreiche Abteilung der wirbellosen Tiere, deren symmetrischer, meist gestreckter Körper aus Ringen besteht, welche meist zu ungleichwertigen Abteilungen (Kopf, Brust, Hinterleib) sich vereinigen. Die Körperbedeckung dieser Tiere besteht aus einer harten Haut, die von einem besonders Stoffe, Chitin genannt, gebildet wird; die Muskeln setzen sich an der Innenfläche der von der Haut gebildeten, hohlen, ring- oder stabförmigen, ineinander gelenkten Hebel an. An den Körperringen sitzen gegliederte Anhängel, die bald als eigentliche Füße, bald als Fühler, Raumerzeuger oder Flügel ausgebildet sind, und zwar je nach den einzelnen Klassen in sehr verschiedener Weise. Ursprünglich scheinen nur drei Paar Gliedmaßen vorhanden, welche aber einer-

seits schon bei dem Embryo vermehrt, andererseits vielfach umgebildet werden. Das Nervensystem der G. besteht in einer über dem Schlunde in dem Kopfe gelegenen größern Nervenmasse, einem Ringe, welcher den Schlund umgibt, und einer Kette von Nervennoten, die auf der Bauchseite in der Mittellinie sich hinzieht und durch Längsfäden verbunden ist. Die Sinnesorgane sind meist sehr entwickelt, besonders häufig machen sich zusammengesetzte Augen bemerklich. Der Kreislauf ist insofern unvollständig, als meist nur ein an der Rückenfläche gelegenes Herz ohne Gefäße existiert und niemals ein vollständiges System zum Herzen rückführender Gefäße ausgebildet ist. Das Herz hat, wenn vorhanden, seitliche Spalten, durch welche das farblose Blut eintritt. Die Atmung findet entweder durch die äußere Körperoberfläche oder durch besondere Organe, Kiemen oder Luftröhren, statt. Die Raumerzeuger wirken stets von den Seiten her gegen einander, werden aber häufig zu Saugorganen umgewandelt; der Darm hat fast immer zwei Öffnungen, Mund und After. Die Geschlechter sind meistens getrennt, doch findet auch Hermaphroditismus und ungeschlechtliche Zeugung in Ausnahmefällen statt. Der Dotter steht bei der Entwicklung des Jungen in dem Ei auf der Rückenfläche des Jungen; meist kann man Larven- und häufig auch Puppenzustände bei der weitem freien Ausbildung unterscheiden.

Man teilt die G., welche vielleicht drei Viertel der gesamten Artenzahl des Tierreichs umfassen, in drei Hauptklassen ein, zu denen noch eine zweifelhafte Abteilung kommt; diese drei Hauptklassen sind: Krustentiere (*Crustacea*), mit zwei Fühlerpaaren und mehr als vier Fußpaaren, mit Gliedmaßen an dem Hinterleibe und bald getrenntem, bald mit der Kopfbrust verschmolzenem Kopfe; Spinnentiere (*Arachnida*), ohne getrennten Kopf, ohne eigentliche Fühler, die zu Kiemen umgewandelt sind, meist mit vier Fußpaaren; Insekten oder Kerfe (*Insecta*), mit getrenntem Kopf, Brust und Hinterleib, einem Fühlerpaar, drei Fußpaaren, die an der untern Seite, und meist mit einem oder zwei Flügelpaaren, die an der obern Seite der Brust angeheftet sind, ohne Gliedmaßen am Hinterleibe. Die hinsichtlich ihrer Stellung zweifelhafteste Abteilung wird von den Tausendfüßern (*Myriapoda*) gebildet, welche nur ein Fühlerpaar, getrennten Kopf und Atemwerkzeuge wie die Insekten besitzen, dagegen durch die große Anzahl von mit Fußpaaren besetzten Ringen sich den Krustentieren anschließen, so daß man sie bald mit der einen, bald mit der andern Klasse vereinigt hat, jetzt aber meist als besondere Klasse behandelt.

Gliederung der Kontinente nannte R. Ritter 1826 in seinem Vortrage «Über geogr. Stellung und horizontale Ausbreitung der Erdteile» die an den kompakten Stamm angelegten, durch mehr oder weniger tief eingreifende Rüsteneinschnitte gebildeten und voneinander getrennten Halbinseln, Landzungen oder (heutzutage) ganz abgetrennten Inselgebiete. Diese Glieder des Kontinentkörpers verleißen dem Erdteil Europa einen Rüstenumfang, welcher im Verhältnis zur gesamten Größe des Kontinents bedeutender ist, als bei einem der andern Erdteile. Den Gegensatz dazu bildet das fast ganz ungliederte Australien, welches Ritter zu geringer und nennt. Diese überaus passende Benennung «der Gliederung eines Stammes» hat Ritter

1832 in seinem «Asien» (I, 32) weniger glücklich weiter verwendet, indem er dort nach der horizontalen Gliederung auch von der vertikalen Gliederung handelt. Er sagt: «Gesamterhebungen bilden in vertikaler Hinsicht den sich vom Tieflande ablösenden vertikalen Stamm; die Partikularerhebungen aber bilden die vertikalen Gliederungen dieser Stämme, bald ihnen aufgesetzt als Plateaugebirge oder, ihre Abfälle umgebend, als Randgebirge; und wo sie für sich, ohne Verbindungen mit Gesamterhebungen, aus den Tiefländern hervorragen, bilden sie, analog den oceanischen oder Gestadeinseln, für sich bestehende Inselgebirge.»

Gliederwech, s. Gelenkrheumatismus.

Gliederschwamm, weisse Gelenkgeschwulst oder fungöse Gelenkentzündung (Fungus oder Tumor albus articularum), zuweilen auch, weil am häufigsten das Kniegelenk davon ergriffen wird, weisse Kniegeschwulst genannt, heisst eine sehr chronisch verlaufende, von der Synovialschleimhaut ausgehende und allmählich durch üppig wuchernde Granulationen die Gelenkknorpel und die umgebenden Weichteile erweichende Gelenkentzündung, welche alsbald auch die knöchernen Gelenkenden durch Verschwärung zerstört und häufig durch Fieber und Säfteverluste das Leben des Kranken auf das höchste bedroht. Dieses bösartige Übel beginnt meist mit einem Gefühl von Schwere und Spannung in dem erkrankten Gelenk, welches nach und nach mit einer unter der Haut liegenden, schwammig anzufühlenden Geschwulst umgeben wird. Dazu gesellen sich heftiger Schmerz und Hitze in der affizierten Stelle, ausserdem Allgemeinleiden des Körpers, Fieber und Schwäche. Der unter dem Gelenk liegende Teil magert gewöhnlich beträchtlich ab, die Haut über der Geschwulst wird schliesslich rot und blau und die ganze Gelenkgegend schwillt durch Zusammenrückung der das Blut zurückführenden Gefässe wasserförmig an. Wicht endlich die Geschwulst auf, so ergiebt sich Eiter in Menge, der bald durch Eintritt von Luft in die Eiterhöhle zur übelriechenden Jauche wird, und das ganze Knochengelenk zerfällt den Kapselbändern wird auf diese Weise zerstört. Dabei wird der Kranke durch schleichendes Fieber, Schweiß, Schlaflosigkeit und große Schmerzen auf den höchsten Grad der Erschöpfung gebracht, bis endlich der Tod, manchmal freilich erst nach langen Leiden, erfolgt.

Der G. befällt mehr Frauen als Männer, meist zwischen dem 30. und 60. Jahre, obwohl auch das jugendliche Alter, namentlich Kinder von 2—5 Jahren, nicht davon verschont bleibt. Skrofulöse und giftige Anlage, syphilitische, tuberkulöse und storbuöse Dyskrasie disponieren vorzüglich zu dieser Krankheit; äussere Beschädigungen (Stoß, Schlag, Fall, Quetschung) oder Erkältungen des Gelenks, sowie Unterdrückungen gewohnter Absonderungen bringen meist das Übel zum Ausbruch. Selten ist eine Heilung möglich, da der Kranke selbst im Anfang die Krankheit nicht beachtet, und wenn er dann den Arzt zu Rate zieht, bereits die Mittel nicht mehr hinreichen, um das Übel zu heben. Das Beste, was sich dann noch erreichen läßt, ist Heilung mit zurückbleibender Gelenksteifigkeit. Im Anfang des Leidens erweisen sich außer einer zweckmäßigen ständigen Diät absolute Ruhe und Unbeweglichkeit des kranken Gelenks, kräftige Hautreize, energische Anwendung der Kälte, methodische Kompression

und die Entlastung der kranken Gelenkenden durch Extensionsverbände nützlich, während in vorgeschrittenen Stadien oft nur noch von der rechtzeitigen Ausschälung (Resektion) des ergriffenen Gelenks oder von der Amputation des Gliedes die Erhaltung des Lebens zu erwarten ist.

Gliedwasser, soviel wie Gelenkschmiere, s. unter Gelenk.

Glimmer ist der Name für eine Mineralgruppe, deren einzelne Glieder sich unter andern durch ihre außerordentlich leichte Spaltbarkeit parallel einer Richtung auszeichnen, vermöge deren sie sich in ungleichmäßig feine, meist elastisch biegsame Lamellen zertheilen lassen. Sämtliche G. gehören, wie die neuern Untersuchungen von Ischermat dargethan haben, krystallographisch dem monoklinen System an, in dessen mit einer eigentümlichen Annäherung sowohl an das hexagonale als an das rhombische System, indem einerseits die Prismenwinkel fast genau 120° betragen, und durch das Hinzutreten der Längsfläche eine scheinbar hexagonale Entwicklung bedingt wird, andererseits die eigentliche schiefe Endfläche der Basis nahezu ganz genau horizontal steht. Dieser Basis folgt die monotome Spaltbarkeit. Gemisch sind die G. Silicate von Thonerde und Kali (oder Natron), wozu aber in vielen auch Magnesia (und Eisenoryd) tritt; bisweilen begleitet Lithion das Kali und findet sich Eisenoryd neben Thonerde; Kalk fehlt gewöhnlich. Immer ist ein Gehalt an Wasser vorhanden, welches erst beim Glühen entweicht, oft auch an Fluor. Doch lassen sich manche G. noch nicht recht befriedigend auf die bei ihnen vermutete Formel zurückführen, während die Analysen von andern zur Annahme sehr komplizierter chem. Verbindungen nötigen. Die Härte ist gering, das spezifische Gewicht 2,7 bis 3. Alle G. sind optisch zweiaxig, und die früher als optisch einachsig geltenden haben sich als solche mit äußerst kleinem Achsenwinkel herausgestellt; der Winkel der optischen Achsen ist indessen höchst verschieden und auch die Lage der optischen Achsenbene weicht selbst bei Vorkommnissen desselben Fundorts manche Verschiedenheiten auf. Nur selten bilden die G. wohlgeformte Krystalle, bisweilen erscheinen sie als kurze, gedrungene, sechsflächige Säulen, mehr noch als Lamellen, Blätter und Schuppen, welche vielfach zusammengewoben sind.

Die beiden Hauptarten sind zunächst: 1) Der Kaliglimmer oder Muscovit, ein farblos, gelblich, graulich, grünlich, rötlichweißer, überhaupt lichter G. von metallartigem Perlmuttersplend, gewöhnlich durchsichtige Spatlamellen ergebend; im allgemeinen enthält er 46—48 Proz. Kieselsäure, 31—36 Proz. Thonerde, etwas Eisenoryd, unter den Alkalien vorwiegend Kali (etwa 10 Proz.), kleine Mengen von Wasser und Fluor; die meisten Vorkommnisse ordnen sich der einfachen Formel $R_2Al_2Si_2O_8$ unter, worin R Kalium und den Wasserstoff bedeutet. Salzsäure oder Schwefelsäure greift diesen G. nicht an. 2) Der Magnesiaglimmer, der wieder in mehrere Arten zerfällt, deren häufigster der Biotit oder Meroxen ist, von grüner, brauner oder schwarzer, meist sehr dunkler Farbe und starkem Pleochroismus; Gemisch unter: scheidet sich dieser durch konzentrierte Schwefelsäure völlig zerlegbare G. von dem Kaliglimmer durch den geringern Gehalt an Kieselsäure (38—43 Proz.) und Thonerde (11—20 Proz.), namentlich durch den größern an Eisen, sowie durch die Gegenwart

der Magnesia, welche mit 10—30 Proz. vorhanden, aber auch stets von etwas Kali begleitet ist. Blätter und Schuppen dieser beiden Mineralien sind sehr weit verbreitet, als wesentliche Gemengtheile mancher alter Gesteine, z. B. Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Glimmerporphyr, in gewissen Syeniten, Dioriten u. s. w.; Biotit (kein Kaliglimmer mehr) findet sich auch in jüngeren Eruptivgesteinen, wie Trachyt, Andesit, Basalt und den zugehörigen Laven. Granite und Gneise beherbergen bisweilen beiderlei Glimmer nebeneinander. Parallel gelagerte winzige Glimmerschüppchen sind es, wodurch viele sedimentäre Gesteine, wie Thonschiefer, Sandstein, auch krystallinische Schiefer, eben ihr schieferiges Gefüge und ihre leichte Spaltbarkeit in Platten gewinnen. Kaliglimmer erscheint daneben vielfach als Umwandlungsprodukt anderer Mineralien, z. B. von Granat, Cordierit, Orthoklas, Turmalin, Andalusit, Korund u. s. w.

Andere seltenere Glieder der Glimmergruppe sind der Phlogopit, ein fast ganz eisenfreier Magnesiaglimmer, der rabenschwarze Lepidomelan (sehr reich an Eisen, auch kalisaltig, aber äußerst arm an Magnesia), der graue eisenhaltige Zinnwaldit und der oft pyritischbläuliche Lepidolith, zwei lithionhaltige Kaliglimmer, relativ reich an Fluor und mit kleinen Mengen von Rubidium, Cæsium und Thallium, der Paragonit, ein dem Kaliglimmer ganz entsprechend zusammengesetzter Natriumglimmer, der Margarit, ein eigentümlicher Kaliglimmer u. s. w.

Der durchsichtige und in oft mehrere Quadratfuß großen Tafeln vorkommende G. dient in Peru und Sibirien zu Fensterseiden; auch gebraucht man wohl durchsichtige G. als Objektträger oder statt Desglässchen bei mikroskopischen Präparaten, zur Konstruktion der Kompakthäuschen, statt der gläsernen Lampencylinder, als Lichtrosetten, den gepulverten G. als Streufarb; der fein gepulverte, mit Salzsäure ausgekocht und ausgewaschene G. wird fabrikmäßig zu Vrolatfarben oder Glimmerbrunze benutzt.

Glimmerdiorit, s. unter Diorit.

Glimmerporphyr, allgemeine Bezeichnung für verschiedene Felsarten, welche dadurch charakterisiert sind, daß in einer dem bloßen Auge homogen erscheinenden Grundmasse von graulich, bräunlicher oder grünlicher Farbe Tafelchen oder Lamellen von dunkelbraunem oder schwarzem Magnesiaglimmer (Biotit) hervortreten. Enthält die Grundmasse unter dem Mikroskop orthoklastischen Feldspat, so gehört der G. zu der Minette (s. d.) und bildet das porphyrische Äquivalent des Glimmergenits (s. unter Syenit); ist der mikroskopische Feldspat Plagioklas, so fällt der G. in das Bereich des Glimmerdioritporphyrs.

Glimmerschiefer, eine ausgezeichnet schieferige Felsart, welche aus einem Gemenge von Glimmer (teils heller Kaliglimmer, teils dunkler Magnesiaglimmer) und Quarz in sehr wechselndem Verhältnis besteht; die extremen Endglieder sind ein fast nur aus Glimmer bestehender Schiefer und ein glimmeriger Quarzschiefer. Der Glimmer bildet isolierte Schuppen und Blättchen oder zusammenhängende Membranen; der Quarz, in kornförmigen Körnern und dünnen Lagen, tritt gewöhnlich erst auf dem Querbruch hervor, bisweilen formt er größere Körner oder Wülste. Die quarzarmen und nicht schuppigen G. besitzen die vollkommenste und

dünnste Schieferung. Accessorisch finden sich vor allem häufig Granat, auch Andalusit und Sphen, Kiesel, Talc und Chlorit, Hornblende, Cordierit, Epidot, Turmalin, Staurolith, Disthen, Smaragd, Apatit, Calcit, Magnetit, Eisenglanz, Rutil, Sphärit u. s. w., also eine große Menge von Mineralien. Der Kaliglimmerschiefer ist durch einen reichlichen Kalispatgehalt bei zurücktretendem Quarz charakterisiert. Mit dem Gneis, in welchem durch Aufnahme von Feldspat ein Übergang stattfindet, und dem Phyllit ist der G. das hervorragendste Glied, aus welchem die archaische Formation, diejenige der krystallinischen Schiefer aufgebaut wird; weit verbreitet ist er im Erzgebirge, Fichtelgebirge, im Riesengebirge und den Subeten, den Salzburger, tiroler, kärntner und schweizer Alpen, in Schottland, Norwegen, dem Ural. Als untergeordnete Einlagerungen enthält der G. oft Kalksteine, Quarzite, Chloritschiefer, auch Erzlager, wie Brauneisenerz, an Silicaten und Schwefelmetallen reiche Magnetiseisenlager, Kupfer- und Quecksilberlagerstätten.

Glimmergenit, s. unter Syenit.

Gluka (Dmitrij Grigorjewitsch), früher russ. Geschäftsträger in Berlin und Frankfurt, seit 1867 mehrere Jahre Gesandter in Brasilien, trat als Schriftsteller im Gebiete der Rechtsphilosophie mit *«Esquisses d'une théorie du droit naturel»* (Berl. 1836) und *«Philosophie du droit, ou explication des rapports sociaux»* (Par. 1842; 2. Aufl., Brüssel. 1862; russ., Petersb. 1870) auf.

Gluka (Fedor Nikolajewitsch), russ. Schriftsteller, geb. 1788 im Gouvernement Smolensk, wurde, nachdem er im Kadettenkorps seine Vorbildung erhalten hatte, Offizier und machte 1806 den österr. Feldzug mit. Seine Vorliebe für litterarische Beschäftigungen bewog ihn, seinen Abschied zu nehmen, worauf er sich auf sein Landgut im Smolensker Gouvernement zurückzog. Im Kriege mit Frankreich 1812 trat er wieder in das Heer ein und nahm als Adjutant des Grafen Miloradowitsch, später in der Garde an den Feldzügen der Russen bis 1814 teil. Dann wurde er als Oberst dem zum Militärgouverneur von Petersburg ernannten Miloradowitsch beigeordnet. Später in geheime Verbindungen, namentlich der sog. Dekabristen (s. d.), verwickelt, wurde er 1826 nach Petrosawodsk verwiesen, jedoch als Beamter beschäftigt und durfte später nach Petersburg zurückkehren. Er starb in Lwow 23. Febr. 1880. Besondere Beachtung verdienen seine *«Briefe eines russ. Offiziers über die Feldzüge von 1805—6 und 1812—15»* (8 Bde., Mosk. 1815—16) und die *«Otscherki Borodinakowo arashenija»* (Mosk. 1839). Als Dichter ist G. bekannt durch das beschreibende Gedicht *«Karelja ili satotschenije Märy Joännowny»* (*«Kareljen, oder die Gefangenschaft der Martha Johannowna»*, Petersb. 1830), das viele anziehende nord. Naturschilderungen enthält, die poetische Paraphrase des Buchs Hiob (Petersb. 1859) und auch andere mystisch-religiöse Gedichte. — Seine Gattin, Awdotja Pawlowna G., geb. 1795 aus der Familie Rutasow, gest. zu Lwow 7. Aug. 1868, ist gleichfalls in der russ. Litteratur durch ihre Übersetzung von Schillers *«Lieb von der Glocke»* (Mosk. 1832), sowie durch zahlreiche Erbauungsschriften bekannt.

Gluka (Sergij Nikolajewitsch), älterer Bruder des vorigen, geb. 1774 im Gouvernement Smolensk, trat in die russ. Armee und nahm 1799 als Major seinen Abschied, worauf er sich in Moskau

neben litterarischen Arbeiten mit der Ausbildung junger Leute beschäftigt. Bekannt ist G. auch als begeisterter Patriot, «der erste Krieger der moskauer Landwehr» im J. 1812. Besonders hat er sich als Jugendschriftsteller einen Namen erworben. Beliebt wurden seine «Russl. Geschichte für die Jugend» (10 Bde., Mosk. 1817—19; 2. Aufl. 1822) und seine «Lektüre für Kinder» (12 Bde., Mosk. 1821). G. gab 1808—21 den «Russkij Wjestnik» heraus, in welchem wichtige Materialien zur russ. Geschichte sich finden, und stellte das Leben Suworows dar (2 Thle., Mosk. 1819). Auch dichtete er mehrere Dramen und übersezte Youngs «Nachtgedanken». Er starb 1847 in Moskau. Nach seinem Tode wurden einige Bruchstücke seiner Memoiren veröffentlicht, worin besonders Erzählungen von seinem Gensurdienste in den dreißiger Jahren interessant sind.

Glinka (Michael Jwanowitsch), Neffe des vorigen, bedeutender russ. Komponist, geb. 1. Juni 1804 zu Nowospassk bei Selna im Gouvernement Smolensk, wurde seit 1817 in Petersburg im Musikinstitut erzogen, zugleich aber durch den Violinisten Böhm u. a. in der Musik unterrichtet, der er sich bald ganz widmete. Er war 1880—84 in Italien seiner Gesundheit wegen und mit musikalischen Studien beschäftigt, und fand dann in Dehn in Berlin einen passenderen Lehrer, der sein Streben, spezifisch russl. Musik zu komponieren, ermutigte. G. schrieb darauf die Oper «Das Leben für den Zaren», welche seit dem 9. Dec. 1836 unaufhörlich in Rußland gegeben und als die wahre Nationaloper angesehen wird. Ein zweites Werk: «Rußland und Asien» (1842), hatte ähnlichen Erfolg. Für Rußland bleibt G. hochbedeutend als der erste, welcher die neuere national-russl. Richtung in der Musik eingeführt hat. Im J. 1856 kam er wieder nach Berlin, um bei Dehn weiter zu studieren, starb aber dort schon 2. Febr. 1857. Seine Leiche wurde nach Petersburg gebracht.

Glinz (Glinz), Stadt im russ. Gouvernement Bessarabien, Kreis Romen, rechts an der Sula, unter 50° 40' nördl. Br. und 51° 58' östl. L. von J., 17 km südwestlich von der Stadt Romen, mit (1882) 2857 E., welche sich mit Gartenbau und Handwerken, namentlich mit Wagenbau, Anfertigung von Pelzen, Stiefeln, bäuerlichen Kleidern, Thonwaren, Hornkammern u. s. w. beschäftigen. G. gehörte 1446 dem Fürsten Leßab, dem Hnherrn der glinzischen Fürsten, 1667 kam es an Rußland. Bei G. befinden sich noch Ruinen von zwei alten Befestigungen am rechten Ufer der Sula, von welchen die eine Gorodol, die andere Gorodischtsche genannt wird. Auf dem linken Ufer liegen die Ruinen des sog. Schlosses.

Glinka, russ. Fürstengeschlecht im sewjerschen Gebiet, das 1494 nach Litauen überfiel, als jenes Gebiet an die Großfürsten von Moskau kam. — Der älteste des Geschlechts, Michael G., Hofmarschall von Litauen und Starost von Bielsk unter der Regierung des Königs Alexander Jagello, war ein Mann von großer Erfahrung; er hatte 12 J. in Bessarabien zugebracht und an den Kriegen des Kaisers Maximilian I. teilgenommen. Im J. 1506 rettete er Litauen durch einen kühnen Handstreich vor einem Tatareneinfalle. Aber sein stolzes und gewaltthätiges Auftreten gegen die Großen des Reichs und Verdrüssigungen bei König Sigismund, dem Nachfolger Alexanders, daß er sich der Gewalt

bemächtigen und das Land der Herrschaft Moskows unterwerfen wolle, brachten ihn in Ungnade. Aus Rache trat er in die Dienste des Zaren Wassili Jwanowitsch von Moskau, drang 1507 mit einem russ. Heere in Litauen ein, überfiel Grodno und erschlug seinen Hauptverleumder Jabzejniski; auch brachte er seinen Bruder Wassili G. und mehrere litauische Große auf seine Seite, wurde aber schließlich von Sigismund, der bei dem Ghan von der Krim Hilfe suchte, geschlagen, und der Zar schloß 1508 mit Polen Frieden. G. lebte nun mit seinem Bruder und mit seinem ganzen Geschlecht in Moskau, aller seiner Güter beraubt. Er suchte sich wieder mit Sigismund zu versöhnen, wurde aber infolge dessen beim Zaren angeschwärzt, der ihn gefesselt ins Innere von Rußland bringen ließ. Erst durch die Fürsprache des Kaisers Karl V. und der Königin G. S., Helena, welche 1526 die Gemahlin des Zaren geworden war, befreit, wurde G. 1533 zum Vormund des minderjährigen Zarowitz Jwan ernannt. Als er jedoch das ausschweifende Leben Helenens tadelte, ließ ihn diese blenden und ins Gefängnis werfen, wo er 1534 ein trauriges Ende nahm. Sein Schicksal bildet den Stoff zweier polnischen Dichtungen, eines histor. Liedes von Niemcewicz und eines Dramas von Wajsl. Vgl. Barna, «De aucis M. Glinccii contra Sigismundum regem Pol. rebellione» (Bresl. 1868).

Glinn (Glinna, vom griech. γλιν, d. i. Leim oder Kitt), weiche, marlähnliche, erbsen- bis kasegroße Geschwulst, welche sich am häufigsten im Gehirn, bisweilen auch im Rückenmark und im Innern des Augapfels vorfindet, durch Ausdrückung der normalen Nervenkittsubstanz oder Neuroglia (s. unter Gehirn) entsteht und, wie dieses, unter dem Mikroskop betrachtet aus runden Kernen und Zellen und einer außerordentlich zierlichen feinmaligen Zwischenzellsubstanz zusammengesetzt erscheint. Das G. des Gehirns entwickelt sich gewöhnlich im mittlern Lebensalter und verursacht meist die Symptome der Gehirnerweichung (s. d.); dasjenige des Augapfels kommt vorzugsweise bei Kindern vor, führt unrettbar zur Erblindung und erfordert zur Verhütung weiterer Nachteile die möglichst frühzeitige operative Entfernung des erkrankten Auges.

Glinz, s. Siebenschläfer.

Glinzade (frz.), gleitender Lappas; beim Stoßfechten eine Streichante oder Finte an der Klinge.

Glinzando (auch glissato, glissicato, glissando, von dem franz. glisser, «gleiten», abgeleitet) bezeichnet bei Streichinstrumenten einen glatten Vortrag ohne Accentuation (bei Passagen), auf dem Klavier das sehr schnelle Spielen einer auf den Untertasten auf- oder abwärts laufenden Passage in der Weise, daß mit einem Finger schnell über die Tasten gestrichen wird.

Gliston (Francis), engl. Anatom, geb. 1597 zu Rampsbam in Dorsetshire, war Professor der Medizin und Anatomie in Cambridge und ließ sich später in London nieder, wo er 1677 starb. Nach ihm ist die Glistonsche Kapsel der Leber benannt. Er schrieb: «De rhachitide» (Lond. 1650), «Anatomia hepatis» (Lond. 1654), «De natura substantias energetica» (Lond. 1673), «De ventriculo et intestinis» (Lond. 1677).

Globe-oil (engl.), ein in Amerika aus Petroleumröhren angefertigtes Schmiermaterial.

Globigerina heißt eine Gattung von Foraminiferen (s. d.), mit runder, ganzer Schale und

nur einer Öffnung, welche in neuerer Zeit besonders dadurch wichtig geworden ist, als man in ihr den hauptsächlichsten Bestandteil der weißen Kreide und großer, in bedeutenden Meerestiefen abgelagerter Schichten erkannte, die man deshalb auch Globigerinenschlamm (Globigerine-mud) genannt hat. Zuerst wurde dieser Schlamm beim Fegen der Rabel zwischen Europa und Nordamerika und später bei den Tiefsee-Untersuchungen in fast allen Meeren stellenweise nachgewiesen. Die G. sind demnach wesentlich selbstbildende Wesen, die seit der Kreidezeit fortgewirkt haben. Huxley hat darüber unter dem Titel «A piece of chalk» («Ein Stück Kreide») einen lehrreichen Vortrag veröffentlicht.

Globoide nennt man kugelförmige Aggregate von mikroskopisch kleinen Krystallen, welche in manchen Pflanzenzellen vorkommen.

Globuli, ungebrauchliche Bezeichnung für Nitroglycerin (s. d.).

Globuli (lat.), kugelig, kugelförmig, aus Kugeln bestehend; Globosität, Kugeligkeit, Kugelform.

Globosenformation nannte man in frühern Zeiten die Kalksteine der alpinen Trias.

Globuline sind eiweißartige Körper, die sich im Blutserum, in den Blutkörperchen, in der Perikardialflüssigkeit, in der Hornhaut des Auges u. s. w. finden, dem Albumin ähneln, aber von ihm sich dadurch unterscheiden, daß, obgleich ihre salzhaltigen Lösungen beim Kochen koagulieren, sie in Wasser nicht löslich sind. Sie werden durch verdünnte Salzsäure sehr leicht zu Syntoninen, durch verdünnte Alkalien zu Altsialalbuminaten gelöst.

Globuli tartari ferrati, Globuli martiales (Stahlkugeln), ein jetzt nicht mehr offizinelles Eisenpräparat, bestehend aus zu Kugeln geformtem Eisenweinstein (s. unter Eisen-Verbindungen 13), früher vielfach zur Anfertigung von künstlichen Stahlbädern verwandt.

Globuliten heißen mikroskopisch kleine, optisch isotrope sphäroidale Gebilde, welche, zu den sog. Krystalliten gehörend, die primitive Form darstellen, in der ein Krystallisationsfähiger Körper sich aus einem Medium ausscheidet, welches ihm einen gewissen Widerstand entgegensetzt. Die runden G. reihen sich mitunter durch gegenseitige Anziehung in einer linearen oder etwas gekrümmten Richtung kettenförmig aneinander und erzeugen so die Margariten; verschwimmen sie durch direkte Berührung dabei zu länglichen Nadeln, so entstehen die sog. Longuliten. G. des Schwefels können z. B. beobachtet werden, wenn man eine Mischung aus zwei Lösungen bereitet, deren eine aus Schwefel in Schwefelkohlenstoff, deren andere aus Canadabalsam, ebenfalls in Schwefelkohlenstoff gelöst, besteht, und dann einen Tropfen einer solchen Mischung auf einem Glasstäbchen unter dem Mikroskop verdunsten läßt. Andere aus Silicaten bestehende G. scheiden sich in reichlicher Menge in den künstlichen Hohofenschladen aus. Auch die runden, meist gelblich oder bräunlich gefärbten Körnchen, welche sich oft in unendlicher Anzahl als unvollkommen gebildete Ausscheidungsprodukte in der Glasbasis, z. B. der Basalte und mancher Melaphyre, finden, werden wohl mit Recht zu den G. gerechnet, ebenso wie die runden winzigen Partikel, aus welchen so viele kieselige Kugeln zusammengesetzt erscheinen. Vgl. Vogelsang, «Die Krystalliten» (herausg. von Birtel, Bonn 1874).

Globulus (lat.), Kugeln; Globuli martiales, Stahlkugeln, s. Globuli tartari ferrati; Globuli sanguinis, Blutkugeln; globulus, soviel wie globos.

Globus nennt man in der Geographie und Astronomie eine drehbare künstliche Kugel, auf deren Oberfläche, wenn es ein Erdglobus, die bedeutendsten Länder und Orte der Erde, wenn es ein Himmelsglobus, die bekanntesten Sternbilder und Sterne, außerdem die wichtigsten Kreise, die man sich auf der Erde und am Himmel gezogen denkt, verzeichnet sind, sodaß eine solche Kugel als Nachahmung oder Bild der wirklichen Erd- und Himmelskugel sowohl zur Veranschaulichung der wirklichen oder scheinbaren Bewegungen derselben als auch zur Erlangung einer Kenntnis der Sterne dienen kann. Einen Erdglobus besaß schon Ptolemäus, wie aus dessen «Almagest» hervorgeht. Auch Himmelskugeln kannten die Alten, und Archimedes sowohl als Hipparch und Krates von Hallos sollen verglichen gehabt haben; ersterer wenigstens ein Planetarium. Die beiden ältesten Globen, welche auf uns gekommen, sind arab. Ursprungs. Der eine, vom J. 1225, wird im Museum des Cardinals Borgia zu Velletri, der andere im mathem. Salon zu Dresden aufbewahrt. Im 16. Jahrh. wendeten Regiomontanus, Apianus, Gerb. Mercator u. a. großen Fleiß auf die Verfertigung solcher Instrumente. Die geschätztesten der alten Globen sind die von Blaeu (s. d.) in Amsterdam und dem Franziskanermönch Coronelli in Venedig (gest. 1718). Der letztere verfertigte 1688 für Ludwig XIV. einen Erdglobus von 4 m Durchmesser und später eine Himmelskugel von derselben Größe. Der berühmteste G. ist der sog. Gottorp, welchen Herzog Friedrich von Holstein 1656–64 durch Adam Olearius und den Mechaniker Andr. Busch aus Limburg ausführen und in Gottorp aufstellen ließ, der sich aber seit 1713 in Petersburg befindet. Derselbe ist von Kupferblech und die Gestirne sind auf demselben durch kleine Löcher dargestellt.

Gegenwärtig fest man allgemein die sehr großen Globen, welche unbequem und kostspielig, den kleinen bis zu 8 Decimeter Durchmesser nach, durch welche man, wenn sie richtig ausgeführt, die gleichen Zwecke erreichen kann. Durch die im 18. Jahrh. insbesondere in Nürnberg von Ludw. Andrea und Homann errichteten Offizinen von Himmels- und Erdkugeln wurden dieselben bald, namentlich in Deutschland, sehr verbreitet. In der neuern Zeit zeichneten sich die 1775 von Zalande, 1780 von Mesnier in Paris, besonders aber die von Robt. besorgten Himmelsgloben aus, welche letztere seit 1790 zu Nürnberg, später auch in Berlin verfertigt wurden und sich durch Genauigkeit und Schönheit des Stils empfehlen. Sehr brauchbare Globen von verschiedener Größe, auch Reliefgloben werden in Deutschland, namentlich in Leipzig, Weimar, Berlin, Prag und Wien verfertigt. Wegen der Schwierigkeiten, welche die Kugel für die Ausführung darbietet, hat man statt derselben bisweilen andere Körper gewählt, namentlich den Kegel. Sternregel lieferten z. B. Zimmermann 1692 und Junk in Leipzig 1777; doch sind sie wenig in Gebrauch gekommen. Eine eigentümliche und kolossale Art von Erdgloben ist das Georama, ein hohler G., in dessen Innerm Galerien angebracht sind, von denen aus man die auf der Oberfläche in erhabener Arbeit und coloriert dargestellten Länder, Berge, Meere,

Rüsse u. s. w. gleichsam umgekehrt erblickt. Einen solchen stellte unter anderm 1851 Woll in London auf in einem Maßstab von 1 Zoll auf 10 engl. Meilen. Ein in neuerer Zeit von dem Polytechniker J. A. Brandegger in Elzwangen erfundener G. zur praktischen Einführung in den mathem.-geogr. Unterricht ist der sog. Induktionsglobus, eine 35 cm im Durchmesser haltende und mit künstlichem Schiefergrunde belegte Kugel, welche das Einzelne durch Griffel oder Kreise, sowie das spurlose Auslöchen des Gezeichneten gestattet.

Glocester, s. Gloucester.

Glocle (von glocen, altd. clochon, d. i. klopfen; frz. cloche, engl. bell), ein hohles, gewöhnlich metallenes Gerät in Gestalt eines stumpfen, unten auswärts gebogenen Kegels, mit einem Klöppel versehen, welcher, wenn die G., resp. er selbst bewegt wird, durch Anschlagen einen Schall hervorbringt. Das zu den meisten G. und fast immer zu großen Kirchenglocken benutzte Metall, Glocle-angut oder Glocle-nspiese genannt, ist eine Komposition von Kupfer und Zinn (Bronze), wie sie früher vielfach auch zum Geschloßguss Verwendung fand, weshalb öfters Geschloße zu G. umgegossen wurden (die Kaisererglocke für den kölner Dom). Da in ältern Zeiten die Meinung verbreitet war, daß durch einen Zufuß von Silber zur Glocle-nspiese der Klang der G. ein schönerer und reinerer werde, pflegte das gläubige Volk beim Gießen einer Kirchenglocke Silbergegenstände gleichsam als Opfergabe dazubringen. In neuerer Zeit hat man jedoch in England durch Gießen von vier G. aus verschiedenen Legierungen (die erste aus bloßem Glocle-angut, die andern mit steigendem Silberzufuß) bewiesen, daß das Silber den Ton der G. nicht verbessert, sondern sogar geradezu verschlechtert, indem die am meisten mit Silber versetzte G. am wenigsten rein, diejenige aus bloßem Glocle-angut am reinsten klang. Da ferner trotz der sorgfältigsten Analysen in alten G. sich kein Silber nachweisen ließ, ist anzunehmen, daß das Giesgloß, in welches die gläubige Menge ihr Silber hineinwarf, gar nicht zu der eigentlichen Schmelzmasse gehörte. Reines Glocle-angut hat eine Zusammenfügung von 78 Teilen Kupfer und 22 Teilen Zinn, ist von gelblichgrauer Farbe, feinstörig im Bruch, schmilzt leicht und wird sehr dünnflüssig, wodurch Verzerrungen und Inschriften des Modells im Guß sehr rein und scharf zum Ausdruck kommen. Über das Gießen der G. s. unter Metallguss.

Jede G. hat oben einen Kreuzstiel, die sog. Krone, mit welchem sie im Glocle-nstuhl (s. d.) befestigt wird. Gewöhnlich ist für die zu gießende G. das Gewicht und die Tonhöhe vorgeschrieben und muß bei der Konstruktion des Modells hierauf Rücksicht genommen werden. Die Größe der G. richtet sich nach dem Gewicht, während die Tonhöhe durch die Stärke der Wandungen und namentlich des Schlagrings (desjenigen Teils, an den der Klöppel schlägt) bestimmt wird. Durch die Form der G. wird der Ton nur in geringem Maß beeinflusst. Meist sind auf den Kirchtürmen ganze Geläute, d. h. eine größere Anzahl von G., vorhanden, die untereinander in einem bestimmten Tonverhältnis stehen, so daß das Geläute aller G. harmonisch zusammenklingt.

Falls die fertige G. den geforderten Ton nicht genau hervorbringt, kann man sich durch Abbreiten des Schlagrings helfen; doch ist dieses Auskumstmittel nicht nur sehr kostspielig, sondern auch in-

folge der Spröbtheit des Metalls äußerst schwierig. Andererseits hängt das gute Geläute einer G. auch von der richtigen Konstruktion des Klöppels ab. Derselbe besteht aus einem im Innern der G. frei hängenden, unten verdickten Stab aus Schmiedeeisen, der beim Läuten der G. gegen den Schlagring schlägt. Ist der Klöppel zu leicht, so schwingt er mit der G. und schlägt infolge dessen gar nicht oder nur unregelmäßig an den Schlagring an. Die in Nordamerika und England nicht ganz seltenen Stahlabgeläute, die sich durch Wohlfeilheit und Leichtigkeit auszeichnen, haben bis jetzt in Deutschland keinen Eingang gefunden, da ihr Ton zwar angenehm, aber nicht weit genug vernehmbar ist. Dagegen scheinen die in Württemberg in neuerer Zeit verfertigten Stahlglocken sich langsam Bahn zu brechen; dieselben haben einen schönen, reinen Klang und sind weit billiger als Bronzeglocken. Freilich sind gesprungene Stahlglocken wertlos, während Bronzeglocken umgegossen werden können.

Schon im frühesten Altertum bediente man sich der Symbolen, Schellen und Handklingeln zu religiösen Gebräuchen. Namentlich weiß man, daß in Ägypten das Nisträsfest durch Glocle-nspiel verstanden wurde; bronzene Glocle-chen wurden in Assyrien gefunden, solche von Gold trugen Aaron und die Hohenpriester der Juden am Saum des langen seidenen Oberkleides, und in Athen bedienten sich der G. die Cybelepriester bei ihren Opfern. Das klostertliche Gemeinleben der Buddhisten in Indien führte sie schon frühzeitig dahin, zur Zusammenberufung der Gläubigen große metallene Glocle-n zu benutzen. Auch die Römer kannten für die Ankündigung öffentlicher Versammlungen den Gebrauch von G., man nannte sie tintinnabula, und Sueton berichtet, daß Augustus eine solche vor dem Tempel des Jupiter aufhängen ließ. Für die christl. Kirche lag eine gleiche Verwendung sehr nahe. In der ersten Zeit freilich und solange der Gottesdienst nur im geheimen stattfinden konnte, mußte der Curfor die Gläubigen rufen, und selbst nach dem Siege des Christentums mochte noch geraume Zeit vergehen, bis G. in ausreichender Größe allmählich an die Stelle der mit dem Hammer geschlagenen Holz- oder Metallplatten zu treten begannen. Campanisches Erz, schon bei den Älten in großem Ansehen, wurde hierfür am passendsten gefunden und später nach ihm die G. selbst (campana) benannt; ob und inwieweit jedoch der heil. Paulinus von Nola in Campanien für die Einführung der G. in den kirchlichen Gebrauch thätig gewesen, wie man annimmt, muß bei dem Mangel jeder Andeutung in seinen Schriften dahingestellt bleiben. Wohl aber werden schon im 6. Jahrh. auch außer Italien G. erwähnt, nämlich in Frankreich durch Gregor von Tours, ebenso auf den brit. Inseln im Leben des Schotten Dagaüs; die Kapitularien Karls d. Gr. deuten schon auf die allgemeine Verbreitung der G., wie denn auch in Pontificalien des 8. Jahrh. sich der Ritus der Glocle-nweihe bereits ausgebildet vorfindet; in der Mitte des 10. Jahrh. bespricht man schon vielfach die Harmonie des Geläutes. Das Wort cloca kommt zuerst als lat. Wort in der Briefsammlung des Bonifacius aus dem 8. Jahrh. vor; als deutsches «glogga», «clocca», erscheint es nicht vor dem 9. Jahrh.

Die berühmten Glocle-ngießerfamilien zu Nürnberg und Augsburg datieren aus dem 14. Jahrh.;

im 11. Jahrh. hatte besonders Hrri van Hou aus Kampen in Holland einen Namen dadurch, das die Summe seiner Klingen in mehrere Hingebere, welche nördlich im nördwestl. Landeblat stüht waren. Er trüßte Krug bescherte die hinführende der Glockenher bei namentlich dazu begetragen, das die Glocken her lange Zeit hindurch hindurch keine Zerstörung gemacht und das jeder Guss einer G. ein Muster war, das in vieler haben den europäischen Markt im Endlich. Besonders hatel das G. eines G. von dem genen bei namentlich Lene keine Scherzzeiten mehr. Sie werden gewöhnlich auf den Kirchentürmen im Glockenstuhl, zum Teil aber auch auf abges. dazu erbauten Glockentürmen aufgehängt. Erstere wird gewöhnlich aus eigenem Holz gefertigt, das mit dem Rammern des Turms in keine Verbindung steht und gehört überhaupt zu den Metallstücken des Bauwerks. Unter die größten G. gehört die des Krems zu Wien, 1000 Ctr. schwer, welche beim Sturze 1787 zerstört und in der Erde lag, bis sie 1806 auf einem 1 m hohen Granitsockel neben dem „Johan Baptist“ genannten Glockenturm gehoben wurde; ferner die auf dem Turm Johan Baptist selbst, 1000 Ctr. schwer und 1819 gegossen, die Rostenglocke auf dem Kölner Dom, 100 Ctr. (20 200 kg) schwer, die Hauptglocke der Peterskirche zu Rom, 100 Ctr. schwer, die G. auf dem mittlern Domturme zu Mainz in Mähren, 800 Ctr. schwer, die Josephinische G. auf dem Stephanturm zu Wien, 100 Ctr. schwer, die G. auf Notre-Dame zu Paris, 100 Ctr. schwer, die große G. Maria gloriosa in Erfurt, 770 Ctr. schwer.

Hgt Otto, „Glockenhandb.“ (Reg. 1885); Behe, „Hilf. Notizen über die Glockengießerei des Mittelalters.“ (München 1887); und die Berichte über die Industrieausstellungen in München, Paris, London, Wien und Philadelphia.

Glocken (als Zeitwort) nennt man eine Manipulation, durch welche mittels eines erheben nachfolgenden Regel (Glocken genannt) folgenden Klängen und Bewegungen an Klängen so gestaltet werden, das eine Reihe halbrunder Bogen entsteht.

Glockenblume, f. Campanula.

Glockenblüten, f. Campanulaceen.

Glockenfeier, alte Volkslage, nach welcher Mittwoch vor Ostern die Kirchenglocken nach Rom zum Papst hingen und am Sonnabend darauf an ihre Stellen zurückkehrten oder vielmehr ihre Geister, denn die Glocken selbst sieht man in den Türmen hängen. Die Meinung knüpft an das Schicksal der Glocken vom sog. Ordnen Donnerstag bis Karfreitag an.

Glockengießerei, f. unter Metallg.

Glockenguss (Glockenmetall, Glockenmasse), f. unter Glocken und Metallg.

Glockenmetall, f. unter Glocke.

Glockenrecht, das Eigentumsrecht an den Kirchenglocken. Es ist ungewiss, das die Glocken seit uralter Zeit zum Vermögen der Kirchen sind und vorzugsweise zu religiösen Zwecken verwendet werden, das von ihnen aber daneben auch in den weltlichen Diensten, die mit dem Gottesdienste gar keinen Zusammenhang haben, Gebrauch gemacht wird. Die ursprüngliche Bestimmung der Glocken ist die, Verlesungen zusammenzurufen, und zwar nicht bloß zum Gottesdienst oder zu irgend einer feierlichen Zusammenkunft, sondern auch zu weltlichen Versammlungen (Bürgerparaden, Ge-

richtungen, Jungungsleistungen u. dgl.) oder zur Abwehrung in der Not (Sturmglöck, Feuersglocke) oder zur Verlesung von Missethungen u. dgl. Die Verwendung der Glocken blieb aber auf das Zusammenrufen nicht beschränkt, auch weltliche gottesdienstliche Handlungen, bei Begräbnissen, Heiligen, Inthronisationen, Ordinationen, Leichen, Firmungen u. dgl. werden Glocken geläutet. Dadurch ist die Bedeutung der Glockengläute verändert worden, es ist nicht bloß ein Ruf, ein Zeichen oder Signal, sondern es ist eine Feierlichkeit, die auf die Stimmung der Hörenden einwirkt, ihre Gemüter erheitert. So war die Glocke bei der Wirkung der Glockengläute auf das Gemüt, so findet das Glockengläute auch auf dem Gemüt der bürgerlichen weltlichen Lebens Verwendung als Solennität, man läutet bei feierlichen und traurigen Gelegenheiten, an hohen staatlichen Festen, beim Einzug städt. Personen, bei der Rückkehr feierlichen Truppen, im Falle einer Landesnot, bei der Eröffnung oder Schließung einer wichtigen Versammlung, bei Beginn und Ende der Feste und Märkte u. dgl.

In dieser Verwendung der Glockengläute als Solennität liegt zugleich die Quelle für Konflikte zwischen der kirchlichen und weltlichen Gewalt. Da die Glocken im kirchlichen Bereich eines Platzes stammten, so schrieb sich die Kirche eine besondere Kompetenz darüber zu, die Kirchenglocken werden eingeleitet (benutzt) und sogar geweiht (besetzt), es wurden dabei Zeremonien vorgenommen, die den beim Laufen ähnlichen nachgebildet waren, sie erhielten Namen, Voten u. dgl., sie wurden zu den höchsten Sachen (res sacrae) gehalten, die Glocken wurde die Kluft und Verfassung der Glocken geweiht und ihnen die Kluft der Glocken und die Glockenwelt aber derselben übertragen. Wenn es für weltliche Zwecke besondere Glocken gab (Bürgerglocken, Feuersglocken, Marktglocken), so lag auch kein Anlaß zu Streitigkeiten vor; die Kirchenglocken konnten dann ausschließlich der Verlesung der Priester überlassen bleiben und die Glocke hatte das Publikum an gegen übermäßiges Lärmen und die damit verbundene Schärfe und Beschädigung zu schützen. In sehr vielen Gemeinden diente aber dieselben Glocken kirchlichen und profanen Zwecken, und zwar sind sie regelmäßig in dem Kirchturm angebracht. Das Eigentumsrecht an den Kirchenglocken und dem gesamten Inventar, also auch an den Glocken, liegt in vielen Richtungsgeleiten den welt. Gemeinden zu; aber auch wo das nicht der Fall ist, gehören oft die Glocken der Gemeinde. Hier entstehen aus häufig Konflikte über den Gebrauch der Glocken, indem die Kirche auf Grund des lang. Kirchenrechts sich die ausschließliche Verfügung darüber anmaßt, die Gemeindebehörden dagegen diese Verfügung für sich beanspruchen. Zur Lösung dieser Streitigkeiten muß man von dem Prinzip ausgehen, das in Fällen, in denen es sich um eine kirchliche Feier handelt, namentlich bei Begräbnissen, das Geld der Kirchenglocke nur mit Zustimmung der Kirche fließt, das dagegen bei nicht kirchlichen Gelegenheiten, z. B. dem Einzug von feierlichen Truppen, der Ankunft des Landesherrn u. dgl. die weltliche Obrigkeit allein über die Glocken zu verfügen hat.

Glockenrecht (Droit sur les cloches) was sonst auch die Bezeichnung für ein altes Herkommen,

und welchem die Gloden einer eroberten Feſtung dem Kommandanten der Krüſierie des Belagerers gehörten, von welchem ſie die ſtädtiſchen Behörden geſchickterem wählten. Einen Teil dieſer Summe beſtellt der Kommandant für ſich, den Reſt verteilt er unter die Mannſchaft. Noch 1807 verſahrt Napoleon I. nach der Eroberung von Danzig dem G. gemäß, und auf ausdrückliche Veranlaſſung des Kaiſers erhielt jeder Mann des Belagerungskorps einen Teil des Erblöſes ausgezahlt.

Glodenſchlag (Glöckchen), der dem Klange einer Glode ähnliche Ton, welcher entſteht, wenn man auf einer gut gearbeiteten Violine oder Viola eine ſehr ſachte Häſtig anſtricht, den Bogen auſſieht und die Tonbildung durch ſanftes Reiben der Saite mit einem Finger unterſtützt.

Glodenſchelle, ſ. unter Glode.

Glodenſpiel (elektriſches), ſ. Elektrisches Glodenſpiel. Zuſammengruppirungen von Gloden verſchiedener Größe, die nach der diatonikſchen oder diatonikſch-chromatiſchen Tonleiter geordnet ſind, um vermittelt einer Klaviatur oder einer Balge durch bewegliche Hämmer zum Erſchlagen in Klängen gebracht zu werden. Beſcheidene Anlagen von ſolchen haben ſich ſchon in frühen Zeiten, ſo im 8. Jahrh. das „*orbiculus*“, beſtehend aus einer metallenen Stange mit wogerechten Kugeln, daran ſich 24 Gloden und 12 metallene Klöppel befanden; ein anderes, „*symbolum*“, beſtand aus der Hand geſchüttelt zu werden, umſaß 18—20 Gloden. Dieſe erinnern an die heutigen kugelförmigen G. bei der Militärmuſik. Mehrere G. hat man in Dofen, Stuis und ſonſtigen Behältniſſen. Klaviaturinſtrumente größerer Art, gewöhnlich Corillons genannt, kommen auf Klarmen und öſtlichſchen Gebäuden beſonders in den Niederlanden vor. In Deutſchland vermochten ſie ſich wenig einzubürgern. Während in den Niederlanden 116 in Belgien 97 G. in Gebrauch ſind, ſind in Deutſchland deren nur 8 auf; das erſte kam 1807 mit nur wenigen Gloden und ſehr primitivem Mechanismus in Köln in Flandern in Anwendung. Eine für ſie epochemachende Erfindung zur leichten Fortſchleppung iſt die des Holländers Smulders aus Antwerpen, die 1875 auf der Weltausſtellung in London als ſolche anerkannt wurde. Ein Laſtenapparat ermöglicht es, getragene Konſtänze aller Art zur Aufſahrung zu bringen. Nach dieſem Syſtem iſt das neue G. der St. Petrikirche in Hamburg mit 40 Gloden eingerichtet.

Glodenſtube iſt derjenige Raum des Kirchenraums, in welchem die Gloden hängen.

Glodenſtoß (frz. *ballot*, engl. *balley*) nennt man eine Verrückung, in welcher die größten Gloden aufgehängt werden und ſchwingen. Da durch das Schwingen der Gloden eine Vibration des ganzen Turms hervorgerufen wird, muß der G. möglichſt ſtark konſtruiert ſein und ſoll mit den Mauern des Turms in ſeiner Verbindung ſtehen. Nicht beſteht der G. aus ſchweren eigenen Ballen, ſondern man hat neuerer Zeit auch angefangen, ſchweren Glodenſtöße herzuſtellen, wie die

nachſtehenden Fig. 1 und 2 einen ſolchen für drei Gloden aus der Fabrik von G. L. Jaud in Leipzig zeigen. Die Gloden ſind hier in der gewöhnlichen Weiſe durch ſchmiedeeiſerne Bänder mit ihren Kränzen an ſtarke eigene Ballen befeſtigt. Die letzteren tragen an ihren Seiten eiferne Lagerpaſſen, mittels deren ſie in den im eigentlichen G.

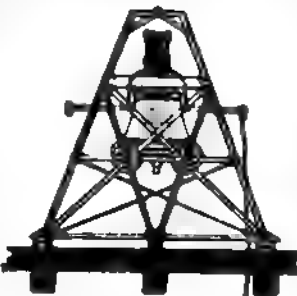


Fig. 1.

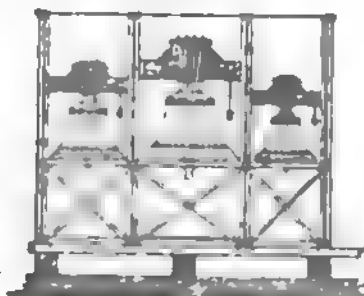


Fig. 2.

angebrachten Lagern ruhen und in dieſen drehbar ſind. Der G. ſelbſt iſt aus Eichen- und Buchenholz konſtruiert und auf einem hölzernen Gerüſt gelagert.

Glodenſtraße iſt die Bezeichnung für die Einweihung einer Glode ſtatufindende Cerimonie. Die in der kath. Kirche noch gegenwärtig gebräuchliche G. iſt erſt ſeit dem 8. Jahrh. üblich geworden, wie aus mehreren Kapitularien Karls d. Gr. erhellet. Die Cerimonie der G. iſt nicht überall gleich; weſentlich aber kommt ſie darauf hinaus, daß ſie unter dem Vorſange des Biſchofs und des Pſ. ſtatufindet, wobei die Glode mit geweihtem Weiſer, das unter dem Ausſprechen der Taufformel mit Salz geſchüttelt worden iſt, beſprengt, mit heiligem Öl geſalbt, mit Kreuzen verſehen und die Taufformel ſelbſt ausgeſprochen wird. Die Glode erhält eine heilige Perſon als Patron und wird nach ihrem Namen genannt. Die Reformation hat die G. von vornherein als einen Mißbrauch des Sakraments der Taufe verworfen; daher findet in der prot. Kirche bei der Einſegung neuer Gloden nur eine angemessene kirchliche Feier ſtatt.

Glodenſchaller, Herzog braunſchw. Schaumburg, gezeugt 1648 und 1644 unter der Regierung Herzog Auguſts des Jüngern, und zwar zum Andenken an die Befreiung der Reſidenz Wolfenbüttel durch öſterr. Truppen im J. 1648. Man unterſcheidet ſieben Hauptſtücken von G., die den letzten ſieben Tagen der öſterr. Beſetzung, deren Aufhebung ſchnellſt erwartet, aber immer wieder in die Länge gezogen wurde, entſprechen ſollen und zu welchen der Herzog ſelbſt die Entwürfe gemacht hat. Auf der Vorderſeite befindet ſich entweder, wie bei den erſten ſechs Arten, das geharniſchte Wapfenbild des Herzogs, oder, wie bei dem ſiebenten Thaler, das braunſchw. Wapfen; auf der Rückſeite eine Glode, teils mit, teils ohne Klöppel, verſehen mit Sinnſprüchen, oder mit einzelnen Worten, oder auch bloß mit Buchſtaben, die verſchiedenartig geordnet worden ſind. Die Geyedage ſind mannigfach verändert worden, wie denn z. B. vom ſiebenten G. 19 verſchiedene Stempel exiſtieren. Außer den ganzen hat man in Silber auch halbe und viertel G., ſowie in Gold Dukaten ausgegüßt.

Glodentierchen (Vorticollida) bilden eine eigene Familie von Infuſorien, welche ſich durch

ihren glockenförmigen Körper, ihre schnellen Bewegungen und ihre Befestigung durch einen Stiel auszeichnen, an dem der Körper mit der Spitze der Glode angestekt ist. An dem freien, breiten Saume der Glode stehen lange Wimperhaare, die einen Strudel erzeugen, welcher in den trichterförmigen Mund führt, der meist mit einer spiralförmigen Reihe von Wimperhaaren ausgestattet ist. Der Kern hat die Gestalt eines Hufeisens. In der Gattung Vorticella hat jedes Tier einen langen, kontraktilen Stiel, der sich in Form eines Rortziefers durch einen innern, der Länge nach verlaufenden Muskel blisschnell zusammenzieht und langsam durch eigene Elasticität wieder ausdehnt; bei Carchesium bilden die Tiere mit ihren verwachsenen und verästelten Zweigen einen wahren Blumenstod; bei Epistylis sind die Stiele steif und die Tiere knüpfen sich ein; noch andere Gattungen, besonders auf andern Tieren schmarotzend, haben gar keinen Stiel, aber doch schnelle Bewegungen. G. finden sich sowohl im Süßwasser als im Meere sehr häufig und setzen sich häufig auf Korallen, Krustentieren, Wärmern und Nöbertieren fest.

Glockenturm, f. Campanile und Turm.

Glockenventil (fr. soupape en chapeau, engl. cup-valve), f. unter Ventil.

Glockner oder **Großglockner** (ber), nächst dem Ortler (3906 m) und der Königspitze (3854 m) der höchste Gipfel der Österreichischen Alpen, erhebt sich in der Gruppe der Hohen Tauern (f. Alpen 27) an der Grenze von Tirol und Kärnten zu 3797 m Höhe über dem Meere. Der Berg, eine der schlankesten und zierlichsten Eispyramiden der Alpen, gehört nicht dem Hauptkamme der Hohen Tauern an, sondern entspringt dem 11 km langen Grat, der sich vom Eisfegle (3439 m) südöstlich bis zur Mündung des Reiterbachs in die Röll unweit Heiligenblut (f. b.) erstreckt. Die Ostseite dieses Grats, in dem sich zum letzten mal gegen O., sowohl was Höhe und Form, als was Vergletscherung der Gipfel betrifft, die ganze Grobartigkeith der Hochalpen entfaltet, fällt gegen den mächtigen Pasterzengletscher (f. b.) ab; südwestlich gegen das Dorfenthal, die Oberstufe des Rastertals, senken sich vom Schneewinkelkopf (3739 m), dem Romaristwandkopf (3622 m) und der Glocknerwand (3730 m) der Laperwitz, der Frusnitz und der Leischniggletscher; südlich hangen vom G. und der Adlersruhe (3463 m) der Röllnitz und der Reitergletscher gegen die gleichnamigen Thäler herab. Der ganze Grat besteht aus Chloritgiefen, der an der Ostseite nahe beim Pasterzengletscher von gelblichweißem Kalkglimmergiefen unterteuft wird.

Der erste Versuch, den G. zu besteigen, wurde schon 1799 von dem Hagenfurter Domherrn Grafen Königswart gemacht, der jedoch nur die 3765 m hohe östl. Spitze, den Kleinglockner, erreichte. Der oberste Gipfel, der ein kleines, nach W. geneigtes, nach allen Seiten steil abfallendes Plateau von etwa 6 m Länge und 2½ m Breite bildet, wurde zuerst 1800 von vier Männern aus Heiligenblut erreicht, die auf demselben ein Kreuz aufrichteten. Seither wurde die Besteigung, welche Ausdauer und Schwindelfreiheit erfordert, jedoch nicht außerwöhnliche Schwierigkeiten bietet, sowohl von Kals wie von Heiligenblut aus häufig ausgeführt. Zur Erleichterung derselben sind von den alpinen Vereinen Österreichs und Deutschlands die Stübhlütte (2800 m) auf der Seite von Kals, das Glocknerhaus

(2127 m) und die Hoffmannshütte (2438 m) auf der Seite von Heiligenblut errichtet und der Zugang zur obersten Spitze durch Eisenspitze und Drahtseile verbessert worden. Die Aussicht erstreckt sich über den ganzen Kranz der Alpen vom Terglou bis zu den Wänderalpen, und bis zum Adriatischen Meer, den Kleinen Karpaten, dem böhmisch-mähr. Berglande und der bayr. Hochebene.

Die Gruppe des G., die höchste und am stärksten vergletscherte der Hohen Tauern, wird westlich von der Gruppe des Granatkogls (3082 m) durch das Dorfenthal, den Rastertauern (2596 m) und das Stubaithal, östlich vom Brennkogel (3015 m) durch die Pfandlscharte (2668 m) und das Fuchsthal geschieden; südlich schließt sich beim Bergerthäl (2649 m) die Gruppe des Hochschober (3243 m) an, nach N. schließen sich von Hauptkamme der Hohen Tauern zu beiden Seiten des Kaprunerthals die Ketten des Rißsteinhorns (3194 m) und des Wiesbachhorns (3577 m) bis zum Pinguau vor.

Vgl. R. von Sontar, «Die Hohen Tauern» (Wien 1866); Rauthner, «Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen» (Wien 1864); Rahl, «Illustrirter Glocknerführer» (Wien 1884).

Glocknitz, f. Glognitz.

Gjersken (Christian), norweg. Dichter, geb. 7. April 1838 zu Kristiania, Vorstand einer Lektorschule zu Kragerø, hat nebst mehreren kleineren Erzählungen und Gedichten, die meist anonym in Zeitschriften erschienen, die Romane «Sigurd» (1877) und «En Fremmed» (1880) veröffentlicht.

Glogau, auch **Großglogau** zum Unterscheid von Oberglogau in Oberschlesien, Kreisstadt und Festung zweiten Ranges im Regierungsbezirk Posen der preuß. Provinz Schlesien, am linken Ufer der Oder und an den Eisenbahnlinien Breslau-Stettin und Ossa-Hansdorf, ist Sitz eines Landratsamts, eines Land- und eines Amtsgerichts, einer Reichsbankstelle und einer Kriegsschule und zählt 18660 meist evang. G. (1880). Die Stadt hat zwei evangelische und drei luth. Kirchen (darunter der Dom auf einer Oberinsel), ein Rathaus und ein Schloß. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt G. ein katholisches und ein evang. Gymnasium und eine höhere Mädterschule. Die Gewerthätigkeit der Bewohner erstreckt sich auf Maschinen-, Knochenmehl-, Thonwarenfabrikation, Eisen-, Tabak u. s. w.; auch bestehen eine Kautschukfabrik und mehrere Brauereien. Die Buchhandlung von Flemming hat einen bedeutenden Landkartenverlag. Handel und Oberseefahrt sind ziemlich lebhaft, weniger die Wollmärkte. Durch Verlegung und Erweiterung der Festungswerke seit 1880 hat G. an Ausdehnung sehr gewonnen.

Obdem war G. Hauptstadt des Fürstentums Glogau, welches der dritte Sohn des niederschles. Herzogs Heinrich II. oder des Frommen, Konrad II., in dem Teilungsvertrag von 1252 erhielt. Es begriff damals den ganzen nördl. Teil von Niederschlesien oder G., Sagan und Krossen in sich. Durch den Herzog Konrad, der viele deutsche Kolonisten ins Land zog, wurde die Stadt ansehnlich erweitert und mit dem deutschen Recht begabt. Sein Sohn, Herzog Heinrich III., erweiterte sein Besitzthum durch Erwerbung des größten Teils des Fürstentums Breslau; doch zerfiel der ansehnliche Länderkomplex unter dessen Söhnen 1309 wieder in vier Teile. Die damals von Brzemislaw gestiftete Speziallinie G. starb mit demselben 1331

wieder aus, worauf die beiden andern glogauischen Speziallinien, die von Sagan und von Steinau, das Land, jedoch nunmehr unter böhm. Hoheit, geteilt in Besitz nahmen. Das nunmehr unter Herzog Heinrich IV. neu gebildete Herzogtum Glogau wurde bald wieder in mehrere Teile geteilt, deren Fürsten jedoch bis 1476 sämtlich abstarben, worauf nach langen Streitigkeiten 1481 der Herzog Johann von Sagan mit G., jedoch mit Ausnahme von Schwiebus, Jälichau und Krossen, die an den Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg kamen, belehnt wurde. Mit dem gewaltthätigen Sohne jenes, Johann II., der 1489 seiner Mörder verlustig wurde, starb der pfälzische Stamm der Herzöge von G. völlig aus, und seit 1506 hörte G. auf, ein eigenes Herzogtum in dem böhm. Schlesien zu bilden. In der letzten Periode der pfälzischen Fürsten, 1829—1481, war die Stadt G. geteilt und gehörte halb den Herzögen von Teschen, halb den Besitzern des Fürstentums. Friedrich II. nahm sie in der Nacht vom 9. zum 10. März 1741 durch Sturm ein und ließ sie nun noch stärker besetzen. Nach der Schlacht von Jena 1806 wurde G. von den württemb. Truppen unter Vandamme und Sedanborn besetzt und von dem preuß. Kommandanten von Reinhardt nach geringem Widerstande übergeben. Seitdem blieb es von den Franzosen besetzt, bis es 17. April 1814 an Preußen zurückfiel. Vgl. Verndt, «Geschichte der Stadt Glogau während der ersten Hälfte des 17. Jahrh.» (Glog. 1879); derselbe, «Geschichte der Stadt Glogau vom Tode des Dreißigjährigen Kriegs bis zum Ausmarsch der Franzosen im J. 1814» (Glog. 1882); derselbe, «Geschichte der Juden in Glogau» (Glog. 1878).

Der Kreis Glogau umfaßt 985,7 qkm mit Glogau (Ober-), f. Oberglogau.

Glogau oder **Glognis**, alter Marktsiedel und Hauptort eines Gerichtsbezirks der Bezirkshauptmannschaft Neumkirchen in Niederösterreich, liegt an der Schwarza und der von Wien nach Triest führenden Südbahn. Der Ort zählt (1881) 4006 E. und hat von industriellen Etablissements eine Fabrik tñr. Rappen (Fes) und mehrere Holzschneidwerke. Die Braunkohlengruben bei dem benachbarten Dorfe Enzenreut sind seit 1881 aufgeschlossen. Das romantisch gelegene Schloß war früher (bis 1808) eine Benediktinerabtei, deren Gründung durch den Grafen Eberth von Büttin in das 11. Jahrh. zurückreicht. Die Kirche enthält gute Gemälde, ferner die Gruft und Denkmäler der familie Wurmbbrand seit 1266. Zwischen G. und Marguslag übersteigt die Südbahn 974 m hoch den Semmering (s. d.); 4 km vom Fleden und ebenfalls an der Bahn liegt die große, ehemals kaiserliche Papierfabrik Schöglmühl, jetzt von einer Aktiengesellschaft betrieben.

Glogow, Fleden im ungar. Komitat Arad, 7 km im N. von Arad, Station der Linie Arad-Karlsburg der Ersten Siebenbürger Eisenbahn, mit 2416 meist lath. und deutschen E., die blühenden Ackerbau treiben; der hier erzeugte Tabak genießt eines vortrefflichen Rufes.

Glogen, Norwegens größter Fluß, 567 km lang, mit einem Stromgebiet von etwa 40480 qkm, entspringt im Amte Drontheim im Vigelnpietnet, einem kleinen Bergsee unweit Rörås, durchfließt dann die großen waldbreichen Thäler Osterdalen, Solde und Odalen, die zu den ergiebigsten Wald-

distrikten Norwegens zählen, biegt bei Rongsvinger plötzlich gegen Westen, durchfließt den See Öjeren und geht dann, verstärkt durch die Gewässer des Bormen-Flu und Nilsensfoss, wieder in südl. Richtung. Bei dem Gute Håslund, unweit des uralten, 1567 von den Schweden zerstörten, 1839 neu privilegierten Städtchens Sarpsborg, bildet er den 21 m hohen Fall Sarpen oder Sarpsfoss und mündet bei Frederikstad in den Slager-Nad. Der Fluß ist von der Mündung bis Sarpen (12 km) schiffbar, sowie auch oberhalb des Falls 82 km weit; er hat einen reißenden Lauf und entsendet bei hohem Wasserstande einen Teil seines Wassers an den schweb. See Wenern.

Glycerin, f. Nitroglycerin.

Gloria heißt in der lath. Kirche der sog. «Englische Lobgesang» oder der Hymnus, der mit den Worten «Gloria in excelsis Deo» beginnt und mit Ausnahme der geschlossenen Zeiten nach dem Introitus jeder Messe angestimmt wird. Er gründet sich auf Luk. 2, 14 und ist schon früh, man weiß nicht von wem und wann, in seine gegenwärtige Form gebracht worden. Zum Unterschied von dem «Gloria patri, alio et spiritu sancto in secula seculorum», das die alte Kirche am Schlusse ihrer Psalmen und Wechselgesänge anstimmte, wurde er auch die große Dorothee (s. d.) genannt.

Gloria (Andrea), ital. Geschichtsforscher, geb. 1821 in Padua, studierte Philosophie und Rechtswissenschaft, wandte sich aber später histor. und antiquarischen Studien zu, war Professor der Paläographie an der Universität und wurde dann Direktor des Stadtmuseums zu Padua, wo er seit einer langen Reihe von Jahren wirkt. Er veröffentlichte zahlreiche Schriften, namentlich über die Geschichte von Padua. Zu nennen sind unter andern: «Il territorio padovano illustrato» (4 Bde., Padua 1859), «Sulla dimora di Dante in Padova» (Padua 1866), «Compendio delle lezioni teorico-pratiche di paleografia e diplomatica» (2 Bde., Padua 1869), «Proposta di un Glossario latino-barbaro e volgare del medio evo d'Italia» (Padua 1877), «Codice diplomatico padovano» (8 Bde., Vened. 1878—81), «Documenti inediti intorno al Petrarca» (Padua 1878), «Speronella e la riscossa dei Padovani contro il Barbarossa» (Padua 1880), «Del volgare illustre dal secolo VII fino a Dante» (Vened. 1880), «L'agro Patavino dai tempi romani alla pace di Costanza» (Vened. 1881).

Glorie, **Gloriole**, f. Heiligenschein.

Gloriette (frz., auch das Gloriett), Laube, Lusthäuschen. [Verherrlichung.]

Glorification, verherrlichen; **Glorifikation**, **Glorie** (lat.), ruhm-, glanzvoll, herrlich; auch ruhmredig; **gloriosae memoriae**, ruhmreichen Angehörigen; **glorieren**, prahlen, großsprechen.

Glossa (Kap), f. unter Vulona.

Glossae Malbergiae, Malbergische Glosse, f. unter Salisches Geseß.

Glossar (glossarium) wurde in der röm. Kaiserzeit der Ausdruck für Sammlungen von Glossen (s. d.). Auf uns sind nur G. aus der spätern Kaiserzeit und dem frühern Mittelalter gekommen. Diese enthalten wertvolle Mitteilungen aus Werken älterer Grammatiker, wie des Aurelius Opilia, des Aelius Stilo u. a. Vgl. Löwe, «Prodromus corporis glossariorum latinorum» (Lpz. 1876).

Glosse (grch. γλῶσσα, Zunge, Sprache) wurde in speziellem Sinne bei Griechen und Römern die

Bezeichnung für unbekannte oder dunkle, insbesondere ganz oder in einer bestimmten Bedeutung nicht allgemein gebrauchte oder veraltete Wörter. Die Sammlung und Erklärung solcher Wörter schloß sich, wie die philol. Thätigkeit der Griechen überhaupt, an die Lektüre und Erklärung Homerischer Gedichte an und wurde in alexandrinischer Zeit ein besonderer Zweig der grammatischen Studien. In späterer Zeit wurde der Sinn des Wortes immer mehr ausgedehnt, und man begriff schließlich unter Glossarien auch Wörterfammlungen allgemeiner Art. Doch hat sich die speziellere Bedeutung stets erhalten, wie denn noch die französische Akademie das Wort *glossaire* so erklärt. Eine andere Ausdehnung der Bedeutung des Wortes G. war die, daß man, freilich erst in sehr später Zeit, anfang, darunter nicht bloß das zu erklärende Wort, sondern die Erklärung selbst zu verstehen. Insbesondere nannte man auch die in den Handschriften zwischen den Zeilen oder am Rande beigezeichneten kurzen Worterklärungen G. oder Glossen. Dieselben haben dadurch viel Verwirrung angerichtet, daß sie oft in Abschriften von Handschriften, die mit solchen G. versehen waren, mit den erklärten Worten oder an Stelle derselben in den Text selbst gerieten, sobald es eine der Hauptaufgaben der kritischen Herstellung reiner Texte der alten Schriftsteller geworden ist, die G. zu entfernen und an ihrer Stelle die richtigen Worte wiederherzustellen.

In der Rechtswissenschaft hat G. eine andere Bedeutung. Als im 11. Jahrh. in den Rechtsbüchern Justinians eine neue Quelle rechtlicher Kenntnisse und reichhaltiger, bestimmter Rechtsvorschriften gefunden worden war, bestanden die ersten wissenschaftlichen Bemühungen in der Erläuterung dieser Bücher durch Erklärungen oder G., die in den Abschriften teils zwischen die Zeilen (*glossae interlineares*), teils auf den Rand (*glossae marginales*) geschrieben wurden. Der erste hervorragende Lehrer und Bearbeiter in dieser Art war Irnerius, gest. vor 1140; seine nächsten und berühmtesten Nachfolger waren die vier Doctoren Bulgarus, Martinus Gosia und Hugo und Jacobus de Porta Ravennate. Accursius (s. d.) brachte die G. seiner Vorgänger in ein Ganzes (*Glossa magistralis seu ordinaria*), welches nun allgemein und ausschließlich in Gebrauch kam. Diese G. ist auch in den glossierten Ausgaben des *Corpus juris* abgedruckt. Die Glossatoren gewannen ein solches Ansehen, daß diejenigen Städte des röm. Rechts, welche sie nicht mit ihren Erläuterungen versehen, auch keine Gültigkeit hatten, nach dem Sage: „*Quicquid non agnoscit glossa, nec agnoscit curia.*“ Nach Accursius machte die formale Casuistik der Scholastik ihren Einfluß auf die Rechtswissenschaft geltend (Postglossatoren), bis im 16. Jahrh. mit dem Aufblühen der humanistischen Studien wieder die philol.-archäol. Behandlung vorherrschend wurde. Wie das röm. Recht wurden auch andere Rechtsbücher des Mittelalters, das päpstl. Recht (*Decretum, Decretales* u. s. w.), die Lehnrechtsgewohnheiten (*libri feudales*) und in Deutschland der „Sachsenspiegel“ glossiert.

Glosse (biblische) heißt sowohl eine einzelne dem Bibeltext beigelegte Texterläuterung, als auch eine ganze Sammlung solcher Erläuterungen, welche zwischen den Zeilen oder am Rande angebracht und später auch besonders herausgegeben wurden (*glossae interlineares* und *marginales*). Die be-

rühmteste der mittelalterlichen G. der letzten Art ist die *glossa ordinaria* des Balafrius Strabo (9. Jahrh.). Dieselben sind nicht ohne Wichtigkeit für die Geschichte der Exegese. Daneben gab es auch rein philol. Interlinearglossen zu den biblischen Schriften, namentlich deutsche G. unter dem lat. Texte. Vgl. Steimmeger und Sievers, „Glossen zu biblischen Schriften“ (Berl. 1879).

Glossitis (grch.), i. Zungenentzündung. Glossocle (grch.) oder Palatoglossie, Zungenvorfall (*Prolapsus linguae*), angeborene, seltener durch chronische Entzündungszustände erworbene Vergrößerung der Zunge, wobei die letzte nicht mehr genügenden Raum in der Mundhöhle findet, sondern als rundliche, trodene, an ihrer Oberfläche meist rissige oder selbst geschwürige Geschwulst mehr oder weniger weit aus dem Munde hervortragt und das Kauen, Schlingen und Sprechen außerordentlich erschwert. Die Krankheit, deren Ursachen gänzlich unbekannt sind, entwickelt sich bald rasch und unter periodischen Fiebererscheinungen, bald langsam und schleichend und kann nur auf operativem Wege (durch Abtragen vermittelt des Messers oder der galvanischen Schneidschlinge) beseitigt werden.

Glossographen (grch., *γλωσσογράφοι*), „Glossenreiber“, d. h. Sammler und Erklärer von Glossen.

Glossolalie oder Zungenreden heißt eine eigentümliche Erscheinung religiöser Verzückung, welche in den ältesten Christengemeinden vorkam. Zu verstehen ist darunter nicht, wie die Darstellung des Lukas vom Pfingstfeste es sagenhaft ausgedrückt hat (Apostelgesch. 2, 1 fg.), ein wunderbares Reden in fremden Sprachen, welche die Redenden doch nicht erlernt haben, sondern, wie die Beschreibung des Paulus (besonders 1 Kor. 14) beweist, ein Reden in unverständlichen Lauten, bei welchem das wahre Bewußtsein zurücktrat. Es war dies eine Form des Gebetsverkehrs des Menschen mit Gott, bei welchem die Möglichkeit, andern verständlich zu werden, fast völlig wegfie. Die älteste Christenheit sah in diesen ekstatischen Gebetslauten einen Hauptbeweis für das „Herabgekommensein“ des heiligen Geistes auf die Betenden, und rechnete die G. daher unter die sog. Geistesgaben oder „Charismata“, deren die Gläubigen gewürdigt worden seien. Der Überschätzung der G. und der durch das eitle Hervorbringen der Zungenredner beim öffentlichen Gottesdienste angerichteten Unordnung bemühte sich schon Paulus im ersten Briefe an die korinthische Gemeinde zu wehren. Späterhin trat die G. von selbst wieder zurück. Doch traten ähnliche Erscheinungen zu Anfang des 18. Jahrh. wieder bei den Camisarden (s. d.) in den Sevannen hervor, und in unserm Jahrhundert rühmen sich die Irvingianer (s. d.), daß bei ihnen jene ursprüngliche „Geistesgabe“ wieder erneuert worden sei. Vgl. Hilgenfeld, „Die G. in der alten Kirche“ (Lpz. 1850).

Glossolog (grch.), Sprachkundiger.

Glossomanie (grch.), die Sucht, fremde Sprachen zu sprechen. (Schaffenheit der Zunge.)

Glossomantie (grch.), Wahrsagung aus der Zunge. Glossop, Stadt in der engl. Grafschaft Derby, in einem durch den zur Markey gehenden Ethern bewässerten Thale und an der Eisenbahn Manchester-Sheffield, zählt (1881) 19574 E. und ist Mittelpunkt der Baumwollwarenfabrikation der Gegend, hat außerdem Bleichereien, Tuchfabriken, Färbereien und Eisengießerei. Unweit davon liegen die großen,

senförmig aufsteigenden Leiche, aus denen Man-
geseh sein Wasser erhält. Die Reste des in der
Nähe gelegenen röm. Lagers führen den Namen
Melandra Castra.

Glossopharyngeus nervus (lat.), 8. u.
gehirnschlingenförmig, das neunte Hirnnerven-
paar, welches die Zunge und einen Teil des Ra-
chens und welchen Gaumens versorgt. (S. unter
Gehirn.)

Glotterschäler (Wein), s. unter Denslingen.

Glottis, Sprachwissenschaft (s. d.).

Glottis (grch.), die Stimmrinne (s. Kehlkopf);
auch das Mundstück der Oboe und des Fagotts.

Glottisfraktur, s. Stimmrinnefraktur.

Glottisödem (grch., »Stimmringengehäufung«),
die wasserflüssige oder entzündliche Anschwellung
der Kehlkopfschleimhaut, insbesondere der oberen
Stimmritze und des Kehlkopfs, wodurch der
Eingang zum Kehlkopf außerordentlich verengt und
hochgradige Atemnot oder selbst Erstickungsgefahr
erzeugt wird. Das G., welches sich bald ganz plötz-
lich, bald langsam und schleichen entwickelt, ent-
steht am häufigsten durch Verbrennung der Rachen-
schleimhaut (vermittelt durch heißen Flüssigkeiten, äßen-
der Säuren und Alkalien), durch Wespen- und
Bienenstiche in der Mundhöhle, durch verschluckte
Fremdkörper (Gräten, Knochen splitter u. dgl.) oder
infolge gewöhnlicher Prozesse im Kehlkopf oder sei-
ner nächsten Umgebung und erfordert bei eintreten-
der Erstickungsgefahr sofortiges Einschneiden in die
Schleimhaut, wodurch die angesammelte wässrige
Flüssigkeit entleert und der Kehlkopfseingang wie-
der frei wird, oder die Beseitigung des Luftström-
schlusses, durch welchen die bedrohte Atmung so
lange künstlich unterhalten wird, bis das dem G.
zu Grunde liegende Hindernis wieder beseitigt ist.

Glouange, s. Grophthalmus.

Glouangerkrankheit, s. Bafedomsche
Krankheit.

Gloublume, s. Trollius.

Gloucester oder **Glocester** (spr. Gloster),
Grafschaft Westenglands mit dem Titel eines Her-
zogtums, umfaßt mit Worcester das untere breite
und fruchtbare Thal des Severn, hat ein Areal von
2367,5 qkm und wird schon von Natur in den Ge-
birge, den Thal- und den Walddistrikte geteilt. Der
erste oder Glosmoldisdistrikt begreift die Hügel dieses
Namens und reicht, auf der Wasserscheide zwischen
dem Severn und der Themse, von Chipping-Camp-
den bis nördlich von Bath, hat ein kühles Klima,
einen leichten, von Natur nicht fruchtbaren, aber bei
gehöriger Bestellung doch hinlänglich lohnenden
Boden und gute Weiden für zahllose Schaffherden.
Der Culminationspunkt ist der 824 m hohe Cleve-
hill nordöstlich von Cheltenham. Der Thalbidistrikt
umfaßt das Niederland längs des Severn von der
Nordgrenze bis Bristol. Der Walddistrikt, benannt
nach dem ehemals größern, aber immer noch mit
Baubolz besetzten Forest of Dean (zum Teil der
Krone gehörig), umfaßt das Land westlich von dem
Severn bis G. und dann im W. des Leadon bis
zur Grenze von Hereford und bietet neben Holz
auch Eisen und Steinkohlen dar. Überdies hat das
Land Zink, Blei, Marmor, Bergkristall. Die wich-
tigsten Flüsse sind der Severn und der untere Avon.
Am fruchtbaren und grasreichsten sind die Thäler.
Diese, wie das Berkeleysdal, nähren die Rüh-
e, aus deren Milch die beliebten Gloucesterkäse
bereitet werden. Auch Obst gibt es in Fülle. Jedes

Bachtgut hat seinen Obstgarten und preßt Ob-
er und Perry (Apfel- und Birnwein). In der einträgli-
chen Landwirtschaft tritt mannigfaltige Gewerbe- und
Fabrikthätigkeit. G. gehört zu dem südl. Manufaktur-
distrikt Englands. Es bestehen zahlreiche und groß-
artige Fabriken, hauptsächlich in Wolle, Baumwolle
und Glas; dann aber auch in Metallwaren. Stroud
ist der Mittelpunkt der Orte, wo Tuch und Fein-
wollwaren gewebt werden; Bristol (s. d.) und seine
Umgebung arbeitet in Zinn, Messing und Glas.
G. verarbeitet Nadeln; Cheltenham versammelt an
seiner Mineralquelle die vornehme Welt; Tewkes-
bury mit seiner berühmten Klosterkirche unterhält
Baumwollstrumpfwerelei, Nagelschmieden, Gerbe-
reien, Malz- und Senfhandel; Cirencester ist durch
seine röm. Altertümer berühmt. Die Grafschaft
zählt (1881) 572 480 E. und schickte 4 Abgeordnete ins
Parlament, 11 andere die genannten sechs Städte.

Der Hauptort Gloucester, Municipalsiedlung,
Parlamentsborough und Bischofsitz, 149 km im
WNW. von London, an der Eisenbahn, auf einer
sanften Anhöhe am linken Ufer des überbrückten Se-
vern gelegen, der hier die große Alzeypinsel bildet,
ist im ganzen gut gebaut. Zu den ausgezeichneten
Gebäuden gehört die 1089 gegründete und 1518
vollendete Kathedrale, 128 m lang und 44 m breit,
eine der schönsten Kirchen Englands, mit einem
68,6 m hohen Mittelturm, 1457 bis 1518 gebaut,
spätgot. Chor mit einem 24 m hohen Fenster voll
der prachtvollsten Glasmalereien, einem Kreuzgang
(von 1351 bis 1392) mit Fächergerüsten, und mit
den Grabmälern zweier Söhne Wilhelms des Er-
oberers, Edwards II., des Bischofs Warburton, Jen-
ners, Flaymans u. a. Andere merkwürdige Ge-
bäude sind die Shire-Hall für die Ämten, das mit
einem Kostenaufwande von 40 000 Pfund St. erbaute
Gefängnis, das Theater des Casino und das Kran-
kenhaus. G. hat außerdem drei Lateinschulen, ein
Irrenhaus, ein Arbeitshaus, eine öffentliche Bade-
anstalt und zählt 86 552 E., deren Hauptnahrungs-
zweige Nadelfabrikation, Glödengeierei, Seifen-
siederei und Fabrikation von Messerschmiedwaren
sind. Auch betreibt man Fischerei und Handel, wel-
cher durch den für Seeschiffe bis G. aufwärts hin-
reichend tiefen Berkeleysanal und dessen Verbindung
mit dem Bristolkanal, den Themse-Severnkanal,
den Stroudwaterkanal, sowie durch Eisenbahnen
bedeutend gefördert wird. Der Hafen ist mit Quais
besetzt. Unter Edward I. faßte das hier 1272 ge-
haltene Parlament die Gloucesterstatuten ab. Hein-
rich III. wurde hier gekrönt; Richard III. nahm den
Titel eines Herzogs von G. an. Durch die Belage-
rung von 1643 wurden mehrere Kirchen zerstört.

Gloucester (spr. Gloster, Rob., Graf von), ein
natürlicher Sohn Heinrichs I., erschöt im Bürger-
kriege 1139 zu Gunsten seiner Schwester Mathilde
den wichtigen Sieg bei Lincoln über Stephan von
Blois, nahm letztern gefangen, geriet nachher aber
selbst in Gefangenschaft und starb 1146. — Wil-
bert de Clare, Graf von G. und Hertford,
focht in der Schlacht bei Lewes an der Seite Simon
Montforts, Grafen von Leicester, des Schwagers
Heinrichs III., der sich gegen diesen empört hatte.
Nachher zerfiel er mit dem Grafen, befreite den
Kronprinzen Eduard aus dessen Haft, stellte sich an
die Spitze der königl. Partei und schlug 1265 den

Grafen bei Gresham, wo derselbe blieb. In Abwesenheit Eduards wurde er von Heinrich III. kurz vor dessen Tode zum Reichsverweser ernannt und starb 1295. — Sein einziger Sohn, Gilbert, Graf von G., den ihm die Prinzessin Johanna, Tochter Eduards I., geboren hatte, fiel 1313 in der Schlacht bei Bannockburn. — Thomas von Woodstock, Herzog von G., jüngster Sohn Eduards III., geb. 7. Jan. 1355, heiratete Eleonor Bohun, älteste Tochter Humphreys, Grafen von Hereford, Essex und Northampton, welche ihm reiche Güter und die Würde eines Großconnetable von England zubrachte. Von seinem Neffen Richard II. 1377 zum Grafen von Buckingham und 1385 zum Herzog von G. erhoben, beugte er als Führer der hohen Aristokratie König und Staat unter seinen Willen, seine Gegner erbarmungslos vernichtend, bis es Richard gelang, G. verräterisch festnehmen und in Calais, wohin er gebracht wurde, unverhört ermorden zu lassen (Sept. 1397).

Humphrey, Herzog von G., der jüngste Sohn Heinrichs IV. aus seiner Ehe mit der zweiten Tochter Humphrey Bohuns, wurde nach dem Tode seines Bruders, Heinrichs V., 1422 mit dem Herzoge von Bedford Vormund über dessen Sohn, Heinrich VI., und während jener den Krieg in Frankreich führte, Reichsverweser in England und, nach Bedfords Tode, 1435 alleiniger Vormund. Seine Vermählung 1425 mit Jacqueline von Holland, von der er sich 1430 scheiden ließ, veranlaßte Streitigkeiten mit Burgund, und sobald Heinrich VI. sich mit Margarete von Anjou vermählt, benutzte dieß der Bischof von Winchester, um gemeinshaftlich mit Margarete und des Königs Günstling, dem Herzog von Suffolk, G. zu stürzen. Er wurde 1446 des Hochverrats angeklagt und tags nach seiner Verhaftung tot im Bett gefunden. — Richard, Herzog von G., bestieg 1483 als Richard III. (s. d.) den engl. Thron. — William Henry, Herzog von G., geb. 25. Nov. 1743, der dritte Sohn Friedrichs, Prinzen von Wales, ein Bruder Georgs III. und durch königl. Proclamation 1764 zum Herzog von G. ernannt, schloß 1766 mit der verwitweten Gräfin von Waldegrave eine geheime, im Parlament lebhaft besprochene Ehe und starb 25. Aug. 1805. — Dessen Sohn, William Frederick, Herzog von G., geb. zu Rom 15. Jan. 1776, zeichnete sich im Feldzug von 1799 in Holland aus und vermählte sich 1816 mit der Prinzessin Marie, Tochter Georgs III., blieb dessenungeachtet bei der Opposition, besonders im Prozeß der Königin Karoline, ging aber später zu den Tories über und starb kinderlos zu Bagshot-Park 30. Nov. 1834.

Gloucesterkäse, s. unter Gloucester.

Glover (Rich.), engl. Dichter, geb. zu London 1712, verband mit seinen Handelsgeschäften literarische, besonders griech. Studien und schrieb schon im 16. Jahre ein Lobgedicht auf Newton und 1737 «Leonidas», ein mit großem Beifall aufgenommenes Heldengedicht in neun Gesängen, wovon 1770 eine völlig umgearbeitete und mit drei Gesängen vermehrte Ausgabe erschien (deutsch von Ebert, Hamb. 1778). Obwohl nicht ohne einzelne Schönheiten, ist dasselbe ganz in dem zwar torrekten, aber kalten Stil jener Zeit gehalten. Als Fortsetzung hinterließ G. bei seinem Tode (25. Nov. 1785) ein anderes, viel schwächeres Epos: «The Atheniad», in 30 Gesängen (3 Bde., Lond. 1787). Außerdem

besitzt die Litteratur von ihm zwei Gedichte: «London, or the progress of commerce» (Lond. 1739) und «Admiral Hosier's ghost» (Lond. 1739), zwei Trauerspiele: «Boadicea» (Lond. 1758) und «Modem» (Lond. 1761), und einen Auszug aus seinem Tagebuch: «Memoirs of a distinguished literary and political character» (Lond. 1813). Auf Grund der darin ausgesprochenen Ansichten haben einige in ihm den Verfasser der Briefe des Junius (s. d.) erblicken wollen.

Gloverturm, Vorrichtung der Schwefelsäurefabrikation, welche gleichzeitig zum Verdampfen der Kammerfäure und zum Denitrifizieren der Gay-Lussac-Säure (s. d.) dient, besteht aus einem hohen quadratischen Behälter von starkem Blei, dessen Wandungen vor der Wirkung der Hitze und Säure durch Verklebung mit Steinplatten geschützt sind, und dessen Innenraum mit säurefesten Ziegeln gitterförmig ausgefüllt ist. An seinem obern Ende kommuniziert der G. mit der Hauptkammer, während unten die heißen, von den Rießbrennern kommenden Gase eintreten. Die Säure wird durch eine oben auf dem Turm angebrachte Verteilungsvorrichtung über die Steingitter verteilt und strömt den heißen Gasen entgegen, wobei das darin enthaltene Wasser verdunstet und zugleich die Nitrosulfonsäure zerlegt. Der Luftstrom der Säure ist so zu regulieren, daß die Säure, welche am Fuß des Apparats abfließt, eine Konzentration von 62° B. hat.

Gloxinia Herzl., eine zur Familie der Geraniaceen gehörige Pflanzengattung, nach P. A. Gloxin in Colmar benannt, welcher 1785 botan. Beobachtungen herausgab. Sie ist charakterisiert durch einen knollig-fleischigen Wurzelstock und eine glockig-trichterförmige, unten bauchige, schief angelegte Blumentrone mit fünf ausgebreiteten ungleichen Lappen, fünf Drüsen im Grunde und mittels eines biden Mittelbandes paarweise verwachsene Staubbeutel.

Die wichtigste Art dieser Gattung ist *G. (Ligeria) speciosa* Ker., in Brasilien einheimisch, fast stamlos, mit großen violettblauen, fast nach unten gerichteten Blumen, anfangs von ziemlich bescheidener Schönheit, gegenwärtig die Stammutter einer überaus zahlreichen Nachkommenschaft, welche wegen schöner Form, prächtigen Kolorits und interessanter Zeichnung der Blumen häufig in Warmhäusern kultiviert wird. Unter den Einflüssen der Kultur veränderte sich allmählich ihr ursprünglicher Charakter: aus Samen entstanden verschiedene Varietäten, deren Merkmale sich nach und nach befestigten; untereinander und mit andern Arten befruchtet, erzeugten diese Formen mit jeder neuen Aussaat zum Teil vollkommene und schönere Varietäten, und dieses Spiel mit Formen und Farben hat bis zur Gegenwart fortgedauert. Von jenen ersten Formen hat die in England aus Samen erzeugene *G. Tyliana* auf die blumistische Entwicklung der *G.* großen Einfluß geübt.

In neuerer Zeit werden vorzugsweise zwei Sorten kultiviert, deren Spielarten regelmäßiger aufrechte (var. *erecta*) oder horizontale Blumen (var. *horizontalis*) tragen. Das Kolorit der letztern ist außerordentlich mannigfaltig und besteht in einer bald zarten, bald kräftigen, oft sehr feurigen, nicht selten samartigen Nuance des Rot oder Blau. Nicht minder mannigfaltig ist die Zeichnung, welche bald in einer hellern Einfassung der Saumlappen,

bald in einem aus dem Schlunde aufsteigenden weissen Stern, bald in einem dunkeln Ringe, in Laufen, Punkten oder hieroglyphischen Figuren im Schlunde besteht und die Schönheit der Blumen wesentlich erhöht. Ausserdem sind letztere um vieles größer geworden und auch das Laubwerk hat an Grösse und Substanz gewonnen (var. *grandiflora crassifolia*). In neuerer Zeit pflegt man alle diese zahlreichen Spielarten unter dem Namen *G. hybrida* zusammenzufassen.

Die Glorinien müssen im Warmhause kultiviert werden und erfordern, wie viele andere Knollengewächse, eine vollkommene Ruhezeit, welche bei ihnen von Ende Oktober bis Ende Februar dauert, wo die Knollen gepflanzt werden und in geschlossener Luft ihre Triebe ausbilden. Abgesehen von der Ruhezeit, werden die Glorinien vorzugsweise durch Blätter vermehrt. Zu diesem Behufe nimmt man kräftig entwickelte Blätter ab, zerbt auf der untern Seite die Mittelrippe ein und legt sie flach in eine mit dazu geeigneter Erde gefüllte Schale, wo man sie mit Häkchen befestigt. Nach 6—8 Wochen haben sich an den Kerben Knöllchen mit Wurzeln und Augen gebildet.

Gluchow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Udmurtow, unter 51° 41' nördl. Br. und 51° 36' östl. L. von Jermo, 226 km im NNO. von Tschernigow, an den erhöhten Ufern des Flusses Jamana, mit (1882) 13389 E., hat Fabriken von Lichtern, Seife, ferner Lederfabriken, Bierbrauereien und Ziegeln und bedeutenden Handel mit Getreide, welches in den Gouvernements Rursk und Orel auf gekauft und nach Moskau verkauft wird. G. wird schon im 12. Jahrh. in den Chroniken erwähnt und gehörte den gluchowskischen Fürsten; im 14. Jahrh. geriet es in die Gewalt der Litauer und Polen, unter Peter I. ward es Residenz der kleinruss. Hetmane.

Gluck (Christoph Willibald), einer der ausgezeichneten deutschen Komponisten, geb. 2. Juli 1714 zu Weidenwang bei Neumarkt in der Oberpfalz, war der Sohn eines Hofmanns. Als dreijähriges Kind kam er mit dem Vater nach Böhmen, wo er an verschiedenen Orten (in Eisenberg, Komotau, Raman und zuletzt in Prag) seine wissenschaftliche und erste musikalische Erziehung erhielt. Im J. 1736 ging er von Prag nach Wien, und hier, im fürstlich Lobowitschen Hause, hörte ihn der lombard. Fürst Meli fingen und Violoncello spielen, interessierte sich für ihn und nahm ihn mit nach Mailand, wo er ihn zur höhern Kompositionsausbildung dem damals berühmten Giovanni Battista San-Martini übergab. In Mailand schrieb G. 1741 seine erste Oper, *Artaserse*, die er auch auführen sah. Derselben folgten bis 1745 noch sieben andere für verschiedene ital. Bühnen, die ihm den Auftrag eintrugen, für London eine Oper zu komponieren. Er begab sich 1745 dahin und brachte 1746 die Oper *La cadiuta de' Giganti* zur Aufführung; der Text wurde gewählt zur Verherrlichung des soeben über die schott. Rebellen errungenen Siegs. Die londoner Opernverhältnisse waren damals zerrüttet; G.'s Werke hatten wenig Erfolg, obwohl sie Aufmerksamkeit erregten. Die bescheidene Rolle, welche er in London spielte, machte sich ihm um so fühlbarer, wenn er auf Handel blickte, der gleichzeitig statische Werke zu derselben polit. Feier produzierte. Handels Kunst machte einen überwältigenden Eindruck auf ihn und gab den nachhaltigen Anstoß zu seiner spätern Opernreform. Im J.

1747 verließ G. London, berührte Hamburg, Kopenhagen und Dresden, wandte sich aber 1748 nach Wien, wo er sich nun dauernd niederließ, und von wo ihn nur Reisen zur Aufführung seiner Werke zeitweilig entfernten. Die erste Oper, welche er in der Kaiserstadt auf die Bühne brachte, war *Semiramide riconosciuta* (1748). Dann folgten in Rom und Neapel *Telemacco* und *La clemenza di Tito* (1750 und 1751), darauf in Wien mehrere Gelegenheitsopern, endlich in Rom 1755 *Il trionfo di Camillo* und *Antigono*, infolge deren er vom Papste den Orden vom Goldenen Sporn erhielt. Von da an schrieb er sich auch Ritter von G. Bis 1762 lieferte er für Wien und Italien noch verschiedene Opern, von denen zuletzt in Bologna *Il trionfo di Clelia* aufgeführt wurde.

Inzwischen war in ihm die Überzeugung gereift, daß noch andere und höhere Wirkungen erzielt werden könnten, wenn man von der schablonenhaften Einrichtung und Beschaffenheit der ital. Libretti, wie sie namentlich seit Metastasio stabil geworden, abgehen und sich entschließen wollte, neben dem Lyrischen auch das Dramatische mehr in Betracht zu ziehen. Raniero von Calzabigi ging mit Eifer auf seine Ideen ein und stellte ihm den nach der neugewonnenen Anschauungsweise gearbeiteten Operntext *Orfeo ed Euridice* zur Verfügung. G. komponierte diesen Text, und 1762 wurde die Oper in Wien zuerst gegeben. Ihr folgten 1769 *Alceste* und 1772 *Paride ed Elena*, ebenfalls von Calzabigi gedichtet. Diese drei Reformopern mit ihren einfacher und knapper gehaltenen Arien, sorgfältig declamierten Recitativen und ihrer tiefern Charakterisierung hatten anfänglich nicht den durchgreifenden Erfolg, den Dichter und Komponist erwartet haben mochten; in folgenden Werken (*Ekzio*, *La Covona* u. a.) wandte er sich auch wieder mehr der frühern Weise zu. Neu belebt wurde sein reformatorischer Eifer durch Bailly du Rollet, damals bei der franz. Gesandtschaft in Wien angestellt, der ihm Paris als den Ort nannte, wo seine Tendenzen, im wesentlichen eine Weiterbildung und Vervollkommenung der von der franz. Oper verfolgten, die meiste Aussicht auf erfolgreiche Verwirklichung haben würden. G. beriet sich nun mit du Rollet über die Umgestaltung von Racines *Iphigénie en Aulide* zum Operntext, welche auch von du Rollet ins Werk gesetzt wurde. G. ging im Späthommer 1773 selbst nach der franz. Hauptstadt, wo es ihm nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten gelang, 14. Febr. 1774 *Iphigénie* zur Aufführung zu bringen. Der Erfolg blieb nicht ohne Widerspruch. Dieser kam von zwei Seiten: von den Anhängern der auf der Großen Oper noch immer herrschenden Schule Lullys und Rameaus und von den Vertretern der ital. Weise. Den Angriffen beider Parteien in der Journalistik stellte sich als Verteidiger G. namentlich der Abbe Arnaud gegenüber. G. selbst, um seinen Erfolg zu sichern, bearbeitete rasch *Orphée et Euridice*, welche Oper im Aug. 1774 mit großem Succes aufgeführt wurde. Sodann ließ er 1775 *L'arbre enchanté* und *La Cythère assiégée* folgen, jedoch mit geringerem Glück, und endlich gab er 1776 noch eine Neubearbeitung der *Alceste*, zu der du Rollet ebenfalls den Text beigesteuert hatte. Darauf ging G. nach Wien zurück und war hier eben beschäftigt, die Quinaultschen Opern *Roland* und *Armide* in Musik zu setzen, als er erfuhr, daß seine Gegner aus dem ital. Lager den

berühmten Piccini nach Paris gerufen hatten, der ihm, ebenfalls mit der Oper «Roland», aber von Marmontel bearbeitet, als Rival entgegentreten sollte. Darüber erbittert, erließ G. in der «*Année littéraire*» von 1776 einen Brief an seinen Freund du Rollet, in dem er sich heftig über das Verfahren seiner Gegner beklagte und zugleich Piccini in ziemlich hochmüthiger Weise behandelte.

Das war das Signal zu einem heißen literarischen Kampfe. Es bildeten sich zwei Parteien, die Gluckisten, an deren Spitze Suard und der Abbé Arnaud standen, und die Piccinisten, bei denen Marmontel, Laharpe, Ginguené u. a. m. als Kämpfer thätig waren. Der Streit rief eine Menge von Journalartikeln, Pamphleten und Epigrammen hervor und dauerte mehrere Jahre. Jedes neue Werk, das G. oder sein Nebenbuhler Piccini lieferten, machte den Kampf immer wieder von neuem an. Im Sept. 1777 kam G.'s «*Armide*» zur Ausführung, wurde aber nur fühl aufgenommen und fand erst später gerechtere Würdigung. Dagegen feierte Piccini mit seinem «*Roland*» (G. hatte den feiginen liegen lassen) 1778 einen glänzenden Triumph. Im Mai 1779 wurde G.'s «*Iphigénie en Tauride*» gegeben und entzündete ganz Paris. Mit diesem Meisterwerke war nun G.'s Superiorität besiegelt. Weber der nur geringe Erfolg, den fünf Monate später sein «*Echo et Narcisse*» fand, noch Piccinis «*Iphigénie en Tauride*», durch welche des deutschen Meisters Werk überboten oder doch wenigstens paralytisch werden sollte, konnten den Ruhm schmälern, den G. in der franz. Hauptstadt sich erkämpft hatte. Seit 1780 begann G.'s Gesundheit zu wanken, und seit 1784 besonders hatte er öfters Schlaganfälle. Ein solcher Anfall war es auch, der 15. Nov. 1787 in Wien seinen Tod herbeiführte. Im J. 1755 hatte er den Titel eines k. k. Kapellmeisters und 1774 den eines Hof-Kompositors erhalten. Außer seinen Opern, welche auf die Entwidlung der Musik von entscheidendem Einflusse wurden, komponierte G. nur noch einige Balladen, Instrumentalfälle und Lieder. Die Hauptwerke erscheinen seit 1874 in einer Ausgabe von Pelletan und Damde bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig in Partitur.

Vgl. «*Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution opérée dans la musique par M. le Chevalier G.*» (Par. 1781; deutsch von Siegmeyer); «*Über den Ritter G. und seine Werke in Briefen von ihm und andern berühmten Männern seiner Zeit*» (Berl. 1823); A. Schmid, «*Christoph Willibald Ritter von G.*» (Zp. 1864); Rarr, «*G. und die Oper*» (2 Bde., Berl. 1863); Desnoëtterres, «*G. et Piccini*» (Par. 1872).

Glück im objektiven Sinne wird der vom menschlichen Willen unabhängige Ablauf äußerer Vorgänge und die Verkettung äußerer Umstände infolange genannt, als die Resultate desselben in Beziehung zu den Wünschen und Hoffnungen der Menschen gesetzt werden. In diesem Sinne ist G. gleichbedeutend mit Zufall. So spricht man von Glücksgütern als solchen, deren Besitz nicht vom innern Wert des Menschen, sondern von der Fügung äußerer Umstände abhängt, von Glücksspielen als solchen, in denen nur der Zufall über Gewinn oder Verlust entscheidet, und so nennt man einen Glücksritter denjenigen, der ohne ernste Berufsarbeit dem günstigen Zufall seine Lebensstellung vertraut. In engerer Bedeutung heißt G.

diese äußere Fügung in dem Sinne, daß sie für einen bestimmten Menschen eine günstige, sein Dasein befriedigende ist. «*Er hat G.*» heißt, die Dinge laufen so, wie er es wünscht. So nennt man einen Glückspilz oder ein Glückstündchen denjenigen, dem alles gelingt, was er anstelt.

Glück im subjektiven Sinne ist der Zustand einer vollständigen Befriedigung aller Wünsche. Dieser Genuß der Wunschlosigkeit ist ebenfalls, weil der Lauf des Lebens fortwährend größere oder geringere Bedürfnisse neu fühlbar macht, ein ebenso schnell vorübergehender wie seltener Zustand; daher die Klagen über die Flüchtigkeit, Zerbrechlichkeit des Glücks u. s. w.

Glück (Christian Friedr. von), ein um das Studium des röm. Rechts höchst verdienter Gelehrter, geb. 1. Juli 1755 zu Halle, widmete sich seit 1771 auf der dortigen Universität dem Studium der Rechtswissenschaft und begann 1777 Vorlesungen zu halten. G. folgte 1784 dem Rufe als ord. Professor der Rechte nach Erlangen, wo er 1790 Hofrat, 1800 Senator der Juristenfakultät, 1820 Geh. Hofrat wurde und 20. Jan. 1831 starb. Seine «*Ausführliche Erläuterung der Pandekten*» (Bd. 1—34, Erlangen 1796—1830; fortgesetzt von Rühlensbrun, Bd. 35—43, 1831—43; von Fein, Bd. 44 u. 45, 1851—58; von Arnolds, Bd. 46—48; die übrigen Bände fortgesetzt von Leist und Burdhard) ist ein Denkmahl deutschen Fleißes. Ferner sind zu erwähnen seine «*Hermeneutisch-systematische Erörterung der Lehre von der Intestaterbfolge*» (Erlangen 1806; 2. Aufl. 1822) und das «*Handbuch des neuesten röm. Privatrechts*» (Erlangen 1812).

Sein Sohn, Christian Wilhelm von G., namhafter Keltolog, geb. 31. Dez. 1810 zu Erlangen, bezog nach beendigem Forstudium die Universität seiner Vaterstadt, um die Rechtswissenschaft zu studieren, ging später nach Tübingen und mußte 1833, weil er in den gegen die Burschenschaft eingeleiteten Hochverratsprozeß verwickelt war, nach der Schweiz flüchten, wo er sich zu Bern als Privatdocent für Kirchenrecht habilitierte. Nachdem er 1845 nach der Heimat zurückgekehrt, widmete er sich ausschließlich histor. und linguistischen Studien, erhielt 1859 eine Anstellung an der würtemberg. Hof- und Staatsbibliothek und starb daselbst 13. Juni 1866. Die Resultate seiner kelt. Forschungen legte G. nieder in «*Die bei Julius Cäsar vorkommenden kelt. Namen*» (Münch. 1857). «*Renos, Roenos und Rogontiacon, die gallischen Namen u. s. w.*» (Münch. 1865) und einer großen Anzahl der kelt. Philologie angehörenden Monographien. Ferner veröffentlichte er die histor. Arbeit: «*Die Wistümer Noricum's, besonders das lorchische, zur Zeit der röm. Herrschaft*» (Wien 1855).

Glück (Elisabeth), deutsche Dichterin, f. Baoli

Glück (Ernst), Theolog, Pflegevater der Katharina Badenbild, der spätern Kaiserin Katharina I. von Rußland, geb. 10. Nov. 1652 zu Wettin im brandenb. Saalkreis, studierte zu Wittenberg und Leipzig Theologie und war von dem General-superintendenten Joh. Fischer 1678 nach Ziroland berufen. Hier faßte er den Plan, die Bibel ins Lettische zu übersetzen, und reiste nach Erlernung der Landessprache nach Hamburg, um bei Sebast. Edvardi die orient. Sprachen zu studieren. Nach seiner Rückkehr 1680 wurde er Garnisonsprediger in Dänamünde, wo er Katharina Badenbild als Pflegekind annahm. Im J. 1683 zum Pfarrer von

Marienburg und Seltzinghoff in Livland ernannt, übersehte er das Neue Testament ins Lettische, welche Übersetzung von einer Kommission Livland. und Curländ. Prediger durchgesehen und von Joh. Fischer (Miga 1686) herausgegeben wurde. Bei der Eroberung Marienburgs durch Peter d. Gr., 6. Aug. 1702, wurde er mit den übrigen Einwohnern in die russ. Gefangenschaft nach Moskau abgeführt, erhielt aber bald als gewesener Pflegerater der Katharina die Freiheit und wurde Kurator aller höhern Lehranstalten in Moskau. Er erlernte die russ. Sprache und begann das Neue Testament in dieselbe zu übertragen, starb aber vor Beendigung dieser Arbeit 5. (16.) Mai 1705 zu Moskau.

Gluden heißen die Weibchen gewisser Nachtschmetterlinge, die zu den Spinnern gehören und beim Sigen die Oberflügel dachförmig, die Unterflügel horizontal ausgebreitet halten, wie Gludbienen zum Schutze ihrer Kügelin die Flügel ausbreiten. Dahin gehören die Sichelglude (*Bombyx quercus*), Feuerglude (*B. pruni*), Kupferglude (*B. quercifolia*) u. s. w.

Gludiken, s. unter Glud.

Gludisches Arabien (*Arabia felix*), s. Jemen.

Gludbrunner Höhle oder **Altensteiner Höhle**, s. unter Altenstein (Schloß).

Gludenburg, Heden und Seebad im Kreise Hensburg der preuß. Provinz Schleswig-Holstein mit (1880) 945 E., liegt 11 km nordöstlich von Hensburg unweit des Hensburger Meerbusens in einer romantisch schönen und waldbreichen Umgebung. Das benachbarte imposante Schloß Gludenburg wurde 1582 an Stelle des säkularisierten Aube-Klosters (*Ros rogis*) erbaut und diente als Residenz einer Nebenlinie des Hauses Schleswig-Holstein-Sonderburg. Als diese Herzöge von G. 1779 ausstarben, fielen ihre Besitzungen an die dän. Krone, und König Friedrich VI. von Dänemark verließ 6. Dec. 1825 das Schloß nebst dem Herzogstitel von G. an Herzog Friedrich Wilhelm Paul Leopold von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Beck, welcher somit Stammvater des neuen Hauses G. wurde. (S. Oldenburger Haus.) Auf dem Schloß G. residierte wiederholt König Friedrich VII. von Dänemark und starb daselbst 15. Nov. 1863. Im J. 1870 wurde das Schloß vom König Wilhelm von Preußen dem Herzog Karl von Schleswig-Holstein-Sonderburg-G. wieder verliehen.

Gludseligkeit, seiner Bedeutung nach mit Glud im subjectiven Sinne identisch, als der Zustand der Wunschbefriedigung, ist als philos. Kunstausdruck hauptsächlich auf dem Gebiete der Ethik üblich. Unter Gludseligkeitsstreben versteht man die psychol. Fundamentalthatsache, daß jedes Streben sich auf etwas richtet, was, wenn erreicht, mit dem Lustgefühl der Befriedigung verbunden ist, daß deshalb in jedes Begehren das Streben nach diesem Gefühl der G. mit psychol. Naturnotwendigkeit eingeschlossen ist. Während deshalb die Frage der philos. Ethik erst bei dem Werte beginnt, welcher dem Inhalt der verschiedenen Wünsche beizumessen, bezeichnet man als Gludseligkeitslehre oder Eudämonismus (s. d.) den Versuch, aus jener rein formalen Bestimmung auch den Inhalt der Moral herzuleiten.

Gludstab, ein Stab, an dessen Kranz menschliche Figuren angebracht sind, welche, dem Umschwunge des Rades folgend, abwechselnd auf- und absteigen; es wurde in der mittelalterlichen Kunst

als Symbol des Wechsels im Geschehe des Menschlichen verwendet. — Mit G. bezeichnet man auch die Räder, Trommeln und ähnliche Apparate, aus denen bei Glücksspielen die Lose, Gewinne u. s. w. gezogen werden.

Glücksspiele oder **Hazardspiele** nennt man diejenigen Spiele, bei welchen der Ausgang nicht von der Kunst und Geschicklichkeit der Spieler, sondern lediglich oder doch wesentlich vom Zufall abhängt, und bei welchen es sich um den Gewinn oder Verlust eines wirklichen, für die Spielenden (nach ihren Verhältnissen) nicht völlig bedeutungslosen Spielobjekts handelt. Es gehören dahin: Wharaz, Bassette, Ronge et noir, Koullette, Landstecht, Grobhäusern, Tronto et quarante, Biribi, Tassebi, Rummelblättchen u. s. w. Das Gefährliche und Verderbliche dieser Spiele hat man sich zu keinen Zeiten verhehlt, und es ist daher Pflicht des Staats, wenigstens dafür zu sorgen, daß das G. nicht in öffentlicher, das Publikum zur Teilnahme herausfordernder Form getrieben werde, weil es dann nur zu sehr geeignet ist, die Volkswohlfahrt schwer zu schädigen und zu untergraben. Denn nicht nur der Reiche und Vermögende fröhnt dann der Leidenschaft des Spiels, auch die minder Vermittelten und die untern Klassen der Bevölkerung werden in der Sucht, auf leichte Weise etwas zu gewinnen, von derselben ergriffen und opfern ihr das mühsam Erworbene. In richtiger Erkenntnis dieser demokratisierenden Wirkung des Spiels setzte schon das alte röm. Recht strenge Strafen auf das G., bestimmte auch, daß das im unerlaubten Spiel verlorene Geld zurückgefordert werden könne. Ein arger Mißgriff ist es dagegen, wenn der Staat selbst dem G. durch Konzessionierung von Spielbanken Vorschub leistet, und leider gab Deutschland mit seinen Spielbanken in Baden-Baden, Döberan, Gms, Wiesbaden, Homburg, Nauheim u. s. w. in dieser Beziehung ein trauriges Schauspiel, dem zwar einige Einzelstaaten durch Kündigung oder Lösung der mit den Spielbankpächtern geschlossenen Kontrakte bereits ein nahe Ziel gesetzt hatten, dem aber doch erst durch das norddeutsche Bundesgesetz, betreffend die Schließung der öffentlichen Spielbanken, vom 1. Juli 1868 und nach Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs durch dessen einheitliche Gesetzgebung ein vollständiges Ende gemacht wurde.

Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch bedroht den Inhaber eines öffentlichen Versammlungsortes, welcher G. daselbst gestattet oder zur Verheimlichung solcher Spiele mitwirkt, mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark, sowie denjenigen, welcher unbefugt auf einem öffentlichen Wege, einer Strafe, einem öffentlichen Plage oder in einem öffentlichen Versammlungsorte G. hält, mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bis zu sechs Wochen. Weit härtere Strafe, und zwar Gefängnis bis zu zwei Jahren, neben welchem auf Geldstrafe von 300—6000 Mark, sowie auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann, droht das deutsche Strafgesetzbuch aber demjenigen an, der, sei es als Banthalter, beziehentlich Gehilfe desselben, sei es als Spieler, aus dem G. ein Gewerbe macht; es bestimmt überdem, daß, wenn der Verurteilte ein Ausländer ist, die Landespolizeibehörde befugt sein soll, denselben aus dem Reiche zu verweisen. Das Feilbieten von Waren im Umherziehen in der Art, daß dieselben versteigert oder im Wege des G. oder

der Auflösung abgelehnt werden, N nach der Gewerbeordnung (Fassung des Jahres 1838) §. 143, Nr. 7^o mit Ordinate bis zu 150 Mark, bezeugende weite Haft bis zu vier Wochen bedroht. Nach einem Reichsgerichtsurtheil vom 29 April 1859 ist das sog. Nachmachn der Verdorrenreinen und das Warten am Totalitar für ein G zu rachten. Auf Eingehung des zum G aufgelagten Geldes kann erkannt werden. Auch in allen andern europ. Ländern hat seit die Epithanten, welche auch in Italien aufgenommen sind, verpönt, in Frankreich besteht seit 1839 nur das Zerstören Monais besteht eine solche. Auch die meisten Einrichtungsgehe verhalten sich abweichend gegen das G indem sie die Anlagung des Spielguts nicht zulassen, dagegen die Zurückforderung des im unerlaubten Spiel Verlorenen gestatten.

[illegible]

Stachhof. Stadt im Kreise Steinburg der Provinz Schlesien, 12 Meilen von Breslau mit (1800) 6567 Einwohnern. Die Stadt ist eine kreisförmige Vorstadt am auslauf des Rhins in der hier 3 Meilen breite Elbe, 4½ Meilen unterhalb Witten, Station der Holscheinschen Mariabahn (Linie Umkehren-Heide) von gleichnamiger Stellung und Sitz der obersten Behörden des Herzogthums Holscher, insbesondere drei vor-maligen sog. Edmüßiger Ratselle, wozu sich die künftige Linie der Herzogin von Schlesien-Holscher im Gegentheil zu der herzoglich gottorfischen Linie be-schloß, auf dem Deutschen Reichstage zu Holscher-Mischelstätt nannte. (S. Eisenburger Haus.) Es ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Kreisverwaltungsamts erster Klasse und eines Kreisverwaltungsamts erster Klasse und eines Kreisverwaltungsamts erster Klasse und eines Kreisverwaltungsamts erster Klasse, sowie eine provinzialständische Kreistellungsanstalt. Wegen der niedrigen Lage hat die Stadt wiederholt, besonders 1756 und 1806, durch Sturmfluten und Überschwemmungen gelitten. Der Nahenfluß ist durch zwei Mälen geschützt und mit einer zum Überladen der Waren bestimmten Werthbahn versehen, der geräumige Warenhafen ist durch eine mächtige Schleufe in einen Nachhafen verwandelt. Das Landwirthschaft wird in Gärten geübt und künstlich bewässert. Die Einwohner treiben Schiffbau, Schiffahrt, Handel, bedeutenden Fischfang in der Elbe, auch Fabrication von Möbeln, Wagen, Eisen, Spiegeln, Goldschmied, Liqueuren und Seifen. Auch finden sich hier eine Dampfmaschinenfabrik, eine Eisenwerkerei, sowie zwei Dampf-schiffbau und Maschinenbauereien. Seit 1876 wird mittels Dampfkrän von hier viel Holz nach Zöhlern exportirt.

Es im 1616 durch König Christian IV. von Dänemark angelegt, befestigt (1620) und mit besondern Handelsprivilegien ausgestattet, um einen Theil des hamburget Handels dahin zu ziehen, was nicht wenig zu ihrem floriren Aufstehen beitrug. Auch drang es ihr Rügen, daß sie 1623 zum Stapelplatz der isländ. Waaren erkliert und daß 1626 der portug. Juden auch im folgenden Jahre den Nennonitus gestattet wurde, sich datselbst niederzulassen und Han-

des und Gewerbe zu treiben. Die Errichtung der
Allyskammer 1630 veränderte den Abzug in der
Folge mit den Hamburgern, erst 1642 lud a. die
Stadt auf. Im Dreißigjährigen Kriege wurde H.
von den Kaiserlichen unter Kldinger 1627 und
1628 durch Lütz 15 Wochen lang verlagert,
besetzt, sowie es auch Lorkensons Stwall im Win-
ter 1648—49 widerstand. Am 15. Dez. 1813 wurde
die Stadt vom General von Döberl blockiert und
von einer engl. Brigg bombardiert, worauf in
5. Jan. 1814 an die Verbündeten kapitulierte, aber
infolge des Wiener Friedens gegen diese kam M.
Jan. wieder ab, und die Demolirung der Festung
wurde begann 12. Juni 1814. Bei Nacht o. der
Retirade zur Gegend dieser Stadt (Ael 1624).

Wärme wird die Erhitzung des Beschränkten genannt, welche man zunächst an flüssig erhitzten feinen und tropfbarflüssigen Körpern bemerkt und welche eben eine Folge ihrer Erhitzung ist. Unmittelbar der Glühtheit fenden die erwärmten Körper aus dunkle, das sind ultrarote Wärmestrahlen aus. Bei gesteigerter Erhitzung wächst die Stärke der Ausstrahlung, welche jedoch aus einem Gemisch von Wärmestrahlen der verschiedensten Brechbarkeit besteht. Draper erhielt Hall, Gold, Platin und verschiedene Metalle, und es ergab sich, daß dieselben bei 400°C begannen, dunkelrote Strahlen etwas bis zur Fraunhofer'schen Linie D auszusenden (s. unten) (s. unten). Es ist wahrscheinlich, daß auch von den Körper gebrochenen Lichtstrahlen je eine bestimmte Art der je einer und derselben höhern Temperatur hervortrete, so verschieden auch die chem. Natur der glühenden festen oder tropfbarflüssigen Körper sein mag. Das Spectrum eines selbst glühenden Platinröhren reicht bei 600°C bis zur Fraunhofer'schen Linie F im Grün, bei 725°C . (heißer Rot) bis zum beginnenden Blau, bei 1170°C . (Weißgelbglut) erstreckt es sich so weit wie das Spectrum des Tageslichts. Darüber hinaus (1200°C) tritt reines Weisßglut auf. Nach der bisherigen Erfahrung nimmt man an, daß alle festen und tropfbarflüssigen Körper, wenn sie chemisch noch so verschieden sind, bei einer und derselben höhern Temperatur eine bestimmte Art leuchtiger Strahlen auszusenden anfangen. Nicht diesen letztern treten aber auch noch andere Wärmestrahlen von der verschiedensten Brechbarkeit und darunter meistens aberwiegend dunkle Wärmestrahlen auf, jedoch man kann sagen, der Beginn des Auftretens einer bestimmten Art farbig leuchtender Strahlen ist nur abhängig von der Temperatur und nicht auch von der chem. Beschaffenheit des Körper, dagegen ist die Menge und das Absehungsverhältnis von Wärmestrahlen verschiedener Brechbarkeit je nach der Natur der ausstrahlenden Körper ein anderes. Wenn die festen und tropfbaren Körper als Sonne glühen, so bleiben hierbei ihre Moleküle chemisch unzerlegt und man kann annehmen, daß die Osmotwirkung des O. das kontinuierliche Spectrum (s. Spectralanalyse) sei. Dasselbe findet auch statt in den gewöhnlichen Kohlenwasserstofflampen unserer Straßen, Öl- und Gaslampen, in welchen die glühenden festen Kohlenröhren leuchten. Eine Flamme (s. d.) ohne glühende feste Theile oder ohne einem anderen in ihr befindlichen Körper leuchtet nicht oder nur sehr schwach. Letzteres ist bei der äußerlich hellen Flamme eines Dunkelröhren Ölröhren der Fall, in welchem die Kohlenröhren zu gasförmiger

Kohlensäure verbrennen berart, daß dann die Flamme bloß aus glühenden Gasen besteht, welche nur schwach leuchten, dagegen einen hohen Hitzegrad besitzen. Durch Lehtern werden in solchen Flammen die Natriumsalze zerprengt (s. Dissoziation) und in die Atome zerlegt, wobei die auftretenden einfachen Gase die Flamme charakteristisch färben und, je nach ihrer materiellen Verschiedenheit, eigentümliche Linienspektren geben. (S. Spektralanalyse.) Weil bei jedem Glühkörper zuerst nur die dunkelsten roten Strahlen auftreten, so ist fast bei jedem ins G. kommenden Körper die zuerst auftretende Farbe rotbraun, und diese geht bei steigender Erhitzung durch die zunehmenden Spektralstrahlen allmählich in Rotschrot, Hellrot, Gelbrot, Weißgelb und Weiß über. Die zwei Hauptabstufungen der Glühhöhe unterscheidet man deshalb durch die Benennungen Rotglühen und Weißglühen (Rot- und Weißglühhöhe). Die elektrischen Licht- und Glüherscheinungen (s. h.) entspringen der Erhitzung der betreffenden Körper durch den elektrischen Strom.

Glühende Kugeln, glühend gemachte Eisenkugeln, welche man früher als Brandgeschosse bei Kanonen benutzte. (S. Brandgeschosse.)

Glühströme, s. u. Eisenerzeugung. **Ab. V.**
Glühhöhe, s. u. Glühen. **[S. 900.]**

Glühlämpchen (frz. lampe forgo, engl. glowing lamp), auch Davys Glühlampe genannt. Vorrichtung zur Demonstration der bei unsichtbarer Verbrennung erfolgenden Wärmeproduktion, besteht aus einer gewöhnlichen Spirituslampe, über deren Docht, in einem Abstände von 1—2 mm, sich eine von einem in den Docht geführten Draht getragene Kugel von Platinschwamm befindet. Entzündet man die mit starkem Alkohol gefüllte Lampe, so wird das Platin zum Glühen erhitzt, wird die Flamme dann durch momentanes Aufsetzen und Wiederabnehmen der Verschlusskapsel zum Verlöschen gebracht, so wird der aufsteigende Weingeistdampf in Berührung mit der Platinkugel verbrannt, wobei die frei werdende Wärme genügend hoch ist, um das Platin im Glühen zu erhalten, aber nicht hoch genug, um den Alkohol zu entflammen. Da durch die Wärmestrahlung der Platinkugel immer neue Mengen von Alkoholdampf vom Docht ausströmen, so kann das Glühen erhalten bleiben, solange noch Alkohol vorhanden ist.

Glühlampe, besser Glühlichtlampe, auch Incandescenzlampe genannt, s. unter Elektrische Lampen. **Ab. VI, S. 18.**

Glühlicht, s. Glühen, Elektrische Lichterscheinungen, Elektrisches Glühen, Elektrische Beleuchtung und Glühlämpchen.

Glühlämpchen, s. unter Elektrische Lampen. **Ab. VI, S. 18.**

Glühofen, im allgemeinen ein Ofen, der dazu bestimmt ist, Materialien oder Gegenstände gleichmäßig bis zur Rotglut zu erhitzen und in dieser Hitze längere oder kürzere Zeit zu erhalten. Nicht nur bei der Metallbearbeitung, sondern auch bei andern Industriezweigen, wie bei der Glas- und Thonwarenfabrikation, kommen Glühöfen verschiedener Art und Größe vor.

Glühspan (frz. écaille, paille de fer, battiture de fer, mèche-fer; engl. scale, crust), die beim Glühen vieler Metalle unter Luftzutritt auf der Oberfläche sich bildende Oxidschicht, welche bei der nachherigen Bearbeitung solcher Metalle (Hämmern

oder Walzen) sich abblättert. Besonders nennt man so den beim Schmieden des Eisens in Schuppenform abspringenden Hammerschlag, der als Schleifpulver, zum Feilen der Metallwaren, sowie als Beimengung zu den oxydierenden Pulvern bei der Gußstahlbereitung verwendet wird.

Glühstahl, ein durch Glühen von weißem Roheisen zwischen pulverförmigen Metalloxyden unter Luftzutritt erzeugter Stahl, der jetzt nur noch selten dargestellt wird.

Glühwachs dient in der Bijouteriewarenfabrikation dazu, um goldenen oder vergoldeten Gegenständen eine rötliche Farbe zu erteilen. Von den vielen zu seiner Darstellung gegebenen Vorschriften sei nur eine hier mitgeteilt: Zu 6 Teilen geschmolzenem Wachs fügt man unter stetem Umrühren das feingepulverte Gemisch folgender Substanzen: 3 Teile Grünspan, 1½ Teile Kupferoxyd, 3 Teile Zinkvitriol, ½ Teil Borax, 3 Teile Eisenoxyd und 1 Teil Eisenvitriol. Beim Gebrauch wird das geschmolzene G. mit einem Pinsel aufgetragen, worauf die Werkstücke über Kohlenfeuer bis zum Verbrennen des G. erhitzt, in Wasser abgelöscht und mit Essig abgebläut werden.

Glühwein, auch Regus, Recus oder Ricus genannt, ein durch Erwärmen von Rotwein mit Bim, Nellen und Zucker bereitetes Getränk.

Glühwurm nennt man im allgemeinen mehrere Insekten, welche die Eigenschaft haben, daß sie durch phosphorisches Licht im Dunkeln leuchten. Besonders besteht die Gruppe der Leuchtfläfer (Lampyrida), die in Amerika durch zahlreiche und große Arten sich auszeichnet, diese Eigenschaft. Von der Gattung *Johanniswürmchen* (Lampyris) kennt man in Deutschland zwei Arten, eine größere (*L. noctiluca*), bei welcher das Männchen kaum leuchtet, und eine kleinere (*L. splendidula*), wo das fliegende Männchen ebenso stark leuchtet als das Weibchen. Merkwürdigerweise ist das ungeflügelte, an dunkeln, grasigen Orten sich aufhaltende Weibchen dem Männchen ganz unähnlich, larvenartig langgestreckt, einem gegliederten Wurme mit kurzen Beinen ähnlich, woher der Name. Das schöne bläulichweiße Licht des *Johanniswürmchens* kommt aus den zwei vorletzten Ringen des Bauches, welche auch am Tage durch eine gelbliche Färbung ausgezeichnet sind. Die gelblichweiße leuchtende Substanz ist in zwei kleinen Säcken unter den Ringen eingeschlossen und besteht aus durchsichtigen Zellen, die von vielen Lufttröhren durchzogen sind. Die nähere Ursache des Leuchtens ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Bringt man jene Säcken unter Wasser, so leuchten sie wohl 48 Stunden lang ununterbrochen fort. Die Larven fressen Schnecken und verpuppen sich in den ausgefressenen Gehäusen. Außer diesen beiden Arten gibt es noch viele verwandte Gattungen bei uns, die aber nur sehr schwach leuchten. Im tropischen Amerika leben viele Arten von Springfläfern (Elater), die am Brustschilde zwei heller gefärbte Flecken tragen, aus welchen des Nachts ein sehr starkes Licht ausströmt. Vorzüglich ist der *Cucujo* (*Elater noctilucus*) berühmt, der in der Regenzeit in Menge herumfliegt.

Glutofe oder **Glytose**, s. Traubenzucker.

Glutofide, **Glytofide** nennt man eine große Gruppe im Pflanzenreich, aber nur spärlich im Tierreich, vorkommender Körper, welche die Eigenschaft haben, bei der Einwirkung nicht organisierter

fermente unter Aufnahme der Elemente des Wassers sich in einfacher konstituierte Verbindungen zu zerlegen, wobei unter den Spaltungsprodukten Blausäure oder eine dieser nahestehende Verbindung auftritt. Das bekannteste G. ist das Amygdalin (s. d.), welches durch das Emulsin benannte Ferment in Bittermandelöl, Blausäure und Traubenzucker gespalten wird. Hierher gehört auch die im Senfame enthaltene Myronsäure, welche bei ihrer Feriehung ätherisches Senföl, Schwefelsäure und Jodur liefert.

Glumae nennt man in den Blütenständen der Gramineen gewisse Blättchen, welche unterhalb der Blättchen stehen; dieselben werden auch als Deckspelzen bezeichnet. (S. Gramineen.)

Glumaceen (Glumaceae), eine in der botan. Systematik häufige Bezeichnung für die Familien der Gramineen und der Cyperaceen zusammen, weil in den Infloreszenzen der hierhergehörigen Pflanzen die einzelnen Ährchen von meist schuppenförmigen Hochblättern, den Hüllspelsen (glumae), eingeschlossen sind. (Näheres s. unter Cyperaceen und Gramineen.)

Glümer (Adolf von), preuß. General der Infanterie, einer lange im Braunschweigischen ansehnlichen Familie angehörig, geb. 6. Juni 1814 zu Lengefeld auf dem Schloß als der jüngere von zwei Söhnen des früher braunschw., dann preuß. Hauptmanns von G., besuchte Gymnasium und Realschule zu Halberstadt und Magdeburg und trat 1831 in das 26. Infanterieregiment, in welchem er 1832 Sekondeleutnant wurde. In den folgenden Jahren besuchte er die Allgemeine Kriegsschule, wurde zum Bataillonsadjutanten, 1842—43 zur Gardeartilleriebrigade und darauf für drei Jahre zur topogr. Abteilung des Generalstabes kommandiert. Nachdem hierauf G. einige Jahre als Landwehr-Kompagnieführer und Landwehr-Brigadeadjutant Dienste gethan, nahm er 1849 am Feldzuge in Baden als Generalstabsoffizier und Adjutant der 2. Division des 2. rhein. Korps teil, wurde zum Premierleutnant, 1851 zum Hauptmann befördert und 1856 in den Generalstab versetzt und als Generalstabsoffizier anfangs bei der 11. Division, später (1859) im Generalstab des 6. Armeekorps verwendet. Im J. 1859 wurde er zum Kommandeur des Füsilierbataillons des 23. Infanterieregiments zu Reisse, neben dieser Stellung gleichzeitig zum Direktor der dortigen Divisionschule und bald darauf zum Oberstleutnant ernannt, aber schon 1861 mit der Führung des 1. westpreuß. Grenadierregiments Nr. 6 beauftragt und im Oktober desselben Jahres zum Obersten befördert. Im J. 1866 führte G. eine Brigade der Division des Generals von Beyer (Main-Armee) und wurde zum Generalmajor ernannt. Die Brigade von G. nahm an allen Zügen der Division Beyer bis zur Kapitulation von Langensalza teil, dann an dem Marsche über die Rhön, an den Gefechten von Hammelburg, Helmstadt, Korbbrunn und vor Würzburg. Nach Beendigung des Feldzugs zum Kommandeur der 82. Infanteriebrigade in Trier ernannt, blieb G. dort bis zum Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs, wo er 18. Juli 1870 das Kommando der 13. Division übernahm. G. nahm am Abend des 6. Aug. an der Schlacht von Spicheren teil, besetzte 7. Aug. Forbach und kämpfte hierauf glänzend in den siegreichen Schlachten am 14. und 18. Aug. bei Colombey-Mouilly und

Gravelotte, sowie in vielen kleinen Ausfallgefechten vor Metz, bis er am 8. Okt. an die Spitze der großherzogl. bad. Division berufen wurde. G. war damals an der Ruhr erkrankt und konnte erst 9. Dez. in Dijon das Kommando der bad. Division übernehmen, lieferte 18. Dez. das blutige und siegreiche Gefecht bei Auzits, wobei er am Oberarm verwundet wurde, jedoch das Kommando weiter führte. An den ruhmreichen Tagen des Werderschen Korps, die nun folgten, nahm die bad. Division in der Stärke von 18 Bataillonen, 12 Eskadrons und 10 Batterien thätigen Anteil. In der Entscheidungsschlacht an der Pfaine (15. bis 17. Jan. 1871) kommandierte G. bei Montbellard und hielt diese durch die drückenden Verhältnisse wenig begünstigte Stellung gegen alle feindlichen Angriffe. Nach dem Frieden zum Kommandeur der 29. Division in Freiburg i. Br. ernannt, wurde G. 1873 Gouverneur der Festung Metz, nahm bald darauf als General der Infanterie seinen Abschied und lebt seitdem zu Freiburg i. Br.

Glümer (Claire von), deutsche Schriftstellerin, geb. 18. Okt. 1826 zu Wauzenburg am Harz, ist die Tochter Karl Webbs von G., der als polit. Flüchtling an verschiedenen Orten der Schweiz und Frankreichs lebte, bis er endlich seinen Aufenthalt zu Weßenburg im Elsaß nahm, wo Claire von G. eine Pension besuchte. Nach dem Tode der Mutter kam dieselbe 1841 nach Deutschland in das Haus ihres Großvaters zu Wolfenbüttel. Als nach Ausbruch der Bewegung von 1848 ihr Vater nach Deutschland zurückkehrte, betraf er im Nov. 1848 seine Tochter nach Frankfurt und übertrug ihr die Parlamentsberichte für die „Magdeburgische Zeitung“, die sie bis zum Tage der Kaiserwahl fortführte. Zu diesen Anfängen ihrer literarischen Thätigkeit kamen allerlei Übersetzungen und Novellen. Im J. 1851 wandte sie sich nach Dresden. Als sie hier ihrem wegen Beteiligung am Maiaufstande zu lebenslänglicher Gefängnisstrafe verurteilten Bruder Bodo von G. zu einem Fluchtversuche beihilflich gewesen war, wurde sie aus Sachsen verwiesen. Sie lebte nun in Wolfenbüttel, bis sie 1859 nach Begnadigung ihres Bruders wiederum ihren Aufenthalt in Dresden nahm. Unter ihren literarischen und belletrischen Arbeiten sind besonders zu nennen: „Fata Morgana. Ein Roman aus dem J. 1848“ (Epp. 1851), „Aus den Pyrenäen“ (2 Bde., Dessau 1854), „Mythologie der Deutschen“ (Epp. 1856), „Berühmte Frauen“ (Epp. 1856), „Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Deorient“ (Epp. 1862), „Aus der Bretagne“ (Wien 1867), „Düstere Mächte. Erzähl. Novellen“ (Berl. 1867; 2. Aufl. 1870), „Novellen“ (3 Bde., Berl. 1869), „Liebeszauber“ (Berl. 1870), „Die Augen der Valois“ (Berl. [1871]), „Frau Domina“ (Stuttg. 1878), „Alteneichen. Erzählung“ (Berl. 1878), „Aus dem Veern. Novellen“ (Berl. 1879), „Dönninghausen. Roman“ (2 Bde., Dresd. 1881), „Rom Weibstuh der Zeit. Vier Novellen“ (Dresd. 1882). Unter ihren Übersetzungen sind die von George Sands „Geschichte meines Lebens“, von Swifts „Briefen an Stella“, von Laupreß „Geschichte Napoleons“, von Zungenjews „Väter und Söhne“ (Stuttg. 1888) hervorzuheben.

Claire von G.s Mutter, Charlotte von G., geb. Spöhr, hat sich erst unter dem Pseudonym G. Tolstop, dann unter ihrem eigenen Namen ebenfalls als Schriftstellerin bekannt gemacht.

Glumr Epyllifson oder **Biga-Glumr** (d. h. Schlachten-Glumr), ein isländ. Stalbe, geb. um 940, gest. 1008, nachdem er kurz vorher zum Christentum übergetreten war. In seiner Jugend lebte er längere Zeit in Norwegen. Berühmt ist G. als Håupfingling im Südwesten der Insel, als welcher er mancherlei Kämpfe zu bestehen hatte. Diese bilden hauptsächlich den Inhalt der »Biga-Glumrjaga«, einer Lebensbeschreibung des Dichters, niedergeschrieben im Anfange des 18. Jahrh. (Vgl. »Biga-Glumrjaga«, herausg. von G. Thorlafsjon in den »Íslenskar Fornhödur L.«, Kopenh. 1879.) Größere Gedichte sind von G. nicht erhalten; nur vereinzelte Strophen finden sich namentlich in jener Lebensbeschreibung eingestreut.

Glurns, Stadt in Tirol, Bezirkshauptmannschaft Neuen, links an der hier kanalisiertem Etich im obern Rintschgau, 915 m über dem Meere, mit (1880) 649 E., ist Sitz eines Bezirksgerichts und mit Mauern umgeben.

Glutäen (*Glutaei muscoli*), die drei paarigen Gesichtsmuskeln, welche an der hintern und äußern Seite des Beckens gelegen sind und in ihrer Gesamtheit die Hinterbacken oder das Gesäß (s. d.) bilden. Der große Gesichtsmuskel (*musculus glutaeus maximus*), der größte Muskel des Körpers, kommt zuerst nach Entfernung der Haut am Gesäß als ein rautenförmiger platter, etwa 3 cm breiter Muskel zum Vorschein, der vom hintern Teil der äußern Darmbeineinflecke entspringt und mit einer breiten starken Sehne sich am großen Rollhügel des Oberschenkelbeins ansetzt; er streckt den Oberschenkel, wenn der Rumpf feststeht, und richtet den Rumpf auf, wenn der Schenkel fixiert ist. Der mittlere Gesichtsmuskel (*musculus glutaeus medius*) liegt unter dem vorigen, entspringt von der vordern Hälfte der äußern Darmbeineinflecke und endigt mit einer kurzen starken Sehne an der äußern Fläche des großen Rollhügels; er streckt den Schenkel und abduziert ihn. Der kleine Gesichtsmuskel (*musculus glutaeus minimus*) wird vom mittlern befestigt, ist viel kleiner als dieser, entspringt von der äußern Darmbeineinflecke und befestigt sich an der Spitze des großen Rollhügels; seine Wirkung ist die des vorigen. (S. Tafel: Muskeln des Men. [Hen.])

Glutäen, Glutäenfasern, Glutäenfasern, s. Glutäen. **Glutäen**, Knochenleim entsteht durch Lösung des fibrillären Bindegewebes der Knochen beim Kochen von Knochen mit Wasser, namentlich rasch unter Anwendung von erhöhtem Druck. Die dabei resultierende und vom Fett mechanisch gesonderte Flüssigkeit erstarrt beim Erkalten zu einer Gallert und löst beim Eintrocknen das G. als durchscheinende, glänzende, spröde Masse, beim juckend. Es ist eine zu den Eiweiß- oder Proteinstoffen (s. d.) zu rechnende Verbindung. In dem Vergleich ist das G. nicht identisch mit der durch Kochen von permanenten Anorpeln erhaltenen Keimsubstanz, die als Chondrin (s. d.) unterzogen wird.

Glutämentin (lat.), Nebenmittel, welche zur schnellen Vereinzigung kleiner Wunden benutzt werden, wie Kollodium, Heftpflaster u. a. **Glutination**, das Zusammenkleben, Kleben; *glutinosus*, zusammenklebend; *glutinosus*, klebrig.

Glycerin R. Br. (Schwaben), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. Man kennt gegen 20 Arten, die größtenteils in der südlichen

und nördlichen gemäßigten Zone vorkommen und eine ausgedehnte Verbreitung haben. Es sind perennierende, seltener einjährige Gräser, die meist an feuchten Orten oder im Wasser selbst vorkommen. Die geteilten Ährchen enthalten mehr als zwei Blüten, welche keine Stannnen besitzen. Der Wurzelstock ist kriechend. Mehrere G. Arten sind ausgezeichnete Futtergräser, so die in Deutschland häufigen *G. aquatica* Willd., deren Stalm bis zu 2 m hoch wird, und *G. fluitans* R. Br., deren Stämme ebenfalls ziemlich lang sind, aber nicht ganz aufrecht stehen. Die Körner der letztern sind unter dem Namen Mannahirse, Mannagräse bekannt und werden in mehreren Gegenden zur Bereitung von nahrhaften Suppen verwendet.

Glyceride, s. Glyceride.

Glycerin, s. Glycerin.

Glycerius, ein weström. Comes und Gardeoffizier, den am 5. März 473 n. Chr. unter Zustimmung der italischen Armees (nach des Kaisers Olybrius Tode) der burgund. Patricius Gundobad in Rom als Kaiser des Abendlandes aufstellte. Als aber Gundobad nach Gallien abgezogen war, um nach seines Vaters Tode die Herrschaft über die Burgunder zu übernehmen, landete der durch den byzant. Kaiser Leo I. zum Kaiser des Westens bestimmte Julius Nepos im Juni 474 mit starker Macht bei Ostia und nötigte G. abzutreten und Bischof von Salona zu werden.

Glycin, s. Glykophol.

Glycine L., Stachse, von Nutal Wistar genannt, eine Gattung baumartiger hülsenfrüchtiger Schmetterlingsblütler mit kletternden Stämmen, gesiederten abfallenden Blättern und zu Trauben und Ähren geordneten, effektvollen blauen Blumen. In diesen liegen zugleich die Hauptmerkmale, durch welche diese Gattung von andern Papilionaceen sich unterscheidet, schwierige Fahne und ein aus zwei freien Kantenblättern gebildetes Schiffschen.

In den Gärten Europas wird vorzugsweise *G. chinensis* kultiviert, eine in China und Japan einheimische Art. In Betreff des Erdreichs wenig schwierig, wenn es nicht geradezu naß ist, zieht sie doch kalkreichen Thonboden vor. Sie gedeiht in allen Lagen und erhebt sich binnen wenigen Jahren bis in den Wipfel der höchsten Bäume oder aber zieht ausgedehnte Mauerpalisade. In Japan wird kaum eine andere Pflanze so wert gehalten wie diese. Zur Ausschmückung der Gärten und öffentlichen Plätze findet sie sich dort in so verschwenderischer Menge angewendet, daß die Luft förmlich mit Wohlgeruch geschwängert wird. Man pflanzt sie oft in zwei oder mehr Reihen und zieht sie an Stangen bis zu 6 m Höhe hinauf. Haben sie diese Höhe erreicht, so biegt man die Zweige gegeneinander und verbindet sie zu Laubengängen. Wenn der Frühling herankommt, so bedecken sich diese aus Laufenden durcheinander geflochtener Zweige gebildeten Hallen mit zahlreichen prächtigen Blütentrauben.

Die amerikanische *G.* ist viel früher in Europa eingeführt worden als die chinesische, dennoch aber in den Gärten seltener, nicht allein wegen ihrer geringern Schönheit, sondern auch wegen ihrer größern Empfindlichkeit gegen die Kälte. In neuerer Zeit ist eine Form dieser Pflanze, var. *magnifica*, bekannt geworden, welche einen viel reichern Flor entwickelt als die Stammmart und bläulich-lilafarbige Blumen mit einem gelben Fleck in der Mitte

besitzt. Sie liebt wie die Stammart einen sandigen Lehmboden.

Glycion, f. Glycyrrhizin.

Glycionerde, Glycionoryd, f. Beryllium.

Glycium, Metall, f. Beryllium.

Glycyrrhiza L., Süßholz, eine zu den Schmetterlingsblütlern gehörige Pflanzengattung, welche durch eine schmale, gerade gestreckte Blüte und ein frei-zweiblättriges Schiffchen (Kiel) gekennzeichnet ist. Die zu ihr gehörigen Arten stellen aufrechte Stauden mit etwas flehrigen, gelbgrünen Blättern dar. Ihre baumenstarke Pfahlwurzel bringt senkrecht und tief in den Boden ein und ihre Seitenwurzeln kriechen oft viele Meter weit horizontal unter der Oberfläche hin und sind mächtig biden Striden vergleichbar, innen gelb und von süßem, etwas trübendem Geschmack. Durch Auskochen derselben und Eindicken des Saftes wird der als Brustmittel bekannte Lakrigen-saft (Succus Liquiritiae) gewonnen.

Die gebräuchlichste Art ist *G. glabra L.*, mit kurzen gestielten Blütenähren mit voneinander abstehenden Blüten und mit glatten Früchten. Sie kommt zwar im südl. Europa wild vor, wird aber in Spanien und Galabrien wie auch in Deutschland, z. B. in Bamberg, im großen angebaut (die Wurzel dieser Art ist als *Radix Liquiritiae officinalis*). *G. echinata L.* unterscheidet sich durch fast gestielte kopfförmige Blütenähren und horstig-stachelige Früchte und liefert das russ. Süßholz, welches bei uns fast nicht im Gebrauch ist. *G.* verlangt zum Gedeihen ein feuchtes, mächtig warmes Klima, sandigen Lehm. oder lehmigen Sand., in jedem Falle aber einen tief-lodern, etwas frischen Boden und wird durch die Wurzeln fortgepflanzt. Die Wurzelstöcke von 12 bis 15 Jahren geben in der Regel den höchsten Ertrag.

Glycyrrhizin, Glycion, Süßholzwurzel, ein Glukosid $C_{42}H_{64}O_{16}$, welches als Ammoniatverbindung in der Süßholzwurzel, von *Glycyrrhiza glabra* und *G. echinata* und dem daraus bereiteten Extrakt, dem Lakrigen, sowie in der Monesiarinde, von *Chrysophyllum glycyphleum* vorkommt und diesen den süßen Geschmack erteilt. Dieser Geschmack ist aber nur der Ammoniatverbindung eigen; scheidet man das Glukosid daraus durch Säuren ab, so erhält man es als in Wasser kaum lösliche, zusammenklebende, geschmacklose Masse.

Glykhol, Glycin, Leimsäure, Leimzucker, Amiboesigsäure $C_2H_3NO_2$ oder $CH_2(NH_2)COOH$, wurde 1820 von Braconnot beim Kochen von Leim mit Säuren zuerst erhalten, dann von Dessaigne als Spaltungsprodukt der Hippursäure und von Strecker als Spaltungsprodukt der Glykolsäure erkannt. *G.* ist eine Essigsäure, in welcher ein Wasserstoffatom der darin enthaltenen Methylgruppe durch Amid ersetzt ist, und von ihr leitet sich die Hippursäure ab, indem ein Wasserstoffatom der Amidgruppe des *G.* durch das einwertige Radikal der Benzoesäure vertreten wird; auf gleiche Weise entsteht die Glykolsäure durch Substitution desselben Wasserstoffatoms durch das Radikal der Cholsäure. Man erhält *G.* am einfachsten durch anhaltendes Kochen von Hippursäure mit Salzsäure, wobei unter Freiwerden von Benzoesäure eine Verbindung von *G.* mit Salzsäure entsteht. Nach dem Erkalten wird die Flüssigkeit von der auskrystallisierten Benzoesäure getrennt und mit einem

Überschuß von Bleioryd gelocht, wodurch die salzsaure Verbindung zerfällt und das Chlor als schwer lösliches Bleichlorid abgetrieben wird. Die hiervon gesonderte Flüssigkeit wird durch Einleiten von Schwefelwasserstoff von Blei befreit und dann zur Krystallisation verdampft. Das *G.* bildet schöne, große, glänzende Krystalle, deren wässrige Lösung neutral reagiert und deutlich süßen Geschmack zeigt. Es ist leicht in Wasser, schwerer in Alkohol, in Äther nicht löslich, schmilzt bei 178° und wird in höherer Temperatur zerlegt. Das *G.* hat die bemerkenswerte Eigenschaft, sich sowohl mit Basen, wie auch mit Säuren, sowie mit mehreren Salzen zu verbinden.

Glykolsäure $C_2H_4O_3$, ist eine aus Glykhol (f. d.) und Cholsäure (f. d.) gepaarte Säure, welche sich in der Galle aller Wirbeltiere, in reichlicher Menge aber in der der Grasfresser findet. Zur Darstellung wird frische Ochsen-galle mit Äther überschichtet, mit 5 Proz. ihres Volums an konzentrierter Salzsäure versetzt und kräftig umgeschüttelt, worauf nach einiger Zeit die ganze Flüssigkeit zu einem Krystallbrei erstarrt. Die von dem Flüssigen getrennte Säure wird aus Wasser umkrystallisiert und bildet dann farblose, äußerst feine, verfilzte Nadeln, die in 300 Teilen kaltem und in 120 Teilen heißem Wasser löslich sind. Die mit Schwefelsäure und etwas Jodter vermischte Lösung färbt sich intensiv rot. (*G.* Galle, gereinigte.) Sie ist eine einbasische Säure, deren Alkalisalze in der Galle enthalten sind. Die Salze derselben werden durch andere Säuren leicht zerlegt unter Abscheidung der *G.* Da die *G.* sehr schwer löslich ist, so übt sie im freien Zustande kaum die Wirkung einer Säure aus, und es wird daher im tierischen Organismus der aus dem Magen kommende stark saure Speisebrei im Dünndarm durch die dort mit ihm zusammentreffende Galle neutralisiert.

Glykogen $C_6H_{10}O_5$, eine der Stärkte und dem Dextrin nahestehende Verbindung, welche im lebenden Tierkörper erzeugt wird und sich in reichlicher Menge in der Leber während des Verdauungsprozesses findet. Zur Darstellung wird die ganz frische, noch warm aus dem Körper des während der Verdauung geschlachteten Tiers genommene Leber rasch zerhackt, in lebhaft kochendes Wasser geworfen und mehrmals mit kochendem Wasser extrahiert. Die geklärte Flüssigkeit wird dann, um gelöste Eiweißstoffe, Leim und sonstige Substanzen zu entfernen, abwechselnd mit kleinen Mengen von Salzsäure und Lösung von Quecksilberiodid in Jodkali-um versetzt, bis kein Niederschlag mehr entsteht, und nach der Filtration mit Alkohol gefällt. Das *G.* scheidet sich dabei als rein weißer Niederschlag ab, der mit Alkohol gewaschen wird. Das *G.* ist leicht in Wasser, nicht in Alkohol und Äther löslich. Seine wässrige Lösung ist nie klar, sondern zeigt deutliche Opaleszenz, die jedoch auf Zusatz von Alkohol verschwindet. Es hat ein sehr starkes rechtseitsiges Drehungsvermögen für den polarisierten Lichtstrahl. Durch tierische Fermente, Speichel, Pankreas, Lebergewebe wird es leicht in Dextrin und Maltose verwandelt, beim Kochen mit Säuren liefert es Traubenzucker. [*Alkohol*]

Glykole, zweiatomige Alkohole, f. unter Al.
Glykon von Athen nennt sich als Meister des sog. Farnesischen Hercules (f. d.). Er lebte etwa gegen Ausgang des 1. Jahrh. v. Chr.

Glykoneischer Vers, f. Asklepiades.

Glykonischer (auch Glykoneischer) Vers oder Glykonens ist eine nach dem griech. Dichter Glykon benannte Verszeile von der Form

— — — — —

Am bekanntesten ist seine Verwendung in den Asklepiadeischen Strophen des Horaz, in denen er in Verbindung mit dem kleinern Asklepiadeus (s. Asklepiades) auftritt.

Glykose oder Glukose, s. Traubenzucker.

Glykide, s. Glukoside.

Glykourie, s. unter Diabetes.

Glyph (grch.), in der Baukunst soviel wie Schlig (vgl. Trigglyph).

Glyphogene nennt man eine besondere Methode der Ätzung von Stahlplatten. Die im Ätzgrunde auf gewöhnliche Weise rabierte Platte wird mit einem 2—3 cm hohen Wachsrand umgeben und mit Boräswasser (destilliertes Wasser mit 5 Proz. reiner Salpetersäure und ein Zehntel seines Volums Weingeist) übergossen, welches so lange stehen bleibt, bis die rabierten Striche sich braun färben. Die Platte wird dann mit Spülwasser (destilliertes Wasser mit dem dritten Teil seines Volums Weingeist vermischt) abgewaschen und durch Aufblasen von Luft mittels eines Blasbalgs getrocknet, worauf wieder Boräswasser aufgegossen wird, bis die Striche gleichmäßig braun erscheinen. Tritt diese Erscheinung ein, so wird die Flüssigkeit abgegossen und durch Ätzwasser (80 Teile destilliertes Wasser, 15 Teile Weingeist, 6 Teile reine Salpetersäure, 1/2 Teil Höfenstein) ersetzt, welches die Platte bis zu einer Höhe von 15 mm bedecken muß. Das Ätzwasser bleibt so lange auf der Platte, bis der sich bildende feine Schlamm die ganze Fläche gleichmäßig bedeckt, worauf die Platte mit reinem Wasser, unter Zuhilfenahme eines weichen Haarpinzels so lange gewaschen wird, bis alle Striche rein ausgewaschen erscheinen. Je nach der beabsichtigten Tiefe der Striche wird die Ätzung auf ganz gleiche Weise noch ein- oder mehreremal wiederholt. Flacher zu haltende Stellen werden im geeigneten Zeitpunkt durch Auftragen von in Terpentinöl gelöstem Ätzgrund gedeckt. Bedingnis zum Gelingen der Ätzung ist, daß dieselbe bei einer Temperatur von möglichst annähernd 15° C. ausgeführt werde. Die Ätzflüssigkeiten sind nicht lange haltbar, sie sollten daher nicht in größerem Vorrat angefertigt werden.

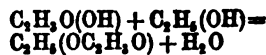
Glyphotographie, ein von Palmer in London erfundenes und von dem Kupferstecher Ahner in Leipzig vervollkommnetes Verfahren, für Buchdruck geeignete Galvanos in Holzschnittmanier herzustellen, und zwar in der Weise, daß die Zeichnung, genau wie sie aus der Hand des Zeichners kommt, direkt zur Herstellung von Reliefgalvanos benutzt wird. Das Verfahren ist folgendes. Eine genau gezeichnete Kupferplatte wird mit Schwefelsäure oder Schwefelleberlösung behandelt. Das sich bildende Schwefelkupfer gibt der Platte einen intensiv schwarzen Grund; nachdem sie mit Wasser abgspült und getrocknet, wird sie mit einer schreibpapierstarken Wachslicht oder einem weißen, aus Burgund, Bech, Wachs, Kolophonium, Walrat und Zinkweiß zusammengesetzten Radiergrunde überzogen, und dann die Zeichnung mit der Radiernadel in den weißen Grund, wie sie im Druck erscheinen soll, also nicht verkehrt, bis auf den schwarzen Grund eingeritzt und darf auf keinen Fall das blaue Kupfer freigelegt werden. Die rabierte

Zeichnung erscheint alsdann tiefschwarz auf weißem Grunde. Die Platte wird nun graphitiert, und im galvanischen Apparat eine Hochdruckplatte erzeugt, welche behufs des Druckens auf einem Holzblock oder einem Bleisatz befestigt wird.

Glyptik (grch.) nennt man die Kunst, in Metall oder in Stein zu graben oder zu stechen. (S. Steinschneidekunst.) **Glyptothek** bezeichnet demnach eigentlich nur eine Sammlung geschnittener Steine; die Glyptothek in München (s. d.) umfaßt jedoch vorzugsweise Denkmäler der antiken Plastik.

Glyptodon hat man eine jetzt in mehrere Untergattungen (Chlamydothorium, Panochthus) geteilte Gattung riesiger fossiler Panzertiere genannt, welche zwar den heutigen Gürteltieren in vieler Beziehung nahe standen, aber doch in andern wesentlich abwichen. Sie erreichten die Größe von Tapiren oder Nashörnern, hatten einen runden, abgestutzten Kopf wie die Faultiere und mit diesen auch einen absteigenden Fortsatz am Jochbeine gemein. Die Kiefer trugen nur wurzellose Backenzähne, die durch tiefe Einkerbungen von beiden Seiten her in rautenförmige Prismen zerlegt scheinen. Auf dem oben nur sehr dünnen Schädel befand sich eine, wie der übrige Panzer, aus einzelnen Stücken zusammengesetzte Deckplatte. Der Hautpanzer, welcher den ganzen Körper vom Hals bis zum Schwanz umschloß und nur am Bauche offen ist, zeigte keine Ringe, wie der Panzer der Gürteltiere, sondern bildete ein zusammenhängendes, aus einzelnen, meist sechsseitigen, oft mehrere Centimeter breiten Knochenstücken zusammengesetztes Schild. Die Tiere konnten sich also nicht zusammenrollen, wie die Gürteltiere. Der Schwanz trat in einer ebenso gebildeten Röhre, die bald aus Ringen, bald aus einem Stücke gebildet ist. Die kurzen, stämmigen Füße waren mit großen, zum Scharen geeigneten Sichelkrallen bewaffnet. Die Reste dieser Tiere finden sich häufig in den Pampasbüschen Südamerikas. Ganze Skelette sind jetzt nicht nur in dem Museum von Buenos-Ayres, das eine ausgezeichnete Sammlung enthält, sondern auch in verschiedenen Museen von Europa.

Glyceride nennt man die zusammengesetzten Säureäther des Glycerins. Dieselben stehen zu dem dreisäurigen Alkohol Glycerin genau in demselben Verhältnis, wie die gewöhnlichen zusammengesetzten Äther zum einsäurigen Äthylalkohol. So wie aus der Essigsäure und dem Äthylalkohol der Essigsäure-Äthyläther hervorgeht, indem das Radikal der Essigsäure, das Acetyl, an Stelle eines Wasserstoffatoms der Hydroxylgruppe des Äthylalkohols tritt:



so wird auch das Glycerin zu dem entsprechenden Äther, indem ein Säureradikal substituierend für ein Wasserstoffatom einer Hydroxylgruppe des Alkohols eintritt. Es findet nur ein Unterschied statt, der durch die Dreifachigkeit des Glycerins bedingt ist. Das Glycerin $C_3H_7(OH)_3$ enthält drei Hydroxylgruppen mit drei vertretbaren Wasserstoffatomen, von denen entweder nur eins, oder zwei, oder alle drei durch Säureradikale ersetzt werden können, und man erhält daher drei Reihen von zusammengesetzten Glycerinäthern, so von der Essigsäure ausgehend:

ord. Professor der Botanik und Chemie zu Tübingen, wo er 20. Mai 1765 starb. Seine «Flora Sibirica» (herausg. von Pallas, 4 Bde., Petersb. 1749—69) und die Beschreibung seiner «Reisen durch Sibirien» (4 Bde., Göt. 1751—52) sind seine Hauptwerke.

Johann Friedrich G., Neffe des vorigen, geb. 8. Aug. 1748 zu Tübingen, gest. 1. Nov. 1804 als Professor der Medizin und Chemie zu Göttingen, war einer der vielseitigsten und fruchtbarsten Naturforscher des 18. Jahrh. Die von ihm besorgte 13. Ausgabe des Linnéschen «Systema plantarum» war für die Zeitgenossen unentbehrlich. Außerdem verfaßte er noch viele naturwissenschaftliche und mediz. Schriften.

Christian Gottlieb G., Bruder des vorigen, geb. 3. Nov. 1749 zu Tübingen, gest. 6. März 1818 als Professor der Rechte daselbst, schrieb unter andern «Die Ordnung der Gläubiger bei dem Bankrot» (4. Aufl., Wm 1793).

Samuel Gottlieb G., ein Neffe von Johann Georg G., geb. 4. Juli 1744 zu Tübingen als Sohn des dortigen, als Chemiker bekannten Arztes und Apothekers Johann Konrad G., geb. 2. Aug. 1707, gest. 19. Juni 1759, erwarb sich an der dortigen Universität 1768 die mediz. Doktorwürde, bereiste dann Holland und Frankreich, folgte 1767 einem Rufe an die Akademie zu Petersburg und trat hierauf 1768 mit Pallas, Gmelin und Lappin eine naturforsch. Reise durch Rußland an. Namentlich bereiste er 1769 die weßl. Seite des Don, 1770 und 1771 die pers. Provinzen an der ssk. und sskwestl. Seite des Kaspiischen Meers, 1772 die Gegenden an der Wolga und 1773 die Ostseite des Kaspiischen Meers. Auf der Rückreise wurde er 1774 von dem Chan der Chaitalen festgenommen und starb zu Achmetent 27. Juli. Seine wichtigsten Schriften sind seine «Historia facorum» (Petersb. 1768) und seine «Reisen durch Rußland» (4 Bde., Petersb. 1770—84).

Ferdinand Gottlieb von G., ein Neffe des vorigen, geb. 10. März 1782 zu Tübingen, wo er auch seine akademischen Studien machte und 1802 die Doktorwürde erlangte, bereiste Deutschland, Ungarn, Italien und Frankreich, wurde 1806 außerord. und 1810 ord. Professor der Naturgeschichte und Medizin zu Tübingen und starb 21. Dez. 1848. Er hat sich besonders um die allgemeine Pathologie verdient gemacht. Seine bekanntesten Schriften sind: «Allgemeine Pathologie des menschlichen Körpers» (2. Aufl., Stuttg. 1821), «Allgemeine Therapie der Krankheiten des Menschen» (Abb. 1830), «Kritik der Prinzipien der Homöopathie» (Abb. 1836).

Christian Gottlob G., Bruder des vorigen, geb. 12. Okt. 1792 zu Tübingen, bereiste 1814—18 Frankreich, Norddeutschland, Schweden, Norwegen und England und wurde hierauf Professor der Chemie und Pharmacie zu Tübingen, wo er 18. Mai 1860 starb. Er zählte zu den bedeutendsten Chemikern seiner Zeit und hat viele Schüler hinterlassen. Außer zahlreichen Einzelforschungen veröffentlichte er die «Einleitung in die Chemie» (2 Bde., Abb. 1833—37).

Leopold G., Sohn des göttinger Professors Johann Friedrich G., geb. 2. Aug. 1788 zu Göttingen, widmete sich ebenfalls chem. und mediz. Studien zu Göttingen, Tübingen und Wien. Im Herbst 1813 habilitierte er sich zu Heidelberg, wo er

1814 zum außerord. 1817 zum ord. Professor der Chemie aufrückte. In der Folgezeit wurde er Hofrat, Geh. Hofrat und im Frühjahr 1851 bei Gelegenheit seiner Emeritierung Geheimrat. Er starb 13. April 1853 zu Heidelberg. Seinen Ruf als einer der verdientesten deutschen Chemiker begründete G. durch sein «Handbuch der theoretischen Chemie» (2 Bde., Frankfurt. 1817—19; 4. Aufl., vollendet von Schloßberger und List, Heidelberg. 1841—55; neu bearbeitet von Kraut in 2 Abteilungen unter dem Titel: «Handbuch der Chemie. Anorganische Chemie», 6. Aufl., 3 Bde., Heidelberg. 1871 fg., und «Handbuch der organischen Chemie», 4. Aufl., 5 Bde., Heidelberg. 1860—75). Wichtige Beiträge zur organischen Chemie lieferte G. gemeinschaftlich mit Liebigmann in «Versuche über die Wege, auf welchen Substanzen aus dem Magen und Darmkanal in das Blut gelangen» (Heidelberg. 1820) und «Die Verdauung» (2 Bde., Heidelberg. 1826—27). Auch ist noch G.s «Versuch eines neuen chem. Mineralsystems» (Heidelberg. 1825) zu nennen.

Wilhelm Friedrich G., ein ausgezeichnete Kupferstecher, geboren zu Badenweiler i. Br. am 26. Nov. 1760, starb in Rom 22. Sept. 1820. Seine vielen großen und sorgfältig gearbeiteten Kupferstiche gehören zu dem Bediegensten, was der Grabstichel hervorgebracht hat, und bloß in einigen spätern Produktionen bemerkt man eine Härte und zu starke Betonung einzelner Stellen. Auch lieferte er viele schöne Sepiazeichnungen. Unter andern ersand er eine Maschine für Kupferstecher.

Sein Bruder, Karl Christian G., geb. zu Badenweiler 18. März 1762, bad. Hof- und Medizinalrat, Direktor des botan. Gartens und des Naturalienkabinetts, Professor der Naturgeschichte und der Botanik zu Karlsruhe, wo er 26. Juni 1837 starb, verfaßte die «Flora Badensis» (4 Bde., Karlsruhe. 1805—26) und eine «Gemeinnützige Naturgeschichte» (2. Aufl., Rammh. 1839).

Gmelinsches Salz ist Kalium-Eisencyanid, s. Blutlaugensalz (rotes).

G-moll (ital. sol minore; frz. sol mineur; engl. g minor), die Moll-Lonart, bei welcher h und e um einen halben Ton erniedrigt werden, also zwei b vorgezeichnet sind; die parallele Dur-Lonart ist B-dur. (S. unter Ton und Tonarten.)

Gmünd, Stadt in Niederösterreich, Bezirks-hauptmannschaft Waidhofen, rechts an der Lainsitz, die in Böhmen als Lainsitz rechts zur Moldau geht, zählt (1880) 2439 E., von denen viele in den Werkstätten der Franz-Josephsbahn beschäftigt sind, die hier ihren größten Stationsplatz (der Linien Wien-Dubweis-Pilsen-Eger und G. Prag) und die zum Bahnbetrieb erforderlichen Werkhäuser hat. Auch besteht zu G. eine Leinwandfabrik und in der Umgegend sind große Glasfabriken. Der Ort zeigt noch Reste seiner alten Befestigung. Das Schloß mit bedeutendem Grundbesitz gehört dem Erzherzog Sigismund.

Gmünd, Stadt in Kärnten, Bezirkshauptmannschaft Spittal, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat Eisenhammer, Walzwerke, Handel mit Holz und Vieh und zählt (1881) 961 E. deutscher Zunge. Der Name der Stadt kommt von ihrer Lage am Zusammenflusse der Malta und Lieser, und diese Lage am Ausgange zweier durch landschaftliche Reize ausgezeichnete Hochgebirgsthäler macht sie zum Zielpunkte vieler Reisenden. Das Schloß mit bedeutendem Grundbesitz gehört dem Grafen

von Ludron. Eine Höhe nördlich der Stadt trägt die Reste des alten Schlosses.

Gmünd oder Schwäbisch-Gmünd, Stadt in Württemberg, Hauptort eines Oberamtsbezirks (264 qkm mit [1880] 31 741 meist lath. G.), im Jagdkreise, 51 km im S.D. von Stuttgart, an der Eisenbahn Cannstatt-Nördlingen, in dem reizenden und fruchtbaren Thale der von einer schönen Brücke überspannten Rems, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat (1880) 13 774 G. und trägt mit ihren Kirchen, Thürmen und einigen Bruchstücken der ehemaligen bedeutenden Mauermauer immer noch das Gepräge einer alten Reichsstadt. Unter den sechs Kirchen sind besonders merkwürdig die neuestens renovierte, im roman. Stil erbaute St. Johannis-Kirche und die got. Heiligkreuzkirche. Die außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe gelegene, teilweise in Felsen gehauene Salvatorkirche ist eine sehr besuchte Wallfahrtsstätte. Von den vielen Kapellen bestehen nur noch die zu St. Joseph und Herrgottsruhe, und die Gebäude der 1803 eingezogenen Klöster werden zu andern Zwecken benutzt. Es befinden sich in G. ein Realgymnasium, eine Zeichen-, Eiselier- und eine gewerbliche Fortbildungsschule, ein lath. Schullehrerseminar, eine königliche und eine Privattaubstummenanstalt, ein Blindenasyl, eine bedeutende Irrenanstalt unter der Leitung der Württembergischen Schwestern, zwei Hospitäler, ein musterhaftes Zuchthaus (in dem ehemaligen, 1240 erbauten Dominikanerfrauenkloster Gotteszell). Handel und Gewerbefleiß, im Mittelalter in hoher Blüte, sanken seit Anfang des 17. Jahrh. mehr und mehr, haben sich aber in neuerer Zeit wieder sehr gehoben. Neben Obstbaumzucht, Ackerbau und Hopfenbau herrscht eine lebhafteste Gewerbsthätigkeit, besonders in Fabrikation von eisernen und gravierten Gold- und Silberwaren, von Kupfer-, Bronze- und Messingwaren, Kinderspielzeug, Wachsarbeiten, Tabak, Mobilien, Tabletterie- und andern Holzschmied- und Drechslerwaren. Auch bestehen viele Mählwerke, Gerberei und überhaupt viel Kleingewerbe. Die Stadt hat schöne Spaziergänge und Gesellschaftsgärten. Eine Stunde im Südwesten erheben sich zwischen dem Hohenstaufen und dem Stäuffen majestätisch die zwei Kuppen des Neckbergs, die eine mit einer Wallfahrtskirche, die andere mit der Ruine des ehemaligen Schlosses Neckberg oder Hohenneckberg, der Stammburg der Grafen von Neckberg, in deren Herrschaft viel Schnitz- und Drechslerarbeiten, z. B. die sog. Ulmer Pfeifenköpfe aus Maserholz, verfertigt werden. G. hieß sonst Kaiserstreuß und machte sich nach dem Aussterben des hohenstauffischen Hauses reichsfrei. Ungeachtet der innern Fehden zwischen Patriciat und Bürgern, die selbst noch zu Anfang des 18. Jahrh. sich erneuten, blieb es selbständig, bis es 1803 an Württemberg kam. Vgl. Kaiser, «Führer durch G. und seine Umgebung» (Gmünd 1882).

Gmünd (Heinr. von), Baumeister, s. unter Arler.

Gmunden, Hauptort der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft in Oberösterreich, an der Linie G.-Lambach der Kaiserin-Elisabethbahn und an der Salzlammertguthbahn, liegt 430 m hoch an dem Ausflusse der Traun und dem Nordende des Traun- oder Gmundersees, ziemlich gegenüber dem fast senkrecht emporsteigenden, 1691 m hohen Traunstein. Die Stadt ist Sitz der Bezirks-

behörden, sowie einer Forst- und Domänenverwaltung, zählt (1880) 6631 G. und ist bekannt als Kurort und angenehmer Sommeraufenthalt. G.s Kurmittel bestehen in See- und Solbädern, Fichtebädern, einem Inhalationskabin, einer pneumatischen Kammer und einer Kaltwasseranstalt. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus die 1876 vollendete evang. Kirche, die lath. Pfarrkirche mit einem trefflich geschnittenen Hochaltar Schwanthalers aus Ried, das Rathaus und über 50 Villen. G. zählt zu den schönstegelegenen Städten Österreichs und ist reich an schönen Spaziergängen und herrlichen Gebirgstouren. Vom Kalsartenberge und von den sehr sehenswerten Satorischen Anlagen aus hat man eine herrliche Aussicht über den See und das ihn umgebende Gebirgs panorama. In der Nähe der Stadt liegen die Schlösser Ebenezwei und Orth, letzteres im See selbst und durch eine 130 m lange Brücke mit dem Lande verbunden. Dampfer sehen G. in Verbindung mit dem Dorfe Ebensee (s. d.) am Südufer. Vgl. Feuerstein, «Der Kurort G.» (5. Aufl., Gmunden 1879); Geuter, «Fisch und seine Umgebungen. Unter gleichzeitiger Berücksichtigung G.s» (6. Aufl., Gmunden 1883).

Gnadau, Flecken im Kreise Kalbe a. d. Saale des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg, Station der Linie Magdeburg-Halle-Leipzig der Preussischen Staatsbahnen, 21 km im S.S.D. von Magdeburg gelegen, hat 630 G. und ist eine Herrnhuterkolonie, die 1767 gegründet wurde. G. hat ein Pensions-Erziehungsinstitut für Mädchen, ein Erziehungsseminar für Lehrerinnen, Fabrikation von Handschuhen, Wollwaren, Feuerspritzen und Badwaren (Gnadauer Bregeln). Die Unitätsbuchhandlung daselbst versieht alle Brüdergemeinen und Missionsstationen der Erde mit den meist am Orte gedruckten Schriften.

Gnade heißt in der religiösen Sprache die göttliche Güte, sofern sie an dem Menschen ohne dessen zuvorkommendes Verdienst sich wirksam erweist, insbesondere ihn von Sünde und Schuld befreit und mit sich versöhnt. Da für die fromme Anschauung alles Gute, was dem Menschen zuteil wird, auf göttlicher Mittheilung beruht, so stellt sich im weitern Sinne jede Förderung des leiblichen wie des geistlichen Lebens für die religiöse Betrachtung unter den Gesichtspunkt der freien göttlichen G. Im engern Sinne pflegt man unter G. diejenige göttliche Ursächlichkeit zu verstehen, welche den Menschen in das rechte religiöse Verhältnis zu Gott einsetzt und zur religiös-sittlichen Lebensvollendung führt. Sofern nämlich der zur Erkenntnis der sittlichen Ordnungen Gottes oder des göttlichen Gesetzes herangereifte Mensch den Widerspruch seines tatsächlichen Zustandes mit dem vom Gesetz geforderten oder seine Sündigkeit einräumen muß, sich selbst aber durchaus unfähig findet, dem Gesetz aus eigener Kraft zu genügen, so führt er alle Versöhnung des Herzens mit Gott und alle dieser Versöhnung entquellenden sittlichen Kräfte allein auf die unverdiente göttliche G. zurück. Diesen Gegensatz von Sünde und G. gibt namentlich der Christl. Frömmigkeit ihr eigentümliches Gepräge und bedingt für dieselbe den Unterschied des «Wertebundes» und des «Gnadensbundes», oder der Gesetzesreligion und der Erlösungsreligion. Was nun an sich im Wesen des Geistes und seinem Entwicklungsgange begründet ist: der Fortschritt von der Knechtschaft des endlichen

Subjektis unter dem Gesez und der Sünde zu freier, gottverhöhneter und gottesfälliger Geistigkeit (Gotteskindschaft), stellt sich der religiösen Vorstellung in der Form von äußern Vorgängen dar. Daher erscheint auch die göttliche Gnadenwirksamkeit in der Form von äußern, übernatürlichen Einwirkungen des göttlichen Geistes, welche an äußere göttliche Veranstellungen zum Heile der Menschen sich anknüpfen. Auf Grund dieser Vorstellungen hat sich die kirchliche Lehre von der G. und den Gnadenwirkungen (*operationes gratiae*) entwickelt.

Schon die Predigt des Apostels Paulus bewegt sich um den Gedanken, daß bei der gleichen Sündhaftigkeit von Juden und Heiden und bei der allgemeinen Unmöglichkeit für die Menschen, durch Werke des Gesetzes gerecht zu werden, die Rechtsergung und sittliche Erneuerung des Sünders allein durch die G., näher auf dem mittels Christi Lob und Auferstehung durch freie göttliche G. dem Glauben angebotenen Heilswege erfolgen könne. Die ältern Kirchenlehrer knüpfen die Wirksamkeit der göttlichen G. noch bestimmter an die Wunderkraft der Taufe, welcher von seiten des Menschen die gläubige Aufnahme der kirchlichen Geheißbefehle entsprechen müsse, behaupteten dagegen eine Mitwirkung der auch durch den Sündenfall nicht völlig verloren gegangenen natürlichen Kräfte des Menschen zum Werke der Belehrung. (S. Synergismus.) Erst Augustinus stellte im Streite mit Pelagius die Lehre auf, daß der durch Adams Fall völlig vererbte und aller Freiheit zum Guten verlustig gegangene Mensch allein durch die unwiderstehlich wirkende G. (*gratia irresistibilis*) bekehrt werde, sodas der göttliche Geist ohne alle Mitwirkung von seiten des Menschen das Werk der Wiedergeburt in der Seele anfangs, fortführe und vollende. Auch der Glaube erschien auf diesem Standpunkte ausschließlich als ein Werk der göttlichen G. Da aber nach der Erfahrung nur der kleinere Teil des Menschengeschlechts bekehrt wurde, so behauptete Augustinus weiter, daß Gott nach seinem freien Willen die Menschen, welche er zur Seligkeit vorherbestimmt habe, auswähle und sie durch die G. belehre. Dieses Auswählen nannte man die Gnadenwahl. (S. Prädestination.) Trotz des großen Ansehens, welches Augustin in der lat. Kirche genos, blieb doch in ihr der Synergismus die herrschende Vorstellung. Doch war man darüber, wie viel die G. thun müsse und der Mensch mitwirken könne, nicht einerlei Meinung. Speziell über die Frage, ob der Mensch die Kraft besitze, entstand zwischen den Dominikanern als Anhängern des Thomas von Aquino (gest. 1274) und den Franziskanern als Anhängern des Duns Scotus (gest. 1308) ein langer und heftiger Streit.

Die Reformatoren sahen sich aus religiösem Bedenken genötigt, des Augustinus Vorstellung von Erbände und G. wieder aufzunehmen. In seiner Schrift «*De servo arbitrio*» verteidigte Luther gegen Erasmus die Lehre von der absoluten Unfreiheit des Menschen und von der alles allein wirkenden G. in ihrer schroffsten Gestalt. Dieselbe Lehre liegt den Katechismen Luthers und der Augsburgerischen Konfession von 1550 zu Grunde. Später aber milderte Melanchthon dieselbe im sittlichen Interesse und behauptete wenigstens eine Fähigkeit des natürlichen Menschen, die G. anzunehmen oder abzulehnen. Die Kontordienformel

(s. d.) wies jedoch diese Milde rung des strengen Augustinismus zurück und setzte fest, daß der natürliche Mensch, solange ihn die G. nicht bekehrt habe, derselben nur widerstreben könne, in der Belehrung selbst aber sich schlechthin passiv verhalte. Nur eine sog. «bürgerliche Gerechtigkeit» gefand sie ihm zu, d. h. die Fähigkeit, grobe Sünden, welche das Gesez verbietet, zu meiden, jedoch nicht aus Liebe zu Gott und zum Guten. Diese Lehre blieb innerhalb der luth. Kirche die herrschende. Der Widerspruch, daß der Mensch aus eigener Kraft die G. nicht annehmen könne, dieselbe aber dessen ungeachtet nicht unwiderstehlich wirke, wurde von der luth. Dogmatik nur künstlich durch die Behauptung verdeckt, daß dem natürlichen Menschen wenigstens freistehe, die Predigt des göttlichen Wortes fleißig zu hören und die kirchlichen Sakramente zu gebrauchen, durch welche Mittel (Gnadenmittel) der Heilige Geist insoweit unfehlbar wirke, daß der Mensch die Freiheit zurückhalte, die G. anzunehmen oder abzulehnen. Namentlich wurde die Wirksamkeit der Taufe als eine magische Wiederherstellung der Freiheit zum Guten beschrieben. Die reform. Kirche dagegen hielt an dem konsequenten Augustinismus, namentlich auch an dem Satze von der Unwiderstehlichkeit der Gnadenwirksamkeit und an der strengen Lehre von der Gnadenwahl fest. Auch Luther und die ältesten Lutheraner waren Anhänger der Prädestination, die erst Melanchthon im Zusammenhange mit seinem Synergismus später zu mildern suchte. Noch die Kontordienformel lehrt die Prädestination, obwohl sie zugleich die Unwiderstehlichkeit der G. verwarf und die ernstliche Absicht Gottes, dieselbe allen Menschen zuteil werden zu lassen (*gratia universalis*), behauptete. Später wurde es jedoch in der luth. Dogmatik ganz allgemein, die Wirksamkeit der G. ausschließlich an den Gebrauch der Gnadenmittel zu knüpfen und die Abhängigkeit der Gnadenwahl von dem vorhergesehenen künftigen Glauben der Erwählten zu behaupten. Ähnlich lehrten die Arminianer (s. d.) in der reform. Kirche, wogegen die Synode zu Dordrecht den strengen Calvinismus kirchlich sanktionierte. In der röm.-kath. Kirche wurde zu Trient festgesetzt, der Mensch müsse durch die G. zur Belehrung disponiert werden, könne aber dann dazu mitwirken. Da indes die Dominikaner ihre frühere Lehre festhielten, die Jesuiten aber synergistisch lehrten, so entstand darüber zwischen beiden ein langer Streit, zu dessen Erledigung der Papst Clemens VIII. 1598 die Congregatio de auxiliis gratiae niederlegte, die aber keine Entscheidung aussprach. Der Streit entbrannte aufs neue in Frankreich und den Niederlanden durch das von dem Bischof Janfen (s. d.) von Ypern geschriebene und nach seinem Tode bekannt gewordene Buch «*Augustinus*» (1688), worin die strenge, aber von den Jesuiten bekämpfte Theorie Augustins vorgetragen war.

Die neuere Entwidlung der prot. Theologie hat auch die Lehren von der G. und Gnadenwahl vielfach umgestaltet. Während die Supranaturalisten synergistisch lehrten, die Rationalisten aber die Wirksamkeit der G. zu einer leeren Formel herabdrückten, lehrte Schleiermacher, daß die aus dem Gesamtleben der Sünde herausgenommenen Christen durch die G. mittels des Glaubens an Christi Person in ein neues Gesamtleben eingepflanzt würden, in welchem das göttliche Leben das

herrschende Prinzip, die Sünde aber immer mehr im Verschwinden begriffen ist. Die Gnadenwahl beschrieb Schleiermacher als eine zwar unbedingte, aber auf alle ohne Ausnahme sich erstreckende. Die neuere Vermittlungstheologie hat diese Schleiermacher'schen Gedanken mit den ältern kirchlichen Vorstellungen von der Erbsünde, der übernatürlichen Heilswirksamkeit und der wunderbaren Kraft des göttlichen Wortes und der Sakramente notwendig anzugleichen gesucht, hinsichtlich der Prädestination aber meist synergistisch gelehrt oder doch die Ermählung vom vorhergesehenen Gehorsam der Gnadenmittel abhängig gemacht. Die Inkonsequenzen dieser Theorie führten auch hier aus zu einer Milderung der altorthodoxen Lehren von der G. Dagegen hat die freie prot. Theologie die göttliche Gnadenwirksamkeit als die geschichtlich sich vermittelnde ewige Heilsordnung Gottes beschrieben, welche den Menschen durch das Bewusstsein der Sünde und der Knoschenschaft unter dem Gesetz hindurch zur Anerkennung der geistigen Hilflosigkeit des endlichen Subjekts und zur unbedingten Hingabe des Herzens an den göttlichen Heilswillen führt, wie er in Christus geschichtlich offenkundig vorliegt wird, in den Herzen der Gläubigen aber als Macht des göttlichen Geistes sich bekräftigt.

Gnadenbilder heißen in der kath. Kirche wunderbar wirkende Bilder der Maria, Christi und der Heiligen. Die Statuen, an denen G. sich befinden, heißen Gnadenfiguren.

Gnadenfeld, Herrnhuter-Kolonie in der preuss. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Ratib. 1 km im S. von Ratib. zählt (1880) 440 G. und ist ein Ort, der eine Heilanstalt mit Heilbädern und eine Heilanstalt.

Gnadenfeld, Ort in der Kolonie im russ. Gouvernement Kasan, Kasan, 40 km nördlich von Kasan, am linken Nebenflusse des Kama. Im J. 1860 evang. G., wurde 1880 zum Teil von württemberg. Auswanderern, zum Teil von Leuten aus den benachbarten Kolonien gegründet. Die Kolonisten bauen hauptsächlich Weizen, Roggen, Gerste, Hirse, treiben Obstbau, Viehzucht, seit neuester Zeit auch Seidenzucht.

Gnadenfeld, Herrnhuter-Kolonie in der preuss. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Reichembach, 10 km im SO von Reichembach, Station der Antik-Franken-Reisen der Breslau-Schweidnitz-Freiburger Eisenbahn, mit 750 G., schließt sich dem obern Teile von Veisau an und hat eine Dompfabrik und Appreturanstalt, eine mechan. Weberei und Erziehungsanstalten für Knaben und Mädchen.

Gnadenjahr, Gnadenhalbjahr oder Gnadenquartal heißt in der evang. Kirche je nach ihrer längeren oder kürzeren Dauer die Zeit, innerhalb deren das Einkommen eines erledigten Pfarrstelle ganz oder teilweise der Witwe und den Waisen des verstorbenen Pfarrers zugute kommt. In der kath. Kirche beanspruchen die Bischöfe das ganze Einkommen für den von ihnen verwalteten Interdiktionsfonds, was freilich in Preußen der bestehenden staatlichen Gesetzgebung widerspricht.

Gnadenkreuz, s. unter Gnadenkrenz.

Gnadenkirchen, s. unter Gnadenkirchen.

Gnadenkraut, s. Gnadenkraut.

Gnadenmittel heißen in kirchlichen Sprachgebrauch diejenigen ordnungsmäßigen Mittel, an

welche sich die Wirksamkeit des heiligen Geistes zur Zurechtung der Gnade an die Einzelnen gebunden hat, im Gegensatz zu der scholastischen Behauptung einer unvernünftigen Gnadenwirkung. Sämtliche christl. Kirchen betrachten als solche G. das Wort Gottes und die Sakramente, d. h. die beiden allgemeinsten Formen der Heiligung und Verdichtung des gemeinsamen religiösen Bewusstseins, Wort und Handlung. Die kirchliche Lehre betrachtet diese Gnadenwirksamkeit aber nicht als eine natürlich und geschichtlich vermittelte, sondern als eine absolut übernatürliche, doch hält die prot. Kirche daran fest, daß die subjektive Bedingung für die Wirkung der G. der Glaube des Empfangers sei.

Gnadenort, s. unter Gnadenort.

Gnadenopferung, eine goldene Medaille mit dem Bildnis des Verleiheren und an der sog. Gnadenkette hängend, wurde im 18. Jahrh. eingeführt, denjenigen Ordensdekolationen von Rom als Auszeichnung verliehen.

Gnadenquartal, s. unter Gnadenjahr.

Gnadenkirchen heißen diejenigen, in denen von dem Inhaber des Bismarckgedächtnis-Medallion oder östlicher Orden einer verdienstvollen Strafe erlassen wird. (S. Bismarckgedächtnis.)

Gnadenstand (status gratiae) heißt nach prot. Lehre der Zustand derjenigen Individuen, welche mittels des Glaubens der Vergebung und Rechtfertigung (s. d.) teilhaftig geworden und in ihr Verhältnis der Gnade (s. d.) eingetreten sind. Lutheraner und Reformierte streiten, ob der G., wie erstere behaupteten, verliert oder, wie letztere lehrten, unverlierbar sei.

Gnadenzeit, s. Prädestination.

Gnadenzeit nennt man die verschieden bemessene Periode (Rosa) Quartal, (s. d.) Jahr, für welche den Orden kirchlichen Beamten die dem Amte zugehörigen Früchte über den Tod des Verleiheren hinaus gewährt werden. In der kath. Kirche war sie namentlich in den Kapiteln von Bedeutung, wo sie zugleich eine Entschädigung dafür gewährte, daß der Kanoniker das erste Jahr seiner Amtsführung keine Früchte bezogen hatte (Kanonjahr). Heute dient sie besonders in der evang. Kirche zur Unterstützung der hinterlassenen Witwen und Kinder von Pfarrern.

Gnaphalium L. Huftkraut, Gattung der Pflanzenfamilie der Kompositen, filzig, 6–40 cm hohe Kräuter mit gegenständlichen Blättern, darunter mehrere Arten mit schon gefärbten Halbkugeln, die in trockenem Zustande ihre Farbe behalten; sie gehören somit zu denjenigen Gewächsen, welche als Strohblumen oder Immortellen (s. d.) einen gewissen industriellen Wert haben. In der Flora Deutschlands ist neben einigen andern Arten am meisten bekannt G. dioicum L., das Fühlingshuftkraut, perennierende Pflanze mit einfachen Stängeln und wurzelnden Ausläufern, spatuligen, unten weißfilzigen, oberseits mit drei bis fünf in Längsreihen stehenden Köpfchen, als »Kugelhüftchen« überall gern gesehen und auf unfruchtbaren Böden vom Laublande bis auf die hohen Alpenweiden hinab gemein.

Die wichtigste Art dieser Gattung ist aber G. Leontopodium L., das Edelweiss, von manchen Botanikern von G. abgetrennt und Leontopodium alpinum genannt, ein wulstiges Huftkraut, dessen Köpfchen in Dolden auf der Spitze des

Stengels stehen, von einem Kranze sternförmig ausgebreiteter, langer, dicht weißfilziger Deckblätter umgeben; diese Art findet sich nur auf hohen Kalkalpen. (Abbildung auf Tafel: Alpenpflanzen, Fig. 2.)

Einige andere Arten sind durch eine besonders dicke weißfilzige Behaarung ausgezeichnet und deswegen in die Gärten eingeführt, wo sie zur Herstellung von Teppichbeeten im Gartenrausen Verwendung finden. Die bekannteste derselben ist *G. lanatum* (*G. potiolatum* L.), das Bollkrautkraut, eine halbstrauchige Pflanze des Kaplandes, welche zwar in ihrem Vaterlande eine Höhe von 1,50 m erreicht und sich stark verästelt, aber durch Niederhalten, Entspitzen und Beschneiden sich so niedrig erhalten läßt, daß die ziemlich großen filzigen Blätter den Boden dicht bedecken und mit dem Grün des Rasens oder mit braun, rot- oder dunkelbelaubten Gewächsen, mit denen diese Art gruppiert wird, den angenehmen Kontrast bilden. Ähnlich ist *G. eriocalon*.

Gnathalgie (grch.), Kinnbadenschmerz; **Gnathoneuralgie**, Nervenschmerz der Naden, Gesichtschmerz; **Gnathorrhagie**, Mundhöhlenblutung; **Gnathospassmus**, Kinnbadentrampf. **Gnauth** (Guft. Adolf), namhafter Architekt, geb. zu Stuttgart 1. Juli 1840, besuchte das Gymnasium und das Polytechnikum seiner Vaterstadt, hielt sich dann auf einer Studienreise 1861—63 in Italien auf, ging hierauf nach Wien und zum zweiten mal nach Italien, wo er 1864 und 1865 in Gemeinschaft mit G. von Höfer Aufnahmen und Vermessungen der Renaissance-Architektur Toscanas machte, welche in dem Werk »Palastarchitektur von Oberitalien und Toscana« von Naschdorf (Berl. 1868) publiziert sind. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Paris wurde er 1866 als Professor an die Baugewerkschule nach Stuttgart berufen. In den Sommermonaten der Jahre 1867—69 hielt er sich abermals in Italien auf, mit Aufnahmen und Aquarellen für die Arundel Society in London beschäftigt, worauf er 1870 zum Hauptlehrer der Architektur am Stuttgarter Polytechnikum ernannt wurde, welche Stellung er jedoch 1872 wieder ausgab. G. wurde 1876 zum Direktor der Kunstgewerbeschule zu Nürnberg ernannt, 1882 zum Oberbaurat. Im J. 1875 unternahm er eine Studienreise nach dem Orient, der sich 1882 eine weitere nach Spanien und Südfrankreich anschloß. Zu seinen bedeutendsten Bauten und Entwürfen gehören: Villen Siegle (s. Tafel: Baustile XII, Fig. 3) und Conradi in Stuttgart, Württembergische Vereinsbank und Kriegerdenkmal baselbst, Villa Engelhorn in Mannheim, Palais von Camerllet in München, Ausstellungspalast der bayr. Landesausstellung zu Nürnberg 1882, preisgekrönter Entwurf für einen Monumentalbrunnen in Leipzig (in Gemeinschaft mit Bildhauer Ungerer in München zur Ausführung und Fertigstellung für 1886 bestimmt). G. ist in seiner Architektur ein Anhänger des modifizierten Renaissancestils, wobei er neben Kühnheit in der Komposition eine reiche Phantasie im einzelnen entwickelt.

Gneditsch (Nikolai Iwanowitsch), russ. Dichter, geb. 2. Febr. 1784 zu Boltawa, erhielt seine erste Bildung im dortigen Seminar und dann im Charlowischen Kollegium. Von 1800 bis 1808 studierte er zu Moskau, wo Werschalow russ. Literatur vortrug; 1808—17 diente er im Ministerium der Volksaufklärung, mußte aber wegen körperlicher

Leiden diese Stellung aufgeben. Er starb zu Petersburg 15. Febr. 1833. Am berühmtesten wurde G. durch seine gebiegene Übersetzung der Iliade in russ. Hexameter (Petersb. 1829; 3. Aufl. 1862). Der von ihm geschaffene Hexameter ist an Lebendigkeit, Geschmeidigkeit und Ausbruch musterhaft; außerordentlich viel trug auch das Werk zur Bereicherung der Sprache vermittelt der dem Griechischen nachgebildeten neuen Wörter bei. Von den übrigen Arbeiten G.'s sind zu nennen: die Übersetzung von Shakespeares »Lear« und von Voltaires »Tancréd«, sowie das originelle Gedicht »Rokdénije Homéra« (»Die Geburt Homers«), die »Prostonaródnaja pjesni nyrósných Grékow« (Petersb. 1826, »Völklieder der modernen Griechen«, Original und Übersetzung) und die Idylle »Rybáki« (»Die Fischer«).

Gneis, auch **Gneiß** oder **Gneus** geschrieben, ist ein krystallinisch-schieferiges Gemenge aus (monoklinem und triklinem) Feldspat, Quarz und (dunklem und hellem) Glimmer. Dieses Gestein unterscheidet sich mit Bezug auf die mineralog. Zusammensetzung vom Granit nur durch sein schieferiges oder flaseriges Gefüge. Man kennt jedoch sehr viele Varietäten des G., je nach dem Vorherrschenden des einen oder des andern Gemengtheils, der besonders Art der Textur, der allgemeinen Färbung u. s. w. Treten große, meist als Zwillinge ausgebildete Feldspatkrystalle aus dem Gneisgemenge hervor, so entsteht ein porphyrtartiger G.; schmiegen sich die Glimmerschuppen alleseitig um linsenförmige Feldspäte herum, so geht der Augengneis hervor. Neben den ausgezeichnet schieferigen Ausbildungsweisen gibt es andere, geologisch von diesen untrennbare, welche bei gleicher mineralog. Konstitution völlig richtungslose Struktur besitzen und körniger G. (mindesten gut Granitgneis) genannt werden. Hornblendeigneis, eine in Deutschland seltene Abart, ist derjenige, in welchem der dunkle Glimmer ganz oder zum größten Teil durch Hornblende ersetzt wird. Im allgemeinen pflegt man hier, ganz übereinstimmend wie beim Granit, den Diotitgneis (grauen G.), Muscovitgneis (roten G.), zweiglimmerigen G. und Hornblendeigneis zu unterscheiden, je nachdem die Feldspäte und der Quarz bloß von dunklem Magnesiaglimmer, oder bloß von hellem Kaliglimmer, oder von beiden Glimmern oder von Hornblende begleitet werden. Ist es ein tallartiges Mineral, welches den Glimmer vertritt, so nennt man das Gestein Protogingneis, aus welchem z. B. der Montblanc, die Grimsel, der St. Gotthard zum großen Teil bestehen. Außer in Granit bildet der G. auch Übergänge in Glimmerschiefer, schieferigen Syenit und schieferigen Granulit oder Weißstein. Der G. enthält außer seinen wesentlichen Gemengtheilen sehr oft auch noch andere Mineralien accessorisch, so namentlich Zirkonit, Granat, Andalusit, Corbierit, Pyroxen, Graphit, Eisenglanz, Nixit, Zirkon, Apatit u. dgl. Am häufigsten tritt er in Gebirgsgegenden auf, die zuweilen, wie z. B. das Erzgebirge, vorherrschend aus ihm und aus Glimmerschiefer bestehen. Oft wird er von Erzgängen durchsetzt. Reich sind die G. aller Länder an oft umfangreichen Einlagerungen fremder krystallinischer Gesteine, wie Quarzit, Hornblende-schiefer, körniger Kalkstein, Chloritschiefer, Serpentin, Graphit, Smirgel, auch die Magnetitvorkommnisse der Skandinavischen Halbinsel lagern

vorwiegend im G. Der G. ist eins der ältesten Gesteine der Erde, ein Glied der archaischen Gruppe der krystallinischen Schiefer, indem er noch unter den ältesten versteinierungsführenden sedimentären Schichtgesteinen seine Stelle einnimmt, weshalb man auch früher, wiewohl mit Unrecht, in ihm die anfängliche Erstarrungskruste der Erde zu erblicken geneigt war. Viel wahrscheinlicher ist es, daß der G. den krystallinisch umgewandelten Thonschiefer und Grauwackeschlamm darstellt, welcher sich als Absatz auf dem Boden der allerältesten Meere bildete. Der Name stammt von Freiberg, wo die Bergleute ursprünglich nur das mürbe zerfetzte Nebengestein ihrer Gänge G. nannten (vielleicht von gaisch im Wendischen, gais im Polnischen, faulen), eine Bezeichnung, welche später auf das frische Gestein übertragen wurde.

Gneisenau (Aug., Graf Neithardt von), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 27. Okt. 1760 zu Schilda in der preuß. Provinz Sachsen, aus einer alten österr. Familie Neithardt, welche Schloß G. bei Esserding besaß, war der Sohn eines sächs. Artillerielieutenants von Neithardt, dem die aus Würzburg gebürtige Gattin in den Krieg gefolgt war. Diese blieb in Schilda zurück und starb bald, während der Vater bei der Reichsarmee gegen Preußen im Felde stand. Der Knabe wurde von fremden Leuten aufgenommen, hütete die Gänse und ging barfuß zur Schule, bis er, neun Jahre alt, von seinem mütterlichen Großvater, dem Artillerie-Oberstlieutenant Müller in Würzburg, der erst jetzt Kenntnis von seinem Dasein erhielt, abgeholt wurde. G. erhielt nun in Würzburg seine Erziehung in einer Jesuitenschule und lehrte nach dem Tode des Großvaters, 1772, ins väterliche Haus nach Erfurt zurück, besuchte 1777 die dortige Universität, trat 1779, namentlich durch Geldnot veranlaßt, in ein zu Erfurt stehendes österr. Regiment ein, 1780 aber in den Dienst des Markgrafen Alexander von Ansbach-Bayreuth und wurde hier 1782 Offizier unter dem Namen Neithardt von G., nach dem Gute in Österreich genannt, das früher seiner Familie gehört hatte. Noch in demselben Jahre ging er mit den Ersatztruppen für die bei Vorkommn gefangenen markgräf. Regimenter nach Amerika, kam dort zwar nicht zum Kampfe, da der Friede 1783 erfolgte, gewann aber neuartige Anschauungen über das Kriegswesen, den Volkskrieg, die Vorzüge eines Volksheers und eine veränderte Kriegsführung und Taktik. Nach seiner Rückkehr bewarb er sich bald um eine Anstellung in der preuß. Armee und wurde 1786 von Friedrich d. Gr. als Premierlieutenant in das Gefolge aufgenommen, im August desselben Jahres aber in eins der neuerrichteten Freiregimenter nach Löwenberg in Schlesien versetzt, welche Friedrich Wilhelm II. in Füsiliere verwandelte. G. wurde 1790 Stabskapitän, marschierte 1798 nach Polen und wohnte dem Feldzuge von 1794 bei. In dem folgenden Garnisonleben in Jauer bis 1806 widmete er sich militärischen und polit. Studien, verheiratete sich 1796 mit Karoline Baronin von Kottwitz aus dem Hause Kauffungen und marschierte 1806 mit seinem Bataillon nach Franken.

Im Kriege von 1806, dessen Unglück er voraussah, wurden zuerst seine Talente bemerkt. Er nahm an der Schlacht bei Saalfeld, sowie im Stabe Höhenlohes an der Schlacht bei Jena teil, wurde zum Major befördert und führte dann eine Brigade von vier in Litauen neu aufgestellten Reserve-

bataillonen. Im März 1807 wurde er von Königsberg nach Danzig und von dort im April an Stelle des hochbetagten Obersten von Lucadou nach Kolberg als Kommandant geschickt, wo er durch zweckmäßige Anstalten alle Angriffe des Feindes zurückschlug und in glänzender Verteidigung, auch durch Ausfälle und Gegenarbeiten, die Festung bis zum Tilsiter Frieden hielt. Noch während der Belagerung war er zum Oberstlieutenant befördert worden und empfing den Orden pour le mérite; nach dem Frieden berief ihn der König in die Reorganisationskommission und ernannte ihn im Sept. 1807 zum Chef des Ingenieurkorps. G. entwickelte nun, mit den ausgezeichnetsten Männern, namentlich Stein und Scharnhorst, in Verbindung, eine umfassende Thätigkeit für die Wiebergeburts des Staats und wurde 1809 zum Obersten befördert; aber von der franz. Partei verdächtigt, erbat er nach der Entlassung Steins seinen Abschied, den er auch für die Dauer des Friedens erhielt. Er bereiste hierauf England, Schweden und Rußland und wurde vielfach zu wichtigen geheimen Sendungen gebraucht. Bei der Erhebung 1813 kehrte er aus England zurück, wurde als Generalmajor und Generalquartiermeister des Blücher'schen Korps angestellt und nach Scharnhorst's Tode Chef des Generalstabes der schles. Armee. In dieser Stellung hatte er hervorragenden Anteil an den Erfolgen der Befreiungskriege. In vollkommenem Einverständnisse mit seinem Oberfeldherrn drängte er immer zur entscheidenden That, doch erwog er stets in sorgfältiger Berechnung die Kriegslage und war Meister im Entwerfen kühner, dabei aber jedes vermeintliche Wagnis ausschließender Operationspläne: so 1813 nach dem Waffenstillstande bei dem Zaudern des Kronprinzen von Schweden, so 1814 in Frankreich gegen Schwarzenberg's Anstichten den Plan zum Vormarsch auf Paris. Nach der Schlacht von Leipzig wurde er Generalleutnant. Nach dem Pariser Frieden erhob ihn der König in den Grafenstand und gestattete ihm, sich eine Domäne von 10000 Thlr. jährlicher Einkünfte auszuwählen. Im Jahre 1815 war er wieder Chef des Blücher'schen Generalstabes. Er ordnete nach der Schlacht bei Eign den Rückzug wegen Blücher's Ertrankung selbständig und derart, daß die Armee zwei Tage darauf durch ihr für den Feind überraschendes Erscheinen die Schlacht bei Waterloo entschied, und bewirkte durch die, trotz der Ermüdung der Truppen mit Nachdruck unmittelbar vom Schlachtfelde aus begonnene, von ihm selbst geleitete Verfolgung, daß dieser Sieg den Widerstand Frankreichs brach und dem ganzen Kriege ein Ende machte. Als besondere Auszeichnung wurde ihm neben der Ernennung zum General der Infanterie der hohe Orden vom Schwarzen Adler verliehen, welcher in Napoleons Wagen gefunden worden war.

Nach dem zweiten Einzuge in Paris nahm er teil am Friedensschlusse und wurde zum kommandierenden General des 8. (rhein.) Armeekorps ernannt. Hierauf begleitete er Blücher nach England. Schon 1816 fühlte er indes teils aus Gesundheitsrücksichten, teils aus polit. Gründen sich bewogen, seinen Abschied zu fordern, der ihm für die Dauer des Friedens gewährt wurde. Er zog sich nach seinem Schlosse Erdmannsdorf (bei Warmbrunn in Schlesien) zurück. Nach Kalbtreuth's Tode ernannte ihn der König 1818 zum Gouverneur von Berlin und Mitglied des Staatsraths und 1825 zum

Generalfeldmarschall. Im März 1881 wurde ihm, als der poln. Aufstand sich der preuß. Grenze näherte, der Oberbefehl über die vier östlichen preuß. Armeekorps (1., 2., 5. und 6.) anvertraut. G. begab sich nach Posen und starb dort an der Cholera im der Nacht vom 23. auf den 24. Aug. 1881. Am 21. Mai 1865 wurde ihm auf dem Opernplatze in Berlin ein von Rauch gefertigtes Gipsanbild errichtet. Mit den umfassendsten Kenntnissen und allen Eigenschaften eines großen Feldherrn vereinigte G. die liebenswürdigste Bescheidenheit und Menschenfreundlichkeit, und sein ritterlicher Charakter, seine feine gesellige Bildung und seine Tugenden als Familienvater erwarben ihm die allgemeinste Achtung und Liebe. Eine namentlich an urkundlichem Material sehr reichhaltige Biographie G.'s veröffentlichte Pers. (3 Bde., Berl. 1864—69; 2. u. 3. von Delbrück, 1880; einen Auszug daraus Delbrück, 2 Bde., Berl. 1882).

Sein dritter Sohn Bruno, Graf Reibhardt von G., geb. 3. Mai 1811, führte während des Deutsch-Französischen Kriegs die 31. Brigade des 8. preuß. Armeekorps, wurde nachher Generalleutnant und Kommandant der Festung Magdeburg, später Gouverneur der Festung Ulm und ist seit 1882 General der Infanterie z. D.

Gneiß, J. Gneiß.

Gneiß (Hud.), ausgezeichnete Rechtsgelehrter und Politiker, geb. 13. Aug. 1816 zu Berlin, besuchte das Gymnasium zu Giesleben und widmete sich seit 1833 zu Berlin jurist. Studien. Nachdem er die Staatsprüfungen bestanden und sich die jurist. Doktorwürde erworben, begann er 1839 die akademische Laufbahn, woneben er seit 1841 erst als Assessor beim Kammergericht, später als Hilfsrichter bei dem Obertribunal in allen Zweigen der jurist. Praxis thätig war. Von einer Reise nach Italien, Frankreich und England zurückgekehrt, ward er 1844 zum außerord. Professor ernannt. Er las mit Erfolg über röm. Recht (Pandekten), Kriminalrecht und Prozeß, sowie über öffentliches Gerichtsverfahren und Schwurgerichte. Als Schriftsteller trat er zu jener Zeit unter anderm mit den Arbeiten über «Die formellen Verträge des neuern röm. Obligationenrechts» (Berl. 1845), später mit einem «Syntagma Institutionum» (Lpz. 1868, 2. Aufl. 1880) auf. Neben seiner Wirksamkeit als Richter und akademischer Lehrer war er auch in den berliner Kommunalangelegenheiten thätig. Bei den Wahlen zur preuß. Nationalversammlung 1848 sowie zur aufgelösten Zweiten Kammer unterlag er mit wenigen Stimmen gegen Joh. Jacoby. Infolge der Reaktion 1850 trat er von seiner richterlichen Stellung im Obertribunal zurück und widmete sich seinem Lehramt, sowie ausgedehnten Studien über öffentliches Recht. Da sich in dem Verfassungstreite jener Zeit alle Parteien auf das Beispiel Englands beriefen, suchte sich G. zu öffentlichen und vielbesuchten Vorlesungen über die Verfassungsgeschichte Englands und Frankreichs und das heutige engl. und franz. Staatsrecht veranlaßt. Als Ergebnis eingehender Studien erschien zunächst eine kleinere Schrift über «Abel und Ritterschaft in England» (Berl. 1853), welcher die umfassende Darstellung «Das heutige engl. Verfassungs- und Verwaltungsrecht» (2 B. 1 u. 2, Berl. 1857—60), sein Hauptwerk, folgte. Als Mitglied des Abgeordnetenhauses, welchem er 1858—61 für Stettin, seit den Neuwahlen von 1862 für den Kreis

Mansfeld angehörte, entwickelte er als eins der Häupter des linken Centrums sowie als Redner eine hervorragende Thätigkeit. Auch in den Sessionen der folgenden Jahre war G. einer der ersten Redner der liberalen Majorität im Abgeordnetenhaus, jedoch fortwährend bemüht, die Möglichkeit friedlicher Verständigung offen zu erhalten. Im Sommer 1864 erregte er als Verteidiger im großen Polenprozeß die öffentliche Aufmerksamkeit. Als Mitglied der konstituierenden Norddeutschen Bundesversammlung arbeitete er mit seinen national-liberalen Freunden an dem Zustandekommen der deutschen Reichsverfassung mit, insbesondere an der verfassungsmäßigen Regelung der deutschen Meeresverfassung. Im Landtage war er vielfachiger Vorsitzender der Petitionskommission.

Eine besondere Thätigkeit entwickelte G. sodann für die Reform der innern Verwaltung Preußens. Die neuern Auflagen seines engl. Verwaltungsrechts (2 Bde., Berl. 1867; 3. Aufl. 1888) und des engl. Selbstgovernment (Berl. 1871) sind mit besonderer Rücksicht darauf umgearbeitet. Es schließt sich daran eine vergleichende Darstellung des Verwaltungsrechts unter dem Titel «Verwaltung, Justiz, Rechtsweg» (Berl. 1869), eine Schrift über «Die Selbstverwaltung der Volksschule» (Berl. 1869), über «Die preuß. Kreisordnung» (Berl. 1870), über den «Rechtsstaat» (Berl. 1872; 2. Aufl. 1879), «Zur Verwaltungsreform in Preußen» (Lpz. 1880). Die Schrift über «Die preuß. Kreisordnung» enthält das umfassende Programm der tiefgehenden Reformen, welche in der Staats- und Provinzialverwaltung Preußens demnächst zur Ausführung gekommen und mit einem obersten Verwaltungsgerichtshof abgeschlossen sind, zu dessen erstem Rat G. 1875 ernannt wurde. In weitem Kreise war G. auch als Präsident des Deutschen Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, sowie als Mitbegründer und Präsident des eisenacher Vereins für Sozialpolitik (1873) thätig. Einen sehr eifrigen Anteil hat G. als Referent an den kirchenpolit. Gesetzen und an der neuen evang. Kirchenverfassung Preußens genommen. In dies Gebiet gehören die kleinen Schriften über die konfessionelle Schule (Berl. 1869), über die Civilehe (1869) u. a. An der deutschen Justizreform war G. seit 1840 als Fürsprecher des mündlichen Anklageprozesses und der Schwurgerichte beteiligt («Über die Bildung der Geschworenen Gerichte», Berl. 1849), dann als Mitglied, seit 1868 als Präsident des Deutschen Juristentags. In seiner Schrift über die «Freie Advokatur» (Berl. 1867) hat er die Gestaltung der Rechtsanwaltschaft, des Justizpersonals, der Amtsgerichte, der Landgerichte so befürwortet, wie sie in den neuen deutschen Gesetzen zur Geltung gekommen ist. An diesen Gesetzen selbst war er als Mitglied der Reichsjustizkommission und durch die Schrift «Vier Fragen zur Deutschen Strafprozeßordnung» (Berl. 1875) beteiligt und hat in den Verhandlungen des Deutschen Juristentags (1876) darüber einen ausführlichen Bericht erstattet. Aus jüngster Zeit datieren die Schriften über «Gesetz und Budget» (1879), «Die preuß. Finanzreform» (Berl. 1881) und «Engl. Verfassungsgeschichte» (Berl. 1882). Im Späthommer und Anfang Herbst 1888 befand sich G. in Nordamerika, wo er auf Einladung Henry Villards, des Präsidenten der Nord-Pacific-Eisenbahn, mit andern deutschen Gästen an den anlässlich

der Vollendung dieser Bahn stattfindenden Feierlichkeiten teilnahm.

Gnesen (poln. Gniezno), Kreisstadt im Regierungsbezirk Bromberg der preuß. Provinz Posen, liegt 48 km ostnordöstlich der Stadt Posen, an der Oberschlesischen und der Ols-Gnesener Eisenbahn, zwischen Hügeln und Seen und zählt (1880) 18826 E., von denen die Hälfte Posen sind. G. ist Sitz eines Land- und Amtsgerichts, sowie einer Reichsbankniederanstalt. Außer einer evang. Kirche und einer Synagoge besitzt die Stadt acht kath. Kirchen, darunter eine alterthümliche Kathedrale, in welcher Boleslaw Chrobry die von den Preußen erlauten Gebeine des heil. Adalbert niederlegte und die zwei aus dem Mittelalter stammende kunstvolle bronzene Thüren besitzt. — G. gilt für die älteste Stadt im Lande der Posen und wurde der Sage nach von Lech gegründet. Im Mittelalter war sie eine Zeit lang Residenz und bis 1820 Krönungsort der Könige. Im J. 1038 eroberten sie die Böhmen und beraubten den Dom, sollen auch die Gebeine des heil. Adalbert nach Prag entführt haben. Seit dem J. 1000 ist G. Sitz eines Erzbischofs, der als Primas und erster Reichsstand von Posen bei Thronwechseln Reichsverweiser bis zur neuen Wahl war. Noch jetzt führt der Erzbischof des Großherzogtums Posen den Titel eines Erzbischofs von G. und Posen, obgleich derselbe gegenwärtig zu Posen residirt. Doch befinden sich zu G. noch ein reich dotiertes Domkapitel, das Metropolitangericht und das Priesterseminar der Erzbischofsdiocese. Das Gymnasium der Stadt ist simultan. Die Gewerbsthätigkeit besteht vornehmlich in einer Zuderfabrik, einer Dampfmühle, zwei Buchbrudereien, einer Maschinenfabrik, sowie in Bierbrauerei und Branntweinbrennerei; wichtig sind die Pferde- und Viehmärkte der Stadt. — Der Kreis Gnesen zählte 1880 auf 1150,5 qkm 65 709 E.

Gneus, s. Gneis.

Gnidos, s. Knidos.

Gniewkowo oder Gnifkow, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, s. Argenau.

Gnosen oder Gnoven, Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, Amt Ribnitz, 25 km im NW. von Demmin, an einem zum Trebel gehenden Bache, mit (1880) 3474 E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine sehr alte Kirche. Die Bewohner treiben Ackerbau und unterhalten zwei Maschinenfabriken. G. ist seit 1291 Stadt.

Gnome (grch.) heißt die schon bei den ältesten Völkern des Orients vorkommende Art kurzer, sinnreich und oft bildlich ausgedrückter Sprüche, welche irgend eine allgemeine Bemerkung, Erfahrung, eine Regel oder einen Grundsatz enthalten. Solche G. sind die Sprüche Salomos und ebenso zum großen Teil das Buch Sirach. Viele Jesu beigelegte G. enthalten die Evangelien, besonders die Bergpredigt bei Matthäus. Auch die ind., arab. und pers. Litteratur ist reich an G. Unter Obins Namen hat die Saemundische Edda treffliche Sprüche dieser Art aus dem Norden aufbewahrt. In Griechenland blühte insbesondere im 6. Jahrh. v. Chr. eine an G. reiche Poesie innerhalb des Kreises der elegischen Dichtung. Denksprüche und Lehren für das öffentliche und für das Privatleben wurden in elegischen Distichen vorgetragen und so dem Gedächtnis überliefert. Die berühmtesten unter diesen Dichtern waren Solon, Theognis und

Phykolides. Auch die Sprüche der sog. Sieben Weisen gehören hierher. Aber auch außerdem ist die griech. Litteratur von Homer und Hesiod ab reich an G. Eine größere Anzahl ist durch eigene Sammlungen überliefert, die am vollständigsten von Drelli (2 Bde., Zür. 1819—21) herausgegeben sind. Aus der auch an G. ungleich ärmeren röm. Litteratur ist namentlich die im 3. oder 4. Jahrh. n. Chr. angefertigte Sammlung der «*Disticha*» des sog. Dionysius Cato hervorzuheben. Zu den G. gehören auch die deutschen, durch Kraft und Anschaulichkeit ausgezeichneten Priameln (s. d.) des 14. und 15. Jahrh.

Gnomon, eine im 18. Jahrh. aufgekommene, dem Französischen entlehnte Bezeichnung für die oft Schätze bewachenden Erd- und Berggeister. Die antike Mythologie kennt ebenso wenig als die deutsche diesen Namen, der nach seiner Etymologie noch dunkel ist. Wenn derselbe für die untergeordneten elementaren göttlichen Wesen der Griechen, Italiener und Germanen von neuen Schriftstellern und Dichtern gebraucht wird, so geschieht es ohne geschichtliche Berechtigung.

Gnomiker, Gnomendichter; **Gnomologie**, Gnomensammlung.

Gnomon (grch.), ein astron. Instrument zur Ermittlung von Sonnenhöhen, bestehend aus einem lotrechten Stabe, der auf einer horizontalen Ebene steht, auf welche er seinen Schatten wirft. Die Länge dieses Schattens nimmt von Sonnenaufgang bis zum Durchgang der Sonne durch den Meridian, also Mittag, beständig ab, von da aber bis zum Untergang wieder zu; der kürzeste Schatten fällt in die Mittagslinie. Um diese zu bestimmen, ermittelt man zur Zeit des Solstitiums vor und nach Mittag Schatten von gleicher Länge und erhält dann in der Halbierungslinie des Winkels, den dieselben einschließen, die gesuchte Linie. Ist der G. durch Angabe dieser Linie vervollständigt, so kann man an jedem Tage, an welchem die Sonne scheint, die Mittagszeit finden als den Augenblick, in welchem der Schatten auf die Mittagslinie fällt. Gleichzeitig ergibt sich aus der Schattenlänge die Mittagshöhe der Sonne. Da wegen des den Kernschatten umgebenden Halbschattens die Bestimmung der Schattenlänge unsicher wird, so brachte man schon frühzeitig in dem obersten Teile des G. eine kleine Öffnung an, durch welche Sonnenstrahlen auf den Boden fielen. Der Abstand des so erhaltenen Sonnenbildchens vom Fuße des G. trat dann an die Stelle des Schattens. Auch in Kirchen sind auf diese Weise eingerichtete G. hergestellt worden, so im Dom zu Florenz, in der Kirche des heil. Petronius zu Bologna, in der Kirche St. Sulpice zu Paris und in der Kathedrale zu Mailand.

Gnomonik (grch.), die Lehre von der Konstruktion der Sonnenuhren (s. d.).

Gnosiz und **Gnostiker** (grch.). Gnosiz bezeichnet bei den alexandrinischen Juden und bei den ältesten Christen eine tiefere (esoterische) Erkenntnis der religiösen Wahrheiten, wie man sie ähnlich auch im griech. Mysticismus zu besitzen glaubte, im Gegensatz zum religiösen Volksglauben. Ihr äußeres Merkmal war die allegorische Auslegung heiliger Urkunden, deren Autorität man auch bei Verwerfung ihres buchstäblichen Sinnes noch festhielt. Als im Laufe des 2. Jahrh. das Christentum in Verbindung trat mit der griech. Philosophie und sich auch vor dieser als die Vollendung aller

Gottesoffenbarung zu legitimieren suchte, beschäftigte sich die Gnosis nicht bloß wie zur Zeit der Apostel mit der allegorischen Ausdeutung des Alten Testaments, sondern suchte auch die apostolische Überlieferung selbst mit den philos. Ideen der Zeit in Einklang zu setzen. Schon die sog. Apologeten, noch mehr aber die alexandrinischen Kirchenlehrer versuchten dies, und letztere unterhielten Pistis (Glauben) und Gnosis (Wissen) als die niedere und die höhere Stufe religiöser Erkenntnis. Angeregt wurden sie hierbei durch eine Reihe von tiefsinnigen, aber phantastischen und den christl. Gemeinglauben schwer bedrohenden Systemen, welche in der Kirchengeschichte den Namen der gnostischen im engeren Sinne führen, und deren «häretische» Gnosis jene alexandrinischen Theologen durch eine «katholische», die kirchliche Glaubensregel festhaltende, zu verdrängen suchten. Diese häretische Gnosis, gewöhnlich Gnostizismus genannt, ging ursprünglich von einem verwandten Streben aus. Mit Zuhilfenahme kosmogonischer Theorien und orient. Mythologie suchten die ältesten Gnostiker die absolute Bedeutung der christl. Religion vornehmlich im Unterschiede vom Judentum festzustellen und dadurch das Christentum nicht bloß als höchstes Heilsprinzip, sondern auch als absolutes Weltprinzip zu erweisen. Der Gedantentrieb dieser Gnostiker bewegte sich ursprünglich fast ausschließlich um die alttestamentliche Religionsgeschichte, deren allegorische Deutung zugleich den Schlüssel bieten sollte, um die tiefsten Probleme der Welterschöpfung, Weltentwicklung und Weltvollendung, über Ursprung, Fall und Erlösung des ewigen Geistes zu lösen. Je mehr aber die Philosophie bei diesem Unternehmen ihrer eigenen Kraft sich bewußt ward, desto größeres Gewicht ward auf das Wissen als solches gelegt. Die Wissenden oder Gnostiker, wie sie sich selbst nannten, meinten eben in diesem ihrem Wissen zugleich die Würdigkeit ihrer höhern Abkunft, im Unterschiede von den gemeinen Gläubigen, zu finden, und die ganze Weltentwicklung schien für sie nur darauf hinauszuweisen, den ausserwählten pneumatischen Samen zur Gnosis und damit zum Bewußtsein seines wahren göttlichen Wesens zu führen. Auch das Wesen der Erlösung ward immer ausschließlicher in die Mitteilung dieser höhern Erkenntnis gesetzt, und die geschichtlichen Heilsthatsachen, welche die Kirche glaubte, verflüchtigten sich zu bloßen Zeichen und Wibern für die Geschichte der Befreiung des Geistesmenschen aus der Herrschaft der Materie und materiellen Gewalten. Die mytholog. Darstellung dieser geistigen Geschichte war dem Zeitalter überhaupt unentbehrlich, aber das Hereinziehen heidnischer Vorstellungen bedrohte bald selbst die Grundlage des jüd.-christl. Offenbarungsglaubens. Um die wesentliche Neuheit des Christentums zu begründen, wurde der höchste Gott von dem Weltgeschöpfer und Geseßgeber unterschieden und letzterer als ein untergeordneter, ja als ein feindseliges Wesen beschrieben, welches die der obern Welt entstammten Geister gewaltiam an seine Herrschaft zu fesseln suchte, bis die Erscheinung eines höhern Geistes, Christus, das Mittel ward, die Geistesmenschen durch Mitteilung der Gnosis zu erlösen. Da die dualistische Entgegensetzung von Geist und Materie keine wirkliche Menschwerdung Christi zu gestalten schien, so wurde bald gelehrt, daß Christus nur einen Scheinleib angenommen habe und scheinbar getrenzt

worden sei, bald daß er sich nur zeitweilig mit dem Menschen Jesus verbunden habe. Mit besonderer Vorliebe aber vertieften sich die Gnostiker in die Geheimnisse der «obern Welt», welche sie, angeregt durch alte kosmogonische Vorstellungen, als eine gegliederte Vielheit (Pleroma) von Geisteswesen (Neonen) beschrieben, die aus dem unbekannten, unsichtbaren Urgotte oder Urgrunde hervorgegangen (emanirt) seien. Die Entstehung der materiellen Welt und der sie beherrschenden niedern Mächte ward meistens durch einen Fall eines untergeordneten Wesens aus der obern Welt, zuweilen auch durch einen Lichtraub erklärt, und die Bildung des Sternenhimmels (des «Ortes der Mitte») und der irdischen Welt als eine Nachahmung des obern Pleroma durch die untern Mächte, um die gefallenen Geistesfunken unten zu fesseln, beschrieben.

Im einzelnen sind diese gnostischen Lehren aber aus mannichfach ausgestaltet, daher eine Menge gnostischer Systeme entstanden, deren eins immer das andere durch noch tiefere Erkenntnis der himmlischen Dinge zu überbieten suchte. Man pflegt eine syrische und eine alexandrinische Gnosis zu unterscheiden; jene trägt einen strenger dualistischen Charakter, während für diese die Materie nicht sowohl der positive Gegensatz des Göttlichen, sondern das Wesenlose oder Nüchtere im Gegensatz zur göttlichen Lebensfülle ist. Die ältesten und bekanntesten Systeme sind die des Kerynth, des Menander, des Saturnin und der vielgegliederten Ophitensecte; dieselben gehören im wesentlichen der syr. Gnosis an. Ihren Höhepunkt erreichte die Gnosis dagegen erst unter dem Einflusse griech. Philosophie durch die Systeme des Valentin und der Basilidianer. Die alten kosmogonischen und astralen Traditionen sind hier durch stoische und platonische Ideen zu einer mytholog. Geschichte der Entwicklung des Geistes überhaupt verklärt, der gemeinlichliche Boden aber so gründlich aufgegeben, daß die Gnostiker als «Pneumatiker» allein sich im Besitze des Heils wähnten und auf die einfach Gläubigen als «Psychiker», die nur zu einem beschränkten Grade der Seligkeit bestimmt sind, heruntersahen. Neben der alttestamentlichen Religionsgeschichte wurden von ihnen auch die Aussprüche Jesu und die neutestamentlichen Schriften, soweit sie dieselben anerkannten, allegorisch gedeutet. Im letzten Stadium der gnostischen Bewegung wurde zwar der Gegensatz zwischen Pistis und Gnosis wieder gemildert, die gnostische Grundanschauung aber nicht aufgegeben und die mythische Einlebung der Gedanken eher noch weiter ins Phantastische ausgesponnen. Die ältere orient. Gnosis versuchte in der Lehre des Marcion mit philos. Ausdeutung der paulinischen Ideen zugleich eine Kirchenreform, und hat es wenigstens zu einer vielverbreiteten Sekte gebracht, während die hellenistischen Gnostiker fast nur Schulen gegründet haben. Später verschmolzen die Marcioniten mit den Manichäern (s. d.) und pflanzten ihre Ideen bis tief ins Mittelalter fort. Die latth. Kirche, die im Kampfe mit dem Gnostizismus zuerst eine festere Form erhielt, hat denselben natürlich in allen seinen Gestalten eifrig bekämpft, ohne sich jedoch seiner Einflüsse völlig erwehren zu können.

Litteratur. Neander, «Genetische Entwicklung der vornehmsten gnostischen Systeme» (Berl. 1818); Matter, «Histoire critique du gnosticisme» (2. Aufl., 8 Bde., Par. 1843; deutsch von Dörner, 2 Bde., Heilbr. 1833); Baur, «Die christl. Gnosis»

Bermischung mit den niedrigsten Rassen und die Verluste der ind. Besetzungen an die Holländer und Engländer. Den Verfall der Stadt vollendete die zunehmende Verschlechterung des Klimas und eine Seuche, welche im Anfang des 18. Jahrh. ausbrach und die Einwohner zur Auswanderung und Gründung der neuen Stadt trieb. Der Bischof verlegte 1753 seine Residenz nach Pangani. Bald nachher wurden die Jesuiten vertrieben und ihre Kirchen und Klöster zerstört. Das alte G. ist nur noch ein Haufen Ruinen mit etwa 80 meist von Geistlichen, Mönchen und Nonnen bewohnten Gebäuden und verfallenen Klöstern und Kirchen.

Goa, Ort in der Nähe von Malassar (s. d.) auf **Celebes**.

Goa, s. **Gobe**.
Goajiro, ein Indianervolk, welches die mit dem Kap Punta-Gallinas in 12° 34' nördl. Br. endende nördlichste Halbinsel Südamerikas bewohnt. Letztere liegt im NW. des Golfs von Venezuela (Golfo de Maracaybo), der in seinem westlichsten Teil Bai Calabozo heißt, ist 220 km lang und gegen 15 000 qkm groß. Die Mitte erfüllt das Gebirgsmassiv Macuira, von welchem Ausläufer nach dem Umfange gehen; die kleinen von hier herabkommenden Bäche verlieren sich im Sande. Die Nordküste hat gute Häfen, wie Bahia Portete und Bahia Honda. Feste Ansiedelungen haben die etwa 40 000 zählenden G. nicht. Ihre Sprache gehört zum Ghibkastamme. Sie selbst nennen sich Guayu, Plural Guayuiru. Columbien und Venezuela machen beide auf die Halbinsel Anspruch. Venezuela rechnet zum Staate Julia das Territorium G. bis zu einer Äquellinie, die am Kap Ghibocoza endet, 10928 qkm mit 83864 G., und Columbien das zum Staate Magdalena gehörige Territorium G., mit 9000 G., fast die ganze Halbinsel beanspruchend. In der That aber ist die Halbinsel nach wie vor unabhängig. Rio Hacha ist der Hauptort auf columbischer, Sinamaica auf venezuelischer Seite.

Goa (Gowalpara), ein Distrikt des brit.-ind. Chef-Kommissariats Assam, mit einem Areal von 11 481 qkm und einer Bevölkerung von (1872) 444 761 Seelen, wird im N. von Bhutan, gegen O. von dem Distrikt Kaurup von Unter-Assam, gegen S. von dem selbständigen Staat Garu und dem brit. Distrikt Naimenfang der Untern Provinzen, gegen W. von dem Distrikt Rangpur derselben Provinz und dem tributären Staat Kutsch-Behar sowohl als dem brit. Distrikt gleiches Namens begrenzt. G. liegt zwischen 25° 40' und 26° 31' nördl. Br. sowie 89° 42' und 91° 8' östl. L. (von Greenwich). G. wurde von dem Kaiser von Delhi 1765 an die Engländer abgetreten, als dasselbe noch zu Bengalen gerechnet ward. Haupterzeugnisse des Landes sind Baumwolle, Tabak und Jute. Die Hauptstadt Goa para unter 26° 8' nördl. Br. und 90° 40' östl. L. (von Greenwich), auf dem linken Ufer des Brahmaputra, zählt weniger als 5000 G.

Goapulver (Poudre de Goa), s. u. **Arraroba**.
Goar (Sankt), Stadt in der preuß. Rhein-provinz, s. **Sankt War**.

Gobain (Saint-), Stadt im franz. Depart. Aisne, auf einer Höhe, durch die Bahn nach Chauny mit der Französischen Nordbahn verbunden, zählt (1876) 1957, als Gemeinde 2193 G. und hat eine um 1688 gegründete berühmte Glashütte, einer Altiengeellschaft gehörig. Dependenzen davon sind Chauny im Depart. Aisne und Cirey im Depart.

Meurthe und Mosel, sowie die Spiegelfabrik zu Stollberg bei Aachen, welche mit neun Dampfmaschinen die größten Glashütten herstellt.

Gobar (arab.), alte arab. «Staubschrift» für Zahlen, wobei für die Nullen Punkte dienen, z. B. 3. = 30; 4. = 400; 6. = 6000.

Gobar, s. unter **Höhenrauch**.

Gobat (Samuel), anglikan. Bischof in Jerusalem, geb. 26. Jan. 1799 zu Ermine, einem Dorfe des Münsterthals in der Schweiz, wurde, 22 J. alt, in das baseler Missionshaus aufgenommen, von wo er 1825 nach Paris und später nach London geschickt wurde zur Erlernung der orient. Sprachen. Im Auftrage der londoner Common Church Missionary Society reiste er 1826 nach Abessinien, woselbst die jakobitisch-christl. Bevölkerung sein erstes Arbeitsfeld bilden sollte. Wegen der innern Kriege Abessiniens mußte G. drei Jahre lang in Kairo bleiben, und erst 1830 erreichte er das abessin. Gebirgsland, wo er sich das Vertrauen des Ras (Hauptlings) von Tigre und des Gschegua (Primas) erwarb; die von ihm überbrachte amharische Übersetzung der Evangelien wurde gern angenommen. Weitere Erfolge aber wurden durch die Ermordung des Ras und ein Wiederausbrechen der Bürgerkriege abgeschnitten; G. lehrte nach Europa zurück, wo seine Berichte, welche die erste sichere Kunde von dem eigentümlichen Geistesleben der äthiop. Christenheit boten, in deutscher und engl. Sprache zu Basel und London erschienen waren. Eine abermalige Expedition nach Abessinien in den J. 1835/36 verlief wegen schwerer Erkrankung G.s ziemlich resultatlos. Die Society versetzte ihn hierauf nach Malta, wo er einem Missionsgymnasium vorstand und sich an der Herausgabe der Bibel in mehreren orient. Sprachen beteiligte. Inzwischen war die engl.-preuß. Stiftung eines anglikan. Vikariats zu Jerusalem erfolgt, dessen Inhaber abwechselnd von den Kronen England und Preußen ernannt werden sollte. Durch den im J. 1846 erfolgten Tod des ersten, von England eingesehten, Bischofs wurde Preußen zur Wahl berufen, welche, da der zu Wählende Anglikaner sein mußte, nicht ohne Schwierigkeit war, aber in der Ernennung des beiden Nationalitäten gleichmäßig gegenüberstehenden Schweizer ihre glücklichste Erledigung fand. G. trat im Dez. 1846 in Jerusalem ein, um von seinem Amte Besitz zu nehmen. Er betrachtete es als seine Lebensaufgabe, den Christen Palästinas, Griechen, Armeniern, Syrern, Ägypten, die Kenntnis der evang. Lehre zuzuführen und dadurch eine innere Kirchentsehung anzubahnen. Für die christl. Gemeinden Palästinas gründete er Schulen mit vorwiegend religiöser Aufgabe und war um Bildung anglikan. Gemeinden bemüht. G. starb zu Jerusalem 12. Mai 1879.

Göbel (Jean Baptiste Joseph), konstitutioneller Bischof von Paris während der Französischen Revolution, geb. 1. Sept. 1727 zu Lhann im Elsaß, wurde 1772 Titularbischof von Lydda und 1789 als Deputierter der Geistlichkeit von Velfort in die Etats généraux gesendet. Die Nationalversammlung ernannte ihn zum Bischof von Paris. Er schloß sich immer mehr den Jakobinern an und legte 7. Nov. 1793 sein Amt in die Hände des Konvents nieder, wurde jedoch Robespierre verdächtig, der ihn verhaften und 13. April 1794 guillotinierten ließ.

Göbel (Karl), Aquarellmaler, geb. in Wien 1824, der Sohn des trefflichen Aquarellmalers Karl

Peter G. daselbst, versuchte sich frühzeitig in der Aquarellmalerei als Landschaftler, Genremaler und Darsteller von Bauten oder Interieurs. Eigen ist ihm ein liebevolles Eingehen auf die Details, ohne daß der einheitliche Charakter des Bildes darunter Schaden leidet. G. hatte Gelegenheit, auf größeren Reisen in Frankreich, Rußland, Italien und Spanien zahlreiche Studien aufzunehmen, und war seitdem unermüdblich thätig. Unter seinen Arbeiten sind von hervorragendem Interesse: die Interieurs der k. k. Ambrosiansammlung in Wien (Eigentum des Kaisers von Oesterreich), die Erzählung des bayr. Soldaten (im Besitz desselben), über 200 Porträts im Album des Grafen von Chambord, die Porträts der königl. Familie von Serbien und viele sonstige Aquarelle im Besitz des Königs Milan, Pferde- und Jagdgruppen, welche in verschiedene Sammlungen zerstreut wurden. G. war Schüler der wiener Akademie und lebt in Wien.

Gobelet (fr.), Wecher mit ganz niederm oder ohne besondern Fuß, besonders der Wecher der Tischenspieler; Gobeletterie, Handelsbezeichnung für Trinkteller und andere gläserne Gebrauchsgegenstände.

Gobelette (fr.), kleines Boot mit einem Mast. **Gobelins** nennt man gewebte Tapeten. Es sind die franz. Nachfolger der figürlichen Gewebe des Mittelalters und der Renaissance, welche von der Stadt Arras den Namen der Arrazzi erhielten, dann aber seit dem 16. Jahrh. vorzugsweise in Brüssel gefertigt wurden, bis die französischen G. sie überflügeln. Der Name dieser berühmten Art von Geweben kommt von einer Familie, welche ihn durch ihren Ruf auf das Fabrilat, die Fabril und selbst das Quartier oder die Gegend übertrug. Der erste aus dieser Familie war Jean Gobelin, ein Färber, der um die Mitte des 15. Jahrh. bei Paris eine Färberei in Wolle anlegte. Seine Nachfolger setzten die Wollfärberei fort, mit welcher später um 16. Jahrh. eine Tapetenweberei in Art derjenigen, wie sie lange in Flandern geblüht hatte, verbunden wurde. Unter Colbert kaufte Ludwig XIV. die Fabril und machte daraus eine königl. Anstalt, deren Arbeiten wegen ihrer großen Rossbarkeit mehr zu königl. Geschenken und für den Bedarf der königl. Schlösser verwendet wurden, denn zum Verkauf. Trotzdem sie somit viel kostete, hat sie dennoch, weil eine Kunstanstalt und eine Ehrensache für Frankreich, ihre Existenz behauptet. Die Technik ist, vom Standpunkte der Maschine aus betrachtet, sehr einfach, aber eben darum sehr kostbar, weil sie die geschickte Hand des ausgebildeten Künstlers verlangt. Der Gobelinsweber ist gleichsam Maler (mit gefärbter Wolle statt mit Oelfarbe und Pinsel), und weil die gewöhnliche Aufgabe ist, ein Ölgemälde, und bekanntlich sind Ölgemälde ersten Ranges nicht ausgenommen, mit möglichster Vollkommenheit zu kolorieren, so muß er eben zu solcher Wiedergabe befähigt wie ein anderer Maler sein. Er arbeitet mit kleinen Spulen auf senkrechter Kette, das Bild hinter seinem Rücken. Er arbeitet seine Kopie von der Rückseite und muß von Zeit zu Zeit vor die Kette treten, um zu sehen, was er gemacht hat. Die Verschleidenheit seiner Farben und Töne ist außerordentlich, da er mit ihnen den feinsten Schattierungen und Nuancen des Bildes gleichkommen muß. Nachdem die Contouren des Bildes auf die Kette gebracht sind, arbeitet er immer nur ein kleines Stück auf einer Stelle, da er mit seinem Faden,

den er durch die Kette zieht, umkehren muß, wo ein anderer Ton, eine andere Schattierung beginnt. So können mehrere Künstler zugleich an demselben Werke arbeiten. Dennoch erfordert die Herstellung eines größeren Gemäldes oft Jahre, daher auch der Preis von 50000 Frs. und mehr erklärlich wird. Die Gobelinsfabrik erzieht ihre Künstler selbst, daher sie zugleich Schule ist; die Schüler lernen Zeichnen, Malen und Weben. Mit der Fabrik der G. ist seit 1826 die Savonnerie vereinigt, eine ältere Fabrik ähnlicher Tapetengewebe, welche ihren Namen von dem Lotal, einer ehemaligen Seifenfabrik, erhalten hat. Vgl. Lacordaire, «Notice historique sur les manufactures impériales de tapisserie des G. et de tapis de la Savonnerie» (Par. 1853); Mühl, «La tapisserie» (Par. 1883).

Goeben (Aug. Karl Friedr. Christian von), preuß. General der Infanterie, geb. 10. Dez. 1816 zu Stade in Hannover als ältester Sohn des brit. Majors a. D. Wilhelm von G., welcher 1809–15 die Napoleonischen Kriege in der Englisch-deutschen Legion mitgemacht hatte und 1872 starb. Nach siebenjährigem Besuche der Gymnasien zu Stade und Celle trat G. 1838 zu Neu-Münster als Musketier in das preuß. 24. Infanterieregiment, in welchem er 1836 zum Lieutenant befördert wurde. Schon 1836 nahm G. den Abschied aus preuß. Diensten, um für die Sache des Don Carlos in Spanien zu kämpfen, dessen wechselvolles Schicksal er bis zum letzten Augenblick teilte. In Spanien verschafften die allgemeinen Kenntnisse nicht minder wie die gründliche militärische Durchbildung dem jungen Offizier bald eine Anstellung im Generalstabe, später im Ingenieurcorps. G. machte 1838–40 fünf Feldzüge im Spanischen Carlistenkriege mit, anfänglich unter General Garcia in der Armee der baskischen Provinzen, dann in der von Valencia und Aragonien unter dem General Cabrera. Fünfmal wurde G. in jenen Jahren, darunter zweimal schwer, verwundet, und zweimal geriet er in die Gefangenschaft der Christinos, aus welcher er jedesmal wieder ausgewechselt wurde. Beim Abschlusse des Kriegs Oberstlieutenant im Ingenieurcorps, lehrte G., erst nachdem Don Carlos selbst seine Sache aufgegeben, in die Heimat zurück. In den folgenden Jahren berichtete G. über seine Erlebnisse in «Vier Jahre in Spanien» (Hannov. 1841) und machte verschiedene Reisen, bis er 1842 im preuß. Heere als Sekondelieutenant wieder angestellt und unter sofortiger Kommandierung zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe dem 8. (Leib-)Infanterieregiment aggregiert ward. Im J. 1843 in den Großen Generalstab versetzt, 1844 zum Premierlieutenant und 1845 bereits zum Hauptmann befördert, wurde er 1848 vorübergehend zum Generalkommando des 4. Armeekorps, im Mai 1849 aber zu der behufs Niederwerfung des Aufstandes in Westfalen zusammengezogenen Division Hannelen und im Juni 1849 zum Stabe des Prinzen von Preußen bei der in Baden einrückenden Armee kommandiert, wo er an den Geschehnissen bei Ludwigshafen, Philippsburg, Waghäusel, Ubstadt, Durlach, Bismweyer, Hirschgraben, Ruppenheim und der Einschließung von Pflaadt teilnahm. Nach einjähriger Dienstleistung beim 16. Infanterieregiment wurde G. 1850 als Major in den Generalstab zurückversetzt und während der Mobilmachung gegen Oesterreich abermals dem Stabe des Prinzen von Preußen beigegeben, ebenso 1851, als dieser das

Militärgouvernement in der Rheinprovinz und Westfalen übernommen hatte. Nachdem er 1855 zum Oberstlieutenant befördert und im Okt. desselben Jahres zum Chef des Generallstabes beim 4., 1858 beim 8. Armeekorps, im Nov. 1858 zum Obersten ernannt worden war, ward er 1860 mit mehreren andern preuß. Offizieren zu der gegen Marokko im Felde stehenden span. Armee unter O'Donnell kommandiert, mit welcher er an dem Feldzuge jenes Jahres und speziell an den Gefechten bei Samsa und Uad-Ras, sowie an der Schlacht von Tetuan teilnahm. Auch über den marokk. Feldzug hat G. ein schätzbares Werk veröffentlicht (*Reise- und Lagerbriefe aus Spanien und vom span. Heere in Marokko*, 2 Bde., Hannov. 1863).

Im J. 1861 zum Generalmajor und 1863 zum Kommandeur der 26. Infanteriebrigade ernannt, zeichnete er sich an deren Spitze im Feldzuge 1864 gegen Dänemark, insbesondere vor Radebüll, bei dem Sturm auf die Düppeler Schanzen und dem Übergange nach der Insel Alsen glänzend aus. Im Nov. 1864 wurde G. zum Kommandeur der 10. Division in Posen, im Mai 1865 aber zum Kommandeur der 13. Division in Münster und 18. Juni zum Generalleutnant ernannt. An der Spitze der 13. Division operierte G. im Deutschen Kriege von 1866 zuerst in Hannover und schlug dann im Mainfeldzuge fast selbständig eine Reihe von Gefechten, namentlich bei Vermbach, Rissingen, Laufach, Alschaffenburg, Lauber-Diöfshausen, Gerchshausen und Würzburg; über einige derselben veröffentlichte er selbst später in der *«Allgemeinen Militärzeitung»* (Darmstadt) vortreffliche Aufsätze, welche zu den besten kriegswissenschaftlichen Arbeiten der Neuzeit gehören. Nach Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71 wurde G. 18. Juli 1870 zum kommandierenden General des 8. Armeekorps und 26. Juli zum General der Infanterie ernannt; er gehörte somit zur Ersten Armee unter Steinmetz und hatte gleich nach Ausbruch der Feindseligkeiten, am Tage von Saarbrücken, 6. Aug. 1870, Gelegenheit, seinen alten Ruhm zu erneuern, indem er mit Teilen seines Korps der hart bedrängten 14. Division zu Hilfe kommen, den Sturm auf die Höhen von Epierren anordnen und ihn mit größter Energie durchführen konnte, bis die Ankunft älterer Generale auf dem Schlachtfelde den Oberbefehl in deren Hände übergehen ließ. G. nahm an den Schlachten von Mars-la-Tour und von Gravelotte und danach an der Einschließung von Metz mit seinem Korps teil und zog nach der Kapitulation dieser Festung unter Oberbefehl Manteuffels nach dem nördlichen Frankreich. Bei Amiens wurde 27. Nov. und an der Hallue 28. Dez. 1870, sowie bei Bapaume 3. Jan. 1871 die zum Einzug von Paris anrückende franz. Nordarmee unter Faidherbe zurückschlagen, und deutsche Truppen drangen bis zur franz. Nordküste vor, Erfolge, die nicht zum geringsten Teil dem General von G. zugeschrieben werden müssen, da von den dort kämpfenden vier Divisionen zwei von ihm befehligt wurden. Nachdem Manteuffel zur Führung der Südbarmee abberufen worden, wurde 9. Jan. bis 6. Juni 1871 G. mit dem Oberbefehl der Ersten Armee beauftragt; er hatte diesen kaum übernommen, als sich die Festung Peronne ergab und G. auch schon (19. Jan.) mit dem 1. und 8. preuß. Korps und Truppen des sächs. Generals Grafen Lippe den franz. General Faidherbe abermals vor St.-Quentin

in siebenstündigem Kampfe so nachdrücklich schlug, daß die franz. Nordarmee in vollster Auflösung nach Lille und Valenciennes fliehen mußte. Auch über die Schlachten von Epierren und Mars-la-Tour, sowie die deutschen Operationen im nördlichen Frankreich hat G. wertvolle Aufsätze in der *«Allgemeinen Militärzeitung»* veröffentlicht. Nach Auflösung der Ersten Armee ward G. mit dem Großkreuze des Eisernen Kreuzes (außer vielen andern Orden) geschmückt und zum Chef des 2. rhein. Infanterieregiments Nr. 28, sowie zum Ehrenbürger von Minden ernannt, auch wurde ihm eine bedeutende Dotation verliehen. Danach führte er das Generalkommando des 8. preuß. Armeekorps mit dem Sitz in Koblenz. Im J. 1878 wurde das bisherige Fort Dueleu bei Metz nach ihm Fort G. benannt und 1876 der General durch Verleihung des Ordens vom Schwarzen Adler ausgezeichnet. Am 15. Okt. 1880 begleitete G. den Kaiser in voller Frische nach Köln zur Feier der Vollendung des Dombaus, lehrte darauf nach Koblenz zurück und starb dort nach kurzer Krankheit 18. Nov. 1880. Ihm wurde seitens der Offiziere und Beamten des 8. Armeekorps im Okt. 1883 auf dem Friedhofe zu Koblenz ein Denkmal gesetzt. Vgl. die Biographien G.s von Bernin (Darmstadt 1881) und Hähnisch (Berl. 1881).

Gobert (Ferdinand, Graf Aspremont-Linden), österr. Feldherr, s. unter Aspremont-Linden.

Gobi oder **Robi** ist der mongol. Schamo, d. h. Sandmeer, der chines. Name für das weite Steppen- und Wüstenplateau Ostasiens zwischen 34–40° nördl. Br. und 86–118° östl. L. (von Greenwich), welches westlich an Ostturkestan (Thian-Schan-Ran-Lu), südlich an das Kuensün- und das Nan-Schan-Gebirge, östlich an das Land der Ortoz, das Ala-Schan- und In-Schan-Gebirge, nördlich an die vier Chanate der Kalkas-Mongolen und die Dzungarei (Thian-Schan-Belu) anstößt, keineswegs aber allenthalben scharf begrenzt ist. Dieses über 2 Mill. qkm umfassende Gebiet bildet weder eine durchweg gleichförmige Ebene noch eine völlige Sand- oder Steinwüste, sondern es treten drei verschiedene Landstriche in ihm hervor. Der nördl. und der südl. Strich, mit einer Seeshöhe von 1500–1800 m, haben festen Steppenboden, vielfach gegliederte Bergketten und Hügelreihen, welche Futtergräser und Gesträuche tragen. Nur diese beiden Regionen nennen die Mongolen G. Die tiefer gelegene Mitte zwischen beiden, eine 370–740, im Mittel 518 km breite, von durchbrochenen Felswänden eingefasste Depression von nur 8–900 m Meereshöhe ist eine völlige Sand- und Steinwüste, die eigentliche Schamo, wahrscheinlich der Grund eines früheren Binnenmeers, dessen Boden übrigens nicht aus Flugsand, sondern aus einem mit Salzteilen geschwängerten Sande besteht und hier und da von Rohrkarten und Salzpflanzen bedeckt, auch von kleinen Salzseen durchzogen wird. Je mehr man sich von der Mitte den Seiten des Beckens nähert, desto mehr verschwindet der Sand, und der Boden ist entweder mit Steintrümmern und Gesteinen, meist Porphyrr und Jaspis, auf große Strecken auch mit Chalcodon, Karneol und Achaten bedeckt, zwischen denen nur niedrige, strauchartige Pflanzen vereinzelt hervorkommen, und besteht entweder aus festem Lehm mit leichtem Salzanflug oder ist ganz nackt und mit niedrigen Salzpflanzen bewachsen. Im ganzen aber hat das Land im

Norden und Süden der Depression den Charakter einer Steppe mit unabsehbaren Weiden.

Ebenso dürftig wie die Flora ist auch die Fauna der G. Der Schiggetai, das wilde Schaf Argali, Antilopen und Kamrier sind die bemerkenswertheften Tiere. Feste Wohnsitze finden sich in dem ganzen Steppengebiete nicht. Nur Nomadenstämme, hauptsächlich Mongolen, die hier ihre eigentliche Heimat haben, durchziehen es mit ihren Herden, welche Futterträuter in Hülle, selbst im Winter unter dem Schnee finden. Bäume fehlen gänzlich, so daß die Nomaden während des Winters, der ebenso kalt, rau und stürmisch wie der Sommer heiß ist, allein auf den Viehdünger als Brennmaterial angewiesen sind. In den Wegen, welche durch die G. führen, finden sich einige, oft nur spärlich mit Wasser versehene, in der Regel verwahrloste und monatlang gefrorene Brunnen. Die Kenntnis der G. beschränkt sich auf die wenigen Karawanenwege, die seit Jahrhunderten den Verkehr zwischen China und dem Norden Asiens vermitteln und in neuerer Zeit die besondere Aufmerksamkeit der russ. Regierung erregen. Die Hauptstraße ist die von Kachka und Maimatschin über Urga und Kulung oder Tianschan nach Peking. Die ältesten Berichte sind die des Jesuitenpaters Gerbillon von seinen acht Missionsreisen 1688—98, des Holländers Nybrand 1692—94, von Lorenz Lange, der im Auftrage Peters d. Gr. nach Peking reiste. Ihm schließen sich an die Reiseberichte Zimonskij (1819 und 1821), des russ. Botanikers von Bunge und Astronomen von Fuchs (1830—31) und, 30 Jahre später, des Engländers Grant. Aus neuester Zeit sind namentlich die Reisen von Prschewalskij (s. b) und Newjow (1878—79) hervorzuheben.

Gobineau (Joseph Arthur, Graf), franz. Diplomat, Schriftsteller und Orientalist, geb. 1816 in Bordeaux, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und erlangte in kurzer Zeit den Grad eines Rabinetsschefs im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Im J. 1851 zum ersten Legationssekretär in Bern ernannt, wurde er vier Jahre später Gesandtschaftssekretär erster Klasse. Nachdem er drei Jahre als franz. Botschafter in Leheran zugebracht, wurde er beauftragt, als bevollmächtigter Gesandter seine Landesregierung am Hofe von Athen, nachher 1868 in Rio de Janeiro und 1872 in Stockholm zu vertreten. Er zog sich 1877 ins Privatleben zurück und starb 17. Okt. 1882 in Paris. G. machte sich durch mehrere histor. und kritische Werke bekannt, von welchen das wichtigste betitelt ist: *«Les religions et les philosophies dans l'Asie Centrale»* (Par. 1865). Unter seinen andern Schriften sind zu erwähnen: *«Essai sur l'inégalité des races humaines»* (4 Bde., Par. 1853—56), *«Trois ans en Asie, de 1855 à 1858»* (Par. 1859), merkwürdiges Sittengemälde im Rahmen einer Reisebeschreibung; *«Traité des écritures cunéiformes»* (2 Bde., Par. 1864, mit 18 Tafeln), *«Histoire des Perses d'après les auteurs orientaux, grecs et latins»* (2 Bde., Par. 1869). Von seinen novellistischen Arbeiten ist zu erwähnen: *«Les Pléiades»* (Par. 1874).

Goblet (Albert Joseph, Graf von Alviella), belg. General, geb. zu Lournai 26. Mai 1790, besuchte die franz. Militärschule zu St.-Cyr, dann die Polytechnische Schule und trat 1811 als Genielieutenant in die Artillerie- und Genieschule zu Metz über, aus welcher er 1813 zu der in Spanien stehenden Armee

versetzt wurde. G. zeichnete sich bei der Verteidigung von San-Sebastian aus und nahm an der Schlacht bei Vittoria teil, trat nach der Restauration in holländ. Kriegsdienst und focht 1815 in den Schlachten bei Quatre-Bras und Waterloo. Nach dem zweiten Pariser Frieden stellte G. die Festungen Nieupoort und Menin wieder her und wurde 1824 zur Dienstleistung bei dem Prinzen von Oranien kommandiert. Beim Ausbruche der Revolution eilte G. 1830 nach Brüssel und übernahm dort das Kriegsministerium mit der Absicht, das Heer zu reorganisieren und dem Prinzen von Oranien zuzuführen. Im J. 1831 leitete er die Operationen ziemlich unglücklich und wurde 1832 Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er bestimmte Frankreich zur Belagerung der Citadelle von Antwerpen und brachte einen vorläufigen Friedensvertrag mit Holland zu Wege, wurde 1833 Gesandter am berliner Hofe, trat aber von diesem Posten zurück und bearbeitete den Entwurf eines Verteidigungssystems der Nordgrenze Belgiens, der ihm die Ernennung zum Generalinspekteur der Festungen eintrug. Im J. 1837 ging G. als Gesandter und Berater der jungen Königin nach Portugal und wurde dort zum Granden und Grafen von Alviella ernannt, trat nach zwei Jahren wieder an die Spitze des Geniedienstes und war 1843—45 Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Im J. 1854 trat er aus dem aktiven Dienste aus, nahm jedoch als Abgeordneter an den Staatsgeschäften auch ferner regen Anteil. Von 1854 bis 1862 gehörte er der liberalen Partei der Kammer an; seine 1858 vorgelegten Entwürfe zur Verstärkung der Festung Antwerpen wurden schließlich angenommen. Er starb zu Brüssel 5. Mai 1873. G. schrieb: *«Des cinq grandes puissances de l'Europe dans leurs rapports pol. et milit. avec la Belgique»* und *«Dix huit mois de politique»*. Vgl. Juste, *«Le Lieutenant-Général G.»* (Haag 1872).

Goblet (René), franz. Staatsmann, geb. 26. Nov. 1828 zu Aire-sur-la-Lys im Depart. Pas-de-Calais, war erst Advokat in Amiens, und begründete unter dem zweiten Kaiserreich eine liberale Zeitung *«Le Progrès de la Somme»*. Nach der Revolution des 4. Sept. 1870 wurde er sogleich (7. Sept. 1870) zum Generalprokurator am Gerichtshofe von Amiens ernannt. Im J. 1871 trat er in die Nationalversammlung als Abgeordneter für das Depart. Somme; er gehörte zur republikanischen Linken. Bei den Wahlen von 1876 fiel er durch, wurde aber 1877 (und ebenso 1881) wiedergewählt und im Febr. 1879 zum Unterstaatssekretär der Justiz ernannt. Am 31. Jan. 1882 übernahm er das Portefeuille des Innern in dem von Freycinet gebildeten Ministerium; Freycinets Rücktritt (29. Juli 1882) hatte auch den seinigen zur Folge.

Gobryas (altper. Gaubruva, wahrscheinlich Aubaugentraue), ein mehrere Persern gemeinsamer Name. — Xenophon erzählt in seiner romanhaften *«Cyropaedia»* (*«Erziehung des Cyrus»*) von einem G., assyr. Reiterhauptling, der von seinem König feindselig behandelt, zum Perserkönig übergeht und demselben bei der Einnahme Babylons behilflich ist. Merkwürdigerweise haben neuerdings entdeckte babylonische Keilschriften gezeigt, daß Cyrus allerdings schon vier Monate vor seinem Einzuge in Babylon, im Oktober 538 v. Chr., diese Stadt durch einen G. (babyl. Gubara oder Ugbaru), Statthalter der Gutl, eines medischen Stammes,

hatte besetzen lassen. Die milde Behandlung, die G. den Babylonianer versprochen, bewilligte Cyrus, der, nach diesem Terte, auch den G. zum Statthalter der eroberten Stadt einsetzte. — Es ist wohl anzunehmen, inbessien auch nicht zu beweisen, daß dieser G. nicht identisch ist mit dem G., Sohn des Marbonius, der übereinstimmend von der Inschrift von Bisutun (s. d.) und Herodot als einer der sieben Verschworenen gegen den Magier Gomates, den falschen Smerdis (521 v. Chr.), genannt wird. Im Rat der Sieben war G. für schnelle Beseitigung des Usurpators und rang auch selbst mit ihm; wie Herodot erzählt, hatte dieser im finsternen Zimmer den G. erfaßt, und letzterer forderte den Darius auf, aufs Geratewohl zuzustossen, was letzterer that und hierauf glücklicherweise den Magier traf. Später begleitete er den König gewordenen Darius I., seinen Schwiegersohn, auf seinem Zuge gegen die Skythen. Vielleicht ist er auch der G., den die Inschrift von Bisutun als den Unterbrüder eines Aufstandes in Susiana erwähnt. Er war der Vater des bei Plutarch 479 v. Chr. besetzten Marbonius. Auf dem Grabe Darius' I. zu Rassch-i-Nussem ist noch heute sein Bildnis zu sehen: er figurirt als aus dem Stamm der (auch von Strabo als edelm Persegergeschlecht erwähnten) Patiskhorier und als Lanzenträger des Königs.

Ein anderer G., Sohn des Darius I. von der Tochter des Cyrus, Artystone, befehligte 480 v. Chr. bei dem Zuge des Xerxes die Mariandynen, Uigger und lappadotischen Syrer. — Noch ein anderer G. wird kurz als einer der Heerführer des Artaxerges II. im Kriege gegen seinen Bruder Cyrus den Jüngern (401 v. Chr.) erwähnt. (rabo (s. d.).

Gobu Leobu (Großer Fluß), der südl. Colo. **Goch**, Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Kleve, links an der Niers, Station der Linie Köln-Krefeld-Kleve-Jevenaar der Preussischen Staatsbahnen und der Nordbrabantisch-Deutschen Eisenbahn (Vortel-Wesel), 12 km im S. von Kleve, 8 km östlich von der niederländ. Grenze, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Nebenpolizamts, hat eine luth. und eine evang. Kirche, eine Synagoge und ein Nonnenkloster, eine Gewerbehalle, zwei Waisenhäuser, eine Rektorat- und eine Handwerkerfortbildungsschule und zählt (1880) 5253 meist luth. E., welche Pinself., Färberei und Cigarrenfabrikation, Gerberei, Bläschweberei, Frucht- und Mehlhandel treiben. Im Weichbilde der Stadt liegt das Rittergut Slavanien mit Schloß an der Niers, der altadeligen Familie von Haesten angehörig. Nördlich von G. erstreckt sich bis Kleve der Reichswald.

Goch (Johannes von), Prior des Augustiner-Kanonikenspriorats Thabor bei Regensburg, schrieb mehrere Schriften gegen den scholastischen Katholizismus seiner Zeit. G. heißt er nach seinem Geburtsort bei Kleve im Regierungsbezirk Düsseldorf. Sein Familienname ist Wupper oder Capupper. Von seinen Lebensumständen ist sehr wenig bekannt. Seine Geburt mag bald nach 1400 fallen, in den Anfängen der Brüder vom gemeinsamen Leben wurde er vorgebildet und studierte in Paris. Im J. 1461 gründete G. das Augustiner-Kanonikenspriorat Thabor bei Regensburg und übernahm dessen Leitung. Mehr einem beschaulichen Leben zugewandt trat er öffentlich nicht hervor und starb unangesehen am 28. März 1475. Seine Schriften wurden bei seinen Lebzeiten nur wenig verbreitet.

vielleicht nur handschriftlich. Erst 1591 gab Cornelius Grapheus, ein junger Sekretär des Rats zu Antwerpen, sie heraus mit einer geharnischten Vorrede. Die Hauptschrift ist die Abhandlung „De libertate christiana“. Die wahre christl. Freiheit ist die Gabe Gottes, durch welche der Mensch in den Stand gesetzt wird, seinen Willen von den Begierden zu lösen und für die Gerechtigkeit zu entflammen. In der „Epistola apologetica“ spricht es G. sehr entschieden aus, daß die heilige Schrift die einzige Erkenntnisquelle der religiösen Wahrheit sei. Mit allem Nachdruck eifert er auch gegen die Meinung von der besondern Verdienstlichkeit des Mönchtums und seiner Gelübde. Vgl. Ullmann, „Reformatoren vor der Reformation“ (Bd. 1, Hamb. 1841).

Gochsheim in Baden, Stadt im bad. Kreise Karlsruhe, Amt Bretten, am Kraichbach, 4 km im NW. von Station Flehingen der Linie Grödingen-Eppingen der Badischen Staatsbahnen, zählt 1388 meist evang. E. und hat zwei Oelfabriken, zwei große Mahlmöhlen, mehrere Gipsmöhlen, Viehzucht, Ob- und Weinbau. G. kam 1804 an Baden.

Gochsheim in Bayern, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Schweinfurt, 5 km im SO. von Schweinfurt, zählt 1890 E., von denen 1752 Protestanten sind. Ehemals war G. Reichsdorf.

Göckling (Leop. Friedr. Günther von), deutscher Dichter, geb. 13. Juli 1748 zu Gröningen im Halberstädtischen, besuchte das Pädagogium zu Halle, wo er sich mit seinem Freunde und Landsmann G. A. Bürger gemeinschaftlich in der Dichtkunst versuchte, und studierte auf der Universität die Rechte. Im J. 1768 wurde er Referendar bei der Kriegs- und Domänenkammer in Halberstadt, 1770 Kanzleibirektor zu Ulrich im Hohensteinischen, 1786 Kriegs- und Domänenrat bei der Kammer zu Magdeburg, 1788 königl. Kommissar von Land- und Steuerrat zu Wernigerode, 1793 Geh. Finanzrat in Berlin und 1802 Geheimrat des Fürsten von Oranien-Fulda zu Fulda. Im J. 1789 von Friedrich Wilhelm II. geadelt, schrieb er sich seitdem: von G. auf Dalbörf und Günthersdorf. Später zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück und hielt sich erst in Berlin, dann zu Wartenberg in Schlesien auf, wo er die Güter der jüngsten Prinzessin von Brandenburg verwaltete und 18. Febr. 1828 starb.

Unter seinen „Gedichten“ (3 Bde., Frankfurt. 1780—82; neue Aufl., 4 Bde., 1821) erlangten besonders die poetischen Episteln, die zwar etwas geschwätzig breit, aber voll gesunder Moral sind, namentlich die „An Fritz“ und „An meinen Bedienten“, die größte Popularität. Viele seiner „Sinn- und Fabeln“ zeichnen sich durch damals noch seltene polit. Anspielungen und Witzigen Freimut und seine selbst von Wieland hochgestellten „Lieder zweier Liebenden“ (Erg. 1777, 8. Aufl. 1819) durch Zartheit und Innigkeit des Gefühls und Reinheit der Sprache aus. Auch gab er Ramlers „Poetische Werke“ (4 Bde., Berl. 1800—1; neue Aufl. 1825), Nicolais „Leben und litterarischen Nachlaß“ (Berl. 1817) und von Bretschneiders „Reise nach London und Paris“ (Berl. 1817) heraus.

Goczalkowiz, Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Bleh, 5 km südlich von Bleh, ganz nahe der österr. Grenze, Station (Wab-G.) der Linie Breslau-Gleibitz der Reichs-Oberuferbahn, zählt 1040 E.

und hat eine iob- und bromhaltige Salzquelle (Mariaquelle) mit Badeanstalt.

Godalming, Stadt in der engl. Grafschaft Surrey, 7 km im SSW. von Guildford und 55 km im SW. von London, an dem rechts zur Themse gehenden Weg, welcher hier schiffbar wird, und an der London-Portsmouth-Eisenbahn, zählt (1881) 2505 E. und hat Fabrication von Strümpfen, Handschuhen, Leder, Papier und Pergament. Dabei auf einer Anhöhe liegt die 1870 von London hierher verlegte Schule von Charterhouse, eine vortreffliche Erziehungsanstalt für 600 Jüglinge.

Godard (Benjamin Louis Paul), franz. Komponist, geb. 18. Aug. 1849 in Paris und am dortigen Konservatorium gebildet, schrieb und veröffentlichte zuerst hauptsächlich instrumentale Kammermusik und Lieder, später auch symphonische Orchesterwerke. Eine sog. dramatische Symphonie mit Soli und Chören, „Laflo“ betitelt, erhielt bei der Weltausstellung 1878 den von der Stadt Paris ausgesetzten Preis.

Godavari, eigentlich Godavari (engl. Godavary), der Hauptstrom im Delhan und der größte Fluß der vorderind. Halbinsel überhaupt, entspringt in etwa 1000 m Seeshöhe, unter 19° 58' nördl. Br. und 73° 30' östl. L. im Kollektorat Nasik der brit. ind. Präsidentschaft Bombay von den östl. Abhängen der West-Ghats oberhalb Nasik, fließt zuerst südöstlich, später östlich und zuletzt nach Einmündung des von N. kommenden Pranbita oder Bain-Ganga in südöstl. Richtung dem Golf von Bengalen zu. Seine Länge beträgt 1345 km, sein Stromgebiet 280 600 qkm. Bei Polawaram, etwa 148 km vom Bengalischen Meerbusen, durchbricht er die Ost-Ghats in einer langen, 450—470 m breiten Schlucht, deren Wände so steil sind, daß sie auch nicht einem Fußpfad Raum lassen, ohne daß die Schifffahrt hierdurch behindert würde. Oberhalb dieser Schlucht tritt der Fluß in der Regenzeit weithin über seine flachen Ufer und läßt den fruchtbarsten Schlamm zurück. Im Tieflande der Küste teilt er sich unterhalb Nadschahmandri in zwei die Insel Nagaram einschließende Hauptarme, den südlichen oder Nasipurfluß, der in die Bucht von Nasipur fällt, und den südöstlichen oder eigentlichen G., der bei der Sandbank Godavary-Point oder Gordwar-Spize mündet. Im Bereiche des Delta finden jedoch auch noch weitere Verzweigungen statt. Unter diesen tritt besonders eine nordöstliche, der Roringafluß, hervor, mit Wasser für Schiffe von 3—4 m Tiefgang, während der Nasipurfluß nur solche von 2—3 m zuläßt. Große Schiffe müssen sich wegen der Sandbänke von der Deltaküste entfernt halten. Die zahlreichen Inseln im Flusse enthalten ausgezeichneten Boden für Tabak, die Ufer schwarze Dammerde (sog. Cotton-Ground), die Küste selbst sandigen Boden mit vielen Kokos- und Palmgrapalmen. Seine bedeutendsten Nebenflüsse, sämtlich seinem mittlern Lauf angehörend, sind rechts der Mandschera, links der Nudhna mit dem Ghurt Burna, der wichtige, durch den Zusammenfluß der Bain-(Wänwa)-Ganga und Wardha (Marabab) mit der Bain-Ganga gebildete Pranbita, der Indrawadi und der Siwari oder Sibri. Der Schiffbaumachung des G. und seiner Nebenflüsse für Dampfboote haben die Briten neuerdings, besonders im Interesse der Baumwollausfuhr, größere Aufmerksamkeit geschenkt.

Godard (Arabella), engl. Klaviervirtuosin, geb. als Tochter engl. Eltern zu St.-Servan in der

Bretagne im Jan. 1836, war Schülerin von Moscheles und Thalberg und gründete ihren Ruf 1855 durch eine Kunstreise in Deutschland und Frankreich. Sie vermählte sich 1859 mit dem Musikritier Davison. Ihre bedeutendste Kunstreise machte sie 1873—74, auf welcher sie in Australien und Ostindien konzertierte.

Göbde (Gubda) oder Röbde (Gubbi), ein arab. Getreidemaß, geteilt in 8 Russias zu 10 Batias (Batias), an Inhalt = 7,57 l.

Gode, Goad, ein altes engl. Ellenmaß für Flanell, Fries (Flaus, Coating) und andere Wollzeuge aus Wales = 701,66 mm.

Godeau (Antoine), franz. Schriftsteller, geb. zu Dreux 1605, war der Vetter Corneils, des ständigen Sekretärs der Académie française. Er beteiligte sich eifrig an den Arbeiten der Contratschen Gesellschaft und war daher einer der ersten Akademiker. Im Hôtel de Rambouillet genoss er einen großen Ruf, er war das Orakel des gelehrten Cirkels und erhielt wegen seines Geistes, seiner Galanterie und seiner kleinen Gestalt den Beinamen „Nain de Julio“ (d. h. Zwerg des Frühstückens von Rambouillet). Im J. 1636 wurde G. von Richelieu, der seine Dichtungen schätzte, zum Bischof von Graisse ernannt. Seine Werke, die von seinen Zeitgenossen als Muster angesehen wurden, sind in Bergessenheit geraten; zu nennen sind: „Discours sur les oeuvres de Malherbe“ (1629), „Paraphrase des epîtres canoniques“ (1640), „Paraphrase des epîtres de Saint-Paul“ (1641) u. s. w. G. starb zu Vence 21. April 1672.

Godebert, König der Langobarden 661 als Nachfolger seines Vaters Aribert, welcher das Reich unter seine beiden Söhne verteilte. Von diesen nahm G. den Sitz zu Pavia, Bertarit zu Mailand. Aber schon 662 wurde G. durch den Herzog Grimoald von Benevent gestürzt, welcher auch Bertarit vertrieb und sich selbst zum König machte. Von G.s Nachkommen blieb sein Sohn Aginbert Herzog von Turin und dessen Sohn Aribert II. im J. 701 vorübergehend Könige gewesen.

Godefroy (Johan Cesar), hamburger Großhändler, geb. 1. Juli 1813 zu Kiel, trat 1830 in das 1766 von seinem Großvater gegründete Geschäft, dessen Weltrauf er begründete. Das Hauptfeld der Thätigkeit des Hauses G. war die Südsee, hauptsächlich die Samoa- und Tonga-Inseln; mit 32 Schiffen beherrschte es den Handel des westl. Stillen Meers. G. begründete 1861 das berühmte Museum G. in Hamburg, welches ethnogr. und artistische Gegenstände, Skelette, Naturalien u. s. w. aus der Südsee und Australien enthält. Nach der Stodung des Hauses G. 1879 ging der Handel Deutschlands mit den Samoa-Inseln an die „Deutsche Handels-Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln“ über.

Godefroid (Felix), Harfenvirtuos, auch Salonkomponist, geb. 24. Juli 1818 in Namur, wurde hauptsächlich in Paris gebildet und lebt jetzt in Brüssel. — Sein Bruder Jules Joseph G., geb. zu Namur 1811, gest. 27. Febr. 1840, hat sich ebenfalls als Harfenvirtuos und außerdem durch eine komische Oper „La chasse royale“ bekannt gemacht.

Godefroy (Frédéric), franz. Litteraturhistoriker, geb. 1826 zu Paris, verfaßte namentlich ein „Lexique comparé de la langue de Corneille et de la langue du XVI^e siècle en général“ (2 Bde., 1868), eine „Histoire de la littérature française

depuis le XVI^e siècle jusqu'à nos jours» (5 Bde., 1869—77) und ein «Dictionnaire de l'ancien français» (noch unvollendet), welches trotz vieler Mängel ein unentbehrliches Hilfsmittel für das Studium des Altfranzösischen ist.

Godegifel, der zweite Sohn des Königs Gundobach von Burgund, erhielt nach seines Vaters Tode, 473, das Gebiet der spätern Franche-Comté und der franz. Schweiz. Seinen Sitz hatte er in Laufanne. Auf seinen ältern Bruder Gundobad (s. d.) eifersüchtig, knüpfte er insgeheim mit dem Frankenkönig Chlodwig eine Verbindung, als dieser sich zum Kriege gegen die Burgunder rüstete, und verschaffte durch offenen Abfall von seinem Bruder den Franken den entscheidenden Sieg bei Dijon 500. Doch konnte er den so gewonnenen Thron nicht gegen seinen Bruder behaupten, welcher nach Chlodwigs Entfernung G. in Vienne einschloß und nach Erkürmung der Stadt tötete.

Godegifel, der erste bekannte König der Vandalen. Derselbe führte die Vandalen 406 angeblich auf Anregung seines Stammgenossen, des weström. Reichsverweisers Stilicho, aus ihren Wohnsitzen in Hispanien gen Westen, wurde aber am Rhein von den Franken angegriffen und nebst 20000 der Seinigen erschlagen, worauf Gunderic den Oberbefehl übernahm und mit Hilfe der Alanen und Sueven den Eintritt in Gallien erzwang.

Godehard, der Heilige, Bischof von Hildesheim 1022—88, war der Sohn eines Dienstmanns des Klosters Nieder-Altaich in Bayern und seit 996 Abt daselbst. Der Nachdruck, mit welchem er die verwilderte Klosterzucht herstellte, bewirkte, daß ihm auch andere Klöster, wie Tegernsee und Hersfeld, zur Reformation anvertraut wurden. G. aber suchte zugleich auch die literarische Thätigkeit zu fördern, wie er denn auch, bald nachdem er 1022 Bischof von Hildesheim geworden war, dort eine Schule gründete, welche ihrerseits wieder Lehrer für andere Anstalten abgab. Hildesheim dankt ihm den großartigen Münsterbau und die Beendigung des langen Streits mit dem Erzbischof von Mainz wegen der Diöcesanrechte über Gandersheim. Als Förderer der bald siegreichen kirchlichen Reform wurde er 1181 heilig gesprochen. Sein Leben wurde noch bei seinen Lebzeiten von einem seiner Schüler aus Hildesheim, Wolfhere, welcher auch in Altaich Nachrichten sammelte, ausführlich beschrieben. Derselbe machte nach dem Tode G.s eine zweite Bearbeitung, in welcher auch das Ende und die Wunder des Bischofs behandelt sind. Sie ist abgedruckt in «Monumenta Germaniae historica» («Scripta», Bd. 11). Vgl. Lünzel, «Geschichte der Diocese und Stadt Hildesheim» (Bd. 1, Hildesh., 1868).

Godeke (Karl), verdienter deutscher Literaturhistoriker, geb. 16. April 1814 zu Celle, studierte, im Jhselb vorgebildet, in Göttingen bis 1838 Philologie, lebte dann in Celle, später in Hannover, seit 1856 in Göttingen, mit literarischen Arbeiten beschäftigt und wurde 1878 zum außerord. Professor der Literaturgeschichte an der dortigen Universität ernannt. Seine literarische Thätigkeit begann er unter dem Namen Karl Stahl mit dem Drama «König Rodolf», eine Mißgeburt der Zeit» (Erg. 1839), welches ein Ausbruch der damals verbreiteten Mißstimmung war, und mit seinen, früh gezeichneten «Novellen» (Celle 1841), denen ein «Novellen-Almanach» (Hannov. 1842) folgte.

Später wandte sich G. der deutschen Literaturgeschichte zu und lieferte zunächst auf diesem Gebiet eine Reihe von Monographien und Sammlungen, die durch sorgfältige Kritik und geschmackvolle Behandlung einen hervorragenden und bleibenden Wert besitzen. Dahin gehören «Knigges Leben und Schriften» (Hannov. 1844), «Vampilius Gengenbach» (Hannov. 1856) und «Everg. Man, Somulus und Helastus» (Hannov. 1866); ferner die Litterarhistor. Chrestomathien: «Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843» (Hannov. 1844), «Elf Bücher deutscher Dichtung von Seb. Brant bis auf die Gegenwart» (2 Bde., Eyr. 1849) und «Deutsche Dichtung im Mittelalter» (Hannov. 1854; 2. Aufl., Dresd. 1871), «Geschäftsbriefe Schillers» (Eyr. 1876). Sein Hauptwerk bildet der ungemein reichhaltige «Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung» (4 Bde., Dresd. 1859—81). G. lieferte ferner die Biographien und Einleitungen zu den stuttgarter Ausgaben der deutschen Klassiker (Schiller, Lessing und Goethe, 1865 fg.), aus denen auch sein Buch «Goethes Leben und Schriften» (Stuttg. 1874) hervorging, und leitete die histor.-kritische Ausgabe von «Schillers sämtlichen Schriften» (17 Bde., Stuttg. 1867—76). Im Verein mit Julius Tittmann (gest. 17. Jan. 1883) gab G. die Sammlungen: «Deutsche Dichter des 16. Jahrh.» (Bd. 1—18, Eyr. 1867—88) und «Deutsche Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 1—15, Eyr. 1869—83) heraus.

Godelheim, Dorf in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Hörter, 6 km südlich von Hörter, unweit links der Weser und der Mündung der Kette, in freudblickem, zu Norvei gehörigen Thale, Station der Linie Ottbergen-Holzminde der Preussischen Staatsbahnen, zählt 684 fast ausschließlich lath. G., hat Sägemühlen und war ehemals Badeort. Die starken eisen- und kohlenstoffhaltigen Quellen sind ausgiebigen.

Goderich, Stadt im brit. Nordamerika, Dominion of Canada, Staat Ontario, Hauptort der Grafschaft Huron, 214 km westlich von Toronto, an der Mündung des Maitland in den Huronsee gelegen, mit (1881) 4564 G., treibt Handel in Getreide und Salz und führt Fische nach Buffalo (direkte Eisenbahnverbindung) und Rochester aus. In der Nähe entspringen Salzquellen.

Goderich, s. Ripon (Frederic John Robinson, Viscount G., Graf von).

Godesberg, Pfarrdorf im Regierungsbezirk Köln der preuß. Rheinprovinz, im Kreise und 6,8 km oberhalb Bonn unweit vom linken Rheinufer in der Ebene nahe dem Ausgang des engern Rheinthals gelegen, Station der Linie Köln-Bingerbrück der Preussischen Staatsbahnen, hat eine der deutschen Kaiserin gehörige Burgruine auf einem 75 m hohen Bergkegel, stattliche Privatgebäude rhein. Bauweise, eine 1860—62 nach dem Plane von Stas im Epishogenstil erbaute katholische und zwei neue evang. Kirchen, eine höhere Knabenschule, eine engl. Knabenerziehungsanstalt, mehrere Mädchenpensionsanstalten, eine frequente Kaltwasserheilanstalt und eine schon den Römern bekannt gewesene alkalisch salinische Stahlsquelle, Draitsch oder Sauerbrunnen genannt, mit eleganten Bädern und Trinkeinrichtungen, und zählt (1890) 2815 G. Das Schloß G. wurde vom köln. Erzbischof Dietrich von Heinsberg 1210—18 größtentheils aus dem Material der dort gestandenen uralten Michaeliskapelle erbaut, war 1582 der Zufluchtsort des protestantisch

gewordenen und daher abgesetzten Erzbischofs Gebhard wurde aber 1588 von Herzog Ferdinand von Bayern eingenommen und teilweise gesprengt. Später demolierten es die Franzosen fast gänzlich; nur der 30 m hohe, um 1340 vom kölnischen Erzbischof Walram von Jülich erbaute Schloßthurm ist unverfehrt und gewährt eine ungemein reizende Aussicht auf das Siebengebirge und einen großen Teil des Rheinhals. Nahebei an der Straße nach Bonn steht das Hochkreuz, eine vom Erzbischof Walram von Jülich erbaute got. Spitzsäule, 10 m hoch, 1854 restauriert. Die Einwohner betreiben Kunstgärtnerei und ein Alaanwerk. G. ist wahrscheinlich die Ara Ubiorum des Tacitus. Vgl. Gerber, »Kurze Mitteilungen über den Kur- und Badeort G.« (Bonn 1874); Langewiesche, »G. und seine Umgebungen« (Godesb. 1874).

Godotia Sp., eine zu der Pflanzenfamilie der Onagraceen gehörige Gattung Nordamerikas, den eigentlichen Onotheren sehr nahe stehend und von diesen fast nur durch die Farbe der Blumen verschieden. Die Gattung G. wird deshalb auch von vielen Botanikern zu Onothera gezogen. Sie ist in den Blumengärten durch mehrere einjährige Arten vertreten. G. rubicunda Sp. bildet einen hübschen aufrechten, 50 cm hohen Busch mit violettrosenroten Blumen, deren Blätter innen mit einem purpurnen Flecken geziert sind; von ihr unterscheidet sich var. splendens durch größere purpurarminrote Flecken und var. Schamini durch milchweiße Blumen mit purpurroten Makeln. G. Lindleyana Sp. hat etwas größere, in ährenförmigen Trauben stehende, blaßpurpurrosenrote, am Nagel oder in der Mitte der Kronblätter mit einem breiten karminrosenroten oder purpurnen Flecken gezeichnete Blumen. Auch von ihr gibt es mehrere Varietäten, von denen var. Tom Pouce wegen ihres zwerghaften und sehr dichtbuschigen Wuchses sowohl, wie wegen ihrer großen Strauße lilasrosenroter, innen atlasweiß reflektierender Blumen ein wertvolles Einsassungsmaterial liefert. G. Whitneyi A. Gray endlich, die ausgezeichnetste der Arten, ist nur 30 cm hoch und trägt große, zart rosarote, auf den vertieft herzförmigen Kronblättern mit großen, leuchtend purpurroten Flecken verzierte Blumen, welche den ganzen oberrn Teil der Pflanze bedecken. Die beliebteste ihrer Formen, var. Lady Albemarle, bildet einen dichten Busch mit außerordentlich zahlreichen, leuchtend karminroten Blumen, welche einen Durchmesser von 8 cm erreichen.

Alle diese einjährigen Arten sind ein Schmutz der Blumenbeete. Man sät sie mit Vorteil Ende September auf ein sorgfältig zubereitetes Beet, pikiert die Pflänzchen und hebt sie im März und April mit dem Erdballen aus, um sie an Ort und Stelle zu setzen. Man sät sie auch wohl Ende März an den Platz, auf welchem sie blühen sollen, möglichst dünn und entfernt die zu dicht aufgeschossenen Pflanzen. In Töpfe gesetzt, sind die Godotien gern gekaufte Marktpflanzen.

Godhavn, Hauptort des nördlichen Inspektorsrats der dän. Kolonie Grönland, s. unter Disko.

Godin (Amelie), Pseudonym der Romanschriftstellerin Amelie Linz (s. d.).

Göding, Stadt im südl. Mähren, rechts an der March, welche hier schiffbar wird und gegen Ungarn die Grenze bildet, Station der Hauptlinie Wien-Kratau der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn, mit (1881) 6512 G., größtenteils slow. Zunge, die

meistens Ackerbau treiben, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, Hauptort der mähr. Familiengüter des kaiserl. Hauses und hat eine der größten ärarischen Tabakfabriken. Das alte weitläufige Schloß beherbergt die Mitglieder des kaiserl. Hauses, die jährlich zu den Feldjagden hierher kommen.

Gobiba (Ladg), s. unter Coventry.

Gobelin, eigentlich Goudouli (Pierre de), der ausgezeichnetste der languedocischen Dichter, geb. 1579 zu Toulouse, studierte die Rechte und wurde Advokat, doch seine Neigung zur Poesie, die durch das Lesen der röm. Dichter noch gesteigert wurde, zog ihn bald von seinen amtlichen Beschäftigungen ab. Er dichtete nicht in der franz. Landessprache, sondern zuerst wieder in der wohlklingenden Sprache seiner Heimat, der langue d'oc, und zwar anmutige Liebeslieder, zarte Idyllen, sein spottendes Epigramme, in nordfranz. Sprache ein Chant-royal, der in den Jeux floraux den Preis erhielt, und eine Ode auf Heinrich IV. Tod, die ein unübertreffliches Meisterwerk ist. Diese Dichtungen wurden von v. s. Landsleuten mit Beifall aufgenommen und sogar ins Italienische und Spanische mehrmals überetzt. Der Rat seiner Vaterstadt verlieh ihm ein kleines Jahrgehalt, in dessen Genuß er bis an seinen Tod blieb; er starb 10. Sept. 1649 in einem Karmeliterkloster. Außer den ältern Ausgaben seiner Werke (Toulouse 1648 u. 1693) ist eine neuere von Cayla und Paul (Toulouse 1848 u. 1863) vorhanden.

Göbölös, Marktflecken im Pester Komitat in Ungarn, Station der Linie Budapest-Jozsefváros-Salgó-Larján, Ruttel der Ungarischen Staatsbahnen, 25 km nordöstlich von Budapest, mit 3660 magyar. G. reformierter und kath. Religion. G. ist seit 1867 Sommerresidenz der königl. Familie. Das königl. Schloß wurde zur Zeit Maria Theresias vom Grafen (nachher Fürsten) Anton Grassalkovich erbaut. Nach dem Aussterben des Geschlechts ging G. an den Baron Sina über, von dem es der ungar. Reichstag 1867 für den König ankaufte. Das Schloß liegt in einem nicht großen, aber schönen Park; um so ausgedehnter ist der sich daran anschließende Tierpark. Ganz nahe liegt in hübscher waldiger Gegend das von den Grassalkovich gestiftete Kapuzinerkloster Besenyő, in dem J. A. Fessler (s. d.), der Historiker Ungarns, 1774 — 75 14 Monate lang verweilte.

Godolphin, alte in Cornwall ansässige engl. Familie, deren Name ursprünglich Godolgham war. Ein John G. wird als Grundbesitzer in Cornwall schon zur Zeit der normann. Eroberung genannt. Ein anderer John G. war Sheriff von Cornwall und Verwalter der dortigen Bergwerke unter Heinrich VII. Während der Regierung Heinrichs VIII. empfing William G., Sheriff und Parlamentsmitglied für Cornwall, die Ritterwürde. Später erscheint ein John G. als eifriger Puritaner und Republikaner während der Revolutionszeit des 17. Jahrh. Dieser, ein ausgezeichnete Jurist, wurde 1658 von Cromwell zum Admiralsratsrichter ernannt. Er schrieb ein damals sehr geschätztes Werk über das Seerecht, war Kronanwalt unter Karl II. und starb 4. April 1675. Am berühmtesten wurde Sydney G., des vorigen Großneffe. Geboren um 1636, war er mit Karl II. schon während dessen Verbannung bekannt und kam nach der Restauration an den engl. Hof. Zum

Parlamentsmitglied erwählt, errang er im Unterhaus einen Ruf als Autorität in den Finanzangelegenheiten. Im J. 1678 ging er als Gesandter nach Holland, 1679 trat er mit Viscount Hyde und Graf Sunderland an die Spitze der engl. Regierung; 1684 stieg er als Baron G. von Kialton zur Peerwürde auf und erlangte den Posten des Premierministers. Auch nach der Thronbesteigung Jakobs II. blieb G. bei Hofe in großer Gunst, wurde 1687, nach Clarendons Fall, Kommissar der Schatzkammer und unterhandelte im Auftrage des Königs, in Gemeinschaft mit Halifax und Rottingham, mit Wilhelm von Oranien, als dieser gegen London vorrückte. Von Wilhelm III. wurde er zuerst zum Kommissar, dann zum ersten Lord der Schatzkammer ernannt, unterhielt aber trotzdem eine verräterische Korrespondenz mit Jakob II. und wurde 1696, als des Anteils an einer Verschwörung gegen den König verdächtig, entlassen. Bei der Rückkehr der Tories ins Amt (1700) gelangte jedoch G. von neuem als erster Lord der Schatzkammer zur Macht und behauptete sich dann in dieser Stellung während der Regierung Annas durch den Einfluss des Herzogs von Marlborough, mit dem eine innige Freundschaft ihn verband. Im J. 1704 wurde er zum Ritter geschlagen, 1706 zum Viscount Kialton und Grafen G. erhoben. Infolge des allmählich abnehmenden Einflusses der Marlboroughs kam indes später Harley Graf von Oxford neben ihm zu Ansehen; im Aug. 1710 wurde er in den Sturz der Marlboroughs verwickelt. Er starb 15. Sept. 1712.

Sein Sohn Francis, zweiter Graf G., geb. 2. Sept. 1678, verheiratete sich mit einer Tochter des Herzogs von Marlborough, war 1785—40 Großkammerwächter, dann Konstabler des Towers, und starb 17. Jan. 1766 ohne Nachkommen, worauf die Grafenwürde erlosch.

Gobomar I., König von Burgund um 473, wurde etwa 485 durch seinen Bruder Gundobad (s. d.) getötet. — **Gobomar II.**, Sohn Gundobads von Burgund, folgte seinem Bruder Sigmund 524 im Königtum nach, als derselbe von dem merowingischen König Chlodomer von Orleans mit seinen zwei Söhnen getötet war. Er führte anfangs den Krieg mit den Franken glücklich fort, nahm Chlodomer gefangen und ließ ihn töpfen, erlag aber allmählich der Übermacht. Mit G., der seit 534 verschollen ist, erlosch das von Gundobad begründete Königshaus der Burgunder, deren Reich nun mit dem der Franken vereinigt ward.

Goboy, der Friedensfürst, s. Alcubia (Mamel de G., Herzog von).

Godram (frz.), Rundfalte, namentlich an Metallgegenständen ein länglicher oder geschwungener Fadel; godroniert, mit Rundfalten versehen. Solche sind z. B. eins von den Kennzeichen der sog. venetianischen Emaillen.

God save the King! d. h. Gott erhalte den König! ist der Refrain und die Benennung des berühmten engl. Königsgefangs, welcher fast in allen Ländern als Melodie zu patriotischen Texten sich eingebürgert hat. Er wurde im Frühling 1743 gedichtet und komponiert von Henry Carey (s. d.). Unter seinem Nachlaß vorgefunden, erschien er zuerst im Mai 1744 in dem Sammelwerke *«Thesaurus musicus»* in London gedruckt mit der einfachen Überschrift *«Für zwei Stimmen»* und wurde dann 1745 während der schott. Rebellion in den königl. Thea-

tern gesungen und hierdurch zuerst allgemein bekannt, auch sofort von den Jakobiten mit der Änderung *God save great James our king* angenommen. Bei der Musik für zwei Singstimmen, Melodie und Bass, nahm Carey, nachdem er sie zu Papier gebracht hatte, die Hilfe seines Freundes Smith in Anspruch, eines Schülers von Händel, der ihm den Bass korrigierte. Die sonderbare Bezeichnung *«National anthem»*, d. h. Nationalmotette, rührt daher, daß ein Anthem von Händel mit demselben Anfang, welches das vierte seiner 1727 komponierten Krönungsanthems bildet, 1745 aus patriotischen Gründen in londoner Theatern und Konzerten eine Zeit lang täglich gesungen wurde, unmittelbar vor dem Bekanntwerden von Careys Lied, und so erbt letzteres den Namen. Dieser merkwürdige Ursprung ist aufgedeckt und das Leben des Autors beschrieben in Chrysfanders Abhandlung: *«Henry Carey und der Ursprung des Königsgefangs «God save the King»»* (Bd. 1 seiner *«Jahrbücher für musik. Wissenschaft»*, Lpz. 1863).

Godscham, der südl. Teil des Alpenlandes Abessinien im nordöstl. Afrika. Gewöhnlich wird im Lande mit diesem Namen der vom Abai oder oberen Blauen Nil (Bahr-el-Abraf) umflossene Teil verstanden, von seinem Austritt aus dem Tanasee bis Fazogl. Im engern Sinne ist G. die größte der vier Provinzen dieses Bereichs, neben Matscha, Damot und Agaumidda. Dieselbe hat die Gestalt eines großen Hufeisens von etwa 270 km Entwidlung, von der Einnüdung des Jba, an der Nordseite, bis zum Godschab und Bir. Der Abai trennt sie von Begemeder und weiterhin von Schoa und den Gallaländern. Es ist ein hohes, entwaldetes Plateau, hauptsächlich ein Weideland.

Godschab, der Giddapa der Bewohner von Kassa, ein Fluß des östl. Afrika, welcher das südlich von Abessinien gelegene Land durchfließt. Sein Unterlauf und seine Mündung sind noch unbekannt; vielleicht ist er, wie auch der Gibe, einer der Quellflüsse des Atschaba, welcher in den Indischen Ocean mündet. Er fließt nach Ostnordosten bis zu seiner Vereinigung mit dem Gibe, 55 oder 60 km nördlich vom Berge Wofso.

Godthaab, dän. Kolonie an der Westküste von Grönland, in einem 287 km langen, bis in 63° 30' nördl. Br. reichenden Distrikt G., welcher reich ist an Resten skandin. Anbaues. Hier landete Hans Egede und begründete die jetzige Kolonisation. Diesen Distrikt bewohnen 880 Eingeborene und 88 Europäer. Auf der Halbinsel Roos, welche den Hafen bildet, liegen, nicht 1 km voneinander, die Kolonie G. und der Missionsplatz Neu-Herrnhut, mit 110 G. (7 Europäer). Er ist 1721 von Egede angelegt worden. Sechs andere Plätze sind außerdem bewohnt.

Godunow, ehemals ein angesehenes Geschlecht in Rußland, tatar. Abstammung. — Am berühmtesten ist Boris Feodorowitsch G., geb. 1552, der seine Jugend am Hofe des Zaren Iwan IV. oder des Schredlichen verlebte und von diesem in den Beirat berufen wurde, den derselbe für seinen geistesschwachen Sohn Feodor I. einsetzte. Und in der That gelang es G., schon vom Anfang der Regierung dieses Zaren an (18. März 1584 bis 7. Jan. 1598), der G.s Schwester Irina zur Gemahlin hatte, sich zum eigentlichen Regenten des Reichs aufzuwerfen. Bereits am Krönungsfest, 81. Mai 1584, wurde er zum Großbojaren erhoben

und zum Statthalter der ihm die reichsten Einkünfte eintragenden Partier Kaiserin und Astrachan ernannt. Von Ruhmsucht durchdrungen, beeilte er sich, möglichst alle, die er als Gegner seines persönlichen Ehrgeizes glaubte betrachten zu müssen, zu beseitigen, ins Gefängnis zu stecken oder in die Verbannung zu schicken. So namentlich wurde die verwitwete Zarin Maria aus dem Geschlecht Rasoi mit ihrem kleinen Sohn Dmitri Iwanowitsch, dem letzten Sproß des moskauischen Herrscherhauses der Ruriks, nebst ihren Brüdern nach Uglitsch verwiesen. Zur Befestigung der unter Iwan IV. durch Jermak mit seinen Kosaken begonnenen Eroberung Sibiriens gründete er Tobolsk (1587). Die damals noch häufig das sibir. Rußland mit Raubeinfällen heimsuchenden krimischen Tataren, die 1591 sogar Moskau wieder bedrohten, schlug er, unterstützt von Mitslawski, erfolgreich zurück, und gegen diesen Feind suchte er die Grenzen des Reichs durch Schutzwälle zu sichern. Seinen vielfachen Bemühungen, Rußland auch mit dem civilisierten Europa in Verbindung zu bringen, verdankten die Engländer ihre Handelsvorrechte (1587). Die russ. Kirche machte G. vom Patriarchat zu Konstantinopel frei, indem er mit Hilfe der von ihm gewonnenen Patriarchen von Antiochien und Konstantinopel, Joachim und Jeremias, die Errichtung eines besondern russ. Patriarchats zu Wege brachte (1589). Um sich den Weg zum Thron zu bahnen, ließ er 15. Mai 1591 den Jaroslawitsch Dmitri ermorden und nahm nach dem Tode des Jaroslaw Feodor auf Witten der Bojaren und der Einwohner von Moskau 21. Febr. 1598 die russ. Krone an. Auch jetzt führte er seinen Plan, Rußland zu heben, kräftig weiter fort, eröffnete den Seefahrern, namentlich der Hanse, den Zutritt in seinem Reich und hatte sogar im Sinn, in Moskau eine Universität zu gründen. Aber seine Strenge gegen Völlerei, manche Neuerungen, besonders die schon unter Feodor I. 1592 und 1597 angeordnete Aufhebung des Freizügigkeitsrechts der Bauern, womit der Grund zur Leibeigenschaft derselben gelegt wurde, und die Hinneigung zu den Fremden erregten im russ. Volk den allgemeinsten Unwillen, und so fand der erste Demetrius (s. d.) sehr leicht Glauben. Er war 1604 in Rußland eingedrungen, und bereits hatte sich ein Teil des sibir. Rußland für ihn erklärt, als G. 18. April 1606 plötzlich starb. Puschkin benutzte diesen Stoff zu einem Drama (deutsch, Lpz. 1858, und von Bodenstedt in Puschkins »Werken«, Bd. 8, Berl. 1855).

G.'s Sohn, Feodor G., geb. 1589, der nach des Vaters Tode zum Jaroslaw ausgerufen wurde, mußte infolge des Verrats des Heerführers Peter Wasmanow nach einer Regierung von zwei Monaten dem falschen Demetrius weichen und starb 10. Juni 1606 eines gewaltsamen Todes.

Godwin (Mary), geborene Wollstonecraft, engl. Schriftstellerin, geb. zu Epping bei London 27. April 1759, war die Tochter eines ungebildeten Farmers. Mit 16 Jahren verließ sie das elterliche Haus, errichtete dann mit zwei Schwestern eine Schule zu Felington (später Newington Green) und wandte sich endlich nach einer kurzen Thätigkeit als Erziehlerin im Hause des Lord Kingsborough in London der berufsmäßigen Schriftstellerei zu, nachdem sie schon vorher (1786) »Thoughts on the education of daughters« veröffentlicht hatte. Unter

andern übersehte sie Schriften von Salzmann und Lavater, wurde aber erst allgemein bekannt durch ihre Entgegnung auf Burke's »Reflections on the French revolution« und ihre »Vindication of the rights of woman« (1791). Im folgenden Jahre lebte sie in Frankreich, wo sie in ein intimes Verhältnis zu dem Amerikaner Imray trat und, als dieser dasselbe abbrach, zwei Selbstmordversuche machte. Nach London zurückgekehrt, knüpfte sie eine Verbindung mit William Godwin (s. d.) an, der sie dann heiratete; sie starb jedoch 10. Sept. 1797 nach der Geburt einer Tochter, die nachmals Shelley's Gattin wurde. Nach ihrem Tode gab ihr Gatte ihre »Memoirs« und ihre »Posthumous works« (4 Bde., Lond. 1798) heraus.

Godwin (Percy), amerik. Schriftsteller, geb. 26. Febr. 1816 in Patterson im Staate Newjersey, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung in dem Princeton College und studierte Jurisprudenz, übte sie aber praktisch nicht aus. Schon 1837 trat er in die Redaction der neuporten »Evening Post« ein, deren Besitzer und Chefredacteur sein späterer Schwiegervater, Wm. C. Bryant, war. Er gehörte diesem Blatt mit kurzen Unterbrechungen bis 1880 an und lebt seitdem in oder bei Newport. G. ist ein fruchtbarer und gewandter, aber keineswegs bedeutender Schriftsteller. Seine »Geschichte Frankreichs«, von welcher nur der erste, bis zum Tode Karls b. G. reichende Band erschienen ist, stützt sich auf seine selbständigen Studien, seine »Political Essays« (2 Bde., 1856 u. 1870), meistens Wiederabdrücke von Beiträgen zu »Putnam's Monthly«, sind anregend geschrieben. G. hat Europa dreimal besucht und unter anderm auch einen Teil von Goethes »Dichtung und Wahrheit« gut ins Englische übersezt. Seine Erzählungen und Kompilationen sind ohne besondern Wert.

Godwin (William), engl. Schriftsteller, geb. 3. März 1756 zu Wisbeach in der Grafschaft Cambridgeshire und gebildet in der Lehranstalt der Dissenters zu Horton bei London, wurde 1778 Dissenterprediger, gab aber 1782 seine Stelle auf und lebte von 1788 an in London, wo er später unter dem Ministerium Grey eine Anstellung erhielt. Im J. 1797 heiratete er Mary Wollstonecraft (s. Godwin, Mary), deren polit. und soziale Ansichten er teilte, die aber schon im ersten Wochenbett starb. Einige Jahre nachher verheiratete er sich zum zweiten mal und fing ein Buchhändlergeschäft in London an; hauptsächlich verlegte er Kinderschriften, die er meist selbst unter dem Namen Edward Baldwin schrieb. Er starb 7. April 1836. Seine erste Schrift waren die »Sketches of history in six sermons« (Lond. 1784), denen nach mehrjähriger Zurückgezogenheit sein Werk »Inquiry concerning political justice« (Lond. 1793; 3. Aufl., 2 Bde., 1797) folgte, das vieles Aufsehen erregte. Nicht minder bemerkbar machte er sich durch die philos. Romane »Caleb Williams« (3 Bde., Lond. 1794; neue Aufl. 1854), »Saint-Leon« (4 Bde., Lond. 1799), »Fleetwood« (3 Bde., Lond. 1805), »Mandeville« (3 Bde., Ebd. 1817) und »Cloudesley« (3 Bde., Lond. 1830), wovon namentlich der erste genannte sich ebenso sehr durch spannendes Interesse als durch tief sinnige Reflexion auszeichnet. Unter seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: »History of the life and age of Geoffrey Chaucer« (2 Bde., Lond. 1803; 2. Aufl., 4 Bde., 1804), »Lives of Edward and John Phillips,

nephews and pupils of Milton» (Lond. 1815), *inquiry concerning the power of increase in the numbers of mankind*» (Lond. 1820), worin er gegen Malthus' Ansichten auftrat; *«History of the commonwealth of England from its commencement to the restoration of Charles II.»* (4 Bde., Lond. 1823 — 28), *«Thoughts on man, his nature, productions and discoveries»* (Lond. 1831), die einen Schatz geistlicher Bemerkungen und reifer Lebenserfahrungen enthalten.

Gobwine, Graf von Besser, war von dunkler Abkunft, zeichnete sich unter Rnut d. Gr. durch Tapferkeit und Umsicht in den Kämpfen in Skandinavien aus. Während der Regierung Eduards des Bekennters, der ihn zum Grafen von Besser erhob, lag die Hauptgewalt in England in G.'s Händen. Er stellte die Ruhe im Innern her und schützte das Land nach außen besonders durch Errichtung einer starken Flotte. Als er seine Tochter mit Eduard vermählte und seinem tapfern Sohne Harold die Grafschaft Ostanglien vererbt hatte, stand er auf der Höhe seiner Macht. Sein Sohn Sweigen, welcher einen Teil von Mercien besaß, erregte durch seine Gewaltthaten großen Unwillen in England, den man dann auch auf G. selbst übertrug. Einen Streit G.'s mit Guichard von Boulogne, einem Verwandten Eduards, benutzten die Grafen von Northumberland und Mercien, um G. zur Flucht nach Flandern zu veranlassen. Nun aber trieben in G.'s Abwesenheit die Fremden an Eduards Hof ein solches Unwesen, daß, als nach einem Jahre G. mit einer Flotte vor London erschien, er mit Jubel von den Engländern aufgenommen wurde. Eduard mußte in die Verbannung der röm. Geistlichen und Hofleute einwilligen und G. in seine früheren Würden einsetzen. G. starb 1062.

Goelette, franz. und ital. Ausdr. für kleinere Kriegsfahrzeuge mit Schonertafelung im Mittelmeere, jetzt durch Dampfantriebsboote verdrängt.

Goes (syr. Gūs), auch Tergoes genannt, Stadt in der niederländ. Provinz Seeland, Hauptort der Insel Zuid-Beveland, 19 km im O. von Middelburg, Station der Linie Roosendaal-Blissingen der Niederländischen Staatsbahnen, mit 6700 E., zeichnet sich besonders aus durch ihre 1422 geweihte große got. Maria-Magdalenenkirche, die ichaeste in der ganzen Provinz. Außerdem besitzt der Ort noch zwei Kirchen, eine protestantische und eine katholische; weiter ein habsb. Rathaus mit Malereien (grau in grau) von J. Ceeraerts (im Gerichtssaal) und eine höhere Bürgerschule. Von der alten Burg Ostende, welche, im 13. Jahrh. erbaut, den Kern der nachherigen Stadt G. bildete und 1428 und 1436 von der holländ. Gräfin Jakobäa von Bayern bewohnt wurde, sind nur unbedeutende Trümmer übriggeblieben.

Goes (Damião de), portug. Diplomat und Historiker, geb. 1501 in der Villa de Alentejo, aus altadeligem Geschlecht stammend, kam mit neun Jahren an den Hof des Königs Dom Manoel und erhielt hier als königl. Kammerling seine Erziehung. König Johann III. ernannte ihn 1523 zu seinem Geschäftsträger in Flandern, wo er im Auftrage des Infanten Dom Fernando den Stammbaum der Könige von Portugal von Noach bis auf Manoel durch die berühmtesten Maler in Brügge ausmalen ließ. Später wurde er an den Hof des Königs Sigismund von Polen nach Warschau, auch nach Dänemark und Schweden gesandt.

Hierauf widmete er sich sechs Jahre in Babua, Rom und andern Orten Italiens ganz histor. Studien, dann lehrte er nach Flandern zurück, wo er eine Dame von niederländ. Abol heiratete und mehrere Jahre in Löwen lebte. Als im Kriege zwischen Spanien und Frankreich 1542 seine Stadt von den Franzosen belagert wurde, leitete er die artilleristische Verteidigung, geriet aber in die Gefangenschaft der Gegner, welche ihn erst gegen hohes Lösegeld freigaben. Im J. 1544 abermals ins Vaterland zurückgerufen, erhielt er zwei Jahre darauf das Amt als Vorstand des Staatsarchivs und Historiograph des Königreichs. Die mit der Gegenreformation neu erstarke Inquisition unterbrach 1571 die Stille fast 30jähriger Studien. G. ward seiner Stellung beraubt und in einem Kloster festgehalten. Doch scheint er später die Erlaubnis erhalten zu haben, in sein Haus heimzukehren, und hier gestorben zu sein (um 1578). Außer vielen lat. Schriften (besonders historischen und geographischen) hinterließ er als Hauptwerke in portug. Sprache die beiden Chroniken der Könige Dom Manoel und Dom João II.

Goes (Hugo van der), berühmter niederländ. Maler, Schüler und Nachfolger des Jan van Eyck. Über sein Leben weiß man wenig Sicheres. G. scheint der Hauptschauplatz seiner Thätigkeit gewesen zu sein; doch nennen ihn die Italiener Ugod'Anversa (Hugo von Antwerpen). In Gent soll er die Geschichte der klugen Abigail so schön in Öl auf die Mauer im Hause des Bürgers Jakob Weytens gemalt haben, daß dieser ihm seine schöne Tochter zur Frau gab, deren Abbild er in der Abigail vorge stellt hatte. Aus Schmerz über den Tod dieser geliebten Lebensgefährtin soll er ins Kloster von Rodendale bei Brüssel gegangen und dort 1488 im Jrsinn gestorben sein. Sein Hauptbild befindet sich in der Kirche Sta. Maria Nuova in Florenz und stellt die Geburt Christi mit den anbetenden Hirten und einer Engelsgruppe darüber dar; es wurde für die Familie Portinari gemalt. In den Offizien befindet sich eine thronende Madonna zwischen musizierenden Engeln; in der Pinakothek zu München ein Johannes in waldiger Felsgegend neben einer Quelle, mit Namen des Malers und der Jahreszahl 1472. Ihm zugeschrieben und allerdings auch seinem Stil entsprechend sind die Bilder der Innenseiten des großen Reliquienkrants im Dome von Aachen. Im Berliner Museum wird eine Verklärung, in München ein Bild desselben Gegenstandes ihm beigelegt. Seine Bilder erreichen nicht die Farbentiefe Eycks, sind auch von wenig gefälligen Formen, aber von großer Lebenswahrheit im Ausdruck.

Gökt (grch.), Zauberer; Göktie, Zauberei, Geisterbeschwörung; göktisch, zur Zauberei gehörig. [Figur des ital. Theaters.]

Goko (ital.), Löpel, Zolpatsch, eine komische **Gog und Magog** sind die Namen eines fabelhaften Fürsten (Volks) und dessen Landes, wider die als Vertreter des gesamten Heidentums der Prophet Ezechiel Kap. 38 und 39 weißsagt. Er stellt Gog als von Norden herkommend dar und verständigt ihm bei seinem Einfall ins Land Israel völlige Vernichtung. Auch bei arab., pers. und syr. Schriftstellern, sowie in der Offenb. Joh. 20, werden Gog und Magog erwähnt, doch hier so, daß sie bloß Namen für barbarische Völker des Nordens sind, wie man denn auch Gog mit den Stößen in Verbindung gebracht hat.

Gog und Magog heißen auch die beiden steinernen Riesenfiguren im großen Saale der Guildhall in der City von London, die der Sage zufolge den Sieg eines sächsl. Riesen über einen Riesen von Cornwallis verjünglichen sollen. Der eine trägt um das Haupt einen Kranz von Eichenlaub, der andere einen Lorbeerkranz, und jedenfalls stellen sie Krieger dar, da beide gepanzert und mit Schwertern umgürtet sind. Wahrscheinlich datieren sie aus der Römerzeit und sollen ein Denkmal der von den Briten erlangten Gleichstellung mit den Römern sein. Bei der jährlichen Prozession des Lord-Mayor, 9. Nov., begleiten ebenso genannte pappene, grotesk ausgestattete und von Männern getragene Nachbildungen den Zug.

Gogeln (Gugeln, Rogeln), die spitzen Schnäbel der Schuße, welche im Mittelalter lange Zeit beliebt waren.

Göggingen in Bayern, Marktgemeinde im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Augsburg, südwestlich dicht vor Augsburg liegend, unweit oberhalb der Einmündung der Singold in die Wertach, zählt (1880) 2568 meist kath. E., hat viele Villen und Gärten augsbürger Bürger, eine Zementfabrik, sechs Ziegelbrennereien, die größte Zwirnerei und Nähfadefabrik in Deutschland und eine orthopädische Heilanstalt.

Gogol-Janowitsch (Nikolai Wassiljewitsch), einer der berühmtesten russ. Schriftsteller, nach Puschkine die einflussreichste Erscheinung der neueren russ. Literatur, geb. 19. (31.) März 1809 im Gouvernement Poltawa, trat schon als Schüler im Gymnasium des Fürsten Wessboroblo als Schriftsteller und Schauspieler auf und versuchte, Anfang 1829 in Petersburg angekommen, beim Theater aufgenommen zu werden. Da jedoch sein erstes Debüt erfolglos blieb, beschloß er in das Ausland zu gehen, kam aber wegen Mangel an Geld nur bis Hamburg. Nachdem er wieder in Petersburg eine Zeit lang gelebt und auch eine Anstellung in einem Ministerialdepartement halb aufgegeben hatte, wurde ihm endlich durch Vermittelung Pletnew's, des damaligen Inspektors des Patriotischen Instituts, im März 1831 die Oberlehrerstelle der Geschichte an dieser Anstalt zuteil. Zugleich wurde er durch Pletnew mit Delwig und Puschkine bekannt, die sich für seine ersten literarischen Versuche interessierten. Eine Professur der allgemeinen Geschichte, die er durch Uwarow 1834 an der petersburger Universität erhielt, bekleidete er bloß anderthalb Jahre, worauf er in das Ausland ging. Meist lebte er in Italien, namentlich in Rom, kehrte dann nach Rußland zurück und starb, in Schwermut versunken, 19. Febr. (2. März) 1852 zu Moskau.

Die Hauptstärke G.'s besteht in der vollstimmigen Auffassung und humoristischen Schilderung der Zustände seines Vaterlandes. Sein Talent hat drei Entwicklungsstufen aufzuweisen. Zur ersten gehören die «Abende auf dem Weierhof unweit Dikanfa» (2 Bde., Petersb. 1832), Schöpfung eines entschiedenen und feurigen, aber jungen, noch nicht festen Talents. Als Schilderungen des kleinruss. Lebens sind sie sämtlich von hohem ethnogr. Wert. Die zweite Entwicklungsstufe charakterisiert «Mirgorod» (1834), Erzählungen voller Poesie, die ebenso durch die Kraft der Grundidee als die treffliche Durchführung der Charaktere fesseln. Unter denselben behauptet «Taras Bulba» (ein histor. Roman aus der kleinruss. Geschichte des

17. Jahrh., deutsch nach Biarbot von Bode, 1846) die erste Stelle. Die dritte Periode der Dichtung beginnt mit dem Lustspiel «Revin» (deutsch von Biedert, Berl. 1864), welches die Schränktheit und Korruption der russ. Beamten veranschaulicht, und endigt mit den «Toten See» (deutsch von Löwenstein, Lpz. 1846), einem rith-tomischen Zeitgemälde, welches das rohere Leben der Bewohner der Provinz und damit verbundene Engherzigkeit derselben außerordentlicher Wahrheit darstellt. Außer genannten wurden noch mehrere Arbeiten G.'s den «Russ. Novellen» (2 Bde., Lpz. 1846), in «H. Leben und Dichten» (Lpz. 1851), in Reclams «1. persal-Bibliothek» und in der «Kollektion Spemans Deutsche übersetzt. Gesammelt erschienen Werke G.'s (mit seinem Briefwechsel) in sechs Bänden (Mosk. 1856—57) und (ohne Briefwechsel) vier Bänden (Mosk. 1862). Ausgewählte Stellen mit einer Biographie enthält die «Russ. Bibliothek» (Petersb. 1874).

Gogolin, Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Groß-Strehlitz, 20 km im SSO. von Oppeln, zählt (1874) 2595 meist polnisch sprechende und kath. E., Station der Linie Breslau-Oberberg der Oberschlesischen Bahn und hat 26 sehr bedeutende Kalkbrennereien mit Humford'schen Ofen. Das Material wie einen mächtigen Kalksteinlager entnommen. A Gogolin-Goradzer Kalk-Attiengeellschaft, das we aus größte Werk am Orte, hat eine Tagesproduktion von 3000 Etr. Stüdlast und 2000 E. Würfelkalk. In ihren Steinbrüchen werden täglich 1000 cbm Rohsteine gefördert und mit einer eigenen Sekundärbahn mit Lokomotivbetrieb nach den Breneren transportiert. Außerdem hat G. eine G. anstalt und eine Kunststeinfabrik, in welcher aus Kalkasche und Cement Steinplatten verfertigt werden.

Gogra (Gagra, Sarba, Sardschu), einer der Hauptnebenflüsse des Ganges auf dessen linker Seite, entspringt unter 30° 28' nördl. Br. und 80° 40' östl. L. (von Greenwich) von den südwestl. Abhängen des Gebirgszugs, welcher die Grenze zwischen dem südwestl. Tibet und den Distrikt Ramaon der brit.-ind. Neutnant-Gouverneurschaft der Nordwestprovinzen bildet, auf ungefähr 6000 m Meereshöhe. In seinem obersten Lauf heißt er Kali oder östl. Kali. Sein Lauf ist zuerst ein nordwestlicher, bald aber ein südöstlicher durch das Thal von Becans in Ramaon; 50 km unterhalb seiner Quelle nimmt er links den Kalipani und unterhalb dieser Stelle, nachdem der Fluß eine südwestl. Richtung angenommen, unter 29° 57' nördl. Br. und 80° 28' östl. L. rechts den Dhauli auf. Der Kali behält seine Richtung bei gegen SW., bis sich unter 29° 45' nördl. Br. und 80° 25' östl. L. auf seiner rechten Seite der Gori oder Goriganga, ein ebenso mächtiger Strom wie der Kali selbst, in ihn ergießt. Weiter unterhalb ergießt sich in ihn an seiner linken Seite die Chumalea aus Nepal und später bei Buchesar, 29° 27' nördl. Br. und 80° 18' östl. L., an seiner rechten Seite der Surgoo, der bedeutendste aller seiner Nebenflüsse. Nun erhält der Kali den Namen Sarba, Surjo oder Gogra. Unterhalb von Buchesar wendet die G. sich gegen SO., nimmt alsdann auf ihrer linken Seite den aus Nepal herabfließenden Loghat auf und nun eine mehr direkte Richtung gegen S. an. Auf dem rechten Ufer der G. ergießt sich in dieselbe nur die

Dubbia. Bei Birimbeo, 29° 6' nördl. Br. und 80° 18' östl. L., betritt die G. die Ebene von Hindostan in etwa 260 m Meereshöhe, bildet die Grenze zwischen Nepal und Kamaon in der Richtung von N. O. gegen S. W., verläuft später mehr südlich. Von Randepa an, 28° 40' nördl. Br. und 80° 18' östl. L., wird die G. für schwer beladene Schiffe fahrbar, für leichtere schon 60 km höher. Von Nebenflüssen nimmt die G. noch auf links den aus Nepal kommenden Rurnalli, rechts die vorher zusammengefloßenen Ghouta und Woel, dann wieder links den Hst. Surjoo. Sodann fließt die G. an der alten Hauptstadt von Dube vorbei, berührt den brit. Distrikt Gorakhpur der Nordwestprovinzen und bildet, indem sie eine südöstl. Richtung annimmt, in einer Länge von 120 km die Grenze zwischen Dube und Gorakhpur. Die G. nimmt weiter unterhalb links den Nabti auf, formt alsdann, ihre südöstl. Richtung stets beibehaltend, die Grenzen zuerst zwischen den Distrikten Abchamgarh und Saroo, dann zwischen letztem und Ghazipore und ergießt sich endlich unter 26° 46' nördl. Br. und 84° 40' östl. L. in den Ganges auf dessen linker Seite nach einem Laufe von 970 km fast ausschließlich durch die Nordwest-
Geograf, s. unter Graf. [provinzen.]

Geguettes (fr.), lustige Scherzreden, Schwänke, heit'rer Gesang; auch Name von pariser Sängergesellschaften.

Gohlis, Dorf in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Leipzig, ungefähr 1 km nord-nordwestlich von Leipzig, am Ausgange des Rosenthal, hat ein schönes getürmtes Schloß mit Gemälden von Dejer, eine stattliche neue Kirche in got. Stil, eine gute Schule, eine Dampf-Attenbauerei, eine Dampf-Rauchwarenfärberei, ein Dampfsägewerk, eine Fabrik für Drahtseilbahnen, eine Fabrik musikalischer Instrumente, viele Kunst- und Handelsgärtnereien, Ziegeleien, Mahlmühle und viele andere gewerbliche Etablissements, und zählt (1880) 9804 E. Mit Leipzig ist G. durch Pferdebahn verbunden. In G. dichtete Schiller im Sommer 1786 das «Lied an die Freude». Das Haus, worin er wohnte (seit 11. Nov. 1856 Eigentum des Leipziger Schiller-Vereins), ist mit einer hierauf bezüglichen Gedenktafel versehen; auch enthält sein damaliges Wohnzimmer einige Erinnerungen an den Dichter.

Görbe, ein 270 qkm großer waldreicher Eich- und Buchenwald im Kreise Dannenberg (südwestlich von Hildesheim) des preuß. Landdrostei-Bezirks Lüneburg, ist geschichtlich denkwürdig durch den Sieg der Verbündeten unter Balmorden über die franz. Division Pecheur 16. Sept. 1818, wobei sich das kaiserliche Korps beteiligte und zum ersten mal in Deutschland die Congrevischen Raketen in Anwendung kamen. Das bortige königl. Jagd-schloß Görbe (mit Station der Linie Wittenberge-Lüneburg-Buchholz der Berlin-Hamburger Bahn), auf welchem 1700 Herzog Georg von Celle mit König Karl XII. von Schweden und den Generälen Hollands ein Bündnis gegen Friedrich IV. von Dänemark schloß, ließ König Ernst August von Hannover wiederherstellen.

Göhen (Carl Theob. von), Agrilkulturchemiker, geb. 26. Febr. 1836 zu Jena, besuchte das Gymnasium in Weimar und studierte seit 1855 in Jena und Berlin Naturwissenschaften. Nachdem er einige Zeit Assistent am Laboratorium in Jena gewesen, wurde er 1859 Leiter der märkisch-schles.

agrikulturchemischen Versuchsstation in Mlanäso, 1864 Professor der Chemie und Technologie an der landwirtschaftlichen Lehranstalt Letzchen-Liebowitz, 1872 Direktor der landwirtschaftlichen Lehranstalt (Francisco-Josephinum) in Mödling. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Anleitung zu chem. Untersuchungen mit besonderer Beziehung auf Landwirtschaft» (Prag 1867), «Über landwirtschaftliches Unterrichtswesen» (Prag 1867), «Die Naturgesetze der Fütterung der landwirtschaftlichen Ruktieren» (Lpz. 1872), «Die naturgesetzlichen Grundlagen des Pflanzenbaues» (Lpz. 1877), «Boden und Atmosphäre» (Lpz. 1877), «Methodischer Leitfaden für den chem. Unterricht an landwirtschaftlichen Hochschulen» (Wien 1883).

Goi, Mehrzahl Gojim, ein hebr. Wort, welches im allgemeinen «Soll» bedeutet, nach besonderm Sprachgebrauch jedoch die Heidenvölker im Gegensatz zu dem auserwählten Gottesvolk Israel, in der neubedr. Rabbinersprache jeden Nichtjuden, Heiden und Christen bezeichnet (s. Heiden); wie denn auch der Ausdruck Schabbes-Goi (Sabbat-G.) speziell von dem Christen gebraucht wird, welcher am Sabbat die dem Juden verbotenen Arbeiten für ihn verrichtet.

Gotorani (Ciro), ital. Dichter, geb. 21. Jan. 1834 in Peschia in Toscana, erhielt seine Vorbildung daselbst und in Pistoja, mußte wegen seiner Teilnahme an revolutionären Umtrieben aus Toscana sich entfernen und ging nach Turin, wo er 1851—54 dem Studium der Rechtswissenschaften oblag und zugleich an mehreren revolutionären Zeitschriften mitarbeitete. Aus Piemont verbannt, ging er 1855 nach Bellinzona und von da nach Genf, wo er die «Società italiana di mutuo soccorso» gründete. Später erhielt er die Erlaubnis, nach Piemont zurückzukehren, und wurde zum Professor der Geschichte und Geographie am Collegium zu Ivrea ernannt. Er wirkte hierauf als Lehrer an verschiedenen Lyceen, nahm 1870 seine Dimission, trat 1875 wieder in den Staatsdienst und wurde Studiendirektor der Provinz Umbrien. Von seinen zahlreichen Schriften verdienen Erwähnung: «L'apoteosi del lavoro» (Bellinzona 1855), «Il grido d'angoscia» (Genf 1856), «Il cigno morente» (San-Remo 1862), «I quietisti della politica» (Tur. 1862), «Il clero e il popolo romano» (Pistoja 1862), «Martirio e speranza» (Pistoja 1863), «Canzoni a Dante» (Pistoja 1865), «La letteratura educatrice» (Flor. 1865), «La chiesa di tutti» (Flor. 1865), «Il deputato ventricolo» (Cagliari 1866), «Sulle condizioni dell'istruzione primaria della provincia di Messina» (Cagliari 1869), «A uno amico absente» (Città di Castello 1881).

Golto, Flecken in der ital. Provinz Mantua, Compartmento Lombardet, 7 km im S. der Bezirksstadt Volta, rechts am Mincio, zählt (1881) als Gemeinde 5378 E. Hier besiegten die Piemontesen die Österreicher 8. April und 30. Mai 1848.

Gojim, s. unter Goi.

Ost-Asien (b. h. Blauer Fluß), der letzte linksseitige Nebenfluß des Rißl-Asien (Hals) in Kleinasien, entspringt in etwa 1000 m Höhe am Illas-Dagh und heißt im Oberlaufe Kara-su (b. h. Schwarzer Fluß). Schon bei Kastamuni verliert er den Charakter eines Gebirgsstroms. Unfern seiner Mündung bei Beyköi wird er durch Felsen eng eingeschnürt, und sein Thal bildet hier das Defile

Natu-Durch, das höchst malschlich und zugleich von höchster Wichtigkeit ist.

Gold-silber, der Salzabzug des Silbers in Chile, liegt in Mercurien, im Dist. Salas de Alamos, etwa 1200 m. entspringt am Ort Dugh und mündet nach einem Lauf von etwa 200 km im NW. vom Kap Diaz el Norte in das Mexikanische Meer. Ein anderer Gold-silber, ebenfalls in Mexiko, im Dist. Salas de Alamos Chocowendit, entspringt südlich von Dugh und mündet unterhalb Yella in den Salas de Alamos.

Gold-silber oder Gold-silber (armen. Sewangel), See im armen. Hochlande, im russ. Gouvernement Erivan im Kreis New-Bajazet, zwischen 40° 5' und 40° 37' nördl. Br. und 62° 41' und 62° 23' östl. L. von Jerevan, liegt in einem Schilde 1000 m über dem Meere, umgeben von bis 6000 m hohen Bergen, ist 70 km lang, 45 km breit, 1300 qkm groß und 41—88 m tief. In den See fließen 20 Gebirgsflüsse, dagegen hat er nur einen Abfluss, die Sanga, welche sich in den Aras (Kura) ergießt. Der See ist reich an Fischen, namentlich an einer Forellensorte.

Gold hat im türkischen See, am J. B. Antiochia, Baskin, Tuz, Kizil, Kizil, Seyhan, Orontes, Bulut Gold.

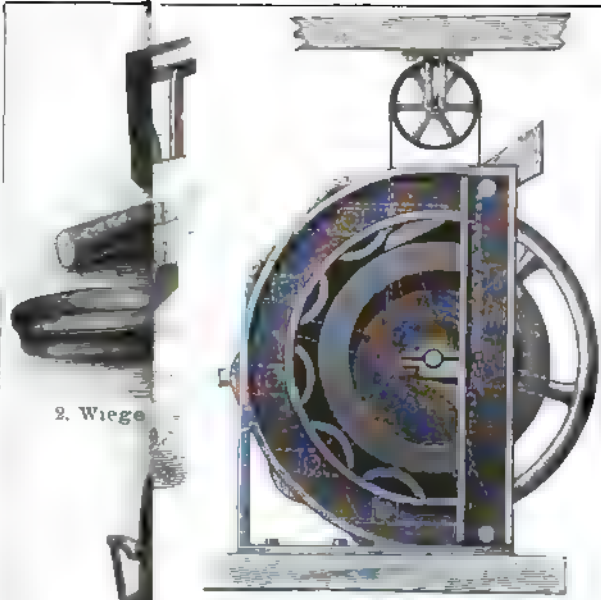
Gold, dem Salzen An, Atomgewicht 197.

Eigenschaften. Gold ist das edelste und am höchsten geschätzte der Metalle, besitzt im kompakten, geschmolzenen Zustande eine ihm eigenümliche gelbe Farbe, die herrlich ihren Namen erhalten hat, im feinsten Zustande, so wie es durch dem Agnitum aus den Lösungen seiner Salze abgetrieben wird, bis auf ein braunes mattes Pulver, welches bei sehr hoher Verfeinerung das Licht mit blauer Farbe durchfallen lässt. Kompakt ist es von hohem, hohem Glanz, gleichen Glanz nimmt das Pulver beim Reiben und Polieren an, wobei zugleich die braune Farbe verschwindet. In chem. Reinheit erhält man das Gold durch Auflösen von Mangan in Königswasser, wobei Chlor-silber unlöslich zurückbleibt, und Extrahieren der gelben Goldchloridlösung in eine stark verdünnte saure Lösung von Eisenoxalat. Sind die Lösungen genügend verdünnt, so bewirken die ersten Tropfen der einfallenden Goldlösung eine intensive blaue Färbung der Flüssigkeit, bei größerem Zusatz entsteht der braune Niederschlag von fein verteiltem, in amorphem Zustand und Würfeln kristallisiertem Metall, der sich nur langsam zu Boden senkt. Bei größerer Konzentration fällt der Niederschlag kompakter aus. Der von der letzten Niederschlag wird mit salzsaurem Goldwasser gewaschen und entweder in selbst verdünnt, oder mit salzsaurem Goldwasser gemischt, im Vorhanden. Das spezifische Gewicht des Goldes beträgt 19,3, durch Schmelzen arm Gewicht von 19,3 bis 19,5 vermindert, das goldige Gold hat ein spezifisches Gewicht von 19,3 bis 20,1. Im reinen Zustande ist Gold weicher als Silber, aber härter als Zinn. Wegen seiner hohen Weichheit und wegen der damit in Verbindung stehenden leichten Abwaschbarkeit wird Gold im reinen Zustande zu Verarbeitungsgegenständen verarbeitet, sondern meist in Legierungen mit Silber oder Kupfer (Goldlegierungen), welche eine bedeutend größere Widerstandsfähigkeit besitzen. Gold ist das beherrschte aller Metalle, es lässt sich als Metall (s. d.) zu zusammenhängen.

geaden Tafeln von 1/2 mm Dicke, die mit Licht mit blauer Farbe durchfallen lassen, auslöschen, durch wiederholtes Aussehen ergeltem Silberdrähte lässt sich die darauf behaltene Goldschicht ohne ihre Härte einzubringen auf 1/2 mm Dicke reduzieren. Eine Vermischung von anderen Metallen verringert die Dehnbarkeit und Schmiedbarkeit sehr. Es genügt ein Gehalt von 1/2 Blei, Zinn, Kupfer oder Eisen, um das Gold spröde und für Schmiedarbeiten untauglich zu machen; am wenigsten nachteilig wirken in dieser Beziehung Kupfer und namentlich Silber. Gold gehört nicht dem Silber zu den besten Leitern des elektrischen Stroms sowie des Wärme. Beim Erwärmen von 0 bis 100° dehnt es sich um 0,00017 aus, seine spezifische Wärme beträgt 0,033. Gold schmilzt bei 1400° C zu einer grauen Flüssigkeit, die sich beim Erhitzen erheblich zusammenzieht, wodurch das Gold zur Verfertigung von Gegenständen untauglich wird. Beim Schmelzen findet Verdampfung in hohem bemerkbarem Grade statt, in der höchsten Temperatur, welche man herbeiführen kann, sowie beim Durchschlagen von flamm elektrischen Strömen auch bei langer andauernder harter Verfertigung, wie im Schmelzen der Porzellanstein, kann es dagegen vollständig verflüchtigt werden. Gegen die meisten chem. Agentien zeigt Gold große Widerstandsfähigkeit, es wird vom Sauerstoff nicht angegriffen, jedoch bei sehr leichter Luft kann Metallganz gelöst werden von Königswasser (Salpetersäure), sowie von allen Chlor enthaltenden Mischungen, ebenso von freiem Brom, sowie beim Schmelzen mit Natriumhydrat.

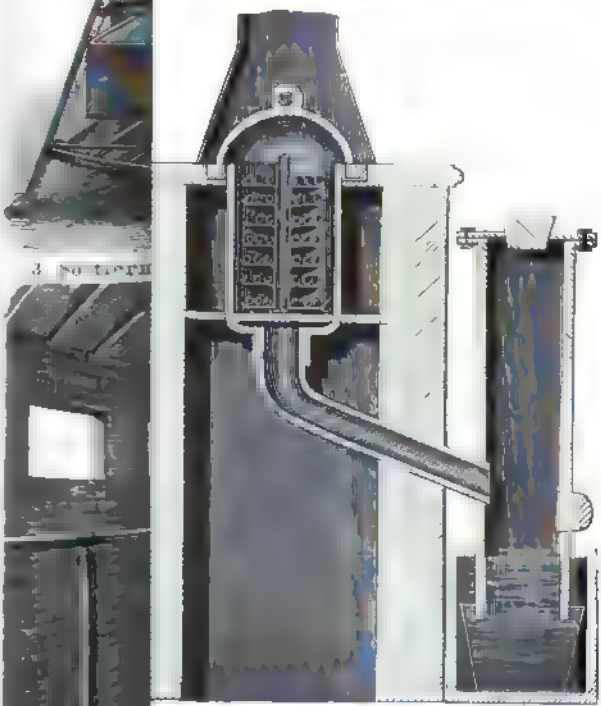
Vorkommen des Goldes. Goldberge. Das Gold findet sich in der Natur meist im gediegenen Zustande, als reguläre Kristalle (Oktaeder, Würfel, Rhombendodekaeder, Ikosaeder, Pyramidenwürfel), welche oft einseitig verflüchtigt oder verlängert, auch bei einer Zwillingbildung auch dem Oktaeder verzerrt sind, gewöhnlich aber in der Form von Blättern und Blättern, haarförmigen Drähten, Körnern, Schuppen und Klumpen. Ganz chemisch reines Gold ist nicht vorzukommen, indem die meisten Goldberge aus einem geringeren oder größeren Silbergehalt (1 bis fast zu 40 Proz.), auch eine spurenhafte Beimischung von Kupfer und Eisen nachgewiesen haben. Eine Ausnahme ist ein jenseitiges Gold, welches als reguläre als Berggold auf ursprünglicher Lagerstätte, und zwar hier entweder eingewachsen in Gängen und Lagern von Quarz, oder direkt eingestiegen in Gesteinsgestein (s. d.) in den ungar. Steiermark, Ungarn), andererseits findet es sich als Berggold oder Goldsand auf sekundärer Lagerstätte in jenen Aufschüttungen von Schutt und Sand der Flüsse, die aus der Zerstörung früherer goldhaltiger Gebirge hervorgegangen sind (Alten, Altai, Kalifornien, Brasilien, Neuseeland), auch im Sande fließender Gewässer (Donau, Rhein, Elbe, Oder, Schwarze). Auch gewisse andere Mineralien, besonders Quarz, Kupferkies und Zinnstein, sind ab und zu etwas goldhaltig. Der bei weitem größte Teil aller gewonnenen Gold ist Berggold, welches seinen Namen davon hat, daß es durch Schmelzen (Waschen) aus dem Sande u. s. w. abgetrennt wird. (S. Gold-amalgam, Gold, saures.)

Ursprung des Goldes. Je nach dem Vorkommen des Goldes, je nach der Größe der



2. Wiege

Quetschwerk zum Zerkleinern von goldführendem Quarz



3. Destillationsapparat

Tiegelofen zur Destillation d. s. Anilins



Brockhaus' O



Zu Arbei. Gold.

geringern Intelligenz der Probucenten, je nach der Größe des zur Verfügung stehenden Betriebskapitals sind verschiedene Förderungsmethoden in Betracht zu ziehen. Findet sich das G. im Alluvium, im sog. Seifengebirge, gemischt mit Sand, Lehm u. dgl., so wird bei reichlichem Vorkommen, allerdings unter erheblichem Metallverlust, eine einfache Wäsche oder Schlammung vorgenommen, wobei das leichtere Gestein, Sand u. s. w. fortgewaschen wird, während das schwere G. zurückbleibt. Der einfachste, hierbei zu verwendende Apparat besteht aus einer flachen Schüssel, die mit dem G. führenden Material gefüllt, in fließendem Wasser einer steten Drehung unterworfen wird, bei der die Sandkörner über den Rand hinweggespült werden, während die Goldkörner sich am Boden ansammeln. Diesem Zwecke dient in Südamerika die *Vatea*. (S. Tafel: Goldgewinnung, Fig. 1.) Da wo sich mehrere an der Goldgewinnung beteiligen, hat man die rascher fördernde Wiege oder *Crabble* (Fig. 2) benutzt, so in Californien, Australien. Sie besteht aus einem eisernen oder hölzernen Behälter, auf dessen Boden mehrere flache Querreihen besetzt sind. Der Behälter wird auf zwei verschiedenen großen Walzen in schräger Richtung gelagert, oder an Striden zwischen Wägen schräg aufgehängt, oder auf geträmmelten Wegen unterlagert besetzt. Das zu waschende Material wird auf ein am höchsten Punkt befindliches Sieb gestürzt und, während der Apparat in schaukelnder Bewegung erhalten wird, mit Wasser übergossen. Das Wasser führt den feinen Sand fort, während die Goldkörner von den Querreihen zurückgehalten werden; das G. bleibt hier mit gröberen Sandkörnern vermisch, ist dann aber so angereichert, daß es leicht durch Handscheidung von fremden Körpern zu trennen ist. In der Sortiermaschine (Fig. 3) kommt das G. führende Material in einen Behälter, in welchem sich, unter stetem Zustuß von Wasser, eine mit Rasen besetzte Walze langsam dreht, wodurch ein Aufweichen und eine Zerteilung von lehmigen Massen bewirkt wird. Der Schlamm fließt durch drei übereinander befindliche Siebe von zunehmender Feinheit und endlich über eine mit Querreihen besetzte schiefe Ebene. Auf den Sieben verbleiben größere Goldkörner untermischt mit gröbern Sand- und Quarzkörnern, die Leisten der schiefen Ebene wirken auf gleiche Weise wie bei der *Crabble*. Ein ähnlicher, in großen Dimensionen ausgeführter Apparat (Fig. 4) dient im Ural bei Alexandrowsk zur Anreicherung des Sandes. Das Material wird durch einen seitlich angebrachten Rumpf in den spitzen Teil einer 2,5 m langen tonischen Trommel, welcher durch Übertragung von einem Wassertade eine Rotationsgeschwindigkeit von 30—40 Umdrehungen in der Minute erteilt wird, gebracht, während gleichzeitig Wasser zugeleitet wird. Alles Feine wird durch die 12 mm weiten Öffnungen der Trommel gespült, während das Grobe aus der weiten hinteren Öffnung der Trommel herausgleitet und nach dem Ausklefen der jedoch selten darin vorkommenden groben Goldklumpen auf die Halbe gestürzt wird. Das Siebfeine fließt aus der Trommel in einen mit Querreihen besetzten, geneigten Trög, in dessen einzelnen Abteilungen der abgelagerte Sand durch pendelartig schwingende Rechen eine Bearbeitung erfährt, durch welche das Abklämmen begünstigt wird. Ein solcher Apparat verfährt in 10 Arbeitsstunden

200 000 kg Sand, wobei in der Rinne 6000 kg angereicherter Goldsand oder grauer Schlich verbleibt, der dann für sich von neuem auf mit Querreihen besetzten schiefen Ebenen weiter verwaschen wird. Um der beschwerlichen und lästigen Arbeit des Grabens des Sandes überhoben zu sein, wendet man in Californien die hydraulische Abbauethode an. Bei dieser wird ein starker Wasserstrahl aus einem etwa 30 m hoch gestellten Reservoir mittels eines Sprigenschlauchs, mit einem Mundstück von 30—40 mm Weite, gegen die Grundlage der goldführenden Sandschicht gerichtet, um sie zu untergraben. Wenn der Einsturz erfolgt, so zerteilt das nachspritzende Wasser die Erde und führt sie als schlammige Masse in lange Randle, in denen sich das G. vermöge seines hohen Gewichts dicht an der Einflußstelle absetzt und hier gesammelt wird.

Das Verggolb wird aus den Erzen, worin es stets nur zu geringem Anteil enthalten ist, mit dem Silber zugleich, in Gestalt goldhaltigen (gäulischen) Silbers abgeschieden, wobei die zur Darstellung des Silbers üblichen Prozesse angewandt werden. Die schließliche Arbeit ist dann die Trennung des G. vom Silber, die Goldscheidung, welche durch Kochen mit Schwefelsäure bewirkt wird. Diese Säure löst Silber und ebenfalls vorhandenes Kupfer auf, läßt aber das G. als Pulver zurück. Auch trennt man das G. vom Silber durch Behandeln der im Schmelzen erhaltenen Legierung mit Chlorgas, wodurch das Silber in Chlorsilber verwandelt wird, während das G. unangegriffen bleibt. Beim Verggolbe muß dem Verwaschen eine möglichst gründliche Zerkleinerung des Gesteins vorausgehen, welche in Pochwerken (Fig. 5), in Quetschwerken (Fig. 6) oder auf Rollermählen (Fig. 7) ausgeführt wird. Bei besser eingerichteten Betrieben verbindet man die drei Arbeitsweisen derart miteinander, daß das Gestein zuerst im Pochwerk zertrümmert wird, dann die immer feiner gestellten Walzen des Quetschwerks paßiert und endlich in der Rollermühle fein gemahlen wird, worauf das Feine zur Verwaschung kommt.

Bei dem gewöhnlichen Wäscheverfahren sind Verluste an G. nicht zu vermeiden, da die kleinsten Goldkörner und -flitter mit dem Wasserstrom fortgeführt werden, es kann unter Umständen hierdurch ein Verlust von 40 bis 50 Proz. der Gesamtmenge des G. eintreten. Um diesem vorzubeugen nimmt man die *Amalgamation* (s. d.) zu Hilfe, bei welcher das fein verteilte G. von Quedsilber aufgenommen und zu einer einzigen, leicht zu sammelnden Masse vereint wird. Die Amalgamation findet Verwendung zur Ausziehung des G. aus Sanden, Schliehen, Quarz und gerösteten Erzen. Beim Quarz wird die Amalgamation entweder im gepulverten Gestein ausgeführt oder mit der Zerkleinerung verbunden. Fig. 8 giebt die Ansicht einer südamerik. Amalgammühle für Quarze, welche auf Pochwerken groblich zerkleinert sind. Die Mühlen bestehen aus einem mit hohem Rande versehenen, aus sehr hartem Material gefertigten Steinbett, in dessen Mitte eine vertikale Welle durch Maultiere in Drehung versetzt wird. Die Welle trägt vier horizontale Arme, von denen jeder mittels einer eisernen Kette einen schweren Stein nach sich schleppt. Das zu bearbeitende Material kommt, zusammen mit Quedsilber, in das Steinbett, worauf letzteres mit Wasser gefüllt wird. Ist

der Quarz völlig zermalmt, so läßt man unter stetem Zufluß von Wasser das Erze ab und beginnt nach Abschlämmlung des Quarzmehls eine neue Operation, wobei das Amalgam in der Mühle verbleibt, bis es sich genügend angereichert hat. Zweckmäßiger betreibt man die Zerkleinerung des Quarzes als selbständige Operation und bringt das in Wasser aufgerührte Material zur Amalgamation, wobei nur ein Mischen nötig ist, um die in dem Schlamm enthaltenen Goldteile mit dem Quecksilber in innige Berührung zu bringen. Hierzu dienen eiserne Schüsseln (Fig. 9), von denen mindestens zwei terrassenförmig nebeneinander aufgestellt werden. In den Schüsseln bewegt sich, angetrieben durch unterhalb befindliche Räder, ein hölzerner Räufer, dessen untere Seite mit eisernen Messern besetzt ist. Der Boden der Schüsseln wird mit Quecksilber bedeckt und dann, nachdem die Räufer in Bewegung gesetzt sind, der goldführende Schlamm in die oberste Schüssel geleitet. Da hier sich noch ein Teil des G. der Amalgamierung entziehen kann, so fließt der Schlamm in eine zweite Schüssel u. s. f. Ist in der obersten Schüssel das Amalgam genügend angereichert, so nimmt man es heraus, bringt das Quecksilber der untern Schüssel in die obere, beschickt die untere mit frischem Quecksilber u. s. f. Mit diesen Goldmühlen wird z. B. in Zell in Tirol ein kiesiger Quarz vorteilhaft verarbeitet, der nur 0,0008 Proz. G. enthält. Eine andere Goldmühle (Amalgamierapparat mit Rührvorrichtung), bei welcher die Pochtrübe mit dem Quecksilber mittels eines eisernen Rechens gemischt wird, ist in Fig. 10 dargestellt.

Zur Gewinnung des G. aus dem Amalgam ist dies zunächst durch Pressen von dem überschüssigen Quecksilber zu befreien. Das von den Goldmühlen kommende Amalgam wird getrocknet, in trockene Beutel von Kleder oder festem Zeug gebracht und hierin einem starken Druck ausgesetzt, wobei das nicht gebundene Quecksilber abfließt, während breiig kristallinisches Amalgam zurückbleibt. Letzteres wird bis zum Siedepunkt des Quecksilbers erhitzt, wobei das Gold zurückbleibt. Zur Destillation dienen vielfach Zelleröfen (Fig. 11), in denen das zu Kugeln geformte Amalgam auf eiserne Zeller gelegt wird, die sich in einer eisernen, in einen Windofen eingesetzten Glode befinden; die Glode wird oben durch einen Dedel verschlossen und kommuniziert unten durch ein Abzugsrohr mit einem in Wasser eintauchenden eisernen Rohr. Erhitzt man die eiserne Glode zum schwachen Glühen, so entweichen die Quecksilberdämpfe durch das Abzugsrohr, werden verdichtet und es sammelt sich das Metall im Wasser. Dem gleichen Zweck dient die eiserne Retorte (Fig. 12).

Kommt das G. in kiesigen Erzen frei vor (korporalisches G.) und lohnen die weiteren Bestandteile der Kiese eine Aufarbeitung nicht, so sind solche Erze auf gleiche Weise wie Goldquarz durch Amalgamation zu extrahieren. Häufig ist das G. der Kiese an Schwefel, Arsen, Antimon, Tellur gebunden, in welcher Form es nicht durch Amalgamation zu gewinnen ist, es müssen dann diese schädlichen Erzbestandteile durch Lösung entfernt werden. Letztere Operation wird mit größtem Erfolg in Stetefelds Röstofen ausgeführt. Letzterer besteht aus einem vertikalen Schachtöfen, der durch Gasfeuerung zum Glühen erhitzt wird, und ist oben durch eine fein gelochte Platte abgedeckt, durch

deren Öffnungen das fein zerleinerte Erz bis zuriefelt. Durch Einwirkung der glühenden Luft werden die Erzbestandteile oxydiert und flüchtig, worauf das abgeröstete Erz durch Amalgamation entgolbet wird. Enthalten die Erze dem G. andere nutzbare Metalle, wie Blei, Kupfer, so werden diese für sich ausgebracht, bei das G. sich in dem meist nicht fehlenden ansammelt, von dem es dann durch Scheiden trennt wird. (S. Goldscheideung.) Manche Erze, die ein Verwaschen oder Verschmelzen lohnen, lassen ihren Goldgehalt nach einer Plattner angegebenen Verfahren auf Wege noch Gewinn bringend zu Gute. Die Erze werden vollständig abgeröstet, in schwach angefeuchteten Zustände mit Chlor handelt, wodurch das G. in Goldchlorid überführt wird. Letzteres wird durch systematisch waschen als möglichst konzentrierte Lösung genommen, aus welcher mittels Schwefelwasser G. gefällt wird. Das so gewonnene Schwärze wird ausgeglüht, wobei der Schwefel flüchtig, worauf das verbleibende G. unter Wasser zusammen geschmolzen wird.

Vgl. Keri und Stöckmann (Muschpratt), päpstliches Handbuch der technischen Chemie Art. «Gold», 3. Aufl., Braunschweig, 1875.

IV. Verbindungen des Goldes. hat, wie die meisten Edelmetalle, verhältniß geringe Affinität zu andern Elementen, Verbindungen werden daher leicht unter Wirkung des Metalls zerlegt, so z. B. durch schwächere Ströme, durch gelindes Erhitzen, durch Auflösen in Säuren, durch Erhitzen in ihren Lösungen durch leichter oxydierbare Metalle wie Eisen, Zinn, Kupfer, Platin, Silber, Gold, wie Eisenoxyd, Salze, Oxalsäure u. s. w. Verbindungen funktionieren das G. als brennbares Element und bildet zwei Reihen von Salzen, die dem Oxyd und dem Oxydhydrat entsprechen:

1) Gold und Sauerstoff: a) Au_2O_3 entsteht als violettes, in Wasser unlösliches Pulver beim Übergießen von Goldchlorid mit Kalihydrat. Es verhält sich indifferent gegen Salzsäure und Schwefelsäure, von Salzsäure in sich aufnehmendes G. und Gold wandelt. Salze desselben sind mit Silber bekannt, vielleicht gehört das sog. Goldphotogen (s. Goldsalz) hierher. b) Au_2O oder Goldoxyd Au_2O wird durch Auflösungen von Goldchlorid durch Magneet befreit. Das Goldoxyd gibt schon bei niedriger Temperatur unter der Einwirkung Sauerstoff ab und zerfällt sich bei gelindem Erhitzen in G. und Sauerstoff. Behandlung braunen Niederschlag mit verdünnter Salzsäure, so hinterbleibt Goldoxydhydrat. Mit Säuren geht Goldoxyd keine Salze ein, es verhält sich vielmehr gegen Säuren. Trägt man Goldoxyd in Kalilauge, so löst es sich und bildet Goldkalium (AuOK), welches nach dem bei niedriger Temperatur und zuletzt im luftleeren Raum Verdunsten in hellgelben Nadeln kristallisiert. Die Lösungen in Kalilauge geben mit löslichen Erzen unlösliche Niederschläge der

goldsauren Salze. Durch Ammoniak läßt sich Goldoxyd nicht abcheiden. Fügt man zu Goldchlorid Ammoniak, so entsteht ein dem Goldoxyd ähnlicher Niederschlag, derselbe ist leicht erprobendes Knallgold, dessen Zusammensetzung noch nicht ermittelt ist.

2) Gold und Schwefel: Goldsulfid. Beim Einleiten von Schwefelwasserstoff in Goldchloridlösung fällt Schwefelgold als schwarzer, in Wasser unlöslicher, in Schwefelalkalien leicht löslicher Niederschlag von nicht genau bekannter Zusammensetzung. Dasselbe gibt bei gelindem Erwärmen Schwefel ab und hinterläßt metallisches G.

3) Gold und Chlor: a) Goldchlorid AuCl_3 , weißes in Wasser unlösliches Pulver, bildet sich bei vorsichtigem Erwärmen vom Goldchlorid auf 200° , zerfällt sich in kochendem Wasser in Goldchlorid und metallisches G. b) Goldchlorid AuCl_3 , entsteht beim Lösen von G. in Königswasser und scheidet nach dem Verdampfen der Lösung beim Erkalten in schönen, goldglänzenden, sehr zerklüftlichen Nadeln an, welche bei geringem Erwärmen schmelzen und unter Abgabe von Wasser sich in eine rothbraune Masse von wasserfreiem Salz verwandeln. Es gibt leicht Chlor ab und geht in Goldchlorid über. Das Salz löst sich, außer in Wasser, auch in Alkohol und Äther und wird seiner wässrigen Lösung durch Schütteln mit Äther entzogen. Die ätherische Lösung wird unter dem Namen Goldäther zum Vergolden von Stahl gebraucht. Mit den Chloriden der Alkalien und des Ammoniums gibt das Goldchlorid leicht krystallisierende Doppelsalze, von denen das Natrium-Goldchlorid, $\text{Figuriers Goldsalz}$, unter dem Namen Auro-Natrium chloratum officinell ist. Dasselbe wird dargestellt, indem 65 Theile reines G. in Königswasser gelöst, die Lösung mit 100 Theilen trockenem reinen Kochsalz gemischt und im Wasserbade zur Trockne verdampft wird.

4) Gold und Cyan: a) Goldcyanür Au(CN)_3 . Der durch Ammoniak in Goldchlorid erzeugte Niederschlag von Knallgold (s. unter 1b) löst sich in heissem Cyanalkaliumlösung zu Kalium-Goldcyanür KAu(CN)_4 , welches durch Zusatz von Salzsäure zerfällt; beim Verdampfen zur Trockne und Behandeln des Rückstandes mit Wasser bleibt das Goldcyanür als gelbes, krystallinisches unlösliches Pulver zurück. b) Goldcyanid Au(CN)_3 . Beim Vermischen von Goldchlorid mit konzentrierter heisser Cyanalkaliumlösung bildet sich ein Doppelsalz von Kalium-Goldcyanid, welches beim Erkalten in farblosen Tafeln von der Zusammensetzung $\text{KAu(CN)}_4 \cdot 3\text{H}_2\text{O}$ krystallisiert. Wird die Lösung desselben mit salpetersaurem Silber versetzt, so fällt ein weißer, käsiger Niederschlag von Silber-Goldcyanid AgAu(CN)_4 , der nach dem Waschen mit einer zur völligen Färbung unzureichenden Menge Salzsäure vermischt, in Chlor Silber, Cyanwasserstoffsäure und Goldcyanid zerfällt. Das hier von getrennte Filtrat hinterläßt nach dem Verdampfen im luftleeren Raume weißes krystallinisches, in Wasser und Alkohol leicht lösliches Goldcyanid. Das Goldcyanid bildet mit andern Cyaniden zahlreiche Doppelsalze. Das Kalium-Goldcyanid, so wie es als Lösung beim Vermischen von Goldchlorid mit Cyanalkalium entsteht, dient zur Vergoldung auf galvanischem Wege.

V. Die Goldproduktion ist periodischen Schwankungen unterworfen, welche namentlich durch

die Entdeckung neuer goldreicher Alluvialschichten bedingt werden. Nur auf diesen sekundären Lagerstätten kommt das G. in einigermaßen konzentriertem Zustande vor, indem es hier gleichsam einen natürlichen Schlemmungsprozeß durchgemacht hat. Aber wenn diese Goldsanblager auch oft eine Zeit lang einen außerordentlich reichen Ertrag liefern, so müssen sie sich andererseits doch mehr oder weniger rasch erschöpfen und es folgt dann der Stut der Goldproduktion wieder eine Ebbe, während welcher man auf die schwierige und kostspielige Verarbeitung der nur zerstreute Goldpartikel enthaltenen Quarzgänge und anderer unergiebiger Fundstätten angewiesen ist. So sind die Goldsanblager in Kleinasien und Arabien, von denen Herodot und Strabo berichten, längst erschöpft, ebenso viele reiche Fundstätten in Amerika, die von den Spaniern im 16. Jahrh. ausgebeutet wurden. Dasselbe gilt hinsichtlich der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so bedeutenden Goldproduktion Brasiliens. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. war die jährliche Zufuhr von neuem G. auf ein relatives Minimum gesunken, und erst in den dreißiger Jahren trat durch die ausgebeutete Erschließung goldführender Alluvionen in Sibirien eine Besserung ein. Einen ganz außerordentlichen Aufschwung aber nahm die Goldproduktion durch die fast gleichzeitig (1848 und 1851) in Californien und in Australien erfolgte Entdeckung ungewöhnlich reicher Alluvialschichten. Aber auch hier war der Höhepunkt nach weniger als einem Jahrzehnt schon überschritten und mehr und mehr trat an die Stelle der Wäscherei der wenig einträgliche Abbau der Quarzgänge. So wurden z. B. 1878 in der Kolonie Victoria nur 264 453 Unzen in Alluvialgruben und 493 587 Unzen in Quarzgruben gewonnen, während in der zweiten Hälfte des J. 1852 durchschnittlich jeden Monat 276 000 Unzen unter Umständen aus den Goldfeldern abgeführt wurden. Der Erschöpfung der Alluvialgoldlager steht natürlich keine Neubildung gegenüber. Da nun aber die Entdeckung bisher unbekannter Lager dieser Art in dem Maße weniger wahrscheinlich wird, wie die Erde erforscht und den Kulturvölkern zugänglich gemacht wird, so werden in der Zukunft starke Steigerungen der Goldproduktion, wie sie bisher in der Geschichte vorgekommen sind, immer weniger zu erwarten sein, vielmehr ist es wahrscheinlich, daß diese Produktion von einem bestimmten Zeitpunkt ab immer mehr abnehmen oder doch immer schwieriger werden wird. Es ist ohne Zweifel noch sehr viel G. in zugänglicher Tiefe über die Erde verbreitet, aber es fragt sich, wie viel von dem auf seiner ursprünglichen Lagerstätte befindlichen bei den bestehenden Preisverhältnissen unter solchen Bedingungen gewonnen werden kann, daß der Ertrag die Kosten deckt. In den alten Kulturländern werden sicherlich keine leicht auszubeutenden Goldlager mehr gefunden werden, und dasselbe darf man von Indien sagen, wo neuere Versuche engl. Bergwerksgesellschaften, namentlich in der Präsidenschaft Madras, wenig befriedigenden Erfolg gehabt haben. Auch in China und Japan würden Goldbistrikte von der Art der californischen oder australischen wohl schon längst entbedt sein. In Asien bietet überhaupt nur noch Sibirien einige Aussichten auf eine noch fortschreitende Goldgewinnung. Außerdem läme auf der östl. Halbkugel nur noch das unerforschte Innere von Afrika in Betracht, jedoch ist hier nicht zu

vergessen, daß die Aeger schon seit Jahrtausenden das G. zu schätzen wissen und jedenfalls die leicht zugänglichen Lager schon ausgebeutet haben. In Nord- und Südamerika ist die Erforschung des Landes gegenwärtig so weit gediehen, daß auf die Aufindung eines zweiten Californien schwerlich noch zu rechnen sein dürfte.

Die Statistik der Goldproduktion hat für die ältere Zeit nur die Bedeutung einer Schätzung und weist auch in der Gegenwart noch nicht die wünschenswerte Vollständigkeit und Genauigkeit auf. Nach Soetbeer betrug der Wert derselben in allen Ländern, mit Ausschluß des unbekannten, aber wahrscheinlich nicht sehr bedeutenden Erzeugnisses von Ostasien, in Millionen Mark:

| Periode | Mill. Mark | Periode | Mill. Mark |
|-----------|------------|-----------|------------|
| 1493—1600 | 1993,2 | 1856—1860 | 2874,5 |
| 1601—1700 | 2504,1 | 1861—1865 | 2582,5 |
| 1701—1800 | 5301,5 | 1866—1870 | 2677,0 |
| 1801—1850 | 2306,5 | 1871—1875 | 2280,9 |
| 1851—1855 | 2755,4 | 1876—1880 | 2376,5 |

Zusammen also 28 751 Mill. Mark. Von dieser Summe hat die 30jährige Periode 1851—80 eine größere Quote, nämlich 15 647 Mill. geliefert, als der vorhergegangene Zeitraum von 357 Jahren.

In der Periode der größten Knappheit in diesem Jahrhundert, 1811—20, stellte sich der Durchschnittswert der jährlichen Produktion nur auf 31 982 000 Mark, in der Periode der größten Erzeigbarkeit dagegen, 1856—60, auf 574 901 000 Mark, während dieser Mittelwert für die J. 1875—80 auf 474 300 000 Mark gewichen ist. Im J. 1879 erreichte die Produktion nach der Schätzung des amerik. Münzdirektors Burdard nur 456 Mill. Mark, im J. 1880 sank sie auf 444 Mill., im J. 1881 betrug sie 452 Mill. Mark. Diese letztere Summe verteilt sich auf die einzelnen Produktionsländer wie folgt: Vereinigte Staaten 163, Australien 121, Rußland 120, Columbia 16, Venezuela 7, Brasilien 4, Mexiko 4, Österreich-Ungarn 4, Canada 3, andere amerik. Länder 1, Deutschland 1, Japan 2, Afrika 6 Mill. Mark.

Auf den Sunda-Inseln wurde im Anfang des 19. Jahrh. noch ziemlich viel Gold gewonnen; gegenwärtig aber scheint die Ausbeute unbedeutend zu sein und jedenfalls kommt von dort nichts Nennenswerthes nach Europa.

Von 1850 bis 1880 war die durchschnittliche jährliche Produktion dem Gewichte nach (in Kilogramm) in

| Jahr | Ver. Staaten | Australien | Rußland |
|---------|--------------|------------|---------|
| 1851—55 | 88 800 | 67 700 | 24 730 |
| 1856—60 | 77 100 | 86 700 | 26 570 |
| 1861—65 | 66 700 | 77 700 | 24 084 |
| 1866—70 | 76 000 | 70 400 | 30 050 |
| 1871—75 | 59 500 | 59 900 | 33 380 |
| 1876—80 | 65 000 | 47 000 | 40 000 |

Ein Kilogramm Feingold hat nach dem deutschen Münzgesetz einen Wert von 2790 Mark.

Der Hauptmarkt für das G. ist London, wo das Barrenmetall nach der Troy-Unze Standard- oder Münzgold von 22 Karat (916 $\frac{1}{2}$ Tausendteile) notiert wird. Da G. in England Währungsmetall ist und die Unze (unentgeltlich) zu 77 Schill. 10 $\frac{1}{2}$ Pence ausgeprägt wird, während andererseits die Bank verpflichtet ist, jederzeit Barrengold zu 77 Schill. 9 Pence die Unze Standard in Noten anzukaufen, so kann der Börsenwert nur zwischen den bezeichneten engen Grenzen schwanken. Die Goldzufuhr nach England betrug in Pfund Sterling:

| Jahr | In ganzen | Nach Australien | u. d. S. |
|------|------------|-----------------|----------|
| 1874 | 18 081 000 | 6 720 900 | 4 508 |
| 1875 | 23 140 800 | 6 640 900 | 8 257 |
| 1876 | 23 476 000 | 4 956 800 | 4 371 |
| 1877 | 15 442 000 | 6 655 400 | 2 061 |
| 1878 | 20 871 400 | 5 680 600 | 886 |
| 1879 | 13 368 700 | 3 184 600 | 388 |
| 1880 | 9 454 900 | 3 612 300 | 55 |
| 1881 | 9 963 000 | 4 470 200 | 25 |
| 1882 | 14 376 000 | 2 997 000 | 6 091 |

Die Ausfuhr betrug:

| Jahr | In ganzen | Nach Deutschland | u. d. S. |
|------|------------|------------------|----------|
| 1874 | 10 641 600 | 132 000 | |
| 1875 | 18 648 300 | 6 405 700 | 57 |
| 1876 | 16 515 700 | 2 222 500 | 3 52 |
| 1877 | 20 361 400 | 8 343 500 | 1 16 |
| 1878 | 14 968 500 | 4 484 800 | 82 |
| 1879 | 17 578 800 | 2 924 200 | 6 94 |
| 1880 | 11 828 900 | 126 200 | 5 5 |
| 1881 | 15 498 800 | 610 900 | 7 34 |

Besonders bemerkenswert ist das fast Verschwinden der Goldzufuhr aus den Staaten in den J. 1879—81 und die zeitige Rückströmung von G. (nicht nur land, sondern auch aus Frankreich und Ländern) nach Amerika. Es hing dies mit der Wiederherstellung der Barzahlung Union und andererseits mit der durch! notwendig gewordenen starken Betreibung Amerika zusammen. Im J. 1882 trat eine und die gesamte Goldausfuhr (12 023 800 Pfd. St.) blieb wieder hinfuhr zurück. Die bedeutende Ausfuhr nach land in den J. 1875—79 hängt natürlich mit der Münzreform zusammen.

Die wichtigste Verwendung des G. Münzwesen. (S. Geld, Münze, W. Außerdem aber wird es verwendet zu solchen und Luxusgerätschaften aller Art (Schmuckkunst); zu den feinen, beiv auf Holz, Leder u. s. w. angewendeten (Blattgold), welche der Goldschläher stellt, das sie oft nur $\frac{1}{1000}$ bis $\frac{1}{10000}$ meters dick sind und 2 bis 2,5 g 1 qr bedecken; zur Bereitung des Maler- oder goldes (durch Zerreiben der Abfälle v. Schlageret); zu der Goldplattierung mannigfaltigen Arten der Vergoldung, Glas, Porzellan u. s. w., im be zum Überziehen der äußerst feinen Kupferdrähte, welche unter der Ben und unechte Golddrähte vorkommen in geplättem Zustande (als Lahn) zu ober überfärbt von Seidenfäden werden, wodurch die sog. Goldge Seiden, zum Weben der goldenen Entschoben; zu einigen Arzneimitteln Ausfüllen hohler Stellen an Zähnen Zweite gebraucht die Zahnärztliche Nordamerika zuerst in Anwendung Goldschwamm, ein höchst lockeres G., welches durch gelinden Druck in einer feststehenden kompakten Masse nlich von der Industrie verarbeitete ist im ganzen sehr bedeutend und beer (mit Abzug des alten Materials) 1871—80 auf durchschnittlich: also fast auf die Hälfte der So

geschägt. Die kleinern Goldsachen sind der Abnutzung und Abreibung noch mehr ausgesetzt als die Münzen, und das zu Vergoldungen verwendete Metall geht fast gänzlich verloren.

Litteratur. Marchand, «Das G.» (Erg. 1852); Sueß, «Die Zukunft des G.» (Wien 1877); Soetbeer, «Edelmetallproduktion und Werthverhältnis zwischen G. und Silber» (Gotha 1879, Ergänzungsheft zu Petermanns «Mittheilungen»); «Report of the director of the mint upon the statistics of the production of the precious metals in the United States» (Washington. 1882).

Gold, faules, Palladgold, Porpeit, ist das zu Porpeit in Brasilien sich findende, 10 Proz. Palladium und 4 Proz. Silber enthaltende Gold genannt.

Gold, mannheimer, auch **Similor**, nennt man goldfarbige Legierungen von Kupfer mit Zinn oder mit Zinn und Zinn, z. B. 16 Kupfer, 3—4 Zinn, oder 28 Kupfer, 12 Zinn, 3 Zinn, oder 70 Kupfer, 30 Messing, 0,5 Zinn.

Gold, mosaikches, s. **Russgold**.

Gold, nürnberg, zu ganz geringwertigen Gegenständen vielfach verarbeitete Goldlegierung, besteht aus 90 Theilen Kupfer und $5\frac{1}{2}$ Theilen Gold.

Gold, rotes, nennt man das mit Kupfer legierte Gold, s. **Goldlegierungen**.

Goldadler wird zuweilen der alte männliche Steinadler genannt. (S. **Adler**.)

Goldaster werden zwei einander sehr ähnliche Nachtschmetterlinge aus der Gruppe der Spinner genannt, die zu der Gattung *Porthesia* gehören, welche geflümmelte Fühler, weiße Flügel und Körper und am Hinterleibe, der bei dem Männchen spitz, bei dem Weibchen tropfartig verbildet ist, einen Büschel langer Haare trägt. Bei dem gemeinen Goldaster (*P. chrysorrhoea*) ist der Büschel rostbraun, bei dem seltenen gelben Goldaster (*P. auriflora*) goldgelb. Die Weibchen reifen sich beim Eierlegen diese Haare aus und betten die Eier darein, sodas der auf der Unterseite der Blätter angebrachte Klumpen einem filzigen Schwamme ähnlich sieht. Die Raupen des gemeinen G. spinnen sich im Herbst ein gemeinschaftliches großes Nest und überwintern darin. Sie thun den Obstbäumen vielen Schaden. Die Raupen des gelben G. spinnen sich einzeln in Futterale ein.

Goldamalgame kommt natürlich vor als gelblichweiße, metallisch glänzende, quadratische Krystalle und kugelige Körner in Columbien, Californien, Australien, spezifisches Gewicht 15,47, enthält 60 Proz. Quecksilber mit Gold verbunden, nebst geringen Mengen von Silber, entspricht annähernd der Zusammensetzung Au_2Hg . Dichtes Gold löst sich mit Leichtigkeit in Quecksilber, das aus seinen Lösungen gefällte G. muß, um es zu amalgamieren, durch kräftiges Schütteln in innigsten Kontakt mit dem Quecksilber gebracht werden. Sobald der Goldgehalt eine gewisse Grenze übersteigt, scheidet sich Goldamalgame in fester Form aus und kann dann von dem Überschuss des noch etwas Gold enthaltenen Quecksilbers befreit werden, indem man es in Beutel von samischem Leder bringt, durch dessen Poren das Quecksilber beim Auspressen dringt, während das Amalgame als teigige Masse zurückbleibt. Auf der Bildung des Amalgams beruht die Gewinnung des Goldes aus Walschschlamm. G. dient zur echten Vergoldung oder Feuervergoldung. Das dazu zu verwendende Amalgame wird hergestellt, indem man 2 Teile frisch ausgeglühtes, noch heißes

Gold mit 1 Teil angewärmtem Quecksilber zusammenbringt und sofort nach erfolgter Lösung in kaltem Wasser ausgießt, um durch das rasche Erkalten der Bildung größerer Krystalle, die ein gleichmäßiges Auftragen des Amalgams erschweren würden, vorzubeugen.

Goldamsel, s. **Pirrol**.

Goldap, Kreisstadt in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, 36 km im S. O. von Gumbinnen, links an der Goldap, welche 2 km oberhalb der Stadt aus dem gleichnamigen See entspringt und rechts zur Angerapp fließt; 147 m über dem Meere, Station der Linie Insterburg-Lyda der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 5813 meist evang. G., ist Sitz einer Reichsbank-Nebenstelle und eines Amtsgerichts und hat Schuhmacherei, Töpferei, Bierbrauerei, Dampfziegeleien, Dampfmaschinelle, Ackerbau, Vieh-, besonders Pferdezücht, sowie Ausfuhr von Brennmaterial, Getreide, Vieh und Butter; 2 km südlich vom Orte erheben sich die Goldaper Berge zu 272 m Höhe. — Der Kreis Goldap zählt auf 994 qkm 44 290 E., davon etwa 1000 Litauer und 2100 Polen.

Goldarbeiten, s. **Goldschmiedekunst**.

Goldast (Melchior), genannt von Helmingsfeld, deutscher Publizist und Historiker, geb. 6. Jan. 1578 zu Geyen bei Bischofszell in der Schweiz, studierte zu Ingolstadt und Altdorf die Rechte und ging, nachdem er sich eine Zeit lang in der franz. Schweiz aufgehalten, als Sekretär des Herzogs von Bouillon nach Heidelberg und Frankfurt a. M. Im J. 1604 wurde er Hofmeister eines Freiherrn von Hohenfels, trieb sich aber bald wieder in der Schweiz umher und kehrte 1606 nach Frankfurt zurück, wo er mit Schriftstellerei und Korrekturen sein Leben fristete. G. wurde 1611 sachsen-weimarscher Rat, verließ aber schon 1615 diese Stellung gegen einen Ruf als hess. Historiograph. Im J. 1625 privatisierte er wieder in Frankfurt; in der Folge trat er als kaiserl. und kurländischer Rat bei mehreren Missionen auf. Zuletzt war er in hessen-darmstadt. Diensten und starb 11. Aug. 1635 als Rangler der Universität zu Gießen. Sein unsägliches Leben und seine Armut zwangen ihn zu vielerlei schriftstellerischen Arbeiten, die nicht immer das Gepräge der Gediegenheit trugen. Ausgezeichnet durch neue Forschungen auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte und des Staatsrechts sind die «Scriptores rerum Suevicarum» (Frankf. 1605), «Scriptores rerum Alemannicarum» (8 Bde., Frankf. 1606; neue Ausg. 1730), «Constitutionum imperialium collectio» (4 Bde., Frankf. 1607; neue Ausg. 1713). Auch gab er Pirckheimers und de Thou's Schriften von neuem heraus.

Goldäther oder **Goldtinktur** ist eine ätherische Lösung von Goldchlorid (s. **Gold**—Verbindungen 3)), welche zum Vergolden, namentlich von Stahlwaren dient.

Goldbau, ein Weiler in der Gemeinde Arth des Schweiz. Kantons Schwyz, liegt 526 m über dem Meere, $2\frac{1}{2}$ km südöstlich von Arth an der Gott-hardbahn und der Bergbahn Arth-Rigolm in dem breiten Thale zwischen dem Rigi und dem Roth- oder Ruffberge und ist bekannt durch den ungeheuern Bergschliff, der 1806 das ehemalige Dorf G. und den Thalgrund zwischen den beiden Bergen begrub. Der Rothberg besteht aus dicken Nagelschieb- und Mergel- und Sandstein-schichten wechselnd, 20—80° gegen S. O. geneigt

sind. Durch zahlreiche senkrechte Spalten in der obersten, 10 m hohe Fagelauht drang das reichliche Schnee- und Regenwasser im Jahres durch die Fagelauht bis zu 8 m mächtige Fagelauht ein und durch die Fagelauht. Nachdem schon einige Jahre vorher die Fagelauht im Boden des Abhangs eine tiefe Fagelauht sich am 2. Sept. bald nach 4 Uhr abermals quer über den Berg eine mächtige Fagelauht unterhalb befindliche Fagelauht eine mächtige Bewegung und gegen 5 Uhr wurde die Fagelauht der obersten Schicht, in Tausende von kolossalen Blöcken zerfallend, mit einem mal zu Thal. Die Gewalt der stürzenden Massen war so groß, daß viele Blöcke hoch an den Abhang des gegenüberliegenden Hagi hinaufgeschleudert wurden. Der Schutt, dessen Volumen auf etwa 15 Mill. Kubikmeter geschätzt wird, schob strobisch auseinander. In wenigen Minuten waren die Dörfer G., Bellingen, Nöthen gänzlich, Löwen teilweise zerstört, ein Teil des Löwenfests ausgefüllt und durch plötzliches Abtreten des Wassers das Land bis nach Seewen hin verheert. Zwei Kirchen, 111 Wohnhäuser, 20 Schuppen und Ställe mit vielem Vieh und 467 Menschen wurden unter Schutt und Felsstümmern begraben. Nur wenige von den Bewohnern, welche der Zufall im Augenblicke des Bergsturzes von der Unglücksstätte entfernt gehalten, konnten das nackte Leben retten. Auch eine plötzliche Friedlichkeit Nöthen, welche im Begriff stand, den Hagi zu besetzen, wurde an der goldauert Brücke vom Herdeben errettet. Der Schaden an Gebäuden, Wäsen und Wäldern betrug über 3 Mill. Fl. Das Zerstörungsgelände, eine zum Teil mit Gras, Moos und Wald überwachsene Steinwüste mit 30–70 m hohen Trümmerhügeln, umfaßt etwa 30 qkm. Ritten in demselben liegen die Station G. der Gotthard und der Rith Hagi, und eine 1849 errichtete Kapelle. Mithrilisch am 2. Sept. ward in Rith zur Erinnerung an die Schuttgrube ein Gottesdienst abgehalten. Vgl. Jaz, G. und seine Gegend (Jah. 1807), Hum, Nöthen Bergstürze (Jah. 1807).

Goldsaugen, s. Floeffliegen.

Goldberg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Pommern der preuß. Provinz Schlesien, an der Hagi, hoch, 30 km südwestlich von Pommern, hoch und romantisch gelegen, ist Sitz eines k. Landratsamts und Amtsgerichts, hat eine luth. und eine evang. Kirche, die schon um 1212 gegründete Kirche zum heil. Michael und Untere Erben Frauen, außerdem eine evang. Begräbniskirche (St. Nikolai) und ein Waisenhaus, verbunden mit Realschule, die Schwabe Pommernische Stiftung genannt, deren Gebäude 1870–76 aufgelassen wurden. Die Stadt zählt (1890) 6460 meist evang. O., welche bedeutende Tuchmanufaktur, Handwebfabrikation, Strumpfwebereien, Färbereien, Lederfabrikation, Bierbrauerei, Getreidehandel und höchst erregbaren Obstbau unterhalten. Der Ort verdankt seinen Ursprung und Namen den schon in frühesten Zeit bebauten reichen, seit dem Fuggerkrieg aber gänzlich eingegangenen Goldgruben. Nachdem die Stadt 1241 von den Tataren, 1334 von der Pest und 1423 von den Hussiten schwer heimgesucht worden, schlug Herzog Heinrich X. von Pommern (1441–54) bald darauf seine Residenz auf. Herzog Friedrich II. stiftete 1523 in G. die einst so berühmte Schule, welche besonders zu Anfang des 17. Jahrh. unter dem Rektor Valentin Traugott

in hoher Blüte stand und unter andern Veb seine erste Bildung gab. Im Dreißigjährigen hatte die Stadt von den Schweden viel zu leiden. Im J. 1817, am 27. Mai zwischen dem Pommern und Pommern und der russ. Nachhut eine Pommern und 23. Aug. ein Treffen zwischen Pommern und Pommern. Die früher allmählich, Stadt ist 1863–74 häufig von großen unglücklichen heimgesucht worden und durch durchweg aus massiven Gebäuden.

Der Kreis Goldberg, Pommern, 40261 O. auf 609,4 qkm.

Goldberg, Stadt im Großherzogtum Burg, Schwaben, 27 km in SSW von G am Goldbergersee und an der Pommern. Der Ort ist Sitz eines Amtsgerichts, 40261 O. und hat eine alte Kirche, eine eine Stahlquelle und Badeanstalt, eine eine Gewerbeschule, Bierbrauerei, Stroh Laborkabine. Vgl. Becker, Nachrichten Stollberg G. (Gotha, 1863).

Goldberg (Berl.), jüd. Gelehrter, geb. Pommern in Polen, wanderte nach R. i. B. und später nach Berlin, in welcher Städte er (1842–46) verschiedene lateinische, außerdem das „Jahres Wai eine Sammlung hebr. Wortarten, heraus sich an der in Berlin 1846–48 erschienen gab. des mathem. Chronol. Berl. i. J. betrugte. Von 1848 an verlegte er seine nach Paris, von wo er sich auf längere London und Oxford zu Arbeiten in die Bibliotheken begab. Durch Eristikstudium sich die Kenntnis des Arabischen angewornt, erwarb sich besonderes Verdienst durch Sachkenntnis ausgeführte Kopieren Alt- und Handschriften der genannten und i. Bibliotheken.

Goldblatt, s. Chrysophyllum.

Goldblech, s. unter Blech.

Goldblume, s. Chrysanthemum tiebryum.

Goldblumenblätter, s. unter Gold.

Goldborte, s. unter Bortenwede.

Goldbracken, s. Meerbracken.

Goldbranze, echte, ist der Abfall, bei der Färbung des Blattgoldes. Feinsilber ergibt. Sie dient zur von Kupfer oder Rotgold, wobei mit dieser Färbung oder Honig ol schlein gleichförmig verrieben und dann kalten eingetrocknet wird.

Goldbranze, unechte, nennt man auch nach Blattgold hergestellte W als auch mehrere der goldgrünen Kupfer.

Goldbrücken, s. Praktisches.

Goldblech und **Goldbleche**,

(Arbeiten 3).

Goldblech und **Goldblech**,

Goldblech, s. unter Draht.

Goldblech, s. Blech.

Goldbrud. Der Druck in G Kupfer u. i. m. erfolgt sowohl auf d. Buch wie des Steinbrud in der We mit einer feinsten Zinnfarbe u. i. m. vordruckt und dieselbe dann sein pulverisierter Bronze überreicht, Vorbrudfarbe fest halten bleibt, oder

geschlagenem Blattmetall belegt. Ein späteres Satinieren der Drude erhöht den Glanz der Bronze wie des Blattmetalls. Man hat neuerdings auch versucht, Bronze direkt zu verdrucken, sie also gleich zu einer druckfertigen Farbe zu präparieren. Es hat dieses Verfahren jedoch kein befriedigendes Resultat geliefert. Der G. auf Buchdecken erfolgt zumeist mittels Blattgold; doch hat man in letzter Zeit insbesondere für den Aufdruck an Ornamenten Bronzen in verschiedenen Nuancen benutzt und damit sehr schöne Effekte erzielt. Auch in diesem Fall muß die Bronze aufgestrichen (aufgeputzt) werden. (Vgl. Buchbinderkunst, Bb. III, S. 652^a).

Goldelfenbeinkunst, s. unter Altrolithen und Chryselephantin.

Goldelgte, Bezeichnung für diejenige Materie, mittels deren die Alchimisten vorgaben, unedle Metalle in Gold verwandeln zu können; dann aber auch gleichbedeutend mit Goldtinktur (s. d.).

Goldene Ader, s. Hamorrhoiden.

Goldene Aue oder **Gälbene Aue**, ein größtenteils zum Kreise Sangerhausen im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, kleinernteils zum Amt Hohenstein der Provinz Hannover gehörige, durch ihre Fruchtbarkeit berühmte breite Thalebene, welche geographisch die deutlich markierte Grenze zwischen Thüringen und dem Harze bildet, aber zu erstem gerechnet wird. Die Thalebene zieht als eine tief eingesenkte Spalte von 147—176 m Seeshöhe zwischen den Vorbergen des Harzes im Norden und dem Zuge des Kyffhäuser und der Schmiede im Süden in westöstl. Richtung von Nordhausen bis Bennungen, von der Helme durchflossen. Die bedeutendsten Ortschaften sind die Städtchen Heringen, Kelbra und Rosla. Die Thalebene wurde sehr früh kultiviert, weil hier zu Memleben und Wallhausen die Kaiser aus dem sächs. Hause ihren Lieblingsaufenthalt hatten. Im weiteren Sinn wird unter Goldener Aue die Landschaft von Nordhausen bis Freiburg a. d. U. verstanden. Vgl. Dietrich, «Die landschaftlichen und geschichtlichen Merkwürdigkeiten der Gälbenen Aue» (Rosla 1879).

Goldener Vorratsschatz, s. unter Poromeo.

Goldenes Buch, im alten Venedig das Buch, in welches die zur Teilnahme an der Regierung berechtigten Adelsgeschlechter eingetragen wurden.

Goldene Bulle (bulla aurea) heißt zunächst das nach Art einer Medaille doppelseitig geprägte goldene Siegel, welches seit dem 9. Jahrh. im Abendlande besonders wichtigen oder feierlichen Urkunden, namentlich der Kaiser, angehängt zu werden pflegte, dann aber auch eine mit dem goldenen Siegel versehene Urkunde selbst. Die berühmteste derartige Urkunde selbst ist die Goldene Bulle Kaiser Karls IV., welche nach längern Vorberatungen in ihrem Hauptteile auf dem Reichstage zu Nürnberg 10. Jan., in einem zweiten Teile auf dem Reichstage zu Metz 25. Dez. 1356 festgestellt und angenommen wurde, ein großes Verfassungsgezet des Deutschen Reichs, welches als solches in seinen Grundlagen bis zum Ende desselben im J. 1806 gegolten hat. Es sind hier namentlich die Rechte der Kurfürsten sanktioniert worden, vor allem ihr ausschließliches Recht, den röm.-deutschen König und künftigen Kaiser zu wählen, wie es sich seit dem großen Interregnum allmählich herausgebildet hatte, und die Formen, in welchen solche Wahl zu geschehen hatte. Vgl. von Denslager,

«Neue Erläuterung der Goldenen Bulle» (Frankf. 1766); D. Harnack, «Das Kurfürstenkollegium bis zur Mitte des 14. Jahrh. Nebst kritischem Abdrucke der ältesten Auffertigung der Goldenen Bulle» (Gief. 1888).

Goldene Hochzeit, s. unter Hochzeit.

Goldene Horde (Reich der), s. Riptischal.

Goldenes Horn (grch. Chrysokeras), der Hafen von Konstantinopel (s. d.).

Goldenes Kalb, in Luthers Bibelübersetzung Bezeichnung für das goldene oder vergoldete Stierbild, unter welchem die alten Israeliten den Jahve zu verehren pflegten, und dessen Kultus seit der Trennung der Reiche durch Jerobeam zur offiziellen Form des Gottesdienstes im Reiche Israel erhoben wurde. Der streng theokratischen Anschauung erschienen die beiden Stierbilder Gottes zu Dan und Bethel als Götzbilder, doch haben die Propheten erst sehr allmählich die bildlose Verehrung Jahves durchgesetzt. Ob das Verbot, sich ein Bildnis von Gott zu machen, schon von Moses selbst herrühre, ist weniger zweifelhaft, als die geschichtliche Grundlage der Erzählung, daß Aaron schon in der Wüste auf Verlangen des Volks ein goldenes Kalb errichtet habe. Wenn auch hier die Zurückverlegung späterer Verhältnisse in ältere Zeiten vorliegen mag, so spricht doch viel für die Annahme, daß hier unter dem goldenen Kalbe eine Nachbildung des ägypt. Apis zu verstehen sei, obwohl der Stierkultus Jahves auch sonst in den semit. Naturreligionen parallelen findet.

Goldene Mark heißt die Umgebung von Duderstadt in der Provinz Hannover, Landdrostei Hilbesheim, Kreis Osterode, im Eichsfelde, weil sie im Gegensatz zu der süblich gelegenen unfruchtbaren Hochebene ergiebigeren Boden hat.

Goldene Mitte (Goldene Mittelstraße), Bezeichnung des richtigen Maßes zwischen dem Zuviel und Zuwenig; der Ausdruck entspricht der *causa mediocritas* des Horaz («Oden», II, 19, 5).

Goldene Rose (rosa aurea), die alljährlich am vierten Fastensonntag oder Sonntag Lätare, welcher deshalb auch der Rosen Sonntag heißt, vom Papst in Gegenwart des Kardinalkollegiums geweihte goldene Rose, welche er nach der Messe in feierlicher Prozession in der Hand trägt, alsdann als besondere Auszeichnung gewöhnlich einer fürstl. Person schenkt. Wann diese Sitte aufgekomen ist, ist nicht sicher. Einige behaupten, schon Papst Leo IX. habe eine goldene Rose geweiht; andere lassen den Gebrauch erst um 1400 aufkommen. Verschenkt wurde die Rose an angesehene Herren am päpstl. Hofe, an Staaten, Städte und Korporationen, jedoch meist an Fürsten. Eine Deutung derselben gibt Papst Innocenz III. in einer Predigt: wie die Rose aus Gold, Moschus und Balsam zusammengesetzt sei, so bestehe auch Jesus Christus aus drei Substanzen, aus der Gottheit, der menschlichen Seele und dem menschlichen Körper.

Goldener Schnitt einer Strecke heißt der Teil derselben, welcher zwischen der Strecke und dem andern Teil das geometrische Mittel ist. Dem Pythagoräern war es bekannt, daß beim Kreis der goldene Schnitt des Radius die Seite des eingeschriebenen regulären Fehnedes gibt. Mancherlei mystische Theorien sind an den goldenen Schnitt geknüpft worden. Neuerdings hat Zeising in ihm ein Prinzip der Ästhetik zu finden geglaubt, insofern bei dem menschlichen Körper der goldene Schnitt

der Länge ziemlich genau von der Sohle bis zur Lefze reicht. Bgl. Jelling, „Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers“ (Lpz. 1864). Die Proportion des goldenen Schnitts zur Strecke ist in ganzen Zahlen nicht vollkommen, wohl aber annäherungsweise ausdrückbar durch die Proportionen 5, 6, 8, 13, 21, 34 u. f. w., welche man antrifft in der Reihe 1, 1, 2, 3, 5, 8, 13, 21, 34 u. f. w., in welcher jedes folgende Glied durch Addition der beiden vorhergehenden Glieder gewonnen wird. Da diese Reihe zugleich das Schimmerige Gesetz der Blattstellung an den Pflanzen enthält, so hat man vermutet, daß auch bei der Organisation derselben das Prinzip des goldenen Schnitts mitwirke.

Goldener Sporn heißt ein päpstl. Orden, dessen Statuten nicht genau bekannt ist, gewöhnlich aber seit 1111 oder dessen Nachfolger Papst IV. Gregor VII. geschrieben ward, und welcher zur Zeit des Papstes Innocenz, Gelasius und Rainer, welchen die ersten Statuten bekannt, bestimmt ist. Die Äbte des Ordens führten ehemals den Namen „Ritter des goldenen Sporns“ (lat. *Equites militum equitum*) genannt. Im Laufe der Jahrhunderte hatten auch die Völkern des obersten päpstl. Gerichtshofes, die apostolischen Riten und das Haus Esora-Gelatin das Privilegium erhalten, Ritter dieses Ordens zu ernennen. Papst Gregor XVI. hat 31. Okt. 1841 alle diese Privilegien auf und bestimmte wegen des Mißbrauchs, welcher mit der Errichtung des Ordens getrieben worden war, die Zahl der Komture auf 100, der Ritter auf 300. Das Ordenszeichen, welches aus einem rot und schwarz gestreiften Bande getragen wird, besteht in einem goldenen, weiß emaillierten Malterkreuze, in dessen blauem Mittelfelde sich die Figur des heil. Sglocher mit der Aufschrift „Sanctus Salvator Pont. Magnus“ befindet, an den beiden unteren Spitzen ist ein kleiner goldener Sporn befestigt. Papst Gregor XVI. gab dem Ordenskreuze die jetzige Form, indem er das Mittelfeld hinzusetzte und dem früher roten Bande die jetzigen Farben verlieh.

Goldenes Ulfes (auch Sagenfische), f. u. Argonauten, als Orden f. Ulfes.

Goldene Zahl (*annus aureus*) nennt man die Periode von 19 Jahren, nach deren Ablauf die Neumonde und ebenso die übrigen Mondphasen wieder auf dieselben Tage des Sommerjahres fallen. Das erste Jahr dieser Periode ist das, in welchem der Neumond auf den 1. Jan. fällt, und seine Goldene Zahl ist 1. Um sie für jedes gegebene Jahr zu finden, addiert man 1 zur Jahreszahl und dividiert die Summe durch 19, so ist der Rest die Goldene Zahl. Bleibt kein Rest übrig, so ist es 19 selbst. Für 1884 erhält man so die Goldene Zahl 4. Die Übereinstimmung mit den wirklichen Äkron. Neumonden ist aber nur eine annähernde, da der Mondlauf verschiedene Ungleichheiten hat und die 19jährige Periode sich nur auf den mittleren Mondlauf bezieht, sie wird aber zur Berechnung des Osterfestes und zur Vorausberechnung der Mondphasen benutzt.

Goldenes Zeitalter, Bezeichnung für die in den Mythologien der meisten Völker und Religionen sich findende Sage von einer besseren Zeit, wo auch die Schicksale der griech. und röm. Dichter die Erde dem Ringen der Menschen war und von selbst alles zu einem heitern Gemüthsstande führte.

hervorgebracht, wo Milch und Honig flossen, alle Tiere noch friedlich unter den übrigen Göttern hausten und der unschuldige Mensch noch nicht der List und Verlogenheit entartet war. Die Griechen und Römer sagten dieses Goldenen Zeitalter unter der Herrschaft des Kronos oder Saturn und viele ihrer Dichter, wie Hesiod in seinen „Ergänzen und Tagen“, Virgil, Ovid und Bürgel bezeichnen poetischen Stoff benutzt und die Kultur Verschlechterung der Welt als Silberzeit, die und erneutes Zeitalter bezeichnet. Auch in Mythiken anderer indogerman. Völker, wie in der Indier, Persier und Germanen, finden sich Ränge an die Sagen von dem Goldenen Zeitalter. In der alttestamentlichen Sage vom Paradies spricht sich ein ähnlicher Gedanke aus. Bgl. f. „Über den Mythos von den fünf Reichthümern der Weltalter“ (Lb. 1800), und „Über die Goldene Zeitalter“ (Berl. 1874).

Goldstein, Stadt im nordl. Röhren-Gebirgsgebiet Nördlich der Gegend von Schönbach, an einem Quellbache der Nahe (1881) 1460 Q. deutscher Jünger, die mainly Landbau und Handel mit Holz betreiben. Der Nahe sind Grangitgruben.

Goldstein (Jal.), geb. zu Gießen 1816 zu Wien 1868, war Professor der oriental. Sprachen an der Wiener Universität und war während Mitglied der Wiener Akademie. Er sich besonders verdient gemacht um die Herausgabe der handschriftlichen Werke des jüd. Ritus die er mit viel inkrustativen Einleitungen zu wertigen verließ.

Goldstein (Plasma) heißen zu den Göttern gehörende Nachschmiedungen mit metallisch glänzenden Flecken auf den Vorderflügeln. Ein der G. ist die Gamma-Gale (f. d.).

Goldstein, f. unter Goldlegierung.

Goldstein, f. Gymnastik.

Goldstein, f. unter Japan.

Goldstein, f. unter Schreibstein.

Goldstein wird bisweilen der Stiegall genannt, aber auch der Gimpel genannt.

Goldstein oder Goldlad nennt man Kurnisse, mit welchen man zu vergoldend Gegenstände, Briefen, Spiegelrahmen oder als inwaren überzieht. Man bedient sich dazu einer weingeistigen Schelladlösung, der durch von Gummi, Dragabul, Alarobholz, Weizenextrakt eine rötliche oder gelbe Farbe, ist. So: 1 P 1 kg blonder Schellad in 3 geist gelöst, 250 g Sandarach in 0,7 l Weingeist, 125 g Wachs in 0,2 l Weingeist, Gummi in 0,2 l Weingeist, 80 g Draht in 0,2 l Weingeist gelöst, 160 g Sandarach 0,2 l Weingeist extrahiert, 200 g venetianer in in der gleichen Menge Weingeist gelöst. Lösungen werden, wenn sie nicht ganz klären und dann vermischt.

Goldfisch (*Carrasius auratus*) heißt ein ursprünglich in China gezüchtete Varietät Karaulen, die durch ihre prachtvolle goldene Farbe beliebt und Zier- und Wasserpflanzen worden ist. In der Heimat soll der G. die Länge erreichen, bei und bleibt er meist 15 cm Länge. Er pflanzt sich in alle mit fließendem Wasser und reichlichem Nahrung, worin Karpfen und Schleien

können, sehr leicht fort, variiert vielfach in der Färbung, sobald es gekleckte, braune und silberweiße gibt, und läßt sich in kleinen Glasgefäßen halten, wo man nur öfter das Wasser wechseln und ihn mit weißen Oblaten oder weißem Brod von Zeit zu Zeit füttern muß. Die Chinesen haben daraus höchst merkwürdige Mißgestalten erzeugt, mit doppelten Schwänzen, vorstehenden Glogaugen u. s. w., die aber bei den bis jetzt von Carbonnier in Paris durchgeführten Inzuchten allmählich zu dem Typus zurückkehrten. Die großartigste Zucht betreibt Christian Wagner in Oldenburg in schlammigen Teichen.

Goldfluß, f. Aventuringlas.

Goldforelle, Varietät der Bachforelle mit Goldschimmer. (S. unter Forellen.)

Goldfuß (Georg Aug.), verbierter Naturforscher, geb. 18. April 1782 zu Thurnau bei Wapreuth, habilitierte sich als Privatdocent in Erlangen und wurde nach der Begründung der Universität Bonn an derselben Professor der Zoologie und Mineralogie, zugleich Direktor des Zoologischen Museums und der Petrefactensammlung, sowie des Naturhistorischen Seminars; er starb daselbst 2. Okt. 1848. Von seinen anfänglichen zoolog. Werken sind zu nennen: „Enumeratio insectorum eleutheratorum“ (Erlangen 1806), „Handbuch der Zoologie“ (2 Bde., Nürnberg 1821; neue Aufl. unter dem Titel „Grundriß der Zoologie“, das. 1826); 1810 erschien von ihm die „Beschreibung der Umgegend von Ruggendorf und der dortigen Höhlen“ (Erlangen); mit G. Bischof veröffentlichte er die „Physikal.-statist. Beschreibung des Fichtelgebirges“ (3 Bde., Nürnberg 1817). Seine Hauptverdienste liegen aber auf paläontologischem Gebiete; hier verfaßte er unter andern: „Beiträge zur vorweltlichen Fauna des Steinkohlengebirges“ (Bonn 1847), „Der Schädelbau des Mosasaurus“ (Bonn 1847), vor allem aber das große, immer noch geschätzte Werk „Petrefacta Germaniae“ (8 Bde., Leipzig und 3 Bde. Abbildungen in Folio, Düsseldorf, XI. 1 1826—33, XI. 2 1834—40, XI. 3 1841—44; auch mit dem deutschen Titel „Abbildungen und Beschreibungen der Petrefacten Deutschlands und der angrenzenden Länder“).

Goldgepflast, f. unter Gold.

Goldgewicht. Für die Edelmetalle und die aus ihnen hergestellten Münzen dienten früher und dient in einigen Ländern noch jetzt eine besondere, meist gemeinsame Gewichtskategorie; im brit. Reich und in den Vereinigten Staaten von Amerika kommt dieselbe zugleich für die Wägung des Platins, als Medizinalgewicht und für wissenschaftliche Bestimmungen in Anwendung. In den meisten civilisierten Ländern ist an ihre Stelle das franz. Grammgewicht getreten. Das hauptsächlichste Goldgewicht war oder ist die Mark (f. d.); in Deutschland und Österreich-Ungarn war es seit 1867 und in Deutschland ist es beim Münzwesen noch das Pfund von 500 g in Tausendteile und weiter decimal eingeteilt. Im brit. Reich dient als G. das Troppengewicht (f. d.); im brit. Handel und in der Bank von England wägt man Gold und Silber nur nach Unzen (ounces) zu $\frac{1}{4}$, Troppfund, die man decimal einteilt, — 81,10 g. Die ältern und die in verschiedenen Ländern noch üblichen Goldgewichte sind unter deren Namen angegeben.

Goldglätte, f. Bleiglätte.

Goldgrund ist in der Kunst die Bezeichnung für die Goldfläche, von welcher sich bei Gemälden und

Reliefs die Figuren abheben. Mit der sinkenden Kunst des Altertums in der Zeit des röm. Kaisertums und des beginnenden byzant. Reichs wuchs die Schätzung des kostbaren Materials in umgekehrtem Maßstabe. Je mehr der ästhetische Wert fiel, um so mehr hob sich die Verwendung von Gold und Edelsteinen. Die Kunst, das Leben, die Dichtungen von den Zeiten der Völkerwanderung an bringen die Werthschätzung des «roten Goldes» gleicherweise zum Ausbruch. Gefäße, Geräte, Gewänder, alles mußte von Gold glänzen. Aus dieser Richtung der Zeit, die in Byzanz und in der byzant. Kunst ihren Höhepunkt fand, ist auch die Entstehung und Anwendung des goldenen Grundes bei Gemälden oder Reliefs zu erklären. Bald waren die gemalten Heiligen, wie nicht ohne den Nimbus, so kaum noch ohne Goldgrund denkbar. Von dem an hielt sich diese Sitte in der Kunst durch das ganze Mittelalter bis an den Ausgang desselben. Sie wurde geübt ebenso in der Miniaturmalerei der Pergamentschriften, wie auf Tafelbildern und Wandgemälden. Als die Künste in der got. Epoche im Hochrelief aus Holz geschnitten wurden, stellte man ihre gefärbten Figuren auch wohl vor einen vergoldeten Grund, wie man dann auch das ganze architektonische und ornamentale Holzwerk der Altäre vergoldete. Die Technik, wie sie im Mittelalter geübt wurde, beschreiben die alten Kunstbücher (Theophilus, „Schedula diversarum artium“; Cennini, „Das Buch von der Kunst oder Traktat der Malerei“, beide übersetzt von A. Jg.). Man nahm, wenn man irgend den Preis erschwingen konnte, echtes Blattgold, sonst vergoldetes Zinn, nicht aber vergoldetes Silber, welches leicht schwarz wurde; Cennini warnt ausdrücklich davor. Nach Theophilus diente zur bindenden Unterlage geschlagenes Eilar, auf welches das Blatt geschwind und sicher aufgelegt werden mußte, um nicht verweht zu werden, ein Vorgang, der, wenn nötig, Blatt auf Blatt wiederholt wurde. Dann wurde mit einem Zahn oder Stein das Gold geglättet. Bei größern Flächen wurden die gleichen Muster, wie sie sonst Gewebe und Wände verzieren, in das Gold eingebrüht.

Vor der realistischen, nach dem Schein natürlicher Wirklichkeit strebenden Malerei der Renaissance mußte der Goldgrund wieder verschwinden. Das geschah also nach und nach im 15. und 16. Jahrh. In neuerer Zeit hat jedoch die Kirche, wie sie so vielfach wieder in die Kunst des Mittelalters zurückgriff, auch diese Sitte wieder aufgenommen. Es ist auch nichts dagegen einzuwenden, wenn anders das Gold nicht zu hell und gelb in seiner Politur erglänzt, da es ja der Kirche in ihren Heiligenbildern nicht um die realistische Wahrheit zu thun ist.

Goldgulden, f. unter Gulden.

Goldhaar, Moosart, f. unter Polytrichum.

Goldhähnchen (Regulus), eine Gattung kleiner, stämmiger Singvögelchen mit geradem, dünnem, sehr spitzem Schnabel, dessen Oberkiefer vor der abwärts gebogenen Spitze sanft eingelebt ist, mit schlanken, hohen Füßen, mittellangen Beinen und sehr trummen Nägeln, mit kurzen, runden Flügeln, wenig ausge schnittenem, kurzem Schwanz und einer lebhaft gefärbten, niedrigen Haube auf dem Scheitel. In Deutschland kommen zwei Arten vor: das Winter-Goldhähnchen (R. flavi-capillus), mit gelbem Oberkopfe und orangefarbiger Hölle, und das Sommer-Goldhähnchen (R.

ignicapillus), mit dunkelorange-farbigem Scheitel und Hinterkopf. Beide Arten leben vorzugsweise in Nadelwäldern, sind außerordentlich lebhaft, brüten zweimal in einem kugelförmigen Neste, leben hauptsächlich von Kerbtieren, schreien mehr als sie singen und lassen sich nur schwer im Bauer halten.

Goldhammer (Karl Reinhold), Historiker und Dichter, geb. 26. Aug. (7. Sept.) 1808 zu Lemsa in Livland, besuchte das rigae Gymnasium und studierte 1829–32 in Dorpat die Rechte. Er begann seine amtliche Laufbahn in der Kanzlei des livländischen Civilgouverneurs, wo er schließlich Direktor der Kanzlei mit Hofratsrang wurde. Er übersehte aus dem Russischen: «Memoiren des Admirals A. Schischloff aus den J. 1812–14» (Erg. 1832), «Geschichte des russ. Reichs von Karamsin» (Erg. 1833), «Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge vom J. 1813 von A. Michailowsky-Danilewsky» (Dorp. 1837) und «Geschichte des vaterländischen Kriegs im J. 1812 von Michailowsky-Danilewsky» (4 Tle., Riga u. Erg. 1840–49). Als Dichter machte G. sich bekannt durch seine «Töne des Herzens» (Riga 1833) und durch die Übersetzung der russ. Erzählung «Der Kirgis Kaiser von Wassily Uschafow» (Erg. 1834). G. starb als pensionierter Hofrat 12. (24.) Febr. 1861 zu Riga.

Goldhase wird zuweilen das Aguti (s. d.) genannt.

Goldhenne, s. Goldläufer.

Goldbingen (lett. Rulbīga), Kreisstadt im russ. Gouvernement Kurland, an der Windau, hat eine evang. und eine röm.-kath. Kirche, eine Synagoge, eine Kreis- und eine jüd. Schule, ein Theater, Krankenhaus und eine Armenanstalt und zählt (1881) 4752 G., worunter etwa 1200 Juden. G. ist seit dem 17. Jahrh. berühmt durch den eigentümlichen Lachs- und Wimgall- (Cyprinus Wimbala) Fang, der unterhalb eines Wasserfalls durch ausgehängte Körbe betrieben wird. Bereits die alten heidnischen Kuren besaßen hier am Rulbijsoggi (Goldfluß), einem Nebenflusse der Windau, den die Deutschen Obenbete nannten, die Burg Rulding. Als die Deutschen Ordensritter im 13. Jahrh. auch diese Burg den Kuren abnahmen, erbaute der livländische Ordensmeister Dietrich von Gröningen 1248 auf der gegenüberliegenden linken Seite der Windau eine Burg. Die Ordensburg G. war bald wegen ihrer Lage und Größe die erste Komturei Kurlands und herrschte über ein großartiges Ländergebiet, welches bis 1328 selbst Schloß und Gebiet Memel umfaßte. Das Schloß wurde 1709 zerstört. Vgl. Hennig, «Geschichte der Stadt G.» (Mitau 1809).

Goldläufer, Bezeichnung sehr verschiedener Käferarten, die sich meist durch einen grünen oder bräunlichen Goldglanz auszeichnen und eine sehr verschiedene Rolle der menschlichen Ökonomie gegenüber spielen. Nützlich ist durch seine unablässige Jagd auf andere Käfer, Raupen, Ader Schneden, Regenwürmer der zu den fleischfressenden Laufkäfern gehörende Goldlaufkäfer (Carabus auratus), auch Feuerstähler, Goldhenne oder Gärtner genannt. Er ist lang, schmal, hochbeinig, von hellgrüner Metallfarbe mit braunen Beinen, läuft sehr schnell und läßt beim Ergreifen einen braunen, stinkenden Saft ausfließen. Raupen schädlich sind die zur Weiskäferfamilie gehörigen Goldblumenkäfer (Cetonia aurata), breit und dick, hinten quer abgeflacht, die meist in Blumen sitzen,

deren Saft und Blütenstaub sie lecken und deren Engerlingen ähnliche Larven in Mulm und faulem Holz, besonders gern auch in Ameisenhaufen leben. Unbedingt schädlich endlich sind die Goldlaufkäfer (Chrysomela), eine artenreiche Gattung kurzer, meist stark- und hochgewölbter Käfer mit kurzen, schwachen, nur viergliedrigen Füßen und meist prachtvollem Goldglanz, deren Larven ebenso wie die Käfer besonders Blätter und junge grüne Pflanzenteile fressen und durch massenhaftes Auftreten oft sehr zerstörend wirken.

Goldkrähe, s. Randalbkrahe.

Goldkrähe oder Goldschawine ist der gemeine, für die Bereitung von Goldbronze noch nicht genügend seine Abfall der Darstellung des Blau goldes, der wieder eingeschmolzen ist. Mit demselben Namen belegt man auch die sämtlichen Abfälle sowie den Reibrich der Goldarbeiterwerkstätten, in auf Gold zu verschmelzen sind.

Goldkronach, Stadt im bayr. Regierungsbez. Oberfranken, Bezirksamt Berned, 8 km im S von Station Marttschorgast der Linie Münch.-Ingolstadt-Bamberg. Hof der Bayerischen Staatsbahn, 4 km im SSO. von Berned, links vom Main, an der Kronach, in 464 m Höhe ü. dem Meere, zählt (1880) 886 evang. G., ist einer Oberförsterei und hat ein Schloß. Hier fand hier Bergbau auf Gold- und Silbererze statt, jetzt werden Marmor und Serpentin gebrochen.

Goldkrone nennt man zum Unterschied Silberkrone eine ursprünglich mit einer Krone gefundene Goldmünze, die früher in den meisten europäischen Staaten nach dem Muster der franz. Couron d'or, welche König Philipp VI. von Valois 1339 prägen ließ, geschlagen wurde. Die G., von Kaiser Karl V. 1537 für Spanien ausgeben waren von Dukatengröße, 22 Karat fein; auf Markt gingen 68 Stück. Die in Deutschland geprägten, die im Gehalt mit den Goldgulden übereinstimmten, aber größer waren, waren je meistens nur 18 Karat fein.

Goldküste (engl. Gold Coast, frz. Côtes de l'or), ein Landstrich des nördl. oder obern Guine Westafrika, welcher, zwischen der Elfenbeinküste im Westen und der sog. Sklaventüfen Osten gelegen, nach der älteren Annahme vom der drei Spitzen ostwärts bis zur Mündung Volta, nach der neuern von der Mündung Tando bis über den Volta und das Kap St. hinaus an den 6.° nördl. Br., etwa 400 km sich erstreckt. Das Land ist an der am West Ostende mehrfach schwach eingebuchteten und nennreichen, sonst aber einförmigen Küste flach, nur hier und da felsig, zum Teil ungenügend landeinwärts zeigt sich der Boden hügelig überaus fruchtbar, in dem noch wenig besetzte Hintergründe von waldreichen Bergketten zogen. An dieser Küste münden die Flüsse A. Prah oder Buzumprah, Anissa, Secum, oder Abire; aber keiner der Flüsse bietet brauchbare Wasserstraße in das Innere. Demen hat das Land von dem Golde, welche Palmöl, Elfenbein und andern Erzeugnisse neas das Haupthandelsprodukt abgibt, ursprünglich die Ansiedelungen der Portu die der sie verdrängenden Holländer, der Dänen und selbst der Brandenburger hervorgebracht. Der Goldreichtum zeigte sich indes frühzeitig keineswegs so bedeutend, und die Eu

sanden vielmehr eine ergiebige Quelle des Gewinns im Sklavenhandel. Seit dem Verfall dieses Handels ist auch die G. in merantiler Hinsicht sehr gesunken. Aber die wichtigsten Punkte der Küste und namentlich die den verschiedenen Nationen ehemals angehörenden Forts s. Aschanti, Nanta, Cape Coast, Eakle und Elmina.

Goldblech, s. Goldfirnis.

Goldblech, s. Cheiranthus.

Goldblech, s. unter Draht.

Goldblechblätter, s. unter Goldblätter.

Goldlegierungen. Gold läßt sich mit fast allen andern Metallen zusammenschmelzen und die dadurch erzielten Legierungen unterscheiden sich selbst bei verhältnismäßig geringem Gehalt an fremdem Metall, vorteilhaft von dem reinen Golde durch größere Festigkeit, Härte, Widerstandsfähigkeit gegen Abnutzung. Aus diesem Grunde wird das Gold niemals in reiner Form zu Gebrauchsgegenständen verarbeitet, sondern erhält immer einen Zusatz von andern Metallen und zwar meist von Kupfer (rote Karatierung), oder von Silber (weiße Karatierung), oder von beiden Metallen (gemischte Karatierung). Die Goldsilber- sowie die Goldkupferlegierungen zeigen die Eigenschaft, daß ihr spezifisches Gewicht nicht mit dem spezifischen Gewicht übereinstimmt, welches sich aus dem ihrer Bestandteile durch Rechnung ableiten läßt, sondern immer geringer ist als das mittlere ihrer Komponenten. Es gestattet daher das spezifische Gewicht einer Legierung keinen sichern Rückschlus auf ihre Zusammensetzung. Die dem Golde beigemischten Metalle verändern die Farbe desselben, ein Zusatz von Kupfer färbt es rötlich, Silber gelblich; man macht hiervon in der Goldschmiedekunst Gebrauch, um Nuancierungen in den verschiedensten Farbtönen herzustellen.

Zur Wertbestimmung der G. diente früher in Deutschland die kölnische Mark (288,5555 g) als Einheit und diese wurde in 24 Karat = 288 Grän geteilt. Mit der allgemeinen Einführung des Decimalsystems hat man die alte unbequeme Rechnungsweise auch hier verlassen und legt gegenwärtig das in 1000 Teile geteilte Gramm, resp. Kilogramm als Einheit allen Angaben zu Grunde.

Goldkupferlegierungen dienen allgemein zur Anfertigung der Goldmünzen und zwar in den meisten Staaten mit einem Feingehaltsgrade 900, die engl. Sovereigns haben einen Feingehaltsgrad 916, die österr. Dukatens 986, die ungar. Dukatens 989. Bei ganz gleichem Feingehaltsgrade unterscheiden sich die Goldmünzen häufig durch bald mehr ins Gelbe, bald mehr ins Rote ziehende Farbe. Die hellere oder dunklere Färbung ist nicht, wie vielfach angenommen wird, Kennzeichen von Nachahmung, sondern sie ist nur auf Operationen der Färbung zurückzuführen, die nicht in allen Münzstätten gleichmäßig ausgeführt wird. In den deutschen Münzwerkstätten wird bei einem Feingehalt von 900 (Toleranz 0,005) aus 1000 g Feingold 2790 Mark oder aus 1000 g legiertem Gold 2511 Mark geprägt; 2500 Mark in Kronen oder Doppelkronen wiegen 996,5 g; 155 Stück Zwanzigfrancsstücke wiegen genau 1 kg.

In der Goldschmiedekunst werden in Deutschland für feinste Gegenstände Legierungen zu 750 Feinheit (18 Karat), für bessere solche mit 583 Feinheit (14 Karat), für leichtere solche von 250 Feinheit (6 Karat) verarbeitet und wird dabei, je nach der

zu erzielenden Farbennuance, entweder rote oder weiße oder gemischte Karatierung angewandt. Für die verschiedenen Färbungen verwendet man folgende Mischungen:

| | Gold | Silber | Kupfer | Stahl | Cadmium |
|-----------------|------|--------|--------|-------|---------|
| Grünes Gold .. | 2-6 | 1 | — | — | — |
| „ „ .. | 75 | 16,6 | — | — | 8,4 |
| „ „ .. | 74,6 | 11,4 | 9,7 | — | 4,3 |
| „ „ .. | 75 | 12,6 | — | — | 12,6 |
| Bläugelbes Gold | 1 | 2 | — | — | — |
| Hochgelbes Gold | 4 | 3 | 1 | — | — |
| „ „ .. | 14,7 | 7 | 6 | — | — |
| „ „ .. | 14,7 | 9 | 4 | — | — |
| Bläprotes Gold. | 3 | 1 | 1 | — | — |
| „ „ .. | 10 | 1 | 4 | — | — |
| Hochrotes Gold. | 1 | — | 1 | — | — |
| „ „ .. | 1 | — | 2 | — | — |
| Graues Gold... | 80 | 3 | — | 2 | — |
| „ „ .. | 4 | — | — | 1 | — |
| „ „ .. | 29 | 11 | — | — | — |
| Blaues Gold... | 1-8 | — | — | 1 | — |

Das Färben der G. und Goldwaren, eine Operation der Goldschmiedekunst, wird ausgeführt, um aus geringwertigem Golde gearbeiteten Gegenständen das Aussehen von weit wertvollern zu geben. Zu diesem Behufe werden die vollendeten Werkstücke durch Eintauchen in verdünnte Salpetersäure zunächst von anhaftendem Dyrh befreit und dann in der Goldfarbe gelocht.

Die Goldfarbe, zu welcher verschiedene Rezepte existieren, ist immer eine Chlor entwickelnde Mischung von Salzen und Säuren. Das sich entwickelnde Chlor greift die Legierung, aus welcher die Goldwaren bestehen (Gold-Silber, Gold-Kupfer oder Gold-Silber-Kupfer), an; Kupfer und Silber bleiben als Chloride, das Silberchlorid durch Mitwirkung von vorhandenem Kochsalz, gelöst, während das Gold als feine Schicht sich wieder ablagert und damit dem Arbeitsstück das Ansehen von feinem Gold gibt. Eine der am häufigsten angewandten Goldfarben wird folgendermaßen bereitet: Eine Mischung von 2 Teilen Kochsalz und 4 Teilen Salpeter wird in einem irdenen Topf in wenig kochendem Wasser gelöst und dann unter beständigem Rühren bis zur Trockne verdampft. Der Salzrückstand wird mit 8 Teilen rauchender Salzsäure übergossen und erwärmt, bis sich deutlicher Chlorgeruch zeigt, worauf die Werkstücke eingebracht werden. Nach fünf Minuten nimmt man eins der Werkstücke heraus, spült in einem Gefäß mit kochendem Wasser und überzeugt sich, ob die gewünschte Farbe erreicht ist. Ist dies noch nicht der Fall, so kocht man von neuem und nimmt von Minute zu Minute eine Probe. Sobald die letzte Probe die richtige Farbe zeigt, wirft man die sämtlichen Werkstücke in heißes Wasser, spült in oft erneuertem heißen Wasser und trocknet schließlich zwischen Sägespänen. Je nach der Dauer des Kochens lassen sich verschiedene Farbenabstufungen, die zwischen der der ursprünglichen Legierung und der des feinen Goldes liegen, herstellen, doch ist zum Gelingen der Färbung ein Goldgehalt nötig, der nicht weniger als 14 Karat oder 583 Feinheit beträgt.

Goldbleisten nennt man die besonders als Goldrahmen (Bilder- und Spiegelrahmen), Vorhangsgestirne u. s. w. verwendeten, mit Blattgold vergoldeten Holzbleisten. Die Fabrikation der G. umfasst die Herstellung der Holzbleisten, die Profilierung

derselben, das Belegen mit gepreßten Verzierungen und das Vergolden. Als Material zu den Rohleisten dienen weiche Holzarten, am besten das Lindenholz, weil sich dieses, seiner feinfaserigen Struktur und homogenen Masse wegen, nicht leicht verzieht, doch wird dasselbe meist durch das wohlfeilere Tannen- und Kiefernholz ersetzt. Das Holz muß möglichst gerade gewachsen, astfrei und trocken sein. Die Rohleisten werden entweder aus einem einzigen Streifen der Hohle angefertigt, oder es werden mehrere solche zu einer Leiste zusammengeleimt. Nachdem die Leisten durch Abrihtung mittels des Hobels eine genau gleichmäßige Breite erhalten haben, werden diejenigen, welche als G. in den Handel kommen sollen, zu Stäben von ganz gleicher Länge geschnitten, während bei denjenigen, welche zu verzierten Rahmen dienen sollen, mittels der Kreissäge oder des Hobels der Saß zum Einsetzen des Glases, des Bildes und der Rückwand gestochen wird. An der so weit vorgerichteten Rohleiste wird das Profilieren oder Kehlen vorgenommen, wobei in der Wahl der Profile das ausgebildete Schönheitsgefühl des Handwerkers in vollem Maße zur Geltung kommen kann. Das Profilieren geschieht entweder von Hand mittels verschiedener Hobel mit faconiertem Eisen, oder, wenn für den Massenbedarf gearbeitet wird, mittels der Kehlhobel- oder Fräsmaschine. Die Anfertigung der in neuerer Zeit als Massenartikel vorkommenden geschweiften Rohleisten, die als Fenster- und Thürgardinengesimse verwendet werden, geschieht fast ausschließlich von Hand, weil sich das zu denselben benutzte Kiefern-, resp. Fichtenholz in der Schweifung mittels der Fräsmaschine nicht immer sauber herstellen läßt und der Nachhilfe durch die Hand bedarf. Man fertigt aufrecht und liegend geschweifte Gesimse und leimt dieselben aus mehreren Stücken zusammen.

Dem Vergolden der Rohleisten geht das Grundieren voraus, das den Zweck hat, entweder den zu vergoldenden Gegenstand vor der Einwirkung der Atmosphäre zu schützen (Olgrund) oder eine saubere Fläche herzustellen (Leimgrund). Durch das Schleifen des Grundes mit Wasser und Wismutstein, Sandstein oder Schachtelbalm wird eine vollkommen glatte Oberfläche erzielt. Die Verzierungen der zu vergoldenden Rahmen wurden früher ausschließlich in Holz vom Bildhauer geschnitten; jetzt werden verzierte Rahmen gewöhnlich aus einer plastischen, im wesentlichen aus Leim und Kreide bestehenden Masse mit Hilfe von Formen hergestellt, deren Anfertigung einen speziellen Fabrikationszweig bildet. Nachdem aus den grundierten Leisten der Rahmen hergestellt ist, werden auf denselben die entsprechenden Verzierungen aufgelegt. Alle Stellen, welche Glanzvergoldung oder auch echte Mattvergoldung auf Leimgrund erhalten sollen, müssen zuvor polimentiert werden. Das Poliment, welches durch eine Leimlösung an der Grundierung haftet, besteht aus einem fein geschlammten, mit Fett und Seife präparierten Thon, der einerseits in genähtem Zustande das Blattgold anzieht, andererseits eine Unterlage bildet, auf welcher dasselbe, ohne abzublättern oder sich wegzuschaben, mittels des Schaffsteins glänzend poliert werden kann. Nachdem die Goldblättchen aufgelegt und vollständig getrocknet sind, werden dieselben mittels eines weichen, in verdünnten Spiritus (Neße) getauchten Pinsels glatt gestrichen. Das

Vergolden der unechten G. geschieht mit Blattsilber und Goldblech, indem durch letzteres der metallische Glanz, durch ersteres die goldähnliche Farbe erzielt wird. Die fertigen G. erhalten auf der Rückseite einen gelben Anstrich, wozu man ein gelbes Erbe mit Kreide vermischt verwendet, um werden sodann für den Versand in Papier verpackt. Die verzierten Rahmen werden entweder mit echtem Golde oder mit Messing, sog. Metal oder mit Silber vergoldet. Die Glanzvergoldung der Rahmen erfolgt stets auf Leimgrund, die Mattvergoldung entweder auf Leim- oder auf Ölgrund. Der gute Geschmack muß hierbei bestimmen, welche Teile der Verzierung und des Profils zu polieren sind; als Regel gilt, daß für Bilderrahmen wenn für Spiegelrahmen mehr Glanzvergoldung zur Anwendung kommt. In neuerer Zeit werden die für Bilderrahmen mehr und mehr durch die um 18 von rheinischen Fabrikanten in den Handel gebrachten das Aussehen seiner polierten Hölzer imitierend sog. Politurleisten verdrängt.

Goldläster, s. unter Lasterfarben.

Goldmafele, s. unter wie Dorade.

Goldmark (Karl), Komponist, geb. 18. Mai 18. in Rezsely in Ungarn. Zu Wien teils im Konservatorium, teils privatim gebildet, machte er durch die Symphonie „Ländliche Hochzeit“ u. 1875 durch die Oper „Königin von Saba“ bekannt.

Goldnerfing oder Goldbrottel, s. unter Aland.

Goldneffel, s. unter Korria.

Goldoni (Carlo), ital. Lustspielbichter, geb. Febr. 1707 zu Venedig, zeigte schon in frühe Jugend entschiedene Neigung für das Thea. Nachdem er seine Jugendjahre sehr unfruchtbar in rufia, Rimini und Chioggia verlebt, entschloß sich endlich zum Studium der Rechte, dem er erst Venedig, dann zu Pavia, jedoch nur oberflächlich oblag. Wegen eines satirischen Gedichts aus Vertrieben, mußte er seitdem infolge leichtsinniger Streiche öfter seinen Aufenthalt ändern, bis er Sekretär zu dem Bizekanzler des Kriminalgerichts in Chioggia kam, dem er 1729 nach Feltre so Neben seiner Berufstätigkeit blieb er jedoch e der dramatischen Kunst zugewandt. Er richtete das Feltretheater im Palaste des Gouvernors zu Feltre einige Opern Metastasio zur Aufführung ohne Musik ein und schrieb auch zwei Lustspiele, ebenso viel Beifall fanden als sein Spiel. Der seines Vaters, der seine Familie in mislichen Umständen hinterließ, führte G. zu dem Entschluß, jurist. Studien nochmals ernstlich aufzunehmen. Er disputierte in Padua und ging hierauf nach Venedig, wo er praktizieren. Durch ein übereiliges Übersprechen in große Sorge verwickelt er aber Venedig wieder und wanderte 1736 unfruchtbar herum, bis er sich in Genua in Tochter eines Notars verheiratete und auf nach Venedig zog, wo er nun dasjenige Facetistische Dichtung zu kultivieren anfang, in dem er sich auszeichnen sollte, das der Charakter und Sittenkunde, worin Molière ihm Vorbild. Er trat hierdurch in einen Kampf gegen die brachte Form der sog. Commedia dell'arte extemporierten Harlekinaden und Maskenstücke, welchem er nach großen Anstrengungen zuletzt gerah. Sein Leben behielt übrigens denselben Charakter. Bald hielt er sich mit seiner Familie in Bologna, in Modena, Rimini, Siena

in Pisa und Mantua auf, bald als Abvoкат praktizierend, bald für eine Schauspielergesellschaft Theaterstücke dichtend. In Paris, wohin er 1761 gezogen war, und wo er mit seinen Stücken Beifall fand, erhielt er durch die Dauphine die Stelle eines Lehrers der ital. Sprache bei den Töchtern Ludwig XV., später ein Jahrgehalt, das ihm durch die Revolution verloren ging. Erst 7. Jan. 1798 wurde ihm auf Eheniers Antrag durch ein Dekret des Nationalkonvents das Jahrgehalt wieder zuerkannt, als er schon auf dem Sterbebette lag. Er starb 6. Febr. 1798.

G. hat 150 Stücke geschrieben. Wenn auch nicht zu leugnen, daß er bei einer solchen Fruchtbarkeit oft flüchtig gearbeitet, so hat er doch die Hauptzüge des Nationalcharakters seiner Zeit treu aufgefaßt, und ist deshalb der Liebling des Volks geblieben. Seine Sprache ist oft nachlässig, dabei aber doch natürlicher und wahrer als die späterer Lustspiel-dichter. Unter seinen Stücken sind die, in welchen er, dem Goldgeschmack nachgebend, noch die nationalen Mäßen mit mundartlicher Sprache beibehält, die ergößlichsten. Manche seiner Stücke haben auch in Übersetzungen und Bearbeitungen auf der deutschen Bühne gemacht wegen des Reichtums an guten Einfällen und komischen Situationen. Unter den vielen Ausgaben der Werke G.s, wovon die erste 1758—57 in Venedig erschien, ist die von Venedig (47 Bde., Vened. 1788—96) die vollständigste, die von Florenz (58 Bde., 1827) die geschmackvollste. Auswahlen von G.s Stücken haben Montucci (4 Bde., Lpz. 1828) und Probo-dini (Triest 1858) gegeben. Eine deutsche Übersetzung der Werke hat Saal (11 Bde., Lpz. 1767—69) versucht. Denkwürdigkeiten zur Geschichte seines Lebens und des Theaters (8 Bde., 1784—87; deutsch von Schag, 8 Bde., Göttingen 1788—89) schrieb G. in franz. Sprache, in welcher er auch einige Lustspiele dichtete, wovon das eine: «Le bourgeois bienfaisant», 1771 in Fontainebleau und Paris mit großem Beifall gegeben wurde. Zu seinen bestigsten Gegnern gehörte Gozzi (s. d.), der im Eifer für die Commedia dell'arte den Verdränger der Mäßen auf der Scene mit Epigrammen und Impromptus verfolgte. Vgl. die Biographien G.s von Carrer (Vened. 1824), Calvi (Mail. 1826), Meneghezzi (Mail. 1827) und Molmenti, «Carlo G., studio critico biografico» (Mail. 1876).

Goldorpb, s. unter Gold (Verbindungen 1).

Goldpapier, mit echtem oder unechtem Blattgold überzogenes Papier; auch ein Papier, das mit Leinwasser angerührtem Bronzepulver bestrichen ist.

Goldparmanne oder Wintergoldparmanne, ein vorzüglicher Apfel- und Wirtschafstapfel, der auf dem Lager schon im November genießbar wird und sich dann bis zum März in unveränderter Güte erhält und auf dem Markt gut bezahlt wird. Lagerzeit ist die Frucht schon goldgelb, auf der Sonnenseite gerötet und mit Karmin fein gestreift. Das Fleisch ist weißlich, sehr fein, saftreich und angenehm gewürzt. Der Baum ist gegen rauhe Witterung wenig empfindlich, blüht spät und trägt deshalb fast immer reichlich.

Goldplattierung, s. unter Plattierung.

Goldpräparate sind die technische Verwendung findenden Verbindungen des Goldes und die aus Gold hergestellten Materialien. Von diesen ist zu nennen: Präzipitiertes metallisches Gold zur Por-

zellanmalerei; Goldbronze als Muschelgold zur Malerei und Verzierung von ornamentalen Schriftstücken; Blattgold zum Vergolden der mannigfachen Gegenstände; Goldpurpur zum Färben des Glases; Goldchlorid als ätherische Lösung (Goldtinktur) zum Vergolden von Stahlwaren, als Lösung in Schwefelbalsam, Glanzgold, zum leichten Vergolden von Porzellan; Goldmalgum zur Feuervergoldung; Goldsalz zum Färben der photographischen Bilder; Kalium-Goldcyanid zur galvanischen Vergoldung.

Goldprobe dient zur Ermittlung des Feingehalts der Goldwaren, sowie zur Wertbestimmung von Goldbarren zum Zweck der richtigen Karatierung. Bei Goldwaren, deren Form nicht zerstört werden darf, ist die Entnahme einer Probe zur Ausführung der chem. Analyse unausführbar, man verwendet daher eine empirische Probe, welche in den Händen von Sachverständigen genügen genaue Resultate ergibt. Die G. beruht darauf, daß Legierungen beim Reiben auf der Fläche eines schwarzen Rieselstiefers Striche von dem Goldgehalt entsprechender Farbe geben. Streicht man mit einem goldenen Werkstück über einen solchen Schiefer und macht man dann Striche mit Nadeln von bekanntem Goldgehalt, so findet man bei der Vergleichung bald die Nadel heraus, deren Strich in seiner Farbe mit dem des Werkstücks übereinstimmt, und da der Goldgehalt der Nadel bekannt ist, so ist auch der des Werkstücks dem der Nadel gleich.

Für die Untersuchung von Goldbarren ist dieses Verfahren nicht genau genug und muß durch die chem. Analyse ersetzt werden. Zu diesem Behufe wird von beiden Enden des Barrens eine Probe ausgehauen, davon werden 500 mg genau zur Untersuchung eingewogen, dazu kommt, je nach dem zu erwartenden Goldgehalt, eine wechselnde Menge von Silber, die das 2½fache von der Menge des Goldes betragen muß, und außerdem, je nach dem Kupfergehalt wechselnd, Blei in Mengen, die das 8—32fache des Goldgewichts ausmachen. Diese Probe wird in einer Kapelle in der Muffel bei Luftzutritt eingeschmolzen und abgetrieben, bis ein reines Silber-Goldhorn zurückbleibt, während das Kupfer durch das sich bildende Bleiorpb verschluckt und von der porösen Kapelle aufgesogen wird. Das aus der Kapelle genommene Horn wird zwischen einem kleinen Walzwerk zu einem Bande gestreckt, dies zu einer Rolle aufgewickelt und in einem Röllchen mit Salpetersäure gelöst, bis alles Silber gelöst ist. Die saure Flüssigkeit wird abgeseigt, das Gold mit Wasser gewaschen und nach völligem Auswaschen ausgeglüht, wobei das Gold in Form eines zusammenhängenden Röllchens zurückbleibt, dessen Gewicht den Goldgehalt der Probe ergibt.

Goldproduktion, s. unter Gold.

Goldpurpur, Cassius' Goldpurpur, ein 1685 von Cassius in Amsterdam entdecktes Präparat, welches erhalten wird, wenn man eine neutrale Lösung von 1 Teil Goldchlorid in eine stark verdünnte Lösung von 1 Teil Zinnchlorid und 2 Teilen Zinnchlorid gießt; oder indem man Eisenchlorid so lange mit Zinnchlorid versetzt, bis die gelbe Farbe der Lösung in ein helles Grün sich verwandelt hat und hiermit die Goldlösung fällt. Je nach dem Verdünnungsgrade der Lösungen und je nach dem Verhältnis von Zinnchlorid und je nach der Menge der angewandten Goldlösung fällt die Farbe des Purpurs verschieden aus. Er kann gelblich, blau

ausgeführt. Das dabei in Anwendung kommende Verfahren ist eine in den Großbetrieb überfeste Goldprobe, es kann daher auf diese verwiesen werden.

Goldschlägerei heißt die Fabrikation des Blattgoldes (s. b.).

Goldschlägerhäutchen nennt man die bei der Fabrikation des Blattgoldes (s. b.) gebrauchten, von Fett gereinigten, auf einen Rahmen gespannten und getrockneten obersten Häutchen des Blinddarms der Kinder.

Goldschleife, Fischart, s. unter Schleife.

Goldschmidt (Herm.), Astronom, geb. 17. Juni 1802 in Frankfurt a. M., hielt sich längere Zeit zu Paris als Historienmaler auf. Durch einen populären Vortrag über Astronomie wurde er 1847 veranlaßt, sich ein Fernrohr anzuschaffen. Er beobachtete von seinem Hause aus eifrig den Himmel und entdeckte 1852 einen kleinen Planeten, dem Krago den Namen Lutetia gab. Später fand er noch 13 Asteroiden. Er zog sich dann nach Fontainebleau zurück, wo er 10. Sept. 1866 starb.

Goldschmidt (Levin), Rechtsgelehrter, geb. 30. Mai 1829 in Danzig als Sohn eines Kaufmanns, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog im Frühjahr 1847 die Universität Berlin, um daselbst, weil ihm damals als Israeliten die übrigen gelehrtten Berufszweige verschlossen waren, Medizin zu studieren. Indessen wandte er sich mit Vorliebe philos., geschichtlichen und jurist. Studien zu und ging 1848 ganz zu letztern über. Nachdem er als Auskultator und Referendar im praktischen Justizdienst gearbeitet, siedelte er 1855 nach Heidelberg über, wo er sich als Privatdocent der Rechtswissenschaft habilitierte, im Mai 1860 den Charakter als außerord. Professor erhielt und im Febr. 1866 zum ord. Professor ernannt wurde. Anfang 1870 ward G. zum Rat bei dem neuerrichteten Bundes- (später Reichs-) Oberhandelsgericht zu Leipzig berufen, welchem er seit dessen Konstituierung (Aug. 1870) angehörte, bis er 1. Juli 1875 einem Rufe als ord. Professor der Rechtswissenschaft mit dem Charakter eines Geh. Justizrats an die Universität Berlin folgte.

G. literarische Arbeiten bewegen sich vorzugsweise auf den Gebieten des röm. und Handelsrechts. Außer zahlreichen Abhandlungen in Fachzeitschriften, vorwiegend in der von ihm 1858 gegründeten »Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht« (bisher 29 Bände nebst zahlreichen Beilagen), veröffentlichte er: »Untersuchungen zu L. 122, §. 1. D. de V. O.« (Heidelb. 1855), »Kritik des Entwurfs eines Handelsgesetzbuchs für die preuß. Staaten« (2 Abteil., Heidelb. 1857), »Gutachten über den Entwurf eines deutschen Handelsgesetzbuchs nach den Beschlüssen zweiter Lesung« (Erlangen 1860), »Der Lucca-Pistoja-Aktienstreit. Handelsrechtliche Erörterungen« (Frankf. 1859; Nachtrag 1861), »Encyclopädie der Rechtswissenschaft im Grundriß« (Heidelb. 1862), »Das dreijährige Studium der Rechts- und Staatswissenschaften« (Berl. 1878), »Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften. Studien und Vorschläge« (Stuttg. 1882) und vor allem sein Hauptwerk: »Handbuch des Handelsrechts« (2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1874 fg.). Er war Referent der 1874 eingesetzten, aus fünf Mitgliedern bestehenden Reichskommission für Begutachtung von Plan und Methode eines bürgerlichen Gesetzbuchs und hat das vom Institut des droit international 1874—75 angenommene Regle-

ment für internationale Schiedsgerichte verfaßt. Während seines 15jährigen Aufenthalts in Heidelberg hat sich G. an den politischen Bewegungen im Sinne der entschiedenen nationalen Partei lebhaft in Schrift und Rede beteiligt. Im J. 1875 wurde G. von der Stadt Leipzig für den Rest der zweiten Legislaturperiode (1874—77) zum Mitgliede des Deutschen Reichstags gewählt, wo er der nationalliberalen Partei angehörte; eine Wiederwahl war er wegen erschlatterter Gesundheit abzu- lehnen genötigt.

Goldschmidt (Meyer Aaron), beliebter dän. Schriftsteller, geb. zu Bordingborg 26. Okt. 1819, von jüd. Abkunft, begann seine literarische Laufbahn als Zeitungsbredacteur; er redigierte das Witzblatt »Corsaren« (1840—46) und die Zeitschriften »Nord og Syd« (1847—59) und »Hjemme og Ude« (1861 begonnen). Seine Novellen: »En Jøde« (1845), »Hjemløs« (1852—57), »Arvingen« (neue Aufl. 1867), »Ravnen« (1866) mit dem Epilog »Maler« (1869), »Fortællinger og Skildringer« (1863—65), »Smaa fortællinger« (1869), zeugen von scharfer Beobachtungsgabe. Besonders Interesse bieten seine Judentypen. Außerdem veröffentlichte er mehrere Reihen Reisebilder, sowie einige dramatische Dichtungen, die in Kopenhagen zur Aufführung kamen. Von letztern sind zu erwähnen: »En Slavante«, »I den anden Verden« und »Rabbien og Ridderen«. Eine Anzahl seiner kleinern Erzählungen sind auch in deutscher Übersetzung von Reinhardt (2 Bde., Brem. 1874) und von Peters (Brem. 1875) erschienen.

Goldschmidt (Otto), Komponist, geb. 1829 zu Hamburg, besuchte das Konservatorium zu Leipzig und erwarb sich besonders als Klaviervirtuos Anerkennung. Er vermählte sich 1852 mit der berühmten Sängerin Jenny Lind (s. b.), mit welcher er 1851 eine Kunstreise durch Amerika gemacht hatte, und lebte hierauf in Dresden und Düsseldorf, seit 1856 meist in London, wo er Dirigent des »Bach Choir« ist. G.s Kompositionen bestehen in Klavierkonzerten und andern Pianofortestücken, Liedern, Quartetten und einem Oratorium »Ruth«.

Goldschmidt-Lind, s. Lind (Jenny).

Goldschmied, Käfer, s. unter Laubkäfer.

Goldschmied, latinisiert Aurifaber (s. b.), Name mehrerer Theologen der Reformationszeit.

Goldschmiedekunst bezeichnet die Arbeit in edeln Metallen zu Zwecken der Kunst und der Kunstindustrie. Ihre Technik besteht in Gießen, in Pressen und Zöten, in gehämmelter, getriebener und ciselierter und gebogener Arbeit (s. Ciselieren und Getriebene Arbeit); sie bedient sich sodann zu weiterer Vollenbung und Verzierung des Füllgranz, Emails, Nielloß und benutzt endlich die Gellsteine. In frühern Zeiten beschränkte sich die G. nicht bloß auf die edeln Metalle, sondern arbeitete daneben die gleichen Gegenstände in Kupfer und Bronze mit Vergoldung, wie sie Eisen und Stahl mit Silber und Gold zu verzieren verstand. Auch heute ist die Scheidung nach dem Material keine vollständige. Man kann aber die G. (und diese Trennung findet auch in Wirklichkeit statt, wenn auch ebenfalls nur mit einem Mehr oder Weniger) in die drei Zweige zerlegen: in die eigentliche oder engere G., welche Geräte und Gefäße aus edeln Metallen fabriziert, in die Bijouterie, welche den echten Goldschmud arbeitet, und in die Juweliertkunst, welche es vorzugsweise mit Gellsteinen zu thun hat. Im klassi-

schen Altertum standen schon alle drei Zweige in großer Blüte und Vollendung, nur der dritte, was die Behandlung und Verwendung betrifft, in ganz anderer Weise als heute. Die heutige Juwelierskunst sucht das den Steinen immanente Feuer- und Farbenspiel durch kristallische Schleifung auf den höchsten Grad zu bringen; das Altertum benutzte aber den Stein, um figürliche Verzierung in denselben einzuschleifen oder aus demselben herauszuarbeiten. (S. Gemme, Rameen, Steinschneidekunst.) Diese Steine wurden zu Ringen und verschiedenem Schmud und Gerät verwendet, diese Kunst überhaupt im Altertum (auch in Ägypten: Scarabäen und andere zum Schmud verwendete Tierbildchen aus Steinen) in einer Ausdehnung und Vollendung geübt, die niemals wieder überboten. Beispiele zahlreich in allen Kunstkabinetten.

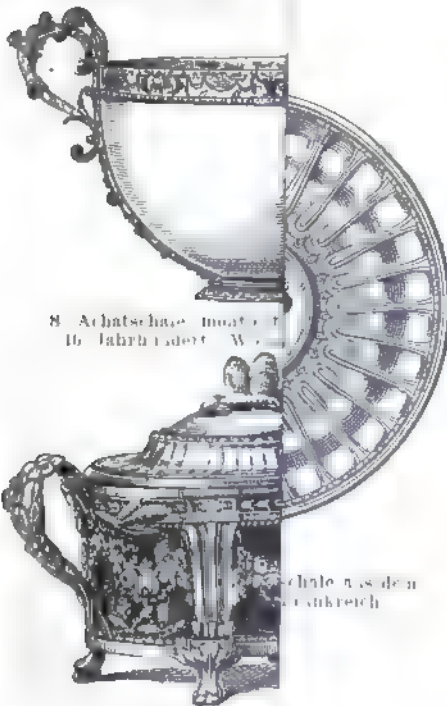
Die eigentliche G. blühte ebensowohl mit außerordentlicher Schönheit als Vollendung. Biergefäße, Schalen, Kannen, Becher, gegossen, getrieben, eiselirt in Silber und Gold, zierten die Tafeln der Großen; bei den Silbergefäßen ist auch teilweise Vergoldung zu schönem Effekte angewendet. Von diesen Gegenständen, die in der röm. Kaiserzeit überaus zahlreich vorhanden und als reiche Beute in die Hände der german. Völkerschaften fielen, ist heute nicht allzu viel erhalten. Das Bedeutendste vielleicht ist neben dem franz. Fund von Bernay (s. Tafel: Goldschmiedekunst, Fig. 1) die erst in jüngster Zeit bei Hildesheim aufgefundenen Kollektion antiker Silbergefäße, sog. Hildesheimer Schatz, jetzt zu Berlin im Museum, Gefäße, die sich ebenso durch ihre schöne und edle Form, wie durch die reiche, kräftig heraustretende Verzierung auszeichnen; ohne Zweifel antike Arbeiten der Augusteischen Zeit und lediglich als Vermutung dem Besitz des Varus zugeschrieben, von andern aber erst in das 2. Jahrh. nach Christi Geburt versetzt. Eine zweite, höchst eigentümliche und interessante Kollektion von Goldgefäßen, in Ungarn gefunden, aber asiat. Herkunft, mit merkwürdiger Vermischung hellenistischer, asiatisch-barbarischer, christl. und selbst german. Elemente (Kreuz, Runen, griech. Inschrift), befindet sich zu Wien im Münz- und Antikenkabinett (Fig. 2). Eine dritte Kollektion goldener Geräte und Gefäße mit byzant. und barbarisch-german. Elementen, wohl ehemals Schatz eines Gotenkönigs, wurde zu Petreorsia in Rumänien gefunden und befindet sich zu Bukarest. Am höchsten, was Behandlung des Goldes in Feinheit und Vollendung betrifft, stand im Altertum vielleicht die Bijouterie, der eigentliche Schmud. Die Arbeiten der Etrusker und der Griechen leisteten das Höchste im Filigran; sie zeichnen sich aber ebenso durch die Schönheit, Eigentümlichkeit und Angemessenheit der Formen aus; letzteres gilt ganz insbesondere von den Ohrgehängen und den reichbehängten Halsketten. Sie wissen auch figürlichen Schmud in zierlichster Weise mit ornamentalen Motiven zu verbinden. Beispiele sind in Etrurien und Unteritalien (Museum in Neapel) vielfach gefunden; vieles in den griech. Koloniestädten der Ärim, jetzt im Museum der Eremitage zu Petersburg; eine gute Kollektion im Louvre zu Paris aus der ehemaligen Campana-Sammlung; manches in den Sammlungen zu Berlin, Wien, London u. s. w. (S. Schmud.)

Mit der Völkerwanderung trat nach allen Seiten, soweit es nicht schon in der röm. Kaiserzeit stattgefunden hatte, ein Verfall der G. ein. Sie wurde

zunächst barbarisiert, Schönheit und Technik schlecht. Die Byzantiner (Fig. 3) hielten einigemaßen die Traditionen aufrecht und überlieferten sie dem Mittelalter, welches das, was noch davon übrig war, in dem Kunstbuch des deutschen Roms Theophilus, „*Diversarum artium schedula*“ (s. Jahr.), registrierte. Byzanz liebte außerordentlich reiche Verwendung von Edelmetall, insbesondere Gold in Verbindung mit Zellschmelz (s. Ema) sowie mit Edelsteinen, sowohl an Kronen, Armabern, Schmud, Gefäßen, als auch besonders an Kleidern. Aber die Arbeit daran wurde schlecht und schlechter. Die Edelsteine wurden nicht mehr durch Gravierung verziert wie in alter Zeit, sondern übte man bis gegen Ende des Mittelalters den kristallinischen Schliff. Man schloß rundlich, halbkugelförmig, in sog. emugeliger Form und faßte sie meist sehr roh. Ein gutes Beispiel dieser Art ist die alte sog. eiserne lombard. Krone jetzt im Schatz von Monza (Fig. 4). Nur die Byzantiner hatten noch eine sehr hübsche Fassung, denn sie ließen die Steine auf kleine durchbrochene Arta reihen von Gold stellen und mit feinen Goldzähnen festhielten. Die reiche Beute, welche die german. Völkerschaften im Römischen Reich und besonders in Italien gemacht hatten, bewirkte, daß unter Merovingern und Karolingern eine außerordentliche Nachfrage nach Gold und Silber stattfand. Man liess Eisen und Eisen damit zu versehen und die Eisen damit zu schmücken. Aber die Arbeit wurde schlechter und schlechter, ungeachtet der noch vorhanden antiken Vorbilder. Man überzog Eisen, Eisen und andere Geräte mit Gold und Silber erfreute sich am blanken Schein; von Kunst war wenig oder gar nicht die Rede dabei. Es war in der Hauptsache barbarisches Verschmieren. So der Schatz von Guarrazar, die bei diesem Orte in Spanien gefundenen Botivkronen der westgot. Könige Rec und Suintila, so die Gegenstände dieser Zeit (s. Buchst. von Evangelien u. s. w.) im Schatz von Monza (lombardisch) und im Münster zu Aachen (fränkisch). Auch der Reich des bayr. Herzogs Luitpold im Kloster Kremsmünster in Oö. (8. Jahrh.), ursprünglich ein Pokal in Römerzeit gehört hierher. Auch der eigentliche Schmud erhaltenen Gegenstände sind zahlreicher in Italien denn in edelm Metall, Armabänder oder die Armringe, Fibeln oder Broschen, Nadeln, Schmud, zeigt vielmehr das Verklängen antiker (hiesiger) Motive, die Fortdauer barbarischer (teiler und germanischer), als bereits das Aufleben der dem Mittelalter eigentümlich. Eine neue originelle Periode der G. beginnt erst mit dem Jahrtausend, wenigstens für den Westen. Zumal für die Kirche wurden zahlreiche und teils großartige Gegenstände (Antependien, quinquagena u. s. w.) gemacht, in eigentümlichen Formen und neuer Ornamentik (roman. Stil) wiegend aber nicht in edelm Metall, sondern Bronze und Kupfer mit Vergoldung und champloiré. Hauptstätten waren am Rheine (Köln und Trier), so auch in Limoges. (S. Ema.) Diese Periode dauerte bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Ein berühmtes und ausgezeichnetes Beispiel in roman. Epoche ist der vielte Speisekorb (horium) im Kloster Wilten bei Jansbrunn. Erhalten ist namentlich von emaillierten Gegenständen sehr vieles und zum Teil sehr bedeutende große Reliquienbehälter in Köln, nach



10. Pokal von Silber vergoldet
16. Jahrhundert. Dresden.
Grünes Gewölbe.



11. Schale aus Silber
16. Jahrhundert. W.

12. Zuckerschale, englische Arbeit
Brockhaus' Conversations-Lexikon



13. Bu Ldeckel, byzantinische
getriebene Arbeit. Venedig.



14. Goldschmuck aus Silber
und Email. 16. Jahrhundert.
Dresden. Grünes Gewölbe.



15. Kanne von Silber, 18. Jahrhundert.
Dresden, Grünes Gewölbe.
Zu Artikel Goldschmiedekunst



andern rhein. Orten. Der Reliquarienschatz des Königs von Hannover (einst Schatz der Domkirche in Braunshweig, gegenwärtig im Oesterreichischen Museum in Wien) enthält besonders niederöschf. Silberarbeiten aus der Zeit Heinrichs des Löwen. Was sich an Schmuckgegenständen aus dieser Zeit erhalten hat, ist unbedeutend.

Das edle Metall als solches, welches eine feinere Behandlung erfordert, kam erst mit dem 14. Jahrh. wieder zu seinem Rechte. Nicht nur sind die Gegenstände der kirchlichen G. noch zahlreich erhalten, in Kelchen, Monstranzen, Ciborien, Reliquarien, Crucifixen u. s. w., die in den Archiven noch erhaltenen Inventarien beweisen auch, welche Schätze und silbernen Kunstwerke sich damals im Besiz der fürstl. und vornehmen Häuser befanden und Wohnung und Tafel zu verzieren hatten. Damals kam der Gebrauch des eigentlichen Tafelschmucks auf, des sog. Tafelaufsatzes, der aus einem Gefäß bestehen konnte, häufig aber irgend ein phantastisches Gebilde, einen Baum mit singenden Vögeln, eine bestürzte Burg oder einen mytholog. Gegenstand vorstellte. Die Erfindung hatte freien Spielraum. Beschreibungen gibt es genug, aber spätere Not oder veränderter Geschmack haben alles wieder in die Schmelze geschickt. Auch sonst sind die weltlichen Gold- und Silbergegenstände (größere wenigstens) aus dem 14. und 15. Jahrh. selten im Vergleich zu den kirchlichen. Gotische Votale, rings mit stark herausgetriebenen Budeln, auch wohl noch mit Email, finden sich wohl, aber selten. Einer der schönsten und großartigsten ist der sog. Corvinusbecher (von König Matthias Corvinus) auf dem Rathause in Wiener-Neustadt (1480—90); aus derselben Zeit zwei riesige Kannen von vergoldetem Silber mit wilden Männern auf dem Dedel, im Schatz des Deutschen Ordens zu Wien (Fig. 6), ebendort in der Schatzkammer der große Kristallpokal Karls des Kühnen von Burgund. Während in diesen weltlichen Arbeiten der Stil, dem Material und der Technik (getriebene Arbeit mit Email) sehr entsprechend, sich von dem Einfluß des architektonischen got. Ornaments (Machwerk) und got. Konstruktion ziemlich frei erhält, ist das bei den kirchlichen Gefäßen und Geräten nicht der Fall. Vielmehr belleiden sie sich mehr und mehr mit scharfkantigem Machwerkornament in Relief, so die Kelche, die gerade am Knopf oft so damit verziert sind, daß sie fast unhandlich werden; Monstranzen gewinnen vollkommen die Gestalt mehrtürmiger durchbrochener Gebäude und erhalten kleine Figuren in ihren Öffnungen; in einzelnen Gegenden verwandelt sich auch das architektonische Stangenwerk in dürres Gesträuch und aus dem Gesträuch wieder in stilisierte Ranken, Blätter und Blumen, wobei letztere aus Gold- und Silberblech in natürliche Formen gebogen werden.

Zu diesen Arbeiten ist, namentlich im 14. Jahrh., eine eigentümliche neue Emailtechnik hinzugekommen, die von translucidem Email auf Silbergrund über leichtem Relief; auch fing man an, kleine freie Figuren ganz mit Email zu umgeben; bezugleich begannen die ital. Goldschmiede im 15. Jahrh. vom Niello eine reichere, aber äußerst zarte Anwendung zu machen. Überhaupt kann der weitere Fortschritt der G. vorzugsweise dem ital. Goldschmieden der Frührenaissance zugeschrieben werden. Bei der Universalität der damaligen Künstler, die in einer Person alle Künste vereinigten, traf es sich nicht selten, daß die großen Bildhauer und Maler auch für Ge-

genstände in edelm Metall arbeiteten, oder die Goldschmiede selbst Bildhauer und Maler waren, so Ghiberti, Maso Finiguerra, Pollajuolo, Francesco Francia, der sich auf seinen Bildern selbst aurisfaber nennt. Von Maso Finiguerra ist ein wundervolles Crucifix in Silber mit Relief und Email im Oesterreichischen Museum in Wien (Fig. 7); ein anderes ähnliches Werk im Bargello in Florenz. Mit diesen großen Künstlern kam reichere Anwendung des figürlichen Elements in die Werke der G. und selbstverständlich auch größere Durchbildung und Vollendung desselben.

Die Universalität der Goldschmiede ging nur teilweise in das 16. Jahrh. hinüber, welches, was Ausdehnung und Reichthum betrifft, als die Blütezeit der G. betrachtet werden muß, und zwar gilt das für alle drei Zweige, für die eigentliche G. für die Bijouterie und Juwelierrkunst in gleicher Weise. Der Reichthum dessen, was in diesen drei Zweigen geschaffen und was noch heute davon in den Museen und im Privatbesiz erhalten (obwohl es nur einen kleinen Teil des Geschaffenen bildet), ist höchst bedeutend und legt ebenso glänzende Zeugnis ab für die Leistungsfähigkeit der Künstler und Arbeiter, wie für den Kunstsin und Geschmack des Publikums. Verschiedene günstige Momente kamen hinzu, einmal überhaupt die allgemeine Erhebung und Ausbreitung der Kunst im Zeitalter der Renaissance, sodann die neuen Mengen edeln Metalls, die durch Entdeckung des Seewegs nach Indien und Amerikas nach Europa kamen, die allgemeine, aufs äußerste gesteigerte Schmuckliebe, die sich im Schmuck von Ringen, Broschen, Anhängeln, Ketten, Medaillen u. s. w. ausdrückte, und endlich die jetzt erworbene Geschicklichkeit, die Edelsteine kristallinisch zu schleifen. Dadurch brachten sie ein neues künstlerisches Element in den Schmuck, das farbige Strahlenfeuer, das seinen höchsten Effekt im Diamanten hatte. Dieses Feuer, durch unterlegte Folie noch erhöht, bildet seitdem im Schmuck, in der Juwelierrkunst einen neuen, den hauptsächlichsten Gesichtspunkt. Amsterdam ist im Laufe der letzten Jahrhunderte die Hauptstätte für den Diamantenschleif geworden. Übrigens wurde der Stein nicht bloß in dieser Weise verwendet. Die G. der Renaissance liebte es ganz besonders, aus den Halbedelsteinen (Fig. 8), aus Achaten, Onyx, Jaspis, Lapis lazuli, ebenso aus dem Bergkristall Gefäße in reichprofilirten, höchst eleganten Formen zu bilden und sie mit der reizendsten, emaillierten Goldschmiedearbeit zu verzieren. Solche Gefäße, die in großer Zahl erhalten, bilden noch heute die Zierden der Kabinette und Schatzkammern (so die reiche Kapelle in München, das Grüne Gewölbe in Dresden, die Schatzkammer in Wien). Einen eigenen Zweig davon bildete die Kristallschleiferei, welche solche Gefäße schuf und mit den vollendetsten Ornamenten in edelstem Geschmack in eingeschlossener Arbeit verzierte. Begonnen in Italien, wo Valerio Vicentino Hauptmeister war, besonders in Venedig geübt, ging sie unter Kaiser Rudolf II. nach Prag, stand hier in höchster Blüte (zahlreiche Beispiele in der wiener Schatzkammer) und wurde später die Veranlassung zur eigentümlichen böhm. Kristallglasfabrikation.

Die G. der Renaissance gab keine Technik der Vergangenheit auf; sie mußte sie alle zu üben und zu verbinden: Treiben, Eiselieren, Laufschieren, Gravieren, Emaillieren u. s. w., wozu der Bedarf von Steinen kommt, schaffen jetzt gerade durch ihre

Verbindung die reichsten Kunstwerke, die eben durch diese Verbindung, mit Absicht, eine vielfarbigere Erscheinung bilden. Dies ist gerade auch bei den Schmuckgegenständen der Fall, die aus dem 16. Jahrh. zumal aus der ersten Hälfte, leider in nicht sehr großer Zahl, erhalten sind (S. 91). Weit zahlreicher sind Becher, Pokale (Fig. 10), überhaubt die Hergegenstände der Tafeln und der Kredenzen, das neuen Reliquarien (schöne Sammlung aus der Renaissancezeit in der Burgkapelle zu Wien) nebst andern kirchlichen Geräten. In der ersten Hälfte des 16. Jahrh. hatte die G. in Italien noch die Oberhand. Der berühmteste Meister ist der unverfälschte Benvenuto Cellini (s. b.), der ebenso bedeutend als Bildhauer (Perseus in Florenz), Ergießer wie in jeglicher Technik edler Metalle. Von seinen eigentlichen Goldschmiedearbeiten ist mit Sicherheit nur ein einziges Stück nachweisbar, das goldene Salzfaß in der wienischen Schatzkammer, welches zwar geht unter seinem Namen, sehr wenig davon läßt sich aber auch nur mit Wahrscheinlichkeit ihm zuschreiben. Gegen die Mitte des 16. Jahrh. erhob sich die G. aber auch in Deutschland zu außerordentlicher Ausdehnung und Vollendung. Hauptorte waren zunächst Nürnberg und Augsburg. Für sie wetteiferten in Erfindung die aus Dürers Schule hervorgegangenen, unter dem Namen der Meisterrichter bekannten Streber, Albrecht, Altdorfer, die Döpler, die Beham, dann Virgil Solis u. a. Dürer selbst und Holbein waren ihnen darin voranzugehen. Dann folgten als ausübende Goldschmiede die beiden Jamnitzer, Bengel und Christoph, u. a. Hauptwerk des ernsten der Reichliche Tafelaufsatz, jetzt im Besitz des Barons Rothschild in Frankfurt, des zweiten die große Schale mit dem Triumphzuge Amors in der Schatzkammer in Wien. Auf Nürnberg und Augsburg folgte Prag, wo Kaiser Rudolf II. eine blühende Goldschmiedeschule (Art. und Mess. Abhandl. u. a.) besonders durch ital. Künstler geschaffen hatte. (Zu den Hauptwerken gehören die Kroninsignien Kaiser Rudolfs.) Gleichzeitig blühte die G. auch in den Niederlanden, wo sie schon aus den Zeiten der burgund. Periode her eine gewisse selbständige Bedeutung sich bewahrt hatte. Eine eigentümliche Richtung schlug sie auch in Ungarn ein, dessen Adel zu seinem Rostum und seinen Waffen eines sehr reichen Schmucks bedurfte. Dieser Schmuck verwendete reichlich Edelsteine, Filigran und Email und ist somit sehr farbig. Viel davon ist in den Familien erhalten. Hauptzeit war das 16. und 17. Jahrh., Hauptstätten die deutschen Städte in Siebenbürgen und Ungarn, Kronstadt, Raibau u. a.

Seit dem Beginn des Dreißigjährigen Kriegs muß man die Geschichte der G. im allgemeinen und insbesondere in Deutschland als einen fortwährenden Verfall betrachten, aus der nur einzelne Künstler hervortragen, wie J. M. Dinglinger (gest. 1731), der seine meisten und besten Arbeiten in Art und Technik der Renaissance, aber in minder reinem Stil zu Dresden für den Kurfürsten ausgeführt hat (Fig. 11). Zwar machte die Juweliertkunst Fortschritte im Schloß, aber nicht in der Komposition, die sehr willkürliche Formen (Schleifen, Bänder, Blätter u. s. m.) annahm. Die getriebene Arbeit, namentlich in Silber, wurde weit plumper und verlegte sich als Kunst mehr darauf, Kolossalgegenstände, denn feine Arbeiten zu schaffen, so Tische und Sessel, gewaltige Vasen und Schalen. Im Gold-

schmuck lebten noch Traditionen aus der Renaissance fort, aber sie verminderten, gingen in das 18. Jahrh. (Fig. 12) und stiegen nach und nach die feine Technik ab, wie Rieslo, farbiges Email. Jäh war nicht von Vorteil, daß die herrschende Geschmack seit der Mitte des 17. Jahrh. von Deutschland und Italien auf Frankreich überging. Hier hatte im 16. Jahrh. für die Kunst wenig geleistet und nur in einigen Spezialitäten ausgezeichnet. Unter Ludwig XIV. aber über es die Führung und hat sie im wesentlichen bis den heutigen Tag behauptet. Ihre ganze Zeit mit dem Verfall der Kunstindustrie zusammen so folgten sich in der G. die barocke Manier, das Rokoko, der Stil Ludwigs XVI., die an der Mode und endlich die nichtlagenden modernen Formen. In allem stand Frankreich obenan, schlicht nicht aus, daß es in ihrer Art zahlreich treffliche Goldschmiede in Paris gab. Viele lernten vornehmlich auch ihre Erfindungen für die Kunstindustrie im Kupferstich, nach Blättern sind vorhanden. Einen Hauptplatz bildete im 18. Jahrh. die Dosenfabrikation, die eine gewisse, sehr feine Art des Emails noch bis erhielt. Wie die Dosen, so die Perpetua Uhren, welche namentlich in der Schweiz Rundstiel u. s. m. eine im 19. Jahrh. in Schmuckfabrikation geschaffen hat.

Wie die G. gegen früher sich wesentlich verändert hat, so sind auch die Orte derselben heute andere geworden. Nürnberg und Augsburg sind Frage gekommen und, Italien hat sich erst in der Zeit in Spezialitäten wieder Bedeutung erst bis zur Mitte des 19. Jahrh. ging Paris in Zweigen unbedingt voran, seine zum Teil neuen, nichtlagenden, oder naturalistischen veralteten Kolossalformen galten überall als Gegenwärtig ist es zum großen Teil anders und eine Reform der G. im Gange, die sich einem Orden verschiedene Wege einschlägt noch nicht beendet ist. Am Niederrhein, Köln, Aachen, Trier, hat man eine Reihe kirchlicher G. nach dem Muster der mittelalt. Vorbilder begonnen; Wien, Brüssel, München und jetzt auch Lyon und Paris allen diesen Arbeiten gefolgt. In England in den großen Silberarbeiten noch viel Will Naturalismus, auch seine sehr bedeuten feinerarbeiten können keinen rechten bestimmten Richtung finden. Die Silbergeräthe der Berliner G. machen gegenwärtig Schwenkung von dem antikisierenden Renaissanceformen, sehr zu ihrem Vorteil. Schon Weissen, in Stuttgart, Pforzheim, Hanau, Frankfurt, Offenbach, hat sich in der Zeit eine Bijouteriefabrikation mit Aufblühen, aber sie bemerke sich bis in hin auf den pariser Wegen und ist zu der gleichartigen Behandlung antiker Schmuck gekommen, welche in Paris auf Grundlage der erworbenen Campana-Sammlung entstand richtiger und vollkommener sind die Imitationen Schmuck, wie sie in Italien (Rom) zuerst durch die Caffellani geschaffen wurden verschiedenlich Nachahmung fand. Centre wächst um seiner schönen Formen kirchlichen Arbeit in Filigran willern; so neu Wien und Kopenhagen. Italien hat aber andere Spezialitäten im Schmuck, so die

antiker Art gefassten Rosenkätzchen nach röm. und florentin. Art, sodass die aus dem nationalen Schmuck wieder zum Handelsartikel gewordenen gemauerten Pilgrone. Auch in Norwegen (Kristiania) versucht man Gleiches mit dem nationalen Schmuck des Landes. Auch Russland hat in neuerer Zeit versucht, sich vom Modeschmuck loszumachen und mit der eigenthümlichen Ornamentation seiner originalen Holzbauten einen ihm eigenen Stil zu schaffen. Das Genre macht viel Gebrauch von Email und bewirkt eine farbige Erscheinung, aber die Formen sind zu schwer und zu phantastisch. In Wien, München, auch in Nürnberg ist man mehr auf die Art und die Formen der deutschen Renaissance zurückgegangen und im Einzelnen nicht ohne Glück. So aber ist die ganze S. jetzt in Verfall und Umwandlung. Mit dem Fortschreiten ist überall gebrochen, aber ein bestimmter Stil noch nicht zur Geltung gelangt. Die Mannigfaltigkeit zu vermehren, sind auch die Arbeiter des Orients auf den Ausstellungen erschienen, haben Interesse erweckt und Nachahmer gefunden. Und in der That bieten sie viel Schönes und Eigenthümliches. Originell in der Erfindung und ganz vortreflich als Arbeit sind die kleinen Schmuckstücke der Japaner, ihnen zur Seite steht der chines. Schmuck aus Gold- und Silberfiligran.

Vor allem beachtenswert sind die Goldschmiedarbeiten Indiens in allen drei Zweigen. Kette, Silbergelbe in schlanke Formen, ganz mit getriebenen zierlichen Arabesken und Blumen überzogen, kommen aus dem Persisch-Goldschmiedarbeit wird in eigenthümlicher Art und mit wunderbarer Geschicklichkeit zu Schmuck und Gerät braucht, transkribirt Email von höchster Schönheit steht noch in reicher Abzug, vor allem aber wissen die Juweliere aus der Zusammensetzung der Steine, aus der Erhöhung ihres Glanzes durch Jule, aus Methungung von Gold und Email die herrlichsten Effekte zu erzielen. Überhaupt ist die indische S., im besten im ganzen Orient, wenn nicht die vollendetste, doch die interessanteste und originellste.

Die Literatur über S. ist bei dem erhöhten Interesse, welches diese Kunst in der neuesten Zeit gefunden hat, in der Ordnung von Gold- in Wien, Prag, Gmünd, zum 2. 1851, bedeutend angewachsen, so- jedoch, wie allgemein und in selbständigen Werken, die gemindert sind, wie in Zeit- ältere Technik vgl. Theor. m artium schodala. (überlegt von Jg., Wien 1874). Cellins — Traktat über die S. (deutsch von Bruckmann, Eps 1867). Castellani, Della oroscopia antica. (Flor 1862). für die neuere Kulmer, Die Kunst des Goldschmiedes. (Wien 1872, mit Atlas). Boué, Traité d'orfèvrerie etc. (2 Bde., Par 1852). Castellani, Della oroscopia italiana. (Rom 1872). Von den zahlreichen Werken, welche den Gegenstand archäologisch und historisch behandeln, sind die Werke von Arneth, Bod, Linde, die Publikationen der Kunst Society oder eigentlich des South Kensington Museums (Examples of workmanship) und die größten Sammelwerke von Petrus-Altenach, Kunstwerke und Gerätschaften des Mittelalters und der Renaissance. (Frank a. M. 1862). Lacaze und Sirey, Le moyen-âge et la renaissance. (3 Bde., Par. 1847—60), Zouaube, Les arts complémentaires

(4 Bde., Par. 1852—57); Zuber, Histoire des arts industriels. (2 Aufl., 3 Bde., Par 1879—81), hervorzuheben. Den Gang und die Veränderungen der S. in der neuesten Zeit kann man am besten in den illustrierten Werken über die großen Weltausstellungen seit 1851 verfolgen.

Goldschwamm, zum Bleichen der Zähne benützt, wird erhalten, indem eine 10proz. Lösung von Goldchlorid mit doppelt kohlensaurem Kali versetzt und nach Zugabe von Oxaläure zum Stöben erhitzt wird, wobei das reduzierte Gold sich als schwammige Masse abscheidet.

Goldschwefel (Sulfur auratum Antimonii) (Kunstsch. Schwefelantimon, s. unter Antimon (Verbindungen), Bd. 1, S. 721).

Goldstiefelzuger, s. unter Orzstiefelzuger, Bd. 71, S. 340.

Goldsmith (Oliver), berühmter engl. Dichter, geb. 10. Nov. 1730 zu Wallis oder Wallis in der irischen Grafschaft Longford, war der Sohn eines Landbesitzers, der ihn, als Verwahrer des Fiskus dazu begeben, 1748 auch Dublin schickte, um Theologie zu studieren. Aber Oberge, die er von seinem Lehrer erhielt, trieb ihn aus der Stadt, der Hunger trieb ihn zurück, und nachdem er 1749 promoviert und sich dann als Hofmeister verlobt hatte, ging er 1752 nach Edinburgh, um sich zum Recht auszubilden. Seine unruhige Keiselzeit trieb ihn von hier nach Leiden, wo er sich ein Jahr hindurch besonders mit Chemie und Anatomie beschäftigte und hierauf, von Geld entblößt, den Entschluß faßte, auf Reisen zu gehen. Sein Fieberfieber half ihm durch Flandern, Frankreich und Deutschland nach der Schweiz, wo er einen Teil seines Gedichts „The traveller“ schrieb. Von dort wendete er sich nach Italien und soll in Padua Doktor der Medizin geworden sein. Im J. 1756 nach England zurückgekehrt, trat er hier bei einem Apotheker als Gehilfe ein, bis ein Unterhändler ihn ermunterte, in London als praktischer Arzt aufzutreten. Ohne Praxis und ohne Geld, bemühte er sich umsonst, eine Stelle als Schiffschirurg zu erlangen, und verband sich daher mit Swift, dem Herausgeber der „Monthly Review“, von dem er sich aber schon nach acht Monaten trennte. Nachdem er sein „Enquiry into the present state of polite learning in Europe“ (Lond. 1759) hatte erscheinen lassen, folgte er nun ausschließlich die schriftstellerische Laufbahn, auf der er sich großen Ruhm, aber nur färglichen Unterhalt gewann. Unter anderem ließ er seine Christlichen Briefe, die dann unter dem Titel „The culture of the world“ (Lond. 1762) erschienen, im „Public Ledger“ abdrucken und vollendete seinen „Traveller“ (Lond. 1764). Darauf schrieb er „Essays“ (Lond. 1765), „The vicar of Wakefield“ (Lond. 1766 u. öfter, deutsch von Bode, Eps. 1776, von Eufemühl, Eps. 1841 von Oelshagen, 4. Aufl., Eps. 1851), sein erstes Theaterstück „The good natured man“ (Lond. 1768), das Gedicht „The deserted village“ (Lond. 1770, deutsch von Wörte, Berl. 1803), die „History of England“ (Lond. 1771, deutsch von Schödl, 3 Bde., Eps. 1774—76) und „Roman history“ (Lond. 1769, deutsch von Kosegarten, 4 Bde., Eps. 1798—1808; von Stäbel, 4. Aufl., 2 Bde., Müllh. 1835), sein zweites vortreffliches Lustspiel „She stoops to conquer“ (Lond. 1773, die „History of Greece“ (2 Bde., Lond. 1774), endlich die unvollendet gebliebene „History of animated nature“ auch

Buffon (8 Bde., Lond. 1774; neue Ausg. von Turton, 6 Bde., Lond. 1818). Er war mit einem allgemeinen Wörterbuche der Künste und Wissenschaften beschäftigt, als er 4. April 1774 starb.

Der Preis unter G. & Werten gebührt ohne Zweifel seinem «Vicar of Wakefield», einem Roman, der ein Lieblingbuch der ganzen civilisierten Welt geworden ist. G. war ein kindlich-liebenswürdiger, edelmütiger Charakter; außer einer harmlosen Eitelkeit war sein größter Fehler ein genialer Leichtsin, der ihn oft in Verlegenheiten stürzte. Washington Irving, der auch G. & «Miscellaneous works» herausgab (4 Bde., Par. 1825), hat eine anziehende Biographie von ihm geschrieben (Lond. 1849). Das von Prior im «Life of Oliver G.» (2 Bde., Lond. 1837; 2. Ausg. 1848) gesammelte reiche biographische Material wurde in Forsters «Life and times of Oliver G.» (2 Bde., Lond. 1848; 3. Ausg. 1862) geschickt verarbeitet. Außerdem vgl. Karsten, «Oliver G.» (Straßb. 1873); Laun, «Oliver G. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke» (Berl. 1876); Blad, «Goldsmith» (Lond. 1881).

Goldsolidus oder **Solidus**, die röm. Münze, welche Kaiser Konstantin d. Gr. um das Jahr 330 n. Chr. an Stelle der ältern röm. Goldmünze, des Aureus (s. d.) prägen ließ; es wurden 72 Stück aus dem röm. Pfunde von 24 Lot geschlagen. Teilstücke des Solidus waren der Triens oder Tremissis (1,5 g) und der Semis (2,7 g). In Bezug auf diese Teile wurde die neue Münze eben Solidus, d. h. Ganzstück genannt. Häufig trägt sie auf der Rückseite im Abschnitt die Buchstaben CONOB, welche den Anfang der Prägekante (Konstantinopel) und das Wertzeichen ($\frac{1}{2}$ des Goldpfundes) bedeuten.

Goldspinnerei, das Verfahren, nach welchem Seidenfäden mit Golddraht umwickelt (überspannen) werden. (S. Vortextweberei.)

Gold-Steinbrech, s. u. Chrysosplenium.

Goldstoft, s. u. Brolat.

Goldstücker (Theob.), Sanskritforscher, geb. 18. Jan. 1821 zu Königsberg i. Pr., von israel. Abstammung, besuchte 1829–36 das Altstädtische Gymnasium daselbst, widmete sich seit 1836 auf der dortigen Universität philol. und insbesondere orient. und philol. Studien und setzte diese seit 1838 in Bonn unter Lassen, Freitag und A. W. von Schlegel fort. Nachdem er 1840 zu Königsberg promoviert hatte, begab er sich nach Paris, wo er unter der Leitung Burnoufs die Schätze der dortigen Sanskrit-Handschriftensammlung durchforschte. Im J. 1846 nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er längere Zeit in Berlin; 1850 begab er sich nach London, wo er durch Vermittelung Wilsons, der ihm zugleich eine Neubearbeitung seines «Sanskrit Dictionary» übertrug, 1851 zum Professor des Sanskrit an der londoner Universität ernannt wurde. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem am 6. März 1872 erfolgten Tode.

Von der Bedeutung der einheimischen Tradition und Ergeße der Indier hatte G. eine etwas zu hohe Meinung. Sein Hauptwerk ist «Panini, his place in Sanskrit literature» (Lond. 1861). Von der erwähnten dritten Ausgabe von Wilsons «Sanskrit Dictionary» sind nur 6 Hefte (Lond. 1856–64) erschienen. Auch seine Ausgabe des «Jaiminiya-nyāya-māla-vistara» (5 Hefte, Lond. 1865–67) ist unvollendet geblieben. Mit ihr ward eine Serie von Publikationen der Sanskrit-Text-Society eingeweiht, welche sich auf G. & W. Veranlassung in Eng-

land 1865 bildete. Von seinen fernern Arbeiten sind noch zu nennen: die faktisierte Ausg. einer Handschrift eines Kommentars zum «nava-Kalpasastra» (Lond. 1861) und die nach nem Tode erst (1874) fertig gewordene, eben faktisierte Ausgabe des «Mahābhāṣya» in 5 Bänden. Kleinere Arbeiten erschienen von ihm Zeitchriften, wie der «Westminster Review».

Goldsalz, s. unter Gold (=Verbindungen).
Goldtinktur oder **Tinctura aurea**, früher die Bezeichnung für mehrere teils weils nur angeblich Gold oder Goldsalze enthalt. Heilmittel; dahin gehörte insbesondere die G. Essentia dulcis der Halleischen Waisenhausapoth. auch die Vestuschewische Sifentinktur u. m. a. — bezeichnet man auch mit G. den Goldbäther (s. d.).
Goldtropfen, Lamotte's, identisch mit Vestuschew's Sifentinktur (s. d.).

Goldverbindungen, s. unter Gold IV.

Goldvogel, s. Goldhähnchen.

Goldwage (frz. trebuchet, biquet; engl. g weights), eine kleine Wage zur Gewichtsbestimmung von Edelsteinen, Gold und andern Metallen, bei deren Herstellung mit Rücksicht den hohen Wert der zu wiegenden Gegenstände äußerste Genauigkeit erstrebt und die daher, die Präzisionswagen der Chemiker, Justieren u. s. w., mit allen zu Gebote stehenden Mitteln Erreichung eines hohen Empfindlichkeitsgr. ausgestattet ist.

Goldwährung nennt man dasjenige System, welches nur Goldmünzen als Währung gelb, d. h. als Geld mit unbeschränkter gesetzl. Zahlungskraft zuläßt, Silbermünzen aber nur Scheidemünzen mit engbegrenzter Zahlungskraft verwendet. Schon im 14. und 15. Jahrh. red man im Großverkehr in Folge der Verschlechterung der Silbermünzen fast ausschließlich nach G. Durch die große Vermehrung des Silbers 16. Jahrh. wurden jedoch wieder die groben Silbmünzen zur Grundlage des europ. Geldwe und selbst in England betrachtet noch Ende 17. Jahrh. als den eigentlichen Geldstoft, wöl Gold nur eine sekundäre Rolle spielen soll. des sammelte sich in den ersten Jahrzehnten 18. Jahrh. das in beträchtlichen Quantitäten Brasilien kommende Gold in immer grö Menge in England an, da der Wert der G gegen Silber dort höher stand, als dem in Nachbarländern des Kontinents geltenden Verhältniß der beiden Edelmetalle entsprach. das gute Silbergeld ausgeführt wurde und die abgenutzten Stücke zurückblieben, so 1773 die unbedingte Zahlungskraft der Silbmünzen auf 25 Pf. St. beschränkt, inder größern Zahlungen der Wert der Münzen nach ihrem Metallgewicht berechnet werden. Seitdem bestand in England thatsächlich sch G., und gesetzlich wurde sie eigentlich schon durch das Verbot der Prägung von Silberm für Privatrechnung hergestellt. Indes blie engl. Geldwesen während der Dauer des 17. freitrierten Zwangskurses der Banknoten (s. Restriktion) in einer abnormen Lage, un durch das Gesetz vom 22. Juni 1816 erhi eine neue definitive Ordnung auf der Basis reinen G. Silber wurde fortan nur in stark unterwertigen Scheidemünzen mit a Schilling beschränkter Zahlungskraft ge

lange Zeit nach England mit diesem System allein, indem in den übrigen Staaten Doppelwährung oder einfache Silberwährung herrschte, und eben deshalb hat die Aufrechterhaltung desselben keine Schwierigkeiten. In Deutschland wurde die \mathcal{G} zwar schon in den dreißiger Jahren von J. G. Hoffmann empfohlen, jedoch fand dieser Vorschlag sehr wenig Anklang. Die großen Goldentdeckungen in Californien und Australien schienen anfangs eine für die \mathcal{G} nachtheilige Wirkung hervorzubringen. So führte Holland 1860 die allerdings schon 1847 beschlossene Demonetrisierung seiner Goldmünzen durch, und R. Chevalier schlug sogar noch 1859 für Frankreich die Rückkehr zur reinen Silberwährung vor. Andere aber erlitten gerade in der Beträgung der \mathcal{G} das beste Mittel, der allgemeinen Verfallung, die infolge der Zustöße aus Californien und Australien zu drohen schien, entgegenzuwirken.

Am meisten wurde die Sache der \mathcal{G} dadurch gefördert, daß infolge der Vertheuerung des Werthmittels zu Gunsten des Silbers in den beiden wichtigsten Doppelwährungsgebieten, Frankreich und den Vereinigten Staaten, die Goldcirculation immer mehr das Übergewicht erlangte, jedoch diese Länder in den letzten Jahren fast vollständig für die \mathcal{G} gewonnenen schienen. Wenn aber das Geschick der drei wichtigsten am besten entwickelten Nationen auf diese beschränkt wurde, so war damit auch den übrigen Ausländern und namentlich Deutschland der Übergang zu demselben System nahegelegt. Dazu kamen noch die Vorschläge zur Vertheilung einer internationalen Münzprägung auf Grundlage der \mathcal{G} , die auf der 1867 in Paris abgehaltenen Münzconferenz zum erstenmal Aussehen zu haben schienen. Unter anderem schon in demselben Jahre einen Präliminärvertrag mit Frankreich, nach welchem es seinem Münzwesen eine Goldzirkulation von genau $2\frac{1}{2}$ Pro. zu Grunde legte und auf die Anwendung der Doppelwährung verzichtete. In Deutschland sprachen sich der Goldwirtschaftliche Kongreß, der Deutsche Handels- und Industriecongr. von Emden, Bamberg u. a., immer bestimmter für die \mathcal{G} aus, wenn man jeden Augenblick zu erwarten hatte, daß Frankreich auch formell zu derselben übergehe, also seine Silberprägungen einschränke und den größten Teil seines Vorraths an Silbermünzen demontisire und den Silberländern gestehen werde. Unter solchen Umständen war es durchaus zu billigen, daß man bei der deutschen Münzreform, welche nach dem Kriege endlich in Angriff genommen werden konnte, die \mathcal{G} zu Grunde legte. Deutschland gewann dadurch eine relativ günstige Stellung, und wenn es auch bei seinen Silberverhältnissen bedeutende Verluste erlitt und gegenwärtig noch etwa 460 Mill. Mark in Silberthalern übrig hat, so kann es doch dem weiteren Verlaufe der Dinge mit weit größerer Ruhe entgegensehen als Frankreich, das noch mehr als zwei Milliarden an Silbergeld besitzt. Daß die \mathcal{G} bei den heutigen Verhältnissen das am sich bequemste und zweckmäßigste Geldsystem darstellt, ist nicht zu bezweifeln. Der Uebelstand, daß dasselbe für die kleineren Zahlungen eine bedeutende Ausprägung von silbernen Scheidemünzen erfordert, läßt sich fast ganz dadurch ausheben, daß man diese nur auf Staatsanweisung zu prägenen Münzen ganz oder nahezu verweigert macht. Die Schwierigkeit der \mathcal{G} liegt nur darin, daß nicht Gold genug vorhanden ist

und nicht genug neu produziert wird, um es den Ländern, die als Bewerber um die \mathcal{G} auftreten, möglich zu machen, ihre jetzigen Circulationsmittel, namentlich die noch vorhandenen Milliarden Conventionsmünzen in das neue Währungsmittel umzuwechseln. Sind einmal die Hauptkulturenländer vorgegangen, so werden alle übrigen ebenfalls prinzipiell die \mathcal{G} ertheilen, und wenn sie dieselbe nicht erlangen können, sich noch lieber dem Papiergelde zuwenden, als bei der Silberwährung bleiben, wenn sie auch die vorhandenen Silbermünzen, um nicht allzu große Verluste zu erleiden, noch auf unbestimmte Zeit beibehalten müssen.

Daß wirklich erhebliche Schwierigkeiten der \mathcal{G} entgegenstehen, beweist schon die einfache That- sache, daß die Ausbreitung derselben (1884) seit mehreren Jahren stockt. Noch immer besteht sie meistens nur in England, in Portugal, das sie 1854 eingeführt hat, aber nur wenig Gold besitzt, und (gemäß der Münzconvention vom 13. Dez. 1872) in den drei skandinav. Reichern, die aber ebenfalls nur wenig Gold geprägt haben. Deutschland hat sie zwar prinzipiell angenommen, besitzt aber thatsächlich noch eine Reichswährung, indem es eine bedeutende Summe an Silbermünzen mit gesetzlicher Zahlungskraft im Umlauf läßt und seit 1870 die weiteren Silberverkäufe eingestellt hat. Holland befindet sich in einer ähnlichen Lage, hat aber von seinen zu Abzug gewordenen Silbermünzen bisher noch nichts verkauft. Frankreich und seine Münzverbündeten haben die Silberprägungen 1874 beschränkt und 1876 ganz eingestellt und besitzen somit eine sog. „hintende“ Doppelwährung mit einer sehr bedeutenden Silbercirculation. Die Vereinigten Staaten hatten 1873 die \mathcal{G} prinzipiell angenommen, sind aber 1876 wieder zu einer unvollständigen Doppelwährung zurückgekehrt, indem sie auf Grund der sog. Klondike Bill die Prägung von Silbercourantmünzen, aber nur auf Rechnung des Staats und in beschränktem Umfange wieder aufgenommen haben.

Vgl. J. G. Hoffmann, „Die Lehre vom Gelde“ (Berl. 1888), „Der Übergang zur \mathcal{G} “ (Breit- schen, herausg. vom Ausg. des Deutschen Handelskongr. Berl. 1888), Bamberg, „Reichsgeld“ (2. Aufl., 1876), (S. Bimetallismus, Doppelwährung, Edelmetalle, Geld, Münze.)

Goldwäscherei, s. unter Gold.

Goldwäscher ist ein seit langer Zeit in Danzig fabrizirter Liqueur, der seinen Namen nach einem Jünger von Hittorin vom achtem Blausgold trägt.

Goldwespen (Chrysiden) nennt man meist lebhafte metallisch, grün, rot und blau schimmernde kleine Wespen, welche einen hart anhängenden, rinnenförmig ausgehöhlten Hinterleib besitzen und sich so verhalten können, daß nur die Flügel hervor- stehen. Sie besitzen eine lange Röhre, aber keinen eigentlichen Stachel, und legen ihre Eier in die Röhren anderer Wespen und Nieren, besonders der Mauerbienen. Die anstichspraden fuchsfarbenen Larven läßt zuerst die Larven der rechenmäßigen Wespe des Nestes, ziehen dann die Vorräte auf und verpuppen sich nun in dem Neste selbst. Man kennt etwa ein Duzend Gattungen, wie mit vielen Arten (Chrym, Hedychemum u. s. w.).

Goldwurz, (Chelidonium).

Goldzunder dient zum Beugeln von Metallen auf kaltem Wege, dasselbe wird gewonnen, indem

leimene Lappen mit Goldchlorid getränkt und nach dem Trocknen verbrannt werden.

Göler von Ravensburg (Franz Wilh. Aug., Freiherr), bad. Generalmajor und Militärschriftsteller, geb. zu Sulzfeld in Baden 28. April 1809, wurde 1829 Lieutenant im bad. Artilleriecorps, in welchem er allmählich bis zum Obersten aufstieg und zuletzt als Direktor der großherzogl. Kunstanstalten eine seiner auf antiquarische Studien mit besonderer Vorliebe gerichteten wissenschaftlichen Thätigkeit zusagende Stellung erhielt. G. trat mit dem Range eines Generalmajors 1858 in den Ruhestand und starb zu Karlsruhe 10. Juni 1862. Seine Schriften waren die Ergebnisse langjähriger und gründlicher Studien über die Kriegsführung Cäsars; besonders sind zu erwähnen: «Cäsars Kämpfe bei Dyrrhachium und Pharsalus im J. 48 v. Chr.» (Karlsr. 1854) und «Cäsars gallischer Krieg in den J. 58—53 v. Chr.» (Karlsr. 1858).

Golelesco (Nicol.), rumän. Staatsmann, geb. 1810 zu Campu-Lungu in der Walachei aus einer Bojarenfamilie, erhielt seine Erziehung zu Genf in der Pädagogischen Anstalt und lehrte nach Vollendung seiner Studien 1829 in die Walachei zurück. Hier trat er in das einheimische Militär und wurde Oberst und Adjutant des Fürsten Alexander Ghila. Später widmete er sich dem Civildienste und bekleidete unter dem Fürsten Bibesco verschiedene höhere Civil- und Militärämter. In der walach. Revolution von 1848 spielte G. eine Hauptrolle und war einige Monate hindurch oberster Leiter sämtlicher Angelegenheiten des Fürstentums. Als 25. Sept. desselben Jahres der türk. General Fuad Pascha durch die Besetzung Bularests der Interimsregierung ein Ende machte, entzog sich G. der Verfolgung, indem er nach Österreich entwich. Von da wandte er sich nach Paris, wo er fortan lebte. Erst im Juli 1857 kehrte er in die Walachei zurück. Die Stadt Bularest wählte ihn in den Divan ad hoc, der 21. Okt. die Vereinigung der beiden Donaufürstentümer unter der Regierung eines gewählten Fürsten aussprach. Unter dem Fürsten Cusa übernahm G. zuerst das Ministerium des Innern, später das Kriegsministerium, schied jedoch 1861 aus dem Kabinett. Seitdem der äußersten Opposition angehörig, war er im Frühjahr 1866, nach Cusas Sturz, eins der drei Mitglieder der provisorischen Regierung. Er starb 1878. — Stephan G., des vorigen Bruder, geb. 1809, erhielt seine Ausbildung ebenfalls in Genf, trat sodann in vaterländischen Militärdienst und versah unter dem Fürsten Bibesco mehrere höhere Civilämter. Auch beteiligte er sich, gleich seinem Bruder, an der Revolution von 1848, so daß er mit diesem nach Frankreich in die Verbannung gehen mußte. Nach der Rückkehr wirkte er als Abgeordneter in dem Divan ad hoc und übernahm sodann das Amt eines Präsidenten der volkswirtschaftlich-finanziellen Centralkommission, das er 1861 niederlegte. Er starb zu Nancy 8. Sept. 1874. — Alexander G., ein Vetter der vorigen, geb. 1819, war mehrerer Mal Finanzminister unter Cusa und Karl I. und starb 1881.

Goletta, wichtigster Hafen der Regentschaft Tunis, an der schmalen Meerenge, welche die Bucht El-Bahira mit dem Golf von Tunis verbindet, von welchem letztern ein 4,9 m tiefer Kanal zu dem 19,5 bis 40 m tiefen Hafen führt, liegt von der Hauptstadt Tunis, mit der G. durch Eisenbahn verbunden ist, 18 km entfernt. Die Citabelle wurde von

Kaiser Karl V. begonnen und durch Don Juan d'Austria vollendet. Der von Villen der tunesischen Großen umgebene Ort zählt 3500 E., meist Malteser und Italiener.

Golf (ital. und span. Golfo, frz. Golfe, engl. Gulf) bezeichnet große und kleine Meerbusen, auch solche von größtem Maßstabe, die als besondere Meeresteile, als Binnenmeere angesehen werden. So heißt das Adriatische Meer auch G. von Venedig, und in Amerika versteht man unter G. vorzugsweise den Meerbusen von Mexiko. Daher auch die Benennung Golfstrom (s. d.) für die aus dem letzten hervortretende Meeresströmung.

Golfstrom, s. unter Golfstrom.

Golfstrom, auch wohl Floridaströmung, heißt eine nach dem Golf von Mexiko benannte, ganz eigentümliche Strömung im nördl. Atlantischen Ocean, die großartigste und merkwürdigste Wasserströmung der Erde, welche für die Nautik und die Entwicklung unserer physik. Kenntnis des Oceans von Bedeutung ist. Der G. ist ein fortwährender, majestätischer Strom warmen Wassers, der reißender sich bewegt, als der Mississippi und Amazonas, und dessen Ufer und Grund aus kaltem Wasser besteht. Nach der seit 1878 durch Bartlett ausgeführten neuen genauen Untersuchung des G. drängt sich ein Teil der nördl. Äquatorialströmung des Atlantischen Oceans zwischen der Nordküste Südamerikas und der Insel Grenada hindurch; ein viel größerer Teil aber wird durch die Inseln gezwungen, eine nördlichere Richtung zwischen Barbadoes und den Grenadinen einzuschlagen. Ein Teil des auf solche Weise in das (nach Balcher) mit einer Oberflächentemperatur von 30° C. versehene Karaische Meer gelangten Wassers tritt zwischen Guadeloupe und Haiti wieder heraus und zwar mit erhöhter Temperatur. Ferner geht eine bedeutende Menge zwischen den Bahamabänken und Haiti nach Westen und gelangt durch die Windwardpassage in den Westteil des Karaischen Meers, während wieder ein anderer Teil den Weg längs der Nordküste von Cuba bis zur Floridastraße fortsetzt. Nachdem die Strömung aus dem Karaischen Meer in den Golf von Mexiko eingetreten ist, in welchem sie, wie Hilgard bewiesen hat, keineswegs den Kreislauf längs der Küsten beschreift und mit keiner andern Strömung im Golf in Verbindung tritt, läuft sie nordwärts und ostwärts in derselben allgemeinen Richtung wie das Yucatanplateau und tritt durch die Floridastraße mit Verstärkungen hinaus, wie ihr solche aus dem Kanal zwischen Cuba und den Bahamabänken zufließen. Im nördl. Teile der Straße ist das Wasser fast unbewegt, nur im südlichen läuft der G.; somit ist er hier, bei seiner größten Kraft, nur 64 km breit, und die obere sich bewegende Schicht, im Juni und Juli im Maximum 28,5° C. an der Oberfläche warm, scheint sich nur auf ein Drittel der ganzen Tiefe zu erstrecken.

Der Strom wendet sich dann, von den Bahama-Inseln zurückgeworfen, zwischen diesen und der Halbinsel Florida nordwärts und ist hier in den Engen (narrows) zwischen Kap Florida und den Bemini-Inseln, wo der Raum durch die Foweyklippen und die Beminitriffe auf 76 km beschränkt wird, so zusammengedrückt, daß sich die Geschwindigkeit der Strömung in gewissen Monaten auf 7,5 km in der Stunde (fast 2,1 m in der Sekunde) steigert, während sie im Durchschnitt 4,5 km in der Stunde beträgt. Am Austritt aus der Straße, in

27° nördl. Br., zwischen Jupiter-Inlet an der Floridafüste und Memory-Rock auf der kleinen Bahama-bank, beträgt die Breite 77 km, die größte Tiefe 800 m und bei der durchschnittlichen Geschwindigkeit von 3 Knoten beläuft sich das Volumen des Stroms auf etwa 436 Billionen Tons pro Tag. Dieser Betrag reicht offenbar nicht hin, um die Schicht warmen Wassers, welche sich über den größten Teil des nordatlantischen Oceans von Cuba bis Norwegen ausbreitet, und welche manche Naturforscher vom G. herleiten, zu ergänzen. Der Strom folgt nunmehr im allgemeinen der Küste von Nordamerika, immer von derselben durch einen Streifen kalten Wassers (der kalten Mauer) geschieden. Auf der Höhe von Charleston, wo er teils infolge der veränderten Küstenrichtung, teils infolge der Neigung aller Strömungen, auf der nördl. Halbkugel rechts abzuweichen, in eine nordöstl. Richtung übergegangen ist, nimmt die bis dahin verminderte Geschwindigkeit plötzlich wieder zu, was auf der Höhe vom Kap Hatteras abermals geschieht, nachdem er hier über die von N. kommende Labradorströmung fortgefloßen ist. Die Breite variiert von 60 zu 80 bis 160 km; Schnelligkeit und Temperatur sind beträchtlicher in der Mitte als in den seitlichen Teilen. Im Durchschnitt mag die Strömung 4 km in der Stunde betragen, an einigen Stellen erreicht sie 8 km.

Bis hierher ist der G. überhaupt durch seine Temperatur und seine tiefblaue Indigofarbe, welche den vom Mississippi zugeführten feinen Schlammteilen zugeschrieben wird, so scharf vom Wasser des Oceans geschieden, daß man die Grenze mit dem Auge erkennen kann. Da, wo er mit dem arktischen Strome zusammentrifft, sind die Gegensätze so scharf, daß ein Schiff, welches die Grenze quer durchschneidet, zu gleicher Zeit am 21. Aug., am Stern 4,4° C. messen kann. Jenseit Kap Hatteras, wo die Küstenlinie wieder mehr nordwärts streicht, wendet sich ein linker Arm des G. eben dahin, bis endlich der gesamte G. in der Breite von New-York infolge der vorliegenden Nantuxet-, Georges- und Newfoundlandbank eine fast östl. Richtung annimmt, wobei er allmählich an Geschwindigkeit, Tiefe und Wärme verliert. Nur vor dem Oefende der Newfoundlandbank wird seine Geschwindigkeit, namentlich in den ersten Monaten des Jahres, durch das Andrängen der arktischen Strömung fast auf die alte Höhe gesteigert. Die Abnahme der Temperatur ist nach Carpenter folgende: in der Floridafüste hat im Winter das Wasser 25° C., in 33° nördl. Br. 23,8°, in 36° nördl. Br. 22,25°, in 40° nördl. Br. 19,45°, in 42° nördl. Br. 16,85° C. Die ganze ausgeströmte Wassermasse hat nach Finlay in 40° nördl. Br. 180, bei Newfoundland nur 60 m Mächtigkeit, und wo der Strom am weitesten nach O., im 80. westl. Meridian von Ferro, noch erkennbar ist, hat er eine Tiefe von 60 m, strömt gerade nach O. und seine Geschwindigkeit ist der Art, daß er 100 Tage nötig haben würde, um nach Kap Landseend zu gelangen. So gering ist der Strom geworden, welcher nach der lange Zeit allgemein verbreiteten Ansicht den ganzen nördl. Atlantischen Ocean und ganz Westeuropa erwärmen sollte. Östlich vom 80. Meridian ist von seiner Eigentümlichkeit nichts mehr vorhanden, sondern er ist gänzlich in die allgemeine Nordostdrift des Oceans aufgegangen. Als letzte Ausläufer desselben betrachtete man den Rennelstrom und die nordafrikl. Strömung.

Ersterer läuft nördlich von Kap Ortegal in den Biscayischen Bufen; seiner Küste folgend, biegt er nordwärts um und ist zuletzt, gegen die Scilly-Inseln gerichtet, der Schifffahrt sehr gefährlich. Die nordafrikl. Strömung ist ursprünglich der gegen die Azoren nach Südosten umliegenden Teil, welcher, an die Canarischen Inseln und die Küste von Marokko gerichtet, wegen seiner Herkunft aus höhern Breiten abkühlend wirkt und weiter südlich in den Äquatorial- und den Guinea-Strom übergeht.

Vergleicht man die bedeutende Abnahme seiner Temperatur im Winter auf der verhältnismäßig kurzen Strecke von Florida bis Neuschottland mit dem (5/6 Monate dauernden) langen Wege, den der G. noch bis zum Oefufer des Oceans zurückzulegen hat; bedenkt man ferner, daß mit dem zunehmenden Ausbreiten und Seichterwerden desselben der abkühlende Einfluß der Luft immer mehr wächst: so erscheint es unmöglich, daß derselbe an den Küsten von Schottland noch einen mittlern Überschuß der Meerestemperatur über die der Luft (im Winter) von 3,4° C. verursachen könnte, der sich am Norblap auf 8,1° C. steigert. Schon Lenz in Petersburg, der Begleiter Robesvues auf seiner zweiten Reise, stellte 1845 die Theorie eines allgemeinen vertikalen Kreislaufs im Meere auf, die aber erst, nach den Ergebnissen der Tiefsee-Untersuchungen in neuester Zeit, durch Carpenter und Wyville Thomson wieder aufgenommen und zur Annahme gebracht wurde. Die zahlreichen und sorgfältigen Beobachtungen der Meerestemperatur in verschiedenen Tiefen zeigen, daß ein allgemeines Abfließen der warmen Oberflächenwasser der heißen Zone nach den Polen zu stattfindet, wogegen von da her in der Tiefe das kalte Wasser langsam, aber stetig zum Äquator zieht und dort aufsteigt. Letzteres zeigt sich namentlich darin, daß die kalten Wasserschichten (unter + 5° C.) unter dem Äquator dichter an der Oberfläche des Meeres liegen, als irgendwo im Atlantischen Ocean bis 60° nördl. Br. hinauf. Die warmen, nordwärts abfließenden Wassermassen sind es, welche durch ihren Überschuß an Rotationsgeschwindigkeit allmählich ostwärts gedrängt werden und so die Temperatur der europ. Westküste erhöhen. Diese allgemeine Bewegung, welche durch die nördlich von dem Wendekreise vorherrschenden West- und Südwestwinde verstärkt wird, bezeichnet man als Golfstromdrift.

Die Frage, wie der G. entstehe, hat die Wissenschaft schon lange beschäftigt, aber erst durch neuere Forschungen wird einiges Licht auf dies Problem geworfen. Der Mississippi kann den G. nicht, wie man früher annahm, hervorbringen, da das Volumen Wasser, welches dieser Fluß in den Mexikanischen Golf ausschüttet, noch nicht 1/1000 von dem ist, welches als G. aus demselben entweicht. Überdies ist das Wasser des G. salziger, das des Mississippi süß, und man vergaß, daß gerade so viel Salz, als durch den G. aus dem Golf von Mexiko entfernt wird, in denselben wieder durch einen andern Kanal einbringen muß, denn sonst müßte derselbe im Laufe der Zeit ein Süßwasserbecken werden. Auch Franklins Ansicht, wonach der G. der Abfluß des durch die Passatwinde in das Karabische und Mexikanische Meer getriebenen und zu einem höhern Niveau aufgestauten Wassers sei, kann nicht als Ursache dieser Strömung angenommen werden, weil eine solche Erhebung der Wassermassen zu bedeutend sein müßte, um ein

Sinabfließen des G. quer durch den Ocean bis zu den Azoren und den Westgejaden Europas zu veranlassen. Maury nahm als eine der Ursachen der Geschwindigkeit des G. die durch größern Salzgehalt vermehrte Dichtigkeit seiner Wassermassen an, wodurch dieselben vermöge ihres größern Drucks durch die Öffnung des Floridakanals in den Ocean mittels einer Art «springender Kraft» hinausgeschleudert werden; doch mußte in diesem Falle der G. gerade am Boden der Floridastraße am stärksten sein. Nach der jetzigen Kenntnis der Strömungen im Atlantischen Ocean ist der G., wie gesagt, nur die Fortsetzung einer Reihe, welche mit dem Äquatorialstrom beginnt und dessen nördl. Teil als Guianastrom in das Karibische Meer eintritt und zwischen Yucatan und Cuba in den Golf von Mexiko fließt. Nach seinem Gange durch die Floridastraße bleibt ihm bei dem Andränge der Äquatorialen Drift gegen die Bahama-Inseln nur der Auszug nach Norden offen. Infolge der wegen des größern Salzgehalts stärkern Abhängigkeit seiner Wasserteileichen und des wegen der höhern Temperatur geringern Gewichtes muß das Wasser des Stroms selbst ein höheres Niveau haben, und zwar ergibt die Berechnung, daß die Ächse des G. fast 60 cm höher liegt als die daranstoßenden Gewässer des Oceans. Seine Oberfläche muß also eine Neigung nach beiden Seiten haben, wie ein flaches Dach, und auf diesem muß das Wasser von der First seitwärts herabfließen. Deshalb scheint es am Rande aufzuwallen und schäumt hier und da gleich einem Wasserfall. In der That schwimmt ein Boot, das ein von Süden nach Norden fahrendes Schiff dort ausseht, entweder nach Osten oder nach Westen. Treibholz und Seetang oder Gollkraut, welches in Menge längs des östl. Randes des G. schwimmt, findet sich nie auf der Westseite, wenn es von Osten gekommen ist, weil es nicht über den Berg schwimmen kann, wohl aber gelangen schwimmende Körper von dem Mexikanischen Golf oder aus Westindien nach Europa.

Den G. nahe an seiner floridanischen Enge entdeckte zuerst Antonio de Alaminos, der Pilot des Ponce de Leon, 22. April 1513. Auf allen Karten des 16. und 17. Jahrh. heißt er Canal de Bahama, und unter diesem Namen beschrieb ihn 1600 Herrera. Die Entdeckungen und Ansiedelungen der Distrikte Nordamerikas im 17. und 18. Jahrh. haben nichts Erhebliches zur genauern Kenntnis desselben beigetragen. Es war dem klaren Verstande Benjamin Franklins vorbehalten, die Eigenschaften und Beziehungen des Stroms zu beleuchten. Auch war Franklin der erste, welcher die Benennung G. anwendete. Seitdem ist er fortwährend Gegenstand der Untersuchung gewesen.

Litteratur. Kohl, «Geschichte des G. und seiner Erforschung» (Brem. 1868); Fındlay in den «Proceedings of the Geographical Society» (1869); Petermann in den «Geographischen Mitteilungen» (1870); «Report of the United States Coast Survey» (1866); Thomson, «Depths of the sea» (Lond. 1876) und die Berichte über die Challenger-Expedition in den «Geogr. Mitteilungen» (1874), den «Hydrogr. Mitteilungen der kaiserl. Admiralität» (1874) und im «Geographical Magazine» (1874); von Klöden, «Der G. nicht der Erwärmer des westl. Europa» (in der «Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde», Berl. 1878). Unter dem Titel «Papers on the eastern and northern ex-

tensions of the Gulf-Stream» hat das Hydrographische Amt der Vereinigten Staaten eine Anzahl Abhandlungen über den G., meist von Petermann, von Freeden und Mübry, aber auch von Seefahrern und Naturforschern verschiedener anderer Nationen, zusammenstellen lassen.

Golgatha, richtiger Golgotha, d. h. Schädel, Schädelstätte, hieß der etwas erhöhte Richtplatz der Juden außerhalb der Thore Jerusalems, wo Jesus gekreuzigt und begraben wurde. Auf der durch die Tradition bezeichneten Stelle an der Nordwestseite (innerhalb) der Stadt ließ Helena, die Mutter Kaiser Konstantins d. Gr., im 4. Jahrh. die Kirche des Heiligen Grabes erbauen. Gegenwärtig liegt die Grabkirche innerhalb der alten Ringmauer der Stadt, und es bleibt trotz neuerer Verteidigungen mehr als zweifelhaft, ob sie wirklich auf der Stelle des alten G. steht.

In lat. Ländern heißt jede Erhöhung und Kapelle, wo ein Kreuz oder, in Beziehung auf die Kreuzigung Christi zwischen den beiden Schächern, drei Kreuze aufgezogen sind und wosin man besonders in der Fastenzeit wallfahrtet, Kalvarienberg (vom lat. calvaria, Schädel). An der Seite des (Kreuz-)Wegs, der zur Kreuzstätte führt, sind Bilder und kleine Kapellen mit Inschriften angebracht, die 14 Stationen, welche die Hauptmomente des Leidens Christi darstellen. Solche Kreuzwege sind häufig auch in den Kirchen vorhanden. Der gleichliche Wallfahrtsort mit der Kreuzwegandacht bilden einen Ersatz für die Pilgerreisen ins Heilige Land und sind daher auch mit päpstl. Ablässen begabt. Verhört ist besonders der meist Mont-Valerien genannte Kalvarienberg bei Paris.

Goliarden, so nach einem angeblichen Bischof Goliard als dem Stifter ihres Ordens genannt, sind im allgemeinen zu den Vaganten (s. d.) und überhaupt fahrenden Leuten des Mittelalters zu zählen, welche seit dem 12. Jahrh. zunächst in Frankreich, dann auch in England und Deutschland im kirchlichen und sozialen Leben in eigentümlicher Weise sich bemerklich machen. Geistliche, ordiniert ohne ein bestimmtes Kirchenamt zugewiesen zu erhalten, fungierten herumziehend für andere Geistliche als Stellvertreter, versahen besonders die geistlichen Geschäfte als Burgkapläne, ließen sich indessen auch zu andern Verrichtungen minder ihrem Stande angemessen gebrauchen, suchten und fanden mit ihren Liedern und sonstigen Künsten an weltlichen und geistlichen Höfen gastliche Aufnahme und standen schließlich auf der Stufe der häufig mit ihnen verbundenen fahrenden Schüler und wandernden Sänger. Eine Sammlung ihrer, in lateinischen, meist gereimten Versen verfaßten Lieder (Carmina burana) gibt der 16. Bd. der Publikationen des Litterarischen Vereins in Stuttgart. Der Inhalt derselben ergibt sich im Breie der Weltfreuden oder in scharfer Satire der Zeitgebrechen. Vgl. Giesebrecht, «Über die Vaganten oder G. und ihre Lieder», in der «Allgemeinen Monatschrift» (Braunsch. 1853); Bädinger, «Über einige Reste der Vagantenpoesie in Österreich» (Wien 1854).

Goliath ist der Name jenes philistäischen Riesen aus Gath, von dessen Zweikampfe mit David im ersten Buche Samuelis (Kap. 17) berichtet wird. Als das Heer der Philister in Judäa eingefallen war und zwischen Socho und Beta sich gelagert hatte, trat G., dem die auschmückende Erzählung eine Länge von 6½ Ellen und ein 5000 Sefel

schweres Panzerhemd zuschreibt, vor die Front und forderte einen der Israeliten auf, mit ihm zu kämpfen. Niemand wagte den Kampf außer David. Dieser bewaffnete sich nur mit seinem Hirtenstab und seiner Hirtenschleuder nebst fünf glatten Steinen und traf mit einem der letzten die Stirn des prahlenden Riesen, der zu Boden sank und dann von David enthauptet wurde. Die Folge dieses siegreichen Kampfs war die Flucht der Philister und ihre Verfolgung bis Ekron.

Solizyn, s. Galizyn.

Solkonda ist der Name eines der Kreise (Sarkars oder Circars) des brit.-ind. Vasallenstaats des Nizam von Hyderabad, welcher früher ein eigenes Reich im Dehlan bildete, zugleich aber auch Name einer 11 km westlich von der Hauptstadt Hyderabad 17° 22' nördl. Br. und 78° 29' östl. L. (von Greenwich) gelegenen Festung und verfallenen Stadt. Die Festung, auf einem Granitgrat gelegen, sehr stark und gut erhalten, aber von den umliegenden Höhen beherrscht, wird als Staatsgefängnis und als Schatzkammer des Nizam scharf bewacht. Nur 600 m von ihr stehend, auf wüstem Felsengrunde, die schon sehr verfallenen 18 großartigen granitenen Mausoleen der Könige aus der Kutab-Schah-Dynastie, mit stattlichen Kuppeln und Zinnen. An jedes Mausoleum schließt sich eine Moschee, deren zahlreiche Priester die Armen der Nachbarschaft täglich zu speisen hatten. Der Park der Umgegend mit seinen Fontänen, die Teppiche im Innern der Gänge und die reichen Draperien der Sarkophage sind verschwunden. G. war früher durch seine Diamanten berühmt, sodaß man die Hochebene von Hyderabad auch wohl das Diamantenplateau genannt hat. Aber die Diamanten wurden in G. selbst nur geschnitten und poliert; der Fundort war Partijal (Partaül), ein verfallener Ort unweit der Südgrenze des Nizamgebiets.

Sollvögel, s. wie Mandelstraße.

Söll (Hoher), s. Hoher Söll.

Sollautsch, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Wongrowitz, 20 km im NW. von der Kreisstadt, zählt (1880) 1181 meist kath. E.

Sollenberg, s. unter Söllin.

Söllheim, Marktfleden in der bayr. Rheinpfalz, Bezirksamt Kirchheim-Volanden, Station (S. Treisen) der Linie Langmeil-Monsheim der Pfälzischen Eisenbahnen, zählt (1880) 1640 E. Bei G. fiel 2. Juli 1298 Adolf von Nassau gegen Albrecht von Österreich, woran das alte Königskreuz in der Kapelle am Südwestende des Fledens erinnert.

Sölling, Marktfleden im österr. Herzogtum Salzburg, rechts an der Salza, 476 m über dem Meere, 10 km im S. von Hallein, in einer an Naturschönheiten reichen Gebirgslandschaft, ist Station der Linie Salzburg-Wörgl der Kaiserin Elisabeth-Bahn, Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1881) 666 E. In der Nähe ist der vielbesuchte Söllinger Fall, die Salzschöfen und der Salzweg, durch welchen jetzt die Bahn führt. In einem Engthale westlich von G. stürzt der Schwarzbach in zwei Absätzen 127 m tief aus einem Felsloch am Abhang des hohen Söll herab. Der Fall wurde 1798 von dem herrschaftlichen Pfleger Mayern zugänglich gemacht und später ließ ein Fürst von Schwarzenberg Wege und Treppen anlegen, um das schöne Naturschauspiel bequemer genießen zu können. Daß der Schwarzbachfall ein Abfluß des

Königssees bei Berchtesgaden sei, ist eine alte Sage. Wenigstens soll der Fall ausgeblieben sein, so oft der Spiegel des Königssees unter dem sog. Ruchler Loch stand.

Sollmied (Rarl), Musikschriftsteller und Komponist, geb. 19. März 1796 zu Tessa, studierte zu Strassburg Theologie und Musik und trat 1817 in das Theaterorchester zu Frankfurt a. M. Er wurde 1858 pensioniert und starb 3. Okt. 1866 zu Frankfurt a. M. Als Komponist lieferte S. Klavierwerke und Lieder; unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Handlexikon der Tonkunst« (Offenbach 1858) und seine »Autobiographie« (Frankf. 1866).

Söllnitz, alte deutsche Bergstadt in Ungarn, Zipser Komitat, links am Flusse gleichen Namens. Schon im J. 1264 erhielten die söllniger Bergleute ein königl. Privilegium; 1276 wurde G. königl. Freistadt, zu deren Jurisdiktion sieben umliegende Ortschaften gehörten; seit 1486 war G. der bergrechtliche Oberhof für das ganze Gebiet der oberungar. Montanstädte. Die Stadt behauptete geraume Zeit ihre municipale Freiheit, doch seit 1628 geriet sie in das erbliche Eigentum der Magnatenfamilie Csáky von Keresztzegh und seitdem litt auch das Deutschthum der Bürgerschaft; der Wohlstand verschwand mit der Ergiebigkeit der Bergwerke; doch werden noch immer Eisen- und Kupfergruben bearbeitet, ebenso befinden sich hier Häutwerke, Drahtfabriken u. s. w. Die 5205 E. sind zum Teil noch Deutsche, der Rest Slowaken.

Sollnow, Stadt in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Rugard, 25 km im S. von dieser Stadt, an der rechts zur Obergehenden Jhna, welche aufwärts bis hierher von Stettin aus mit Dampfzügen befahren wird, in waldiger, sandiger Gegend, zählt (1880) 8708 fast durchgängig prot. E., ist Station der im Bau begriffenen Altdamm-Kolberger Bahn, Sitz eines Amtsgerichts und einer Superintendentur, hat eine Nebenanstalt des naugarder Zuchthauses, Dampfsägemühlen, Wassermühlen, einen Kupferhammer, Aderbau, Viehzucht und Holzhandel. Die Stadt entstand 1190, erhielt 1268 Stadtrechte, gehörte zur Hanja und ist seit 1720 preussisch.

Sollub, Stadt in der preuß. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Strassburg, 30 km im S. von Strassburg, rechts an der Dremenz, zählt (1880) 2893 meist kath. E., ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Nebenamts und einer Oberförsterei und hat Handel mit Getreide und Vieh aus Polen. Auf einer Anhöhe steht das 1296 erbaute alte Schloss, um welches sich bald die Stadt bildete. Gegenüber am linken Flußufer liegt die poln. Stadt Dobrynn. [lien, s. Polo.]

Solo (Soloa), griech. Hafenstadt in Thessa-

Solowa (russ. Kopf, Haupt), Name für gewisse Wahlbeamte in Rußland, insbesondere seit Peter d. Gr. und neuerdings nach der Städteordnung von 1870 für das Oberhaupt einer Stadt (gorodskoj golowa), dem aber nur die ökonomische Verwaltung der Stadt obliegt. Neben letztem bestand unter Katharina II. ein burgomistr (Bürgermeister) als Vorsitzender des städtischen Gerichts. (S. Gorod.)

Solowakij, kleinrussisch: Solowackij, polnisch: Stowacki (Jalow Fedorowitsch), russ. Gelehrter, geb. 29. (17.) Okt. 1814 in Gjespiele, Kreis Jloczow in Ostgalizien, besuchte das Gymnasium zu Lemberg und studierte in Kaschau. West,

zuletzt Lemberg Philosophie und Theologie. Darauf ward er griech.-unierter Geistlicher und 1848 Professor der russ. Sprache und Litteratur an der Universität Lemberg. G. ist einer der Mitbegründer der neuern gall.-russischen (russinischen) Litteratur und machte sich um die Hebung des dortigen russ. Volkstums besonders durch seine histor. und publizistischen Arbeiten sehr verdient, was ihm aber den Haß der Polen zuzog. Im J. 1867 nahm er an der ethnogr. Ausstellung in Moskau teil und blieb seitdem in Rußland, wo er das Amt eines Vorsitzenden der Archäographischen Kommission in Wilna bekleidet. Das Hauptwerk G.'s ist eine große Sammlung von Volksliedern der Russen (Russin) in Galizien, Ungarn und der Bukowina, mit histor. -statist. und ethnogr. Beschreibungen der Ländergebiete, Abbildungen von Volkstypen und Trachten und einer ethnogr. Karte, das reichhaltigste und bedeutendste Werk über den Gegenstand (*«Narodnyja Pěsni Galickoj i Ugorakoj Rusi»*, *«Volkslieder des gall. und ungar. Rußland»*, 3 Tle. in 4 Bdn., Mosk. 1878). Die histor. Arbeiten G.'s (unter anderm auch in poln. Sprache) beziehen sich auf Galizien und Kleinarabien. Außerdem gab er heraus eine *«Grammatik der russ. Sprache in Galizien»* (russ., Lemberg. 1849), eine altslaw. Chrestomathie (Wien 1854), endlich deutsch *«Über den Seereszug Igors»* (Lemberg. 1853, Programm), *«Die Stadt Lemberg 1809»* (Lemberg. 1861), *«Sweipolt Fiol»* (Wien 1876) u. a.

Sein Bruder Jwan G., geb. 1816, Arzt in Lemberg und Wien, war ebenfalls in der heimatischen Litteratur als Dichter, Redacteur und Herausgeber eines *«Russ. Lesebuchs»* (poetische Stücke mit deutscher Übersetzung, Wien 1860) thätig.

Golowin, ein russ. Bojarengeschlecht, das im 15. Jahrh. aus der Krim nach Moskau kam, wo es am Jarenhof in hohem Ansehen stand.

Fedor Alexejewitsch G., geb. 1650, schloß 27. Aug. 1689 den Vertrag von Nerchinsk mit China ab, war 1698 Mitglied der Gesandtschaft an die europ. Höfe, der sich Peter d. Gr. incognito anschloß, und wurde 1702 von Kaiser Leopold I. in den Reichsgrafenstand erhoben. Er starb als Feldmarschall, Generaladmiral und Minister der auswärtigen Angelegenheiten 20. Aug. 1706.

Jwan G., geb. 1816, studierte in Dorpat und Berlin und trat dann beim russ. Ministerium des Auswärtigen in Dienst. Als Schriftsteller versuchte er sich zuerst in der *«Poesjodka w' Schwezin»* (Petersb. 1840), in der er einen Ausflug nach Schweden beschrieb. Da er sich von dem Minister Nesselrode zurückgesetzt glaubte, so nahm er 1843 seinen Abschied und begab sich ins Ausland, wo er von nun an eine lebhafteste Polemik gegen die russ. Regierung und namentlich gegen die sog. deutsche Partei führte. Er wurde 1845 in England naturalisiert. Großes Aufsehen erregte seine *«Russie sous Nicolas I.»* (Par. 1845), nach deren Erscheinen er auf ewige Zeiten aus Rußland verbannt wurde. Obgleich später von Alexander II. begnadigt, kehrte er doch nicht nach Rußland zurück. Nachdem er sich eine Zeit lang in Deutschland und Frankreich aufgehalten und seine *«Types et caractères russes»* (2 Bde., Lpz. 1847) und *«Mémoires d'un prêtre russe»* (Lpz. 1849) veröffentlicht hatte, ging er nach Italien, wo er 1851–52 das *«Journal de Turin»* herausgab, und 1853 nach Amerika, wo er für die *«Tribune»* und andere Blätter schrieb.

Nach Europa zurückgekehrt, ließ er *«Stars and stripes, or American impressions»* (Lond. 1855) erscheinen, in denen er ein keineswegs schmeichelhaftes Bild der amerikanischen Zustände entwarf. Von seinen späteren Schriften sind *«Histoire d'Alexandre I.»* (Lpz. 1859), *«Histoire de Pierre I.»* (Lpz. 1861) und in russ. Sprache eine *«Geschichte der Französischen Revolution»* (Lpz. 1860), in deutscher Sprache *«Rußland unter Alexander II.»* (Lpz. 1870), *«Frankreichs Verfall»* (Lpz. 1872), *«Der russ. Nihilismus»* (Lpz. 1880), *«Russ. Geheimnisse»* (Großhain 1882) zu nennen.

Golowin (Wassilji Michailowitsch), russ. Seefahrer, geb. 29. Sept. 1776 zu Kasan, erhielt seine Erziehung im Seeadettenkorps zu Kronstadt und diente dann als Freiwilliger in der engl. Flotte, mit der er an mehreren Kriegszügen gegen die Franzosen teilnahm. Nach Rußland zurückberufen, ward er 1806 mit dem Rang eines Kapitänleutnants zum Kommandeur der Sloop Diana ernannt, die zu einer Reise um die Welt und zur Untersuchung der Küsten des nordöstl. Asien und nordwestl. Amerika bestimmt war. Auf dieser Expedition kam er auch nach Japan, wo ihn die Regierung verräterisch überfallen und zwei Jahre (1811–13) gefangen halten ließ, bis er durch seinen Gefährten Ricord befreit wurde. Eine Beschreibung seiner Gefangenenschaft, die er nach seiner Rückkehr veröffentlichte, ist in die meisten europ. Sprachen übersetzt worden (deutsch von Schulz, Lpz. 1817); außerdem erschien von ihm noch ein Bericht über den ersten Teil seiner Reise und die Aufnahme der Kurilen Inseln (Petersb. 1819). Eine zweite Weltumsegelung führte er auf der Korvette Kamtschatka 1817–19 aus, die er gleichfalls beschrieben hat (2 Bde., Petersb. 1822). Er starb als Vizeadmiral und Generalintendant der russ. Marine 12. Juli 1831 zu Petersburg. Eine Gesamtausgabe seiner Werke, zu der auch eine Geschichte der Schiffbrüche gehört, wurde 1864 von seinem Sohne in fünf Bänden veranstaltet.

Sein Sohn, Alexander Wassiljewitsch G., wurde mit dem Großfürsten Konstantin erjogen, den er auf seinen Reisen durch Europa und den Orient begleitete. Er ward 1859 zum Geheimrat und Staatssekretär, 6. Jan. 1862 aber zum Unterrichtsminister ernannt, in welcher Stellung er sich um die Reorganisation des russ. Schulwesens große Verdienste erworben hat. G. schied 26. April 1866 aus seinem Amte, blieb aber noch Mitglied des Reichsrats.

Golowitschin, Heden im russ. Gouvernement Mohilew, Kreis Mohilew, 36 km nordwestlich von der Gouvernementsstadt, am Flusse und am kleinen See Babitscha, mit 1000 G., davon die Hälfte Juden. G. wird zuerst in den Chroniken unter den litauischen Städten mit dem Namen Golowitsch genannt und zwar bei dem Siege des Fürsten Jaroslaw Iwaslawowitsch über den Fürsten Wseslaw von Polozk. Am 17. Juli 1708 schlug hier Karl XII. die Russen und rühte hierauf auf Smolensk vor.

Golsch heißt eine Art Barchent, die man vorzüglich in Ulm und dessen Umgegend anfertigt. G. ist dabei auch ein Maßbegriff, und man rechnet ein G. = 72 alte ulmer Ellen = 40,25 m. Das Maß Golschen rechnet man zu 30 Stüd.

Golspie, Fischerstädtchen in der schott. Grafschaft Sutherland (s. d.).

Wolffen, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt a. O. Kreis Ludow. 17 km im NW von Radau, links an der zur Spree gehenden Talsperre, Station der Eisenbahn Trossen der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1890) 1543 meist evang. E. und hat eine Kartoffelzuckerfabrik, Holz- und Tabaksbau, sowie in der Umgegend mehrere Spiritusbrennereien.

Wolffmann (Georg Eduard), Violoncellist und Komponist, geb. 19. Aug. 1804 zu Hannover, studierte in München unter Zachner und machte 1830–39 Konzerte als Cellovirtuos. Darauf wurde er Musikdirektor in Würzburg, 1843 weiter und 1874 erster Kapellmeister am Stadttheater zu Frankfurt a. M. Rührte zahlreichen Werken für sein Instrument schrieb G. eine Symphonie (1851), Ouvertüren, Klavier u. s. w.

Wolffner (Ludwig von), württemberg. Minister, geb. 11. Jan. 1823 in Ulm, studierte in Tübingen die Rechtswissenschaft, wurde 1847 Richter in Künigsau, 1850 Oberjustizialrath in Ulm, 1851 Regierungsrath und 1855 Obergerichtsrath. Als Staatsrath von Kärnten, Chef des Kultusdepartements, infolge der Abkündigung des Kontrakts während der Kammer 16. März 1861, seine Entlassung einreichte, wurde G. sein Nachfolger. Dieser legte, nachdem das Konstitut aufgekündigt war, den Kammerern ein Abzugsrecht vor, wonach, wie in Baden, das Verhältnis des Staats zur kath. Kirche auf dem Wege der Gesetzgebung geregelt wurde (10. Jan. 1863), und gab später in seinem Werke „Der Staat und die kath. Kirche im Königreich Württemberg“ (Stuttgart, 1874) eine prägnante Darstellung dieses Verhältnisses. Bei der Kronabkündigung des Königs Karl (1864) wurde G. zum würdigen Minister befördert und 1866 zum Präsidenten des Geheimen Raths ernannt. Als Vertreter des großdeutschen Standpunktes sah er sich im März 1871 genöthigt, seine Entlassung zu nehmen und wurde zum Präsidenten des evang. Konfessionsrats ernannt. Er starb 17. Sept. 1876 in Stuttgart. Aus G.s Nachlass veröffentlichte Köhler die Studie „Der moderne Verfassungsstaat“ (Stg., 1875).

Woltz (von der), ein gegenwärtig in sämtlichen Provinzen des preuß. Staats und mit einem Zweige auch in den Niederlanden blühendes, teils herrsch. Adels, teils groß. Geschlecht, welches seinen Ursprung auf den Grafen Andreas von Drenthe zurückführt. Letzterer kam 1123 nach Polen, wo er unter anderem auch die Herrschaft Wolgemo ererbte, die auf seinen Sohn Johann vererbt. Gegen Ende des 12. Jahrh. ließ sich Arnold von der W. in Pommern und den Marken nieder und stiftete durch seine beiden Söhne die beiden Hauptlinien des Geschlechts, die ältere (weiße) von Neppow und die jüngere (schwarze) von Wudrow. Von ersterer zogen sich zu Anfang des 15. Jahrh. das unwürdige erloschene Haus Ruckul, um 1550 das Haus Giesen, gegen Ende des 16. Jahrh. das Haus Progen und zu Anfang des 17. Jahrh. die Häuser Heinrichsdorf und Sordlad ab. Zweige der Hauptlinie Wudrow haben die beiden Häuser Curtow (zu Mitte des 15. Jahrh.) und Clausdorf (zu Ende des 16. Jahrh.). In der zweiten Hälfte des 17. und den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrh. erlangten sämtliche damals blühende Linien die Freiherrenwürde. Von König Friedrich Wilhelm II. von Preußen wurden 19. Sept. 1708 zwei Zweige der Clausdorfer und zwei der Hein-

richsdorfer, 10. Jan. 1787 und im Mai 1789 zwei Glieder des Curtolder Hauses in den Grafenstand erhoben. Aus dem Geschlecht sind viele bedeutende Männer, namentlich Militärs, hervorgegangen.

Freiherr Wänter von der W. war kaiserl. Generaladjutant und Statthalter von Böhmen zur Zeit Kaiser Ferdinands II. — Freiherr Joachim Adiger von der W. (geb. 1623 gest. 1680) war franz. Marschal de Camp, kurbraunsch. General der Infanterie, dann Feldmarschalllieutenant, wurde Generalfeldmarschall u. s. w. und beteiligte sich damals an allen Kriegen seiner Zeit, unter anderem auch bei der Belagerung von Wien gegen die Türken. — Freiherr Konrad von der W., geb. 1705 zu Barrow in Pommern, zeichnete sich als Diplomat und Militär, besonders nach dem Regimentsantritt Friedrichs d. Gr. aus. Als Generalmajor trug er wesentlich zum Siege des Königs bei Soor bei, und im Nov. 1766 schlug er an der Spitze einer Kavalleriebrigade bei Bornhördorf vier türk. Reiterregimenter in die Flucht. Er starb 4. Aug. 1767. Er war einer der Vertrauten Friedrichs d. Gr., der seine Kenntnisse hochschätzte und ihn eigens „Loge“ auf ihn verleihte, das in der Akademie vorgelesen wurde. Auf Nauchs Denkmals des großen Königs zu Berlin ist G. in ganzer Figur dargestellt. — Freiherr Karl Franz von der W., geb. 1804, preuß. Generalleutnant der Kavallerie und Geh. Staats- und Kriegsminister, zeichnete sich als Militär sowohl im Siebenjährigen Kriege, namentlich bei Bornhördorf, als auch später in den Revolutionskriegen aus.

Gegründung blüht das Haus auch in den Provinzen, denen die Linie zu Heinrichsdorf, Clausdorf, Drogen, Giesen und Curtow hervorgeht. Die Linie Sordlad in Ostpreußen (Sordlad) und Clausdorf in Pommern, Angotten, Tomnau, vormalig (Sordlad), die Linie Clausdorf aber in Ostpreußen (mit der Schellin, Gonsbruch und Bagdanow (Koprowitz) und einen jüngeren gräflichen Teile der niederländ. Älteren Zweig der gräflichen Heinrichsdorf ist im Mannsdamme bei Tez 1763 mit dem Wieden des 6. Okt. 1798 geborenen niederländ. Oberleutnants Grafen Wilhelm Johann von der W. erloschen. — Der jüngere Linie Heinrichsdorf gehörte an Graf Karl Alexander von der W., geb. 1747 in Ostpreußen, gest. 1817 als preuß. Generalleutnant. Derselbe hatte sich zu Zeiten Friedrichs d. Gr. im Siebenjährigen und Bayerischen Erbfolgekriege, unter dessen Nachfolger als Diplomat ausgesprochen. Er hinterließ einen Sohn, den Grafen Heinrich von der W., geb. 6. Juni 1775, gest. 19. Okt. 1822 als Generalleutnant und preuß. Gesandter zu Paris, welcher Kaiser des gegenwärtigen Hauptes der Heinrichsdorfer Linie war, des Grafen Karl Friedrich von der Woltz (s. d.). — Der Bruder dieses letzteren, Graf Robert Heinrich Ludwig von der W. geb. 6. Juni 1817 zu Paris, widmete sich der diplomatischen Laufbahn, wurde Legationsrat und 1855 als Ministerresident, 1857 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister zu Athen verwendet. Im Febr. 1858 befehligte er in gleicher Eigenschaft nach Konstantinopel über, wo er Gelegenheit fand, zu Othman der von den Türken 1860 verfolgten Christen zu wirken. 1862 wurde er an Stelle Dismards nach Petersburg und 17. Jan. 1868 als preussischer, vom 1. Jan.

1868 ab als norddeutscher Bundesbotschafter nach Paris versetzt. Er war am franz. Kaiserhofe sehr beliebt und vertrat mit großem Geschick und unter, namentlich seit Anfang 1867, sehr schwierigen Verhältnissen die deutschen Interessen bis zu seinem Tode. Er starb 21. Juni 1869 in Charlottenburg am Lungentrebs.

Dem gräf. Zweige des Hauses Sottlad entsprang Graf August Friedrich Ferdinand von der G., namhafter preuß. Staatsmann, geb. 20. Juli 1765 zu Dresden. Nachdem er in Leipzig und Frankfurt a. O. studiert, trat er 1787 in preuß. Staatsdienst und wurde 1788 Geh. Legationsrat in Warschau, 1791 Gesandter in Kopenhagen, 1795 in Mainz. Nach seiner Abberufung von da erhielt er 1797 eine Sendung nach Stockholm. Seit 1802 Gesandter in Petersburg, folgte er 1807 dem Kaiser von Rußland in das Hauptquartier und übernahm hierauf, da Napoleon bei den Friedensunterhandlungen zu Tilsit die Zuziehung des Ministers von Hardenberg verweigerte, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, worauf er gemeinschaftlich mit dem Grafen von Kalckreuth den Frieden zu Tilsit abschloß und 1808 Preußen auf dem Kongreß zu Erfurt vertrat. Infolge der neuen Organisation des preuß. Ministeriums wurde er sodann Geh. Staats- und Konferenzminister und beteiligte sich an der Feststellung der Verhältnisse zwischen Preußen und Frankreich 1812. Beim Beginn des Befreiungskriegs blieb er als Präsident der Regierungskommission in Berlin. Als nach dem ersten Pariser Frieden Hardenberg die Leitung des Auswärtigen wieder übernahm, wurde G. Oberhofmarschall, hierauf 1816 Gesandter am Bundestage und 1817 Mitglied des Staatsrats. Nach seiner Abberufung vom Bundestage 1824 trat er wieder als Oberhofmarschall ein und starb 17. Jan. 1832.

Aus der Linie Sottlad (Zweig Weissinen) sind Herm. Freiherr von der Golz (f. d.) und sein Bruder Theod. Freiherr von der Golz (f. d.) hervorzuheben. **Golz** (Bogumil), humoristischer und moral. philos. Schriftsteller, geb. 20. März 1801 zu Warschau, wo sein Vater damals Stadtgerichtsdirektor war, besuchte die Gymnasien zu Marienwerder und Königsberg und erlernte 1817 auf dem poln. Amte Ciechocin bei Thorn die Landwirtschaft. Ein inneres Bedürfnis nach wissenschaftlicher Ausbildung führte ihn 1821 auf die Universität Breslau, wo er sich in die theol. Fakultät einschreiben ließ, aber nur philos. und philol. Vorlesungen hörte; 1823 kaufte er das Gut Lissowo an der poln. Grenze, unweit Thorn. G. gab jedoch später den Gutsbesitz auf und übernahm Pachtungen in Polen und Preußen. Nachdem er auch hiervon sich wieder zurückgezogen, wandte er sich mit dem geringen Vermögen, das er gerettet, 1830 nach dem Städtchen Gollub und lebte dort philos., histor. und ästhetischen Studien, siedelte aber 1847 nach Thorn über, wo er 12. Nov. 1870 starb.

Seinem «Buch der Kindheit» (Frankf. 1847; 4. Aufl., Berl. 1877) folgten: «Deutsche Entartung in der lichtfreundlichen und modernen Lebensart» (Frankf. 1847), «Das Menschendasein in seinen weltweiten Jügen und Zeichen» (2 Bde., Erlangen 1850; 2. Aufl., Berl. 1868), «Ein Jugendleben. Biographisches Jdyl aus Westpreußen» (3 Bde., Ppz. 1851; 2. Aufl., 4 Bde., 1865) und «Ein Klein- städter in Ägypten» (Berl. 1853; 3. Aufl. 1877). Ein Werk von großer Originalität und bleibendem

Wert ist namentlich «Der Mensch und die Dente (5 Hefte, Berl. 1858), in welchem er tiefste und scharfgezeichnete Bilder der Rassen und Völker entwirft. An dasselbe schließen sich «Die Deutschen (3 Bde., Berl. 1860; 2. Aufl. unter dem Titel «Zur Charakteristik und Naturgeschichte des deutschen Genius», 1864). Als Früchte seines Studiums des Menschen veröffentlichte er «Zeigenblätter (3 Bde., Berl. 1861—64), «Zur Charakteristik u. Naturgeschichte der Frauen» (Berl. 1859; 5. Aufl. 1874), «Äppen der Gesellschaft» (2 Bde., Göttingen 1860; 4. Aufl. 1867), «Die Bildung und die Eilboten» (2 Bde., Berl. 1864; 2. Aufl. 1867), «Blesungen» (2 Bde., Berl. 1869) und «Die Weltlichkeit und die Lebensweisheit mit ihren korrespondierenden Studien» (2 Bde., Berl. 1869). G. Sederungen und Erzählungen, namentlich wo d. Selbsterlebtes enthalten, sind wahr und lebend. Bei Entwicklung seiner Ideen gibt sich jedoch n. f. Mangel an künstlerischer Abrundung innerer Ökonomie kund, so daß seine Darstell. erdrückend wird. Dennoch gewähren seine Schr. durch eine Fülle oft ungeordneter Gedankenmo. auch auf diesem Gebiete viel Interessantes, Schönes und Anregendes. Obwohl eine durchaus it. Richtung verfolgend, schöpft er doch seine Ph. phie und Poetik aus der Beobachtung des wirklichen Lebens. Vgl. Gottschall, «Bogumil G.» (in: «fere Zeit», Ppz. 1871).

Golz (Herm., Freiherr von der), prot. The. besonders genannt wegen seiner kirchenpolit. tigkeit, wurde geb. zu Düsseldorf 17. März als der Sohn des preuß. Oberlieutenants Al. der Freiherr von der G., erhielt seine Vorbil. auf dem Gymnasium zu Koblenz und fu. Herbst 1853 bis Ostern 1858 Theologie in G. gen, Berlin, Tübingen und Bonn. Von 1858 bis 1861 war G. meist in der franz. Schweiz u. Frankreich teils als Lehrer, teils auf Studien beschäftigt und veröffentlichte «Die reform. Genß im 19. Jahrh.» (1861, auch franz.). Von 1861 bis 1865 bekleidete G. das Amt Predigers bei der preuß. Gesandtschaft in siedelte aber dann als außerord. Professor der logie nach Basel über. In dieser Zeit verlichte er einen Cyklus von Vorträgen: «Offenbarung durch heilige Geschichte» (Basel) und außer mehreren Abhandlungen ascetisch kirchenpolit. Inhalts den ersten Band etn. h. dogmatischen Werks: «Die christl. Wahrheiten» (Gotha 1873). Im J. 1870 zu Professor ernannt, hielt G. 1872 als Rel. Universität Basel die vielfach angefochten über «Die sittliche Werthschätzung polit. Char.» («Deutsche Blätter», 1872). Ostern 1873 nach berufen, vertrat G. hier die systematisch. ciplinen. Abgesehen von kleinen Abh. über «Die Grenzen der kirchlichen Lehrfreiheit Familien», gab er 1874 und 1875 mit 2. zwanglosen Heften die «Synodalfragen, zu. tierung über die bevorstehende Synode». An den Verhandlungen der außerordentlichen synode von 1875 nahm G. als De. der theol. Fakultät zu Bonn regen Anteil nach Schluß der Synode erhielt G. einen i. Berlin als Propst zu St. Petri, Obertor. rat, ordentliches Mitglied des Evangelisch kirchenrats und ord. Honorarprofessor an i. Fakultät, welche Stellung er im Mai 187

Im J. 1888 wurde er ordentliches Mitglied der theol. Fakultät. Er veröffentlichte noch eine Sammlung von Predigten: »Tempelbilder aus dem Leben des Herrn Jesu« (2. Aufl., Berl. 1879).

Golz (Theod., Freiherr von der), Bruder des vorigen, namhafter deutscher Volkswirt, geb. 10. Juli 1836 zu Koblenz, bezog 1853 die Universität Erlangen und später Bonn, um Rechts- und Staatswissenschaften zu studieren, gab aber 1855 infolge eines Augenleidens das Studium vorläufig auf und widmete sich der Landwirtschaft. Nachdem er dieses Fach auf Landgütern im Rheinlande, in Pommern und Württemberg praktisch erlernt hatte, ging er 1858 abermals nach Bonn und studierte an der Akademie zu Poppelsdorf landwirtschaftliche und naturwissenschaftliche Disciplinen. Seit 1860 Lehrer der Landwirtschaft an der Ackerbauschule zu Niesenrodt im westfäl. Kreise Mülten, folgte er einem Rufe als Lehrer an die landwirtschaftliche Akademie Walbau bei Königsberg i. Pr., wurde 1869 als ord. Professor der Landwirtschaft an die Universität Königsberg berufen und 1875 zum Direktor des landwirtschaftlichen Instituts daselbst ernannt. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Beitrag zur Geschichte der Entwicklung der ländlichen Arbeitsverhältnisse im nordöstl. Deutschland« (Berl. 1868), »Ländliche Arbeiterwohnungen« (Königsb. 1865), »Landwirtschaftliche Buchführung« (Berl. 1866; 5. Aufl. 1879), »Die heutigen Aufgaben des landwirtschaftlichen Gewerbes und seiner Wissenschaft« (Danz. 1870), »Die ländliche Arbeiterfrage und ihre Lösung« (Danz. 1872; 2. Aufl. 1874), »Die soziale Bedeutung des Gesindewesens« (Danz. 1873), »Die Lage der ländlichen Arbeiter im Deutschen Reich« (Berl. 1875), »Die soziale Frage im Lichte des evang. Christentums« (mit Professor Veytschlag; Halle 1878), »Landwirtschaftliche Lagersysteme« (2 Tle., Berl. 1880 u. 1882).

Golz (Karl Friedrich, Graf von der), preuß. General der Kavallerie, geb. zu Stuttgart 12. April 1815, Sohn des Grafen Heinrich von der G., trat 1832 in das preuß. 1. Kürassierregiment zu Breslau auf Beförderung ein, wurde 1833 Offizier und nahm im Gefolge des franz. Marschalls Bugeaud 1844—45 am Feldzuge in Algerien teil, wurde nach der Heimkehr Hofkavaliere der Prinzessin Albrecht von Preußen und 1848 Adjutant des Prinzen von Preußen (jetzigen Kaisers Wilhelm), welchen er 1849 in Baden begleitete. G. wurde 1849 zum Rittmeister, 1855 zum Major befördert, 1859 als Oberstlieutenant Kommandeur des Königs-Hujarenregiments in Bonn und 1861 Flügeladjutant des Königs Wilhelm. Seit 1864 führte G. die 14. Kavalleriebrigade, wurde 1868 Kommandeur der Garde-Kavalleriedivision und nahm mit dieser an den Schlachten von Gravelotte, Sedan und der Einschließung von Paris teil, nachdem er im Juli 1870 zum Generalleutnant und Generaladjutanten befördert worden war. Im Okt. 1872 gab G. das Kommando der Gardesavallerie ab und wurde 1873 Chef des reitenden Selbstjägerkorps, 1875 General der Kavallerie, sowie kommissarischer Gestütsdirektor im Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten.

Golz (Kolmar, Freiherr von der), aus der Linie Domnau, preuß. Militärschriftsteller, geb. 12. Aug. 1843 zu Biellensfeld bei Labiau in Ostpreußen, wurde vom 12. Jahre ab im Rakettenkorps (in den Anstalten zu Rulm und Berlin) erzogen und trat als Offizier 1861 in das preuß.

41. Infanterieregiment. In den J. 1864—67 besuchte G. die Kriegsakademie zu Berlin und nahm am Feldzuge im J. 1866 in seinem Regiment, welches zur Armee des Kronprinzen (1. Armeekorps) gehörte, teil, wurde jedoch gleich zu Beginn der Operationen 27. Juni bei Trautenau verwundet. Im J. 1868 wurde G. zur Dienstleistung bei der topogr. Abteilung des Großen Generalstabes kommandiert und nahm in diesem, sowie dem folgenden Jahre an den Feldarbeiten der Landesaufnahme teil. Bei der Mobilmachung im J. 1870 trat G. als Generalstabsadjutant in das Oberkommando der Zweiten Armee (Prinz Friedrich Karl von Preußen), nahm an den Schlachten bei Dionville—Mars-la-Tour, von Gravelotte, der Einschließung von Metz bis zur Kapitulation, sowie an den Schlachten bei Orléans, den Kämpfen an der Loire und der Schlacht bei Le Mans teil, kam nach dem Friedensschlusse zunächst als Lehrer an die Kriegsschule zu Potsdam, wurde jedoch schon im Okt. 1871 als Hauptmann in den Großen Generalstab versetzt und der kriegsgeschichtlichen Abteilung desselben überwiesen. In dieser Stellung veröffentlichte er zwei wertvolle Werke: »Die Operationen der Zweiten Armee bis zur Kapitulation von Metz« (Berl. 1873) und »Die sieben Tage von Le Mans« (Berl. 1873), welche Aufmerksamkeit erregten durch die ansprechende Form der Darstellung und die Zuverlässigkeit und Objektivität des Inhalts. Im J. 1874 wurde G. zum Generalstabschef der 6. Division versetzt und veröffentlichte abermals zwei Werke: »Die Operationen der Zweiten Armee an der Loire« (Berl. 1875) und »Leon Gambetta und seine Armee« (Berl. 1877; auch in franz. Sprache erschienen). Das zuletzt genannte Werk erregte wegen einiger, über die Dauer der aktiven Dienstzeit und Gambettas Wirken ausgesprochener Meinungen Argerniß. Es erfolgte die sofortige Versetzung des Verfassers in das 96. Infanterieregiment. Doch wurde G. schon 1878 wieder in die kriegsgeschichtliche Abteilung des Großen Generalstabes zurückversetzt und gleichzeitig als Lehrer der Kriegsgeschichte an der Kriegsakademie verwendet. G. ist Mitarbeiter vieler, namentlich militärischer Zeitschriften und sucht durch populär geschriebene Artikel und öffentliche Vorträge dem größern Publikum das richtige Verständnis für militärische Zeitfragen zu vermitteln. Dies Ziel verfolgt auch: »Das Volk in Waffen« (2. Aufl., Berl. 1883). Von hervorragender kriegswissenschaftlicher Bedeutung ist die zuerst in Heften des »Militär-Wochenblatts« und dann als selbstständiges Buch erschienene Schrift »Kosbach und Jena« (Berl. 1883). Im Juni 1883 wurde G. nach Konstantinopel beurlaubt, um dort, einem Antrage der türk. Regierung entsprechend, die Organisation und obere Leitung der türk. Militärbildungsanstalten zu übernehmen, und schied gegen Ende August als Oberstlieutenant z. D. aus dem aktiven preuß. Militärdienste aus, um in den Dienst der Pforte zu treten.

Golgius (Hendrik), berühmter holländ. Kupferstecher, wurde 1558 zu Mälebrecht geboren, wo sein Vater als geschickter Glasmaler lebte. Diesem bei seinem Geschäft zu helfen, war die erste künstlerische Bethätigung des jungen G. Später, als sein Vater nach Deutschland ziehen mußte, kam er zu Meister Leonhard in Harlem in die Lehre, wo sich bald seine Fähigkeiten glänzend entwickelten. Im Alter von

Al. J. heiratete er eine Aeltere Witwe, deren Vermögen ihn in den Stand setzte, eine gute Kupferbrücke anzulegen, der Sohn, den er ihm zubrachte, Jakob Raitum, wurde sein einziger Schüler. Entwickelte eine sehr angetrennte Thätigkeit, die aber, verbunden mit dem Gefühl des Mißverhältnisses zwischen seinem und seiner Frau Lebensalter, Gemüth und Gesundheit so sehr angriff, daß er in seinem 24. Jahre eine längere Reise durch Deutschland und Italien unternehmen mußte. Nach Hause zurückgekehrt, kränkelte er von neuem und konnte nur durch die sorgfältigste Pflege gehärtet und zu großen Arbeiten fähig gemacht werden. Er starb 29. Dez. 1616 zu Padua. Er brachte die Kupferstecherei, was die Technik anbetrifft, auf eine hohe Stufe. Er bildete den Übergang von der zeichnerischen zur koloristischen Behandlung des Grabstichs und leistete Vortreffliches in letzterer Hinsicht. Mit ihm beginnt das Virtuositentum im Stich, welches in raschem Fortschritt bald danach krebte, alle Tinten und Löss des Pinsels mit dem Stichel zu verdrängen. In seinen älteren Werken geht er in Mäßigkeit und Haltung von Dürer aus.

Golatsch, rechtskräftiger Zuzug der Weißen Mitter, ein großer Kalkstein in der sächsl. Kreishauptstadt Jena und mündet oberhalb Greiz. Der Fluß überflutet die Eisen-Brugg-Hof der Eisenbahn des Thal der G. auf einem 1645–51 erbauten Viadukt. Derselbe ist ein großer, aber dem tiefsten Punkt der Thal-Sohle zu erheben und besteht, indem sich Dogen über den Fluß wölben, aus vier Stagen, deren untere von 20, deren obere von 24 Weibern getragen wird. Die Kosten belaufen sich auf fast 7 Mill. Mark (S. Tafel Brücken I, Fig. 10.)

Golatsch (auch Golumbács, Golumbóc, d. i. Laudenisch), ehemals festes Schloß an der unteren Donau in Serbien, von dem noch Reste vorhanden sind. Es liegt in den mittelalterlichen Rümpfen der Serben, Ungarn und Türken eine bedeutende Rolle. Man führt die ersten Anlagen der Befestigungen bis auf die Römerzeit zurück. Von 1438 bis 1450 war der Ort türkisch, seitdem verfiel derselbe. Das Schloß G. wird als der Ort betrachtet, die der Sage nach in einer der Felsenhöhlen am Fuße der Feste entliehen. Dort liegt nämlich der von St. Georg getödtete Trache, aus dessen Nachen die den Völkern und Märdern gefährlichen Insekten hervorgehen. In den Monaten April bis Juni erscheinen diese Mücken oft in zahlreichen Schwärmen und verursachen großen Schaden.

Golachowski (Hagnor, Graf von), österr. Staatsmann, 8. Febr. 1812 in Galizien geboren, erhielt seine Erziehung und erste Bildung in dem Jesuitenkloster zu Larnopol und vollendete seine jurist. Studien an der Hochschule zu Lemberg. Dort trat er nach empfangener Doktorwürde in den Staatsdienst. Während Graf Franz Stadion Gouverneur in Galizien war, erhielt G. allmählich einen maßgebenden Einfluß auf die Verwaltung des Kronlandes, der zur Folge hatte, daß er nach Stadions Rücktritt (1849) an die Spitze des Gouvernements gestellt wurde. Am 21. Aug. 1859 wurde er zum Minister des Innern ernannt. In dieser Eigenschaft hat er an dem für Österreich so bedeutsam gewordenen Oktoberdiplom von 1860 einen maßgebenden Anteil. Am 12. Dez. 1860 wurde G. seines Amtes enthoben und durch Schmer-

ling ersetzt. Am 12. April 1861 wurde er zum Mitglied des Herrenhauses und 20. Sept. 1862 zum Statthalter in Galizien ernannt und blieb es bis er unter dem kgl. Bergministerium (1867) dieser Stelle abermals enthoben wurde. Am dem Ministerium Hofenwart (1871) wurde er zum dritten mal Statthalter in Galizien, welche Stellung er auch unter dem deutsch-verfassungstreuen Ministerium Auerberg bis zu seinem Tode (A. K. 1875) bekleidete.

Golgermähe, f. unter Grimma.

Gomogel, österr. Fab. und Mantel auf der Stifter Joh. (f. d.).

Gomadi, ein dem Olibanöl ähnliches Öl, welches durch Pressen der Samen einer in Californien einheimischen, Goma genannten Urpflanze gewonnen wird. (f. Arminioe)

Gomarissen oder Kontracoe montane

Gomarigummi oder Gomarharz ist in getrockneten Zustande in den Handel kommen balsamische Saft der Harpora gummosa Jacq. eines zu der Familie der Burseraceen gehörenden Baums Melindindus und Sadenantes. Die auch Ghibou oder Gachibouharz genannte und oft für Arminioz ausgegebene Stoff wurde früh gleich dem Elemharz zu Wundsalben und Ausräumungen verwendet, dient jetzt zur Verfertigung von Firnissen. (S. Harpora.)

Gomarus (Franz), reform. Theolog, Hauptgegner des Arminius und der Arminianer, 9. Jan. 1603 zu Brügge in Flandern, in Strassburg unter Joh. Sturm vorgebildet, studierte 1608 Theologie in Neuchâtel, Orléans, Cambrai und Heidelberg, ward 1587 Prediger der h. Gemeinde in Frankfurt a. M., 1594 Professor Theologie in Leiden. Er war strenger Calvinist, besonders auch in der Lehre von der Prädestination. Er lehrte, daß Gott vor dem Fall ohne Rücksicht auf das Verhalten der Menschen, bloß nach freier Wohlgefallen einen Teil derselben zur Seligkeit stimmte, einen andern der Verdammnis verurtheilte, daß daher der Mensch zur Erlangung Heils aus eigener Kraft gar nichts thun könne, sondern alles von Gottes Gnade und Wirken abhängt. Als aus 1608 Arminius als Prof. der Theologie nach Leiden berufen ward, war Streit unvermeidlich. Zwei Kolloquien der beiderseitigen Gegner, 1608 und 1609 im Haag abgehalten, ohne Erfolg. Als nach Arminius' Tode dessen Sinnungsgenosse Konrad Vorstius als Professor Leiden berufen wurde, legte G. seine Professur nieder, lebte seit 1611 in Nidderburg und ging 1612 als Professor nach Saumur, 1618 nach Orléans. Von hier aus nahm er an der Vorbereitenden Synode teil und wirkte hier als einer der entschiedensten Gegner der Arminianer. Auch an der 1623 in Leiden vorgenommenen Revision der Bittelsüberlegung beteiligte sich G. Er starb 11. Jan. 1641. Seine Lehrsätze sind in der Sammlung von Vorstius 1645 und 1646 veröffentlicht.

Gomberville (Sigravus de), eigentlich Willelm Le Roy, franz. Romanichter, geb. 1611 in Paris, lebte meist auf seiner Besitzung in Gomberville bei Versailles und starb 1674. Er war der ersten Mitglieder der französischen Akademie, schrieb nach Veröffentlichung lehrhafter und gallophischer in den J. 1621–51 vier unter dem Namen des griech. Romans lebende große Romanwerke, worunter „Polixandros“ (1639–47) die wichtigste ist. Durch dieselben wurde ihm der

galanten Roman eine der Wirklichkeit mehr Rechnung tragende und zugleich aristokratische Richtung angebahnt und erhielt die gleichartige Romanbildung in Deutschland im 17. Jahrh. ihren Anstoß.

Gombetta, bis zur Einführung des franz. metrischen Maßes (1. März 1847) ein kleines Getreidemaß in Genua, $\frac{1}{10}$ des Quarto oder $\frac{1}{100}$ der Mina, geteilt in 4 Misurette (Mässhens) und nach der Größe der Mina in der kaufmännischen Praxis = 1,25 l, eigentlich aber nur = 1,21 l.

Gombin, Stadt im russ. Gouvernement Warschau, Kreis Gostynin, in Polen, südlich von Plock, etwa 12 km vom linken Weichselufer entfernt, mit 3000 E., darunter viele Juden, besitzt Rübenzuckerfabriken, Licht- und Eisfabriken und Branntweinbrennereien.

Gombosaser, die Stengel einer im Orient, namentlich in Ägypten und Syrien sehr verbreiteten Pflanze aus der Familie der Malvengewächse, Hibiscus esculentus, welche, an Stelle der Hahnen in der Papierfabrikation verwendet, ein sehr schönes festes Papier liefern.

Gomel, Kreisstadt im russ. Gouvernement Mohilew, unter 52° 25' nördl. Br. und 48° 41' östl. L. von Ferro, am rechten, hohen und steilen Ufer des Gossch, an der Poststraße von Mohilew nach Tschernigow und an der von Wilna über Minsk nach Chartom führenden Eisenbahn gelegen, mit (1882) 13080 E., hat bedeutenden Handel mit Bauholz, hauptsächlich nach Cherson, ferner mit Wolle, Hanf, Flach und Hanföl nach Riga und Warschau, außerdem eine Zuckerfabrik, zwei Leberfabriken und fünf Ziegeleien. Auf den hiesigen drei Jahrmärkten kommen hauptsächlich Galanteriewaren aus Moskau und Metallwaren aus Tula zum Verkauf, der Umsatz beträgt etwa 524000 Rubel. E., auch Gomij oder Gomy genannt, im Mittelalter Gom, wird in den Chroniken zuerst 1142 erwähnt; nach sehr wechselvollen Schicksalen, welche es bald unter poln., bald unter litauische Oberhoheit brachten, wurde es erst unter Katharina II. Rußland einverleibt.

Gomer, Sohn Japheth, steht in der Völkertafel 1. Moje 10 an erster Stelle, um zu bezeichnen, daß von ihm das nördlichste der japhethischen Völker (s. unter Japhet) abstamme; dasselbe ist wohl identisch mit den alten Rimmeriern (s. d.) der Klassiker.

Gomera, eine der Canarischen Inseln, 27 km südwestlich von Teneriffa, zählt auf 874 qkm (1877) 11889 E., ist von elliptischer Gestalt und erfüllt von einem hohen vulkanischen Plateau, das mit steilen, von den Gewässern eingeschnittenen Küsten zum Meere abfällt, bis 600 m hoch. Der höchste Punkt ist der 1840 m hohe Cumbre de Garojona. Die zahlreichen Bäche, welche mit Rastaden zum Meere eilen, haben in den basalt reizende Thäler gerissen, in denen Palmen gedeihen, während das Plateau Lorbeerwälder bedeckt. Es wird viel Vieh gehalten und etwas Seide und Kartoffeln ausgeführt; die Gewinnung von Wein, Zucker und Cochenille ist fast ganz aufgegeben. An der Ostseite liegt San Sebastian de Gomera, mit 2400 E. und einem guten Ankerplatz, von wo Columbus 7. Sept. 1492 zur Entdeckung von Amerika ausfuhr.

Gomes (João Baptista), einer der besten portug. Tragiker der neuern Zeit, geb. zwischen 1770 und 1780 zu Porto, erlernte die Handlung und war Buchhalter in einem größern Handlungshause. In dieser Stellung dichtete er die Tragödie «Nova Castro» («Zne; de Castro»), durch welche allein er

berühmt geworden ist. Das Stück kam zu Anfang des 19. Jahrh. auf die Bühne und wurde das Lieblingsstück der Nation. Diese Tragödie ist unverkennbar eine Jugendarbeit, aber eine in der That vielversprechende und schon dadurch epochemachend, daß der Dichter die franz. klassischen Fesseln abschüttelte und wieder mehr dem Nationalgeiste folgte. Ins Französische wurde sie von Ferd. Denis in den «Chefs-d'œuvre du théâtre portugais» (Par. 1828) und ins Deutsche von Wittich (Lpz. 1841) übertragen. Auch lieferte er metrische Übersetzungen der franz. Tragödie «Fayel» von d'Araud und «Die Maskabder» von Lamotte. Der Dichter starb 20. Dez. 1803. Vgl. Praga, «Historia do theatro portuguez» (Bd. 4, Porto 1871).

Gomes de Amorim (Francisco), unter den lebenden Dramatikern Portugals der einzige, der noch der romantischen Schule angehört, Schüler von Almeida Garrett, geb. 13. Aug. 1827 in Ave-lomar (Minho), erlernte 13jährig in Brasilien den Handel. Die Lektüre von Almeida Garretts Gedichten erweckte sein Dichtertalent und trieb ihn in die Heimat zurück (1846), wo Garrett ihm ein treuer Freund und Berater ward. Die Revolution von 1848 begeisterte ihn zu seinen ersten Viebern «Garibaldi» und «A queda de Hungria». Im J. 1862 gab er sein erstes Drama heraus: «Chigi», das in Lissabon unter rauschendem Beifall zur Darstellung kam. Ihm folgte 1858 eine Sammlung lyrischer Poesien: «Cantos matutinos» (2. erweiterte Ausg., Lissab. 1866, unter dem Titel «Versos»), und später zahlreiche Dramen, unter welchen die hervorragendsten «Odio de Raça», «Figados de tigre», «A prohibição» und «Aleijões sociaes» sind. G., welcher bereits 1851 ein kleines Staatsamt erhalten hatte, wurde 1859 Bibliothekar des Marineministeriums und Konservator im Museo de antiguidades navaes. Neuerdings veröffentlichte er den günstig aufgenommenen Roman «O amor da patria» (Lissab. 1879) und eine Lebensbeschreibung seines Protektors: «Garrett. Memorias biographicas» (Lissab. 1881). Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1866—70 (8 Bde., Lissab.).

Gomez (Antonio), Teilnehmer am Attentat Dr. finis (s. d.) auf Napoleon III.

Gomm (Sir William Maynard), brit. Feldmarschall, geb. 1784, trat als jehnjähriger Knabe in das brit. Heer ein und nahm 1799 an dem Zuge nach dem Helber, im folgenden Jahre an den Expeditionen nach Frankreich und Spanien, 1805 an der Unternehmung gegen Hannover, 1807 an den Kämpfen bei Stralsund und dem Angriffe auf Kopenhagen teil, kämpfte dann 1808 und 1809 in Spanien und Portugal, machte den Zug nach der holländ. Insel Walcheren mit, kehrte jedoch von dort wieder nach Spanien zurück und wurde im Stabe Wellingtons als Generalstabsoffizier verwendet. In dieser Stellung nahm er an dem weitern Verlaufe des Französisch-Spanisch-Portugiesischen Kriegs bis zum Friedensschlusse teil, blieb dann bei Wellingtons Heer in den Niederlanden und machte 1815 die Schlacht bei Waterloo mit. G. wurde 1842 Gouverneur von Mauritius und übernahm 1851 an Stelle von Sir Charles Napier in Indien den Oberbefehl über das gegen die Birmanen kämpfende Heer, welchen er bis zum Ende des Kriegs 1853 führte; zwei Jahre darauf kehrte er nach England zurück. Im J. 1863 wurde er mit

dem Ehrenposten eines Obersten der Goldkamm-
Guards betraut und fünf Jahre danach zum brit.
Feldmarschall ernannt; daneben wurde ihm 1872
das Amt des Wardeins vom Tower verliehen. G.
starb zu Brighton 15. März 1875.

Gommeline, techn. Bezeichnung für ein durch
Röhren von Stahleisen dargestelltes Gerüst (s. d.).

Gommern, Stadt in der preuß. Provinz Sach-
sen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Jerichow I,
18 km im S.O. von Magdeburg, an der Elbe, zählt
(1890) 3241 meist evang. E., ist Station der Linie
Magdeburg-Jerichow der Preussischen Staats-
bahnen, Sitz eines Amtsgerichts und hat ein altes,
von König Heinrich I. gegründetes Schloß, welches
jetzt als Strafgefängnis dient. Bierbrauerei, Dampf-
mühle, zwei Wassermahl- und Schneidemühlen,
Stärkefabrik, Destillation, bedeutenden Handel mit
Getreide, Zuckerrüben, Düngemitteln und Vieh, so-
wie große Steinbrüche auf Grauwacke, die meist auf
dem Wasserwege nach Magdeburg, Hamburg, Wil-
helmshaven und Berlin geht und deren jährliche
Ausbeute einen Wert von etwa 600 000 Mark hat.

Gömör, Komitat im diesseitigen Theilstreife des
Königreichs Ungarn, hat einen Flächenraum von
1418,8 qkm. Der Boden ist größtenteils (durch
Zweige der Karpaten) gebirgig. Der bedeutendste
Berg ist der Königsberg von etwa 1600 m Höhe.
Die bei dem Dorfe Agtelek (s. d.) befindliche Tropf-
steinhöhle ist eine der merkwürdigsten Europas. G.
wird nach allen Richtungen von fließbaren Gewässern
durchschnitten, unter denen namentlich die in die
Zips führenden Flüsse Hernád und Gölnicz, der
Gran- und der Sajófluß hervorzuhellen sind, welche
zur Belebung der Gemark- und Handelsthätigkeit
viel beitragen. Der Ackerbau ist wegen des ge-
birgigen Bodens nicht sehr bedeutend; desto aus-
gedehnter aber ist die Obstkultur, der Bergbau und
die durch treffliche Weiden begünstigte Viehzucht.
Die Erzeugnisse der letztern gehören zu den besten
in Ungarn und bilden einen sehr gewinnbringenden
Handelsartikel. Der Ackerbau liefert in den nörd-
lichen Theilen des Komitats nur Hafer, Weizen und
Kartoffeln; im Süden erzeugt man schon Rog-
gen, Weizen, Mais und Tabak, selbst die Wein-
traube kommt an einzelnen Orten fort; vortrefflich
ist der Anbau von Hanf und Flachs. Der Holz-
reichtum in den ausgedehnten Wäldungen ist be-
deutend. Betreffs des Mineralreichtums gehört G.
zu den segneten Komitaten; an Eisenerzen ist es
das reichste, daher auch zahlreiche Eisenhämmer und
Eisengießereien bestehen. Die bedeutendsten Berg-
werke sind zu Theißholz, Dobóchau und Rosenau.
Unter den übrigen Industriezweigen des sehr ge-
werbthätigen Komitats sind namentlich hervorzu-
heben die Papierfabrikation, die Verfertigung von
Leinwand und von Lösswaren, sowie die Glas-
fabrikation in Kolowa. Überaus reich ist das Ko-
mitat an Mineralquellen. Die Bevölkerung beläuft
sich (1880) auf 165 268 E.; der Nationalität nach:
Magyaren (48,2 Proz.), Slowaken (43,8 Proz.) und
Deutsche (3,1 Proz.); in Bezug auf das Religions-
bekenntnis: Katholiken (42,5 Proz.), Evangelische
Lutherscher Konfession (36,5 Proz.), Evangelische
Schweizerischer Konfession (18,5 Proz.) und 4261 Juden;
die Katholiken haben einen Bischof zu Rosenau,
Stadt mit 4737 E. Der Hauptort ist der Fleden
Rima-Szombat (Groß-Steinfeldsdorf) mit 4844 E.
Gomerecha, hebr. Amora, d. h. Überflutung,
ist der (nachmalige) Name einer der vier Städte

des Sidsimthals, die in alter Zeit bei einem furch-
baren Naturereignis vom Toten Meere verschlu-
gen worden sind.

Gomperz (Theodor), Philolog, geb. 29. Mä
1832 zu Bräun, besuchte das Gymnasium daselbst
studierte in Wien Jura, Philosophie und Philologie
und habilitierte sich 1867 in Wien, wo er 18
außerord., 1873 ord. Professor der klassischen Philo-
logie wurde. Seit 1867 korrespondierendes Mit-
glied der Wiener Akademie der Wissenschaften, wur-
de 1882 zum wirklichen Mitgliede derselben ernannt.
Die Frucht seiner Beschäftigung mit der Philologie
John Stuart Mills war die unter G.' Redaction
erschienene Übersetzung von Mills »Gesammelte
Werke« (12 Bde., Lpz. 1869—80). Den Mit-
punkt von G.' philolog. Studien bildete die grie-
chische Philosophie, insbesondere der empirischen Richtung.
Namentlich machte er sich verdient um die Entzifferung
der Herculianischen Rollen mit ihren beträchtlich
überresten epictetischer Philosophie. Außer zahl-
reichen Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken
veröffentlichte er: »Demosthenes der Staatsmann«
(Wien 1864), »Philodemi de ira liber« (Lpz. 1866),
»Traumdeutung und Zauber« (Wien 1866), »H-
culanische Studien« (3 Bde., Lpz. 1865—66), »E-
träge zur Kritik und Erklärung griech. Schriftstell-
« (3 Bde., Wien 1875—76), »Neue Bruchstücke E-
kurt« (Wien 1876), »Die Bruchstücke der griech. E-
gister und Cobets neueste kritische Manier« (W-
1878), »Heroboteische Studien« (2 Le., Wien 1880).

Gomphrena L., Amarantine, ein Rai-
der sich auf die Verwandtschaft dieser Pflanzeng-
tung mit dem eigentlichen Amarantus bezieht, i-
welchem eben G. nur durch die Form der Inflo-
renz verschieden ist. Wie bei jenem sind die Blü-
zen sehr klein und unbedeutend, aber in gro-
ßer Zahl zusammengedrängt und von trodenhäutig
prächtigt gefärbten Bracteen umgeben.

Die Gomphrenen werden deshalb derjeni-
gen Kategorie von Blumen beigezählt, welche als
mortalen (s. d.) für Dauerbouquets und ähn-
liche Bindereiartikel Verwendung finden. Während
die Infloreszenz bei dem eigentlichen Amarantus
verästelt ist, bildet sie bei G. einfach und
kurz, oft sogar kugelig und kopfförmig.

Die Gattung G. ist an Arten ziemlich reich,
der Mehrzahl nach der Kultur in Blumengär-
ten wert sind, obgleich noch nicht alle eingeführt.
bekannteste Art ist G. globosa L., der Kugela-
marant, für deren Heimat Indien gehalten wird.
ist eine weichbehaarte, weiblliche, schon an der W-
verästelte Pflanze von etwa 30 cm Höhe; die
tragen glänzend violette Blütenköpfchen bald ein-
bald zu zwei bis drei in den Achseln zweier kle-
Blätter auf 8—10 cm langen Stielen. Man ha-
ben Gärten mehrere Varietäten, mit rahmwei-
fleischfarbigen, weißen und mit Violett gestreif-
ten Blumen. Neuerdings ist von dieser Art auch eine
miniaturform, var. nana compacta, erzogen wor-

Die Gomphrenen sind einjährig oder werden
nigstens als Einjährige kultiviert. Wegen ihrer
Pflanzlichkeit ist G. globosa zur Kultur im f-
Land wenig geeignet, desto besser aber für die
kultur in Töpfen oder, wenn die Blumen in groß-
Menge für Zwecke der Binderei gebraucht wer-
auf abgetragenen Mistbeeten unter Glas. Ar
Arten, z. B. G. Haageana Klotzsch, mit or-
farbenen Blütenköpfchen, werden weniger hi-
kultiviert als die obengenannte Art.

Gomutifasern, f. unter Arenga.

Gon oder **Rwo** (Quo), ein großes Maß für Ellenwaren in Annam, welches 300 Handelsthuol (Handelsellen) enthält, amtlich = 191,84 m. Das Thuol weicht aber in der Praxis bis zu ungefähr einem Fünftel ab, indem es sich bei Untersuchung zwischen 52 und 64 cm Länge ergab, und hiernach differiert auch das G., bei dessen erwähneter Längenbestimmung das betreffende Thuol zu 63,88 cm angenommen ist.

Gondra (grch.), Sicht im Knie, f. u. Sicht.

Gonabes (Bes), Küstenstadt der Republik Haiti, auf der Westseite der Insel, 112 km im NW. der Hauptstadt Port-au-Prince, ist ein Wirrwahl von Holzhäusern und Ziegellallen, die über eine Sandfläche zerstreut sind. Der dem Außenhandel geöffnete Hafen, den größten Schiffen zugänglich, besorgt die Ausfuhr eines ausgebeuteten Baumwoll- und Kaffeebereichs.

Gonalgie (grch.), Kniebeschmerz.

Gonave (La), zur Republik Haiti gehörende Insel, in der Südostseite des Ozeans gelegen, welcher in die Westseite Haitis eingreift, durch den Kanal St. Marc vom Lande getrennt, dehnt sich vor dem Eingange zur Bai von Port-au-Prince bei etwa 16 km Breite 60 km weit vom NW. nach SO. aus; ihre Fläche beträgt 743 qkm. G. ist das alte Guanabo oder Guanavana der Indianer von Tarragua und deren letztes Asyl.

Goncourt (Edmond Louis Antoine und Jules Alfred Huot de), franz. Schriftsteller, zwei Brüder, von denen der ältere 26. Mai 1822 in Nancy, der jüngere 17. Dec. 1830 in Paris geboren wurde. Sie sind die Enkel eines Mitglieds der Konstituierenden Versammlung von 1789 und namentlich durch eine bedeutende Anzahl gemeinschaftlich verfaßter Werke bekannt geworden. Ihre früheren Arbeiten sind betitelt: «En 18...» (1851), «Salon de 1852» (1852), «Les mystères des théâtres» (1853), «La lorette» (1853), «La révolution dans les mœurs» (1854), «La peinture à l'exposition universelle de 1855» (1855), «Les actrices» (1856), «Une voiture de masques» (1856). Namentlich aber haben sie sich als Kulturhistoriker und Romanbildner einen Namen gemacht; in ersterer Beziehung haben sie die Kunst, Mode und Sittengeschichte des 18. Jahrh. zum Gegenstand ihres Studiums gewählt. Sie geben aber zu viel geringfügiges Detail und häufen Anekdoten und pikante und lehrreiche Einzelheiten ohne Plan und Methode zusammen. In diese Richtung gehören: «Portraits intimes du XVIII^e siècle» (2 Bde., 1856—58; neue Aufl. 1878), «Sophie Arnould d'après sa correspondance et ses mémoires inédits» (1857), «Histoire de Marie Antoinette» (1858 u. öfter), «Les maîtresses de Louis XV» (2 Bde., 1860), eine Schrift, die in drei Bänden wieder erschien unter den Titeln: «La Du Barry», «La Pompadour», «La duchesse de Chateauroux et ses sœurs» (1878—79); ferner: «La femme au XVIII^e siècle» (1862), «L'art du XVIII^e siècle» (2 Bde., 1874; 3 Bde., 1881—82), «Idées et sensations» (1866), «Gavarni, l'homme et l'artiste» (1873). Als Romanschreiber gehören sie zur naturalistischen Schule; ihr Stil ist lebendig, aber oft gesucht. Ihre Romane sind: «Les hommes de lettres» (1860; neue Aufl. unter dem Titel «Charles Demaillay», 1869), «Sœur Philomène» (1861), «Renée Maupérin» (1864), «Germinie Lacerteux» (1866), «Manette Salomon» (1867), «Madame Ger-

vaisals» (1869). Nachdem Jules G. 20. Juni 1870 zu Auteuil gestorben war, veröffentlichte Edmond G. noch «L'œuvre de Watteau» (1876) und «L'œuvre de Prudhon» (1877), und drei Romane, die seinen Namen berühmt machten: «La fille Elisa» (1878), «Les frères Zemganno» (1879) und «La Faustin» (1881).

Gond, ein eigentümlicher Volksstamm, welcher den größten Teil der Bevölkerung in der Landschaft Gondwana (s. d.) bildet und für den Überrest der ursprünglichen Bewohner von Vorderindien, namentlich des Dehkan, vor der Einwanderung der Arier gehalten wird und von der spezifischen, durch letztere verbreiteten ind. Kultur nur sehr wenig oder gar nicht berührt worden ist. Die G. sind im allgemeinen nicht unter der mittlern Körpergröße der Hindu, aber von ganz schwarzer Hautfarbe, haben eine breite Stirn, kleine tiefliegende Augen, wulstige, dicke Lippen, schmutzige, schwarze Zähne, dickes, langes, herabhängendes, schwarzes Haupthaar, mitunter aber auch rotes, mehr oder weniger wolliges, eine breite Brust und lange Schenkel. Der Bart ist bei ihnen nur schwach entwickelt. Andere Schriftsteller schildern das Äußere der G. günstiger und erwähnen ihres schönen und schlanken, wohlgestalteten Körperbaues, des angenehmen Gesichtsausdrucks bei vielen Männern, ihrer glänzenden lebendigen Augen, ihrer schönen Zähne u. s. w. Auch wird die Reinlichkeit und Zierlichkeit ihres Äußern hervorgehoben. Die G. stehen im allgemeinen auf der tiefsten Stufe der menschlichen Kultur und wie einige Schriftsteller über sie berichten, wenigstens teilweise nicht über den wilden Tieren. Sie leben in den abgelegensten und am wenigsten zugänglichen Wäldern und Gebirgsgegenden der zu der sog. Gondwana gehörenden Distrikte in schlechten Hütten in sehr kleinen Dörfern, außerhalb der religiösen und sozialen Institutionen des Hinduismus, haben keine Kasten, keine eigentlichen Priester, verehren Dämonen, denen sie Menschenopfer bringen, sollen Kranke und altersschwache Familienglieder schlachten und verzehren, sind sehr scheu, aber zugleich räuberisch und gehen fast nackt. Hauptsächlich leben sie von der Jagd und verzehren das Fleisch aller, auch der von den Hindu für unrein gehaltenen Tiere und sind teilweise berauschten Getränken, die sie sich zu bereiten verstehen, sehr ergeben. Ackerbau wird von den G. nur sehr unvollkommen und wenig getrieben.

Ihre Sprache ist nicht bei allen einzelnen Stämmen, in welche die G. zerfallen, und zwischen denen, außer ihrer ethnogr. Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit, keine andern Beziehungen stattfinden, nicht dieselbe. Es ist aber noch nicht festgestellt, ob das verschiedene Idiom der einzelnen Gondstämme, von denen die Kola, Soura und die Rhond des Gumsurgebirges an der Ostküste des Dehkan hervorzuheben sind, allein auf Dialektverschiedenheit oder auf einem tiefern und wesentlichen Unterschiede beruht. Mit dem Sanskrit ist keine einzige der Gondsprachen verwandt, wiewohl von einigen derselben mehr, von andern weniger Sanskritwörter aufgenommen worden sind. Nur äußerst langsam verlassen die G. den Zustand der niedrigsten menschlichen Kultur, in dem sie bis jetzt lebten und größtenteils auch noch leben. Ein gewisser Fortschritt in dieser Hinsicht findet vorzugsweise bei den G. in Tschota-Ragpur, Orissa und Bisagapatam statt. Die G. daselbst verehren die Gottheit, welche die erzeugende Kraft der Natur beherrscht und leitet,

und allein durch das Blut von Menschenopfern günstig gestimmt werden kann. So opferte z. B. der Radscha von Baskar, ein Gondhäuptling, als er eine Reise antrat, 1826, zuvor 25 Menschen. Die Meriahs oder Schlachtopfer aber wurden gestohlen oder für 50—80 Rupies per Haupt von armen Hindus gekauft. In Bisagapatam wurden dieselben bei den Opfern, welche der Erdgöttheit gebracht wurden, von dem zu dieser Feier zusammenströmenden Volke buchstäblich in Stücke zerrissen. Niemals aber waren die Meriahs G. Tausende von Menschenleben waren auf diese Weise schon vernichtet worden, als zuerst 1836 Schritte zur Abschaffung dieser Menschenopfer und zur Zivilisierung der G. geschahen, hauptsächlich unter Leitung von Oberst Campbell. Ihm gelang es, die G. zu überreden, statt der Menschen Tiere der Erdgöttin zu opfern. Zwischen 1837 und 1854 wurden von den Engländern 1552 von den G. zum Opfertode bestimmte Meriahs losgekauft, unter denen 789 Mädchen waren. Jetzt haben diese Menschenopfer in Nagpur so gut wie aufgehört. Die engl. Spezialkommission für die Abschaffung der Menschenopfer in Bisagapatam und Dschampur war bis 1861 wirksam. Im J. 1863 wurde unter den G. in den abgelegenen Gegenden der genannten Distrikte eine geregelte Polizei organisiert und seitdem haben die Menschenopfer daselbst ebenfalls aufgehört.

Gondar, von der Mitte des 17. Jahrh. (d. h. seit König Fassilidas und Johannes) bis gegen 1860 die Haupt- und Residenzstadt von Abessinien, jetzt noch Sitz der höchsten Geistlichen (des Abuna und des Etische) und Hauptstadt des Reichs Amhara, in einer reizenden Gegend der Landschaft Dembea, 1904 m über dem Meere, 40—45 km nördlich vom Tzanafee, auf einem 149 m über dessen Spiegel erhabenen Hügel zwischen den Klüssen Daba und Angareb gelegen. Die einzelnen Teile der Stadt sind durch weite und wüste Straßen und Trümmergestein voneinander getrennt, und das Ganze bildet ein Gewirr von Gassen und kleinen Häusern mit zahlreichen Heden, Büschen, Baumgruppen und Kirchengainen. Merkwürdig ist der auf der Höhe des Bergäckens liegende, jetzt verfallende Simb oder Beit-Negus (Königshaus), das große, von den Portugiesen erbaute Schloß der abessin. Kaiser, mit Türmen, Kuppeln und Zinnen. Der Hauptteil der Stadt liegt im Süden und Südwesten des Schlosses, auf der Höhe des Bergs und im Thale der Daba. An dem diesem Thale zugewandten Bergabhange steht das Haus des Abuna, im Thale selbst, am Fuße des südl. Bergandes, das Mohammedanerviertel (Islam-Beit), jenseits auf einem Hügel, am rechten Ufer der Daba, das Judenviertel (Falascha-Beit). In diesen und allen andern Stadtteilen sind die Straßen sämtlich sehr eng, trumm, steil und schmuzig. Die Häuser, aus Steinen gebaut, sind niedrige, nur zum Teil zweistöckige, cylindrische Türme mit einem kegelförmigen Schilf- oder Strohdach; nur wenige Gebäude haben Dächer in Giebelform. Die beste Beschreibung der Stadt gab Rüppell, die neueste Hofhs. Der größte Teil der alten Stadt ist jetzt verödet oder unbewohnt. Bruce schätzte (wohl zu hoch) die Einwohnerzahl auf 10 000 Familien; um 1840 hatte sie etwa 6000, jetzt noch 4000 G. Sie wurde von König Theodor gründlich verheert und unter König Johann sind die Mohammedaner meist ausgewandert, eine Minderzahl ließ sich taufen. Noch hat sie 44 Kirchen und

viele Hunderte von Geistlichen, dazu zahlreiche Mönche und Nonnen. Auch die Deberas oder Schriftgelehrten haben hier verschiedene Spezialschulen (für Kirchengesang, Poesie, Rechtskunde, Kalenderrechnung, für das Alte Testament u. s. w.). Die Mehrzahl der Bewohner sind Kaufleute, welche zwischen Gosham und Damot einerseits, Massau und Suatin andererseits den Verkehr vermitteln. In G. selbst werden Kleiderstoffe aus Baumwollschmuckstücken und andere Goldarbeiterwaren, Pergament, Sättel, geflochtene Sonnenschirme, Gefäße und andere Flechtwaren verfertigt. Man zählt zu G. mit Gold, Maria-Theresienhalern und Salzruden.

Gondela heißen vorzugsweise die Barten an den Kanälen in Venedig. Sie sind flach, etwa 9 lang, 1 m breit und schwarz angestrichen; auch in der Mitte befindliche Hütte (die entfernt werden kann) ist mit schwarzem Tuch besetzt. Nun G. führten nur der Doge und die fremden Gesandten.

Gondinet (Edmond), franz. Dramatiker, geb. 7. März 1829 zu Laurière im Depart. Haute-Vienne hatte eine Anstellung im Finanzministerium, wemete sich aber später ausschließlich dem Theater. Seine ersten Erfolge erzielte er mit den Einakten *«La cravate blanche»* (1867) und *«Les grand demoiselles»* (1869). Es folgten dann unter anderem die Stücke: *«Gavaud, Minard et Cie.»*, *«plus heureux des trois»* (gemeinschaftlich mit biche), *«Le roi l'a dit»* (1878, komponiert von libes), *«Libres!»*, *«Gilberte»* u. s. w. Namentlich aber schrieb er für das Theater des Palais-Ro mehrere der besten und an komischen Situationen reichen *Buffonnettes*, wie: *«Le chef de division»* und *«Le homard»* (1874), *«Le panache»* (1874), *«Le tunnel»*, *«Les convictions de papa»* und *«professeur pour dames»* (1877), *«Les vieilles couches»* und *«Tant plus ça change»* (1878).

Gondjaren, Einwohner von Darfor (s. d.).

Gondokoro, Negerniederlassung und ehemals lath. Missionsstation im Gebiete der Bari-Ni am Weißen Fluß, hier Tsubiri oder Ri-di genau unter 4° 54' 45" nördl. Br. und 31° 46' 9" östl. von Greenwich in 609 m Meereshöhe auf dem Uferbanch gelegen, war von alters her der Sammelplatz und Hauptmarkt für die Elfenbein- und Ebenhändler, welche hier ihre auf ihren Raubzügen durch die Quellgebiete des Weißen Nils gewonnene Beute in Schiffe zur weiteren Beförderung nach Chartum zu verladen pflegten. Hier wurde Am 1863 durch den lath. Provikar Knobloch, welcher schon 1849 G. besucht hatte, eine Missionsstation nächst der Station Heiligentreu im Lande der Bari die südlichste in den Niländern, gegründet. Der Ankauf eines kleinen Terrains wurde der Bau einer kleinen Kirche, einiger Häuser, sowie die Anlage eines Rüdens- und botan. Gartens für die Mission ermöglicht. Das grausame Treiben der europäischen Sklavenhändler veranlaßte indes die zur Abwehr und Abwehr geneigten Bari zu Repressalien gegen ihre Feinde und sätete Mißtrauen gegen die friedlichen Absichten der Missionare, von denen dem durch die versumpften Ufer höchst ungesund Klima in den Landschaften am Weißen Nil erst. Die österr. Regierung sah sich deshalb nach den 18. April 1868 erfolgten Tode Knoblochers veranlaßt, 1860 sowohl die Mission in G., als auch die übrigen mehr stromabwärts gelegenen aufzulassen, um dem Sklavenhandel ein Ende zu machen, und

der *Expedition* 1871 eine Expedition unter Vater (s. d.) aus, welcher die umliegende Landschaft im Namen des *Chébio* annektierte und zu Ehren desselben den Ort *Jsmailia* nannte, ihn besetzte und mit Garnison belegte. Gordon, Vaters Nachfolger, verlegte des Klimas wegen 1875 die Station nach *Ladd* am linken Flußufer. Dies ist jetzt das in $5^{\circ} 1' 33''$ nördl. Br. und in 465 m Höhe gelegene Generalquartier des Sudan und der Provinzialhauptort. G. ist nur noch ein Dorf der Wari und eine Handelsstation der Eisenhändler, welche hier zwei Monate im Jahre verweilen.

Gondola (ital.), die Gondel.

Gondola (Giovanni), s. *Gunduli* (Zwan).

Gondwana, d. h. das Land der Gond's (s. d.), ein beträchtlicher, geographisch weder genau bestimmter, noch bestimmbarer Teil im Süden der vord. o. Halbinsel, dessen Bevölkerung größtenteils, stellenweise fast ganz aus den Gond's oder Rhond's besteht. Ungefähr ist G. das zwischen $19^{\circ} 50'$ und $24^{\circ} 30'$ nördl. Br. sowie $77^{\circ} 38'$ und $87^{\circ} 20'$ östl. L. (von Greenwich) gelegene Land. Dasselbe umfaßt die brit.-ind. Divisionen und Distrikte Sagar, Narbubba, Singrowli, Ischota, Nagpur und Sirjua nebst den kleinen inländischen Staaten an der Südwestgrenze der Unteren Provinzen und die größere Hälfte des nördl. Teils der Division Nagpur der brit. Centralprovinzen. [Nag (s. d.).]

Gondy (Jean François Paul de), Cardinal von *Senesche*, Stadt im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrondissement Pontoise, 82 km südöstlich von Pontoise, 18 km im NW. von Paris, am Croult, zählt (1876) 2859 G., hat eine aus dem 12. und 18. Jahrh. stammende Kirche und ist Geburtsort des Königs Philipp II. August.

Gonzalón (ital.), Kriegsfahne, Banner; Compagnia del G., eine 1264 zu Rom gegründete Bruderschaft, welche in der Karwoche im Kolosseum die Leidensgeschichte Christi dramatisch darstellte. Die Vorstellungen wurden 1549 von Papst Paul III. verboten.

Gonsalviere hieß ehemals in mehreren ital. Freistaaten, z. B. in Vucca, Bologna und Florenz, das Oberhaupt derselben. Dauer und Verhältnisse des Amtes waren verschieden. In Florenz wurde der G. aus den das Stadtreghiment führenden Familien des höhern Bürgerstandes gewählt. Derselbe verwaltete sein Amt, welches ein Ehrenamt war, nur zwei Monate nacheinander und konnte erst nach sechs Jahren von neuem erwählt werden. Der Titel ging unter Großherzog Leopold I. in Toscana auf die Bürgermeister bis zur Herstellung des Königreichs Italien über. — G. der Kirche war sonst ein Titel der Farnese als Herzöge von Parma.

Gonsarou, Stadt im franz. Depart. Var, Arrondissement Brignoles, 24 km im SO. von Brignoles, auf einer Anhöhe links vom herrlichen Thale der rechts zum Argens fließenden Nille, in 192 m Höhe über dem Meere, Station der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1876) 2197 (als Gemeinde 2339) G. In der Nähe befinden sich Wälder von Korkleichen, Ruinen des Dorfes Cagnose und die Tropfsteinhöhle der Roquette.

Gong, Instrument, s. *Tam tam*.

Gonggong oder Gong, ein aus dem Orient stammendes, in einer Bronzeplatte mit aufgebogenem Rand bestehendes Instrument, das zur Begleitung beim Gesang oder beim Rudern mittels eines hölzernen Klöppels geschlagen wird.

Gonggongmetall, eine Legierung von 80 Teilen Kupfer und 20 Teilen Zinn, aus welcher die durch ihre Klangfähigkeit ausgezeichneten ind. und chines. Gonggongs (s. d.) hergestellt werden.

Góngora y Argote (Luis de), span. Dichter, geb. 11. Juli 1561 zu Cordova, bezog, 15 J. alt, die Universität zu Salamanca, um die Rechte zu studieren, verfasste schon damals den größten Teil seiner erotischen Gedichte, Romanzen und satirischen Zettrillen, worin sich sein Genie am frischesten ausspricht, vernachlässigte aber darüber seine Vorbereitung zum Staatsdienste, zu welchem ihn seine vornehme Geburt berief, und sah sich genötigt, im 45. Jahre in den geistlichen Stand zu treten, wodurch er sich eine Prühnbe an der Kathedrale von Cordova und später die Stellung eines Ehrenkaplans Philipps III. in der Residenz verschaffte; doch war er bereits im Alter zu weit vorgedrückt, um höhere Ehren zu erwerben, wurde durch Krankheit genötigt, den Hof zu verlassen, und starb 24. Mai 1627. Sein dichterisches Wirken ist in zwei Perioden zu scheiden. Die Lieber und Romanzen aus seiner Jugend zeigen den alten Nationalstil und gehören, besonders die burlesk-witzigen und lauslich-satirischen, unter die vortrefflichsten dieser Gattungen. Doch wollte G. alle seine Vorgänger überbieten, Neues, Unerhörtes leisten und einen Stil von höherer Bildung (*estilo culto*) in die ernsthafte Poesie einführen. In dieser Absicht dichtete er den «Polifemo», die «Soledades» und die Fabeln von Pyramus und Thisbe, Produkte der Pedanterie und Geschmacklosigkeit, überladen mit Bildern und mytholog. Anspielungen, in einem gesucht dunkeln Stile und einer so gezwungenen, dem Altclassischen nachgebildeten Sprache, daß er eine besondere Interpunktion dazu erfinden mußte und Kommentare nötig machte. Gerade aber durch diese Dichtungen wurde er epochemachend und Stifter einer neuen Schule, der nach ihm genannten Gongoristen oder Culteranisten. Dieser sog. Gongorismus wirkte, wie der gleichzeitige, ihm sehr analoge Marinismus in der ital. Poesie, so anstehend, daß selbst die früheren Gegner desselben und noch lange auch die besten Köpfe ihm nachgaben. — Die älteste Ausgabe der Werke G.'s ist die von J. Lopez de Vicuña (Madr. 1627); vollständiger ist die von Gonzalo de Florez y Córdoba (Madr. 1633). Eine gute Auswahl gab Luis Ramirez y las Casas-Deja (Madr. 1863) heraus, eine andere besorgte Adolfo de Castro für die «Biblioteca de autores españoles» (Bd. 82). Einige der Romanzen wurden von J. G. Jacobi ins Deutsche überetzt (Halle 1767). Vgl. Thurton, «Gongora» (2 Bde., Lond. 1862).

Goniatiten, beschalte Cephalopoden, die Vorläufer der Ammoniten (s. d.); weit verbreitet und häufig im Silur und Devon.

Gonidien nennt man in der Botanik diejenigen Algenzellen, welche im Thallus der Flechten (s. d.) vorkommen und den flechtenbildenden Pilzen als Nährpflanzen dienen.

Goniometer nennt man die Instrumente, mit welchen der Neigungswinkel zweier Kristallflächen (deren Rantenwinkel) bestimmt wird. Man unterscheidet dieselben als Kontaktgoniometer und Reflexionsgoniometer, je nachdem die Messung durch den unmittelbaren Kontakt zweier auf die Kristallflächen aufgelegter und mit einem eingeteilten Halbkreis verbundener Lineale oder durch die Reflexion

des Lichts vorgenommen wird, wobei alsdann die Kristallflächen als kleine Spiegel dienen.

Das Kontakt- oder Anlage-Goniometer (uerst 1783 durch Garangeot angegeben) ist in beistehender Fig. 1 dargestellt; es ist nur bei etwas

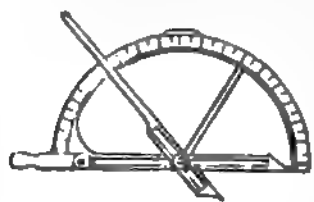


Fig. 1.

größern Kristallen und für solche Winkel anwendbar, deren Kantenlinie wirklich ausgebildet vorliegt, und liefert so wenig genaue Resultate, daß es bloß bei den ersten vorläufigen Messungen oder da als Aushilfe benutzt zu werden pflegt, wo das Reflexionsgoniometer nicht angewendet werden kann. Bei seinem Gebrauche muß die Ebene der Schienen allemal senkrecht auf der zu messenden Kante stehen.

Die Reflexions-Goniometer (uerst von Wollaston 1809 konstruiert) gewähren der zweckmäßiger Benutzung Resultate, welche bis auf 1' genau sind;

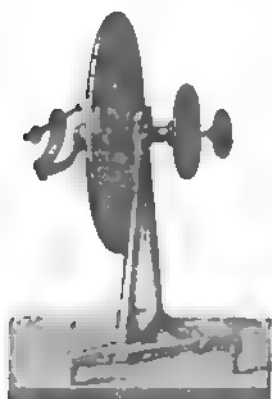


Fig. 2.

sie setzen zwar ebene und glatte, nach den Befehlen der Planspiegel reflektierende Kristallflächen voraus, sind aber insbesondere bei kleinen Kristallen und auch für solche Winkel brauchbar, welche nicht unmittelbar zum Durchschnitt kommen, und verdienen daher in den meisten Fällen vor den Kontakt-Goniometern den Vorzug. Fig. 2 gibt die einfachste Konstruktion der Reflexions-Goniometer wieder. Sie

bestehen wesentlich aus einem Vollkreis (Limbus), dessen Teilung sich durch einen Radius bis auf einzelne Minuten fortsetzt und an dessen Achse der Kristall mit etwas Wachs befestigt wird, daß beide Flächen der zu messenden Kante parallel sind der Drehungsachse. Wenn man nun das Spiegelbild eines etwas entfernten Gegenstandes, oder eine Lichtflamme im Dunkel erst auf der einen Kristallfläche beobachtet und dann den Kreis um seine Achse so lange dreht, bis dasselbe Bild auch von der zweiten Kristallfläche reflektiert wird, so wird der Drehungswinkel nicht den gewöhnlich so genannten Kantenwinkel, sondern unmittelbar das Supplement des gemessenen Winkels, den Normalenwinkel der betreffenden Kante ergeben. Der gespiegelte Gegenstand sowie das beobachtende Auge müssen beide während der Messung selbstverständlich dieselbe Richtung beibehalten, damit der reflektierte Lichtstrahl seinen andern Weg einschlägt; sowohl das einfallende wie das reflektierte Licht geht daher bei den bessern neuern Instrumenten durch je ein Fernrohr (Einlaß- und Auslaßfernrohr). Die zu messende Kristallkante muß justiert, d. h. senkrecht sein zur Ebene des Limbus und zu der durch die

Fernrohre gelegten Ebene, andererseits muß sie centriert sein, d. h. in der Verlängerung der Limbusachse liegen. Bei den meisten ältern Instrumenten steht der Teilkreis vertikal (wie in der Figur), somit also die zu messende Kante horizontal zu liegen (System von Wollaston). Neuerdings gibt man den G. mit horizontalem Teilkreis und senkrechter Drehungsachse (System von Malus) häufig den Vorzug. Das G. von Wollaston wurde durch Ritdichsch mit V. von Lang, dasjenige von Malus (welcher auch die Visierrichtung durch das Fernrohr mit Zadenkreuz fixierte) durch das Cabinet und in neuester Zeit durch Weßely verbessert.

Goniometrie (Winkelmessung) enthält praktische Vorschriften über die Messung von Winkeln. Man gebraucht dazu verschiedene, mit eingetragenen Kreisen versehene Instrumente, z. B. die Bussole, der Theodolit, den Spiegelrefraktanten, das Reflexionsgoniometer. Zur Berechnung von Winkeln gelangt man durch Benutzung von Winkelfunktionen (trigonometrischen Funktionen). Daher ist G. auch ein Abschnitt der Trigonometrie und der mathem. Analysis, nämlich die Theorie der Winkelfunktionen.

Gonobdo, Stadt im russ. Gouvernement Grobno, Kreis Bialystok, links am Flusse Bobr unter 53° 29' nördl. Br. und 40° 24' östl. L. u. Ferro, 67 km nordwestlich von Bialystok, Stadt der Linie Brest-Litowsk-Prasien der Russisch Südwestbahn, an der Grenze Polens und des Gubernements Grobno, mit (1882) 3809 E., ist in den Transithandel ein bedeutender Punkt; der B. sehr geht meist auf der schiffbaren Bobra. Unpoln. Herrschaft erhielt G. 1547 das magdeburger Recht. Bei der dritten Teilung Polens 1795 l. G. an Preußen, 1807 an Rußland.

Gonitis (grch.), Kniegelenkentzündung.

Gonne (Christian Friedr.), Maler, geb. zu D. den 30. Mai 1818, Sohn eines Arztes und ursprünglich für denselben Beruf bestimmt, erh. demgemäß seine Ausbildung auf dem Gymnasium und der chirurgisch-mediz. Akademie bis zum 1834. Der Widerwille gegen dieses Studium brachte G., welcher seit früher Jugend Neigung zum künstlerischen Schaffen hatte, dahin, sich endlich an der Kunstakademie aufnehmen zu lassen, wo er schnelle Fortschritte machte. Seit 1837 h. er Gelegenheit, auf weiten Reisen in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und Italien seinen Gesichtskreis zu erweitern, auch die Schweiz, (Land und Stadtmalerei wurden besucht. E. ersten Bilder fanden vielen Beifall. Es waren wohl Porträts als religiöse Gemälde; das letztere Postheute schätzte er mit einem D. bilde. Größern Erfolg hatte der Künstler, als er sich dem Genre zuwandte, wobei er ernste, fast tragische Stoffe wählte und mit erfinderischer Tiefe zur Darstellung zu bringen in Schöpfungen dieser Art sind. der Indastuß, jenseits hinter den Coulissen, verfehltes Leben, neue Erinnerungen, der moderne Don Juan sondern aber sein drittes Bild: die Reue des b. welches in mannigfacher Weise durch A. dultionen verbreitet und populär wurde. neuester Zeit wiederholte er das ursprünglich in nem Maßstabe gehaltene Bild größer. G. ist lehrer an der Akademie zu Dresden. Auch als philol. Schriftsteller hat sich G. versucht („Ma. Wiede in Natur und Kunst“, Dresd. 1869; Gleichgewicht in der Bewegung“, Dresd. 1888).

Gönnert (Nikol. Thaddäus von), deutscher Rechtsgelehrter und Publizist, geb. 18. Dez. 1764 zu Bamberg, erhielt teils hier, teils auf der Universität zu Göttingen seine wissenschaftliche Bildung. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt wurde er 1790 Hof- und Regierungsrat, 1792 orb. Professor des rom. Rechts, dann Professor des Staatsrechts, 1799 Professor des Staatsrechts an der Universität zu Jena, mit der er 1800 nach Landshut versetzt und deren beständiger Profanzler er 1804 wurde. Im J. 1811 als Mitglied der Kommission zur Ausarbeitung des neuen bayr. Gesetzbuchs nach München berufen, wurde er 1812 Direktor des Appellationsgerichts im Justizfreie, 1813 in den Adelstand erhoben, 1815 Geh. Justizreferendar, 1817 Geheimrat und dann Staatsrat. Als Anhänger der philos. jurist. Schule übernahm er an der neuen Universität München das Lehramt der philos. Rechtswissenschaft. G. starb zu München 18. April 1827. In litterarischer Beziehung hat er sich besonders durch Herausgabe „Ausgewählter Rechtsfälle“ (4 Bde., Landsh. 1801—5), durch sein „Handbuch des gemeinen Prozesses“ (2. Aufl., 4 Bde., Erlang. 1804—5), das „Deutsche Staatsrecht“ (Landsh. 1804) und das „Archiv für die Gesetzgebung und Reform des jurist. Studiums“ (4 Bde., Landsh. 1808—14) ausgezeichnet. Seine spätern Werke wurden meist durch seine legislative Thätigkeit hervorgerufen, so sein „Entwurf eines Gesetzbuchs über das gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Rechtsachen“ (3 Abteil., Erlangen 1815—17), der „Kommentar über das Hypothekengesetz für Bayern“ (2 Bde., Münch. 1823—24; 2. Aufl. von Ed. Graf, 8 Bde., Münch. 1868) und seine im Verein mit Schmidlein herausgegebenen „Jahrbücher der Gesetzgebung und Rechtspflege im Königreich Bayern“ (3 Bde., Erlangen 1818—20).

Gönnert (Baron de), eigentlich Arthur de Coise, Graf von Secondigny, f. u. Brissac.

Gonnos (Gonni) war eine Stadt der Verbräber in Lheasilien, am westl. Eingange des Passes Lempe, oberhalb des linken Ufers des Flusses Venos. Wegen ihrer strategischen Wichtigkeit war sie stark besetzt. Bedeutende Reste ihrer Mauern finden sich noch heute auf drei Hügeln zwischen den Dörfern Dereli und Balamut.

Gonobitz, Markt mit Schloß in der Bezirkshauptmannschaft Litzky in der südl. Steiermark, am Ruckchen Drann, einem rechtsseitigen Zufluß der Drau, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1881) 3272 größtenteils slowen. E., deren Erwerb vornehmlich in Landwirtschaft und Weinbau besteht. Der 1010 m hohe Gonobitzberg trägt die Ruinen des alten Schlosses der Herren von Lattenbach, deren letzter, Graf Hans Grasnuß, 1670 wegen Hochverrats hingerichtet wurde. Das konfiskierte Gut kam an das Kartäuserkloster Seiz und nach dessen Auflösung durch Kauf an die fürstl. Linie von Windischgrätz. Die in der Gegend häufigen Römerfunde zeigen, daß der Ort von Römern bewohnt war.

Gonochorismus, die Geschlechtstrennung bei Pflanzen und Tieren, im Gegensatz zur Zwitterbildung. (S. Hermaphroditismus.)

Gonolobus Mich., Pflanzengattung aus der Familie der Aeclepiaceen. Die Arten derselben, gegen 70, wachsen sämtlich im tropischen Amerika und im südl. Nordamerika. Es sind Sträucher

oder Halbsträucher mit windenden oder niederliegenden Stengeln und ziemlich großen, meist lebhafte gefärbten Blüten. Von einer in Ecuador einheimischen Art, *G. Condurango Triana*, ist die Rinde officinell als *Cortex Condurango* und wird gegen krebsartige Leiden angewendet.

Gonorrhoe, s. Tripper.

Gonsalvo (Fernandez de Cordova), Fürst von Maratza, span. Feldherr, trat jung in den span. Militärdienst, diente unter Spinola in den Niederlanden, befehligte unter diesem Feldherrn die span. Truppen in der Pfalz, schlug im Verein mit Lilly 8. Mai 1622 bei Wimpfen den Markgrafen von Baden, kehrte dann nach den Niederlanden zurück und erfocht dort bei Fleurus abermals einen Sieg. Als Generalgouverneur in Mailand gelang es G., den Frieden zwischen Frankreich und Spanien 1628 und damit die Beendigung des wegen des Weltlin entstandenen Kriegs herbeizuführen. Im Mantuanischen Erbfolgekriege eroberte G. Montferrat und belagerte dann Casale, zog sich jedoch von diesem, schon der Übergabe nahen Plaz ohne genügende Ursache zurück und wurde deshalb seiner Stellung enthoben. Im J. 1632 wurde ihm jedoch nochmals der Befehl über ein Heer in den Niederlanden anvertraut. G. starb 16. Febr. 1645.

Gonsalvo (Fernandez de Cordova y Aguilar), span. Feldherr, geb. 1443, nahm unter König Ferdinand und Isabella am Kriege gegen Portugal und Granada teil, führte 1495 span. Hilfstruppen nach Neapel und kämpfte dort gegen die Franzosen. Bei Reggio gelandet, vertrieb G. rasch die Franzosen aus Unteritalien und wurde vom Könige von Neapel zum Herzog von Sant'Angelo ernannt. Fünf Jahre danach verbündete sich Spanien mit Frankreich jedoch gegen Neapel, und G. führte die span. Flotte zunächst gegen die Türken, kehrte jedoch 1501 nach den ital. Gewässern zurück und eroberte Unteritalien; Tarent wurde zu Lande und zu Wasser blockiert und ergab sich 1. März 1502. Die Sieger konnten sich jedoch über die Teilung des eroberten Gebietes nicht einigen und stritten gegeneinander; im Jan. 1503 gelang es G., das franz. Heer unter dem Herzoge von Nemours zurückzudrängen und 28. April bei Cerignola entscheidend zu schlagen, wobei der franz. Befehlshaber den Tod fand. Nach diesem Siege zog G. in Neapel ein und wurde im ganzen Lande als Gebieter anerkannt; nur Gaeta wurde von den Franzosen gehalten und, gestützt auf diese starke Festung, hielten sich auch die Trümmer des bei Cerignola geschlagenen Heeres bei Capua und am Varigliano, wurden jedoch im Dez. 1503 von G. auseinander getrieben, worauf sich Gaeta ergab. G. wurde nunmehr span. Vizekönig in Neapel und erwarb sich durch umsichtige Verwaltung des Landes und kluge Zurückhaltung bald in hohem Maße das Vertrauen des Volks, erregte durch seine Beliebtheit das Mißtrauen des Königs Ferdinand und wurde deshalb unter Verleihung äußerer Auszeichnungen 1506 nach Spanien zurückberufen, wo er in völliger Zurückgezogenheit lebte und 2. Dez. 1515 starb.

Gonsawa, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Schubin, 31 km südlich von Schubin, an den Gonsawaseen, aus welchen die Gonsawla nördlich zur Neke fließt, mit (1880) 813 meist polnisch sprechenden und kath. E.

Gontaut (Charles de, Herzog von Wiron), f. Wiron.

Gonten, Dorf und Bad im Schweiz. Kanton Appenzell-Außere Rhoden. Das Dorf, aus wenigen Häusern und der Wallfahrtskirche Maria zum Trost bestehend, liegt 904 m über dem Meere, 5 km westlich von Appenzell, halbwegs zwischen diesem und der Bahnstation Urnäsch, und ist der Mittelpunkt einer ausgebreiteten, weit über den grünen Wiesengrund zwischen dem Kronberg (1640 m) und der Hundswylerhöhe (1298 m) zerstreuten Gemeinde oder Rhode mit (1880) 1562 meist lath. G. Das Bad, 884 m über dem Meere, 2 km östlich vom Dorfe an der Straße Appenzell-Urnäsch gelegen, besteht aus einem großen, 1830 errichteten Holzbau und besitzt vier erdige Eisenquellen, deren Wasser sowohl zur Trink- wie zur Badekur namentlich bei anämischen Zuständen und Rheumatismus verwendet wird. Auch als Mollkur- sowie als klimatischer Kurort wird das Gontenbad viel besucht.

Ein anderes Gonten, richtiger Guntzen geschrieben, liegt im Bezirk Thun des Schweiz. Kantons Bern, 565 m über dem Meere, 7½ km südlich von Thun, auf dem rechten Ufer des Thunersees, und ist des milden Klimas und der geschützten Lage wegen ein beliebter Kurort, namentlich zur Frühlings- und Herbstkur für Brustkrankheiten.

Gontscharov (Iwan Alexandrowitsch), vorzüglicher russ. Schriftsteller, geb. 6. (18.) Juni 1813 zu Simbirsk, studierte in Moskau, erhielt dann eine Anstellung im Finanzministerium, später in der Oberpostverwaltung zu Petersburg. Letztere beendete er bis 1873. Gleich sein erster Roman: «Obyknennaja istorija» (in der Zeitschrift «Sowremennik», 1847, und in der Separatausgabe, Petersb. 1858), stellte ihn in die erste Reihe der russ. Schriftsteller; den größten Erfolg und die lebhafteste Anerkennung erreichte er aber mit seinem zweiten Roman «Oblomow» (2 Bde., Petersb. 1859 u. öfter; deutsch von B. Forst, Lpz. 1868), dem als selbständiges Buch noch ein dritter folgte: «Obry» («Der Einsturz», 2 Bde., Petersb. 1870). Alle drei sind dem russ. Leben entnommen und zeichnen sich durch Schärfe der Charakteristik, poetische Schönheit und Reinheit der Sprache aus. G. begleitete 1852–54 als Regierungsekretär die Fregatte Pallada auf ihrer Reise um die Welt; er beschrieb dieselbe dann in origineller Weise in «Fregat Pallada» (2 Bde., Petersb. 1858; 2. Aufl. 1862). Außerdem schrieb er: «Cetyra očerka» («Vier Umrisse», Petersb. 1881).

Gonzaga, Flecken in der ital. Provinz Mantua, Compartimento Lombardei, 30 km südlich von Mantua, in einer fruchtbaren Ebene zwischen Po und Secchia, Station der Linie Modena-Mantua der Oberitalienischen Bahnen, zählt (1881) als Gemeinde 7492 G., hat Ruinen von Befestigungen des Schlosses, welches die Wiege der berühmten Familie Gonzaga gewesen ist.

Gonzaga, ein altes ital. Fürstengeschlecht, das seinen Ursprung vom Kaiser Lothar herleitet. Den langen Streit mit der Familie Bonacossi (Bonacorsi) um die Herrschaft in Mantua endigte Ludovico G. 14. Aug. 1328 durch Ermordung Passerinos de Bonacossi und Vertreibung von dessen Anhängern. Der nunmehrige Capitano von Mantua, Ludovico I., vom Kaiser Ludwig dem Bayer bestätigt und zum kaiserl. Vize ernannt, erwarb auf diese Weise seinem Hause die Herrschaft über Mantua, in deren Besitz dasselbe, seit 1432 unter dem markgräflichen und seit 1530 unter dem her-

zogl. Titel, bis 1707 verblieb. Durch Ludovico III. Schöne, Federico, Giovanni Francesco und Rinaldo, teilte sich das Haus G. in drei Linien. Von Federico stammten die Markgrafen von Mantua ab, die 1530 unter Karl V. zu Herzögen erhoben wurden und 1708 ausstarben; von Giovanni Francesco und Rinaldo die Herzöge von Sabioneta und Castiglione, deren Fürstentümer der Kaiser 1692 einzog. Die Linie von Guastalla durch Ferrante G., Gouverneur des Herzogtums Mailand für Karl V., gestiftet, erlosch 1746. Die merkwürdigsten Glieder dieser Familie sind Ludovico I. Sohn Guido, der, da Filippino kinderlos schon 1358 starb, 1360 der zweite Capitano von Mantua wurde. Guidos jüngerer Bruder Pettrino oder Felbrino ist der Stammvater der Grafen von Novellara, welche 1728 ausstarben. Nach Guido regierten Ludovico II., 1369–88, Francesco, 1382–1407, Giovanni Francesco, 1407–44, der sich um Kaiser Sigismund sehr verdient machte und dafür zum Markgrafen von Mantua ernannt wurde; Ludovico II. 1444–78, wegen seiner glücklichen Kämpfe a. General der Florentiner und Venetianer gegen die Ungläubigen «der Türke» genannt; Federico 1478–84, Francesco II., 1484–1519, Obbefehlshaber des verbündeten ital. Heers in der Schlacht bei Fornovo (am Taro) gegen Karl VIII. von Frankreich; Federico II., von Karl V. März 1530 zum Herzog erhoben und 1536 mit der Markgrafschaft Montferrat belehnt.

In seinem sechsten Nachfolger Vincenzo II. lösch 1627 die ältere Linie. Der nächste Erbe war der Herzog von Nevers, Karl I., gewesen, a. Ferdinand II. von Guastalla machte Ansprüche die ganze Erbschaft, Herzog Karl Emanuel I. Savoyen auf Montferrat. In dem hierüber abgetroffenen mantuanischen Erbfolgekriege 1630, welchem die Hauptstadt einer furchtbaren Plünderung durch die kaiserl. Truppen unterlag, unterstützten Frankreich, Venedig und der Papst Herzog von Nevers, Spanien und Österreich Herzog von Savoyen. In dem 1631 abgeschlossenen Frieden erhielt der Herzog von Nevers die Lehnung mit Mantua und Montferrat.

Karl I. folgte 1637 dessen Enkel Karl III., Karl II. war bereits bei Lebzeiten des Vaters gestorben. Karls II. Schwester war Anna G., Gemahlin des Pfalzgrafen Eduard am Rhein, eine Zeit lang am franz. Hofe eine bedeutende Rolle spielte, zu Paris 1684 starb und sehr ziehende «Mémoires» (Lond. u. Par. 1686) hinterließ. Karl III. starb 1665. Sein Sohn Nachfolger, Karl IV., gest. 1708, nahm in Mantua Garnison ein und trat im Spanischen Erbfolgekriege auf Frankreichs Seite. Deshalb ernannte Kaiser Joseph I. ihn in die Reichsacht, worauf Savoyen Montferrat und Österreich das Herzogtum Mantua als Reichslehn in Besitz nahmen und mittels Vertrags zwischen Österreich und Frankreich von 1707 bestätigt wurden. Die der Nebenbuhler Erbfolger, die Herzogtümer Guastalla und Sabioneta und das Fürstentum Castiglione, nahm die Kaiserin Maria Theresia nach des Herzogs Filippino Tode gegen eine jährliche Pauschale von 10000 Gulden an einen Nebenbuhler, den Prinzen Luigi di G. Die Linie von Castiglione besteht noch jetzt in Oberitalien.

Gonzaga (Anselmo Guerrieri), f. Guerrieri

Gonzaga (Thomas Antonio), bedeutender portug. Dyrster, geb. im Aug. 1744 in Porto, stammte von brasil. Eltern, die sich vorübergehend auf europ. Boden befanden, verbrachte seine Jugend in Pernambuco und Bahia, und besuchte dann Portugal, wo er in Coimbra die Rechte studierte und eine Zeit lang als Richter thätig war. Im J. 1782 wurde er zum Auditor in Villarica, in der brasil. Provinz Minas-Geraes, ernannt. Unter dem Pseudonym eines Schäfers Dirceu feierte er seine Geliebte Marilia in Versen, die in Ländern portug. Sprache eine große Popularität erlangt haben. Nachdem er das Amt eines Tribunalrats in Bahia erlangt hatte, wurde er 23. Mai 1789 gefangen genommen unter der falschen Anklage, an der polit. Verschwörung von Minas-Geraes beteiligt zu sein. Er wurde zu lebenslänglicher Verbannung nach Angola verurteilt, schließlich aber zu zehnjährigem Aufenthalt in Mozambique begnadigt. Nach dreijährigem schweren Kerker, in dem er die schönsten seiner Lieder dichtete, wurde er nach Afrika transportiert. Geistig gebrochen, lebte er in partiellem Wahnsinn noch 15 Jahre; er starb 1807. Sein Ruhm gründet sich auf ein kleines Bündchen lyrischer Gedichte in zwei Theilen, zu denen später ein dritter hinzukam, an dessen Echtheit wohl mit Unrecht gezweifelt wird. Eine erste Ausgabe erschien vor 1800, die zweite 1800, die fünfzehnte 1862 (Paris).

Gonzales (Louis Jean Emmanuel), franz. Romanschriftsteller, geb. 25. Okt. 1815 zu Saintes, besuchte das Gymnasium zu Nancy und widmete sich früh der Schriftstellerei. Er war Mitarbeiter an verschiedenen Zeitungen und mehrmals Präsident der Sociétés des gens de lettres. Zu seinen bekanntesten Romanen gehören: *«Les frères de la côte»*, *«Les francs-juges»*, *«Esau le lépreux»*, *«Les chercheurs d'or»*, *«Les sabotiers de la Forêt Noire»*, *«La maîtresse d'un proscrit»*, *«L'hôtesse du connétable»* u. s. w.

Gonzalez (Manuel), Präsident der Republik Mexiko, geb. 18. Juni 1833 zu Matamoros; zeichnete sich als Brigadegeneral in den Kämpfen gegen die franz. Invasion aus und erhielt von Puebla eine schwere Verwundung, infolge deren er einen Arm verlor. Nachdem er seit 1876 Gouverneur der Provinz Michoacan, seit 1878 Kriegsminister unter der Präsidentschaft von Porfirio Diaz gewesen war, wurde er 1880 an Stelle des letztern zum Präsidenten der Republik Mexiko gewählt. Er trat 1. Dez. sein Amt an, während Diaz das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Mariscal das Auswärtige übernahm, und leitete seither die Republik in liberalem Sinne, für ihre wirtschaftlichen Interessen in hervorragender Weise sorgend.

Gonzalez-Brabo (Don Luis), span. Staatsmann, geb. 1811 in Cadix, studierte zu Alcalá de Henares die Rechte und wurde dann Advokat zu Madrid. G. begann 1839 seine polit. Laufbahn als Herausgeber des revolutionären Blattes *«El Gairizay»* und gehörte in den folgenden Jahren zu den heftigsten Gegnern der Königin Christine und der Regentschaft. Doch schon als Mitglied der Cortes 1842 schloß er sich den gemäßigten Liberalen an, deren berechteter Parteigänger er wurde, so daß er, nachdem das Ministerium Diazaga 1843 gestürzt worden war, an die Spitze des neugebildeten Kabinetts trat, in welchem er außer dem Präsidium auch das Ressort des Auswärtigen über-

nahm. Jedoch fand er an den von der Königin Christine begünstigten reaktionären Monarchisten so hartnäckige Gegner, daß er im April 1844 aus dem Amte schied und als Gesandter nach Lissabon ging, in welcher Stellung er bis 1847 verblieb. Im J. 1848 wurde er unter dem Vorwand, gegen das Ministerium konspiriert zu haben, verhaftet und in Cadix interniert. Nachdem er jedoch im August desselben Jahres entlassen worden war, ging er nach Paris, dann aber 1849 nach Spanien zurück. Nachdem 1854 das Ministerium O'Donnell gestürzt worden war, wurde G. wieder zum span. Gesandten in Lissabon ernannt. In dem von Narvaez gebildeten Kabinet übernahm er 16. Sept. 1864 das Ministerium des Innern, legte jedoch im Juli 1865 mit den übrigen Ministern sein Portefeuille nieder. Im Juli 1866 trat er wieder in das Kabinet Narvaez, in dem er abermals das Portefeuille des Innern erhielt, welches er jedoch nach dem Tode Narvaez' 24. April 1868 mit der Präsidentschaft vertauschte. Beim Ausbruch der Revolution 20. Sept. 1868 erhielt G. von der Königin Isabella II. seine Entlassung, worauf er sich nach Bayonne begab, um schließlich in das Lager der Karlisten überzugehen. Er starb zu Biarritz 2. Sept. 1871.

Gonzalo de Berceo, der älteste castilian. Dichter, war ein Weltgeistlicher aus Berceo in der Provinz Logroño, und blühte zu Anfang des 13. Jahrh. (geb. ungefähr im J. 1198, gest. 1268). Er ist ein Kunstdichter, dessen Poesien die Heilige Schrift und die mystische Litteratur des Mittelalters zu Grunde liegen: die Stoffe, welche er denselben entnahm (Leben der Jungfrau Maria, Heiligenlegenden u. s. w.), hat er mit treuherziger Frömmigkeit, schlicht und einfach, doch nicht ohne Kunst behandelt. Es sind von G. neun Reimwerke erhalten: *«Vida de S. Domingo de Silos»*, *«S. Millan»*, *«Sacrificio de la Misa»*, *«S. Lorenzo»*, *«Loores de Nuestra Señora»*, *«De los XV. Signos»*, *«Milagros de Nuestra Señora»*, *«Duelo de la Virgen Maria»*, *«S. Oria»*. Vom sprachlichen Standpunkte aus als Erzeugnisse des 13. Jahrh., sowie vom litterarhistorischen als Musterstücke des mystisch-religiösen Epos sind sie hochbedeutend. Herausgegeben wurden sie zuerst von Sanchez in seiner *«Collección de poesias castellanas anteriores al siglo XV»* (2. Ausg., Bar. 1842), zuletzt von Florencio Janer in der *«Biblioteca de autores españoles»* (Bd. 57).

Gonzen (der), ein Berg der Thuralpen (s. Alpen 23) im Schweiz. Kanton St. Gallen, erhebt sich nördlich von Sargans (485 m) in der an die Thurgau anschließenden Gruppe des Kaufstirns und des Alvier zu 1833 m Höhe über dem Meere. Der G. besteht aus Kalkstein der obern Jura- und der unteren Kreideformation und ist merkwürdig durch sein bis 6 m mächtiges Lager von Kieseisenstein, das schon zur Römerzeit ausgebeutet worden sein soll, jetzt aber nicht mehr abgebaut wird, obwohl aus dem Erz in dem Hüttenwerke und dem Hochofen von Blons (bei Weis) ein vorzügliches Holzhoeleneisen gewonnen wurde. In dessen soll das Bergwerk, das seit dem 16. Jahrh. mehrmals in Betrieb gesetzt und ebenso oft wegen der Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Holzbeschaffung aufgegeben wurde, bald wieder aufgenommen werden. Als äußerste Erhebung einer zwischen zwei Thalebeneen (Rhein und See) halbinselartig vorspringenden Kette,

Gopčević (spr. Gopšewitsch, Spiridion), Großhändler und Schiffsreeder in Triest, geb. 29. Aug. 1809, aus einer montenegrinischen, von den Venetianern im 17. Jahrh. geadelten Familie, war der Sohn des montenegrinischen Schiffsreeders Risto G., dessen Korvette *Amorevole* das Flaggenschiff der hochseischen Flottille war, welche 1806—7 die Franzosen bekämpfte. Er leitete die Filiale in Smyrna, übernahm 1828 nach dem Tode des Vaters das triester Haus und mußte sich durch geschickte Spekulationen, besonders durch großartigen Getreidehandel an den Donaumündungen zum ersten Großhändler und Schiffsreeder Triests aufschwüngen. Im J. 1840 besaß er bereits 24 Dreimaster, 2 Dampfer und viele kleinere Schiffe; auch baute er eine Anzahl Kriegsschiffe für südamerik. Staaten; 1848 erbot er sich, mit seinen Schiffen die ital. Flottenflotte anzugreifen, befehligte die triester Nationalgarde und schenkte der gegen die Magyaren kämpfenden serb. Armee ihre Artillerie. Bei der Hungersnot in den Bocche di Cattaro sandte er den Hungernden unentgeltlich ein Getreideschwarzer und bewirkte auch, daß sie sich, ohne zu den Waffen zu greifen, mit der österr. Regierung verständigten. Seinen Freund, den montenegrinischen Mubysen Peter II., unterstützte er mit großen Geldsummen und gab auch jährlich 50 000 Fl. für die Schulen in der Herzegowina. Im J. 1861 trug ihm die montenegrinische Partei Martinović die Fürstenwürde an, doch schlug er sie aus. Bei Ausbruch des Krimkriegs bot er dem Fürsten Danilo 8 Mill. Fl. zum Geschenk an, wenn er aufs neue die Waffen gegen die Türken ergreifen wolle, der Fürst wurde jedoch durch den Einfluß Österreichs gehindert. Im Krimkrieg selbst wurden die großen Getreidevorräte, die G. in Südrussland, Rumänien aufgestapelt hatte, konfisziert und seine Schiffe versenkt. Dadurch ruiniert, verfiel er 1868 in Wahnsinn und starb 8. Mai 1861 in Wien.

Gopčević (Spiridion), vielseitiger Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 9. Juli 1866 in Triest, empfing auf dem Gymnasium zu Reß (Österreich) und später in Wien eine sorgfältige Erziehung, verlegte sich dann auf sprachliche, historische, geographische, militärische und nautische Studien. Im J. 1875 nahm er an dem herzegowinischen Aufstand teil, zerfiel jedoch mit dem Fürsten von Montenegro, dessen weitläufiger Verwandter er ist, und geißelte die dortige Camarilla in den Worten: «Montenegro und die Montenegriner» (Eyz. 1877; auch franz.) und «Der Turko-montenegrinische Krieg» (3 Bde., Wien 1876—78). Dabei blieb er aber doch für die Interessen Montenegros thätig, schrieb gegen die Turkophilen «Die Türken und ihre Freunde» (Wien 1878), und gewann das Wohlwollen Gladstones für sein Volk. Im J. 1880 nahm er als Berichterstatter an der albanesischen Bewegung, 1882 in gleicher Eigenschaft an dem Aufstand in Bosnien und in den Bocche di Cattaro teil. Bei der ersten Gelegenheit wirkte er für eine Allianz der Albanesen mit Montenegro, mußte aber, mit dem Tode bedroht, fliehen (vgl. sein Werk: «Oberalbanien und seine Vögel», Eyz. 1881); bei der andern ward er wegen seiner Schilderung der Zustände im Lande in Ragusa verhaftet und 66 Tage gefangen gehalten. Inzwischen war es in Ägypten zu einem aktiven Eingreifen der Eng-

länder gekommen; G. reiste bald nach seiner Befreiung dahin, war Augenzeuge der Vorgänge und schrieb «Die Ereignisse in Ägypten 1882» (in «Unsere Zeit», Eyz. 1883, I). Außerdem bereiste er fast alle Länder Europas, Marokko, Kleinasien und schrieb ferner noch «Die franz. Expedition nach Ägypten 1798—1801» (Berl. 1880—81), verschiedene militärische und nautische Artikel in Fachzeitschriften, politische und belletristische in den Tagesblättern und Zeitschriften Österreichs und Deutschlands.

Göpel (frz. baritel, engl. whim), ein Bewegungsmechanismus, der im wesentlichen aus einer meist vertikalen, durch Menschen- oder Tierkräfte mittels langer Hebel in Drehung versetzten Hauptwelle bestehend, zur Aufnahme, Umsezung und Nuzbarmachung jener Kräfte für den Betrieb von Arbeitsmaschinen zum Heben von Lasten dient. Man unterscheidet zunächst die wenig gebräuchlichen *Handgöpel* für Menschenkräfte von solchen für tierische Kräfte, welche letztere, weil meist Pferde zum Betrieb dienen, *Pferdegöpel* (frz. manège, baritel à chevaux; engl. horse-capstan, whim-gin) genannt werden. Beide Arten von G. sind auch durch ihre Dimensionen verschieden. Da die Bewegungen der treibenden Kräfte langsam fortschreitend sind, meist auch eine Änderung der Bewegungsrichtung erforderlich wird, ist ein Mechanismus, aus Stirn- und Regelrädern mit entsprechenden

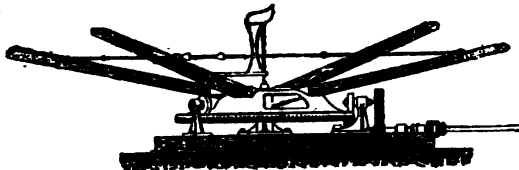


Fig. 1.

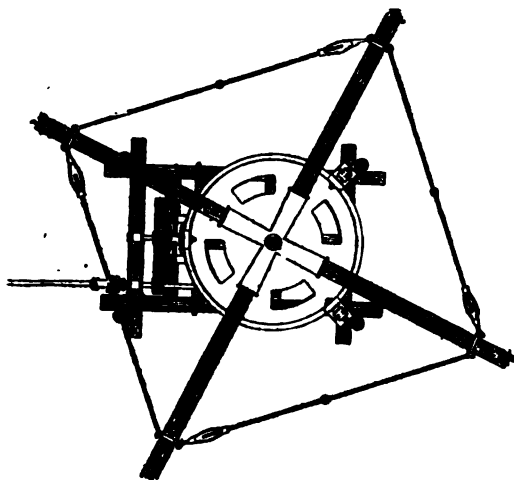


Fig. 2.

Umsezungsverhältnissen bestehend, zwischen Hauptwelle und Transmission eingeschaltet, der als zweiter wesentlicher Teil des G.s zu betrachten ist. Genügt derselbe nicht, um eine geforderte Umsezungsgeschwindigkeit zu liefern, so werden in die Fortleitung der umgekehrten Bewegung vom G.

zur Arbeitsmaschine, die entweder durch gekuppelte Eisenwellen oder durch Riemen erfolgt, weitere Räderwerke, sog. Zwischengestelle, eingeschaltet.

Nach der Angriffsweise der Kräfte unterscheidet man ferner Rundgang- und Tretdöpel, je nach der Art der Aufstellung feststehende und transportable, endlich liegende und stehende, sog. Säulengöpel. In Deutschland wenig, mehr in Amerika gebräuchlich sind die Tretdöpel; ein solcher wird als geneigte, endlose Bahn gebacht, welche das Tier zu erklimmen strebt und die sich hierbei unter dem Druck der Hinterfüße unter dem Tier fortzieht, wodurch eine horizontale Welle in Bewegung gesetzt wird. Bei den allgemein üblichen Rundganggöpeln kommt die Zugkraft der Tiere zur Verwendung, welche in der Kreisrunden Bahn,

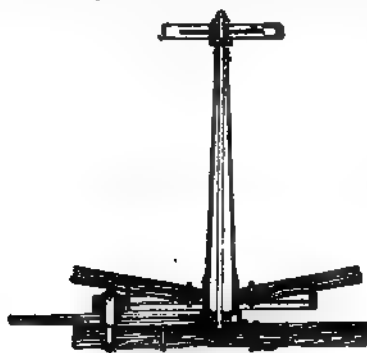


Fig. 1.

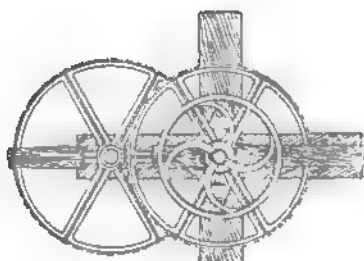


Fig. 4.

dem Rundgang, an den Hebeebenen der vertikalen Hauptwelle ziehend, fortchreiten. Rundganggöpel heißen feststehend, wenn sie einer Anlage so eingefügt sind, daß sie ohne erhebliche bauliche Veränderungen nicht verlegt werden können, transportabel, wenn dies ohne Schwierigkeiten ausgeführt werden kann; dem entsprechend erhalten sie im erstern Falle ein gemauertes, bleibendes Fundament, im letztern ein Holzrahmengestell, das oft noch auf Räder gesetzt wird. Liegende Göpel und Säulengöpel unterscheiden sich dadurch voneinander, daß bei erstern die Fortleitung der Bewegung von einer horizontalen, bei letztern von einer vertikalen Welle des G. aus erfolgt, und zwar im erstern Falle meist durch gelenkig gekuppelte Wellen, im zweiten durch Riemen. Die umstehenden Fig. 1 u. 2 zeigen einen liegenden, Fig. 3 u. 4 einen stehenden transportablen Rundganggöpel für Pferdebetrieb. (Vgl. auch Art. Bergbau, Bd. II, S. 808^b, und Tafel: Bergbau II, Fig. 6.)

Goplo, der größte See im ehemaligen Polen, unweit des Städtchens Kruschwitz, Kreis Jno-

waglaw der preuß. Provinz Posen beginnend und bis nach Russisch-Polen hineinreichend, 30 km lang und bis 4 km breit, war früher wahrscheinlich bedeutend größer, sobald durch ihn die Warthe mit der Weichsel verbunden und auf ihm eine bedeutende Schifffahrt getrieben wurde. Die Rege, welche der See bei Kruschwitz unter dem Namen Montwe entfließt, wird von hier bis Ratel durch Kanalisierung wieder schiffbar gemacht. Noch steht am See ein Wartturm, wahrscheinlich Überrest einer alten Fest in dem nach der Sage in vorchristl. Zeit der Abn Popiel von Mäusen gefressen wurde, welche an den Leichen seiner von ihm ermordeten Oheime, der er unbedeutend hatte vermodern lassen, entstanden waren. Auch andere poln. Sagen, wie die von Biały (f. b.), knäpfen sich an den G. In neuester Zeit ist er zum Teil abgelassen worden, wodurch fruchtbare Wiesen an seinen Ufern entstanden.

Goëpp., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Göppert.

Göppert (Heinr. Rob.), verdienter Botaniker und Paläontolog, geb. 25. Juli 1800 zu Sprottau, besuchte 1812–13 das Gymnasium zu Glogau u. 1813–16 das Leopoldinum in Breslau, widmete sich dann der Pharmacie erst zu Sprottau, später zu Neiße und bezog nach kurzem Besuch des Gymnasiums zu Neiße im Herbst 1821 die Universität Breslau, seit 1824 auch Berlin, um Medizin zu studieren. Nachdem er 1825 promoviert und 1826 Breslau zu seinem Aufenthalt gewählt, habilitierte er sich im Sept. 1827 mit der Untersuchung „*acidi hydrocyanici vi in plantis*“ (Bresl. 1827) an der dortigen Universität für Medizin und Botanik und übernahm 1830 das Lehramt der medizinischen Institutionen an der med. chirurgischen Lehranstalt, das er bis zu deren Auflösung (1850) bekleidete. Inzwischen wurde er 1831 außerord., 1839 zum ord. Professor der Botanik an der Universität ernannt. Er erhielt 1852 das Direktorat des botan. Gartens und 1855 den eines Geh. Medizinalrats. G. leistete vorzüglich in der Botanik auf dem Gebiete der physiologischen, komparativen, anatomischen, vor allem aber seinen Forschungen über die fossile Flora, seinen Schriften sind hervorzuheben: „Über Wärmeentwicklung in den Pflanzen“ (Bresl. 1831), „Über Wärmeentwicklung in den lebenden Pflanzen“ (Wien 1832), „Über die chem. Gegendung“ (2. Aufl., Bresl. 1843), „De coniferarum strae anatomica“ (Bresl. 1844), „Über das Überwachen der Lannenstöße“ (Bonn 1842), „Die fossilen Gärten verglichen mit denen der Jetztwelt“ (L. 1850, mit 58 Tafeln), „Skizzen der Urwelt Böhmens und Schlesiens“ (3 Tle., Bresl. 1851), „Über die fossilen Farnkräuter“ (Bresl. 1851), „Über die Entstehung der Steinkohlen aus Pflanzen“ (Düsseldorf 1848, mit 23 Tafeln), „Über Beschaffenheit der fossilen Steinkohlenflora in schwebenden Steinkohlenablagerungen eines und selben Meeres“ (mit Weinert, Leid. 1849), „Einschlüsse im Diamant“ (Haag 1864), „Beitrag zur Tertiärflora Schlesiens“ (Kass. 1852), „Tertiärflora von Schönbühl in Schlesien“ (L. 1855), „Die Tertiärflora auf der Insel Jura“ (Haag 1855), „Über die fossile Flora der Juraperiode devonischen und unteren Kohlenformation“ (Jena 1860), „Die fossile Flora der Permformation“ (Kass. 1864 fg.), „Über Strukturverhältnisse der Steinkohle“ (Bresl. 1867), „Die

des Bernstein» (Bd. 1, Lpz. 1883). Eine Zusammenstellung aller bis 1850 bekannter fossiler Pflanzen mit vollständiger Synonymie lieferte er in Bronns »Index palaeontologicus« (2 Bde., Stuttg. 1848—50). Unter G.s Leitung wurde der botan. Garten zu Breslau zu einem Musterinstitut erhoben. Die Einrichtung desselben beschrieb er in »Der Königl. Botanische Garten in Breslau« (Görl. 1857; 5. Aufl. 1875). Über das 1850 von ihm errichtete Botanische Museum, das erste seiner Art, berichtete er in der Schrift »über botan. Museen« (Görl. 1856).

Öppert (Heinr. Rob.), Rechtsgelehrter, Sohn des vorigen, geb. zu Breslau 14. März 1838, studierte an der Universität seiner Vaterstadt, sowie zu Berlin und Heidelberg die Rechte, habilitierte sich 1862 zu Breslau als Privatdocent für röm. Recht, wurde 1865 zum außerord., 1868 zum ord. Professor daselbst ernannt und 1874 als vortragender Rat ins Ministerium für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten berufen, wo er das Ressort der Universitäten verwaltete. Er starb 18. Mai 1882 in Berlin. Von G.s rechtswissenschaftlichen Arbeiten sind zu nennen: »Beiträge zur Lehre vom Miteigentum« (Halle 1864), »Über die organischen Erzeugnisse« (Halle 1869), »Über einheitliche, zusammenge setzte und Gesamtsachen« (Halle 1870).

Öppingen, Oberamtsstadt im württemb. Donautreise, rechts an der Rils, 316 m über dem Meere, Station der Hauptlinie Breiten-Friedrichshafen der Württembergischen Staatsbahnen, mit (1880) 10851 meist evang. E., ist der Sitz eines Oberamts, eines Amtsgerichts, eines Hauptsteueramts, hat ein vom Herzog Christoph 1559—67 erbautes Schloß, zwei evang. Kirchen, eine kath. Kirche und eine Synagoge, eine Gewerbebahn, eine Oberrealschule, eine Lateinschule, eine höhere Mädterschule, eine Fortbildungsschule und eine Frauenarbeitschule. G. ist eine der bedeutendsten Fabrik- und Industriestädte des Landes. Besonders blüht die Baumwollweberei und die Maschinenfabrikation. In der Nähe der Stadt liegt das seit 1852 zu einer Irrenanstalt umgewandelte Christophshaus G. mit einem erdig-altalpinen Sauerling. Nördlich von G. liegt der Höhenhausen (s. d.). Vgl. »Beschreibung und Geschichte der Stadt G.« (Öppingen 1884).

Ora (czeh. Hora), in slaw. Sprachen Bezeichnung für Berg, Gebirge, z. B. Czernagora (Schwarze Berge, slaw. Name von Montenegro).

Orakhpur, Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts der Division Benares der brit.-ind. Lieutenant-Gouverneurshaft der Nordwestprovinzen, liegt unter 26° 42' nördl. Br. und 83° 23' östl. L. (von Greenwich), 115 m über der See, auf dem linken Ufer des Rapti, einem hier breiten und für Schiffe befahrbaren Flusse. Die Lage ist angenehm und gesund, würde dieses letztere aber noch in einem höhern Maße der Fall sein, wenn der allzu üppigen Vegetation in unmittelbarer Nähe der Stadt mehr Einhalt gethan würde. Von Gebäuden in G. sind hervorzuheben die eine Ymam-Barah genannte, von Shoojah-oo-Dawlah, Nabob von Oude, im 17. Jahrh. erbaute und wohlerhaltene der beiden Hauptmoscheen und das Fort Asantpur, dicht an dem linken Ufer des Rapti. Als die Engländer 1802 Besitz von G. nahmen, befanden sich ein Teil der Forts und der übrigen Festungswerke der Stadt in verfallenem Zustande, wurden von ihnen aber teilweise restauriert, teilweise aber abgetragen. Die

Wohnungen der Europäer liegen an der Ost-, Süd- und Westseite der Stadt, namentlich an der letztern, wo sich auch das engl. Truppenkantonement befindet. G. hat (1881) 58599 E.

Orakaja Sopka, Vulkan in Kamtschatka, s. unter Awatscha.

Orales, in slaw. Ländern soviel wie Bergbewohner. In Westgalizien insbesondere heißen so die Bewohner der Karpaten in den Bezirken Neumarkt, Neu-Sandec, Grybow und Gorlice. Man unterscheidet weiße und schwarze O. Die von ihnen bewohnten Gegenden zeigen die dichteste Bevölkerung. Hoch und kräftig im Wuchs, mächtig in ihrer Lebensweise, gelten sie als lebhafteste, entschlossene und verlässliche Leute. Ihre Kleidung besteht aus einem langen, braunen, grobhaarigen Überwurfe, einem groben Hemde, weiten Beinkleidern und lebernen Panten (Schnürschuhen). Die Weiber tragen dunkle, kurze Röcke, rote oder gelbe Siefel, und bei Festlichkeiten Pelze, die mit Gold- und Silberfranzen verziert sind.

Orbatow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Nishnij-Nowgorod, am rechten, hohen Ufer der Oka, 84 km westsüdwestlich von Nishnij-Nowgorod, Station der Linie Moskau-Nishnij-Nowgorod der Großen Russischen Eisenbahngesellschaft, mit (1882) 2780 E., hat ansehnlichen Fischfang auf der Oka, Gartenbau, zwei Seifabriken, eine Stahlfabrik, Ziegeleien, eine Fabrik für Stahlwaren, ferner bedeutenden Handel mit Schmiede- und Schlosserarbeiten, Häuten und Produkten der Landwirtschaft. Die Produkte des hiesigen Gartenbaues gehen nach Nishnij-Nowgorod.

Görbersdorf, Dorf mit 867 meist evang. E. im Kreise Waldenburg des preuß. Regierungsbezirks Breslau, 6 km nordöstlich der Station Friedland (Breslau-Schweidnitz-Freiburger Bahn) und 9 km südwestlich der Station Dittersbach (Schlesische Gebirgsbahn), 534 m hoch in einem engen Thale desjenigen Teils der Sudeten gelegen, welcher das Riesengebirge mit dem Culengebirge verbindet. Hier gründete 1854 Dr. Brehmer seine Heilanstalt für Lungenkranke und bewies durch seine Erfolge, daß die Lungenwindsucht heilbar ist. Seine dahin führende Methode ist wesentlich begründet auf der geschützten Lage im höhern Gebirge, wo Schwind sucht, wie er nachgewiesen hat, nicht mehr vorkommt; ferner auf steter ärztlicher Überwachung und Regelung der Lebensweise, dem Genuß von frischer Bergesluft, fettreicher Kost und der Hautkultur durch Abreibungen, Douchen u. s. w. Die mit der Anstalt verbundenen Anlagen, die in ihrer Zweckmäßigkeit unerreicht sind, unterstützen die Heilung wesentlich. Von den ungefähr 700 Patienten, die jährlich G. besuchen, bleiben viele daselbst auch im Winter. Große erwärmte Wintergärten gestatten den Kranken jederzeit Bewegung. Auch im Winter ist bei ruhigem Wetter den Kurgästen ein Ausflug gestattet. Die Promenadenwege in einer Ausdehnung von 6 km werden auch im Winter schneefrei erhalten. Die das Thal umgebenden Tannen- und Buchenwälder sind 900—950 m hoch. Von der Burgruine Freudenberg auf dem Roten Steine bietet sich eine lohnende Aussicht nach der böhm. Seite des Riesengebirges. G. gehört zum reichgräflichen von Hochberg'schen Majorat und ist im Besitz des Fürsten von Pleh. Vgl. Balleske, »Der Kurort G.« (Berl. 1872); Busch, »Die Görbersdorfer Heilanstalt« (2. Aufl., Berl. 1875).

Görchen (poln. Miejska Górka), Stadt in der preuß. Provinz und im Regierungsbezirk Posen, Kreis Kröben, 10 km im N.O. von Station Rawitsch der Linie Schebitz-Posen der Oberschlesischen Bahn, links an der Dombrozna, zählt (1880) 1792 überwiegend poln. und kath. G. und hat eine Holz- und Lederfabrik, Schuhmacherei und Schweinehandel.

Gorzynski (Adam), poln. Schriftsteller, geb. 1805 in Galizien, studierte in Lemberg und Wien, bewirtschaftete dann ein heimathliches Landgut und beschäftigte sich zugleich mit der Litteratur. Er verfasste mehrere Dramen, die ein ungewöhnliches Talent bekunden, und übersetzte Schillersche Dichtungen. Große Beliebtheit erlangten seine Erzählungen «*Powieści Jadam*» (Lemb. 1838 u. 1841), denen er «*Sylwa rerum*» (Lemb. 1842) und «*Farmazone*» (Lemb. 1844) folgen ließ.

Gordianus ist der Name von drei röm. Kaisern des 3. Jahrh. n. Chr.

Marcus Antonius G. I., aus angesehenem Geschlecht (dessen Abstammung auf Marc Aurel, Trajan, die Gracchen und die Antonier zurückgeführt wurde), welcher persönlich ein Abkömmling des Herodes Atticus war, senatorischen Standes, ausgezeichnet durch Reichthum, Kunstliebe und litterarische Bildung, bellebte, nachdem er Consul und Prätor gewesen war, das Consulat zweimal, unter Caracalla und (229 n. Chr.) Severus Alexander. Durch den letztern wurde er Proconsul der Provinz Africa. Seine Verwaltung erwarb ihm die Liebe der Provinzbewohner, und als zu Thyrsos der grausame Procurator des blutgierigen Kaisers Maximinus durch erbitterte Bauern ermordet worden, riefen diese und die Truppen im Februar 238 n. Chr. den schon 80jährigen G. samt seinem Sohne und Legaten, Marcus Antoninus G. II., als Kaiser aus. Der röm. Senat erkannte beide an und erklärte den in Pannonien abwesenden Maximinus für einen Feind des Staats. Aber durch Capellianus, den Statthalter von Numidien, wurde G. II. vor Karthago geschlagen und fiel, 46 J. alt; G. I. tötete sich auf diese Nachricht selbst, nachdem er wenig über einen Monat Kaiser gewesen.

Sein noch unmündiger Enkel Marcus Antonius G. III. Pius Felix (16 J. alt), wurde nun in Rom auf Verlangen des Volks und der Garde den beiden nunmehr zum Kampfe gegen Maximinus gewählten senatorischen Kaisern Pupienus Maximus und Balbinus als Cäsar beigegeben und noch in demselben Jahre, nachdem sowohl jener als die beiden letztern durch ihre eigenen Soldaten gefallen waren, im Juni 238 von den Prätorianern unter Zustimmung des Volks und Senats zum Augustus erhoben. Geleitet seit 241 von seinem vortrefflichen Schwiegervater Limesitheus, der Präfect der Prätorianer wurde, zog er 242 nach Aen gegen die Perser, die unter Sapon I. Mesopotamien eingenommen hatten und in Syrien eingefallen waren. Antiochia, das sie bedrohten, wurde von G. entsezt, die Perser mußten aus Syrien und über den Euphrat zurückweichen, wurden bei Resaina schwer geschlagen, und schon bereitete sich G. zu einem Einfall in ihr Land, als Limesitheus (243) starb. Der neue Oberpräfect, der Syrier oder Araber Philippos aus Bosra, der an des letztern Stelle trat, erregte systematisch die Unzufriedenheit des Heers gegen G., wurde ihm zum Kollegen oder Vormund gegeben und ließ ihn zu Anfang des J. 244 ermorden, um sich selbst des Throns zu bemächtigen.

Gordinge nennt man an Bord diejenigen La mit welchen man die Segel zusammenknüpft, so sie festgemacht werden sollen. Während man den Geitauen (s. d.) die untern Eden (Schoor) der Segel nach der Mitte der Naa und unter d hinaufzieht, sind die G. an verschiedenen Punkten des Laues befestigt, durch welches das Segel gefaßt ist (Ziel). Je nachdem sie das untere seitliche Ziel und damit das Segel bis an die in die Höhe bringen, damit die Leute dasselbe greifen und zusammenwickeln können, werden als *Nauch* oder *Not-Gordinge* bezeichnet.

Gordischer Knoten, s. unter *Gordium*.

Gordium (grch. Gordion oder Gordion), alte Stadt im Quellgebiete des Sangarios im nördl. Phrygien, die in röm. Zeit zur Provinz Galatien gehörte. Der Sage nach hatten die Phrygier, sie in uralter Zeit unter innern Zwistigkeiten durch Abgesandte das Orakel erhalten, sie so den, der ihnen auf dem Wege zum Tempel des in einem Wagen fahrend zuerst begegne, zum König machen. So wurde der Landmann Gordius den Thron von Phrygien erhoben und gab der Stadt G. den Namen. Gordius wehte dann Zeus den Wagen, der durch einen künstlichen Knoten an der Deichsel, den sog. Gordischen Knoten an dessen Lösung die Herrschaft von Asten geknüpft sein sollte, berühmt ist. Alexander d. Gr. löste die Aufgabe dann dadurch, daß er im Frühling d. 333 v. Chr. (vor dem Marsche nach dem Schicksal von Issos) den Knoten mit dem Schwerte zer-

Gordius, ein mehrfach vorkommender Name der alten, mit dem 6. Jahrh. v. Chr. zu Ende g. den Dynastie der Landesfürsten von Phrygien. Der erste König dieses Namens, der an der Spitze der Dynastie steht, ließ die einheimische Sage durch Gunst der Gottheit aus der Lage eines schlichten Bauersmanns zur Herrschaft gelangen. G. gründete an der Mündung des Stolos in der Sangarischen Stadt Gordium, wehte seinen Ochsenwagen in den Tempel des Zeus, und soll den berühmten Gordischen Knoten aus dem von Hartriegel um den Deichsel des Wagens geflochten haben. Als sein Sohn den die Sage den goldreichen Midas, zweiten G. im 8. Jahrh. v. Chr. starb 738 v. Chr. ihm folgte ein zweiter Midas. Mit des letzten Nachkommen G. und dessen Sohn Abrostos endete die Dynastie im 6. Jahrh.

Gordon, ein altes schott. Geschlecht, dessen Ursprung in Dunkel gehüllt ist. Wahrscheinlich ist die G. mit Wilhelm dem Eroberer aus der Normandie nach England und ließen sich später in Schott. Grafschaft Berwick nieder. Die Hauptstammeslinie starb schon mit Adam G., Ritter von Huntly, aus, der 1402 in der Schlacht von Homildon seine einzige Tochter heiratete Alexander Earl of Arkel des Christal Seton, eines Gefährten Wallace und Bruce, dessen Nachkommen den Namen der Mutter fortführten, und von den spätern Herzöge von G. abstammten. Die wärtigen Grafen von Aberdeen haben ihren Ursprung nicht aus dieser weiblichen Linie, sondern führen ihn auf einen männlichen Seitenzweig, dessen Stifter der 1445 in der Schlacht von Brothie gefallene Patrik G. war. Nach Douglas hatten früher die G. von Huntly ihre Verbindungen und Reichthümer in Schott. das größte Gewicht; sie waren eifrige Presbyterianer und Jacobiten und beteiligten sich dabei

lebhast an den Religionskriegen sowie an den dynastischen Kämpfen der Stuarts.

George G., vierter Graf von Huntley, erhielt 1546 die Würde eines Kanzlers von Schottland und bot als solcher alles auf, um die Verbreitung der Kirchenreformation zu unterbinden. Später faßte er den Entschluß, sich gewaltsam der Königin Maria zu bemächtigen und dieselbe mit seinem Sohne zu vermählen, weshalb er von Murray gefangen genommen und 28. Okt. 1562 erdrosselt wurde. — Ein Enkel desselben, George G., Marquis von Huntley, vereinigte sich 1594 mit vielen andern Großen zur Ausrottung des Protestantismus, schlug den gegen die Meuterer abgeschickten Grafen Argyle, wurde aber später begnadigt und verbannt. Nachdem er 1596 zurückgekehrt, veränderte er selbst seinen Glauben und starb 1635.

Unter Karl I. verloren drei G. das Leben für die Sache der Stuarts. Sir George G. wurde 1644 zu Edinburgh enthauptet; gleiches Schicksal hatte George, zweiter Marquis von Huntley, 30. März 1649; dessen Sohn George, Viscount G., fiel 1645 zu Alford an der Spitze der königl. Reiterei. Während der Revolution von 1688 hielt George G., der 1684 zum Herzoge von G. ernannt worden, das Schloß zu Edinburgh mit Katholiken zu Gunsten Jakobs II. besetzt und übergab die Feste erst, nachdem fernerer Widerstand unmöglich geworden war. — Patrick G., geb. 31. Mai 1635, trat um die Mitte des 17. Jahrh. in die Dienste des Zaren Alexei von Rußland, in dessen Armee er die europ. Taktik einführte. Als Vertrauter Peters I. beförderte er die Thronrevolution von 1689, leitete dann 1696 den Krieg gegen die Türken und starb 9. Dez. 1699. Das von ihm hinterlassene Tagebuch (2 Bde., Mosk. u. Petersb. 1849—50) ist für die russ. Geschichte von hoher Wichtigkeit.

Lord George G., geb. 19. Dez. 1750, der Sohn des dritten Herzogs Cosmo George, ist bekannt als der Anstifter des großen Aufruhrs von 1780 in den Straßen von London. Früher Seeoffizier, machte er sich im Parlament durch den heftigsten Eifer gegen den Papismus bemerkbar und stiftete infolge der 1778 den Katholiken bewilligten Toleranzbill eine prot. Association. Eine von ihm dem Parlament 2. Juni 1780 überreichte Bittschrift um Aufhebung der Bill wurde verworfen, worauf der Pöbel in verschiedenen Stadtteilen die Zerstörung der Wohnungen und Kapellen der Katholiken begann. Am 6. zogen die Anführer nach Newgate, steckten die öffentlichen Gebäude in Brand und befreiten 300 Gefangene. Am folgenden Tage wurden die Gefängnisse von Rings-Bench und Fleet erbrochen und angezündet, eine Menge Häuser eingestürzt, auch ein Angriff auf die Bank und das Zollamt gemacht. In der Nacht brannte London an 36 Punkten. Erst am 8. ließ nach unbegreiflichem Zaudern die Regierung den Aufstand durch 15000 Mann Truppen dämpfen. G. wurde verhaftet und vor Gericht des Hochverrats angeklagt, aber auf Erstbesitz Verteidigung freigesprochen. Von dem Erzbischof von Canterbury 1786 wegen Schwärmungen exkommuniziert, ging er nach Frankreich, wo er 1788 wegen eines Pamphlets gegen die Königin zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt ward. Er entfloß deshalb nach Holland und soll hier zum Apostasimus übergetreten sein. Später ließ die Regierung ihn in Birmingham festnehmen und nach Newgate bringen, wo er 1. Dez. 1793 starb.

Mit George, fünftem Herzoge von G., geb. 1. Febr. 1770, gest. als brit. General 28. Mai 1836, erlosch die männliche Linie der Herzöge von G.; doch wurde der Titel 1876 zu Gunsten des Herzogs von Richmond erneuert, der seitdem den Titel Herzog von Richmond und G. führt. Der Titel eines Marquis von Huntley und Grafen von Enzie ging an den Grafen George von Aboune (geb. 28. Juni 1761) über, der von Lord Charles G., einem jüngern Sohne des 1649 hingerichteten Marquis, abstammte und vor der Revolution von 1789 am franz. Hofe unter dem Namen Lord Strathaven bekannt war. Er starb zu London 17. Juni 1853 und hatte seinen Sohn, Charles G., zum Nachfolger, nach dessen Tode, 18. Sept. 1863, sein ältester Sohn, Charles G., geb. 5. März 1847, den Titel Marquis von Huntley erbte.

Sir Robert G., ausgezeichnete Diplomat, Bruder des Grafen von Aberdeen, geb. 1791, studierte zu Oxford und wurde 1810 als Attaché bei der Gesandtschaft in Persien angestellt. In der Folge war er Legationssekretär im Haag und in Wien, 1826 Gesandter in Brasilien und 1828 Botschafter in Konstantinopel. Durch das Whigministerium abberufen, blieb er längere Zeit außer Thätigkeit, bis ihn Sir Robert Peel im Okt. 1841 zum Botschafter in Wien ernannte. Er wirkte hier im Sinne der Politik seines Bruders, nach dessen Rücktritt 1846 er durch Lord Ponsonby ersetzt wurde. Nach seiner Heimat zurückgekehrt, starb er zu Balmoral bei Aberdeen 8. Okt. 1847.

Über die dem Geschlecht der G. entstammenden Herzöge von Aberdeen s. Aberdeen.

Gordon (Charles George), engl. Offizier, bekannt als der «Chinesische Gordon» oder «Gordon Pascha», wurde 28. Jan. 1833 geboren. In der Militärademie zu Woolwich gebildet, trat er 1852 als Lieutenant in das Geniecorps, diente 1854—56 im Krimkrieg, wo er vor Sewastopol verwundet wurde, arbeitete nach dem Frieden bei der Kommission, welche in Kleinasien die russ.-türk. Grenze regelte, und nahm dann 1857—58 und 1860 teil an den engl.-franz. Kriegen gegen China. Nach dem Frieden von Tientsin bereiste er einen großen Teil des Chinesischen Reichs, in der Richtung auf die Chotow- und Kalgan-Pässe an der Großen Mauer und kehrte zurück über Schensi und Tiaquien. Als die Tai-pings Shanghai belagerten, trat G. (Febr. 1863) an die Spitze eines Korps von Chinesen, und in weniger als 18 Monaten (bis Juli 1864) gelang es ihm in harten Kämpfen nicht nur die bedrohten Küstenstädte zu retten, sondern, von kaiserl. chines. Truppen verstärkt und zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt, die Rebellion der Tai-pings vollständig über den Haufen zu werfen. Später trat er in die engl. Armee zurück, in der er unterdessen zum Oberstlieutenant aufgestiegen war. Von 1871—73 fungierte er als engl. Konsul an den Donaumündungen. Hierauf übernahm er den Auftrag des Vizekönigs von Ägypten, das von Sir Samuel Baker begonnene Werk der Unterwerfung der oberen Nilufer bis an die großen Äquatorialseen weiter zu führen, und marschierte im Febr. 1874 an der Spitze von 2000 Ägyptern und Regern nach dem Suban ab. G. nahm sein Hauptquartier in Gondokoro, errichtete von dort aus eine Reihe befestigter Posten bis an die Großen Seen, kämpfte mit Erfolg gegen die Sklavenhändler und legte so einen festen Grund

für die Herrschaft Ägyptens in jenen Gegenden, als irgend einer seiner Vorgänger. Der Aufstieg ernannte ihn zum Pasha, zum Gouverneur des Suezkanals und 1877 zum Gouverneur des ganzen Sudan. Im J. 1879 legte G. seinen Vollen nieder, war 1880 kurze Zeit Militärsekretär des Generalgouverneurs von Indien, Marquis von Ripon, wurde 1882 Generalmajor und führte dann einige Monate den Oberbefehl über die Kolonialtruppen der Ägyptenkolonie. Im Febr. 1884 bezog sich G. im Auftrag der Ägypten und der engl. Regierung, mit ausgebreiteten Vollmachten und einer namhaften Geldsumme versehen, nach Khartum, um Vorkerkungen zur Regelung der durch das Auftreten des Mahdi (s. d.) für die ägypt. Herrschaft bedrohlich gewordenen Zustände im Sudan zu treffen. (Vgl. Großbritannien.) G.s Feldzüge in China be schrieb Andrew Wilson in „The ever victorious army, a history of the Chinese campaign under Lieutenant Colonel G., and the suppression of the Tai ping rebellion“ (Lond 1868).

Gordon (Sir John Watson), schott. Porträtmaler, geb. 1799 als Sohn des Notenkapellmeisters Watson in Edinburgh, studierte unter seinem Onkel George Watson, späterem Präsidenten der Schottischen Akademie, und unter John Graham und sang seit 1808 an Bühnen in Edinburgh auf. Seitdem seine ersten Gegenstände wählte er aus Sir Walter Scotts „Lay of the last minstrel“, widmete sich aber dann ausschließlich der Porträtmalerei. Weil außer ihm noch drei andere Watsons als Maler in Edinburgh lebten, nahm er 1826 den Namen Gordon an. Seine besten, durch künstlerischen Stil wie durch farbenreiche gleich ausgezeichneten Bilder gehören den dreißiger und vierziger Jahren an. Die Porträts der späteren Zeit, obgleich noch immer vortrefflich als Porträts, sind weniger ansehnlich durch eine fast zur Kame getriebene strenge Einfachheit und das monotone Grau des Kolorits. Nachdem G. schon 1841 zum Associate der Königl. Kunstakademie ernählt war, wurde er 1850 Präsident der Schottischen Kunstakademie und erlangte als solcher die Ritterwürde. Im J. 1851 wählte die Königl. Kunstakademie ihn zu ihrem ordentlichen Mitgliede. Er starb in Edinburgh 1. Juni 1864.

Gordon-Castle, s. unter Johabera.

Gordon-Fennug, Herzog von Richmond (s. d.).

Gordons, s. Corduene.

Gore (Catherine), engl. Schriftstellerin, 1790 in Glastonbury in der Grafschaft Nottingham geboren, war die Tochter des Weinhändlers Rooby und 1823 an den Waisenkapitän Arthur G. verheiratet, der im Nov. 1845 zu Paris starb. Mit einem ungewöhnlichen Talent und nicht geringer Erfindungsgebe ausgestattet, widmete sie ihre Kräfte vorzugsweise dem Genre des sog. sensationellen Romans, in dem sie eine außerordentliche Fruchtbarkeit entwickelte. Von ihrer ersten Erzählung „Theresa Marchmont“ (1823), bis zur letzten „The two aristocrats“ (1859), ließ sie nicht weniger als 70 Werke in etwa 200 Bänden erscheinen, die ein treues Bild von dem Leben und Treiben der höheren Klassen Englands geben und daher trotz ihres ephemeren Charakters ein gewisses kulturhistor. Interesse bekamen. Zu ihren besten Produkten gehören „Women as they are“ (1830), „Mother and daughter“ (1831), „Mrs. Armitage“ (1835), „Cecilia“ (1845), „The days we live in“ (1853) und „Mamma“ (1855). Ihre meisten Ro-

mane wurden auch in das Deutsche übersetzt. In dramatischen Fache schrieb sie „The death“ (1824) die Lustspiele „Lords and commoners“ und „The school of coquette“ (1831), das humor. Drama „Dance of the South“ (1841) u. a. m. Als Komponistin und Komponistin bewies sie in der Melodie zu Buenos Aires „And ye shall walk in silk“ u. a. m. u. anderen Liedern, die beliebte Volkslieder geworden sind. In ihren letzten Jahren erkrankte, starb sie in Wood in Hampshire 29. Jan. 1861.

Górecki (Nat.), poln. Dichter, geb. 1787 in Wilna, nahm 1812 im poln. Heere an Napoleons Zug nach Moskau teil. Mit Napoleon zurückgekehrt, bereiste er Deutschland, Frankreich und Italien und befasste sich mit der Kunst. Er mußte aber, weil er an der Revolution von 1830 teilgenommen hatte, nach Frankreich fliehen. Er lebte in Paris, wo er eng an Victor Hugo, Lamartine, Delacroix und anderen Jodeln fand. Er war ein sehr energischer und originaler Dichter, der in seinen Werken eine kriegerische Leidenschaft ausstrahlte. Er war ein sehr energischer und originaler Dichter, der in seinen Werken eine kriegerische Leidenschaft ausstrahlte.

Gorre, kleine franz. Insel an der Küste Senegambiens, 36 qm groß, vor dem Eingange eines großen Bais, die im N und W von der mit Wasser endenden Halbinsel umschlossen wird, 177 im SW von St. Louis, ist ein nasser Valsal mit Sand, bis 800 m lang und 300 m breit. Der Nordseite greift eine kleine Bucht in die hohe Felsenside und stellt den Hafen her. Die fruchtbare Insel ist gesund, hat zwischen 17 22,5° C Temperatur und besitzt ein wichtiges Mineral. Zwei Drittel der Insel bedeckt die hohe Stadt Gorre, früher Hauptstadt des Arrondissements Gorre, mit 1879 22668. Fort St. Jean verteidigt den Hafen und ist telegraphisch mit Louis verbunden. G. ist französisch, indes sehr Handel mehr und mehr auf Talar über. Die Bevölkerung der Insel wird auf 3500 geschätzt, wor 750 Nulaten und 2500 schwarze Diolenen, lebten hier, als das Gelbe Fieber ausbrach, Europäer, von denen der größte Teil erlag. Name der Insel soll von dem holländ. N. Goude rede verkommen, der Regiername ist. Das Küstenland entdeckte 1360 Schiffe von Di 1446 setzten sich hier Portugiesen fest und gaben 1466 ein Fort auf Arguin, welches 1622 Holländer nahmen. Im J. 1677 haben es die josen den Holländern genommen, britisch in 1758–63 und 1800–14.

Das Arrondissement Gorre zählt 109477 E., liegt in Talar, westlich von G. an der Küste, eig. des Kommandanten.

Gorecki, s. unter Tolencia.

Gorgo (Hr.), Rehle, Górgel, Schlucht, i. franz. Alpen soviel wie Kamm (s. d.).

Górgel (Arthur), ungar. Revolutionär, geb. 30. Jan. 1812 zu Topocz in Upper N. Oberungarn, studierte in Leutschau, Rákossy (Sperre) und trat 1833 als Kadett des 60. Infanterieregiments in die Wienerkorpse in Lina. Nach Beendigung des vierjährigen (s. d.) studierte er im Herbst 1836 in jenen Re-

zurück; 1837 trat er als Lieutenant in die königl. ungar. adelige Leibgarde und widmete sich in Wien den ernstesten Studien, worauf er im Frühjahr 1842 dem Palatinal-Husarenregiment als Oberlieutenant zugeteilt ward. Nach dem Tode des Vaters trat er 1845 aus der Armee, ging nach Prag, wo er den theoretisch-praktischen Kursus für Chemie an der Universität absolvierte und eine Abhandlung «Über die festen, flüchtigen und fetten Säuren des Kolosnushöls» in den «Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien» (Bd. 1) veröffentlichte. Im März 1848 lehrte er einer Erbschaftsangelegenheit wegen nach Ungarn zurück. Hier ließ er sich zum Eintritt in die ungar. Honvédarmee bewegen und erhielt den Rang eines Hauptmanns im 5. Honvéd-Bataillon zu Raab. Mit der Errichtung einer Zäuber- und Zündhülsenfabrik beauftragt, kam er im Juni 1848 wieder nach Prag, kehrte im August nach Pest zurück, wurde Major und erhielt den Befehl, die mobilen Nationalgarden im Kreise dießseit der Theiß zu organisieren. Gegen Ende September wurde G. beim Anmarsch des Banus Jellachich nach der Insel Eszperl disponiert, wo er 2. Okt. 1848 den Grafen Eugen Schy, welcher mit Proklamationen vom Ban aufgefangen worden, kriegsrechtlich hinrichten ließ. Die That machte ungeheures Aufsehen; sie brachte G.'s Namen in aller Mund. G. kam mit seiner Abtheilung zu dem Korps des Obersten Moriz Perczel, zeichnete sich bei Abony aus, zwang bei Döbra die kaiserl. Truppen zur Waffenstreckung (7. Okt.), wurde zum Obersten ernannt (8. Okt.), folgte nach der Schlacht bei Schwechat dem General Moga im Oberkommando der ungar. Nordarmee (15. Okt.) und wurde zugleich zum General ernannt. Er zog sich, als Windischgrätz 16. Dez. 1848 den Einmarsch begann, über Raab nach Pest zurück und räumte dann selbst die ungar. Hauptstadt. Nach der Teilung der Armee führte er mit der einen Abtheilung die wichtige Aufgabe, durch seinen Rückzug in die Bergstädte den Feind von der kürzesten Linie nach Debreczin, dem einstweiligen Regierungssitze, abzuloden, in geschickter Weise aus. Das Mißtrauen des Landesverteidigungsausschusses und der Regierung gegen G., namentlich seit der wägenen Proklamation, hatte die Übertragung des Oberkommandos an den Polen Dembinski (Anfang Februar 1849) zur Folge. In seinem Ehrgeiz tief verletzt, äußerte sich G. 3. Groll zunächst bei Kapolna (26. bis 28. Febr.), wo er mit seinem Korps zu spät eintraf, sodaß die von Dembinski geleitete Schlacht wenigstens unentschieden blieb. Dieser Umstand sowie auch die unglücklichen Dispositionen, die Dembinski für den darauffolgenden Rückzug hinter die Theiß traf, hatten die Übertragung des Oberbefehls an Betteur zur Folge, der aber denselben Anfang April an G. als den rangältesten General abtrat.

Der nun folgende Aprilsfeldzug lieferte in einer ununterbrochenen Reihe von Siegen, wie zu Gödöllö (7. April), Waizen (9. April), Nagp-Carlo (19. April), der Entsiegung von Komorn (24. April), der Schlacht bei Acs oder Waizen (28. April), wodurch Welben zum Rückzug nach Preßburg genötigt war, glänzende Beweise für G.'s Feldherrntalente. Anstatt jedoch jetzt offensiv gegen die österr. Grenze vorzubringen, wendete er sich nach Ofen, welches die Österreicher unter Hentzi noch besetzt hielten, und nahm nach dreiwöchentlicher Belagerung

21. Mai die ofener Feste mit Sturm. Die Würde eines Feldmarschalls, die ihm Kossuth zum Lohne anbot, lehnte G. ab, aber er übernahm das Portefeuille des Kriegs im Ministerium Szemere. Während G. nach der Einnahme von Ofen drei Wochen unthätig verstreichen ließ, waren die Russen infolge des Interventionsvertrags mit Österreich von mehreren Seiten her in Ungarn eingedrungen. Jetzt kam es zwischen G. und Kossuth zu Meinungsdivergenzen, und G. weigerte sich, Komorn zu verlassen. Durch das weitere Vordringen der Russen von der Hauptstadt und dem Regierungssitze Szegedin abgeschnitten, wagte G. 11. Juli 1849 noch die Schlacht bei Komorn, erlitt aber eine Niederlage, mußte sich in die Festung Komorn zurückziehen und endlich 13. Juli den Abmarsch nach der Theiß beginnen. Die Russen folgten, ohne daß sie ihn wirklich erreichten, bis er endlich, durch die Niederlage Nagp-Sanbors bei Debreczin (2. Aug.) bedeutend geschwächt, 8. Aug. in Arad eintraf, wohin sich bereits die Regierung geflüchtet hatte. Dembinski, statt sich kriegsministeriellem Befehle gemäß ebenfalls nach Arad zurückzuziehen, hatte sich nach der feindlichen Festung Temesvár gewendet und hier 9. Aug. eine völlige Niederlage erlitten. Die offizielle Kunde von derselben traf 10. Aug. in Arad ein. Schon vorher hatte G., auf die Unmöglichkeit einer Fortsetzung des Kampfes hinweisend, gegenüber Kossuth erklärt, daß er, falls sich die Niederlage Dembinskis bestätigte, sofort die Waffen strecken werde. Zugleich hatte, namentlich auf G.'s Drängen, die ungar. Regierung den Beschluß gefaßt, dem Kaiser von Rußland die ungar. Krone anzutragen, und G., der mit den Russen schon seit dem 21. Juli in Verbindung getreten war, sollte mit der Ausführung des Beschlusses betraut werden. Unter solchen Umständen nun richtete G. an Kossuth, welcher gegen die Waffenstreckung keinen Widerspruch erhob, aber sie selbst zu vollführen keine Neigung zeigte, die Forderung, in aller Form abzu danken und ihm die höchste Gewalt zu übertragen. Am 11. Aug. erhielt G. die Diktatur, ergab sich aber bereits 13. Aug. bei dem Fleden Világos mit 20000 Mann Infanterie, 2000 Mann Kavallerie und 130 Geschützen den Russen unter Rüdiger auf Gnade und Ungnade. (S. Ungarn.) G. selbst wurde nach seiner Ergebung begnadigt und in Klagenfurt interniert, wo er bis 1867 als Privatmann und Chemiker in der Poroschen Zuckfabrik lebte, um dann nach Ungarn zurückzukehren. Ende 1872 wurde er bei der Linie Schäßburg-Reps der Siebenbürgischen Ostbahn angestellt. Sein Werk: «Mein Leben und Wirken in Ungarn in den J. 1848 und 1849» (2 Bde., Lpz. 1852), ist die Rechtfertigung G.'s gegen den oft erhobenen Verdacht des Verraths. Neuestens (1881) hat er seine Handlungsweise vor und während der Waffenstreckung bei Világos gegenüber den ungerechtfertigten Angriffen Kossuths in dessen «Schriften aus der Emigration» erfolgreich verteidigt. G. lebt zurückgezogen in Bisegrad.

Görgey, Fluß. Berg- und Ortsname in Siebenbürgen. Die Quellen des Flusses G. liegen auf den Höhen der Gergenger Alpen, die im Komitat Maros-Lorda die Hauptkette östlich und nördlich von der Maros bilden und über 1700 m hoch sind. Sie stehen mit der Hargitta-Kette in Verbindung. Unter den Ortschaften dieses Namens, die entlang des G.-Flusses in dessen romantischem Thale liegen, ist die bedeutendste Görgey-Szent-

Ime. Marktleden mit 1040 größtentheils maggar. G., die teils zur latz., teils zur reform. Kirche gehören. G. ist reich an ausgedehnten Waldungen mit Hochwald und bildet den Mittelpunkt eines großen Jagdterrains, Eigentum des österr. Kronprinzen, Erzherzog Rudolf. Die freiherrl. Familie Gorgeret hat hier ein böhmisches Schloß. Die alte Parg. G., deren spätere Reste auf einer Anhöhe noch sichtbar sind, wurde zu Anfang des 18. Jhdh. zerstört.

Gorgeret (H.), Antenne, in der Chirurgie eine Art Hohlsonde, um das Messer bei Stein- und Hysteroperationen zu leiten.

Gorgias, griech. Sophist und Rhetor zur Zeit des Sokrates, geb. zu Leontini in Sicilien, gebildet in den Rhetorikschulen des Koras und Lissas, kam 427 als Gesandter seiner Vaterstadt nach Athen, wo er durch seine klammerreiche Redefunktion großes Aufsehen machte und längere Zeit verweilte, bis er nach Art der sophistischen Lehrer ein Wanderleben durch Griechenland antrat, welches er um 400 v. Chr., aber 100 J. alt, in dem thessal. Larissa beschloß. Er sog. von den Lehren des Empedokles und der Eleaten stark beeinflusst, die nicht stichhaltigen Konsequenzen der Sophistik am richtigsten zu erklären, indem er lehrte, es sei Nichts, und wenn Etwas wäre, sei es unerkennbar, und wenn es Erkenntnis gebe, sei sie nicht unsterblich. Von seinem größtem Werke „Über das Nichts“ oder über die Natur“ ist nichts erhalten. Dagegen sind unter „Gorgias“ noch zwei Reden vorhanden, das 1. „Über die Verteidigung des Palamedes“ und das 2. „Über die Verteidigung des Naxos“, die jedoch fast bezweifelt worden. G. lebte auch in etwas Keinem, doch ist er als Periodendichter und als Ausdrucks- und als abgefaßt und in den Sammlungen „Gorgias“ abgedruckt. Vgl. Hüb., „De Gorgia“ (Halle 1828), Spengel, „De Gorgia“ (Halle 1828).

Gorgo heißt in der griech. Mythologie ein weibliches Ungeheuer, dessen grauenvolles Haupt schon Homer erwähnt, in der Ilias als auf der Agis befindlich in der Odyssee als in der Unterwelt wohnend. Während aber bei Homer, wie auch bei Ovidius, demzufolge sie von der Erde geboren und von Athenos erlegt wurde nur von einer G. die Rede ist, kommt bei Hesiod schon die Dreyzahl der Gorgonen vor, Stheno oder Stheno, Eurypis und Medusa, Tochter des Phorokos und der Kleo, deren Aufenthalt er jenseit des westl. Ozeans verlegt, nach Späteren, wie Herodot und andern, ist ihr Wohnsitz Libyen oder Leiz oder Libyen. Apollodor beschreibt sie als geflügelte Jungfrauen mit ehernen Klauen und Übergeharn, und außerdem mit Schlangen um den Leib oder Händen. Apollodor beschreibt sie als geflügelte Jungfrauen mit ehernen Klauen und Übergeharn, und außerdem mit Schlangen um den Leib oder Händen. Von ihnen war Medusa, vorzugsweise G. genannt, die furchtbare, deren schlangenhaariges Haupt auf der Agis der Athena sich befand und verheerende Straft gehabt haben soll. Medusa war älter unter den drei Schwestern sterblich, weshalb ihr auch Perseus den Kopf abschlugen konnte. Aus ihrem früher von Poseidon befruchteten Blute entsprangen, als ihr Perseus den Kopf abschlug, Chrysaor und Pegasus. Dieser Kopf spielt in der Mythologie die bedeutendste Rolle, er verführte alles, was ihn erblickte oder berührte. Er wurde unphlegemal gebildet, lange in der be-

schriebenen absprechend höchsten Gestalt, ist nachdem schon Perseus die Medusa als schon furchtbar hatte, als schön, aber grauenvolles hat regelmäßig mit Schlangen oben am Kopf Schlangen in den Haaren und am Wangen. Über die Bedeutung der Medusa sind schon den Ältern vorliegenden Ansichten entgegenstehend. Rostk hat in „Die Gorgonen nach Herodot“ (Xp. 1879) zu erweisen gesucht, daß der G. nicht, wie die meisten annehmen, die Ansicht des Mondlichts zu Grunde liege, sondern daß Gorgonen als Gewitterwesen aufzufassen seien.

Gorgone, eine Insel des Tyrrhenischen Meeres, mal. Broog, Kioos gehörig, 40 km im W. von Livorno, ein 301 m hoher Berg von 7 km lang, mit zwei Forts, einem Kloster, einer K. und etwa 300 Häusern in kleinen Ortschaften.

Gorgonzola, Flecken in der ital. Prov. Mailand, 23 km im CN von Mailand am ital. Kanal, welcher die Adda mit dem Po verbindet, zählt (1884) als Gemeinde 4711 Q. ist der Hauptort für die Bereitung des Straßkäses. In der schönen modernen Kirche 44 prächtige lombardische Säulen.

Gork, Kreisstadt im russ. Gouvernement T. unter 41° 50' nördl. Br. und 61° 21' östl. L. liegt am Zusammenflusse der Vichwa und I. bshuda mit dem Aus malarisch gelegen, in einer isolierten Höhe von 700 m, mitten in dem russischen Taile, an der tmerischen Eisenbahn Station der Transsibirischen Eisenbahn (T. bshuda), mit (1882) 5219 Q., meist Or. und Armeniern, welche hauptsächlich Wein-Obstbau betreiben. G. liegt am Fuße eines 1. bshuda, der sich gerade am Zusammenflusse benannt. Gewässer befindet, und dessen Ufer Runnen einer alten Art zeigen, das Wort „Gork“ heißt im Orskischen „Felsen“. Die Stadt schon im 7. Jhdh. erwähnt, fiel abwechselnd in die Hände der Perser, Täten und der G. und gehört seit 1801 zu Russland, sie hat noch einige Altertümer.

Gorilla (Troglodytes gorilla) heißt die und furchtbare Art der menschenähnlichen die hauptsächlich schon dem Lachoginens. ral Panos bekannt war, aber erst 1847 von Missionar Savage in den Wäldern am O. Kasse wieder entdeckt wurde. Das erw. Männchen erreicht die volle Höhe eines M. ist aber ungleich breiter in den Schultern (ist und momentlich hat keine Arme ungemein und muskulös. Der männliche G. ist mit lammarig gewölbten Aden, der sich in hohen Pfeil auf dem Schädel fortsetzt, den von Knochenbogen umgebenen Augen, der plat. der Stirn mit einer tiefen Längsfurche vor Nase und der vorspringenden Schnauze, an der ein furchtbares Gebiß mit scharfen Zähnen hervorsteht, den gewaltigen, mit dicken U. versehenen Händen und der schwarzen Wehe die auf dem Rücken fast zu einer sträubenden sich verlängert, eine der schrecklichsten Wehe das man sich vorstellen kann. Dem Weibchen der Schnauze steht weniger vor, die Ringe der Augen treten zurück, es sieht auch menschlicher aus. Der G. lebt in kleinen Wäldern seiner Heimat in Familie Männchen, Weibchen und ein bis zwei

bestehend, nährt sich von Früchten, Fleis und jungen Vögeln und gilt den Eingeborenen als der furchtbarste Gegner. Er kriecht zwar auf Völkern, auf denen er auch in einer Art von Zweigen gebildetem Neste schlüpft, geht aber meist an der Erde, und zwar auf allen Vieren, selten aufrecht. Er wehrt sich mit Händen und Zähnen. Die genauere, durch Owen, Duvernoy, Huxley und andere Anatomen angestellte Untersuchung hat nachgewiesen, daß der G. durch den Bau seiner Gliedmaßen, besonders seiner Hände und Füße, sowie des Beckens der menschenähnlichste Affe ist, während der Orang durch den Bau des Gehirns, der Schimpanse durch denjenigen des Schädels und der Zähne dem Menschen näher steht. Die unterscheidenden Merkmale an Ohren, Länge der Arme, Ausbildung der Hände u. s. w., welche man früher für unbedingt sicher hielt, unterliegen indessen vielfachen Schwankungen. In neuester Zeit ist ein junger weiblicher G. nach Europa gebracht worden, wo er im Berliner Aquarium Aufnahme fand, aber nach einiger Zeit an Darmkatarrh starb. Alle Berichte stimmen darin überein, daß die jungen G. in ihrem Wesen, so selbst in ihrem Aussehen sehr menschenähnlich, aber weit erusthafter seien als die jungen ausgewachsenen Schimpansen. Die im verdorrten zoologischen Garten 1875 geborene Nakula, welche man für einen Vorklagern von G. und Schimpanse hielt, war auch J. W. Meyer ein echtes Vorklagern. S. Tafel Affen der Alten.

Vorklagern, ein aus Asien stammendes, sehr weiche oder vegetabilische Nahrungsmittel, wie mit allerlei Seidenabfällen, die in Asien, besonders in der Gegend von Kanton, in großer Menge hergestellt werden.

Vorklagern, f. Vorkum.

Vorklagern (Pseudo-Josephus), f. Josephus.

Vorkum, Stadt und Gerichtsbezirk in der Vorklagernhauptmannschaft Komotau im nördl. Böhmen, mit (1881) 3631 G. deutscher Zunge, liegt in angenehmer Umgebung von schönen Wäldern an der Dux, Bodenbacher und der Aulitz-Expreß-Eisenbahn, zählt zu den bedeutendsten Industriestädten des Landes und hat drei Baumwollspinnereien, eine Papierfabrik, eine Wätere- und Lederfabrik und zwei Dampfmaschinen. Einen lebhaften Erwerb der Bewohner bildet die Obstkultur, deren Produkte besonders nach Berlin und Hamburg versendet werden.

Vorkum (Joh. Friedr.), preuß. Generalstabarzt, geb. zu Sorquitten in Ostpreußen 3. Mai 1780, wurde 1767 Kompaniechirurg und bald zum Kompaniechirurg der Leibkompanie der Leibgarde ernannt. Er hörte in Berlin die Vorlesungen beim Collegium medico chirurgicum und wurde während des bayr. Erbfolgekriegs nach Breslau geschickt, um dort die Leitung eines Lazarets zu übernehmen. Im Feldzuge in Frankreich 1799 lernte er als Generalchirurgus und Direktor der preuß. Feldlazarette die Mängel des preuß. Lazaretwesens kennen. Er erreichte 1793 die Einrichtung eines mobilen, auf 1000 Verwundete und Kranke berechneten Feldlazarets, Vermehrung und bessere Ausbildung des Sanitätspersonals und veranlaßte die Stiftung der Spinnerei (jetzt Rebyntisch) Chirurgisch Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin, hob die äußere Stellung der Militärärzte und verbesserte deren materielle Lage. G. wurde 1797 General-

chirurgus der Armee. Selbst in der schweren Zeit nach 1806 gelang es ihm, Verbesserungen im Sanitätswesen ins Leben zu rufen, er erreichte 1811 die Errichtung der medic. chirurgischen Akademie für das Militär, sowie 1820 die Schaffung des militär. chirurg. Stabs, dessen Chef G. wurde. Bei dem Ausbruch des Befreiungskriegs war er unermüdlich thätig, die Feldlazarette zweckmäßig auszurüsten und mit tüchtigen Ärzten zu versehen. G. starb zu Sanssouci 30. Juni 1822 und war erst kurz vor seinem Tode aus dem aktiven Dienste geschieden. Vgl. »G.s Leben und Wirken« (Berl. 1817), »G.s 60jährige Dienstjubelfeier« (Berl. 1818), Richter, »Geschichte des Medicinalwesens der preuß. Armee« (Berl. 1860).

Vorkum, der herrschende Volksstamm im ind. Staate Nepal (f. d.), in den süd. Abhängen des Himalaja. Die V. bilden den kriegerischsten, vorzugweise kriegerischen und kriegerischen Teil der sich auf etwa 3 Mill. Seelen belaufenden Bevölkerung dieses Reichs und unterscheiden sich nach einigen mehr nach andern weniger in physischer wie in psychischer Beziehung von den übrigen, der sogenannten indomongol. oder indotatar. Völkerfamilie angehörigen Bewohnern von Nepal. Sie selbst behaupten, von Hindu, und zwar aus der Rasse der Katria, abstammend, haben im allgemeinen nur mittlere Größe, aber breite Brust und Schultern, ein rundes, plattes Gesicht, kleine, schärftblickende Augen, eine offene, breite Vrhognomie. Ihre Nasen sind niedrig und breit gedrückt. Hamilton ist der Meinung, daß die Vrhognomie der V. große Ähnlichkeit mit jener der Chinesen und Molanen zeige. Ihre Hautfarbe reicht zwischen dem Graugelb und Kupferbraun in der Mitte. Ihre Frauen besitzen häufig ein angenehmes Wangenrot. Die Sprache der V. ist das Vorkatja. In religiöser Hinsicht befolgen sie viele Hinduvorstellungen und verehren auch die Brahmanen (S. Nepal). — Vorkum heißt auch eine Stadt in Nepal, im WNW. von der Hauptstadt Kathmandu, unter 27° 32' nördl. Br. und 84° 28' östl. L. (von Greenwich).

Vorkum oder Vorkum, Vorkum, Kreisstadt im russ. Gouvernement Nowgorod, an den hohen Ufern der Wolga und an den jüdischen Vorkum und Koppala, 134 km nördöstlich von Nowgorod, zählt (1882) 6033 G. Bei G. fanden 1708 Kämpfe zwischen den Schweden unter Karl XII. und den Russen statt.

Vorkum oder Vorkum, Stadt, Festung und Hauptort eines Gerichtsbezirks in der niederländ. Provinz Südholland, 22 km östlich von Dordrecht, an der Mündung der Ringe in die Meer- weide, mit 9981 G., die starken Getreide-, Hanf- und Viehhandel treiben, besitzt ein Arsenal, ein Pulvermagazin, Kasernen, Stadthaus, ein Justizgebäude, ein Zellengefängnis, eine Leberei, große Kirche mit dem Grabmale der Herren von Arkel, welche in früheren Zeiten die Bewohner des Fischerdorfs Vorkum hierher verpflanzten. In dem Hause von Daetselaer (auch Hugo Grotius nach seiner Flucht aus dem benachbarten Fort Zorvenstein) wurde Aufnahme. Die Stadt wurde oft durch Überschwemmungen heimgesucht und war eine der ersten, welche die Westgraben 1672 den Spaniern abnahmen. General Wey hinderte 1672 die Eroberung der Stadt durch die Franzosen, 1787 wurde sie von den Preußen, 1796 durch die Franzosen erobert und 30. Febr. 1814 ergab sie sich dem Verbündeten.

Gorlice, Stadt im südl. Teile von Westgalizien, Hauptort der Bezirkshauptmannschaft und des Gerichtsbezirks G., an der nördl. Abdachung der Karpaten im Thale der Ropa an der von Grybow nach Jasło ziehenden Straße, die von alters her ein belebter Handelsweg zwischen Ungarn und Polen war, zählt (1881) 4550 E. poln. Sprache. In G. befindet sich eine Naphthadestillation, eine Dampfmühle und eine amerik. Getreidemühle, in der Umgebung Leinwebereien und Leinwandbleichen. Die Stadt hat stark besuchte Märkte für Leinwand, Getreide und Wein. Im Volksmunde heißt die Stadt, ihres Handels wegen, häufig Klein-Danzig.

Görlitz, Stadt und Stadtkreis im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, die zweite der ehemaligen Sechsstädte des Markgrafentums Oberlausitz, am linken Ufer der Lausitzer Neiße, 205 m über dem Meere, Knotenpunkt von fünf Eisenbahnen (der Linien Berlin-G., Kohnfurt-G., G.-Lauban, G.-Bittau und G.-Seidenberg der Preussischen und Dresden-G. der Sächsischen Staatsbahn), ist Sitz des Landratsamts für den Landkreis G., eines Land-, Schmwur- und Amtsgerichts, eines Eisenbahnbetriebsamts, eines Bergreviers, eines Hauptsteueramts und zählt (1880) 50307 E. (darunter 5267 Katholiken und 683 Juden). Die Stadt besitzt eine vorzügliche Wasserleitung, sowie eine in drei Linien die Stadt durchkreuzende Pferdeisenbahn. Unter den fünf evang. Kirchen zeichnet sich aus die große, schöne Hauptkirche zu St. Peter und Paul (aus dem 15. Jahrh.), mit trefflicher Orgel und sehr großer Glode. Sonst sind von Bauwerken noch bemerkenswert: die Frauenkirche (1450—90 erbaut) mit schönem durchbrochenen Portal und Chor, die 1863 vollendete neue kath. Kirche, das Rathaus mit dem Wappen des Königs Matthias von Ungarn, einer merkwürdigen Stein-terrasse, sowie einer kunstvollen Fassade von Holzschnitzwerk aus dem 16. Jahrh., erst 1873 bei Renovationsbauten wieder aufgefunden; die alte Kaisertrutz (zur Hauptwache eingerichtet), das Ständehaus inmitten schöner Anlagen, das 1851 erbaute städtische Theater, das 1856 im got. Stil aufgeführte Gymnasialgebäude, das stattliche neue Mittelschulgebäude, die 600 m lange und 40 m hohe Eisenbahnbrücke auf 32 Bögen u. s. w. Merkwürdig ist die Nachbildung des Heiligen Grabes zu Jerusalem, welches sich auf einem Hügel bei der kleinen Kirche zum Heiligen Kreuz befindet, sowie der sehr ausgedehnte Friedhof mit vielen Grabmonumenten. An Denkmälern besitzt G. das des Oberbürgermeisters Demiani (gest. 1846) auf dem Marienplatz, das Schiller-Denkmal, Humboldt-Denkmal, das Kriegerdenkmal für 1813 und das Kriegerdenkmal für 1870/71 mit Fries von Siemering. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu G. außer dem Gymnasium noch ein Realgymnasium, eine Mittelschule, eine höhere Mädchenschule und mehrere höhere Privatschulen, darunter zwei Institute für Vorbereitung zum Militärdienst. Die Naturforschende Gesellschaft besitzt reiche Sammlungen und ebenso die 1778 begründete, 1790 neugefaltete Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften, welche eine ansehnliche Bibliothek nebst Sammlungen von Kunstfachen, Münzen und Naturalien besitzt und außer einer Zeitschrift auch einige schätzbare Werke zur Geschichte der Lausitz herausgegeben hat. Ein städtisches Museum lausitzischer Altertümer ist (1884) in der Entstehung begriffen. In der hiesigen Industrie

steht die Tuchfabrikation mit Export nach Japan Ostindien, der Levante, Südamerika und Skandinavien nebst ihren Nebengewerben (Färberei, Appreturen u. s. w.) obenan. Daneben werden besonders noch viel Wollwaren, Tabak, Cigarren, Journiere, auch Maschinen und namentlich Eisenbahnmaterialien, Spiel- und Posamentierwaren und Eisenbeinschnitzereien fabriziert. Der sehr lebhafte und in stetem Wachstum begriffene Handel der sich besonders auf die Produkte der städtischen Industrie und Getreide erstreckt, wird durch die Handelskammer, eine Reichsbankstelle und die von den Ständen der Oberlausitz begründete kommunalstädtische Bank unterstützt. Nahe bei der Stadt findet sich eine Heilanstalt für Nerven- und Gemütskranke. G. gehört wegen seines Reiches von 27558 ha Forst und vielen Gütern und Vorwerken zu den reichsten Städten Schlesiens.

G. war schon zu Ende des 12. Jahrh. eine feste Festung und zuerst böhmisch; 1250—1319 gehörte es zur Mark Brandenburg, 1319—29 zum Herzogtum Jauer, seit 1329 wieder zu Böhmen; es wurde der Stadt durch die Markgrafen von Brandenburg magdeburgisches Recht zuteil. Ihre Blütezeit erlebte sie unter König Johann von Böhmen I. Kaiser Karl IV., welche sie mit kostbaren Privilegien begabten. Letzterer bildete aus G. und einem umliegenden Gebiete ein eigenes Fürstentum, die Namens und gab dasselbe seinem Sohne Johann aber die Görlitzer zur Unzufriedenheit reizte, daß sie ihn 1390 verjagten. In die bald darauf einsetzenden langdauernden Religionskriege war G., als zu Böhmen gehörig, unmittelbar verwickelt. Durch den Prager Frieden von 1635 gelangte es selbst an Sachsen. Am 7. Sept. 1757 fand in Nähe der Stadt ein Treffen zwischen Preußen und Österreichern statt, in welchem Friedrich d. Gr. General von Winterfeldt verlor. Im J. 1815 trat die Stadt mit einem großen Teil der Oberlausitz zu Preußen. Seit der Entwicklung des Zollvereins besonders aber seit Herstellung der Sächsisch-Sächsischen Eisenbahn hat G. eine neue Blütezeit bekommen. In der Nähe liegt isoliert die Landskrone ein 432 m hoher kegelförmiger Granit- und Basaltberg, der früher eine 1402 zerstörte Raubburg und eine treffliche Aussicht gewährte. Auch hat die Stadt selbst an ihrer Ost- und Südseite ausgedehnte Promenaden mit sehr schönen Anlagen. Er lebte und starb der Theosoph Jakob Böhm (s. unten).

Vgl. Bäsching, «Altertümer der Stadt G.» (1825); Neumann, «Geschichte von G.» (Görl. 1825) und «Begleiter durch G.» (Görl. 1850); «G. seine Umgegend» (2. Aufl., Görl. 1875).

Im Landkreise Görlitz, der auf 867 (1880) 51437 E. zählt, liegt die Stadt Reichbach mit 1854 E.

Görlitzer Rechtsbuch ist eine Bearbeitung des Sachsenspiegels aus dem Anfang des 14. J. Es entstand wahrscheinlich zu Görlitz, da sich die einzige Handschrift des Buchs befindet. Das beste ist es herausgegeben von Homener, «Sachsenspiegel» (El. 2, Bb. 2, Berl. 1844).

Görlitzer Prozess, s. unter Selbstverbrennung.

Gorm der Alte ward lange, wahrhaftig aber mit Unrecht, für den ersten König des guten Dänemarks gehalten. Er starb um 940. Name und der seiner Gemahlin, Tyra Dan sind mit Dänemarks vorzüglichsten Altertümern verbunden.

den beiden großen Hügeln bei Jellinge, nordwestlich von Vejle, verknüpft, von denen der eine ihre aus grobem Holze gezimmerte Grabkammer enthält.

Görner (Karl Aug.), Schauspieler und Bühnenbildner, geb. 29. Jan. 1806 zu Berlin, empfing von Ludwig Devrient den ersten dramatischen Unterricht, leitete 1824 das löthener Hoftheater und ward 1827 am strelitzer Hoftheater engagiert, dessen Direktor er später wurde. Seit 1854 war er Regisseur des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin, seit 1857 des hamburger Stadttheaters, 1867 kam er als Oberregisseur an das hamburger Thalia-Theater. Sein erstes Bühnenstück: «Gärtner und Gärtnerin», wurde 1826 zu Freiburg aufgeführt. Er hat 166 Lustspiele, Possen u. s. w. geschrieben, darunter die bekanntesten: «Nichte und Lante», «Schwarzer Peter», «Englisch», «Eine kleine Erzählung ohne Namen», «Ein glücklicher Familienvater», «Lantchen Unverzagt», «En passant», «Der geadelte Kaufmann», «Erziehung macht den Menschen», «Sperling und Sperber», «Salz der Ehe». Er führte die dramatisierten Märchen ein («Aschenbrödel», «Dornröschen», «Sneewittchen», «Häubchen», «Däumling», «Frau Holle») und gab fünf Bände «Kindertheater» (Berl. 1855–56) heraus, außerdem: «Almanach dramatischer Bühnenspiele» (Jahrg. 1–4, Bresl. 1851–54; 2. Aufl. 1863; Jahrg. 5–9, Hamb. 1857–61; Jahrg. 10–11, Altona 1866–68), zwei Bände «Lustspiele» (Hamb. 1856–72), «Possenspiele» (Altona 1872), «Deklamator für öffentliche und Privatgesellschaften» (3 Bde., Hamb. 1864–71); endlich den humoristischen Führer «Nach Helgoland und auf Helgoland» (Hamb. 1872).

Görnergletscher, einer der mächtigsten Eisströme der Alpen, liegt nördlich vom Monte-Rosamassiv, südlich vom Jermatt oder Nikolaihal im Schweiz. Kanton Wallis und ist das Sammelbecken der ungeheuren Firn- und Eismassen, welche den Nordabfall des Monte-Rosa und seiner Nachbarn von der Cima di Jazzi (3818 m) bis zum Matterjoch oder St. Theodulpas (3332 m) bekleiden. Der oberste Teil des Gletschers senkt sich als sanft geneigter, wenig zerklüfteter Firnhang von dem Kamm zwischen der Cima di Jazzi und dem Jägerhorn (3975 m) nach W.; der mittlere, der sich in derselben Richtung anschließt und links vom Monte-Rosa her den Monte-Rosa- und den Grenzgletscher, von den Zwillingen den Zwillings- und Schwarzegletscher, weiter westlich den Breithorn-, KleinMatterhorn- und Unter-Theodulgletscher aufnimmt, ist ein fast ebenes Eisfeld von mächtigen Moränen durchzogen und von vielen Gletscherbächen durchfurcht, die sich in kleinen Eisseen und Teichen verlieren. Die unterste Stufe, der Bodengletscher, wendet sich nach W., zwängt sich als schmale Eisgasse zwischen dem Niffelhorn (2931 m) rechts und den Zeichenbreitern (2867 m) links durch und endigt 1840 m über dem Meere, 2 1/4 km südwestlich von Jermatt. Der Abfluß des G. ist die Matter- oder Gornervisp. (S. Risp.). Die Länge des ganzen Gletschers vom Alt-Weisthor (3656 m) zwischen der Cima di Jazzi und dem Jägerhorn bis zum Ende der Gletscherzunge beträgt 13 1/2, die Breite 1/2–4 km. Das Gletschergebiet umfaßt mit Einschluß der südlich einmündenden Eisströme 75 qkm. Den besten Überblick über den gewaltigen Eisstrom, den größten der Walliser oder Penninischen Alpen, und über seine großartige Gebirgsumwallung bietet der

Görnerglat (3136 m), der sich am rechten Gletscherufer über dem Niffelberg erhebt und von Jermatt in etwa 4 1/2, vom Niffel-Hotel (2569 m) in 1 1/2 Stunden auf bequemem Reitwege erreicht wird.

Goray (slaw.), in zusammengefügten Ortsnamen oft vorkommend, soviel wie «Ober».

Gorochowez, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wladimir, am Abhange des linken Ufers der Khasma, 155 km östlich von Wladimir, ist Station der Linie Moskau-Nischni-Novgorod der Großen Russischen Eisenbahngesellschaft, zählt (1882) 2574 E. und hat mehrere sehr alte Kirchen, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster, Obst- und Gemüsebau; berühmt sind namentlich die Kirchen und der Kohl von G. («Krimsker Kohl»). Die Frauen spinnen sehr feinen Zwirn. G. wird in den Chroniken zuerst 1239 erwähnt.

Gorod, grad, bedeutet im Russischen Stadt, ursprünglich Burg, ein mit einem Wall umgebener oder durch Benutzung oder Aufschüttung eines Hügels besetzter Ort, an den sich die Bewohner einer Landschaft zum Schutze vor feindlichen Einfällen zurückziehen konnten, und wo auch zugleich der Markt für den örtlichen Handel und wohl auch der Sitz der Stammesältesten war. Eine Anzahl solcher Ortschaften gab es schon vor der Gründung des russ. Reichs, z. B. Nowgorod, Kiew, Tschernigow u. a. Die Fürsten gründeten noch weitere Städte, und setzten in alle Statthalter (posadnik) ein. Hierdurch wurden die Städte Mittelpunkte für die Verwaltung der Landschaften. Man unterschied zwischen der (Mutter-)Stadt und den Nebenstädten (prigorod). Die letztern sind Kolonien, welche zum Schutze entfernterer Teile der Landschaft oder hin und wieder zu Handelszwecken gegründet wurden und von der Mutterstadt abhängen. Eine einfache Befestigung zum Schutze der Grenzen nannte man gorodok (Burg). Die Bewohner der Nebenstädte konnten teilnehmen an der Volksversammlung der (Mutter-)Stadt, doch gab es hierbei keinerlei geregelte Vertretung. Bei der Zersplitterung Rußlands in Leifürstentümer erhielten viele Städte dadurch eine besondere Bedeutung, daß sie fürstl. Residenzen, d. h. Verwaltungsmittelpunkte für größere Landschaften wurden. Eine selbständige Bedeutung als Handelsplätze haben nur wenige Städte an der Westgrenze erlangt: Nowgorod, Pleskau (Pskow), Smolensk, Pologsk. Im moskauischen Zartume haben die Städte nur die Bedeutung administrativer Mittelpunkte der einzelnen Kreise (Ujesd, s. d.). Die Stadtbewohner unterschieden sich nur wenig von den Landbewohnern; erst mit dem Ende des 16. Jahrh. beginnen die Bemühungen der Regierung, Handel und Industrie zu heben, und zu Ende des 17. Jahrh. ergriff die Regierung Maßregeln, um die Verwaltung der Städte vor den Bedrückungen der Wojwoden zu schützen. Peter d. Gr. errichtete eine Centralbehörde, den Hauptmagistrat, deren Aufgabe war, den Bürgerstand zu heben und das Aufblühen der Städte zu fördern. Als Vorbild für die Organisation der Städte dienten die deutschen Einrichtungen, vornehmlich Magaz. Erst unter Katharina II. kam es zu einer definitiven Organisation in der Städteordnung von 1786, die übrigens einen abstrakten schematischen Charakter trug. Eine wirkliche Selbstverwaltung der Städte wurde durch diese Organisation nicht erreicht. Die Verwaltung derselben wurde nach wie vor nach dem

Ernennen der Polizeimeister (gorodniczi, etwa Stadtmann, einer, der die Stadt verwaltet) und Gouverneure geführt. Nach verschiedenen mehr oder weniger mißglückten Reorganisationsversuchen in Petersburg 1846, in Moskau 1861 und Odesa 1863 wurde auf Grund des letzten im J. 1870 eine neue Städteordnung erlassen. Diese ließ die bisherige Steuergemeinde und die städtischen Korporationen der Kaufmannschaft (kupeczestwo), Handwerker (remeslenniki) und Kleinbürger (meszczane) bestehen, wenn dieselben auch in den meisten Städten nur auf dem Papier bestanden und nur in verhältnismäßig wenigen großen Städten eine wirkliche Bedeutung erhalten hatten, und übertrug die Verwaltung der ökonomischen Angelegenheiten der Stadt einer von den Handel- und Industrie-treibenden oder Häuser besitzenden Einwohnern nach drei Steuerklassen gewählten Stadtverordnetenversammlung (gorodskaja дума, d. i. Stadtrat). Diese wählt aus ihrer Mitte das Stadtmagistrat (gorodskaja uprawa), einen Verwaltungsausschuß, dessen Vorsitzender Stadthaupt (gorodskoi golowa) heißt. Diese Organe der Selbstverwaltung verfügen ohne direkte Kontrolle der Regierung über den Stadtschatz, stellen die städtischen Abgaben fest, erlassen Verordnungen in wohlfahrtspolizeilichen Sachen, haben aber trotzdem keinerlei obrigkeitliche Gewalt, und können der von ihnen bezahlten Polizei keinerlei Vorschriften erteilen; dieselbe steht ausschließlich unter den Regierungsbehörden.

Gorodischtsche, Kirchdorf im russ. Gouvernement Rijem, Kreis Tschertassy, am Flusse Olschanka, 70 km im WSW. von Tschertassy, mit 7000 E., hat bedeutende Fabriken, darunter eine große Rübenzuckerfabrik, welche jährlich für 3 Mill. Rubel Zucker liefert, eine Maschinenfabrik, große Branntweinbrennereien, Ziegeleien und eine große Dampfmühle. Nahebei inmitten des Waldes Popow rog liegt die Makitragerube von 150 m Umfang und 30 m Tiefe, nach der Überlieferung Zufluchtsort des Saidaamal.

Gorodischtsche, Kreisstadt im russ. Gouvernement Penfa, an beiden Ufern des Flusses Kitchineila und am rechten Ufer des Flusses Inlowa gelegen, 57 km östl. von Penfa, zählt (1882) 3617 E. und hat drei Mühlen, acht Ziegeleien, eine Gußeisenfabrik, Landbau und Viehzucht.

Gorodischtsche, Kirchdorf im russ. Gouvernement Wladimir, Kreis Pereaslavl-Salesskij, 5 km westlich von der Stadt letztern Namens, am östl. Ufer des Sees Plestschjejevo, mit 285 E., ist auf allen Seiten von alten heidnischen Grabhügeln umgeben, in welchen sich menschliche Knochen und verschiedene metallene Gegenstände finden. Ganz in der Nähe befinden sich auch die Überreste einer sehr alten Kirche und ein Kirchhof; nach der Überlieferung soll die Stadt Pereaslavl zuerst hier gestanden haben. Am Ufer des Sees liegt hier auch ein 23 m hoher, künstlich aufgeworfener Hügel, genannt der Alexanderhügel, bei dem sich wahrscheinlich noch zur Zeit Iwans IV. ein Kloster befand.

Gorodnaja oder **Gorodno**, Siedlung im russ. Gouvernement Winsk, Kreis Winsk, 76 km südöstlich von Winsk, am See Gorodno, mit 987 E., gehörte zu den Bogorinschen Städten, welche oft in den Beschreibungen der Zwistigkeiten der Teilsürsten erwähnt werden. Im 12. Jahrh. wurde G. die Hauptstadt eines besondern Teilsürstentums, welches die Gegend zwischen dem Styr und Goryn

einnahm. Im 17. Jahrh. litt der Ort sehr durch den Hetman Jahn Radziwill.

Gorodok, Kreisstadt im russ. Gouvernement Witebsk, 39 km im NNW. von Witebsk, an der großen Straße von Witebsk nach Petersburg, zählt (1882) 4449 E. und hat Lederfabriken, Gerbereien, Ziegeleien und Bierbrauereien, sowie einigen Handel mit Getreide und Fleisch nach Riga. Am rechten sumpfigen Ufer der Goroschanka befinden sich Ruinen eines alten Schlosses.

Gorontalo, eine Assistent-Residentenschaft in niederländ. Residentenschaft Menado auf der Insel Celebes in Hinterindien, mit einem Areal von 27860 qkm, besteht aus den Distrikten, Kontrakturschaften, Gorontalo, Boné, Limbotio, Kwadang und Bagnat, mit einer Gesamtbevölkerung von 55 Europäern, 76 Chinesen, 36 Arabern und 98703 Eingeborenen. Hauptzeugnisse sind diejenigen, welche der ind. Archipel überhaupt hervorbringt. Der Hauptort Gorontalo, Sitz der Residenten und der höchsten Behörden, ist an der Südküste der Assistent-Residentenschaft unter 0° 20' nördl. Br. und 123° 2' 50" östl. L. (von Greenwich), ein kleiner Ort von ungefähr 8000 mit einem Fort, welcher einen Hafen besitzt und einen nicht unbedeutenden Seehandel treibt.

Gorostiza y Cepeda (Don Emanuel Eudade), Diplomat und Lustspieldichter, geb. 18. A. 1791 zu Veracruz, wo sein Vater, ein bekannter General, Gouverneur war. Im J. 1817 trat er zuerst zu Madrid als Lustspieldichter (wo seine Komödien «Indulgencia para todos», «Don Dieguito», «Las costumbres de antaño» und «Tal cual para cual» bald nacheinander geführt und mit steigendem Beifall aufgenommen wurden. Als ein eifriger Anhänger der Konstitution von 1820 mußte er nach der Restauration 1823 nach England auswandern. Er bemühte sich mit Erfolg um die Anerkennung der Unabhängigkeit Mexikos seitens der europ. Regierungen, was nach dem sämmerl. Unabhängigkeitskrieg Mexiko. Vorkämpfer in London ernannt und zwei in gleicher Eigenschaft nach Paris gesandt, wo einen Handels- und Allianztraktat mit der französischen Regierung abschloß. In dieser Zeit schrieb er bestes Stück, die Komödie «Contigo pan y cebolla» der Scire die Idee zu dem Daudenville «Une ci-mière et son cœur» entnahm. Später wandte sich nach Mexiko, wo er die Stelle eines Staatsrats bekleidete und die Direktion des dortigen Theaters übernahm, für welches er mehrere Spiele schrieb. Eine Auswahl seiner frühern dramatischen Arbeiten erschien als «Teatro escogido» (2 Bde., Brühl. 1825). Er hat sich zunächst dem jüngern Moratinus gebildet, den er jedoch in Lebensgröße und Witz übertrifft, während hinsichtlich auf Sprache und Versbau gleich jener ein klassisches Muster gilt. — Pedro Angel Bruder des vorigen, hat sich ebenfalls als Lustspiel-dichter, wenn auch von geringerer Bedeutung, einen Namen gemacht. Einige seiner Dramen finden im «Teatro moderno español» (4 Bde., 1836—38).

Gorové (Stephan von), ungar. Minister 1819 zu Pest, wo er seine Studien beendete und sich auch frühzeitig mit der Litteratur betätigte. Später wurde er im Temescher Komitat der oppositionellen Partei. Von 1842 bis machte er eine größere Reise in Westeuropa,

literarische Frucht sein Werk: «Nyugat» («Der Occident», 2 Bde., Pest 1844) ist. Er schloß sich dann in Pest den Bestrebungen Ludwig Kossuths an, veröffentlichte das Werk «Nemzetiség» («Nationalität») und wurde schon 1843 in die Ungarische Akademie gewählt. Im J. 1848 wurde er Mitglied des ungar. Landtags; er stellte am 8. Aug. 1848 den Antrag auf ein enges Bündniß Ungarns mit dem Deutschen Reiche; übrigen opponierte er entschieden der extremen Linken, blieb jedoch der Partei Kossuths getreu. An der Redaction der Unabhängigkeitserklärung Ungarns vom 14. April 1849 nahm er auch Anteil, ohne sie jedoch zu billigen. Nach dem Tage von Világos floh er in die Türkei und begab sich von dort nach dem westl. Europa. Im J. 1856 kehrte er in die Heimat zurück. Bei dem Wiederaufleben verfassungsmäßiger Zustände in Ungarn (1861) schloß sich O. Deák's Partei an; er war seither stets Mitglied des ungar. Reichstags, wurde 1867 ungar. Minister für Ackerbau, Gewerbe und Handel, später für Kommunikation und Wirklicher Geheimer Rath, trat 1871 aus dem Rabinett und stand seit 1876 an der Spitze der liberalen oder Regierungspartei. O. starb 31. Mai 1881 in Pest.

Öhrres (Jaf. Jof. von), vielseitiger Gelehrter und Publizist, geb. zu Koblenz 25. Jan. 1776, wurde, nachdem er seinen Gymnasialkursus vollendet, durch den Ausbruch des Kriegs mit Frankreich an dem Besuch der Universität verhindert. Er wandte sich begeistert den Ideen der französischen Revolution zu, trat in Klubs und Volksversammlungen als Redner auf und redigierte auch ein Journal, «Das rote Blatt». Als sich indes der damalige Kurfürst von Hessen in einem Aufsatze beleidigt glaubte, wurde das Blatt unterdrückt, das aber unter dem Titel «Rübezahl im blauen Gewande» wieder auflebte, bis es O. selbst aufgab. Im Nov. 1799 ward O. an der Spitze einer Deputation nach Paris gesendet, um die Vereinigung der Rheingegenden mit Frankreich nachzusuchen. Als aber in Paris inzwischen die Revolution des 18. Brumaire eingetreten war, erkannte O. in Napoleon den künftigen «Tyranen» und stand von der Ausführung seines Auftrags ab. Nach der Rückkehr von Paris nahm O. die Stelle eines Lehrers der Naturgeschichte und Physik bei der Sekundärschule in Koblenz an. In dieser Zeit schrieb er «Aphorismen über die Kunst» (Kobl. 1802), «Aphorismen über Organonomie» (Kobl. 1802), «Exposition der Physiologie» (Kobl. 1805), «Aphorismen über Organologie» (Bd. 1, Frankfurt. 1806), «Glaube und Wissen» (Münch. 1806). O. ging 1806 nach Heidelberg, wo seine geistreichen Vorträge viele Zuhörer fanden. Mit Brentano und Arnim gab er die «Einsiedlerzeitung» heraus. Hier auf ließ er «Die deutschen Volksbücher» (Heidelsb. 1807) erscheinen. Nachdem er 1808 nach Koblenz zurückgekehrt war, wo man ihm seine Lehrerstelle offen gehalten hatte, veröffentlichte er die «Mythengeschichte der asiat. Welt» (2 Bde., Heidelb. 1810). Nach die Poesie des Mittelalters beschäftigte ihn und führte ihn zur Herausgabe des «Lohengrins» (Heidelsb. 1813). Zur Erweckung des deutschen Sinns, besonders in den Rheingegenden, gab er seit 1814 den «Rhein. Merkur» heraus, ein Blatt, das bald bedeutenden Einfluß erlangte. Als daselbst wegen seiner nationalen Tendenz im Febr. 1816 verboten wurde, ging O. mit seiner Familie wieder nach Heidelberg; später kehrte er nach

Koblenz zurück. In dieser Zeit erschienen seine «Altdeutschen Volks- und Meisterlieder» (Frankf. 1817).

Durch den Generalgouverneur des Mittelrheins, Justus Gruner, wurde er zum Direktor des öffentlichen Unterrichts in dessen Gouvernement ernannt. Nachdem er indes schon durch eine 1818 von ihm verfaßte und dem Staatskanzler von Hardenberg übergebene Adresse den Unwillen der preuß. Regierung erregt hatte, gab er dieser durch seine Schrift «Deutschland und die Revolution» (Kobl. 1820) Veranlassung zu dem Befehl, ihn auf eine Festung zu bringen. O. floh deshalb nach Frankreich, lebte einige Zeit in Strassburg und begab sich dann nach der Schweiz. In dieser Zeit erschien von ihm «Das Heldenbuch von Fran aus dem Schah-Naméh des Firdûsi» (2 Bde., Berl. 1820), eine Bearbeitung des alten Gedichts für deutsche Leser. In bilbreicher, zum Teil dunkler Sprache schrieb er Johann «Europa und die Revolution» (Stuttg. 1821), «In Sachen der Rheinprovinzen, und in eigener Angelegenheit» (Stuttg. 1822), «Die Heilige Allianz und die Völker auf dem Kongreß zu Verona» (Stuttg. 1822). In Frankfurt a. M. verfaßte er «Emanuel Swedenborg, seine Visionen und sein Verhältniß zur Kirche» (Speier 1827) und zeigte darin entschiedene Hineigung zum Mysticismus und zum Ultramontanismus. Von der einheitlichen Macht der kath. Kirche die Verwirklichung seiner Hoffnungen erwartend, trat er als Kämpfer für die Interessen dieser Kirche ein. Dies hatte 1827 seine Berufung auf den Lehrstuhl der Geschichte an der Universität zu München zur Folge. Die Münch. Wirren gaben ihm Veranlassung zur Herausgabe des vielbesprochenen Werks «Athanasius» (Regensb. 1837; 4. Aufl. 1838), worin er den Protestantismus und die preuß. Bureaucratie aufs heftigste angriff und viele Gegenschriften hervorrief. Zugleich begann er 1838 die «Hisor.-polit. Blätter», für welche er selbst eine große Anzahl in ihrer Art vorzüglicher Artikel lieferte. Von seinen späteren Schriften sind noch hervorzuheben: «Die Traktier S. Leo, P. Marbeinele und K. Bruno» (Regensb. 1838), «Die christl. Mythik» (4 Bde., Regensb. 1836–42), «Kirche und Staat nach Ablauf der kölner Irrung» (Weissenb. 1842). Zu Gunsten des kölner Dombaues schrieb er «Der kölner Dom und der strassburger Münster» (Münch. 1844); durch «Die Wallfahrt nach Trier» (Regensb. 1845) griff er mit entscheidender Sprache in die Zeitbewegung ein. Im J. 1845 zum Mitglied der münchener Akademie ernannt, veröffentlichte er die Abhandlungen über «Die Japetiden und ihre gemeinsame Heimat Armenien» (Münch. 1844) und «Die drei Grundwurzeln des kelt. Stammes in Gallien» (Münch. 1845). Letztere Schriften sind als Vorarbeiten einer umfassenden «Welt- und Menschengeschichte» zu betrachten, an deren Ausführung er durch den Tod verhindert wurde. Er starb 29. Jan. 1848 in München.

O. war einer der geistvollsten und eigenthümlichsten Publizisten Deutschlands, dessen starke Seite eine unerhöpliche Ironie gegen den modernen Beamtenstand und dessen künstliche Dressur ist. Wo er auch im Gebiete der Politik, Geschichte und Mythologie umherschweifte, er war Romantiker geblieben, der nicht zur klaren Auffassung der Gegenwart gelangen konnte. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften (8 Bde., Münch. 1854–60) wurde von Marie O. veranstaltet. Bisher veröffentlichte seine gesammelten Briefe (Bd. 1–8, Münch. 1858–74).

Vgl. Dent, «Joseph von G.» (Mainz 1876); Sepp, «G. und seine Zeitgenossen» (Mödl. 1877). Am 100jähr. Geburtstag G.' 1876 wurde in München die Görres-Gesellschaft gestiftet zur Förderung wissenschaftl. Lebens im kath. Deutschland.

Görres (Guido), Sohn des vorigen, geb. 28. Mai 1805 zu Koblenz, führte nach dem Tode seines Vaters in dessen Geiste die Redaction der «Histo.-polit. Blätter» allein fort und machte sich sonst namentlich als Jugendschriftsteller im Legendensach und als Dichter bekannt. Von seinen Arbeiten sind zu nennen: «Die Jungfrau von Orléans» (Regensb. 1834; 2. Aufl. 1835), «Schön Rösklein» (Münch. 1838), ein Märchen mit Zeichnungen vom Grafen Poggi; «Festständer in Bildern und Liedern» (mit Poggi und andern, 3 Bde., Münch. 1835—39), «Das Leben der heil. Cäcilia» (Münch. 1843), in drei Gesängen, gebichtet zu Albano 1842; «Marienlieder» (Münch. 1842; 2. Aufl. 1844), «Gedichte» (Münch. 1844), «Der hürnne Siegfried und sein Kampf mit dem Drachen» (Schaffh. 1843), mit Lithographien nach Kaulbach. Große Verbreitung erhielten die Gedichte «Die Gottesfahrt nach Trier und des Teufels Landsturm» (Kobl. 1844) und «Die arme Pilgerin zum heiligen Rode» (Kobl. 1846); bestweise als illustrierte Zeitschrift erschien «Das deutsche Hausbuch» (2 Bde., Münch. 1846—47). G. starb 14. Juli 1852 in München.

Gorresio (Vaspare, Abbe), Sanstritt, geb. 20. Juni 1808 zu Bagnasco in Piemont, studierte zu Turin und Wien, wurde 1832 Professor der Geschichte an der Militärakademie, 1834 Professor der Philologie an der Universität zu Turin. Einige Jahre später ging er nach Paris, wo er sich unter Burnoufs Leitung dem Studium des Sanskrit widmete, während er zugleich bei Stanislas Julien Chinesisch hörte. Im J. 1852 nach Italien zurückgekehrt, wurde er Professor des Sanskrit an der Universität Turin, 1859 zugleich Bibliothekar an derselben Universität. Sein Hauptwerk ist die Ausgabe des «Rāmāyana», zugleich mit einer ital. Übersetzung (6 Bde., Par. 1843—70); eine Vorarbeit dazu, die «Studii sull' India», war 1840 im «Subalpino» zu Turin erschienen.

Gorton, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, 6 km im SSO. von Manchester, am Stockport-Kanal an der Eisenbahn Manchester-Sheffield-Oldham, zählt (1881) 33091 E. und hat Baumwoll-, Chemikalien- und Stärkfabriken.

Gortschakow, eine russ. Familie, welche durch den heil. Michael von Tschernigow (ermordet 1246) von Kurik und Wladimir d. Gr. abstammt.

Fürst Peter G., Wojwode von Smolensk, vertheidigte mit dem Wojaren Schein diese Stadt 1609—11 zwei Jahre lang gegen Sigismund III. von Polen, bis sie von diesem mit Sturm erobert wurde. — Fürst Dmitri G., geb. 1756, ein geschätzter russ. Dichter, schrieb Oden, Satiren und poetische Episteln und starb 1824. — Fürst Alexander G., geb. 1764, diente unter seinem Oheim Suworow in der Türkei und Polen, zeigte beim Sturm von Praga große Tapferkeit und ward 1798 Generallieutenant. Im Feldzuge 1799 nahm er unter Korsakow an der Schlacht von Züric teil, ward dann Militärgouverneur von Wiborg, führte 1807 unter Bennigsen ein Korps und warf den Marschall Lannes bei Heilsberg zurück. Bei Friedland befehligte G. den rechten Flügel. Er ward 1812 an der Stelle Barclay de Tollys Dirigent des

Kriegsministeriums und wurde nach dem Frieden schlusse 1814 zum General der Infanterie und Mitglied des Reichsrats ernannt. Er starb 1825. Fürst Andrej G., geb. 1768, kämpfte 1799 a Generalmajor unter Suworow in Italien, befehligte 1812 eine Grenadierdivision und wurde bei Borodino verwundet. In den Feldzügen 1813 u. 1814 führte er das 1. Infanterietorps und that namentlich in den Schlachten von Lempig und Pa hervor. Er ward 1819 General der Infanterie, schied 1828 aus dem aktiven Dienste zurück und starb 27. Febr. 1855 zu Moskau.

Peter G., ein Sohn Dmitris, geb. 1790, machte die Feldzüge gegen Napoleon in Deutschland, Frankreich mit, focht dann im Kaukasus unter Smolow und ward 1826 Generalquartiermeister Wittgensteins Armee. Bei der Überschreit des Baltan 1829 befehligte er eine Infanteriedivision, schlug ein türk. Korps bei Aidos und schloß die Präliminarien des Vertrags von Adrian ab. Er wurde hierauf zum Generallieutenant, 1. zum Generalgouverneur von Westsibirien und 1. zum General der Infanterie ernannt. Im J. 1851 nahm er seine Entlassung, trat jedoch beim Ausbruch des Orientkriegs wieder in D. und ward an die Spitze des 6. Armeekorps gesetzt mit dem er in den Schlachten von der Alma und Terman focht. Im Frühjahr 1855 legte er sein Kommando nieder und wurde zum Mitglied des Reichsrats ernannt. Er starb 18. März 1868 zu Moskau.

Michail G., Bruder des vorigen, geb. 1. Febr. 1807 als Junter bei der Gardebatterie diente 1810 gegen die Perser, 1812—15 gegen Franzosen und wurde 1824 Generalmajor. Türkenkriege 1828 leitete er als Stabschef Rubswitschischen (nachher Krassowitschen) den Übergang über die Donau und 1829 bei Lagerungen von Silistria und Schumla. Im Feldzuge 1831 war er Stabschef des Grafen Paskewitsch bei Grochom verwundet und für die bewiesene Tapferkeit zum Generallieutenant befördert. Als Befehlshaber der gesamten Artillerie zeichnete er sich bei Ostrolenka und besonders bei der Erstürmung von Warschau aus und ward beim Rücktritt des Grafen Toll Chef des Stabes der aktiven Armee, welchen Posten er 20 Jahre hindurch verwaltete, nachdem er noch zum General der Artillerie und 1844 Militärgouverneur von Warschau ernannt war. An dem ungar. Kriege nahm er 1848 Befehlshaber der Artillerie hervorragenden Theil. Bei Ausbruch des Orientkriegs übernahm Oberbefehl über die in Bessarabien stehenden Truppen. Mit einem Heere von 60000 Mann übernahm er im Juli 1853 den Pruth und besetzte die 1. und Walachei, ging im März 1854 über die 2. und besetzte die Belagerung von Silistria an und seine Truppen nach der russ. Grenze führen. Im März 1855 übernahm er den Befehl in der Krim, schlug 18. Juni einen auf Sewastopol blutig zurück, unterlag aber 1. an der Tschernaja und räumte 8. Sept. nach heftigem Kampfe den südl. Teil von Sew behauptete sich auf der Nordseite bis zum 27. Febr. 1856 ersetzte er Paskewitsch als Befehlshaber der ersten Armee und St. von Polen, wo er ein milderes Regiment errichtete, was indes den Konflikt zwischen

Truppen und der Bevölkerung 27. Febr. 1861 und die blutigen Scenen vom 8. April nicht verhindern konnte. Nach kurzer Krankheit starb er infolge eines Lungenschlags 30. Mai 1861. Seinem letzten Wunsche zufolge ward seine Leiche nach Sewastopol gebracht und dort neben seinen bei der Verteidigung dieser Feste gefallenen Kameraden beigesetzt.

Gortschakow (Alexander Michailowitsch), russischer Staatsmann, ein Better Michail G., geb. 16. Juli 1798, war Höfling des Zycums in Warschau und dort Studiengenosse des Dichters Puschkin. Er betrat später die diplomatische Laufbahn, wohnte als Attaché des Grafen Nesselrode den Kongressen von Laibach und Verona bei, wurde 1824 Legationssekretär in London, 1829 Geschäftsträger in Florenz, 1832 Botschaftsrat in Wien und 1841 Gesandter in Stuttgart, wo er die Vermählung der Großfürstin Olga mit dem Kronprinzen Karl von Württemberg einleitete. Im J. 1850 wurde er mit Beibehaltung seines bisherigen Postens zum russ. Bevollmächtigten am Deutschen Bundestag in Frankfurt ernannt, wo er in nähere Berührung mit Bismarck kam. In Wien wirkte er als Gesandter 1854–56 während des orient. Kriegs mit solcher Geschäftlichkeit und Energie, daß Kaiser Alexander II., nach dem Abgang Nesselrodes, im April 1856 ihn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhob. Sein Haß gegen Österreich und seine Neigung zu einer Aussöhnung mit Frankreich entsprachen den in den gebildeten Kreisen Rußlands herrschenden Gefühlen. Mit seiner Ausrufung: «Österreich ist kein Staat, das ist nur ein Gouvernement!» empfahl er sich bei der Nationalpartei als der Mann ihres Herzens. Doch war er nicht ein Mann der Abenteuer, sondern der Vorsicht. Sein berühmtes Wort: «Rußland growlt nicht, es sammelt sich» («La Russie ne boude pas, elle se rocaille»), bildete die Grundlage seines polit. Programms für die nächsten Jahre. Die Durchführung desselben in den J. 1856–76 hat Rußland wieder zu einem mächtigen Staate erstarken lassen. Um eine Annäherung an Frankreich herbeizuführen, veranstaltete er die Zusammenkunft Alexanders II. mit Napoleon III. in Stuttgart im Sept. 1857 und zeigte sich in den ital. Angelegenheiten, besonders im Kriege von 1859, möglichst feindselig gegen die österr. Politik. Seine Note an den Deutschen Bundestag, welchen er, um ihn von der militärischen Unterstützung Österreichs in diesem Kriege abzuhalten, über den ausschließlich defensiven Charakter des Deutschen Bundes belehren zu müssen glaubte, erhielt von dem sächsl. Minister Desch die richtige Antwort. Aber der poln. Aufstand von 1863 nötigte ihn zu einer Frontveränderung. Es entsprach ganz den Anschauungen Radowitz, des Führers der nationalen Partei, deren Wahlspruch war: «La Russie pour les Russes», wenn er die diplomatische Einmischung der österr., franz. und engl. Regierungen in die poln. Frage vom rein nationalen Standpunkt aus beantwortete und ihnen zugleich den Rat gab, zuerst die Mißstände in ihren eigenen Ländern zu beseitigen. Infolge dessen wurde Rußland der Verbündete Preußens, das, unter Bismarcks Leitung, 8. Febr. 1863 mit Rußland einen geheimen Vertrag zur Unterdrückung des poln. Aufstandes geschlossen hatte.

Daß der 1862 zum Reichs-Regierungsrath erhobene G. die preuß. Politik auch im J. 1866 und den folgenden Jahren unterstützte, war zwar nicht nach

dem Geschmach der nationalen Heißsporne, da diese ihre Hoffnungen auf die Allianz mit Frankreich gesetzt hatten, aber seine Popularität erhielt dadurch keine Schwächung, zumal da er im Herbst 1870 die Niederwerfung Frankreichs und die Isolierung Englands geschickt dazu benutzte, um in einem Rundschreiben vom 31. Okt. die Erklärung abzugeben, daß Rußland sich an die auf die Neutralität des Schwarzen Meeres bezüglichen Bestimmungen des Pariser Vertrags nicht mehr binden werde. Da Bismarck seine volle Autorität für die Forderungen seines Verbündeten einsetzte, so wurde in dem Vertrag vom 18. März 1871 von der Pontuskonferenz in London den Wünschen Rußlands entsprochen. Zur Belohnung für diesen Erfolg wurde das bisher «erlauchte» Haus des Fürsten G. zu einem «durchlauchtigsten» erhoben, womit er die höchste Stufe in der russ. Adelshierarchie erklommen hatte. In der Voraussicht, daß nach Erlebigung der deutschen Frage die orient. Frage werde auf die Tagesordnung der europ. Politik gesetzt werden, verlehnte er sich mit Österreich, das bei einer Aktion an der unteren Donau nicht Rußlands Feind sein durfte, und half in Berlin das Dreikaiserbündnis stiften. Seine Stilleit veranlaßte ihn, bei der 1875 zwischen Deutschland und Frankreich eingetretenen Spannung, zum Mißvergnügen Bismarcks, als unerbetener Friedensstifter auftreten zu wollen. Seine einseitige Behandlung der orient. Frage warf das Dreikaiserbündnis über den Haufen. Während der ganzen orient. Krisis, von 1875 bis 1878 entwickelte G. große diplomatische Thätigkeit, besonders England gegenüber. (S. Russisch-Türkischer Krieg.) Er verweilte vom Beginn des Kriegs an im Hauptquartier des Kaisers und lehrte mit demselben 22. Dez. 1877 nach Petersburg zurück. Nur ungern willigte er, da Rußland keinen neuen Krieg unternehmen konnte, in die Berufung des Berliner Kongresses, der die Präliminarien von San-Stefano mit den Interessen Europas in Einklang bringen sollte.

G. nahm zwar persönlich an dem Kongreß teil, spielte aber auf demselben eine wenig hervortretende Rolle und suchte die Verantwortung für die von Rußland zu bewilligenden Zugeständnisse möglichst von sich abzuwälzen. Infolge der Bestimmungen des Berliner Vertrags war 1879 die russ. Presse, selbst die offiziöse, voll von heftigen Ausfällen gegen Deutschland und hauptsächlich gegen die Person des Reichskanzlers Bismarck, obwohl derselbe in Wahrheit für sämtliche auf dem Berliner Kongreß von Rußland erhobenen Forderungen eingetreten war. Die Ideen und Pläne des Panlawismus wurden offen ausgesprochen und in Paris insgeheim Unterhandlungen angeknüpft, um eine russ.-franz. Allianz, zum Zweck eines gemeinsamen Angriffs auf Deutschland, anzubahnen. G. selbst sagte zu einem franz. Publizisten, er habe sich die Feindschaft des Fürsten Bismarck zugezogen, weil er offen die Ansicht vertrete, daß Frankreich stark sein und die ihm gebührende Stellung unter den europ. Mächten einnehmen müsse, und weil er aus seiner Vorliebe für Frankreich kein Hehl gemacht habe. Die Antwort Bismarcks auf diese diplomatischen Feindseligkeiten war die deutsch-österr. Defensivallianz. G. war übrigens bei seinem hohen Alter nicht mehr der Mann, um große Unternehmungen durchzuführen. Schon längst hatte er an dem Geheimrat und Senator von Giers

(f. d.) einen Abhändler, der in der Leitung der auswärtigen Geschäfte seine Stelle vertrat. Diese Vertretung wurde immer mehr zur Nothwendigkeit, da G. trankelte und den größten Teil des Jahres im Auslande sich aufhielt. Auf sein Ansuchen wurde er 3. April 1882 von der Leitung des Ministeriums des Auswärtigen entbunden und dieses dem Geheimrat Oiers übertragen. Am 11. März 1883 starb er in Baden-Baden; seine Leiche wurde nach Petersburg gebracht.

G. war seit 1838 vermählt mit der Fürstin Maria Ursuloff, der Witwe des Grafen Johann Ursuloff, Puschkin, welche 1863 starb. Aus dieser Ehe stammen zwei Söhne: Prinz Michael G., geb. 5. Sept. (24. Aug.) 1839, Gesandter in Bern, Dresden und 1879—83 in Madrid; Prinz Konstantin G., geb. 17. (5.) Dez. 1841, Hofkammermeister in Petersburg, seit 1868 mit einer Tochter des moskowschen Fürsten Michael Sturdys vermählt.

Gortyn (Gortyna), alte Stadt vor. Gortynung im Süden Kreias, 11 km oberhalb des Meeres, dessen geringe Ruinen beim Torre S. J. de Tola (d. i. die kleinen Felsenklippen (S. Anafos)).

Gortyn, alte Stadt in Westarkadien im oberen Thale des Nephros, am Maron-Bade (Gortynios), der mit einem Kellertempel in Verbindung stand, welcher, wie so häufig, eine Versammlungsorten zu sein scheint. In der alten Burg von Anafos haben sich Reste, im mittelalterlichen Trikaryna, südlich der alten Lage, hat sich der Name erhalten.

Görtz (von Schütz, genannt von Görtz), alte deutsches Rittergeschlecht im Nordenlande (Rusland). an der Aulda, wo es die Herrschaft Schütz (Schütz) besitzt. Der Name gegen Anfang des 12. Jahrhunderts nach urkundlich Otto und Geminus von Schütz nachweisen, die Brüder des Reichs, führten in Urkunden dieser Zeit die Bezeichnung Gortyn und Gortyn. Gortyn war 1112 ein hochgeachteter Abt von Aulda. Die Familie war in mehrere Äste gespalten, welche jedoch allmählich auf die mit dem Beinamen Gortyn erloschen. Im J. 1544 war nur eine Linie am Leben, Friedrich von Schütz, genannt von G., geb. 1544, der durch seinen Enkel Augustin Paulsen, geb. 1600, der 3. Generation der noch Lebenden unter des Hauses Gortyn. Drei Söhne des Augustin waren hinterlassene Nachkommen. Von diesen begründeten Otto und Joh. Volprecht zwei besondere Linien. Otto Hartmann von G., geb. 1670 als Geheimrat und Statthalter zu Darmstadt, war der Vater von Georg Ludwig Sittig von G., hess.-kasseler Generalmajor, bekannt durch die ruhmvolle Verteidigung von Rheinfels gegen Tallard, 1692, und von Philipp Friedrich von G., geb. 1695 als Domherr zu Halberstadt. Sohn des Letztern war Georg Heinrich von G., geb. 1668, der als Geheimrat und Hofmarschall im holländ. Dienst stand, als er 1706 eine Sendung an König Karl XII. von Schweden erhielt, der sich damals in Sachsen befand. Er erwarb sich bei dieser Gelegenheit das Vertrauen des Schwedenkönigs, trat nach Karls Ausbruch von der Partei (1715) in dessen Dienste und wurde erst Genang, dann Premierminister. G. wurde zu den schwierigsten diplomatischen Sendungen verwendet, setzte Flotte und Armee in guten Stand, brachte aber Schweden durch seine finanziellen Maßregeln in die größte Finanzverwirrung. Von Aland (f. d.) aus, wo er als einer der schwed. Bevollmächtigten mit Rußland um Frieden ver-

handelt hatte, war er auf der Reise, den Kaiser treffen, als er dessen vor Friedrichshall erlag. Tod erfuhr. Auf Befehl des Königs Friedrich von Hessen-Kassel verhaftet, wurde G. nach Stockholm gebracht, von einer Kommission unter Leitung aller Reichsformen verurteilt und 12. V. 1719 enthauptet. Die Kaiserin besagte, er den König Karl dem Senat und allen Räte verhaftet gemacht, ihn zu verderblichen Unmuthungen verleitet, besonders in dem Gemisch in wegen, schlechte Ränge eingeführt und die ihm vertrauten Personen abel verurteilt. Bgl. R. -Leitung der Ehe und Unschuld des Kaisers Schütz, genannt von G. (Hamb. 1789).

Der oben erwähnte Joh. Volprecht, geb. 1 ist der Ahnherr der beiden noch lebenden Linien. Von seinen Söhnen ward Johann G., geb. 1644, geb. 1699, hess.-kasseler Schatz und Kammerpräsident, 1677 in den Reichsrath nach erhoben, während dessen Bruder, Friedrich Wilhelm von G., geb. 4. Jan. 1647, 26. Sept. 1726 als kurhessischer Bräunlicher Kammer- und Kriegspräsident und Reichsrath bei der Krönung Karls VI., 1736 die reichliche Würde erhielt. Die Nachkommen Johanns st. 1794 aus; die beiden Söhne Friedrich Wilhelm Johann und Ernst August, sind die Begründer der beiden gräflichen Linien zu Schütz und zu Ritt hausen. Der Linie zu Schütz, die 1804 in Westfälische Reichsgrafenfamilie aufgewand wurde und durch Bundesbeschluss seit 1809 Reichsfürst Erlaubt führt, gehören an: Graf rich Karl Adam von G., geb. 1738, geb. 17 preuss. General der Kavallerie, nach dessen U Graf Johann Gustav von Görtz (f. d.). Der des Familienhauptes Grafen Georg, Graf Heinrich von G., geb. 2. Nov. 1759, geb. 1 1896, war hess. Bundesbeschluss. Ob dieser Linie ist Graf Karl von Schütz, genannt von G., Enkel des vorigen, geb. 18 1829, großherzogl. hess. Generalmajor 1. und Präsident der hess. ersten Kammer. (großherzogl. hess. Generalmajor am Königl. hess., hannov. und kurhess. Hofe und (schied zu die Welt in dem Jahren 1844—47. G. Statut. 1852—64). Die jüngere gräfliche Folge Verheiratung mit der Erbtochter des Wrisberg seit 1787 Görtz. Wrisberg war wird gegenwärtig durch den Grafen Al G. Wrisberg, geb. 24. Mai 1816, vort

Görtz (Joh. Gustav, Graf von Schütz, von Görtz), preuss. Staatsmann, geb. 6. Ap zu Schütz, besuchte das Carolinum zu Brau und studierte dann auf den Universitäten z und Strassburg. Nachdem er bei der Regl Weimar und seit 1761 bei der zu Gotha e gewesen, folgte er 1761 der Einladung de zu Amalia von Sachsen-Weimar, die G ihrer Söhne, des nachmaligen Großherz August und des Prinzen Konstantin, nehmen, welche Stellung er bis 1775 t. Im J. 1778 erwählte ihn der König Fri von Braunschweig zu seinem geheimen Gesand in München und Zweibrücken. Hier hat Aufgabe, die Abtretung eines Teils von an Österreich, in welche nach des Kurfürst medien Joseph Zode (1777) der Kurfürst Pfalz, Karl Theodor, bereits eingewilligt hindern. In der That gelang es ihm, di

Karl von Zweibrücken zur Protektion gegen die Teilung zu bewegen, was den Bayrischen Erbfolgekrieg zur Folge hatte. Nach seiner Rückkehr nach Berlin wurde er zum Gesandten beim Kaiser von Rußland ernannt. In dieser Eigenschaft lebte er sechs Jahre am russ. Hofe, und nur mit Mühe erlangte er 1785 seine Abberufung. Als nach Friedrichs II. Tode die Unruhen der Patriotenpartei in Holland ausbrachen, wurde er von Friedrich Wilhelm II. nach dem Haag gesandt, um eine Ausgleichung zwischen dem Prinzen-Statthalter (dem Schwager des Königs) und der Patriotenpartei zu versuchen. Doch vermochte er nichts auszurichten. Im Aug. 1788 wurde er Reichstagsgesandter in Regensburg, welchen Posten er mit Auszeichnung bis 1806 bekleidete. In dieser Zeit wohnte er dem Rastatter Friedenskongreß und der zur Vollziehung des Lunéviller Friedens in Regensburg zusammengetretenen außerordentlichen Reichsdeputation bei. Nach dem Tilsiter Frieden nahm er seine Entlassung und starb zu Regensburg 7. Aug. 1821. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Mémoires ou précis historique sur la neutralité armée» (Pof. 1801), «Mémoires et actes authentiques relatifs aux négociations qui ont précédé le partage de la Pologne» (Weim. 1810), «Mémoire historique de la négociation en 1778» (Frankf. 1812). Aus seinen hinterlassenen Papieren erschienen «Histor. und polit. Denkwürdigkeiten» (2 Bde., Stuttg. 1827–28).

Gorup von Besánez (Eugen, Freiherr), Chemiker, geb. 15. Jan. 1817, studierte anfangs in Wien, Padua, München Medizin und absolvierte 1844 die mediz. Staatsprüfung, um sich von da an gänzlich der Chemie und speziell der physiol. Chemie zu widmen, zu welchem Zwecke er seine Studien teils in München, theils in Göttingen fortsetzte. Er habilitierte sich im Winter 1846/47 in Erlangen, wurde 1849 außerordentlicher und nach Kastners Tode 1855 ord. Professor der Chemie und starb daselbst am 24. Nov. 1878. Seine Studien bewegten sich auf den verschiedensten Gebieten der Chemie, vorzugsweise aber auf dem der physiol. Chemie. Seine größten Werke sind: «Anleitung zur qualitativen und quantitativen chem. Analyse» (Braunsch. 1850; 3. Aufl. 1871), «Lehrbuch der anorganischen Chemie» (Braunsch. 1861; 6. Aufl. 1876), «Lehrbuch der organischen Chemie» (Braunsch. 1862; 6. Aufl. bearbeitet von S. Ost, 1881), «Lehrbuch der physiol. Chemie» (Braunsch. 1868; 4. Aufl. 1878).

Gorup, ein rechtsseitiger Nebenfluß des Pripiet in den russ. Gouvernements Polymien und Minsk, zum System des Dniestr gehörig, entspringt namentlich der Grenze Galiziens, in einem Ausläufer der Karpaten, hält im allgemeinen nordnordöstl. Richtung ein und mündet nach einem Laufe von 615 km in zwei Armen, die 17 km voneinander entfernt sind, in den Pripiet. Der G. hat eine Tiefe von 1–7 m, eine Breite von 80–120 m und ist auf einer Strecke von 624 km schiffbar, hat aber keinen festen Lauf; die Schiffbarkeit beginnt 12 km oberhalb des Städtchens Ötrog.

Görz und Gradiska, gefürstete Grafschaft und Kronland des östlichen Teils der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, ist mit der Markgrafschaft Nizien und der Stadt Trieste zu einem Verwaltungsgebiete, dem sog. Kräsenlande, vereinigt. Das Land ist größtenteils gebirgig, wird von verschiedenen Küstenflüssen, unter

denen der Sotzja der bedeutendste, durchzogen und zählt (1880, ohne Militär) auf 2958 qkm eine Bevölkerung von 211064 fast ausschließlich lath. G., die (mit Ausnahme von etwa 2000 Deutschen und 400 Juden) zu zwei Dritteln dem slaw. und zu einem Drittel dem ital.-srlawischen Stamme angehören. Landwirtschaft ist der Hauptnahrungszweig, im Süden insbesondere Weinbau und Seidenzucht. Die Industrie konzentriert sich in der Stadt Görz und in der Umgebung des Dorfes Haidenschaft. Das Land zerfällt in den Stadtbezirk Görz und in vier Bezirkshauptmannschaften (welchen sich 18 Gerichtsbezirke unterordnen), deren leitende polit. Behörden der Statthalterei in Triest unterstehen. Görz und Gradiska hat seinen besondern Landtag, welcher (nach der Landesordnung vom 26. Febr. 1861) aus dem Fürst-Erzbischof von Görz, sechs Abgeordneten des großen Grundbesitzes, sieben Abgeordneten der Städte, Märkte und der Handels- und Gewerbekammer und acht Abgeordneten der Landgemeinden zusammengesetzt ist und zufolge kais. Erlaubnis in der Regel jährlich einmal sich zu Görz versammelt. Das Land tritt zuerst in der Geschichte 1001 auf, als Kaiser Otto III. dasselbe zur Hälfte dem Patriarchen Johann von Aquileja und zur andern Hälfte dem Grafen Berthold (Werner) von Friaul verließ, dessen Nachfolger die Kärntner Eppeneiner (1031–90) waren. Von letztern ging (die nunmehrige Grafschaft) Görz an die Farnseuer-Grafen über, welche durch den mit dem Patriarchen Pilgrim II. abgeschlossenen Vertrag von San-Quirino (1202) auch die andere Hälfte und somit das volle Eigentum der Grafschaft erwarben. Graf Reinhard III. erlangte durch seine Gemahlin, eine Tochter des Grafen Albert IV. von Tirol, reiche Besitzungen in diesem Lande. Seine Söhne teilten sich in den Besitz; Reinhard IV. erhielt die (von ihm zur Grafschaft erweiterten) Besitzungen in Tirol; Albert II. jene von Görz. Im 13. Jahrh. war dieses Grafengeschlecht reich und mächtig; die Tiroler Linie erlangte Kärnten, später vorübergehend Böhmen, Mähren und Schlesien; die Görzer besaßen das Pustertal, Oberkränten, Teile von Nizien und die Windische Mark, und erreichte unter Graf Heinrich II., dem Reichsverweser der Mark Treviso, den Gipfel seiner Macht. Erbfolgestreitungen, unglückliche Kriege und Heiratsausstattungen führten zu dem Verfall des Geschlechts, dessen letzter Graf Leonhard (1500) kinderlos starb, worauf infolge von Erbvertrag Kaiser Maximilian I. die Grafschaft in Besitz nahm. Seitdem blieb Görz bei dem österr. Hause. Es wurde 1809 zwar an Frankreich abgetreten, durch die Schlusakte des Wiener Kongresses (1815) fiel es aber wieder an Österreich zurück. Als Görzer Kreis verlebte man es dem triester Verwaltungsbetriebe ein, mit welchem es auch nach Wiedererlangung seines alten Titels «Gefürstete Grafschaft» (1849) verbunden blieb. Vgl. Freiherr von Gjoernig, «Görz, Österreichs Kräzen» (Bd. 1: «Das Land Görz und Gradiska», Wien 1878).

Die Hauptstadt Görz (ital. Gorizia) liegt freundlich auf dem linken Ufer des Sotzja und an der Linie Rabresna-Cormons der Österreichischen Südbahn, in einer fruchtbaren Ebene, 86 m über dem Meere, und zählt (1880) 20920 G. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts, Hauptsteueramts.

und anderer Behörden, sowie einer Handels- und Gewerbehalle. Die ausgezeichneten Gebäude sind: die Domkirche mit einem schönen Sakristium und dem Denkmal des letzten Grafen von Görz; die ehemalige Jesuitenkirche neben dem ehemaligen Jesuitencollegium, das jetzt als Kaserne dient, das Landhaus und das Municipalitätsgebäude, das geschmackvolle Theater, der Bischofschof nebst Garten, die Palais der einheimischen Adelsgelechter Zanthieri, Altres, Formetini, der Herren von Bedmana und Seisler. Die Stadt hat ein erzbischöfliches theol. Centralseminar, ein Gymnasium, eine Oberrealschule, ein Laubstummeneinstitut, eine Ackerbaugesellschaft, einen Volksharmonischen Verein, zwei Casinos und vier Klubs. An industriellen Establishments bestehen der Fabrikantencomplex der Herren von Ritter, einer der großartigsten der Monarchie (mechan. Nähnähle, Baumwollspinnerei und Weberei, mechan. Floretseidenweberei, mit einem Gesamtumfange von mehr als 6 Mill. Gulden), Fabriken von Kofaglio, Leber, Cromortari und canbrierten Früchten, und unterhält einen bedeutenden Handel mit dem daselbst früher zur Reife gelangenden Obst, Trauben und Gemüse nach dem Norden. Im J. 1836 wählte der durch die Juli-revolution aus Frankreich vertriebene ältere Zweig der Bourbons Görz zu seinem Aufenthaltsorte. Am 6. Nov. 1896 starb daselbst König Karl I. (s. d.), der in dem oberhalb der Stadt gelegenen Franziskanerkloster Esplanadavva begraben liegt, wo auch der 1885 verstorbenen Graf von Chambard beigesetzt ist. In neuester Zeit hat sich die Stadt ihres ausgezeichnet milden und trockenen Klimas wegen als klimatischer Winterort einen Ruf erworben und wird von zahlreichen Fremden besucht. Hof von Gjoernig, »Görz, Kärntens Hauptstadt« (Hb. 2 »Die Stadt Görz als klimatischer Kurort«, Wien 1874).

Görze, Stadt und Kantonshauptort im Vaud. Kreis Nyon des ehem. löthring. Bezirks Vothringen, Landgerichtsbezirk Nyon, liegt zwischen erheblichen Anhöhen am Vorabach, 21 km südwestlich von Nyon, und zählt (1849) 1416 französisch sprechende, fast ausschließlich lat. G., welche Obst, Wein und Gemüsebau betreiben. In G. wurde 745 eine Benediktinerabtei gegründet. Bon Pipin und Karl d. Gr. dotiert, gehörte später d. Erbschaften zu Lothringen, die Abtei wurde 1752 säkularisiert.

Der ehemalige Kanton Görze des franz. Moseldepartements, der Schauplatz der Kämpfe vom 16. und 18. Aug. 1870, gelangte durch den Frankfurter Frieden 1871 nur zum Teil in deutsches Besiz. Der deutsche Kanton G. ist von der Mosel durchflossen, von der Eisenbahnlinie Metz Nancy durchschnitten und zählt auf 145,00 qkm 18 Gemeinden mit (1849) 17302 U. In demselben liegen die durch die Kämpfe um Metz 1870 bekannt gewordenen Festungen Anzy, Arty, Ars an der Mosel, Châtel Et. Germain mit den Höfen Rodan und Leysig, Corny, Cravelotte u. d. Rezonville mit dem Weiler Marions, Royerwiller mit den Höfen St. Hubert und Point du jour, Ste. Ruffine, Roux, Verneville und Monville.

Görze, Kleden in der preuss. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Jerichow I., 20 km im N. von Putz, 10 km im N. von Station Wittenburg u. d. Markt der Linie Berlin-Magdeburg der Preussischen Staatsbahn, nahe der Luene der links zur Havel gebenden Hudan, zählt 1829 evang. G. und hat Jöhrl. von Stroh-

trägen und -Mästen, ferner Strohseiden, Tann-reien, Ziegelstein, Mabl- und Schnitzwaren.

Görze (Joachim Ernst), brandenb. Generallieut. geb. zu Hohenhausen in der Mittelmark 11. Apr. 1611, begleitete den König Gustav Adolf als Oberbefehlshaber in den Dreißigjährigen Krieg und wurde f. sein tapferes Verhalten in der Schlacht bei Lützen 1632. Bis zum Friedensschlusse (1648) p. Obersten eines Regiments zu Pferd auf, während sich dann der Bewirtschaftung seiner Güter, w. jedoch 1656 in den Dienst des Großen Kurfürsten und kämpfte unter diesem in Polen, dann 1674 i. d. West- und 1675-77 in der West, wo er sich i. d. Schlachten bei Wollast, Anklam, Demmin u. Stettin betheiligte. An dem Zuge nach Rügen u. G. nicht betheiligte, er verteidigte damals Brandenburg gegen die von Rußland her unter General Sobergelassenen Schweden und vernichtete dieselben nachdem sie bei der Annäherung des Großen Kurfürsten den Rückzug angetreten hatten, fast gänzlich. G. wurde danach Gouverneur von Rügen u. starb dort 27. März 1682.

Gorzog, poln. Name der Stadt Gursk (s. d.).

Gos, Goy, f. Goy.

Gosau, Hochthal und Dorfgemeinde nördl. von Hallstatt im österr. Salzkammergut (Bezirk Hauptmannschaft Gmunden), durch seine Lage u. durch seine Bewohner merkwürdig, welche jetzt im Gegensatz zu dem durch eine Bergkette abgetrennten Hallstatt einem gelinden, schönen Reichthum angehören und sich durch Gemeinnut u. Unternehmungsgestalt einen wohlgegründeten Ruf erworben haben. Die G. ist ein von Fremden häufig besuchtes Hochthal, vom Gosauwasser, wo die Salinenleitung auf einem hohen Fels über das Thal geführt ist, bis zu seiner hochgelegenen (755 m) 16 km lang, und enthält an d. bedeutend ausgebuchteten Stelle die meisten Häuser, im ganzen 343 mit (1881) 1156 zum größ. Teil prot. Bewohnern. Viehzucht und Ackerbau sind die hiesigen Beschäftigungen, Holzsägen u. Arbeit in den Salinen und Steinbrüchen sind Gewerbe. Südlich vom Dorfe, in der Entfernung von 5 km, liegt der Rordere Gosausee, wo der herrlichen Ansicht des Dachsteingebirges halbesucht; noch 3 km südlich d. Thal auf liegt kleine hintere Gosausee. Nördlich führt für leichtes Fahrwerk fahrbare Straße über die hohe G. durch das Salzburgerische nach Abtenau u. Golling. Von G. aus wird am leichtesten Zwieselalpe bestiegen, die trotz ihrer ger. Höhe (nicht über 1500 m) einer der schönsten Aussichtspunkte des Salzkammerguts ist.

Gosau, petrefactenreiche Th. Sandsteine und Kalksteine, welche der oberen Formation der Alpen angehören und hauptsächlich im Gosauthal, ferner bei Wimmer-Neustadt u. d. Hallstatt vorkommen.

Gosche (Richard Adolf), litterarhistorischer Orientalist, geb. als Sohn eines Landpfarrers 4. Juni 1824 zu Neundorf bei Kroppen a. O. suchte die Philologenschule in Leipzig, widmete sich selbst und in Berlin sprach- u. litteraturwissenschaftlichen Studien und promovierte 1847 einer Schrift über die Stellung des Armen im Iranischen, worauf er eine Anstellung an der Universität Halle in Berlin erhielt. In

1858 habilitierte er sich neben seiner Bibliothekhaltung für Literaturgeschichte und Orientalia, ward 1860 Lehrer der Literaturgeschichte an der Kriegsakademie, 1861 außerordentlicher Professor für dasselbe Fach an der berliner Universität und Ostern 1863 als ord. Professor der oriental. Sprachen an die Universität Halle versetzt. Hier hat er sich, nachdem er eine Reihe von Jahren, besonders als Vorstandsmitglied der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, vorzugsweise die oriental. Studien gepflegt, neuerdings mehr wieder der Literaturgeschichte zugewendet. Er veröffentlichte auf dem Gebiet der oriental. Sprachen außer seiner Doktor-dissertation noch: «Die Alhambra und der Untergang der Araber in Spanien» (Berl. 1854), «Al-Schazali's Leben und Werke» (Berl. 1858), «Die Kitāb el-awā'il» (Halle 1867), und gab seit 1856 die später abgebrochenen «Wissenschaftlichen Jahresberichte über die morgenländ. Studien» heraus, welche er im Namen der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft zu erstatten hatte. Sein «Jahrbuch für Literaturgeschichte» (Berl. 1865) wurde später durch das «Archiv für Literaturgeschichte» ersetzt, von welchem er jedoch nur die beiden ersten Bände (Jy. 1870—72) selbst herausgab. Mit Tischschmied revidierte und kommentierte er die Grotzche illustrierte Ausgabe des Shakespeare von Schlegel-Fied (Berl. 1875), mit Vorberger «Lessings Werke» (Berl. 1875, ohne Illustrationen 1882).

Wöschel (Karl Friedr.), namhafter philos. Schriftsteller, geb. 7. Okt. 1784 zu Langensalza in Thüringen, auf dem Gymnasium zu Gotha und der Universität zu Leipzig gebildet, ließ sich 1807 als Advokat in seiner Vaterstadt nieder, die ihn 1811 zum Mitglied des Rats erwählte. Nachdem er 1815 in preuß. Dienste übergegangen war, folgte er 1818 einem Rufe als Oberlandesgerichtsrat nach Raumburg, ging 1834 als Hilfsarbeiter im Justizministerium nach Berlin und wurde daselbst 1837 Geh. Justizrat, 1839 Mitglied des Oberzensurkollegiums und 1843 des Oberzensurgerichts. Im J. 1845 zum Mitglied des Staatsrats berufen, erhielt er noch in demselben Jahre die Präsidien-schaft des Konsistoriums für die Provinz Sachsen mit dem Range eines Oberpräsidenten. Nachdem er wegen seiner kranken Anhänglichkeit an das Militärberuf im Juni 1848 seine Entlassung erhalten, lebte er einige Zeit zu Halle, nahm dann 1849 seinen Wohnsitz zu Berlin, siedelte aber 1861 nach Raumburg über, wo er 22. Sept. 1862 starb.

Wöschel's literarische Thätigkeit begann mit einer «Chronik der Stadt Langensalza» (2 Bde., Langens. 1848; Fortsetzung, 2 Bde., 1842—43). Nachdem er anonym «Cäcilien und Ottavien, oder Gespräche über die vornehmsten Einwendungen gegen die christl. Wahrheit» (Berl. 1828) veröffentlicht, trat er in den «Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältnis zum christl. Glaubensbekenntnis» (Berl. 1829) als Anhänger und Verteidiger der Philosophie Hegels auf, indem er die Übereinstimmung derselben mit dem christl. Glauben darzuthun suchte. Außer der Schrift «Der Monismus des Gedankens» (Raumb. 1832) veröffentlichte er ferner «Hegel und seine Zeit, mit Rücksicht auf Goethe» (Berl. 1832), in welchem Werke er auch bei Goethe christl. Gesinnung nachzuweisen suchte. Später zeigte er sich als einen der Hauptvertreter der sog. rechten Seite der He-

gel'schen Schule durch die Schriften: «Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele im Lichte der spekulativen Philosophie» (Berl. 1835), «Die siebenfältige Osterfrage» (Berl. 1836), «Zerstreute Blätter aus den Hand- und Hülfskatten eines Juristen» (3 Bde., Erf. u. Schleusingen 1832—42), «Der Eid nach seinem Prinzip, Begriffe und Gebrauche» (Berl. 1837), «Das Partikularrecht im Verhältnis zum gemeinen Rechte und der jurist. Pantheismus» (Berl. 1837), «Beiträge zur spekulativen Philosophie von Gott, dem Menschen und dem Gottmenschen» (Berl. 1838). Seine Ansichten über Goethe und dessen Verhältnis zum christl. Glauben entwickelte er nochmals in den «Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise» (3 Bde., Schleusingen 1834—38). Auch als einen gründlichen Kenner Dantes bewies er sich in mehreren Schriften, wie besonders «Aus Dante Alighieris Göttlicher Komödie. Von den göttlichen Dingen in menschlicher Sprache zu einem fröhlichen Ausgange» (Raumb. 1834) und «Dante Alighieris Unterweisung über Welt-schöpfung und Weltordnung» (Berl. 1842). Unter seinen letzten Schriften ist «Die Kontordienformel nach ihrer Geschichte, Lehre und kirchlichen Bedeutung» (Jy. 1858) hervorzuheben. Vgl. Schmieder, «Karl Friedrich W.» (Berl. 1863).

Wöschel, Landschaft in Unterägypten, s. Osen.

Wöschel (Georg Joachim), verdienter deutscher Buchhändler, geb. 22. April 1752 zu Bremen als Sohn eines Kaufmanns, erlernte in der Kramerschen Buchhandlung daselbst den Buchhandel, war hierauf 18 Jahre lang bei Siegf. Leberecht Crusius in Leipzig und leitete dann drei Jahre hindurch die Gelehrtenbuchhandlung in Dessau. Dieselbe ward 1781 als Aktiengesellschaft gegründet und wollte den Plan durchführen, den Schriftsteller unabhängig vom Verleger zu machen, d. h. den Selbstverlag in großem Umfange zu organisieren. Trotzdem sich Schriftsteller von Bedeutung, wie Vertuch, Bahrdt, Herder, Wieland u. a., an dem Unternehmen beteiligten, hatte doch das Geschäft keinen Fortgang. Die Gelehrtenbuchhandlung mußte nach großen Verlusten 1788 liquidieren. Wöschel hatte sich schon 1784 von Dessau zurückgezogen und gründete im März 1785 in Leipzig ein eigenes Geschäft, welches er bald durch seine Verbindungen mit den damals berühmtesten deutschen Schriftstellern zu einer der angesehensten Verlagsbuchhandlungen Deutschlands erhob. Mit Goethe trat Wöschel 1786 in Verbindung und brachte die erste Ausgabe von dessen gesammelten Schriften (8 Bde., 1787—91). Auch Werke von Schiller, Wieland, Klopstock, Jünger, Jffland, Stolberg, Wöltger, Seume, Kliringer, Woltmann, Apel, Fr. Laun, F. Rind, Müllner, Houwald u. a. erschienen in Wöschel's Verlag. Auf die äußere Ausstattung verwandte Wöschel eine bis dahin im deutschen Buchhandel nicht gekannte Sorgfalt; die meisten seiner Werke wurden in einer von ihm in Grimma musterhaft eingerichteten Offizin gedruckt. Die Prachtausgaben von Wieland's «Sämtlichen Werken» (86 Bde. und 6 Supplementbände, 1794—1802), von Klopstock, des Homer mit Anmerkungen von J. A. Wolf, des «Novum testamentum» (von Griesbach) gehören zu den besten Leistungen der deutschen Typographie. Wenn auch in Wöschel's Verlag die belletrische Literatur vorherrschend vertreten war, so wurde doch auch der eigentlichen Wissenschaft fördernde

Pflege zuteil; die Werte von Hufeland, Charpentier, Griesbach, F. A. Wolf, Rosenmüller, Martens u. a. zeigen die Vielseitigkeit des Geschäftes. G. war auch selbst schriftstellerisch thätig. Außer einem Lustspiel und verschiedenen Erzählungen für das «Grünmalische Wochenblatt» redigirte er auch eine Zeitschrift: «Die Sonntagskinder» (1813), sowie «Amerika, dargestellt durch sich selbst» (3 Bde., 1818—20). G. war verheiratet mit Johanna Elisabetha Heun, einer Schwester des unter dem Pseudonym H. Clauren bekannten Schriftstellers. G. starb 5. April 1828 zu Grimma, wohn er seit 1823 seine Buchhandlung verlegt hatte, nachdem er bereits 1796 in der Nähe dieser Stadt das Landgut Hohenstädt erworben hatte. Die Verlagsbuchhandlung wurde unter Leitung seines jüngsten Sohnes, Hermann Julius G., geb. zu Leipzig 4. Sept. 1803, für Rechnung der Erben fortgeführt; nachdem sie nach Ostern 1832 wieder nach Leipzig verlegt worden war, ging sie 11. Nov. 1833 durch Kauf an die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart über, von der sie 1. Nov. 1868 Ferd. Weibert erwarb. Dieser siedelte mit ihr nach Stuttgart über, wo sie noch jetzt unter der alten Firma G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung besteht. — Der älteste Sohn, Karl Friedrich G., geb. zu Leipzig 28. Juni 1790, errichtete unter der Firma Göschen & Weyer eine Verlagsbuchhandlung in Grimma und übernahm 1823 die väterliche Druckerei, erwarb aber bereits 1824 einen andern Beruf. — Der zweite Sohn, Georg Joachim, geb. zu Leipzig 24. Dez. 1791, starb als Associé der trübseligen Firma Crampagna, Kern u. Comp. zu Wien 16. Juni 1855. — Der dritte Sohn, Wilhelm Heinrich G., geb. zu Leipzig 3. Juli 1793, wurde 1814 Mitbegründer und Associé des Hauses Frühlings u. Göschen in London, als angesehenes Bankhaus weit bekannt, gab aber 1833 die Leitung des Geschäftes auf und siedelte nach Deutschland über, wo er sich durch Begründung zweier bedeutender Stipendien für die Fürstenschulen in Grimma (1860) und in Meissen (1865) ein bleibendes Andenken gestiftet hat. Er starb 28. Juli 1868 auf einer Reise in Gent. Sein Sohn ist der engl. Staatsmann George Joachim Göschen (f. d.). Vgl. Meyer, «Zur Erinnerung an Georg Joachim G.» (Grimma 1861); Buchner, «Wieland und Georg Joachim G.» (Stuttg. 1874).

Göschen (George Joachim), engl. Staatsmann, Sohn des Bankiers Wilhelm Heinrich G., wurde 15. Aug. 1831 in London geboren. Nachdem er die Schule in Rugby besucht und seine Universitätsstudien in Oxford mit Auszeichnung beendet hatte, trat er 1853 als Associé in das Bankgeschäft der Firma Frühlings u. Göschen ein. Allgemeiner bekannt wurde er zuerst 1863 durch sein Werk «The theory of foreign exchanges» (Lond. 1863; 9. Aufl. 1876), das ihn als einen Finanzmann von großem Scharfsinn und ungewöhnlicher Weite des Gesichtskreises kennen lehrte und dessen Eindruck es vorzugsweise zuzuschreiben war, daß 1864 die City von London ihn als einen ihrer Vertreter ins Parlament wählte. G.'s tüchtige Kenntnisse, die praktische Richtung seiner Denkwiese und sein unzweifelhaftes Rede- und Debattiertalent erwarben ihm hier bald eine anerkannte Stellung, sodaß Lord Russell ihn schon 1865 als Vizepräsidenten des Handelsamts ins Ministerium berief. Im Jan. 1866 wurde er zum Kanzler des Herzogtums

Bancafter ernannt, wodurch er Sitz und Stimme im Kabinete erlangte; er bekleidete dieses Amt bis zum Fall des Ministeriums Russell im Juli 1868. Als zwei Jahre nachher (Dez. 1868) die liberale Partei unter Gladstones Führung von neuem an die Macht zurückkehrte, erhielt G. den schwierigen Posten des Ministers des Armenwesens. So Verwaltungs- und Organisations-talent fand ihm ein fruchtbares Feld der Betätigung, und er es widmete auf demselben einen umsichtigen, energischen Reformeifer, der ihm allgemeine Anerkennung warb. Als im März 1871 der Marineminister Childers sein Amt wegen Kränklichkeit niederlegte, wurde er zu dessen Nachfolger ernannt. In der wichtigen Stellung erglitzte G. in der Verwaltung und Reorganisation der engl. Marine bedeutende Erfolge. Unter anderem war ihm die Errichtung der höhern Seeschule (Royal Naval College) Greenwich zu danken. Er verlor seinen Posten als Marineminister bei dem Falle des Ministeriums Gladstone im Jan. 1874 und kämpfte seitdem wieder in den Reihen der Opposition. Im Okt. 1874 unternahm er auf den Wunsch der engl. Aktion der ägypt. Staatsanleihen eine Mission an Ägypten, um die Reformen der ägypt. Finanzen vorzulegen, welche in allen Hauptpunkten von dem Ägypt. Reich genehmigt wurden und die Herstellung der engl. Kontrolle zur Folge hatten. In das im A. 1880 gebildete zweite Ministerium Gladstone G. nicht ein, weil er in Bezug auf eine durch Gladstone in Aussicht gestellte wichtige Reformmaßnahme die Assimilation des Wahlrechts der Grafschaft mit dem der Städte, abweichender Meinung; dagegen übernahm er im Mai 1880 den Posten eines außerordentlichen Gesandten in Konstantinopel, mit dem besondern Zwecke, die schwebende montenegrinische Frage zur Erledigung zu bringen und trug durch ein ebenso energisches als taktvolles Auftreten viel zu dem befriedigenden Ausgange der Unterhandlungen mit der Pforte bei. Bei den Neuwahlen von 1880 zum Abgeordneten für Newcastle, nahm er nach seiner Rückkehr von Konstantinopel von neuem seinen Platz im Parla ein, wo er seitdem, als unabhängiges und im je einem mäßigen Fortschritt geneigtes Mitglied der liberalen Partei, öfters in wirkungsvoller seinen Einfluß geltend gemacht hat.

Göschen (Joh. Friedr. Ludw.), einer der tüchtigsten Kenner des röm. Rechts, geb. zu Königsl. 16. Febr. 1778, empfing seine Vorbildung an der Domschule zu Magdeburg, worauf er in Altdorf und 1796—98 in Göttingen die Rechtswissenschaften studierte. Nachdem er einige Zeit beim Studium und Betrieb der praktischen Landwirtschaft obgelegen, ging er nach Berlin und wurde dort unter Savigny's und Niebuhr's Leitung solchem Eifer den römisch-rechtlichen Studien, daß er, der erste, von der neu gestifteten Univ. zu Berlin 1811 die Doktorwürde empfing, alsbald zum außerord., zwei Jahre später zum Professor ernannt werden konnte. Im J. 1812 wurde er durch die königl. Akademie der Wissenschaften auf Savigny's Antrag mit Doktor Beronza gesandt, um dort die von Niebuhr beackten Schätze auszuheben. Dieser Reise verdankte er die zuerst (Berl. 1820) ohne, dann verbessert und mit G.'s Namen (Berl. 1825) neuere Ausgabe der Institutionen des Gaius

J. 1822 folgte er einem Rufe als ord. Professor der Rechte nach Göttingen, wo er 1828 Hofrat wurde und für die gründliche Behandlung des röm. Rechts mit großem Erfolg wirkte. Ueberhaupt war das akademische Lehramt der Aereis, in welchem sich G. vorzugsweise bewegte, und seine Schriften; die Abhandlungen in Fugos «Civilistischem Magazin» und in der von ihm mit Savigny und später mit Klenze herausgegebenen «Rechtschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft» abgerechnet, sind als Hilfsmittel beim Vortrage zu betrachten, namentlich sein «Grundriss zu Pandekten-Vorlesungen» (2. Abteil., Göt. 1827—31). Seine von Gräfen herausgegebenen «Vorlesungen über das gemeine Civilrecht» (3 Bde. in 5 Abteil., Göt. 1838—40; 2. Aufl. 1843—44) zeichnen sich durch tiefe Anschauung des Rechts und musterhafte Klarheit aus. Beschäftigt mit der dritten Ausgabe des Sals für das «Corpus juris antejustinianei», die Vöding (Bonn 1841) vollendete, starb er 24. Sept. 1837.

Göschinen oder **Göschenen**, Dorf im Schweiz. Kanton Uri, s. Geschenen.

Göschin, Fleden und Rittergut in der preuss. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Bartenberg, 12 km im NO. von Station Groß-Graben-Felsenberg der Ols-Gnesener Bahn, 157 m über dem Meere, zählt (mit Rittergut) 1086 zur Hälfte kath. G., ist Hauptort und Sitz der Verwaltung der gleichnamigen Standesherrschaft, welche seit 1720 im Besitz der Grafen von Reichenbach-G. ist, und hat ein schönes, 1750 erbautes Schloß, eine kath. Kirche aus dem 12. Jahrh., ferner Papier-, Ball-, Säge- und Mahlmühlen und eine Ziegelei.

Gose, eine Art von Weispier, das ursprünglich in Goslar gebraut wurde, später auch in Döllnitz und andern Orten in der Umgegend von Leipzig. Es wird in eigentümlichen langhalsigen Flaschen ungekühlt aufbewahrt; neuerdings gibt es auch gekühlte Gose.

Gosen, richtiger **Göschin**, die aus dem Alten Testament bekannte Landschaft Unterägyptens, in welcher die Kinder Israels ihre Herden weideten, ist in der nord- und ostwärts von Jagdäg gelegen Landschaft, der Hauptsache nach wohl in dem jetzigen Wadi Zumaïl zu suchen. G. lag längs des Pelusischen Nilarms an der Ostseite des Delta und war der Palästina nächste Landesteil. Seine Ostgrenze bildet etwa der heutige Suezkanal. Es ist ungefähr die jetzige Provinz elch-Scherieh («die östliche»), welche sich aus der Nähe von Abu-Ja'bel bis zum Meere und vom Tanaitischen Nilarme bis zur Wüste ausdehnt und somit auch das Thal des alten Kanals einschließt. Am Nil muß G. gelegen haben, da die Israeliten Bewässerungsgräben anlegten, da sie Korn, Feigen, Wein und Granatapfel zogen, da sie Fische aßen; sie lebten in Ägypten so, wie die Ägypter noch heute leben. Vielleicht lebten sie in besondern Dörfern verstreut zwischen Ägyptern, wie noch heute die Kopten zwischen den Mohammebanern; denn sie borgen Gold und Silber von ihren ägypt. Nachbarn. Sie waren wohl anfangs in Zelten lebende Hirten, welche ihre Herden die benachbarten Wüstenwadis hinauftrieben, wie es noch jetzt geschieht; später aber wurden sie Ackerbauer und nahmen feste Wohnplätze ein. Noch jetzt leben etwa 50 Familien Zamarah-Kraber bei Abu-Ja'bel in Zelten und bauen dennoch den Acker. Die Provinz elch-Scherieh wird noch jetzt für den westlichen Teil des Landes gehalten und liefert die

größte Einnahme. Es ist niedrig, von Kanälen durchzogen, leicht zu bewässern und deshalb sehr fruchtbar. Die Zahl der Herden ist nirgends in Ägypten größer, ebenso die der Fischer. Die Bevölkerung besteht zur Hälfte aus nomadischen Arabern aus der angrenzenden Wüste. Auch diese könnte leicht bewässert werden. Viele Dörfer liegen wüst, und das Land könnte noch eine Million Bewohner mehr ernähren. Etwa 96 km im NO. von Kairo, 77,7 km im NNW. von Suez und 15 km im Westen von Ismailia geht der Suezkanal nördlich an dem fischreichen Nagamasee vorbei nach dem kleinen Orte el-Magama und zu der Ruinenstadt Tell-el-Nasruta, die neuerdings ihren alten Namen Ramses wieder erhalten hat; weil man annahm, daß es hier war, wo sich Josephs Vater und Brüder im Lande G. ansiedelten (1 Mos. 47, 11) und von wo ihre Nachkommen den Auszug nach Kanaan (2 Mos. 19, 27) antraten. Vgl. G. Robinson, «Palästina und die südlich angrenzenden Länder» (Bd. 1, Halle 1841); Ebers, «Durch G. zum Sinai» (Erg. 1872); Wädeler «Ägypten» (XI. I: «Unterägypten», Erg. 1876).

Goslar, ehemals Freie Reichsstadt, jetzt zur Landdrostei Hildesheim der preuss. Provinz Hannover, Kreis Liebenburg, gehörig, am nördl. Fuße des Hammeibergs und an der Gose gelegen, durch die Zweigbahn Bienenburg-G. mit der Braunschweigischen Eisenbahn verbunden, ist altertümlich gebaut, zählt (1880) 10791 meist prot. G., ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Handelskammer und hat ein Realgymnasium. Zu ihren Merkwürdigkeiten gehören: die 1844 abgebrannte, seitdem aber völlig wiederhergestellte Marktkirche mit dem reichen städtischen Archiv und einer für das Reformationszeitalter wichtigen Bibliothek; das Rathaus mit dem Huldigungsfoale und verschiedenen Altertümern; die Kaiserwohrt mit acht Standbildern deutscher Kaiser; der feste Zwingerthurm mit 6 m hohen Mauern; die von Heinrich III. erbaute, jetzt in würdiger Weise restaurierte und mit großartigen Wandgemälden von Bilsen aus gezielte Kaisersalz, nebst der Doppelpapelle zu St. Ulrich; die Kirche des Klosters Neuwert, ein hervorragendes Denkmal des roman. Baustils mit höchst wertvollen Malereien, sowie die neuerdings restaurierte Frankfurter Kirche. Der ehrwürdige Dom des 1040 durch Heinrich III. von der Harzburg hierher verlegten Simon-Judasstifts wurde 1820 bis auf eine Kapelle abgebrochen, in der sich unter andern Altertümern der angebliche Altar des Arabs befindet. Die Bevölkerung betreibt Bergbau im Hammeiberg, dessen silberreiche Erze in den Hüttenwerken an der Oler und Graue verarbeitet werden, deutet ergiebige Schieferbrüche aus und unterhält außerdem Fruchthandel und Fabriken für Marmorwaren, Zandhölzer, Chemikalien, Spielkarten, Hüte, Stühle, Leim, Watte, Cigarren. An Stelle der früher zu G. gebrauchten berühmten Gose ist in neuerer Zeit ein geschäftes Lagerbier getreten. Die von dem 1866 verstorbenen Naturarzt Lampe gegründete Kräuterheilanstalt wird noch immer ziemlich zahlreich besucht.

Seinen Ursprung verdankt G. Heinrich L. um 920; unter Otto I. wurde 968 der Bergbau begonnen und mit solchem Erfolg durch eine fränk. Kolonie betrieben, daß die Stadt rasch emporblühte. Die sächs. und fränk. Kaiser weilten oft in G. und hielten hier (so 1009 und 1015) glänzende Reichstage. Heinrich III. und der hier geborene Heinrich IV. legten

«Cornhill Magazine», «Fortnightly Review», «Contemporary Review» und andern Zeitschriften erscheinenden Arbeiten über Gegenstände der alt-engl., nordischen und holländ. Literatur. Nach dieser Richtung erschienen von ihm in Separat-abbildungen «The ethical condition of the early Scandinavian peoples. A lecture» (1875), «Studies in the literature of northern Europe» (1879) und «Seventeenth century studies. A contribution to the history of poetry» (1888).

Gosse (Nicolas Louis), Maler, geb. 4. Okt. 1787 in Paris, lernte in der Ecole des beaux-arts und bei Vincent. Er erreichte eine Bedeutung als Maler von kirchlichen und geschichtlichen Gegenständen, die er in der akademischen Weise der Zeit behandelte. Seine Fruchtbarkeit und Leichtigkeit der Produktion war eine große. Zu den religiösen Stoffen, die er für verschiedene Kirchen Frankreichs malte, gehörten der heil. Vincenz de Paula in Vannes, eine Geburt Christi, eine Anbetung der heil. drei Könige, der heil. Vincenz de Paula belehrt einen Renegaten (im Luxembour), endlich die Fresken in einer Kirche zu Chardonnay. Die histor. Sujets sind der ältern und neuesten Geschichte seines Vaterlandes entnommen und in großem Stil, wenn auch mit wenig Wärme ausgeführt. Das Beste ist im Museum zu Versailles: Napoleon und die Königin Luise von Preußen in Tilsit, Napoleons und Kaiser Alexanders Weisprechung in Erfurt. Außerdem gehört zu dem Besten der Edelfinn des Bischofs von Vifseur gegen die Hugenotten in der Bartholomäusnacht, welches 1860 gemalt wurde. G. starb in Sancerre (Depart. Haute-Marne) 9. Febr. 1878.

Gosse (Phil. Henry), engl. Naturforscher, geb. 6. April 1810 zu Worcester, wurde Kaufmann, wandte sich aber nebenbei der Entomologie zu. Auf Geschäftsreisen 1827–38 sammelte er in Neufundland, Canada und Alabama, später auch in Jamaica Insekten. Seit 1850 beschäftigte er sich vorzüglich mit der Erforschung des Tierlebens in der See. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «The Canadian naturalist» (1840), «The birds of Jamaica» (1847), «A naturalist's sojourn in Jamaica» (1851), «A naturalist's rambles on the Devonshire coast» (1853), «The aquarium» (1853), «Manual of marine zoology» (2 Bde., 1855–56).

Gossec (François Jos.), franz. Tonsetzer, geb. zu Berguies (einem Dorfe im Hennegau) 17. Jan. 1733, erhielt musikalische Bildung als Chornabe an der Kathedrale von Antwerpen und ging 1751 nach Paris. Hier trat er zuerst als Vorspieler in die Privattapelle des reichen Generalpächters La Popelinière und schrieb in dieser Stellung (um 1754) die ersten Symphonien im eigentlichen Sinne, welche Frankreich aufzuweisen hatte. Einige Jahre später ging er als Musikdirektor in die Dienste des Prinzen von Conti. Nachdem er seine ersten Quartette und sein berühmtes gewordenes Requiem komponiert, begann er 1764 mit der Operette «Le faux lord» für die Bühne zu arbeiten. Dieser folgten «Les pêcheurs», «Toinon et Toinette», «Sabinus», «Thésée», «Hylas et Sylvie», «La reprise de Toulon» u. s. w. Im J. 1770 errichtete G. ein Liebhaberorchester, bei dem der berühmte Chevalier von Saint-Georges als Vorgeiger wirkte. Für dieses Institut schrieb er verschiedene seiner größern Symphonien und machte es überhaupt durch seine Bemühungen zum eigentlichen Ausgangspunkt für die Vervollkommenung der Orchester-Erführung

in Frankreich. Verbienlich wirkte er auch durch seine Direktion der Concerts spirituels, die er 1773 übernahm und in Gemeinschaft mit Gaviniès und Lebuc vier Jahre lang führte. Im J. 1784 erhielt er die Oberleitung der nach seinem Plane vom Baron von Breteuil gegründeten Ecole de chant et de déclamation, des ersten Keims zu dem nachherigen Konservatorium der Musik, nach dessen Errichtung 1795 er eine der Inspektorstellen und später eine Professur der Komposition erhielt. Während der Revolution erregten seine Hymnen auf die Göttin der Vernunft, sowie die zu Ehren des höchsten Wesens großen Enthusiasmus. Seine Thätigkeit am Konservatorium, die sich auch durch die Beteiligung an der Herstellung verschiedener Lehrbücher dieser Art, z. B. der Gesangschule, des Solfège-Werts, äußerte, war unermüdet und währte bis 1815, wo er in Pension trat. Seitdem lebte er in Passy, wo er 16. Febr. 1829 starb.

Gosselin (Pascal François Jos.), franz. Altertumsforscher, geb. 6. Dez. 1751 zu Lille, machte 1772–80 wissenschaftliche Reisen durch einen großen Teil Europas. Beim Ausbruch der Revolution wurde er von seiner Provinz zum Deputierten bei der Nationalversammlung erwählt, worauf der König ihn 1791 zum Mitglied der Centraladministration des Handels ernannte. Der Wohlfahrtsausschuß berief ihn 1794 in das Kriegsministerium und beauftragte ihn mit geogr. Arbeiten. Im J. 1799 erhielt er die Stelle als Mitaufseher des Medaillenkabinetts zu Paris, welche er unter dem Kaiserreich wie unter der Restauration bis zu seinem Tode, 7. Febr. 1830, behielt. Seit 1816 war er einer der Hauptredacteurs des «Journal des savants». Seine Hauptwerke sind die «Geographie des Grecs analysée» (Par. 1790, mit 10 Karten) und «Recherches sur la géographie systématique et positive des anciens» (4 Bde., Par. 1798–1813, mit 54 Karten).

Göhler (Eustav von), preuß. Kultusminister, geb. 13. April 1833 zu Naumburg a. S., Sohn des Kanzlers der Provinz Preußen und Neffe des Kultusministers von Röhler, besuchte die Gymnasien zu Potsdam und Königsberg i. Pr., studierte in Berlin, Heidelberg und Königsberg die Rechte, arbeitete 1864 als Gerichtsassessor bei den Kreisgerichten zu Jüterburg und Gumbinnen, sowie bei den Staatsanwaltschaften zu Tilsit und Jüterburg und wurde 1865 zum Landrat in Darlehmen ernannt. Seit 1874 als Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern beschäftigt, schied er 1878 aus dieser Stellung, trat zunächst vorübergehend als Rat in das Obergerverwaltungsgericht ein und wurde 1879 durch den Minister von Puttlamer als Unterstaatssekretär in das Kultusministerium berufen. In letzterer Eigenschaft trat er namentlich bei den Verhandlungen über die elbinger Simultanschulen in den Vordergrund, indem er sich als Regierungskommissar im preuß. Abgeordnetenhaus mit großer Entschiedenheit für die unbedingte Aufrechterhaltung des konfessionellen Charakters der Volksschule aussprach. Seine eigentliche parlamentarische Thätigkeit begann G. 1878 als Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Solbap-Stallupönen. Er schloß sich hier der konservativen Partei an und vertrat die Ansicht, daß das zur Herbeiführung eines Sieges der konservativen Prinzipien unerläßliche Bündnis zwischen den Konservativen und den Ultramontanen nur durch die Beilegung

des kirchenpolit. Kampfes herzustellen sei. Auf dem Wege zu diesem Ziele ging er jedoch möglichst vorsichtig vor und mußte mit großem Geschick den Überreifer seiner Parteigenossen zu zügeln. Sein Talent sicherte ihm trotz seiner Jugend bald die Führerrolle in seiner Fraktion, und 17. Febr. 1881 wurde er von einer konservativ-meritalen Majorität zum ersten Präsidenten des Reichstags gewählt. Am 18. Juli 1881 wurde er an Puttkamers Stelle zum Kultusminister ernannt. Er nahm nunmehr die schon von seinem Vorgänger verfolgten Bestrebungen zur Herbeiführung eines Ausgleichs des kirchenpolit. Konflikts mit Eifer auf und mußte trotz des lebhaften Widerspruchs eines Teils der liberalen Partei im Frühjahr 1882 mit Hilfe des Centrums ein Gesetz zur Annahme zu bringen, welches mehrere wichtige Bestimmungen der Mairgesetze, insbesondere die Staatsprüfung der Geistlichen und die Einsetzung von Staatspfarrern, im wesentlichen beseitigte und die Regierung gleichzeitig bevollmächtigte, von einer Reihe anderer Vorschriften (Bischofsseid, Temporalienperre, Vorbildung der Geistlichen u. a.) Dispens zu erteilen. Von diesen diskretionären Vollmachten machte G. einen ausgiebigen Gebrauch, benutzte auch die gleichfalls im Gesetz erteilte Befugnis, gerichtlich abgesetzte Bischöfe im Gnabenwege wieder einzusetzen, zur Wiedereinsetzung mehrerer verurteilten Bischöfe.

Gosmann (Frieberite), namhafte deutsche Schauspielerin, geb. 23. März 1838 zu Würzburg, ist die Tochter des auch als Dichter bekannten Gymnasialprofessors Joh. Baptist G. und der als Konzertsängerin geschätzten Joh. Konstantia, geb. Weinzierl (1807–40). Sie erhielt durch ihren Vater, der bald nach München übersiedelte, eine gute Erziehung, und bei Konstanze Dahn, der bayr. Hofschauspielerin, Unterricht in der Deklamation. Am 25. Juni 1853 debütierte sie bereits an der Seite ihrer Lehrerin als Leonie in Scribes „Damentriebe“. Der Erfolg, den sie in München erzielte, verhalf ihr nach kurzem Aufenthalt zu Würzburg 1854 zu einem einjährigen Engagement an der Bühne in Königsberg, nach dessen Ablauf sie als Mitglied der Gesellschaft Halle's einen Sommer in mehreren Provinzialstädten Preußens in den verschiedensten Rollen auftrat. Ihren Auf begründete sie sich während des Winters von 1854 auf 1855 zu Elbing, wo sie ungewöhnlichen Beifall erntete. Nach einem kurzen Aufenthalt in Danzig verbrachte sie den Sommer 1855 zu Berlin, wo sie zu Charlotte Birch-Pfeiffer in nähere Beziehungen trat. Im Herbst desselben Jahres ging sie an das Thalia-theater nach Hamburg, an dessen Repertoire sich ihr Talent während eines anderthalbjährigen Engagements erst nach der Richtung herausbildete, in der es sich später durch die Mischung von originellem Humor und rührendem Ernst zu einer hervorragenden Spezialität entwickelt hat. Im Mai 1857 folgte Frieberite G. einem Rufe an das Hofburgtheater nach Wien, auf welchem sie das Jahr vorher auf das Beifälligste gastiert hatte und 7. Mai 1857 als Sabine ihre Eintrittsrolle spielte. Schon nach wenigen Vorstellungen war die Künstlerin der Liebhab des Publikums; mit der „Grille“, welche Frau Birch-Pfeiffer eigens für sie geschrieben, erregte sie den größten Enthusiasmus. Nachdem sie 7. März 1861 von der wiener Hofbühne Abschied genommen, vermählte sie sich 10. März mit Anton Freiherrn (späterm Grafen) von Prolesch-Osten und verlebte

mit diesem die nächste Zeit in Konstantinopel. Seit 1862 betrat sie jedoch die Bühne von neuem und feierte mit ihren Gastspielen zu Berlin, München, Stuttgart, Petersburg, Amsterdam und andern Orten Triumphe. In neuerer Zeit erscheint sie auch noch in Wohlthätigkeitsvorstellungen.

Gosner (Johannes Evangelista), Prediger in Berlin und Begründer der Gosner'schen Mission geb. 14. Dez. 1773 im Dorfe Hausen bei Gumburg in der Diocese Augsburg, trat 1786 in das Salvator-Gymnasium zu Augsburg, das von Jesuiten geleitet wurde, bezog 1792 die Universität Villingen und erhielt Sept. 1793 einen Freiplatz in Georgianum zu Ingolstadt. Ende 1797 erhielt G. die luth. Priesterweihe und trat sofort in die geistliche Amtstätigkeit ein, welche er nacheinander in Stoffenried, Neuburg und Steeg mit Erfolg ausübte. Im J. 1801 kam G. als Hilfsgeistlicher nach Augsburg. Seine Wirksamkeit machte ihn den Oberrn verdächtig, er wurde 1802 zur Untersuchung gezogen und zu einer mehrwöchentlichen Strafe in Priesterkorrektionshaus Göppingen verurteilt. Al das Bistum Augsburg 1808 an Bayern fiel, wurde G. Pfarrer zu Dirlenwang. Im J. 1811 siedelte er nach München über, wurde 1819 luth. Religionslehrer am Gymnasium zu Düsselbors, 1820 Prediger an der Maltejerkirche zu Petersburg, muß aber 1824 der alttruff. Opposition weichen. Mehrere Jahre hielt er sich alsdann in Leipzig auf, nur m schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Am 23. Ju 1826 trat G. in Königsbagn öffentlich zum Protestantismus über, begab sich alsdann nach Berlin und wurde hier 1829 Prediger an der Bethlehemskirche. Hier hat er mit großem Segen gewirkt nicht bloß als Prediger, sondern vor allem dur Begründung des Elisabeth-Krankenhaus, ein Männerfrankensereins, mehrerer Kleinkinderschul u. dgl. Mit großem Eifer widmete er sich auch der Werke der Heidenmission und hat nicht weniger a 140 Missionare ausgesandt. G. legte 1846 se Predigtamt nieder und widmete sich ganz den W ten christl. Barmherzigkeit, bis er 20. März 18 starb. Von seinen Schriften sind hervorzuhebe „Geist des Lebens und der Lehre Jesu“ (3. Aufl. 2 Bde., Tab. 1823), „Schachtelstein“ (2 Bde., B. 1825). Bgl. Prochnow, „Johannes G. Biograph aus Tagebüchern und Briefen“ (Berl. 1864); D ton, „Johannes G.“ (2. Aufl., Berl. 1878).

Götschitz, Stadt im Districte des Herzogthums Sachsen-Altenburg, an der Pleiße gelegen, Knotenpunkt der Sächsischen Staatsbahn zwischen Leipzig, Chemnitz und Hof, hat eine 1491 erbaute Kirche, eine Volksschule, Steinbruch- und Fabrikation mehrere Wagenbauabriken, eine Portland-Cementfabrik, eine Pechhütte, eine Spinnerei und e Ammoniakfabrik und zählt (1880) 4249 E.

Gößwein-Rein, Flecken im bayr. Regierungsbzirk Oberfranken, Bezirksamt Pegnitz, 17 km wlich von Station Pegnitz der Linie Nürnberg-Deitzau. Hof der Bayerischen Staatsbahn, links a dem rechts zur Pegnitz gehenden Wiesent, inmit der Fränkischen Schweiz, 464 m über dem Meer zählt 514 luth. E., hat eine dreitürmige Wallfahrkirche, ein Franziskanerkloster und ein Bergsch mit herrlicher Aussicht.

Gossynium L. (Baumwollstaube), s. un **Gostinot Dvor** (russ.), Kaufhalle, Bazar. **Gostj**, d. i. Gost, bezeichnet in der ältesten Zeit in Rußland den Händler, es ist der Fremde,

Baräger (Normanne), der den Handel vermittelte. Gostjba, d. i. Land-(Handels-)Straße. Später wurden nur die aus andern Städten oder Ländern kommenden Kaufleute so bezeichnet, zum Unterschiede vom einheimischen Kaufmann (kupcz). In den größern Städten bestanden besondere Höfe (gostiany dwor), in denen die fremden Kaufleute unterkommen fanden und handelten, hier wurde auch der Zoll erhoben. Im moskauischen Jar-tume bezeichnete dieses Wort den Großhändler. Der Charakter eines G. wurde vom Jaren verliehen, der G. zahlte eine außerordentliche Steuer und hatte die Handelsgeschäfte für den Hof und die Krone zu besorgen. Sie genossen dafür Handels- und Zollfreiheit im ganzen Lande und unterlagen einzig der Jurisdiktion eines der moskauer Pri-lasen (s. d.).

Gostyn (Gostin), Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Kröben, 13 km nördlich von der Kreisstadt, zählt (1880) 3858 E. (davon 262 Evangelische und 283 Juden), von denen 2700 polnisch sprechen. Der Ort, Sitz eines Amtsgerichts, hat neben Ackerbau viele Windmühlen, eine Wattenfabrik, eine Ziegelei, drei Bierbrauereien, eine Stigfabrik, Getreidehandel und Pferdemarkte. Im Osten der Stadt erhebt sich auf einer Anhöhe ein ehemaliges, 1700 gegründetes Kloster der Philippiner, ein besuchter Wallfahrtsort, dessen schöne Kirche mit reichen Holzschnitzereien und Wandgemälden geschmückt ist. Im Sept. 1761 nahmen preuß. Truppen unter General von Platen den von den Russen verschanzten Klosterberg. Am 19. April 1848 wurde die von Aufständischen besetzte Stadt von preuß. Truppen eckürmt.

Gostynin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Warschau, 20 km vom linken Ufer der Weichsel, südwestlich von Ploet, mit (1882) 8867 E., hat große Häbenderfabriken, Metallwarenfabriken, Gerbereien, Brantweinbrennereien, Bierbrauereien und Ziegeleien und anschnlichen Handel.

Goszebrzski (Severin), poln. Dichter, geb. 1808 zu Zince in der Ukraine, empfing den ersten Schulunterricht in Humen, die höhere Ausbildung auf der Universität Warschau. Die düstere Natur seiner Heimat, das kriegerische Steppenleben der einst freien Kosaken, die wehmütigen Sagen und Lieder des Volks, die Erinnerungen an die blutigen Aufstände der Haidamaken weckten frühzeitig seinen Dichtergeist. Er ist durchweg originell, ebenso in der Erfindung wie im Ausdruck, seine Charakter-, Lebens- und Naturschilderungen sind meisterhaft, aber der Geist seiner Dichtungen im ganzen wild und leidenschaftlich, finster und grauenhaft. So erscheint er namentlich in seiner bedeutendsten, nach Volkstradition gedichteten größern epischen Erzählung *«Zamek Kaniowski»* (*«Das Schloß zu Kaniow»*, Warsch. 1828). Beim Ausbruch der poln. Revolution gehörte er zu denjenigen, die 29. Nov. 1830 den Großfürsten Konstantin im Belvedere überfielen. Er trat sodann in die Reihen der Bateria-landsverteidiger, und oft erschallten seine feurigen Kriegsgefänge in den Lagern und während der Angriffe. Nachdem Polen unterlegen, verließ er das Vaterland und lebte bald in der Schweiz, bald in Frankreich. Hier schrieb er in Prosa mehrere gelungene Erzählungen, als *«Straszny strzeloce»* und *«Król samczyński»*, überfiel den Otfian und gab drei Bändchen Revolutionslieder unter dem Titel *«Trzy struny»* (Straßb. 1839) heraus. Später

machte sich bei G. eine innere Wandlung geltend, indem er sich der Lomianfischen mystisch-religiösen Sekte anschloß. In der Sammlung seiner Werke (*«Dziela»*, 3 Bde., Bresl. 1852) befindet sich auch sein Gedicht *«Sobotka»* (*«Die Johannisfeier»*), das schöne Schilderungen der Karpaten enthält. Eine neue Ausgabe seiner sämtlichen *«Poezje»* erschien 1875 (2 Bde., Lpz.). Seine letzten Lebensjahre brachte er in Lemberg zu, wo er 25. Febr. 1876 starb.

Göt (François Jules Edmond), berühmter franz. Schauspieler, geb. 1. Okt. 1823 zu Pignerolles (Depart. Orne), besuchte seit 1841 das pariser Konservatorium und erhielt während der nächsten beiden Jahre den zweiten und ersten Preis im Lustspiel. Im J. 1844 betrat er am Théâtre français die Bühne. Seitdem ist er Mitglied dieses Theaters geblieben und gehört ihm schon seit 1850 auch als Societär an, was ihn übrigens nicht abhielt, 1866 als André Lagarde in Angiers *«La contagion»* im Odeon zu gastieren und dann mit einer Schauspielergesellschaft Frankreich zu bereisen. G. ist ein vorzüglicher Schauspieler, besonders ausgezeichnet im Bedientensach und als Komiker. Während er im alten Repertoire in den Rollen des Eganarelle, Trissotin, Figaro viel Bewundertes leistet, gelangt ihm im modernen Repertoire unter manchem andern vornehmlich Giboyer in Angiers *«Les effrontés»* und *«Le fils de Giboyer»*, als Mercadet und als Bernard in *«Les Fourchambault»*. Als Schriftsteller versuchte sich G. in einem Libretto *«François Villon»*, das 1867 in der Großen Oper zur Ausführung kam.

Göta-elf, Fluß in Schweden, strömt in süd. Richtung von der Südspitze des Wenersees dem Rattegat zu. Seine Länge beträgt nur 90,5 km; von der Quelle des größten Zuflusses des Wenersees gerechnet, des Klar-elf, der aus Norwegen unter dem Namen Jämun oder Trysilja-elf zufließt, beträgt die Länge 706 km, das Stromgebiet 40000 qkm. Die vielen Fälle und Wasser-schnellen des eigentlichen G. (darunter die 33 m hohen Trollhättafälle) müssen durch Kanäle umgangen werden. (S. Göta kanal.) Als Bohus-län noch zu Norwegen zählte, war G. die Reichsgrenze, und seine Ufer waren der Schauplatz zahlreicher Fehden. G. fällt bei Gothenburg ins Meer, entzündet aber etwas nördlicher bei der uralten Stadt Rungel einen südwestl. Arm, den Nordre-elf, und bildet somit die fruchtbare Insel Hisingen (195 qkm).

Göta kanal oder Göthakanal, der bedeutendste und wichtigste Kanal Schwedens, zur Verbindung der Ostsee und Nordsee auf Betrieb des Grafen Balhar Bogislaus von Platen durch eine Gesellschaft mit Unterstützung des Staats 1810—32 mit einem Kostenaufwande von etwa 15 1/2 Mill. Kronen (17 Mill. Mark) hergestellt, zerfällt in zwei durch den Wettersee geteilte Linien, die österr. und westergöthische. Die erstere beginnt an der Ostsee und zwar am Meerbusen Slätbalen bei dem Gute Rem unweit Söderköping, ist 90,5 km lang, wovon auf den wirklichen Kanal 49,5 km kommen, und steigt in 33 Sent- und 4 bestimmbenden Schlu-sen durch die Seen Äspången (26,4 m hoch), Rogen (32,4 m) und Boren (72,7 m) hinauf in den Wettersee (88,5 m). Die westergöthische Sektion beginnt am Destufer des Wettersees bei der Centralseftung Karlsborg, ist 66 km lang, wovon 37,5 auf die wirkliche Kanallinie kommen, führt durch das

Niederdrückten. Sie hielten Kaiser Valens um Land und erhielten es; die harte und schimpfliche Behandlung aber, die ihnen bei der Aufseidelung von den röm. Befehlshabern Lupicinus und Marimus widerfuhr, reizte sie zur Empörung. Gotische Heerhaufen, die in röm. Solde standen, auch ostgot. Scharen unter Sathra und Alatheus, die von den Römern abgewiesen worden waren, stießen zu ihnen. In der großen Schlacht bei Adrianopel, 9. Aug. 378, fiel Valens gegen sie. Weit und breit verheerten sie nun das Land, und Theodosius d. Gr. mußte ihnen, welche auch noch durch die Haufen des Athanarich (gest. 381) verstärkt wurden, schließlich die Provinzen an der Donau gegen Anerkennung seiner Oberhoheit förmlich abtreten; 40000 traten in röm. Dienst. Nach dem Tode des Theodosius 395 brachen sie jedoch den Vertrag; Alarich (s. d.), aus dem Geschlechte der Vallen, vereinte die Stämme unter seiner Herrschaft, und seine Heerzüge, welche die ganze Adriatische Halbinsel trafen, richteten sich 402 auch gegen Italien. Alarich, der in Italien seit 408 festen Fuß gefaßt, starb bald nach der Eroberung von Rom 410. Sein Schwager Athaulf führte das Volk 412 ins südl. Gallien, dann, nachdem er des Kaisers Honorius Schwester, Placidia, 414 geheiratet, nach Spanien, wo er nach der Einnahme von Barcelona 415 ermordet wurde. Elgerich, ein Feind der Vallen, der nach ihm die Herrschaft sich anmaßte, wurde schon nach sieben Tagen erschlagen und dafür Wallia erhoben, der in Spanien die Alanen bekämpfte, die Sueven in die nordwestl. Gebirge, die Vandalen nach Afrika fortzuweisen drängte und von den Römern einen Teil von Aquitanien erhielt, wo nun Tolosa (Toulouse) der Hauptstz des Westgotischen Reichs wurde, das Theodorich I. (seit 419), der 451 gegen Attila siegreich auf der Catalaunischen Feldern seinen Tod fand, und dessen Sohn Thorismund besetzten. Den letzten ließ 468 sein Bruder Theodorich II., dessen 468 sein Bruder Eurich ermordet, der die Thron durch eine weise und kräftige Regierung, bis 484, führte, zuerst Feste des Volks aufzeichnen ließ, das Reich in Gallien bis zur Loire und Rhône und an der Küste (Provence) bis an die Seecalpen erweiterte; Arles (Arles) wurde sein Stz. Nach ihm verlor Alarich II., der für seine röm. Unterthanen einen Auszug röm. Reichs hatte zusammenstellen lassen (Breviarium Alaricianum), gegen den mit den Burgunden verbündeten Franken Chlodwig (s. d.) 507 in der Schlacht von Vouglé bei Poitiers das Leben und den größten Teil des gallischen Landes. Durch den Ostgoten Theodorich, seinen Schwiegervater, der die Provence mit Arles dem eigenen Reiche einverleibte, wurde Septimanie (Languedoc und Roussillon) den Westgoten gerettet, über die zunächst unter des Ostgoten Theodes Vorherrschaft Amalarich, Alarichs Sohn, herrschte. Mit dessen Tod gegen die Franken, 531, erlosch das alte Königsgelecht der Vallen.

Der Thron wurde von da an durch freie Wahl besetzt, die häufig innere Zerrüttung veranlaßte. Theodes wurde 548, Theudigisel 549, Agila aber 564 von Athanagilb (bis 567) besiegt und getötet, welchen die Byzantiner unterstützten. Diese benutzten die Wirren, um sich auf der südl. Küste von Cartagena bis Lagos festzusetzen. Ein neuer Aufschwung trat nach der kurzen Regierung Lluwas unter seinem Bruder Leuwigilb ein (569—586). Derselbe war siegreich gegen die Vasconen (in Bisk-

caya und Navarra), deren viele vor ihm aber die Pyrenäen flüchteten (in die Gascogne) und unterdrückte mit Gewalt den Aufstand der Anhänger des lath. Glaubens, der in der röm. Zeit in Spanien verbreitet worden war und der jetzt auch bei den arianischen G. allmählich Eingang fand. Sein Sohn Hermenegilb, der sich jenem zugewandt, wurde in Sevilla nach zweijähriger Belagerung gefangen. Als er auf der Flucht aus seinem Verbannungsort Valencia ergriffen worden war und den lath. Glauben nicht aufgeben mochte, ließ ihn der Vater hinrichten. Die Sueven, die ihn unterstützt hatten, wurden 586 unterworfen, die Franken aus Septimanie vertrieben. Leuwigilbs zweiter Sohn, Reccare, der dem Vater 586 folgte, nahm mit G. und Sueven den lath. Glauben an. Unter seiner und seiner Nachfolger ruhiger Regierung erfolgte nun rasch die Verschmelzung der german. mit der roman. Bevölkerung des Landes, deren lat. Sprache das Gotische unterlag, sodaß jene in der span. Sprache, die sich später allmählich bildete, sehr überwog. Reccewinth, 649—672, vollendete die seit Eurich begonnene Aufzeichnung der Gesehe. Das Gesehbuch Forum judicum (Lex Visigothorum) enthielt, lateinisch geschrieben, ein gemeinsames Recht für die G. und röm. Provinzialen; unter dem Namen Fuero juzgo wurde es im 13. Jahrh. ins Spanische übersezt und bildet die Grundlage des span. Rechts. Durch die Gewalt der Großen und die Übermacht, welche die Bischöfe auch in weltlichen Dingen erlangten und in ihren Konzilien zu Toledo ausübten, wurde das Reich innerlich schwach, wenn es auch 618 durch Eroberung der Nordspitze von Afrika (wo Septum, jetzt Ceuta) und 624 durch Vertreibung der Griechen aus den süspan. Küstenländern noch erweitert worden war. Nach dem Tode des Königs Witiza 710 riefen dessen Söhne, die durch Roderichs Wahl vom Throne ausgeschlossen waren, durch Witizas Bruder, Oppas, Erzbischof von Sevilla, und seinen Schwager Julian, Grafen zu Septum, die Araber aus Afrika herüber. Musa, der Statthalter des Omajyaden Kalifen Walid, sandte seinen Feldherrn Tarif. Dieser siegte in dem neunmätigen Kampfe bei Jerez de la Frontera 17. bis 25. Juli 711, in welchem Roderich selbst fiel und der Untergang des Westgotischen Reichs entschieden wurde. Die Eroberung des Landes vollendete dann Musa selbst 713, bis auf Galicien und Asturien, wo viele G. unter Pelajo einen Zuflucht fanden; doch wurde auch Galicien diesen 734 entziffen; nur Asturien, wo Gijon sein Stz war, blieb frei von der Herrschaft der Araber. (S. Spanien.) Vgl. Aschbach, «Geschichte der Westgoten» (Frankf. 1827); Helfferich, «Entstehung und Geschichte des Westgotenrechts» (Berl. 1858); Rosenstein, «Geschichte des Westgotenreichs in Gallien» (bis 466, Gbtt. 1859); Dahn, «Die Könige der Germanen» (Bd. 5 und 6, Münch. 1870—71); derselbe, «Westgot. Studien» (Münch. 1874); von Siden, «Der Kampf der Westgoten und Römer unter Alarich» (Erg. 1875).

Die Ostgoten standen seit dem Tode Hermanrichs, bis auf einige Scharen, die sich mit den Westgoten vereint hatten, unter der Herrschaft der Hunnen. Nach dem Sturze Attilas, dessen Heereszug sie gefolgt waren, wohnten sie in Pannonien (Ungarn, südlich der Donau), von wo sie häufig in Noricum und in das Byzantinische Reich einfielen, unter drei Brüdern, Balamir, Theodemir,

Widimir, aus dem Stamme der Amaler, und widerstanden den Angriffen der Hunnen sowie 470 der gegen sie vereinigten Sueven, Alamannen und der nördlich von der Donau wohnenden Sarmaten, Skiren und Rugier. Nach Alalamirs Tode führte Widimir die Seinen gegen Italien. Er starb auf dem Zuge. Seinen gleichnamigen Sohn bewog Kaiser Glycerius 473, sich den Westgoten anzuschließen. Von Theodemir hatte Kaiser Leo 460 den Frieden erlaßt; sein Sohn Theodorich, der sich als König, seit 475, den Beinamen des Großen erwarb, wurde am byzant. Hofe erzogen. Als er von da zurückgelehrt war, brach Theodemir, der bald nachher starb, mit ihm in das byzantinische Reich ein. Macedonien und Thessalien wurden von den Ostgoten verwüstet; darauf erhielten sie Sitze in Ober- und Niederrösten neben denjenigen Westgoten, die hier und in Thrazien von früher her zurückgeblieben waren und sich unter dem Namen Kleinere G. (Gothi minores, auch Mäsogeten) bis ins 6. Jahrh. erhielten. Beide Völker und ihre Fürsten, die beide den Namen Theodorich trugen, suchte die Politik des byzant. Kaisers Zeno zu entzweien. Da dies nur unvollkommen gelang, veranlaßte Zeno 488 den oftgot. Theodorich mit seinem Volke, dem sich die Rugier angeschlossen, nach Italien zu ziehen, wo Odoakar herrschte. Die Gepiden, die ihnen bei Sirmium den Weg verlegten, wurden zurückgeworfen. Odoakar wurde 489 erst bei Aquileja, dann bei Verona, 490 an der Adria geschlagen; doch hielt er sich, während Theodorich Italien und Sicilien einnahm, in Ravenna bis 493, wo er sich ergab und ermordet wurde. Auch die Herrschaft in den Donaauländern, die sein Bruder Hunulf für ihn verwaltete, kam jetzt größtenteils an Theodorich, dessen Reich außer Italien und Sicilien Bannontien, Savien (das Land an der Sau), Dakmatien, einen Teil von Noricum, das hohe Rhätien und seit 507 auch die Provence umfaßte. Die Oberhoheit des Kaisers Anastasius, die Theodorich anerkannte, bildete für ihn keine Schranke. Sein Ruhm und Einfluß reichte weit über die german. Welt und von Ravenna aus ordnete er, der König der G. und Italer, wie er selbst sich nannte, die innern Verhältnisse mit weiser Schonung des Bestehenden, mit Achtung vor röm. Bildung, zugleich aber bedacht, seine G., deren 200 000 Krieger ein Drittel des ital. Bodens erhalten hatten, in ihrem arianischen Glauben, ihrer german. Sitte und Tapferkeit rein zu bewahren. Italien blühte, auch in seinem Ackerbau, unter ihm wieder auf; für die Entscheidung der Rechtsstreite zwischen G. und Italtern wurde 500 das Edictum Theodorici erlassen.

Nach Theodorichs Tode, 526, führte seine Tochter Amalasuintha für ihren minderjährigen Sohn Athalarich die Regierung; als dieser 534 starb, nahm sie ihren Vetter Theodat zum Mitregenten an, der sie aber umbringen ließ. Da sandte Kaiser Justinian den Belisar aus, Italien wiederzuerobern. Theodat wurde, als dieser in Unteritalien vorbrang, von seinem Heere abgesetzt und erschlagen, nachdem Vitiges 536 zum König erhoben worden war. Die fast. Italer neigten sich den Griechen zu. Rom und Ariminum gingen den G. verloren und wurden von Vitiges vergebens belagert, dagegen nahm Brausa, dessen Neffe, Mailand ein, das abgefallen war, und verwüstete es 539. Vitiges hatte durch die Abtretung der Provence an die Franken unzuverlässige Bundesgenossen erlaßt; die unter dem

austrasischen Theodebert Italien durchzogen und sich dann am Südschiff der Alpen festsetzten. Besser gelang der Versuch, den König der Perser Chosroes, zum Einsatz ins byzant. Gebiet zu bewegen. Als trotzdem Belisar in Italien Fortschritt machte, erbot sich Vitiges zu Belisars Gunsten abzugeben; letzterer nahm auch, aber nur zum Scheine die Krone an und bemächtigte sich durch diese Vitiges festes Ravenna (540), worauf er Vitiges und die vornehmsten G. gefangen mit sich nach Konstantinopel führte. Die G., die in Oberitalien noch unbesiegt waren, wählten nun den Ildibad und nach dessen Tode den edeln Totilas, der in Treviso besiegte, zum König. Das Land war bald wieder gewonnen, doch widerstanden die großen Städte Rom wurde von Totilas lange belagert, endlich 546 durch Gift genommen, bald aber wieder von Belisar erobert, der, 544 nach Italien geschickt, ohnehin längliche Macht sich bis 549 nur zu behaupten aber keine Entscheidung herbeizuführen vermochte. Diese brachte erst Narfes, von Justinian, der Totilas' Friedensanträge verwarf, 552 mit einer großen Heere gesendet, das namentlich aus Hunnen, Herulern und Longobarden bestand. Bei Tagina zwischen Gubbio und Rocera, im Apennin kam zur Schlacht, in der Narfes siegte und Totilas tödlich verwundet wurde. Tejas, den die G. zu seinem Nachfolger wählten, ging nach Unteritalien, in Cumä, wo des Totilas Schätze lagen, zu entsetzen gegen ihn zog von Rom, das nun zum sechsten mal im got. Kriege eingenommen war, Narfes. Die gewannen den Anführer der got. Flotte, jedoch Tejas aus Mangel an Nahrung die gute Stellung, die am Vesuv genommen, verlassen mußte. Da kam bei Rocera östlich von Castellamare zur Schlacht. Auch nachdem Tejas kämpfend gefallen war, setzten seine Krieger die Schlacht fort; am dritten To erlangten, die noch übrig waren, freien Abzug nach Norden. Eine ihrer Scharen rief hierauf vom Po aus zwei Herzöge der Alamannen zu Hilfe; die verwüsteten Italien, bis Narfes, der indes die meisten festen Plätze eingenommen hatte, sie 554 in Capua besiegte. Im J. 556 ergaben sich ihm 70 G. in Conza; der got. Anführer Vidin wurde 556 geschlagen und damit der Krieg beendet. Die G. traten in den byzant. Kriegsbühnen, andere gingen nach Rhätien und Noricum. Vgl. Manso, «Geschichte des Ostgotischen Reichs in Italien» (Bri 1824); Dahn, «Die Könige der Germanen» (Bd Münch. 1861; Bd. 3—4, Würzb. 1866).

An dem Schwarzen Meere waren von alters Ostgoten sitzen geblieben, die sog. tetrastische Goten, in der Krim und am Kuban, wo sie Justinians Zeit mit den uturgurischen Hunnen in Bündel erscheinen. Reste von ihnen scheinen sich den Gebirgen der Krim bis in das 16. Jahrh. halten zu haben. Vgl. Tomaschek, «Ethnologische Forschungen» (Wien 1881). Mehrere andere Völker waren den G. nahe und unmittelbar verwandt und werden daher jetzt gewöhnlich unter dem Namen der gotischen Völker zusammengefaßt. Unzweifelhaft dahin gehören die Bagarnen, Aciener, Gepiden, Rugier, Heruler, Aolionen, Amdalen, welche jedoch sämtlich wie die G. ungegangen sind und nicht einmal unter gewöhnlichem Namen fortdauern. Zwischen dem Po und der Ostsee an Weichsel und Donau, wo ihre Sitze hatten, haben sich Slaven und Ungarn eingebrängt.

hgt. noch über die G. überhaupt: Kraft, «Kirchengeschichte der german. Völker» (Bd. 1, Berl. 6); Bessell in Erich und Grubers «Allgemeine Geographie» (Sekt. 1, Bd. 75, 2. Aufl. 1863).

Goth, **Gothe**, **Gotte** oder **Gött**, soviel wie blüher Laufzeuge.

Gotha, Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums und zeitweilig Residenz des Herzogs von Hessen-Coburg-G., liegt an der Linie Hallescher-Bebra-Kassel der Preuss. Staatsbahnen (hier nördlich nach Weimar und südlich nach Ohrdruf abzweigend) in einer Einsenkung des Jungs, welcher in einer Längenausdehnung 150 und in einem Abstände von 10 km den hl. Fuß des Thüringerwaldes begleitet. Von G. zunächst gelegenen Teilen jener Höhenkette ist der nordwestliche Salzberg (Arnoldsturm, 380 m über dem Meere) und der südöstliche Seeburg (ehemalige Sternwarte, von Ernst II. [1772–1804] gebildet, 556 m), letzterer bekannt durch vorzügliche Luftverhältnisse. G. besteht aus der Innenstadt mit vier Vorstädten, welche nebst schönen Promenaden und Gärten westlich, nördlich und östlich die um den im Süden gelegenen Schloßberg mit m. Friedensturm (321 m) halbtreisförmig umgeben. Die Stadt zählt etwa 150 Straßen und freie Plätze; sie war bis zu Anfang des 19. Jahrh. befestigt; abh. ist die alte Innenstadt meist eng und verengt, trägt aber trotz ihres mittelalterlichen Ursprungs infolge von Belagerung und großen Bränden (1207, 1545, 1692 und 1846) das Gepräge der neuern Zeit. Die äußeren Stadttheile, namentlich der Mide, gewähren ein schönes und stattliches Aussehen. Große Alleen, von Friedrich II. (1691–1732) angelegt, trennen die Innen- und Außenstadt. G. hatte 1. Dez. 1880 einschließlich der Garnison 1. Bataillon des 95. Infanterieregiments) 26 525 E., darunter 575 röm. Katholiken und 236 Juden).

Von den sechs Kirchen (darunter eine latholische) sind namentlich die beiden Stadtkirchen bemerkenswert: die Margaretenkirche (gegründet gegen Ende des 12. Jahrh., zweimal ausgebrannt, in gegenwärtiger Gestalt seit 1652 bestehend) mit den Gräbern Ernsts des Frommen, seiner Gemahlin und Kinder, und die Augustinerkirche (aus dem Anfang des 13. Jahrh.) mit einem Altarbild (Kreuzigung, 10 m hoch, 6 m breit) von Emil Jacobs, einem Gothener. Das Schloß, der Friedensturm (1643–46 von Ernst dem Frommen erbaut an Stelle des Grimmensteins), ist ein kolossaler vieredriger Bau (der innere Hofraum umfaßt 6830 qm) mit zwei vorspringenden, mächtigen Ecktürmen. In dem Friedensturm befinden sich: die Schloßkirche (mit Farnesebrunnen), Brunnengemächer, Bureau des Landesherren und die Räume für sehr wertvolle wissenschaftliche und Kunstsammlungen, zu welchen Herzog Ernst der Fromme den Grund legte. Sie umfassen: 1) die Herzogliche Bibliothek von über 200 000 Bänden und außerdem ungefähr 80 000 engl. Patente, 4000 Handschriften, namentlich vielen orientalischen; 2) das Herzogliche Münzkabinett mit etwa 20 000 Münzen, nach Wien und München das bedeutendste; es enthält hauptsächlich röm. und griech. Münzen, ferner Medaillen, Medaillen, Bracteat und Numismatische Schmelzspalten. Das neue Museum, hinter der Terrasse des Schlosses im reichsten Neorenaissance- und Sandstein mit prachtvoller Fassade 1864–77 vom Oberbaurat Neumann aus Wien erbaut, enthält die übrigen, früher im Schloße auf-

bewahrt gewesenen Sammlungen: 1) das Kunstkabinett mit 5000 Nummern (darunter ägypt., röm. und german. Altertümer, eine Sammlung griech. Vasen, eine Gemmensammlung, Miniaturen und eine reiche Sammlung von Renaissance- und Rokokoarbeiten in Gold, Silber, Bernstein, Ebenholz, Email u. s. w.) und das Chinesisch-Japanische und Ethnographische Kabinett mit über 4000 Nummern; 2) die Gemäldegalerie mit etwa 800 Bildern, darunter außer einigen ital., franz., span. und deutschen Meistern (Pencz, Cranach u. s. w.) besonders reich die niederländischen (van Dyk, Rembrandt, van Ryn, Rubens u. s. w.) vertreten; die Kupferstichsammlung zählt über 53 000 Holzschnitte und Kupferstiche und 1600 Handzeichnungen; 3) das Naturalienkabinett, enthält 50 487 Nummern (darunter eine Konchylien-sammlung 20 000 Nummern, von Cumming als die drittbeste Europas erklärt); ferner zeichnen sich aus Vögel (3000 Stück) und eine Sammlung von Käfern und Schmetterlingen besonders von Thüringen. Endlich eine Sammlung von Gipsabgüssen (300 Nummern), deren Kern unter Ernst II. gebildet ist nach den Formen, welche Raphael Mengs hatte anfertigen lassen. Von andern hervorragenden Gebäuden sind zu nennen: das Rathaus (Renaissancebau, 1574–77 erbaut), das ehemalige Wohnhaus Lukas Cranachs (am Markt), das Landratsgebäude, das Theater (1837–39 gebaut, 1861 erneuert, seit seiner Erbauung statt des 1775 im Friedensturm eröffneten Hoftheaters benutzt), die vier Bankgebäude, das herzogl. Palais (mit Gemäldesammlung), der Marstall, das Palais Friedrichsthal (nach dem Muster von Versailles) gegenüber der Drangerie, das städtische Krankenhaus, das Schäfer-Hof (hinter dem Park), der Parkpavillon, die neue, im Rohbaufteinbau und maurischem Stil aufgeführte Loge (Ernst zum Kompaß), das Post- und Telegraphengebäude, das Schloßhaus mit herrlichem Saal, die neue Sternwarte, die Feuerbestattungshalle nebst Columbarium (1878 erbaut, in welcher bis Ende 1883 bereits 144 Leichenverbrennungen stattfanden) auf dem Friedhofe und die neuen Bürgerhäuser.

G. ist der Sitz des herzogl. Staatsministeriums, eines Landratsamts, Landgerichts, Amtsgerichts, statistischen Bureaus und anderer Ämter und Behörden. An Unterrichtsanstalten bestehen: das Gymnasium Ernestinum (gegründet 1524 als Gymnasium illustre und seit 1861 vereinigt mit der Realschule erster Ordnung), eine höhere Mädchenschule (Haus v. Cranach), sehr gute Bürgerhäuser, eine neunklassige Mittelschule, eine Handelsschule (gegründet 1818), ein Schullehrerseminar (gegründet 1780), eine Baugewerk- und Gewerbeschule, eine Freischule, Privatpensionate (Marieninstitut, Thiers Internationales Seminar), Konservatorium für Musik und Musikschulen u. s. w.; ferner besitzt G. auch eine Entbindungsanstalt, eine Klinik für chirurgische und Augenkrankheiten, eine Waisenverorgungsanstalt, eine Anstalt für verwahrloste Knaben, ein Armenhaus mit Siechhof, eine Arbeitsanstalt für Bedürftige, das Maria-Magdalenen-Hospital für Hochbetagte, die Karolinschule zur Versorgung unbemittelter Mädchen, eine Kleintierklinik, ein Kinderkrankenhaus (Marienpflege, das Hof für alte Männer) und andere Stiftungen. Die Sternwarte, 1787 gegründet, befindet sich seit 1857 in einem neuen Gebäude an der Südostseite der Stadt. Die Geographische Anstalt von Justus Wertheß (gegründet 1786) ist eine

die Verfügung in den Besitz der königl. belg. Bibliothek übergegangen.

Goethe (Gosander von), f. Gosander.

Goethe (Joh. Wolfgang von), eins der größten Genies aller Zeiten, wurde 28. Aug. 1749 Frankfurt a. M. geboren, wo sein Vater, Doktor Recht und kaiserl. Rat, in angesehenen Verhältnissen und, obgleich ohne Amt, in den günstigsten Umständen lebte.

Seine Selbstbiographie G. 3 legt dar, wie des Vaterländischen Verstand und Kunstliebe, der Mutter natürlich bewegliche Natur, eine würdige häusliche Umgebung, sowie die Vaterstadt mit ihren Monumenten und Sehenswürdigkeiten, das rege Leben der jährlich wiederkehrenden Messen und die Vorstellungen eines Puppentheaters im väterlichen Hause, bildend und begeisternd schon auf das Gemüt wirkten, der durch schnelles Ergreifen, Festhalten und Festhalten bald dem Unterricht weichte. G. hatte sein achttes Jahr angetreten, als der ihn mächtig anregende Siebenjährige ausbrach. Bald fand er Gelegenheit, sein Talent zu üben, indem bei der Befehlung durch die Franzosen der Königsleutnant Graf Thorenc (wie der Name nach neuem Namen zu schreiben ist), der im Hause von G. 3 Quartier erhielt, für ihn Neigung faßte. Der junge Dichter bewog ihn, mehrere Maler, die in der Provence beschäftigt waren, zu befragen, um deren Seelen nach Darmstadt, und bald entwarf G. so viel Verständnis für die Malerei, als auch wohl seine Meinung abgeben durfte; ja er schrieb in einem Aufzuge zwölf Bilder, welche die Tugenden darstellen sollten, von denen einige ausgeführt wurden. Die Anwesenheit von Truppen veranlaßte G. die Gelehrtheit, die französische praktische zu lernen; sein Sinn für dramatische erhielt durch den Besuch eines in der Stadt spielenden franz. Theaters eine neue Richtung. Solche Anregungen wirkten vielfach auf das literarische Vermögen, wie einige Zeit vorher die ersten Gesänge des Klopstockischen. Mit den Jahren entwickelte sich immer die Universalität seines Geistes. Zeichnen, Sprachkunde, Untersuchung natürlicher Kräfte, das Hebräische und die damit verbundene Kenntnis der Bibel, endlich eigene poetische Beschäftigungen, die ihn abwechselnd, ließen ihm noch hinlänglich Zeit, auch im bürgerlichen Leben Erfahrungen zu erwerben, namentlich da der ihm die Besorgung mancher Geschäfte übertrug. Durch die Freundschaft seiner Schwester kam er in Umgang mit dem weiblichen Geschlecht. Dies darf als Entwicklungsmoment nicht übersehen werden. Die Gretchen-Episode in seiner Geschichte kann als Symbol einer Knabenzeit gelten.

Als juristisch vorgebildet begab er sich Mitte 1765 auf die Akademie, und zwar nach dem Willen seines Vaters nach Leipzig, wo 19. Okt. Instruktion als Student der Rechte bei der damals neu aufblühenden Universität erfolgte. Indes waren es von den Professoren nur Gellert, denen er sich besonders zuwandte. Ihre Vorträge gehörten zu dem Gegenstande, den er dem Studienplane seines Vaters widmete. In den philol. Vorlesungen kam es ihm vor, daß er die Geistesoperationen, die von Jugend auf mit größter Bequemlichkeit geübt, so vereinigen und gleichsam zerstören

sollte, um den rechten Gebrauch davon einzusehen. Den juristischen Kollegien fühlte er sich bald entwachsen, und schon damals gewann er die Ansichten, welche er nachher in der Schülerscene des „Faust“ so drastisch entwickelt hat.

In Leipzig, wo zu dieser Zeit Goethe noch nicht allen Einfluß verloren hatte, war die Vorliebe für franz. Muster herrschend, die Ästhetik in den unberufensten Händen und in den Verhältnissen ringsum nichts, was die Phantasie eines Dichters hätte befruchten können. Daher sah sich G. auf sich selbst angewiesen, und hier begann diejenige Richtung, von der er sein ganzes Leben hindurch nicht abzuweichen konnte, indem er das, was ihn erfreute oder qualte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht verwandelte, um sowohl seine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen als sich im Innern zu beruhigen. Die Gabe hierzu war niemand nötiger als ihm, den seine Natur aus einem Extrem ins andere warf. Alles, was von ihm bekannt geworden, sind daher gleichsam nur Bruchstücke einer großen Reihe, welche seine Biographie zu vervollständigen gesucht hat. Aus persönlichen Erfahrungen entstand damals „Die Leiden des Werthers“, ein Schäferspiel, welches, in Alexandrinern abgefaßt, zwar noch dem Geschmack der Gellertschen Periode huldigt, jedoch durch Zartheit der Motive und der Sprache über sie weit hinausgeht. Dem jungen Dichter boten der Aufenthalt zu Leipzig, dem er in seiner Selbstbiographie einen der interessantesten Abschnitte gewidmet, und gewisse Vorgänge in seiner Vaterstadt Gelegenheit zu der Wahrnehmung, wie Religion, Sitte, Gesetz, Stand und Verhältnisse nur die Oberfläche des städtischen Daseins beherrichen, sodas alles im Äußern reinlich und anständig, im Innern aber desto wüster sei. Um der durch diese Beobachtung veranlaßten düstern Stimmung Herr zu werden, entwarf er mehrere Schauspiele, von denen jedoch nur „Die Mitschuldigen“ erhalten sind. Auch dies Stück ist in Alexandrinern geschrieben und lehnt sich in der Form an das Molieresche Lustspiel an. Dies zeigt sich besonders in der frühesten der drei uns erhaltenen Bearbeitungen, in welcher der burleske Ton überwiegt.

Der Aufenthalt in Leipzig war ein großer Gewinn für G.; er trat hier in den Mittelpunkt der deutschen literarischen Bewegung, Lessings „Minna von Barnhelm“ und auf andern Gebieten dessen „Laokoon“ gaben seinem Geiste eine neue Richtung, seine süddeutsche Natur berührte sich hier mit dem gescultern norddeutschen Geiste und er erhielt dadurch die Durchbildung, deren er bedurfte, um ein universeller Schriftsteller zu werden. Durch Döring wurde er in Windelmanns Kunstanschauungen eingeweiht, und bei einem Ausflug nach Dresden durch die dortigen Kunstschätze sein artistischer Sinn höher belebt. Er zeichnete bei Döring, radirte in Kupfer bei Stodt, nahm teil an dramatischen Aufführungen, dichtete ohne Unterlaß, sang, blies die Flöte, und dieser künstlerischen Vielseitigkeit entsprach die Reichhaltigkeit seiner geselligen Beziehungen. Durch manche diätetische Unbesonnenheit zog er sich indes eine Krankheit zu, von welcher er kaum genesen war, als er, durch Erfahrung und Beobachtung gereift, Ende Aug. 1768 Leipzig verließ. Seine gestörte Gesundheit, die auch im elterlichen Hause nicht sogleich wieder ins Gleichgewicht gelangte, führte ihn zu einem neuen wichtigen Durchgangspunkt seines Lebens, indem er sich auf das

Studium von allerlei mystisch-chemisch-alchemyischen Werken legte, auch sich eine eigene, auf den Neuplatonismus gegründete Religion konstruierte. Man erkennt hierin den natürlichen Gegensatz zu einem Leben in Leipzig, einen notwendigen Säureungsprozess, nach dessen Abklärung seine Betrachtungsweise eine mehr innerliche und gemütvollere werden sollte, als sie bis dahin und namentlich in Leipzig gewesen war.

In Straßburg, wohin G. ging, um seine juristischen Studien zu vollenden, machte er nicht diese, sondern Chemie und Anatomie und den Besuch des Klinikums zu seiner Lieblings- und Hauptaufgabe. Um ihn sammelte sich hier ein großer Kreis strebender Jünglinge. Am folgenreichsten wurde jedoch für ihn die Verbindung mit Herder. Sie rief in seinen ästhetischen Ansichten eine vollkommene Umwandlung hervor; seine Vorliebe für das Französische, welche noch in Leipzig Nahrung gefunden hatte, verlor sich selbstam genug hier an der franz. Grenze. Shakespeare und die got. Dichtung, das deutsche Volkslied und Ossian, Sterne und Goldsmith begannen auf ihn mächtig zu wirken. Das von ihm selbst mit dramatischer Lebendigkeit geschilderte Liebesverhältnis mit Friederike Brion (s. d.) in Sesenheim befehlte seine dichterischen Kräfte. Nach seiner Promotion 6. Aug. 1771 lehrte er nach Frankfurt zurück, um zunächst unter die Bürger und Advokaten der Stadt aufgenommen und dann im Sommer 1772 bei dem Reichsammergericht zu Weylar beschäftigt zu werden. Hier sollte er die äußere Anregung zu seinem «Werther» finden. Von beiden Orten aus knüpfte er jetzt und später literarische Verbindungen an, so namentlich mit Merd in Darmstadt, F. H. Jacobi in Bempelfort, Klingers und Lavater. Die Bekanntschaft mit Lessing und F. L. Wagner datiert schon aus Straßburg. Als Organ der neuen, wesentlich auf Hamann und Herder zurückzuführenden Ideen gab er damals (1772) mit diesem, Merd, seinem spätern Schwager Schloffer u. a. die «Frankfurter gelehrten Anzeigen», außerdem anonym den Aufsatz «Von deutscher Dichtung» und zwei Flugschriften theol. Inhalts heraus, nachdem schon früher (1770) sein Freund Breitkopf in Leipzig seine erste Liebesammlung, ebenfalls anonym, publiziert hatte. Doch lentten erst sein «Götz» (zuerst 1773, dann Frankfurt. 1774) und sein «Werther» (Epy. 1774), die ebenfalls ohne den Namen des Verfassers erschienen, die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf ihn. Diese beiden Erstlingswerke begründeten, unter dem Widerspruch der ältern Generation, zugleich mit kleinern Stücken, dem «Clavigo», der «Stella», mehreren Singspielen, Fastnachtsstücken und Gedichten in dem von ihm wieder belebten Hans Sachs'schen Tone, die nach einem Stücke Klingers benannte Sturm- und Drangperiode, als deren eifrigste Vertreter dieser und Lessing gelten können, während der erste Teil von G.'s «Faust» sie am vollständigsten ausdrückt. Auf G.'s «Werther» speziell folgte die Periode der Empfindsamkeit.

So erstand in jener Zeit des Rationalismus und des franz. Gesinnungs G. plötzlich als das lebendige, aber äußere Regeln sich erhebbende Genie, als Vertreter der Menschheit, der Naturwahrheit und der lauten Empfindung, eines nur durch inneres Maß gebändigten Subjektivismus.

Der Herzog von Sachsen-Weimar, Karl August, machte auf einer Reise G.'s persönliche Bekannt-

schaft und lud ihn, als er 1775 getreten hatte, an seinen Hof her mit dem Trüben Stolz und dort Lavater besuchte habladung und kam 7. Nov. 1775. Besuch veränderte sich in einhalt, aus dem Dichter wurde Der Herzog ernannte ihn 1776 rat mit Sitz und Stimme im und 1779 zum Geheimrat. Jure res bereifte er in Gesellschaft ten mal die Schweiz. Nachdem präsident und geandelt worden im Sommer 1786 das Gesch Zeit, um in Italien Erholung dorthin, welche sich bis no besonders der längere Aufen 22. April 1788), wurde epodi geistige Ausbildung, für Gewin anstichten, eines sich daraus es Kunststils und einer alle Reik organisch verbindenden Natur, lam hier zur Reife, «Egmont» u. «Tasso» ausgearbeitet. In dem Bekanntschaften gehört die best Meyer, der bis zu seinem Tz Freund und Gehilfe im Gebiete Kunstgeschichte zur Seite stand. I der «Pflanzen» erschien alsbald (1789), die «Beiträge zur Optik» (1792). Nach einem nochmal Oberitalien, besonders in Rom einer Reise nach Schloffen (im Jahres), wohnte G. im J. 1792 nes Herzogs dem Heilunge in Jz der Belagerung von Mainz bei. (1794) den ewig denkwürdigen I den nur der Tod löste. Das we welchem G. 1791—1817 versah ihr gemeinjamem Thätigkeit. (1806, vermählte er sich mit G mit welcher er schon 13. Juli 177 ehe eingegangen war. Er rüht Staatsminister auf, jedoch beschrilke Thätigkeit mehr und mehr für Wissenschaft und Kunst. I lichen und brieflichen Verkehr mit jen lebte er, beglückt durch das im Besitz der Achtung des gebill ausgelegt den Studien der Nat seinen poetischen Arbeiten bis zu 22. März 1832 erfolgenden Lo ruht in dem färsil. Erbegräbn: Trippels Meisterwerk, hier die u theil, wo auch die Kolossalbüste stellt ist, während das dortige einer Idee von Bettina von Arn ser aufgeführte sitzende Statu Standbilder in Marmor ober D liche Plätze in seiner Vaterstadt (1844), in Weimar (von Riettsch den, Berlin (von Schaper 188 (1883). Von Büsten sind, aufer ten, hervorzuheben die von Klame (zuerst 1801), Schadow (1817) i ebenso des letztern Statuette (I Porträts in Ol die von Krans (I Lichtein (1787), Angelika R. H. Meyer (1795), Burg (1800),

abe (1814), Kolbe (1822), Seibers (auf Porzellan) und Stieler (1828), wozu in kaum übersehbarer Menge Bildnisse in Zeichnungen, Kupferstichen und Radierungen, Schattenrissen, Denkmünzen, Medaillons und Gemmen aus allen Perioden des Lebens treten, abgeschlossen durch die Totenmaske von Fr. Preller.

Die Perioden des äußern Lebens G.'s hängen von den Perioden seines Dichterlebens aufs innigste zusammen. In diesem unterscheidet man deren ungefähr drei, die man die sentimental-naturalistische, die lyrische und die auf das Bedeutsame gerichtete, nennen kann. «Götz», ein Drama voll treuer altdeutscher Einfalt, aber auch geistigen Reizungen und Freiheitssinnes, und der schwärmerisch-leidenschaftlich sentimentale «Werther» waren welche in der ersten Periode allgemeine Bewunderung erregten. Unleugbar benutzte der Dichter bei «Werther» und «Götz», wie später bei vielen andern, ein äußerlich Gegebenes, dort das Schicksal des jungen Jerusalem und die Liebe zu Lotte, hier die verheißene Hofrätin Restner, gestiftet 16. Jan. 1828), hier die Selbstbiographie mannhaften Götz. Ebenso liegen dem «Clavigo» die Memoiren von Beaumarchais zu Grunde. Auch zeigt sich G.'s Erfindungsgabe in diesen Leistungen auf eine merkwürdige Weise. Es scheint, sei alles aus unmittelbarer Anschauung oder Verbindung in einem Guffe hingeströmt, mehr ein Augenblick als ein Werk der Kunst. Das prächtige Talent G.'s, sich in die Zustände anderer Leben und ihr Dasein mitzuempfinden, ließ ihn auch manchen Mißgriff thun, so in der mit Doppeldeutigkeit endigenden «Stella» (1776) und später (1792) im «Griechen», welche Stücke jedoch Wahrheit der Charakteristik nicht ermangeln. So reiner, gefühlvoller erscheint in dieser Periode G. in seinen Liebern und Romanzen, in denen zuerst wieder der verlungene Volkston spricht. Betrachtet man alles von ihm in dieser Periode Geschaffene genauer, so sieht man, es volkstümlich war und daß er die Deutlichkeit, für welche Lessing bereits männlich gekämpft, glücklicher erreichte als die um jene Zeiten lebenden neuen Barden. Dieses Volkstümliche aber nur als Opposition gegen das Herkömmliche durchgeführt werden.

Nach «Götz» und «Werther» verflossen 12 Jahre, ehe man von G. viel Bedeutendes vernommen hat. Defto größer war die Überraschung, als er 1790 acht Bände gesammelter Schriften herausgab. Zwischen den Werken der damit bezeichneten neuen und der ersten Periode hatte ein Übergang stattgefunden, in welchem G. durch Ironie sich gereinigt und die streitenden Kräfte seines Geistes, unter dem Einflusse seiner weimarischen Umgebung, mildernd zur Harmonie gestimmt hatte. Diesen Zwischenzustand gehören mehrere komische und satirische Erzeugnisse, unter andern der «Campbell der Empfindsamkeit» (1777). Mit ihnen trat er aus der Befangenheit des vorigen Zeitalters und erhob sich auf einen höhern Standpunkt. Während ergabte er sich da oft noch an dem Leben zu spielen unter ihm, im Tone seines «Jahresbuch zu Plundersweilern» (1774), worin er dem Leben die heitere Seite abgewann. Mit einer solchen objektiven Weltanschauung trat er dem Gebiet der reinen Schönheit immer näher, jenem klassischen Geiste, welcher als die schöne goldene Frucht

seiner ital. Reise erscheint. Zwar war ein Entwurf der «Iphigenia» in rhythmischer Prosa schon aus früherer Zeit (1779) vorhanden, auch ein zwei Akte umfassender Entwurf zum «Tasso» (1784), aber die vollendete Form, worin sie uns jetzt entgegengetreten, verdankten sie der harmonischen Stimmung, die sich seinem Gemüt unter dem ital. Himmel mittheilte. Der unvergleichliche Zauber der Sprache, die Melodie des dramatischen Jambus in beiden Stücken sind bis jetzt unerreicht geblieben. Beide Dramen lösen die schwierige Aufgabe, die dramatischen Konflikte mit Verschmähung aller äußern Handlung auf dem rein psychol. Gebiete sich auslämpfen zu lassen und die Handlung allein in die Charaktere zu verlegen. Dieser Periode der Reife und Idealität gehören außer dem schon 1775 begonnenen «Egmont», in dessen Volksszenen eine gesunde Realität die ideale Haltung des Ganzen durchbricht, noch die beiden Hauptwerke «Wilhelm Meißter» (1794—96) und «Hermann und Dorothea» (1797) an. Sie erschienen in der Zeit des Bundes mit Schiller. «Wilhelm Meisters Lehrjahre» geben, mit Benutzung freimaurerischer Tendenzen, den Humanitätsideen des 18. Jahrh. vollen Ausdruck, indem sie bestimmte Individuen in ihrer Entwicklung zu Menschen im höhern Sinne schildern. Auch in diesem Roman spiegelt sich jene Universalität des G.'schen Geistes, welche noch großartiger im «Faust», der Frucht seines ganzen Lebens, zur Erscheinung kommt. Das Höchste und Letzte, das Lieblichste und Nützlichste, was eine menschliche Brust bewegen kann, ist im «Faust» niedergelegt, durchdrungen von der tiefsten Poesie. Gerade darum, weil dieses Weltgedicht in seinem innersten Kerne deutscher gefühlt und gedacht ist als sonst ein poetisches Erzeugnis der deutschen Nation, hat es eine kosmopolitische Stellung und Bedeutung gewonnen. Zu dem Epos «Hermann und Dorothea» ist zwar der Stoff dem Buche «Ausführliche Geschichte der Emigranten oder vertriebenen Luthieraner aus dem Erzbistum Salzburg» (Eyz. 1782) entlehnt, zugleich aber durch die Veränderung des geschichtlichen Hintergrundes und die geistige Belebung des trodenen Materials die schöpferische Dichterkraft erprobt: sie ist es, welche, in Verbindung mit typischer Behandlung der Charaktere, diesem Gedicht vielleicht den höchsten allgemeinhellen Wert unter allen Werken G.'s verleiht.

Gegen das Ende der zweiten Periode seines Dichterlebens gab G. zugleich mit Schiller mit den «Xenien» (1796), einer Sammlung polemischer Zeitgedichte, die Lösung zu einer neuen poetischen Epoche. Die enge Verbindung mit Schiller, über welche der Briefwechsel beider willkommene Aufschlüsse gibt, war nicht ohne Einfluß geblieben. Gleichwohl konnte es scheinen, als sei die schaffende Kraft in ihm nicht mehr dieselbe wie früher. G. bearbeitete Voltaires «Mahomet» und «Tancrède» (1802), und nur in seinen Romanzen und Liebern schien die alte Eigentümlichkeit und Fülle sich zu erhalten. Seine «Natürliche Tochter» (1804), ein Spiegelbild der Französischen Revolution, wurde nicht vollendet und ließ die Menge kalt, obgleich sie nach Gehalt und Form zu den reifsten Werken des Meisters gehört. Dagegen erschien er in der vollständigen Ausgabe des ersten Teils des «Faust» (1808) und in den «Wahlverwandtschaften» (1809) ganz wieder als der reiche schöpferische Geist von ehemals. Unstreitig gehört jener Roman der Komposition und Darstellung

Studium von allerlei mystisch-chemisch-alchemyischen Werken legte, auch sich eine eigene, auf den Neuplatonismus gegründete Religion konstruierte. Man erkennt hierin den natürlichen Gegensatz zu seinem Leben in Leipzig, einen notwendigen Särungsprozeß, nach dessen Abklärung seine Betrachtungsweise eine mehr innerliche und gemüthvollere werden sollte, als sie bis dahin und namentlich in Leipzig gewesen war.

In Straßburg, wohin G. ging, um seine juristischen Studien zu vollenden, machte er nicht diese, sondern Chemie und Anatomie und den Besuch des Klinikums zu seiner Lieblings- und Hauptaufgabe. Um ihn sammelte sich hier ein großer Kreis strebender Jünglinge. Am folgenreichsten wurde jedoch für ihn die Verbindung mit Herder. Sie rief in seinen ästhetischen Ansichten eine vollkommene Umwandlung hervor; seine Vorliebe für das Französische, welche noch in Leipzig Nahrung gefunden hatte, verlor sich selbst genug hier an der franz. Grenze. Shakspeare und die got. Baukunst, das deutsche Volkslied und Ossian, Sterne und Goldsmith begannen auf ihn mächtig zu wirken. Das von ihm selbst mit dramatischer Lebendigkeit geschilderte Liebesverhältnis mit Friederike Brion (s. d.) in Sessenheim befestigte seine dichterischen Kräfte. Nach seiner Promotion 6. Aug. 1771 lehrte er nach Frankfurt zurück, um zunächst unter die Bürger und Advokaten der Stadt aufgenommen und dann im Sommer 1772 bei dem Reichskammergericht zu Weßlar beschäftigt zu werden. Hier sollte er die äußere Anregung zu seinem «Werther» finden. Von beiden Orten aus knüpfte er jetzt und später litterarische Verbindungen an, so namentlich mit Merck in Darmstadt, F. F. Jacobi in Bempelfort, Klingner und Lavater. Die Bekanntschaft mit Venz und F. L. Wagner datiert schon aus Straßburg. Als Organ der neuen, wesentlich auf Hamann und Herder zurückzuführenden Ideen gab er damals (1772) mit diesem, Merck, seinem spätern Schwager Schloßer u. a. die «Frankfurter gelehrten Anzeigen», außerdem anonym den Aufsatz «Von deutscher Baukunst» und zwei Flugschriften theol. Inhalts heraus, nachdem schon früher (1770) sein Freund Breitkopf in Leipzig seine erste Liebesammlung, ebenfalls anonym, publiziert hatte. Doch lentten erst sein «Götz» (uerst 1773, dann Frankfurt 1774) und sein «Werther» (Lpz. 1774), die ebenfalls ohne den Namen des Verfassers erschienen, die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf ihn. Diese beiden Erstlingswerke begründeten, unter dem Widerspruch der ältern Generation, zugleich mit kleinern Stücken, dem «Clavico», der «Stella», mehreren Singspielen, Fastnachtsstücken und Gedichten in dem von ihm wieder belebten Hans Sachs'schen Tone, die nach einem Stücke Klingers benannte Sturm- und Drangperiode, als deren extremste Vertreter dieser und Venz gelten können, während der erste Teil von G.'s «Faust» sie am vollendetsten ausdrückt. Auf G.'s «Werther» speziell folgte die Periode der Empfindsamkeit.

So entstand in jener Zeit des Rationalismus und des franz. Geschmacks G. plötzlich als das Lebendige, über äußere Regeln sich erhebende Genie, als Vertreter der Deutlichkeit, der Naturwahrheit und der lautern Empfindung, eines nur durch inneres Maß gebändigten Subjektivismus.

Der Herzog von Sachsen-Weimar, Karl August, machte auf einer Reise G.'s persönliche Bekannt-

schaft und lud ihn, als er 1775 die Regie getreten hatte, an seinen Hof ein. G., der vorher mit den Brüdern Stolberg die Schwärze und dort Lavater besucht hatte, folgte bei Labung und kam 7. Nov. 1775 in Weimar. Besuch verwandelte sich in einen dauerndenhalt, aus dem Dichter ward ein Staatsrat. Der Herzog ernannte ihn 1776 zum Geh. Rat mit Sitz und Stimme im Geheimrat. Im Herbst desselben bereiste er in Gesellschaft des Herzogs 3ten mal die Schweiz. Nachdem er 1782 Präsident und geadelt worden war, unte im Sommer 1786 das Geschäftsleben auf Zeit, um in Italien Erholung zu suchen. dorthin, welche sich bis nach Sicilien befand, der längere Aufenthalt in A 22. April 1788), wurde epochemachend geistige Ausbildung, für Gewinnung höherer Ansichten, eines sich daraus ergebenden Kunststils und einer alle Reiche der organisch verbindenden Naturlehre. «Faust» kam hier zur Reife, «Egmont» wurde voll «Lasso» ausgearbeitet. Zu den in Rom Bekanntschaften gehört die des Schweizer Meyer, der bis zu seinem Tode ihm Freund und Gehilfe im Gebiete der Kunstgeschichte zur Seite stand. Die «Reise der Pflanzen» erschien alsbald nach der (1789), die «Beiträge zur Optik» folgten (1792). Nach einem nochmaligen Auf Oberitalien, besonders in Venedig (1791), einer Reise nach Schlessien (im Sommer 1792), wohnte G. im J. 1792 in Begleitung des Herzogs dem Feldzuge in Frankreich der Belagerung von Mainz bei. Er se (1794) den ewig denkwürdigen Bund mit den nur der Lob löste. Das weimariſche, welchem G. 1791—1817 vorstand, bildete ihrer gemeinsamen Thätigkeit. Spät er 1806, vermählte er sich mit Christiane mit welcher er schon 13. Juli 1788 eine Ehe eingegangen war. Er rückte 1815 Staatsminister auf, jedoch beschränkte sichliche Thätigkeit mehr und mehr auf die für Wissenschaft und Kunst. Im regstlichen und brieflichen Verkehr mit seinen sen lebte er, beglückt durch das heiterste im Besitz der Achtung des gebildeten G. ausgeübt den Studien der Natur, der seinen poetischen Arbeiten bis zu seinem 22. März 1832 erfolgenden Tode. Er ruht in dem fassl. Grbbegräbnis. S. Trippels Meisterwert, zielt die weimariſche, wo auch die Kolossalbüste von D. stellt ist, während das dortige Museum einer Idee von Bettina von Arnim von fer ausgeführte stehende Statue enthalt Standbilder in Marmor oder Bronze zillende Bläse in seiner Vaterstadt (von S. 1844), in Weimar (von Kietſchel 1867 den, Berlin (von Schaper 1880) un (1883). Von Häften sind, außer den ften, hervorzuheben die von Klauer (1778 (uerst 1801), Schadow (1817) und Ne ebenso des letztern Statuette (1828); Porträts in El die von Kraus (1776), Lischlein (1787), Angelika Kauffma S. Meyer (1795), Bury (1800), Rüge

Kaabe (1814), Rolbe (1822), Sebbers (auf Porzellan 1826) und Stieler (1828), wozu in kaum übersehbarer Menge Bildnisse in Zeichnungen, Kupferstichen und Radierungen, Schattenrissen, Denkmälen, Medaillons und Gemmen aus allen Perioden seines Lebens treten, abgeschlossen durch die Totenmaske von Fr. Preller.

Die Perioden des äußern Lebens G.'s hängen mit den Perioden seines Dichterlebens aufs innigste zusammen. In diesem unterscheidet man deren sichtlich drei, die man die sentimental-naturalistische, die klassische und die auf das Bedeutsame gerichtete, typische, nennen kann. «Göt», ein Drama voll treuerziger altdeutscher Einfalt, aber auch geistigen Schwunges und Freiheitsfinnes, und der schwärmerische, leidenschaftlich sentimentale «Werther» waren es, welche in der ersten Periode allgemeine Bewunderung erregten. Unleugbar benutzte der Dichter bei «Werther» und «Göt», wie später bei vielen andern Werken, ein äußerlich Gegebenes, dort das Schicksal des jungen Jerusalem und die Liebe zu Lotte (Charlotte Buff, verehelichte Hofrätin Reßner, gest. als Witwe 16. Jan. 1828), hier die Selbstbiographie des mannhaften Göt. Ebenso liegen dem «Clavigo» (1774) die Memoiren von Beaumarchais zu Grunde. Dennoch zeigt sich G.'s Erfindungsgabe in diesen Dichtungen auf eine merkwürdige Weise. Es scheint, als sei alles aus unmittelbarer Anschauung oder Empfindung in Einem Guffe hingeströmt, mehr ein Naturgewächs als ein Werk der Kunst. Das produktartige Talent G.'s, sich in die Zustände anderer einzuleben und ihr Dasein mitzuempfinden, ließ ihn häufig auch manchen Mißgriff thun, so in der mit einer Doppelhebe endigenden «Stella» (1776) und später (1792) im «Griechen» welche Stille jedoch der Wahrheit der Charakteristik nicht ermangeln. Um so reiner, gefühlvoller erscheint in dieser Periode G. in seinen Liedern und Romanzen, in denen zuerst wieder der verklangene Volkston herrscht. Betrachtet man alles von ihm in dieser Lebensperiode Geschaffene genauer, so sieht man, daß es vollmächtig war und daß er die Deutschheit, für welche Lessing bereits männlich gekämpft hatte, glücklicher erreichte als die um jene Zeiten auflebenden neuen Vorden. Dieses Vollmächtige konnte aber nur als Opposition gegen das Herkömmliche durchgeführt werden.

Nach «Göt» und «Werther» verflossen 12 Jahre, ohne daß man von G. viel Bedeutendes vernommen hätte. Desto größer war die Überraschung, als er 1787–90 acht Bände gesammelter Schriften herausgab. Zwischen den Werken der damit bezeichneten neuen und der ersten Periode hatte ein Übergang stattgefunden, in welchem G. durch Ironie sich selbst gereinigt und die streitenden Kräfte seines Wesens, unter dem Einflusse seiner weimarischen Umgebung, mildernd zur Harmonie gestimmt hatte. In diesen Zwischenzustand gehören mehrere komische und satirische Erzeugnisse, unter anderm der «Triumph der Empfindsamkeit» (1777). Mit ihnen kam er aus der Befangenheit des vorigen Zeitalters und erhob sich auf einen höhern Standpunkt. Spielend ergötzte er sich da oft noch an dem Leben und Treiben unter ihm, im Lenz seines «Jahrmarts zu Plundersweilern» (1774), worin er dem Leben die heitere Seite abgewann. Mit einer solchen objektiven Weltanschauung trat er dem Gebiet der reinen Schönheit immer näher, jenem klassischen Geiste, welcher als die schöne goldene Frucht

seiner ital. Reise erscheint. Zwar war ein Entwurf der «Iphigenia» in rhythmischer Prosa schon aus früherer Zeit (1779) vorhanden, auch ein zwei Althe umfassende Entwurf zum «Tasso» (1784), aber die vollendete Form, worin sie uns jetzt entgegentreten, verdanken sie der harmonischen Stimmung, die sich seinem Gemüt unter dem ital. Himmel mittheilte. Der unvergleichliche Zauber der Sprache, die Melodie des dramatischen Jambus in beiden Stücken sind bis jetzt unerreicht geblieben. Beide Dramen lösen die schwierige Aufgabe, die dramatischen Konflikte mit Verschmähung aller äußern Handlung auf dem rein psychol. Gebiete sich auszukämpfen zu lassen und die Handlung allein in die Charaktere zu verlegen. Dieser Periode der Reife und Idealität gehören außer dem schon 1775 begonnenen «Egmont», in dessen Vollstücken eine gesunde Realität die ideale Haltung des Ganzen durchbricht, noch die beiden Hauptwerke «Wilhelm Meisters» (1794–96) und «Hermann und Dorothea» (1797) an. Sie erschienen in der Zeit des Bundes mit Schiller. «Wilhelm Meisters Lehrjahre» geben, mit Benutzung freimaurerischer Tendenzen, den Humanitätsideen des 18. Jahrh. vollen Ausdruck, indem sie bestimmte Individuen in ihrer Entwidlung zu Menschen im höhern Sinne schildern. Auch in diesem Roman spiegelt sich jene Universalität des G.'schen Geistes, welche noch großartiger im «Faust», der Frucht seines ganzen Lebens, zur Erscheinung kommt. Das Höchste und Tiefste, das Lieblichste und Rührendste, was eine menschliche Brust bewegen kann, ist im «Faust» niedergelegt, durchdrungen von der tiefsten Poesie. Gerade darum, weil dieses Weltgedicht in seinem innersten Kerne deutscher Gefühl und Gedacht ist als sonst ein poetisches Erzeugnis der deutschen Nation, hat es eine kosmopolitische Stellung und Bedeutung gewonnen. Zu dem Epos «Hermann und Dorothea» ist zwar der Stoff dem Buche «Ausführliche Historie der Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbistum Salzburg» (Erg. 1782) entlehnt, zugleich aber durch die Veränderung des geschichtlichen Hintergrundes und die geistige Belebung des trockenen Materials die schöpferischste Dichterkraft erprobt: sie ist es, welche, in Verbindung mit typischer Behandlung der Charaktere, diesem Gedicht vielleicht den höchsten allgemeinemenschlichen Wert unter allen Werken G.'s verleiht.

Gegen das Ende der zweiten Periode seines Dichterlebens gab G. zugleich mit Schiller mit den «Xenien» (1796), einer Sammlung polemischer Zeitgedichte, die Lösung zu einer neuen poetischen Epoche. Die enge Verbindung mit Schiller, über welche der Briefwechsel beider willkommene Aufschlüsse gibt, war nicht ohne Einfluß geblieben. Gleichwohl konnte es scheinen, als sei die schaffende Kraft in ihm nicht mehr dieselbe wie früher. G. bearbeitete Voltaires «Mahomet» und «Zancreb» (1802), und nur in seinen Romanzen und Liedern schien die alte Eigentümlichkeit und Fülle sich zu erhalten. Seine «Natürliche Tochter» (1804), ein Spiegelbild der Französischen Revolution, wurde nicht vollendet und ließ die Menge kalt, obgleich sie nach Gehalt und Form zu den reifsten Werken des Meisters gehört. Dagegen erschien er in der vollständigen Ausgabe des ersten Teils des «Faust» (1808) und in den «Nahverwandtschaften» (1809) ganz wieder als der reiche schöpferische Geist von ehern. Unstreitig gehört jener Roman der Komposition und Darstellung

nach zu dem Holländischen, was die deutsche Literatur in dieser Gattung befiel, und mit Herold hat man seinen herrlichen Wert darum angeordnet, zwischen dem tragischen Inhalt und jenseits lebensgeschichtlichen Darstellung et.
 Antiquitäten schenke, während doch
 tets das Existenzgesetz als ma über jeh
 liche Aufwallung erhebend hinsteht
 verdient hier noch erwähnt zu werden
 biographie: Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit. (1811/14), in welcher er sich mit Offenheit und der Wahrheit gemäß ausdrückt und nicht nur sich selbst, sondern auch seine Zeit mit wunderbarer Treue zeichnet, zugleich aber die Wirklichkeit nach dem Gegebenen seiner Kunst behandelt. Viel leistete G in dieser Periode für die bildenden Künste, als deren höchstes Vorbild ihm bis zuletzt die Antike galt, für Schauspielkunst und für Naturbeobachtung, sowie für wissenschaftliche Kritik, und zwar nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch unmittelbar eingreifend. Wichtig waren in dieser Hinsicht die weimariischen Kunstausschreibungen, der Programm und Aufsätze der „Weimariischen Kunstfreunde“ (G und Meyer) und das weimariische Theater, eine Waisenschule der Kunst, wie sie nur bei G & Meyer und liberaler Gesinnung gedeihen konnte. Besonders hat G durch dies alles, bald selbst ausführend, bald anregend, durch Lehre und Beispiel auf seine Nation gewirkt und auf allen Gebieten die höchsten Gesichtspunkte zur Geltung gebracht.

Die Werke G & aus seiner dritten und letzten Lebensperiode haben zur klaren Erkenntnis seines Wesens wesentlich beigetragen. Der Dichtung und Darstellung gehören unter ihnen an der „West-östl. Divan“ (1819) und der Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ (1821 und 1829). Rucht sich in die lyrischen Organe des „Divan“ schon durch die Beziehung auf arab. und pers. Muster die Reflexion, so ist der die sozialen Probleme der Zeit behandelnde und sich mit dem Satirer Simonides verhörende Roman gerade in seinen Hauptbestandteilen dialektisch. Auch in dem, was zur Fortsetzung der Lebenserinnerungen des Dichters gegeben worden ist, dem, nächst auch in rhapsodischen Gedichten, welche als letztere Unterbrechungen des ernstlichen Vortrags die rein wissenschaftlichen Werke setzen, tritt das Schicksal hervor. Der Zweck dieser letzten Werke ist Kunst- und Naturstudium.

Die Wissenschaft hatte an G & Tätigkeit mehr und mehr denselben Anteil gewonnen, wie die Dichtung und Darstellung. Das Studium der Natur zumal erfüllte sein ganzes Leben, und es gibt keine dahin gehörige Disziplin, der er völlig fremd geblieben wäre. Seine Entdeckungen, wie der Nachweis des (so isolierten) Kalks beim Menschen (1784) und die Fortsetzung der Vehrenbildung aus einem Nadelnwickel (1790), reihen ihn ebenso den ersten Naturforschern aller Zeiten an wie seine allgemeinen Naturansicht, welche früher Naturwissenschaften, auf geolog. Gebiet zuerst durch Lyell, auf morphologischem durch Darwin und Huxley's Forschungen bestätigt worden ist und die unsere Zeit beherrscht. Ebenso ruht die neuere Botanik auf G & „Metamorphose der Pflanzen“ (1790). Dagegen hat die neuere Wissenschaft sich mit seiner „Archaische“ (1810) nicht zu veröfentlichen vermocht.

In allen Werken der letzten Periode, den künstlerischen wie den wissenschaftlichen, zeigt sich G in unauflöslicher Übereinstimmung mit dem Leben und

mit den Gegenständen des Forschens. Wozu der bildenden Kunst gewidmet war die Zeit „Der Propädeut“ (mit F Meyer herausg. 1800), der Kunst und der Literatur „Der Künstler“. 1816–1821, worin literar. und wissenschaftliche Anregung für neue Schöpfungen gleicher Art beiprochen wurden, dagegen in der die periodisch erscheinenden Schriften „Naturwissenschaft“ und „Zur Morphologie“ (1816). In der Kunst zeigt sich G in dieser Zeit als erklärter Gegner der mittelalterlichen Denkmäler, namentlich des sog. Nazarenertums.

Den Abschluß seiner gesamten dichterischen Tätigkeit bildet der zweite Teil des „Faust“. I hat davon fällt in die Jahre 1808 bis 1809, der zweite Teil durch rasche Tätigkeit für ihn hervorgebracht worden. Er hinterläßt seinen Nachkommen das Gefühl der Tat als sein letztes Vermächtnis. Der Versuch künftiger Aufführung des „Faust“ in unserer Zeit, namentlich auf der weimari. Bühne in O. E. Teichmann's Bearbeitung, mehr lungen und man kann sicher in so spätem Alter noch so lebendig sich aufzufrischen. Dicht seine Bewunderung nicht verlagern.

G gehört zu den wenigen bevorzugten Künsten, denen es gelang, sich auch im Leben so bis auf den letzten Augenblick zu vollenden. Das höhere Alter weiß im Dichter seines Lebens leeres Blatt auf. Die seine Erbschaft an die eines olympischen Jüngers erinnerte, gleich man dem jugendlichen G mit einem „Das Attribut „dämonisch“, welches G außer seinen Werken zu erweisen liebt, ruht auf seinen Gesichts, den er in ragen und weiteren ansatz vollkommener und wenn er da, wo il Persönlichkeit oder Erbschaft als etwas artiges gegenübertritt, durch Räte und R gleich imponieren und abstoßen konnte, so l der anderen Seite nicht dem Jünger gleich, er die Sorgen und Geistes deren zu schenken, welche sein Wesen in irgend einem Punkte an verhielten. Dies zeigt auch sein Verhältnis zu Schiller, dem er anfangs in starker Ruhe überhand, um ihn dann, nachdem er seine erkannt, eng an sich heranzuziehen, die f freundschaftliche Sympathie und jenseit nicht zusammenwachsen entwickelte, wie es zum Ziel nicht gefunden wird.

Idiosyncrasie und ohne Beispiel erlich Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit des Geistes, der, wohin er sich auch wendete, glückes (hat). Die Lyrik konnte er an von d teilen, frühlichsten Gattung bis zum tiefen neuen Liebe, die zur erhabensten und gedankten Ode. Er dichtete Elegien im Sinne der Al Neuen, Romanzen und Balladen, bald n lieblich, bald schauerlich und furchtbar, von Jungfräulein und Gefährten bald schäferlich, voll Epigramme und Sonetten und Sinngedichte erhaben oder praktischer Lebensweisheit Thema bearbeitete er in fast allen Gattungen innerhalb dieses Gebiets als möglich geba den können, ebenso das Epos von der id Gattung an bis zur heroischen in dem W seiner unvollendeten „Achilleis“. Dem d auf die höhere geistliche Bildung der Roman begründete er zuerst. Der „Faust“ von jetzt an als Vollenderin des Lebens Bosse erschien, wie er eine neue Bahn

legtwillige Verfügung in den Besitz der königl. belg. Staatsbibliothek übergegangen.

Goethe (Gosander von), s. Gosander.

Goethe (Joh. Wolfgang von), eins der größten Dichtergenie aller Zeiten, wurde 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M. geboren, wo sein Vater, Doctor der Rechte und kaiserl. Rat, in angesehenen Verhältnissen und, obgleich ohne Amt, in den günstigsten Glücksumständen lebte.

Die Selbstbiographie G.s legt dar, wie des Vaters praktischer Verstand und Kunstliebe, der Mutter poetisch bewegliche Natur, eine würdige häusliche Umgebung, sowie die Vaterstadt mit ihren Monumenten und Sebenswürdigkeiten, das rege Leben der jährlich wiederkehrenden Messen und die Aufführungen eines Puppentheaters im väterlichen Hause bildend und begeisternd schon auf das Gemüth des Knaben wirkten, der durch schnelles Ergreifen, Bearbeiten und Festhalten bald dem Unterricht vorauseilte. G. hatte sein achttes Jahr angetreten, als der ihn mächtig anregende Siebenjährige Krieg ausbrach. Bald fand er Gelegenheit, sein Kunsturtheil zu üben, indem bei der Besetzung Frankfurts durch die Franzosen der Königsleutnant Graf Thorenc (wie der Name nach neuern Forschungen zu schreiben ist), der im Hause von G.s Eltern Quartier erhielt, für ihn Neigung faßte. Der kunstliebende Provençale beschäftigte mehrere Maler, unter andern Seefah von Darmstadt, und bald entwickelte G. so viel Verstand für die Malerei, daß er auch wohl seine Meinung abgeben durfte; ja er bestrich in einem Aufzuge zwölf Bilder, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten, von denen auch einige ausgeführt wurden. Die Anwesenheit der franz. Truppen verschaffte G. die Gelegenheit, das französische praktisch zu lernen; sein Sinn für das Dramatische erhielt durch den Besuch eines in Frankfurt spielenden franz. Theaters eine neue Richtung. Solche Anregungen wirkten vielfach auf sein dichterisches Vermögen, wie einige Zeit vorher die Lectüre der ersten Gesänge des Klopstock'schen «Messias». Mit den Jahren entwickelte sich immer mehr die Universalität seines Geistes. Zeichnen, Musik, Sprachkunde, Untersuchung natürlicher Gegenstände, das Hebräische und die damit verbundene Kenntnis der Bibel, endlich eigene poetische Versuche beschäftigten ihn abwechselnd, ließen ihm jedoch noch hinlänglich Zeit, auch im bürgerlichen Leben Erfahrungen zu erwerben, namentlich da der Vater ihm die Beforgung mancher Geschäfte übertrug. Durch die Freundinnen seiner Schwester kam er früh in Umgang mit dem weiblichen Geschlecht. Auch dies darf als Entwicklungsmoment nicht übersehen werden. Die Gretchen-Episode in seiner Lebensgeschichte kann als Symbol einer Knabenliebe gelten.

Bereits juristisch vorgebildet begab er sich Michaelis 1765 auf die Akademie, und zwar nach dem Willen seines Vaters nach Leipzig, wo 19. Okt. seine Inskription als Student der Rechte bei der nach dem Kriege neu aufblühenden Universität erfolgte. Indes waren es von den Professoren nur Eracht und Gellert, denen er sich besonders zuwandte. Ihre Vorträge gehörten zu dem Gegenstande, den er dem Studienplane seines Vaters entgegenstellte. In den philos. Vorlesungen kam es ihm wunderlich vor, daß er die Geistesoperationen, die er von Jugend auf mit größter Bequemlichkeit verrichtet, so vereinzeln und gleichsam zerstören

sollte, um den rechten Gebrauch davon einzusehen. Den juristischen Kollegien fühlte er sich bald entwachsen, und schon damals gewann er die Ansichten, welche er nachher in der Schüler-scene des «Faust» so drastisch entwickelt hat.

In Leipzig, wo zu dieser Zeit Gottsched noch nicht allen Einfluß verloren hatte, war die Vorliebe für franz. Muster herrschend, die Ästhetik in den vornehmsten Händen und in den Verhältnissen ringsum nichts, was die Phantasie eines Dichters hätte befruchten können. Daher sah sich G. auf sich selbst angewiesen, und hier begann diejenige Richtung, von der er sein ganzes Leben hindurch nicht abweichen konnte, indem er das, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht verwandelte, um sowohl seine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen als sich im Innern zu beruhigen. Die Gabe hierzu war niemand nötiger als ihm, den seine Natur aus einem Extrem ins andere warf. Alles, was von ihm bekannt geworden, sind daher gleichsam nur Bruchstücke einer großen Reihe, welche seine Biographie zu vervollständigen gesucht hat. Aus persönlichen Erfahrungen entstand damals «Die Laune des Verliebten», ein Schäferspiel, welches, in Alexandrinern abgefaßt, zwar noch dem Geschmack der Gellert'schen Periode huldigt, jedoch durch Zartheit der Motive und der Sprache über sie weit hinausgeht. Dem jungen Dichter boten der Aufenthalt zu Leipzig, dem er in seiner Selbstbiographie einen der interessantesten Abschnitte gewidmet, und gewisse Vorgänge in seiner Vaterstadt Gelegenheit zu der Wahrnehmung, wie Religion, Sitte, Gesetz, Stand und Verhältnisse nur die Oberfläche des städtischen Daseins beherrschten, sodaß alles im Äußern reinlich und anständig, im Innern aber desto wilder sei. Um der durch diese Beobachtung veranlaßten düstern Stimmung Herr zu werden, entwarf er mehrere Schauspiele, von denen jedoch nur «Die Mitschuldigen» erhalten sind. Auch dies Stück ist in Alexandrinern geschrieben und lehnt sich in der Form an das Molière'sche Lustspiel an. Dies zeigt sich besonders in der frühesten der drei uns erhaltenen Bearbeitungen, in welcher der burleske Ton überwiegt.

Der Aufenthalt in Leipzig war ein großer Gewinn für G.; er trat hier in den Mittelpunkt der deutschen literarischen Bewegung, Lessings «Minna von Barnhelm» und auf andern Gebieten dessen «Laokoon» gaben seinem Geiste eine neue Richtung, seine süddeutsche Natur berührte sich hier mit dem geschultern norddeutschen Geiste und er erhielt dadurch die Durchbildung, deren er bedurfte, um ein universeller Schriftsteller zu werden. Durch Her wurde er in Windelmanns Kunstanschauungen eingeweiht, und bei einem Ausflug nach Dresden durch die dortigen Kunstschätze sein artistischer Sinn höher belebt. Er zeichnete bei Her, radirte in Kupfer bei Stod, nahm teil an dramatischen Aufführungen, dichtete ohne Unterlaß, sang, blies die Flöte, und dieser künstlerischen Vielseitigkeit entsprach die Reichhaltigkeit seiner geselligen Beziehungen. Durch manche blätterliche Unbesonnenheit zog er sich indes eine Krankheit zu, von welcher er kaum genesen war, als er, durch Erfahrung und Beobachtung gereift, Ende Aug. 1768 Leipzig verließ. Seine gestörte Gesundheit, die auch im elterlichen Hause nicht sogleich wieder ins Gleichgewicht gelangte, führte ihn zu einem neuen wichtigen Durchgangspunkt seines Lebens, indem er sich auf das

auf einen Sohn, in der Kindheit verstarben. Dieser, Julius August Walter von G., geb. 25. Dec. 1789 zu Weimar, starb als großherzogl. sächs. Kammerherr und Geh. Kammererrat 27. Okt. 1880 auf einer Reise durch Italien zu Rom. Vermählt hatte er sich 1817 mit Ottilie Wilhelmine Ernestine Henriette, Frein von Bogwitz, 31. Okt. 1796 zu Danzig geboren und mit ihrer Mutter (geb. Gräfin von Donnersturm, Tochter der Oberhofmeisterin Karl Augusts) schon als Kind nach Weimar gekommen. Sie ist bekannt als die Pflegerin des alternden Dichters, nach dessen Tode sie als Witwe erst in Wien, zuletzt in Weimar lebte, wo sie 26. Okt. 1872 starb. Von ihren drei Kindern, den Enkeln G., starb das jüngste, Alma Sebina Henriette Cornelia von G. (geb. 29. Okt. 1827), bereits 29. Sept. 1844 zu Wien am Typhus. Von den beiden Söhnen hat sich Walter Wolfgang, Freiherr von G. (geb. 9. April 1818), der Musik gewidmet. Er studierte dieselbe zu Leipzig unter Mendelssohn und Weinlig, sowie bei Loewe in Stuttgart, und begab sich zu letzter künstlerischer Ausbildung nach Wien, wo er längere Zeit verblieb. Mehrere seiner Kompositionen, namentlich für den Gesang, sind durch den Druck veröffentlicht. Er lebt unvermählt als Kammerherr zu Weimar. Sein jüngerer Bruder, Wolfgang Maximilian, Freiherr von G. (geb. 18. Sept. 1820), studierte zu Bonn, Berlin, Jena und Heidelberg die Rechte und erlangte in letzterer Stadt mit der Schrift „De fragmento Vogeliae“ die jurist. Doktorwürde. Nachdem er mit dem dreiteiligen Werke „Der Mensch und die elementarische Natur“ (Stuttg. u. Tüb. 1848) als Philosoph, Jurist und Dichter zugleich aufgetreten, veröffentlichte er noch eine größere Dichtung „Erinde“ (2. Aufl., Stuttg. u. Tüb. 1851) und eine Sammlung lyrischer „Gebichte“ (Stuttg. u. Tüb. 1851). Er war preuß. Legationsrat und weimar. Kammerherr und starb zu Leipzig 20. Jan. 1888.

Gothen, german. Volk, s. Goten.

Gothenburg (schwed. Göteborg), Seestadt, Bischofssitz und Hauptort der schwed. Provinz Göteborgs- und Bohus-Län in Westgothland, an dem östl. Mündungsarme der Götaelf (in den hier von Osten her die Flüsse Mölndalsä und Säfwed münden) und der Insel Hisingen gegenüber in romantischer Gegend gelegen, ist von hübschen Promenaden und Willen umgeben und wird durch die 466 km lange Westbahn mit Stockholm, durch die 466 km lange „Bergslagsbanan“ mit den großen Eisenabfritten, sowie durch den Göta Kanal (s. d.) für Seefahrzeuge mit der Ostsee verbunden. Der Ort ist die am schönsten gebaute und nach Stockholm die größte, volkreichste und bedeutendste Stadt Schwedens. Regelmäßig und großartig in der Anlage, geschmackvoll in den einzelnen Bauwerken, von hübscher Reizlichkeit, macht sie einen sehr günstigen Eindruck. Jede bedeutendere Straße ist von einem Schiffahrtskanal durchschnitten und 20 Brücken überspannen diese Kanäle. Den großen Marktplatz ziert seit 1854 die Statue Gustav Adolfs. Die Stadt hat einen Dom (1802 neu gebaut), eine Garnisonskirche, die neue got. Hagakirche, die Paulikirche, die got. St. Johanniskirche, eine katholische, eine englische und seit 1745 eine deutsche Kirche. Andere bedeutendere Gebäude sind die Residenz des Landeshauptmanns, wo König Karl X. während des Nachlagers 1660 starb, das Rathaus, das Zeughaus, die Börse, das Zollamt, das Artillerie-

Stabliement, die großen Magazine, die Post, die neue großartige Wasserleitung, das Theater, der Bahnhof. G. besitzt ein 1648 gestiftetes Gymnasium mit Bibliothek, eine Societät der Wissenschaften, ein Museum, eine höhere technische Schule (das Chalmersche Institut), eine Navigationschule, ein Handelsinstitut, mehrere Bänken, Wohlthätigkeits- und Krankenanstalten. Die Zahl der Einwohner, unter denen sich seit alter Zeit aus Spekulationsgeist viele Fremde, besonders Engländer und Deutsche, angesiedelt haben, belief sich 1805 auf 12490, 1865 dagegen auf 43346 und 1882 auf 81208.

Handel und Schifffahrt sind die Hauptnahrungs- zweige. Die Handelsflotte der Stadt zählt (Ende 1881) 247 Schiffe von 81966 t, davon 66 Dampfschiffe; 1881 liefen in den Hafen ein: 1876 Segel- und 2860 Dampfschiffe von 855926 t, und aus: 1387 Segel- und 2877 Dampfschiffe von 748751 t. Wegen der günstigen Lage und des trefflichen, fast immer eisfreien Hafens nimmt die Stadt den ersten Rang unter den schwed. Handelsplätzen ein. Mit Malmö, Stockholm, Kristiania, Kopenhagen, Frederikshavn, Hamburg, Rotterdam, Amsterdam, Antwerpen, Havre, London, Liverpool, Leith, Hartlepool und Hull steht G. im regelmäßigen Dampfschiffahrtsverkehr. Außer dem Handel sind auch von Bedeutung die Manufakturen von Segeltuch, Tauwerk und Leder, die Schiffswerfte und mechan. Werkstätten, darunter bedeutende für Tischlerarbeiten. Auch fabriziert man Tabak, Zucker, Porter, Papier, Essig und unterhält Baumwollspinnerei und Rattumbruderei. Der Gesamtwert der Fabrikate betrug 1881 an 16 Mill. Kronen (18 Mill. Mark). Die Fischerei, namentlich der Heringsfang von G. und von Göteborgs- und Bohus-Län überhaupt, war früher außerordentlich wichtig und hebt sich seit neuester Zeit wieder. Ehemals war G. stark besetzt, aber 1807 wurden die Werke geschleift. Von der alten wichtigen Festung Gamla: (Alt-)Göteborg, die man 1660 schleifte, ist kaum noch eine Spur vorhanden. Der Eingang zum Hafen wird scheinbar verteidigt durch die 1646—54 auf einer Felseninsel erbaute Festung Neu- oder Nya-Göteborg. Schon Gustav Wasa erkannte die Wichtigkeit eines Hafenplatzes in dieser Gegend und suchte die 2 km nördlich gelegene alte Stadt Nya-Älvsjö in Aufnahme zu bringen, die später als Gamlestad (Altstadt) zu G. gerechnet ward. Karl IX. legte 1603 ein G. auf Hisingen, im Kirchspiel Lundby, an, das aber 1612 die Dänen eroberten und zerstörten. Gustav Adolf gründete dann 1618 G. an der jetzigen Stelle, und durch seine wie seiner Nachfolger Privilegien blühte die Stadt rasch empor, ungeachtet zahlreicher Feuersbrünste. Im Sommer 1676 wurde die Stadt von dem norweg. Statthalter Guldenslöwe belagert. Im dän. Kriege 1788 ward G. abermals von Norwegen aus bedroht, vom König Gustav III. aber gerettet. Die 1731 hier errichtete und 1746 erneuerte Dänische Kompagnie löste sich 1817 auf.

Goethe-Stiftung, eine 1849 bei der Feier von Goethes 100. Geburtstag zu Weimar gegründete Stiftung, welche in zweijährigem Turnus abwechselnd das beste Produkt der schönen Litteratur, Malerei, Skulptur und Musik mit einem Preise von 3000 Mark krönen will.

Goethisch, s. Gotisch.

Goethit, ein von Lenz nach Goethe benanntes Eisenerz, das im rhombischen System, mit Manganit

homorph kristallisiert, und einerseits säulenförmige, nadel- bis haarförmige Individuen von gelblich-bräuner bis dunkelrotbrauner Farbe bildet (sog. Nadeleisen), andererseits auch als dünn-tafelige und spießige, durchscheinende und diamantglänzende Lamellen erscheint (sog. Rubinglimmer); die Kristalle sind zu Drusen oder zu büschelförmigen Gruppen, auch zu schuppig-faserigen Aggregaten verbunden. Im chem. Hinsicht besteht der G. aus dem Eisenhydroxyd H_2FeO_4 , mit 89,9 Eisenoxyd und 10,1 Wasser, ist also etwas eisenreicher und wasserärmer als das gewöhnliche Brauneisenerz. Salzsäure löst ihn leicht und gänzlich auf. Er findet sich z. B. in Cornwall (Nadeleisen), im Siegenischen, auf dem Westerwalde (ausgezeichneter Rubinglimmer), bei Oberstein a. d. Nahe und auf der Wolfinsel im Onegasee (eingewachsen in Quarz).

Gothland, f. Götaland.

Gothofredus, Schriftsteller, f. Abelin.

Gothonen (Gothones), soviel wie Goten (f. d.).

Gothische Bauart, f. Bauartile.

Gothische Schrift. Die Goten kannten, als Ulfilas das Neue Testament in die got. Sprache übersehte, die Schrift; sie besaßen geschriebene Gesetze und bedienten sich wahrscheinlich der Runen. Ulfilas entlehnte seine Schriftzeichen aus der griech. Uncialschrift, für die den Goten eigentümlichen Tante aber nahm er got. Runen und behielt auch die Runennamen für alle Zeichen bei, zugleich nahm er das griech. Bisternsystem an. Ulfilas' Alphabet ist folgendes:

| Name | Gotisch | Wert | Zahl | Name | Gotisch | Wert | Zahl |
|--------------|---------|------|------|--------------|---------|------|------|
| Ans | 𐌰 | a | 1 | Nanths .. | 𐌺 | n | 50 |
| Bairika .. | 𐌱 | b | 2 | Jer | 𐌴 | j | 60 |
| Giba | 𐌾 | g | 3 | Urus | 𐌺 | u | 70 |
| Dags | 𐌳 | d | 4 | Pairthr .. | 𐌹 | p | 80 |
| Aihvus .. | 𐌺 | e | 5 | | 𐌺 | | 90 |
| Qairthr .. | 𐌴 | kv | 6 | Raida | 𐌺 | r | 100 |
| Iuja, Ius .. | 𐌺 | z | 7 | Sojil, Sauil | 𐌺 | s | 200 |
| Hags | 𐌺 | h | 8 | Tius | 𐌺 | t | 300 |
| Thaurmus .. | 𐌺 | th | 9 | Vinja | 𐌺 | v | 400 |
| Eis | 𐌺 | i | 10 | Faihu | 𐌺 | f | 500 |
| Kanzama .. | 𐌺 | k | 20 | Iggus | 𐌺 | ch | 600 |
| Lagus | 𐌺 | l | 30 | Hvair | 𐌺 | hv | 700 |
| Manna ... | 𐌺 | m | 40 | Othai. | 𐌺 | o | 800 |
| | | | | | 𐌺 | | 900 |

Die mit * versehenen Zeichen sind Runenzeichen. Die Zahlzeichen werden durch einen Strich über den Zeichen oder durch Stellung des Zeichens zwischen Punkte ausgedrückt, z. B. 1. 2. 3. 4. Außer dem Neuen Testament, welches auch nicht vollständig ist, sind nur noch einige Fragmente in got. Sprache erhalten. Schrift und Sprache der Goten gingen in den Völkernämen bald unter.

Gothische Sprache ist derjenige Zweig der Germanischen Sprachen (f. d.), welcher von den got. Völkern gesprochen wurde. Sie stand in enger Verbindung mit den nordischen Sprachen und bildete mit diesen die skandinav. Sprachgruppe. Das Gotische ist von so ungemeiner Wichtigkeit, weil in dieser Sprache die ältesten Überreste german.

Sprachen geschrieben sind und ein Studium anderer german. Sprachen ohne das Gotische nicht gut denkbar ist. Der got. Konsonantismus steht noch auf der Stufe der ersten Lautverschiebung, d. h. indogermanisch (lat.-griechisch) d, b, g wird zu t, p, k; s, v, x zu d, b, g; t, p, k zu p, t, h. Der Vokalismus weicht von der urgerman. Lautsprache dadurch ab, daß er das urgerman. a, welches das Althochdeutsche noch erhalten, zu i geschwächt und vor h und r das o in ai und o in au gedrohen hat. In der Formenlehre findet sich noch eine reichere Formensülle, das Verb hat neben dem Aktivum ein besonderes Medium, neben Singular und Plural noch den Dual; die Endsilben sind noch in ihrer alten Reinheit und Unschwächtheit bewahrt. Die Quellen der got. Sprache sind die Fragmente der Bibelübersetzung des got. Bischofs Ulfilas (d. h. Wulfila, 311—381), deren umfangreiches der «Codex argenteus» zu Upsala ist, welcher einen großen Teil der Evangelien enthält. Andere Bruchstücke, namentlich der Briefe, finden sich zu Wolfenbüttel, Mailand, Turin, Fragmente einer got. Erklärung des Johannes-Evangeliums zu Rom. Ausgaben des Ulfilas von Gabelenz und Lobe (2 Bde., mit Grammatik und Lexikon, 1843—46), A. Uppström (Upsala 1864), G. Bernhardt (Halle 1878), H. Hegne (7. Aufl., Baderb. 1878). Vgl. Leo Meyer, «Die got. Sprache» (Berl. 1869); Braune, «Got. Grammatik» (2. Aufl., Halle 1889); Diefendach, «Vergleichendes Wörterbuch der got. Sprache» (2 Bde., Braunsf. 1881); G. Schulte, «Got. Glossar» (Magdeb. 1847).

Gottland, f. Götaland.

Gott. Im Wesen des Menschengottes liegt das Bedürfnis begründet, gegenüber seiner tatsächlich wahrgenommenen Abhängigkeit von der Natur seine Freiheit dadurch zu behaupten, daß er sich im Glauben zu einer höhern Macht erhebt, in welcher mit jener Abhängigkeit auch diese seine Freiheit begründet ist. Wie daher schon der Naturmensch in den ihn umgebenden Mächten des Naturlebens ein in denselben nur erscheinendes Nullität ahnt, daß er nach dem Maße seiner eigenen geistigen Entwicklung mit Göttern antritt, die er der Analogie des Menschengottes entnimmt, so gewinnt der Glaube an diese höhere Macht mit dem fortschreitenden Selbst und Weltbewußtsein des Menschen immer reichern und tieferen Inhalt. Auf der untersten Stufe wird diese Macht eben nur als Macht gewußt mit mehr geahnten als gebachten geistigen Präbilitäten; bei fortschreitender Entwicklung als Intelligenz und zuletzt als Wille. Indem der Mensch sich samt der ihn umgebenden Welt von diesem Höhern abhängig fühlt und zugleich seine innere, sittliche Freiheit nur in der Ergebung zu jener höhern Macht und der freien, ihr dargebrachten Huldigung zu bewahren strebt, wird die ursprüngliche Scheu vor dem geheimnisvoll waltenden Leben in der Natur zum Gottesglauben. Der Ursprung des Glaubens an G. ist weder eine bewusste Reflexion noch eine willkürliche Satzung, sondern der notwendige Drang des menschlichen Geistes überhaupt, das im Endlichen sich offenbarende Unendliche anzuerkennen, zu wahren und mit ihm Gemeinschaft zu suchen, um in dieser Gemeinschaft seiner eigenen Unendlichkeit inne zu werden. Der Fortschritt vom sinnlich-natürlichen zum vernünftigen sittlichen Leben gibt diesem Drange seine nähere

Bestimmtheit, der frommen Erhebung ihre konkrete Gestalt und ihren lebendigen Inhalt. Macht, Intelligenz und Wille bleiben in den verschiedensten Formen der religiösen Vorstellung die geistigen Grundkategorien, in welche der Mensch seinen Gottesbegriff faßt. Mit der Entwidlung des religiösen Bewußtseins als solchen darf die der religiösen Vorstellung oder des theoretischen Gottesbewußtseins nicht verwechselt werden, obwohl beide aufs engste zusammenhängen. Der religiöse Gehalt des Gottesglaubens kann auf sehr verschiedenen Stufen der religiösen Vorstellung der nämliche sein. Das Göttliche ist für das fromme Gefühl eins und dasselbe, möge es die Vorstellung nun in eine Vielheit von Einzelwesen zerplitttern oder zur Erkenntnis der Einheit G.s fortgeschritten sein, möge sie dasselbe in der Form eines persönlichen Wesens oder als unpersönliche Macht, Weisheit und Güte auffassen. Die Anacht vereint, was die Vorstellung trennt. Aber da das Gottesbewußtsein, obwohl im tiefsten Innern des Menschen begründet, immer von außen her angeregt wird, so steht G. dem Menschen zuerst in der Form der Einzelheit äußerlich gegenüber, ehe er als der nicht bloß außer ihm, sondern auch in ihm sich offenbarende Quell des eigenen Geisteslebens erkannt wird. Zunächst sind es einzelne besonders mächtige Einbrüche des äußern Lebens, an denen dem Menschen die Ahnung eines Göttlichen erwacht. Das Naturleben wird unbewußt zum Sinnbilde des göttlichen Lebens selbst, aber noch malt die ungeordnete Phantasie die Göttergestalten ins Ungeheuer, und wunderbar flieht eine Vorstellung in die andere. Erst wenn das Denken zur Anerkennung einer sittlichen Ordnung der Dinge hindurchgebrungen ist, erhält der Gottesglaube bestimmtere Gestalt. Der Monotheismus (s. d.) ist nie und nirgends die ursprüngliche Form der Religion, man müßte es denn Monotheismus nennen wollen, wenn ein Wilder zufällig nur Einen Fetisch verehrt. Gegenüber der Armut und Verwahrheit der ältesten Vorstellungen ist die gegliederte Vielheit des griech. Götterhimmels ein Fortschritt, zu dem sich das hellen. Volk selbst erst durch eine lange Entwidlung emporschwang. Aber der Polytheismus (s. d.), der das Göttliche in seiner besondern Erscheinungsform festhält, hat in sich selbst einentrieb, die Einheit in der Vielheit zu suchen, der, sobald das Leben sich mit sittlichem Gehalte erfüllt, immer bestimmter monotheistische Elemente in sich aufnimmt. Bei aller Mannigfaltigkeit der geistigen Güter ist doch die sittliche Ordnung nur Eine. Die griech. Philosophie hat diese Einheit gesucht und in ihrer Weise auszudrücken gestrebt, obwohl sie entweder in den polytheistischen Voraussetzungen des Volksglaubens befangen blieb oder seinen religiösen Gehalt verflächtigte. Geschichtlich ist der monotheistische Glaube nur bei den Israeliten die Grundlage der Volksreligion geworden. Doch ward auch hier die reine Geistigkeit G.s erst allmählich erkannt und blieb für das Volksbewußtsein noch lange durch widersprechende Reminiscenzen an das altsemit. Heidentum verbunkelt. Der Ursprung des israel. Monotheismus aus der Verehrung eines Stammesgottes verrät sich auch nachmals noch in den dem Gottesglauben beigemischten sinnlichen und partikularistischen Elementen.

Erst das Christentum hat durch den Glauben an den „himmlischen Vater“, mit dem der „Sohn“ sich

eins wußte, und durch die Idee der Gotteskindschaft das religiöse Bewußtsein der Menschheit vollendet. Der außerweltliche G. offenbarte sich im eigenen Innern des Menschen als versöhnende Liebe. Das theoretische Gottesbewußtsein in Gemäßheit des neuen religiösen Bewußtseinsgehaltes auszugestalten, ist die Aufgabe der christl. Theologie und Philosophie geworden, die bis heute noch nicht vollendet ist. Die kirchliche Dreieinigkeitstheorie ist die unter dem Einflusse der antiken Weltanschauung und Philosophie ausgeprägte Fassung des eigentümlichen religiösen Gehalts des Christentums: der unendliche G. als liebender Vater der Menschen, in seiner Wesensfülle offenbar im Sohn und mit seiner Geistesmacht wirksam gegenwärtig in der Gemeinschaft der Gläubigen. Wenn die orthodoxe Theologie dabei eine Dreiheit göttlicher „Personen“ verstand, so ward die Einheit und Absolutheit des geistigen Wesens G.s nur um so energischer betont. Aber dieses göttliche Wesen ward überwiegend unter der von den Platonikern entlehnten Kategorie des reinen bestimmungslosen Seins gefaßt, mit welcher die konkreten Bestimmungen der kirchlichen Dreieinigkeitstheorie abel genug zusammenstimmten. Daß der reine G. selbst lebendiger einheitlicher Wille sei, ward mehr vom frommen Gefühle geglaubt als wissenschaftlich begründet. Daher die unpersönliche Fassung des Göttlichen (neuerdings gewöhnlich als Pantheismus [s. d.] bezeichnet) bei Philosophen und Mystikern Anlang fand und den christl. Gottesglauben selbst bald mit Verfertigung in die absolute „Substanz“, bald mit Verflächtigung zur absoluten „Idee“ zu bedrohen schien. Die altchristliche Ausföhrung der Gotteslehre, von der luth. Dogmatik und der Wolffschen Philosophie (im 18. Jahrh.) nur noch bestimmter vollendet, stellte die Widersprüche des altchristlichen Gottesbegriffs nur um so schärfer ins Licht. Daher die Aufklärung nach Beseitigung der Trinitätsidee zu der farblosen und trotz ihrer Leerheit noch widersprechenden Vorstellung „des höchsten Wesens“, b. h. eines überweltlichen, aber in die Welt nicht eingreifenden Einzelwesens, fortschritt und in Demonstrationen für die Existenz desselben und dessen vornehmste „Eigenschaften“ als „Beweise für das Dasein G.s“ sich abmühte. Das Ungenügende aller dieser Verstandesbeweise deckte Rant auf, ohne die Vorstellung des allervollkommensten Einzelwesens, für die er selbst im sittlichen Bewußtsein des Menschen eine neue Stütze suchte, zu verlassen. Um so mächtiger machte sich der Einfluß Spinozas seit Ende des 18. Jahrh. geltend. Lessing und Herder erinnerten an ihn, Schleiermacher, Schelling und Fichte in seiner spätern Zeit suchten seine Lehre, die Lehre von der absoluten Substanz, weiter zu bilden. Für Schleiermacher war G. die absolute, in sich selbst einfache und bestimmungslose Causalität alles natürlichen und geistigen Geschehens; Fichte definierte ihn als die moralische Weltordnung, Schelling als die ewig sich selbst aus der Bestimmungslosigkeit der reinen „Indifferenz“ zu bestimmtem, immer höher organisiertem Leben sich ausgebüdende Natur; Hegel endlich als die absolute Vernunftidee, welche in der Natur sich ihrer selbst entäußert, um in der endlichen Geisterwelt als absoluter Geist zu sich selbst zurückzuführen. Das dem religiösen Gefühl entsprechende Wort „Gott“ schien hinter dem philosophischen Ausdruck das „Absolute“ fast völlig zu verschwinden.

trägt er die Sonne. Auf der weiten Ebene Nigridib entdrennt die eigentliche Schlacht, in welcher fast alle Götter fallen. Der Himmel geht in Flammen auf und die Erde versinkt ins Meer. Nur Bidbar und Bali haben den Kampf überlebt und unter ihrem Regiment steht die neuerschaffene Welt; ein neues, goldenes Zeitalter bricht heran. Die alte Erzählung von der G. geht zweifelsohne auf einen alten Naturmythus zurück; sie ist die Versinnlichung des Ringens der Naturmächte beim Scheiden des Sommers; die Schilderung der Vorzeichen aber, wie sie in den beiden Edden überliefert ist, ist wohl großenteils unter christlichem Einfluß entstanden.

In Anknüpfung an diesen Mythos hat R. Wagner dem dritten Tag seiner musikalischen Trilogie *«Der Ring des Nibelungen»* den Titel G. gegeben.

Göttergeruch oder Götterduft, Beiname von Pflanzen aus der Familie Diosma (s. b.).

Gott erhalte **Franz den Kaiser**, Anfangs-

worte der österr. Volkshymne, welche von Lorenz Leopold Haschka gedichtet und von Joseph Haydn in Rußl. gesetzt wurde. Sie wurde 12. Febr. 1797 zum ersten mal in Wien gesungen.

Göttersage, s. Mythos und Mythologie.

Gottesacker, s. Friedhof.

Gottesanbeterin, s. Fingheuschrede.

Gottesberg, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Waldenburg, 5 km westlich von Waldenburg, am Fuße des Blauzengerß, in 580 m Höhe, Station (8 km vom Ort) der Linie Koblfurt-Altwaßer der Preussischen Staatsbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 6845 meist prot. G. Der Ort hat Wollspinnerei, Kohलगruben, Porphyrbrüche und Schwerpatgewinnung. [Apostel.

Gottesboten, in älterer Sprache soviel wie

Gottesbrief, s. Indult.

Gottesdienst, s. Kultus.

Gottesfreunde werden in mystischen Schriften des 14. Jahrh. bald ganz allgemein Personen von ausgezeichneter Frömmigkeit genannt, bald Männer und Frauen, welche in den Wirren jener Zeit in der persönlichen Gemeinschaft mit Gott Frieden suchten. An manchen Orten bildeten sie eigene Vereine. Priester und Laien predigten unter ihnen und verbreiteten mystische Schriften in deutscher Sprache. Das Rheintal von Brabant an bis zu den Hochthälern der Schweiz war der eigentliche Schauplatz dieser mystisch-asketischen Bewegung, Köln, Straßburg und Basel erscheinen als die bedeutendsten Sammelplätze der G. Von bedeutenden Personen aus diesem Kreise seien genannt: Heinrich von Nördlingen, welcher in Basel und an andern Orten als Prediger und Seelsorger thätig war; der berühmte Meister Tauler und der fromme Kaufmann Rulman Nerswin in Straßburg, die erleuchteten Frauen Margareta Ebner, Christina Ebner und Elisabeth Langmann. Die merkwürdigste und einflussreichste Persönlichkeit dieser Kreise war «der große Gottesfreund im Oberland». Wie er hieß und wer er war, ist nicht bekannt. Lange glaubte man, es sei Nikolaus von Basel, der um 1387 zu Wien verbrannt wurde, aber diese Annahme hat sich als unhaltbar erwiesen. Neuerdings ist von Denifle behauptet worden, die wichtigste der Schriften, welche unter jenem Namen erhalten sind, das *«Buch des Meisters»*, sei ein bloßer Roman, es sei daher falsch, die in dieser Schrift enthaltenen Andeutungen über Personen und über Zeit- und Ortsverhältnisse historisch

zu deuten. Dieser Behauptung ist jedoch von Junbt mit Recht widersprochen worden. Die Schriften, welche unter dem Namen des *«Gottesfreundes»* auf uns gekommen sind, sind offenbar aus bestimmten Verhältnissen des Ortes und der Zeit erwachsen und nehmen auf dieselben Bezug, freilich ohne einen Namen zu nennen. Der Verfasser war der Sohn eines reichen Kaufmanns, welcher mit seinem Vater früh weite Reisen machte und sich täglich in die Betrachtung des Leidens Christi versenkte. Später ergab er sich einem ausschweifenden Leben, wurde aber durch eine Vision veranlaßt, der Welt zu entsagen und sich ausschließlich körperlichen Übungen und mystischen Betrachtungen zu widmen. In enger Freundschaft stand er zu Rulman Nerswin, dem Verfasser des Buchs *«Von den neun Helsen»*, und seit 1367 sammelte er gleichgesinnte Freunde um sich zu einem Verein. Als Ort seines Wirkens nimmt man nach den Andeutungen der Schriften am wahrscheinlichsten die Gebirgsthäler Graubündens und die Stadt Chur an. Er starb als Einsiedler um 1382. Vgl. C. Schmidt, *«Die G.»* (Anhang zu *«Taulers Leben»*, Hamb. 1841); derselbe, *«Die G. im 14. Jahrh.»* (in den *«Beiträgen zu den theol. Wissenschaften»*, Jena 1854); Denifle, *«Der Gottesfreund im Oberland und Nikolaus von Basel»* (in den *«Hist. u. polit. Blättern»*, Münch. 1875); derselbe, *«Taulers Belehrung kritisch untersucht»* (Straßb. 1879); Junbt, *«Les amis de Dieu au quatorzième siècle»* (Par. 1879).

Gottesfriede, Treuga Dei (frz. trêve de Dieu), nannte man im Mittelalter die Beschränkung der Fehden, welche von der Kirche ausging, um ein Übel, welches sie nicht auszrotten konnte, zu mildern. Kraft des G. sollte eigentlich jede Gewaltthat, namentlich jede Selbsthilfe durch Waffen verpönt sein. Doch begnügte man sich vorerst, wenigstens an den Tagen der Woche, welche durch den Tod und die Auferstehung des Erlösers geheiligt waren, von Donnerstag Abend bis Montag früh, jede Fehde zu untersagen und den, der in dieser Zeit Gewaltthatigkeiten übte, mit dem Bann zu bedrohen. Anfangs bloß durch Lehre und Gewohnheit eingeführt, und zwar zuerst in Aquitanien um 1083 und sodann in Südfrankreich und Burgund, wurde der G. dann auf Konzilien des 11. und 12. Jahrh. mittels ausdrücklicher Satzungen bekräftigt und eingeschränkt. Später dehnte man denselben auch auf den Donnerstag aus, sowie auf die Zeit vom ersten Adventsonntage bis zum Feste der Erscheinung Christi, vom Aschermittwoch bis zum Montag nach Trinitatis, auf die Quatember, Marien- und Aposteltage u. s. w. Auch wurden Kirchen, Klöster, Hospitäler und Gottesäcker, Geistliche, Adelleute auf dem Felde und überhaupt alle Wehrlosen, sowie besonders noch auf dem Konzil zu Clermont die Kreuzfahrer in den G. eingeschlossen. Thatsächlich wurde der G. jedoch häufig unthätig; auch die in Deutschland seit 1043 üblichen, von der weltlichen Gewalt ausgehenden Landfrieden (s. b.), welche das gleiche Ziel verfolgten, erreichten nur mangelhaft ihren Zweck, und erst seit Ende des Mittelalters gelang es der erstarkten Staatsgewalt, allmählich die Herrschaft des Gesetzes herzustellen. Vgl. Kluchohn, *«Geschichte des G.»* (Lpz. 1857).

Gottesfurcht heißt die fromme Grundstimmung des Gemüths, welche aus dem Bewußtsein der Erhabenheit Gottes und der Heiligkeit seines Willens hervorgeht. Sie zeigt sich in der frommen Scheu,

den Namen Gottes nicht zu entheiligen, in der Ehrfurcht, welche die Größe Gottes bewundert, und in der Demut, welche seinen Geboten sich unterordnet und Gott gegenüber die eigene Kleinheit, Ohnmacht und Elende lebendig vor Augen hat.

Gottesgab, Städtchen im nördl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft und Gerichtsbezirk Jeschimschthal, nahe der sächsl. Grenze, mit (1881) 1341 ö. deutscher Jünger, die wegen des rauhen Klimas neben städtischer Viehzucht zumeist auf die Handindustrie angewiesen sind. Das Städtchen liegt 1015 m hoch auf einem unwirtbaren Moorplateau. Während die weibliche Bevölkerung im Spitzenklöppeln und Webnähren Erwerb sucht, geht ein großer Teil der Männer in die Fremde als Musiker oder als Hausierhändler. Den Namen erhielt der Ort von frommen Bewohnern, die vor ehemals reichlich Silber fanden. Im Winter 1534 gab der Kaiser Maximilian I. dem Herzog von Sachsen das Recht einer freien Bergbauverwaltung eines mit dem Kurfürsten Moritz von Brandenburg Vertrags vom 9. 1566 an Böhmen. Der Bergbau ist schon seit Beginn des 19. Jahrh. eingestellt. Durch eine Zerstörung im 1808 verarmten die Bewohner. In der jüngsten Zeit sucht man die Spitzenindustrie zu heben, es bestehen zwei Maschinenwebereifabriken und eine Klöppelfabrik.

Gottesgericht, f. Ordalien.

Gottesgnaden, f. Dei gratia.

Gottesgnadenfraut, f. Gratiola.

Gotteshandbund, einer der drei Bünde, aus denen der jenseitige Schweiz, Kanton Graubünden entstanden ist, umfaßte das ehemalige Gebiet der Bischöfe von Chur, die Stadt Chur mit ihrer Umgebung, das Domstift, Oberhalbstein, Bergün und Rort, Cöer und Unterengadin, Bergell, Puschlav und Münsterthal. Die ersten Spuren dieses Bundes lassen sich auf 1367 zurückführen, wo, um der Willkür der Bischöfe und der Landesherren Österreich entgegenzutreten, sich die Gemeinden der Thalschäften mit der Stadt Chur, dem Domkapitel und dem weltlichen Hofrat des Bistums verbanden. Als eigentliches Stiftungsjahr wird jedoch gewöhnlich 1396 angegeben, ohne daß aber ein Bundesbrief aus dieser Zeit nachweislich wäre. Mit den beiden andern Bünden, dem Frauen und dem Jünglingsbündnis, trat der G. schon früh (1426—60) in engerer Beziehung, und 1498 schloß er ein Bündnis mit dem Eidgenossen.

Gotteskasten, Verhältnis zur Aufbewahrung des einer Kirche gehörigen oder in derselben gesammelten Geldes, auch des Vermögens, welches eine Kirche an barem Geld, ausgeliehenen Kapitalien oder sonstigen Revenuen hat.

Gottesknechtung, f. Blasphemie.

Gottesknechtung, f. Arbeitsmuth.

Gottesknechtung, f. unter Zeitsauf.

Gottesknechtung, f. Ordalien.

Gottesknechtung, f. Kultus.

Gottesknechtung, Pflanzenart, f. unter Vallota.

Gottfried (Joh. Ludw.), Schriftsteller, f. unter Aethia.

Gottfried der Bärtige war der Sohn des Herzogs Godo von Lothringen, welches nach dem Tode desselben 1044 geteilt wurde, so daß G. von Kaiser Heinrich III. nur mit Oberlothringen, sein Bruder Godo der Jüngere und nach dessen baldigem Tode Friedrich von Lothringen mit Nieder-

lothringen belehnt wurde. Als G. nun gegen den Willen des Kaisers und in offener Auflehnung gegen denselben ganz Lothringen an sich reihen wollte, unterlag er nach heftigen Kämpfen und verlor nicht nur Oberlothringen, welches ihm als Hochverräther schon 1047 abgeprochen worden war, sondern geriet auch in die Gefangenschaft Heinrichs, der ihm nur aus besonderer Gnade das Leben schenkte und seine Eigengüter zurückgab. G. fand jedoch einen Ertrag für das Verlorene in der Ehe (1054) mit Beatry, der Witwe des von Rantua bis fast nach Rom gebietenden Markgrafen Bonifaz von Tuscien, welche ihm die Vormundschaft über ihre Erbtochter Mathilde und als Tochter eines früheren Herzogs von Lothringen auch dort einen reichen Allodialbesitz mitbrachte. Daraus gestärkt, suchte G. nun auch in Lothringen seine frühere Stellung zurückzugewinnen, geriet jedoch nochmals in die Gewalt Heinrichs III., der indessen auch diesmal Gnade walten ließ. In Italien suchte G. 1058 während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. immer weiter. Zu den tuskischen Besitzungen erhielt er 1057 das Herzogtum Spoletto hinzu, sein Bruder Friedrich wurde gleichzeitig Papst als Stephan X. Obwohl dieser schon 1058 starb, wußten die spätern Päpste doch den Rückhalt an dem mächtigen Nachbarn wohl zu schätzen, welcher für die Kirchenpolitik austrat, deren Ausdruck später Papst Gregor VII. war. Die deutschen Erzbischöfe endlich, welche für Heinrich IV. regierten, fanden sich mit dem gefährlichen Nebenbuhler dadurch ab, daß sie ihm nach dem Tode des Herzogs Friedrich von Niederlothringen 1065 auch dieses Herzogtum überließen. Als G. 21. Dec. 1069 in Verdun starb, blieb alles, was er unter sehr verschiedenen Nachbarn in seiner Hand vereinigt hatte, doch zusammen, da sein Sohn Gottfried der Bärtige (f. d.) sich mit seiner Schwägerin Mathilde von Tuscien verheiratete. G. 8 einzige Tochter Ida, die Gattin des Grafen Eustachius von Boulogne, wurde die Mutter der beiden ersten engl. Könige von Jerusalem Gottfrieds von Bouillon und Baldwin I.

Gottfried der Bärtige, durch den Tod seines Vaters Gottfried des Bärtigen (f. d.) 1069 Herzog von Niederlothringen und Spoletto und durch seine Heirat mit Mathilde von Tuscien auch zur Herrschaft über den größten Teil von Ober- und Mittelitalien berufen, ging andere Wege als sein Vater. Er war fern davon, die Politik Gregors VII. zu unterstützen, dies mag der nächste Grund gewesen sein, weshalb Mathilde sich von ihm trennte und G. selbst sich mehr auf seine Stellung in Deutschland beschränkte. G. trat entschieden auf die Seite Heinrichs IV., unterstützte ihn im Kampfe mit den Sachsen und billigte es, daß Heinrich durch die ihm befreundeten Bischöfe auf der Wormser Synode Gregor VII. absetzen ließ. Er wollte selbst, um diesen zu bekämpfen, nach Italien gehen, wurde aber 26. Febr. 1076 in Utrecht von einem Dienstmannen des Grafen von Holland ermordet. G. war kinderlos, und das Herzogtum Niederlothringen ging nun auf seinen Neffen Gottfried von Bouillon (f. d.) über. Vgl. Bannenberg, »Studien zur Geschichte der Herzogen Mathilde von Canossa« (Wien 1873).

Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, geb. 1061, war der älteste Sohn des Grafen Eustach II. von Boulogne und Ida, der Schwester Gottfrieds des Bärtigen, Herzogs von Niederlothringen, welchem letztern er 1076 in der Regierung des Herzogtums folgte. Die Sage machte

Im früh zum Oberanführer des ersten Kreuzzugs, zu welchem er, nachdem er Bauillon zur Bekräftigung der Kofen 1095 an den Bischof von Lüttich verpfändet hatte, im Frühjahr 1096 in Begleitung seines Bräders Rufsch und Balduin aufbrach. In Konstantinopel angelangt, versprach er dem Kaiser Nikephoros Komnenos dafür, daß derselbe sich verpflichtete, das Heer der Kreuzfahrer mit Lebensmitteln zu versehen, alle den Ungläubigen zu entweichenden Plätze zu übergeben, und setzte dann nach Mianafien (April 1097) über. An der Eroberung von Nica und dem großen Siege bei Dorylaim (1. Juli 1097) hatte G. Anteil, aber doch nicht den überwiegenden, welcher die Sage ihm zuschreibt. Erst dann, als die Kreuzfahrer von Antiochia gegen Jerusalem aufbrachen, wird G. mehr maßgebend, und zwar besonders, weil sich bei ihm der Gedanke des Kreuzzugs am reinsten erhielt. Als es jedoch nach der Eroberung Jerusalems zur Wahl eines Königs kam, wurde 25. Juli 1099 nicht ihm, sondern Raymond von Toulouse die Krone angetragen, und erst als dieser ablehnte, G. erwählt. Allein der fromme G. wollte nie an dem Orte eine Krone tragen, wo Christus mit Dornen gekrönt worden; ebenso lehnte er den Königtitel ab und begnügte sich mit dem Titel eines Herzogs und Sachwalters des Heiligen (Grabes). Als der Sultan von Egypten erfuhr, daß die 300000 Kreuzfahrer, die Antiochia erobert, auf 30000 zusammengeschmolzen wären, schickte er mit einem Heere von 400000 Mann gegen dieselben. Doch G. griff davor in der Ebene von Hattin an, und der Sieg, den er hier erfocht, setzte ihn, einige wenige Plätze ausgenommen, in den Besitz des ganzen Gelobten Landes. Er setzte einen Patriarchen ein, stiftete zwei Domkapitel, erbaute ein Kloster in dem Thale Josaphat und führte die Aufsicht der Gerechtigkeit in aller Weise selbst. Jerusalem nahm er vom Patriarchen in Lehn. Zu einer Organisation des Staates ist er nicht gelangt; schon 18. Juli 1100 starb er. Seinen Leichnam bestattete man auf dem Kalvarienberge neben dem Grabe des Erlösers auf eine würdige Weise prunkvollen Fürsten besonders Lazo in seinem Nekrolog Jerusalems. Vgl. von Engel, »Geschichte des ersten Kreuzzugs« (2. Aufl., Bp. 1881), Mommsen, »Geschichte der Bonillon et les amans de Jerusalem« (Var. 1874), Bédarride, »Geschichte der Bonillon« (Louv. 1874), Frodö, »Gottfried von Bonillon« (Berl. 1879).

Gottfried von Reifen, Minnesänger, aus einem schmalen Rittergeschlechte, dessen Burg (Hohenmeusen) noch heute in herrlichen Ruinen vorhanden ist. Er erscheint urkundlich von 1220 bis 1256 vielfach in der Umgebung von König Heinrich, dem Sohne Friedrichs II. Von seinen Liebern trägt der größere Teil den rein höfischen Charakter und zeichnet sich nicht immer vortheilhaft durch große Kunstfähigkeit der Form und durch Reimtändeleien aus, besonders interessant sind ein paar von durchaus volkstümlichem Charakter, die Leben und Treiben des Volks darstellen. Seine Lieber gab Kaupt in einer kritischen Ausgabe (Bp. 1851) heraus.

Gottfried von Strazburg, von den namhaftesten Dichtern der mittelhochdeutschen Zeit neben Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide der begabteste, führt seinen Namen von der alten eifß. Reichstadt. Er hatte gelehrte Bildung genossen und gehörte dem Bürgerstande an, indem er als »Herr« (wilsen), sondern nicht nur mit

dem bürgerlichen gelehrten Präbikat »Reifen« (magister) von seinen Zeitgenossen genannt wird. Den »Tristan« (f. d.), sein Hauptwerk, vor dessen Vollendung er starb, nachdem er über zwei Drittel der Sage in fast 20000 Versen erzählt, dichtete er um 1207–10, nach der Lebzeiten Hartmanns von Aue, dem er den dichterischen Ehrenkranz ebenso bereitwillig zuerkannte, als er ihn Wolfram von Eschenbach, auf dessen »Parzival« er anspielte, entschieden verweigerte. Die Sage von Tristan und Isolde ist eine der wenigen, die allen Völkern des Abendlandes bekannt war. Schon um 1170 hatte Hilhart von Oerge, ein niederdeutscher oder mitteldeutscher Ritter, dieselbe nach einem franz. Gedichte deutsch erzählt. Einer andern, gleichfalls französischen, die auf Bruchstücke verlorenen, aber in einer nordischen Prosafäbrierung erhaltenen Quelle folgte G., der als Verfasser den Thomas von Bretonien (d. i. Bretagne) nennt.

G. unvollendetes Gedicht fand zwei Fortsetzer: in Ulrich von Türheim um 1240, der in trockener Art nach demselben die Sage zu Ende zu bringen, und am Ende des 13. Jahrh. in Heinrich von Freiberg, der aber im 14. Jahrh. die Sage noch beendete. G. hat nicht ohne Erfolg G. Stil zu nähern sucht. Nach dem »Tristan« fand von G. nur eine einzige Gedichte übrig, dann der »Erlangen« auf »Christus und Maria« ist ihm nur untergeordnet. Er war ein begabter Dichter und zugleich mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen, Künstler. Er ließ eine leuchtende Phantasie, Will und Humor neben reicher Empfindung und eine bewundernswürdige Kenntnis des menschlichen Herzens. Nebengewaltig wie kein zweiter, ist seine Darstellung, strahlend im glänzendsten Schmucke, ein unerreichtes Muster, und auch den Vers und Reim handhabte er mit größter Reinheit und Vollendung. G. »Tristan« darf in jeder Beziehung als der Mittelpunkt der höfischen Poesie bezeichnet werden. Seine Nachahmer im Stil und die einzigen Dichter, die im Laufe des 13. Jahrh. noch Nennenswerthes leisteten, waren Konrad Fleck, Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg. G. »Werke mit den beiden Fortsetzungen des »Tristan« haben von der 1. (3. Abt., Bresl. 1838), des »Tristan« mit Ulrichs Fortsetzung Grootz (Berl. 1881) und Rahmann (Bp. 1843) herausgegeben. Eine des Dichters würdige neue Ausgabe von R. Nechtern erschien in den »Deutschen Klassikern des Mittelalters« (3. Bde., Bp. 1869, 2. Aufl. 1873) Überlegungen lieferten Kurz (Stuttg. 1844, mit hinzugefügtem Schluß; 3. Aufl. 1877) und Stenzel (3. Bde., Bp. 1866; 2. Aufl. 1875, ebenfalls mit einem Schluß versehen); eine verkürzte W. Kurz (Stuttg. 1877).

Gottfried von Biterbo, ein Bruchstückdichter des 12. Jahrh. Er führt seinen Namen davon, daß er, nachdem er Konrad III. und Friedrich I. als Kaplan und Notar gedient hatte, endlich in Biterbo einen Ruheposten erhielt. Von Geburt aber war er ein Teuticher. Von seinen Werken sind besonders zu nennen »Gesta Frederici« über die italienischen Kriege und die Thaten Friedrichs I. bis 1161, eine aus Prosa und Verse gemischte Weltgeschichte »Memoria seculorum«, welche er 1185 Heinrich VI. widmete, und eine in ihren letzten Teilen nicht unwichtige Neubearbeitung derselben bis 1191 unter dem Namen »Pantheon«. Seine Werke gab Wail in »Monumenta Germaniae historica« (»Scriptorum«, Bd. 37) heraus.

endlich ein landwirtschaftliches Institut. Auch das Litterarische Museum, das eine reiche Sammlung wissenschaftlicher und polit. Zeitschriften und Zeitungen nebst einer Auswahl von Broschüren und Büchern der sozialen Litteratur und zugleich Gelegenheit zu geselliger Unterhaltung bietet, steht mit der Universität in Verbindung. Früh schon zeichnete sich die Universität durch die Vielseitigkeit der Vorlesungen, vorzüglich in der philos. Fakultät, aus. Diese Richtung verdankt sie zunächst dem Freiherrn von Münchhausen, ihrem ersten Kurator, dann einzelnen trefflichen Professoren, die in gleichem Geiste auf die Angelegenheiten derselben einwirkten, wie Joh. Matth. Gesner, Ch. G. Heyne, Rästner, Joh. Tob. Mayer, Richterberg, Schöler, Spittler, Gatterer, Pütter, Eichhorn (Vater und Sohn) u. a. Trotz einzelner Störungen durch Studentenunruhen (1790, 1806 und 1818) und die Kriegsjahre belief sich 1823 die Zahl der Studenten auf 1547. Dieselbe betrug 1831 noch 1123, als die Frequenz infolge der Unruhen dieses Jahres eines harten Stoß erlitt, so daß im Sommersemester 1834 nur 860 Studierende inskribiert waren. Indes konnte sich die Universität G. immer noch rühmen, einen außerlesenen Verein großer Gelehrten und ausgezeichneten Lehrer zu besitzen, wie Blumenbach, Dahlmann, Dissen, Gualb, Gaus, Gerwinus, Gieseler, Götsche, die Gebrüder Jol. und Wilh. Grimm, Hausmann, Heeren, Herbart, Himly, Hugo, Langenbeck, Rade, Mitscherlich, Mühlenthal, Dr. Müller, Siebold, Stromeyer u. a. Als sie im Sept. 1837 ihre neue Aula einweihte und zugleich ihr hundertjähriges Stiftungsjubiläum feierte, schien eine neue glanzvolle Ära für sie anzubahnen. Doch durch die in demselben Jahre erfolgte Vertreibung der sieben Professoren Albrecht, Dahlmann, Gualb, Gerwinus, Gebrüder Grimm und Wilh. Weber, weil sie gegen die einseitige Aufhebung der Verfassung von 1833 zu protestieren sich gedrungen gefühlt hatten, sowie auch 1840 durch den Tod D. Müllers erlitt die Universität wieder einen empfindlichen Stoß, von dem sie sich nur allmählich erholte. Das J. 1848 führte von den Vertriebenen Gualb und W. Weber wieder zurück; auch bewies König Ernst August gegen Ende seines Lebens eine erhöhte Theilnahme an den Angelegenheiten der Universität. Die Regierung seines Nachfolgers war eifrig befreit, die Georgia Augusta aufs neue zu heben, wie die Berufung einer Anzahl ausgezeichneten Gelehrten, neue Institute, die neuen Treibhäuser, das chem. Laboratorium und das 1865 vollendete schöne Auditoriengebäude bezeugen. Auch die preuß. Regierung sorgt seit 1866 fortwährend mit großer Umsicht für die Blüte der Anstalt, insbesondere durch ein großartiges Bibliotheksgebäude, neues naturwissenschaftliches Museum, landwirtschaftliche Akademie, Pflanzenphysiol. Institut x. So ist die Zahl der Studierenden immer in langsamem Wachsen begriffen und betrug Winter 1883—84 wieder 1086; gleichzeitig lehrten an der Hochschule 61 ord., 29 außerord. Professoren, 24 Dozenten und 5 Exerzitienmeister. Unter den Professoren zählten Männer wie Dove, Hanßen, Henle, von Ihering, König, de Lagarde, Leber, Mejer, Meuter, A. Mitsch, Sauppe, Thöl, Weber, von War, Schulz, Klein zu den ersten Namen in ihrer Wissenschaft. Vgl. Pütter, «Versuch einer akademischen Gelehrten-geschichte der Universität zu G.» (2 Bde., Göttingen 1765—88; fortgesetzt von Saalfeld, Hannov. 1820,

und von Osterley, Göttingen 1838); Köppler, «Die Gründung der Universität G.» (Göttingen 1855); Unger, «G. und die Georgia Augusta» (Göttingen 1861); «Göttinger Professoren» (Göttingen 1872); «G. in Vergangenheit und Gegenwart» (Göttingen 1878). Die Universität hat zu ihrem Haupte einen alljährlich von den ord. und außerord. Professoren aus der Mitte der erstern erwählten Prorektor.

G. wird schon im 10. Jahrh. genannt und erhielt durch Pfalzgraf Heinrich und Kaiser Otto IV. städtische Gerechtsame, welche Otto das J. 1232 und Herzog Albrecht 1288 bestätigten. Im J. 1286—1468 war der Ort Haupt- und Residenzstadt des nach ihm benannten braunschweig-lüneburg. Fürstentums und stand als wichtiges Glied der Hanse besonders wegen seiner Luche und anderer Manufakturwaren in großem Ansehen. Seit 1531 wurden die kirchlichen Verhältnisse im Geiste der Reformation geändert. Im Dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt viel zu leiden. Nach einer 7. Juli 1626 begonnenen Belagerung besam sie 2. Aug. Tilly in seine Gewalt, und sie blieb in den Händen der Kaiserlichen, bis sie im Febr. 1632 wieder an die Schweden unter dem Herzog Wilhelm von Weimar überging. Infolge dieser Ereignisse ins äußerste Elend versunken, gelangte die Stadt erst wieder durch die Stiftung der Universität zu Wohlstand. Auch im Siebenjährigen Kriege geriet die Stadt wiederholt in Feindes Hand. Mit dem Frieden nahm G. einen erhöhten Aufschwung und die Jahre von 1770 bis zum Ausbruch der Französischen Revolution bilden die Zeit seines höchsten Glanzes. Die westfäl. Zeit zeigt ein tiefes Sinken, die nach den Freiheitskriegen einen um so höhern Aufschwung, besonders der Universitätsfrequenz.

Der Kreis Göttingen zählt (1880) auf 835 qkm 74168 meist prot. E.

Göttinger Dichterbund hieß ein Bund junger, in Göttingen studierender Dichter, die, wie verschiedene sie auch sonst waren, in ihrer Verehrung für Klopstocks vaterländische Dichtung zusammenstimmten und dem franz. Wesen entgegenstanden. Diesem Bunde gehörten namentlich an: Boie, Hölty, J. W. Müller, die Grafen Christian und Friedrich Leop. von Stolberg, Voss, Leisewitz u. a. Bürger stand dem Bunde nahe, ohne eigentliches Mitglied zu sein. Voss, der Ostern 1772 nach Göttingen kam, fand hier schon eine Reihe gleichgesinnter Jünglinge vor, die bei ihren Zusammenkünften unter Voies Vorführung gegenseitig ihre Gedichte vorlasen und kritisierten. Sie standen durch Voies Vermittelung, der als Herausgeber des «Göttinger Musenalmanach» (seit 1770) einen bedeutenden Briefwechsel unterhielt, in Verkehr mit Ramler, Knebel, Denis, Wieland, Gleim, Jacobi, Michaelis, Dusch, Gert, Lessing, Weiße u. a. Von den göttinger Docenten zeigten sich Dieze, Feder, Rästner, Müller und einige andere ihrer Sache gewogen. Am 12. Sept. 1772 gingen die beiden Müller, Fr. Hahn, Hölty, Wehrs und Voss spät nach dem nahegelegenen Dorf Wehnde. Hier fanden sie in der Nähe einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel ihnen allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Sie umkränzten die Hütte mit Eidenlaub, legten sie unter den Baum, saßen sich alle bei den Händen, tanzten um den Baum herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen ihres Bundes an und gelobten sich ewige Freundschaft. Von nun an wurden die Versammlungen noch regelmäßiger und

(Jena 1835), „Zunfzehn röm. Urkunden“ (Halle 1845), „Thusnelba, Arminius' Gemahlin, und ihr Sohn Thumelicus in gleichzeitigen Wälfen nachgewiesen“ (Jena 1843; 2. Aufl. 1856), „Gesammelte Abhandlungen aus dem klassischen Altertum“ (Bd. 1, Halle 1851; Bd. 2, Münch. 1864), „Opuscula academica“ (Lpz. 1869). Der „Briefwechsel zwischen Goethe und G.“ erschien 1880 in München. Vgl. Lottholz, „Karl Wilhelm G.“ (Starg. 1876).

Gotto, ein älteres, bis zur Einführung des franz. metrischen Systems (1869) üblich gewesenes kleines Flüssigkeitsmaß in Vicenza = 0,24 l.

Gottorf oder **Gottorp**, berühmtes und sehr ansehnliches Schloß an der Nordwestseite der Stadt Schleswig zwischen den Stadtteilen Friedrichsberg und Lollfuß auf einer Insel der Schlei belegen und durch zwei Dämme mit der Stadt verbunden, wurde nach 1161 erbaut als Residenz der Bischöfe von Schleswig, welche bis dahin die 4 km nordwärts gelegene, damals zerstörte Burg Alt-G. bewohnt hatten, und ging 1268 durch Tausch in den Besitz der Herzöge von Schleswig über. Als fester Punkt ward es im Mittelalter und später wiederholt Kriegsschauplatz. Seit der Landesteilung von 1544 war G. die Residenz der Herzöge von Schleswig-Holstein-Gottorp und wurde namentlich unter Herzog Friedrich III. (gest. 1659) mit Kunstwerken und Sammlungen reich ausgeschmückt; unter Herzog Friedrich IV. (gest. 1702) erhielt das Schloß durch einen großen Umbau seine jetzige Gestalt. Seit der gottorpische Anteil des Herzogtums Schleswig 1713 (definitiv erst 1721) mit der dän. Krone vereinigt war, diente G. 1731—1846 als Residenz der königl. dän. Statthalter von Schleswig-Holstein, sowie als Sitz höchster Landesbehörden; doch der alte Glanz des Schloßes war verblühen. Der berühmte gottorpische Globus kam 1714 nach Petersburg, die Bibliothek 1749 und die Kunstkammer 1752 von G. nach Kopenhagen. Nach dem ersten schlesw.-holstein. Kriege ließ die dän. Regierung G. vollends ausräumen und 1853—55 als Kaserne einrichten. Von 1864 bis 1877 diente ein Teil des Schloßes als Sitz der königl. preuß. Regierung für Schleswig-Holstein, welche dann nach dem in der Stadt Schleswig neu erbauten Regierungsgebäude übersiedelte und das Schloß wieder ganz dem Militär überließ. Vgl. Sach, „Geschichte des Schloßes G.“ (2 Hefte, Schlesw. 1865—66).

Gottschall, ein Wendenfürst des 11. Jahrh., der im Anschluß an die benachbarten griffl. Mächte, den König Swen Estrithson von Dänemark, dessen Tochter er heiratete, die Herzöge der Sachsen und seit 1045 den Erzbischof von Hamburg und Bremen Albalbert, den Versuch machte, die Wend. zugleich christlich zu machen und zu einem Gesamtreiche zu vereinigen. Er selbst nahm an der Befestigung Anteil und half den Erzbischöfen Bistümer in Mecklenburg, Rügen und Oldenburg (Holstein) errichten. Aber der Umstand, daß die kirchlichen Neuschöpfungen den Zehnten und der Herzog der verhassten Sachsen Tribut forderten, während andererseits jenseits Tollenze und Peene der alte Glaube, der Götterkultus in Rethra und die Freiheit der dortigen Wend. ungebrochen fortbestand, war dem Vorgehen G.s hinderlich, und als nun gar seine Beschüzer, der Sachsenherzog und der Erzbischof, selbst uneins wurden und letzterer am Anfange des J. 1066 seiner einflußreichen Stellung beraubt war, da erhoben sich die Wend.

gegen ihren Fürsten und erschlugen ihn mit seinen Priestern 14. Juni 1066 zu Lenzen. Jede Spur des Christentums wurde nun wieder vertilgt, und erst am Ende des Jahrhunderts gelang es seinem Sohne Heinrich mit Hilfe der benachbarten Deutschen, die Stellung des Vaters wiederzugewinnen und bis an seinen Tod (1125) zu behaupten, ohne daß das Christentum bei den Wend. fester begründet worden wäre. Vgl. L. Giesebrecht, „Wendische Geschichte“ (Bd. 2, Berl. 1843); Delio, „Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen“ (2 Bde., Berl. 1877); Dannenberg, „Erzbischof Albalbert und der Patriarchat des Nordens“ (Mitau 1877).

Gottschall oder **Gotescalcus**, d. h. guter Diener oder Gottes Diener, Theolog des 9. Jahrh., Sohn des sächs. Grafen Bern, wurde von seinen Eltern infolge eines Gelübdes schon als Kind dem Kloster Fulda übergeben. Zum Mann herangewachsen, forderte er die Lösung seines Gelübdes, da er wider eigenes Wissen und Willen zum Mönchsstand gezwungen sei. Die Synode von Mainz vom J. 829 entband ihn des Gelübdes, aber Abbanas Maurus, Abt des Klosters zu Fulda, wandte sich mit einer Beschwerde an Ludwig den Frommen, und der Spruch der Synode wurde widerrufen. G. trat in das Kloster Orbais in der Diocese Soissons und widmete sich mit allem Eifer dem Studium der Kirchenväter, besonders des Augustin. Dadurch gewann er die Überzeugung, daß die Prädestinationslehre in ihrer schroffen Fassung anzunehmen sei, und lehrte seitdem auf wiederholten Reisen durch Italien eine doppelte Prädestination, der Erwählten zur Seligkeit, der Verworfenen zur Verdammnis. Im Okt. 848 erklärte eine Synode zu Mainz diese Lehre für ketzerisch und übergab G. seinem Bischof Hinkmar von Rheims zur weiteren Bestrafung. Dieser entließ ihn auf einer fränk. Synode zu Quierzy 849 seines Priesterturns, ließ ihn durchpeitschen, bis er eine Verteidigung seiner Lehre den Flammen übergab, und verurteilte ihn zu lebenslänglicher Einsperung. Als Gefangener ward er dem Kloster Hautvilliers in der Diocese Rheims übergeben. G. wandte sich mit einer Beschwerde nach Rom, aber ohne Erfolg, und starb 80. Okt. 868 oder 869, ohne von seiner Überzeugung zu lassen. Was von seinen Schriften auf uns gekommen ist, findet sich gesammelt bei G. Manguin, „Veterum auctorum, qui saeculo IX de praedestinatione scripserunt, opera et fragmenta“ (Bd. 1, Par. 1650). Vgl. B. Vorrasch, „Der Mönch G. von Orbais, sein Leben und seine Lehre“ (Thorn 1868).

Gottschall (Rub. von), hervorragender deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 30. Sept. 1823 in Breslau, von wo ihn die Dienstverhältnisse seines Vaters, eines preuß. Artillerieoffiziers, früh nach Koblenz und Mainz führten. Schon auf dem mainzer Gymnasium fanden die von seiner Mutter genährten Anfänge dichterischer Thätigkeit Anerkennung. Seit 1841 studierte G. in Königsberg die Rechte. Seiner lebhaftesten Beteiligung an der damaligen liberalen Bewegung Ostpreußens gab er in zwei Gedichtsammlungen, „Lieder der Gegenwart“ (2. Aufl., Königsb. 1842) und „Gensurflüchtlinge“ (2. Aufl., Zür. u. Winterth. 1843), beide anonym erschienen, Ausdruck. Die jugendliche Frische, mit welcher der Modeton des polit. Liebes behandelt war, erwarb dem jungen Dichter rasch einen glänzenden Namen innerhalb der Partei. Ein

studantisches Charivari mit polit. Färbung führte für ihn das consilium abeundi herbei, ein Jahr später seine Verweisung von der Universität Breslau. Nach längerem Aufenthalt bei dem ihm befreundeten Grafen Reichenbach, während dessen er sein Drama «Robespierre» vollendete, wurde ihm die Fortsetzung seiner Studien in Berlin gestattet; 1846 promovierte er in Königsberg als Doktor der Rechte. Sein Plan, sich zu habilitieren, scheiterte an der Forderung des Ministers Eichhorn, daß er binnen Jahresfrist Beweise veränderter Gesinnung beibringen sollte. Seitdem widmete sich G. gänzlich der Litteratur und Kunst, nebenbei in der königsberger städtischen Ressource polit. Vorträge haltend. Der dortige Theaterdirektor Woltersdorff übertrug ihm die dramaturgische Leitung seiner Bühne. In dieser Stellung schrieb er die mehrfach mit Beifall gegebenen Dramen «Die Blinde von Alcala» und «Lord Byron»; auf Baisons Veranlassung dramatisierte er aus der hamburgischen Geschichte «Hieronymus Snitger». Von seinen Dramen «Die Marcellaise» und «Ferdinand von Schill» wurde das letztere nach günstiger Aufnahme im Spätherbst 1850 von der Polizei in Berlin und Breslau von der Bühne verbannt. Andere dramatische Arbeiten G.s aus dieser Zeit sind «Die Kose vom Kautasus» und «Lambertine von Méricourt». Letztere, seine bedeutendste Schöpfung aus jener Epoche, und «Schill» erschienen gedruckt (Hamb. 1860 u. 1861), ebenso G.s «Gebichte» (Hamb. 1849).

Mit «Die Göttin» (Hamb. 1852; 2. Aufl., Bresl. 1876), einer poetisch kraftvollen und farbenreichen Episode aus der ersten franz. Revolution, schloß G. seine erste, mehr oder weniger von der Tendenz durchdrungene Sturm- und Drangperiode ab. Den Weg einer objektiven Darstellungsmethode, zum Teil mit anerkannten Vorzügen epischen Stils, betrat G. in «Carlo Jeno» (Berl. 1863; 3. Aufl., Bresl. 1876). Diesen beiden Werken gebührt einer der hervorragenden Plätze unter den epischen Dichtungen der neuern deutschen Litteratur. G. nahm 1863 wiederum seinen Wohnsitz in Breslau, wo er seinen Studien und Arbeiten lebte. Letztere erstreckten sich auch auf Litteraturgeschichte und Poetik. Seine «Deutsche Nationallitteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrh.» (2 Bde., Bresl. 1863; 5. Aufl., 4 Bde., 1881) ergriff, namentlich gegenüber der einseitigen Auffassung Julian Schmidts, Partei zu Gunsten der jüngern Produktion und eines «modernern», in Form und Geist den Ideen des Jahrhundert's huldigenden litterarischen Prinzips, dessen ästhetische Berechtigung er nach allen Seiten in seiner «Poetik» (Bresl. 1868; 5. Aufl. 1882) durchzuführen suchte. In seinen «Neuen Gedichten» (Bresl. 1868), denen man große Formvollendung nachrühmen muß, ist der Versuch bemerksenswert, die antiken Odenstrophen zu reimen. Gleichzeitig dichtete er mehrere Lustspiele und Trauerspiele, von denen einzelne über die meisten deutschen Bühnen gingen, andere nur in engeren Kreisen Kritik und Publikum beschäftigten. Am meisten Glück machte das Lustspiel «Pitt und Fog», welches, 1864 in das Repertoire der wiener Hofburg aufgenommen, zu den Lieblingsstücken der Wiener gehört. «Mazeppa» kam 1858 unter anderm am dresdener Hoftheater zur Aufführung. Von den Lustspielen sind noch zu erwähnen: «Die Diplomaten», «Die Welt des Schwindels», «Der Vermittler», «Der Vater auf

Randigungs», «Der Spion von Rheinsberg»; von den Trauerspielen: «Der Nabob», «König Karl XII.», «Katharina Howard», «Sergog Bernhard von Weimar», «Arabella Stuart», «Amy Robsart»; ein patriotisches Schauspiel ist das Drama «Auf roter Erde». Vgl. die Sammlung seiner «Dramatischen Werke» (12 Bdn., Lpz. 1865–80; 2. Aufl. 1884).

G. verließ 1862 Breslau, um die Redaction der «Norddeutschen Zeitung» in Posen zu übernehmen, trat aber noch in demselben Jahre von dieser zurück. Nachdem er 1863 eine Reise nach Italien gemacht, die er in lebendigen Skizzen beschrieb («Reisebuch nach Italien», Bresl. 1864), folgte er 1864 einem Rufe der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig zur Übernahme der Redaction der «Blätter für litterarische Unterhaltung» und der «Neue unsere Zeit». Als eine weitere Frucht dieser journalistischen Thätigkeit können die «Porträts und Studien» (6 Bde.; Bd. 1, 2, 5 u. 6: «Litterarische Charakterköpfe»; Bd. 3 u. 4: «Paris unter dem zweiten Kaiserreich», Lpz. 1870–76) betrachtet werden, welche dem Verfasser einen Platz unter unsern ersten Essayisten einräumen. Als Sprüher eröffnete G. 1870 mit seinem in der «Kölnischen Zeitung» abgedruckten Kriegslieb den Iyrischen Feldzug gegen Frankreich; er hat durch seine Kriegslieber, die fast in alle größern Sammlungen übergegangen sind, seinen Ruf als schwunghaft-feueriger und formbeherrschender Dichter bewahrt. Seine frühern «erzählenden Dichtungen» erschienen in einer Volksausgabe, welche «Carlo Jeno», «Die Göttin» und den farbenreichen Lotusblumentanz «Maja» (Bresl. 1864; 2. Aufl. 1877) enthält. Eine satirisch-humoristische Dichtung ist «König Pharaos». Neuerdings hat sich G. auch dem Roman zugewendet; sein erster geschichtlicher Roman: «Im Banne des Schwarzen Adlers» (3. Aufl., 3 Bde., Bresl. 1876), wurde von der Kritik sehr günstig aufgenommen. Dasselbe gilt auch von den spätern Romanen «Weste Wälder» (3 Bde., Bresl. 1877), «Das goldene Kalb» (3 Bde., Bresl. 1880), «Die Erbschaft des Blutes» (3 Bde., Bresl. 1882), «Das Fräulein von Saint-Amaranthe» (3 Bde., Berl. 1881) und «Die Papierprinzessin» (3 Bde., Bresl. 1883). Im J. 1864 wurde er vom Großherzog von Weimar zum Hofrat, 1875 zum Geh. Hofrat ernannt, 1877 von dem Deutschen Kaiser in den erblichen Adelsstand erhoben. G. ist ein reichbegabtes dichterisches Talent voll frischer Kraft und lebendiger Phantasie, Gedankenreichtum und vielfältiger Bildung. Seiner litterarhifistor. und kritischen Thätigkeit verdankt die jüngere Litteratur manche fruchtbare Anregung. Vgl. Silberstein, Rudolf G. Studie zur Litteratur der Gegenwart» (Lpz. 1868).

Gottschck (Joh. Christoph), ein um die deutsche Litteratur und Sprache hochverdienter Gelehrter, geb. 2. Febr. 1700 zu Zübitzen bei Königsberg in Preußen, erhielt durch seinen Vater, einen Prediger, den ersten Unterricht und bezog bereits 1714 die Universität zu Königsberg, wo er das theol. Studium, für welches er bestimmt war, sehr bald mit dem der Philosophie, der schönen Wissenschaften und Sprachen vertauschte, übrigens auch Gedichte und einige Abhandlungen philos. Inhalts drucken ließ und 1723 Magister wurde. Um dem Militärdienste in Preußen zu entgehen, flüchtete er 1724 nach Leipzig, wo der berühmte Gelehrte J. W. Nende ihm die Erziehung seines Sohnes anvertraute. Im J. 1725 begann er Vorlesungen über die schönen Wissenschaften zu halten, in denen er

den damaligen, durch den Hohensteinschen Schwulst verderbten Geschmack bekämpfte und dafür die Alten und deren vermeintliche Nachfolger, die Franzosen, als Muster empfahl. Die damals sehr einflußreiche Poetische Gesellschaft zu Leipzig, welche ihn 1736 zu ihrem Senior wählte, wurde im folgenden Jahre von ihm in die noch gegenwärtig, wenn auch unter andern Formen bestehende Deutsche Gesellschaft verwandelt; doch sagte er sich später von derselben los und stiftete dafür eine neue, welche er die Gesellschaft der freien Künste nannte. G. wurde 1730 außerord. Professor der Philosophie und Dichtkunst, 1734 ord. Professor der Logik und Metaphysik und starb als Decemvir der Universität und als Senior der philol. Fakultät und des Großen Fürstenkollegiums 12. Dez. 1766.

G. galt und gilt zum Teil noch als Repräsentant aller und jeder Bedanterie; doch hat er große Verdienste um die deutsche Litteratur gehabt. Die Poesie war durch Hofmannswaldau und Lohenstein einerseits und Chr. Weise andererseits und deren Nachfolger bis zum Übermaß von ungesunder Übertreibung und geschmackloser Rohheit gebracht worden; die deutsche Prosa war in einen Wust der unerträglichsten Unarten und Plumpheiten ausgeartet, wogegen ihr Aufpusch von allerlei Phrasen und Worten aus fremden Sprachen, besonders der französischen, nur um so seltsamer abfiel. Aus den Mustern der Alten Geschmacksregeln abzuleiten oder auf die Erzeugnisse der ältern deutschen Litteratur als bedeutsame litterarhistor. Quellen zurückzugehen, fiel kaum jemand mehr ein. Zu einer Radikaltatsur für diese Verhältnisse war niemand geeigneter als ein so vollkommen nüchterner, phantasielofer, aber mit scharfem Verstand und kritischem Bewußtsein ausgestatteter Gelehrter wie G., dessen eigentliches Verdienst darin bestand, wenn auch den Geschmack selbst nicht wesentlich zu veredeln und zu verbessern, doch die hauptsächlichsten Hindernisse hinwegzuräumen, welche sich der Verbreitung eines edlern und feinern Geschmacks in Deutschland entgegenstellten. Man hat öfters behauert, auch wohl lächerlich gemacht, daß G. 1737 in Gemeinschaft mit der von ihm protegirten Schauspielerin Frau Karoline Neuber durch eine förmlich feierliche Handlung den Hanswurst von der Bühne vertrieb. Allein es galt vor allem, die Bühne aus ihrem erbarmenswerten Zustande, in welchem sie nur für die Hefe des Volks genießbar war, dadurch einer bessern Zukunft entgegenzuführen, daß man sie wenigstens von ihrem alten Schmutz säuberte und das Prinzip des Anstandes für sie geltend machte. Mit Glüd bekämpfte er auch das damals wuchernde geschmacklose Opernwesen, gegen welches das höhere recitierende Drama lange Zeit nicht aufkommen konnte. Ebenso erfolgreich zeigte sich der Eifer, womit er neben Thomajus und Wolf, dessen Anhänger G. in Sachen der Philosophie war, für den Gebrauch der deutschen Sprache das Wort führte und für die Ausbildung und Reinhaltung der hochdeutschen Schriftsprache und für ihre Verbreitung im luth. Süddeutschland wirkte. Unterstützt wurde seine Thätigkeit durch die umfassendsten litterarischen Verbindungen, die ihm an fast allen deutschen Universitäten, vielen Höfen u. s. w. unmittelbaren Einfluß verschafften. Zugleich tiefen seine Einseitigkeiten den notwendigen Gegenjaß hervor, indem zuerst die Schweizer Bodmer und Breitinger gegen seine Parteilichkeit für die franz. Regelmäßigkeit

und Korrektheit besonders durch die Empfehlung engl. Dichter, namentlich Milton's, zu Felde zogen. So geschah es freilich, daß bei dem Schwünge, den die deutsche Dichtkunst und Kritik nahmen, der in seiner Einseitigkeit verharrende G. fortwährende Niederlagen erlitt, und daß seine Autorität noch vor seinem Tode fast gänzlich gebrochen war.

Eine gewisse litterarhistor. Bedeutung wird man G.'s Zeitschriften: «Die vernünftigen Tadlerinnen» (2 Bde., 1725 fg.), «Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit» (8 Bde., Lpz. 1732—44), «Neuer Bücher-Jaah der schönen Wissenschaften und freien Künste» (10 Bde., Lpz. 1745—54) und «Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit» (12 Bde., Lpz. 1751—62), nicht absprechen können. Von seinen verschiedenen Sammelwerken ist der «Nötige Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst von 1460 an» (2 Bde., Lpz. 1757—65) noch jetzt unentbehrlich; «Die deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten» (6 Bde., Lpz. 1741—45; neue Aufl. 1746—50) enthält an Übersetzungen und Originalarbeiten das Bedeutendste, was während G.'s litterarischer Diktatur für das deutsche Drama geleistet wurde, und führte mehrere tüchtige Kräfte, z. B. J. E. Schlegel, in die Öffentlichkeit ein. Von wesentlicher Bedeutung und ihrer Zeit nicht geringem Werte waren G.'s verschiedene Lehrbücher: «Versuch einer kritischen Dichtkunst» (Lpz. 1730; 4. Aufl. 1761), «Ausführliche Redekunst» (Lpz. 1728; 5. Aufl. 1759), «Deutsche Sprachkunst» (Lpz. 1748; 6. Aufl. 1776), «Handrillon der schönen Wissenschaften und freien Künste» (Lpz. 1760), welches später durch Sulzers Wert verdrängt wurde. Außerdem gab er «Reden» (Lpz. 1749), «Gedichte» (Lpz. 1736; neue Aufl., 2 Bde., 1751), zahlreiche Übersetzungen, z. B. Bayles «Wörterbuch» (Lpz. 1741—44), und ältere und neuere Werke anderer Verfasser heraus. Am meisten schädete er sich durch seine eigenen poetischen Versuche, unter denen namentlich das Trauerspiel «Der sterbende Sator», welches 10 Auflagen erlebte, als abschredendes Beispiel der wässerigsten und poesielosesten Korrektheit gelten kann. Vgl. Danzel, «G. und seine Zeit» (Lpz. 1848).

Seine erste Gattin, Luise Adelsunde Victoria, geborene Kulmus, geb. zu Danzig 11. April 1713, seit 1729 mit G. in Briefwechsel, verheiratet seit 1735, gest. zu Leipzig 26. Juni 1762, stand ihm in seinen litterarisch-kritischen Bestrebungen wesentlich bei und war überhaupt eine durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Frau. Ihre kleinern Gebichte wurden nach ihrem Tode 1763 von ihrem Manne mit einer Widmung an die Kaiserin Katharina und einer Lebensbeschreibung der Verstorbenen herausgegeben. Ihre Bearbeitungen aus fremden Sprachen, ihre Trauerspiele, hierunter «Panthea», und ihre Lustspiele, worunter sich «Die Hausfranzösin» durch gefälligen Dialog bemerkbar macht, haben weniger Wert, als ihre von ihrer Freundin, Frau von Kunzel, herausgegebenen «Briefe» (3 Bde., Dresd. 1771—72). Sie trug viel dazu bei, die G.'sche Geschmacksrichtung auch in der Frauenwelt auszubreiten.

Gottschée, ein Landsirich von 705 qkm im österr. Herzogtum Krain, seit 1623 eine Grafschaft, ging 1641 an die Grafen von Auersperg über, denen Kaiser Leopold I. auch die gleichnamige Stadt schenkte; durch Johann Weithard von Auersperg,

der 1668 in den Reichsfürstentum erhoben wurde, zum Adelsstand gemacht, wurde es 1791 vom Kaiser Leopold II. zum Herzogtum erhoben und zugleich dem regierenden Fürsten von Kärnten Titel und Rang eines Herzogs von O. erteilt. Die Mehrzahl der Bevölkerung der O. bilden die Gottscheer, ein deutscher Stamm von 25000 Seelen. Ihre Herkunft ließ sich bisher nicht mit Sicherheit feststellen, so wenig wie die Zeit der ersten Besiedelung ihres Landes, erstmals erscheint der Name O. in einer Urkunde von 1363, kurz vorher wurden in der Umgegend durch Graf Otto von Ortenburg, der in Ortenburg bei Reims residirte, 300 Familien aus Franken und Thüringen angesiedelt, welche Karl IV. zur Beiratung eines Aufrufes Landes verweisen hatte. Die Nachkommen dieser Deutschen haben sich auf ihrem hochflachen, obwohl sie ringum von Slawen eingeschlossen sind, bis auf die neueste Zeit herab ziemlich unermittelt erhalten und ihren Dialekt, der im allgemeinen den Charakter der bayer. österr. Oberlehmanndialekt mit einem starken Anstrich von Schwaben zeigt, bewahrt. Sie vertriehen große Holzwaren, treiben namentlich Hausherhandel mit Süßfrüchten und wandern oft jahrelang in der Fremde herum, ehe sie wieder in ihre Heimat zurückkehren. In neuester Zeit hat der Hausherhandel größtenteils aufgehört, weshalb sich die Gottscheer dem Handel mit Speck selbstgemahlter Schweine und der Verfertigung feinerer Holzwaren zuwenden.

Hauptort ist die Stadt Gottschee, in der O. liegt, mit einer Bevölkerung von 10000. Bischof von Kärnten, der 1880) 1332, als die polit. Behörden der O. und hat ein f. f. O. für Holzindustrie und ein

Gottweil, berühmte, in der O. verkehrte, umher der drei Städte Martern, Stein und Kerm, nahe dem rechten Ufer der Donau auf einer weithin sichtbaren Berghöhe gelegen, wurde 1072 von Bischof Altmann von Passau gestiftet und 1083 als in allen Teilen vollendet feierlich eingeweiht. Das Stift kam sehr bald zu so bedeutendem Ansehen, daß es das Stift zum Ringenden Stämme hieß. Dasselbe stand früher unter dem Bischof von Passau, gehört aber jetzt zur Diözese von St. Pölten. Wie im Mittelalter wegen der literarischen Thätigkeit der Mönche, so ist es noch gegenwärtig wegen seiner bedeutenden Bibliothek und seiner an mittelalterlichen Urkunden reichen Archiv in großem Rufe. Nachdem es 1718 abgebrannt, wurde es im folgenden Jahre wieder aufgebaut. Berühmt ist das von Gottfried von Pessel, eigentlich aber von Franz Jos. von Hahn bearbeitete »Chronicon Gottweiano« (Pam. 1732), durch welches zuerst eine lichtvollere Bearbeitung der Geographie Deutschlands mit Berücksichtigung der territorialen Veränderungen angebahnt wurde. Das vom göttweider Benediktiner Carlin bearbeitete Saalbuch der Stifter (in den Schriften der kaiserl. Akademie) ist eine Fundgrube für die ältere Geschichte des Landes.

Goetz (Herm.), Komponist, geb. 17. Dez. 1840 zu Königsberg, erhielt den ersten Musikunterricht bei Louis Adler und besuchte 1860–63 das Sternsche Konservatorium in Berlin. Hierauf wurde er Organist in Münsterth, siedelte 1867 nach Aisch über und zog sich 1870 nach Göttingen bei Jülich

zuzieh, wo er 4. Dez. 1876 starb. **G.'s** Oper »Der Widerwärtige Jähmung« ging seit ihrer ersten Aufführung zu Mannheim 1874 über alle größeren deutschen Bühnen, eine Oper »Francesca von Rimini« hinterließ er unvollendet. Außerdem schrieb G. eine Symphonie (f. d. d.), eine Ouvertüre, Klavier- und Orchesterstücke.

Goß (Joh. Nikol.), deutscher Dichter, geb. 9. Juli 1781 zu Worms, studierte seit 1799 Theologie zu Halle, wo ihn gleiche Neigung mit U. und W. befreundete. Seit 1792 Hauslehrer bei dem Freiherrn von Kaldreuter, Kommandanten von Guden, wurde er 1794 durch die vermittelte Ernennung von Strahlenheim als Schloßprediger nach Zorbach in Thüringen berufen. Zugleich haberte er in franz. Diensten stehenden Anteil der Guden, lebte er abwechselnd in Saarlouis, Metz und Straßburg und begleierte sodann keine Jünger 1796 auf die Akademie nach Runkel. 1797 wurde er Feldprediger bei dem Regiment Royal Allemand, 1798 Moritz zu Zornbach im Zweibrückischen, 1799 Oberpfarrer und Inspektor in Merxheim und 1791 Moritz und Konfessionalscholar in Wittenburg. Dasselbst verblieb er auch, nachdem Wittenburg 1796 an Baden-Durlach übergegangen, als Superintendent der evang. luth. Kirchen und Schulen des Oberamtes Kirchberg und der Ämter Wittenburg und Spremberg (seit 1796), bis er 4. Nov. 1791 daselbst starb.

Am besten gelang G. das scherzhaft und empfindungsvolle Lied, doch lieferte er auch mehrere gute Oden, Elegien, Epiken, poetische Erzählungen und Singspiele. Die Hauptvorzüge seiner lyrischen Arbeiten, denen es freilich an Tiefe fehlt, bestehen in harter Empfindung und Sinnigkeit, in Melodie des Verses und Reinheit und Korrektheit der Sprache. Mit Ausnahme der früheren Gedichte, welche er teils im Anhang zu seiner mit U. Hilfe gearbeiteten Uebersetzung des Anakreon (Frankf. 1796, 2. vermehrte und verbesserte Aufl., Karlsruhe 1799), teils in einer anonym herausgegebenen Sammlung (»Gedichte eines Wormsers«, o. O. 1752) veröffentlicht hat, sind seine Dichtungen des seinem Leben nur zerstreut in verschiedenen Zeitschriften, Anthologien u. dgl., und zwar sämtlich anonym erschienen. Sein gelamter dichterischer Nachlaß wurde G. Willen gemäß seinem Freunde Hamler übergeben, der ihn als »Vermischte Gedichte von G. (3 Bde., Mannh. 1786) in einer Auswahl herausgab, wobei sich jedoch Hamler manche Veränderungen erlaubte. Bgl. J. H. Voh. »Über G. und Hamler. Kritische Briefe« (Mannh. 1809). Außer der metrischen Uebersetzung Anakreons und der Sappho sind von G. auch prosaische Uebersetzungen von Orestes »Vom Ver.« (1752, unter dem Titel »Papiere«) und Montaigne »Temple zu Gaidos« (1750) anonym erschienen.

Goß von Verlichtungen, f. Verlichtungen.

Goß, f. Gedenken.

Goetze (Wolter Otto von), Historiker und Dichter, geb. zu Neud. 17 (28) Okt. 1709, studierte 1810–12 in Dorpat die Rechte, wurde sodann einen großen Teil Aufhlands, verwaltete 1817–21 als Sekundarschaf die prot. Abteilung im Departement des Kultus in Petersburg und war 1822 Delegierter des Departements bei der Organisation des evang. luth. Generallandshistoriums. Im J. 1826 wurde er Mitglied des gelehrten Komitees des Finanzministeriums. Er überlegte »Serbische

Vollkslieder (Petersb. 1827) und im Jahre darauf russ. Volkslieder ins Deutsche unter dem Titel »Stimmen des russ. Volks« (Stuttg. 1828), welche seinen Namen bekannter machten als seine eigenen Gedichte, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen. Wertvoll sind auch seine hist. Werke: »Albert Suerbeer, Erzbischof von Preußen, Livland und Estland« (Petersb. 1864), »Zwölf Urkunden zur ältesten litau. Geschichte von 1225 bis 1237« (Riga 1855) und »Fürst Alexander Galizin und seine Zeit« (Lpz. 1882). G. starb als Dirigent der Reichsschulden-Eiligungskommission in Petersburg 20. Dez. 1880 (1. Jan. 1881).

Göhen (Jans, Graf von), kais. General im Dreißigjährigen Kriege, geb. im Lüneburgischen 1599, nahm 1615 böhm., dann als Oberlieutenant 1625 kais. Dienste und wurde von Wallenstein zum Obersten und zum Statthalter von Mähren ernannt, vermochte dasselbe jedoch 1630 nicht gegen die Schweden zu halten. G. fiel 1631 in die Niederlausitz ein, plünderte Guben, brandschatzte Ludaun, brannte Lubben nieder, zog bis in die Nähe von Dresden und wich dann vor den Sachsen unter Arnim nach Böhmen zurück. Der Kaiser erhob ihn 1633 in den Freiherrenstand und 1635, nachdem er bei Nordlingen mit dem rechten Flügel den Sieg entschieden, in den Grafenstand. Im J. 1634 fiel er in Hesse ein, vereinigte sich nach der Schlacht bei Wittstock mit Haxfeld, mußte aber vor Banér zurückweichen; 1636 wurde ihm das Kommando der bisher von dem Grafen Gronsfeld geführten Armee übertragen, mit der er den Landgrafen Wilhelm von Hessen aus Westfalen vertrieb; 1637 entsetzte er Leipzig und schloß, mit Haxfeld vereinigt, den General Banér bei Torgau ein, den er, nachdem derselbe durchgebrochen, bis nach Pommern verfolgte. Unglücklich war er 1638 gegen den Herzog Bernhard von Weimar, der Breslau belagerte; denn seine Armee wurde vernichtet und G. deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, jedoch 1641 freigesprochen. Nachdem er 1643 wieder an die Spitze der kais. Truppen in Schlessien getreten war, säuberte er das Land von den Schweden und focht 1644 gegen den Fürsten Rakoci in Ungarn und Siebenbürgen. Als Lortsen von Böhmen einbrach, wurde G. dahin berufen, fiel aber 24. Febr. 1645 in der Schlacht bei Jankau. Er war der Stammvater einer in Böhmen und Schlessien reich begüterten Familie.

Göhenberger (Jalob), Historienmaler, geb. zu Heidelberg 1800, trat 1820 in Düsseldorf in die Schule des Cornelius. Eine zwischen 1828 und 1832 fallende ital. Reise vollendete G.s Schulung, worauf er Cornelius' Stil und Richtung selbständig in Deutschland repräsentierte. So betheiligte er sich mit mehreren andern Schülern desselben an der monumentalen Ausschmückung der Aula in Bonn und vollendete eine Reihe Wandbilder in der Kaiserin Kapelle in Rheinfelden, nachdem er zum Direktor der Galerie in Mannheim ernannt worden war. Auch die Fresken der Trinkhalle zu Baden-Baden entstanden 1844 nach seinen Entwürfen. Eines Fehltrittes wegen gezwungen, seine amtliche Stellung aufzugeben, verließ er Deutschland und setzte seine Thätigkeit in England mit großem Eifer fort. Indessen erreichten diese spätern Leistungen keine Zugendarbeiten nicht, mit denen er Cornelius nicht nur gleichsam, sondern ihn, besonders im Staffeleibilde, sogar bedeutend überragte. In Lon-

don ist sein Werk z. B. der Freskenschnitt von Northumberland-House und eine Halle in Bridgewater-House. Während der letzten Jahre seines Lebens befand er sich in der Schweiz; er starb in Darmstadt 6. Okt. 1866.

Göhendienst heißt in der religiösen Sprache im allgemeinen die Verehrung eines falschen Gottes oder Abgottes (Abgötterei). Nach strengem Sprachgebrauche aber versteht man unter Göhen oder Idolen nur die als belebt vorgestellten Götterbilder aus Holz, Stein oder Metall, unter G. oder Idololatrie die diesen Bildern gewidmete göttliche Verehrung. Der G. ist geschichtlich aus der Verehrung von Naturobjekten, die man als belebt und mit geheimnisvoller Macht ausgestattet dachte und zum Zeichen der Ehrerbietung bemalte oder mit Flittern behängte, hervorgegangen. Dem gegenüber bezeichnet es schon eine höhere Stufe, wenn das Naturobjekt nur als der Leib erscheint, in welchem der Gott eingekörpert ist, und noch eine höhere, wenn erstere als die Behausung des Gottes gedacht wird. Beide Vorstellungen finden sich auch im G. Das Bild ist nicht unmittelbar der Gott selbst, sondern sein Leib oder seine Wohnstätte, in welche er wohl durch feierliche Beschwörungen hineingebannt wird. Die Götterbilder der Heiden, deren Verehrung in den heiligen Schriften der Juden als G. bekämpft wird, waren biblische Darstellungen personifizierter Naturkräfte und Himmelsmächte, der Sonne, des Mondes und der Sterne, deren Tiergestalten nur symbolische Bedeutung hatten. Auch die griech. Götterbilder galten den Juden als Göhen, obwohl zu der Zeit, als die Juden mit den Griechen in Berührung kamen, der Götterglaube der letztern längst über die bloße Belebung von Naturobjekten hinausgewachsen war und unter idealen menschlichen Gestalten die himmlischen Vorbilder des menschlichen Kulturlebens nach seinen verschiedensten Beziehungen hin verehrte. Die alttestamentlichen Propheten erklären in ihrer Polemik gegen die Heidengötter diese Götter unmittelbar selbst für tote Gebilde von Menschenhand, ihre Verehrung also für G., obwohl ihnen die heidnische Unterscheidung der Götter und der Göhenbilder nicht unbekannt ist. Sie wollen aber durch jene Identifizierung aussprechen, daß die Heidengötter, abgesehen von ihren Bildern überhaupt nichts Wirkliches sind.

Göhis, Marktflecken im vorarlbergischen Bezirk Feldkirch, liegt in anmutiger fruchtbarer Umgebung am Saume des Bregenzerwaldes und der Rheinebene, 431 m über dem Meere, 11 km nördlich von Feldkirch zwischen dem Gähnerberg und dem Rummerberg (664 m) an der Linie Bregenz-Bludenz der Vorarlberger Bahn, zählt (1880) 2701 meist kath. E. und besitzt eine neue zweitürmige Kirche in roman. Stil und zwei Burgruinen, von denen die eine, Neu-Montfort, südlich von G. an der sog. Klause, dem Eingang des Walgaues, sich erhebt, die andere, Neuburg, 1 1/2 km südwestlich vom Orte auf einem vereinzelt aus der Rheinebene aufsteigenden Hügel liegt.

Gogtomski (Joh. Ernst), namhafter berliner Kaufmann, durch seine patriotische Gesinnung hochverdient, geb. zu Königs im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder 21. Nov. 1710, kam 1724 als Lehrling in eine berliner Materialhandlung und trat 1730 in das von seinem Bruder in Berlin eröffnete Galanteriewarengeschäft ein. Hier wurde

G. mit Friedrich d. Gr. bekannt, welcher ihn 1740 bald nach seinem Regierungsantritt nach Charlottenburg berief und ihm auftrug, geschickte Künstler und Handwerker ins Land zu ziehen, um die heimatische Industrie zu heben. G. versorgte bald halb Deutschland mit seinen in Berlin gefertigten Schmuckwaren, bestimmte 1743 den Hoflieferanten Blume, eine Samtfabrik nach gemieser Art zu errichten, beiratete dessen Tochter und erwarb 1744, als Blume starb, diese Fabrik, welche er durch Heranziehung geschickter Arbeiter erweiterte. Im J. 1753 übernahm G. eine auf des Königs Veranlassung errichtete Seidenfabrik; im folgenden Jahre gewannen bereits 1500 Personen in seinen beiden Werkstätten ihren Unterhalt. Nach der Schlacht bei Munsersdorf 1759 reiste G. im Auftrage des berliner Magistrats zum Könige unter großer persönlicher Gefahr nach Reitwen bei Lebus und brachte dessen Verhaltungsbefehle nach Berlin. Als im folgenden Jahre am 3. Okt. ein russ. Korps unter General Graf Lotleben vor Berlin erschien, die Stadt beschossen und deren Thore bestürmt wurden, sorgte G. für die Verpflegung der preuß. Besatzung und des vom Herzog von Württemberg in Gilmärschen herangeführten Hilskorps, und bestimmte 8. Okt., nachdem auch ein österr. Korps vor Berlin eingetroffen war und die preuß. Truppen abgezogen waren, den Magistrat, nur mit den Russen über die Kapitulation zu verhandeln. Es gelang ihm, den Grafen Lotleben zu bewegen, die beanspruchte, für damalige Verhältnisse unerschwingliche Kontribution von 4 Mill. auf 1½ Mill. Thlr. herabzusetzen und die vom Feinde besetzte Stadt vor Plünderung zu bewahren. G. brachte für die Zahlung der Kontribution große Opfer und geriet durch viele für andere übernommene Bürgschaften in völligen Vermögensverfall, sodaß er 1766 bankrott wurde. Er starb zu Berlin 9. Aug. 1776, nachdem er seine Lebensbeschreibung in franz. und deutscher Sprache: „Mémoires d'un négociant patriote“ („Geschichte eines patriotischen Kaufmanns“, Berl. 1768, neu abgedruckt im 7. Hefte der Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin, 1873), veröffentlicht hatte.

Gouachemalerei heißt diejenige Art Malerei, bei welcher man die Farben, mit destilliertem oder filtriertem Regenwasser und Gummi vermischt, als Deckfarben aufträgt, sodaß man den Grund des Papiers völlig mit der Farbe zudeckt und die Lichter aufhört. Zu diesem Behufe werden die meisten Farben mit der schweren bedeckenden weißen Farbe vermischt. Man übt diese Malerei in Miniatur, auf Elfenbein und Pergament und auf Papier zu Bildnissen, landschaftlichen Darstellungen, auch zu Blumen, bei welchen man sich jedoch häufiger der Halb-gouache bedient, indem man den Grund des Papiers, sei er weiß oder mit einem Ton gefärbt, etwas hervorsehen läßt (auspart) und zur Umgebung benutzt. Vgl. „Die Miniaturmalerei nebst Bemerkungen über G. von Manfion, Schüler Flabey“ (deutsch von Heibemann).

Gouda (spr. Gauda), holländ. auch Ter Gouwe (d. h. an der Gouwe), Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, 20 km im Nordosten von Rotterdam, an der durch Schifffahrt und Handel belebten holländ. Yssel und Gouwe, Station der Linien Utrecht-Rotterdam und G.'s Gravenhage der Niederländischen Rheinbahn, zählt 18480 E., die Handel mit Getreide, Butter und Käse sowie mit

Feingarn treiben und Toppwarenfabrikation, dergleichen Geneverbrennerei unterhalten. Die einst berühmten Thonpfeifenfabriken, welche das Material aus Ramur und der Gegend von Koblenz beziehen, sind bedeutend in Abnahme gekommen. Dagegen gibt es in G. und in der Nähe, namentlich bei dem Dorfe Moorbrecht, noch sehr bedeutende Ziegelbrennereien, für deren „Klinkers“ das Material der Schlamm im Bette der Yssel liefert. Die Stadt hat den größten Marktplatz in Holland. Ihr berühmtestes Gebäude ist die reform. ober St. Janskerke (Groota Kerk), 1485 gegründet, 1552 neu erbaut, ausgezeichnet durch ihre Größe, prächtige Bauart, herrliche Orgel, ihr Glodenspiel und ihre Glasmalereien von wunderbarer Farbenpracht, welche von verschiedenen Künstlern, besonders unter Philipp II. und Margareta von Österreich seit 1555–77 von den Brüdern Dirl und Wouter Crabeth, ausgeführt wurden. Die Kirche enthält die Stadtbibliothek mit vielen kostbaren und seltenen Werken. Besonders bemerkenswert sind außerdem noch das schöne 1449 erbaute Rathhaus mit got. Fassade auf dem Marktplatz, das städtische Museum mit hauptsächlich städtischen Alterthümern, das 1862 verlassene Korrekthaus für Weiber, das städtische Progymnasium, die großen Kasernen, das St. Katharinahospital, der Schauspiel- und Konzertsaal, das Butterhaus mit der städtischen Zeichenschule und dem Kantonalgericht. Dem hier geborenen Begründer des holländ. Handelsverkehrs mit Ostindien Cornelis de Houtman und seinem Bruder Frederik de Houtman (Ende des 16. Jahrh.) ist 1880 ein Denkmal errichtet worden, Brongestandbild von Strade.

Goudhang (Michael), franz. Staatsmann, geb. 1797 in Paris als Sohn eines jüd. Kaufmanns, dessen Geschäft er nach dem Tode desselben leitete. Er wurde 1826 in die Deputiertenkammer gewählt, wo er zur Opposition gehörte. Nach der Julirevolution wurde er Mitglied des Generalrats der Seine, später Kriegszahlmeister in Straßburg, aber schon 1834 abgesetzt. Im Febr. 1848 übernahm er das Finanzministerium, legte es aber sehr bald wegen Differenzen mit Louis Blanc nieder. Auch 28. Juni bis 25. Okt. 1848 und Dez. 1848–51 war er Finanzminister. Er starb 27. Dez. 1862.

Goudimel (Claude), ausgezeichnete Tonsetzer des 16. Jahrh., geb. 1500 zu Baifon bei Avignon. Von seiner Jugend- und Bildungsgeschichte weiß man nichts. Jedemfalls aber hat er außer der musikalischen auch eine sehr tüchtige wissenschaftliche Schule gehabt, wie seine in gutem Latein geschriebenen und an seinen Freund Paulus Reliquus gerichteten Briefe beweisen, die dieser in den „Schediasmatum Reliquiae“ hat abdrucken lassen. In seinen ersten Mannesjahren war er in Rom, wo er kurz vor 1540 eine Musikschule errichtet hatte, in welcher unter andern der später so berühmte Palestrina seinen Unterricht genoss. Man findet ihn 1555 in Paris, mit Nicolas Du Chemin zum Vortrieb einer Notendruckeri associiert. Später ging er vom kath. zum reform. Religionsbekenntnis über und hielt sich in Lyon auf, wo er in der Bartholomäusnacht 1572 mit den übrigen Calvinisten getötet und sein Leichnam in den Rhône geworfen wurde. Gedruckt sind von G. Messen, Motetten, geistliche und weltliche mehrstimmige Lieder. Unter den letztern befinden sich auch die in Musik gesetzten Oben des Horaz (Par. 1855). Ferner komponierte

er in Motettenform die Psalmen Davids (Bar. 1562) und die häufig mit diesem Werke verwechselten vierstimmigen und viel einfacher gehaltenen Psalmen in der Übersetzung von Marot und Beza (1565). Aus diesen sind auch mehrere Melodien, die noch jetzt in den prot. Kirchen gesungen werden, z. B. der Choral «Herr Gott, dich loben wir».

Goudouli (Pierre de), s. Goudolin.

Gough (Hugh, Viscount), brit. Feldmarschall, Sohn von George G. auf Woodstown in der Grafschaft Limerick, wurde 8. Nov. 1779 geboren, trat 1794 in die Armee ein, diente 1795 bei der Eroberung des Kap der Guten Hoffnung, dann in Westindien bei dem Angriff auf Puerto-Rico, in Sta. Lucia und bei der Einnahme von Surinam und befehligte 1809 in Spanien das 87. Regiment in den Schlachten von Talavera, Barossa, Vittoria und Rivelle, sowie bei den Belagerungen von Cadix und Larifa. Im J. 1830 zum Generalmajor befördert, erhielt er 1841 das Kommando über die Landtruppen in China, wo er 25. Mai das chines. Heer westlich von Kanton schlug und den Gouverneur von Kanton zum Abschluß einer Kapitulation nötigte. Hierauf nahm er 26. Aug. Amoy, besetzte 30. Sept. die Insel Ichusan, 7. Okt. Ichinghai und 13. Okt. Ningpo. Zum Generalleutnant befördert, schlug G. 15. März 1842 die Chinesen unter Pihling bei Tschih, bemächtigte sich am 18. der Stadt Tschapu, forcierte den Eingang des Yang-tse-kiang, besetzte 19. Juni Shanghai und erstürmte 21. Juli das von den Tataren hartnäckig verteidigte Tschin-kiang-fu. Seinen Angriff auf Kanton 9. Aug. verbinde die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstand, dem 29. Aug. der Friede mit China folgte. G. wurde im Dez. 1842 zum Baronet erhoben und mit dem Oberkommando in Indien betraut. Hier überwand er 29. Dez. 1843 bei Maharadschpur die Mahratten, schlug 18. Dez. 1845 die Sihs in der blutigen Schlacht von Wudhi, erstürmte 21. Dez. das Lager bei Ferozeshah und brachte endlich dem Feinde 10. Febr. 1846 bei Soobraon eine vollständige Niederlage bei. Am 22. Febr. zog er in Lahore ein. G. erhielt den Dank des Parlaments und wurde 7. April 1846 unter dem Titel Lord G. von Tschin-kiang-fu in China und Maharadschpur und dem Titel in Ostindien zum Peer erhoben. Als im Herbst 1848 die Sihs abermals in das brit. Gebiet einfielen, lieferte G. ihnen 13. Jan. 1849 die blutige Schlacht von Chillianwallah, in der die Engländer zwar das Schlachtfeld behaupteten, aber so geschwächt wurden, daß sie den Feind nicht verfolgen konnten. Die Anordnungen G.s erregten in England heftigen Tadel, und die Direktion der Ostindischen Kompagnie beschloß, ihm das Kommando zu nehmen und es dem General Napier zu übertragen. Allein schon 21. Febr. hatte G. die Sihs bei Gujerate wieder angegriffen und sie nach hartnäckiger Gegenwehr fast aufgerieben. Von allen Seiten umzingelt, legte der Rest ihres Heers 11. März die Waffen nieder. Die Folge dieser Siege war die Einverleibung des Pendschab in das brit.-ostind. Reich. G. ward 4. Juni 1849 zum Viscount G. von Gujerate und der Stadt Limerick erhoben. G. lehrte nach Europa zurück, trat in das Oberhaus ein, in dem er der Partei der Whigs angehörte, erhielt 9. Nov. 1862 den Feldmarschallsrang und starb 8. März 1869 zu London.

Goutin (Alexandre), franz. Finanzmann, geb. 26. Jan. 1792 zu Tours, war Bankier und Mit-

glied des pariser Handelsrats und wurde 1831 im Depart. Indre-Loire in die Kammer gewählt. Hier stimmte er zuerst für die Regierung, dann mit dem linken Centrum. Im Ministerium Thiers vom 1. März 1840 übernahm er das Portefeuille des Handels. Als solcher war er für die Umwandlung der Renten thätig, trat aber schon im Okt. 1840 mit allen seinen Kollegen ab. Im J. 1848 wurde er Mitglied der Nationalversammlung, wo er sich zum Centrum hielt; im Mai wurde er Präsident der Finanzabteilung der Nationalversammlung, im Aug. 1851 Mitglied der Permanenzkommission. G. wurde 1852 und 1857 abermals in die Gesetzgebende Versammlung gewählt und 1867 zum Senator ernannt. Er starb zu Tours 17. Mai 1872.

Sein Sohn **Eugène**, geb. 18. Sept. 1818 zu St.-Symphorien bei Tours, war während des Kriegs 1870–71 Maire von Tours und ist seit 1875 Senator. Er gehörte dem linken Centrum an.

Goussier (Jean), franz. Bildhauer, von dem man nur weiß, daß er 1555–62 zu Paris am Louvre beschäftigt war. Seine künstlerische Ausbildung verdankte er Italien; sein Stil hat mit dem florentinischen die meiste Verwandtschaft. Aber durchaus kein slavischer Nachahmer, wußte G. durch geistreiche Verbindung des florentin. Renaissancestils mit nationaler Auffassung einen ihm eigentümlich angehörenden zu schaffen. Seine Figuren sind von großer Anmut, die sie auch durch die bei ihm, wie bei allen Franzosen und Italienern seiner Zeit, sich findenden überschulanten Verhältnisse, nicht verlieren. Obwohl er sich in den Gewändern am meisten vom antiken Stil entfernt und diese oft auf eine für Malerei mehr als für Bildhauerei geeignete Art angeordnet sind, so weiß er sie doch zierlich anzulegen; der Faltenwurf ist glänzend und paßt gut zu den Umrissen der Figuren. Geschicklichkeit der Technik, Feinheit der Behandlung, zumal des flachen Reliefs, Zartheit der Vollenbung sind Vorzüge, die G. in hohem Grade besaß. Sein Meisterwerk ist im Louvre, im Saal der Hundert Schweizer. Die vier Karyatiden, die hier die Musikantentribüne tragen, sind ein treffliches Muster monumentaler Skulptur. Die Marmorstatue der ruhenden Diana, ursprünglich zu einem Brunnen im Schloß Anet gehörend, steht im Louvre, hat in der Stellung etwas Gezwungenes. (S. Tafel: Bildhauerei VI, Fig. 2.) In dem feinen Kopfe dieser Statue mit schlafenden Augen von halbgeschlossenen, erotischem Ausdruck glaubte man früher ohne Grund das Porträt der Diana von Poitiers, der Geliebten Heinrichs II., zu erkennen. Ganz vorzüglich bewährt sich der Meister an den Reliefs der Fontaine des Innocents, von denen drei in das Museum des Louvre versetzt sind. Die Seengymphen und die auf Delphinen reitenden Liebesgötter erinnern an die zierlichsten Figuren der Farnesina. Die Sage, daß G. am Morgen der Bartholomäusnacht 1572 erschossen worden, als er im Louvre auf seinem Gerüst arbeitete, ist unverbürgt. Vgl. «Oeuvre de Jean G.», im Umriss gestochen von Reveil und mit erklärendem Text (90 Platten, Par. 1844).

Goulard (Marc Thomas Eugène de), franz. Minister, geb. 1808 zu Versailles, war Advokat, als er 1847 in die franz. Kammer gewählt wurde. Er trat 1849 in die Legislative, wurde aber beim Staatsstreich 1851 verhaftet. Während des zweiten Kaiserreichs hielt er sich von der Politik fern. Er wurde 1871 in die Nationalversammlung

gewählt, wo er sich dem rechten Centrum anschloß, und nahm an den Friedensverhandlungen teil. Im Jahr 1872 wurde G. Handels-, im April 1873 Finanzminister. Am 7. Dez. 1872 zum Minister des Innern ernannt, nahm er 17. Mai 1873 seine Entlassung. Er starb 4. Juli 1874 in Paris.

Goulardisches Wasser (Aqua plumbi Goulard.) (unter Aqua und Bismawasser.)

Goulard, eine auf Speierstein häufige, aber kritische Schreibweise für Gulsch (s. d.)

Gould (Benjamin Aethorpe), amer. Astronom, geb. 27. Sept. 1824 in Boston, ging, nachdem er Harvard-College absolviert hatte, 1844 nach Chile, wo er unter Genl. Rüdiger und 1848 promovierte und dann nach Altona, wo er eine Zeit lang Assistent von Schumacher und Verfeinbar war. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er zuerst bei der Vereinigten Staaten Küstenvermessung angestellt und mit der Bestimmung der Längengrade beauftragt, deren telegraphische Methoden er wesentlich verbesserte. Von 1856 bis 1859 war er Direktor des Dudley-Observatoriums in Altona. Im J. 1859 erhielt er den Auftrag, die nationale Sternwarte der Argentinischen Republik in Cordoba einzurichten, und begann 1870 seine Arbeit mit vier amer. Assistenten Rod, Thome, Davis und Hathaway, deren Resultate in der epochenmachenden »Argentinischen Uranometrie« vorliegen. Seine Hauptschriften sind »Report of the discovery of the planet Neptune« (Washington 1850), »Discussions of observations made by the United States astronomical expedition to Chili, to determine the solar parallax« (Washington 1856) und »Uranometria Argentina« (Buenos-Ayres 1879). Von 1849 bis 1861 gab G. »The Astronomical Journal« heraus.

Gould (Jos.), nordamerik. Finanzmann, geb. zu Nordbury im Staate Newport als Sohn eines unbemittelten Farmers, wandte sich seit 1859 dem Aktienhandeln zu und erwarb sich durch glückliche Spekulationen bald ein großes Vermögen. Die Dinge, die Gould, bei denen G. maßgebenden Einfluß hatte, waren 1861 auf 11 714 engl. Meilen (30 745 km²) ausgedehnt. Seit Greeleys Tod ist G. auch Präsident der »New York Tribune«.

Gould (John), engl. Ornitholog, geb. 16. Sept. 1804 in Dorchester, erhielt zunächst eine kl. Ausbildung am Königl. Garten zu Windsor und st. d. 1827 als Präparator bei der Zoologischen Gesellschaft in London. Aus den Bergen des Himalaya gelangte 1830 eine Vogelsammlung in seinen Besitz. Es war die erste größere Sammlung dieser Art, die nach England kam, und G. beschrieb dieselbe in »A century of birds from the Himalaya mountains« (1832), einem Prachtwerk, zu welchem seine Frau die Illustrationen lieferte und wodurch er seinen Ruf als Ornitholog begründete. Hiernach folgte ein zweites Prachtwerk, »The birds of Europe« (5 Bde., Lond. 1832–37). Von 1838 bis 1839 machte G. wissenschaftliche Reisen in Australien, deren Resultate er in »The mammals of Australia« (Lond. 1845) und in dem achtbändigen Prachtwerk »The birds of Australia« (Lond. 1844–63), welches Beschreibungen und Abbildungen von mehr als 600 Species enthält, niedersetzte. Außerdem erschienen von ihm »Handbook to the birds of Australia« (2 Bde., 1865), »The birds of Great Britain« (5 Bde., Lond. 1862–73), »The birds of New-Guinea and the adjacent Pa-

puan islands« (1876) und »Monograph of the Pittidae« (1880). G. starb 7. Febr. 1881 in London.

Gould (Sabine Baring), englischer philol.-theol. Schriftsteller, geb. 28. Jan. 1834 in New Treborough in Devonshire, kam ab von John Baring, dem Gründer des berühmten Handelshauses Baring Brothers, und erbt sein Großvater, William Baring (Kette Sir Charles Baring), nahm den Namen G. an, als er die Güter der seit dem 14. Jahrh. in Devonshire ansässigen Familie seiner Mutter erbte. Sabine Baring G. studierte in Cambridge, wo er 1855 den Grad eines Bachelors, 1857 den eines Masters of Arts erlangte. Als Schriftsteller trat er zuerst auf mit dem Werke »Iceland, its people and songs« (1863), der Frucht einer 1862 nach jener Insel gemachten Reise. Im J. 1865 als Prediger ordiniert und 1867 als Warner in Dalton in Yorkshire angestellt, veranfaßte er 1872 diese Worte mit der von G. Verf. von Goldschmidt, in der er noch gegenwärtig thätig ist. In demselben Jahre erbte er nach dem Tode seines Vaters die Güter seiner Familie in Devonshire. Ob erschienen von ihm »Postmodernist preacher« (1865), »The book of weisdom« (1865), »Myths of the middle ages« (1867, neue Ausg. 1881), »Curiosities of olden times« (1868), »The origin and development of religious belief« (1870, neue Ausg. 1882), »In exilum Israel an historical novel« (2 Bde., 1880), »Legends of the Old Testament characters« (2 Bde., 1871), »Village conferences on the cross« (1873), »Yorkshire oddities and strange events« (1874), »The lost and hostile gospel« (1874). Außerdem veröffentlichte er einen Band Gedichte unter dem Titel »The silver store« (1869), ferner »Village sermons« (1876), »Sermons to children« (1879), »Village preaching for saints days« (1881), »The vicar of Morvenstone« (1876), die Biographie eines exzentrischen engl. Geistlichen, und »Germany, present and past« (2 Bde., 1879, 2 Aufl. 1880), welches letztere Werk ein mit vieler Sachkenntnis gezeichnetes Bild deutscher Zustände entwirft.

Gounod (Charles François), einer der hervorragendsten franz. Komponisten neuerer Zeit, geb. zu Paris 17. Juni 1818, erhielt seine Ausbildung in der Komposition auf dem Konservatorium seiner Vaterstadt, vornehmlich durch Balguy, Reicha, Valt und Reuere. Der große Kompositionspreis wurde ihm 1839 zuerkannt, vermöge dessen er als Stipendiat der Regierung nach Rom ging. Hier beschäftigte er sich eifrig mit dem Studium der älteren und neueren Musik, und seine Vorliebe für diesen Zweig der Kunst ließ ihn sogar in ein Priesterseminar treten. Nachdem er 1843 wieder nach Paris zurückgekehrt, wurde er Musikdirektor an der Kirche der Mission des étrangers, bekleidete diese Stelle sechs Jahre lang, erwarb sich während dieser Zeit durch kirchliche Kompositionen, namentlich durch eine »Messe solenne« (1851), einen geachteten Namen. Seine Oper »Happho« wurde 1851 in der Großen Oper aufgeführt, hatte aber keinen bedeutenden Erfolg. Den ersten wahrhaft großen und nachhaltigen Bühnenerfolg erlangte er 1859 mit »Faust«, der in der That auch als sein Hauptwerk betrachtet werden muß und auch in Deutschland vielfach gesungen hat, trotz der Proteste gegen das Textbuch als eine Verunglimpfung des Gortschischen »Faust«. Von G. 8 Opern seit 1860 hat zu nennen: »La colombe« (für Baden-Baden komponiert), »Philémon et Baucis« (heute 1860), »La reine de Saba« (1861),

«Mireille» (1864), «Roméo et Juliette» (1867, nach «Faust» sein erfolgreichstes musikalisches Werk, auch in Deutschland an verschiedenen Orten gegeben). Der Krieg trieb G. 1870 nach London; die dort entworfene Oper «Polyeucte» (nach Corneilles gleichnamigem Stück) kam 1878 nur in Paris ohne nachhaltigen Erfolg auf die Bühne; etwas besser wurde dort 1881 «Le tribut de Zamora» aufgenommen. In London, wo er bis 1875 verweilte, brachte er 1871 auch seine patriotische Trauercantate «Gallia» zur Aufführung, und seit dieser Zeit grübelte der Künstler, der seine besten musikalischen Anregungen hauptsächlich Deutschland verdankt, sich immer mehr in den pariser Deutschthum hinein. Sein Oratorium «Rédemption» («Erlösung»), welches, für die londoner Verlegerfirma Novello geschrieben, zuerst 1882 in England und später auch in Deutschland aufgeführt wurde, vermochte nicht durchzugreifen, obwohl G. es ausdrückte als «das Werk seines Lebens» bezeichnet hat. Der Mangel eines großen einheitlichen Stils macht sich bei dieser «Erlösung» besonders fühlbar. In Liedern und sonstigen kleineren Stücken hat G. sich mit entschiedenem Glück versucht, da er die Formen derselben meisterhaft beherrscht und die oft mangelnde Tiefe des Ausdrucks durch Eleganz der Färbung verdeckt.

Gour, f. Gaur.

Gourcuff (Graf von), aus einer alten Adelsfamilie der Bretagne stammend, geb. 11. Nov. 1780, gest. 19. Mai 1866 in Paris, erwarb sich durch seine fast 50jährige Leitung der Compagnie des assurances générales große Verdienste um das Versicherungswesen in Frankreich.

Gourdon, Stadt im franz. Depart. Lot, Hauptort eines Arrondissements, 47 km im NW. von Cahors, um einen hohen Hügel gelegen, auf welchem ehemals ein festes Schloß stand, in 258 m Höhe, oberhalb des Bleuthals, welcher Fluß mittels des Léon zur Dordogne fließt. G. zählt (1876) 2688 (Gemeinde 5098) E., besitzt zwei got. Kirchen und hat Vereitung von Trüffelpasteten. Ein Boulevard trennt an Stelle der alten Wälle die Oberstadt von der besser gebauten untern.

Gourgand (François Rose), Schauspieler, f. unter Vestriz.

Gourgand (Gaspard, Baron), franz. Artilleriegeneral, geb. 14. Sept. 1788 zu Versailles, trat 1802 als Unterlieutenant in die Artillerie, nahm an den Feldzügen von 1805, 1806 und 1807 teil, wurde bei Austerlitz verwundet und bald nach der Schlacht bei Friedland zum Kapitän befördert. Dann zeichnete er sich 1808 vor Saragossa und im Französisch-Osterreichischen Kriege von 1809 aus und wurde 1811 nach Danzig gesendet, um den Zustand dieses Platzes und seine Stärke für den Fall eines Kriegs mit Rußland zu untersuchen. Infolge seines Berichts nahm ihn der Kaiser unter seine Ordnonanzoffiziere. G., nun beständig in der Umgebung Napoleons, begleitete denselben auch auf dem Feldzuge nach Rußland, wo er bei Smolensk verwundet wurde, der Schlacht an der Moskwa beiwohnte und in Moskau selbst der erste war, der in den Kreml einbrach, dort 6000 Str. Pulver entdeckte und dadurch die Sprengung dieses Riesenhauses vereitelte. Dieser Dienst wurde mit dem Barontitel belohnt. Als erster Ordnonanzoffizier blieb er bei Napoleon während der Feldzüge 1813 und 1814. Ein Bericht G.s über die Verteidigungs-

fähigkeit Dresdens bestimmte den Kaiser Napoleon, aus Schlessien dorthin zu marschieren, und nach der Schlacht bei Leipzig verzögerte G. die Zerstörung der Unstruthrücke bei Freiburg bis zum andern Morgen und rettete dadurch die franz. Nachhut (Dubinot) vor der Gefangenschaft. Im J. 1814 rettete er im Nachtgefecht bei Brienne dem Kaiser das Leben. Zum Obersten befördert, wurde G. Anfang März mit zwei Bataillonen der alten Garde und drei Eskadrons entsendet und nahm Rheims, was jedoch wegen der Niederlage von Laon ohne Folgen blieb.

Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Chef des Generalstabes der Artillerie der 1. Militärdivision. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba übernahm er wieder seinen Posten bei diesem, wurde nach der Schlacht bei Wigny zum Generaladjutanten ernannt, kämpfte bei Waterloo und begleitete den Kaiser sodann nach Rochefort, von wo er dessen Brief dem Prinz-Regenten nach England bringen sollte, aber nicht landen durfte. Zuletzt, als Napoleon die Offiziere, die ihn nach St. Helena begleiten durften, auf drei Personen beschränken mußte, war G. einer von diesen. Er lebte mehrere Jahre auf St. Helena, bis ihn Mißverhältnisse mit Montholon bewogen, Longwood zu verlassen. G. zog sich nach England zurück und veröffentlichte einen «Récit de la campagne de 1815» (Par. 1818), welche ihm Wellingtons Gegnerschaft zuzog; er wurde aus England nach Curhaven gebracht. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich 1821 gab er mit dem General Montholon die «Mémoires de Napoléon à Ste.-Hélène» (8 Bde., Par. 1823) heraus. Außerdem schrieb er ein «Examen critique» der «Histoire de la grande armée» des Generals Ségur (2 Bde., Stuttg. 1828; deutsch, 2 Bde., Quedlinb. 1827—28), welche Schrift ein Duell zwischen den beiden Generalen veranlaßte. Nach der Julirevolution 1830 trat er wieder in aktiven Dienst, wurde zum Kommandanten der Artillerie von Paris und Vincennes und 1832 zum Adjutanten des Königs, 1835 zum Generallieutenant befördert; 1840 begleitete er den Prinzen Joinville nach St. Helena und geleitete Napoleons Leiche nach Frankreich. Infolge der Revolution 1848 aus der Liste der disponibeln Generale gestrichen, wurde er nach den Juni-Ereignissen von der 1. Legion der pariser Nationalgarde zum Obersten und 1849 als Abgeordneter in die legislative Versammlung gewählt. Nachdem ihm der Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 alle seine Funktionen geraubt, starb er zu Paris 25. Juli 1852.

Gourmand, Gourmandise, f. Gastronomie. [sonders Weinkenner.

Gourmet (frz.), raffinierter Feinschmecker, be-

Gournay (Jacques Claude de), franz. Verwaltungspolitiker, geb. 1712 zu St.-Malo als Sohn eines reichen Kaufmanns, selbst für den Handelsstand bestimmt und durch Reisen in Spanien, England und Holland vielseitig ausgebildet, wurde 1749 zum Handelsintendanten ernannt und wirkte in dieser Stellung eifrig im Sinne des damals den herrschenden Anschauungen noch durchaus entgegengesetzten Prinzips der Handelsfreiheit. Er nahm das «Laissez faire, laissez passer» als Wahlspruch, wenn auch diese Formel schon früher gelegentlich ausgesprochen sein soll. Mit Quesnay (f. d.) und den übrigen namhaften Physiokraten war er befreundet, und allem Anschein nach ist es seinem Einflusse zuzuschreiben, daß diese Schule die

absolute Handelsfreiheit in ihr Programm aufnahm. Er wies die Anschauungen derselben über die Bedeutung des Ackerbaues und die Grundsteuer als *impôt unique*, nicht aber ihre Ansicht über die sog. Sterilität von Gewerbe und Handel. Als Schriftsteller ist er nicht aufgetreten, sondern seine Einwirkung auf die Wissenschaft war nur das Ergebnis seines persönlichen Verkehrs mit den noch als eine Art von Seite betrachteten „Oekonomisten“ und seiner praktischen Thätigkeit zur Förderung der wirtschaftlichen Interessen des Landes. Er starb 1759, nachdem er schon vorher seine Stelle aufgeben hatte.

Gournay-en-Bray, Elbe im franz. Depart. Seine-et-Marne, Arrondissement Nemours, 46 km im N. von Paris, liegt an der Seine. Die Bevölkerung im J. 1871 betrug 10.000. Die Gemeinde ist der Provinz Champagne zugehörig. Der Ort ist seit 1821 (1821) eine der berühmtesten Wein- und Kellereien der Gegend. Der Ort ist seit 1821 eine der berühmtesten Wein- und Kellereien der Gegend. Der Ort ist seit 1821 eine der berühmtesten Wein- und Kellereien der Gegend.

Gouras, Dorf in der schott. Grafschaft Renfrew, 5 km im NW. von Greenock, am südl. Ufer des Clyde-Ästuars, zählt 2440 E., meist Fischer und Walfischfänger.

Gout (frz.), Geschmack, goutieren, kosten, schmecken, Geschmack an etwas haben, es gustieren, billigen, Gouter (Goutis), Geruchstest; auch Imbiss, porzellan. Bräuterei und Mittagstisch.

Goutte (frz.), Tropfen, auch Gicht, Zipperlein; G.-d.-G., tropfenweise; Goutte d'or (Goldtropfen), Name eines weißen Burgunderweins.

Gouvernante (frz.), Erzieherin, welche in einer Familie den ihr anvertrauten Kindern zugleich Unterricht (namentlich in den neueren Sprachen und Musik) erteilt. Die G. muß einen hohen Bildungsgrad besitzen als die Dame (f. d.).

Gouvernement (frz.), Regierung, Regierungs-gewalt (S. auch unter Gouverneur.)

Gouverneur (frz.) heißt der oberste Militär-befehlshaber einer Haupt- und Residenzstadt oder einer Festung ersten Ranges. Derselbe hat einen Gouvernementsstab, bestehend aus einem Adjutanten, Platzmajor (bei Festungen Artillerie- und Ingenieur-offizier vom Platz), Sanitätskommandant, Stadtdoktor und anderem Personal. Der Wirkungskreis eines G. umfaßt die allgemeinen Verwaltung, die Wache, den Wachdienst, die Aufrechterhaltung der Ordnung, Verteidigung von Unruhen und bei Festungen die Verteidigung im Kriege. G. ist auch der Titel des Statthalters einer Provinz oder einer Kolonie, welche danach oft Gouverneur heißt, wie früher in Frankreich und noch jetzt in Rußland (S. Gouverneur). In den Einzelstaaten der nord-amerik. Union heißt G. (Governor) der höchste Staatsbeamte, dem verfassungsmäßig die vollstehende Gewalt übertragen ist. Die G. werden überall durch die qualifizierten Wähler des Volks ernannt, mit Ausnahme von Südkarolina, wo bisher die beiden Häuser der Volksvertretung den G. wählten. In einer großen Anzahl Staaten gibt es auch einen Vicegouverneur (Lieutenant Go-

vernor), der gewöhnlich ex officio den Vorsitz im Senat führt. — Die militärischen Organe der Provinz und in gleichem Sinne die nächsten Anführer der Jäger in einigen Militärergänzungs-anstalten werden ebenfalls G. genannt.

Gouverneur (frz.), vermalien, registern, lenken. (S. unter Len.)

Goussier (Louis), Marquis de Saint-Cyr, f. Goussier (Eduw. Théodore), franz. Komponist, geb. 21. Juli 1822 zu Clissonville bei Saumur, studierte seit 1840 in Paris, wandte sich aber schon 1843 nach Berlin und bildete sich besonders nach Rindelschneiders Mustern. Seine früheren Kompositionen gehörten meistens der instrumentalen Kammermusik an, später schrieb er „Requiem“, „Stabat mater“, die Kantate „Golgotha“ und andere größere Chorwerke, dieselben wurden fast sämtlich in Deutschland verlegt. Seiner Abkom-mung und Bildung entsprechend, veranlagte G., der in Paris als Privatmann lebt, bei seinen Kompositionen französische und deutsche Texte, unter Vorwiegern der ersten.

Governatore (ital.), Gouverneur.

Governo (ital., frz. Gouverner), Regierung, Verwaltung, im Handelswesen eine Mitteilung, wonach man sich zu richten hat, per (gratis) governo, zu (geldlicher) Nachachtung.

Governor, f. unter Gouverneur.

Governor's Island, eine Insel, den Vereinigten Staaten gehörende Insel im Hafen von New-York am Eingange in den Ost-Fluss. Sie liegt kaum 600 m entfernt von der Battery, dem südlichen Endpunkt der Stadt New-York, und ist von Brooklyn durch den Dunters-Mall-Strait getrennt. G. hat etwa 1,5 km im Umfang und zählt den Fort-Castle William, Fort Columbus und South Battery, von denen das letzte genannte die Einfahrt in den Dunters-Mall-Strait beherrscht.

Govi (Gubio), hervorragender ital. Naturforscher und Schriftsteller, geb. 1835 in Mantua, widmete sich dem Studium der Naturwissenschaften und der Literatur, wurde Professor der Physik zuerst in Florenz, dann an der Universität zu Turin, von wo er nach Neapel versetzt wurde. Seine außerordentlich zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten sind meistens in ital. und franz. Zeitschriften erschienen. Selbständig sind unter anderem veröffentlicht worden: „Della scienza della società“ (Tur. 1857), „Della fisica e del modo di studiare e d'insegnare nei tempi passati e ai di nostri“ (Tur. 1862), „Metodo per determinare la lunghezza del pendolo“ (Tur. 1866), „Galileo Galilei“ (Tur. 1864), „Della proprietà intellettuale“ (Rim. 1867), „Volta e il telegrafo elettrico“ (Tur. 1868), „Romagnolo e Palestra-magnifico“ (Tur. 1869), „di Santo Ofizio, Copernico e Galileo“ (Tur. 1872), „Leonardo letterato e scienziato. Studio sul genio e sullo scapito di Leonardo da Vinci“ (Mail. 1873), „Teoria dell'elettroscopo“ (Rom. 1873).

Govi und **Govina**, f. unter Trifana.

Govenz (Gustave), ital. General, geb. zu Vola d'Arce in Viterbo 19. Nov. 1825, besuchte die Militärschule zu Turin und trat aus dieser 1846 als Lieutenant in den sard. Generalstab an. Den Feldzug gegen Österreich machte G. 1848 unter Cambrano mit, dessen Vertrauen er in hohem Maße erwarb. Im folgenden Jahre nahm G. an dem Feldzug in Schleswig-Holstein im Hauptquartier des preuss. Generals von Wrangel teil, ebenso 1853

und 1854 am Orientkriege im Hauptquartier Omer, Paschas, später des Marichalls Saint-Arnaud. Als 1855 General Lamarmora ein sardin. Hilfskorps nach der Krim führte, wurde G. als zweiter Stabschef diesem zugeteilt und blieb auch im ital. Feldzuge 1859 an dessen Seite, übernahm danach ein Militärkommando in den neuernannten Provinzen und zeichnete sich auch hierbei durch Festigkeit und Umsicht aus. Schon 1863 wurde G., nach nur 18jähriger Dienstzeit, zum General befördert und 1866 als Unterhändler nach Berlin gesendet, wo er 8. April das preuß.-ital. Bündnis abschloß; seine damaligen polit. Berichte hat Lamarmora 1873 in dem Werke «Un po più de luce» veröffentlicht. Als dann im Juni der Krieg gegen Österreich und dessen Verbündete ausbrach, übernahm G. den Befehl über die 9. Division, welche er in der Schlacht von Custoza mit Auszeichnung führte. Nach dem Friedensschlusse trat G. an die Spitze des Generalstabes, 1867 in die Deputiertenkammer. Im Dez. 1869 übernahm G. die Leitung des Kriegsministeriums und ließ bedeutende Ersparnisse im Bereiche der Kriegsverwaltung eintreten, welche die Schlagfertigkeit des ital. Heers stark beeinträchtigten. Als dann plötzlich der Deutsch-Französische Krieg ausbrach, warf General Cialdini G. vor, Italien durch seine auf Erzielung von Ersparnissen gerichteten Maßnahmen wehrlos gemacht zu haben. G. machte in der Verweisung hierüber einen Selbstmordversuch, fand jedoch nicht den Tod; doch blieb sein Geist fortan unmnachtet. Er starb 25. Jan. 1872 zu Alba in Piemont.

Gower (John), älterer engl. Dichter, aus einer sehr alten, wahrscheinlich von Allan G., Herrn von Stittenham in Yorkshire zur Zeit der normann. Eroberung, stammenden Familie, war 1325, also noch vor Chaucer (s. d.), geboren. Man hat von ihm ein poetisches Werk in drei Zeilen, welche die Titel «Speculum meditantis», «Vox clamantis» und «Confessio amantis» führen, und wovon nur der letzte in engl. Sprache geschrieben ist; die beiden ersten sind ungedruckt, der dritte wurde zum ersten mal gedruckt von Caxton 1493; eine neue Ausgabe mit einer Lebensbeschreibung G.'s und einem Glossar besorgte Reinhold Pauli (3 Bde., Lond. 1867). Sein Gegenstand ist die Liebe, in metaphysischer und rhetorischer Weise dargestellt, und obwohl an dichterischem Wert nicht mit den «Canterbury tales» zu vergleichen, findet man darin doch öftere Spuren lebhaften Gefühls und richtigen Urteils. Chaucer nennt ihn den «moralischen Gower» und Shakespeare läßt ihn seinen «Pericles» als Chorus einführen. Er starb 1408, nachdem er einige Jahre zuvor erblindet war. — Derselben Familie gehören noch an: Sir John G., Bannenträger des Prinzen Edward in der Schlacht von Tewkesbury 4. Mai 1471. Er wurde mit seinem Herrn gefangen genommen und von den Siegern hingerichtet. Ein Nachkomme desselben, Sir Thomas G. von Stittenham, erhielt 1620 von Jakob I. die Würde eines Baronets.

Desen Enkel, Sir William G., erbte die ansehnlichen Güter seines Oheims, Sir Richard Levesson auf Trentham, und nannte sich nach ihm Levesson-G. Er heiratete Lady Jane Granville, Tochter des Grafen von Bath und eine der Erbinnen dieser reichen Familie, worauf sein Sohn John 1703 zum Baron G. von Stittenham erhoben wurde. Lord G. starb im Sept. 1709, von seiner Gattin, Tochter des Herzogs von Rutland, einen Sohn John hin-

terlassend, welcher eine Tochter des Herzogs von Kingston zur Frau hatte, 1742 zum Großfidelebewahrer, 1746 zum Viscount Trentham und Grafen G. ernannt ward und 25. Dez. 1764 starb. — Sein ältester Sohn, Granville, geb. 1721, ward 1747 Parlamentsmitglied für Westminster, nachher Großfidelebewahrer, Oberkammerherr, Präsident des Geh. Rats und spielte eine bedeutende Rolle in den Parteikämpfen jener Zeit. Er erhielt 1786 den Titel eines Marquis von Stafford und starb 26. Okt. 1803. Durch seine Heirat mit der Schwester des Herzogs von Bridgewater, die ihm seinen Nachfolger, George Granville (s. Sutherland), gebar, erwarb die Familie G. später einen Teil der großen Besitzungen dieses Hauses. Aus seiner zweiten Ehe mit einer Tochter des Grafen von Galloway entsprang der nachherige Graf Granville (s. d.).

Gowindgarh, die Festung von Amritsar (s. d.).

Goya (Francisco), ausgezeichnete span. Maler und Kupferstecher, geb. 31. März 1746 zu Fuendetodos in Aragonien, wurde nach der Künstleranekdote auf das Zureden eines Königs, der ihn zufällig mit einer Koble einen Esel an die Wand zeichnen sah, einem Maler zur Ausbildung übergeben, ging sodann auf Reisen, studierte eine Zeit lang in Rom und kehrte nach Spanien zurück, wo er in Madrid schnell Glück machte. Er wurde Günstling Karls IV., der ihn 1789 zum Kammermaler und 1799 zum ersten Hofmaler ernannte, führte einen glänzenden Haushalt und besaß in der Nähe von Madrid ein köstliches Landhaus, wo er Feste gab und sein Atelier hatte. G. malte viel, Kirchenbilder, Allegorien, Porträts, Genrestücke, vor allem aber hat G. sich als Kupferstecher ausgezeichnet. Seine Behandlung hat Ähnlichkeit mit der Rembrandtschen und besteht in der Verbindung von Aquatinta- und Ätzmaler, wobei manchmal noch der Grabstich nachhilft. Vorherrschend ist in seinen Kompositionen ein allgemeines Dunkel, woraus scharf einfallende Schlaglichter die Figuren hervorspringen lassen. Sein bedeutendstes Werk sind die «Phantasiestücke» (Caprichos), eine Folge von 80 allegorisch-satirischen Radierungen aus den J. 1793–96. Außerdem sind bemerkenswert: die «Stiergefächte» (Tauromagias), 33 Blätter; die «Kriegsleiden» (Desastros de la guerra), 80 Blätter, Bilder des Jammers, der nach der Abdankung Karls IV. und Ferdinands über Spanien hereinbrach; die «Sprichwörter» (Proverbios), 18 Blätter. G. starb zu Bordeaux 16. März 1828. Die Kalligraphie des madrider Museums besitzt den größten Teil seiner Kupferplatten und macht davon für den Kunsthandel neue Abdrücke. Vgl. Priarte, «G., sa biographie, les fresques, les eaux-fortes et catalogue de l'oeuvre» (Par. 1867).

Goyaz, eine der innern Provinzen Brasiliens, im N. an Grão Pará, im O. an Maranhão, Bahia und Minas Geraes, im S. an letzteres und Matto Grosso, im W. an Matto Grosso und Grão Pará grenzend, hat ein Areal von 747311 qkm, zählt aber (1882) nur 191711 E., darunter 6711 Sklaven. Zu beiden Seiten ihres großen Hauptflusses Tocantins (s. d.) ausgebreitet und westwärts bis zu dessen Nebenfluß Araguay oder Rio Grande, der die Westgrenze bildet, ostwärts bis zur Wasserscheide zwischen dem Tocantinsgebiet einerseits und dem des San-Francisco, Paranahyba und Maranhão andererseits, im S. aber bis zum Rio Paranahyba ausgedehnt, wird die Provinz teils an der Ostgrenze,

teils an ihrem südl. Teile von höhern Bergketten berührt und durchzogen, dort von der Serra das Mangabeiras, Serra do Duro, Serra da Tabatinga, Serra do Baranan, hier von der Serra Capapó, Serra Divisões de Rio Claro, Serra de Sentinela, Serra Dourada, Serra dos Pyreneos und andern. Im ganzen aber gehört G. dem Tafellande Brasiliens, den Chapados, an, das meist mit Gras und Buschwerk, den sog. Catingas und Carasquenos, bedeckt ist. Die Bergflähen oder Campos bieten ganz vortreffliche Weideplätze dar, daher auch Viehzucht, besonders Schafzucht, einen Hauptnahrungszweig abgibt. Der Fischreichtum der Ströme ist außerordentlich groß. Schöne Wälder sind vorhanden, aber nicht gleichmäßig über das ganze Land verteilt, am ausgedehntesten im Westen. Die Bodenkultur liegt sehr daneben, wenn auch nicht in dem Maße, wie in den noch westlicheren Gebieten. In den sehr zahlreichen Thälern, aber auch in andern Landesteilen ist der Boden fruchtbar und dann die Plantage- und übrige Feldarbeit reichlich lohnend. Ungeheure Strecken des Landes sind völlig menschenleere Wästen. Die meisten Ansiedler finden sich an den Ufern des Tocantins, und unter ihnen bilden die Baqueiros oder Viehhüter die höchste Schicht der Gesellschaft, die in dem vom Küstenverkehr abgeschlossenen, landwirtschaftlich und industriell vernachlässigten Lande ohne Straßen, Kanäle, bedeutendere Städte u. s. w. geistig außerordentlich niedrig steht. Erst jetzt versucht man, durch Dampfschiffahrt auf dem Araguay (s. d.) den Verkehr der Provinz zu heben. Bis 1748 ein Distrikt der Provinz São Paulo, ist G. berühmt, aber eben deshalb landwirtschaftlich vernachlässigt worden durch seine freilich größtenteils erschöpften Goldminen und durch die Diamanten, die hauptsächlich in den aus den Itacolumitgebirgen strömenden Flüssen vorkommen. Den Namen hat das Land von einem jetzt erloschenen Indianerstamm, den Guayages. Die Zahl der noch vorhandenen Indianer beträgt kaum 20 000.

Die Hauptstadt Goyaz, früher Villa Boa genannt und erst 1739 an Stelle des Dorfes St. Anna erbaut, nördlich von der Serra Dourada, am goldführenden Araguayfluß Vermelho, unweit vom südlichsten Quellfluß des Tocantins gelegen, ist Sitz der Regierung, eines Appellationstribunals, eines Bischofs und einer Fakultät der Theologie. Der Ort ist eine der freundlichsten Städte Brasiliens, mit hübschen Kirchen, großen Plätzen, gutgebauten einstöckigen Häusern und 8000 E. Nur 15 km im WSW. von G., am Araguayfluß Rio Claro, liegt der Ort Claro, ein Hauptfundort von Gold und Diamanten.

Goyen (Jan van), holländ. Landschaftsmaler, geb. 13. Jan. 1596 zu Leiden, gest. im Haag 1656, lernte die Malerei bei verschiedenen Meistern, zuletzt bei J. J. van der Velde zu Harlem. Er malte Landschaften und Ansichten von Holland, hauptsächlich die Ufer der Flüsse und Kanäle mit vielen Figuren und Rähnen, in der Ferne ein Städtchen oder Dorf, mit großer Wahrheit und Leichtigkeit. Seine ziemlich verbreiteten Werke sind ungleich ausgeführt, aber immer geistreich behandelt. Zuweilen verfällt er in einen bläulichen Ton, welcher dem Bilde etwas Manieriertes verleiht. G. ist einer der Hauptmeister der eigentlichen holländ. Landschaftsmalerei.

Gozan, ein Teil von Mesopotamien, ist eine der Legenden, wohin, nach der Bibel, die 10 Stämme

Israel von den assyr. Königen verpflanzt wurden. In den Keilschriften kommt sie ebenfalls unter dem Namen Guzana oder Gilzan, vor, und noch Ptolemäus erwähnt den Landstrich Gauzanitis. Bei Strabo und Plutarch erscheint der Name unter der aramäisierenden Form Mygdonia, als dessen Hauptstadt die Stadt Nisibis (s. d.), die unter dem Seleuciden Antiochia in Mygdonien genannt wurde. Das Land G. ist vom Chabur, dem Chaboras der Griechen, durchflossen. In den ältesten Zeiten eristete auch die Stadt G., die in den Keilschriften neben der Stadt Nisibin erwähnt wird; doch scheint dieselbe später durch letztere verbunkelt worden zu sein.

Goetze (Joh. Melchior), ein unter dem Namen »Zionswächter« zu seiner Zeit bekannter luth. Theolog, zugleich auch Bibliograph, geb. zu Halberstadt 16. Okt. 1717, studierte zu Jena und Halle, wurde 1741 Prediger zu Aschersleben, 1750 zu Magdeburg und 1755 Hauptpastor an der Ratharinenkirche zu Hamburg, wo er 19. Mai 1786 starb. Seiner Neigung zur Polemik folgend, geriet er in zahlreiche literarische Streitigkeiten mit Vertretern der Aufklärung. Besonders hatten sein Kollege Alberti in Hamburg, Bahrt, Wafedom, A. F. Wäsching, Goethe (wegen »Werthers Leiden«), Lessing und Semler seine Kampfsucht zu empfinden. Er hat viel geschrieben, namentlich Predigten und Streitschriften, die aber größtenteils vergessen sind. Sein »Versuch einer Historie der gedruckten niederländ. Bibeln vom J. 1470 bis 1621« (Halle 1775) und andere bibliogr. Arbeiten haben indes auch heute noch ihren Wert. Am berühmtesten ist er durch seinen Streit mit Lessing geworden, den er wegen der Herausgabe der »Fragmente eines Ungenannten« (Hermann Samuel Reimarus) in den »Wolfsbütteler Beiträgen« 1777 angriff. Diese Fragmente waren aus einem Werke Reimarus', »Schuhschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes«, entlehnt. Lessing verteidigte sich dagegen durch seinen berühmten »Anti-Goetze« (1778). Vgl. Röpe, »Johann Melchior G. Eine Rettung« (Hamb. 1860); Wobben, »Lessing und G.« (Lpz. 1862).

Goetze (Joh. August Ephraim), Bruder des vorigen, geb. zu Aschersleben 28. Mai 1731, gest. 27. Juni 1793 als Hofdiakonius der Stiftskirche zu Quedlinburg. Schon über 40 J. alt, wurde er durch zufällige Versuche mit dem Mikroskop veranlaßt, sich den Naturwissenschaften zu widmen, und machte darin solche Fortschritte, daß er bald unter die vorzüglichsten Naturhistoriker Deutschlands damaliger Zeit gezählt wurde. Unter seinen gelehrten Werken ist der »Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer tierischer Körper« (Dessl. 1782; »Nachtrag« dazu, Lpz. 1800) zu erwähnen. Nächstdem veröffentlichte er Volksschriften, wie »Nützliches Allerlei« (6 Bde., Halle 1785—88), »Natur, Menschenleben und Vorlesung« (6 Bde., Halle 1789—92) u. s. w.

Gozlan (Léon), franz. Romanschriftsteller und Theaterdichter, geb. 21. Sept. 1803 zu Marseille, wandte sich, 18 Jahre alt, nach Algier und von da nach dem Senegal, wo er Handel trieb. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt erhielt er eine Lehrerstelle am Gymnasium und ergänzte nun beim Unterrichten anderer seine eigenen mangelhaft gebliebenen Kenntnisse. Im J. 1828 ging er nach Paris, wo er seine ersten schriftstellerischen Arbeiten im Journal »L'Incorruptible« veröffentlichte, von dem

er zum «Figaro» und «Corsaire» überging. Er veröffentlichte an Romanen und Novellen: «Le notaire de Chautilly» (1836), «Les Méandres» (1837), eine Novellensammlung; «Le médecin du Pecq» (1839), ein Charakterroman; «Aristide Froissard» (1843), «Les châteaux de France» (4 Bde., 1844), «Le dragon rouge», «Les nuits du Père Lachaise», «Histoire de 130 femmes», «La comtesse de Brennes», «La famille Lambert» u. s. w. Außer seinen Romanen, Erzählungen und Novellen, die fast alle ins Deutsche übersezt wurden, dichtete er viele Dramen und Vaudevilles: «La main droite et la main gauche» (1842), «Le lion empaillé», «Une tempête dans un verre d'eau», «Un cheveu blond», «Le gâteau des reines», «La famille Lambert» (1848—58). G. schrieb gewandt und geistreich, aber seine Darstellung leidet an zu großem Bilderreichtum. Er starb in Paris 14. Sept. 1866.

Gozzi (Carlo, Graf), ital. Lustspieldichter, geb. 18. Dez. 1720 zu Venedig, machte sich zunächst durch burleske Gedichte bekannt. Die zerrütteten Vermögensumstände seiner Familie führten ihn in seinem 16. Jahre nach Dalmatien, wo er Kriegsdienste bei der Reiterei nahm. Drei Jahre nachher kehrte er wieder nach Venedig zurück. Der allgemeine Beifall, den Chiari's dramatische Nachwerke fanden, reizte ihn zum Kampfe wider diese Geschmacklosigkeit. Bald griff er auch Goldoni (s. d.) an, der an der Verdrängung der alten Commedia dell' arte arbeitete. Einen gewaltigen Aufruhr erregte seine «Tartana degli influssi per l'anno bisestile» (1757), gegen welche Goldoni in einem großen Gedicht in Terzinen auftrat, sich aber nur neuen Spott von seiten G.'s zuzog. Als Sacchi, der treffliche Harlekin Italiens, und seine in der Commedia dell' arte ausgezeichnete Gesellschaft durch Goldoni dem Untergange nahe gebracht waren, machte G. ihre Sache zu der seinigen und schrieb seit 1761 unentgeltlich für sie. Statt aus dem bürgerlichen Leben schöpfte G. den Stoff zu seinen dramatischen Arbeiten aus den Feenmärchen. Unter denselben ist in Deutschland besonders «Turandot, Prinzessin von China» durch Schillers Bearbeitung für die deutsche Bühne bekannt geworden. Alle seine Stücke sind auf den Effekt berechnet, von jeder Anlage, phantastisch und nur skizzenhaft ausgeführt. Sie sagten dem damaligen Geschmack der Italiener zu, konnten sich aber nicht lange halten. Nachdem in der Gesellschaft Sacchi Uneinigkeiten entstanden, infolge deren mehrere Mitglieder sich trennten, trat unter andern 1771 auch eine neue Schauspielerin, Teodora Ricci, in die Gesellschaft, die G. bald dergestalt für sich gewann, daß er, um ihr tragische Rollen, die ihr am meisten zusagten, zu verschaffen, die Richtung, welche er früher angenommen hatte, verließ und franz. und andere Stücke zu übersezen begann. Er selbst veranstaltete eine Gesamtausgabe seiner Werke (10 Bde., Vened. 1772—74), später sind sie öfter gedruckt worden (3 Bde., Berl. 1808—9; vollständigste Ausg., 14 Bde., Vened. 1801—2). Seine Schauspiele wurden von Werthes ins Deutsche übertragen (5 Bde., Bern 1795), seine Märchen von Stedtfuß nachgebildet (Berl. 1805). G. starb 6. April 1806. Über seinen Charakter und seine schriftstellerischen Leistungen geben seine «Memorie inutili della vita di Carlo G.» (3 Bde., Vened. 1797) Aufschlüsse. Vgl. Magrini, «Carlo G. e le fiabe: saggi storici, biografici e critici» (Cremona 1876).

Gozzi (Gasparo, Graf), ital. Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 20. Dez. 1713 zu Venedig, übernahm, nachdem er sich mit der Dichterin Luise Vergalli verheiratet, eine Zeit lang das Theater Sant' Angelo und widmete sich später litterarischen Arbeiten. Einige dramatische Arbeiten, die er veröffentlichte, fanden nur getheilten Beifall, desto mehr Aufsehen erregten seine moralischen und kritischen Abhandlungen und die «Gazzetta Veneta», welche er fast ganz allein schrieb. Bald galt er für einen der ausgezeichnetsten Kritiker und den reinsten und elegantesten Stilisten Italiens. Nachdem er längere Zeit das Amt eines Censors und Aufsehers über die Druckereien in Venedig verwaltet, erhielt er 1774 einen Ruf nach Padua, um dort einen Plan zur Reform der Universität zu entwerfen. In Padua stürzte er sich in einem Fieberanfälle 1778 in den unter seinen Fenstern fließenden Kanal, wurde jedoch gerettet. Nachher lebte er wieder einige Zeit zu Venedig und starb zu Padua 26. Dez. 1786.

Als Kritiker zeichnete sich G. durch Tiefe und Schärfe des Urtheils wie durch Unparteilichkeit und Bescheidenheit aus. Sein «Giudizio degli antichi poeti sopra la moderna censura di Dante etc.» (Vened. 1758) ist in dieser Hinsicht ein wahres Muster. Die berühmtesten seiner übrigen Schriften sind: «Osservatore Veneto periodico» (Vened. 1768; neue Aufl., mit G.'s Lebensbeschreibung von Gherardini, Flor. 1870), «Sermoni», «Il mondo morale», eine Personifizierung der menschlichen Leidenschaften, mit eingeflochtenen Dialogen in Lucianischem Stil; «Lettere famigliari» (Vened. 1755; neue Aufl., 2 Bde., 1808). Auch ahmte er die Boileauschen Satiren in ital. Sprache nach. Unter den Ausgaben seiner «Opere» sind die von Venedig (6 Bde., 1758, 12 Bde., 1794, und 22 Bde., 1812), Padua (16 Bde., 1818—26), Bergamo (20 Bde., 1825—29) und Mailand (2 Bde., 1832) hervorzuheben. Zur Ergänzung dienen: «Alcuni scritti di Gasparo G.» und «Racconti di Gasparo G.» (Vened. 1830). Eine Sammlung seiner Gedichte gab Gargioli (Flor. 1863) heraus.

Gozzo, von den Alten Gaulos genannt, brit. Insel im Mittelländischen Meere, scheint in ältester Zeit mit Malta, wovon es jetzt durch eine 6 km breite Meerenge getrennt ist, zusammengehangen zu haben und allmählich durch Erdr Revolutionen auf die gegenwärtige Größe von 94,5 qkm reduziert worden zu sein. Wie hierdurch und wegen ihrer Produkte, namentlich der auf dem nahen Fungusfelsen wachsenden blutstillenden Schwämme, für den Naturhistoriker, so ist sie wegen ihrer überreste phöniz. Kultur (Cyklopenmauer und Riesenturm, vielleicht ein großer Martertempel) und späterer karthaginienischer und röm. Denkmale für den Alterthumsfreund von hohem Interesse. Nicht weniger beachtenswert erscheint sie aber auch wegen ihrer gegenwärtigen trefflichen Kultur, wodurch sie im Stande ist, mit Comino (1871) 17891 E., ausgezeichnete Seelen, hinlänglich zu ernähren. Die Insel erzeugt viel Getreide, Baumwolle und Vieh, darunter besonders eine Art großer Giel, und hat wegen ihrer beiden Häfen auch eine kommerzielle und nautische Wichtigkeit. Der Hauptort der Insel, in der Mitte derselben, ist der Flecken R a b a t o mit dem 174 m hoch gelegenen Castle Rabato. An der Südküste liegt das starke Fort Chambray, Sommer-sitz des Gouverneurs. An der Nord- und der Ostküste befinden sich Batterien. Das zwischen G. und Malta gelegene Eiland Comino (Rummelinsel),

gerättete er sein eigenes Dasein und das seiner Frau immer mehr und erhielt auch seine Entlassung als Regimentsauditeur. Mit der Welt und sich selbst zerfallen, begab er sich hierauf zu dem ihm bekannten Zimmermann nach Düsseldorf, setzte jedoch auch hier sein wüstes Leben fort und stürzte endlich nach seiner Vaterstadt, wo er in den Armen der mit ihm wieder versöhnten Gattin 12. Sept. 1836 starb.

Schon in seinem 18. Lebensjahre dichtete G. sein Drama *«Der Herzog von Gothland»*, worin er nach der Seite des Wilden, Häßlichen und Unwahren sich in die tollsten Ausschweifungen verlor, zugleich aber eine Fülle von Genialität und ein originales dramatisches Talent bekundete. Seine *«Dramatischen Dichtungen»* (2 Bde., Frankf. 1827) enthalten sowohl diese Tragödie, die in gewissem Sinne als der eigentliche Maßstab für sein Talent wie für seine Verirrungen gelten darf, als auch die mislungenen und schwächlichen Tragödie *«Nanette und Marie»*; ferner das mit köstlichem Humor und reichem Witz ausgestattete Lustspiel *«Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung»*, ein teilweise ausgeführtes, teilweise in großartigen Zügen skizziertes histor. Trauerspiel *«Marius und Sulla»* und eine Abhandlung über die Shakspeare-Manie. Er schrieb ferner das kühn komponierte dramatische Gedicht *«Don Juan und Faust»* (Frankf. 1829; 2. Aufl., Prag 1870), die Hohenstaufentragödien *«Friedrich Barbarossa»* und *«Heinrich VI.»* (Frankf. 1829—30), *«Napoleon, oder die Hundert Tage»* (Frankf. 1831; 2. Aufl., Prag 1870), das dramatische, lustspielartig gefasste Märchen *«Aschenbrödel»* (Düsseld. 1835), die in kräftigen Bildern hingestellte Tragödie *«Hannibal»* (Düsseld. 1835) und die schon von Ernennung des Geistes vielfach zeugende *«Hermannschlacht»* (Düsseld. 1838), die mit einer etwas einseitig, aber warm geschriebenen biographischen Einleitung von E. Zeller begleitet wurde. Seine Broschüre *«Das Theater zu Düsseldorf, mit Rückblicken auf die übrige deutsche Schaubühne»* (Düsseld. 1835) zeugt von seiner geringen litterarhistor. Umsicht und von seinem Mangel an kritischem Scharfsinn. Seinen Dramen fehlt die künstlerische Architektur; seine Sprache ergeht sich bisweilen in Cynismen oder überschwenglichen Hyperbeln; in der Ausführung überwiegt die Eile; Hartgefühl und Geschmack werden allzu oft beleidigt. Dagegen sind sie überaus reich an einzelnen genialenügen und originellen Gedanken und Wendungen. Die Geschichte und die histor. Charaktere sind darin oft in großem Sinne und mit Geist aufgefaßt und alle Partien, die einen starken, kräftigen Farbauftrag erlangen, mit charakteristischer Energie ausgearbeitet. Überdies zeichnen sich seine in Prosa geschriebenen Dramen, z. B. *«Hannibal»*, durch eine fertige Sprache aus. Seine *«Gesammelten Werke»* sind neuerdings mehrfach herausgegeben worden: von Gottschall (2 Bde., Lpz. 1870), Dümmler (4 Bde., Detm. 1874); der letztere veröffentlichte auch *«Nachträge zur Kenntnis G.s.»* (Berl. 1876). Vgl. Ziegler, *«G.s. Leben und Charakter»* (Hamb. 1855).

Grabe, ein bis Ende 1875 (Einführung des franz. metrischen Systems) gebräuchlich gewesenenes kleines tiroler Feldmaß, $\frac{1}{2}$ der Tagmat oder $\frac{1}{4}$ des Stadtsaß, 80 tiroler Quadratruten oder 8000 tiroler Quadrattfuß enthaltend, = 8,9 a.

Graben bei Befestigungsanlagen ist eine Vertiefung, durch welche der zur Herstellung einer Anschüttung (Wall, Brustwehr) nötige Boden gewon-

nen wird. Der bequemen Erdförderung halber liegt der G. der Anschüttung meistens unmittelbar an. Liegt er dabei hinter derselben, so trägt er zugleich zur gedeckten Aufstellung des Verteidigers bei (s. Brustwehr); vor der Anschüttung ist der G. bei gehörigen Abmessungen und entsprechender Einrichtung ein Hindernismittel. Die Einrichtung des G. bei Feldschanzen s. unter Feldbefestigung, trodener und nasser G. in Festungen sowie Grabenverteidigung s. unter Festungsbau. Trodene Gräben bedürfen unbedingt einer Mauerbekleidung, um sturmfrei zu sein, und beanspruchen daher einen großen Kostenaufwand. Bei nassen Gräben ist Revêtement entbehrlich, sie ergeben bei geringen Anlagelosten so lange Sturmfreiheit, als das Wasser nicht zufrüet. Dann bilden sie aber kein Hindernis mehr. Nasse Gräben erschweren dem Angreifer ebenso gut den Übergang als dem Verteidiger die Kommunikation nach außen. Der wechselnde Wasserstand macht die niedere Grabenverteidigung schwierig. Wo der nasse G. auf zugeleittem Wasser beruht, kann der Angreifer durch Zerstörung der Stauanlagen unter Umständen den G. trocken legen. Die Möglichkeit, nasse Gräben anzuwenden, beruht auf den Bodenverhältnissen; ihr Vorkommen wird daher ein beschränktes sein. Oft sind sie dann, der Sicherheit im Winter halber, noch mit Revêtement versehen. Grabensohle ist die untere horizontale Fläche der Gräben. Wo diese ganz wegfällt, die vordere und hintere Böschung also unmittelbar zusammenstoßen, entsteht der Spitzgraben. Hauptgraben ist der die Hauptceinte einer Festung unmittelbar begleitende G., im Gegentage zu den Gräben der Außenwerke. Über Schanzengraben s. den Spezialartikel und Feldbefestigung, Bd. VI, S. 643^b.

Graben-Hoffmann, Liederkomponist, s. Hoffmann (Gustav).

Grabenniederung, s. Descente.

Grabenschere ist ein namentlich in der altfranz. Befestigungsmanier gebräuchliches, der Courtine unmittelbar vorliegendes Werk, in Form einer stumpfen Zennelle, oder auch bastioniert geführt. (S. Tafel: Festungsbau, Fig. 7—10.) Die G. deckt das Mauerwerk der Courtine und die durch diese führende Poterne und ergibt eine frontale niedere Verteidigung des Grabens und der vorliegenden Werke, von denen aber erstere als mangelhaft bezeichnet werden muß. Die G. ist ein Rest der Faussebraye (s. d.).

Grabensohle, s. unter Graben.

Gräber (vorgeichtliche), s. Bestattung der Toten.

Gräberg von Hemß (Jakob), Gelehrter, geb. 7. Mai 1776 in dem gotländischen Kirchspiel Hemß, widmete sich anfangs dem Seebienste und war seit 1811 als schwed. Konsul in Genua. Nachher fungierte er in Langer als Konsultatssekretär (1815—22) und in Tripolis (1823—28) als Konsul. Er siedelte dann nach Florenz über, erhielt vom Papst den Titel eines Comes Palatinus und vom Großherzog von Toscana außer der Kammerherrenwürde eine Anstellung als Oberbibliothekar des Palazzo Pitti. Hier widmete er sich bis zu seinem 29. Nov. 1847 erfolgten Tode ganz den Wissenschaften. Von seinen Schriften sind zu nennen: *«Annali di geografia e di statistica»* (Genua 1802), *«Saggio istorico sugli scaldi e antichi poeti Scandinavi»* (1811),

«Leçons élémentaires de cosmographie, de géographie et de statistique» (1813), «Théorie de la statistique» (1821), «Le Scandinavie vengée de l'accusation d'avoir produit les peuples appelés barbares qui détruisirent l'Empire de Rome» (1822), «Specchio geografico e statistico dell' Imperio di Marocco» (1834).

Grabfeld, eine Landschaft Frankens, zwischen dem Thüringerwalde, der obern Fulda und dem Obermain, zerfiel im frühern Mittelalter in das westliche G. oder die sog. Buchonia (Buochunna), mit Fulda und Hersfeld, und in das östliche G., das außer dem eigentlichen Gau G. und den darin enthaltenen Untergauen Wanggau, Haggau und Baringgau auch noch die zugewandten Gaue Zullisfeld und Saalgau, Weringau und Gossfeld umfaßte. Der Name des G. kommt zuerst 739 vor, und es stand dasselbe seitdem fast immer unter der Aufsicht mehrerer einander teils bei, teils untergeordneter Grafen, von denen sich namentlich im 8. und zu Anfang des 9. Jahrh. die dem agilolfingischen Herzogsstamme entsprossenen im östlichen G. hervorthaten. Neben diesen erhoben sich unter den letzten Karolingern die Popponen (Vorfahren der Grafen von Henneberg) als Grafen des Zullisfeldes und abwechselnd auch des G.; doch waren noch mehrmals mächtigere Grafengeschlechter hier vorherrschend, wie z. B. die Babenberger zu Anfang des 10. Jahrh., die Konradingischen Grafen seit Mitte des 10. Jahrh., die Markgrafen von Schweinfurt seit Anfang des 11. Jahrh., nach deren Absterben (1057) eine Erbtöchter die grabfeldischen Besitzungen dieses Hauses an den herzogl. meranischen Stamm brachte, sowie wiederum in der Mitte des 12. Jahrh. jene Güter durch Heirat an einen Grafen Poppo von Henneberg kamen. Sonach hatten sich hier frühzeitige selbständige Territorien gebildet, und das Hochstift Bamberg, welchem die Gaugerechtsbarkeit über das G. verliehen war, konnte nie mit einem allgemeinen Grafen- oder Gaugerecht durchdringen. Übrigens hatten außer Bamberg auch Würzburg, die Stifter Fulda und Hersfeld, welche beide das gesamte westliche G. einnahmen, die Klöster Banz und mehrere andere geistliche Stiftungen nach und nach bedeutende Stücke des G. in ihre Immunität gezogen. Neben den mächtigen hennebergischen Grafen aber zeichneten sich durch größere selbständige Territorien aus die Grafen von Wilberg, Wolfsbach und Mened, die Dynasten von Trimbarg und viele Edle (die nachherige Reichsritterschaft), welche sämtlich durch die nach Abgang der Hohenstaufen erfolgte Auflösung des Herzogtums Franken zu noch größerer Unabhängigkeit gelangten. Ungeachtet dieser vielfältigen dynastischen Verhältnisse hat sich doch gerade im G. manches aus der frühern Gauverfassung bis auf neuere Zeit erhalten. Vgl. Genßler, «Geschichte des Gaues G.» (2 Bde., Cob. 1801—3).

Grabgabel ist ein Spaten, welcher statt des Grabseils ein bis vier einzelne, flache, am Ende geschärfte und verästelte Zinken besitzt. Die G. wird zum Umgraben sowohl von strengem und zähem Thonboden als von Komposthaufen u. dgl. benutzt.

Grabheuschrecken, s. Grillen.

Grabmal, s. Mausoleum.

Grabner (Leop.), österr. Forstmann, geb. 21. Juli 1802 zu Breitenfurt in Niederösterreich, war 1833—46 Professor an der Forstakademie Mariabrunn bei Wien und wurde 1847 Chef der fürstl. lichtensteinschen Forstverwaltung. Er starb 4. Nov. 1864

in Wien. G. schrieb unter anderm: «Anfangsgründe der Naturkunde für den Forstmann» (2 Bde., Wien 1838), «Grundzüge der Forstwirtschaftslehre» (2 Bde., Wien 1841—56; 3. Aufl. 1866).

Grabow, Fluß in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Rostin, mündet nach einem Lauf von 122 km unterhalb Rügenwalde links in die Wipper, 1 km vor deren Mündung in die Ostsee.

Grabow an der Oder, Stadt im Regierungsbezirk Stettin der preuß. Provinz Pommern, Kreis Randow, links an der Oder, in unmittelbarer Nähe von Stettin, mit dessen Vorstädten G. im Süden und Westen eng zusammengrenzt, im Norden nur durch den Mühlenbach von Bredow getrennt, hat eine königl. Navigationschule, eine höhere Knaben- und eine höhere Mädterschule und zählt (1880) 13673 meist prot. E. G. ist eine lebhafteste Handels- und Fabrikstadt; es bestehen zwei Maschinenbauanstalten, vier Schiffbauwerften, zwei Eisengießereien, drei Dampfschneidemöhlen, mehrere Kunst- und Handelsgärtnereien, eine Dampfbierbrauerei, eine Holzmacherei und mehrere Reperwerkstätten. G., schon 1243 urkundlich erwähnt, war bis 1847 Dorf, dann Flecken und ist seit 1855 Stadt.

Grabow in Posen, Stadt in der preuß. Provinz und im Regierungsbezirk Posen, Kreis Schildberg, an der Prosna und an der russ. Grenze, zählt (1880) 1729 meist kath. E.

Grabow in Medlenburg, Stadt in Medlenburg-Schwerin, 40 km südöstlich von Schwerin, an der zur Elbe gehenden Elbe und an der Berlin-Hamburger Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Domänenamts, hat ein Realprogymnasium, Goldleisten-, Dachpappen-, Cementfabriken, drei Dampfsägemöhlen, Bierbrauerei und Kornhandel und zählt (1880) 4470 E.

Grabow (Wilh.), hervorragender liberaler preuß. Politiker, geb. 15. April 1802 zu Prenzlau, studierte seit 1821 in Berlin die Rechte, trat dann in den praktischen Justizdienst und wurde bald zum Justiz- und Stadtgerichtsrat ernannt. Im J. 1836 ward er Hofgerichtsrat und Universitätsrichter in Greifswald, 1838 zum Oberbürgermeister von Prenzlau gewählt und gewann bei den märkischen Kreis- und Provinziallandtagen, denen er 1841—47 als Abgeordneter angehörte, große Sicherheit und parlamentarische Erfahrung. Dem Vereinigten Landtage von 1847 gehörte G. als Mitglied der zweiten Kurie an. Bei dem zweiten Zusammentritt des Vereinigten Landtags im April 1848 hatte er an dem Geseß über das allgemeine Wahlrecht vorzüglichen Anteil. Der Nationalversammlung gehörte G. wiederum für Prenzlau an. Er hielt sich hier mit den Konstitutionellen zum rechten Centrum und ward an Wilbes Stelle nach dessen Übergang in das Ministerium erster Präsident des Hauses, legte aber im Oktober, als die Linke durch den Gang der Ereignisse in den Vorbergrund gelangte, den Vorschlag und bald darauf auch sein Mandat nieder. Die ottonierte Verfassung vom 5. Dez. 1848 nahm G. mit an und trat daher im Frühjahr 1849 in die Zweite Kammer, deren Präsidium ihm zuteil wurde. Als aber diese Kammer 27. April aufgelöst, ein neues Wahlgesetz unter Zugrundelegung des Dreiklassensystems ottoniert und auf gleichem Wege die Kreis- und Provinziallandtage wiederhergestellt wurden, protestierte er dagegen. Die Regierung verweigerte hierauf 1850 der Wahl G.s zum Oberbürgermeister von Magdeburg und

später seiner Berufung als lebenslänglicher Oberbürgermeister von Prenzlan die Bestätigung und ließ nur seine Neuwahl auf 12 Jahre bestehen. Im J. 1850 zum ersten Abgeordneten des Abgeordnetenhauses gewählt, bezieht er diese Stellung, bis seine Thätigkeit für eine Verschmelzung der verschiedenen liberalen Fraktionen zu Anfang des J. 1862 durch seine mit größter Mehrheit vollzogene Wahl zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses anerkannt wurde. Auch bei dem Wiederausammentritt des Landtags 19. Mai 1862 gelangte G. aufs neue zum Präsidium, und es vollzog sich zugleich die engste Verbindung der liberalen Elemente, indem sein früherer Parteigenosse Vinde mit wenigen Anhängern in den Hintergrund trat und die nunmehr Grabowsche Fraktion in der Fortschrittspartei aufging. Auch auf den am 14. Jan. und 9. Nov. 1863, sowie 14. Jan. 1865 zusammengetretenen Landtagen fungierte er als Präsident. Später zog er sich vom polit. Leben zurück und starb zu Prenzlan 15. April 1874.

Grabower Hobden, s. unter Hobden.

Grabowski, der Name vieler adeliger und gräf. Familien in Polen.

Graf Joseph G., geb. 17. Febr. 1791, während des Kriegs 1809—14 Oberst im Generalliege Napoleons I., später Landtagsmarschall in Polen, starb am 7. Mai 1881 in Nachow, Gouvernement Lublin.

Michael G., geb. 1810 im Gouvernement Kiew, hat sich einen bedeutenden Ruf als Schriftsteller erworben. Seine Bildung erhielt er in Warschau, wo er sich an dem Kampfe der Romantiker gegen den damals in Polen herrschenden Klassizismus beteiligte und 1828 seine ersten schriftstellerischen Versuche, »Betrachtungen über die poln. Litteratur«, sowie als Vahnbrecher der ukrainischen Dichterschule »Ukrainische Melodien« herausgab. Dann erschienen litterarische Briefe unter dem Titel »Litteratura i krytyka« (3 Bde., Wilna 1837—40). Eine ähnliche Sammlung von kritisch-litterarischen Abhandlungen, »Korespondencya literacka« (2 Bde.), folgte 1842—43, der sich 1849 eine Fortsetzung angeschlossen. Von bleibendem Werte sind seine histor. Romane, die er zuerst unter dem angenommenen Namen Edward Tarsza veröffentlichte, namentlich »Kolyszczyna i Stepy« (Wilna 1838), eine tragische Episode aus dem Aufstande der ukrainischen Bauern vom J. 1768 schildern, dann »Stannica Hulajpolska« (5 Bde., Wilna 1841) und »Zamiec w stepach« (Warsch. 1862). Die schwächste dieser Arbeiten ist »Taikury« (4 Bde., Wilna 1845); »Pan starosta Kamowski« (Wilna 1856) blieb unvollendet. Ferner publizierte G. interessante Denkmäler des poln. Volkslebens, »Pamiętniki domowe« (Warsch. 1846), besorgte die Herausgabe der von dem Grafen Przejdziecki gesammelten Materialien zur Geschichte Polens« (2 Bde., Wilna 1843—44) und ließ sein höchst beachtenswertes Werk über »Die alte und heutige Ukraine« (Kiew 1860) erscheinen, in welchem er die Grabhügel und andere im Gouvernement Kiew befindliche Altertümer beschrieb. G. gab seinen bisherigen Wohnsitz in der Ukraine auf und wurde 1863 Generaldirektor des Kultus und öffentlichen Unterrichts im Königreich Polen, starb jedoch schon 18. Nov. 1863 in Warschau.

Andrzej G., geb. 1782, gest. 5. Aug. 1868 zu Kralau, veröffentlichte schätzbare Beschreibungen der histor. Altertümer Kralaus (Kral. 1852) und der

Königsgräber in Kralau (Kral. 1835), ferner eine Beschreibung der mittelalterlichen Kriegsbaukunst in Polen, »Skarbniatka naszej archeologii« (Exp. 1864).

Groniśław G., Litterat in Warschau, geb. 1841, hat sich als Verfasser mehrerer Tragödien und Lustspiele hervorgethan.

Grabstichel (fr. burin; engl. graver, engraver, sculptor), ein dem Meißel (s. d.) ähnliches Werkzeug mit verschieden geformter Schneide, das beim Stempelschneiden, Gravieren, Eiselieren u. s. w. benutzt wird, um kleine Teile einer Metalloberfläche mit größter Sicherheit in Bezug auf ihre Begrenzung fortzunehmen. (S. unter Gravieren.)

Grabstichelmanier, s. Kupferstechkunst.

Grabwespen, Mordwespen, nennt man eine Gruppe von Wespen, welche jetzt in zwei Familien zerlegt werden, die Wegwespen (Pompilidae) und die Mordwespen (Sphagidae), aber alle etwa dieselben Gewohnheiten haben. Die größern, von den Männchen meist sehr verschiedenen Weibchen graben im Sand, in der Erde, in Holz u. s. w. Gruben für ihre Nachkommenschaft aus, die sie mit durch einen Stich gelähmten Opfern füllen, welche nach und nach von der aus einem an das erste Opfer gelegten Ei ausgeschlüpfen kucklosen Larve verzehrt werden. Jede Art von G. bevorzugt bestimmte andere Tiere, die einen Spinnen, die andern Raupen oder Käfer, die oft erst nach hartem Kampfe bewältigt werden, aber sogleich nach erhaltenem Stich gelähmt und in diesem Zustande in die Höhle geschleppt werden, die nach geschehener Sperovianierung verschlossen wird. Die Tiere sind nicht tot, können sich aber kaum bewegen und leben in diesem Zustande wochenlang fort, bis die Larve sie verzehrt. Bei einigen hat man beobachtet, daß kein Nest angelegt, sondern das Ei einer Spinne angeliebt wird, an der die Larve festsetzt und sie nach und nach aussaugt. Man kennt mehrere tausend Arten dieser besonders in den wärmern Gegenden sehr entwickelten Familie. Besonders schädlich ist der bunte Bienenwolf (Philaethus pictatus), welcher auf die beschriebene Art Honigbienen fängt. (S. Biene, Bd. III, S. 27, und Tafel: Biene und Bienenzucht, Fig. 15.)

Græca Ades (lat.), griechische Treue, sprichwörtlich für Vorträchtigkeit, weil unter den Griechen, besonders den Thessaliern und Lokern, auch den Lacedämoniern der Meineid sehr gewöhnlich war. Dieselbe Bedeutung hat Ades Punica, punische, d. i. karthaginensische Treue.

Græca sunt, non leguntur (lat. »es ist griechisch, wird nicht gelesen«), im Mittelalter bei den Lehrern, die selten griechisch verstanden, der übliche Ausdruck, wenn sie bei ihren Vorlesungen auf eine griech. Stelle kamen und diese übersprangen; daher im weitern Sinne von etwas, das man als zu schwierig beiseite läßt.

Gracchus (Tiberius und Gaius Sempronius), zwei Brüder, deren auf die Reform des röm. Staats gerichtete Bestrebungen in der röm. Verfassungsgeschichte von hoher Wichtigkeit sind, indem mit den durch ihre Gesetzesvorschläge (Leges Semproniae) veranlaßten sog. Gracchischen Unruhen der Kampf zwischen den Parteien der Optimaten und Popularen beginnt, durch welchen die Auflösung der Republik und nach einem Jahrhundert ihr Übergang in die Monarchie herbeigeführt wurde. Die Gracchen gehörten dem alten und vornehmen, wenn auch plebejischen Geschlechte der Sempronii

an. Ihr Vater, Liberius Sempronius G., ein im Kriegs- und Staatsleben thätiger, streng konservativer Mann, der das Konsulat zweimal und die Censur bekleidet hatte, war, als sie noch jung waren, gestorben; die Mutter Cornelia, die Tochter des Publius Cornelius Scipio Africanus des Ältern, eine hochbedeuteude Frau, bildete durch sorgfältige Erziehung die trefflichen Gemüths- und Geistesanlagen ihrer Söhne aus.

Liberius G., der ältere von diesen (geb. 168 v. Chr.), that seine ersten Kriegsdienste als 17jähriger Jüngling unter dem Gatten seiner Schwester, Publius Cornelius Scipio dem Jüngern, im Kriege gegen Karthago (146) und begleitete nachher 137 als Quästor den Lucius Hostilius Mancinus bei dessen unglücklicher Unternehmung gegen Numantia. Bald nach seiner Rückkehr faßte er den von seinem Schwiegervater Appius Claudius und einigen andern edeln Männern der Nobilität gebilligten Plan, dem Mißverhältnis zwischen Reichen und Armen und damit einem Hauptgebrechen des Staats dadurch entgegenzuwirken, daß die Zahl freier Grundbesitzer wieder vermehrt und so zugleich der Aderbau in Italien wieder emporgebracht würde. Deshalb trat er 133 als Volkstribun mit seinem Gesetzesvorschlag, der im wesentlichen eine Erneuerung des alten, längst überschrittenen Gesetzes des Lucius Licinius Stolo war, hervor: Niemand solle mehr als 500 Morgen vom röm. Staatsland besitzen, doch sollten für jeden Haussohn noch 250, im ganzen aber einer Familie nicht über 1000 Morgen gestattet sein; was über dieses Maß hinaus im Besitz einzelner sei, solle ihnen, gegen Entschädigung für die auf den Anbau verwendeten Ausgaben, entzogen, in Partellen von je 30 Morgen geteilt und den ärmern Bürgern als unveräußerliches Eigentum (also eine Art Erbpacht) gegen eine mäßige Abgabe zugewiesen werden. Obwohl dieses Gesetz kein Privateigentum verletzte, sondern nur auf den Ager publicus sich bezog, d. h. das Land, welches vom Staate dem Besitz einzelner, aber unter stetem Vorbehalt des Eigentums, überlassen worden war, so erregte es doch den heftigsten Widerstand der Optimaten, welche große Strecken Staatslandes, die sie durch ihre Sklaven bebauen ließen, an sich gebracht hatten. Nur durch eine Verleumdung der gesetzlichen Formen, indem er seinen Amtsgenossen Marcus Octavius, der sein Veto gegen den Gesetzesvorschlag einlegte, durch das Volk seines Amtes entsetzen ließ, vermochte Liberius G. den Sieg zu erringen. Das Gesetz ging jetzt durch; mit seiner Ausführung wurden Liberius und Gaius G. und Appius Claudius beauftragt. Da sich aber Liberius nun, dem gesetzlichen Herkommen zuwider, auch für das nächste Jahr ums Tribonat bewar und neue populäre Gesetzesvorschläge vorbereitete, brach der Haß der Optimaten in offene Gewaltthat aus. Nachdem der Consul Publius Mucius Scaevola sich geweigert hatte, den G., den man des Strebens nach der künftl. Gewalt beschuldigte, sofort töten zu lassen, folgten am Tage der Tribunatswahl die versammelten Senatoren dem Aufruf des gewesenen Konsuls Publius Scipio Aemilianus und stürmten, mit Knütteln bewaffnet, auf die Gegenpartei los. Im Handgemenge wurde Liberius G. am Abhange des Kapitols mit 300 seiner Anhänger erschlagen. Dennoch ging die Aderverteilung fort, freilich nur langsam, teils infolge des Widerstandes, den sie fand, teils infolge der Schwierigkeit der

Ausführung; an des Liberius Stelle wurde Publius Crassus Mucianus, nach dessen und des Appius Claudius Tode Marcus Fulvius Placcus und Gaius Papirius Carbo gewählt. Letzterer schlug als Tribun 131 das Gesetz über Wiedewahl der Tribunen vor, das später, nachdem der jüngere Scipio, eine der stärksten Stützen der Optimatenpartei, 129 ermordet worden war, auch wirklich durchging. Des Placcus Vorschlag, den Bundesgenossen das Bürgerrecht zu gewähren, wurde jedoch 126 noch beseitigt.

Im J. 128 aber trat Gaius G., der jüngere Bruder (geb. 153), der 126—124 in Sardinien Quästor gewesen war und nun Tribun wurde, auf, entschlossen, die Wege seines Bruders, den er an Talenten, besonders an feuriger Beredsamkeit, wie auch an leidenschaftlicher Festigkeit übertraf, zu verfolgen und zugleich seinen Tod zu rächen. Weniger durch die Erneuerung und Herstellung des Adergesetzes (Lex agraria) in seinem vollen Umfange, als durch ein neues Gesetz, das billigen Getreideverkauf durch den Staat an das Volk (Lex frumentaria) anordnete, gewann er das Volk und durch dasselbe dann das Tribonat auch für das nächste Jahr (122). Während seines Tribunats brachte er in der Volksversammlung, auf welche er einen fast monarchischen Einfluß ausübte, eine Reihe von Gesetzen durch, durch welche die Härte des Militärdienstes gemildert, die Todesstrafe möglichst beschränkt, der Willkür des Senats bei der Verteilung der Provinzen gesteuert, endlich die richterlichen Funktionen, die bisher in den Händen der Senatoren gewesen waren, den Mitgliedern des Ritterstandes übertragen wurden. Dagegen scheiterte auch jetzt wieder der von Gaius G. in Gemeinschaft mit seinem Kollegen Marcus Fulvius Placcus gemachte Vorschlag, die bisher meist Berechtigten unter den italischen Bundesgenossen zu Bürgern zu machen und den andern italischen Bundesgenossen das bessere Recht jener zu gewähren, und entfremdete dem G. viele seiner Anhänger unter den Allbürgern; seine Bemühungen, diese besonders auch durch Zulegung von überseeischen Kolonien zu gewinnen, reichten nicht aus, als sein Amtsgenosse Marcus Cincius Drusus, welcher im Dienste der Optimaten und unter Zustimmung des Senats handelte, dem Volke weit größere Vorteile als G. in Aussicht stellte. Auch seine Entfernung von Rom, um die neu angelegte Kolonie Junonia Karthago einzurichten, wußten seine Gegner dazu zu benutzen, seinen Anhang zu schwächen. So wurde er für das J. 121 nicht wieder zum Tribun, dagegen sein entschiedener Feind Lucius Opimius zum Consul erwählt. Dieser beantragte unter sakralen Vorwänden die Aufgabe der Kolonisation Karthagos und rief am Tage der Abstimmung über diesen Antrag, nachdem bei dem von ihm im lapidolinschen Tempel dargebrachten Opfer ein Gerichtsdiener, der die Gracchaner als «schlechte Bürger» hinwegwies, von einem derselben getötet worden war, die Optimatenpartei zu den Waffen.

Als dann die unter der Führung des Placcus im Tempel der Diana auf dem Aventinischen Berge verschanzte Volkspartei (G. war nur widerwillig und unbewaffnet mitgezogen) die geforderte unbedingte Ergebung verweigerte, ließ er das Zeichen zum Angriff auf den Aventin geben und zugleich jedem, der vor Beginn des Kampfes das Lager der Gegner verlassen würde, Strafflosigkeit zusichern, eine Maßregel, wodurch die Reihen der

Bestandteil der 1954. Sitzung. Vom dem Juristenstandes wurden gegen 200 Mann, darunter Frauen, der sich in einem Saale versammelt hatte, gelad; dem G. gelang es jedoch die Aufopferung einiger seiner Freunde, auf das nicht über das Alter zu entscheiden, wo man tags darauf in seine der Herrin kleine Wohnung, nachdem den einen trauen Söhnen, der nachdrücklich auf Todtschlag seines Vaters auf bürten, dann sich selbst getödt hatte, aufstand. Die Leiden der Gattin wurden in den Hof geworfen, von den Hängern des G., dessen Rademars offiziell geküßelt wird, aber nun um so lebhafter im Saale der Soldaten vorüber, indem gegen 5000 mit Todesstrafe belegt werden sein. Und über insigierten Menschen wurde ein neuer glänzender Tempel der Götter (Götter) errichtet.

Engl. Rhyta. • Die Quenten und ihre Be-
dingen. (Berl. 1847); Monaster, • Adm. Ge-
schichte. Bd. 27, Quenten. • Bericht der Quenten zur
Geschichte der Quenten in Rhyta. (Berl. 1874);
Kreuzmann, • Geschichte Rhyta während des Be-
falls der Quenten. (Berl. 1871). Die Geschichte
der Quenten werden in neuer Zeit vielfach be-
achtet.

Grâce (tu), Champ, Gracie, Merci; Tant;
de char par grâce, mit Verkauft, Mère! de
bonnegrâce, guru, beständig: de mauvalse
grâce, impura; A à dieu, Gott bei Dank!

Günther (Hansrich), Major in der 1. Division, geb. 1812 zu Elm, diente in der preuss. Artillerie, in welcher er zuletzt Kommandeur einer reitenden Batterie war und 1841 mit einem preuss. Artillerieoffiziers und Konstantenpost zum Hauptmann ernannt in der Artillerie ausstarb wurde. Er trat als Offizier in der Rheinl. Armee und wurde 1849 zum Major in der 1. Artillerie ernannt. Nachdem die Rheinl. Artillerie vertheilt worden waren, folgte er wegen des Fehlens der Rheinl. Artillerie in die Rheinl. Armee und wurde 1849 zum Major in der 1. Artillerie ernannt. Nachdem die Rheinl. Artillerie vertheilt worden waren, folgte er wegen des Fehlens der Rheinl. Artillerie in die Rheinl. Armee und wurde 1849 zum Major in der 1. Artillerie ernannt.

Geograph. Beschreibung, welche von Osten über größere Stetten nach Jochen, Engländer, Meinen u. i. w. führen. Sie sind namentlich in Jochen. Gebirge in großer Anzahl vorhanden. (S. auch Karte.)

Gracilis, Stadt bei Barcelona (S. d.).
Gracilis (Lat.), Griechenland: *G. magna*,
Grußgottstein, bei den Römern der Götter-
name für die griech. Artemis in Unteritalien und
Sicilien.

[illegible]

führte mehrere moralische, physische und poet. Werke in diesem Stil, wie „El doctor“, eine Anleitung ein-
 fache zu werden (letztes Erstausgaber, 1630) und das
 seiner Zeit so berühmte „Crusoe“, ein allegorisch-
 bildliches Gemälde des menschlichen Lebens, ein-
 getheilt in Arden (crisis) und in Romanform ein-
 getheilt; ferner das nicht minder berühmte „Ordeño
 manual“, eine Sammlung von Lebens-
 regeln; „El doctor“, eine Nachahmung der
 Eigenschaften eines höchst gelehrten Mannes,
 „El politico Don Fernando al Católico“, eine
 Satire auf diesen König, und „El conuencio-
 nario“, ein Konversationsbuch. Auch brachte er bis
 neue Kunst in ein formliches System und gab eine
 Anleitung zu dem estilo codo heraus unter dem
 effectiven Titel „La agulera, y arte de mugerieo“.
 Durch Ehre und Belohnung wurde er das Haupt der
 wissenschaftlichen Genossenschaft, und seine Kunst, glücklich
 zu denken und zu schreiben – blieb fast durch das
 ganze 17. Jahr das Geheiß des Hofes.
 Er lebte in Spanien viele Nachahmer; in
 Italien, Frankreich und Deutschland wurden
 seine Werke durch Übersetzungen verbreitet. Eigen-
 thümliches Merkmal des „Gendral“, ein
 Frauenbild heraus (A. Kapf., Br. 1877). Eine
 Sammlung der besitzenden der Werke S. 8 erschien
 in zwei Quartbänden (Mdr 1814 u. 1817). Aus-
 gegeben wurden „Der Pfarrer“, das „Gend-
 oral“, und der „Gend“ in der Bibliotheca de Au-
 tores Españoles (Ed. 65). Die Ausgabe des
 Konversationsbuchs wurden alle seine mehr
 wichtigen Schriften unter dem Namen seines Bruders
 Lorenzo S. herausgegeben (welches ihm als
 falsches dieser Laufname beigegeben worden ist) und
 zwar von dem aragonesen Odoniano Estanola.

Sancti ober Graciosa Fluss, Stadt in der mittelmässigen Republik Honduras, Departementshauptort, 120 km nördlich von Comayagua, im Thale des Riochote, in 700 m Höhe, mit 4000 E., welche Zedern, Kiefern mit Gold und Silber gewonnen. Es ist 1526 gegründet und war bis 1544 Sitz der Vicerie von Guatemala und Nicaragua. Derselben Namen führt auch das Nordöstliche Mittelamerika am Ausgange der Meer, an der Öffnung Karaguan, in 15° nördl. Br.; es ist der äußerste Punkt am Felsen des Rio Coco. Columbus entdeckte dies Land auf seiner zweiten Reise. 10. Sept. 1502.

●Cratichneumon (Try.), hirsutus, aspidiventris, schmidti;
hirsutus Cratichneumon.

© Curtis, J. © 1980.

Gelehrte, in der span. Comedia Rome der
trollischen Pöbel das balt verflagenen, bald ge-
stetlich rindstigen Bedienten, welcher gewöhnlich
die Trichtern seines Saum parodiert

Orthodoxie, eine dem Christenthum eigenthümliche Kundschaffungs- oder Sprechungsart, namentlich wenn eine solche in eine bestimmte Sprache übertragen erscheint; gräcisiert, nach griech. Art einmünden, reden, sprechen, überlesen, die Eigenthümlichkeit des Wesens des Griech. sein

**Strike-rolling, Sawing, Telling, and
Sprockets, etc. for the Sprockets.**

● **Tracamento**, ● **Detalhamento**.

Grasso more libere (lat.), nach griech. Seite trinken, d. h. auf den Göttern und den Frauen ein Glas weihen.

Gracocastan (lat., «Weidenlaub»), im alten
Röm. Name eines Gedächtnis auf dem Forum Ro-
mannum, wo die griech. und überhaupt fremden

Geandten sich versammelten und ihre Einführung in den Senat erwarteten.

Grad nennt man einen der gleichen Teile, in welche ein Ganzes abgeteilt wird. In der Geometrie wird der Umfang jedes Kreises in 360 G. eingeteilt, die absolute Größe eines G. aber hängt von der Größe des Halbmessers ab. Da man die Winkel durch Kreisbogen mißt, welche aus der Spitze von einem Schenkel zum andern beschrieben werden, so gibt man die Größe der Winkel ebenfalls nach G. an. Ein rechter Winkel hat 90 G., d. h. seine beiden Schenkel umfassen den vierten Teil eines aus seiner Spitze als Mittelpunkt beschriebenen Kreises. Ein G. (°) wird nach altem Brauch in 60 Minuten (′), jede Minute in 60 Sekunden (″) und jede Sekunde in 60 Terten (″″) geteilt, neuerlich gibt man der Decimalteilung den Vorzug. Alle mathem. und astronom. Instrumente, mit welchen Winkel gemessen werden, wie das Astrolabium, der Quadrant, Sextant, Transporteur u. a., haben diese Einteilung, und ebenso werden alle Kreise, welche man um die Hemisphägel und um die Erde zieht, z. B. der Aquator, die Mittagskreise, die Ekliptik, die Parallelkreise, die Scheitkreise, der Horizont u. s. w., in G. geteilt. Ähnliche Bedeutung haben die G. der Temperatur. (S. Thermometer.) Von anderer Bedeutung ist der G. einer Gleichung (s. d.).

Grad, in slaw. Ortsnamen soviel wie Burg (entsprechend dem russ. Gorod, dem poln. Grod); z. B. Belgrad, d. i. Weissenburg; Stargrad oder Stargard, d. i. Altenburg u. s. w.

Grad (Charles), elsäss. Reichstagsabgeordneter, geb. 8. Dez. 1842 zu Lürkheim im Elsaß, besuchte das Gymnasium in Colmar, studierte an der Universität und der Ecole des mines zu Paris und unternahm dann Reisen durch Europa und in Nordafrika, die besonders geolog. Forschungen in den Vogesen, den Alpen, dem Atlas und der Sahara zum Zweck hatten. Die Resultate seiner Beobachtungen legte er hauptsächlich nieder in den Sitzungsberichten der pariser Akademie der Wissenschaften, welcher er als auswärtiges Mitglied angehört. Ferner berichtete er über die Fortschritte der Baumwollindustrie auf der Wiener Weltausstellung, über den Zustand der Arbeiter-Einstufungen und die Anlage von Wasserreservoirs im Elsaß, in Spanien, Alger, England und Belgien. G. ist an der Verwaltung der Baumwollfabriken der Firma Herzog u. Comp. zu Vogelbach beteiligt, Mitglied des Landesausschusses von Elsaß-Lothringen und des Bezirkstags von Oberelsaß. Seit 1877 Mitglied des Reichstags für den Wahlbezirk Colmar, beteiligte er sich besonders an den Budgetverhandlungen, an der Reform des Zolltarifs und an der Optantenfrage. Er gehört zur elsäss. lothring. Fraktion. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Le foyer alsacien. Légendes et traditions populaires» (Colmar 1862), «Coup-d'œil sur l'exploitation des chemins de fer de l'Alsace-Lorraine» (Colmar 1875), «Études sur le régime des cours d'eau de l'Alsace» (Colmar 1876), «Les forêts de l'Alsace et leur exploitation» (Colmar 1877), «Considérations sur les finances et l'administration de l'Alsace sous le régime allemand» (Par. 1877), «Heimatskunde. Schilderungen aus Elsaß über Land und Leute» (Colmar 1878), «Études statistiques sur l'industrie de l'Alsace» (Colmar 1880), «Les assurances ouvrières en Allemagne» (Mühlhausen 1883).

Gradabteilung wird bei Landesvermessungen ein durch zwei benachbarte Meridiane und durch zwei benachbarte Parallelkreise umschlossenes Stück der Erdoberfläche genannt. Eine G. wird behufs Kartierung derart in Felder geteilt, daß jedes derselben ungeachtet seiner in Wirklichkeit gekrümmten Oberfläche als ebene Horizontalfäche angesehen werden kann. In Preußen (und andern Ländern gleicher Breite) teilt man zu diesem Zweck den Meridiangrad in 10, den Breitengrad in 6 gleiche Teile und verbindet die gegenüberliegenden Teilpunkte. Jedes der 60 so ausgeschnittenen Felder ist nahezu ein Quadrat von 1¼ geogr. Meilen Seitenlänge und bildet bei den Originalaufnahmen des preuß. Generallstabes (in 1:25000) ein Meßtischblatt. Die preuß. Gradabteilungs- oder Generallstabkarte (in 1:100000) zerfällt für jede G. in 8 Sektionen, deren jede also 7½ der entsprechend reduzierten Meßtischblätter enthält. Eine Sektion ist ein von 15 Minuten des Meridians und 30 Minuten des Parallelkreises umschlossener Teil der G.

Gradabzeichen sind die an der Uniformierung angebrachten Unterscheidungszeichen zur Kennzeichnung der verschiedenen Grade in einer Armee. Sie sind bei den einzelnen Armeen sehr verschiedenartig gestaltet und bestehen z. B. bei dem deutschen Heere für die Offiziere aus Epauletten (s. d.) und Feldschäufelstücken (s. d.) in verschiedener Form und Ausstattung (vgl. Gradstern), für die Unteroffiziere aus goldenen oder silbernen Treppen um den Kragen und Aufschlag und aus Knöpfen am Kragen. In der österr.-ungar. Armee bestehen die G. aus Worten um Kragen, Aufschläge und Kopfbedeckung und aus Sternen an dem Kragen. In der engl. Armee existieren die G. bis in die neueste Zeit in Sternen und Kronen auf dem Kragen und in Treppen an dem Kragen und Aufschlägen, werden aber gegenwärtig auf den Schultertüchern getragen.

Gradatim (lat.), stufenweise, allmählich.

Gradation (lat.) heißt überhaupt soviel als Steigerung. In der Rhetorik versteht man unter G. das allmähliche Fortschreiten der Gedanken nach dem innern Verhältnis ihrer Bedeutung und ihres Gewichts, wodurch die Teilnahme des Hörers stufenweise gesteigert und so eine lebendigere Wirkung der Rede erzielt wird. Geschieht dieses aufwärts, so daß man von dem Schwächern zu dem Stärkern geht, so heißt dies Klimax oder auch vorzugsweise G.; folgen aber die Vorstellungen in absteigender Ordnung aufeinander, so nennt man dies Antiklimax. In den bildenden Künsten zeigt sich die G. in der Anordnung der Gegenstände, in den Formen, Charakteren, Bewegungen, Falten der Bekleidung und in der Abstufung der Farbe.

Gradationsstempel, s. unter Stempel.

Gradbogen ist die Bezeichnung für zwei verschiedene Instrumente; diese sind 1) ein in Grade und Unterabteilungen derselben eingeteilter Kreisbogen an einem Winkelmessinstrument. Um den Mittelpunkt des G. ist das Visierfernrohr des Instruments drehbar. Mit dem Fernrohr ist ein Faden verbunden, mittels dessen die Winkel auf dem G. abgelesen werden. Behufs Ablesens geringerer Einheiten, als durch direkte Teilung auf dem G. dargestellt werden können, ist mit dem Faden gewöhnlich ein zweiter, kürzerer G. verbunden, welcher so eingeteilt ist, daß seine Einheiten um das kleinste abzulesende Maß von denen des feststehenden G.

differieren. Der letztere wird Limbus, der bewegliche Nonius oder Bernier (s. d.) genannt.

2) Ein Instrument zum Messen der Neigungswinkel von Gebirgsschichten, Erzlagerschichten u. s. w., welches im Bergbau und zu geognostischen Zwecken benutzt wird. Dasselbe, auch Markischet oder waga genannt, ist einem halbkreisförmigen Transporteur ähnlich, nur daß um den Kreismittelpunkt drehbar ein Lot angebracht ist und am Lineal zwei Haken sich befinden. Mittels letzterer wird der G. an einer der Richtung der Böschung entsprechend gespannten Schnur aufgehängt, worauf das Pendel an dem von der Mitte aus nach den Enden zu eingeteilten Halbkreis den gesuchten Neigungswinkel angibt.

Gradel oder **Grabl**, bunter Halbbrillisch oder Roperleinen.

Gräbener (Karl), Komponist und Musikschristfeller, geb. zu Rostock 14. Jan. 1812, ging erst auf der Universität zur Musik über, in welcher er sich meistens autodidaktisch bildete. In Kiel wirkte er 10 Jahre lang als Musikdirektor, 1862–65 war er Lehrer am wiener Konservatorium, die übrige Zeit lebte er in Hamburg. In seinen zahlreichen Kompositionen behandelte er sämtliche Instrumentalgattungen, doch mit geringem Gluck, während ihm einige Solo- und Chorslieder recht gut gelungen sind. An Schriften ließ er drucken: «Gemischte Aufsätze über Musik» (Hamb. 1872) und eine «Harmonielehre» (Hamb. 1877). Er starb 10. Juni 1883 in Hamburg. — Sein Sohn Hermann G., geb. 8. Mai 1844 in Kiel, wurde vom Vater und später auf dem wiener Konservatorium gebildet, trat 1864 als Violinist in die wiener Hofkapelle ein und ist jetzt als Lehrer an dem genannten Konservatorium thätig. Seine Kompositionen sind hauptsächlich instrumentaler Art.

Gradedvöls (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: anmutig, gefällig.

Gradient (barometrischer, oder Barometrisches Gefälle). Die Linien gleicher (reduzierter) Barometerstände heißen Isobaren. Zwischen zwei Punkten derselben Isobare findet also kein Unterschied im Luftdruck statt. Der größte Unterschied zwischen dem (reduzierten) Luftdruck zweier Punkte, welche in einem bestimmten Abstände voneinander liegen, heißt ihr barometrischer G. oder ihr barometrisches Gefälle. Die Richtung des G. wird dargestellt durch eine Gerade, welche senkrecht auf der Isobare steht und von dem Punkte höhern nach jenem niedrigeren Luftdrucks hinzeigt. Die Größe des G. wird durch die Millimeterzahl angegeben, um welche der (reduzierte) Barometerstand ab- oder zunimmt, wenn man längs des G. um eine geogr. Meile (nach andern um einen Meridiangrad, d. i. 15 geogr. Meilen) fortschreitet. Stellen die Isobaren konzentrische Kreise vor, deren gemeinsamer Mittelpunkt ein barometrisches Maximum oder Minimum ist, so fällt die Richtung des G. mit jener der Halbmesser zusammen und zwar zielen sie im ersten Falle nach außen, im zweiten nach innen. Bei parallelen geraden Isobaren laufen auch die G. zueinander parallel, jedoch zu erkern senkrecht. Die Kenntnis der G. ist sowohl für die Erklärung als Beurteilung des Windes (s. d.) wichtig.

Grabieren, technisches Verfahren, durch welches geringhaltige Salzsolen teils von fremden Beimengungen befreit, teils auf wirksame Weise verdunstet werden. Von den verschiedenen Methoden der Grabierung ist nur noch die Dorngrabie-

rung in Gebrauch. Dieselbe wird ausgeführt, indem die Sole durch Rinnenleitungen über lang ausgestreckte Reiserwandungen, die durch Aufspiechern von Dornenbündeln zwischen Balkengerüsten von verschiedener Höhe (den Grabierwerken oder Grabierhäusern) gebildet werden, verteilt wird. Die Sole, welche dabei von der Höhe der Wand herabrieselt, überzieht die Äste und Zweige in innigste Berührung mit der die Wandung durchstreichenden Luft und sammelt sich in einem unter der Dornenwand befindlichen Reservoir. In Berührung mit der Luft werden zunächst die in der Sole enthaltenen Bicarbonate unter Freiwerden von Kohlensäure zerlegt und in unlösliche einfach kohlensaure Salze verwandelt, Eisenbicarbonat wird gleichzeitig oxydiert, wobei sich Eisenoxydhydrat abscheidet. Die so gebildeten unlöslichen Verbindungen: Eisenoxydhydrat, kohlensaurer Kalk, kohlensaure Magnesia, lagern sich in fester, kristallinischer Form auf den Reisern ab und verwandeln dieselben in Dornstein (s. d.). Gleichzeitig findet eine lebhafteste Verdunstung von Wasser statt, und in dem Maße, wie die Sole konzentrierter wird, sondert sich dann auch schwefelsaurer Kalk als in Wasser schwer lösliches Salz auf den Dornen ab.

Die Grabierung wird gewöhnlich mehreremal wiederholt, sodaß die ganz schwache Sole auf die erste Dornenwand geleitet wird; nachdem sie diese passiert hat, wird sie auf ein zweites Grabierwerk gepumpt und von hier auf ein drittes, um dann versotten zu werden. Der Effekt des Grabierens ist hauptsächlich bedingt durch allseitige Berührung der Sole mit der Luft und möglichst starken Luftwechsel. Die Wände müssen daher so angelegt werden, daß ihre Langseite möglichst rechtwinklig gegen die in der betreffenden Gegend vorherrschende Windrichtung gelehrt ist. Jede Ableitung der Luftströmung durch Böschungen, Gebäude u. dgl. ist zu verhindern. Die Grabierung erfolgt am wirksamsten in trockener, warmer Luft, also am besten im Sommer, weniger im Herbst und Frühling; im Winter ist sie bei Frostkälte zu unterbrechen, weil die Verdunstung hier auf ein nicht lohnendes Minimum herabsinkt und weil außerdem, sobald die Sole eine bestimmte Konzentration erreicht hat, sogar nachteilige Folgen eintreten können, indem in der Sole vorhandene schwefelsaure Magnesia bei Frostkälte mit dem Kochsalz, Chlornatrium, in Wechselwirkung tritt unter Bildung von schwefelsaurem Natron und Chlormagnesium, wobei also zwei für die Salzgewinnung wertlose Stoffe entstehen. Um ein Beispiel für die Wirkung der Grabierung zu geben, so seien die aus vielen Jahresdurchschnitten sich ergebenden Resultate der Saline Dürrenberg angeführt. Die dort geförderte Sole hat einen Salzgehalt von 7,692 Proz., derselbe wird auf dem ersten Grabierwerk auf 11,478, auf dem zweiten auf 16,108, auf dem dritten auf 22 Proz. angereichert. Dieser Zunahme des Salzgehalts stehen aber andererseits beträchtliche Verluste entgegen, die teils durch mechan. Fortführung durch den Wind, teils durch unvermeidliche Undichtigkeiten der umfangreichen Reservoirs und Röhrenleitungen herbeigeführt werden. Diese Verluste variieren in den einzelnen Betriebsjahren und bei den verschiedenen Salinen zwischen 16 und 33 Proz. der gesamten Salzmengen. Dieses und die Auffindung der mächtigen Steinsalzlager ist Veranlassung gewesen, daß die Grabierung in neuerer Zeit mehr

und mehr außer Gebrauch kommt und daß man die nicht zuwärtigen Gelen entweder gar nicht mehr verarbeitet oder sie durch Böden von Steinfaß anreichert.

Sind die Gallien mit Romansteinen verbunden, so errichtet man Grabierwerke, um die Patienten die mit Sole beladene Luft inhalieren zu lassen, wodurch außerordentlich günstige Erfolge bei Krankheiten der Schleimhäute der Atmungsorgane erzielt werden.

Grabierfaß (Stigghäber), f. unter Eiliggabration, Bd. VI, S. 375.

Grabierhäuser, f. unter Grabieren.

Grabierwaage (Salz- oder Solspindel), ein Aräometer zur Bestimmung des Salzgehaltes einer Sole.

Grabierwerk, f. unter Grabieren.

Grabischöl oder **Grabischölche**, Stadt im russ. Gouvernement Poltawa, im Kreise Kremenetschug, unter 49° 13' nördl. Br. und 60° 47' östl. L. (von Jesso), am Fluß des Girman, nicht weit vom linken Ufer des Dniestr, 35 km nordwestlich von Kremenetschug, mit (1882) 7107 E. Im Monat Mai, wo der Girman, ein Arm des Dniestr, so stark anschwillt, daß er sich mit dem Hauptstrome ganz vereint und infolge dessen die Schiffahrt sehr erleichtert ist, wird in G. ein lebhafter Jahrmarkt abgehalten, zu welchem viele Armenier und Griechen erscheinen, und auf welchem ein großer Umtrieb von Getreide, Hornvieh, Pferden, Wein, Branntwein, Leinwand, Holzgeschäften, Matten, Flach, Hanf, Butter und Talg stattfindet.

Grabiska, Städtchen und Hauptort der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft und eines Gerichtsbezirks des österr. Kronlandes Görz und G., liegt rechts am Sava und an der Linie Rabecina-Gormons der Österreichischen Südbahn, unweit der ital. Grenze, und zählt (1880) 1564, als Gemeinde 3201 E., die Seidenzucht treiben. Die alte Citadelle ist in ein Straßhaus umgestaltet worden. G. war der Hauptort der ehemaligen Reichsgrafschaft gleichen Namens, welche Kaiser Ferdinand III. 1641 den Fürsten Eggenberg verlor. Nach Aussterben dieses Hauses 1717 fiel dieselbe an Österreich zurück.

Alt-Grabiska oder **O-Grabiska**, Marktflecken und Festung im Distrikt G. des front.-slawon. Grenzgebiets, mit 1560 E., liegt links an der Sava, gegenüber der ehemals türk. Festung Berbir (Türkisch-Grabiska) in Bosnien und südwestlich vom Marktflecken Neu-Grabiska oder **Neu-Grabiska**, dem Hauptorte des Distrikts G., mit 2000 E.

Grabitz, Königl. preuß. Hauptgestüt, besonders bekannt durch seine Vollblutucht, in der unmittelbaren Nähe der Stadt Torgau (Provinz Sachsen) gelegen; zu demselben gehören die Gestütsvorwerke Grabitz, Döhlen und Neu-Bleesern auf dem rechten und Leipzig auf dem linken Elbeufer, wo sich bis 1877 das Landgestüt der Provinz Sachsen befunden hatte. Die Gesamtzahl der Einwohner belief sich 1880 auf 540. Das Areal umfaßt 5072 Morgen 171 Quadratruten, gleich 1295,55 ha. Der Verwaltung des Hauptgestüts steht ein Landstallmeister und Gestütsadjutant mit einem Gestütsinspektor und einem Gestütsarzt vor. Nach dem Etat an Pferden zählt das Hauptgestüt G. 8 Hauptbeschäler (darunter 4 Vollblut-, 4 Halbblutbeschäler), 2 Probierhengste, 190 Zuchtkuten, davon 40 Voll-

blut- und 150 Halbblutkuten. G. unterhält den fistalischen Remise, der sich aus der Zucht des Gestüts rekrutiert und auf der Remisebahn hervorragende Leistungen aufweist.

Aus dem Gestüt wird ein geringer Bedarf für den Königl. Marstall entnommen, es werden die zur Zucht für das Heer- und die Landgestüte geeigneten Pferde ausgewählt und der Rest schließlich zur Mastion gestellt. Leipzig wurde 1698, Döhlen 1691 unter der Regierung des Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen erbaut und zum Gestüt eingerichtet. Die Stutenm. G. und Kreuzen wurden 1722–23 errichtet. Bis 1814 wurden hier die Pferde für den Königl. Marstall und für die Landbeschäler, bereits des Königsrichs Sachsen entnommen (Einführung der Landbeschäler in Sachsen 1792). Die Wagenpferde waren von neapolit., span. und bair. Blut, die Reitpferde von ost orient. Abkunft. Die grabitzer Pferde kennzeichneten sich durch Ausdauer und Temperament. Im J. 1815 gingen die Gestüte an Preußen über, welches den durch den Krieg fast gelichteten Pferdebestand aus dem Gestüt von Trakehnen und dem Friedrich-Wilhelms-Gestüt zu Neustadt a. D. auf die Zahl von 8 Hauptbeschälern und 186 Mutterkuten ergänzte. Die Vererbung des Stammees geschah durch trakehner und neustädter Stengste, zuerst arabische und arab.-englische, später vorwiegend engl. Blut. Das Landgestüt Leipzig nahm 1828 den Bestand des Hauptdepots zu Merseburg in sich auf. Mit der Verlegung des Landgestüts nach Lindenau bei Neustadt a. D. erhielt G. einen Teil des Bestandes des aufgelösten Friedrich-Wilhelms-Gestüts (zu Neustadt a. D.). Im grabitzer Hauptgestüt werden sowohl Reit- als Wagenpferde gezogen. G. selbst hat nur Vollblut als Zuchtmaterial, hieraus sollen Vollblutbeschäler hervorgehen, welche durch ihre vorzüglichen Eigenschaften vererbt auf das gewöhnliche Halbblut- und Wagenpferd einwirken. Zur Reproduktion der Mutterkuten mußte 1870 noch immer auf engl. Vollblutkuten zurückgegangen werden. Im übrigen werden nur die eigentlichen Halbblutpferde gezüchtet, wovon die geeigneten Hengste mehrjährig in die verschiedenen Landgestüte übergeführt werden. G. repräsentiert den Reitschlag, während auf den übrigen Vorwerken der harte Reit- und Wagen Schlag gezüchtet wird. Die grabitzer Pferde tragen mehrheitlich den Habitus engl. Vollblutpferde an sich. Das Gestützeichen besteht aus zwei Pfeilen, die in Form eines Andreaskreuzes übereinanderliegen und mit einer Schlange umgeben sind. Vgl. J. von Schwarz, „Das Königl. preuß. Hauptgestüt G.“ (Berl. 1870).

Grabmessungen nennt man die Messungen von größern oder kleinern Bögen auf der Erdoberfläche, zum Behuf einer Bestimmung der Größe und dann auch der Gestalt der Erde. Wenn einen Grad zu messen, ist nicht gut ausführbar, aber auch nicht nötig, denn wenn man die Länge eines Bogens und zugleich sein Verhältnis zum ganzen Kreisumfang, d. i. die Anzahl der Grade, Minuten u. s. w., die in ihm enthalten sind, kennt, so ergibt sich daraus sofort die Länge eines einzelnen Grades sowohl als des ganzen Kreisumfangs. Man unterscheidet, je nachdem von Norden nach Süden oder von Osten nach Westen gemessen wird, Breiten- oder Längengradmessungen, weil im ersten Falle die Differenz der Breiten- und im letztern die Differenz der Längengrade in Betracht kommt. Die Breitengradmessungen sind deshalb

zuerst ausgeführt, weil die Astronomen Breiten-
differenzen viel genauer als Längendifferenzen lie-
fern können. Einen eigentlichen Meridianbogen
zu messen, d. h. bei der Messung genau in der
Richtung von Süden nach Norden oder umgekehrt
zu bleiben, ist nicht gut thunlich; es hat aber keine
große Schwierigkeit, einen nicht genau in dieser
Richtung liegenden Bogen auf den Meridian zu
reduzieren, d. h. aus der Länge desselben die eines
entsprechenden Meridianbogens zu bestimmen. Die
älteste Bestimmung scheint die von Eratosthenes zu
sein, welcher um 250 v. Chr. den zwischen Syene
und Alexandria liegenden Bogen, der nach ihm
den 50. Teil des ganzen Erdumfangs beträgt, was
in der That fast genau richtig ist, nach den Reise-
berichten der Karavanen zu 6000 Stadien annahm.
Posidonius, ein Zeitgenosse des Cicero, schätzte die
Entfernung von Alexandria und Rhodus (nach ihm
 $7\frac{1}{2}$ Grad, was zu viel ist) gleichfalls zu 6000
Stadien. In beiden Fällen ist freilich nicht genau
bekannt, wie groß das gemeinte Stadium war.
Eine eigentliche Messung ordnete zuerst der Kalif
Al-Mamun um 827 n. Chr. an; zwei Abtheilungen
von Mathematikern maßen in der Wüste Singar
am Arabischen Meerbusen einen Grad, den die
eine 56, die andere $56\frac{1}{2}$ arab. Meilen, deren
Größe aber nicht genau bekannt ist, lang fand.

Sieben Jahrhunderte später, 1525, maß der Arzt
Fernel einen Breitengrad zwischen Paris und
Amiens mittels der Umdrehung eines Wagenrades
und bestimmte ihn, wie angegeben wird, zu 57047
Loisen, was sehr genau sein würde. Der holländ.
Geometer Snellius zeigte zuerst, wie man die
Länge des gesuchten Bogens durch Verbindung
mehrerer Dreiecke finden könne, maß 1615 einen
Bogen von $1^{\circ} 11\frac{1}{2}'$ zwischen Altnaar und Bergen-
op-Zoom und bestimmte daraus die Länge eines
Grades zu 28500 rhein. Ruthen oder 55074 Loisen
(zu klein). Im Auftrag der Akademie der Wissen-
schaften zu Paris maß der Geometer Picard 1669
und 1670 einen $1^{\circ} 22' 58''$ betragenden Bogen
südlich von Amiens und bestimmte die Länge des
Grades zu 57060 Loisen. Eine von ihm vorge-
schlagene umfassendere Messung durch ganz Frank-
reich im Meridian von Paris wurde durch Cassini
und De Lahire 1680 angefangen und nach längerer
Unterbrechung 1700 fortgesetzt. Aus der damals
südlich von Paris angestellten Messung ergab sich
die Größe eines Grades zu 57097 Loisen, dagegen
aus der zwischen Paris und Dänkirchen ausgeführ-
ten zu 56960 Loisen, wonach also die Grade nach
den Polen zu abzunehmen schienen, was mit New-
tons Theorie von der Gestalt der Erde in direktem
Widerspruch stand und vielfache Zweifel an der
Richtigkeit derselben, dadurch aber einen langen
und heftigen Streit hervorrief. Um demselben ein
Ende zu machen, ordnete die franz. Regierung zwei
G. an, die eine unter dem Äquator, die andere
unter dem nördl. Polarkreise. Die erste führten
Bouguer und Condamine seit 1735 in Peru, die
letztere Maupertuis, Clairaut u. a. seit 1736 in
Lappland aus. Die Größe eines Grades wurde
unter dem Äquator gleich 56758, unter dem Polar-
kreise gleich 57437 Loisen gefunden, wodurch also
der gedachte Streit zu Gunsten der Newtonschen
Theorie geschlichtet war. Alle später angestellten
G. haben die Zunahme der Meridiangrade vom
Äquator nach den Polen zu bestätigt, und zwar
nicht nur auf der nördlichen, sondern auch auf der

südl. Halbkugel, wo Lacaille eine solche 1760 an
der Südspitze von Afrika ausführte. Le Marie
und Voscowich stellten 1751—53 im Kirchenstaat,
Beccaria 1768 in der Ebene von Turin, Diezganing
in Ungarn und Währen, Rayon und Dixon 1764
in Pennsylvanien, Burrows und Dallas 1790 in
Orindien mit mehr oder minder glücklichen Resul-
taten G. an. Selbst in China wurde 1702 in der
Ebene von Peking von dem Jesuiten Thomas auf
Befehl des Kaisers Camby unter Beteiligung eines
kathol. Prinzen eine G. ausgeführt, und 1798 ließ
der damalige General Bonaparte auf seinem Feld-
zug in Egypten durch Rouet in der Eile messen.
Bei weitem die ausgedehntesten sind die neuere
französische, die ostindische und die große russ.-
skandinavische G. Die erstere hatte die genaue
Bestimmung des Meter oder der Einheit des neu-
franz. Längenmaßes, die dem zehnmillionsten Teil
eines zwischen dem Äquator und einem Pol ent-
haltenen Meridianbogens gleich sein sollte, zum
Zweck und wurde von 1792 an durch Delambre,
Méchain, Biot und Arago ausgeführt. Der ge-
messene Bogen erstreckt sich von Dänkirchen bis zur
Balearischen Insel Formentera, beträgt $12^{\circ} 22' 13''$
und hat eine Länge von 705189 Loisen. Die
ostindische G. stellte Major Lambton seit 1802 erst
im Nizern, von 1806 im größern Maßstab an;
Sverest dehnte sie aus über einen Meridianbogen
von $21^{\circ} 21'$ vom Kap Comorin bis zum Fuße des
Himalaja.

In Rußland hatte schon 1787 der erste Astronom
der Akademie in Petersburg, De l'Isle, den Vor-
schlag zu einer G. gemacht und auch eine Grund-
linie auf dem Eise zwischen Kronstadt und Peterhof
gemessen und einige Dreiecke angeschlossen. Doch
dabei blieb es, bis 1816 fast gleichzeitig General
Tenner und der Astronom B. Struve in Dorpat
die Genehmigung zu Grabmessungsarbeiten von
Kaiser Alexander I. erhielten. Tenner begann
1817 im Gouvernement Wilna seine Operationen,
deren Resultat bis 1828 die Messung eines Bogens
von $4\frac{1}{2}^{\circ}$ zwischen Drissen in Karland und Welin
im Gouvernement Grodno war, während Struve
und von Brangell 1821 die Messung eines Bogens
von $3\frac{1}{2}^{\circ}$ von Jakobshadt an der Dina bis zur
Insel Hogland im Finnischen Meerbusen leitete.
Die Arbeiten beider Geodäten wurden in den J.
1828—36 zu einer einzigen G. von $8^{\circ} 2'$ zwischen
dem 52. und 60. Breitengrade vereinigt und von
1832 bis 1845 bis zum Anschluß an den Südpunkt
der Maupertuis'schen Messung in Lappland durch
Oberg, Melan und Wolstedt verlängert. Doch
noch weiter sollten diese großartigen Messungen
erweitert werden. Während Tenner mit der
Triangulation der Gouvernements Polhymien,
Bobolien und Bessarabien die südl. Fortsetzung der
G. von Welin bis Ismael an der Donau 1844—50
vollendete, begann durch Struves Vermittelung die
schwed. Regierung die nördl. Fortsetzung der G.
von Torned bis Juglenaes ($70^{\circ} 40'$ nördl. Br.)
bei Hammerfest auf der Insel Kval-Ö, welche durch
Hansteen, Selander, Rouman und Lurby in den
J. 1845—52 glücklich zum Abschluß gebracht
wurde. Somit war in Osteuropa eine G. vom
Eismeer bis zur Donau in einer Ausdehnung von
 $25^{\circ} 20'$ Breitengraden beendet, wobei 225 Trian-
gulationen auf russ. und 84 auf skandinav. Gebiete,
10 Grundlinien gemessen und von 18 Punkten die
Polhöhe und das Azimuth bestimmt wurden.

Unter den zahlreichen ausgeführten G. des 19. Jahrh. ist noch zu nennen die von Swanberg in Schweden, welcher 1801—8 die von Maupertuis bei Torned wiederholte und erweiterte. In England, wo General Roy bereits während der beiden letzten Decennien des 18. Jahrh. Triangulationen unternommen hatte, wurde durch Mudge die G. von Dunnoße auf der Insel Whigt bis Clifton fortgesetzt; durch Colby wurde die Triangulation über die vereinigten Königreiche bis zu den Schetlandsinseln erweitert und in Gemeinschaft mit Airy die englische G. auf $10^{\circ} 16'$ mit sechs gemessenen Grundlinien beendet. Durch diese engl. Messungen haben wir, in Verbindung mit den französischen, einen gut gemessenen Meridianbogen in einer Ausdehnung von 22 Breitengraden, der von den Schetlandsinseln bis Formentera reicht. In Deutschland war bereits 1802—5 durch von Jauch und von Räßling eine Gradlinie von 8000 Loisen im Meridian der Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha gemessen worden; die Arbeiten wurden jedoch durch die Invasion Napoleons unterbrochen. Epochenmachend wurde in Deutschland die Gauß'sche G. in Hannover 1821—24, an die Schubmacher die hollsteinische und dänische, von Andrae über ganz Dänemark ausgedehnt, angeschlossen, und die Bessel'sche in Ostpreußen 1881, an der Baeyer mitwirkte. Gauß und Bessel gaben neue Methoden zur Berechnung mit Anwendung der Methode der kleinsten Quadrate an und erweiterten die höhere Geodäsie durch Lösung neuer Aufgaben.

Die hier erwähnten Arbeiten waren ausschließlich Breitengradmessungen; von den Längengradmessungen sind zu nennen die von Cassini und Maraldi 1733—34 in Frankreich im Paralleltreise von Paris, dann die von Cassini de Thury und La Caille mittels Pulversegnale zwischen St.-Clair bei Cette und dem Mont-St.-Victoire bei Aix ausgeführte. Von wissenschaftlicher Bedeutung zuerst war aber diejenige, welche auf franz. Gebiete unter dem 45. Parallel von der Mündung der Gironde bis zur savoyischen Grenze durch Broussieu und Nicolle, dann im Anschluß daran von der sardin. und österr. Regierung durch Carlini und Plana über Turin, Mailand bis Nume 1811—20 ausgeführt wurde, während Picet und Gautier die Längenbestimmungen auch auf die Sternwarte von Genf, welche mit in das Dreiecknetz gezogen worden war, ausdehnten. Bei einer zweiten franz. Parallelbogenmessung zwischen Brest, Paris und Straßburg, 1804—23, sowie einer Längengradmessung in England zwischen Valentia (Irland) bis Greenwich kamen noch die alten Methoden der Längendifferenzbestimmung in Anwendung. Die großartige, von W. Struve 1857 im Auftrage der russ. Regierung angebahnte Längengradmessung auf dem 52. Parallel, welche unter Leitung von D. Struve, Baeyer und Argelander 1863 zur Ausführung gekommen ist, geht von Orsk jenseit des Urals bis an die Westküste Englands und umfaßt 63 Längengrade; bei ihr sind die Längendifferenzen mittels der telegr. Leitungen bestimmt. Eine ganz vollständige Kenntnis der Gestalt unsers Erdballs ist überhaupt erst dann zu erwarten, wenn man Breiten- und Längengradmessungen in genügender Anzahl besitzt und diese, da über die Meere solche Messungen nicht möglich sind, in Verbindung bringt mit Pendelbeobachtungen auf isolierten Inseln. Um wenigstens über Europa zunächst die

Messungen auszubehnen, reichte Baeyer 1861 der preuß. Regierung einen Entwurf ein, in welchem er eine Verbindung der bisher isoliert ausgeführten Messungen in verschiedenen Meridianen (Breitengradmessungen) mit denen in mehreren Parallelen (Längengradmessungen) behufs einer vollständigen Feststellung der Krümmungsverhältnisse des zwischen dem Parallel von Kristiania und Palermo und dem Meridian von Warschau und Brüssel eingeschlossenen Flächenraums von etwa 2900000 qkm vorschlug. Infolge der Aufforderung der preuß. Regierung traten Baden, Bayern, Belgien, Dänemark, Frankreich, Hannover, die beiden Hessen, Holland, Italien, Mecklenburg, Österreich, Oldenburg, Polen (Rußland), Preußen, Sachsen, Schweden und Norwegen, die Schweiz und Württemberg dem Unternehmen bei, welche auf der im Herbst 1864 zu Berlin abgehaltenen Konferenz durch Delegierte vertreten waren; 1866 erklärten Spanien und Portugal, 1867 Rußland, 1870 der Kirchenstaat ihren Beitritt. In jener ersten Versammlung wurden die Grenzen der zu erreichenden Genauigkeit und die anzuwendenden Methoden festgelegt, und seitdem sind in den meisten der genannten Staaten Reconnoszierungs-, Nivellements- und Triangulationsarbeiten teils in Aussicht genommen, teils neu begonnen, teils begonnene Triangulationen weiter fortgeführt worden. Die Resultate dieser Arbeiten werden durch jährliche Generalberichte vom Centralbureau der europäischen G. veröffentlicht. An der Spitze des Unternehmens steht eine permanente Kommission, welche sich alljährlich versammelt, und das Centralbureau unter Leitung von General Baeyer. Allgemeine Konferenzen finden in der Regel alle drei Jahre statt (die sechste 1880 zu München). Infolge dessen erschienen bereits viele wertvolle theoretische und praktische Arbeiten.

Gradnetz, Entwurf der Längen- und Breitentreise auf der ebenen Fläche eines Landkartenblatts, um danach die einzelnen Teile der Erdoberfläche nach ihrer geogr. Lage einzeichnen zu können. (S. unter Landkarten.)

Grado, Stadt im österr. Küstenland, im Gerichtsbezirk Cervignano der Bezirkshauptmannschaft Gradisla, an der Nordküste des Adriatischen Meeres, liegt auf einem aus dem Meere hervorragenden Fels und zählt (1881) 3015 E., deren Haupterwerb in der Seefischerei besteht. Von der vergangenen Herrlichkeit der Stadt zeugen noch höchst bedeutende Denkmale. Die Kathedrale Sta.-Eufemia wurde 456 vom Patriarchen Riceta erbaut; die Kanzel in derselben gilt als eins der interessantesten Kunstdenkmale jener Zeit. Die Gründung von G. fällt um 169, wo die Bewohner des Küstenlandes vor den eindringenden Barbaren flohen. Von 575 bis 1451 residierten daselbst die Patriarchen von Aquileja.

Gradoakol sakan heißt in Rußland das römische (byzant.) Recht. Dasselbe wurde von der griech. Geistlichkeit nach Rußland gebracht und fand vielfach Anwendung, besonders zur Zeit der moskauischen Zaren; doch hat es niemals solchen Einfluß ausgeübt, wie im westl. Europa. Durch Peters d. Gr. Reformen wurde jede weitere Einwirkung desselben auf das russ. Recht abgebrochen.

Gradsterne gehören zu den Gradabzeichen (s. d.) in der deutschen und der österr.-ungar. Armee. In

der deutschen Armee trägt der General der Infanterie und der Kavallerie, der Oberst und der Hauptmann, resp. Rittmeister zwei Sterne auf den Epauletten, resp. Feldschäufelstücken; der Generallicutenant, der Oberstlieutenant und der Premierlieutenant einen Stern; der Generalmajor, Major und Secondelieutenant dagegen keinen Stern. In der österr.-ungar. Armee trägt außer den Distinktionen an Kragen und Aufschlägen der Feldzeugmeister, General der Kavallerie, Oberst, Hauptmann und Feldwebel drei, der Feldmarschalllieutenant, Oberstlieutenant, Oberlieutenant und Korporal zwei, der Generalmajor, Major und Befreite einen Stern am Krage des Rocks.

Gradual (neulat.), auf einen Grad (lat. gradus) bezüglich; **Gradualdisputation**, Disputation zur Erlangung eines akademischen Grades; **Gradualsystem**, Erbfolge nach der Nähe des Verwandtschaftsgrades.

Graduale heißt in der kath. Kirche der kurze Zwischengesang, welcher bei der Messe nach dem Vorlesen der Epistel gesungen wird, während der Priester sich auf den Stufen (gradus) des Altars oder vor dem Lesepult befindet. Diese Ruhepause in der kirchlichen Handlung ist von den alten Kirchenkomponisten vielfach zu kunstvollen Gesängen benutzt.

Graduat, ein Graduirter.

Graduell, grad., stufenweise.

Graduieren (frz. graduer, engl. graduating), ein in der wissenschaftlichen Sprache gebräuchlicher Ausdruck für die Herstellung und Bezeichnung stufenweise fortschreitender Einteilungen (Grade), z. B. bei Thermometern, Barometern, Quadranten u. s. w., außerdem in übertragener Bedeutung die Erteilung einer akademischen Würde.

Graduierter heißt derjenige, welcher einen akademischen Grad, d. h. die Würde eines Baccalaureus, Licentiaten, Magisters oder Doktors erlangt hat.

Gradus (lat.), Stufe, Grad, in eigentlicher und übertragener Bedeutung; per gradum, stufenweise; pro gradu disputieren, zur Erlangung eines akademischen Grades disputieren; G. comparationis, Vergleichungsgrade (grammatikal.); G. admonitionis, die Grade der Admonition (f. d.); G. cognationis, Verwandtschaftsgrade; G. prohibiti, verbotene Grade (der Verwandtschaft, welche ein Gehindernis bilden).

Gradus ad Parnassum, wörtlich: Stufe zum Parnas, nennt man ein lat. Wörterbuch mit Angabe der Quantität jedes Wortes, unter Hinzufügung der gleichbedeutenden Worte, passenden Beinwörter und poetischen Ausdrücke, zum Gebrauch der Schüler bei prosodischen Übungen. Den ersten «Gradus ad Parnassum» (Köln 1702 u. öfter) bearbeitete der Jesuit Paul Mer (f. d.). In neuerer Zeit verarbeitete denselben Sinterlin (2 Abo., Jäschkau 1814; 4. Aufl. von Friedemann, Lpz. 1842; 8. Aufl. von Koch, 2 Abo., Lpz. 1879).

Gräen (grch., d. i. Greisinnen) heißen bei Herodot die zwei Töchter des Phorcyx und der Reto, Namens Pephredo und Enyo, schönwändig, aber greishaarig von Geburt an. Nach Spättern gab es drei G., nämlich jene beiden und Deino. Sie besaßen alle drei zusammen nur ein Auge und einen Zahn, und wußten allein den Weg zu den Nymphen, welche die Ausrüstung bewachten, deren Perseus bedurfte, um die Medusa zu töten; nach

andern bewachten sie den Weg zu den Gorgonen. Die G. haben mit den Gorgonen gleichen Ursprung. Bgl. Gähwens, «De Graeis» (Gött. 1868).

Graf, nach Jakob Grimm's Vermutung geres, Hausgenosse des Königs, also auch nach Herkunft und Bedeutung entsprechend dem Comes, dem Begleiter des röm. Statthalters, welcher für diesen Organ seiner Verwaltung war, wie für den fränk. König der G. Auch Comes war im Kaiserreiche zum Amtstitel geworden. Nach dem im 6. Jahrh. aufgezeichneten sächsischen Geseze erscheint der G. als über einen Gau (f. d.) gesetzter, vom Könige nach Willkür gewählter Beamter, welcher anstatt des alten, vom Volk ernannten Gauvorstandes die Gerechtungswalt handhabt, vor Gericht ladet, die unter Leitung des Thungrinus oder Centenarius (später Schultheiß) gefundenen Urtheile vollstreckt und den öffentlichen Frieden aufrecht erhält. Mit dem Steigen der königl. Macht wird ihm auch der Vorrath im Gerichte, unter Herabsetzung des Centenarius (weiterhin auch Centgraf) zum rechtshändigen Beistande und rüchspflichtigen Beamten mit Gerichtsbarkeit in geringern Sachen, ferner die Abnahme des Huldigungsgeides, der Schutz über die Kirche und mittelbare Personen, die Führung des allgemeinen Aufgebots (Heerbanns), die Erhebung der königl. Einkünfte und die Aufsicht über die königl. Willen anvertraut. Zur Stellvertretung bei Abwesenheit oder sonstigen Behinderungsfällen steht ihm ein Vicarius (woraus in der Folge der burgund. Viguer entstanden ist) zur Seite, wie denn der G. einzelne Geschäfte auch besondern Vertrauenspersonen (Missi comitis) übertragen kann. Als Einkommen empfing der G. einen Anteil an den gerichtlichen Strafgebern und die Rühnsetzung eines für die Amtsdauer verliehenen Landbesitzes. Diese Verbindung des Grundbesitzes mit dem Amte führte allmählich zu einer gänzlichen Umgestaltung des Verhältnisses. Auch zwei damalige Hofbeamte führen den Grafennamen. Dem Stallgrafen (Comes stabuli, woraus der franz. Connétable und der engl. Constable hervorgingen) oder Marschall stand mit der Aufsicht über den Marschall die Führung des königl. Dienstgefolges zu; der Palzgraf aber (Comes palatii, Comes palatinus) unterstützte den fränk. König bei der Handhabung der obersten Gerichtsbarkeit. Endlich erscheinen ziemlich oft außerordentliche Kommissare des Königs, Sendboten, Missi regis, welchen besondere Geschäfte aufgetragen werden, als: die gestörte Ordnung einer Provinz herzustellen, aufrührerische Große zu bestrafen, Gehorsam gegen neue Steuern zu erreichen und Beschwerden wegen Amtsmißbrauchs von seiten der G. abzustellen.

Unter Karl d. Gr. bildet die Grafschaftsverfassung mit ihrer Beaufsichtigung durch regelmäßig ausgesandte Missi die Grundlage der ganzen Regierung; Mark- oder Grenzgrafen wurden auch mehrere Grafschaften anvertraut, und ihnen nebst der Beaufsichtigung der angrenzenden, meistens abhängigen tributpflichtigen Landschaften größere Befugnisse eingeräumt. Schon Karl d. Gr. aber hatte die Übergriffe der G. zu bekämpfen, welche wie andere große Herren (seniores, seigneurs) ihre Vasallen und Dienstleute hatten, und die Eingefessenen des Gau's in Abhängigkeit zu bringen strebten, sowie das Grafengut sich anzuweigen bemüht waren. In den unruhigen Zeiten nach Karl d. Gr. gelang ihnen das mehr und mehr. Noch

im 8. Jahrh. werden die Grafschaftsgüter von der Grafschaft unterworfen, welche als ein Amt den Namen honor führte, aber seit der Mitte des 9. Jahrh. trat die Rücksicht auf jene Dotation vergeßlich in den Vordergrund, daß Grafschaften wie andere Krongüter verliehen und die Ausräde honor und beneficium gleichbedeutend wurden. Da zugleich die Erbllichkeit zur Regel wurde, bildete sich aus dem Grafengut und andern Lehen des Inhabers ein umfanglicher Landbesitz, welcher den spätern, von der Gaugrafschaft völlig verschiedenen Grafschaften zur Grundlage diente.

Unter den säch. und zweiten fränk. Kaisern erfolgte die Vergebung von Gütern mit der Grafschaft unter andern königl. Rechten an geistliche Stiftungen in immer größerer Ausdehnung, indem zum frommen Eifer der polit. Grundfah kam, den weltlichen Adel durch die Geistlichkeit in Schach zu halten. Die geistlichen Stellen waren nämlich noch bei jeder Verlegung leicht in ergebene Hand zu bringen, während sich die Übertragung der weltlichen Ämter und des damit verbundenen Besitzes auf Kinder und Verwandte der Vorgänger schon in dem Kapitular Karls des Kahlen von 877 als Regel anerkannt findet und allmählich immer mehr in ein wenn auch beschränktes Erbrecht überging. Zu den Bistümern gehörten bereits bedeutende, wenn auch nicht immer zusammenhängende, mit pflichtigen Hinterlassen besetzte Güter. Wenn nun die Bischöfe mit der Grafschaft auch die Gerichtsbarkeit über die dazwischenwohnenden Freien und die Selbstwahl der Kirchenvögte erlangten, so bildeten sie sich, was zuerst der Bischof von Würzburg im 11. Jahrh. erreichte, ein völlig geschlossenes Territorium. Die weltlichen Großen wurden durch dieses Beispiel zu gleichem Streben veranlaßt. Nicht selten brachten G. oder auch Fürsten mehrere Grafschaften in eine Hand zusammen, während umgekehrt mancher alte Gau in mehrere Grafschaften sich auflöste, welche in verschiedenen Händen waren, und so geschah es denn, daß die alte Gaueinteilung gänzlich verfiel und schon seit dem 11. Jahrh. die Lage eines Guts nach der Grafschaft bezeichnet wurde. Unter Grafschaften verstand man aber jetzt nicht mehr Ämter, sondern Bezirke, deren geistlichen oder erblichen Besitzern gewisse Rechte und darunter als besonderes Hoheitsrecht die Gerichtsbarkeit als Zubehör des Grund und Bodens zukam. Aus sehr verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt, oft räumlich getrennt, galten sie als ein Ganzes, weil sie erbliches Besitztum desselben Herrn waren. Daher nennen sich die G. seit dem 11. Jahrh. nur nach ihrem Hauptgute. (Vegen Ende des 15. Jahrh. nahmen auch die freien Herren, welche ohne Teilnahme am öffentlichen Dienste die Reichsfreiheit ihrer größern Besitzungen behauptet hatten, den Grafentitel an, um sich von dem inzwischen aus den Ritterbürtigen hervorgegangenen niedern Adel zu unterscheiden. Den Grafentitel führen seit alter Zeit viele G., welche eigentlich nur Vizengrafen der Fürsten sind; sie erhalten die Belehnung mit dem Gerichte als Afterlehn von ihrem Lehnsherrn, die Belehnung mit dem Banne aber noch unmittelbar vom Könige. Doch verwalteten sie gleich den vormaligen Gaugrafen das Richteramt nicht mehr persönlich, sondern durch für jede Mafstätte besonders bestellte Beamte.

Die seit dem 12. Jahrh. vorkommenden Landgrafen (Comites provinciales) scheinen nach den

Untersuchungen des Freiherrn Schenk zu Schweinsberg dadurch entstanden zu sein, daß der König angeordneten G. die Gerichtsgewalt zur Handhabung des Landfriedens innerhalb eines bestimmten Sprengels übertrug. Eine hervorragende Stellung gewannen die Markgrafen, welche nach der karolingischen Zeit mit der ursprünglichen Grenzgrafschaft erobertes Gebiet jenseit der Grenze verbanden. Pfalzgrafen waren den neuerstandenen Herzögen anfangs als Hofrichter und Verwalter der königl. Güter in jedem Stamme zur Seite gesetzt worden; während aber ihr Amt schon früh seine Bedeutung verlor und später mit dem Herzogtum vereinigt wurde, behauptete sich allein der Pfalzgraf am Rhein nicht nur durch großen Besitz, sondern weil er als Hofrichter und bei Behinderungsfällen Stellvertreter des Kaisers ein wirkliches Reichsamt fortbellebete. In der spätern Reichsverfassung gehörten sie, die Markgrafen, sofern sie wirklich eine Mark hatten und nicht etwa bloß den Titel von derselben führten, und Pfalzgrafen, von den Landgrafen auch der von Thüringen, mit den Herzögen zum Fürstenstande, während die G. und die freien Herren die zweite Klasse ausmachten. Die Landeshoheit über Fürstentümer und Grafschaften ließ sich ihrem Ursprung nach eigentlich nicht teilen, da ein Amt nicht zerlegt werden darf. Wie aber derartige Besetzungen, die aus einer Vereinigung mehrerer Ämter hervorgegangen waren, wieder in ihre ursprünglichen Bestandteile gespalten werden konnten, so wurden allmählich, je mehr sich die Erinnerung an das Amtsverhältnis verlor, Fürstentümer und Grafschaften auch in solchen Fällen unter mehrere Erben geteilt, wo sie ursprünglich nur aus Einem Amte bestanden.

Seit dem 18. Jahrh. erfuhren zwar die Rechte der verschiedenen großen und kleinen Herren in Deutschland eine so bedeutende Ausdehnung, daß im 17. Jahrh. sogar die reichsritterschaftlichen Grundherren in den Besitz der meisten Landeshoheitsrechte über ihre Hinterlassen gelangten, aber die Standesverhältnisse blieben im wesentlichen unverändert. Denn obgleich die Kaiser seit Karl IV., unter Annahme eines in Frankreich schon länger üblichen Brauchs, Abelsbriefe erteilten und den Grafen- und Fürstentitel verliehen, so befreiten diese Erhebungen doch weder Personen noch Güter von der Landeshoheit und gewährten auch keine Reichsstandschaft. (S. F. a. R.) Die ältern, reichständischen, aber nicht gefürsteten G. stimmten seit Anfang des 15. Jahrh. nach Kurien (Wänten), deren anfangs zwei vorhanden waren, die wetterauische und die schwäbische, zu denen 1640 eine fränkische und 1653 eine weiskf. Grafenbank hinzukam. Mit den Mediatisierungen im ersten Viertel des 19. Jahrh. hörte die Souveränität dieser G. völlig auf. Von diesen vormalig souveränen Reichsgrafen sind wohl zu unterscheiden die von den Deutschen Kaisern oder deren Vikaren erhobenen Grafen, denen heutigentags vielfach der Reichsgrafentitel beigelegt wird, ohne daß dieses nach den staatsrechtlichen Begriffen der ehemaligen Reichsverfassung zutreffend ist.

Die Burggrafen, denen neben dem Befehl über eine Burg auch eine gewisse Gerichtsbarkeit übertragen zu sein pflegte, gehören zu keiner einzelnen der bisher abgehandelten Kategorien, weil ihr Amt nach Ursprung und Ausdehnung sehr verschieden

sein konnte. So war z. B. der Burggraf zu Ragdeburg ursprünglich ein Bischof des Markgrafen, der zu Nürnberg aber ein Reichsvoigt. Nur in einem Theile Deutschlands, in Westfalen und dem angrenzenden Sachsenlande, hatte sich, begünstigt durch die Zersplitterung des Besitzstandes, ein Rest der alten karolingischen Einrichtungen bis zum Ende des Mittelalters erhalten und eigentümlich ausgebildet in den Freigrafen und G. grafen des Femgerichtes (s. b.), von denen die erstern wie die alten Gau grafen den vom Kaiser verliehenen Blutbann und die Gerichtsbarkeit über Freie und Eigentum ausübten, die letztern aber ohne kaiserl. Bezeichnung richteten und erst allmählich alle Sachen an sich zogen, die nicht gegen Freie abhängig gemacht wurden. Endlich gab es Verhältnisse, wie von den ordentlichen Gerichten des Landesherren erimiert waren, wozu unter andern alle Gemeindefachen gehörten, d. h. alle Sachen, welche bloß Gemeinheitsrechte oder die Aufrechterhaltung der guten Ordnung in den Gemeinden oder in Gesellschaftsverbänden betrafen. Diese mußten in den Städten vor den Rat gebracht werden, in den Landgemeinden vor den Schultheißen und in andern Gemeinde- oder Gesellschaftsverbindungen vor einem gewählten Richter, welcher ebenfalls G. genannt wurde. Dahin gehören z. B. die Salz-, Salz-, Hall-, Reich-, Mühl- und Wassergrafen und der Hansgraf (Vorstand des Handelsgerichts, von Hansa abgeleitet) zu Regensburg. Auch die an verschiedenen Orten vorkommenden Spielgrafen hatten eine Gerichtsbarkeit über die Spielente. In gar keiner Beziehung zu den eigentlichen Pfalzgrafen stehen die seit dem 14. Jahrh. vorkommenden Hofpfalzgrafen (Comites sacri palatii Lateranensis); dies ist nur ein aus der röm. Hofordnung entlehnter Titel für eine völlig neue Art von Beamten, denen die Ausübung einzelner kaiserl. Rechte theils in besondern Auftrage, theils mit eigener freier Verfügung übergeben wurde. Hierher gehörten die Ertheilung von Wapenbriefen, akademischen Würden und Ehren, die Irkierung von Notarien, die Krönung von Dichtern und die Legitimation unehelicher Kinder. Ihre Gesamtvollmacht, das sog. große Komitativ, wurde auch Reichsständen, Universitätsbehörden und sogar Privatpersonen, und zwar meist nach dem Rechte der Erstgeburt vererblich, verliehen und schloß die Berechtigung ein, das kleine Komitativ auf andere zu übertragen. In vielen Fällen war mit dem großen Komitativ auch das Recht, den Adelstand zu verleihen, verbunden, wovon besonders im 18. Jahrh. in ausgiebiger Weise Gebrauch gemacht wurde.

Graf (Arturo), ital. Dichter und Philolog, geb. 1848 in Athen, von väterlicher Seite deutscher Abkunft, erhielt seine erste Bildung in Rumänien, widmete sich sodann in Neapel dem Studium der Rechtswissenschaft und erwarb sich daselbst die jurist. Doktorwürde. Neben seinem Fachstudium betrieb er Naturkunde und Litteratur und versuchte sich zugleich als Dichter. Nach Vollendung seiner Studien kehrte er nach Rumänien zurück, verweilte dort bis 1874, ging hierauf nach Rom, habilitierte sich an der dortigen Universität und wurde dann Professor der Litteratur und der vergleichenden Sprachwissenschaft in Turin. Er veröffentlichte: *«Versi»* (Braila 1874), *«Poesie e novelle»* (Rom 1876), *«Dell' epica neolatina»* (Rom 1876), *«Delle origini del dramma moderno»* (Rom 1876), *«Dello*

spirito poetico dei tempi nostri» (Tur. 1877), *«Di una trattazione scientifica della storia letteraria»* (Tur. 1877), *«Provenza e Italia»* (Tur. 1877), *«Studi drammatici»* (Tur. 1878), *«I complementi della chanson d'Unon de Bordeaux»* (Galle 1878), *«La leggenda del paradiso terrestre»* (Tur. 1879), *«Prometeo nella poesia»* (Tur. 1880), *«Il vino»* (Tur. 1880), *«La leggenda dell' aurora»* (Tur. 1881), *«Roma nella memoria e nelle immaginazioni del medio evo»* (2 Bde., Tur. 1882—83), *«La superstizione dell' amore»* (Tur. 1883). Mit Francesco Novati und Rodolfo Renier gibt er seit 1888 zu Turin das *«Giornale storico della letteratura italiana»* heraus.

Gräf (Gust.), Historien- und Porträtmaler, geb. 14. Dec. 1821 zu Königsberg, studierte 1843—46 in Düsseldorf unter Hilbrandt und Schadow und trat 1846 erstmals mit einem Bilde aus dem Nibelungenliede auf. Dann begab er sich über Antwerpen, Paris und München nach Italien. Nachdem er sich 1852 in Berlin niedergelassen, malte er im Kuppelsaale des Neuen Museums daselbst die Versöhnung Wittwinds mit Karl dem Großen nach Kaulbachs Entwurf und mehrere Bilder aus den deutschen Befreiungskriegen. Seit 1862 widmete er sich namentlich dem Porträt; 1868—70 malte er in der Aula der Universität zu Königsberg die Freskobilder Solon, Pythias und Demosthenes. Auf der berliner Ausstellung 1879 lieferte er ein treffliches Venusbild. G. der noch mehrere Kunstreisen nach Paris, Wien, Italien, England und Schottland machte, ist Professor und Mitglied der Akademie in Berlin.

Gräfe (Heinr.), verdienter deutscher Pädagoge, geb. 8. März 1802 zu Buttkäb, besuchte seit 1815 das Gymnasium zu Weimar und widmete sich seit 1820 zu Jena erst mathem., dann theol. Studien. Nachdem er seit 1823 als Kollaborator zu Weimar thätig gewesen, ging er 1825 als Rektor der Stadtschule nach Jena, die er zur Bürgerschule umgestaltete. Durch einige Schriften über Schulwesen, sowie die Zeitschrift *«Die deutsche Schule»* hatte er seinen Namen vorteilhaft bekannt gemacht. G. erhielt 1840 zu Jena den Charakter als Bürgerschuldirektor und wurde zum außerord. Professor der Universität ernannt. Im J. 1842 wurde er als Rektor der Bürgerschule nach Kassel berufen, und übernahm bald darauf die Direktion der von ihm dort eingerichteten Realschule. Im J. 1849 zum Abgeordneten für die Ständeverammlung gewählt, wo er sich der demokratischen Vinken anschloß, wurde er 1851 wegen seiner Schrift *«Der Verfassungskampf in Kurhessen»* (Epp. 1851) und wegen seiner Thätigkeit im landständischen Ausschusse durch das permanente Kriegsgericht zur Unterjochung gezogen und 1852 zu dreijähriger Festungstrafe verurteilt. Bereits 1853 freigegeben, ging G. nach Genf, errichtete daselbst eine Erziehungsanstalt, folgte aber 1865 einem Rufe nach Bremen, wo er seitdem die von ihm organisierte höhere Bürgerschule leitete und 21. Juli 1868 starb. G.'s wichtigste Schriften sind: *«Allgemeine Pädagogik»* (2 Bde., Epp. 1845), *«Deutsche Volksschule»* (3 Lte., Epp. 1847; 3. Aufl., bearbeitet von Schumann, Jena 1878—79), *«Naturgeschichte der drei Reiche»* (2. Aufl., 2 Bde., Bresl. 1841), *«Geometrische Anschauungslehre»* (3. Aufl., Epp. 1850), *«Allgemeine Sammlung von Aufgaben aus der bürgerlichen, kaufmännischen u. s. w. Rechenkunst»* (Epp. 1852; 3. Aufl., umgearbeitet von Rasmann, 1872).

Gräfe (Karl Ferd. von), ausgezeichnete Chirurg, geb. 8. März 1787 in Warschau, studierte zu Halle und Leipzig Medizin und wurde bereits 1807 Leibarzt des Herzogs Alenxius von Anhalt-Bernburg zu Ballenstedt, in welcher Stellung er unter anderem das Alenxiusbad im Seltethale begründete. Er folgte 1811 einem Rufe als Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik nach Berlin. Im Beginn der Befreiungskriege wurde er 1813 als Divisions-Generalchirurgus mit der Administration der Militärheilanstalten Berlins, sodann aber mit der Inspektion des ganzen Lazarettwesens zwischen der Weichsel und Weser beauftragt, wozu 1815 noch die Aufsicht über die Lazarette bis an den Rhein, im Großherzogtum Niederrhein und in den Niederlanden kam. Nach beendigten Kriegen trat er wieder als Professor ein, wurde Mitglied der wissenschaftlichen Deputation im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, der Ober-Examinationskommission, Generalstabsarzt der Armee mit dem Range eines Obersten und Mitdirektor des Friedrich-Wilhelms-Instituts und der mediz.-chirurgischen Akademie. G. wurde 1826 vom Kaiser Nikolaus von Rußland in den Adelsstand erhoben; der König von Preußen erkannte die Standeserhöhung noch in demselben Jahre an. Er starb 4. Juli 1840 plötzlich zu Hannover, wohin er sich zu einer Augenoperation des Kronprinzen begeben hatte.

G. zählte zu den berühmtesten und um die Wissenschaft verdienstlichsten Wundärzten neuerer Zeit. Mehrere Instrumente und Operationsmethoden wurden von ihm neu erfunden, andere, wie z. B. die Rhinoplastik, von ihm verbessert. Der chirurgische Unterricht in Deutschland verdankt ihm zum großen Teil seine bessere Gestaltung. Unter seinen größern Schriften sind vorzüglich zu nennen: „Angiectase, ein Beitrag zur rationellen Kur und Erkenntnis der Gefäßausdehnungen“ (Erg. 1808), „Normen für die Ablösung großer Gliedmaßen“ (Erg. 1812), „Rhinoplastik“ (Berl. 1818), „Die epidemisch-contagiose Augenblennorrhöe Aegyptens“ (Berl. 1828), „Zahresberichte über das klinisch-chirurgisch-äugenärztliche Institut der Universität zu Berlin“ (Berl. 1817—34). Mit Ph. von Walther redigierte er seit 1820 das „Journal für Chirurgie und Augenheilkunde“.

Gräfe (Albr. von), berühmter Augenarzt, Sohn des vorigen, geb. zu Berlin 22. Mai 1828, studierte daselbst seit 1843 Medizin und widmete sich dann zu Prag, Wien und Paris besonders ophthalmologischen Studien. Er errichtete 1860 in Berlin eine Klinik für Augentrakle, wurde 1868 Dozent an der dortigen Universität, 1866 außerord. und 1866 ord. Professor der Augenheilkunde. G. ist der eigentliche Begründer der neuern Ophthalmologie, zu deren schnellstem Emporblühen namentlich auch die in dieselbe Zeit fallende Helmholtzsche Erfindung des Augenspiegels mächtig beitrug. Die diese Epoche kennzeichnenden Arbeiten befinden sich meist in dem von G. in Gemeinschaft mit Donders und Arlt seit 1856 herausgegebenen „Archiv für Ophthalmologie“. Seine großartige Thätigkeit als Lehrer und Arzt fand durch seinen am 20. Aug. 1870 zu Berlin erfolgten Tod einen frühen Abschluß. Sein Denkmal (Bronzestandbild von Siemering) wurde 22. Mai 1882 im Garten der Charité zu Berlin enthüllt. Vgl. Alfred Gräfe, „Ein

Wort zur Erinnerung an Albrecht von G.“ (Halle 1870); Michaelis, „Albrecht von G., sein Leben und Wirken“ (Berl. 1877).

Gräfe (Alfr. Karl), verdienter deutscher Augenarzt, Better des vorigen, geb. 28. Nov. 1830 zu Martinskirchen bei Näßlberg an der Elbe, besuchte die Realschule und das Gymnasium der Französischen Stiftungen zu Halle und widmete sich dann zu Halle, Heidelberg, Würzburg, Leipzig, Prag, Berlin und Paris mediz. Studien. Von 1854 bis 1858 war er Assistent Albrecht von G.s in Berlin, habilitierte sich 1858 zu Halle, ward hier nach einigen Jahren zum außerord. Professor ernannt und gründete ein klinisch-ophthalmologisches Privatinstitut, welches auch den akademischen Lehrzweigen soweit als möglich zu dienen bestimmt war und allmählich an Ausdehnung und Frequenz sehr bedeutend zunahm. G. gehört zu den ersten, welche der Augenheilkunde auf den preuß. Universitäten ihre berechtigte Stellung erkämpften, und als 1873 diese Wissenschaft an denselben eine offizielle Vertretung fand, erhielt er die ord. Professur der Augenheilkunde zu Halle. G. ist Mitarbeiter am „Archiv für Ophthalmologie“, gab 1858 die „Klinische Analyse der Motilitätsstörungen des Auges“ heraus und wurde mit Sämisch Begründer des „Handbuchs der gesamten Augenheilkunde“ (7 Bde., Erg. 1874—77).

Gräfenau, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, an der Kleinen Ohe auf dem Westabhang des Böhmerwaldes, 87 km nördlich von Passau, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1154 kath. E. und hat eine Papierfabrik und Holzhandel.

Gräfenberg, Städtchen im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Forchheim, 17 km im SO. von Forchheim, am Pellerbach und Fischbach, die zur Regnitz gehen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, zählt (1880) 1111 E., die Obst- und Gemüsebau treiben.

Gräfenberg, ein berühmter Weinberg im Rheingau des preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, beim Dorf Riebrich mit der Burg ruine Scharfenstein, liefert einen vorzüglichen Rheinwein.

Gräfenberg, eine Kolonie der Stadt Freiwaldau (s. d.) in Österreichisch-Schlesien, 2 km im NW. von Freiwaldau, berühmt wegen der daselbst seit 1826 von Vincenz Priessnitz ausgeübten Wasserheilmethode, liegt 632 m hoch im Subetengebirge und zieht sich mit seinen 46 Häusern vom Staritzthale aufsteigend bis auf den Gräfenberg, einem Vorberg des Hirschbadlammes. Auf dem Plateau befindet sich die erste Wasserheilanstalt von 1826, einige Kurhäuser und Villen. Hinter diesen Häusern steigt der 992 m hohe Hirschbadlamm empor, von dem das zum Bade benutzte Wasser kommt. Von den 42 Quellen sind einige in Marmor gefaßt. Die Zahl der Badegäste belief sich 1882 auf 1730. Die Umgegend hat große Wälder von Kiefern und Tannen mit schönen Promenaden; das Klima ist wegen der kausfreien, reinen Luft und der Seltenheit starker Winde trotz der hohen Lage mild zu nennen. Dem Gründer der Anstalt sind von verschiedenen Nationen (Ungarn, Böhmen, Preußen u. a.) Denkmäler errichtet. Die Kaltwasseranstalt ist jetzt im Besitze des Sohnes des Gründers. Vgl. Kapper, „Der Kurort G.“ (Prag 1871); Kutschera, „Gräfenberg“ (Wien 1878); Beder, „Der Kurort G. und Umgegend“ (4. Aufl., Benth 1880).

Grafenfehde (dänische), s. unter Dänemark, Bd. IV. S. 846.

Grafenhausen, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Bitterfeld, 15 km von diesem Orte, an der Linie Berlin-Halle der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2863 meist prot. G., welche Acker- und Tabaksbau treiben und eine Stärkfabrik unterhalten. G. ist Geburtsort des Dichters Paul Gerhardt.

Grafenort, Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Habelschwerdt, 7 km nördlich von diesem Orte, an der Elzener Reife, mit (1880) 1540 G., hat ein herrschaftliches Schloß mit Garten und eine Mineralquelle.

Grafenthal, Stadt im Kreise Saalfeld des Herzogtums Sachsen-Meiningen, liegt an der Ropte in einem tief eingeschnittenen Thale, ist seit dem Brande von 1852 schöner und regelmäßiger aufgebaut, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2231 G. Haupterwerbszweig der letztern ist die Gewinnung von Dach- und Tafelschiefer, Griffschiefer, Backsteinen und Farbenerden, sowie die Fabrication von Schiefer- und Porzellanwaren. Auf der Nordwestwand des Thals liegt der alte Dynastensitz Schloß Wespenstein (Wendenstein), teils in Trümmern, teils wohllich erhalten. Die Schieferindustrie beschäftigt fast sämtliche Bewohner des Amtsgerichtsbezirks; der Schiefergewinn beläuft sich jährlich im Durchschnitt auf 1 Mill. Gr. mit einem Geldwert von gegen 2 Mill. Mark. Außer der Stadt G. ist noch das Städtchen Lehesten mit 2015 G. ein Mittelpunkt der Schieferindustrie. Unter den benachbarten Schieferbrüchen sind die auf dem Unnab die ältesten und großartigsten Deutschlands.

Grafenwöhr, Städtchen im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Gschwend, 8 km im S. von diesem Orte, ist Sitz zweier Oberförstereien, hat ein Schloß und zählt (1880) 1036 kath. G.

Graff (Ant.), einer der berühmtesten Porträtmaler seiner Zeit, geb. 20. Dec. 1736 zu Winterthur, genoss den Unterricht Joh. Ulrich Schellenbergs und begab sich dann nach Augsburg. Als ihn dort die Malerkunst in seiner Beschäftigung hinderte, ging er als Gehilfe des Hofmalers Schneiders nach Ansbach. Zugleich war er bemüht, sich an den Bildern von Rigaut und Rupeky in der Galerie des Schloßes zu vervollkommen am meisten wirkte jedoch van Dyck auf ihn ein. Seine spätere Rückkehr nach Augsburg, wo er mit dem Stecher Hause gemeinschaftlich wirkte, und eine Reise nach München, wo er mit Niedinger bekannt wurde und die Schleissheimer Galerie studierte, gaben ihm zu unausgesetzter Thätigkeit im Bildnisfache Gelegenheit. Der Ruf, den er dadurch begründete, führte ihn 1766 als Hofmaler nach Dresden, wo er Mitglied der Akademie wurde. Er entwidelte in dieser Stellung eine enorme Thätigkeit. Ganze Galerien berühmter Männer, unter diesen eine besondere Sammlung deutscher Gelehrten für den Buchhändler Reich, gingen aus seiner Hand hervor. Nach seinen Aufzeichnungen lieferte er 1665 Gemälde (über 455 Kopien mitgerechnet), 322 Zeichnungen mit Silberstift und noch einige Landschaften in Öl. Die vorzüglichsten deutschen Kupferstecher, Müller, Lips, Baume u. a., haben nach ihm gestochen. Er starb 22. Juni 1813.

Sein Sohn, Karl Anton G., geb. zu Dresden 10. März 1774, gest. daselbst 9. März 1832, erlernte

die Landschaftsmalerei bei Jöngg in Dresden und bildete sich auf Reisen in der Schweiz und Italien zu einem tüchtigen Vertreter seines Faches aus, dem besonders die Gebirgsnatur vortrefflich gelang.

Graff (Eberh. Gottlieb), verbienter deutscher Sprachforscher, geb. 10. März 1780 zu Elbing, studierte seit 1797 zu Königsberg, wurde 1802 als Lehrer in Jentlau, 1805 in Elbing, 1810 als Regierungs- und Scholrat zu Marienwerder angestellt und 1814 als solcher nach Arnberg, dann nach Koblenz versetzt. Hierauf wurde er 1824 Professor der deutschen Sprache an der Universität Königsberg, durchreiste 1825—27 mit Unterstützung der Regierung zu wissenschaftlichen Zwecken Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien und lebte seit 1830 zu Berlin seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Er starb 18. Okt. 1841.

G. schrieb: «Die für die Einführung eines erziehenden Unterrichts notwendige Umwandlung der Schulen» (2. Aufl., Spz. 1818), «Über die althochdeutschen Präpositionen» (Königsb. 1824), «Dietzla, Denkmäler deutscher Sprache und Litteratur aus alten Handschriften» (3 Bde., Stuttg. und Tab. 1826—29), «Althochdeutscher Sprachschatz» (6 Bde., Berl. 1835—43; Bd. 7, den alphabetischen Index enthaltend, von Mahmann, 1846). Außerdem veröffentlichte er eine Ausgabe von Diefrieds Evangelienharmonie (Königsb. 1831), Ausgaben der althochdeutschen Übersetzungen und Erläuterungen von zwei Aristotelischen Abhandlungen, von Boethius und von Marciannus Capella (Berl. 1837), sowie der «Deutschen Interlinearversionen der Palmen» (Quedlinb. 1839). Auch schrieb G. über die «Theorie der schwachen Declination» (Berl. 1836).

Graff (Joh. Jakob), berühmter deutscher Heldenspieler, der erste Darsteller zahlreicher klassischer Rollen, geb. 23. Sept. 1768 zu Georgenthal bei Colmar (nach andern in Köln), studierte in Strassburg Theologie und wandte sich 1789 über Holland nach Köln, wo er 1789 als Cassio (im «Othello») bei der Döblerischen Gesellschaft zuerst die Bühne betrat. Vom nächsten Jahre ab bereiste er mit der Hoffischen Gesellschaft eine Reihe süddeutscher Städte und wurde dann für das weimarsche Hoftheater engagiert, auf dem er 1793 als Hofrat Reinhold (in «Falschholz») debütierte. Seitdem gehörte er der weimarschen Hofbühne bis 1841 an. G. starb 20. März 1848 zu Weimar. Würdevolle Rollen gelangen ihm besser als leidenschaftliche, in denen er leicht unruhig wurde. Vortrefflich gab er neben Götz, Albo, König Philipp, Odoardo u. s. w. den Wallenstein; Goethe wie Schiller wurden auf seine schauspielerische Entwicklung von bestimmendem Einfluß. Aber auch im Lustspiel leistete G. sehr Gutes.

Graff (Carl Ludw.), Architekt und Schulmann, geb. zu Grabow in Mecklenburg 4. Mai 1844, erhielt durch seinen Onkel, den Hofbaurat Demmler in Schwerin, künstlerischen Unterricht und besuchte dann die Polytechnische Schule in Hannover und die berliner Akademie. Seine ersten Arbeiten, Bauten und Konstruktionen von Kirchen, gehören dem gotischen Stile an, seine spätern der Renaissance. Im J. 1870 begab sich G. nach Wien. Er war daselbst zuerst unter van der Nüll am Bau der Oper beschäftigt und entwarf dann unter Sauermaier vieles an der Architektur des Weltausstellungspalastes 1873. Im Jahre 1874 wurde er

Seer Feuers II. befehligte und während der Minorität Eugens II. Statthalter von Schottland war. Er brach 420 mit seinen wilden Scharen durch die große Mauer, die der röm. Kaiser Severus zwischen den Flüssen Clyde und Forth hatte erbauen lassen, und die seitdem im Schott. Rolle den Namen Graeme's dyke spielt. Diese Genealogie ist allerdings etwas mythisch; so viel ist jedoch gewiß, daß die G. zu den ältesten Familien Schottlands gehören. Sie besaßen im 12. Jahrh. große Ländereien um Dumbarton und Stirling. Sir John G. oder Graeme, der treue Freund des berühmten Wallace, fiel 1298 in der Schlacht von Falkirk. Sir David G. von Montrose geriet mit dem König David Bruce 1846 bei Durham in Gefangenschaft. Dessen Sohn, Patrick G., hatte in zweiter Ehe Egidia Stuart, Nichte König Roberts II., zur Frau, die ihm vier Söhne gebar, von denen der älteste, Robert G., Graf von Strathern wurde und Großvater Sir Robert G.s, welcher letztere 1437 König Jakob I. ermordete, und Ahnherr der G.s von Est und Ketherby in Cumberland war. Ein Sohn Patricks aus erster Ehe, Sir William G., Schwiegersohn Roberts III., war Großvater von Patrick G., der, nachdem er während der Minorität Jakobs II. Mitglied der Regentschaft gewesen, 1446 zum Baron G. erhoben wurde und 1466 starb, und dessen Enkel William, Lord G., den Titel eines Grafen von Montrose erhielt. (S. Montrose.) Der dritte Sohn Sir William G.s, Robert, war Urvater des berühmten Feldherrn der Stuarts, John G. von Claverhouse, welcher 1643 geboren wurde, sich unter Condé zum Krieger bildete und bald ebenso sehr durch militärisches Talent als durch unergründliche Tapferkeit bemerkt wurde. Er befehligte 1679 ein Reiterkorps gegen die Covenanters, erlitt zwar bei Loudon-Hill eine Niederlage, trug aber das weiche zum Siege von Bothwell-Briggs bei und verfolgte nachher den überwundenen Feind mit schonungsloser Grausamkeit. Jakob II. ernannte ihn zum Viscount Dundee. Nach der Flucht des Königs sammelte G. in den Hochlanden eine Armee, mit der er die Rechte der entthronten Königsfamilie geltend machen wollte, griff den weit stärkeren General Mackay bei Millcrannell an und fiel 17. Juli 1689. Vgl. Napier, *Memorials and letters illustrative of the life and times of G.* (Edinb. 1869).

Von dem fünften Sohne Sir William G.s, William, kommt das Geschlecht der G. von Balgowan. Thomas G., Lord Lynedoch, einer der ausgezeichnetsten engl. Generale neuerer Zeit, war der Sohn Thomas G.s auf Balgowan und einer Tochter des Grafen von Hopetoun und wurde 1750 geboren. Er lebte bis zu seinem 42. Jahre als einfacher Landbesitzer; um den Rumor über den Tod seiner Gattin zu zerstreuen, schloß er sich dem Korps des Generals O'Hara an und diente 1798 als Freiwilliger bei Louisa. Nach Schottland zurückgekehrt, warb er auf eigene Kosten ein Bataillon, dessen Kommando er mit Oberlieutenanz erhielt. In den J. 1796 und 1797 machte er die Feldzüge in Italien bei der österr. Armee unter Bismarck mit und kommandierte alsdann die Division von Malta, welches sich im Sept. 1800 nach einer zweijährigen Belagerung ergab. G. diente 1808 unter Sir John Moore in Spanien und ward 1810 Generalleutnant. Am 5. März

1811 bestand er gegen den Marshall Victor das Treffen von Barossa, wofür er den Dank des Parlaments erhielt. Bei Vittoria befehligte er den linken Flügel. Im Jan. 1814 landete er mit 10000 Mann in Holland, lieferte in Verbindung mit dem preuß. General Thümen das glückliche Gefecht bei Herzogen und unternahm 8. März 1814 einen Sturm auf Bergen-op-Zoom, der aber zurückgeschlagen wurde. Im Mai 1814 ward er als Lord Lynedoch von Balgowan zum Peer erhoben und 1821 zum Generalen-Chef befördert. Er starb zu London 18. Dez. 1843. Vgl. Graham, *General G.'s memoirs* (Lond. 1866).

Die G.s von Est und Ketherby haben gleichfalls mehrere ausgezeichnete Männer hervorgebracht. Sir Richard G. auf Est, geb. 1648, war Gesandter Karls II. in Frankreich, erhielt 1690 den Titel eines Viscount Preston und bekleidete unter Jakob II. das Amt eines Staatssekretärs. Nach der Revolution von 1688 ward er im Tower gefangen gehalten und 1691 des Hochverrats schuldig befunden, vom Wilhelm III. aber begnadigt. Während seiner Haft übersetzte er Boethius' *De consolations philosophiae* meisterhaft ins Englische. Er starb 1695. Die Peerage erlosch mit dem dritten Viscount 1789, die Güter des Hauses aber gingen nach dem Willen der Lady Widdrington, Tochter Richards, an die G. von Ketherby über, die im Jan. 1788 den Baronettitel erhielten.

Der älteste Sohn des ersten Baronets, Sir James Robert Georg G., bekannter Staatsmann und Parlamentarier, wurde 1. Juni 1792 geboren, trat zuerst 1818 ins Parlament, übernahm 1830 im Ministerium Grey den Posten des ersten Lords der Admiralität und führte als solcher große Verbesserungen in der Verwaltung des Seewesens ein. G. gehörte damals zu den Stützen der Whigpartei. Der Entschluß eines Teils seiner Kollegen, auch mit der Staatskirche in Irland Reformen vorzunehmen, veranlaßte jedoch G. 1834 sich von ihnen zu trennen. Von nun an näherte er sich immer mehr den Konservativen, trat Sept. 1841 als Staatssekretär des Innern in das Ministerium Peel und half in dieser Eigenschaft das Handelssystem einführen, das dem Schutz Zoll ein Ende machte. Die Öffnung der Briefschaften Raglan (1844), durch welche die österr. Regierung Kunde von dem Unternehmen des Bräuer Bandiera erhielt, rief einen Sturm des Unwillens gegen G. hervor, und die Auflösung des Ministeriums Peel im Juli 1846 führte auch den Abtritt G.s herbei. Im Koalitionsministerium Aberdeen-Russell ward er im Dez. 1852 abermals an die Spitze der Admiralität gestellt, erlag aber im Febr. 1855 nach seinen Kollegen dem von Roebuck beantragten Mistrustvotum. Er starb auf seinem Landhause Ketherby 25. Okt. 1861. Vgl. L. McCullagh Torrens, *The life and times of the Right Hon. Sir James G.* (2 Bde., Lond. 1863), und Lonsdale, *Life of Sir James G.* (Lond. 1868).

Graham (Thomas), verdienstvoller Chemiker, geb. zu Glasgow 20. Dez. 1806, studierte auf der Universität seiner Vaterstadt, promovierte 1826 und setzte dann seine Studien in Edinburgh fort. Nach Glasgow zurückgekehrt, errichtete er hier ein Laboratorium für chem. Untersuchungen und wurde bald darauf zum Professor der Chemie an der Andersonian Institution erwählt. Diese Stellung bekleidete er bis 1837, wo er in gleicher Eigenschaft

an die Universität in London berufen wurde. Unter den zahlreichen Entdeckungen, die seinen Namen berühmt machten, ist die über die Diffusion der Gase hervorzuhelien, für welche er 1834 den von der Royal Society in Edinburgh ausgesetzten Preis erhielt; ferner die Untersuchungen über die Bildung der Phosphate und anderer Salze (1836), über die Verbreitung der Flüssigkeiten (1861 und 1861) und über die osmotische Kraft (1854). Höchst wichtig waren auch seine Beobachtungen über die schlagenden Wetter in den Kohlengruben bei Newcastle, die er 1848 im Auftrage der Regierung anstellte. Seine meisten Abhandlungen sind in den *«Philosophical Transactions»* und den *Memoiren der londoner Chemical Society* enthalten; ein anerkannt klassisches Werk sein *«Elements of chemistry»* (neue Aufl., 2 Bde., Lond. 1865; deutsch von Otto, 4. Aufl., 5 Bde., Braunschw. 1868—73). Im Febr. 1856 ward G. als Nachfolger Herschels zum Master of the mint (Direktor des königl. Münzwesens) erhoben, infolge welcher Ernennung er seine Professur niederlegte. G. starb zu London 15. Sept. 1869. In wurde 1872 zu Glasgow auf dem George-Square eine Statue errichtet. Vgl. Hofmann, *«Gedächtnisrede auf Thomas G.»* (Berl. 1870).

Graham's Brot, ein nach der Vorschrift des amerik. Arztes Sylvester Graham aus geschroteten, nicht gemahlenen Getreidekörnern (Weizen oder Roggen reip. Mais mit Weizen gemischt) ohne Gärung bereitetes Brot, das namentlich durch die Vegetarianer Verbreitung gefunden hat.

Graham-Gilbert (John), Historienmaler, f. Gilbert (John Graham).

Grahams Dialysator, f. unter Dialyse.

Grahams-Inseln, f. Ferdinanda.

Grahamsland, ein gebirgiges Land im Südlichen Eismeere, vom Walfischfänger Viscon 16. Febr. 1832 entdeckt. Die über 260 km lange Felsenküste liegt etwa 10° südlich vom Kap Hoorn und erstreckt sich von NO. nach SW. zwischen 63° bis 68° südl. Br. und 43° bis 60° westl. L. von Ferro.

Grahamstown, Hauptstadt der Division Albany in der Südspitze der brit. Kapkolonie, am Kowie-River, Sitz eines Bischofs, hat eine kath. Kathedrale, eine öffentliche Bibliothek und bedeutenden Handel und zählt (1875) 6903 E.

Grahn (Lucile), Tänzerin, geb. 1821 in Kopenhagen, trat 1838 zuerst in Hamburg auf und war dann lange Zeit in Paris engagiert. Seit 1856 mit dem Tenoristen Young vermählt, leitete sie 1858—61 das Ballett am Stadttheater in Leipzig, 1870—75 das des Hoftheaters zu München.

Grain, f. Grän.

Grainbungen, f. unter Bungen.

Grains (vom frz. grains; engl. grains, seed), der Samen, die Eier der Seidenraupe.

Grainville (Jean Baptiste François Xavier Cousin de), franz. Schriftsteller, geb. 3. April 1746 in Havre de Grace, war Geistlicher und bekämpfte die philos. Ideen seiner Zeit; nach dem Ausbruch der Französischen Revolution rettete er sich nur durch eine scheinbare Eiviliehe vor der Guillotine, geriet aber in Armut und ertränkte sich 1. Febr. 1805 im Sommetanal. Unter seinen Werken ist das bekannteste das Gedicht *«Le dernier homme»* (2 Bde., Par. 1805).

Gratibanden, das 50 km lange, bis 8 km breite, herrliche und fruchtbare Thal des Flusses Isère in den franz. Alpen des Dauphiné, oberhalb

Grenobles, umfasst die ehemaligen Landschaften Salmorenc, Oisans, Matyrine und Valbonnais mit Rattier.

Gratifieren (frz.), mit Fett einschmieren, ein fetten; **Gratissage**, das Einschmieren.

Gratiste Alpen, f. unter Alpen (I. 459).

Gratowaron (Gratowaron), Kreisstadt im russ. Gouvernement Kurland, links an der Worölla, mit (1882) 5160 E., hat Handel mit Wolle, Schafen, Pferden und Fleisch, sowie drei Ziegeleien.

Gratomanie, auch Hellenomanie (grch.), allzu große Vorliebe, leidenschaftliche Schwärmerei für das Griechentum, Griechenland oder überhaupt alles Griechische.

Gral (von dem altfranz. Worte graal, greal, provençal. grazal, mittellat. gradalis gebildet) bedeutet Schüssel, Gefäß, Trinkschale. An diesen Namen knüpfte sich im Mittelalter ein besonderer Sagenkreis. Der Heilige Gral ist die Schüssel, daraus Christus bei der Stiftung des Abendmahls mit seinen Jüngern gespeist hat; er besteht aus einem Jaspis, dem edeln Steine, von dessen Kraft der Phönix aus der Asche sich verjüngt, dessen öfterer Anblick Gesundheit und 200jährige Jugend verleiht. In demselben Gefäße hat Joseph von Arimathea das Blut aus den Wunden Christi aufgefangen. Engel haben ihn vor alter Zeit zur Erde gebracht und anfänglich selbst bewahrt; später kam er unter die Obhut der Tempelritzen, einer Genossenschaft auserwählter Ritter, die einem Könige unterstanden und ihn in einer tempelartigen Burg auf dem unnahbaren Berg Mont-Salvage bewachten und verehrten. Die Sage vom G. ist ursprünglich span. Ursprungs und scheint sich aus einem Zusammentruss arab., jüd. und christl. Elemente, unter Mitwirkung von Zeiterenissen, namentlich der Stiftung des Tempelordens gebildet zu haben. Guizot, der die Gralsage in einem verlorenen, zwischen Provenzalisch und Französisch in der Mitte stehenden Gebiete behandelte, nannte als seine Quellen die Schrift eines Maurer Flegetanis, die er zu Toledo will gefunden haben, und eine lat. Chronik von Anjou. Riemlich gleichzeitig bemächtigte sich Chrétiens von Troies des Stoffs und brachte ihn mit den Sagen von Artus und der Tafelrunde in Verbindung. In die deutsche Poesie wurde die Sage vom heiligen G. zuerst durch Wolfram von Eschenbach (f. d.) eingeführt; seine Quelle war Chrétiens *«Conto del graal»* und Guizot's Werk, woraus er die Geschichten von Parzival und Liturel auswich und umdichtete. Die Geschichte Josephs von Arimathea behandelt der *«Roman du Saint-G.»* (herausg. von Michel, Par. 1839), der später in Prosa aufgelöst wurde (herausg. von Fuchet, 3 Bde., Par. 1875). In weiterer Ausführung, aber mehr äußerlicher Auffassung behandelte die Gralsage später, um 1270, der Dichter des jüngern Liturel, der noch die Bezeichnung auf den Priesterkönig Johannes einfügte, indem er zu diesem den G., der nach den ältern Dichtern wieder zum Himmel emporgeschwebt war, wandern läßt. Auch die Sage von Lohengrin (f. d.) schließt sich an die Gralsage an. Altenglisch, nach franz. Grundlage, wurde der Stoff bearbeitet in *«The Holy Grail»* (herausg. von der Early English Text Society, 1874 fg.). Vgl. Uhland, *«Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage»* (Bd. 1, Stuttg. 1865); Lang, *«Die Sage vom heiligen G.»* (Münch. 1862); Cassel, *«Der G. und sein*



1. *Festuca ovina*. 2. *Glyceria fluitans* (Süßgras). 7. *Cynodon dactylon*. 8. *Lolium temulentum* (Taumelolch).
 9. *Briza media*. 10. *Glyceria fluitans* (Süßgras). 11. *Stipa pennata* (Fiedergras).
 12. *Stipa pennata* (Fiedergras). 13. *Stipa pennata* (Fiedergras). 14. *Stipa pennata* (Fiedergras). 15. *Stipa pennata* (Fiedergras).

Brockhaus' Convers

Zu Artikel. Gramineen.



Name» (Berl. 1865); Droyfen, «Der Tempel des heiligen G.» (Bromb. 1872); Jarnde, «Der Gralltempel» (Epp. 1876); von Birch-Hirschfeld, «Die Sage vom G.» (Epp. 1877).

Grallae, Grallatores, f. Stelzvögel.

Gram (Hans), bän. Philolog und Historiker, geb. 28. Okt. 1686 zu Bjergby in Vendsyssel (Nalund), wurde 1714 Professor des Griechischen, 1730 Bibliothekar, 1731 Geheimarchivar. Er starb 19. Febr. 1748. G. war einer der Gründer (1742) der «Kjöbenhavnse Selstas» (nachher «Bibenslabernes Selstas» genannt), in deren Verhandlungen die meisten seiner kritischen Aufsätze erschienen. Auch als Herausgeber älterer Werke von Krag («Christian III.»), Slange («Christian IV.»), Meurhus u. a. hat er vieles zur Aufhellung dunkler Punkte der Staats- und Kulturgeschichte Dänemarks beigetragen.

Gramen (lat.), Gras; gramina, Gräser. (S. Gramineen.)

Gramineen (Gramineae) oder Gräser, Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Dieselbe umfaßt etwa 3000 Arten und ist somit eine der größten des ganzen Pflanzenreichs, sie ist zugleich auch die wichtigste Familie für den Menschen, denn fast alle Getreidearten (f. Getreide, Bd. VII, S. 927, nebst dazu gehöriger Tafel), sowie die wichtigsten Futterpflanzen (f. unter Futter und Futterbau) für die Haustiere gehören hierher. Ihre Verbreitung ist eine außerordentliche; fast überall, wo überhaupt noch phanerogame Gewächse gedeihen, finden sich auch Vertreter aus der Familie der G., sie finden sich noch in den höchsten Alpen, in den kältesten Partien der arktischen Regionen, sowie in den heißesten Gegenden der Tropenzone. Da die meisten Arten derselben gesellig vorkommen, so bedecken sie oft große Flächen, wie die zahlreichen Steppengräser und diejenigen, welche den Hauptbestandteil der Wiesen bilden. Viele der mehlgelbenden G. sind schon seit so langer Zeit in Kultur, daß man über ihr eigentliches Vaterland nichts Sicheres angeben kann, zumal sie sich in der Gestalt, wie sie jetzt als Kulturpflanzen vorhanden sind, nirgends mehr wild wachsend finden.

Die meisten G. sind krautartige einjährige, zweijährige oder perennierende Gewächse, nur in der Abteilung der Bambusen finden sich baumartige Formen. Die ausdauernden Arten besitzen in der Regel Rhizome, die entweder mit langen Internodien versehen sind und kriechend fortwachsen, oder knollenförmige Gestalt mit verkürzten und verdickten Internodien besitzen. Da aus ein und demselben Rhizom zahlreiche Halme hervorsprossen, so bilden diese G. meist dichte Rasen und werden deshalb auch als «rasenbildende» bezeichnet. Etwas Ähnliches findet sich bei den Getreidearten, die nur ein- oder zweijährig sind und kein Rhizom besitzen; hier werden aus den untersten Partien der Halme zahlreiche Seitentriebe gebildet, sobald aus einem Korne eine größere Anzahl von Palmern hervorsprossen scheinen; man bezeichnet diese Verzweigung als «Bestockung». Dieselbe ist selbstverständlich für den Gesamtertrag der Getreidearten von hoher Wichtigkeit. Einige im losen Sande der Dünen sehr gut gedeihende Gräser haben wegen ihrer Eigenschaft, durch reich verzweigte Rhizome neuen Sand zusammenzuhalten und gewissermaßen zu befestigen, eine große Wichtigkeit

für manche Küstenpartien erlangt; so werden z. B. der Sandhafer (*Elymus arenarius*), sowie der Sandhalm (*Ammophila arenaria*), an den Küsten der Nord- und Ostsee im großen Maßstabe angebaut, um die Dämme zu schützen.

Die einjährigen Arten besitzen stets eine sog. Faser- oder Faserwurzel, die dadurch entsteht, daß die Hauptwurzel bald nach der Keimung abstirbt und an Stelle derselben sehr zahlreiche fadenförmige Nebenwurzeln treten. Die mit Rhizomen versehenen Arten besitzen hülshellige oder ebenfalls faserförmige Wurzeln an den Internodien der Rhizome. Die oberirdischen Stammorgane, auch Halme genannt, sind bei den einheimischen Gräsern meistens unverzweigt, wenigstens in ihren obern Partien, bei den größern Formen der wärmern Gegenden, hauptsächlich bei den baumartigen Bambusen, ist dagegen die Verzweigung häufig eine äußerst reichliche. (S. Tafel: Gramineen, *Bambusa arundinacea*, Fig. 13.) Die Stengel sämtlicher G. sind mit Knoten versehen und haben in der Regel hohle Internodien. Wenn Biegungen, Krümmungen oder dergleichen an den Stengeln eintreten, etwa durch Einwirkung des Lichts oder der Schwerkraft, so finden dieselben stets in der Nähe der Knoten statt, da an diesen letztern Orten auch an ausgewachsenen Halmen noch wachstumsfähige Zellgruppen gelagert sind, die infolge jener Einwirkungen Wachstum in bestimmter Richtung zeigen. Es ist dadurch dem Halme der G. die Möglichkeit gegeben, sich geotropisch (f. Geotropismus) wieder aufzurichten, wenn er durch äußere Einflüsse, wie Wind oder Regen, an den Boden gedrückt worden ist; eine Erscheinung, die beim Getreide bekanntlich sehr häufig eintritt.

Die Blattorgane der G. sind in der Regel lang und schmal, und besitzen eine den Halm vollkommen umschließende Blattscheibe, welche ringsum den Knoten, auf dem das Blatt inseriert, angewachsen ist und das darüberstehende Internodium meist bis fast zur Hälfte seiner Höhe oder auch noch höher hinauf umgibt. Diese Scheibe ist jedoch nicht vollkommen geschlossen, sondern ist nichts anderes als der cylindrisch eingerollte Basisteil des Blattes, sobald sie also an der dem Blatte gegenüberliegenden Seite aufgeschlüsselt ist. An der Stelle, wo die eigentliche Blattspreite an die Scheibe ansetzt, findet sich in den meisten Fällen als Fortsatz der röhrenförmigen Scheibe ein zartes, farbloses, oft in zwei oder mehrere Lappen gespaltenes Häutchen, die sog. Ligula, deren Größe bei den verschiedenen Gattungen eine sehr variable ist. Die Ränder der Blätter sind bei vielen G. schneidend scharf, welche Eigentümlichkeit ihren Grund in kurzen, zadenartigen Fortsätzen der an den Rändern liegenden Epidermiszellen hat; da zugleich diese Zellen vertiefelte Wände haben, so erklärt sich daraus ihre Schärfe. Überhaupt zeichnen sich die G. durch ihren großen Gehalt an Kieselsäure aus, und zwar ist es vorzugsweise die Epidermis der Halme, in denen sich dieselbe abgelagert, dieselbe erhält dadurch eine gewisse Sprödigkeit und trägt so wohl auch zur Gesamtfestigkeit der Stammorgane etwas bei, doch jedenfalls nicht wesentlich, denn auch ohne Zusatz von Kieselsäure kultivierte G. können sich nicht minder gut aufrecht erhalten, als die unter normalen Verhältnissen aufgezogenen.

Der Blütenstand der G. bietet große Verschiedenheiten dar. Die Blüten stehen zunächst in sog.

Ahren, die nur wenige Blüten enthalten, häufig sogar einblütig sind. Diese Ahren sind nun wiederum in mannigfachster Weise zu Infloreszenzen gruppiert, vorzugsweise in Rispen, Ähren und Trauben. (S. Tafel: Blüte und Blütenstand und Tafel: Gramineen.) Die einzelnen Blüten haben einen eigentümlichen Bau; in der Regel sind dieselben so zusammengefaßt, wie es die beistehende Skizze der Blüte von *Bromus mollis* (Fig. 1) und das Diagramm derselben (Fig. 2), das auch für die meisten andern G. gültig ist, zeigt. Das in den beiden Figuren mit *b* bezeichnete Blatt ist das Deckblatt (in Fig. 1 ist es zurückgeschlagen dargestellt, damit das Innere der Blüte deutlicher wird), auch Deckspelze (*Palea inferior*) genannt, das mit *v* bezeichnete Blatt ist das Vorblatt oder die Vorspelze (*Palea superior*), die beiden kleinen Blättchen, die mit *l* bezeichnet sind, nennt man die Lodiculae; sie stellen das eigentliche Perigon dar, die Staubgefäße sind in der Dreizahl vorhanden und die Griffel stehen zu zwei, sie krümmen sich mit ihrer fiederigen oder anders getheilten Narbe nach unten und außen. Von diesem Blütenbau gibt es nur wenige Ausnahmen;



Fig. 1.



Fig. 2.

so besitzen einige Gattungen, wie *Bambusa*, drei Narben, eine andere, *Nardus* (s. Tafel: Gramineen, Fig. 6), nur eine Narbe, die Reisarten (*Oryza*) sechs Staubgefäße, die Gattung *Anthoxanthum* dagegen nur zwei. Der Fruchtknoten ist einsächerig und enthält nur eine Samenhospe. Die Frucht ist eine Schließfrucht und zwar eine sog. Caryopse; sie bleibt gewöhnlich umhüllt von den beiden Spelzen und oft auch noch von den darunterstehenden Hochblättern, den Kelchspelzen (*Glumae*). Bei einigen Arten, wie bei dem Roggen und Weizen, fällt sie bei der Reife nackt aus den Spelzen heraus.

Die systematische Einteilung der G. in mehrere Unterabteilungen ist zwar nicht in allen Systemen die gleiche, immerhin aber sind die wichtigsten Gruppen ziemlich sicher umgrenzt; dieselben sind folgende: 1) *Oryzeae*, hierher der Reis, *Oryza sativa* (Fig. 10); 2) *Maydeae*, hierher der Mais, *Zea Mais*; 3) *Panicaceae*, hierher die Hirse, *Panicum miliaceum*; 4) *Andropogoneae*, hierher das Zuderrohr, *Saccharum officinarum*; 5) *Phalarideae*, hierher dasjenige Gras, welches den Canariensamen liefert, *Phalaris canariensis* (Fig. 3); ferner einige Wiesengräser, wie *Alopecurus pratensis* (Fig. 11) und das durch seinen Gehalt an Cumarin (s. d.) ausgezeichnete *Anthoxanthum odoratum* (Fig. 4), welches dem Heu den bekannten Cumaringeruch verleiht; 6) *Agrostideae*, hierher das zu getrockneten Bouquets vielfach Verwendung findende Fiebergras, *Stipa pennata* (Fig. 15), sowie der zu ähnlichen Zwecken benutzte Windhalm oder Windfahne, *Apera spica venti* (Fig. 12); 7) *Aveneae*, zu denen die verschiedenen Haferarten gehören; 8) *Chlorideae*, hierher das durch seinen eigentümlichen Blütenstand ausgezeichnete *Cynodon dactylum* (Fig. 7); 9) *Festuceae*, zu denen die meisten Futtergräser gehören, wie das durch seine

lammartigen Deckblättchen charakterisierte *Cynurus cristatus* (Fig. 2), ferner das Bittergras, *Briza media* (Fig. 9), die zahlreichen Festucaarten, *Festuca ovina* (Fig. 1); auch das zierliche Perlgras, *Melica nutans* (Fig. 5), sowie das im Wasser flutende Süßgras, *Glyceria fluitans* (Fig. 14), dessen Samen, Mannagröße oder Mannahirse, als Nahrungsmittel Verwendung finden, gehören hierher; 10) *Hordeae*, welche die wichtigsten Getreidearten umfassen, wie Roggen (*Secale cereale*), Weizen (*Triticum vulgare*), Dinkel (*Triticum spelta*), Gerste (*Hordeum distichum*), ferner gehören hierher der vielfach als Giftpflanze betrachtete Zaunmüllsch, *Lolium temulentum* (Fig. 8) und das Borstengras, *Nardus stricta* (Fig. 6), welches, wie schon erwähnt wurde, dadurch charakterisiert ist, daß in den Blüten nicht wie bei den meisten übrigen G. zwei, sondern nur eine Narbe vorhanden ist; 11) *Bambuseae*, zu denen viele baumartige Gräser, wie die Arten der Gattung *Bambusa* gehören.

Fossile Gräser kennt man nur wenige; zwar sind viele Arten beschrieben und in verschiedene Gattungen, wie *Bambusium*, *Calamites*, *Poacites* u. a. zusammengefaßt worden; doch ist die genaue Bestimmung dieser Reste gewöhnlich nicht möglich, da nur von sehr wenigen Blütenstände erhalten sind, die sichern Aufschluß über die systematische Stellung geben können, von den meisten finden sich nur Blätter oder vielmehr Blattfragmente.

Litteratur. Linné, „*Fundamenta agrostographiae*“ (Upsala 1767); Kunth, „*Enumeratio plantarum etc.*“ (Abt. 1: „*Agrostographia synoptica*“, Stuttg. 1833); derselbe, „*Distribution methodique de la famille des graminées*“ (Ber. 1835); Reichenbach, „*Icones Florae germanicae et helveticae etc.*“ (Abt. 1, Tpy. 1823–70); Steudel, „*Synopsis plantarum glumacearum*“ (2 He., Stuttg. 1856).

Gramm (das franz. *Gramme*) ist die nominelle Einheit der Gewichte des metrischen Systems. Aus dem G. werden durch decimale Multiplikation und Division die größern und kleinern Gewichte gebildet, jene griechisch, diese lateinisch benannt: Decagramm = 10 g; Hektogramm = 100 g; Kilogramm = 1000 g; Myriagramm = 10000 g; Decigramm = $\frac{1}{10}$ g; Centigramm = $\frac{1}{100}$ g; Milligramm = $\frac{1}{1000}$ g. Die faktische Gewichtseinheit ist das Kilogramm (s. d.). Der Name G. ist dem des um die Hälfte schwerern alfgriech. Gewichts γράμμα entnommen. (S. Maß und Gewicht.)

Grammar schools, ausnahmsweise auch College, heißen in Großbritannien die Unterrichtsanstalten, welche gleich den deutschen Gymnasien auf die Universität vorbereiten.

Grammatik (grch.), bei den Griechen und später auch bei den Römern der den höhern Unterricht erteilende Lehrer.

Grammatik ist die Darstellung des vorhandenen Materials der Sprache, ihres Baues und der Gesetze ihrer Entwicklung und Veränderung. Die frühere philos. oder allgemeine G. suchte diese Gesetze zu konstruieren, ohne ein Verstehen eines hinlänglichen Materials von Beobachtungen der vorhandenen verschiedenen Sprachtypen zu sein, versiel daher in vorzeitige Verallgemeinerungen, indem sie Sätze, die aus einem beschränkten Kreise von beobachteten Thatfachen gezogen waren, als

allgemeingültige faßte. Eine ausreichende materielle Grundlage läßt sich nur dadurch gewinnen, daß die verschiedenen wirklich vorhandenen Sprachen in den Kreis der Untersuchung gezogen und nach ihrem gegenseitigen Verhältnis zueinander erforscht werden. So entsteht die vergleichende Grammatik. Da aber die Sprachen ein Gewordenes und ein Werdenes, also ein fortschreitend Verändertes sind und nur im vollen Verlauf ihrer Entwicklung genügend begriffen werden können, ergibt sich als weiteres notwendiges Glied die historische Grammatik. Diesen umfassendern Gestaltungen steht wiederum gegenüber die besondere Grammatik, welche die einzelne Sprache beschreibt und ihre Gesetze darstellt.

In neuerer Zeit zerfällt die wissenschaftliche G. einer Sprache gewöhnlich in folgende Teile: 1) Lautlehre, Darstellung des Lautsystems der Sprache, des Verhältnisses der einzelnen Laute zueinander, der gleichmäßigen Veränderungen derselben, bei vergleichender Behandlung auch des Verhältnisses derselben zu den Lauten der verwandten Sprachen oder der Ursprache des betreffenden Sprachstammes; 2) Stammbildungslehre (Wortbildungslehre), behandelt die Wurzeln und die aus ihnen durch bestimmte Suffixe gebildeten Stämme; 3) Wortbildungs- (Flexions-, Formen-) Lehre, behandelt die Declination und Konjugation; 4) Syntax, behandelt die Bildung und die Formen des Satzes.

Die Anfänge sprachlicher Untersuchung im Abendlande gingen aus von den griech. Philosophen, doch sind ihre Forschungen nicht eigentlich grammatisch, sondern beschäftigen sich wesentlich mit der Frage nach dem Verhältnis des Denkens zum Sprechen, auch wohl nach der Entstehung der Sprache; so bei Plato, Aristoteles, den Stoikern. Dabei machte man allerdings Beobachtungen und stellte Kategorien auf, die später in die eigentliche G., deren Anfang in Alexandria ins 2. Jahrh. v. Chr. fällt, aufgenommen wurden. Vgl. Versh., «Die Sprachphilosophie der Alten» (3 Bde., Bonn 1838—41); Steinthal, «Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern» (Berl. 1863). Bei den Alexandrinern trat die G. in den Dienst der Philologie (s. d.) und ward besonders nach der praktischen Seite mit Fleiß und Einsicht gefördert. Ihnen folgten die Römer, die sich darauf beschränkten, auf zwei Sprachen, die lateinische und die griechische, das überkommene Verfahren anzuwenden, ohne einen wesentlichen Fortschritt der G. zu bewirken. Das Mittelalter begnügte sich mit den Elementarbüchern spätlat. Grammatiker. Selbst nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften im 16. Jahrh. ward die G. nur zu praktischem Zwecke betrieben; doch erweiterte sich infolge der Reformation wenigstens äußerlich der Gesichtskreis, indem man für die Erklärung der Bibel nun auch Kenntnis der hebräischen und eingehendere der griech. Sprache bedurfte. Im 17. Jahrh. endlich begann man mit einem zunächst mehr noch ahnungsvollen als bewussten Verfahren, die Sprache um ihrer selbst willen zu betrachten, von der im Dienste der Philologie stehenden G. der besonderen Sprachen oder der G. im engeren Sinne zur Linguistik überzugehen, und es zeigten sich jetzt die ersten Spuren der allgemeinen und sogar schon der vergleichenden G. Philosophische G. erschienen ziemlich zahlreich seit der Mitte des 18. Jahrh., litten aber fast durchgehend und bis in die neueste

Zeit an dem doppelten Gebrechen, daß sie einerseits das Verhältnis der Logik zur G. teils übersehen, teils nicht hinreichend erkannten, und andererseits sich fast nur auf das Gebiet der indogermanischen oder gar der deutschen oder einer andern Einzelsprache beschränkten. Unter den ältern Werken dieser Art sind zu nennen die Schriften August Ferdinand Bernhardis, Karl Friedrich Wedders, Schmitthenners u. a. Das einzige bedeutende Werk über die Philosophie der Sprache ist W. von Humboldts epochemachendes Buch «Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues» als Einleitung zu seinem Werke über die Kawi-Sprache (besonderer Abdruck, Berl. 1836; neu herausg. und erläutert von Bött, 2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1880; herausg. und kommentiert von Steinthal: «Die Sprachphilosophie. Werke W. von Humboldts», Berl. 1884). Seine Bestrebungen wurden fortgesetzt von Heyse in «System der Sprachwissenschaft» (Berl. 1856) und von Steinthal in «Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues» (2. Aufl., Berl. 1880) und «Abriß der Sprachwissenschaft» (2. Aufl., Bd. 1, Berl. 1881).

Ihre wissenschaftliche Begründung erhielt die vergleichende wie die historische G. in Deutschland, nachdem durch die Bemühungen der Engländer Millins, W. Jones, Colebrooke, Wilson u. a. die Sprache und Literatur des Sanskrit erschlossen und zugänglich gemacht worden war. Die durch Bopp geschaffene vergleichende G. ist zu datieren von dessen kleiner Schrift «Das Konjugationssystem der Sanskritsprache, verglichen mit jenem der griech., lat., pers. und german. Sprachen» (Berl. 1816). Hier ist zuerst der leitende Grundsatz aufgestellt und durchgeführt, die Verwandtschaft der Sprachen aus ihrem Bau zu erforschen. Die historische G. hebt an mit Jak. Grimm's durchaus auf selbständigen Forschungen beruhender «Deutscher G.», deren erster Teil 1819 erschien. In gleichem Geiste behandelten Diez die romanischen und Miklosich die slav. Sprachen. An Bopp aber schloß sich, durch umfängliche Forschung ausgezeichnet, Bött. Weiter ward die vergleichende Sprachforschung, gewöhnlich in Verbindung mit der historischen, gefördert durch Aufrecht, Benary, Benfey, Lassen, G. Curtius, Dieffenbach, Höfer, Ruhn, Miklosich, Max Müller, Schleicher, Gbel, Joh. Schmidt, Brugman u. a.; ihren Zwecken dienten oder dienen jetzt in Deutschland folgende Zeitschriften: Ruhn's «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung» (Berl. 1852 fg.); Ruhn und Schleicher, «Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung» (8 Bde., Berl. 1858—76); Benfey, «Orient und Occident» (Gött. 1862—65); Weizenberger, «Beiträge zur Kunde der indogerman. Sprachen» (Gött. 1876 fg.). In diesen ist nur die Forschung über die indogermanischen Sprachen vertreten; die vergleichende G. der übrigen Sprachstämme liegt noch in den Anfängen. (S. auch Sprachwissenschaft.)

Vgl. Vater, «Literatur der Grammatiken, Verita und Wörteransammlungen aller Sprachen der Erde» (2. Aufl. von Jälg, Berl. 1847); Trübner, «Catalogue of dictionaries and grammars of the principal languages and dialects of the world» (2. Aufl., Lond. 1882).

Grammatiker hießen bei den Griechen und Römern diejenigen, die sich mit der Wort- und Sachklärung der Werke der Literatur beschäftigten. Von dem G. unterschied sich der Elementarlehrer

der Grammatiker Cnuid. Der bedeutendste römische G., der das gesamte Gebiet der Sprachlichen und logischen Triebknoten ergründet hat, war Marcus Terentius Varro (s. d.). Neben und nach ihm wirkte der sehr gelehrte, aber phantastische Aulus Gellius, Aulus Prætorius, der sich den Beinamen Philologus gab, Sueton, Varius Rufus u. a. Auch Cæsar hat ein grammatisches Werk (= De analogia) verfaßt.

In der ersten Kaiserzeit lebten und schrieben Julius Agrippa und Cerrinus Plancus, hernach Julius Robellus, Nennius Goldmon, Aulus Cornelius Celsus, Marcus Valerius, Valerius Probus, im 2. Jahrh. n. Chr. Velus Longus, Capri, der durch die erhaltenen Kaiserbiographien allgemein bekannte Suetonius, Larentius Scantius, Gellius, am Ausgang des 2. und Anfang des 3. Jahrh. Acto, im 2. Porphyrus, Julius Cernorius, Julius Solinus, Nonius Marcialis. In der spätern röm. Kaiserzeit besaßten sich auch die römischen Sch., aus dem von den Vorgängern gelieferten Nachschlage der Grammatik, *ars grammatica*, „Grammatiken“, zusammenzustellen (so Aluinus Domastus, Charisius, Diomedes u. a.), oder auch Commentare, so Libanius Claudius Donatus, Servius, und in dialogischer Form Macrobius. Sammlungen der „Grammatici Latini“ gaben Grotius (Vers 1606, 1621), Butcher (Hannov 1606), Kindermann (Eph 1831 — 40, zweifelhäftig) und besonders Reil (7 Bde., 1816 — 79) heraus.

Grammatik und, grammatische Vorrichtung, mit dem Redensinne des Starren, Bedenklichen.

Grammatik (grob), im Altertum ein Lehrer
in den Anfangsgründen der Sprache.

— **Granatfels** oder **Granolith** ist ein Glied der Mineralgruppe der Hornblende oder des Amphibols, bildet weiche, grüne und gelbrüthe, lamellenförmige und breite Krystalle, sowie kugelige Aggregate, welche besonders in thönernen Kalken und Dolomiten eingeordnet sind (ausgezeichnet z. B. bei Campolongo am St. Gotthard), es ist ein fast eisenerzreihes Kalk. Magnesia-Eisenzug, welchem drei Strahlstein oder Mineralstein am nächsten steht.

Orthographische Lehr- und Handbuchs
Orthographische Lehr- und Handbuchs
Orthographische Lehr- und Handbuchs

Grammatik ist die Beschreibung der
Struktur von Sprachen. Sie ist die
Wissenschaft der Regeln, die die
Bildung von Sätzen bestimmen.
Grammatik ist die Wissenschaft, die
beschreibt, wie Wörter zu Sätzen
zusammengefasst werden können.

Grammatik, 1 unter Vorkurs
Grammatik, 1 u. 2, 2. Aufl., 1981

lation und Hotel *Elektromotorenfabrikation,*
 No. 10 *Maschinen, 25 1/2 - 28*

Chemische Industrie, J. u. Elektrochemische Industrie des Bergbau- u. Hüttenwesens, Stahl

auf Sicilien, in der ital. Provinz Catania, 12 km östlich von Galtignone, auf einer Höhe bei der Quelle eines Zuflusses der Borna Donna, zählt (1981) als Gemeinde 11 004 E. und wurde nach dem Erdbeben von 1693 durch Carlo Caracciolo, Fürst von Butera, an Stelle der zerstörten Nachbarstadt Cefalàrdi erbaut. Man bricht Steine, gräbt Erdbeeren und gewinnt trefflichen Wein.

Wasmont (olam. Geerlsbergen oder Ge-
zaerdsbergen), Smdt im Bezirk Kell der belg.
Provinz Ostflandern, an der Dender, der den Ort
in eine Ober- und Unterstadt theilt, Station des
Flines-Braine-la-Comte-Frml und Denkerleum-Nilz
der Belgischen Staatsbahnen, mit 2420 Q. und be-

bedeutender Fabrikation von Spitzen, Schmiedelbä-
den, Tabak, Baumwolle, und Wolle. In der
Kirche St. Bartholomäus befinden sich zwei Bilder
von der Gräber, im Rathhause ein altland. Bild.
Christus als Weltrichter.

Grammont, eine alte Adelsfamilie aus Hochburgund (Franche Comté), Zweig des erlöschenden Hauses Oranges, die nicht mit dem aus Schwaben reich stammenden Geschlechte Gramont (s. d.) zu verwechseln ist. Die G. führten ihren Namen von einer jenseits Besoult und Montbéliard im Depart. Doubs Sabots gelegenen Herrschaft, die ein Herr von Oranges im 13. Jahrhund. erwarb und König Philipp IV. von Spanien 1686 zur Grafschaft erhob. Mit der Franche Comté gelangten die G. und ihre Besitzungen 1678 an Frankreich, wo sie sich unter Ludwig XIV. im Kriegsdienste hervor- thaten und bei Hofe großes Ansehen gewannen. Das dem Stammgute benachbarte Landgut Pulley- gey wurde 1719 zum Marquifat erhoben zu Gun- sten Michel de G., Generalleutnants im Toulon- Ludwigs XIV., der ihn sehr schätzte. Ein älterer Bruder Michels bekleidete damals ebenfalls diesen hohen militärischen Posten und war Oberbefehl- haber in der Franche Comté. Nach der Sohn Michels, Pierre de G., starb 1796 als Generalma- jorant. Noch größere Popularität wie im Feld- erworben sich die G. im Dienste der Kirche, indem dem Mitglieder der Familie als Erzbischofe von Besancon ruhmvoll über die ganze Franche Comté sich erstreckenden Sprengel vertheilten. Es waren dies Antoine Pierre de G. gest. 1699; François Joseph, gest. 1717, Bruder des genannten Michel Antoine Pierre, der letzten Reihe, gest. 1764.

Zwei andere Mitglieder der Familie machten sich als Staatsmänner bekannt. Alexandre Marie Francois de Sales Thésdula, Marquis von G., geb. 26. April 1705 auf dem Schlosse Damp-les-Couches (Depart. Saône-et-Loire). Einseitig Schwager, ergriff er wie dieser die Fama von 1789, wurde 10. Aug. 1793 bei der Vertreibung der Tuilerien verwundet, lebte sodann auf dem Lande in stiller Zurückgezogenheit, verheiratete sich nicht mit dem kaiserl. Regierungsdiktum und erklärte sich, einer von den ersten für die Wiederanlegung der Bourbonn. Im J. 1816 wurde er vom Arrondissement Yure in die Trientersammer gewählt, wo er bis 1830 beinahe seinen Sitz hatte und während seiner ganzen parlamentarischen Laufbahn mit der konstitutionellen Opposition stimmte. Er starb 22. Mai 1841 auf seinem Schlosse zu Villers-Gréville (Depart. Haute-Saône). Sein Sohn Ferdinand, Marquis von G., geb. ebendortselbst 6. Juni 1808, wurde Deputirter des Arrondissements Yure an seines Vaters Stelle und behielt seinen Sitz im linken Centrum, solange die Julimonarchie dauerte. Im J. 1848 vom Depart. Haute-Saône in die konstituierende Versammlung gewählt, trat er vom linken Centrum zur Rechten über und verlor infolge dieser politischen Veränderung sein Mandat. Nach dem Staatsstreich im Dez. 1851 wurde G., welcher die Politik des Präsidenten angenommen hatte, als Regierungskandidat im Arrondissement Yure gewählt. Bei den Wahlen von 1855 und 1859 erneuerte ihm die Wähler sein Mandat. Im Febr. 1871 in die Nationalversammlung zu Bordeaux gewählt, hielt er sich hier zur Rechten. Bei den folgenden Wahlen trat er nicht mehr als Kandidat auf.

Gramont, ein altes franz. Adelsgeschlecht, welches von einem Städtchen G. in Navarra (Depart. Niederpyrenäen) seinen Namen führt. Im J. 1525 kam diese Herrschaft an einen Neben-zweig, die G. d'Aure, durch die Verheirathung der Erbtöchter Claire von G. mit Renaud von Aure, Vicomte von Aler; beide starben 1534. — Ihr Sohn, Antoine von Aure, genannt Antoine I. von G., ward Stammvater der Herren von G., die seitdem in der franz. Geschichte eine Rolle spielen und noch gegenwärtig forbestehen. Die bekanntesten Sprosslinge aus diesem zweiten Hause G. sind folgende: Gabriel von G., Prälat, Diplomat, Sohn von Roger von G., wurde als Bischof von Tarbes zur Zeit der Gefangenschaft Franz I. nach Spanien, sodann zu Heinrich VIII. von England als Unterhändler in dessen Ehehandel geschickt und bei seiner Rückkehr in Frankreich zum Erzbischof von Bordeaux ernannt, verzichtete jedoch auf diese Prälatur zu Gunsten seines Bruders und begab sich als Gesandter nach Rom, wo Clemens VII. ihm die Kardinalswürde verlieh (1530). Hier leitete er die Verhandlungen wegen der Vermählung des Dauphin (Heinrich II.) mit der Nichte des Papstes, Katharina von Medici, und wurde dann Erzbischof von Toulouse. Er starb 26. März 1534 auf dem benachbarten Schlosse Balma. — Philibert von G., Graf von Guiche, Sohn Antoinettes I., vermählte sich 1567 mit der «Schönen Corisande», Diana von Audouins (gest. 1620), der berühmten Jugendgeliebten Heinrichs IV. Philibert starb 1580 infolge einer vor La Fère erhaltenen Verwundung. — Sein Sohn, Antoine II., Graf von G., war Vater von zwei Söhnen, die zu den namhaftesten seines Geschlechts gehören.

Der eine, Antoine III., Herzog von G., Marschall von Frankreich, geb. 1604, hieß anfangs Graf von Guiche und heiratete 1634 eine Nichte des Cardinals Richelieu. Die glänzende militärische Tapferkeit und Lüstigkeit, die er während der Feldzüge in Flandern und Holland bewies, verschafften ihm 1641 den Generallieutenantsgrad und Marschallsstab. Seit dem Tode seines Vaters (1644) Graf von G., Fürst von Vidache, Statthalter von Navarra und Béarn, wurde er 1648 zum Herzog und Pair erhoben. Er starb 12. Juli 1678 zu Bayonne. Der Marschall hinterließ Memoiren, die von seinem Sohne herausgegeben wurden und in diplomatischer wie in militärischer Hinsicht nicht uninteressant sind: «Mémoires du maréchal de G.» (2 Bde., Par. 1716), wieder abgedruckt in den Sammlungen von Petitot (1820—29), von Richauby und Boujoulat (1835—39). — Philibert, Chevalier, nachher Graf von G., Bruder des vorigen, geb. 1621, diente als Freiwilliger unter Condé und Turenne, bewies mehrfach große Tapferkeit und erlufte sich, Ludwig XIV. das Herz eines Hoffräuleins der Königin-Mutter, der Mlle. de Lamothé-Houdancour, freitig zu machen, weshalb er verbannt wurde. Er begab sich 1662 nach England, wohin er schon unter Cromwells Protektorat eine Reise gemacht hatte. Von statlicher Persönlichkeit, ein Freund des Spiels und der Frauen, fand er eine gute Aufnahme an dem Hofe Karls II., der mit dem Beispiel leichtfertiger Sitten voranging. Während seines Aufenthalts in England heiratete er Miss Hamilton, die ihn nach Frankreich begleitete, als ihm die Rückkehr gestattet ward. Lady G. wurde Hofdame der Königin Maria The-

resia. G. starb 1707. Er war 80 J. alt, als sein Schwager, Ant. Hamilton, um ihn zu zerstreuen, unter dem Titel «Mémoires du chevalier de G.» die Abenteuer seiner Jugend beschrieb. Der hochbetagte Greis hatte nicht allein nichts einzuwenden gegen die Veröffentlichung dieses Werks, welches seine Liebesstreiche und Spielbetrügereien erzählt, sondern beklagte sich auch noch bei dem Kanzler darüber, daß die hinsichtlich seiner Ehre weit empfindlichere Censur den Druck verbiete. Diese Memoiren erschienen in verschiedenen Ausgaben Lond. 1718; Par. 1857 u. 1859).

Armand von G., Graf von Guiche, General, der jüngste Sohn des Herzogs Antoine III. von G., geb. 1638, mußte zweimal infolge von Intriguen in die Verbannung, kämpfte hier gegen die Türken und 1666 unter Ruport gegen die Engländer, begleitete nach der Heimkehr 1672 Ludwig XIV. im holländ. Feldzuge, wo er unter den ersten den Rhein bei dem Lothuis überschritt, erlitt Nov. 1673 durch Montecuculi eine Niederlage und starb 29. Nov. 1693 zu Kreuznach. Er hinterließ «Mémoires concernant les Provinces-Unies» (Lond. 1714). — Antoine V., Herzog von G., Marschall von Frankreich, geb. 1672, Enkel des gleichbenannten Marschalls und wie dieser zuerst bekannt unter dem Namen Graf von Guiche. Seit 1688 machte er bis zum Frieden von Nijmegen (1697) fast alle Feldzüge mit, sowie er auch in den ersten Campagnen des Spanischen Erbfolgekriegs mit Auszeichnung diente. Im J. 1706 zum Gesandten in Spanien ernannt, wurde er bei seiner Zurückkunft nach Frankreich 1712 Statthalter von Navarra und Béarn, folgte 1720 seinem Vater im Herzogthum, erhielt 1724 den Marschallsstab und starb 1725. — Seine zwei Söhne und Nachfolger waren Antoine Louis Armand, Herzog von G., geb. 20. März 1688, seit 1734 Generallieutenant, gest. 16. Mai 1741, und Louis, Herzog von G., Pair von Frankreich, geb. 29. Mai 1689, von einer Kanonentugel getödtet bei Fontenoy 11. Mai 1745. — Antoine Antonin, Herzog von G., geb. 17. April 1722, vermählte sich in zweiter Ehe mit Béatrix von Choiseul-Stainville, die 17. April 1794 auf dem Schafott starb. Sie war die einzige Schwester des Herzogs von Choiseul, unter dessen Ministerium sie großen Einfluß übte. Ihr Gemahl starb 1801. — Antoine Louis Marie, Herzog von G., General, geb. 17. Aug. 1756, Leibgardenkapitän vor der Revolution, wanderte aus, kehrte 1814 mit den Bourbons zurück, wurde Pair von Frankreich und starb 28. Aug. 1836 zu Paris. — Antoine Geneviève Séracius Agénor, Herzog von G., General, geb. 7. Juni 1789 in Versailles, Sohn des vorigen, der ihn bei seiner Auswanderung mitnahm, wurde bei seiner Rückkehr nach Frankreich 1814 Adjutant des Herzogs von Angoulême, mit welchem er 1823 am Feldzuge in Spanien theilnahm. Er begleitete 1830 die königl. Familie nach Orléans, kam bald wieder zu ihr nach Schottland, kehrte 1833 nach Frankreich zurück und starb März 1855.

Gramont (Antoine Alfred Agénor, Herzog von), franz. Minister, geb. 14. Aug. 1819 in Paris, wurde 1838 Artillerieoffizier, nahm aber 1840 seinen Abschied. Nach der Revolution von 1848 schloß er sich an den Prinz-Präsidenten Ludwig Napoleon an und wurde 1850 bevollmächtigter Minister in Basel, 1852 in Stuttgart, 1853 in Turin,

1857 Gesandter in Rom. Nach der Gründung des Königreichs Italien kam er 1861 als Botschafter nach Wien, in welcher Stellung er bis 1870 blieb. In dieser Zeit hatte er 1865 in Karlsbad eine Unterredung mit Bismarck, der ihm die Unvermeidlichkeit eines preuß.-öftr. Kriegs ankündigte, und arbeitete in den folgenden Jahren im Verein mit Beust an dem Zustandekommen einer gegen Preußen gerichteten Allianz zwischen Frankreich, Österreich und Italien. Am 15. Mai 1870 übernahm er das Ministerium des Auswärtigen. Schon bei der Verantwortung der Interpellation über die Gotthardbahn 20. Juni gab er deutlich zu verstehen, wie sehr er es bedauere, daß diese Frage für die Aufstellung eines Kriegsfalls nicht geeignet sei. Um so willkommener war ihm hierfür die span. Thronkandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern. Er stellte 4. Juli in Berlin eine Anfrage über dieselbe und beauftragte den preuß. Botschafter, von Werther, dem in Gms verweilenden König Wilhelm zu sagen, daß Frankreich aus dieser Kandidatur eine Kriegsfrage mache. Am 6. Juli beantwortete er die Interpellation Cocheris in einem Preußen geradezu herausfordernden Tone; 7. Juli gab er dem franz. Botschafter in Berlin, Grafen Benedetti, die Weisung, von dem König zu verlangen, daß er dem Erbprinzen den Befehl erteile, seine Annahme der span. Krone zurückzunehmen. Nach der Verzichtleistung des Prinzen stellte G. an den preuß. Botschafter 12. Juli die Zumutung, er solle den König ersuchen, daß er an den Kaiser einen zur Veröffentlichung bestimmten entschuldigenden Brief schreibe, und beauftragte Benedetti, vom König zu verlangen, daß derselbe die Versicherung erteile, daß er niemals zu einer später wieder auftauchenden Kandidatur des Prinzen seine Einwilligung geben werde. Da der König diese Zumutung 13. Juli ablehnte, wurden die Verhandlungen abgebrochen. G. verließ 15. Juli in den Kammern eine Denkschrift, worin der Sachverhalt und die Vorgänge in Gms vollständig entstellte waren, von einer Beschimpfung des Botschafters Benedetti, dem man die Thür gewiesen habe, und von einem die Würde Frankreichs verletzenden Telegramm an die auswärtigen Mächte die Rede war, und forderte einen Kredit für die ersten Kriegsausrichtungen. Darauf folgte die offizielle Kriegserklärung. Das Abelsvotum, welches der Gesetzgebende Körper in Paris 9. Aug. wegen mangelhafter Kriegsausrichtungen aussprach, zwang jedoch das Ministerium Dulaier-Grumont zum Rücktritt. G. begab sich nach England und veröffentlichte 1872 die Schrift: «La Franco et la Prusse avant la guerre». Auch die Broschüre «Le présent et l'avenir» (Par. 1875), worin Bismarck und ganz Deutschland als die Friedensstörer bezeichnet wurden, scheint von G. verfaßt zu sein. Er starb 18. Jan. 1880 in Paris. — Die beiden Brüder des Ministers, August, geb. 1. Juli 1820, gest. 4. Sept. 1877, und Alfred, geb. 2. Juni 1823, gest. 18. Dec. 1881 in Paris, Grafen von G., dienten als Generale in der franz. Armee und wurden im Kriege von 1870 gefangen genommen.

Gramota, das griech. γράμμαα, Brief, Urkunde, hieß in Rußland in älterer Zeit jede Urkunde, in welcher Rechte verliehen oder anerkannt wurden, z. B. Gnadenbrief (shalowannaja gramota), Urteilsurkunde (sudnaja gramota); jetzt: Urkunden über Privilegien und Vorrechte.

Gramplangebirge, die steile gramitische Randgebirgskette, mit welcher die schott. Hochlande gegen

S. an das Tiefland angrenzen, reicht vom Loch-Strive in Argyleshire im W. bis zu einer Stelle zwischen der Deermündung und Stonehaven an der Ostseite. Wie ein steiler Wall fallen sie gegen S. zu dem großen Strathmorethale ab und bilden somit die Wasserscheide zwischen Forth, Tay, South-Est nebst deren Zuflüssen und den nördlich strömenden Spean, Spey und Dee. Ihnen gehören die höchsten Gipfel Schottlands nächst dem 1832 m hohen Ben-Nevis. Es sind dies der Ben-Gruchan am Loch-Awe, 1118,7 m hoch; der Ben-Comond, östlich neben dem Loch-Comond, 973 m hoch; der Ben-More, am Glen-Dochart, 1164 m hoch; der Ben-Lawers, westlich vom Loch-Tay, 1214,2 m hoch; im NO. des letztern der Sheecharlin, 1076,8 m hoch, am Ostende des Loch-Mannoch. Der höchste, bei der Deequelle gelegene Teil sind die Berge der Cairngormgruppe, in welchen der 1309,1 m hohe Ben-Muich-Dhui; der daneben gelegene Cairngorm ist 1248, der Cairntoul 1294 m hoch. Von hier nach N. nimmt die Höhe des Gebirgs ab bis zum 580 m hohen Kerload bei Stonehaven. Die ganze Gebirgsmasse ist unsurfbar und macht den Eindrud trostloser Ode, aber sie erreicht nirgends die Schneegrenze; doch tragen die Thäler noch die Spuren der ehemaligen Gletscher. Unter den Pässen ist der berühmteste der 0,8 km lange, 24 km von Dunkeld hinüberführende Killiecratiepaß; er begleitet den Garryfluß. Am Nordende desselben siegten 1689 die königl. Truppen unter Graham von Claverhouse über die revolutionäre Armee unter Maday. Tacitus erwähnt ein Gefecht Agricolas gegen den Keltin Calgacus im Innern Galedoniens beim Berge Graupius, einer nicht näher zu bestimmenden Örtlichkeit. Die falsche Lesart Grampius (statt Graupius) hat Lotalgelehrte des 18. Jahrh. veranlaßt, das Centralgebirge Hochschottlands Grampian Mountains zu nennen.

Gran war als früheres deutsches Goldgewicht soviel wie $\frac{1}{2}$ Loth, als früheres Apothekergewicht $\frac{1}{10}$ eines Strupels und $\frac{1}{10}$ einer Drachme, also = 0,08 g.

Gran (ungar. Esztergom, slaw. Ostrihom, mittellat. Strigonium), ungar. Komitat im diesseitigen Donaukreise, 1123,3 qkm groß, ist zu gleichen Teilen an beiden Donauufern verteilt und, wiewohl eins der kleinsten, doch eins der schönsten und fruchtbarsten Komitate des Landes. Ackerbau und Obstzucht sind bedeutend; von ihren Erzeugnissen wird ein großer Teil ausgeführt. Hauptprodukt G.s ist aber der Wein, der an Güte und Kraft fast dem Neßmélger gleichkommt. Von den (1880) 71 665 meist kath. G. sind mehr als vier Fünftelle Magyaren, die übrigen Deutsche und Slawen.

Die königl. Freistadt Gran, der Hauptort des Komitats, liegt in angenehmer Gegend am rechten Ufer der Donau, 6 km oberhalb der Einmündung der Gran in die letztere. G. zerfällt in die königl. Freistadt, in die bischöf. oder Wasserstadt, in die St. Thomasvorstadt und in die Vorstadt St. Georgensfeld. Die beiden erstgenannten Stadtteile sind reich an schönen Gebäuden und öffentlichen Plätzen. Die bedeutendste Kirche Grans ist die nach dem Vorbilde der zu Rom befindlichen Peterskirche angelegte Basilika, deren Bau unter dem Fürst-Primas Kardinal Rudnay 1821 nach dem Plane des Architekten Káhnel von Balh begann und die 31. Aug. 1856 vom Kardinal Spätowsky eingeweiht wurde. Sie ist die schönste

Kirche Ungarns und eine der großartigsten überhaupt. Gelegen auf dem Festungsberge, erreicht sie eine Länge von 106, im Querschiff eine Breite von 49 und eine Höhe von 19,5 m; über ihrer Vierung erhebt sich eine 78 m hohe Kuppel von 26 m Durchmesser, deren Dach von 24 8—10 m hohen Säulen getragen wird. Die gegen die Donau gerichtete Vorderseite weist ein schönes Frontispiz auf, welches von 10 korinth. Säulen und 26 Pilastern getragen wird. Auf dem flachen Dache befinden sich die Statuen der vier Evangelisten und viele andere Standbilder. Im glänzend ausgestatteten, auf 54 Säulen ruhenden Innern sind hervorzuheben: das Hochaltarblatt, Maria Himmelfahrt, vom Venetianer Grigoletti (eins der größten Ölgemälde, 12 m hoch, 6 m breit); ein anderes Altarblatt, die Taufe des heil. Stephan, vom Ungarn Hef; die Orgel, ein Wert Mosers; die Statuen des Friedens und der Unsterblichkeit, von Schrott, am Eingange in die Krypta. Die Balacsche Kapelle aus dem J. 1507, 1827 hier wieder aufgeführt, stand ehemals an einer andern Stelle der Stadt. Großartig ist auch die mit der Basilika verbundene Gruft, zu welcher 66 Stufen führen; die Schatzkammer weist viele Merkwürdigkeiten auf. Die St. Annakirche hat ebenfalls eine Kuppel. Ausgezeichnete Gebäude sind ferner die Paläste des Primas und der Domherren, sowie das Komitats- und Stadthaus. G. ist Sitz eines Erzbischofs, welcher zugleich Primas des Königreichs Ungarn ist und seit 1716 den Fürstentitel führt, der Komitatsbehörden und eines Bezirksgerichts, besitzt ein höheres geistliches Seminar, ein erzbischöf. Lyceum, eine Lehrpréparande, ein Gymnasium, eine Unterrealschule, ein Benediktiner-, ein Franziskaner- und zwei Nonnenklöster. Die wertvolle hiesige Gemäldegalerie enthält 209 Nummern. Die (1880) 15 600 G. betreiben vorzugsweise Acker- und Weinbau; auch besitzt G. mehrere warme Mineralquellen, zum Teil schwache erdige Sauerlinge von 27° C., welche zu Bädern benutzt werden. Eine 1822 angelegte Wasserhebemaschine versorgt den 57 m hohen Festungsberg mit Wasser; 3 km im NW. von der Stadt liegt Station Gran-Nána (ungar. Esztergom-Nána) der Linie Macheegg-Budapest-Berciorova der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahn. Durch eine Schiffbrücke ist G. mit dem am linken Donauufer gelegenen Marktflecken Pártány verbunden. G. ist eine der ältesten Städte Ungarns und war im 10. Jahrh. Residenz des ungar. Fürsten Geisa, wo auch sein Sohn, später der erste ungar. König, Stephan I. der Heilige, 979 geboren und 1000 getränkt wurde; gleichzeitig wurde hier von letztem das Erzbistum gegründet, welches im Beginn der Türkenkriege nach Tyrnau verlegt wurde, während der Erzbischof selbst seinen Sitz in Preßburg nahm, bis beide 1820 nach G. zurückkehrten.

Gran (Daniel), einer der bedeutendsten Maler des 18. Jahrh., war wahrscheinlich in Mähren 1694 geboren. Ein Verwandter des berühmten Abraham a Sancta-Clara in Wien, kam er wahrscheinlich durch dessen einflussreiche Verwendung in den Schutz des fürstl. Hauses Schwarzenberg. Zuerst lernte er bei den wiener Landschaftsmalern Wernle und Jerg. In Italien war G. Anfangs bei Sebastiano Ricci in Venedig, dann bei dem Neapolitaner Solimena, dessen Richtung ihn auf das Studium der Werke des röm. Malers Maratta lenkte.

Dieses Studium führte ihn zur Verehrung des herrschenden Manierismus durch die Vorbilder der klassischen Cinquecentisten. Im J. 1726 besand sich G. wieder in Wien. Zunächst schmückte er nun den Kuppelsaal des von Fischer von Erlach dem Ältern erbauten Schwarzenbergischen Sommerpalais und einen zweiten Saal daselbst. Um das J. 1730 entstand sein größtes Werk, der Plafond der Hofbibliothek; 1742 malte er den Saal im kaiserl. Schlosse Hohenburg bei Wien mit der Allegorie des Sonnenwagens. Werke ersten Rangs sind ferner seine Dedengemälde in der Kirche am Sonntagsberge (Sturz der Häresie), das im Stift Herzogenburg, das Altarblatt Himmelfahrt Marias in Lilienfeld 1746, die heil. Elisabeth in der wiener Karlskirche, der Plafond der St. Annakirche, die Schloßkapelle in Schönbrunn, das Landhaus in Brunn, anderes im Kloster Brud bei Znaim u. s. w. Seine Kompositionen bewegen sich nur im idealsten Stile der Allegorie, des religiösen Gemäldes, und zeichnen sich durch vornehme Wirkung und Pathos aus. Gegen Ende seines Lebens zog sich G. nach St. Pölten in Niederösterreich zurück, wo er in der Domkirche malte und 14. April 1757 starb. Seine Fresken in der Hofbibliothek sind von Seblmayr (Wien 1737) vorzüglich gestochen.

Gran, Gran (frz. und engl. Grain, ital. und span. Grano, portug. Grão, niederl. Grein), Name eines ältern kleinen Gewichts vieler Völker (aus dem lat. granum, Korn, Getreidekorn, womit der Ursprung bezeichnet ist) für seine Wägungen (Edelmetalle, Arzneien u. s. w.). In Frankreich, Spanien, Portugal und Brasilien, Peru, Chile, Polen, der Schweiz und Venedig war das G. $\frac{1}{2}$ Pfd. oder $\frac{1}{16}$ Mart, im übrigen Italien im allgemeinen $\frac{1}{16}$ Pfd. oder $\frac{1}{16}$ Mart, in Bologna und Modena aber $\frac{1}{7}$ Pfd. oder $\frac{1}{16}$ Mart, in Spanien früher (ein leichtes G.) beim Golde $\frac{1}{16}$ Pfd. oder $\frac{1}{16}$ Mart. Das englische G. (Troygran) ist $\frac{1}{1770}$ des Troypundes oder $\frac{1}{1000}$ des Handelspundes (des Pundes avoirdupois). In Preußen war das G. des Gold- und Silbergewichts $\frac{1}{16}$ Mart oder $\frac{1}{16}$ älteres Pfd. In Österreich war das G. (Dukatengran) $\frac{1}{16}$ der Schwere des Dukats = 3,49 g (s. unten A.). Beim Gewicht der Diamanten und Perlen war das G. überall $\frac{1}{4}$ Karat (s. d.) Diamantengewicht. Beim Probiergewicht war das G. ziemlich allgemein für Gold $\frac{1}{16}$ Karat, für Silber $\frac{1}{16}$ Lot, in Frankreich $\frac{1}{16}$ Denier, mithin $\frac{1}{16}$ der Einheit (Mart). Beim Medizinalgewicht war das Gran meist $\frac{1}{16}$ des besondern Medizinalpundes, in Spanien, Portugal, Toscana und im Kirchenstaat aber $\frac{1}{16}$ Medizinalpund. In Belgien war Grain der frühere Name des Decigramms.

Grana (lat., Plural von granum), Körner, Beeren; G. chermos, Kermes; G. lycii, Gelbbeeren; G. paradisi, Paradieskörner; G. tigii, Crotonsaamen.

Gratia (La), Flecken gegenüber El Ferrol (s. d.) in der span. Provinz La Coruña.

Granada, eins der zur Krone Kastilien gehörenden Königreiche Spaniens von 28 653 qkm mit (1877) 1 327 804 G., zerfällt seit 1833 in die drei Provinzen G. (12 787 qkm mit 477 719 G.), Almeria (s. d.) und Malaga (s. d.). Es umfaßt den größten Teil Oberandalusiens, d. i. des Gebirgslandes von G. oder der granadin Bergterrasse.

(S. Spanien.) Das Gebiet des frühern Königreichs G. war zur Zeit der Römer ein Teil der Provinzen Baetica und Hispania Carthaginiensis und gehörte im 5. Jahrh. n. Chr. nacheinander den Vandalen, Alanen, Sueven und Westgoten, die Küstenstädte 584–624 den Ostgoten. Nach der Eroberung Spaniens durch die Araber (711) gehörte es seit 756 zum Sultanat (seit 929 Kalifat) Cordova; nach dem Untergange der Omajjaden (1028) den Zeiriden (Granada), Chrisiden (Malaga 1025–86) und Beni Somadib (Almeria 1041–91), seit 1238 aber bildete es ein selbständiges maurisches Königreich unter der Dynastie der Alhamaren. Das Reich umfaßte zur Zeit seiner größten Ausdehnung 83 Bezirke, ebenso viele größere und 97 kleinere Städte, zählte 3 Mill. G. und stellte 100 000 Krieger ins Feld. Der fruchtbare und fleißig bestellte Boden nährte vollkommen diese große Menge Bewohner, und außer Säbfrüchten und Getreide, Wein und Oliven war vorzüglich Seide der Hauptgegenstand eines einträglichen Handels, der besonders mit Italien getrieben wurde. Schon seit 1246, wo auch Jaen abgetreten war, mußten die Könige von G. costiliche Hoheit anerkennen und Tribut zahlen. Als Ruler: Abul-Hazen bei der von ihm 1476 nachgesuchten Erneuerung des Waffenstillstandes die Fortentrachtung der Abgabe verweigerte, so jagte Isabella, eine den Spaniern gehörige kleine besetzte Stadt Andalusien, 1481 durch Überfall eroberte, begann 1481 zwischen den Herrschern von G. und Ferdinand dem Katholischen ein elfjähriger Krieg, der nach Eroberung der einzelnen Gebiete und nach Befestigung des letzten maurischen Königs Abu-Abdallah el-Jaquir (Boabdil) 2. Jan. 1492 mit der Einnahme der Stadt G. und der Vernichtung der Herrschaft der Mauren in Spanien überhaupt endigte. In kirchlicher Beziehung gehört der größte Teil G. zum Sprengel des Erzbistums G. mit den Suffraganbistümern Almeria und Guadix (Acci), dagegen ist das Bistum Malaga der Provincia Hispalensis (Erzbistum Sevilla) zugeteilt. Vgl. Washington Irving, «Chronicle of the conquest of G.» (2 Bde., Lond. 1829); Lafuente y Alcantara, «Historia de G.» (4 Bde., Granada 1848); Müller, «Die letzten Zeiten von G.» (Münch. 1863).

Granada, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz und ganz Hochandalusiens, eine Ciudad von (1877) 78 006 G., liegt ungemein reizend am Fuße der Sierra Nevada in 686 m Seeshöhe, auf der Nordseite des Genil und zu beiden Seiten des ihm von Osten her zufließenden reißenden Darro (auch Dauro), am Anfang der fruchtbaren Ebene, Vega de Granada, die zwei Jahrhunderte lang so berühmte als Kampfplatz der maurischen und christl. Ritterschaft war. Zur Zeit der maurischen Herrschaft hatte die Stadt 15 km im Umfang und 200 000 G., deren Zahl sich, als allmählich die Flüchtlinge aus den übrigen, von den Christen bedrängten maurischen Besitzungen abzogen, auf 400 000 erhöht haben soll. Es bestanden 50 gelehrte Schulen, 70 Bibliotheken, unzählige Moscheen, Bäder u. s. w. Die Stadt war von einer mit 1080 Türmen versehenen Mauer umschlossen, von der noch Reste vorhanden. Die jetzige Stadt, Endpunkt der Linie Bobadilla-G. der Andalusischen Bahnen, liegt auf und zwischen drei Hügeln, von denen der östliche zwischen dem Genil und dem Darro den maurischen Königspalast, die weitberühmte Alham-

bra (s. d.), und die nach ihr benannte Vorstadt trägt. Um den Alhambrahügel zieht sich die Stadt terrassenartig ansteigend in Form eines Halbmondes herum und senket ihre Vorstädte noch weit in die von üppiger Vegetation erfüllten Thäler der beiden Flüsse hinaus. Am Abhang des zweiten Hügels liegt der Albaicin, der älteste, jetzt meist von den ärmern Klassen, besonders von Zigeunern bewohnte und viele Höhlen enthaltende Stadtteil, wo vor Erbauung der Alhambra das Schloß (Alcazar) der maurischen Emire und der ersten Könige von G. stand. Am Fuße des Albaicin, der durch seine terrassenartige Lage und seine weißen, meist von Gärten, Cypressen und Weinlauben umringten Häuser einen sehr anmutigen Anblick darbietet, ziehen sich zu beiden Seiten des Darro, der die Alhambra und einen großen Teil der Stadt mit Trinitwasser versieht, die stattlichen Häuserreihen der alten und neuen Alcazaba, wo früher der maurische Adel wohnte. An diese schließt sich im Westen die eigentliche Stadt, ganz in der Ebene gelegen, von dem hier grotenteils überdeckten Darro durchschnitten und von den weitläufigen Vorstädten Gaira und Antequeruela umschlossen.

Das jetzige G. besteht aus einem Labyrinth von engen, trummen, unebenen Gassen, bietet jedoch mit seinen zahllosen Türmen, Kuppeln und der stolz über dem Ganzen thronenden Alhambra von allen Seiten einen imposanten Anblick. Die ältern Bauten haben noch ein halb maurisches Ansehen. Ganz im maurischen Stil renoviert ist der ehemalige Bazar oder die Alcaiceria, welche nebst dem benachbarten Jacatin, der belebtesten Straße, noch jetzt das Centrum des freilich nicht mehr bedeutenden Verkehrs ist. Der schönste Platz ist die Viverambla, jetzt Plaza de la Constitucion, auf welchem die Volksfeste der Mauren, später die Autos de Fé der Christen stattfanden. Die prächtige Promenade, el Paseo de la Alameda, am Ufer des Genil, mit ihren großen, herrlichen Bäumen, wie man sie sonst nirgends in Spanien findet, und der dichte Wald hoher Buchen auf dem Alhambrahügel verleihen G. einen besondern Reiz. G. ist Waffenplatz ersten Ranges, Sitz eines Generallieutenants (mit Jurisdiction über Granada, Almeria, Malaga und Jaen), eines Erzbischofs, eines Obergerichts und einer Universität und hat neben der Kathedrale 23 Pfarrkirchen, 18 Nonnen- und 20 ehemalige Mönchsklöster, 10 Hospitäler, 1 erzbischöf. Palaß, 1 Theater, 1 Stiergefechtsirtus, viele Gasthöfe und Cafés u. s. w. Die Industrie und der Handel sind ziemlich unbedeutend. Das merkwürdigste Gebäude nächst der Alhambra ist die 1529 von Diego de Silve begonnene, 1560 eingeweihte, aber unvollendete Kathedrale, ein mit Marmor ausgeschmückter Prachtbau florentin. Stils, mit einem nur 56 m hohen Turm und mit den Grabmälern der «katholischen Könige», Ferdinands II. von Aragonien (V. von Castilien) und Isabellas I., sowie Philipps I., des Schönen, und der Johanna der Wahnsinnigen (der Ältern Karls V.). Außer der seit 1581 bestehenden Universität besitzt G. ein Instituto (Gymnasium), eine Normalschule, eine Kunstschule und sechs Kollegien. Auch hat die Stadt eine Bibliothek, ein Kunstmuseum und eine Oekonomische Gesellschaft. Die Vega de Granada hat über 68 km Umfang und birgt außer zahllosen Landhäusern und kleinen Weibern 88 blühende Ortschaften mit mehr als 40 000 G. G. wurde

unter dem Namen Garnatha, die Feste (Granata), 756 von Arabern aus dem Heere des von Abderahman geschlagenen Jussuf gegründet, einige Stunden entfernt von den Ruinen des von ihnen zerstörten Bischofssitzes Jliberis oder Eliberi, an dessen Namen noch die Vorstadt Sivira erinnert.

Granada, Hauptstadt des gleichnamigen Departements der mittelamerik. Republik Nicaragua, am nordwestl. Ufer des Nicaraguasees, am Nordfuß des 1670 m hohen erloschenen Vulkans Rombacho, dessen Abhänge fast gänzlich mit Kakaopflanzungen bedeckt sind, in 66 m Höhe über dem Meer, zählt etwa 8000 E., meist Indianer, führt Indigo, Farbhölzer, Kakaos, Häute und hier gefertigte Goldarbeiten («Panamaketten») aus. G., einst Hauptstadt des Landes, wurde 1522 durch Hernandez de Cordova gegründet. Durch einen vom Rombacho in den Nicaraguasee abgelaufenen Lavaström haben sich viele kleine Inseln gebildet, Corrales oder Isletas genannt, welche mit Vegetation reich bedeckt sind und von Fischern bewohnt werden.

Granada - Konföderation (Confederacion Granadina) war 1858—61 die offizielle Bezeichnung der jetzigen Vereinigten Staaten von Columbia (s. d.).

Granaditholz, s. Grenaditholz.

Granatien, s. unter Granulierien.

Granat ist ein reguläres Mineral, welches vorwiegend im Rhombendodekaeder, auch in dem Ikosaedraeder (fast gar nicht im Würfel oder Oktaeder) kristallisiert, auch in Körnern und derg. vorkommt, von blut-, colombin- und bräunlichroter (roter oder edler, orientalischer oder böhmischer G., Almandin und Pyrop, Karfunkel), wein- und honiggelber (gelber G., Topazolith), pomeranzengelber bis hyacinthoter (Ganeestein), oliven-, lauch- und berggrüner (grüner G., Allochroit, Xplom und Grossular), rötlich- und leberbrauner (brauner G., Rhodophanit und Pechgranat) und endlich samtschwarzer Farbe (schwarzer G., Melanit); sehr selten kommen auch völlig wasserhelle und farblose Varietäten vor. Der G. hat Glas- und Fettglanz, ist mehr oder weniger durchsichtig, durchscheinend oder undurchsichtig, im Bruch muschelig, so hart wie Quarz, von dem spezifischen Gewicht 3,4 bis 4,3 und erscheint, sehr allgemein verbreitet, als wesentlicher oder doch mehr oder weniger bezeichnender Gemengteil vieler älterer Felsarten, namentlich im Chloritschiefer, Glimmerschiefer, Talkschiefer, Hornblendschiefer, Granit, Gneis, Granulit, Serpentin u. s. w., sowie auf Gängen und Lagern. Die chem. Zusammensetzung der verschiedenen Granatvarietäten ist äußerst schwankend, indem darin mit der Kieselsäure quantitativ und qualitativ sehr abwechselnde Stoffe verbunden sind; indeß führen sämtliche Granat-Analysen auf die allgemeine Formel $3\text{RO}, \text{R}_2\text{O}_3, 3\text{SiO}_2$, worin RO vorwiegend Kalk, auch Magnesia, Eisenoxydul, Manganoxydul, Chromoxydul, R_2O_3 vorwiegend Thonerde, auch Eisenoxyd, Chromoxyd bedeutet. Die Kieselsäuremenge liegt gewöhnlich zwischen 35 und 40 Proz. In einigen Granaten ist Titansäure nachgewiesen worden. Die Spessartin genannte Varietät enthält bis 34 Proz. Manganoxydul, der schön smaragdgrüne Uwarowit bis 22 Proz. Chromoxyd. Vor dem Löthrohr schmelzen die G. ziemlich leicht zu einem dunkeln Glas, welches ein geringeres spezifisches Gewicht hat als die kristallisierte Substanz, auch von Salzsäure leicht und vollständig zersetzt wird, während diese Säure den rothen G. nur wenig angreift. Uralt ist

die Benutzung des G. als Edelstein; zu Ringsteinen u. s. w. eignen sich vorzüglich die grönländischen und ostindischen G., welchen zuweilen große Reinheit und überaus schöne Färbung eigen ist. Aus den feiermärkischen und tiroler G., welche mitunter die Größe eines Kinderkopfs erreichen, werden Tabatieren und andere Zurschaffel geschliffen. Die Granatkörner (darunter der etwas chromhaltige Pyrop), welche besonders in Böhmen häufig vorkommen und auch bei Tharand in Sachsen, weshalb dieser Ort früher den Namen «Granaten» führte, gefunden werden, benutzt man zu Hals- und Armbändern, zu Ohrgehängen u. s. w. Die geringern G. dienen statt des Schmirgels als Schleifpulver; die ganz unedeln braunen und grünen geben einen Zuschlag beim Eisenschmelzen.

Granatapfel, s. unter Granatbaum.

Granatbaum, *Punica granatum* L., ein in Nordafrika einheimischer, aber schon im grauen Altertum in Griechenland und Italien und selbst an den südl. deutschen Grenzen verwilderter dorniger, trummästiger Busch, der erst künstlich zu einem Baume geschnitten wird und dann oft eine sehr ansehnliche Höhe erreicht. Von einigen Botanikern wird er zur Familie der Euphorbiaceen, von andern zu den Myrtaceen gerechnet. In Kleinasien und Persien bildet er ganze Wälder. Im Norden, wo man auf reife Frucht nicht rechnen darf, wird er nur seiner prächtigen hochroten Blumen wegen kultiviert, und zwar vorzugsweise in seiner gefüllten blühenden Form (var. plena). Aber auch ohne Blüten macht er im Schmut seiner gegenständigen, elliptisch-lanzettförmigen, ganzrandigen, glatten, glänzenden Blätter einen angenehmen Eindruck, der aber, wenn diese abgefallen sind, in das Gegenteil umschlägt. Um ihn zu reichlicher Blütenauslage anzuregen, muß man zu nicht stehende Äste ausschneiden, um den übrigen ein um so größeres Maß von Licht und Luft zu sichern. Unter den Einflüssen der Kultur sind außer der genannten noch andere Varietäten entstanden: var. plena latifolia, mit gefüllten hochroten Blumen und breitem Blättern, ganz besonders gut zum Treiben geeignet; var. albescons, mit weißen Blumenblättern und gelblichem Kelch, auch bisweilen gefüllt; var. flavum, mit gelben Blumen, und var. Legrelliae, mit hochroten Blumen, deren Blätter aber gelb gefärbt sind. P. nana, der Zwerggranatbaum, stammt von den Antillen und aus Brasilien, wo er wahrscheinlich aus dem dort eingeführten gemeinen G. entstanden ist. Er blüht willig und sehr reich, doch sind die Blumen kleiner als die der Stammform. Außer diesen Varietäten gibt es auch solche mit größern Früchten, sauren und süßsauren Früchten.

Der Granatapfel hatte bei den Griechen und Römern eine symbolische Bedeutung und war der Juno pronuba, der Ehegöttin, gewidmet, die sich fast immer mit einem solchen in der Hand dargestellt findet, wahrscheinlich der zahlreichen Samenkerne wegen, die auf große Fruchtbarkeit deuten. Man pflegte auch die Frucht beim Hochzeitsmahle auf die Tafel zu stellen. Das Fleisch ist kühlend und durstlöschend. In Trebizonde wird die Frucht gekeltert und der Saft in großen Mengen ausgeführt. Dieser ist der Hauptbestandteil des Scherbet oder Sorbet, einer Art Limonade aus dem Saft des Granatapfels, aus Zitronensäure und Zucker. Dieses oder ein ähnliches Getränk war schon bei den alten Kulturvölkern beliebt, wie aus dem Hohenliede

Salomos, Kap. 8, 2, hervorhebt: »Ich wollte dich tränken mit dem Most meiner Granatäpfel.«

Der O. wird in Rüden unterhalten und nur eben frostfrei, zur Not in einem trockenen Keller, überwintert. Da ihm während der Ruhezeit aus einer Temperatur von —2° R. kein Nachteil erwächst, so ist um so mehr anzuraten, ihn nicht zu früh in das Winterquartier und nicht zu spät aus demselben zu bringen, da er andernfalls geile Triebe und vorzeitige, bald wieder abfallende Blumen erzeugt. Er verlangt eine recht kräftige Erde und während der Vegetationszeit reichliches Begießen. Man vermehrt ihn aus Stedlingen von Zweigen, welche bereits geblüht haben, da in diesem Falle die junge Pflanze bald blühsamer wird; die Varietäten auch durch Propfen auf gemeine Art. Der Zwerggranatbaum verlangt Überwinterung bei +4° R., und auch bei kalter und kalter Sommerwitterung einigen Schutz.

Die Rinde des O. ist als Cortex Granati officinell; die Wurzelrinde als Cortex radialis Granati officinell; letztere wird namentlich gegen den Wundwurm angewandt; doch sollte dies, weil große Vorsicht erforderlich, nie ohne ärztliche Verordnung geschehen.

Granatbraun, rote, ins Bräunliche ziehende Farbe.

Granate (ital. granata, frz. grenade, gebräuchlicher obus) nennt man ein mit Pulver gefülltes und mit einem Zünder versehenes Hohlgeschöß, welches Perkussions-, Spreng- und Brandwirkung ausübt. (S. Geschöß und Illustrationen zu diesem und Geschöß.) O. sind gegenwärtig meist von länglicher Gestalt und, wenn sie für Hinterladungsgeschöße bestimmt sind, behufs ihrer Führung mit einem Bleimantel oder mit Kupferringen versehen. Wenn sie eine im Verhältnis zum Kaliber mehr als doppelte Länge haben, so nennt man sie Langgranaten, wenn sie mit Brandsatz gefüllt sind, so heißen sie Brandgranaten. Von großer Wirkung gegenüber lebenden Zielen sind die Doppelwandgranaten und die Ringgranaten. (S. Geschöß.) O. der genannten Art haben in der Regel Perkussionszylinder und große Sprengladung, da man bei ihnen die minnerartige Sprengwirkung im Ziele als maßgebend für die Konstruktionsverhältnisse betrachtet. Die früheren englischen Segmentgranaten waren mit Eisenstücken (statt Bleikugeln) gefüllte Schrapnells. Gegen Panzerungen wendet man statt gewöhnlicher gußeiserner O. solche aus Stahl oder Eisenhartguss an. Stahl- und Hartgussgranaten haben eine scharf zulaufende Spitze und können den Zünder entbehren, da die Sprengladung lediglich durch die Erhitzung des Geschosses beim Durchschlagen des Panzers sich entzündet. Handgranaten sind runde Hohlgeschöße kleineren Kalibers und Gewichts (etwa 1 kg), welche mit der Hand dem Feinde entgegengeworfen werden. Im 17. und 18. Jahrh. führte man solche im Felde mit, und hießen die mit dem Werfen derselben betrauten Truppen Grenadiere, die sich mitunter auch eines Granatgewehrs (s. d.) zum Werfen derselben bedienten. Später verwendete man die Handgranaten nur noch im Festungskriege. Eine größere Zahl von Handgranaten, welche gleichzeitig aus einem schweren Mörser ähnlich einer Kartätsche geworfen wurden, ergaben den Granathagel oder Wachtelwurf.

Granatfels, ein Gestein, welches vorwiegend aus Brauneisen oder gelblichem, mehr oder weniger

fein körnigem Granat besteht, wozu sich aber in der Regel noch grünlithartige Hornblende und Magnet-eisenerz gesellen; in Drusenräumen zeigen sich manchmal schöne Granatkryalle. Sehr häufig sind noch andere Silicate, wie Augit, auch Schwefelmetalle und Kalispat hinzugemengt. Der O. bildet untergeordnete Einlagerungen namentlich im Bereich der alten krystallinischen Schiefer, z. B. am Teufelsstein und Klobenstein bei Schwarzenberg, bei Ehrenfriedersdorf und Bergschnee in Sachsen, bei Kupferberg, sowie zwischen Abertsham und Joachimsthal auf dem Erzgebirge, wo die Lager im Glaukmer-schiefer stellenweise 15 m Mächtigkeit gewinnen.

Granatgewehre dienten im 18. Jahrh. zum Schießen von Handgranaten; der Lauf war kurz und weit, ähnlich einem Mörser; oft stand noch ein gewöhnlicher Gewehrlauf damit in Verbindung. Jetzt versteht man unter G. ein zum Schießen explosiblerer Rügeln bestimmtes Gewehr; solche Gewehre sind aber durch die Petersburger Konvention von 1868, betreffend Sprenggeschosse, völkerrechtlich unmöglich gemacht. (S. Explosionsgeschosse.) Eine brauchbare Konstruktion stammt von Franz von Dreyse in Sömmerda.

Granathagel, s. unter Granate.

Granatiere, der anfängliche Name der Grenadiere (s. d.).

Granatkanonen sind verkürzte glatte Kanonen mittlern und großen Kalibers, welche Granaten zu schießen bestimmt sind. Bei größerem Kaliber heißen sie auch Bombenkanonen (s. d.). Man wollte in Gestalt der G. die Vorteile des Hohlgeschossfeuers auf die gestreckten Bahnen der Kanonen übertragen. In der 12 cm. G., um deren Konstruktion sich unter andern Napoleon III. verdient gemacht hat, hoffte man eine Zeit lang, das Einheitsgeschöß der Feldartillerie gefunden zu haben. Vermöge ihrer geringen Präzision und Tragweite mußten sie den gezogenen Geschützen bald das Feld räumen. (S. Geschöß.)

Granatkartätsche, s. wie Schrapnel, s. Geschöß und Schrapnel.

Granatkrüner, s. unter Granat.

Granatkörner ist ein kristallographisches Synonym für das Rhombendodekaeder des regulären Systems, gewählt weil der Granat insbesondere in dieser Form kristallisiert.

Granatküste, eine Art langer Haubizen, welche im vorigen Jahrhundert der kurfürstl. sächs. Artilleriegeneral von Hoyer konstruierte, die Vorläufer der Granatkanonen.

Granberg (Per Adolf), schwed. Dichter und Historiker, geb. zu Gothenburg 17. April 1770, kehrte jung nach Stockholm über, war eine Zeit lang Buchdrucker, wurde 1826 zum Sekretär der landwirtschaftlichen Akademie ernannt und starb 5. Febr. 1841 zu Stockholm. Mehrere seiner Gedichte wurden von der Schwedischen Akademie gedruckt. Er veröffentlichte unter andern: »Dramatiska skrifter« (1811), »Nyare dramatiska skrifter« (1837), »Kalmars-unionens historio« (3 Bde., 1807—11), »Göteborgs Historia« (2 Tle., 1814—15), »Utkast till en svenak Statistik« (1816—20). Auch gab er das »Journal för konstner, moder och seder« (1815) und das »Archif för Hushållningen och Naringarne« (später »Archif för landtmän och trädgårdssodlare«, 1828—34) heraus.

Seine Tochter Jeanette (geb. 19. Okt. 1826, gest. 2. April 1857) und Luise (geb. 1827) haben

teils durch Originalarbeiten, teils als Übersetzerinnen (von Sheridan, Augier, Overstrou u. a.) viel für die Bühne geleistet. Nach dem Tode der ältern Schwester heiratete deren Gatte, der Theaterdirektor und Schauspieler Eduard Stjernström, seine Schwägerin, die, 1877 verwitwet, einige Jahre das durch ihren Mann gegründete Neue Theater zu Stockholm leitete.

Gran-Canaria, die zweitgrößte der Canarischen Inseln, 1667 qkm groß, mit 90080 Bewohnern in 21 Ortschaften. Die Insel, von 56 km Durchmesser, hat eine rundliche Gestalt und ist ein domförmiger erloschener Vulkan; an die Nordostseite schließt die kleine Halbinsel Isleta von neuerer vulkanischer Bildung. Zwischen dem 1951 m hohen Pico de los Vecos, dem 1862 m hohen Rublo und dem 1849 m hohen Saucillo ist der weite, tiefe Schlund der sog. Calbera eingesenkt. Wegen ihrer Produktion ist diese Insel die wichtigste des Archipels; es gedeihen auf ihr alle Kulturpflanzen Europas und des Orients, und die Pflanzungen sind überall in gutem Zustande. Auch Rindvieh, Schaf- und Ziegenzucht sind erfolgreich. Die Insel besigt mehr als 100 Seeschiffe und zahlreiche Fischerboote. Las Palmas, Hauptstadt der Insel und der östl. Civilprovinz des Archipels, an der Nordostküste, zählt (1877) 17661 E. und ist Festung mit einer schönen got. Kathedrale, einem bischöflichen Palast, Schiffswerften, Seebädern und Schulen. Der Handel ist lebhaft. Der alte canarische Herrscherthum ist das Städtchen Garbar. G. wurde 1478—83 von den Spaniern erobert.

Gran-Chaco (El.), d. h. großes Jagdgebiet, auch Chaco Gualambá oder schlechthin El. Chaco (richtiger Chacui), ist der Gesamtname für die weiten Ebenen (Planos) im centralen Südamerika, südlich von der Wasserscheide zwischen dem La Plata und Amazonenstrom. Nach Süden reicht der G. bis zum Rio Salado (Juramento), der ihn von den Pampas scheidet; nach Norden geht er allmählich in die höher liegenden Planos de Chiquitos (Planos de Santa Cruz) über, durch welche er mit den Ebenen des Amazonas in Verbindung steht. Früher hielt man den Chaco größtenteils für eine wasserlose Wüste; nähere Bekanntschaft hat aber gezeigt, daß der größte Teil desselben außerordentlich fruchtbar ist; die Ebenen sind abwechselnd von Wäldern und Wiesen bedeckt, und die Wälder zeigen namentlich an den Ufern des Bermejo und Pilcomayo eine Uppigkeit, die sie den brasil. Urwäldern an die Seite stellt. Zahlreiche Lagunen unterbrechen die Fläche, versiegen aber gegen Ende der trodenen Jahreszeit. Mit dem im Oktober eintretenden Regen beginnen die Flüsse zu schwellen und überfluten einen breiten Gürtel zu beiden Seiten, der infolge dessen eine außerordentliche Fruchtbarkeit entfaltet. Für die Viehzucht eignet sich das ganze Gebiet in viel höherm Grade als die Pampas, da beim Eintreten der Dürre das Vieh in die Wälder getrieben wird und sich von den Früchten der Chañar, Algarrobo u. s. w. ernähren kann. Das Klima zeichnet sich durch schnelle Temperaturwechsel aus, die in einem Tage 18° R. betragen können; die höchste Sommertemperatur ist +36°, die tiefste im Winter +7°. Die Indianer des Chaco, auf 30—40000 geschätzt, zerfallen in mehrere Stämme, die sich hauptsächlich an den Ufern der Flüsse aufhalten. Politisch gehört der Teil des Chaco, welcher nördlich von 22° südl. Br. liegt, zu Bolivia; südlich davon bildet

der Pilcomayo die Grenze zwischen Paraguay und Argentinien. Die Kolonisation im argentin. Chaco erstreckt sich nur auf einzelne Ansiedelungen längs des Bermejo und Salado; darunter sind die wichtigsten Avellaneda, 1879 gegründet, 1880 mit 1077 E.; Resistencia, 1878 gegründet, mit 878 E.

Grand, grober, aus kleinen Steinchen bestehender Kieselstein; im Bergwesen: mit klein gepochten Quarze vermischter Lehm; niederdeutsch auch fein Weizenkleie, daher Grandmehl, grobes, mit Kleie vermischtes Mehl; grandig, G. enthaltend kieselig. [Chariton.]

Grand-Chariton, Fluß in Nordamerika, f. **Grand-Combe** (La), Gemeinde im franz. Depart. Gard, Arrondissement Alais, 14 km im NW. von Alais, am Gardon d'Alais, in einem Eventenenthale, an der Linie St.-Germain des Fossez-Rimes der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1876) 5342, als Gemeinde 10152 E., die in den Steintohlenwerken der Umgegend arbeiten, auch Zink- und Bleihütten und eine Glashütte unterhalten.

Grand-Couronne, Fleden im franz. Depart. der Untern Seine, Arrondissement Rouen, 12 km im SEW. von Rouen, nahe am linken Seine-Ufer und dem Rouvraywalde, an der Eisenbahn Elbeuf-Rouen, zählt 1400 E. und hat Fischerei und Zillfabrikation. Hier bestand 31. Dez. 1870 das preuss. erste Armeekorps ein siegreiches Gefecht gegen die Franzosen.

Grand-duo (fr.), Großherzog, auch Großfürst; Grande-duchesse, Großherzogin, Großfürstin.

Grande Chartreuse (La), f. Chartreuse.

Grande Eau (La), ein rechter Nebenfluß des Rhône im Bezirk Nigle des schweiz. Kantons Waadt, entspringt als wildes Bergwasser etwa 2400 m über dem Meere aus den Gletschern des Crerc de Champ am Nordabfuhr der Diablerets (s. d.), empfängt vom Obenhorn her den Dard, der einen prächtigen Wasserfall bildet, fließt dann in westnordwestl. Richtung durch das liebliche Alpenthal Ormont, wendet sich bei Sepey (Ormont desous, 1129 m) nach SW. und tritt bei Nigle (419 m) in die Rhôneebene, um 3 km weiter westlich, 400 m über dem Meere, nach 27 km langem Lauf zu münden. Durch das Thal des G., das namentlich in den obern Stufen herrliche Alpenlandschaften bildet und von Touristen viel besucht wird, fährt von der Station Nigle der Linie Lausanne-St.-Maurice der Schweizerischen Westbahn eine Fahrstraße zum Pillonpaß (1562 m) und nach Osteig im bernischen Saanenlande. Bei Sepey zweigt von derselben nördlich die Poststraße über den Paß Les Mosses (1809 m) nach Château d'Or im waadtländischen Pays d'Enhaut ab.

Granden (span. Grandes) hießen im castil. Reiche seit dem 13. Jahrh. die Vornehmsten des hohen Adels oder der sog. reichen Leute (Ricos hombres), zu denen außer den Verwandten des königl. Hauses alle die durch Güterreichtum und Ämtern ausgezeichneten Männer aus den Ricos hombres gerechnet wurden, welchen der König durch Erteilung des Banners das Recht gegeben hatte, eigene Soldner zu werben. Die G. vererbten ihre Würde auf ihre Nachkommen und teilten alle Vorrechte des hohen Adels. Sie besaßen gewisse königl. Lehne, wofür sie dem König, neben einer verhältnismäßigen Anzahl von Lanzen, deren jede aus einem Ritter mit vier bis fünf gerüsteten Leuten bestand, zum Kriegsdienst verpflichtet waren, und konnten diese Lehne nur in gewissen, gesetzlich

bestimmten Fällen verlieren. Auch waren sie frei von Steuern, durften ohne besondern Auftrag des Königs vor seinen bürgerlichen oder peinlichen Richtern gefordert werden und konnten samt ihren Vasallen ungehindert das Reich verlassen, um einem andern Fürsten selbst gegen ihren Lehnsherrn zu dienen, ohne daß es ihnen als Hochverrat angerechnet wurde. Außer diesen allgemeinen Vorrechten des hohen Adels und dem Anspruche auf die ersten Staatswürden standen ihnen noch andere Auszeichnungen zu, worunter besonders das Recht gehörte, bei allen öffentlichen Handlungen in Gegenwart des Königs mit dessen Erlaubnis das Haupt zu bedecken, ein Vorrecht, welches sie mit den sog. Titulados, den Herzögen und Grafen, teilten. Der König rebete den G. mit *mi primo*, d. i. mein Vetter, an, während er einen andern vom hohen Adel nur mit *mi pariente*, d. i. mein Verwandter, anredete. In den Reichsversammlungen saßen sie unmittelbar nach den Prälaten und vor den Titulados. Sie hatten freien Zutritt in den Palast und die Gemächer des Königs. Durch Ferdinand und Isabella wurde unter der Leitung des kraftvollen Ximenes die Macht des Lehnadels gebrochen, sodaß am Ende des 15. Jahrh. mit den Vorrechten der G. auch die des hohen Adels fast ganz beseitigt waren. Ferdinands Nachfolger, Karl V., machte aus dem unabhängigen Lehnadel einen abhängigen Hofadel. Allmählich entstanden nun drei Klassen der G. Den G. der ersten Klasse befahl der König, sich zu bedecken, ehe sie ihn anredeten hatten; die der zweiten Klasse erhielten diesen Befehl, sobald sie geredet hatten, und hörten des Königs Antwort mit bedecktem Haupte; die der dritten Klasse empfingen erst, nachdem sie des Königs Antwort vernommen, den Befehl, sich zu bedecken. Alle G. führten den Titel *Excellenz*. Die drei Klassen blieben; doch die Rangunterschiede veralteten allmählich. Unter der Regierung Joseph Bonapartes und durch die Revolution wurde die Grandenwürde gänzlich aufgehoben, in den spätern Restaurationen aber wiederhergestellt, jedoch ohne besondere wesentliche Vorzüge. Vgl. Hopf in Ersch und Grubers »Allgemeiner Encyclopädie« (Selt. 1, Bd. 79, Sp. 1865).

Grande nation (frz., »Große Nation«), als Bezeichnung der Franzosen, ist ein von Napoleon I. erfundener Ausdruck, den er zuerst in der 1797 beim Verlassen Italiens an die Italiener gerichteten Proklamation gebrauchte und der namentlich vor dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 ein Stichwort des franz. Chauvinismus war.

Grandes Rouffes, ein Rastort der franz. Alpen, das sich durch seine ausgedehnten Gletscher auszeichnet; es erhebt sich auf der Grenze der Depart. Savoyen und der Jfère, und gehört zur Wasserscheide zwischen Arc und Romanche. Die beiden höchsten Gipfel messen 3473 m, nämlich der Pic de l'Étendard oder die Costa-blanca im W. und La Scie im S. der Brüche der G. Die Gismere der G. speisen die Romanche und deren Zufluß Eau d'Oile; nur der St.-Sorlin-Gletscher den Arvan, welcher oberhalb von St.-Jean-de-Maurienne zum Arc fließt.

Grandeur (frz.), Größe, Höhe, Erhabenheit; auch Titel der franz. Bischöfe (seit 1630) und solcher adeliger Herren, welche nicht den Titel *Altesse* oder *Excellence* hatten.

Grandexa (span.; ital. *Grandezza*), Größe, Höhe; Würde eines Granden (s. d.) und dieser entsprechenden gravitätischen Benehmen.

Grandibier (Phil. Andre), Geschichtschreiber, geb. 9. Nov. 1752 in Straßburg, war dort Archivar, später Kanonikus am Münster und königl. Historiograph. Er starb 11. Okt. 1787 in der Abtei Mülthel im Sundgau. G. schrieb: »Histoire de l'évêché et des évêques de Strasbourg« (2 Bde., Straßb. 1777–78) und »Histoire ecclésiastique, militaire, civile et littéraire de la province d'Alsace« (Straßb. 1787). Aus seinem Nachlaß gab Biblin heraus: »Oeuvres inédites de G.« (6 Bde., Colmar 1865–68).

Grandiflorus (lat.), großblütig, Beiname vieler Pflanzen, die sich durch große Blüten auszeichnen, wie *Frunella grandiflora*, *Epilobium grandiflorum* u. s. w.

Grandios (ital.), großartig, in großem Stil; **Grandiosität**, Großartigkeit.

Grandison, der Held eines engl. Romans von Samuel Richardson.

Grandjunction-Kanal, Kanal in England, beginnt bei Brentford an der Themse, durchzieht die Grafschaft Middlesex, Hertford, Bedford, Buckingham und Northampton und endigt bei Braunston in den Oxford-Kanal; er ist 163 km lang.

Grandlien, See im franz. Depart. der Untern Loire, etwa 15 km im SW. von Nantes, 7000 ha groß, 9 km lang, 6 km breit, ist von schwammigem und sumpfigem Boden umgeben und hat im Mittel nur 90 cm Tiefe. In ihn ergießt sich der Ognon und die aus der Vendée kommende Bouloune, und aus ihm fließt bei Bouaye der Aigeneau oder Cheneau, welcher schiffbar ist, und unter dem Namen Etier de Buzay links in die Loire mündet. Der fischreiche See fällt in der Hitze, steigt nach dem Regen und überflutet seine Ufer.

Grand-maitre (frz.), Großmeister; G. de la garde-robe, Hofamt am franz. Hofe (seit 1669 und später auch an andern Höfen), dessen Inhaber ursprünglich dem König beim An- und Auskleiden behilflich war und für dessen Garderobe zu sorgen hatte; G. des arbalétriers (Großmeister der Armbrustschützen), hatte in Frankreich vor Einführung der Artillerie den Oberbefehl über die Armbrustschützen und später alle Truppen, welche die Kriegsmaschinen verfertigten und handhabten; die Würde bestand bis 1524; G. de l'artillerie, eine 1515 in Frankreich geschaffene Würde (von 1479 bis 1515 gab es aber bereits einen *Maitre général de l'artillerie*), deren Inhaber den Oberbefehl über die gesamte Infanterie und die Aufsicht über alle Belagerungsarbeiten hatte; die Würde bestand bis 1765; G. de France, im monarch. Frankreich soviel wie Oberhofmeister des Königs.

Grandpré, Flecken im franz. Depart. der Ardennen, Arrondissement Bouziers, 17 km im SO. von Bouziers, an der zur Aisne fließenden Aire, und an der Lokalbahn Bouziers-Apremont, hat Eisenerzgruben und Schmelzhütten und zählt 1400 E. Unweit im Argonnerwald ist das Desfilé von G., wo 14. Sept. 1792 die Franzosen von Clerfayt geschlagen wurden.

Grandpré, Dorf im brit. Nordamerika, Dominion of Canaba, Provinz Neuschottland, Grafschaft King, am linken Ufer des Bassins des Mines, die erste europ. Ansiedelung in Neuschottland, 1604 gegründet, bekannt geworden durch Longfellow's Gedicht »Evangeline«.

Grand-prévôt (frz.), Oberhofrichter.

Grand Rapids, Hauptstadt des County Kent im nordamerik. Unionsstaat Michigan, 48 km östlich vom Michigansee entfernt, an den 5 m hohen Fällen des Grand-River, zu dessen beiden Seiten es liegt. Im J. 1870 hatte es 16507 E., 1880 aber bereits 32016 E. Hier kreuzen sich 6 Eisenbahnen: die Detroit und Milwaukee, S. und Indianan, Grand River-Division der Michigan Central, Kalamazoo-Division of the Michigan-Southern, Chicago und Michigan-Lake-Shore und S., Newwago und Lake-Shore. Die kolossale Wasserkraft, welche durch die Fälle erzeugt wird, dient mittels zweier Kanäle bedeutenden industriellen Anlagen, welche hauptsächlich Bretter, Fenster und Jalousien, Fässer und Dauben, Wagen und Waggons fabricieren. In der Nähe finden sich Salz-, Gips- und Kalklager von ausgezeichnete Güte. S. ist in acht Bezirke eingeteilt und Sitz der Vereinigten-Staaten-Gerichtshöfe; es hat zwei Banken mit 700000 Doll. Kapital und 20 Kirchen. S. wurde 1833 angelegt und 1850 als Stadt inkorporiert.

Grand-Seigneur (fr.), Großherr (Titel des Sultans).

Grandson oder Granson, deutsch Gransche, die Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks des schweiz. Kantons Waadt, liegt 445 m über dem Meere, 3 km nördlich von Yverdon auf dem linken Ufer des Neuenburgersees, an der Linie Neuenburg-Yverdon-Lausanne der Schweizerischen Westbahn, besitzt eine alte Kirche, ein festes vielturmiges Schloß, eine große Cigarrenfabrik und zählt (1880) 1742 meist reform. E. (88 Katholiken). Das Schloß S. war einst der Stammsitz des in der Schweiz Geschichte bekannten Freiherrn gleichen Namens, ging nach dem Erlöschen derselben 1397 an das Haus Châlons über und wurde 1475 von Bern erobert, 1476 aber von Karl dem Kühnen eingenommen, der gegen sein gegebenes Wort die bernische Besatzung teils aufknäpfen, teils im See ertränken ließ. Drei Tage nachher, 8. März 1476, wurde unweit S. die Schlacht von S. geschlagen, in welcher 20000 Eidgenossen das 50000 Mann starke burgund. Heer jersprengten und das reiche Lager des Herzogs erbeuteten, und in demselben Jahre fielen Stadt und Herrschaft S. durch den Vertrag von Freiburg als gemeinsame Herrschaft an Bern und Freiburg, deren Landvogte bis 1798 auf dem Schlosse Grandson residierten. Durch die Staatsumwälzung von 1798 kam die Landschaft S. an den Kanton Lemman der Helvetischen Republik, durch die Mediationsakte 1803 an den Schweiz. Kanton Waadt, in dem sie einen eigenen Bezirk bildet. Vom Ufer des Neuenburgersees bis zu den Rämten des Jura ausgedehnt, umfaßt derselbe ein Areal von 175 qkm mit 13018 E. meist reform. Konfession und franz. Sprache, deren Haupterwerbsquellen der Acker-, Obst- und Weinbau, die Alpenwirtschaft, die Tabaksfabrikation und die Fabrication von Uhren und Spielwerken sind.

Grand-Terre, Teil von Guadeloupe (s. d.).

Grandtrent-Kanal, ein 1766–77 erbauter Kanal in England, durchzieht die Grafschaften Chester, Stafford und Derby und verbindet den Mersey mit dem Trent, somit die Irische See mit der Nordsee. Er hat bei einer Länge von 150 km 90 Schleusen und läuft 2633 m weit durch einen Berg bei Harecastle.

Grand-Ventron, Winterung, ein 1427 m hoher Gipfel der Vogesen bei Wildenstein im Kreise

Thann des Regierungsbezirks Oberelsaß, östlich der Quelle der Thur.

Grandville (Ignace-Midore Gérard, genannt), franz. Charakter- und Karikaturzeichner, geb. 13. Sept. 1803 zu Nancy, empfang von seinem Vater, einem Miniaturmaler, den ersten Unterricht im Zeichnen und ging 1820 nach Paris, wo er sich ersten lithographischen Blätter: «Les tribulations de la petite propriété», «Les plaisirs de l'âge», «La sibylle des salons», sowie eine Totentanz veröffentlichte. Doch gelangte er zu Berühmtheit durch die 1828 erschienenen «Métamorphoses du jour», eine Folge von mehr als 70 Szenen, in welchen Personen mit Thiergehem höchst komisch Gebrechen und Lächerlichkeit der Zeit vorstellen. S. wurde nun Mitarbeiter dem artistischen Teile mehrerer Zeitschriften: «Silhouettes», «L'Artiste», «La Caricature», «Charivari». Sehr populär machten ihn seine polit. Spottbilder. Es sind wenige histor. Ereignisse damaliger Zeit, die er nicht mit seinen satirischen Anspielungen berührt hätte, und in die Hinsicht gewinnt die Reihenfolge seiner polit. Karikaturen histor. Interesse. Ferner lieferte S. Zeichnungen zu Prachtausgaben der Fabeln Lafontaine der Dichter Derangiers, der Romane von Swift und Defoe: «Gulliver» und «Robinson», des franz. Epenromans «Jérôme Paturot» von Raybaud und schuf mit unermüdlicher Einbildungskraft gaubilderbücher, wie «Scènes de la vie privée publique des animaux», «Les cent proverbes», «Les petites misères de la vie humaine», «L'au monde» und «Les fleurs animées», worin der völlig Nebenache ist. Schließlich verfiel S. in Sinn und starb im Krankenhaus zu Barres bei 17. März 1847.

Granet (François Marius), Maler, geb. 17. März 1774, nahm zwar bei David anfänglich Unterricht, hat sich jedoch auf ganz eigenartige Weise herangebildet, indem er, von der architektonischen Darstellung ausgehend, mit derselben histor. Sinn zu verbinden wußte. Ein Bild eines Klosters errang ihm 1801 den röm. Preis der Akademie und ermöglichte ihm den Aufenthalt in Rom. In Paris 1810 zurückgekehrt, begann er eine aus fruchtbarer Produktion. Aus Italien brachte eine Anzahl Kompositionen mit, meist romant. Intérieurs von Bauten, Kirchen, Kreuzgängen u. Sein Kolorit hat viel Sättigkeit und ist durch effektvolles Clair-obscur ausgezeichnet. In Pinakothek zu München befindet sich sein «Sancti San-Francesco in Assisi». Besonderer Belief erfreuten sich die Gemälde: Messe bei den Zinern in Rom und der gefangene Maler, letzteres in die Galerie Leuchtenberg nach Paris gelangte. Der Gang Beatrice Cenci's Hinrichtung ist eine durch seine Formge geabelte Komposition, wenn auch nicht frei Sättigkeit. Andere Hauptwerke sind: Tod von Bouillon hängt die erbeuteten Wasser Heiligen Grabe auf, Versammlung der Christen den röm. Katakomben, die befreiten Christen S. lebte in den letzten Jahren wieder in seiner Vaterstadt, wo er 21. Nov. 1849 starb.

Grangemouth, Dorf in der schott. Grafschaft Stirling, an der Mündung des Carron in Clydekanal in den Forth und an der Schott Centralbahn, 29 km im NW. von Edinburgh.

gelegen, ist ein aufblühender, erst 1771 gegründeter Handelsplatz mit 2600 U., der hauptsächlich Eisenwaren, Korn, Wolle und Rohlen ausführt, Schiffe baut und Laumerl fertigt. Es ist der Hafen für Glasgow am North geworden und steht in regelmäßiger Verbindung mit London, Rotterdam, Hamburg und Stettin. Hauptgegenstände der Einfuhr sind: Zimmerholz, Getreide, Hanf und Lein.

Grangers (d. h. Scheunenbesitzer, soviel wie Landleute, von grange, Scheune) nannte sich eine in den nordwestl. Staaten der nordamerik. Union im Frühjahr 1873 entstandene polit.-wirtschaftliche Bewegung, welche die Interessen der Landwirtschaft durch das bewegliche Kapital für gefährdet hielt und von der Einmischung der gesetzgebenden Gewalt Abhilfe für ihre Beschwerden erwartete und verlangte. Namentlich richteten sich ihre Angriffe gegen die Eisenbahnen, deren Frachtsätze sie herabgesetzt wissen und deren Monopol sie brechen wollten. Die Bewegung dehnte sich von Illinois ausgehend bald auf alle aderbauenden Staaten, Indiana, Wisconsin, Iowa, Minnesota und Kansas aus, hatte jedoch keinen langen Bestand. Iowa und Illinois erliefen zwar Gesetze, welche den Eisenbahnen niedrigere, von den U. bittierte Frachtraten aufzwangen; indessen halfen sich die geschädigten Bahnen damit, daß sie in diesen Staaten überhaupt keine Frachten annahmen, so daß die U. bald nachgeben mußten, zumal das Geld für neue Eisenbahnen, die ohne Aussicht auf Gewinn gebaut werden sollten, sich nicht aufreiben ließ. Die ursprünglich spontane Agitation, die eine Frucht des Knoch vom Jahre 1873 war, geriet jetzt bald in die Hände der Handwerkpölitiker, worauf dann die U. auch wieder in den beiden großen Parteien aufgingen. Schon bei der Präsidentenwahl vom 1876 kamen die U. kaum mehr in Betracht.

Granier de Cassagnac (Abolphe), eigentlich nur Granier, da der Beiname de Cassagnac auf einer frühern, irrthümlichen Angabe, er sei in einem kleinen Orte Cassagnac geboren, beruht, franz. Publizist, geb. 12. Aug. 1806 zu Vergelle (jetzt Veron-Vergelle) im Depart. Gers, besuchte das Gymnasium zu Toulouse, ging 1832 nach Paris, ergriff feurig die Sache des Romantismus und wurde unter Victor Hugos Auspicien Mitarbeiter des *Journal des Débats*. Die rauhe und bissige Art seiner Kritik mißfiel dem ältern Bertin, war aber eine Empfehlung bei G. de Girardin, der ihn für die *Presse* anwarb. Für dieselbe schrieb er literarische Artikel und erregte viel Lärm durch seine Ausfälle gegen Racine, den er einen *„Potenreißer“* (polisson) schalt. G.s polit. Laufbahn begann 1840. Er beteiligte sich zuerst an dem ministeriellen Journal *„Le Globe“* und begründete 1845, als dieses Blatt einging, eine neue, ebenso ultrakonservative Zeitung: *„L'Epoque“*. Nach der Februarrevolution begab er sich in seine Heimat und blieb daselbst bis 1850, wo er die Redaction des *„Pouvoir“* übernahm und zugleich Mitarbeiter am *„Constitutionnel“* wurde. In beiden Journalen befehlete er auf das erbitterteste die Legislative und forderte die Rettung Frankreichs durch einen Staatsstreich. G. wurde 1852 im Depart. Gers als offizieller Kandidat für den Gesetzgebenden Körper gewählt; 1857 wiedergewählt, verteidigte er fortwährend mit größter Leidenschaftlichkeit, auf der Rednerbühne wie in der Journalistik, die konservativen Interessen und stiftete mit Darbey d'Aure-

villy ein neues Wochenblatt: *„Le Réveil“*, welches aber keinen langen Bestand hatte. G. übernahm nun die Leitung des *„Pays“*, sodann 1. Jan. 1863 die der *„Nation“*. Bei den Wahlen von 1863 wurde er wiederum gewählt. Im J. 1866 als Chefredacteur zum *„Pays“* zurückgekehrt, berief er seinen Sohn Paul als Mitredacteur, und die Volemil dieses Blattes erreichte nun einen immer höhern Grad der Festigkeit; 1868 wurde G. mit Jérôme David eins der Häupter des Bonapartistenvereins der Rue de l'Arcade, der sich zum Zweck eines entschiedenen Widerstandes gegen liberale Konzessionen gebildet hatte. Nach dem Sturze des zweiten Kaiserreichs ging er nach Brüssel und gründete hier das Journal *„Le Drapeau“*, welches die *„Appellation ans Volk“* als einziges und untrügliches Rettungsmittel für Frankreich forderte. Bei den Deputiertenwahlen im Febr. 1876 wurde G. für das Arrondissement Mirande (im Depart. Gers) gewählt. G. verfaßte zahlreiche histor. Werke, unter denen zu nennen sind: *„Histoire des classes ouvrières et des classes bourgeoises“* (Par. 1837), *„Histoire des classes nobles et des classes anoblies“* (Par. 1840), *„Histoire des causes de la révolution française“* (4 Bde., Par. 1850), *„Histoire du directoire“* (3 Bde., Par. 1851—56), *„Histoire de la chute du roi Louis-Philippe, de la révolution de février et du rétablissement de l'empire“* (2 Bde., Par. 1857), *„Histoire des Girondins et des massacres de septembre“* (2 Bde., Par. 1860) u. s. w. Trotz fliehender und dabei krafftvoller Darstellung treten in diesen Arbeiten Mangelhaftigkeit der Forschung und Parteilichkeit des Urteils hervor. G. starb auf seinem Landfig Couloumé bei Plaisance im Depart. Gers 31. Jan. 1880.

Granier de Cassagnac (Paul Abolphe Marie Prosper de), franz. Publizist, Sohn des vorigen, geb. 2. Dez. 1848 zu Paris, hatte sich vor seinem Auftreten in der polit. Journalistik durch seine maßlosen Kritiken und die dadurch veranlaßten häufigen Duellen einen Namen gemacht. Sein Vater brachte ihn 1866 bei der polit. Redaction des in imperialistischer Tendenz rebigierten *„Pays“* an. Hier entwickelte er einen fanatischen Parteieifer für die Sache der kaiserl. Familie. Im J. 1870, nach den ersten Niederlagen der franz. Armee, trat er als freiwilliger Gemeiner unter die Zuaven, wurde bei Sedan gefangen genommen, nach Deutschland abgeführt und in der Festung Kofel interniert. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich trat er an die Spitze des *„Pays“*, um sofort mit allen Kräften auf die Rückkehr des Kaisertums hinzuwirken. Im Febr. 1876 wurde er für das Arrondissement Condom (im Depart. Gers) in die Deputiertenkammer gewählt und griff nun seine polit. Gegner mit maßloser Festigkeit an. Im Okt. 1877 wiedergewählt, riet er dem Marschall Mac-Mahon zu einem Staatsstreich und warf sich zum Verteidiger der offiziellen Kandidaturen auf. Bei den Mandatsprüfungen wurde seine Wahl im Okt. 1878 zwar für ungültig erklärt; G. ward aber 2. Febr. 1879 vom Arrondissement Condom wiedergewählt. Einen großen Skandal erregte er am 16. Juni, indem er Jules Ferry der Fälschung von Aktenstücken beschuldigte und die Regierung für eine infame erklärte. Er wurde dafür auf drei Tage aus der Kammer ausgeschlossen. Nach dem Tode des Prinzen Louis Napoleon forderte er die Anerkennung des Prinzen Victor Napoleon, des ältern Sohnes

Jérôme Napoleons, als Chef der vonapartistischen Partei. Bei den Wahlen vom 21. Aug. 1881 ward er im Wahlkreis Mirande, an der Stelle seines Bruders Georges, als Candidat des Hauses gegen die Republik von neuem in die Kammer gewählt.

Granit, in der Mehrzahl Graniti, d. h. Graniten, bis Ende April 1849 (Einführung des russ. Maßsystems) ein kleines Gewicht im Königreich Polen von 8 mg und auch so eingeteilt, $\frac{1}{4}$ des Gran. Das Pfund hatte 50688 Graniti.

Granitus (grch. Granikos), kleiner Fluß im nordwestl. Kleinasien, der von der Nordseite des Gebirges Ida vom Berge Kotylos her zu der Propontis fließt, wo westlich von seiner Mündung die Stadt Priapos lag. Jetzt führt der Fluß den Namen Kodscha-tschai. Berühmt ist der G. dadurch, daß Alexander d. Gr., nachdem er über den Hellespont geleitet, an ihm seinen ersten Sieg über die Perser im Mai 334 v. Chr. erfocht. Die pers. Heerführer waren die Satrapen von Jonien und Lydien und von dem hellespontischen Phrygien; wider den klugen Rat des zu ihnen haltenden griech. Feldherrn Memnon von Rhodos, der sie zu bestimmen suchte, Alexander durch Verwüstung des Landes zum Rückzug zu nötigen, machten sie ihm den Übergang streitig und stellten sich zu einer Schlacht, welche mit ihrer Niederlage endete.

Granit (von granum, das Korn) ist ein grobkörnig- bis feinkörnig-krystallinisches Gestein, an welchem sich überall Orthoklas, Quarz und ein Plagioklas beteiligen; zu dem wesentlichen Bestande der G. im allgemeinen gehören ferner Magnesiaglimmer, Kaliglimmer und Hornblende, welche indessen nicht in sämtlichen Varietäten vorkommen. Diese Gemengteile sind völlig regellos und ohne Parallelismus angeordnet. Der Orthoklas ist auf den frischen Spaltungsflächen stark perlmutterglänzend, meist rötlichweiß, fleischrot, gelblich- oder graulichweiß, in einfachen Krystallen oder Zwillingen vorhanden, und wird manchmal von Mikroklin begleitet. Der gestreifte trikline Feldspat, wie es scheint meistens Oligoklas, unterscheidet sich von ihm oft schon durch seine geringere Bellucidität, durch matten Glanz und geringere Frische, rötlichen Orthoklasen gegenüber auch durch hellere Farbe. Der an mikroskopischen Flüssigkeitseinschlüssen meist sehr reiche Quarz bildet rundliche oder eckige Körner, höchst selten nur Krystalle, und ist wohl im Granitgemenge das am spätesten fest gewordene Mineral. Der Magnesiaglimmer (Biotit) ist dunkelbraun oder eisen schwarz, der Kaliglimmer (Muscovit) silberweiß. Als zwar unwesentliche, aber fast konstant vorhandene Gemengteile sind Apatit und Magnetit, auch Zirkon, als manchmal reichlich vorhanden Titanit, Augit, Calcit zu nennen. Indem in dem sonst gleichmäßig körnigen Gemenge große Orthoklas-krystalle hervortreten, entwickelt sich der porphyrtartige G. Ab und zu kommt auch ein poröses oder cavernöses Gefüge vor, wobei alsdann die Innenwände der Drusen mit Krystallen von Feldspat, Quarz und andern Mineralien ausgekleidet sind. An den Grenzen größerer granitischer Ablagerungen gewinnen die Glimmerlamellen manchmal eine mehr oder weniger parallele Lagerung, wodurch Varietäten entstehen, welche man am besten als schieferigen oder flaserigen G., minder gut als Gneisgranit bezeichnet, um die Vorstellung fern zu halten, als ob diese Gesteine geologisch etwas mit Gneis zu thun hätten. Die

Granitmassen behalten in der Regel die Größe Korns auf weite Erstreckung hin bei, und ein rascher Wechsel desselben gehört zu den Seltenheiten. Es reich ist der G. an accessorischen Gemengteilen, ter denen namentlich zu nennen sind: Turmalin, Epidot, Cordierit, Beryll und Smaragd, Granat, Andalusit, Cyanit, Korund, Wernerit, Flußspat, Eisenglanz, Wollframt, Zinnstein, Gadolinit, Columbit, Molybdänglanz, Graphit. Übergänge in den insbesondere statt in Quarzporphyr, in Syenit und Diorit, in Gneisen. Als typisches Mittel in chem. Zusammensetzung, berechnet aus sehr zahlreichen Analysen, kann man betrachten: 72 Pro. Kieselsäure, 16 Thonerde, 1,5 Eisenoxydul oder Oxyd, 1,5 Kalk, 0,5 Magnesia, 6,5 Kali, 2,5 Natrium, so daß der G. im allgemeinen eine ganz ähnliche Substanz darstellt, wie der Quarzporphyr und der Syenit; doch gibt es auch G. (Sodagranit genannt), in welchen das Kali vom Natrium überwogen wird. Das spezifische Gewicht schwankt in Mittel zwischen 2,65 und 2,85.

Nach den neuern Untersuchungen und Gesichtspunkten gliedert sich die Gruppe des G. folgendenmaßen: 1) Biotitgranit, mit Orthoklas, Plagioklas, Quarz und bloß Magnesiaglimmer, bald hornblendenfrei, bald accessorisch hornblende führend, ist die verbreitetste Abart (deshalb ungewöhnlicher als Granit bezeichnet), welche stark zu porphyrtartiger Ausbildung neigt, relativ viel Plagioklas hält, aber weniger Quarz führt als der Muscovitgranit. 2) Muscovitgranit, mit Orthoklas, Plagioklas, viel Quarz und bloß Kaliglimmer; bildet meistens keine sehr umfangreichen Massen, gewöhnlich nur Gänge, neigt zu drüsigem Struktur und pflegt entweder sehr feinkörnig (dann recht glimmerarm) oder sehr grobkörnig zu sein (im letztern Falle reich an Accessorien und Pegmatit genannt). 3) Zweiglimmeriger Granit, mit Orthoklas, Plagioklas, Quarz, Kaliglimmer und Magnesiaglimmer, lange nicht so weit verbreitet als der Biotitgranit (deshalb minder gut als eigentlicher G. bezeichnet), fast stets hornblendenfrei. 4) Hornblendengranit oder Amphibolgranit, mit Orthoklas, Plagioklas, Quarz und Hornblende, bald biotitfrei, bald biotitführend und dann wohl in die erste Abtheilung übergehend. Gesteine, welche neben den konstanten Gemengteilen noch Hornblende und Biotit in gleichem Maße enthalten, hat man als fünftes Glied, als Hornblende-Biotitgranite, unterschieden. Der in den Alpen verbreitete Protogingranit ist eine Abart, welche statt oder neben dem Glimmer Talk- oder Chloritlamellen besitzt, wodurch häufig eine gewisse Schieferigkeit hervorgebracht wird. Der sog. Schriftgranit, welcher nur in Form von untergeordneten Gängen, Stöcken oder Partien derselben erscheint, besteht aus Kalifeldspat (Orthoklas oder Mikroklin), durchwachsen von zahlreichen und parallelen schalenförmigen Quarzjüngeln, die im Querbruch mit hebräischen Schriftzügen Ähnlichkeit haben.

Der G. ist ein massiges Gestein, ohne eigentliche Schichtung, dagegen vielfach mit einer Zerklüftung, auch mit einer bankförmigen, polyedrischen, bisweilen mit einer säulenförmigen oder kugelförmigen Absonderung versehen. Die bankförmige Absonderung liefert bei beginnender Verwitterung matraken- oder wolkendähnliche Gesteinsblöcke, welche oft zu mächtigen cyclopischen Mauern zusammengepackt sind, oder auf den Gipfeln der Berge

Granitmarmor heißt ein granitähnlich gefädelter, von zahlreichen kleinen Korallen und einzelnen Rummuliten erfüllter, auch schwarze Rieselkörner enthaltender Kalkstein, welcher in den südbayr. Alpen als ein Glied der untern Socänbildung vorkommt und bei Neubauern und andern Orten zu ornamentalen Zwecken gebrochen wird.

Granitpapier, geprengtes Papier, ein Papier mit granitartiger Musterung, welche letztere dadurch erzeugt wird, daß man das einfarbige Papier mittels eines feißborigen Pinsels mit verschieden färbenden Farbdentröpfchen bespritzt.

Granitporphyr ist ein massiges Gestein, welches in petrographischer Hinsicht in der Mitte zwischen Granit und Quarzporphyr steht; es besitzt eine Grundmasse, welche im Gegensatz zu den ausgefiedenen Kristallen zu feinkörnig ist, um dasselbe zu den porphyrartigen Graniten, und auf der andern Seite nicht den Grad der scheinbaren Dichtigkeit erreicht, um dasselbe zu den Quarzporphyren zu rechnen. In der bräunlich, graulich oder grünlich gefärbten Grundmasse liegen größere Kristalle von Orthoklas und Quarz, auch Plagioklas, Biotitlamellen, Aggregate von Chloritschuppen. Hierzu gehören z. B. die geologisch an die Quarzporphyre sich anschließenden langen Gangzüge von G. im leipziger Regierungsbezirk zwischen Wurzen, Brandis, Reucha, Nerchau, welche auch Augit enthalten, aus dem der Chlorit hervorgegangen ist; die mächtigen Gänge im Erzgebirge, welche aus der Gegend von Dippoldiswalde bis auf den Rammstein in Thüringen, Vorkommnisse bei Gailbach umjern Aischaffenburg.

Granitsch (Georg), österr. Politiker, geb. 1. Febr. 1833 in Wien, studierte daselbst die Rechte, trieb die Anwaltspraxis, wurde Hof- und Gerichtsadvokat, wirkte jedoch gleichzeitig publizistisch im liberalen Sinn, nachdem er vorher schon als Mitredacteur des »Vostschafter«, eines der centralistische Politit Schmerlings unterstützenden Journals, hervorragende Befähigung bewiesen. Von 1867 bis 1879 war G. politisch schriftstellerisch in der »Neuen Freien Presse« thätig, zog sich jedoch mit dem Tode Etienues von aller journalistischen Thätigkeit zurück. Im J. 1867 in den Gemeinderat gewählt, verfaßte er die Adresse an den Kaiser, welche sich gegen die Bischöfe und das Konfordat richtete. Im J. 1868 vom Wahlbezirk Mistelbach in den niederösterreich. Landtag gewählt, hielt er 1871 die bedeutendste Protestrede gegen Hohenwarts Fundamentalarartikel. Seit 1873 gehört er dem Reichsrat als Mitglied der deutschen Linken an.

Grants, hügelige Waldbandschaft auf der Ostseite der Insel Rugen, nördlich von der Halbinsel Mönchgut; in der G. auf 91 m hohem Tempelberge liegt das 1885—46 erbaute Jagdloß Grants des Fürsten zu Putbus. Der 38 m hohe Wartturm gewährt von seiner Plattform eine umfassende Aussicht nördlich bis zum Leuchtturm auf Arcona, südlich bis nach Greifswald.

Granius ist der Name mehrerer röm. Schriftsteller, über deren Leben und Werke noch mancherlei Zweifel obwalten. G. Flaccus schrieb zur Zeit des Cäsar über das sog. Jus Papirianum und über die »Indigitamenta«, Bücher sakralen Inhalts im Besitz der Pontifices. Außer diesem wird auch ein Geschichtschreiber G. Licinianus genannt, von dessen Werke über die Geschichte Roms 1863 ein

aus 13 Blättern bestehendes Fragment von Pers in einem zweimal reßribierten, aus dem Marienloster in der Nitrischen Bäche stammenden syr. Palimpsest des Britischen Museums entdeckt, von demselben und seinem Sohne Karl Pers entziffert und von letztem mit Faustula (Berl. 1867) herausgegeben wurde. Eine kritische Bearbeitung veröffentlichten hierauf (Bonn 1858) sieben bonner Philologen. Der Verfasser, der in der Handschrift selbst genannt ist, war kein Zeitgenosse Sallusts, wie Pers annimmt, sondern lebte wohl im 2. Jahrh. der Kaiserzeit. Nadvig hält das Werk, das seinem Inhalt nach nicht gerade sehr hoch zu schätzen ist, für ein Excerpt des 3. oder 4. Jahrh.

Granja, s. La Granja.

Granjon (Robert), berühmter Stempelschneider und Schriftgießer, war der Sohn eines pariser Buchbruders und Buchhändlers und druckte 1651 die Übersetzung der »Satiren« des Horaz von François Habert; später begab er sich nach Lyon, wo er 1658 Philipp Gaultiers »Alexandreis« druckte und Runen zu Musiknoten schnitt. Er dürfte wohl auch die Runen der Schreibschrift geschnitten haben, mit welcher Nikolaus G. 1556 das Werk »La civilite puerile et honnete« druckte, wovon die Schrift den Namen der Civilite erhielt. Später ging G. nach Italien, wo er anfangs zu Rom für Dominic Bafa arbeitete. Der Kardinal Ferdinand de Medici ließ von ihm die berühmten mediceischen arab. Schriften schneiden. Auch Papst Gregor XIII. beschäftigte den Künstler, verbot aber die Ausfuhr seiner Typen. Das erste mit G. arab. Type gedruckte Werk soll ein arab. Alphabet 1592 gewesen sein, doch erschienen schon 1591 die vier Evangelien in zwei Ausgaben, von denen die eine nur arabisch war, die andere den arab. Text mit lat. Interlinearübersetzung enthält (letztere wurde 1619 wieder aufgelegt); 1698 erfolgte der Druck der Schriften des Avicenna. G. gravierte auch eine syr.-chaldäische Schrift, welche 1689 beendet wurde; er lehrte später nach Paris zurück und verbesserte hier die griech. Schrift. — Ein Philipp G. schnitt zu Anfang des 18. Jahrh. die auf Befehl Ludwigs XIV. für die königl. Druckerei hergestellten Typen, die keine andere Druckerei nachahmen durfte.

Grannichele, s. Grammichele.

Granne (Arista) nennt man in der Botanik gewisse borstenförmige Fortsätze an Blattorganen. Am häufigsten finden sich dieselben in der Familie der Gramineen an den sog. Deckpels (Palea inferior), wo sie bald an der Spitze, bald auch in der Mitte des Blattes ansetzen; ihre Größe ist hier je nach den Gattungen eine sehr verschiedene, bei dem Federgrafe, Stipa pennata (s. Tafel: Gramineen, Fig. 15), erreichen sie die ganz außerordentliche Länge von 30 cm und darüber, bei den meisten andern Gräsern schwankt ihre Größe zwischen 1—5 cm, mehrere Arten besitzen überhaupt keine G. Bei andern Familien, wie bei den Ericaceen, finden sich grannenartige Gebilde an den Antheren und haben hier wohl eine Bedeutung für die Befruchtung durch Insekten. (S. Tafel: Bestäubung, Fig. 4.)

Bei den Gramineen kommen G. an den Fruchtknoten vor, und zwar sind sie hier im trockenen Zustande spiralförmig oder schraubenförmig eingerollt. Ähnliches findet sich übrigens auch bei einigen Gräsern, wie bei der schon erwähnten Gattung Stipa und ferner bei den meisten Arten der Gattung Avena,

er als Chef des Intelligenzdepartements die abessin. Expedition unter Lord Napier von Magbala. Von ihm erschienen: «A walk across Africa» (1863), «Summary of the Speke and Grant expedition» (im «Journal of the Royal Geographical Society», 1872), «Botany of the Speke and Grant expedition» (in den «Transactions of the Linnean Society», 1872). Für seine Entdeckungen erteilte die londoner Geographische Gesellschaft ihm ihre Goldene Medaille.

Grant (Sir James Hope), engl. General, der fünfte Sohn von Francis G. auf Kilgraston in Perthshire, wurde 1808 geboren. Er trat schon 1826 als Kornett in die Armee, diente 1840—42 unter Elliot und Gough im Opiumkriege gegen China und ward dann nach Indien versetzt. Zum Major aufgerückt, kämpfte er in der Schlacht von Sobraon (10. Febr. 1846) mit großer Auszeichnung gegen die Sikhs, befehligte das 9. Dragonerregiment in den Feldzügen 1848 und 1849, zeichnete sich in der Schlacht bei Chillianwallah abermals aus und wurde 7. Juni 1849 zum Oberstlieutenant, 28. Nov. 1854 zum Obersten befördert. Der ind. Aufstand gab ihm neue Gelegenheit zur Auszeichnung. An der Spitze eines fliegenden Korps schlug er die Rebellen 10. Dez. 1857 am Dschanna, erstürmte 28. Febr. 1858 die Festung Mingunbsh, vernichtete 23. März die Schaar des Nabha Dschabschal-Singh bei Rari und erfocht 13. Juni einen glänzenden Sieg zu Rawalgandh bei Ludnow, worauf er 29. Juli Jyabab besetzte. Mit der Vorhut Lord Elphes überschritt er 25. Nov. die Gogra und trieb die Reste der Aufständischen über die Grenze von Nepal. Diesen Erfolgen verdankte er die Ernennung zum Generalmajor. Als dann zur Genugthuung für die den Engländern im Beibo zugesagte Niederlage ein neuer Zug gegen China beschlossen wurde, erhielt G. den Oberbefehl über die Landungstruppen. Nach Eroberung der Tangtuforts besetzte er 25. Aug. 1860 Tien-tsin, schlug 18. Sept. das Tatarenheer bei Hoso-tschuang, am 21. zum zweiten mal bei Yan-tschang und rückte 18. Okt. siegreich in Peking ein. Der hier von Lord Elgin geschlossene Friede setzte den weiteren Operationen ein Ziel. G. empfing den Dank beider Häuser des Parlaments und ward 1861 zum Oberbefehlshaber in Madras ernannt, welchen Posten er 1865 verließ, um das Amt eines Generalquartiermeisters der brit. Armee zu übernehmen. Diesen Posten vertauschte er 1870 mit dem des Oberbefehlshabers des Lagers von Aldershot, wurde 1871 zum Generalleutnant und 1872 zum General befördert. Er starb in Aldershot 7. März 1875. Über seine Thätigkeit in Indien hatte Knollys nach G.s Tagebuch veröffentlicht: «Incidents in the Sepoy war 1857—58» (Lond. 1873).

Grant (Sir Francis), engl. Maler, Bruder des vorigen, geb. 1808 in Edinburgh, studierte seit 1827 in der Schottischen Akademie zu Edinburgh. In den dreißiger Jahren siedelte er nach London über, stellte seine Bilder in der königl. Kunstakademie aus und wurde 1842 zum Associate, 1851 zum ordentlichen Mitglied der Akademie gewählt. In G.s künstlerischer Thätigkeit lassen sich zwei Perioden unterscheiden. Während der ersten malte er besonders Gruppen von Jägern, Pferden und Hunden, malerische Illustrationen der engl. Parforcejagd, während der zweiten wendete er sich der

fashionablen Porträtmalerei zu. Seine Ausführung ist im ganzen etwas oberflächlich und dünn, aber klar, frisch, leicht und ungewungen. In den Porträts vornehmer Damen gelang ihm besonders die Grazie der Haltung und Gewandung; von seinen Männerporträts waren die Generale und Sportsmen am besten, während er mit Staatsmännern und Gelehrten weniger Erfolg hatte. Im J. 1866 zum Präsidenten der königl. Akademie ernannt, empfing er bei dieser Gelegenheit den üblichen Ritter Schlag. Er starb 5. Okt. 1878.

Grant (Ulysses Sidney), amerik. General und 18. Präsident der Vereinigten Staaten, geb. 27. April 1822 in Mount-Pleasant (Clermont-County) im Staate Ohio, trat 1839 in die militärische Akademie von Westpoint und verließ dieselbe 1843 als Lieutenant im 4. Vereinigten Staaten-Infanterieregiment. G. nahm am mexik. Kriege von Anfang an teil, und zwar zuerst unter General Taylor, wohnte allen Gefechten von Palo-Alto bis zum Sturm von Monterrey bei und zog später, mit seinem Regiment dem General Scott zugeteilt, mit diesem in die Hauptstadt ein. Noch während des Kriegs erhielt er wegen tapfern Verhaltens bei Molina del Rey und Chapultepec den Charakter als Kapitän. Ende Juli 1854 nahm er jedoch seinen Abschied und ließ sich zunächst in St.-Louis in Missouri nieder, wo er eine Zeit lang als Geometer arbeitete. Da er hierbei seine Rechnung nicht fand, übernahm er die Bewirtschaftung einer Farm in der Nähe von St.-Louis, gab aber auch diese bald wieder auf und trat 1859 in das Lebergeschäft seines Vaters zu Galena in Illinois.

Beim Ausbruch des Bürgerkriegs bot G. dem Gouverneur Yates von Illinois seine Dienste an, fand aber erst 17. Juni 1861 als Oberst des 21. Illinoiser Freiwilligenregiments Verwendung. Zunächst diente er in Missouri, ohne zum Zusammenstoß mit einem Feinde zu kommen. Im August wurde er zum Brigadegeneral ernannt und nach Cairo am Zusammenfluß des Ohio mit dem Mississippi geschickt, wo es galt, die zweifelhaften Staaten Kentucky und Tennessee niederzuhalten und womöglich dem Feinde zu nehmen. Er bemächtigte sich sofort des wichtigen Paducah am Einfluß des Tennessee in den Ohio, erlitt jedoch bei Belmont, einer gleichfalls wichtigen Position des Feindes am Mississippi, gegenüber Columbus, eine Niederlage und mußte sich mit Verlust wieder zurückziehen. Dagegen erfolgte aus der Wegnahme von Paducah die Einnahme von Fort Henry am Cumberland (16. Febr.). G. ward zum Generalmajor in der Freiwilligenarmee ernannt und suchte nun weiter vorzubringen, sah sich aber 6. April 1862 bei Pittsburg-Landing (in dem nordöstlichsten Zipfel des Staates Mississippi) geschlagen, weil er die Ankunft des Generals Buell nicht abgewartet hatte. Erst am folgenden Tage, nachdem er sich mit Buell vereinigt, vermochte er den Feind mit Verlust wieder zurückzutreiben. Halleck übernahm nun den Oberbefehl, ließ indes den Feind bei Corinth entkommen und wurde deshalb wieder abberufen. G. trat jetzt an die Spitze der Westtennessee-Armee, in welcher Stellung er im Sept. und Okt. 1862 die Schlachten bei Iuka und Corinth gewann. Sein Departement umfaßte das ganze Mississippigebiet bis Vicksburg, dessen starke Werke den Fluß verperrten und genommen werden mußten,

wenn die Bundesregierung die mächtige Verlehrsader wieder ganz in ihre Gewalt bringen wollte. G. nahm den wichtigen Platz 4. Juli 1863. Die Operationen, welche endlich zu diesem Sieg führten, dauerten länger als ein halbes Jahr und bilden durch die Kühnheit ihrer Konzeption und die Beharrlichkeit ihrer Ausführung ein glänzendes Ereignis in der Geschichte des amerik. Bürgerkriegs. Durch den Fall von Vicksburg war der Sezession die Grundstütze gebrochen. G. wurde zum Generalmajor in der Vereinigten-Staaten-Armee ernannt und trat nach der Niederlage Rosecrans' bei Chicamauga (Sept. 1863) an die Spitze der unter dem Namen Mississippi-Departement vereinigten Armeen des Cumberland, Ohio und Kentucky. Seine Korpskommandanten waren Sherman, Thomas, Hooker und Burnside. G. vertrieb den Feind in den Gefechten vom 23. bis 25. Nov. 1863 aus den Chattanooga beherrschenden Höhenzügen von Missionary Ridge und Lookout Mountain und zwang ihn zum Rückzug auf Dalton in Georgia. Dadurch wurde zugleich Burnside in Ostennesse gerettet, den Longstreet in Knoxville belagerte; Kentucky und Tennessee waren gesichert und Georgia, sowie der ganze Südosten des Sezessionsgebiets im Rücken bedroht.

Kongreß und Präsident erwiesen sich 2. März 1864 dem siegreichen Feldherrn durch Ernennung zum Generalleutnant (sowie wie etwa General der Infanterie) und Oberbefehlshaber aller Armeen dankbar. Sherman trat infolge dessen an G.'s Stelle in Georgia; dieser aber übernahm im Frühjahr 1864 das Oberkommando der Potomac-Armee, mit welcher er 3. Mai den Feldzug gegen Richmond eröffnete. Lee, der feindliche General, bestritt jeden Zoll des Bodens, und der im ganzen 11monatliche Feldzug war einer der blutigsten und hartnäckigsten aller Zeiten. Nach den unentschiedenen Schlachten in der Wilderness (5. Mai) und bei Spottsylvania-Courthouse (10. Mai) flankierte G. den Feind und drang 29. Mai über den Pamunkey vor. Am 30. griff Lee wieder an, um die Linie des Chickahominy zu behaupten, richtete aber nichts aus, und G., obgleich einige Tage später (3. Juni) bei Cold-Harbor geschlagen, gelang es, 14. Juni seine Armee über den Jamesfluß zu werfen, Lees Dislocierungsversuche 18. Juni zurückzuschlagen und die Feldoperationen mit der Belagerung von Petersburg und Richmond zu schließen. Erst am 3. April 1865 ergaben sich beide Plätze, und 9. April fiel Lee mit den Resten seiner Armee dem Sieger bei Appomattox-Courthouse in Virginien in die Hände, womit der Krieg sein Ende erreicht hatte. Mit dem Frieden nahm G. als Obergeneral aller amerik. Armeen sein Hauptquartier in Washington. Hier wurde ihm 25. Juli 1866 der ausdrückliche für ihn geschaffene Rang eines Generals der Vereinigten-Staaten-Armee (sowie wie Generalissimus) verliehen. Als der Präsident Johnson 12. Aug. 1867 den Kriegsminister Stanton willkürlich seines Amtes entsetzte, übernahm G. die provisorische Verwaltung dieses Departements und blieb darin bis zum 14. Jan. 1868, wo Stanton wieder eingesetzt werden mußte, weil der Senat seine Absetzung nicht gebilligt hatte. Der am 20. und 21. Mai 1868 zu Chicago versammelte Nationalkonvent der republikanischen Partei erhob G. für die im Nov. 1868 bevorstehende Präsidentenwahl als seinen Kandidaten auf den Schild. In den Urwahlen wur-

den 5716082 Stimmen abgegeben, wovon G. eine Majorität von 309684 Stimmen erhielt.

Am 4. März 1869 trat G. das Präsidentenamt an und erklärte in seiner Inauguraladresse, daß er zwar über die verschiedensten Punkte politische Maßregeln empfehlen werde, daß er aber niemals seine eigenen polit. Ansichten «gegen den Willen des Volks» durchsetzen wolle. In seiner Votschaft an den Kongreß vom 6. Dez. 1869 empfahl er unter anderm eine Kanalisierung des Isthmus von Darien, Neutralität in der Cubafrage und eine allmähliche Rückkehr zur Barzahlung. Am 5. Jan. 1870 legte G. dem Kongreß eine Votschaft vor, in welcher er die Annexion von San-Domingo dringend anriet. Allein er stieß hierbei nicht nur in der Bundeslegislatur, sondern auch in der Presse und bei dem Volke der Vereinigten Staaten auf den entschiedensten Widerspruch, sodaß er den Plan in der vorgeschlagenen Form zurückziehen und die tatsächliche Untersuchung für seine Ausführung einer vom Kongreß verlangten Kommission überweisen mußte. Wenn der Bericht dieser Kommission auch günstig für die Annexion lautete, so ließ G. doch in seiner Votschaft vom 5. April 1871 die beabsichtigte Maßregel fallen. Zur Schlichtung der Streitfragen zwischen England und den Vereinigten Staaten trat 27. Febr. 1871 eine von beiden Staaten gewählte Kommission zusammen, die 24. Mai desselben Jahres den Vertrag von Washington zu Stande brachte, durch welchen die so lange schwebende Alabamafrage und verschiedene andere Streitigkeiten in friedlicher Weise durch das genfer Schiedsgericht 14. Sept. 1872 gelöst wurden. Die Bestimmung der Grenzen zwischen dem Territorium Washington und der Insel Vancouver, die sog. San-Juanfrage, ward durch den Schiedsspruch des deutschen Kaisers 21. Okt. 1872 zu Gunsten der Union erledigt.

Am 5. Juni 1872 von dem republikanischen Konvent in Philadelphia einstimmig für einen zweiten Amtstermin wieder ernannt, wurde G. im Nov. 1872 mit 268 gegen 80 Wahlstimmen oder mit einer Majorität von 762991 Urwahlstimmen gegen seinen Gegner Greeley (s. b.) erwählt und blieb somit acht Jahre im Amte. Sein Nachfolger war Rutherford Birchard Hayes (s. b.), welcher 5. März 1877 als Präsident inaugurirt wurde. Wenn G.'s Erfolge in der auswärtigen Politik auch glücklich und bedeutend waren, so gelang es ihm während seiner zweiten Präsidentschaft doch nicht, seinen Einfluß im Innern ungeschmälert aufrecht zu erhalten und namentlich die scharfen Gegensätze zwischen Norden und Süden zu versöhnen. Im Gegenteil war die Wahl einiger seiner ersten Beamten so unglücklich, daß infolge der falschen Maßnahmen G.'s und seiner nächsten Ratgeber die republikanische Partei alles Ansehen und allen Einfluß im Lande verlor, und daß durch die von ihnen begangenen Fehler die alte demokratische Partei in der Präsidentenwahl 1876 wieder siegte. G. führte keine der von ihm wiederholt verheißenen Maßregeln, weder die Reform des Civildienstes, noch die Beruhigung des Südens, noch die Wiederherstellung der Goldvaluta aus; seine nächste Umgebung oder seine Neponen und sogar zum Teil seine Minister (Wellknap und Robeson) ließen sich die größten Unterschlagungen zu Schulden kommen und diskreditierten dadurch den Präsidenten, dem es seinen Günstlingen

gegenüber an Einsicht und Energie gebracht. Daher kam es, daß der Rücktritt des einst so hochverehrten Feldherrn und Besiegers der Rebellion fast vom ganzen Volk mit unverböhlener Freude begrüßt wurde. Nach seinem Rücktritt ins Privatleben 4. März 1877 unternahm G. mehrere Reisen nach Europa und Arien. Bei der Präsidentenwahl von 1880 suchten ihn seine polit. Freunde zum dritten mal als Kandidaten der republikanischen Partei aufzustellen, scheiterten aber an seiner Unpopularität. Im J. 1882 trat G. an die Spitze einer Gesellschaft zum Ausbau der Eisenbahnen und zur Ausbeute der reichen Hilfsquellen von Mexiko. (S. Vereinigte Staaten von Amerika.)

Vgl. «Report of the operations of the Union army from March 1862 to the close of the rebellion» (Neuport 1866); Babeau, «Military history of Ulysses Sidney G.» (Neuport 1868); Dana und Wilson, «Life of Ulysses Sidney G.» (Springfield 1868); Phelps, «Life and public services of Ulysses Sidney G.» (Post. 1873); Jones, «Lincoln, Stanton and G.» (Lond. 1875); Carte, «General Ulysses Sidney G.» (Neuport 1879).

Grant-Duff (Mount Stuart Elphinstone), engl. Staatsmann, geb. 1829 zu Sattara in Ostindien, als Sohn des dortigen engl. Residenten, der sich auch durch eine «History of the Mahrattas» bekannt machte, wurde nach Vollenbung seiner Studien in Edinburgh und in Oxford 1854 an die Barre des Inner-Temple berufen und trat 1857 als liberaler Abgeordneter für Elgin ins Parlament. In demselben Jahre debatierte er als Autor mit einer «Description of Sicily» (Oxford Essays). Im J. 1866 erschien von ihm «Studies in European politics», 1867 «A political survey of Europe, Asia and Africa, Northern and Central America and South America», sowie die «Inaugural address», mit der er als Vordirektor der Universität Aberdeen im März 1867 sein Amtsjahr eröffnete. Im Dez. 1868 wurde er von Gladstone zum Unterstaatssekretär für Indien ernannt und stand dann diesem Posten vor bis zum Ende des Ministeriums Gladstone im Febr. 1874. In der Zwischenzeit hatte er eine Sammlung der vor seinen Wählern gehaltenen Reden unter dem Titel «Elgin Speeches» (Edinb. 1871) herausgegeben. Später erschienen von ihm: «The Eastern question. A lecture» (Edinb. 1876), «Notes of an Indian journey» (Lond. 1876), «Miscellanies, political and literary» (1878) und «Foreign policy» (1879). Bei der Rückkehr der Liberalen an die Führung der Geschäfte in Gladstones zweitem Ministerium (April 1880) übernahm G. wieder das Unterstaatssekretariat für Indien und wurde zugleich Mitglied des Staatsrats. Im Okt. 1881 vertauschte er diesen Posten mit dem des Gouverneurs von Madras.

Grantham, Stadt in der engl. Grafschaft Lincoln, 37 km im SSW. von Lincoln, am linken Ufer des zur Waise fließenden Witham, am Ende eines Kanals, welcher Witham und Trent bei Nottingham verbindet, an der Großen Nordbahn, hat eine sehenswerte Kirche aus dem 13. Jahrh., mit einem 83 m hohen Turm, und eine lateinische Schule, in welcher Newton erzogen wurde, und zählt (1881) 16886 E. Der Ort treibt Handel mit Malz; er führt Getreide aus und Kohlen ein.

Granton, Küstendorf in der schott. Grafschaft Edinburgh, 5 km im NW. von Edinburgh, am Firth

of Forth, mit 1100 E., hat Werften und chem. Fabriken. Den Hafen schützen gewaltige Molen.

Granzow (Abele), vorzügliche Tänzerin, geb. um 1840 zu Braunschweig, wo sie, von ihrem Vater, einem verdienten Balletmeister, in der Langkunst unterrichtet, bis 1857 wirkte. Von 1857 bis 1866 war sie Mitglied des Hoftheaters in Hannover und vervollständigte dann unter Frau Dominique in Paris ihre künstlerische Ausbildung. Zunächst trat sie nun in Moskau, dann in Petersburg und Paris auf, gastierte 1872 und 1873 in Berlin, ebenso in Wien, 1875 in Kairo, gehörte 1875–76 dem berliner Hoftheater als engagiertes Mitglied an und zog sich in letztem Jahre von der Bühne zurück, um sich zu verheiraten. Bevor sie zur Ausführung dieses Entschlusses kam, verschied sie 7. Juni 1877 zu Berlin an Blutvergiftung infolge eines falsch behandelten Fußabzels.

Granulation, in der pathol. Anatomie die Bezeichnung für alle körnchenähnlichen Gebilde des Körpers; vorzugsweise aber für die Bildung der sog. Fleischwärtchen auf Wunden und Geschwüren, durch welche die Heilung der letztern bewirkt wird. Die ganze Fläche eines Geschwürs besteht aus zahllosen G. oder Fleischwärtchen (granula), kleinen körnerartigen oder warzenähnlichen, wie rohes Fleisch aussehenden Gebilden, welche aus überaus zarten neugebildeten Haargefäßen und jungem zellenreichen Bindegewebe bestehen. Das Aussehen dieser G. läßt einen Schluß zu auf die Beschaffenheit des betreffenden Geschwürs oder Substanzverlustes. Die gesunden G. sind fleischrot, mit einer dünnen Schicht gelben, rahmartigen Eiters bedeckt und füllen in raschem Wachstum den Substanzverlust aus. Haben die G. das Niveau der umgebenden Teile erreicht, so überziehen sie sich in den meisten Fällen von dem Geschwürsrande aus mit Haut und verwandeln sich allmählich in Bindegewebe oder Narbengewebe (s. Narbe); in andern Fällen wuchern sie über das Niveau empor (wildes Fleisch, caro luxurians) und müssen dann durch einen Druckverband oder durch ägende Substanzen (Schöllstein, Kupfervitriol) in ihrem Wachstum aufgehalten werden. Werden die über das Niveau emporragenden Geschwürsgranulationen von ihrer Umgebung eingeschürt, wie es z. B. bei den sog. eingewachsenen Nägeln der Fall, so ist das Geschwür in seiner Heilung behindert, und man muß den G. durch Wegschneiden der Umgebung (z. B. Beschneiden des Nagels) Platz machen, ehe man den Druckverband anlegt. Das Geschwür befindet sich in keinem guten Zustande, wenn die G. blaß und schlaff aussehen und mit einem dünnen, grauen Eiter bedeckt sind. Oft tritt diese Beschaffenheit auf, wenn die allgemeine Gesundheit des Kranken gestört ist; in andern Fällen hat diese schlechte Beschaffenheit ihren Grund in rein örtlichen Dingen und kann durch Reizmittel, feuchtwarme Umschläge u. s. w. gehoben werden. Wegen der freien Lage der zarten Blutgefäße bluten die G. sehr leicht und müssen daher vor Verletzungen geschützt werden. (S. Geschwür.)

Bei der granulierten Augenentzündung oder dem Trachom treten die kleinen Drüsenbläschen (Follikel), welche in der Augenbindehaut verborgen liegen, stark als kleine Knötchen und Bläschen hervor und geben dieser ein körniges Aussehen (trachomatöse Augenentzündung). Die gewöhnlichsten Fälle stellen nur eine leichte Erkrankung

bar; bei der bössartigen granulösen Augenentzündung, wie sie namentlich häufig in Kasernen, in Lagern und Schulen auftritt, geht in sehr vielen Fällen durch Trübung und Vertrocknung der Hornhaut die Sehraft verloren. — Auf der weichen Hirnhaut bilden sich sehr häufig warzenartige Auswüchse, die einzeln oder in traubenartigen Bündeln die harte Hirnhaut durchbohren und selbst in der knöchernen Schädelbede Vertiefungen und Wucherungen machen; sie werden Pachionische Granulationen genannt. Dieselben treten meist erst nach der Geschlechtsreife auf, brauchen Jahre zum Wachstum und sind ohne Bedeutung für die Gesundheit. (S. unter Gehirn, sowie die Tafel: Gehirn des Menschen, Fig. III, 9.) Weiterhin nimmt bisweilen, namentlich bei Säugern, die Oberfläche der Leber durch Schwund eines Teils ihrer Gewebelemente eine höckerige Beschaffenheit an, so daß es aussieht, als ob die Oberfläche aus lauter kleinen, den Köpfen von Schwämmen ähnlichen Höckern zusammengesetzt wäre (sog. Schwammleber, granulirte Leber oder Lebertcirrhose). Ein ähnlicher Zustand kommt auch an der Niere vor. Diese Gewebeveränderungen bewirken Zerstörung der absondernden Drüsen und führen dadurch früher oder später zum Tode.

Granulieren oder **Körnen** (fr. granuler, graner; engl. granulating, corning), die Überführung eines schmelzbaren Körpers in die Form von Körnern zum Zweck des leichtern Transports. Hierzu wird im allgemeinen die noch flüssige, geschmolzene Masse auf irgend eine Art, durch Umrühren, Schütteln u. s. w., in Bewegung erhalten und während dessen schnell abgekühlt. Bei schwer schmelzbaren Stoffen, z. B. Eisen und Hohofenschlacke, pflegt man dies in der Weise auszuführen, daß man auf die aus dem Ofen tretende Masse einen starken Strahl kalten Wassers oder hochgespannten Dampfes blasen läßt. Bei leicht schmelzbaren Stoffen erreicht man denselben Zweck dadurch, daß man die geschmolzene Masse als dünnen Strahl in ein Kühlgefäß laufen läßt, dessen Inhalt durch beständiges Rühren in Wallung erhalten wird; der Strahl zerteilt sich infolge dessen zu Tropfen, die alsdann zu Körnern erstarren. Körper, deren Schmelzpunkt unter dem Siebepunkt des Wassers liegt, schmilzt man, um sie zu granulieren, unter Wasser und schüttelt beide Stoffe in einem geschlossenen Gefäß, bis sie sich unter dem Schmelzpunkt des betreffenden Körpers abgekühlt haben. Auch ganz ohne Kühlflüssigkeit, nur durch beständiges Schütteln bis zur Erreichung der Erstarrungstemperatur kann in manchen Fällen das G. erfolgen. So werden Zinn, Zink, Weißblei granuliert, indem man sie geschmolzen in Trommeln bringt, welche, um das Anhaften ihres Inhalts zu verhindern, mit einem Kalkanstrich versehen sind, und diese in heftige schüttelnde oder rotierende Bewegung versetzt. Für den Großbetrieb hat man eigene Granuliermaschinen, die im allgemeinen auf dem letztgenannten Verfahren basieren.

Granulierte Augenentzündung und **Granulierte Leber**, s. unter Granulation.

Granulit oder **Weißstein** ist ein ebenschieferiges, weißliches bis rötlichweißes, feintörniges Gestein, welches in seiner gewöhnlichsten Ausbildung wesentlich aus orthoklastischem Feldspat, Quarz und Granat besteht. Dieser normale Granulit enthält den Feldspat vielfach in einer

eigenthümlich faserigen Ausbildung, welche dem Mikropertit entspricht, und führt auch wohl ausgezeichneten Mikroklin; der Quarz bildet rundliche oder flach linsenförmige Körner oder dünne, höchstens papierdicke Lamellen, in einzelnen parallelen Lagen verteilt, der braunrote Granat bildet feinkörnig-große Partikel. Accessorisch erscheinen spärliche Blättchen von schwarzem Glimmer (Biotit), lichtblaue platte Körner von Epidot, Leisten von Plagioklas, Prismen von Turmalin und Rutil, Aggregate von Spinell; lokal stellt sich auf den Schichtungsflächen oder in dem Gestein faserig faseriger Fibrolith oder ziegelroter Andalusit ein. Der Kieselsäuregehalt dieser Varietät beträgt im Mittel 74,5 Proc. In dem Glimmer-Granulit ist der Magnesiaglimmer reichlicher beigemischt, dadurch die Schieferstruktur noch deutlicher ausgeprägt, und durch das gleichzeitige Zutreten des Granats nähert sich das Gestein äußerlich einem feinschieferigen Gneis. Im ostbayr. Waldgebirge finden sich Vorkommnisse von G., in denen der Granat gewissermaßen durch Turmalin ersetzt ist (Turmalin-Granulit genannt). Das früher als Trapp-Granulit, neuerdings als Diallag- oder Pyroxen-Granulit bezeichnete dunkelgraue oder grünlich-schwarze Gestein mit splittigerem Bruch entfernt sich, trotzdem es in dünnen Schichten in den erstern Granulitvarietäten eingeschaltet vorkommt, wesentlich von diesen, indem es in sehr schwankenden Mengungsverhältnissen vorwiegend aus diallagartigem Pyroxen (Augit), triklinem Feldspat, Quarz, Granat, Biotit, Magnetkies und Eiseukies zusammengesetzt wird, auch bedeutend kieselensäureärmer und eisenreicher ist. In Sachsen bildet der G. als gewissermaßen den erzgebirgischen Gneis ersetzendes Glied der archaischen Schichtengruppe, den Kern des Mittelgebirges; er enthält viele konfondante Einlagerungen von Gneisen, Amphiboliten, Flaserabbros, Serpentin und wird von der Glimmerschiefer- und Phyllitformation bedeckt. Andere Gegenden, wo echte G. auftreten, sind das ostbayr. Waldgebirge zwischen Tirschenreuth und der Donau, um Klösterle und Raaden in Böhmen, Namiet in Mähren, die Vogesen, Finnisch-Lappmarken.

Granvella (Antoine Berrenot, Herr von), langjähriger Minister Karls V. und Philipp II., geb. 20. Aug. 1517, verdankte seine Laufbahn zunächst seinem Vater, der, aus einer burgundischen Bürgerfamilie (Berrenot) stammend, im Dienste Karls V. emporgekommen und als Herr von G. seit 1530 bis an seinen Tod (28. Aug. 1550) der einflussreichste Minister des Kaisers gewesen war. G., der nach theol. Studien in Paris, Padua und Lüttich mit 23 Jahren Bischof von Arras wurde, war auf den Reichstagen der vierziger Jahre bereits die rechte Hand seines Vaters. Auch trat er schon in selbständigen Missionen hervor, so als Gesandter in Trient und besonders während des Schmalkaldischen Kriegs. Ihm waren die Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen nach der Schlacht bei Mühlberg (Mai — Juni 1547) übertragen, und seiner Geschicklichkeit verdankte Karl die Ergebung des Landgrafen. Nach dem Tode seines Vaters trat G. ganz in dessen Stellung ein. Er teilte die Katastrophe des Kaisers in Innsbruck (1552) und vermittelte nach schweren Niederlagen wieder den Aufschwung der kais. Politik in der Verbindung

mit der kath. Maria von England. Die Abdankung Karls V. ward für ihn nur der Wechsel des Gebieters. Unter der Regentschaft Margaretas von Parma stieg G. in den Niederlanden zu neuen Würden: 1560 ward er Erzbischof von Mecheln, 1561 Kardinal. Aber aller Haß, der sich jetzt gegen die Spanier in diesen Provinzen ansammelte, richtete sich zunächst gegen den Kardinal, der die universalen Tendenzen der absoluten Monarchie unter Nichtachtung der nationalen Bewegung nährte. G. ward das erste Opfer der Empörung; Margarete verleugnete ihn, und er zog sich im Frühjahr 1564 in seinen Palast zu Besançon zurück. Im J. 1565 nahm er an dem Conclave teil, das Pius V. zum Papst wählte, fünf Jahre darauf brachte er unter demselben die Liga gegen die Türken zu Stande. Hierauf verwaltete er als Vizekönig Neapel und kam schließlich nach dem Sturz des Antonio Perez als führender Minister in die nächste Umgebung Philipps II., der ihn bis 1584 in dieser Stellung erhielt. Wesentlich auf G. ist die Interventionspolitik Philipps in Frankreich zu Gunsten der Guisen und der Ligue zurückzuführen, ebenso auch der Krieg gegen Portugal (1580). Im J. 1584 wurde G. zum Erzbischof von Besançon erhoben. Er starb in Madrid 21. Sept. 1586. G. war ein Mann voll Geist und Fähigkeiten, unermüdblich in den Geschäften, entschlossen und mutvoll, voll Ehrgeiz, doch unwandelbar in der Ergebenheit gegen seine Herrscher; dabei im Vollbesitz der Bildung seiner Zeit, wie schon sein Vater, dessen reiche Gemäldesammlung er eifrig vermehrte. Zeugnisse seiner Arbeitskraft sind die Alkensätze, welche in Besançon von ihm aufbewahrt werden und aus denen die Sammlung von Weis., «Papiers d'état du Cardinal G.» (9 Bde., Par. 1841—61), nur ein kleiner Auszug ist.

Granville, Seestadt im franz. Depart. Manche, Arrondissement Avranches, 26 km im NW. von Avranches, an der Mündung des Vosg., auf dem steilen Felsen Pointe du Roc oder Cap Lihou 40 m hoch gelegen, ist ein Kriegsspiel zweiter Klasse, Sitz eines Handelstribunals und einer Handelskammer, Endstation der Linie Paris-G. der Französischen Westbahn, hat eine Hydrographische Schule, viel besuchte Seebäder und zählt (1876) 12527 G., welche Schiffsbau, Stockfischfang und Austernfischerei treiben, Seile, Leberthran, Kerzen, chem. Produkte verfertigen und Branntweinbrennereien unterhalten. G. ist ein wichtiger Handelshafen; die beiden Hafenbassins können die größten Segelschiffe und Dampffregatten aufnehmen. Die Ausfuhr besteht in Austern, behauenen Steinen, Korn und Mehl, Fettwaren, Fischthran u. s. w., die Einfuhr in nordischen Hölzern, Dünger, Knochenkohle, Harzen, Weinen, Eisen und Stahl, Glas und Krystall, namentlich in Steinkohlen. Die Küste ist an schönen Austern eine der reichsten; 1875 wurden 1042839 Stück gefischt. Zu Anfang des 11. Jahrh. entwickelte sich der Ort um ein normann. Schloß; Karl VII. gab ihm Wälle und Privilegien. Die Bewohner kämpften erfolgreich 1798 gegen die Vendée und 1808 gegen die Engländer. Vgl. Thévenot, «Notices sur le port de G.»

Granville (Granville Leveson-Gower, Graf), engl. Diplomat, der jüngste Sohn G.s, Marquis von Stafford (s. Gower), wurde 12. Okt. 1773 geboren. Im J. 1798 trat er für Lichfield ins Parlament, und Pitt ernannte ihn 1800 zum Lord

des Schatzes, in welcher Stellung er bis 1802 verblieb. Als Pitt 1804 wieder ans Ruder trat, ging G. als außerordentlicher Gesandter nach Rußland, um den Vertrag abzuschließen, welcher den Feldzug von Austerlitz herbeiführte. Im Nov. 1813 erhielt G. eine Sendung nach dem Haag, 1815 wurde er zum Biscount und Peer erhoben und mit dem wichtigen Amt des Botschafters in Paris betraut. Im J. 1828 von Wellington abberufen, wurde er von dem Ministerium Grey 1830 wieder nach Paris gesandt, wo er das gute Einvernehmen mit der neuen franz. Regierung unterhielt, bis er endlich 1841 nach dem Antritt Peels durch Lord Cowley ersetzt wurde. Er war unterdessen (1838) zum Baron Leveson und Grafen G. erhoben worden. Er starb zu London 7. Jan. 1846.

Granville (George Leveson-Gower, Graf), hervorragender liberaler Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 11. Mai 1815, verbrachte seine Kindheit in Paris und studierte dann in Oxford. Er wurde hierauf seinem Vater als Attache beigegeben, 1837 für Morpeth ins Parlament gewählt und 1839 zum Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt ernannt, welchen Posten er 1841 durch den Rücktritt der Whigs verlor. Als diese Juli 1846 wieder ins Amt traten, erhielt G., der kurz vorher die Peerage geerbt hatte, die Stelle des Oberjägersmeisters (Master of the hockhounds), die er im Mai 1848 mit der Vizepräsidentschaft des Handelsamts vertauschte. Nach dem Ausscheiden Lord Palmerstons im Dez. 1851 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, rechtfertigte er die von ihm gebegten Erwartungen durch die Festigkeit, mit der er, die Politik seines Vorgängers verfolgend, in der Füschtlingsfrage den Kontinentalmächten gegenüber auftrat, während er durch offenes Entgegenkommen die mit den Vereinigten Staaten entstandenen Mißhelligkeiten beizulegen wußte. Allein schon 22. Febr. 1852 nahm bei dem Falle des Whigministeriums G. mit seinen Kollegen seine Entlassung. In dem von Aberdeen gebildeten Koalitionsministerium wurde er Jan. 1853 Präsident des Geh. Rats, welches Amt er auch seit 1855 unter Palmerston fortführte. Im Febr. 1858 in den Sturz Palmerstons verwickelt, kehrte er mit diesem 1859 an seinen frühern Posten zurück und übernahm später den Vorsitz in der Kommission für die internationale Ausstellung von 1862.

Nach Lord Palmerstons Tode (Okt. 1865) wurde ihm in dem Ministerium Russell das Staatssekretariat für die Kolonien übertragen, das er auch in dem Ministerium Gladstone (Dez. 1868) wieder übernahm. Außerdem wurde ihm an des gealterten Grafen Russell Stelle die Leitung der Debatten im Oberhause übertragen, zu der seine weltmännischen Formen und seine rednerische Gewandtheit ihn vorzüglich eigneten. Als im Juni 1870 der Minister des Auswärtigen, Graf Clarendon, starb, folgte G. ihm in diesem wichtigen Amte nach. Die allgemeine Lage der Dinge schien damals vollkommen friedlicher Natur. Die aufregendste Angelegenheit, welche das auswärtige Amt in London beschäftigte, war die Verhandlung mit Griechenland wegen der Ermordung engl. Reisenden in Attika. Aber kurz darauf begann der Deutsch-Französische Krieg, und bald forberten drei staatsmännische Probleme ersten Rangs Erlebigung: das Verhältnis Englands zu den beiden kriegführenden Mächten, die Pontusfrage und die Differenzen mit

Amerika. In allen diesen war eine friedliche und eine kriegerische Politik möglich. O. entschied für eine Politik des Friedens. Er brachte dieselbe zur Ausführung, indem er Deutschland und Frankreich gegenüber die Neutralität wahrte. In der Pontusfrage trat er dem Anspruch Russlands auf eine gesammte Lösung entgegen, bei aber die Hand zum Vergleich, als russ. Anspruch zurückgewiesen wurde, und führte in der im Jan 1871 in London gehaltenen Konferenz durch zutreffende Zugeständnisse ein Abereinkommen herbei. Die von diesem letzteren Vorgänger (Russell, Stanley und Gladstone) ihm vererbte hinterlassene Differenz mit Amerika in Bezug auf die Alabamafrage brachte O. wesentlich zur Schlichtung, indem er eine internationale Kommission nach Amerika schickte, deren Beratungen mit einer zu demselben Zweck ernannten amer. Kommission im Jan 1871 den Vertrag von Washington zur Folge hatten.

In diesem Vertrag gemachten Zugeständnisse wurden ihm mehrheitl. als der Würde Englands gegenüber, vorgenommen. Man empfand es in England viel, als das schiedsrichterliche Tribunal, welches, dem Vertrag von Washington gemäß, zu eingehender Entscheidung der obwaltenden Streitfragen in Westsufolkentrat, im Sept 1872, nach langen Verhandlungen, England die Zahlung einer Entschädigungssumme von 3 Mill. Pfd. St. auferlegte. So lebhaft man sich daher anerkennend zur Erhaltung des Friedens Willen zeigte, so ungewissenhaft trug andererseits das Gefühl, daß Englands Reichen im Auslande durch die gemachten Zugeständnisse gelitten habe, zur Schwächung des Ministeriums bei. Mit dem J. 1874 bestanden im Jan 1874 erreichte auch O. Verwaltung des Auswärtigen Amtes ihr Ende. Während des dann folgenden Ministeriums Parnell: Beaconsfield (1874–80) verwaltete er den schwierigen Posten des Führers der liberalen Opposition in dem abweichend konservativen Oberhause von neuem mit Geschick. Nach dem Sturze des Ministeriums Beaconsfield (April 1880) beauftragte die Königin jenen O. mit der Bildung einer neuen Regierung, doch schloß er diese Aufgabe ab und wies auf Gladstone hin. In dem Ministerium Gladstone übernahm er das Amt des auswärtigen Amtes. Die von ihm beauftragte Kommission war jedoch namhaftlich beschäftigt mit der Untersuchung von verschiedenen Mordfällen, die im Jahr 1884 das engl. Oberhaus zum Verurtheilen Antrug mit großer Mehrheit ablehnte, während das Unterhaus ein bedingtes Verurtheilungsvotum ablehnte (S. unter Verurtheilungen).

Ordo, portug. Verständigung des Ordo (S. d.). **Ordo** (Villa Nova del), Stadt in der span. Provinz Valencia, am Mitteländischen Meere, liegt an der Mündung des Guadalemar (Turia) in das Meer. 1877) 4438 Q. treibe Handel mit Wein, Getreide, Früchten und Soda, hat desgl. Seebäder und einen Eruchturn und ist durch eine vierfache Doppel- und Alameda sowie durch Eisenbahn mit (3 km) Valencia verbunden.

Ordo-Vord, brasil. Provinz; Vord.

Ordo oder Spanne nannte man den achten Teil des früheren Bergwerkmasses (S. d.).

Graphiden (Graphiden) oder Schrift. Flechten, Flechtensfamilie aus der Gruppe der Flechten. Man kennt gegen 200 Arten, die sich

über die ganze Erde verbreitet sind, die meisten wachsen auf der Rinde lebender Bäume und ihrer Apothecien haben eine runde oder ovale, abgewinkelte Gestalt, die sich in eine runde oder ovale ausbreiten (S. Graphis, Graphis, S. d.)., Fig. 1), daher rührt auch der Name Graphis. Die Graphiden sind in der Jugendzeit sehr interessant, daß sie in ihren Jugendzuständen keine Conidien besitzen, also nur als Pilze vegetieren; erst später wandern die Conidien ein oder werden ausgetrieben von dem Wirt und mehr sich ausbreiten des Hymenogonit des Pilzes umschließen.

Graphidion (grch) Griech. Schreibstift.

Graphist (grch) Schreib- und Zeichner, speziell die diplomatische Schriftensprache, welche neben der Zeichen- und Formelkunde einen Hauptteil der Diplomatie bildet.

Graphis Adams, Flechtengattung aus der Familie der Graphiden. Die meisten Arten gehören den Tropengegenden an, nur drei finden sich in Deutschland alle leben auf der Rinde von Bäumen. Die gewöhnlichste Art, welche in Deutschland fast an allen Arten von Bäumen auftritt ist die Graphis (S. Tafel Flechten, Fig. 2). Ihre Apothecien sind schwarz und haben die mannigfaltigsten Schirmförmigen ähnlichen Formen.

Graphisch (vom grch γράφω schreiben), aus Schreib- oder Zeichnerkunst, Schrift oder Zeichnung bestehend, dazu gehörig graphische Zeichen oder Figuren, sowie wie Schriftzeichen.

Graphische Darstellungen dienen dazu, die wichtigsten Ergebnisse der Beobachtung von Thatsachen anschaulicher zu machen, als dies durch Tabellen geschehen kann, und müssen deshalb einfach und nach praktischen Gesichtspunkten angeordnet sein, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen sollen. Die graphischen Darstellungen setzen Folgendes an die Stelle von Tabellen und stellen nicht Zahlenwerte räumlich dar, sie bieten die Aufzeichnung der beobachteten Thatsachen und gestalten, mit einem Blick, Vergleiche zwischen den einzelnen Beobachtungsergebnissen anzustellen und das Regelmäßige und Unregelmäßige, das Erwartete und das Unerwartete in diesen Ergebnissen sofort zu erkennen. Die graphischen Darstellungen sind deshalb ein vorzügliches Mittel der Statistik zu erwerben. Die ersten graphischen Darstellungen finden sich in einem von Lomont in Paris 1443 im Französischen überlieferten Werke von William Playfair: „Elements de statistique“. In diesem Werke werden als Vorgänger der neuen Methode bezeichnet, daß dieselbe das Anzeigen statist. Kenntnisse erleichtere und das Gedächtnis im Behalten der erworbenen Kenntnisse unterstütze. Das menschliche Auge ist zum schnellen und richtigen Vergleichen von Größenverhältnissen besonders gut geeignet, denn es ist sich während des ganzen Lebens fast ununterbrochen in dieser Fertigkeit und erlangt deshalb eine sehr hohe Ausbildung in derselben. Playfair drückte die Staatsmacht jedes Landes durch die Form der Kreise, welche bei Sonnenkugeln rote Kreise darstellen, in welchen durch die Länge von Linien die Größe der Volkszahl und der Staatseinnahme dargestellt wurde. Derartige graphische Darstellungen nennt man Diagramme im Gegensatz zu den Kartogrammen, den sich bei der Anwendung der geogr. Methode naturgemäß ergebenden graphischen Darstellungen. Es ist nicht zuverlässig bekannt, was

merkt Kartostämme angewendet hat, doch erwähnt schon Pollard einer in Terschou im J. 1792 erschienenen Produktantenkarte von Europa. Gegenwärtig bedeutet man sich für graphische Darstellungen der Kartogramme mit Vorliebe und stellt in denselben meistens staats Ergebnisse nach Verwaltungsbezirken dar, doch eignet sich diese Methode nicht für alle Zwecke, da die Grenzen dieser Bezirke durchaus nicht immer zusammenfallen mit den Linien, welche gleichartige Zustände abgrenzen. Als auf Volksdichtigkeit oder andere, von der Naturbeschaffenheit bedingte Verhältnisse bezüglichen graphischen Darstellungen sollen deshalb, sofern man dieselben als Kartogramme geben will, von der Verwaltungseinteilung ganz absehen und dem dargestellten Objekt zweckmäßig angepasste Formen wählen, was freilich viel praktisches Glück und Geschick seitens des Bearbeiters voraussetzt. So lieferte z. B. Minard höchst charakteristische Kartogramme der Warenbewegung, bei denen farbige Streifen von verschiedener Breite die Gattung und Menge der aus den verschiedenen Handelsstrahlen hervorgehenden Güter ersichtlich machen, und diese Art von Kartogrammen ist bis auf die neueste Zeit für die auf ähnliche Objekte bezüglichen graphischen Darstellungen vielfach verwertet worden, wobei man dann noch die Größe der Jahresproduktion in den einzelnen Produktionsgebieten (z. B. bei Darstellung des Eisenerzverkehrs, der Bewegung von Stahl und Eisenwaren u. s. w.) durch die Größe von Streifen oder Quadraten am Ausgangspunkte der farbigen Streifen ausdrücken und dadurch die Produktion gleichzeitig mit der Konsumtion in sehr übersichtlicher Weise darstellen konnte. Graphische Darstellungen werden nicht allein in der Statistik, sondern in vielen anderen Wissenschaften benutzt, z. B. zur anschaulichen Darstellung meteorologischer und sonstiger naturwissenschaftlicher Beobachtungen, geographischer Zeitangaben u. s. w., zu technischen Zwecken sehr mannigfacher Art, z. B. als Eisenbahnlagepläne, als selbstregistrierende Kontrollapparate u. s. w., zur anschaulichen Vergleichung von Höhen u. dgl., wie dies z. B. auf dem Längenschnitt der Karte „Überblick der Alpen in Höhenrissen“, Bd. I, S. 457, der Fall ist. Ähnlich stellt man auch verschiedene Vanten (Pyramiden, Säulen, Kreise, Denkmäler u. s. w.) nebeneinander, um die Höhenverhältnisse derselben dem Auge sofort anschaulich zu machen. Die Fülle der für graphische Darstellungen zur Verfügung stehenden Mittel ist sehr groß, doch erfordert die Auswahl des dem Darstellungsobjekt am besten angepassten Mittels einigen Takt und wird durch das Studium guter Muster am ehesten erlernt. Vor allem ist bei graphischen Darstellungen darauf zu achten, daß die Klarheit und leichte Verständlichkeit der Bilder nicht durch die übertriebene Fülle aller vieler verschiedenerartiger Zahlenverhältnisse verloren gehe. Im allgemeinen eignen sich Diagramme besonders zur Darstellung von Verhältnissen in der Zeit und Kartogramme zur Darstellung von räumlichen Verhältnissen.

Kartogramme, welche nur eine einzige Tatsache (z. B. Schulbildung, Dichtigkeit, Sterblichkeit, Fruchtbarkeit der Bevölkerung, Aufbau bestimmter Pflanzen, Stand bestimmter Tierarten u. s. w.) darstellen, sind für jedermann leicht verständlich. Terätrische Kartogramme sind z. B. die Karten-Geologische Karte von Deutschland, Bd. V,

S. 207, Bevölkerungsdichtigkeit im Deutschen Reich, Bd. V, S. 211, Judenverteilung des Deutschen Reichs, Bd. V, S. 213, ethnographische Karte von Europa, Bd. VI, S. 439, Dichtigkeit der Bevölkerung in Europa, Bd. VI, S. 443. Hierbei gehören auch die topographischen Karten (wie z. B. zu Afrika, Bd. I, S. 149, Amerika, Bd. I, S. 218 und 229, Asien, Bd. II, S. 62, Europa, Bd. VI, S. 437), sowie die Merkmalskarten mit Zahlenangaben (z. B. die Karte Atlantischer Ocean, Bd. II, S. 139). Das Jahr der Karten darf keine allzu große sein, da andernfalls die Druckschrift des Textes verloren geht und sich die Druckkosten aus technischen Gründen bedenklich erhöhen. Besonders Schwermutigkeit bietet die richtige Abgrenzung der Gruppen der Werte, dieselbe legt die eingehendste Verantwortung mit den vorkommenden Verzerrungen voraus. Jeweilen sind in Kartogrammen auch Signaturen für bestimmte, örtlich bedeutsame Thatsachen (z. B. in Bezug auf die geogr. Landwirtschaft bezüglichen Kartogrammen Signaturen für Zuckerrüben, Getreide u. s. w.) oder Diagramme (namentlich kreisförmige Diagramme, welche z. B. in Kartogrammen über Volksdichtigkeit die Verteilung der Bevölkerung nach Beruf und Gewerbetätigkeit oder nach Wohnabständen u. s. w. sehr anschaulich darstellen) hinzugefügt worden, um eine direkte Vergleichung zweier verschiedenartigen Beobachtungsreihen zu ermöglichen.

Diagramme müssen, wenn sie wissenschaftliche Verwertung finden sollen, vor allem nach richtigen Grundlagen entworfen sein, wogegen sehr häufig verstoßen wird. Handelt es sich um die graphische Darstellung in sich gleichartigen Reihen (wie z. B. die Höhen eines Berges oder die Abstände eines Zuges), so eignen sich gerade Linien oder die Kurven eines Kreises und gleichmäßig abgesetzte Linien auf einer wagerechten Grundlinie (wie z. B. bei der Darstellung der Höhen eines Berges) gerade Linien, deren Länge die einzelnen Zahlenwerte ausdrückt, liefern ein solches Bild, sofern die Abstände dieser Linien voneinander ungleich sind, muß dies und der für die Anordnung bestimmende geometrische Grund richtig gemacht werden. Als Achsen wählt man in der Regel Rechtecke von gleicher Grundlinie (Fig. 1) oder Kreise, Man empfiehlt Triende von gleicher Grundlinie, deren Höhen sich dann bekanntlich wie ihre Höhen zueinander verhalten. Diese Triende lassen sich zweckmäßig verwerten, wenn es sich um die graphischen Darstellungen einer nur geringen Zahl von Werten handelt, da alsdann die Spitzen der Triende noch deutlich untergeordnet werden können und weil deren Grundlinien zusammenfallen, wenig Raum beansprucht wird. Kreisflächen eignen sich besonders dann, wenn Abweichungen von einem konstanten Werte der Zeit noch dargestellt werden sollen (z. B. der wirkliche Meeresspiegel im Verlaufe des Jahres als Abweichung von der durch die äußere Kreislinie dargestellten statischen Meereshöhe).

Handelt es sich um die graphische Darstellung einer in sich ungleichartigen Reihe statist. Werte, also um die graphischen Darstellungen mehrerer Reihen von auf ganz verschiedene Thatsachen bezüglichen Verhältnissen, welche miteinander in Vergleich gebracht und auf ihre Veränderungen hin miteinander verglichen werden sollen, so wird es für die Auswahl der passenden Form des Diagramms entscheidend sein, ob die dargestellten

Veränderungen der Zeit oder dem Raume nach stattfinden. Als Funktionen der Zeit stellt man die Reihen ungleichartiger Werte durch gerade Linien oder durch Kreise dar, wobei es sich empfiehlt und

ungemein gebräuchlich ist, die Endpunkte der die Zahlenwerte der einzelnen Reihen ausdruckenden Ordinaten durch Linien miteinander zu verbinden, um ein deutlicheres Bild der Reihen zu gewinnen. Man erhält auf diese Weise gebrochene Linien oder Kurven, und bei der Konstruktion der Kurven werden am häufigsten Fehler begangen. Sollen die einzelnen Zahlenwerte der darzustellenden Reihen auf bestimmte Zeitpunkte (z. B. Vorkursstufe eines bestimmten Wertpapiers, s. Fig. 2), so sind die Endpunkte der Ordinaten geradlinig zu verbinden, und man erhält eine gebrochene Linie als Bild für die Wertveränderungen im Laufe der Zeit.

Beziehen sich die einzelnen Werte der Reihen hingegen auf Zeitabschnitte, so sind die Wertveränderungen allmählich eingetreten, was durch eine Kurve angemessen ausgedrückt werden kann (s. Fig. 3). Diese Kurve wird fobann aber, da die einzelnen Zahlen der Reihen Mittelwerte für die gewählten Zeitabschnitte sind, über die Maxima hinausgehen und unter die Minima der Ordinaten herabsinken müssen, um die innerhalb der gewählten Zeitabschnitte eingetretenen Wertveränderungen richtig auszudrücken. Für die Konstruktion einer auf Reihen, deren beobachtete Werte sich auf Zeitabschnitte beziehen, bezüglichen Kurve ist maßgebend, daß der zwischen ihr und der Grundlinie liegende Flächenraum gleich sein muß der Summe der Rechtecke, welche die Zeitabschnitte zur Grundlinie und die beobachteten Mittelwerte zur Höhe haben. Will man zur Darstellung von Funktionen der Zeit nicht Kurven, sondern Kreislinien und Polarkoordinaten verwenden, so kann dies in den Fällen geschehen und sogar sehr anschauliche Bilder liefern, wenn die Zeitabschnitte regelmäßig wiederkehrende sind (s. D. für die graphische Darstellung der mittleren Temperatur der Monate u. s. w.).

Sollen die Reihen ungleichartiger Werte als Funktionen des Raums dargestellt werden, und man will hierfür nicht Kartogramme benutzen, so eignen sich Linien, Winkel und ebene Flächen für die bezüglichen Diagramme. Für die Konstruktion der aus Linien und ebenen Flächen (Rechtecken, Drei-

eden, Kreifen) gebildeten Diagramme gelten die bereits mitgetheilten Grundsätze, wobei sehr viele verschiedene Kombinationen möglich sind und es Sache des Lesers und des ästhetischen Gefühls des

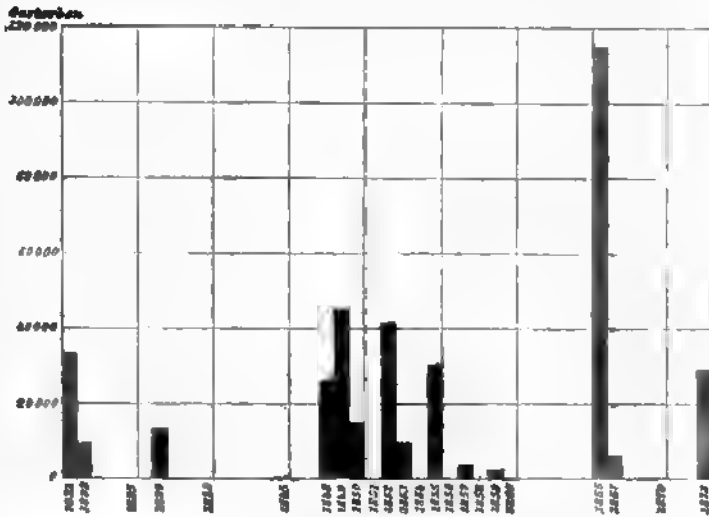


Fig. 1. Die Influenza-Epidemien im Breussischen Staat.

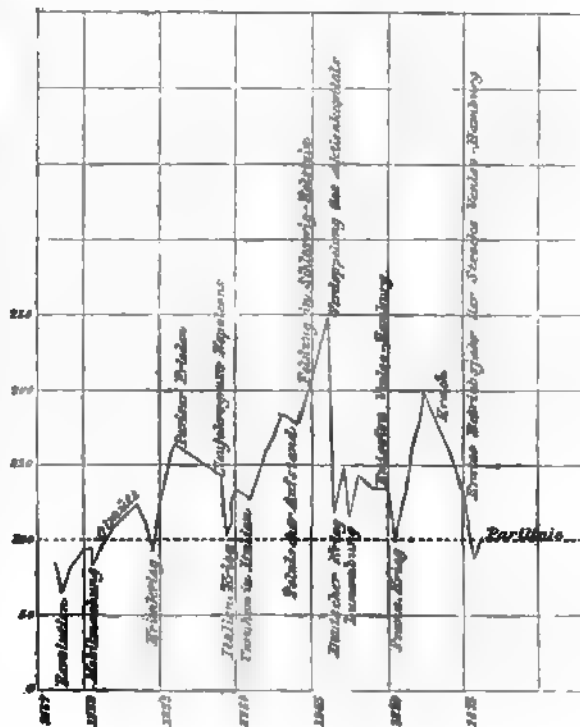


Fig. 2. Rubbewegung der RFLN-Windenergie-Einsparungen.

Bearbeiters ist, die dem darzustellenden Gegenstande angemessenen Mittel zu wählen. So kann man z. B. durch Winkel recht gut die Stärke und Richtung des Windes für eine bestimmte Gegend

zum Ausdruck bringen, wenn man Polarkoordinaten, deren Länge die Windstärke ausdrückt, in den beobachteten Windrichtungen zieht. Wollte man dagegen die Zahl der von je 1000 wohlhabenden oder armen Personen gewisse Altersgrenzen

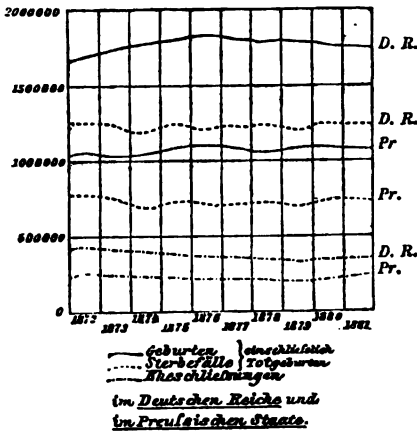


Fig. 2.

überlebenden darstellen, um den Einfluß der Wohlhabenheit auf die Sterblichkeit zu veranschaulichen, so würden sich hierfür Liniendiagramme eignen, bei denen die Summe der Reichen und Armen als konstant zu nehmen wäre, und dann der Unterschied der Sterblichkeit reicher und armer Personen unmittelbar ersichtlich gemacht wäre. Das Erfinden gut angepaßter Diagramme zur Darstellung bestimmter Tabellen kann zwar durch das Studium guter Muster und Übung im Entwerfen von dergleichen Zeichnungen entwickelt und gefördert werden, setzt jedoch seitens des Bearbeiters rege Phantasie und inniges Vertrautsein mit dem in den Tabellen behandelten Gegenstande voraus und kann deshalb nicht von jedermann erlernt werden. Wo nicht besondere Verhältnisse Abweichungen bedingen, wird man sich bei Flächen diagrammen des Quadrats oder der Rechtecke von gleicher Grundlinie, bei Liniendiagrammen der gebrochenen Linie oder der Kurven zur Verbindung der Endpunkte von Ordinaten des rechtwinkligen Koordinatensystems bedienen und die Hauptachse der Diagramme senkrecht stellen, Kartogramme aber nach Norden orientieren; doch läßt sich dies bei Veröffentlichungen wegen der gebotenen Rücksichtnahme auf das Format nicht immer erreichen. Werden bei der Anwendung von Rechtecken einzelne Figuren allzu hoch, so hilft man wohl ausnahmsweise durch Anwendung einer breiteren Grundlinie diesem Uebelstande ab. Enthält ein Liniendiagramm mehrere Kurven, so müssen diese entweder farblich oder durch die Art der Zeichnung deutlich unterschieden werden. Im allgemeinen eignen sich für die graphischen Darstellungen Verhältniszahlen besser als absolute Zahlen; doch muß deren voller Wert bildlich dargestellt werden und nicht nur derjenige Teil dieses Wertes, innerhalb dessen Schwankungen beobachtet worden sind, auch sind die Ordinaten arithmetisch (1, 2, 3, 4, 5...), nicht aber geometrisch (1, 2, 4, 8, 16) einzuteilen und dem entsprechend zu bezeichnen.

Graphische Darstellungen können auch noch dazu benutzt werden, um sehr rasch einen Überblick über die Hauptergebnisse einer großen Erhebung zu erlangen und darauf hin zu erkennen, ob es lohnend sein werde, nach bestimmten Richtungen hin weitere Rechnungen überhaupt ausführen zu lassen; dieselben ermöglichen also eine zweckmäßige Ausnutzung der verfügbaren Arbeitskräfte, Geldmittel und Zeit. Zur Bearbeitung solcher graphischen Darstellungen bedarf man keiner Tabellen, sondern man gewinnt sie direkt aus dem Urmaterial durch Einzeichnen der bei der Aufbereitung allmählich gewonnenen Zahlenwerte in quadriertes Papier.

Für die vergleichende Statistik ist die Anwendung der graphischen Methode von besonders hoher Bedeutung; doch ist es deshalb durchaus nicht erforderlich, daß in allen Ländern derselbe Maßstab für die Kartogramme und Diagramme angewendet werde, wohl aber erwünscht, daß möglichst nur nach Metermaß eingeteiltes quadriertes Papier für die nach dem rechtwinkligen Koordinatensysteme konstruierten Diagramme zur Verwendung komme.

Graphische Künste nannte man früher gewöhnlich das Schreiben, Zeichnen, Malen, jetzt die vielen verschiedenen Reproduktionsverfahren, durch welche von Schrift, Zeichnung oder Bild Stempel oder Platten hervorgebracht werden, von welchen viele einander vollständig gleiche Kopien auf mechan. Wege durch den Druck in einer Presse erzielt werden können. Die Zahl dieser Reproduktionsverfahren, die in früheren Zeiten sich auf das xylographische und lithographische, später noch auf das lithographische beschränkte, hat in neuester Zeit durch den Hinzutritt des photographischen einen Zuwachs erhalten, durch welchen die ohnehin sehr zahlreichen Abweichungen der drei genannten Kunstverfahren sich außerordentlich vermehrt haben. Nach der Produktionsweise unterscheidet man zwei Hauptarten graphischer Kunst, die Herstellung mittels Handarbeit (Zeichnung, Schnitt, Eingrabung) und die mittels chem.-physik. Methoden (Ätzung und Pressung). Nach dem Druckverfahren zerfallen die graphischen Künste in drei Gruppen: Hochdruck, Tiefdruck und Druck aus der Ebene (Steindruck).

Haupteigentümlichkeit des Hochdrucks ist die Notwendigkeit, daß von dem Gegenstande, welcher durch den Druck vervielfältigt werden soll, erst ein erhaben stehendes Bild geschaffen werden muß, während alle andern Teile der Platte oder der Type ausgehöhlt sind. Die Herstellung derselben geschieht in der Regel durch Gravieren mittels des Stichels oder des Messers (Metallhochschnitt, Holzschnitt [s. Holzschneidekunst], Stempelschneiderei [s. d.]), oft auch unter Benutzung mechan. Hilfsmaschinen (Bohr- und Fräsmaschine, Guillochiermaschine); doch werden auch chem. Mittel (Ätzung) zur Hervorbringung von Hochdruckplatten angewandt (Chemotypie, Galvanographie und andere Hochätzungen, s. die Spezialartikel). Das Druckverfahren, das bei den Erzeugnissen dieses Zweigs in Anwendung kommt, faßt man gewöhnlich unter der allgemeinen Bezeichnung **Hochdruck** zusammen.

Beim Tiefdruck wird die Herstellung der Druckplatte gerade auf dem umgekehrten Wege wie im typographischen, nämlich durch Tiefgravierung, erzielt, indem der Gegenstand, welcher im Druck als Bild erscheinen soll, vertieft in eine Platte eingegraben wird, während die nicht zu druckenden Teile der Platte ihre glatte Oberfläche

behalten. Man nennt dieses Verfahren nach dem hauptsächlichsten dazu verwendeten Material gewöhnlich Kupfer- oder Stahlstich, obwohl auch Zint-, Zinn- und dergleichen Platten benutzt werden. Auch hierbei wird die Arbeit hauptsächlich mittels des Stichtels und der sog. kalten Nadel ausgeführt; doch wird auch unter Anwendung der Nadiernadel die Ätzung vielfach benutzt. Als dem Wesen nach hierher gehörig, wenn auch die Eigenschaften des Materials ganz verschiedene von denen der Metallplatte sind, kann Gravierung in Stein genannt werden.

In der Lithographie geschieht das Herstellen des zu druckenden Bildes teils durch die erwähnte Gravierung, welche jetzt meist nur für kartographische Arbeiten angewendet wird, mittels der Graviernadel und des Schriftdiamants, teils einfach durch Zeichnen mit Kreide oder der Feder auf Stein (Kreidezzeichnung, Federzeichnung), oder durch Aufdrucken (Umdruck, Autographie); das Bild liegt also nicht tiefer als die Platte, sondern auf der Oberfläche derselben. Die Möglichkeit, ein solches Bild drucken zu können, liegt in dem Geseze der Unvereinbarkeit der fetten Farbe mit Wasser, so daß nicht die glatte, feucht gehaltene Oberfläche des Steins, sondern nur die Zeichnung beim Einreiben die Farbe annimmt. (S. Steindruck.)

Die große Erfindung, mit Hilfe des Lichts ein Bild auf chem. Wege ohne mechan. Huthun hervorzubringen (Daguerreotypie, Photographie), hat einen vierten Zweig, die photo-mechanischen Druckmethoden, geschaffen. Dieselben lassen sich nicht in einen der erwähnten Zweige einrangieren, sondern gehören, was das Druckverfahren betrifft, bald dem einen, bald dem andern an. Sie beruhen auf der Möglichkeit, durch die verschiedenartigen Einwirkungen des Lichts auf verschiedene veränderliche organische Substanzen eine druckbare Platte mittels eines chem. Prozesses zu erzeugen (Photolithographie, Albertotypie [Lichtdruck, s. d.], Helio-graphie, Dallastypie, Aubelndruck, Woodburydruck u. s. w.). Das Nähere ist in den verschiedenen Spezialartikeln ausführlicher behandelt, wo auch die Literatur angeführt ist.

Graphische Statik (deskriptive, zeichnende Statik) heißt die Statik, insofern zur Lösung der statischen Aufgaben statt der Rechnung die geometr. Betrachtung und Konstruktion angewendet wird. Sie hat auf Grund der neuern (projektivischen) Geometrie größere Ausbildung erhalten, und bildet seit dem Erscheinen von Culmanns «Graphischer Statik» (1866) einen obligatorischen Lehrgegenstand für die höhern technischen Schulen.

Graphit oder Reißblei ist ein in hexagonalen Tafeln kristallisierendes, höchst vollkommen basisch spaltbares, eisen schwarzes bis bleigraues, metallglänzendes, schlüpfrig anzufühlendes, sehr weiches und daher stark abfärbendes und mit dem Messer schneidbares Mineral von 1,8 bis 2,00 spezifischem Gewicht, welches wesentlich nur aus Kohlenstoff besteht, jedoch meist mit etwas Eisen gemengt, und oft durch Kieselsäure, Kalk und andere Stoffe verunreinigt ist. Der G. stellt daher den Kohlenstoff in einer andern Modifikation dar, als er im Diamant vorliegt. Gereinigter G. von mehreren Fundorten hinterläßt beim Verbrennen nur 0,25 bis 1,97 Proz. Aschenrückstand. Der G. findet sich einerseits als selbständiges schieferiges Aggregat, sog. Granitschiefer, eingelagert in Gneisen, Glimmer-

schiefern, Phylliten und Kalksteinen, sobann als einzelne Blätter und kleine Partien eingewachsen als accessorischer Gemengteil in Graniten, verschiedenen Schiefen und Kalksteinen. Der reinste G. ist der von Borrowdale in der engl. Grafschaft Cumberland, von der Insel Ceylon und der aus Sibirien, wo im Distrikt von Semipalatinsk und an der untern Tunguska, auch im tunkinsker Gebirgszuge neuerdings sehr viel G. gewonnen wird. Weniger rein kommt er in Bayern (bei Passau), Böhmen, Sachsen, der Lausitz, Steiermark, Salzburg, Tirol, Italien, Spanien, Norwegen u. s. w. vor. Auch im Meteoreisen findet sich hin und wieder G. ausgechieden. Die Hauptanwendung des G. besteht in dessen Verarbeitung zu Bleistiften (s. d.). Mit Ton vermischt bildet er die Masse der schwarzen (Passauer oder Ypser) Schmelztiegel, in Leinölsirnis angerieben eine vortreffliche und vielgebrauchte Anstreichfarbe (Diamantfarbe). Minder erhebliche Benutzungen sind die als Schmiermittel zur Verminderung der Reibung bei Maschinen, zum Schwärzen der eisernen Stubenöfen und anderer grober Gusseisenwaren, zum Überziehen der aus Gips, Holz, Guttapercha und andern Nichtleitern der Elektrizität bestehenden Formen für die Galvanoplastik, zum Polieren von Bleischrot, in Holland auch zum Polieren von Schießpulver, als Bestandteil der Masse für das Schärfen der Rasiermesser u. s. w. In den Eisenhohöfen und aus sehr kohlenstoffreichem Roheisen, wenn dieses nach dem Schmelzen höchst langsam erkaltet, scheiden sich oft in Menge grauschwarze Blättchen ab, welche chemisch mit dem G. übereinstimmen und daher Hofofengraphit, künstlicher G. genannt werden. Auch durch Kochen gewisser Eisenverbindungen mit Magnatron scheidet sich unter Umständen ein Teil des Kohlenstoffs des Eisens als G. aus; z. B. in den Sodafabriken bei der Bereitung des Magnatron. Der G. ist unschmelzbar und verbrennt beim Glühen an der Luft zu Kohlen säure.

Graphitcement nennt man einen Kitt, welcher namentlich zum Verbinden von Eisenteilen, z. B. zum Dichten von Röhrenleitungen verwendet wird. Derselbe wird bereitet, indem 6 Teile Graphit, 3 Teile Kreide, 9 Teile Schwefelspat, alle im fein geschlemmten, trocknen Zustande, mit 8 Teilen Leinölsirnis zusammengeknetet werden.

Graphodrom (grch.), Schnellschreiber.

Grapholith, Tafelschiefer.

Graphologie (grch.) oder Handschriften-deutung ist die von dem Abbé Jean-Hippolyte Michon (geb. 21. Nov. 1806, gest. 8. Mai 1881) so benannte Kunst, die Menschen aus ihrer Schrift kennen zu lernen». Derselbe unterscheidet sich von der Chiogrammatomantie (s. d.) dadurch, daß sie, während letztere auf subjektivem, intuitivem Gefühl beruht, feste Regeln besitzt, nach denen aus der Schrift geurteilt wird. In neuester Zeit hat Eugen Schwiedland das Gesez aufgestellt und wissenschaftlich begründet, daß in jedem menschlichen Bewegungsimpuls («Innervation») und dessen Ergebnissen (also Gang, Stimme, Ausdruck der Augen, Mienen, Handschrift) ein psychisches, d. i. persönlich eigenartiges, somit charakteristisches Moment enthalten sei und hat dadurch eine psychol. und physiol. Begründung der G. gegeben. In Paris besteht bereits seit 1871 eine Société de Graphologie mit einem eigenen Fachblatt «La Graphologie», redigiert von A. Barinard in St.-Etienne. Vgl.

Schwiedland, „Die G. Geschichte, Theorie und Begründung der Handschriftenkunde“ (A. Aufl., Berl. 1884). Nischen, „Système de Graphologie“ (6. Aufl., Par. 1880), derselbe, „Méthode pratique de Graphologie“ (2. Aufl., Par. 1870), J. Crapin, „Traité complet et pratique de Graphologie“ (Genf 1884).

Graphotypie, eine von dem Engländer Hitchcock erfundene Manier zur Herstellung von Illustrationsdruckplatten. Dieselbe besteht in Folgendem: Mit pulverisierter, mit einem Bindemittel gemischter Kreide wird eine Platte über einem und sodann dem künftigen Druck mit einem feinen Besse ausgelegt. Auf der so präparierten Platte arbeitet der Künstler mit einer oder mehreren feinen Linien und mittels Feder und Pinsel, so wie er seine Zeichnung auf dem Papier zu verfahren pflegt. Die Linien hat die Eigenschaft, bei der Bearbeitung der gezeichneten Partien Legende zu bilden, so daß, wenn nach Vollendung der Zeichnung mittelst einer in Wasser getauchten Bürste über die Platte gebürstet wird, wohl die ganze Zeichnung stehen bleibt, dagegen alles das entfernt ausgebürstet wird, was nicht ausdrucken soll. Von der so gewonnenen Platte wird auf gewöhnlichem Wege ein für den Buchdruck taugliches Glich genommen.

Grapholithen sind geradlinig oder spiral eingewölbte Folienstücke, welche mit jahmartigen Gelen befugt sind und deshalb ein fächerblattähnliches Aussehen besitzen. Sie gehören zu den bedeutendsten und weitverbreitetsten Gesteinsarten der Sturformation.

Gras (Stodarten), s. Gramineen.

Gras, chinesisches, s. vgl. Chinagrass (s. d.).

Gras, bis Ende 1871 (Aufschr. des jährl. deutschen Maßsystems) ein Feldmaß im oberrheinischen Kreis, 1 1/2 G. inhalten an Maß. Das Maß war aber verschieden: Das G. Sinnenland hatte 200 Quadratruten = 32 a; das G. Grodenlandmaß oder Kammermaß hatte 80 Quadratruten = 8 a.

Gras (Zes), Stadt im franz. Depart. Doubs, Arrondissement Pontarlier, 19 km von Pontarlier, an dem zum Doubs fließenden Rache Gros, hat 200 G. Edelmühlen, Kupfererzschmelzen, Fabrikation von Eisenwerkzeugen, von Kupfergerätschaften, von Uhrmacherwerkzeugen und Uhren.

Grasbüchsen, s. Büchsen.

Grasbüschchen, *Syrinchium Asif*, zu der Pflanzenfamilie der Iriden gehörige kleine Zwischgewächse mit schwertelartigen oder hakenförmigen Blättern und regelmäßigen Blumen, deren sechs Zippen fast regelmäßig sind. Sie sind auf dem Festlande Amerikas und auf den Bermuda Inseln heimisch. Der dem Griechischen entlehnte Gattungsnamen scheint gewählt zu sein, weil die Schwere des Juncus beinahe nachstellen sollen. Der gemeinde populäre gewöhnliche deutsche Name bezieht sich vorzugsweise auf die gemeine Art, *S. anceps*, sie hat kleine, schwertförmige, fast gradartige Blätter und zwei bis vier schon blaue Blumen, welche man wohl mit Andereisen vergleichen kann, auf dem prächtigen, fast Mattrosen Schafte *S. Bermudiana* ist in allen Teilen etwas größer und der zweifelhafte, dichte, beblätterte Stengel oft vierblumig. Blumen violettblau, im Grunde gelb. Außerdem kultiviert man noch *S. Douglasii* (*S. grandiflorum* Dougl.) aus Mexiko, eine zierliche Pflanze von dem

Aussehen einer *Irish Lippium*, mit violettblauen Blumen, *S. longistylum* aus Chili, im Habitus der vorigen Art ähnlich, aber mit etwas unregelmäßigen Blumen von schönem Gold, und einige andere. Die Mehrzahl dieser lieblichen Blumen ist in Deutschland fast dort, wo aber im Winter frostig gegen starke Kälte und Kälte geschützt, besser aber bei +1 bis 5° R. im Glashause überwintert werden. Nur *S. anceps* erweist sich unter einer leichten Zandbede gegen die Kälte sehr empfindlich.

Grassberger (Joh. Nepomuk), österreichischer Dichter und Publizist, geb. 2 Mai 1836 in Obdach in Steiermark, wurde 1868 Sängerknabe im Benediktinerstift St. Lambrecht, besuchte das Gymnasium in Mittenfurt und studierte 1856–59 die Rechte in Wien. Er betätigte sich 1858 an einer Vollerfahrt nach Jerusalem, die er für den „Österr. Volksfreund“ literarisch verarbeitete, und trat nach der Rückkehr 1864 in die Redaktion dieses Blattes ein. Seit 1866 gehörte er der Redaktion der „Presse“ an, für die er von 1867 bis 1873 Reiseberichte u. s. w. aus Italien schrieb. Eine poetische Frucht seiner Reisen war außerdem das Nachdruck der „Rime“ Michelangelos (Brem. 1872) und die „Sonette aus dem Orient“ (Schopf. 1884; 2. gänzlich umgearbeitete Aufl., Brem. 1872), die zuerst unter dem Pseudonym Karl Bruchhahn erschienen. Seine übrigen lyrischen Dichtungen erschienen in den Sammlungen „Singen und Sagen“ (Wien 1869), „Aus dem Kernort der Liebe“ (Stuttg. 1873), „Jan Nitschke. Gedichte in hebräischer Metrischer Rundart“ (Wien 1880).

Grassblume, s. *Armeria*.

Grassbrook (Klein), Gemeinde auf einer Wiese im Reichslande Hamburg, im SO. und gegenüber von der zur Vorstadt St. Pauli gehörenden Insel Steinwärder, zählt 1844 Q. — Der Große Grassbrook, auf dem rechten Ufer der Nordelbe, ist ein sehr Städtchen Hamburgs, mit dem Berliner (Köln) Bahnhof, den Hafenbahn (Grassbrookhafen, Sandthorhafen u. a.) und großartigen Quais, woselbst die großen Dampfer mit Bequemlichkeit geladen werden können.

Grassbrook, Dorf im Großherzogtum Hessen, Provinz Starkenburg, Kreis Hungenheim, im Odenwald, 7 km im O. von Althaus, am Ufer der Elbe, mit 418 Q. In der Nähe bezeichnet seit 1851 ein Denkmal bei einer Quelle den Ort, wo Siegfried durch Hagen ermordet worden sein soll.

Grafer (Joh. Bapt.), Pädagog, geb. 11 Juli 1766 in Altmann in Unterfranken, besuchte in Bamberg das Gymnasium und erhielt dann eine Freistelle in dem Altmannseminar in Würzburg. Hier studierte er orient. Sprachen und Theologie und wurde 1790 Licentiat der Theologie. Nach kurzer Verwaltung der Stelle eines Präses des hiesigen adeligen Seminars folgte er einem Rufe nach Salzburg, wo er als erster Lehrer, dann als zweiter Direktor der erzbischöflichen Pfarre und des bürgerlichen Kollegiums angestellt wurde. Im J. 1804 erhielt er einen Ruf als Professor der Theologie an die Universität zu Landshut, bald darauf wurde er Oberkonsistorialrat der Fürstbischöflichen Kammer Bamberg und Würzburg und kam 1810 als Regierungsrath und Schulrath des Obermainkreises nach Bayreuth. Er wurde 1825 in Rubensand versetzt und starb in Bayreuth 28 Febr. 1841. Als Schulmeister wirkte er für die Hebung des Volksschulwesens und des Lehrerstandes. Philosophisch

von Schelling nicht unabhängig, ist er als einer der ersten Vertreter der wissenschaftlichen Pädagogik in Deutschland anzusehen. Seine Hauptchriften sind: »Deutschheit, oder das Prinzip der wahren Menschenbildung« (Weyr 1810, 3. Aufl. 1820), »Elementarschule fürs Leben in der Grundstufe« (2 Abthl., Hof 1821, 4. Aufl. 1839), »Elementarschule fürs Leben in der Steigerung« (Hof 1824, 2. Aufl. 1843), »Elementarschule fürs Leben in der Vollendung« (2 Abthl., herausgeg. von Windisch, Hof 1841).

Graf, f. Gramineae.

Graef, (Karl), Verfasser zahlreicher Sprachlehrbücher, Oberlehrer am Gymnasium zu Marlenwerder, geb. 23. Aug. 1807 zu Greiz, verließ in seiner Jugend die von ihm betriebene kaufmännische Laufbahn und widmete sich dem Studium der neuern Sprachen. Durch seine Schrift »The spelling reform« (Lpz. 1859) hat er doch in London von Newman und Wile erfundene phonetische System vertritt und in deutschen Kreisen jetzt bekannt gemacht. Weiterhin sind von demselben Verfasser außer den für pädagogische Zwecke eingerichteten Ausgaben verschiedener franz. und engl. Autoren zahlreiche Sprachlehrbücher erschienen, welche in England, Frankreich, Deutschland und Amerika bei vielen Schulen gebraucht werden, unter andern: »The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language« (10. Aufl., Lpz. 1861), »A practical and methodical grammar of the French language« (3. Aufl., Lpz. 1873), »Nouvelle méthode pour apprendre la langue anglaise« (1. Kurfus, 63. Aufl., Lpz. 1864; 2. Kurfus, 80. Aufl., Lpz. 1883), »Grammaire complète de la langue anglaise« (2. Aufl., 14. Aufl., Lpz. 1884; 3. Aufl., 1884), »Handbuch der neuern und neuesten franz. Literatur« (2 Bde., Lpz. 1864), »Deutscher Lehrgang der engl. Sprache« (1. Kurfus, 18. Aufl., Lpz. 1864; 2. Kurfus, 6. Aufl., Lpz. 1864), »Schulgrammatik der engl. Sprache« (7. Aufl., Lpz. 1888), »Chromatische anglaise« (4. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1888). Ihre weite Verbreitung verdanken diese Bücher dem gefunden pädagogischen Takt, mit welchem der Verfasser die Merkmale wissenschaftlicher Fortschritt praktisch zu verwerten und mittels einer den Unterricht erleichternden und fördernden Methode darzubieten versteht.

Grafgewehr ist ein von dem Chef d'Escadron Graf der französl. Armee als Fusil M/74 eingeführtes Gewehr. Das G. hat Eghilinderverschluss und Schlaghakenverschluss mit Spinnfeder und ist Selbstspanner, bedingt daher nur zwei Bedriffe (außer dem Einlegen der Patronen). In Konstruktion und Handhabung hat das G. eine große Uebereinstimmung mit dem deutschen Infanteriegewehr M/71, dem sog. Kautergewehr, doch zeichnet sich ersteres vor letzterem durch die bessere Lage des Aussehers, die Abdringung eines Auswerfers, welcher die leere Patronenhülse vollständig beseitigt, und die zweckmäßige Verbindung des Schließers mit dem Schlaghaken aus. In Bezug auf Trefffähigkeit und Feuergeschwindigkeit wichen sich beide Gewehre gleich. Die Umwandlung der Geschossgewehre zur Anwendung der Metallpatronen hat gleichfalls auch dem System Graf stattgefunden. (S. unter Handfeuerwaffen.)

Grafhüter, f. unter Deutschreden.

Grafsteinen oder Glnes, Steinwand (frz. batiste de Caen, engl. granneloth), f. Chinagrad.

Grafstie, f. Anthoriceum.

Grafsting, f. fische.

Grafsting, Stadt im nördl. Böhmen, nordwestlich von Elbogen, nahe der tschech. Grenze, 800 m über dem Meere, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und eines Hauptpostamts und zählt (1891) mit der Vorstadt Glasberg 7850 Q. Die Stadt, Emblation der Krone Jaskenau a. d. Elbe, der Bismarckbrücke Ostendebau, ist einer der wichtigsten Fabriorte Böhmens und Mittelpunkt der Spinnkloppeln des Erzgebirgs; außer mehreren Fabriken für Wolllwaren ist besonders die Fabrikation von musikalischen Glasinstrumenten hervorzuheben.

Grafstingmaschinen, f. Nähmaschinen.

Grafstie, f. unter Wilden.

Grafsting, f. April.

Grafstie nennt man eine Gruppe der Singvogelgattung Sängler (Sylvia). Die hierher gehörigen Arten tragen insgesammt ein anspruchsloses Kleid und lassen äußerlich zwischen den Geschlechtern kaum einen Unterschied bemerken. Sie haben oberhalb graues oder bräunlich-graues Gefieder, Kräfte, gelbe, die Mittelstie an Länge etwas überstehende Zehen, kurze Flügel, geraden, dünnen, pfriemenartigen Schnabel mit etwas übergebogener Spitze, und sind lebhafteste Vögel, die in Gärten und Gebüsch vorzugsweise von Insekten, Ungepfer, weichen Beeren und Samen leben. Unter ihnen ist in Deutschland besonders die Gartestie (S. hortensis) als Singvogel sehr geschätzt, da sie einen zwar nicht sehr lauten, aber recht angenehmen, ständigen Gesang besitzt. Das Männchen ist oberwärts bräunlich-olivgrün, von der Kehle bis zum Hals schmutzig-weiß, und die äußeren Schwinge haben einfarbig olivgrün. Sehr ähnlich ist die Bergstie (S. cinerea), aber durch die geringere Färbung der Unterseite und durch die geringere Färbung der äußeren Schwinge und Schwanzfedern unterscheidet. Die Röhstie (S. atricapilla) ist allgemein unter dem Namen »plaudernd« bekannt und als Sängler sehr geschätzt. Die beim Männchen schwarze, beim Weibchen rostbraune Kopfplatte läßt sie leicht unterscheiden. Sie läßt sich leicht im Baum halten und singt von Weihnachten bis zum Sommer. Ihr Vaterland erstreckt sich durch ganz Mitteleuropa bis zu den Kanarischen Inseln. Die größte deutsche Art ist die Sperberstie (S. alcoria), deren Gesang unangenehme Schnarrtöne hat. Sie ist oben olivbraun, unten weißlich, Schwänze und Schwanzfedern dunkelbraun, weiß gestreift.

Grafstie, f. Armeria.

Grafstie, indisches, (sozial wie indisches Graustie) (f. d.)

Grafstie, f. Rost und Puccinia.

Graf, (Karl Gottfried), Landschaftsmaler und Dichter, geb. auf der Warte Seeborn in Mecklenb. (19.) Okt. 1767, besuchte das Lyceum zu Riga und studierte zu Jena 1786–89 Theologie, befreundete sich aber mehr mit Pütter und Kuntz und trat in näherer Beziehung zu Schiller, mit dem er seit 1796 im Briefwechsel blieb und für dessen »Heinrich Heine« er unter andern den »Herrnfall« lieferte. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Heimat lebte G. seit 1798 längere Zeit in der Schweiz, wo er sich unter der Leitung von

Adm. Hess zum Landschaftsmaler auszubilden. Hier gab er seine «Fragmente von Wanderungen in der Schweiz» (Zür. 1797) heraus. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris 1801 lebte er einige Zeit bei seinem Freunde Salis in Graubünden und begab sich mit Rehfues 1803 nach Italien, wo er sich namentlich längere Zeit in Sicilien aufhielt. Seine hervorragenden Ölgemälde sind: Frühlingsmorgen im Thale San-Angelo di Brolo, der Konfordinientempel bei Trgenti, der Wasserfall von Caracci unter dem Ätna, ein Idyll aus dem Theotrit mit einer Küstenansicht von Taormina, ferner zwei Bilder des Ätna, die er für Cotta 1811 malte. Seine «Sicilische Reise» gab Cotta mit 26 Kupfern nach G. schen Handzeichnungen (Stuttg. 1815) heraus. G. starb in Rom 4. Aug. 1814. Vgl. Zielemann, «Karl G. Eine biogr. Skizze» (Maga 1818).

Graßalkovich von Gharaf, fürstl. Familie in Ungarn, wahrscheinlich kroat. Ursprungs, blühte durch drei Generationen (1841 ausgestorben). Der Stifter war Anton I. G., geb. 1694 zu Ärmény, machte als Bettelstudent seine Studien, stieg aber rasch zu hohen Ämtern und Würden empor, wurde 1716 Kameralfiskal zu Ofen, 1731 königl. Personal, 1736 Baron, 1748 Präsident der ungar. Hofkammer, 1751 Kronhäuter, Wirkl. Geheimrat, königl. Oberstkämmerer, Obergespan des Neograder Komitats und Graf. Er starb 1. Dez. 1771. — Sein Sohn Anton II. G., geb. 24. Aug. 1733, erhielt 1784 die deutsche Reichsfürstenwürde, war außerdem k. k. Kämmerer, Hofkammerrat, Obergespan der Komitate Bodrog und Sohl und Wirkl. Geheimrat. Er starb 5. Juni 1794. — Sein Sohn Anton III. G., geb. 12. Sept. 1771, war Obergespan des Komitats Eszabád und Wirkl. Geheimrat. Er starb 29. Sept. 1841. Seine Ehe mit Maria Leopoldine Fürstin Esterházy (gest. 1864) war kinderlos geblieben; mit ihm erlosch die männliche Linie des Fürstengeschlechts. Das Majorat Gödöllő ist jetzt königl. Besiz. Im Schlosse daselbst zeigte man noch lange drei irdene Gefäße, in denen der Begründer des Reichthums und der Größe des Geschlechts, Anton I. G., seine Nahrung im Franziskanerkloster zu Fünfkirchen erbettelt hatte.

Graesse, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Seealpen, 40 km im NWSW. von Nizza, 18 km vom Mittelmeer und 325 m über demselben gelegen, durch eine Zweigbahn nach (20 km) Cannes mit der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn verbunden, breitet sich amphitheatralisch am Südbahange des Mont-Rocavignon aus, von dem aus eine reiche Quelle die Stadt und ihre schönen Fontänen, sowie die reichen Gärten der Umgebung, in denen Orangen und Citronen, selbst Palmen im Freien wachsen, mit Wasser versieht. G. zählt (1876) 9678 (als Gemeinde 13087) E. und ist im ganzen gut gebaut, hat aber enge, krumme und steile Straßen, dagegen schöne Promenaden mit einem Marmorobelisken und herrlicher Aussicht. Das Stadthaus ist die ehemalige bischöfl. Residenz, die Parochialkirche und zwei Felsenruinen die frühere Kathedrale. Die alte Kapelle St.-Sauveur oder St.-Silaire stammt aus dem 11. Jahrh. Die Kapelle eines der drei vorhandenen Hospitäler enthält drei Gemälde von Rubens. Von den mittelalterlichen Befestigungen steht nur noch ein Turm. G. ist der Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Handels- und eines Friedensgerichts, einer Ackerbau- und einer Gewerbekammer, besitzt eine

Börse, ein Theater, ein Kommunal-College, ein kleines Seminar, ein Zellengefängnis, eine 1867 gegründete Gesellschaft der Naturwissenschaften und der Geschichte und eine öffentliche Bibliothek von 11 000 Bänden, mit sehr wertvollen, aus der Abtei der Beneditischen Inseln stammenden Manuskripten. Die Bevölkerung kultiviert wohlriechende Pflanzen, wie Orangen, Jasmin, Rosen, Heliotrop, Tuberosen u. s. w., und fabriziert berühmte Essenzen und Parfümerien, für welche G. nächst Paris der wichtigste Ort in Frankreich ist; die 70 vorhandenen Etablissements konsumieren im Mai, wenn man die Hele abdestilliert, täglich 45 000 kg Rosenblätter und 16 000 kg Orangenblüten. Ein kleines Gewässer treibt zahlreiche Olivenöl- und Getreidemühlen. Ferner werden Seife, Liqueure, trockene Früchte zur Ausfuhr bereitet und Bienenzucht, Seidenerei, Seidenweberei, Töpferei, Korbflechterei, wichtige Marmorbrüche betrieben. Lebhaft ist auch der Handel.

Im Anfang des 10. Jahrh. war G. (mittelalt. Grassa) noch ein kleiner Ort im Pagus Antibulensis des Königreichs Burgund, erhob sich aber durch blühenden Handel bald zu einer der wichtigsten Städte der Provence. Von 1244 bis 1790 war es Bischofssitz, den Innocenz IV. von Antibes hierher verlegte, und seit 1570 Hauptort einer eigenen Landvogtei. Im 12. und 14. Jahrh. von afrik. Seeräubern, 1586 bei Annäherung Karls V. von den Einwohnern selbst zerstört, wurde es an seiner jetzigen Stelle wieder aufgebaut, fiel 1589 in die Hände der Ligueisten und des Herzogs von Savoyen, befreite sich aber 1593 wieder. Im J. 1707 belagerte es Prinz Eugen und der Herzog von Savoyen vergeblich.

Graesse (Joh. Georg Theodor), ausgezeichnete Bibliograph und Litterarhistoriker, geb. 31. Jan. 1814 zu Grimma, erhielt seine Bildung auf der dortigen Fürstenschule, an welcher sein Vater, Johann Gottlob G. (gest. 1827), Professor war, und widmete sich seit 1832 in Leipzig unter Hermann dem Studium der Philologie. Hierauf wandte er sich nach Dresden, wo er einige Jahre später Kollaborator an der Kreuzschule, daneben 1843 Privatbibliothekar des Königs Friedrich August II. wurde. Nachdem er 1848 als Inspektor des Münzkabinetts in Staatsdienste übergetreten, erfolgte 1852 seine Ernennung zum Direktor der Porzellan- und Gefäßsammlung, worauf ihm 1864 auch noch das Amt eines zweiten Direktors des Grünen Gewölbes übertragen und er 1871 zum ersten und alleinigen Direktor desselben ernannt ward. Im J. 1878 ward ihm auch noch die Direktion der königl. Münzsammlung übertragen. Seinen Ruf als Litterarhistoriker und Bibliograph begründete G. durch sein «Lehrbuch einer allgemeinen Litteratargeschichte», von welchem der erste Band die Alte Welt (2 Tle., Dresd. u. Lpz. 1837–38), der zweite (3 Tle., 1839–43) das Mittelalter, der dritte (3 Tle., 1852–58) die neue Zeit, ein vierter (1859) die Register zu sämtlichen Abteilungen umfaßt. Eine kürzere Bearbeitung desselben Stoffes gab G. im «Handbuch der allgemeinen Litteratargeschichte» (Magdeb. u. Lpz. 1854; 3. Aufl. 1860) an. G.s zweites Hauptwerk ist der «Trésor de livres rares et précieux» (7 Bde., Dresd. 1858–69). Kleinere bibliogr. Arbeiten sind die «Bibliotheca magica» (Lpz. 1843) und die

«Bibliotheca psychologica» (Lpz. 1845). Außer der Übersetzung der «Gesta Romanorum» (2 Bde., Dresd. 1842) und der kritischen Ausgabe der «Legenda aurea» des Jacobus a Voragine (Dresd. 1846) gehören dem Gebiet der Sagenkunde an die Untersuchungen über «Die Sage vom Ewigen Juden» (Dresd. 1844) und «Die Sage vom Ritter Lanzhaufer» (Dresd. 1846; 2. Aufl. 1860), sowie die «Beiträge zur Litteratur und Sage des Mittelalters» (Dresd. 1850). Diesen reihten sich an der «Sagen-schatz des Königreichs Sachsen» (Dresd. 1854—55; 2. Aufl. 2 Bde., 1874), die in Gemeinschaft mit Asbjörn-Jensen veranstaltete Märchenammlung «Nord und Süd» (Dresd. 1858), sein «Sagenbuch des preuß. Staats» (2 Bde., Glogau 1868—69), «Deutsche Namen-, Geschlechts- und Wappensagen» (Dresd. 1876), «Bierstudien» (Dresd. 1872), «Jägerbrevier» (Dresd. 1867; 2. Aufl., Wien 1869), «Jägerhörnlein» (Dresd. 1861), «Hubertusbrüder» (Wien 1875) und «Des deutschen Landmanns Praxilla» (Dresd. 1858). Außerdem veröffentlichte G. ein «Handbuch der alten Numismatik» (Lpz. 1852—56), «Beiträge zur Geschichte der Gefäßbildnerel, Porzellanfabrikation u. s. w.» (Dresd. 1853), «Guide de l'amateur de porcelaines et de poteries» (Dresd. 1864; 6. Aufl. 1881), «Guide de l'amateur d'objets rares» (Dresd. 1872; 2. Aufl. 1877), «Beschreibender Katalog des Grünen Gewölbes» (Dresd. 1872; 4. Aufl. 1881; frz. 1872; engl. 1874), «Beschreibender Katalog der königl. Porzellansammlung» (Dresd. 1874), «Orbis latinus» (Dresd. 1861), «Sachsens Fürsten aus dem Hause Wettin» (Dresd. 1875), «Unsere Vor- und Laufnamen» (Dresd. 1875). Im J. 1880 publizierte er für den literarischen Verein zu Stuttgart zwei lat. Fabelwerke des Mittelalters, das «Speculum sapientiae» des Cyrillus und den «Dialogus creaturarum» des Nikolaus Pergamensis. Seit 1878 veröffentlicht er eine «Zeitschrift für Museologie». Wegen einer Augenkrankheit legte G. 1882 seine Ämter nieder.

Graffhieren (frz.), den A-Laut ohne Vibration der Zunge, als Gaumen- oder Kehllaut sprechen.

Graßhoff (Johs.), Schriftsteller auf dem Gebiete der Photographie, geb. 7. Jan. 1836 in Briezen, widmete sich anfangs der Malerei, später der Photographie. Hier beschäftigte ihn namentlich die Technik der Negativ- und Positivretouche, über welche er eine größere Zahl lehrreicher Abhandlungen in den «Photographischen Mitteilungen» (Jahrg. 1865—72) veröffentlichte, die auf die Entwicklung gedachter Technik großen Einfluß ausübten. Seine Erfahrungen sind zusammengefaßt in dem Buche «Die Retouche von Photographien» (Berl. 1868; 4. Aufl., bearbeitet von Hartmann, 1877). G. starb 11. Dez. 1871 in Berlin.

Graffi (Angela), span. Schriftstellerin, geb. 2. April 1826 zu Crema in Italien, stammt von ital. Eltern, die aber bald nach Barcelona übersiedelten. Mit 15 Jahren schrieb sie das Drama «Crimen y expiacion», welches in Barcelona zur Aufführung kam, und dem bald eine Reihe Komödien folgte, wie «Amor y orgullo», «Los ultimos dias de un reinado» u. s. w. Ihre Hauptstärke liegt jedoch auf dem Gebiete des Romans und der Novelle. Besonders beliebt sind «Riqueza as del alma», «La gota de agua», «Los que no siembran, no cojen», «El capital de la virtud» und «Marina. Narracion historica» (Madr. 1877).

Conversations-Repert. 13. Aufl. VIII.

Graff (Anton), Bildhauer, geb. in Wien 1755, war ein Schüler der dortigen Akademie und des Hofstatuarus J. W. Beyer, unter dessen Leitung er an den Marmorstatuen, welche den kais. Karl zu Schönbrunn zu schmücken bestimmt waren, arbeitete. Er gelangte dann als Modellmeister an die kaiserliche Porzellanfabrik, für welche seine Thätigkeit von höchster Bedeutung werden sollte. G. fertigte zahllose Modelle zu den für die wiener Produktion so charakteristischen ganz weißen Bisuits, welche er in den elegantesten Formen behandelte. Besonders berühmt ist die Gruppe des Parisurteils, die Grazien u. s. w. Die Akademie ernannte den Künstler zu ihrem Mitgliede. Im J. 1792 fand er Gelegenheit, Italien zu besuchen, wo die Canovaschen Meisterwerke ihn in seiner antifizierenden Richtung bestärkten. Von den vielen Modellen aus der folgenden Zeit besitzt das österreichische Museum für Kunst und Industrie in Wien einen reichen Vorrat, darunter die schönen Replikationen der Niobiden; auch Canova hat er porträtiert. Vorzüglich sind ferner seine edel antil gehaltenen Cäsarenbüsten Kaiser Josephs II. (Museum), Franz II., des Erzherzogs Karl. Seit 1794 leitete er das Direktorat der wiener Akademie und starb 31. Dez. 1807 in Wien. G.s Schöpfungen repräsentieren den Übergang des zierlichsten Stils Ludwig XVI. zum vornehmen Empire, und haben durch seine Geschmacksrichtung sowie durch technische Meisterschaft bedeutenden Wert.

Sein Bruder Joseph G., geb. in Wien 1768, war gleichfalls Schüler der Akademie daselbst, arbeitete dann aber in Warschau, von wo er 1799 als Professor an die Akademie nach Dresden berufen wurde. Später übernahm er die Leitung der Kunstpensionäre des sächs. Hofes in Rom, lehrte aber 1821 nach Dresden zurück, wo er 7. Jan. 1838 starb. Er ist ein geistreicher Porträtist, dessen Bildnisse von großer Naturwahrheit und Zartheit des Vortrags zeugen. Ein Porträt seines Bruders, des Bildhauers G., besitzt die Akademie in Wien, das der Fürstin Pauline Metternich, spätere Herzogin von Württemberg, gemalt 1790, Fürst Metternich in Wien, andere, namentlich schöne Damenbildnisse, sind in Dresden.

Graffieren (lat.), um sich greifen, sich verbreiten (von Epidemien); davon Graffiation.

Graßmann (Hermann Günther), Mathematiker und Orientalist, geb. 15. April 1809 zu Stettin, studierte 1827—30 in Berlin Theologie und Philosophie, später Mathematik. Er wurde 1834 Lehrer der Mathematik an der berliner Gewerbeschule, 1836 an der Ottofschule zu Stettin und 1852 am Gymnasium daselbst. Er starb 26. Sept. 1877 in Stettin. Seine Hauptwerke sind: «Die Wissenschaft der ertenfiven Größe oder die Ausdehnungslehre» (Lpz. 1844; 2. Aufl., Berl. 1862), «Lehrbuch der Arithmetik» (2 Bde., Berl. 1861—65), «Wörterbuch zum Rig-Weba» (Lpz. 1875), «Rig-Weba, übersezt und mit Anmerkungen versehen» (2 Bde., Lpz. 1876—77). Vgl. Schlegel, «Hermann G., sein Leben und seine Werke» (Lpz. 1878).

Graßmann (Robert), Mathematiker und Philosoph, Bruder des vorigen, geb. 8. März 1815 in Stettin, studierte Theologie, Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften, war 1841 und 1843 Lehrer und ist seitdem Redacteur der «Stettiner Zeitung» und der «Pommerschen Zeitung». Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Die Weltwissenschaft

oder Physik (Bd. 1—2, Stettin 1862—73), «Die Formenlehre oder Mathematik» (Stettin 1872), «Die Lebenslehre oder die Biologie» (Bd. 1, Stettin 1872), «Die Wissenschaftslehre oder Philosophie» (4 Bde., Stettin 1875—76), «Das Weltleben oder die Metaphysik» (Stettin 1881), «Das Gebäude des Wissens» (Bd. 3 und 4, Stettin 1882—83).

Graswangthal, ein von der Ammer (s. b.) durchflossenes Thal in Oberbayern.

Grat und **Gratbogen** (architektonisch), s. unter Gewölbe.

Gräter (Friedr. David), ein um die nordische Altertumskunde verdienter Forscher, geb. 22. April 1768 in der damaligen Reichsstadt Schwäbisch-Hall, war seit 1789 am Gymnasium seiner Vaterstadt angestellt und wurde 1818 Rektor des Gymnasiums zu Ulm und später zugleich Pädagogarch der gelehrten Schulen des Donauraumes. Nachdem er sich 1827 hatte in Ruhestand versetzen lassen, starb er zu Schorndorf in Württemberg 2. Aug. 1830. Zur Herausgabe seiner «Nordischen Blumen» (Erg. 1789) wurde er vorzugsweise durch Schöbber veranlaßt, der in seiner «Allgemeinen nordischen Geschichte» über nordische Mythologie und Dichtkunst vielfach irrige Ansichten dargelegt hatte. Der allgemeine Beifall, mit welchem man diese Schrift aufnahm, veranlaßte ihn, mit G. O. Bach ein allgemeines literarisches Magazin für die deutsche und nordische Vorzeit zu begründen, das zuerst unter dem Titel «Pragur» (3 Bde., Epg. 1791—94) erschien, und das er dann mit Häßlein unter dem Titel «Praga und Hermodes» (4 Bde., Epg. 1796—1802; nebst «Allgemeines Repertorium» von Feine, Epg. 1804) fortsetzte. Im J. 1812 begann er die Altertumszeitung «Ovina und Leutoma» (Bd. 1, Bresl.), an deren Stelle dann die Zeitschrift «Juvna und Hermodes» (4 Bde., Bresl. 1812—16) trat. Unter seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen die Übersetzung von Euhms «Geschichte der nordischen Fabelzeit» (Epg. 1804) und «Zerstreute Blätter» (2 Bde., Ulm 1822—24). Der «Briefwechsel zwischen Jakob Grimm und G.» wurde (Heilbronn 1877) von H. Fischer herausgegeben.

Gratia (lat.), Gunst, Gnade, Anmut, Dank; G. gratiam parit, Gunst erzeugt Gunst, soviel wie: Eine Liebe ist der andern wert; ex mora gratia, aus bloßer Gnade; ex speciali gratia, aus besonderer Gnade.

Gratialis (neulat.), Erleutlichkeit, Trübsal.

Gratianspolis, alter Name von Grenoble.

Gratianus, röm. Kaiser, geboren als der älteste Sohn des röm. Feldherrn (spätern Kaisers) Valentinian (I.) 18. April (oder 20. Mai) 359 n. Chr. zu Sirmium, erhielt seine Erziehung von dem Dichter Ausonius. Von seinem 364 mit dem Purpur geschmückten Vater am 24. Aug. 367 zu Amiens zum Augustus ernannt, mußte G. die Regierung selbst antreten, als sein Vater 17. Nov. 375 plötzlich in Pannonien starb. Unmittelbar beherrschte er nur die westl. Provinzen Britannien, Gallien und Spanien; sein kleiner Stiefbruder Valentinian II. (über den G. aber eine Art von Suprematie ausübte) erhielt die östl. und die italischen Länder. Persönlich ein frommer Christ, gab G. sofort die kluge, tolerante Kirchenpolitik auf, die sein Vater befolgt hatte. Die Auffassung der Homousianer wurde für katholisch erklärt, zunächst den Arianern und Donatisten der Krieg erklärt, die Arianer namentlich in Italien aller Kirchen beraubt. Der

Ausbruch des schweren Kriegs zwischen den Ost-römern und den durch die Hunnen nach der Donauhalbinsel gedrängten Westgoten veranlaßte G., seit 377 seinem Oheim Valens, den Kaiser des Ostens, namhafte Hilfstruppen zu schicken. Die Katastrophe bei Adrianopel vermochte G. jedoch nicht zu verhindern. Schon mit seiner Hauptmacht auf dem Marsche nach Thrazien begriffen, wurde er durch den Ausbruch eines Kriegs mit den Alamannen aufgehalten. Allerdings gewann G. im Mai 378 die große Schlacht bei Argentaria (heut Horburg an der Ill) und drang tief in den Schwarzwald ein. Eifersüchtig auf diesen Sieg wagte aber Valens vor der Ankunft des Heffen den Kampf bei Adrianopel (9. Aug. 378) mit den Goten, in welchem er eine furchtbare Niederlage erlitt und selbst den Tod fand. Nunmehr alleiniger Herr des Reichs, ernannte G. den Theodosius zum Kaiser des Ostens (19. Jan. 379) und unterstützte denselben zweckmäßig bei der Zurückdrängung der Goten. Im J. 382 legte G. die Stellung als röm. Pontifex Maximus nieder, welche die christl. Kaiser seit Konstantin d. Gr. noch immer beibehalten hatten. Bei den Arianern wie bei den Heiden gleich unpopulär, wurde er endlich auch bei den Orthodoxen mit Mißbehagen angesehen, weil er die neue ascetische Sekte der Prädicilianer nicht verfolgte. Da auch die Armee verstimmt war, weil G. als eifriger Jäger die neu in seine Dienste getretenen Alanen übermäßig bevorzugte, so gelang es einem span. Offizier, Elementis Magnus Maximus, im Sommer 383 zuerst die Legionen in Britannien zum Abfall zu bestimmen und nun als Usurpator aufzutreten. Dann ging er nach Gallien hinüber, gewann Heer und Volk bis zur Seine. Bei Paris gingen G.'s Truppen zu Maximus über. Der Kaiser flüchtete nach Lyon, wurde hier aber 26. Aug. 383 in dem kaiserl. Schlosse durch den ihm nachjagenden Reichsgeneral Andragathus bei Lixhe niedergehauen.

Gratianus, Gegenkaiser des Honorius, war der zweite der beiden Usurpatoren, die in der Zeit des Jahres 406 n. Chr. nacheinander in den brit. Legionen erhoben und bald wieder gestürzt wurden. G. hatte nur vier Monate den Purpur getragen. Glücklicher war nachher ein dritter Usurpator, Namens Constantin.

Gratianus, der Sammler des sog. Decretum Gratiani, von Geburt Italiener, war Camaldulensermonch des Klosters San Felice in Bologna. Seine Bedeutung beruht darin, daß, während vor ihm das kanonische Recht nur als Bestandteil der Theologie Unterrichtsgegenstand bildete, er dasselbe zum Range einer eigenen Disziplin erhob, und so Begründer der kanonischen Wissenschaft wurde. Er schrieb um 1145 einen Grundriß, in welchem er canones aus frühern kirchenrechtlichen Sammlungen systematisch zusammenstellte und durch kurze eigene Ausführungen (dicta Gratiani) miteinander verband. Das umfangreiche Werk teilte er in drei Abschnitte (partes), von denen der erste, später in 101 distinctiones geteilt, die Einleitung und die Lehre von den kirchlichen Personen und Ämtern gibt. Der zweite Teil besteht aus 36 Rechtsfällen (causae), die hauptsächlich auf die kirchliche Gerichtsbarkeit beziehen, und an welche anknüpfend der Verfasser Fragen (quaestiones) aufwirft, die dann wieder in canones beantwortet werden. Doch bildet causa XXXIII. quaestio 3 eine eigene Abhandlung über die Buße (de poenitentia), welche später in

7 distinctiones geteilt ist. Der dritte Teil, später in 5 distinctiones zerfallend, ist wesentlich liturgischen Inhalts. Der Titel des Ganzen ist «Concordantia discordantium canonum», weil der Verfasser die Absicht hatte, die Widersprüche der kanonischen Bestimmungen in Harmonie zu bringen; später ist das Werk *Decretum* genannt worden.

Schon durch einen Schüler Gratians, Ramapala, sind ergänzende canones eingefügt worden, die sich in späterer Zeit bis auf die Zahl von 166 vermehrt haben und *Palena* genannt wurden. Obgleich das Werk niemals seitens der Päpste mit geistlichem Charakter befestigt worden ist, so ist es doch von ihnen benutzt und von der Schule zu Grunde gelegt worden, und hat so auch einen tiefgehenden Einfluß auf die Praxis ausgeübt, der erst seit Beginn der offiziellen Dekretalsammlungen geschwächt wurde. Jetzt hat es nur rechtshistorische Bedeutung. Die neueste und zugleich erste kritische Ausgabe ist von Friedberg im ersten Teil seines «Corpus juris canonici» (Lpz. 1879) besorgt worden. Gratian, dessen Lehrerkennung durch die ihm von seinen Schülern gegebene Bezeichnung *Magister* bezeugt wird, hat das Jahr 1161 nicht mehr erlebt. Vgl. Schuster, «Geschichte der Quellen und Literatur des kanonischen Rechts» (Bd. 1, Stuttgart 1875).

Gratias, das Dankgebet, welches nach Tisch und vor dem Schlafengehen in allen Altären gesprochen wird, benannt von dem Anfang: G. agamus Deo (loft uns Gott danken).

Gratifikation nennt man im Konturs die rechtswidrige Begehung, welche der Gemeinshabner einem der Kontursgläubiger hat zuteil werden lassen. (S. Aufsehung.)

Gratiola nannte Linné noch der unter dem Namen Gottesgnaße, Gottesgnadeltraut in Deutschland und Schweden bekannten Pflanze eine zur Familie der Scrophulariaceen gehörende Pflanzengattung, deren Arten, lauter Kräuter, meist in Ostindien, dem tropischen Nordamerika und Australien vorkommen. Die gemeine Gottesgnaße, *G. officinalis* L. (Burgier-, Armenmannästrauch), welche in fast ganz Europa in Gräben, im nassem Weiches von Büschen, auf kumpfigen Triften wächst, hat einen langen, kriechenden, dünnwalrigen, vielfach verzweigten, gegliederten und beschuppten Wurzelstock, aus dem aufsteigende, vierkantige, ährige, mit kreuzweis-gegenständigen, lanzettförmigen, gestielten Blättern besetzte Stengel entspringen, welche in fast allen Blattwinkeln einzelsitzende, gestielte Blüten tragen. Dieselben bestehen aus einem fünfblätterigen Kelch, einer röhrigen Blumentrone mit außen gelber, fein schwarzgepunkteter Röhre und ausgebreitetem, ungleich viereckigem, zweiklappigem, weißem Saume. Die Frucht ist eine zweiklappige, vierkantige Kapself. Die Gottesgnaße ist eine gefährliche, heftig-purgierende und brechenerregernde Gift- und Arzneipflanze. In der Medizin wendet man bloß die Blätter (*Herba Gratiolae*) an. Abkochungen derselben werden in schwachen Gaben innerlich, in größeren unter Klappiere gemischt gegeben, und zwar bei Störungen der Menstruation, Hämorrhoiden, weißem Fluß, Wasserucht, Wärmern, atonischer Gicht. Zu große Gaben (besonders der Wurzel) können sehr bedenkliche Zufälle, heftige Kopf-, Darmentzündung u. s. w. veranlassen. Bei zufälligen Vergiftungen durch *G.* ist weiter nichts zu thun, als die an und für sich vorhandene Neigung

zum Erbrechen durch Trinken von warmem Wasser möglichst zu befördern.

Gratiolet (Louis Pierre), franz. Naturforscher, geb. 6. Juli 1815 zu Sainte-Foy, Depart. Gironde, studierte Medizin und wurde Präparator am Museum in Paris, 1868 Professor der Anatomie und Physiologie an der Sorbonne. Er starb 16. Febr. 1865. S. schrieb: «Mémoire sur les plus cérebraux de l'homme et des primates» (1854) und «Recherches sur le système vasculaire» (1862).

Gratiolite, $C_{10}H_8O$, ein kristallinischer, noch wenig erforschter Bestandteil von *Gratiola officinalis* L., wahrscheinlich ein Ölulofid.

Gratias (lat.), unkonst., unentgeltlich; davon Gratiß (Gratuiß), einer der etwas (namentlich Unterricht und Kost) ohne Bezahlung erhält.

Grattus Falliscus (richtiger Grattius, ohne den Beinamen Falliscus, d. h. aus Falterii, da dieser mit Unrecht aus einem Verse seines Lehrspruchs gefolgert wird) schrieb zur Zeit des Augustus in trojaner und schwerfälliger Darstellung ein didaktisches Gedicht über die Jagd («Cynegeticum»), das größtenteils erhalten ist. Dasselbe ist namentlich herausgegeben in der «Poetas latini minores» von Hermann, Bernsdorf und Währens, sowie mit andern kleinern röm. Poesien von Haupt (Lpz. 1838).

Gratry (Auguste Joseph Alphonse), kath. franz. Theolog, geb. 30. März 1806 zu Lille, widmete sich zunächst polytechnischen Studien, trat aber später in den geistlichen Stand ein, wurde 1861 Generalvikar des Bischofs von Orléans, 1863 Professor der Moral in der Sorbonne und 1867 Mitglied der Akademie. Seinen gelehrten Ruf begründete er durch die Schriften: «Cours de philosophie» (7. Aufl. 1864), «Philosophie du Crédo» (1863—65) und «Kommentar zum Evangelium des Matthäus» (1863—65). In der Schrift «La morale et la loi de l'histoire» (2 Bde., 2. Aufl. 1871) feierte er die französische Revolution als die wahre Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft. Das Vatikanische Konzil bekämpfte er in scharfen Schriften, unterwarf sich aber 26. Nov. 1871 den Beschlüssen und starb 6. Febr. 1872 zu Montreux.

Grattan (Henry), berühmter irischer Redner, geb. 8. Juli 1746 zu Dublin, studierte in Dublin und London die Rechte und wurde 1775 ins irische Parlament gewählt. Er fand bald an der Spitze der Opposition, der es 1782 gelang, die Wiedereinführung der Akte von 1721, welche Irland von der engl. Legislative abhängig machte, zu erwirken. Weniger glücklich war er mit der Emancipation der Katholiken, die er, obwohl selbst protestantisch, energisch befürwortete. Nach Ausbruch der Rebellion von 1798 zog sich *G.* von der Öffentlichkeit zurück, aus der er nur hervortrat, um 1800 die Union mit England zu bekämpfen. Im J. 1805 ward er für den Fleden Malton und 1806 für Dublin ins brit. Unterhaus gewählt. Auch hier verfocht er namentlich die kath. Emancipation. Er starb in London 14. Mai 1820 und ward in der Westminsterabtei beigesetzt. Seine Reden wurden von seinem Sohne gesammelt (4 Bde., Lond. 1822), welcher auch «Life and times of Henry G.» (5 Bde., Lond. 1839—45) herausgab.

Henry G., Sohn des vorigen, geb. um 1790, wurde gleichfalls 1826 für Dublin ins Parlament gewählt, unterlag aber 1830 gegen den Tory-Kandidaten Frederick Shaw. Seit 1832 war er Vertreter der Grafschaft Meath und machte sich

1851 im Unterhause durch die Festigkeit seines Widerstandes gegen die Ecclesiastical Titles-Bill bemerkl. Er starb 16. Juli 1859.

Grattan (Thomas Colley), engl. Novellist, geb. 1796 in Dublin, lebte seit 1817 auf dem Kontinent und wurde 1839 brit. Konsul in Boston, 1853 in Massachusetts. Später lebte er in London, wo er 4. Juli 1864 starb. Er schrieb: «Highways and byways» (3 Bde., Lond. 1823—27), sowie die histor. Romane «The heiress of Bruges» (3 Bde., Lond. 1828), «Jacqueline of Holland» (3 Bde., Lond. 1830) und «Agnes of Mansfeld» (3 Bde., Lond. 1836), ferner «Civilized America» (2 Bde., Lond. 1859), worin er die amerik. Zustände in sehr schwarzen Farben schilderte. Eine Art Autobiographie gab er in «Beaten paths and those who trod them» (2 Bde., Lond. 1862).

Grattiere (von Grat, scharfe Gebirgskante), Bezeichnung für die meist vereinzelt in den obersten Alpenregionen sich aufhaltenden Genssen.

Gratuit, f. unter Gratia.

Gratuit (frz.), umsonst, unentgeltlich (vgl. Don gratuit); Gratuität, Gnabengesent.

Grätz, Hauptstadt von Steiermark, f. Gratz.

Grätz (auch Grätz, poln. Grodzisko), Stadt in der preuß. Provinz und im Regierungsbezirk Posen, Kreis But., 10 km im S.W. von Opalenica (Station der Märkisch-Posener Bahn), zählt (1880) 3701 E. (davon 2175 Katholiken, 859 Evangelische und 656 Juden; 1800 Polen), ist Station der Secundärbahn Opalenica-G. der Preussischen Staatsbahn, Sitz eines Amtsgerichts und hat Ackerbau, Viehzucht, eine Briefumschläge- und Dütenfabrik, eine Dampfmaschinmühle, eine Färberei, Lederfabrikation, starke Bierbrauerei und Getreidehandel. Das Rittergut Schloß-G. und die ganze Umgegend treiben bedeutenden Hopfen- und Flachsbau. Am 28. April 1848 nahmen preuß. Truppen mit zwei Geschützen die von poln. Insurgenten verteilte Stadt mit Sturm.

Grätz (Heinr.), namhafter jüd. Historiker, geb. 31. Okt. 1817 zu Kionz in der Provinz Posen, besuchte das Gymnasium zu Odenburg und 1840—44 die Universität Breslau. Im J. 1853 erhielt er einen Ruf an das jüd.-theologische Seminar zu Breslau, ward 1870 zum Professor an der Universität daselbst ernannt und übernahm 1869 die Redaction der «Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums». Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Gnosticismus und Judentum» (Krottsch 1846) und vorzüglich die «Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart» (11 Bde., Ppz. 1853—76), die in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde. Außerdem gab G. eine Übersetzung und einen Kommentar des Predigers (Ppz. 1871), des Hohen Liedes (Wien 1872) und der Psalmen (2 Bde., Bresl. 1882—83) heraus.

Grau ist die durch Verdünnung oder durch Ver-
sehung mit Weiß aus dem Schwarz entstehende Farbe, welche in verschiedenen Abstufungen als hellgrau, dunkelgrau, schwarzgrau erscheint, von kleinen Beimischungen anderer Farben (blau, gelb, rot, braun, grün) mannigfach nuanciert wird und danach die entsprechenden Namen blaugrau oder bläulichgrau, gelblichgrau, rötlichgrau, bräunlichgrau, grünlichgrau erhält, auch nach mehreren grauen Naturgegenständen charakteristisch benannt wird, wie perlgrau, eisengrau, stahlgrau, bleigräu, silzgräu, schie-

fergräu, aschgräu, mauzgräu, rauchgräu. Die Färberei und der Zeugdruck erzeugt graue Farbtöne der verschiedensten Art mittels derselben Materialien, welche zum Schwarzfärben dienen, jedoch mit mehr oder weniger verdünnten Farbbehrhen und oft unter Zusatz anderer (blauer, gelber, roter) Farbestoffe, weshalb die grauen Töne auf den Zeugen meist ins Grünliche, Bläuliche oder Rötliche schimmern. Auf Wolle erhält man G. durch Sieden derselben in einem Galläpfelbade mit etwas Eisenbeize; gibt man vorher der Wolle einen blauen Grund, so erhält man eine bläuliche Nuance. Auf Seide und Baumwolle wendet man meist zur Erzeugung von G. Anilinschwarz und graue Leerfarbe, wie z. B. Gris d'Alsace und das Graefin an.

Grau in grau, f. Grisailen.

Graubraunstein, f. Braunstein.

Graubünden oder Bündten (frz. Grisons, ital. Grigioni, roman. Grischun), der größte Kanton der Schweiz, hat ein Areal von 7185 qkm und grenzt einerseits an die Kantone Tessin, Uri, Glarus und St. Gallen, andererseits an Liechtenstein, Tirol und die ital. Provinz Sondrio (Bellin und Chiavenna). Der ganze Kanton ist ein Gebirgsland, aus zahlreichen Ketten und Massiven gebildet, welche durch tiefe spaltenartige Thäler voneinander geschieden werden. Der Nordrand gehört den Glarner Alpen an (Löb 3623 m), der Westrand der Gotthard- und der Abulagruppe der Lepontinischen Alpen (Rheinwaldhorn 3398 m). Den S. und O. nehmen die Rhätischen oder Graubündner Alpen ein, welche durch das Bergell und das Engadin in die beiden Gruppen der Südrhätischen (Piz Bernina, 4052 m) und der Nordrhätischen Alpen (Piz Reisch, 3417 m) geteilt werden. 60 Proz. des Areals fallen auf das Rheingebiet, 24 Proz. auf das Gebiet des Inn, 7 Proz. gehören zum Tessin, 6,5 Proz. zum Atda- und 2,5 Proz. zum Etischgebiet. Größere Seen besitzt G. nicht; der größte der zahlreichen kleinen Hochseen, der Silsersee im Oberengadin, hat nur 4 qkm Fläche. Die Hauptthäler sind das Oberrheinthal und das Engadin, beide Längenthäler mit nordöstl. Richtung. Die Thalstufen des erstern sind das Tavetsch bis zur Mündung des Mittelrheins, das Vorderheinthal bis zur Mündung des Hinterrheins und das Churer Rheinthal, welches sich bei Chur nach Norden wendet und zum Quertal wird. Die nördlich gegen die Glarner Alpen ansteigenden Seitenthäler sind schmal, schluchtartig eingegraben, die meisten ohne Winterdörfer. Die südlichen sind länger und breiter, stärker besiedelt. Die wichtigsten sind das vom Mittelrhein bewässerte Val Mesels, das Lugnez mit dem St. Petersthal, das Safien-
thal und das Thal des Hinterrheins, welches als Rheinwaldthal am Rheinwaldhorn beginnt und bei Reichenau in das Vorderheinthal mündet. In seine zweite Stufe, das Schams, mündet das Fetzerrathal, im obren Teile Avers genannt; gegen die unterste Stufe, das Domleschg, mit dem Schams durch die grophartige Schlucht der Diamala verbunden, öffnet sich durch die Thalenge des Schyn das Thal der Albula (f. d.), das sich wieder in die drei Hochthäler Bergün, Davos und Oberhalbstein spaltet. Bei Chur münden das Thal von Churwalden und das von der Plessur durchströmte Schanfeld; weiter abwärts bei Malans das Prättigau, das Thal der Landquart. Das zweite große Längenthal, das Engadin (f. d.), wird durch die Querschwelle des Maloja vom Bergell (f. d.) und durch den Sattel

des Bernina vom Puschlav (Poschiavo) getrennt, die beide zum Gebiet der Udva gehören. Nach Südosten gegen das Thal der Etch öffnet sich jenseit des Ofenpasses das vom Rambah durchflossene Münsterthal, nach SW. gegen das Thal des Ticino die Thäler Misor (Mesocco) und Calanca. Das Klima ist nach Höhenlage und Thärlage sehr verschieden, am mildesten im Churer Rheinthal und Domleschg und in den nach Süden geöffneten Thälern Misor und Calanca, Bergell und Puschlav; sehr rauh in den Hochthälern Engadin, Avers u. s. w., deren Winter fast acht Monate dauert. Für Roveredo im Misor (297 m über dem Meere) beträgt das Jahresmittel 11,6° C., für Castasegna im Bergell (700 m über dem Meere) 10,4°, für Chur (599 m) 9,5°, während es für Klosters im Prättigau (1207 m) nur 5,15°, für Davos (1650 m) 2,35°, für Sils-Maria im Oberengadin (1810 m) 1,33° und für die Pashöhe des Bernhardin (2063 m) nur 0,96° erreicht. Sowohl die Kultur- und Waldbegrenzen, als die Schneelinie liegen in G. sehr hoch; erstere steigen bis zu 1950 und 2200, letztere bis zu 3000 m an.

Die Bevölkerung G. belief sich 1880 auf nur 94 991 Seelen, jedoch G. mit kaum 13 Menschen auf dem Quadratkilometer der am schwächsten bewohnte Kanton der Schweiz ist; 53 168 E. gehören der reformierten, 41 711 der lat. Konfession an; die Zahl der Israeliten beträgt 88, die der Andersgläubigen 74. Die Muttersprache ist bei 43 664 E. die deutsche, bei 12 976 die italienische, bei 37 794 die romanische; 567 E. bedienen sich anderer Sprachen. Die Italiener bewohnen die Thäler Misor und Calanca, Bergell und Puschlav; die Romanen oder Rabiner das Engadin und Münsterthal, das Schams und das Ferrerathal, das Domleschg, das Bergün und Oberhalbstein und das Bündener Oberland; die Deutschen das Churer Rheinthal, das Prättigau und Davos, das Thal von Churwalden und die von roman. und italien. Gebiet umschlossenen Sprachinseln von Rheinwald, Vals, Safien, Versam, Valendas, Thusis, Obersargen, Avers und Samnaun; 46,4 Proz. des Areals sind unproduktiv (Gletscher 6 Proz.), 17,5 Proz. sind mit Wald bedeckt, 36,1 Proz. fallen auf Acker- und Gartenland, Weinberge, Wiesen und Weiden. Haupterwerbsquellen sind die Viehzucht und Alpwirtschaft, die namentlich im Tavetsch und Heingenberg vorzügliche Rasse liefert. Bei der Viehzählung von 1876 zählte der Kanton 3411 Pferde, 78 075 Rinder, 19 622 Schweine, 82 878 Schafe, 49 368 Ziegen und 9158 Bienenstöcke (den besten Honig liefert Tavetsch). In den südl. Gebirgen werden ausgedehnte Alpenweiden an Bergamaserschäfer zur Sommerung ihrer Herden verpachtet. An Jagdwild findet man in den Hochalpen die Gemse, das Murmeltier, den Berghasen und mehrere Fährarten, in den Vorbergen hier und da das Reh; der Steinbock ist ausgehornt, dagegen ist der Bär in den öden Hochgebirgen des Unterengadin nicht sehr selten. Wähe und Seen liefern treffliche Forellen. Von nutzbaren Gesteinen bricht man Blatenschiefer, weißen und bunten Marmor, Gips und Kalk, Lavastein und Serpentin. Erze finden sich häufig, besonders Eisen, Blei, Kupfer, auch Silber und Gold, aber nirgends in baumwürdiger Menge; von den sehr zahlreichen Gruben ist keine mehr im Betrieb. Sehr reich ist G. an Heilquellen; zum Teil weltberühmte Eisen- und Natriumsulfatlänge besitzen St. Moritz, Schuls, Larasp, Fideris, Peiden, San-Bernardino u. s. w.,

kräftige Schwefelwasser Alveneu, Serneus, Larasp und Le Prese (Puschlav). Unter den sehr zahlreichen klimatischen Kurorten nimmt Davos die erste Stelle ein. Der Ackerbau liefert besonders Weizen, Roggen, Gerste, Hirse, Kartoffeln, in den mildesten Lagen Mais und Tabak. Die Obstkultur ist am stärksten im Rheinthal, wo der Kirschbaum bis zu 1400 m ansteigt; Misor und Bergell liefern Gellastanien, die «Herrschaft» (Kreis Maiensfeld) und Misor Wein. Der Wald, welcher Holz zur Ausfuhr liefert, besteht vorherrschend aus Fichten, Lärchen und Arven.

Die Industrie ist unbedeutend; eigentliche Fabriken (Baumwollspinnereien, Gerbereien, Brauereien) finden sich fast nur zu Chur. Viele Graubündner, besonders aus dem Engadin, wandern als Zuderbäder, Kaffeewirte u. s. w. ins Ausland, um sich im Alter mit dem draußen erworbenen Vermögen als wohlhabende Leute in der Heimat zur Ruhe setzen zu können. Der einheimische Handel ist meist Vieh-, Rasse-, Fell- und Holzhandel. Der Transit hat seit Eröffnung der Gotthardbahn abgenommen, obwohl er durch ein ausgedehntes System chaufierter Alpenübergänge wachst. Die Grundlinien dieses Systems waren durch die Hauptthäler des Vorder- und des Hinterrheins und des Inn gegeben. Ein großer Straßenzug, der bei Chur an die vereinigten Schweizerbahnen anschließt, durchzieht das Rheinthal und führt zum Anschluß an die Gotthardbahn einerseits über die Oberalp (2052 m) nach Andermatt und Segesenen im Kanton Uri, andererseits mit einer südl. Abzweigung über den Lufmanier (1917 m) in das tessinische Mognothal und nach Biasca. Bei Reichenau, wo der Hinterrhein mündet, zweigt sich ein anderer Straßenzug ab, durchzieht die Thalstufen des Hinterrheins und gabelt sich im Rheinwald, um nach Süden über den Splügen (2117 m) Chiavenna, nach Südwesten über den St. Bernhardin (2063 m) das Misor und Bellinzona zu erreichen. Das Engadin wird der ganzen Länge nach von einer Poststraße durchzogen, die nach Westen über den Maloja (1811 m) ins Bergell und nach Chiavenna, nach Osten über Finstermünz nach Tirol führt. Zahlreiche Verbindungslinien und Abzweigungen dieser drei Hauptzüge vervollständigen das Straßennetz G., das im ganzen 13 fahrbare Alpenübergänge zählt. (S. Alpenstraßen.)

Die wichtigsten Ortschaften sind außer der Hauptstadt Chur und den oben erwähnten Kur- und Badeorten: im Rheinthal Disentis, Ilanz, die oberste RheinStadt, Reichenau und das Städtchen Maiensfeld (1208 m), im Hinterrheinthale Splügen und Thusis (1126 m), im Prättigau Klosters und Schiers (1710 E.), im Engadin Samaden, im Puschlav Poschiavo, im Misor Mesocco (1259 E.)

Die Verfassung ist rein demokratisch. Gesetzgebende Behörde ist der Große Rat, je ein Mitglied auf 1800 E., vollziehende der Kleine oder Regierungsrat von drei Mitgliedern, der bei wichtigen Geschäften und Vorberatungen für den Großen Rat sich durch neun weitere vom Großen Räte gewählte Mitglieder zur Ständekommission erweitert. Die Amtsdauer beträgt zwei Jahre. Alle Geseze unterliegen dem Referendum. Für die Initiative sind 5000 Stimmen erforderlich. Der Kanton zerfällt in 14 Bezirke mit 39 Kreisen, von denen jeder seinen Kreisrat und sein Kreisgericht unter einem Landammann oder Kreispräsidenten hat. Zweite Instanz sind die 14 Bezirksgerichte, oberste das Kantonggericht mit neun Mitgliedern und dreijähriger

Unterdauer. Für das Kirchenwesen der Reformierten sorgen der evang. Kirchenrat und die Synode; die kath. Kirche steht unter dem Bischof von Chur. Von höhern Lehranstalten bestehen die Kantonschule, das lat. Priesterseminar St. Luzi und die höhere Töcherschule zu Chur, das Lehrerseminar zu Schiers und die Stiftsschule des Klosters Disentis. Bei den Rekrutenprüfungen von 1882 nahm der Kanton den 15. Rang ein. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1882 auf 950 000, die Ausgaben auf 1 450 000, die Staatschuld auf 9 200 000 Frs. Sowohl das Defizit in der laufenden Rechnung, wie die Staatschuld rühren hauptsächlich von den enormen Aufwendungen des Kantons für Straßebauten und Flüßkorrekturen her. In militärischer Beziehung gehört der Kanton zum Stammbezirk der 8. Division. Das Wappen zeigt im weißen Felde drei nebeneinandergestellte Schilde, von denen der mittlere, im weißen Felde ein schwarzer aufsteigender Steinbock, den Gotteshausbund, der rechte, von weiß und schwarz gespalten, mit einem gepanzerten St. Georg als Schildhalter, den Grauen Bund, und der linke, im von blau- und goldgevierten Schilde ein blau und goldenes Kreuz, von einem wilden Mann gehalten, den Zehngerichtenbund bezeichnet.

Geschichtliches. Ob die Rhätier, die Ureinwohner des Landes (Hochrätien) keltischer oder tuskischer Abstammung waren, bleibt unentschieden. Nach langen, harten Kämpfen gelang es den Römern (15 n. Chr.), das schwer zugängliche Land zu erobern, das nun als *Rhaetia prima* 400 Jahre unter ihrer Herrschaft stand. Nach dem Sturze des Römischen Reichs gelangte Rhätien 490 an das Ostgotische Reich Theodorichs d. Gr. und 536 an das Fränkische Reich, unter welchem es von eigenen Grafen verwaltet wurde. Das Christentum, das in den unteren Teilen schon im 2. Jahrh. Eingang gefunden hatte, wurde unter der fränkischen Herrschaft auch in den oberen Teilen verbreitet, namentlich durch die Glaubensboten Sigisbert und Valricus, die 614 das Kloster Disentis gründeten. Durch den Vertrag von Verdun 843 fiel das Land Ludwig dem Deutschen zu und gehörte fortan zum alamann. Herzogtum. Die mächtigsten Herren in Rhätien waren die Bischöfe von Chur, die vielfach auch die gräfliche Gewalt in Händen hatten, die Äbte von Disentis, die Herren von Rätisch und Baz als bischöfliche Vögte, die Grafen von Werdenberg, Toggenburg, Sar, die Freiherren von Belmont, Rhäzuns u. s. w., und unter ihnen hauste in zahlreichen Burgen ein raub- und fehdelustiger Lehnsadel. Daneben bestanden mehrere freie und halbfreie Thalschaften und Gemeinden, so die deutschen Kolonien in Rheinwald, Safien, Obersaxen, Bala, die Gemeinden des Bergell und die Gemeinden der Freien Waller, die im 18. Jahrh. wahrscheinlich aus dem Wallis in Davos, Scharif, Avers u. s. w. eingewandert waren. Als die königl. Gewalt zu erschaffen begann, besonders vom 14. Jahrh. an, entspannen sich zwischen den verschiedenen Dynastien zahlreiche Feinden, unter denen das Volk schwer zu leiden hatte, bis endlich die Bündnisse der Gemeinden mit den großen geistlichen und weltlichen Gewalthabern geordnete Zustände herbeiführten. Im J. 1396 wurde der Gotteshausbund, 1424 zu Truns der Graue oder Obere Bund, 1436 der Zehngerichtenbund geschlossen und 1471 beschworen zu Bazel, die drei Bünde ihre ewige Vereinigung, nachdem sie schon seit dem Siege über den Schwarzen

Bund des Adels 1451 öfters gemeinsam gehandelt hatten. Im den J. 1497 und 1498 schlossen sich der Graue und der Gotteshausbund, 1567 der Zehngerichtenbund als Zugewandte Orte der Eidgenossenschaft an. Am Schwabenkrieg 1499 beteiligten sich die Bündner mit größtem Ruhme und 1512 eroberten sie von Mailand die Landschaften Mortis, Melli und Chiavenna, die sie bis 1797 als Unterthanenländer durch Landvögte regierten.

Die Reformation fand schon 1521 Eingang; 1526 erklärte der Bundestag zu Davos Religionsfreiheit. Im Gotteshausbund und den Zehngerichten schlossen sich die Mehrzahl der Gemeinden der Reformation an, während der Graue Bund größtenteils bei der kath. Konfession blieb. Der Zwiespalt zwischen den beiden Konfessionen gab häufig Anlaß zu gegenseitigen Verfolgungen, sog. Strafgerichten, und zog das Land in die Wirren des Dreißigjährigen Kriegs, welche von 1621 bis 1639 sowohl Österreich wie Frankreich willkommenen Vorwand zur Besetzung G. boten. Zwar gelang es der Staatstugheit und der rücksichtslosen Energie des bündnerischen Wallenstein, Georg Jenatsch, durch geschickte Benützung bald der einen, bald der andern kriegsführenden Macht die Selbstständigkeit des Landes wiederzuerlangen, und 1649—52 gewährte Österreich den Loslauf seiner letzten Besatzungen in G. mit Ausnahme einiger unbedeutender Herrschaftsrechte; die Zwistigkeiten und Strafgerichte hörten aber deshalb doch nicht auf, sondern setzten sich bis in das 2. Drittel des 18. Jahrh. fort. An der Spitze der reform. oder franz. Partei standen die Salis, an derjenigen der kath. oder österr. Partei die Planta. Im J. 1797 verlor G. seine ital. Besitzungen, die sich der Cisalpinischen Republik angeschlossen, und 1798 wurde es als Kanton Rhätien von Frankreich mit der Helvetischen Einheitsrepublik vereinigt, eine Vereinigung, die dem ausgesprochenen, durch die physische Gestaltung des Bodens bedingten Particularismus des Volks widerstrebt und Reibungen hervorrief, die von 1798 bis 1800 G. zum Tummelplatz franz., österr. und russ. Heere machten. Durch die Mediationsakte trat endlich G. 1803 als 15. Kanton der Eidgenossenschaft bei, ohne indes wieder in den Besitz seiner ital. Länder zu gelangen. Nach der Restauration gab sich der Kanton 1814 eine Verfassung, auf deren Grundlage die Konstitution von 1820 eingeführt wurde. Nach derselben zerfielen die drei Bünde in polit. Beziehung in 26 Hochgerichte. Die souveräne Gewalt stand den Gemeinden zu, die in letzter Instanz über Gesetze, Verträge u. s. w. entschieden. Bei sehr stark entwickelter Gemeindeautonomie war die Centralgewalt eine sehr schwache, der Zusammenhang der einzelnen Teile ein loserer. Jeter geeinigt und etwas mehr centralisiert wurde der Kanton durch die Verfassung von 1854, die im wesentlichen noch jetzt gültig ist, obwohl sie 1890 durch Einführung der Initiative und des Finanzveto revidiert wurde. Immerhin ist auch jetzt noch die Centralgewalt schwach und der Particularismus der Bündner spricht sich nur zu häufig durch Verwerfung der von der Regierung vorgeschlagenen Gesetze aus. Im Sonderbündensfeldzug stand G. auf der Seite der Eidgenossenschaft. Bei den Abstimmungen über die Revision der eidgenössischen Verfassung 1872 und 1874 ergab sich im Kanton G. sehr verschiedene Resultate, und zwar 12. Mai 1872 eine Majorität von 11 206 Nein gegen 8890 Ja und 19. April 1874 eine Majorität von 10 624 Ja gegen 9422 Nein.

Litteratur. Röder und Tschärner, «Der Kanton G.» (St. Gallen 1838); Planta, «Die letzten Wirren des Freistaats der drei Bünde» (Chur 1857); Moor, «Archiv für die Geschichte der Republik G.» (Chur 1848 fg.); E. von Moor, «Geschichte von Curatien und der Republik G.» (2 Bde., Chur 1869); Theobald, «Das Bündner Oberland» (Chur 1861) und «Naturbilder aus den Rätischen Alpen» (Chur 1860); von Sprecher, «Geschichte der drei Bünde im 18. Jahrh.» (Chur 1877); P. E. von Planta, «Das alte Rätien» (Berl. 1872); derselbe, «Die curatienischen Herrschaften in der Neuzeit» (Bern 1881); außerdem die Spezialwerke über einzelne Thäler von Lebert, Ledner, Leonhardt, Rapon u. a. m.

Graubündner Alpen oder **Rätische Alpen** (s. Alpen 10) heißt das im Schweiz. Kanton Graubünden und den anstößenden Teilen von Vorarlberg, Nöchtenstein, Tirol und Veltlin gelegene Alpengebiet, das sich vom Hinterrhein und der Splügenstraße zwischen dem obern Rhein und der Adula nordöstlich bis zum Stilfserjoch, der Reschen-scheide, dem Oberinntal und dem Arlberg erstreckt. Im weitern Sinne werden zu den G. auch wohl die auf Bündnergebiet gelegenen Teile der Adula- und der Gotthardgruppe gerechnet.

Grudenz (poln. Grudziadz), Kreisstadt im westpreuss. Regierungsbezirk Marienwerder, am rechten Ufer der Weichsel, über welche eine 1092 m lange Eisenbahnbrücke führt, 35 km im SSW. von Marienwerder und 64 km im NNW. von Thorn, Station der Linien Łaskowicz-Jablonowo und Thorn-G. der Preussischen Staatsbahn, ist Sitz eines Landratsamts, eines Lands, eines Schwur- und eines Amtsgerichts, einer Reichsbankfiliale, eines landwirtschaftl. Kreditvereins, hat fünf Kirchen (wovon eine evangelische, zwei für kath. und evang. Kultus benutzte), zwei jüd. Tempel, ein königl. Gymnasium, ein kath. Schullehrerseminar (im 1774 aufgehobenen Jesuitenkollegium), eine höhere Mädchenschule mit Lehrerinnenseminar, zwei Waisenhäuser, ein Rettungshaus, ein Zuchthaus und eine Provinzialbesserungs- und Landarmenanstalt, welche nach Konig verlegt werden soll. Die Stadt zählt (1880) 17 321 E. (davon 10 859 Evangelische, 5490 Katholiken und 894 Juden), welche außer Getreide- und Holzhandel eine nicht unbedeutende Industrie (Eisengießereien und Maschinenfabriken, Ofentüren-, Wärfen-, Ziegel-, Tabaks- und Cigarrenfabrikation, Wagenbau, Leppichweberei, Färberei) betreiben. Wolle wird nach Danzig, Vieh nach Berlin und London ausgeführt.

G. erscheint zuerst unter dem Namen Grudenc 1222 und erhielt 1291 Stadtrechte. Von der 1231 erbauten deutschen Ordensburg (Komturei) sind noch Fundamente und ein Turm vorhanden. Die Aussicht vom mit Anlagen geschmückten Schloßberge auf das Inundationsgebiet der Weichsel, die Stadt und ihren weiten Umkreis zählt zu den schönsten in Deutschland. Im Frieden von Thorn 1466 kam G. unter poln. Schutzherrschaft; 1655–59 war Schweden im Besitz von G. und 1772 kam es an Preußen.

Die Festung Graudenz, 1772–76 von Friedr. v. Gr. angelegt, liegt 1,5 km stromabwärts auf einer 68 m hohen Anhöhe. Berühmt ist ihre Verteidigung unter Courbière gegen die Franzosen. Als 1806 alles verloren schien, hielt Courbière, ob schon ein Teil der Garnison unzuverlässig war und

halb franz. Truppen G. auf beiden Weichselufern einschlossen, die ihm anvertraute Feste bis zum Tilfiterfriede. Seit 1873 als Festung aufgegeben, dient sie jetzt als Kaserne, Depot und Militärstrafanstalt, und zählt (1880) 2121 E. Zwei kleine, die Eisenbahnbrücke beherrschende Werte werden noch erhalten. Auf dem Paradeplatze der Festung wurde 1816 Courbière ein Denkmal errichtet.

Der Kreis Graubenz zählt (1880) auf 831,8 qkm 63 141 E. (davon 85 791 Evangelische, 25 827 Katholiken und 1874 Juden, 17 000 Polen).

Graue Brüder und Schwestern ist der gemeinsame Name, den die Barmherzigen Brüder und Schwestern (s. d.) und mehrere ähnliche Verbrüderungen wegen ihrer grauen Tracht führen. Insbesondere heißen Graue Schwestern (Sœurs grises) die von Vincentius de Paula und der Witwe Degras 1634 zur Krankenpflege vereinigten Filles de charité. Auch die Laienbrüder des Cistercienserordens werden Graue Brüder genannt.

Grauer oder **Oberer Band** heißt der zweitälteste der drei Bünde, aus denen der jetzige Schweiz. Kanton Graubünden entstanden ist. Derselbe umfaßte das Bündner Oberland, das Rhodan- und Salsacathal, das Rheinwald- und das Schamsenthal und wurde im März 1424 unter dem Abt von Trun von dem Abte von Disentis, den Grafen von Werdenberg und Sar, den Freiherren von Rhäzüns, der Stadt Chanz, den freien Gemeinden von Rheinwald und Laax und den Anmännern der übrigen Gemeinden beschworen, nachdem schon seit 1319 einzelne Landesherren und Gemeinden der Part sura (Oberland) teils unter sich, teils mit den Waldstätten und Glarus Bündnisse geschlossen hatten. [Salombrofa.

Graue Mönche (Salombrojaner), s. unter

Grauer Star, s. unter Star.

Graueisenfels, s. Markasit.

Graufuß, s. unter Sperling.

Graufischer, s. unter Eisvogel.

Grangaud, s. unter Gans.

Grangültigerz, s. Fahlerz.

Grangoldberg, s. wie Wäldertellur.

Grankelchen, s. wie Braunelle (s. d.).

Grankupfererz, s. Kupfererglanz.

Graul (Karl), Theolog, geb. 6. Febr. 1814 in Wörlitz, studierte 1834–38 in Leipzig Theologie und wurde dann Hauslehrer bei einer engl. Familie in Italien. Er übernahm 1843 die Leitung der Missionsanstalt in Dresden, welche 1848 nach Leipzig verlegt wurde. Auf einer Orientreise 1849–53 studierte er Sanskrit und das Tamulische. Nachdem er 1860 aus Gesundheitsrücksichten seine Stellung aufgegeben, privatisierte er in Erlangen, wo er 10. Nov. 1864 starb. G. gab eine Sammlung von Übersetzungen tamulischer Schriften unter dem Titel «Bibliotheca Tamulica» (4 Bde., Lpz. 1854–65) heraus und schrieb: «Die Unterscheidungslehren der verschiedenen christl. Bekenntnisse» (10. Aufl., Lpz. 1878), «Reise nach Ostindien» (5 Bde., Lpz. 1854–56), «Die christl. Kirche an der Schwelle des jenseitigen Zeitalters» (Lpz. 1860).

Graulhet, Stadt im franz. Depart. Aude, 19 km im NNW. vom Arrondissementshauptort Lavaur, am Dabou, in 159 m Höhe, zählt (1876) 4436 (als Gemeinde 6940) E. und hat wichtige Hutfabriken, Mahlmühlen und Wollspinnereien.

Grauliegendes oder **Weißliegendes** nennt man diejenigen lichtgraugefärbten Konglomerate,

welche in manchen Gegenden (so am Harzrande) die Schichtenreihe der untern Dyas (s. d.), also des Kolliegenden, nach oben zu abschließen, auf welche somit die Beschaffenheit folgt.

Graumachen der Edelsteine, s. unter Edelsteinschleiferel, Bd. V. S. 754.

Graumacher Rängsuf, s. u. Rängsuf.

Graun (Karl Heinr.), deutscher Komponist, geb. 7. Mai 1701 zu Wahrenbrunn in Sachsen, besuchte seit 1718 die Kreuzschule zu Dresden, wo er vom Kantor Grundig in der Violamuse und vom Organisten Bezold auf dem Clavier unterrichtet wurde, unter der Anleitung des Kapellmeisters Schmidt die Komposition studierte. Nachdem er 1720 die Schule verlassen, begann er für die Kirche zu komponieren. Im J. 1725 erhielt er die Stelle eines Tenoristen zu Braunschweig. Da die von ihm komponierten und seinen Rollen eingelegten Arien, so wie auch ganze Opern am dortigen Hofe großen Beifall fanden, wurde er sehr bald zum Kizelkapellmeister ernannt. Sein Ruf veranlaßte den Kronprinzen von Preußen, nachmaligen König Friedrich II., ihn 1735 bei seiner Kapelle zu Rheinsberg als Kammerfänger anzustellen, wo er sehr viele Cantaten schrieb. Als der Prinz 1740 den Thron bestieg, ernannte er G. zu seinem Kapellmeister und schickte ihn nach Italien, um für die neu zu errichtende Oper die nötigen Sänger und Sängerinnen zu engagieren. Nach seiner Rückkehr war er ununterbrochen mit Kompositionen für die Oper beschäftigt. G. starb zu Berlin 8. Aug. 1759.

Als Sänger war er am ausgezeichnetsten in dem Vortrage des Adagio, wiewohl er auch kräftige Partien mit Geschmad und Leichtigkeit vortrug. Seine ersten Kompositionen waren Motetten für die Kreuzschule in Dresden, dann schrieb er für den Kantor Reinholdt eine Menge Kirchenstücke. Die Zahl seiner Werke, die er in Braunschweig, Rheinsberg und Berlin komponierte, ist sehr groß, und es sind darunter allein gegen 80 Opern, die ihrer Zeit neben dem höchsten große Verühmtheit erlangten und wesentlich zu der Pracht der damaligen ital. Oper in Deutschland beitrugen. Seine ital. Opern sind in der Komposition so gediegen und meisterhaft, daß noch nach seinem Tode aus denselben eine große Sammlung „Duetti, Terzetti, Quintetti, Sextetti ed alcuni cori“ (4 Bde., Berl. 1778—74) gedruckt werden konnte. Den größten Ruhm erwarb er sich durch sein Bassonsatorium „Der Lob Jesu“ (1760, von Ramler gedichtet), welches die allgemeine Verbreitung erlangte und mit Recht als ein Meisterstück angesehen wird.

Graupeln sind undurchsichtige, erbsengroße Kügelchen aus ziemlich festgeballtem Schnee und Eisnadelchen; sie kommen meist im Frühjahr (März und April) und auch im Herbst vor und sind nicht zu verwechseln mit Schloßen und Hagel.

Graupen (frz. moule, engl. pooled barley), enthielte und mehr oder weniger abgerundete Gersten, oder seltener Weizenkörner. Aber die Beschreibung s. unter Weisfabrikation.

Graupen oder **Binngraupen**, alter bergmannischer Name für die eingesprengten Krystalle

oder Körner des Binnerzes oder Binnsteins, welche durch Kochen und Auswaschen aus dem umgebenden Material (Granit, Gneisen u. s. w.) gewonnen werden. Bittergraupen nennt der erzgebirgische Bergmann die Zwillingkrystalle des Binnsteins, welche, indem die Pyramidenflächen der beiden verwachsenen Individuen einen ein- und auspringenden Winkel bilden, eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Bitter eines Ritterschirms haben.

Graupen, Bergstadt in der Bezirkshauptmannschaft Leptiz in Böhmen, mit (1880) 2904 O. deutscher Zunge, 7 km im NNO. von Leptiz, in einer langen, schmalen Thalschlucht des Erzgebirges, deren Ränder schöne Aussichtspunkte bieten; die Rosenberg und die Wilhelmshöhe, leitet nach dem König Friedrich Wilhelm III. benannt, dessen Lieblingsplatz sie war, sind vielbesuchte Punkte der leptizer Kurgäste. Die Gründung der Stadt, durch die reichhaltigen Binngruben in der Umgebung bedingt, fällt ins 12. Jahrh. Vom König Bratislaw erhielt sie 1478 die Vorrechte einer königlichen Bergstadt. Später mit der Herrschaft Leptiz vereinigt, stand sie unter dem Schutze der Besitzer derselben. Die Bewohner sind zum großen Teil beim Kohlen- und Binnbergbau und in den Fabriken von Wirtwaren, Dachpappe und Strohgeflechten beschäftigt. In der Nähe die Bahnstation Rosenthal-Graupen der Dux-Bodenbacher Bahn.

Graupenmühlen (frz. moulin à mouder et parler l'orge, engl. mill for pooling barley) sind Schälmaschinen, mittels deren aus Gerste, seltener aus Weizen, durch Schälen derselben das unter dem Namen Graupen bekannte Nahrungsmittel hergestellt wird. G. sind stets Maschinen mit Steinen, zu weich lezt man, je nach der Sorte der zu erzeugenden Graupen, grob-, mittel- oder feinbörnige Sandsteine wählt, die dann schälen, rollen

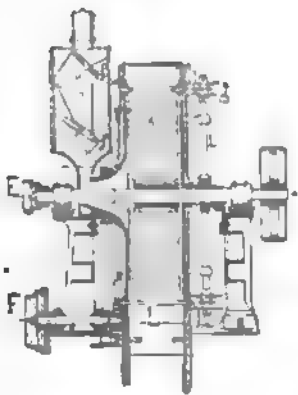


Fig. 1.

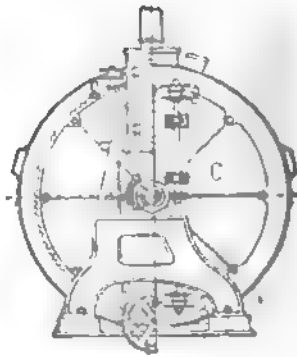


Fig. 2.

oder polieren. Die bekannteste und zweckmäßigste ist die in den vorstehenden Figuren 1 und 2 dargestellte Graupenmühle von Moriz Martin in Bitterfeld, welche eine Schälmaschine mit horizontaler Welle ist. Bei dieser Maschine bezeichnet C den Sammelkasten für die Gerste, J ein Regulierungsblech; K K sind Walzendrehenden zum Einlassen, L L ebensolche zum Auslassen des Getreides. Die Bewegung erfolgt durch die Schnecke auf der Welle i und die Kurrentheiben g und h. E ist die Antriebsstufenscheibe, welche auf der Welle D

ist, A der Käuferstein, der gewöhnlich 240 bis 260 Umdrehungen in der Minute macht. Die gußeiserne Umdrehung wird durch das große Zahnrad Z, den Trieb t und die Stufenscheiben FF bewegt.

Grauwacke, ein Trümmergestein von sehr verschiedenen Arten des Korns, zusammengefaßt aus edigen oder abgerundeten Körnern von Quarz, welche meist vorwalten, aus Fragmenten von Kieselgesein und Thonschiefern, wozu sich nicht selten auch Feldspatthörner und in einigen Abänderungen reichliche Glimmerblättchen gesellen, verkittet durch ein Bindemittel, welches bald mehr kieseliger, bald mehr thoniger Natur ist, bald ein Quarz-Glimmer-Cement darstellt, bald auch zum Teil aus Karbonaten besteht und vielfach durch feingewirkte Kohlenäubchen dunkelgefärbt erscheint. Unter dem Mikroskop gewahrt man oft noch Trümmer oder neugebildete Krystalle von allerhand andern Mineralien, wie Rutil, Zirkon, Turmalin, Apatit, Granat, Hornblende, Augit. Meistens haben die gröbren Fragmente über die Bindemasse das Übergewicht. Wegen des kieseligen Cements besitzt das Gestein manchmal eine große Zähigkeit und Härte. Graue Farben sind die gewöhnlichen, doch bedingt die Beimengung von Eisenoryd und Eisenorydhydrat auch rötlichbraune und gelblichbraune Färbung. Auf Grund des Gefüges unterscheidet man die körnige sowie die sehr deutlich geschichtete, an parallelen Glimmerschuppen reiche schieferige G., auch den Grauwackenschiefer, welcher noch feinkörniger, glimmerreicher und vollkommener geschiefert ist. Die G. ist vielorts fossilhaltig, die Pflanzen- und Tierreste stellen sich aber meistens nur als Abdrücke oder Steintrien dar. G. bildet neben Thonschiefer und Kalkstein das Hauptmaterial, aus welchem die silurische und devonische Formation aufbaut sind; auch in der untern Abtheilung der Steinkohlenformation treten, wo dieselbe als Kulmbildung vorliegt, zahlreiche und mächtige Ablagerungen von G. auf; in jüngern Formationen spielt sie keine bedeutende Rolle mehr. Die G. steht übrigens dem Sandstein recht nahe und unterscheidet sich von diesem vorwiegend nur durch die mehr verschiedenartige Natur der klastischen Elemente.

Grauwacke, f. Fels.

Gravamina (lat.) hatte in der frühern Prozeßsprache die Bedeutung von Beschwerde (s. d.). Gravamina wurden im ältern Staatsrecht die Beschwerden der Landstände über Justiz- und andere Gebrechen genannt, daher manche ältere Gesetze unter dem Kollektivenamen »Resolutio gravaminum« (Erledigung der Landesgebrechen) ergingen. Insbesondere nannte man Gravamina nationis Germanicae seit dem 14. Jahrh. alle Beschwerden des deutschen Volks über Beeinträchtigung von seinen des Papstes; hundert derselben wurden 1522 dem Papst übersendet und erschienen in demselben Jahre im Druck.

Gravantis, **Gravation**, f. Gravieren.

Gravo (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: ernst, feierlich, gemessen.

Grave, Stadt in der niederländ. Provinz Nordbrabant, am linken Ufer der Maas, 13 km im SW. von Nimwegen, zählt 2750 E. Die 1290–1808 erbaute Elisabethkirche enthält das Grabmal Herzogs Arnold von Geldern (gest. 1478). Das Schloß, in welchem letzterer 9. Jan. 1466 auf Befehl seines Sohnes Adolf gefangen genommen wurde, ist 1674 geschleift worden. G., ursprünglich zur Herrschaft

Guist gehörig, kam 1823 unter die Oberhoheit von Brabant und war 1400–78 in der Hand der Gelbrischen. Bei dem Abfall der Niederlande von Philipp II. geriet G. in die Macht der Aufständischen, wurde zwar durch den Herzog von Parma 1586 zurückerobert, doch 1602 durch Moriz von Oranien den Spaniern wieder entzogen; 1672 und 1794 wurde die Stadt von den Franzosen genommen. In G. wurde 10. Dez. 1536 zwischen Kaiser Karl V. und Herzog Karl von Geldern Frieden geschlossen.

Gravedona, ausgebehnter Flecken in der ital. Provinz Como, Compartimento Lombardei, 46 km im NO. von Como, malerisch am Westufer des Comersees gelegen, mit (1881) 1627 E. Dahinter erhebt sich der an Turmalinkrystallen reiche Sasso acuto. Außer vielen Landhäusern gehört zum Orte der große Palast des Kardinals Gallio, jetzt der Peri, mit vier Ecktürmen. Neben der alten, im lombard. Stil erbauten Kirche Santo-Vincenzo erhebt sich ein originelles Baptisterium aus dem 12. Jahrh. Oberhalb am Bergabhange liegen Dörfer, z. B. Sargeno, über welches der Joriopaf von hier nach Bellinzona fährt.

Gravelines (vläm. Gravelinghe, hochdeutsch Gravelingen, d. h. Grafengraben, weil dort Graf Theodorich von Flandern einen Kanal graben ließ), feste Seestadt zweiter Klasse im franz. Norddepartement, Arrondissement Dünkirchen, 18 km im WSW. von Dünkirchen, 2 km von der Mündung der kanalisiertten mittlern Aa, Station der Linien Calais-G. Dünkirchen und G.-Watten der Französischen Nordostbahn, hat einen kleinen, nur zur Zeit der Flut mittels eines durch die Dünen führenden Kanals zugänglichen Handels- und Fischerhafens mit einem Leuchtturm auf dem kleinen Fort Philipp, einen schönen Markt, große Magazine, eine Kirche aus dem 16. Jahrh. und ein modernes Stadthaus. Die Stadt zählt (1876) 4182 (als Gemeinde 7833) E., welche Schiffbau, Ausrüstung zum Herings- und andern Fischfang, sowie Fischsalerei betreiben, auch Salzraffinerie, Segel- und Leinwandfabrikation, Dampfschneide- und Dampfmehlmühlen unterhalten. Außerdem besteht Handel mit eigenen und Landesprodukten, namentlich mit Äpfeln, Gemüsen und Eiern nach London, Einfuhr von Salz, Baumaterialien, Häusern, Holz und Holzstäben aus Skandinavien. — Der Ort wurde 1160 vom Grafen Theodorich von Flandern angelegt, 1883 von den Engländern unter dem Bischof von Norwich erobert und verheert und gelangte 1405 an den Herzog von Burgund. Die Friedensunterhandlungen mit England fanden hier 28. Juni bis 10. Sept. 1439 statt. Berühmtheit erlangte G. durch den denkwürdigen Sieg der Spanier unter Egmond über die Franzosen unter Marschall Thermes 13. Juli 1558. Die Stadt wurde 1644 von den Franzosen, 1652 nach 69tägiger Belagerung vom Erzherzog Leopold, 1658 abermals von den Franzosen erobert. Nachdem es im Pyrenäischen Frieden an Frankreich gekommen, ließ es Ludwig XIV. durch Vauban neu besetzen.

Grävell (Marim. Karl Friedr. Wilh.), polit. und philos. Schriftsteller, geb. 28. Aug. 1781 zu Belgard in Pommern, studierte zu Halle die Rechte, wurde 1805 Assessor, lebte seit 1806 erst auf seinem Gute zu Stortow, dann als Advokat zu Rottbus, wo er als Justizbeamter in sächs. Dienste trat, die er jedoch 1811 wieder mit preussischen vertauschte. Nachdem er als Adjutant an den Befreiungskriegen teilgenommen, führte er im preuß.

Justiz- und Verwaltungsdienst ein wechselvolles Leben, bis er 1837 pensioniert wurde. Seine Konflikte mit der Regierung hat er in „Neueste Behandlung eines preuß. Staatsbeamten“ (2 Bde., Jpg. 1818) und „Geschichte meines Austritts aus dem Staatsdienste“ (2 Bde., Jena 1837) dargelegt. Seit 1837 lebte G. in Jübben den Wissenschaften und nahm auch an der durch die Lichtfreunde hervorgerufenen kirchlichen Bewegung lebhaften Anteil. Später siedelte er nach Frankfurt a. D. über, wo er 1848 in die Konstituierende Deutsche Nationalversammlung gewählt wurde. In dieser hielt er sich zur konservativen äußersten Rechten. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Gagern ward G. 16. Mai 1849 vom Reichsverweser mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, an dessen Spitze er die der Centralgewalt zustehende Befugnis und Regierungsgewalt aufrecht zu erhalten suchte, bis auch er mit dem Rücktritt des Reichsverwesers sein Amt niederlegte. Er lebte seitdem zurückgezogen zu Frankfurt a. D. und starb 29. Sept. 1860 zu Dresden. G. veröffentlichte noch „Kommentare“ zu den preuß. Kreditgesetzen (4 Bde., Berl. 1813–20) und zu der Allgemeinen Gerichtsordnung für die preuß. Staaten (6 Bde., Erf. 1825–31); ferner „Der Mensch“ (Berl. 1815; 4. Aufl. 1839), „Der Bürger“ (Berl. 1822), „Der Regent“ (2 Bde., Stuttg. 1823), „Mein Glaubensbekenntnis, angehend den polit. Zustand Deutschlands“ (Frankf. 1849), sowie eine Reihe religiöser und theol. Abhandlungen.

Gravelotte, Kirchdorf mit (1880) 650 G., im Ranton Gorge des Landstrisses Metz im Bezirke Lothringen, 10 km westlich von Metz unweit der franz. Grenze auf der Hochfläche zwischen der Moselle und dem Gorgefluß dort gelegen, wo sich die über Conslans nach Stain führende Straße von der von Metz nach Verdun führenden abweicht, ist geschichtlich denkwürdig geworden während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871.

Die Schlacht von Gravelotte—St.-Privat, die dritte der drei großen Schlachten in der Umgegend von Metz (anfangs oft Schlacht von Rezonville genannt), wurde 18. Aug. 1870 geschlagen. In G. befand sich 16. Aug. während der Schlacht von Bionville—Mars-la-Tour (s. d.) das Hauptquartier der franz. Rheinarmee nebst der Kaisergarde. Marschall Bazaine war mit seinem Stabe schon am 15. abends eingetroffen und erließ von G. aus den Tagesbefehl für den folgenden Tag. Von G. aus verließ 16. Aug., morgens 6 Uhr, Kaiser Napoleon die Rheinarmee und begab sich zu Wagen unter Bedeckung einer Garde-Kavalleriebrigade nach Doncourt und von dort aus, nachdem die Brigade Marguerite die Bedeckung abgelöst hatte, nach Verdun, von wo er mit der Bahn nach Châlons weiter reiste. Am 16. abends erließ Marschall Bazaine von G. aus den Befehl an die Rheinarmee, in die Stellung vor Metz zurückzugehen, um die verbrauchte Munition und Verpflegung zu ergänzen. Diese Bewegung wurde am 17. ausgeführt, und 18. Aug. stand die Rheinarmee, den Rücken gegen Metz und die Mosel gewendet, folgendermaßen: auf dem rechten Flügel das 6. Korps von Noncourt bis St.-Privat-la-Montagne, dann das 4. Korps bei Amanvillers, das 3. Korps in der Linie La Jolie, Leipzig, Moscou, das 2. Korps von Point-du-Jour bis Rogerieulles, Brigade Lapasset vom 5. Korps bei Ste.-Ruffine. In zweiter Linie standen hinter dem rechten Flügel die Kavallerie

des Generals Du Barail östlich von St.-Privat-la-Montagne, hinter dem linken Flügel die Kavalleriedivision Forton bei Longeau; als allgemeine Reserve waren die Kaisergarde vor den Westfronten der Forts Blappeville und St.-Quentin, dahinter zwischen diesen Forts und der Vorstadt von Metz die Reserveartillerie aufgestellt.

König Wilhelm war am 17. auf dem Schlachtfelde von Bionville—Mars-la-Tour eingetroffen und hatte mittags beschlossen, die franz. Rheinarmee am folgenden Tage anzugreifen. Der Vormarsch sollte in aller Frühe beginnen. Die deutschen Vorposten sahen am 17. und am Morgen des 18. starke franz. Streikräfte auf den Höhen bei Point-du-Jour stehen, hatten aber weiter westlich die Fühlung mit dem Feinde verloren. Der deutsche rechte Flügel und der französische linke standen einander am Gehölz von Baur auf Gemeinheitsweite gegenüber, während die beiden andern Flügel der feindlichen Heere am Morgen des 18. Aug. ein Raum von 18 km trennte. Deshalb gestaltete sich der Vormarsch des deutschen Heeres, welcher 18. Aug. zur Schlacht führte, zu einer großen Rechtschwenkung, und deshalb konnte die Umfassung des französischen rechten Flügels bei Noncourt und St.-Privat-la-Montagne, durch welche die Entscheidung der Schlacht bewirkt worden ist, erst gegen Abend stattfinden. Die Truppen des deutschen Heeres lagerten am Morgen des 18. Aug. in folgenden Stellungen: Das 7. Armeekorps zwischen G. und Ars a. d. Mosel im Thale der Moselle, mit Vorposten im Gehölz von Baur, eine Brigade deckte im Moselthale die von Ars nach Metz führende Straße; das 8. Armeekorps nordöstlich von Gorge an der Straße nach Rezonville; das 9. Armeekorps auf der Hochfläche westlich des Gehölzes von Bionville; das 3. Armeekorps nebst der 6. Kavalleriedivision bei Bionville und Flavigny, sowie bei Burrières und Chambley; das 10. Armeekorps bei Fromville; die 5. Kavalleriedivision hinter Fromville; das 12. Armeekorps südlich von Mars-la-Tour und bei Burjeux; das Gardekorps südlich von Hannonville; das 2. Armeekorps befand sich im Marsche von Pont-a-Mousson nach Burjeux. Auf dem rechten Moselufer war das 1. Armeekorps mit Kavallerie zur Beobachtung der Festung Metz stehen geblieben.

Um 5 1/4 Uhr morgens traten die in erster Linie stehenden Korps der deutschen Zweiten Armee den Vormarsch gegen die Straße G.-Jarny an, und um 6 Uhr rückte das 8. Armeekorps von Gorge nach Billers-aux-Bois vor. Um 8 Uhr hatte man im Großen Hauptquartier erkannt, daß die franz. Rheinarmee westlich von Metz eine Stellung bezogen habe; doch vermutete man deren rechten Flügel bei Amanvillers und beschloß darauf hin, mit der Ersten Armee (7. und 8. Korps) in der Front, mit dem 9. Armeekorps den rechten Flügel anzugreifen und das Gardekorps hinter dem 9. Korps als Reserve folgen zu lassen; die übrigen Korps sollten dort, wo sie ständen, halten. Um 10 Uhr ließ Prinz Friedrich Karl von Preußen das 9. Armeekorps von Cautre Ferme auf Bernéville und La Jolie vorrücken und befehl dem Gardekorps, bis Bernéville zu folgen, während gleichzeitig Abteilungen des 7. und 8. Armeekorps gegen die Vortruppen des franz. linken Flügels zu plänkeln begannen. Um 10 1/4 Uhr wurde im Großen Hauptquartier beschlossen, die Hochfläche zwischen Point-du-Jour und Montigny-la-Grange durch die Erste

Armee vom Gehölze von Baur und G. her, durch das 9. Armeekorps vom Gehölze von Sentoaux und Bernéville her und durch die Korps des linken Flügels der Zweiten Armee von Norden her anzugreifen; die Erste Armee sollte erst angreifen, wenn die Zweite neben ihr zum Angriff aufmarschiert sein würde, und der Zweiten Armee wurde empfohlen, das 12. Armeekorps und Gardekorps auf Watilly vorrücken zu lassen. Um 11 1/2 Uhr befahl Prinz Friedrich Karl, das Gardekorps solle sich mehr nördlich schieben und dann auf Amanvillers marschieren, das 12. Armeekorps solle nach Ste.-Marie-aux-Chênes rücken. Das 9. Armeekorps führte bei Bernéville den Kampf zunächst durch Artillerie, und das Gardekorps wurde benachrichtigt, daß es bis nach Habonville hin ausgreifen könne, auch wurde dem im Anmarsch befindlichen 2. Armeekorps der Befehl erteilt, nach Rezonville zu rücken. Noch immer nahm das Große Hauptquartier an, der feindliche rechte Flügel stehe bei Amanvillers.

Gegen Mittag fielen bei Bernéville die ersten Kanonenschüsse von seiten des 9. Armeekorps gegen die noch im Lager bei Amanvillers stehenden franz. Truppen, welche zwar seines Angriffs gewärtig waren, das Feuer jedoch schnell erwiderten und gegen die deutsche Artillerie bald selbst zum Angriff vorrückten. Auch bei St.-Privat-la-Montagne eröffnete franz. Artillerie das Feuer, und man erkannte, daß sich der rechte Flügel der franz. Stellung viel weiter nach Norden hin ausdehne, als bisher angenommen worden war. Auch das 8. Armeekorps ging mannehr von Villers-aux-Bois und Rezonville her zum Angriff vor, unterstützt durch das Feuer der Artillerie der 14. Infanteriedivision, welche südlich von G. aufmarschiert war. Gegen 200 deutsche Geschütze standen von G. bis Bernéville im Feuer, obgleich die Umfassung des franz. rechten Flügels noch nicht hatte stattfinden können. Die deutschen Batterien wurden von der in gebotener Stellung befindlichen franz. Infanterie mit Gewehrfeuer überschüttet, und die deutsche Infanterie mußte deshalb zum Schutze der Artillerie vorrücken. Auf der ganzen Front entbrannte ein überaus heftiger Kampf, nur der äußerste rechte Flügel des deutschen Heeres (7. Armeekorps) beschränkte sich auf die Verteidigung seiner Stellung und zog die bisher im Thale der Mance belassene 25. Infanteriebrigade nach G. heran.

Beim 9. Armeekorps hatte der linke Flügel der langen Geschützlinie der örtlichen Verhältnisse wegen etwas vorgezogen werden müssen, um wirksam feuern zu können, und erlitt dadurch schweren Verlust; die Infanterie dieses Korps nahm in hartem Kampfe die letzten zum Gehölz de la Cusse gehörigen Waldstücke und gegen 3 Uhr nachmittags auch Ferme Champenois, worauf jedoch der Kampf auf diesem Teile des Schlachtfeldes zum Stehen kam. Das Gardekorps war inzwischen bei Habonville und St.-Nil aufmarschiert und hatte seine Artillerie zur Unterstützung des 9. Armeekorps ebenfalls gegen die Front der franz. Stellung in Feuer gesetzt, und das 12. Armeekorps marschierte auf dem rechten Ufer der Orne gegen Auboussin und gewahrte hierbei, daß sich der rechte Flügel der franz. Stellung bis nach Roncourt ausdehne. Teile des 12. Armeekorps und der 1. Garde-Infanteriedivision marschierten hierauf gegen Ste.-Marie-aux-Chênes, welches nach lebhaftem Kampfe um 3 1/2 Uhr nachmittags gewonnen wurde. Den um das eroberte

Dorf vorgehenden Artillerielinien gelang es, die franz. Batterien bei St.-Privat-la-Montagne bis gegen 5 Uhr größtentheils zum Schweigen zu bringen, und auch in der Front des 9. Armeekorps unterlag um diese Zeit die franz. Artillerie trotz ihrer vorteilhaften Stellung dem besser geleiteten deutschen Geschützfeuer; doch hatte gegen 4 1/2 Uhr Prinz Friedrich Karl der schwer bedrängten Infanterie des 9. Armeekorps die 8. Garde-Infanteriebrigade zu Hilfe gesendet. Gegen 5 Uhr traten die drei übrigen Garde-Infanteriebrigaden von Habonville und Ste.-Marie-aux-Chênes her den Vormarsch gegen St.-Privat-la-Montagne an. Dies zur Verteidigung trefflich geeignete Dorf war stark besetzt und noch nicht durch deutsche Artillerie beschossen worden; der Angriff der preuß. Garde-Infanterie erfolgte mit großer Entschlossenheit, mußte jedoch über völlig offenes Gelände stattfinden und kam infolge dessen zum Stehen. Fast das ganze franz. 6. Korps war bei St.-Privat zusammengezogen und die preuß. Garde erlitt außerordentlich harte Verluste durch das Gewehrfeuer der hinter Mauern und in Schützengräben liegenden Franzosen, wiewohl indessen nicht zureichend, sondern blieb im wirksamen Gewehrfeuer vor dem Dorfe liegen und erwiderte das feindliche Feuer. — Auf dem rechten Flügel hatte General von Steinmetz gegen 5 Uhr den Versuch gemacht, das 7. Armeekorps durch den Engweg von St.-Hubert zum Angriff vorzuführen, obwohl ein Angriff des 8. Armeekorps auf Roscou Ferme um 4 Uhr zurückgewiesen worden war. Einige Batterien des 7. Armeekorps gelangten über den Engweg, doch wurde ein abermaliger Angriff auf Roscou Ferme abgeschlagen; auch scheiterte ein Versuch, dort die 1. Kavalleriedivision zur Attacke vorzuführen, am Feuer der franz. Infanterie. Die im Moseltale belassene Infanteriebrigade des 7. Armeekorps war gleichzeitig von Ars an der Mosel gegen Baur vorgerückt, und am Gehölz von Baur wogte der Infanteriekampf hin und her. Die Franzosen versuchten Fortschritte gegen die Front des 7. Armeekorps, wurden jedoch mit großem Verlust zurückgewiesen. Das 12. Armeekorps hatte inzwischen seinen Marsch zur Umfassung des rechten Flügels der Franzosen fortgesetzt und erstieg mit seinem linken Flügel um 6 Uhr nachmittags den Höhenrand bei Montois-la-Montagne, welches der General bereits geräumt hatte. Auch Roncourt war nur noch schwach besetzt und wurde nach leichtem Gefechte von den Sachsen genommen, welche sich hierauf gegen St.-Privat wendeten und dies Dorf zunächst durch ihre Artillerie heftig beschossen. Auch die preuß. Gardeartillerie richtete ihr Feuer gegen St.-Privat-la-Montagne, während in der Front bei Amanvillers, Leipzig, Roscou, St.-Hubert und dem Gehölz von Baur noch immer blutig gekämpft wurde, ohne daß eine Entscheidung herbeigeführt werden konnte. Auch die 3. Garde-Infanteriebrigade erlitt hierbei vor Amanvillers schwere Verluste.

Gegen 6 1/2 Uhr abends drangen gleichzeitig die preuß. Garben und Truppen des 12. Armeekorps (Sachsen) stürmend in St.-Privat-la-Montagne ein und entschieden durch die Eroberung dieses Stützpunktes die Schlacht zu Gunsten der deutschen Waffen. Das franz. 6. Korps unter Marschall Canrobert wich an die Mäander des Forstes von Jammont und des Gehölzes von Jéves zurück und stieß auf seinem fluchtartigen Rückzuge auch den nördlich von Amanvillers stehenden rechten Flügel des

4. Korps mit fort. Marschall Bazaine hatte zwar der Kaisergarde den Befehl erteilt, zur Unterstützung des 6. Korps vorzurücken, doch vermochte dieselbe nicht mehr rechtzeitig heranzukommen und das Schicksal des Tages zu wenden. Teile des preuß.

10. Armeekorps, dessen Artillerie bereits am Nachmittag zur Unterstützung des 9. Armeekorps vorgegangen war, folgten den Garben nach St.-Privat, und das weitere Aufrollen der franz. Schlachtlinie ließ sich nicht mehr hindern, nachdem deren rechter Flügel geschlagen war. König Wilhelm hatte das bei Rezonville nach langem Marsche eingetroffene preuß. 2. Armeekorps durch den Grafen Moltke zur Unterstützung der Ersten Armee auf der großen Heerstraße über S. nach St.-Hubert vorführen lassen, und mit Einbruch der Nacht drang dies Korps stürmend gegen Point-du-Jour vor, während gleichzeitig die vordere Linie des 7. und 8. Armeekorps abermals angriffen; doch gelang es nicht, die Franzosen auf dem linken Flügel aus ihren Stellungen zu vertreiben, und die beiderseitigen Linien bivalettierten, als die Nacht und die allgemeine Erschöpfung dem Kampfe ein Ende gemacht hatten, in geringer Entfernung voneinander. Marschall Bazaine hatte auf dem St.-Quentinberge der Schlacht beigewohnt und seine Aufmerksamkeit ausschließlich dem Verlaufe der Kämpfe auf dem linken Flügel zugewendet, woraus sich das verspätete Vorrücken der Kaisergarde erklärt. Als die im Moseltale belassene Infanteriebrigade des preuß. 7. Armeekorps um 5 Uhr nachmittags nach Baur vordrang und darauf Jussy sowie die dortigen Höhen erstürmte, auch auf dem rechten Moselufer die 4. Infanteriebrigade des preuß. 1. Armeekorps sich den vorgeschobenen Werken von Meh näherte, ließ der Marschall einen Teil der franz. Reserveartillerie auf dem St.-Quentinberge auffahren und diese Truppen durch mehrere Batterien, sowie die Geschütze des Fort St.-Quentin beschießen. Die Nacht machte auch hier dem Kampfe ein Ende, und König Wilhelm verbrachte dieselbe in dem mit Verwundeten erfüllten S. auf einem Trainwagen des Großen Hauptquartiers. Am 19. Aug. früh räumten die Franzosen ohne Kampf die noch während der Nacht besetzt gehaltenen Teile ihrer Stellung und zogen sich hinter die Forts von Meh zurück, wo sie noch im Laufe desselben Tages vollständig eingeschlossen wurden. Hiermit war der Untergang der franz. Rheinarmee besiegelt. (S. Deutsch-Französischer Krieg von 1870 und 1871, Bd. V, S. 191, und die Tafel: Die Kämpfe um Meh zu Artikel Meh.)

In der Schlacht von Gravelotte-St.-Privat hatten die beiden Heere außerordentlich starke Verluste erlitten. Das deutsche Heer war 178 818 Mann Infanterie, 24 584 Reiter und 726 Geschütze stark und verlor 899 Offiziere und 19 260 Mann. Das franz. Heer war, abgesehen von der in Meh stehenden Besatzung, 120 000 Mann stark und verlor 595 Offiziere und 12 678 Mann. Die Nähe der Festung ermöglichte es dem geschlagenen Heere, alle Geschütze und Fahnen zu retten; nur 2000 Gefangene fielen in deutsche Hand.

Gravelure (fr.), verblühte Zote.

's Grabenhage, Residenz des Königs der Niederlande. (S. Haag.)

Grabenhofst (Fob. Ludw. Christian), Entomolog, geb. 14. Nov. 1777 zu Braunschweig, gest. 14. Jan. 1857 als Professor der Naturgeschichte

und Direktor des Zoologischen Museums in Breslau, schrieb unter andern *«Coleoptera microptera Brunsvicensia»* (Braunschw. 1802), *«Monographia coleopterorum micropteriorum»* (Gött. 1805), *«Ichneumonologia Europaea»* (3 Bde., Berl. 1829).

Grabenstein Fjör, ein in die bän. Insel Arrde (f. d.) einschneidender Fjör.

Grabensteiner, ein zu den gestreiften Kalvillen gerechneter, durch ganz Deutschland beliebter und wegen seines ausgezeichneten Aromas berühmter Apfel mit sehr saftigem, loderm Fleisch von süßweinigem, schwach ananasartigem Geschmack. Die Schale ist schön gelb, auf der Sonnenseite gerötet und mit buntem Rot gestreift. Baum kräftig, fruchtbar und dauerhaft, doch nur für geschützte Gartenanlagen geeignet, da die Früchte leicht vom Winde abgeworfen werden. Der Apfel zeitigt schon im Herbst, hält sich aber mehrere Monate lang in unveränderter Güte. Er ist auf dem Obstmarkt sehr gesucht, und von Holstein werden alljährlich sehr bedeutende Mengen davon nach Petersburg versandt. Der S. ist dem Blumentalvill Diels identisch.

Grabeslent (lat.), überliegend.

Grabes, Gattung der Bordeauxweine (f. d.).

Grabesande (Wilh. Jakob van 's), Philosoph und Mathematiker, geb. 27. Sept. 1688 zu Herzogenbusch in Holland, studierte in Leiden anfangs die Rechte, wendete sich aber bald den physik. und mathem. Wissenschaften zu. Schon seine erste Schrift, der Versuch über die Perspective, die er in seinem 19. Jahre herausgab, erregte Aufsehen. Im Verein mit mehreren jungen Gelehrten gab er dann 1713 — 22 das *«Journal littéraire»* heraus, welches in Leiden als *«Journal de la république des lettres»* bis 1736 fortgesetzt wurde. Nachdem er 1715 die Gesandtschaft der Generalstaaten als Sekretär nach London begleitet, wurde er 1717 Professor der Mathematik und Astronomie und 1734 auch der Philosophie in Leiden, wo er 28. Febr. 1742 starb. Er schrieb: *«Physices elementa mathematica experimentis confirmata»* (2 Bde., Leid. 1720; 2. Aufl. 1743), *«Philosophiae Newtonianae institutiones»* (2 Bde., Leid. 1723; 2. Aufl. 1766). Seine *«Oeuvres philosophiques et mathématiques»* gab Allemand (2 Bde., Amsterd. 1774) heraus.

Grabesend, Municipalsstadt und seit 1868 Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Kent, am südl. Ufer der Themse, 82 km unterhalb London, an der Nord-Kent-Bahn, hat im ältern Stadtteile enge und krumme Straßen, aber schöne Gebäude in den Vorstädten nach Westen und Osten, wo sich Milton als Badeort auszeichnet. Der Ort besitzt ein Stadthaus, ein litterarisches Institut und infolge des besonders Sonntags sehr starken Besuchs von Einwohnern Londons und Touristen und des Verkehrs der hier mit den Dampfschiffen vom Kontinent Ankommenden und Abreisenden zahlreiche Theehäuser, öffentliche Gärten, Hotels u. s. w. S. zählt (1881) 23 375 E., welche sich größtenteils mit Schifffahrt, Schiffbau, Fischfang und Handel mit Schiffsproviand beschäftigen. Unterhalb der Stadt liegt New-Tavern-Fort und gegenüber Tibury-Fort, von Heinrich VIII. zum Schutz der Themsemündung erbaut und seitdem vergrößert und verstärkt. Noch weiter unterhalb verteidigen zwei Forts, jedes von 50 schweren Kanonen, und zwei schwimmende Batterien den Eingang in die Themse. S. gilt als Endpunkt des londoner Hafens und ist der Sammelplatz der großen, in See gehenden Rauffahrer.

Alle einfahrenden Schiffe nehmen hier die Zollbeamten an Bord. Die Umgegend versteht London mit vorzüglichem Gemüse, namentlich mit gutem Spargel. Früher gingen jährlich von G. und London über 200 bedeckte Fahrzeuge auf den Fischfang aus, um die Hauptstadt mit frischen Fischen zu versorgen; doch hat dieser Erwerbszweig seit der Anlage von Eisenbahnen von London nach den verschiedenen Küstenorten sehr abgenommen.

Graveur, f. unter Gravieren.

Gravidität, Schwangerschaft; gravidieren, schwängern; Gravidä, eine Schwangere.

Gravieren (frz. graver, engl. engraving), eine Zeichnung, Verjierung oder Schrift in eine Fläche einschneiden, eingraben, vertiefen oder auf derselben erhaben ausarbeiten. Das G. bezweckt entweder die Ornamentierung von Gegenständen oder die Herstellung von Vorrichtungen, welche zum Abdruck oder Abguß in weichen Massen, sowie zum Druck mit Farbe bestimmt sind. Zu den Gravierungen der ersten Art gehört das G. von Gold-, Silber-, und andern Metallarbeiten, von Waffen, von Eisen- und Stahlwaren, von Elfenbein, Schildpatt, Horn, Bernstein, Muscheln und Leder, das Schriftstichchen, das G. von Linientheilungen auf mathem. und andern Instrumenten, im weitesten Sinne auch das Giselieren (f. d.) und Guillochieren (f. d.), das Glas schneiden und Steinschneiden (f. Stein schneidenkunst), die Emailgravierung, die Holzschnidekunst (f. d.). Die Gravierungen der zweiten Art sind das Stempelschneiden der Medailleure und Münzgraveure (f. Stempelschnidekunst), das Wappens- und Siegelstechen, die Stanzgravierung zur Prägung von Metallknöpfen, Bijouterien, Metalladressen u. s. w., die Gravierung für Buchbinder- und Ledergalanteriearbeiten, das Ausschneiden von Schablonen, die Anfertigung metallographischer Arbeiten, der Kupferstich, Stahlstich, Rotenstich u. s. w. Von den zur Ausführung aller dieser Arbeiten dienenden Werkzeugen sind die wichtigsten: die Ravier- nadel, der Grabstichel, bei welchem man nach Querschnitt und Form der Schneide zahlreiche Arten unterscheidet, Meißel, Bungen, Schaber und Polier- stahl. Der Arbeiter, dessen Beschäftigung das G. ist, wird Graveur genannt.

Graviermaschinen finden häufig da Anwendung, wo es sich darum handelt, genau gleich weit voneinander abstehende Linien zu reißern. Zu denselben gehören die Teilmaschinen, die Schraffier- maschinen, die Guillochiermaschinen, die Pantographen, welche letztere, sowie die auf dem gleichen Prinzip beruhenden sog. Kopiermaschinen, zur Herstellung von Pestschaften und Prägestempeln in neuerer Zeit dienen. Auch zum Fertiggravieren von Siegeln werden öfters Maschinen verwendet.

Gravieren (juristisch) heißt belasten. So spricht man im Strafprozeß von gravierenden Momenten.

Gravigrada (neulat., d. h. schwerfällig Ginkerschreitende), von Owen gebrauchte Bezeichnung der unwillkürlichen Niesenfaultere.

Gravimeter (lat.-grch., „Schweremesser“), soviel wie Aräometer.

Gravina, Stadt in der ital. Provinz Bari, Compartmento Puglia, 14 km im W. von Altamura, an der Gravina, einem linksseitigen Nebenflusse des Bradano, hat (1881) 16906 G., sowie bedeutende Vieh-, besonders Pferde- und Zucht. Über dem Orte erhebt sich ein von Kaiser Friedrich II. erbautes Schloß mit weiter Aussicht.

Gravina (Domenico Venebetta), ital. Kunstschriftsteller, Sohn des Fürsten von Comitini aus normann. Königsstamme, geb. 28. Sept. 1807 in Palermo, nahm 1818 zu Monreale das Ordenskleid der Venebittiner, bei welchem Anlaß er seinen ursprünglichen Taufnamen Francesco mit dem Namen Domenico Venebetta vertauschte. Als Lehrer in seinem Kloster zu Monreale las er 1834 über Physik und Philosophie. Seit 1839 wirkte er in Montecassino mehrere Jahre als Lehrer der Philosophie, bekleidete später in verschiedenen Klöstern die Stelle des Abts und lehrte endlich in gleicher Stellung nach Montecassino zurück. Seine Hauptarbeit ist «Illustrazione del duomo di Monreale» (Palermo 1859). Außerdem schrieb er: «Alcune ore sulle antichità di Sicilia» (Neap. 1839), «Su l'origine e ristauri della chiesa di Santa Maria del Monte presso Cesena» (Montecassino 1847), «Sopra un' antica immagine della Immacolata esistente a mosaico nel duomo di Monreale» (Palermo 1855), «Virtù curativa del lino e maniera probabile di agire dei medicamenti» (Palermo 1855), «Il duomo di Monreale illustrato e riportato in tavole cromolitografiche» (Palermo 1870), «Su la origine dell' anima umana, e le verità teologiche che ne dipendono» (Palermo 1870).

Gravina (Gianvincenzo), ital. Rechtsgelehrter, Dichter und Kritiker, geb. 21. Jan. 1664 im Schloß Rogiano bei Cosenza in Calabrien, studierte zuerst Mathematik, Philologie und Literaturwissenschaft unter Privatlehrern, dann in Neapel Jurisprudenz und Geschichte. Er ging 1688 nach Rom, wo er Mitbegründer der Akademie der Arkadier (f. d.) wurde, ward 1698 Professor der Rechte an der Sapienza in Rom und lehrte 1714 nach seiner Heimkehr zurück, kam aber 1716 wieder nach Rom und starb daselbst 6. Jan. 1718. Sein berühmtestes Werk ist die Poetik («Della ragion poetica libri due», Rom 1708 u. öfter), wozu seine Abhandlung über das Trauerspiel («Della tragedia libro uno», Vened. 1731 u. öfter) kommt. Seine fünf Trauerspiele («Cinque tragedie», Neap. 1712, 1717; Vened. 1740 u. öfter): «Palamede», «Appio Claudio», «Andromeda», «Papiniano» und «Servio Tullio», sind steif und nüchtern. Ausgaben seiner Werke erschienen zu Neapel («Opere italiane», 1757) und zu Mailand («Opere scelte», 1819); eine vorzügliche Auswahl besorgte Paolo Emiliani-Gubici («Prose di Gianvincenzo G.», Flor. 1867). Vgl. Passeri, «Della vita e delle opere Gianvincenzo G.» (Mail. 1819).

Gravis (lat., d. i. eigentlich schwer), vom Ton: tief. (S. Accent.)

Graviscæ, alte Stadt in Strurien, welche einst zum Gebiet von Tarquinii gehörte und 183 v. Chr. zur röm. Kolonie gemacht wurde, die sich aber trotz erneuerter Kolonisation unter Augustus hauptsächlich wegen ihrer ungesunden Lage in den Maremmen niemals emporgeschwungen hat. Den Namen G. leiteten die Alten von der schweren Luft ab (aër gravis), welche über dem sumpfigen Gebiet lag. Die Umgegend von G. lieferte indes eine Weinforte, welche von Plinius gerühmt wird. Über die Lage der Stadt ist nichts Sicheres ermittelt worden: Abelen sucht dieselbe etwas oberhalb der Mündung des Flusses Mignone.

Gravität (lat.), Würde, feierliches, gemessenes Wesen; gravitatisch, würdevoll.

Gravitation oder allgemeine Schwere nennt man die gegenseitige Anziehung der Weltkörper. Schon Kepler suchte nach einer Kraft, welche die Planeten in ihren Bahnen um die Sonne festzuhalten vermöchte, und der schott. Astronom Horrox glaubte die trübsche Schwere bis in die weitesten Fernen wirkend und ließ durch eine von der Erde ausgehende Emanation den Mond auf dieselbe Weise um die Erde führen, wie diese Kraft einen auf ihrer Oberfläche geworfenen Stein in seiner Bahn führt. Ebenso nahm auch schon Borelli eine Anziehung an zwischen dem Hauptkörper und seinen Planeten, sowie zwischen diesen letztern und ihren Monden, welche dieselben in ihren Bahnen erhielt. Doch erst Newton gelang es, die Idee der allgemeinen Anziehung oder allgemeinen Schwere in ihrer ganzen Allgemeinheit aufzufassen und ihre Wirkungen nicht nur in den Räumen des Himmels, sondern auch in den Erscheinungen auf unserer Erde selbst mit aller Bestimmtheit im einzelnen nachzuweisen. Newton fand, daß alle materiellen Theilchen sich gegenseitig anziehen, daß diese Kraft Hess der Masse der sich gegenseitig anziehenden Körper proportional ist, daß diese Anziehung sich auf jede auch noch so große Entfernung erstreckt und ihrer Stärke nach mit dem Quadrat der Entfernungen der sich anziehenden Körper in umgekehrten Verhältnissen steht, so daß also, wenn die Entfernung zweier Körper auf das Doppelte, Dreifache und Vierfache vermehrt wird, die zwischen ihnen stattfindende Anziehung im ersten Falle nur ein Viertel, im zweiten ein Neuntel, im dritten ein Sechzehntel ihrer anfänglichen Stärke beträgt. Diese Kraft ist es, welche die Planeten, Kometen und die Meteore in ihren Bahnen um die Sonne, den Mond in seiner Bahn um die Erde, die übrigen Nebenplaneten in ihren Bahnen um ihre Hauptplaneten erhält und auf der Erde alle Körper gegen die Erde zu fallen nötigt, sobald sie ihrer Unterstützung beraubt und sich selbst überlassen sind.

Indes reicht dieses Gesetz der G. allein noch nicht hin, die beobachteten trunnalinen Bewegungen zu erklären; denn wenn auf die Planeten keine andere Kraft wirkte, so würden sie sich in gerader Linie der Sonne nähern und endlich auf diese stürzen. Es muß daher noch eine zweite Kraft geben, welche jedem Planeten im Anfang seiner Bewegung (ohne Zweifel im Augenblick seiner Entstehung) einen seitwärts gerichteten Stoß erteilte, der ihn ohne die Wirkung der anziehenden Kraft der Sonne in gerader Linie forttreiben würde. Beide Kräfte, der augenblickliche geradlinige Stoß oder die aus der Bewegung hervorgehende Tangentialkraft und die fortwährend wirkende, nach der Sonne gerichtete Anziehung oder Centralkraft vereinigt, bringen die trunnalinen, und zwar elliptische Bahn der Planeten hervor. Die Natur der trunnalen Linien, in welchen sie sich bewegen, ist durch das oben angeführte Gesetz, nach welchem die Centralkraft wirkt, bedingt. Da nämlich die Centralkraft in umgekehrtem Verhältnis des Quadrats der Entfernung wächst und abnimmt, so muß die Bewegung, wie Newton nachgewiesen hat, notwendig in einem Kegelschnitt stattfinden; ob derselbe eine Parabel oder Hyperbel, oder, wie bei den Haupt- und Nebenplaneten, wahrscheinlich auch bei allen Kometen, eine Ellipse ist, hängt von der Größe der Tangentialkraft ab. Die Bewegung in Kegelschnitten setzt streng nur zwei Körper, z. B. die Sonne und einen Planeten, vor-

aus; durch die Anziehungskraft anderer Körper wird diese Bewegung etwas verändert, gestört (s. Perturbationen), doch geht man immer von der Bewegung in Kegelschnitten aus und vermag den Betrag der Störungen zu ermitteln, sobald man die Stellung der Himmelskörper und die Massen derselben kennt. Durch die Entdeckung des Gesetzes der G., vielleicht des wichtigsten und allgemeinsten aller bekannten Naturgesetze, wurde Newton der Schöpfer der physischen Astronomie, d. h. desjenigen Teils derselben, der es mit Erforschung der gegenseitigen Einwirkung der Himmelskörper und der ihren Bewegungen zu Grunde liegenden Kräfte zu thun hat. Durch diese G. gelangte Newton auch zu der Erklärung der Gestalt unserer Erde, der Differenz der Schwere unter den verschiedenen Breitengraden auf der Oberfläche der Erde, der Erscheinungen der Ebbe und Flut, der Präcession der Nachtgleichen u. s. w.

Gravitations (frz.), vermöge der Anziehungskraft nach einem Punkte hinstreben.

Grävin (Joh. Georg), eigentlich Gräve oder Grefse, Philolog und Kritiker, geb. 22. Jan. 1683 zu Naumburg an der Saale, erhielt seine erste Bildung in Porta und studierte dann in Leipzig die Rechte, schloß sich jedoch mehr von den philol. Wissenschaften angezogen. Durch J. Fr. Gronov veranlaßt, widmete er sich in Deventer humanistischen Studien, setzte dann in Leiden dieselben fort, bis er 1656 einen Ruf als Professor nach Duisburg erhielt. Zwei Jahre darauf übernahm er Gronovs Stelle am Athenäum zu Deventer. Nachdem er 1661 als Professor der Geschichte nach Utrecht gegangen, ernannte ihn Wilhelm III. von England zu seinem Historiographen. Er starb zu Utrecht 11. Jan. 1708. Als gründlichen Sprachforscher bewährte er sich in den Ausgaben vieler Klassiker. Zeugnisse seines Fleißes sind sein «*Thesaurus antiquitatum Romanarum*» (12 Bde., Ultr. 1694—99) und der nach seinem Tode von Burmann bearbeitete «*Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae*» (45 Bde., Leid. 1704—25). Sein Leben beschrieb Burmann (Leid. 1708).

Gravosa (slav. Grad), Dorf im österr. Kronlande Dalmatien, Bezirk Ragusa, nahe nordwestlich von Ragusa, Landesplatz der Lloyd-Dampfschiffe, an einer vor Winden geschützten und für die größten Seeschiffe zugänglichen Bucht des Adriatischen Meeres, einem der sichersten Häfen Dalmatiens, zählt (1881) 677 E.

Gravure (frz.), Erzeugnis der Gravirkunst, Kupfer, Stahlstich.

Gray, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Haute-Saône, in 220 m Höhe, links an der Saône, über die eine steinerne Brücke aus dem 18. Jahrh. und eine Hängebrücke führt, Station der Linien Vesme-Chaumont-G. und Vesoul der Französischen Ostbahn, der Linien Labarre-Dugney-G. und Luxonne-G. der Paris-Eyon-Mittelmeerbahn und der Lotharbahn G.-Ep. Ducey-St. Cy, 59 km südwestlich von Vesoul, hat Kloster und Schloßruinen, ein Kommunaltheater, eine Bibliothek von 15000 Bänden, ein naturhist. Cabinet und zählt (1876) 7401 E., welche sich mit Schiffbau, Holzschneiden, Epitaphlappeln, Wachbleichen, Gerben, Färben, Maschinen- und Mühlenbau beschäftigen.

Gray (A/a), amerik. Botaniker, geb. 18. Nov. 1810 zu Paris in Oneida-County im Staate New-York; er studierte zunächst Medizin, widmete sich

aber später der Botanik und wurde 1842 zum Professor am Harvard College in Cambridge (Massachusetts) ernannt. Er machte größere Reisen nach Europa, zum ersten mal in den Jahren 1838—39 und später 1850—51. Die wichtigsten von seinen zahlreichen Veröffentlichungen sind: «Elements of Botany» (Neuport 1836), welche später als «The botanical text-book for colleges etc.» in mehreren Auflagen erschienen; ferner «Manual of the botany for the Northern United States» (Boston und Cambridge 1848), dessen spätere Auflagen mehrere Zusätze erhielten, «Genera florum Americae boreali-orientalis illustrata» (2 Bde., Boston 1848—49), «Botany of the United States expedition during the years 1838—42 under the command of Charles Wilkes» (Philad. 1864), «Darwinia. Essays and reviews pertaining to Darwinism» (Neuport 1876), «Synoptical flora of North America» (Neuport 1878).

Gray (Henry), Marquis von Dorset, später Herzog von Suffolk (s. d.).

Gray (Jane), Königin von England, s. Grey.

Gray (John Edward), engl. Zoolog, war ein Sohn des Chemikers Samuel Frederick G. und wurde 1800 in Walsall in Staffordshire geboren. Ursprünglich für die mediz. Laufbahn bestimmt, gab er 1821 mit seinem Vater das Werk «The natural arrangement of British plants» heraus, das erste in engl. Sprache, welchem das jetzt allgemein angenommene natürliche System zu Grunde gelegt war. Im J. 1824 wurde er als Assistent in der naturgeschichtlichen Abteilung des Britischen Museums angestellt und erlangte dann, allmählich aufsteigend, 1840 den Posten des Custos der zoolog. Abteilung, den er seitdem bis zu seinem 7. März 1875 erfolgten Tode bekleidete. In seiner amtlichen Stellung veröffentlichte G. eine lange Reihe durch wissenschaftliche Gründlichkeit und Vollständigkeit ausgezeichnete Kataloge der seiner Obhut anvertrauten Sammlungen. Außerdem erschien von ihm «Illustrations of Indian zoology» (2 Bde., 1832—34), «The zoology of Capt. Beechey's voyage» (1839), «The zoology of the voyage of H. M. ship Sulphur» (1843), «The zoology of H. M. ships Erebus and Terror» (1844), «Handbook of British water-weeds or Algae» (1864) u. s. w. Von ihm ging auch, seiner eigenen Behauptung zufolge, der erste Vorschlag zu der Reform des engl. Postwesens durch Einführung der Penny-Postmarten für inländische Briefe aus und noch 1862 bethätigte er sein Interesse für diesen Gegenstand, indem er einen «Hand-catalogue of postage stamps for collectors» veröffentlichte.

Gray (George Robert), engl. Zoolog, Bruder des vorigen, geb. 8. Juli 1808 in Chelsea, fand 1831 eine Anstellung in der naturhist. Abteilung des Britischen Museums und war dann in dieser thätig bis zu seinem 6. Mai 1872 erfolgenden Tode. G. war besonders Entomolog und Ornitholog. Seine bedeutendsten Werke sind: «The entomology of Australia» (Tl. 1, 1833), «Synopsis of the species of insects belonging to the family of Phasmidae» (1836) und die für die Ornithologie epochemachenden «Genera of birds» (3 Bde., mit 350 Tafeln, 1857—59). Später veröffentlichte er «Catalogue of the British birds in collection of the British Museum» (1848 u. 1865), «Catalogue of the birds of the tropical islands of the Pacific Ocean in the British Museum» (1869), «Cata-

logue of the mammalia and birds of New Guinea in the British Museum» (1869) und «Handlist of the genera and species of birds» (1870), in welchem letztern Werke 2915 Genera und 11000 Species aufgezählt werden.

Gray (Thomas), engl. Dichter, geb. zu London 26. Dec. 1716, gebildet auf der Etonschule und zu Cambridge, begleitete dann seinen Jugendfreund Horace Walpole auf dessen Reise durch Frankreich und Italien, trennte sich aber von ihm in Reggio und lehrte 1741 allein nach England zurück. Er lebte seitdem meist in Cambridge, ward 1768 Professor der neuern Geschichte an der dortigen Universität und starb daselbst 30. Juli 1771. Seine in fast alle Sprachen, ins Deutsche von Gotter, Rosengarten, Seume u. a. übersehte «Elegie auf einem Dorfschloße», die er 1749 vollendete, hat ihn in die Reihe der besten Lyriker gestellt. Seine übrigen Gedichte sind teils Oden, als «The progress of poetry», an die Eton-Schule, die Rhapsodie «The bard», teils Hymnen. Über seine Reise in Italien hinterließ er interessante Briefe. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke besorgte sein Freund Raiford (4 Bde., Port 1778), dessen Korrespondenz mit G. von Milford veröffentlicht wurde (Lond. 1853). Von spätern Ausgaben der Gedichte G. sind die von Matthias (2 Bde., 1814), von Milford (1814) und die bei Fildering erschienene (1835) zu nennen. Vgl. Goffe, «Thomas G.» (Lond. 1882).

Gray oder Graß, früher auch Grätz geschrieben, die Hauptstadt Steiermarks, liegt in einem weiten, fruchtbaren und mit Naturschönheiten reich ausgestatteten Thale an der Mur, 366 m über dem Meere, an der Wien-Triester, der G.-Röflacher und der Ungarischen Westbahn. Die Stadt ist der Sitz des Statthalters für das Kronland, des Oberlandesgerichts für Steiermark, Rärnten und Krain, des Landesgerichts und anderer Behörden, sowie des Fürstbischöfs von Sedau mit seinem Kapitel und Seminar und zählt (1880) 97 791 G., darunter an 2172 Evangelische und 1200 Juden. Die eigentliche Stadt liegt auf dem linken Ufer des Flusses, über welchen sieben Brücken, darunter eine Kettenbrücke und eine Eisenbahnbrücke (Verbindungsbahn des West- mit dem Südbahnhofe) führen, rings um den bis 1809 stark besetzten Schloßberg, der in neuerer Zeit durch die Bemühungen des Feldzeugmeisters Baron Welben (gest. 1863) in schöne Parkanlagen mit entzückender Rundschau umgewandelt worden ist. Vor dem sog. Schweizerhaufe erhebt sich seit 1869 Welbens ehernes Standbild, modelliert von Hans Gasser. An den Schloßberg reihen sich die Anlagen des Stadtparks mit einem schönen Brunnen und einer Marmorbüste Schillers von Gasser. Auf dem Hauptplatze der innern Stadt befindet sich das schöne Denkmal des Erzherrzogs Johann, Statue in Erzguß nach Pönninger, umgeben von den Nymphen der vier Hauptflüsse der Steiermark, Enns, Mur, Drau und Save, ebenfalls in Erzguß, enthüllt 8. Sept. 1878, mit Inschriften von Anastasius Grün. Die alten, die Stadt einengenden Bastionen sind fast durchgängig gefallen und haben modernen Bauten (Burg- und Karl-Ludwigs-Ring) Platz gemacht. G. besitzt 23 kath., 1 evang. Kirche und seit 1865 auch 1 Synagoge, außerdem noch 10 Klöster. Darunter verdient besondere Auszeichnung der von Kaiser Friedrich III. 1446 erbaute got. Dom mit guten Altarblättern, neuen Glasmalereien, zwei merkwürdigen Reliquienfächern

und einem Freskobilde aus dem 15. Jahrh. an der südl. Außenseite. Das daneben befindliche Mausoleum des Kaisers Ferdinand II. (mit dem Sarkophag des Erzherzogs Karls II. und seiner Gemahlin, der Eltern Ferdinands) imponiert durch eine reiche Fassade. Die Stadtpfarrkirche, aus dem 15. Jahrh., 1876 im Innern stilgerecht (gotisch) restauriert, besitzt ein Altarblatt von Tintoretto. Die got. Marienkirche wurde 1865 vollendet; die kleine got. Lechkirche stammt aus dem 13. Jahrh. Andere merkwürdige Gebäude sind: das Landhaus, in welchem nach der Verfassung vom 26. Febr. 1861 der steiermärk. Landtag alljährlich tagt; das daneben befindliche wegen seines außerordentlichen Reichtums an Wasser des 15. bis 17. Jahrh. einzig bestehende, 1664 erbaute Landeszeughaus; die kais. Burg, das 1807 erbaute Rathaus, das Palais des Erzherzogs Johann (seit dessen Tode im Besitze seines Sohnes, des Grafen von Meran), das Landestheater am Franzensplatz (seit 1841 mit dem von Marchesi entworfenen ebenen Standbild des Kaisers Franz I.) und das Stadttheater auf dem Karl-Ludwigs-Ring.

An der Spitze der wissenschaftlichen Anstalten in G. stehen die 1827 restaurierte und im Nov. 1863 mit einer vierten (mediz.) Fakultät vervollständigte Karl-Franzens-Universität (mit einem anatomisch-physiologischen, einem physikalischen und einem chem. Institut), welche besonders von Studierenden ital. Nationalität aus Triaul, dem Küstenlande und Dalmatien besucht wird, und die k. k. technische Hochschule; an diese reiht sich das Joanneum, von Erzherzog Johann 1811 gegründet, welches ein Landesmuseum mit einer reichen und vortrefflich geordneten Mineraliensammlung, anscheinlicher Bibliothek (100 000 Bände), botan. Garten (hier Büste von Moß, gest. 1839), Münz- und Antikentabernett, Archiv u. s. w. ist. Außerdem bestehen von höhern Unterrichtsanstalten zwei Gymnasien, eine Handelsakademie, eine Landes- und eine Staatsoberrealschule, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, ein Mädchenpensionat, eine Staatsgewerbeschule, eine Landeszeichnungsakademie. Die Landesgemäldegalerie ist von keiner großen Bedeutung. Die Humanitätsanstalten (Kranken-, Sicken-, Gebär- und Waisenhäuser, Irrenanstalt, Taubstummeninstitut u. s. w.) sind wohl dotiert. Unter zahlreichen Vereinen sind zu nennen: die Landwirtschaftsgesellschaft und der Gewerbeverein, der historische Verein, der Kunstverein, der Kunstindustrieverein, der Naturwissenschaftliche Verein, der Musikverein, die Männergesang- und Turnvereine. Handel und Industrie sind im Aufschwung begriffen. Seit Eröffnung der G.-Röflacher Kohlenbahn nimmt die Anzahl der Fabrikanlagen rasch zu. Die besuchtesten Punkte der schönen Umgebung sind: der Hilmerteich, Maria-Grün, Maria-Trost, ein Wallfahrtsort, das Kaltbad Rabegund, Eggenberg, mit Schloß und Kaltwasserheilanstalt, Thal, das Brännel bei St. Martin, Lobelbad, die Platte mit prächtiger Aussicht, der Rainerkogel (Meierei) mit schönstem Blick auf G., der 656 m hohe Buchkogel mit 11 m hohem eisernen Rundschauturm u.

Vgl. Schreiner, »Histor.-statist.-topogr. Gemälde der Stadt G. und ihrer Umgebung« (Graz 1843); Weidmann, »Zusammengestellter Fremdenführer durch G.« (Graz 1856); Jiwof und Peters, »G., Geschichte und Topographie der Stadt und ihrer Umgebung« (Graz 1876); »G. und seine Umgebung« (Graz 1880).

Grätz, Stadt in der Provinz Posen, s. Grätz.
Grazalema, Stadt in der span. Provinz Cadix, in Andalusien, 90 km im NNO. von Cadix, in 1266 m Höhe bei den Quellen des Guadalete, zählt (1877) 8048 E. und hat Tuchfabrikation; 2 km westlich erhebt sich der höchste Gipfel der Sierra Pinar, der 1716 m hohe Peñon de San-Cristobal.
Graziant (Französisch), Baritonist, geb. 26. April 1829 in Fermo, trat zuerst auf ital. Bühnen auf, war 1856–61 an der Italienischen Oper in Paris, 1861–64 in Petersburg und ist seit 1866 wieder an der Italienischen Oper in Paris.

Graziant (Luigi), Tenorsänger, Bruder des vorigen, geb. im Aug. 1823 in Fermo, sang meist auf ital. Bühnen, gab aber auch mit Erfolg Gastrollen in Paris (1858), London und Wien (1860). Er starb im Sept. 1869 zu Homburg.

Graziant (Girolamo, Graf), ital. Dichter, geb. 1604 zu Pergola im Herzogtum Urbino, erhielt in Modena seine Erziehung, um Johann in die Dienste der Este zu treten. Franz I. ernannte ihn 1647 zum Sekretär seines Sohnes Alfons, mit welchem er sich nach Frankreich begab. Nach der Rückkehr wurde er zum Staatssekretär befördert und erhielt die Grafschaft Garzano im Herzogtum Reggio. Im J. 1664 zog er sich vom Hofe zurück und vermählte sich mit der Gräfin Lavinia Malegazzi. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er zurückgezogen an seinem Geburtsorte Pergola zu und starb daselbst 1675. G. nimmt als epischer Dichter eine hervorragende Stelle ein. Sein erstes Heldengedicht: »Cleopatra«, in 13 Gesängen (Vened. 1632, 1670; Bologna 1652, 1653), hatte zwar wenig Erfolg; aber mit dem »Conquistado di Granata« in 26 Gesängen (Modena 1650, Neap. 1651; 2 Bde., Par. 1654, Bologna 1673; 2 Bde., Vened. 1789; Vened. 1825 u. öfter) war sein Ruf begründet. Der König von Frankreich, Ludwig XIV. verlieh ihm zur Belohnung dafür eine anscheinliche jährliche Pension; die Zeitgenossen wiesen ihm die dritte Stelle unter den epischen Dichtern Italiens nach Ariost und Tasso an, obwohl das lyrische Element in seinem Gedicht allzusehr vorwiegt. Außer seinen zwei Heldengedichten schrieb er: »Rime« (Parma 1621; Modena 1672 u. öfter), »La Calisto« (Par. 1654), »Il colosso sacro« (Par. 1656), »Varie poesie e prose« (Modena 1662), »L'Ercolo Gallico« (Modena 1666) und ein Trauerspiel »Il Cromuele« (Modena 1671).

Grazie (Gratia, Charis), s. Anmut.

Grazien (lat. Gratiae), die röm. Bezeichnung der von den Griechen Charites (in der Anzahl Charis) genannten göttlichen Wesen, welche als Personifikation der Anmut, Heiterkeit und Lieblichkeit in der Natur wie im Menschenleben zu betrachten sind. Die homerische Poesie hat sie noch in unbestimmter Mehrzahl aufgefaßt (eine der »jüngeren Chariten« wird in der Ilias Pasithea genannt), bei Hesiod aber ist (wahrscheinlich nach der Ruffsage von Orchomenos in Böotien, wo sie einen sehr alten Tempel hatten und unter dem Bilde roher, angeblich vom Himmel gefallener Steine verehrt wurden) ihre Zahl auf drei fixirt: Aglaia (d. h. Glanz), Euphrosyne (Frohnm) und Thalia (blühendes Glück), Töchter des Zeus und der Euryome. Diese Zahl und Benennung ist dann die allgemein übliche in der Poesie und der bildenden Kunst geworden, welche letztere sie in älterer Zeit bekleidet, später ganz nackt in jungfräulicher

schönen Formen, meist mit verflüchtigenen Armen zu einer Gruppe vereinigt, darstellte. Nach Plautius wurden in einigen Gegenden Griechenlands, abweichend von der gewöhnlichen Tradition nur zwei Chariten verehrt, so in Sparta, wo sie Kleia und Phaeana, und in Athen, wo sie Euprosyne und Hegemone genannt wurden. Doch ist diese Angabe wahrscheinlich irrig. Wie es scheint, wurden die G. auch in Afrika in der Dreyzahl verehrt, und führten dort Namen, welche auch den drei Soreen beigelegt wurden Thallo, Euprosyne und Kargo, d. h. die Göttin der Flut, des Wachstums und der Frucht, während Hegemone im Römischen die Dea mater, welche mit den Dracyn zusammen verehrt wurde. Vgl. Robert, *De Gradibus Aetnae* in den *Commentationes in honorum Mommseni* (Berl. 1877). — In Rom sind die G. niemals Gegenstand religiöser Verehrung gewesen, sondern nur nach griech. Vorbildern von Dichtern und Künstlern geistert worden.

Sengle (lat.), armutig; **Ureiofität**, Un-
gast, Guld. [ung: armutig.

Gratioto (Ital.), musikalische Vortragstheorie.

Bruggiat (Anton Francesco, genannt Il Pasca), ital. Dichter, geb. zu Florenz 22. März 1803, wurde schon als Knabe bei einem Apotheker in die Lehre gethan. Erst 1840 trat er aus der Barborgerei heraus, indem er in diesem Jahre die Akademie der «Umidi» gründete, wobei er sich den akademischen Namen «il Lasso» beilegte. Darius Akademiastichtete schnell empor, nahm den Namen Accademia Fiorentina an und D. wurde zu ihrem Präsidenten ernannt. Bald schied er aber mit seinen Kollegen, welche ihn von der Akademie ausschlossen, in das er erst 20 Jahre später (1866) wieder aufgenommen wurde. Inzwischen hatte er 1860 die Accademia della Crusca gegründet, deren ständiges Mitglied er bis an sein Lebensende blieb. Er starb zu Florenz im Febr. 1883. Von seinen Werken, welche durch viele Schlußfolgerungen aussticht sind, aber durch formelle Vollendung sich auszeichnen, sind im Druck erschienen: Gedichte, meist satirischen und burlesken Inhalts («Rime», 3 Bde., Fior. 1741—43; «Egloga ed altre rime», Livorno 1798, «Stanza in disprezzo dello abortito», Fior. 1879); die kleinen komischen Feilendgedichte: «La Nanea» (Fior. 1806) und «La guerra dei mostri» (Fior. 1834, beide zusammen Fior. 1812); 21 Novellen («La Coma», Ver. 1786, Livorno 1798, 2te Ausg., 3 Bde., Mail. 1815); sieben Lustspiele in Versen («La gelosia», Fior. 1851, 1868, «L'aspirante», Fior. 1861, «Commedie in prosa», Fior. 1861, wozu als Nebenstück «L'arzigogolo», Fior. 1760). Eine vorzügliche Auswahl seiner Werke besorgte Zanfani («Lo Ceno ed altre prosa», Fior. 1867; «Commedie», Fior. 1869).

Great (engl., [gr. *Gröht*], groß; O. Britain, Großbritannien; U. Charter, fowiel wie Magna Charta (f. d.), O. Easton (das große Östliche), Name des größten Dampfschiffs der Welt (200 m Länge, 1800 erbaud und ursprünglich zur Fahrt zwischen England und Australien bestimmt, gegenwärtig zur Befug von Telegraphentabellu gedreht).

Strophant. Betula, L. Verticillata, (Swal.).
Strophant. Betula, L. Verticillata, (Swal.).

West-Island. Insel in der Flot von York in

Irland, mit der Stadt Queenstown.
Kontingent: Berlin, 12. Aug. VII.

1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 26

Great-Savannah, bedeutender Fluß in den Vereinigten Staaten von Amerika, entspringt im nordwestl. Theile von Nordcarolina zwischen dem Blue Ridge und Iron-Mountain und heißt in seinem obern Laufe New-River (neuer Fluß). Zuerst fließt er nordöstlich in den Norden des County Swain in Virginien und wendet sich dann durch die Höhenzüge der Alleghanies nach Nordwesten. Nachdem er im County Jaynes in Westvirginien den Caney aufgenommen hat, führt er den Namen C., durchschneidet als solcher die Appalen- und Salzkrizze von Westvirginien und mündet bei Point Pleasant in denselben Staate in den Ohio. Er ist ungefähr 640 km lang und zu allen Jahreszeiten bis 3 km unterhalb der Mündung des Caney schiffbar. Seine Hauptzuflüsse sind der Green-brier, Caney und W. aus der ersten und der Coal-River aus der linken Seite.

Great-Marlow, Stadt in der engl. Grafschaft
Buckingham, links an der Themse, zählt (1883)
5518 E., welche Spitzen und Papeter fertigen,
mit Holz und Getreide handeln. Im O. finden
sich Verderrennen statt.

Great Salt Lake, J. Salt Lake.

Great-Grand-Father, J. Slavenjee.

West-Darmouth, f. Darmouth.

Seide (Ant. Seide, Aug.), ausgedehnter
braut der Vorhmann, geb. 20. Juni 1818 in Groß-
brennle im Habsburgsland, wo sein Vater Förster
war, erhielt seinen böhem Unterricht auf der Poly-
technischen Schule in Rassel und widmete sich dann
auf der Hochschule in Wien zu Messungen und der
Unterstützt zu Berlin dem Studium der Forst-
wissenschaften. Im J. 1840 ward er als Dozent
für Forstwissenschaft und einige naturwissenschaft-
liche Fächer an die Staats- und landwirthschaftliche
Akademie nach Wien berufen. Im J. 1844 trat G.
als Forstrat in arbor. apl. nach Wiener Dienst.
Nachdem er 1845 nochmals auf kurze Zeit als Pro-
fessor und Forstmeister in Gredtswald und Wien
gewirkt hatte, erfolgte G.'s Zurückberufung zu wei-
ner Dienst als Oberforstrat und Vorstand der
obersten forstlichen Behörden und zugleich als
Direktor der von König begründeten Forstlichen
in Wien. Er wurde 1868 zum Geh. Oberforstrat,
1890 zum Oberlandforstmeister und Geh. Staats-
rat ernannt. Seine wichtigsten Werke sind: • Die
Beeaufsichtigung der Privatwaldungen von Seiten
des Staats. (Gienach 1844), eine gekürzte Prei-
schrift; • Gebirgskunde, Bodenkunde und Klima-
lehre in ihrer Anwendung auf Forstwirtschaft.
(3. Aufl., Wien 1872). • Der Buchwaldbetrieb.
(Gienach 1856). • Die Betriebs- und Ertragsregu-
lierung der Forsten. (2. Aufl., Wien 1879). • Die
Zerforsten der Gienacher Forstskule. (Gienach
1868). Auch besorgte G. die Herausgabe von Kö-
nigs • Forstungen. (2. Aufl., Wien 1890), • Forst-
mathematik. (5. Aufl., Götting 1864) und • Wald-
pflege. (3. Aufl., Götting 1875 unter dem Titel
der Waldschutz und die Waldpflege.).

Grebenau, Stadt im Großherzogthum Hessen, Provinz Oberhessen, Kreis Kiesel, an der Joha. 16 km östlich von Kiesel, zählt (1880) 600 meist evang. G., welche Leinwanderei (namentlich von Haflermandl), Ackerbau und Viehzucht betreiben.

Seedenheim, Stadt in der preuß. Provinz
 Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis
 Hamm, 6 km südlich von diesem Ort, in 109 m
 Höhe an der zur Diemel und demnach zur Wesel

gehenden Esse, Station der Linie Scherfede-Rassel der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2367 meist evang. E., welche Ackerbau und Weinweberei treiben. Auf einem Basaltfelsen steht die Ruine der Burg G.

Grebo oder **Gebebo** (unrichtig **Krebo**), der Name eines afrikanischen, zur Negerrasse gehörenden Volksstammes, als dessen Centrum die Gegend um Cape Palmas an der Westküste Afrikas betrachtet werden kann. Nach einer einheimischen Tradition sind die G. aus dem Innern des Landes in die Küstenstriche vorgerückt. Die G. hängen mit den nordwestlich wohnenden Kru und den noch weiter nördlich wohnenden Basa aufs innigste zusammen, so daß die Sprachen dieser drei Stämme beinahe für Dialekte einer einzigen Sprache gelten können. Alle diese Völker, namentlich die G. und Kru sind tüchtige Seefahrer und Handelsleute, die deshalb auch einerseits über Liberia hinaus, andererseits auf Fernando Po und den benachbarten Küsten angetroffen werden. Vom kulturhistor. Standpunkte sind alle diese Stämme von den übrigen Negerstämmen nicht viel verschieden. Die Gesamtheit der G., Kru und Basa beträgt etwa 250 000. Vgl. Payne, «A dictionary of the G. language» (Philad. 1867); Friedr. Müller, «Die Sprachen Basa, G. und Kru im westl. Afrika» (Wien 1877).

Gree (frz. Femininum: **Greeque**), Griechin, Griechin; griechisch; auch falscher Spieler, Betrüger.

Grecourt (Jean Baptiste Joseph Billaret de), franz. Dichter, geb. 1684 zu Tours, war für den geistlichen Stand bestimmt, studierte zu Paris und erhielt schon 1697 ein Kanonikat an der Kirche St. Martin in seiner Vaterstadt. Doch vermochte er der Theologie keinen Geschmack abzugewinnen und ging deshalb nach Paris, wo er bald Eingang in den ersten Häusern fand und sich unter anderm die Kunst des Marfchalls d'Estrees zu erwerben wußte. Der Marfchall nahm ihn mit sich nach dem Schloße Veret in Touraine, welches dem Herzog von Aquillon gehörte. Die Bägellofigkeit seines Lebens ist in seinen poetischen Schriften abgepiegelt, die aus 91 Contes und einer Menge meist mittelmäßiger und höchst frivoler Epikeln, Fabeln, Epigramme und Epansons, sowie aus einem wider den Jesuitenorden gerichteten Gedicht «Philottamus» bestehen. Ein ausgezeichnetes Talent hatte G. als Vorleser. Er starb zu Tours 2. April 1743. Seine Werke sind öfters gedruckt (Par. 1747; 2 Bde., Amsterd. 1759; 4 Bde., Par. 1796; 8 Bde., Luremb. 1802; deutsch, 2 Bde., Berl. 1796).

Grocoque (frz.), in der Architektur: gerablinige Verzierung für laufende Frieße, gebrochener Stab.

Greding, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Hilpoltstein, 10 km im NW. von Weilngries, an der Hintern Schwarzach, zählt (1880) 978 katol. E. und ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei.

Grebo's (Sierra de), Gebirge in Spanien, Kastilien und Extremadura angehörig, nur durch das sehr tiefe Thal des Albergo von dem zum Guadarramagebirge gehörenden Paramera de Avila geschieden, sowie durch die Schluchten des Alagon von der Sierra de Gata, die sich weiter westlich an die Sierra Girella in Portugal anschließt. Es sind die gewaltigsten und unzugänglichsten Felsmassen in beiden Castilien; das höchste Drittel der Berge, fast durchaus nackt, bietet nichts als riesenhafte

Felsmassen, steile Abhänge, tiefe Schlünde und lange Zeit liegende Schneefelder. Das an Eisen, Silber, Blei, Kupfer (von denen aber fast nichts ausgebaut wird) reiche Gebirge hat seine höchsten Gipfel in den Hermanos oder Hermanillos de G. und in dem 2661 m hohen Plaza del Roro Almanzor. Es gehört zu den am wenigsten erschlossenen Gegenden Spaniens, weil es fast durchaus unbewohnt ist. Indes ist der untere Teil des südl. Abhangs reichend, bekannt unter dem Namen La Vera. An einer der schönsten Stellen steht das Kloster San Justo, wo Karl V. starb.

Greensley (Horace), hervorragender ameril. Journalist und Politiker, geb. 8. Febr. 1811 zu Amherst im Staate Newhampshire, kam 1831 nach Newyork, wo er bis zu seinem Tode wohnte. In den ersten Jahren seines dortigen Aufenthalts als Seher beschäftigt, gründete er 1834 ein Wochenblatt, «The New Yorker». Während der Präsidentenwahl von 1840 rebigerte er zugleich «The Log Cabin», welches Blatt wesentlich mit zum Siege des republikanischen Kandidaten Harrison beitrug. Im J. 1841 verschmolz er beide Blätter zur «New York Tribune», noch heute eine der einflussreichsten Zeitungen der Vereinigten Staaten, deren erste Nummer 10. April 1841 erschien. G. gewann durch sie seine nationale Bedeutung, indem er, den allen Wählernpunkt verlassend, allmählich zur Antislavienpartei überging und mehr als irgend ein anderer ameril. Journalist den unversöhnlichen Gegensatz der freihetlichen Entwicklung des Landes zum Fortbestand der Sklaverei in den weitesten Kreisen des Nordens erklemt lehrte. Trotz aller seiner Sonderbarkeiten als Vegetarianer, Temperenzler und Geistesklopper haben selbst seine Feinde sein außerordentliches Verdienst anerkannt, das er sich im Kampfe gegen die Sklaverei erworben. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs gab er seinen radikalen Standpunkt auf, wollte keinen Zwang gegen die fecedierten Staaten ausüben und selbst nach dem Kriege ein mildes Verfahren gegen die besiegten Rebellen eingehalten sehen. Im J. 1872 wurde G. der Präsidentschaftskandidat der liberalen Republikaner gegen Grant und erhielt 2884 079 Stimmen, während der letztere deren 8597 070 auf sich vereinigte. Die Aufregung und Enttäuschung des Wahlkampfes wirkte so nachhaltig und tief auf ihn ein, daß er einer Gehirnverwundung verfiel und kaum drei Wochen nach seiner Niederlage 29. Nov. 1872 zu Pleasantville bei Newyork starb. Seine Schriften sind: «Hints toward reforms» (Newyork 1850), «Glances at Europe» (1851), «History of the struggle for slavery-extension» (1856), «Overland journey to San Francisco» (Newyork 1860), «The American conflict» (2 Bde., Hartford 1864—66), «Recollections of a busy life» (Newyork 1868), «Essays designed to elucidate the science of political economy» (Boston 1870) und «What I know of farming» (Newyork 1871). Sein Leben ist beschrieben von James Barton (Newyork 1855 u. 1868), L. L. Keavis (1872) und Ingersoll (Philad. 1874).

Green (George), engl. Mathematiker und Physiker, geb. 14. Juli 1793 zu Nottinghams; sein Vater war daselbst Wäcker und später im Nachbarorte Smeinton Müller. G. übernahm anfänglich die Mällerei seines Vaters, dann studierte er in Cambridge und wurde Fellow des Caius College daselbst. Er starb 31. März 1841 zu Smeinton G. ist besonders verdient um die mathem.

Ausbildung der Lehre vom Magnetismus und der Elektricität. Sein Hauptwerk, worin die hochwichtige Potentialfunktion behandelt wird, ist «Essay on the application of mathematical analysis of the theories of electricity and magnetism» (Nottingham, 1828 und in Crelles «Mathem. Journal», Bd. 44 u. 47); hieran reißen sich seine Abhandlungen über die Analogien der Gleichgewichtsgesetze bezüglich der Flüssigkeiten und der Elektricität, ferner über die Reflexion und Brechung des Schalls sowie des Lichts und über die Wellenbewegung in Kanälen. Seine mathem. Schriften gab Ferrers heraus (Lond. 1871).

Green (Mary Anne Everett), engl. Geschichtsschreiberin, Tochter des wesleysianischen Geistlichen Robert Hood, geb. 1818 in Sheffield, war von früh auf von der lebhaftesten Neigung für histor. Studien besetzt und arbeitete fleißig in den Bibliotheken, als ihre Eltern 1841 nach London übersiedelten. Hier verheiratete sie sich 1845 mit dem Künstler G. P. Green, setzte jedoch ihre geschichtlichen Forschungen weiter fort und veröffentlichte «Letters of royal and illustrious ladies» (1846) und «Lives of the princesses of England» (6 Bde., 1849—55), das ihren Namen zuerst in weitem Kreise bekannt machte. Im J. 1856 gab sie für die Camden Society «The Diary of John Rous» heraus, dem 1857 die «Letters of Queen Henrietta Maria» folgten. Schon vorher hatte sie von dem Oberkanzleirektor den Auftrag erhalten, die in dem Staatsarchiv in London enthaltenen Dokumente zur engl. Geschichte des 17. Jahrh. zu klassifizieren und im Auszug herauszugeben. Die Früchte dieser Arbeit waren die «Calendars of state papers of the reign of James I.» (4 Bde., 1857—59) und die «Calendars of state papers of the reign of Charles II.» (7 Bde., 1860—68). Hierauf unternahm sie auch die Vollenbung der durch Ben Demon, einen andern Mitarbeiter im Staatsarchiv, unfertig hinterlassenen Kalender der Staatspapiere aus der Regierung Elisabeths, nebst Nachrichten aus den Regierungen Eduards VI., Marias und Jakobs I., die zusammen in sechs Bänden erschienen. Nach dem Abschluß dieser Arbeit war sie mit der Ordnung der Staatspapiere der Republik und des Protektorats beschäftigt, von denen bereits neun, die Jahre 1649—55 umfassende Bände (Lond. 1875—82) veröffentlicht sind.

Greenback (engl., d. h. Grünrücken) ist der von der grünen Farbe ihrer Rückseite stammende vulgäre Name des Staatspapiergeldes der Vereinigten Staaten von Amerika, dessen amtliche Bezeichnung «Noten der Vereinigten Staaten» («United States' Notes») ist oder auch «gesetzmäßige Noten» («Legal Tender Notes»). Obwohl es Verfassungsgrundsatz der Vereinigten Staaten ist, daß weder die Union noch deren einzelne Staaten Papiergeld ausgeben dürfen, führte doch die durch den großen Bürgerkrieg (seit 1861) hervorgerufene finanzielle Bedrängnis zu einem tatsächlichen Bruch dieses Prinzips oder mindestens zu einer durch Jahre gehenden Ausnahme, welcher zunächst und vor allem die G. ihre Entstehung verdanken. Die G. haben Zwangsumlauf (daher der Name Legal Tender Notes); die Einfuhrzölle müssen jedoch in Gold entrichtet werden und auch die Finsen der National-schuld werden in Goldwährung bezahlt. Das erste Gesetz, welches die Ausgabe von G. verfügte, datiert vom 25. Febr. 1862. Die Stücke lauteten bis herab auf 1 Doll., die wertvollsten (seit 1878) auf

10000, demnachst auf 5000 Doll.; anfänglich waren die größten die zu 1000 Doll. Am 30. Juni 1868 waren noch für 346 740 001 Doll. G. in Umlauf. Sie zirkulierten trotz des gebotenen Umlaufs mit wechselndem und längere Zeit sehr großem Verlust gegen Goldgeld, welcher 11. Juli 1864 sein Maximum mit durchschnittlich 185 Proz. erreichte (100 Doll. Gold = 285 Doll. G.), laufen aber seit einigen Jahren (zuerst 17. Dez. 1878) dem letztern gleich um, wie es amtlich für den Beginn des J. 1879 verfügt war. Sie bildeten seiner Zeit die eigentliche Rechnungswährung der Vereinigten Staaten, mit Ausnahme Californiens, welches an der reinen Goldwährung festhielt.

Greenbay, Hauptstadt des County Brown im nordamerik. Staate Wisconsin, liegt auf einer niedrigen Halbinsel zwischen den Flüssen Fox und Cast (Cast-River), nur 8 km von dem Seearm Greenbay entfernt, hat 11 Kirchen und 12 Schulen und zählt (1880) 7464 G. G. hat einen vortrefflichen Hafen, in welchen die größten Schiffe des Michigansees einlaufen können, ist der Endpunkt der Milwaukee-Northen- und G. und Lake Superior-Eisenbahn und treibt starken Holz- und Getreidehandel. Früher hieß der eine Teil der Stadt Navarino, der andere Astor; beide wurden 1839 unter dem Namen G. inkorporiert und 1854 zur Stadt erhoben.

Greene (Nathaniel), nach Washington der bedeutendste amerik. General der Revolutionszeit, geb. 27. Mai 1742 in Potowommet in Warwick County in Rhode-Island, wuchs als Gehilfe seines Vaters, eines Farmers und Schmieds, heran und verbandte seine spätere Bildung ausschließlich seinem eigenen Fleiß. Der Sekt der Quäker angehörig, wurde er von ihr wegen seiner Befürwortung des bewaffneten Widerstandes gegen England ausgestoßen. Beim Ausbruch der Revolution war G. schon ein angesehener Mann im Staate und führte dessen Truppen zur Kontinentalarmee vor Boston. Washington erkannte bald seinen Wert und betraute G., der inzwischen Brigadegeneral geworden war, nach der Räumung Bostons mit der Verteidigung von Long-Island. Beim Angriff der engl. Truppen (Ende Aug. 1776) war G. wegen Krankheit nicht im Kommando. Im September dieses Jahres zum Generalmajor ernannt, zeichnete er sich bei Trenton (24. Dez.) und Princeton (3. Jan. 1777) aus, deckte am Brandywine (11. Sept.) und Germantown (4. Okt.) den Rückzug der Armee und ward 2. März 1778 zum Generalquartiermeister ernannt. Nach der Niederlage des Generals Gates bei Camden erhielt G. das Kommando der Armee des Südens und führte nach Reorganisation derselben dort den Krieg in so nachdrücklicher Weise, daß in Jahresfrist die Briten gezwungen waren, Georgia und die beiden Carolina zu räumen, obwohl er die Schlacht bei Guilford Court-house (15. März 1781) gegen Lord Cornwallis verloren geben mußte. Nachdem dieser General sich nach Virginien zurückgezogen hatte, schlug G. die engl. Streitkräfte bei Gutaw Springs. G. blieb bis zum Ende des Krieges im Kommando und zog sich nach dem Friedensschluß auf seine Pflanzung Mulberry Grove am Savannah im Staate Georgia zurück, wo er 19. Juni 1786 starb. Der Kongreß votierte ihm den Dant des Volks, ließ ihm zu Ehren eine Medaille prägen (für die Schlacht bei Gutaw Springs) und schenkte ihm zwei Geschütze. Die Staaten Georgia, Nord- und Süd-Carolina verliehen ihm wertvolle

Landtschenkungen. Vgl. Greene, «Life of Maj. Gen. Nathaniel G.» (3 Bde., Newyork 1867—76).

Greene (George Washington), amerik. Geschichtsschreiber, Enkel des vorigen, geb. 8. April 1811 in East-Greenwich im Staate Rhode-Island, ging 1827 nach Europa und blieb dort bis 1847. Den ersten Teil seines dortigen Aufenthalts verlebte er im Hause des Generals Lafayette, des alten Waffengefährten seines Großvaters; von 1837 bis 1845 war er Konsul in Rom. Nach seiner Rückkehr wurde er Lehrer der modernen Sprachen an der Brown-Universität in Providence, veröffentlichte und übersetzte verschiedene Schulbücher und schrieb auch eine «Geographie und Geschichte des Mittelalters» (Newyork 1849). Seine Bedeutung beruht aber in seinen Beiträgen zur Geschichte der amerik. Revolution. Außer seinen «Biographical studies» (1860) sind zu nennen: sein Hauptwerk «Life of Nathaniel Greene» (3 Bde., Newyork 1867—76), eine Quellschrift ersten Ranges; sein «Historical view of the American revolution» (Newyork 1865; 4. Aufl. 1876) und «The German element in the war of American independence» (Newyork 1876), welches jedoch nur ein Auszug aus den engl. und deutschen Schriften von Frieber. Kapp über die amerik. Revolution ist. In den letzten Jahren seines Lebens war er als «Nonresident» Professor der Geschichte an der Cornell-Universität in Ithaca. G. starb 8. Febr. 1883 in East-Greenwich.

Greene (Robert), engl. Dramatiker und Prosaist, geb. um 1560 zu Ipswich (nach andern zu Norfolk), studierte zu Cambridge und hielt sich dann einige Jahre auf dem Kontinent auf. Nach seiner Rückkehr soll er kurze Zeit Geistlicher gewesen sein, ging dann aber nach London, wo er sich der Schriftstellerei widmete und ein höchst unregelmäßiges Leben führte; er starb 5. Sept. 1592. Als Dramatiker gehört G. zu den begabtesten Zeitgenossen Shakespeares, konnte jedoch nicht zur Kunstvollendung durchdringen. Von seinen Dramen sind am bekanntesten «Orlando Furioso», «A looking-glass for London and England», «Friar Bacon and Friar Bungay» und «Alphonsus, king of Arragon». Unter seinen Prosaschriften ist die Novelle «Pandosto, the triumph of time» (oder «The historie of Dorastus and Fawnia») hervorzuheben, da sie als Quelle für Shakespeares «Wintermärchen» gebient hat. G.'s poetische Werke sind herausgegeben von Dyce (zuerst Lond. 1831, 2 Bde., später zusammen mit denen von Peele in 1 Bd.).

Greenfield, sursil. schönburgsche Villa bei Waldenburg (s. d.) in Sachsen. [Bernid (s. d.).]

Greenlaw, Hauptstadt der schott. Grafschaft **Green-Mountains** (engl., Grüne Berge), der nördlichste Zug der Appalachianette oder des Alleghanygebirges, laufen von Canada aus in südl. Richtung durch Vermont und bilden dann als Taconic-Mountains die Grenze zwischen den Staaten Connecticut und Massachusetts einerseits und dem östl. Teile des Staates Newyork andererseits. Vermont hat von ihnen seinen Namen erhalten, da die ersten franz. Ansiedler die G. «Monts verts» nannten. Zwei Paralleletten zwischen den Flüssen Housatonic und Connecticut, von denen die westliche in Massachusetts den Namen Hoosac-Mountains führt, die östliche am linken Ufer des Connecticutflusses hinläuft, vereinigen sich in Vermont. Die bedeutendsten Höhen sind Mount Mansfield, 32 km nordwestlich von Montpelier, 1829 m hoch. Camels

Hump, 1276 m, und Killington nahe Rutland, 1120 m. Das Gebirge ist reich an Eisenerzen, Mangan, Marmor und Kupfer.

Greenock, einer der bedeutendsten Seepläze Schottlands, Marktstadt, Parlamentsborough und Station für Kriegsschiffe in der Grafschaft Renfrew, 34 km im WNW. von Glasgow, an der Lorensbai, am linken Ufer des hier 7 km breiten Clyde-Flusses, 5 km unterhalb Port-Glasgow schön gelegen, ist zwar nicht regelmäßig, aber sonst gut gebaut und zählt (1881) 68 897 E. Die Stadt hat einen guten, jetzt für Schiffe jeder Größe zugänglichen, 1707 begonnenen und 1834 mit einem Leuchtturm versehenen Hafen, treffliche Docks, Werfte, ein schönes Johannis- und andere ausgezeichnete Gebäude, zahlreiche Villen und in der Umgebung eine 5 km lange Wasserleitung. Dem hier geborenen James Watt wurde 1888 eine Marmorstatue errichtet. G. besitzt 26 Kirchen und Kapellen, ein Stadthaus, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten, eine Lateinschule, ein schönes College (Watt-Institut), eine Stadtbibliothek von 10 000 Bänden und ein Handwerkerinstitut. In dem nahen Gebirge hat man einen See geschaffen und dessen Wasser längs der Berge, in 169 m Höhe über den Clyde, 11 km weit fortgeleitet, bis es sich in der Nähe der Stadt in Wasserfällen ergießt, wo es über 20 Werke treibt. Es bestehen in G. zahlreiche Judderassinerien, Eisengießereien, Auter- und Kesselschmieden, Maschinenbauanstalten, Spinnereien, desgleichen Schiffbau (namentlich in eisernen Schiffen), Segeltuchfabrikation, Seilerbahnen, Wollgerbereien, Lössereien, Strohhut- und Papierfabriken, Gerbereien, Fabriken für Schuh- und Sattlerwaren, für Seife und Lichte. Bedeutend ist auch noch immer die Heringsfischerei, während der Betrieb des Walfischfangs aufgehört hat. Wichtiger jedoch als der Fischfang ist die Weberei und der Handel, besonders nach Amerika und Ost- und Westindien. [Ray, Graf].

Greenock (Lord), f. Cathcart (Charles Murray). **Greenockit**, ein hexagonales, mit Wurzeln isomorphes Mineral, gelbe, sehr kleine Krystalle von starkem, fettartigem Diamantglanz bildend, welche aus Schwefelcadmium (CdS) mit 77.5 Cadmium und 22.5 Schwefel bestehen und sich zu Disphopton in Renfrewshire (Schottland), Przibram in Böhmen, Kiribaba in der Bulowina und Friedensville in Pennsylvanien finden.

Greenough (Horatio), amerik. Bildhauer, geb. 6. Sept. 1806 in Boston, ging schon 1826 nach Rom, nachdem er sich zu Hause nothdürftig vorgebildet hatte, kehrte 1826 in die Heimat zurück, wo er die Büsten von John Quincy Adams und Richter Marshall modellirte, zog aber 1826 wieder nach Italien und ließ sich in Florenz nieder. Seinen ersten Auftrag, eine Gruppe singender Eberubs, erhielt er hier von James Fenimore Cooper. Im J. 1831 fertigte er in Paris eine Büste von Lafayette und erhielt bald darauf durch Vermittelung Coopers vom amerik. Kongreß den Auftrag, eine Kolossalstatue von Washington anzufertigen, die 1848 vollendet wurde. Während dieser Zeit führte er verschiedene Statuen aus, so die Venus Victrix für das Athenäum in Boston und Mehora für Baltimore. Ein zweiter Auftrag für Washington, eine Gruppe, die Rescued (Rettung) darstellend, führte G. 1851 wieder in seine Heimat zurück. Hier starb er in Somerville bei Boston 18. Dez. 1862. Vgl. Luderman, «Memorial of Horatio G.» (Newyork 1868).

Green-River, Name zweier Flüsse in den Vereinigten Staaten von Amerika, deren einer im County Lincoln des Staates Kentucky entspringt, erst in westl. Richtung an der Mammothhöhle vorbeifließt, dann, nachdem er den Warren-River aufgenommen hat, sich nach NW. wendet und etwa 12 km von Evansville in Indiana in den Ohio mündet. Er ist 470 km lang und auf 320 km schiffbar. Ein anderer G. ist einer der Quellflüsse des westl. Colorado (s. d.).

Mountains.

Green-River-Mountain, s. unter Rocky. **Greenwich** (spr. Grinnitsch), Stadt und Parlementsborough in der engl. Grafschaft Kent, am südl. Ufer der Themse und an der Nord-Kent-Bahn, 7,5 km unterhalb London, zu welchem es jetzt als Vorstadt gerechnet wird, zählt (1881) 46623 E. Der Ort ist besonders wegen seiner Sternwarte und des großen Hospitals für verstümmelte oder durch Alter invalid gewordene Seeleute berühmt geworden. Das Gebäude, in welchem bis 1865 das Hospital sich befand, wurde von Karl II. 1667 als königl. Palast angelegt, erst von Wilhelm III. 1694 zum Seehospital bestimmt und darauf von den Königinnen Maria, Wilhelms III. Gemahlin, und Anna weiter ausgebaut. Durch eine 270 m lange Terrasse von der Themse getrennt, ganz von Sandstein aufgeführt, mit vier Säulenportalen, besteht es aus vier abgeforderten viereckigen Höfen und Palast-Quartiers, welche die Namen der Regenten führen, unter denen sie gebaut wurden. Die Anzahl der hier unterhaltenen Matroseninvaliden im Hause (In-Pensioners), ursprünglich auf 300 bestimmt, stieg später allmählich auf 3000, die der Invaliden außer dem Hause (Out-Pensioners) auf 32000. Mit dem Hauptgebäude, das mit seinen zwei Domen, seinen Kolonnaden, seiner großen Galerie von Seegemälden, seinem schönen Park mit Fischen und alten Bäumen einzig in seiner Art ist, stehen ein Krankenhaus, das Schulgebäude und das Waisenhaus für Matrosenkinder (Royal Naval Asylum) in Verbindung. Letzteres, 1801 gestiftet, unterhält 800 Kinder. Die über 2700000 Mark betragenden Einkünfte dieser großartigen Anstalten flossen teils aus wohlthätigen Stiftungen, teils aus Staatsmitteln und dem Ertrage der konfiszierten Ländereien des Grafen von Derwentwater. Infolge mancher von der bisherigen Verwaltung unzertrennlichen Mißstände wurde jedoch das Hospital für Seeleute 1865 durch Parlamentsverordnung geschlossen und die Einkünfte in einen Pensionsfonds verwandelt, der seitdem einer größeren Anzahl von Invaliden zugute gekommen ist als früher und dessen Wohlthaten die Pensionäre nicht mehr in jener allgemeinen Versorgungsanstalt, sondern im Kreise ihrer Angehörigen und Freunde genießen. In den von den Invaliden verlassenen Räumlichkeiten wurde 1870 eine See-Akademie (Royal Naval College) für Seeladeten und Seeoffiziere eingerichtet.

Die 1675 von Karl II. im Park zu G. unter 51° 28' 33" nördl. Br. erbaute Nationalsternwarte ist mit den ausgezeichnetsten Instrumenten ausgerüstet und steht unter der Verwaltung des Admiraltitätskollegiums. Über dieselbe ziehen die Engländer und nach ihrem Vorgange die Seelarten überhaupt ihren Meridian, d. h. sie rechnen von dem Punkt aus, wo das Mittagsfernrohr des greenwicher Observatoriums steht, die geogr. Längen der Erdoberfläche (0° G. = 17° 39' 51" östlich von Ferro = 2° 20' 9" westlich von Paris). Auf dem freien Plage vor dem

Hospital steht die Marmorstatue Georgs II. von Ryabrad. Außer der von Bren 1718 erbauten Hauptkirche hat G. auch Kirchen für Dissidenten, ein litterarisches Institut, eine Freischule, zwei Spitäler, sowie das Seamen's-Hospital für Seeleute aller Nationen, 1865 vom Dreadnought, einem in der Themse liegenden alten Kriegsschiffe, hierher verlegt. Bedeutende Schiffswerfte, Maschinenfabrikation, Seilerbahnen und Eisengießerei beschäftigen viele Hände. Eine Wasserleitung versieht die Stadt mit gutem Wasser und zahlreiche Landhäuser beleben die Umgebung. Der Park von G. bildet einen Lieblingsausflug der niedern londoner Mittelklassen, während die großen Hotels an der Themse wegen ihrer luxuriösen Fischbänke von den Reichen frequentiert werden. Südlich vom Park liegt der zu G. gehörige Ort Bladheath mit einem litterarischen Institut und mehreren milden Stiftungen (Morden's College für verarmte Kaufleute). Die Nord-Kent-Bahn führt von London mit einem langen, auf 878 Bogen ruhenden Viadukt über die Straßen und Häuser der südöstl. Vorstädte hinweg nach G.

Greetshl (Greetziel), Flecken in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Aurich, Kreis Emden, 18 km im NW. von Emden, am Ostufer des Ems-Astuars, unweit der Legebucht, an einem Tief, welches aus dem Neuen und Alten Sieltief gebildet ist, mit 920 reform. E., hat einen guten Hafen, Schiffbau, Schifffahrt, Rindvieh- und Pferdezuucht, Seefischerei, Kaltbrennereien, Ziegeleien, Getreide- und Butterhandel, ist Landungsplatz des 1871 zwischen Deutschland und England über Vortum gelegten, der Vereinigten Deutschen Telegraphengesellschaft gehörigen Telegraphenkabels und Stammort der 1744 ausgestorbenen ostfriesischen Fürstengrafenfamilie Cirrhena.

Greff (Joachim), deutscher Dramatiker des 16. Jahrh., Verfasser von Schalkomödien, die zu reformatorischen und pädagogischen Zwecken dienten, war aus Zwickau gebürtig und ward um 1545 Schulmeister zu Dessau. Gottsched (in seinem »Nötigen Vorrat«) führt eigene und übersehene Stücke von ihm aus den Jahren 1535 bis 1545 auf, darunter »Judith« (Wittenberg 1536), »Mandus, von der Welt Art und Natur« (Wittenberg 1537), »Abraham« (Wittenberg 1540), »Lazarus« (Wittenberg 1545); ferner »Eine schöne, neue Aktion auf das 18. und 19. Kap. des Evangelisten Lucas« (Zwickau 1546). Von ihm ist auch »Vormannung an ganze Deutsche Nation, wider den Türckischen Tyrannen« (Wittenberg 1541) und eine Übersetzung von Plautus' »Aulularia« (Magdeb. 1535).

Grefflers heißen in Frankreich die Beamten der Gerichtskanzleien (grefres), bestehend aus einem vom Staatsoberhaupt ernannten Vorsteher (grefier en chef) und zwei bis vier, auf Vorschlag des Vorstehers vom Gericht vereideten und von jenem besoldeten Gehilfen (commis-greffiers). Es liegt diesen G. ob, die Registrande (le rôle) über den Einlauf der Prozesse zu halten, in den Gerichts-sitzungen das Protokoll zu führen, die Bibliothek des Gerichts und die Akten aufzubewahren und die Urteile nach deren Original auf Verlangen der Parteien auszufertigen. Außerdem sind sie thätig bei Aufnahme des Echtheitsbeweises von Urkunden, sowie Handschriftenvergleichen durch Sachverständige und Verhandlungen sowohl über eine vom Gericht erforderliche Vermögensverteilung als über die Ablehnung eines Richters. Endlich

haben sie Verzeichnisse über die Statistik der Justizverwaltung der Tribunale und Tabellen über die unter polizeiliche Aufsicht gestellten Personen auszufertigen. Die Großräthe an ob der Friedensgerichte und der Tribunale erster Instanz brauchen nicht studiert, sondern nur längere Zeit als Schlichter auf einer Kanzlei die nöthige Übung sich angeeignet zu haben. Dagegen müssen die G. der höhern Gerichte besonders am droit sein, beim Cassationshof auch die *commun-graviers*.

Gregarinen nennt man mikroskopische Schimmelpilze, welche vorzugsweise im Darm, besonders werbeloser Thiere, aber auch in andern Organen und bei Wirbeltieren sich finden. Sie bestehen vornehmlich aus einer kugelförmigen Zelle, deren äußere Umhüllung oft Fortsätze, Spinen u. s. w. zeigt, aus einem kernigen, weichen Inhalt, in welchem ein großer, heller, blaschenförmiger Kern nebst Kernkörperchen enthalten ist. Sie können sich, wie Infusorien, theilen, bilden häufig Doppelgestalten durch Verschmelzung (Konjugation) und vermehren sich durch spindelartige Keimkörperchen (Sporen), sog. *Plasmodien*, welche der Einnahme durch besondere Nöhren entleert werden. Ihr gewöhnlicher Zusammenhang mit andern mikroskopischen Thierwesen, den sog. *Parasiten*, ist noch nicht hinreichend aufgeklärt. In neuerer Zeit wird oft behauptet, daß G. sich sehr häufig in den menschlichen Darmen finden, durch das Tragen falscher Haare weiter verpflanzt würden und verschiedene Hautkrankheiten, selbst Wundheiler, erzeugten. So neuer Untersuchung hat gezeigt, daß hier eine Verwechselung mit mikroskopischen Pilzen, sowohl schädlichen als unschädlichen, stattgefunden hatte.

Gregatim (lat.), herden, haufenweise.

Grege oder **Gregeide**, sowohl wie **Reifselde**, (S. unter Seide.)

Gregoire (Edouard), belg. Musikerkomponist, geb. 7 Nov. 1829 zu Lüttich bei Antwerpen, wurde durch Ch. Hummel in Brüssel als Pianist ausgebildet und komponierte auch Bühnenstücke, Symphonien und Overturen, machte sich aber namentlich durch zahlreiche Schriften über musikalische Gegenstände bekannt, in denen besonders über ältere und neuere belg., niederländ. und franz. Musiker wertvolle Mittheilungen enthalten sind. G. lebt in Antwerpen.

Grégoire (Henri, Graf), Bischof von Blois, geb. 4. Dez. 1750 zu Blois unweit Fonteville, machte sich zuerst durch einen von der Akademie zu May 1788 gekrönten *Essai sur la régénération du Jais* (May 1789) bekannt, der die toleranten Ideen des Beilizers widerspiegelte. Als Landpfarrer zu Germignol in Lothringen wurde er von der Geistlichkeit des Bezirks Nancy 1799 zum Abgeordneten für die Vennaisländer gewählt, wo er bald als einer der eifrigsten Anhänger des *civile parti* wirkte und schon 14. Jun. zu demselben übertrat. In den Tagen des Wahlsturms (13. bis 15. Juli) präsidirte er der Versammlung. Von den Gemäßigten des Vorengebl. Blois nach dem neuen Geistes über die Kirchenverfassung zum Bischof ernannt, war er der erste, der den Völkern leistete. Als Abgeordneter im Konvent trug er 1799 durch eine beständige Rede zu dem Reichthum bei, der die Königsmacht abschaffte und die Republik gründete. In des Komittees des öffentlichen Unterrichts gewählter, widmete er sich mit Eifer der Zerstörungssucht, die in der Schreckenzeit gegen Kunstdenkmale wüthete, be-

forderte die Errichtung des Museums und des Konservatoriums der Künste und Handwerke, die Errichtung von Provinzialbibliotheken und andere dem Nutzen und der Aufklärung gewidmete Institute. Er war dann Mitglied des Rats der Hundert und kam in den Kriegsjahren 1800. Nach dem Abschluss des Kontinentalkriegs wurde er auf Befehl des Papstes zum Bischof ernannt. Am nächsten Später wurde er Mitglied des Senats und von Napoleon in den Grafenstand erhoben. Nach der Stürze des Kaisers entzählte er in der Schrift *«De la constitution française de l'an 1814»* (Am. 1814, 4. Aufl. 1819) die Grundzüge, auf welchen die konstitutionelle Freiheit beruhen müsse. Im J. 1819 wurde er vom Depart. Jura in die Kammer gewählt. Die Regier. geriet mit ihm in die beständige Fehde, und es gelang ihnen, seine Ausscheidung durchzuführen. Seitdem lebte er ganz den Wissenschaften. Er starb 22. Mai 1881 zu Lüttich bei Paris. Von seinen Schriften verdienen noch Erwähnung: *«Histoire des sectes religieuses»* (2 Bde., Par. 1810; 2. Aufl., 5 Bde., 1828), *«Histoire de mariages des papes en France»* (Par. 1826), *«De la traite et de l'esclavage des noirs et des blancs»* (Par. 1818), *«De la littérature du moyen-âge»* (Par. 1808, deutsch, 1809), *«Essai historique sur les libertés de l'église gallicane»* (2. Aufl., Par. 1830), *«De l'influence du christianisme sur la condition des hommes»* (Par. 1821). Seine *«Mémoires»* gab Garnier mit einer biogr. Notiz (2 Bde., Par. 1880) heraus.

Gregor II der Name von 16 Päpsten:

Gregor I., der Große, röm. Papst 590–604, hat auf die Gestaltung der kath. Kirche und besonders auf die Hebung des Papsttums den weitestgehenden Einfluss ausgeübt. G. stammte aus der angesehenen röm. Familie der Amicii, sein Vater Gordianus war Senator, seine Mutter Euphrosia wurde wegen ihrer frommen Lebensweise sehr heilig gesprochen. G. wurde um 540 geboren, erhielt eine vielseitige Bildung, widmete sich der Rechtskunde, las aber daneben die Schriften der Kirchenväter. Um 574 ernannte ihn Kaiser Justin zum röm. Prätor. Durch den Tod des Kaisers in den Besitz eines großen Vermögens gelangt, stiftete er sechs Benediktinerklöster in Sicilien, am liebsten in seinem Hause in Rom, in welches er selbst eintrat. Ungern aus ließ er sich von Papst Pelagius II. zum Diakon weihen und als Pelagius 579 nach Konstantinopel sandte, wo er mit Erfolg für die Aussöhnung des Kaisers mit dem Papst thätig war. Im J. 586 nach Rom zurückgekehrt, wurde G. bald des von ihm geleiteten Klosters vom Papst zu allen wichtigen Geschäften ernannt. Der Papst rief ihn auch von einer Reise nach Brindisium zurück. Am 2. Sept. 590 wurde G. auf Grund einstimmiger Wahl von Clerus, Senat und Volk zum päpstl. Stuhl erhoben. Mit den arabischen Vandalen ward er durch G. wenigstens so weit zu verständigen, daß die kath. Könige Theodorik, eine bayer. Prinzessin, ihren Gatten Agilulf wegen, den kath. Bischöfen die Absicht zu ihren Söhnen zu gestatten und seinen Sohn katholisch taufen zu lassen, daß Agilulf 590 gegen Zahlung einer großen Summe Geldes von der Annahme Roms abstand und 599 mit dem griech. Kaiser einen Frieden schloß, der wenigstens einige Jahre dauerte. Das Verhältniß zum griech. Kaiser konnte dabei kein freundliches bleiben. Im

noch mehr unter den Streitigkeiten, welche zwischen G. und dem Patriarchen von Konstantinopel wegen des röm. Primats ausbrachen. Der Patriarch Johannes IV., Jaster, hatte sich mehrfach den Titel eines «höchsten Patriarchen» (episcopus universalis) beigelegt. Obgleich dies nach morgenländischem Sprachgebrauch ein Ehrentitel eines jeden Patriarchen war, sah G. darin die tabelnwürdige Annahme, alle Glieder der Kirche sich unterzuordnen, und bedrohte Johannes IV. sowie dessen Nachfolger Syriacus mit Aufhebung der Kirchengemeinschaft. G. selbst nannte sich «Knecht der Knechte Gottes» (servus servorum Dei). Auch im Abendlande scheute G. mancherlei Streitigkeiten nicht, um die Bischöfe und Metropolitane vom röm. Stuhl abhängig zu machen. Als äußeres Zeichen dieser Abhängigkeit führte er die von Papst Symmachus (um 500) zuerst aufgebrachte Überfendung des Pallium allgemein ein. Von großer Bedeutung war die Mission unter den Angelsachsen in Britannien. Im J. 596 sandte G. den Benediktinermönch Augustin mit 40 Genossen nach Kent zum König Ethelbert und gab ihm später in Briefen die eingehendsten Vorschriften. Der König ließ sich taufen und viele Angelsachsen folgten; dagegen gelang es nicht, die altbrit. Kirche zur Unterwerfung unter Rom zu bewegen.

Das Mönchswesen hat G. stark begünstigt und die Scheidung der Mönche von den Geistlichen angebahnt, um in den Mönchen, nachdem sie der bischöfll. Aufsicht entzogen waren, eine dem Papsttum unbedingt ergebene Schar von Streikern zu besitzen. Auch um die Reformation des Klerus hat sich G. bemüht. Über die Pflichten der Geistlichen verbreitet sich seine «Regula pastoralis». Als Ideolog wird G. neben Ambrosius, Hieronymus, Augustin zu den vier «Lehrern der Kirche» (doctores ecclesiae) des Abendlandes gezählt. Seine dogmatische Hauptschrift sind die «Dialogorum de vita et miraculis patrum Italicorum et de aeternitate animarum libri IV». Die Bilder verteidigt er, will sie aber nur als Hilfsmittel für die Unwissenden gelten lassen. G. bezeichnet zuerst das Abendmahl als eine tatsächliche Wiederholung des Opfers Christi am Kreuz. Heiligen- und Reliquienkult hat er stark begünstigt, die Lehre vom Fegfeuer und den damit zusammenhängenden Seelen- oder Lotenmessen weiter gebildet. Für die Ordnung des Gottesdienstes warb von Bedeutung, daß G. das «Sacramentarium» Papst Gelasius I. vermehrte und daß er durch seine Sängerschule statt des bisher gebräuchlichen «Ambrosianischen Gesangs» den sog. «Gregorianischen» einführte, eine ernst feierliche, recitative Vortragsweise. Von seiner Aneignung gegen die weltlichen Wissenschaften machte G. kein Hehl, und daraus mögen die unwahren Nachrichten entstanden sein, er habe die Palatinische Bibliothek verbrennen, sowie die Monumente und Statuen Roms umstürzen lassen. G. starb 12. März 604. Von seinen Werken (4 Bde., Par. 1706) sind zu nennen die «Moralia, sive expositiones in Jobum», eine moralische Auslegung des Hiob, die «Dialogi, sive de vita et miraculis patrum Italicorum».

Vgl. Lau, «Gregor I. nach Leben und Lehre» (Zpg. 1845); Pfahler, «G. der Große und seine Zeit» (Bd. 1, Frankfurt, 1869); Wasmann, «Die Politik der Päpste von Gregor I. bis Gregor VII.» (2 Bde., Elberf. 1868—69); Böhringer, «Die Kirche Christi und ihre Jünger» (Bd. 1, Abteil. 4, Bär. 1846; 2. Aufl. 1873).

Gregor II., der Heilige, Papst vom 19. Mai 715 bis 10. Febr. 731, ein Römer mit Namen Sergius, Benediktinermönch, war mit Eifer und Erfolg bemüht, den röm. Supremat zu befestigen. Den bilderfeindlichen Verordnungen des griech. Kaisers Leo des Mauriers trat G. entschieden entgegen und that den kaiserl. Patriarchen von Konstantinopel, Anastasius, in den Bann. Den Longobardenkönig Autprand vermochte G. durch eine persönliche Unterredung zur Umkehr. Zugleich wandte er sich um Schutz an die Franken und bereitete dadurch die spätere Verbindung des fränkischen Reichs mit dem päpstl. Stuhle vor. Durch Bonifatius festelte G. auch die deutsche Kirche an Rom. Selbst Irland nahm die röm. Zeit der Osterfeier und andere Gebräuche an. G. stellte das von den Longobarden zerstörte Kloster Monte-Casino wieder her, verschärfte die kirchliche Zucht und veranlaßte die Zusammenstellung des «Liber diurnus pontificum Romanorum», eines der ältesten Formel- und Ceremonienbücher der röm. Kirche.

Gregor III., der Heilige, ein Syrer von Geburt, Papst vom 18. März 731 bis 28. Nov. 741, trat in allen Stücken in die Fußstapfen seines Vorgängers. Im Gegensatz gegen die Bilderfeindschaft des byzant. Hofes sanctionierte eine Synode zu Rom 732 den Bilderdienst. Um Hilfe gegen die Longobarden zu erlangen, sandte G. 739 an Karl Martell die Schlüssel zum Grabe des heil. Petrus nebst einigen Reliquien und bot ihm die Würde eines röm. Patricius an, freilich vergeblich. Den Bonifatius ernannte er zum Erzbischof.

Gregor IV., ein Römer von Geburt, Papst von 827 bis 844, spielte in den Streitigkeiten Ludwigs des Frommen und seiner Söhne eine traurige Rolle. G. errichtete das Bistum Hamburg und ernannte Ansgar zum päpstl. Legaten für den Norden. Zum Andenken Gregors I. führte er das Gregoriusfest (f. d.) ein.

Gregor V., von Geburt ein Deutscher, Bruno mit Namen, ein Vetter König Ottos III., wurde auf dessen Anordnung 3. Mai 996 zum Papst gewählt und blieb es bis 13. Febr. 999. Der Richtung von Clugny zugethan, trug er sich mit durchgreifenden Reformplänen, erreichte auch die Wiedereinführung des Erzbischofs Arnulf von Rheims und die Scheidung des franz. Königs Robert von seiner Gattin Bertha, erlag aber bald dem Widerstande des röm. Adels gegen die deutsche Herrschaft.

Gregor VI. nannte sich der Gegenpapst Benedikt VIII., welcher 1012 von den Crescentiern auf den päpstl. Stuhl erhoben wurde, aber vor seinem Gegner nach Deutschland fliehen mußte.

Gregor VI., ein Römer von Geburt, Johannes oder Gratianus genannt, Papst von 1044 bis 1046, war ein frommer Priester, dem wegen seiner Sittenreinheit reichliche Gaben zufließen. Er glaubte das Geld zum Besten der Kirche anzuwenden, wenn er dadurch den lasterhaften Papst Benedikt IX. zur Niederlegung seiner Würde bewog. Er wurde alsdann selbst zum Papst gewählt. Da aber die Partei der Grafen von Tusculum schon früher den Bischof Johann von Sabina als Sylvester III. auf den päpstl. Stuhl erhoben hatte, und da auch Benedikt IX. sein Amt weiterführte, hatte die Kirche drei Päpste. Deshalb erschien Kaiser Heinrich III. in Italien, hielt die Synode zu Sutri (1046) und sprach über alle drei die Absetzung aus. G. zog mit nach Deutschland und starb 1048 in Köln.

Gregor VII. Papst von 1073 bis 1085, der wohl als der größte Papst bezeichnet werden kann. Er selbst den päpstl. Stuhl bestieg, besonders seit 1058, hat er die Angelegenheiten des Papsttums geleitet und seinem Ziel, der Herrschaft der Kirche über den Staat, zugestrebt. Er hieß früher Hildebrand. Von seiner Jugend ist wenig bekannt. Er ward um 1020 geboren, war von niedriger Herkunft, kam früh nach Rom, wurde hier Diakon, dann Vertrauter des Erzbischofs Konstantin von Anagni und schließlich Kaplan des Papstes Gregor VI. Mit diesem ging er nach Deutschland und trat nach dessen Tode in das Kloster Clugny ein. Papst Leo IX. berief ihn 1049 nach Rom zurück, machte ihn zum Subdiakon und zum vertrauten Ratgeber in allen wichtigen Geschäften der Kurie. Als Leo IX. 1054 starb, wollten die Römer Hildebrand auf den päpstl. Stuhl erheben. Dieser weigerte sich, die Wahl anzunehmen, empfahl vielmehr, eine Gesandtschaft nach Deutschland zu schicken, um den Kaiser um Ernennung eines würdigen Papstes zu bitten. Friedrich III. beehrte den Bischof Gerhard von Eichstätt, Bischof II. Unter ihm war Hildebrands Einfluss gering, aber Viktors Nachfolger Stephanus IX. (1057–61) erhob Hildebrand zum Subdiakon und sandte ihn nach Deutschland, um die nachträgliche Bestätigung des Kaisers einzubolen. Als er zurückkehrte, starb Stephanus und die Pfaffen von Lorschum erhoben den Bischof von Brixen als Verdränger zum Papst. Hildebrand bewirkte unter Zustimmung der Kaiserin Agnes die Wahl des Bischofs Gerhard von Kleran als Nikolaus II. (1058), welchen er unterstützte, die Papstwahl dem Einfluss der ital. Pfaffen dadurch zu entziehen, daß durch ein neues Gesetz neben dem Kaiser dem Kardinalkollegium die entscheidende Stimme übertragen ward, und die Macht des Abtes dadurch zu brechen, daß er die Herrschaft der Normannen mit Edelfreien beehrte. Als Nikolaus II. 1061 starb wählten die Kardinäle auf Hildebrands Rat den Bischof Anselm von Lucca als Alexander II. zum Papst ohne die Kaiserin Agnes zu fragen. Diese wählte den Bischof Randolf von Parma als Honorius II., wurde aber durch die zunehmenden Unruhen in Deutschland gehindert, ihm die Anerkennung zu erteilen. Unter Alexander II. war Hildebrand ebenfalls die eigentliche Seele aller päpstl. Maßnahmen. Erst nach dessen Tode (1073) bestieg er selbst als Gregor VII. den päpstl. Stuhl.

Mit fester Energie und Unerschrockenheit hat er fortan das Ziel seines Lebens verfolgt, nämlich die Herrschaft der geistlichen Gewalt über die weltliche, oder des Papsttums über alle Fürsten. Der Papst als das Oberhaupt der Kirche ist der sichtbare Stellvertreter Christi auf Erden. Die Kirche ist eine universelle Theokratie, welche alle Völker umfassen soll. Ihr kommen beide Schwerter zu, das geistliche und das weltliche. Jesus führt sie selbst, dieses überträgt sie auf die weltlichen Fürsten. Denn wie der Mond sein Licht von der Sonne bekommt, so erhalten Kaiser und Könige ihre Gewalt vom Papste, und erst durch dessen Vermittelung von Gott. Der Papst hat daher nicht bloß die Grenzen der weltlichen Macht zu bestimmen, er darf auch Fürsten ein- und absetzen, die Unterthanen von der Pflicht der Gehorsams entbinden u. dgl. Um diese Grundzüge durchzuführen, hieß G. vor allem eine durchgreifende Reform der Kirche für notwendig, eine gründliche Reinigung derselben von allen weltlichen

Einflüssen. Er begann mit der strengen Durchführung des Kolikats. Seit Leo IX. waren solchen Verbote der Priesterheirath mehrfach erzwungen worden, aber ohne Erfolg. Im J. 1074 verbot nun G. das Kolik, die Erzung des Gottesdienstes und die Spendung der Sakramente durch verheiratete Priester zu dulden. Kolik und Wände standen auf ihrer Seite; die Priester mußten sich fügen und ihre Frauen verlassen. Im J. 1075 erließ G. ein Gesetz, das bis 1078 geheimgehalten wurde, betrafte der Invektive (I. d. l.). Verkommen war, daß der weltliche Fürst Bischöfe und Äbte persönlich vollständig ernannte und mit Ring und Stab belehnte. G. verlangte, daß die Bischöfe von Klerus und Volk gewählt und vom Erzbischof investiert, die Äbte von den Klöstern gewählt und vom Bischof investiert würden, unbeschadet ihrer Lehnspflicht gegen den König. Gleichzeitig erließ G. strenge Verfügungen gegen alle Formen der Simonie.

In der Durchführung dieser Reformen wurde G. sehr verschieden. Philipp I. von Frankreich wies sich zum Scherz, Wilhelm von England anders gar nicht, beide ließ G. gemahnen. In Deutschland dagegen schienen ihm die Verhältnisse unter der Regierung Heinrichs IV. günstiger zu liegen und einen völligen Sieg der Kirche zu ermöglichen. Schon Alexander II. hatte mehrere Male Heinrich IV. wegen Simonie mit dem Bann belegt. Der König entließ sie nicht und war deshalb selbst dem Bann verfallen. G. suchte deshalb die sofortige Festsetzung seiner Wahl nicht nach. Die Kaiserin Agnes und machte Heinrich, 1076 zu Würzburg vor dem päpstl. Legaten sich zu demütigen, worauf er vom Bann gelöst wurde. Aber 1076 versagte die befohlene Unterwerfung Heinrich IV. dem Papst, daß er in Lothringen leben sollte. G. schickte eine Gesandtschaft nach Deutschland, um diese Sache zu untersuchen. Der Kaiser erwiderte, ließ Heinrich zu Worms im J. 1076 dem Papst ablegen, worauf dieser den Bann gegen ihn schickte und die Unterthanen des Abtes der Exkommunikation entband. Dies benutzte die mächtigsten Fürsten, beschloßen auf dem Tage zu Tribur (Okt. 1076), einen andern König zu wählen, wenn Heinrich nach einem Jahre noch gehorcht sei, und luden G. ein, 2. Febr. 1077 aber den König in Augsburg Gericht zu halten. Dies zu verhindern und sich vom Bann zu lösen war jetzt Heinrichs größte Sorge. Heinrich zog er nach Italien, suchte G. zu Canossa auf, in der Burg der Markgräfin Mathilde, und wurde nach dreitägiger strenger Fasten (25. bis 27. Jan. 1077) unter harten Bedingungen vom Bann befreit. Raum aber hatte Heinrich den Gegenkönig Rudolf von Schwaben 1080 der Verlobung befreit, da ließ er auf der Synode zu Brixen 1080 den Papst, der ihn wiederum in den Bann gesetzt hatte, ablegen und den Erzbischof von Ravenna als Clemens III. zum Papst erwählen. Im J. 1081 zog Heinrich nach Italien, aber erst 8. Juni 1083 konnte er Rom einnehmen, 21. März 1084 brach er seinen Papst Clemens in den Latran. G. war in der Engelsburg eingeschlossen und weigerte sich hartnäckig auf Verhandlungen einzugehen. Er wurde dann von den Normannen befreit, die ihn nach Salerno führten, wo er 25. Mai 1085 starb. Dieser Kampf gegen den Staat nahm G. ganze Kraft in Anspruch. Glaubensstrenge bedachte seine Jugend. In dem Streite zwischen Pörmern und Kanonikern über das Abendmahl stand er persönlich auf Petrus Seite, hinderte aber dessen Verurteilung

nicht. Das Mönchs- und Klosterwesen hat G. eifrig gefördert. Er schrieb für dasselbe die «Religio quadrata» (quadrata, quadratura), eine Verfassung für die vier Klassen der Mönche, der Laienbrüder, der Nonnen und der Laienschwestern, welche besonders in Deutschland Verbreitung fand. Eine kurze Zusammenstellung seiner Grundsätze enthalten die sog. «Registri sive epistolarum libri XI», deren zehntes Best fehlt, und die «XXVII Dictatus», welche entweder von einem seiner Verehrer herrühren oder den Index capitalorum einer von ihm gehaltenen Synode enthalten. Vgl. Voigt, «Hilfsbrand als Papst Gregor VII. und sein Zeitalter» (2. Aufl., 2 Bde., Weim. 1846); Floto, «Kaiser Heinrich IV. und sein Zeitalter» (2 Bde., Stuttg. 1855—57); Schröder, «G. der Siebente» (7 Bde., Schaffh. 1859—61, Regifterband 1864); Willemain, «Histoire de Grégoire VII.» (2 Bde., Par. 1872); Langeron, «Grégoire VII et les origines de la doctrine ultramontaine» (Par. 1874); Melzer, «Papst Gregor VII. und die Bischofswahlen» (2. Aufl., Dresd. 1876); Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (Wb. 3, 4. Aufl., Braunschw. 1877).

Gregor VIII., früher Mauritius Durbinus, Erzbischof von Braga, wurde als Gegenpapst Gelasius II. auf Veranlassung Kaiser Heinrichs V. 8. März 1118 gewählt. Mit Hilfe deutscher Truppen konnte er sich gegen die Bannflüche Gelasius II. behaupten, aber dessen Nachfolger Calixtus II. nahm G. 1121 in Sutri gefangen und schleppte ihn von einem Kerker zum andern, bis er 1125 starb.

Gregor VIII., ein Beneventaner, Albero mit Namen, 21. Okt. 1187 zum Papst gewählt, war bewußt, eine strengere Kirchenzucht einzuführen und einen Kreuzzug zu veranlassen, starb aber schon 17. Dez. 1187.

Gregor IX., Papst vom 19. März 1227 bis 21. Aug. 1241, vorher Ugolino, aus dem Geschlecht der Grafen von Anagni, ein Neffe Innocenz' III., war bereits achtzigjährig, als er auf den päpstl. Stuhl erhoben ward. Er hat den Rest seines Lebens an den großen Kampf zwischen Papsttum und Ketzertum gesetzt und alles gethan, um die Ideen Gregors VII. und Innocenz' III. zu verwirklichen. Als Kardinal hatte G. den Hohenstaufen Friedrich II. zu Nachen gekrönt und ihm gleichzeitig das Versprechen eines Kreuzzugs abgenommen. Friedrich jagte unter allerlei Vorwänden mit der Ausföhrung. Schon am dritten Tage nach seiner Weihung forderte G. die Ausföhrung des versprochenen Kreuzzugs. Friedrich schiffte sich im Sommer 1227 in Brindisi ein, landete aber schon nach drei Tagen wieder in Otranto wegen ausgebrochener Seuche und eigener Krankheit. G. sah darin bloßen Vorwand, that Friedrich 29. Sept. 1227 in den Bann und entband seine apulischen Unterthanen von der Pflicht des Gehorsams. Die Ghibellinen erregten in Rom einen Aufstand, so daß der Papst nach Viterbo und später nach Perugia fliehen mußte. Friedrich trat 28. Juni 1228, obgleich gebannt, den Kreuzzug an, und wiewohl der Patriarch von Jerusalem sowie die Johanniter und Tempel ihr im Auftrag des Papstes alle möglichen Schwierigkeiten bereiteten, schloß er schon Febr. 1229 mit dem Sultan Kamil von Agypten einen Vertrag ab, wodurch Jerusalem und Nazareth nebst einem bedeutenden Landgebiet an die Christen abgetreten ward, und setzte sich in der Kirche des heil. Grabes die Krone eines Königs von Jerusalem auf das Haupt. G. war erzürnt

darüber, daß Friedrich den Kreuzzug unternahm, ohne vom Bann gelöst zu sein, erregte die lombard. Städte gegen ihn und versuchte Unteritalien zu erobern. Friedrich vertrieb nach seiner Rückkehr rasch die päpstl. Heere, und 1230 vermittelte der Deutschordensmeister Hermann von Salza eine Versöhnung der beiden Häupter der Christenheit. Friedrich wurde vom Bann gelöst und versprach, die Kirche nicht mehr zu schädigen. Der Friede dauerte jedoch nicht lange. Als Friedrich gegen die lombard. Städte mit aller Härte verfuhr und Sardinien, das G. als päpstl. Lehn in Anspruch nahm, seinem Sohne Enzo übertrug, sprach G. 1239 zum fünften mal den Bann über ihn aus. Friedrich aber eroberte Rom, wo G. 21. Aug. 1241 fast hundertjährig starb. Durch Raymundus de Pennafort ließ G. aus den Entscheidungen der Päpste die fünf Bücher der Dekretalen sammeln (1234) als kirchliches Gegenstück der weltlichen Geseßgebung Friedrichs II. Vgl. Balan, «Storia di Gregorio IX e dei suoi tempi» (Modena 1872); Schirmacher, «Kaiser Friedrich II.» (4 Bde., Götting. 1859—65).

Gregor X., gebürtig aus Piacenza, Lebaldo de Visconti mit Namen, Papst vom 1. Sept. 1271 bis 10. Jan. 1276, bemühte sich auf dem Konzil zu Lyon 1274 vergebens um einen neuen Kreuzzug und um die Union der griech. Kirche mit Rom. Um Deutschland machte er sich sehr verdient, indem die Beendigung des Interregnums und die Wahl Rudolfs von Habsburg zum deutschen König zum Teil sein Werk ist.

Gregor XI., ein Franzose, Pierre Roger, aus dem Geschlecht der Grafen von Beaumont, wurde 6. Jan. 1371 zu Avignon zum Papst gewählt, lehrte auf die Mahnung der heil. Brigitta und der heil. Katharina von Siena 1377 nach Rom zurück, starb aber hier schon 17. März 1378. Erfolglos waren seine Bemühungen, eine Union mit der griech. Kirche herbeizuföhren und das Abendland zu einem Kriege gegen die Türken aufzubieten. Die Lehren Wicliffes verwarf er.

Gregor XII., Angelo de Corrado aus Venedig, wurde 30. Nov. 1406 von den röm. Karbinalen zum Papst gewählt, konnte sich aber mit Venedig XIII. (i. b.) in Avignon nicht zu einer Beilegung des Schismas einigen. Das Konzil zu Pisa sprach deshalb 5. Juni 1409 die Absetzung über ihn aus, aber erst das Konzil zu Konstanz vermochte ihn, 4. Juli 1415 sein Amt niederzulegen. Er starb als Kardinal-Bischof von Porto 18. Okt. 1417.

Gregor XIII., Hugo Boncompagni aus Bologna, Papst vom 13. Mai 1572 bis 10. April 1585, wirkte mit großem Eifer für die Restauration des Katholizismus. Das Abendland zu einem gemeinsamen Kriege gegen die Türken zu veranlassen, gelang ihm nicht. Erfolgreich dagegen war sein Eifer für die Wiedergewinnung der orient. Kirchen und für die Unterdrückung des Protestantismus. Im Interesse der Gegenreformation gründete er zahlreiche Bildungsanstalten für Geistliche, unterstützte den Jesuitenorden u. dgl. Die Bartholomäusnacht feierte er durch Prozessionen und Denkmälen. Ein bleibendes Verdienst hat sich G. erworben durch die Einführung des verbesserten, sog. Gregorianischen Kalenders durch eine Bulle vom 13. Febr. 1582. Auf seinen Antrieb erschien 1582 eine verbesserte Ausgabe des «Corpus juris canonici». Die Wissenschaften und Künste hat G. in freigebiger Weise gefördert.

Gregor XIV., Nikolaus Sfondrato aus Mailand, Papst vom 5. Dec. 1590 bis 15. Okt. 1591, war fromm und sittenrein, aber unbedeutend. In den Kämpfen Frankreichs gab er sich ganz der spanisch-igulistischen Partei hin.

Gregor XV., Alessandro Ludovisi aus Bologna, Papst vom 9. Febr. 1621 bis 18. Juli 1623, verordnete das noch jetzt übliche Ceremoniell der Papstwahl, begründete die Congregatio de propaganda fide und unterstützte nachdrücklich die Gegenreformation in Oesterreich und Bayern.

Gregor XVI., Papst vom 2. Febr. 1831 bis 1. Juni 1846, hieß eigentlich Bartolommeo Alberto Cappellari. Geb. 18. Sept. 1765 zu Belluno im Gebiet der Republik Venedig, trat G. mit 18 Jahren in das Camaldulenser-Kloster San-Michele bei Venedig und wurde 1795 als Begleiter des Generalvikars seines Ordens nach Rom gesandt. Hier schrieb er sein apologetisches Werk *«Il trionfo de la santa sede»* (Rom 1799; deutsch, 2. Aufl. 1848), wurde 1800 Mitglied der Accademia ecclesiastica in Rom, 1801 Abt seines Ordens im dortigen Kloster San-Gregorio, 1815 Konsultor mehrerer wichtiger Kongregationen, 1823 General seines Ordens, 1826 Kardinal und Präfect der Congregatio de propaganda fide. Auch zu mancherlei Geschäften der Kurie wurde er herangezogen; er hat z. B. das Konkordat mit den Niederlanden abgeschlossen, mit der preuß. Regierung über die gemischten Ehen verhandelt und das bekannte Breve vom 25. März 1830 entworfen. So vorbereitet wurde G. nach dem Tode Pius' VIII. 2. Febr. 1831 zum Papst gewählt. Für den Kirchenstaat war es eine bewegte Zeit, denn der Geist der Revolution griff immer weiter um sich, so daß nur durch österr. und franz. Intervention die Ruhe wiederhergestellt werden konnte. Auch nachher ließ G. es an den nöthigen Reformen fehlen, und die innere Zerrüttung des Kirchenstaates infolge der schlechten Verwaltung wuchs gleichmäßig mit der drückenden Staatsschuld. Nach außen hin war G. eifrig bemüht um die Ausbreitung des kath. Glaubens in allen Welttheilen. Im Verhältnis zu den weltlichen Mächten machte er mit Nachdruck, wenn auch verschiedenem Erfolg, die päpstl. Ansprüche geltend. Portugal und Spanien kehrten nach mancherlei Wirren seit 1844 zur Obedienz zurück. In Frankreich steigerte sich der Einfluß der kath. Kirche fortgehend; selbst in England wuchs die Zahl der kath. Bevölkerung bedeutend. Auch in Preußen, wo die Frage wegen der gemischten Ehen zu energischen Maßregeln gegen die Erzbischöfe Droste-Bischoering und Dunin geführt hatte, brachte der Regierungsantritt Friedrich-Wilhelms IV. der päpstl. Annäherung den Sieg. Nur der Konflikt mit Rußland wegen der Rückkehr einiger Millionen Griechen zur russ. Kirche führte nicht zu einem befriedigenden Ausgang. Vgl. W. Wagner, *«Gregor XVI.»* (Sulzbach 1846); Fr. Nielsen, *«Die röm. Kirche im 19. Jahrh.»* (deutsch von Michelsen. Wb. 1, Gotha 1878).

Gregor, Heiliger, genannt Eufaworitsch, Phoster, Illuminator, der Erleuchter, Begründer des Christentums in Armenien, war nach der Legende ein Sohn des arfacidischen Fürsten Anaf. Dieser ermordete den armen. König Chosroes I.; von seiner Familie wurde nur der jüngste Knabe, Gregor, von seiner christl. Amme gerettet und in Cäsarea in Kappadocien christlich erzogen. Nach mehrjähriger Ehe mit einer frommen Christin Maria trennte er sich von seiner Gattin. Sie trat

in ein Nonnenkloster, er ging nach Rom und nahm Dienste unter Tiridates, dem Sohne Chosroes', um die Schuld seines Vaters nach Kräften zu sühnen. Mit Hilfe des griech. Kaisers eroberte Tiridates 286 sein väterliches Reich. Als er G. befehl, am Altar der Schutzgöttin Armeniens, Anahit, Knien niederzuliegen, weigerte sich dieser und bekannte sich als Christ. Darüber erzürnt, ließ ihn Tiridates in eine tiefe Grube werfen, wo er 13 Jahre lang zubrachte, von einer christl. Witwe mit den nöthigen Speisen versehen. Gegen Ende dieser Zeit verfiel der König in Wahnsinn; seine Schwester wurde durch einen Traum davon unterrichtet, daß G. noch lebe und allein im Stande sei, den König zu heilen. G. ward geholt, heilte den König und taufte ihn (302). Tiridates wirkte jetzt mit großem Eifer für die Einführung des Christentums. G. wurde vom Erzbischof von Cäsarea, Leontius, zum Patriarchen von Armenien geweiht, und war mit Weisheit und Energie um die Organisation der armen. Kirche bemüht. Als er sein Werk beendigt sah, wählte er seinen Sohn Aristakes zu seinem Nachfolger (318) und zog sich in die Einsamkeit zurück, wo er nach einigen Jahren beschaulichen Lebens starb. Unermessen ist, daß G. mit dem König Tiridates nach Rom gereist sei und vom Papst Sylvester die Bestätigung seiner Patriarchenwürde erhalten habe.

Nach G. nennt sich seit dem 14. Jahrh. ein Mönchsorden in Armenien. Papst Johann XIII. sandte mehrere Dominikaner nach Armenien, um die dortige Kirche für die Vereinigung mit Rom zu gewinnen. Sie errichteten ein Kloster und gewannen mehrere Klostervorsteher, die bisher die Regel des heil. Basilus beobachtet hatten. Sie wählten G. zu ihrem Schutzpatron und nannten sich *«Vereinigten Brüder des heil. Gregor des Erleuchters»*.

Gregor von Nazianz, griech. Kirchenvater, hoch geehrt als geistlicher Redner und als eifriger Verfechter der nicänischen Rechtgläubigkeit, geb. um 330 in dem Flecken Ariazus bei der Stadt Nazianz im südl. Kappadocien; von seiner frommen Mutter Nonna sorgfältig erzogen, widmete er sich im Jyr. und im palästinensischen Cäsarea, dann in Alexandria und zuletzt in Athen wissenschaftlichen Studien. Um 360 lehrte G. in die Heimat zurück und empfing die Taufe. Zur Übernahme eines geistlichen Amtes konnte er sich jedoch nicht entschließen, sondern begab sich zu seinem Freunde Basilus d. Gr. Aus den gemeinsamen Studien ging eine Häteneise aus den Schriften des Origenes hervor, *«Philolalie»* genannt. Von seinem Vater, der Bischof in Nazianz war, wider seinen Wunsch 361 zum Presbyter geweiht, entzog er sich abermals dem geistlichen Amte durch die Flucht in die Einsamkeit, und auch als sein Freund Basilus, der unterbes Bischof von Cäsarea geworden war, seine Erhebung zum Bischof von Sasima veranlaßte, mochte G. sich dem beschaulichen Leben eines Einsiedlers nicht entziehen. Erst 374 trat er seinem greisen Vater zur Seite. Nach dessen Tode begab er sich nach Seleucia und wurde 379 von den Vätern des Arius nach Konstantinopel berufen. Hier trat G. mit solcher Energie und Beredsamkeit für die wahre Gottheit Christi ein, daß er den Ehren-titel *«der Theolog»* erhielt und 380 vom Kaiser Theodosius I. zum Patriarchen ernannt wurde. An der Verurteilung der Arianer auf dem zweiten Oumenischen Konzil zu Konstantinopel 381 nahm G. hervorragenden Anteil, bald nachher aber legte

er sein Amt nieder und kehrte nach Kappadocien in die Einsamkeit zurück, wo er 390 starb. Vgl. Ullmann, «G. von Nazianz» (Darmst. 1825).

Gregor von Nyssa, griech. Kirchenvater, jüngerer Bruder Basilus' d. Gr., gab das kirchliche Amt eines Kynagogen auf, um Rhetor zu werden, kehrte aber später zum geistlichen Amte zurück und wurde 373 Bischof der kleinen Stadt Nyssa in Kappadocien. Er war ein bedeutender Kämpfer und ein eifriger Vorkämpfer der nicänischen Rechtgläubigkeit. Im J. 375 mußte er den Arianern weichen, kehrte aber 379 auf seinen bischöflichen Stuhl zurück, betrieb 381 die Verurteilung der Arianer und starb 394. Vgl. Rupp, «G. v. Nyssa Leben und Meinungen» (Epp. 1884); Böhlinger, «Die Kirche Christi und ihre Zeugen» (Bd. 8, 2. Aufl., Stuttgart. 1876).

Gregor Thaumaturgos (d. h. Wunderthäter), griech. Kirchenlehrer, hieß ursprünglich Theodoros und wurde zu Neocaesarea geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters 281 für das Christentum gewonnen, wurde er in demselben befestigt doch erst durch Origenes, dessen Schüler er acht Jahre lang war im palästinenischen Caesarea. Nachdem er in seine Vaterstadt zurückgekehrt und 244 zum Bischof erhoben worden war, wirkte er eifrig für Ausbreitung des Christentums im Pontus. Den Namen des Wunderthäters hat er erst von der gläubigen Nachwelt erhalten. Sein Tod fällt um 270. In seiner theol. Richtung schloß er sich dem Origenes an. Seine Schriften, darunter eine Paraphrase des Predigers Salomo und eine kanonische Epistel über Kirchenzucht, gab griechisch und lateinisch G. Vossius heraus (Mainz 1604).

Gregor von Tours, fränk. Geschichtschreiber, geb. in der Auvergne um 540, aus einem vornehmen röm. Geschlechte, aus dem schon viele Bischöfe entsprossen waren, hieß eigentlich Georgius Florentius; Gregor nannte er sich zu Ehren seines Ahnherrn, des heil. Bischofs Gregor von Langres. Er wurde 573 Bischof von Tours und starb 17. Nov. 594. Ausgezeichnet durch eine für seine Zeit bedeutende Bildung, christlich-frommen Sinn, Milde und Festigkeit des Charakters, stand er bei den fränk. Königen Siegfried, dem Gemahl Brunehildes, bei Guntram und Chilperich II. in hohem Ansehen und verteidigte die Interessen seiner Kirche standhaft gegen Chilperich und Fredegunde. Sein Hauptwerk ist die «Geschichte der Franken», in 10 Büchern lateinisch geschrieben, die Hauptquelle für die Geschichte der Merovingen bis 591. Der Wunderglaube, welchen er mit seinen Zeitgenossen teilte, spricht sich noch mehr in den 8 Büchern von den Wundern der Märtyrer und Bekenner, besonders des heil. Martin, aus. Seine Werke wurden von Ch. Guinart (Par. 1699) herausgegeben, in Frankreich zuletzt von Migne («Patrologia» Bd. 71). Die «Geschichte der Franken» übersehte B. Wiebbeck (2 Bde., Berl. 1849—51). Vgl. Loebell, «G. von Tours und seine Zeit» (Epp. 1889; 2. Aufl. 1899); Monob, «Études critiques» (in «Bibliothèque de l'école des hautes études», 1879).

Gregoras (Niképhoros), byzant. Geschichtschreiber, geb. 1295 zu Heraklea, stieg zu hohen kirchlichen Würden empor, und wurde 1351 unter den Wirren, die damals die anatolische Kirche heimsuchten, als Gegner des «häretischen» Kaisers Johannes VI. Kantakuzenos und des Patriarchen Basilios aus Konstantinopel nach dem Kloster

Chora verwiesen, wo er bis zum Sturze des Kantakuzenos (Ende 1354) bleiben mußte. Ein vielseitiger Schriftsteller, dessen Werke zum Teil nur erst handschriftlich bekannt sind, ist er besonders wichtig für die spätere byzant. Geschichte. Seine «Römische Geschichte» behandelt in 38 Büchern die Zeit von 1204 bis 1359; die 24 Bücher, welche die Zeit von 1204 bis 1331 schildern, wurden herausgegeben durch Boivin zu Paris (2 Bde., 1702), zu Venedig (1729), und in dem bonner «Corpus scriptorum histor. Byzantinae» 1829 und 1830 in zwei Bänden durch L. Schopen; die letzten 14 Bücher (25—38) gab in derselben Sammlung J. Besser heraus (1855). Auch sind Fragmente einer grammatischen Schrift, verschiedene Briefe, eine Schrift von der Konstruktion des Aristolabiums auf einer ebenen Fläche und anderes bekannt.

Gregorianer, s. Brüder des gemeinsamen Lebens. [musik.]

Gregorianischer Gesang, s. unter Kirchen.

Gregorianus, röm. Jurist aus der Zeit des Diocletian (284—305 n. Chr.) oder nach demselben. Von ihm ist nichts weiter bekannt als der Name einer von ihm verfaßten und auf uns nicht vollständig gekommenen Zusammenstellung der Kaisergerichte von Hadrian bis auf Diocletian (das jüngste vom J. 296), des sog. Codex Gregorianus. Diese Sammlung wird aber in den Rechtsquellen der spätern röm. Kaiserzeit oft citiert und liegt vermutlich auch (unter andern) dem Justinianischen Codex von 529 zu Grunde.

Gregoriansaal (Sankt), s. Münsterthal
Gregorius, Patriarch der griech. Kirche des Orients, eins der ersten Opfer der Auslieferung der Griechen gegen die türk. Fremdherrschaft; geb. 1789 zu Dimigana im Distrikte Kalavrita in Arkadien und in der Klosterschule auf dem Berge Athos erzogen, wurde er in Smyrna zum Priester geweiht und einige Jahre später zum Bischof gewählt. Im J. 1796 wurde G. Patriarch von Konstantinopel, geriet aber, als die Franzosen die Türkei bedrängten, in den Verdacht, mit den Landesfeinden im Bunde zu stehen, und wurde deshalb 1798 nach dem Berge Athos verbannt. Hier widmete er sich mit großem Eifer wissenschaftlichen Studien und war auch nach seiner Zurückberufung nach Konstantinopel um die Förderung der Wissenschaften sehr bemüht. Als die Griechen sich für ihre Unabhängigkeit erhoben, kam G. als geborener Grieche in den Verdacht, ihre Bestrebungen zu unterstützen, und fiel 1821 einem tobenden Volkshaufen zum Opfer.

Gregoriusfest ist ein Kinder- und Schulfest. Sein Ursprung geht bis ins röm. Heidentum zurück. Dort hieß es Quinquatratia, weil es fünf Tage, vom 9. bis 13. März, gefeiert wurde, oder Minervalia, weil zu Ehren der Göttin Minerva Aufzüge mit Gesängen und Opfern veranstaltet wurden. Gregor IV. gab dem Feste um 830 eine kirchliche Bedeutung, indem er es als Gedenkfest an Gregor d. Gr. feiern ließ, dessen Gedächtnistag auf den 12. März fällt, und der sich um die Einrichtung von Schulen und die Förderung des Unterrichts große Verdienste erworben hat. Bei diesem Feste wurden manche Mummereien vorgenommen. Ein Knabe wurde zum Bischof, zwei andere zu seinen Pfarrern gewählt, welche Bischofspredigten zu halten hatten. Auch in prot. Ländern wurde das G. hier und da beibehalten, wenn auch ohne kirchliche Beziehung. Ein Überrest

desselben ist das an manchen Orten am dritten Pfingstfeiertag gebräuchliche Kinderfest. Vgl. Müde, «Irrsprung des G.» (Lpz. 1782); Böschle, «Die religiöse Bildung der Jugend im 16. Jahrh.» (Dresd. 1846); Reinsberg-Düringsfeld, «Das festliche Jahr» (Lpz. 1863).

Gregorovius (Ferd.), ausgezeichnete deutscher Geschichtsschreiber, geb. 19. Jan. 1821 zu Reidenburg, wo sein Vater auf dem alten Schloß der Deutschritter als Direktor des Kreisgerichts seinen Wohnsitz hatte, wurde auf dem Gymnasium zu Gumbinnen vorbereitet und bezog 1838 die Universität Königsberg, wo er sich dem Studium der Theologie und Philosophie widmete, als einer der eifrigsten Schüler von Rosenkranz. Nach Vollendung des akademischen Kurses leistete er auf der theol. Laufbahn Verzicht und wandte sich der Literatur und Geschichte zu. Seine erste bedeutendere Arbeit war «Goethe's Wilhelm Meister in seinen sozialistischen Elementen» (Königsb. 1849), in welcher er nicht nur ein tiefes Verständnis des großen Dichters, sondern zugleich auch eine eigentümliche Auffassung des modernen Lebens überhaupt bekundete. Zwei kleinere Arbeiten: «Die Idee des Volentums» (Königsb. 1848) und die «Polen- und Magyarenlieder» (Königsb. 1849), waren zu Gunsten jener Nationen geschrieben. Zwei Jahre später erschien sein Drama «Der Tod des Liberius» (Hamb. 1851), dem sich fast gleichzeitig die «Geschichte des röm. Kaisers Hadrian und seiner Zeit» (Königsb. 1851) anschloß. Diese Schrift ist von ihm ganz umgearbeitet und neu gedruckt unter dem Titel «Der Kaiser Hadrian, Gemälde der röm.-hellenischen Welt zu seiner Zeit» (Stuttg. 1884).

Im Frühjahr 1852 verließ G. Königsberg und ging, einer langen Sehnsucht folgend, nach Rom, seinen Weg über Corsica nehmend. So entstand sein Buch «Corsica» (Stuttg. 1854; 3. Aufl. 1878; auch ins Englische, Italienische und in Corsica selbst von der Corsischen Akademie der Wissenschaften in Bastia ins Französische überfetzt). Von Rom aus durchwanderte er im Laufe der nächsten Jahre Italien und legte seine Studien und Beobachtungen nach und nach in der Sammlung seiner «Wanderjahre in Italien» (5 Bde., Lpz. 1857–77; teilweise schon in 6. Aufl. erschienen) nieder. Für die Darstellung dieses reichen Stoffes erschoß sich G. eine neue eigenartige Form und Behandlungsweise. Die Landschaft hat G. zuerst mit der geschichtlichen Figurenwelt harmonisch durchdrungen. Er widmete dem Wundern Pompejis sein episches Gedicht in Hexametern «Euphorion» (Lpz. 1858; 5. Aufl. 1883; illustrierte Prachtausgabe 1872: Silhouetten zu «Euphorion» von M. Rejhener, 1883); ferner überfetzte er und führte in die deutsche Literatur ein die «Lieder des Giovanni Meli von Palermo» (Lpz. 1856). Seine Arbeit «Die Grabdenkmäler der Päpste» (Lpz. 1857; 2. Aufl. 1881, auch französisch und italienisch) ist eine Orientierungsschrift zum Zwecke desjenigen Werks, welches er unterdes als seine Lebensaufgabe erfaßt hatte: «Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter» (8 Bde., Stuttg. 1859–72; 3. Aufl. 1875 fg.). Diese große originale Arbeit, welche eine Lücke in der Literatur ausfüllt, stellte er her aus den umfassendsten Forschungen in Bibliotheken und Archiven Roms, Italiens und Deutschlands. Der röm. Gemeinderath veranstaltete nach dem Tode der päpstl. Herrschaft eine Fortführung der

ital. Übersetzung des Werks in Venedig auf öffentliche Kosten, und 8. März 1876 wurde G. durch einstimmigen Beschluß des Stadtrats zum Ehrenbürger der Stadt Rom ernannt, der erste Protestant, der diese hohe Auszeichnung erhielt.

G. schrieb ferner «Lucrezia Borgia. Nach Urkunden und Korrespondenzen ihrer eigenen Zeit» (Stuttg. 1874; 3. Aufl. 1875; auch italienisch, französisch und ungarisch erschienen), «Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser», eine Episode des Dreißigjährigen Kriegs (Stuttg. 1879; von ihm selbst italienisch überfetzt, Rom 1879), «Korsu, eine ionische Idylle», Seitenstück zu der Separatausgabe der Idylle «Capri», «Athenais, Geschichte einer byzant. Kaiserin» (Lpz. 1882; italien. und griech. Ausgaben, Rom und Athen). G. gab auf Wunsch der Familie von Humboldt heraus die «Briefe Alexanders von Humboldt an seinen Bruder Wilhelm» (Stuttg. 1880) und verfaß sie mit einer biographischen Einleitung. Im J. 1880 reiste G. nach Griechenland. Die Frucht seines Aufenthalts in Athen war außer andern Studien die Abhandlung «Athen in den dunkeln Jahrhunderten» (in «Unsere Zeit», Lpz. 1881, I, auch griechisch in Athen erschienen). G. lebt abwechselnd in Rom und in München, wo er auch für die beiden dortigen Akademien der Wissenschaften thätig ist. Für die römische gab er einen von ihm aufgefundenen Stadtplan Roms heraus: «Una pianta di Roma delineata da Leonardo da Besozzo Milanese» (Rom 1883).

Gregorsorden (Orden des heiligen Gregor des Großen), päpstl. Orden, wurde am 1. Sept. 1831 vom Papst Gregor XVI. zur Belohnung für Civil- und Militärverdienst gestiftet und hat seit 1834 drei Klassen, Großkreuze, Kommandeure und Ritter. Die Dekoration ist ein rot emailliertes, achtpoliges Kreuz mit dem Bildnis des heil. Gregor auf blauem Grunde und der Umschrift «S. Gregorius Magnus». Das Band ist rot mit gelben Randstreifen.

Gregr (Eduard), eigentlich Greger, Gröger, wie sich der Vater, ein Deutscher, schrieb, tschechischer Politiker, zu Weizbrad bei Königgrätz 1829 geboren, wurde, nach absolvirtem Studium der Medizin, Assistent des Physiologen Purkyně in Prag und habilitierte sich 1859 an der prager Universität. Mit dem Erwachen des konstitutionellen Lebens in Oesterreich (1860) wandte sich G. ausschließlich der Publizistik und Politik zu und verstand es, auf diesem Gebiete sich einen nicht geringen Einfluß im tschechischen Volke, besonders bei der jüngern Generation und den untern Schichten der Bevölkerung zu verschaffen. Er ist der Mitbegründer und nach dem Tode Sialowskys der begabteste Wortführer der jungtschechischen Partei, und bekämpft die Alttschechen und deren Führer Kiegar besonders wegen ihrer Bundesgenossenschaft mit den reaktionären, ultramontanen und feudalen Fraktionen. Wiewohl liberalen Prinzipien huldigend, steht G. doch in einem unversöhnlichen Gegensatz zur deutschen Partei des Landes. Er strebt den Aufbau eines exclusiv tschechischen Staates an und verhorresziert, im Gegensatz zu Kiegar, neuestens in einer Broschüre die Erlernung der deutschen Sprache seitens der Tschechen. G. ist seit 1861 Mitglied des böhm. Landtags, seit 1883 als Vertreter des raubnitzer Bezirks auch Abgeordneter des Reichsrats Als schlagfertiger und rücksichtsloser

Nebner wird er von den Altzegen gefürchtet, von den Klerikalen und Feudalen gehaßt, von den Deutschen aber mit gebotener Reserve beachtet.

Julius G., Bruder des vorigen, geb. in Szegrad 19. Okt. 1831, widmete sich nach kurzer jurist. Praxis beim Gericht und als Advokatenkonzipient in Friedland der Journalistik und gründete 1861 das Blatt «*Narodni listy*», das Organ der jung-österreichischen Partei, das unter allen österr. Zeitungen das verbreitetste und einflußreichste ist. Unter dem Ministerium Schmerling wurde G. wiederholt in Prozeßprozeße verwickelt; 1862 verurteilte er eine Gefängnisstrafe von 10 Monaten. Seit dem System Taaffe richtet G. seine heftige Sprache weniger gegen die Regierung als vielmehr gegen das Deutschtum und gegen die Altzegen und deren Verbündete. G. ist böhm. Landtagsabgeordneter und war Mitglied des Reichsrats. Aus letztem trat er im J. 1880 aus, da er der altösterreichischen Majorität im österr. Klub mit seinen Prinzipien sich nicht unterordnen mochte. Als Nebner trat er seltener hervor.

Greguß (Aug.), hervorragender ungar. Ästhetiker, geb. in Speries 27. April 1825, erhielt seine erste Ausbildung in den prot. Kollegien von Presburg, Rosenau und Speries, worauf er seine philol. Studien in Halle abschloß. Seit 1846 lebte er als Professor in Szarvas. Im J. 1849 städtig, bald zu mehrmonatlicher Kerkerhaft verurteilt, war G. als Journalist thätig, bis er 1870 zum Professor der Ästhetik an der budapester Universität ernannt wurde. Er starb 13. Dez. 1882. Seine Arbeiten sind: «*Ungar. Volkslieder*» (Epj. 1846), «*Villany-kák*» («*Elektrische Funken*», Epj. 1847), «*Edzda-lok*» («*Gepanzerte Lieber*», Szarvas 1848), «*Aesztetika alapvonalai*» («*Grundzüge der Ästhetik*», Pest 1849), «*Magyar verstan*» («*Ungar. Vorsehre*», Pest 1854), «*A lángész*» («*Das Genie*», Pest 1860), «*Tanulmányok*» («*Studien*», 2 Bde., Pest 1872), von denen eine Auswahl in deutscher Übersetzung erschien («*Neben und Studien*», übersetzt von Gust. Heinrich, Jersch 1876), «*Magyar költészet*» («*Ungar. Poetik*», Pest 1880). G. war seit 1858 Mitglied der Akademie, seit 1860 Mitglied und Sekretär, zuletzt Vizepräsident der Kisfaludy-Gesellschaft. Als Stilist zählt er zu den musterhaften Prosaisern der ungar. Litteratur.

Sein Bruder Julius G., geb. 1829 in Speries, gest. 5. Sept. 1869 als Direktor des evang. Gymnasiums zu Budapest, war einer der feinsinnigsten und stilistisch vollendeten Naturforscher der Ungarn. Seine «*Naturwissenschaftlichen Studien*» erschienen gesammelt zu Budapest (1876), auch übersetzte er die «*Lusiaden*» des Camões (Pest 1865).

Greif (gräf. γρύψ, lat. gryphus) heißt ein fabelhaftes Tier des Altertums, welches nach der Sage an Größe und Stärke einem Löwen gleich, mit vier Krallenfüßen, zwei Flügeln und dem trummen Schnabel eines Raubvogels versehen, jedenfalls dem Orient (schon auf Reliefs von Nimrud im alten Assyrien ähnliche Gebilde) seine Entstehung verdankt, von da in den Occident gekommen und in den Kunstgebrauch übergegangen ist. Die G. erscheinen häufig auf den ältesten irischen Gefäßen neben ähnlichen Phantasiegebilden und werden zuerst von Aristaeus um 560 v. Chr. als Wächter des Goldes im tiefen Norden Europas, in Ephyrien, im steten Kampfe mit den eizugigen Arimaszen (s. d.) erwähnt. Nach andern

Erzählungen ist das Vaterland der G. Indien, wo sie der Sonne heilig und ebenfalls Wächter der Goldgruben sind. Im christl. Bilderreife symbolisieren sie die Auferstehung, so an Altarleuchtern, in Webereien, an Portalen, z. B. von St. Jakob in Regensburg u. s. w. Von Herber und andern werden sie mit des Moses Cherubim verglichen. Der G. kommt häufig als heraldische Figur vor.

Greif (Martin), Pseudonym für Friedrich Hermann Frey, deutscher Lyriker und Dramatiker, geb. 18. Juni 1839 zu Speier, siedelte im 16. Jahre mit seinen Eltern nach München über, wo er ein Jahr das Ludwigsgymnasium besuchte. Er trat dann in den Militärdienst, wurde 1859 Offizier, nahm aber 1866 seinen Abschied. G. gab 1868 einen Band tiefschmerzender und formgewandter «*Gedichte*» heraus (3. Aufl., Stuttg. 1883). Auch im Drama hat er sich mehrfach versucht: 1867 schrieb er «*Hans Sachs*», ein lyrisches Drama, 1869 «*Vapard*» (ungebrucht), 1878 «*Graf Ulfeldt*», Trauerspiel in 5 Akten (2. Aufl., Wien 1876), «*Aero*» (gedruckt Wien 1877) und «*Marino Falieri*» (Wien 1879). In «*Prinz Eugen*» (2. Aufl., Rastatt 1880) schuf er ein österr. Nationaldrama; auch ein Lustspiel, «*Walters* (von der Bogelweide) Rückkehr in die Heimat», erschien im Druck. Ungebrucht sind «*Liebe über Alles*» (1876) und «*Francesca da Rimini*» (1877). G. lebt in München.

Greifenberg in Pommern, Kreisstadt in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, links an der Rega, Station der Altdamm-Rolberger Eisenbahn, zählt (1880) 5860 meist evang. G., ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts und hat ein Gymnasium, eine höhere Mädterschule, Ackerbau, Vieh-, besonders Schweinezucht, Weberei und starken Feltviehhandel nach Berlin. Der Ort wurde 1262 durch Herzog Braclaw III. gegründet und war im 14. Jahrh. Mitglied der Hanse. — Der Kreis Greifenberg zählt auf 764,9 qkm (1880) 37968 G., darunter 102 Katholiken und 381 Juden.

Greifenberg in Bayern, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Landsberg, 2 km westlich von der Nordspitze des Ammersees, 5 km südlich von Station Lärnsfeld der Linie München-Buchloe-Einbau der Bayerischen Staatsbahnen, an der Windach, beliebte Sommerfrische, zählt 230 G. und hat ein Arsen- und Schwefelbad (Theriefenbad), sowie ein Schloß mit schönem Garten.

Greifenhagen, Kreisstadt in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, 20 km südlich von Stettin, rechts an der Großen Reglia, einem Arme der Oder, Station der Linie Breslau-Stettin der Breslau-Schweidnitz-Freiburger Eisenbahn, zählt (1880) 6906 G., von denen 58 Katholiken und 163 Juden sind, und ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts. Die Nikolai-Kirche stammt aus der Mitte des 18. Jahrh., der Bahner Thorturm aus dem 15. Jahrh. G. hat Tuchmacherei, Dampfschneidmühlen, Kaltlösen, Korlschneiderei, einen Kupferhammer, eine Eichorienbarre, Rüben- und Eichorienbau, Viehzucht, Fischerei und Schifffahrt; es führt Vieh nach Berlin, Getreide und Obst nach Stettin aus. G. ist seit 1254 Stadt und kam 1679 an Kurbrenndenburg. — Der Kreis Greifenhagen zählt auf 963,9 qkm (1880) 55087 Bewohner, darunter 199 Katholiken und 385 Juden.

Greifenklauen wurden Tierhörner verschiedener Art in den Kirchenschäben genannt, welche man mit Tierfäßen versah und zu Reliquienhäutern benutzte. Eine solche G. in der Krypta des baunschwieger Doms scheint das Horn einer Antilope zu sein; zwei andere besitzt das Welfenmuseum zu Hannover. Häufig sind es ursprünglich Blas- oder Trindhörner, von Kreuzfahrern mit in die Heimat gebracht und dann den Kirchen zu heiligem Gebrauche übergeben.

Greifensee, Städtchen und See im Bezirk Ulster des Schweiz. Kantons Zürich. Das Städtchen liegt 444 m über dem Meere, 10 km östlich von Zürich unweit der Station Mänikon der Eisenbahn Zürich-Napperswil, am rechten Ufer des Sees, zählt (1880) 311 meist reformierte G. und besitzt eine 1860 erbaute got. Kirche und ein altes Schloß, das im 18. und 14. Jahrh. den Edeln von Hohenlandenberg gehörte, 1870 an die Grafen von Loggenburg und 1402 an Zürich kam, dessen Landvögte und Oberamtmänner bis 1880 in demselben residierten. Im J. 1444 wurde im alten Zürichkrieg die Burg G. von den Eidgenossen eingenommen und die zürcherische Besatzung unter Willhans von Breitenlandenberg, die sich nach tapferer Verteidigung auf Gnade und Ungnade ergeben hatte, von den erbitterten Siegern hingerichtet, eine Bluttat, die als der Nord von G. in der Schweizergeschichte bekannt ist. Seitdem 1880 der Amtssitz von G. nach Ulster verlegt wurde, ist das Schloß Privatbesitz.

Der See, der nach dem Städtchen benannt ist, liegt 439 m über dem Meere, östlich vom Zürichersee, von dem er durch einen langgestreckten, 8 km breiten, 600–850 m hohen Molasserücken getrennt wird, ist $6\frac{1}{2}$ km lang, 1–2 km breit, $8\frac{1}{4}$ qkm groß und 84 m tief und erstreckt sich, rechts von teilweise sumpfigen Ebenen, links von Hügeln umrahmt, von SO. nach NW. Seine Hauptzuflüsse sind zwei Bäche des Namens Aa, von denen der obere in das südöstl. Ende des Sees eintritt, während der untere, die Pfäffiker-Aa, der Abfluß des Pfäffikersees, 2 km südöstlich von G. am rechten Ufer mündet und als Glatt den See an seinem nordwestl. Ende wieder verläßt.

Greifen von Orschfeld (Samuel), f. Grimmelshausen.

Greifenstein, ein 730 m hoher Berg im sächs. Erzgebirge bei Ehrenfriedersdorf, welcher seltsame Granitfelsen trägt.

Greifenstein, Schloßruine bei Blankenburg (f. d.) in Schwarzburg-Rudolstadt.

Greifenstein, Turmruine bei Babern (f. d.) im Elsaß.

Greifenberg in Schlesien, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Löwenberg, am rechten Ufer des Queis, 326 m überm Meere, Station (2 km vom Orte) der Linie Kohnfurt-Altwasser der Preussischen Staatsbahnen, 36 km im SÖ. von Kohnfurt, zählt (1880) 2974 G. (worunter 545 Katholiken), ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Glengießerei, Leinweberei, Leinwandweberei und Färberei, Bleichen, Fabrikation von künstlichem Däner, Uhren (Regulatoren), Cigarren, Schwefelsäure, Peitschenriemen, Filzschuhen, Leder, Strumpf- und Wollwaren, sowie einen Basaltbruch. Etwa 2 km südlich erheben sich auf bewaldetem ausichtreichen Berggabel die Trümmer der Burg Greifenstein (427 m über dem Meere).

Greifenberg in der Uckermark, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Angermünde, 9 km im NW. von Angermünde, an der Sarnitz, Station der Linie Angermünde-Basewitz-Stralsund (Vorpommersche Bahn) der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1484 fast nur evang. G.

Greifenberg (Gräfinburg), Schloßruine bei Trarbach (f. d.).

Greifswald, Universitäts-, Handels- und Kreisstadt im Regierungsbezirk Stralsund der preuß. Provinz Pommern, an der Linie Angermünde-Stralsund der Preussischen Staatsbahnen und am schiffbaren Flusse Röd (früher Hilda), der 5 km unterhalb in den Greifswalder Bodden, einen Busen der Ostsee, mündet, ist Sitz eines Land-, Schwur- und Amtsgerichts, eines Landratsamts, sowie einer Reichsbankniederstelle und zählt (1880) 19924 G. (worunter 597 Katholiken und 167 Juden). Die Stadt ist im ganzen regelmäßig gebaut. Unter den drei evang. Kirchen, zu denen 1871 eine katholische hinzugekommen ist, ist die Hauptkirche zu St. Nikolai mit einem 100 m hohen Turme, einigen Gemälden und wertvoller Bibliothek hervorzuheben. Am Markt stehen das Rathaus mit inholischem Archiv und noch zwei schöne got. Mielhäuser aus dem 14. Jahrh. Die Universität ward 1456 besonders durch die Thätigkeit des greifswaldischen Bürgermeisters, Heint. Rubenow, vom Herzog Wartislaw IX. von Pommern gestiftet und zu diesem Zwecke an der Nikolaitirche ein Domkapitel errichtet, bei welchem die Stellen durch Professoren besetzt wurden. Während des Eindringens der luth. Lehre in Pommern geriet die Universität in Verfall, ward aber 1699 durch Herzog Philipp I. von Pommern als protestantische wiederhergestellt. Herzog Ernst Ludwig erbaute 1691 ein neues Universitätsgebäude für sie, und Herzog Bogislaw XIV. schenkte ihr 1684 einen großen Teil der Eidenaischen Klostergüter, aus deren Einkünften sie noch jetzt ihren Unterhalt größtenteils bezieht. Das Ernestinische Universitätsgebäude wurde 1747 abgebrochen und 1750 das noch jetzt stehende aufgeführt, das aber in den nächsten Jahren, nachdem die Bibliothek aus demselben in ein eigenes Gebäude verlegt ist, durch ein anstoßendes Kollegiengebäude vergrößert und im Innern umgebaut werden soll. Unter der preuß. Herrschaft errichtete man 1834 auf dem Universitätsplate Eidenais (f. d.) eine mit der Universität verbundene Akademie der Staatswirtschaft und Landwirtschaft, an deren Stelle 1877 eine landwirtschaftliche Mittelschule trat. Seit der 400jährigen Jubelfeier (1886) wurden Gebäude für die Anatomie, die Klinik, das chem. Laboratorium, sodann für pathol. Anatomie und für die geburts-hilfliche Klinik, sämtlich im geschmackvollen Rokoko, sowie auf dem Rubenowplate vor der Universität unter Stülers Leitung ein Denkmal mit dem Brust-bilde Rubenows und acht Statuen errichtet, welche vier für die Geschichte der Universität wichtige Regenten und als Vertreter der vier Fakultäten den Reformator Pommerns, Bugenhagen, und aus der Zahl berühmter Professoren G. S. den Juristen Mevius, den Mediziner Berndt und G. W. Krndt, der (freilich mit größern Unterbrechungen) 1800–18 zu G. lehrte, darstellen. Im Sommer 1888 betrug die Zahl der Professoren und Dozenten 64, die der Studierenden 741, wovon nahezu die Hälfte der mediz. Fakultät angehörte. Die Universitäts-

Bibliothek ist in neuester Zeit sehr vermehrt worden und zählt etwa 135 000 Bände. Vgl. Rosegarten, «Geschichte der Universität G.» (2. Aufl., Greifsw. 1866). Auch besitzt G. ein Gymnasium nebst Realgymnasium; ferner ein Waisenhaus, eine städtische Irrenanstalt und drei Hospitäler, neuerdings auch ein Stieghaus, sowie seit 1881 ein Sol- und Moorbad inmitten der Anlagen, welche sich um die innere Stadt herumziehen. Stadt wie Universität haben einen sehr bedeutenden Grundbesitz. Die Fabrikindustrie liefert Maschinen und kleinere Dampfschiffe; auch bestehen zu G. nicht unbeträchtliche Anstalten zum Einfeilen und Räuchern von Fingerringen u. s. w. Eine weitere Erwerbsquelle der Bewohner bilden Handel und Schifffahrt. Die Stadt besitzt 46 Seeschiffe zu 10 608 t. Der neugebaute und beträchtlich vergrößerte Hafen befindet sich am Ausflusse des Ryd in den Bodden zu Biel, einem Pfarrdorf mit gegen 900 E. Letzterm gegenüber liegen das erwähnte Universitätsgut Eldena mit gegen 700 E. und die Trümmer des im Dreißigjährigen Kriege zerstörten Klosters Hilda, später Eldena genannt.

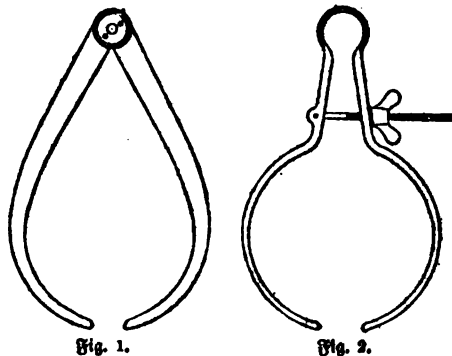
G. wurde als Marktleden 1241 vom Kloster Eldena angelegt und mit Handwerkern und Kaufleuten aus Niedersachsen und vom Niederrhein (wo auch ein Dorf Greifswald bei Düsseldorf liegt) besiedelt, dann aber schon 1249 an den Herzog Wartislaw III. von Pommern abgetreten. (Vgl. Rpl., «Geschichte des Bistums Greifswald», Greifsw. 1880—82.) Dieselbe erhielt 1250 vom Herzog Wartislaw die lübische Stadtverfassung und das lübische Recht, wurde 1264 durch die Reichstadt vergrößert und besaß seitdem (nachweislich seit 1281) unter Albeds Führung im Bunde mit den wendischen Hansestädten Stralsund, Anklam, Demmin, Rostock und Wismar. Sie nahm teil an den Kriegen, welche diese Städte gegen die Könige von Dänemark und Norwegen führten: 1284 gegen König Erik Magnusson, 1312 gegen den König Erik Menved. In den J. 1326 und 1327 führten G. und Stralsund den Krieg gegen die Fürsten von Mecklenburg, welche sich nach Wladislaw IV. Tode (1325) Königs ernannten wollten, und bewirkten, daß jenes Fürstentum an die Herzöge von Pommern fiel. Durch seinen hochverdienten Bürgermeister Heinrich Rubenow erhielt G. 1451 seine Verfassung in 17 Statuten, die, wenn auch nach der Reformation in einigen Teilen 1661 überarbeitet und ins Hochdeutsche übertragen, bis in die neueste Zeit zu Recht bestand und erst 1878 durch einen neuen Stadtrech wesentlich verändert wurde. Der Wohlstand G.s, welcher, seit dem glücklichen gegen Baldemar Atterdag geführten Kriege, durch den Stralsunder Frieden von 1370 und auch in der Folge im 15. und 16. Jahrh. stetig zugenommen hatte, geriet im Dreißigjährigen Kriege durch die Besetzung mit Wallenstein'schen Truppen (1627—31) und durch die beiden Belagerungen des Großen Kurfürsten (1659 und 1678), sowie durch den Nordischen Krieg, in dem sie 1711 von Russen, Polen und Sachsen besetzt und durch eine Feuersbrunst (1718) verheert ward, in Verfall, hob sich aber unter der milden Herrschaft Schwedens, welchem die Stadt im Westfälischen Frieden (1648) mit der westl. Hälfte Pommerns zugefallen war, wieder zu neuer Blüte, bis sie 1815 mit dem übrigen Schwedisch-Pommern an den preuß. Staat gelangte.

Der Kreis Greifswald hat ein Areal von 962,4 qkm, einschließlich der Gewässer von 998,4 qkm

und zählt (1880) 59 655 meist prot. E. Vgl. Gesterling, «Beitrag zur Geschichte der Stadt G.» (3 Bde., Greifsw. 1827—29); Berghaus, «Handbuch der Provinz Pommern» (Bd. 4, Anklam 1866).

Greifswalder Bodden, s. unter Bodden.

Greifzirkel (frz. compas d'épaisseur, engl. caliper-compasses), in der Praxis oft Zaster genannt, ein Instrument, dessen man sich bedient, um von einem Körper Längen gedachter Linien, also beispielsweise Durchmesser von Cylindern und Kugeln, abzugreifen, zu dem Zweck, den Gegenstand auf Papier zu verzeichnen, oder nach den gedachten Maßen einer angefertigten Zeichnung körperlich darzustellen, woraus sich schon die typische Form eines G. ergibt. (S. nachstehende Fig. 1.)



Derfelbe besteht, wie jeder andere Zirkel, aus zwei gegeneinander verstellbaren Schenkeln, welche jedoch hier, um Teile des Körpers vor und hinter der Linie zwischen den Spitzen aufnehmen zu können, ohne letztere zu beeinflussen, kreisförmig gebogen sind. Eine sehr zweckmäßige Art des G. zeigt Fig. 2; die Einstellung dieses Instruments erfolgt dadurch, daß mittels einer seitlich angebrachten kleinen Schraube der federnde Bügel am oberen Ende zusammengebrückt, beziehungsweise nachgelassen wird.

Greil (Mops), Aquarellmaler und Zeichner, geb. in Linz in Oberösterreich 27. März 1841, bildete sich an der Wiener Akademie unter Ruben aus. G. ist in Wien tätig als Illustrator für österr. und deutsche Blätter, seine hauptsächlichste Bedeutung beruht indes auf der Aquarellmalerei. Auf diesem Gebiete kultiviert der Künstler einerseits die Schilderung des österr. Volkslebens, andererseits gelangen ihm mittelalterliche Kulturbilder vortrefflich. Unter der großen Menge seiner Arbeiten seien erwähnt: Krieger aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs (1874), der Einzug Maximilians I. in Gent (für das Hochzeitsalbum des österr. Kronprinzen), der Festwagen (auf der ersten internationalen Kunstausstellung 1882). Der Kaiser von Österreich und der Kronprinz des Deutschen Reichs sind im Besitz zahlreicher Blätter des Meisters. Von seinen Illustrationsarbeiten erlangten neuestens sein Tableau auf das Habsburg-Jubiläum und die große Komposition: die Befreiung Wiens 1683, welche in Xylographie ausgeführt wurden, besonders Beifall.

Grein, die niederländ. Bezeichnung für unser Grän (s. d.) oder Gran. Beim Probiergewicht war das G. für Gold $\frac{1}{2}$ Karat, für Silber $\frac{1}{4}$ Pf.

(Verming), für beide Metalle also, was das Grün in Deutschland $\frac{1}{1000}$ des Oxygens (in den Niederlanden namentlich der Tropen Nacht). Beim Zerschneiden war das G. wie anderwärts, ein Viertel des Karats und = 5,10 g.

Greis, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Berg in Oberösterreich, am linken Ufer der Donau, mit 11941/1391 G. Der Stadt mit der auf einer Anhöhe stehenden Greisburg bildet einen der ansehnlichsten Punkte auf der Donaulinie von Linz nach Wien. Das Schloss an der Stelle der alten Greisburg im 16. Jahrh. von den Herren von Meggau erbaut, ist seit 1820 im Besitze des Herzogs von Sachsen Coburg. Auf der Höhe nördlich von G. liegt das Kaiserwasserbad Kreuzen, unterhalb G. sind zwei Stromschnellen, der Strudel und Weibel.

Greis (Christian Wilhelm Michael), Germanist, geb. 18. Okt. 1825 zu Wellingshausen bei Jülich, studierte in Marburg und Jena vorzugsweise Naturgemäß und Naturwissenschaftlich, doch daneben auch Germanistik unter Rilmor. Nachdem er Lehrer der Naturwissenschaften in Marburg und Hünfeld, dann Beamter an der kaiserlichen Bibliothek und am hildesburger Archiv gewesen war, wurde er 1850 zu Marburg Beamter an der Universitätsbibliothek. Er habilitierte sich 1852 an der Universität zu Marburg, wurde 1864 Professor und 1868 Rektor am kaiserlichen k. und Staatsarchiv in Kassel und leitete bei der Verlegung des Archivs nach Marburg 1870 dahin über. Hier wurde er 1873 Professor. Nachdem er 1876 nach Hannover versetzt worden, starb er daselbst 15. Juni 1877. Seine Hauptwerke sind: »Bibliothek der angelsächsischen Sprache« (4 Bde., Göttingen 1857–64), »Erichungen der Angelsachsen, hunderttausend überlegt« (2 Bde., Göttingen 1857–60), »Die Quellen des Germanen« (Göttingen 1869), »Bibliothek der angelsächsischen Sprache« (Bd. 1, Kassel u. Göttingen 1872), »Das got. Verbum« (Kassel 1872), »Das Wörterbuch der Angelsachsen« (Kassel 1874). Aus seinem Nachlass gab Wölke eine »Angelsächsische Grammatik« (Kassel 1880) heraus. Ebenso erschien eine ganz neu bearbeitete Ausgabe der »Bibliothek der angelsächsischen Sprache« von Wölke (Bd. 1, Kassel 1883).

Greina (Sa), ein Bach der Adulagruppe (s. d.) an der Grenze der Schweiz, Kantone Graubünden und Tessin, auf der Wasserscheide zwischen Rhoden (Simplonferren) und Val (Ornavo) gelegen, verbindet das Vorderrheinthal mit dem Negersthal. Der Weg über die G., von Trunz bis Livorno 10–11 Stunden lang, anfänglich ein schmales Felsstüchlein, dann ein rauher Fußweg, übersteigt bei Serrhein (808 m) den Rotherrn und steigt durch das malerische Val Comoy südlich zu dem grünen Hochthale G. hinauf, das sich 7 km lang zwischen den vorgelegten Nebelbergen im N. und den Ausläufern des eigentlichen Adulagebietes im S. nach W. zieht, übersteigt in demselben die Pizolde (2360 m) und senkt sich vom Westende der bei der Bergfahrt hochsteigende Felskette in das felsige Val Camodea hinab, um bei Livorno (808 m) das Negersthal und die Kufmanerstraße zu erreichen. Auch von Flanz (s. d.) führt ein Weg durch das Fugnez und das Grindel und über den Fels Fiedrus 942 m zum Greinathal und Greinapass. Während früher sowohl die G. wie der Fiedrus vielbetretene Alpenpässe waren, sind sie aus beiden, namentlich seit der Eröffnung der Kufmanerstraße, verfallen und werden selten mehr begangen.

Greisenerwald, Teil des Oberrheinischen Waldes

Greis wird der Mensch während der Jugend der Abnahme der körperlichen und geistigen Kräfte, der vollen Kraft, in welchem alle Kräfte, das G. (s. d.) auch geringe, Abnahme des Körpers größer als der Greis für das Alter, die Greisheit. Die Verknüpfung lässt sich nicht ang. das Greisenalter bei dem einzelnen in dieser Zeitpunkt je nach der Individualität und den Grenzen schwankt. Auch lassen sich keine bestimmten einzelnen körperlichen Veränderungen als Merkmale anführen, und nur bei der Frau bezeichnet das Ausbleiben der Menstruation das Ende der Blüthezeit. Doch lässt sich im allgemeinen so viel sagen, dass der Mann zwischen dem 40. und 60. Jahre, die Frau zwischen dem 30. und 40. Jahre in das Greisenalter tritt, im Säugling und abgelebten Subjektum steigt das Greisenalter schon früher zu beginnen.

Das augenscheinliche Kennzeichen des Greisenalters, das Überwiegen der Abnahme (Involution) über die Erneuerung, macht sich an allen Organen geltend. Das Gehirn atrophiert, es tritt Gehirnschwund und an die Stelle des Festen eine gewisse Menge Gehirnflüssigkeit (Sahnwasserflüssigkeit) ein. Dem entsprechend leiden auch die geistigen Kräfte. Die Gedächtnis wird unklar, einzelne Erinnerungen schwinden ganz, während andere mit Fortschreiten festgehalten und mit Vorliebe gepflegt werden, die Aufnahme neuer Wissensgegenstände und neuer Ideen ist geschwächt, die Aufmerksamkeit und die Regierbarkeit der Sinne, die Schwachheit und Regierbarkeit, die Vorliebe für Vergnügen (das goldene Zeitalter), die mangelhafte Natur des Geistes für höhere Verhältnisse, endlich der Willens, der im hohen Alter eintritt. Der Gehirnschwund disponiert außerdem zu Erkrankungen des Gehirns zu wirklichen Greisenkrankheiten, zu Marasmus in das Gehirn und seine p. (Apoplexie, Gehirnblutungen). In gleicher Weise wie das Gehirn leidet auch das übrige Nervensystem. Die Sinnesorgane werden stumpf (debetudo), es tritt sich Schwerhörigkeit und selbst Taubheit ein; das Auge wird schwach, weil die Accommodation geschwächt und die lichtbrechenden Medien verändert werden. (S. Alterssichtigkeit.) Nicht selten bildet sich auch Grauer Star aus, und im Uterus der Harnblase zeigt sich ein gelblicher Ring verfärbter Zellen (Greisenblase, arcus senilis). Von den Kreislauforganen leiden namentlich das Herz und die Schlagadern. Die innere Atmung des Herzens und der Lungenapparat veraltet und wird starr. Der Puls ist nicht mehr so häufig wie im Mannesalter und härter. Die Arterien werden durch die Verfestigung drüchtig und verlieren leichter, namentlich an den durch Schwund und durch gereizt gewordenen Stellen (im Gehirn) und unter Verhältnissen, welche bei jungen Leuten keine Gefahr haben (z. B. beim Erbrechen, bei sehr hartem Pressen während der Entleerung). Auch nehmen die Arterien einen mehr gewundenen als gestreckten Verlauf an, was namentlich an den freien liegenden Arterien, wie z. B.

Raschmire, Wollwaren aller Art, Dedden, Shawls, Schlipse u. s. w. fabrizieren; ferner bedeutende Färbereien, Wollzeugdruckereien, Appreturanstalten, Streichgarnspinnerei, Wollkammerei, Gerberei, Papier- und Cigarrenfabrikation, zwei Bierbrauereien, eine Kesselschmiede und Maschinenbauanstalt, eine Eisengießerei und drei Schneidemühlen. Urkundlich wird Schloß G. 1225, die Stadt 1359 zuerst erwähnt. Vgl. Rehner, »Vogtländische Wanderungen« (2. Aufl., Plauen 1881). — Das Fürstentum Reuß-Greiz s. unter Reuß.

Grell (Aug. Eduard), deutscher Komponist und Theoretiker, geb. in Berlin 6. Nov. 1800 als Sohn eines Organisten, wurde Schüler von Zelter, dessen Singakademie er auch seit 1832 als Dirigent und nach Rungenhagens Tode von 1851 bis 1876 als erster Dirigent leitete. Er ist ein gelehrter Theoretiker, der viele Schüler gebildet hat. Als Theoretiker und Kompositionen ruhen auf den Vokalwerken des 16. Jahrh., die er in mehreren kunstvollen Werken, namentlich in einer sechsstimmigen Messe ohne Begleitung, glänzend nachgebildet hat. Als Vertreter der Anforderungen gesanglichen Wohlklangs und kunstvoller Stimmenführung in der Musik ist sein Wirken von Bedeutung.

Gremiale (neulat.), das Tuch, womit der Schoß des messelenden Bischofs bedeckt ist, während er sitzt.

Gremium (lat. »Schoß«), Kollegium, Korporation, Kunst-, Gesellschaft; Handelsgremium, soviel wie Handelskammer.

Grenache (Vin de G.), ein starker dunkelroter, dicker Rouffillonwein.

Grenade, eine der Kleinen Antillen in Westindien, zum brit. Gouvernement Barbadoes oder der Windward-Inseln gehörig, zählt (1881, mit den Grenadinen) auf 430 qkm 42403 E., worunter etwa ein Zehntel Weiße. Die Insel wurde 1498 von Columbus entdeckt und 1650 von Martinique aus durch Franzosen bevölkert, die nach und nach die Ureinwohner, die Kariben, gänzlich verdrängten. G. ist größtenteils gebirgig, im St. Katharinenberg in der Mitte 1000 m hoch, enthält aber auch dort höchst fruchtbare Thäler. Etwa fünf Achtel des Bodens befinden sich in Kultur, und man erzeugt Zucker, Rum, Kakao, Baumwolle, auch etwas Kaffee, Tabak und Indigo. Die Ausfuhr belief sich 1881 auf 194000, die Einfuhr auf 132000 Pfsd. St., die öffentliche Einnahme auf 37000, die Ausgabe auf 39000 Pfsd. St. Die Insel wurde 1762 von den Engländern erobert, die sie auch im Frieden von 1763 behielten. Hauptstadt und Sitz des Untergouverneurs ist St.-George mit 5000 E., geräumigen Hafen (einem der besten Westindiens) und dem Fort St.-George.

Die zwischen G. und St.-Vincent liegenden, ebenfalls den Engländern gehörenden Grenadinen oder Grenadillen sind meist unbewohnte, niedrige und wasserlose Felselände, erzeugen aber etwas Baumwolle und Zucker.

Grenade-sur-Saronne, Stadt im franz. Depart. Ober-Garonne, 25 km im N.W. von Toulouse, in 119 m Höhe, am rechten Ufer der Saronne und nahe dem linken der Garonne, zählt (1876) 2674, als Gemeinde 3973 E., welche Handel mit Getreide, Tuch und Bauholz und Fabrikation von Hüten, Mehl und Stärke treiben. Die 1291 erbaute Stadt hat den Typus des 13. Jahrh. völlig rein bewahrt. Die schöne Kirche hat ein Schiff aus dem 14. Jahrh.

Grenadiere waren ursprünglich die zum Werfen der Handgranaten bestimmten Leute der Infanterie, davon anfangs Granadiere genannt. Der schwed. Oberst Lars Ragge zeichnete sie bei der Verteidigung von Regensburg 1634 durch eine Solbzulage aus. Ursprünglich von Freiwilligen gebildet, wurden später bei jeder Kompagnie einige erfahrene Leute zum Werfen der Handgranaten bestimmt. Als im 18. Jahrh. der Gebrauch von Handgranaten im Feldzuge aufhörte, zog man die G. als tüchtige Mannschaft in besondere Kompagnien zusammen; jedes Bataillon erhielt eine Kompagnie. Sie bildeten eine Art Kerntruppe der Infanterie und wurden nachher in den deutschen Heeren in Bataillone formiert, anfangs nur im Kriege, später bleibend. In der franz. Armee behielt jedoch jedes Bataillon Linieninfanterie seine Grenadiertompagnie bis 1868 bei. In Rußland besteht ein besonderes Grenadiertorps. In Preußen wurden die nach der Reduktion von 1807 noch gebliebenen sechs Grenadierbataillone 1814 zu den beiden, dem Garbortorps einverleibten Regimentern Kaiser Alexander und Kaiser Franz formiert, aus denen bei der Reorganisation 1859 noch zwei neue Garbregimenten gebildet wurden. Außerdem erhielten die 12 ältesten Infanterieregimenter die Benennung G.; diese wurde später auch zwei sächs., einem mecklenb., einem hess., zwei bad. und zwei württemb. Regimentern zuteil.

Grenadillen (Grenadinen), Felselände bei Grenada (s. d.).

Grenadillholz oder Granadillholz, rotes Ebenholz, ein für Drechslerarbeiten sehr geschätztes, hartes, dem Ebenholz ähnliches, aber rotbraunes Holz; stammt aus Ostindien von Anthyllis cretica.

Grenadine, ein franz. Seidenzeug, auch eine damastartig gewebte Leinwand.

Grenadinen (Grenadillen), Felselände bei Grenada (s. d.).

Grenaille (Grainaille, frz.), kleine Körnchen, z. B. Vogelbunt; in der Mehrzahl: gekörntes Metall; grenadillieren (grainadillieren), Metall formen, granulieren (s. d.). [narben.]

Grenellieren (grainellieren, frz.), Leber u. dgl. **Grenelle**, ehemals ein Dorf bei Paris, ist jetzt ein Teil vom 15. Arrondissement der Hauptstadt. Das Feld von G. (Plains de G.), ein brach liegendes Flachfeld zwischen dem alten Dorf und der Seine, diente sonst als Stelle für die Vollstreckung militärischer Exekutionen. Jetzt ist es mit Häusern bebaut und in einen Stadtteil umgewandelt. Nahe dabei liegt die Straße von G., aus der ersten französischen Revolution durch ein Gemetzel bekannt, welches die polit. Parteien einander wechselseitig zuwanden. In neuerer Zeit wird G. häufig genannt wegen des Artistenbrunnens, der hier gebahrt worden ist. Anfang 1834 begann der Ingenieur Mulot die Arbeit, und 1841 sprang das Wasser so reichlich hervor, daß es eine Art Überschwemmung verursachte. Man hatte durch die ungeheure Kreidehöhe, worauf Paris liegt, 547 m tief hinabzuholen müssen. Der Brunnen liefert alle 24 Stunden 1 Mill. Eiter Wasser.

Grenier (Eduard), franz. Dichter, geb. 1819 zu Baume-les-Dames im Depart. Doubs, warb Gesellschaftssekretär und widmete sich dann dichterischen Arbeiten, die eine günstige Aufnahme fanden. Es sind: »Petits poèmes« (1859), »Poèmes dramatiques« (1861), »Amis« (1868), »Sémeis«

(1869), «Marcel» (1874) u. s. w. Er verfaßte auch ein Buchdrama «Jacqueline Bonhomme» (1879) und überlegte in Versen den «Reineke Fuchs» von Goethe (1860, mit den Kaulbach'schen Zeichnungen).

Grenoble, feste Hauptstadt des franz. Depart. Isère und der ehemaligen Provinz Dauphiné, 121 km von Lyon, 633 km von Paris, ein alter und großer Ort, sehr schön gelegen in dem herrlichen, von Schneebedekten Bergen eingeschlossenen Alpenthale Gratiavandun, an der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn und der hier dreifach überbrückten Isère und unsern vom rechten Drac-Fluss, 218—488 m über dem Meere gelegen, wird von diesem Flusse in zwei ungleiche Teile gespalten. Der Stadtteil St. Laurent auf dem rechten Ufer liegt zwischen dem Flusse und dem 1067 m hohen Mont-Nachais eingeeengt und besteht fast nur aus einer breiten Straße; der andere, La Bonne, der das linke, mit prächtigen Quais gepierte Ufer einnimmt, hat schöne und sorgfältig gehaltene Straßen. G. ist eine Festung ersten Rangs, welche das Isèrethal vollkommen beherrscht und deren Werte vom General Fayo 1832—36 mit einem Aufwand von 16 Mill. Frs. erneuert wurden. Die Befestigungen wurden 1880 in einen größern Umfang gelegt. G. besitzt schöne Promenaden, Quais, Boulevards, und die Umgebung gewährt eine Menge interessanter Ausflugsplätze, darunter die berühmte Chartreuse (s. d.). Unter den Gebäuden sind bemerkenswert die oft restaurierte Kirche St. Laurent aus dem 11. oder 12. Jahrh., mit einer ältern merkwürdigen Krypte, die Kirche Notre-Dame aus dem 10. bis 11. Jahrh., aber Konstruktionen aus allen Perioden des got. und roman. Stils aufweisend, die Marienkirche des Ursulinerinnenklosters, die Kirche St. André aus dem 13. Jahrh., mit dem Grabe des Ritters Bayard, der Justizpalast an der Stelle des alten Schlosses des Dauphin, von Ludwig XI. erbaut, von Ludwig XII. und Karl IX. restauriert und von Lezdiguières, dem berühmten Gouverneur des Dauphiné, erweitert.

G. ist Sitz eines Bischofs, eines Appellhofs, eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Justizhofs, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, einer Universitätsakademie von drei Fakultäten mit 16 Professoren. Außer dieser Akademie hat der Ort ein Lyceum, eine Artillerieschule, ein bischöflich-theol. Seminar, ein kleines Seminar, eine mediz. Mittelschule, ein Lehrerseminar, sowie einen Normalkurs für Lehrerinnen, eine Landwirthschaftslehranstalt, eine Zeichen- und Bauerschule, einen botan. Garten, eine öffentliche Bibliothek von 170000 Bänden und 1600 kostbaren Manuskripten nebst einem Münz- und Antiquitätenkabinett (11000 Münzen), ein neues Theater, eine Gemäldegalerie, verschiedene Museen und gemeinnützige oder gelehrte Gesellschaften verschiedener Art (für Kunst, Ackerbau, Statistik), ein Abbatir, bedeckte Märkte, einen schönen Stadtpark, einen Square. Außerdem befinden hier große Kasernen, ein Korrektionshaus, ein Irrenhaus, ein Militärhospital, ein Versorgungshaus und andere Wohlthätigkeitsanstalten. Die Stadt zählt (1881) 48486 E. und ist der Mittelpunkt einer bedeutenden Handwuchfabrikation, in welcher sie selbst in 115 Fabriken 3000 Arbeiter und 20000 Näherinnen beschäftigt und jährlich 860000 Dugend Handwuchstücke für 80 Mill. Frs. liefert. Sie hat 12 Lebereisereien, 4 Gerbereien u. s. w. Außerdem bereitet man berühmte feine

Liqueure, namentlich den geschätzten Katsia (Gewürzbranntwein) und fabriziert Uhren, Seide und Seidenbänder, Hem. Produkte, unterhält auch Strohhutfabriken, Hanfbereitungsanstalten, (14 Kammereien), Cementfabriken, 4 Eisengießereien und Schmieden u. s. w. Die schiffbare Isère und die Eisenbahnen nach Lyon, Genf und Chambéry unterstützen einen bedeutenden Handel mit den Liqueuren der Grande-Chartreuse, Hanf, Eisen, Holz, Käse von Sassenage und eigenen Fabrikaten.

G., ursprünglich eine Stadt der Allobroger, Namens Eularo, erhielt von den Römern im J. 288 neue Mauern und wurde von Kaiser Gratian 379 unter dem Namen Gratianopolis bedeutend erweitert. Der Unterbau der Ringmauern von Diocletian und Maximian ist noch deutlich vorhanden. Von 375 an Bischofssitz, kam es im 6. Jahrh. an die Burgunder, 534 an die Franken, später an die Grafen des Dauphiné, welche die weltliche Gerichtsbarkeit lange mit dem Bischof theilten, und 1458 an die Krone. Ludwig XI. errichtete daselbst ein Parlament. G. war die erste bedeutende Stadt, welche im März 1815 Napoleon die Thore öffnete, mußte aber 9. Juli 1815 nach dreitägiger Belagerung an die Oesterreicher kapitulieren.

Grenville, eins der bedeutendsten engl. Adelsgeschlechter, war schon unter Heinrich I. in der Grafschaft Buntingham anässig, blieb aber mehrere Jahrhunderte in der Dunkelheit des Landjunkerthums, bis es durch die Heirat Richard G's, Parlamentsmitglieds für Andover (gest. 17. Febr. 1724), mit seiner Tochter Sir Richard Temple, zu großem Reichtum und polit. Wichtigkeit gelangte. Die Witwe Richard G's erbe namentlich nach dem Tode ihres Bruders Richard Temple, Viscount Cobham, 1749 seine Titel und Güter (worunter das Schloß Stowe) und wurde bald darauf zur Gräfin Temple erhoben. Sie starb 6. Okt. 1752. — Ihr ältester Sohn, Richard G., Graf Temple, war 1757 Großkammerwahrer und zeichnete sich in den polit. Kämpfen jener Zeit erst als der Freund, dann als der Gegner Chatham's aus, der seine Schwester Fester G. geheiratet hatte. Von einigen wird ihm die Autorschaft der Briefe des Junius (s. d.) zugeschrieben. Er starb kinderlos 11. Sept. 1779.

George G., Bruder des letztgenannten, Minister Georgs III., geb. 14. Okt. 1712, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Cambridge und trat im Alter von 25 J. mit Erfolg als Sachwalter auf. Nach einer ausgezeichneten parlamentarischen Laufbahn, in der er sich der Regierung stets ergeben zeigte, kam er 1744 in das Admiraltätsamt, wurde 1747 Lord des Schazes und 1762 nach verschiedenen Dienststufen erster Lord der Admiralität. Nach der Thronbesteigung Georgs III. folgte er im April 1763 dem Lord Bute als Haupt des Ministeriums. In dieser Stellung wurde er, wahrscheinlich unter Bute's fortwährendem Einfluß, der Urheber der Stempeltaxe, die den ersten Widerstand der nordamerik. Kolonien hervorrief. Auch kam unter seiner Verwaltung das Gesetz über das Verfahren bei streitigen Wahlen (Grenville act) zu Stande. Infolge der amerik. Handel trat er 1765 sein Amt an den Marquis von Rockingham ab und schrieb zu seiner Rechtfertigung: «Considerations on the commerce and finances of England etc.» (Lond. 1765). Er starb 13. Nov. 1770. Vgl. Smith, «The Grenville papers» (4 Bde., Lond. 1862—63).

Thomas G., zweiter Sohn des vorigen, geb. 31. Dez. 1755, trat nach vollendeten Studien für die Stadt Badingham, wo die Wahl von seiner Familie abhing, ins Parlament, mußte aber 1784 diesen Sitz aufgeben, weil seinen Verwandten die enge Verbindung mißfiel, in der er mit Fox und den Whigs stand, die ihn 1782 nach Paris sandten, um mit Franklin und Vergennes zu unterhandeln. Erst 1790 gelang es ihm, seine Wahl in Abingdon durchzusetzen, worauf er, mit seiner Familie wieder ausgesöhnt, 1794 von neuem für Badingham ins Parlament trat. Seit 1798 Mitglied des Geheimen Rats, erhielt er den Auftrag, den preuß. Hof zu einer neuen Verbindung gegen die franz. Republik zu bewegen. Er schiffte sich zu diesem Zwecke im strengen Winter 1799 ein, litt aber bei Neuwerk Schiffbruch und konnte nur mit Mühe sein Leben und seine Depeschen retten. Durch diese Verzögerung war ihm Sieyès, der franz. Abgesandte, in Berlin zuvorgekommen, sobald seine Sendung durchaus keinen Erfolg hatte. In dem 1806 von seinem Bruder gebildeten Kabinett war er erst Präsident des ind. Amts, dann erster Lord der Admiralität, zog sich aber 1807 mit jenem zurück, da er ebenfalls die Emancipation der Katholiken unterstützte. Im J. 1818 legte er seinen Parlamentssitz nieder und widmete den Rest seines langen Lebens seinen Bäckern und der Wohlthätigkeit. Er starb 17. Dez. 1846, nachdem er seine kostbare, aus 20289 Bänden bestehende Bibliothek, an der er 70 Jahre gesammelt, dem Britischen Museum vermacht hatte.

William Wyndham, Lord G., der dritte Sohn George G.s, geb. 25. Okt. 1759, studierte, zu Eton und Oxford thätig vorbereitet, in London die Rechte. Nachdem er 1782 ins Unterhaus getreten, ging er mit seinem ältesten Bruder, dem Grafen Temple, nachherigen Marquis von Badingham (s. d.), der um diese Zeit Lord-Lieutenant von Irland geworden, als dessen Sekretär nach Irland. Schon ein Jahr darauf verschaffte ihm Pitt das Amt des Generaladjutants der Armee. Seine gründliche Kenntnis der Parlamentsverfassung veranlaßte 1789 seine Wahl zum Sprecher des Unterhauses. Im folgenden Jahre ward er zum Staatssekretär des Innern mit der Beerdigung ernannt und übernahm 1791 das Ministerium des Auswärtigen, in welcher Stellung er leidenschaftlichen Haß gegen die Französische Revolution zu Tage legte. Nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. gab er dem franz. Gesandten, Marquis von Chauvelin, sogleich den Befehl zur Abreise. Der Ausbruch des Kriegs und die unveröhnliche Politik, die das Kabinett gegen Frankreich entwickelte, waren fast mehr das Werk G.s als seines Kollegen Pitt. Er trat 1801 mit Pitt aus dem Ministerium. Nach Pitts Tode näherte er sich mit den übrigen gemäßigten Tories den Whigs und wurde durch Fox bewogen, an dem berühmten Koalitionsministerium von 1806 teilzunehmen, an dessen Spitze er sogar trat. Gleich nach Fox' Tode war indes in diesem, aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzten Kabinett über die Unterhandlungen mit Frankreich Uneinigkeit ausgebrochen. Da überdies G. mit Lord Howick (s. Grey) sich für die dem König widerwärtige Abschaffung des Testes und die Emancipation der Katholiken erklärte, so erfolgte 1807 die Auflösung der ganzen Verwaltung. Seitdem beschränkte G. seine Teilnahme am öffentlichen Leben auf die Wirksamkeit

im Oberhause. Er starb 12. Jan. 1834 kinderlos auf seinem Landsitz Dromore in Bucks. G. zeichnete sich auch durch seine gelehrten Kenntnisse aus. Schon 1800 veranstaltete er zu Oxford auf seine und seiner Brüder Kosten eine mit Anmerkungen versehene Ausgabe des Homer, der in seinen letzten Jahren eine Ausgabe des Horaz folgte, die aber nicht in den Buchhandel gekommen ist. Im J. 1804 gab er die Briefe des Grafen Chatham an seinen Neffen Thomas Pitt heraus; auch lieferte er in seinen *«Nugae metricae»* (1806) Übersetzungen altengl., ital. und griech. Gedichte.

Grenzbezirk nennt die deutsche Zollgehegung den zunächst innerhalb der Zollgrenze oder Zolllinie belegenen Raum, dessen Breite nach der Örtlichkeit bestimmt wird, und der von dem übrigen Zollgebiete durch die besonders bezeichnete Binnenlinie (s. d.) getrennt, auch da, wo Straßen, welche einem erheblichen Verkehre dienen, die Binnenlinie überschreiten, durch Tafeln mit der Aufschrift *«Grenzbezirk»* (Grenztafeln) kenntlich gemacht ist. Innerhalb des G. unterliegt der Warenverkehr im Interesse der Zollsicherheit nach mehrfachen Richtungen hin Kontrollen und selbst Beschränkungen. Insbesondere kann in Ansehung solcher Waren, bei welchen es nach den örtlichen Verhältnissen zur Sicherung gegen heimliche Einfuhr oder Ausfuhr notwendig erscheint, von den obersten Landesfinanzbehörden eine Transport- oder Legitimationskontrollen in der Weise angeordnet werden, daß jeder, welcher Waren dieser Art im G. transportiert, sich durch eine amtliche Bescheinigung (Transportausweis, Legitimationschein) darüber auszuweisen hat, daß er zum Transport der fraglichen Waren in einer gewissen Frist und auf den vorgeschriebenen Wegen befugt ist. Hausiergewerbe, zu welchen auch das Halten von Wanderlagern gehört, dürfen im G. nur mit besonderer Erlaubnis und unter den zum Zwecke des Schutzes anzuordnenden Beschränkungen betrieben werden. Nach Befinden ist auch der Marktbesuch und der stehende Gewerbebetrieb im G. der amtlichen Kontrolle unterworfen, letzterer namentlich auch insoweit, als die Führung von Büchern vorgeschrieben werden kann, in denen rücksichtlich der unmittelbar aus dem Auslande bezogenen Waren beim Empfange derselben der Tag und Ort, an und in dem die Verzollung stattgefunden hat, bemerkt und rücksichtlich der aus dem Inlande empfangenen Waren der Nachweis hierüber enthalten sein muß. Vgl. Vereinszollgesetz vom 1. Juli 1869, §§. 16, 119—124.

Grenzdolomit, ein dichter oder feintörniger Dolomit (s. d.), der die untere Abtheilung der Keuperformation oder die Lettentohlengruppe nach oben abschließt und bei seiner weiten Verbreitung wegen seiner konstanten petrographischen Beschaffenheit und chem. Zusammensetzung, sowie wegen seiner gleichbleibenden Mächtigkeit einen sehr scharf bezeichneten und sicher orientierenden Markstein abgibt; er führt unter andern namentlich *Myophoria Goldfussi*, auch *Gervillia socialis*, und ist z. B. im Elß, am südböhl. Schwarzwald, in Württemberg, um Würzburg, in Thüringen, am südl. Harzrande, auch im franz. Lothringen entwickelt.

Grenze (Gränze), auch *Schneide*, *Ähte*, *Marl*, bedeutet zunächst das Ende einer Sache, daher lat. *finis*, dann den Punkt oder die Punkte, an welchen die Enden mehrerer Gegenstände zusammenstoßen. Da nun mehrere Punkte eine

Linie bilden, so wird der Ausdruck mathematisch von der Berührungslinie der Körper gebraucht, im jurist. Sinne aber zumeist von der Linie, in welcher benachbarte Grundstücke zusammenstoßen. Das deutsche Wort «Grenze», welches seit dem 14. Jahrh. die gleichbedeutenden Ausdrücke allmählich verdrängt hat, stammt aus dem Slawischen und ist zuerst in den an slaw. Gebiet anstoßenden Ländern Deutschlands, und zwar am frühesten in Westpreußen, also unter poln. Einfluß, aufgetommen. Die kölner Handfeste hat schon «greniz, grenize», was dasselbe ist wie das poln. Wort granica (spr. graniza), und dieses wiederum leitet sich ab von gran, die Ede, und altslaw. granj, czech. hrana. Der geläufigste ursprünglich deutsche Ausdruck war sonst «Markt»; derselbe hat sich im deutschen Privatrecht noch vielfach erhalten, besonders als Feldmark und Waldmark, während der staatsrechtliche Begriff der Mark als eines Grenzlandes schon im deutschen Mittelalter allmählich verloren ging und nur geschichtlich in den Namen einzelner deutscher Länder fortlebt. Die Linie, in welcher Nachbargrundstücke sich berühren, braucht übrigens nicht eine körperliche zu sein, welche die Trennung herstellt, sie ist an sich nur eine gedachte, unkörperliche, eine mathem. Linie. Zu einer körperlichen wird sie aber oft dadurch, daß ein von einem Orte zum andern sich erstreckender Gegenstand, z. B. eine Mauer, ein Fluß, ein Berggründen, mit der gedachten Grenzlinie in gleicher Richtung so hinläuft, daß seine Mitte die Grenzlinie beider Nachbargrundstücke aufnimmt, woraus sich ergibt, daß dieser Gegenstand selbst die G. bildet. Das war der Fall mit dem Areal von 5 Fuß, welches nach dem altern röm. Recht zwischen den Aedern verschiedener Eigentümer unbebaut bleiben mußte.

Der Ort, auf welchem die G., sei es körperlich oder unkörperlich, sich befindet, heißt die Grenzscheide, Grenzschcheidung. Er bedarf zu seiner rechtlichen Wirksamkeit erkennbarer Zeichen; das sind unter andern die Grenz-, Markt-, Rund-, Schieb-, Rainsteine (lapides finales, terminales). Man nimmt an, daß zwischen zweien solcher Steine immer nur eine gerade Linie sich hinzieht; frumme Grenzlinien sind, wofern die Zeichen nicht ganz nahe beieinander stehen, ein Ausnahmefall, den die Natur des Bodens, die von Natur gebotene Trennung der Grundstücke oder urkundlicher Beweis darzutun hat. Dieses Sachverhältnis führt von selbst auf den Unterschied der künstlichen Grenzen und der Naturgrenzen. Wird die Grenzlinie lediglich durch den gemeinsamen Willen der Adjacenten oder mit stillschweigender Zustimmung des einen von dem andern mit von Menschenhand herrührenden Zeichen, wie Steine, Planen, Pfähle, Zäune, Umfassungsmauern, Heden, Gräben u. s. w., angedeutet, so ist eine künstliche G. vorhanden, wogegen Berge, Berggründen, Thäler, Hügel, Landstraßen, Wege, Raine, Felsen, Bäume, Hölzer, Wasser, Flüsse, Bäche, Seen, Leiche Naturgrenzen versinnlichen. Ein von Naturgrenzen umfriedetes Grundstück hieß bei den Römern ager arcifinus, im Gegensatz zum ager limitatus (bei den Deutschen «versteiner Ader», «versteinete G.»), welcher letztere Ausdruck ein Grundstück bezeichnete, das mit öffentlich hergestellten und anerkannten G. versehen war. Unter den Naturgrenzen haben die Grenzflüsse das Eigentümliche, daß hier der Thalweg als die eigentliche G. betrachtet wird.

Alle Gegenstände, welche Naturgrenzen bilden, haben vorab die Vermutung für sich, daß sie den Adjacenten auf beiden Seiten gemeinschaftlich gehören, wobei zu bemerken ist, daß Grenzräume auch sehr häufig den künstlichen Grenzzeichen zugezählt werden, namentlich wenn die Menschenhand an der Erkennbarkeit ihres Grenzcharakters durch «Abköpfen», «Schneideln», «Anlaschen», «Anlachten» nachgeholfen hat. Und selbst bei der Legung von Grenzsteinen, die doch die Hauptart der künstlichen Grenzzeichen ausmachen, ist es, wo es auch kein Gesetz ausdrücklich vorschreibt, Gebrauch, der Erkennbarkeit des Grenzcharakters speziell nachzuhelfen, indem man das «Geheimnis», die «Zeichen», «Eier», «Steineier» (ovula, testes) unter den Stein legt. Solche Weisagen bestehen aus Glascherben, Kieseln, auffallend kleinen, besonders in der Gegend seltenen Steinen, Ziegelstücken, Kohlen, Eierschalen, Haaren (und zwar immer mindestens drei von jeder Gattung, überhaupt solchen Gegenständen, die minder der Verwesung ausgesetzt sind und deren Anblick die abschließende Zeichnung des betreffenden Steins sofort kundgibt.

Ein fernerer Unterschied der G., welchen der des öffentlichen und des Privatrechts bebingt, ist der zwischen öffentlichen und Privatgrenzen. Derselbe ist nicht zu verwechseln mit dem Gegensatz der letztern und der Staatsgrenzen. Zu den öffentlichen G. gehören neben den Staatsgrenzen auch die Provinzial-, Bezirks-, Departements-, Kreis- und Kantons- sowie die Kommunalgrenzen, kurz die Scheidelinien der innern Staatsenteilung, d. h. die Umgrenzungen der Gebietsteile, wie die des Gesamtgebiets eines Staats als solchen. Während aber einerseits die öffentlichen G. nur eine Unterabteilung der Staatsgrenzen bilden, reicht ihr Begriff andererseits über den der Staatsterritorialität hinaus, indem die G. eines Bundesgebiets öffentliche, aber nicht Staatsgrenzen sind, oder doch nicht notwendig mit der Summe der Staatsgrenzen der Bundeseinzelstaaten zusammenfallen. Bei Deutschland, welches auch zur Zeit des alten Reichs ein Föderativkörper war, zur Zeit des Deutschen Bundes (1815–66) vorwiegend den Charakter eines Staatenbundes besaß und im neudeutschen Reich sich zu einem Bundesstaate mit monarchischer Spitze umgestaltet hat, war niemals die einfache Identität des Reichs- und Bundesgebiets mit der Summe der Einzelftaatsgrenzen vorhanden, d. h. mit dem technischen Ausdruck: das Deutsche Reich ist nie ein territorium clausum (geschlossenes Staatsgebiet) gewesen. Das deutsche Reichsgebiet war stets ein offenes, dessen Wirksamkeit keineswegs mit dem Umfange der einzelnen Territorialgrenzen abschloß. Dagegen waren die deutschen Einzelftaaten immer und sind sämtlich territoria clausa, durch Staatsverträge völkerrechtlich abgeschlossene Gebiete. Auch bei der nordamerik. Union, welche außer den Einzelftaaten noch eine ganze Zahl des Staatscharakters entbehrender Territorien enthält (während das neudeutsche Reich nur eins: das Reichsland Elsaß-Lothringen, das neubedingt dem Staatscharakter sich nähert), hat ebenso wenig die Identität des Bundesgebiets mit der Summe der Einzelftaatsgebiete jemals bestanden.

Eine sehr wichtige, aber sehr bestrittene Rolle im öffentlichen Rechte spielen die Naturgrenzen. Die deutsche Publizistik, den Rheingefläßen des

Fransösisches entgegenstehend, hat sich aus den verschiedensten Schulen heraus immer fast einmütig gegen die Lehre von den Naturgrenzen, d. h. gegen deren Anwendbarkeit auf das öffentliche Recht, ausgesprochen. Positive und unbefristete rechtliche Bedeutung hat diese Lehre bis zum Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 bloß für die Grenze der eläss. Abzugrenze Frankreich gehabt, welche 1815–70 eben den Thalweg des Rheins, d. h. der das Jahreswasser stets bildende härteste und tiefste Stromstich des Rheinlaufs, war. Größeren Verfall hat in Deutschland die Lehre von den Rationalgrenzen gefunden. Indem man als Hauptkriterium der Rationalität die Sprache annimmt, hat man deutschsprachig vielfach (z. B. H. Wölff in seinem Werke „Der Deutschen Volkssprache und Sprachgebiet“, Berl. 1869) die Sprachgrenze als die wahrhaftige Naturgrenze bezeichnet. Allein vom Standpunkte der Staatspraxis gehört diese Lehre immer in den Bereich der Wünsche und Hoffnungen; sie macht auf keinerlei unmittelbare Geltung Anspruch. Nicht minder hat der in der Politik häufig vorkommende Begriff der strategischen Grenze nur eine relative Bedeutung. Unter solchen *G* versteht man die für die Verteidigung des Staatsgebiets wichtigsten Gebirgszüge und Senkungen der Bodenfläche in den Grenzlandstrichen und die Lücken des Wasserlaufs in denselben, insofern sie den bestmöglichen Angriff erleichtern, den der feindlichen Nachbarschaft erschweren. Starke Erhebungen des Terrains sind immer der Verteidigung günstig, oft sogar beiden Teilen, wie die schweiz. Gebirgsgrenze den Raum der Eidgenossen entlang für Preußen und Österreich. Ebenso gewöhnlich breite Ströme eine gute strategische *G*.; sie erhöhen die Wichtigkeit der an ihnen befestigten festen Bollwerke, bieten eine geeignete Operationsbasis und decken denache so gut wie breite Bergketten dem Rückzug. Auch Bäder und Stämpfe sind Vorzüge der strategischen *G*.; letztere geben der Anlage von sog. „Wasserfestungen“ (wie Saar-Louis, Rastatt, Feste Bogen bei Löwen, Fort Eyd, Stabe) den passendsten Platz. In der Geschichte kommen Beispiele vor, daß die strategische *G*. zur Klärung von Militärkolonien benutzt und also zur Militärgrenze erweitert wird. Eine solche waren schon die *agri documata* der alten Römer. Veteranen am Rheim in der Germania Prima der röm. Kaiserzeit und bis zur Regierung Franz Joseph I die an der untern Donau und deren Nebenflüssen auf Croat, Slawon, ungar. und siebenbürg. Gebiet sich in schmalen Streifen hinziehenden Landereien der eigentl. so genannten Militärgrenze (s. d.) der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, welche den Türkenkriegen Österreich am Anfang des 18. Jahrh. ihren Ursprung verdankte. Etwas Ähnliches sind und waren auch die militärischen Anordnungen der Kosaken, in welche ehemals Rußland und Polen sich teilten, bis das Aufheben Polens als europ. Staat den Grenzcharakter der kosakischen Militärbevölkerung, zum Teil wenigstens, aufgehoben hat. Aber in dem Namen „Ukraine“ (Ukraina, Grenzland) reicht der Begriff des kleinruss. Grenzlandes bis in die Jetztzeit. Auch die staatsrechtlichen Marken des altbulgarischen Reichs, die Markgrafschaften an der Elbe und Donau, zumal an der letztern, haben eine Militärgrenze gebildet und Militärkolonien dargestellt. Nichts anderes waren als Marken für das gesamte

christl. Europa die Ordensländer an der Ostsee; die der Deutschen Ritter in Preußen und Livland, die der Schwertträger in Estland und Kurland.

Grenzen der Hörbarkeit oder der Tonwahrnehmung gibt es zwei, eine nach der abnehmenden Tonhöhe (Laut) oder nach unten, und die andere nach der aufsteigenden Tonhöhe, d. i. nach oben. Die Grenzen der Hörbarkeit hat man meist gesucht mittels Sirenen (s. d.) zu bestimmen (Savart, Appun u. a.); Lösung in Paris hat jedoch die obere Grenze der Hörbarkeit ermittelt mit Hilfe einer Reihe von je 100 cylindrischen Stahlstäben, welche (ständig genau denselben Durchmesser (20 mm) besaßen. Schlägt man *n* einen dieser Stäbe mit einem Holzhammer an, so geht derselbe ins Lösen mit Transversalschwingungen, wobei *n* zwei Schwingungsknoten entstehen, welche um $\frac{1}{2}$ der Länge des Stabes von jedem Ende des letztern abliegen. Je kürzer der Stab, desto höher ist sein Transversalton, wobei die Schwingungszahl bei demselben Stabdurchmesser, dem Querschnitt der Stablänge umgekehrt proportional ist. Mit Hilfe dieses Satzes konnte König sowohl die Höhe als die Schwingungszahl seiner Stäbe berechnen, nachdem er seinem ersten Stab die Länge von 140 mm für den Ton *c*, mit 4006 Schwingungen (Hin- und Herbängen) pro Sekunde erteilt hatte, wobei *a*, zu 426,2 Schwingungen für die Sekunde zu Grunde liegt. Die königlichen Stäbe sind *n* 21

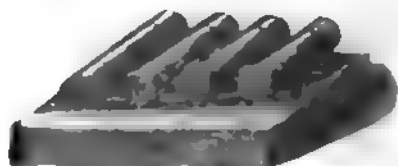


Fig. 1.

den beiden Knotenlinien mit einer schmalen Rut versehen und ruhen entweder mit letztern auf beweglichen Rutschauströhen (wie in vorstehender Fig. 1) oder, was besonders bei den drei längsten Stäben der Fall ist, sie hängen (wie in Fig. 2) an Schnüren. Der längste Stab erteilt mit *c*, d. h. 4006 Schwingungen in der Sekunde, so laut, daß man den Anschlag des Hammers dagegen kaum hört. Je länger nun der Stab wird, desto schwächer erklingt er, desto deutlicher tritt dagegen der klappernde Anschlag des Hammers hervor. Dem empfindliche Ohren hören kaum noch den Stab Nr. 6 mit dem Ton *c*, d. h. 12298 Schwingungen in der Sekunde; ältere Personen vernehmen nur noch den Ton *a*, des Stabes Nr. 7 mit 16384 Schwingungen in der Sekunde, während selbst die Feinhörigen den Ton *a*, d. h. 24676 Schwingungen, des Stabes Nr. 9 nicht mehr wahrnehmen. Nach andern Forschern liegt jedoch die obere Grenze der Hörbarkeit viel höher. Die musikalischen Töne umfassen sieben Oktaven und liegen zwischen 40 und 4000 Schwingungen (Hin- und Herbängen). Die allgemeinen Grenzen der Hörbarkeit liegen zwischen mehr als 11 Oktaven und werden von einigen mit 20 bis 25000 Schwingungen, von andern mit 16 bis 39000 Schwingungen und von W. Preyer („Die Grenzen der Tonwahrnehmung“, Jena 1876) für die untere



Fig. 2.

Grenze mit 14—24, für die obere mit etwa 40000 Schwingungen angegeben.

Grenzfallung bezieht derjenige, der vorhandene Grenzmerkmale (Grenzsteine) beseitigt, unkenntlich macht, verrückt oder fälschlich setzt. Geschicht dies, um einem andern Nachteil zuzufügen, so droht das Reichsstrafgesetzbuch, §. 274¹, Gefängnis, neben welchem auf Geldstrafe bis zu 3000 Mark erkannt werden kann. (Egl. Grenze.)

Grenzgrafen, f. u. Graf. Moor.

Grenzmoor (großes), f. Dourtanger

Grenzseibe, f. unter Grenze.

Grenzschiedungsfrage ist das Rechtsmittel, um die Grenze zwischen zwei Grundstücken entweder gegen Bestreitung und Aufsehung zu sichern oder, wenn sie verloren ging, ihre Feststellung auf neue zu veranlassen. Berechtigt, die G. zu erheben, ist nicht bloß der Eigentümer eines der beiden Grundstücke, sondern auch der Pächter, Pfandgläubiger und dingliche Pächter derselben. Der Klagantrag richtet sich zwar auf Herstellung der wahren Grenze, aber der Richter hat, da der Prozeß Teilungsprozeß ist, die Befugnis, selbst die erkannten wahren Grenzen aus Zweckmäßigkeitsgründen zu verlegen, und die Pflicht, daneben zu persönlichen Leistungen, z. B. zum Ersatz von Verwendungen zu verurteilen.

Grenz-Eigeth, f. Eigeth.

Grenzverkehr nennt man den Warenverkehr, insofern er sich innerhalb des Grenzbezirks bewegt, kleinen Grenzverkehr (Kleinigkeitsverkehr), sofern er nur der Befriedigung gewöhnlicher Wirtschaftsbedürfnisse der Grenzbewohner dient.

Grenzwache nennt man die Gesamtheit derjenigen uniformierten und bewaffneten Beamten, welche zum Zweck der Aufsicht über den Wareneingang und Ausgang längs der Zollgrenze und im Grenzbezirk aufgestellt sind.

Die russische Grenzwaache (Pogranitschnaja strascha) ist ein militärisch organisiertes, jedoch nicht zur eigentlichen Armee gehöriges Korps, welches die Westgrenze des Reichs bewachen und den Schmuggel verhindern soll. Die Grenzwachter oder Straßschnits sind theils beritten, theils unbewehrt; sie werden aus Unteroffizieren des Heers ergänzt und längs der Grenze in kleine Posten vertheilt. Es gibt 16 Brigaden G., deren jede aus einer Anzahl Offizierbezirke besteht. Die Posten der G. haben den Anordnungen der Grenzbehörden Folge zu leisten und dafür Sorge zu tragen, daß keine unversicherten Waren in das zwischen der sog. ersten und zweiten Grenze belegene Gebiet gelangen. Die Straßschnits haben häufig, namentlich an der litauischen Grenze, Befehle zu befehlen gegen die meistens gut bewaffneten Schmuggler, und es sind ihnen für solche Kämpfe in neuester Zeit sogar Georgskreuze verliehen worden. Die Sipe der Brigadestäbe der G. befinden sich in Archangel, Petersburg, Reval, Riga, Arensburg, Lantrogen, Lomscha, Wlodsławsk, Tschernochow, Stanbomir, Radzivilow, Nowosseliza, Jsmail, Dnestra, Sewastopol und Kertsch; die Brigaden besetzen die Küsten und Grenzgebiete am Weißen Meer bis zum Nowischen Meere, jedoch mit Ausschluss von Finnland. (S. Rußland, Heerwesen.)

Grenzzollämter heißen die an der Zollgrenze (f. d.) oder doch innerhalb des Grenzbezirks (f. d.) zur Feststellung und Erhebung der Zölle (f. d.) errichteten Amtsstellen. Im deutschen Zollgebiete sind dieselben je nach dem Maß ihrer Abfertigungs-

befugnisse entweder Hauptzollämter oder Nebenzollämter erster oder zweiter Klasse. (S. Zoll: behörden.)

Grenzzölle nennt man die Zölle, insofern sich deren Erhebung an die Thatfache des Ueberschritts zollpflichtiger Waren über die Zollgrenze eines bestimmten Zollgebiets knüpft, sei es, daß dieser Ueberschritt im Eingange (f. Einfuhrzoll) oder im Durchgange (f. Durchfuhrzölle) oder im Ausgange (f. Ausfuhrzölle) stattfindet. Die G. bilden so den Gegensatz zu den Binnenzöllen (f. d.), die von dem innerhalb Landes sich bewegenden Warenverkehr erhoben werden. Im deutschen Zollgebiet kommen G. nur noch als Einfuhrzölle (Eingangszölle) vor. Von der Durchfuhr und von der Ausfuhr werden Abgaben nicht erhoben.

Gresoul oder **Gresau**, Flecken im franz. Depart. Niederrhein, Arrondissement Digne, 13 km im S.W. von Balensole, am rechten Ufer des zur Durance fließenden Verdon, mit 1006 G. Die aus dem Kalk reichlich fließenden, 36° C. warmen Quellen sind denen von Barège ganz ähnlich; wenigleich weniger erregend, sind sie doch äußerst heilsam. Schon die Römer benutzten dieselben, jetzt ist ein großes Kurhaus erbaut; wo die Wasser zum Trinken, Baden, Douchen und Inhalieren benutzt werden. Großartige Ruinen eines Schlosses der Tempelritter liegen auf einem Hügel.

Gresham (Sir Thomas), der Gründer der londoner Börse, geb. zu London 1519, war der zweite Sohn des Sir Richard G., eines ausgezeichneten Geschäftsmannes. Er erhielt zu Cambridge eine wissenschaftliche Bildung, erlernte hierauf bei seinem Bruder die Kaufmannschaft und erwarb sich bald durch umfassende Unternehmungen ein großes Vermögen. Wie sein Vater unter der Regierung Heinrichs VIII., so leistete er den Königinnen Maria und Elisabeth bei Geldoperationen die wichtigsten Dienste. Durch seine Bemühungen laien die Wuchergeschäfte außer Gebrauch, und die Anleihen der Krone wurden fortan im Lande vollzogen. Die Königin Elisabeth erhob ihn 1559 zum Ritter. Als ein Denkmal seines Reichthums und Edelmuths gründete er 1566 auf seine Kosten die Börse zu London. Wann der Bau, bei welchem die Börse zu Antwerpen zum Muster diente, eigentlich vollendet worden sei, ist unbekannt; doch spieße 23. Jan. 1570 die Königin bei G., besuchte dann das neue Gebäude und ließ es mit Trompetenschall als die «Königliche Börse» ausrufen. Im J. 1666 wurde diese Börse ein Raub der Flammen. Das an derselben Stelle in größerm Maßstabe, doch in derselben Form errichtete neue Gebäude brannte 10. Jan. 1838 ab, worauf 1842—44 ebendasselbe die jetzige Börse erbaut ward, die mit der Bildsäule G.s geschmückt ist. G. starb 21. Nov. 1579. In seinem Wohnhause wurde zufolge seines Testaments ein wissenschaftliches Kollegium errichtet, welches im 17. Jahrh. in allen Fächern ausgezeichnete Lehrer besaß und sehr besucht war, im 18. Jahrh. jedoch in Verfall geriet. Die Regierung kaufte 1768 das Haus G.s, das seiner Bestimmung nicht mehr entsprach, und verlegte das Kollegium in die Börse. Nach dem Brande von 1838 errichtete man für dieses Institut wieder ein eigenes Gebäude, das den Namen Gresham-College führte und 1843 eröffnet wurde.

Gresley (Henri François Xavier), franz. Divisionsgeneral und Kriegsminister, geb. zu Bassy

im Depart. Haute-Marne 9. Febr. 1819, trat 1838 in die Ecole polytechnique zu Paris ein und aus dieser 1840 als Lieutenant in den franz. Generalstab, in welchem er ununterbrochen verblieben ist. Schon 1845 zum Kavaliär befördert, begleitete er 1847 den General Herbillon nach Algerien, wurde 1849 beim Angriff auf Zaatcha verwundet und dann bis zum Juli 1870 in der dortigen Landesverwaltung (in den Bureaux arabes) verwendet, wobei er inzwischen 1855 zum Kolonbronschef und 1865 zum Obersten im Generalstab aufrückte und zuletzt als Leiter des polit. Bureaus in Algier zur unmittelbaren Umgebung des Generalgouverneurs, Marschalls Mac-Mahon, gehörte. Bei dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 wurde G. Brigadegeneral und Generalstabschef des 1. Armeekorps, welches Mac-Mahon befehligte, nahm an der Schlacht bei Sedan teil und blieb dann bis zum Friedensschluss in deutscher Kriegsgefangenschaft. Hiernach wurde G. als Souschef des Generalstabes ins Kriegsministerium berufen und dort zur Bearbeitung des Entwurfs zur Reorganisation des Heerwesens herangezogen, 1874 zum Chef des Generalstabes im Kriegsministerium ernannt und im folgenden Jahre zum Divisionsgeneral befördert. Bei den parlamentarischen Verhandlungen über die militärischen Reorganisationsgesetze spielte G. als Vertreter der Regierung eine hervorragende Rolle und trug mehrfach mit Erfolg dazu bei, die Bedenken der Opposition zu beseitigen. Als 1877 das legitimistische Ministerium Rochebouët zur Regierung kam, legte G. seine Stellung nieder. Am 13. Jan. 1879 übernahm G. das Kriegsministerium als Nachfolger des Generals Borel und wurde bald danach, 27. Mai, auch zum lebenslänglichen Mitglied des franz. Senats erwählt, in welchem er sich der Partei des linken Centrums anschloß. Er erwies sich sehr willfährig gegen die polit. Führer der republikanischen Partei, insbesondere gegen Gambetta, und setzte neun Armeekorpskommandanten auf deren Verlangen ab, führte die Marschallkappe bei der Armee als Nationalhymne ein und erweiterte die Befugnisse der Civilverwaltung bezüglich der Gendarmerie, daneben sorgte G. jedoch mit großem Eifer dafür, daß die Obergrenze Frankreichs so schnell als möglich wieder verteidigungsfähig werde, und beschleunigte die Vollenbung der dortigen Befestigungen. G. trat 28. Dez. 1879 mit den übrigen Ministern des linken Centrums aus dem Ministerium aus.

Greffenich, Industriedorf bei Eschweiler (s. d.).

Greffet (Jean Baptiste Louis de), franz. Dichter, geb. 29. Aug. 1709 zu Amiens, studierte bei den Jesuiten und trat in seinem 16. Jahre in ihren Orden. Darauf wurde er nach Paris geschickt, wo er im Collège Louis-le-Grand seine Bildung vollendete und einige Zeit Repetent war. In seinem 21. Jahre schrieb er sein berühmt gewordenes Märchen oder komisches Epos »Vert-Vert«, die Odyssee eines Papageien. »Le carême impromptu« und »Le lutrin vivant«, zwei geistreiche Ländeleien, »La Chartreuse« und »Les ombres«, zwei treffliche Epikeln, sowie einiges andere, das dem »Vert-Vert« in kurzer Zeit folgte, machte G. schnell berühmt, der unterdes als Professor nach Tours versetzt worden war. Doch die Schwester eines Ministers hatte an dem freien Ion jener Poesien Argernis genommen und verklagte G. bei seinen Obern, die ihn zur Strafe als Professor

nach Laflèche schickten. Hier schrieb er unter andern seine weniger ausgezeichneten poetischen Epikeln »A ma Muse« und »Au père Bougeant«, sowie das Reisterstück »Eptire à ma sœur sur ma convalescence«. Später trat G. aus dem Orden aus und ging nach Paris, wo er bald der Liebling der guten Gesellschaft wurde. Auch die Akademie nahm ihn 1748 zu ihrem Mitglied auf. Bald darauf wandte er sich nach Amiens, gründete hier 1750 die Akademie, verheiratete sich und lebte auf einem Landgut nahe bei der Stadt. Im J. 1774 wurde er gewählt, Ludwig XVI. im Namen der Akademie zu seiner Thronbesteigung Stütz zu wischen. Bei dieser Gelegenheit las er eine Dichtung in zehn Gesängen, »Le parrain magnifique«, vor, die erst 1810 im Druck erschien. Von Ludwig XVI. wurde er in den Adelsstand erhoben. G. starb in Amiens 16. Juni 1777. Er schrieb auch mehrere Theaterstücke: »Edouard« (1740), »Sidney« (1745), »Le méchant« (1747) u. s. w., von denen aber nur das letztere wirklichen Wert hat. Die vollständige Ausgabe seiner Werke besorgte Renouard (3 Bde., Par. 1811). Der »Vert-Vert« wurde von Götz ins Deutsche überfetzt (Larlar. 1752). Vgl. Cayrol, »Essai historique sur la vie et les ouvrages de G.« (2 Bde., Par. 1846).

Greffling, s. Gröndling.

Gretsch-Stenochromie, s. unter Stenochromie.

Greta-Green, ein Dorf in der schott. Grafschaft Dumfries, früher wegen seiner nahen Lage an der engl. Grenze ein Zufluchtsort derer, die ohne Zustimmung ihrer Eltern oder Vormünder eine Ehe eingehen wollten. In Schottland nämlich gilt noch das alte kanonische Recht, nach welchem jede Eheerklärung zweier Personen vor einem Priester, Friedensrichter, Notar oder andern unwerflichen Zeugen als eine vollzogene Ehe angesehen wird. Als dieses Gesetz unter der Regierung Georgs II. für England aufgehoben wurde, wendeten sich seit 1768 die, welche ohne Einwilligung ihrer Familie eine gewissermaßen vom Gesetz geheiligte Verbindung schließen wollten, nach Schottland, besonders nach G. Zufällig war längere Zeit der Friedensrichter des Ortes, vor dem die meisten Ehe-Erklärungen abgelegt wurden, ein Tabakshändler, Namens Paisley (und nicht ein Schmied, wie gewöhnlich angenommen wird), weshalb die Meinung entstand, als habe derselbe ein besonderes Privilegium, dergleichen Ehen zu schließen. Wohl ebenso oft wurde aber das Ehegelöbniß auch vor dem Pfarrer abgelegt, der gewöhnlich vor Zeugen im Gasthose noch das Kirchengeläute verlas. Dieser Pfarrer hieß David Laing, nach dessen Tode ihm sein Sohn im Amt folgte. Bis 1833 fanden jährlich etwa 300 solcher Ehen statt; seitdem nahmen sie infolge eines Gesetzes, welches alle heimlichen Trauungen mit Strafe belegte, ab, betrogen aber noch immer gegen 100 jährlich, bis endlich durch eine Parlamentsakte vom 29. Juli 1856 alle in dieser Weise geschlossenen Ehen vom 1. Jan. 1857 an für ungültig erklärt wurden. Auf den Registern von G. trifft man viele glänzende und berühmte Namen, wie den Grafen von Westmoreland, Lord Ellenborough, Sheridan, den Lordkanzler Erskine u. s. w. In neuerer Zeit ließ sich unter andern 7. Mai 1837 der Prinz von Capua, Bruder Ferdinands II. von Neapel, mit einer Irinländerin, Miss Penelope Smith, trauen.

Grétry (André Ernest Modeste), berühmter franz. Komponist, geb. zu Lüttich 8. Febr. 1741, erhielt als Chorknabe an der Kirche St.-Denis musikalischen Unterricht und wurde durch den Organisten Menetin und den Kapellmeister Moreau weiser gefördert. Sodann ging er, mit einem Stipendium vom lütticher Domkapitel versehen, nach Rom. Hier studierte er unter der Leitung Casalis, schrieb einige ital. Scenen und Symphonien, die man mit Beifall aufnahm, und lieferte für das Theater Aliberti das Intermezzo *«La vendémiaire»*, welches ebenfalls gefiel. Anfang 1767 wandte er sich nach Genf, wo er mit Beifall die Oper *«Isabelle et Gertrude»* aufführen ließ. Sein nächstes Ziel war Paris, wo indes seine musikalisch-dramatische Thätigkeit, auf die sein ganzer Ehrgeiz gerichtet war, anfangs nicht recht in Fluß kommen wollte. Durch die Vermittelung des schwed. Gesandten, Grafen von Creutz, überließ ihm endlich Marmontel das Libretto *«Le Huron»*, welche im Aug. 1768 aufgeführte Oper großen Erfolg hatte. Ihr folgten unter gleich beifälliger Aufnahme *«Lucile»* und *«Le tableau parlant»*, denen sich bis ins J. 1808 unter Steigerung seines Ruhms noch gegen 50 angeschlossen. Aus dieser Reihe sind hervorzuheben: *«Les deux avarés»*, *«Zémire et Azor»*, *«L'amie de la maison»*, *«La rosière de Salency»*, *«La fausse magie»*, *«L'amant jaloux»*, *«Les événements imprévus»*, *«Aucassin et Nicolette»*, *«Richard Cœur-de-Lion»*, *«La caravane du Calre»*, *«Panurge»*, *«Anacréon chez Polycrate»*, *«Raoul Barbe-Bleue»* u. s. w. So weit Anmut und Frische, lebendiges Gefühl und Geist reichen, hat G. Vortreffliches geleistet; für das Große und Tiefbedeutende reichte seine Kraft nicht aus. In der That war darum auch nur die komische Oper und wohl auch noch die semi-seria das Feld seines eigentlichen Wirkens. G.'s Wüste wurde noch bei seinen Lebzeiten im Foyer der Großen Oper, seine Statue im Vestibul der Opéra comique aufgestellt. Bei der Gründung des Konservatoriums erhielt er eine von den Inspektorstellen, die er aber nur kurze Zeit bekleidete. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte G. zumeist auf Rousseaus Eremitage zu Montmorency, die er käuflich an sich gebracht hatte. Hier starb er 24. Sept. 1813. Sein Herz wurde später in einem besondern Denkmale zu Lüttich beigesetzt, auch ward 1842 daselbst seine bronzene Statue aufgestellt. Außer seinen Opern publizierte er einige Kompositionen für Kirche und Kammer. Auch als Schriftsteller trat G. auf, indem er *«Mémoires ou essais sur la musique»* (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1789; deutsch von Spazier, Lpz. 1800) veröffentlichte. Eine mit Unterstützung der belg. Regierung zu veranstaltende Gesamtausgabe seiner Werke wurde 1883 durch Breitkopf u. Härtel in Leipzig begonnen.

Seine Tochter, Lucile G., geb. zu Paris um 1770, gest. daselbst 1793, trat als Komponistin mit den Operetten *«Le mariage d'Antonie»* und *«Toinette et Louis»* auf.

Grétsch (Nikol.), russ. Schriftsteller, geb. 14. Aug. 1787 zu Petersburg, war 1809—13 Oberlehrer der russ. Litteratur an der deutschen Hauptschule zu St. Petri und 1813—16 am petersburger Gymnasium, bereiste 1811 im Auftrag der Regierung Deutschland und Frankreich, um die Lancastersche Unterrichtsmethode zu studieren, die er nach seiner Rückkehr in den Schulen der koloni-

ferten Truppen, in den Regimentschulen der Garde und in den Schulen des Findelhauses einführte, und wurde 1829 in dem Ministerium des Innern angestellt, dessen Journal er gründete. Sein erster literarischer Versuch war eine Übersetzung des Buchs *«Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung»* (1806), wegen dessen Palm erschossen wurde. Im Sept. 1812 gründete er die Wochenschrift *«Der Sohn des Vaterlandes»*, die er bis 1838 redigierte. Seit dem 1. Jan. 1825 gab er alsdann mit Vulgarin die Zeitung *«Sewernaja Ptschela»* (*«Die nordische Biene»*) heraus. Sein verdienstlichstes Werk ist das *«Handbuch der russ. Litteratur»* (4 Bde., Petersb. 1819—22; 3. Aufl. 1844), das nebst den Proben aus den besten russ. Prosaischen und Dichtern eine Rhetorik und Poetik, sowie eine kurze Geschichte der russ. Litteratur enthält, welche letztere in Ottos *«Lehrbuch der russ. Litteratur»* (Lpz. 1837) übersetzt wurde. Auch veröffentlichte er mehrere Lehrbücher der russ. Sprache und Romane. Seine Reisen beschrieb er in *«Reisebriefen aus England, Frankreich und Deutschland»* (3 Bde., Petersb. 1838) und *«Briefen von einer Reise nach Deutschland und Italien»* (3 Bde., Petersb. 1843). Auch seine in Petersburg gehaltenen *«Vorlesungen über russ. Litteratur»* erschienen im Druck (2 Bde., Petersb. 1841), und 1843 erschien eine Beleuchtung von Cuvins Wert *«La Russie en 1839»* (deutsch von Kosebue, 2. Aufl., Heidelberg. 1844). Seine sozial-polit. Richtung war seit 1825 eine konservativ-polizeiliche. Im Jan. 1860 zog er sich von der Leitung der *«Nordischen Biene»* zurück, blieb aber noch immer schriftstellerisch und als Mitglied des wissenschaftlichen Komitee beim Unterrichtsministerium thätig und starb 12. (24.) Jan. 1867.

Greußen, Stadt im Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen, Unterherrschaft, Landratsamt Sondershausen, 24 km im SSO. von Sondershausen, an der Helbe, in flacher, reizloser Gegend, Station der Nordhausen-Erfurter Bahn, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 3296 meist evang. E., welche lebhaften Handel und Ackerbau treiben, hat eine Zuckerrfabrik, Malzfabrik, landwirtschaftliche Maschinenfabrik und zwei Brauereien. Bemerkenswert sind die Luffteingraberien, welche ein gutes Baumaterial und Grottensteine zu Ornamenten u. s. w. liefern.

Greuter (Joseph), österr. klerikaler Abgeordneter, geb. 1817 zu Tarrenz im Oberinntal, ist Geistlicher und Gymnasiallehrer in Innsbruck. Seit 1861 Mitglied des tirol. Landtags, seit 1864 Mitglied des Abgeordnetenhauses, ist er einer der Wortführer der klerikalen Partei im Reichsrat und ein Führer der Ultramontanen Tirols.

Greuz (Gustave Marie), franz. Radierer, geb. 1838 zu Paris, war Schüler von Gleyre und widmete sich anfangs der Dekorationsmalerei, seit 1860 aber unter Leitung Gauguier's der Radier- und Kupferstecherkunst. Zu seinen bekanntesten Originalen gehören die pariser Ansichten, wie das Innere von Notre-Dame, der Letzner der Kirche St.-Etienne du Mont u. s. w. Zu seinen übrigen Arbeiten gehören die Stiche für Livres *«Collections célèbres d'œuvres d'art»* und Radierungen nach Rubens, Delacroix, Claude Lorrain u. a.

Greuze (Jean Baptiste), berühmter franz. Genremaler, geb. 21. Aug. 1725 zu Lournus bei Mâcon (Depart. Saône-et-Loire), erhielt den ersten

Unterricht von dem lyoner Maler Grombon, der ihn nach Paris mitnahm, wo er fleißig nach Gipsabgüssen und Modellen aus der Akademie zeichnete. Sein erster Versuch eigener Erfindung war die Bibelnovelle des Hausvaters. Im J. 1755 unternahm er eine Reise nach Rom, um sich technisch zu vervollkommen. Sein akademisches Historienbild aus der Geschichte des Severus brachte ihm zwar die Mitgliedschaft der Akademie, der Gegenstand war aber seinem natürlichen Talent nicht entsprechend. In der Folge nahm er die Motive zu seinen Bildern häufig aus dem Familienleben des bürgerlichen Mittelstandes. Andere Bilder enthalten Darstellungen von Beschäftigungen und Vorfällen des häuslichen und geselligen Verkehrs der untern Volksklassen; dazu kommen noch eine große Anzahl schöner Porträts, viele gefällige Köpfe und Brustbilder junger Frauen und Mädchen, wie das prächtige Mädchenbild im Berliner Museum. S. starb 21. März 1805 zu Paris.

Seine Gemälde sind meist durch Kupferstiche bekannt, von denen angeführt zu werden verdienen unter den Genrebildern: *l'accordée du village*, *le paralytique*, *la lecture de la Sainte-Bible*, *la dame bienfaisante*, *le donner de chapelets*, *le gîteau des rois*, *le fils ingrat* und *le fils puni*, zwei Seitenstücke; unter den Einzelfiguren: *la cruche cassée*, *la prière du matin*, *la jeune fille au chien*, *la belle laitière*, *la pleureuse d'oiseau*, *l'offrande à l'amour*. Die geschätztesten Stiche nach G. lieferten Massard, Gaillard, Flippart, Levasseur und Porporati.

Grev., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Greville (Robert Kaye).

Grève (fr.), Arbeits-einstellung, s. Streik.

Grevenbroich, Stadt in der preuß. Rhein-prov., Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis G., an der Elst, 52 m über dem Meere, 14 km im SSW. von Neuß, Station der Linie Düren-Neuß der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1498 meist kath. E., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Zuckerrübenbau, Baumwollspinnerei und Weberei, zwei Halbwollwebereien, Fabriken von Lampenbohrern, Krügen, Prägemaschinen, Seife, Zucker, ein Walzwerk, Gerbereien. G. seit 1349 Stadt, gehörte ehemals zu Jülich, war seit 1425 Versammlungsort des Jülicher Landtags und wurde 1649 durch die Hessen erfürmt und fast gänzlich zerstört.

Der Kreis Grevenbroich zählt auf 237,08 qkm (1880) 40676 E., unter welchen 6093 Protestanten und 875 Juden sind. Der ausgezeichnete Boden ist das jülicher Kornland. Sitz des Landratsamts ist Bevelinghofen.

Grevenmacher, Stadt im Großherzogtum Luxemburg, Distrikthauptort, 20 km im NO. von Luxemburg, am rechten Ufer der Mosel, zählt (1880) 2454 E., welche Wein bauen und Spielkarten u. s. w. fabrizieren. G. existierte schon 675; 1175 wurde es durch die trierer Diocese an Luxemburg verkauft; im 14. Jahrh. erhielt es Befestigung. Genommen wurde es 1552 durch den Markgrafen von Brandenburg, 1688 durch die Franzosen, 1705 durch die Bayern, und 1822 ging es durch Feuer fast ganz zu Grunde.

Grève-Platz, früherer Name der Place de l'Hôtel de Ville in Paris, bekannt als Platz der Hinrichtungen bis 1793 und wieder 1795—1830.

Grevesmühlen (Grevismühlen), Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, 30 km im

NRB. von Schwerin, in fruchtbarer Gegend zwischen zwei Seen, 10 km von der Rüste der Ostsee, Station der Hauptlinie Lübeck-Stralsund der Mecklenburgischen Friedrich-Franz-Bahn, zählt (1880) 4597 meist luth. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine Bierbrauerei, Mälzerei und Getreidehandel. G., Geburtsort des Dichters Rosgarten, war schon vor 1226 Stadt. Nordöstlich liegen die Hamburger Berge, von denen der Herberg sich zu 101 m Höhe erhebt.

Greville, Mitglieder dieser Familie, welche den Grafentitel von Warwick führen, s. u. Warwick.

Greville (Henry), Pseudonym der franz. Schriftstellerin Alice Marie Clotilde Durand, geb. 12. Okt. 1842 als Tochter des Ritterarchivars und an der Universität Petersburg angestellten Professors Henry, erhielt eine tüchtige Bildung in Frankreich und folgte ihrem Vater nach Petersburg, wo sie sich mit dem Professor des Rechts Durand verheiratete. In Petersburg lernte sie die russ. Sprache und die in vielen ihrer Romane geschilderten Sitten des Landes und der vornehmen Welt kennen. Sie hatte schon mehrere Romane in russ. Zeitungen veröffentlicht, als sie nach Frankreich 1872 zurückkam. Ihre Romane, die sich durch eine leichte und gefällige Form auszeichnen, errangen einen großen Erfolg; es sind: *«Désir»*, *«L'expiation de Savelli»* und *«La princesse Oghérol»* (1876), *«Les Koumianine»*, *«Suzanne Normis»*, *«Sonia»*, *«La maison de Maurel»*, *«Nouvelles russes»*, *«Les épreuves de Raissa»* (1877), *«L'amie»* (1878), *«Le violon russe»*, *«Les mariages de Philomène»*, *«La Niniata»*, *«Ariadne»*, *«Bonne Marie»* (1879), *«Craquis»*, *«L'héritage de Xénie»*, *«Lucie Rodery»* (1880), *«Le moulin Frappier»*, *«Les degrés de Péchelle»*, *«Madame de Dreux»* (1881), *«Rome Romier»* (1882), *«Louis Breuil, histoire d'un pantoufflard»* (1883).

Greville (Rob. Kaye), Botaniker in Edinburgh, schrieb *«Scottish cryptogamic flora»* (Edinb. 1822), *«Flora Edensis»* (Edinb. 1823), *«Algae botan.»* (Edinb. 1830) und gab mit W. Hooker die *«Icones filicum»* (2 Bde., Lond. 1826—31) heraus.

Grévy (François Paul Jules), Präsident der französischen Republik, geb. 15. Aug. 1813 zu Montaus-Baudrey (Jura-departement), studierte die Rechte in Paris, wo er 1837 Avokat wurde und bald als trefflicher Geschäftsmann und als eifriger Verteidiger der Angeklagten von der radikalen Partei sich einen Namen erwarb. Nach der Februarrevolution ernannte ihn Ledru-Rollin zum Regierungskommissar im Jura-departement, in welcher Eigenschaft er sich durch seine Ringheit und Mäßigung allgemein geschätzt und beliebt machte. Das Departement bezeugte ihm dadurch seine Erkenntlichkeit, daß es ihn fast einstimmig zum Abgeordneten in die Constituante wählte. G. gehörte hier der demokratischen Partei an und zeichnete sich als Redner durch Klarheit und scharfe Beurteilung der Verhältnisse und Personen aus. In seinem nur zu sehr begründeten Mißtrauen gegen die Pläne des Prinzen Napoleon stellte er bei den Debatten über die neue Verfassung, zu den Paragraphen über die künftige Erbschaftsgewalt, 7. Okt. 1848 ein Amendement, welches an der Stelle eines vom allgemeinen Stimmrecht auf gewisse Zeit erwählten Präsidenten der Republik einen von der Nationalversammlung mit absoluter Stimmenmehrheit auf ungewisse Zeit ernannten und jederzeit

abberufbaren Präsidenten des Ministerrats vorschlag. Dieser Antrag wurde mit 643 Stimmen gegen 158 verworfen und die Wahl eines Präsidenten auf vier Jahre durch ein Plebiszit beschlossen. Nach der Wahl vom 10. Dec. bekämpfte er in der Gesetzgebenden Versammlung die Regierungstendenzen des Präsidenten Ludwig Bonaparte und protestierte nach dem Staatsstreich vom 2. Dec., mit den andern in der Mairie des 10. Arrondissements versammelten Deputierten, gegen denselben, wurde verhaftet, aber nach kurzer Gefangenschaft wieder in Freiheit gesetzt. G. zog sich nun vom polit. Schauplatz zurück und lebte ganz seinen Berufsgeschäften, bis er 1868, nachdem er Vorseher des pariser Advokatenstandes geworden war, bei den Wahlen im Juradepartement mit großer Stimmenmajorität über den Regierungskandidaten siegte und auch im folgenden Jahre in den Gesetzgebenden Körper gewählt wurde.

Nach dem Sturz des Kaiserthums erklärte er sich gegen die Errichtung einer Diktatur und für die Verfassung einer neuen Constituante, daher er auch von der provisorischen Regierung kein Amt annahm. Bei den Wahlen 8. Febr. 1871 wurde er in den Departements der Rhodanischen und des Jura gewählt, für welches letztere er sich entschied. Am 17. Febr. betraf ihn die Nationalversammlung zu Bordeaux auf den Präsidentenstuhl, welches Amt er viermal nacheinander bekleidete, bis er 1. April 1873, als die Rechte gegen einen von ihm erlassenen Ordnungsruß, der den Abgeordneten von Grammont betraf, protestierte, den Vorsitz niederlegte und die Wiederwahl, welf sie mit zu geringer Majorität erfolgt war, nicht annahm. Seine Broschüre *«Le gouvernement nécessaire»* (1873) ist gegen die monarchistischen Intrigen gerichtet. Bei den Wahlen 20. Febr. 1876 für das Arrondissement Dôle (Juradepartement) abgeordnet, wurde er nach dem Zusammentritt der Deputiertenkammer 18. März mit 462 gegen 6 Stimmen wiederum zum Präsidenten gewählt und hielt nach dem Tode Thiers' diesem 8. Sept. 1877 die Grabrede. Nach dem Austritt des Präsidenten Maréchal Mac-Mahon 30. Jan. 1879 zum Präsidenten der Republik auf sieben Jahre erwählt, unterzeichnete er in dieser Eigenschaft unter andern 1880 die Märzdekrete gegen die vom Staate nicht anerkannten Kongregationen, sprach sich 1882 gegen die von dem radikalen pariser Gemeinderat beantragte Errichtung einer Centralmairie aus und wirkte, wenn auch nicht offiziell, der von Gambetta geplanten Listenwahl entgegen, dessen *«Politik der Abenteuer»* von G. überhaupt gemißbilligt wurde. Andererseits freilich ließ er 1883 die Aufnahme des chauvinistisch gesinnten Generals Thibaudin als Kriegsminister in die zwei aufeinander folgenden Ministerien Fallières und Ferry zu und unterzeichnete das von Thibaudin ihm vorgelegte, gegen die Prinzen von Orléans gerichtete Dekret vom 15. Febr. 1883. Bei dem Besuche, welchen König Alfons von Spanien 29. Sept. 1883 der Stadt Paris abstattete, unterließ er es, dem durch die Presse angekündigten Straßenstandal in geeigneter Weise vorzubeugen, und willigte nur mit Widerstreben in die Entlassung des Kriegsministers Thibaudin, welcher jedem offiziellen Verkehr mit dem König auswichen und infolge dessen vom Ministerpräsidenten Ferry zum Austritt aufgefordert worden war. (Vgl. Frankreich, Geschichte.)

Grévy (Albert), franz. Staatsmann, Bruder des vorigen, geb. 23. Aug. 1824 zu Mont-sous-Baudrey (im Depart. Jura), wurde gleichfalls Advokat in Paris, siedelte später nach Besançon über und wurde 8. Febr. 1871 vom Depart. Doubs in die Nationalversammlung gewählt, wo er sich an die republikanische Fraktion angeschlossen. Von der Kammer 1879 zum Vizepräsidenten gewählt, wurde er in zeitweiliger Mission mit den Funktionen eines Civilgeneralgouverneurs von Algerien beauftragt und die Befehlshaber der Land- und Seemacht und sämtliche Verwaltungsdämter der Europäer und der Eingeborenen ihm untergeordnet. Er zeigte sich jedoch den Anforderungen dieser Stellung nicht gewachsen und nahm im Nov. 1881 beim Austritt des Ministeriums Ferry seine Entlassung. Im März 1880 wurde er zum lebenslänglichen Senator gewählt.

Grey (Nehemiah), namhafter engl. Botaniker des 17. Jahrh., wurde geboren um 1628, studierte Medizin und ließ sich als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt Coventry nieder, widmete sich aber nebenbei botan. Unternehmungen; 1672 siedelte er nach London über und wurde 1677 Sekretär der Royal Society, welcher er schon seit 1670 als Mitglied angehörte; er starb 25. März 1711 in London. G. ist neben Malpighi als Begründer der wissenschaftlichen Pflanzenhistologie zu nennen. Sein Hauptwerk in dieser Richtung ist *«The anatomy of plants etc.»* (Lond. 1672), das bald in mehreren Übersetzungen erschien und 1682 in zweiter Auflage zugleich mit dem 1673 zuerst gedruckten Aufsatz *«An idea of a philosophical history of plants»* herausgegeben wurde. Auch mit pflanzenphysiol. Untersuchungen hat sich G. beschäftigt, so z. B. mit der Frage nach Ursache des Windens der Schlingpflanzen, mit der Sexualität der Pflanzen, doch sind seine Arbeiten auf diesem Gebiete von geringerer Bedeutung als seine anatom. Untersuchungen.

Grey, berühmtes Adelsgeschlecht, welches auf kurze Zeit den engl. Thron einnahm, soll von Hollo, einem Kammerherrn Roberts, Herzogs von der Normandie, abstammen, der das Schloß Grey in der Picardie zum Lehn erhielt und sich daher Seigneur de Grey nannte. Einer seiner Nachkommen begleitete Wilhelm den Eroberer nach England, wo der Name sich im Lauf der Zeit in Gray (auch bisweilen Gray geschrieben) verwandelte. Henry de G. erhielt von Richard I. die Ländereien von Turroc in Essex. Dessen Enkel, Reginald, ward als Lord G. de Ruthyn 1322 ins Oberhaus berufen und hinterließ zwei Söhne, John und Edward. Letzterer heiratete die Erbin des Lord Ferrers de Groby, welchen Titel er annahm. John G., Lord Ferrers de Groby, fiel 1460 in der Schlacht von St. Albans, worauf seine Witwe, Elisabeth Woodville, Tochter des Grafen Rivers und Jacqueline von Luxemburg, verwitweten Herzogin von Bedford, sich in zweiter Ehe mit König Edward IV. vermählte, dem sie Edward V. und die Prinzessin Elisabeth, Gemahlin Heinrichs VII., geb. von ihrem ersten Gatten hatte sie zwei Söhne, deren ältester, Thomas G., 1471 zum Grafen von Huntingdon und 1475 zum Marquis von Dorset erhoben wurde. Er wirkte für die Thronbesteigung Heinrichs VII. und starb 10. April 1501. Sein Enkel, Henry G., dritter Marquis von Dorset, heiratete Frances Brandon, Tochter des Herzogs von Suffolk und

Maria Ludors, der Witwe Ludwigs XII. von Frankreich und Tochter Heinrichs VII., und wurde 1551 nach dem Tode seines Schwiegervaters zum Herzog von Suffolll ernannt. Seine Tochter, Lady Jane Grey (s. d.), bestieg auf einige Tage den engl. Thron, wurde aber zum Tode verurteilt und 12. Febr. 1554 enthauptet. Ihr Gatte und ihr Vater hatten dasselbe Schicksal.

Der Bruder des Herzogs von Suffolll, Lord John G., pflanzte das Geschlecht fort. Sein Enkel, Henry Lord G. of Groby, ward 1628 zum Grafen von Stamford erhoben. Er befehligte auf Seiten des Parlaments gegen Karl I. 1644 und starb 1673. Sein ältester Sohn, Thomas Lord G., der vor ihm starb, gehörte ebenfalls zur Volkspartei und war einer der Richter Karls I. Von dessen Bruder John stammt George Harry G., Graf von Stamford und Warrington, geb. 7. Jan. 1827. — Der ältere Sohn Reginalds, Lord G. de Ruthyn, John G., war Ahnherr der Lords G. de Wilton, die mit Thomas, der in die Verschwörung Raleighs verwickelt ward und 1614 sein Leben im Tower endete, ausstarben, und der Grafen von Kent (1465). Henry G., Graf von Kent, ward 1706 zum Marquis und 1710 zum Herzog von Kent erhoben, starb aber 1740 ohne männliche Erben. Seine Urenkelin, Amabel, Tochter des Grafen von Harwide und Witwe Lord Polwarths, ward 1816 zur Gräfin de G. erhoben, welcher Titel nach ihrem Tode 4. Mai 1833 an ihren Neffen Thomas Philip Robinson, Lord Grantham, überging, der den Familiennamen De Grey annahm. Tessen Großvater, Sir Thomas Robinson, war ein Nachkomme William Robinsons, Kaufmanns und Lord-Mayors von York 1581, belleidete nacheinander die Ämter eines Staatssekretärs und Generalpostmeisters, ward 1761 Lord Grantham und starb 1770.

Thomas Philip, Graf de G., geb. 8. Dez. 1781, war 1834—35 erster Lord der Admiralität, 1841—44 Vizekönig von Irland und starb 14. Nov. 1859 zu London. Er war Präsident des Instituts der brit. Architekten, Mitglied der Royal Society, der Society of Antiquaries und anderer gelehrter Vereine. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten ist eine 1853 erschienene Lebensskizze seines vieljährigen Freundes, des Herzogs von Wellington, bekannt. Als Graf de G. folgte ihm sein Neffe, George Frederic Samuel Robinson, Marquis von Ripon, geb. 24. Okt. 1827, früher als Lord Goderich Parlamentsmitglied für Northshire, der 1859 zum Unterstaatssekretär und 1863 zum Staatssekretär für das Kriegsdepartement im Ministerium Palmerston ernannt wurde. Diesen Posten belleidete er bis zum Febr. 1866, wo er zum Minister für Indien ernannt wurde, ein Amt, das er aber schon im Juli desselben Jahres durch den Sturz des Ministeriums Russell-Gladstone verlor. Bei der Bildung des Ministeriums Gladstone im Dez. 1868 erhielt er die Stelle des Präsidenten des Staatsrats. Zu Anfang 1871 ging er im Auftrage der Regierung als Vorsitzender der von England ernannten Hohen Kommission nach Washington und brachte nach längern Verhandlungen mit den ameril. Kommissaren im Mai 1871 den Vertrag von Washington zum Abschluß. Zur Anerkennung für die bei dieser Gelegenheit geleisteten Dienste wurde er 23. Juni 1871 zum Marquis von Ripon erhoben. Er legte 1873 sein Amt als Präsident des Staats-

rats nieder und trat bald darauf zum Katholizismus über. Auch dem Ehrenposten des Großmeisters der Freimaurer von England entsagte er 1874. Doch nahm er im April 1880 bei der Bildung des zweiten Ministeriums Gladstone die Ernennung zum Vizekönig von Indien an.

Grey (Jane), die durch ihr tragisches Geschick bekannte Königin von England, geb. 1535, war durch ihre Mutter, Frances Brandon, Marquise von Dorset, die Entelin der Herzogin Maria von Suffolll, der Witwe Ludwigs XII. von Frankreich, und die Urenkelin König Heinrichs VII. von England. Der junge König Eduard VI., Sohn und Nachfolger Heinrichs VIII., hatte, beeinflusst durch Graf Warwick, Herzog von Northumberland, der als Protektor die Gewalt in Händen hatte, die Successionsakte seines Vaters willkürlich geändert und seine beiden Schwestern, Maria und Elisabeth, als illegitime Spröcklinge von der Thronfolge ausgeschlossen. Statt ihrer sollten die männlichen Nachkommen der Jane G., welche Northumberland 1553 mit einem seiner Söhne, Lord Guilford Dudley, vermählte, die engl. Thronerben werden. Der Gedanke Eduards und des Protektors dabei war, die Reformation, welche durch die kath. Maria gefährdet erschien, in England zu erhalten. Indessen entwickelte sich die tödliche Krankheit, an der Eduard litt, so reißend schnell, daß er diesen Plan aufgeben und Jane G. selbst zur Thronerin ernennen mußte. Schon 6. Juli 1553 starb er. Jane, die sich bisher mit klassischen und geistlichen Studien beschäftigt, keine Kenntnis von Politik und keinen Ehrgeiz besaß, weigerte sich anfangs, ihre bescheidene Lage zu verlassen; erst durch die dringendsten Vorstellungen ihrer nächsten Verwandten bewogen, willigte sie unter Thränen in die plötzliche Erhebung. Sie wurde nach London in den Tower, den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Könige vor ihrer Krönung, geführt und ließ sich 10. Juli zu London und in der Umgegend als Königin ausrufen.

Indes erwies sich alsbald die Anhänglichkeit des Volks an die Legitimität fester als alle Machinationen des Protektors und alle Beforgnisse vor der kath. Reaktion. Maria, welche sich nach Norfolk zurückgezogen hatte, versprach eine allgemeine Amnestie und forderte den Adel zu ihrer Unterstützung auf. Die Flotte erklärte sich sogleich für Maria, und selbst die Protestanten traten unter Zusage freier Religionsübung auf ihre Seite. Ein von Northumberland zusammengezogenes Truppentorps von ungefähr 10000 Mann lief schon am ersten Tage des Austrückens auseinander, und der Herzog geriet in die bedenklichste Lage. Die Staatsräte beschloßen 19. Juli, die Prinzessin Maria als Königin auszurufen, und führten dies auf der Stelle in Verbindung mit den obersten Magistratspersonen von London unter dem allgemeinen Jubel des Volks aus. Auch der Herzog von Suffolll leistete keinen Widerstand und öffnete den Tower. Jane legte noch an demselben Tage freiwillig die Krone nieder. Maria befahl alsbald die Verhaftung Northumberlands und seines Anhangs, und zugleich wurden Suffolll, seine Tochter Jane und deren Gemahl in den Tower gebracht. Northumberland mußte als Anführer schon 22. Aug. das Schafott besteigen, während Suffolll einstweilen die Freiheit erhielt. Über Jane G. und ihren Gemahl wurde zwar das Todesurteil ausgesprochen, aber noch ohne die Absicht, es zu vollstrecken. Die Teilnahme des Herzogs

von Suffolkt an der offenen Empörung des Thomas Wyatt gegen die Königin im Febr. 1554 brachte jedoch eine schnelle Wendung in das Schicksal Janes und ihres Gemahls. Maria, in düstere Stimmung versunken und zu Blutbefehlen geneigt, glaubte es nun ihrer Sicherheit schuldig zu sein, die Nebenbuhlerin aus dem Wege zu schaffen. Der 12. Febr. wurde zur Hinrichtung Janes und Guilford's bestimmt. Um sich und ihrem Gemahl, den sie zärtlich liebte, die Festigkeit zu bewahren, weigerte sie sich, am verhängnisvollen Tage von ihm Abschied zu nehmen. Auch war sie so stark, daß sie seiner Enthauptung und der Zurückführung seiner Leiche aus dem Fenster ihres Gefängnisses zusehen konnte. Mit gleichem Mute bestieg sie eine Stunde später das Blutgerüst. Fünf Tage darauf wurde ihr Vater hingerichtet. Vgl. Harris Nicolas, «Memoirs and remains of Lady Jane G.» (neue Aufl., Lond. 1832); Frère, «Fragments littéraires de Lady Jeanne G.» (Nouen 1832). Das Schicksal Janes ist von mehreren Dichtern dramatisch und in Romanform behandelt worden, in letzterer Beziehung von der Gräfin von Robiano (Eps. 1873).

Grey (auf Chillingham und Howid), eine seit dem 13. Jahrh. in Northumberland anässige Familie. Sir John G., der 1372 lebte, war Vater Sir Thomas G.'s von Chillingham, der eine Tochter John Mowbrays, Herzogs von Norfolk, heiratete und 1402 starb. Dessen ältester Sohn, John, ward zum Grafen von Tankerville in der Normandie erhoben. Von dem zweiten, Thomas, stammten die 1706 erloschenen Lords G. of Werte und Sir Edward G. auf Howid (gest. 1632), dessen Ururcchel, Henry, 1746 die Würde eines Baronet erhielt. Des letztern vierter Sohn war Sir Charles G., geb. 1729, der früh in Militärdienste trat, sich als Adjutant des Prinzen Ferdinand von Braunschweig im Siebenjährigen Kriege auszeichnete, hierauf in Amerika diente und 1782 Generalleutnant wurde; 1794 zum Oberbefehlshaber in Westindien ernannt, eroberte er im Verein mit Admiral Jervis einen großen Teil der franz. Besitzungen in den Antillen und wurde 1801 zum Lord G. von Howid, 1806 zum Viscount Howid und Grafen G. erhoben. Er starb 14. Nov. 1807.

Sein ältester Sohn, Charles G., berühmter Staatsmann und Minister, ward 13. März 1764 auf dem familienförmigen Fallowden bei Alnwick in Northumberland geboren. Nachdem er zu Eton und Cambridge seine Studien vollendet, machte er mit 18 Jahren die gewöhnliche Bildungsreise auf dem Festlande und trat dann, 22 J. alt, als Abgeordneter der Grafschaft Northumberland ins Parlament. Obwohl seine Familie der Toriespartei angehörte, zogen ihn seine Grundzüge alsbald zu den Whigs. Als die Französische Revolution Zwiespalt in deren Reihen trug, indem Burke mit den Gemäßigten die Politik Pitts verstärkte, während der demokratisch gesinnte Fox in der Opposition verharrte, befand sich G. unter der kleinen Zahl Freunde, die sich dem letztern angeschlossen. Er kistete, um sich der Leitung des aufgeregten Volksgedankes zu bemächtigen, mit Gräfinne, Lauderdale, Whitbread u. a. die Gesellschaft der Volksfreunde, deren ausgesprochener Zweck eine mäßige Parlamentsreform war. Schon 1793 brachte er einen darauf bezüglichen Plan vor; vier Jahre darauf entwickelte er noch vollständiger einen Entwurf, der sich von dem spätern dadurch unterschied, daß er auf

dreijährige Parlamente antrug. Die Motion wurde jedoch verworfen. Als 1806 nach dem Tode Pitts die Parteien sich einander näherten, nahm G., der bei der Erhebung seines Vaters zum Grafen den Titel Lord Howid erhalten hatte, an dem berühmten «Ministerium der Talente» teil. Er trat anfangs als erster Lord der Admiralität ein und übernahm dann nach Fox' Tode das Departement des Auswärtigen. In dieser Stellung befürwortete er 1807 einen Entwurf zur Abschaffung des Leibeibes und zur vollständigen Emancipation der Katholiken, der an dem Widerstand des Königs scheiterte und die Auflösung des Ministeriums zur Folge hatte. G. verlor sogar seinen Parlamentsstich für Northumberland. Da er aber von seinem Vater im Nov. 1807 den Grafentitel erbte, so trat er in das Oberhaus. Während der 18 Jahre, die G. nun in der Opposition zubrachte, setzte er beharrlich seinen Kampf gegen den herrschenden Toryismus fort. Besonders heftig widersetzte er sich 1816 der Erneuerung der Fremdenbill und 1817 der Suspendierung der Habeas-Corpus-Akte. Bei dem Prozeß gegen die Königin Karoline übernahm er die Vertretung derselben. G. wurde 16. Nov. 1830 als erster Lord des Schatzes an die Spitze eines neuen, aus den Whigs gebildeten Ministeriums berufen. Er begann seine Verwaltung, indem er einen umfassenden Entwurf zur Reform des Parlaments vorlegte. Nach einem langen, harten, schwankenden Kampfe, welchen er samt seinen Kollegen mit großer Energie durchführte, wurde endlich der Sieg im Juni 1832 errungen. Die Annahme der Reformbill steigerte jedoch die Schwierigkeiten des Kabinetts um so mehr, als die Toriespartei ihre Ansprüche auf Reformen erweiterte. G., als der Vertreter der alten Whigs, geriet dadurch in eine schwankende Stellung und legte 9. Juli 1834 sein Amt nieder. Seiner Verwaltung folgte das Ministerium Melbourne, dem er seine Unterstützung nicht versagte. Später überließ der greise Staatsmann den polit. Kampfplatz den jüngern Führern seiner Partei. Er starb 17. Juli 1845 zu Howid-Hall in Northumberland. Sein Leben beschrieb sein jüngerer Sohn George als «Some account of the life and opinions of Charles second Earl G.» (Lond. 1861). Sein Briefwechsel mit Wilhelm IV. erschien als «Correspondence with King William IV. 1830—32» (2 Bde., Lond. 1867).

Henry George, dritter Graf G., der älteste Sohn des vorigen, früher als Lord Howid bekannt, wurde 28. Dez. 1802 geboren. Nachdem er in Cambridge studiert hatte, trat er 1829 für Wincelsea und später für Northumberland ins Unterhaus, bekleidete unter dem Ministerium seines Vaters 1830—33 das Unterstaatssekretariat der Kolonien und war dann bis zur Entlassung des Ministeriums Melbourne im Nov. 1834 Unterstaatssekretär des Innern. Beim Wiedereintritt der Whigs 1835 wurde er Kriegssekretär mit einem Sitz im Kabinet, welches Amt er jedoch 1839 niederlegte. Im J. 1841 für Sunderland ins Unterhaus gewählt, stimmte er 1842 in der Minorität für den Villiers'schen Antrag auf Abschaffung der Kornzölle. Nach dem Siege des Freihandels und dem Sturze des Ministeriums Peel trat Lord Howid, der seinem Vater unterdessen als Graf G. gefolgt war, im Juli 1846 als Staatssekretär für die Kolonien ins Ministerium Russell. Er zeigte auf diesem Posten bedeutendes Talent, namentlich als Redner, machte sich aber durch Eigensinn und Hochmut unbeliebt und zog sich, besonders

durch sein Benehmen gegen die Kolonisten am Kap der Guten Hoffnung und durch die unglückliche Föhrung des Kafferkriegs, allgerneinen Ladel zu. So trug er einen Haupttheil der Schuld am Falle des Kabinetts Russell im Febr. 1835 und veröffentlichte hierauf unter dem Titel «Colonial policy of Lord J. Russell's administration» (2 Bde., Lond. 1853) eine Verteidigung seiner Politik. Seine ziemlich konservativen Ansichten über parlamentarische Regierung und Wahlreform legte er in der Schrift «Parliamentary government considered in reference to Reform» (2. Ausg., Lond. 1864; deutsch vom Grafen Leo Thun, Prag 1863) nieder und trat seitdem sämtlichen Reformmaßregeln der liberalen Ministerien entgegen.

Sir George G., Vetter des vorigen, Kesse des zweiten Grafen, 11. Mai 1799 zu Gibraltar geboren, wo sein Vater Marinekommissar war, trat 1826 zuerst als Barrister auf. Im J. 1832 für Devonport ins Parlament gewählt, erhielt er im Juli 1834 das Unterstaatssekretariat für die Kolonien, welches er im April 1835, nach dem Wiedereintritt des Ministeriums Melbourne, zum zweiten mal übernahm. Im Febr. 1839 ward er Judge Advocate-General (Generalauditeur) und im Juni 1841 Kanzler des Herzogtums Lancaster und Kabinettsminister, ein Posten, den er jedoch schon im August desselben Jahres durch den Fall des Ministeriums verlor. Unter Lord Russell war er vom Juli 1846 bis zum Febr. 1852 Staatssekretär des Innern. Im Ministerium Aberdeen wurde er 1854 Staatssekretär für die Kolonien und war dann unter Palmerston 1855—58 abermals Minister des Innern. Bei der Neubildung des Kabinetts Palmerston im Juni 1859 trat er anfangs als Kanzler des Herzogtums Lancaster ein, lehrte aber schon 1861 auf seinen alten Posten zurück. Er bekleidete denselben bis zum Tode Lord Palmerstons und hierauf auch in dem Ministerium Russell-Glabstone bis zu dessen Sturze im Juli 1866. In das 1868 gebildete Ministerium Gladstone wurde er nicht aufgenommen, entlagte bei den Neuwahlen von 1874 auch seinem Parlamentssitz für Morpeth. Er starb 9. Sept. 1882 in Fallowden (Northamptonshire).

Sir John G., ausgezeichnete General, geb. 1785, diente unter Wellington in Spanien und bei Waterloo, erhielt dann ein Kommando in Indien, ward 1838 Generalmajor und schlug 28. Dez. 1843 bei Punniar mit 2000 Mann ein Heer von 12000 Maharatten, wodurch er viel zur Unterwerfung dieses Volks beitrug. Er ward 1850 Oberbefehlshaber in Bombay, lehrte aber 1852 wegen eines Schlaganfalls nach Europa zurück und starb 19. Febr. 1856.

Sir George G., ethnogr. Forscher, geb. 14. April 1812 nach dem Tode seines Vaters, der als Oberlieutenant beim Sturm von Badajoz 7. April 1812 fiel. Er erhielt seine Erziehung in der Militärakademie zu Sandhurst und trat 1829 in die brit. Armee, in der er zum Hauptmann stieg. Von 1837—39 unternahm er Entdeckungsfahrten in das Innere von Australien, die er in «Journals of two expeditions in N. W. and Western Australia» (2 Bde., Lond. 1841) beschrieb. G. wurde 1841 zum Gouverneur von Südastralien und 1845 zum Gouverneur von Neuseeland ernannt, wo er durch seine energischen Maßregeln die eingeborenen Hauptlinge 1846 zur Unterwerfung nötigte. Nach England zurückgelehrt, veröffentlichte er seine interessante

«Polynesian mythology» (Lond. 1856), bezog sich aber schon 1854 als Gouverneur nach dem Kap der Guten Hoffnung und wurde 1861 von dort abermals nach Neuseeland versetzt. Vor seiner Abreise von Afrika (Jan. 1862) schenkte er seine kostbare Sammlung von Büchern und Handschriften; deren Katalog der deutsche Gelehrte Bleek herausgegeben hat («Library of Sir George G.», 2 Bde., Cape town 1858), der öffentlichen Bibliothek der Kapstadt. Die Pacifikation Neuseelands wurde von ihm 1863—64 mit Erfolg durchgeführt, worauf er 1867 nach England zurückkehrte.

Greppergerland, f. Grapèrè.

Greystown, Freihafen in Nicaragua, f. San Juan del Norte. ((S. u. Seite.)

Grégoire oder Grége, soviel wie Mohrweide.

Grèzane, Flecken in der ital. Provinz Verona, 18 km im N. von Verona, an einem Zuflusse der Etich, zählt (1881) als Gemeinde 4428 E. Dabei liegt die Villa Allegri mit berühmten Fresken von Paul Veronese. In den ergiebigen Marmorbrüchen werden interessante Versteinerungen gefunden.

Grisea L., Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen. Es sind bloß zwei Arten bekannt, die im tropischen Amerika vorkommen. Die eine davon, *G. caudiflora L.*, kommt hauptsächlich auf den Antillen vor, es ist ein hoher Baum mit großen, oft über 1 m langen, leberartigen Blättern und aufsehnlichen weißen Blüten. Die Früchte sind fleischig, von ovaler Form, und enthalten gewöhnlich einen Samen; sie werden eingemacht genossen. In Deutschland wird diese Art häufig in Gewächshäusern kultiviert.

Griebaupal (Jean Baptiste Baquette de), franz. Ingenieur und Artilleriegeneral, geb. 15. Sept. 1715 zu Amiens, trat 1732 in die franz. Artillerie und erhielt 1752 als Kapitän im Mineurcorps vom Kriegsminister d'Angenon den Auftrag, nach Berlin zu reisen, um über die von Friedrich II. eingeführte leichte Regimentsartillerie Bericht zu erstatten. Im J. 1757 wurde G. zum Oberlieutenant befördert und trat bald darauf als General und Kommandant der Artillerie- und Mineurcorps in österr. Dienste; seinen Anordnungen bei der Belagerung von Olasz 1760 ist vorzugsweise die Eroberung dieses wichtigen Plazes zu danken. G. stellte ein eigenes System des Minenkriegs auf, welches er in Schweden 1761 als Ingenieur gegen Friedrich II., der die Belagerung dieser Festung in eigener Person leitete, wirksam zur Anwendung brachte. Die Kaiserin Maria Theresia ernannte G. zum Feldmarschalllieutenant. Nach geschloffenem Frieden wurde G. von Ludwig XV. zurückberufen und zunächst als Maréchal-de-Camp und Generalinspektor der Artillerie angestellt, 1765 zum Generalleutnant befördert, fiel aber nachher eine Zeit lang in Ungnade. Ludwig XVI. ernannte ihn 1776 zum Gouverneur des großen Arsenal. Er starb 9. Mai 1781. G. schuf das nach ihm benannte Artilleriesystem dessen Grundzüge er 1764 feststellte, und welches sich in den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs trefflich bewährte. Die Belagerungsartillerie wurde von der Feldartillerie ganz getrennt, letztere bestand nur noch aus 12pfündigen, 3pfündigen und 4pfündigen Geschützen, 6pfündigen Haubitzen und 12pfündigen Amüssetten als Bataillonsstücken. 4 Rohre wurden verkürzt und erleichtert, die größte Schußweite für den Ringelschuß auf 940 m herabgesetzt, für den Kartätschenschuß dagegen auf 377—566

erhöht, der Spielraum wurde vermindert, die Zahl der Bedienungsmannschaft und Pferde herabgesetzt, die Bataillongeschütze wurden vermehrt. 8. fahrbare Kastenproben und vierräderige Munitionswagen ein, ferner das Langtau, die Richtschraube und den Aufzug. Alle Geschütze und Fahrzeuge der franz. Artillerie waren nach einheitlichen Grundsätzen konstruiert. Aus der Festungsartillerie wurden die 4pfündigen Geschütze ausgeschieden, ebenso die 12pödligen Mörser; 1749 erlangte S. die Ball-Kassette und die hohe Rahmenkassette. S. 8 Geschützsystem wurde zwar 1772 auf Grund einseitiger Versuche fast gänzlich aufgegeben, aber schon 1774 durch den Kriegsminister Rong wieder eingeführt; dasselbe erhielt erst 1803 einige Abänderungen.

Griblette (frz.), mit Speck umwidelt, Fleisch, Rind, das auf dem Rost gebraten wird.

Gribojedow (Alexander Sergejewitsch), russ. Dichter und Diplomat, geb. 1798 (nach andern 1794) in Rossau, trat früh in das russ. Heer und wurde in dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg angestellt. Ein Duell nötigte ihn jedoch, sich nach dem Kaukasus zu begeben. Nachdem er schon in seiner Jugend einige Theaterstücke geschrieben hatte, verfasste er während seines ersten Aufenthalts in Asien sein berühmtes Lustspiel unter dem schwer zu übersehbenden Titel «Gora et umas» (etwa «Es ist ein Unglück, Geist zu haben»; deutsch von Anorring, Reval 1831, und von Vertram, Ppz. 1853), in welchem S. in geistvoller, formvollendeter Weise mit scharfem Witz und beißender Satire die Thorheiten und sittlichen Gebrechen der höheren Kreise in Russland schildert. S. hatte in dem Verdacht gestanden, der Verschwörung vom 26. Dez. 1825 angehört zu haben. Nachdem er sich hier von in Petersburg gereinigt hatte, wurde er 1828 als Gesandter an den Hof von Teheran geschickt, hier aber schon 12. (24.) Febr. 1829 bei einem Balkaufschlag nebst allen andern daselbst wohnenden Russen ermordet. Seine Werke erschienen gesammelt in Petersburg in Smirbins's Ausgabe der russ. Klassiker (1854) und vollständiger in Berlin (1856; 2. Ausg. 1870). Vgl. «G. i jewo sotschmenija» («S. und seine Werke», Petersb. 1856). Eine gute Ausgabe mit Biographie, erschien in der «Russischen Bibliothek» (Bd. 5, Petersb. 1875).

Gribovillago (frz.), Schnitterei, Sudelei.

Gridiron (engl.), das amerik. Sternchen und Streifenbanner.

Griks oder Griden hießen in Russland in der ältesten Zeit die einfachen Krieger, welche zur Gefolgschaft der Fürsten gehörten; Gridniza bez. Saal, in dem sich der Fürst mit Gefolge aufhielt.

Grikspreffe, s. unter Fleischwarenfabrikation.

Griechenland (geographisch-statistisch). Das Griechenland der antiken Welt nach seinem geogr. Begriffe, oder Hellas im weitem Sinne (von Kolonialgriechenland abgesehen), wird von der Halbinsel gebildet, die, südlich von Makedonien und Ägypten, vom 40.° bis zum 36.° nördl. Br. zwischen dem Ägäischen Meere im O. und dem Ionischen im W., d. h. zwischen dem 37.° und 42.° östl. L. (von Ferro) sich in der Richtung von N. nach S. in das Mitteländische Meer hinein erstreckt; dazu kommt dann noch eine Masse von Inseln. Die Halbinsel ist durchaus Gebirgsland, d. h. die Gebirge erscheinen im wesentlichen nicht als Begrenzung der Ebenen, sondern die Thäler und

Ebenen als Furchen oder vertiefte Beden zwischen den Gebirgsmassen, oder als Küstenebenen, die sich, oft durch Aufschwemmung an den Flussmündungen gebildet, an den Fuß der Gebirge angelehnt haben. Verhältnismäßig häufig sind die rings von Randgebirgen umschlossenen, daher, weil die einströmenden Gewässer keinen ausreichenden Abfluß haben, zum Teil von Landseen bedeckten Tiefebene, wie sie in größerer Ausdehnung im innern Thessalien, Böotien und Aitolien, in geringem Umfange mehrfach, besonders in Spiris und Arkadien erscheinen. Der Charakter des Gebirgssystems, das in den höchsten Gipfeln des Laimon, Olympus, Parnassos, Korax, Parnassos, Äolene und Taygetos sich bis zur Höhe von 2300—2500 m erhebt, ist ganz der der übrigen Gebirge der illyr. Halbinsel: wie diese besteht es hauptsächlich aus granitisch- oder gelblichweißem dichten Kalkstein der Kreideformation, welcher in scharfen Formen emporsteigt, große Einsenkungen, Höhlen und Thalfessel bildet, seltener weite Thalsäcken und große Längenthäler. Augenscheinlich hat sich dieses Gebirge und mit ihm das ganze Land nebst einem Teil der umliegenden Inseln durch schnelle Erhebung aus dem Meere gebildet. Dieses beweist die große Zerklüftung desselben und sein häufiges und scharfes Hineintreten ins Meer, wodurch eine Menge Landzungen und Meerbusen entstehen, sowie die vulkanischen Spuren, die sich vereinzelt auf dem Festlande, häufiger auf den daselbst umgebenden Inseln (von denen einzelne, wie Melos, Rhimolos und Thera ganz vulkanisch sind) vorfinden.

Infolge seiner Bodengestaltung zerfällt S. in drei Hauptteile: das kontinentale S., den fast eine vollkommene Insel bildenden Peloponnes, und die beide umgebenden Inseln. Das erstere (dessen südl. Hälfte auch Hellas im engeren Sinne genannt wird) wird hauptsächlich in seiner physischen Gestaltung bestimmt durch ein mächtiges Gebirgssystem, welches, mit den illyr. Gebirgen zusammenhängend, das Land in der Richtung von NW. nach SO. durchzieht, mannigfache Seitenketten bis ins Meer hinein ausstendend, verschiedene Halbinseln bildet, zuletzt im S. nach dem Meerbusen von Korinth und nach dem Saronischen abfällt. Nur ein schmaler und niedriger Felsdamm, der sog. Isthmos oder die Landenge von Korinth, verbindet dann das Festland mit dem Peloponnes. Hierdurch entsteht eine dreifache Gliederung des kontinentalen S., welches von der See her durch zahlreiche Golfe und Buchten ebenfalls reich gegliedert wird. Der erwähnte, von NW. herkommende Gebirgszug, welcher mit seinem Eintritt in S. die Ramen Laimon, dann Pindos annimmt, entsendet hier sogleich als Seitenkette nach O. die Kambunischen Berge, welche, im Olympos endigend, Thessalien von Makedonien trennen. Viel weniger bestimmt scheiden im W. die Keraunischen Berge, welche in das Attikaerische Vorgebirge beim heutigen Meerbusen von Kolona auslaufen, Spiris von Ägypten. Eine tiefe, vom Peneios (jetzt Salamvria) durchströmte Schlucht (das Tempethal) scheidet den südl. Fuß des Olympos vom nördlichen des Ossa (jetzt Kifamos oder Kifsoo), welcher durch eine Reihe niedriger Hügel (jetzt Nafpaktum) mit dem Peliongebirge (jetzt Plessidi) zusammenhängt; dieser Gebirgszug bildet die Halbinsel Magnesia, die mit ihrem nördlichen Teile die östl. Hälfte Thessaliens bedeckt, mit dem südlichen den Pagasäischen

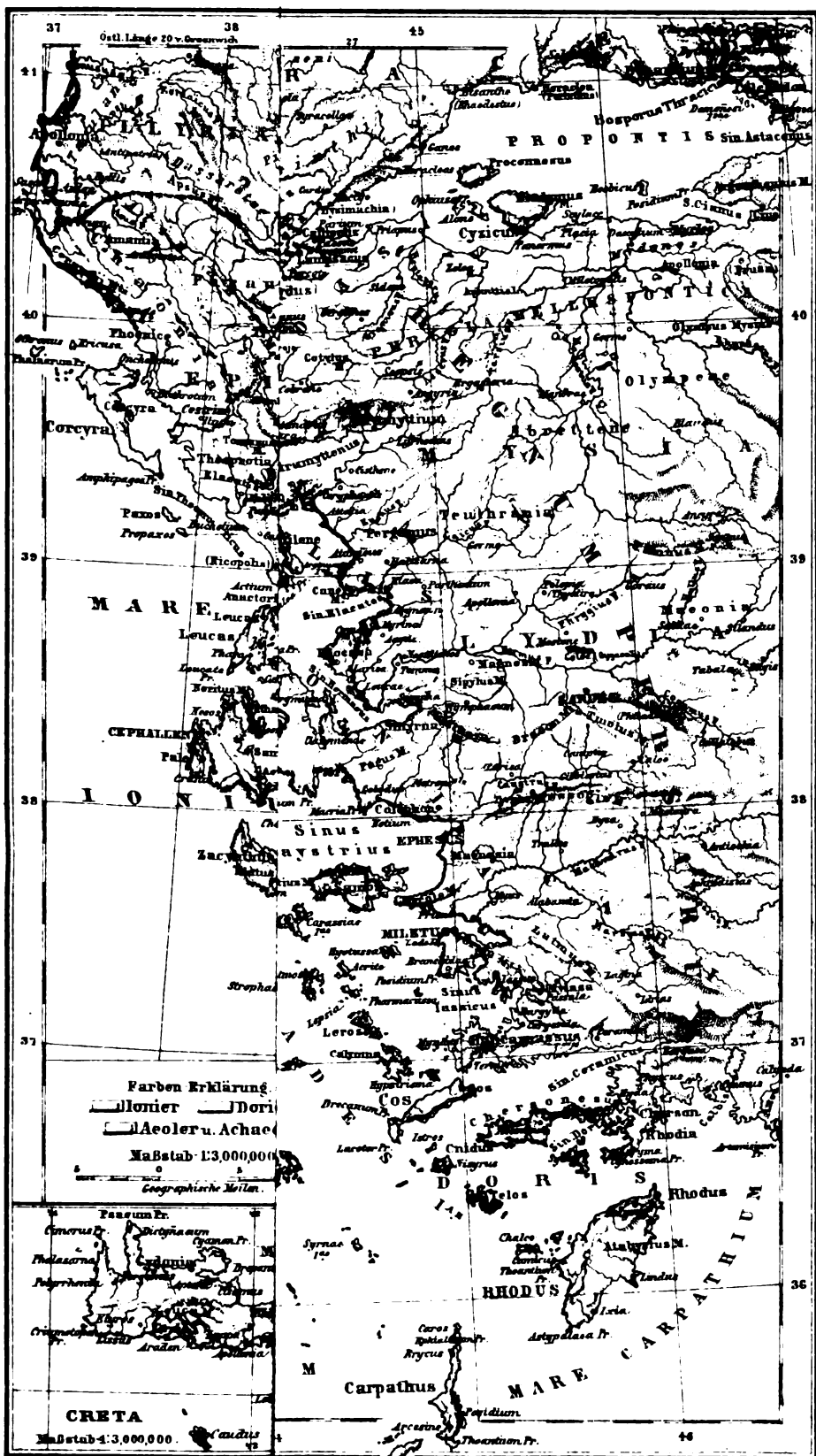
Meerbusen (jezt Golf von Volo) im O. und SO. umschließt. Der Pindos geht ziemlich genau in der Mitte des Landes, in der Richtung von N. nach S., bis zum 39.° nördl. Br., wo er die Kette des Othrys nach O. ausendet, die hier in die Landzunge zwischen dem Malischen Meerbusen (dem heutigen Busen von Zeituni) und dem Pagasäischen ausläuft. Die nordöstlichen Verzweigungen des Othrys begegnen den westl. Ausläufern des Pelion, sodas der große Thalfessel Thessaliens entsteht, der vom Peneios durchströmt wird. Auf der westl. Seite von Nordgriechenland dagegen tritt das Ionische Meer unter demselben Breitengrad wie der Othrys im Golf von Ambrakia (jezt dem von Arta) tief in das Land hinein und begrenzt so im S. Epirus, das östlich von diesem Golf durch das Acheloosthal mit dem westl. Teile Mittelgriechenlands (Makranien und Aitolien) in Verbindung steht. Von dem Olympus (jezt Beluchi) ziehen sich südwestwärts Bergketten zum Acheloos.

Südlich vom Ausgangspunkte des Othrys wendet sich die Hauptkette des Pindos, indem sie südlich nach dem korinthischen Golf den Korax (jezt Vardusia) sendet, der das mittlere Griechenland in eine östl. und westl. Hälfte teilt, nun südöstlich und spaltet sich in zwei Ketten, in die des Ota (jezt Katawohra) und in die des Parnassos (jezt Viatra) mit dem Helikon (jezt Zagora), von denen die erstere mit dem Othrys das Thal des Spercheios (des heutigen Hellada), dann aber vom Engpaß von Thermopyla an den Kallidromon, den nordöstl. Abhang des mittlern G. nach der von den Fortsetzungen des Kallidromon begrenzten Meerenge von Subda bildet, während die letztere, der Parnassos mit dem Helikon, den Südbang des mittlern G. nach dem korinthischen Meerbusen und mit jener östl. Fortsetzung der Otalette ein Binnenthal bildet, das des Kepheios (des heutigen Makroneron), der sich in den Kopaissee (den heutigen See von Topolias) ergießt. Südöstlich von diesem Binnenthal treten die beiden Bergketten wieder zusammen und versperren dem Kopaissee so den offenen Ausfluß ins Meer, dann gehen sie in den Kitharon (jezt Glataas) und Barnes (jezt Dia) über und dachen sich endlich im Prileios (Pentelikon, jezt Mendeli), Hymettos (jezt Trelovono) und dem Lauriongebirge, in der Südostspitze des mittlern G., im Vorgebirge Sunion (dem heutigen Kap Kolonnaes) endigend, südöstlich nach dem Ägäischen Meere, südwestlich im Agaleos und Korydallos nach dem Saronischen Busen (jezt der von Agina genannt) ab, während sie weiter westlich in Megaris in der Kette der Geraneia (Makryplagi) gegen den Isthmus von Korinth abfallen. Zwischen den Rambunischen Bergen, dem Pindos, dem Othrys, Pelion und Ossa liegt Thessalien; ihm westlich gegenüber zwischen den Keraunischen Bergen, dem Pindos und dem Ambrakischen Busen nebst den daranstoßenden Gebirgen dagegen Epirus und südlich davon das mittlere G. mit Makranien, Aitolien, Doris, dem östl. und westl. Lokris, Phokis, Böotien, Megaris und Attika.

Der andere Hauptteil G.s, der Peloponnes, ist ebenfalls fast durchaus Gebirgsland. Den Kern desselben bildet ein großes Hochland (Arktadien), dessen Randgebirge im N. und W. in den Landschaften Akaja und Elis in terrassenförmigen Stufen zu den ebenen Küstensäumen herabsteigen, im O. und S. dagegen sich in selbständigen Bergketten

fortsetzen und dadurch vier besondere Halbinseln (die argolische, die östlichere und westlichere lakonische, und die messenische) bilden, welche dem Peloponnes seine eigentümlich ausgegackte Gestalt, die schon alte Geographen mit der des Plattes einer Platane verglichen haben, geben. Den dritten Hauptteil G.s bilden die Inseln, welche teils in unmittelbarer Nähe, teils in größerer Ferne um G. sich ausbreiten und teils durch Hebung, teils durch Losreisen von dem Festland, teils wohl auch in der Urzeit bei dem Durchbruch der Ionischen Gewässer nach der Gegend, die jezt das Ägäische Meer ausfüllt, entstanden sind. Zu den erstern gehören unter andern die Ionischen Inseln im W., Kythera im S., Hydra und Spheia, Agina und Salamis, Subda im O.; zu den letztern Krete und die sämtlichen Inseln des Archipelagus, insbesondere die Kykladen und Sporaden. Neben den Gebirgen und dem Meere spielen die Flüsse eine unbedeutende Rolle in der Bodengegestaltung G.s, da keiner von ihnen eigentlich schiffbar ist und die meisten bloße, in der Regenzeit anschwellende, im Sommer gänzlich austrocknende Viehbäche sind. Außer den schon angeführten, dem thessalischen Peneios, Spercheios, Acheloos und Kepheios, sind nur noch der Eurotas, Pamisos, Alpheios und der elische Peneios im Peloponnes zu erwähnen. Das Gesamtareal G.s in der oben angegebenen Ausdehnung beträgt ungefähr 88000 qkm, wovon 53500 auf das Festland, ziemlich 22000 auf den Peloponnes, der Rest auf die Inseln kommen. (Hierzu Karte: Das alte Griechenland.)

Das Klima G.s ist bei der verschiedenen Höhenlage des Landes sehr verschieden; während es in den hohen Gebirgsgegenden und nebelreicher Sumpfhältern sehr rauh ist, zeigt es sich in den niedern und tiefern Gegenden sehr mild, und zwischen beiden äußersten Punkten gibt es eine Menge Abstufungen in der Mitte. Im ganzen kann man sagen, daß das griech. Klima etwas kälter ist als das der westlichen, unter gleichem Breitengrade liegenden Länder des Mittelländischen Meers. So kennt man wenigstens in den tiefern Gegenden keinen eigentlichen Winter mit Eis und Schnee, er besteht bloß in einer Regenzeit (als schlimmster Monat gilt der Februar), während in den Sommermonaten, von Anfang Juni bis Ende August, auf in den höchsten Gebirgen, kein Tropfen Regen fällt und bei glühender Hitze immerwährend der reiner Himmel herrscht. Daher kommt es, daß Trockenheit das griech. Klima, Dürre den griech. Boden namentlich in den entwaldeten Kantonen, charakterisiert, und daß im Sommer fast alle Vegetation verdorrt und die meisten Flüßchen austrocknen. Nur der Thau erhält die Vegetation dann noch etwas, und nur die regelmäßig täglich abwechselnden Land- und Seewinde mäßigen die Hitze, die den von Randgebirgen umflossenen Kesselhäfen, wohin diese Winde nicht dringen können, fast unerträglich ist. Dagegen gewahrt man nirgendwo gleicher Breite eine durchsichtiger, trockenerer und eine tiefere Bläue des Himmels und größern Glanz der Farben an den Gegenständen und in den Reflexen. Nicht minder schön ist das in mannigfachen Busen in das Land einschneidende und besten Häfen bildende Meer. Was die Flora, die Fauna G.s betrifft, so haben sie (die Korinthischen ausgenommen) keine hervorragenden Eigentümlichkeiten und kommen im allgemeinen jezt gleich mit denen des Bodens des Mittelländischen Me



Meerbusen (jezt Golf von Volo) im O. und SO. umschließt. Der Vinos geht ziemlich genau in der Mitte des Landes, in der Richtung von N. nach S., bis zum 39.° nördl. Br., wo er die Kette des Othrys nach O. ausendet, die hier in die Landzunge zwischen dem Malischen Meerbusen (dem heutigen Busen von Zeituni) und dem Pagasäischen ausläuft. Die nordöstlichen Verzweigungen des Othrys begegnen den westl. Ausläufern des Pelion, so daß der große Thalfessel Thessaliens entsteht, der vom Peneios durchströmt wird. Auf der westl. Seite von Nordgriechenland dagegen tritt das Ionische Meer unter demselben Breitengrad wie der Othrys im Golf von Ambrakia (jezt dem von Arta) tief in das Land hinein und begrenzt so im S. Epirus, das östlich von diesem Golf durch das Akheloosthal mit dem westl. Theile Mittelgriechenlands (Akarnanien und Aitolien) in Verbindung steht. Von dem Olympos (jezt Peluch) ziehen sich südwestwärts Bergketten zum Akheloos.

Südlich vom Ausgangspunkte des Othrys wendet sich die Hauptkette des Vinos, indem sie südlich nach dem korinthischen Golf den Korax (jezt Bardufia) sendet, der das mittlere Griechenland in eine östl. und westl. Hälfte teilt, nun südöstlich und spaltet sich in zwei Ketten, in die des Ota (jezt Katawothra) und in die des Parnassos (jezt Diktura) mit dem Pelikon (jezt Zagora), von denen die erstere mit dem Othrys das Thal des Spercheios (des heutigen Hellada), dann aber vom Engpaß von Thermoplyan an den Kallibromon, den nordöstl. Abhang des mittlern O. nach der von den Fortsetzungen des Kallibromon begrenzten Meerenge von Subda bildet, während die letztere, der Parnassos mit dem Pelikon, den Südbahngang des mittlern O. nach dem korinthischen Meerbusen und mit jener östl. Fortsetzung der Kette ein Binnenthal bildet, das des Kepheios (des heutigen Mavroneron), der sich in den Kopaissee (den heutigen See von Topolias) ergießt. Südöstlich von diesem Binnenthal treten die beiden Bergketten wieder zusammen und versperren dem Kopaissee so den offenen Ausfluß ins Meer, dann gehen sie in den Ritharon (jezt Glataas) und Barnes (jezt Ozia) über und dachen sich endlich im Brileios (Pentelion, jezt Mendeli), Hymettos (jezt Trelouvo) und dem Lauriongebirge, in der Südostspitze des mittlern O., im Vorgebirge Sunion (dem heutigen Kap Kolonnaes) endigend, südöstlich nach dem Ägäischen Meere, südwestlich im Agaleos und Koryballos nach dem Saronischen Busen (jezt der von Agina genannt) ab, während sie weiter westlich in Megaris in der Kette der Geraneia (Matryplagi) gegen den Isthmus von Korinth abfallen. Zwischen den Rambunischen Bergen, dem Vinos, dem Othrys, Pelion und Ossa liegt Thessalien; ihm westlich gegenüber zwischen den Keraunischen Bergen, dem Vinos und dem Ambrakischen Busen nebst den daranstoßenden Gebirgen dagegen Epirus und südlich davon das mittlere O. mit Akarnanien, Aitolien, Doris, dem östl. und westl. Lokris, Phokis, Böotien, Megaris und Attika.

Der andere Haupttheil G.s, der Peloponnes, ist ebenfalls fast durchaus Gebirgsland. Den Kern desselben bildet ein großes Hochland (Arlabien), dessen Randgebirge im N. und W. in den Landschaften Akhaja und Elis in terrassenförmigen Stufen zu den ebenen Küstenfäulen herabsteigen, im O. und S. dagegen sich in selbständigen Bergketten

fortsetzen und dadurch vier besondere Halbinseln (die argolische, die östlichere und westlichere lakonische, und die messenische) bilden, welche dem Peloponnes seine eigentümlich ausgegakte Gestalt, die schon alte Geographen mit der des Blattes einer Platanen verglichen haben, geben. Den dritten Haupttheil G.s bilden die Inseln, welche theils in unmittelbarer Nähe, theils in größerer Ferne um G. sich ausbreiten und theils durch Hebung, theils durch Losreißen von dem Festland, theils wohl auch in der Urzeit bei dem Durchbruch der Pontischen Gewässer nach der Gegend, die jezt das Ägäische Meer ausfüllt, entstanden sind. Zu den erstern gehören unter andern die Ionischen Inseln im W., Kythera im S., Hybra und Speha, Agina und Salamis, Subda im O.; zu den letztern Kreta und die sämtlichen Inseln des Archipelagus, insbesondere die Kylladen und Sporaden. Neben den Gebirgen und dem Meere spielen die Flüsse eine unbedeutende Rolle in der Bodengestaltung G.s, da keiner von ihnen eigentlich schiffbar ist und die meisten bloße, in der Regenzeit anschwellende, im Sommer gänzlich austrocknende Viehbäche sind. Außer den schon angeführten, dem thessalischen Peneios, Spercheios, Akheloos und Kepheios, sind nur noch der Eurotas, Pamisos, Alpheios und der elische Peneios im Peloponnes zu erwähnen. Das Gesamtareal G.s in der oben angenommenen Ausdehnung beträgt ungefähr 88000 qkm, wovon 53500 auf das Festland, ziemlich 22000 auf den Peloponnes, der Rest auf die Inseln kommen. (Siehe Karte: Das alte Griechenland.)

Das Klima G.s ist bei der verschiedenen Höhenlage des Landes sehr verschieden; während es in den hohen Gebirgsgegenden und nebelreichen Sumpfhälern sehr rauh ist, zeigt es sich in den niedern und tiefern Gegenden sehr mild, und zwischen beiden äußersten Punkten gibt es eine Menge Abstufungen in der Mitte. Im ganzen kann man sagen, daß das griech. Klima etwas kälter ist als das der westlichen, unter gleichem Breitengrade liegenden Länder des Mittelländischen Meers. Doch kennt man wenigstens in den tiefern Gegenden keinen eigentlichen Winter mit Eis und Schnee, er besteht bloß in einer Regenzeit (als schlimmster Monat gilt der Februar), während in den Sommermonaten, von Anfang Juni bis Ende August, außer in den höchsten Gebirgen, kein Tropfen Regen fällt und bei glühender Hitze immerwährend der reinste Himmel herrscht. Daher kommt es, daß Trockenheit das griech. Klima, Dürre den griech. Boden, namentlich in den entwaldeten Kantonen, charakterisiert, und daß im Sommer fast alle Vegetation verdorrt und die meisten Flächen austrocknen. Nur der Thau erhält die Vegetation dann noch in etwas, und nur die regelmäßig täglich abwechselnden Land- und Seewinde mäßigen die Hitze, die in den von Randgebirgen umschlossenen Kesselhälern, wohin diese Winde nicht bringen können, fast unerträglich ist. Dagegen gewahrt man nirgends in gleicher Breite eine durchsichtiger, trocknere Luft, eine tiefere Bläue des Himmels und größern Glanz der Farben an den Gegenständen und in den Luftreflexen. Nicht minder schön ist das in mannigfaltigen Busen in das Land einschneidende und die besten Häfen bildende Meer. Was die Flora und die Fauna G.s betrifft, so haben sie (die Korinthstauden ausgenommen) keine hervorstechenden Eigentümlichkeiten und kommen im allgemeinen jezt ganz mit denen des Bodens des Mittelländischen Meers,





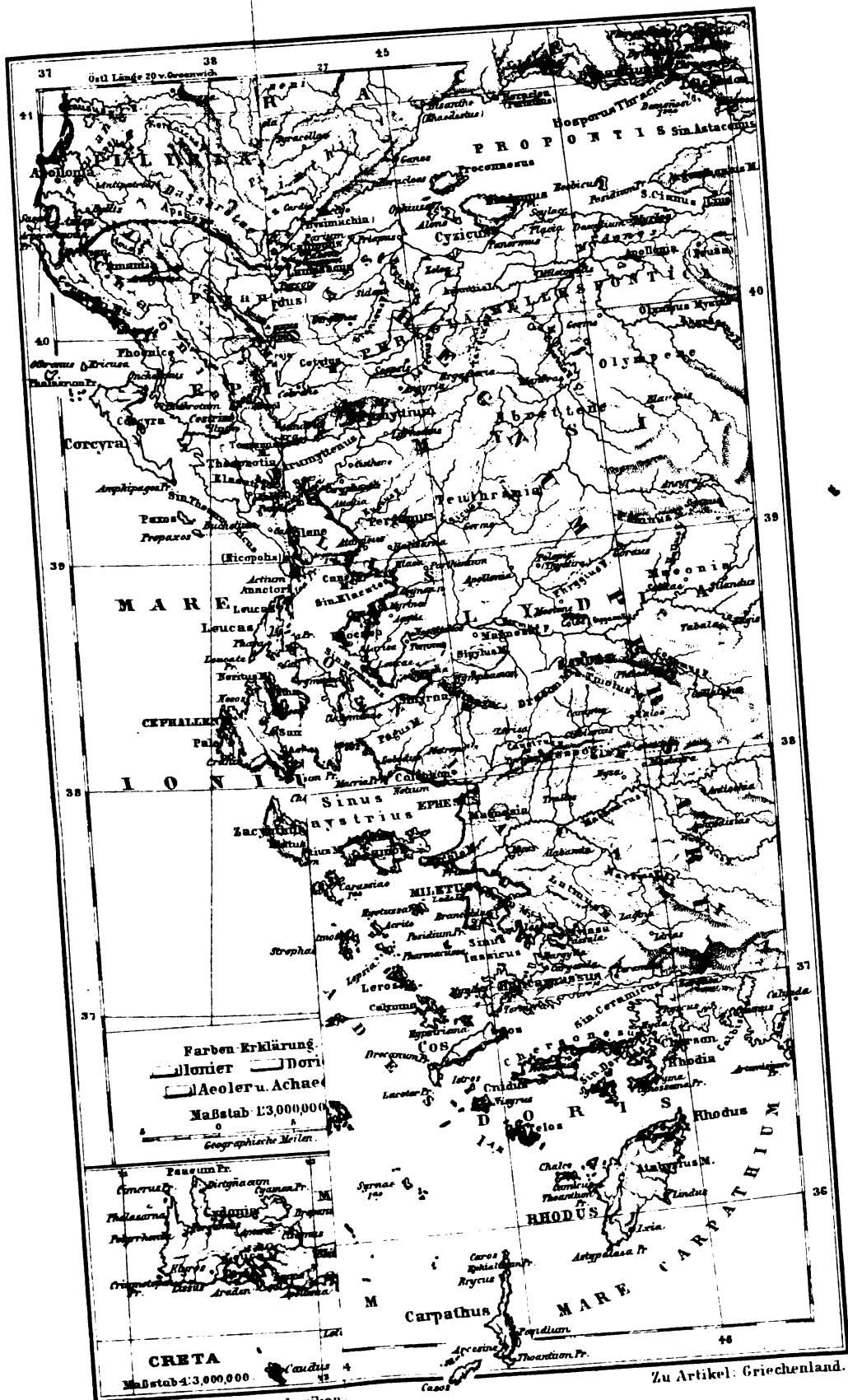
Meerbusen (jetzt Golf von Volo) im O. und SO. umschließt. Der Pinos geht ziemlich genau in der Mitte des Landes, in der Richtung von N. nach S., bis zum 39.° nördl. Br., wo er die Kette des Othrys nach O. ausfenbet, die hier in die Landzunge zwischen dem Malischen Meerbusen (dem heutigen Bufen von Zeituni) und dem Pagaischen ausläuft. Die nordöstlichsten Verzweigungen des Othrys begegnen den westl. Ausläufern des Pelion, jedoch der große Thalseffel Thessaliens entsteht, der vom Peneios durchströmt wird. Auf der westl. Seite von Nordgriechenland dagegen tritt das Ionische Meer unter demselben Breitengrad wie der Othrys im Golf von Ambrakia (jetzt dem von Arta) tief in das Land hinein und begrenzt so im S. Epirus, das östlich von diesem Golf durch das Acheloosthal mit dem westl. Teile Mittelgriechenlands (Marnanien und Atolien) in Verbindung steht. Von dem Olymphestos (jetzt Beluchi) ziehen sich südwestwärts Bergketten zum Acheloos.

Südlich vom Ausgangspunkte des Othrys wendet sich die Hauptkette des Pinos, indem sie südlich nach dem korinthischen Golf den Korax (jetzt Varduffa) fenbet, der das mittlere Griechenland in eine östl. und westl. Hälfte teilt, nun südöstlich und spaltet sich in zwei Ketten, in die des Ota (jetzt Katawothra) und in die des Parnassos (jetzt Dalfura) mit dem Helikon (jetzt Zagora), von denen die erstere mit dem Othrys das Thal des Spercheios (des heutigen Hellada), dann aber vom Engpaß von Thermopyla an den Kalibromon, den nordöstl. Abhang des mittlern G. nach der von den Fortsetzungen des Kalibromon begrenzten Meerenge von Subda bildet, während die letztere, der Parnassos mit dem Helikon, den Südbahng des mittlern G. nach dem korinthischen Meerbusen und mit jener östl. Fortsetzung der Otalette ein Binnenthal bildet, das des Kepheios (des heutigen Navroneron), der sich in den Kopaissee (den heutigen See von Topolias) ergießt. Südöstlich von diesem Binnenthal treten die beiden Bergketten wieder zusammen und versperren dem Kopaissee so den offenen Ausfluß ins Meer, dann gehen sie in den Ritharon (jetzt Glataas) und Parnes (jetzt Dzia) über und baden sich endlich im Brileios (Pentelikon, jetzt Mendeli), Hymettos (jetzt Telovuno) und dem Lauriongebirge, in der Südostspitze des mittlern G., im Vorgebirge Sunion (dem heutigen Kap Kolonnaes) endigend, südöstlich nach dem Ägaischen Meere, südwestlich im Agaleos und Koryballos nach dem Saronischen Bufen (jetzt der von Agina genannt) ab, während sie weiter westlich in Megaris in der Kette der Geraneia (Makryplagi) gegen den Isthmus von Korinth abfallen. Zwischen den Kambunischen Bergen, dem Pinos, dem Othrys, Pelion und Ossa liegt Thessalien; ihm westlich gegenüber zwischen den Keraunischen Bergen, dem Pinos und dem Ambrakischen Bufen nebst den daranstoßenden Gebirgen dagegen Epirus und südlich davon das mittlere G. mit Marnanien, Atolien, Doris, dem östl. und westl. Lokris, Phokis, Böotien, Megaris und Attika.

Der andere Hauptteil G.s, der Peloponnes, ist ebenfalls fast durchaus Gebirgsland. Den Kern desselben bildet ein großes Hochland (Artabien), dessen Randgebirge im N. und W. in den Landschaften Akhaja und Elis in terrassenförmigen Stufen zu den ebenen Küstensäumen herabsteigen, im O. und S. dagegen sich in selbständigen Bergketten

fortsetzen und dadurch vier besondere Halbinseln (die argolische, die östlichere und westlichere lakonische, und die messenische) bilden, welche dem Peloponnes seine eigentümlich ausgezackte Gestalt, die schon alte Geographen mit der des Blattes einer Plakane verglichen haben, geben. Den dritten Hauptteil G.s bilden die Inseln, welche teils in unmittelbarer Nähe, teils in größerer Ferne um G. sich ausbreiten und teils durch Hebung, teils durch Losreißen von dem Festland, teils wohl auch in der Urzeit bei dem Durchbruch der Pontischen Gewässer nach der Gegenb, die jetzt das Ägaische Meer ausfüllt, entstanden sind. Zu den erstern gehören unter andern die Ionischen Inseln im W., Kythera im S., Hydra und Spheia, Agina und Salamis, Subda im O.; zu den letztern Kreta und die sämtlichen Inseln des Archipelagus, insbesondere die Kykladen und Sporaden. Neben den Gebirgen und dem Meere spielen die Flüsse eine unbedeutende Rolle in der Bodengestaltung G.s, da keiner von ihnen eigentlich schiffbar ist und die meisten bloße, in der Regenzeit anschwellende, im Sommer gänzlich austrocknende Gießbäche sind. Außer den schon angeführten, dem thessalischen Peneios, Spercheios, Acheloos und Kepheios, sind nur noch der Eurotas, Pamisos, Alpheios und der elische Peneios im Peloponnes zu erwähnen. Das Gesamtareal G.s in der oben angenommenen Ausdehnung beträgt ungefähr 8800 qkm, wovon 53 500 auf das Festland, ziemlich 2200 auf den Peloponnes, der Rest auf die Inseln kommen. (Hierzu Karte: Das alte Griechenland)

Das Klima G.s ist bei der verschiedenen Höhenlage des Landes sehr verschieden; während es in den hohen Gebirgsgegenden und nebelreich Sumpfhälern sehr rauh ist, zeigt es sich in den mildern und tiefern Gegenden sehr mild, und zwischen beiden äußersten Punkten gibt es eine Menge Abstufungen in der Mitte. Im ganzen kann man sagen, daß das griech. Klima etwas kälter ist als das der westlichen, unter gleichem Breitengrade liegenden Länder des Mitteländischen Meers. Dkennt man wenigstens in den tiefern Gegenden den eigentlichen Winter mit Eis und Schnee, er steht bloß in einer Regenzeit (als schlimmster Monat gilt der Februar), während in den Sommermonaten, von Anfang Juni bis Ende August, in den höchsten Gebirgen, kein Tropfen Regen fällt und bei glühender Hitze immerwährend der rote Himmel herrscht. Daher kommt es, daß Trockenheit das griech. Klima, Dürre den griech. Volnamentlich in den entwaldeten Rantonen, charakterisiert, und daß im Sommer fast alle Vegetation verborrt und die meisten Flächen austrocknet. Nur der Thau erhält die Vegetation dann noch etwas, und nur die regelmäßig täglich abwechselnden Land- und Seewinde mäßigen die Hitze, die von Randgebirgen umschlossenen Kesseltälern, wohin diese Winde nicht dringen können, fast erträglich ist. Dagegen gewahrt man nirgend gleicher Breite eine durchschichtigere, trockenere, eine tiefere Bläue des Himmels und größern G der Farben an den Gegenständen und in den Reflexen. Nicht minder schön ist das in mannigfachen Bufen in das Land einschneidende und besten Häfen bildende Meer. Was die Flora und Fauna G.s betrifft, so haben sie (die Korinfstauden ausgenommen) keine hervorragenden Eigentümlichkeiten und kommen im allgemeinen jetzt mit denen des Bodens des Mitteländischen M



Meerbusen (jetzt Golf von Volo) im O. und SO. umschließt. Der Busen geht ziemlich genau in der Mitte des Landes, in der Richtung von N nach S, bis zum 30° nördl. Br. wo er die Gegend des Othrys nach C ausdehnt, die hier in die Landzunge zwischen dem Mäotischen Meerbusen (dem heutigen Hafen von Jettum) und dem Pagosäischen ausläuft. Im nordöstlichen Verzweigen des Othrys begegnen den westl. Ausläufern des Pelion, so daß der große Thallische Isthmus entsteht, der vom Pelion durchströmt wird. Auf der westl. Seite von Nordgriechenland dagegen tritt das Jonische Meer unter demselben Breitengrad wie der Othrys im Golf von Ambrakia (jetzt dem von Arta) tief in das Land hinein und begrenzt so im S. Epirus, das östlich von diesem Golf durch das Acheloosthal mit dem westl. Theile Mittelgriechenlands (Makrannien und Akonien) in Verbindung steht. Von dem Isthmos (jetzt Peloponnes) gehen sich südwestwärts Bergketten zum Acheloos

Südlich vom Ausgangspunkte des Othrys wendet sich die Hauptkette des Pelion, indem sie südlich nach dem korinthischen Golf den Korax (jetzt Pardubia) sendet, der das mittlere Griechenland in eine östl. und westl. Hälfte theilt, nun südlich und spaltet sich in zwei Ketten, in die des Cta (jetzt Kata-mothra) und in die des Parnassos (jetzt Katsura) mit dem Pelion (jetzt Jagora) von denen die letztere mit dem Othrys das Thal des Spercheios (des heutigen Hellada), dann aber vom Othrys von Ihermavilla an den Kallidromos, den nordöstl. Abhang des mittlern G. nach der von den Fortsetzungen des Kallidromos begrenzten Meerenge von Gubba bildet, während die letztere, der Parnassos mit dem Pelion den Südschub des mittlern G. nach dem korinthischen Meerbusen und mit jener östl. Fortsetzung der Kallidromos ein Binnenthal bildet, das das Archipelago des heutigen Makrannien, der sich in den Kopaiosee (den heutigen See von Kopos) ergießt. Südöstlich von diesem Binnenthal treten die beiden Bergketten wieder zusammen und oeffnen dem Kopaiosee so den oeffnen Ausfluß ins Meer, dann gehen sie in den Akhiron (jetzt Akonien) und Barnes (jetzt Epia) über und dachen sich endlich im Okeanos (Pantelion, jetzt Kordila), Gornitos (jetzt Trelovas) und dem Epiriongebirge, in der Südostspitze des mittlern G., im Vorgebirge Sannion (dem heutigen Ras Kollonass) endigend, südöstlich nach dem Ägäischen Meere, südwestlich im Ägaleos und Korymbalos nach dem Saronischen Busen (jetzt der von Ägina genannt) ab, während sie weiter westlich in Megaris in der Kette der Pelion (Makrion) gegen den Äthnos von Korinth abfallen. Zwischen den Akonischen Bergen, dem Pelion, dem Othrys, Pelion und Ossa liegt Thessalien ihm westlich gegenüber zwischen den Akonischen Bergen, dem Pelion und dem Ambrakischen Busen abt. den voranstehenden Gebirgen dagegen Epirus und südlich davon das mittlere G. mit Makrannien, Akonien, Doris, dem östl. und westl. Lokris, Phokis, Boiotien, Megaris und Attika

Der andere Haupttheil G., der Peloponnes, ist ebenfalls fast durchaus Gebirgsland. Den Kern desselben bildet ein großes Hochland (Arkadien), dessen Randgebirge im N und W in den höchsten Abhängen und O in terrassenförmigen Stufen zu den ebenen Küstentälern herabsteigen, im O. und S. dagegen sich in selbständigen Bergketten

fortsetzen und dadurch vier besondere Halbinseln (die argolische, die arkadische und messenische) bilden, welche dem Peloponnes keine eigenständig ausgeprägte Gestalt im schon alte Geographen mit der des Pelion einer Natur verglichen haben, geben. Ten der drei Haupttheile G. bilden die Isthos, welche teils in unmittelbarer Nähe teils in größerer Ferne im G. sich ausbreiten und teils durch Hebung, teils durch Senkung aus dem Festland, teils wohl auch in der Art, da dem Durchbruch der Ionischen Gewässer nach der Gegend, die jetzt das Ägäische Meer ausfüllt, entstanden sind. Zu den letztern gehören unter andern die Jonischen Inseln im W., Ägäthra im S. östl. und Sparg Ägina und Salamis, Gubba im O., zu den letztern Ägina und die sämtlichen Inseln des Archipelagos insbesondere die Kykladen und Sporaden. Neben den Gebirgen und dem Meer spielen sie eine unbedeutende Rolle in der Natur des G., da keiner von ihnen eigentlich ist, und die meisten bloß in der Natur der Gegend, im Sommer gänzlich austrocknend. Außer den schon angeführten dem Pelion, dem Spercheios, Acheloos und Pelion, die nur noch der Othrys, Pelion, die Isthos, der Ägäische Pelion im Peloponnes, die Isthos, das Ägäische G. in der oben angegebenen Ausdehnung beträgt ungefähr 1000 qkm, wovon 500 auf das Festland, nämlich 200 auf den Peloponnes, der Rest auf die Isthos kommt. (Nurzu Karte Das alte Griechenland)

Das Klima G. ist bei der verschiedenen Lage des Landes sehr verschieden, während es in den hohen Gebirgsgebirgen und niedrigen Sammelthälern sehr reich ist, zeigt es sich in den niedrigen und tiefen Gegenden sehr mild, und südlich beiden äußersten Punkten gibt es eine Reihe Abweichungen in der Mitte. Im ganzen kann man sagen, daß das griech. Klima etwas kälter ist als das der westlichen unter gleichem Breitengrade liegenden Länder des Mitteländischen Meeres. Das Klima man wenigstens in den tiefen Abhängen ihren eigentlichen Winter mit Eis und Schnee, es ist nicht bloß in einer Regenzeit (als schimmernder Regen) gilt der Februar, während in den Sommermonaten, von Anfang Juni bis Ende August, außer in den höchsten Gebirgen, kein Tropfen Regen fällt und bei glühender Hitze immerwährend der reiche Himmel herrscht. Daher kommt es, daß kälter als das griech. Klima, dürfte den griech. Boden, namentlich in den entwaldeten Gegenden, durchschneidet, und daß im Sommer fast alle Vegetation verdorrt und die meisten Nüsse austrocknen. Nur der Thau erhält die Vegetation dann noch etwas, und nur die regelmäßig täglich abwechselnden Land- und Seewinde mäßigen die Hitze, die in den von Randgebirgen umschlossenen Kesseltälern, wozu diese Winde nicht dringen können, fast unerträglich ist. Dagegen gewahrt man nirgends in gleicher Weise eine durchgehende, trocknere Luft, eine tiefere Bläue des Himmels und größeren Glanz der Farben an den Gegenständen und in den Reflexen. Nicht minder schön ist das in mannigfaltigen Bäumen in das Land einfließende und die besten Säften bildende Meer. Was die Flora und die Fauna G. betrifft, so haben sie, die Korinthischen ausgenommen, keine hervorragenden Eigentümlichkeiten und kommen im allgemeinen jetzt ganz mit denen des Ostens des Mitteländischen Meeres,

insbesondere denen von Italien und Spanien überein. In orograph. Beziehung sind außer den jetzt wieder angebauten Silbergruben des attischen Lauriongebirges und der Insel Siphnos besonders die vielen Marmorbrüche hervorzuheben, von denen die des attischen Pentelikon (Pentelikon) und der Insel Paros den besten weissen, die des attischen Hymettos bläulichen, die des Ocha bei Karystos auf Euböa bläulich geäderten (marmo cipollino), die am Kap Tánaron in Lakonien roten (rosso antico), die von Krotes in Lakonien und auf der Insel Tenos grün- und schwarzgesteckten (verde antico) Marmor liefern.

Man sieht also in G. einen Erdstrich von dem ausgeprägtesten geogr. Charakter, durch hohe Gebirge gegen das Ausland abgeschlossen und in sich selbst getrennt, dagegen durch die das Land überall umgebende See unter seinen eigenen Theilen und mit dem Auslande verbunden, auf einer Stelle gelegen, die nicht geeigneter sein konnte, um einen Vermittlungspunkt zwischen den Kulturstaaten des Orients und Occidents zu bilden, mit einer schönen, nicht kuppigen Natur und mit den verschiedenartigsten klimatischen und Bodenverhältnissen, vorherrschend aber solchen, die ein Leben im Freien begünstigen. Die Rückwirkung so bestimmter Verhältnisse mußte auf den Charakter des das Land bewohnenden Volks eine sehr ausgesprochene sein. Bis auf die Gegenwart charakteristisch blieb in G. auf Grund der Landesnatur der Gegensatz zwischen dem Hirtenleben in den Gebirgen, dem Gutsberrtentum in den reichern Niederungen und dem Seeleben der Küstenvölker. Der Zug zur See hat sich stets höchst mächtig erwiesen, wie andererseits das vielgetheilte Land stets zahlreiche Städte, daneben aber einen außerordentlich starken Zug zum Partikularismus erzeugt hat. Unter dem Einflusse der den Charakter des Landes bestimmenden Verhältnisse offenbart sich in beiden Perioden des griech. Alterthums, der achäischen und der hellenischen Zeit, der dem griech. Volke eigenthümliche Sinn, welcher sich in seiner Auffassung, verständiger Theilnahme und geschickter Behandlung der äußern Gegenstände und Verhältnisse ausdrückt, die plastisch gestaltende Phantasie und die Empfänglichkeit der Griechen für sinnliche Schönheit. Ebenso geht als eine Folge der von der Natur gegebenen Verhältnisse durch beide Perioden der Grundzug der Trennung der zahlreichen Stämme und Staaten, sowie der mannigfaltigsten Verschiedenheit ihrer Kulturstufen. Nicht minder spricht sich in beiden gemeinsam die wachsende Neigung der Griechen zum Leben auf der See aus, und theils infolge der Natur des Landes, theils infolge des angeborenen Volkscharakters dieselbe Mäßigkeit im Genuß von Speisen und Getränken, verbunden mit großer Neigung zum heitern, farbenreichen Lebensgenuß. So findet man in beiden Perioden eine Menge kleiner Staaten, nur durch gemeinsame Sitte und das erst allmählich sich entwickelnde Nationalbewußtsein gegen außen verbunden, im Innern aber einander häufig bekriegend und unterjochend. Man findet den Dienst und die Verehrung derselben Gottheiten und einen sinnlich-heiteren Kultus; Monogamie, aber nicht mit gleicher Verechtigung des Weibes, und Befestigung von Weiskläferinnen; das Prinzip der persönlichen Freiheit bei den Freigeborenen und eine Neigung zu einer reichen Befestigung des Lebens, welche mehr noch den Genuß als die Arbeit sucht. Doch

sehr verschieden mobilisiren sich diese Grundzüge in den beiden Perioden. Als unterscheidendes Merkmal zwischen beiden muß gelten, daß in der achäischen Zeit alle jene Grundeigentümlichkeiten noch mehr unbewußt im Charakter des Volks ruhten und durch gewisse herkömmliche Gebräuche und sittliche Zustände gebunden waren. So findet man in der ältern Zeit in öffentlichen wie privaten Verhältnissen durchgehend einen patriarchalischen Zustand, in dem sich die einzelnen Organe des Staats und der Familie noch nicht gesondert zeigen, noch nicht besondere Rechte erworben haben. Daher das Bestehen von Königen, die gemeinschaftlich mit dem Ältesten und Angelegensten des Stammes nach altem Brauch die öffentlichen Angelegenheiten ordnen, Recht sprechen und den Befehl im Kriege führen; daher der Mangel aller Gliederung und Verschiedenheit der Rechte der Freigeborenen und die einzige Unterscheidung des Volks in Freie und in Unfreie, welche aus Unterjochung und Gefangennehmung hervorgegangen, oder aber gelaufte Sklaven waren. In privater Beziehung aber findet man ein unbedingtes Vorwiegen des Familienlebens, somit eine größere Bedeutung der Frauen und ihres Einflusses auf das ganze Leben, die Besorgung aller häuslichen Geschäfte durch die Frauen, die größte Heiligkeit aller Verhältnisse der Pietät, sowohl zwischen dem Menschen und der Gottheit als auch zwischen den Menschen selbst, insbesondere den Verwandten; ferner ein patriarchalisches Verhältniß zwischen Herren und Knechten und die ausgebreitetste Gastfreundschaft. Gewerbe und Künste stehen noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe der Entwicklung und zeigen eine nicht unbedeutende Abhängigkeit von den in dieser Beziehung weiter fortgeschrittenen Völkern der Levante, besonders den Phöniziern.

Betrachtet man dagegen den Zustand der Griechen in der hellenischen Zeit, so treten im Gegensatz zu der achäischen Zeit und noch mehr zu der Kultur der asiat. Völker die dem griech. Wesen eigenthümlichen Züge in voller, bewusster Entwicklung hervor, die sich in allen Verhältnissen des Lebens und in allen Bethätigungen des Geistes ausdrückt. Fast aller Einfluß des Familienlebens auf das öffentliche hat aufgehört, und die öffentlichen Verhältnisse bestimmen das ganze Leben. Daher das Zurücktreten der Häuslichkeit und der damit in Verbindung stehenden sittlichen und gemüthlichen Verhältnisse; die niedrigere Stellung des Weibes, und dafür später (namentlich mit dem 6. Jahrh.) das Emporkommen der Hetären und der Knabenliebe, welche die ältere Zeit nicht kannte. Ebenso haben sich die Verhältnisse der Individuen zur Öffentlichkeit nach Herkunft, Geburtsort und Beruf aufs mannigfaltigste in den einzelnen Staaten gegliedert. Man findet eine ganze Stufenleiter von streng bestimmten Berechtigungen (Herrenstand und Gemeinfreie, Voll- und Halbbürger, Schutzwandte und Hinterlassen, Leibeigene oder Hörige und Sklaven), welche nach und nach aus den ursprünglichen Verhältnissen der Urbewölkung und der eingebrochenen Eroberer oder der hinzugekommenen Einwanderer sich herausgebildet haben, und welche wiederum die größte Mannigfaltigkeit der Staatsverfassungen zur Folge gehabt haben. Von der entschiedensten Oligarchie bis zur ägellosesten Demokratie (nur immer auf der Unterlage der Sklaverei) findet man Verfassungen in allen

Abklüftungen, je nachdem das eine oder das andere Element im Sinne überwiegt war. Rugsand hat überhaupt die Staatsform in planmäßiger Organisation der Verfassungen sich mehr versucht als in den griech. Staaten. Mit der Mannigfaltigkeit der staatsrechtlichen Verfassung mußte auch die Entwicklung der privatrechtlichen Hand in Hand gehen, obgleich diese in G. nicht zu der hohen Stufe gelangte wie in Rom. Der wesentliche Unterschied aber des öffentlichen Lebens der beiden Verfassungen ist der, daß hier seit Mitte des 19. J. die monarchisch-patriarchalische Verfassung alle Elemente der republikanischen in sich aufnahm, und zwar dem Vorse nach auch da, wo die noch dem Namen nach bestanden, wie in Sparta.

In der Literatur, der Kunst und der Religion hat sich in dieser Periode der griech. Geist zu einer hohen Stufe und zu großem individuellen Gehaltsreichtum entwickelt. Nach Seiten der Gewerbe (scheiden sich liberale Gewerbe, die ein freigeschobener treiben darf, von denen, welche aus von Sklaven geleitet werden. Dieser Unterschied war indessen nach dem Kulturstande der einzelnen Staaten schwach. In denen, wo die politische Interessen allen andern vorkamen, wie in Sparta, galten nur Jagd- und Kriegszucht und die Beschäftigung mit den Staatsangelegenheiten eines Vollbürgers für wichtig. Durch solche Eingrenzung des sozialen Zustandes der Freien mußte an vielen Stellen die Lage der Erbsknechten und Sklaven desto mehr herabgedrückt werden. Das patriarchalische Verhältnis zwischen Herren und Sklaven verschwand in den entwickelteren Staaten mit großer Handels- und Handelsabhängigkeit natürlich fast ganz. Die durch die Verschiedenheit der Verfassungen in politischer, so hatte sich auch durch die Verschiedenheit der Lebens- und Gewerbestufen in sittlicher und sozialer Beziehung eine große Mannigfaltigkeit herausgebildet. Es gab daher Staaten, in denen das Bauern- und Hirtenleben vorwaltete und die auf einfachem Kulturstandpunkte geblieben waren, wie Kriakien, andere, in denen Handel und Industrie dominierten, wie Athen, selbst Athen, Aegina, Korinth, wieder andere, welche sich zu Kriegestaaten ausgebildet hatten, wie vorzugsweise Sparta. Bei den meisten waren jedoch diese Verhältnisse gemischt. Wo, wie in Athen und in manchen Inseln und Seestaaten, die Mischung den lebhaftesten Verkehr und die wohlthätigste Arbeit hervorbrachte, da gelangte die griech. Kultur zur höchsten Blüte. Wo dagegen Abgeschlossenheit und einseitige Lebensweise, wie im inneren Peloponnes und Nordgriechenland, herrschte, wo der Einfluß barbarischer Völker und der Mischung mit ihnen wirkte, wie namentlich in Syrakus und Makedonien, da blieb sie am meisten zurück und gab einen auffallenden Gegensatz ab zu jener hohen Entwicklung.

Literatur. Mannert, »Geographie des nördlichen G.«, des Peloponnes und der Inseln des Archipelagus« (Lpz. 1852), Arde, »Griechenland« (3 Bde., Lpz. 1855-57), Enke, »Travels in the Morea« (3 Bde., Lond. 1830, mit Nachtrag), »Peloponnesos«, 1846), derselbe, »Travels in Northern Greece« (Lond. 1846), Hoffmann, »G. und die Griechen« (Lpz. 1841), Habert, »G. in allegor. Beschreibung« (Lpz. 1842), Curtius, »Peloponnesos« (2 Bde., Gotha 1861-62), Purkian, »Geographie von G.« (2 Bde., Lpz. 1862-72), J. Leger, »Lectures on the geography of Greece« (Lond. 1871),

Riepert, »Lehrbuch der alten Geographie« (Berl. 1871), Gohl und Zoner, »Das Leben der Griechen und Römer« (5. Aufl., Berl. 1882).

Das gegenwärtige Königreich Griechenland besteht aus dem größten Teile der oben beschriebenen griech. Halbinsel (nämlich Peloponnes, Mittelgriechenland und seit 1881) des nördlichen Teiles von Syrakus, sowie fast ganz Thessalien, das sog. Jonischen Inseln (seit 1863) und den des östlichen G. östlich liegenden Inseln des Ägäischen Meeres (Ägaden, ein Teil der sog. Sporaden) und hat eine Flächeninhalt von 64 628 qkm, wovon 33 900 qkm auf das kontinentale G. (davon 13 800 auf die Erweiterungen von 1881 in Thessalien und Syrakus, 21 466 qkm auf den Peloponnes, 6613 qkm auf Euböa mit den übrigen zu G. gehörigen Inseln des Ägäischen Meeres (Archipel) und 2007 qkm auf die Jonischen Inseln kommen. Es greift in R. an die Halbinsel Jannina und Salomon, die europ. Türkei, wird im O., S. und W. vom Meer (östlich vom Ägäischen, westlich vom Jonischen Meere) umgeben und erstreckt sich einschließend der dazu gehörigen Inseln von 36° 50' bis 40° 30' nördl. Br. und von 36° 56' bis 41° 44' östl. L. (von Ferro) und ohne die Inseln von 36° 25' bis 40° nördl. Br. und von 38° 22' bis 41° 44' östl. L. (von Ferro). Die Bevölkerung beläuft sich auf 1 979 147 E. (31 auf 1 qkm), davon kommen auf die alten Landesstellen (1879) 1 679 470, auf die 1881 hinzugekommenen Teile von Syrakus und Thessalien (1881) 299 677 E. Die Zahl der Fremden betrug 1879 in G. 31 900, davon waren 1104 Italiener, 2107 Engländer, 634 Franzosen, 314 Deutsche (davon eine kleine Dorfschule, Heraklion am Voulas, besteht), 264 Österreichler, 101 Russen, 71 Serben und 23 123 Unterthanen der Türkei. G. ist auch die Inseln nicht aufgenommen, ein sehr geringes Land, die bedeutendsten seiner Größe sind auf dem kontinentalen G. der Rhodos oder Rhos, 1864 m, das Plestidigebirge oder Pelos (1618 m), der Parnassos (im Ostteil der Olymp. Halbinsel, 2927 m), der Atlas (Rhodos, 1416 m), der Opa (Rhodos, 1412 m), der Meneli (Rhodos, 1110 m), der Peloponnes (Rhodos, 1077 m), der Korax (höchste Spitze des Peloponnes, 2400 m), der Parnax (höchste Spitze des Pelos, 2400 m), der Opa oder Opa (höchste Spitze des Pelos, 1926 m), der Olympos (höchste Spitze Pelos, 2090 m), der Pelos oder Jagora oder Pelos (höchste Spitze 1765 m), auf dem Peloponnes der Zagoros (1405 m), die Rhodos (höchste Spitze 1405 m), der Olympos (höchste Spitze 1405 m), der Pelos (1405 m), der Pelos (1405 m).

Im Westen ist das Land wenig geeignet. Nur seine Küste ist für den Verkehr von nur einem Zugang schiffbar. Die bedeutendsten verteilten sind in Syrakus der Krathos (jetzt Arta, Orakl), in Thessalien der Parnos (jetzt Salomon), in Thessalien der Rhodos, jetzt Agros (Votom) genannt, welcher auf den Bergen von Syrakus entspringt, das westliche G. (Mannert) und das östliche Teil von Thessalien durchfließt und im Westen von Rhodos in das Jonische Meer mündet, und der Sperchios, jetzt Pelos, der auf dem Olympos entspringt, die Rhodos durchfließt und sich in den Ägäischen oder dem Mäitischen Meer (Ägäisches Meer) ergießt, im Peloponnes der Alpheios, jetzt Rhipin, der auf den Bergen Rhodos



seine Quellen hat und unterhalb Olympia in das Ionische Meer mündet. Um so reicher ist das Land an Meerbäsen, darunter die bedeutendsten: der von Bolo, der Malische (von Zitiuni), der Saronische (Ugina), der Argolische (Nauplia), der Salonische Golf (Marathon), im Ägäischen Meere; der Messenische (Korona), der Arkadische, der von Patras und der Korinthische im Ionischen Meere; der Ambrakische (Golf von Arta) ist nur teilweise zu S. zu rechnen, da ein Teil der Rüste zum türk. Gebiete gehört. In administrativer Hinsicht ist G. in 16 Kreise (Nomarchien), diese zusammen in 67 Bezirke (Eparchien) und diese wiederum zusammen in 543 Gemeinden (Demen) geteilt. Die Kreise sind: 1) Attika mit Böotien, 2) Subba, 3) Bithiotis und Bhois, 4) Alarnanien und Attolien, 5) Achaja und Elis, 6) Arkadien, 7) Salontien, 8) Messenien, 9) Argolis und Korinth, 10) die Kykladen, 11) Kertyra (Korfu), 12) Kephallonia, 13) Zakythos (Zante), 14) Arta, 15) Itrilala, 16) Larissa. Die Hauptstadt des Landes, Residenz des Königs und Sitz der Centralbehörden ist Athen. (Hierzu Karte: Griechenland.)

Der Boden G. gehört nicht zu den fruchtbarsten SüdEuropas. Von der gesamten Oberfläche sind etwa 25 Proz. ganz ohne Kultur, wirklich bebaut indessen, da stets die Hälfte brach liegt, kaum 15 Proz.; 18600 qkm sind natürliche Weiden, 7486 qkm Gärten, 8349 qkm Seen und Sümpfe; ungefähr 5420 qkm sind bewaldet, und zwar besonders mit Kiefern, Fichten, Pinien, Eichen und Oliven; die schlechte Forstwirtschaft vermindert übrigens mit jedem Jahre die Ausbeutung der Wälder; die bedeutendsten befinden sich noch an der Westküste des Peloponnes und zwischen dem Ota und Lymphrestos. Der Rest des Bodens fällt auf Unland, wie Berge und Felsen, auf Gewässer und Sümpfe, deren Austrodnung übrigens bedeutend vorgeschritten ist und die sich auf kleine Strecken beschränken werden, wenn erst die projektierte Austrodnung des Kopaisumpfes in Böotien ausgeführt sein wird, durch welche dem Landbau über 50 qkm des schönsten Bodens gewonnen werden dürften. Die fruchtbarsten Teile des Landes sind die Ebenen von Thessalien, von Livadia und Theben in Böotien, die Küstentäler an der Süd-, West- und Nordküste des Peloponnes, die Ebene von Argos und die große Hochebene von Arkadien, die Flusstäler des Alpheios (Elis), des Spercheios (Bithiotis), des Acheloos (Alarnanien) und einige der Kykladen. Den weitest aus bedeutendsten Teil der Bodenkultur bilden die Korinthenpflanzungen auf mehr als 160 qkm; die Produktion ist (1883) auf 122 894 616 kg gestiegen. Der Export dieser G. speziell angehörigen Frucht belief sich 1883 auf 2 330 000 Pfd. St., davon geht weitaus der größte Teil nach England, kleinere Partien nach Deutschland und Nordamerika. Die Korinthenkultur wird an den Küsten des Peloponnes und auf den Ionischen Inseln getrieben. Auch die Rebe der Weinast. weissen, kernlosen Sultanis-Traube verbreitet sich in der neuesten Zeit bedeutend, in Argolis besonders und Elis, und der Export beträgt bereits mehrere Millionen Pfund Sterling. Weniger bedeutend als Exportartikel ist der Wein (f. Griechische Weine). Weiteres wichtiges Bodenprodukt, dessen Exportation sich jährlich hebt (1882 für 89 760 Pfd. St.), ist das Öl der überall im Lande gepflanzten Olivenbäume, wovon man bereits über 5 Mill. Äkkt. Seit 1880 hat sich diese

Kultur verdreifacht, die des Feigenbaums ver-sechsfacht; die des Weinstocks ist auf das 28fache gestiegen. Außerdem werden exportiert Orangen, Citronen und Citronat (Boros, Naxos), Feigen (Messenien); auch Labat wird viel exportiert (Argos, Alarnanien, Bithiotis), zumeist nach der Türkei (für 42 070 Pfd. St.). Der Ackerbau ist vernachlässigt, da außer in Thessalien, Arkadien, Böotien und Bithiotis der fruchtbare Boden gewöhnlich zu edlerer Kultur benützt wird, übrigens auch der heidnische Pflug noch nicht durch vollkommene Werkzeuge verdrängt ist; zum Teil trägt auch der Mangel an Wasser, sowie die unbillige Besteuerungsart und die größere Neigung des Volkscharakters zum Handel und Gewerbe die Schuld, daß der Ackerbau nicht gleichen Schritt gehalten mit der übrigen Entwicklung des Landes. Daher bedarf auch die Produktion an Cerealien bei weitem den Landesbedarf nicht, und Brostoff wird zum Werte von 25—30 Mill. Drachmen (über 1 Mill. Pfd. St.) jährlich eingeführt, und zwar größtenteils aus Rußland. Weitere Ausfuhrartikel liefern die Marmorbrüche auf Paros und dem Pentelikon (Attika), die Schmirgelgruben auf Naxos, die Kohlenwerte von Maropulo in Attika, von Kumi auf Subba, soweit deren Produkt nicht im Lande selbst verbraucht wird. Kohlenlager (im Zustande von Eigniten) sind auch in andern Teilen des Landes, besonders auf den Kykladen entdeckt, aber noch nicht ausgebeutet. Das Land ist reich an Mineralien, wie Eisen, Blei und Kupfer, auch an nützlichen Erdbarten; doch hat die Ausbeutung nicht begonnen und Sättenerwerte sind nur in Attika (Laurionwerte), namentlich zu Ergastria, in denen man Blei (12 000 t jährlich) und etwas Silber gewinnt, größtenteils aus dem Schutte der bereits im Altertum ausgenutzten Minen. Die Viehzucht ist unbedeutend, am wichtigsten noch in den Ebenen von Thessalien, Elis, Alarnanien und Bithiotis. Einen bedeutenden Betriebszweig bildet an den ausgedehnten Küsten der Fischfang.

Die einheimische Industrie beginnt sich zwar trotz der Konkurrenz der europ. Fabrikate insolge des strebsamen Wesens der Bewohner allmählich zu heben, und in neuester Zeit sind bereits zahlreiche Baumwollspinnereien und Webereien im Piräus, Syra, Patras, Livadia und anderwärts, auch einige Glasfabriken, Eisengießereien, Papier- und andere Fabriken entstanden; besserungswürdig wird aber doch der bei weitem größte Teil der im Lande verbrauchten Fabrikate und Manufakturwaren aus Deutschland, Österreich, England, Belgien und Frankreich eingeführt, und so übersteigt denn auch der Import den Exporthandel um mehr denn 60 Mill. Drachmen jährlich. Handel und Schifffahrt bilden den blühendsten Teil der ganzen Nationalthätigkeit und haben sich nach den letzten Schlägen, welche sie insolge des Freiheitskampfes erlitten, rasch wieder gehoben. Die Handelsmarine bestand Ende 1883 aus 3224 Fahrzeugen mit 270 148 t Gehalt, wobei 60 Dampfer von 80 782 t. Außer ihren eigenen Fahrzeugen bemannten die griech. Seeleute, durch Gewandtheit und Ausdauer bestens bekannt, viele fremde Schiffe im Mittelmeer und der Reedereibetrieb im Archipel und an den benachbarten Küsten ist größtenteils in ihren Händen. Der Wert der Einfuhr belief sich 1882 auf 128 Mill., der der Ausfuhr auf 72 Mill. Mark. Die Haupthandelsplätze sind Patras, Hermupolis auf Syra und seit neuerer Zeit der Piräus; der Waren-

ſie zählte 1888: 2611 Studierende und 97 Dozenten. Für das theol. Studium erſtarrten das Theol.-Seminari und 8 Spezialſchulen in den Provinzen, zuſammen mit 115 Jöglingen. Zur Univerſität gehört eine Nationalbibliothek von 90 000 Bänden, ein numiſmatiſches und ein naturhiſt. Muſeum, ein botan. Garten, eine Schule der Pharmacie; die Sternwarte iſt Privatgründung, ebenſo das Archäologiſche Muſeum und die Schule der Polytechniſch und der ſchönen Künſte. Es beſtehen 1 Ackerbauſchule, 6 Navigationsſchulen, 1 Hebammenſchule und die Kriegſchule der Gekleiden in Piräus; mehrere Akademien, gelehrte und literariſche Geſellſchaften, Drudereien und Zeitſchriften.

Die Finanzen des Staats beginnen erſt in neuerer Zeit ſich günſtiger zu geſtalten; das Budget pro 1888 weiſt eine Einnahme von 73 113 610 und eine Ausgabe von 72 072 006 Frs. auf. Die Staatsſchuld belief ſich auf 898 834 870 Drachmen, von denen 81 284 250 auf die äußere, 816 750 620 auf die innere Schuld kommen. G. iſt ſeit 1867 der ſog. Lateiniſchen Münzkonvention (ſ. d.) beigetreten und demzufolge iſt der legale Kurs an den öffentlichen Kaſſen nur den Münzen der jene Konvention bildenden Staaten (alſo den auf Frankennuß geprägten) geſtattet. Seit 18./1. Nov. 1882 iſt das Frankensystem obligatoriſch. Der Franc (ſ. d.) heißt Drachme und zerfällt in 100 Lepte (Centimes). Die Münzwährung iſt die Doppelwährung; der ſeit 1877 beſtehende Zwangsſkurs von Banknoten der Nationalbank wird bald aufgehoben.

Heerweſen. Während des griech. Befreiungskampfes wurden 1822 das Philhellenenbataillon und das Regiment Larela als die erſten regulären Truppen G. errichtet, 1823 ſtellten der franz. Oberſt Fabvier und danach der bayr. Oberſtilieutenant von Heideſ deren noch weitere auf; doch wurden Heer und Flotte G. erſt 1828 unter dem Präſidenten Kapodistria feſt organiſiert. Unter König Otto I. beſtand das Heer bis zum Orientkriege hin aus der Phalanx (Offiziere aus der Zeit des Befreiungskampfes), 4 Bataillonen Infanterie, 4 Bataillonen Grenadjern, 2 Schwadronen Reiter, 3 Kompagnien Artillerie, 1 Genieabteilung und 1400 Gendarmen, im ganzen 8900 Mann einſchließlich der Stäbe und Invaliden. Nach dem Orientkriege wurde der Friedensſtand des Heers bis 1862 auf 10 000 Mann erhöht. Gelegentlich der Revolution löſte ſich 1862 das Heer vollſtändig auf und wurde 1867 neu organiſiert. Heer und Flotte G. behielten jedoch im Vergleich zur Bevölkerungszahl einen außerordentlich niedrigen Stand wegen der Herrüttung der Staatsfinanzen. Im J. 1867 wurde die allgemeine Wehrpflicht mit 12jähriger Dienſtverpflichtung und Loſung geſetlich eingeführt, doch blieb Stellvertretung und Loſkauf geſtattet; die nicht in das Heer eingereihte Mannſchaft war vom 18. bis 50. Jahre zum Dienſt in der Nationalgarde verpflichtet. Die 80 000 Mann ſtarke Nationalgarde war militäriſch unausgebildet und beſaß keine Friedensſtämme. Außerdem ſollten im Kriege Freiwilligentruppen in Stärke von je 650 Mann errichtet werden, und 1869 ſind wirklich 80 ſolcher Korps aufgeſtellt worden. Das Heer beſaß im Frieden weder Generalſtab noch Train oder Sanitätsabteilungen, die Kavallerie und Artillerie hatte nur ſehr wenig Pferde, die Truppen waren nicht in Brigaden zuſammengeſtellt, ſondern ſtanden unmittelbar un-

ter dem Kriegsminiſter, und es fehlten ſomit alle Bedingungen für eine raſche Mobilmachung und angriffsweiſe Kriegsführung. Dieſe Verhältniſſe dürften G. Neutralität während des Ruſſiſch-Türkischen Kriegs 1877 mehr als die Rückſichtnahme auf polit. Verhältniſſe erklären. Im Frieden beſtand das Heer aus 10 Bataillonen Infanterie, 4 nur aus Freiwilligen ergänzten Bataillonen Bergjäger, einem Regiment (5 Schwadronen) reitender Jäger, 5 Batterien und 1 Handwerkerkompagnie Artillerie (in ein Regiment formiert), 1 Sappeurbataillon, 1600 Mann Gendarmen (200 beritten), in Geſamtſtärke von 10 679 Mann, 770 Pferden, 48 Maultieren und 82 Geſchützen. Im Kriege ſollten die Truppen die Zahl ihrer Kompagnien u. ſ. w. vermehren und außerdem acht Bataillone Bergjäger neu aufgeſtellt werden, ſodas die Einientruppen die Stärke von 26 872 Mann erreichten, welche 20 Bataillone Infanterie, 12 Bataillone Bergjäger, 6 Schwadronen reitende Jäger, 10 Batterien (ſaſt durchweg Gebirgsartillerie) mit 50 Geſchützen und 5 Sappeurkompagnien bildeten. Die Magazine und milit. Werkſtätten beſanden ſich in Nauplia, der einzigen Feſtung des Landes. Nur die Bergjäger und Freiwilligentruppen trugen die ſleißſame Nationaltracht, alle übrigen Truppen Uniformen franz. Schnitts. Die Bewaffnung der Infanterie war noch 1876 ſehr verſchieden und beſtand teils in gezogenen Vorderladern (Minié), teils in Chassepot- und Remington-Hinterladern; doch wurde ſeit 1877 die Neubewaffnung mit dem in Belgien angefertigten Mynona-Hinterlader (griech. Modell) begonnen und bis 1883 für ſämtliche Einientruppen durchgeführt. Die Artillerie führte Vorderlader franz. Modells (La Hitte); die Reiterei war mit Kallaſch und Piſtole, das erſte Glied mit Lanzen, das zweite Glied mit Remingtongewehren bewaffnet. Für die geſamte Nationalgarde waren nur Minié-vorderlader vorrätig. Trotz der ſehr mangelhaften Organisation waren inſeſſen die Truppen wegen der guten Eigenſchaften der Mannſchaft im Gebirgskriege und namentlich zur Verteidigung des eigenen Landes recht gut verwertbar. Der Berliner Kongreß (ſ. d.) 1878 brachte G. 1881 einen beträchtlichen Gebietszuwachs und veranlaßte dadurch eine durchgreifende Reorganisation des Heerweſens, welche durch das Geſetz vom 21. Juni 1882 zum Abſchluß gebracht worden iſt. Alle Griechen ſind danach 19 Jahre lang wehrpflichtig und gehören die erſten 9 Jahre dem Heer, die letzten 10 Jahre hindurch der Landwehr an. Die geſamte dienſtaugliche Mannſchaft wird im Frieden militäriſch ausgebildet; die aktive Dienſtzeit beträgt bei der Infanterie ein Jahr, bei den übrigen Waffen zwei Jahre, worauf die Mannſchaft zur Reſerve beurlaubt wird. Die Friedensſtärke des Heers beträgt 29 869 Mann, 8618 Pferde und Maultiere neſt 64 Geſchützen. Das ſtehende Heer beſteht aus 27 Bataillonen Infanterie, 9 Bataillonen Jäger, 8 Bataillonen Reiter, 5 Bataillonen Artillerie (2 Feld-, 2 Gebirgs-, 1 Feſtungsbataillon), 3 Bataillonen Pioniere und der Gendarmen (4865 Köpfe); die Bataillone beſtehen bei allen Waſſengattungen aus 4 Kompagnien, Schwadronen oder Batterien, zu denen bei der Artillerie noch eine Trainkompagnie hinzutritt. Bei den Batterien ſind je vier Geſchütze beſpannt. Der Generalſtab und einige höhere Stäbe ſind ſchon im Frieden organiſiert, ebenſo Stämme für die Verwaltung und das Sanitätsweſen. Die Kriegsſtärke

Griechen der griech. Nation, die sich freilich damals schwerlich als ein einheitliches Volk fühlte und sich daher auch noch lange Zeit später mit keinem gemeinsamen Namen bezeichnete, während man bei den Italikern einen vermutlich auf alte Erinnerung zurückgehenden Gesamtnamen für ihren griech. Bruderstamm findet: *Gräci* (woraus unser «Griechen»), ein Name, der bei den Griechen selbst nur als die schon früh verschwundene Bezeichnung eines einzelnen Stammes im *Epirus* erscheint. Mit einem andern Gesamtnamen werden die Griechen von den Orientalen (Äriern wie Semiten und später Ärten) bezeichnet: *Javan* (in der Völkertafel der Genesis ein Sohn des Japhet), d. h. Jonier, der Stammenname eines bedeutenden Bruchtheils der griech. Nation, desjenigen, der die frühesten und lebhaftesten Beziehungen zu den Bewohnern des vordern Asien, besonders zu den Semiten hatte.

In G. selbst, in welches ebenfalls die verschiedenen Gruppen der Nation nicht gleichzeitig, sondern nacheinander in Zwischenräumen eingewandert sind (und zwar wahrscheinlich von der Nordseite der Balkanhalbinsel her), findet man in den ältesten Zeiten eine ganze Reihe von Stämmen wesentlich gleichartiger Natur, die man später unter dem Namen der Pelasger zusammenfasste. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieselben von den spätern Archäern und Hellenen ethnographisch nicht verschieden waren. Es scheint das Richtiger zu sein, von den Griechen in der pelasgischen (uralten), der achäischen und der hellen. Zeit zu sprechen. Die Griechen der pelasgischen Zeit lebten in primitiver Einfachheit, in patriarchalischen Zuständen unter Häuptlingen, teils schon als Ackerbauer, teils noch als Hirtenstämme in den Hochlandscapen; ihre Götter wurden zwar persönlich gedacht, aber noch als Naturgewalten verehrt.

Die allmählich sich entwickelnden Gegensätze und Kämpfe zwischen den Hirtenstämmen und den Bauern der Niederungen im Innern, dazu verschiedene Verschiebungen der Stämme in den griech. Ländern, und ganz besonders von Asien her der Einfluß der hochentwickelten Phönizier, die als See- und Handelsmacht von Syrien her um 1800 v. Chr. *Kreta* und *Rhodus* besaßen, die aber das Achäische Meer beherrschten, und seit 1200 v. Chr. auf vielen Stellen der griech. Ost- und Südküste sich festsetzten, führten endlich zu einer gewaltigen innern Veränderung der Altgriechen. Aus den pelasgischen Bauern und Hirten gehen die ritterlichen und kriegerischen Achäer (die Eölen) hervor, die allmählich stärkere Staatswesen unter kriegerischen Königen, namentlich im östl. Peloponnes, ausbilden, viele Kulturelemente von ihren phönizischen Lehrmeistern annehmen, städtische Burgen oder Larissen (wie zu Mytlenä) aufbauen, endlich (seit 1100 v. Chr.) die Phönizier von ihren Küsten gänzlich verdrängen. Als mächtigere Staaten kennt man die der Winger in Böotien (*Orchomenos*), der Jonier in Attika (wo die Sage den Theseus als Gründer des Einheitsstaats nennt) und der Achäer im östl. Peloponnes. Nach der Selbstenz vereinigen sich auch mehrere Staaten unter der Führung eines mächtigern zu größern überseeischen Expeditionen, wie solche vielleicht den hñor. Kern der Sagen vom Trojanischen Kriege (s. Troja) bilden. Auch die internationalen Verhältnisse der griech. Staaten untereinander wurden nach einigermaßen humanern Grundsätzen geregelt durch Bildung sog. Amphiklyonien, d. h. Bündnisse

benachbarter Staaten, welche in dem Heiligtum einer Gottheit, unter deren Schutz die Satzungen des Bundes gestellt wurden, einen religiösen Mittelpunkt hatten, wie die nordgriech. Amphiklyonie, später (nach der Verbindung mit dem Orakelheiligtum zu Delphi seit Beginn des 8. Jahrh. v. Chr.) die angesehenste und einflussreichste von allen, im Heiligtum der Demeter zu Anthela an den Thermopylen und der Bund mehrerer (meist peloponnesischer) Seestaaten im Tempel des Poseidon auf der Insel Kalauria. Von den innern polit. und sozialen Verhältnissen der achäischen Staaten geben die homerischen Gedichte ein wohl ziemlich getreues Bild; denn wenn dieselben auch geraume Zeit später, nach der dor. Wanderung, entstanden sind, so sind sie doch unter den nach Kleinasien übergesiedelten Angehörigen eben jener Staaten und im Nachflange älterer Lieder gedichtet. Danach war die Regierungsform durchgängig die monarchische. An der Spitze jedes Staats stand ein dem angesehensten Geschlechte, das seinen Ursprung gewöhnlich auf eine Gottheit zurückführte, entprossener König, dessen Würde erblich war; er war Heerführer im Kriege und hatte im Frieden Recht zu sprechen und gewisse Opfer für das ganze Volk, wie der Hausherr für seine Familie, darzubringen. Seine Obliegenheiten übte er unter Mitwirkung der Häupter der angesehensten Familien, der Eölen, die seinen Rat bildeten, welcher sich in der Regel in der Behausung des Königs beim Mahle, womit immer ein Opfer verbunden war, versammelte. Bei besonders wichtigen Fragen wird auch die Gemeinde zur Volksversammlung berufen; in derselben sprechen aber nur die Eölen, das Volk gibt nur seinen Beifall oder sein Mißfallen zu erkennen, eine Abstimmung findet nicht statt. Der Fremde ist ohne besondere Verträge rechtlos, nur durch die Schen vor den Göttern vor Verletzung geschützt; ebenso die unfreie Dienerschaft, Sklaven und Sklavinnen, deren es wenigstens in den Häusern der Herrscher eine ziemlich bedeutende Zahl gab. Überhaupt ist das Recht in dieser Zeit noch nicht in bestimmte Formeln, Gesetze, fixiert, sondern aufs engste mit den religiösen Anschauungen verbunden: Recht und Sitte fallen noch zusammen. Fast alle Vergehen und Verbrechen, unter Umständen auch Mord und Todschlag, können durch eine Buße an den Verletzten oder seine Rechtsnachfolger gesühnt werden.

Die meisten der alten griech. Staaten und Stämme wurden heftig erschüttert oder auch ganz zertrümmert durch die Wanderungen, welche neue, noch rohere, aber kräftige Stämme herzuführen, durch welche neue polit. Gestaltungen entstanden, die freilich vielfach an das Frühere anknüpften. Der erste Anstoß zu diesen gewöhnlich als die dor. Wanderung oder auch als Rückkehr der Herakliden (s. d.) bezeichneten Umwälzungen kam von Nordwesten her, indem (vielleicht durch Ägyptier gedrängt) der ursprünglich in Thesprotien (in Epirus) sesshafte Stamm der Thesaler gegen Osten über den Pindos in die später nach ihnen Thessalien genannte Landschaft zog und die bisherigen Bewohner derselben teils zu hörigen Bauern (*Beneten*) machte, teils zur Auswanderung nötigte; namentlich zog der Stamm der äol. Böoter oder Ärnäer südwärts bis nach der in ihrer geogr. Gestalt Thessalien sehr ähnlichen Landschaft, welche von ihnen den Namen Böotien erhielt. Diese Bewegung gab wohl auch den am Olymp sitzenden Doriern den Anstoß, nach Süden

vormwärts zu bringen, zuerst nach dem Ota und Par-nak. Später sollen sie nach der Tradition in einem großen Heerhaufen unter Führung der drei Söhne des Aristomachos, Temenos, Kresphontes und Aristodemus, durch Atolien, wo sie ihnen Orylos mit einer Schar Atolier angeschlossen habe, und über den Korinth Meerbusen nach dem Peloponnes gezogen sein, wo sie durch eine einzige Schlacht, in welcher Tisamenos, der Sohn des Orestes, gefallen sei, den größten Teil der Halbinsel gewonnen und durchs Los unter sich geteilt hätten; dem Temenos sei Argos, dem Kresphontes Messenien, den Söhnen des unterwegs verstorbenen Aristodemus, Eurysthenes und Prokles, Lakonien zugesallen; dem Orylos habe man für seinen Beistand im Kampfe die Landschaft Elis überlassen. Diese Tradition leidet aber an starken innern Unwahrscheinlichkeiten und steht auch mit mannigfachen Lokalsagen der Peloponnesier selbst in Widerspruch. In Wahrheit sind die Eroberer (die nach der alten Chronologie gegen Ende des 12. vorchristlichen Jahrh., wahrscheinlich aber erst gegen 1000 v. Chr. sich in Bewegung setzten) nur unter langen und schweren Kämpfen die neuen Herren im Peloponnes geworden. Die Dorier scheinen von Atolien aus über die Meerenge von Rhion nach Elis, von da, am Flusse Alpheiös aufwärts, nach dem südl. Arabien gezogen zu sein, wo ihr die tapfern Bergbewohner Widerstand leisteten. Infolge dessen teilten sie sich wahrscheinlich in zwei Heerhaufen, deren einer mit relativ leichter Mühe die friedlichen Einwohner der reichen Ebenen Messeniens unterwarf, während der andere, dem Laufe des Eurotas folgend, sich an der Stelle, wo dann die Stadt Sparta sich erhob, festsetzte und von hier aus lange und hartnäckige Kämpfe mit der achäischen Bevölkerung von Amyklä zu bestehen hatte. Eine andere Schar der Dorier unternahm von hier aus ihren Eroberungszug gegen die Halbinsel offenbar zu Schiffe und setzte sich an der Südküste von Argolis fest, beim sog. Temenion, von wo sie nach längerem Kampfe die Stadt Argos gewannen und von dieser aus allmählich, meist auf gütlichem Wege, die kleineren Staaten der Landschaft dorisierten; an der Nordküste eroberten sie endlich von dem Hügel Solymeios aus Korinth. Die nächste Folge dieser Eroberungen war eine starke Auswanderung, besonders der angesehensten Geschlechter der alten Bevölkerung, aus den eroberten Staaten. Die Ausgewanderten im Peloponnes setzten sich zum Teil in der nördlichsten Landschaft des Peloponnes, die von ihnen den Namen Akaja erhielt, fest und nötigten wieder die ältere ion. Bevölkerung dieser Landschaft, über den Isthmus zu den stammverwandten Athenern zu flüchten; ein anderer Teil verließ den Peloponnes ganz und zog in Verbindung mit Angehörigen der nördl. Stämme unter Führung von Fürsten aus dem Stamme der Pelopiden gen Osten, wo sie auf der Insel Lesbos und auf der Küste des nordweil. Kleinaasiens sich ansiedelten (äol. Kolonien). Von Korinth aus versuchten die Dorier auch nach dem mittlern G. vorzudringen. Es gelang ihnen, die kleine Landschaft Megaris sich zu unterwerfen; aber ihre Versuche zur Eroberung Attikas scheiterten an dem heldenmütigen Widerstand der Athener. Die Sage läßt in diesen Kämpfen den attischen König, Kodros, den Heldentod sterben. Bald nach dieser Zurückweisung der Dorier zogen dann zahlreiche ion. Scharen, ebenfalls mit abenteuerlustigen Genossen aus andern Stämmen vermischt, aus dem

armen und größtenteils wenig fruchtbaren Attika nach den reichen Küstenlandschaften Kleinaasiens hinüber, wo sie 12 Städte gründeten, welche unter sich zu einem Bunde (der ion. Dodekapolis) zusammentraten: Miletos, Rhus und Priene an der Küste von Karien, Ephejos, Kolophon, Lebedos, Teos, Klazomenä, Pholäa und Erythrai an der Küste von Lydien, und Samos und Chios auf den gleichnamigen Inseln. Diese ion. Kolonien, denen sich frühzeitig das ursprünglich äol. Smyrna anschloß, erreichten bald eine hohe Stufe der Macht und Kultur; sie wurden später die Ausgangspunkte neuer Koloniegründungen, wie namentlich die Milesier seit dem Beginn der folgenden Periode an der Propontis und an den Küsten des Schwarzen Meeres Handelsniederlassungen gründeten; in ihnen entwickelte sich auch zuerst die epische Poesie (Homer) zu hoher Blüte. Auch die Dorier beteiligten sich an diesen Seerügen nach den Küsten Kleinaasiens, indem sie, hauptsächlich von Argolis aus, die sog. dorische Herakpolis, d. h. sechs zu einem Bunde vereinigte Städte (Halikarnassos und Knidos auf der iar. Küste, Kos auf der Insel dieses Namens, und Jalyssos, Kameiros und Lindos auf der Insel Rhodos) gründeten. Alle diese Kolonisationen scheinen sich bis 900 v. Chr. vollzogen zu haben.

Von den dor. Staaten im Peloponnes war jahrhundertlang Argos der mächtigste und blühendste. In Messenien hatten die Dorier sich mehr als irgendwo sonst mit den ältern Einwohnern verschmolzen und unter dem Einfluß der reichen, üppigen Landesnatur ihren kriegerischen Charakter mehr zurücktreten lassen; ihr Herrscherhaus schloß sich eng an die Stämme des südl. Arabien an. In Sparta waren neben den langen Kämpfen mit der achäischen Bevölkerung, bedeutende Unordnungen und Parteilämpfe zwischen den Doriern selbst eingetreten, denen erst durch die (von der gewöhnlichen Chronologie auf 884, richtiger erst nach 825 v. Chr., angesetzte) Gesetzgebung des Lykurgos (s. d.) ein Ende gemacht wurde, welche die Verfassung und Sitte der Spartaner neu regelte und ihre militärische Kraft so sehr steigerte, daß sie etwa 800—770 v. Chr. endlich das mittlere und südl. Eurotasegebiet erobern konnten. Ein Teil der besiegten Achäer wurde zu freien, aber zinspflichtigen und politisch rechtlosen Unterthanen (Periöten), die Masse der Bauern (Heloten) zur Leibeigenschaft herabgedrückt.

Von der ersten gezählten Olympiade bis zum Beginn der Perserkriege (776—500 v. Chr.). Die in Olympia (s. d.), einer Ebene der Landschaft Pisatis am Kladeos und am untern Alpheiös, alle vier Jahre zu Ehren des Zeus gefeierten Olympischen Festspiele, deren Gründung später tief in die mythische Zeit hinein verlegt wurde, und seit Anfang des 8. Jahrh. v. Chr. ihre neuere Gestalt erhielten, haben hauptsächlich durch die staatliche Teilnahme Spartas an der Festfeier (etwa seit 744 v. Chr.) eine große Bedeutung für die Entwicklung des nationalen Lebens zunächst der Peloponnes. Griechen erlangt. Man hatte, wahrscheinlich bei einer neuen Anordnung derselben, beschlossen, die Namen der Sieger im Wettlauf (der ältesten und ursprünglich einzigen Gattung von Wettkämpfen) schriftlich aufzuzeichnen, was zuerst im J. 776 vor unserer Zeitrechnung mit dem Namen des Kleers Korobos geschah, ein Ereignis von der höchsten Wichtigkeit, da diese Listen der Olympioniken dem ersten chronol. Anhalt für die griech. Geschichte geben. Die

Hauptcharakterzüge der Periode, die man von diesem Ereignis an datiert, bilden die Ausbreitung der Griechen nach Osten wie nach Westen auf der Küste des Mittelmeers, durch Gründung zahlreicher Kolonien; der Sturz des alten Königtums (um die Mitte des 8. Jahrh.), dem eine mehr als hundertjährige Herrschaft der Ritter folgte; das Aufstehen und der Sturz der Tyrannenherrschaft in vielen griech. Staaten; endlich das Emporsteigen von Sparta zur Führerschaft (Hegemonie) im Peloponnes. Was zunächst die Kolonien anlangt, so fällt in den Anfang dieser Periode, ins 8. und 7. Jahrh. v. Chr., die Gründung der zahlreichen Handelsniederlassungen der asiatischen Jonier (namentlich der Milesier), in der Propontis und an den Gestaden des Schwarzen Meers (Abdgos, Lampiasos, Kyzicos, Kardis, Apollonia, Oessos, Lomi, Istros, Tyras, Olbia, Sinope, Trapezunt, Byasis, Pantikapaion) und die mehrerer bedeutender Kolonien in denselben Gegenden von Megara (Chalkedon, Byzantion, Selymbria und Mesembria); ferner die Besiedelung der thrak. Halbinsel Chalkidike von den euböischen Städten Chalkis und Eretria aus; endlich die Anlage griech. Städte in Unteritalien und auf Sicilien, ein Unternehmen, an welchem sich die verschiedensten griech. Stämme beteiligten. So wurde zuerst um 725 v. Chr. Cumä von dem euböischen Kyme, 715 Rhegion von Chalkidern und Messeniern, 735 Naros auf Sicilien von Chalkis, 784 Syrakus von Korinth, 728 das sicil. Megara (Sybläa) von den Megarern in Hellas, 720 Sybaris von den Achäern, 710 Kroton von denselben, 707 Tarent von Sparta, 690 Gela (auf Sicilien) von Rhodos und Akreta, um 700 Lokri (mit dem Beinamen Epizephyrii von der Lage der Stadt am Vorgebirge Jephpyrion) von den opolischen Lokrern gegründet, und mehrere dieser Städte, wie Sybaris, Gela und Syrakus, sandten wieder neue Kolonien aus, so daß das griech. Element in Unteritalien und Sicilien völlig zur Herrschaft gelangte. Auf der Nordküste Afrikas wurde von einer Schar Ansiedler von der Insel Thera aus unter Führung des Battos um 630 die griech. Stadt Kyrene begründet, die bald der Mittelpunkt eines blühenden Reichs wurde. Ägypten, das sich so lange Zeit hindurch gegen das Ausland abgeschlossen hatte, wurde durch den mit Hilfe griech. Soldner auf den Thron gelangten König Phammetich (nach 685) den Joniern nicht nur zu freiem Verkehr, sondern auch zur Niederlassung in Naukratis eröffnet.

Mit dieser gewaltigen Entwicklung des griech. Elements nach außen war ein mächtiger Aufschwung im Innern verbunden, der zu bedeutenden Umgestaltungen, namentlich in den polit. Verhältnissen führte. In den meisten griech. Staaten (nur Sparta und Argos bilden eine Ausnahme davon, doch scheint in dem letztern seit dem Tode des Pheidon, welcher um die Mitte des 8. Jahrh. die ganze Landschaft Argolis unter seinem Scepter vereinigt hatte, das Königtum zu einer bloßen Form herabgesunken zu sein) wurde die monarchische Staatsform aufgehoben und machte der aristokratischen Platz, welche alle polit. Macht und den größten Teil des Grundbesitzes in den Händen einer geringen oder geringen Zahl adeliger (eupatridischer) Rittergeschlechter konzentrierte. In Athen (s. d.) wurde die anfangs lebenslängliche Amtsbauer des Königs 752 auf 10 Jahre beschränkt, 712 das ausschließliche Recht des Geschlechts der Redontiden auf diese Würde aufgehoben, 683 aber

ein Kollegium von neun Archonten (die nur aus den Eupatriden gewählt wurden) mit einjähriger Amtsbauer an die Spitze des Staats gestellt. In Korinth war längere Zeit die Regierung in den Händen eines großen Adelsgeschlechts, des der Bakchiaden. Der Druck, den solche herrschenden Geschlechter allmählich auf die übrige Bürgerchaft ausübten, stellenweise auch die Härte, womit sie gegen arme Schuldner einschritten, erregte in vielen Kantonen eine heftige Unzufriedenheit der Masse des Volks, welche dann meist Männer von hervorragendem Talent, gewöhnlich Mitglieder der Aristokratie selbst, die aus irgend welchem Grunde mit ihren Standesgenossen zerfallen waren oder ehrlich mit dem Demos sympathisierten, zur Verdrängung ihres persönlichen Ehrgeizes ausbeuteten, indem sie sich an die Spitze der Unzufriedenen stellten und, nachdem sie mit Hilfe derselben die bestehende Verfassung umgestürzt, sich selbst zu Alleingerrichtern (Tyrannen) aufwarfen und gewöhnlich mit Hilfe von Mietstruppen diese Herrschaft behaupteten. Einige dieser Tyrannen vererbten sie auch auf Kinder und Kindeskinde, so Orthagoras, der 665 v. Chr. in Sikyon sich der Herrschaft bemächtigte, die bis zum Tode des Kleisthenes (665) bei seiner Familie blieb; so Kypselos, der nach dem Sturze der Bakchiaden die Regierung von Korinth gewann, die er 80 Jahre lang bis zu seinem Tode behauptete und seinem Sohne Periandros übergab, der sie 40 Jahre lang (bis 585) führte; erst dessen Nachfolger, Phammetichos, wurde 581 vertrieben und eine gemäßigt aristokratische Verfassung eingeführt, wie sie in vielen Staaten nach Vertreibung der Tyrannen oft als Übergang zur Demokratie wieder vorkam.

Die Entwicklung dieser letztern kann man noch näher in dem Staate verfolgen, der gegen das Ende dieser Periode neben Sparta entschieden in den Vordergrund der griech. Geschichte tritt: in Athen. Hier hatte sich, etwa 621, die herrschende Klasse genötigt gesehen, durch einen aus ihrer Mitte, Draako (s. d.), eine Aufzeichnung des bestehenden Gewohnheitsrechts vornehmen zu lassen, um dem Volke einige Garantie gegen die Willkür der Gerichte zu geben; allein dieser Friede war durch die übermäßige Härte der als Gesetze aufgestellten Bestimmungen vereitelt worden. Kurz darauf (616) suchte ein ehrgeiziger Mann, Kylon, mit Unterstützung seines Schwiegervaters Peisegones, welcher sich in Megara zum Tyrannen aufgeworfen hatte, sich der athenischen Burg und damit der Herrschaft über die Stadt zu bemächtigen; allein der Versuch mißglückte und die Mitglieder der Aristokratie, an der Spitze das Geschlecht der Alkmaoniden, nahmen, nachdem Kylon selbst entkommen war, in treulofer und grausamer Weise an seinen Anhängern Rache. Infolge dessen wurde der Staat jahrelang durch die heftigsten Parteikämpfe zerrüttet, bis 594 ein durch Mäßigung, Selbstlosigkeit, Gerechtigkeit und polit. Klugheit ausgezeichnete Eupatride, Solon (s. d.), zum ersten Archon gewählt und mit außerordentlicher Vollmacht zur Schlichtung der sozialen Wirren und dann (596) zur Schöpfung einer neuen Verfassung und Gesetzgebung betraut wurde. Derselbe suchte, nachdem er zunächst durch mehrere durchgreifende Finanzmaßnahmen (die sog. Seisachtheia) die drückende Lage der ärmern Klassen erleichtert hatte, durch eine neue Einteilung der Bürger nach Vermögensklassen, welche das Maß der polit. Rechte und

Pflichten nach dem Grundbesitz und den Leistungen für den Staat regelte, eine wohlberechnete Mischung des aristokratischen und demokratischen Elements herbeizuführen. Allein seine Verfassung, die den einen nicht weit genug, den andern zu weit ging, vermochte nicht, dem Staat auf die Dauer den Frieden zu geben; die Kämpfe zwischen den drei Parteien der Pebiäer, Paralier und Diakrier brachen von neuem aus, und der Führer der letztern, Klistratos (s. d.), bemächtigte sich, nachdem er sich durch List eine bewaffnete Leibwache verschafft, mit Hilfe derselben der Tyrannis (560). Zweimal durch eine Koalition seiner adeligen Gegner vertrieben, lehrte er endlich 588 als Sieger zurück und behauptete sich bis zu seinem Tode (527) in der Herrschaft, die er im wesentlichen zum Besten des Staats führte, indem er namentlich der Kunst und der Gewerthätigkeit Athens einen bedeutenden Aufschwung gab. Sein Sohn Hippas folgte ihm in der Regierung, wurde aber, als er nach der Ermordung seines Bruders Hipparchos durch die Edelleute Harmobios und Aristogeiton (514) hart und gewaltthätig auftrat, 510 mit Hilfe der Spartaner vertrieben und zog sich nach Sigeton in Troas unter den Schutz des pers. Hofes zurück. In Athen gelangten nun zunächst wieder die Supatriden ans Ruder; allein ein hervorragendes Mitglied derselben, der Alkmaonide Kleisthenes, trat im Kampfe mit der schroff aristokratischen Gegenpartei zum Demos über und gab auf Grundlage der Solonischen Verfassung, die er in manchen Punkten in mehr demokratischem Sinne umbildete, der Verwirklichung eine Organisation, welche die Übermacht des Adels brach (508—507 v. Chr.). Zwar wurde er auf Betrieb seines Gegners Isagoras mit Hilfe des spartan. Königs Kleomenes aus Athen vertrieben, aber vom Volke bald zurückgerufen, und als ein Heer aus Peloponnesern, Thebanern und Chalkidiern in Attika einbrach, um dem Demos wider seinen Willen die Mitterherrschschaft wieder aufzuzwingen, triumphierte das Glück Athens und der Mut seiner Bürger über die drohende Gefahr: das peloponnes. Heer löste sich auf Veranlassung der Korinther, welche die allzu große Machterweiterung Spartas fürchteten, auf, die Thebaner und Chalkidier aber wurden von den Athenern geschlagen, Chalkis gedomnigt, ein Teil seines Gebiets unter athen. Bürger verteilt (506 v. Chr.). Dieser Sieg erfüllte die Athener mit hohem Selbstgefühl, und als die Thebaner sich mit den Bewohnern von Argina, das, seitdem es sich (581 v. Chr.) von seiner Mutterstadt Epidaurios emancipiert hatte, nahezu die erste Seemacht von Hellas geworden war, verbündeten, da wandte auch Athen größere Mittel auf die Flotte, und begann mit Argina einen Kampf, der freilich erst später zur Entscheidung kam.

Weit früher als Athen erhob sich Sparta zum Range einer hellen. Vormacht. Durch die Lyturgische Verfassung innerlich getränkt, suchte es seine Herrschaft nach außen über die Grenzen Lakoniens auszubreiten, und zwar war es besonders das reiche und fruchtbare Nachbarland Messenien, das seine Blide auf sich zog. Durch zwei langdauernde und blutige Kriege gelang es den Spartanern, sich ganz Messenien zu unterwerfen. Der erste dieser beiden messenischen Kriege wurde nach der gewöhnlichen Chronologie 743 (richtiger aber 736) durch die spartan. Könige Alkamenos und Theopompos mit dem Überfall der messenischen Stadt

Amphieia eröffnet. Die Messenier zogen sich nach zwei Schlachten auf den besetzten Gipfel des Berges Ithome zurück und leisteten hier bis 724 (716) Widerstand, wo sie, nachdem ihr König Aristomachos sich selbst den Tod gegeben, die Feste und damit das ganze Land den Spartanern übergaben; die Bewohner wurden, soweit sie nicht ihre Heimat verlassen, zu leibeigenen Bauern (Pelotier) gemacht. Aber 686 (richtiger 646) erhoben sie sich unter Führung des heldenmütigen Aristomenes gegen ihre Unterdrücker; anfangs glücklich, zogen sie sich nach Verlust einer Schlacht in die an der Grenze Arkadiens gelegene Bergfestung Gira zurück, die sie bis zum J. 668 (681 v. Chr.) hielten; die durch Berath herbeigeführte Eroberung derselben besiegelte für Jahrhunderte die Knechtschaft Messeniens. Eine weitere Ausbreitung ihres Gebietes gelang den Spartanern im Osten und Nordosten, wo sie die ursprünglich den Argivern gehörige Ostküste der Peloponneshalbinsel, endlich auch die Landchaft Kynuria nach langen und harten Kämpfen diesen entzogen und dadurch Argos, das bis dahin der erste Staat der Halbinsel gewesen, faktisch (denn rechtlich hat Argos die Herrschaft Spartas nie anerkannt) zum zweiten herabdrückten. Weiter versuchten sie sich auch an ihren nördl. Grenzernachbarn, den Arkadiern, mußten aber infolge des tapfern Widerstandes von Seiten Tegeas, sich mit einer unbedeutenden Gebietsverweiterung im obern Eurotasthale und mit einer Bundesgenossenschaft begnügen (556). Dagegen gelang es ihnen, die zuvor (zu Anfang des 6. Jahrh.) im Innern die härtesten Formen in Disziplin, Justiz, Kriegswesen und Politik vollständig ausgebildet hatten, die ihrem Staate den eigentümlich schroffen Charakter gegeben haben, den ganzen Peloponnes (außer Argos und Akhaja) unter ihrer Hegemonie zu einer starken Symmachie zu vereinigen. Sparta galt als die Hauptmacht der griech. Aristokratie.

Auch in Hinsicht auf Pitteratur und Kunst ist diese Periode eine Zeit des raschen Fortschritts und Aufblühens. Die epische Dichtung zwar verstummt allmählich, aber an ihre Stelle tritt die Lyrik in den mannigfachen Formen: bei den Joniern als Elegie (Kallinos, Minnermos, Solon) und Jambendichtung (Archilochos, Simonides von Amorgos, Hipponas), bei den Koriern als Lyrik im engeren Sinne, Dichtung der Liebe, der Freundschaft und des heitern Lebensgenusses (Sappho, Alkaios, Anacreon), bei den Doriern endlich als chorische Lyrik, die in enger Verbindung mit Musik und Tanztunst (Orchestik) den Ruhm der Götter und Menschen an den öffentlichen Festen verherrlichte (Stesichoros, Ibykos, Simonides von Keos, Pindar). Aus einer besondern Gattung dieser chorischen Lyrik, dem von Arion aus Lesbos erfundenen Dithyrambos, entwickelte sich dann in Attika die dramatische Poesie, speziell die Tragödie, die am Ende dieser Periode eben aus ihren ersten Anfängen heraustrat. Auch die prosaische Pitteratur beginnt jetzt, und zwar zunächst bei den in geistiger Beziehung am weitesten vorgeschrittenen Joniern Alkmaiens. Aus dürftigen Aufzeichnungen von Namen und Thatfachen entwickelt sich eine freilich noch ziemlich elementare Geschichtsschreibung (Hogographen), und philos. Denker fangen an, ihre Ideen über die Entstehung der Welt aus irgend einem Urelement, die einige einem Kreise von Schulern nur mündlich mittheilten (Thales, Pythagoras), schriftlich

Schutz der Kleinasien. Städte in Anspruch genommen, wobei vor und nach des Themistokles Verbannung (471 v. Chr.) besonders Kimon sich sehr thätig zeigte; 466 schlug er die Perser wieder entscheidend zu Wasser und zu Lande am Flusse Eurymedon in Baphyglia. Als nach längerer Unterbrechung 449 der Krieg noch einmal ernsthaft wieder aufgenommen worden war, gewannen die Athener noch einen Doppelsieg bei Salamis auf Kypros. Seitdem hörte der Kampf gegen Persien wenigstens thatsächlich für lange Zeit auf, wenn auch der Abschluß eines förmlichen Friedens (des sog. Kimonischen) sehr zweifelhaft ist. Inzwischen hatte Spartas Eifersucht auf Athens wachsende Macht im Mutterlande schon lange zum Bruche geführt. Die Spartaner, durch einen gefährlichen Pelotenaufstand in Messenien (dritter Messenischer Krieg 464—455) schwer bedroht, hatten 462 die Hilfe der Athener bei der Belagerung des Ithome in Anspruch genommen. Die verlegende Zurückziehung dieser Hilfstruppen wurde zu Ende dieses Jahres der Anlaß, daß Athen den Spartanern die Allianz aufkündigte und nun (461) seinen Bund auch auf die Fesslande auszudehnen suchte. Die durch den Messenischen Krieg noch lange beschäftigten Spartaner suchten zunächst (seit 459) mittelbar durch geheime und offene Teilnahme an den Fehden Athens mit Agina, Korinth und Epidaurios Athens Macht zu schwächen. Ja 457 erschien ein peloponnesischer Heer unter Führung der Spartaner in Mittelgriechenland, zunächst um die Bewohner der kleinen Landschaft Doris am Parnassos gegen die Phoker zu unterstützen; als ihm die Athener den Isthmus sperrten und auf dem Rückwege in Böotien ein Heer entgegenstellten, wurde dasselbe bei Tanagra geschlagen. Jedoch erholten sich die Athener bald von dieser Niederlage; sie fielen schon 456 wieder in Böotien ein und besiegten die Böotier bei Dinophyta, worauf diese, sowie die Phoker und opuntischen Lokrer dem athen. Bunde beitraten. In demselben Jahre (456) wurde Agina zur Unterwerfung gezwungen, die langen Mauern, die Athen mit seinen Häfen verbanden, vollendet, und der Kühne Xanthippos unternahm einen Seeezug um den Peloponnes, wobei er die spartan. Schiffswerften in Gytheion verbrannte und die Inseln Satynthos und Kephallenia für den athen. Bund gewann. Im J. 455 erlitt dagegen Athen einen schweren Schlag durch Vernichtung des Heers und der Flotte, welche es nach Agypten zur Unterstützung des Fürsten Inaros, der sich gegen die Perser empört, gesandt hatte. Im J. 451 wurde durch Vermittelung des Kimon ein fünfjähriger Waffenstillstand zwischen Athen und Sparta abgeschlossen, aber schon 448 wurden durch delphische Streitigkeiten, bei denen Sparta auf der Seite Delphs, Athen auf der Seite der Phoker stand, die Feindseligkeiten indirekt wieder erneuert. Die Reibungen dauerten seitdem fort, der Abfall der mittelgriech. Stämme und die Niederlage bei Koroneia 447 brachte die Athener in arge Verlegenheit, und nur einigen glücklichen Unternehmungen des Perikles, der Kubda wiedereroberte, noch mehr aber seiner Klugheit war es zu danken, daß sich die Spartaner 445 zu einem 30jährigen Waffenstillstande bewegen ließen, der freilich schon 14 Jahre später durch den Ausbruch des Peloponnesischen Kriegs gebrochen wurde. Als die wichtigsten Veränderungen für die Verfassung der beiden Haupt-

Staaten in dieser Zeit sind die noch immer steigende Gewalt der oligarchischen Ephoren gegenüber den Königen in Sparta und die immer entschiedener entwickelte der demokratischen Staatsform in Athen zu betrachten, die durch Aristides nach der Schlacht bei Platäa schon angebahnt, wesentlich durch Ephialtes und Perikles nach Beschränkung des Areopagos auf die richterlichen Geschäfte (461) weiter geführt wurde.

Das größte Glück für Athen war es unstreitig, daß gerade jetzt ein Mann wie Perikles (s. d.), welcher seinem Zeitalter den Namen gegeben hat, die überaus reichen Kräfte dieses Volks und Staats zu leiten wußte. Durch die pers. Beute und durch die Tribute der Bundesgenossen, über welche Athen ganz nach Gutdünken verfügte, seitdem der Bundeschatz (460) von Delos nach Athen verlegt worden, war dieses in den Besitz eines unermeßlichen öffentlichen Reichthums gekommen, von dessen zweckmäßiger Verwendung der Ruhm und die Größe des Staats für die Zukunft abhing. Ohne irgend etwas zu vernachlässigen, was Athen die durch seine Seemacht gewonnene Machtstellung sichern konnte, gelang es Perikles, der fast 30 Jahre lang teils als Privatmann, teils als Staatsbeamter in Athen die polit. Suprematie geführt hat, dem Sinne und der Thätigkeit der Athener jene Richtung auf die Vervollkommenheit der Kunst und die Veredlung des geistigen Lebens zu geben, welche diese Glanzperiode des griech. Altertums auszeichnet. Wenn auch schon früher in andern Theilen Gs. der Grund zu einer eigentümlichen Ausbildung der bildenden und redenden Künste gelegt war, wie z. B. durch die Kunstschulen zu Korinth, Sityon und auf Agina, so war es doch für ihre höhere Entwicklung entscheidend, daß sich ihnen ein Mittelpunkt in einem Staate darbott, in welchem ein großartiges polit. Leben, eine vielseitige geistige Thätigkeit und ein unermeßlicher Reichtum an äußern Mitteln in diesem Grade vereint waren. Die Malerei bekam zuerst durch die großen histor. Darstellungen des Polygnotos von Lajpos und seiner Schüler in der Poikile und dem Theseion in Athen und in der Lesche zu Delphi eine höhere künstlerische Weihe und nationale Bedeutung; andere Künstler, wie Apollodor von Athen, Zeuxis von Herakleia, Parrhasios von Ephesos, bildeten sie dann in Hinsicht auf Feinheit der Zeichnung und Glanz der Farben weiter aus. Die Baukunst feierte in den Bauten eines Iktinos und Kneiskles auf der Akropolis zu Athen (Parthenon und Propyläen) ihre schönsten Triumphe. Ebenso erreichte die Bildhauerkunst in den Werken des Pheidias ihre höchste Vollendung, und neben und nach den seinigen waren es die Schöpfungen eines Myron, Alkamenes, Skopas u. a., welche Athen auch auf diesem Gebiete den ersten Rang verschafften; damals konnte sich noch Argos mit seinem Meister Polykleitos mit ihm messen. Ähnliche Verhältnisse gelten für Poesie und Veredlung, welche ebenfalls in Athen ihre schönste Pflege und höchste Vollendung erhielten. (S. Griechische Litteratur.) Was die Sophisten Gorgias, Protagoras und Parmenides für die Feststellung bestimmter Denkfornen und die klarere sprachliche oder vielmehr stilistische Darlegung des Gedachten gethan hatten, bekam eine weit höhere Ausbildung in der Philosophie des Athener Sokrates, welche dann wieder am meisten dazu beitrug, in dem Geiste des Platon jene

unvergängliche Frische der Jugend und den dichterrischen Schwung der Phantasie mit der männlichen Schärfe des Verstandes zu paaren, durch welche in seinen Werken Ideal und Wahrheit in so schönem Vereine erscheinen. (S. Griechische Philosophie.) Während Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes in der dramatischen Kunst das Vollendetste leisteten, vervollkommnete Herodot, der Geschichtschreiber der Perserkriege, die formlose Prosa der Logographen, die sodann in dem Werke des Thucydides über den Peloponnesischen Krieg ihre edelste und martigste Gestalt erreichte. Mit ihr zugleich bildet sich die Kunst der freien Rede als ein für längere Zeit fast ausschließliches Eigentum der Athener; und wenn die Glanzperiode der öffentlichen Beredsamkeit auch in eine Zeit fällt, wo sie die letzte Waffe gegen den Verfall des Staats sein mußte, so genießt sie doch schon jetzt durch große Staatsmänner, wie Perikles, und ausgezeichnete Redekünstler, wie Antiphon und bald darauf Lyfias, zu großer Vollenbung. Freilich darf man dabei nicht vergessen, daß sich in derselben Zeit, wo Athen in polit. und geistiger Beziehung an der Spitze der Entwidlung der Hellenen stand, auch die Keime des Verderbens entwikelten, welches d. S. Blütezeit zu einer schnell vorübergehenden Erscheinung gemacht hat. Der Verfall der alten Zucht und Sitte, der wüthende griech. Partikularismus, der kaufmännische Neid, wie der oligarchische Haß gegen das reiche, blühende und demokratische Athen, endlich der immer wachsende Gegensatz zwischen Athen und Sparta wurden die Motive des Verderbens.

Der Peloponnesische Krieg, in welchem die Gegensätze zwischen dor. und ion. Eigentümlichkeit, wie zwischen Oligarchie und Demokratie am heftigsten gegeneinander kämpften, brach die Blüte d. S. Jene Gegensätze wurden repräsentiert durch die dor.-spartan. und die ion.-attische Bundesgenossenschaft, an welchen fast ganz G. teilnahm. Die Stärke der erstern beruhte auf der Landmacht, während die letztere die Überlegenheit zur See behauptete. Der Krieg begann 431 v. Chr., zunächst veranlaßt durch die seit 435 schwebenden Fändel der Korcoräer und Korinther um Epidamnus, an welchen Athen als Bundesgenosse der erstern teilnahm, und nächstbem durch den Abfall Potidäas (432), welches als Iorinth. Pflanzstadt sich der Bundesgenossenschaft mit Athen zu entziehen suchte und daher von den Athenern belagert wurde. Korinth, hierdurch auf das höchste erbittert, veranlaßte eine Bundesversammlung der Peloponnesier zu Sparta, und obgleich hier athen. Gesandte und die gemäßigte Partei der Spartaner für friedliche Entscheidung sprachen, so drangen doch die kriegerisch Gesinnten durch und trieben die Dinge zum offenen Bruch. Der Krieg brach im April 431 v. Chr. aus. Die ersten Jahre vergingen ohne Entscheidung unter gegenseitigen Einfällen und Verheerungszügen. Während die Spartaner das offene Land von Attika ruinierten, suchten die Athener feindliche Küstenstriche namentlich im Peloponnes mit ihren Schiffen heim. Die Vorteile, welche die Athener hier gewannen, wurden aber weit durch das Mißgeschick aufgewogen, welches eine furchtbare Pest und des Perikles Tod (429) über Athen brachten. Dabei wurde der Krieg mit steigender Erbitterung von beiden Seiten fortgeführt; Beweise dafür gibt die Grausamkeit, mit welcher 427 das

abgefallene Mitylene durch die Athener und das durch lange Belagerung zur Übergabe gezwungene Plataea von den Spartanern und Thebanern behandelt wurden, während in Korcora der Demos mit Hilfe der Athener in erbitterter Bürgerfehde einen blutigen Sieg durch die unter abscheulichen Nebenumständen vollzogene völlige Vernichtung der den Spartanern befreundeten Aristokraten errang (425). Ein großer Sieg der Athener über die Lacedämonier bei Sphakteria an der Küste von Messenien 425 bewog die letztern, den Athenern einen ehrenvollen Frieden zu bieten; allein Kleon und andere Demagogen vereitelten die Hoffnungen, welche friedliebende und klügere Politiker an diese günstige Gelegenheit knüpften. Vielmehr steigerten die sichtliche Schwäche der Spartaner und einige noch weiter errungene Vorteile, wie die Einnahme der Insel Kythera, den Übermut der Athener. Erst als der spartan. Feldherr Brasidas mit vieler Klugheit den Kriegsschauplatz nach den Küsten von Macebonien versetzte, um Athens Macht durch den Verlust der dort liegenden Bundesstädte zu schwächen, und in kurzer Zeit sich mehrere jener Städte für Sparta erklärten (424), verstanden sich die Athener zu einem einjährigen Waffenstillstande (423), welcher bald darauf, zunächst auf Veranlassung eines für die Athener unglücklichen Treffens bei Amphipolis (422), in welchem sowohl Kleon als Brasidas fielen, unter des Nikias Vermittelung Ende März 421 in einen 50jährigen Frieden und Bündnis verwandelt wurde.

Allein dieser Friede, ohne Zustimmung der mächtigsten Bundesgenossen Spartas (namentlich der Böotier und Korinther) abgeschlossen, konnte schon deshalb nicht von Dauer sein, weil die Schwierigkeit der Ausführung mehrerer Bedingungen zu neuen Konflikten führte, und weil in Athen Alcibiades, der damals überwiegenden Einfluß gewann, nur in der Fortsetzung des Kriegs Befriedigung seines Ehrgeizes zu finden hoffte. Er brachte ein Bündnis zwischen Athen, Argos, Elis und Mantinea (420) zu Stande, das fruchtbare Keime zu neuen Verwickelungen zwischen Sparta und Athen enthielt. Der Plan des Alcibiades, mit Hilfe der Argiver den Einfluß Athens auch über den Peloponnes auszudehnen, war kaum durch einen entscheidenden Sieg der Spartaner über die Argiver bei Mantinea 418 vereitelt worden, als die Athener die bis dahin neutrale dor. Insel Melos eroberten (416) und mit grausamer Härte gegen die Bewohner verfuhrten. Im J. 415 veranlaßte dann das hauptsächlich durch Alcibiades befürwortete Hilfesuch der Gestäer auf Sicilien gegen Selinus und Syrakus die Athener zu dem unheilvollen Zuge nach Sicilien, welcher binnen drei Jahren den Kern der athen. Kriegsmacht vernichtete. Der bald darauf im Frühling 412 erfolgte Abfall seiner mächtigsten Bundesgenossen in Jonien nötigte Athen abermals zu einem sehr erschöpfenden Kriege, während Sparta durch ein Bündnis (412) mit Tissaphernes, dem pers. Satrapen in Sardes, seine materielle Überlegenheit erweiterte. Zwar kämpften die Athener von Samos aus nicht ohne glücklichen Erfolg gegen die Abgefallenen und gewannen durch die Ausficht auf die Rückkehr des Alcibiades, der sich, um einer Anklage wegen Religionsverletzung zu entgehen, 415 zunächst nach Sparta, dann (im Okt. 412) zu Tissaphernes geflüchtet hatte, neue Hoffnung. Da

jedoch letzterer sein Erscheinen und den Abschluß eines Bündnisses mit Persien von der Annahme einer oligarchischen Verfassung in Athen abhängig machte, so konnte es nicht fehlen, daß (im April 411) in Athen endlich eine, dabei aber auch dem Alcibiades feindliche, oligarchische Revolution ausbrach. Aber trotz der Niederlage bei Eretria und des Abfalls von Sudda erhob sich die sinkende Kraft Athens nochmals zu unerwarteter Höhe infolge der Herstellung einer gemäßigten Demokratie (im Juni 411). Drei glänzende Seesiege der Athener im Hellespont beim Vorgebirge Rhynossoma und bei Abydos unter Alcibiades und bei Knidos (411—410), welche die Wiedereroberung von Byzantion und Chalkedon und anderer Städte zur Folge hatten, ließen für Athen eine siegreiche Entscheidung hoffen, als durch das Mißtrauen der Athener und infolge dessen, daß der athen. Unterbefehlshaber Antiochos bei Notion unweit Ephesus durch den Spartan. Feldherrn Lysander (s. d.) geschlagen wurde, Alcibiades im Sommer 407 des Oberbefehls entsetzt wurde. An seine Stelle traten nun zehn Strategen, Konon an der Spitze. Noch einmal siegten die Athener in der mörderischen Seeschlacht bei den Arginussischen Inseln (406); aber kaum hatte des Kallistratidas Tod den Lysander wieder an die Spitze der peloponnes. Seemacht gebracht, als die fürchterliche Niederlage bei Argos-Botamoï im Aug. 406 Athens letzte Hoffnungen vereitelte. Von allen Bundesgenossen verlassen und durch die Peloponnesier zu Lande und zu Wasser belagert, von der eigenen Oligarchie (Lerameues und seinen Genossen) verraten, mußte Athen im April 404 sich nach jähem Widerstande ergeben. Lysander ließ unter Kriegsmuß die Mauern der Stadt und die sog. Längten Mauern, die sie mit den Befestigungen der Hafenstadt verbunden, niederreißen; alle Schiffe, bis auf zwölf, wurden dem Sieger übergeben. Das attische Reich war aus der Geschichte verschwunden. Athen mußte in die Bundesgenossenschaft Spartas eintreten und wurde nun durch die Oligarchie der sog. „Dreißig“ regiert.

Vom Peloponnesischen Kriege bis zur Schlacht bei Chäroneia (404—338 v. Chr.). Den Hauptinhalt dieses Zeitraums bildet die allmähliche Auflösung und der Verbrauch der griech. Volkskraft in den unaufhörlichen Kämpfen gegen solche Staaten, die die Hegemonie zu führen bemüht waren. Spartas allgemeine neue Hegemonie mußte nicht allein für die neuerdings Unterworfenen höchst drückend werden, sondern verführte auch die Spartaner selbst zu einem thörichten Übermut gegen die alten Verbündeten. In Lakonien aber wurde es immer schwieriger, die unterworfenen Schichten ruhig zu erhalten, je mehr die Volkszahl der Dorier hinschwand und je schwieriger es für diese selbst sich zeigte, in Verfassung und Sitte die alte Strenge und Starrheit auch ihrerseits zu bewahren. Die zum Teil blutige Einführung der Oligarchie in allen griech. Staaten durch Lysander brachte wiederholt Bewegungen hervor, welchen Sparta selbst auf der Höhe seiner Macht nicht immer gewachsen war. Zunächst stürzten athen. Außgewanderte von der demokratischen Partei unter des Thraspybulos Führung 403 die Schreckensherrschaft der Dreißig Tyrannen in Athen und stellten unter Erlaß einer allgemeinen Amnestie die Demokratie wieder her. Die Erneuerung des Kampfs gegen Persien, zu welcher sich Sparta durch die Bitten der von Xisaphernes

bebrängten griech. Städte Kleinasiens (399) genötigt sah, veranlaßte mehrere bedeutendere griech. Staaten: Theben, Korinth und Argos, (395) zu offener Feindschaft gegen Sparta. Grenzstreitigkeiten zwischen den aenunt. Lokrern und den Phokern wurden von den Thebanern benutzt, als Bundesgenossen der erstern offen gegen Sparta aufzutreten, welches den Phokern Hilfsvölker schickte. Was den Spartanern durch die Schlacht bei Salamis, in welcher Lysander fiel (396), und den Seesieg der Perser unter Konon bei Knidos (394) verloren ging, wurde durch des aus Asien herbeigeeilten Agesilaos Sieg bei Koroneia nicht entfernt (im Aug. 394) ausgewogen. Weiteren Nachteil brachte den Spartanern Konons Entschlossenheit, der 393 in Attika landete und mit pers. Geld die Längten Mauern seiner Vaterstadt wiederherstellte. Der Krieg, dessen Mittelpunkt nun Korinth wurde (daher gewöhnlich der Korinthische Krieg genannt), zog sich mit wechselnden Erfolgen der Spartaner und der Verbündeten hin bis 387, in welchem die Spartaner durch ihren Gesandten Antalkidas sich mit Persien verständigten und den Perserkönig veranlaßten, den griech. Staaten den Frieden zu otzropieren, in welchem bestimmt wurde, daß die hellen. Städte in Asien und die Insel Sypern fortan dem Perserkönige unterthan, die übrigen griech. Staaten aber sämtlich politisch selbständig (autonom) sein sollten. Sparta, dem die Ausführung des Friedens in G. übertragen wurde, erhielt dadurch die Möglichkeit, seine Hegemonie auf neuer Grundlage wieder aufzubauen. Die Art aber, wie es die ihm durch den Frieden zuerkannte Gewalt mißbrauchte, namentlich die Unterwerfung und Zerstörung Mantinea (384) und der Zug nach Thrazien, um Olynth Macht zu brechen (383), mußte die übrigen Staaten doppelt empören. Die verräterische Einnahme der theban. Burg Kadmeia durch den Spartaner Rhodidas (383) und die 379 erfolgte Unterwerfung des demokratischen Phlius vollendete die neue Machtstellung der Spartaner.

Da wurde zu Ende des J. 379 die Vertreibung der Spartaner aus der Kadmeia durch mehrere nach Theben zurückgekehrte Demokraten unter Pelopidas das Zeichen zum Aufstande gegen Sparta. Vorzüglich durch die Seemacht der Athener und deren neugebildete Symmachie (seit 378/377) unterstützt, zeigte Theben (s. d.) gleich anfangs eine unerwartete solbatische Kraft, welche wahrhaft großartig sich bewährte, als die übrigen griech. Gegner 371 mit Sparta Frieden schlossen. Die Schlacht bei Leuttra, in welcher die Thebaner unter Epaminondas (s. d.) Führung die Spartaner aufs Haupt schlugen (6. Juli 371), die Wiederherstellung des von den Spartanern bismembrierten Mantinea, die Gründung von Megalopolis als Mittelpunkt eines artab. Einheitsstaats, die Wiederherstellung der Unabhängigkeit von Messenien (369), endlich die siegreiche Schlacht bei Mantinea (362) waren die Markpunkte in der kurzen Zeit, wo das auch nordwärts bis nach Pella mächtige Theben die Hegemonie G. S. führte. Der Schlacht bei Mantinea, wo Epaminondas fiel, folgte der Abschluß eines allgemeinen Friedens; nur Sparta weigerte sich, demselben auch formell beizutreten, weil es die Unabhängigkeit Messeniens nicht anerkennen wollte. Athen erlitt bald nachher durch den dreijährigen (367—356) Krieg gegen einige von seinem seit 378/377 neu formierten Bunde abgefallene Staaten (Chios, Byzanz, Rhodos und

Ros), welcher mit der Freigebung derselben endigte, einen schweren Stoß. Schweres Unheil brachte aber G. der Rhodische oder sog. Heilige Krieg (335–346), der zwischen den Rhodern, die sich des delphischen Heiligtums bemächtigt hatten, einerseits, den Thebanern und Thessaliern andererseits, mit entsetzlicher Grausamkeit geführt, mit dem gänzlichen Ruin der Landschaft Rhodis und mit der offiziellen Anerkennung der Einmischung des Königs Philipp (s. d.) von Macedonien in die Angelegenheiten G.s endigte. Dieser hatte 358 kaum sein väterliches Reich vom Rande des Verderbens gerettet, als er seine Mide nach außen richtete und, um sich zunächst die Verbindung mit dem Meere zu sichern, die griech. Städte auf der Küste: Amphipolis, Pydna, Potidaea, die chalkidischen Orte und endlich 348 auch das mächtige Olynth eroberte und teilweise zerstörte. Daneben verfolgte er konsequent den Plan, seine Herrschaft auch über G. auszudehnen, und ergriff die Gelegenheit, ihn auszuführen, welche ihm die gegen die Phoker 358 Stiffe suchenden Thessaler boten, um so bereitwilliger, je mehr das religiöse Moment des Rhodischen Kriegs viele Griechen über die macedon. Gefahr verblendete. Als endlich Rhodis (346) überwältigt und aus der Reihe der Amphilygonen gestrichen war, erhielt Macedonien die bisher jenem zustehenden zwei Stimmen im Amphilygonerate. Philipps Absichten waren seitdem offenkundig; noch aber arbeitete ihm mehrere Jahre lang mit genialer Kraft der große attische Staatsmann Demosthenes entgegen und brachte zum letzten Kampfe der Athener gegen Philipp auch die Thebaner und andere Griechen unter die Waffen. Aber die Hellenen unterlagen in der Schlacht bei Chäronea (2. Aug. 338), und Philipp von Macedonien, von den Hellenen auf einer Nationalversammlung in Korinth zum Führer gegen Persien ernannt, schrieb ihnen fortan Geseze vor.

Unter macedonischer Herrschaft (von der Schlacht bei Chäronea bis zur Unterjochung der Griechen durch die Römer, 338–146 v. Chr.). Das Schicksal G.s war jetzt ganz an das des Macedonischen Reichs geknüpft. Zunächst aber hatte nicht das Volk der Macedonier, sondern die Persönlichkeit Philipps G. besetzt, und so war die neue Herrschaft oder Hegemonie noch manchen Schwankungen unterworfen. Als Philipp (Aug. 336) ermordet worden war, genügte das bloße Erscheinen Alexanders d. Gr. (s. d.), die darauf hin in G. entstandene Bewegung zu unterdrücken: er wurde auf einer allgemeinen Versammlung auf dem Isthmus ebenfalls zum Führer der Hellenen gegen Persien ernannt. Als kurz darauf das Gerücht von Alexanders Tode bei einem Zuge gegen die Triballer die Thebaner zum Abfall brachte, mußte die Zerstörung dieser Stadt (336) den Griechen zeigen, was Widerstand für die Zukunft zu erwarten habe. Als aber später Alexander durch die Schlacht bei Gaugamela (331) Persiens Macht gebrochen hatte, dagegen Thrazien im Aufstande begriffen war, glaubte der junge König Agis III. von Sparta, unterstützt von den Eleern, Achaern und Arkadiern, den Peloponnes der Herrschaft Macedoniens entziehen zu können. Ein heldenmütiger, aber unglücklicher Kampf bei Megalopolis gegen die Übermacht des schnell herbeigeeilten Statthalters von Macedonien, Antipater, vernichtete im Juni 330 abermals die Hoffnungen der Griechen, die sich fortan ruhig verhielten, bis Alexanders unerwarteter Tod im Juni 323 von neuem fast ganz G. in Bewegung brachte. Athen und Aitolien traten

dieses mal an die Spitze des Aufstandes, und Leosthenes führte das Heer, welches dem Antipater zum zweiten mal die Spitze bieten sollte. Nach mehreren siegreichen Gefechten fiel Leosthenes Anfang 322 bei der Belagerung von Lamia, wo Antipater mit den Trümmern seines Heers Schutz gesucht hatte. Das Bundesheer, welches des Leosthenes Nachfolger, Antiphilos, führte, regte zwar bei Meliteia über die macedonischen Krieger des Leonnatos, mußte aber die Einschließung Lamias aufgeben und wurde von dem durch Krateros verstärkten Antipater bei Krannon geschlagen (Anfang Aug. 322); die verbündeten Staaten unterwarfen sich einzeln, meist unter milden Bedingungen, dem Sieger; nur Athen wurde sehr hart behandelt, mußte seine Verfassung ändern und eine macedon. Besatzung aufnehmen.

Die Verwirrung, welche Alexanders Tod in Asien veranlaßte, und die tiefe Verfeindung unter den macedon. Nachfolgern griff bald auch nach G. herüber. Nach des Reichsverweisers Antipater Tod (319) stritten dessen Sohn Kassander und Antipaters mit der königl. Familie befreundeter polit. Nachfolger Polyperchon um die Herrschaft über G. Kassander machte sich zum Herrn von Athen (318), wo an seiner Stelle Demetrios von Phaleros zehn Jahre unter oligarchischen Formen waltete. Auch in dem übrigen G. behielt Kassander die Oberhand. Er stellte 316 Theben her, gründete an der Stelle des alten Potidaea Kassandria, gewann Argos und die meisten Städte und erhielt selbst nach einem unglücklichen Kampfe gegen Antigonos, welcher von Asien aus Polyperchons Partei unterstützte, in dem allgemeinen Frieden zwischen Alexanders Nachfolgern 311 die Herrschaft in Macedonien zuerkannt, während in demselben Frieden den Griechen die Freiheit verbürgt wurde. Allein der Umstand, daß nun alle Teilhaber an dem zerstückelten Reiche Alexanders als Beschützer dieser Freiheit ihren Einfluß geltend machen wollten, brachte nur neues Mißgeschick über G. Denn während Kassander die meisten Städte mit macedon. Truppen besetzte und der Lagide Ptolemäos als Herr von Ägypten Sityon und Korinth 308 einnahm, erschien des Antigonos Sohn Demetrios Poliorketes, als Verkünder der Freiheit 307 zu Athen, vertrieb den Demetrios von Phaleros und empfing als Herrscher der Demokratie die unbefchränkte Suprematie und die ausschweifendsten Schmeicheleien der Athener. Auch Sityon, Korinth, Megara und mehrere achäische Städte erkannten seine Herrschaft an. Seine Rückkehr nach Asien und die unglückliche Schlacht bei Ipsos (301), welche seinen Vater Antigonos das Leben, ihn die meisten asiat. Besitzungen kostete, machte ihm auch die griech. Städte und vor allen Athen abwendig. Schnell wurde zwar der größte Teil des Peloponnes und selbst Athen wiedergewonnen (295). Allein da Demetrios 294 sich des Throns von Macedonien bemächtigte, so wurde er von dieser Seite in Verhältnisse verwickelt, unter denen er G. bald aus den Augen verlieren mußte. Athen wurde 288 durch Olympiodoros von der macedon. Besatzung befreit. Demetrios, durch den Krieg gegen Epmachos und Pyrrhos bedrängt (288) und endlich von seinem Heere verlassen, war (287) genötigt, nach Asien zu entfliehen, wo er 283 als Gefangener des Seleukos starb. Schnell nacheinander bemächtigten sich seitdem Pyrrhos von Epirus, Osmachos, Seleukos und Ptolemäos Keraunos des macedon. Throns; in G. hielt des Demetrios Sohn Antigonos

Gonatas einen Teil seiner Besitzungen fest. Der Einfall kelt. Horden unter Brennus 278 brachte den größten Teil der Griechen noch einmal zu unerwarteter Vereinigung, und ihre Siege an den Thermopylen, am Ota und am Barnassos waren der Thaten der Vorfahren nicht unwerth. Nachher zeigte 272 einen Rest der alten Kraft noch einmal Sparta in einem Kampfe gegen Pyrrhos von Epirus. Pyrrhos' Tod (272) sicherte dem Antigonos Gonatas, des Demetrios Poliorketes Sohn, den Thron von Macedonien, der nach langem Kampfe sich Athens bemächtigte (262) und im Peloponnes die Suprematie ausübte. In dieser Zeit fanden die letzten Reste griech. Freiheit einigen Halt an den wieder auflebenden Bündnissen der achäischen Städte und der Atolier.

Der Achäische Bund, 280 v. Chr. durch die vier Städte Dyme, Paträ, Tritaia und Phara erneuert, umfaßte bald nicht nur alle altachäischen Bundesstädte, sondern erhielt auch nach außen, vorzüglich unter der Leitung des Aratos aus Silyon (251—213), durch den Beitritt von Silyon und später (243—227) von Korinth, Megara, Epidauros, Trözen, Megalopolis, Argos, Hermione und Phlius bedeutenden Zuwachs; mit Athen, das mit Hilfe des Aratos 229 sich der macedon. Besatzung entledigte, stand er im Freundschaftsverhältnis. Der Zweck des Bundes, die gesamten Peloponneser von der Herrschaft Macedoniens zu befreien, wurde indes bald nach seiner Wiederbelebung dadurch vereitelt, daß er einerseits mit dem Atolischen Bunde, der um dieselbe Zeit seine größte Ausdehnung erhielt, und andererseits namentlich mit Sparta, welches die Erweiterung des achäischen Einflusses im Peloponnes nur mit Unwillen ertrug, in offene Feindschaft geriet. Sparta, um diese Zeit durch den mißlungenen Versuch des Königs Agis IV., dem zunehmenden Verfall der alten Sitte und Kraft durch Herstellung der Lykurgischen Verfassung und der innern Gleichheit Einhalt zu thun, im Innern heftig erschüttert (245—241), bekam durch Kleomenes III., der nach den Siegen über die Achäer am Olymion und bei Megalopolis (226) des Agis Plan zum großen Teil ausführte, neue Kraft, welche in fortgesetztem Krieg den Achäern noch gefährlich wurde. Als nun Kleomenes schnell neacheinander vorzügliche Städte der Achäer, wie Korinth, Argos, Mantinea u. s. w., gewann, zog es Aratos vor, statt den ihm von Kleomenes gebotenen, die Führung des Peloponnes für Sparta fordernden Ausgleich anzunehmen, mit Antigonos Doson, König von Macedonien, in Verbindung zu treten. Sobald dieser 223 im Peloponnes erschien, wendete sich Spartas Glück. Die eroberten Plätze fielen in kurzer Zeit in die Hände der Macedonier und Achäer, und wenn auch des Kleomenes kühner Schlag gegen Megalopolis die Macht Spartas wieder zu heben schien, so entschied doch die Schlacht bei Sellasia in Lakonien (221) abermals Macedoniens Suprematie in G. Die Achäer wurden mit den Epiroten, Phokern, Böotiern, Aarnanen und Thessalern zu einem unter der faktischen Oberhoheit Macedoniens stehenden Bunde vereinigt; Spartas Verhältnis zu Macedonien wurde durch ein besonderes Bündnis festgestellt. Nachdem aber der Nachfolger des Antigonos, der erst 17-jährige Philipp V., den Thron (zu Anfang des J. 220) bestiegen hatte, brach ein Krieg zwischen den Achäern und Atoliern (220) aus; aber Philipp, der die Achäer kraftvoll unterstützte, beendigte den Krieg

217, um gegenüber den Römern und Karthagern, die damals in schwerem Kriege miteinander standen, freie Hand zu haben.

Die Römer hatten sich um diese Zeit, durch die Frevel der illyr. Piraten zum Kriege mit der Königin einiger illyr. Küstenstriche, Leuta, genötigt (229), bereits in Illyrien und auf Korcyra festgesetzt und waren für die Unterdrückung der illyr. Seeräuber von den Korinthern mit einem Ehrenplage bei den Isthmischen Spielen beschenkt worden und nachher auch mit Athen 228 in ein Bündnis getreten. Nach der Schlacht bei Cannä gewann aber Hannibal 215 den König Philipp zur Teilnahme am Kriege gegen die Römer, ohne daß der junge Fürst hier besondere Thatkraft zeigte. Und nun (211) schlossen die Römer Bundesgemeinschaft mit den Atoliern gegen Philipp. Sie besetzten Satynthos und einige atarnan. Städte, und nun traten auch die Spartaner, die Messenier und Kleer dem röm. Bündnis bei. Solange indes die Römer noch durch Hannibal zu sehr beschäftigt waren, schwankte der Sieg zwischen der röm. und der macedon. Partei; auch die Achäer gewannen unter Philopomen durch einen mörderischen Sieg über die Spartaner bei Mantinea (207 v. Chr.) wieder ein entschiedenes Übergewicht im Peloponnes. Gleichwohl schrieb in dem zwischen Philipp V. und Rom 205 zu Rhodis in Epirus abgeschlossenen Frieden der röm. Consul Sempronius die Bedingungen vor. Die Schlacht bei Zama (202 v. Chr.), die Karthagos Macht brach, gab Rom freie Hand gegen Philipp, der seit 201 in der Levante und gegen Athen mancherlei Fehden führte, die endlich den Römern den Anlaß zu einem ernsthaften Kriege gegen Macedonien (im Herbst 200) boten. Anfangs waren die röm. Waffen wenig glücklich. Als aber 198 der Consul Titus Quinctius Flamininus in G. erschien, traten zuerst die Epiroten, dann auch die achäischen Städte zur röm. Bundesgenossenschaft, und die Schlacht bei Kynossephala (197) vernichtete die Herrschaft Macedoniens über G. Im Frieden (196) wurden die griech. Staaten für frei erklärt und diese Freiheit ihnen durch röm. Herolde bei der Feier der Isthmischen Spiele verkündet. Rom konnte seitdem seine Herrschaft in G. um so leichter befestigen, je geteilter die Interessen der verschiedenen Staaten und Parteien G.s waren. So geschah es im Kriege der Atolier und Königs Antiochos III. von Syrien gegen Rom und die Achäer, welcher 189 die polit. Vernichtung der Atolier zur Folge hatte. Der letzte und für G.s Selbständigkeit vernichtende Krieg dagegen zwischen Rom und den Achäern erfolgte erst mehr als 40 Jahre später. Bereits aber wurden unter dem Zusammenwirken röm. Brutalität und griech. Parteilichkeit nach dem Kriege zwischen Rom und Perseus, dem letzten König von Macedonien, tausend der angesehensten Achäer, als macedon. Gefinnung verdächtig, 167 nach Rom geführt und unter dem Vorwande weiterer Untersuchung in 17-jähriger Gefangenschaft gehalten. Später gaben neue Handel in G. Veranlassung zu weiterer Mißhandlung des Achäischen Bundes, indem ein Senatsbeschluss 147 Korinth, Argos, Sparta, Orchomenos und Herakleia am Ota die fernere Teilnahme an demselben verbot. Von Kritolaos fanatisiert, beschloß hierauf die Masse der Achäer im Mai 146 den Kampf auf Leben oder Tod gegen Rom und Sparta. Aber das Glück war ihren Waffen nicht günstig. Nachdem die Achäer bei Staphia durch Metellus gänzlich geschlagen worden

waren, vollendete des Mummus Sieg bei Leutopetra in der Nähe von Korinth und die hierauf erfolgte Zerstörung dieser Stadt den vollständigen Untergang der griech. Freiheit (im Sept. 146 v. Chr.).

B. Zweite Hauptepoche. Vom Beginn der römischen Herrschaft bis zum Untergang des Byzantinischen Reichs. Mit den Siegen des Metellus und Mummus (146 v. Chr.) beginnt die zweite Hauptepoche der Geschichte G.s, während welcher das Land einen Teil des Römischen, später des Byzantinischen Reichs bildete, bis zum Untergang des letztern und der endlichen Unterjochung G.s durch die Osmanen, nach der Mitte des 15. Jahrh. Unmittelbar nach der Zerstörung von Korinth wurde G. von Mummus und der in solchen Fällen üblichen Senatsscommission von zehn Mitgliedern für Rom in Besitz genommen und der Aufsicht des röm. Statthalters von Macedonien unterstellt (eine eigene Provinz Achaja mit besonderm Statthalter wurde erst 27 v. Chr. durch Augustus konstituiert), eine Tributzahlung an Rom eingeführt und die Bundesverfassungen von Achaja, Phocis und Bötien aufgehoben. Doch wenige Jahre nachher (nach dem J. 140) ließ sich der röm. Senat vorzüglich durch des mit dem mächtigen Scipio Africanus dem Jüngern befreundeten Geschichtsschreibers Polybios Vermittelung bestimmen, seine strengen Beschlüsse in Betreff G.s zu mildern. Gewisse, einzelnen Staaten auferlegte, zum Teil sehr bedeutende Strafzahlungen wurden erlassen und die Bundesversammlungen (als wesentlich zu festlichen, geistlichen und lokalen Zwecken zusammentretende Zusammenkünfte) formell wieder gestattet. Von den Römern und durch besondere Verhältnisse begünstigt, hoben damals wenigstens einige Orte sich wieder zu hoher äußerer Blüte. Delos, schon an sich für den Handel glücklich gelegen, gewann jetzt vorzüglich dadurch, daß sich ein erheblicher Teil des Handels des zerstörten Korinth ihm zuwendete. Athen behielt staatsrechtlich seine alte Verfassung, jedoch mit mehreren Einschränkungen in aristokratischer Richtung. (Schon nach Besiegung des Perseus hatte es übrigens neben andern das Gebiet von Pallartos in Bötien als Geschenk der Römer erhalten.) Aber nach und nach geriet es, zuerst infolge der Slavenaufstände in Attika um 138, besonders aber seit seiner thörichten Teilnahme an dem Kriege des Mithridates gegen Rom (seit 88 v. Chr.) in kläglichen Verfall. Nachst Athen hatten sich damals auch die Achäer, Lacedämonier und Bötier, des röm. Drucks müde, für Mithridates erklärt und ihn durch Hilfsvölker gegen die Römer unterstützt; doch waren sie bei Sullas Erscheinen (zu Anfang des Frühlings 87 v. Chr.) rasch wieder zur Unterwürfigkeit zurückgekehrt. Athen dagegen, welches durch die Zöllnerei des als Gewaltherrscher schaltenden Philosophen Aristion (Athenion) zum verzweifeltsten Widerstande getrieben wurde, mußte seinen Abfall schwer büßen. Von Sulla mit Sturm genommen, wurde es 1. März 86 der Schauplatz eines furchtbaren Blutbades und einer energischen Plünderung, erhielt jedoch nachher nicht nur seine Freiheit und seine frühern Besitzungen, sondern auch die in diesem Kriege schrecklich verwüstete Insel Delos zurück. Der Hafen Piräeus, in welchem sich des Mithridates Feldherr Archelaos noch einige Zeit gegen Sulla hielt, wurde nach Abzug desselben gänzlich verwüstet, kurz vor dem Siege über die pontischen Truppen bei Chäroneia, im März 86, welcher zuerst wieder die Unterwerfung

von ganz G. unter die röm. Herrschaft wirklich sicherte. (Eine zweite Schlacht im J. 86, bei Orchomenos, fiel ebenfalls zu Sullas Gunsten aus.) Auch Theben mußte den Jorn des Siegers schwer empfinden, indem es die Hälfte seines Gebiets verlor, um Sulla die Mittel zu gewähren, die Zwangsanleihen der Römer bei den Tempeln von Olympia und Delphi zu ersetzen. Dagegen bekamen andere Städte, wie Clatea in Phocis, für die Standhaftigkeit, womit sie sich geweigert, zu Mithridates überzutreten, Steuerefreiheit. Raum war der erste Mithridatische Krieg vorüber, so wurde G. ganz vorzugsweise von den auf Cilicien und Aetia sich stützenden Seeräubern heimgesucht, welche nach der Auflösung der Flotte des Mithridates in Masse das Mittelländische Meer beunruhigten. Sie setzten sich nicht allein auf einigen Inseln, wie Samos, Samothrace u. s. w., fest, sondern drangen selbst ins Festland ein und plünderten vorzugsweise die an wertvollen Weihgeschenken noch reichen Tempel, wie den der Demeter zu Hermione, des Asklepios bei Epidauros, des Poseidon auf dem Isthmus, auf dem Vorgebirge Änaron und auf der Insel Kalauria, des Apollon am Vorgebirge Actium und der Hera in Argos. Pompejus überwältigte sie endlich (67 v. Chr.) und gab ihnen an verschiedenen Orten des bereits verödeten Festlandes, z. B. in Dyme in Achaja, feste Wohnsitze. Athen, welches sich durch die Freigebigkeit des röm. Bankiers Titus Pomponius Atticus und durch den zahlreichen Besuch seiner philof. Schulen einigermaßen wieder zu erholen begann, wurde auch von Pompejus sehr ausgezeichnet, aber später, gleich dem übrigen G., mit in den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus verwickelt. Obgleich durch hartnäckigen Widerstand gereizt, verzog Cäsar als Sieger bei Pharsalos (48 v. Chr.) dennoch den Athenern und gewährte ihnen selbst beträchtliche Summen zur Verschönerung ihrer Stadt. Megara mußte seinen fanatischen Widerstand gegen die Cäsarianer mit der beinahe gänzlichen Vernichtung der Bewohner büßen; dagegen erhielten die Thessalier zum Lohn treuer Hülfe röm. Freiheit. Korinth wurde, nachdem es mehr als 100 Jahre in Trümmern gelegen, im J. 44 neu gegründet und gelangte später als Colonia Laus Julia Corinthus zu hoher Blüte.

Die Bewegungen, welche Cäsars Ermordung veranlaßte, zogen auch G. in starke Mittheilenschaft. Brutus wurde zu Athen als Befreier aufgenommen und gefeiert, und als er und Cassius bei Philippi 42 v. Chr. gegen Antonius und Octavian kämpften, befanden sich, wie früher bei Pharsalos, in beiden Heeren viele Griechen. Antonius übte als Sieger namentlich gegen Athen Großmut; desgleichen später Octavian nach der Schlacht bei Actium (31); doch verlor es (21 v. Chr.) den Besitz von Gretria und Argina. Dagegen hatte sich Sparta für die ihm bei Actium geleistete Hülfe der besondern Günst des neuen röm. Kaisers zu erfreuen. Sparta erhielt den Vorzug bei den fünfjährigen Festspielen auf dem Vorgebirge Actium, welche zum Andenken des Sieges dem attischen Apollo geweiht wurden. Patra, wegen seiner Lage für den Verkehr mit dem Westen von Wichtigkeit, wurde ansehnlich erweitert und mit einer röm. Kolonie besetzt. Das auf der Südspitze von Spiris neu angelegte Nikopolis erhielt röm. und griech. Bevölkerung und wurde als freie Stadt in den reorganisierten Amphiktyonenbund aufgenommen, in dessen Versammlungen es gleich den Thessaliern und

Macedoniern sechs Stimmen führte. Die röm. Bürgerkriege hatten G. tief heruntergebracht. Ganze Landschaften, wie Spiris, Alarnanien, Aolien, Lokris, Arkadien, waren fast entvölkert; einst mächtige Städte, wie Theben, Larissa, Megalopolis u., boten in den ersten Zeiten der Kaiserherrschaft kaum noch den Schatten ihrer ehemaligen Größe dar. Indessen hat sich G. bis zum Ausgang des 2. Jahrh. n. Chr. unter der ausgezeichneten Gunst der Kaiser noch einmal zu neuer schöner Blüte emporgearbeitet. Sinnlos war es freilich, daß 67 n. Chr. Nero noch einmal den Griechen die «Freiheit» bei der Feier der Isthmischen Spiele zurückgab; hielt er sich doch zugleich berechtigt, die an Kunstwerten reichsten Orte G.s, besonders Delphi, Olympia und die Akropolis von Athen, in rücksichtsloser Weise zu plündern. Bespasion nahm (78 oder 74 n. Chr.) diese nicht mehr zeitgemäße Freiheit wieder zurück, in deren Besitz später nur noch einzelne Städte, wie Athen, Theßpiä, Lanagra, Pharsalos, Sparta u. a. m. erscheinen. Für das wohlthätige Walten des Trajan in G. spricht der Umstand, daß die Griechen ihm gemeinschaftlich ein Denkmal in Olympia errichteten. Der größte Wohlthäter aber für G. überhaupt und für Athen insbesondere war Hadrian, der, für griech. Kunst und Litteratur begeistert, das Land öfters besuchte und überall stattliche Denkmäler seiner Freigebigkeit und seiner wirtschaftlichen Einsicht zurückließ. Darin weitesterte mit ihm ein reicher Privatmann, Herodes Atticus von Marathon, der unter seiner und seiner Nachfolger Regierung Athen und andere griech. Städte mit neuen Bauten schmückte. Die Antonine beschränkten sich ebenfalls nicht bloß darauf, einigen Orten das Geschenk der Freiheit zu machen. (Unter ihrer Regierung bereiste Pausanias aus Lydien G., von dessen Zuständen, besonders in Bezug auf die noch sehr zahlreichen Kunstwerke, er uns in seiner Reisebeschreibung ein interessantes Bild hinterlassen hat.) Besonders wichtig wurde es, daß die im 2. Jahrh. n. Chr. neu erwachte griech. Kunst der Veredelsamkeit oder vielmehr Wohlredendheit, die zuerst in Kleinasien Griechenstädten ausgezeichnete Vertreter fand (die sog. jüngern Sophisten), zu höchster Vollendung ausgebildet wurde. Bis herab zum 5. Jahrh. wurde dieselbe mit den zugehörigen Studien nun die Grundlage aller den guten Familien der antiken Völker geläufigen höhern Bildung. Athen aber, wo diese Kunst neben der Philosophie mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde, war seit Marc Aurel (176 n. Chr.) für mehrere Jahrhunderte der Sitz einer vielbesuchten philos. und rhetorischen Akademie oder Universität geworden. Auch sonst hielt sich hier das antike Leben, der Glaube an die alten Götter und Heroen vorzugsweise lange mit großer Zähigkeit. Freilich hatte daselbe Volk, das vordem durch die Werke eines Aeschylos, Sophokles und Euripides begeistert wurde, unter der Römerherrschaft angefangen, auch an Tiergefechten und Gladiatorenkämpfen Geschmack zu finden. Aber noch immer verlebte man durch jährliche Feste die großen Tage und die Feste der Vorzeit.

Noch immer blieb G. für die Alte Welt das vorzugsweise geliebte Land alten Ruhms und alter Schönheit. Sein Wohlstand erhielt aber einen schweren Stoß, als seit Mitte des 3. Jahrh. die Goten für mehr denn 20 Jahre ihre Raubzüge gegen die griech. Welt begannen. Als Kaiser Decius 251 im Kampfe gegen die Goten gefallen war, hielt nur (258) die jähre Ausbauer der Stadt Theßalonik die

nordischen Völker von weiterm Vordringen nach G. ab. Die sich steigende Gefahr mahnte die Griechen selbst an ihre Verteidigung zu denken. Ein griech. Heer wurde an die Thermopylen geschickt; die Athener stellten ihre Befestigungswerte, die Peloponneser die uralte Schutzmauer auf dem Isthmus wieder her. Unter diesen Vorbereitungen vergingen die nächsten Jahre ruhiger, da die Goten und Heruler ihre Verheerungszüge jetzt vorzugsweise nach Kleinasien richteten. Aber 267 unter Gallienus brangen sie ins Ägäische Meer, besetzten mehrere Inseln, landeten auf dem griech. Festlande, stießen mehrere Städte, wie Korinth, Sparta, Argos und Legea, in Brand und eroberten selbst Athen. Zeils durch ein Aufgebot der Athener, welches sich unter des Geschichtsschreibers Dexippos Führung in den Bergen und in dem Elwald unweit der Stadt in den Hinterhalt gelegt hatte, teils durch das röm. Geschwader im Ägäischen Meere wurden sie in die Flucht geschlagen und nachher durch Gallienus am Flusse Keftos fast gänzlich ausgerieben. Doch schon im J. 269 machten sie vom Pontus Surinus aus einen neuen furchtbaren Einfall in die Donauhalbinsel. Seit der Niederlage bei Naissus in Obermösien durch Kaiser Claudius (269) beschränkten sich die Heerzüge derselben auf Mösien. Kaiser Aurelianus trat ihnen endlich 270 Dacien jenseit der Donau ab. Mehr denn 100 Jahre lang wurde nun G. nicht mehr von Barbaren heimgesucht; dagegen blieb es im Innern nicht frei von der Bewegung, welche in dieser Zeit das Römerreich erschütterte.

Das Christentum, welches seit etwa 53 n. Chr. durch Paulus nach Macedonien, Athen und Korinth gebracht worden war, machte in G. längere Zeit nur geringe Fortschritte. Bildeten sich auch im Laufe des 1. und 2. Jahrh. einige Christengemeinden, so erhielten sie wenigstens keine bedeutende Ausdehnung; erst seit der Mitte des 2. Jahrh. finden sich größere Gemeinden zu Theßalonik, Larissa, Athen, Korinth, Sparta, auf Kreta und Cypern. Das von Konstantin d. Gr. und Licinius 313 zu Mediolanum erlassene allgemeine Duldungsedikt brachte auch den Christengemeinden in Achaia volle Freiheit der Religionsübung, ohne daß dadurch die Verehrer der alten Götter, welche hier noch in ungeheurer Überzahl waren, zur Annahme des Christentums bestimmt worden wären. Auch waren mehrere achäische Bischöfe auf dem Konzil zu Nicäa (325), dessen Glaubensartikel von allen Christen G.s angenommen wurden, ein Umstand, der vorzüglich deshalb von Wichtigkeit war, weil er nicht wenig zur ruhigen Entwicklung der christl. Kirche in G. beigetragen hat, wo es keine Arianer gab. (S. Griechische Kirche.) Die Konstantin die Provinz Achaia, namentlich Athen begünstigte, so hatte dieses sich auch der Gunst seiner Nachfolger zu erfreuen, deren strenge Befehle gegen die Kulte der Heiden hier relativ wenig Anwendung gefunden zu haben scheinen. Kaiser Julian konnte denn auch den Plan der Wiederherstellung des Heidentums vorzugsweise in Achaia durchzuführen hoffen. Durch neuplatonische Philosophie gebildet, wurde Julian, nachdem er seine Absichten offen erklärt hatte, von den griech. Städten mit Jubel begrüßt (361); im Vertrauen auf seine Proklamationen wurden zu Athen, wo er selbst 365 studiert hatte, und in ganz Hellas die Tempel der alten Götter wieder geöffnet, ihre Altäre wieder errichtet, Opfer dargebracht und Feste gefeiert in alter Weise. Nach Julians Tode 368

verschwand zwar diese Herrlichkeit, doch dachten seine Nachfolger, Iovianus und Valentinianus, nicht daran, die alten Kulte zu unterdrücken. Das Heidentum wich hier nur sehr langsam der überzeugenden Kraft des Christentums. Daher hatten weder die furchtbar strengen Bestimmungen des Kaisers Theodosius (seit 381 n. Chr.), noch die ähnlichen Bestimmungen seiner Nachfolger, des Arcadius und des jüngeren Theodosius, die völlige Ausrottung des Heidentums zur Folge; erst seit der Mitte des 5. Jahrh. wurden auch die athenischen Tempel in christl. Kirchen umgewandelt, und erst 529 n. Chr. die Akademie von Athen, der letzte Zufluchtsort des Heidentums, durch ein Edikt des Kaisers Justinian gänzlich geschlossen. Den wahren Lebenshof aber hatte dem antiken Leben in G. 395—396 der Votenkönig Alarich (s. d.) gegeben.

Seit 376 n. Chr. nämlich waren die Westgoten, durch die hunn. Völlerwanderung gebrängt, über die untere Donau gezogen und sehr bald durch die überdrückte Politik der Römer zu furchtbaren Feinden geworden. Als Kaiser Valens 378 bei Adrianopel geschlagen und gefallen war, wurde alles Land bis zu den Thermopylen von ihnen schwer heimgesucht; indes vermochte Kaiser Theodosius I. sie endlich bis 392 zum Frieden zu nötigen und siebelte sie dann als Bundesgenossen des Reichs an der unteren Donau an. Aber gleich nach seinem Tode (17. Jan. 395) erhoben sie sich von neuem. Die Zwietracht zwischen dem damals zuerst lebend auseinanderfallenden östl. und westl. Reiche, zwischen den beiden Ministern Rufinus und Stilicho, und namentlich die zwar nicht verräterische, aber doch völlig verschleierte Politik des Rufinus in Konstantinopel machte es ihrem König Alarich möglich, 395 und 396 G. auf das schrecklichste zu verwüsten. Er gewann ohne Mühe die nur schwach besetzten Thermopylen (395) und vernichtete Korinth, Argos und Boioten (außer Theben). Athen ließ er, wahrscheinlich durch eine Geldsumme betäubt, unversehrt; dagegen zerstörte er Eleusis und Megara, brang in den Peloponnes ein, nahm Korinth, Argos, Sparta und alle Orte, die dazwischen lagen, und verheerte fast die ganze Halbinsel mit Feuer und Schwert. Im folgenden Jahre durch den aus Dalmatien herbeigeeilten Stilicho nach dem nordwestl. Arabien zurückgebrängt, dann aber wahrscheinlich durch Stilicho selbst aus Born gegen die Ost Römer wieder losgelassen, verweilte er auf dem Rückzuge noch Atolien und Karanien, setzte sich in Epirus fest und wurde 397 aus Haß gegen Stilicho vom Kaiser Arcadius zum kommandierenden General des östl. Illyricum, welches damals auch die Provinz Achaja umfaßte, ernannt, eine Stellung, in der er sich bis zu seinem zweiten Zuge nach Italien (408) behauptete. Ein großer Teil Achajas blieb wahrscheinlich schon damals wüst liegen. Nur die bedeutendsten Städte, wie Korinth, Sparta und Argos, erhoben sich wieder aus ihren Trümmern; die Masse der Bevölkerung drängte sich immer mehr in den Seestädten zusammen. Eine lange Ruhe gestattete indes den Erzköpfen einige Erholung. Des Hunnenkönigs Attila (s. d.) Heerzüge gegen das Ost Römische Reich (441—447) berührten Achaja so gut wie gar nicht. Auch die späteren Verheerungszüge der Ostgoten unter Theodorich (479—482) erstreckten sich bloß bis in das nördl. Thessalien, während die räuberischen Einfälle der Vandalen unter Geiseric von Süden her (467—476) nur einzelne Städte an den Küsten von Jly-

rien, Epirus, Mittelgriechenland und dem Peloponnes betroffen haben werden. Der Bulgarensturm unter Kaiser Anastasius führte nur einzelne Häuser der Barbaren, namentlich 517, bis nach Epirus und bis an die Thermopylen. Erst unter Kaiser Justinian I. wurde G. 539 oder 540 wieder durch einen Barbarenhaufen, dessen Kern aus Slawen bestand, erreicht und bis zum Isthmus ausgeplündert. Durch denselben Kaiser aber wurden die Befestigungswerke vieler griech. Städte und Pässe wiederhergestellt; ihm verdankt auch G. die Einführung einer neuen, höchwichtigen Industrie: des Seidenbaues. Im J. 559 drang eine Horde kurgurischer Hunnen bis zu den Thermopylen vor. Noch weiter kamen 577—588 die Slawen (Slowenen), welche bisher an der unteren Donau sich gehalten hatten. Eine freiere Ausdehnung nach Süden hin belamen sie jedoch erst, als Kaiser Heraklius mit Avarn und Persern in langen Kriegen lag und (seit 620) die Slawenstämme der Kroaten und Serben Dalmatien, Dardanien, Illyrien und Obermösien bis an die Grenze von Epirus besetzt hatten, zumal da sich um diese Zeit auch weiter östlich, in Niedermösien und in der ehemaligen Landschaft Dacia Ripensis, eine slaw. Bevölkerung lebend festsetzte. Seit dieser Zeit breiten sich die Slawen am Balkan und in Mazedonien immer weiter aus. Die Kaiser der größern Hälfte des 7. Jahrh. stehen mit ihnen wiederholt in Krieg, und namentlich das Hauptbollwerk des griech. Südens, Thessalonich, wird oft sehr heftig, wenn auch ohne Erfolg, von den neuen Einwanderern bekämpft. Während zu solchen Kriegen für die Kaiser noch die Aufgabe trat, die Araber im Osten und Südosten abzuwehren, waren die Slawen allmählich bis tief hinein nach Epirus und Thessalien vorgedrückt. Bei dem großen Angriff 675 auf Thessalonich spielten sie schon eine sehr bedeutende Rolle. Wahrscheinlich sind slaw. Scharen in dieser und der folgenden Zeit auch schon schrittweise südwärts bis nach dem innern Peloponnes gezogen. Der Druck, der die Slawen südwärts schob, erhöhte sich, als die in langsame Slawisierung begriffenen Bulgaren endlich 679 in der noch heute nach ihnen benannten Landschaft ein Reich bildeten, von welchem aus sie sich südlich und südwestlich immer weiter auszubreiten versucht haben.

Noch aber behaupteten die Hellenen in G. ihr Übergewicht, zumal die Not der Zeit sie sehr oft zwang, auf Grund ihrer alten municipalen Selbstverwaltung nun auch im Kriege sich selbst zu helfen. Von seiten der byzant. Regierung aber kam zu Hilfe die seit Heraklius eingeleitete, wahrscheinlich unter Leo III. (seit 718) vollendete Gliederung des Reichs in Themen oder kleinere, militärisch organisierte, von Strategen verwaltete Militärregimenten. Das vielleicht schon zu Justinians I. Zeit militärisch zerlegte G., dessen Name Achaja jetzt wieder auf den nördl. Peloponnes beschränkt ward, zerfiel in die Themen Peloponnes, Hellas, Nikopolis, Agäisches Meer und Samos, während Thessalien meist zu dem Thema Thessalonich gehörte. Die noch vorhandene Kraft der Hellenen aber, die jetzt mit Eifer der orthodoxen Kirche anhängen, zeigte sich besonders deutlich 727 bei ihrem Aufstand gegen den angezeichneten, ihnen aber als »Bildhauer« verhassten Kaiser Leo III. Allein das verwegene Unternehmen der Bewohner des griech. Festlandes und der Kykladischen Inseln, durch einen Seezug nach

Konstantinopel diesen Kaiser zu stürzen, enbigte mit einer schimpflichen Niederlage. Mehr jedoch als durch das Unglück vor Konstantinopel wurde die beste Kraft der Hellenen durch die furchtbare Pest gebrochen, welche 746—747 in G. wüthete. Noch war diese nicht vorüber, als sich die Einfälle der Slawen erneuerten, welche, von den Bulgaren gedrängt, jetzt ungehindert ganz G. überfluteten, den Isthmus in Masse überschritten und sich in mehreren Theilen des Peloponnes, namentlich in Arkadien und Elis, im nördl. Messenien, in Salonien und auf dem Taygetos, festsetzten. Thatsache ist, daß seit dieser Zeit neben den griech. Stadtgemeinden in dem offenen Lande sehr zahlreiche slaw. Gemeinwesen entstanden, welche sich unter eigentümlicher Stammverfassung nach und nach zu besondern Zupanien verbanden, allmählich zwar in friedlichem Verkehr von griech. Sitte, Art und Sprache viel annahmen, dann aber, bei weiterer Ausbreitung ihrer Niederlassungen und ihrer Macht, zu den griech. Städten und zu der byzant. Regierung in ein feindliches Verhältnis traten. Sie wurden dann nur nach hartnäckigem Kampfe von den Byzantinern unterworfen und später für das Christentum gewonnen. Der erste förmliche Heerzug gegen die Slawen in G. von Konstantinopel aus geschah unter der Kaiserin Irene durch Staurakios 788. Eine höchst gefährliche Erhebung der Slawen fand zu Anfang des 9. Jahrh. statt; die Niederlage der Slawen vor Paträ (805 oder 807) bezeichnet den Punkt ihres beginnenden Niedergangs, obwohl die Lage der Griechen dadurch militärisch vorläufig erschwert wurde, daß sich 825 die Sarazenen auf Kreta festgesetzt hatten, die nun von der Seeseite her ebenfalls G. heimsuchten. Um die Mitte des 9. Jahrh. wurden durch Theoktistos Bryennios sämtliche Slawen bis auf die zwei Stämme der Milinger und Geriten am Taygetos (Pentadaktylos), welche sich nur zu Tribut verstanden, unterworfen. Noch einmal kam es 941 zu Händeln mit den Milingern und Geriten, während die Slawen des Binnenlandes längst die Oberherrschaft von Konstantinopel anerkannt und unter Kaiser Basilus I. (867—886) das Christentum angenommen hatten und seitdem immer mehr mit der griech. Bevölkerung zu einem «romäischen» Ganzen verschmolzen waren.

Diese Vereinigung war aber für G. selbst von großem Nutzen. Eine große Lebendigkeit in den verschiedenen Zweigen wirtschaftlicher Betriebsamkeit erzeugte bald, namentlich in den Seestädten des Peloponnes, einen ansehnlichen Wohlstand. Für zweckmäßige Verteidigungsanstalten der Römer auf dem Festlande und für deren Seetüchtigkeit zeugen mißlungene Versuche der Sarazenen, sich daselbst festzusetzen. Unter Kaiser Basilus I. hatten sie sich vergeblich gegen die Insel Kubba versucht; als sie dann 881 mehrere Punkte des Peloponnes, Paträ, Korinth und Methone bedrohten, wurden sie auch hier mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen. Dann aber kam eine schlimme Zeit, in welcher sie die Inseln, 896 Demetrias in Thessalien, 900 Lemnos und 904 das damals sehr wohlhabende Thessalonien ausraubten. Ihre Macht sank seit 924 nach einer Niederlage bei Lemnos, und 961 verloren sie in großen Kriegen endlich wieder Kreta. Dagegen erreichte im 10. Jahrh. der Bulgarensturm, welcher seit langer Zeit schon Macedonien und Thrazien beunruhigt hatte, auch G. Schon 930 nahmen die Bulgaren Nikopolis ein und bildeten hier eine griech.

Kolonie; nachher verhielt sich das kriegerische Volk lange Zeit ruhig und erkannte selbst 971—975 gezwungen die byzant. Oberherrschaft an. Erst 978 erneuerten sie unter ihrem König Samuel ihre Fehden nach Süden, drangen verwüstend in Thessalien ein und plünderten Larissa völlig aus. Ein unglücklicher Fehzug (981) des Kaisers Basilus II. gegen sie gab ihnen nur um so mehr Veranlassung zu neuen Unternehmungen. Im J. 996 drangen sie zum zweiten mal in Thessalien ein, überschritten den Peneios und durchzogen Böotien und Attika. Beim Rückzuge erlitten sie jedoch am Spercheios eine vollständige Niederlage, worauf Thessalien von ihnen gänzlich befreit und nun von dem gewaltigen Kaiser Basilus II. (976—1025) in langem, furchtbarem Kriege Bulgarien unterworfen und 1019 dem Byzantinischen Reich einverleibt wurde.

Sehr hart wurde G. durch die Heerfahrten der apulischen und sicilischen Normannen betroffen. Unter dem Vorwand, dem vertriebenen Kaiser Michael VII. (Parapinakes) wieder zum Throne zu verhelfen, erschien Robert Guiscard 1081 mit Heereshmacht an der Küste von Sipont, besetzte einige Inseln, eroberte die wichtigsten Küstenstädte Aulon und (1082) Dyrrhachium und drang von hier aus in das Binnenland ein. Als er durch die Verhältnisse in Italien zur Rückkehr genötigt war, setzte sein Sohn Bohemund die Eroberungen fort, bis er endlich nach einem unglücklichen Angriff auf Larissa durch Kaiser Alexius I. Komnenus im Juni 1084 zum Rückzug genötigt wurde, was den Verlust sämtlicher Eroberungen zur Folge hatte. Bei einer zweiten Heerfahrt im Herbst desselben Jahres gewannen die Normannen zwar nochmals Koryn, Aulon und Butthrotum; allein infolge des plötzlichen Todes Guiscards mußten sie schon im Sommer des folgenden Jahres ihre sämtlichen Eroberungen wieder aufgeben. Der Heerzug, welchen Bohemund später (1107) als Fürst von Tarent unternahm, hatte nur eine vorübergehende Besetzung der Umgegend von Dyrrhachium zur Folge und scheiterte 1108 gänzlich. Sehr verderblich für G. wurde dagegen der Raubzug einer Flotte (1147) des Königs Roger II. von Sicilien. Von Koryn aus umgeleitete die Flotte der Normannen die Küsten des Peloponnes, machte einen vergeblichen Angriff auf Monembasia, eroberte und plünderte aber Korinth, das als Handelsplatz und Sitz des Statthalters des Peloponnes sehr wohlhabend geworden war, und die reiche Jekbil- und Handelsstadt Theben. Jedoch scheint sich G. von diesem Schlage schnell wieder erholt zu haben. Neben den alten Einwohnern beförderten damals die Judengemeinden in mehreren größeren Städten Industrie (namentlich in Seide) und Handel. Man kann annehmen, daß G. in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. zu den wohlhabendsten Theilen des Byzantinischen Reichs gehörte, und daß es im Fortschreiten der Bildung mit Italien gleichen Schritt gehalten haben würde, wenn nicht die Frankensürme des 13. Jahrh. eine ungeheure Kalamität über das Land gebracht hätten. G. fing um diese Zeit an, bei der innern Schwäche des Hauses Angelos in Konstantinopel und bei dem seit der spätern Zeit der Komnenen auch in das Byzantinische Reich eingebrungenen Feudalismus, sich politisch dem Byzantinischen Reich zu entfremden, und wahrscheinlich hätten sich hier wie in Italien einheimische Fürstentümer und freie Städte gebildet.

wenn nicht die Eroberungen der Franken andere Verhältnisse herbeigeführt.

Nach der Eroberung von Konstantinopel 1204 durch die Krieger des vierten Kreuzzugs erhielt der Markgraf Bonifacius II. von Montferrat Thessalonich und G. mit dem Titel eines Königs. Von Thessalonich aus begann er im Spätsommer 1204 seine Eroberungszüge, besetzte in kurzer Zeit das südl. Macedonien und Thessalien, schlug an den Thermopylen das griech. Heer des peloponnes. Machthabers von Nauplia und Korinth, Leon Sguros, und zog fast ohne Schwertstreich in Athen und Athen ein, worauf auch Subda seine Oberherrschaft anerkannte. Sein Plan, auch in Morea, wie seit dem Anfang des 13. Jahrh. der Peloponnes (zuerst bei den Abendländern) genannt wurde, Eroberungen zu machen, scheiterte an den Mauern von Korinth und Nauplia, welche von Sguros mit Erfolg verteidigt wurden. Nach einer vergeblichen Belagerung riefen ihn die unterdessen im Norden eingetretenen Verhältnisse 1206 nach Macedonien zurück, wo er kurz darauf 1207 im Kampf gegen die Bulgaren seinen Tod fand. Jedoch bewahrte dies Morea nicht vor der Herrschaft der franz. Ritter; denn schon im Späthjahr 1204 hatte von Modon aus der Ritter Gottfried von Villehardouin die Westküste gewonnen. Nachher durch eine Erhebung der Griechen bedrängt, war er 1205 nach dem fränk. Lager vor Nauplia gezogen und gewann hier seinen Freund, Wilhelm von Champlitte, aus dem Hause der Grafen von Champagne, mit einer Schar franz. Ritter sich ihm anzuschließen. Champlitte, in dessen Hand jetzt die Oberhoheit kam, erhielt von dem nach Macedonien zurückkehrenden Bonifacius die Anerkennung der zukünftigen Eroberungen und wurde sehr schnell Herr von Achaja, Elis und eines Theils von Messenien. Eine siegreiche Schlacht gegen ein aus griech. und slav. Bewohnern des Binnenlandes gebildetes Heer bei dem Olivenwalde von Konbura in Messenien entschied 1205 die Herrschaft der Franken über den westl. Theil Moreas bis zu dem Fuße des Taygetos. Champlitte theilte das eroberte Land nach fränk. Weise als Lehn unter die mit ihm eingewanderten Ritter und eroberte Messenien (wo nur in Modon und Koron 1206 die Venezianer sich festsetzten), Arkadien und die Stadt Lacedämon. Als er sich 1209 genötigt sah, nach Frankreich zurückzukehren, übertrug er dem Gottfried von Villehardouin als seinem Stellvertreter die Oberlehnherrschaft bis zu der Zeit, wo er einen neuen Statthalter aus seiner Familie nach Morea schicken werde, unter der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie jenem erblich verbleiben solle, falls dies nicht vor Ablauf eines Jahres geschehe. Zur Erhaltung und Verteidigung des Landes wurde nach franz. Feudalgefehen der Kriegsdienst der Barone geordnet und als Grundlage rechtlicher Entscheidungen die Gewohnheiten der Champagne angenommen. In geistlichen Dingen dagegen belamen mit der Einführung des abendländ. Ritus bald das kanonische Recht und die Entscheidung des röm. Stuhls vorherrschende Geltung.

Nachdem Gottfried von Villehardouin durch fortgesetzte Eroberung und kluge Behandlung der Griechen seine Macht erweitert und befestigt hatte, konnte er den Plan, für sich und sein Haus die Oberherrschaft von Morea zu behaupten, um so leichter ausführen, je mehr er dafür Empfänglichkeit

bei den franz. Rittern und selbst unter den alten Einwohnern des Landes fand. Durch List, so ist die Tradition, wußte er den von der Witwe des bald nach seiner Abreise gestorbenen Champlitte nach Morea abgeschickten Ritter Robert über den bestimmten Termin eines Jahres zurückzuhalten, legte ihm, nachdem derselbe endlich angelangt, die mit Champlitte abgeschlossenen Verträge vor und wurde hierauf (1210) durch den Ausspruch der Barone zum Oberherrn von Morea erklärt. Er eroberte 1210 auch Korinth und bis 1212 auch Nauplia und Argos, welche beiden Städte seinem Verbündeten, dem burgund. Großherrn Otto (de la Roche), von Athen als Lehn überlassen wurden, und starb, allgemein betrauert, 1218. Sein erstgeborener Sohn war Gottfried II. (1218—45), der auf Grund seiner Vermählung mit der Tochter des lat. Kaisers von Konstantinopel, Peter von Courtenay (1217), des obersten Lehnsherrn aller fränk. Fürsten in dem lat. Reiche, den fürstl. Titel legitimiert erhalten hatte. Sein ihm in der Herrschaft folgender Bruder Wilhelm (1245—78) ergriff die Waffen gegen die noch nicht unterworfenen Moreoten, eroberte Monembasia (1248) und machte sich die Bewohner der Maina unterthänig. Dagegen wurde er in able Händel mit seinen Lehnsträgern außerhalb Moreas, mit dem durch Bonifacio von Montferrat eingefetzten Großherrn (Megasyr) von Athen, damals Guido I. de la Roche, dem Markgrafen von Bodoniza in Böotien und den Dynasten von Subda (Negroponte), verwickelt, welche jedoch mit der abermaligen Anerkennung seiner Oberherrschaft endigten (1257—59). Der Großherr von Athen erhielt bei dieser Gelegenheit (1260) den Titel eines Herzogs, der auch seinen Nachfolgern bis zum Untergang der Frankenherrschaft in G. verblieb. Sehr nachtheilige Folgen für Wilhelm hatte dagegen sein Anteil an einem Kriege des Despoten Michael II. von Spirus gegen den Wiederhersteller des byzant. Kaisertums, Michael VIII. Paläologos. Er fiel (Okt. 1259) in die Gefangenschaft des letztern und mußte durch die Abtretung der drei wichtigsten Plätze Monembasia, Maina und Misthra seine Freiheit und die Herrschaft über Morea erkaufen (1262). Noch mehr verlor er in einem kurz darauf zur Wiedereroberung der abgetretenen Städte begonnenen Kriege. Da um dieselbe Zeit der aus dem 1261 von den Griechen zurückeroberten Konstantinopel entflohene letzte lat. Kaiser, Balduin II., dem neuen franz. König von Neapel und Sicilien, Karl von Anjou, in der Hoffnung, mit dessen Hilfe das verlorene Reich wiederzuerobern, die Oberlehnherrschaft über Morea, wie auch über Spirus und die Inseln, abgetreten hatte (1267), so wurden von dieser Seite Ansprüche erhoben, welche durch die Vermählung von Wilhelms Tochter Isabella mit Karls zweitem Sohne Philipp Ausgleichung fanden (1271). Als Lehn des Hauses Anjou verblieb hierauf das durch das Vordringen der von den Eingeborenen unterstützten Byzantiner immer mehr schwindende Fürstentum Achaja bis um die Mitte des folgenden Jahrhunderts der Isabella Villehardouin, welche sich nach Philipps Tode noch zweimal, mit Florenz von Hennegau und (1301) Philipp von Savoyen verheiratete. Als der letztere (1307) sich entschloß, die Herrschaft in Morea aufzugeben, ging dieselbe unmittelbar auf die Vinie Anjou-Tarent über, die das Land meist durch

Statthalter regierte. Im J. 1364 starb der letzte Fürst von Achaja aus diesem Hause, Robert von Tarant, der aber sein Fürstentum nie betreten hatte.

Das Herzogtum Athen blieb bis 1308 Eigentum der Familie Laroche, kam dann (auf Grund der Verheiratung Jlabellas, der Tochter des Herzogs Guido I., mit Hugo, Graf von Brienne) an deren Sohn, Walthier von Brienne, in dessen Hand es einige Jahre blieb. Als aber dieser kühne Ritter in der blutigen Schlacht am Kephissos mit der Blüte des franz. Adels (15. März 1311) durch die wilden span. Abenteurer der catalon. «großen Kompagnie» vertilgt worden war, fiel Athen und Mittelgriechenland für mehr denn zwei Menschenalter in die Hand dieser nordspanischen Hibalgos, die sich dann unter die Hoheit der damals in Sicilien regierenden Könige aus dem Hause Aragonien stellten.

Im nördlichen G. hatte der frühzeitige Tod des Markgrafen Bonifacius von Montferrat, als König von Thessalonich (1207), gleich anfangs die Herrschaft der Franken sehr schwankend gemacht. Seine Witwe Margareta und ihr unmündiger Sohn Demetrius konnten sich um so weniger behaupten, weil in dem benachbarten Epirus sich seit 1204 ein Seitenzweig des byzant. Hauses Angelos festgesetzt hatte, dessen energische Fürsten rastlos gegen die lombard. Herrschaft in Thessalonich arbeiteten. Der Despot Theodor Angelos eroberte wirklich das ganze Land schon 1222 und nannte sich im Gegensatz zu den Lastariden in Nicäa auch seinerseits Kaiser. Theodor verlor jedoch 1230 seine Freiheit im Kriege gegen die Bulgaren. Sein Bruder Manuel (1230—40) behauptete allerdings Thessalonich; aber 1237 riß sein kühner Neffe Michael (II.) Epirus wieder an sich, welches Land nun, ähnlich wie Thessalien, noch lange im Besitz des Hauses Angelos und seiner durch Frauen angeheirateten Rechtsnachfolger blieb. Erst 1368 erfolgte hier der allgemeine siegreiche Aufstand der Albanesen gegen das Griechentum und 1430 die Einführung der türk. Oberhoheit. In Thessalonich dagegen hatte 1240 der alte Theodor den Manuel wieder gestürzt; nun erhob er hier seinen Sohn Johannes zum Kaiser (bis 1244), dem dann sein Bruder Demetrius folgte. Dieser wurde endlich 1246 durch Kaiser Batages von Nicäa gestürzt, der Thessalonich wieder mit dem griech. Reich verband.

Die Inseln des Archipels, welche bei der Begründung des lat. Kaisertums den Venetianern zugesprochen worden waren, wurden verschiednen behandelt. Der Senat zu Venedig erteilte im allgemeinen 1206 die Erlaubnis, daß die Nobili und alle, welchen dazu die Mittel zu Gebote ständen, auf ihre Kosten Seeräube nach dem Archipel machen könnten, und zwar in der Art, daß ihnen ihre Eroberungen als erbliche Lehne unter der Suzeränität der Republik verbleiben sollten. Die auf Kosten des Staats ausgerüstete Flotte dagegen eroberte zuerst vorübergehend Korfu, welches damals von dem genues. Freibeuter Leo Vetranos besetzt war, gewann die messen. Hafenstädte Modon und Koron (1206) dauernd und begann nach längern Kämpfen mit Genua im J. 1212 systematisch die Kolonisation von Kreta (Candia), welches Bonifacius von Montferrat 1204 an Venedig abgetreten hatte. Inzwischen hatte sich auch das Ägäische Meer mit kleinen Geschwadern der venet. Gabeln gefüllt, welche mit glücklichem Erfolg die Eroberung der kleinern Inseln versuchten. So

wurde Marino Dandolo Herr von Andros, Andrea und Geremia Ghisi von Tenos, Mykonos, Syros und Stopelos. Auf Kephalonia und Zante blühte, von diesen Beziehungen unabhängig, seit Anfang des 13. Jahrh. das Haus Orsini auf, welches dem Fürsten von Achaja den Lehnsschub leistete. Der mächtigste von allen ital. Fürsten im Archipelagos wurde Marlo Sanudo, welcher das reiche Paros 1207 besetzte, stark besetzte, die Einwohner durch Aufrechterhaltung des griech. Kultus für sich gewann, seine Herrschaft über Paros, Antiparos, Santorin, Anaphe, Amolos, Mila, Siphnos, Jos und Polylandro ausdehnte und sich unter Anlehnung an das lat. Reich der Lehnshoheit Benedigs zu entziehen wußte. Nach seinem Tode (1227) erhielten sich seine Nachkommen auf dem Throne bis 1333, wo die Herzogswürde durch Mordmord auf die Familie Crispo überging. In dieser vererbte sie sich fort bis 1566, wo der letzte derselben, Jacopo IV. Crispo, durch Sultan Selim II. abgesetzt und das Herzogtum einem aus Antwerpen nach Konstantinopel geschickten portug. Vbrachten, dem Hofbankier Wiquez oder «Don Joseph Rasi», in Pacht übergeben wurde; nach dessen Tode (1579) kam es unter die unmittelbare Herrschaft der Pforte. Dagegen war die Herrschaft der venet. Nobili auf manchen der übrigen Inseln zum Teil nur von kurzer Dauer, da der griech. Kaiser Batages von Nicäa aus schon seit 1247 wieder mehrere der Inseln, wie Lesbos, Chios, Samos, Naxos und Kos, mit seinem Reiche vereinte. Übrigens bildet die Herrschaft der Abendländer in G. eine traurige Periode seiner Geschichte. Die materielle Kraft des Landes wurde, vorzugsweise seit der catalon. Eroberung, durch die Kriege mit Byzantinern und Türken und die unaufhörlichen Fehden der Franken untereinander fast ganz erschöpft, während das gewaltsame Aufbringen fremder Sitte, Art und Sprache, sowie die Einführung des abendländ. Kultus den Bewohnern schweres Leid bereitete. Nur Attika unter dem Hause de la Roche und Morea unter den drei Villehardouins erfreuten sich besserer Verhältnisse.

Zu Anfang des 14. Jahrh. war das eigentliche G., das Fürkentum Achaja, das Herzogtum Athen, die fränk. Inselstaaten und die venet. Kolonien, noch immer in fränk. Hand. Die Distrikte des Peloponnes dagegen, welche die Fürsten von Achaja an Michael Palaiologos abgetreten hatten, wurden als Reichslehn oder «Secundogenitur» kaiserl. Prinzen zur Apanage überlassen. Aber um die Mitte des 14. Jahrh., wo das Byzantinische Reich durch innere Unruhen und durch das Vordringen der Osmanen in Kleinasien stark geschwächt war, fiel (seit 1331) der König von Serbien, Stephan Duschman, in das Reich ein, eroberte beinahe ganz Epirus, Mazedonien und Thessalien, nahm (1346) den Kaisertitel an und übertrug (1349—50) die Herrschaft über Thessalien und Epirus einem seiner Feldherren, dem «Cäsar» Gregor Preljub, während er Atolien und Alarnanien als besonderes Despotat seinem Bruder Simeon überließ. Als aber Duschman zu Ende 1355 starb, zerfiel das Reich. Simeon (gest. 1371) und sein Sohn Johannes behaupteten Thessalien (letzterer dieses Land bis 1393 gegen die Türken) und die Hoheit über die Ägäelosländer und Epirus. Aber in letztem Gebiet regierten seit 1358 in Wahrheit teils serbische, teils ital. Dynasten, teils albanes. Häuptlinge,

bis 1430 die Türken die Suprematie in dem Despotat Epirus gewannen. Während Benebig die Küste des Adriatischen Meers behauptete, unterwarfen die Türken allmählich Albanien. Nur ein kleiner Teil der Albanesen behauptete unter des heldenmütigen Standerbeg (1443—68) von Kroja Führung noch einige Jahrzehnte eine ehrenvolle Unabhängigkeit, bis gänzliche Erschöpfung und der Tod dieses Helden auch sein Gebiet zur Beute der Osmanen machten.

Gleiches Schicksal hatte nach mannigfachen Drangsalen und öfterm Wechsel seiner Beherrscher das Herzogtum Athen. Der letzte franz. Herzog (aus dem Hause Brienne) erlag 1311 im Kampfe gegen die Catalanier, welche als Nietstruppen des Kaisers Andronikus des Ältern gegen die Osmanen zu Anfang des 14. Jahrh. im Byzantinischen Reich Eingang gefunden, sich dann mit den Byzantinern überworfen und hierauf unter dem Namen der «großen Kompagnie» das Reich plündernd durchzogen hatten. Sie waren endlich als Söldner in die Dienste des Herzogs Walter von Athen getreten; bald genug mit ihm zerfallen, wendeten sie ihre Waffen gegen den Herzog selbst, der in einer Schlacht am See Ropais in Böotien (1311) Sieg und Leben verlor, worauf sie sich des Herzogtums (Attika, Böotien, Pholis, Phthiotis) bemächtigten. Zur Sicherung ihrer schwierigen Stellung in G. stellten sie sich dann unter die Hoheit des auf Sicilien damals regierenden Zweigs des aragon. Königshauses. Endlich aber fanden sie einen sehr energischen Gegner in einem moreotischen Baron. Durch die Verbindung mit dem in Neapel und Morea regierenden Hause Anjou war zur Mitte des 14. Jahrh. ein Zweig der florentin. Bankierfamilie Acciajuoli in Achaja mächtig geworden. Und nun eröffnete den Krieg gegen die Catalanier 1384 Rainerio Acciajuoli, welcher um diese Zeit Korinth und Postifa besaß; er eroberte 1385 das Herzogtum und wurde 14. Jan. 1394 von Labislaus, dem König von Neapel, als neuer Herzog von Athen legitimiert. Bei seinem Tode (im Nov. 1394) vermachte Rainerio das von den Türken schon hart bedrängte Athen den Venetianern; aber sein natürlicher Sohn Antonio, der Theben erhalten hatte, riß auch Athen 1402 an sich. Als Antonio, der 1416 Basal der Pforte werden mußte, 1435 nach langer und friedlicher Regierung ohne männliche Nachkommen starb, bemächtigte sich einer seiner jüngern Verwandten, Nerio II., der Herrschaft in Athen, welche ihm dann wieder einige Zeit lang von seinem Bruder Antonio II. streitig gemacht wurde (1439—41). Nach Nerios II. Tode (1451) führte dessen Witwe eine Zeit lang im Namen ihres unmündigen Sohnes die Regierung, bis der Sultan den Sohn Antonios II., Francesco, als Herzog nach Athen sandte (1455). Als dieser aber die Witwe seines Oheims töten ließ, benutzte Sultan Mohammed II. dies als Vorwand, um feindlich gegen ihn aufzutreten. Ein türk. Heer unter Omar erschien im Juni 1456 vor Athen, zwang den Herzog nach tapferm Widerstande zur Kapitulation und vereinigte das Herzogtum im Sommer 1458 mit dem Osmanischen Reich. Francesco, der zunächst noch Theben behalten hatte, wurde 1460 getötet, der Rest seines Landes ebenfalls annektiert.

Um dieselbe Zeit wurde auch die Unterwerfung von Morea durch die Türken vollendet, wo das

fränk. Fürstentum Achaja und das byzant. Despotat von Lacedämon ihre kümmerliche Existenz gekräftigt hatten. Das Fürstentum Achaja war (1364) nach dem Tode Roberts von Larent als Vermächtnis an dessen Witwe, Maria von Bourbon, gekommen, welcher es aber ihr Schwager Philipp II. (III.) von Anjou-Larent streitig machte und 1370 wirklich durch Vertrag abgewann. Als dieser 1373 starb, sollte der Sohn seiner Schwester, Jakob von Daur, auch Achaja erben, aber die Barone des Landes zogen es vor, der Königin Johanna I. von Neapel zu huldigen. Erst 1380 warb Jakob von Daur eine große span.-franz. Söldnerschar, die sog. Navarresische Kompagnie, die ihm 1381 wirklich Morea eroberte. Da aber auch Daur 1383 starb, so regierten seitdem die Chefs der Navarresen, Raiotto de' Coccarelli bis 1386, und nach ihm Peter Borbo von Saint-Superan als «Vikare» das Land. Letzterer behauptete sich gegen alle Ansprüche abendländ. Präbendenten und erkaufte endlich 1396 von König Ladislaus von Neapel die Anerkennung als Fürst Peter von Achaja oder Morea. Als er 1402 starb, wußte 1404 unter neapolit. Zustimmung der intrigante Nefte seiner Gattin Maria, der Genuese Centurione Zaccaria, der mächtigste Baron des Landes, seine Tante und ihre Kinder der Herrschaft zu berauben, mußte dieselbe aber wieder den Griechen abtreten.

Die griech. Fürsten zu Misthra oder Lacedämon hatten seit der Mitte des 14. Jahrh. einerseits das durch Fehden und türk. Raubzüge verödete Land durch Albanesen neu kolonisiert, andererseits aber den Franken ein Gebiet nach dem andern abgenommen. So hatte der kriegerische Theodor I. Paläologos (1358—1407) im J. 1395 namentlich Korinth wiedererlangt, während Benebig 1389 und 1394 die Städte Nauplia und Argos gewann. Als Theodor I. starb, folgte ihm in Misthra sein Nefte, des Kaisers Manuel Paläologos zweiter Sohn, Theodor II., dem nachmals noch die Brüder Thomas und Konstantin zugesellt wurden. Seit 1428 dehnten diese ihre Eroberungen auf Kosten der Franken immer mehr aus, und endlich nötigte Thomas 1429 den Fürsten Centurione, ihm die Hand seiner Tochter Katharina und mit ihr das Fürstentum Morea zu geben (1430). Damit hörte die Frankenherrschaft im Peloponnes auf. Als Centurione 1432 starb, nahm Thomas seine Residenz in Glarenza, Konstantin in Kalavryta. Zwischen den drei Paläologen in dem Peloponnes bestand aber viel Zwietracht. Sie endigte, als 1443 Theodor II. resignierte. Nun wurde Konstantin Despot von Misthra. Als der letztere dann 1448 (letzter) Kaiser der Griechen wurde, erhielt der jüngste Bruder Demetrius Misthra. Nach dem Fall von Konstantinopel (1453) erkaufte Demetrius und Thomas den fernern Besitz ihrer Despotate durch Tribut an den Sultan, welcher kurz darauf unter dem Vorwande, sie gegen die Angriffe der in großen Massen in der Halbinsel angeliedelten, seit 1453 empörten Albanesen zu schützen, ein Truppenkorps nach Morea schickte (1454). Zu ihrem Unheil ließen sich die beiden Despoten 1457 durch das Gerücht einer Koalition der Fürsten des Abendlandes gegen die Osmanen verleiten, eine feindliche Stellung gegen den Sultan anzunehmen und ihm den Tribut aufzukündigen. Da drang Mohammed II. 1458 selbst in

Morea ein, eroberte Korinth, verwüstete das Innere der Halbinsel und zwang die Despoten, in einem Vertrage das von ihm eroberte Gebiet abzutreten. Nur noch zwei Jahre behaupteten sie eine kümmerliche Herrschaft. Eine abermalige unbesonnene Erhebung (1459) bewog Mohammed zu einer zweiten Heerfahrt nach Morea. Demetrius unterwarf sich sofort, während Thomas nur mit den Waffen in der Hand nach und nach Achaja, Elis, Arlabia und Lacedämon aufgab. So fiel 1460 ganz Morea mit Ausnahme der von Venetianern besetzten Seefestungen und der unzugänglichsten lationischen Gebirgsgegenden in die Gewalt der Osmanen.

Nicht so leicht war die Eroberung der (1462 noch durch Monembasia vermehrten) venet. Besigungen und der Inseln des Archipels. Schon 1462 verwüstete Omar die Gegend von Lepanto, während der Pascha von Morea, Issa, Argos 1463 durch Verrat gewann. Im J. 1468 rüsteten hierauf die Venetianer eine Flotte unter Luigi Loredano, welche 11000 Mann Landtruppen unter Bertolbo d'Este zur Belagerung von Argos führte, das nach kurzem Widerstand fiel. Mit der Seemacht vereint, stellte Este hierauf die Schutzmauer bei Hepamillon auf dem Isthmus her und schloß dann eine Abtheilung seines Heers in das Innere von Morea, um sich gegen Misthra und Leonbardi zu versuchen, während er selbst mit der Hauptmacht Korinth belagerte. Sein Tod unter den Mauern dieser Stadt (Ende Okt. 1468) hatte die Aufhebung der Belagerung zur Folge, worauf sich der Krieg zunächst auf gegenseitige Verwüstungszüge und auf nutzlose Angriffe der Venetianer auf Mitylene, welches die Osmanen 1462 besetzt hatten, und auf Misthra beschränkte. Erst im Frühjahr 1464, wo die Türken in Morea wieder mit Übermacht auftraten, erhielten diese wieder das Übergewicht. Auch der Venetianer Victor Capello, der seit 1466 den Unternehmungen im Ägäischen Meere mehr Nachdruck gab, aber schon 1467 starb, richtete nichts aus. Dieser Umstand und die Kriege der Osmanen in Epirus verhinderten in den nächsten Jahren die kräftige Fortsetzung des Kriegs. Erst nach dem Frieden mit den Gebirgsvölkern in Albanien wendete der Sultan, erbittert über neue Erfolge des seit 1468 operierenden Venetianers Nicolo Canale, seine ganze Macht wieder gegen Venedig und nahm 1470 Subda. Ein für Venedig schimpflicher Friede kam endlich 1479 zu Stande. Im J. 1499 erneuerte Bajazet II. den Krieg und eroberte innerhalb zweier Jahre Lepanto, Modon, Koron und Navarin, während er sich vergeblich bemühte, nun auch die letzten Besigungen der Venetianer in Morea, Nauplia und Monembasia, mit seinem Reiche zu vereinigen. Im J. 1503 wurde ein Friede unter der Bedingung abgeschlossen, daß beiden Theilen die gemachten Eroberungen, welche sich auf seiten Venedigs auf Cephalonia und einige kleinere Inseln im Ägäischen Meere beschränkten, verbleiben sollten.

C. Dritte Hauptepoche. Vom Beginn der Türkenherrschaft bis zum Ende des Unabhängigkeitskampfes. Mit dem Frieden zwischen der Pforte und den Venetianern 1503 war die Herrschaft der Pforte in G. entschieden, und das türk. Regierungs- und Verwaltungssystem fing an, die Reste europ. Civilisation nach und nach zu verdrängen. Das Verhältnis der Griechen zu ihren türk. Herrschern war anfangs kein so brüden-

des wie später, namentlich litt G. bis zum Tode Solimans I. weit weniger von der türk. Unterjochung als dadurch, daß es das Streitobjekt zwischen der Pforte und den abendländ. Seemächten war. Die noch selbständigen oder den Venetianern noch unterworfenen Teile G. wurden in mehreren glücklichen Kriegen seit 1522 von den Türken unterworfen. Im J. 1540 wurden Nauplia und Monembasia ihnen übergeben. Mit dem 1573 abgeschlossenen Frieden, der den Venetianern nur noch einige Festungen auf der albanes. Küste, Candia und die Ionischen Inseln ließ, war die Unterwerfung G. unter die Türken vollendet. Es wurde nun völlig zur türk. Provinz, der ein Beglerbeg vorstand, und welche nach osman. Weise wieder in mehrere Sandschaks geteilt war, von denen das von Morea, von einem Pascha verwaltet, unter welchem mehrere Woiwoden standen, das bedeutendste war. Doch blieb den Unterworfenen wenigstens eine Art von Gemeindeverfassung unter selbstgewählten Ortsvorstehern (Archonten oder Demogeronten). Die Cylladen zahlten der Pforte anfangs einen bestimmten jährlichen Tribut und blieben infolge der häufigen Angriffe der Kaleseritter faktisch unabhängig. Auch den geringen Tribut entrichteten sie nur, wenn der Kapudan-Pascha mit seiner ganzen Flotte, ihn einzutreiben, im Ägäischen Meer erschien. Ein neuer Krieg der Türken mit den Venetianern (1645—69) brachte auch Candia in die Gewalt der ersten. Doch waren die Venetianer in ihrem nächsten Kriege (1687—99) glücklicher, in welchem sie den Besitz von Morea erwarben, worauf sie in kurzer Zeit durch Anlegung von Bauwerken, durch Beförderung des Ackerbaues, Weinbaues und der Seidenzucht und durch Einführung einer geordneten Verwaltung den Wohlstand des Landes förderten. Aber schon durch den Türkentrieg von 1715 verloren sie Morea wieder und mußten es im Passarowitzer Frieden (1718) förmlich an die Türken abtreten. So war G. wieder ganz türkisch und wurde in Paschaliks eingeteilt, dem Rumeli-Pascha (Großrichter von Rumelien) untergeordnet, während 81 Inseln des Ägäischen Meers dem Namen nach zum größten Teil dem Kapudan-Pascha und andern türk. Beamten zur Verwaltung oder vielmehr Ausbeutung überlassen waren. Dieses Verwaltungssystem artete bei der Käuflichkeit und dem häufigen Wechsel in den Beamtenstellen, bei der Willkür in Erhöhung der Abgaben und bei der despotischen Weise ihrer Eintreibung bald in ein schreckliches Ausbeutungssystem aus. Teils hierdurch, teils durch den Umstand, daß der größte Teil des Grundeigentums in die Hände der Türken gefallen war, trat eine völlige Lähmung in der produktiven Thätigkeit des Landes ein, daher die Griechen sich fast nur dem Handel widmeten.

Unter solchen Umständen würde die Nationalität der Griechen nach und nach wahrscheinlich zu Grunde gegangen sein, wenn nicht zwei Institute sie erhalten hätten: die griech. Religion und Kirche und ihre selbständige Gemeindeverfassung. Die Religion gab den Griechen einen ideellen Schwung, der sie mit Mut zur Ertragung ihres unglücklichen Loses und mit Hoffnung auf die Zukunft erfüllte; die Kirche, die eine Art Gerichtsbarkeit über ihre Religionsgenossen behalten hatte, nahm sich durch den Patriarchen und die heilige Synode zu Konstantinopel der Rechte derselben gegenüber der Pforte

an, sie allein bildete einen Mittelpunkt der Nation und übte einen Einfluß auf die innern Angelegenheiten derselben aus, der um so größer war, da geistliche und weltliche Elemente sich in demselben vereinigten. Die Gemeinbeverfassung der Griechen unter selbstgewählten Lokalbehörden erweckte unter ihnen den Geist der Selbstregierung und Selbständigkeit, verhinderte ihre polit. Vermischung mit den Türken und gewährte die Grundlage zu einem spätern polit. Organismus. Für die Erhaltung und Förderung des Unabhängigkeitsfinns wirkten besonders auch die sog. Armatolen (s. d.) und mehr noch die in den schwer zugänglichen Berggegenden einen fortwährenden Kleinkrieg gegen die Unterdrücker führenden Klephten, während in den, den Diensten der Pforte sich widmenden Janarioten (s. d.) eine mit europ. Bildung, aber auch mit allen Ränken der Diplomatie und des Hoflebens vertraute Adelsklasse sich ausbildete. Höchst vorteilhaft wirkten auf die Hebung der Bildung der Griechen das im Laufe des 18. Jahrh. überall in G. sich entwickelnde Streben nach Unterricht und die Ausbreitung des griech. Handels. Von griech. Handelshäusern ging auch die Gründung der ersten griech. Bildungsanstalten in der Türkei selbst aus, die, anfangs durch die Türken sehr beschränkt, gegen Ende des 18. Jahrh. durch den Schutz Rußlands sich immer mehr erweiterten.

Rußland, durch das mächtige Band der orthodoxen Kirche mit den Griechen verbunden, wurde schon seit Peter d. Gr. von denselben immer mehr als ihr natürlicher Beschützer, von dem ihre Befreiung ausgehen werde, betrachtet. Entscheidend wurde der russ. Einfluß auf G. aber erst durch die Kaiserin Katharina II., die den schon lange in Rußland gehegten Plan einer Eroberung G.s zuerst zu verwirklichen suchte. Schon gedachte dieselbe ernstlich an die Ausführung zu gehen, als ihr die Pforte zuvor kam und 1768 den Krieg erklärte. Rußland setzte nun alles in Bewegung, um die Griechen zu einem Aufstande zu bewegen. Doch gelang dies dem mit der Aufreizung derselben beauftragten russ. Sendling Pappadopoulos nicht; erst als ein Teil der russ. See-Expedition, die von Kronstadt nach dem Mittelmeer gesandt worden war, unter Feodor Orlov 28. Febr. 1770 in Porto Tivulo in Salonien landete und mehrere Orte einnahm, erhoben sich die Griechen in Morea und selbst im nördlichen G., namentlich in Missolonghi und auf den Inseln. Allein bald nahm die Sache eine traurige Wendung; denn die von der Pforte angeworbenen Albanesen eroberten Missolonghi und brachten den Russen in Morea eine Niederlage bei, worauf sie türk.-albanes. Solbatesla aufs furchtbarste gegen die verlassenen Griechen hauste: 8000 Albanesen durchzogen plündernd und mordend Morea, hieben das russ. Belagerungskorps vor Rodon nieder und zogen gegen Navarin, wo Feodor Orlov mit den Resten seiner Landungstruppen in größter Eile sich einschiffte, die Griechen ihrem Schicksal überlassend. Die Vernichtung der türk. Flotte durch Alexis Orlov bei Tschesme hatte keine bleibenden Folgen für G. So war die ganze Unternehmung zur Befreiung G.s verfehlt; einige Setzungen in dem Frieden von Kutschuk-Kainardschi (21. Juli 1774) zu Gunsten der Griechen (Amnestie, Religionsfreiheit und Freizügigkeit) waren das einzige Ergebnis derselben. Allein die Pforte war nicht im Stande, diese Bedingungen zu

halten; denn die Albanesenbanden, welche Morea wieder der türk. Herrschaft unterworfen hatten, sahen sich als Herren des Landes an, das neun Jahre lang ihrem furchtbaren Treiben preisgegeben blieb, bis die Pforte endlich Maßregeln gegen sie ergriff und Hassan Pascha die Albanesen 10. Juni 1779 bei Tripolizza fast gänzlich aufrieb. In dem bald darauf von neuem zwischen Rußland und der Pforte ausgebrochenen Kriege wurden die Sulioten und Chimarioten in Epirus, die ohnedies mit Ali Tepelenli, Pascha von Janina, in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt waren, von russ. Sendlingen gegen die Türken aufgewiegelt. Von den Russen im Frieden von Jassy 9. Jan. 1792 wieder im Stich gelassen, mußten sie auf eigene Hand den Krieg fortführen, der noch in demselben Jahre mit Ertrübung ihrer Unabhängigkeit von Ali Pascha endete. Der Friede von Jassy bestätigte ihnen die im Frieden von Kutschuk-Kainardschi bewilligten Vorteile mit der Bestimmung, daß sie freie Schifffahrt unter russ. Flagge treiben durften.

Während der folgenden Zeit der Ruhe nahm der Handel G.s einen außerordentlichen Aufschwung, besonders auf den weniger bedrückten Inseln. Viele griech. Schulen, sowohl in den griech. Städten der Türkei selbst als auch im sicherern Auslande, wurden begründet. Auch verfehlte die durch ganz Europa gehende große polit. Bewegung nicht, auf die Griechen ihren Einfluß zu äußern und den Gedanken an die Befreiung vom türk. Joch mit verstärkter Energie zu wecken. Männer, wie Alex. Maurokordatos der Ältere, Alex. Ypsilantis der Ältere, Anthimos, Gaxis und vor allen Konstantin Rhigas aus Ihera in Thessalien, der Dichter der Freiheitslieder, von dem die erste Idee des Geheimbundes der Setarie ausging, ergriffen diesen Gedanken mit einer Wärme, die schon damals die glänzendsten Erfolge gehabt hätte, wenn man mit mehr Vorsicht zu Werke gegangen wäre. Allein die Hinrichtung des von der österr. Polizei an die Türken ausgelieferten Rhigas (1798) vereitelte vorderhand die Pläne zur Befreiung G.s. Bald darauf brach ein neuer Krieg zwischen Ali Pascha und den Sulioten aus, der, ebenso von Greueln, Treulosigkeiten und Schandthaten wie von den aufopferndsten Handlungen erfüllt, mehrere Jahre hindurch dauerte und 1803 mit fast vollständiger Vernichtung der Sulioten und der völligen Unterwerfung ganz Albanien unter die Herrschaft Ali Paschas endigte. Die noch übrigen Sulioten flüchteten unter Photos Tzavellas Führung nach Parga, und erst 1814 kehrte ein Teil derselben in die Heimat zurück. Auch von seinen übrigen Gegnern mußte Ali Pascha einen nach dem andern zu stürzen, so daß er 1810 Herr fast des ganzen nördlichen G. war und selbst in Morea Fuß gefaßt hatte. Das widerstrebende Garbini mußte seine Standhaftigkeit 1812 mit der Vernichtung aller seiner Bewohner büßen, und nur das Felsenfest Parga hielt sich tapfer bis 1819. Je ungünstiger sich so die Verhältnisse für das griech. Volk gestalteten, desto erfreulicher waren die Fortschritte, die es in seiner innern Entwicklung machte. In Verbindung mit den fortwährend an Zahl und Bedeutung wachsenden Unterrichtsanstalten entwickelte sich eine eigene neugriech. Nationalliteratur, welche, der Befreiung G.s vorarbeitend, bald eine hohe polit. Bedeutung erhielt und zur Stiftung der Gesellschaft der «Philomusen» in Athen führte

(1814). Dabei war der griech. Handel fortwährend im Steigen, und schon 1813 belief sich die griech. Handelsmarine auf 600 zum Teil gutbewaffnete Schiffe mit etwa 2000 Seeleuten. Hier bildete sich eine Pflanzschule für die spätern Seerriege.

Am meisten aber wurde die Erhebung des Volks vorbereitet durch den Geheimbund der Hetärie (s. d.), der Ende 1814 in Odessa, damals dem Mittelpunkte griech. Reichthums und Nationalsinnes, unter Mitglieðern des Kaufmannsstandes gestiftet wurde. Mit großer Schnelligkeit verbreitete sich die Hetärie über G. selbst wie über alle Handelsplätze Europas und Afriens, in denen sich Griechen niedergelassen hatten. Schon 1817 gehörten alle griech. Primaten von Bedeutung, sowie die vorzüglichsten Armatolen und Klephten zu ihr, und fast in jeder Gemeinde zählte sie Anhänger. Mit jedem Tage nahm die Gärung unter den Griechen zu. Die Klephten des nördlichen G., insbesondere die Sulioten, die von dem durch ein Erektionsheer der Pforte bedrängten Ali Pascha zurückgerufen worden waren, glaubten in einer Verbindung mit diesem ihre Pläne am besten in Ausführung bringen zu können. Schon hatte eine im Nov. 1820 gehaltene Hetäristenversammlung zu Vostiza Vorbereitungen zum Losbrechen getroffen, schließlich aber die Ansicht gewonnen, daß die Zeit noch nicht geeignet sei, als der 1. Febr. 1821 erfolgte Tod des Hospodars der Walachei, Alexander Subos, den Aufstand unerwartet zum Ausbruch brachte, wobei die Griechen auf die Hilfe des russ. Kaisers Alexander I., dessen Minister und Günstling ihr Landsmann, Graf Kapodistrias aus Korfu war, rechneten. Fürst Alexander Ypsilanti, welcher in Bessarabien eine Schar Hetäristen um sich gesammelt hatte, rückte 6. März in Jassy ein, rief alle Griechen gegen die Türken unter die Waffen und kündigte die Erhebung G.s und der andern christl. Provinzen und die Hilfe Rußlands an. Mit einem Heere von etwa 5000 Mann, dessen Kern die sog. «heilige Schar», eine Anzahl von Freiheit begeisterten griech. Jünglingen, bildete, zog er gegen Budapest. Allein der Widerstand, den dieses Unternehmen bei den walach. Wojaren fand, die Desavouierung desselben durch Rußland, die Planlosigkeit und Kraftlosigkeit, mit der Ypsilanti dasselbe betrieb, und der Verrat des Walachen Bladimiresko ließen dasselbe scheitern. Die Türken nahmen Galatz und Budapest, schlugen bei Dragaschan (19. Juni) Ypsilanti zurück und zwangen ihn zum Übertritt auf österr. Gebiet. Den Rest der Truppen führte Georgios in die Moldau, besetzte das Kloster Sella, verteidigte mit 350 Mann gegen 1500 Türken drei Tage lang den einzigen Zugang zu demselben und sprengte, als er sich umgangen sah, sich und seine elf noch übrigen Genossen samt dem hereinstürzenden Feinde 26. Aug. in die Luft.

Inzwischen war 4. April 1821 der Aufstand auch in Morea ausgebrochen, vorzüglich vom Erzbischof von Patras, Germanos, und dessen beiden Freunden, Andreas Patimis aus Kalavryta und Andr. Sontos aus Vostiza, gefördert und geleitet. Anfangs ging alles glücklich von statten. In mehreren Gefechten siegten die Insurgenten, deren Hauptanführer Theob. Kolototronis und Petros Mauro-michalis waren, nahmen mehrere Städte ein und bildeten in Kalamata, der Hauptstadt Messeniens, eine provisorische Regierung unter dem Namen des «Senats von Messenien», der 9. April seine

Sitzungen eröffnete und den Aufstand zu organisieren begann. In gleicher Zeit war auch auf den Inseln der Aufstand ausgebrochen. Noch im Laufe des April erklärten sich Spezia, Hydra und Hydra für unabhängig, und ein Geschwader der Insurgenten unter Lombafis gewann die übrigen Inseln des Archipels, mit Ausnahme von Chios, für den Aufstand. Im nordwestlichen G. besetzten die Sulioten ihre neuen Eroberungen, und im nordöstlichen waren Lokris, Böotien, Euböa, Attika im vollen Aufstande, Athen genommen und die türk. Besatzung in der Akropolis blodierte. Selbst aber die Thermopylen hinaus erstreckte sich der Aufstand; in Magnesia und Makedonien sahen sich die Türken angegriffen. Anfangs war die Pforte über Art und Umfang des Aufstandes ziemlich im Unklaren, bis das Eintreffen der Nachrichten von der Erhebung der Griechen in Morea und die Entdeckung einer Verschwörung in Konstantinopel selbst ihr die Augen öffnete. Zurstüßbare, vom türk. Pöbel ausgeübte Missetheaten in den von den Griechen bevölkerten Theilen des Reichs, vorzüglich in Konstantinopel, wo der Patriarch Gregorios am Dierfest 23. April nebst andern Geistlichen am Thor der Kirche aufgehängt wurde, in Smyrna und auf Cypern und Kreta, die gegen drei Monate dauerten und hauptsächlich die Angehörigen trafen, waren die Folge dieser Entdeckung. Missetheaten, welche zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und der Pforte führten. Unterdes machte der Aufstand zu Wasser und zu Lande Fortschritte. Die Flotte des griech. Admirals Lombafis schlug die türkische bei Mytilene 8. Juni, während ein anderes griech. Geschwader Missolonghi und Anatoliko und dadurch Atolien und Karamanien zum Aufstande bewog. In Mittelgriechenland konnten die Türken nicht vorbringen; sie wurden im Osten von dem schlauen Odyseus, im Westen von den tapfern Sulioten unter Markos Bozaris zurückgetrieben. In Morea konzentrierte sich fast aller Kampf um Tripolizza, die Residenz des Beyers. Die Stadt wurde 5. Okt. von den Griechen erstürmt und für die Greuel in Konstantinopel u. s. w. Rache gelbt. Die Türken hatten nur noch sechs feste Plätze in Morea; auch auf Akrotorinth wurde die griech. Fahne aufgepflanzt.

Die von Demetrios Ypsilantis zusammenberufene Nationalversammlung, welche unter dem Vorhise von Maurotorbatos anfangs in Argos, dann in Piada in der Nähe von Epidauros tagte, beriet eine Verfassung für G. Das von der Nationalversammlung angenommene und zu Anfang des J. 1822 promulgirte Grundgesetz, bekannt unter dem Namen «Organisches Gesetz von Epidauros», das in 107 Artikeln sehr freiständige, aber für die Bildungsstufe des griech. Volks zum Teil unanwendbare Bestimmungen enthielt, blieb ohne Wirksamkeit und die danach eingesetzte Regierung von fünf Mitgliedern, mit Maurotorbatos an der Spitze, ohne Einfluß. Durch Beschluß der Versammlung vom 22. Jan. 1822 wurde die Vereinigung G.s zum unabhängigen Föderativstaat erklärt und über jeden von den Türken besetzten griech. Ort der Blodadezustand ausgesprochen. Die Militärpartei, an deren Spitze Kolototronis, Ypsilanti und Odyseus standen, wollte eine unbedingte Militärherrschaft eingeführt wissen, scheiterte aber mit diesem Plane. Nach Vernichtung des aufrührerischen Pascha von Janina konnte die

Bforte 1822 alle ihre Kräfte gegen G. wenden. Ein größeres Heer sollte durch Othellas über den Isthmus in Morea einbringen, ein kleineres, aus Albanesen bestehend, Westhellas unterwerfen. Dramali (Mahmud Pascha von Drama) zog mit 30 000 Mann durch die Thermopylen nach Mittelgriechenland und Morea, besetzte Nauplia und Argos, mußte sich aber aus Mangel an Lebensmitteln nach Korinth zurückziehen und erlitt in dem Engpasse von Dervenali durch Kolototronis eine Niederlage. Die Griechen nahmen wieder Nauplia. In Westhellas dagegen erlitten die Griechen 16. Juli 1822 durch den Verrat des albanes. Häuptlings Gogos eine Niederlage bei Peta, in der Nähe von Arta. Doch konnten die Türken nicht gegen Missolonghi vordringen, und 20. Aug. 1823 wurde ihre Vorhut durch den Überfall bei Karpenisi vernichtet. Doganis fand hier den Heldentod. Siegreich war dagegen in den J. 1822 und 1823 die griech. Seemacht unter Miaulis. Die türk. Flotte vermochte, in mehreren Gefechten von Miaulis geschlagen, durchaus nicht das offene Meer gegen ihn zu behaupten, und wenn es auch dem Kapudan-Pascha Kara-Ali im April 1822 gelang, sich Chios zu bemächtigen, das er auf die grausamste Weise verwüstete, so wurde dieser Sieg doch aufs glänzendste in der Nacht vom 18. zum 19. Juni 1822 durch die Vernichtung der türk. Flotte in der Meerenge von Chios von Konaris gerächt.

Zu Ende des J. 1823 war es zwischen den beiden Parteien, an deren Spitze Kolototronis mit den meisten Heerführern und Maurokordatos mit der Mehrzahl der Primaten und der Mitglieder des gesetzgebenden Körpers einander gegenüberstanden, zum völligen Bruche gekommen. Es standen sich zwei Regierungen gegenüber, wovon die eine, die militärische, auf die Klephten sich stützte, die andere, die konstitutionelle, die Flotte für sich hatte. Die letztere, an deren Spitze der Präsident der Regierung in Nauplia, Konouriotis, stand, siegte zuletzt. Zu dieser innern Zerrüttung kam noch die schlimme Stellung G.s zu den europ. Großmächten; die Gesandtschaft, welche die Griechen an den Kongreß von Verona schickten, fand infolge des Einflusses Metternichs weder bei Österreich noch bei Rußland Gehör; Frankreich verhielt sich neutral, England geradezu feindselig. Doch erhob sich um diese Zeit die öffentliche Meinung um so energischer zu Gunsten der Griechen. In Deutschland, England, Frankreich u. s. w. bildeten sich Vereine zur Unterstützung der Griechen, deren Mittelpunkt seit Herbst 1825 Genf durch die unermüdete Thätigkeit des Bankiers Gynard (s. d.) wurde. Philhellenische Freischarenzüge wurden organisiert, denen sich auch einzelne angesehene Männer, vor allen Lord Byron, angeschlossen. Eine erste Folge dieser günstigen Stimmung war der 21. Febr. 1824 in London zu Stande gekommene Abschluß einer griech. Anleihe von 800 000 Pfd. St., deren wirklicher Ertrag sich freilich, unter Abzug von 56% Proz., nur auf 348 000 Pfd. St. belief. Allein alle diese Unterstützungen verschwanden vor der Gefahr, die von einer andern Seite her drohte. Ibrahim Pascha, Stiefsohn des Vizekönigs von Ägypten, Mehmed Ali, war nämlich auf das Mißgeheiß des Sultans im Juli 1824 von Alexandria mit einer Flotte von 30 Fregatten, mehreren kleinern Kriegsschiffen und 150 Transportschiffen nebst 22 000 Mann Landungstruppen gegen die Griechen ausgelaufen. Zwar gelang es Miaulis,

sowol den Kapudan-Pascha, der Juli 1824 Psara mit Feuer und Schwert verheert hatte, als auch Ibrahim Pascha nach mehreren für ihn glücklichen Gefechten zum Rückzuge zu zwingen, jenen nach den Darbanellen, diesen nach Kandia, welches, nachdem es sich mehrere Jahre im Aufstande befunden, größtenteils wieder von den Türken unterworfen war. Allein im nächsten Jahre (1825) war es den Griechen trotz der größern Einigkeit, die durch das energische Auftreten der Regierung hergestellt wurde, und den größern Mitteln, die ihnen aus dem Abschlusse einer neuen Anleihe in London entsprangen, nicht mehr möglich, die ägypt. Übermacht von G. abzuhalten. Ibrahim landete 24. Febr. 1825 bei Modon, nahm bald Navarin und war am Ende des Jahres, trotz aller Anstrengungen der Griechen, Herr von fast ganz Morea, das er nun furchtbar verheerte. Hiernach wendete er sich gegen Missolonghi, welches er im Verein mit dem von Norden her operierenden Redschid Pascha, trotz der heldenmüthigsten Verteidigung, 22. April 1826 einnahm. Der Krieg begann jetzt einen immer furchterlicheren Charakter anzunehmen. Ibrahim Pascha schickte die Griechen als Sklaven in ganzen Schiffsladungen nach Ägypten, verwüstete alles, wohin er bringen konnte, und im Herbst war Morea eine Einöde. Redschid Pascha wendete sich darauf nach Ostgriechenland, das er fast ganz unterwarf, und wo er, ungeachtet der größten Anstrengungen der Griechen, 17. Aug. Athen mit Sturm nahm und die Akropolis belagerte. Die innere Zerrüttung unter den Griechen war damals auf den höchsten Punkt gestiegen. Der Sitz der Regierung wurde von Nauplia nach Agina verlegt.

Zwar schien die Ankunft des Lord Cochrane eine Ausgleichung der Parteien auf der im Frühjahr 1827 in Trözene wieder zusammengetretenen Nationalversammlung bewirken zu wollen. Man ernannte den Lord einstimmig zum Oberbefehlshaber der griech. Seemacht und einen andern Philhellenen, Sir Richard Church, zu dem des Landheers, endlich den Grafen Joh. Ant. Kapodistrias (s. d.) 11. April auf sieben Jahre zum Regenten des griech. Freistaats, bis zu dessen Ankunft eine Regierungskommission die Leitung der Geschäfte führen sollte. Allein diese Übereinstimmung dauerte nicht lange, und bald trat die alte Zwietracht, jetzt noch dazu durch die Eifersucht der griech. Häuptlinge gegen die angestellten Ausländer gestachelt, wieder ein. Die Eifersucht war es auch hauptsächlich, welche alle die vielen Anstrengungen, die zum Entsatze der Akropolis von Athen gemacht wurden, vereitelte und noch zuletzt das Mißgelingen der großen, vom General Church zu diesem Zwecke unternommenen Operation herbeiführte: 7. Juni 1827 mußte die Akropolis kapitulieren. So schien denn G., das bis auf die Inseln und einige Punkte in Morea wieder in der Gewalt der Türken lag, ganz verloren, als auf einmal sein Schicksal eine Wendung zum Bessern nahm. Die Verlängerung des Kampfes mußte nämlich die europ. Großmächte am Ende wider Willen zur Einmischung bewegen, zumal da England ein einseitiges Vorgehen Rußlands fürchtete, wo der von Metternich abhängige Kaiser Alexander 1. Dez. 1825 gestorben und sein thätkräftiger Bruder Nikolaus an dessen Stelle getreten war. Daher eröffnete England Unterhandlungen in Petersburg, die bereits 4. April 1826 zur Unterzeichnung eines Protokolls führten, in welchem die

beiden Mächte über eine gemeinsame, der Pforte anzubietende Vermittelung zur Pacifikation G.s übereinkamen auf der Basis, daß G. zu einem völligen Gewissens- und Handelsfreiheit genießenden, aber der Pforte tributpflichtigen und unter ihrer Oberhoheit stehenden Vasallenstaate mit selbstgewählten Obrigkeiten gemacht werden sollte. Dieses Protokoll blieb aber anfangs ohne weitere Ergebnisse. Allein das ablehnende Verhalten der Pforte, insbesondere ihr Ultimatum vom 9. Juni 1827, welches jederlei Einmischung der auswärtigen Mächte aufs bestimmteste zurückwies, veranlaßte die Unterzeichnung des Londoner Vertrags vom 6. Juli 1827 zwischen Rußland, England und Frankreich, der in seinem ersten Artikel bestimmte, daß die drei Mächte gemeinschaftlich der Pforte ihre Vermittelung zur Versöhnung mit G. anbieten und zugleich sofortigen Waffenstillstand verlangen, nötigenfalls erzwingen würden. Infolge dessen erteilten die drei Mächte den Admiralen ihrer im Mittelmeere stationierten Flotten den Befehl, sich in die griech. Gewässer zu begeben, jeder Truppenlandung aus Ägypten nach G. sich zu widersetzen, Feindseligkeiten jedoch nur dann zu beginnen, wenn die Türken den Durchgang erzwingen wollten. Durch eine eigentümliche Verkettung der Umstände kam es indes schon 20. Okt. 1827 zur Schlacht von Navarin, in welcher die türk.-ägypt. Flotte vernichtet wurde. Die zweideutige Art, mit der die vermittelnden Mächte dieses «leidige Ereignis» betrachteten, bewirkte jedoch, daß die Pforte jegliche wieder ihre Forderungen erhöhte und insbesondere die Unterwerfung der Moreoten verlangten. Da die Gesandten der drei Mächte nicht darauf eingingen, wurden sie in einen so heftigen Streit mit der Pforte verwickelt, daß sie Konstantinopel 8. Dez. 1827 verließen. In G. selbst ermutigte der Sieg von Navarin das Volk. Am 2. Febr. 1828 kam der lange erwartete Graf Kapodistrias in Nauplia an, in dessen Hände die Regierungskommission zu Agina die ausübende Gewalt niederlegte. Jetzt galt es, die innere Organisation des jungen Staats und seine äußere polit. Stellung auf einen festen Fuß zu bringen. Das letztere hatte seine großen Schwierigkeiten, besonders wegen Rußlands, das bald nach der Schlacht von Navarin eine eigentümliche Stellung einnahm und ein Jahr darauf den Krieg gegen die Pforte erklärte, der die Entscheidung von G.s Schicksal um zwei Jahre hinauschoß.

D. Vierte Hauptepoche. Das Königreich Griechenland. Kapodistrias machte den fortwährenden innern Kämpfen für den Augenblick ein Ende. Er umgab sich mit einem Staatsrat (Panhellenion) von 27 Mitgliedern und begann die Militär- und Civilverwaltung des Landes zu organisieren. Der Krieg ward jetzt beendet; ein Feldzug Churuchs im westlichen G. endete im Mai 1829 mit der Wiedereinnahme von Missolonghi. Schon vorher hatte ein franz. Pacifikationstroppe von 14000 Mann unter General Maison, das nach einem Beschluß der Londoner Konferenz abgeschickt und 29. Aug. 1828 bei Navarin gelandet war, Ibrahim Pascha zur Räumung Moreas (Okt. 1828) gezwungen, und auch die letzten türk. Festungsgarnisonen mußten abziehen. Die Mächte nahmen Morea und die Inseln zufolge des Vertrags vom 16. Nov. 1828 unter ihre Garantie. Zu größerer Sicherheit blieb eine franz. Division von 5000 Mann

im Lande, bis sie 1833 durch bayr. Truppen abgelöst wurde. Die Nationalversammlung, welche 23. Juli bis 18. Aug. 1829 in Argos tagte, bestätigte die exekutive Gewalt. An die Stelle des Panhellenion trat ein Senat, dessen Mitglieder fast ausschließlich durch den Präsidenten ernannt wurden. So ward eine monarchische Ordnung der Dinge angebahnt, und bald darauf wurde G., nachdem es durch das Protokoll vom 22. März 1829 als erbliche Monarchie, aber als der Türkei tributpflichtig erklärt worden war, durch das neue Protokoll vom 3. Febr. 1830 der in London zur Regulierung der griech. Angelegenheiten versammelten Konferenz der drei Mächte zu einem souveränen Königreich erklärt und seine Grenze festgesetzt; die Pforte trat diesem Protokoll 24. April bei. Zunächst ward die griech. Krone dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg-Gotha, nachmaligem König der Belgier, angetragen. Dieser aber lehnte ab (21. Mai). Der Ausbruch der franz. Julirevolution und ihre Nachwirkungen führten eine längere Unterbrechung der Londoner Konferenz herbei, während sich inzwischen die Dinge in G. immer schlimmer gestalteten. Kapodistrias hatte gewiß den Willen, eine bessere Ordnung im Innern schaffen zu wollen, aber die Art und Weise, wie er verfuhr, erregte Anstoß. In das bürokratisch-absolutistische Regierungssystem Rußlands eingelebt, suchte er daselbe nach G. zu verpflanzen. Das Recht der Gemeindebehörden wurde beschränkt, die Nationalversammlung aufgelöst und jahrelang keine neue berufen. Die regulären Truppen (Taliter) wurden verstärkt, während man die Freischaren (Palikaren) ohne jede Fürsorge ließ, sobald diese, von der bitteren Not gezwungen, sich zum Teil in die Gebirge warfen und Räuberbanden bildeten. Die Mehrzahl der einflußreichsten Häuptlinge fühlte sich beleidigt, daß der Präsident Verwandte und dienstwillige Kreaturen bevorzugte. Namentlich mußte auch die allerdings unvermeidliche Durchführung eines regelmäßigen Steuersystems in einem Lande, wo man dies nicht gewohnt war, viel Unzufriedenheit erregen. Schon 1830 empörten sich die Mainoten; bald kündigten auch Hydra und andere Inseln den Gehorsam auf und bestellten eine provisorische Regierung (Jan. 1831), welche den Schutz Frankreichs anrief. Ein förmlicher Bürgerkrieg begann. Der hybriotische Admiral Miaulis erschien 30. Juli auf der Seebe von Poros und bemächtigte sich der abgetakelten griech. Flotte. Kapodistrias sandte Truppen gegen ihn und nahm die Hilfe des russ. Admirals, der im Archipelagus stationierte, in Anspruch. In dieser verzweifeltsten Lage, und weil er fürchtete, die Flotte möchte den Russen in die Hände fallen, ließ Miaulis 18. Aug. sämtliche 28 griech. Kriegsfahrzeuge in Brand stecken und vernichtete so die ganze griech. Seemacht; er selbst entkam nach Hydra. Unter so schlimmen Verhältnissen suchte Kapodistrias einzulenken und berief die Nationalversammlung; aber ehe diese noch zusammentrat, fiel er selbst als Opfer der Privatrage des Geschlechts Maurokhalis (9. Okt. 1831). Die Nationalversammlung bestellte nun 20. Dez. 1831 in Nauplia seinen Bruder Augustin Kapodistrias zum provisorischen Präsidenten; aber dagegen konstituierte sich eine rumeliotische Nationalversammlung in Berachoro und ernannte eine Gegenregierung unter Kolettis. Diese erhielt nach mehreren Monaten des Bürgerkriegs die

Oberhand. Am 2. April zogen ihre Truppen in Argos ein, und Augustin Kapodistrias sah sich (9. April) zur Abdankung genöthigt. Hierauf wurde eine Regierungskommission von sieben Mitgliedern aus beiden Parteien aufgestellt.

Inzwischen war der Vertrag vom 7. Mai 1832 zwischen G., den drei Mächten und Bayern abgeschlossen worden, durch welchen der Prinz Otto von Bayern förmlich zum König von G. bestimmt, bis zu dessen Volljährigkeit eine Regentschaft angeordnet, die Garantie einer Anleihe von 60 Mill. Frs. von Seiten der drei Mächte ausgesprochen und von Bayern die baldige Absendung der Regentschaft und eines Truppenkorps von 3600 Mann versprochen wurde, worauf 8. Aug. die einstimmige Ernennung des Königs Otto durch die neueröffnete Nationalversammlung in Nauplia erfolgte. Am 6. Okt. kam in München die Ernennung der aus dem Grafen von Armansperg, dem General von Heibegg und dem Staatsrath von Maurer zusammengesetzten Regentschaft, welcher der Geh. Legationsrat von Abel als Gehilfe beigegeben war, zu Stande. Am 30. Jan. 1833 langte dieselbe mit dem jungen König Otto I. (s. d.) vor Nauplia an, und letzterer hielt, nach Ausschiffung der mitgebrachten bayr. Truppen, 7. Febr. seinen Einzug in die Stadt. Die energischen Maßregeln der Regentschaft bewirkten sehr bald die Beruhigung des Landes, und alle festen Plätze wurden ohne Weigerung den bayr. Truppen eingeräumt. Ein förmliches Ministerium wurde nun errichtet, Generalgouverneure für Morea, Livadien und den Archipel ernannt, drei Centralgerichtshöfe gegründet und G. ganz auf occident. Fuß organisiert. Nur die Klephten im Norden G.s und die Mainoten wollten sich nicht fügen und setzten ihre Raubzüge und andere Gewaltthätigkeiten fort. Gegen letztere bedurfte es einer Expedition der bayr. Truppen 1834; die ersten wurden durch Anlegung von Blodhäusern an der Nordgrenze und durch eine Expedition 1836 gebändigt. So sehr aber auch die Regentschaft sich bemühte, durch wohlthätige Maßregeln und Einrichtungen aller Art den Zustand des Landes zu heben, zeigte sich doch immer wieder die alte Zwietracht. Im März 1834 wurde eine Verschwörung zum Umsturz der Regentschaft entdeckt, die für Kolotrotis und Kolltopulos die Verurteilung zu 20jährigem Gefängnis zur Folge hatte. In derselben Zeit trat G. mit der Pforte wieder in diplomatische Verbindung, während die kirchliche mit dem Patriarchen in Konstantinopel durch Errichtung eines eigenen griech. Synod gelöst wurde. Noch im Laufe des J. 1834 kehrten alle bayr. Truppen nach ihrer Heimat zurück, und andere, in Bayern angeworbene, traten an deren Stelle, während zu gleicher Zeit griech. regelmäßige Truppen gebildet wurden. Die Zwietracht, die sich gleich anfangs in der Regentschaft gezeigt, führte gegen Ende 1834 zum förmlichen Zerwürfniß, welches der König von Bayern dadurch beseitigte, daß er Maurer und Abel zurückrief und durch Robell und Greiner ersetzte.

Nachdem 10. Jan. 1836 die königl. Residenz von Nauplia nach Athen verlegt worden war, übernahm 1. Juli desselben Jahres der volljährig gewordene König Otto die Regierung selbst. Der Graf Armansperg ward zum Kanzler ernannt, die übrigen Mitglieder der Regentschaft kehrten nach Bayern zurück; Kolotrotis und Kolltopulos wurden bei

dieser Gelegenheit begnadigt und in Freiheit gesetzt. Abgesehen von der Expedition gegen die halsstarrigen Klephten, verfloßen die J. 1835 und 1836 in Ruhe. Obschon das Ministerium Armansperg, gleich der Regentschaft, den Fehler beging, die Regierung zu sehr nach occidentalisch-bureaucratischem Zuschnitt zu modeln, so würden diese Mißgriffe doch nach und nach ausgeglichen worden sein, wenn nicht den innern Gärungstoffen von außen her sich andere feindselige Elemente zugesellt hätten. Diese bestanden in der wachsenden Rivalität der Schutzmächte um den Einfluß in G. zur Durchführung ihrer eigennützigen Absichten, die bei Rußland geradezu darauf hinauszuweichen schienen, jede Befestigung eines geordneten Zustandes soviel wie möglich zu verhindern. Das Mittel dazu war bei allen drei Mächten, sich eine Partei im Lande zu gewinnen, und es gab so eine russ., engl. und franz. Partei. Zudem hatte sich im Innern des Landes durch die Anstellung so vieler Deutschen im Civil- und Militärdienste ein neues Element der Zwietracht entwickelt, und der Fremdenhaß, insbesondere gegen die Deutschen, rief noch eine sog. nationale Partei hervor. Bisher war mit Armansperg der engl. Einfluß überwiegend gewesen. Die Feinde dieses Ministers, sowohl an den Höfen der Großmächte als in G. und Bayern, wußten aber die Reise des Königs Otto behufs seiner Vermählung mit der Prinzessin Amalia von Oldenburg (22. Nov. 1836) zu seinem Sturze zu benutzen, worauf König Otto bei seiner Anwesenheit in Bayern den dortigen Regierungspräsidenten von Rudhardt zum Nachfolger Armanspergs wählte. Derselbe traf mit dem König und dessen junger Gemahlin 14. Febr. 1837 im Piräus ein und wurde zum Präsidenten eines neuen Ministeriums ernannt. Trotz des besten Willens vermochte er sich jedoch nicht lange zu halten. Seine Abhängigkeit vom bayr. Hofe machte ihm am Ende alle Parteien in G. zum Feinde. Dazu fehlte ihm das Haupthilfsmittel, das Geld, da Rußland und Frankreich die Auszahlung der dritten Serie der Anleihe verweigerten. Da Rudhardt auch mit dem engl. Gesandten Lyons in Streit geriet, mußte er schon im Dez. 1837 abtreten, und ein sog. nationales Ministerium, mit Bographos an der Spitze, übernahm die Verwaltung. Von da an wurden nie mehr Fremde ins Ministerium aufgenommen.

Der König that, was er konnte, um die Bildung und den Wohlstand des Landes zu heben und die Parteien zu versöhnen. Er gründete 1837 in Athen eine Universität, errichtete höhere Schulen und sorgte für Ausgrabungen aus dem klassischen Boden. Aber das Parteiwesen war im Volke zu sehr eingewurzelt, die fremden Gesandten, besonders der russische und der englische, welche sich entgegenarbeiteten, beuteten dasselbe für ihre Zwecke aus und veranlaßten dadurch fortwährende Ministerwechsel. Zunächst warf sich die Unzufriedenheit der Nation auf den Absolutismus der Regierungsform und forderte, von England unterstützt, eine parlamentarische Verfassung. Der von Kalergis und Makyriannis geleitete Militäraufstand in Athen verschaffte den Konstitutionellen 15. Sept. 1843 einen unblutigen Sieg. Der König sah sich gezwungen, sein Ministerium zu entlassen und ein neues, unter der Präsidentschaft des russisch gesinnten Metaxas, anzunehmen, die Einberufung einer Nationalversammlung behufs der Entwerfung einer

Konstitution zu betretieren und alle im Staatsdienste befindlichen Fremden zu entlassen. In polit. Hinsicht hatte die Revolution ganz andere Folgen, als die russ. oder sog. Rapsitische Partei beabsichtigte. Denn statt eine Abdankung des Königs herbeizuführen, bewirkte sie die Einführung einer Konstitution, welche keineswegs der eigentliche Zweck dieser Partei war, sondern derselben nur als Maske für ihre andern Absichten diente. So ging die Frucht der Revolution für Rußland verloren, und es mußte sich Juni 1844 bequemen, die Vorgänge in G. förmlich anzuerkennen. Dies hatten bereits im Okt. 1843 Frankreich und England gethan, welchen überhaupt der constitutionelle und gemäßigte Ausgang der Revolution zuzuschreiben war. Erst als die Vorfälle in G. sich als unabänderliche Thatfache darstellten, wurden sie auch von Oesterreich und Bayern anerkannt. Schon die Wahlen zur Nationalversammlung führten indessen zu den gefährlichsten Zerwürfnissen und Parteikämpfen sowohl im Volke wie im Schoße der neuen Regierung selbst. Die 20. Nov. 1843 eröffnete Nationalversammlung vollendete 2. März 1844 die neue Verfassung, nach welcher die Krone die vollziehende Gewalt bezieht, hinsichtlich der Gesetzgebung aber an die Zustimmung der beiden Kammern, Senat und Abgeordnetenhaus, gebunden war, die Senatoren vom König auf zehn Jahre, die Abgeordneten vom Volke auf drei Jahre gewählt werden sollten. Am 20. März 1844 wurde sie vom König beschworen und die Nationalversammlung aufgelöst. Gleich darauf erfolgte eine Spaltung in dem Ministerium. Die russ. Elemente, Metaxas an der Spitze, mußten ausscheiden, und vorzüglich unter engl. Einflusse kam 11. April das neue Ministerium Maurokordatos zu Stande. Kaum aber war es eingesetzt, so begann auch die heftigste Opposition gegen dasselbe, welche bis zu Aufständen vorging. Die Haupturheber dieser Unruhen waren die Palikarenhauptlinge, die an der Septemberrevolution sehr thätigen Anteil genommen hatten in der Hoffnung, ihre alte Herrschaft wieder zu erlangen. Unter solchen Umständen wurden die Wahlen zur bevorstehenden ersten Session der Kammern begonnen und in der größten Aufregung, ja selbst in Begleitung der freieschwebendsten Unordnungen und Gewaltthatigkeiten fortgesetzt. In der Hauptstadt kam es dabei 16. Aug. zu großem Tumult, der einzig durch das persönliche Einschreiten des Königs beschwichtigt werden konnte. Die Folge davon war der Sturz des Ministeriums Maurokordatos und der Rücktritt des Gouverneurs von Athen, Kalergis, des Haupturhebers der Septemberrevolution.

Das neue, 18. Aug. 1844 ernannte Ministerium war aus Verbindung der franz. und russ. Partei hervorgegangen, indem Kolettis das Präsidium und Metaxas das Ministerium der Finanzen und Marine übernahm. Die Palikarenhauptlinge triumphierten; sogar Grivas, welcher im Juni einen Aufstand in Marnanion organisiert und sich gesücht hatte, wurde zurückgerufen und wie ein Wohltäter des Volks in Athen empfangen; aber im Lande nahm die Anarchie immer mehr überhand. Der Zwiespalt im Ministerium zwischen Kolettis und Metaxas brach im Sommer 1845 in offene Entzweiung aus; zuletzt mußte Metaxas (August) zurücktreten. Damit war freilich das Ministerium in sich einiger geworden; aber die Feindschaft der russ. und brit. Politik wuchs in dem Verhältnis,

wie sich Kolettis immer offener auf Frankreich stützte. Das J. 1847 brachte endlich die Krisis. In der Nationalversammlung entspann sich ein Kampf über die Herstellung der finanziellen Ordnung. Der Plan der Regierung war gewesen, ein neues Steuersystem einzuführen, das an die Stelle des Verpachtens die direkte Erhebung der Grundsteuer und des Zehnten setzte; aber sie war mit diesem Entwurfe gescheitert und schritt deshalb zu einer Auflösung der Kammern. Während diese innere Agitation das Land bewegte, drohte ein auswärtiges Zerwürfniß die ganze Existenz des Staats zu erschüttern. Der türk. Gesandte in Athen, Russurus, verweigerte dem Obersten Karataffos, Adjunkten des Königs, der bei den Unruhen von 1841 als Vandalenchef eine verdächtige Rolle gespielt, den Paß zu einer Reise nach Konstantinopel. Der König nahm die Weigerung als eine persönliche Kränkung auf und äußerte sich bei dem nächsten Hofball (25. Jan.) unwillig gegen Russurus. Dieser verlangte, nachdem er die Sache an die Pforte berichtet, ausgedehnte Genugthuung, und als diese verweigert ward, reiste er (Februar) ab. Vergebens suchte König Otto durch ein versöhnliches Schreiben an den Sultan das Zerwürfniß beizulegen. Die Pforte blieb bei ihrer Forderung, daß der Minister des Auswärtigen dem nach Athen zurückkehrenden Russurus sein Bedauern über den Vorfall ausdrücken sollte. Als Kolettis wenigstens die Sendung eines andern Botschafters an Russurus' Stelle verlangte, brach die türk. Regierung die diplomatischen Beziehungen mit G. (April) ab. Mitten in diesen Wirren starb Kolettis (12. Sept.), und an seiner Stelle ward Lavellak Ministerpräsident. Nun fand der Zwist mit der Türkei (Dez. 1847) dadurch seine Lösung, daß Russurus nach Athen zurückkehrte und die verlangte Genugthuung erhielt.

Inzwischen war das Verhältnis zu England immer peinlicher geworden. In einer Note vom 4. Okt. 1847 bezeichnete Palmerston das System des verstorbenen Kolettis als ein gottloses, als ein System der Ungerechtigkeit, Corruption, Gewalt, Ungerechtigkeit und Tyrannei. Die griech. Regierung beantwortete diese Anklageschrift ebenfalls in lebhaftem Tone. Aber infolge der Februarrevolution von 1848 wurde die Stellung des Ministeriums Lavellak, das sich vorwiegend auf Frankreich gestützt hatte, unhaltbar; es trat 20. März ab, um einem neuen Kabinett unter Konduriotis Platz zu machen, dem vom Okt. 1848 bis Dez. 1849 ein Ministerium Kanaris, darauf ein Ministerium Kriezis folgte.

Die Differenzen mit Großbritannien, welches das Zunehmen des russ. Einflusses nicht gleichgültig hinnahm, dauerten fort. Endlich griff Lord Palmerston gewalttham durch. Am 11. Jan. 1850 zeigte sich die engl. Mittelmeerflotte unter Vizeadmiral Parler im Piräus; bereits 15. Jan. erschien der Admiral mit dem engl. Gesandten Wyke und überbrachte als Begehren der engl. Regierung mehrere Entschädigungsforderungen für angebliche Verletzungen brit. Unterthanen, namentlich eines Juden Pacifico. Auch sollten die Inseln Claphonisi und Sapienza abgetreten werden. Das Ministerium holte die Gutachten der Rechtsverständigen ein und erklärte die Forderungen für ungerecht; auch boten die Vertreter Frankreichs und Rußlands ihre Vermittelung an. Schon am 19. begannen die Blockademaßregeln des brit. Geschwaders, und

griech. Rauffahrer und Kriegsschiffe wurden aufgebracht. Der griech. Regierung blieb nichts übrig, als gegen die Gewaltthat zu protestieren; sie rief die Hilfe der Schutzmächte in Paris, Wien und Petersburg an. Unterdes wurden die Blodademaßregeln fortgesetzt und gesteigert; schon bis gegen Mitte Februar waren ungefähr 200 griech. Schiffe in den Hafen von Salamis zusammengeschleppt. Erst 2. März ward die Blodade eingekstellt; aber die Schiffe wurden nicht ausgeliefert. Als endlich der franz. Gesandte, Baron Gros, Vermittelungsvorschläge machte, wurden sie von England verworfen. Es war außer Stande, die Folgen der Gewaltmaßregeln länger zu ertragen; es gab den engl. Forderungen nach.

Die innern Zustände waren indessen nichts weniger als tröstlich. Die Traubentrankheit 1852 und ein Erdbeben 1853 richteten großen Schaden an. Auch das alte Erbeben räuberischer Banden dauerte, namentlich im Peloponnes, fort. Doch wurden zwei wichtige Angelegenheiten friedlich erledigt; die griech. Landeskirche war seit dem Freiheitskriege faktisch unabhängig von dem Patriarchat in Konstantinopel, unter dem sie früher gestanden hatte; die Verfassung von 1848 hatte das Verhältnis sanctioniert, und nach langen Verhandlungen hatte auch der Patriarch in einem Vertrag (Tomos) vom Sept. 1860 die kirchliche Unabhängigkeit G. s. anerkannt. Das Ministerium legte zu Anfang 1862 einen Gesetzentwurf über die Organisation der griech. Landeskirche vor, und im Herbst dieses Jahres kam ein Gesetz zu Stande, wonach der heilige Synod, welcher in Athen seinen Sitz hat, völlig autonom bleiben sollte. Doch mußten die Mitglieder, sowie alle Bischöfe dem König Treue schwören, und die Sitzungen werden von einem königl. Kommissar überwacht, ohne dessen Anwesenheit und Unterschrift kein Beschluß gesetzliche Gültigkeit hat. Im demselben Jahre ward auch die Thronfolge geregelt. Die Konstitution von 1848 hatte bereits festgesetzt, daß die Nachfolger des Königs Otto sich zur Landeskirche bekennen mußten, und ein Protokoll der drei Schutzmächte zu London 20. Nov. 1852 bestätigte nunmehr diese Stipulation. Da König Otto kinderlos geblieben war und sein (in Gemäßheit des Traktats vom 7. Mai 1832) nächstberechtigter Bruder Luitpold von Bayern den Religionswechsel definitiv verweigerte, so wurden durch Familienvertrag die Erbfolgerechte auf den dritten Bruder, Prinz Albrecht, übertragen, der sich aber vorbehalt, erst bei seiner eventuellen Thronbesteigung zur griech. Kirche überzutreten.

Bei dem Ausbruch des Krimkriegs 1853 ward auch G. mit hineingezogen. Seit der Pacifico-Angelegenheit von 1850 hatte England durch seine rachsüchtige Gewaltthätigkeit, Frankreich durch seine Laubheit hier fast alle Sympathien eingebracht; man warf sich ganz in die Arme Rußlands. So war es natürlich, daß beim Beginn des russ.-türk. Kriegs die Griechen sich auf Rußlands Seite stellten. Man glaubte, daß die letzte Stunde des Osmanischen Reichs geschlagen, und hoffte bei dieser Gelegenheit eine wesentliche Territorialvergrößerung, vielleicht gar eine Wiederherstellung des byzant. Kaiserthums zu erlangen. Griech. Agenten, Offiziere und Freischaren gingen nach Thessalien, Macedonien und Epirus, um dort den Aufstand zu organisieren. Es folgten Sendungen von Kriegsbedarf und Geld. Als die türk. Gesandtschaft in

Athen deshalb reclamirte, gab die griech. Regierung eine abweisende Antwort, worauf der diplomatische Verkehr beiderseits abgebrochen wurde. Die Pforte befahl sogar, daß alle griech. Unterthanen und Schiffe binnen 14 Tagen das türk. Gebiet verlassen sollten (März und April 1864). Da schritten Frankreich und England als Bundesgenossen der Türkei und Schutzmächte G. s. ein. Nachdem eine gemeinsame strenge Note vom 20. April wirkungslos geblieben, erschien eine alliirte Flotte vor dem Piräus, und eine franz. Brigade von 2000 Mann unter General Forey bemächtigte sich dieses Hafens, sowie der griech. Kriegsschiffe (26. Mai). Den Tag darauf (27. Mai) bewilligte König Otto alle Forderungen der Westmächte und versprach unbedingte Neutralität. Das Ministerium Kriess wurde entlassen, und ein westmächlich gesinntes Kabinett unter Maurokordatos und Kalergis trat an die Stelle, worauf das gute Einvernehmen mit der Türkei wiederhergestellt ward. So mußte G. während des Krimkriegs 1854—56 Frieden halten, um so mehr, da die Occupation des Piräus fortbauerte; doch hatten die Westmächte durch diese neue Gewaltmaßregel sich keine Sympathien erworben. Sogar das königl. Haus verhehlte seine Unzufriedenheit nicht. Das Ministerium Maurokordatos ward bald durch eine Intrigue gestürzt und durch ein anderes (Okt. 1856) unter dem Vorh. von Bulgaris ersetzt. Unterdes gestalteten sich die innern Zustände G. s. immer trauriger. Infolge des Kriegs stockten Handel und Schiffahrt, die Finanzen waren aufs äußerste zerrüttet, und die Banden trieben nun im Binnenlande ihr räuberisches Unwesen. Dazu richtete die Cholera 1854 große Verheerungen an. Auf dem Pariser Friedenskongreß kamen denn auch die griech. Verhältnisse zur Sprache, und die Westmächte erklärten, daß die Occupation nicht eher aufhören könne, bis G. solide Garantien für die Aufrechterhaltung einer zufriedenstellenden Ordnung der Dinge gegeben habe. Erst nach längern Verhandlungen und nachdem die griech. Regierung die besten Zulagen gegeben, räumten die Occupationstruppen den Piräus (27. Febr. 1857). Zugleich ward eine Kommission der drei Schutzmächte eingesetzt, um die finanzielle Lage des Königreichs zu untersuchen, namentlich mit Rücksicht auf jene Anleihe von 60 Mill. Frs., welche 1832 unter der Garantie der drei Mächte aufgenommen war und bisher von diesen allein hatte verzinst und amortisirt werden müssen, ohne daß G. das Geringste beigetragen. Nach langen Beratungen kam die Kommission zu dem Resultat, daß G. sehr wohl im Stande sei, jährlich eine Summe von 900 000 Drachmen zur Tilgung dieser Schuld zu bezahlen. Die griech. Regierung erklärte sich im Nov. 1859 mit dieser Reclamation im Prinzip einverstanden und übernahm im Juni 1860 die entsprechende Verpflichtung. In der That entwickelte sich jedoch die Sache ganz anders. G. konnte nur einmal (1861) Zahlung leisten, und so war die 60-Millionen-Schuld, einschließlich der Zinsen und Verzinsung der Schutzmächte, bis 1865 auf mindestens 115 Mill. Drachmen angewachsen, wozu noch 87 Mill. anderweitiger Schulden kamen; also im ganzen eine Staatsschuld von 202 Mill. Drachmen.

Die nächsten Jahre verliefen ohne bemerkenswerte Ereignisse. Das Kabinett behauptete sich, nur daß Bulgaris zurücktrat und das Präsidium dann auf Miaulis überging. Die alten Parteien

waren einigermaßen in Auflösung geraten. Das Königshaus hatte durch seine Haltung während der Occupation eine vorübergehende Popularität gewonnen. Während des ital. Kriegs von 1859 blieb G. auf den übereinstimmenden Rat der drei Schutzmächte neutral und ruhig. Doch zeigte das Volk lebhaftes Sympathien für Italien und war schmerzlich davon berührt, daß, was den Volksstämmen ital. Nationalität erlaubt war, einen nationalen Einheitsstaat zu gründen, den Volksstämmen der griech. Nationalität verwehrt sein sollte. Für das Erfolge solcher Hoffnungen wurden König Otto und seine Regierung verantwortlich gemacht. Die Entdeckung einer Militärverschwörung in Athen im Juni 1861 und der Mordversuch des Studenten Aristides Drusios gegen die Königin (18. Sept. 1861) zeigten, wie gereizt die Stimmung war, und zu allem kam noch die Agitation auf Einverleibung der Ionischen Inseln.

Die Ionischen Inseln waren durch die Wiener Verträge als eine selbständige Republik unter dem Protektorat der brit. Krone konstituiert worden; nach der Verfassung von 1817 hatten sie eine Gesetzgebende Versammlung und einen Senat, der die vollziehende Gewalt ausübte; aber die Militärhoheit, die Oberaufsicht und thatsächlich die ganze Regierung war in den Händen des engl. Lord-Oberkommissarius. Gegen diese Fremdherrschaft hatte sich längst eine nationale Opposition erhoben, welche eine Vereinigung mit dem Königreich G. anstrebte, die sog. Rhizospaten (Nabikalen). Im Sept. 1848 und im Sommer 1849 kam es zum Aufstand, den jedoch der Lord-Oberkommissar Sir Henry Warb mit äußerster Strenge unterdrückte. Dann erfolgten durch Dekret vom 22. Dez. 1861 einige liberale Verfassungsreformen, ohne daß dadurch die Stimmung besser geworden wäre. Schon während des Krimkriegs erneuerte die parlamentarische Opposition ihre Angriffe gegen das Protektorat, sodaß der neue Lord-Oberkommissar Sir John Young 1857 beim londoner Kabinett beantragte: England möge die Vereinigung der Inseln mit G. bewilligen und nur Korfu und Paxos als Kolonien und Militärposten für sich behalten. Zu Anfang 1859 sandte darauf die engl. Regierung den als griechenfreundlich bekannten Gladstone als außerordentlichen Kommissar, um die Zustände der Ionischen Inseln zu untersuchen. Diese Gelegenheit benutzten die Ionier, Gladstone mit Petitionen um Aufhebung des Protektorats zu überschütten, sodaß er dieselben endlich energisch zurückweisen mußte. Trotzdem votierte nunmehr auch die Gesetzgebende Versammlung einstimmig eine Erklärung, daß das ion. Volk den Anschluß an G. wünsche (27. Jan. 1859). Auf den streng abweisenden Bescheid aus London antwortete die Gesetzgebende Versammlung ihrerseits mit einer Ablehnung der engl. Vorschläge zu einer liberalen Verfassungsreform. Die Versammlung ward dann durch Gladstones Amtsnachfolger, Sir Henry Storks, vertagt. In der Session vom März 1861 wiederholte sich derselbe Konflikt zwischen der Versammlung und dem Lord-Oberkommissar. Auf die griech. Sympathien gestützt, wiederholte das ion. Parlament in der nächsten Session nochmals den unwandelbaren Wunsch des Volks nach einer Vereinigung mit dem freien G., und beschloß, seine Erklärung vom 27. Jan. 1859 zu erneuern und dieselbe sowohl an die brit. Krone wie auch an die übrigen Großmächte und Italien zu übersenden (23. Mai 1862).

Um dieselbe Zeit begann in G. die Katastrophe, welche einen Wechsel der Dynastie herbeiführte. Man machte ihr hauptsächlich zum Vorwurf, daß sie nicht die Vergrößerungspläne des Volks unterstützte und keine Gelegenheit, die Idee eines Großgriechentums durchzuführen, benutzt habe. Der Hof in Athen konnte sich über die allgemeine Bestimmung nicht länger täuschen. Namentlich demutend waren die rüchichtslosen Zeichen der Sympathien für den Königsmörder Drusios, der zum Tode verurteilt und zu lebenslänglicher Festungssstrafe begnadigt wurde. So beschloß König Otto einzulernen und übertrug im Jan. 1862 dem Admiral Kanaris die Bildung eines neuen Minisrums. Aber das Programm, in welchem Kanaris und seine polit. Freunde ein streng konstitutionelles Regiment, Beseitigung der Hofcamarilla, neue Deputiertenwahlen, Organisation einer Nationalgarde, liberales Pressegesetz u. s. w. forderten, erhielt nicht die königl. Zustimmung, daher das Ministerium Miaoulis 1. Febr. wieder eintrat. Wenige Tage darauf (18. Febr.) empörte sich die Garnison von Nauplia und setzte eine provisorische Regierung ein, welche in ihrer Proklamation vom 14. Febr. einen liberalen Systemwechsel, sowie Einberufung einer Nationalversammlung forderte. Doch gelang es diesem Aufstand nicht, weiter um sich zu greifen. Eine Verschwörung in Athen ward rechtzeitig entdeckt. Das Heer, der heilige Synod und die Kamern erklärten sich für die Regierung. Nach einer förmlichen Belagerung mußte Nauplia 20. April kapitulieren. Die Räubelführer entliefen an Bord fremder Kriegsschiffe. Der König benutzte seinen Sieg mit Milde, erließ eine Amnestie, die nur wenige Schuldige ausnahm, und machte verschiedene liberale Konzessionen. Das Kabinett Miaoulis wurde entlassen, und das neue Ministerium unter dem Vorsitz von Kolokotronis versprach ein aufrichtiges konstitutionelles Regiment (8. Juni). Dennoch ging die revolutionäre Gärung im stillen vorwärts, und als König Otto mit seiner Gemahlin 13. Okt. Athen verlassen hatte, um eine Rundreise im Peloponnes anzutreten, fand ein zweiter Ausbruch statt. Zuerst erhob 19. Okt. General Theodor Grivas in Bonizza (Marnanien) die Fahne des Aufstands; 20. Okt. folgte die Stadt Patras (Achaja) unter Anführung des Venizalos Kufos. Endlich gab am Abend des 22. Okt. in Athen der Offizier Papadimantopoulos das Signal. Das Militär fraternisierte mit dem Volk, und nach wenigen Stunden hatte die Revolution gesiegt. Tags darauf (23. Okt.) konstituierte sich in Athen eine provisorische Regierung, in welcher außer zwei hochbejahrten Helden des Freiheitskriegs, Demetrios Vulgaris und Admiral Konstantin Kanaris, auch Kufos von Patras einen Sitz erhielt. Ihr erstes Dekret verfügte die Entsetzung des Königs Otto und die Einberufung einer konstituierenden Nationalversammlung. In der folgenden Nacht langte das Königspaar an Bord der griech. Dampffregatte Amalia wieder vor dem Piräus an, traf aber zu spät ein. Die provisorische Regierung war bereits allgemein anerkannt, und sogar die Schiffsmannschaft zeigte meuterische Gesinnung. So ließ der König bei der Insel Salamis anlegen, wo das diplomatische Korps aus Athen zu ihm an Bord kam. Auf den Rat der Gesandten gab er seine Sache verloren und entschloß sich, auf einem engl. Schiff nach Deutschland zurückzukehren. In einer Proklamation vom 24. Okt.

1862 nahm er Abschied von G., sprach aber keine förmliche Abdankung aus, vielmehr wahrte ausdrücklich die bayr. Dynastie ihre Ansprüche auf den griech. Thron durch wiederholte Proteste (12. April und 17. Juni 1863).

Die griech. Revolution erregte in der diplomatischen Welt große Unruhe. Zwar die Beforgnis, daß die Bewegung sofort nach den griech. Provinzen der Türkei und den Jonischen Inseln hinübergreifen würde, bewahrheitete sich nicht; dagegen erwachte die Eifersucht der drei Schutzmächte, als es sich nun um die Wiederbesetzung des griech. Throns handelte. Von der einen Seite ward der Herzog von Leuchtenberg als Kandidat genannt, von der andern Prinz Alfred von Großbritannien vorgeschlagen und zugleich die Abtretung der Jonischen Inseln in Aussicht gestellt. Dies gab den Ausschlag. Am 1. Dez. hatte ein Dekret der Provisorischen Regierung die sofortige Wahl eines Königs, und zwar unter Anwendung des allgemeinen Stimmrechts, angeordnet. Bei der Abstimmung 5. bis 12. Dez. erhielt Prinz Alfred 280 016 Stimmen, während im ganzen 240 701 Stimmen abgegeben wurden. Diese Kandidatur war indes nicht ernstlich gemeint; England hatte schon vorher Unterhandlungen mit Frankreich und Rußland eröffnet und beantragt, daß die Bestimmungen der Verträge von 1830 und 1832, wonach kein Prinz der drei Schutzmächte den griech. Thron besteiigen soll, aufrecht erhalten würden. Daher wurde sowohl die Kandidatur des Prinzen Alfred wie die des Herzogs von Leuchtenberg fallen gelassen. Darauf überreichte der engl. Gesandte Eliot 24. Dez. 1862 der griech. Regierung ein Memorandum, wonach für den Fall, daß ein Souverän gewählt würde, gegen welchen kein wohlbegründeter Einwand zu erheben sei, die Krone England sich bereit erkläre, auf das Protektorat über die Jonischen Inseln zu verzichten und deren Vereinigung mit G. zu bewirken. Allein es zeigten sich große Schwierigkeiten, einen andern Kandidaten für die griech. Krone ausfindig zu machen. Der Herzog von Aumale (Orléans), der Titularkönig Ferdinand von Portugal, der regierende Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha lehnten nacheinander ab, bis endlich die Schutzmächte sich über den Prinzen Georg von Dänemark einigten und die Wahl desselben (28. März 1863) befürworteten. Unterdes war nach einer stürmischen Wahlbewegung bereits 22. Dez. 1862 die konstituierende Versammlung in Athen eröffnet worden und hatte die Absetzung des Königs Otto und der bayr. Dynastie bestätigt (16. Febr. 1863). Auch hatte die Versammlung nach dem Rücktritt der Provisorischen Regierung 21. Febr. beschloffen, die Regierungsgewalt einstweilen selbst durch ein Ministerium auszuüben. Die Mitteilung der Schutzmächte vom 23. März ward mit Freude entgegengenommen. Demgemäß wählte die Versammlung 30. März einstimmig den Prinzen von Dänemark als Georg I. (s. d.) zum König von G. und entsandte eine Deputation an ihn nach Kopenhagen. Seine legitimen Nachkommen sollten sich zur griech. Landeskirche bekennen.

Durch einen zwischen den drei Schutzmächten und Dänemark abgeschlossenen Traktat vom 13. Juli 1863 wurde die griech. Krone förmlich auf Georg I. übertragen. Am 30. Okt. landete der junge König, begleitet von seinem Ratgeber, dem dän. Kammerherrn Grafen Sponned, im Piräus und hielt dann

seinen Einzug in Athen. Am folgenden Tage (31. Okt.) leistete er vor der Nationalversammlung den Eid auf die Verfassung und übernahm damit die Regierung. Nachdem das ion. Parlament 5. Okt. einstimmig den Anschluß an G. votiert und die fünf Großmächte ihre Einwilligung gegeben hatten, übergab der Lord-Oberkommissar 30. Mai 1864 die Jonischen Inseln an den königl. griech. Kommissarius Jaimis und erklärte das ion. Parlament für aufgelöst. Am 6. Juni kam König Georg selbst nach Korfu, um die Hulbigung der Inseln entgegenzunehmen. Ende Juli 1864 traten die 80 ion. Abgeordneten in die griech. Nationalversammlung ein, womit die polit. Vereinigung vollendet war. Diese für die neue Dynastie sehr günstige Erwerbung erregte bei den Griechen das Verlangen nach noch größern. Dennoch war die Stellung des Königs Georg anfangs sehr schwierig. Den Griechen war der beherrschende Einfluß des unverantwortlichen Ratgebers des Königs, des Grafen Sponned, im höchsten Grade verhaßt und sie ruhten nicht eher, bis er gegen Ende 1865 G. verließ. Bei der Revision der Verfassung kam es zu einem Konflikt mit der Nationalversammlung. Diese beschloß im Sept. 1864 mit 211 gegen 62 Stimmen die Abschaffung des Senats. Der König wollte diesen Beschluß nicht sanktionieren, aber die Versammlung gab nicht nach, löste sich 28. Nov. von selbst auf, ohne das Budget beraten zu haben, und es blieb bei der revidierten Verfassung und der Einsetzung eines Staatsrats an der Stelle des Senats. Der Versuch des Prinzen Julius von Glücksburg, eines Oheims des Königs, welcher 1865 nach Athen kam und eine Verständigung unter den Parteiführern herbeiführen wollte, hatte keinen andern Erfolg als den, daß der König das Vorgehen seines Verwandten desavouieren und dieser vor dem Unwillen des Volks über die ausländische Einmischung schnell abreisen mußte. Die Finanznot stieg von Jahr zu Jahr. Die vertragsmäßige Zinszahlung auf die Staatsschuld von 1832 konnte nicht geleistet, den Beamten kaum ihr Gehalt ausbezahlt, geschweige auf den Gebieten des Verkehrs und der Industrie vom Staats wegen etwas Nennenswerthes unternommen werden. Und doch war G. nahe daran, in einen Krieg mit der Türkei hineingezogen zu werden. Die griech. Bewohner der Insel Candia (s. d.), der türk. Willkürherrschaft endlich überdrüssig, erhoben sich im Aug. 1866 und beschloffen in einer Versammlung vom 2. Sept., daß die türk. Herrschaft auf Candia abgeschafft sei und daß die Insel sich mit G. vereinige. Darauf landeten türk. Truppen, und es entstand ein verzweifelter Kampf, der sich drei Jahre hinzog. Die meisten Großmächte rieten der Türkei, Candia an G. abzutreten; nur England sprach, aus Eifersucht auf den im Orient zunehmenden Einfluß Rußlands, dagegen. G. konnte sich der Unterstützung seiner Stammesgenossen nicht entziehen. In Athen bildete sich ein Hilfskomitee; Tausende von Candioten, welche nach G. sich flüchteten, mußten unterhalten werden; Freiwillige strömten nach der Insel; Geld und Munition wurden dahin geschickt. Die großgriech. Träume erwachten aufs neue, trotz der Unzulänglichkeit der Mittel. Vergebens warnte und drohte die Pforte. Als aber im Nov. 1868 der Minister des Auswärtigen, Deljannis, offen in der Kammer erklärte, die Politik der Regierung bezüglich Candias sei die der Annexion, sandte die Pforte 10. Dez. ein Ultimatum

nach Athen, und als man dieses verwarf, wurden dem griech. Gesandten in Konstantinopel seine Pässe zugestellt. Beide Staaten rüsteten sich zum Kriege. Das griech. Schiff Enosis, welches hauptsächlich die Überfahrt der griech. Freiwilligen nach Candia vermittelte, wurde von den Türken im Hafen von Syra eingeschlossen und der Hafen blockiert gehalten; in Thessalien sammelte sich eine türk. Armee unter Omar Pascha. In G. schloß es zur Kriegsführung an Geld und an Soldaten. Da half die Diplomatie. Graf Bismarck schlug dem auswärtigen Minister Frankreichs die Berufung der Unterzeichner des Pariser Friedens von 1856 zu einer Spezialkonferenz vor. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Am 9. Jan. 1869 wurde unter dem Vorsitz des franz. Ministers Lavalette die Pariser Konferenz eröffnet und von dieser die Forderung der Türkei, daß G. die Bildung neuer Freiwilligenscharen verhindern, die Korjarenschiffe entwaffnen oder aus seinen Häfen ausschließen und den nach G. ausgewanderten candiot. Familien die Rückkehr nach Candia gestatten solle, als berechtigt anerkannt. Ein Abgesandter der Konferenz lud G. zur Annahme dieser Beschlüsse ein. Das Ministerium nahm 2. Febr. seine Entlassung; das neue Ministerium Zaimis unterwarf sich den Konferenzbeschlüssen und motivierte sein Verfahren in einer 6. Febr. an das griech. Volk gerichteten Proklamation. Darauf wurden die diplomatischen Beziehungen zwischen der Pforte und G. wiederhergestellt, und Candia mußte sich wieder unter die türk. Herrschaft beugen.

In der Kammeression von 1867 wurden Postverträge mit Oesterreich und Frankreich geschlossen, das Münzsystem reformiert, ein Anlehen von 25 Mill. Drachmen zum Anlauf von Waffen und zur Ausrüstung von Kriegsschiffen aufgenommen und ein Gesetz genehmigt, welches den obengenannten Prinzen von Gladsburg für die Dauer der vom König beabsichtigten Reise mit der Regentschaft betraute. König Georg trat seine Reise durch Europa an, vermaßte sich 27. Okt. in Petersburg mit der Großfürstin Olga (geb. 3. Sept. 1851), einer Tochter des Großfürsten Konstantin, und kam 24. Nov. mit seiner Gemahlin nach Athen zurück. Die 2. Aug. 1868 erfolgte Geburt eines Kronprinzen, Konstantin, der in der Landeskirche getauft und erzogen wurde, gab der Dynastie mehr Sicherheit und Popularität. Die Ermordung drei vornehmer Engländer und eines Italieners, welche 11. April 1870 auf der Rückkehr von Marathon nach Athen unter Räuber geraten waren, zeugte von der Unsicherheit der Person und von der Ohnmacht der Regierung in G. und zog ihr von der engl. Presse harte Worte zu. In einen neuen Konflikt kam die Regierung durch die sog. Laurionfrage. Dieselbe hatte die Konzession zur Ausbeutung der alten Bergwerke von Laurion einer franz.-ital. Gesellschaft erteilt, und als die Gesellschaft aus den Bergwerken einen ziemlich bedeutenden Gewinn zog, erklärte die griech. Regierung, auf zweifelhaft gültige Gesetze sich berufend, alle metallhaltige Erde für Staats Eigentum. Die von ihren Nationalen angerufenen Regierungen von Frankreich und Italien protestierten, und dem Ministerium blieb nichts übrig, als jener Gesellschaft alle Rechte und Besitzungen abzulaufen, was die Kammer 2. Aug. 1873 genehmigte. Im J. 1874 war die Thätigkeit der Regierung und der Kammer

durch eine fast permanente Ministerkrisis gelähmt. Weder Deligeorgis, noch Bulgaris oder Zaimis und Konunduros, welche nacheinander mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt wurden, vermochten ein Ministerium zusammenzubringen, das auf die Mehrheit der Kammer hätte zählen können. Als das Ministerium Bulgaris vor der Opposition der Kammer nicht zurücktrat, machte jene 20. Dez. durch ihren Austritt die Kammer beschlußunfähig und sandte dem König eine mit 68 Unterschriften versehene Beschwerdekrift zu. Als der Rest der Kammer trotzdem forttagte und der König die Beschlüsse derselben 18. April 1875 unterzeichnete, wurde die Stimmung in Athen sehr befehlisch. Das Ministerium nahm 9. Mai seine Entlassung, und das Oppositionsmitglied Kritikis bildete ein provisorisches Kabinett. Die Kammer wurde aufgelöst und die neu gewählten Abgeordneten 23. Aug. einberufen. Der fast einstimmig zum Präsidenten der Kammer gewählte Konunduros wurde mit der Bildung eines parlamentarischen Kabinetts beauftragt. Dasselbe kam 27. Okt. zu Stande. Sofort wurden von der Kammer 13. Nov. die Erminister Balassopulos und Nikolopulos, welche Erzbischöfsitze um hohe Preise verkauft hatten, in Verhör und Haft genommen und darauf einem außerordentlichen Gerichtshof zur Beurteilung übergeben, 13. Nov. das ganze Ministerium Bulgaris wegen Verfassungsverstoß in Anklagezustand versetzt, sowie 12. Nov. die in der vorigen Session mit ungenügender Stimmenzahl beschlossenen Gesetze annulliert, welches Annullierungs-gesetz der König 20. Nov. sanktionierte, und 12. Nov. der mit dem Deutschen Reiche abgeschlossene Vertrag bezüglich der Ausgrabungen in Olympia genehmigt. Das Bestreben der päpstl. Kurie, G. einen röm.-lath. Erzbischof von Athen aufzudrängen, wurde von der Regierung zurückgewiesen und dem Vatikan die Antwort erteilt, die Ernennung der Erzbischöfe sei Sache des Kultusministers.

Das Jahr 1876 begann mit den Verhandlungen in dem Simonieprozeß gegen die Erminister Balassopulos und Nikolopulos, von welchen 12. April jener zu einjährigem Gefängnis, Ehrenverlust auf drei Jahre und 52000 Drachmen Geldbuße, dieser zu zehnmonatlichem Gefängnis verurteilt wurde. Die drei Erzbischöfe, welche den Handel mit den Ministern eingegangen hatten, mußten an den Armenfonds das Doppelte der Bestechungssumme bezahlen. Die beiden verurteilten Minister saßen 1. Mai noch einmal auf der Anklagebank, um mit den übrigen Mitgliedern des Ministeriums Bulgaris wegen Verfassungsverletzung sich zu rechtfertigen. Der Prozeß zog sich lange hinaus und endigte im Dezember mit der Freisprechung sämtlicher Angeklagten, welcher übrigens ein Laibel beigefügt war. Die Kammer, welche schon 7. Febr. wegen Beschlußunfähigkeit geschlossen werden mußte, hatte noch im Januar das ihr vorgelegte Regimentsgesetz genehmigt, das wegen der längern Reise des Königs eine praktische Bedeutung hatte. Letzterer reiste 22. April mit seiner ganzen Familie von Athen ab, verweilte längere Zeit in Kopenhagen, machte Besuche bei den Kaisern von Rußland, von Deutschland und von Oesterreich und kehrte 7. Nov. nach Athen zurück. Der orient. Krisis gegenüber hielt sich das Ministerium Konunduros zunächst sehr reserviert. Wegen der Aufregung in Thessalien und Epirus wurden an

der Nordgrenze einige Truppen aufgestellt. Kolotroni ging als außerordentlicher Gesandter ins fern. Hauptquartier. Die Organisation einer Nationalgarde wurde beschlossen und Oberst Koronaeos mit den Vorbereitungen hierzu beauftragt. Als aber die Pforte gegen 800 tscherkess. Familien nach Thessalien überfiedelte, Nachrichten von Mißhandlung der dortigen griech. Bevölkerung eintrafen und Überschreitungen der Grenze vorliefen, sandte die griech. Regierung einen Protest an die Pforte und ein Memorandum an die Garantemächte, ließ auch im Dezember den in Konstantinopel versammelten Konferenzmitgliedern eine Denkschrift vorlegen. Zahlreiche Volksversammlungen wurden gehalten, und an die Stelle der bisherigen Ruhe trat eine offene Parteinahme für Serbien; in der Presse wurde die Vereinigung von Thessalien, Epirus und Kreta von G. gefordert, und das Ministerium hatte Mühe, die angekündigte Neutralität aufrecht zu halten. Die schlechten Finanzen und die geringen Streitkräfte erlaubten freilich nur bei den allergünstigsten Ausichten ein kriegsrisches Vorgehen. Bei der durch den Ministerpräsidenten vorgenommenen Eröffnung der Kammer 2. Okt. wurde der Orientfrage mit keinem Worte gedacht. Als das Ministerium 30. Nov. behufs außerordentlicher Maßregeln die Entlassung einer neuen Steuer vorschlug, stimmten 79 dafür, 78 dagegen und 2 enthielten sich der Abstimmung. Darauf hin reichte Komunduros seine Entlassung ein. Deligeorgis aber riet, die Abstimmung wiederholen zu lassen. Dieselbe ergab 5. Dez. das Resultat, daß 82 gegen, 81 für die Vorlage stimmten. Nun bestand Komunduros auf der Annahme seines Entlassungsgeheiß. Darauf übernahm Deligeorgis die Bildung eines neuen Kabinetts. Kaum war dasselbe im Amt, so wurde es 8. Dez. durch ein Mißtrauensvotum wieder gestürzt, worauf Komunduros wieder die Präsidentschaft übernahm. Am 27. Dez. bewilligte die Kammer den von ihm verlangten Kredit von 10 Mill. Drachmen zum Zweck einer neuen Militärorganisation, genehmigte die Vorlage bezüglich der Einberufung von 120 000 Mann und begann 9. Febr. 1877 die Beratung des Gesetzentwurfs über Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Infolge eines von 70 gegen 61 Stimmen ausgesprochenen Mißtrauensvotums in einer nicht sehr bedeutenden Penfionsfrage nahm Komunduros 8. März aufs neue seine Entlassung. Deligeorgis bildete 10. März ein neues Kabinett und erhielt, als er 13. März bei der Budgetberatung die Kabinettsfrage stellte, eine Mehrheit von 3 Stimmen. Die Kammer nahm 29. März das Gesetz über Aufstellung einer außerordentlichen Reserve von 20 000 Mann und das ganze Militär-gesetz in dritter Lesung an und vertagte sich darauf. Inzwischen erfolgte die Kriegserklärung Rußlands an die Türkei. Die Versuchung lag für G. nahe, seine Armee in Thessalien einmarschieren zu lassen, während die türk. Hauptmacht an der Donau beschäftigt war. Um dies zu verhindern, ließ das engl. Ministerium Beaconsfield in Athen die Erklärung abgeben, daß es eine Überschreitung der türk. Grenze durch griech. Regierungstruppen nötigenfalls mit einer Aus-schiffung engl. Truppen im Pirus beantwortet würde. Das engl. Panzer-geschwader traf 24. Mai 1877, auf der Fahrt nach der Bessabai, in demonstrativer Weise im Pirus ein. Die Presse forderte nun entschieden die Um-

wandlung des Parteiministeriums in ein Koalitionsministerium, in welchem die Führer sämtlicher Parteien sich in die Portefeuilles teilen sollten. Am 6. Juni kam ein Kabinett zu Stande, in welchem der alte Seeheld Kanaris das Präsidium und die Marine, Trilupis das Auswärtige, Komunduros das Innere, Deligeorgis die Finanzen, Jaimis die Justiz, Delhannis den Kultus, Zimbrakakis das Kriegswesen übernahm. Neue Finanz- und Militär-anträge wurden der Kammer vorgelegt und von dieser bereitwillig genehmigt. Rüstungen wurden in ausgedehntem Maße betrieben. Aus allen türk. Provinzen, in welchen Griechen wohnten, strömten Freiwillige herbei und wurden sofort in die Armee eingereiht. Diese Vorgänge in Athen erregten die Aufmerksamkeit der türk. Regierung in hohem Grade. Ihr Gesandter verlangte im Juni Aufklärungen von der griech. Regierung. Diese wies in ihrer Antwort auf die beunruhigenden Zustände in Thessalien hin. Als kurz darauf die Nachricht von neuen türk. Gemiseln einlief, entstanden Volksaufläufe in Athen, und Trilupis sah sich genötigt, an sämtliche Großmächte ein Memorandum vom 4. Aug. zu richten, worin konstatiert war, daß gegenüber den Gewaltthätigkeiten der Tscherkessen die türk. Behörden eine vollständige Unmacht und Unfähigkeit an den Tag legten, weshalb G., das dem Hinschlachten seiner Stammesgenossen nicht untätig zusehen könne, genötigt sei, mit ungeheuren Opfern seine Streitmacht auf dem Kriegsfuß zu erhalten. Darauf wandte sich die Pforte an England und Frankreich, betonte die griech. Rüstungen und sprach die Drohung aus, daß nötigenfalls türk. Truppen nach Athen marschieren würden. Die Einnahme von Plewna machte die Ausführung der türk. Drobungen sehr unwahrscheinlich. Die Kriegsluft ließ sich auf diese Nachricht hin in G. kaum mehr zurückhalten. Komunduros bildete 28. Jan. 1878 ein neues Ministerium, und dieses beschloß den Einmarsch in Thessalien. Aber bevor die hierzu nötigen Vorbereitungen vollendet waren, waren die Verträge von Adrianopel von Rußland und der Pforte schon unterzeichnet.

Als endlich 2. Febr. 1878 das 12000 Mann starke griech. Heer unter General Suho in Thessalien und Epirus einmarschierte, faßte die Pforte, welche durch den Waffenstillstand die freie Verfügung über ihre Streitkräfte hatte, den Beschluß, die Panzerflotte nach dem Pirus zu schicken und Truppen in Thessalien landen zu lassen. Diese Nachricht erregte in G. allgemeine Panique. Die Gesandten der Großmächte forderten die griech. Regierung auf, ihre Truppen aus Thessalien zurückzuziehen. Das Ministerium erließ schon 7. Febr. den Befehl zum Rückmarsch, worauf die Pforte von Feindseligkeiten abstand. Die Kammern billigten das Verfahren der Regierung. Im Frieden von San-Stefano sah G. das von Rußland projektierte Bulgarien ungeheürlich vergrößert, sich selbst gar nicht berücksichtigt. Seine Bitte um Zulassung zum Berliner Kongreß fand nur eine beschränkte Erfüllung, sofern seine Vertreter, der Minister des Auswärtigen, Delhannis, und der Gesandte in Berlin, Rhangabé, der Kongreßsitzung vom 29. Juni, in welcher die griech. Frage beraten wurde, beiwohnen und die griech. Ansprüche darlegen durften. An dem franz. Bevollmächtigten Waddington hatte G. einen warmen Verteidiger; aber dessen

weitgehende Vorschläge drangen gegen den Widerwillen Englands und Rußlands nicht durch. Doch nahm der Kongreß wenigstens den reduzierten Vorschlag Waddingtons an, wonach die beiden Flüsse Salambria und Kalamas künftig die nördl. Grenze G. bilden und die Städte Larissa und Janina mit G. vereinigt werden sollten, jedoch mit der Beschränkung, daß dieser Beschluß vom Kongreß der Pforte nicht als Friedensbedingung diktiert, sondern seine Ausführung ihr nur anempfohlen wurde; G. und die Pforte sollten direkt darüber miteinander verhandeln, und im Fall sie sich nicht vereinbaren könnten, sollte die Vermittelung der Großmächte eintreten. Auf den guten Willen der Pforte angewiesen, war G. in einer sehr ungünstigen Lage. Auf seine Aufforderung, Vorbereitungen zur Grenzberichtigung zu treffen, gab diese gar keine Antwort. Darauf rief G. in einem Rundschreiben vom 6. Sept. die Vermittelung der Signatarmächte an. Aber das übelwollende Ministerium Beaconsfield wollte von einer solchen nichts wissen. Daher sah sich G. aufs neue zur Veranstaltung von Kriegsrüstungen genötigt. Das Ministerium Komunburos beantragte bei der Kammer, zwei weitere Klassen von Reservisten einzuberufen. Die Kammer bewilligte ihm 18. Okt. wegen seiner Haltung auf dem Kongreß ein Vertrauensvotum, lehnte aber 29. Okt. den Antrag ab. Das Ministerium nahm seine Entlassung, worauf 30. Okt. Trikutis ein neues Kabinett bildete. Dieses wurde, da die Kammer seinen auf die Vertagung derselben gerichteten Antrag ablehnte, schon 4. Nov. zum Rücktritt genötigt. Komunburos übernahm aufs neue die Ministerpräsidentenschaft. Die Kammer bewilligte die ihr vorgelegten Gesekzentwürfe über die Organisation der Nationalgarde und über Aufnahme einer Anleihe von 60 Mill. Drachmen. Um einer Intervention der Großmächte vorzubeugen, ernannte endlich die Pforte im Dezember drei Kommissare, welche in Gemeinschaft mit den drei griech. Kommissaren die Frage der Grenzberichtigung erledigen sollten. Doch kamen diese Bevollmächtigten erst 8. Febr. 1879 in Preveza zusammen. Da die Pforte nur einen Teil von Thessalien abtreten wollte, G. aber auf der vom Kongreß vorgeschlagenen Linie bestand, so löste sich die Konferenz von Preveza 19. März ohne irgendwelches Ergebnis auf. Auf's neue appellierte G. in einem Rundschreiben vom 21. März an die Großmächte, hatte aber wiederum die Mißgunst des engl. Kabinetts zu empfinden, während der franz. Minister Waddington zu seiner Unterstützung bereit war. Nur das Schwert schien die Frage entscheiden zu können. Die Pforte zog größere Truppenmassen im südl. Thessalien zusammen, während G. im Nordwesten des Landes ein Lager errichtete, die Reserven und das zweite Aufgebot der Territorialarmee einberief. Da aber die Kammer das Kriegs- und Marinebudget nicht in der von Komunburos verlangten Höhe bewilligte, trat dieser 18. März 1880 zurück, worauf wiederum Trikutis ein neues Ministerium bildete.

Mit dem Rücktritt Beaconsfields und der Konstituierung des Kabinetts Gladstone 28. April 1880 gestalteten sich die Ausichten G. auf Durchführung der vom Berliner Kongreß beantragten Grenzregulierung günstiger. Die auf Englands Vorschlag einberufene Konferenz, welche vom 16. Juni bis 1. Juli 1880 in Berlin versammelt war, beschäftigte sich mit der türk.-griech. Grenz-

frage. Als griech. Delegierter verhandelte Brailas mit den Konferenzbevollmächtigten und überreichte ihnen eine Denkschrift. Auf den Vorschlag Frankreichs wurde beschlossen, daß die neue Grenzlinie östlich bei der Mündung des Flusses Maurolongos beginnen, über die höchsten Höhen des Olympos und Pindos sich hinziehen, bei Ham-Kalbaki den Lauf des Flusses Kalamas erreichen und diesem bis zur Mündung folgen solle. Dieser Beschluß wurde 16. Juli der griech. und der türk. Regierung in einer Kollektivnote mitgeteilt. Jene nahm den Konferenzbeschluß an, diese lehnte ihn ab und verlangte, die Großmächte sollten prinzipiell beschließen, daß Larissa, Janina und Negomo in keinem Falle von dem türk. Reich abgetrennt werden dürfen und daß auf dieser Grundlage neue Verhandlungen eingeleitet werden sollten. Damit war die ganze Konferenzarbeit wieder beiseite geschoben. König Georgios, welcher 20. Mai von Athen abreiste und die Hauptstädte Europas besuchte, war im Verkehr mit den leitenden Personen für die Interessen G. thätig. Das Ministerium Trikutis brachte, da die Eventualität eines Kriegs ins Auge zu fassen war, die Armee auf 30000 Mann und der König eröffnete nach seiner Rückkehr die Kammern 21. Okt. mit einer Thronrede, in welcher erklärt wurde, die Armee werde nicht entlassen werden, bis das Ziel erreicht und die neue Ordnung in den G. zugesprochenen Landesteilen überall durchgeführt sein werde. Da die Kammer den von der Opposition aufgestellten Kandidaten zu ihrem Präsidenten wählte, trat das Ministerium Trikutis zurück und Komunburos bildete wieder 25. Okt. ein neues Kabinett. Die europ. Diplomatie entfaltete die äußerste Thätigkeit, um G. von einem offensiven Vorgehen gegen die Türkei abzuhalten und andererseits die Pforte zur Abtretung Thessaliens zu bewegen. Zwar war das engl. Kabinett bereit, auch einen Stärkeren als bloß diplomatischen Druck auf die Pforte auszuüben, und Gambetta versprach, G. durch Absendung von Offizieren, Gewehren u. s. w. zu unterstützen; aber Deutschland und Österreich widersetzten sich der Anwendung von Zwangsmaßnahmen. In das J. 1880 (11. Dez.) fiel noch eine zwischen Bayern und G. abgeschlossene Übereinkunft, betreffend den Rest der aus den Verträgen von 1835, 1836 und 1837 und dem Anlehen von 1842 erwachsenen Schuldforderung Bayerns an G.; infolge dieser Übereinkunft zahlte G. an den Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern die Summe von 2600000 Frs.

Der von dem franz. Minister des Auswärtigen, Barthélemy Saint-Hilaire, gemachte Vorschlag, die Entscheidung der Grenzfrage einem Schiedsgericht zu übertragen, fand nirgends Beifall. Dagegen wurde der 14. Jan. 1881 von der Pforte gestellte Antrag, wonach die Vertreter der Großmächte und der Pforte in einer Konferenz zu Konstantinopel aufs neue miteinander verhandeln sollten, von den Großmächten angenommen. Die 6. März eröffnete Konferenz gelangte 30. März zu einer Einigung, worauf 22. Mai zwischen den Großmächten und der Pforte eine Konvention abgeschlossen wurde, worin sich letztere verpflichtete, von Thessalien das südlich vom Salambriafluß und von Epirus das südlich vom Artafluß gelegene Gebiet an G. abzutreten. Die Räumung und Übergabe dieses Gebietes sollte von internationalen Delegierten überwacht und nach Ausführung derselben die genaue

Feststellung der Grenzlinie von einer weitem internationalen Kommission vorgenommen werden. Die Befestigungen von Preveza und Punta, welche den Zugang zum Golf von Arta sperren, sollten in dem Zeitraum von drei Monaten nach der Unterzeichnung des Vertrags geschleift werden. Ein weiterer Termin von zwei Jahren war vorgesehen, bis zu welchem die die Staatsgüter und Privatinteressen berührenden Fragen, Entschädigungen, Steuerstände u. s. w. geordnet werden sollten.

G. erlangte zwar durch diese Konvention nicht so viel, als es beansprucht hatte: nicht ganz Epirus und von Epirus nicht das Gebiet von Janina, erhielt aber doch ein Gebiet von 13369 qkm mit 300000 E. Es erklärte sich daher 26. April 1881 einverstanden mit dem Konferenzbeschluss und unterzeichnete die 2. Juli in Konstantinopel abgeschlossene griech.-türk. Spezialkonvention. Im November war das ganze abgetretene Gebiet von den Griechen besetzt, und es wurden sofort Einleitungen getroffen, dasselbe in administrativer, militärischer und parlamentarischer Beziehung in den Rahmen des Königreichs G. aufzunehmen. Doch war die Bevölkerung mit dem errungenen Gebietszuwachs nicht zufrieden. Die Folge dieser Mißstimmung war der Rücktritt des Ministeriums Komunduros, welchem 15. März 1882 ein Ministerium Trifupis folgte, das die panhellenistische Idee offen in sein Programm aufnahm. Der Feierlichkeit in Kalamata, welche der von Lesseps und General Tarr unternommenen Durchstechung des Isthmus von Korinth galt, wohnte 4. Mai König Georgios bei. Am 10. März 1883 starb der frühere Minister Komunduros. Das Ministerium des Auswärtigen, welches seither Trifupis neben dem Präsidium und dem Innern geleitet hatte, wurde 14. April 1883 dem bisherigen Gesandten in London, Kondostavlos, einem Anhänger Trifupis, übertragen.

Nach dem Rücktritt des bisherigen Marineministers Aufos und des Justizministers Kallis wurde Gegenadmiral Lombazis zum Marineminister und Bulpotios zum Unterrichtsminister ernannt, während Kondostavlos interimistisch auch das Justizministerium übernahm. Den am 8. Nov. 1883 einberufenen Kammern legte Trifupis das Budget von 1884 vor, in welchem die Ausgaben auf 83 Mill. Drachmen berechnet waren, die Einnahmen einen kleinen Überschuss ergaben. Als weitere Vorlagen bezeichnete er die Konvention über eine Anleihe von 170 Mill. zum Zweck der Abschaffung des Zwangskurses, Gesetzentwürfe über Einführung eines Monopols auf Petroleum, Zündhölzchen und Spielfarten und ein Gesetz zur Herstellung größerer Stabilität unter den Staatsbeamten, welche dadurch erreicht werden sollte, daß nicht mehr bei jedem Ministerwechsel auch das ganze Beamtenpersonal wechselte. Da die von dem ehemaligen Minister Delgannis geleitete Opposition hierin ein Hindernis für ihre auf den Sturz des Ministeriums gerichteten Bestrebungen erblickte, so eröffnete sich eine mehrtägige Debatte über die Faltung des Ministeriums, und Delgannis beantragte ein förmliches Mißtrauensvotum. Aber in der Sitzung vom 25. Dez. beschloß die Kammer mit einer Mehrheit von 40 Stimmen dem Ministerium ein Vertrauensvotum.

Litteratur. Unter den Werken über die Geschichte des alten G. sind außer den ältern Arbeiten der Engländer Goldsmith, Gillies und Mitford besonders hervorzuheben: Zinkeisen, «Geschichte G.

vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage» (4 Bde., Lpz. 1832—40); Thirlwall, «History of Greece» (8 Bde., Lond. 1835—38); Grote, «History of Greece» (12 Bde., Lond. 1846—55; 4. Aufl., 10 Bde., 1872; deutsch, 2. Aufl., 6 Bde., Berl. 1880—83); Körtüm, «Geschichte G.s von der Urzeit bis zum Untergange des Achäischen Bundes» (3 Bde., Heidelberg. 1854); Dunder, «Geschichte des Altertums» (5. Aufl., Bd. 5—7, Berl. 1881—82); E. Curtius, «Griech. Geschichte» (5. Aufl., 3 Bde., Berl. 1878—81); Henneberger, «Griech. Geschichte in Biographien» (Hildburgh. 1864); O. Müller, «Geschichte hellen. Stämme und Städte» (3 Bde., Berl. 1820—24; 2. Aufl., von Schneidewin, 1844); Droysen, «Geschichte des Hellenismus» (2. Aufl., 3 Bde., Götta 1877—78); Finlay, «History of Greece under the Romans» (Lond. 1843; 2. Aufl. 1857); G., geographisch, geschichtlich und kulturhistorisch von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart» (8 Bde., 1870; Separatausgabe der betreffenden Bände von Ersch und Grubers «Encyclopädie»); Herzberg, «Geschichte von Hellas und Rom» (Bd. 1, Berl. 1876); derselbe, «Geschichte G.s unter der Herrschaft der Römer» (3 Bde., Halle 1866—75); Maurer, «Völker- und Staaten-geschichte» (Bd. 1: «Die Hellenen», Lpz. 1884).

Die Geschichte G.s im Mittelalter behandelten: Fallmerayer, «Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters» (2 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1830—36); Finlay, «History of Greece from its conquest by the crusaders to its conquest by the Turks» (Lond. 1851; deutsch von Reiching, Tüb. 1853); «History of the Byzantine and the Greek empires from 713 to 1453» (2 Bde., Lond. 1853—54); Herzberg, «Geschichte G.s seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart» (4 Bde., Götta 1876—79).

Die neuere Zeit bearbeitete Finlay in «History of Greece under the Othoman and Venetian dominion» (Lond. 1856). Außer Emerson, Bouquville, Rijos Nerulos, Suho, Gordon u. s. w. gab auch Finlay eine «History of the Greek revolution» (Ebin. 1861) heraus; ferner Zinkeisen, «Geschichte der griech. Revolution» (in dessen «Geschichte G.s», Bd. 3 u. 4, Lpz. 1840); Trifupis, «ἱστορία τῆς Ἑλληνικῆς ἐπαναστάσεως» (4 Bde., Lond. 1853—57); Gervinus, «Geschichte des 19. Jahrh.» (Bd. 4, Lpz. 1859—60); Mendelssohn-Bartholdy, «Geschichte G.s von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken 1453 bis auf unsere Tage» (2 Bde., Lpz. 1870—75); Dragumis, «ἱστορικαὶ ἀναμνήσεις» (Athen 1874); Schmeidler, «Geschichte des Königreichs G.» (Heidelb. 1876).

Griechische Altertümer. Mit diesem Namen bezeichnet man, gemäß der durch den Sprachgebrauch dem vieldeutigen Worte «Altertümer» (s. unter Altertum) gegebenen Bedeutung, in der Gegenwart gewöhnlich eine einzelne Disciplin der Altertumswissenschaft, über deren Begriff und Umfang freilich die Ansichten der kompetentesten Fachmänner mehrfach auseinandergehen. Während in früheren Zeiten, wo man über gelehrte Gegenstände überhaupt und über die das klassische Altertum betreffenden insbesondere durchaus lateinisch schrieb; wo man namentlich noch nicht dazu gelangt war, dem römischen und dem griech. Altertum als solchem «die Ahnung eines eigenen, in hohem Grade eigentümlich gearbeteten Volksgeistes als Träger seiner nationalen Individualität abzugewinnen»,

die antiquitates ein ziemlich willkürliches, fleißig und gelehrt zusammengestelltes, noch aber unkritisches Aggregat disparater Notizen aus verschiedenen Gebieten des Altertums umfaßten, wie die Schriften eines Johann Meursius u. a., die dann seit Ende des 17. Jahrh. teils zusammengedruckt, teils zu Systemen verarbeitet wurden, ohne jedoch dabei über Willkür und Leblofigkeit der innern Behandlung und über den rein äußerlichen Schematismus der üblichen Rubriken (gottesdienstliche, häusliche, Staats- und Kriegsaltertümer) hinauszutreten (wie in dem ersten Versuche einer umfassenden Darstellung dieser Disciplin, Joh. Phil. Pfeiffers *Libri IV antiquitatum graecarum gentilium, sacrarum, politicarum, militarium et oeconomiarum*, Königsb. u. Lpz. 1689; 2. Aufl. 1707, und in dem großen Sammelwerke von Jaf. Gronov, *Thesaurus antiquitatum graecarum*, Leib. 1694—1702, in 13 Foliobänden, nebst der Fortsetzung von Polemus, Bened. 1735, und in John Potters *Archaeologia graeca or the antiquities of Greece*, Oxf. 1699 und Lond. 1706, 2 Bde., später umgearbeitet von John Robinson, Lond. 1807; 2. Aufl. 1827): stellte J. A. Wolf, der Begründer eines vollkommenen Systems der Altertumskunde, welche er dadurch erst zu dem Range einer selbständigen Wissenschaft erhob, die Altertümer als eine besondere Disciplin der Altertumswissenschaft auf, als deren Aufgabe er vorzugsweise die Darstellung der «Verfassungen und Zustände» der beiden klassischen Völker bezeichnet, die mit histor. Sinne und nach histor. Methode zu erfolgen habe. Es galt dabei, speziell für Griechenland, «alle Einzelheiten des hellenischen Lebens in geschichtlicher Auffassung unter dem Brennpunkte des Nationalcharakters zusammenzufassen». Diese Auffassung ist im wesentlichen festgehalten worden von R. J. Hermann in seinem *Lehrbuch der griech. Antiquitäten* (Bd. 1: *Lehrbuch der griech. Staatsaltertümer aus dem Standpunkte der Geschichte*, 5. Aufl., bearbeitet von Währ und Starf, Heidelberg 1875; Bd. 2: *Lehrbuch der gottesdienstlichen Altertümer der Griechen*, 2. Aufl., bearbeitet von Starf, 1858; Bd. 3: *Lehrbuch der griech. Privataltertümer*, 2. Aufl., bearbeitet von Starf, 1870; eine 3. Auflage, bearbeitet von Blümner, erschien 1882. Die andern Bände sollen ebenfalls erneuert werden, und zwar hat Arnold Hug die Staatsaltertümer, Thalheim die Rechtsaltertümer, J. Droyen die Kriegsaltertümer, Dittenberger die gottesdienstlichen, A. Müller in Jena die «scenischen» Altertümer übernommen).

Als gemeinschaftliches Prinzip dieser drei Teile bezeichnet Hermann die histor. Reproduktion der antiken Zustände; als die Aufgabe der ganzen Disciplin: ein urkundliches Bild der Mittel und Formen zu geben, wodurch die griech. Nation in ihren einzelnen Teilen und in den verschiedenen Zeiten ihrer Geschichte die Lebensbedingungen eines Volks als menschlicher und sittlicher Gemeinschaft nach Maßgabe ihrer äußern und innern Eigentümlichkeit vermittelt hat. Das Hermannsche Werk, welches die ältern Lehrbücher (unter denen seinerzeit besonders geschätzt waren «Lamb. Bosii *Antiquitatum graecarum, praecipue atticarum, descriptio brevis*», Francker 1714, und Hoogvliet, *Antiquitatum graecarum brevis descriptio*, Delft 1834) völlig verdrängt hat, wurde zugleich durch den erstaunlichen Reichtum seiner Nachwei-

sungen über die massenhafte Detailsliteratur auf dem Gebiete der Altertümer wichtig. Man hat nun gegen seine Auffassung unter andern eingewendet, daß dieselbe zu weit und unbestimmt sei; denn die histor. Reproduktion antiker Zustände sei die Aufgabe der Altertumswissenschaft überhaupt, nicht nur einer einzelnen Disciplin derselben, und zu den Mitteln und Formen, wodurch die Griechen die Lebensbedingungen eines Volks als menschlicher und sittlicher Gemeinschaft nach Maßgabe ihrer äußern und innern Eigentümlichkeit vermittelt haben, gehören auch Litteratur und Kunst. Daher haben andere Gelehrte den Begriff der griech. Altertümer teils weiter, teils enger gefaßt, als es J. A. Wolf und C. F. Hermann thaten. Die erstere Auffassung wird hauptsächlich vertreten durch A. Böckh, welcher die Altertümer als eine besondere, den andern koordinierte Disciplin betrachtet, sondern dieselben als gleichbedeutend mit der Altertumswissenschaft überhaupt erklärt, indem die griech. Altertümer den gesamten materiellen Stoff der Philologie (mit Ausschluß der bloß formalen Disciplinen, der Kritik und Hermeneutik), soweit diese das griech. Altertum zum Gegenstande hat, umfassen und ihre Aufgabe eben in der histor. Reproduktion des gesamten Lebens der alten Griechen, nach seiner äußern wie innern, praktischen und theoretischen Seite und als Manifestation des eigentümlichen griech. Volksgeistes, besteht. In gleichem Sinne hat B. Wachsmuth in seiner *«Hellen. Altertumskunde aus dem Gesichtspunkte des Staats»* (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1844—46) nach einer einleitenden Übersicht über die Wohnsitze und Bestandteile der hellen. Nation eine vollständige Darstellung des gesamten Kulturlebens der Griechen im Altertume gegeben. Die engere Auffassung dagegen, wonach die griech. Altertümer eine einzelne Disciplin der Wissenschaft vom griech. Altertume bilden, deren Aufgabe die Darstellung der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände und Verhältnisse des griech. Volks mit Einschluß des Religionswesens (hauptsächlich nach seiner äußerlichen Seite, als Kultus), aber mit Ausschluß der Außerlichkeiten des Privatlebens ist, hat in der neuesten Zeit ihren namhaftesten Vertreter gefunden in G. F. Schömann (auch Verfasser des Werkes *«Antiquitates juris publici Graecorum»*, Greifsw. 1838), dessen *«Griech. Altertümer»* (3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1871—73) das wichtigste (und zugleich durchaus lesbare) Handbuch dieser Disciplin ist. Ausschließlich auf die Darstellung der Verfassungen und ihre Geschichte ist endlich das *«Handbuch der griech. Altertümer»* von G. Gilbert gerichtet, dessen erster Teil, *«Der Staat der Lacedämonier und Athener»*, 1881 erschien. Andauernd wächst neben solchen Hauptwerken die Masse der Specialschriften auf allen Gebieten der sog. Altertümer, und neben jenen größern antiquarischen Kollektivbüchern kommen auch an vielen Stellen große wertvolle Abschnitte in allgemeinen Werken über die Geschichte der Griechen in Betracht, wobei wir hier vorzugsweise auf Grote, Ernst Curtius und Max Dunder hinzuweisen haben.

In ganz anderm Sinne gebraucht man das Wort Altertümer, wenn man von Altertümersammlungen (Museen) u. dgl. spricht. Dann versteht man darunter die Überreste der künstlerischen, resp. kunsttechnischen Thätigkeit eines Volks in alter Zeit, also Baudenkmäler, plastische Werke

(Statuen und Reliefs) in Stein (besonders Marmor), Erz, Thon, Eisenbein, Knochen u. dgl., Gemälde, geschnittene Steine, Münzen, endlich Geräthschaften aller Art. (S. Griechische Kunst.)

Griechischer Archipel, s. unter Ägäisches Meer und Archipelagus.

Griechische Architektur, s. unter Baustile, Bd. II, S. 604 fg., und Griechische Kunst.

Griechische Armee (Griechisches Heerwesen), s. unter Griechenland, S. 357.

Griechische Baustile, s. unter Baustile, Bd. II, S. 604 fg., und Griechische Kunst.

Griechische Bildnerei, s. unter Bildnerei, Bd. III, S. 48 fg., und Griechische Kunst.

Griechisches Feuer (suo grégois) ist ein Sammelname für gewisse leicht brennbare und stark jündende, zum Teil auch explosive Gemenge, wie sie unter der Herrschaft der griech. Kaiser als wirksames Kampfmittel namentlich im Seekriege gebraucht wurden. Bereits vor der christl. Zeitrechnung kannten die Chinesen und Indier pulverähnliche Mischungen, deren sie sich zur Herstellung von Feuerwerkskörpern bedienten und welche namentlich auch von der Priesterschaft zu Kultuszwecken ausgebeutet wurden. Es ist erklärlich, daß die Kenntnis solcher Substanzen allmählich weiter nach Westen und so auch zu den Griechen gelangte, die nach einem Briefe des Kaisers Konstantin Porphyrogenetos aus dem J. 949 bereits unter Konstantin d. Gr. das Griechische Feuer genannt haben. In den J. 671—678 unter Konstantin IV. Pogonatus, sowie 717 unter Leo III. dem Maurier machten die Griechen nachweislich einen wirksamen Gebrauch von dem Griechischen Feuer gegenüber den Angriffen der Araber auf Konstantinopel, indem sie denselben damit viele Schiffe verbrannten und Leute töteten. Man nimmt gewöhnlich an, ein griech. Architekt, Kallinites aus Heliopolis, habe im J. 668 dem Kaiser Konstantin IV. das Rezept des Griechischen Feuers mitgeteilt, nachdem er es selber wieder von den Arabern erhalten. Letzteres ist aber um so weniger anzunehmen, als sich das Mittel erst viel später in den Händen der Sarazenen befindet, welche es vielmehr von den Griechen erhalten haben können und gegen die Kreuzfahrer und schließlich gegen das oström. Kaiserreich selber ausnützten.

Bei den Griechen war das Griechische Feuer Staatsgeheimnis, und es sind auch keine authentischen Aufzeichnungen über die Zusammensetzung desselben erhalten geblieben. Nach den Mitteilungen über sein Verhalten und die Art des Gebrauchs ist anzunehmen, daß man verschiedene Mittel unter demselben Namen gebraucht hat und daß es wohl auch im Laufe der Zeit Änderungen in der Zusammensetzung erfahren hat. Häufig scheint es weiter nichts als ein flüssiges Öl, dem Hauptbestandteile nach Naphtha (eine Art Erdöl, ähnlich dem Petroleum) gewesen zu sein, dann wieder ein Gemenge von Bech, Erdöl mit Schwefel und Salpeter, endlich auch eine ähnliche Substanz wie unser heutiges Rastgeßmolzenzeug (Grauer Saß, aus den Pulverbestandteilen zusammengesetzt, indes in weniger kräftiger Mischung, dazu Kolophonium oder ein ähnliches Harz), das auch noch den Namen Griechisches Feuer führt. Der Gebrauch ist sehr verschieden, bald wird es in irdenen oder in eisernen Gefäßen mittels Wurfmaschinen brennend auf den Feind geschleudert, bald an Pfeilen befestigt fort-

getrieben, bald in Spritzenschläuchen auf die feindlichen Schiffe gepumpt, bald in kleinen Röhren brennend auf den Gegner geworfen. Auch wird das Mittel ähnlich wie der Saß der Raketen im Sinne einer schwachen treibenden Kraft ausgebeutet. Ganz besonders hebt man die vernichtende Brennraft und die Eigenschaft des Griechischen Feuers hervor, auch unter Wasser fortzubrennen. Allmählich entwickelte sich aus dem Griechischen Feuer das Schießpulver, und damit geriet ersteres in Vergessenheit.

Vgl. Rub. Schmidt, „Die Entwicklung der Feuerwaffen und anderer Kriegswerkzeuge“ (Schaffhausen 1868); M. Jähns, „Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens“ (Lpz. 1880).

Griechische Flotte, s. unter Griechenland, Handelsflotte, S. 355, Kriegsflotte, S. 358.

Griechisches Heerwesen, s. unter Griechenland, S. 357.

Griechische Inseln und Griechisches Inselmeer, s. unter Ägäisches Meer und Archipelagus.

Griechisches Kaiserthum, s. Byzantinisches Reich.
Griechische Kirche oder, wie sie sich selbst nennt, Orientalisch-orthodoxe Kirche, heißt derjenige Teil der Christenheit, welcher in Lehre, kirchlicher Verfassung und Sitte an die ersten sieben ökumenischen Konzilien sich hält und die spätern Weiterbildungen in Lehre, Gebräuchen und Verfassungsformen der abendländ. oder röm.-lat. Kirche, vor allem die Autorität des röm. Papsttums verwirft. Die Trennung der abendländ. und morgenländ. Kirche war längst, bevor es zur förmlichen Kirchenspaltung kam, teils durch polit. Verhältnisse, teils durch die Eifersucht des Patriarchen von Konstantinopel, der sich seit 557 ökumenischer Patriarch nannte, auf die wachsende Macht von Rom vorbereitet. Dogmatische Händel führten zu zeitweiliger Aufhebung der Kirchengemeinschaft, so 484—519 infolge der Bekräftigungen des Kaisers Zeno, eine Union der Anhänger der orthodoxen Lehre von den zwei Naturen mit den Monophysiten herbeizuführen, so im Silberstreit (s. Silberdienst und Silberverehrung) 783—787 und im Streite mit Photius (s. d.) 862—886. In dem letztern Streite, welcher namentlich durch den Anschluß der von Rom umworbenen Bulgaren an die griech. Kirche verbittert wurde, brachte Photius bereits die Mehrzahl der nachmaligen Streitpunkte zur Sprache: den abendländ. Zusatz zum nicäischen Symbolum, welcher das Ausgehen des Heiligen Geistes auch vom Sohne lehrt, das Verbot der Priesterehe, die Ungültigkeitserklärung des von einfachen Priestern gespendeten Salböl's und das Sonnabendfasten, vor allem aber die Annahme des Papstes, der sich zum Oberherrn über die ganze Christenheit aufwerfen und auch die griech. Patriarchen als seine Untergebenen behandeln wollte. Später kamen noch die Streitigkeiten über den Gebrauch des ungeäuerten Brotes beim Abendmahl und über die in dem sog. Aposteldekret (Apostelg. 15, 29) verbotenen Speisen hinzu; doch blieb die Verwerfung der Ansprüche des röm. Papstes durch die Griechen die Hauptsache. So kam es 16. Juli 1054 zur vollständigen und bleibenden Trennung (Schisma) der griech. von der lat. Kirche, indem die Legaten des Papstes Leo IX., Humbert und Petrus, die Ercommunikationsurkunde über den Patriarchen Michael Cälarus in der Sophienkirche zu Konstantinopel vorlasen und niederlegten. Der

Bannfluch wurde sofort von Michael und den übrigen drei orient. Patriarchen erwidert.

Die Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer und Venetianer 1204 und die harten Verdrückungen, welche die Griechen von diesen und den päpstl. Legaten erdulden mußten, konnten ihre Erbitterung nur vermehren. Der griech. Kaiser Michael VIII. Paläologus, der 1261 Konstantinopel wiedererobert hatte, zeigte sich zwar bereit, den Primat des Papstes anzuerkennen; aber der auf der Kirchenversammlung zu Lyon 1274 unternommene Unionsversuch scheiterte an dem Widerstande der griech. Geistlichkeit. Den letzten Versuch einer Vereinigung machte der von den Türken aufs äußerste bedrängte griech. Kaiser Johannes VI. Paläologus auf der 1438 zu Ferrara und im folgenden Jahre zu Florenz unter dem Vorsitz Papst Eugens IV. gehaltenen Kirchenversammlung (s. Ferrara-Florenzer Konzil); allein abermals wurde die den Griechen angebotene Unterwerfung unter Rom von der Geistlichkeit und vom Volke zurückgewiesen. Seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken 1453 hatten die fortgesetzten Bemühungen Roms wenigstens den Erfolg, einen großen Teil der unter ungar. und poln. Herrschaft stehenden Griechen gegen das Zugeständnis der Priestersehe und des Abendmahls unter beiderlei Gestalt unter die Hoheit des Papstes zu bringen. Sie sind unter dem Namen Unionierte Griechen bekannt. Noch weit aussichtsloser als die Unionsbestrebungen der röm. Kirche waren die späteren Bemühungen einer Vereinigung der Griechen und Protestanten, unter denen nächst der Sendung des Dionysius Demetrius Mysius nach Wittenberg (1558) durch den Patriarchen Joseph von Konstantinopel namentlich die von den tübing. Theologen Jak. Andrea und Mart. Crusius 1576—81 mit dem Patriarchen Jeremias geführten Verhandlungen, so wie die Annäherungsversuche des Patriarchen Cyrillus Lutaris an den Calvinismus (1629), welche jenem das Leben kosteten, zu erwähnen sind.

Zum Gebiete der griech. Kirche gehörten bis in das 7. Jahrh. außer der Balkanhalbinsel und dem Archipel, auch Kleinasien, Syrien mit Palästina, Arabien, Aegypten und zahlreiche Gemeinden in Mesopotamien und Persien. Allein durch die Eroberungen Mohammeds und seiner Nachfolger verlor sie seit 630 fast alle ihre Provinzen in Asien und Afrika, und selbst in Europa wurde die Zahl ihrer Anhänger durch die Türken im 15. Jahrh. beträchtlich vermindert. Auf der andern Seite fielen ihr jedoch mehrere slav. Völkerstämme und besonders die Russen zu, welche der Großfürst Wladimir der Heilige 988 zur Annahme des griech.-oriental. Glaubens nötigte. Zu den vier Patriarchen von Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem kam seit 1589 der zu Moskau als fünfter, an dessen Stelle aber 1721 durch Peter d. Gr. der Heilige dirigierende Synod als oberste geistliche Behörde der Russen trat. Unter den aus dem Schoße der griech. Kirche hervorgegangenen Bekenntnisschriften ist namentlich die 1642 von dem Metropliten Pet. Mogilas zu Kiew abgefaßte Darstellung des Glaubens der Russen zu nennen, welche auf zwei Synoden zu Konstantinopel (1643) und Jerusalem (1672) als gemeinsames Glaubensbekenntnis der morgenländ.-orthodoxen Kirche angenommen wurde. Sie führt auch den Titel «Katechismus der Russen», wurde wiederholt gedruckt

und 1722 auf Befehl Peters d. Gr. von dem Heiligen Synod herausgegeben (deutsch von Frisch, Frankfurt und Lpz. 1727). Außerdem gewann auch die «Konfession» des Gennadius (Frankf. 1583; neu herausg. von Otto, Wien 1864) ein nicht unbedeutendes kirchliches Ansehen.

Die griech. Kirche erkennt, wie die römisch-katholische, als Quelle des Glaubens die Bibel und die Tradition an. Unter letzterer versteht sie solche Lehren, welche von den Aposteln bloß mündlich vortragen und von den Kirchenvätern, besonders Basilius, Gregor von Nazianz, Chrysostomus und Johannes von Damaskus (730), wie auch von den sieben ersten allgemeinen Kirchenversammlungen bestätigt worden seien. Neue Lehrsätze dürfen nicht aufgestellt werden; die kirchlich festgestellten gelten als notwendig zur Seligkeit. Abgesehen von der Lehrdifferenz über das Ausgehen des Heiligen Geistes unterscheidet sich das Dogma der griech. Kirche vom römischen fast nur durch die Verwerfung der (übrigens auch von Rom nur dem Namen nach anerkannten) augustinischen Lehren von Sünde und Gnade und von der Prädestination sowie der meisten seit dem Mittelalter neu aufgetretenen Lehren. Sie nimmt, wie die röm. Kirche, sieben Sakramente an: Taufe, Chrisma, Abendmahl, Ohrenbeichte, Buße, Priestertum, Ehe und letzte Ölung, unterscheidet aber höhere und niedrigere Sakramente. Zu den ersten gehören nur Taufe, Abendmahl und Buße. Die Taufe wird durch dreimaliges Eintauchen des ganzen Körpers ins Wasser vollzogen und mit ihr gleich das Chrisma (Sirmung) verbunden. Beim Abendmahl gebraucht sie gesäuertes Brot und mit Wasser vermischten Wein. Allen Kommunikanten, auch den Kindern, wird das Brot gebrochen in einem mit dem Weine gefüllten Löffel gereicht. Die Transsubstantiation und das Messopfer wird gelehrt, aber nicht die Anbetung der Hostie. Den Bischöfen behält die griech. Kirche nur die Ordination vor. Sie gestattet allen Geistlichen, mit Ausnahme der Klostergeistlichen und der aus ihnen zu wählenden höhern Geistlichkeit bis zum Bischof herab, die Ehe mit einer Jungfrau, untersagt dagegen die Ehe mit einer Witwe sowie eine zweite Ehe, weshalb verwitwete Geistliche ihre Pfarträmer in der Regel nicht beibehalten, sondern als Hieromonachi in ein Kloster gehen. Die Ehe der Laien löst sich im Falle des Ehebruchs. Hinsichtlich der verbotenen Grade der Verwandtschaft zwischen Paten und Gevattern, ist sie sehr streng; eine vierte Ehe ist selbst den Laien nicht gestattet. Von der kath. Kirche unterscheidet sie sich auch dadurch, daß sie mit dem heiligen Öle nicht nur Sterbende, sondern auch Kranke salben läßt, daß sie das Fegfeuer samt der Lehre von den überschüssigen Verdiensten der Heiligen, den Indulgenzen und dem Ablass für Lebende verwirft. Nur für Verstorbene wird auf Ansuchen und zur Beruhigung ihrer Hinterlassenen ein gedruckter Ablass gegeben. Sie erkennt weder den Primat des Papstes noch irgend einen sichtbaren Stellvertreter Christi auf Erden an und duldet keine geschnitten, ausgehauenen oder gegossenen, sondern nur platt gemalte oder mit Edelsteinen ausgelegte Bilder Christi und der Heiligen; doch macht die russ. Kirche hierin eine Ausnahme und schmückt ihre Altäre mit plastischen Kunstwerken.

In Hinsicht der Anrufung der Heiligen, besonders der Mutter Gottes, und der Verehrung von

Reliquien, heiligen Gräbern und Kreuzen teilt sie ganz die Ansichten der röm.-kath. Kirche; dem Kreuzen im Namen Jesu mißt sie eine zauberisch-segenreiche Kraft bei. Was die Nüßigkeiten anlangt, so hält sie vornehmlich viel vom Fasten, beobachtet dies weit strenger als die röm. Kirche und erlaubt während desselben nur Früchte, Kräuter, Brot und Fische. (Über die Fastenzeiten der griech. Kirche s. Fasten.) In der Türkei und in Griechenland predigen nur die höhern Geistlichen. In Rußland war unter dem Zar Alexei im 17. Jahrh. das Predigen sogar verboten. Jede Gemeinde hat einen bestimmten Sängerkhor, welcher Hymnen und Psalmen singt; die Gemeinden selbst aber singen nicht und die Instrumentalmusik ist ganz vom griech. Gottesdienst ausgeschlossen. Die Liturgie besteht übrigens außer der Messe, welche als die Hauptsache betrachtet und an den gottesdienstlichen Tagen nur einmal vor Sonnenaufgang gehalten wird, im Vorlesen von Schriftstellern, Gebeten und Heiligenlegenden und im Hersagen des Glaubensbekenntnisses oder von Sprüchen, welche der Liturg oder Priester anfängt und die Gemeinde im Chor fortsetzt und beendet. Die Kultusformen sind reich an symbolischen Handlungen, namentlich die Messeliturgie. Beim Gottesdienste steht man und stützt sich dabei zur Erleichterung auf eine Art Krücke; nur bei der Feier des Pfingstfestes kniet man nieder. Beim Gebet wendet man sich nach Osten. Eine allgemeine Kirchensprache ist nicht vorgeschrieben, bei den verschiedenen Völkern wird vielmehr die Nationalsprache angewendet, bei den Griechen die griechische, bei den Russen und andern Slawen die altslawonische, bei den Georgiern die altegeorgische. Die Klöster folgen mehrtheils der strengen Regel des heil. Basilus. Der griech. Abt heißt Higuemenos, die Abtissin Higuмене. Der Abt eines Klosters, unter dessen Aufsicht mehrere andere stehen, führt den Titel Archimandrit und hat den Rang gleich nach den Bischöfen. Die Nonnen beschäftigen sich mit Handarbeiten, Krankenpflege und Unterricht; ihnen steht ein Otonomos vor, der das Recht abt, den Beichtvater des Klosters zu wählen und die Wahl der Abtissin, die durch den Konvent vollzogen wird, zu leiten. Die niedere Geistlichkeit besteht aus Vorlesern, Sängern, Hypodiatonen und Diakonen, aus Priestern, Popen und Protopopen, welche die ersten Geistlichen an Haupt- und Kathedralkirchen sind. Weiter als zum Protopopen können es Liturgen und Priester nicht bringen, denn die Bischöfe werden aus den Klostergeistlichen gewählt und aus den Bischöfen die Erzbischöfe, Metropolitnen und Patriarchen.

Die Würden der Patriarchen zu Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem bestehen noch; der erste führt als ökenumenischer Patriarch auf dem aus den Patriarchen, einer Anzahl Metropolitnen und Bischöfe und zwölf vornehmen Griechen weltlichen Standes gebildeten Heiligen Synod zu Konstantinopel den Vorsitz und abt durch sie im ganzen türk. Reich die obere geistliche Gerichtsbarkeit über die Griechen aus. Die kirchliche Abhängigkeit der Metropolitnen in den österr. Staaten vom Patriarchen von Konstantinopel ist nur nominell. Die übrigen drei Patriarchen haben, da sich die Bewohner ihrer Sprengel größtentheils zum Mohammedanismus bekennen, einen sehr geringen Wirkungskreis. Die Russische Kirche (s. d.) steht noch immer unter dem jetzt in Petersburg residierenden Heiligen

Synod. Auch im Königreich Griechenland (s. d.) hat sich die Kirche von dem Patriarchen zu Konstantinopel infolge der polit. Trennung von der Pforte durch den Ausspruch einer Versammlung von Metropolitnen und Bischöfen zu Auplia und Syra (1833) losgesagt und ihre Verwaltung zum Zwecke selbständiger Entwicklung einer vom König einzusehenden permanenten Synode übertragen, deren Unabhängigkeit 1860 vom Patriarchen von Konstantinopel anerkannt worden ist. Seit 1873 hat auch die Kirche Bulgariens (s. d.) ihre Unabhängigkeit von der zu Konstantinopel und einen eigenen Patriarchen errungen. Der Charakter der griech. Kirche ist strenge Stabilität in Dogma und Sitte. Für die wissenschaftliche Bildung der Geistlichen ist neuerdings in Rußland, Griechenland und der Bulwinia wenigstens einiges geschehen; doch ist der Bildungsgrad derselben durchschnittlich ein sehr niedriger. Einige russ. Klöster sind noch immer Sitze einer freilich ziemlich toten und fast nur durch Sammlerfleiß glänzenden Gelehrsamkeit. Die Kunst, welche die griech. Kirche von der römischen trennt, ist durch die Proklamation der päpstl. Unfehlbarkeit nur noch erweitert worden; dagegen hat man in neuester Zeit allerlei, freilich ziemlich unreife Unionversuche mit Altkatholiken und Anglikanern gemacht.

Litteratur. Schmitt, «Die morgenländische griech.-russ. Kirche» (Mainz 1827); derselbe, «Kritische Geschichte der neugriech. und russ. Kirche» (Mainz 1840); Brühl, «Russ. Studien zu Theologie und Geschichte» (Münst. 1857); «L'eglise orthodoxe d'Orient» (Athen 1853); Pihvios, «Die oriental. Kirche» (deutsch von Schiel, Wien 1857); Böhler, «Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident» (2 Bde., Münch. 1864—65); A. Stanley, «History of the eastern church» (4. Aufl., 1869); Gass, «Symbolik der griech. Kirche» (Berl. 1872). Eine Beschreibung der Ceremonien, Priestergewänder, gottesdienstlichen Gerätschaften der G. u. f. w. enthält Neale, «A history of holy eastern church. General-introduction» (2 Bde., Lond. 1850).

Griechische Kunst. Als die griech. Kunst in ihren ersten Anfängen stand, gab es bereits eine Jahrtausende alte ägypt. und eine ebenfalls sehr alte mesopotam. Kunst, welche beide es zu einem hohen Grade technischer Fertigkeit gebracht und eine Fülle großartiger Werke geschaffen hatten. Die griech. Kunst wäre nicht im Stande gewesen, in verhältnismäßig kurzer Zeit die hohe Stufe der Vollendung zu erreichen, die sie in wenigen Jahrhunderten erstieg, wenn sie nicht die Erbschaft der Jahrtausende alten Civilisationen Agyptens und Mesopotamiens angetreten hätte. Andererseits freilich war die großartige Entwicklung der griech. Kunst erst dann möglich, als die Griechen, nachdem sie lange unter dem übermächtigen Einfluß des Orients nur ein unselfständiges Kunstleben geführt hatten, begannen, diese von außen überkommene und erlernte Kunstthätigkeit in selbständiger Weise auszuüben und an Stelle der in der einen oder andern Weise gebundenen und unfreien ägypt., babylonischen und assyr. die originale griech. Kunst zu setzen, welche in unvergleichlicher Weise die vollste Naturwahrheit mit dem höchsten Idealismus verband und den edelsten und größten künstlerischen Gedanken den klassisch-schönen Ausdruck verlieh.

Wie die griech. Kunst in ihren ersten Anfängen gewesen ist, und ob überhaupt von einer

einheimischen ursprünglichen griech. Kunst gesprochen werden darf, ist noch nicht ausgemacht. Sicherer nennt man jedenfalls die Kunst der vorhomerischen und noch der homerischen Zeit selbst die Periode der vorhellenischen Kunst, da von einer eigentümlich griech. Kunst in derselben sich nur erst Anfänge zeigen. Zuerst glaubte man in dem sog. geometr. Dekorationsystem, welches gewisse altentümliche Vasen mit einem Netze von Verzierungen bedeckt, die aus Kombinationen gerader und krummer Linien bestehen, den den Griechen und den andern indogerman. Völkern eigentümlichen Formenstil entdeckt zu haben. (Vgl. Conze, «Zur Geschichte der Anfänge griech. Kunst», Wien 1870.) Aber dieses Dekorationsystem gehört schon einer vorgerückteren Stufe an. Auch erhoben sich die Fragen, ob diese Dekorationsweise, die sich teils aus den beim Flechten und Weben sich ergebenden Mustern, teils aus den bei Metallarbeiten am leichtesten herstellbaren Verzierungen ableiten läßt, nicht eine solche sei, welche nicht sowohl speziell den Griechen und den mit ihnen verwandten Völkern aus einer frühesten Stufe der Entwicklung eigen, als vielmehr einer gewissen Kulturstufe des Menschengeschlechts gemeinsam sei, oder ob, da sich dieselbe Dekorationsweise eben auch auf semit. Boden findet, nicht auch sie aus dem Orient überkommen sei. (Vgl. Helbig, «Della decorazione geometrica», in den «Annali dell' Istituto archeologico», Rom 1875.)

Die neuesten Funde auf ältesten Stätten der griech. Kultur, namentlich auf der Insel Santorin, dem alten Thera, zu Sissarili, auf Rhodos, haben schließlich erwiesen, daß die ältesten griech. Dekorationen aus den allereinfachsten Strichmustern und daneben aus Nachahmungen von Zweigen und Seetieren, Polypen, Muscheln, Schneden, seltenen Fischen, sowie auch von Vögeln und vierfüßigen Tieren bestehen. (Vgl. Furtwängler und Löschke, «Mykenische Thongefäße», Berl. 1879, und Dumont und Chaplain, «Les céramiques de la Grèce propre», Ab. 1, Heft 1, Par. 1881.) Erst später entwickelte sich dann auf griech. Boden die Dekorationsweise, welche mittels Verbindungen gerader und Kreislinien in Gestalt von schachbrettartigen Verzierungen, von Dreiecken, die mit Strichen gitterartig ausgefüllt zu sein pflegen, von Flechtwerk, Zickzacklinien, Mäandern, Spiralen, konzentrischen Kreisen, von Kreisen, die durch Tangenten verbunden werden, das ganze Gefäß netzartig überzieht und davon eben den Namen des geometr. Dekorationsystems erhalten hat. Gefäße solcher Art wurden ohne Zweifel durch Phönizier eingeführt, teilweise sind sie aber auch in Griechenland selbst fabriziert worden, und zwar geschah dies insbesondere in Athen noch lange Zeit, nachdem schon eine andere Dekorationsweise aufgefunden war. Auch auf Gefäßen dieser Art traten frühzeitig zu den geometr. Verzierungen Tierfiguren hinzu, doch jetzt in einer zu jenen passenden schematischen Zeichnung, vorzugsweise Wasservögel, dann auch Pferde, schließlich ebenso gezeichnete menschliche Figuren und Szenen von solchen. (Vgl. Furtwängler, «Vasi arcaici Ateniesi», in den «Annali dell' Istituto archeologico», Rom 1872.) Während also auch in diesen Figuren und Dekorationen die griech. Kunstthätigkeit selbst sich geltend macht, hat man mit noch größerer Bestimmtheit in gewissen Figuren und Szenen, die auf Steine eingraviert sind, den sog. «Inselsteinen», griech. und indogerm. Vor-

stellungen nachzuweisen unternommen und in ihnen also Reste einer griech., beziehungsweise arischen Kunst gefunden. Gewiß ist, daß in diesen unbefundenen Gravierungen nur vereinzelt spezifisch semit. Elemente auftreten und daß auch die Zeichnung selbst einen eigentümlichen Charakter trägt, in dem sich bei aller Unbefundenheit das sühne Streben griech. Kunst ankündigt.

Seit Ausgang des 2. Jahrtausends v. Chr. macht sich der vordorische Einfluss besonders stark geltend. Man kennt die Kunst dieser Zeit jetzt namentlich durch die Funde in Mykenä (s. d.). Dort haben sich sowohl Reste von Thongefäßen ältester Art wie von solchen mit geometrischer Dekoration gefunden und ebenso figürliche Darstellungen auf Goldsachen wie auf Grabsteinen, welche mit den auf den Inselsteinen sich verwandt erweisen. Dazu kommt dann auf den Grabsteinen wie in gestanzten Goldarbeiten eine der geometrischen verwandte Verzierungsweise, deren Hauptelement Spirallinien bilden und welche man neuerdings als die phrygische bezeichnen will. Daneben erscheint aber hier namentlich in den durch Guß oder Prägung hergestellten Goldarbeiten eine verschiedene, unzweifelhaft aus dem Orient stammende Kunstweise. Sie hat andere aus Pflanzen und Pflanzenteilen abgeleitete, aber stilisierte Dekorationsformen, namentlich Rosetten, und verrät durch diese, wie durch die vollern, weichern Formen und die mit Vorliebe nicht in der Weise jener schematischen Zeichnung, sondern in lebendigeren und weichern Formen dargestellten Löwen und löwenähnlichen oder geflügelten phantastischen Tiergestalten ihre Herkunft aus dem Orient. Ein Teil der Kunstwerke wird durch Phönizier eingeführt sein, andere sind in Mykenä durch phöniz. oder griech. Arbeiter gefertigt. Weil die Phönizier selbst keine originale Kunst hatten, sondern vielmehr nur als Industrielle und Handelsleute die schon Jahrtausende hindurch in den Stromthälern des Nils und des Euphrats und Tigris geübte ägypt. und babylonische Kunst sich aneigneten und vertreiben, waren sie um so besser geeignet, die große Erungenschaft dieser uralten Zivilisationen den Griechen zu übermitteln. Es wäre aber irrig, die orient. Elemente in der griech. Kunst ausschließlich aus der Vermittelung durch die Phönizier zu erklären. Die mesopotamische Kunst drang nicht bloß über Syrien an das Mittelmeer, sondern auch durch Kleinasien an die Küsten und auf die Inseln des Ägäischen Meers vor. Und so hat die Sage nicht unrecht, wenn sie in ihrer Weise lycische Etylophen in Mykenä und Tirynth bauen läßt. Die Löwen am Löwenthor haben neuerdings in Phrygien überraschende Seitenstücke gefunden, welche freilich von jenen durch den in ihnen sich bereits in überraschender Weise ankündigenden griech. Kunstgeist weit übertroffen werden. Auch die sog. Schachhäuser in Mykenä erinnern in ihrer Bauweise namentlich an lydische Denkmäler. Ebenso weisen die an dem sog. Schachhaus des Atreus gefundenen Ornamente, welche Spirallinien und Zickzackmuster mit stilisierten Blattformen verbinden, auf die kleinasiat. Heimat dieser Grabdenkmäler hin und bestätigen so auch ihrerseits für die bedeutungsvollsten architektonischen Denkmäler dieser Zeit deren orient. Herkunft. Damit stimmen die Angaben bei Homer überein. Während bei ihm einmal der Purpurmalerei tarischer oder mäonischer (phrygischer) Weiber gedacht wird, erscheinen sonst bei ihm vorzugsweise Werke phöni-

Künstler, und haben Helena und Menelaos in der Odyssee Geräte, als deren Heimat Ägypten selbst genannt wird. Allerdings wird bei Homer auch die Thätigkeit einheimischer Künstler erwähnt, aber diese tritt mehr zurück. Und ebenso stimmt es mit den Funden, daß die Kunst bei Homer vorzugsweise den Charakter der dekorativen Kunst, des Kunsthandwerks trägt. Vgl. Brunn, «Die Kunst bei Homer und ihr Verhältnis zu den Anfängen der griech. Kunstgeschichte» (aus den «Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften», Münch. 1868) und Milchhöfer, «Die Anfänge der Kunst in Griechenland» (Lpz. 1883).

Ungleich wichtiger als bisher in der Vorzeit der hellenischen Kunst entwickelt sich der eigentümliche griech. Kunstgeist in der auf die homerische Zeit folgenden Periode, der ersten Periode der eigentlich hellenischen Kunst, der Periode der Anfänge und Ausbildung derselben, die von der Mitte des 8. bis in die ersten Jahrzehnte des 5. Jahrh. v. Chr. reicht. In dieser wird zunächst das überkommene Material von Dekorationen und Formen immer mehr in echt nationalem und originalen Geiste verwendet. Die bisherigen Formen und Dekorationsweisen verschwinden nicht, aber sie werden immer freier und selbständiger zu einem originalen Formen- und Dekorationssystem umgebildet. Das Ornament, das gezeichnete oder gemalte, wie das erhabene hergestellte, erhält nun immer ausschließlich die Bestimmung, die Werte der Tektonik und Architektur, das Gerät wie das Bauwerk, das selbst auch eine seinen Zwecken und seinem Material immer mehr und vollkommener entsprechende Form erhält, im ganzen wie in den einzelnen Teilen seiner tektonischen Bestimmung entsprechend zu charakterisieren und so mit ihm zusammen ein organisches Ganzes zu bilden. Zugleich wird dadurch, daß der dekorative Schmuck streng auf seine Bestimmung zurückgeführt wird, für die figürliche Darstellung, welche das Ornament wie ein Rahmen umfaßt, freierer Platz und größere Selbständigkeit gewonnen. Natürlich geht diese Entwicklung, die schon in der vorigen Periode begonnen hat, auch jetzt nicht auf einmal vor sich. Man kann sie verfolgen von den sog. melischen Thongefäßen mit figürlichen und sicher zum Teil mythischen Darstellungen (vgl. Conze, «Melische Thongefäße», Lpz. 1862) zu den korinthischen und (abgesehen von den galcibischen) sodann zu denjenigen ältern attischen Vasen mit schwarzen Figuren auf dem roten Thongrunde, welche als eine Weiterbildung jener erscheinen, und allmählich die attischen sog. Dipylonvasen verdrängen, auf denen der Versuch gemacht war, den sog. geometrischen Dekorationsstil festzuhalten und weiter zu bilden und ebenfalls mit reichern figürlichen Darstellungen zu kombinieren. Daß in der dekorativen Metallarbeit ein ähnlicher Prozeß stattgefunden hat, haben neuerdings insbesondere die Ausgrabungen von Olympia ergeben. (S. die Literatur unter Olympia und vgl. Furtwängler, «Die Bronzefunde aus Olympia und deren kunstgeschichtliche Bedeutung», Berl. 1880.)

Bedeutungsvoller ist, daß im Zusammenhang mit der Aufnahme bildlicher Darstellungen von selbständiger künstlerischer Bedeutung aus der im wesentlichen ornamentalen, dekorativen Kunst eine andere erwachsen ist, deren Werke als solche selbständige Kunstwerke waren, bestimmt ein sinnlicher Ausdruck des geistigen, namentlich des religiösen Lebens zu

sein. Nachdem schon im 8. Jahrh. v. Chr. Ankäufe dazu gemacht worden waren, begannen im 7. Jahrh. die Architektur, die Bildnerei und die große Malerei die ersten Schritte auf der Bahn, auf welcher alle diese Künste in Hellas ein Höchstes von idealer Schönheit und Natur- und Lebenswahrheit erreicht haben. Namentlich muß in dieser frühesten Epoche der hellenischen Kunst im 8. und 7. Jahrh. v. Chr. die Holzschnitzkunst mit besonderm Eifer und in besonders großer Verbreitung geübt worden sein. Es ergibt sich dies teils durch die Sagen von Dädalos und Dädaliden und von den durch ihr Altertum hochheiligen, sagenhaften Holzschnitzbildern (Koana). Sodann aber erklärt sich der Stil vieler Steinplastiken nur aus der Anlehnung an eine vielgeübte Holzschnitzkunst. Zu dem malerischen Schmucke der Holzbilder trat allmählich die Verwendung von Elfenbein und Gold in immer reicherm Maße hinzu, bis endlich in den chryselephantinen Statuen der hölzernen Kern von dem edlern Material ganz verdeckt wurde.

Um die Mitte des 7. Jahrh. v. Chr., scheint es, war, nachdem der griech. Volksgeist die aus Ägypten und Asien überkommenen Elemente in sich verarbeitet, umgebildet und seinen Ideen dienstbar gemacht hatte, der ion. und dor. Baustil schon weit genug ausgebildet, daß der Bau von großen Säulentempeln in dem einen oder andern unternommen werden konnte. Jedenfalls noch ein Werk des 7. Jahrh. scheint das Heräon in Olympia gewesen zu sein, der älteste Tempel in Selinus war es ebenfalls, wie der alte Tempel in Korinth, und ebenso wurden große ion. Tempelbauten in Kleinasien noch im 7. Jahrh. begonnen. Im Laufe des 6. Jahrh. entwickelte sich sodann die Architektur in so energischer Weise, daß nur noch der letzte Schritt zur Vollendung übrigblieb. Die Tempel dieser Zeit leiden nur noch an einer gewissen Schwere der Verhältnisse und der dekorativen Formen.

Dasselbe gilt von der Skulptur. Im 7. und 6. Jahrh. blühte bereits eine Künstlerische Schule von Marmorbildhauern auf Chios, deren Plinius ausführlich gedenkt und von der in neuester Zeit ein Werk mit dem Namen zweier Künstler, des Archermos und seines Vaters Miktiades, aufgefunden ist. (Vgl. «Bulletin de correspondance hellénique», Bd. 3, 5 u. 7.) Die Söhne des ersten, Bupalos und Athenis, haben durch ihre karikierte Nachbildung des Dichters Hipponax (s. d.) und durch dessen Schmähsprüche auf sie auch in der griech. Literaturgeschichte Platz gefunden. Auch sind noch zahlreiche namenlose Reste von Skulpturen dieser Zeit erhalten, aus Marmor wie aus gröbern Stein. Dazu gehören namentlich einige Statuen, welche gewöhnlich Apollonstatuen genannt werden, obwohl die Richtigkeit dieser Benennung nicht außer Frage ist (s. Tafel: Bildnerei II, Fig. 1), und von Reliefs die Reste des Frieses vom Tempel zu Aizos, der Gigantenkampf vom Schatzhaus der Megareer und Metopen zweier Tempel von Selinus. Ebenfalls seit dem 7. Jahrh. nahm nach den Angaben der Alten die Metallbildnerei durch Glaukos von Chios und insbesondere die Bildgießerei durch Theodoros und Rhodios auf Samos einen höhern Aufschwung, und erblickte eine Schule der Holzschnitzkunst und Metallbildnerei auf Kreta. Nicht lange nach dem Beginn des 6. Jahrh. gingen von dort zwei Künstler Dipnos (s. d.) und Stylios nach Griechenland, wo diese Künste ebenfalls schon

durch namhafte Meister geübt, aber durch erstere und deren Schüler auf eine höhere Stufe erhoben wurden. Von der Kunst dieser Meister zeugen zahlreiche kleine Bronzestatuetten und daneben auch Marmorwerke ähnlichen Stils. Noch bedeutender sind Dipönos und Skyllis dadurch geworden, daß von ihnen die Fortentwicklung der peloponnes. Kunst in den Schulen von Argos, Sikyon, Agina ausgegangen ist. (Vgl. Klein, »Studien zur griech. Künstlergeschichte. II.«, in den »Archäol.-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich«, Bb. 5 u. 7, Wien 1881—83.) In Sikyon durch Meister wie Aristolles und Kanachos, in Argos vor allen andern durch Ageladas, in Agina durch Kallon und Onatas, erhob sich die bildende Kunst im 6. und dem Beginn des 5. Jahrh. zu einer immer höhern Stufe und schuf Werke, die an idealem Gehalt und innerer Wahrheit bereits das übertrafen, was mesopotam. und ägypt. Kunst geschaffen hatte, Werke, deren Stil die äginetischen Giebelgruppen (s. Tafel: Bildnerei II, Fig. 4), wiewohl in Marmor ausgeführt, am deutlichsten vergegenwärtigen, denen nur noch eine gewisse steife Härte und Gebundenheit anhaftet. Ähnlich verhält es sich mit der Kunst in Athen, nur daß hier in dieser Periode noch unter hartem Einfluß der Kunst der Insel-Griechen, die Bildhauerei in Marmor bedeutender der Holzschnitzerei und Bronzeplastik zur Seite trat und frühe ein feineres Empfinden sich bemerkbar macht. Hier waren es namentlich Meister, wie Endoios, wenn dieser Athener war, Antenor, Hegias und zuletzt Kritios und Nesiotes, die beiden Künstler, von deren Statuen des Harmobios und Aristogeiton Nachbildungen auf uns gekommen sind, welche gleichzeitig mit den argivischen und äginetischen Künstlern die Kunst weiter bildeten.

Auf die genannten Künstler folgten endlich Ausgang der Periode die Meister, durch welche die Kunst die letzten Schritte bis vor das Ziel der höchsten Vollendung that, welches, wie namentlich die Skulpturen von Olympia jetzt zeigen, auf verschiedenen Wegen mit höchster Energie erstrebt wurde, das aber nur ein Genius allerersten Rangs erreichen konnte. Meister wie Pythagoras in Unteritalien und wie Kalamis und besonders Myron in Athen schufen Werke, welche, soweit sie in Nachbildungen erhalten sind, wie der Diskuswerfer Myrons (vgl. Tafel: Bildnerei II, Fig. 5), die Angaben der Alten bestätigen, daß sie der Vollendung schon sehr nahe kamen. Aber wenn die Werke eines Myron, Einzelheiten, wie die Behandlung der Haare ausgenommen, in technischer Vollendung höchste Annäherung befriedigten, so standen sie in Gedankeninhalt und geistigem Leben nicht auf derselben Höhe.

Dagegen war es nun Ausgang dieser und zu Anfang der nächsten Periode zunächst die Malerei, welche in den Werken Polygnots und seiner Schüler mit noch sehr unvollkommener, wenn auch durch sie wesentlich geförderter Technik großartige Kompositionen von tiefem, ethischem Gehalt und voll hoher Gedanken geschaffen hat. Polygnots Werke sind spurlos verschwunden. Doch hat man einen schwachen Rest derselben in den Vasenbildern aus dem Ende dieser und der nächstfolgenden Epoche, die nun auf den Thongrund der Vasen mit Pinsel und Feder nur aufgezeichnet, aber nicht mit schwarzer Farbe ausgefüllt wurden, sodaß sie mit ihren rotgelassenen Flächen von dem schwarzen Firnis, mit dem jetzt der von ihnen nicht eingenommene Raum

ausgefüllt wurde, sich hell abhoben. Sie entsprechen durch die Strenge ihres Stils, wie mehrfach auch die Großartigkeit der Komposition und Auffassung dem Bilde, das man sich von Polygnots Gemälden machen muß. Als bedeutende Künstler, die im 5. Jahrh. auf diesem Felde thätig waren, sind namentlich Epiktetos, Duris, Euphronios, Hieron, Brygos hervorzuheben. (Vgl. Klein, »Euphronios. Eine Studie zur Geschichte der griech. Malerei« und »Griech. Vasen mit Meisterinschriften« (Denkschriften der Kaiserlichen Akademie, Wien 1879 u. 1883).

Nachdem die griech. Kunst Stufe für Stufe immer höher gestiegen war, gelangten um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. zunächst Skulptur und Baukunst auf eine Höhe der Vollendung, wie sie in gleicher Weise nie mehr erreicht worden ist, sodaß man die zweite Hälfte des 5. und das 4. Jahrh. v. Chr. als die Periode der vollendeten griechischen Kunst bezeichnen kann. Sie zerfällt in zwei Epochen, die schon Windelmann, noch ohne die Skulpturen des Parthenon oder den Hermes des Praxiteles gesehen zu haben, in divinatonischem Geiste treffend als die des großen und hohen und die des schönen Stils bezeichnet hat. Jene Epoche der ersten Kunstblüte ist die der periklischen Zeit. Während derselben erlangte in Athen der dor. wie der ion. Baustil seine genialste Verwendung und, namentlich letzterer mit leichten Modifikationen, seine feinste Durchbildung. Der erste Architekt der Zeit war Iktinos, der Erbauer des Parthenon, während Mnesikles in den Propyläen in genialer Verbindung dor. und ion. Formen ein Brachttor schuf, das seither oft nachgeahmt, aber nie erreicht worden ist. Aber noch Größeres als in der Architektur wurde jetzt in der Skulptur geleistet. Nach den Schilderungen der Alten hat Phidias namentlich in seinem Zeus und seiner Athena aus Gold und Elfenbein das Höchste geschaffen, was die griech. Kunst hervorgebracht hat. Und obgleich die chrysephantin Werke spurlos verschwunden sind und wir uns der andern berühmten Werke des Meisters besitzen, so genügen doch schon die Reste des plastischen Schmucks des Parthenon (s. Tafel: Bildnerei II, Fig. 6 u. 7), der gewiß höchstens teilweise von seiner Hand ist, um dieses Urteil begreiflich finden zu lassen. Diese Skulpturen zeigen eine wunderbare Verbindung der größten Naturwahrheit mit dem höchsten Idealismus. Und wie Phidias solche Werke nur getragen vom Geiste der Zeit schaffen konnte, so hat er gewiß auch durch sie einen mächtigen Einfluß auf seine Zeit ausgeübt. In der That erfüllt ein verwandter Geist die Werke der Zeit bis herab zu den Erzeugnissen des Kunsthandwerks, nicht bloß die Reliefs vom Apollontempel von Bassä, vom Tempel und der Balustrade der Nike, sondern auch größerer und kleinerer Grabdenkmäler, Weihgeschenke u. dgl. Wie groß der durch Phidias bezeichnete Fortschritt war, zeigt besonders deutlich der Vergleich der Skulpturen des Parthenon mit den Giebelgruppen von Olympia (s. d.), welche letztere nur wenig älter sind, und hinwiederum offenbart ebenfalls besonders deutlich den Einfluß des Phidias die in Olympia gefundene Nike des Meisters der einen Giebelgruppe selbst, des Pänios.

Doch hat sich auch in Phidias und seiner Schule die höchste Gestaltungsraft der hellenischen Kunst jener Zeit nicht erschöpft. Schon fast gleichzeitig mit dem großen Meister der attischen Kunst brachte der

Beloponnes in Polyklet (s. d.) einen Meister hervor, der, was die vollkommene Darstellung menschlicher Körperlichkeit betrifft, Phidias noch vorgezogen wird, dessen durch mehrere Nachbildungen bekannter «Doryphoros» als vollendete Musterstatue den Namen «Kanon» erhielt.

Auch die Malerei, welche durch ideenreiche Kompositionen der Skulptur vorausgegangen, in technischer Durchbildung aber hinter ihr zurückgeblieben war, vervollkommnete sich noch im 5. Jahrh. in hohem Maße. Es wurde zum Teil infolge der Verwendung derselben zu scenischen Darstellungen durch Agatharchos die Kunst der perspektivischen Zeichnung ausgebildet. Um dieselbe Zeit führte Apollodor die eigentliche Schattengebung in die Malerei ein. Die erhaltenen Vasenbilder der Epoche zeigen in der Vollenbung und Schönheit der Zeichnung den Fortschritt der Kunst, während sie entsprechend ihrer Bestimmung, zum Schmucke von Gerät zu dienen, ihren flachen Relief verwandten Charakter beibehalten und dem entsprechend auch einen engen Zusammenhang damit und Abhängigkeit von Reliefs der Zeit verraten.

Die Kunst der Folgezeit konnte die edle Einsicht und stille Größe der Werke des Phidias nicht erreichen, aber es wurden ihnen nun zwar weniger erhabene, aber anmutigere und reizendere und bewegtere Gestalten an die Seite gesetzt. Auf den hohen folgte der schöne Stil, die Epoche der zweiten Kunstflüte im 4. Jahrh. Zu den größten Meistern dieses Stils gehörte Praxiteles (s. d.), der Enkel eines ältern Praxiteles, der im Ausgang des 5. und der ersten Zeit des 4. Jahrh. als Bildhauer tätig war, und der Sohn des Kephisodot, der 375 die Friedensgöttin schuf, von der in Mänere I eine Nachbildung steht. (S. Tafel: Bildnerei I, Fig. 8.) Praxiteles ist jetzt sicherer als ein anderer großer Künstler des Altertums bekannt durch die Gruppe des Hermes mit dem Dionysoskinde auf dem Arme, die im Heräon in Olympia gefunden wurde. (S. die Abbildung der Büste auf Tafel: Bildnerei II, Fig. 11.)

Praxiteles zur Seite steht Stopas, dessen Heimat Paros war; er ist also jedenfalls aus der dortigen Kunstschule, der vielleicht sein Vater selbst angehörte, hervorgegangen, aber er hat dann wohl später während seines mehrjährigen Aufenthalts in Athen noch die Einwirkungen der attischen Schule erfahren. Von Stopas sind wahrscheinlich Werke unter den Resten des Mausoleums (s. d.) erhalten (das auf Tafel: Bildnerei II, Fig. 10, abgebildete Relief ist nach Brunn nicht von daher), und sichere, aber ganz geringe Reste in Stücken vom Athenatempel zu Legea. Außerdem war von ihm wahrscheinlich die Niobegruppe. (S. die antike Kopie der Niobe mit der jüngsten Tochter auf Tafel: Bildnerei II, Fig. 8.) Als dritter größter Meister dieser Epoche ist der peloponnesische Meister Lykipp zu bezeichnen. In ihm erreicht der Gestaltungsreichtum der griech. Kunst eine unübertroffene Höhe, und ebenso die Grazie und Eleganz der Formen, welche fortan an Stelle der etwas schwerern und strengern Formen Polyklets den Geschmack im allgemeinen beherrschte. Die Marmorkopie einer Bronze statue von Lykipp ist der sog. Schaber (s. Tafel: Bildnerei III, Fig. 7), und ohne Zweifel auch der sog. Farnesische Herakles (s. Tafel: Bildnerei III, Fig. 6), wie auch der bedeutende Knabe aus Bronze in Berlin (s. Tafel: Bildnerei II, Fig. 14) wenigstens aus seiner Schule sein

muß, eine Statue, die deshaß um so wichtiger ist, weil Lykipp selbst nur als Ergießer thätig war.

Im allgemeinen ist man auch für die Kenntnis der Skulptur dieser Epoche auf erhaltene Werke aus derselben, deren Urheber unbekannt sind und unter denen die Statue der Venus von Milo (s. Tafel: Bildnerei II, Fig. 9), wahrscheinlich das Werk eines Meisters aus Kleinasien oder von den Inseln, hervorragt, auf die erhaltenen, mehr oder minder treuen antiken Nachbildungen berühmter Werke angewiesen. So besitzt z. B. der Vatikan eine getreue, die münchener Glyptothek (s. Tafel: Bildnerei II, Fig. 12) eine nicht unwesentlich modifizierte Nachbildung der Aphrodite des Praxiteles. Neuerdings sind zu den Resten der Kunst dieser Epoche nicht bloß größere Funde von Skulpturen hinzugekommen, sondern auch eine Fülle von Werken der Kleinkunst, einzelne Bronzestatuetten und viele Terracottafigürchen aus dem 4. und dem Anfang des 3. Jahrh. v. Chr. Diese, von denen wir aus allen Zeiten der Kunst viele besitzen, sind noch dadurch von besonderer Wichtigkeit, daß sie zum Teil durch etwas besser erhaltene Reste der Bemalung von der farbigen Skulptur der Alten eine freilich immer nur erst sehr ungenügende Vorstellung geben. Vgl. Reul, «Griechische Thonfiguren aus Tanagra» (Stuttg. 1878) und Heuzey, «Les figurines antiques de terre cuite du Musée du Louvre» (Par. 1878—83).

Größer als in der Skulptur, wo ein Höchstes schon erreicht war, waren indes die Fortschritte der Malerei der Griechen im 4. Jahrh. Seit Ausgang des 5. und im Anfang des 4. Jahrh. schufen Meister wie Zeuxis, Parrhasios und Timanthes Werke, welche auch im eigentlich Malerischen, in der Farbengebung, gerühmt werden, obwohl von dem deshalb besonders lebhaften Zeuxis gesagt wird, daß er noch mit den einfachsten Farben malte. Sie eröffneten die Reihe der großen Maler des Jahrhunderts, in welchem die Siphonische Schule Meister wie Eupompos, Pamphilos, Melanthios, die Thebanisch-Attische Schule Männer wie Nikomachos, Aristides und Euphranor hervorbrachte, bis nach Schluß desselben der Siphonier Pausias, der Athener Nittias und die großen Maler der Asiatischen Schule, Protogenes und Aetion, vor allen aber der größte Maler der Griechen, Apelles (s. d.), die höchsten Ziele der griech. Malerei erreichten. In ihm findet man bei den Alten den ganzen Ruhm seiner Kunst gleichsam verkörpert, da er fast wie unter den Neuern Rafael alle Vorzüge zu einem harmonischen Ganzen verband, wenn er auch in einzelnen von andern Meistern übertroffen wurde, wie er selbst in edelm Freimut bekannte. Er selbst erblickte seinen Hauptvortrag in der Grazie, der gewinnenden Schönheit. Von Gemälden des 4. Jahrh. sind wenigstens in einigen röm. und campanischen Wandgemälden farbige, wenn auch flüchtige und freie Nachbildungen erhalten. Überdies machen auch die Vasengemälde die allgemeine Entwicklung mit. An die rotfigurigen Vasen strengen Stils reihen sich im 4. Jahrh. die des freien Stils, dazu kommen seit dem Ausgang des 5. Jahrh. Vasen, die auf weißem Grund mit zarten Farben bemalt sind. Diese wie die rotfigurigen Vasen werden nun an geeigneten Stellen auch gern mit aufgetragenem Gold verziert. Vgl. Zahn, «Vasen mit Goldschmuck» (Wonn 1866), und Vennsdorf, «Griech. und sicil. Vasenbilder» (Berl. 1869 fg.). Doch sind auch diese Vasen nicht in einer

Weise gemalt, daß sie von den Fortschritten der Kunst im eigentlichen Malerischen eine irgend genügende Vorstellung vermitteln können.

Auch in der Folgezeit, der Periode der *Nachblüte* im 3., 2. und 1. Jahrh. v. Chr. und noch in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. erhielt sich die Kunst auf einer Höhe, nicht unwürdig der großen Vorzeit, während der Schauplatz derselben seit den Siegen Alexanders d. Gr. sich ganz bedeutend erweiterte und zuerst über einen großen Teil Vorderasiens und Ägyptens, hernach über das ganze röm. Weltreich ausdehnte. Wie für die Literatur, traten jetzt für die bildende Kunst auch neue Centralpunkte auf. Namentlich in Alexandria, in Antiochia, auf der Insel Rhodos und in Pergamum kam jetzt besonders in der ersten Epoche dieser Periode, in der der Kunst der hellenistischen Zeit, im 3. und 2. Jahrh. v. Chr. ein reiches künstlerisches Leben zur Entfaltung. Am großartigsten waren die architektonischen Schöpfungen der Spätzeit der griech. Kunst. Die vielen neuen Städte, welche Alexander d. Gr. und seine Nachfolger erbauten, die Königspaläste und die Pracht Häuser der Reichen überhaupt, welche nunmehr an die Stelle der einfachen Privathäuser der alten Zeit traten, die Ehrendenkmäler stellten den Meistern des Ausgangs des 4. und des 3. und 2. Jahrh. v. Chr. eine Fülle von Aufgaben. Das Gleiche war der Fall mit der Skulptur. Im eigentlichen Hellas, insbesondere in Attika, blieb die Entwicklung der Kunst stetiger. Schöpfungen wie die des Originals des Apollon von Belvedere (s. Tafel: Bildnerei III, Fig. 11) reihen sich direkt an die Werke des 4. Jahrh. an, wenn auch sie durch ihren erregten Ausdruck, durch mehr sinnlichen Reiz, durch ihre etwas virtuosenhafte Technik noch weiter von der edeln Einfachheit und stillen Größe der Werke des 5. Jahrh. sich entfernen, als schon die des 4. gethan hatten. Aber es ist immer nur ein Weitergehen auf demselben Wege, der freilich fortan abwärts führte. Eine stärkere Steigerung des leidenschaftlich erregten Ausdrucks findet man auf den Inseln und in Asien. In der rhodischen Kunstschule scheint neben einer Vorliebe für das Kolossale, wovon vor allem der Kolos von Rhodos (s. Kolos) Zeugnis ablegt, diese Richtung geherrscht zu haben, wofür die Gruppe des Laokoon (s. Tafel: Bildnerei III, Fig. 9) spricht, die jedenfalls von rhodischen Künstlern gearbeitet ist, wenn auch über das Jahrhundert derselben immer noch gestritten wird. In Pergamum kam noch neben einem im Orient heimischen phantastischen Element ein Streben zur Geltung, durch die getreueste Wiedergabe der natürlichen Erscheinung mit ihren Eigenheiten und Mängeln eine besondere Wirkung zu erzielen. Wie bedeutend diese Kunst war, lehren die altberühmten Statuen des sog. sterbenden Fechtens und der sog. Arria- und Vatus-Gruppe (s. Tafel: Bildnerei III, Fig. 13, 14), ferner die kleinen Statuen vom Gesänt des Attalos auf der Akropolis zu Athen, woneben auch die Gruppe des sog. Farnesischen Stiers (s. Tafel: Bildnerei III, Fig. 10) als aus dieser Kunstrichtung hervorgegangen zu bezeichnen sein wird, vor allem aber die großartigen Erwerbungen des Berliner Museums aus Pergamum. Vgl. Conze, Humann u. s. w., „Die Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pergamon“ (Berl. 1880 und über 1880—81) Berl. 1882; Preuner, „Über die pergamenischen Skulpturen“ („Verhandlungen der stettiner Philologenversammlung“, Lpz. 1881).

Weit weniger als von der Skulptur ist von der Malerei dieser Zeit bekannt, da bedeutendere Originalgemälde auch aus ihr nicht erhalten sind und die schriftstellerischen Nachrichten spärlich fließen. Die Vasenmalerei des »reichen« Stils, die zudem bald entartet, kann von der in dieser Zeit nun den Charakter wirklicher Malerei tragenden Kunst keine irgendwie ausreichende Vorstellung gewähren. Einigen Ersatz bieten aber viele pompejanische Wandgemälde, da diese zu einem guten Teil von der Malerei der Zeit nach Alexander d. Gr. abhängig sind. Auch in der Malerei wurden danach die im 4. Jahrh. eingeschlagenen Wege weiter verfolgt, nur daß sich hier, wie es scheint in engem Zusammenhang mit der Literatur, namentlich auch eine Vorliebe für idyllische, sentimentale, erotische Sujets geltend macht, und daß auch ernstere Gegenstände gern in solcher oder auch in leichter, spielerischer Weise aufgefaßt und dargestellt werden. (Vgl. Helbig, „Untersuchungen über die campanische Wandmalerei“, Lpz. 1873.) Mit vorzüglichem Eifer und Erfolg wurden endlich in der gesamten Zeit der Nachblüte die Schwesterkünste der Skulptur und der Malerei gepflegt, welche zugleich dem Luxus besonders dienen. So wurde namentlich die Steinzeicherkunst mit großer Meisterschaft geübt. Dasselbe gilt von der Mosaikmalerei. In dieser Kunst erlangte Sosos besondern Ruhm, namentlich durch ein Mosaikgemälde zu Pergamum, auf dem unter andern die Schale mit den Tauben auf dem Rande dargestellt war, die unendlich oft nachgebildet worden ist. Außerdem verdankt man dieser Kunst in der zu Pompeji aufgefundenen Alexanderschlacht (s. d.) die Kopie eines der großartigsten histor. Gemälde aller Zeiten.

Einen neuen Schauplatz fand die griech. Kunst, nachdem sie seit ältester Zeit nicht bloß in Unteritalien, Großgriechenland, sondern auch in Etrurien und dann auch in Mittelitalien Eingang gefunden hatte, in immer steigendem Maße seit der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. in Rom und von da aus hernach im übrigen Italien und zuletzt im übrigen Europa, soweit es dem röm. Weltreiche einverleibt wurde. Es ist dies die Epoche der griech. Kunst unter röm. Herrschaft und der griechisch-römischen Kunst. Im allgemeinen verbarnte auch jetzt die Kunst auf den bisher verfolgten Pfaden, in Griechenland, namentlich in Athen, und in Kleinasien wie in Rom selbst. Bedeutend verändert erweist sich die Architektur in Rom. Denn nachdem hier von alters her, abgesehen von der durch die Religion gebotenen verschiedenen Plananlage der Tempel, mehr etruskisch-griech. als griech. Formen geherrscht hatten, unterlagen die griech. Formen auch, als sie direkt einbrangen, nicht unwesentlichen Modifikationen im Sinne und in der Weise des mehr nüchternen als idealen Sinns der Römer. Der dorische Stil wurde auch jetzt zumeist nicht in reiner Form, sondern unter Einwirkung des tuscanischen Stils in der entstehenden Umbildung der tuscanisch-dor. Ordnung angewandt, und auch die ion. Säule entging nicht der Umbildung in mehr schematische und bequemer verwendbare Formen. Namentlich wurde aber in Rom immer überwiegend das im Laufe der Periode allmählich vollends ausgebildete und in Aufnahme gekommene corinth. Säulencapital verwendet, und ihm entsprechend auch das Gebälk, insbesondere durch Einführung der wie das Kapital mit Akanthusblättern besetzten Kragsteine modifiziert. Endlich wurde, nachdem schon längst mehrfach

im Gebälk ion. und dor. Formen verbunden und vermischte Anwendung gefunden hatten, durch Kombination des modifizierten ion. mit dem korinth. Kapitäl das sog. röm. Kompositkapitäl geschaffen, während das Gebälk gleichfalls mit Zwischengliedern und in Skulptur ausgeführtem dekorativen Schmuck überladen wurde. (S. Tafel: Baustile, Fig. 8.)

Noch weit bedeutender erweist sich für die röm. Architektur die umfassende und treffliche Verwendung der Wölbung neben und in Verbindung mit dem Säulnbau. Aber auch hierin sind den Römern ohne Zweifel die griech. Baumeister in Asien vorausgegangen. Doch gelangte die Kunst der Wölbung in Rom, wo sie seit alter Zeit mehr geübt wurde als in Griechenland selbst, zur geistvollsten und großartigsten Verwendung. Endlich aber war es die Kunst der griech.-röm. Zeit, welche das für die Entwicklung der Architektur so erfolgreiche Verfahren ausbildete, Säulen-, Pfeiler- und Halbsäulengestaltungen auch da, wo sie durch die Konstruktion nicht erforderlich waren, in umfassendster Weise zu verwenden, um mit Hilfe derselben die zum Teil so ungeheuern Wandflächen ihrer Theater und Amphitheater, Thermen und Paläste zu schmücken und zu beleben. (S. Tafel: Baustile IV, Fig. 1, 5, 7.)

Wiel weniger Selbständigkeit als die Architektur, welche zugleich den praktischen Zwecken dient, entwickelten Skulptur und Malerei in Rom und dem Römischen Reich. In der Hauptsache wurde in der bisherigen Weise der Zeit der Nachblüte fortgefahren, in Athen wie in Kleinasien und in Rom. Die Hauptthätigkeit der Künstler dieser Zeit war eine reproduzierende. Aus der massenhaften, mehr oder minder freien Nachbildung berühmter antiker Meisterwerke sind viele unter den Marmorstatuen, welche die Museen füllen, hervorgegangen. (S. z. B. Tafel: Bildnerei II, Fig. 5, 8, 12, 13; Tafel III, Fig. 6, 7, 11.) Nur machte sich daneben unter dem Einflusse des praktischen röm. Geistes im Anschluß an die eine Seite der pergamenischen Kunst die Richtung auf die Wiedergabe des realen Lebens, namentlich des historisch bedeutamen, stärker geltend, ein Weg, auf dem die Kunst durch die in Rom schon in älterer republikanischer Zeit, namentlich in den Wachsmasken der Vornehmen und nun immer massenhafter in marmornen, bronzenen, vergoldeten Bildwerken gefertigten Porträtdarstellungen geübt und durch die großartigen ihr gestellten Aufgaben aufs höchste gefördert werden mußte. (S. Tafel: Bildnerei IV, Fig. 9, 11, 12.) Einen bewußten Versuch einer Restauration der Kunst machte noch im 1. Jahrh. v. Chr. in Rom Vatsiles (s. d.). Aber obgleich sich an ihn eine Künstler-schule angeschlossen, von deren Thätigkeit noch einzelne erhaltene Werke Kunde geben, so konnte doch auch dieser Versuch eine merklliche Erneuerung der Kunst nicht bewirken. Ähnliches gilt auch in dieser Periode von der Malerei. Man hört noch von einem oder dem andern bedeutenden Maler, aber nur einer wird mit besonderer Auszeichnung genannt: Timarchos, wenn dieser nicht vielmehr der ersten als der zweiten Epoche dieser Periode angehört. Dagegen verdanken der verständigen Weise der antiken Kunst, statt nach Originalität zu haschen, mit Vorliebe mit mehr oder weniger Freiheit berühmte Originale zu reproduzieren, viele der namentlich in Rom und Umgegend und in noch größern Mengen in Pompeji und Herculaneum ausgegrabenen Wandgemälde einen besondern Wert. Mit

großer Virtuosität wurde, ohne Zweifel ebenfalls im Anschluß an die Maler des 3. und 2. Jahrh., im hellenistischen Orient die eigentliche Dekorationsmalerei betrieben und ausgebildet. Vgl. Mau, «Geschichte der dekorativen Wandmalerei in Pompeji» (Berl. 1882).

Die letzte Nachblüte erlebte die Kunst noch unter Hadrian. Nachdem sie noch unter Trajan in großartiger Weise der Verherrlichung der Thaten der Römer unter diesem Kaiser gebient hatte, suchte Hadrian, der in seiner Villa bei Tivoli alles Bedeutendste der damaligen Welt in Nachbildungen zu vereinigen unternahm, alle Richtungen und Stile der griech. Kunst neu zu beleben. Aber um so rascher sank die damals überreichte Produktionskraft nach diesem letzten Aufblühen zusammen.

Von den Resten der griech. Kunst sind nur die Bauwerke, soweit sie der Zerstörung durch Menschenhände oder durch den Zahn der Zeit entgangen sind, meist noch an ihrem ursprünglichen Standorte erhalten, oder auch diese vielfach ihres plastischen Schmucks (der Reliefe in den Metopen und auf fortlaufenden Friesen und der Statuengruppen in den Giebelfeldern der Tempel) entkleidet; der größte Teil der plastischen Werke und die bemalten Thongefäße sind in den Museen gesammelt, resp. zerstreut. So groß auch die Zahl der öffentlichen wie Privatsammlungen antiker Kunstwerke in allen Hauptstädten Europas ist, so ist doch die Zahl derjenigen, welche echt griech. Werke von einiger Bedeutung aufzuweisen haben, eine verhältnismäßig geringe. Zu nennen sind hier die öffentlichen Sammlungen im Centralmuseum, im Kultusministerium, im Museum auf der Akropolis, sowie die der Archäologischen Gesellschaft und der mykenischen Altertümer im Polytechnikum in Athen; das Britische Museum (s. d.) in London, das unter allen Sammlungen der Welt den größten Reichtum an echt griech. Denkmälern, darunter Werte ersten Ranges, aufzuweisen hat (vgl. «Ancient marbles of the British Museum», 11 Bde., Lond. 1812—61), der reichen Sammlung bemalter Thongefäße nicht zu gedenken; das Museum des Louvre in Paris (Reliefe von Olympia und von Alos in Troas, Statuen wie die Aphrodite von Melos u. a. vgl. Clarac, «Musée de sculpture», Bd. 1 u. 2, Text u. Atlas, Par. 1826—30), Terracotten und bemalte Vasen vgl. Congérier, «Musée Napoléon III», Par. 1868 fg., und Fröhner, «Les musées de France», Par. 1873); die Sammlung der Ermitage in Petersburg (Denkmäler aller Art aus der Krim, besonders von Kertsch, dem alten Pantikapaion vgl. «Antiquités du Bosphore Cimmérien», 2 Bde. m. Atlas, Petersb. 1856); die Glyptothek in München (Giebelgruppen des Tempels von Agina; Statue des sog. Ilioneus u. a., vgl. von Lühow, «Münchener Antiken» [1869]) und die Vasensammlung der Pinakothek daselbst; das Museum in Berlin (pergamenische Skulpturen, der betende Knabe u. s. w. vgl. «Jahrbuch der Kunstsammlungen des preuß. Staats», Berl. 1880 fg.), ebenfalls mit einer bedeutenden Vasensammlung (s. Gerhard); die wiener Sammlungen, welche neuerdings aus Samothrake (s. d.) und Gölbaschi (s. d.) bedeutamen Zuwachs erhalten haben; endlich das Museum zu Palermo (Metopen der Tempel von Selinus). Die Museen der Hauptstädte Italiens, besonders von Rom (vgl. G. B. und E. D. Visconti, «Museo Pio-Clementino» und «Chiaramonti», Rom 1782—1808), Neapel (vgl. das «Museo Borbonico»,

16 Bde., Neap. 1824—67) und Florenz (vgl. namentlich Gori, «Museum Florentin.», Flor. 1731 fg., und Bannoni u. a., «Reale Galleria di Firenze», Flor. 1812 fg.), sind, abgesehen von den bemalten Thongefäßen, arm an Werken echtgriech. Kunst, d. h. an solchen, die in den Zeiten der nationalen Selbstständigkeit Griechenlands gearbeitet sind, um so reicher an solchen der griech.-röm. Kunst. Eine gute, freilich jetzt vielfach veraltete Übersicht der wichtigsten noch erhaltenen Kunstdenkmäler des griech. Altertums, sowie der bedeutendsten Sammlungen findet man in O. Müllers «Handbuch der Archäologie der Kunst» (3. Aufl. mit Zusätzen von Welcker, Bresl. 1848). Von den meisten der oben erwähnten Sammlungen existieren Spezialkataloge; für die athenischen vgl. jetzt hauptsächlich von Sybel, «Katalog der Skulpturen zu Athen» (Wien. 1881), sowie Collignon, «Catalogue des vases etc. du Musée de la société archéologique» (Par. 1878); Verzeichnisse der Skulpturen zu Sparta und Böotien finden sich in den «Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen» (Bd. 2, 1878, und Bd. 3, 1879); für das Britische Museum vgl. die zwei Bände eines «Catalogue of the vases» und die Teile der gleichfalls unvollendeten kurzen «Synopsis»; für die Skulpturen in den übrigen Sammlungen Englands Michaelis, «Ancient marbles in Great Britain» (Cambr. 1882). Über das Museum im Louvre ist seit Claracs «Katalog der Skulpturen» je der erste Teil einer «Notice» über die Skulpturen von Fröhner (Par. 1869), über die Bronzen ein Katalog von Longpérier (Par. 1868) und über die Terracotten einer von Heuzey (Par. 1882) erschienen. Über die Skulpturen der Ermitage vgl. den Katalog von Guédonov (2. Aufl., Petersb. 1865), über die Vasen den von Stephani (2 Bde., 1869). Über die Glyptothek in München vgl. den Katalog von Brunn (4. Aufl.), über die Vasensammlung den von O. Zahn (München. 1854); über die berliner Skulpturen und Vasen vgl. Gerhards, «Berlins antike Bildwerke» und «Neuerworbene antike Denkmäler» (Berl. 1836—46); über die Bronzen vgl. Friederichs, «Berlins antike Bildwerke» (Bd. 2, Berl. 1871), und außerdem die neuern kürzern «Verzeichnisse» und die «Beschreibung der pergamenischen Bildwerke»; über die wiener Sammlungen vgl. Saden und Kenner (Wien 1866). Für die neapeler Skulpturen ist immer noch das unvollendete Werk von Gerhards und Panofka, «Neapels antike Bildwerke» (Bd. 1, Stuttg. 1828), für die der großen Sammlungen Roms die «Beschreibung Roms» (s. Rom) zu nennen; dagegen haben wir von Heydemann einen Katalog der Vasen in Neapel (Berl. 1872), von Helbig einen der Wandgemälde (Erg. 1868), woran sich der von Sogliano in «Pompeii» (Neap. 1879) anschließt, von den Skulpturen in den kleinern Sammlungen Roms den von May (3 Bde., 1881—82). Die in Oberitalien sind von Dittschke (5 Bde., Erg. 1874—82) verzeichnet. Eine ganz kurze, aber treffliche Übersicht des Wichtigsten in ganz Italien bietet der erste Teil von Burdhardts «Cicerone» (4. Aufl., Erg. 1879).

Größere Abbildungswerte über das Gesamtgebiet der griech. Kunst, mit Ausschluß der modernen, sind nicht vorhanden. Eine Auswahl enthält Menge, «Einführung in die antike Kunst» (Erg. 1880, zusammengestellt aus den «Kunsthistor. Bilderbogen»). Das Gesamtgebiet der griech. und der griech.-röm. Kunst mit Ausschluß der Architekt.

tur begreift der jetzt freilich auch in seinem ersten kunsthistorischen Teile veraltende Atlas der «Denkmäler der alten Kunst» von O. Müller (Bd. 1, Gött. 1832; Bd. 2, Heft 1, 2, 1835; fortgesetzt von Wieseler bis Heft 5, 1856; 2. Aufl., Bd. 1, von Wieseler, 1854; 3. Aufl., Bd. 2, Heft 1, 1877; Heft 2, 1881). (Abbildungswerte über die griech. Architektur s. unter Baustile.) Die bis dahin bekannten, freilich überwiegend der griech.-röm. Kunst angehörnden statuarischen Werke faßt Clarac, «Musée de sculpture» (6 Bde. Text u. Atlas, Par. 1826—53) zusammen. Abbildungswerte der gemalten Thongefäße s. unter Vasen, der erhaltenen Wandgemälde von Pompeji und Herculaneum s. daselbst; über die in und bei Rom gefundenen vgl. namentlich die verschiedenen Werke von Bartoli und Bellori, Raoul-Rochette, «Peintures antiques inédites» (Par. 1846), und Wörmann, «Die antiken Obyseeland-schaften» (München. 1876).

Der erste Begründer der Geschichte der griechischen Kunst war Windelmann. Nach ihm hat zuerst O. Müller in der «Archäologie der Kunst» (3. Aufl. von Welcker, Bresl. 1848) das gesamte Wissen von der alten Kunst zusammenzubringen unternommen. Seitdem hat nur Brunn in der «Geschichte der griech. Künstler» (Stuttg. 1857—59) ein zusammenfassendes Werk, aber mit Beschränkung auf die Werke, deren Künstler uns bekannt sind, verfaßt. Im übrigen ist man auf die Darstellungen in Werken, welche die Geschichte der Kunst und des Mittelalters einschließen, oder auf Werke über die einzelnen Künste angewiesen. (Die Werke darüber s. unter diesen.) Reicher ist die Literatur über einzelne antike Denkmäler und Denkmälerklassen. Auch hier hat Windelmann die Bahn gebrochen mit den «Monumenti inediti». Daran reihen sich von größern Werken dieser Art nächst Visconti's (s. d.) und Joëgas (s. d.) großen Arbeiten Willingens «Inediti monuments» (2 Bde., Lond. 1822—26), Gerhards «Antike Bildwerke» (München.), Wielders «Alte Denkmäler» (5 Bde., Erg. 1849—64) u. s. w. Endlich sind von großer Bedeutung für Veröffentlichung und Erklärung kunsthistorische Würdigung namentlich neu gefundener Werke die verschiedenen Zeitschriften. Voran stehen hier die «Schriften des Archäologischen Instituts in Rom: «Monumenti, Annali e Bullettino», seit 1829, nebst den «Mitteilungen des Archäologischen Instituts in Athen» seit 1876; daran reihen sich die «Archäologische Zeitung» in Berlin seit 1843, die «Revue archéologique» in Paris seit 1848, die «Gazette archéologique» in Paris seit 1875, das «Bulletin de correspondance hellénique» in Athen seit 1877, die «Comptes rendus de la commission impériale archéologique» in Petersburg seit 1860.

Griechische Liebe, euphemistische Bezeichnung für Päderastie (s. d.).

Griechische Literatur. Wie die griech. Geschichte überhaupt, so beginnt auch die griech. Literaturgeschichte mit einer vorhistor. Periode, welche sich bis in die Mitte des 8. Jahrh. v. Chr. erstreckt, die aber wieder in zwei Epochen, die vorhomerische und die homerisch-hesiodische, gesondert werden kann. Aus der sog. vorhomerischen, d. h. aus der der Entstehung der homerischen Gedichte vorausliegenden Zeit ist uns weder irgend ein literarisches Denkmal erhalten, noch der Name irgendeiner literarischen Persönlichkeit bekannt; denn die Namen der angeblich ältesten Sänger und Dichter, des

Orpheus, Musaios, Eumelos, Thamyris, Olen, Philammon, Pamphos u. a., sind durchaus mythisch, und die Gedichte, welche im Altertum unter ihren Namen existierten und bruchstückweise sich erhalten haben, sind durchaus apokryph und größtentheils absichtliche Fälschungen. Doch läßt sich aus diesen Namen und andern Spuren der Sage mit Sicherheit folgern, daß frühzeitig bei mehreren griech. Stämmen Poesie im Dienste der Religion geübt wurde. Hymnen zu Ehren der Götter, auch Bäume genannt (besonders im Kultus des Apollon), Brautgesänge (Hymenäen), Klagegesänge, besonders um Verstorbene, bildeten die Hauptformen dieser ältesten religiösen Poesie, neben der frühzeitig eine vollstimmige Poesie der Sage entstand, welche in kurzen Liedern die Thaten der Heroen besang und das Andenken an nationale Helben und Ereignisse bewahrte und damit zugleich dem Volke, speziell dem Stande der Edeln, Vorbilder für das eigene Leben und Handeln aufstellte. Diese Lieder wurden ebenso wie die religiösen zur Begleitung der Zither gesungen, aber nicht an Götterfesten, sondern an den Höfen der Fürsten bei fröhlichen Mahlzeiten. Aus diesen Anfängen entwickelte sich dann nach den Stürmen der Wanderzeit bei den Griechen in Kleinasien die große nationale Helbendichtung, deren beliebtester Gegenstand die Sagen von den Kämpfen vor Troja und den Fahrten der nach der Zerstörung Trojas heimkehrenden Helben bildeten. Als den Repräsentanten der ion. Helbendichtung, die allmählich die kürzern Lieder, welche nach der jetzt überwiegenden Meinung hauptsächlich bei den Ioliern entstanden waren, zu größern und planmäßiger angelegten Dichtungen erweiterte, betrachteten die Alten den Homer (s. d.). Diesem steht gegenüber als Repräsentant einer an Charakter und Heimat verschiedenen Dichtgattung Hesiod (s. d.), welcher die besonders in Boiotien geübte religiös-bibaulische Richtung der Poesie (Werke und Tage, d. h. Lebens- und Hausregeln für den täglichen Gebrauch und Theogonie) vertritt. Beim Vortrag dieser Gedichte verschwand allmählich die musikalische Begleitung und an die Stelle des Gesangs trat die recitierende Deklamation durch die sog. Rhapsoden, welche theils bloß die ältern Lieder fortpflanzten, theils Eigenes, namentlich Fortsetzungen und vermittelnde Übergänge zum Behuf des Vortrags hinzudichteten. Der Rhythmus dieser Dichtungen ist der daktylische, der Vers der sog. epische Hexameter.

In der zweiten Periode, die sich von der Mitte des 8. Jahrh. v. Chr. bis zum Ende der Perserkriege erstreckt, wurde zunächst die epische Dichtung fortgesetzt, aber sie herrscht nicht mehr vor und bestimmt nicht mehr den Charakter der gesamten litterarischen Produktion, wie dies in der vorhergehenden Periode der Fall war. An die homerische Helbendichtung schließen sich die sog. Eptischen Dichter (s. d.) an, durch deren zum Theil sehr umfangreiche Dichtungen allmählich der weite Kreis der Helbensage und ein Theil der Göttersage poetisch ausgestaltet wurde. Die Hesiodische Poesie findet ihre Fortsetzung in Dichtungen, welche die Ereignisse der Götter- und Helbensage an einzelne hervorragende mythische Persönlichkeiten und ihre Nachkommenschaft anknüpfen (wie besonders der gewöhnlich dem Hesiod selbst beigelegte Katalog, d. h. ein Verzeichnis sterblicher Frauen, welche mit Göttern oder Heroen Kinder erzeugt hatten, die sog. Genen, eine Art Fortsetzung des Katalogs, welche

zum Theil denselben Stoff, aber in beschränktem Umfang und weiter ausgeführter Darstellung behandeln, das sog. Kypaktische Gedicht, die Dichtungen des Eumelos von Korinth, Aios von Samos u. a.), und in den mythisch-theol. Gedichten der sog. Orphiker, deren Haupt der am Hofe des Peisistratos und seiner Söhne in Athen lebende Orpheus war. Endlich fing man auch an, die Resultate philos. Spekulation in der Form der epischen Dichtung zu behandeln (Zenophanes von Kolophon).

Aber im Zusammenhange mit polit. Umgestaltungen, dem Übergang der alten Monarchien in republikanische Staaten, womit ein stärkeres Hervortreten des Einzelnen mit seinen Ansichten und Empfindungen, eine lebhaftere Teilnahme der Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten verbunden war, trat auch eine neue Gattung der Poesie hervor, die Lyrik im weitesten Sinne, in welcher die Subjektivität des Dichters, der in der epischen Dichtung völlig hinter seinen Stoff zurücktrat, sich nach den verschiedensten Seiten hin geltend macht, daher auch auf diesem Gebiete, gegenüber der Gleichmäßigkeit der epischen Produktion, eine große Mannigfaltigkeit der Gattungen hervortritt. Zuerst entwickelt sich bei den Joniern Kleinasien, den Übergang vom Epos zur eigentlichen Lyrik bildend, die elegische Poesie, welche im Distichon, der Verbindung des Hexameters mit dem Pentameter, dessen Erfindung gewöhnlich dem Kallinos von Ephesos, von andern dem Archilochos von Paros zugeschrieben wird, den Anfang der Strophienbildung aufweist. Ihrem Inhalt nach waren diese meist zur Begleitung der Flöte vorgetragenen Dichtungen theils politisch-kriegerisch, zum Kampfe fürs Vaterland anfeuernd (Kallinos, Archilochos, der Spartaner Tyrtaios), theils gaben sie den Empfindungen der Liebe, des heitern Lebensgenusses wie der wehmütigen Trauer über die Kürze und Vergänglichkeit des Menschenlebens Ausdruck (Mimnermos von Kolophon), theils enthielten sie allgemeine Lehren (Gnomon, s. d.), sowie praktische Regeln für die verschiedensten Verhältnisse des öffentlichen und häuslichen Lebens (Solon von Athen, Theognis von Megara, Phokylides von Milet u. a.). Auch die sog. sieben Weisen, zu denen Solon selbst gerechnet wird, verbanden diesen Namen hauptsächlich solchen gnomischen Dichtungen oder kurzen Kernsprüchen, in denen sich eine gesunde praktische Lebensweisheit ausdrückte. Neben der Elegie ward die hauptsächlich zu Spottverfen gebrauchte iambische Poesie ausgebildet, ebenfalls ein Produkt des ion. Volksgeistes, welche zuerst durch Archilochos in die Litteratur eingeführt, dann von Simonides von Amorgos auf allgemeinere Stoffe (s. B. Charakteristik der Frauen) angewandt, von Hipponas aus Ephesos wieder zu heftigen Schmähungen gegen einzelne ihm verfeindete Persönlichkeiten benutzt wurde. In diesen iambischen Dichtungen finden sich auch (bei Archilochos und Simonides) Versuche in der Tierfabel; der meist als Erfinder dieser Gattung bezeichnete Aesopos (s. d.) ist wahrscheinlich eine sagenhafte Persönlichkeit.

Die Lyrik im engern Sinne, die melische Poesie der Griechen, deren Ausbildung mit der Entwicklung der griech. Musik im engen Zusammenhange steht, teilt sich in zwei Hauptgattungen: die des eigentlichen überwiegend weltlichen Liedes, welche von den Ioliern, und die chorische, welche von den Doriern hauptsächlich gepflegt wurde. Die melische

Lyrik ist die Poesie heiterer Geselligkeit und frohen Lebensgenusses, aber auch des tiefsten, feurigsten Gefühlslebens. Ihre Erzeugnisse sind fast durchgängig kleinere Lieder in kurzen, meist vierzeiligen Strophen, größtenteils (mit Ausnahme etwa der Hymnen und Epithalamien, d. h. der Braut- und Hochzeitslieder) von einzelnen Personen zur Zither vorgetragen. Ihr Hauptstift ist die Insel Lesbos, wo der leidenschaftlich ungestüme Alkaios von Mitilene und die schwärmerisch begeisterte Sappho von Eresos diese Dichtgattung zur höchsten Blüte brachten, nachdem schon vorher Terpander von Antissa, der den Komos, den von Einzelnen, aber gleich den chorischen Liedern bei Götterfesten vorgetragenen religiösen Gesang, kunstmäßig ausbildete, die Zithermusik vervollkommen hatte. Dem Vorbild jener folgte der Jonier Anacreon von Teos in seinen leichten, heitern Liedern, in denen der ion. Dialekt mit wenigen aol. Formen gemischt erscheint. Die Produkte der chorischen Lyrik wurden von Chören unter tanzartigen Bewegungen zur Begleitung von Saiten- und Blasinstrumenten hauptsächlich an öffentlichen Festen vorgetragen, wodurch sowohl ihre kunstreichere Form, als auch ihr ernsterer, zum Teil geradezu religiöser Charakter bedingt wurde. In beiden Beziehungen steht der erste Vertreter dieser Dichtgattung, Alkman in Sparta, noch der aol. Welt näher; aber Stesichoros von Himera auf Sicilien führte Strophen von größerem Umfang und mannigfacherem Wechsel der Rhythmen, sowie die Gliederung der Gedächte in Strophe, Antistrophe und Epodos ein und gab diesen seinen Chorgesängen durch Verwertung mythischer Stoffe einen dem Epos verwandten Inhalt, während Thyrtos von Megara die chorische Form zum Ausdruck der Empfindungen leidenschaftlicher Liebe anwandte. Ihre höchste Vollendung nach Form und Inhalt und einen gewissermaßen universalen Charakter erreichte dann diese chorische Lyrik am Ende dieser und am Anfang der folgenden Periode durch Dichter wie Simonides von Julius auf Keos, dessen Neffen Pindaros, besonders aber durch Pindaros von Iteben, dessen erhaltene Epinitien (Gesänge zur Verherrlichung der Sieger in den großen Nationalspielen) für uns die einzigen Muster dieser ganzen Dichtgattung sind. Eine außerordentlich fruchtbare Entwicklung hat ein besonderer Zweig der chorischen Lyrik durchgemacht, der Dithyrambos (s. d.). Ursprünglich ein vollständiges Lied zum Preise des Dionysos, wurde er, durch den Lesbier Arion in Korinth künstlerisch ausgebildet, zu einer unter Fldtenbegleitung von einem sog. cyllischen Chor (50 Mann), dessen Mitglieder als Satyrn verumtelt aufzutreten pflegten, vorgetragenen Darstellung der Schicksale und Leiden des Gottes. Durch andere Dichter, wie Lasos von Hermione, Simonides und Pindaros, wurde dann die Beschränkung des Inhalts auf den Mythentkreis des Dionysos aufgehoben, der rhythmischen und musikalischen Form durch größere Freiheit und Mannigfaltigkeit der Rhythmen und reichere Instrumentalbegleitung ein höherer Glanz und zugleich dem sprachlichen Ausdruck höherer Schwung gegeben. Daneben aber schuf der Attiker Theopis (unter Peisistratos) eine ganz neue Dichtgattung, indem er dem dithyrambischen Chor einen Einzelnen gegenüberstellte, der Wechselgesänge mit dem Chor und Zwiegespräche mit dem Führer desselben hielt. Da dieser Einzelne nicht nur eine, sondern mehrere

Persönlichkeiten hintereinander (mit Hilfe verschiedener Masken) repräsentierte, also als Schauspieler in verschiedenen Rollen auftrat, so wurde dadurch die mimetische Darstellung einer von mehreren Personen ausgeführten Handlung (Drama) ermöglicht, die sich von den Gesängen des Chors wie ein histor. Gemälde von seinem Hintergrunde abhob.

Allmählich erhob sich die aus solchen Anfängen sich entwickelnde Tragödie (τραγωδια, Hodsgefang genannt, wohl eben, weil sie aus den Chören hervorging, deren Teilnehmer als Satyrn zu erscheinen pflegten), welche von den Athenern mit Beifall begrüßt und bald als Schmutz der öffentlichen Dionysosfeste aufgenommen wurde, zu immer höherer Würde und tieferm Ernst, besonders nachdem Pratinas das Satyrdrama als eine besondere Gattung, als ein burlastiges Nachspiel von der ernstern, mythische Stoffe aller Art behandelnden Tragödie geschieden hatte. Phrynichos wagte sich bereits neben den mythischen an die Behandlung historischer, der Zeitgeschichte angehöriger Stoffe (Eroberung von Milet durch die Perser und Sieg der Griechen bei Salamis), und Aeschylus, dessen Thätigkeit freilich hauptsächlich der folgenden Periode angehört, brachte durch die trilogische Komposition (Verknüpfung dreier Tragödien durch Zusammenhang der darin behandelten Begebenheiten oder wenigstens durch Gemeinsamkeit des poetischen Grundgedankens zu einem größern Ganzen), durch Kühnheit und Erhabenheit des Ausdrucks, Reichthum der musikalischen Form und glänzende Ausstattung der Bühne (wofür die Errichtung eines stehenden Theaters in Athen um 500 v. Chr. von Wichtigkeit war) und der Schauspieler (deren Zahl er auf zwei vermehrte) die Tragödie schon ihrer Vollendung nahe.

Aus dem Kultus des Dionysos entwickelte sich auch die andere Hauptgattung des Dramas, die Komödie. An den ländlichen Festen der Weinlese und des Kelterns wurden seit alter Zeit Umzüge, Komoi genannt, von zum Teil verumtelten Personen gehalten, bei denen der Phallos, das Symbol der zeugenden Naturkraft, eine Hauptrolle spielte, und dabei ausgelassene Lieder, oft mit persönlichem Spott gegen einzelne Personen gewährt, gesungen. Daraus ging, wie es heißt, zunächst in dem nahe bei Athen gelegenen dor. Megara eine Art von Possen und Schwänken hervor, welche angeblich durch Eufarion von Tripodislos nach Attika herübergebracht wurde. Künstlerisch ausgebildet wurden sie zu einer besondern, Komödie (κωμωδια, lat. comoedia) genannten, aber von der attischen Komödie verschiedenen Dichtungsgattung zuerst in Sicilien am Hofe des Hieron durch Epicharmos aus dem sicil. (hybläischen) Megara und nächst ihm durch Phormis, deren Komödien teils Travestien von Göttergestalten, teils Charakterbilder aus dem Volksleben enthielten.

Endlich gehören in diese Periode auch die Ansätze der prosaischen Darstellung, welche durch den immer weiter sich verbreitenden Gebrauch der ansfangs nur zu kurzen offiziellen Aufzeichnungen verwendeten Schrift, sowie durch die Einführung eines zum Bücher schreiben bequemen Materials, des ägypt. Papyrus, vorbereitet worden war. Auch auf diesem Gebiete gingen die Jonier den übrigen Griechen voran. Unter ihnen lebten die sog. Logographen, deren Schriften noch ohne Scheidung des mythischen und histor. Elements Familien-, Städte- und Stammesgeschichten behandelten

und die Anfänge der Historiographie bildeten (Helatäos und Dionysios von Milet, Charon von Lampfatos, Hippys von Rhegion, denen andere, wie der Lyder Xanthos von Sardes, zur Seite traten). Ionier waren auch die ersten, welche kosmologische und physiol.-physiol. Speculationen über die Entstehung der Welt aufzeichneten (Pherekydes, Anaximander und Anaximenes).

Die dritte Periode der griech. Litteratur, vom Ende der Perserriege bis zum Tode Alexanders d. Gr., kann man füglich als die attische bezeichnen; denn Athen ist während derselben in noch höhern Grade als in polit. und künstlerischer Hinsicht der Mittel- und Brennpunkt aller litterarischen Bestrebungen und Leistungen. Sie ist aber zugleich auch die klassische Periode im höchsten Sinne; denn während derselben sind hauptsächlich jene Schriftwerke entstanden, welche als für alle Zeiten mustergültig zu betrachten sind. Auf dem Gebiete der Poesie ist es vor allem das Drama, das jetzt in den Vordergrund tritt und alle andern Dichtungsgattungen weit in den Schatten stellt. Die Tragödie durchläuft unter den Händen der drei großen Meister Aeschylus, Sophokles und Euripides die Stufenleiter ihrer Entwicklung von großartigem Ernst und würdevoller Erhabenheit zu maßvoller, rein menschlicher Schönheit und endlich zur erschütternden Darstellung der gewaltigsten Leidenschaften in rhetorisch geschwulstetem Ausdruck. Neben diesem glänzenden Dreigestirn erscheinen zahlreiche Sterne zweiten Rangs, wie Aëchäos von Eretria (besonders auch in dem von Aeschylus mit großartigem Humor behandelten, unter seinen Nachfolgern mehr und mehr in den Hintergrund tretenden Satyrspiel bedeutend), Ion von Chios, Agathon und später der mehr rhetorisch gefärbte Theodectes von Phaselis und der mehr für die Lectüre als für die Bühne sich eignende Tragödien dichtende Chäremón. Die Kunst der tragischen Schauspieler feiert in den Zeiten Philipps und Alexanders von Macedonien ihre höchsten Triumphe, artet aber freilich bald in ein nach Effect haschendes Virtuositum aus. Die Komödie wird, während sie bei den Doriern Siciliens keine weitere Pflege findet und später durch die die poetische Form abstreifenden Rimen der Syracusaner Sophron und Xenarchos ersetzt wird, in Attika durch Echioides und Magnes ausgebildet und erreicht schnell durch die Schöpfungen des Kratinos, Eupolis und Aristophanes ihre höchste Vollendung: sie ist der ungezügeltste Ausdruck des athen. Volksgeistes, wie er sich unter der reinen Demokratie entwickelt hatte, reich an glänzendem, wenn auch oft schmutzigem Witz und lächerlicher Phantasie, voll Parteilebenskraft, ein Werkzeug der heftigsten polit. und litterarischen Polemik, aber zugleich ein vollgültiges Zeugnis des alle Schichten der athen. Gesellschaft durchdringenden regen Interesses an allen öffentlichen Angelegenheiten. Als nach dem Ende des Peloponnesischen Kriegs die Macht Athens und damit die alte Thatkraft des athen. Volks gebrochen, das frühere großartige polit. Leben verschwunden war, bildete sich eine neue Form der Komödie, die sog. neuere attische Komödie, in welcher das polit. Interesse ganz in den Hintergrund tritt und neben litterarischem Klatsch parodierende Behandlung von Göttersagen und Charakterschilderungen aus dem Privatleben den Hauptinhalt der auch äußerlich (durch Verschwinden der Chorgesänge) unansehn-

licher gewordenen Stüde bilden. Man hat diese jüngere Entwicklung der attischen Komödie nach einer erst im spätem Altertum aufgetommenen Scheidung in die mittlere und die neue Komödie geteilt, aber insofern mit Unrecht, als wesentliche Unterschiede zwischen der frühern und spätern Entwicklung dieser Kunstform nicht nachweisbar sind. Unter den sehr zahlreichen altern Vertretern derselben sind Antiphanes, Eubulos, Anaxandrides und Alexis, unter den jüngern sind die dem Ausgange dieser und den ersten Zeiten der nächsten Periode angehörenden Dichter Menander, Philemon, Diphilos, Apollodoros, Philippides und Poseidippos hervorzuhoben. Diese hauptsächlich aus den Nachbildungen röm. Dichter (Plautus und Terentius) bekannte neuere Komödie im engeren Sinne stellt in kunstvoll verwickelter Handlung (Intriguensfüßen) charakteristische Figuren aus den mittlern und niedern Klassen der bürgerlichen Gesellschaft (polternde und gutmütige Väter, leichtsinnige Söhne, schlauere Sklaven, Grifetten, Schmarozker, militärische Probhäuser u. dgl.) in typischen Charaktermassen mit feiner Beobachtungsgabe, nicht ohne eine gewisse moralische Färbung dar. Von den übrigen Dichtungsgattungen ist die eigentliche Lyrik jetzt fast ganz auf den Dithyrambos beschränkt, der neben dem Drama sich in hohem Ansehen behauptet. Derselbe nimmt im Wettstreit mit der Tragödie mehr und mehr einen mimetischen Charakter an, und zugleich erreicht das musikalische Element dabei unter der Pflege ausgezeichneten Musikers, wie Melanippides, Philoxenos und Timotheos, eine Höhe virtuosenhafter Ausbildung, welche den Inhalt hinter die Form zurücktreten läßt. Die Elegie wird eifrig teils als Nebenfache von den Tragödiendichtern (Aeschylus, Sophokles, Ion von Chios), dem Politiker Kritias, sowie auch von Philosophen (Platon und Aristoteles), teils als Hauptfache von andern Dichtern (Dionysios Chalkus, Euenos von Paros u. a.) gepflegt. Das Epos endlich erscheint teils als künstlerische, resp. künstliche Nachahmung der alten volksmäßigen Sagenpoesie (Kampfss von Haliarnassos, Antimachos von Kolophon, Chörilos von Samos), teils als Mittel der Darstellung und Verbreitung philos., besonders naturphilos. Ideen nach dem Muster des Xenophanes (philos. Lehrgebäude des Parmenides und Empedokles), teils endlich als Parodie des alten Volksepos, indem die würdevolle epische Form mit beabsichtigtem komischen Kontrast für die Behandlung niedriger und gemeiner Gegenstände verwendet wird (Hegemon von Thasos, Archestratos aus Gela auf Sicilien, Matron aus Pitane in Mysien).

Neben die Poesie tritt in dieser Periode ebenfalls die Prosa. Die Großthaten der Befreiungskämpfe gegen die Perser lieferten der Geschichtsschreibung einen bedeutenden nationalen Stoff, den Herodotos, der «Vater der Geschichte», in Verbindung mit der Geschichte und Sitten Schilderung der historisch bedeutenden Völker Asiens und der Ägypter in anziehender Darstellung behandelte, während Hellanikos von Kitrylene, Damastes von Sigeion u. a. noch auf der von den ältern Logographen betretenen Bahn genealog.-chronolog. Stammgeschichten fortgingen. Dann gab Thucydides in seiner (unvollendeten) «Geschichte des Peloponnesischen Kriegs», an welche sich Fortsetzungen von Xenophon und von Kratippos angeschlossen, das erste Muster einer mit histor. Kritik ausgeführten

polit. Geschichtschreibung. Die Geschichte Persiens wurde durch Ktesias von Knidos (der aus medischen und persischen, poetischen und offiziellen Quellen schöpfte, aber ohne die nötige Kritik und Wahrheitsliebe), die Siciliens durch Antiochos, Philistos und Athanas von Syrakus behandelt. Am Ende dieser Periode traten mehrere Historiker auf, welche, in den Schulen der Rhetoren, besonders des Isokrates gebildet, durch Anwendung der rhetorischen Kunst auf die Geschichtschreibung einen neuen histor. Stil schufen; so Theopompos von Chios, der Verfasser einer Fortsetzung des Werks des Thucydides und einer durch zahlreiche Digressionen zu bedeutendem Umfange erweiterten «Geschichte Philipps von Makedonien», und Ephoros von Kyme, dessen 30 Bücher Historien das erste Beispiel einer allgemeinen Weltgeschichte waren. Die Beredsamkeit, hervorgerufen durch das Bedürfnis überzeugender und gewinnender Rede in den Volksversammlungen und Gerichten, wurde nun zu einer nach festen Regeln geübten Kunst ausgebildet, deren erste Lehrer in Athen die Sophisten Korax und Klistias, dann die sog. Sophisten (s. d.) waren. Seit dem Peloponnesischen Kriege bis zum Untergang der Selbständigkeit Athens traten dann eine Reihe hervorragender Männer teils selbst als Redner bei polit. wie gerichtlichen Verhandlungen, teils als Lehrer der Redekunst und Verfasser von Anklage- oder Verteidigungsreden auf, unter denen folgende zehn als die bedeutendsten zu nennen sind: Antiphon, Andokides, Lykias, Isokrates, Isaios, Lysurgos, Hyperides, Demosthenes, Aischines, Deinarchos. Auf dem Gebiete der Philosophie endlich wurde durch die Schüler des Sokrates die Form des Dialogs in die Litteratur eingeführt und durch Platon zur höchsten Vollenbung gebracht, während Aristoteles, der universellste Geist des Altertums, der fast alle Zweige des menschlichen Wissens behandelte, dieselbe nur für seine populären Schriften beibehielt, sonst aber die streng wissenschaftliche, systematische Darstellungsweise, in welcher die Form gegen den Inhalt zurücktritt, wählte. Auf dem mehr praktischen Gebiete der wissenschaftlichen Thätigkeit sind Hippokrates, der Begründer einer wissenschaftlichen Arzneikunde, und Archytas von Tarent, Meton von Athen, Eudoxos von Knidos als Mathematiker und Astronomen hervorzuheben.

Die vierte Periode der griech. Litteratur, vom Tode Alexanders bis auf Augustus, kann man die alexandrinische oder hellenistische nennen; denn Alexandria, die großartige Schöpfung Alexanders, ist jetzt, dank dem wissenschaftlichen Eifer der ersten Fürsten aus dem Hause der Ptolemäer, welche in der berühmten Alexandrinischen Bibliothek einen Centralpunkt gelehrter Studien aller Art schufen, der Hauptstich aller litterarischen Bestrebungen; aber der eigentliche national-hellenische Charakter der Litteratur geht verloren, und sie nimmt statt dessen den sog. hellenistischen an, durch welchen sie freilich zu der Stellung einer Weltlitteratur sich erhoben hat. Wie nämlich in den auf den Trümmern des Perserreichs nach Alexanders Tode begründeten griech.-orient. Staaten die griech. Sprache die offizielle, wurde nun auch die griech. Litteratur ein Eigentum aller Gebildeten überhaupt, ohne Unterschied der Nationalität. Die Schriftsteller schrieben nicht mehr für ihre Stammgenossen, sondern für den weiten Kreis der Gebildeten, die der Mäcker- und Hosisprache (denn diese Stellung

nahm jetzt die griech. Sprache außerhalb Griechenlands ein) mächtig waren. Dies prägte der ganzen Litteratur von jetzt an einen gelehrten Charakter auf, der aber die Unmittelbarkeit der Produktion wesentlich beeinträchtigte. (S. Alexandrinisches Zeitalter.) Auf dem Gebiete der Poesie geht fast alle Produktion von der gelehrten Beschäftigung mit den Werken der ältern Dichter, die jetzt mehr und mehr mit philol. Methode behandelt werden, aus; so die epischen Dichtungen des Rhodiers Apollonios und des Kreters Rhianos, die Lehrgedichte des Kratos und Nikandros, die Hymnen des Kallimachos, die Elegien des Philetas, Sermesianax, Alexander von Aitolien, Kallimachos, Euphorion, Parthenios u. a., und die Tragödien und Satyrspiele der gewöhnlich unter dem Namen des Siebengefährten (Pleias) zusammengefaßten Dichter: Homer von Syganz, Sophanes, Sositheos, Philistos, Alexander von Aitolien, Euphorion (von dem noch ein äußerst gelehrtes und dunkles Gedicht «Alexandra», ein Zwitwerg zwischen Epos und Drama, in 1474 iambischen Trimetern erhalten ist) und Dionysios, neben denen als eine seltsame, aber für diese Zeit, wo überhaupt die Juden in die griech. Litteratur eintreten, charakteristische Erscheinung das eigentümliche Werk des Juden Geschiel (s. d.) Erwähnung verdient. In der Komödie weicht noch, wenigstens im Anfange dieser Periode, ein frischerer Geist in den Schöpfungen der neuern attischen Komödie. Eine Neuschöpfung war die bukolische Poesie des Theokritos und seiner Nachahmer Bion und Moschos, welche in kleinen epischen Bildern (Idyllia) das Leben der sicil. Hirten mit frischer Naturwahrheit schildert, daneben auch Scenen aus dem Volksleben der Städte zeichnet, deren dramatische Lebendigkeit trotz der epischen Form an die Mimen des Sophron erinnert. Das Entstehen einer solchen Dichtungsgattung erklärt sich leicht in einer Zeit wie die alexandrinische, die von Einfachheit und Natürlichkeit so weit entfernt war und daher auf künstlichem Wege sich in eine recht naturwüchsige Umgebung zu versetzen liebte. Hieraus erklärt sich auch das Wohlgefallen dieser Zeit an parodisierenden Dichtungen aller Art (die Silben des Timon von Ephesus, die Kinaden des Sotades und des Alexander von Aitolien, die Satiren in Prosa mit eingestreuten Versen des Menippos von Gadara), sowie an dem fein ausgearbeiteten Epigramm, das von jetzt an die beliebteste und am eifrigsten gepflegte Dichtungsgattung wird. Meleager von Gadara sammelte zuerst eine größere Anzahl solcher Blätter zu einem «Kranz». (S. Anthologie.)

Die prosaische Litteratur dieses Zeitalters trägt, wenigstens soweit sie von Alexandria und seinen gelehrten Anstalten ausgeht, den Charakter der Polymathie, einer die verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens in systematischer Gliederung umfassenden Gelehrsamkeit. Der beste Vertreter dieser Richtung ist Eratosthenes, der sich selbst den Namen eines «Philologos», aber nicht im heutigen, sondern in umfassender, encyclopädischem Sinne, beilegte, der Begründer der wissenschaftlichen Geographie, zugleich aber auch hervorragend als Sprach- und Altertumsforscher. Besonders die Philologie oder wie diese damals hieß, die Grammatik, und die Mathematik machten in Alexandria die gewaltigsten Fortschritte, jene wurde geradezu

erst als eine Disciplin, welche in der Weise der heutigen klassischen Philologie mit Kritik und Erklärung der Werke der ältern Dichter, vor allen des Homer, Sprach- und Altertumsforschung vereinigte, durch Männer wie Zenobios, Aristophanes von Byzanz, Aristarchos und dessen Gegner Krates in Pergamos geschaffen und sodann von ihren Nachfolgern mit dem größten Eifer weiter betrieben, bis Didymos am Schluß dieser und dem Beginn der folgenden Periode es unternahm, das ungeheuer angeschwollene Material in einer großen Anzahl von Werken zusammenzufassen. (S. Grammatiker.) Die Mathematik aber, die bisher meist nur als ein Zweig der Philosophie betrieben worden war, wurde durch eine ganze Anzahl von Geistern ersten Rangs (Euklides, Archimedes, Ktesibios, Heron, die Astronomen Aristarchos von Samos und Hipparchos von Nicäa, den Harmoniker Aristoxenos) rasch aus den Elementen zu bedeutender wissenschaftlicher Höhe erhoben und durch die Anwendung auf Mechanik, Astronomie, Optik, Musik zur größten praktischen Bedeutung gebracht. In der Naturgeschichte wurde durch Theophrast, der sich eng an die Arbeiten seines Meisters Aristoteles angeschlossen, in der Medicin durch Herophilus von Chalcedon und Erasistratos von der Insel Kos, die zwei ersten großen Anatomen des Altertums, beide Begründer eigener medic. Schulen, Bedeutendes geleistet. Die Philosophie fand in den geschlossenen Schulen der Akademiker und Peripatetiker, der Stoiker, Epikureer und Skeptiker eifrige und allseitige Pflege; Athen blieb auch in dieser sowie in der folgenden Periode ihr Hauptst; ebenso für die Rhetorik, d. h. die Theorie der in ihrer praktischen Bedeutung mit dem Untergang der griech. Freiheit ganz in den Hintergrund tretenden Beredsamkeit (ausgangs der vorigen und um den Beginn der alexandrinischen Periode Anaximenes von Lampisakos, sodann Demetrios von Phaleron, Theophrastos, Hermagoras aus Lemnos). Der Geschichtsschreibung lieferten zunächst die Selbstzüge Alexanders, der von zahlreichen wissenschaftlich gebildeten Männern begleitet wurde, einen reichen und vielfach ausgebeuteten Stoff, und auch in der Folgezeit wurde besonders die zeitgenössische Geschichte eifrig behandelt. Es ist nur Ein Denkmal der Geschichtsschreibung dieser Periode erhalten in dem großen, bei weitem nicht vollständig auf uns gekommenen Geschichtswerke des Polybios von Megalopolis, welches den völligen Untergang der polit. Freiheit Griechenlands und den mächtigen Aufschwung Roms in der Zeit von Anfang des zweiten Punischen Kriegs bis zum Sturz des macedon. Königthums mit staatsmännischem Geiste schildert. Außer ihm verdienen namentlich Hieronymos von Kardia, Duris von Samos und Timaios von Tauromenion, der Verfasser einer (verlorenen) Geschichte Siciliens, Erwähnung, der die Rechnung nach Olympiaden in die Geschichtsschreibung eingeführt hat, sowie der gelehrte Verfasser einer chronikartigen Geschichte Athens, Philochoros, und der litterarhistoriker Hermippos nebst dem ausgangs der Periode schreibenden Demetrios von Magnesia. Für die Chronologie ist die auf einem Steine erhaltene sog. Babilische Wurmchronik von Wichtigkeit. Endlich ist auch noch der Periegeten zu gedenken, d. h. der Verfasser von Reisebeschreibungen mit besonderer Rücksicht auf die wichtigen Denkmäler der verschiedenen Landschaften Griechenlands

(Diodor von Athen, Polemon, Heliodoros und aus der letzten Zeit der Periode Alexander Polyhistor und Pausanias).

In der fünften Periode, von Augustus bis Justinian, tritt die griech. Litteratur ganz in den Dienst des röm. Weltreichs. Rom wird der Mittelpunkt der Wissenschaft wie der Kunst, daher auch der Sammelplatz der griech. Schriftsteller, die sich mehr und mehr dem Geschmack ihrer Herren, insbesondere des dem Ton angehenden kaiserl. Hofes, fügen müssen; daneben bleibt noch Athen eine Art hohe Schule für Philosophie und Rhetorik, bis durch die Schließung seiner Schulen durch Justinian auch der letzte Schimmer des alten Glanzes der heidn.-griech. Bildung erlischt. Die Poesie war, abgesehen von dem leichten Spiel der Epigramme, in den beiden ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung fast ganz verschwunden; in der Prosa aber trat, ähnlich wie in der bildenden Kunst dieser Zeit, durch engen Anschluß an die klassischen Muster eine Art Restauration ein, durch welche die Form der Darstellung Korrektheit und eine allerdings etwas künstliche Eleganz erhielt. Den Vorrang behaupten zunächst die Geschichtsschreibung und die Rhetorik. Auf jenem Felde sind Männer thätig wie Diodoros von Sicilien, Nikolaos von Damascus, Strabon (bekannter als Verfasser eines großen, noch erhaltenen geogr. Werks), Dionysios von Halikarnassos, Flavius Josephus, Plutarch, Flavius Arrianus, Appianus, Cassius Dio, Herodian, Zosimos. Die Theorie der Beredsamkeit und des rhetorischen Stils behandeln der schon erwähnte Dionysios von Halikarnassos, Cäcilius von Kalekte in Sicilien, Apollodoros von Pergamon, Theodoros von Gadara (beide Gründer besonderer rhetorischer Schulen, die sich nach ihren Meistern Apollodoreer und Theodoreer nannten), Hermogenes von Tarsos, Apfines, Aphthonios u. a. Aus der hohen Bedeutung, welche der rhetorischen Bildung in dieser Zeit allgemein beigelegt wurde, entwickelte sich seit dem 2. Jahrh. n. Chr. die Schule der sog. (neuern) Sophisten, geistreicher Männer, welche namentlich auch als eine Art Improvisatoren in Prosa Vorträge hielten über die verschiedensten Gegenstände als Muster des guten Geschmacks und glänzender geistreicher Darstellung. So hoch aber auch in gewisser Beziehung Männer wie Aelius Aristides, Dion Chrysostomos, Maximus von Tyrus u. a. zu schätzen sind, so bedingte doch die ganze Richtung ein völliges Überwiegen der Form über den Stoff, das mehr und mehr zu bloßen geistreichen Spielereien führte. Der hervorragendste Geist in diesem ganzen Kreise ist ohne Zweifel Lucianus, der die von dem äppigen Unkraut des Aberglaubens überwucherte Religion seiner Zeit, sowie die vielfach in hohle Phrasenmacherei ausgeartete, an die Höfe und an die Tafeln der Reichen sich drängende Philosophie, die hauptsächlich durch die Schulen der Syniker, Stoiker und Epikureer vertreten wurde, mit bespödnem Spott verfolgte. An die Sophisten schlossen sich die Romanschriftsteller an, die als eine Art Ersatz für das verlungene Epos ihren Lesern zum Teil wunderbare und abenteuerliche, zum Teil idyllisch-zärtliche Geschichten darboten (Antonius Diogenes, Jamblichos, Xenophon von Ephesos, Heliodoros, Longos, Achilles Tatius, Chariton u. a., f. Grotiter). Auch die Sammler von Anekdoten (Claudius Aelianus) und von gelehrten Notizen aller Art (Athenaios,

Magnesia und Rhodus hervorgehoben werden. Zu den gelungensten Münzen der griech. Prägekunst gehören ferner die macedon. Münzen mit den Köpfen des Apollo oder des Herakles, die von vollendeter Schönheit sind, wie sie sich z. B. auf den Münzen von Amphipolis, der Chalcidice und von Philippi finden. Unter Alexander d. Gr. wurden zuerst die Götterköpfe durch das Bildnis des Königs von der Vorderseite verdrängt, und wenn auch die Münzen Alexanders, sowie die seiner frühesten Nachfolger, der Diadochen, noch schön genannt zu werden verdienen, so läßt sich dagegen unter den Seleuciden und Agiden ein trübenes Sinken der Kunst, der Technik und des Metalls verfolgen. Einen theilweise noch höhern Aufschwung als in dem Mutterlande nahm die griech. Prägekunst in den griech. Kolonien, in Unteritalien und Sicilien. Es wurden viele und große Münzen geprägt, welche sich hinsichtlich ihrer Typen durch Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit auszeichnen. Vor allem sind hier die Deladrachmen (Stücke zu 10 Drachmen) von Syrakus zu erwähnen, die als die größten und zugleich vollendetsten Münzen des Altertums zu betrachten sind. Unter den griech. (unterital.) Münzen zeichnen sich durch Schönheit der Ausführung namentlich die der Städte Neapolis, Syria, Tarent, Herakles, Metapont, Thurii, Croton, Rhegium aus. Die unter den ersten röm. Kaisern in Griechenland und besonders in Kleinasien geprägten Münzen sind von großer Schönheit und besitzen hauptsächlich einen bedeutenden Reichtum an Typen, wie z. B. an Darstellungen der Solalgottheiten und ihrer Mythen. Sie geben auch manchen Aufschluß von Kunstwerken, welche verloren gegangen sind und die nur nach diesen Münzen wieder hergestellt werden können. Im allgemeinen stehen dieselben jedoch, was Kunstwert anbelangt, tief unter den griech. Städte- oder Autonommünzen.

Vgl. Friedländer und Sallet, «Das königl. Münzkabinett zu Berlin» (2. Aufl., Berl. 1877); Werlisch, «Handbuch der griech. Numismatik mit besonderer Rücksicht auf deren Literatur» (Hannov. 1860).

Griechische Musik. Die erhaltenen Schriften des Aristoxenus, Ptolemäus, Aristides Quintilianus, Alypius, Boethius und anderer musikalischer Theoretiker berichten ausführlich über die Theorie der Musik bei den alten Griechen, dagegen ist von der praktischen Ausübung ihrer Musik nur durch wenige Fragmente von Melodien, welche zu Oden und Hymnen des Pindar, Dionysius und Mesomedes gehören, eine höchst unvollständige Kunde erhalten. Diese wenigen Fragmente jedoch, welche mit dem Charakter des Gregorianischen Kirchengesangs einige Verwandtschaft zeigen, sind wahrscheinlich als echt anzusehen. Sie zeigen stellenweise sehr melodische Wendungen, enthalten aber von einem harmonischen Kontrapunkt ebenso wenig irgend eine Spur, als eine solche in den Schriften der Theoretiker vorkommt, weshalb es, trotz der von neuern Schriftstellern mit Bestimmtheit ausgesprochenen Behauptung des Gegenteils, als gewiß anzusehen ist, daß eine Harmonik im modernen Sinne eines drei- und mehrstimmigen Tonsatzes in eben dem Grade erst eine Erfindung christl. Zeitalter gewesen ist, wie z. B. in der Dichtkunst die gereimten Versmaße, oder in der Architektur der Epikypogen. Nur muß man zwischen der modernen, wesentlich auf den beiden Dreiflängen beruhenden Harmonik und dem Zusammenflange

einfacher Intervalle, wie der Quinte oder Quarte, wohl unterscheiden. Harmonische Zweiflänge (symphona genannt) waren den Alten bekannt; doch wird ihr zweistimmiger Tonatz mehr technisch als künstlerisch, und daher eine Handwerkskenntnis der betreffenden Instrumentalisten gewesen sein, weil sonst die Theoretiker darüber schwerlich ein ganzliches Stillschweigen beobachtet hätten. Um so reichhaltiger ausgebildet war bei ihnen die Theorie der melodischen Oktavengänge (harmoniai genannt), deren sie sieben unterschieden. Denn unserer Durtonleiter, welche ihnen unter dem Namen der Lydischen Oktave, und unserer Molltonleiter, welche ihnen unter dem Namen der Hypodorischen Oktave bekannt war, stellten sie noch fünf andere zur Seite. Diese sieben Oktaven bildeten das alte sog. Heptachord oder veränderliche System, entsprechend den Unterasten unserer heutigen Klavaturen in folgender Weise: 1) Lydisch, c—c (unser Dur); 2) Phrygisch, d—d; 3) Dorisch, e—e; 4) Hypolydisch, f—f; 5) Hypophrygisch, g—g; 6) Hypodorisch, a—a (unser Moll); 7) Mixolydisch, h—h.

Diese Grundlage des ältesten griech. Tonsystems, welches bis auf Terpander (um 650 v. Chr.) und Polymnestus (um 700 v. Chr.) zurückdatirt, war zwar ebenso reich und mannigfaltig, als in sich klar und faßlich, genügte aber nicht der schnell fortschreitenden Kunst. Bei dem System der Oktavengattungen war die Oktave gleichwohl nicht wirklich, sondern nur nominell das Bestimmende. In Wirklichkeit galt in der ganzen alten Musik nur die Viertonreihe (das Tetrachord), wie denn auch die alte Lyra nur vier Saiten besaß. Als aber Pythagoras (um 540 v. Chr.) durch seine Erfindung der mathem. Tonmessung die Oktave als solche zum ersten mal in der Musiktheorie zur Geltung brachte, konnte er das alte System damit nicht sofort verdrängen, sondern mit der Zeit fand eine Ausgleichung statt, wodurch gewisse, dem strengen Tonmaß widerstrebende Intonirtheiten des alten Systems verbessert wurden. Im Grunde blieb zwischen dem alten Tetrachordsystem und der Pythagoräischen Tonleiter ein ungelöster Widerspruch bestehen, der für die gesamte griech. Musik charakteristisch ist und die alten musikalischen Schriftsteller in zwei Gruppen oder Parteien scheidet, von denen die eine mehr nach den Eindrücken der altgewohnten praktischen Musik, die andere dagegen nach den theoretischen Ergebnissen der neuern Tonmessung sich richtete. Die erstere Gruppe ist als die eigentlich griechische anzusehen, und die andere jüngere als diejenige, welche den ersten bleibenden Grund legte für die ganze spätere Entwicklung der Tonkunst.

Nach den Längenmaßen einer tönenden Saite bestimmte nämlich Pythagoras den Ton und seine Oktave als das Verhältnis von 1:2, wodurch die Oktave sofort als das Grundverhältnis der ganzen Musik feststand und nicht mehr, wie in der frühern Theorie, beliebig in zwei Tetrachorde (z. B. in c d e f und g a h c; oder in a h c d und o f g a) zerfiel. Das nächstwichtige Verhältnis war ihm das der Quinte, welche sich verhält wie 2:3, dann das der Quarte von 3:4; der Hauptton wurde als 8:9 bestimmt. Dies ergab nun eine einzige normale Grundtonleiter, das sog. unveränderliche System (systema ametabolon), auf welches sich von dieser Zeit an eine neue Theorie der Musik gründete, die auch das System der Kanoniker (vom Pythagoräischen Kanon oder Monochord) genannt wurde und

durch ihre festere wissenschaftliche Grundlage das ältere aus praktischer Routine entsprungene System, welches das heptachordische oder das System der Harmoniker (von harmonia = Tonleiter) hieß, zwar allmählich etwas aus dem Wege drängte, aber zugleich auch von der Tetrachordlehre desselben so viel aufnahm, daß dadurch die neue Theorie bedeutend verdunkelt wurde. Die in ihr enthaltene Normaltonleiter (die ottachordische) wurde nämlich in Tetrachorde (Reihen von vier Tönen) eingeteilt und würde in jetziger Darstellungsweise einer Tonreihe von folgender Gestalt ähnlich sehen: A, H c d e, e f g a, a b c d, h c d e, e f g a. Für das vornehmste Tetrachord galt hierbei das der sog. Mitteltöne (e f g a), an welche sich die Zusammenhängenden (a b c d) und die Losgetrennten (h c d e) auch oberwärts anschlossen. Zu ihnen kamen einerseits die Obertöne (e f g a), andererseits die Untertöne (H c d e), und zum Schluß der tiefste (A) als der hinzugenommene Ton (Proslambanomenos), welcher zu Platos Zeit (um 400 v. Chr.) noch nicht in das System aufgenommen gewesen sein soll. Auch diese Wertlegung auf die Töne des mittleren Tetrachords (e f g a der eingestrichenen Oktave) ist als ein Rest der Lehre der altgriech. Praktiker anzusehen, da die Theorie des Pythagoras in ihrer Konsequenz vielmehr dahin führen mußte, den Haupt- oder Grundton in der Tiefe zu suchen.

Will man sich von der praktischen Musik der Griechen eine annähernd richtige Vorstellung machen, so ist besonders im Auge zu behalten, daß dieselbe durchgehend bei feierlichen Gelegenheiten in Tempeln und in großen offenen Theatern stattfand, daß daher eine außerordentliche Kontrast erforderlich war, um vernehmlich zu werden. Hiernach mußte sich also, bei dem damaligen Mangel einer kunstvoll mehrstimmigen Musik, die Instrumentalbegleitung gestalten, die in öffentlichen Auführungen zum Solo- und Chorgesänge hinzutrat. Dieselbe begleitete, d. h. verstärkte den Gesang entweder im Einklange oder in der obern Oktave, und es liegt in der Natur der Sache, daß sie beim Sologefänge oder bei der gefangartigen Recitation eines einzelnen ebenso häufig nur die Haupttöne der Melodie markierte, wie sie beim Chorgesänge die getragenen Töne der Sängerschär rhythmisch zu beleben hatte. Für die durchgehende Enthaltensamkeit bei der Begleitung des Sängers, solange derselbe in lebhafter gefanglicher Rede begriffen war, wurde der Instrumentalkünstler aber dadurch entschädigt, daß er die buntesten Auszierungen anbringen konnte, sobald die Stimme des Sängers bei Cadenzen, Einschnitten oder Absätzen in lang ausgehaltenen Tönen zur Ruhe kam. In all diesem war die altgriech. Weise nicht abweichend von dem, was noch jetzt im Morgenlande bemerkt werden kann, nur veredelt, und mit der ganzen, wunderbar vollendeten Kunst dieses Volks in die vollkommenste Harmonie gebracht.

Mehr, als von der Musik selbst, ist uns von den musikalischen Instrumenten der Griechen erhalten. Sie gebrauchten teils Leiern oder Zithern, worunter überhaupt alle Arten von Saiteninstrumenten verstanden wurden, auch die Harfen; teils Flöten, womit gewöhnlich Blattflöten oder Klarinetten gemeint sind, obwol auch unsere Querflöte (unter dem Namen der Libyischen) bekannt, aber nicht ge-

schaft war; endlich verschiedene Arten von Blechinstrumenten, wie Trompeten und Hörner. Die Virtuosität auf den Saiteninstrumenten sowohl als den Klarinetten klang schon früh zu großer Höhe. Schon zu den Zeiten des Pythagoras wurden mit dem bloßen Spiele dieser Instrumente ohne Gesangbegleitung bei den Pythischen Spielen Preise gewonnen. Alle Saiteninstrumente waren mit Darmsaiten bespannt; auch kannte man die Gebinde an den langhalsigen Saiteninstrumenten, ähnlich wie bei unsern Saitarren; die Klarinetten waren mit Löchern und Klappen wohl versehen. Metallsaiten kommen im ganzen Altertum ebenso wenig vor als irgend eine Art von Streich- oder Bogensaiteninstrumenten. Orgelartige Instrumente mit Klaviaturen scheint es unter dem unbestimmten und vieldeutigen Namen der Magabis schon früh gegeben zu haben; doch findet sich ihre deutliche Spur zuerst in der von Archimedes (um 250 v. Chr.) konstruierten und mit einer Klaviatur versehenen Wasserorgel, welche, von Ktesibios (um 140 v. Chr.) vervollkommenet, später zum Lieblingsinstrument der röm. Kaiser wurde (Nero selbst war Erfinder in orgelartigen Instrumenten), bis sie vom 4. Jahrh. n. Chr. an durch die unterdessen zu größerer Vollkommenheit gebrachte Windorgel, die Orgel des christl. Gottesdienstes und unserer Konzertsäle, verdrängt wurde.

Die Litteratur über die griech. Musik ist sehr umfangreich. Die ältern Schriften von Aristoreus (griechisch und deutsch von Marquard, Berl. 1868), Quintilian, Boethius u. a. behandeln fast ausschließlich die Theorie. Der einzige Schriftsteller des Altertums, welcher lebhaft die Geschichte und Praxis der griech. Musik beschreibt, ist Plutarch (*Über die Musik*, griechisch und deutsch von Westphal, Lpz. 1866). Von Neuern vgl. Driberg, *Wörterbuch der griech. Musik* (Berl. 1835); Bellermin, *Die Tonleitern und Musiken der Griechen* (Berl. 1847); Fortlage, *Das musikalische System der Griechen in seiner Urgehalt* (Lpz. 1847); Westphal, *Harmonik und Melopöie der Griechen* (Lpz. 1863); den Artikel *Griech. Musik* in Ersch und Grubers *Encyclopädie* (Selt. 1, Bd. 88, Lpz. 1863); Westphal, *Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik* (Lpz. 1864). Die ausführliche ältere Geschichte der Musik von Martini, Hawkins, Burney, Forkel und die neuere von Fétis, Gevaert, Chappell enthalten ebenfalls selbständige Forschungen und ausführliche Darstellungen der griech. Musik.

Außer der eigentlichen Konkunft im engeren Sinne rechneten die Griechen zur Musik aber auch immer ausdrücklich die Rhythmik der Dichtkunst in ihren mannigfaltigen Versmaßen, deren Theorie bei den Alten eine sehr ausgebildete war. (S. Rhythmus.) Auch wurde dabei noch zuweilen, wie z. B. bei Plato in der *Republik*, unter dem Namen der Musik im figürlichen Sinne eine harmonische Geistesbildung in jeder, besonders in philos. Art verstanden, im Gegensatz zur Gymnastik als der Ausbildung in körperlicher Gewandtheit.

Griechische Mythologie nennt man die Gesamtheit der Sagen oder Geschichten, welche die alten Griechen von Göttern und Heroen, göttlichen und halbgöttlichen Wesen, erzählten, sowie die Wissenschaft davon, und insofern das, was die Griechen von ihren Göttern glaubten, im wesentlichen eben in den Mythen enthalten ist, begreift man

darunter wohl auch die Wissenschaft von der Religion der Griechen. Zwar deckt sich beides nicht vollständig. Denn die Religion äußert sich ebenso sehr in dem Kultus, der den Göttern dargebracht wird, als in den Mythen, welche von ihnen geglaubt und erzählt werden, und wenn die Mythologie in der ältesten Zeit so ziemlich mit dem religiösen Glauben zusammenfällt, so tritt auch hierin hernach eine wesentliche Aenderung ein.

Immer kann man sich bis auf einen gewissen Grad aus der Mythologie der Griechen den Glauben derselben in der frühesten Periode ihres Volkslebens rekonstruieren, wo der Volksgeist, zum begrifflichen Denken noch nicht erstarrt, die Dinge und Kräfte, von welchen die Menschen in jedem Augenblick sich beeinflusst fühlen, statt als solche als besessene mächtigere Wesen dachte, die nicht nach bestimmten Gelesen, sondern wie Menschen nach den Eingebungen ihres Charakters, ihrer Affekte, Leidenschaften, Entschlüsse handeln. Vor allem fand sich der Mensch abhängig, gefördert oder geschädigt durch Erscheinungen und Kräfte der Natur, durch das Licht der Sonne (Apollon) und des Mondes (Artemis), durch den vom Himmel (Zeus) fallenden, in jenen südlichen Ländern oft so heiß erlebten Regen, der, bald in den Regenwolken vom Winde (Hermes) herbeigeführt, bald unter Blitz und Donner im wilden majestätischen Aufruhr der Elemente vom Himmel herabstürzend, die Erde (Demeter) neu befruchtete. Und wie von Himmel und Erde, deren schredliche Tiefe im Hades personifiziert wurde, so fühlte man sich abhängig von dem nassen Element, das in lebenspendenden Quellen hervorprudelt, oder in fruchtbar machenden Strömen und Flüssen die Erde bewässert, oder endlich in erhabener, bald milder, bald furchtbarer Majestät die Küsten und Inseln umrauscht (Poseidon). Dann wieder war es die geheimnisvolle Nacht des glänzenden Feuers, das im Wlke vom Himmel herabfährt (Prometheus) oder in feuerlpeienden Bergen in unbändiger Nacht aus der Erde hervorquillt, dann aber auch den Menschen auf die vielfältigste Weise sich nützlich erweist (Hephaistos), während ebendaselbe, von den Altären der Götter oder den Feuerherden inmitten der Hohnstätten, wo es zugleich zur Bereitung der Speisen diente, aufflammend die Gaben der Menschen zu den Göttern hinaufzutragen schien (Hestia).

Und da man nun in all dem nicht notwendige, nach bestimmten Gelesen vor sich gehende Wirkungen erkannte, sondern es mit mächtigen lebendigen Persönlichkeiten zu thun zu haben glaubte, so wurden diese Wirkungen als Handlungen von Wesen aufgefaßt, die ebenso sehr Segen spenden und entziehen als Verderben schiden oder abwehren zu können schienen. Der Beschreibung der Erscheinungen der Natur und der Begründung ihrer Gelesen geht die Erzählung, der verstandesmäßigen Darlegung (dem λόγος) geht der Mythos voraus. Da wurde erzählt, daß der Himmelsgott Zeus unter Donner und Wlitz sich mit der Erdgöttin vermählte, die ihm den Gott des himmlischen und irdischen Regens und des durch dieses bedingten Wachstums, der Vegetation, speziell des Weins und Weinstocks (Dionysos) gebar. Wenn die Erdgöttin Semele, die in dieser Sage mit Zeus verbunden ist, später zur Heroine herabfank, so ist die Mutter Persephone, die insbesondere Personifikation der Saattrucht ist, Demeter, stets große Göttin geblieben, obgleich auch

sie wie andere Gestaltungen der Erdgöttin vor Hera, als der einzig rechtmäßigen Gemahlin von Zeus, hat weichen müssen. Die Erscheinung nämlich, daß Zeus so viele Geliebte hat, erklärt sich aus zwei Ursachen. Einmal vermag der Himmelsgott vermöge seiner umfassenden Natur verschiedenartige Verbindungen einzugehen, mit Erdgöttinnen wie mit Himmelsgöttinnen (Dione) oder Mondgöttinnen (wie Io und Europa); fars zweite aber ist nicht zu übersehen, daß die griech. Mythologie aus Sagen verschiedener Stämme und Völkerschaften zusammengewachsen ist. Wenn in Theben Zeus' Gemahlin, die Mutter des Dionysos, Semele hieß, so hieß in Argos des Perseus Mutter von Zeus Danae, und wieder war in Dobona mit ihm Dione verbunden, während in Sparta Leda die Dioskuren und Helena von ihm empfängt und noch in einer andern Sage auf Delos Keto ihm Apollon und Artemis gebiert.

Aber mit der fortschreitenden Herausbildung einer gemeinsamen hellen. Mythologie galt es nicht bloß, die Masse der verschiedenartigen Mythen zu einem Ganzen zu verschmelzen; gleichzeitig fand eine Umbildung statt, welche mit Notwendigkeit aus der Doppelnatur dieser Götter sich ergab. Denn wenn dieselben gleich ihrem Substrat nach Naturgewalten und Naturerscheinungen vorstellen, so sind sie nichtsdestoweniger menschenähnliche Persönlichkeiten, also theilhaftig an menschlichem Seelen- und Geistesleben. Von vornherein enthalten sie also ein seelisches, ideales Prinzip, sind in ihnen auch die ethischen, geistigen Mächte, die das Menschenleben beherrschen, verkörpert, und diese sind es, welche, je konkreter, individueller die göttlichen Persönlichkeiten werden, immer mehr die Natur derselben erfüllen, ihr wahres Wesen ausmachen. Nun ward vor allem aus dem Gott des allumspannenden, bald in milder Klarheit leuchtenden, bald in furchtbarer Majestät unter Donner und Wlitz erscheinenden Himmels der ebenso milde als erhabene höchste König und Vater der Götter und der Menschen, der als solcher das Recht beschäkt, daß Unrecht straft, dem eine rechtmäßige Gemahlin in Hera zur Seite steht, der Beschüherin der rechtmäßigen Ehen und Ehefrauen, und aus Athena, die im Gewittersturm aus seinem Haupte entpringen ist, eine Tochter, welche alles lichte, klare Denken, Wollen und Schaffen freudig fördert; da ward aus dem alles erleuchtenden Gotte des Lichts Apollon ein alles sehender Beschüher und Verleiher der Reinheit der Seele wie des Leibes, und heller, hoher Einsicht und Weisheit, und damit auch der Kunst des Dichters und Sehers wie des Arztes, ward aus dem Dionysos, dem Gott des äppigen Wachstums, der Vegetation und vor allem des Weins, ein Gott, der ebenfalls seine Verehrer mit Begeisterung erfüllt, nur eben nicht mit der klaren, bewussten, lichten, apollinischen, sondern mit einem mehr leidenschaftlich erregten Entusiasmus, ward aus der Erdgöttin Demeter eine Lehrerin und Beschüherin des Ackerbaues und der an den Ackerbau geknüpften Kultur und festen Ordnungen des sozialen und bürgerlichen Lebens, ward aus dem fruchtbaren Regenspendenden Windgott Hermes der windschnelle Bote der Götter und ein Beschüher und Förderer jedweden menschlichen Verkehrs und Handels und gewandter, gewinnender Rede, ward Hephaistos der Beschüher der mit dem Feuer arbeitenden Gewerbe und Künste, wurde Hestia die Göttin, welche den

Verband der um das heilige Herdfeuer wohnenden Familien und der gleich den einzelnen Häusern ein gemeinsames heiliges Herd- und Opferfeuer unterhaltenden Städte und Staaten heiligte und festigte, ward Poseidon ein Beschützer der Schifffahrt. Da wurden aus Nymphen der rauschenden Quellen in den Mäusen die sangfrohen Lehrerinnen aller Künste, wurden die Chariten, die Göttinnen der in wunderbarem Reize blühenden Natur, die Spennerinnen holder Anmut u. s. w. Und während so die alten Naturgötter mehr und mehr Vertreter ethisch-religiöser Ideen wurden, traten an ihre Seite auch Gottheiten, die von Haus aus Personifikationen ethischer Ideen sind, wie Themis, Dike, Nike, Eirene, und blasser und abstrakter Aidōs Scham, Eleos das Erbarmen u. dgl.

Bei all diesen Gottheiten macht sich nun aber ganz besonders das einzige poetische und künstlerische Genie der Griechen geltend. Während bei andern Völkern die Gestalten der Götter wie die Sagen von ihnen mehr oder weniger blasser Schattenbilder bleiben, gelangen sie bei den Griechen, zuerst durch die Dichter, zur vollendeten, ebenso individuellen als idealförmigen Gestaltung. In diesem Sinne ist es wahr, daß Homer und Hesiod den Griechen ihre Göttersage gebildet hätten. Und nachdem die Dichter vorausgegangen waren, stellte hernach die bildende Kunst diese Idealgestalten in Statuen aus Marmor, Erz, Eisenbein und Gold, wie in Gemälden und andern Kunstwerken lebhaftig dar. Diese schöpferische Gestaltungskraft der Griechen erwies sich dann endlich auch besonders mächtig gegenüber noch andern Gliedern ihrer Götterwelt; wenn nämlich die Griechen einige Grundanschauungen und Elemente von Göttern und Sagen aus der gemeinsamen Urheimat des indogerman. Völkerstammes mitbrachten, vor allem den Himmelsgott Zeus, und Sagen von den Kämpfen lichter Götter mit bösen Dämonen der Finsternis im Gewittersturm, vom Raub und der Wiederbefreiung der als Kinderherden angeschauten Sonnenstrahlen oder lichten Wolken; wenn sie andere mit den nächstverwandten Völkern gemein hatten, speziell den Italiern, wie namentlich Hestia-Vesta; wenn sie dann aber vor allem selbst in zahllose Stämme und Völkerschaften gegliedert, wie sie waren, eine unendliche Fülle von göttlichen und halb-göttlichen Wesen und Sagen von diesen hervorgebracht und in immer neuen Wendungen fort- und umgebildet hatten, so hatten sie sich damit doch noch nicht begnügt, sondern auch noch fremdländischen Göttern, Mythen und religiösen Ideen und Kulte Aufnahme in ihren Olymp gewährt, aber eben auch diese dann sich vollkommen angeeignet und ihnen hellenische schöne plastische Form und Gestaltung verliehen. Vor allem gilt dies von der Göttin der Schönheit und Liebe selbst, von Aphrodite, die aus der orient. großen Naturgöttin, der Personifikation der Fruchtbarkeit der Natur, in die schönste Göttin des Olymps umgebildet worden ist, während der wilde Kriegsgott Ares, der ihr bald als Buhle, bald als Gemahl gefeiert wird, von den Thrakern entlehnt wurde.

Freilich war auch diese poetische und künstlerische Gestaltung der Mythologie nicht bloß Fortschritt. Indem die Götter und ihre Mythen Gegenstand der poetischen und künstlerischen Phantasie wurden, trat die Gefahr ein, daß mit der Zeit der religiöse Charakter der Mythologie vom ästhetischen über-

wuchert und erdrückt werde. Und dies ist denn auch geschehen. Wenn der älteste Mythos einfach von der Befruchtung der Erdgöttin Semele durch den Himmelsgott im Gewittersturm erzählt hatte, so ward später, nachdem Hera als die einzig rechtmäßige Gemahlin des Zeus anerkannt, Semele aber zur Heroine, zur menschlichen Königstochter, zur sterblichen Geliebten des Gottes herabgesunken war, gefabelt, die menschliche Jungfrau habe die Umarmung des Gottes in seiner göttlichen Gestalt nicht ertragen, ja es ward hinzugebichtet, Hera habe aus Eifersucht sie veranlaßt, von Zeus sich die Erfüllung einer Bitte zuschwören zu lassen, und dann die sie notwendig verderbende Bitte an ihn zu richten, er möge ihr in seiner göttlichen Herrlichkeit nahen. Man sieht, wie zugleich der Geist einer moralisch sinkenden Zeit in die Mythen eingebracht ist, man sieht aber auch endlich, wie mit den religiösen Mythen histor. Sagen sich verflochten haben: Semele hieß die Tochter des Radmos, der aus Phönizien nach Theben eingewandert sein sollte. Denn auch die histor. Erinnerungen der Völker finden in den frühesten Zeiten einen sagenhaften Ausdruck und verwachsen so mit den religiösen Mythen, in deren Umbildungen sich zum Teil selbst auch die Geschichte der Stämme reflektiert, insofern Sagen von Streitigkeiten und Kämpfen oder auch von Wanderungen von Göttern oftmals nur die Reflexe der Geschichte der sie verehrenden Stämme und Völkerschaften sind.

Über die Aufnahme der griech. Götter bei den Römern unter dem eigenen, mehr oder weniger latinisierten Namen oder unter dem einheimischen Götter teils in den offiziellen Kultus, teils in die Litteratur und das Bewußtsein immer weiterer Kreise s. Römische Religion. Die wichtigsten solcher Namen der sog. griechisch-römischen Mythologie, in welcher vielen die röm. Namen immer noch geläufiger sind als die griechischen, sind folgende: Zeus (Jupiter), Hera (Juno), Athene (Minerva), Demeter (Ceres), Veto (Latona), Apollon (Apollo), Artemis (Diana), Hephästos (Vulcanus), Poseidon (Neptunus), Hades oder Pluton (Pluto), Hermes (Mercurius), Dionysos oder Bacchos (Bacchus), Ares (Mars), Aphrodite (Venus), Eros (Amor), Chariten (Gratien), Persephone (Proserpina), Hestia (Vesta), Asklepios (Aesculapius), Herakles (Hercules).

Die Quellen der griech. Mythologie sind die Schrift- und Kunstwerke der Alten in dem Umfang, daß kaum ein Schriftsteller und nur eine kleine Minderzahl von Kunstwerken davon auszunehmen sind. Von den litterarischen Quellen sind am wichtigsten die Dichter, voran Homer und Hesiod, dann die Logographen, ferner die Mythographen, welche schon im Altertum Mythensammlungen verfaßten, von denen freilich neben Resten aus den ältern namentlich nur zwei spätere: Apollodor in griech. und Hygin in lat. Sprache, uns vollständig erhalten sind, endlich Geographen und Periegeten. Von den Kunstwerken sind für die Mythologie neben den erhaltenen Statuen und Reliefs (vgl. die Tafeln: Bildnerei II, III, IV in Bd. III, S. 49) namentlich die Vasenbilder eine reich fließende Quelle. Der Wissenschaft der Mythologie ist nach der gewöhnlichen Auffassung eine doppelte Aufgabe gestellt: die Sammlung und die Deutung der Mythen. Daher gibt es auch Werke, welche sich mehr die eine oder die andere Aufgabe stellen, während die meisten beides gleichzeitig unternehmen.

Schon im Altertum und ebenso seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften haben die Rätsel der Mythologie (s. d.) immer neue Forscher zu Deutungsversuchen gereizt. Hier sollen nur die Werke verzeichnet werden, welche in neuerer Zeit die Kenntnis der griech. Mythologie wesentlich gefördert haben, freilich größtenteils von einseitigen Standpunkten aus. Doch verbreitet sich unter den neuern Forschern auf dem Boden der griech. Mythologie immer mehr die Erkenntnis, daß ein so unendlich reicher und mannigfaltiger Komplex wie die griech. Mythologie, der von den frühesten bis in späte Zeiten in stetiger Aus- und Umbildung begriffen war, nur durch eine möglichst unbefangene und allseitige streng geschichtliche Betrachtungsweise wird erkannt werden können. Eine wahrhafte Geschichte der einzelnen Mythen und der Mythologie im ganzen wird allein auch die sog. Deutung der Mythen geben können.

Immer noch die vollständigste Sammlung des literarischen Materials der griech. Mythologie findet sich in Jacobis »Mytholog. Wörterbuch« (Lpz. 1847), und ebenso ist für die monumentalen Quellen (Kunstmythologie) immer noch Millins »Galerie mythologique« (deutsch von Töllen, 3. Aufl., Berl. 1848) unentbehrlich, da die »Denkmäler alter Kunst« (von D. Müller, 2. Aufl., und Fortsetzung von Wieseler, bis jetzt 2 Bde., Gött. 1846 fg.) noch nicht vollendet und das kolossal angelegte Werk von Overbeck über »Griech. Kunstmythologie« (mit Bb. 2 u. 3, und Atlas, Fg. 1—4, Lpz. 1871—78) erst begonnen ist. Außerdem sind als die wichtigsten Werke auf dem Gebiete der mytholog. Forschung hervorzuheben: Creuzer, »Symbolik und Mythologie der alten Völker« (3. Aufl., 4 Bde., Lpz. und Darmst. 1836—43); J. H. Voh, »Antisymbolik« (2 Bde., Stuttg. 1824—26); Lobed, »Aglaophamus« (2 Bde., Königsb. 1829); D. Müller, »Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie« (Gött. 1826); Buttmann, »Mythologus« (2 Bde., Berl. 1828 fg.); Preller, »Griech. Mythologie« (2 Bde., Berl. 1854; 3. Aufl. von Flew, 1872—75); Gerhardt, »Griech. Mythologie« (2 Bde., Berl. 1854—55); Welter, »Griech. Götterlehre« (3 Bde., Gött. 1857—62); Petersen in der »Encyclopädie« von Ersch und Gruber (Selt. 1, Bb. 82, Lpz. 1864). Vgl. noch Breuner, »Festivals, Festa, ein Eklus religionsgeschichtlicher Forschungen« (Tab. 1864); Lehrs, »Populäre Aufsätze aus dem Altertum« (2. Aufl., Lpz. 1875); Roscher, »Studien zur vergleichenden Mythologie der Griechen und Römer« (Bb. 1 u. 2, Lpz. 1873, 1875); Burzian, »Über den religiösen Charakter des griech. Mythos« (Münch. 1875). Die Schriften über einzelne Gottheiten s. in den einzelnen Artikeln. Im Druck befindlich ist ein »Handlexikon der griech. und röm. Mythologie«, das von Roscher in Verbindung mit mehreren andern Gelehrten hergestellt wird.

Griechische Philosophie (Hellenische Philosophie). Das hohe Interesse, welches die Entwicklung des philos. Denkens der Griechen noch gegenwärtig erregt, beruht nicht nur darauf, daß in derselben der Anfang der menschlichen Wissenschaft als einer gesonderten Kulturthätigkeit überhaupt zu sehen ist, sondern hauptsächlich auch darauf, daß die griech. Philosophie, auf dem Boden eines in sich geschlossenen Volkslebens erwachend, die Grundrichtungen alles philos. Denkens mit durchsichtiger Klarheit und Einfachheit ausgeprägt und in stetiger Fortbildung entwickelt hat. Zwar

ist es nicht zu verkennen, daß die griech. Philosophie einen beträchtlichen Teil ihres Kenntnistoffs und auch ihrer erklärenden Begriffe aus den Anschauungen der eigenen Religion und der orient. Völker übernommen hat, aber trotzdem besteht ihre volle Ursprünglichkeit und Selbständigkeit gerade darin, daß sie dieses Material zum ersten mal in rein wissenschaftlicher Weise verarbeitet, sich von demselben zu einer prinzipiellen Auffassung der wissenschaftlichen Methoden erhoben und auf diese Weise die Wissenschaft aus den übrigen Geistesthätigkeiten zu einem eigenen Organ der menschlichen Vernunft herausgebildet hat. Die Anfänge der griech. Philosophie lagen in der Peripherie des griech. Kulturlebens, da, wo in den sog. Kolonien die Eigentümlichkeiten des griech. Geistes sich in lebhafterer Betätigung entfaltet hatten und im friedlichen wie feindlichen Kontakt mit andern Völkern zu eigener Lebendigkeit erstarkt waren. Hier traten nach der Periode der moralisierenden Reflexion, welche als das Zeitalter der Sieben Weisen (s. d.) bekannt ist, auf der östl. Seite etwa seit 600 v. Chr. die ion. Naturphilosophen auf, welche aus der Betrachtung der Thatsache, daß alle Dinge in der Natur veränderlich sind und ineinander übergehen können, die Frage nach dem einen Weltstoff, welcher allen Dingen zu Grunde liege, aufwarfen. Sie beantworteten dieselbe teilweise unter Anschluß an alte mythisch-kosmogonische Auffassungen dahin, daß sie einen der bekannten Stoffe für den ursprünglichen erklärten, wie Thales das Wasser, Anaximenes die Luft, andere die feuchten nebeligen Zwischenzustände. Den bedeutendsten Fortschritt aber machte unter ihnen Anaximander, indem er die mythische Vorstellung des Chaos zu dem Begriffe der unendlichen und qualitativ unbestimmten Materie verklärte. Bald darauf gab auf der westl. Seite in den Städten Großgriechenlands Pythagoras einen weiteren Anstoß zu wissenschaftlicher Arbeit; er legte nicht nur im Zusammenhang mit der sittlich-religiösen Reformation, welche er anstrebte, den ersten Grund für eine wissenschaftliche Behandlung des monotheistischen Gottesbegriffs, sondern beförderte auch in der von ihm gestifteten Schule hauptsächlich die mathem. Studien, welche später einen so außerordentlich fruchtbaren Einfluß auf die griech. Philosophie und alle weitere Wissenschaft ausübten sollten. Nach ihm trat auf demselben Boden Xenophanes mit der Veründigung einer reinen Gotteslehre im ausgesprochenen Gegensatz gegen die polytheistische Volksreligion hervor.

War so allmählich das Problem erwachsen, wie der Zusammenhang zwischen der unveränderlichen Welteinheit und der veränderlichen Vielheit der Einzel Dinge zu denken sei, so standen nun bei dem Versuche, dasselbe zu lösen, in Heraklit und in der eleatischen Schule die beiden Gegensätze des metaphysischen Standpunktes auf, welche von da an für alle Zeiten typisch geblieben sind. Der eine, Heraklit, lehrte, daß das einheitliche Weltwesen, welches er durch das Feuer repräsentiert dachte, in einer ewigen und rastlosen Bewegung bestehe, welche sich nach innerem Geseze und unveränderlicher Notwendigkeit stets in Gegensätzen entwickele. Dem gegenüber that Parmenides, der Gründer der eleatischen Philosophie, dar, daß das Seiende seinem Begriffe nach nur als einheitlich, einzig, unveränderlich, ungeworden und unvergänglich gedacht werden könne und daß deshalb alle Vielheit und

Veränderung als trügerischer Schein angesehen werden müsse; den letztern Teil dieser Lehre suchte Zeno durch Aufzeigung der in der gewöhnlichen Weltanschauung enthaltenen Widersprüche zu erhärten, während Melissus den Eleatismus an die materialistischen Theorien der Ionier annäherte. Die Aufgabe der folgenden Denker bestand darin, die heraklitische und die eleatische Lehre in der Weise zu versöhnen, daß man unter Annahme von mehreren Seienden, von denen jedes dem parmenideischen Begriffe der Einheit und Unveränderlichkeit entsprechen sollte, die Vielheit der Dinge aus der wechselnden Vereinigung und Trennung dieser Elemente begreifen wollte. Indem man aber dann nach dem Grunde dieser Bewegung des Seienden forschte, bildete sich der Gegensatz eines bewegten und an sich unveränderlichen Stoffs und einer denselben bewegenden Kraft aus, welchen die griech. Philosophie nicht zu überwinden vermocht hat. So stellte zuerst Empedokles seine Lehre von den vier Elementen: Feuer, Luft, Wasser und Erde, auf, deren abwechselnde Mischung und Entmischung er in mythischer Weise auf die Grundkräfte der Liebe und des Hasses zurückführte; so nahm Anaxagoras eine unendliche Menge qualitativ verschiedener Grundstoffe an, deren zweckmäßige Verbindungen ihm nur dadurch erklärbar erschienen, daß man den ersten Anfang ihrer Bewegung aus einem feinsten und beweglichsten, dabei aber intelligenten Stoffe, der Vernunft, herleitete; so lehrten die Atomistiker Leukippos und Demokritos eine unendliche Menge von Atomen, welche, qualitativ gleich, sich nur durch Größe, Gestalt und Lage unterscheiden sollten und bei denen die Verschiedenartigkeit der Bewegung aus ihrer verschiedenen Schwere, welche als eine Junktion der Größe aufzufassen sei, hervorgehen sollte. In anderer Richtung versuchten die Pythagoräer die bewegliche Vielheit der Dinge aus der Einheit des Urwesens nach dem Schema abzuleiten, welches sie in der Zahlenlehre durch die Verwandlung der Eins in das Zahlensystem zu besitzen glaubten, und symbolisierten danach die Grundformen des Naturgeschehens wie des geistigen Lebens durch die verschiedenen Zahlenverhältnisse. Endlich machten sich, als die Energie dieser kosmologischen Spekulation erlosch, zahlreiche Vermittelungsversuche zwischen diesen verschiedenen Lehren geltend, von denen derjenige des Diogenes von Apollonia der bedeutendste war.

In der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr. jedoch nahm im Zusammenhange mit andern Erscheinungen der griech. Volksentwicklung auch das wissenschaftliche Denken der Griechen mehr und mehr den Charakter der Selbstbesinnung auf das Wesen und die Aufgaben des Menschen an, und diese zweite Periode der griech. Philosophie, diejenige der anthropol. Richtung, fand zunächst ihre Vertreter in den Sophisten. Das in dem raschen Aufschwunge des griech. Lebens nach den Perserkriegen steigende Bedürfnis nach wissenschaftlicher Bildung ließ an die Stelle einsamer Denker öffentliche Lehrer der Wissenschaft treten, und das Gewicht, welches bei den staatlichen Verhältnissen der Griechen auf die freie Rede fiel, brachte es mit sich, daß diese Lehrer ihre Thätigkeit hauptsächlich auf den Unterricht in der Beredsamkeit richteten. Dadurch aber wurden die Untersuchungen dieser Männer wesentlich auf die subjektiven Verhältnisse der menschlichen Überzeugungen hingeführt, und je mehr

sie der Begründung der verschiedenartigsten Ansichten nachgehen mußten, um so begreiflicher ist es, daß sie schließlich zu der Lehre kamen, es wohne allen menschlichen Gedanken nur relative Wahrheit inne, und daß die Aufklärung, welche sie dem Volke brachten, zugleich eine Zersetzung aller theoretischen wie aller sittlichen Überzeugungen wurde. Es hing mit den allgemeinen Verhältnissen Griechenlands zusammen, daß um die gleiche Zeit auch die Philosophie aus den Kolonien in das Centrum des griech. Lebens, nach Athen, wanderte, und hier trat denn auch den Sophisten der herrlichste Gegner in Sokrates entgegen. Dieser beschränkte sich zwar auch auf die Untersuchung der menschlichen Vernunftthätigkeit, allein indem er das Allgemeingültige aufsuchte, stellte er einerseits eine methodische Bearbeitung der Begriffe als die wesentliche Aufgabe der Wissenschaft auf, und indem er andererseits diese Methode in seinen Gesprächen auf die sittlichen Fragen anwendete, wurde er der Schöpfer einer Weltanschauung, welche in dem sittlichen Ideal den Mittelpunkt aller Erkenntnis suchte. Die von ihm ausgestreuten Keime entwickelten sich in der großen Anzahl seiner Schüler auf die mannigfachste Weise, zunächst so, daß die in dem Grundgedanken des Sokrates vereinigten Begriffe von Tugend und Glückseligkeit von den beiden Schulen der Eyniker und der Cyrenaiker (s. b.) in entgegengesetzte Beziehungen gebracht wurden.

Auf Grundlage der Sokratischen Begriffsmethode aber erhob sich die griech. Philosophie unter glücklicher Verknüpfung der Gesichtspunkte der beiden vorübergehenden Perioden zu ihrer höchsten Vollendung dadurch, daß sie durch die Erkenntnis des vernünftigen Wesens des Menschen hindurch zur Erkenntnis der Welt zurückzufahren suchte. Nach den vorbereitenden Untersuchungen der megarischen Schule, welche zuerst auf die Verwandtschaft der unveränderlichen Allgemeinbegriffe des Sokrates mit der Seinslehre der Eleaten aufmerksam geworden zu sein scheint, eroberte Plato (s. b.) diese höchste Position des griech. Denkens mit einem Schlage, indem er für die beiden verschiedenen Erkenntnisweisen: die wechselnde Meinung, auf welche die Sophisten das menschliche Wissen hatten beschränken wollen, und die allgemeinen Begriffe, welche Sokrates gesucht hatte, zwei verschiedene Welten statuierte, welche sich in ähnlicher Weise zueinander verhalten sollten, wie jene beiden Denkarten: die Welt der Sinne, der Gegenstand der Erfahrung, ebenso wechselnd, ebenso wandelbar, wie diese, sollte gänzlich dem heraklitischen Prinzip des ewigen Werdens unterworfen sein; auf der andern Seite die Welt der Ideen, der Gegenstand der sich auf sich selbst bestimmenden Vernunft, sollte wandellos und unvergänglich bestehen als ein Reich ewiger Schönheit, Wahrheit und Güte, eine inhaltsvolle Vertiefung und Ausfüllung des leeren Seinsbegriffs der Eleaten, und von dieser höhern Welt sollten die Erscheinungen nur einen schwachen Teil haben oder eine unvollkommene Nachahmung sein. Waren so in dem platonischen System alle Fäden des frühern Denkens zusammengelaufen, so war der Dualismus, welcher das schließliche Resultat desselben bildete, und die scharfe Entgegensetzung der geistigen und der materiellen Welt ein dem Griechentum so innerlich fremder Gedanke, daß der große Schüler Platos, Aristoteles, denselben in prinzipieller und umfassender Weise zu überwinden

befreht war. Allein obwohl Aristoteles (s. d.) durch seine Lehre vom Verhältnis des Allgemeinen zum Besondern die Ideenwelt als das innerste Wesen der Erscheinungen darzuthun suchte, deren bewegende Kraft sie ebenso bildete wie ihren letzten richtenden Zweck, und obwohl er die Starrheit der platonischen Begriffe durch ihre schmiegsame Einfügung in die Durcharbeitung der gesamten Erfahrung der natürlichen ebenso wie der sittlichen Welt flüssig machte, so blieb doch nicht nur in seiner Theologie, welche die Gottheit als das reine Denken darstellte, sondern auch in seiner Ethik, in der die bloße Betrachtung und das wissenschaftliche Leben als das höchste Ziel des Menschen erschien, ein Rest von reiner Geistigkeit übrig, welcher die griech. Philosophie in diesem ihrem abschließenden System als ein Produkt charakterisierte, das, auf dem Boden der griech. Kultur erwachsen, dieselbe von innen heraus sprengte.

Nach dem Tode des Aristoteles änderte sich nicht nur die äußere Stellung der griech. Philosophie, indem dieselbe von nun an schulmäßig fortgepflanzt und behandelt wurde, sondern auch ihr innerer Charakter, welcher infolge der Erloshung der spekulativen Energie und der Verselbständigung der Erfahrungswissenschaften mehr und mehr in denjenigen einer Auffuchung des sittlichen Lebensideals überging. So behandelten die Stoiker und die Epikureer ihre sensualistische Fortführung der logischen Untersuchungen sowie ihre Erneuerung teils der heraklitischen, teils der demokritischen Naturauffassung wesentlich nur als Vorbereitung für ihre ethischen Untersuchungen; in diesen veredelten die Stoiker den Naturalismus der cynischen Ethik zu dem Ideal erster Charakterbildung, während der unmittelbare Lebensgenuss der cyrenaischen Schule von den Epikureern zu einer wohlüberlegten Lebenskunst des reinsten Egoismus ausgebildet wurde; beide Richtungen aber entfremdeten ihre Anhänger dem nationalen Staatsleben, die eine durch Aufstellung eines kosmopolitischen Gesellschaftsideals, dessen äußere Form im röm. Weltreiche realisiert war und dessen tiefter Gehalt im Christentum seine Vollendung fand; die andere durch den völligen Rückzug aus dem öffentlichen Leben, in dessen allgemeinem Niedergang der Einzelne nur noch so viel als möglich von persönlichem Behagen retten zu können schien. Neben diesen beiden Schulen wirkten die von Plato und Aristoteles gestifteten fort; die letztere, die Peripatetische, bildete in ihrem Schulhaupt Straton die naturalistischen und pantheistischen Elemente der Lehre des Aristoteles energischer aus, lehrte jedoch später mit wesentlich kommentierender Thätigkeit zu dem ursprünglichen System zurück. Die Platonische Akademie machte mehrere Phasen der Entwicklung durch, von denen die wichtigste die durch Arkelaos und Karneades vertretene skeptische Periode war. Schon früh nämlich war neben den dogmatischen Systemen der Zweifel an der Möglichkeit abschließender Erkenntnis hauptsächlich durch Pyrrho und seine Anhänger verfolgt worden; jetzt erweiterte die Akademie diese skeptischen Betrachtungen und gab denselben verhältnismäßig große Verbreitung. Später knüpfte der Skeptizismus in Eusebios wieder an die ursprünglichen Lehren des Pyrrho an. Am meisten jedoch, zumal seit der Verbreitung der griech. Bildung in dem röm. Weltreiche, griff die eklektische und synkretistische Richtung um sich, welche jedoch sich nicht auf die Verschmel-

zung philos. Lehren beschränkte, sondern auch mit den religiösen Vorstellungen in ähnlicher Weise zu verfahren begann. In dieser Beziehung nahm der Platonismus in wachsender Ausdehnung religiöse Bedeutung an und verband sich in besonders wichtiger Weise durch Philo mit jüdischen und später mit andern religiösen Theorien.

Als dann überhaupt das religiöse Bedürfnis in den Vordergrund des Interesses trat, erhob sich die griech. Philosophie noch einmal wesentlich in Reaktionen gegen das siegreiche Christentum zu eigenständiger Neugestaltung. Der Neupythagorismus war in phantastischen Schwärmern, wie Apollonius von Tyana, vorangegangen; die neuplatonische Schule suchte durch eine mehr oder minder vollständige Vereinigung platonischer und aristotelischer, teilweise auch stoischer Lehren eine eklektische Erkenntnis der Gottheit zu gewinnen und die gesamte geistige und materielle Welt als ein Stufenreich von Ausstrahlungen (Emanationen) aus dem Urquell zu begreifen, in welchen sie zurückkehren müsse, um ihre Erlösung zu finden. Auf Grund dieser Lehre machte Iamblichus einen mystisch symbolisierenden Versuch zur Wiederherstellung des polytheistischen Volksglaubens, und entwarf endlich Proklos ein scholastisches System aller auf diese Weise verschmolzenen Lehren. Doch verflümmerte diese ganze Gedankenwelt gegenüber der lebendigen Entwicklung des Christentums schon in sich selbst so sehr, daß es kaum noch des Schlusses der athe-nienischen Schule (529 n. Chr.) bedurfte, um das Lebensende der griech. Philosophie zu konstatieren. Vgl. Brandis, „Handbuch der Geschichte der griech.-röm. Philosophie“ (3 Ate., Berl. 1834—60); derselbe, „Geschichte der Entwicklungen der griech. Philosophie“ (2 Ate., Berl. 1862 u. 1864); Zeller, „Die Philosophie der Griechen“ (3 Ate., 3., resp. 4. Aufl., Lpz. 1852—77); Schwegler, „Geschichte der griech. Philosophie“ (Tüb. 1859; 3. Aufl., besorgt von Köstlin, 1883); Strümpell, „Die Geschichte der griech. Philosophie“ (2 Ate., Lpz. 1854 u. 1861). (S. Philosophie.)

Griechische Plastik, s. unter Bildnerei, Bb. III, S. 48 fg., und Griechische Kunst.

Griechische Schrift. Nach der Sage soll Kadmos der Phönizier die Buchstabenchrift nach Griechenland gebracht haben, wahrscheinlich lernten die Griechen von den Phöniziern Zeichen zur Darstellung der Sprache und zu Inschriften zu verwenden, aber die Zeichen der griech. Schrift sind nicht einfach von den Phöniziern entlehnt, es sind den nordischen Runen ähnliche Zeichen, welche, wie diese, früher als Zauberzeichen dienten. So erklärt es sich, daß einzelne Zeichen in verschiedenen Städten verschiedene Bedeutungen hatten, 4 oder 2 ist bald i, bald s, M bald m, bald s, O bald th, bald o, B bald b, bald e, A bald g, bald l u. s. w. Auch die Zeichen selbst variieren bedeutend. Allmählich gelangte die ion. Schrift, wahrscheinlich mit den homerischen Gesängen, zur Alleinherrschaft und wurde zu Athen im zweiten Jahre der 94. Olympiade angenommen. Von den Phöniziern übertrug auch die Verwendung der Zeichen als Zahlzeichen herrühren, denn die Griechen besaßen, wie die Römer, früher eigene Zahlzeichen, nämlich I, II, III, 3, lill 4, Π (pente) 5, welche Ziffer mit I—IIII zur Bildung von 6—9 diente, A (deka) 10, 𐀀 50, H (hekaton) 100, X (chillioi) 1000, M (myrioi) 10000. Das altgriech. Alphabet (nach

den ersten beiden Namen Alpha Beta genannt) bestand aus 27 Zeichen:

| | | | | | | | | | | | |
|-----|-----|-----|-----|-----|----|-----|-----|-----|-----|----|----|
| A | B | Γ | Δ | E | F | Ζ | Η | Θ | Ι | Κ | Λ |
| α | β | γ | δ | ε | ϛ | ζ | η | θ | ι | κ | λ |
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 20 | 30 |
| M | N | Ξ | Ο | Π | Ρ | Σ | Τ | Υ | | | |
| μ | ν | ξ | ο | π | ρ | σ | τ | υ | | | |
| 40 | 50 | 60 | 70 | 80 | 90 | 100 | 200 | 300 | 400 | | |
| Φ | Χ | Ψ | Ω | Ϡ | | | | | | | |
| φ | χ | ψ | ω | ϡ | | | | | | | |
| 500 | 600 | 700 | 800 | 900 | | | | | | | |

1000, worauf 1000 wieder mit A begann.

Die Buchstaben dieser Schrift haben sich mit wenig Änderungen als Kapitallettern bis jetzt erhalten, nur die Lautzeichen ν , η und σ entfielen, blieben aber als Zahlzeichen im Gebrauch. Bis zu Anfang unserer Zeitrechnung wurden ausschließlich die Kapitallettern gebraucht, auch später, als schon andere schreibschlichtere Formen aufgetreten waren, wurden sie noch verwendet, wie die 1494 zu Florenz gedruckte Anthologie beweist, deren Schrift, durchweg mit Kapitallettern, die Nachbildung einer Handschrift war. Mit dem 3. Jahrh. entwickelte sich die Uncialschrift, als deren lebendiges Zeugnis sich die koptische Schrift der christlichen Ägypter erhalten hat; ihre Zeichen sind:

| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Α | Β | Γ | Δ | Ε | Ζ | Η | Θ | Ι | Κ | Λ | Μ | Ν |
| α | β | γ | δ | ε | ζ | η | θ | ι | κ | λ | μ | ν |
| Ξ | Ο | Π | Ρ | Σ | Τ | Υ | Φ | Χ | Ψ | Ω | | |
| ξ | ο | π | ρ | σ | τ | υ | φ | χ | ψ | ω | | |

Bei dieser Schrift begannen die einzelnen Zeichen die Gleichmäßigkeit der Linie zu überschreiten, sie wurden entweder nach oben oder nach unten verlängert. Neben der Uncial entwickelte sich eine Kursive, welche schon in ägypt. Papyrusurkunden vorkommt, und aus dieser die Minuskel, welche vom 9. Jahrh. ab auch zu Büchern verwendet wurde und sich in den gemeinen Buchstaben der griech. Druckschrift erhalten hat; analog dem Gebrauch in der röm. Schrift entwickelte sich die Verwendung der Kapitalbuchstaben neben den gemeinen Minuskelbuchstaben. Die Minuskel-schrift erhielt von Anfang an viele Varianten, welche von den Buchdruckern anfangs genau nachgeahmt wurden; erst im 18. Jahrh. wurden dieselben aufgegeben und die Buchstaben einzeln geschrieben. Das jetzige Alphabet der Druckschrift ist folgendes:

| Name | Zeichen | Wert | Zeich. | Name | Zeichen | Wert | Zeich. |
|---------|---------|------|--------|---------|---------|------|--------|
| Alpha | Α α | 1 | Ν ν | Ny | ν | 50 | |
| Beta | Β β | 2 | Ξ ξ | Xi | ξ | 60 | |
| Gamma | Γ γ | 3 | Ο ο | Omkron | ο | 70 | |
| Delta | Δ δ | 4 | Π π | Pi | π | 80 | |
| Epsilon | Ε ε | 5 | Ρ ρ | Rho | ρ | 100 | |
| Zeta | Ζ ζ | 6 | Σ σ | Sigma | σ | 200 | |
| Eta | Η η | 7 | Τ τ | Tau | τ | 300 | |
| Theta | Θ θ | 8 | Υ υ | Ypsilon | υ | 400 | |
| Iota | Ι ι | 9 | Φ φ | Phi | φ | 500 | |
| Kappa | Κ κ | 10 | Χ χ | Khi | χ | 600 | |
| Lambda | Λ λ | 20 | Ψ ψ | Psi | ψ | 700 | |
| Mu | Μ μ | 30 | Ω ω | Omega | ω | 800 | |

Als Zahlzeichen erhalten die Buchstaben dem Strich beigefügt, z. B. ρ^2 ; ferner bezeichnen die Zahlzeichen ϵ , ζ , θ , ι 200, bei Tausend steht der Strich vorn unten, z. B. ι 1000. Um die richtige Betonung aufrecht zu erhalten, führte Kriophanes Byzantinus (300 v. Chr.) die Akzentzeichen $\acute{\alpha}$, $\grave{\alpha}$, \circ ein. Gravis und der Circumflex, um dieselbe Zeit der alexandrinische Kriophanes den Spiritus $\acute{\alpha}$, \circ ein. Im 5. bis 10. Jahrh. kommt auch eine aus Silbenzeichen bestehende Logographie vor, zwar nur in sehr wenigen Schriftstücken, aber dieselben wurden sowohl in Italien wie in Ägypten (Saoum) gefunden. Die Griechen bedienten sich einer Schriftschrift, welche sich zur Druckschrift so verhält, wie unsere lat. Schrift zur Druckschrift.

Rat Kirchhoff, Studien zur Geschichte des griech. Alphabets (3. Aufl., Berl. 1877); Wattenbach, Anleitung zur griech. Paläographie (2. Aufl., 1877); Wattenbach, Griech. Paläographie (Erg. 1879); Rühlmann, Buch der Schrift (2. Aufl., Wien 1880); derselbe, Illustrierte Geschichte der Schrift (Wien 1880).

Griechische Skulptur, s. unter Bildwerke, Bd III S. 4519, und Griechische Kunst.

Griechische Sprache, ein Glied der indogermanischen Sprachfamilie und demnach die Muttersprache des Ägäischen (Jadischen und Javanischen), Armenischen, Italischen, Keltischen, Germanischen und Slawischen. Die Sprache, namentlich in den Kreisen der klassischen Philologen weit verbreitete Annahme, das Griechische habe dem Italischen (Latein, Celtisch, Umbri) am nächsten, bilde mit diesem eine engere Einheit innerhalb der ganzen Sprachfamilie und gehe mit ihm auf eine gemeinsame Ursprache zurück, hat sich durch die neuen Forschungen als willkürlich erwiesen, das Italische steht dem Griechischen verwandtschaftlich nicht näher als jede andere indogerman. Sprache. Sowie die allgemein-indogermanische, so liegt auch die gemeinsame Ursprache der griech. Stämme jenseit der Grenzen geschichtlicher wie sagenhafter Tradition. Das griech. Volk tritt uns von Anfang an in verschiedene Stämme gespalten entgegen, von denen jeder seinen besondern Dialekt spricht. Die Alten teilten die griech. Mundarten ein in Dorisch, Iolisch und Jonisch-Äolisch. Mit dieser Dreiteilung kommt man nicht aus, die Mannigfaltigkeit ist eine weit größere. Zunächst hat unter dem Namen Iolisch eine ganze Anzahl Mundarten zusammengefaßt, die untereinander in dem Maße abweichend, daß an eine spezielle Zusammengehörigkeit nicht zu denken ist; Iolisch war ohne Zweifel nur ein Sammelname für alles das, was weder beim Dorischen noch beim Jonisch-Äolischen unterkommen konnte. Die Neuern beschränken den Namen Iolisch auf das Äolisch-Iolische (Äolische), Äolische und Thessalische, und einige sogar nur auf den ersten dieser drei Dialekte. Auch den Kreis dessen, was die Alten unter Dorisch verstanden, ist man heute einzuschränken genötigt. Aberhaupt aber ist zu betonen, daß die jetzige Wissenschaft, da ihr für die älteren Zeiten der Dialekte nur ein sehr trümmereiches Material zu Gebote steht, noch nicht im Stande ist, eine ins Einzelne gehende genealogische Klassifikation der griech. Mundarten zu liefern.

Nach dem gegenwärtigen Stande der Sprachwissenschaft sind die griech. Dialekte etwa so zu gruppieren: 1. Jonische Dialekte. 1) Das

homertische Ionisch. 2) Das sog. Keuionisch: die Mundart des Herodot und des Hippokratēs und die durch einige wenige Inschriften vertretenen Mundarten von Milet, Ephesos, Samos, Chios, der Eyllabischen Inseln, wie Paros und Naxos, und der euböischen Städte Chalkis und Eretria mit den Kolonien der erstern Stadt in Unteritalien und Thrazien. 3) Das Attische, die bestbekannte von allen griech. Mundarten. II. Nicht-ionische Dialekte. 1) Die dorische Gruppe, die Mundarten der peloponnes. Dorier und ihrer Kolonien: a. Lakonisch, Inschriften und Fragmente des Dichters Alkman; b. die Mundart von Herakleia in Unteritalien, einer Pflanzstadt der lakonischen Kolonie Tarent; c. Messenisch; d. Argivisch; e. Korinthisch mit Kerkyräisch; f. Megarisch; g. die Mundarten der peloponnes. Kolonien Siciliens, Syrakus u. a.; h. Kretisch (in Kreta herrschten zahlreiche Lokaldialekte); i. die Dialekte von Thera und Melos nebst dem von Thera aus kolonisierten Kyrene; k. die Dialekte von Rhodos und seinen sicil. Pflanzstädten Gela und Agragas (Agrigent). 2) Die nordgriech. Gruppe, in Mittelgriechenland und Epirus: a. Lokrisch; b. Phokisch; c. Atolisch; d. Alarnanisch; e. der Dialekt der Phthiotis im südl. Thessalien und derjenige der Anianen; f. Epirotisch, ist erst neuerdings durch die Ausgrabungen in Dodona genauer bekannt geworden. 3) Die äol. Gruppe: a. das Lesbisch-Asiatische, Inschriften und Fragmente des Alkaios und der Sappho; b. das Böotische, sehr zahlreiche Inschriften und die Überreste der Dichtungen der Korinna; c. das Nordthessalische. 4) Arkadisch und Epyrisch; die Kenntnis des letztern Dialekts ist neuerdings dadurch sehr erweitert worden, daß es gelang, die in einem aus dem vorberasat. Keilschriftsystem stammenden Alphabet geschriebenen cyprischen Inschriften zu entziffern. 5) Das Pamphyliſche. 6) Das Elische, ist besonders durch die Ausgrabungen in Olympia näher bekannt geworden. — Die Hauptquelle für die Kenntnis der griech. Mundarten sind die Inschriften, deren jährlich immer neue in großer Zahl gefunden werden und bis jetzt zwischen 20000 und 30000 veröffentlicht sind (vgl. Newton, „Die griech. Inschriften“, übersetzt von Jmelmann, Hannov. 1881), dann die erhaltenen Werke der griech. Litteratur, endlich die Zeugnisse der alten Grammatiker und Lexikographen. Vgl. Ahrens, „De Graecae linguae dialectis“ (2 Bde., Gött. 1839–48) und R. Meister, „Die griech. Dialekte“ (Bd. 1, Gött. 1882).

In der Litteratur tritt keine der Mundarten ganz rein, d. h. so wie sie in der Alltagsrede gehandhabt wurde, sondern künstlerisch umgestaltet auf. Eine besonders auffällige Erscheinung ist die Mischung der Dialekte bei den Dichtern. Schon das älteste Litteraturdenkmal, die Homerischen Gedichte, zeigen keinen einheitlichen Dialekt, sondern neben den ion. Formen zahlreiche Aolismen; man deutet dies jetzt wohl mit Recht dahin, daß der gesamte ältere Bestand der Homerischen Gedichte von äol. Dichtern in äol. Mundart gebildet und erst später, etwa um 750 v. Chr., von ion. Rhapſoden ins Ionische umgesetzt worden ist, wobei solche äol. Formen, für die das Ionische kein metrisches Äquivalent bot, oder die im Ionischen überhaupt nicht vorkamen, einfach stehen gelassen wurden. Die so entstandene Sprachform, der sog. epische Dialekt, bildete zunächst auch die Grundlage der Sprache der Iyrischen Poesie, die sich in der Elegie noch ziemlich genau an

die Sprache des Epos, in der iambischen Dichtung aber näher an die wirkliche Volkssprache, den Heimatsdialekt der Dichter, anschloß; die äol. Reister wandten sich ihrer heimischen Mundart, dem Lesbischen, zu, mischten aber hier und da epische Formen ein; die chorisſche Lyrik bildete sich wieder eine neue Kunstsprache auf der Basis des epischen Dialekts mit starker dor. Färbung, bei Pinbar treten neben dem Episch-Ionischen und Dorischen zahlreiche Aolismen hervor. Im attischen Drama herrscht in den dialogischen Partien der attische Dialekt, aber mit Beimischung von Epiſmen und Dorismen der Dichtersprache; diese dichterische Beimischung wird stärker in den anapaſtiſchen Stücken; in den melischen endlich (Chor- und Bühnengesängen) erhält die Sprache eine der dor. Lyrik verwandte, aber leichtere dor. Färbung.

In der Prosa tritt zuerst der ion. Dialekt auf (Xogographen, Herodot). Von der Zeit des Peloponnesischen Kriegs an aber kam die attische Mundart als allgemein griech. Schriftsprache in Gebrauch und stand nun in ähnlicher Weise über den Volksmundarten, wie die hochdeutsche Schriftsprache über unsern Lokaldialekten steht, doch ohne sie ganz aus dem Schriftgebrauch zu verdrängen. Im 4. Jahrh. v. Chr. wurde das Attische die Umgangssprache am macedon. Hofe und verbreitete sich mit der macedon. Herrschaft im Orient und in Ägypten. Es entwickelte sich jetzt eine neue Form des Attischen, die man die κοινή („die Gemeinsame“) nennt und die sich von dem reinen Attisch weniger in formeller, um so mehr in lexikalischer und syntaktischer Beziehung unterscheidet. Im Gebrauch der Gebildeten und der Schriftsteller entfernte sich die κοινή weniger vom Attischen, als im Mund des niedern Volks außerhalb Griechenlands; in diese plebejische Form der Sprache drangen viele Fremdwörter ein, macedonische, semitische, koptische, je nach den verschiedenen Ortlichkeiten, auch accommodierte sich die Syntax stark derjenigen der nichtgriech. Sprachen. In Griechenland selbst lebten die alten Volksmundarten, von der Schriftsprache mehr oder minder beeinflusst, fort, wenn auch aus dem schriftlichen Gebrauch immer mehr zurückgedrängt und endlich ganz verbannt. Inwieweit die zahlreichen neugriech. Volksdialekte aus diesen unmittelbar hervorgegangen sind, ist noch nicht festgestellt. (S. Neugriechische Sprache und Litteratur.)

Das Griechische ist unter den indogerman. Sprachen eine der ältesten. Hinsichtlich des Vokalismus und der Syntax des Verbums hat keine andere Sprache den Stand der indogerman. Grundsprache so treu festgehalten. In andern Beziehungen läuft dem Griechischen meist das Indische den Rang ab.

In der grammatischen Erforschung des Griechischen haben die Alten selbst schon nicht Unerhebliches geleistet. Aristoteles und die Stoiker suchten die sog. Redeteile auf und schufen in der Hauptsache die grammatische Terminologie, die noch heute bei allen Kulturvölkern üblich ist. Die alexandriniſchen Philologen der letzten Jahrhunderte v. Chr., wie Aristarch, erwarben sich durch ihre im Interesse der Textkritik angestellten sprachlichen Untersuchungen Verdienste. Das erste systematische Lehrgebäude der Grammatik verfaßte Dionysius Thrax, aus der Schule Aristarchs (erste Hälfte des 1. Jahrh. v. Chr.); auf seiner „Grammatik“ beruht die traditionelle Schulgrammatik des gesamten Occidents.

Doch umfaßte das System der Grammatik des Dionysius noch nicht alle Teile der Grammatik: es fehlte neben der Laut- und Formenlehre noch die Syntax. Diefes schuf Apollonius Dyscolus (2. Jahrh. n. Chr.), von dem vier syntaktische Schriften erhalten sind. Sein Sohn Alius Peribianus, der vorzugsweise auf dem Gebiet der Lautlehre thätig war, ist der letzte hervorragende Grammatiker der Griechen. Die grammatischen Leistungen der Byzantiner beschränken sich von nun im wesentlichen auf Auszüge aus den ältern Werken. Erst mit dem Wiedererwachen der klassischen Studien im 14. Jahrh. begannen die sprachwissenschaftlichen Forschungen wieder. Unter den griech. Gelehrten, die damals die Kenntniz des Griechischen in Italien verbreiteten, ist Emanuel Chrysoloras hervorzuheben, der 1395 Lehrer des Griechischen in Florenz wurde. Im J. 1476 erschien die griech. Grammatik des Konstantin Laszaris (der erste griech. Druck) und blieb lange in Ansehen. In Deutschland und den Niederlanden wurde das Studium des Griechischen durch Reuchlin, Erasmus und Melancthon begründet; des lehtern griech. Grammatik (1518) blieb bei uns über ein Jahrhundert die herrschende. Im J. 1635 trat an ihre Stelle Weller's «Grammatica graeca nova», der 1705 die «hallische» und 1730 die «märkische» Grammatik folgten. Neben diesen Schulbüchern sind auch streng wissenschaftliche Untersuchungen zur griech. Grammatik zu verzeichnen, wie die von Devarius (1527), Wigerus (1627) und Fischer (1750).

Im 19. Jahrh. nahm die griech. Grammatik einen neuen mächtigen Aufschwung in doppelter Richtung, einerseits durch die klassische Philologie, die durch kritische Bearbeitung der aus dem Altertum überlieferten griech. Sprachdenkmäler, durch sorgfältige Beobachtung des griech. Sprachgebrauchs, durch Feststellung und Sammlung der sprachlichen Thatfachen die Kenntniz des Griechischen wesentlich erweiterte, andererseits durch die histor.-komparative Sprachwissenschaft (Sprachvergleichung), die in Bezug auf die Entwicklungsgegeschichte der griech. Sprache sowohl in der durch Literaturdenkmäler bezeugten Periode (von Homer an) als auch in den vorhistor. Zeiten die wichtigsten Aufschlüsse gewährt. Der erstern Richtung gehören an die grammatischen Werke von Gottfried Hermann, Buttmann, Lobbed, Matthia («Ausführliche griech. Grammatik», 3. Aufl., Lpz. 1835), Krüger («Griech. Sprachlehre für Schulen», 2 Bde., 5. Aufl., Lpz. 1873—75), Kühner («Ausführliche Grammatik der griech. Sprache», 2. Aufl., 2 Bde., Hannover 1869—72) u. a. Unter den vergleichenden Sprachforschern sind für das Griechische besonders thätig gewesen Benfey, G. Curtius, neben dessen auf Grund der Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft bearbeiteter «Griech. Schulgrammatik» (15. Aufl., Prag 1881) die, gleiche Ziele verfolgende «Griech. Schulgrammatik» von E. Koch (8. Aufl., Lpz. 1881) Erwähnung verdient, Leo Meyer, Fick, H. Delbrück, Joh. Schmidt, Gustav Meyer («Griech. Grammatik», Lpz. 1880), Brugmann, Dittmann u. a.

Die Grundlage der neuern griech. Lexikographie bildet H. Stephanus' «Thesaurus linguae Graecae» (1. Ausg. 1572), der im 19. Jahrh. durch E. W. Hase, W. Dindorf u. a. eine dem jetzigen Stande der Wissenschaft entsprechende Gestaltung (8 Bde., Par. 1831—63) erhalten hat. Das vollständigste griech.-deutsche Wörterbuch ist Passow's «Hand-

wörterbuch der griech. Sprache» (5. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1841—57); daneben sind die Lexika von Pape (3. Aufl., Braunsch. 1880), Jacobitz und Seiler (3. Aufl., Lpz. 1876) und Benseler (6. Aufl., Lpz. 1879) zu erwähnen. Wichtige Beiträge zur griech. Etymologie lieferten Pott, Benfey («Griech. Wurzellexikon», Berl. 1839), G. Curtius («Grundzüge der griech. Etymologie», 5. Aufl., Lpz. 1879), Fick u. a.; die vollständigste Zusammenstellung der bisherigen Leistungen auf dem Gebiete der griech. Etymologie bietet Vanicek's «Griechisch-lat. etymologisches Wörterbuch» (Lpz. 1877).

Griechische Treue. s. Graeca fides.

Griechische Weine. Das Königreich Griechenland produziert auf etwa 90000 ha bebauter Fläche 4,5 Mill. Hektoliter Weiß- und Rotweine. Eine ungleich größere Bedeutung hat die Verarbeitung der Weintraube zu Korinthen, denn während diese 1881 das Hauptprodukt der Ausfuhr mit einem Werte von 72 Mill. Frs. bildeten, erscheinen jene erst in siebenster Linie mit einem Wert von 5,5 Mill. Frs. Die im Altertum und Mittelalter hochberühmte griech. Weinkultur ist unter der türk. Herrschaft fast ganz zu Grunde gerichtet worden. Diese Thatfache erklärt sich aus dem Widerwillen, den die herrschende Klasse in der ganzen Türkei aus religiösen Motiven gegen den Weinbau überhaupt hegt, und läßt begreiflich erscheinen, das Weine türk. Provenienz, früher hochberühmt, wie die von Lesbos, Chios, Kreta, Tenedos, Kos und Rhodos, selbst der Kommanderia von Cypern jetzt wenig unserm Geschmack behagen wollen. Die griech. Weine fangen auch erst in der neuesten Zeit an, ihren alten Ruf, in Deutschland insbesondere, sich zurückzuerobren. Die Gewohnheit der Griechen, ihre Weine mit Fichtenharz zu versehen, eine Übung, die schon zu Homers Zeiten bestand, die die Weine haltbarer machen soll, wohl aber auf sanitäre Ursachen zurückzuführen sein dürfte, und die jedem Westeuropäer den Genuß dieser dergestalt präparierten Lebensäfte (des Kezinatweines, Vinum resinosum) zur Unmöglichkeit macht, bildete bisher das Haupthindernis für die Ausfuhr.

Griechenland hat indes in neuester Zeit große Anstrengungen gemacht, seinen Weinbau zu heben und seinen Erzeugnissen den europ. Markt zu gewinnen. Regierung und Private, erstere durch Veranstaltung von Ausstellungen (Olympiaden), Berufung deutscher und französischer praktischer und gelehrter Enologen, wetteifern in ihren Anstrengungen. Die Gewächse klassifizieren sich in herbe Rotweine, Claretz und Süßweine. Erstere ähneln zum Teil den mittlern Gewächsen der Gironde und werden von den Franzosen in enormen Quantitäten zur Herstellung von Bordeauxweinen und zur Verbedung des durch die Verheerungen der Philloxera hervorgerufenen Verlustes in Frankreich aufgekauft, vorzugsweise in Levlabha (Leutas), Korfu, Zante, Santorin, Gavia (Subba). Sehr gute herbe Rotweine wachsen noch in der Umgebung von Korinth, in Attika (im Kephissosthal) und auf Santorin der Camarite.

Claretz, dem trocknen Sherry, Madeira, Marsala u. dgl. ähnlich, werden allerwärts, weiß und rot, mehr oder weniger gut erzeugt. Hervorzuheben sind Elia und Kalliste, Bino de Baeco (Bino di Rotte) von Santorin, Rombola von Cephalonia, Achaier von Patras.

Die Süßweine sind von hervorragender Güte. Die Moscatos von Cephalonia, Malvasiere und Maorobaphni von Patras, die teilweise unter altklassischen Namensbezeichnungen seitens der Produzenten ihren Weg nach Deutschland finden, Vinsanto braun und rot von Santorin, die Malvasiere von Tinos, Jos, Mistra (das alte Sparta) gehören zu den besten der Welt.

Das Hauptverdienst um die Hebung der griech. Weinkultur gebührt der Deutschen Weinbaugesellschaft in Patras, die großartige Magazine und Kellereien besitzt, in gleichem Maße dem deutschen Konsul Zoole in Cephalonia; auch die Brüder Tripas in Korinth sind bahnbrechend vorgegangen. Die griech. Weine werden erfolgreich in neuester Zeit nach Deutschland eingeführt, besonders durch die Weingroßhandlung von Menzer in Niedargemünd.

Grieg (Eduard Hagerup), norweg. Komponist, geb. 15. Juni 1843 in Bergen, wurde auf dem leipziger Konservatorium gebildet, lernte in Kopenhagen von Gade, besuchte später auch Italien, wo Litz Einfluß auf ihn gewann. Diese Schul- und Reiseeindrücke sucht er mit national-norweg. Anregungen zu verbinden und dadurch eine nordische Schule zu bilden, wofür er seit 1867 als Leiter des von ihm begründeten Musikvereins in Kristiania thätig ist. Als Komponist machte G. sich durch einige Violinsonaten, Quartette, Symphonien und sonstige Instrumentalwerke bekannt.

Grien, Beiname des Malers Hans Baldung (f. d.).

Griepenkerl (Christian), Historienmaler, geb. 17. März 1839 in Oldenburg, besuchte das dortige Gymnasium und begab sich 1855 nach Wien, wo er im Atelier von Karl Rahl Aufnahme fand. Nach dessen Tode 1865 erblickten G. und Witterlich den Auftrag, Rahls Malereien für das neue Opernhaus zu vollenden. Sie teilten sich in der Art in die Aufgabe, daß G. zeichnete, Witterlich die farbige Ausführung besorgte. So entstanden der Opernvorhang mit dem Mythos des Orpheus und die Deckengemälde des Zuschauerraums, nach den Entwürfen Rahls, wo solche den beiden Künstlern auch bei der Ausführung des Plafonds im Palais Ephrussi zum Vorbilde dienten. Für seine Heimat malte er das Stiegenhaus der großherzogl. Gemäldegalerie in Oldenburg, in Österreich wieder war er mit der Dekoration des Grand-Hôtel, des Palais Ephrussi, für das Schloß des Erzherzogs Leopold in Hohenstein, für die Villa des Erzherzogs Johann von Toskana, dann in Venedig für den Palast des Baron Sina mit der Herstellung von Wand- und Deckenbildern, teils al fresco, teils auf Leinwand beauftragt. Gegenwärtig malt der Künstler an den Szenen aus der Prometheusage für die neue Akademie der Wissenschaften in Athen im Auftrage des Baron Sina, ferner an einem Fries für das neue Parlamentsgebäude in Wien. Seit 1875 ist er Professor der Akademie in Wien.

Griepenkerl (Rob.), deutscher Dichter und ästhetischer Schriftsteller, geb. 4. Mai 1810 in Hofwyl in der Schweiz, wo sein Vater Friedrich Karl G. (geb. 10. Dez. 1782 zu Beine, gest. 6. April 1849 als Professor am Carolinum zu Braunschweig), bekannt durch ein «Lehrbuch der Ästhetik» (2 Bde., Braunschw. 1827) und ein «Lehrbuch der Logik» (2. Aufl., Helmst. 1831), damals Lehrer war. Nach Beendigung seiner Studien lebte G. mit litterarischen Arbeiten beschäftigt zu Braun-

schweig, wo er 1839 Lehrer der Litteratur und Ästhetik am Carolinum, später der deutschen Sprache und Litteratur an der Kadettenanstalt wurde. G. starb daselbst 16. Okt. 1868. Als Schriftsteller trat er zuerst mit «Bilder griech. Vorzeit» (Berl. 1833) auf, denen ein Gedicht «Die syrtinische Madonna» (Braunschw. 1834), sowie Übertragungen des «König Odipus» (Berl. 1833) und der «Antigone» (Braunschw. 1842) folgten. Sein litterarhistor.-kritisches Werk «Der Kunstgenius der deutschen Litteratur im letzten Jahrhundert» (Erg. 1846) zeichnet sich durch Ideenreichtum aus. Das meiste Aufsehen unter G.'s Werken machten jedoch die beiden Trauerspiele «Marimilian Kobespierre» (1. u. 2. Aufl., Brem. 1851) und «Die Girondisten» (Brem. 1852), die sich durch großartige Auffassung des Stoffes, Formgewandtheit und kraftvolle Sprache auszeichnen. Von seinen spätern dramatischen Arbeiten sind noch die Schauspiele «Ideal und Welt» (Weim. 1855) und «Auf der hohen Raft» (Freiberg 1860), endlich das Drama «Auf St. Helena» (Hamb. 1862) hervorzuheben. Vgl. Sievers, «Robert G. Biographisch-kritische Skizzen» (Wolfsenb. 1879).

Gries, Bsp., f. Griespach.

Gries, Dorf in Südtirol, westlich bei Bozen, von dem es nur durch die Faller getrennt wird, 262 m über der Meeresfläche, hat ein Benediktinerkloster, zwei Kirchen, von denen die got. Pfarrkirche einen Altarschrein von Michael Pacher und die Stiftskirche Gemälde von Martin Knoller besitzt, und zählt (1880) 2728 E. Der Ort ist in neuerer Zeit als klimatischer Kurort allgemein anerkannt und sehr besucht, wozu er sich durch seine sehr gesunde Lage am Fuße des Guntstnabergs, durch milde Luft und mäßige Wintertälte, sowie große Beständigkeit des Barometerstandes, Windstille, Klarheit des Himmels mit nur seltenen Niederschlägen vorzüglich eignet.

Gries (frz. gruau, engl. grits) heißt das zu kleinen Körnern zermahlene, durch Beuteln von der Kleie sowie von den staubförmigen Teilen (Mehl) gereinigte Getreide, welches entweder direkt zu Speisen verwendet, oder (bei dem als Hochmüllerei oder Griesmüllerei bezeichneten Mahlverfahren, f. Mehl-fabrikation) durch weiteres Vermahlen in feines Mehl umgewandelt wird. Man bereitet G. hauptsächlich aus Weizen und Gerste, aber auch aus Hafer, wie in Schottland, sowie aus Buchweizen, Mais und Reis.

Gries (Joh. Dietrich), ausgezeichnete deutscher Übersetzer, geb. 7. Febr. 1775 zu Hamburg, wo sein Vater Senator war, besuchte zwar das dasige Johanneum, wurde aber gegen seine Neigung zuerst für den Kaufmannsstand bestimmt und bezog erst 1795 die Universität zu Jena, um die Rechte zu studieren. Der Beifall, welchen einige seiner Lieder bei A. W. von Schlegel, der damals in Jena lebte, fanden, ermunterte ihn zu größern Versuchen. Einer derselben, «Bacchus», wurde Veranlassung zu G.'s Bekanntschaft mit Schiller, der dieses Gedicht in den «Musenalmanach» von 1798 aufnahm. Nachdem G. den Sommer 1798 in Dresden verlebte, lehrte er in Begleitung Schellings nach Jena zurück und ging sodann nach Göttingen, wo er ein Jahr hauptsächlich dem Rechtsstudium widmete. Nach kurzem Aufenthalt in Weplar lehrte er nach Jena zurück, verkaufte 1806 Jena mit Heidelberg, ließ sich aber im Herbst 1808 wieder in Jena nieder,

wo er nun, einen Aufenthalt in Stuttgart 1824—27 abgerechnet, blieb, bis er im Herbst 1837, von der Gicht an den Händen fast ganz gelähmt, in seine Vaterstadt übersiedelte, wo er 9. Febr. 1842 starb. Seine Übersetzungen sind Lasso's «Befreites Jerusalem» (4 Bde., Jena 1800—3; 12. Aufl., Berl. 1865), Aristos «Rasender Roland» (4 Bde., Jena 1804—8; 4. Aufl., 5 Bde., Lpz. 1851), Calderon's «Schauspiele» (7 Bde., Berl. 1815—29; 3. Aufl., 9 Bde., 1865), Forteguerras «Richardetto» (3 Bde., Stuttg. 1831—33), Bojardos «Verliebter Roland» (4 Bde., Stuttg. 1835—39). Seine eigenen Gedichte und kleinern Übersetzungen erschienen gesammelt unter dem Titel «Gedichte und poetische Übersetzungen» (2 Bde., Stuttg. 1829).

Griesbach (Joh. Jak.), vormaliger Großherzogtum Baden, Kreis Offenburg, Amtsbezirk Oberkirch, im Schwarzwald, an der obern Rensch, im SSW. des Kniebis, in 496 m Höhe über dem Meere, 12 km von der Bahnstation Oppenau, hat 280 fast nur kath. E., welche Handel mit Holz und Kirchwasser treiben, und ist ein geschäftig gelegenes, fast ausschließlich von Frauen besuchtes Stahlbad (einz. der Kniebisbäder) mit einem Verkehr von jährlich 1100 Badegästen. Zu G. vollzog 22. Aug. 1818 der Großherzog Karl Ludwig die bad. Verfassungsurkunde.

Griesbach (Joh. Jak.), hervorragender evang. Theolog, besonders verdient um die Kritik des neuesten amtlichen Textes, geb. 4. Jan. 1745 zu Bugbach im Großherzogtum Hessen, studierte in Tübingen, Halle und Leipzig Theologie und begab sich 1769 auf eine mehrjährige Reise nach Holland, England und Frankreich. Ostern 1771 habilitierte sich G. in Halle, ward 1773 außerord. Professor und folgte 1775 einem Ruf als ord. Professor der Theologie nach Jena, wo er 24. März 1812 starb. Um den Text der Schriften des Neuen Testaments hat er sich mit Erfolg bemüht, indem er zuerst die Handschriften nicht bloß zählte, als wären alle gleichwertig, sondern sie nach ihrer Verwandtschaft in mehrere Familien von verschiedenem Werte einteilte. Er unterschied die *occident.*, die *orient.* und die *byzant.* Familie oder Recension. G. veranstaltete eine Ausgabe des nach diesen Grundsätzen verbesserten Textes, zunächst der Evangelien, «Synopsis evangeliorum» (2 Bde., Halle 1774—75; 3. Aufl. 1809), alsdann des ganzen Neuen Testaments (2 Bde., Halle 1775—77; 3. Aufl. von D. Schüz, Berl. 1827). Derselben Zweck dienten «*Symbolae criticae ad supplendas et corrigendas varias lectiones N. T.*» (2 Bde., Halle 1785—93) und «*Commentarius criticus in textum N. T.*» (2 Bde., Jena 1798—1811). Seine «Populäre Dogmatik» (Jena 1779; 4. Aufl. 1789) gibt einen klaren Abriss der religiösen Anschauungen der gemäßigten Aufklärung. Seine «*Opuscula academica*» gab Gabler heraus (2 Bde., Jena 1824—25). Lebensbeschreibungen lieferten Köthe (Jena 1812), Augusti (Berl. 1812) und Eichstädt (Jena 1815).

Grieflinger (Theod.), Schriftsteller, geb. 11. Dez. 1809 zu Kürnbach bei Wolfach im Schwarzwald, besuchte das evang. Seminar zu Maulbronn, studierte in dem evang.-theol. Stift zu Tübingen und blieb dann drei Jahre lang im Kirchendienste. Hierauf begab er sich nach Stuttgart, um als Litterat thätig zu sein, und veröffentlichte sein erstes Werk: «*Silhouetten aus Schwaben*» (3. Aufl., Stuttg. 1863). Wegen seiner Teilnahme an der

Revolution von 1848 des Hochverrats angeklagt, wurde er erst nach zweijähriger Untersuchungshaft freigesprochen, lebte dann fünf Jahre in Nordamerika und nahm später seinen dauernden Aufenthalt in Stuttgart, wo er 1876 die Buchhandlung «*Litteratur-Comptoir*» gründete und 2. März 1884 starb.

Von seinen zahlreichen Schriften sind namentlich noch hervorzuheben: «*Lebende Bilder aus Amerika*» (Stuttg. 1858), «*Die alte Brauerei oder Kriminalmysterien von Newyork*» (Tutzingen 1859), «*Emigrantengeschichten*» (2 Bde., Tutzingen 1858), «*Land und Leute in Amerika*» (2 Tle., 2. Ausg., Stuttg. 1863), «*Württemberg. Nach seiner Vergangenheit und Gegenwart in Land und Leuten gezeichnet*» (Stuttg. 1866, 2. Aufl. 1874), «*Die Jesuiten*» (Stuttg. 1866, 3. Aufl. 1873), «*Das Damenregiment an den verschiedenen Höfen Europas in den zwei letztvergangenen Jahrhunderten*» (2 Bde., Stuttg. 1867—68, 2. Aufl. 1872), «*Die Geheimnisse des Esturial*» (Stuttg. 1870), «*Zwölf Schicksalswege*» (3 Bde., Stuttg. 1870), «*Illustrirte Geschichte der Deutschen*» (4 Bde., Stuttg. 1872), «*Die Maitressenwirtschaft in Deutschland im 17. und 18. Jahrh.*» (2 Bde., Stuttg. 1874).

Grieflinger (Wilh.), namhafter Arzt, besonders auf dem Gebiete der Psychiatrie bedeutend, geb. 29. Juli 1817 zu Stuttgart, besuchte das Gymnasium daselbst, studierte in Tübingen, Zürich und Paris Medizin, ließ sich 1839 in Friedrichshafen als praktischer Arzt nieder und war 1840—42 Assistentenarzt in der Irrenanstalt Winnenthal. Darauf wurde er nach einem abermaligen Besuche in Paris 1843 Assistentenarzt Wunderlichs an der Klinik in Tübingen, habilitierte sich zugleich als Privatdocent und veröffentlichte sein Lehrbuch über die «*Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten*» (Stuttg. 1845; 3. Aufl., Braunschw. 1871). Er wurde 1847 außerord. Professor, folgte 1849 einem Rufe als ord. Professor der Pathologie nach Kiel, 1850 einem solchen nach Kairo als Direktor der Medizinischen Schule und Leibarzt des Vizekönigs von Ägypten, Abbas Pascha. Aber vielfach enttäuscht lehrte er 1852 jurist., lebte zunächst in Stuttgart und wurde 1854 als ord. Professor der Medizin und Vorstand der Klinik nach Tübingen berufen, 1859 auch zum Vorstand der Anstalt für geisteschwache Kinder in Marienberg erwählt. Im J. 1860 ging er als ord. Professor nach Zürich. Hier wurde er Mitglied der Medizinalkommission, errichtete 1863 in der Irrenanstalt des alten Hospitals eine psychiatrische Klinik und erhielt schließlich die Vorarbeiten zu einer neuen Irrenanstalt übertragen. Im März 1865 siedelte er nach Berlin über, wo ihm neben der Irrenklinik auch eine Station für Nervenranke und die Direktion der Poliklinik, die er indes schon 1867 wieder abgab, zugestanden worden war. In Berlin gründete er ein «*Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten*», dessen erstes im Okt. 1867 erschienenes Heft einen berühmten gewordenen Aufsatz «*Zur Reform des Irrenwesens in Deutschland*» brachte und ihn in beständige Kämpfe mit den Fachgenossen verwickelte. Er starb in Berlin 26. Okt. 1868.

Außer zahlreichen Abhandlungen in Wunderlichs «*Archiv für physiol. Heilkunde*» (nachmals «*Archiv der Heilkunde*») sind noch besonders «*Die Infektionskrankheiten*» in Virchow's «*Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie*» (Bd. 2, Abteil. 2, 2. Aufl., Erlangen 1867) hervorzuheben. Nach

seinem Tode erschienen: »Gesammelte Abhandlungen« (2 Bde., Berl. 1872). Vgl. »Wunderlich, »Wilhelm G. Biographische Skizze« (Lpz. 1869).

Griesmehl, f. Gries.

Griespaß, ein Übergang der Lepontinischen Alpen (f. Alpen 9) an der Grenze des Schweiz. Kantons Wallis und der ital. Provinz Novara und auf der Wasserscheide zwischen Rhône und Po (Toce) gelegen, verbindet das Oberwallis mit dem Formazthal und Domo d'Ossola (f. d.). Der Weg über den G., ein gut unterhaltener Saumweg, zweigt bei Obergestelen (1869 m) von der Furkastraße ab, überschreitet den Rhône und steigt südöstlich durch das steinige Gginenthal hinauf, wendet sich dann nach S. und gelangt in vielen Windungen zum Rande des flachen Griesgletschers, überquert diesen und erreicht die Paßhöhe (2446 m) zwischen dem Grieshorn (2926 m) links und dem Bettelmatthorn rechts. Von der Höhe, die eine prächtige Aussicht auf die Berner Alpen gewährt, senkt sich der Weg steil in das Formazza- oder Pommatthal hinab, in welchem die Toce bei dem Weiler Auf der Fruth (1685 m) ihre berühmten Wasserfälle bildet, gelangt dann durch den malerischen Engpaß von Foppiano (Unterwald) in die zweite Thalschlucht, das Val Antigorio, wo der Saumpfad sich in eine Fahrstraße verwandelt, und tritt durch eine zweite Felschlucht bei Crevola (835 m über dem Meer, 4 km oberhalb Domo d'Ossola) in das breite, von der Simplonstrasse durchzogene Eschenthal (Valle d'Ossola) hinaus. Von Obergestelen bis Domo d'Ossola erfordert der G. einen Marsch von 16 Stunden. Der G. ist der leichteste Gletscherpaß der Schweizer Alpen und war vor Eröffnung der Simplonstrasse (1806) der wichtigste Übergang aus dem Oberwallis nach Italien. Obwohl seither seine Bedeutung abgenommen hat, wird er doch noch häufig begangen und bildet in Verbindung mit der Grimsel eine beliebte Touristenpassage aus dem Berner Oberland nach Domo d'Ossola.

Griespfeller, Griesfäulen, heißen die Zwischentischen der Schleusenwehre, die unter Umständen oben durch Längsbalken (Griesholme) verbunden und häufig so eingerichtet sind, daß sie bei Hochwasser in die Flußsohle umgelegt oder in anderer Weise beseitigt werden können. (S. Freiarchen.)

Griesputzmaschine (frz. machine à nettoyer les gruaux, engl. grits-purifier), f. unter Mehlfabrikation.

Griethausen, Flecken in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Kleve, 5 km im N. von Kleve, an einem alten Arme des Rheins, Station der Linie Köln-Krefeld-Jevernaar der Preussischen Staatsbahnen mit Rheintrajekt (Dampffähre 2 km nördlich von G. bei Salmorth), zählt 827 latb. E. und ist namentlich bekannt durch die Aufopferung der Johanna Sebus 1809, woran ein Denkmal erinnert.

Griffbrett heißt bei Streichinstrumenten die aus Ebenholz bestehende oder schwarz angestrichene Leiste unmittelbar unter den Saiten, auf welche dieselben mit dem Finger gedrückt werden. Früher hatten mehrere dieser Instrumente, namentlich größere, wie Gamba und Kontrabaß, Bünde, d. h. schmale Metall- oder Holzleisten quer über das G. gespannt, um die Höhe des anzugebenden Tons sicher zu treffen, was jetzt nur noch bei den nicht gestrichenen, sondern mit den Fingern gerissenen Instrumenten, wie Gitarre, Zither u. a., der Fall ist.

Griffel, f. Gynaseeum.

Griffelschiefer nennt man diejenigen Varietäten des Thonschiefers, welche sich infolge ihrer fast holzähnlichen Textur leicht zu Stiften spalten lassen und so weich sind, daß sie zum Schreiben auf den Schiefertafeln benutzt werden können, ohne diese anzugreifen.

Griffithsweiß, f. unter Zink.

Griffonieren (frz.), friggeln, schmieren; Griffonnage, Krigelei, Beschmier; Griffonneur, Kripler, Sudler von Schriftsteller.

Griffith, bei botan. Namen Abkürzung für Griffith (William), geb. 1810 zu Ham Cannon in der engl. Grafschaft Surrey, gest. 1845 als Arzt in Malakka, welcher sich um die Kenntnis der asiat. Pflanzen, speziell der ind. Palmen, verdient gemacht hat.

Grifo oder **Griffo**, jüngerer Sohn Karl Martells aus einer zweiten Ehe mit einer bayr. Jädrstin, wurde bei dem Tode des Vaters 741 von seinen Stiefbrüdern Pippin dem Jüngern und Karlmann, entgegen dem fränk. Gebräuche, nicht zu einem Teile am Erbe zugelassen und suchte nun teils durch Aufstände, teils durch die Hilfe der von den Franken abhängigen Stämme, der Sachsen und der Bayern, zu seinem Rechte zu kommen. Obwohl er unterlag, gaben ihm die Brüder doch zuletzt 12 Grafschaften zwischen Loire und Seine. G. war indessen nicht zufrieden, erhob sich aufs neue und floh endlich zu den Longobarden, bei welchen er 753, vielleicht im Kampfe gegen seine Landsleute, starb. Die Beiseitenschiebung G.s ermöglichte die Erstarkung des Frankenreichs und die Einigung desselben nach der Abdankung Karlmanns unter König Pippin. Vgl. H. Hahn, »Jahrbücher des Fränkischen Reichs 741–752« (Berl. 1863).

[f. unter Sévigné.

Grignan (Françoise Marguerite, Gräfin von),

Grignon, Weiler im franz. Depart. Seine-et-Mise, Arrondissement Versailles, Kommune Thierval, 83 km westlich von Paris. Hier wurde 1826 die wichtigste Ackerbauschule Frankreichs gegründet, welche seit 1866 Staatsanstalt ist. Sie zählt etwa 100 Eleven, deren Kursus 2½ J. dauert. Dazu gehört ein ausgedehntes Versuchsfeld, Schweinezucht, Schafweiden u. dgl. Das Hauptgebäude ist ein altes Schloß aus der Zeit Ludwigs XIII., früher dem Marschall Desfleurs gehörig.

Grigoriotopol, eine Ansiedelung im russ. Gouvernement Stawropol (Cisdaulien), Kreis Stawropol, 90 km nordwestlich von der Gouvernementsstadt, rechts am Kuban, mit 3771 E., wurde 1794 von Donischen Kosaken gegründet, aus welchen man ein neues kubanisches Regiment bildete.

Grigoriotopol, häufig auch **Ischornenta** oder **Ischorna**, Stadt ohne Gerichtsbarkeit im russ. Gouvernement Cherson, Kreis Tiraspol, links am Dniestr, 45 km im NW. von Tiraspol, zählt (1882) 6791 E. und hat Leber- und Saffianfabriken, auch Talgfabriken. Der Handel ist jetzt unbedeutend. G. wurde 1792 von Armeniern gegründet, die aus der Türkei ausgewanderten und die Stadt zu Ehren Grigor Potemlins benannten; 1803 gesellten sich zu den Armeniern Moldauaner aus dem benachbarten Kirchdorf Glinsk, welches letztere darauf von deutschen Kolonisten eingenommen und Glinskthal benannt wurde.

Grigorjew (Apollon Alexandrowitsch), russ. Dichter und Kritiker, geb. 1822 in Moskau,

studierte daselbst auf der Universität, war nach Beendigung der Studien 1842 einige Zeit im Staatsdienste und dann im Auslande Erzieher in einer aristokratischen Familie. Später lebte er in Moskau und in Petersburg mit litterarischen Arbeiten beschäftigt. Er starb 25. Sept. 1864 zu Petersburg. Seine Dichtung ist romantisch und ihr entspricht auch der romantisch-nationale Charakter seiner Kritik, wodurch er sich sehr den Slavophilen nähert. Seine «Gedichte» erschienen in Petersburg 1846. Die kritischen Arbeiten sind in verschiedenen Zeitschriften zerstreut. Von einer beabsichtigten vollständigen Ausgabe seiner Schriften erschien 1876 der erste Band in Petersburg.

Grigorjew (Wassilij Wassiljewitsch), Forscher auf dem Gebiete der orient. Archäologie, geb. zu Petersburg 1816, besuchte 1831–34 die dortige Universität, trat dann in das Institut der orient. Sprachen, das er jedoch schon 1836 verließ, um an der Universität Docent des Persischen zu werden; 1838 erhielt er die Professur der morgenländ. Sprachen am Lyceum zu Odessa, wo er die Gesellschaft für Geschichte und Altertum begründen half; 1844 siedelte er wieder nach Petersburg über und redigierte sieben Jahre lang das «Journal des Ministériums des Innern». Im J. 1852 ward er dem Generalgouverneur von Orenburg beigegeben, wo er 1854–63 der Oberverwaltung der orenburg. Kirgisen vorstand. Im J. 1863 ward er Professor der Geschichte des Orients in der orient. Fakultät der petersburger Universität. Schon als Student übersehte er Chondemirs «Geschichte der Mongolen» ins Russische (Petersb. 1834). Eine Sammlung von Journalaufsätzen gab er 1876 unter dem Titel «Rossija i Asia» (Petersb.) heraus. In den «Memoiren der Archäologischen Gesellschaft» erschien «On the Patan coins of India, found in the ruins of Sarai». Im Auftrage der Geographischen Gesellschaft unternahm er eine russ. Bearbeitung des Teils von Ritter's «Erdbunde», welcher Rabulistan, Kaschistan und das östl. Turkestan (Fig. 1 u. 2, Petersb. 1869–73) umfaßt. Ebenso war G. Teilnehmer an der neuen Bearbeitung von Marsdens «Numismata orientalia». Im J. 1879 wurde er Geheimrat und Chef des Preßwesens in Rußland und starb 2. Jan. 1882.

Grillade (frz.), auf dem Roß gebratenes Fleisch; bei der Appretur von Baumwollzeugen: das Sengen oder Brennen derselben zur Beseitigung der Fäserchen.

Grillen oder Grabheuschrecken (Gryllida) nennt man eine zahlreiche Familie der Heuschrecken (s. d.), die sich durch einen sehr breiten Kopf mit vorgequollenen Augen, sehr lange, fadenförmige Fühler und meist schlecht ausgebildete Sprungbeine auszeichnen, während ihre Vorderfüße oft zu Grabfüßen verdicke sind. Sie graben sich unterirdische Gänge, kriechen durch Reiben der Flügeldecken sehr laut, vor ihren Löchern sitzend, und sind bissige, zänstliche Tiere, die von Pflanzentoffen leben. Am bekanntesten sind bei uns zwei Arten, die Feldgrille (Gryllus campestris), oft in Anzahl an sonnigen Rasenhalben und betäubend durch das Zirpen der Männchen, und die Hausgrille oder das Heimchen (Gryllus domesticus), das in warmen Häusern, an warmen Orten (Ofen, Kacheln, Kessel, Herd) sich Löcher in die Mauern gräbt. Man vertilgt sie durch Offenlassen der Räume bei strenger Kälte, Verstreichen der Gänge und Ein-

spritzen von heißem Wasser. Zu derselben Familie gehört die Maulwurfsgrille.

Grillieren (frz.), auf dem Roße braten; Er rösten, Baumwollzeuge sengen. (S. Grillade.)

Grillparzer (Franz), der hervorragendste Dramatiker Oesterreichs, geb. 15. Jan. 1791 zu Wien als Sohn eines Advokaten, ward nach Beendigung seiner jurist. Studien 1811 Erzieher in einem gräflich. Hause und trat hierauf 1813 bei der k. k. allgemeinen Hofkammer in den Staatsdienst. Im J. 1824 rückte er zum Hofkonzipisten, 1833 zum Archivdirektor bei der Hofkammer auf. Er wurde 1856 auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt und erhielt bei dieser Gelegenheit den Hofratsstitel. Im April 1861 erfolgte seine Ernennung zum lebenslänglichen Reichsrat. Bereits 1847 war er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden. G. im ganzen geräuschloses Leben wurde nur durch einige größere Reisen, wie 1819 durch Italien, 1826 und 1847 durch Deutschland und 1843 nach der Türkei und Griechenland, unterbrochen.

Als dramatischer Dichter trat er zuerst mit seiner «Ahnfrau» (Wien 1817; 6. Aufl. 1844) vor die Öffentlichkeit, einer zu der Gattung der Schicksalstragödien gerechneten Dichtung, welche seinen Namen sehr bald in ganz Deutschland bekannt machte. Obgleich er mit diesem Stück das fatalistische Element, dessen sich Zach. Werner und Müllner in ihren Dramen bedient, in das Geistesische zog, so wirkte dasselbe doch durch die bewegliche, weiche und äußerst melodische lyrische Sprache wie durch das Erschütternde einzelner Situationen. Derselben Vorzüge befanden auch G.'s Dramen «Sappho» (Wien 1819; 4. Aufl. 1856) und «Das goldene Vlies» (Wien 1822), von dessen drei Abteilungen («Der Gastfreund», «Die Argonauten» und «Medea») besonders die «Medea» sich auf der Bühne erhielt, und «Des Meeres und der Liebe Wellen» (Wien 1840), eine Bearbeitung der Sage von Hero und Leandro. Vielleicht die bedeutendste Produktion G.'s ist das histor. Trauerspiel «König Ottokars Gluck und Ende» (Wien 1825; 2. Aufl. 1852). Ungeachtet der auch hier vorherrschenden lyrisch-sentimentalen Richtung zeigt sich doch dieses Trauerspiel als ein von dramatischem Leben durchdrungenes Werk von nationalster Bedeutung. Auf demselben Boden erwuchs das treffliche Trauerspiel «Ein treuer Diener seines Herrn» (Wien 1830); ferner ist zu erwähnen: das Lustspiel «Wehe dem, der lügt» (Wien 1840), das bei seiner ersten Aufführung in Wien keinen rechten Erfolg hatte und deshalb G. davon abhielt, spätere Dramen der Bühne zu übergeben, das aber bei der Neuauflage unter Dingelstedt's Direction eine lange Reihe von Aufführungen erlebte. Mit dem dramatischen Märchen «Der Traum, ein Leben» (Wien 1840) wie auch sonst vielfach in seiner ganzen Art zu dichten, erinnert G. an Calderon. Von seinen drei nachgelassenen Trauerspielen: «Ein Bruderzwist in Habsburg» (1873), «Die Jüdin von Toledo» (1873) und «Libussa» (1873) hat das erste wohl die tiefste geistige Bedeutung, während das zweite am meisten unheimliche und spannende Handlung zeigt. Das merkwürdige Fragment «Ester» (1877) ist eine Perle unter G.'s Dichtungen. Auch hat man von ihm eine hübsche Novelle: «Der Spielmann» (zuerst in Mailands «Fris» für 1848), sowie einzelne schöne lyrische und epigrammatische Poesien. G. lebte Jahrzehnte hindurch, zurückgezogen

und abgeschlossen vom Publikum, hochgeschätzt in Österreichs ästhetisch gebildeten Kreisen. Nachdem Laube seine Stätte wieder mit bestem Erfolg auf das Repertoire gebracht, gewann der Dichter in hohem Alter eine Popularität, die sich bei der Feier seines 80. Geburtstags in glänzender Weise bewährte. Eine Fülle der Ehren ward ihm zuteil: die Festredner und die Dichter stellten ihn neben Goethe und Schiller. Die höchste Aristokratie und das Volk in Wien huldigte ihm in gleicher Weise. Und als der Dichter 21. Jan. 1872 zu Wien gestorben war, wurde ihm ein Begräbnis zuteil, wie wohl keinem deutschen Dichter, Klopstock vielleicht ausgenommen. Nach seinem Tode erschien, herausgegeben von Heinr. Laube und Jos. Weilen, eine Gesamtausgabe seiner Werke (10 Bde., Stuttg. 1872; 3. Aufl. 1878—80). Diese Ausgabe enthält auch mehrere dramatische Fragmente von G., wie „Cithara“, „Hannibal und Scipio“.

Vgl. G.'s Ansichten über Litteratur, Bühne und Leben. Aus Unterredungen mit A. Foglar (Wien 1872); W. Scherer, „Zum Gedächtnis Franz G.“ (Wien 1872); Rub, „Zwei Dichter Österreichs: Franz G.“ — „Abalbert Stifter“ (Pest 1872); A. von Littrow-Bischoff, „Aus dem persönlichen Verkehre mit Franz G.“ (Wien 1873); Wolf, „G. als Archivdirektor“ (Wien 1874); Betty Paoli, „G. und seine Werke“ (Stuttg. 1875); Gottschall, „Franz G.“ und „Franz G.'s Nachlaß“ (in „Unsere Zeit“, 1872, I, und 1878, I); (von Rigg), „Wiener G.-Album. Für Freunde als Handschrift gedruckt“ (Stuttg. 1877); Frankl, „Zur Biographie Franz G.“ (Wien 1883); eine größere Biographie G.'s schrieb H. Laube (Stuttg. 1884). Eine Anthologie aus G.'s poetischen Werken veranstaltete Mollie (Wien 1872).

Grimaldi ist nächst den Fieschi, Doria und Spinola die vierte der zum alten Adel gerechneten Familien Genuas. Ihr gehörte seit 968 die Herrschaft Monaco, und nebst den Fieschi spielte sie in Genuas Geschichte stets eine große Rolle. Beide Familien gehörten zu den Guelfen. Reiche Besitzungen in Frankreich und Italien vermehrten ihren Einfluß. Durch den Vertrag von Peronne 1641 kam Monaco unter franz. Protection, und als die Besitzungen der G. in Mailand und Neapel durch die Spanier eingezogen wurden, entschädigte Ludwig XIV. die Familie durch die Verleihung des Herzogtums Valentinois und des Marquisats Baur. Die männliche Linie von Monaco erlosch mit Antonio G. 1731, der bereits 1715 Valentinois an seinen Schwiegersohn Jacques François Leonard de Boyon-Matignon abtrat, welcher ihm dann auch in Monaco folgte und den Namen G. annahm. (S. Monaco.) — Raymond G. war der erste Genuese, der die Kriegsflagge seiner Republik jenseit der Meerenge von Gibraltar führte. Zu Gunsten Philipps des Schönen von Frankreich während eines Streits mit den Flämändern segelte G. als Admiral von Frankreich 1804 mit 16 Genues. Galeeren und 20 franz. Schiffen nach Zeeland, wo er den Grafen Burg von Flandern, der die feindliche, an 80 Schiffe starke Seemacht befehligte, schlug und gefangen nahm. — Giovanni G. machte sich durch den Sieg berühmt, den er 28. Mai 1431 über den venet. Admiral Nic. Trevisani auf dem Po davontrug, obgleich Carmagnola (s. d.) mit einer ansehnlichen Landmacht am Ufer des Flusses bei Cremona zum Beistande des venet. Admirals bereit war. — Domenico G., der 1592 als Kardinal, Erzbischof

und Vizelegat von Avignon starb, hatte, ehe er diese hohen Würden erhielt, unter Pius V. die Oberaufsicht über die Galeeren des Kirchenstaats und wohnte 1571, obgleich bereits Bischof, der Seeschlacht von Lepanto bei, in welcher er sich durch seinen Mut auszeichnete. — Sein Neffe, Gerónimo G., geb. 1597 zu Genua, wurde im 28. Jahre zum Vizelegaten der Romagna, dann zum Bischof von Albano und Gouverneur von Rom ernannt. Urban VIII. sandte ihn als Nuntius nach Deutschland und Frankreich, und die guten Dienste, die er dem röm. Hofe erwies, erwarben ihm 1643 den Kardinalshut. Aus Dankbarkeit stellte er sich nach Urbans Tode auf die Seite der Barberini, seiner Verwandten, was ihm den Born Innocenz' X. zuzog, sodaß er erst unter dessen Nachkommen 1655 das ihm verliehene Erzbistum Aix-en-Provence erlangte, wo er ein Seminarium für Geistliche und ein Hospital für Arme gründete und 4. Nov. 1685 starb.

In Wissenschaft und Kunst zeichneten sich mehrere G. aus, die indes nicht zu der gedachten genues. Familie gehören. Giacomo G., gest. 1623, brachte als Aufseher des Archivs der Peterskirche in Rom große Ordnung in das Ganze dieser kostbaren Sammlung. Auch versuchte er die unter Paul V. aufgefundenen alten Inschriften zu erklären. — Francesco G., Jesuit, gest. 1738, machte sich als bulosischer und dramatischer Dichter bekannt. — Constantino G., geb. 1667 in Neapel, gest. 1750, ein Polyhistor, wurde insbesondere berühmt durch seinen Streit mit den Benediktinern, die er wegen ihres Angriffs auf Cartesius in einer scharfen Gegenschrist geißelte. — Francesco Antonio G., gest. in Neapel 1784, lieferte mehrere geschichtliche Werke über Neapel. — In Neapel blühen noch die Ceva G. Marchesi di Pietracatella.

Grimaldi (Bernardino), ital. Politiker, geb. 1841 in Catanzaro, studierte in Neapel Jurisprudenz, lehrte daselbst Verfassungsrecht und trat 1876 als Vertreter seiner Vaterstadt in die Kammer. Schon 1878 wurde er in dem ersten Ministerium Cairoli Generalsekretär des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten. Die in den neun Monaten seiner amtlichen Thätigkeit erworbenen Spezialkenntnisse nützte er, als ihm im Dez. 1878 die Verichterstattung über ein Hauptgesetz der Linken, betreffend den Neubau vieler Eisenbahnen, übertragen wurde, in so glänzender Weise aus, daß er 1879 im zweiten Kabinett Cairoli zum Finanzminister ernannt wurde. Da indes das von ihm vorgelegte Budget als eine herbe Kritik der von seiner eigenen Partei vorgeschlagenen Maßregeln erschien, wurde er bei Eröffnung der Kammer im November nebst zwei Kollegen aus dem Ministerium hinausgebrängt und sogar von der Budgetkommission ausgeschlossen. G. gehört zu der Gruppe von Männern der Linken, auf welche Sella rechnete, als er, 1881 nach dem Austritt Cairoli mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt, es versuchte, eine neue Regierungsmehrheit zu bilden. Bei der Umgestaltung des Kabinetts Depretis im März 1884 übernahm G. das Ministerium des Ackerbaues.

Grimaldi (Francesco Maria), Mathematiker und Physiker, geb. 2. April 1618 zu Bologna, war Jesuit und wurde Lehrer der Mathematik im Ordenskollegium zu Bologna. Er starb 28. Dez. 1663 zu Bologna. Sein Werk „Physicomathesis de lumine, coloribus etc.“ (2 Bde., Bologna 1665) war die Grundlage von Newtons Lehre vom Licht.

Grimaldi (Gianfrancesco), genannt il Doge, Lognese, Landschaftsmaler aus Bologna, geb. 1606, war ein Schüler der Carracci. In Rom arbeitete er auch im histor. Fache für Papst Innocenz X. in den Palästen des Quirinalis und Vatikan, in der Kirche San-Martino ai Monti malte er zwei große Landschaften. Anderes sieht man in den Galerien Colonna und Borghese, sowie im Belvedere des Vatikan. Im J. 1648 begab sich G. nach Paris und schmückte für den König, sowie für Mazarin dortige Paläste. Nach Rom zurückgekehrt, setzte er die frühere Thätigkeit, besonders für die Päpste Alexander VII. und Clemens IX. fort. Auf seinen ideal gedachten Landschaften streiten Perspektive, Architektur und Staffage um den Vorzug. Er behandelt die große stilistische Landschaft im Geiste des Annibale Carracci und weiß heroische Stimmung in diesem Stoffe zu entfallen. Die Technik ist eine leichte, die Farbengebung energig, zuweilen etwas dunkel. In den röm. Kirchen finden sich in Fresco ausgeführte Arbeiten dieser Art. Von auswärtigen Sammlungen hat der Louvre eines. G. radierte auch Blätter sowohl nach eigenen Kompositionen als nach Tizian und den Carracci, in geistvoller Manier.

Grimasse (frz. grimace), Gesichtszerrung, Frage; **Grimassier** (frz. grimacier), Gesichtsschneider; **grimassieren**, Gesicht schneiden; auch etwas erbeucheln.

Grimm (Alb. Lubw.), Jugendchriftsteller, geb. 19. Juli 1786 in Schluchtern bei Heilbronn, studierte in Tübingen und Heidelberg Theologie und Philosophie und wurde 1807 Lehrer am Pädagogium in Weinheim, später Rektor der dortigen Bürgerschule. Er starb 1. Dez. 1872 in Baden-Baden. Er bearbeitete die »Tausendundeine Nacht« (8. Aufl., Lpz. 1879), »Die Sagen der Griechen und Römer« (5. Aufl., Lpz. 1877), »Die deutschen Sagen und Märchen« (3. Aufl., Lpz. 1877) u. f. w., und gab ein »Märchenbuch« (2. Aufl., Lpz. 1877) heraus.

Grimm (Aug. Theod. von), geistvoller Schriftsteller, geb. 25. Dez. 1805 zu Stadt-Älm im Schwarzburgischen, besuchte das Gymnasium zu Arnstadt und bezog 1823 die Universität Jena, wo er sich anfangs der Medizin widmete, bald aber der Philosophie und Geschichte zuwandte. Nachdem er seine Studien zu Halle und Berlin vollendet, begab er sich 1827 nach Petersburg, erhielt hier 1829 eine Stellung als Inspektor an der Muralischen Erziehungsanstalt in Petersburg, begleitete 1832 die Gräfin Wielhorsky auf einer Reise nach Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz und blieb sodann in Rom zurück, um sich in das Studium des klassischen Altertums zu vertiefen. Im J. 1833 wandte er sich nach Petersburg zurück und begleitete sodann 1834 den Sohn des Reichskanzlers Grafen Nesselrode auf einer Reise an die größeren Höfe Deutschlands, nach London, Paris, Madrid und Lissabon. Hierauf leitete er seit 1835 als Studiendirektor den Unterricht des Großfürsten Konstantin, sowie seit 1838 auch den der frühverstorbenen Großfürstin Alexandrine und ihrer beiden Schwestern. Ausgedehnte Reisen mit dem Großfürsten nahmen die Jahre 1845 bis 1847 in Anspruch. G. besuchte das ganze europ. Rußland und die kausaf. Länder, hielt sich längere Zeit in Konstantinopel auf, bereiste dann Syrien und nach einem längern Aufenthalt in Griechenland das Gebiet von Algier. Mit der Vermählung des Großfürsten Konstantin 1847 hör-

ten G. Funktionen als Studiendirektor auf. Der Kaiser ernannte ihn zum Staatsrat mit dem Prädikat Excellenz und verlieh ihm das Komturkreuz des Malteiserordens, womit die Erhebung in den erblichen Adelsstand des Reichs verknüpft war. Gleichzeitig übernahm G. die Erziehung der beiden jüngern Großfürsten Michael und Nikolaus. Ende 1852 zog er sich nach Dresden zurück, wo er unter anderm »Wanderungen nach Südoften« (3 Bde., Berl. 1855—56) veröffentlichte, ging aber 1858 wieder nach Petersburg und übernahm hier die Erziehung der Kinder des Kaisers Alexander II. Da er diese in europ. Geiste leitete, geriet er mit der nationalruss. Hofpartei in Mißhelligkeiten, welche sich noch steigerten, als er 1858 den Roman »Die Fürstin der siebenenten Werts« (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1858; 2. Aufl. 1861) veröffentlichte, in dem die russ. Zustände, insbesondere der petersburger Adel, eine scharfe Beleuchtung erfuhren. Nach dem Tode der Kaiserin Mutter (Nov. 1860) nahm er als Erzherzog seine Entlassung und wandte sich nach Berlin, wo er seine literarische Thätigkeit wieder aufnahm. Hier verfaßte er eine Biographie der Kaiserin-Mutter unter dem Titel »Alexandra Fedorowna« (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1866). Später siedelte er nach Wiesbaden über, wo er 28. Okt. 1878 starb.

Grimm (Friedr. Melchior, Baron von), ein geistreicher franz. Schriftsteller, der während seines langen Aufenthalts in Paris mit den ausgezeichnetsten zeitgenössischen Persönlichkeiten in naher Verbindung stand, geb. zu Regensburg 25. Dez. 1723, begleitete, nachdem er seine Studien beendet, den jungen Grafen von Schönberg, nachmaligen kur-sächsl. Konferenzminister, auf die Universität zu Leipzig und sodann nach Paris. Hier wurde er Vorleser des damaligen Erbprinzen von Sachsen-Gotha, später Sekretär des Grafen Friesen, Kessen des Marschalls von Sachsen. Durch Rousseau, mit dem er die Neigung für die Musik teilte, wurde er bei Diderot, dem Baron Holbach, der Frau von Epinay und andern durch Geist und Geburt ausgezeichneten Personen eingeführt. Als die Ankunft der ital. Komischen Oper in Paris alle Kenner und Freunde der Musik in zwei Parteien spaltete, erklärte sich G. entschieden für die ital. Musik. Er schrieb bei dieser Gelegenheit eine kleine Broschüre voll Geist, Witz und Geschmac, »Le petit prophète du Boemischbroda« (Par. 1753), und als die Gegner darauf zu antworten versuchten, schlug er sie durch seine »Lettre sur la musique française« aus dem Felde. Nach des Grafen Friesen Tode wurde er Sekretär des Herzogs von Orleans. Damals fing er an, literarische Bulletins für mehrere deutsche Fürsten zu schreiben, welche von allen Erscheinungen der franz. Litteratur jener Zeit die geistreichsten Analysen erhielten. Auch nachdem er 1776 zum Baron und vom Herzog von Gotha zu dessen bevollmächtigtem Minister am franz. Hofe ernannt worden war, setzte er seine literarischen Korrespondenzen fort. Nach dem Ausbruch der Revolution begab er sich nach Gotha, wo ihn 1795 die Kaiserin Katharina II. von Rußland zum Staatsrat und zu ihrem bevollmächtigten Minister in Hamburg ernannte, welchen Posten er bekleidete, bis eine Krankheit, infolge deren er ein Auge verlor, ihn nötigte, seine Entlassung zu nehmen. Er ging hierauf wieder nach Gotha, wo er 19. Dez. 1807 starb. Nach seinem Tode erschien seine »Correspondance littéraire, philosophique et critique«

(16 Bde., Par. 1812; Supplement von Barbier, Par. 1814; neueste Ausg. 10 Bde., Par. 1877 fg.; deutsch im Auszuge, 2 Bde., Brandenb. 1820—23), welche eine vollständige Geschichte der franz. Litteratur von 1753 bis 1790 bildet und sprachlich wie durch glänzende Urtheile sich auszeichnet.

Grimm (Heinr. Gottfr.), namhafter Mediziner, geb. 21. Juni 1804 zu Sargstedt bei Halberstadt, erhielt seine mediz. Ausbildung 1821—25 in dem königl. Mediziniſch-Chirurgiſchen Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin, wurde 1831 zum Stabsarzt ernannt, wohnte als solcher der poln. Insurrektion und späterhin dem Bombardement von Antwerpen bei, avancierte 1838 zum Oberstabsarzt und wurde gleichzeitig als Subdirektor mit der Leitung der militärärztlichen Bildungsanstalten betraut, 1840 auch zum Leibarzt Friedrich-Wilhelms IV. ernannt. Im J. 1844 wurde er zum Generalarzt, 1847 zum zweiten, 1851 zum ersten Generalstabsarzt und zum Chef des Militärmedizinischen wesen befördert, in welcher Stellung er fast drei Decennien hindurch sich um das gesamte Heeres-sanitätswesen die größten Verdienste erworb und dem letztern durch eine Reihe umfassender Reformen seine heutige vollkommene Ausbildung und Organisation verschaffte. (S. Militärmedizinisches wesen.) Am 2. Febr. 1861 wurde er zum ersten Leibarzt des Königs Wilhelm ernannt. An der Abfassung der «Vorschriften über den Krankeendienst im Felde» (1855), des «Reglements über den Dienst der Krankenpflege im Felde» (1863), der «Instruktion über das Sanitätswesen der Armee im Felde» (1869), der «Verordnung über die Organisation des Sanitätskorps» (1873) und der «Kriegssanitätsordnung» (1878) hat er hervorragenden Anteil. Im J. 1879 wurde er auf seinen Antrag wegen eines schweren Augenleidens unter Belassung in seiner Stellung als erster Leibarzt des Kaisers in den Ruhestand versetzt.

Grimm (Jak. Ludw.), unter den Sprachforschern aller Zeiten einer der größten, unter den Germanisten der ausgezeichnetste, der Begründer der deutschen Sprach- und Altertumswissenschaft, wurde 4. Jan. 1786 zu Hanau geboren und erhielt seinen ersten Unterricht durch den Präzeptor Zinshan zu Steinau an der Elbe, seine weitere Bildung auf dem Lyceum zu Kassel. Seit 1802 studierte er sodann zu Marburg die Rechte und folgte 1805 einer Einladung seines Lehrers Savigny nach Paris, dem er dort bei litterarischen Arbeiten half. Nach der Rückkehr nach Hessen wurde er 1806 Kriegsekreter. Die Ruhe, welche ihm sein Amt sparsam gönnte, widmete er dem Studium der Litteratur und der Dichtkunst des Mittelalters, dem er sich schon in Paris zugewendet hatte. Nach Begründung des Königreichs Westfalen erhielt G. auf Johs. von Müllers Empfehlung 1808 die Aussicht über die schon vom Kurfürsten angelegte Bibliothek zu Wilhelmshöhe und wurde später noch daneben Staatsratsauditor. Bei des Kurfürsten Rückkehr folgte er 1814 dem hess. Gefandten als Sekretär in das Hauptquartier der Verbündeten, auch später nach Paris und zum Kongreß nach Wien, wo er bis Juni 1815 verweilte. Einen Monat darauf wurde er im Auftrage der preuß. Regierung nochmals nach Paris gesandt, um die aus verschiedenen Gegenden dort zusammengebrachten Handschriften zu ermitteln und zurückzufordern. Nach Vollziehung dieses Auftrags wurde G. 1816

als zweiter Bibliothekar in Kassel angestellt, wo er nun bei der ihm gewordenen Ruhe eine Reihe von Jahren seinen Studien fleißig obzuliegen und die Früchte derselben dem Publikum allmählich vorzulegen Gelegenheit fand. Als 1829 nach Wölffels, des ersten Bibliothekars, Tode der kurhess. Historiograph Kommel die erste Stelle an der Bibliothek erhielt, fühlte sich G. durch die Zurücksetzung gekränkt und nahm 1830 den Ruf als Professor und Bibliothekar nach Göttingen an. Hier hielt er Vorlesungen über deutsche Sprache, Rechtsaltertümer und Geschichte der Litteratur. Als einer der sieben Professoren, die 1837 gegen Aufhebung des Staatsgrundgesetzes Einsprache thaten, wurde er im Dezember seines Amtes entsetzt und mit Dahlmann und Gervinus des Landes verwiesen.

Die nächsten Jahre lebte G. in Zurückgezogenheit zu Kassel, bis er 1841 nach Berlin berufen wurde, wo er als Mitglied der Akademie zugleich auch Vorlesungen zu halten berechtigt war, von welchem Rechte er jedoch nur in den ersten Jahren Gebrauch machte. Er wurde zweimal zum Vorsitzenden der Germanistenversammlungen, zu Frankfurt 1846, zu Lübeck 1847, gewählt, saß 1848 in der Nationalversammlung zu Frankfurt und tagte 1849 mit zu Gotha. Wie bei diesen und andern Gelegenheiten in seinem öffentlichen Wirken und Reden, so zeigte er sich auch in allen seinen wissenschaftlichen Bestrebungen durchdrungen von der edelsten Vaterlandsliebe, dem lautersten Sinn für Recht und Wahrheit. Seine Forschungen waren namentlich darauf gerichtet, das geistige Leben des deutschen Volks, wie es sich in dessen Sprache, in seinem alten Recht und Glauben, in seiner Sitte und Dichtung kundgegeben, an sich und in seinen Beziehungen zu andern Völkern geschichtlich zu ergründen und darzulegen. Durch seine leider unvollendet gebliebene «Deutsche Grammatik» (Bd. 1, die Formenlehre enthaltend, Göt. 1819, 2. Aufl. 1822 [daraus der Vokalismus neu bearbeitet 1840]; vermehrter Abdruck der 2. Aufl., herausg. von Scherer, Berl. 1870; Bd. 2—4, 1826—37; vermehrter Abdruck des 2. Bandes, Berl. 1878) hat G. recht eigentlich nicht bloß die histor. Grammatik der deutschen Sprache, sondern die histor. Sprachforschung überhaupt begründet. Andere Richtungen des geistigen Lebens des deutschen Volks verfolgte er in den noch unübertroffenen Werken «Deutsche Rechtsaltertümer» (Göt. 1828; 3. Ausg. 1881) und «Deutsche Mythologie» (Göt. 1835; 4. Aufl., Berl. 1875—78, in 3 Bdn. mit Jakob G.s Nachträgen). In seiner «Geschichte der deutschen Sprache» (2 Bde., Lpz. 1848; 4. Aufl. 1880), unstreitig einem der bedeutendsten Werke, welche auf dem Gebiete der deutschen Sprach- und Geschichtsforschung erschienen, gab er Gesichtspunkte an die Hand, die für die Auffassung deutscher Geschichte vielfach umgestaltend wirkten. Ein Quellenwerk ersten Rangs für die Geschichte des deutschen Rechts ist die Sammlung deutscher «Rechtsaltertümer» (Bd. 1—4, Göt. 1840—63), die nach G.s Tode von Schröder und andern bis zum siebenten Bande (1878) weitergeführt worden ist. Zahlreiche besondere Untersuchungen legte er in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum», in Pfeiffers «Germania» und den «Abhandlungen» der berliner Akademie nieder. Diese letztern nebst einer Reihe anderer zerstreuter Aufsätze erschienen in einer Gesamtausgabe: «Kleinere Schriften» (6 Bde., Berl. 1864—82), die

populärsten daraus als „Auswahl aus den kleinern Schriften“, Berl. 1871). Von seinen übrigen Schriften und Ausgaben alter Sprach- und Literaturdenkmäler sind noch zu nennen: „Über den altdeutschen Meistergesang“ (Gött. 1811), „Irmens- straße und Irmensäule“ (Wien 1815), „Silva de romances viejos“ (Wien 1815), eine althochdeutsche Interlinearversion lat. Kirchengymnen, „Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpretatio Theotisca“ (Gött. 1840), die angelsächs. Dichtungen „Andreas und Elene“ (Rass. 1840), im Verein mit Schmeller die „Lat. Gedichte des 10. und 11. Jahrh.“ (Gött. 1838), darunter namentlich der „Waltharius manu fortis“. Im „Reinhart Fuchs“ (Berl. 1834) gab G. den mittelhochdeutschen Reinhart, den mit- teiniederländ. Reinaert nebst andern kleinern deut- schen und lat. Gedichten der mittelalterlichen Lier- sage heraus, mit einer wichtigen Einleitung über die Entfaltung des wunderbaren Wesens der le- tern. Hierzu folgte später eine Ergänzung „Send- schreiben an R. Lachmann. über Reinhart Fuchs“ (Epp. 1840). Alle Werke G.s zeugen von einem mächtigen, Massen bezwingenden Fleiß, großartiger Gelehrsamkeit, tiefdringendem, ordnendem Ver- stand, von sicherem Gefühl für den Gang histor. Entwicklung und vom frischesten, ebenso kräftigen als zarten Sinn, ohne welchen es niemals gelingt, die Geheimnisse des Sprachgeistes zu ergründen. Gemeinschaftlich mit seinem Bruder Wilhelm Grimm (s. d.) gab er heraus: „Die beiden ältesten deutschen Gedichte, das Lied von Hildebrand und Hantubrand, und das Weissenbrunner Gebet“ (Rass. 1812), „Altdeutsche Wälder“ (3 Bde., Kass. u. Frankf. 1813—16), „Der arme Heinrich“ von Hart- mann von der Aue (Berl. 1815), „Lieder der alten Edda“ (Bd. 1, Berl. 1815), „Irische Elfenmärchen“ (Epp. 1826). Zwei weitere, in Verbindung mit seinem Bruder herausgegebene Werke, die von weit- greifendster Wirkung waren und eine Menge ähn- licher Schriften hervorriefen, sind: „Kinder- und Hausmärchen“ (3 Bde., Berl. 1812—22 u. öfter, kleine Ausgabe, 32. Aufl., Berl. 1883) und „Deut- sche Sagen“ (2 Bde., Berl. 1816—18; neue Aufl. 1865). Am Abend seines Lebens vereinigte er sich noch einmal mit seinem Bruder zu einer ge- meinsamen Arbeit, dem „Deutschen Wörterbuch“ (Epp. 1852 fg.), welches den gesamten neuhochdeut- schen Sprachschatz von Luther bis Goethe umfassen sollte und, wenn vollendet, dem so verdienstlichen Wirken beider die Krone aufgesetzt haben würde. Doch sollte ihnen die Vollenbung nicht mehr ver- gönnt sein. Er starb 20. Sept. 1863 zu Berlin, wenige Jahre nach Wilhelm G., nachdem das Wör- terbuch nur bis zur ersten Lieferung des vierten Bandes gediehen war. Dasselbe wird seitdem durch Heyne, Hildebrand, Weigand und Lerer fortgesetzt. Seine Selbstbiographie, zuerst abgedruckt in Ju- stiz „Grundlage zu einer heil. Gelehrtengegeschichte“ (Marb. 1831), steht auch in seinen „Kleinern Schriften“ (Bd. 1) und in der „Auswahl“. Gegen Ende 1883 trat ein Grimm-Verein (mit dem Sitz des Centralkomitees in Hanau) zusammen, welcher beabsichtigt, den beiden Brüdern Jakob und Wil- helm G. in ihrer Vaterstadt Hanau ein Denkmal zu setzen; der Grundstein soll 4. Jan. 1885, dem 100. Geburtstag Jakob G.s, gelegt werden.

Vgl. Scherer, „Jakob G.“ (Berl. 1865); „Brief- wechsel zwischen Jakob G. und Friedrich David Graeter“ (herausg. von Herm. Fischer, Heilbr.

1877); „Freundesbriefe von Wilhelm und Jakob G.“ (herausg. von A. Reifferscheid, Heilbr. 1878); „Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Neusebach mit Jakob und Wilhelm G.“ (her- ausg. von C. Wendeler, Heilbr. 1880); „Briefe von Jakob G. an H. W. Eydeman“ (herausg. von A. Reifferscheid, Heilbr. 1883); „Briefwechsel zwi- schen Jakob und Wilhelm G. aus der Jugendzeit“ (herausg. von Hermann G. und Gustav Hinrichs, Weim. 1881).

Grimm (Wilh. Karl), ausgezeichnete Germa- nist, der Bruder des vorigen, geb. 24. Febr. 1786 zu Hanau, besuchte mit seinem Bruder das Lyceum zu Kassel und ging, um sich gleichfalls der Rechts- wissenschaft zu widmen, 1804 auf die Universität zu Marburg. Seine Jugend trübte eine langwierige gefährliche Krankheit, von der er nur langsam seit 1809 genas. Er wurde 1814 als Sekretär bei der Bibliothek zu Kassel angestellt und ging mit seinem Bruder 1830 nach Göttingen, wo er Unterbiblio- thekar und 1835 außerord. Professor in der philol. Fakultät wurde. Auch er gehörte zu den Sieben, welche gegen die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes sich verwahrten, und wurde deshalb seines Dienstes entlassen, durfte aber in Göttingen noch verweilen bis Okt. 1838, wo er sich nach Kassel zu seinem Bru- der begab, mit dem zugleich er 1841 einem Rufe nach Berlin folgte. Hier starb er 16. Dez. 1859.

Ein echter Geistesgenosse seines Bruders und mit ihm in häuslichen und amtlichen Verhältnissen wie durch gleiches wissenschaftliches Streben innig ver- bunden, hat er seine Forschungen namentlich der Poesie des deutschen Mittelalters zugewendet. Da- hin gehören seine Ausgaben des „Grave Ruodolf“ (Gött. 1828; 2. Aufl. 1844), Bruchstücke eines Ge- dichts des 12. Jahrh.; des „Hildebrandsliedes“ (Gött. 1830), des „Freibant“ (Gött. 1834; 2. Ausg. 1860), des „Rosengarten“ (Gött. 1836), des „No- landliedes“ (Gött. 1838), des „Wernher vom Nie- derrhein“ (Gött. 1839), der „Goldenen Schmiede“ (Berl. 1840) und des „Silvester“ von Konrad von Würzburg (Gött. 1841), des „Althiis und Prophe- lia“ (Berl. 1846; Nachtrag, Gött. 1852), der „Alt- deutschen Gespräche“ (2. Abteil., Berl. 1851). „Alt- dän. Heldenlieder“ gab er in einer Übersetzung (Hei- delb. 1811) heraus, dann eine Untersuchung „über deutsche Runen“ (Gött. 1821). Sein Hauptwerk ist „Die deutsche Heldensage“ (Gött. 1829; 2. Aufl., Berl. 1867), eine fleißige, mit seinem Sinn an- gelegte Sammlung der Zeugnisse für dieselbe, mit einer Abhandlung über ihren Ursprung und ihre Fortbildung. Mit der „Exhortatio ad plebem christianam“ (Berl. 1848) verbunden ist eine Ab- handlung über die „Glossae Cassellanae“, welche zu den ältesten Denkmälern der deutschen Sprache gehören, sowie eine andere „über die Bedeutung der deutschen Familiennamen“. Sonst sind noch zu er- wähnen die gelehrte Untersuchung über „Die Sage vom Ursprung der Christusbilder“ (Berl. 1843), die Abhandlung „Über Freibant“ (Berl. 1850; Nach- trag 1 u. 2, Gött. 1852—55) und die ungemein reichhaltige „Zur Geschichte des Reims“ (Berl. 1852). Eine vollständige Ausgabe seiner Recensionen, Auf- sätze und Abhandlungen erscheint unter dem Titel „Kleinere Schriften“ (Bd. 1—3, Berl. 1881—83). Eine Reihe anderer Schriften, namentlich die „Kin- der- und Hausmärchen“, an denen ihm der Haupt- anteil gebührt, gab er in Verbindung mit seinem Bruder Jakob Grimm (s. d.) heraus. Eine minder

großartig angelegte Natur als sein Bruder, wußte er seinen Arbeiten durch liebevolle Hingebung, emßigen Fleiß, feinstes Aussehen und poetisches Verständnis ihren eigentümlichen Wert zu geben. Seine Selbstbiographie behandelt sich wie die des Bruders in dem Werke von Just und ist auch im ersten Bande seiner kleineren Schriften abgedruckt.

Grimm (Hermann), Sohn des vorigen, namhafter Schriftsteller, geb. 6 Jan. 1828 zu Kassel, studierte 1846–49 in Berlin und Bonn die Rechte, wandte sich aber in der Folge mehr philol. und histor. Studien zu. Als Schriftsteller trat er zuerst mit dem Drama »Armin« (Opz. 1851) vor die Öffentlichkeit, welchem nach einiger Zeit die Dichtung »Traum und Erwachen« (Berl. 1854) und das Trauerspiel »Demetrius« (Opz. 1854) folgten. Seine »Novellen« (Berl. 1856, 2 Aufl. 1863) zeichnen sich durch Schönheit und maßvolle Eleganz der Form aus. In den »Sagen« (Hannov. 1859) und den »Neuen Sagen« (Berl. 1865) veröffentlichte er eine Reihe geschäpfter Studien über Vorleben und Gegenstände der Literatur und Kunst. S. Hauptwerk bildet jedoch das »Eben Michel Angelo« (2 Bde, Hannov. 1860–62, 3 Aufl., 2 Bde, 1879), welches zu den vorzüglichsten kunstgeschichtlichen Leistungen der neuern Zeit gehört. In den Jahren 1865 und 1866 gab er die Zeitschrift »Über Künstler und Kunstwerke« zu Berlin heraus, wo er als Privatmann lebte. Von seinen fernern kunstwissenschaftlichen und literarischen Arbeiten sind zu nennen die Monographie »Das Niederlandbild des Theodorich zu Regens« (Berl. 1869), »Das Leben Pasquale von Saffari. Übersetzung und Kommentar« (Bd. 1, Berl. 1872), »Zehn ausgewählte Sagen zur Einführung in das Studium der modernen Kunst« (Berl. 1871, 2 Aufl., Berl. 1883), »Zehnjehn Sagen« (Berl. 1874), »Zehnjehn Sagen Neue Folge« (Berl. 1876), »Zehnjehn Sagen Dritte Folge« (Berl. 1882), »Goethe Vorlesungen« (2 Bde, Berl. 1877, 3 Aufl., Berl. 1882), ferner der Roman »Lindberwindische Nächte« (3 Bde, Berl. 1867, 3 Aufl. 1880). Im J. 1873 wurde G. zum ord. Professor der Kunstgeschichte an der Universität zu Berlin ernannt. — G.s Gemahlin ist die dramatische Schriftstellerin Gisela von Arnim, eine Tochter Bettinas von Arnim (s. d.).

Grimm (Eduw Emil), deutscher Maler und Restaurator, Bruder von Jakob und Wilhelm G., geb. 16. Mai 1790 zu Danau, kam 1809 nach München zu Karl Frh., der ihn im Stechen, später auch in der Radierung unterrichtete. Nachdem er 1818 am Befreiungskriege teilgenommen, lebte er seit 1816 in Kassel und München, 1817 kurze Zeit in Jastel, dann wieder in Kassel. Er wurde 1833 Professor an der Malerschule in Kassel. G. hat über 100 Blätter radirt, eigene Kompositionen, Landschaften, Tiere, Figuren und Köpfe, namentlich aber gelangen ihm Porträts (darunter Luther und Melancthon nach V. Cranach). Die meisten seiner Radierungen befinden sich im Bes. der Kunsthändler, eine Sammlung von 86 Blättern erschien 1823, eine andere 1840 und noch ein Nachtrag von 30 Blättern 1864 zu Kassel. Unter seinen Bildn. bietet namentlich eine Madonna mit Heiligen, in einer Landschaft auf dem Rücken liegend, ausgezeichnete Schönheit. Andere Gemälde, meist religiöse Gegenstände, finden sich in den Privatgalerien des ehemaligen Kurfürsten von Hessen. G. starb 6. April 1863 zu Kassel.

Grimm (Jul. Otto), Musiker, geb. 6. März 1827 zu Pernau in Estland, studierte zuerst Philologie in Dorpat, dann seit 1851 Musik auf dem Konservatorium zu Leipzig, wo er sich dem Freundkreise Schumanns anschloß. Im J. 1856 ging er als Musiklehrer nach Göttingen, 1860 nach Münster in Westfalen, wo er Leiter verschiedener Musikvereine ist. Außer Liedern und Chören erschienen von ihm besonders Instrumentalwerke, namentlich zwei Saiten in Kanonform (in C dur für Streichorchester und G-dur für volles Orchester).

Grimm (Karl Eudw. Wilhelm), prot. Theolog, geb. 1. Nov. 1807 zu Jena, besuchte seit 1822 das Gymnasium zu Weimar, seit 1827 die Universität zu Jena, habilitierte sich hier 1833 als Privatdocent der Theologie, ward 1837 außerord. Professor, 1844 ord. Honorarprofessor 1871 Kirchenrat, 1888 Geh. Kirchenrat. Seine Vorlesungen sind vorzugsweise der Auslegung des Neuen Testaments gewidmet, erstrecken sich auf Encyclopädie, Symbolik und Dogmatik. Obgleich Vertreter der historisch kritischen Richtung ist G. doch entschiedener Gegner der Schule J. Chr. Baur's. Unter den deutschen Theologen wird G. als gründlicher Kenner der Apokalypsen des Alten Testaments geschätzt. Auf den »Kommentar über das Buch der Weisheit« (Opz. 1837) folgten »Kommentare zu den vier Ewangelien der Apostel« (Opz. 1853–57) und eine neue Bearbeitung des Buchs der Weisheit (Opz. 1860). Von jüngeren Schriften sind vor allem zu nennen die »Institutiones theologiae dogmaticae« (Jena 1848, 2. Aufl. 1869) und das »Lexicon graeco-latium in libros Novi Testamenti« (Opz. 1869, 2. Aufl. 1879). Seit 1870 ist G. Mitglied der von der Orientalischen Konferenz niedergesetzten Kommission zur Revision der Lutherischen Bibel. Als solcher hat er das Atestat über die Verantwortlichkeit der Thätigkeit gab die Verantwortung »Die Lutherbibel und ihre Text« (1874) und »Kritische Geschichte der Bibelübersetzung bis auf die G.« (1883).

Grimma, in der Kreishauptmannschaft Leipzig c. 30 Sohlen, 30 km ostnordöstlich von Leipzig am linken Ufer der Mulde, Station der Linien Leipzig Töbeln Dresden und Glauchau. Wurzen der Sächsischen Staatsbahnen, in einem Thalkreis ruhend gelegen, ist Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Amtsgerichts, einer Superintendentur, eines Bezirks-Inspektors und zählt (1890) 8042 E. Unter den öffentlichen Gebäuden in das im J. 1853 im Renaissancestil neuverbaute Bürgerduldungsgebäude, das Bezirksgefängnis, und Sechenhaus, das 1442 erbaute Rathaus und das königl. Schloß (in welchem jetzt das Amtsgericht und Rentamt und die Bezirkssteuer-einnahme), unter den vier luth. Kirchen die 1688 erbaute Klosterkirche und die im 13. Jahrh. erbaute Frauenkirche bemerkenswert. Außerdem hat G. eine luth. Kapelle, ein 1839 gegründetes Schul-Lehrerseminar, seit 1874 in einem einschiffigen Neubau, ein zweites Seminar für ältere Schül.-amtskandidaten (seit 1855) und eine Realschule zweiter Ordnung mit Progymnasium. Am bekanntesten ist G. durch seine Landes- und Jägerschule (Illustre Moldanum), welche Kurfürst Moritz in dem ehemaligen, 1498 gegründeten Augustiner-Gremienkloster errichtete. Sie wurde 14. Sept. 1860 eingeweiht, besteht seit dem Umbau 1878 aus einem Alumnat mit 104 Zim. und 23 Klassikellen

und hat eine Bibliothek von über 10000 Bänden. Das sonst hier blühende Fabrikwesen in Tuch u. s. w., sowie der ehemals beträchtliche Holzhandel haben ganz aufgehört. Neben den verschiedenen Gewerben wird viel Ackerbau getrieben; von industriellen Etablissements sind die Kunstmehlmühlen mit großer Wasserkraft, eine Eisengießerei und Maschinenbauanstalt, eine Patentziegelei, eine Fabrik von Brenneiereinrichtungen, zwei Wäsche- und Garnbleichen, mehrere Druckereien für leinene und wollene Stoffe und eine Papierdütenfabrik bemerkenswert. Von den öffentlichen Denkmälern der Stadt verdient das Kriegerdenkmal in den Promenaden und das Luther-Denkmal an der Frauenkirche erwähnt zu werden. Die Stadt besitzt sehr schöne Promenaden und in unmittelbarer Nähe ausgedehnte und gutgepflegte Waldparkanlagen. G. wird immer mehr ein besuchter Sommerfrischort.

Die merkwürdigsten Punkte der Umgegend sind das jetzt der Fürstenschule gehörige Klostergut Nimbschen mit den Ruinen des 1251 gegründeten Zisterzienserklosters, in welchem Katharina von Bora lebte, das schön gelegene Höhenstädt, wo Götschen 1796—1828 seinen Landsitz hatte, das Dorf Döben mit altem Schlosse, bereits 1185 als Burg Devin urkundlich, auf welcher Albrecht der Stolze seinen Vater Otto den Reichen gefangen gehalten haben soll, und die Holzermühle mit Kunstmehlmühle, Maschinenbauanstalt und Papierfabrik. G. ist forstlichen Ursprungs und wird schon 1065 urkundlich als Stadt erwähnt. Seit Erbauung des Schlosses, das schon 1200 stand und in welchem 1443 Albrecht der Beherrzte geboren wurde, hielten die Markgrafen von Meißen und Kurfürsten von Sachsen hier öfters Hof. Am 17. Juli 1531 kam zu G. der sog. Grimmaische Nachspruch zu Stande, der die Streitigkeiten der beiden sächsl. Linien über Lehn-, Münz- und Vergafachen schlichtete.

Vgl. Lorenz, *Die Stadt G. im Königreich Sachsen* (Lpz. 1871); *Führer durch G. und Umgegend* (3. Aufl., Grimma 1882).

Grimmdarm, s. unter Darm.

Grimmelshausen (Hans Jak. Christoph von), der Verfasser einer Reihe von Prosafiktionen, die als die bedeutendsten Erscheinungen dieser Gattung im 17. Jahrh. zu bezeichnen sind. Er wurde zwischen 1620 und 1625 in Welnhausen geboren, als zehnjähriger Knabe von den Hessen geraubt, diente dann mehrere Jahre als Soldat und erwarb sich als solcher in den verschiedensten Gegenden Deutschlands genaue Kenntnis der Eigentümlichkeiten, Sitten und sprachlichen Gewohnheiten der Bewohner. Nach dem Westfälischen Frieden nahm er zur weitem Ausbildung Stellen an verschiedenen deutschen Fürstentümern an, zuletzt bei dem strassburger Bischof Leopold Wilhelm von Österreich, um dessentwillen er zur kath. Kirche übertrat und der ihn um 1665 zum Schultheiß in dem 1664 strassburgisch gewordenen Dorfe Renschen (jetzt Stadt im bad. Kreise Baden) ernannte. Hier lebte er seiner litterarischen Thätigkeit, bis er 17. Aug. 1676 daselbst starb, nachdem er kurz vorher noch einmal vorübergehend Kriegsdienste genommen, als 1675 die Franzosen unter Turenne in Baden eingefallen waren. Zu Renschen wurde ihm 17. Aug. 1879 ein Denkmal (ein 6,5 m hoher Obelisk aus blauem Sandstein vom Bildhauer Breunig in Nassau entworfen) gesetzt. Durch seine Verdienste hatte er sich den Ritteradel und den Adel der freien Studien (Doktorwürde) erworben.

Sein Hauptwerk ist der erst in neuerer Zeit zur Anerkennung seines vollen Wertes gelangte biographische Roman *„Simplicissimus“*. G.s wahrer Name war lange vergessen, da er es liebte, denselben unter verschiedenen anagrammatischen Umwandlungen: Samuel Greifson von Hirschfeld, Signeur Mesmahl, Michael Rechulin von Schmörsdorf, German Schleifheim von Sulzfort u. a., zu verstellen. Zwei seiner Erzählungen, *„Dietwalt und Amelinde“* (1670) und *„Progrinus und Lypmida“* (1672) führen denselben jedoch auf dem Titel; ein der ersten vorgedrucktes Ehrengebieth bezieht den G. ausdrücklich als Verfasser des *„Simplicissimus“* und anderer anonym. Schriften. *Der Abenteuerliche Simplicissimus Teutsch*, von German Schleifheim von Sulzfort (1669) ist litterarhistorisch bedeutend als erster gelungener Versuch, auch in Deutschland den Schauplatz und die Handlung eines Romans auf vaterländischen Boden und mitten in die Ereignisse der Gegenwart zu versetzen, wichtig für die polit. und Kulturgeschichte seiner Zeit, ästhetisch wertvoll durch Erfindung und Darstellung. Einen neuen Abdruck besorgte Wolff (Lpz. 1848; 4. Aufl. 1875) und, mit litterarischer Einleitung und Anmerkungen versehen, Zittmann (Bd. 7 u. 8 von *„Deutsche Dichter des 17. Jahrh.“*, Lpz. 1874; 2. Aufl. 1877). Umarbeitungen lieferten G. von Bülow (Lpz. 1836), Laubhard (Lpz. 1876) und G. H. Meyer (Brem. 1876).

Um diesen Roman wie um ihren Mittelpunkt gruppieren sich mehrere kleinere Schriften, die demselben Zweck, nur mehr im einzelnen, dienen: *„Traub Simpler“* oder *„Die Landstörzerin Courage“* (1669), *„Der seltsame Springinsfeld“* (1670) und im weitern Zusammenhange: *„Das Wunderbarliche Bogenfest“* (Zl. 1 u. 2, 1672). Außer den obengenannten sind von G.: eine Bearbeitung der biblischen Geschichte von *„Joseph“* (1667) und eine Fortsetzung: *„Rusai“* (um 1670), fobann eine Anzahl satirischer Schriften, welche dem Kampfe gegen die Kaster und Thorheiten der Zeit in humoristischer Weise dienen, darunter einige, welche im engeren Sinne als Volkschriften zu bezeichnen sind. Diese Thätigkeit beginnt mit dem *„Fliegenden Wandersmann nach dem Mond“*, nach dem Französischen (1659); es folgen: die *„Traumgeschichte von mir und dir“* (1660), *„Schwarz und Weiß oder der Satirische Pilgrim“* (1666), *„Der teutsche Michel“* (1670), *„Der stolze Melcher“* (1672), *„Das Kathstübel Bluttonis“* (1672), *„Die verkehrte Welt“* (1673), *„Simplicissimi Galgenmännlein“* (1673), *„Des Abenteuerlichen Simplicissimi Ewigwährender Kalender“* (1670), *„Simplicissimi angeregte Ursachen, warum er nicht katholisch werden könne“* (1670?), *„Der erste Bärenhäuter sammt Simplicissimi Gaultasche“* (1670), *„Abbildung der wunderbarlichen Wertstatt des weltreichenden Arztes Simplicissimi“* (Einblatt, 1669). Seine Schriften erschienen in Gesamtausgaben zu Nürnberg (3 Tle., 1683—1713), von H. von Keller (4 Bde., Stuttg. 1852—62), von H. Kurz (in *„Deutsche Bibliothek“*, Bd. 3—6, Lpz. 1863—64), von Zittmann (die obengenannte Ausgabe des *„Simplicissimus“* und *„Simplicianische Schriften von G.“*, 2 Tle., Lpz. 1877, mit ausführlichen litterarischen und geschichtlichen Einleitungen und sprachlichen und sachlichen Erläuterungen, als 10. u. 11. Bd. von *„Deutsche Dichter des 17. Jahrh.“*, Lpz. 1877), von J. Bobertag, als 33. bis 35. Bd. von Kürschners *„Deutscher National-Litteratur“*

(mit dem ersten Neudruck vom «Mathstäbel Pluto-nis», Berl. u. Stuttg. 1883).

Grimmen in Pommern, Kreisstadt in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stralsund, 23 km südlich von Stralsund, rechts an der Trebel, Station der Linie Berlin-Stralsund der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 3392 meist evang. G. — Der Kreis Grimmen zählt auf 958,75 qkm 37112 meist evang. G.

Grimwald, der Sohn des fränk. Majordomus Pippin des Ältern, wurde 642 Majordomus des austrasischen Königs Sigibert III. Als dieser Febr. 656 starb, wollte G., welcher schon vorher thätiglich die Regierung geführt hatte, auch die Krone selbst an sein Haus bringen: er schickte Sigiberts Sohn in ein Kloster und machte seinen eigenen Sohn Chilbert zum König. Aber die Großen des Landes, welche sich bei dem schwachen merovingischen Herrschergeblecht besser befanden, lieferten den Usurpator und seinen Sohn dem neustrischen König Chlodowech II. aus, der sie töten ließ. Erst Ende des Jahrhunderts erhob sich das Haus Pippins unter G.s Neffen Pippin dem Mittlern oder von Heristal zu neuer Bedeutung. Vgl. Bonnell, «Die Anfänge des karolingischen Hauses» (Berl. 1866).

Grimwald, Sohn des Bayernherzogs Theodo aus dem Geschlecht der Agilolfinger und seit etwa 715 selbst Herzog über einen Teil der Bayern, begünstigte dort die Einführung des Christentums durch den Bischof Corbinian von Freising, verlor aber 728 Herrschaft und Leben im Kampfe mit Karl Martell, der nun G.s Neffen Hucbert zum Herzog über ganz Bayern, aber unter fränk. Oberhoheit, machte.

Grimwald, Herzog der Langobarden von Benevent, wurde 662 gegen das regierende Brüderpaar Vertarit und Godebert (s. d.) selbst zum König aufgestellt, vertrieb den ersten und tötete den letztern. Als er 671 starb, wurde sein unmündiger Sohn König Garibald von seinem mütterlichen Oheim Vertarit beseitigt, der jetzt selbst wieder zur Regierung gelangte und sie bei seinem Tode 688 auf seinen Sohn Kunibert (bis 700) vererbte.

Grimshy, eigentlich Great-Grimshy, Seehafen, Municipalsstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Lincoln, 48 km im N. von Lincoln, 24 km im S. von Hull, rechts an der Mündung des hier 11 km breiten Humber gelegen und durch Eisenbahn mit Lincoln, London, Manchester und Sheffield verbunden, hat in der westl. Altstadt enge und trumme, in der Neustadt dagegen breite Straßen. Letztere liegt an dem 1849–52 gebauten 6,1 ha großen, mit Docks von 10 ha versehenen Hafen, der für Schiffe jeder Art zugänglich ist. G. zählt (1881) 29682 G., hat eine große Hauptkirche, ein Stadthaus, ein Gefängnis, eine Lateinschule und ein Handwerkerinstitut; ferner Schiffswerfte, Seilerbahnen, Kabelfabriken, Getreide- und Knochenmühlen, Gerbereien, Ziegelbrennereien und Bierbrauereien. Bedeutender aber als die Industrie ist der Handel. Die Stadt steht in regelmäßiger Dampfschiffverbindungen mit Hull und Hamburg und wird zugleich von zahlreichen Dampfschiffen berührt, die von Hull nach den Ost- und Nordseehäfen gehen. G. war schon in alter Zeit ein blühender, reicher Ort, der bereits im 14. Jahrh. unter Edward III. 11 Schiffe zur Belagerung von Calais stellte. Später wurde es von Hull übersügelt und ist erst in neuerer Zeit wieder durch seinen neuen

Hafen emporgekommen. Die Handelsflotte der Stadt zählt (1879) 637 Schiffe von 48557 t. Zugleich ist eine Fischerflotte von 700 Fahrzeugen zu 80 und mehr Tons vorhanden, die mehrere Wochen hindurch der Fischerei auf der Doggerbank obliegen. Der Wert der Einfuhr (Wolle, Lumpen, Tabak, Gerste, Eier, Kartoffeln, Wutter u.) betrug 1879: 68309800 Mark, derjenige der Ausfuhr (namentlich Wollwaren, Wollgarn, Baumwollwaren, Baumwollgarn, Seidenwaren, Maschinen, Kohlen, Gummiwaren) 147784700 Mark. Am 31. Aug. 1809 landete hier der Herzog von Braunschweig-Öls.

Grimsel (die), ein Paß am östl. Ende der Berner Alpen (s. Alpen 17) auf der Grenze der Schweiz. Kantone Bern und Wallis und der Wasserscheide zwischen Aare und Rhône gelegen, verbindet das bernische Hasli (s. d.) mit dem Oberwallis. Der Weg über die G., von Meiringen (600 m) im Hasli bis Innerfischen (626 m) Poststraße, von da bis Guttannen (1049 m) Fahrstraße (1888 im Bau), dann Saumweg, erfordert bis Obergestelen (1369 m) im Wallis einen Marsch von etwa 10 Stunden und ist, seiner großartig wilden Landschaftsbilder wegen, einer der begangenen Touristenwege der Schweizer Alpen. Bei Meiringen überschreitet die Straße die Aare, zieht sich südöstlich über den Querriegel des Kirchet (788 m), den der Fluß in der «Zinfern Schlucht» durchfließt, und senkt sich in vielen Windungen in den Thalsattel von Hasli im Grund hinab, wo die Aare bei Innerfischen rechts das Gadmervasser aufnimmt; dann steigt der Weg dem Laufe der Aare entgegen durch malerische Felspartien, Weiden und Wald zu dem ärmlichen Dorfe Guttannen empor, berührt den großartigen Handfussall und erreicht über die vom Gletscher geschliffenen Granitblöcke und Platten der Bösen Seite und der Fehlen Platte den steinigten, baumlosen Kessel des Rättschöbogens und durch großartige Felswildnisse endlich den Grimselgrund, einen oben, rauhen Bergkessel mit einem kleinen See, an dessen Ufer (1874 m über dem Meere) das Grimselpital oder Hospiz steht. Dasselbe, ein düsteres steinernes Gebäude, war ursprünglich eine fromme Stiftung der Landtschaft Hasli und wie die Hospize auf dem St. Gotthard und St. Bernhard zur Zufluchtsstätte der Wanderer bei bösem Wetter bestimmt; jetzt ist es ein stark besuchter Gasthof und Ausgangspunkt für Gletscherwanderungen in den Berner und Urner Alpen. Vom Spital aus zieht sich der Weg in vielen Windungen südlich den Bergkamm hinauf und gabelt sich, bevor er die Höhe erreicht hat, in zwei Äste: der eine Weg steigt links an dem düstern Totensee vorbei zu der Fagghöhe der Haused (2182 m, 22 km südöstlich von Meiringen) und senkt sich über die steile, mit Alpenrosen bewachsene Maienwand zum Rhönegletscher hinab; der andere, der eigentliche Grimselweg, zieht sich rechts zur Fagghöhe der G. (2164 m), von welcher das ausdruckreiche Kleine Sidelhorn (2766 m) leicht in etwa zwei Stunden bestiegen wird, und über die Grimselalp nach Obergestelen im Rhönetal; beide Wege münden in die Furtastraße. Im J. 1799 war die G. der Schauplatz hartnäckiger Kämpfe zwischen den Franzosen und den Österreichern, bis es den ersten unter Führung des Wirts Jägher von Guttannen gelang, die österr. Stellungen auf der G. über das Nägelsgrättli zu umgehen und dadurch die Segner zum Rückzug zu zwingen.

Grimsfär, f. unter Glanz.

Grind oder **Schorf** nennt man die Kruste, welche sich auf verletzten Stellen der äußeren Haut oder der Schleimhäute durch Entzündung des ausgetretenen Eiters oder der ausgechwitzten Blutflüssigkeit bildet und nicht selten auch Zell und Schuppen der Oberhaut einschließt. Die Farbe des G. ist honiggelb oder braunrot bis schwarzbraun, seine Tiefe ist sehr verschieden, sie kann bis zu mehreren Millimetern betragen. Der G. häuft anfangs der Stelle, auf welcher er sich gebildet, sich an, sodas die Entzündung desselben eine neue Verletzung bewirkt, allmählich wird er aber lockerer und fällt zuletzt ganz oder stückweise ab, nachdem die von ihm bedeckte Hautstelle entweder geheilt ist oder sich in ein Geschwür verwandelt hat. Die Verletzung, auf welche die Grindbildung folgt, kann entweder durch eine äußere Verwundung herbeigeführt oder die Folge einer Hautkrankheit sein, weshalb man den Namen G. auch zur Bezeichnung mancher Hautkrankheiten gebraucht, bei denen Grindbildung stattfindet, wie Kopfgrind, Aliegrind nassender Grind u. s. w. Unter dem Schorf heilen besonders kleinere Wunden meist schnell und leicht, wahrscheinlich weil durch ihn der Zutritt der Luft und ihrer Schädlichkeiten zu den Wundstellen verhindert wird, worauf die Brauchbarkeit mancher Verbandmethoden der Chirurgie, wie des Maltewerbandes von Guérin, des Lanninmaltewerbandes von Graß u. a. beruht.

Grinde, Fisch, f. unter Delphin.

Grindelwald, Thal und Wargemeinde im Amtsbereich Interlaken des Berner Oberlandes. Das Thal, von Osten nach Westen sich erstreckend, ist von der Quelle der Schwarzen Ätzhorn (s. d.) am Oberen Grindelwaldgletscher bis zur Burglauenen, wo die untere Thalsohle, das Ätzhornthal, beginnt, 12 km lang und ungefähr 2 km breit, im Süden wird es von den Hochgipfeln der Berner Alpen überragt vom Wetterhorn (3708 m) und vom Matenbergr (3107 m), dem nördl. Gipfel der Schredhornkette, vom Buchegggrat (4048 m) und dem Eiger (3975 m), von welchem sich nach Norden die bewachsene Kette des Jüngggen (2523 m) abzweigt, aber dieselbe führt am Fuß des Eigers der Vah der Kleinen Schredberg (2069 m) von G. nach Lauterbrunnen. Den Nordrand bildet die Faulhornkette, vom Wetterhorn getrennt durch die Große Schredberg (1961 m), welche G. mit dem Klarethal verbindet. Das Klima des Thals ist trotz seiner Höhe (Durchschnittlich 1000 m) und der unmittelbaren Nähe der Gletscher ziemlich mild, die Vegetation reich. Getreide, Kartoffeln, Hauf und Flachs, der Kirschenbaum gedeihen vorzüglich, prächtige Wälder und Wälder bedecken die Abhänge der Berge. Die Viehhaltung des grünen Thalgrundes und des Vor-alpenlandes, verbunden mit der großartigen Gletscherpracht der Hochalpen haben G. zu einem Mittelpunkt des Touristenverkehrs im Oberlande gemacht. Die Gemeinde Grindelwald, aber das ganze Thal bis hoch an die Abhänge der Berge gerechnet, zählt (1900) 3089 reform G., deren Hauptberufszweige die Alpwirtschaft und der Fremdenverkehr sind. Die Bergführer von G. gelten als die besten der Schweiz.

Das eigentliche Dorf Grindelwald, auch Gündelberg genannt, liegt 1087 m über dem Meer, 16 km südöstlich von Interlaken auf der ersten Thalsohle. Ausgangspunkt für viele Hoch-

gebirgstouren und wälden zwischen den beiden beliebtesten Touristenpässen gelegen, hat es während des Sommers einen außerordentlich lebhaften Fremdenverkehr. Der Interlaken ist es durch eine 20 km lange Fuhrstraße verbunden. Bgl. Alti, Hellenberg und Berner, »Das Hochgebirge von G. (Roblitz 1865).

Grindwergel, f. unter Imper.

Gringore (Pierre), beliebter franz. Dichter unter Ludwig XII und Franz I., geb. zwischen 1475 und 1480, machte sich, nachdem er frühzeitig die gelehrten Studien aufgegeben, zuerst durch allegorisch-moralische Gedichte bekannt, denen mehrere satirische, politische und Geisteswissenschaftlichen folgten. Er war 1502 - 20 Träger einer der Hauptrollen der Theatergesellschaft der Folants sous le Roi, der Mero Sotto, und nahm wiederholt teil an der Abfassung und Ausführung pantomimischer Mythen, die beim Eingang hochgestellter Personen in Paris vorgeführt wurden. Später trat er als Wassenherold in den Dienst des Herzogs von Lothringen, verließ seine Dichtertätigkeit mit geistlichen Lehrtungen und starb 1544. Von literarischer Bedeutung ist er als Schöpfer des poet. Schauspiels in Frankreich, das er in dem Dienst Ludwigs XII. stellte und in dem er mit derbem Spott dessen Feinde, das Papsttum, die Geschlechter, die Reformation und Verbrecher der Zeit verfolgte. Die bedeutendsten unter seinen Schöpfungen sind: »Le jeu du prince des cots« (1511), »La noie du monde« (1508) und »Le mystère de St. Louis« (um 1524). Seine »Oeuvres« wurden von Montaigne und J. de Rothchild herausgegeben (2 Bde., Par. 1858-77). »Pierre Gringore« in B. Hugos »Nouveaux Dames de Paris« und in Hanswils Schauspiel »Gringore« (deutsch von Basli) sind freie und geistreiche Umgestaltungen dieser Dichter. Bgl. P. Gringore, »Oeuvres complètes« (Par. 1881).

Grinnell, Henry, Beförderer der amer. Nordpolarreise, geb. 1829 zu New-Befford in Massachusetts, lebte 1858 in New York nieder, wo er als Kaufmann zu Reichthum gelangte. Er rüstete auf eigene Kosten das Schiff aus, welches 1860 unter de Haven zur Erkundung Franklands ausging, und trug beiläufig die Kosten der Polarreisen von Kane (1863-66) und Hayes und Gill (1860-61). G. starb als Präsident der amer. Geographischen Gesellschaft zu New York 30. Juni 1874.

Grinnell-Bund, ein im arktischen Ocean nördlich von Grönland gelegener und durch den Kennedykanal und die Koblenstrasse getrennter Landstrich unter 76° westl. L. und 83° 20' nördl. Br., welcher am 22. Sept. 1860 von dem amerikanischen Schiffsleutnant de Haven entdeckt und nach Henry Grinnell (s. d.) benannt wurde.

Grinten, f. Gräten.

Griotte oder **Griottemarmor**, Name für einen schönen Marmor, der welchem rotbraune oder fleischfarbige gebogene Thonschneeflächen sich wellig zwischen linienförmigen größeren Kalkpartien von grauer oder gelblicher Farbe einermischen, wodurch die als Marmorstein bezeichnete Ausbildungsweise hervorgebracht wird. Die Kalkmauer enthalten sehr oft einen Cephalopodenrest, eine *Ugmontia*, einen *Coniaten*, auch wohl ein *Orthoceras*, welche wahrscheinlich die Anwesenheit des kohlensauren Kalks innerhalb des Schieferkalks unterhält haben. Diese prächtigen Marmore werden namentlich in den Pyrenäen bei Sarraucolin unterhalb

Arreau im Aretthal gebrochen und zu Vagnères de Vigorre in zahlreichen Schleifwerken zu Ornamenten verarbeitet, ebenso wie der benachbarte berühmte Marmor aus dem Campanerthal, gleich falls ein Flaserfals, bei welchem die Kalksteinnieren rot oder weiß, die Schieferlagen grünlich sind. Unter Ludwig XIV. wurden die Brücke schwunghaft ausgebaut, dann aufgelassen und 1845 wieder in Betrieb gesetzt.

Gripenstedt (Joh. Aug.), schwed. Staatsmann, geb. 11. Aug. 1813 in Holslein, trat 1831 als Lieutenant der Artillerie in die Armee, wo er bis 1846 diente. Inzwischen hatte er schon in dem stürmischen Reichstage von 1840 als Mitglied der Ritterschaft begonnen, sich an dem polit. Leben zu beteiligen. Bei der 1848 erfolgten Systemveränderung der Regierung wurde er zum Staatsrat ernannt. Während der zehn letzten Jahre seiner Geschäftsführung, 1856–66, trug er als Finanzminister wesentlich zu der materiellen Hebung seines Landes bei. Seinem Einfluß ist es auch zuzuschreiben, daß Schweden in den Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 nicht mit hineingezogen wurde. Nach Vollendung der Repräsentationsreform, zu deren Durchführung er kräftig beigetragen hatte, nahm er 1867–73 als für Stockholm gewähltes Mitglied der Zweiten Kammer teil an den Verhandlungen des neuen Reichstags; eine rasch zunehmende Krankheit hemmte jedoch öfters seine Wirksamkeit. Er wurde 1860 in den Freiherrenstand erhoben und starb 13. Juli 1874 zu Stockholm. Selbst veranstaltete er eine Ausgabe seiner großen parlamentarischen Reden: «Tal, anföranden och uppsatser» (2 Bde., Stockh. 1871–72).

Grippo, s. Grifo.

Griphos (grch., lat. griphus) ist eine griech. Bezeichnung für Rätsel neben αἰνύμα (lat. aenigma). Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Worten läßt sich nicht mit Sicherheit erkennen. Rätsel spielten im griech. Leben früh eine bedeutende Rolle; sie bildeten eine Hauptunterhaltung bei Gelagen (Symposien) und wurden dann auch in die Pitteratur eingeführt. Insbesondere in der alexandrinischen Zeit wurden Grippen von einzelnen Autoren mit Vorliebe gebildet, und namentlich durch Athenäus ist eine Anzahl Grippen überliefert. Von den Griechen kam auch diese Art Pitteratur zu den Römern, wo die Rätsel vorzugsweise aenigmata hießen. Doch kam die lat. Rätselpoesie erst in den spätern Jahrhunderten der röm. Kaiserzeit mehr auf, erhielt sich aber um so länger bis tief ins Mittelalter hinein. Vgl. Hagen, «Antike und mittelalterliche Rätselpoesie» (Bern 1877).

Grippe, epidemisches Katarrh fieber oder Influenza nennt man den epidemischen und, wie alle Infektionskrankheiten, unter fieberhaften, schweren Allgemeinerscheinungen (Einfälligkeit, Kopfschmerz, Appetitverlust und Schlaflosigkeit) einhergehenden Katarrh der Luftwege. In der Art ihres Auftretens und ihrer Verbreitung und der für einfache Katarrhe ungewöhnlich schweren Erkrankung hat die G. viel Ähnliches mit den fieberhaften Hautauschlägen (z. B. dem Scharlach). Mit Unrecht nennt man G. auch jeden nichtepidemischen, von keiner Infektion abhängigen Katarrh, wenn er nur heftig auftritt und hartnäckig ist. In diesen Fällen spricht man wohl auch von gastrischer G., wenn sich zu dem Katarrh der Luftwege ein Darmkatarrh gesellt. Die G. ist in Deutschland nur von Zeit zu Zeit erschienen. Die große Epidemie, welche

1732 Europa von Osten nach Westen (also in der Richtung wie die Cholera) durchzog, befiel gewiß die Hälfte der Bevölkerung. Nicht so bedeutend waren die Epidemien von 1800 und 1836. An sich ist die G. keine schwere Erkrankung; ihre Dauer beträgt gewöhnlich 8–14 Tage, mitunter aber auch viel längere Zeit. Sie wird hauptsächlich nur Kindern, Greisen und sonst schwächlichen Individuen gefährlich, weil sich bei diesen der Katarrh leicht zur Lungenentzündung und andern schweren Lungenleiden steigert. Die Behandlung beschränkt sich auf Betthäuten, Diät und die übrigen, bei fieberhaften Krankheiten und Katarrhen üblichen Maßregeln.

Grippe der Pferde, eine nicht sehr gebräuchliche Bezeichnung für Influenza (s. b.).

Gripschholm, königl. schwed. Lustschloß in reizender Lage an der Südküste des Mälarsees, unweit des Städtchens Mariestad, ist ein fünfseitiges Gebäude mit vier festen Thürmen, welches zwei altertümliche Höfe umschließt. Schon Ende des 14. Jahrh. ward hier von dem mächtigen Ritter Bo Jonsjon Grip (daher der Name) eine Feste erbaut, welche aber in den Kriegen des 15. Jahrh. abbrannte; das jetzige Schloß wurde von Gustav Wasa 1537 gegründet. Dessen Sohn Erik XIV. hielt hier 1563–67 seinen aufrührerischen Bruder, Johann III., in Haft, ward aber selbst von letztem 1571–73 nach der Entthronung (1568) zu G. gefangen gehalten; am 29. März 1809 entlagte hier Gustav IV. Adolf dem Thron. G., öfters Witwenstift schwed. Königinnen, war besonders ein beliebter Aufenthalt Gustavs III., der hier ein Theater baute, auf welchem die Dramen dieses Königs zuerst in Scene gesetzt wurden. Viele der 198 Gemächer des Schloßes sind prächtvoll eingerichtet, mehrere noch im ursprünglichen Renaissancestil. Die Porträtgalerie, die größte Schwedens, zählt 1704 Nummern, darunter die Bildnisse sämtlicher beim Abschluß des Westfälischen Friedens 1648 anwesenden Gesandten.

Griqua, Volk in Südafrika, stammt von Nischlingen (niederländ. Boers und Hottentottenfrauen) und bewohnt das Land zwischen 27° 40' südl. Br. und dem Orange-River und zwischen 22° 30' und 25° 30' östl. L. von Greenwich. Ihr Gebiet gewann erst Bedeutung, als 1868 der erste Diamant am unteren Waalflusse gefunden wurde. Der Häuptling des weßl. Griqualandes, Waterboer, suchte 1871 um Einverleibung seines Gebiets in die Kapkolonie nach; dies wurde gewährt durch Proklamation des Gouverneurs der Kapkolonie vom 27. Okt. 1871, worauf 17. Nov. die formelle Besitznahme erfolgte. Das neue Gebiet erhielt den Namen Griqualand West und wurde zunächst als Territorium verwaltet, bis es 24. Jan. 1881 vollständig in die Kapkolonie einverleibt wurde. Das Land zählt (1877) auf 45 300 qkm 45 277 E., worunter 12 874 Weiße.

Griffallen, in zwei Tönen einer Farbe (besonders grau in grau) gemalte Gemälde. (S. Camafieu.)

Griffalles, leichte, aus weißem und schwarzem oder dunkeln Garn feingitterig gewebte Seidenstoffe.

Grisebach (Aug. Heinr. Rud.), deutscher Naturforscher und Reisender, geb. 17. April 1814 zu Hannover, widmete sich 1832–35 zu Göttingen, 1836–37 zu Berlin neben mediz. Studien mit besonderer Vorliebe der Botanik. Nachdem er sich Michaelis 1837 zu Göttingen als Privatdocent habilitiert, unternahm er 1839 eine wissenschaftliche Reise durch die Türkei, auf welcher er namentlich Bithynien, Thrazien, Macedonien und Albanien in naturhist.

Beziehung durchforschte. Zu demselben Zwecke bereiste G. 1842 Norwegen und 1850 die Pyrenäen. Schon 1841 wurde er zum außerord. und 1847 zum ord. Professor an der Universität ernannt. Im J. 1875 erhielt er die Direktion des botan. Gartens in Göttingen, 1878 den Titel als Geh. Regierungsrat. Er starb zu Göttingen 9. Mai 1879.

Als Ergebnisse seiner Reisen und Studien sind außer der «Reise durch Rumelien und nach Brussa» (2 Bde., Göttingen 1841) und zahlreichen, besonders pflanzengeogr. Abhandlungen zu nennen: «Spicilegium Florae Rumelicae» (2 Bde., Braunschweig 1843–45), «Genera et species Gentianearum» (Stuttgart 1839), «über die Bildung des Torfs in den Emsmooren» (Göttingen 1846), «Die Vegetationslinien des nordwestl. Deutschland» (Göttingen 1846), «Die geogr. Verbreitung der Hieracien» (Göttingen 1852). Diesen folgten: «Systematische Bemerkungen über die Pflanzensammlungen Philipps und Zedlers im südl. Chile und an der Magellansstraße» (Göttingen 1854), «Systematische Untersuchungen über die Vegetation der Karaien» (Göttingen 1857), «Erläuterungen ausgewählter Pflanzen des tropischen Amerika» (Göttingen 1860), «Flora of British Westindian Islands» (2 Bde., London 1859–64), «Die geogr. Verbreitung der Pflanzen Westindiens» (Göttingen 1865), «Catalogus plantarum cubensium» (Leipzig 1866), «Die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung» (2 Bde., Leipzig 1872), wovon Übersetzungen ins Französische und Russische erschienen sind; «Plantae Lorentzianae, Bearbeitung argentin. Pflanzen» (Göttingen 1874). Zum Gebrauch für akademische Vorlesungen verfasste er einen «Grundriß der systematischen Botanik» (Göttingen 1854). G. gab schätzbare «Berichte» (12 Hef., Berlin 1851–53; fortgesetzt in Wehms «Geogr. Jahrbuch», Bd. 1–6, Gotha 1866–76) über die Fortschritte der Pflanzengeographie und botan. Systematik heraus, zweier Disciplinen, um die er sich selbst die größten Verdienste erworben. Auch bearbeitete er den Abschnitt über Pflanzengeographie in der von Bruns herausgegebenen Biographie A. von Humboldts (3 Bde., Leipzig 1872), sowie die Pflanzengeographie und Botanik in der Berliner Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen, welche unter Reumeyers Leitung erschienen ist (Berlin 1874). Nach seinem Tode erschienen «Gesammelte Abhandlungen und kleinere Schriften zur Pflanzengeographie» (Leipzig 1880).

Sein ältester Sohn, Eduard Rudolf G., geb. 9. Okt. 1845 zu Göttingen, trat 1868 in den preuss. Staatsdienst, später in den Reichsdienst und ist seit 1881 kaiserl. deutscher Konsul in Petersburg. G. hat sich zugleich als Schriftsteller bekannt gemacht; er veröffentlichte unter anderem: «Die deutsche Literatur seit 1770. Gesammelte Studien» (Stuttgart 1877) und «Kin-kut-tuan. Neue und alte Novellen der Chinesischen 1001 Nacht» (Stuttgart 1880). Auch gab er «Richtstrahlen aus Lichtenbergs Werken» (Leipzig 1871) und Blumenauers Travestie von Virgils «Aeneis» (Leipzig 1872) heraus.

Griseledis heißt die Heldin einer 1878 verfassten lat. Erzählung Petrarcas, die ihrerseits eine Nachbildung der letzten Novelle in Boccaccios «Decamerone» ist, wo der Name der Heldin aber Griselda lautet. Als Tochter eines armen Landmanns wird G. von dem Markgrafen Walthar von Saluzzo zur Gemahlin gewählt, der dann ihren Gehorsam und ihre Demut auf die härtesten Proben stellt. Es ist in dieser Dichtung die Duldsamkeit und Ent-

sagung des liebenden Weibes in ihrem höchsten, ja übertriebenen Grade dargestellt. Durch Übersetzungen ist die Petrarca'sche G. seit Ende des 15. Jahrh. in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und andern Ländern Europas zum beliebten Volksbuch geworden und zahlreiche Dichter haben den Stoff in epischen und dramatischer Form behandelt. Von epischen Behandlungen sind zu nennen die von Chaucer in seinen «Canterbury tales» und die von Charles Perrault, «La marquise de Salusse ou la patience de Griseldis» (1691), von dramatischen das 1395 verfasste franz. «Mystère de Griseldis», die 1546 gedichtete Komödie von Hans Sachs «Die geduldige und gehorsame Margräfin Griselda», die englische, 1599 von den drei Dichtern Th. Dekker, J. Chettle und W. Haughton verfasste «Comedie of patient Grisill» und endlich das Drama «Griseldis» von Friedrich Palm (Münch.-Bellinghaußen), welcher den Stoff sehr frei behandelt und verändert hat. Vgl. den Artikel «Griselda» von R. Köhler in Ersch und Grubers «Allgemeiner Encyclopädie der Wissenschaften» (Bd. 1, Hb. 91, Sp. 1871).

Griselette (frz.), benannt nach dem gleichnamigen Stoff, einem grauen Wollzeug, den die G. früher vorzugsweise zu tragen pflegte, in Frankreich, besonders in Paris Bezeichnung für ein junges Mädchen aus der Klasse der Näherinnen, Putzmacherinnen u. dgl., welches mit einem «Freunde» in wilder Ehe zusammenlebt. Die G. in ihrer typischen Gestalt existiert jetzt kaum mehr; sie hat nicht mehr ihre einfache, schlichte Tracht und ist kaum von der Cocotte zu unterscheiden.

Grisi (Giulia), ausgezeichnete ital. Sängerin, geb. zu Mailand 28. Juli 1811, machte ihre Gesangsstudien bei Giacomelli in Bologna, nachdem sie in ihrer Vaterstadt und in einem Kloster zu Florenz, wo sie einige Jahre erzogen wurde, den ersten Musikunterricht erhalten hatte. Im J. 1828 debütierte sie in Bologna, sang dann in Florenz, Pisa und Mailand, in letzterer Stadt noch von den Ratschlägen der Pasta und des Komponisten Mariani unterstützt, und kam 1832 zum ersten mal nach Paris. Hier gründete sich ihr später europäischer Ruhm als tragische Sängerin. Zu Paris blieb sie auch vorzugsweise engagiert, obgleich sie eine längere Reihe von Jahren hindurch zu jeder Saison London besuchte. Im J. 1836 vermählte sie sich mit dem Marquis de Melcy und nach Auflösung dieser Verbindung 1844 mit dem Tenoristen Mario (f. d.). Ihre Stimmittel hatten schon ziemlich abgenommen, als sie mit letztem noch 1854 eine Kunstreise nach Nordamerika machte; 1859 sang sie noch in Madrid. Sie zog sich dann nach London zurück. Vorzüglichkeit der Schule, Grobartigkeit des Gesangs wie des Spiels verbanden sich bei ihr mit wahrhaft klassischer Schönheit des Gesichts und der Gestalt. Sie starb auf einer Reise nach Petersburg zu Berlin 29. Nov. 1869, wurde aber in Paris auf dem Père-Lachaise beerdigt.

Ihre ältere Schwester Giuditta G., geb. 28. Juli 1806 zu Mailand, war ebenfalls eine treffliche Sängerin, besonders gefeiert in dem von Bellini für sie geschriebenen «Romeo». Sie machte ihre Studien auf dem Conservatorium ihrer Vaterstadt bei Minoja und Vanderali, errang seit 1823 in Italien und auch in Wien Erfolge und war dann 1832 an der Italienischen Oper zu Paris engagiert. Ihre Verheiratung mit dem mailänder Grafen Barni entzog sie der Bühne. Sie starb 1. Mai 1840 zu Robecco in der lombard. Provinz Lodi.

Die berühmte Tänzerin Carlotta G. ist eine Cousine der beiden vorgenannten und in dem istrischen Dorfe Bistniba um 1821 geboren. Ihr hauptsächlichster Lehrer war der bekannte Choreograph Barrot, mit dem sie sich auch später verheiratete. Ihren Ruf erwarb sie sich vornehmlich in den vierziger Jahren zu Paris, wo sie am Renaissance-theater, später an der Großen Oper engagiert war. Eine Schwester von ihr, Ernestina G., geb. 1818 zu Mailand, hat sich als Sängerin Ruf erworben.

Grifow, Insel, s. unter Dievenow.

Griswold (Nufus Wilmot), amerik. Schriftsteller, geb. zu Benson im Bezirk Rutland im Staate Vermont 15. Febr. 1815, war Schriftfeger, dann Baptistenprediger und darauf Mitarbeiter und Redacteur verschiedener literarischen Zeitungen. Er starb 27. Aug. 1857 in Neuport. Seine Bedeutung erhebt sich nicht über die eines guten Compilators von Tact und Geschmac. Unter den von ihm herausgegebenen Büchern sind zu nennen: «Poets and poetry of America» (Philad. 1842; 17. Aufl. 1856), «Prose writers of America» (Philad. 1846; 4. Aufl. 1856), «Female poets of America» (Philad. 1849; 5. Aufl. 1857), «Washington and the generals of the American revolution» (1847) und «The republican court or American society in the days of Washington» (Neuport 1854).

Grit, engl. Bezeichnung für gewisse Sandsteine, namentlich für den Millstone-grit (Mühlstein-Sandstein, in Deutschland Föhlener Sandstein genannt), einen Schichtenkomplex, welcher über dem Kohlenfall oder dem Culm und unter der eigentlichen produktiven Steinkohlenformation lagert. Der Calcareous-grit (kalkiger Sandstein) ist ein weiterverbreitetes Glied der mittlern Abteilung der engl. Juraformation.

Griwas (Demetrios), griech. Parteiführer, Sohn des Generals Theodoratis G. (von der mit diesem vermählten Witwe des Panos Kolototronis), geb. in Nauplia 15. Aug. 1829, trat 1849 in das Militär und beteiligte sich 1854 bei dem Aufstande gegen die Pforte in Spirus, wo er bei Arta und 26. Febr. 1854 mit seinem Vater bei Rufulio unweit Janina kämpfte. Nach dem unglücklichen Ausgange dieses Aufstandes kehrte er nach Griechenland zurück und trat in die Artillerie ein. Et beteiligte sich 1862 an dem Aufstande gegen König Otto in Nauplia, nach welchem er sein Vaterland verlassen mußte, kehrte aber bald zurück, wurde als Mitglied der nach Ottos Sturze zusammentretenden Nationalversammlung Haupt der Partei der sog. Drimi (d. h. Bergmänner) und ging im April 1863 mit Kanaris zur Begrüßung des neugewählten Königs Georg nach Dänemark. G. wurde 1862 Hauptmann, 1867 Major und 1873 Oberstlieutenant; 1866 wurde er Kriegsminister und 1867 Marineminister, in welcher Stelle er sich namentlich durch die Einrichtung einer praktischen nautischen Schule Verdienste erwarb. Im J. 1874 wurde G. wieder Kriegsminister und war als solcher bestrebt, eine strengere Disciplin einzuführen. Nach der Abdankung des Ministeriums Bulgaris, 1875, trat er ins Privatleben zurück, wurde aber dann noch einmal Kriegsminister Ende 1878 unter Komunduros. Mit diesem Rabinett trat G. am 18. März 1880 wieder zurück.

Griwas (Theodoratis), neugriech. Heerführer und Parteiführ, stammte aus einer alten Armatolenfamilie in Alarnanien, und gewann zuerst in

den Unabhängigkeitskriegen der Griechen gegen die Pforte einen großen Namen. Er eröffnete durch ein Gefecht mit türkischen Reitern bei Laspi zu Anfang des Juni 1821 den Aufstand in Westgriechenland, nahm Teil an der am 9. Juni 1821 begonnenen Belagerung von Brachori in Aitolien, und erscheint seit dieser Zeit als einer der thätigsten und unermüdblichsten Führer rumeliotischer Palikaren, und zwar später wiederholt auch in Morea. G. half (seit 29. Juni 1821) den Matrynoropas gegen Ismael Pliassa Pascha verteidigen, kämpfte in demselben Sommer mit vor Patras, und im Sommer 1822 an der Seite Alex. Maurofodoratos bei Komboti in Spirus, und später mit ausgezeichnetem Helbenmut bei Aitos. Als er sich zu Anfang des J. 1825 zugleich mit Theod. Kolototronis der Regierung in Nauplia hatte ergeben müssen, wurde er in Hydra gefangen gesetzt; die Haft hat er benutzt, um schreiben zu lernen, bis unter dem Drucke der Angriffe der Ägypter er und seine Freunde wieder ins Feld geschickt wurden. Nach dem Falle von Missolonghi hatte er (Sommer 1826) das Schloß Palamidhi mit seinen Rumelioten zu schützen, dessen Verrat Ibrahim Pascha durch die verlodendsten Anerbietungen an G. 1827 zu ertausen sich vergeblich bemühte. Minder erfreulich ist die Rolle, die G. als unruhiger Palikarenhäuptling in der wüsten Zeit nach dem Tode des Präsidenten Giovanni Kapodistrias spielte. Auch der Teilnahme an einem Komplott mit Theod. Kolototronis und andern Führern gegen die bayr. Regentschaft (1833) angeklagt und (1834) zu langjähriger Haft auf dem Palamidhi verurteilt, wurde er noch im Sommer 1834 durch den Minister Kolettis wieder freigelassen, der ihn dann mit Erfolg gegen messenische und arabische Insurgenten ins Feld schickte. Auch in den durch die attische Septemberrevolution 1843 veranlaßten Bewegungen spielte G. eine lebhafteste Rolle, wurde 1844 durch Kolettis mit den hohen militärischen Ämtern des alten Philhellenen Church betraut, hatte aber 1854 zur Zeit des Krimkriegs bei den Versuchen, Thessalien und Spirus gegen die Pforte aufzuwiegen, bei aller Tapferkeit nicht das frühere Glück. Zuletzt ein eifriger Gegner der bayr. Dynastie, insurgierte G. im Zusammenhange mit der gegen König Otto in Athen ausbrechenden Revolution vom 17./18. Okt. 1862 das alarnanische Bonitsa, zog dann nach Missolonghi, um hier eine mobile Kolonne zu bilden, starb aber infolge der Strapazen 5. Nov. 1862. Vgl. Michael Deffner, «Chrenrettung des Theodor G.» (in dem «Archiv für mittel- und neugriech. Philologie, Bd. 1, Athen 1880).

Griweliert (fr.), weiß- und graugesprenkelt.

Griwna bedeutet im Altrussischen Pfund, Mark. Man unterschied die Newsche G. von 72 Solotnik, dem griech. Pfunde, und die nowgoroder G. von 96 Solotnik, der standinav. oder deutschen Mark entsprechend. G. bezeichnete ferner eine Rechnungseinheit von 50 Kuny, wobei noch unentschieden ist, ob unter Kuna ein Geldzeichen aus Metall oder aus Fellen zu verstehen ist. Im 18. Jahrh. war die G. Silbers gleich 4 G. kun, später gleich 7. Mit Griwnka wurde ein längliches gegossenes Silberstück im Gewicht eines halben Pfundes (Newer Griwenki wiegen 86—88 Solotnik, nowgoroder 43—49 Solotnik) bezeichnet. Diese Griwenki wurden in zwei Hälften durchgeschlagen und die Stücke Rubel (von rubit, zerhauen) genannt.

Grizzlibär, s. unter Bär (Maubtier).

Grjasowez (G r a j o w e z), Kreisstadt im europ. russ. Gouvernement Wologda, 50 km im SSO. von Wologda, an der großen Straße von Moskau nach Archangel, Station der Bahn Jaroslaw-Wologda, am Flüsschen Nislawja, auf Hügeln gelegen, die von großen Sümpfen umgeben werden, zählt (1882) 2174 E., treibt ansehnlichen Handel mit Weinwand, Flach, Butter, Talg und rohen Häuten, hauptsächlich nach Petersburg und Archangel, sowie Jagration gekrühter Strümpfe und Jaden.

Gröben (Karl Jos. von der, Graf), preuß. General, geb. zu Schrenken bei Rastenburg in Ostpreußen am 17. Sept. 1788, trat 18 Jahre alt in das Regiment Tomarsky ein, nahm an den Feldzügen 1806 und 1807 im L'Estocq'schen Korps teil, erwarb den Orden pour le mérite, wurde 1807 Sekondeleutnant und bald darauf in das schles. Ulanenregiment versetzt. Im J. 1811 trat G. als Premierlieutenant in das Regiment der Garde du Korps, nahm 1812 seine Entlassung, marschierte 1813 mit dem russ. Heere, ohne jedoch in russ. Dienste getreten zu sein, und nahm an den Schlachten von Lützen und Bautzen teil. Im Aug. 1813 wurde G. im preuß. Generalstabe als Stabsrittmeister angestellt und bei der Reservekavallerie des Rheinischen Korps verwendet, wurde vor Dresden verwundet, nahm jedoch an den Schlachten bei Kulm und Leipzig teil. Im J. 1814 war G. bei der Einschließung von Luxemburg tätig, wurde bei Quatre-Bras schwer verwundet und im Juli zum Major im Generalstabe befördert. Im J. 1815 nahm G. an den Schlachten bei Wigny und Waterloo, sowie an vielen Gefechten teil, wurde Oberstlieutenant und trat zu dem Generalkommando am Rhein. Von dort wurde er 1817 als Generalstabschef nach Breslau versetzt, 1823 Oberst und im folgenden Jahre Chef des Generalstabes des 2. Armeekorps. Neben dieser Stellung bekleidete G. vom Juni 1829 ab die Stelle des ersten Adjutanten des Kronprinzen, wurde 1834 Generalmajor und Kommandeur der 3. Kavalleriebrigade und 1838 Kommandeur der 14. Division. In dieser Stellung erfolgte 1842 seine Beförderung zum Generalleutnant und 1843 seine Ernennung zum Generaladjutanten des Königs. Im März 1848 übernahm G. interimistisch den Befehl über das 7. Armeekorps, nahm 1849 am bad. Feldzuge als kommandierender General der Rheinarmee teil und wurde 1852 General der Kavallerie und kommandierender General des 7. Armeekorps, im Juni 1853 kommandierender General des Gardekorps. Am 1. Juni 1858 schied G. aus dem aktiven Dienste, blieb jedoch Generaladjutant des Königs und lebte auf seinem Gute Neubörschen im Kreise Marienwerder, wo er 13. Juli 1876 starb. Seit 1854 gehörte er dem Herrenhause als lebenslängliches Mitglied an.

Grobian, soviel wie grober, ungeschliffener Mensch; das Wort findet sich zuerst in Sebastian Brants «Narrenschiff», wo von einem «neuen Heiligen, Grobian geheissen», die Rede ist.

Grobin (lettisch Grobiņe), Kreisstadt im russ. Gouvernement Kurland, Sitz des Hauptmanns und des Kreisgerichts der Landschaft gleichen Namens, in flacher Gegend, unweit des Flüsschens Mlant, Station der Linie Libau-Koschtedary (Libauische Bahn) der Libau-Königsbahn, an der Straße von Mitau nach Libau, zählt (1881) 1858 E., meist Juden, und hat vielbesuchte Märkte. Die Stadt

G. besteht nur aus einer Straße, die aber über eine Werst lang ist, und besitzt eine luth. Kirche, in welcher deutsch und lettisch gepredigt wird. Im 13. Jahrh. erbaute der livländ. Ordensmeister Dietrich von Gröningen hier die Burg G., wo bald die Stadt entstand, welche indessen erst 1695 vom kurländ. Herzog Friedrich Kasimir als solche anerkannt wurde. Dieselbe hatte ehemals einen jetzt versandeten Hafen an der Ostsee und trieb Seehandel. Zur livländ. Ordenszeit war die Burg G. eine der acht Ordenskomtureien Kurlands, unter dem Herzogtum zeitweiliges Residenzschloß und in russ. Zeit seit Anfang des 19. Jahrh. Ruine.

Grobtaff (calcaire grossier), ein aus sandigen, glaukonitischen oder mergeligen und zwar sehr versteinungsreichen Kalksteinen bestehendes Glied der untern Tertiärformation des Seinebeckens.

Grobthohle, eine besondere Art der Steintohle, mit unebenem, grobkörnigem Bruch, dickschieferig, auf den Absonderungsflächen wenig glänzend, auf dem Bruche schimmernd, graulichschwarz bis pechschwarz. Zudem bänne Lagen dieser G. mit einer stärker glänzenden, glattbrüchigen, eisen- oder samtschwarzen Kohle, der sog. Glanzthohle abwechseln, entsteht die Schieferthohle.

Gröbmung, Markt in Steiermark, an der linksseitigen Thallehne der obern Enns, in malerischer Lage an den Stühängen der Tachsteingruppe, Station der Linie Witschöfshofen-Selzthal der Kaiserin-Elisabethbahn, zählt (1881) 1081 E., die meist Feldwirtschaft und Viehzucht treiben, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts. Die Pfarrkirche, Maria Gräbel, gilt für eine der ältesten Kirchen des Landes und enthält in ihrer Bauform Elemente aus verschiedenen Zeiten.

Grobmörtel, s. Beton.

Gröbzig, Stadt im Herzogtum Anhalt, Kreis Köthen, 14 km im SW. von Köthen, unweit rechts der Elbe, mit (1880) 2283 meist evang. E., hat eine Domäne, eine Bierbrauerei und zwei Ziegeleien, sowie in der Umgegend bei den Ortschaften Wiendorf, Edderitz und Gerlehogt große Braunkohlengruben.

Grocholost (Kasimir, Ritter von), österr. Staatsmann, geb. 1815 auf Rozyska bei Larnopol in Galizien, studierte in Lemberg und Wien, wurde 1839 zum Doktor der Rechte promoviert, war zwei Jahre im Staatsdienste als Steuerbeamter tätig, zog sich jedoch 1842 ins Privatleben zurück. Seit 1861 gehört G., von der Kurie des Großgrundbesitzes gewählt, dem galiz. Landtage an, war bald als einer der Führer der national-kerikalen Partei der Polen anerkannt, Urheber der sog. «galizischen Revolution», in welcher die nationalen Forderungen auf Autonomie, auf Herrschaft der poln. Sprache in Amt und Schule und getrennte Administration ausgedrückt waren. Seit 1861 ist G. auch der Präsident des Polenklubs im Reichsrate, dem er gleichfalls ununterbrochen angehörte, als Wortführer der Polen in allen wichtigen Angelegenheiten. Vom 11. April 1871 bis 30. Okt. 1871 war G. Mitglied des Rabinetts Hohenwart ohne Portefeuille. Am 12. Juli 1878 wurde G. Geheimrat. Seiner Latit verdankt der Polenklub die dominierende Stellung im Reichsrate.

Grochów, Dorf in Polen, 4 km östlich von der Weichsel und der warschauer Vorstadt Praga, an einem Defilé und einem Erlengehölz gelegen, ist kriegsgeschichtlich bemerkenswert wegen des Gefechts

vom 23. April 1809, in welchem die Polen unter Poniatowski die unter Erzherzog Ferdinand zur Besetzung des Herzogtums Warschau eingefallenen Österreicher besiegten, namentlich aber durch eine Reihe blutiger Gefechte, die vom 19. bis 25. Febr. 1831 bei G. selbst, sowie bei dem 2 km östlicher gelegenen Wirtshause Bawr und dem mehr gegen Norden gelegenen Dorfe Bialolenta zwischen der poln. Hauptarmee und den Russen unter Feldmarschall Diebitzsch geliefert wurden und letzterm 8000 Mann kosteten. Bei Bawr wurde Diebitzsch 19. Febr. von Chlopicki, bei G. am 20. von Strzyniecki, bei Bialolenta am 24. und 25. die Division Schachowski von Krulowiecki geschlagen. Die Hauptschlacht wurde 25. Febr. bei G. geliefert und von Diebitzsch abgebrochen, der sich mit seiner dreimal stärkeren Armee in die Walsung zurückzog. Die Polen unter Strzyniecki und Chlopicki gingen nach Praga zurück, räumten auch dieses 27. Febr., überließen die Verteidigung des Wärschentopfs dem General Masachowski und beschränkten sich auf die von Warschau, sowie des linken Weichselsefers.

Grocjla, Ort in Serbien, s. Grojta.

Grodzel, Stadt im östl. Galizien, 30 km im WSW. von Lemberg, Station der Galizischen Karl-Ludwigsbahn, Hauptort eines Gerichtsbezirks und einer Bezirkshauptmannschaft, zählt (1881) 10116 G. meist ruthenischer Nationalität (der dritte Teil Israeliten) und ist ein wichtiger Markt für Getreide und Wein, welcher letztere in der Umgebung viel gebaut und verarbeitet wird.

Großes, Gröbnerthal (roman. Gördeina, ital. Gardena), enges, malerisches, vom Gröbnerbach von Osten nach Westen durchflossenes, etwa 28 km langes Thal, in der tirolischen Bezirks-hauptmannschaft Bozen, südlich von der Eiszer Alp und dem Langthofel, nördlich von den letzten Ausläufern der Gruppe des Weißerthofels begrenzt, mündet bei Waldbraut 25 km oberhalb Bozen in das Thal des Eisal. Das Thal, dessen Hauptort St. Ulrich oder Ortseitz 1228 m über dem Meere liegt, ist berühmt durch seine merkwürdigen, den Quaderandsteinen der Sächsischen Schweiz ähnlichen Dolomittfelsen und zählt in sieben Gemeinden etwa 3586 G. roman. Stammes, welche wie die Bevölkerung des benachbarten Innebergerthals einen ladinischen Dialekt sprechen, der freilich nach und nach vom Italienischen verdrängt wird. Haupterwerbszweige des wohlhabenden Thals sind neben Holzhandel und Alpwirtschaft die Spikentlöppelei und die Wilschmiederei; diese, 1708 durch Johann de Mez hier eingeführt, fertigt hauptsächlich Spielwaren und Heiligenbilder aus Kienholz, welche durch Hausierhandel über ganz Europa und bis nach Nordamerika verbreitet werden. Gegenwärtig liegt der ganze Vertrieb der gröbner Waren im Auslande in den Händen weniger Verleger, während in der Heimat die Schnitzer zu Fabrikarbeitern herabgesunken sind. Von St. Ulrich an führt eine Fahrstraße zur Station Waldbraut der Brennerbahn. Mit dem Jassathal steht G. durch das Sellaioch (3232 m), mit dem Enneberg durch das Gröbnerloch (2122 m) in Verbindung. In dem von St. Maria gegen das Gerdenathal oder Guerdanaya-Plateau abweigenden Vangenthal steht die Burg Wollenstein, Stammsitz des jetzt noch blühenden gleichnamigen Geschlechts, dem der Minnenfänger Oswald von Wollenstein angehörte. Vgl. Steub, „Drei Sommer in Tirol“.

Conversations-Repert. 12. Aufl. VIII.

(2. Aufl., Stuttg. 1871); G., der Gröbner und seine Sprache» (Bozen 1864); Joh. Alton, „Die ladin. Idiome in Ladinien, Gröden, Fassa, Buchenstein, Ampezzo» (Innsbr. 1879), und „Beiträge zur Ethnologie von Ostalbinien» (Innsbr. 1880); Theob. Gartner, „Die gröbner Mundart» (Einz. 1879).

Grodenbeiche, Seebeiche an den Flussmündungen, welche grünes, festes Borland (Groden) besitzen, zum Unterschied von Schildbeichen, bei denen das Borland aus weichem, unbegrüntem Schild besteht. (S. Deiche.)

Grodler Groden, Kanal, 16 km lang, fährt von der Schwarzen Gitter unterhalb Eisterwerda zur Elbe bei Langenberg; er hat für die Schifffahrt wenig Bedeutung.

Grodno, Gouvernment in Westrußland, früher ein Teil Litauens, zählt auf 38 668 qkm (1879) 1 165 401 G. und zerfällt in neun Kreise: G., Bialystok, Bjalst, Rohrin, Slonim, Wolskowsk, Soltka, Brest-Litowsk und Pruschan. Das Land ist flach, waldig und sumpfig, nur im Norden hügelig. Der Boden besteht aus einer Mischung von Lehm und Sand, ist stellenweise ganz sandig, nur selten humusreich. Die bedeutendsten Flüsse sind: der Niemen mit Schara und Selwa, der Bug mit Karem und Muchowez, und die Jagolba, ein Nebenfluß des Bripet. Unter den vielen Seen find der Sapurjewo, Sporowsko und Dwinskio die größten. Die Sumpfe nehmen 30 Proz. des Bodens ein, die Wälder, worunter die Bialowitzer Heide (s. d.), 24 Proz. Haupterzeugnisse sind Getreide, Gemüse, Obst, Flachs, Hanf, Hopfen, Holz; in den Wäldern gibt es Elentiere, Wölfe, Luchse, Bären, Wildschweine, Dachse, Füchse u. s. w. Die Viehzucht ist im Süden bedeutend. In der Industrie steht obenan die Tuchfabrikation (56 Fabriken mit 7600 Arbeitern), dann folgen die Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, Mühlen, Ziegelbrennereien und Gerbereien. Auch der Handel ist wichtig; ausgeführt werden Holz, Vieh, Getreide, Hanf und Lein. Die Bewohner sind meist Russen (30 Proz.), Litauer (27 Proz.), Polen (22 Proz.) und Juden (12 Proz.); der Rest sind deutsche Kolonisten und Tataren.

Die Hauptstadt Grodno, am Niemen, welcher hier ein prächtiges Thal mit hohen Händern bildet, und an der Petersburg-Warschauer Eisenbahn, hat ein altes und ein neues Schloß, ersteres jetzt Militärhospital, letzteres von König August II. für den Reichstag erbaut, fünf russ.-griech., fünf luth. und eine luth. Kirche, zwei Synagogen, zwei griech. und zwei luth. Klöster, eine mediz. Akademie mit botan. Garten, eine Kadettenschule, zwei Gymnasien, eine Bibliothek und ein Theater und zählt (1882) 34 755 G. (drei Viertel Juden), welche Fabriken für Tuch, Baumwolle, Seide, Gewehre, Bierbrauereien, Tischfabriken, Löffereien und eine Tabakfabrik unterhalten und Handel mit Getreide, Bauholz und Flachs treiben. In der Nähe, rechts am Niemen, sind die jährlich von etwa 300 Badegästen besuchten Mineralquellen von Druskenil. G. wurde im 12. Jahrh. erbaut, gehörte damals zum russ. Reich, wurde 1241 von den Mongolen verwüstet und in demselben Jahre von Litauern besetzt, unter denen es zur Landtschaft Sudauen oder Kollerien gehörte, von den Deutschrittern 1391 zerstört und 1655 von den Russen verwüstet. König Stephan Bathory machte G. zu seiner Residenz und starb hier 18. Dez. 1586. Seit 1678 war G. Sitz

jedes dritten poln. Reichstags; hier unterzeichneten die poln. Reichsstände 1793 die zweite Teilung Polens und 25. Nov. 1795 legte hier Stanislaus August die poln. Krone nieder. Im J. 1795 wurde G. russisch, 1880 wurde die Befestigung der Stadt begonnen.

Grodzisk (Grodzisk), Fleden im russ. Gouvernement Warschau in Polen, Station der Warschau-Wiener Eisenbahn (Warschau-Granica), 30 km südwestlich von Warschau, hat Wollfabriken und Branntweinbrennereien. [sen, s. Gräs.]

Grodzisko, Stadt in der preuss. Provinz Posen von **Princker** (Wilhelm), niederländ. Staatsmann, Geschichtschreiber und Publizist, geb. 21. Aug. 1801 zu Voorburg, erhielt seine Gymnasialbildung in Haag und machte seine jurist. Studien zu Leiden, wo er 1823 promovierte. Bei letzterer Gelegenheit veröffentlichte er die beiden Schriften «De prosopographia platonica» (Leid. 1823) und «De juris Justiniani praestantia» (Leid. 1823). Seit dieser Zeit widmete sich G. vorzugsweise histor. und polit. Studien, als deren erste Frucht er «Verspreide Geschriften» (Zl. 1, Haag 1826) erscheinen ließ. Im J. 1829 berief ihn König Wilhelm I. als Kabinetssekretär in seine unmittelbare Nähe. Von der Tätigkeit G. legt unter anderm die Zeitschrift «Nederlandsche Geschiedenis» Zeugnis ab, welche er redigierte und größtenteils selbst schrieb. Im J. 1833 auf sein Ansuchen seines Amtes enthoben, widmete sich G. in der Folgezeit (1834–42) umfangreichen hist. Forschungen, als deren Frucht die «Archives, ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau» (Serie 1, 10 Bde.; Serie 2, Bb. 1–5, Leid. 1835–64) erschienen. Gleichzeitig gab er ein «Handboek der geschiedenis van het Vaderland» in zwei Teilen heraus. Während dieser Arbeiten betätigte er sich lebhaft an den polit. und kirchlichen Tagesfragen und schrieb unter anderm 1840, als man auf Abänderung der Verfassung drang, «Bijdragen tot herziening der grondwet in nederlandschen zin». In demselben Jahre zum Abgeordneten erwählt, verteidigte er seine polit. Grundgedanken, die er später in dem Werke «Ongelooft en Revolutie» (Haag 1847) weiter entwickelte. Als in den J. 1846 und 1849 auch in den Niederlanden die Staatsverfassung eine Umgestaltung erfuhr, griff er mit mehreren Flugschriften in die Bewegung ein. Nach Einführung der Volkswahlen wurde G. auch 1849 zum Abgeordneten in die Zweite Kammer gewählt, wo er seinen Sitz beinahe ununterbrochen behielt, bis er denselben im April 1865 freiwillig aufgab. Mit Eifer verteidigte er während dieser Zeit in Reden und Schriften das monarchische Prinzip und die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat und bekämpfte die revolutionären Tendenzen. In den J. 1850–55 gab er die polit. Zeitung «De Nederlander» heraus. Gegen die durch Preußen 1864 und 1866 in Deutschland herbeigeführten Ummäntelungen schrieb er: «La Prusse et les Pays-Bas. A mes amis à Berlin» und «L'empire prussien et apocalypse» (Amsterd. 1867). Seine letzte Schrift war «Maurois et Barneveldt» (Utrecht 1875). Er starb 19. Mai 1876 in Haag. Vgl. Stuart, «In memoriam. Notice biographiques» (Utrecht 1876).

Groenlo (spr. Grünlo) oder **Grol**, Stadt in der niederländ. Provinz Gelderland, 6 km von der westfäl. Grenze, links von der Elinge, zählt 2400 E., die hauptsächlich Landbau und Kleinhandel treiben,

und hat eine prot. Kirche, ein katholisches got. Gebäude aus dem 18. Jahrh., eine neue luth. Kirche und eine Synagoge. Schon 1277 erhielt die Stadtrechte; unter Karl V. wurde es 1550 stark befestigt. Während des niederländ. Freiheitskriegs blieb es längere Zeit in der Macht der Spanier. Ein Versuch des Prinzen Moriz von Oranien 1575, die Feste zu erobern, scheiterte, ein zweites aber 1577 gelang; 1606 wurde die Stadt von span. Feldherrn Spinola zurückerobert, und 1627 ergab sie sich nach einer berühmten Belagerung dem Statthalter Friedrich Heinrich von Oranien. Im Kriege zwischen dem Bischof Bernhard Galen von Münster und der niederländ. Republik wurde G. 1672 von den maurischen Truppen eingenommen, doch 1673 wieder geräumt. Seit der Einnahme der Festungswerte im Anfang des 19. Jahrhunderts hat der Ort seine Bedeutung verloren.

Grog, ein Getränk aus Rum, Cognac oder Wein mit heissem Wasser und Zucker. In Großbritannien wurde es 1740 durch den Admiral Vernon unter der Schiffsmannschaft eingeführt, um den reinen Brantwein zu verdrängen. Der Admiral, welcher gewöhnlich einen Rod von lamellärem Eisen (program) trug, wurde von seiner Mannschaft Oll Grog genannt, und der Name ging nun auf das von ihm erfundene Getränk über. Es bildet jetzt noch die Nation der Matrosen auf allen Schiffen, die nicht zu den Temperanzvereinen gehören. In England, Aberdeen im Norden, ist der G. ziemlich allgemein beliebt.

Grogg (rg.), Quartopf, Brummbär.

Groszki (Bartholomäus), namhafter poln. Rechtsgelehrter des 18. Jahrh., dessen zahlreiche Werke fast durchgehend das magdeburger Recht, welches in Polen seit Ende des 14. Jahrh. die eigentliche Grundlage des gesamten Rechtszustandes bildet, zum Gegenstand haben. Zuerst Richter der Söhne eines tschech. Senators, belehrte G. im J. 1559 das Amt eines Unterregenten beim obersten Gericht zu Krakau, im J. 1567 das eines königl. Hofkammerregierers daselbst; doch lehrte er um 1578 in sein früheres Amt als königl. Unterregent zurück. G. starb um 1605 zu Krakau. Von seinen Schriften sind insbesondere hervorzuheben: «Ustawa placey u sądow w prawie magdeburskim» («System der Gerichtsgebühren nach dem magdeburgischen Rechte», 1600); «Porządek sądow y spraw mierzakich prawa magdeburskiego» («Gerichtsordnung und Verfassung des magdeburgischen Rechts», 1562); «Artykuły prawa magdeburskiego, ktore sowa Speculum Saxorum» («Die Artikel des sächs. Weichbildrechts», 1565); «Tytuły prawa magdeburskiego» («Artikel des magdeburgischen Rechts», 1578). Auch übersehte er die Preussische Halsgerichtsordnung Karls V. (1560) und beschrieb die Rechtsverhältnisse der Grundherren und Zinsbauern in dem Werke «Prawa między Gospodarzem a Komornikiem, krotko opisane».

Groitzsch, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Berna, 25 km im SSW. von Leipzig, an der Schweinitz, welche unweit nördlich des Ortes in die Weiße Elster mündet, Station der Linie Gera-Weischwitz. Neuschloß der Sächsischen Staatsbahnen, zählt (1880) 4482 meist luth. E. Den Haupterwerbszweig des Ortes bildet neben dem Ackerbau die Schussfabrikation. Ein im 17. Jahrh. in türk. Gefangenschaft gewesener Einwohner soll zuerst die Anfertigung von

Babuschen und Pantoffeln in G. eingeführt haben, die früher fast ausschließlich die Erzeugnisse der dortigen Schuhmacherei bildeten und in großen Mengen, namentlich auch nach dem Orient verschifft wurden. Der Ort, 1208 zur Stadt erhoben, wird bereits im 11. Jahrh. erwähnt und war Stammsitz der Grafen von G., unter denen Wiprecht und sein Sohn Heinrich hervorragen. Nach des letztern Tode erhielt Markgraf Konrad von Meißen die Grafschaft. Die alte Burg, welche Kaiser Heinrich V. 1113 vergebens belagerte, erhielt 1270 der Abt von Pegau, der sie zerstören ließ.

Grosz (Grosic), Kreisstadt im russ. Gouv. Warschau in Polen, 50 km im SSW. von Warschau, an der Straße nach Radom, zählt 4500 E. und hat eine Metallwarenfabrik, Licht- und Seifenfabriken, Ziegeleien, Branntweinbrennereien und Bierbrauereien.

Grolman (Heinr. Dietrich von), hervorragender preuß. Jurist, geb. zu Bochum 31. Dez. 1740, war ein Sohn Christoph Dietrich's, der als Direktor der Regierung in Kleve 12. Febr. 1784 starb. Er erhielt seine Schulbildung zu Kleve, studierte 1759–62 in Halle und Göttingen die Rechte und sang dann seine praktische jurist. Laufbahn bei der Regierung in Kleve an, worauf er 1765 Kammergerichtsrat in Berlin und später Justizrat wurde. Im J. 1787 als Geh. Justizrat zum Mitgliede der Gesetzgebungscommission ernannt, war er bei Ausarbeitung des Allgemeinen Landrechts einer der thätigsten Redactoren. Im J. 1798 wurde er zum Geh. Obergerichtsrath, 1804 zum Präsidenten des Geh. Obergerichts befördert und bei der Einrichtung des Staatsrats 1817 zum Mitgliede desselben ernannt. Nachdem er 1833 in Ruhestand getreten, starb er 21. Okt. 1840.

Grolman (Karl Wilh. Georg von), preuß. General, Sohn des vorigen, geb. zu Berlin 30. Juli 1777, trat, 14 J. alt, in das Infanterieregiment von Müllendorf, in welchem er 1796 Offizier und 1804 als Premierlieutenant Inspektionsadjutant des Feldmarschalls von Müllendorf wurde. Beim Ausbruch des Kriegs 1806 war er Stabskapitän; nach der Schlacht bei Jena wurde er Adjutant des kommandierenden Generals, Fürsten von Hohenlohe. Durch eine Sendung mit Berichten an den König entging er der Kapitulation von Prenzlau und kam glücklich zur Armee nach Ostpreußen. Hier wurde er dem Generalstabe des 2. Sächsischen Korps überwiesen und 1807 für Auszeichnung in der Schlacht bei Heilsberg zum Major befördert. Nach dem Tilsiter Frieden nahm er unter Scharnhorst an der Reorganisation des Heeres hervorragenden Anteil, trat jedoch 1809 in österr. Kriegsdienste und wohnte im Generalstabe Kienmayers dem Feldzuge in Franken und Sachsen bei. Nach abgeschlossenem Frieden ging er über Schweden und England nach Spanien, traf im Frühjahr 1810 in Cadix ein und wurde als Major in der Legion Extranjera angestellt, welche er bald thätig leitete. Er wurde Oberlieutenant, aber 1812 bei der Eroberung von Valencia von den Franzosen gefangen genommen und nach Frankreich abgeführt. Nachdem er sich im Juni aus der Gefangenschaft befreit und die Schweiz erreicht hatte, reiste er unter dem Namen eines ehemaligen österr. Offiziers Richter nach Deutschland zurück und bezog die Universität Jena. Als der König Friedrich Wilhelm III. nach Breslau abgegangen war, folgte ihm G. nach Schleien, wo

er ebenfalls noch verborgen lebte, bis das Bündnis zwischen Preußen und Rußland zu Stande kam. Sofort trat er wieder als Major beim Generalstabe ein und nahm im Stabe des Obersten von Dolffs, welcher die Reservecavallerie des Württembergischen Heeres befehligte, an den Schlachten von Großgörschen und Bautzen, sowie an dem Gefecht bei Hagenau teil. Nach dem Waffenstillstande wurde er bei dem 2. Armeekorps unter Kleist als Generalstabsoffizier angestellt und zugleich zum Oberstlieutenant, bald darauf zum Obersten befördert, zeichnete sich bei Kulm aus und nahm dann am Feldzuge von 1814 bis zum Pariser Frieden teil. G. erwarb sich als Generalstabschef des Kleist'schen Korps große Verdienste; er war es, der Ende Februar den Marsch des Württembergischen Heeres auf Paris durchsetzte. Am 30. Mai wurde er zum Generalmajor, 29. Aug. zum Direktor des zweiten Departements im Kriegsministerium ernannt und war zur Zeit des Kongresses in Wien. Beim Ausbruch des Kriegs 1815 kam er als Generalquartiermeister zu der Armee des Fürsten Württemberg, wo er neben Gneisenau an der Heeresleitung teilnahm; seiner mit Besonnenheit gepaarten Thätigkeit ist ein großer Teil des Erfolgs zu verdanken. Nach dem zweiten Pariser Frieden trat er in das Kriegsministerium zurück, wo er dem Generalstabe seine jetzige Organisation gab und daneben seine Thätigkeit der Landesvermessung zuwandte. Nach dem Ausscheiden des Kriegsministers von Bogen fand er sich 1819 ebenfalls veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen. G. kaufte sich als Gutbesitzer in der Niederlausitz an und lebte dort in der Gegend von Kottbus, bis er 1826 als Generalleutnant und Kommandeur der 9. Division (in Glogau) wieder in den Dienst trat. Im J. 1830 kommandierte er unter Gneisenau an der poln. Grenze; 1832 wurde er interimistisch und drei Jahre später definitiv zum kommandierenden General des 5. Armeekorps ernannt und 1837 zum General der Infanterie befördert. Im J. 1840 ging er in militärischer Pension nach Wien in Folge der franz. Kriegsdrohung. Er starb 16. Sept. 1843 zu Posen, wo ihm 1845 ein Denkmal errichtet wurde.

Die „Geschichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und Frankreich“ (2 Bde., Berl. 1837–38), sowie die „Geschichte des Feldzugs von 1814 in dem Ost- und Nordfrankreich bis zur Einnahme von Paris“ (3 Theile in 4 Bdn., Berl. 1842) sind nach G.'s Vorträgen von seinem Adjutanten, dem Oberstleutnant von Damitz, niedergeschrieben. Vgl. Luden, „Hauptmann von Gerlach (General G.) 1812 Student in Jena“ (Jena 1848).

Grolman (Wilh. Heinr. von), Bruder des vorigen, geb. zu Berlin 28. Febr. 1781, studierte 1798–1800 zu Göttingen und zu Halle die Rechte. Er wurde 1801 Assessor beim Stadtgericht in Berlin, 1802 Referendar beim Landgericht deselbst, 1804 Assessor bei der Kriegs- und Domänenkammer in Marienwerder, 1806 Regierungsrat, 1808 Kammergerichtsrat in Berlin und 1810 zugleich Mitglied des kurmärk. Pöpstelkollegiums. Beim Ausbruch des Kriegs 1813 zum Major und Kommandeur des 1. Bataillons des 4. kurmärk. Landwehr-Infanterieregiments ernannt, kämpfte er mit Auszeichnung im Treffen bei Hagelsberg und war dann bei der Einschließung von Magdeburg und Bielefeld. Im J. 1815 übernahm er von neuem das Kommando seines Landwehrbataillons, das an den

großen Passionsbildern von L. Hendricx (1865), das Ommelander Haus, die Regierungs- und Justizgebäude, die 1850 neu erbaute Universität, das 1790 gegründete Laubstummennstitut am Ochsenmarkt mit dem davorstehenden Wärmemormonument seines Stifters, des Predigers Guyot (gest. 1828), mit Medaillonbild, das 1888 vollendete Theater, das neue Gesellschaftsgebäude eines Studentenvereins und das große Gefängnis, beide ebenfalls 1888 vollendet. Die Stadt besitzt eine Menge wissenschaftlicher und Wohlthätigkeitsanstalten. Die 1614 gegründete Universität (39 Professoren und etwa 300 Studenten) hat eine Bibliothek, eine Sternwarte, einen botan. Garten, ein Museum für Naturgeschichte, ein Rabinett für german. Altertümer, ein anatom. Theater und ein Nosocomium academicum, welches zugleich Krankenhaus der Stadt und der Provinz ist. Ferner bestehen in G. ein Gymnasium, zwei höhere Bürger Schulen, die Akademie Minerva mit schönen Sammlungen von Gemälden, Zeichnungen u. s. w., mehrere Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft, Schulen für Handwerker und für Schifffahrt, ein staatliches Lehrerseminar und ein städtisches Lehrerinnen Seminar. G. zählt (1888) 48896 E., darunter über 6500 Katholiken. Es hat blühende Fabriken und Industrieanstalten, darunter eine große Judderraffinerie, Möbel- und Spiegelabriken, eine Maschinenflachspinnerei, Fabriken für wollene Strickwaren, Gold- und Silbergeschmiedereien, Strick-, Anter- und Ofenschmieden, Tabaks- und Cigarrenfabriken, Schneide-, Öl-, Getreide- und andere Mühlen, eine Dampfmaschinenfabrik, einige Schiffswerften, eine Terracottafabrik, Eichorienfabriken und Bierbrauerei, außerdem Buch- und Steinbrudereien, Wärfenfabriken, Färbereien und Wollkämmereien. Die Stadt treibt aus ihren Häfen (Vosker, Noorder-, Zuider-Haven) starken Handel mit Hafer, Weizen, Gerste, Olsaaten und Butter, sowie mit den hier gebadenen Honigtauchen.

G. wird schon im 9. Jahrh. zur Zeit seiner Verheerung durch die Normannen ein durch Handel und Reichthum blühender Ort genannt. Während des ganzen Mittelalters gehörte das Land G. politisch zu Friesland, in kirchlicher Hinsicht zum Sprengel des Bischofs von Münster; dagegen unterstand die Stadt G. (seit 1282 Mitglied der Hanse) in beiden Beziehungen dem Bischof von Utrecht, mit dem sie jedoch Jahrhunderte hindurch in Fehde lag. Als Maximilian I. 1498 die Erbstatthalterschaft über G. und Friesland dem Herzog Albrecht von Sachsen verlieh, unterwarf sich die Stadt G. dem Bischof. Als sie aber von Albrechts Sohn, Herzog Georg von Sachsen, 1506 belagert wurde, begab sie sich 1506 in den Schutz Eryards von Ostfriesland, dann, vom Kaiser geächtet und abermals von Herzog Georg belagert, 1514 in den Schutz des Herzogs Karl von Gelbern. Dieser erhielt 1515 Stadt und Land von Kaiser Karl V. zu Lehn, dem sie bei 8. Juni 1538 unterwarfen. Im niederländ. Unabhängigkeitskriege wurde die Stadt 1568 von Ludwig von Nassau vergebens belagert; 1579 trat sie der Utrechter Union bei und hatte 1580, 1581, 1589, 1590 und 1591 Belagerungen zu bestehen, bis sie 22. Juli 1594 von Moriz von Oranien erobert und dauernd mit der niederländ. Republik vereinigt wurde. Eine besonders merkwürdige Belagerung hielt sie 1672 gegen die ministeriellen und isländischen Truppen unter dem kriegertischen Bischof Bernhard

Oalen von Münster aus. Vgl. Sörgion, «Geschiedkundige beschrijving der stad G.» (2 Bde., Groning. 1856—57); Jodens, «Wegwijzer door G.» (Delfzijl 1879).

Grönland, das ausgebreitetste Nordpolarland, ist nicht, wie man früher annahm, eine Halbinsel des amerik. Festlandes oder ein inselreicher, durch Eismasse dicht verbundener Archipel, sondern eine gegen Süden schmal zulaufende riesige Insel, die zwischen dem Atlantischen Ocean im O. einerseits und der Davisstraße, der Baffinsbai, dem Smithsund, dem Kanebeden, dem Kennedykanal und dem Robesonkanal im Westen andererseits hingebreitet liegt und von ihrer Südspitze, dem 800 m hohen Kap Farewell (von 59° 45' bis über 82° 30' nördl. Br.) 2420 km und noch weiter (ihre Nordgrenze ist völlig unbekannt) polwärts hinausreicht. Das Areal der Insel bis zu 82° 30' nördl. Br. ist zu 2169 750 qkm berechnet. Die Küsten sind rau, hoch, von unzähligen Inseln gesäumt und fast überall von engen, tief einschneidenden Fjorden zerschnitten. Das Ostgestade, infolge des fortschreitenden Anwachsens der Eismassen fast unnahbar und völlig unwirtbar, ist bis zum Egedes- und Rothen Fjord (65 1/2° nördl. Br.) als «König Friedrichs VI. Küste» wohlbekannt, dann als Egedes Land bis 69° weniger, vom Scoresbysund bis 76° als ein vielfach eingebuchteter Küstenzug (Scoresbys Land) mit dem tief nach Westen einschneidenden Kaiser Franz Josephs-Fjord, dem Tiroler Fjord, dem Fligely-Fjord, welche die zweite Deutsche Nordpolarexpedition 1870 entdeckte, weiter nordwärts bis gegen 78° als eine etwas nach Osten austretende Anschwellung unter dem Namen König-Wilhelms-Land in ihren Contouren mit der Ruks-, Shannon-, Koldewey-Insel, der Dovebucht im 77° nördl. Br. durch dieselbe Expedition bekannt. Die Westküste, in stetem Sinken begriffen, ist bis gegen 79° genau, bis 82° 30' im allgemeinen bekannt. Indes im Norden, am Smithsund, verraten die markierten Küstenterrassen mit posttertiären Ablagerungen ein Aufsteigen der Küste. Das bis 900 km in der Breite messende Innere G., das von Norden gegen Süden von einem der Ostküste näher gerückten Wasserscheiderücken durchzogen wird, ist ein Tafelland, von Gebirgen umsaumt, die in mauerähnlichen Wällen aus dem Meere aufsteigen, in Kadeln und Pyramiden oder in parallelen Terrassen (wechselsweise von Schnee oder nackten Felsen) enden und nur hin und wieder einen schmalen Küsten saum übriglassen. Der Eisüberzug ist so dicht (880 m und darüber mächtig), daß die Oberfläche des Plateau als ein einziger ungeheurer Gletscher angesehen werden kann, der überall die Neigung zeigt, seinen Rand nach Westen über den Küsten saum oder das Meer vorzuschieben. Von dem völlig unter Eis vergrabenen Binnenlande ist das Außenland oder Vorland, der allein zugängliche, bewohnte und bebaute Teil G., zu unterscheiden. Dieses besteht aus dem 30—37 oder 60—75, zum Teil 75—150 km breiten Küstensaum mit einem labyrinthischen Gärkel von Halbinseln, teilweise 75—150 km langen Fjorden und zahllosen Inseln und Klippen. Den bei weitem größten Raum des Küstenlandes nehmen Bergmassen mit Hochebenen und zwischenliegenden Thälern ein, den Rest niedriges Bergland mit Grastweiden, eigentliches Flachland nur wenige Quadrat-kilometer. Die Felsen sind Sandstein, durchsetzt von Trappgängen, Porphyrr, metamorphische Schiefer,

des Ulfir trakt, einem auf der Fahrt nach Island durch Sturm weit nach Westen verschlagenen norweg. Seemann, gesehen, aber nicht betreten worden, etwa zwischen 970 und 980 Snæbjörn galti die Schären Gunnbjörns wieder aufgefunden und auf ihnen überwintert hatte, wurde es 983 von einem wegen Totschlags geächteten, nach Island ausgewanderten Norweger, Erik dem Roten (Sirir rauði), wirklich entdeckt. Derselbe brachte an der Ostküste zwei Winter zu, umschiffte zur Sommerszeit aber Kap Farewell sowie eine Strecke der Westküste und lehrte dann 985 nach Island zurück. Er gab dem neuen Lande den Namen Grönland, um Auswanderer anzulocken. Wirklich ließen noch 985, 15 Jahre vor der geistlichen Einführung des Christentums auf Island, 25 Fahrzeuge mit ihm aus, von denen aber nur 14 das «Grüne Land» erreichten. Im Sirisfjörð wurden die ersten normänn. Niederlassungen begründet. Leifr, der Sohn des Roten Erik, entdeckte kurz nach dem J. 1000 auch Helluland, Morland und Vinland und drang an der Ostküste Nordamerikas südwärts bis 41° 24' nördl. Br. vor. Zum J. 1194 berichteten die isländ. Annalen die Aufindung von Svalbarði, einem Teile der Nordostküste G.s; 1266 fand eine Entdeckungsfahrt statt an der Westküste des Landes entlang nordwärts über den 76.° hinaus. Die von Erik und dessen Söhnen in G. gegründeten Ansiedlungen zerfielen in zwei Bezirke: die Vestri- und Eystrbygg (West- und Ostbau), beide an der Westküste. Bis 1261 war G. ein selbständiger Freistaat mit einer Verfassung nach Island. Rufer, Säuptingen (godar) mit Dingleuten unter sich, Gefessprecher (lögmadr) und Landesgemeinde zu Garðar. Das soziale und geistige Leben der Grönländer war den gleichzeitigen Zuständen Islands sehr ähnlich, die Sagenbildung hier wie dort gleichmäßig im Schwunge. Im J. 1261 wurde G. ein Nebenland der norweg. Krone und kam durch letztere 1397 in die Union mit Dänemark und Schweden. Die Bekehrung G.s zum Christentum ging vom norweg. Könige Olaf Trygvason (995–1000) aus, als Vermittler derselben diente Leifr Sirisfson. In kirchlicher Hinsicht war das Land dem Erzbistum Hamburg-Bremen untergeben, bis 1108 für die nord. Reihe ein eigenes Erzbistum mit dem Sitze zu Lund in Schweden errichtet wurde; 1152 wurde G. zur Kirchenprovinz des Erzbis. Nidaros oder Drontheim (Provincia Nidrosionensis) geschlagen, nachdem 1124 unter Mitwirkung des Königs Sigurd Jörðalafari von Norwegen die Stiftung eines eigenen Bistums für G. mit dem Sitze zu Garðar (in der Gegend des jetzigen Frederikshaab) erfolgt war. Erster Bischof des Landes war Arnald; als letzter, welcher nachweislich wirklich seine Diözese besuchte, ist Ulfir (1365–78) namhaft zu machen, wogegen dessen Nachfolger nur noch als Weihbischöfe in Norwegen, Dänemark oder Schweden tätig wurden, während in G. selbst ein Officialis deren Dienst versah. Mit Vincentius Kampe (1520–37 genannt), einem niederländ. Franziskaner, schließt die Reihe auch der bloßen Titularbischöfe. In der Eystrbygg zählte man in der Blütezeit dieser nord. Kolonien 4 Kirchen und 90 Höfe, in der Eystrbygg 1 Kathedrale (zu Garðar), 11 andere Kirchen, 2 Klöster (das Kloster der Augustinern, das zweite Benediktinerinnen gehörig) und 190 Höfe. Ein ziemlich regelmäßiger Verkehr fand zumal mit Norwegen statt. Die Ursachen des etwa

Mitte des 14. Jahrh. beginnenden Verfalls dieser Niederlassungen sind in den verstreuten Handelspolitik der norweg. Könige, den Einfällen der vom arktischen Amerila ostwärts nach G. und dann südwärts vordringenden Strärlingar oder Eskimos seit 1260 und namentlich in den Verheerungen einer ihrem Ausgangspunkte nach unbekannten Flotte der Strärlingar um 1418, keineswegs aber, wie man gemeint hat, in einer plötzlichen Veränderung des Klimas zu suchen. Über einen letzten Angriff der Strärlingar gibt eine Urkunde Papst Niklans' V. von 1448 Aufschluß, welche die Reihe der auf das altnordische G. bezüglichen Dokumente abschließt.

Seitdem war aller Verkehr des Landes mit der civilisierten Welt abgebrochen. Die Expeditionen von 1579, 1605, 1606, 1607, 1636 und 1670, welche die dän. Könige ansandten, um die Kolonie wieder aufzufinden, blieben erfolglos. In den J. 1576–78 sah Frobisher einen Teil von G., 1586–87 besuchte Davis die Westküste, und zwar 1587 bis 72° 12' nördl. Br., 1607 Hudson die Nordostküste bis 78° und 1616 Vassin die Westküste bis 78° nördl. Br., ohne daß eine alte europ. Niederlassung aufgefunden worden wäre. Um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. wurde die Ostküste G.s vom holländ. Walfischfängern mindestens bis zum 77.° nördl. Br. oft genug befahren. Erst 1727 gelang es unter Friedrich IV. von Dänemark, nachdem Hans Egede (s. d.) sich 1721 der verwilderten Eskimos angenommen und die Niederlassung Godthaab gegründet, auf der Westküste festen Fuß zu fassen. Seitdem wurden, besonders nachdem 1733 auch die Herrnhuter ihre Missionen hierher gesandt, mehrere Niederlassungen gegründet (drei Handelsétablissements [1734–42] unter Leitung Jakob Severins, 10 weitere von einer 1747 gestifteten, 1774 durch die Krone aufgehobenen Handelskompanie), wobei sich die Kolonisten durch die europ. und amerit. Walfischfänger wesentlich gefördert sahen. Nachkommen der Normänner fand man jedoch nirgends, wohl aber an vielen Stellen ganz unzweifelhafte Spuren ihres fräheren Daseins an der Westküste, wie Runen und Grabsteine mit Runen- und isländ. Schrift aus dem 12. Jahrh., lange Reihen von Särgen mit Skeletten, die Ruinen einer einfachen geschmackvollen Kirche u. s. w. Im J. 1818 entdeckte John Ross die nördl. Teile der Westküste vom 76.° nördl. Br. ab; später wurden durch Inglefield (1852), Kane (1853–55), Hayes (1860–61) u. a. diese Entdeckungen noch weiter gegen Norden bis zu 82° 30' nördl. Br. fortgesetzt. Die Ostküste G.s dagegen erforschte 1822 Scoresby von 69° 13' bis 75° und 1828–30 der Däne Graah bis 65° 14' nördl. Br. Letzterer brachte es zur Gewißheit, daß die Eystrbygg nicht auf der Ostküste, sondern auf dem südlichsten Teile der Westküste gelegen haben muß, nachdem bereits 1792 der Holsteiner Heinrich Peter von Eggers auf Grund umfassender Untersuchungen zu demselben Resultat gelangt war. Der alte Ostbau, der als der wichtigste und angebaute Teil des fräheren Kolonialgebiets geschildert wird, ist der südlichste des jetzigen Distrikts Julianehaab. Die Deutsche Expedition 1869–70 erforschte diese Küste bis in 77° nördl. Br.

Die 13 dän. Kolonien mit einem gletscherfreien Gebiet von 88100 qkm werden durch den Nord-Strömefjord unter 67° 20' nördl. Br. in die zwei Inspektorate von Süd- und Nordgrönland geteilt. Beide zusammen hatten 1805 eine Bevölkerung von

6046, 1855 von 9892 und 1882 von 9701 E., worunter 212 Europäer. Das Inspektorat Südgrönland zählt 5484 E. (2516 männlich, 2968 weiblich), Nordgrönland 4217 E. (2031 männlich, 2186 weiblich). Jede Kolonie steht unter einem Superintendenten mit Agenten oder Governoren und Handwertern und wird nach ihrem Hauptort benannt. Außerdem gibt es eine Menge kleiner Handelsplätze oder Außenposten zur Erleichterung des Warenaustausches mit den Grönländern. Das südl. Inspektorat umfaßt folgende fünf Distrikte: Julianehaab, vom Kap Farewell 280 km nordwärts, mit dem gleichnamigen Orte (seit 1775), und den herrnhutischen Missionsstationen Friebrichsthal (seit 1824) und Lichtenau (seit 1774); Frederikshaab mit dem gleichnamigen Dorfe (seit 1742); Godthaab mit der gleichnamigen Kolonie am Baalsfluß (seit 1721), Fiskernaes (seit 1754), der Brüdergemeine Lichtenfels (seit 1758) und dem Missionsplatze Neu-Herrnhut (seit 1733), dem größten Orte G. S., in dem ein Seminar und seit 1857 eine kleine Buch- und Steinruderei besteht; Sukkertoppen, mit gleichnamigem Hauptort (seit 1755), und ebenso Holstensborg (seit 1759). Das nördl. Inspektorat zerfällt in die sieben Kolonialdistrikte: Egedesminde mit dän. Missionsstätte (seit 1759); Christianshaab (seit 1734); Jakobshavn (seit 1741) mit einem Seminar; Godhavn mit dem gleichnamigen Hafensplatz (seit 1773) auf der Insel Dislo; Ritenbenk (seit 1755); Omenak, die produktivste der Kolonien, reich an Steinkohlen, Graphit und Jagdprodukten, mit dän. Missionsplatz; Upernivik (seit 1771), fast ebenso produktiv, mit dän. Missionsstätte und dem Inselplatze Upernivik. Die jährlichen Einnahmen betragen im Durchschnitt 5286 Pfd. St. vom Handel und 2210 Pfd. St. Zoll vom Kryolith. Die Ausfuhr (hauptsächlich Thran, Eiderbunen, Stodfische, Walzfisch und Robbensped, Hai- und Dorschleber, Seehundsfelle, Walhfischbarten und etwas Pelzwerk) hatte 1878 einen Wert von 82 648 Pfd. St. Die Einfuhr (Schiffsbrot, Butter, Speck, Erbsen etc.) hatte einen Wert von 41 440 Pfd. St. Nach Rint hat der Handel von 1790 bis 1875 einen Reingewinn von 160 000 Pfd. St. ergeben. Der durch eine Kompagnie ausgebeutete Kryolith hatte von 1853 bis 1874 einen Wert von 58 924 Pfd. St. Im J. 1877 kamen in den Handel 14 400 hl Thran, 43 300 Seehundsfelle, 2700 Fuchsfelle und für 11 460 Mark Eiderbunen. Der Handel, vorzugsweise Tauschhandel, wird seit 1774 von einer zu Kopenhagen befindlichen königl. Direktion betrieben und liefert durchschnittlich im Jahre einen Überschuß von 30 000 Reichsbankthalern. Anfang Oktober verlassen die letzten Schiffe G., und dann ist jeder Verkehr bis nächsten Juni völlig ausgeschlossen.

Litteratur. Außer den vielen Polarreisen und den Werken der beiden Gebe vgl. Cranz, «Historie von G.» (2 Bde., Barby u. Lpz. 1765–70); Scoreßby, «Tagebuch einer Reise nach der Ostküste von G.» (deutsch von Rieß, Hamb. 1825); Graab, «Reise til Østysten af G.» (Kopenh. 1832); Rint, G. geographiskt og statistisk beskrevet (2 Bde., Kopenh. 1852–57; deutsch, Stuttgart, 1860); derselbe, «Eskimoiſte Eventyr og Saga» (2 Bde., Kopenh. 1866–71); Fries, «G., dess natur och innevånare» (Ups. 1873); Helms, «Grönland und die Grönländer» (Lpz. 1867); Hayes, «The Land of desolation» (Lond. 1871); «Die zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den J. 1860 und 1870» (Bd. 1, Lpz. 1874).

Gronov (Joh. Friedr.), einer der berühmtesten Altertumsforscher, geb. 8. Sept. 1611 zu Hamburg, studierte zu Leipzig, Jena und Altdorf, seit 1634 Leiden und Gröningen, bereiste England, Frankreich und Italien. Im J. 1642 wurde er Professor der Geschichte und Beredsamkeit zu Deventer. R. Dan. Heinsius' Tode ging er 1658 an dessen Stelle nach Leiden, wo er 28. Dez. 1671 starb. Seine Ausgaben des Statius, Justinus, Sallustius, Seneca, Callistius, Plinius, Plautus u. besonders aber des Livius und Tacitus, sowie seine «Observationes» (neueste Ausg. von Frotscher, 1831) sind voll der scharfsinnigsten und wichtigsten Verbesserungen, und sein «Commentarius de tertius» (Devent. 1648; Leid. 1691) zeugt von seinem gründlichen Kenntniz der röm. Sprache und Altkünste; auch seine Ausgabe des Hugo Grotius «De jure belli et pacis», ist wegen der Anmerkungen geschätzt. Vgl. Wildens, «Leben des berühmten Joh. Friedr. Gronovii» (Hamb. 1723).

Jacob G., Sohn des vorigen, geb. 20. Okt. 1 zu Deventer, studierte teils hier, teils zu Leiden nach England, Spanien und Italien, erdachte eine Professur der griech. Sprache in J. die er 1679 mit der Professur der schönen Wissenschaften zu Leiden vertauschte, wo er später Professor der Universität wurde und 21. Okt. 1711 starb. Er war ein ebenso gelehrter als kritischer Kritiker. Außer dem Polybius (1670) gab er den Herodot, Cicero und Ammianus Marcellinus sowie den schätzbaren «Thesaurus antiquitatis Graecorum» (18 Bde., Leid. 1697–1702) und Sammlungen des Grävius heraus. Wegen seiner Schmähsucht wurde er in manche unangenehme Streitigkeiten verwickelt.

Abraham G., der älteste Sohn des letzteren, geb. zu Leiden 1694, gest. als Professor und verfassungsbibliothekar daselbst 17. Aug. 1775, sich durch seine Ausgaben des Justin, Pompeius, Tacitus und besonders auch der «historia» des Claudius Ptolemaeus ebenfalls als guten Philologen bewährt.

Johann Friedrich G., Bruder des vorigen, geb. 10. März 1690 zu Leiden, gest. als Rat zu Leiden 1760, stand als Botaniker in ausgetrettem Rufe und schrieb eine «Flora Virgata» (Leid. 1743) und «Flora orientalis» (Leid. 1748). **Lorenz Theodor G.**, Sohn des vorigen, Rathsherr in Leiden und starb 1778 daselbst, schrieb «Museum ichthyologicum» (2 Bde., 1754–56), «Zoophylacium Gronovianum» (3 Bde., Leid. 1763–81).

Gronov, bei naturwissenschaftl. Namen bezeichnet Lorenz Theodor Gronov (s. d.).

Grönsvand, die Straße zwischen den beiden Inseln Falster und Mön.

Grönsvold (Marcks), norweg. Maler, 5. Juli 1845 in Bergen, besuchte die Akademie Kopenhagen und München und bildete sich hauptsächlich unter Bildh. Diez, Otto Seitz und A. G. ist hauptsächlich Genre- und Porträtmaler, Aquarellist. Hervorzuheben sind unter seinen Malereien: der Bürgermeister, selbstgelebene Wildbiebe, die Sage von Wieland dem S. (im Museum zu Köln) u. s. w.

Groom (engl.), eleganter Reitknecht.

Groot (de), s. Grotius.

Groot (Gerhard), lat. Gerhardus m., der Begründer der Vereinigung der «Brüder»

gemeinsamen Lebens» (s. b.), geb. im Okt. 1840 zu Deventer, erwarb sich auf der Universität Paris eine ausgebreitete Gelehrsamkeit. Im Besiz eines nicht unbedeutenden Vermögens, zu dem noch die Einkünfte zweier Kanonikate zu Aachen und zu Utrecht hinzukamen, überließ sich G. einem äppigen, weltlichen Leben. Im J. 1874 trat jedoch eine Wandlung ein, über deren Veranlassung die Berichte auseinander gehen. G. schenkte seine Verfügungen dem Kloster zu Munnithuizen und andern Anstalten, verzichtete auf die Kanonikate und gab sich einem streng enthaltlichen Leben hin, dessen einzige Würze in gelehrten Studien bestand. Seinen Aufenthalt nahm er in Deventer und besuchte von hier aus öfter den tiefsinnigen Mystiker Joh. Ruysbroeck, Prior des Augustinerklosters in Viridis Vallis (Gröndael in der Nähe von Brüssel), mit welchem ihn innige Freundschaft verband. Drei Jahre lang verlebte G. alsdann im Kartäuserkloster zu Munnithuizen und unterwarf sich hier, noch über das Maß der Ordensregel hinaus, harten Asketischen. Im J. 1879 kehrte er nach Deventer zurück, ließ sich zum Diakon weihen und trat hier und an andern Orten Hollands öffentlich als Prediger auf. Mit hinreißender Verehrsamkeit geistelte er die Schäden seiner Zeit und ermahnte zur Buße. Bereits 1888 wurde ihm das Predigen untersagt, aber sein Werk hatte schon Wurzel geschlagen. Der junge utrechter Kanonikus Florentius hatte mit G. Zustimmung eine genossenschaftliche Verbindung von Brüdern und Schwestern des gemeinsamen Lebens begründet, welche immer weitere Verbreitung fand. G. starb 20. Aug. 1884, ein Opfer der Hingebung, mit welcher er zur Zeit der Pest die Kranken pflegte. Vgl. Bähring, «Gerhard G. und Florentius» (Hamb. 1849); Bonet-Maury, «Gerhard de G. un précurseur de la réforme au XVI^e siècle» (Paris 1878).

Gropius (Karl Wilh.), Maler, geb. zu Braunschweig 4. April 1798, bildete sich in Berlin unter Schinkels Leitung zum Landschaftsmaler aus. Seine Kunstreisen führten ihn nach Paris, wo er das soeben erfundene Diorama kennen lernte und so gleich beschloß, es in Deutschland einzuführen. Als er weiter Italien und Griechenland bereiste, wurden seine Aufnahmen nach der Natur schon von diesem Entschlusse beeinflusst; er brachte eine Anzahl Ansichten mit, die er in seinem in Berlin errichteten Diorama verwendete, und wobei er die dargestellten Gegenstände auf die Kunstgehe einer gediegenen Perspektive und harmonischen Farbengebung zurückführte. Später wandte sich G. der Dekorationsmalerei zu und leistete seit 1819 als Hoftheatermaler Vorzügliches für die berliner Bühnen; besonders ist es sein Verdienst, durch Ausbildung zahlreicher Schüler den in Deutschland vernachlässigten Zweig der Theatermalerei gehoben zu haben. Die Früchte seiner Reisen, eine Sammlung von Ansichten aus verschiedenen Gegenden, gab er 1823 in 12 Heften heraus; eine Sammlung seiner Ornamente in verschiedenen Baustilen erschien 1846 ebenfalls in 12 Heften. G. starb 20. Febr. 1870 zu Berlin. — Dessen Sohn, Paul G., vorzüglicher Dekorationsmaler, geb. 1. Sept. 1821 zu Berlin, trat 1841 in das Atelier seines Vaters als Dekorationsmaler ein. Nachdem er in den J. 1844 und 1845 Studienreisen durch Frankreich, Italien und die Schweiz gemacht hatte, wurde er nach seiner Rückkehr Teilnehmer seines Vaters und trat nach der Pensionie-

rung desselben 1868 als selbständiger Leiter der Dekorationsmalereien für die königl. Theater in königl. Dienst. Er ist Professor an der Akademie und hat zahlreiche tüchtige Schüler gebildet. Nachdem im Aug. 1881 sein Atelier mit sämtlichen Kunstschätzen verbrannt, gab G. seine Stelle als königl. Dekorationsmaler auf und legte auch kein neues Atelier mehr an.

Gropius (Martin Karl Philipp), Better von Karl Wilhelm G., geb. zu Berlin 11. Aug. 1824, besuchte erst das Gymnasium, dann die Gewerbeakademie, wandte sich dem Studium der Baukunst zu und erhielt hierauf eine Stellung als Lehrer an der Bauakademie. Später war er als Privatarchitekt thätig. Durch Schinkel erhielt sein Kunststreben eine ideale Richtung, welche auch seine Privatbauten vielfach beundeten, außerdem ist noch Karl Höttinger von entscheidendem Einfluß auf seinen Stil geworden; auch bildete er sich durch Reisen in Griechenland und Italien. Seit 1856 war er Professor an der Gewerbeakademie und seit 1869 Direktor der mit der berliner Akademie verbundenen, nach seinem Plan eingerichteten Kunstgewerbeschule. Nach seinen Entwürfen wurden viele Häuser reicher Familien in Berlin und viele Villen in der Umgebung ausgeführt. Zu seinen größern Arbeiten gehört das große Irrenhaus in Neustadt bei Eberswalde, der Bau des mit Hügeln entworfenen interimistischen Parlamentsgebäudes, die Pläne zu den Dekorationen der Via triumphalis für die Einzugsfestlichkeiten 1871 in Berlin, zur berliner Domkirche und dem projektirten Irrenhause ebenda. Als Architekt wirkte er mit dem Baumeister Schmieben gemeinschaftlich. Er starb 18. Dez. 1880 in Berlin. Zu ihren besten Leistungen gehören: der Bau eines Militär Lazarets in Tempelhof, die Entwürfe zu Universitätsbauten in Greifswald und Kiel, der königlichen Bibliothek in Berlin und des deutschen Gewerbemuseums daselbst.

Gros (frz.), groß, stark, bid, grob; Hauptmasse, überhaupt etwas als Gesamtheit; vgl. En gros.

Gros, im Handel, f. Groß.

Gros (vom frz. gros) bezeichnet im allgemeinen die dichten, schweren Lasten, welche im Einschlag und in der Kette besonders stark, mehrfache Fäden enthalten und dadurch ein feinkörniges oder, falls bide mit dünnen Fäden abwechseln, ein geripptes Aussehen zeigen. Die gewöhnlichste Art, bei welcher die Kette meist zweifädig ist, heißt Gros de Naples. Im Gros de Tours ist die Kette zwei- bis dreifädig und der Einschlag auf eigentümliche Weise doppelt hergestellt. Grosgrain wird eine Sorte genannt, bei welcher der Einschlag nicht aus Seide, sondern aus einem einzigen, aber gewirnten Faden von Baumwolle besteht.

Gros, Drachme oder Dragme hieß ein Gewicht von 72 Grains (Grains) des alten pariser Markgewichts, $\frac{1}{16}$ der Unze (Once) oder $\frac{1}{64}$ der Mark (des Marc), oder $\frac{1}{128}$ des Pfundes (des Livre). Die Bezeichnung Drachme oder Dragme war nur in der Pharmacie in Anwendung. Das G. war = 3,88 g. Bei den bis Ende 1839 für den Kleinhandel und den täglichen Gebrauch gestattet gewesenen sog. erlaubten Gewichten (Poids usuels) war das G. ebenfalls $\frac{1}{128}$ des «erlaubten» Pfundes (des Livre usuelle), d. h. des halben Kilogramm oder = 3,91 g. Als Medizinalgewicht sollte, wie erwähnt, das G. «Drachme» heißen. — Ferner war G. bis Ende 1822 ein kleines Gewicht im schweizer Kanton

Maabt von 72 Grän (Grains), $\frac{1}{16}$ der Unze (Once) oder $\frac{1}{128}$ des Pfundes (der Livre), und da das Pfund schon damals dem halben Kilogramm oder dem jetzigen deutschen Pfunde gleich war, so hatte das G. die Schwere von 3,1 g, wie das vorhin erwähnte G. der frühern franz. verlaubten Gewichte.

Gros ist der Haupttheil einer einen Kriegsmarsch ausführenden, in ein Gefecht eintretenden oder zu Sicherungszwecken dienenden Truppenabtheilung. Bei einem Kriegsmarsch geht dem G. eine Avantgarde voraus, während ihm eine Arrièregarde folgt; im Gefecht wird das G. zur Herbeiführung der Entscheidung eingesetzt; Sicherungstruppen bilden für die Vorposten ein G., das im Falle eines Angriffs Widerstand zu leisten vermag, bis die zu schützenden lagernden Truppen gefechtsbereit sind. Über die Stärke des G. im Verhältnis zur Gesamtmasse der Truppen lassen sich bestimmte Regeln nicht aufstellen, sie ist wesentlich von den obwaltenden Umständen abhängig.

Gros blanc (Weißgroschen), s. Blanc.

Gros de Naples, s. unter Gros.

Gros de Tours, s. unter Gros.

Gros (Antoine Jean, Baron), franz. Historienmaler der klassischen Schule, geb. 16. März 1771 zu Paris, Schüler Davids, kam durch dessen Vermittelung 1793 nach Italien, wo er mit Malen von Miniaturbildnissen seinen Unterhalt erwarb. Nach der Schlacht bei Arcole (1796) malte G. Bonaparte an der Spitze der Grenadiere auf der berühmten gewordenen Brücke. Bonaparte ernannte nun G. zum Mitgliede der Kommission, welche die für das pariser Centralmuseum bestimmten Kunstwerke auszuwählen hatte. Bisher hatte er nur kleine Porträts und antike Thematika gemalt; jetzt wählte er aus der gleichzeitigen Geschichte einen Gegenstand und behandelte denselben in großem Maßstabe und auf eine Art, die seine Virtuosität für solche Darstellungen aufs evidenteste bezeugte. Bonapartes Besuch bei den Verwundeten in Jaffa (gestochen von Laugier, jetzt im Louvre) wurde in der pariser Kunstausstellung 1804 mit enthusiastischem Beifall aufgenommen und verbreitete den Ruf des Künstlers. Alsdann folgten: Murats Kavallerieangriff auf die türk. Armee bei Abukir (1806, jetzt in Versailles), Napoleon I. besucht ein Schlachtfeld von Eylau (1808, gestochen von Ballot, jetzt im Louvre), die Schlacht bei den Pyramiden (1810, jetzt in Versailles), dann nach der Restauration für das königl. Haus: Franz I. und Kaiser Karl V. besuchen die franz. Königsgräber zu St.-Denis (gestochen von Forster, jetzt im Louvre), ferner eine Anzahl lebensgroßer Bildnisse und andere Kompositionen. Im J. 1816 wurde G. zum Mitgliede des Instituts ernannt. Er gelangte auf den Gipfel des Ruhms und der Ehre; aber seine Arbeitskraft war im Abnehmen. Von allen Werken, die er noch arbeitete, ist nur das große an der Kuppel der Kirche St.-Geneviève (des ehemaligen Panthéon) ausgeführte Freskogemälde hervorzuheben, das die heil. Geneviève von Paris als Beschützerin des von Chlodwig, Karl d. Gr., Ludwig IX. und Ludwig XVIII. vertretenen franz. Königsthrons darstellt; es wurde 1824 vollendet und brachte dem Künstler noch den Titel «Baron». Seine zwei Bilder mytholog. Inhalts: Hercules und Diomedes und Aëcis und Galathea, wurden von der Kritik scharf angegriffen. G. verfiel infolge dessen in Melancholie und suchte den Tod in der Seine bei Meudon 26. Juni 1835.

Gros (Jean Baptiste Louis, Baron), Diplomat, geb. 8. Febr. 1793, begann seine matrike Laufbahn unter Ludwig XVIII. und 1831 Sekretär der Gesandtschaft in Merito, Geschäftsträger in Bogota. Hierauf wurde er in außerordentlicher Mission nach England als 1860 Gesandter in Athen und 1864 mit der Lieferung der franz.-span. Grenze beauftragt. Lord Elgin ging G. 1857 nach China, wo er Vertrag zu Tientsin (27. Juni 1858) unterzeichnete. 9. Okt. 1868 brachte er den Freundschafts Handelsvertrag mit Japan zu Stande. Nach er 1869 zum Senator ernannt worden war, leitete er 1860 die franz. Expedition nach China, schloß 26. Okt. 1860 den Friedensvertrag mit ab. G. zog sich 1863 ins Privatleben zurück, starb 17. Aug. 1870 zu Paris.

Gros (Pierre le), ausgezeichnete Bildhauer wurde 1666 zu Paris geboren, anfänglich von seinem Vater, der Professor an der Akademie sowie seinem Verwandten Le Pautre unterrichtet, 20 J. alt, mit einem Relief (Hercules in die Arche zieht) einen Preis, worauf er sich Rom begab. Hier gewann er den von den Fürsten für die Verzierung des Hauptaltars der Kirche heil. Ignaz ausgesetzten Preis und lieferte das unter dem Namen der Verklärung zu von Gonzaga berühmte Basrelief im Collegio romano. Es folgte die Statue des heil. Stanislaus von Kostka auf dem Sterbebette, welche den barocken Idee, Körper, Gewand und Bett von verschiedenfarbigem Marmor herzustellen, ein glückliche Arbeit ist. Nachdem er noch mehrere Werke vollendet hatte, ging er nach Turin, wo er bei der Verzierung des Hôtel de ville und der Gärten in der Tuilerien und von Versailles thätig war. Hier fertigte er auch die Turin, eine Nachbildung einer Antike aus der Medice. Später lebte er wieder in Rom, 1719 starb. Er fertigte noch viele Arbeiten in Italien, welches ihn mehr als sein Vaterland liebte. Als die vorzüglichsten gelten: ein Basrelief an der Fassade des Tobias in Monte del Pietà, Statue des Kardinals Casanata in der Kirche und sein Grabmal in San Giovanni, dann Mausoleum von Pius IV. in Sta.-Maria Maggiore, der heil. Dominik in St. Peter und dergl. die Marmorstatur der heil. Theresia Karmeliterkirche zu Turin.

Groschen nannte man im Mittelalter alle Münzen oder Pfennige, im Gegensatz der Markmünzen oder Bracteaten (s. d.). Nach der Meinung einiger entstand der Name aus dem lat. gr. Andere leiten ihn von dem Kreuze (eros, croci) welches auf den ältesten G. sich findet. Die G. wurden im 13. Jahrh. in Böhmen und danach der franz. Turnose (gros Tournois) gegeben. Sie waren von feinem Silber, und es gingen 1 die Mark. Im 16. Jahrh. wurde der G. allg. in Deutschland verbreitet und nun ein allger Münzname, den man durch einen Beisatz nachzeichnete; es gab Breitere, Spitz-, Marien-, St. Engels-, Weiß-, und andere G., teils nach der Präge, teils nach den Münzherren u. s. w. Bei den Münzherren nannte man alle kleineren Münzen unter $\frac{1}{2}$ Reichsthaler G. und Sammlungen derselben Groschenkabinett. G. als spätere deutsche Silberscheidemünze im 19. Jahrh. von 12 Pfennigen war meist an der Bezeichnung

seines Werts, 24 einen Reichsthaler, zu erkennen; der Konventionsgroschen wurde nach dem Konventionsfuße von 1763 ausgeprägt und mit 320 eine seine Mark bezeichnet. In Preußen trat an die Stelle des vorherigen G. zu $\frac{1}{2}$, Thlr. 1821 der Silbergroschen zu $\frac{1}{20}$ Thlr., welchen in Folge der dresdener Münzkonvention vom 30. Juli 1838 mit 1841 auch die übrigen zu dieser Zeit dem Zollverein angehörigen norddeutschen Staaten annahmen; im Königreich Sachsen und in Sachsen-Altenburg wurde derselbe Neugroschen, in Sachsen-Gotha G. genannt. Das Herzogtum Oldenburg im engeren Sinne nahm den Silbergroschen ($\frac{1}{20}$ Thlr.) im Juni 1857, Braunschweig denselben mit 1. Jan. 1858, das frühere Königreich Hannover ihn mit 1. Okt. 1858 an; in allen diesen drei Staaten wurde er G. genannt. In Preußen u. s. w. hatte der Silbergroschen 12, in Sachsen und Sachsen-Altenburg der Neugroschen (Silbergroschen), wie in Hannover, Braunschweig und Sachsen-Gotha der ihm gleiche G. 10 Pfennige; in Oldenburg wurde der G. (Silbergroschen) in 12 Schwaren (Pfennige) geteilt. Mit der am 1. Jan. 1876 definitiv gewordenen Einführung der neuen Markwährung im ganzen Deutschen Reiche hörte die Rechnung nach G. auf und die entsprechenden Münzstücke wurden eingezogen. In Österreich-Ungarn war bis Ende Okt. 1868 der G. oder Kaisergroschen nur Silbercourantmünze zu 3 Kreuzern oder $\frac{1}{20}$ Konventionsgulden; das Gröschel war daselbst eine Rechnungssstufe zu $\frac{1}{4}$ G. oder $\frac{1}{8}$ Kreuzern. In Polen war bis Ende 1841 der G. (Grosz) eine Kupfermünze. Der poln. Gulden hatte 30 G. (Groszy), so daß der G. = 1 $\frac{1}{2}$ deutsche Reichspfennige war. Unter den französischen G. (gros) sind besonders durch ihre Stempel ausgezeichnet der gros Tournois der Stadt Tours, der gros à la fleur de lys (Liliengroschen) und der gros à la couronne (Kronengroschen.)

Groschenkabinett, s. unter Groschen.

Grosgrain, s. unter Gros.

Grosnaja, russ. Festung im Terekgebiet, im tschetschenischen Kreise in Eislaustafen, am linken Ufer der Sunzha, 200 m hoch gelegen, mit (1882) 8963 E., wurde 1819 angelegt; seit 1859 finden hier jährlich zwei Jahrmärkte statt.

Grosz (Gros), im Handel eine Anzahl von 12 Denard oder 144 Stüd. Man verkauft nach G. eine Reihe sog. Stüdwaren oder Zählblätter, besonders solche, bei denen, wie bei der Preisstellung für das Schod, das einzelne Stüd einen nur geringen Wert repräsentiert, z. B. Stahlfedern, und dementsprechend ist oft auch die Packung der betreffenden Waren, wie eben auch bei Stahlfedern. In den meisten europ. Sprachen ist die Bezeichnung für G. der deutschen ganz ähnlich: engl. und schwed. gleichfalls gross, frz. grosse, niederl. und dän. gros, ital. grossa, span. gruesa, portug. grossa oder groza.

Grosz (Zul. von), genannt von Schwarzhoff, preuß. General, geb. zu Darkehmen in Ostpreußen 21. Nov. 1812, wurde in den Kadettenhäusern zu Kulm und Berlin erzogen, trat 1830 als Sekondeleutnant in das 30. Infanterieregiment, besuchte 1833–36 die Allgemeine Kriegsschule, und that dann bei der Artillerie und bei einem Artillerieregimente Dienst. Er wurde 1844 als Premierleutnant in das 32. Infanterieregiment versetzt, war dann mehrere Jahre Landwehr-Kompagnieführer und wurde 1848 Hauptmann, sieben Jahre darauf Major, 1856 Kommandeur des Garde-

Landwehrbataillons Düsseldorf, 1858 in das 2. Garderegiment zu Fuß versetzt und 1859 zum Oberstleutnant befördert, 1860 mit der Führung des Königsregiments betraut und 1861 zum Obersten ernannt. Im J. 1865 erfolgte seine Ernennung zum Kommandeur der 12. Infanteriebrigade und bald darauf die Beförderung zum Generalmajor. G. nahm 1866 am Feldzuge in Böhmen und den Gefechten bei Münchengrätz und Blumenau, sowie der Schlacht bei Königgrätz teil; seine Brigade kämpfte dort bei Denatet und dem schließlich davon belegenen Wäldchen und verlor 40 Offiziere und 1185 Mann. Er empfing den Orden pour le mérite und wurde nach dem Friedensschlusse nach der Provinz Hannover entsendet, um dort die Landwehr zu organisieren. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs wurde G. Generalleutnant und Kommandeur der 7. Infanteriedivision, mit welcher er in der Schlacht bei Beaumont 28 Geschütze eroberte und über 1500 Gefangene machte, sowie späterhin vor Paris wiederholt feindliche Ausfälle mit nur geringem eigenen Verluste zurückschlug. In Erinnerung an seine Verdienste trägt das von der Stadt Magdeburg in den Anlagen auf Bastion Kleve errichtete Kriegdenkmal das wohlgetroffene Bildnis des Generals. Seit Sept. 1872 vertrat G. den kommandierenden General des 3. Armeekorps, übernahm 1873 die Führung dieses Korps und wurde 1875 zu dessen kommandierenden General und zum General der Infanterie ernannt. Nach dem Kaisermandat 1876 wurde G. Chef des 4. ostpreuß. Grenadierregiments Nr. 5. Er starb 18. Sept. 1881 in Berlin.

Grosz-Ubaco oder Lucaya, eine der Bahama-Inseln (s. d.).

Grosadmiral, s. unter Admiral.

Gros-Almerode, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Kassel, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Wigenhausen, Endstation der Linie Walburg-G. der Preussischen Staatsbahnen, 20 km im SSO. von Kassel an der Vereinigung der Gelfer und des Faulbachs, sowie am nordwestl. Fuße des 751 m hohen Meißner, 861 m über dem Meere, hat ein Amtsgericht, zählt (1880) 2477 meist evang. E. und produziert außer Schneiderkreide Töpferwaren, feuerfeste Steine jeder Art, die den besten englischen gleichkommen, namentlich aber Graphitiegel und graue heftische Schmelzriegel, sowie glasierte Brett- und Falzriegel und Thonpfesen, Salbenbüchsen und Lintenträge. Die jährliche Produktion an Steingutwaren beträgt 1200000 Etr. Außerdem werden auch Wasserröhren und Gerätschaften für Chemikalien, sowie viel Nagelschmiedewaren gefertigt. Eine chem. Fabrik liefert vorzugsweise Soda und Schwefelsäure. In der Nähe liegen die Ehamottefeinfabriken Faulbach und Steinberg, die Ultramarinfabrik und das Kohlenbergwerk Hirschberg, ferner viele Thongruben, die den Glasbäsen Thon überallhin liefern. Im J. 1882 wurde eine Stunde von G. ein neues Braunkohlenbergwerk »Beche Marie« erschlossen.

Grosalmosenier, s. unter Almosenier.

Gros-Alsleben, anhalt. Stadt und Domäne des Herzogtums Anhalt, Kreis Ballenstedt, in einer Enklave des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg, 5 km südlich von Gros-Oschersleben, zählt (1880) 1967 meist evang. E. und hat eine Zuckerrfabrik und eine Spiritusbrennerei.

Grosanne, s. unter Ammenzeugung.

Großarmenien, s. unter Armenien.

Groß-Bauheim, Flecken in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hanau, 8 km südöstlich von Hanau, rechts am Main, Station der Linie Frankfurt a. M. — Hanau: Aischafenburg der Hessischen Ludwigsbahn, zählt (1880) 2687 meist luth. E., hat Gemüsebau, Cigarrenfabrikation, Eisengießerei und Bronzewarenfabrikation, sowie Handel mit Holz, welches von hier aus den Main hinunter gefloßt wird.

Großaventurhandel heißt der Handel desjenigen, welcher aus Mangel an eigenen Mitteln durch Großaventurkontrakt (s. d.) ein Kapital erborgt und dafür Waren kauft, mit denen er in See geht, um sie an überseeischen Plätzen den Konsumenten selbst zu verkaufen. Der Unternehmer heißt *Aventurier*. Derselbe kann natürlich immer noch wohlfeile Preise stellen, da die Ware nicht mit den Gewinnansprüchen vieler Zwischenpersonen belastet ist. Der G. beschränkt sich in seinen Zielorten auf solche Länder, in denen der Kleinverkauf vor dem Großhandel besondere Vorteile gewährt, wie z. B. in manchen Teilen Ostindiens und der Levante; er ist in der neuesten Zeit sehr in den Hintergrund getreten.

Großaventurkontrakt oder *Respondentia* nennt man im Seehandel einen Vertrag, zufolge dessen ein Darlehn zu einer überseeischen Unternehmung gegeben wird, welches, falls das Schiff verunglückt, nicht zurückgefordert werden kann. Die Zinsen für ein solches Darlehn sind natürlich hoch, weil sie zugleich die Prämie für die Übernahme der Gefahr in sich schließen; doch kann der Darleiher auf das vorgeschossene Kapital Versicherung erheben. Jener Vertrag war im Altertum und namentlich in den Zeiten der röm. Welt Herrschaft sehr gewöhnlich und wurde *foenus nauticum* genannt, doch weicht das mittelalterliche und moderne Recht vielfach vom römischen ab, und der Großaventurvertrag bildet mehr einen Fall der sog. uneigentlichen *Bottomerei*. (S. *Bottomerei*.) (s. d.)

Groß-Bahama, eine der Bahama-Inseln

Großbada, eine der Bada-Inseln (s. d.)

Großbären, Gruppe der Raubtiergattung Bär (s. d.).

[Küste, s. *Bassam*.]

Groß-Bassam, Ort auf der afrik. Guinea-

Groß-Becskerek, Hauptstadt des torontaler Komitats in Ungarn, s. unter *Becskerek*.

Großbeeren, Dorf und Rittergut mit zusammen 896 evang. E. in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, Station der Linie Berlin-Halle-Bebra-Frankfurt a. M. der Preussischen Staatsbahnen, 19 km südlich von Berlin und 15 km östlich von Potsdam.

Der Ort ist durch die Schlacht von Großbeeren am 23. Aug. 1813 denkwürdig geworden. Nach Ablauf des Waffenstillstandes 17. Aug. 1813 sollte Marschall Dubinot gegen Berlin vorstoßen, während Napoleon selbst gegen die schles. Armee Blüchers auszog. Zur Dedung Berlins stand in der That die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden, aus dem 3. und 4. preuß. Armeekorps (Bülow und Lauenhagen), drei russ. Korps (Doronzow, Winkingerode und Czernitschew) und 22 000 Schweden zusammengesetzt, zusammen 80 000 Mann nach Abzug der Entsendungen. Das französische, durch Württemberger, Bayern, Hessen-Darmstädter und vorzüglich durch Sachsen verstärkte Heer unter Dubinot bestand aus dem

4., 7. und 12. Korps (Bertrand, Reynier u. Dubinot) und dem 3. Kavalleriekorps (Herzog v. Padua), zusammen 75 000 Mann stark. Davor von Hamburg und General Girard von Magburg aus sollten Dubinots Marsch gegen Berlin unterstützen. Dubinot versammelte sein Heer Ludaun und Dahme, marschierte am 19. Aug. n. Baruth, lagerte am 20. bei Ludeſwalde und anlangte den Kronprinzen von Schweden, 22. A. seine Armee bei Berlin zusammenzuziehen. Der Kronprinz wollte Berlin preisgeben, Bülow klärte aber, daß er ihm nicht eher über die Stadt folgen werde, bis eine Schlacht zum Schutze Berlins geschlagen sei. Am 21. Aug. rückten Franzosen unter hartnäckigem Widerstande Vortruppen der Verbündeten bei Trebbin we vor und überschritten am 22. unter schweren Kämpfen bei Wittstock (preuß. Brigade von 2 men), Jänsdorf und Ketzendorf die sumptige Berührung der Kutsche und Rote. Die Nordarmee zog an diesem Tage eine Stellung vor Berlin, Küssen auf dem rechten, die Preußen auf dem linken Flügel, die Schweden im Centrum.

Am 23. setzte sich Dubinot in Marsch, das 4. A. gegen Blankenfelde, wo Lauenhagen stand, da auf G., das von Bülows Vorhut besetzt war, 12. war weiter links zurück. Beiderseits war diesen Tag ein größerer Zusammenstoß nicht abgesehen. Bei Blankenfelde entspann sich ein Gefecht, das gegen 2 Uhr von Bertrand eröffnet wurde, da das 7. Korps noch immer erschien. Dasselbe (zwei sächs. und eine franz. Division stark) kam gegen 3 Uhr an und war preuß. Vorhut aus G., worauf Dubinot Befehl Divalls zu beziehen. Bülow aber beschloß, den Befehl des Kronprinzen von Schweden, Angriff und rückte von Heinersdorf unter streb dem Regen mit vier Brigaden, gegen 35 000 A. stark, gegen G. vor, zahlreiche Artillerie an Spitze. Die Schlacht begann um 6 Uhr mit einem Geschützampfe, dann griff die 1. Infanterie G., den Windmühlenberg und dah. h. neben dem Dorfe an. Als die 2. sächs. Division (Sahr) der Übermacht wich, befohl Du der franz. Division, sie zu unterstützen; diese aber die Flucht und wurde zum Teil von der 3. Kavallerie, welche aus dem brennenden G. h. brach, niedergeboren. In der schon eingebrochenen Dunkelheit traf plötzlich noch eine franz. Masse ein; die nächsten preuß. Regimenter st. sich sogleich auf dieselbe, alles geriet durchein und der ganze Schwarm, an 2000 Pferde, b. mitten durch die preuß. Infanterie hindurch. ein Teil des franz. 12. Korps war jener Kav. gefolgt, zog sich aber unter dem Schutze der Dunkelheit wieder zurück. Von den Russen und Schw. hatte je eine Batterie an der Schlacht teilgenommen, dennoch maßte sich der Kronprinz von Schweden den Ruhm an, Berlin gerettet zu haben. O. mußte sich unter die Kanonen von Wittenbr. rücken und die von Magdeburg zu seiner Unterstützung herangerückte Division Girard sich überlassen, worauf diese 27. Aug. bei Sage (s. d.) aufgerieben wurde. Die Preußen tr. bei G. 1500 Gefangene und erbeuteten 1 sächs. und 60 Munitionswagen.

Vgl. Köhn von Jastk, *Die Schlacht v. (Berl. 1863)*; Ballmann, *Die Schlacht bei (der General von Bülow)* (Berl. 1872).

Großbetrieb. Je mehr sich die technischen Hilfsmittel der Produktion einerseits und die Verkehrsmittel andererseits entwickeln und vermehren, um so mehr überflügeln die auf großer konzentrierter Kapitalmacht beruhenden und in großem Maßstabe produzierenden Unternehmungen die kleinen Betriebe. Die meisten Maschinen können überhaupt nur im G. verwendet werden, ebenso lassen sich die Vorteile der technischen Arbeitsteilung nur in diesem voll ausnützen, und dazu kommt, daß die allgemeinen Unkosten eines Geschäftsbetriebes, wie die Ausgabe für die Lokalitäten, für Heizung und Beleuchtung, für Comptoirarbeiten u. s. w. meistens nicht in demselben Maße steigen, wie die Produktion oder der Umsatz vermehrt wird. Die Vervollkommenung der Verkehrsmittel aber hat es möglich gemacht, daß Rohstoffe, Halbfabrikate und Fabrikate in den einzelnen Unternehmungen an den zweckmäßigsten Stellen in großen Massen produziert werden und doch ohne Schwierigkeit in dem zugänglich gewordenen weiten Verbreitungsgebiet Absatz finden. Auch können Materialien, Werkzeuge u. s. w. im großen immer unter günstigeren Bedingungen bezogen werden als im kleinen. Die Ausdehnung des G. hat natürlich zur Folge, daß die Zahl der selbständigen Unternehmer abnimmt und die der von Lohn oder Gehalt lebenden Personen, teils gewöhnliche Arbeiter, teils Techniker, Handelshelfen u. s. w., zunimmt. Doch folgt nicht notwendig daraus auch eine Vermehrung der Zahl der großen Kapitalisten, da die für den G. erforderlichen Kapitalien häufig von Gesellschaften kleinerer Kapitalbesitzer, namentlich Aktiengesellschaften, zusammengebracht werden. Auch ist zu beachten, daß die salariereten mittlern und höhern Stellungen im G., wenn auch hinsichtlich der Unternehmung nicht selbständig, wirtschaftlich vielfach günstiger und sicherer sind, als die selbständigen Kleinbetriebe.

Übrigens ist die relative Bedeutung des G. in den verschiedenen Erwerbszweigen sehr verschieden. In der Landwirtschaft ist er unter den in Mitteleuropa bestehenden Verhältnissen keineswegs dem mittlern und kleinern Betrieb unbedingt überlegen, vielmehr ist die Stellung des letztern in dichtbevölkerten, mit vielen Städten durchsetzten Gebieten häufig die bessere. In der landwirtschaftlichen Produktion haben eben Maschinen und Arbeitsteilung nicht die gleiche Bedeutung, wie in der Industrie. Sofern aber die Bewirtschaftung großer Güter gegenwärtig in Europa nur in Verbindung mit dem Betriebe landwirtschaftlicher Industriezweige (Fabrikation von Zucker, Spiritus, Stärke u. s. w.) Aussicht auf Gedeihen hat, machen sich auch auf diesem Gebiete die Vorteile des G. geltend. Eigentlich landwirtschaftlicher G. mit Konzentrierung auf einzelne Produktionszweige finden sich besonders in neuen Ländern mit noch uner schöpftem Bodenreichtum, z. B. in den auf Tausenden von Hektaren Weizen erzeugenden Riesenfarmen des amerik. Westens und den großen Viehzüchtereien Südamerikas und Australiens. In der Industrie liefert der G. naturgemäß nur die in großen Massen absehbaren Waren mit zahlreicher Wiederholung derselben Modelle, also mit einer gewissen Einförmigkeit und Schablonemäßigkeit, zu der oft auch noch wenig solide Arbeit und, wegen des Strebens nach Billigkeit, auch geringes Material kommt. In der Herstellung von Gegenständen mit einem mehr individuellen und künstlerischen Charakter und sol-

cher von besonderer Solidität wird der Kleinbetrieb auf dem gewerblichen Gebiete immer einen Vorrang behalten. Ebenso wird der letztere sich an kleinern Orten in allen denjenigen Zweigen behaupten, deren Erzeugnisse ihrer Natur nach für den lokalen Absatz bestimmt sind.

Sehr vorherrschend erscheint die Tendenz zum G. auch im Handel. Einerseits werden infolge der Verkehrsvereinfachungen viele Zwischenglieder beseitigt, welche früher die Vermittler zwischen den Importeuren und Fabrikanten und den kleinern Geschäften bildeten, andererseits aber werden in den größern Städten auch die kleinern Detailgeschäfte immer mehr durch die großen bazarartigen Magazine verdrängt, die verhältnismäßig weniger Generalkosten haben, die Arbeitszeit ihres Personals vollständiger ausnützen, zu günstigeren Bedingungen einkaufen und nur gegen bar verkaufen. Auch im Bank- und Transportwesen ist der G. überwiegend geworden. Daß die Ausdehnung der G. zunächst manche Interessen schädigt und vielfach ein schwieriges Übergangsstadium erzeugt, ist nicht zu bestreiten; jedoch führt sie an sich zur besten und billigsten Ausnützung der Produktionsmittel und ist daher volkswirtschaftlich nützlich. Dies erkennen auch die Sozialisten insofern an, als sie den G. mit seinen technischen Vorteilen keineswegs aufgeben, sondern ihn im Interesse der Gesamtheit durch Organe derselben fortsetzen lassen wollen.

Groß-Bitterdorf, Gemeinde im Kreise Saargemünd des elsass-lothring. Bezirks Lothringen, 7 km nördlich von Saargemünd an der Saar und an der Eisenbahnlinie Saargemünd-Saarbrücken gelegen, zählt (1880) 1880 meist kath. E.

Großbottwar, Stadt im württemb. Neckarkreise, Oberamt Marbach, 10 km im NN. von Marbach (Station der Linie Vödingheim-Badnang [Murrbahn] der Württembergischen Staatsbahnen), in 206 m Höhe, in fruchtbarem und freundlichem Thale der Bottwar, zählt (1880) 2224 meist evang. E. und hat Acker- und Weinbau; 8 km südlich liegt das Dorf Kleinbottwar, an demselben Flusse, mit 747 evang. E., Weinbau und dem Schlosse Schaubach.

Großbreitenbach, s. Breitenbach.

Großbritannien und Irland (geographisch-statistisch). «Vereinigtes Königreich von Großbritannien und Irland» (United Kingdom of Great Britain and Ireland) ist gegenwärtig der offizielle Name für das gesamte brit. Reich. Großbritannien bezeichnet eigentlich nur die große, in England (s. d.), Wales (s. d.) und Schottland (s. d.) zerfallende Insel, in welchem Sinne der Ausdruck Britannia (s. d.) schon bei den alten klassischen Schriftstellern erscheint. Zu dem ungleichen Inselpaar gehören 1127 kleinere Nachbarinseln. Hier von sind unter den zu England gerechneten die bedeutendsten: Anglesey, Man, Wight, die 48 Scilly- und die Normannischen oder Kanalinseln an der Küste der Normandie. Zu Schottland gehören die Hebriden, oder Westerninseln, die Inseln am Clydebusen, unter denen besonders Arran, Bute, Jsla, Jura, ferner die 67 Orkney- oder Orkadeninseln, endlich am nördlichsten die 117 Shetlandsinseln. Irland hat zwar 196 Inseln, aber keine bedeutenden anliegenden. Die Lage dieser in Europa größten Inselgruppe ist eine für maritime Entwicklung absolut günstige. Im D. das Deutsche Meer und was von deutschem Handels-

und überhaupt Kulturleben in dasselbe mündet, im S. das nur durch den Kanal geschiedene roman. Staatsgebiet mit seiner Beweglichkeit, im W. der Atlantische Ocean, abgegrenzt durch das lang hingestreckte Amerika, gebietet G., vollständig losgelöst und frei in seinen Beziehungen, über alle See- und Landstraßen des ganzen Erdballs. Dazu sind seine Küsten von 7917 km Länge (Irland hat 3560 km) gehörig organisiert, tief eingeschnitten, ohne felsig und gefährlich zu sein. Trotz ihrer Lage zwischen 50 und 59° nördl. Br. besitzt die Insel G. dennoch ein sehr gemäßigtes Klima, welches dem des mittleren Deutschland an Milde gleichkommt, an Gleichmäßigkeit und Feuchtigkeit dasselbe bei weitem übertrifft. In dem anliegenden Irland ist die Temperatur durchschnittlich viel niedriger. Die Hauptinsel G., von Irland durch das Irische Meer getrennt, erstreckt sich von 11° 26' bis 19° 35' östl. L. (von Ferro) und von 50° bis 58° 40' nördl. Br., mit einer Längenausdehnung von 962 km von dem Kap Dunnet gegen die Orkaden hin oder dem Kap Wrath in der Schott. Grafschaft Sutherland bis zum Kap Lizard in Südwestengland am Kanal, mit der größten Breite von 630 km zwischen Kap Landsend (ziemlich westlich vom Kap Lizard) und North-Foreland in Kent. Die geringste Breite beträgt, wenn man die nördl. Zuspitzung Schottlands außer Betracht läßt, in Nordengland zwischen dem Solwaybusen und Lymnouth unweit Newcastle nur 103,6 und in Schottland zwischen dem Clyde- und Forthbusen gar nur 48 km. (Hierzu Karte: Großbritannien und Irland.)

Das ganze Reich aber erstreckt sich über alle Weltteile. Außer der insularen Hauptmasse umfaßt es in Europa noch einige See- und Handelspunkte, in Asien den schönsten, von Naturreichtum überfließenden Teil, in Afrika wichtige Küstenstriche und Inseln, ganz Australien nebst Neuseeland, in Nordamerika ungemeine Landstrecken, in Westindien die Mehrzahl der Inseln.

Der Gesamtflächenraum des ganzen Reichs wird jetzt auf 20135547 qkm berechnet. Davon kommen auf das eigentliche G. 230376 qkm, nämlich auf England 131628, auf Wales 19069 (auf beide also 150697), auf die unter besonderer Verwaltung stehenden Islands in the British Seas, d. i. Man und die Kanalinseln, 784, auf Schottland und seine Inseln 78896 qkm. Hierzu nun noch Irland mit 84252 qkm gerechnet, ergibt sich für das ganze Vereinigte Königreich, ohne alle Besitzungen und Kolonien, ein Areal von 314628 qkm. In Europa gehören außerdem zu G. noch Helgoland, Gibraltar und Malta mit Gozzo, zusammen nur 328 qkm, aber durch ihre Lage strategisch und kommerziell sehr wichtige Gebiete. Die Bodenbildung G.s ist ziemlich genau nach den beiden Königreichen England und Schottland unterschieden und nach diesen zu charakterisieren. Im allgemeinen ist England ein Hügelland, Schottland ein Hochland und Irland ein Flachland; doch hat England im westl. Teile bedeutendere Gebirgshöhen. Die Bodenerhebung bringt mit sich, daß fast alle Flüsse in G., wenn auch einen kurzen Lauf, so doch gehörige Tiefe haben und schon von sich selbst und noch mehr durch menschliche Hilfe schiffbar sind; die gewöhnlich bedeutend erweiterten Mündungen bilden natürliche Häfen. So kommt es, daß G. und Irland weit mehr Häfen aufweisen als das nahe Frankreich an seiner atlantischen Küste und mit künstlicher Nach-

hilfe; es finden sich dort gegen 100 größere für Kriegsschiffe und Handelschiffe ersten Ranges und außerdem gegen 500 Reeden. Unter hundert kurzen Häfen sind in Irland der Sch. mit 858, in G. die Lymnouth mit 344 km Läng. größten, letztere der wichtigste. Von vermäßig größerer Dimension sind die Seen Eng. Schottlands und Irlands, und wo überhan Verbindung von Fluß, See und Meer für Land- und Industrie wichtig sein konnte, ist mit U. und Nachdruck dafür gesorgt worden.

Bevölkerungsverhältnisse. Über die Bevölkerung G.s liefern die von dem Statist. Bureau herausgegebenen «Tables of revenue, population, commerce» genügende, auf den Parlamentsbeschluß von 1801 alle zehn stattfindenden Volkszählungen beruhende Anzeiger. Seit Jahren hat dieselbe trotz der Auswanderung rasch zugenommen, und zwar in dem Zeitraum 1801—81 in England und Wales um 193 auf Man und den Kanalinseln um 82, in England um 139 Proz.; Irland dagegen hat 1 Proz. abgenommen. Der Census von 1881 für England 24618926, Wales 1360513, Kanal 8734370, Irland 5174836, Man 5 Kanalinseln 87702, dazu Soldaten und Marine außer Landes 147540, zusammen 3517297 für Mitte 1888 wurde die Gesamtsumme 36920620 berechnet. Der Census von 18 gab 17184896 Personen männlichen, 179 weiblichen Geschlechts. Für die Dekade 187 betrug die Zunahme in England 14,5, in 11,7, in Schottland 11,7 Proz.; dagegen bel die Bevölkerung Irlands 1841, wo sie ihr Maximum erreicht hatte, auf 8196597, 185 6574278, und 1861 auf 5798967, sank a der ersten Dekade um 19 Proz., in der zweit abermals 12 Proz., in der dritten wieder u 18 Proz. und 1871—81 wieder um 4,5 Proz. Bevölkerungsdichtigkeit ist in den einzelnen Ländern sehr verschieden. Auf 1 qkm lebten in England 187, in Wales 71, in Schottland in Irland 61 G. Aber auch in dem ein Grafschaften eines jeden dieser Länder h große Verschiedenheit, je nachdem Landwirtschaft oder Industrie und Steinlofenbergbau die h erwerbszweige sind. Während in den lezt Bevölkerung fort und fort steigt, nimmt sie erstern ab. In keinem Lande lebt verhältniss ein so großer Teil der Bevölkerung in Städten in G.; auch besitzt kein Land so viele große E und in keinem, Nordamerika ausgenommen, sen sie in solcher Ausdehnung. Im Verei Königreiche gab es (1881) 26 Städte von me 100000 G. (19 in England, 5 in Schottland in Irland) und 48 (davon 44 in England, Wales, 8 in Schottland, 1 in Irland) von 100000 G. Diese zusammen zählen 16889 oder über 47 Proz. der Gesamtbevölkerung. 1861 kamen in G. und Wales allein 11 Mi die 781 Städte, dagegen 9 Mill. auf das Land, 1871 fast 18 Mill. auf die Städte u Mill. auf das Land, 1881 aber über 17 Mi die Städte und 8 1/2 Mill. auf das Land.

Der Abstammung nach zerfällt die ganz wohnerschaft des Vereinigten Königreichs in große Stämme, den germanischen und den schen. Der letztere, der jetzt völlig unterjoch zurücktretende, ist der ältere. Er besteht au

und überhaupt Kulturleben in dasselbe mündet, im S. das nur durch den Kanal geschiedene roman. Staatsgebiet mit seiner Beweglichkeit, im W. der Atlantische Ocean, abgegrenzt durch das lang hingestreckte Amerika, gebietet G., vollständig losgelöst und frei in seinen Beziehungen, über alle See: rassen des ganzen Erdballs. Dazu sind seine Küsten von 7917 km Länge (Irland hat 3560 km) gehörig organisiert, tief eingeschnitten, ohne felsig und gefährlich zu sein. Trotz ihrer Lage zwischen 50 und 59° nördl. Br. besitzt die Insel G. dennoch ein sehr gemäßigtes Klima, welches dem des mittlern Deutschland an Milde gleicht, an Gleichmäßigkeit und Feuchtigkeit dasselbe bei weitem übertrifft. In dem anliegenden Irland ist die Temperatur durchschnittlich viel niedriger. Die Hauptinsel G., von Irland durch das Irische Meer getrennt, erstreckt sich von 11° 26' bis 19° 35' östl. L. (von Ferro) und von 50° bis 58° 40' nördl. Br., mit einer Längenausdehnung von 962 km von dem Kap Dunnet gegen die Orkaden hin oder dem Kap Wrath in der schott. Grafschaft Sutherland bis zum Kap Lizard in Südwestengland am Kanal, mit der größten Breite von 630 km zwischen Kap Land'send (ziemlich westlich vom Kap Lizard) und North-Foreland in Kent. Die geringste Breite beträgt, wenn man die nördl. Zuspitzung Schottlands außer Betracht läßt, in Nordengland zwischen dem Solwaybusen und Lymenanth unweit Newcastle nur 108,6 und in Schottland zwischen dem Clyde- und Forthbusen gar nur 48 km. (Hierzu Karte: Großbritannien und Irland.)

Das ganze Reich aber erstreckt sich über alle Welttheile. Außer der insularen Hauptmasse umfaßt es in Europa noch einige See- und Handelspunkte, in Asien den schönsten, von Naturreichtum überfließenden Teil, in Afrika wichtige Küstenstriche und Inseln, ganz Australien nebst Neuseeland, in Nordamerika ungemessene Landstrecken, in Westindien die Mehrzahl der Inseln.

Der Gesamtflächenraum des ganzen Reichs wird jetzt auf 20135547 qkm berechnet. Davon kommen auf das eigentliche G. 230376 qkm, nämlich auf England 131628, auf Wales 19069 (auf beide also 150697), auf die unter besonderer Verwaltung stehenden Islands in the British Seas, d. i. Man und die Kanalinseln, 784, auf Schottland und seine Inseln 78896 qkm. Hierzu nun noch Irland mit 84252 qkm gerechnet, ergibt sich für das ganze Vereinigte Königreich, ohne alle Besitzungen und Kolonien, ein Areal von 314628 qkm. In Europa gehören außerdem zu G. noch Helgoland, Gibraltar und Malta mit Gozzo, zusammen nur 328 qkm, aber durch ihre Lage strategisch und kommerziell sehr wichtige Gebiete. Die Bodenbildung G. ist ziemlich genau nach den beiden Königreichen England und Schottland unterschieden und nach diesen zu charakterisieren. Im allgemeinen ist England ein Hügeland; Schottland ein Hochland und Irland ein Flachland; doch hat England im westl. Teile bedeutendere Gebirgshöhen. Die Bodenerhebung bringt mit sich, daß fast alle Flüsse in G., wenn auch einen kurzen Lauf, so doch gehörige Tiefe haben und schon von sich selbst und noch mehr durch menschliche Hilfe schiffbar sind; die gewöhnlich bedeutend erweiterten Mündungen bilden natürliche Häfen. So kommt es, daß G. und Irland weit mehr Häfen aufweisen als das nahe Frankreich an seiner atlantischen Küste und mit künstlicher Nach-

hilfe; es finden sich dort gegen 100 größere für Kriegsschiffe und Handelschiffe ersten Ranges und außerdem gegen 500 Neben. Unter den türlich kurzen Flüssen sind in Irland der Shannon mit 358, in G. die Tyne mit 344 km Länge größten, letztere der wichtigste. Von verhältnismäßig größerer Dimension sind die Seen Englands, Schottlands und Irlands, und wo überhaupt Verbindung von Fluß, See und Meer für Handel und Industrie wichtig sein konnte, ist mit Un- und Nachdruck dafür gesorgt worden.

Bevölkerungsverhältnisse. Über die Bevölkerung G. liefern die von dem Statistischen Bureau herausgegebenen «Tables of revenue, population, commerce» genügende, auf den seit Parlamentsbeschluß von 1801 alle zehn stattfindenden Volkszählungen beruhende Angaben. Seit Jahren hat dieselbe trotz der Auswanderung rasch zugenommen, und zwar in dem Zeitraum 1801—81 in England und Wales um 193% auf Man und den Kanalinseln um 82, in Schottland um 139 Proz.; Irland dagegen hat in Proz. abgenommen. Der Census von 1881 für England 24618926, Wales 1360518, Schottland 8734370, Irland 5174836, Man 54 Kanalinseln 87702, dazu Soldaten und Matrosen außer Landes 147640, zusammen 35172971 für Mitte 1880 wurde die Gesamtsumme 36920620 berechnet. Der Census von 1881 gab 17184896 Personen männlichen, 1798 weiblichen Geschlechts. Für die Dekade 1871 betrug die Zunahme in England 14,8, in Schottland 11,7, in Wales 7,1, in Irland 6,1. Aber auch in den einzelnen Grafschaften eines jeden dieser Länder he große Verschiedenheit, je nachdem Landwirt oder Industrie und Steinlohlenbergbau die Haupterwerbszweige sind. Während in den letzten Bevölkerung fort und fort steigt, nimmt sie in einzelnen ab. In keinem Lande lebt verhältnismäßig ein so großer Teil der Bevölkerung in Städten in G.; auch besitzt kein Land so viele große Städte und in keinem, Nordamerika ausgenommen, ist die Bevölkerung in solcher Ausdehnung. Im Vereinigten Königreich gab es (1881) 26 Städte von mehr als 100000 E. (19 in England, 5 in Schottland, 1 in Irland) und 48 (davon 44 in England, 3 in Schottland, 1 in Irland) von 100000 E. Diese zusammen zählten 168886 E. oder über 47 Proz. der Gesamtbevölkerung. E. 1861 kamen in G. und Wales allein 11 Mill. die 781 Städte, dagegen 9 Mill. auf das Land, 1871 fast 13 Mill. auf die Städte und 11 Mill. auf das Land, 1881 aber über 17 Mill. die Städte und 8 1/2 Mill. auf das Land.

Der Abstammung nach zerfällt die ganze Wohnerschaft des Vereinigten Königreichs in große Stämme, den germanischen und den keltischen. Der letztere, der jetzt völlig unterjocht zurücktretende, ist der ältere. Er besteht aus

GROSSBRITANNIEN UND IRLAND.



Ex Artikel: Grossbritannien und Irland

F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig

Brockhaus' Conversations Lexikon, 12. Aufl.

Böhlen liefern
 tohleben nicht
 andern. Die
 und des Hans
 s dennoch das
 lionen hervor
 ie Einwanbe
 konkurrenz der
 f, und neuer.
 Der gefähr
 s wird indes
 e Gemeinden,
 teugt. Schon
 wurde durch
 teinden auf
 is seit 1661 in
 urch die Poor
 1834 auch für
 die Poor law
 Juni 1847 er
 land die Ver
 enbeamten ge
 inburgh dafür
 ngland, dessen
 uch in Irland
 ten Poor Law
 des Kirchspiel
 kleinere Kirch
 ons vereinigt,
 Arbeitshaus.
 Die Armen
 fer ausgenom
 n gelegentliche
 nungen (cont
 nigten Armen
 hreizehts 1870
 00, 1882 ba
 7, in Irland
 nd 2,18 Proz.
 endet jährlich
 , einschließlich
 spital für alte
 ute und Ber
 der 900 milde
 einer Jahres
 d. St., wozu
 s mit großen
 ind die Kran
 alms Houses)
 fer, Blinden
 die besonders
 im zum Schu
 gefallene Mäd
 fast in steter
 der Zerstüm
 ben für Arme
 ntylen 49989
 land und Ba
 Irland. Die
 England und
 and 9763, auf
 in in England
 Irland 6742,
 gab es 19286,
 nionalfrankheit
 Die brit. Aus
 1816, in wel
 bis 1882 sind
 inigten König

und überhaupt Kulturleben in dasselbe mündet, im S. das nur durch den Kanal geschiedene roman. Staatsgebiet mit seiner Beweglichkeit, im W. der Atlantische Ocean, abgegrenzt durch das lang hingestreckte Amerika, gebietet G., vollständig losgelöst und frei in seinen Beziehungen, über alle See- und Straßen des ganzen Erdballs. Dazu sind seine Küsten von 7917 km Länge (Irland hat 3560 km) gehörig organisiert, tief eingeschnitten, ohne fellig und gefährlich zu sein. Trotz ihrer Lage zwischen 50 und 59° nördl. Br. besitzt die Insel G. dennoch ein sehr gemäßigtes Klima, welches dem des mittleren Deutschland an Milde gleichkommt, an Gleichmäßigkeit und Feuchtigkeits daselbe bei weitem übertrifft. In dem anliegenden Irland ist die Temperatur durchschnittlich viel niedriger. Die Hauptinsel G., von Irland durch das Irische Meer getrennt, erstreckt sich von 11° 26' bis 19° 35' östl. L. (von Ferro) und von 50° bis 58° 40' nördl. Br., mit einer Längenausdehnung von 962 km von dem Kap Dunnet gegen die Orkaden hin oder dem Kap Wrath in der schott. Grafschaft Sutherland bis zum Kap Lizard in Südwestengland am Kanal, mit der größten Breite von 630 km zwischen Kap Land's End (hiemlich westlich vom Kap Lizard) und North-Foreland in Kent. Die geringste Breite beträgt, wenn man die nördl. Zuspitzung Schottlands außer Betracht läßt, in Nordengland zwischen dem Solwaybusen und Lynemouth unweit Newcastle nur 108,5 und in Schottland zwischen dem Clyde- und Forthbusen gar nur 48 km. (Hierzu Karte: Großbritannien und Irland.)

Das ganze Reich aber erstreckt sich über alle Weltteile. Außer der insularen Hauptmasse umfaßt es in Europa noch einige See- und Handelspunkte, in Asien den schönsten, von Naturreichtum überfließenden Teil, in Afrika wichtige Küstenstriche und Inseln, ganz Australien nebst Neuseeland, in Nordamerika ungemessene Landstrecken, in Westindien die Mehrzahl der Inseln.

Der Gesamtflächenraum des ganzen Reichs wird jetzt auf 20135547 qkm berechnet. Davon kommen auf das eigentliche G. 230376 qkm, nämlich auf England 131628, auf Wales 19069 (auf beide also 150697), auf die unter besonderer Verwaltung stehenden Islands in the British Seas, d. i. Man und die Kanalinseln, 784, auf Schottland und seine Inseln 78896 qkm. Hierzu nun noch Irland mit 84252 qkm gerechnet, ergibt sich für das ganze Vereinigte Königreich, ohne alle Besitzungen und Kolonien, ein Areal von 314628 qkm. In Europa gehören außerdem zu G. noch Helgoland, Gibraltar und Malta mit Gozzo, zusammen nur 328 qkm, aber durch ihre Lage strategisch und kommerziell sehr wichtige Gebiete. Die Bodenbildung G.s ist ziemlich genau nach den beiden Königreichen England und Schottland unterschieden und nach diesen zu charakterisieren. Im allgemeinen ist England ein Hügel- und Schotthland ein Hochland und Irland ein Flachland; doch hat England im westl. Teile bedeutendere Gebirgshöhen. Die Bodenerhebung bringt mit sich, daß fast alle Flüsse in G., wenn auch einen kurzen Lauf, so doch gehörige Tiefe haben und schon von sich selbst und noch mehr durch menschliche Hilfe schiffbar sind; die gewöhnlich bedeutend erweiterten Mündungen bilden natürliche Häfen. So kommt es, daß G. und Irland weit mehr Häfen aufweisen als das nahe Frankreich an seiner atlantischen Küste und mit künstlicher Nach-

hilfe; es finden sich dort gegen 100 größere für Kriegsschiffe und Handelschiffe ersten Ranges und außerdem gegen 500 Neben. Unter 1000 kürzeren Flüssen sind in Irland der St mit 358, in G. die Themse mit 344 km die größten, letztere der wichtigste. Von verhältnismäßig größerer Dimension sind die Seen von Schottlands und Irlands, und wo überhaupt Verbindung von Fluß, See und Meer für Industrie wichtig sein konnte, ist mit 1 und Nachdruck dafür gesorgt worden.

Bevölkerungsverhältnisse. Über die Bevölkerung G.s liefern die von dem Stati Bureau herausgegebenen »Tables of revenue, population, commerce« genügende, auf den Parlamentsbeschluss von 1801 alle zehn stattfindenden Volkszählungen beruhende An seit Jahren hat dieselbe trotz der Auswanderung rasch zugenommen, und zwar in dem Zeitraum 1801—81 in England und Wales um 198 auf Man und den Kanalinseln um 82, in Irland um 139 Proz.; Irland dagegen hat Proz. abgenommen. Der Censur von 1881 für England 24618926, Wales 1860513, Irland 3734370, Irland 5174836, Man und Kanalinseln 87702, dazu Soldaten und Marine außer Landes 147540, zusammen 351729 für Mitte 1888 wurde die Gesamtsumme 35920620 berechnet. Der Censur von 18 gab 17184896 Personen männlichen, 179 weiblichen Geschlechts. Für die Dekade 187 betrug die Zunahme in England 14,5, in 11,7, in Schottland 11,7 Proz.; dagegen bei der Bevölkerung Irlands 1841, wo sie ihrem erreicht hatte, auf 8196597, 186 6574278, und 1861 auf 5798967, sank der ersten Dekade um 19 Proz., in der zweiten abermals 12 Proz., in der dritten wieder 11 Proz. und 1871—81 wieder um 4,5 Proz. Bevölkerungsdichtigkeit ist in den einzelnen Ländern sehr verschieden. Auf 1 qkm lebten in England 187, in Wales 71, in Schottland in Irland 61 G. Aber auch in den einzelnen Grafschaften eines jeden dieser Länder große Verschiedenheit, je nachdem Landwirt oder Industrie und Steinkohlenbergbau die erwirtschaftende Zweige sind. Während in den letzten Bevölkerung fort und fort steigt, nimmt sie in seinem Lande sehr verhältnismäßig ein so großer Teil der Bevölkerung in Städten in G.; auch besitzt kein Land so viele große Städte und in keinem, Nordamerika ausgenommen, sind sie in solcher Ausdehnung. Im Vereinigten Königreich gab es (1881) 26 Städte von mehr als 100000 G. (19 in England, 5 in Schottland in Irland) und 43 (davon 44 in England, 3 in Schottland, 1 in Irland) von 100000 G. Diese zusammen zählten 16889 oder über 47 Proz. der Gesamtbevölkerung. 1861 kamen in G. und Wales allein 11 Mi die 781 Städte, dagegen 9 Mill. auf das Land, 1871 fast 13 Mill. auf die Städte und 1 Mill. auf das Land, 1881 aber über 17 Mi die Städte und 8 1/2 Mill. auf das Land.

Der Abstammung nach zerfällt die ganze Wohnerschaft des Vereinigten Königreichs in große Stämme, den germanischen und den keltischen. Der letztere, der jetzt völlig unterjocht und zurückgewandert, ist der ältere. Er besteht aus

und überhaupt Kulturleben in dasselbe mündet, im S. das nur durch den Kanal geschiedene roman. Staatsgebiet mit seiner Beweglichkeit, im W. der Atlantische Ocean, abgegrenzt durch das lang hingestreckte Amerika, gebietet G., vollständig losgelöst und frei in seinen Beziehungen, über alle See-straßen des ganzen Erdballs. Dazu sind seine Küsten von 7917 km Länge (Irland hat 3560 km) gehörig organisiert, tief eingeschnitten, ohne felsig und gefährlich zu sein. Trotz ihrer Lage zwischen 50 und 59° nördl. Br. besitzt die Insel G. dennoch ein sehr gemäßigtes Klima, welches dem des mittlern Deutschland an Milde gleichkommt, an Gleichmäßigkeit und Feuchtigkeit dasselbe bei weitem übertrifft. In dem anliegenden Irland ist die Temperatur durchschnittlich viel niedriger. Die Hauptinsel G., von Irland durch das Irische Meer getrennt, erstreckt sich von 11° 26' bis 19° 35' östl. L. (von Ferro) und von 50° bis 58° 40' nördl. Br., mit einer Längenausdehnung von 962 km von dem Kap Dunnet gegen die Orkaden hin oder dem Kap Wrath in der schott. Grafschaft Sutherland bis zum Kap Lizard in Südwestengland am Kanal, mit der größten Breite von 630 km zwischen Kap Landend (ziemlich westlich vom Kap Lizard) und North-Foreland in Kent. Die geringste Breite beträgt, wenn man die nördl. Zuspitzung Schottlands außer Betracht läßt, in Nordengland zwischen dem Solwaybusen und Lymnemouth unweit Newcastle nur 108,6 und in Schottland zwischen dem Clyde- und Forthbusen gar nur 48 km. (Hierzu Karte: Großbritannien und Irland.)

Das ganze Reich aber erstreckt sich über alle Weltteile. Außer der insularen Hauptmasse umfaßt es in Europa noch einige See- und Handelspunkte, in Asien den schönsten, von Naturreichtum überfließenden Teil, in Afrika wichtige Küstenstriche und Inseln, ganz Australien nebst Neuseeland, in Nordamerika ungemeinse Landstrecken, in Westindien die Mehrzahl der Inseln.

Der Gesamtflächenraum des ganzen Reichs wird jetzt auf 20135547 qkm berechnet. Davon kommen auf das eigentliche G. 230276 qkm, nämlich auf England 131628, auf Wales 19069 (auf beide also 150697), auf die unter besonderer Verwaltung stehenden Inseln in the British Seas, d. i. Man und die Kanalinseln, 784, auf Schottland und seine Inseln 78896 qkm. Hierzu nun noch Irland mit 84252 qkm gerechnet, ergibt sich für das ganze Vereinigte Königreich, ohne alle Besitzungen und Kolonien, ein Areal von 314628 qkm. In Europa gehören außerdem zu G. noch Helgoland, Gibraltar und Malta mit Gozzo, zusammen nur 328 qkm, aber durch ihre Lage strategisch und kommerziell sehr wichtige Gebiete. Die Bodenbildung G.s ist ziemlich genau nach den beiden Königreichen England und Schottland unterchieden und nach diesen zu charakterisieren. Im allgemeinen ist England ein Hügelland; Schottland ein Hochland und Irland ein Flachland; doch hat England im westl. Teile bedeutendere Gebirgshöhen. Die Bodenhebung bringt mit sich, daß fast alle Flüsse in G., wenn auch einen kurzen Lauf, so doch gehörige Tiefe haben und schon von sich selbst und noch mehr durch menschliche Hilfe schiffbar sind; die gewöhnlich bedeutend erweiterten Mündungen bilden natürliche Häfen. So kommt es, daß G. und Irland weit mehr Häfen aufweisen als das nahe Frankreich an seiner atlantischen Küste und mit künstlicher Nach-

hilfe; es finden sich dort gegen 100 Häfen für Kriegsschiffe und Handelschiffe ersten und außerdem gegen 500 Reeden. Unter türlich kurzen Flüssen sind in Irland der S mit 368, in G. die Themse mit 344 km die größten, letztere der wichtigste. Von vermäßig größerer Dimension sind die Seen G. Schottlands und Irlands, und wo überaus Verbindung von Fluß, See und Meer für und Industrie wichtig sein konnte, ist mit und Nachdruck dafür gesorgt worden.

Bevölkerungsverhältnisse. Überbevölkerung G.s liefern die von dem Staat Bureau herausgegebenen "Tables of revenue population, commerce" genügende, auf den Parlamentsbeschluß von 1801 alle zehn stattfindenden Volkszählungen beruhende An Seit Jahren hat dieselbe trotz der Auswas gen rasch zugenommen, und zwar in dem J. 1801—81 in England und Wales um 198 auf Man und den Kanalinseln um 82, in land um 139 Proz.; Irland dagegen hat Proz. abgenommen. Der Censüs von 1881 für England 24618926, Wales 1360613, land 8734370, Irland 5174836, Man Kanalinseln 87702, dazu Soldaten und M außer Landes 147640, zusammen 351729 für Mitte 1888 wurde die Gesamtsumme 36920620 berechnet. Der Censüs von 18 gab 17184896 Personen männlichen, 179 weiblichen Geschlechts. Für die Dekade 187 betrug die Zunahme in England 14,5, in 11,7, in Schottland 11,7 Proz.; dagegen bei die Bevölkerung Irlands 1841, wo sie ihr mum erreicht hatte, auf 8196597, 186 6574278, und 1861 auf 5798967, sank, der ersten Dekade um 19 Proz., in der zwei abermals 12 Proz., in der dritten wieder u Proz. und 1871—81 wieder um 4,3 Proz Bevölkerungsdichtigkeit ist in den einzelnen Ländern sehr verschieden. Auf 1 qkm lebte in England 187, in Wales 71, in Schottla in Irland 61 G. Aber auch in den ei Grafschaften eines jeden dieser Länder i große Verschiedenheit, je nachdem Landwiti oder Industrie und Steinlohlenbergbau die erwerbszweige sind. Während in den leht Bevölkerung fort und fort steigt, nimmt sie erstern ab. In keinem Lande lebt verhältnis ein so großer Teil der Bevölkerung in Städt in G.; auch besitzt kein Land so viele große und in keinem, Nordamerika ausgenommen, sen sie in solcher Ausdehnung. Im Verei Königreiche gab es (1881) 26 Städte von u 100000 G. (19 in England, 5 in Schottland in Irland) und 48 (davon 44 in England Wales, 3 in Schottland, 1 in Irland) von 100000 G. Diese zusammen zählen 16888 oder über 47 Proz. der Gesamtbevölkerung. 1861 kamen in G. und Wales allein 11 M die 781 Städte, dagegen 9 Mill. auf das Land, 1871 fast 13 Mill. auf die Städte, 1 Mill. auf das Land, 1881 aber über 17 M die Städte und 8 1/2 Mill. auf das Land.

Der Abstammung nach zerfällt die ganz wohnerschaft des Vereinigten Königreichs i große Stämme, den germanischen und der schen. Der letztere, der jetzt völlig unterjoch jurtdretende, ist der ältere. G. besteht au

GROSSBRITANNIEN UND IRLAND.



Brockhaus Conversations-Lexikon 13. Aufl.

Bahnen liefern
 wohlleben nicht
 ändern. Die
 und des Han-
 dennoch das
 tionen hervor-
 te Einwande-
 konkurrenz der
 und neuer-
 Der gefähe-
 wird indes
 e Gemeinden,
 leugt. Schon
 wurde durch
 leinden aufser
 is seit 1661 in
 durch die Poor
 1834 auch für
 die Poor law
 Juni 1847 er-
 land die Ber-
 enbeamten ge-
 inburgh dafür
 ingland, besien
 uch in Irland
 ten Poor Law
 des Kirchspiel
 kleinere Kirch-
 ons vereinigt,
 Arbeitshaus.
 Die Armen
 fer aufgenom-
 n gelegentliche
 nungen (ont-
 nigten Armen
 brzehnts 1850
 00, 1882 ba-
 7, in Irland
 nd 2,18 Proz.
 endet jährlich
 einschließlich
 spital für alte
 ate und Ber-
 der 900 milde
 einer Jahres-
 d. St., wozu
 mit großen
 sind die Kran-
 Alms Houses)
 fer, Blinden-
 die besondern
 m zum Schut
 gefallene Mäd-
 fast in steter
 der Irzimi-
 ben für Arme
 stufen 49889
 land und Wa-
 Irland. Die
 England und
 and 9763, auf
 in England
 Irland 6749,
 gab es 19286
 tionalkrankheit.
 Die brit. Aus-
 1816, in wel-
 bis 1882 find
 imigten Admig-

und überhaupt Kulturleben in dasselbe mündet, im S. das nur durch den Kanal geschiedene raman. Staatsgebiet mit seiner Beweglichkeit, im W. der Atlantische Ocean, abgegrenzt durch das lang hingestreckte Amerika, gebietet G., vollständig losgerissen und frei in seinen Beziehungen, über alle See: krassen des ganzen Erdballs. Dazu sind seine Küsten von 7917 km Länge (Irland hat 3560 km) gehörig organisiert, tief eingeschnitten, ohne felsig und gefährlich zu sein. Trotz ihrer Lage zwischen 50 und 59° nördl. Br. besitzt die Insel G. dennoch ein sehr gemäßigtes Klima, welches dem des mittlern Deutschland an Milde gleichkommt, an Gleichmäßigkeit und Feuchtigkeit dasselbe bei weitem übertrifft. In dem anliegenden Irland ist die Temperatur durchschnittlich viel niedriger. Die Hauptinsel G., von Irland durch das Irische Meer getrennt, erstreckt sich von 11° 28' bis 19° 35' östl. L. (von Ferro) und von 50° bis 58° 40' nördl. Br., mit einer Längenausdehnung von 962 km von dem Kap Dunnet gegen die Orkaden hin oder dem Kap Wrath in der Schott. Grafschaft Sutherland bis zum Kap Lizard in Südwestengland am Kanal, mit der größten Breite von 630 km zwischen Kap Landend (ziemlich westlich vom Kap Lizard) und North Foreland in Kent. Die geringste Breite beträgt, wenn man die nördl. Ausbuchtung Schottlands außer Betracht läßt, in Nordengland zwischen dem Solwaybusen und Lymnemouth unweit Newcastle nur 108,5 und in Schottland zwischen dem Clyde- und Forthbusen gar nur 48 km. (Hierzu Karte: Großbritannien und Irland.)

Das ganze Reich aber erstreckt sich über alle Welttheile. Außer der insularen Hauptmasse umfaßt es in Europa noch einige See- und Handelspunkte, in Asien den schönsten, von Naturreichtum überfließenden Teil, in Afrika wichtige Küstenstriche und Inseln, ganz Australien nebst Neuseeland, in Nordamerika ungemein große Landstrecken, in Westindien die Mehrzahl der Inseln.

Der Gesamtflächenraum des ganzen Reichs wird jetzt auf 20135547 qkm berechnet. Davon kommen auf das eigentliche G. 230376 qkm, nämlich auf England 131628, auf Wales 19069 (auf beide also 150697), auf die unter besonderer Verwaltung stehenden Islands in the British Seas, d. i. Man und die Kanalinseln, 784, auf Schottland und seine Inseln 78896 qkm. Hierzu nun noch Irland mit 84252 qkm gerechnet, ergibt sich für das ganze Vereinigte Königreich, ohne alle Besitzungen und Kolonien, ein Areal von 314628 qkm. In Europa gehören außerdem zu G. noch Helgoland, Gibraltar und Malta mit Gozzo, zusammen nur 328 qkm, aber durch ihre Lage strategisch und kommerziell sehr wichtige Gebiete. Die Bodenbildung G.s ist ziemlich genau nach den beiden Königreichen England und Schottland unterschieden und nach diesen zu charakterisieren. Im allgemeinen ist England ein Hügelland; Schottland ein Hochland und Irland ein Flachland; doch hat England im westl. Teile bedeutendere Gebirgshöhen. Die Bodenerhebung bringt mit sich, daß fast alle Flüsse in G., wenn auch einen kurzen Lauf, so doch gehörige Tiefe haben und schon von sich selbst und noch mehr durch menschliche Hilfe schiffbar sind; die gewöhnlich bedeutend erweiterten Mündungen bilden natürliche Häfen. So kommt es, daß G. und Irland weit mehr Häfen aufweisen als das nahe Frankreich an seiner atlantischen Küste und mit künstlicher Nach-

hilfe; es finden sich dort gegen 100 golden für Kriegsschiffe und Handelschiffe erstens und außerdem gegen 500 Neeben. Unter natürlich kurzen Flüssen sind in Irland der S mit 858, in G. die Themse mit 344 km die größten, letztere der wichtigste. Von vermäßig größerer Dimension sind die Seen G. Schottlands und Irlands, und wo überhaupt Verbindung von Fluß, See und Meer sein und Industrie wichtig sein konnte, ist mit und Nachdruck dafür gesorgt worden.

Bevölkerungsverhältnisse. Über Bevölkerung G.s liefern die von dem Stat. Bureau herausgegebenen „Tables of revision, population, commerce“ genügende, auf den Parlamentsschluß von 1801 alle zehn stattfindenden Volkszählungen beruhende. Seit Jahren hat dieselbe trotz der Auswanderung rasch zugenommen, und zwar in dem J. 1801—81 in England und Wales um 180 auf Man und den Kanalinseln um 82, in Irland um 139 Proz.; Irland dagegen hat. Proj. abgenommen. Der Census von 1881 für England 24618926, Wales 1860513, land 8734370, Irland 5174836, Man Kanalinseln 87702, dazu Soldaten und außer Landes 147640, zusammen 351729 für Mitte 1888 wurde die Gesamtsumme 36920620 berechnet. Der Census von 18 gab 17184896 Personen männlichen, 179 weiblichen Geschlechts. Für die Dekade 187 betrug die Zunahme in England 14,5, in 11,7, in Schottland 11,7 Proz.; dagegen bei der Bevölkerung Irlands 1841, wo sie ihr numm erreicht hatte, auf 8196597, 184 6574278, und 1861 auf 5798967, sank in der ersten Dekade um 19 Proz., in der zweiten abermals 12 Proz., in der dritten wieder 11 Proz. und 1871—81 wieder um 4,3 Proz. Bevölkerungsdichtigkeit ist in den einzelnen Ländern sehr verschieden. Auf 1 qkm lebte in England 187, in Wales 71, in Schottl. in Irland 61 G. Aber auch in den et Grafschaften eines jeden dieser Länder große Verschiedenheit, je nachdem Landw. oder Industrie und Steinlofenbergbau die erworbene Zweige sind. Während in den letz. Bevölkerung fort und fort steigt, nimmt sie erstens ab. In keinem Lande lebt verhältnismäßig ein so großer Teil der Bevölkerung im Städt. in G.; auch besitzt kein Land so viele große und in keinem, Nordamerika ausgenommen, sen sie in solcher Ausdehnung. Im Verein. Königreiche gab es (1881) 26 Städte von 100000 G. (19 in England, 5 in Schottland in Irland) und 48 (davon 44 in England, 8 in Schottland, 1 in Irland) von 100000 G. Diese zusammen zählten 16888 oder über 47 Proz. der Gesamtbevölkerung. 1861 kamen in G. und Wales allein 11 3 die 781 Städte, dagegen 9 Mill. auf das Land, 1871 fast 18 Mill. auf die Städte 9 Mill. auf das Land, 1881 aber über 17 3 die Städte und 8 1/2 Mill. auf das Land.

Der Abstammung nach zerfällt die wohnerschaft des Vereinigten Königreichs große Stämme, den germanischen und d. schen. Der letztere, der jetzt völlig unterj. zurücktretende, ist der ältere. Er besteht a

GROSSBRITANNIEN UND IRLAND.



Böhlen liefern
hölleben nicht
ändern. Die
und des Han-
dennoch das
klonen hervor-
te Einwande-
konfurrenz der
, und neuer-
Der gefäh-
s wird indes
e Gemeinden,
teugt. Schon
wurde durch
seinden auf-
s seit 1661 in
durch die Poor
1884 auch für
die Poor law
Juni 1847 er-
land die Ver-
enbeamteten ge-
indurgh dafür
ngland, dessen
uch in Irland
ten Poor Law
des Kirchspiel
kleinere Kirch-
ons vereinigt,
Arbeitshaus.
Die Armen
fer aufgenom-
n gelegentliche
mungen (out-
teten Armen
brichts 1870
00, 1882 ba-
7, in Irland
nd 2,18 Proz.
endet jährlich
einschließlich
pital für alte
nte und Ver-
ber 900 milde
einer Jahres-
d. St., wozu
s mit grohen
find die Aran-
Alms Houses)
er, Blinden-
die befondern
m zum Schut-
befallene Mäd-
sakt in steter
der Zerstüm-
ben für Arme
pfen 49889
land und Wa-
Irland. Die
England und
and 9763, auf
n in England
Irland 6742,
gab es 19286,
nionalfrankheit
Die brit. Aus-
1816, in wel-
bis 1882 find
inigen König-

GROSSBRITANNIEN UND IRLAND.



publ. by Putnam Press, 1977. 200 pp.

W. A. Brockhaus *author and illustrator, Leipzig*

Rechner-Conversations-Lexikon 13. Aufl.

Barmherzigen liefern
 wohlleben nicht
 andern. Die
 und des Han-
 dennoch das
 tionen hervor-
 te Einwande-
 Konkurrenz der
 und neuer-
 Der gefahr-
 wird indes
 e Gemeinden,
 teugt. Schon
 wurde durch
 reinben aufse-
 is seit 1661 in
 durch die Poor
 1834 auch für
 die Poor law
 Juni 1847 er-
 kland die Ver-
 einbeamten ge-
 inburgh dafür
 ngland, dessen
 und in Irland
 ten Poor Law
 des Kirchspiel
 kleinere Kirch-
 orts vereinigt.
 Arbeitshaus.
 Die Armen
 ser aufgenom-
 n gelegentliche
 mungen (out-
 stüpten Armen
 1830
 00, 1882 ba-
 7, in Irland
 und 2,18 Proz.
 endet jährlich
 einschließ-
 spital für alte
 ate und Ver-
 der 900 milde
 einer Jahres-
 d. St., wo-
 z mit großen
 sind die Kran-
 Alms Houses)
 ser, Blinden-
 die besondern
 m zum Schutz
 besessene Mäd-
 fast in steter
 der Irren-
 den für Arme
 pflegen 49089
 land und Wa-
 rland. Die
 England und
 und 9763, auf
 in in England
 Irland 6742,
 gab es 19286,
 tionallrantheit
 Die brit. Aus-
 1815, in wel-
 bis 1882 sind
 nigsten König-

und überhaupt A
im S. das nur das
Staatsgebiet mit
Atlantische Ocean,
gestreckte Amerika,
öst und frei in sei
straßen des ganz
Ästen von 7917)
gehörig organisier
und gefährlich zu
50 und 59° nördl.
ein sehr gemäßigtes
lern Deutschland a
mäßigkeit und Si
übertrifft. In dem
peratur durchschnitt
insel O., von Tr
trennt, erstreckt sic
(von Ferro) und
mit einer Längena
Kap Dunnet gege
Brath in der sch
zum Kap Lizard
mit der größten A
Vandens (ziemlich
North-Foreland i
trägt, wenn man
außer Betracht las
Solwaybusen und
nur 108,6 und in
und Forthbusen a
Großbritannien.

Das ganze Re
Welttheile. Außer
steht es in Europ
punkte, in Ästen i
überfließenden Lei
und Inseln, ganz
Nordamerika und
indien die Mehrza

Der Gesamtfläc
jezt auf 2013554
men auf das eige
auf England 1316
also 150697), auf
stehenden Islands
und die Kanarische
Inseln 78896 qkm
84252 qkm gere
Vereinigte Königi
Kolonien, ein Aro
gehören außerdem
und Malta mit Q
aber durch ihre La
wichtige Gebiete.
sich genau nach I
und Schottland u
charakterisieren.

Hügelland; Scho
ein Flachland; di
bedeutendere Gel
bringt mit sich, i
auch einen kurzen
haben und schon r
menschliche Hilfe
deutend erweitert
Häfen. So kom
mehr Häfen aufw
seiner atlantischen

einander nahe zu stehenden Familien, der der Äymnen oder Briten und der der Erfen oder Gaellen. Die Walliser und die Bewohner von Cornwall gehören der erstern st. Familie an; sie haben ihre Verwandten in der Bretagne. Die gael. Familie zerfällt in die beiden Zweige der Erfen in Irland und der Gaellen in Schottland, auf der Insel Man und den Hebriden. Die überwiegende Mehrheit der Gesamtbevölkerung bilden die German. Engländer. Rundsicht hervorgegangen nach dem Sturze der Römerherrschaft aus der Mischung von Angelsachsen und Scandinaviern, sind sie weiterhin sehr glücklich mit den franz. Normannen vermischt worden, sodaß ein wohltemperiertes Mischvolk daraus sich hat entwickeln können. Ubrigens sind die einzelnen Nationalitäten nicht auf die nach ihnen benannten Länder beschränkt. In neuerer Zeit sind viele Tausende von Irländern in England eingewandert. Von 1841 bis 1851 stieg dort die Zahl der in Irland Geborenen von 289404 auf 519869, und 1871 auf 566546, wobei die Nachkommen dieser Irländer ausgeschlossen, da der Census nur den Geburtsort berücksichtigt. In Schottland lebten (1871) 207770 Irländer und 70482 Engländer, und in Irland sprachen nur irisch 103562; irisch und zugleich englisch 714313 Menschen: oder beziehungsweise 1,9 und 18,2 Proz. der Bevölkerung. Schotten lebten 218254 in England und Wales. In England und Wales waren 1871 nicht im Lande geboren 1090101 und 256677 fremder Abkunft, darunter 35247 Deutsche, 24387 Franzosen, 7451 Polen; 6506 Holländer, 6010 Italiener, 4348 Norweger, 8570 Schweizer, 2742 Belgier, 2783 Russen u. s. w. Die Zahl der im Auslande lebenden brit. Unterthanen beträgt, ungerchnet die in den Kolonien, in Nordamerika und Ostindien befindlichen, 69376. Die brit. Bevölkerung Ostindiens belief sich 1871 auf 75784. Der sittliche Charakter des ganzen Volks ist höchst achtungswert. Ungeachtet des großen Durst und des wachsenden Reichthums ist die Unfruchtbarkeit der Person und des Vermögens immer geringer geworden; Zunahme der Verbrechen zeigt sich merkwürdigerweise nicht da, wo dichte Bevölkerung und gesteigerte Industrie, sondern dort, wo die Bevölkerung dünner und Handarbeit, besonders ländliche, vorwiegend ist. So war 1801—51 die Zahl der Verbrechen in Irland auf das Siebenfache (auf 24634), in Schottland auf das Sechsfache (auf 4001), in England und Wales auf das Fünffache (auf 27960) gestiegen und betrug im erstern Lande 3,74, im zweiten 1,28, im dritten 1,28 pro Tausend der Bevölkerung. Seitdem hat jedoch eine merkwürdige Abnahme der Criminalfälle stattgefunden: 1881 wurden überführt in England und Wales 11353, in Schottland 1892, in Irland 8698; die Polizeimacht zählte 1879 in England 81047, in Schottland 8662 Mann. Im J. 1871 waren in England und Wales 5,4 Proz. der Geburten uneheliche, in Schottland 9,1 Proz.

Sehen andere Länder ist im ganzen der Wohlstand G. S. bedeutend, und es stellt sich damit in Verbindung ein Sterblichkeitsverhältnis heraus, so günstig wie in keinem andern Lande; Norwegen und Schweden ausgenommen. In England und Wales ist dieses Verhältnis 1881 wie 1 zu 52,8, in Schottland wie 1 zu 51,8, für Irland wie 1 zu 57,4. In demselben Jahre kamen in England und Wales auf 182, in Schottland auf 144, in Irland

auf 237 Lebende eine Heirat. Diese Zahlen liefern den schlagendsten Beweis für das Wohlleben nicht bloß der Reichen, sondern auch aller andern. Die mächtigen Verhältnisse der Industrie und des Handels bringen es aber mit sich, daß dennoch das Armenwesen in großartigen Proportionen hervortritt, namentlich seit die massenhafte Einwanderung der Irländer eine bedeutende Konkurrenz der Arbeitskräfte in England hervorrief, und neuerdings infolge der Baumwollkrisen. Der gefährlichen Entwidlung des Proletariats wird indes hier mehr als anderwärts durch die Gemeindevorden Staat und Privatvereine vorgebeugt. Schon im Zeitalter der Königin Elisabeth wurde durch das Gesetz der Poor rates den Gemeindevorden aufgelegt, für ihre Armen zu sorgen. Das seit 1661 in England bestehende Armengesetz ist durch die Poor law amendment act vom 14. Aug. 1834 auch für Schottland, besonders aber durch die Poor law extension act für Irland vom 8. Juni 1847 erweitert worden. Während in Schottland die Verwaltung des Armenwesens den Kirchenbeamten gehört und ein Poor Law Board zu Edinburgh dafür die oberste Behörde bildet, stehen in England, dessen System seit 1838 im allgemeinen auch in Irland herrscht, die von der Krone ernannten Poor Law Commissioners an der Spitze. Jedes Kirchspiel hat für seine Armen zu sorgen. Kleinere Kirchspiele sind in Armenbezirke oder Unions vereinigt, die ein gemeinsames Armen- oder Arbeitshaus (Union-Workhouse) unterhalten. Die Armen werden entweder in diese Arbeitshäuser aufgenommen (in-door relief), oder sie erhalten gelegentliche Unterstützung in ihren eigenen Wohnungen (out-door relief). Die Zahl der unterstützten Armen war im Durchschnitt während des Jahrzehnts 1850—60 in England und Wales 892 000, 1882 dagegen 797 614, in Schottland 97 787; in Irland 112 829, oder bezüglich 3,1, 2,8 und 2,18 Proz. der Bevölkerung. Der Staat spendet jährlich 95 000 Pfd. St. für milde Zwecke, einschließlich 29 619 Pfd. St. für das Chelsea-Hospital für alte Seeleute. Viel wirken indes Private und Vereine. In London allein gibt es über 900 milde Stiftungen und Gesellschaften mit einer Jahreseinnahme von mehr als 4 Mill. Pfd. St., wozu noch 66 Spitäler und Dispensaries mit großen Einkünften kommen. Sehr zahlreich sind die Krankenhäuser, die Versorgungshäuser (Alms Houses) für Alterschwache, die Waisenhäuser, Blinden- und Taubstummenanstalten, sowie die besondern Gesellschaften und milden Stiftungen zum Schutz der Frauen, für Diensthoten, für gefallene Mädchen u. s. w. Auffallend groß und fast in steter Zunahme begriffen zeigt sich die Zahl der Irrenkranke. Im J. 1870 befanden sich in den für Arme bestimmten öffentlichen und Privatapfen 49 989 Irrenkranke, und zwar 39 567 in England und Wales, 6792 in Schottland und 3630 in Irland. Die Zahl der Wahnsinnigen war 1871 in England und Wales 39 567, Schottland 6792, Irland 3763, auf den Inseln 171; die der Blödsinnigen in England und Wales 29 452, Schottland 4521, Irland 6742, auf den Inseln 44. Taubstumm gab es 19286, Blinde 31 297. Bekannt ist als Nationalkrankheit der Engländer der Spleen (s. d.). Die brit. Auswanderung ist sehr bedeutend. Von 1815, in welchem Jahre 2081 auswanderten, bis 1882 sind 100 473 835 Personen aus dem Vereinigten König-

reich ausgewandert, von welchen 6600000 nach den Vereinigten Staaten, 1712000 nach Britisch-Nordamerika, 1364236 nach Australien und Neuseeland gingen. Im J. 1882 wanderten 413208 aus, worunter 163992 Engländer, 32942 Schotten und 84132 Irländer. Mehr als die Hälfte der Auswanderer sind Tagelöhner. Der Hauptauswanderungsort ist Liverpool. Zur Förderung der Emigration haben sich besonders seit 1848 viele größere Vereine gebildet. Die Regierung begünstigt im allgemeinen die Auswanderung nach den Kolonien.

Bezüglich der Einteilung der Bevölkerung nach der Beschäftigung bestand 1881 für ganz G. das Verhältnis nach in folgender Weise. 31,2% Beschäftigten sich mit Ackerbau, 29,2% mit Handel, Manufaktur und Fabrikation, mit Sonstigem 29,2%. Es wanderten sich aber in den folgenden Jahren immer mehr Kräfte vom Ackerbau dem Handel und der Industrie zu, so daß sich bereits 1841 dieses Verhältnis ergab: in England und Wales Ackerbau 25,2% Prop., Handel und Manufakturen 40,2%, sonstig 31,2%; in Schottland 27,2%, 46,2% und 26,2%, für O. überhaupt 26,2%, 42,2% und 30,2%. In G. und den zugehörigen Inseln (mit Ausschluß Irlands) trieben Ackerbau 1841: 1499278 Personen, wovon auf England und Wales 1261448, auf Schottland, Man., Jersey u. f. w. 237830 kamen. In Irland jedoch beschäftigten sich noch 974738 von 1472787 Familien mit Ackerbau. Im J. 1871 zählte man in G. 1) mit Ackerbau und Viehzucht Beschäftigte 2608408; 2) mit Bearbeitung von Pflanzen, Tier- und verschiedenen Stoffen 3008360; 3) mit Gewinnung und Verarbeitung von Mineralen 163333; 4) mit Handel 680002 Personen. Die Teilung der Bevölkerung nach Ständen ist tief mit der Englischen Verfassung verflochten und hat hier eine ganz andere Bedeutung als anderwärts; gesetzlich existieren solche Unterschiede eigentlich gar nicht, aber die Sitte hält daran fest. Dieses Moment drückt denn auch dem handelsreisenden brit. Staat einen von dem der nordamerik. Union total verschiedenen Charakter auf. Eine bedeutungsvolle polit. Änderung in der Einteilung der Bevölkerung wurde durch die Reformbill von 1867 bewirkt, welche mittels der Einführung des Mannballotismus die Zahl der Parlamentarier von 144 auf 2012631 vermehrte. Von dieser Zahl kamen 1290713 auf die Häupter, 725919 dagegen auf die landlichen Wahlkreise.

Wirtschaftliche Kultur. Die Landwirtschaft nimmt eine sehr bedeutende Stellung ein und die engl. Landwirtschaft ist musterhaft für alle Welt geworden. Trotz Anstiehs der Übersätze G. und Irlands und der Inseln dienen ihr teils unmittelbar, teils als Weiden und Äcker. Der brit. Grundbesitz und praktische Sinn hat auch hier seine Betätigung gefunden, und es wird von den östlichen, noch nicht urbar gemachten Landstrecken (Fens) jährlich mehr und mehr für die Kultur gewonnen. Die immer dauernde Anwendung von Landwirtshauslichen Maschinen hat einen großen Aufschwung der Landwirtschaft zur Folge gehabt. Es werden in der Provinz jährlich für mehr als 1 Mill. St. angestrichen. Aber auch die Anwendung der Lehren der Kulturform hat viel zur Förderung beigetragen. Die landliche Dünghung des Bodens geschieht großartig, und es wird jähr-

lich für mehr als 1 Mill. St. Düng. (namentlich Guano) angestrichen. In G. finden die Eigentumsverhältnisse des Bodens und auf den alten Feudalgesetzen. Der Oberbesitzer (lord) des Land entwerft von der Krone als (tenant-in-chief), zahlt einen Erbzins als (quit-rent) oder er ist nur Pächter (leaseholder). In England zahlt man in England 1000 bis 414804 und 58834, wovon 296 31,2% und 144 von 60 Acres und weniger, 506 über 1000 Acres hatten, in Schottland 80101, wovon 3620 von 60 Acres und weniger, in Irland 679200, von denen 61221 nicht 1 Acre (0,25 ha) groß sind; 66339 sind zwischen 1 und 6 Acres, 163002 zwischen 1 und 16 Acres, also 200000 unter 15 Acres. In letztem Lande ist hauptsächlich infolge der Verwilderung des Bodens und des Festhaltens an veralteten die Bewirtschaftung zurückgeblieben. In Wales herrscht die Viehzucht vor. In Schottland wird der Ackerbau nur in den südlichen Gegenden in ausgedehntem Maßstabe betrieben, und man nimmt an, daß die Schotten dem Engländer im Ackerbau voraus sind, dagegen von diesen in der Viehzucht übertroffen werden.

Unter allen Getreidearten ist die wichtigste in England der Weizen, in Schottland der Hafer. In Irland gedeihen Weizen und Gerste bei fruchtbaren Klimate wegen weniger gut als Hafer, und Kartoffeln bilden daselbst noch immer die Hauptnahrung der Bewohner. Im J. 1879 hatte das angebaut Land in G. eine Fläche von 161081 qkm. In G. waren Acker 97337 qkm und beständige Weiden 68094 qkm. Von dem Ackerlande befanden sich in England und Wales: unter Kornern (Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, Boben, Erbsen) 21,2% Prop., unter Getreide (Kartoffeln, Rüben, Schwaden, Mangold, Karotten, Kohl, Ackerbohnen, Raps und Wicken) 6,2% Prop.; unter Acker 8,1% Prop.; dauernd in Weide 25,2% Prop. In England und Wales lieferten Kornern 20220 qkm, Getreide 11237 qkm, Acker 12064 qkm, Hopfen 219 qkm, und 26804 qkm waren dauernd Weide. In Schottland lieferten 561,2 qkm Kornern, 242,2 qkm Getreide (1297 qkm Hafer), und 46,2 qkm waren dauernd Weide. Wald und Gestrüch haben in England 5829 qkm, in Wales 664, in Schottland 326 qkm. Obstbäume tragen in England 109 qkm, in Wales 11,2 qkm, in Schottland 6,2 qkm, Gemüsegärten in England 163 qkm, in Wales 2,2 qkm, in Schottland 14,2 qkm; Baumwälder in England 40 qkm, in Wales 1,2 qkm, in Schottland 7,2 qkm. In Irland tragen Kornern 7130,2 qkm, Hafer 5841,2 qkm, Getreide 529,2 qkm, Kartoffeln 3410,2 qkm. Fläche, fast durchaus in Weizen bebaut, trugen im J. 1879 noch 778,7 qkm, 1879 dagegen nur noch 514,2 qkm. Der Gesamtwert der Produktion wird auf 100 Mill. St. geschätzt. Durch sorgfältige Behandlung des Bodens, durch Düngung, durch die Vermehrung ökonomischer Rassen steigt die Bodenfruchtbarkeit fortwährend. Dennoch bedarf das Land bei der dichten und großartigen mit Industrie und Handel beschäftigten Bevölkerung jährlich eine bedeutende Zufuhr an Getreide, da es selbst nur ausreicht für den eigenen Bedarf. Die Abnahme des seit 1773 eingeführten Getreidezolls der 1846 erzwungen und 1 Jahr 1849 ganz aufgehoben wurde, hat hauptsächlich der Getreide-

einfuhr eine tiefgreifende, aber doch für das Ganze heilsame Veränderung bewirkt, indem die freie Einfuhr die Pächter zwar sehr hart traf, dagegen der Nation, besonders dem großen Teil der arbeitenden Klassen, sehr zugute kommt. Kurz vor der Zollermäßigung betrug die jährliche Getreidezufuhr 5 Mill., jetzt aber über 26 Mill. Pfd. St., und die von Weizenmehl mehr als 4 Mill. Pfd. St.

Mit dem Ackerbau hält die Viehzucht gleichen Schritt, ja man schenkt ihrer Entwicklung fast mehr Aufmerksamkeit als jenem und sucht sie besonders durch großartigen Anbau von Futtertrütern zu heben. Im J. 1880 war die Anzahl der Rinder samt Milchläden und Kälbern in England und Wales 4812760, in Schottland 1099286, in Irland 3921026; die der Schafe bezüglich 19546962, 7072088, 3561361; die der Schweine 1879717, 120925, 849046; die der Pferde und Haustiere 1227167, 194013, 489468. In Irland hat seit 1851 zwar die Bevölkerung ab-, dagegen der Viehstand bedeutend zugenommen, ein Beweis des wachsenden Wohlstandes. In G. hat der Viehstand einen Wert von wenigstens 104 Mill., und der Wert des jährlich im Vereinigten Königreich abgeschlachteten Viehs beträgt wahrscheinlich 46 Mill. Pfd. St. Trozdem bedarf G. bei dem gesteigerten Fleischverbrauch eine bedeutende Zufuhr von Schlachtvieh. Im J. 1882 hatte die fremde Einfuhr von Nahrungsmitteln aus dem Tierreich einen Wert von 44155000 Pfd. St., die Ausfuhr daran nur 2510000 Pfd. St.

Der Fischfang wird bei dem Fischreichtum der Seen und Flüsse und der Nähe des brit. Inseln umfingenden Meers in großer Ausdehnung getrieben, ist jedoch an den Küsten in offener See natürlich bedeutender als in den Landgewässern. Von großer Wichtigkeit ist der Heringsfang, nächst dem der Fang von Kabeljau, Lengs und Rotaugen (bakes). Der jährliche Gesamtwert der brit. Fischereien wird auf 6—8 Mill. Pfd. St. geschätzt. Ausgeführt wurden 1881: 805170 Fäß Heringe zu 1228037 Pfd. St. und außerdem für 398048 Pfd. St. Fische. Für 1880 schätzt man die Zahl der gefangenen Heringe: in Schottland 1578780000, in England 844800000, in Irland 210000000, in Summa 2633580000. Die Zahl der Fässer mit Salzheringen war 1473000, wovon 1009811 Fäß exportiert wurden. Der brit. Fischfang hat gegen frühere Zeiten, wo er (1750—1824) durch hohe Prämien unterstützt wurde, bedeutend abgenommen; in der Endsee ist er indes im Steigen. Dagegen ist der Austernfang an den Küsten von England und Wales bedeutend, und besonders in Irland sucht man die Austernzucht immer mehr auszubehnen.

Die Wäldungen der brit. Inseln waren in alten Zeiten sehr ausgedehnt, wurden aber allmählich fast gänzlich ausgerottet. Nur in dem schott. Hochlande finden sich noch große Urwälder; in England und Irland aber sind die vorhandenen Wälder (woods) meist Anpflanzungen aus neuerer Zeit. Übrigens liefert England mehr Nutholz, als man bei der geringen Ausdehnung des Waldbandes (10170 qkm) erwarten sollte, da zahlreiche Bäume über die Felder und Wiesen zerstreut stehen. Die engl. Eiche, die am besten in Kent, Suffex und Surrey gedeiht, wird noch immer als Schiffsbauholz jeder ausländischen vorgezogen. Die Holzeinfuhr hat sich seit der im März 1860 erfolgten

Aufhebung des Zolls vermehrt und betrug 1881 an Bau- und Nutholz 14596917 Pfd. St., an Mahagoni 390418 Pfd. St.

Der brit. Bergbau steht in vielen einzelnen Beziehungen weit über dem aller andern Länder, besonders durch seine direkte Beziehung zur Industrie und zum Handel. Nicht an edeln Metallen ist das Land reich, sondern an solchen Mineralien, die zur Ausfuhr auffordern. Vor allem ist G. unermesslich reich an den ergiebigsten Steinkohlenlagern, welche zugleich auch das wertvollste Produkt liefern. Sie umfassen einen Flächenraum von mehr als 18000 qkm. Die ausgedehntesten und reichsten Lager besitzt England (72 Proz.), wo sich auch die älteste bekannte Grube, die von Newcastle, aus dem J. 1252, befindet; fast 27 Proz. kommen auf Schottland, etwas über 1 Proz. auf Irland. Schon 1851 waren 220000 Arbeiter allein in und bei den Kohlengruben des Vereinigten Königreichs beschäftigt; ihre Zahl ist seitdem mit der ungeheuern Steigerung der Produktion sehr gestiegen, so daß 1875 dieselbe 535845 betrug. Während 1854 die 2379 in Betrieb stehenden Gruben eine Ausbeute von 64661401 t (à 20 Str.) gaben, lieferten 1881 die 3813 Gruben, von denen 578 in Wales und Northmouthshire (24904773 t), 636 in Schottland (20823065 t) und 51 in Irland (127585 t) bearbeitet wurden, 154184900 t. Northumberland und Durham ergaben 35592420 t, und Northshire 18284177 t (486 Gruben), Staffordshire und Worcestershire 14858000 t (593 Gruben), Lancashire 18499810 t (532 Gruben), Derbyshire und Nottinghamshire 13266983 t (262 Gruben). Nach London gelangten 10563948 t, und ins Ausland gingen 19587063 t = 8785950 Pfd. St., und zwar: nach Frankreich 3603514 t = 1506786 Pfd. St., nach Deutschland 2142878 t = 812557 Pfd. St., nach Rußland 1397550 t = 611070 Pfd. St., nach Italien 1727829 t = 723695 Pfd. St., nach Spanien 1001298 t = 514704 Pfd. St. u. s. w. Die Hauptabnehmer von Kohlen sind also Frankreich und Norddeutschland, Rußland, Dänemark, Rumänien, Spanien, Ostindien, Malta, Italien u. s. w. Der Verbrauch im Lande: in Fabriken, auf Eisenbahnen, auf Dampfschiffen, im Haushalt, ist ungeheuer.

In den Metallbergwerken waren 1875 beschäftigt 58073 Personen und davon unterirdisch in G. 33340 und in Irland 1565. Nächst den Steinkohlen ist das Eisen das wichtigste Bergbauprodukt, worin G. ebenfalls allen andern Ländern voransteht. Die Ausbeutung desselben hat schon sehr früh begonnen, und es finden sich bereits Eisenwerke aus der Zeit vor Wilhelm dem Eroberer vor. Die mächtige Produktion begann jedoch erst, seitdem man 1740 das (bereits durch den Grafen Dudley 1604 erfundene) Verfahren anwandte, Eisenerz mit Steinkohlen zu schmelzen. Im J. 1740 gewann man auf 35 Hoöfen 17350 t Roheisen, 1802 erst 170000, 1823 bereits 443066 t. Im J. 1881 wurden an Erzen eingeführt: Kupfererz 68962 t im Werte von 808185 Pfd. St. und Kupferregulus 44385 t für 1624576 Pfd. St., Solberz 178 t für 17965 Pfd. St., Eisen: (auch Chrom-) Erz 2450698 t für 2349411 Pfd. St., Bleierz 15228 t für 134666 Pfd. St., Manganerz 18743 t für 71149 Pfd. St., Eisen- und Kupferkies 542378 t für 1202281 Pfd. St., Silbererz für 688176 Pfd. St., Zinnerz 511 t für 17671

St., Zinkerz 34027 t für 119771 Pf. St., zere Erze 7888 t für 73398 Pf. St. Gefördert und verschmolzen wurden 17446065 t Eisen für 6201068 Pf. St. Dargestellt wurden daraus auf 186 englischen, 25 walisischen und 24 schottischen Werken in 665 Hütten 814449 t Roheisen. Die 95 Zinngruben in Cornwall und Devonshire lieferten 12398 t schwarzes Zinn (Erz) für 697444 Pf. St., eingeführt wurde an holländ. Zinn 406958 t für 1816372 Pf. St. und ausgeführt 95956 t für 460324 Pf. St. Die 68 Kupfergruben (47 in England und 15 in Wales, 5 in Irland, 1 in Schottland) lieferten 52566 t Erz für 190087 Pf. St.; die 250 Bleigruben (bis auf 11 alle in England und Wales) 64702 t Erz für 656725 Pf. St., 48587 t Blei für 728805 Pf. St. und 308398 Unzen Silber für 67140 Pf. St.; die 60 Zinkgruben (47 in England und Wales) 35527 t Erz für 110043 Pf. St., Pyrit (Schwefel- und Arsenkies) 43617 t für 30033 Pf. St., fast ein Drittel in Cornwall. Ferner gewann man: für 18 Pf. St. Gold in Wales und Irland, für 358 Pf. St. Silber in Cornwall, fast 64 t Nidel und Kobalt für 309 Pf. St. in Flint, 54½ t Wolfram für 544 Pf. St. in Cornwall, 372½ t Flussspat für 233½ Pf. St. in Derbyshire und Devonshire, 7966 t Ocker und Umbra für 12286 Pf. St., 2884 t Mangan für 6441 Pf. St., 6156 t Arsenik für 45070 Pf. St. in Cornwall und Devon; aus Cornwall und aus Devonshire 280725 t Porzellanthon und 30479 t sog. Chinastein, 1896907 t Feuerthon (drei Viertel aus England und Wales), Steinsalz lieferte Cheshire 166740 t (nebst 1800000 t Quellsalz) und Irland 31730 t, insgesamt Salz 2298220 t, und davon wurden ausgeführt 1006894 t für 587234 Pf. St. Die 72 Berggruben (44 in Derbyshire) lieferten 21818½ t für 23894 Pf. St., Gips gewann man 79499 t für 23329 Pf. St.

Technische Kultur. Jener Mineralreichtum, besonders aber die Steinkohle, bildet die gediegene Grundlage der brit. Industrie. Die Blüte derselben entwickelte sich seit der Erfindung der Dampfmaschine und der Spinnmaschine. Ende 1870 hatten (einschließlich der Werkhütten) England und Wales 97074 Fabriken (works) mit 2006978 Arbeitern, Schottland 30139 Fabriken mit 409921 Arbeitern, Irland 3129 Fabriken mit 123890 Arbeitern, zusammen 130342 Fabriken mit 2540789 Arbeitern; unter der Zahl der Arbeiter sind 108000 Kinder unter 13 Jahren. Das Baumwollgeschäft hat seinen Hauptsitz in Lancashire, auch in vielen Städten Northires, sowie in Carlisle, London, Bristol, Runcorn und einigen andern Orten; in Schottland sind die Hauptcentren Glasgow, Paisley und einige Städte in Ayrshire. Im J. 1878 hatte England 2579, Schottland 89, Irland 6 Fabriken mit 38489865, 961259 und 49796 Spindeln. Die Zahl der Arbeiter betrug in England 451508, Schottland 29775, Irland 1620. Das Wollgeschäft in allen seinen Zweigen hat seinen Hauptsitz in Yorkshire, aber die verschiedenen Artikel haben sich eigentümlich lokalisiert. So ist Leeds berühmt durch seine Tuche, Bradford durch seine Kammingarnzeuge und Stoffe, Dewsbury durch sein Armeetuch, Batley durch sein Shoddy; aber auch Halifax, Huddersfield, Brighouse, Wakefield, Mellingham und viele kleinere sind alle mit Wolle und deren Verarbeitung beschäftigt. Auch im

Westen arbeitet eine ansehnliche Bevölkerung Wollgeschäft, wie in Stroud (Gloucester), in Trowbridge, Frome (Wilt); ferner in lierte Wollfabriken in vielen Landesteilen wden, namentlich in Suffolk und Essex. A behtes Wollgeschäft besteht in Glasgow u den Grafschaften Forfar, Perth, Kinross, Gladmarnan, Aberdeen und Kincardine. Zahl der Wollwarenfabriken (ungerechnet R garm und Shoddy) war 1878 in England Schottland 246, Irland 74, zusammen 1878 war die Zahl der Spindeln: in E 2738381, Schottland 559021, Irland 4 zusammen 3337607. Die Zahl der Arbeit trug in England 109699, wovon 56539 w in Schottland 22667, wovon 12584 weibl Irland 1975, wovon 941 weiblich, in S 184341, wovon 70064 weiblich.

Im Flach- und Leinwandgeschäft stehen l and und Irland obenan, obwohl es auc ausgebeht in England geführt wird, wie in und Barnsley, auch in Somerset und Dorset ist das Hauptgeschäft in Schottland, namen den Grafschaften Forfar, Perth, Fife, Kin Gladmarnan, wo zahlreiche Städte fast aus llich damit beschäftigt sind, wie Dumfermlin ross, Falkland, Forfar u. s. w. Auch im Irland ist es das Hauptgeschäft; ein groß der Provinz Ulster baut und erntet Flach, Städte spinnen und verweben ihn. Im hatte England 101 Fabriken, Schottland 1 land 144. Die Zahl der Spindeln war: land 190808, in Schottland 265263, in 308695; die Zahl der Maschinenstähle: land 4081, in Schottland 16706, in Irland in Summa 40398; die der Arbeiter: in 14988, wovon 10176 weiblich, in S 37476, wovon 27489 weiblich, in Irland wovon 89306 weiblich. Das Dschutegeschäft besteht wohl in London und Barrow, aber es nur in Dundee, Arbroath u. s. w. Engl 12 Fabriken mit 23762 Spindeln und 4 beiteern, Schottland 99 Fabriken mit 18305 beln und 30401 Arbeitern, Irland 6 Fabr 5858 Spindeln und 992 Arbeitern. Das geschäft hat seinen Sitz hauptsächlich in Derbyshire, Lancashire und in einzelnen e wie Macclesfield, Congleton, Derby, Rott Manchester, Leigh u. s. w. Die Zahl der i war 1880: in England 700 mit 832748 E und 40216 Arbeitern, in Schottland 5 m Spindeln und 617 Arbeitern, in Irland 1 Arbeitern. Das Spinnegeschäft, als Ja auf England beschränkt, wo sich 282 Fal den Grafschaften Nottingham, nächst dem i und Leicester befinden. Aber viel Hausar mentlich in Kopftissenspienen, wird in de schaften Bucks, Oxford, Bedford, Devon während in Irland Limerick Gumpurpiger Die Fabriken beschäftigten 1878: 10164 i während alle damit Beschäftigten, fast n ber und Kinder, zu 49370 angegeben. Strumpfwirkerie ist ein ausgebehter Ast in den Grafschaften Derby, Leicester, Not Rutland und Lincoln; in Schottland in A wo Hawick und Galashiels die beiden Hau sind, Dumfries, Kirkcubright und A Handstrickerei findet sich bis auf den E inseln und ist zu Dalbriggan in Irland an

Fabrillen hat England 175 aus 13771 Arbeitern, Schottland 10 mit 1109 Arbeitern, Irland 1 mit 113 Arbeitern. Fabriken von wollemem Schoddy gibt es 134 mit 5073 Arbeitern, von Hanfgewebe 60 mit 4780 Arbeitern, von Seatzgeweben 36 mit 4781 Arbeitern, von altsilbernen Werten 83 mit 4438 Arbeitern. Circa 8000 Personen sind mit Buchdruckerarbeiten beschäftigt in Manchester, Worthington und einigen Dörfern in Cheshire, und 40000 Personen mit Erzdolbrachten, für welchen Industriezweig Mittelpunkt sind die Grafschaften Derby (St. Albans), Bucks (Aylesbury), Bedford (Ainstable und Luton). Schuhwerk wird fabrikmäßig gearbeitet in Northampton, Ipswich, Stafford, Leicester, Newcastle, und anderwärts u. s. w. Handbühnen in Worcester, Swadham, Preston, Billesley und Mägen in London, Oldham, Salford, Rochdale, Bolton, Sowerby und Rotherham. Fabrikmäßig arbeiten für Bekleidung 63726, überhaupt aber 1123129, Hutmacher 281455, Handschuhmacher 16811, Schuhmacher 21778, Hemdmacher und Nähtinnen 176810, Blumenmacher 4098.

Im Ingenieurwesen und dem Maschinenbau steht ein mächtiges Kapital, und damit sind viele Tausende beschäftigt. Fast alle großen Städte und ebenso viele Binnenstädte haben eine Maschinen- oder Lokomotivfabrik in großem Maßstabe, indes ragen Manchester und Newcastle über alle andern hervor. Den Bau von eisernen Schiffen treiben am meisten Orte am Clyde (Glasgow), am Tyne (Newcastle), an der Mersey (Liverpool) und am Wear (Sunderland), während er auch ausgedehnt herrscht in Hull, Bristol, Chester, Southampton u. s. w. Die Aufzucht von Rindern und Schafen hat sich neuerlich zu einem gewaltigen Geschäft entwickelt, Hauptmittelpunkte dieses Industriezweigs sind Lincoln, Beverley, Doncaster, Ipswich, Linton, Bedford, Leeds, Newcastle, Whitby u. s. w., aber dennoch gibt es sehr wenig Rinderaufzucht, welche nicht selbst zu einem beträchtlichen Theile befähigt. Obgleich die Viehzucht eng mit den Getreidebauern verknüpft, und einige von dieser Art von Werken, wie zu Oldham, sind in hohem Maße wichtig. Ausgeführt wurden 1890 Rinderaufzucht für 248161 Pf. St., Rinderaufzucht für 116048 Pf. St., Dampfmaschinen für 625911 Pf. St., andere Maschinen für 1673069 Pf. St., Rinderaufzucht für 668068 Pf. St., Maschinen und Mühlen, wozu für 659247 Pf. St., in Summa 7643414 Pf. St. beschäftigt wurden in diesen Geschäften nicht unter 200000 Menschen. Die Zahl von Fabriken kleinerer Art, und Stahlwerke ist sehr bedeutend, und jeder Zweig hat sich lokalisiert. Abgesehen von der Hand gemacht in den Distrikten Gravel, Ludlow und Palestone an der Worcester-Shire-Grenze, sowie in Bromsgrove, Belper und bei Stirling, Maschinenfabriken befinden sich in Birmingham, Leeds, Newcastle und Newport (Monmouth). Ketten und Ankerfabrikation besteht hauptsächlich in Cardington, Gateshead und Newbyrd (Durham). Schiffe sind mehr lokalisiert als Nägel und die Unterabteilungen in den verschiedenen Schiffen fabrikerenden Städten sind sehr eigenständig. Wolverhampton, Willenhall, Blagwich, Walsall und Wrentham haben nicht nur Spezialität für Schiffbau, sondern jede

für eine besondere Art von Schiffen. Birmingham und Wolverhampton sind die Hauptzentren der Werkzeugfabrikation, obwohl die weitem der größte Teil der in England produzierten Messerwaren zu Sheffield gefertigt wird. Die Zahl von Tisch-, Feder- und Messerfabriken, Gabeln, Scheren, Sägen, chirurgischen Instrumenten, Feilen, Sägen u. s. w., die jährlich von Sheffield ausgehen, ist ungeheuer, und der Ruf von Sheffield Messerschmiedwerk ist übertrifft noch jetzt den von jeder andern Stadt. Nadeln und Angelhaken werden hauptsächlich gefertigt zu Redditch und Worcester (Worcester) und Gasterhagen (Derby) während Vinnen ein Artikel sind von Birmingham, Dublin, Worthington und Bristol. Die Fabrikation von Knöpfen aus Metall, Perlmuttern, Glas, Alabaster, Glas, Knochen, Holz, Porzellan oder von dergleichen Knöpfen gehört fast ganz allein Birmingham an, ebenso wie die von Stahlkugeln. Birmingham ist auch der älteste Sitz der Fabrikation von Feuerwaffen, obwohl neuerlich auch anderwärts Fabriken dieser Art gegründet worden sind, wie zu Enfield (Middlesex) und Reading, während für Schweres Geschütz die Armstrong-Fabrik zu Elswick bei Newcastle die hervorragendste ist. Schrauben, Nieten, Bolzen liefern sehr man in Birmingham und London (Warwick), wo auch Traht in großer Menge, samt Bristol, Worthington, Manchester, Sheffield, Wolverhampton und Sheffield (Sheffield) der Sprungfedernfabrikation. Der Maschinenbau und Stahlwerke, welche 1890 zur Aufzucht zusammen sind, betrug 3800066 Pf. St.; für 1879 wurden 1879 Nägel und Nieten für 11210 Pf. St. von 23281 Arbeitern, Ketten und Anker für 240357 Pf. St. von 3073 Arbeitern, Schiffe (7154 Arbeiter), Messerschmiedwaren (28906 Arbeiter), Vinnen, Nadeln und Angelhaken (5426 Arbeiter), Knöpfe (6611 Arbeiter), Stahlkugeln (2410 Arbeiter) für 8025971 Pf. St., Feuerwaffen für 866440 Pf. St. von 11210 Arbeitern, Traht für 497076 Pf. St., Telegraphenbau für 2500637 Pf. St.

Die Befertigung von erdernen Waren ist ebenfalls ein wichtiger Industriezweig, welcher zahlreiche Hände in Anspruch nimmt. Erdene Gegenstände sind in dem Theile der Potteries konzentriert, also in Nord-Staffordshire in den Städten Stoke-upon-Trent, Orrum, Cobridge, Hanley, Newcastle-und-Tyne, Fenton, Burslem, Tunstall und Longton, deren Bewohner meist in den Thon- und Porzellanfabriken beschäftigt sind. Andere in dieser Hinsicht bekannte Gegenden sind Lambeth (auf der Südspitze der Themse), Worcester, Coalport, Dronfield und Watcombe (Droon). Insgesamt sind in England und Wales 517 Stablenwerke, und davon 316 in Stafford Schottland besitzt 90 Potteries und 27 Fabriken erdener Waren mit 4181 Arbeitern, am ausgedehntesten zu Alton und Prestonpans. Irland hat nur 4 Potteries und 27 Fabriken erdener Waren, die beste bekannte zu Belleek bei Antrim. Fayal und Porzellanfabriken werden fast überall gemacht, wo sich Thonlager vorfinden, aber am großartigsten ist deren Fabrikation in Kent, längs der Ufer des Swale und Medway, zu Bridgewater (Somerset), in Stafford und Lutter. Mit Angelhakenfabrikation sind etwa 40000 Menschen beschäftigt. Im J. 1879 wurden ausgeführt: Braune Steinwaren für 65674 Pf. St., Cement 4497000 Pf. St. im

Werte von 551888 Pfd. St., Thon 140622 t für 151988 Pfd. St., verarbeiteter Thon 3086600 Pfd. St. für 175788 Pfd. St. Im J. 1880 hatte die Ausfuhr von Thon- und Porzellanwaren (ohne rote und braune Terralithware) einen Wert von 1980455 Pfd. St. Die Glasfabrikation Englands verdankt ihre ersten Erfolge ital. und franz. Einwanderern. Die erste Spiegelglasfabrik wurde 1773 bei Liverpool angelegt. Glasand, der bei Stourbridge und bei Alum-Bay (Wight) gegraben wird, ist verhältnismäßig selten, und die Glasfabrik demgemäß lokalisiert. Die wichtigsten der 240 Fabriken befinden sich zu Stourbridge (Worcester), St. Helens (Spiegelglas) und Warrington (Lancaster), Birmingham (Warwick), mit Spezialität für Leuchtturmglas, Castleford (York) für Flaschen, Sunderland und Gateshead (Durham), Newcastle (Northumberland), Alloa (Gladmannan). Im J. 1880 wurde ausgeführt: Spiegelglas und Spiegel für 192020 Pfd. St., Flintglas für 247459 Pfd. St., Flaschen aus grünem Glas für 329661 Pfd. St., anderes Glas für 146571 Pfd. St.

Die chemischen Fabriken beschäftigen sich hauptsächlich mit der Herstellung von Schwefel-, Salz-, Salpeter-, Citronen-, Essig- und Carbonsäure, schwefelsaurem Kali, Natron und Ammoniak, Salpeter, Bleichpulver, Chlor, künstlichem Dünger u. s. w. Die Hauptorte sind Wigan und St. Helens in Lancashire, das Ost-Ende von London, an den Ufern der Themse und Lea, die Ufer des Wear und Tyne (Newcastle und Gateshead), Leeds, Glasgow u. s. w. Seife-, Kerzen- und Oelfabriken finden sich mehr zerstreut, im allgemeinen in der Nähe der großen Hafenplätze, wie London, Liverpool, Bristol, Hull u. s. w. Die größten Kerzenfabriken im Königreich sind die zu Battersea an der Surrey-Seite der Themse. Zündhölzer werden meist in den Außenteilen großer Städte fabriziert, also in London, Manchester, Birmingham; indes finden sich neun Zehntel der bestbekannten Fabrikanten dieser Art in London. Die Herstellung von Explosivstoffen ist ganz lokalisiert, sodaß sich Pulvermühlen gewöhnlich in den unzugänglichsten und schlecht bevölkerten Distrikten befinden, bei Dartford, Swell, Ertwater (Westmoreland), Waltham (Herts), Marchwood (Hants), Wallincolig (Cort), Ritmelfort (Argyll). Schießbaumwolle wird gemacht zu Faversham (Kent), Newmarket (Suffolk); Zündhütchen und Patronen werden meist in den Außenteilen von Birmingham und Wolverhampton gefertigt, indes ist eine der größten Fabriken mitten in London, in Gray's Inn Road. Künstlichen Dünger macht man hauptsächlich im aderbautreibenden Osten. Für 1880 werden aufgeführt als Ausfuhr: Alkalien für 2398315 Pfd. St., Chemikalien für 2377633 Pfd. St., Schießpulver für 381806 Pfd. St., Seife für 442686 Pfd. St., Lichte für 142716 Pfd. St., Farben für 1163270 Pfd. St., Blei für 622056 Pfd. St., Perforationshütchen für 61787 Pfd. St., Bleichpulver für 310935 Pfd. St., Zündhölzer für 112784 Pfd. St., Dünger für 1024832 Pfd. St. Mit chem. Produktion waren 21349, mit der Herstellung von Seife und Lichten 4884 Arbeiter beschäftigt.

Die Papierfabrikation liefert jährlich fast 350 Mill. Pfd. und beschäftigt in etwa 350 Papiermühlen 28050 Arbeiter. In England sind die wichtigsten Gegenden: Kent (die Thäler des Cray und Darent), Buckingham (Wycombe), Herts

(Midmansworth, Hemel, Hempstead u. s. w.), (Devon, Durham, Lancaster und York; Schottland Edinburgh (Rasswade), Lanark, Aberdeen; in Irland Dublin. Eine Druderei jede Stadt, aber London und Edinburgh sind Centren für Druck und Buchbinderei. Es werden genannt in den Faktoreiberichten: England 3 Drudereien mit 42025 Arbeitern, Schottland Drudereien mit 6260 Arbeitern, Irland 229 Drudereien mit 4124 Arbeitern; dazu etwa 16000 Buchbinden, 8000 für Schreibmaterialhandel, 2 für Pappschachtelmacher. Seilereien finden in den meisten großen Städten; die große Meber Produktion geschieht in England durch 116 in Schottland durch 3704, in Irland durch 10 in Summa 16416 Arbeiter. Auch Ledergerl und Jurichten geschieht in fast jeder Stadt, in ist es für Bristol eine Spezialität, in welcher die Ort alle übertrifft. Es gibt in England 20 Rauchwarenhändler, 8624 Gerber, 14204 Jurichter; in Schottland 684 Rauchwarenhändler, 7 Gerber, 1347 Jurichter; in Irland 89 Rauchwarenhändler, 574 Gerber, 722 Jurichter. Die Kautschuk- und Guttaperchaindustrie, noch immer im Steige beschäftigt etwa 6000 Arbeiter. Tabakfabrik hat England 263 mit 9202 Arbeitern, Schottland 86 mit 1904 und Irland 79 mit 1656 Arbeiter. Am meisten beteiligt sind London, Leeds, Liverpool, Manchester, Birmingham, Glasgow und Belfast. Zuder raffinieren besonders Liverpool, Bristol, London, Glasgow und Greenock. England hat 3 Raffinerien mit 3285 Arbeitern, Schottland 1 mit 1765 und Irland 1 mit 124 Arbeitern.

Die Fabrikation von Konserven jeder Art nimmt stetig zu; für Fleisch, Fisch, Suppe u. s. w. sind London, Leith und Aberdeen die großen Mittelpunkte, während Dundee Spezialität die Marmelade und Konfektbäckerei ist, Aylesburgs präferierte Milch. Diese Fabriken beschäftigen etwa 5000 Arbeiter. Im Malzen, Brauen und Destillieren ist ein gewaltiges Kapital angelegt, und damit sind sehr viel Arbeiter beschäftigt, ungerechnet diejenigen, welche indirekt dadurch in Anspruch genommen werden. England hat 10274 Malzen, 25562 Brauereien, Schottland 845 und 1306, Irland 665 und 640. Im Malzen thun sich die Städte im aderbauenden Osten hervor, wie Newark, Grantham, Retford, Hertford, Ware u. s. w., im Brauen namentlich die großen Städte: London, Burton-on-Trent, Edinburgh, Alloa, Dublin, von wo das beste Ale, Bier und Porter kommt. England hat an Destillationen etwa 122, Schottland 131, Irland 65; in beiden letztern Ländern ist das Quantum von bereitetem Whisky außerordentlich. Hauptorte sind Edinburgh, Glasgow, Aberdeen, Islay, in Irland Dublin, Cort und Middleton.

Verkehrsmittel. Für die Verwertung der großartigen Natur- und Industrieproduktion, zunächst für den sie bedingenden außerordentlichen Binnenverkehr, ist durch ebenso großartige Kommunikationsmittel gesorgt und wird von Regierung und Volk noch fortbauend gesorgt. England ist die Ursprungsstätte der Eisenbahnen, und kein Land hat mehr davon aufzuweisen als das Vereinigte Königreich. Alle nur irgend bedeutende Küstenpunkte und Binnenstädte sind durch Bahnen untereinander verbunden. Auch kann G. in Bezug auf die Kühnheit und Großartigkeit seiner Bahnen den Vergleich mit jedem Lande aushalten; ja es ist

hierin ebenfalls den andern Ländern vorangegangen. Pferdebahnen bestehen in Shropshire und Südwalles schon seit 1797, aber die erste mit einem Dampfswagen befahrene wurde erst 1830 eröffnet zwischen Manchester und Liverpool. Seit dieser Zeit hat das Eisenbahnsystem einen raschen Aufschwung genommen. Alle Bahnen sind in den Händen von Privatgesellschaften, und durchschnittlich kostet die engl. Meile 36583 Pfd. St., d. i. der Kilometer 419788 Reichsmark. Im J. 1882 waren im Betriebe: in England und Wales 20921 km, in Schottland 4731 km, in Irland 8967 km, Summa 29619 km. Die Summe der Bruttoeinnahme belief sich 1881 auf 63873000 Pfd. St., die der Betriebskosten auf 34589000 Pfd. St., die Zahl der Passagiere auf 622423000. Telegraphenbureau gab es 1881: 5448. Die Länge der Staatslinien war 42961, die der Drähte 194712 km; Deseiben wurden versendet 31345861, davon in England und Wales 26275518, in Schottland 3207994, in Irland 1862354. Die Einnahme betrug 1633884, die Ausgabe 1305006 Pfd. St. Die Kanalbauten wurden erst durch die Akte von 1755 begründet, infolge deren der Sankey-Brookkanal begonnen ward, dem der Bridgewaterkanal folgte. Gleichwohl ist die Ausdehnung der brit. Kanäle bedeutender als in irgend einem Lande Europas, die Niederlande ausgenommen. Ihre Länge beträgt in England und Wales über 4000, in Schottland 244, in Irland 430 km. Die Kanäle sind mit wenigen Ausnahmen, so der Caledonia-Kanal, auf Privatkosten erbaut.

Handel und Schiffahrt. Für Handel und Schiffahrt sind alle Anlagen und Mittel G. im ausgedehntesten Maße benutzt und entwickelt worden, so daß es seine Vorgänger im Weltverkehr, die Holländer und Spanier, vollständig überflügelt hat. Durch G. ist der Begriff des Welthandels zuerst in das Praktische überseht und samt seinen universalen Konsequenzen ausgeführt worden. Begründet wurde er durch die Navigationsakte Cromwells vom 9. Okt. 1651, welche G. sofort die ungeheuersten Vorteile zuführte, aber auch natürlich manche Mißverhältnisse veranlassen mußte. Diesen suchte man zu begegnen durch die seit 1735 eingerichteten Warenhäuser (warehouses), bis durch die Schiffahrtsgesetze von 1824 die Akte bedeutende Mobilitationen erfuhr und 1849 zur größten Beängstigung kurzschäftiger Patrioten ganz aufgehoben wurde. Aber mittlerweile war G. ganz erzogen worden, so daß es an die Proklamation vollständiger Freihandelsprinzipien gehen konnte, die es freilich in der Wirklichkeit nach dem Maße der gegebenen Umstände abzugrenzen weiß. Die Zahl der Handelsschiffe vermehrt sich in erstaunlicher Progression und die verschiedenen Werften entwickeln die größte Thätigkeit. Der Schiffbau, ein sehr bedeutender Zweig der Industrie und auch für das Ausland thätig, wird namentlich an der Themse, am Humber, Wear, Clyde, Mersey und Severn betrieben. Im J. 1879 wurden neu gebaut 400 Segelschiffe von 59153 t und 412 Dampfer von 297720 t. Aber alljährlich gehen an den Küsten der brit. Inseln zahlreiche Schiffe durch Sturm zu Grunde. So verzeichnet das Schiffbruchsregister von 1876 und 1877: 4164, das von 1878 und 1879: 8002 Schiffbrüche, Unfälle und Zusammenstöße. Die Rettungsboote, deren 270 vorhanden, und die Raketenapparate in 243 Stationen bewährten in jenem Jahre mehr als je

ihre heilsame Wirksamkeit. Im J. 1880 wurden 577 Personen dadurch gerettet; 1879 war die Zahl der Fischerboote 30974 mit 93668 Bemannung. Die Zahl der Seeleuchttürme ist 78 in England und Wales, 67 in Schottland und 43 in Irland, die der Leuchtschiffe bezüglich 48, 0 und 10. Auch ist hier die Thätigkeit des brit. Hydrographischen Amtes zu erwähnen, welches sich durch nautische Aufnahmen in allen Theilen der Erde um die Handelschiffahrt die größten Verdienste erworben hat. Großartig wie der Handel G. sind natürlich auch seine Flotte und seine Schiffahrt, namentlich seine Dampfschiffahrtsverbindungen mit den Kolonien und dem Auslande. Es bestehen gegen 40 Kompagnien für die verschiedenen Paketboot-, Post- und anderweitigen Dampfschifflinien, welche alle Meere durchkreuzen, die Küsten aller Erdtheile berühren. Bemerkenswerth ist auch die Überlandpost, welche G. mit Alexandria, Suez, Aden und Bombay in Verbindung setzt. Irland ist durch vier unterseeische Telegraphenabel von 4129 m Länge mit Amerika verbunden; zwei submarine Kabel führen von Dover nach Frankreich, ein anderes nach dem Haag, zwei nach der Küste von Hannover und eins nach Dänemark. Im ganzen hat die submarine Telegraphenkompagnie 1446 km Draht gelegt; zu ihren Kabeln gehören auch Falmouth-Vigo-Vissabon und Kap Lizard-Bilbao.

Die Handelsflotte des Vereinigten Königreichs bestand 31. Dez. 1882 aus 18368 Segelschiffen mit 3577000 t und 5795 Dampfern mit 3332000 t, zusammen 24163 Schiffen mit 6909000 t. Dazu kommen noch in den Kolonien 12813 Segelschiffe von 1649000 t und 1820 Dampfer von 239000 t, zusammen 14633 Schiffe mit 1888000 t; somit steigt die Zahl der Handelsschiffe auf 38796 mit 8797000 t. Im überseeischen Verkehr hat sich die Schiffahrtsbewegung der brit. Flagge seit einigen Jahrzehnten im größten Maßstabe gesteigert. So liefen 1836 nur 14347 brit. und 7131 ausländische Schiffe von 2505473 und 988899 t ein; 1882 dagegen liefen ein: brit. Schiffe von 21516630 t und fremde von 8802308 t, zusammen Schiffe von 30318938 t; brit. Dampfer von 1747711 t und fremde von 3854333 t, zusammen Dampfer von 21331444 t; dazu kommen brit. Küstenfahrer von 40438156 t und fremde von 1097118 t. Aus liefen brit. Schiffe von 22153731 t und fremde von 9018586 t, zusammen Schiffe von 31172317 t; davon brit. Dampfer von 17926904 t und fremde von 3987910 t, zusammen Dampfer von 21914814 t; endlich brit. Küstenfahrer von 34597798 t und fremde von 755977 t, zusammen Schiffe von 35353775 t.

Der brit. Handel erstreckt sich recht eigentlich als Welthandel über alle Theile der Erde. Seine rasche Zunahme in den letzten Jahren ist ein Zeugnis des wachsenden Wohlstandes der Bevölkerung und muß zum Teil der Beseitigung aller Schranken des freien Verkehrs zugeschrieben werden. Seit 1848 hat sich der Warenaufsatz mehr als verdoppelt. Der wirkliche Wert der allgemeinen, d. h. der auch den Transit einschließenden Gesamteinfuhr belief sich 1854 auf 152389053 Pfd. St., 1862 auf 225716976 Pfd. St., wovon 160433725 auf die fremden Länder, 65283251 auf Ostindien und die brit. Kolonien entfielen; 1882 stieg er auf 413020000 Pfd. St., wovon 99431000 auf Ostindien und die engl. Kolonien, 313589000 auf fremde Länder kamen.

Aus Ostindien, Ceylon und den Straßenansiedlungen allein wurde zu dem Werte von 46 909 000 Pfd. St. eingeführt. Unter den Kolonien standen voran Australien mit 25 175 000, Nordamerika mit 10 399 000, Westindien mit 6 769 000 und Südafrika mit 6 276 000 Pfd. St. Unter den fremden Ländern nahmen die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit einer Einfuhr von 88 353 000 Pfd. St. den ersten Rang ein; ihnen zunächst standen Frankreich mit 89 090 000, Deutschland mit 25 571 000, Niederlande mit 25 321 000 und Rußland mit 21 048 000 Pfd. St. Der Gesamtwert der Ausfuhr betrug im J. 1882: 241 467 000 Pfd. St., wovon 156 642 000 auf britische, 84 825 000 auf fremde und koloniale Produkte entfielen. Nach Ostindien wurden ausgeführt britische Handelsartikel zu 29 059 000, nach Australien zu 25 365 000, nach Britisch-Nordamerika zu 9 700 000, nach den Vereinigten Staaten von Amerika zu 30 970 000, nach Deutschland zu 18 518 000, nach Frankreich zu 17 421 000 Pfd. St. Im J. 1882 waren die Haupteinfuhrartikel: Spinnstoffe für 85 199 000, Getreide für 67 834 000, Kolonialwaren für 46 034 000, Leere und tierische Nahrungsmittel für 44 155 000 Pfd. St.; die Hauptausfuhrartikel: Seiler-, Weberarbeiten und Kleider für 102 786 000, rohe und halbrohe Metalle 35 484 000, Garne für 18 410 000, Maschinen und Fahrzeuge für 13 621 000 und Brennstoffe für 9 565 000 Pfd. St. Handel und Schifffahrt werden durch eine große Anzahl von Handelsgesellschaften gefördert, unter denen früher die jetzt aufgehobene Ostindische Kompanie die erste Stelle einnahm. Von ähnlicher polit. Wichtigkeit ist die Hudsonsbai-Gesellschaft. Für den innern Verkehr ist Irland von großer Wichtigkeit, und Liverpool verdankt seine Blüte zum größten Teil diesen Handelsbeziehungen. Irland führt nach England Getreide, Mehl, Vieh, Fleisch und Butter aus. Den Mittelpunkt des Seeverkehrs bildet die Bant von England in London, welche die älteste und mächtigste aller brit. Banten ist. (S. Banten.)

Kolonialwesen. Durch seine Handels- und Industrie-Interessen sind die ausländischen und überseeischen Positionen G. S. notwendig bestimmt. Durch sie ist die auswärtige Politik der Regierung wesentlich bedingt, und alles, was durch diese von irgend welchen Bestrebungen im Auslande gefördert wird, hat dies dem Zusammenstimmen mit G. S. Interessen zu danken. Die ausländischen Besitzungen G. S. in Europa sind alle bedeutende maritime Punkte. Es sind folgende: Helgoland (s. d.), Gibraltar (s. d.) und Malta (s. d.) mit Gozo. Das brit. Kolonialwesen hat seinesgleichen nicht; in manchen Stücken ist es dem altrömischen verwandt. Nach offiziellen Angaben hatten im J. 1882 die sämtlichen brit. Kolonien und Besitzungen außerhalb Europas ein Areal von 19 820 591 qkm mit 218 916 686 E. Davon entfallen auf Asien 2 408 576 qkm mit 202 228 800 E. (Indien 2 273 821 qkm mit 198 508 793 E., Ceylon 63 976 qkm mit 2 758 529 E., Straits Settlements 8742 qkm mit 423 384 E., Hongkong 83 qkm mit 160 402 E., Nordborneo 57 000 qkm mit 150 000 E., Cyprien 9601 qkm mit 186 084 E., Labuan 78 qkm mit 6298 E., Aden 20 qkm mit 34 860 E., die Kuria-Muria-Inseln, Perim, Mosha, Ramaran und Keelingsinseln 255 qkm mit 450 E.). In Australien und Polynesien besitzt G. 7986 517 qkm mit 3 067 141 E., wovon 7 626 275 qkm mit 2 271 245 E. auf das Festland,

68309 qkm mit 118 923 E. auf Tasmanien, 270 392 qkm mit 545 007 E. auf Neuseeland, 2 qkm mit 128 511 E. auf die Fidji-Inseln, kommen die übrigen kleineren Besitzungen in Polynesien, die Norfolk-Insel, Rotumah, Audlands-Inseln, Jones-Insel, Karoline-Insel, Starbuck, Mal und Janning-Insel. In Afrika besitzen die Briten 721 350 qkm mit 2 603 591 E.; hiervon kommen 628 658 qkm mit 1 249 824 E. auf Südafrika (Kapland, Basutoland, Griqua-West, Transvaal), 48 560 qkm mit 418 167 E. auf Natal, 2600 qkm mit 60 546 E. auf Sierra Leone, 38 850 qkm mit 408 070 E. auf die Goldküste, 1914 qkm mit 374 E. auf Mauritius; der Rest verteilt sich auf die Kolonien Gambia, Lagos, St. Helena, Ascension, St. Paul da Cunha, Neu-Amsterdam und St. Paul. Amerika endlich sind unter brit. Herrschaft 8704 qkm mit 6 017 160 E., wovon 8301 503 qkm mit 432 4810 E. auf die Dominion of Canada kommen, 110 670 qkm mit 179 509 E. auf Neufundland, 19 585 qkm mit 27 452 E. auf Honduras, 13 qkm mit 43 521 E. auf die Bahamas-Inseln, 10 qkm mit 580 804 E. auf Jamaica, 8521 qkm mit 584 367 E. auf die Kleinen Antillen, 221 243 qkm mit 252 186 E. auf Guaiana, 12 532 qkm mit 18 E. auf die Falkland-Inseln kommen; kleinere Besitzungen sind die Bermudas, Turks, Caicos- und Caymans-Inseln, wozu noch das unbewohnte St. Georgia mit 4066 qkm kommt. Rechnet man das noch das Mutterland mit den europ. Besitzungen so ergeben sich für das ganze Reich 20 135 547 qkm mit 249 259 832 E. An Ausdehnung wird das Reich daher nur von Rußland (21 702 230 qkm) übertroffen, dessen Einwohnerzahl (100 372 562) es jedoch um viel mehr als das Doppelte übertrifft.

Die Verwaltung eines so ausgedehnten Kolonialgebietes ist natürlich sehr verwickelt. Die Kolonien (plantations and settlements) wie die übrigen Besitzungen (Her Majesty's colonial possessions) sind von der Krone abhängig, jetzt auch, wie schon früher Ceylon, das Gebiet der 1858 aufgehobenen Ostindischen Kompanie. Alle Kolonialgeschäfte besorgt der dazu bestimmte Staatssekretär (Secretary of state for the colonies). Die Angelegenheiten des ostind. Reichs werden jedoch jetzt von einem besonderen Staatssekretär für Indien versehen. Die Verfassungen der Kolonien sind meistens der des Mutterlandes nachgebildet. An der Spitze stehen ein Vizekönig (in Ostindien), ein Generalgouverneur (in Canada), oder Gouverneure und Oberbefehlshaber (in Malta, Gibraltar, Neufundland, Bermudas, Barbadoes, Trinidad, Kapland, Natal, Sierra Leone, Goldküste, Straßenniederlassungen, Ceylon, Hongkong, Neusüdwales, Queensland, Süd- und Westaustralien, Victoria, Tasmanien und Neuseeland), oder bloße Gouverneure oder Lieutenant-Governors; Cyprien wird von einem Oberkommissar und Oberbefehlshaber verwaltet, Antigua und die Leewards-Inseln von einem Präsidenten, Jamaica von einem Generallapitän und Gouverneur. Der Gouverneur vertritt die Krone und wird von ihr ernannt. Diefem zur Seite steht ein Rat und eine gesetzgebende Versammlung, letztere von den Einwohnern erwählt. Mehrere von England eroberte Kolonien und Besitzungen (Malta, Helgoland, St. Lucia, Trinidad, Britisch-Guaiana, Ceylon, Mauritius) haben ihre alte Verfassung beibehalten und stehen direkt unter der Königin und ihrem Geheimen Staatsrat. Straßkolonien (penal

settlements) gibt es seit 1868 nicht mehr; nur die Überfiedelung von Sträflingen nach Westaustralien und einer geringen Zahl (convicts) nach Bermuda besteht noch. Das Mutterland beschwert die Kolonien nicht nur nicht, sondern zahlt auch den größten Teil der für die Verteidigung derselben nötigen Truppen und teilweise die Einkünfte der Gouverneure und anderer Beamten. Nur die in Ostindien stehenden Truppen wurden stets aus den Revenuen des Landes bezahlt. G. hat oft bedeutende Ausgaben für die Kolonien gemacht. Im J. 1881 beliefen sich die Einnahmen auf 110 188 000, die Ausgaben auf 114 182 000 Pfd. St. Die Gesamtschuld der Kolonien hatte die Höhe von 306 451 000 Pfd. St. erreicht, wovon über 157 Mill. auf Britisch-Indien, über 32 Mill. auf Nordamerika und fast 96 Mill. auf Australien kamen. Der Wert der Einfuhr in allen Kolonien und Besitztungen belief sich 1881 auf 201 584 000, der der Ausfuhr auf 200 253 000 Pfd. St.

Von der höchsten Wichtigkeit für die Verwaltung des brit. Kolonialreichs ist die 1868 eingeleitete, seit 1869 zu voller Geltung gelangte Politik der Nichtintervention der Regierung des Mutterlandes in die militärischen und maritimen Angelegenheiten der Kolonien. In Gemäßheit mit diesen Grundsätzen wurden seit 1868 sowohl die engl. Besatzungen als die Flottenabteilungen in den Kolonien auf ein Minimum herabgesetzt. Nur mit Ostindien und mit Canada wurden Ausnahmen gemacht, mit dem erstern, weil es nicht sowohl in die Reihe der Kolonien gehört, als ein Reich für sich bildet, mit dem letztern wegen der noch unerledigten Zwistigkeiten mit Amerika und wegen der fernischen Umrtriebe. Dennoch beträgt die engl. Besatzung in Canada gegenwärtig nicht mehr als 2000 Mann (bei 30 000 Mann aktiver Miliz und 655 000 Reservemiliz). Die militärischen Ausgaben für die Kolonien haben sich daher bedeutend vermindert. Die Durchführung der neuen Kolonialpolitik rief anfangs sowohl in England als in den Kolonien lebhafteste Opposition hervor; doch hat infolge derselben bis jetzt eine Abnahme der Loyalität gegen das Mutterland nicht stattgefunden. Eine andere wichtige Begebenheit war die 1867 vollzogene Konföderation der Staaten von Britisch-Nordamerika, von der jetzt nur noch Neufundland ausgeschlossen ist. In Hinsicht auf Ein- und Ausfuhr behauptete den ersten Rang Ostindien, dessen Einfuhr 1882 einen Wert von 62 114 000 Pfd. St. erreichte, während der Wert der Ausfuhr sich auf 75 995 000 Pfd. St. belief; Australien führte ein für 52 709 000 und aus für 48 369 000, Canada für 21 944 000 und 20 477 000 Pfd. St.

Verfassung. Das Vereinigte Königreich G. und Irland ist aus der völligen Vereinigung von Schottland mit England (durch die Unionsakte vom 6. Mai 1707) und von Irland mit den beiden genannten unterten Königreichen (2. Juni 1800) entstanden und ist eine erbliche, konstitutionelle, beschränkte Monarchie, deren Thron seit 1714 die jüngere Linie des Welfen- oder Braunschweig-Lüneburgischen Hauses innehat.

Obwohl es Montesquieu oft nachgesprochen worden, daß das Wesen der engl. Staatsverfassung in einer scharfen Trennung der drei Gewalten, der regierenden, richterlichen und gesetzgebenden, bestehe, so ist dies doch ebenso oberflächlich als inkorrekt. Der ursprüngliche Träger aller Regierungsgewalt

ist der König. Der König ist aber 1) in den wichtigsten Akten der Gesetzgebung seit dem 14. Jahrh. an die Zustimmung des Parlaments gebunden, 2) in den wichtigsten einzelnen Regierungsakten auf die Mitwirkung von Räten (Ministern) angewiesen, auf deren Ernennung das Parlament einen wachsenden, im 18. Jahrh. einen überwiegenden Einfluß gewinnt, 3) in Entscheidung streitiger Rechtsachen endlich ist der König an den Ausspruch selbstständiger Gerichtshöfe gebunden. Auf diesem Verhältnis beruht der Schein einer Dreiteilung der Gewalten. Indessen nimmt das Parlament sowohl an Regierungsgeschäften als an richterlichen einen sehr wesentlichen Anteil; im Unterhaufe durch die stete Aufsicht über die Staatsverwaltung und durch die sog. Privatbills, im Oberhaufe durch dessen Stellung als oberster Gerichtshof der Nation. Dergleichen übt der König im Geheimen Rat sowohl gesetzgebende als richterliche Befugnisse aus. Auch üben die obersten Gerichtshöfe eine ähnliche Gewalt wie die röm. Prätores, indem ihre Entscheidungen gewissermaßen Gesetzeskraft haben. Eigentlich systematische Grundgesetze, wie sie auf dem Kontinent im 19. Jahrh. üblich geworden, hat G. nicht; die zahlreichen Gesetze, welche das sog. statutarische Recht bilden, stehen juristisch einander gleich. Als Grundgesetze, auf welchen die Verfassung beruht, gelten: 1) der Freiheitsbrief König Heinrichs I., die Charta libertatum; 2) die Magna Charta (s. d., engl. Great Charter) von 1215, welche jedem Briten völlige Sicherheit der Person und des Eigentums zusichert; 3) die Petition of rights (s. d.) von 1627, durch welche die Landesprivilegien gegen die königl. Gewalt gesichert werden; 4) die Habeas-Corpus-Akte (s. d.) von 1679, ein vom Parlament gegen Karl II. despotisches Verfahren gerichtetes und in bedenklichen Zeiten nur vom Parlament auf Zeit bisweilen außer Wirksamkeit erklärtes Gesetz, nach welchem jeder Briten nur kraft richterlichen Befehls verhaftet werden kann, den Grund seiner Verhaftung sogleich erfahren, binnen 24 Stunden verhört und (außer bei Staats- und Kapitalverbrechen) gegen Bürgschaft dafür, daß er sich zur gerichtlichen Untersuchung stellen wolle, freigelassen werden muß; 5) die Declaration of rights (s. d.) vom 22. Jan. 1689, wonach kein Gesetz ohne Parlamentsgenehmigung Gültigkeit zu erlangen vermag; 6) die Successionsakte (Act of settlement) von 1701 und diejenige von 1705; 7) die Unionsakte zwischen England und Schottland vom 6. März 1707; 8) die Unionsakte zwischen G. und Irland vom 2. Juni 1800; 9) die Katholiken-Emancipationsakte vom 13. April 1829, wodurch die Testakte und andere die Katholiken vom Parlament ausschließende Bestimmungen annulliert und sie zu jedem Amte zugelassen wurden; 10) die Reformakte vom 7. Juni 1832, nebst den dazugehörigen für Schottland und Irland, über Zusammensetzung und Wahl der Mitglieder des Unterhauses; 11) die neue Reformbill von 1867 (30 et 31 Victoria c. 102) zur weiteren Ausdehnung des Wahlrechts.

Dem Könige, dessen Person heilig und unverleßlich ist und welcher, wie auch die Bringen, der engl. Hochkirche angehören muß, steht die höchste vollziehende Gewalt zu; die Macht des Königs ist an die Gesetze gebunden, doch ist derselbe über alle persönliche Verantwortlichkeit erhaben („Der König kann kein Unrecht thun“). Es werden alle Hand-

lungen des Monarchen im Sinne der Gesetze erklärt und vorausgesetzt, daß nichts in der Absicht des Königs liege, was den Gesetzen entgegen ist. Eine Gesetzeswidrigkeit wird folglich nicht dem Könige, sondern seinen Rathgebern zugeschrieben, und sowohl diese als diejenigen, welche sich zur Ausführung einer Rechtsverletzung herbeilassen, können deshalb in Klage und Untersuchung genommen werden, ohne sich auf den Befehl des Königs berufen zu dürfen. Durch diese beiden Grundsätze wird es möglich, königl. Verfügungen, welche den Gesetzen zuwider sind, z. B. eine verfassungswidrige Begnadigung oder andere Verwilligung, zu beseitigen; der einzelne aber hat gegen Mißbräuche der Gewalt wirksame Schutzmittel in der Habeas-Corpus-Acte, der Klage gegen Beamte, der Beschwerde bei dem Parlament und in der Pressfreiheit.

Die Krone ist im Hause Braunschweig-Lüneburg erblich in männlicher und weiblicher Linie nach dem Rechte der Erstgeburt, in strenger Linealordnung, jedoch das weibliche Geschlecht in der ältern Linie den männlichen Verwandten der jüngern Linie vorgeht, aber unter Geschwistern immer die Söhne zuerst zur Thronfolge gelangen. Die Krone geht auf den Thronfolger unmittelbar über, ohne daß eine Anerkennung von Seiten des Parlaments oder eine Krönung vorherzugehen braucht; gewöhnlich erfolgt letztere aber später in der Westminsterabtei zu London durch den Erzbischof von Canterbury, ebenso ein sofortiges Ausrufen in der Hauptstadt. Es gibt also kein Zwischenreich, und es gelten in G., wie ehemals in Frankreich, die beiden Grundsätze: der König stirbt nicht, und: der Tote setzt den Lebenden in Besitz (*le mort saisit le vif*). Die Volljährigkeit des Königs tritt mit dem 18. Lebensjahre ein; während seiner Minderjährigkeit führt die Regentschaft die Königin-Mutter, in deren Ermangelung ein vom Vorgänger auf dem Throne oder, falls letzterer es nicht gethan, vom Parlament ernannter Prinz des Hauses. Der Titel des Monarchen ist: «König (beziehungsweise Königin) des Vereinigten Königreichs G. und Irland und seiner Kolonien und Dependenz in Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien, Kaiser von Indien, Beschützer des Glaubens (*Defensor fidei*, *Defender of the faith*), Herzog von Lancaster und Cornwall, Herzog von Rothsay und Schottland, Herzog und Prinz von Braunschweig-Lüneburg.» Der Gemahl einer regierenden Königin hat keinen Teil an den königl. Rechten und führt nicht den Titel eines Königs von G. Der älteste Sohn des Königs ist geborener Herzog von Cornwall, Herzog von Rothsay (in Schottland), Graf von Carrick und Dublin, Baron von Renfrew und Lord der Inseln, Großrichter (*High-Steward*) von Schottland, mit den Rechten und Einkünften dieser Stellen, und wird nach der Taufe durch königl. Patent zum Prinzen von Wales und Grafen von Chester ernannt. Sämtliche Prinzen des königl. Hauses sind geborene Peers, erlangen mit dem 21. Jahre ihre Volljährigkeit, erhalten alsdann ein Jahrgeld, vom König besondere Titel und dürfen sich ohne Zustimmung des Königs nicht verheiraten, außer wenn sie nach dem 25. Jahre ein Jahr vorher dem königl. Geheimrat (*Privy Council*) hiervon Anzeige gemacht haben und das Parlament dagegen keinen Einspruch gethan hat. Nach einem bereits am 2. Mai 1765 vom engl. Richterstande abgegebenen Gutachten ist jede mit dem Souverän vermählte

Person kraft der Vermählung einem geborenen ten gleichzuachten.

Das Parlament hat mit dem König zu men das Gesetzgebungsrecht; ersteres besteht dem Hause der Lords oder Peers (Oberhaus; *House of Lords*, s. d.) und dem Hause der Gemeinen (Unterhaus; *House of Commons*, s. d.). Jedes bedarf zu seiner Gültigkeit der übereinstimmigen Annahme beider Häuser und der Zustimmung der Krone, welcher ein absolutes Veto zusteht.

Das Parlament ist nicht beständig versammelt, sondern von ältester Zeit her liegt in der Krone das Recht, es zu berufen, zu vertagen, entlassen und gänzlich aufzulösen; aus dieser Machtvollkommenheit kann sich das Parlament auf wenige Tage vertagen; mit dem Tode des Königs löst es sich von selbst auf. Die längste Sitzung eines gewählten Parlaments darf nicht sieben Jahre überschreiten. Die Berufung geschieht durch königl. Einladung jedes einzelnen Lords und durch Befehle an die Grafschaften und Städte, ihre geordneten zu wählen. Das Parlament hält seine Sitzungen in dem neuen, prachtvollen Gebäude zu Westminster, das an die Stelle des früh 1834 größtenteils abgebrannten getreten und zuerst benutzt worden ist. Die erste Sitzung: vom Könige oder der Königin selbst im großen Saal mit einer Rede vom Throne im Oberhause (vor dessen Schranken die Mitglieder des Unterhauses geladen werden) oder auch durch königl. Kommissarien eröffnet, worauf jedes Haus besonders in einer schriftlichen Adresse antwortet. Die Häuser führen ihre Verhandlungen getrennt. In dem sodann die Parlamentsglieder die erforderlichen Eide geschworen haben, wählt das Unterhaus seinen Sprecher (*Speaker*), sowie nach allem: kommen fünf nur noch dem Namen nach *Members of the Committee*. Darauf beginnen die Beratungen. Oberhaufe hat der Lordkanzler den Vorsitz. Im Unterhaufe können nur Anwesende mitstimmen; Lords können auch durch Bevollmächtigte (*Proxies*) mitstimmen. Dem Unterhaufe müssen, weil von allen Geldbewilligungen ausschließlich ausgehen, finanziellen Angelegenheiten zuerst vorgelegt werden, und es ist kaum ein Gegenstand zu den welcher nicht durch Bittschriften oder Beschwerden oder durch eigene Motionen der Mitglieder an die Häuser gebracht werden könnte. Die Mitglieder des Parlaments erhalten keine Diäten, dagegen bezahlt der Sprecher des Unterhauses einen Gehalt von 6000 Pfd. St.

Das Oberhaus oder Haus der Lords (*House of Lords*, s. d.) besteht aus: den volljährigen Prinzen des königl. Hauses (*Princes of blood royal*), den geistlichen Lords (*Lords spiritual*), d. h. den beiden Erzbischofen von Canterbury und York und 24 Bischöfen, und aus weltlichen Lords (*Lords temporal*), auch Peers des Reichs (*Peers of the realm*) genannt. Letztere genießen das erbliche Privilegium, mit dem 21. Lebensjahre einen Sitz im Oberhaufe als Mitglieder desselben einzunehmen. Dazu kommen 16 für die Dauer jedes Parlaments von ihren Standesgenossen gewählte Repräsentanten des schottischen und 28 lebenslanglich gewählte des irischen Adels. Mehrere Mitglieder des schott. und irischen Adels sitzen jedoch im Parlament auf Grund engl. Titel, z. B. der schott. Herzog von Buccleugh als engl. Graf von Doncaster. Im J. 1880 bestand das

Neben dem Kabinett besteht der Geheime Rat (Privy council), gegenwärtig mit 220 Mitgliedern, welcher sich aus den Prinzen des königl. Hauses, aus den Ministern und zahlreichen andern vom Könige ernannten Männern von polit. Bedeutung zusammensetzt. Die beiden Erzbischöfe, die hohen Kronbeamten und der Sprecher des Unterhauses sind zufolge ihrer Stellung regelmäßig Mitglieder des Geheimen Rats, welche den Titel «Right honourable» führen. Auch die Geheimräte werden vom König beliebig entlassen und mit dem Tode desselben hört ihre Stelle von selbst auf, wenn auch eine Wiederbesetzung der Stellung herkömmlich erfolgt. Schon seit dem 17. Jahrh. besteht ein gewisser Widerspruch zwischen der gesetzlichen Stellung des Privy council und zwischen der Praxis der Ministerverwaltung. Dem Gesetze nach ist der Geheime Rat (Staatsrat) der verfassungsmäßige Sitz der Staatsregierung. Das königl. Verordnungsrecht wird vom «König im Rat» ausgeübt, wie dies namentlich bei Proklamationen über Krieg und Frieden und bei Gegenständen des Völkerrechts noch vorkommt. Der König hält dann eine Sitzung des Privy council ab, zu der aber die Einladungen durch den Präsidenten des Geheimen Rats erlassen werden, welcher stets ein Mitglied des zeitigen Ministeriums ist. Seit der Revolution ist es nun aber feste Praxis, daß aus der großen Zahl der Geheimräte nur die aktiven Staatsminister zu dieser Sitzung geladen werden und neben ihnen pro forma ein paar andere Mitglieder, welche als unbedingte Anhänger des zeitigen Ministeriums anzusehen sind. Seit beinahe 200 Jahren ist also eine Staatsrats-sitzung in der Wirklichkeit nichts weiter als eine Sitzung des Staatsministeriums unter persönlichem Vorsitz des Königs. Selbständig thätig sind nur noch einzelne Abteilungen des Staatsrats, namentlich eine Justizabteilung, als oberster Gerichtshof bestellt für Prozesse, welche aus Indien und den Kolonien kommen, und für geistliche und Marineangelegenheiten, ferner ein Komitee für Erziehungsangelegenheiten, aus welchem sich in neuester Zeit ein Unterrichtsministerium herausbildet. Die laufenden Geschäfte der Staatsregierung werden dagegen in formlosen Besprechungen der Staatsminister unter sich erledigt. Diese bilden unter sich das sog. Kabinett, dessen Sitzungen formlos und vertraulich stattfinden, und dessen Beschlüsse ebenso vertraulich dem Könige mitgeteilt werden. Dies Kabinett, obgleich es also die eigentliche Ministerverwaltung darstellt, ist dennoch in den Gesetzen nirgends anerkannt und daher Gegenstand einer staatsrechtlichen Kontroverse, aus der jedoch nur zu folgern ist, daß jeder einzelne Minister persönlich verantwortlich für seine Handlungen bleibt und sich auf keinen Kollegialbeschuß des Kabinetts berufen kann. Die laufende Administration der Ministerien umfaßt nur das Anstellungsverfahren und die geschäftliche Korrespondenz mit den Ortsbehörden. Die letztern sind teils Kommunalbeamte, teils Staatsbeamte, deren man insbesondere für die Finanzverwaltung allerdings in großer Zahl bedarf. Dieses mehr als 60 000 Personen umfassende Personal der untern Staatsbeamten gehört dem sog. «permanenten Dienst» an, bleibt in der Regel lebenslanglich im Amt und durch jeden Ministerwechsel unberührt. Diese Staatsverwaltung im engeren Sinne ist fast durchgängig bureaumäßig gestaltet und findet ihre Spitze an einem permanenten Unterstaatssekretär

in jedem Ministerdepartement, der ebenso vom Ministerwechsel unberührt bleibt. Die Folge von ist, daß die einzelnen Minister mit den Arbeiten der Verwaltung wenig zu thun haben, daß es daher auch auf eine technische Vorbildung für ihre besondere Verwaltung nicht ankommt. Schwerpunkt aller Thätigkeit der Minister liegt in ihren Verhandlungen mit dem Parlament, f. sie in erster Stelle einer Verständigung und bedürfen. Und daraus ging eben jene Praxis vor, welche die Hauptgeschäfte der Staatsregierung formlos, vertraulichen Besprechungen inoffiziell gemacht hat.

Es ist wohl einleuchtend, daß die daraus hervorgehende Gesamtgestalt der Staatsregierung starken Schutz gegen Willkür darbietet, daß der Parlamentarismus immer nach demselben Gesetz der wird, mag ein liberales oder ein konservatives Ministerium an der Spitze stehen. Sobald es sich um tiefgehende neue Bedürfnisse der Gesellschaft handelt, wie im letzten Menschenalter, wenn eine ganz neue Armenpflege und neue Maßregeln der Wohlfahrtspolizei, des Schulwesens u. notwendig werden, so wird der starre juristische Rahmen dieser Verwaltung zu einem fühlbaren Damm. Es bedarf dann zahlreicher Versuche die Gesetzgebung die rechten Wege der findet. In solchen Übergangszuständen werde unvermeidlich die Gewalt der Staatsbeamten weitem. Und daraus erklärt es sich, daß in letzten Zeit die Gewalt einzelner Ministerbedeutung und neugeschaffener Staatsbehörden abnimmt und mancher Eingriff in die Selbstständigkeit der Lokalbehörden geschehen ist. Deshalb ist parlamentarische Regierungsweise nur ausfallend unter der Voraussetzung einer speziellen Feststellung des Verwaltungsrechts und einer Handhabung selber durch selbständige Behörden.

Die Centralbehörden der Staatsverwaltung sind folgende: das Schatzamt (Treasury), we für die Erhebung der Steuern und deren Verwaltung zu sorgen hat; ihm sind unterstellt: die Verwaltung der Landessteuern der Generalpostmeister. Als erste Räte der Krone sind diesem Ministerium zugewiesen: a) für England: der Generallandsprokurator (Attorney general), der Generallandbesitzer (Solicitor general), der Generalauditeur der Armee; b) für Irland: der Attorney general und der Solicitor general von Irland; c) für Schottland: der Generaladvocat (Lord advocate of Scotland), zugleich Minister Schottland, sowie der Solicitor general of Scotland. Als Centralstellen der Regierung sind hervorzuheben: die Departements des Innern (für die Angelegenheiten Schottlands), des Auswärtigen (Foreign office), für Indien (India office), Kolonien (Colonial office) und des Kriegs (War office), das Militärdepartement, die Admiralität, das Komitee des Geheimen Rats für Erziehungsangelegenheiten, das Handelsamt (Board of trade), das Gemeinverwaltungscollegium (Local government board), das Amt des Sekretärs für Irland (Works, parks and buildings) und das Amt für königl. Forsten und Wälder (Woods and forests).

Die Kreis- und Ortsgemeindevverwaltung, welche unter dem Namen des Selbstverwaltungswesens (local government) bekannt ist, bildet im Grunde die lebendige Quelle, aus welcher

heutige Parlamentsverfassung als Resultat hervorgegangen ist. England ist in 40, Wales in 12, Schottland in 32, Irland, das zunächst in die vier Provinzen Leinster, Ulster, Munster und Connaught zerfällt, ebenfalls in 32 Grafschaften (Shires) geteilt. Die Sheriffs (s. d.) sind, seitdem die alte Grafenwürde eingegangen, die ersten Beamten in der Grafschaft; sie sorgen für die Ausführung der Urteile der obersten Gerichtshöfe, leiten die Parlamentswahlen und berufen die Geschworenen, doch stehen sie im Range dem Lordlieutenant nach, dem durch die Tudors eingeführten Chef der Landmiliz, der von der Krone auf Lebenszeit ernannt wird, in der Regel einer der angesehensten Grundbesitzer. Die Sheriffs werden vom König in der Weise ernannt, daß alle Jahre von dem Großkanzler und einigen andern Staatsbeamten die Kandidaten vorgeschlagen werden. Der zweite Beamte der Grafschaft ist der Coroner (s. d.), welcher vorzugsweise die Fälle, in welchen eine öffentliche Anklage wegen Tödtung stattfindet, zur Gewißheit zu bringen hat. Gegenwärtig sind in jeder Grafschaft vier bis sechs Coroners, welche von der Grafschaftsgemeinde auf Lebenszeit gewählt werden. Die wichtigsten aller engl. Verwaltungsbeamten sind aber die Friedensrichter (Custodes oder Conservatores pacis, Justices of the peace), in deren Händen die untere Strafjustiz, die Polizei und sonst noch bedeutende Zweige der Verwaltung gelegt sind. Unter Eduard III. wurden die lokalen Custodes pacis als bauerne Einrichtung eingeführt, welchen 1860 die Befugnis erteilt wurde, über Felonie zu richten. Anfangs waren in einer Grafschaft nur sechs oder acht Friedensrichter, aber mit der Zeit ist ihre Zahl stetig gewachsen. Zu diesem Amte berechtigt sind in der Regel nur Personen, welche in der Grafschaft wohnen und ein jährliches Einkommen aus Grundstücken von mindestens 100 Pfd. St. haben. Der Lordkanzler fertigt von Zeit zu Zeit ein gemeinschaftliches Patent für die sämtlichen Friedensrichter der Grafschaft aus, und darin werden oft 600 und mehrere für eine Grafschaft bestellt. Ein Teil der Geschäfte kann von jedem Friedensrichter allein, ein anderer nur von zwei gemeinschaftlich, ein dritter nur von der Versammlung aller Friedensrichter einer Grafschaft besorgt werden. Der Geschäftskreis der Friedensrichter hängt von ihrem gemeinschaftlichen Patent ab, wobei noch jetzt ein 1592 entworfenes Formular zu Grunde gelegt wird; durch eine Menge Statuten ist dieser Geschäftskreis bedeutend ausgedehnt. Das gangbarste Handbuch für ihre Geschäfte ist Burn's 'Justice of the peace' (Lond. 1755, seitdem in mehr als 30 Auflagen erschienen). Die Friedensrichter haben den ersten An- griff bei allen Verbrechen, die erste Vernehmung der Verdächtigen und deren Entlassung gegen Bürgschaft oder Ablieferung in das Gefängnis zur Untersuchung, die Leitung der Voruntersuchung; sie bestrafen und entfernen Bettler und Landstreicher, leiten aber auch die allgemeine Armenverpflegung und erdtern die Vaterchaft und die Versorgung unehelicher Kinder; sie sorgen für die öffentliche Ordnung und die Handhabung der Geseze; von ihnen hängt die Konzession neuer Gasthäuser, Bier- und Braantweinläden ab; sie ziehen die Erlaubnis dazu wieder ein, wenn sie gemißbraucht worden ist. Ihren vierteljährigen Sitzungen sollen der Sheriff, die Coroners, Gefängnisvorsteher und alle Friedensrichter beiwohnen; doch erscheint von den leg-

tern gewöhnlich nur ein Teil. Einer der Friedensrichter, gewöhnlich ein Lord oder einer der angesehensten Männer der Grafschaft, wird von dem Könige in dem gemeinschaftlichen Patent zum Chef unter dem Titel «Custos rotulorum» ernannt, in der Regel identisch mit dem Lordlieutenant für die Miliz. Ihren Sessionspräsidenten (Chairman) wählen die Friedensrichter selbst.

Die Grafschaften (Counties) sind die Hauptbezirke für Verwaltung der Justiz, der Polizei und der Miliz. Alljährlich mindestens zweimal erscheinen hier die reisenden Richter, begleitet von zahlreichen Advokaten, um in den wichtigsten Straf- und Civilfällen Gericht zu halten. Die Geschäfte eines Untergerichtsbureau versieht dabei der Sheriff, welcher zu diesem Zweck einen angesehenen Anwalt als Untersheriff bestellt, in dessen Bureau die Auswahl und Ladung der Geschworenen besorgt wird. Alle sonstigen Ladungen und Exekutionen werden durch ein Unterpersonal von Gerichtsboten und Vollziehern versehen, welche ebenfalls unter dem Namen und vermögensrechtlicher Verantwortlichkeit des Sheriffs bestellt werden. Die Hauptbeamten sind aber in der heutigen Verfassung die Friedensrichter, welche mindestens viermal jährlich zusammentreten, um mit Zuziehung von Geschworenen eine große Zahl von Strafurteilen über Vergehen zu sprechen. Am ersten Tage der Sitzung werden die Verwaltungsgeschäfte erledigt (das County business), für welche die Quartalsitzung die Kreisverwaltungsbehörde bildet. Es gehört dazu die Ausschreibung der Grafschaftssteuern, Verwaltung des Grafschaftsvermögens, Ernennung gewisser Kreisbeamten, Erlass von Polizeiregulationen, Oberleitung der Gefängnis- und Irrenhausverwaltung, Verwaltung der Grafschaftsbrücken, Oberleitung der Begeverwaltung. Zugleich bilden sie die Oberinstanz für Beschwerden gegen Ortsbeamte. Als Militärersatz- und Verwaltungskommission für die Miliz werden für jede Grafschaft eine Anzahl Deputy-Lieutenants ernannt, deren Personal und Verfahren größtenteils mit dem der Friedensrichter zusammenfällt.

Als Mittelbezirke sind für zahlreiche Verwaltungsgeschäfte in neuerer Zeit in jeder Grafschaft Amtsbezirke (Divisions) gebildet worden. Es bestehen jetzt 675 solcher Polizeiverwaltungsbezirke in England und Wales, sodaß im Durchschnitt etwa 220 qkm und 30000 E. auf eine Division fallen. Die in diesem Unterbezirk ansässigen Friedensrichter versammeln sich monatlich und noch öfters zu einer Spezialsession, in welcher Kommunalsteuer-Reklamationen entschieden, die Konzession für Schankstellen und ähnlichen Gewerbebetrieb erteilt, streitige Wegeangelegenheiten reguliert, die meisten Beamten der Kirchspiele ernannt und zahlreiche Verwaltungsgeschäfte erledigt werden. Die Division bildet in der Regel zugleich den Kreisarmenverband, zu welchem eine größere Zahl von Kirchspielen vereinigt sind. Den Verwaltungsrat für diesen Verband bildet ein Kollegium von Armenräten (Guardians), zu welchem jedes Kirchspiel ein Mitglied, die größern Kirchspiele mehrere Mitglieder wählen. Wahlberechtigt ist jeder Steuerzahler, und zwar Mieter und Pächter eines Hauses oder Grundstücks bis zum Werte von 50 Pfd. St. (1020 Mark) mit einer Stimme; darüber hinaus geben 50 Pfd. St. Wert mehr eine weitere Stimme bis zu einem Maximum von sechs Stimmen. Der Grundbesitzer

thümer, wenn er persönlich das Grundstück nutzt, kann seine Stimmen doppelt zählen, bis zu einem Maximum von zwölf Stimmen. Die Friedensrichter des Bezirks gehören von Amt wegen zum Kollegium der Armenräte. In der Wirklichkeit ist jedoch ein besoldeter Sekretär die Seele dieser Verwaltung, deren Einzelgeschäfte durch eine über große Zahl kleiner besoldeter Beamten besorgt werden. Ähnlich ist auch die Wegeverwaltung, die Gesundheitspolizei und einige andere Zweige in neuester Zeit auf das System der Boards gebracht, deren Mitglieder von den Steuerzahlern nach klassifiziertem Stimmrecht gewählt werden. Die Gesamtheit der wahlberechtigten Steuerzahler für diese Gemeindevahlen beträgt gegenwärtig in England und Wales über 2 Mill.

Die dritte, unterste Stufe der Lokalverwaltung bildet das Kirchspiel (Parish), nicht nur für kirchliche, sondern unabhängig vom Glaubensbekenntnis auch für weltliche Zwecke. Die Hauptbeamten des alten Kirchspiels sind: zwei gewählte Kirchenvorsteher für den ökonomischen Teil der Kirchenverwaltung; zwei von den Friedensrichtern ernannte Armenaufseher, welchen ursprünglich die ganze Armenverwaltung oblag, von der aber jetzt nur noch die jährliche Einschätzung zur Armensteuer übriggeblieben ist; ferner ein Wegeaufseher und ein Constable, der als Polizeischulze von den Friedensrichtern ernannt wird, der aber in seinen wichtigsten Geschäften jetzt durch eine besoldete Constabulary (Wendarmarie) verdrängt worden ist. Einen hohen Grad von Selbstständigkeit hat die Ortsgemeinde in England niemals gehabt.

Ein besonders zusammengefügtes System der Lokalverwaltung bilden endlich die etwa 200 Städte mit eigener Stadtverfassung (Municipal boroughs), deren ursprünglich sehr bunte Verschiedenheit durch eine neue Städteordnung von 1835 auf einen gleichmäßigen Fuß gebracht ist. Das engl. Städterecht stützt sich nach Verschiedenheit der Verwaltungszweige in folgender Weise ab: 1) Für das Miliz- und Gerichtswesen bildet die Stadtgemeinde in der Regel einen Teil der Grafschaft, innerhalb deren sie belegen ist. Nur 19 Städte sind durch besondere Privilegien im Verlaufe der Zeit Grafschaften für sich (Counties-Corporate) geworden und erhielten damit das Privilegium, einen eigenen Sheriff, einen eigenen Coroner und eine eigene Localmiliz zu haben. 2) Eine erhebliche Zahl von Städten hat das Recht einer gesonderten Kriminaljustiz, welche in städtischen Quartalsitzungen so geübt wird, daß ein vom König ernannter Richter (Recorder) mit einer städtischen Jury Gericht hält. Zahlreichen Städten ist ferner eine gesonderte Friedenskommission verliehen, d. h. die Polizeijurisdiktion wird durch besondere, vom Könige ernannte städtische Friedensrichter in unbesoldeten Ämtern geübt. 3) Die eigentliche Stadtverfassung beruht auf einem jährlich wechselnden Bürgermeister (Mayor) und einem gewählten Stadtgemeinderat (Council), aus dessen Mitte eine kleinere Zahl von Gemeinderäten mit einer verlängerten Amtszeit unter dem Namen Aldermen gewählt wird. Die Verwaltung von Bürgermeister und Rat als solche beschränkt sich indes auf das Stadtvermögen, auf die administrative Polizei und einige Nebenpunkte. Der Mayor für seine Person hat gesetzlich die Rechte eines Friedensrichters, während die übrigen städtischen Friedensrichter ein gesondertes Amt verwalten und nur

zufällig mit dem Personal des Gemeinderats zusammenfallen. Die aus dem Gemeinderat gebildete »Polizeikommission« ist nur mit dem ökonomischen Teil der Polizeiverwaltung und mit dem Erlaß Ortspolizeiregulationen betraut. 4) Für Armenverwaltung, Straßen- und Wegebauwesen und Gesundheitspolizei bilden die einzelnen Kirchspiele Städte gesonderte Gemeindevverbände, die durch neuen Einrichtungen meistens zu Gesamtgemeinden vereinigt sind, mit einem gesonderten Armen-, Waisen- und Gesundheitsverwaltungsrat u. dgl., ganz in Verbindung mit Bürgermeister und Rat. 5) Ebensowenig ist die Verbindung des Parlamentsrechts mit der Stadtverfassung; in England sind Städte zugleich Municipal und Parliamentary Boroughs, 46 Städte haben eigene Stadtverfassung ohne besonderes Wahlrecht zum Parlament, Städte haben Parlamentswahlrecht ohne Stadtverfassung, 284 Ortschaften von 2000 bis 20000 Einwohnern haben weder Parlamentswahlrecht noch eigene Stadtverfassung, sondern gehen vollständig in den ordentlichen Kreis- und Kirchspielsverfassung auf.

Als Ganzes betrachtet, beruht das britische Selbstgovernment auf zwei durchgreifenden Prinzipien. Der erste Grundsatz ist: die gleichmäßige Heranziehung des gesamten Grundbesitzes zu Kommunalsteuern, d. h. zur Verrichtung der Kosten der Armenpflege, der Landstraßen, der Wohlthätigkeitspolizei und des größeren Theils der Polizeiverwaltungskosten. Diese Steuerlast wird erhoben von dem nutzenden Inhaber (Occupier), also von dem Pächter, Pächter oder selbstnutzenden Eigentümer, zwar von dem Betrage des reinen Miethswerts, welcher alljährlich durch die Kirchspielbeamten nach gesetzlichen Formularen eingeschätzt wird. Keine Klasse der Bevölkerung ist davon ausgenommen, auch nicht die Dienstwohnungen Beamten und Geistlichen. Die jährliche Summe dieser Steuern stellt den größeren Teil der Kosten der inneren Landesverwaltung dar. Alle Kommunalsteuern sind durch Landesgesetze geordnet: Einschätzung zu den Steuern und die Entscheidung der Steuerreklamationen erfolgt aber nur durch gemeindevorstände und in letzter Instanz durch die Richter. Der zweite leitende Grundsatz des Selbstgovernment beruht auf der Maxime, daß die öffentliche Thätigkeit des Gerichts, der Polizei und der Steuererschätzung, welche nicht unbedingt ein lehrtes und berufsmäßig ausgebildetes Personal erfordert, durch Ehrenämter in dem Kreis- und Gemeindevorstand verwaltet wird, daß die besitzenden und Mittelklassen diese Ämter übernehmen müssen und soweit es nötig, durch strenge Geldbußen, in älterer Praxis sogar durch Gefängnisstrafe, Übernahme gezwungen wurden. Die bedeutendsten Vollzüge dieses Systems sind das Friedensrichteram und die Geschworenengerichte. Die jährliche wechselnde Dienst dieser Ämter und Jury gab den wahlberechtigten Klassen in England ein gewisses Maß von praktischer Kenntnis öffentlicher Geschäfte und einen stark ausgeprägten politischen Sinn. In verstärktem Maße galt dies aber in den höhern Ständen, insbesondere von den 200 Friedensrichtern in einer de facto lebenslänglichen Stellung. Diese praktisch-polit. Bildung fand dann in erhöhtem Maße in den Mitgliedern der Unter- und Oberhäuser wieder und gab dem Parlament den Charakter eines selbstregierenden Körpers in größtem Maßstabe.

Die Oberinstanz der Selbstverwaltung bilden zunächst die Quartalsitzungen der Friedensrichter in jedem Grafschaftsverband als Bezirksverwaltungsgerichte. In höchster Instanz entscheiden die Reichsgerichte wichtigere Prinzipienfragen. Ein Recht der Minister, durch Reskripte den Sinn der Landesgesetze zu bestimmen, oder vermöge einer Oberaufsicht in das Personal und in die einzelnen Maßregeln der Kommunalverwaltung einzugreifen, besteht nach diesem System nicht. Ebendeshalb bedurfte es aber einer sehr ausführlichen Gesetzgebung, welche nach den Grundsätzen der Erfahrung das Einzelne der lokalen Verwaltung festzustellen hatte. In jedem Gebiet der Staatshoheitsrechte ist das Recht der Obrigkeit bis zu dem Maße festgesetzt, um den einzelnen gegen die Willkür des Beamten zu sichern. In Wechselwirkung hiermit tritt das System der Verantwortlichkeit der Staatsbeamten. Die Befugnisse und Pflichten eines jeden Staatsbeamten sind durch das Gesetz bestimmt, sie können nur durch Gesetz verändert, erweitert oder beschränkt werden. Ein jeder erhält sein Amtsansehen und seine Gewalt durch das Gesetz und ist für den gesetzlichen Gebrauch seiner Amtsgewalt verantwortlich. Niemand darf dagegen den Befehl eines höhern Beamten vorführen, sondern die Verantwortlichkeit fängt gerade von den untern Beamten an. Wer durch eine Amtsüberschreitung in seinem Rechte gekränkt zu sein vermeint, ist auf Schadloshaltung zu klagen berechtigt. Jeder Mißbrauch der Amtsgewalt zieht bedeutende Strafen nach sich, welche in vielen Fällen nicht einmal durch die Gnade des Königs gemildert werden können. Die meisten Amtsvergehen und Übertretungen sind auf Anklage eines jeden Privatmanns verfolgbar. Den Schlüsselstein des Systems bildet das Recht des Unterhauses, gegen die höhern Staatsbeamten selbst als Ankläger aufzutreten (Ministerverantwortlichkeit).

Daraus ging freilich eine Schwerfälligkeit der öffentlichen Verwaltung hervor, die den unendlich gesteigerten Anforderungen des letzten Jahrhunderts nicht mehr genügt. Seit der Reformbill entstand ein neues System von Städte- und Gemeindeordnungen zu speziellen Zwecken, wobei man allen Steuerzahlern ein Stimmrecht zur Wahl von Gemeinberathen gab und diesen überließ, ihre öffentlichen Geschäfte durch bezahlte Unterbeamte besorgen zu lassen. Andererseits wurden dann Staatsbehörden eingesetzt, um durch Regulative, Inspektoren und allgemeine Oberaufsicht diese Gemeindeverwaltung zu leiten. Ferner befähigten die praktische Kenntnis öffentlicher Angelegenheiten, sowie der Sinn für Geselligkeit, welchen das alte Self-government beförderte, das engl. Volk, überall da, wo die gesetzlichen Institutionen nicht ausreichten, die mangelhaften Funktionen des Staats durch großartige Vereine und Stiftungen zu ergänzen.

Die vielgerühmte Volksfreiheit (das Birthright, Geburtsrecht, der Engländer) beruht vorzugsweise auf der oben dargelegten Verantwortlichkeit des Staatsbeamtentums und auf jenem ineinander greifenden der Gerichtsverfassung mit einem gesetzlich geordneten Selbstgovernment. Die von dem großen engl. Juristen Blackstone sog. Grundrechte (Recht der persönlichen Freiheit, Freiheit des Grundeigentums, freies Vereinigungsrecht und Pressfreiheit) bilden keineswegs abstrakte Rechtsätze, wie sie in neuern Verfassungen oft aufgestellt werden, ohne

daß man daran denkt, wie diese Rechte mit einer unbeschränkten Polizeigewalt, mit einem ganz unbestimmten Oberaufsichtsrechts des Staats und mit dem hergebrachten System der Verwaltung auf dem Kontinent zusammen bestehen sollen. Die Grundrechte sind vielmehr das Resultat der durch die Gesetzgebung bis in die genauesten Einzelheiten geordneten Gerichts- und Gemeindeverfassungen.

Ebendeshalb bleibt der äußere Regulator des Ganzen das System der Rechtspflege, welches in England sowohl das öffentliche wie das Privatrecht ungetrennt in sich begreift. Wie die Parlamentsverfassung eine Regierung nach Gesetzen darstellt, so bilden die Gerichtsbehörden den Regulator für die gesamte innere Landesverwaltung, die ebendeshalb auch ohne Gefahr durch Parteiministerien geleitet werden kann. Die Kompetenz der Behörden ist so geordnet, daß in jeder wichtigern Frage, in welcher der Sinn der Verwaltungsgeetze zweifelhaft wird, die Reichsgerichte entweder im Civil- oder Strafprozeß, oder in Form von Reskripten (unter dem Namen Certiorari und Mandamus) über die Auslegung entscheiden. Diese obersten Gerichtshöfe tagen nur in London, Edinburgh und Dublin (Schottland und Irland haben ihre besondern Justizsysteme). Die Richter (der Lord-Großkanzler ausgenommen) können nur auf ein von beiden Häusern gemeinsam an den Souverän gerichtetes Gesuch abgesetzt werden; deshalb steht das Richterpersonal völlig unabhängig neben jeder Ministerverwaltung.

Die drei obersten Reichsappellationsgerichtshöfe sind: 1) Die Gerichtskommission der Lordskammer für Prozesse, welche aus den Obergerichtshöfen Englands, Schottlands und Irlands eingereicht werden; Präsident ist der Lord-Großkanzler. 2) Die Gerichtskommission des Geheimen Rats für Prozesse, welche aus den Nebenländern (Man, Jersey u. s. w.), Indien und den Kolonien kommen, sowie für geistliche und Marineangelegenheiten; Mitglieder dieses Gerichtshofs sind: der Lord-Präsident des Geheimen Rats, der Lordkanzler, der Lord-Oberrichter, der Oberarchivar (Master of rolls), drei Bischöfe (für die geistlichen Angelegenheiten), alle Geheimräte, welche die eben genannten Würden bekleiden haben, und vier besoldete Richter, welche mit der Zeit auch die Richter in der Gerichtskommission der Lordskammer sein sollen. 3) Der Gerichtshof für die reservierten Prozesse der Krone, das Appellationsgericht in Kriminalfachen, insoweit Fragen des Gesetzes dabei in Betracht kommen; Mitglieder sind die Richter des Hohen Gerichtshofs, von denen mindestens fünf das Kollegium bilden.

Der oberste Gerichtshof für England wird aus dem Appellationsgerichtshof und dem Hohen Gerichtshof gebildet. Ersterer (Court of appeal), welcher in zwei Abteilungen tagt, hat als Mitglieder ex officio: die Präsidenten der drei Abteilungen des Hohen Gerichtshofs und den Oberarchivar. Der Hohe Gerichtshof (High Court of justice) zerfällt in a) das Oberkanzlergericht (Chancery), Präsident der Lord-Großkanzler; b) das Oberhofgericht (King's, beziehungsweise Queen's Bench), Präsident der Lord-Oberrichter in England, der Lord Chief justice of England; c) das Testament-, Ehe-, Scheidungs- und Marinegericht. Andere höhere Tribunale sind: der Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten der anglikan. Kirche, errichtet laut Parlamentsakte von 1874; das Tribunal für

gewisse Streitigkeiten, Eisenbahnen und Randle betreffend. Außerdem bestehen besondere oberste Gerichtshöfe für Schottland und Irland. Letzterer vertritt ebenfalls in einem Appellhof und einem hohen Gerichtshof (Chancery Präsident der Lordkanzler).

England (mit Ausnahme Londons) und Wales sind in sieben Bezirke eingeteilt, die nach Bedürfnis, gewöhnlich zwei bis dreimal jährlich, von den Richtern des hohen Gerichtshofs auf Hunderten zur Abhaltung von Verhandlungen besucht werden. Für London und in Westminster bestehen höhere Zivilgerichte (s. *Nu prius*), die mehrmals im Jahre Sitzung halten und das Central-Kriminalgericht, in welchem jährlich zwölfmal oder auch öfter Sitzung stattfindet und dem für gewisse Fälle ganz England offen steht. Diese Tribunale reorganisieren vom hohen Gerichtshof für England.

Für Zivilprozesse von untergeordneter Bedeutung bestehen in England seit 1846 57 Landgerichte (County courts), in welchen ein lebenslanglich ernannter Richter in einfachen Prozeßformen und meistens ohne Jury entscheidet, und 42 Kriminalprozesse derselben Gattung die viermal jährlich in den Grafschaften und in gewissen Städten zusammenkommenden Quarter sessions. Vierteljahrs-Sitzungen, auch Hauptstellen für Entscheidungen über Verwaltungsrecht, in welchen die Friedensrichter unter Zuzugung von Geschworenen urteilen. Die Petty sessions in den Landbezirken und die Police justices halten ihre Sitzungen je nach Bedürfnis. In Schottland besteht in jeder Grafschaft ein Zivil- und Kriminalgericht des Sheriffs in Irland haben die County courts eine Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit. Von höchsten Gerichtshöfen schließen sich an die vier großen Abolitionismen an London, zu denen das ganze Personal der höchsten Abolition gehört. Die meiste Klasse der höchsten Richter (Attorneys) lebt im ganzen Rechte zerstreut. Die Gerichtshöfe des Gerichtswesens bieten vieles Schwerfällige und Beraubende. Die Vorzüge dieser Jury liegen in ihrer Unabhängigkeit vom Parteieninfluss, ihrer Unerschlichkeit und Sicherheit für die Aufrechterhaltung des öffentlichen Rechts. Den Vorzug prompter und billiger Jury kann die Mehrzahl dieser Gerichtshöfe nicht beanspruchen.

Wie das Prozeßverfahren, so bieten auch die Grundsätze des Privat- und des Strafrechts vieles Veraltete das Eine Hauptmerkmal. Nichts des engl. Rechts beruht darauf, daß das alte Recht nie allgemeine Geltung erhalten hat, mit Ausnahme der geistlichen Gerichte und in den ihnen zugehörigen Ehe- und Testamentfachen sowie in den Admiralgerechten. Die positive Gesetzgebung war in entscheidender Zeit weniger thätig als in andern Ländern. Normal ist hier ein Zivil oder Strafgesetzbuch, nie eine Gerichts- oder Prozeßordnung zu Stande gekommen. Die Ausbildung des Rechtssystems in einzelnen Richtungen ließ sich den richterlichen Entscheidungen überlassen, und nur zuweilen sind wichtige Punkte durch Gesetz bestimmt worden. Das engl. Rechtssystem beruht daher auf einer vielfachen Grundlage, dem Common Law, worunter man doch einige versteht, was sich in der Praxis der Gerichtshöfe als Gewohnheitsrecht entwickelt hat, und dem Statutarischen Recht (statute law), welches in ausdrücklichen Parlamentsgesetzen enthalten ist. Die Königl. Gerichtshöfe des gemeinen Rechts

(King's Bench, Common pleas, Court of Chancery) haben schon im Laufe des 19. Jahrhunderts von rechtswidrigen Prozeßkollektionen, in denen sich ein toller Gerichtsgebrauch konnte Namlich von Glanville (siehe das geschriebene Buch: *De legibus et consuetudinibus Anglie* - schon um 1180) und Bracton und des Werk unter gleichem Titel führt aus dem Heinrich III. der. Edwards I. 1272-1307 sehr vorbrachten den Sieg des materiellen. Die Rechtsbücher seiner Zeit Bracton, Glanville enthalten teilweise noch jetzt geltendes Recht Entscheidungen der Gerichtshöfe wurden Edward II. (1272-97) an zuerst offiziell. Jahrhunderten der Gerichte, später durch Zusammenstellungen bekannt gemacht. Das zum George III. (1760) hatte man 256 solchen Entscheidungen, die das Studium des Rechts unendlich machten, zumal die engl. Universitäten als in geschlossen war. Allen kam dem einflussreichen Roman die in der Magna Charta d. gesprochenen Entscheidung eine einheit in Westminster, bei den in eine Art geleitet und bald Unterricht erteilt die akademischen Grade an und des *serjeant at law* (Doktor) verliehen. Männer versammelten sich in gemeinschaftlichen Herbergen (inns, um bei der Langley (den Chancery) die Theorie, in den Gerichten als *law of court*, die Praxis zu erlernen. Außerhergen entstanden weitere Stiftungen, *scholastic*, welche noch jetzt in der Art daß niemand zu dem Stande eines Anwalt lassen wird, welcher nicht seine Zeit als *clerk* der *serjeant of court* (*lawer temple*, *Lincoln's Inn* und *Gray's Inn*) at ten hat. Der gelehrte Unterricht in diesen hat inoffiziell aufgehört und in der neuen Zeit in belagerten Maßstab begonnen worden.

Für zur Fortbildung dieses Rechts der Gesetzgebung wachte man bis in die neueste beiden entgegengelegten Vorwürfe der Untertun und der Überleitung. Es mochte es nicht, in Unvollkommenheiten abzurufen und den gerichtlichen Verfahren zu vereinfachen; wurden in jeder Parlamentssitzung einzeln mit großer Leichtigkeit beschlossen. Deshalb auch der Umfang der parlamentarischen Gesetzgebung mit jedem Jahre, und der Gebrauch wird, wie die Kenntnis und Verarbeit der gerichtlichen Entscheidungen, immer schwieriger Sammlung der Parlamentsgesetze, die in 1765 angefangen wurde, umfaßt bis von der Magna (König Johann I. in 1215) bis 1817 in 16 Bänden. Die n. ring betrug die Ausgabe der Gesetze von 1215 zählt 34 Bänden. Eine amtliche Ausgabe der Parlamentsstatuten erschien 1810 unter der *statutes of the realm*, in 11 Bänden. Sie reicht nur bis zum Tode des Königs (1714), ist aber für die Rechtsgeschichte da sie die große Masse der späteren parlamentarischen vollständig enthält, ist

Privatsammlungen weggelassen sind. Im 19. Jahrh. bilden die Gesetzbücherei der Parlamentsschön in der Regel einen ziemlich starken Quartband. Daher ist das Verlangen einer neuen Redaction sowohl des gewählten Rechts als auch der Statuten in zusammenhängenden und umfassenden Gesetzen in England lebendig geworden. Verdiente um die Reform der Kriminalgesetzgebung erworben sich Romilly, Peel und Macintosh. Von 1823 an bis 1830 wurden nicht weniger als 1126 alte Parliamentsakten ganz und 443 teilweise aufgehoben. Kräftiger griff Lord Brougham, seit Nov. 1830 Vorkämpfer von England, mit seiner kostlosen Thätigkeit an. Viele veraltete Gesetze sind seit jener Zeit gänzlich beseitigt, die Hälfte anderer grundrät und namentlich die Lebensrechte in der Mehrzahl von Äktern abgelaufen. Die Justizreform ist jetzt in vollem Fluß befindlich.

Litteratur. Kufert den am Schluß des Art. Englische Verfassung (gründlich) angegebenen Werken vgl. Cox, „The Institutions of the English Government“ (Lond. 1863, Übersetzt von Köhne 1867), in gedrängter und compendioser Form ist das öffentliche Recht & dargelegt in Hügel, „Die Verfassung Englands“ (Berl. 1862, 2 Aufl. 1864). Eine umfassende staatsrechtliche Darstellung der beiden früher nicht behandelten Seiten der Staatsverfassung gibt Oertli, „Das engl. Verwaltungsrecht“ (2 Aufl., 2 Bde., Berl. 1867, 3 nach deutscher Systematik umgestaltete Aufl., Bd. 1, 1868) und desgleichen „Selbsteingeweiht. Kommunalverfassung und Verwaltungsgerichte in England“ (2. Aufl., Berl. 1871).

Kirchliche Verhältnisse. Die Kirche hat im Leben des brit. Volks eine starke und bedeutende Stellung. Als nach der Restauration der Stuart die Episcopatskirche (= Anglikanische Kirche) als Staatskirche für England und Irland vollständig wieder eingelegt war, erhielt die Presbyterianische Kirche daselbst das Recht für Schottland. Der Katholizismus blieb bis in die neuere Zeit ohne Berücksichtigung, und von Seiten der Regierung zeigte man sich noch strenger gegen ihn, als man nach dem Sturze der Stuart in ihm einen gefährlichen Anhänger des alten Königtums oder gar einen Revolutionär ansah. Erst der prot. Dissident, die von der Staatskirche Abweichenden, fand die Toleranz einen wohlthätigen Ausbruch in dem Act Wilhelm III von 1689. Gegenwärtig herrscht im Britischen Königreich vollkommenes Religionsfreiheit. Seit 1828 können Dissidenten im Parlament gewählt werden, 1829 erhielten die Katholiken gleiche Rechte mit ihren prot. Mitbürgern 1830 wurden diese Rechte auch auf die Juden ausgedehnt. Von besonderer Wichtigkeit war die Verknechtung und Säkularisierung der Anglikanischen Kirche in Irland, welche 1830 infolge eines Parlamentsbeschlusses angeordnet wurde. Ein anderes nicht unwichtiges Zugeständnis wurde 1871 durch die Aufhebung der Ecclesiastical Titles bill von 1850 gemacht. Beide Maßregeln bezweckten die Befreiung gewählter Bischöfen der brit. Katholiken. Wenn die gesamte Bevölkerung des Vereinigten Königreichs betreffende Überläufe wurde abgeholfen durch die Abschaffung der Kirchensteuer (Church rate). Abgesehen von diesen legislativen Maßregeln erregten die aufstrebenden Fortschritte der kath. Propaganda in G. die lebhafteste öffentliche Aufmerksamkeit. Die 2 Erzbischöfe und 24

von den 30 Bischöfen der Staatskirche von England und Wales haben seit alter Zeit Sitz und Stimme im Oberhause. Die Rotation derselben von Seiten des Staats ist abgelaufen, dagegen befinden sich die niederen Bischöfe in einer ständigen Lage. Die in Irland vom Staats getrennte Episcopatskirche hat 2 Erzbischöfe (zu Dublin und Armagh) und 10 Bischöfe. Der Primas des ganzen Reichs ist der Erzbischof von Canterbury, Primas von England der von York. Von den 46 Bischöfen kommen auf England und Wales 29. Von denselben gehören zum Erzbistum Canterbury 27: London, Winchester, Bangor, Bath und Wells, Gloucester and Bristol, Ely, Exeter, Hereford, Lincoln, Norwich, Oxford, Peterborough, Rochester, Salisbury, St. Albans, St. Asaph, St. David, Truro, Worcester, zum Erzbistum York 7: Durham, Carlisle, Chester, Exeter, Lancaster, Ripon, Eborac und Man. Außer dem stehen unter dem ersten die Kolonialbischöfe, deren es zur Zeit 69 gibt nebst 2 Missionarbischofen. In Irland stehen unter dem Erzbischof von Armagh and Clogher die von Meath, Kildare, Kerry, Louth, Down, unter dem von Dublin and Glendalagh 2: Drogheda, Orlagh, Cashel, Waterford, Cork. Im Bistum von Ely für Irland immer nur ein Erzbischof, drei Bischöfe. In Schottland ist die Episcopatskirche oder die der Presbyterianer (= die der anglikanischen Kirche) die einzige. Die anglikanische Kirche besteht aus 16 Synoden, die sich in 16 Synoden. Die oberste kirchliche Behörde ist die General-Synode, die jährlich in Edinburgh zusammentritt und aus den von den Presbyterianern und Universitäten gewählten Geistlichen und Laien besteht. Die Wegerung der Gemeinden bei der Wahl der Geistlichen eine Stimme zu geben, hat 1843 zur Stiftung der freien Kirche (Free Church oder Kirk) geführt, welche eine Generalversammlung, 73 Presbyterien in 1044 Kongregationen bilden. Getrennt von der Anglikanischen Kirche besteht die schott. kirchliche Kirche mit 7 Bischöfen, 198 Kirchen. Das schott. in England die Zahl der Anglikaner auf 17 781 000, die der prot. Dissidenten auf 3 971 000; in Schottland die Anglikaner auf 73 000, die Presbyterianer auf 1 473 000, die prot. Dissidenten auf 1 465 000.

Die Katholiken von England und Wales, am zahlreichsten in Lancashire (36 Proz.), Middlesex und Northhampton stehen unter dem Erzbischof von Westminster und 14 Bischöfen in Southwark, Batham und Newcastle, Leeds, Middlesex, Liverpool, Salford, Shrewsbury, Newport und Wrexham, Liffon, Portsmouth, Wymouth, Nottingham, Birmingham und Northampton. Diese Würdenträger sind jedoch vom Staat nicht anerkannt. Die Katholiken haben in neuerer Zeit bedeutend an Zahl zugenommen, und selbst Geistliche der Staatskirche sind zu ihnen übergetreten. Ihren Hauptumsatz errufen sie jedoch der Einwohner von Irland. Es gab 1845 erst 320 000 Katholiken (1,5 Proz.), 1851 schon 1 068 000 oder 4,5 Proz. und in Schottland 320 000 oder 2,5 Proz. 1854 hatten sie in England und Wales nur 873 Kirchen, 1851 bereits 883, 1861 schon 14 Diözesen, 1920 Geistliche, 1150 Kirchen und Kapellen. In Schottland hat die kath.

Kirche 9 Erzbischöfe (einen in St. Andrews und Edinburgh und einen in Glasgow), 4 Bischöfe, 299 Sakularpriester, 278 Kirchen in Irland, welche 1841 gegenüber den 639 574 Anhängern der prot. Episkopallirche, den 470 734 Presbyterianern, den 48 439 Methodisten und den 54 738 anderer Bekenntnisse 396 491 röm. Katholiken zählte, Neben die letztern unter den 4 Erzbischöfen zu Armagh, Dublin, Cashel und Tuam und 24 Bischöfen, mit 24 Titulen, 2171 Geistlichen und 278 Kirchen und Kapellen Kleriker fast 394 vorhanden. Vom Staate wurde für kath. Zwecke nur die 1881 einzige Summe von 26 360 Pfd St. zu Gunsten des Maynooth St. Patrick College, das 1796 gegründet worden (24 km von Dublin) und für 320 Studenten bestimmt ist, geliefert. Außerdem gehören zur kath. Kirche die Vereinigten Königreich die Erzbischöfe von Halifax in Neuschottland, von Quebec und Toronto in Canada und von San. Vontace in Nordamerika, die von Sydney und Melbourne in Australien und von Spanish Town, Roseau und Demerara in Weindens und Guiana. Allen Schichten des Volks ist ein tiefes und lebendiges Interesse für Religion und Kirche angeprägt. Nirgends bestehen so viele und mit so vielen Geschwülsten verlebene Erbschaften zur Verbreitung des Christentums und sog christlicher Kenntnisse (Christian knowledge) als in G. Die Zahl der Jheroditen wird in England auf 39 000, in Schottland auf 6000 geschätzt, in Irland wurden (1891) 453 erzählt.

Unterrichtswesen. Das Schulwesen, insbesondere das Volksschulwesen, ist in O. als vornehmlichste zu bezeichnen. Daß dafür ein ganzes Land gewidmet, beruht auf zwei Gründen. Zunächst liegt die konservative Richtung der Wiener an den ererbten Bildungsformen mit Hartnäckigkeit fest, sodah hier die großen Fortschritte der modernen Pädagogik und Wissenschaft wenig Wirkung äuserten, sodaß immer noch mehr als jeder jeßliche Unterricht dem unmittelbaren Praktischen zu So kam es, daß 1818 weit über die Hälfte der Kinder (74,1) ohne allen Unterricht in dem gebildeten Teil des brit. Reichs, in England und Wales, aufwuchsen, und 1846 noch nach ziemlich ein Drittel der schulpfähligen Kinder nicht den elementaren Unterricht. Im J. 1861 gingen, obgleich seitdem sehr viel gechehen, nur etwa 13 Proz. der Bevölkerung, Clemenarschulen ausgeschlossen, in die Schule. Den ersten föhrtlichen Schritt, den die Regierung zur Errichtung von Schulkultern (in aid to the erection of school houses: an die National Society und British and Foreign Society gewöhnte, leistete sie 1820 mit der Summe von 20.000 £ St. 1839 erhöhte sich diese Summe auf 30.000 £ St., deren Verwaltung nun auf den Volkserziehungsrath (council of education of the poor law board) überging. Die Regierungsbeträge für das Volksschulwesen des Vereinigten Königreichs stiegen sich seitdem mehr und mehr und 1871 hatte sich die Gesamtsumme für O. auf 1.454.400 1882 auf 3.965.485 £ St. erhöht. An eine wirkliche Neugestaltung des Volks- und Armen-Schulwesens dachte man erst seit 1846, indem man das erwähnte Committee of council on education damit beauftragte: Seminare und Normalchulen wurden nun, zum Teil nach deutschem Muster, gegründet: Städte und Privatpersonen beesteten sich, Sonntag- und Clemenarschulen zu fördern. Eine gründliche Umgestaltung des Volks-

erziehungswissenschaften jährlich 1.000 durch die Tu
schools bill, welche die Angelegenheiten un
dotierten Schulen mit einem jährlichen Bei
kommen von 1.92.000 Pf. St. zu verheut. In
Statuten obachtete und den Zukunft zu bewir
len allen Volksschulen ohne Ausnahme öffn

[illegible]

In England und Wales werden die teils von der Gemeinde, teils von Schultern unterhalten. Die Zahl der Privatschulen sehr bedeutend. Es bestehen 24 Schullehrgänge, die meistens vom Staate unterhalten, auch eine Privatschule (College) von protestantischen Schülern. Jede öffentliche Schule auf Unterhaltung vom Staate Anspruch. Es ist jedem man frei, eine Schule zu gründen, beliebigem System darin zu lehren. In England ist seit 1806 jede Gemeinde gehalten, zu gründen zu diesen Gemeindeschulen in neuester Zeit zahlreiche Privatschulen religiöser Schulen gekommen. Der Schulbesuch weniger als in England und der Unterhalt. In Irland bestehen seit 1846 Schulen, die vom Staate unterhalten 73 Proz. der Schüler sind katholisch. Nach Religionsunterricht wird in diesen Schritten. Im J. 1860 gab es in England 17614 vom Staat unterstützte Gemeindeschulen mit 330814 Schülern, in Schottland 470581, in Irland 7600 mit 1081908. Höher als die Elementarschulen stehen die „schools“, deren London 16 und die 176 haben noch höher die Colleges, welche Universitäten vorbereiten und in denen Latein die Grundlage für die Bildung der berühmtesten großen Schulen gehören die Etonsbury, Harrow, Rugby u. s. w.

Die Universitäten G. S. stammen zum Theil aus uralter Zeit. In England bestehen solche zu Oxford, Cambridge, Durham und London, in Schottland zu Edinburgh, Glasgow, Aberdeen und St. Andrews, in Irland zwei zu Dublin. Die zwei ältesten von allen, Oxford (21 Colleges und 4 Hallen, 1880 mit 43 Professoren und 2814 Studenten) und Cambridge (17 Colleges, 36 Professoren, 2497 Studenten), haben ihre mittelalterliche Konstitution fast ganz bewahrt. Jedoch wurden durch die University Tests Bill 1871 sämtliche Würden und Emolumente beider Universitäten den Anhängern aller Konfessionen ohne Ausnahme eröffnet. Von ihrem Jahreseinkommen von 500 000 und 185 000 Pfd. St. erhalten 38 Rektoren der Kollegien 41 600, 800 Fellows (Aggregierte) 160 000 Pfd. St. Ihre 1476 Pfründen haben einen Wert von 299 800, ihre 1186 Stipendien einen Wert von 19 420 Pfd. St. Die Universität zu Durham, 1832 gegründet (7 Professoren und Lehrer und 348 Studenten), ist unbedeutend. Die 1879 gegründete Victoria-Universität hat ihren Kern in dem Owen's College zu Manchester; aber drei andere gehören auch dazu. Die londoner Universität erhielt 1837 das Recht, Diplome auszustellen, und besteht aus dem 1828 von der liberalen Partei (Lord Brougham, John Russell u. a.) auf Aktien gegründeten University College mit 51 Examinatoren und 12 Assistentenexaminatoren und dem von den Hochstiften und der höchsten Geistlichkeit gestifteten Clerical King's College mit 42 Professoren und Vektoren. Der Lehrkursus ist hier viel ausgedehnter und praktischer als auf den älteren Universitäten Englands, die nichts von den deutschen Hochschulen besitzen. Letztere nähern sich schon mehr durch ihre freisinnigen Einrichtungen die vier wichtigsten Universitäten Glasgow (28 Professoren und 2292 Studenten), St. Andrews (15 Professoren und 197 Studenten), Edinburgh (39 Professoren und 3172 Studenten), Aberdeen (21 Professoren und 714 Studenten) mit einem Einkommen von 29 371 Pfd. St. Die Universität von Dublin, ein 1591 eröffnetes College, ehemals Trinity College, hat 37 Professoren, 35 Fellows, 1130 Studenten und eine Jahreseinnahme von 64 000 Pfd. St. Die Queen's University, 1850 gegründet, steht allen ohne Rücksicht auf religiöse Konfession offen. Sie hat in den Colleges in Belfast, Galway und Cork zusammen 41 Professoren und wurde 1879 von 952 Studenten, von denen zwei Neuntel katholisch waren, besucht. Die Royal-University of Ireland, 1880 gegründet, ist die einzige in Irland, in welchen den Frauen alle Grade offen stehen. Die röm.-kath. Universität wurde 1854 in Dublin eröffnet, ganz auf freiwillige Beiträge gegründet. Die keine Grade erteilenden, allgemein wissenschaftlichen Colleges sind King's College, London, für allgemeine Litteratur, Theologie, Medizin, angewandte Wissenschaften (66 Lehrer und 441 Studenten), University College, London, für Medizin, Künste und Gesehe, Wissenschaften und schöne Künste (47 Lehrer und 724 Studenten); Owen's College, Manchester, für Künste, Wissenschaft, Medizin und Ingenieurkunst (49 Lehrer und 651 Studenten); Queen's College, Birmingham, für Theologie, Künste, Medizin (17 Lehrer und 124 Studenten); First College, Sheffield, für Künste und Wissenschaften (Victoria-Universität) (6 Lehrer und 300 Studenten); University College von Wales, Aberystwith, für Künste und Wissenschaften (10 Lehrer und 57 Studenten); Uni-

versity College von Bristol, für Künste und Wissenschaften (7 Lehrer und 506 Studenten). Theol. Colleges bestehen für die Kirche von England 22 mit 708 Studenten; 4 wesleyanische mit 224 Studenten, 12 congregationale mit 453 Studenten, 10 baptistische mit 317 Studenten; 4 presbyterianische mit 95 Studenten; 16 verschiedene Sekten; 1 israelitische mit 9 Studenten; röm.-katholische: 2 in Schottland, 21 in England und 33 in Irland. Colleges für Wissenschaft und Technik bestehen 10; 1 Ingenieur-College zu Cooper's Hill und 2 Ingenieurschulen zu London; 4 Akademien und Schulen für Musik zu London und 1 zu Dublin.

An Spezialschulen ist G. im Vergleich zu Deutschland arm. Eine Fachbildung kann man auf den engl. Universitäten mit Ausnahme der zu London nicht erlangen, obgleich alle ein Diplom als Doktor der Medizin erteilen. Es bestehen daher in London und in den größten Städten mediz. Colleges und Schulen (36 mit 611 Professoren), von denen mehrere Ausgezeichnetes leisten; in London allein 12 mit 1100 Studenten, im übrigen England 10, in Schottland außer den Universitäten 7, in Irland 3. Rechtsgelehrte erhalten auf den Universitäten nur eine Vorbildung, ihre Fachbildung bei einem Juristen, zu dem sie in die Lehre gehen. Nach bestandnem Examen werden sie in einer jurist. Korporation als Rotare (Attorneys) oder Advokaten (Barristers) aufgenommen. Militärschulen für Offiziere sind: die Militärakademie zu Woolwich (219 Kadetten), das Militär- und das Stabscollege zu Sandhurst (300 Studenten), das Militärcollege zu Oxford, das königl. Seecollege zu Greenwich, die königl. Seeschule zu New-Gros, das Militärakad. und die Normalschule zu Chelsea, die hibernische Militärschule zu Dublin, das Departement für den Unterricht der Artillerieoffiziere, die militärische Medizinalschule, die Seeakademie zu Portsmouth; Colleges für Landwirte sind zu Cirencester und das 1880 gegründete zu Downton, daneben ungefähr 160 Aderbauschulen mit 3000 Schülern. Eine bedeutende Vermehrung der technischen und wissenschaftlichen Spezialschulen (Naturwissenschaft, Mechanik, Kunst, Handel, Bau, Bergbau u. s. w.) erfolgte durch das Science and Art Department des Komitees des Staatsrats für das Erziehungswesen. Im J. 1879 hatten die 145 Schulen in England 5983 Studenten für Wissenschaften und 22 712 für Künste; die 3 Schulen in Wales 111 Studenten für Wissenschaften und 280 für Künste; die 14 Schulen in Schottland 1557 Studenten für Wissenschaften und 3773 für Künste; die 8 Schulen in Irland 76 Studenten für Wissenschaften und 1872 für Künste. Großartig und einzig in seiner Art ist das Britische Museum (s. b.). Verbunden mit dem genannten Departement sind das Geologische Museum mit Bergbauschule und chem. Laboratorium, die schott. und irischen Gewerbemuseen (wo regelmäßige Vorträge gehalten werden), die zoolog. und botan. Gärten. Für Heranbildung von Künstlern sorgt die Akademie der Künste zu London und der Kunstverein zu Edinburgh. Kunstvereine veranlassen jährlich die Ausstellung und Verlosung von Kunstwerken. Auch gibt es in London eine Akademie der Musik. Die zahlreichen Literary- und Mechanic-Institutions, die sich in fast jeder Stadt befinden, besitzen gewöhnlich eine gute Bibliothek, ein Lesezimmer mit Zeitungen, Klassen für neuere Sprachen u. s. w. Die Zahl der gelehrten

Gesellschaften ist sehr groß. Allgemein für Förderung der Künste und Wissenschaften wurden die Royal Societies von London (die älteste und berühmteste, 1600 gestiftet), von Edinburgh und Dublin, die irische Akademie der Wissenschaften, die sog. Royal Institutions zu London, Manchester und Lrro. Bei den sog. Philosophical Societies ist es mehr auf Fortbildung der eigenen Mitglieder als auf Förderung der Wissenschaft abgesehen. Außerdem gibt es Vereine für Pflege sozialer Wissenschaft, für Geographie zu London (die großartigste Societät ihrer Art), für Statistik zu London, Manchester und Dublin, für Geologie zu London, Benjance, Manchester, Edinburgh und Dublin, für Naturgeschichte, Botanik, Zoologie, Archäologie u. s. w. Obgleich durch diese und andere gelehrte Gesellschaften viel geschieht, können sie den Mangel an gut eingerichteten höhern Lehranstalten nicht ersetzen. Die Zahl der Zeitungen belief sich 1815 in England und Wales, London ausgenommen, auf 122, in Schottland auf 26, in Irland auf 49; dagegen waren 1881 diese Zahlen gestiegen auf 1986, und zwar in England 1465 (davon 378 in London), Wales 66, Schottland 131, Irland 154, Inseln 20. Davon erschienen täglich: 128 in England, 4 in Wales, 21 in Schottland, 18 in Irland, 2 auf den Inseln. Die Zahl der jetzt erscheinenden Magazine und Quarterly Reviews ist 1097, wovon 319 unterschieden religiösen Charakter tragen.

Heerwesen und Flotte. Die insulare Lage G., der ausgedehnte Kolonialbesitz des brit. Reichs und die eigenartige polit. Entwicklung des Staats veranlassen eine von den Einrichtungen festländischer Mächte völlig abweichende Organisation der militärischen Streitkräfte und ein Zurücktreten der Landmacht hinter die Seemacht. Seitdem die franz. Flotte während der Napoleonischen Kriege fast vernichtet und die Kolonien Frankreichs, Hollands und Spaniens größtenteils in brit. Besitz übergegangen waren, beherrschte die brit. Flotte alle Meere und vermochte G. gegen jeden Angriff völlig sicherzustellen. Als die Kriegsflootten sich nur noch aus Dampfschiffen zusammensetzten und Landungen an feindlichen Küsten dadurch sehr erleichtert wurden, verminderte sich die dem Mutterlande durch die Flotte gewährte Sicherheit, und die gleichzeitige, von Napoleon III. mächtig geförderte Entwicklung der franz. Flotte, welche zuerst Panzerschiffe besaß, schuf der brit. Seemacht in den europ. Gewässern einen nahezu ebenbürtigen Gegner; doch beherrschte die brit. Flotte auch damals noch die entferntern Meere allein, da keine andere Macht in allen Teilen der Welt Arsenale, Werfte und Kohlenstationen besaß. In neuester Zeit hat sich Frankreichs Panzerflotte so vermehrt, daß sie der britischen wenigstens in Bezug auf schwere Schlachtschiffe nicht mehr nachsteht, auch entwickelte sich die deutsche, ital. und türk. Flotte schnell, so daß gegenwärtig G. nicht mehr die seebeherrschende Stellung von ehemals einnimmt, und weder die Landung fremder Heereskörper an seinen Küsten verhindern, noch seine Handelschiffe gegen fremde Kreuzer sichern kann, wenn sich mehrere der übrigen Seemächte gegen dasselbe verbinden. Die Erkenntnis dieser veränderten Sachlage hat sich in G. seit der Zeit des Orientkriegs allmählich verbreitet, und die Errichtung der Freiwilligenkorps, die Reorganisation der Miliz, die Schaffung einer zum Dienste im Meere, beziehungsweise in der Flotte

verpflichteten Reserve, die Beschaffung der wichtigsten Häfen, die Erhebung von Küstenschutz, die Herstellung eines besonderen, für die Küstenschutz bestimmten Leichterregimentes, sowie die Vermehrung der Küstenwache und der zum Küstenschutz bestimmten Schiffe und Fahrzeuge sind lebhaftig Folgen dieser Erkenntnis.

Von jeher überwachte das Parlament eifrig die Stärke des stehenden Heers, dessen Befehl alljährlich durch die Mutiny act genehmigt wird; ein Verwerfen der Mutiny act entbände zugleich die Offiziere und Mannschaften jeglicher Verpflichtung. Der Staatssekretär des Kriegs, welcher das Mitglied eines Hauses des Parlaments ist und durch einen seiner polit. Partei angehörigen Unterstaatssekretär unterstützt wird, ist dem Lande gegenüber für die gesamte Heeresverwaltung verantwortlich; die militärische Leitung und die eigentliche Kommandogewalt übt der Oberbefehlshaber aus, welchen der König ernennt. Zu Offizieren werden jetzt junge Männer von 17—21 Jahren auf Grund einer Eintrittsprüfung und nach einjährigem Besuche der Militärschule zu Sandhurst ernannt; dieselben erhalten königl. Besoldung (commission) und rücken, wie in andern Heeren, seitdem 1871 der Stellenlauf abgeschafft worden ist, nach dem Dienstalter oder infolge besonderer Leistungen zu den höhern Stellen auf. Nur wohlhabende Männer können in G. die Offizierlaufbahn einschlagen, da das Leben in den brit. Offizierkorps sehr kostspielig ist und durch die in gesellschaftlicher Hinsicht gestellten Anforderungen beträchtliche Mittel während einer langen Reihe von Jahren beansprucht. Die Mannschaft wird ausschließlich durch Werbung Freiwilliger ergänzt und setzt sich deshalb meist aus niedern Elementen zusammen, die durch scharfe Strafen im Gehorsam gehalten werden. Schon im Frieden gelingt es nicht immer, den erforderlichen Ersatz aufzubringen, und man ist bei größerem Bedarf, z. B. wenn Kolonialkriege einen stärkeren Abgang an Mannschaft veranlassen, genötigt, das Werbegehalt zu erhöhen und das Maß der an die körperliche Tüchtigkeit der Rekruten (Größe, Brustumfang, Alter) gestellten Anforderungen herabzusetzen, um wenigstens der Zahl nach das Heer auf die vorgeschriebene Stärke ergänzen zu können. Gewichtige Stimmen haben die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (welche für die Miliz gesetzlich, jedoch nur auf dem Papier, bereits seit langer Zeit besteht) oder der Konstriktion befürwortet, um den Ersatz des Heeres sicherzustellen und den Truppen besseres Elemente zuzuführen; doch scheiterten diese Bestrebungen auch nach den Erfolgen des preuss. beziehungsweise deutschen Heeres in den J. 1866 und 1870/71 an der Abneigung des Volks, sich einem derartigen persönlichen Zwange zu unterwerfen, sowie an der durch den gewaltigen Kolonialbesitz G.s bedingten Notwendigkeit, beständig einen großen Teil des Heeres auf auswärtigen, meist weit vom Mutterlande entfernten Stationen zu verwenden. Für den Kolonialdienst sind nur Truppen brauchbar, deren Mannschaft zu langjährigem Dienste verpflichtet ist, was sich mit der allgemeinen Wehrpflicht nicht vereinigen läßt. Die in den J. 1870—73 von dem liberalen Minister Cardwell durchgeführte Reorganisation des Heeres stieß in beiden Häusern des Parlaments auf heftigen Widerstand und ist teilweise gegen den Willen des Oberhauses von der Krone

durchgeführt worden. Diese Reorganisation brachte die Miliz und die Freiwilligentruppen in engere Verbindung mit dem stehenden Heere, regelte und sicherte den Kolonialdienst und schuf eine, wenn auch ziemlich schwache, jedoch binnen einigen Wochen für den auswärtigen Dienst verfügbare Reserve. Die gesamte militärische Streitmacht gliedert sich nunmehr in die reguläre Armee und die Auxiliartruppen (Miliz, Yeomanry, Volunteers).

Die reguläre Armee ist aus den Söldnertruppen hervorgegangen, welche neben der Nationalwehr schon gegen die Dänen und Normannen Invasion verwendet worden sind. Kanut d. Gr. hielt bereits 6000 Mann „huskarle“, und die Plantagenets führten die Kriege gegen Frankreich hauptsächlich mit Söldnern. Unter Eduard III. wurde 1328 ein Gesetz erlassen, nach welchem niemand zum Militärdienste außer Landes gezwungen werden durfte, 1352 ein Gesetz, welches das Ausheben von Truppen von der Genehmigung des Parlaments abhängig macht und welches 1408 bestätigt worden ist; doch verstießen die Könige oftmals gegen dies Gesetz (Heinrich VIII., Elizabeth). Karl I. bestrebt sich, ein stehendes Heer zu errichten, hielt 1625 die aus Spanien heimkehrenden Truppen unter Waffen, doch wurden dieselben 1628 aufgelöst. Der Bürgerkrieg wurde mit Söldnern geführt, doch löste Karl II. auf Antrag des Parlaments nach der Restauration diese Truppen auf und befehlt nur „Banden und Garnisonen“ in nicht näher bestimmter Zahl im Dienste, über deren Erhaltung dem Parlament nicht Rechnung gelegt wurde. Das Coldstream regiment (s. d.) wurde damals beibehalten, die Horse-Guards wurden im Herbst 1660 errichtet, 1661 noch 2 Garderegimenter (Grenadier-Guards und 1. [Royal-] Regiment) und das Douglas-Regiment (jetzt Scots Fusiliers) errichtet. Diese Regimenter, sowie die Life-Guards und das 2. und 3. Infanterieregiment sind die Stammtuppen des brit. Heeres, welches 1662 schon 5000 Mann zählte und bei Kriegsgefahr verstärkt wurde, so 1677 auf 40000 Mann. Von dieser Zeit stammen die Vorschläge für das Heer (Army Estimates) her. Im J. 1678 betrug die Heeresstärke 7000 Mann, 1686 dagegen 16482 Mann. Jakob II. verurtheilte die Test act umzustossen und das Heer unter Abschaffung der Miliz auf 30000 Mann zu bringen, was seinen Sturz zur Folge hatte. Im J. 1689 wurde das Verhältnis der Krone und des Parlaments zum Heere gesetzlich geregelt; maßgebend sind die Bill of rights, Act of settlement und die Mutiny act, welche die nähern Bestimmungen trifft. Die Act of settlement verbietet die Anstellung Fremder im Heere, doch wurde 1766 hiervon abgewichen und 1844 diese Vorschrift abgeändert; naturalisierte Fremde können jeden Rang im Heere einnehmen und in unbeschränkter Zahl angestellt werden. Da bei den Bürger Truppen nicht einquartiert werden dürfen, so mußte das Heer nach jedem Kriege fast vollständig entlassen werden. Man baute Baracken zur Unterbringung und bei Verstärkungen wurden Hestlager benutzt. Zeitweilig können nach der Mutiny act Truppen auf Märkten in Wirtschaften und öffentlichen Gebäuden untergebracht werden. In Kriegszeiten wird das Heer durch Anwerbung, großenteils Fremder, verstärkt, und seine Stärke ist deshalb sehr verschieden gewesen, z. B. 1698: 31586 Mann, 1792: 57252 Mann, 1815:

250314 Mann, 1856: 246716 Mann, 1858: 222874 Mann (davon 92739 in Indien), 1883/84: 199273 Mann. Die reguläre Armee besteht gegenwärtig aus 132004 Mann Infanterie (3 Garberegimenter mit 7 und 68 Linienregimenter mit 141 Bataillonen, nebst Depôts und Stäben für die Miliz und Freiwilligentruppen), 16993 Mann Kavallerie (3 Garde- und 28 Linienregimenter, nebst Depôts und Stäben für die Yeomanry), 34044 Mann Artillerie (3 Brigaden reitende mit 28 Batterien, 6 Brigaden Feldartillerie mit 79 Batterien, 11 Brigaden Garnisonartillerie mit 117 Batterien, nebst Stäben für die Miliz), 5732 Mann Genietruppen (40 Kompagnien, 3 Trainkompagnien, nebst Stäben für die Miliz), 2475 Mann der Kolonialtruppen (2 Bataillone der Antillen, 6 Batterien für Malta, 3 Kompagnien Lazarettmannschaft für Hongkong) und 8025 Mann der Administrationen (ohne Indien; Generalkassab, Kommissariat, Transportwesen, Zahlmeister, Ärzte, Hofärzte, Geistliche, Hospitaltruppen und verschiedene Anstalten). Die Zahl der Offiziere und diesen im Rang gleichstehenden Beamten beträgt 9686 (4694 Infanterie, 793 Kavallerie, 1372 Artillerie, 866 Genie, 112 Kolonialtruppen, 242 Generalstab, 1607 Beamte, Ärzte, Geistliche). Die Stärke der Reserve der regulären Armee beträgt 43000 Köpfe, darunter 500 Offiziere.

Die Dienstverpflichtung galt bis 1870 für 12 Jahre, die Zeit für eine zweite Verpflichtung dauerte 9 Jahre, wonach der Soldat pensionsberechtigt war; die Höhe der Pension war von der Führung abhängig. Im J. 1881 wurde die Dauer der Dienstpflicht zwar ebenfalls auf 12 Jahre bestimmt, von denen jedoch nur 7 im aktiven Dienste, 5 in der Reserve zu verbringen sind; nur die Gardebataillone dient 12 Jahre aktiv, und die Truppen im Mutterlande können schon nach 3 Jahren aktiven Dienstes zur Reserve übertreten. Unteroffiziere, Feuerwerker u. dgl. können unter gewissen Bedingungen 21 Jahre im aktiven Dienste bleiben und erwerben dadurch Anspruch auf lebenslängliche Pension. Neben der regulären Armee und aus dieser ergänzt bestehen zwei militärisch organisierte und wie die Truppen des Heeres bewaffnete, starke Polizeikörper, deren eines (14000 Mann) für Irland, das andere (19000 Mann) für Britisch-Indien bestimmt ist.

Die Auxiliartruppen bestehen aus der Miliz, Yeomanry und den Volunteers. Die Miliz ist eine uralte Einrichtung u. s.; denn schon bei den Angelsachsen war jeder weaffenfähige Mann zum Kriegsdienste verpflichtet, wenn feindlicher Angriff drohte. Die Edlen dienten zu Fuß, das Volk zu Fuß, einige Städte hatten Bewaffnete und Schiffe zu stellen. Diese Streitmacht nannte man Fyrd; Wilhelm der Eroberer teilte das Land in Ritterlehne, deren Inhaber nebst Vasallen sich dem Könige jährlich 14 Tage beritten zur Verfügung stellen mußten. Später durften Stellvertreter gestellt oder Entschädigung (scutage) gezahlt werden, deren Höhe erst der König, dann, nach der Magna Charta, das Parlament bestimmte. Daneben bestand der Fyrd, aus welchem sich die „posse comitatus“ (Pflicht, dem Aufrufe des Sheriffs zur Aufrechterhaltung des Königsfriedens zu folgen) und 1181 die Miliz entwickelte. Jeder Freie hatte sich danach mit Waffen und Ausrüstung zu versehen. Im J. 1285 soll jeder Mann vom 15. bis zum 60. Jahre Waffen besitzen und jährlich zweimal für die Miliz gemustert werden; seit 1530 befehligte

nicht mehr der Sheriff, sondern der Lordlieutenant die Miliz. Nach der Restauration wurde die Miliz reorganisiert und, je nach der Größe der Grafschaften, in eine Anzahl von Infanterie- und Kavalleriekörpers eingeteilt; die Offiziere ernannte der Lordlieutenant mit Genehmigung der Krone, Vergehen bestraften die gewöhnlichen Gerichte. Im J. 1757 erfolgte eine nochmalige, 1786 vom Parlament bestätigte Reorganisation der Miliz, durch welche in jeder Grafschaft eine bestimmte Zahl der Dienstpflichtigen verpflichtet wurde, 3 Jahre in der Miliz zu dienen oder einen Stellvertreter zu stellen; die Auswahl der zum aktiven Dienste Verpflichteten erfolgte durch Ballottieren. Die jetzige Organisation der Miliz beruht in allen wesentlichen Bestimmungen auf den Milizakten von 1802 (England, Wales, Schottland) und 1809 (Irland). Die Lordlieutenants führen Stammlisten der Wehrpflichtigen, und jeder derselben kann vom 18. bis 30. Jahre durch Ballottieren für die Miliz ausgehoben werden; nur Peers, Geistliche, Anwälte, Quäker und Mitglieder eines Freiwilligenkorps sind vom Milizdienste befreit. Stellvertretung ist erlaubt. Die Miliz kann bei drohender Gefahr auf Befehl des Königs einberufen werden und wird seit 1832 durch Werbung in der Grafschaft ergänzt, da seit diesem Jahre die Ballot suspension act von 1829 alljährlich erneuert worden ist. Die Anwerbung unter Leitung des Brigadeparkommandeurs geschieht auf höchstens 6 Jahre und darf auf weitere 6 Jahre verlängert werden; unausgebildete Mannschaften dürfen im Alter von 18 bis 35 J., frühere Soldaten bis zum 45. Jahre angeworben werden. Die Stärke der Miliz wird alljährlich durch die Mutiny act bestimmt und betrug 1884 137 674 Mann, darunter 3789 Offiziere. Die Miliz stellt jetzt 144 Bataillone Infanterie (116 193 Mann), 35 Brigaden und 3 Regimenter Artillerie (20 090 Mann) und 3 Geniekorps (1391 Mann) auf, von denen 6 Bataillone Infanterie (2838 Mann) und 3 Artilleriekorps (1074 Mann) auf die normann. Inseln entfallen. Die Yeomanry ist eine auf eigenen Pferden trefflich berittene Miliz, welche sich aus den Söhnen der Grundbesitzer und Pächter ergänzt und vom Staate nur die Waffen empfängt; ihre Stärke beträgt gegenwärtig 14 124 Mann, darunter 745 Offiziere. Die Miliz wird jährlich auf 27 Tage, die Yeomanry auf 7 Tage zur Übung einberufen, und alle Offiziere dieser Truppen werden jetzt vom Könige auf Vorschlag des Lordlieutenants ernannt; die Annahme eines Milizpatents ist mit dem Sitze im Parlament vereinbar. Im J. 1868 wurde durch die Militia reserve act eine Milizreserve geschaffen, welche aus Milizmannschaften besteht, welche sich gegen eine jährliche Zulage von 1 Pf. St. dazu verpflichten, im Kriegsfalle in der regulären Armee zu dienen. Diese Milizreserve darf den vierten Teil der Stärke der Miliz nicht übersteigen und erreicht diesen Betrag gegenwärtig; sie darf außer Landes verwendet werden, was weder für die Miliz, noch die Yeomanry oder die Volunteers zulässig ist. Nur mit Genehmigung des Parlaments sind zeitweilig (z. B. 1855 zur Besetzung der Garnisonen im Mittelmeere) Milizbataillone, welche sich freiwillig dazu meldeten, außer Landes verwendet worden.

Die Volunteers können bei wirklicher oder drohender Kriegsgefahr vom Könige zum Dienst berufen und in jedem Teile G. s (1804 nur in der

betreffenden Grafschaft), aber nicht außer Landes verwendet werden, erhalten die Bewaffnung vom Staate, stehen, wenn sie sich unter Waffen befinden, unter den Kriegsartikeln und den Bestimmungen der Mutiny act, ganz wie die Miliz und Yeomanry, und dürfen, wie diese, nur von eigenen Kriegsgerichten abgeurteilt werden. Die Dienste der Korps werden vom Lordlieutenant der Krone angeboten; werden dieselben angenommen, so erhält das Korps einen nur mit Genehmigung des Kriegsministers zu überschreitenden Etat und eine Nummer (nach Waffe und Grafschaft). Außer den eingeschriebenen (enrolled) Mitgliedern besitzen die Korps Ehrenmitglieder in unbeschränkter Zahl, welche nicht in der Stammliste geführt werden, auch nicht zum Dienste verpflichtet sind, jedoch ebenfalls Uniform tragen. Im J. 1884 waren vorhanden 4 Kavalleriekorps (480 Mann), 54 Artilleriekorps (44 244 Mann), 16 Geniekorps (10 070 Mann) und 206 Bataillone Infanterie (191 386 Mann) mit zusammen 7968 Offizieren und 238 212 Mann. Das Fortbestehen der Korps hängt vom Ermessen des Königs ab, der alle Offiziere auf Vorschlag des Lordlieutenants ernannt; der Übertritt in die reguläre Armee oder die Miliz ist den Mitgliedern dieser Korps gestattet. Da die Volunteers keinen Train besitzen, so werden sie im Falle eines Krieges nur zum Küstenschutz, zur Bedung von London und zum kleinen Kriege, für welchen sie, wie auch die Yeomanry, besser als die reguläre Armee und Miliz geeignet sind, Verwendung finden. Die Infanterie der Volunteers ist die einzige Fußtruppe G. s, welche im Schieße gut ausgebildet ist.

Höhere taktische Verbände sind im Frieden nicht vorhanden, nur die 7 Bataillone der Garde bilden eine Brigade unter einem Generalmajor, welcher aus der Garde hervorgegangen sein muß, und die 3 Gardebataillionsregimenter der Household-Brigade, welche bestimmungsmäßig nicht zum Kolonialdienst herangezogen werden darf, jedoch 1882 am ägypt. Feldzuge mit je einer Schwadron jedes Regiments teilgenommen hat. Seit 1. April 1878 besteht jedoch eine militärische Landeseinteilung G. s, welche die Grundlage bildet für das Graßwesen und die Abführung der im Kolonialdienste verwendeten regulären Truppen. England und Schottland bilden 10 Militärbezirke (Nord-, Ost-, West-, Süd-, Chatham-, Südost-, Home-, Woolwich-, Aldershot-, und Nordbritischer Bezirk), die Kanalinseln 1 Bezirk, Irland 4 Bezirke (Belfast-, Dublin-, Curragh-, Cork-Bezirk). Die Militärbezirke sind in 66 Infanterie-Unterbezirke geteilt, von denen 50 auf England und Wales, 8 auf Schottland und 8 auf Irland entfallen. Die Yeomanry- und Volunteer-Kavallerie ist auf 2 Bezirke (Aldershot und York), die gesamte Artillerie auf 12 Militärbezirke verteilt, auf den Kanalinseln und in 2 Militärbezirken steht keine Artillerie. An der Spitze jedes Militärbezirks steht ein Generallieutenant oder Generalmajor. Die Infanterieunterbezirke besitzen durchschnittlich 230 000 männliche Bewohner und bilden eine aus 2 Linienbataillonen, 2 Milizbataillonen und den Freiwilligenkorps der zugehörigen Grafschaften zusammengesetzte Verwaltungsbezirksbrigade. Die beiden Linienbataillone werden als zusammengehörig (linked) bezeichnet, besitzen jedoch keinen Regimentsstab. Je ein Bataillon jedes Bezirks bleibt in G. (home bat.), das andere ist im auswärtigen

Dienste und wird nach 10 Jahren abgelöst. Die Garde ist keinem Bezirke zugewiesen. Jede Verwaltungsbereichsbrigade besitzt ein Brigadepöbt, welches den Ersatz ausbildet und die Kontrolle der im Bezirke wohnenden Mannschaften der Infanterie der Armeereserve bewirkt; zu diesem Depöt, welches ein Oberstleutnant befehligt, gibt jedes Linienbataillon 2 Kompagnien. Die Infanterie-Unterbezirke 51—54 (Schützen) besitzen ein gemeinsames Brigadepöbt zu Winchester. Das Kriegsministerium besteht aus der Centralabteilung, Armeearbeitung, dem Ordnanceabteilung und Finanzabteilung; die Centralabteilung steht unter den beiden Unterstaatssekretären (dem parlamentarischen und dem Rändigen), die Armeearbeitung unter dem Oberbefehlshaber (Commander in chief), das Ordnanceabteilung unter dem Surveyor General of ordnance, das Finanzabteilung unter dem Finanzsekretär. Der Kriegsminister (Secretary of State for war) bezieht jährlich 6000 Pfd. St., der Commander in chief 4432 Pfd. St. Besoldung; letzterer ist in allen militärischen Angelegenheiten, bei denen keine Finanzanordnungen erforderlich sind, völlig unabhängig. Der Generalstab bildet kein besonderes Korps und besteht aus den mit Kommandos betrauten Generalen, Offizieren der Generaladjutantur und des Generalquartiermeisterdienstes, persönlichen Adjutanten und Militärsekretären; kein Offizier soll länger als 5 Jahre ununterbrochen im Generalstabe Verwendung finden; doch können auch Offiziere auf Halbsold in den Generalstab berufen werden.

Jedes Infanteriebataillon ist 10 Kompagnien stark und führt 2 Fahnen, die königliche und die Regimentsfahne, letztere trägt die Namen der Feldzüge und Schlachten; die Kriegsstärke beträgt ohne Depöt 1097 Köpfe, 58 Pferde, 17 Fahrzeuge (983 Gewehre). Schützen, Fäsilere, leichte Infanterie und Hochländer unterscheiden sich nur in unwesentlichen Dingen von der übrigen Infanterie. Uniform: Roter Rod (Garde: scharlach, Musil: weiß) mit schwarzer (im Sommer blauer) Hose mit roter Biese, grauer Mantel, Filzhelm mit Spitze; 5 Hochländerregimenter tragen nationale Tracht, die 4 übrigen aber Röde und Hosen von schottisch gemustertem Stoffe, die Schützen grüne Röde und Hosen. Bewaffnung: Henry-Martini-Gewehr, der Mann trägt 70 Patronen. Die Kavallerie besteht aus 3 Regimentern Gardebüschassiere (1. und 2. Life-Guards, Royal-Horse-Guards), 10 Dragoner, 5 Ulanen und 13 Husarenregimentern; die 7 ältesten Linienregimenter heißen Dragoon-Guards, alle übrigen ohne Rücksicht auf Bewaffnung Dragoons. Außerdem besteht die berittene Gendarmarie (mounted Police). Die Kriegsstärke der Regimenter beträgt ohne Depöt 653 Köpfe (577 Streibare), 615 Pferde, 11 Fahrzeuge. Die Regimenter formieren 8 Troops, setzen sich jedoch auf 7 Troops bevor sie nach Indien gehen, und lassen davon 1 Troop im Depöt; die Depöts aller in Indien stehenden Kavallerieregimenter sind in Canterbury vereinigt. Uniform: Life Guards, 16. Ulanen und alle Dragoner, mit Ausschluß des 6. Regiments, rote, Horse-Guards, die 6. Dragoner und Ulanen mit Ausschluß des 16. Regiments blaue Waffenröde, Husaren blaue Atlas; blaue (11. Husaren: karmoisin) Hosen, blaue Mäntel, Reittiefel; Büschassiere und Dragoner: Metallhelme (2. Garbedragoner: Bärenmützen, wie die

Gardeinfanterie); Ulanen: Czapska, Husaren: Pelzmützen; Stulphandschuhe. Die Household-Kavallerie trägt in Gala weißleberne Beinkleider und hohe Stiefel. Bewaffnung: Säbel in Stahlscheide, Henry-Martini-Karabiner; die Ulanen führen eine 9 1/4 Fuß lange, 4 1/4 Pfd. schwere Dambuslanze, die Gardekavallerie Stahlkrasse. Remontierung durch freihändigen Anlauf drei bis sechsjähriger Pferde. Pferdeauskrüstung: engl. Sättel mit Lammfellschabraden; Belastung: 154 kg bei der schweren, 133 kg bei der mittlen und 126 kg bei der leichten Kavallerie. Die Artillerie formiert Batterien von je 6 Geschützen, die Hälfte der aktiven Batterien jeder reitenden und Feldbrigade steht in Indien, von den Garnisonbrigaden befinden sich je 11 aktive Batterien im auswärtigen Dienste. Uniform: blauer Rod (reitende Artillerie: Jade) mit rotem Kragen, blaue Hose, Mantel, Pelzmütze. Bewaffnung: Stahl-Vorderladungs-geschütze mit schmiedeeisernem Mantel. Die reitenden Batterien führen leichte 9-Pfünder, die Feldbatterien schwere 9-Pfünder und 16-Pfünder; als Gebirgsgeschütz wird ein 7pfündiges Stahlgeschütz verwendet. Auch 20-Pfünder und sogar 40-Pfünder (gezogene Hinterlader mit Schraubenverschluß franz. Art) werden als Positionsgeschütze mit ins Feld genommen. Alle neuern Geschütze sind Woolwich-Vorderlader, auch bei der Festungs-, Belagerungs- und Küstenartillerie. Unter 7 Zoll Kaliber werden gezogene Geschütze nach dem Geschösgewicht benannt, darüber bis zu 5 t Rohrgewicht nach dem Kaliber, die schwerern nach dem Rohrgewicht (in Tons zu 1015,65 kg). Die Artillerie und die Ingenieurkorps sind 1683 militärisch organisiert worden. Von den Genietruppen sind 4 Kompagnien für die Landesaufnahme, 2 Kompagnien für den Telegraphendienst, 3 für den Torpedodienst der Küstenverteidigung bestimmt, 6 Kompagnien bilden das Ingenieurdepöt. Von den Trainkompagnien des Ingenieurkorps sind 2 für Pontonkolonnen (zu je 20 Pontons), 1 für den Telegraphendienst bestimmt. Uniform: Scharlachrod mit blauen Aufschlägen, dunkelblaue Hose mit Scharlachstreifen, Helm der Infanterie. Bewaffnung: Snider-Karabiner mit Säbelbajonett. Der Train (Army service corps) ist erst 1856 militärisch organisiert worden und formiert seit 1869 11 Proviant- (supply-) und 12 Transportkolonnen für den Magazin dienst, beziehungsweise das Fuhrwesen. Derselbe steht unter dem Ordnanceabteilung des Kriegsministeriums. Uniform: blauer Rod mit weißen Aufschlägen, blaue Hose mit weißen Streifen, Luchtschako. Bewaffnung: Kavalleriesäbel für die Chargen, Snider-Karabiner mit Säbelbajonett für die Mannschaften.

Höhere Truppenverbände sind im Frieden nicht vorhanden. Bei der Mobilmachung werden je 3 Infanteriebataillone zu einer Brigade, je 3 Kavallerieregimenter zu einer Brigade, aus 3 Brigaden zu 2 Regimentern eine Kavalleriedivision zusammengestellt. Die Kompagnien des Army service corps werden verdoppelt und die erforderlichen höhern Stäbe erst errichtet. Da ein großer Teil des stehenden Heeres im Mutterlande aus unausgebildeten Mannschaften besteht, so vermag G., abgesehen von dem ind. Heere, für auswärtige Verwendung nur 3 Armeekorps mit Hilfe der Armeereserve auf volle Kriegsstärke zu bringen, und auch diese Leistung würde einen erheblichen Zeit-

aufwand beanspruchen. Seit 1875 gibt es einen Mobilmachungsplan, nach welchem die in G. befindlichen Truppen 8 Armeekorps in der durch Armeebefehl vom Aug. 1875 bestimmten Zusammenfassung aufstellen sollen. Die Hauptquartiere dieser Korps sind: 1. Colchester, 2. Aldershot, 3. Croydon, 4. Dublin, 5. Salisbury, 6. Chelster, 7. Port, 8. Edinburgh. Das 1. Armeekorps besteht nur aus Linientruppen und ist zunächst allein verwendbar für auswärtigen Dienst. Wie mangelhaft sich die Mobilmachung vollzieht, hat sich gelegentlich der durch die Kämpfe in Zululand und Transvaal, sowie des ägypt. Feldzugs bewirkten Aufstellung von Feldtruppen erwiesen; denn die Truppen erreichten weitaus nicht die vorgeschriebene Kriegsstärke, obgleich man viele noch unvollständig ausgebildete Mannschaften mit ins Feld nahm und die zurückbleibenden Regimenter mit zur Verstärkung der ausrückenden heranzog.

Das indische Heer besteht aus eingeborenen Truppen; doch sind fast alle wichtigsten Offizierstellen mit Engländern besetzt. Die Gesamtkräfte dieses neuerdings reorganisierten Heeres beträgt, abgesehen von dem 190000 Mann starken, militärisch organisierten Polizeikorps, gegenwärtig 120882 Köpfe (3212 engl. Offiziere und 117670 ind. Offiziere und Mannschaften) mit 21870 Pferden. Nach Waffengattungen setzt sich das kais. Heer zusammen aus 70 Mann Leibwache des Vizekönigs, 97050 Mann Infanterie, 17800 Mann Kavallerie, 820 Mann Artillerie, 3240 Mann Pioniere und 1800 in den Stäben verwendeten, durchweg engl. Offiziere. Dieses Heer hat sich aus der auf Grund königl. Verfügung vom 5. Sept. 1698 errichteten ind. Armee der East India company, welche aus geworbenen europ. und ind. Truppen bestand und vom brit. Heere völlig unabhängig war, entwickelt. Seit 1788 war diese Kompagnie verpflichtet, 12200 Europäer und einen Teil der in Indien stehenden königl. Truppen zu erhalten (unter Georg III. 8045, späterhin 20000 Mann). Im J. 1858 wurde die Armee der Ostindischen Kompagnie in die königl. Armee aufgenommen. Die in Indien stehenden Truppen der regulären Armee G. S. sind wie die eingeborenen Truppen des kais. ind. Heeres auf die drei Präsidenschaften verteilt und einem gemeinsamen Oberbefehle unterstellt. An britisch regulären Truppen stehen in Indien 61641 Mann, nämlich 50 Bataillone Infanterie (45656 Mann), 9 Regimenter Kavallerie (4284 Mann), 77 Batterien Artillerie (11262 Mann) und 3 Geniekompagnien (439 Mann). Das seit dem großen ind. Aufstande zurückgebliebene Mißtrauen gegen die indischen (Sepoy-) Regimenter kommt in der unverhältnismäßig geringen Zahl der eingeborenen Artillerie zum Ausdruck, auch sind die ind. Truppen durchweg mit zwar kriegsbrauchbaren, aber doch weniger guten Feuerwaffen als die brit. Truppen bewaffnet. Vortrefflich ist die größtenteils mit eigenen Pferden berittene, leichte ind. Kavallerie, und auch die ind. Infanterie ist gut ausgebildet; doch wird die Leistungsfähigkeit dieser Truppen im Kriege lediglich von der Anwesenheit der zugehörigen engl. Offiziere, deren Zahl ziemlich gering bemessen ist, bedingt. Die Mehrzahl dieser Offiziere bildet das ind. Stabskorps, aus welchem die Truppenoffiziere ergänzt und viele Stellen der Zivilverwaltung besetzt werden. Das Stabskorps wird aus den Indian Ca-

dets des Sandhurst College nach nur achtmonatlicher praktischer Ausbildung ergänzt, ferner aus jungen, mindestens ein Jahr in Indien gewesenem brit. Offizieren. Die ind. Infanterieregimenter bestehen aus 8 Kompagnien, deren je 4 ein Halb-bataillon bilden, werden nach dem brit. Reglement ausgebildet, tragen rote, blaue, grüne oder graue Waffenzügel, weiße, unten verengte Hosen, farbige Gürtel, ungeschwärmte Schuhe, wollene Hüte oder Turbane und sind mit umgeänderten Enfield-Gewehren oder Snider-Gewehren bewaffnet. Die Kavallerieregimenter bestehen aus drei Schwadronen zu je zwei Troops und werden nach brit. Reglement ausgebildet, sind meistens mit Lanze (zuweilen nur das erste Glied), Karabiner oder Pistole und Säbel bewaffnet und ähnlich wie die brit. Kavallerie uniformiert; die irregulären Reiterregimenter tragen Nationaltracht und werden von eingeborenen Offizieren befehligt. Die ind. Kavallerie remontiert sich aus Beludschistan, Afghanistan und Kaschgar, bezieht jedoch daneben auch Pferde aus den ind. Landgestühen. In Adschmer besteht ein besonderes, mit Kamelen berittenes Ordnonnankorps (Camel Sowars). Die wenigen leichten Feld- und Gebirgsbatterien des ind. Heeres werden aus Europäern und Gebirgsbewohnern ergänzt und von Engländern befehligt. Die ind. Gebirgsbatterien haben sich während der Kämpfe in Afghanistan als sehr tüchtig bewiesen, sind 4 Geschütze stark und mit 12- und 24füßigen Haubitzen oder 6- und 9füßigen Kanonen bewaffnet.

Die drei Armeen des Indischen Reichs sind aus folgenden Bestandteilen zusammengesetzt. Armee von Bengale: Eingeborene Leibgarde zu Pferd, 19 Regimenter Bengal-Kavallerie, 45 Regimenter Bengal-Infanterie, 5 Regimenter Goorka-Infanterie, 10 Kompagnien Pioniere. An besondern Formationen sind vorhanden im Pendschab-Grenzgebiete 5 Regimenter Pendschab-Kavallerie, das Guidenkorps (8 Kompagnien Infanterie, 4 Troops Reiter), 6 Regimenter Pendschab-Infanterie, 4 Regimenter Sikh-Infanterie, 2 reizende Batterien, 2 Gebirgsbatterien, 1 Artillerie-Garnisonkompagnie; in Centralindien 2 Regimenter ind. Kavallerie, das Malwah-Wheel-Bataillon, das Bhopaul-Bataillon; in Madhyaputana 2 Troops irreguläre Deolee-Kavallerie, 8 Kompagnien irreguläre Deolee-Infanterie, 2 Troops irreguläre Crinpoora-Kavallerie, 8 Kompagnien irreguläre Crinpoora-Infanterie, das Meywar-Wheel-Bataillon und das Rhairwarra-Bataillon; in Hyderabad 6 Infanterieregimenter, 4 Kavallerieregimenter und 4 reizende Batterien. Diese besondern Formationen der Bengal-Armee sind den Civilbehörden unterstellt. Armee von Madras: Leibgarde, 4 Regimenter leichte Kavallerie, 41 Regimenter Madras-Infanterie, 12 Kompagnien Pioniere. An besondern Formationen unter dem Befehl der Civilbehörden sind vorhanden die Mysore-Sillidar-Kavallerie (2191 Reiter) und die Nair-Brigade (2 Bataillone Infanterie von Travancore). Armee von Bombay: Leibgarde, 3 Regimenter leichte Kavallerie, 1 Regiment Poona-Kavallerie, 30 Regimenter Bombay-Infanterie, 3 Regimenter Sind-Kavallerie, 1 Alden-Troop (100 Reiter, in Alden stationierend), 2 Gebirgsbatterien, 5 Kompagnien Pioniere. Die Stärke der eingeborenen Regimenter ist nicht überall dieselbe, die Kommandosprache durchweg die englische. Die Armee von Bengalem

ergänzt sich aus den höhern Hindulasten, die von Madras aus den niedern, die von Bombay aus den ärmern, handarbeitenden Klassen. Die Bewohner des Pendschab machen den vierten Teil des Heeres aus und sind gute Soldaten, ebenso die Maharatten, welche 15 Proz. der eingeborenen Truppen stellen. Weniger gut sind die Tamil aus dem Süden (5 Proz.), etwas roh, sonst aber tüchtige Krieger, die Bewohner des Himalaja (15 Proz.), die Hindostaner stellen 40 Proz. des Ertrages und sind, je nach der Klasse, von sehr verschiedenem militärischen Werte. In der Bengal-Armee, welche zu 16 Proz. aus Brahmanen besteht, sind diese in besondere Kompagnien formiert, die übrigen Kasten aber mit Sikhs und Goorkas gemischt. Die Brahmanen-Kompagnien eignen sich nicht für Seetransporte, da ihnen verboten ist, auf dem Wasser zu tochen. In der Madras-Armee sind 88 Proz. Mohammedaner, in der Bombay-Armee bilden die Maharatten den dritten Teil der Mannschaft. Die eingeborenen Offiziere gehen seit dem ind. Aufstand nicht mehr aus den Grundbesitzern, sondern aus den Gemeinen aller Bekenntnisse und Kasten hervor, haben an Ansehen verloren und rücken bei den regulären Truppen nur bis zum Kapitän (bei der Infanterie Subadar, bei der Kavallerie Ressaldar) auf, bei der irregulären Reiterei zum Kommandeur (Ressaldar-Major), beziehen jedoch stets viel weniger Besoldung als die engl. Offiziere derselben Rangstufe, daneben freie Wohnung und Anspruch auf jährlichen Urlaub von sechs Wochen Dauer. Von den in Indien stehenden Truppen des brit. Heeres gehören zwei Drittel zur Armee von Bengalen, der Rest ist gleichmäßig auf die Armee von Madras und Bombay verteilt.

In den Kolonien U.S. sind außerhalb Milizen und Freiwilligentrups für die örtliche Landesverteidigung und den innern Sicherheitsdienst vorhanden. Von der regulären Armee standen 1884 in denselben folgende Truppen: In Gibraltar 4 Bataillone, 7 Batterien und 4 Genielompagnien, zusammen 5198 Mann; auf Malta 4 1/2 Bataillone, 14 Batterien (darunter 6 maltesische) und 2 Genielompagnien, zusammen 5932 Mann mit Einschluß von 369 Mann maltes. Artillerie, auf Cypern 1/2 Bataillon und 1 Genielompagnie, zusammen 600 Mann; auf Bermuda 1 Bataillon, 2 Batterien und 4 Genielompagnien, zusammen 1594 Mann; in Halifax 2 Bataillone, 3 Batterien und 1 Genielompagnie, zusammen 2268 Mann; in Westindien 2 1/2 Bataillone (darunter 1 1/2 westindische) und 2 Batterien, zusammen 2867 Mann mit Einschluß von 1214 Mann westind. Infanterie und 11 Mann des Ingenieurkorps; im Kaplande und Natal 2 1/2 Bataillone, 1 Kavallerieregiment, 2 Batterien und 1 Genielompagnie, zusammen 3843 Mann; auf St. Helena 1 Kompagnie Infanterie (vom Kaplande entsetzt) und 1 Batterie, zusammen 229 Mann; auf Mauritius 3 Kompagnien Infanterie (vom Kaplande entsetzt) und 1 Batterie, zusammen 461 Mann; an der Goldküste 1/2 Bataillon westind. Infanterie, 614 Mann; in Hongkong 1 Bataillon und 1 Batterie, nebst 2 Kompagnien Lasten-Kanoniere, zusammen 1214 Mann mit Einschluß von 176 Lasten und 13 Mann des Ingenieurkorps; auf Ceylon 1 Bataillon, 2 Batterien und 1 Kompagnie Lasten-Kanoniere, zusammen 1296 Mann, darunter 108 Lasten; in Singapore 1 Bataillon und 1 Batterie, zusammen

1028 Mann. Wegen des zwischen Frankreich und China wegen der Longkingfrage drohenden Kriegs sind im Dez. 1883 nach Hongkong, Singapore und Mauritius einige Verstärkungen an Infanterie und Artillerie aus G. nachgeschickt worden.

Die Seemacht G.S. ist viel bedeutender als dessen Landmacht und numerisch jeder andern Seemacht auch jetzt noch beträchtlich überlegen; doch wird ein großer Teil derselben beständig vom Schutze der Handelsinteressen in entfernten Meeren in Anspruch genommen. Die ursprüngliche Bevölkerung des Landes hatte trotz der insularen Lage keine Neigung zur Seeschifffahrt und kämpfte weder gegen die Römer, noch gegen die Angelsachsen auf dem Meere. Auch die Angelsachsen verteidigten sich nur zu Lande gegen die Völkerungszüge der Dänen. Erst Alfred d. Gr. erbaute eine Flotte, welche bei seinem Tode im J. 901 aus 120 Ruder Schiffen bestand und im J. 885 den ersten Seesieg gegen die Dänen errang. Seine Nachfolger pflegten die Entwicklung der Seemacht; unter Athelstan erhielt jeder Kaufmann nach der dritten Seereise den Rang eines Thane, und Ethelred verpflichtete jeden größeren Grundbesitzer zum Bau eines Schiffes. Die normann. Fürsten vernachlässigten anfangs die Flotte, deren man damals nicht mehr zum Schutze gegen die nordischen Völker bedurfte, und erst Heinrich II. eroberte mit 400 Schiffen das nahe gelegene Irland, sowie die franz. Nord- und Westküste. Unter Richard Löwenherz thaten sich die brit. Seeleute bereits im Entern und im Nahkampfe hervor, worin sie auch ferner stets besondere Tüchtigkeit erwiesen haben; sie nahmen häufig größere Schiffe der Saragenen. Unter Johann wurden 300 franz. Schiffe im Hafen von Dam genommen, unter Heinrich III. erfocht eine brit. Flotte durch geschicktes Manövrieren den ersten Sieg auf offener See gegen einen an Zahl überlegenen Gegner. Während der innern Unruhen verfiel die Seemacht und hob sich erst wieder unter Eduard I. Später begann man dreimastige Schiffe zu bauen, führte das Bugspriet ein, bewaffnete die Schiffe mit Kanonen und stellte mehrdeckige Schiffe her (unter Heinrich VIII.), nachdem der französische Deschamps die Stützpunkte erfunden hatte. Heinrich VIII. sorgte zuerst für die seemännische Ausbildung der Schiffsoffiziere, und unter Elisabeth entwickelte sich die Kriegs- und Handelsflotte zu hoher Blüte. Unter Jakob I. wurde der Schiffbau durch den Mathematiker Phineas Pett sehr verbessert, die Fortbewegung durch Ruder kam gänzlich ab, die Handelsschiffe der Ostindischen Kompagnie wurden wie Kriegsschiffe ausgerüstet und konnten in Kriegszelten die königl. Flotte verstärken. Unter Karl I. fand, vor La Rochelle, die erste Meuterei auf brit. Kriegsschiffen statt, auch erbaute Pett den ersten Dreibecker von 112 Kanonen im J. 1637; eine für die Vernehrung der Flotte besonders ausgesetzene Steuer (Ship money) erregte großes Mißvergnügen im Lande. Unter Cromwell erwarb sich die brit. Marine unergänglichen Ruhm. Im J. 1665 war die engl. Flotte unter dem Herzog von York 114 Schiffe und 20 Brander stark. Unter Wilhelm III. erhob sich G.S. Seemacht zur Beherrscherin der Meere. Von dieser Zeit bis zum Sturze Napoleons I. fanden mit nur kurzen Unterbrechungen Kämpfe gegen die franz. Flotte statt, welche die Seeherrschaft G.S. und zugleich die Vorliebe des brit. Volks für den Marinedienst begründeten.

Im J. 1793 befaß G. beim Ausbruch des Kriegs gegen die franz. Republik 113 Linienfahrer und 107 Fregatten und warf durch Nelsons Siege seinen Gegner bis 1805 völlig nieder. In der nun folgenden Friedenszeit war die Flotte G.s im Dienste der Wissenschaft, namentlich zur Erforschung der Polarländer (Barry, Ross, Franklin, s. d.), sowie zur Unterdrückung des Sklavenhandels thätig, vermochte jedoch während des Orientkriegs weder im Schwarzen Meere, noch in der Ostsee größere Erfolge zu erreichen. Man erkannte, daß Holzschiffe gegen die in Landbefestigungen stehende Artillerie zu wenig Widerstandskraft besaßen, und begann, die Schiffseiten zu panzern. Der amerik. Bürgerkrieg erwies die große Überlegenheit der Panzerschiffe über ungepanzerte, und G. begann nunmehr mit großem Eifer den Bau einer starken Panzerflotte, nachdem Frankreich bereits einige Jahre vorher diese Neuerung eingeführt hatte.

Seitdem sind die Panzer wegen der inzwischen erfolgten Einstellung schwerer, panzerbrechender Geschütze in die Schiffartillerie beständig verstärkt worden, und in neuester Zeit wurden dieselben so stark, daß nur noch die wesentlichsten Schiffsteile: Maschine, Gürtel in der Wasserlinie, Geschütze (in Türmen oder Kasematten) mit Panzerschutz versehen werden können, da andernfalls das Schiff die Last des Panzers nicht würde tragen können, auch hat man angefangen, Panzerbocks gegen Wurfschiffe herzustellen. Seit dem amerik. Bürgerkrieg, namentlich auf Grund der im Russisch-Türkischen Kriege von 1877 und 1878 gemachten Erfahrungen, sind die Kriegsschiffe mit Vorrichtungen zum Lancieren von Fischtorpedos und Torpedobooten, sowie mit Revolvergeschützen zur Abwehr von Torpedobooten und Sicherheitsvorrichtungen gegen Torpedos (Neze, doppelte, nach dem Zellen-system erbaute Schiffsböden u. s. w.) ausgerüstet worden, auch sind größere, zu selbständiger Verwendung auf hoher See geeignete, mit außerordentlich starken Maschinen versehene Torpedoschiffe erbaut worden. Die Armierung der modernen Schlachtschiffe besteht für den eigentlichen Schiffskampf aus sehr schweren (bis 80 t Rohrgewicht) gezogenen Geschützen, deren Feuer durch besondere Vorrichtungen (Konzentrationsvorrichtung) auf einen Punkt gerichtet und mittels elektrischer Zündung gleichzeitig abgegeben werden kann. Neben diesen in Kasematten oder Türmen stehenden Geschützen stehen schwere Geschütze hinter Brustwehren oder Schilden im Bug und Heck, welche nahe der Kielrichtung bei der Jagd oder achterwärts feuern können. Der unter der Wasserlinie vorragende, starke und besonders fest verbundene Sporn dient zum Rammen und bildet die furchtbarste, gegen in Fahrt begriffene Schiffe und wegen der Torpedos allerdings schwierig anzuwendende Angriffswaffe der modernen Panzerschiffe, deren Beweglichkeit durch starke Maschinen und Zwillingsschrauben eine sehr bedeutende geworden ist. Neben den Schlachtschiffen und Torpedoschiffen besitzt die Flotte Kreuzer, welche durch ihre starke Artillerie und große Maschinenkraft zum Blodieren fremder Küsten, zur Schädigung des Handels feindlicher Mächte und zum Schutze der eigenen Handelsflotte besonders geeignet sind. Kleinere Schiffe dieser Art, mit schwächerer Artillerie, aber sehr starken Maschinen, sind die Aviso und Despatcheschiffe, welche zur Beobachtung feindlicher Flotten, zum Nachrichten- und Si-

cherheitsdienste dienen. Die beständige Entwicklung der Schiffsbaukunst führte dazu, daß die Flotte G.s gegenwärtig in allen Schiffsklassen eine große Zahl der verschiedensten Typen besitzt. Die jetzige Panzerflotte G.s hat nur während des Feldzugs in Ägypten einmal Gelegenheit zu kriegerischer Thätigkeit gehabt. Dieselbe bombardierte 11. Juli 1882 die Forts und Batterien von Alexandria und brachte die Artillerie der Werke, welche zu schwach war, um den Schiffen viel anhaben zu können, und nicht durch Torpedofahrzeuge unterstützt wurde, mit leichter Mühe zum Schweigen, worauf die Stadt besetzt wurde. Weiterhin wurden im Suezkanal Schiffe zur Dedung der von den brit. Truppen besetzten Stationen verwendet, auch nahm eine Abteilung Marinetruppen und Matrosen an dem Zuge nach Tel-el-Kebir teil.

Die Verwaltung der Seemacht geht von der Admiralität aus, an deren Spitze der Erste Lord der Admiralität steht, welcher Mitglied des Kabinetts ist und einige Lord-Kommissare als Gehilfen zugewiesen erhält. Erst nach fünfjähriger Fahrzeit als Midshipman und Ablegung einer technischen Prüfung darf die Ernennung zum Seeoffizier erfolgen; die Patente sind nicht käuflich, ein Teil der Seeoffiziere befindet sich auf Halbsold (meist auf drei Jahre) und ist vielfach während dieser Zeit im Dienste der Handelsflotte, namentlich auf Postdampfern, thätig. Die Mannschaft wird angeworben, unter Umständen gewaltsam durch bewaffnete Abteilungen, welche der für die Bemannung seines Schiffs verantwortliche Kapitän in Hafenstädte entsendet, gepreßt. Die Anwerbung geschieht meistens auf drei Jahre. Außer den Matrosen gehören noch die Seefolaten (Mariners) und die Marineartillerie zur Schiffsbefahrung, von denen die Mariners nicht nur für den Infanteriedienst bei Landungen und den Wachtienst an Bord bestimmt sind, sondern eine lediglich dem Kapitän unterstellte, besser als die gemorbenen Matrosen disciplinierte und deshalb im Falle einer Meuterei zuverlässigere Truppe bilden. Seit 1860 besteht eine Seereserve, welche im Falle eines Kriegs zur Befahrung der aus der Reserve in Dienst gestellten Schiffe dient und im Frieden jährlich 28 Tage zur Übung einberufen wird. Außerdem bestehen für die Seemacht 3 besondere Korps: die Küstenwache, die Werftdivisionen und die Marinepensionäre. Die Küstenwache wird aus ehemaligen Soldaten und Matrosen ergänzt, ist im Frieden auf Wachtschiffen untergebracht und wird im Dienste der Zollverwaltung verwendet, im Kriege zur Küstenverteidigung; sie ist in Divisionen formiert. Die Werftdivisionen sind aus freiwilligen Lokalbataillonen, welche sich aus Handwerkern und Arbeitern der Marinewerftstätten ergänzen (Dockyard-Bataillons), zusammengesetzt, werden zeitweilig zu Übungen zusammengestellt, sind ungefähr 20000 Mann stark und sollen im Kriege zur Verteidigung der Arsenalen und Werften der Kriegshäfen Verwendung finden. Die Marinepensionäre bestehen aus Mannschaften, welche 10 Jahre auf der Flotte gedient haben und sich auf weitere 10 Jahre dazu verpflichten, im Falle eines Kriegs an Bord von Kriegsschiffen zu dienen. Nach den »Navy-Estimates« betrug 1884 das aktive Personal der brit. Flotte 4387 Seeoffiziere im Dienst, 508 Seeoffiziere auf Halbsold, 16849 Unteroffiziere, 18810 Matrosen und Heizer, 4804 Schiffsjungen (von 15 bis 18

Jahren), 9868 Mann Marineinfanterie (darunter 285 Offiziere; je 1 Division von 16 Kompagnien steht in Chatham, Portsmouth und Plymouth), 2532 Mann Marineartillerie (darunter 90 Offiziere; 1 Division von 16 Kompagnien in Portsmouth), 400 Offiziere und 18000 Matrosen Marinereferve, 1600 Mann freiwillige Küstenartillerie, 1750 Marinepensionäre, 21167 Mann der Schiffbauwerften (davon 1845 im Auslande), 917 Mann der Ausrüstungswerften (davon 163 im Auslande), 631 Ärzte und sonstiges Personal in Hospitälern (davon 174 im Auslande). Die Küstenwache ist 7000 Mann stark. Von der Flotte waren im Sept. 1883 240 Schiffe in Dienst gestellt, nämlich 22 schwere Panzerschiffe von mehr als 6000 t, 6 Panzerschiffe von 2000 bis 6000 t und 1 Panzerschiff von weniger als 2000 t, ferner 136 Dampfer und 75 Segelschiffe. Davon befanden sich in heimischen Gewässern 18 Panzerschiffe, 47 Dampfer und 63 Segelschiffe; von diesen 128 Schiffen bildeten 6 schwere Panzerschiffe das Kanalgeschwader, 28 Segelschiffe das Küstengeschwader, 39 Schiffe (8 Panzer, 12 Dampfer, 24 Segelschiffe) waren Schulschiffe, 9 Panzer und 6 Dampfer standen in erster Reserve, 4 Dampfer waren königl. Yachten, 27 Schiffe waren im Hafendienst, 1 Dampfer im hydrographischen Dienste verwendet, 7 Dampfer und 1 Segelschiff blieben für besondere Aufträge verfügbar. In fremden Meeren befanden sich 112 brit. Schiffe, darunter 11 Panzer und 89 Dampfer. Hiervon waren 20 (6 Panzer) im Mittelmeere, 17 (2 Panzer) an der Ostküste Amerikas, 8 (1 Panzer) an der Westküste Amerikas, 8 in Südafrika, 18 im Indischen Meere, 20 (1 Panzer) in China, 6 (1 Panzer) in Australien, 5 im hydrographischen Dienste, 15 waren im Transporthdienste verwendet.

Im J. 1884 hatte die brit. Flotte folgenden Schiffsbestand. Schlachtschiffe: 21 Turmschiffe (davon 8 mit je 4 Thürmen, 1 mit einem Thurm, 17 mit je 2 Thürmen), 18 Rajemattschiffe, 3 gepanzerte Kreuzer und 12 Panzerfregatten älterer (1861–68) Bauart. Küstenverteidiger: 7 Turmschiffe (davon eins mit 4, die übrigen mit 2 Thürmen), 2 mit einem Thurm versehene Rammschiffe, 3 Panzerboote (davon Waterwitch mit hydraulischer Maschine) und 2 Panzerbatterien, ferner 3 nur mit Deckpanzer versehene, auch für die hohe See geeignete Rammschiffe mit besonders starker Torpedoausrüstung (Polyphemus, Mersey, Severn), welche keine andere Artillerie als einige Revolvergeschütze führen. Außer diesen 66 Panzerschiffen besitzen die brit. Kolonien noch 3 für die Küstenverteidigung bestimmte Turmschiffe (Abyssinia, Cerebus, Magdala). An Torpedoschiffen sind außerdem drei vorerwähnten Torpedorammschiffen vorhanden 1 Torpedolehrschiff (Vesuvius), dessen Schornsteine längs Deck und Bordwand geführt sind, so daß der Rauch achterwärts ausströmt, 1 Torpedobehälterschiff (Hella) zur Ergänzung der Torpedoausrüstung bei der Flotte auf hoher See, 30 mit Sporn versehene Torpedoboote erster Klasse und 70 Torpedoboote zweiter Klasse. Das Torpedoschiff Hella besitzt vollständig eingerichtete Werkstätten, 4 Masten und 8 völlig ausgerüstete Torpedoboote. Die Kreuzer bestehen aus 3 großen Fregatten (Inconstant, Raleigh, Shah, 1868, beziehungsweise 1873 erbaut), 3 gedeckten Korvetten, 34 Glatdeckskorvetten, 2 Rapidavisos (1877 und 1878 erbaute Stahlschiffe Iris und Mercur, welche

17, beziehungsweise 18 Meilen Fahrt machen), 4 sehr schnellen Kreuzern zweiter Klasse (16 Meilen Fahrt), 27 als Barkschiffe getakelten Glatdeckskorvetten von 11 Meilen Fahrt, 48 Kanonenbooten erster Klasse und 75 Kanonenbooten zweiter Klasse. Von diesen 196 Kreuzern sind jedoch nur 14 wirklich schnelle Schiffe von 15 oder mehr Meilen Fahrt, nämlich die 3 Fregatten, die 3 gedeckten Korvetten (Bacchante, Boadicea und Curgalus), 2 Glatdeckskorvetten (Active und Bolage), die 2 Rapidavisos, die 4 Kreuzer zweiter Klasse (Amphion, Arethusa, Leander und Phaeton); doch sind 280 Handelsdampfer von der Admiralität für tauglich erklärt worden, im Kriege als Kreuzer zu dienen, und für diese Schiffe, welche mit alten 64pfündigen Vorderladern armiert werden sollen, sind in Bombay, Kapstadt, Hongkong und Sdney Ausrüstungs- und Munitionsdepôts 1883 errichtet worden. An Yachten und Avisos von 15 Meilen oder mehr Fahrt sind 3, von geringerer Fahrt 19 vorhanden, ferner 1 Vermessungsschiff, 9 Truppentransportschiffe, 1 Materialtransportschiff, 1 Geleitschiff für Transportschiffe, sowie eine Anzahl nationale Schulschiffe, Segelschiffe, Hafen- und Werftendampfer. Die nicht mehr kriegsbrauchbaren Schiffe sind in dieser Zusammenstellung außer Ansaß geblieben.

Finanzen. Allen diesen großartigen Verhältnissen sind auch die Proportionen der brit. Finanzen angemessen. Das Budget vom 31. März 1882 bis dahin 1883 wies folgende Hauptdaten auf: die Gesamtsumme der wirklichen Einnahmen belief sich auf 89552321 Pfd. St. (gegen 56935023 im J. 1843), bestehend aus folgenden Posten: Zölle 19682671, Accise 26982916, Stempelgebühren 11868160, Einkommensteuer 12166477, Grundsteuer 2843154, Post 7306837, Telegraphendienst 1724458, Domänen 491102, Zinsen 1218845, Verschiedenes 5267611 Pfd. St. Die Gesamtsumme der wirklichen Ausgaben dagegen betrug 88906278 Pfd. St. und bestand aus folgenden Posten: Zinsen der Staatsschuld 29679097, Civilliste, Pensionsen, Ehrenpensionen, Gerichtshöfe u. s. w. 1541999, Civildienst 17336001, Heer und Flotte 31420755, Erhebungslosten 8928426 Pfd. St. Die brit. Staatsschuld zeigt eine riesenhafte und in ihrer Art einzige Höhe. Sie entstand und vermehrte sich im wesentlichen immer nur aus einem Grunde, dem Kriege. Zur Zeit der letzten engl. Revolution (1689) belief sie sich auf 664263 Pfd. St. Kapital mit einer jährlichen Zinssumme von 39855 Pfd. St. Unter Wilhelm III. wurde sie um 15729439 Pfd. St. vermehrt. Die Königin Anna fand sie in der Höhe von 16394702 Pfd. St. vor und vermehrte sie während ihrer Regierung (der Spanische Erbfolgekrieg kostete England 69 Mill.) abermals um 37750661 Pfd. St.; die Zinslast belief sich bereits auf 3300000 Pfd. St. Unter Georg I. erfolgte die Abtragung von 2053128 Pfd. St., so daß Georg II. eine Schuld von 52092235 Pfd. St. vorfand. Bis zum Pariser Frieden 1763 war die Schuld prozentlos infolge der Unterstützung Friedrichs II. im Siebenjährigen Kriege bis auf 146682844 Pfd. St. angewachsen. Dieselbe verringerte sich während der folgenden Friedenszeit um 10789793 Pfd. St. und betrug beim Ausbruch des nordamerik. Unabhängigkeitskriegs 135943051 Pfd. St. Dieser Krieg veranlaßte neue Anleihen im Betrage von 102541819 Pfd. St., und beim Friedensschluß (1783) hatte die Staatsschuld eine

Höhe von 238484870 Pfd. St. erreicht. Bis 1793 erfolgte eine Verminderung von 4751261 Pfd. St. Während der Kriege mit Frankreich zur Zeit der Revolution und Napoleons I. folgte Anleihe auf Anleihe unter den drückendsten Bedingungen, und die gesamte Schuldvermehrung betrug in dieser Periode, nach Abzug der amortisirten Summe, nicht weniger als 601500343 Pfd. St. Diese enorme Höhe der Schuld wurde zum Teil durch die an die Kontinentalmächte gezahlten Subsidien gelber veranlaßt. Die schwebende Schuld belief sich 1815 auf 58 Mill., und für den 5. Jan. 1817 wurde die ganze fundierte Schuld zu 840850491 Pfd. St. berechnet, zu deren Verzinsung 32014941 Pfd. St. erforderlich waren. G. ist jedoch die einzige europ. Großmacht, welche ihre Staatsschuld in der langen Friedensperiode nach 1815, wenn auch nur in mäßigen Verhältnissen, fast beständig zu verringern wußte. Es gab lange Zeit nur zwei Ausnahmefälle, und zwar beide höchst ehrenhafte. Im J. 1835 wurden 20 Mill. aufgenommen, um die Negersklaven in den Kolonien von ihren Eigentümern loszukaufen, und 1847 wieder 10 Mill. zur Linderung der Hungersnot in Irland. Der Orientkrieg 1854—56 nötigte zu neuen Anleihen, und obgleich man, im Gegensatz zu Frankreich, den Bedarf soviel möglich durch die Erhöhung der Auflagen zu decken suchte, stieg die Schuldvermehrung doch auf 41 Mill., nämlich 26 Mill. konsolidierte Schuld, 7 Mill. Schatzobligationen und 8 Mill. Schatzscheine, wozu eine bedeutende Menge Leihrenten kommen. Während aber die Kriege 1792—1815 die Staatsschuld um mehr als 600 Mill. Kapital mit einer jährlichen Zinslast von 20, teilweise 30 Mill. vergrößerten, sollen die 41 Mill. Schulden vom Krimkrieg nach 16 Jahren vollständig getilgt sein. Von 1862 bis 1870 wiesen die Einnahmen jedes Jahres einen bedeutenden Überschuss über die Ausgaben nach, der teils zur Ermäßigung von Steuern, teils zur Tilgung der Staatsschuld verwandt werden konnte. Letztere, die sich 1866 auf 775768295 Pfd. St. belief, wurde bis 1870 auf 747551048 Pfd. St. reduziert. Als ein charakteristisches Zeichen des wachsenden Volkswohlstandes verdient Erwähnung, daß die Einkommensteuer, die um 1860 für jeden Penny etwa 1 Mill. Pfd. St. betrug, gegenwärtig ein Ergebnis von 1600000 Pfd. St. per Penny liefert. Eine strengere Ökonomie in den Staatsausgaben, vermittelt einer besser geregelten Verwaltung, hat besonders das Ministerium Gladstone mit Erfolg angestrebt. Am 31. März 1883 betrug die fundierte Schuld 712698994, die Annuitäten 29492125, die nicht fundierte Schuld 14186400 Pfd. St. (einschließlich der Suganalanaktien), zusammen 756376519 Pfd. St.

Orden, Wappen, Flagge. In G. bestehen 10 Ritterorden: 1) der von Edward III. 1348 gestiftete blaue Hosenbandorden (s. b.); 2) der Distelorden (s. d.); 3) der irland. Orden des heil. Patrick, 1783 von Georg III. gestiftet; 4) der Orden des Sterns von Indien, 1861 von der Königin Victoria begründet für Personen, die sich um Indien verdient gemacht; 5) der Bath-Orden (s. b.); 6) der 1818 gestiftete Malteser-Ritter-Orden von Sankt Michael und Sankt Georg, der für Verdienste im Mittelmeer verliehen wird; 7) der 1842 gestiftete Militärorden für Eingeborene des großbrit. Ostindien; 8) der Orden des Sterns von Indien, beide 1878

von der Königin Victoria gestiftet, 10) Orden des königl. roten Kreuzes, ein 1883 von Victoria gestifteter Damenorden. Außerdem wird noch das 1856 gestiftete Victoria-Kreuz zur Belohnung persönlicher Tapferkeit vor dem Feinde verliehen. Das Wappen besteht aus einem Haupt- und Herzschilde. Jedes hat vier Felder. Im ersten und vierten stehen in roter Umgebung die drei goldenen Leoparden von England; im zweiten, das auf goldenem Grunde eine doppelte Einfassung mit untergelegten Lilien hat, der aufgerichtete rote Löwe von Schottland; im dritten die goldene Davidsharfe mit silbernen Saiten in blauem Felde wegen Irland. Der von einer Krone gekrönte Herzschilde zeigt rechts die beiden goldenen Löwen des Herzogtums Braunschweig in Rot, links in einem goldenen Felde mit roten Herzen bestreut den blauen Löwen von Lüneburg und das springende sächs. weiße Ross in blauer Umgebung. Den Hauptfeldern befeht die königl. Krone von England mit dem darüberstehenden goldenen gekrönten Löwen. Das große blaue Band des Hosenbandordens mit der Devise: «Honi soit qui mal y pense» umgibt den Schild, und unter ihm liegen die beiden Zweige, welche die engl. Rose, die schott. Distel und den irischen Klee in sich vereinigen und mit der Devise der Krone «Dieu et mon droit» umschlungen sind. Schildhalter sind ein gekrönter Löwe und ein Einhorn. Die Unionsflagge des Vereinigten Königreichs (Union Jack) ist aus den Kreuzen des Sankt Georg, Sankt Andreas, Sankt Patrick, als den engl., schott. und irischen Ritterorden, zusammengelegt und zeigt die drei Farben rot, blau, weiß.

Litteratur. Vgl. über die geogr. und statist. Verhältnisse G. 3 außer den Reisebüchern (s. b.) und dem jährlich erscheinenden Staatshandbuche («The Royal Calendar for England, Scotland, Ireland and the colonies»); Mac Culloch, «A statistical account of the British empire» (Lond. 1837; 4. Aufl. 1854); Moreau de Jonnés, «Statistique de la Grande-Bretagne et de l'Irlande» (2 Bde., Par. 1837 fg.); Porter, «The progress of the nation» (3 Bde., Lond. 1836—38; 3. Ausg. 1851); «Journal of the Statistical society of London» (Lond. 1838—66); Jauchet, «England in seinen sozialen und kommerziellen Institutionen» (aus dem Französischen von Seibt, 2 Bde., Epz. 1846); Höffen, «Englands Zustände, Politik und Machtentwicklung» (2 Bde., Epz. 1846); Meibinger, «Das brit. Reich in Europa» (Epz. 1851); MacCarthy, «The physical and historical geography of the British empire» (2. Ausg., Lond. 1859); Rawson, «The geography of the British empire» (Lond. 1862); Ramsay, «The physical geology and geography of Great Britain» (2. Aufl., Lond. 1864); Hughes, «The geography of British history: a geographical description of the British Islands of successive periods» (Lond. 1863); derselbe, «Historical geography of the United Kingdom» (Lond. 1872); «The Statesman's Yearbook» (seit 1864 jährlich); «The British Almanack» und «Companion to the Almanack or Yearbook of general information» (seit 1827 jährlich); «J. Whitaker's Almanack» (jährlich); Ravenstein, «London, England, Schottland und Irland» (in Meyers «Reisebücher», 3. Aufl., Epz. 1876); Mac Culloch, «A dictionary of commerce and commercial navigation» (2. Aufl., Lond. 1856); derselbe, «Dictionary of the countries, places and principal natural objects in the world»

(2. Aufl. von F. Martin, 2 Bde., Lond. 1866); Levi, «History of British commerce» (Lond. 1871); «The British Trade Journals» (monatlich, seit 1863); Scott, «The British army» (2 Bde., Lond. 1868); Hunt, «Mineral statistics of the United Kingdom» (Lond. 1882, jährlich); «Journal of the Statistical Society» (39 Bde., bis 1876); G. P. Devan, «The statistical atlas of England, Scotland and Ireland» (15 Hefte, Lond. 1880—83).

Großbritannien (geschichtlich). G. (Great-Britain) ist der polit. Name für die unter der Regierung Jakobs I. vereinigten Reiche von England (s. d.) und Schottland (s. d.). England, von kelt. Briten bewohnt, war unter dem Namen Britannia (s. d.) gegen 400 Jahre eine Provinz des Römischen Reichs. Doch seit dem Anfang des 4. Jahrh. n. Chr. konnten die röm. Kaiser ihre Herrschaft über das entlegene Land nur noch mit Mühe gegen die ebenfalls kelt. Picten und Scoten in Irland und Schottland behaupten. Allmählich zogen sich die Römer gänzlich zurück und überließen die Bevölkerung ihrem Schicksal. Das Land war nun Jahrzehnte der Schauplatz piratischer und keltischer Verwüstung. In diesen Wirren soll Vortigern, ein angesehener Fürst im Süden, gegen die wilden Stämme des Nordens Krieger von den Küsten Norddeutschlands zu Hilfe gerufen haben. Der Sage nach erschienen 449 auf drei Schiffen die Söhne des sächs. Heerführers Witigil, mit den verdächtigen Namen Hengist und Horsa, denen zahlreiche Haufen von Sachsen, Angeln, Jüten folgten. Die Ausländer setzten sich, nachdem sie die Picten und Scoten zurückgetrieben, im Lande fest und überwältigten auch die Briten. Ein Teil der Letztern floh in die unzugänglichen Gegenden des heutigen Wales (s. d.), ein anderer setzte nach Armorica in Frankreich über, das davon den Namen Bretagne (s. d.) erhielt; die wenigsten blieben unter dem Joch der Sieger. So wurde Britannien, in welchem übrigens schon vor Cäsars Zeiten deutsche Kolonien, namentlich von Belgien aus, sich angesiedelt haben mögen, nach Götte, Sprache, Verfassung und Bevölkerung germanisch, und das sich bildende Volk erhielt von den letzten Ankömmlingen den Namen der Angeln. (S. Angelsachsen.)

Von der Begründung der angelsächsischen Königreiche bis zur Thronbesteigung des Hauses Anjou, 450—1154. Unter den german. Heerführern bildeten sich sieben kleine Königreiche: Kent, Sussex, Wessex, Essex, Northumbrien, Ostangeln und Mercien, die im ersten Viertel des 9. Jahrh. von Egbert, einem Könige von Wessex, zu einer erblichen Monarchie vereinigt wurden. Schon unter seinen nächsten Nachfolgern erlitt das Reich häufig zerstörende Einfälle von den Normannen aus Dänemark und Norwegen, die sich sogar in Northumberland festsetzten. Ein Enkel Egberts, Alfred der Große, 871—901, bezwang endlich unter heftigen Kämpfen die Eindringlinge, richtete alt-sächs. Verfassung und Recht wieder auf und erhob das Reich in blühenden Zustand. Das Land genoss jetzt Ruhe, bis unter König Ethelred II., 979—1016, die Dänen ihre Einfälle schrecklicher als je wiederholten. Das Reich war unter schwachen Fürsten in die traurigste Lage geraten. Die Grafen in den Provinzen hatten ihre Statthalterschaften erblich gemacht und regierten unumschränkt. Der König mußte jährlich den Abzug der Dänen durch große Summen, das sog. Danegeld, das als Grundsteuer

erhoben wurde, erkaufen, und dennoch blieben ganze Schwärme der Fremdlinge zurück und setzten sich in den Provinzen fest. Ethelred machte den Versuch, sich dieser Gäste 1002 durch ein allgemeines Blutbad zu entledigen. Diese That aber bewog den dän. König Sven zu neuen Einfällen, die 1013 mit der völligen Eroberung Englands endeten. Ethelred floh zu seinem Schwager, dem Herzoge von der Normandie, lebte aber 1014, nachdem Sven gestorben, auf den Thron zurück. Nach seinem Tode, 1016, behauptete Sdens Sohn, Knut der Große, die engl. Krone gegen den sächs. Regentstamm und heiratete zur Befestigung seiner Macht Emma, Ethelreds Witwe. Als dessen Sohn, Harald, 1039, und Harthaknut, 1041, kinderlos gestorben, riefen die engl. Großen einen Sohn Ethelreds und Emmas, Eduard den Bekenner, auf den Thron. Dieser schwache Fürst hatte während der langen Verbannung am Hofe seines Oheims in der Normandie gelebt und begünstigte darum seine normann. Freunde in dem Maße, daß die engl. Großen sich häufig empörten. Bei seinem Tode, 5. Jan. 1066, wußte sich der mächtige Graf Harald, Statthalter von Wessex, der Krone zu bemächtigen. Angeblich hatte jedoch König Eduard dem Herzog Wilhelm von der Normandie, seinem Freunde und Verwandten, die Nachfolge in England zugesichert. Derselbe erschien 29. Sept. 1066 mit 60 000 Normannen an der Küste von Sussex, schlug und tötete Harald 14. Okt. in der Schlacht bei Hastings und ließ sich von den Großen des Landes als König von England anerkennen.

Mit der Thronbesteigung des Hauses Normandie ging England der größten Umwandlung entgegen. Zwar bestätigte Wilhelm das unter Eduard gesammelte gemeine Recht der Angelsachsen, führte aber zur Befestigung seiner polit. Macht das Lehnswesen ein. Der freie Grundbesitz wurde dadurch aufgehoben und alles Eigentum an die Krone gekettet; 700 große Ritterlehne, Baronien, wurden errichtet und bloß an Normannen verteilt; auch die geistlichen Besitzungen mußten in das Feudalsystem treten. Von den mehr als 60 000 Unterlehn kamen nur wenige in die Hände der engl. Thane. Dem sächs. Wesen begegnete man überdies mit Verachtung und führte die Sitten und Sprache Frankreichs bei Hofe und selbst in den öffentlichen Verhandlungen ein. Um der königl. Jagdlust zu genügen, wurde der blühendste, 30 000 Acres umfassende Strich des Landes in Wald verwandelt und ein hartes Jagd- und Forstgesetz eingeführt. Nicht nur die Engländer, sondern selbst die Normannen erhoben gegen diese und andere Verdrängungen mehrfache Aufstände, die mit Grausamkeit und der Verwüstung von Städten und Gegenden bestraft wurden. Die Verbindung Englands mit der Normandie konnte kaum als ein Zuwachs polit. Macht gelten, da sich Jahrhunderte hindurch Kämpfe in der königl. Familie und mit Frankreich daran knüpften. Während des Eroberers ältester Sohn, Robert, die Normandie behauptete, eignete sich der zweite, als Wilhelm II., 1087—1100, die engl. Krone zu. Die Eroberungskunst dieses Königs stürzte England in blühende Kriege; auch verwickelte der Investiturstreit mit dem Papste und dem Bischof Anselm das Reich in mancherlei Zerwürfnisse. Nach dem Tode Wilhelms II. bestieg dessen jüngerer Bruder, Heinrich I., 1100—35 den Thron. Unter ihm kam nach mehrjährigem Familienkriege

die Normandie 1106 wieder an die engl. Krone zurück und wurde auch glücklich gegen Ludwig VI. von Frankreich behauptet. Dem Papste Paschalis II. wurde nach langem Widerstreben das Investiturrecht in der engl. Kirche zugestanden, ohne daß jedoch der königl. Macht viel vergeben wurde. Die Nachfolge hatte Heinrich seiner Tochter Mathilde, Witwe Kaiser Heinrichs V., zugebacht, die in zweiter Ehe mit Gottfried Plantagenet, Grafen von Anjou, vermählt war. Inzwischen schwang sich Stephan, 1135–54, der jüngste Sohn einer Schwester Heinrichs und des Grafen von Blois, auf den Thron, wodurch England in blutige Bürgerkriege verwickelt wurde, zu denen sich die Einfälle der Schotten, ein Aufstand der Waliser und heftige Zwietracht zwischen König und Klerus gesellten. Im J. 1153 erschien endlich Mathildens und des Grafen von Anjou Sohn, Heinrich, in England und machte die Rechte seiner Mutter so nachdrücklich geltend, daß ihn Stephan zum Nachfolger erklären mußte.

Unter dem Hause Anjou, 1154–1485, Heinrich II., 1154–89, der erste König aus dem Hause Plantagenet (s. d.) oder Anjou, fand das Reich den Baronen preisgegeben. Durch seine große Hausmacht, die den dritten Teil von Frankreich umfaßte, vermochte er indes das königl. Ansehen herzustellen. Er stellte den Großen frei, die Lehn Dienste durch eine Geldleistung (Scutagium) abzulaufen. Hiermit erhielt die Krone die Mittel und das Recht, ein unabhängiges Heer zu werben, wozu man damals gewöhnlich niederländ. Abenteuerer, die sog. Brabanzonen, herbeizog. Die Rechtspflege unterlag während dieser glänzenden Regierung einer gänzlichen Umgestaltung. Das Reich wurde in sechs Gerichtsbezirke geteilt und der königl. Gerichtshof zur höchsten Instanz in allen Fällen erhoben; auch führte Heinrich II. die Assisen ein und unterdrückte die Gottesurteile. Die Städte und das Korporationswesen nahmen durch die Erteilung wichtiger Privilegien mächtigen Aufschwung. Im J. 1164 suchte Heinrich II. die geistliche Macht oermittelt der Konstitution von Clarendon zu beschränken. Die innern Zerrüttungen Irlands benutzte er, um dieses Land 1171 zu unterwerfen und ihm engl. Institutionen zu geben. Seitdem nannten sich die engl. Könige Herren von Irland. Die Mangelhaftigkeit staatsrechtlicher Bestimmungen über die Thronfolge und Familienspaltungen störten zwar die Ruhe des Reichs und entzündeten mehrmals den Bürgerkrieg, wozu Ludwig VII. von Frankreich und König Wilhelm von Schottland nicht wenig beitrugen; doch wurde letzterer 1173 überwunden und gefangen und erhielt seine Krone nur als engl. Lehn zurück. Schon unter Heinrichs Sohn, Richard I., genannt Löwenherz, 1189–99, begann indes das Reich wieder zu sinken. Richard verschaffte sich die Mittel zu seinem Kreuzzuge durch die grausamsten Erpressungen. Mit dem Regierungsantritt Johanns ohne Land, 1199–1216, der schon während der Abwesenheit Richards, seines Bruders, einen Versuch zur Thronusurpation gemacht hatte, ging an Frankreich die Normandie, Anjou, Maine u. s. w. verloren. Schottland mußte jedoch die engl. Oberhoheit wieder anerkennen. Infolge der Streitigkeiten, in welche Johann mit dem Papste Innocenz III. geriet, belegte dieser das Land mit dem Interdict und verschenkte die engl. Krone an den König von Frankreich. Um sich nicht ans Volk zu wenden, unterwarf Johann sich dem Papste

und erhielt England und Irland gegen einen jährlichen Zins von 1000 Mark als päpstl. Lehn zurück. Durch diese schmachliche Politik empört, erzwangen die Großen 19. Juni 1215 vom König die Magna Charta (s. d.), einen Freibrief, der als die Grundlage des öffentlichen Rechts und der Nationalfreiheit in England angesehen wird. Johann ließ sich jedoch einen Monat später vom Papste des Freibriefs entbinden und führte dadurch einen innern Krieg herbei, in welchem die Volkspartei dem Kronprinzen Ludwig von Frankreich, Sohn Philipps II., die Krone anbot. Ludwig erschien mit einem Heere, eroberte den größten Teil von England, verlor aber nach dem Tode Johanns allen Anhang. Die Großen schrakten jetzt vor einer Verbindung mit Frankreich zurück und unterstützten den Grafen Pembroke, der den Titel eines Protektors annahm und den neunjährigen Sohn Johanns, Heinrich III., 1216–72, auf den Thron erhob, dessen Jugend die Barone zu wüsten Gewaltthaten benutzten. Nach mehreren kostspieligen Versuchen, die Provinzen in Frankreich wieder zu gewinnen, wurde Heinrich III. 1242 in der Schlacht bei Taillebourg von Ludwig IX. geschlagen und mußte auf die Landschaften diesseit der Garonne verzichten. Diese Unfälle, die Verletzungen der Charte, die Verschwendung des Hofes, die Schapungen des Papstes Gregor IX. riefen unter Aufstiftung des Grafen Montfort von Leicester einen Aufstand hervor, infolge dessen 1258 der König die orforder Provisionen, eine Erweiterung der Charte, beschwören mußte. Zugleich wurde eine Kommission von 24 Baronen eingesetzt, die den Staat reformieren sollte, jedoch die Regierung an sich riß. Der Papst aber entband den König des Eides, was neue Unruhen hervorrief. Während Mewellon, Fürst von Wales, mit 30000 Mann in England einbrang, sammelte auch Leicester wieder ein Heer und nahm 1264 den König mit dem Kronprinzen Eduard in der Schlacht bei Lewes gefangen. Der Prinz entkam indes, zog seine Anhänger zusammen und machte 1265 durch den Sieg bei Evesham der Baronenherrschaft ein Ende.

Die ruhmvolle Regierung Edwards I., 1272–1307, begann mit Unterwerfung von Wales, das 1283 förmlich mit England vereinigt wurde. Das Aussterben des schott. Königshauses gab ihm Veranlassung zur Einmischung in die schott. Angelegenheiten. Er sprach 1292 dem Johann Balliol unter Aufrechterhaltung der engl. Oberhoheit die Krone zu, reizte aber denselben zur Empörung und beugte die Schotten endlich nach furchtbaren Kämpfen unter William Wallace durch die Schlacht bei Falkirk 1299 unter die engl. Herrschaft. Höchst bedeutend war diese Epoche auch für die innere Entwicklung. Gegen die Unsicherheit des Eigentums und der Person wurde eine strenge Landespolizei angeordnet. Gesetzgebung und Rechtspflege bildeten sich aus, die Friedensgerichte entstanden und die «Königliche Bank» (Court of King's Bench) erhielt eine so ausgedehnte Wirksamkeit, daß der Adel auch den letzten Rest von Territorialhoheit verlor. Die Einkünfte des Feudalstaats reichten schon längst nicht hin, die Bedürfnisse der Krone zu decken; außerordentliche Subsidienbewilligungen machten aber die Könige von den Baronen abhängig. Eduard I. zog deshalb nach dem Vorgange Leicesters zum Reichskönvent oder zum Parlament auch städtische Abgeordnete, die notwendig den

Großen das Gegengewicht halten und die königl. Macht stärken mußten. Im J. 1292 erschien darauf ein förmliches Gesetz, daß von nun an jede Grafschaft zwei freie Grundbesitzer (knights), die den kleinen Adel, die Gentry, vertraten, jede Stadt und jeder Flecken aber ebenfalls zwei Abgeordnete, mit hinlänglicher Vollmacht ihrer Konstituenten versehen, ins Parlament senden sollte. Diese wichtige Veränderung führte den dritten Stand ins Staatsleben ein und war der Anfang des Unterhauses. Die Städte, deren Zahl mit den Burgflecken (boroughs) sich damals auf 120 belief, sahen dies anfangs als eine Last an. Obgleich das Parlament namhafte Summen bewilligte, so fuhr der König doch fort, das bewegliche Eigentum willkürlich zu besteuern, und dies führte 1297 zu einer Erweiterung der Charte, indem die Bestimmung aufgenommen wurde, daß keine Steuern mehr ohne Zustimmung der bürgerlichen Abgeordneten erhoben werden dürften. Endlich erzwang man auch 1300 die Aufhebung der strengen Forstgesetze oder der Charta de foresta. Unter dem schwachen Eduard II., 1307—27, der bei seinem Regierungsantritt die Parlamentsverfassung beschwor, versuchten die Barone nochmals ihre alte polit. Macht wieder zu erlangen, was jedoch bei der gänzlich veränderten Staatslage nicht gelang. Dagegen ging der Einfluß in Schottland verloren, indem sich dort Robert Bruce zum König emporstürzte.

Unter der kräftigen Regierung Eduards III., 1327—77, mußte Schottland 1334 die engl. Oberhoheit wieder anerkennen; ein Versuch, die Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, endete 1346 durch die Schlacht bei Nevilscroft mit der gänzlichen Unterjochung der Schotten und einer elfjährigen Gefangenenschaft ihres Königs David Bruce. Im J. 1339 brachen die Successionskriege Eduards III. mit dem Hause Valois aus. (S. Frankreich.) Diese Kriege endeten bei dem Tode Eduards III. und seines Sohnes Eduard, des Schwarzen Prinzen, mit dem Verluste aller engl. Besitzungen in Frankreich bis auf die Plätze Guisnes und Calais. Indes beförderten die Finanzverlegenheiten des Königs die Befestigung und Ausbildung der Verfassung. In der ersten Zeit seiner Regierung waren im Parlament die Kommunen noch getrennt von der Gentry und den Großen. Bald aber vereinigten sich die Gentry der Grafschaften mit den städtischen Abgeordneten, und aus dieser Verbindung ging 1343 das erste Unterhaus hervor, das sogleich dem König gegenüber als gesetzgebender Körper auftrat. Der alte Reichskönvent, in dem die Barone und Prälaten als die unmittelbaren Lehnsträger der Krone (peers), aber durch Berufung auch andere angesehenen Herren saßen, verwandelte sich hiermit in das Oberhaus, dem das Privilegium blieb, den höchsten Gerichtshof des Reichs zu bilden. Auf das Parlament gestützt, vermochten nun die Könige den Schatzungen der Päpste entgegenzutreten, die damals aus England fünfmal mehr Abgaben als der König selbst bezogen. Schon unter dieser Regierung wurde der Lehnstribut ohne Widerrede abgeschafft; das Statute of premunire (1366) verbot jede Appellation von einem nationalen Gerichtshofe an die Kurie zu Avignon. Ein noch gefährlicherer Feind entstand dem Papste zu jener Zeit in dem orforder Theologen Wicliffe, der von der nationalen zur dogmatischen Opposition gegen die Hierarchie und ihre Lehrbegriffe fortschritt. Nach Eduards III.

Lobe bestieg dessen Enkel, Richard II., 1377—99, den Thron, der unter ihm arg erschüttert wurde. Während der fortgehende Krieg mit Frankreich und Schottland den Staat erschöpfte, geriet das Volk unter dem Druck des feudalen Regiments und der öffentlichen Not in Gärung, die in der Empörung Wat Tylers (1381) zum Ausbruch kam. Auch nach der Mündigwerdung des Königs hörten die Unruhen nicht auf. Der Ehrgeiz und die Habucht seiner Oheime, der Herzöge von Lancaster, York und Gloucester verhinderten alle Versuche Richards, selbständig zu werden durch offenen Kampf, Achtung und Einrichtung der königl. Günstlinge. Vergebens entlebte Richard sich Gloucesters 1379 durch Verrat, zwei Jahre später stellte sich Heinrich von Hereford, Sohn des alten Lancaster, an die Spitze der Unzufriedenen und nahm den König 20. Aug. gefangen. Am 30. Sept. sprach hierauf das Parlament Heinrich mit Übergangung eines näher Berechtigten, des Grafen von March, die Krone zu.

Die Regierung Heinrichs IV., 1399—1413, begann mit zahlreichen Verschwörungen und Empörungen, zu denen sich die Bewegungen der Lollharden gesellten. Da das Haus Lancaster neben der Unterstützung durch die Kirche durch Beihilfe des Parlaments den Thron usurpierte, so benutzten die Gemeinen die Gelegenheit, ihre Rechte auszu dehnen und zu befestigen. Die Wahlordnung des Unterhauses wurde gegen die Einwirkungen des Hofes festgestellt, die Unverletzlichkeit seiner Mitglieder ausgesprochen und demselben die Einsicht in die Verwendung der Gelder zuerkannt. Heinrich V., 1413—22, beschloß, die Elemente der Unzufriedenheit nach außen hin abzulenken, und erneuerte deshalb 1415 die Ansprüche Eduards III. auf den franz. Thron. Die innern Zerrüttungen, denen Frankreich unter dem wahnsinnigen König Karl VI. preisgegeben war, begünstigten das Waffenglück der Engländer, und nach schweren Kämpfen und glänzenden Erfolgen, vor allem dem Siege bei Azincourt, wurde Heinrich V. 1420 von der burgund. Partei als Regent und Nachfolger auf dem Throne Frankreichs anerkannt. Heinrich VI., 1422—61, erbte im Alter von neun Monaten sowohl die engl. Krone wie die von Frankreich. Allein bei dem Erwachen des franz. Nationalgefühls, das in der Jungfrau von Orléans, 1429—31, eine heldenhafte Prophetin gewann, und der Beharrlichkeit Karls VII. gingen allmählich sämtliche Eroberungen der Engländer in Frankreich verloren; 1453 war nur noch Calais in ihren Händen. Der unglückliche Ausgang des Kriegs, die Charakterschwäche des Königs, die Ränke der Königin Margarete von Anjou und ihrer Günstlinge riefen Verwirrung und große Unzufriedenheit in England hervor. Der Herzog Richard von York, dessen Haus ein näheres Anrecht auf den Thron besaß, benutzte diese Stimmung, sammelte seine Anhänger und begann mit dem Hofe blutige Händel. Der dreißigjährige Successionskrieg zwischen den beiden Häusern York und Lancaster, der sog. Kampf der Weißen mit der Roten Rose, war hiermit eröffnet. Am 10. Juli 1460 nahm der Herzog den König in der Schlacht bei Northampton gefangen und ließ sich vom Parlament zum Protektor des Reichs ernennen. Die Königin jedoch sammelte ein neues Heer und schlug und tötete Richard von York 30. Dez. in dem Treffen bei Wakefield, worauf der Sohn Richards, Graf Eduard von March, die

Ansprüche des Vaters weiter verfolgte und endlich mit Bewilligung des Parlaments 4. März 1461 als Eduard IV. zum König ausgerufen wurde. Dessen ungeachtet wütete der Bürgerkrieg fort. Im J. 1470 vertrieb der mächtige Graf von Warwick den König und erhob den im Tower schmachtenden Heinrich VI. von neuem auf den Thron; Heinrich mußte jedoch schon nach einigen Monaten seinem Nebenbuhler wieder Platz machen. Nach Eduards Tode, 1483, wurde zwar sein zwölfjähriger Sohn Eduard V. ohne Widerstand als König ausgerufen, aber der Oheim desselben, Herzog Richard von Gloucester, den man zum Protectors erwählt hatte, wußte sich durch List und Kühnheit des Throns alsbald zu bemächtigen und ließ die königl. Prinzen im Juni 1483 im Tower heimlich ermorden. Nur durch Blut konnte der so blutig gewonnene Thron behauptet werden. Wenige Wochen nach der Usurpation mußte Richard die Empörung seines Genossen bei der Verschwörung, Buckingham, unterdrücken. Nachdem er dann eine Zeit lang die Ruhe aufrecht erhalten, übernahm Heinrich Tudor, Graf von Richmond, von mütterlicher Seite aus dem Hause Lancaster, die Rolle eines Prätexten. Derselbe landete 6. Aug. 1485 mit 3000 Franzosen in Südwaes, zog die Unzufriedenen an sich und überwand Richard III. am 22. Aug. im Treffen bei Bosworth. Der König fiel in der Schlacht, der letzte aus dem Hause Plantagenet.

Unter dem Hause Tudor, 1485—1603. Als Heinrich VII., 1485—1509, der erste König aus dem Hause Tudor (s. d.), den Thron bestieg, sehnte sich das Volk nach Ruhe und einer friedlichen Entfaltung des bürgerlichen Lebens. Der König benutzte diese Stimmung nicht nur zur Befestigung seiner Dynastie, sondern auch zur Erweiterung der königl. Gewalt. Die Macht des Adels war durch die langen Kriege gebrochen. Um sich vom Parlament soviel als möglich unabhängig zu machen, führte Heinrich zuvörderst die strengste Oekonomie in dem öffentlichen Haushalte ein. Aus gleichem Grunde brachte er ein Statut zu Stande, nach welchem die Verfügung über den Thron für alle Zeiten vom Könige ausgehen sollte. Auch wurde, um den Adel niederzuhalten, ein außerordentlicher Gerichtshof, die „Stemkammer“, errichtet, der ohne Zuziehung von Geschworenen Untersuchung und Bestrafung in allen Fällen, welche die Krone und den Fiskus betrafen, verhängen konnte. Heinrich VIII., 1509—47, verfolgte die auf Schwächung des Parlaments und des Adels berechnete Politik seines Vaters mit größerer Kühnheit. Die Verwidelungen der europ. Politik, die Kriege zwischen dem Hause Valois und Habsburg um Italien riefen auch England mehrmals auf den Kriegsschauplatz. Fruchtlos waren trotz des Siegs bei Flodden die Bemühungen, das durch seine Verbindungen mit Frankreich gefährliche Schottland von England abhängig zu machen. Um der fortwährend unruhigen Bevölkerung Irlands mehr Achtung vor der Krone einzuflößen, wurde dasselbe 1542 zu einem selbstständigen Königreich erhoben. Weit durchgreifender gestaltete sich die Regierung Heinrichs im Innern, welche lange Jahre vor allen durch den staatsklugen Ehrgeiz des Kardinals Wolsey geleitet wurde. Nachdem er sich anfangs als eifriger Katholik gezeigt, mußte er die durch Luther entsprossene Reformationsbewegung zur Durchführung seiner Ehe mit Anna Boleyn und zur Erweiterung der königl. Ge-

walt zu benutzen. Er nötigte die für ihre Eriken zitternde Geistlichkeit 1531 zu dem Bekenntnis, daß der König der Protector der engl. Kirche sei; das Parlament mußte 1534 ein Geetz erlassen, nach welchem alle Zahlungen und Appellationen an den päpstl. Stuhl verboten, die Kegeregeze zurückgenommen, die Verurteilungen der Geistlichkeit unterfragt und die Bischofswahlen der Krone zugesprochen wurden. Je mehr sich Heinrich VIII. in seiner Eheheirathungsache mit dem Papste überwarf, desto rascher durfte sich das Reformationswerk entwickeln. Schon 1534 bestätigte ein Parlamentsbeschluß die kirchliche Suprematie des Königs, und 1536 fand die Aufhebung aller Klöster und die Konsekration der Klostergüter statt. Diese Umwälzungen riefen mehrere gefährliche Aufstände hervor, deren glückliche Unterdrückung jedoch den königl. Absolutismus nur stärkte. Dennoch wich der König, zugleich durch den Umschwung der kontinentalen Politik benommen, vor der Empörung einen Schritt zurück und näherte sich wieder der kath. Partei. Im J. 1539 schien es zu einer völligen Reaktion kommen zu sollen. Die sog. „blutige Bill“ der sechs Artikel bedrohte mit den härtesten Strafen jeden, der gegen die Gegenwart Christi im Abendmahl, gegen das Ehelib, die Messe, die Ohrenbeichte u. s. w. sprechen oder schreiben würde. Das Parlament gab auch dieser despotischen Maßregel seine Zustimmung, und wie gegen die Katholiken, so wurde jetzt auch gegen die Protestanten mit Feuer und Schwert verfahren.

Erst als Heinrichs VIII. neunjähriger Sohn, Eduard VI., 1547—53, den Thron bestieg, hörten unter der Verwaltung des Protectors Somerset, eines Oheims des Königs, diese furchtbaren Bedrückungen auf. Der Erzbischof Cranmer gewann jetzt wieder Einfluß. Der röm. Kultus wurde unterdrückt und die Verfolgungen trafen jetzt die Katholiken. Bald aber war das Reich auf allen Punkten von Empörungen heimgesucht. Der hohe Adel, der ohnedies schon vorzugsweise den Grundbesitz in Händen hielt, hatte auch meistens die Kirchengüter erworben und viele Äcker, bei der steigenden Nachfrage nach engl. Wolle, in Weideland für die Schaafherden verwanbelt. Tausende von ausgefetzten Pächtern und Bauern vereinigten sich jetzt, durchzogen die Provinzen und verübten die schrecklichsten Verwüstungen. In diesen Wirren verdrängte der Herzog von Northumberland, als Vertreter der aristokratischen Interessen, den Herzog von Somerset, der die niedern Stände zu heben und so mit der Reformation auszusöhnen suchte, aus der Protectorwürde, ohne jedoch den Protestantismus selbst zu schädigen. Vielmehr entwarf gerade jetzt Cranmer, von den namhaftesten prot. Geistlichen unterstützt, die „42 Artikel“, welche das Lehrgedäude der angl. Kirche im wesentlichen feststellten. Nachdem dieselben von der Geistlichkeit begutachtet worden, erhob das Parlament sie 1552 zum Staatsgesetz und erklärte zugleich die Priesterehe für rechtmäßig. Der Herzog von Northumberland hatte den jungen König, der dem Tode entgegenzehrte, zu berehen gewußt, durch eine willkürliche Ehe seine Schwestern, Maria und Elisabeth, von der Thronfolge auszuschließen und eine weitläufige Verwandte, Jane Grey, eine eifrige Protestantin und die Schwiegertochter Northumberlands, zur Nachfolgerin zu erklären. Als jedoch Eduard starb, fand Maria, 1553—58, die Tochter Heinrichs VIII. von

Katharina von Aragonien, wenig Widerstand, ihr Thronrecht geltend zu machen. Eine fanatische Bekehrerin der luth. Kirche, begann Maria sogleich eine kirchliche Reaction, die nach ihrer Vermählung mit dem Prinzen Philipp von Spanien noch mehr ausartete. Die prot. Bischöfe wurden ins Gefängnis geworfen, die Ketzerfeste hergestellt, der kath. Gottesdienst und die Abgaben an den Papst wieder eingeführt. Überdies errichteten die Bischöfe Gardiner und Bonner eine Ketzerkommission nach Art der span. Inquisition, womit die schrecklichsten Verfolgungen der Protestanten begannen; mehr als 200 Personen, darunter die verdienstlichsten Männer, mußten den Feuerbald sterben. Das Parlament, in welchem der Hof den Katholiken die Oberhand verschafft hatte, bildete diese Greuel, verweigerte aber die Subsidien, welche die Königin begehrte, um den Kaiser gegen Frankreich zu unterstützen. Dennoch begann Maria 1557 den Krieg und verlor 1558 Calais, die letzte engl. Besizung auf franz. Boden.

Der Tod Marias und die Thronbesteigung ihrer Stiefschwester, der prot. Elisabeth, 1558—1603, erfüllte den größern Teil des Volks mit Freude. Der kirchliche Zustand des Landes, wie er unter Edward VI. gewesen, wurde hergestellt, die Geistlichkeit, die Staatsbeamten und Parlamentsmitglieder mußten den sog. Supremateid leisten, und alle Widerspenstigen wurden aus ihren Ämtern entfernt. Das Parlament verharrete in willigem Gehorsam. Im Staatshaushalt erhielt sich die Königin von dem Parlament unabhängig; die Subsidien, die während der 45 Jahre geleistet wurden, beliefen sich kaum auf 3 Mill. Pfd. St. Trotz mancher Uebelstände in der Verwaltung, brüderlicher Steuern und Zölle, Monopolisirung des Handels und Ungerechtigkeiten in der Rechtspflege erlebte England unter der thatkräftigen Leitung dieser Königin einen für alle Zukunft entscheidenden Aufschwung. Der Ackerbau erhob sich zu hoher Blüte. Das Manufakturwesen, in welchem bisher die Engländer den Deutschen und Niederländern, mit Ausnahme der Verfertigung von Wollzeugen, nachstanden, nahm einen schnellen Fortgang; es begann die Produktion in Metall und Seide. Der auswärtige Handel entfaltete sich mit der Schifffahrt. Kühne Seemänner, wie Drake, Frobisher, Davis u. a., bahnten den Handelswegen den Weg durch alle Meere. Neben lebhaftem Verkehr mit Rußland begannen die Verbindungen mit der Levante und mit Ostindien. Am 31. Dez. 1600 erteilte die Königin der Ostindischen Compagnie den ersten Freibrief. Die auswärtige Politik befand sich im Einklange mit dem Interesse und der veränderten Richtung der Nation; alle Bestrebungen waren gegen Spanien, den Verfolger des Katholizismus und den Beherrscher der Meere, gerichtet. Zahlreiche Expeditionen gegen die span. Flotten und Häfen in allen Meeren wurden mit Glück unternommen und unermeßliche Schätze erbeutet; die Vernichtung der span. Armada brach das Übergewicht Spaniens zur See und gab den entscheidenden Anstoß zur Entwicklung der engl. Seemacht. In der traurigsten Lage hingegen befand sich das an England gefettete Irland. Ein engl. Parlamentsbeschluss hatte daselbst die bischöfl. Kirche eingeführt und das Kirchenvermögen zu Gunsten des neuen Aleras konfiskiert, während fast die ganze Bevölkerung katholisch blieb. Nach mehreren vom Papste und Philipp II. angeführten Empörungen

erhob 1595 Hugh O'Neale, Graf von Tyrone, einen allgemeinen Aufstand der Irländer, der erst 1602 blutig unterdrückt wurde. Das Verhältnis Englands zu Schottland dagegen, wo die Politik Elisabeths und die Eingriffe in die Regierung und in die Angelegenheiten der Familie Stuart große Verwirrungen hervorgerufen, begann sich seit dem Vertrage zwischen Jakob VI. und Elisabeth zu Berwick (1586) friedlich zu gestalten.

Unter den Stuarts, 1603—88. Eben dieser Jakob, Sohn Maria Stuarts, der in weiblicher Linie von Heinrich VII. abstammte, vereinigte nun als Jakob I., 1603—25, sämtliche drei Kronen unter dem Titel eines Königs von G. und Irland. Unter ihm begannen die Zerwürfnisse in Staat und Kirche Englands, welche nach vier Jahrzehnten zu der das Königtum in G. umstürzenden Revolution führten. König Jakob, der vor dem Parlament und den Bischöfen sehr gern Worte von der unbeschränkten Allmacht seines königl. Willens im Munde führte, war doch in seiner Haltung und Gesinnung nichts weniger als ein Tyrann, vielmehr ein gutmütiger, fürsichtiger, pedantischer Gelehrter, das willensschwache Werkzeug der Parteien, oft genug unwürdiger Günstlinge, die sich mit seinen und des Staates Schätzen die Taschen füllten, sich und ihre Kreaturen hoch brachten. Der Ehrgeiz Jakobs war, die Anglikanische Kirche, welche in England herrschte, auch in dem presbyterianischen Schottland zur Herrschaft zu bringen, übrigens aber mit den kath. Gegnern im Innern und nach außen hin im Frieden zu leben. Hatten aber die glänzend bestandenem Gefahren Englands unter Elisabeth ihr Kirche und Parlament gefügig gemacht, so erwachten die in beiden regen Gegensätze mit stets wachsender Kraft unter dem willensschwachen Friedensregiment ihres Nachfolgers. Seine freundliche Haltung gegen die Katholiken entflammte den nationalen Haß gegen das Papsttum; als sich Jakob dadurch zu harten Maßregeln gegen jene bewegen ließ, richtete ihre Wut sich gegen ihn und das Parlament in der Pulververschwörung (1605). Hierauf beobachtete Jakob eine Zeit lang nach außen eine eifrige prot. Politik, die 1612 zur Verbindung seiner Tochter Elisabeth mit dem Haupt der Deutschen Union, Friedrich V. von der Pfalz, führte; aber die hierdurch bedingten Geldbedürfnisse führten schon 1613 zu den ersten Zerwürfnissen mit dem Parlament. Während die Opposition jede Forderung mit Klagen über die ungerechten Steuern, Lagen und Zölle, hundert Willkürlichkeiten in der Verwaltung beantwortete, jede Aktion nach außen durch die Spärlichkeit seiner Gelbbewilligung lähmte, dabei aber Vertretung der prot. Interessen in der äußern wie innern Politik forderte, richtete der König, zuerst von dem Schotten Robert Carr, dann von Buckingham und dem Prinzen von Wales, Karl, beraten, seine Augen auf ein Bündnis mit der kath. Vormacht, Spanien, von wo ihm Hoffnung auf die Hebe des Thronerben mit einer Infantin gemacht wurde. Durch diese divergierenden Richtungen seiner Politik wurde er dahin gebracht, dem Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs, der Erhebung und Katastrophe seines Schwiegersohns fast thatlos zuzusehen, während er im Lande als Gesinnungsgegner der Spanier und Papisten in steigende Verachtung geriet, die Puritaner in Schottland und England immer kühner das Haupt erhoben, in Irland die

durch den Religionshaß genährte Rassenfeindschaft in wilden Empörungen und brutaler Unterdrückung der Iren durch die engl. Kolonisten fortluderte. Im März 1623 machte Karl mit seinem Freund Budeingham eine abenteuerliche Brautreise nach Spanien, lehrte aber im Oktober enttäuscht zurück und begann nun die entgegengesetzte Politik, die Verbindung mit Frankreich, welche 12. Dez. 1624 zu seiner Ehe mit Marie Henriette und zu zeitweiliger Ausöhnung mit dem Parlament führte.

Witten in dieser Krisis starb der altersschwache Jakob, und der Prinz, der jetzt als Karl I. den Thron bestieg (1625—49), sah sich bald wieder auf die Position seines Vaters, engen Bund mit der Anglikanischen Kirche, Feindschaft gegen die sich mehrenden Sekten, Verteidigung der königl. Prerogative, andauernde Geldverlegenheiten und Zerwürfnisse mit dem Parlament, zurückgedrängt. Der Konflikt brach schon 1625 im ersten Parlament aus, als dies das sog. Tonnen- und Pfundgeld statt, wie gewöhnlich, auf die ganze Dauer, nur auf das erste Jahr der Regierung bewilligte. Die Auflösung und Neuwahl brachten nur eine gleich feindselige Versammlung 1626 zu Stande. Es wäre zum Sturz des Ministers Budeingham gekommen, hätte der König ihn nicht durch Auflösung des Parlaments gerettet. Die Freundschaft mit Frankreich führte zur Unterdrückung der Engenotten, während ein Angriff auf Cadix scheiterte. Als Budeingham dann mit Frankreich brach und Rochelle unterstützte, endigte auch dieser Schritt mit einer Niederlage und völliger Erschöpfung der Kassen. So kam es 1628 zu einem neuen Parlament, das mit der Petition of right einen großen Triumph erfocht: die Sicherung vor willkürlicher Verhaftung mußte Karl danach zum Gesetz erheben. Dennoch endigte durch den Widerstand Karls gegen eine neue Forderung auch diese Versammlung mit ihrer Prerogation, und Budeingham unternahm aufs neue, durch eine Expedition vor Rochelle die Macht der Krone herzustellen. Witten in den Zurüstungen ward er ermordet, und Karl schloß Frieden mit Frankreich (1. April 1629), um die Monarchie gegen die innern Feinde besetzen zu können. Es folgten die 11 Jahre, in denen der König, beraten von klugen, energischen, aber rücksichtslosen Staatsmännern, wie Erzbischof Laud und Wentworth-Strafford, ohne Parlament regierte. Puritaner und Independanten wurden verfolgt, die Anglikanische Kirche unumschränkt gemacht, die Katholiken rücksichtslos behandelt, die eigenmächtig verhängten Steuern von den Widerspenstigen mit Militärgewalt eingetrieben, und um der Gewalt einen gesetzlichen Anstrich zu verleihen, mußten die Richter der Sternkammer erklären, daß der König zu diesem Verfahren berechtigt sei.

Eine solche gänzliche Verletzung des Rechtsgefühls machte die Versöhnung zwischen Volk und Thron unmöglich; eine allgemeine tiefe Gärung, wie sie großen polit. Ausbrüchen voranzugehen pflegt, bemächtigte sich aller Stände. Der Sturm brach in dem Stammlande der Stuarts selbst aus. Der König suchte in Schottland den Presbyterianismus selbst auszurotten und drang dem Lande 1637 eine von Laud verfertigte Liturgie auf, die mit der englisch-bischöflichen übereinstimmte. Da alle Beschwerden der Schotten vergeblich blieben, setzten sie 1638 zu Edinburgh eine revolutionäre Regierung ein, deren erste Thätigkeit darin bestand,

den sog. Covenant zu entwerfen, eine Akte, die das alte Glaubensbekenntnis der Presbyterianer vom J. 1580 enthielt und fast von dem ganzen Volk angenommen wurde. Nach vergeblichen Unterhandlungen griffen endlich beide Parteien zu den Waffen. Das Parlament, welches Karl nothgedrungen im April 1640 berief, bewilligte keinen Pfennig und führte nur die revolutionäre Gärung, und die Truppenmacht, welche den Schotten im August an der Tyne gegenübertrat, wurde von diesen zurückgedrängt, und Newcastle fiel in ihre Hände. Es blieb nichts übrig, als ein neues Parlament zu berufen, das am 3. Nov. 1640 zusammentrat und unter dem Namen des »Langen Parlaments« bekannt ist. Von Bym und Hampden geführt, erhob es Anklage gegen Strafford und Laud, brachte beide in den Kerker, setzte eine Massenpetition in Scene, welche die Zertrümmerung der Anglikanischen Kirche und die Einführung des Covenant in England forderte, schickte Strafford aufs Blutgerüst und stellte in der »Großen Remonstranz« ein umfassendes Programm zur gänzlichen Umgestaltung des Staats im Sinn des Parlamentarismus und Presbyterianismus auf. Das alles geschah, während Irland, das durch Straffords gerechte und straffe Verwaltung zu Frieden und Wohlstand gekommen war, nach Auflösung der Armee von wilden Rassen- und Religionskämpfen durchwühlt wurde. Die fact. Iren hatten sich im Herbst 1641 gegen ihre prot. Bedränger erhoben, die festen Plätze erobert, die engl. Anhebungen verewüthet und die Fremden zu vielen Tausenden hingejachtet. Der König suchte die Gefahr durch Lavieren und Zerteilen abzuwehren. Im Sommer 1641 schloß er mit den Schotten einen Sonderfrieden, der ihnen alle ihre Forderungen bewilligte; Irland überließ er dem Aufbruch, Strafford gab er preis, auf die Remonstranz antwortete er zweideutig und erließ dann (Jan. 1642) einen vergeblichen Haftbefehl gegen die fünf Führer der Opposition, darunter Bym und Hampden. Bym antwortete mit neuen Anklagen und Beschüssen, unter letztern die Bill vom 5. Febr. 1642, welche die Bischöfe vom Stimmrecht im Parlament ausschloß.

Diese Ereignisse führten den offenen Kampf herbei. Das Parlament warb Truppen, der Hof zog sich nach York zurück, versammelte den königstreuen Adel, die »Cavaliers«, um sich und rüstete sich zum Bürgerkriege, der im Sommer 1642 begann und anfangs mit abwechselndem Glück geführt wurde, indem es den königl. Truppen an Mitteln, dem Heere des Parlaments an Übung fehlte. Im Juni 1643 schlossen die Schotten, die bisher Zuschauer geblieben, mit dem engl. Parlament einen Vertrag, der den Presbyterianismus über beide Königreiche ausdehnte; im Jan. 1644 verband sich ein ansehnliches schott. Corps mit der engl. Parlamentsarmee. Der König hatte sein Heer ebenfalls zu stützen gesucht, indem er die ihm ergebenden Heere und Gemeinen zu einem Gegenparlament nach York zusammenrief. Doch obwohl ihm Adel und Geistlichkeit große Opfer brachten, vermochte er nicht, den Kampf gegen das von nationalen Sympathien getragene Parlament mit Erfolg fortzuführen. Am 2. Juli 1644 erlitten die königlichen unter dem Prinzen Ruprecht, Sohn des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, die große Niederlage bei Marstonmoor. Nur die Zwietracht, die im Heere des Parlaments und in diesem selbst auszubrechen

begann, verhinderte vorherhand den gänzlichen Untergang des Königs. Im Parlament und in dessen Armee trat eine an Zahl noch schwache Partei hervor, deren Anhänger unter dem Namen der Independenten die polit. und kirchlichen Umwandlungen viel weiter auszudehnen beabsichtigten als die große Menge oder die sog. Presbyterianer. Oliver Cromwell, Bane, Fiennes und St.-John waren die Häupter der Partei. Nachdem sie die Grafen Essex, Manchester und andere entchieden presbyterianische Offiziere vom Heere verdrängt hatten, mußte Fairfax den Oberbefehl übernehmen, und sein Generallieutenant Cromwell erfüllte nun die ganze Armee mit dem Geiste religiöser Schwärmerei und militärischer Energie, der in ihm lebte und der 1645 den gewaltigen Sieg bei Naseby über König Karl herbeiführte. Karl I. floh im Mai 1646 zu den Schotten und wurde im Jan. 1647 an das engl. Parlament ausgeliefert.

Mit des Königs Gefangennahme wäre der Bürgerkrieg beendet gewesen, wenn das presbyterianische Parlament die Macht, welche es gegen das Königtum errungen, behalten hätte; aber sein Versuch, das Heer aufzulösen, zeigte, wo das Schwergewicht der Macht lag: die von independentischem Geiste erfüllten Schwadronen und Regimenter Cromwells besetzten 6. Aug. 1647 London. Das Heer hatte sich des Königs zu bemächtigen gewußt und unterhandelte seinerseits mit ihm über die Restitution, allein ohne Erfolg, und Cromwell gab den König preis. Im Jan. 1648 mußte das Parlament, nunmehr von der Militärgewalt und den Independenten beherrscht, jebe fernere Unterhandlung mit Karl für Hochverrat erklären. Verschiedene Provinzen und auch die Schotten griffen auf diesen Beschluß hin zu den Waffen. Während Cromwell gegen die letztern zu Felde zog, benutzte das Parlament die Freiheit und trat mit dem Könige nochmals in Unterhandlungen, die sich aber durch die theol. Bedenkllichkeiten Karls I. verzögerten. Cromwell gewann so Zeit, durch den Obergeneral Fairfax 6. Dez. London mit einem starken Korps wieder besetzen zu lassen. Am 6. Dez. überfielen zwei Regimenter unter Oberst Pride die Versammlung; 47 Parlamentsmitglieder von der Partei der Presbyterianer wurden ins Gefängnis geworfen, 96 andere aber ausgestoßen, so daß das Unterhaus etwa aus 60 Independenten bestand. Vor dieses sog. Rumpparlament brachten nun die Offiziere den Prozeß des Königs. Da die 16 Peers des Oberhauses die Anklagebill verwarfen, so wurde aus Independenten eine Kommission von 133 Mitgliedern niedergesetzt, die den König 27. Jan. 1649 als Tyrannen und Hochverräter zum Tode verurteilte. Karl I. starb 30. Jan. auf dem Schafott.

Die Armee besaß damit die Herrschaft; das Oberhaus wurde aufgehoben, ein Staatsrat von 41 Personen eingesetzt, darunter die hohen Offiziere, und 7. Febr. 1649 durch Parlamentsbeschluß die königl. Würde abgeschafft. Das Parlament sollte die souveräne Macht der neuen Republik üben. Das Augenmerk der Gewaltthaber richtete sich zuerst auf das ganz vernachlässigte Irland. Da die Irländer im Begriff standen, den Prinzen von Wales als Karl II. zum Könige zu wählen, so ging Cromwell als Lordlieutenant im Sept. 1649 nach Irland und erstickte die Bewegung in Blut. Auch die Schotten, denen das Wesen der Independenten mißfiel, traten mit Karl II. in Unterhand-

lung und setzten ihn, nachdem er den Covenant geschworen und bedeutende polit. Zugeständnisse gemacht, im Juni 1650 in den Besitz der schott. Krone. Das engl. Parlament ernannte hierauf den siegreichen Cromwell zum Oberbefehlshaber aller republikanischen Streitkräfte, und dieser fiel mit einem auserlesenen Korps in Schottland ein, schlug die Schotten 3. Sept. 1650 bei Dunbar und ein Jahr später Karl II., der in England eingebrochen war, in der Schlacht bei Worcester. Schottland wurde nun ganz als eroberte Provinz behandelt; es mußte sich mit der Republik vereinigen, durfte aber seine Repräsentanten ins Parlament zu London senden. Ein gleiches Schicksal erlitt Irland, wo Ireton und nach dessen Tode Ludlow die Unterwerfung vollendeten. Auch die amerik. Kolonien erkannten die Republik an und viele europ. Mächte bewarben sich um die Freundschaft derselben. Da die Niederlande für den flüchtigen Karl II. Partei zu nehmen schienen, so entspann sich mit denselben ein Zwist, der im Okt. 1651 auf Cromwells und St.-Johns Betrieb den Erlaß der ursprünglich nur gegen den niederländ. Handel gerichteten Navigationsakte zur Folge hatte.

Im Mai 1652 brach der förmliche Krieg beider Staaten aus, in welchem Robert Blake den Ruhm und die Größe der engl. Seemacht begründete. Unterdes brach der Konflikt der Armee mit dem Parlament von neuem aus. Cromwell ließ das Parlament in einer Adresse auffordern, nun endlich auseinander zu gehen, um auch andern die Teilnahme an der Beforgung des allgemeinen Besten möglich zu machen, und als die Deputierten darauf mit Hochverratsprozessen drohten, erschien er 20. April 1653 in Begleitung von Soldaten im Sitzungssaale und trieb die Versammlung ohne weiteres »zur Ehre Gottes« auseinander. Zufolge eines Beschlusses des Kriegsrats wurden nun 144 Personen berufen, die sich 4. Juli zur Ausübung der gesetzgebenden Gewalt auf 15 Monate versammeln mußten: Independenten und Schwärmer, zum Teil einfache Bürger, aber auch Felben der Nation, wie Blake. Doch stand die phantastische Art, wie sie die Geschäfte behandelten, in zu scharfem Gegensatz zu den Forderungen des Tags, als daß sie sich hätten behaupten können; sie überlieferen ihre Mandate im Dez. 1653 wieder an Cromwell. Der Kriegsrat entwarf jetzt ein Regierungsinstrument, wodurch Cromwell zum Protektor der Republik auf Lebenszeit erklärt wurde. Nachdem er 5. April 1654 mit den Niederlanden Frieden geschlossen, versammelte er ein neues Parlament, das aus 400 Engländern, 30 Schotten und 30 Irländern bestand, löste es aber nach kaum fünf Monaten ebenfalls auf, als es die Verfassung zu revidieren unternahm. Den Royalisten wurde jetzt eine 10prozentige Einkommensteuer auferlegt, ganz England aber in 12 Bezirke geteilt und in jedem derselben ein Militärgouverneur eingesetzt, der die Civil- und Militärangelegenheiten willkürlich verwaltete. Diese Generalmajors erhoben die Steuern, zogen die Güter der Verdächtigen ein und vollzogen nach Gutdünken Exekutionen. Zugleich begann Cromwell in Verbindung mit Frankreich 1655 einen Krieg gegen Spanien, in welchem die Engländer Jamaica und im Juni 1658 Dünkirchen eroberten. Dennoch wurde die Unzufriedenheit des Volks gegen die Diktatur immer lauter, zumal da Cromwell aus dem zweiten Parlament, das im Sept.

1656 eröffnet worden, 160 Presbyterianer und strenge Republikaner durch Militärgewalt hatte ausschließen lassen. Diese verkümmelte Versammlung trug dem Diktator im März 1657 die Königskrone an, und als derselbe sie nicht annehmen wagte, wurde ein neues Regierungsinstrument verfaßt, in welchem er das Recht erhielt, seinen Nachfolger zu ernennen. Die neue Verfassung bestimmte die Errichtung eines Oberhauses, in welchem die höhern Offiziere Platz nahmen. Als aber das Parlament nach den Bestimmungen des Instruments die 140 ausgeschlossenen Mitglieder aufnehmen wollte, wurde es plötzlich von dem jörnigen Protektor aufgehoben. Dieses Verfahren erbitterte alle Parteien und verletzte alle Interessen. Die Republikaner planten eine neue Revolution; die Royalisten organisierten einen Aufstand durch alle Provinzen, und selbst das Meer war von den Spaltungen ergriffen. Dabei befand sich Schottland in einer drohenden Stimmung und konnte nur durch eine starke Armee abgehalten werden, seine Unabhängigkeit herzustellen. Irland aber lag so gänzlich zertrümmert da, daß der verzweifelte Haß der Iren gegen den Protektor wenig gefährlich sein konnte; gegen 40.000 junge kampffähige Männer hatten nach der Unterwerfung ihr Vaterland verlassen müssen; ganze Provinzen waren den Katholiken und Royalisten entzogen und engl. Soldaten und Kolonisten übergeben worden.

Den Ausbruch der allgemeinen Gärung erlebte Cromwell nicht; er starb 3. Sept. 1658, und der Staatsrat bestätigte seinen schwachen, unfähigen Sohn Richard in der Protektorstelle. Kaum hatte derselbe das Parlament berufen, als sich die Befehlshaber der Armee gegen ihn und das Parlament vereinigen und 25. Mai 1659 Richards Abdankung erzwangen. Die Generale Fleetwood, Lambert und Desborough bemächtigten sich der höchsten Stellen und setzten, um der Militärdespotie Dauer zu geben, eine Sicherheitskommission (Committee of safety) ein, welche die Regierung führen mußte. Dieser Anarchie machte die unerwartete Dagwischenkunft des Generals Monk ein Ende. Derselbe war in Schottland Statthalter und zog in der Absicht, Karl II. auf den Thron zu erheben, mit einem auserlesenen Korps von 6000 Mann der Hauptstadt zu. Am 3. Febr. 1660 besetzte er ohne Schwertschlag London, wo er das Humpfparlament versammelt fand. Monk verständigte sich zwar mit demselben, setzte aber am 21. Febr. die im J. 1648 vertriebenen presbyterianischen Mitglieder wieder ein, wodurch die Independenten das Übergewicht verloren und zur Entfernung bewogen wurden. Dieses Parlament hob sogleich den gegen die Familie Stuart gerichteten Eid auf, wählte einen Staatsrat von 31 dem Könige ergebenen Personen und löste sich 17. März auf, nachdem es ein neues Parlament zum 25. April zusammenberufen. Das neue Parlament trat mit Karl II. in Unterhandlung, und nachdem derselbe von Brede aus eine allgemeine Amnestie, vollkommene Gewissensfreiheit und die Achtung erworbenner Rechte versprochen, wurde er 8. Mai zu London als König aller drei Reiche ausgerufen. Da alle Parteien und Stände der Anarchie und des Militärdespotismus müde waren, so erregte die Restauration einen allgemeinen und aufrichtigen Jubel. Die Restauration verfuhr anfangs nicht ohne Mäßigung. Nur etwa zehn Hauptanführer der

Einrichtung Karls I. wurden am Leben gestraft. Das Meer mußte auseinander gehen, und die Liturgie und das Episkopat wurden wieder eingeführt. Der königl. Kommissar Middleton bewog das schott. Parlament, durch die sog. Keilschwurpatte alle seit 1633 gegen König und Kirche beschlossenen Verordnungen aufzuheben, wodurch zum Entsetzen der Presbyterianer der Covenant abgeschafft und das Bisthum eingeführt wurde. Das neue engl. Parlament von 1661, in welchem die Anglikaner sich die Mehrheit verschafft hatten, berief die Bischöfe ins Oberhaus zurück, beschloß die sog. Korporationsakte, die auch die städtischen Ämter den Presbyterianern und Republikanern entriß, und setzte 1662 die Gleichförmigkeitsakte (Act of uniformity) durch, welche den Anglikanismus zum Grundgesetz des Staats machte. An einem Tage legten 2000 Presbyterianer ihre geistlichen Ämter nieder. Der Rangler Clarendon war der Hauptbeförderer dieser Bewegung. Zugleich erhob sich am Hofe im Gegensatz zu dem jetzt im Parlament herrschenden Anglikanismus der Katholizismus in drohender Weise. Die Opposition gegen das seine Macht überall beschränkende Parlament trieb den König in die Arme Ludwigs XIV. von Frankreich, der dadurch 1662 für 5 Mill. Livres Dankschreiben wieder an sich brachte. Der aus Handelsinteressen geführte Krieg mit den Niederlanden endigte mit dem unangünstigen Frieden von Brede 21. Juli 1667. Der Abschluß der prot. Tripleallianz 1668 zwischen England, Schweden und den Niederlanden diente wohl einigermaßen zur Beruhigung des für den Protestantismus besorgten Volks, allein in der Mitte des J. 1669 trat plötzlich das verächtliche, an Ludwig XIV. verkaufte, unter dem Namen Cabal bekannte Ministerium zusammen, dessen führende Mitglieder mit dem Bruder des Königs, dem Herzog von York, die Einführung des Katholizismus und die Herstellung des absoluten Throns planmäßig verfolgten. Einem geheimen Bündnis mit Frankreich zufolge wurde 1672 der Krieg mit den Niederlanden ohne Grund wieder erneuert, doch schon im Febr. 1674 von seinen Engländern nach schweren Niederlagen beigelegt. Unterdessen waren auch die heftigsten Kämpfe mit dem Parlament ausgebrochen. Der König sah sich in der Session von 1673 genötigt, ein im Interesse des Katholizismus erlassenes Toleranzedikt aufzuheben und dem Volke die Testakte zu bewilligen, nach welcher alle im Staate und der Armee Angestellten schwören mußten, daß sie nicht an die Transsubstantiation im Abendmahl glaubten. Die Katholiken, sogar der öffentlich übergetretene Herzog von York, legten ihre Ämter nieder, und das Ministerium war zerprengt. Infolge von Denunziationen, betreffend die Ermordung des Königs und die Thronerhebung des Herzogs von York, wagte das Unterhaus den Vorschlag, den Herzog von York der Nachfolge für verlustig zu erklären, was an der Festigkeit des Königs und der Lords scheiterte. Ehe der König jedoch Zeit hatte, das Parlament aufzulösen, brachte dasselbe noch 1679 die Habens-Corpus-Akte zu Stande, wodurch die persönliche Freiheit eines jeden vor den willkürlichen Verfolgungen des Hofes sichergestellt wurde. Diese Maßregel war um so notwendiger, als seit 1680 der Hof die Maske abwarf und ohne Parlament die lath.-royalistische Reaktion begann. Der Herzog von York ergriff für seinen schwachen Bruder

die Regierung, und nun ergingen eine Menge Verordnungen, welche die Freiheit der Gerichte verletzten, die Presbyterianer gleich polit. Verbrechern behandelten und die Stadt London wie viele andere Städte ihrer selbständigen Verwaltung beraubten. Wirkliche und erfundene Verschwörungen wurden entdeckt und Schuldige und Unschuldige, wie Lord Russell und Algernon Sidney, unter scandalösen Prozessen zum Tode verurteilt.

In diese Zeit des ärgsten Parteihaders fällt die Entstehung der Parteienamen Whig und Tory. Whigs wurden von ihren Gegnern die Anhänger der presbyterianisch gefärbten Fraktion genannt, während die mit den katholisierenden Bestrebungen des Hofes sich abfindenden Anglikaner den Namen der Tories empfingen. Die Verfolgungen in den letzten Regierungsjahren Karls II. hatten die Whigs so eingeschüchtert, daß sie sich der Thronbesteigung Jakobs II. im Febr. 1685 nicht zu widersetzen wagten. Ein von dem Herzog von Monmouth, natürlichem Sohn Karls II., versuchter Aufstand ward unterdrückt und grausam bestraft, wodurch der König ermutigt wurde, seine Pläne zu enthüllen. Das Parlament mußte auseinander gehen, die Gesetze gegen die Katholiken wurden suspendiert und der lath. Kultus nebst Bischöfen und Jesuiten öffentlich eingeführt. Endlich drang der König 1687 den Schotten, ein Jahr später den Engländern eine Toleranzakte auf, die den Katholiken gleiche Rechte mit den Mitgliedern der Staatskirche gewährte. Diese Akte sollte die Reaktionsmaßregeln legitimieren und das Volk zu einem allgemeinen Abtritt in die päpstl. Kirche vorbereiten. Die Spannung und Verwirrung, welche diese Maßregeln hervorriefen, waren grenzenlos. Selbst die Hoffnung, daß mit dem Thronwechsel der lath. Einfluß fallen werde, schien vernichtet; denn 1688 wurde ein Kronprinz geboren. Die prot. Töchter Jakobs, von denen die ältere, Maria, an den Erbstatthalter der Niederlande, den Prinzen Wilhelm von Oranien, die andere, Anna, an Georg von Dänemark verheiratet war, verloren hiermit die Aussicht auf die Thronfolge. Dieser Umstand bewog endlich den Prinzen von Oranien, an den sich jetzt die Häupter beider prot. Parteien wandten, 5. Nov. 1688 mit 500 Schiffen und 15000 Mann zu Lorbay zu landen, um für die Rechte seiner Gemahlin einzuschreiten. Nach einigem Zögern fielen ihm nicht nur das Volk, sondern auch das Heer und die Flotte mit Enthusiasmus zu. Schon 18. Dez. zog er ohne Schwertstreich zu London ein, während der von allen verlassene König aus dem Lande fliehen mußte. Wilhelm übernahm nun die Regentschaft und rief das letzte Parlament Karls II. zusammen, das über den Thron entscheiden sollte. Dieses Parlament sprach, nachdem es Jakob II. des Throns verlustig erklärt, der Prinzessin Maria nebst ihrem Gemahl 13. Febr. 1689 die Krone zu, doch mit der Bestimmung, daß Wilhelm die Regierung führen und daß nach dem Tode des kinderlosen Paares die Prinzessin-Anna folgen solle. Zugleich mußte Wilhelm ein Gesetz bestätigen, das unter dem Namen der Declaration of rights die genauesten Bestimmungen über die Grenzen der königl. Gewalt enthielt und seitdem als der Grundpfeiler der parlamentarischen Organisation O.s gilt. Auch das schott. Parlament ließ Wilhelm 11. April zum König ausrufen, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß das Episko-

pat, das Supremat und das Patronatsrecht des Königs abgeschafft würde.

Seit der Thronbesteigung Wilhelms III. von Oranien bis zum Tode Annas, 1689—1714. Der große Einfluß, den mit Wilhelm III. die Whigs auf die Staatsregierung erhielten, erbitterte die Tories ganz besonders und vermehrte die Anhänger des vertriebenen Königs, die sog. Jakobiten. Im Parlament kam 1689 die große Toleranzakte zu Stande, die allen Dissenters außer den Socinianern Duldung gestattete; zwar waren auch die Katholiken ausgenommen, doch wurden sie nicht mehr verfolgt. Wieder trat jetzt, wie unter Elisabeth, England in den großen kontinentalen Erschütterungen als Vormacht der einen Partei, der antifranzösischen, auf. Frankreich war unter den Stuarts der Nebenbuhler Englands zur See geworden, und Ludwig XIV. hatte durch seine Eroberungspolitik das brit. Interesse verletzt, die Stuarts unterstützt, wie jetzt der verbannte König Aufnahme und Hilfe bei ihm fand. Ehe noch Wilhelm III. im Verein mit dem Kaiser und den Niederlanden den Krieg beginnen konnte, landete Jakob II. mit 5000 Franzosen in Irland und unterwarf fast die ganze Insel. Endlich wurden die Irländer nach der großen Niederlage am Boyneflusse (30. Juni 1690) im Okt. 1691 zur Anerkennung Wilhelms III. bewogen, unter der Bedingung, daß ihnen freie Religionsübung wie unter Karl II. verstattet würde. England konnte jetzt den Kampf gegen Frankreich zur See und in den Niederlanden mit voller Energie führen. Der Friede zu Ryswiß machte dem Weltkampf vorläufig ein Ende, bald aber bereitete sich unter dem Druck der span. Erbfolgefrage ein neuer europ. Krieg vor. Wilhelm starb während der Vorbereitungen und hinterließ die Demütigung Frankreichs seiner Schwägerin, der Königin Anna, 1702—14, unter deren Regierung die brit. Waffen in den Niederlanden, in Deutschland und in Spanien mit glänzendem Erfolge kämpften. Unterdessen kam auch die völlige Vereinigung Schottlands, das sich unter jakobitischem Einfluß bereits sehr unabhängig gestellt, mit England zu Stande. Die beiderseitigen Parlamente entwarfen eine Unionsakte, die 1. Mai 1707 in Kraft trat. Beide Länder wurden hiernach unter dem Namen G. zu einem Königreich mit gemeinsamer Legislative vereinigt. Wiewohl Schottland seit diesem Vertrage sehr schnelle Fortschritte in der Entwicklung seiner Nationalkräfte machte, war die Union doch den zahlreichen Jakobiten verhaßt, sodaß Frankreich diese Stimmung benutzte und den Präbidenten Jakob III., der den Namen des Ritters St. Georg annahm, im März 1708 mit bedeutender Streitmacht einen Landungsversuch an der schott. Küste machen ließ. Der Admiral Byng verhinderte indes den gefährlichen Anschlag. Da trat ein durch die Parteigegegensätze lange vorbereitetes Ereignis ein, das für den Augenblick die brit. Politik gänzlich veränderte. Durch eine Hofstabsale fiel die Familie Marlborough und mit ihr die ganze Whigpartei bei der Königin in Ungnade. Die Verwaltung des Grafen Godolphin mußte 1710 einem Toryministerium Platz machen, dessen Hauptpersonen Harley und Bolingbroke waren. Auch ein neues Parlament wurde berufen, in welchem die Tories das Übergewicht erhielten. Am 11. April 1713 wurde zu Utrecht der Friede mit Frankreich geschlossen, 13. Juli mit

Spanien. G. erhielt von Frankreich die Hudsonsbai, einen Anteil von St. Christoph, ganz Neuschottland und Neufundland und die Anerkennung der prot. Thronfolge; Spanien mußte Gibraltar und Minorca aufgeben und den Asientovertrag bestätigen. Außerdem war die franz. Seemacht vernichtet, während die brit. Marine die mächtigste Europas geworden war. G. war seitdem der Beherrscher der Meere; sein Handel, seine Industrie und sein Kolonialwesen nahmen einen unermesslichen Aufschwung.

Unter dem Hause Hannover bis zu der Thronbesteigung der Königin Victoria, 1714—1837. Nach Annas Tode bestieg, der Successionsakte von 1701 gemäß, welche die brit. Krone den prot. Nachkommen Jakobs I. zusicherte, der Kurfürst von Hannover als Georg I., 1714—27, den brit. Thron. Die Tories mußten jetzt wieder den Whigs Platz machen, Bolingbroke mußte nach Frankreich zum Prätendenten fliehen, Stanhope und Walpole traten an die Spitze der Verwaltung und das alte Ministerium wurde wegen des Utrechter Friedensabchlusses, zur Genugthung der öffentlichen Stimme, zu strenger Rechenschaft gezogen. Diese Maßregel vermehrte den jakobitischen Anhang; im nördl. England zeigten sich drohende Unruhen; in Schottland erhob der Graf Marr an der Spitze von 15000 Jakobiten die Fahne des Aufbruchs und im Dez. 1715 landete sogar derselbe der Prätendent in Person und ließ sich als König von Schottland ausrufen. Alle diese Anstrengungen, bei denen das kath. Interesse die Hauptrolle spielte, wurden indessen durch die Vereitwilligkeit des Parlaments zunichte gemacht und dienten nur dazu, die Partei völlig zu diskreditieren und die mit dem Nationalinteresse verbundene Dynastie zu befestigen. Da sich während des Aufbruchs das Parlament so ergeben gezeigt hatte, setzte der Hof, allerdings unter großem Widerstande, 1716 eine Akte durch, nach welcher das gegenwärtige und jedes folgende Parlament die Dauer von sieben Jahren haben sollte. Diese Bestimmung verließ fortan der Gesetzgebung einen festen Charakter und trug zugleich zur Abhängigkeit der Krone von der Volksvertretung wesentlich bei. Nach Schlichtung der Zerwürfnisse mit Spanien nahm man zunächst an den auswärtigen Verwickelungen nur einen friedlichen Anteil, denn die Staatsschuld belief sich schon auf 64 Mill. Pfd. St., welche die verschiedenen Handelskompagnien vorgeschossen hatten. Im April 1720 erhielt die Südseekompagnie vom Parlament die Erlaubnis, die ganze Staatsschuld unter gewissen Bedingungen an sich zu bringen und zu diesem Zwecke Aktien auf die Unternehmungen der Kompagnie in der Südsee zu kreieren. Diese Aktien stiegen bald durch den Schwindel, der sich des Volks bemächtigte, von 130 auf 1000 Pfd. St., sanken aber auch ebenso schnell, sodaß eine allgemeine Zerrüttung und Verwirrung der bürgerlichen Verhältnisse eine Folge davon war.

Mit dem Regierungsantritt Georgs II., 1727—60, ging in der Stellung der Parteien keine Veränderung vor. Die Whigs waren eifrig bedacht, den Frieden zu erhalten; doch mußte das Ministerium 1739 wegen verletzter Handelsinteressen einen Krieg mit Spanien beginnen, der freilich von beiden Seiten mit geringem Erfolge geführt wurde. Endlich rief der öfter. Erfolgsgelust auch G. unter die Waffen. Nachdem man Maria Theresia län-

gere Zeit durch Subsidien unterstützt, wurde infolge einer Ministerialveränderung, wobei Walpole abtrat und erst Wilmington und Carteret, dann Pelham und Newcastle die Regierungsgeschäfte übernahmen, der Krieg an Frankreich förmlich erklärt. Während der König in Person die vereinigten Briten und Deutschen zu Lande, besonders in der Schlacht bei Dettingen 27. Juni 1743, mit Gluck befehligte, schlug 22. Febr. 1744 die brit. Flotte die französische bei Toulon. Frankreich versuchte noch in demselben Jahre, mit einer starken Flotte, auf der sich der jüngere Prätendent, Karl Edward, der Enkel Jakobs II., befand, in Schottland zu landen, was jedoch mißglückte. Doch gelang es dem jungen Abenteurer, im Juli 1745 Schottland zu betreten und die dortigen Jakobiten zu einem Aufstande zu bewegen, der den drohendsten Charakter annahm, da das Land von Truppen entblößt war. Der Herzog von Cumberland, der soeben gegen den Marschall von Sachsen die Schlacht von Fontenoy verloren hatte, mußte mit einem starken Korps aus den Niederlanden herbeieilen und machte der Empörung 27. April 1746 durch den Sieg bei Culloden ein Ende. Im Frieden, den G. mit Frankreich 18. Okt. 1748 zu Nachen schloß, gaben sich beide Teile die Eroberungen zurück. Doch kurz darauf brachen die Feindseligkeiten an den Grenzen Neuschottlands wieder aus. Bald kämpfte G. wieder in Ost- und Westindien, zugleich auch im Siebenjährigen Krieg mit Preußen vereint meist siegreich gegen Frankreich.

Georg III., 1760—1820, erbte diesen Krieg von seinem Großvater und endete ihn 10. Febr. 1763 durch den vorteilhaften Frieden zu Paris. G. erhielt von Frankreich Canada, das Kap Breton, die Inseln St. Vincent, Dominica, Tobago, von den Spaniern aber Florida und wichtige Handelsrechte. Zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs begannen auch die unermesslichen Eroberungen der Briten in Indien, wo Lord Clive die Umwälzungen in Bengalen benutzte, um der Ostindischen Kompagnie die drei Reiche Bengalen, Behar und Orissa zu unterwerfen. Große Reichthümer floßen durch dieses Ereignis ins Mutterland, die auf die Ausbreitung des bürgerlichen Verkehrs, auf Industrie und Handel mächtig wirkten. Indessen änderten diese Privatvorteile die Finanzzerrüttung nicht, in welche der Staat seit dem Kriege geraten war. Die öffentliche Schuld belief sich auf 146 Mill.; das Volk war unwillig, daß man den Frieden mit Frankreich nicht auf dessen Kosten ergiebiger gemacht hatte, wie es Chatham, der von 1756 bis 1761 die Verwaltung führte, beabsichtigte. In dieser Lage fiel das Ministerium Grenville auf den Gedanken, sich in den nordamerik. Kolonien neue Hilfsquellen zu eröffnen; unter anderm erhöhte man die Eingangszölle und beschloß die Einführung einer Stempelsteuer. Diese Schenkungen waren zwar nicht brüderlich, allein die Kolonien besaßen ebenso viel Unabhängigkeitsinn als Reichthum; sie hatten bisher gefehlich auf ihren Provinzialversammlungen das Recht der Selbstbesteuerung geübt und wiesen die willkürliche Behandlung mit Entrüstung von sich. Alle patriotischen und freisinnigen Männer des Mutterlandes billigten diesen Widerstand; denn man fürchtete, die Regierung möchte aus der Unterdrückung der Kolonien die Kraft zur Unterdrückung der brit. Verfassung schöpfen. Die Ministerien Grenville, Rockingham, Grafton scheiterten hintereinander an

dieser Frage, bis im Jan. 1770 North an die Spitze der Gesandtschaft trat, der alle sonstigen Tugenden fallend ließ, den Beezoll aber mit großer Hartnäckigkeit festhielt. Die Erbitterung wuchs nun auf beiden Seiten. Am 4. Sept. 1774 trat zu Philadelphia ein Kongreß der Kolonien zusammen, der die Wareneinfuhr aus dem Mutterlande und Westindien verbot. Hüben und dräben rüstete man sich zum Kriege, und als der Kongreß 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der 13 Vereinigten Staaten aussprach, hatte der Kampf schon, anscheinend siegreich für das Mutterland, begonnen. Das Verhältnis änderte sich jedoch, als die Kolonien größere Kräfte entsandten und 1778 ein Bündnis mit Frankreich schlossen, das jezt die Gelegenheit zu einem Nachkrieg ergrieff und 1779 auch Spanien zur Theilnahme bewog. Ueberdies waren die nordischen Seemächte zum Schutz ihres Handels zu einer bewaffneten Neutralität zusammengetreten, und das londoner Kabinett zeigte sich darüber so erbittert, daß es auch Holland den Krieg ankündigte, als dieses sich dem Bunde anschließen wollte. So groß aber auch die Hilfsquellen G. waren, so vermochte es doch den Kampf gegen die vereinigten Seemächte nicht auf die Dauer fortzuführen. North mußte im März 1782 die Verwaltung an Rodingham abgeben, dem schon im Juli Shelburne folgte. Letzterer brachte 30. Nov. 1782 mit den Kolonien einen Separatfrieden zu Stande, der denselben die völlige Unabhängigkeit sicherte, und im Sept. 1783 wurde zu Versailles der allgemeine Friede geschlossen, in welchem G. an Frankreich Tabago und Goree, St. Pierre und Miquelon, an Spanien aber Florida und Minorca abtrat. Mitten unter diesen auswärtigen Anstrengungen hatte G. auch im Innern Gefahren zu bestehen. Gleich den Kolonien erhoben sich 1779 die Iren, forderten Religions- und Handelsfreiheit und bewaffneten sich in Masse, angeblich zur Abwehr einer franz. Invasion. Das Parlament mußte endlich 1782, nachdem die Minister den Sturm vergeblich durch Handelsbegünstigungen zu beschwören gesucht, die Akte von 1720 aufheben, vermöge welcher das irische Parlament den Beschlüssen des englischen unterworfen war. Zugleich wurde die Gewalt des Statthalters eingeschränkt und Irland dadurch politisch selbständiger. Unruhen anderer Art erschütterten England und Schottland. Die durch eine Parlamentsakte von 1778 den Katholiken gewährten Erleichterungen, in denen das Volk eine Beeinträchtigung der prot. Religion erblickte, riefen 1780 in London einen Böbelaufstand hervor. Auch der versailer Friedensschluß erregte Unwillen. Der Krieg hatte die Staatsschuld auf 238 Mill. gesteigert. Zudem waren im Frieden alle in den Kolonien gelegenen Güter der brit. Unterthanen, der sog. Loyalisten, preisgegeben worden. Unter diesen Verhältnissen mußte Shelburne im Dez. 1783 die Verwaltung an Pitt abtreten, der nun lange Zeit und unter den größten Ereignissen das Staatsruder führte.

Während des nahezu zehnjährigen Friedens, den jezt das brit. Reich genoss, tauchten im Parlament, wo die Whigs, an ihrer Spitze Fox und Burke, die Opposition glänzend vertraten, eine Menge polit. und philanthropischer Reformgedanken auf, die indes bald verschwanden, als die franz. Revolutionäre ihre Umhurpläne zum Angriff auf die benachbarten Nationen erweiterten. Beide Parteien, die Whigs und die Tories, die mit einer Veränderung der aristokrat.

kratischen Staatsverfassung ihre polit. und gesellschaftliche Stellung würden verloren haben, verbanden sich alsbald zur Bekämpfung des demokratischen Geistes im Innern und nach außen. Die Unionen Belgiens an die franz. Republik griff in die Interessen Englands tief ein. Die Hinrichtung Ludwigs XVI. gab das Zeichen zum Losbrechen. Der franz. Gesandte wurde auf diese Nachricht aus London verwiesen und der franz. Konvent erklärte 1. Febr. 1793 an G., die Niederlande und Spanien zugleich den Krieg. Der Kampf begann in den Niederlanden, wo die Engländer das Schicksal der Verbündeten teilten, und auf allen Meeren, wo die brit. Seemacht ihr Übergewicht behauptete. Zur Unterdrückung der innern Gärungen willigte das Parlament in die Suspension der Habeas-Corpus-Akte, in die Fremdenbill und andere Ausnahmegeetze. Indessen schlossen Preußen und Spanien schon 1795 den Separatfrieden; letzteres trat sogar mit der Batavischen Republik zu Frankreich über. Österreich verließ 1797 durch den Frieden von Campo-Formio den Kriegsschauplatz und die brit. Macht sah sich nunmehr allein gelassen. Dazu kamen innere Unfälle. Auf der Kanalslotte brach eine Empörung aus, die sich selbst den ind. Flotten mittheilte; das Volk wurde von Leuerung und Hunger geplagt; die Bank von England stellte ihre Zahlungen ein. Wenn auch der Sieg Nelsons 1. bis 3. Aug. 1798 bei Abukir die Schrecken der franz. Expedition nach Ägypten milderte, ließ doch gerade jezt der aufgeregte Zustand des unglücklichen Irland alles befürchten. Schon seit längerer Zeit hatte sich daselbst eine große kath. Union über das Land verbreitet, die mit Hilfe Frankreichs die Herrschaft der Engländer zu brechen beabsichtigte. Nachdem bereits mehrere franz. Expeditionen gescheitert, entschloß sich die Regierung, die Union zu entwandern und die Anführer zu bestrafen. Dieser Schritt rief mehrere Monate hindurch einen blutigen Bürgerkrieg hervor. Endlich wurde Irland im Herbst 1800 durch eine Akte der beiden Parlamente mit G. völlig vereinigt; 28 irländ. Lords nebst 4 Bischöfen sollten hiernach ins brit. Oberhaus, 100 Deputierte ins Unterhaus treten; jeder Verlehr sollte fortan frei, jedes Recht gleich sein. Thatsächlich aber blieben sieben Ael der Bevölkerung als Katholiken mittels des Testeides von den polit. Rechten ausgeschlossen.

Unterdes hatte G. wieder zahlreiche Bundesgenossen gegen Frankreich erhalten. Die Fortschritte der Franzosen riefen namentlich Österreich, Rußland und die sächsischen Fürsten unter die Waffen, und 1799 ging sogar eine russ.-brit. Expedition unter dem Herzog von York nach Holland ab, die jedoch wenig Erfolg hatte. Alle Anstrengungen bewirkten nur eine schnellere Erhebung des Feindes. Kaiser und Reich schlossen schon 1801 den Frieden von Lunéville, dem der mit Neapel folgte, und G. befand sich alsbald thatsächlich wieder allein. Deswegen entsetzt verwarf es die Friedensbedingungen des mächtigen Gegners und sah sogar den Neutralitätsvertrag, den Rußland, Schweden und Dänemark zur Sicherung ihres Handels vor brit. Gewaltthaten schlossen, als eine Kriegserklärung an. Nelson mußte 1801 den Durchgang durch den Sund erlämpfen und in die Ostsee vordringen; inzwischen aber besetzte Preußen Hannover. Diese Zermürbungen bedeten mit der Thronbesteigung des Kaisers Alexander. Das brit. Kabinett schloß im Juni 1801 mit Rußland einen Schiffsfahrtsvertrag, dem bald

Schweden und Dänemark beitraten, und es schien einen Moment, als ob der Krieg mit Frankreich ein Ende finden solle. Um den Friedensschluß zu erleichtern, trat Pitt im März 1801 das Ministerium an Abdington (Sidmouth) ab, und dieser brachte endlich 27. März 1802 den Frieden von Amiens zu Stande. Alle Eroberungen, mit Ausnahme der Inseln Trinidad und Ceylon, wurden an Frankreich, Holland und Spanien zurückgegeben. Nur die Not hatte diesen Frieden diktiert; die Briten empfanden bald das furchtbare Übergewicht Frankreichs auf dem Kontinent, das ihnen alle europ. Häfen zu verschließen drohte. Schon 16. Mai 1803 wurde deshalb unter dem Beifall aller Parteien der Krieg an Frankreich wieder erklärt. Die Feindseligkeiten begannen jedoch ohne große Erfolge, da die ganze brit. Macht im Kanal konzentriert wurde, um einer beabsichtigten Landung auf England zu begegnen. Das energielose Ministerium Abdington mußte im Mai 1804 abtanken, und Pitt ergriff wieder das Ruder. Derselbe erklärte sogleich an das heimlich mit Frankreich verbundene Spanien den Krieg und brachte im April 1805 mit Rußland ein Bündnis zu Stande, während die Friedensanträge Napoleons zurückgewiesen wurden. Das brit. Reich besaß Anfang 1805 eine Marine von 907 größern Kriegsfahrzeugen, von denen die geringsten mehr als 10 Kanonen führten; die Zahl der Matrosen betrug 165 000 Mann, die europ. Landmacht außer der Miliz 143 000 Krieger. Die Unterhaltung einer so imposanten Macht steigerte die Staatsbedürfnisse auf eine schwindende Höhe, so daß sich Pitt in der mißlichsten Lage befand. Die Einnahmen für das J. 1806 waren auf 54, die Ausgaben auf 76 Mill. Pfd. St. berechnet. Während im Aug. 1805 endlich auch Österreich und Schweden dem russ.-brit. Bündnis beitraten und der gewaltige Kampf begann, zerstörte Nelson die span.-franz. Flotte 21. Okt. 1805 bei Trafalgar (s. d.). Allein dieser große Sieg wog die Niederlage der Verbündeten im österr. Feldzuge nicht auf, und Frankreich stand nach dem Frieden zu Preßburg (26. Dez. 1805) dem Inselreiche drohend gegenüber als je. U. bedurfte der Erholung. Das neue Ministerium, das nach Pitts Tode im Jan. 1806 zusammengetreten war, eröffnete daher sogleich Friedensunterhandlungen, die sich jedoch wieder zerbrachen. Der unglückliche Kampf Preußens und Rußlands gegen Frankreich, der im Juli 1807 mit dem Frieden zu Tilsit endete, die Auflösung des Deutschen Reichs und die Errichtung des Rheinbundes, endlich die Einigung Rußlands mit Frankreich entzogen der brit. Macht alle Unterstützung auf dem Festlande. Um wenigstens die Pforte an sich zu fetten, mußte der Admiral Duckworth im Febr. 1807 eine drohende Demonstration in den Dardanellen unternehmen, was jedoch das Gegenteil bewirkte. Aus gleichem Grunde erschien im Sept. 1807 unter Gambier eine engl. Flotte im Sund, bombardierte Kopenhagen und führte die dän. Flotte davon. Dies Verfahren hatte die Kriegserklärung Rußlands und Dänemarks zur Folge, die jedoch mit der Wegnahme einer russ. Eskadre und der Eroberung der dän. Kolonien beantwortet wurde. U. war jetzt, Portugal und Schweden ausgenommen, von allen europ. Häfen ausgeschlossen und vermochte der allgemeinen Sperre nur einen großartigen Schmuggelhandel entgegenzusetzen. Schon deshalb mußte der Kampf, so groß auch die Opfer waren, fortgesetzt werden. Von 1806 bis in den März 1807

hatte Lord Grenville das Staatsruder geführt; ihm folgte das Ministerium Portland, in welchem Canning mit Energie das Auswärtige leitete.

Den Aufstand der Spanier benutzend, schickte das neue Kabinett ein engl. Truppenkorps unter Arthur Wellesley, dem nachherigen Herzog von Wellington, nach Portugal, ein anderes unter Moore nach Spanien. Da der Krieg Napoleons I. mit Österreich 1809 eine Schwächung der franz. Streitkräfte auf der Halbinsel zur Folge hatte, gewann Wellesley in Verbindung mit den insurgierten Spaniern alsbald ein bedeutendes Übergewicht. Allein der Friede zu Wien im Okt. 1809 hob Napoleon und Frankreich wieder auf den Gipfel der Macht. Das Kontinentalsystem, dem sich infolge der Thronrevolution Schweden angeschlossen, konnte nun mit der größten Strenge aufrecht erhalten werden. Überdies sank auch das brit. Waffenglück auf der Pyrenäischen Halbinsel; gegen Ende 1810 waren die brit. Truppen auf Cadix und Bissabon beschränkt. Nur zur See behauptete G. fortwährend seine überlegene Stellung; Frankreich verlor in dieser Zeit seine sämtlichen Kolonien. Die Personalveränderungen in der höchsten Staatsphäre seit 1809 hatten keine Veränderung in der kriegerischen Politik zur Folge. Nach Portlands Tode im Dezember übernahm Perceval die Verwaltung, und infolge des unheilbaren Wahnsinns Georgs III. erhielt 1811 der Prinz von Wales die Regentschaft, erst mit eingeschränkter, im Febr. 1812 mit voller königl. Gewalt. Bei diesem Wechsel hatten die Whigs gehofft, ans Ruder zu kommen; allein der Regent wandte sich wider Erwarten den Tories zu und berief nach Percevals Ermordung im Mai 1812 den Lord Liverpool als die Spitze des Ministeriums, in welchem Castlereagh die Leitung des Auswärtigen erhielt. Der unglückliche Feldzug Napoleons gegen Rußland führte endlich den Wendepunkt herbei, den die brit. Politik bisher vergeblich erstrebt hatte. Nach dem Rückzuge von Moskau bot das Kabinett von London alles auf, die gebeugten Mächte des Festlandes zum gemeinsamen Bunde gegen Napoleon zu bewegen. Der allgemeine Kampf wurde mit brit. Subsidien begonnen und unter dem Drängen der brit. Diplomatie auf den Boden Frankreichs selbst verlegt. Im Frieden zu Paris (30. Mai 1814) sah schließlich G. seine Bemühungen mit glänzendem Erfolg gekrönt. Napoleon und die Revolution waren gestürzt; Frankreich war überwältigt und auf lange Zeit gedemütigt; alle Meere, alle Häfen und Küsten standen den brit. Segeln wieder offen; keine Frage der europ. Politik konnte mehr gegen den Willen und gegen das Interesse des Inselreichs behandelt werden. Die Gebietsverweiterung, die G., abgesehen von den Eroberungen auf dem ind. Festlande, durch den Frieden erlangte, war ungeheuer. Frankreich mußte Malta, Zabago, Ste.-Lucie, Isle-de-France und die Seyellen, Holland aber Demerara, Essequibo, Berbice, das Kap der Guten Hoffnung und ganz Ceylon, Dänemark Helgoland abtreten. Auch wurden die Ionischen Inseln unter brit. Protektorat gestellt. Die Rückkehr Napoleons brachte G. den Ruhm von Waterloo. Der allgemeine Friede führte auch zur Beilegung der Feindseligkeiten mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die sich seit 1812 den Gewaltthaten widersetzt hatten, welche brit. Schiffe gegen die Neutralen übten. Der Krieg war von beiden Seiten mit wechselndem Erfolg geführt

worden, und der Friede wurde definitiv Ende 1814 zu Gent geschlossen.

Wie mächtig indes auch G. aus dem großartigen Kampfe hervorgegangen war, wie unerschöpflich seine Hilfsquellen sich bewiesen hatten, so trat doch nach dem Frieden auch im Schosse der brit. Bevölkerung ein tiefes soziales Übel hervor: das Elend der Massen. Die Nationalschuld war während der Kriege auf die Summe von mehr als 800 Mill. Pfd. St. angewachsen, und die Last dieser Schuld brückte zumeist die niedern Klassen. Mißernten steigerten den durch die Korngesetze schon an sich künstlich erhöhten Preis des Getreides. Endlich hatte die Kontinentalperre eine erhöhte industrielle Thätigkeit auf dem Festlande hervorgerufen, und die brit. Waren, die in ungeheurer Menge erzeugt wurden, fanden keinen genügenden Absatz. Stürmische Volksversammlungen, Zusammenrottungen und Gewaltthätigkeiten der hungernden Proletarier waren an der Tagesordnung, und die Regierung vermochte diesen Erscheinungen nichts entgegenzusetzen als die Ausrückung der Habeas-Corpus-Akte, Beschränkung der Presse und Verbote der Versammlungen und des Tragens von Waffen. In dieser Gärung bestieg der Regent als Georg IV. 29. Jan. 1820 den Thron. Während nun der erste bedeutende Akt seiner Regierung, der Scheidungsprozeß mit seiner Gemahlin Karoline von Braunschweig, die Volksaufregung und den Haß gegen den Hof und die Minister nur steigerte, drohten die Verwidelungen, welche die Revolutionen in Spanien, Neapel, Griechenland hervorriefen, auch die äußere Ruhe zu gefährden. Die Tories waren der Kontinentalpolitik treu geblieben, weil sie in der Stärkung des legitimen Prinzips auf dem Festlande auch die Stärkung der brit. Aristokratie sahen. Nach Castlereaghs Tode 12. Aug. 1822 erhielt jedoch Canning das Ministerium des Auswärtigen, was eine gänzliche Veränderung der auswärtigen Politik zur Folge hatte. Canning stellte den Ginnischungsgehalt der Kontinentalmächte das Prinzip der Nichtintervention entgegen, suchte, wiewohl vergeblich, das Eindringen der Franzosen in Spanien zur Unterdrückung der Verfassung zu verhindern, leitete die Anerkennung Griechenlands ein und erklärte 1. Jan. 1825 die Anerkennung der südamerik. Freistaaten. Auch in der innern Politik zeigte sich eine Annäherung an die Wünsche und Bedürfnisse des Volks. Schon während des Kriegs war der Sklavenhandel verboten worden; 1824 kam ein Gesetz zu Stande, in welchem dieser Handel mit denselben Strafen bedroht wurde wie die Seeräuberei. Die Sklavenemancipation war damit vorbereitet. Mit Eifer suchten Canning und Huskisson den Aufschwung des Handels und eine Herabsetzung der Steuern zu bewirken, sobald die Ruhe im Volke allmählich wiederkehrte. Eine furchtbare Handelskrisis, die durch Attenswindel und den Verkehr mit den südamerik. Staaten herbeigeführt worden war, ging unter diesen Umständen ohne ernste Störung vorüber, besonders da 1826 die Herabsetzung des Getreidepreises im Verhältnis zum Steigen der inländischen Preise (der sog. sliding scale) gelang. Indes blieb der polit. und soziale Zustand Irlands fortwährend drohend. Schon nach dem Frieden hatte Daniel O'Connell unter den Irländern eine kath. Association gestiftet, deren nächster Zweck es war, die längst verheißene, aber von den Tories verweigerte Emancipation der Katholiken durchzusetzen. Auch Canning wagte 1821 beim Parlament

einen Versuch, sah aber seine Will an dem Widerstande der Lords scheitern. Um so größer waren die Erwartungen der Irländer, als sich Liverpool im April 1827 zurüdzog und Canning als erster Minister seine Stelle einnahm. Diese Veränderung bewirkte zunächst den Austritt Wellingtons, Bathursts, Peels u. a., und Canning bildete ein neues Ministerium, in welches auch der Herzog von Clarence, der künftige Thronerbe, als Chef des Seewesens eintrat. Während die Lords gegen das neue Ministerium einen Sturm erhoben und sogleich die Beschränkung der Kornzufuhr durchsetzten, wurde dasselbe vom Lande als der Vorläufer großer Reformen begrüßt. Vorherband blieben freilich diese Reformen verjagt, weil Canning, nachdem er 6. Juli 1827 mit Frankreich und Rußland den Vertrag über die Befreiung Griechenlands geschlossen, 8. Aug. starb. Lord Goderich, der zunächst die Verwaltung übernahm, mußte dieselbe infolge von Verwidelungen, in die ihn die portug. Angelegenheiten und die Schlacht von Navarino brachten, schon im Jan. 1828 niederlegen, worauf Wellington ein Ministerium bildete, in dem auch Peel einen Platz erhielt.

Aber schon die ohnmächtige Politik, die dieses Kabinett in der griech.-türk. Frage sowie in Portugal verfolgte, wo Dom Miguel nach dem Abzuge eines von Canning hingesandten brit. Truppenkorps den Thron und die Verfassung umstürzte, veranlaßte Ausbrüche der Unzufriedenheit. Auch Irland geriet bei der Nachricht von dem Ministerwechsel, der nicht Reformen, sondern neue Bebrückungen erwarten ließ, in die größte Bewegung. Die kath. Association, die sich aufgelöst, trat wieder zusammen, während andererseits die Protestanten ihre Orange-Logen und Braunschweig-Klubs erneuerten. In dieser gefährlichen Lage beschloß Wellington, die Emancipation der Katholiken einzuleiten. Im Febr. 1829 mußte Peel im Unterhause zuerst auf die Aufhebung des Testeides antragen, und nachdem er diese erlangt, brachte er eine Bill ein, die unter der Bedingung eines Treueides den Katholiken polit. Rechtsgleichheit wenigstens insofern gewährte, als sie von nun an in das Parlament treten konnten. Diese Bill, nur unter dem heftigsten Widerstande der Tories angenommen, vermochte zwar das iränd. Elend nicht zu mildern, erweckte aber Hoffnungen und Bestrebungen für weitere Reformen in allen Schichten des Volks. Besonders war die uralte und in vielen Dingen unzeitgemäß gewordene Parlamentsverfassung schon seit Pitts Tagen ein Gegenstand mannigfacher Reformpläne gewesen. Im Unterhause erschienen zwar die Abgeordneten der Städte, Flecken und Grafschaften und übten sogar das Steuerbewilligungsrecht ausschließlich; allein die Art der Wahl und der Zusammensetzung war so abnorm, daß das eigentliche Volk im Grunde alle Einwirkung auf die Gesetzgebung verloren hatte. Wollte es seinen Willen bei wichtigen Maßregeln zu erkennen geben, so mußte es zu Petitionen, zur Presse, zu imponierenden Versammlungen seine Zuflucht nehmen, die der Regierung leicht Gelegenheit boten, durch die Anwendung bestehender Gesetze hindernd einzuschreiten. In den Grafschaften waren die Wahlen ganz der Aristokratie anheimgefallen. Der hohe Adel benutzte hier als ausschließlicher Grundbesitzer und Inhaber der höchsten Provinzialämter seinen Einfluß, um seine jüngern Söhne oder seine Anhänger ins Unterhaus wählen zu lassen; die Parlamentsstellen waren auf diese Weise im

manchen Familien fast erblich geworden. Von den Städten waren viele der bedeutendsten und rasch emporgewachsenen gar nicht vertreten, während andere, die mit der Zeit zu geringen Burgleden (roten boroughs) herabgesunken, einen oder gar mehrere Abgeordnete ins Parlament schickten. Überdies hing die Bevölkerung in den kleinen Städten und Flecken gewöhnlich von einem Territorialherrscher ab, der die Parlamentsstellen nach Gutdünken verleihen oder verlaufen konnte. Der Einfluß der Aristokratie war dergestalt allmählich so weit gebiehn, daß von den England und Wales vertretenden 613 Parlamentsmitgliedern nur etwa 70 aus unabhängigen Wahlen hervorgingen.

Die Whigs, die während ihrer langen oppositionellen Stellung überhaupt demokratischer geworden waren, verbanden sich jetzt mit den Stimmführern des Volks, um die Parlamentsreform, namentlich die Reform des Wahlgesetzes, durchzuführen. Diese Verbindung erschien indes nur als eine vorübergehende. Während die Whigs als Teil der Aristokratie nur die Abschaffung der schreiendsten Mißbräuche im Auge hatten, betrieb schon jetzt eine zahlreiche Volkspartei die radikale Umgestaltung des Unterhauses. Man forderte jährliche Parlamente, allgemeines Wahlrecht, geheime Abstimmung u. s. w. Nachdem das Parlament im Febr. 1830 eröffnet worden, brachte Lord Russell am 23. im Unterhause den Vorschlag zu einer Parlamentsreform ein, der jedoch mit 23 Stimmen verworfen wurde. Die Aufregung im Volke über die Verwerfung dieser Motion war so groß, daß die Minister die Ruhe vergeblich durch Abschaffung brüderlicher Abgaben auf Lebensmittel herzustellen suchten. O'Connell, der nach der Emancipation der Katholiken im Parlament Platz genommen, benutzte diese Lage der Dinge, um mit seiner Forderung der Aufhebung der Unionsakte, als dem einzigen Mittel zur Besserung der Lage Irlands, hervorzutreten. Die Repeal-Association in Irland nahm hiermit ihren Anfang.

Inmitten dieser allgemeinen Bewegung starb 26. Juni 1830 Georg IV., und sein Bruder, der Herzog von Clarence, der nach seinen bisherigen Grundsätzen der Reform nicht abgeneigt sein konnte, bestieg als Wilhelm IV. den Thron. Gegen Erwarten blieb Wellington am Staatsruder; jedoch erfolgte die Anerkennung des Julitronen in Frankreich, und dieses Zugeständnis an die Volkssache wirkte vortheilhaft auf die Stimmung des Landes. Nachdem das Parlament 2. Nov. 1830 eröffnet worden, zeigte sich sogleich bei der Diskussion über die Civilliste entschiedene Abneigung gegen das Ministerium, so daß dasselbe 16. Nov. abtante. Der König übertrug Grey, einem gemäßigten, aber festen Whig, die Zusammenfassung des neuen Kabinetts, in das nun Palmerston, Brougham, Melbourne, Russell, Althorp eintraten. Schon 3. Febr. 1831 brachte hierauf Grey eine Reformbill vor die Häuser, die zwar später ihren wesentlichen Grundzügen nach durchging, diesmal aber nach einer langen, heftigen Diskussion verworfen wurde. Die Minister wollten jetzt abtanten; allein der König verweigerte dies und löste das Parlament 22. April auf. Nach dem bewegtesten Wahlkampfe, der je geführt worden und in dem die Volkspartei die Oberhand gewann, wurde die Reformbill 4. Juli wieder vor das neue Haus der Gemeinen gebracht und 21. Sept. nach lebhaften Debatten mit einer Mehrheit von 109 Stimmen angenommen. Das Oberhaus jedoch verwarf die

Bill 7. Okt., was die wildeste Aufregung und unter anderm einen Aufruf zu Bristol hervorbrachte. Zu London bildete sich im Nov. 1831 unter Burdett's Vorst. eine sog. National-Association, die alle andern polit. Vereine zusammenfaßte, aber ihres drohenden Charakters wegen von der Regierung verboten wurde. Nach einer längern Vertagung, während welcher man mit den gemäßigten Tories unterhandelt hatte, trat das Parlament im Dezember wieder zusammen. Die dem Unterhause wieder mit wenigen Veränderungen vorgelegte Reformbill ging 23. März 1832 zum zweiten mal mit der Mehrheit von 116 Stimmen durch. Da indes die Lords ihren Widerstand fortsetzten, so gaben die Minister ihre Entlassung. Wellington mußte jetzt versuchen, ein Kabinett zu bilden, erklärte aber 15. Mai, daß ihm dies unmöglich sei, worauf die Whigs ihre Stellen wieder einnahmen. Unter der drohenden Haltung des Volks nahmen nun endlich 4. Juni auch die Lords im Oberhause die Bill an; am 7. wurde dieselbe durch den König zum Staatsgesetz erhoben. Die Zahl der Wähler wurde durch diese Reformbill auf eine Million erhöht; 56 verrottete Flecken verloren das Wahlrecht; in den Grafschaften erhielten daselbe alle lebenslänglichen Freibesitzer (Freeholders) mit 10 Pfd. St. reiner Rente, alle Laßbesitzer (Copyholders) und alle Pächter auf 20 Jahre mit 50 Pfd. St. Rente. Wer in Städten Haus-, Fenster- und Armensteuer zahlte und für seine Wohnung wenigstens 10 Pfd. Sterl. Miete entrichtete, durfte ebenfalls das Wahlrecht üben.

Die Whigs wären wohl gern bei dieser folgenreichen, aber immer sehr mäßigen Reform stehen geblieben; allein die Reformer aus dem Volke, die Radikalen, die den Sieg eigentlich möglich gemacht hatten, wollten nun erst die Verbesserungen in den überlebten Theilen des Staatsorganismus beginnen. Die Minister sahen daher der Auflösung des alten und der Eröffnung des neuen, nach der verbesserten Wahlordnung zum ersten mal zusammenberufenen Parlaments mit Besorgnis entgegen. Die Sitzungen begannen 5. Febr. 1833, und der schlimme Zustand Irlands trat sogleich in den Vordergrund. Es hatten sich daselbst unter den Katholiken Parteien gebildet, die den anglikan. Geistlichen den Kirchenzehnten systematisch verweigerten. Die hieraus entstehenden Unruhen bewogen Grey, eine irische Zwangsbill einzubringen, die dem Lordlieutenant von Irland in gewissen Fällen die Anwendung des Kriegrechts zugestand. Die Bill, welche lebhaften Widerspruch erregte, ging durch. Um indes die Gemüther zu besänftigen, brachte bald darauf das Ministerium eine irische Kirchenreformbill vor die Häuser, der zufolge die Kirchensteuer aufgehoben, die Einkünfte aller Pfründen herabgesetzt, der Grundbesitz der Bistümer verpachtet, die unnötigen Bischöfliche und Pfarrstellen aber abgeschafft werden sollten. Die Bill, die das Interesse der Anglikanischen Kirche wesentlich verletzte, ward dessenungeachtet mit einigen Veränderungen in beiden Häusern angenommen. Noch weniger Anstoß erregte die in derselben Session durchgeführte Abschaffung der Sklaverei in den engl. Kolonien und die Aufhebung des Privilegiums der Ostindischen Compagnie, in Bezug auf welche letztere beschlossen wurde, daß der Handel nach Indien und China in Zukunft frei und die Übersiedelung brit. Unterthanen in die ostind. Länder unbeschränkt sein sollte. Um die ländlichen Zustände Irlands zu verbessern,

brachten die Minister in der Session von 1834 die Zehntbill vor das Unterhaus, der zufolge die Zehnten in eine Gelbabgabe verwandelt wurden, welche nicht der Pächter, sondern der Grundbesitzer tragen sollte. Außerdem bestimmte eine besondere Klausel die Verwendung der durch diese Reformen gewonnenen Überschüsse des irischen Kirchenvermögens zu gemeinnützigen Zwecken, besonders im Schul- und Armenwesen. Diese letztere Bestimmung, die sog. Appropriationsklausel, erregte jedoch großes Mißfallen bei den Tories wie bei den Protestanten überhaupt, und wurde schließlich verworfen. Grey trat hierauf 19. Juli 1834 ab und Lord Melbourne an die Spitze des Kabinetts.

Der Charakter des Ministeriums war dadurch nicht geändert worden; nur wurde die Zwangsbill zurückgezogen. Am 16. Aug., nachdem das Unterhaus die Zehntbill angenommen, das Oberhaus sie aber verworfen hatte, wurde das stürmische Parlament vertagt. Die Tories benutzten die Zwischenzeit, um das Volk gegen die Minister einzunehmen, indem sie Besorgnisse über die Verbindungen des Kabinetts mit O'Connell zu erregen suchten. Der König wurde durch diese Verächtungen in der That so in Schrecken gesetzt, daß er 14. Nov. 1834 das Ministerium plötzlich entließ. Peel mußte nun, da die gemäßigten Whigs keine Verbindung eingehen mochten, ein Tory-Kabinet bilden. Das Parlament wurde 30. Dec. aufgelöst; gleich nach der Eröffnung des neuen, 19. Febr. 1835, zeigte es sich jedoch, daß das Ministerium die Majorität und das Vertrauen des Hauses nicht besaß. Mehrere freisinnige Vorschläge Peels, wie die Aufhebung der geistlichen Colateralgerichte und die Befreiung der Dissenters vom staatskirchlichen Trauungswang, wurden angenommen. Bei der Diskussion über eine zweite Zehntbill gelang es dagegen Lord Russell, ein Amendement für die Befügung der Appropriationsklausel durchzusetzen, und infolge davon legten die Minister im April ihre Ämter wieder nieder. Der König nahm nun seine Zuflucht zu Melbourne, der das Kabinet aus seinen frühern Kollegen reorganisierte. Das Ministerium benutzte diesen Sieg, eine äußerst wichtige Maßregel vor das Parlament zu bringen. In England nämlich befand sich die städtische Verwaltung in der traurigsten Verfassung. Die Magistratsorgane ergänzten sich gewöhnlich selbst, legten den Einwohnern willkürliche Abgaben auf und vertraten denselben den Weg zum Bürgerrecht. Russell brachte eine Bill ein, nach welcher die städtischen Beamten aus freier Wahl hervorgehen und jeder das städtische Wahlrecht üben sollte, der Steuern bezahlte. Im Unterhause ging das Gesetz ohne bedeutenden Widerspruch durch, und auch das Oberhaus gab demselben nach langem Schwanken seine Zustimmung. Zur Annahme einer dritten Zehntbill, die im Unterhause wieder mit der Appropriationsklausel durchgegangen, konnten die Lords indes nicht bewegen werden.

Die Parlamentssession von 1836 zeigte, daß die Whigs im allgemeinen noch das Vertrauen des Volks besaßen, wenngleich die radikalsten Stimmführer kräftigere Maßregeln verlangten. Wichtig war zunächst die Unterdrückung der Drangstollen, deren Umtriebe sich sogar gegen den Thron richteten; nachdem diese vom Parlament gebilligt worden, brachte Russell eine Reformbill für die irländ. Städte ein, deren Verfassung und Verwaltung noch viel tiefer als die der englischen daniederlag. Die Bill schet-

terte jedoch an dem Widerstande des Oberhauses. Ebenso heftig opponierten die Tories gegen den Gang der auswärtigen Politik. Schon 22. April 1834 nämlich war zwischen G., Frankreich, Spanien und Portugal die Quadrupelallianz zu Stande gekommen, um die liberalen Verfassungen der Pyrenäischen Halbinsel gegen die absolutistischen Gelüste des Don Carlos und Dom Miguels zu schützen, die als Vertreter der Legitimität sich der Sympathie der Tories erfreuten. Jetzt erhielt sogar der Oberst Evans die Erlaubnis, für den Dienst der konstitutionellen Regierung Spaniens eine engl. Legion anzuwerben. Die Sitzungen des Parlaments von 1837 begannen wieder mit Verhandlungen über die irländ. Angelegenheiten. Das Armengesetz, das Russell für Irland einbrachte, wurde zwar von beiden Häusern mit großer Majorität angenommen, um so heftiger entbrannte aber nochmals der Kampf um die Städtebill und die irische Zehntbill. Als die Spannung aufs höchste gestiegen, starb in der Nacht vom 19. zum 20. Juni 1837 König Wilhelm IV., welches Ereignis den Streit zeitweilig unterdrückte.

Unter der Königin Victoria, seit 1837. Die Thronbesteigung der 18jährigen Königin Victoria, 20. Juni 1837, erfolgte somit unter sehr schwierigen Verhältnissen. Die liberalen Parteien knüpften an die Thronveränderung günstige Erwartungen, da man ziemlich allgemein annahm, daß die Königin whigistischen Ansichten huldige. Abriß hatte infolge der großen Veränderungen der jüngsten Zeit, namentlich der Katholikenemanzipation und der Reformbill, das gesamte Parteiwesen wesentliche Umgestaltungen erlitten. Nicht bloß die alten Parteien der Whigs und Tories hatten ihre Stellung verändert, auch neue Parteiuancen hatten in der Bevölkerung und im Parlament entschiedenen Einfluß erlangt. Das whigistische Kabinet, das die Königin vorband, stützte sich im Unterhause auf eine kombinierte Mehrheit, die nur zum Teil aus alten Whigs bestand. Sie umfaßte außerdem die Vertreter eines vorgeschrittenen Liberalismus, die sog. Radikalen, die auf ein ausgedehntes demokratisches Stimmrecht und Parlamente von kürzerer Dauer hinarbeiteten, und die irische Schar unter O'Connell. Gegenüber dieser in ihren Elementen verschiedenen Partei waren auch die Tories nicht die alten geblieben. Mit Widerstreben hatten sie sich die tiefgreifenden Veränderungen der Verfassung gefallen lassen, waren aber entschlossen, gegen jede weitere Nachgiebigkeit an das demokratische Prinzip, an die bürgerliche Geldmacht und an Irland energisch anzukämpfen. Ein Mann aus dem Bürgerstande, Sir Robert Peel, war damals Führer der Konservativen geworden. Die allgemeinen Neuwahlen, die infolge des Regierungswechsels vorgenommen werden mußten, verstärkten die konservative Partei. Während die großen Städte Englands, sowie Schottland und Irland überwiegend im Sinne der liberalen und radikalen Schattierungen wählten, fielen die Wahlen der engl. Grafschaften größtenteils gegen das Ministerium aus, und in dem neuen Parlament, das die Königin 19. Nov. 1837 eröffnete, war die liberale Mehrheit noch geringer und schwächer als zuvor.

Inzwischen waren aus Herwidlungen der frühern Jahre der Regierung große Verlegenheiten erwachsen. In Canada war es von Zerwürfissen zwischen dem Mutterlande und dem dortigen Parlament zum offenen gewaltthätigen Bruche gekommen, wobei

nationale und religiöse Antipathien mitwirkten. Das Ministerium erhielt die Genehmigung zur Suspension der canadischen Verfassung und zur Absendung des Grafen Durham als Kommissar mit ausgedehnten Vollmachten. Der letztere verfuhr seit Mai 1838 mit Energie und Geschick; aber die Parteilast der Opposition benutzte gleichwohl seine Amtsführung zu einer Niederlage des Ministeriums, indem sie ihn der Überbreitung seiner Vollmachten anklagte, worauf Graf Durham abdankte. Hatte schon diese erste Angelegenheit die geringe Stärke der Regierung entthüllt, so trugen die irischen Verhältnisse noch mehr dazu bei, ihre Schwäche an den Tag zu legen. Obgleich sie bei der Erneuerung der früher verworfenen Vorlagen, welche ein billigeres Verhältnis zwischen der engl. Hochkirche und der lath. Bevölkerung in Irland herstellen sollten, diejenigen Bestimmungen ausließ, die den Tories besonders mißfällig waren, begegnete sie auch jetzt so heftigem Widerstand, daß es endlich nur durch völliges Aufheben der Appropriationsklausel gelang, die irische Beihilfe durchzubringen. Gleichzeitig erwuchs der Regierung von einer ganz entgegengegesetzten Seite her eine Gefahr. Es hatte sich eine äußerste Fraktion von Radikalen abgesondert, die in der von ihnen aufgestellten «Volkspartei» (s. *Chartismus*) allgemeines Wahlrecht, geheime Abstimmung, jährliche Parlamente u. s. w. verlangte und überdies eine nahe Verwandtschaft mit den sozialistischen Tendenzen an den Tag legte. Diese Partei agitierte seit Herbst 1838 in Versammlungen, brachte Petitionen zu Stande, betrieb zu Anfang des J. 1839 einen sog. Nationalkonvent nach London und suchte sich durch die Arbeiterbevölkerung der Fabrikstädte zu verstärken. Doch wurde ein Versuch zur bewaffneten Durchführung der Charte im Sommer 1839 ohne Nähe unterdrückt, und die Führer Frost, Williams und Jones konnten vor ein Gericht gestellt und deportiert werden.

Auch in der auswärtigen Politik gelang es der Regierung, einen glücklichen Schlag zu führen. Die bereits in vielen kleinen Anlässen hervorbrechende Rivalität engl. und russ. Politik im Orient führte damals zu einem gewaltigen Zusammenstoß, als der Schah von Persien, unterstützt von den Fürsten von Kabul und Kandahar und ohne Zweifel aufgestachelt von der russ. Diplomatie, Herat bedrohte und den Engländern Gelegenheit gab, im Frühjahr 1839 durch den siegreichen Zug nach Afghanistan diesen Anschlag gegen ihre ostind. Herrschaft zu vereiteln. Gleichwohl ging die Regierung der neuen, im Febr. 1839 eröffneten Parlamentssession unter wenig erfreulichen Auspicien entgegen. Hatte sich auch der drohende Chartistensturm vorläufig verzogen, so blieben doch alte Schwierigkeiten unerledigt: Irland war eine bleibende Verlegenheit, die Finanzen und die Nahrungsverhältnisse wenig günstig, die Mehrheit im Parlament durch den Abfall der Radikalen noch schwächer als vorher. Die Jamaica-Bill gab den Anstoß zur Krise. Differenzen zwischen der Gesetzgebung des Mutterlandes, welche 1834 die Sklaverei der Neger aufgehoben hatte, und den Interessen der Pflanzer von Jamaica drohten dort einen ähnlichen Bruch hervorzurufen wie früher in Canada. Das Ministerium schlug daher vor, die Verfassung der Kolonie auf einige Jahre zu suspendieren. Dem widersetzte sich die toristische wie die radikale Opposition, und die Abstimmung (6. Mai) ergab eine Mehrzahl von nur fünf Stimmen für

die Minister. Diese gaben daher ihre Entlassung ein; nachdem jedoch der Versuch Wellingtons und Peels zur Übernahme der Regierung gescheitert war, übernahmen sie noch einmal die Führung der Geschäfte. Nur ging an Lord John Russell, statt des austretenden Lord Glenelg, das Kolonialdepartement über, während für das Innere Lord Normanby, für den Krieg Macaulay eintrat.

Das Jahr 1840 ward mit der Antändigung eröffnet, daß die Königin Victoria sich mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha vermählen werde; am 10. Febr. fand die Vermählung zu St. James statt. Das öffentliche Interesse wurde bald vorzugsweise von den auswärtigen Angelegenheiten in Anspruch genommen. England hatte mit Rußland, Österreich und Preußen den Vertrag vom 15. Juli 1840 geschlossen, wodurch die Zwistigkeiten der Worte und dem Paicha von Ägypten ihre definitive Erledigung finden sollten. Frankreichs Weigerung, den Bedingungen jener Mächte beizutreten, hatte den Abschluß des Vertrags ohne Frankreich zur Folge. Da Nemeß-Alti widerstrebte, sandte England ein Geschwader nach Syrien, das, verstärkt durch türk. und österr. Streitkräfte, im September dort landete und die Provinz unterwarf. Frankreichs Kriegsdrohungen und Rüstungen kamen zu spät. Der Triumph der brit. Politik vermochte dennoch nicht, die Stellung des Ministeriums im Innern wesentlich zu heben; dies zeigten die Parlamentsverhandlungen der am 26. Jan. eröffneten Session von 1841. Der Einfluß der Konservativen war gewachsen und bereitete der Regierung eine Niederlage nach der andern. Schon bei den Debatten über die auswärtige Politik und über das Armengesetz drohte dem Ministerium eine Niederlage; bei der Bill über das irische Wahlrecht blieb es in der Minorität. Der Hauptkampf der Parteien konzentrierte sich jedoch in der Frage über die Kornzölle. Schon 1838 hatte sich, hauptsächlich in Manchester und unter Richard Cobdens Anregung, ein Verein (s. *Anti-Corn-Law-League*) gebildet, welcher auf die Beseitigung des bestehenden Schutzsystems und namentlich der Kornzölle hinarbeitete. Von der Aristokratie und dem ländlichen Grundbesitz, dem die Kornzölle zugute kamen, heftig angefeindet, hatte der Verein in dem Übergange zum Freihandel und der freien Einfuhr der Lebensmittel den Weg bezeichnet, auf welchem die sinkenden Staatseinnahmen zu heben, die Lage der arbeitenden Klassen zu bessern und die Konkurrenz der Industrie mit dem Auslande zu fördern sei. Teils vorwärts gedrängt durch die wachsende finanzielle Verlegenheit, teils gehoben von der Hoffnung, in den Gegnern der Kornzölle eine Verstärkung zu finden, kündigte nun das Ministerium seinen Entschluß an (April 1841), die Frage der Kornzollgesetzgebung vor das Parlament zu bringen und eine Abänderung der bestehenden Gesetze vorzubereiten. Bei der Zuderzolldebatte kam die inhaltsschwere Angelegenheit zum ersten mal zur Entscheidung; aber das Ministerium ward mit 317 gegen 281 Stimmen geschlagen. Auch das letzte Auskunftsmittel einer Parlamentsauflösung (23. Juni) schlug fehl. Die unter Peel sehr gut organisierte konservative Partei siegte in den Wahlen, und als das neue Parlament 19. Aug. 1841 zusammentrat und nach einer heftigen Abredebatte im Unterhause die ministerielle Adresse mit starker Majorität abgelehnt wurde, nahmen die Minister ihre Entlassung.

Am 1. Sept. 1841 war das neue Kabinett gebildet. Peel führte den Vorschlag; die Herzöge von Wellington und Buckingham, die Lords Lyndhurst, Stanley, Aberdeen und Sir James Graham waren dessen bedeutendste Mitglieder. Nach Erlebigung der dringenden finanziellen Angelegenheiten ward das Parlament schon im Oktober vertagt; das Ministerium verparteierte seine Thätigkeit auf die künftige Session. In welcher Richtung diese Thätigkeit gehen werde, ließ der unverhohlene Argwohn der starren Tories und des besorgten Landadels gegen Peel bereits erwarten. Der berühmte Chef der Konserativen hatte bei einem Teil seiner Partei das Vertrauen verloren, weil er sich der Notwendigkeit einer Reform der finanziellen und ökonomischen Politik nicht verschloß. Am 9. Febr. 1842 trat er mit dem Vorschlag vor das Unterhaus, die bisher gültigen Korngesetze dahin zu modifizieren, daß der Einfuhrzoll überhaupt ermäßigt (statt des Maximums von 35 Schill. 8 Pence nur 20 Schill.) und abgesehen davon das Prinzip einer gleitenden Skala der Zollsätze beibehalten würde. Der Vorschlag fand auf verschiedenen Seiten heftige Opposition. Der toryistische Grundbesitz sah darin den Verrat seiner Interessen; die Whigs und die Cobden'sche Partei fanden die Maßregel unzureichend. Gleichwohl wurden nach hartem Kampfe alle entgegengesetzten Anträge der entschiedenen Freihändler wie der Protektionisten verworfen und die Bill angenommen. War von dieser Veränderung eine Erleichterung in den materiellen Verhältnissen des Volks zu erwarten, so mußte doch noch mehr geschehen, um das Mißverhältnis in den Einnahmen und Ausgaben auszugleichen, dem wachsenden Defizit abzuhelfen und dem Handel wie der Industrie wieder den nötigen Aufschwung zu geben. In diesem Sinne schlug Peel 11. März vor, das Defizit durch eine Einkommensteuer von ungefähr 3 Proz. zu decken. Die indirekten Steuern sollten herabgesetzt, alle den Verkehr störenden Zölle beseitigt und der ganze Zolltarif im Sinne gemäßigter Freihandelsgrundsätze reformiert werden. Diese sämtlichen Vorschläge wurden angenommen. Inzwischen regten sich die Chartisten von neuem und überbrachten (Mai) in einer Petition dem Parlament ihre Forderungen. Dieselben fanden einen starken Rückhalt in der Gärung der Fabrikarbeiter, welche durch die merkantile Krise, durch den Stillstand der Gewerbe und die hohen Preise der Lebensmittel genährt war.

Während die konservative Verwaltung in den innern Zuständen durch die Reformen von 1842 eine Wendung zum Bessern anbahnte, suchte sie auch die Verwickelungen der auswärtigen Politik zu lösen. Von ihren Vorgängern hatte sie ein gespanntes Verhältnis mit Nordamerika und Frankreich, zwei große Kriege in China und Ostindien übernommen. Mit Nordamerika waren Grenzstreitigkeiten ausgebrochen, die seit der Wegnahme eines amer. Schmuggelschiffs und der Verhaftung Mac Leods durch die Nordamerikaner (1841) einen sehr gereizten Charakter annehmen, jetzt aber durch die Konvention vom 9. Aug. 1842 beigelegt wurden. Mit Frankreich war die durch den Vertrag vom Juli 1840 hervorgerufene Spannung noch nicht ausgeglichen, und die Weigerung der franz. Regierung, die am 20. Dez. 1841 von den Großmächten abgeschlossene Konvention wegen der Unterdrückung des Sklavenhandels und des Durchfuhrsrechts der Schiffe zu ratifizieren, war eine Rückwirkung des

Bermüßnisses vom vorigen Jahre. Mit China hatte die alte Differenz wegen des Opiumhandels und des immer mehr sich einmischenden brit. Handels schon seit 1839 zu Streitigkeiten geführt, die seit 1840 zu einem förmlichen Kriege erwuchsen. (S. China.) Erst nachdem Gough an der Spitze des Landheers und Parker als Befehlshaber der Flotte den Krieg mit Nachdruck geführt, entschloß sich China zum Frieden (26. Aug. 1842). Die Insel Hongkong ward abgetreten, 21 Mill. Doll. Kriegsschadigung wurden bewilligt, die Inseln Tschu-san und Ko-lang-hu als Unterpfänder inzwischen besetzt, die Handelsbeziehungen geordnet und den Engländern die Häfen Kanton, Amoy, Ning-po, Schang-hai und Su-tschew-su geöffnet. Gleichzeitig mit der Vorkchaft von diesem Frieden kam die Nachricht nach England, daß auch der Krieg mit den Afghanen sein Ende gefunden. Der rasche Erfolg, den der Zug nach Afghanistan 1839 gebracht, hatte die Engländer dort über ihre Macht und Stellung verblendet; sie glaubten sich Herren des Landes und wurden die sorglosen Opfer einer furchtbaren Verschwörung der Afghanen, die sie Nov. 1841 überraschte. Durch heimtückische Unterhandlungen betört, ließen sie sich, statt den äußersten Widerstand zu versuchen, freien Abzug mit sicherem Geleit versprechen und räumten im Jan. 1842 Kabul; die Folge war aber, daß das ganze Heer auf dem Rückzuge nach Indien ein Opfer des Klimas und der Entbehrung, wie der Blutgier der fanatisierten Bewohner wurde. Der neue Vizekönig, Lord Ellenborough, der dem wichtigsten Lord Ausland gefolgt war, entschloß sich mit Widerstreben zu dem Rückzuge, den im Sommer 1842 die Generale Pollock und Hott unternahmen. Die Afghanen wurden geschlagen, ihre Städte verwüstet und die noch lebenden Gefangenen befreit.

So gänzlich im allgemeinen die Erfolge des ersten Jahres der neuen Verwaltung gewesen, so war doch die Stellung Peels und seiner Kollegen beim Herannahen der Session von 1843 nicht sorgenlos. Durch die Reformen von 1842 war in die öffentlichen Angelegenheiten ein Fluß und eine Gärung gekommen, die bald über die von der Regierung gesteckten Grenzen hinauszugehen drohten. Auch in der kirchlichen Welt fanden merkwürdige Bewegungen statt. Die katholisierende Richtung eines Teils der anglikan. Geistlichkeit (s. Russismus) griff um sich; in Schottland erfolgte ein Bruch zwischen der Staatskirche und den Kontrastionisten. Die Hauptschwierigkeit erwuchs aber der Regierung in Irland. Vom ersten Augenblick an, seit das Toryministerium an die Spitze der Geschäfte getreten, hatte Daniel O'Connell die Agitation für die Trennung Irlands von England durch Repealvereine und Versammlungen mit großartiger Fähigkeit und demagogischer Kunst aufgenommen und der Regierung eine mit bewundernswürdiger Sicherheit von ihm geleitete und beherrschte Massenbewegung entgegengestellt. Auch in England fehlte es nicht an beunruhigenden polit. Symptomen. Am 2. Febr. 1843 ward das Parlament eröffnet. Gleich anfangs traten die ökonomischen Verhältnisse in den Vordergrund. Peel gab die Erklärung, daß er nach den gegenwärtig ihm vorliegenden Erfahrungen keine Änderung der in der vorigen Session angenommenen Gesetze beabsichtige; die Opposition versuchte dagegen anzukämpfen. Ein Antrag Lord Howards (Grey), die Rotstände des Landes zu untersuchen, ward mit anfälliger Mehrheit verworfen. Gleiches

Schicksal hatten die freihändlerischen Anträge, die Biliers und Lord John Russell auf Beschränkung und Abschaffung der Kornzölle stellten. Inzwischen wurde die irische Bewegung immer drohender. O'Connell hielt Versammlungen von Hunderttausenden und griff die Regierung in seinen Reden mit einer Leidenschaft an, die einen gewaltigen Konflikt als unvermeidlich erscheinen ließ. Die Regierung sah sich daher zum Einschreiten genötigt, und O'Connell wurde mit einer Anzahl seiner Freunde wegen Verschwörung in Anklagestand versetzt (Oktober). Auch die auswärtige Politik wurde in der gegen Ende August beendigten Parlaments-Sitzung Gegenstand der Debatte. Lord Ellenboroughs Verwüstungszug nach Afghanistan, seine seltsame Proklamation in Bezug auf die Tempelpforten von Somnath wurden heftig angegriffen. Indes erhielt die Macht Englands in Ostindien durch neue Kriege beträchtlichen Zuwachs. Der Zug Napiers nach Sindh, seine Siege über die Emire (17. Febr. und 24. März 1843), die völlige Unterwerfung dieses Landes erweiterter die angloind. Herrschaft in einer bedeutenden Weise.

Als 1. Febr. 1844 die neue Session des Parlaments eröffnet ward, hatten die Dinge ein günstigeres Ansehen als ein Jahr zuvor. Die Einnahmen hatten zugenommen, der Handel hob sich wieder, und die irische Gärung hatte seit der Anklage gegen O'Connell merklich nachgelassen. Nach wiederholter Vertagung des Prozesses war der Agitator schuldig gesprochen, und obgleich das Urteil, als es zur Revision ins Oberhaus kam, wegen gewisser Formfehler cassirt wurde und die Regierung dann den Prozeß fallen ließ, erhob die Agitation sich doch nie wieder zu ihrer frühern Höhe. Nächste den irischen Verhältnissen wurden die Kornzölle, oder im weitern Sinne die Frage, ob Protektion oder Freihandel, immer mehr der Angelpunkt der innern Politik. Zwar verwarf das Unterhaus den Antrag, den Cobden 12. März auf völlige Aufhebung der Kornzölle stellte, noch mit 224 gegen 133 Stimmen; aber es blieb unverkennbar, daß nicht nur außerhalb des Parlaments der Einfluß der Anti-Corn-Law-League mit jedem Tage zunahm, sondern auch im Unterhause selbst die freihändlerischen Meinungen immer mehr Boden gewannen. Die Forderung der alten Parteien machte rasche Fortschritte, und die Zeit war nicht mehr fern, wo Peel sich nach einer neuen Majorität umsehen mußte. Schon bei der Beratung der Fabrikbill, als der philanthropische Lord Ashley (später Graf Shaftesbury) den Antrag für Herabsetzung der Arbeitszeit auf 10 Stunden durchsetzte, zeigte es sich, daß das Ministerium die frühere feste Majorität zu verlieren begann. Indes ging Peel unverdrossen seinen Weg der finanziellen und ökonomischen Reformen. Die wichtigste Veränderung dieser Art während der Session von 1844 war die von ihm eingebrachte Bankbill, welche der übermäßigen Emittierung des Papiergeldes Schranken setzte und ein bestimmtes gesetzliches Verhältnis des auszugehenden Papiergeldes zu den vorhandenen Barmitteln herzustellen suchte. Die Bill zur Ermäßigung der Zuckersölle und Zulassung alles aus freier Arbeit gewonnenen Zuckers gegen einen Differentialzoll zu Gunsten der brit. Pflanze war nicht nur bedeutsam als ein weiterer bedächtiger Schritt auf der Bahn des Freihandels, sondern es zeigte sich auch in der Niederlage, die das Ministe-

rium durch die Annahme eines Antrags auf geringere Zölle erlitt, wie sehr bereits die Stellung der Regierung sich im Unterhause verändert habe. Am 5. Sept. ward das Parlament geschlossen. Eine bemerkenswerte Veränderung trat in der Leistung der ostind. Angelegenheiten ein. Lord Ellenborough nämlich hatte im Dez. 1843 eine Expedition gegen den Bezirk Gwalior im nördl. Hindostan unternommen, und die Maharatten waren in den Schlachten bei Maharadschpur und Punniar (29. Dez.) geschlagen worden. Aber eben diese kriegerische und offensive Neigung des Vizekönigs, zusammengenommen mit der vernachlässigten und durch Nepotismus bezeichneten Civilverwaltung, veranlaßte das Direktorium der Ostindischen Kompagnie, von einem Rechte Gebrauch zu machen, das ihm gesetzlich zustand. Es berief (April 1844) Lord Ellenborough ab und ernannte Lord Harbinger zu seinem Nachfolger.

Das Jahr 1845 vollendete die innere Auflösung der bisherigen Parteien und bereitete den Umschwung vor, der im Sommer des folgenden Jahres eintrat. Was Peel in dieser Session durchsetzte, geschah meist schon mit Hilfe seiner frühern polit. Gegner, während die alte, von ihm geleitete konservative Partei einer völligen Spaltung entgegenging. Die Umstände, unter denen das Parlament zusammentrat, waren günstiger denn je. Die materielle Not hatte nachgelassen, die Einnahmen hoben sich fortwährend, und die Früchte der ökonomischen Reformen äußerten sich nach allen Seiten hin in sehr aufmunternder Weise. Die modernen Hebel mercantilischer Wohlfahrt, großartige Verkehrsbeschleunigung, Eisenbahnen, Portorermäßigung u. s. w., waren seit den letzten Jahren erst recht wirksam geworden. Damit hatte aber auch die wachsende Macht des industriellen und mercantilischen Faktors in der Nation gleichen Schritt gehalten und trug von Tag zu Tage mehr dazu bei, den Sieg der Prinzipien zu beschleunigen, denen Peel bisher nur langsam und fast mit Widerstreben nachgegeben hatte. Eben darum war es bezeichnend, daß er jetzt unverhohlener als je mit der Durchführung von Plänen hervortrat, die bisher ausschließlich und vorzugsweise von den Whigs und Liberalen verfolgt worden waren. So ward die 4. Febr. 1845 eröffnete Session charakteristischerweise damit begonnen, daß Peel eine Bill einbrachte, wonach das kath. Seminar zu Maynooth in Irland, bisher kümmerlich dotiert und, obwohl die einzige Staatsanstalt dieser Art, in kläglichem Abstände gegen die üppige Versorgung der anglikanischen Kirche, eine größere Dotation aus Staatsmitteln erhalten sollte. Der Vorschlag rief die ganze Erbitterung alttorijistischer und anglikan. Engerbzigkeit hervor. Als 18. April die zweite Lesung der Bill mit 323 gegen 176 Stimmen beschlossen ward, erwies sich die bisherige Majorität schon als aufgelöst. Peel hatte dagegen den Beistand von 163 Whigs und Liberalen gewonnen. Die kirchliche Agitation fand neue Nahrung, als das Ministerium (9. Mai) mit dem Vorschlag hervortrat, drei Kollegien für den höhern Unterricht röm.-kath. Laien zu errichten, ohne daß bei dem darin zu erteilenden Religionsunterricht eine Einmischung der Staats- oder Kirchenbehörde stattfinden solle. Um dieser Maßregel willen war schon vor Eröffnung der Session Gladstone aus dem Kabinett ausgetreten, und als nun der Vorschlag

erfolgte, vereinigten sich anglikan. und kath. Bigotterie, Hochkirchmänner und O'Connell, zu einem heftigen Sturm gegen die als gottlos verschrieene Maßregel. Gleichwohl ward die Bill mit großer Mehrheit angenommen.

Schärfer noch zeigte sich die veränderte Parteilstellung in den materiellen Fragen. Die Ergebnisse des letzten Rechnungsjahres waren günstig und wiesen einen bedeutenden Ertrag der Einkommensteuer nach. Peels Vorschlag ging auf eine weitere dreijährige Bewilligung der Einkommensteuer, da die Ausgaben für Heer und Flotte sich wohl im nächsten Jahre nicht mindern würden, während eine neue Reduktion der Zölle in seinem Plane lag. Er schlug nämlich eine fernere Verminderung der Zuckersölle, die völlige Abschaffung der Ausfuhrzölle und eine beträchtliche Reduktion der Zölle auf Rohstoffe vor, die in den Fabriken verarbeitet würden. Von 813 im Tarif aufgeführten Artikeln sollten 430 vom Zoll befreit werden, darunter namentlich rohe Baumwolle. Auch diese Vorschläge, von den Tories und den Grundbesitzern mit Widerstreben aufgenommen, fanden die lebhafteste Unterstützung in der bisherigen Opposition und gingen mit ihrer Hilfe durch. Unterdessen rief der Mißwachs der Kartoffeln in Irland eine furchtbare Hungersnot hervor. Jetzt erst gelangte die Agitation gegen die Kornzölle zu dem Gipfel ihres Einflusses. Die Führer der alten Whigpartei selbst, wie namentlich Lord John Russell, schlossen sich in öffentlichen Erklärungen rückhaltslos der Richtung an, die bis jetzt von Cobden und dessen Partei verfolgt worden war. Sir Robert Peel fühlte die unvermeidliche Notwendigkeit, den letzten entscheidenden Schritt zu thun; aber schon in den letzten Wochen des Jahres 1845 schien eine Auflösung des Kabinetts unvermeidlich. Am 10. Dez. ward das Land durch die Botschaft überrascht, das Ministerium Peel habe seine Entlassung gegeben und Lord John Russell sei mit der Bildung einer neuen Verwaltung beauftragt. Die Schwierigkeiten waren jedoch für den Chef der alten Whigs nicht geringer als für Peel. Am 20. Dez. gab er seine Mission zurück, und Peel rekonstituierte nun sein Kabinett, indem Lord Stanley aus- und Gladstone wieder eintrat.

Am 21. Jan. 1846 eröffnete die Königin persönlich das Parlament. Peel erklärte gleich bei der Adressdebatte, daß die Erfahrungen der letzten Jahre die Überzeugung von der Unhaltbarkeit des Schutzzollsystems in ihm hervorgerufen und befestigt hätten. Am 27. Jan. entwickelte er im Unterhause seinen Plan. Wie der Grundbesitz sich das Opfer der Getreidezölle zumuten sollte, so verlangte er von der Industrie, daß sie auf den Zollschutz für Fabrikate aus Baumwolle, Wolle und Flachs verzichte. Der Grundbesitz sollte durch Erleichterung von mancher Bürde entschädigt werden, während die Industrie in dem allmählichen Siege der Freihandelsgrundsätze reichen Ersatz finden würde. Die Besantwortung dieser Politik durch Sir Robert Peel vollendete die Auflösung der alten Torypartei. Während ein Teil Peel auf dem Wege in das Lager des Freihandels folgte, erhob die Hauptmasse der Tories die leidenschaftlichste Agitation gegen den ehemaligen Führer. Am 9. Febr. begann die merkwürdige Verhandlung über die Peelschen Vorschläge. Am 28. März wurde die zweite Lesung der Kornbill mit einer

Majorität von 88 Stimmen beschloßen und die Abänderungsvorschläge, die teils von den Protektionisten ausgingen, teils auf eine sofortige Abschaffung aller Getreidezölle drangen, sämtlich verworfen. Unter geringerem Widerstande wurden die vorgeschlagenen Tarifänderungen genehmigt. Auch im Oberhause wurde die Kornbill unter dem Einfluß Wellingtons zur Beratung zugelassen und 29. Mai mit 211 gegen 104 Stimmen die zweite Lesung beschloßen. Ungeachtet dieser Erfolge und der Popularität, welche die Durchsetzung der großen ökonomischen Reform ihm erwarben, wurde die persönliche Stellung Peels von Tag zu Tag peinlicher. Den bitteren Angriffen der Protektionisten, namentlich Disraelis, der neben Bentinck die Rolle des Führers der Minorität im Unterhause übernahm, fortwährend ausgesetzt, konnte er natürlich auf die Freundschaft seiner vielfährigen Gegner nicht zählen. Der nächste Anlaß zu seinem Sturz ward die irische Zwangsbill, welche zum Schutz von Leben und Eigentum in Irland Ausnahmemaßregeln und Beschränkungen der individuellen Freiheit vorschlug und von den Whigs, den Radikalen und irischen Abgeordneten angefochten ward. Am 26. Juni wurde die zweite Lesung dieser Bill mit 292 gegen 219 Stimmen abgelehnt und damit der Rücktritt Peels entschieden.

Die auswärtigen Verhältnisse befanden sich beim Rücktritt des Toryministeriums in einem sehr wohlgeordneten Zustande. Die alte Spannung mit Frankreich war nach und nach einem freundlicheren Verhältnis gewichen, und beide Kabinette handelten im ganzen wieder gemeinsam und einträchtig. Mit Nordamerika war eine bedrohliche Differenz wegen der gegenseitigen Ansprüche an das Oregongebiet ausgebrochen, fand aber durch einen Vergleich ihre friedliche Erledigung (Juni 1846). Die glänzendste Partie der auswärtigen Angelegenheiten war der Fortschritt der brit. Waffen in Ostindien. Die tapfern und wilden Sikhs machten (Dez. 1845) einen Einfall in das brit.-ind. Gebiet, und bei ihren wahrscheinlichen Einverständnissen in Indien konnte dieser Angriff dem Indo-Britischen Reiche verderblich werden. Der blutige Sieg bei Soobraon (10. Febr. 1846) drängte jedoch die Sikhs vollständig über den Setleßsch zurück und erleichterte den Briten den Einmarsch ins Pendschab. Unter den Mauern von Lahore angelangt, erzwangen sie den Frieden, welcher die Abtretung des Landes zwischen dem Setleßsch und Deas gewährte.

Das neue Whigministerium war 3. Juli 1846 gebildet. Premierminister wurde Lord John Russell, Präsident des Staatsrats der Marquis von Lansdowne, Siegelbewahrer Graf Minto, Lordkanzler Lord Gottenham, Staatssekretär des Innern Sir G. Grey, Staatssekretär der Kolonien Graf Grey, Staatssekretär des Auswärtigen Lord Palmerston, Schatzkanzler Sir Ch. Wood. Mit Ausnahme des Herzogs von Wellington, der den Oberbefehl über das Heer behielt, bestand also die Verwaltung überwiegend aus denselben Elementen, die fünf Jahre zuvor das Staatsruder schwächlich genug geleitet, bis im Sept. 1841 die starke Hand Peels sie ersetzte. Ihre Lage war jetzt insofern nicht günstiger geworden, als sie sich einem Parlament gegenüber fanden, auf dessen Mehrheit nur dann zu zählen war, wenn ihr alter Gegner Peel sie aufrichtig unterstützte. Indes erhoben sich für das neue Kabinett Verwickelungen so außerordentlicher

Art, wie sie seit lange keinem Ministerium in den Weg getreten waren. Irland drohte diesmal für die Whigs der Knotenpunkt unlösbarer Schwierigkeiten zu werden. Die Repealbewegung zwar hatte ihre Schärfe verloren, O'Connell trat gemäßigter auf als je und überwarf sich deshalb mit dem Jungen Irland, das gern an die Stelle der Agitation die offene Revolution gesetzt hätte; allein die Lage blieb äußerst bedenklich. Der Mißwuchs, der einen großen Teil von Europa heimfuchte, äußerte in Irland die furchtbarsten Wirkungen. Bald stieg die Zahl der Armen, welche die Regierung zu ernähren oder zu beschäftigen hatte, auf eine halbe Million. Das 19. Jan. 1847 eröffnete Parlament genehmigte die vorläufige Suspendierung der Getreide- und Schiffsfahrtsgesetze und eine Reihe anderer Maßregeln, die dem Elend in Irland begegnen sollten. Auch der früher bekämpfte Plan, durch Staatsanleihen den Bau von Eisenbahnen zu unterstützen, wurde von dem Ministerium in etwas modificirter Gestalt aufgenommen und durchgeführt. Im ganzen bewilligte das Parlament gegen 10 Mill. Pfd. St. an Unterstützungen. Zu derselben Zeit starb O'Connell auf einer Reise nach Rom 15. Mai in Genua. Die Repealbewegung hatte damit ihren wesentlichen Halt verloren. Die auswärtige Politik des Whigkabinetts gestaltete sich nicht so friedlich und glänzend wie die ihrer Vorgänger. Die span. Heiratsangelegenheit wurde der Anlaß, welcher die freundliche Verbindung zwischen den Kabinetten von London und Paris auflöste. Nachdem es Ludwig Philipp gelungen war, die span. Doppelheirat abzuschließen, klagte man in England über Verschöbe und Verrat, und Palmerston suchte nicht nur mit förmlichen Protesten den Erfolg der franz. Politik in Spanien zu durchkreuzen, sondern bemühte sich auch, wiewohl vergeblich, die östl. Mächte gegen Ludwig Philipp in Bewegung zu bringen. Der Bruch störte sogar das freundliche Verhältnis der beiden Höfe, und Palmerston selbst unterließ es nicht, später in der ital. und der schweiz. Sache an Frankreich Vergeltung zu üben. Während dieser Erörterungen mit Frankreich nahmen die östl. Mächte die Einverleibung Kralaus vor (Nov. 1846), wogegen Palmerston vergeblich protestierte.

Indessen war nach dem Schlusse der Session (23. Juli 1847) die Zeit der allgemeinen parlamentarischen Neuwahlen herangekommen. Die Protektionisten blieben in einer nicht beträchtlichen Minderheit, die Peeliten bildeten eine einflußreiche Mittelpartei, während die verbundenen Whigs, Liberalen und Radikalen im ganzen eine Majorität von einigen 30 Stimmen zählten und die Chartisten in O'Connor ihren Vertreter fanden. Unter dem Eindruck der noch fortbauernben irischen Not und Anarchie und einer ungewöhnlichen Stodung des Handels und der Industrie, wie sie im Gefolge großer materieller Krisen eintritt, kam 23. Nov. 1847 das neue Parlament zusammen. Es geschah in demselben Augenblick, als Palmerston einen bedeutamen Sieg in der auswärtigen Politik errungen hatte. Während nämlich Frankreich und die östl. Mächte entschlossen schienen, in dem Konflikt zwischen der schweiz. Tagelazung und dem Sonderbund zu interponieren, hatte Palmerston ihrem Vorhaben geschickt entgegenzuwirken gewußt und die Schweizer zur raschen Entscheidung gebrängt. Als diese erfolgt und der Sonderbund aufgelöst

war (November), sahen die übrigen Großmächte sich gezwungen, den Gedanken einer Einmischung aufzugeben. Das Parlament beschäftigte sich zunächst mit den beiden brennenden Fragen des Tags: mit der materiellen Krisis und der irischen Hungersnot. Auch in den engl. Fabrikdistrikten war die Not und Arbeitslosigkeit furchtbar; die Bantrotte häuften sich, der Zufluß baren Geldes stockte. Es wurden nach dem Antrage der Regierung in beiden Häusern Ausschüsse niedergelegt, um die Gründe der Krisis zu untersuchen. Für Irland begnügte man sich mit Erlassung einer Bill, die gegen die furchtbare Zunahme der Verbrechen gerichtet war. Nachdem dieselbe 9. Dez. zum zweiten mal gelesen worden, wurde es 3 Tage später das Parlament verlag. Als es 8. Febr. 1848 wieder zusammentrat, nahmen vorzugsweise die finanziellen Angelegenheiten seine Thätigkeit in Anspruch. Der Ausfall in den öffentlichen Einnahmen zufolge der Geschäftstodung und die Schwierigkeit einer Verminderung der Ausgaben veranlaßten das Ministerium, eine Erhöhung der Einkommensteuer um 2 Proz. vorzuschlagen. Aber im Parlament und außerhalb desselben entstand gegen die Vermehrung dieser unpopulären Steuer ein solcher Sturm, daß Ende Februar die vorge-schlagene Maßregel zurückgezogen wurde.

Während dieser Verhandlungen war der bedeutungsvolle Aufschwung auf dem Kontinent eingetreten, der sich an die Ereignisse in der Schweiz und in Italien zunächst in der Gestalt der Februarrevolution von 1848 anknüpfte. Als die ersten Bottschaften aus Frankreich kamen, erklärte Russell auf eine Anfrage Humes im Unterhause (28. Febr.) unter lautem Beifall, daß die Regierung sich von jeder Einmischung fernhalten und es der franz. Nation völlig überlassen werde, die Regierungsform zu wählen, die sie wolle. Aber bei der herrschenden materiellen Not und der furchtbaren Krisis in Irland lag der Gedanke nahe, daß die Revolution, die alsbald das ganze Festland erschütterte, auch G. ergreifen konnte. In der That wurde der Rückschlag fühlbar; aber die brit. Institutionen und der verständig-progressive Geist des Volks und seiner Lenker bewährten sich niemals glänzender als inmitten dieser allgemeinen Erschütterung. In den ersten Tagen des März brachen in Glasgow, in Manchester und andern Orten Pöbelunruhen aus, die rasch unterdrückt wurden. Zugleich regten sich auch die Chartisten, und der irische Repealverein kündigte Versammlungen an, um die unverzügliche Aufhebung der Union zu erzwingen. Die Chartisten hielten in London, Birmingham, Sheffield und andern Orten Massenversammlungen mit unverkennbar republikanischer Tendenz und, was das Bedenklichste schien, näherten sich der drohend anwachsenden Repealbewegung mit dem Zwecke gegenseitiger Verständigung. Nachdem die Führer der Chartisten in einem sog. Nationalkonvent ihre revolutionäre Tendenz unverhohlen an den Tag gelegt hatten, beschloßen sie 10. April die Monstre-Petition, welche ihre demokratisch-sozialistischen Forderungen enthielt, in einem Massenaufzug dem Parlament zu überbringen. Der Zug verlief ruhig. Weder der Vertreter der Chartisten im Parlament, O'Connor, noch Reynolds, Sturge u. a., welche die Massen leiteten, entsprachen mit ihren Thaten den stürmischen Reden, die vorausgegangen waren. Das Ministerium dagegen setzte

mit großer Majorität ein Gesetz zur größern Sicherstellung der Krone und Regierung und eine Fremdenbill durch, fing an, gegen die wachsende Repealbewegung in Irland einzuschreiten und leitete schon im April gegen das Junge Irland, das offen zur Losreißung der Insel und zum Bunde mit Frankreich aufgefordert hatte (Mitchell, Meagher und O'Brien), den Hochverratsprozeß ein. Am 18. Juli stellte auch der Lord-Statthalter Clarendon die irische Hauptstadt, die Städte Cork und Waterford und mehrere Grafschaften unter die Ausnahme Gesetze. Man hatte die Anzeichen, daß eine weitverbreitete Verschwörung ihrem Ausbruch nahe und Dublin selbst als Mittelpunkt auszu sehen sei. Wenige Tage später ward auf den Vorschlag des Ministeriums fast einstimmig von beiden Häusern die Suspendierung der Habeas-Corpus-Akte für Irland beschlossen. Als nach allen diesen Maßregeln der Abwehr Smith O'Brien 29. Juli einen offenen Aufstand versuchte, der zu einem blutigen Zusammenstoß führte, hatte die Regierung das Spiel gewonnen. Die ganze pomp-haft angekündigte irische Erhebung blieb wirkungslos; die Hauptführer wurden (Oktober) zum Tode verurteilt, diese Strafe jedoch in Deportation verwandelt. Auch die chartistischen Bewegungen nahmen ein Ende.

Trotz dieser innern Wirren stand die Reformbewegung nicht still. Die freihändlerische Agitation hatte bereits 1847 auch die alten Schiffsahrtsgesetze angegriffen. Nachdem eine umfassende Untersuchung der einschlagenden Verhältnisse vorgenommen worden, trat die Regierung (15. Mai 1848) mit dem Antrag hervor, diese Gesetze dahin abzuändern, daß mit Ausnahme der Fischerei und der Küstenschifffahrt alle die Bestimmungen wegfallen sollten, welche die Einfuhrung aflat., afril. und ameril. Produkte aus einem europ. Hafen nach England nur engl. Schiffen gestatteten, wobei jedoch der Regierung das Recht vorbehalten wurde, Ausnahmebestimmungen für diejenigen Länder eintreten zu lassen, welche engl. Schiffe nachteilig behandelten. Es erhob sich gegen diesen Vorschlag derselbe Widerstand der Protektionisten, der die früheren freihändlerischen Maßregeln bekämpft hatte, allein wieder ohne Erfolg, wennschon der Abschluß der Debatten sich bis in die folgende Session hinauszog. Nicht so glücklich ging es mit einem Reformversuch anderer Art. Das Ministerium hatte aus Anlaß von Rothschilds Wahl in der City von London einen Vorschlag eingebracht (Dez. 1847), der den Juden den Eintritt ins Parlament möglich machen sollte. Das Unterhaus nahm die Bill in allen drei Lesungen an, das Oberhaus aber verworf sie (24. Mai) mit 125 gegen 96 Stimmen. Während so das Ministerium an den Tories Gegner fand, genügte es ebenso wenig den Radikalreformatoren, die unter Cobden einen Reformverein gründeten (April) und sich bestimmter von den Whigs absonderten, zumal seit Russell (23. Mai) im Unterhaus sich gegen die russischen Reformanträge ausgesprochen hatte, welche Erweiterung des Stimmrechts, Abstimmung durch Kugelung (s. Ballot), dreijährige Parlamente und eine andere Verteilung der Repräsentation verlangten. Diese Vorschläge wurden mit 351 gegen 84 Stimmen verworfen. Das Defizit in den Finanzen ward nach Zurücknahme der Einkommensteuererhöhung durch ein Anlehen gedeckt.

Auf die auswärtige Politik wirkte der große polit. Umschwung der europ. Dinge vielfältig zurück. Mit Frankreich, dessen republikanische Regierung in England den natürlichsten Verbündeten erblickte, gestaltete sich das Verhältnis viel freundlicher als in den letzten Jahren Ludwig Philipps. Dagegen ward das Verhältnis zu Osterreich ein anderes. Seit Lord Minto's Sendung nach Italien im Herbst 1847 hatte Palmerston eine unerböhlene Vorliebe für die ital. Bewegung an den Tag gelegt und in Neapel wie in Sardinien und Rom durch seine Diplomatie in diesem Sinne wirken lassen. Nach dem Rückzug der Oesterreicher aus Mailand wirkte er offen für die Vergrößerung Sardinien's. Den torjistischen Überlieferungen widersprach diese Politik durchaus; sie ward daher Gegenstand heftiger Angriffe, die Disraeli gegen Palmerston richtete (16. Aug.). Der später folgende Umschwung in Italien zu Gunsten der Restauration bot noch geeignetere Waffen zum Angriff, zumal Palmerston dort vielfach ein doppel-sinniges Spiel trieb. Gegen Deutschland und in der Schlesw.-holstein. Angelegenheit nahm man zunächst eine zuwartende Stellung ein.

Im Beginn der neuen Session (1. Febr. 1849) nahm zunächst die Lage Irlands die Aufmerksamkeit in Anspruch, und das Ministerium fand sich genötigt, teils neue Unterstützungsgelder zur Abhilfe des Glens zu fordern, teils die Fortdauer der Suspension der Habeas-Corpus-Akte zu beantragen. War gegen diese Maßregeln eine bedeutende Opposition nicht zu erwarten, so drohte dagegen in andern Beziehungen ein heftiger Sturm. Die Protektionistenpartei hatte sich ermannt und die fortdauernde materielle Krisis in ihrem Sinne geschickt ausbeutet. Ihr reifester Führer im Unterhause war jetzt Disraeli, während Lord Stanley im Hause der Lords die Opposition gegen das Ministerium leitete. Die auswärtige Politik bot ihnen erwünschten Stoff zu Angriffen gegen das freihändlerische Ministerium. Die Spannung mit Osterreich, die Niederlage der Palmerstonschen Politik in Italien, der Stillestehenstreit mit Spanien, der die momentane Abreise der Gesandten zur Folge hatte, die trotz Palmerstons Vermittelung noch ungelöste deutsch-dän. Frage: das alles gab Anlaß genug, mit scharfer Polemik dem Ministerium entgegenzutreten. Abgesehen davon waren die Debatten über die Schiffsahrtsgesetze von dem größten Interesse, doch wurden die durch das Ministerium befürworteten Reformen endlich in wesentlich unveränderter Gestalt von beiden Häusern angenommen.

Die Kolonialverwaltung des Ministeriums war von Anfang an ein Gegenstand lebhafter Angriffe der Opposition gewesen. Um so ungelegener kam dem Kabinett die Botchaft, daß es in der Kapkolonie zu gären beginne und in Canada der alte Rassenkampf zwischen Franzosen und Engländern von neuem entbrenne. Am 25. April 1849 brach in Montreal ein förmlicher Aufruhr aus, wobei der Gouverneur Lord Elgin insuliert und das Parlamentsgebäude von dem fanatisierten Pöbel in Asche gelegt ward. Bedrohlicher noch erschienen die Dinge in Asien. Schon im Frühjahr 1848 waren im Pendschab Symptome einer neuen Erhebung gegen die brit. Herrschaft zu Tage getreten. Eine Abteilung Engländer, die nach Multan gezogen, ward überfallen und abge schnitten (April),

und es zeigte sich, daß man jetzt so wenig als früher auf die Treue der Sikhs bauen dürfe. Der Aufstand wurde durch diese befördert und der Besitz von Lahore selbst zweifelhaft. In der That entdeckte man dort eine Verschwörung (Mai 1848), die auf die Ermordung der engl. Offiziere ausging und nur durch rasche strenge Maßregeln im Keim erstickt ward. Inbes schlugen die Briten die Aufständischen bei Multan in zwei Treffen (18. Juni und 1. Juli) und hemmten so die weitere Ausbreitung der Empörung. Aber in Multan selbst behauptete sich Mutradsh, und die Belagerung dieser Stadt mußte nach furchtbaren Strapazen und zahlreichen blutigen Gefechten endlich im September, infolge des Abfalls eines Sikh-Häuptlings, mit Verlust der gesammelten Kriegsvorräte aufgehoben werden. Dieser Unfall hob die Hoffnungen der widerspenstigen Stämme von neuem, und es schien eine Katastrophe wie die vom Jan. 1842 bevorzuzustehen. Mit wechselndem Erfolg kämpfte man im November am Flusse Atchenab. Der Oberbefehlshaber Lord Gough, der jetzt das Heer selbst führte, erlangte anfangs Vorteile, wurde aber dann am 22. Nov. bei Ranuggur mit großen Verlusten zurückgeschlagen, und erst im Dezember gelang es, den Atchenab zu überschreiten. Während die Festung Multan wieder belagert ward und endlich 22. Jan. 1849 fiel, kam es am Dschilum (Hydaspes) bei Chilianwallah zu einer blutigen Schlacht zwischen dem brit. Hauptheer und den Sikhs (13. Jan.). Ihr unentschiedener, für die Engländer aber höchst verlustvoller Ausgang erhöhte den Mut der Sikhs, die sich gleichzeitig durch Verrat der Festung Attod bemächtigten. Nun ward man im Mutterlande ernstlich besorgt. Man beschloß (März), nicht nur Verstärkungen zu senden, sondern auch den Oberbefehlshaber Gough durch Sir Charles Napier zu ersetzen, dessen Entzweiung mit der Ostindischen Kompagnie die Ursache seiner Entfernung gewesen war. Bevor indes der neue Befehlshaber eintraf, hatte Gough 21. Febr. bereits das überlegene Heer der Sikhs bei Guzerate völlig geschlagen. Der Schlacht folgten Unterwerfungsanträge, und Lord Gough ward nach seiner Rückkehr ins Mutterland durch ein Dankvotum des Parlaments für seine Abberufung entschädigt.

Am 31. Jan. ward die Parlamentssession von 1850 eröffnet. Die Thronrede konnte die Besserung der materiellen Zustände rühmen, die Wiederherstellung der Habeas-Corpus-Akte in Irland verkünden und die Hoffnung aussprechen, daß die Abänderung der Schifffahrtsgeetze die erwartete günstige Wirkung auf den öffentlichen Verkehr üben werde. In der That waren statt der gefürchteten Nachteile schon jetzt überall die Vorteile freien Verkehrs sichtbar, und der Finanzminister konnte dem Parlament ankündigen, daß die Einkünfte einen Ueberschuß von 2 Mill. Pfd. St. ergaben, während die Armensteuer um 400 000 Pfd. St. geringer war als im vergangenen Jahre. Bedenklicher schienen die auswärtigen Verhältnisse. Zu den vorhandenen Spannungen war durch die Angelegenheit der ungar. Flüchtlinge ein Zerwürfniß zwischen Rußland und Oesterreich mit der Türkei gekommen, in welchem England für die Pforte gegen die beiden östl. Großmächte Partei nahm. Die schlimmste Verwickelung bereitete sich aber die Hefigkeit Lord Palmerstons selbst. Im Jan. 1850 nämlich erschien plötzlich ein engl. Geschwader un-

ter Admiral Parler vor Athen, um Genugthuung für alte Forderungen zu verlangen, unter welchen die bedeutendste die Entschädigung für einen unter engl. Schutz stehenden portug. Juden, Pacífico, war, dessen Wohnung bei einem Böbelauslauf demoliert worden. Auf die Erklärung der griech. Regierung, daß sie die gestellten Forderungen nicht als gültig anerkennen vermöge, erfolgte die Blockade sämtlicher griech. Häfen. Griechenland konnte nur protestieren gegen eine so schmäblich mißbrauchte Übermacht; die Gesandten der andern Staaten mißbilligten in mehr oder minder entschiedener Tone das brit. Verfahren. Während Frankreich seine Vermittelung anbot, die auch angenommen ward, erließ Rußland (19. Febr.) eine fast drohende Note an die brit. Regierung, die nicht verfehlt, große Sensation in G. hervorzubringen. Erst Mitte Februar wurde infolge des franz. Vermittelungsanbietens der Befehl zur Einstellung der Blockade nach Griechenland geschickt. Die Sache zog sich indes lange hinaus und führte zu lebhaften Erörterungen mit Frankreich, die sogar die momentane Abreise des franz. Gesandten von London zur Folge hatten (Mai). Es ließ sich erwarten, daß alles dies zum Sturme gegen das Whigministerium eifrig würde benutzt werden. Nach verschiedenen Plänkelleien ward ein Hauptangriff ausgeführt, indem Lord Stanley 17. Juni im Oberhause den Antrag stellte, das Verfahren in Griechenland zu mißbilligen. Der Antrag wurde mit 169 gegen 132 Stimmen angenommen. Das Ministerium entschloß sich indes nach dieser Niederlage nicht zum Rücktritt, sondern hoffte im Unterhause eine andere Entscheidung zu erlangen. In der That stellte hier Roebuck als Antwort auf die Abstimmung des Oberhauses den Antrag, das Haus der Gemeinen solle seine förmliche Billigung der Palmerston'schen Politik aussprechen, und dieser Antrag wurde mit 310 gegen 254 Stimmen angenommen (29. Juni). Die eine Rückwirkung hatte jedoch das Votum des Oberhauses, daß Palmerston in einer andern Sache um so eifriger bemüht war, aus seiner Isolierung heraus und den Großmächten näher zu treten. Durch die Unterzeichnung der Londoner Protokolle vom 4. Juli und 2. Aug. in der schlesw.-holstein. Sache war er der russ. Politik ganz zu Diensten. Er opferte Schleswig, um den Eindruck der griech. Differenzen zu verwischen.

Überhaupt blieb trotz des Vertrauensvotums des Unterhauses die Schwäche des Ministeriums unverkennbar. Die Angreifbarkeit der äußern Politik wirkte auf die innern Angelegenheiten zurück, und das Kabinett erlitt eine Menge von kleinen Niederlagen, die seine Macht stufenweise zerbröckeln mußten. Ein sehr empfindlicher Schlag für das Ministerium war sobann der plötzliche Tod Sir Robert Peels (3. Juli). Die Session des Parlaments schloß am 15. Aug. Die Anwesenheit des Generals Haynau in London und dessen Besuch in der Barclay'schen Brauerei führte zu Mißhandlungen des österr. Feldherrn (4. Sept.) und steigerte, da Lord Palmerston zögerte, Genugthuung zu geben, das gespannte Verhältnis zu Oesterreich, gegen dessen Politik in Deutschland, namentlich in Betreff eines Gesamteintritts in den Deutschen Bund, gleichzeitig England sich entschieden auflehnte. Eine ganz unerwartete Schwierigkeit erwuchs dem Whigministerium von seiten Roms. Ein 30. Sept. veröffentlichtes Breve des Papstes freierte in G. eine

Reihe von kath. Bistümern und ernannte den Kardinal Wiseman zum Erzbischof von Westminster. Der Einbruch dieser Maßregel war außerordentlich. Es regte sich unter Geistlichen und Laien mit einem mal die alte Abneigung und das eingewurzelte Mißtrauen gegen Rom. Der alte Ruf «No popery!» übte wieder seine aufregende Wirkung, und es kam zu einem Sturm von Versammlungen, Adressen und Protesten gegen die päpstl. Annahme, dem der Premierminister Lord Russell in einem offenen Briefe an den Bischof von Durham offizielle Zustimmung verlieh.

Unter diesen Verhältnissen ward 4. Febr. 1851 das Parlament eröffnet. Die günstigste Seite der öffentlichen Verwaltung war das fortschreitende materielle Wohlbefinden. Die Staatseinkünfte zeigten 2 Mill. Pfd. St. Überschuß über die Ausgaben, und zu gleicher Zeit gab sich, Irland ausgenommen, eine zunehmende Verbesserung in der Lage der arbeitenden Klassen kund. Aber diese materiellen Fragen traten in den Hintergrund vor der kirchlichen Aufregung, die durch die Maßregel Roms hervorgerufen war. Schon 7. Febr. legte Russell eine Bill wegen der geistlichen Titel vor, deren wesentlicher Inhalt dahin ging, einmal die Annahme bischöfl. Titel allen nicht zur Staatskirche gehörigen Geistlichen zu verbieten, dann alle Vermächtnisse und Schenkungen an solche Personen für null und nichtig zu erklären. Obwohl die erste Lesung mit 395 gegen 63 Stimmen genehmigt ward, ließen sich doch die Verlegenheiten leicht erkennen, welche der Vorschlag dem Ministerium bereiten würde. Dem liberalen Anhang desselben, ja selbst manchen Beisitzern that die Bill zu viel, in den Augen der eifrigen Protestanten ging sie nicht weit genug. Von den übrigen Vorschlägen, womit die Regierung hervortrat, war die Bill, welche den Juden den Eintritt ins Parlament gestatten sollte, die bemerkenswerteste. Bei der wachsenden Schwäche des Ministeriums burste Disraeli, der Wortführer der Protektionisten im Unterhause, hoffen, dasselbe durch die Erneuerung eines schützollnerischen Antrags zu Gunsten der aderbauenden Klassen zu führen. In der That ward der Antrag 13. Febr. mit nur 281 gegen 267 Stimmen abgelehnt, was für das freihändlerische Kabinett einer Niederlage gleich kam. Russell fühlte dies und gab, als 20. Febr. ein Antrag Lodekings auf gleiches Wahlrecht der engl. und walisl. Grafschaften mit den Städten trotz des ministeriellen Widerspruchs im Unterhause durchging, seine Entlassung. Es folgte eine Krisis, die mit dem Wiedereintritt des Ministeriums endigte, da es Lord Stanley, dem Protektionistenführer, nicht gelungen war, ein haltbares Ministerium zu bilden und Männer wie Gladstone hereinzuziehen. Am 3. März trat Lord Russell die Geschäfte wieder an. Er legte nun die Titelbill in modifizierter Form vor, so daß nicht mehr übrigblieb als das Verbot der geistlichen Titel, doch wurden noch einige verstärkende Amendements durchgesetzt. Auch das von ihm vorgelegte, dann zurückgezogene und in verbesserter Form eingebrachte Budget machte einen ungünstigen Eindruck. Es enthielt zwar die Abschaffung der Fenstersteuer, stellte jedoch die Beibehaltung der Einkommensteuer fest, deren Forterhebung aber nur auf ein Jahr zugelassen wurde. Inzwischen sah sich die Politik in den Hintergrund gedrängt durch die Industrieausstellung aller Na-

tionen, die 1. Mai bis 15. Okt. 1851 zu London stattfand. Schon seit Herbst 1849 war der Gedanke, den hauptsächlich Prinz Albert angeregt, mit Beharrlichkeit verfolgt, die umfassendste Vorbereitung getroffen und durch Paxton im Hyde Park das Ausstellungsgebäude, der sog. Glaspalast, erbaut worden, um die Werke der Industrie und Kunst aller Völker darin aufzunehmen.

Während dieser Zeit hatten auf dem Festlande fast ohne Ausnahme die öffentlichen Angelegenheiten eine Wendung genommen, die den Tendenzen Lord Palmerstons geradezu zuwiderlief, und der Vorwurf, er habe England isoliert, war in diesem Sinne begründet. Zwar setzte er es durch, daß die in der Türkei internierten ungar. Flüchtlinge, namentlich Kossuth, freigelassen wurden; dagegen war für ihn der Ausgang des Streits wegen Pacifico eine schwere Niederlage. Die Vermittlungskommission erkannte letztem als Entschädigung 150 Pfd. St. zu, und darum hatte der Minister beinahe einen europ. Krieg herbeigeführt. Zugleich kam es mit Neapel fast zum diplomatischen Bruch. Palmerston hatte die Briefe Gladstones über die reaktionären Maßregeln der neapolit. Regierung auf diplomatischem Wege versenden lassen, was einen gereizten Notenwechsel zwischen beiden Staaten veranlaßte, der indeß schließlich ohne Folgen blieb. Mittlerweile war Kossuth frei geworden und 25. Okt. 1851 in Southampton gelandet. Die liberalen und radikalen Parteien benutzten seine Anwesenheit zu stürmischen Demonstrationen. Auch Palmerston gab einer radikalen Deputation, die ihm wegen seiner Verwendung für Kossuth dankte, eine Antwort, die mit einem friedlichen Verhältnis zu Oesterreich und Rußland unverträglich schien. Dies alles trug nicht dazu bei, die Stellung des Ministeriums zu beseitigen. Da ward die polit. Welt 24. Dez. durch die Nachricht überrascht, Lord Palmerston habe sein Portefeuille niedergelegt und Graf Granville zum Nachfolger erhalten. Der Staatsstreich Ludwig Napoleons vom 2. Dez. war von Lord Palmerston in einer persönlichen Unterredung mit dem franz. Gesandten freundlich begrüßt worden, ohne daß er mit dem Ministerium und der Krone Rücksprache genommen hatte. Russell benutzte dies, um den unbequemen Kollegen aus dem Kabinett hinauszudrängen. Bei Eröffnung der neuen Session am 3. Febr. 1852 ward ein stetiges Festhalten an der Friedenspolitik angekündigt und Verbesserungen in der Rechtspflege, sowie eine Bill zur Erweiterung des Wahlrechts in Aussicht gestellt. Die günstigste Seite der Verwaltung war auch diesmal die Finanzlage. Dennoch schien die längere Dauer des Ministeriums kaum zu erwarten. Die Bill zur Erweiterung des Wahlrechts teilte das Schicksal vieler Russell'schen Vorschläge; sie genügte den Radikalreformern nicht und erschien den Tories als eine Gefährdung der konservativen Interessen. Zugleich hatte der Umschwung in Frankreich einen Kriegsalarm hervorgerufen, dem das Ministerium dadurch nachgab, daß es eine Bill zur Errichtung einer Miliz für den Schutz des Landes einbrachte. Palmerston unterstützte zwar die Bill, beantragte aber (20. Febr.) ein erweitertes Amendement, das trotz der ministeriellen Einsprache mit geringer Mehrheit angenommen ward. Jetzt nahm Russell mit dem gesamten Kabinett seine Entlassung. Diesmal gelang es Lord Stanley (seit dem Tode seines Vaters Graf Derby) besser als das Jahr

zu vor, ein Ministerium zu bilden. In der neuen Verwaltung, die rein toryistisch zusammengesetzt war, nahm er selbst die Stelle des ersten Lords der Schatzkammer ein. Graf Lansdale wurde Präsident des Geheimen Rats, Sir Ed. Sugden Lordkanzler, Lord Salisbury Lord-Siegelbewahrer. Graf Malmesbury übernahm das Auswärtige, Walpole das Innere, der Herzog von Northumberland die Marine, Sir John Lubbock die Kolonialverwaltung, Lord John Manners die öffentlichen Arbeiten, Disraeli die Finanzen, Major Beresford das Kriegswesen. Lord Eglinton wurde Statthalter von Irland, Herries Präsident des ind. Kontrollamts, Henley Handelsminister, Graf Harbidge Generalpostmeister. Am 27. Febr. gab das neue Ministerium ein Programm über seine Politik, in dem Graf Derby Frieden mit dem Ausland und strenge Erfüllung der völkerrechtlichen Verpflichtungen, namentlich auch in Bezug auf die polit. Flüchtlinge, an die Spitze stellte. Die Wahlreform sollte auf sich beruhen, die Justizreform vollendet werden. Was die Korngesetze anbelangte, so hege er noch seine frühern Überzeugungen, aber die Nation solle über die Frage entscheiden. Diese Erklärung genügte freilich um so weniger, als sich bald zeigte, daß die ministeriellen Rundgebungen in und außer dem Parlament, soweit sie die Schutzzollfrage betrafen, nicht durchaus aufrichtig waren. Darum begann auch wieder die frühere freihändlerische Agitation. Die Anti-Corn-Law-League ward von Cobden erneuert, Versammlungen wurden gehalten, Vorbereitungen für die Parlamentsauflösung getroffen, die als unvermeidlich erschien, da die Regierung im Unterhause sich in offener Widerheit befand und nur dem Zwiespalt der liberalen Parteien ihr Dasein verdankte. Es durfte daher als der größte Triumph für den Freihandel betrachtet werden, daß Disraeli, seit Jahren dessen schärfster Gegner auf der Oppositionsbank, nun als Schatzkanzler nichts Besseres vorzuschlagen wußte als die Fortsetzung des bisherigen Verfahrens (30. April) und die erfreulichen Ergebnisse der Reformen von 1846 einzusetzen mußte.

Die Kolonialverhältnisse übernahm das Ministerium Derby in ziemlich kritischem Zustande. Am Kap hatten die Kaffern seit Jahren Feindseligkeiten geübt, bis es Ende 1860 zum förmlichen Kriege kam, den der Gouverneur Sir Henry Smith mit so wenig Glück führte, daß er noch unter Russell abberufen und durch General Cathcart ersetzt wurde. Inzwischen machten die aus England angekommenen Verstärkungen es dem Gouverneur möglich, bessere Erfolge zu erringen (Jan. 1862), und unter der energischen Leitung seines Nachfolgers nahm der Krieg eine günstige Wendung. Während in den Gebieten der Ostindischen Kompagnie, kleine Störungen ausgenommen, Ruhe eingetreten war, sammelte sich Stoff zu einem Konflikt mit Birma. Die Birmanen hatten im Widerspruch mit den Verträgen von 1826 Handel und Verkehr der Engländer gestört, namentlich hatte sich der Statthalter von Rangun Beschädigungen brit. Unterthanen zu Schulden kommen lassen. Der Gouverneur von Ostindien, Lord Dalhousie, forderte (Dez. 1861) Genugthuung und erhielt auch von seiten der Birmanen freundliche Zusicherungen, aber nur, um Zeit zu Kriegsrüstungen zu gewinnen. Im Frühjahr brachen die Feindseligkeiten aus. Ein brit. Korps griff, unterstützt von

einem Geschwader, die Stadt Rangun an und eroberte sie 14. April 1852. Auch Martaban ward genommen, die ganze Provinz Pegu besetzt und das birmanische Heer nach Ava zurückgeworfen. Im Juli erfolgte die erwartete Auflösung des Parlaments, und man schritt sofort zu den neuen Wahlen. Ihr Ausfall zeigte, daß das Ministerium zwar einige Stimmen gewonnen habe, aber nicht genug, um ihm die Majorität zu sichern. Ein Verlust für dasselbe war auch der Tod des alten Wellington (14. Sept.), der in mancher Hinsicht mächtig auf die Parteien eingewirkt hatte. Unter diesen Umständen konnte die von Lord Derby nach Eröffnung des neuen Parlaments abgegebene Erklärung, daß er sich bei der Entscheidung des Landes zu Gunsten des Freihandels beruhigen werde, nur wenig nützen. Die Finanzvorlagen Disraelis wurden 16. Dez. mit einer Mehrheit von 19 Stimmen abgelehnt, und das Toryministerium mußte seine Entlassung nehmen.

Die Regierung, die an seine Stelle trat, war aus den verschiedenen Parteien zusammengesetzt, die sich zum Sturz Derbys verbunden hatten. Die Peeliten waren durch den Premier, Lord Aberdeen, den Kolonialminister Herzog von Newcastle, den Schatzkanzler Gladstone, den Chef der Admiralität Graham, den Präsidenten des Handelsamts Cardwell, den Kriegsssekretär Sidney Herbert vertreten; die Whigs durch Lord John Russell, der als Staatssekretär für das Auswärtige eintrat, welches Amt er jedoch bald an Clarendon abgab, um die Präsidentschaft des Staatsrats zu übernehmen; ferner durch Lord Lansdowne, Sir Charles Wood, Lord Granville, den Herzog von Argyll; die Radikalen durch Molesworth und Baines. Palmerston, dem man das Auswärtige nicht von neuem anvertrauen mochte, übernahm das Ministerium des Innern. Am 10. Febr. 1863 versammelte sich das Parlament; es sollte sich zunächst mit Verbesserungen im Justizwesen und im Unterrichts-fach beschäftigen, die Wahlreform wurde auf das nächste Jahr vertagt. In dem von Gladstone (18. April) vorgelegten Budget wurden die Einkünfte auf 53, die Ausgaben auf 52 Mill. Pfd. St. veranschlagt; die Einkommensteuer wollte er fürs erste beibehalten, aber unter allmählicher Ermäßigung bis 1860 ganz entgehen lassen; ebenso sollten in dem Budget verschiedene Steuern auf Lebensbedürfnisse teils herabgesetzt, teils ganz abgeschafft werden. Unter heftigem Widerstande von seiten der Torypartei, besonders gegen die Einkommensteuer, wurden sämtliche Vorschläge angenommen. Auch von den Kolonien gingen befriedigende Nachrichten ein. Der Kaffernkrieg ward durch die Untermwerfung des Häuptlings Sandilli (9. März) beendet, und der König von Ava, obwohl er sich zu keinem förmlichen Friedensschlusse verstand, willigte doch in die Abtretung von Pegu, die freie Schifffahrt auf dem Irrawadi und die Auslieferung der gefangen gehaltenen brit. Unterthanen, wodurch der Kampf mit den Birmanen (30. Juli) zum tatsächlichen und für G. höchst vorteilhaften Abschluß kam.

Aber schon bereiteten sich im Orient Gefahren vor, die dem Koalitionsministerium verberblich werden sollten. Die Mission Fürst Nikschikows nach Konstantinopel brachte ganz Europa in Aufregung, und Napoleon III. benutzte die Gelegenheit, um sich dem engl. Kabinett zu nähern und es

zu gemeinsamem Handeln aufzufordern. Das Vertrauen Aberdeens zu der Mäßigung des Kaisers Nikolaus war jedoch unerschütterlich; noch 25. April erklärte Clarendon auf die Interpellationen im Oberhause, daß keine Gefahr für den europ. Frieden vorhanden sei. Nur auf Andringen Lord Stratfords erhielt das brit. Geschwader im Mittelmeere die Anweisung, nach der Pestalabai zu segeln. Während die Russen den Bruch überschritten und Monate in unfruchtbaren Unterhandlungen vergingen, ward das Parlament (20. Aug.) mit einer Friedenshoffnungen enthaltenden Thronrede geschlossen. Das Ministerium war in sich selbst gespalten: die Mehrheit, die Peeliten an der Spitze, wollten den Frieden um jeden Preis erhalten; die Minderheit glaubte den Krieg am besten durch ein kräftiges Auftreten zu verhüten oder, wenn er unvermeidlich wäre, ihn zur Vernichtung des russ. Übergewichts in Europa und zur Sicherung Indiens gegen moskowitische Eroberungspläne benutzen zu müssen. Unterdessen gingen die Ereignisse ihren unaufhaltsamen Gang. Die Verwerfung der wiener Note führte die Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland und die Einfahrt der engl.-franz. Flotte in die Dardanellen (1. Nov.) herbei, die durch den Überfall von Sinope beantwortet wurde. Die Nachricht von dieser Katastrophe erregte in England einen Sturm der Entrüstung; noch immer zögerte aber das Ministerium, bis sein Widerstand durch den gedrohten Austritt Palmerstons (16. Dez.) und den Druck der öffentlichen Meinung überwunden war. Die engl.-franz. Flotte erhielt Befehl, in das Schwarze Meer einzulaufen und die Russen in ihre Häfen zurückzuweisen, ein Armeekorps ward zur Einschiffung nach dem Orient zusammengezogen, und die Anträge Napoleons III. auf Abschluß eines förmlichen Bündnisses fanden endlich eine entgegenkommende Aufnahme.

So begann das Jahr 1854 unter kriegerischen Zurüstungen, wie sie England in dieser Ausdehnung seit 40 Jahren nicht gekannt hatte. Das Parlament wurde (31. Jan.) mit der Ankündigung eröffnet, daß die Friedensaussichten fast verschwunden seien, und daß die Regierung im Hinblick auf die drohende Lage eine Vermehrung der Land- und Seemacht für unerlässlich halte, zu der sie die Mittel von der Volksvertretung fordern werde. Bereits 12. März wurde ein Vertrag mit Frankreich und der Pforte geschlossen, in welchem die Westmächte sich verpflichteten, der Türkei, gegen das Zugeständnis der Gleichberechtigung für deren Christl. Unterthanen, Hilfstruppen zur Aufrechterhaltung ihrer Integrität zu stellen, nach Beendigung des Kriegs aber alle während desselben besetzten Punkte zu räumen. Das hierauf an Rußland gestellte Ultimatum blieb unbeantwortet, und 28. März erfolgte die Kriegserklärung. Durch einen besondern, 10. April mit Frankreich abgeschlossenen Vertrag wurden sodann die nähern Zwecke des Kriegs präzisiert und Grundlagen festgesetzt, welche die Künftigen ähnlicher Verwicklungen für die Zukunft verhüten sollten. Indessen blieben die ersten Erfolge weit hinter den Erwartungen des Volks zurück. (S. Orientkrieg.) Daher nahm ein Gefühl des Mißmuts im engl. Publikum überhand. Schon die durch den Krieg veranlaßten Finanzmaßregeln Gladstones hatten große Unzufriedenheit erregt. Um die Staatsschuld nicht durch eine Anleihe zu vermehren, verdoppelte er

die Einkommensteuer und dehnte sie auf die kleinen Gewerbetreibenden und überhaupt auf alle aus, die eine Einnahme von 100 Pfd. St. besaßen. Ebenso wenig konnte die Zurückziehung der Russellschen Reformbill (11. April) das Volk mit den Maßregeln der Regierung ausöhnen.

Um der öffentlichen Meinung Genüge zu leisten, wurde endlich die Expedition nach der Krim beschlossen. Die Schlacht an der Alma (20. Sept.) erregte allgemeinen Jubel; aber allmählich verbreiteten sich trübe Gerüchte über den Zustand der Armee. Der herannahende Winter bereitete den Truppen die schwersten Leiden; Cholera und Typhus richteten furchtbare Verheerungen an. Es erhoben sich bittere Klagen über die schlechte Einrichtung des Verpflegungswesens und die Mangelhaftigkeit der ganzen Kriegsverwaltung, welche in der am 12. Dez. eröffneten Session des Parlaments einen Widerhall fanden. Die von dem Ministerium vorgelegte Bill, die es zur Anwerbung von Fremdenlegionen ermächtigen sollte, erhöhte die Mißstimmung und konnte nur mit 173 gegen 135 Stimmen durchgesetzt werden. Vor allem richteten sich die Anklagen gegen den Herzog von Newcastle, der das Kriegsministerium übernommen und dafür die Verwaltung der Kolonien an Sir George Grey abgegeben hatte; seiner Unfähigkeit legte man die traurige Lage der Arimarmee zur Last. Unter diesen Umständen brachte Roebuck (Jan. 1855), vielleicht von Palmerston angestachelt, einen Antrag auf Niederlegung einer Kommission zur Untersuchung der Kriegsverwaltung ein, der die Sprengung des Ministeriums zur Folge hatte. Zuerst trat Russell aus, der sich dem Antrag nicht widersetzen mochte, und die von ihm gemachten Enthüllungen zwangen auch Aberdeen (1. Febr.), seine Entlassung einzureichen. Da Lord Derby sich außer Stande erklärte, ein Ministerium zu bilden, so übertrug die Königin dies Geschäft an Palmerston, dem die schwierige Aufgabe gelang. Das bisher von ihm selbst verwaltete Departement des Innern ging an Sir George Grey über, während Lord Russell sich zur Annahme des Kolonialministeriums bewegen ließ. Schatzkanzler wurde Sir George Lewis, Kriegsminister Lord Panmure, Chef der Admiralität Sir Charles Wood, Präsident des Indischen Amtes Vernon Smith, Handelsminister Lord Stanley von Alderley. Die Hoffnung auf eine energischere Leitung des Kriegs belebte den Mut des Volks; zur Befestigung des »herzlichen Einvernehmens« mit Frankreich diente der Besuch Kaiser Napoleons in England, der Gegenbesuch der Königin Victoria in Paris. Gleichzeitig trat unter den Auspizien Oesterreichs (15. März) eine Friedenskonferenz in Wien zusammen, auf der Lord Russell als engl. Bevollmächtigter erschien, aber durch seine den Russen gemachten Zugeständnisse die öffentliche Meinung so gegen sich aufbrachte, daß er ganz aus dem Ministerium scheiden mußte. Ihm folgte als Kolonialsekretär Molesworth und, nach dessen bald darauf erfolgtem Tode, Labouchère. Die vom Parlament angordnete Untersuchung hatte gar keine Resultate.

Auf dem Kriegsschauplatz vor Sewastopol ging es indessen noch immer nicht recht vorwärts, und als die russ. Festung schließlich (8. Sept.) den Waffen der Verbündeten erlag, mußten die Engländer den Haupttrumpf durch die Franzosen davontragen sehen, welche den Malatow erstürmten,

während ihr eigener Angriff auf den Reban mißlang. Doch schienen die Resultate des Feldzugs nicht ungünstig. Das Hauptbollwerk des Feindes war gefallen, und seine kramphhaften Anstrengungen verrieten die innere Erschöpfung, während das engl. Heer sich von dem Ungemach des vergangenen Winters vollständig erholt hatte und die in Deutschland, Italien, der Schweiz, sogar in Amerika angeworbenen Fremdenlegionen nach und nach auf dem Kriegsschauplatz eintrafen. Freilich hatten diese Anwerbungen ein Jermwürfnis mit den Vereinigten Staaten hervorgerufen, das nach einer gereizten Korrespondenz zur Ausweisung des brit. Gesandten Crampton führte. Diese Beleidigung blieb ungeahndet, da man es in diesem Augenblicke nicht zum Bruch mit der mächtigen Republik kommen lassen konnte, mit der G. noch 1854 einen für seine amerik. Kolonien sehr günstigen Handelsvertrag, den sog. Reciprocitystraktat, geschlossen hatte. Übrigens sprach alles für eine kräftige Fortsetzung des Kriegs, als man zur allgemeinen Überraschung vernahm, daß durch Vermittelung des wiener Hofes (16. Dez.) Friedensvorschlüsse an Rußland ergangen und von diesem als Unterhandlungsbasis acceptiert seien. Schon im Oktober hatten sich Österreich und Frankreich darüber verständigt. Palmerston mußte sich fügen, da er ohne Frankreich nichts ausrichten konnte und nach den Erklärungen Napoleons sein Widerspruch nur die Isolierung Englands bewirkt hätte. So wurde denn 25. Febr. 1856 der Kongreß in Paris eröffnet und 30. März der Friedensvertrag unterzeichnet. (S. Paris [Friedensschlüsse].)

Der plötzliche Abbruch des Kriegs rief in England ein peinliches Gefühl hervor. Von allen beteiligten Mächten hatte es am wenigsten Ursache gehabt, den Frieden herbeizuwünschen; sein Handel hatte kaum gelitten, sein Kredit war ungeschwächt, und in einem neuen Feldzuge dürfte es hoffen, entscheidendere Erfolge als in den frühern davonzutragen und seine etwas kompromittierte militärische Ehre wiederherzustellen. Zudem mußte es sich sagen, daß der eigentliche Zweck des Kriegs verfehlt und daß die Orientfrage nicht einmal für die Gegenwart, geschweige denn für die Zukunft gelöst sei. In der That entstanden sogleich neue Verwickelungen über die in dem pariser Vertrage vorgeschriebene Restituktion der russ.-türk. Grenze, die sich das ganze Jahr 1856 hindurch fortzogen. Der vorherrschende Einfluß Rußlands in Europa war zwar beseitigt, aber an seine Stelle trat das Übergewicht Frankreichs, das für den Nachbarstaat noch gefährlicher schien, zumal da Napoleon III. Wiene machte, eine Allianz mit dem bisherigen Gegner anzubahnen. Im Hinblick auf eine solche Eventualität war die Annäherung der brit. Regierung an Österreich, trotz der zweideutigen Haltung dieser Macht während des letzten Kriegs, natürlich. Im Parlament gab der Friebe zu stürmischen Debatten Anlaß, aus denen jedoch Palmerston als Sieger hervorging, da er in dieser Frage auch von der Manchesterpartei unterstützt wurde. In der innern Politik bemühte er sich, das Gleichgewicht dadurch zu erhalten, daß er wechselseitig mit allen Parteien liebäugelte. Die Wahlreform wurde von einer Session zur andern verschoben; nur auf der Bahn des Freihandels ging man kräftig vorwärts, indem nach und nach auch die letzten Fesseln abgestreift wurden, die auf dem merkantilen Verkehr lasteten. Überhaupt nah-

men Handel, Gewerbleiß und industrielle Unternehmungen aller Art nach dem Frieden einen großen Aufschwung. Aus den austral. Goldlagern strömten Schätze nach dem Mutterlande. Durch die nach dem Vorgange Amerikas mit Japan zu Stande gebrachten Handelsverträge (14. Okt. 1854 und 18. Okt. 1855) wurde auch dieses Inselreich dem brit. Unternehmungsgeiste geöffnet.

Unterdessen bereiteten sich in Asien neue und wichtige Ereignisse vor. In Indien beschloß der Generalgouverneur Dalhousie seine energische und glückliche Verwaltung durch die verhängnisvolle Annexion von Auddh (7. Febr. 1856) und erhielt Lord Canning zum Nachfolger. Persien, das die brit. Macht durch die Verwickelungen in Europa gelähmt glaubte, wollte die Gelegenheit wahrnehmen, um seine längst gehegten Absichten auf Herat auszuführen. Ohne Rücksicht auf die mit G. eingegangenen Verpflichtungen ließ der Schah seine Truppen gegen diese Stadt vorrücken, deren Einwohner sie ihm nach kurzer Belagerung (Oktober) überlieferten. Nicht mit Unrecht sah man hinter diesem Unternehmen russ. Einflüsse, und um die für die Sicherheit des Angloindischen Reichs so notwendige Unabhängigkeit Afghanismus aufrecht zu erhalten, wurde eine Expedition nach dem Persischen Meerbusen abgesandt, die zunächst Abuschehr besetzte. Noch ernster waren die Mißbilligkeiten, die infolge der Wegnahme einer unter brit. Flagge segelnden Lorch mit dem Chinesischen Reiche entstanden. Da der chines. Statthalter Jeh die verlangte Genugthuung verweigerte, so ließ der engl. Admiral Seymour mitten im Frieden die Stadt Kanton zu wiederholten malen (22. Okt. und 3. Nov.) bombardieren, zerstörte ihre Festungswerke und vernichtete die chines. Flotte.

Ein so gewaltthames Auftreten in einer so geringfügigen Sache, in welcher die brit. Behörden nicht einmal unbedingt im Rechte waren, erregte weitverbreiteten Widerspruch. In der Parlamentssession von 1857, welche 3. Febr. begann, stießen die Maßregeln der Regierung auf heftige Opposition. Inzwischen konnte aber Palmerston die bevorstehende glückliche Beendigung des pers. Kriegs melden. Eingeschüchtern durch die Einnahme von Abuschehr, auf welche die für die Engländer siegreichen Treffen bei Borosbidoun (5. Febr.) und Ruschab (8. Febr.) folgten, hatte der Schah einen Bevollmächtigten nach Paris geschickt, um dort mit dem Gesandten Englands einen Friedensschluß zu verhandeln. Auch die Schwierigkeiten wegen Ausführung des russ.-türk. Vertrags, welche einen Augenblick den Wiederausbruch des Kriegs befürchteten ließen, waren durch das 6. Jan. unterzeichnete Protokoll geschlichtet und die Spannung mit den Vereinigten Staaten durch die Ernennung Lord Rapiers zu dem erlebigen Gesandtschaftsposten in Washington gehoben worden. So bot nur noch die chines. Angelegenheit die Handhabe zu einem Angriff auf die Regierung, wobei die verschiedensten Parteien, Tories, Radikale, Peeliten und der im Unterhause noch immer einflussreiche Lord John Russell mitwirkten. Ein von Cobden beantragtes Labelsotum im Unterhause (3. März) wurde mit 19 Stimmen Majorität angenommen. Palmerston indeß, der Popularität seiner auswärtigen Politik gewiß, löste das Parlament auf und appellierte an das Volk. Der Ausfall der Wahlen ergab, daß die Opposition eine beipflichtlose Niederlage erlitt: 175 Mitglieder wurden

auss dem Parlament ausgeschlossen, unter ihnen die populärsten Führer der Manchesterpartei, Cobden, Bright und Milner-Gibson, deren Wahl erst später in andern Distrikten stattfand. Die Konservativen hatten 91 Sitze verloren, die Besitzen 12; die Mehrheit des neuen Unterhauses bestand aus Anhängern Palmerstons.

Bei Eröffnung der neuen Session (7. Mai) konnte die Regierung den am 4. März erfolgten Friedensschluß mit Persien ankündigen, das sich zur Räumung von Herat verpflichtete. In der Zwischenzeit bis zur Ratifikation durch den Schah (14. April) waren zwar die militärischen Operationen fortgesetzt und Mohammera genommen worden (26. März), doch hatte der brit. Obergeneral, Sir James Outram, Befehl erhalten, die Feindseligkeiten einzustellen. In Indien war indessen eine fürchtbare Empörung zum Ausbruch gekommen. Veranlassung oder Vorwand dazu gaben theils religiöse Aufbegehren, indem man die eingeborenen Truppen glauben machte, daß die von ihnen gebrauchten Patronen mit Schweinsfett (den Mohammedanern ein Greuel) oder Rußfett (den Hindus heilig) bestrichen seien, theils die Eimerleibung von Ruß, welche dieses Königreich unter die direkte Herrschaft der Ostindischen Kompanie brachte. Am 10. Mai empörte sich das in Mirut stationierte Sipahiregiment, steckte das europ. Quartier in Brand, ermordete Weiber und Kinder und schoß die herbeieilenden Offiziere nieder. In Delhi, wo noch ein Sprößling der einst glanzvollen Timur-Dynastie residierte, wiederholten sich die Scenen von Mirut in größerem Maßstabe: die fürchtbarsten Greuelthaten wurden begangen, alle Europäer niedergemetzelt, der Erbe des Großmoguls zum König ausgerufen. Ähnliche Meutereien brachen an vielen Punkten Bengalens aus, an andern mußten die einheimischen Regimenter entwaffnet und entlassen werden; schon Ende Juni konnte man sagen, die bengalische Armee existiere nicht mehr. Als diese traurigen Nachrichten nach England gelangten, wurde ohne Verzug der bewährte Sir Colin Campbell zum Oberbefehlshaber in Indien ernannt, und was von Truppen zur Verfügung stand, ging in größern und kleinern Abtheilungen auf Transportschiffen nach Bombay und Kalkutta ab. Binnen zwei Monaten wurden fast 22000 Mann eingeschifft; mit Erlaubnis des Sultans und des Paschas von Aegypten zogen engl. Soldaten auf dem Landwege über Alexandria und Suez nach dem bedrohten Reiche. Den ersten entscheidenden Schlag erlitten die Empörer durch die Einnahme Delhis (20. Sept.); auch Lucknow wurde von Campbell und Havelock entsetzt, mußte aber am Schlusse des Feldzugs wieder aufgegeben werden. Auf die Kriegsoperationen gegen China übten diese Ereignisse einen lähmenden Einfluß. Eine bereits im März mit Lord Elgin nach Kanton abgesandte Expedition wurde unterwegs angehalten, um in Indien verwendet zu werden, und konnte erst gegen Ende des Jahres nach ihrem ursprünglichen Bestimmungsort abgehen. Auch die Stellung G.s in Europa beeinflusste der ind. Aufstand. Um mit Frankreich auf gutem Fuße zu bleiben, mußte man den Widerstand gegen die Vereinigung der Donaufürstentümer fallen lassen, gegen welche die engl. Regierung anfangs im Interesse der Pforte lebhaft protestiert hatte. Die große Geld- und Handelskrise, die sich von Amerika aus über Europa verbreitete, übte auch in G. ihre erschütternden

Wirkungen aus. Die Bank von England erhöhte 5. Nov. 1857 ihren Discout auf 9, vier Tage später auf 10 Proz.; die Regierung sah sich genöthigt, die Bantakte zu suspendieren (12. Nov.) und dieses Institut zur Emission von Noten über die gesetzliche Grenze hinaus zu ermächtigen. Im ganzen verlief jedoch für England infolge der Lähmtheit seines volkswirtschaftlichen Organismus die Handelskrise noch leidlich.

Das 28. Aug. 1857 geschlossene Parlament ward 8. Dez. wieder eröffnet. In der Thronrede meldete die Königin die völlige Ausführung des Friedensvertrags mit Persien und die erfreuliche Wendung der Dinge in Indien, kündigte eine Inbennitätsbill wegen Suspension der Bankgesetze an (welche auch tags darauf vom Unterhause bewilligt wurde) und versprach die Vorlegung eines Gesetzes über Parlamentsreform. Ein unüberlegter Schritt war die Berufung des durch einen skandalösen Prozeß bekannten Marquis von Clanricarde in das Kabinett (26. Dez.), die selbst von Palmerston ergebensten Anhängern mißbilligt wurde. Indessen führte ein ungeahntes Ereignis, das Attentat Drfinis auf Napoleon III., den plötzlichen Sturz Palmerstons herbei. Da Drfini und seine Genossen ihre Vorbereitungen in England betrieben hatten, so stellte die franz. Regierung in einer Note vom 20. Jan. 1858 das Ansuchen, die polit. Flüchtlinge künftig strenger zu überwachen oder gar aus dem Lande zu entfernen. Auf eine Adresse des Gemeinderats der londoner City erwiderte der franz. Gesandte Persigny (25. Jan.), entgegenwerfe es in England Gesetze, nach denen Verschwörungen gegen das Leben fremder Monarchen bestraft würden, und die man dann anzuwenden habe, oder es gebe keine, in welchem Falle die brit. Nation sich beeilen sollte, die Lücke in ihrer Gesetzgebung auszufüllen. Anfangs schienen diese Forderungen sowohl der Regierung als der öffentlichen Meinung nicht unbillig. Palmerston brachte die sog. Mordverschwörungsbill vor das Parlament, die von den Tories unterstützt und 9. Febr. in erster Lesung mit der großen Majorität von 299 gegen 90 Stimmen angenommen wurde. Indessen nahm mit jeder neuen Maßregel, zu der man in Paris griff, die öffentliche Aufregung in England immer mehr zu. Man kündigte Volksversammlungen zum Zwecke der Erhaltung des bedrohten polit. Asylrechts an, und eine allgemeine Bewegung schien loszubrechen, als das Parlament dem nahenden Sturm durch ein unerwartetes Votum zuvorkam. Am 19. Febr. trat während der weitem Beratung jener Bill Milner-Gibson mit dem Antrage auf, das Haus wolle sein Bedauern darüber ausdrücken, daß auf die franz. Note vom 20. Jan. von seiten der Regierung keine Antwort ergangen sei. Lord Russell unterstützte den Antrag. Die Konservativen, denen bisher das Verfahren der Regierung ganz recht gewesen, ließen sich jetzt im Stich, und der Antrag ging mit 234 gegen 215 Stimmen durch. Hiermit war nicht allein der Bill, sondern auch dem Ministerium der Todesstoß gegeben. Lord Palmerston reichte seine Entlassung ein (20. Febr.), und auf die Aufforderung der Königin erklärte sich Derby sofort bereit, die Führung der Geschäfte zu übernehmen. In das neue Ministerium traten die Mitglieder des Kabinetts von 1852: Disraeli als Schatzkanzler, Lord Palmesbury als Staatssekretär für das Auswärtige, Walpole als Minister des Innern, Henley als Chef des Handelsamts,

Balington als erster Lord der Admiralität, Lord John Manners als Oberkommissar der Wälder und Forsten, der Marquis von Salisbury als Präsident des Geheimen Rats, Graf Harcourt als Siegelbewahrer, Lord Ellenborough als Präsident der ind. Kontrolle und General Peel als Kriegsminister. Kolonialminister wurde Lord Stanley, der Sohn Derby's, Kanzler Sir F. Thesiger mit dem Titel Lord Chelmsford. Die Statthaltertschaft Irlands erhielt Lord Eglinton.

Es kam nun zuvörderst darauf an, die franz. Streitfrage, der das Ministerium seine Erhebung verdankte, im Sinne der Volksmeinung zu erledigen, ohne dadurch die Spannung mit dem Napoleonismus aufs Äußerste zu treiben. Eine Depesche Lord Malmesbury's an den engl. Botschafter in Paris, Lord Cowley, erklärte (4. März), einige Stellen in der Note vom 20. Jan. seien übler Auslegung fähig; die engl. Regierung sei überzeugt, daß man darüber beruhigende Erklärungen geben werde. Diese Erklärungen erfolgten denn auch wirklich in einer Depesche des franz. Ministers Walewski an Versigny vom 11. März, und hiermit war im Grunde die diplomatische Verhandlung zu Ende, obgleich Versigny abberufen und Marshall Pelissier zu seinem Nachfolger ernannt wurde, was man anfangs als eine Drohung auslegen wollte. In der auswärtigen Politik suchte das Kabinetministerium die alten freundschaftlichen Beziehungen zu den Ostmächten wieder anzuknüpfen. Durch die Vermählung der Prinzessin Royal mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen (25. Jan. 1858) war bereits ein inniges Verhältnis mit dem berliner Hofe eingeleitet, und auch an Rußland schien jetzt eine Annäherung stattzufinden. Gegen Neapel, welches bei Aufbringung des sardin. Dampfers Gagliari zwei auf demselben dienende engl. Ingenieure gefangen genommen hatte, benahm man sich höchst entschieden und zwang den König Ferdinand (23. Juni), den Gagliari an England auszuliefern, damit dieses das Schiff der sardin. Regierung zurückstelle. Die Streitigkeiten, welche mit den Vereinigten Staaten über das Durchsuchungsrecht der des Schiffs Handels verdächtigen Schiffe entstanden, erledigte Lord Derby dadurch, daß er auf dieses Recht der amerik. Klage gegenüber verzichtete. Der chines. Krieg hatte schon vor seinem Regierungsantritt eine günstige Wendung genommen. Die Expedition Lord Elgin's hatte sich endlich in Bewegung gesetzt, und auch Frankreich sandte Schiffe und Mannschaften, sowie einen Unterhändler in der Person des Baron Gros nach Kanton; um wegen aller Beschwerden Genugthuung zu fordern. Da Peh das Ultimatum der Westmächte unbeachtet ließ, so landeten 28. Dez. 1857 einige tausend Engländer und Franzosen vor Kanton, begannen das Bombardement und erstürmten tags darauf mit geringem Verlust die Stadt. Peh selbst geriet in engl. Gefangenschaft und ward nach Kalkutta gebracht, Witwei aber zum Gouverneur von Kanton ernannt, mit dem Latargeneral als Gehilfen und einem engl.-franz. Rat zur Seite. Lord Elgin ging 3. März 1858 weiter nach Norden, um sich direkt beim Kaiser Gehör zu schaffen, ließ, da die Chinesen sich den ihnen gestellten Bedingungen noch immer nicht fügen wollten, 20. Mai die Takufort's einnehmen und erschien am 26. vor Tientsin. Hierdurch eingeschüchtern, entließ sich der chines. Kaiser zur Nachgiebigkeit, und 26. Juni 1858 ward der Friede unterzeichnet, wodurch dem

europ. Handel sechs neue Häfen eröffnet und den fremden Gesandten der Zutritt in Peking gestattet wurde. Außerdem versprachen die Chinesen an 8. Mill., an Frankreich 4 Mill. Dollars als Entschädigung für die Kriegskosten zu zahlen, bis zu deren Entrichtung Kanton von den Truppen der Westmächte besetzt bleiben sollte.

Die Ereignisse in Indien nahmen einen nicht minder günstigen Verlauf. Seit Delhis Fall lag das ganze Gewicht des Aufstandes in Audd und seiner Hauptstadt. Diese letztere dauernd zu bezwingen, rückte Sir Colin Campbell mit einer Armee von 25000 Mann und zahlreicher Artillerie von Alumbagh heran. Vom 10. bis 19. März 1858 wurden die Haupttheile Ludnow's mit Sturm genommen; was nicht niedergemacht ward, suchte aus der Stadt zu entweichen und sich im Norden, in Kohistan und an der Grenze von Nepal, zu sammeln. Die Überreste des Rebellenheers dort aufzufuchen und ihre neuen verschanzten Punkte zu erstürmen, sowie die aufgestandene Bevölkerung Audd's zu entwaffnen und zu versöhnen, war von nun an die weitere, noch immer schwierige Aufgabe. Eine drohende Proklamation Lord Canning's (14. März) verhängte gegen die Loludars oder Grundbesitzer die Konfiskation ihrer sämtlichen Güter, ließ jedoch den Neulingen, die zu ihrer Pflicht zurückkehrten, Hoffnung auf Erhaltung ihres Besitzes. In der That beruhigten sich die Gemüther allmählich, und die Unterwerfung ging langsam, aber sicher von statten. Sir Colin Campbell besetzte (7. Mai) auch Bareilly und säuberte dadurch Kohistan von dem Feinde, während Sir Hugh Rose Dschansi einnahm und den von den Sipahis vertriebenen Maharadscha von Owalior in seine Hauptstadt zurückführte. Vergeblich suchten die Häupter der Insurgenten Hilfe bei Nepal, dem einzigen ind. Staat, welcher noch einen Schein von Selbstständigkeit bewahrte: der Regent von Nepal, Dschung-Bahadur, schloß im Gegenteile ein Bündnis mit den Engländern.

Trotz der Erregung der Gemüther in England fand eine so massenhafte Konfiskation, wie sie in der Proklamation Canning's ausgesprochen wurde, nicht unbedingten Beifall, und der Vorstehende im Indischen Amt, Lord Ellenborough, verurteilte in einer Depesche das Verfahren des Generalgouverneurs. Die Vorlegung dieser Depesche im Parlament (7. Mai) gab den Anhängern Palmerston's eine willkommenen Gelegenheit zum Angriff auf das Ministerium. Um das Ministerium zu retten, nahm Ellenborough seine Entlassung; auch wurde der fragliche Erlass modifiziert. Während hierauf Sir Edward Bulwer-Lytton als Kolonialsekretär eintrat, übernahm Graf Derby's talentvoller Sohn Lord Stanley an Ellenborough's Stelle die Leitung der ind. Angelegenheiten und führte den von ihm nach Verwerfung einer früheren Bill vorgelegten Plan zur Reorganisation Indiens glücklich durch. Nach demselben sollte die Herrschaft der Ostindischen Kompagnie aufhören, der Direktorenhof abgeschafft und statt dessen ein von der Krone zu ernennender und dem Parlament verantwortlicher Minister mit einem Rat von 15 Mitgliedern eingesetzt werden; die ind. Armee sollte aus eingeborenen und europ. Truppen bestehen, letztere den königl. Truppen ganz gleichgestellt sein. Am 8. Juli wurde dieses Gesetz vom Unterhause, am 2. Aug., dem letzten Tage der Session, vom Oberhause angenommen. Kurz vorher hatte das Ministerium durch den Ausgang der

Judenfrage eine starke Niederlage erlitten. Die Zulassung der Juden ins Parlament war abermals von den Peers unter eifriger Mitwirkung Lord Derby's mit einer Mehrheit von 84 Stimmen verworfen worden. Die Opposition im Unterhause wollte sich eine solche Hintanhaltung ihrer Beschlüsse nicht länger gefallen lassen; sie machte den Vorschlag, dem Oberhause offen den Krieg zu erklären und den Baron Rothschild als Vertreter der City durch einfache Resolution des Hauses zuzulassen. Lord Derby entschloß sich zum Nachgeben. Man brachte eine neue Eidesbill im Oberhause ein, welche die Zulassung der Juden möglich machte und vom Oberhause angenommen wurde, worauf Rothschild seinen Sitz im Unterhause noch vor Ende der Session (26. Juli) einnahm.

Nach dem Schluß des Parlaments trat die Königin (4. Aug.) eine Reise nach Cherbourg an, die als Erwiderung auf den Besuch Napoleons III. in Osborne gelten und zugleich dazu dienen sollte, die infolge der Flüchtlingsangelegenheit entstandene Spannung zwischen Frankreich und G. vollends zu beseitigen. Indessen gelang es den Korympistern doch nicht, sich mit dem franz. Kaiser auf so guten Fuß zu stellen als ihre Vorgänger. Napoleon hielt es vielmehr für zweckmäßiger, seine Verbindung mit Lord Palmerston aufrecht zu halten; letzterer und Lord Clarendon erhielten sogar Einladungen zu den kaiserl. Hoffesten in Compiegne. Noch fällt in das J. 1858 (27. Aug.) der durch Lord Elgin vollzogene Abschluß eines Vertrags mit Japan, der dem Handel und den Unterthanen Englands umfassende Vorrechte verlieh und auch die Residenz eines brit. Gesandten in Jeddo bewilligte.

Die Parlamentssession von 1859 wurde 3. Febr. eröffnet. In der Zwischenzeit war die Regierung bemüht gewesen, die durch die Nationalitätsbestrebungen Italiens angefachte Bewegung auf den Ionischen Inseln zu beschwichtigen durch die Sendung Gladstones, die aber keinen andern Erfolg hatte, als daß die Ionier sich noch entschiedener für die Vereinigung mit dem stammverwandten Griechenland aussprechen. In England hatte unterdessen die Reformagitation eine bedeutliche Höhe erreicht, namentlich seitdem Bright kurz vor dem Zusammentritt des Parlaments mit dem Entwurf einer Reformbill hervorgetreten war, die das Übergewicht der Demokratie sichern sollte. Unter diesen Umständen entschloß sich das Ministerium, seinerseits (28. Febr.) eine Bill einzubringen, um der Volksmeinung mit einigen Konzessionen entgegenzukommen und dadurch den weitergehenden Forderungen einen Niegel vorzuschieben. Obwohl diese Bill manche Verbesserungen enthielt, wurde sie doch von der Opposition höchst ungünstig aufgenommen. Die Whigs vereinigten sich mit den Radikalen, die ministerielle Bill zu verwerfen. Auch bei der eigenen Partei fand dieselbe nicht durchgehendes Beifall, und es kam darüber zu einem Zwiespalt im Kabinett, der den Austritt Walpoles und Henleys herbeiführte, welche durch Sotherton, Escount und Lord Donoughmore ersetzt wurden. Am 21. März beantragte Lord John Russell die Erklärung, daß die Reformbill den Forderungen des Landes nicht entspreche; die Annahme dieser Motion mit einer Mehrheit von 39 Stimmen wurde 31. März entschieden. Hierauf veränderte Derby (4. April) im Oberhause und Disraeli im Unterhause die Auflösung des Parlaments.

Dieser Schritt rief eine um so größere Aufregung hervor, als inzwischen auch die auswärtige Politik des Ministeriums bedrohliche Vermidelungen in Aussicht stellte. Bei den ersten Anzeichen des Konflikts zwischen Osterreich und Frankreich in der ital. Frage hatte die Regierung zwar eine völlige Unparteilichkeit zur Schau getragen und in Wien wie in Paris gleich eifrig zu vermitteln gesucht; aber aus den Äußerungen der Minister im Parlament ließ sich deutlich erkennen, daß sie mehr auf Osterreich als auf Italiens Seite standen, während im Volk eine leidenschaftliche Begeisterung für die Sache der ital. Freiheit blühte. In der That diente die Absendung Lord Cowleys nach Wien, die das österr. Kabinett von einem Bruche mit Frankreich zurückhalten sollte, nur dazu, daselbe in der Hoffnung auf engl. Beistand zu bekräftigen. Als dann Osterreich sein Ultimatum an Sardinien stellte, trug Lord Malmesbury noch einmal die Vermittelung G.s auf Grund der Cowleyschen Verhandlungen an, wofür die drei streitenden Mächte gleichzeitig ent Waffen oder sich im Statusquo halten wollten. Napoleon III. lehnte dies ab, und Malmesbury's Bemühen hatte keine andere Folge, als daß Osterreich für die Eröffnung seiner Operationen drei Tage verlor. Erst nach dem Einmarsch der Oesterreicher in Piemont (29. April) nahmen die ungeschickten Vermittelungsversuche der brit. Minister ein Ende. Die umfassenden Seerüstungen, welche die Regierung nunmehr anordnete, die Verstärkung der Mittelmeerflotte, die Erklärung Lord Derby's, daß England sich gezwungen sehen könne, Triest mit den Waffen zu verteidigen, der Aufruf zur Bildung von Freikorps, selbst die Neutralitätsproklamation (13. Mai), der man eine für Osterreich günstige Deutung gab, alles dies hielt das im Publikum herrschende Mißtrauen gegen die Absichten der Minister wach und übte auf die Neuwahlen eine für sie nachtheilige Wirkung aus. Die Furcht, in einen Krieg zur Aufrechterhaltung des europ. Absolutismus verstrickt zu werden, bewog die Radikalen, ihren Argwohn gegen Lord Palmerston aufzugeben, zumal dieser feste Zusicherungen in Betreff der Reformangelegenheit erteilte; und da inzwischen auch Lord Russell sich mit seinem langjährigen Nebenbuhler angefreundet hatte, so stand beim Zusammentritt des neuen Parlaments (7. Juni) eine Koalition sämtlicher liberalen Fraktionen dem konservativen Ministerium und seinen Anhängern gegenüber.

Gleich bei Vorlegung des Adressentwurfs im Unterhause beantragte Lord Hartington, nach Übereinkunft mit den Führern der Whigs, ein Mißtrauensvotum, welches mit einer Majorität von 13 Stimmen angenommen wurde. Nicht ohne Jögern unterwarf sich Lord Derby diesem Auspruch. Am 11. Juni zeigte er im Oberhause den Austritt des Ministeriums an; ein gleiches that Disraeli im Unterhause. Die Königin berief Lord Granville, um mit ihm über die Bildung eines neuen Ministeriums Rats zu pflegen, und dieser wies auf Palmerston hin, welcher der Königin nun eine Kabinettskombination vorlegte, in der er selbst die Stelle des Premierministers, Russell das Auswärtige Amt übernahm, während die übrigen Ämter an Whigs, Radikalen und Radikale verteilt wurden. Kanzler wurde der Oberrichter Lord Campbell, Schatzkanzler Gladstone, Minister des Innern Sir G. Lewis, des Kriegs Sidney Herbert, der Kolonien der Herzog von Newcastle, für Indien Sir Ch. Wood,

Präsident des Geheimen Rats Lord Granville, Großsiegelbewahrer der Herzog von Argyll, Chef der Admiralität der Herzog von Somerset, Obersekretär für Irland Cardwell, Handelsminister Milner-Gibson. Mit dem Eintritt Palmerstons machte sich sogleich eine Annäherung an Frankreich bemerkbar. Bei einer Diversion im Adriatischen Meere zum Schutze Triests war keine Rede mehr, und man vereinigte sich sogar mit Rußland, um dem preuß. Hofe von einem Einschreiten zu Gunsten Oesterreichs abzuraten. Der Vertrag von Villafranca zerstreute zwar bald darauf alle weiteren Kriegsbesürchtungen, brachte aber übrigens durch den Einblick, den er in die Napoleonische Politik gewährte, in England einen peinlichen Eindruck hervor. Am 18. Aug. erfolgte der Schluß der Parlamentssession.

Die Nachrichten aus Indien meldeten das völlige Erlöschen des Aufstandes. Die klaglichen Überreste der Insurgenten verbargen sich in den Dschungels oder unterwarfen sich den Engländern auf Gnade und Ungnade; ihr tüchtigster Anführer, Tantia Topi, endete am Galgen. In England wurde schon 1. Mai 1859 ein Dankfest für Beendigung der Rebellion abgehalten; ein ähnliches fand auf Anordnung Lord Carnings, der jetzt den Titel eines Vizekönigs führte, 28. Juli in Indien statt. Viel weniger erfreulich lauteten die Berichte, die aus China einliefen. Den Gesandten Englands und Frankreichs, die sich dem Vertrage von Tientsin gemäß nach Peking begaben, wurde die Einfahrt in den Peiho verweigert, und als sie diese erzwingen wollten, wurde das sie begleitende Geschwader (25. Juni 1859) mit einem Verluste von drei Kanonenbooten und 450 Mann an Toten und Verwundeten zurückgeschlagen. Noch ernster schien sich ein Zerwürfniß zu gestalten, das mit den Vereinigten Staaten wegen der Insel San-Juan entstand, welche von beiden Nationen beansprucht wurde. Die eigenmächtige Besetzung dieser Insel durch den amerik. General Harney (27. Juli) gab zu lebhaften Reklamationen Anlaß; doch beruhigte man sich wieder, als die amerik. Regierung ihren General abrief und Neigung zeigte, die Sache durch einen friedlichen Vergleich zu schlichten. Die Frage über das Besitzrecht der Bai-Inseln an den Küsten von Honduras, die gleichfalls zu öftern Reibungen mit den Vereinigten Staaten geführt hatte, wurde durch den am 28. Nov. 1859 geschlossenen Traktat erledigt, der die Inseln als Teile der Republik Honduras anerkannte. Mit einiger Besorgnis blickte England auf den Ausbruch des Kriegs zwischen Spanien und Marokko, der leicht seine Stellung in Gibraltar gefährden konnte. Indes erklärte das madrid. Kabinett (29. Okt. 1859), daß es keinen Punkt besetzen werde, der die freie Schifffahrt des Mitteländischen Meers beeinträchtigen könnte, und da auch Frankreich Interesse für Spanien zeigte, so mußte England seinen Widerspruch gegen die Expedition aufgeben. Um jedoch die finanziellen Verlegenheiten Spaniens zu erhöhen, trat die brit. Regierung plötzlich mit einer Schuldforderung von 56 Mill. Realen für Waffen und Munition hervor, welche zur Zeit der Karlistenkriege geliefert worden. Spanien stellte zwar die Schuld nicht in Abrede, protestierte indes gegen die Höhe der genannten Summe und erlangte dadurch, daß England seine Forderung auf 47 Mill. ermäßigte, welche auch 10. Febr. 1860 dem brit. Gesandten in Madrid eingehändigt wurden.

Das unsichere Gefühl, welches sich des engl. Publikums seit dem Frieden von Villafranca bemächtigt hatte, erhielt durch das Auftreten Frankreichs in der marokk. Frage neue Nahrung. Hierzu kamen noch die Gerüchte von der bevorstehenden Einverleibung Savoyens und Nizzas und die fortgesetzten Rüstungen in den franz. Seehäfen, welche endlich einen beinahe panischen Schrecken hervorriefen. Überall bildeten sich freiwillige Schützenkorps, um der befürchteten Invasion die Spitze zu bieten, und selbst ein von Napoleon III. vorgeschlagener Handelsvertrag, auf den die Thronrede bei Eröffnung der Session von 1860 (24. Jan.) mit besonderer Genugthuung hindeutete, und der ganz dazu geeignet schien, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern fester zu knüpfen, vermochte nicht, die allgemeine Aufregung zu beschwichtigen. In der That gab die Annexion von Savoyen und Nizza, die durch eine franz. Depesche vom 15. März angezeigt wurde, zu ziemlich gereizten Erklärungen von Seiten der brit. Regierung Anlaß. Diese Erklärungen und die heftigen Neben einzelner Parlamentsmitglieder, namentlich Roebucks, blieben indes ohne weitere Folgen, und der Siegeszug Garibaldi in Sicilien, bei welchem die engl. Flotte eine mehr als passive Rolle spielte, nahm bald das allgemeine Interesse so in Anspruch, daß alles andere darüber vergessen wurde. Unter solchen Umständen fand die neue Reformbill, welche endlich (1. März) von Russell vorgelegt ward, weder im Parlament noch im Publikum die erwartete Teilnahme. Die Bill beschränkte sich darauf, den Wahlkreis in den Städten auf 6 Pfd. St., in den ländlichen Distrikten auf 10 Pfd. St. herabzusetzen und die Vertretung der größern Grafschaften und Städte auf Kosten der kleinern Ortschaften zu verstärken, von welchen 25 je einen Abgeordneten auf jene übertragen sollten. Aber selbst in dieser Form erschien der Entwurf den Konservativen und zum Teil auch den Whigs als eine bedenkliche Neuerung von zu weitgehender demokratischer Tendenz. Nur langsam und unter fortwährenden Kämpfen bewegte sich die Bill durch das Unterhaus. Ein 7. Juni eingebrachter Verfassungsantrag wurde zwar mit 21 Stimmen Mehrheit abgewiesen, aber wenige Tage darauf (11. Juni) zog Russell selbst die Bill für diese Session zurück.

Für die Radikalen war dieser Ausgang der Reformangelegenheit, den sie vorzugsweise der zweideutigen Haltung Palmerstons zuschrieben, ein schwerer Schlag. Zum Trost gereichte ihnen nur der glückliche Abschluß des Handelsvertrags mit Frankreich, in dem sie mit Recht einen Sieg des Friedensprinzips und der Freihandelspolitik erblickten. Der von Cowley und Cobden in Paris unterzeichnete und 4. Febr. 1860 von beiden Staaten ratifizierte Vertrag, dessen Gültigkeit fürs erste auf 10 Jahre bestimmt wurde, setzte im Interesse Englands eine Reduktion des franz. Tariffs für Eisen, Steintohlen, baumwollene Fabrikate u. s. w. auf 30 und später auf 25 Proz. vom Werte fest, wogegen England seine Zölle auf franz. Weine und Seidenzeuge ermäßigte. Auch die finanziellen Vorlagen Gladstones, deren Kern in der von öffentlichen Meinung längst geforderten Aufhebung der Papiersteuer bestand, trugen dazu bei, die liberale Partei mit der Regierung zu versöhnen. Von Seiten der Konservativen und eines Teils der Presse stieß indes jene Steuererhöhung auf heftigen

Widerstand und konnte nur mit einer Mehrheit von 10 Stimmen (8. Mai) im Unterhause durchgesetzt werden; im Oberhause wurde sie bei der zweiten Lesung (21. Mai) mit 193 gegen 104 Stimmen abgelehnt. Dieses Auftreten der Lords, das einem Eingriff in das den Gemeinen zustehende Steuerbewilligungsrecht gleichkam, führte im Unterhause zu lebhaften Erörterungen, und man besorgte schon einen Bruch zwischen beiden Häusern; indessen begnügte man sich schließlich auf den Vorschlag Palmerstons (6. Juli) mit der Aufstellung von Resolutionen, welche die ausschließliche Berechtigung des Unterhauses in Bezug auf Geldbills aussprachen. Dem Ministerium mochte der Beschluß des Oberhauses im Grunde nicht unlieb gewesen sein, da sich infolge des chines. Kriegs und anderer unvorhergesehener Ausgaben ein Defizit von 2½ Mill. im Staatsbudget herausstellte, welches jezt zum Teil durch den Ertrag der Papiersteuer gedeckt werden konnte. Der Invasionspanik nachgebend oder sie benutzend, forderte Palmerston auch die Bewilligung eines Kredits von 10 Mill. Pfd. in jährlichen Raten von 2 Mill. zur Befestigung der Arsenale und Kriegswerften, welcher ihm bereitwillig gewährt wurde.

In der auswärtigen Politik stand die moralische Unterstützung, welche die liberale Regierung den Einheitsbestrebungen Italiens leistete, mit den Gefühlen der Nation in vollständigem Einklang. Die Orientfrage erhielt wieder durch das von den Drusen unter den Christen in Syrien angerichtete Blutbad eine bedrohliche Wendung. Zum Schutze der christl. Bevölkerung wurden engl., franz. und russ. Kriegsschiffe nach Beirut gesandt, und obwohl G. die Pacificierung Syriens den türk. Behörden zu überlassen wünschte, mußte es seine Zustimmung zu der von den Vertretern der Großmächte in Paris (3. Aug. 1860) geschlossenen Übereinkunft geben, welche die zeitweilige Occupation jenes Landes durch ein franz. Truppencorps festsetzte. Die Leistung des Kriegs gegen China wurde abermals von England dem Grafen Elgin, von Frankreich dem Baron Gros anvertraut; die beiderseitigen Flotten kommandierten die Admirale Hope und Charner, die Landungstruppen die Generale Grant und Montauban. Am 31. Juli 1860 erreichte die Expedition den Peiho, am 21. Aug. eroberte sie die Taku-forts, worauf die Chinesen sich zu Unterhandlungen herbeiliessen, die in Tientsin eröffnet wurden. Da aber diese zu keinem Ergebnis führten, so begannen die Feindseligkeiten von neuem und endeten (13. Okt.) mit der Besetzung von Peking durch die verbündeten Truppen. So entschiedene Erfolge mußten den Widerstand der chines. Regierung brechen. Am 24. Okt. wurde der Friede unterzeichnet, durch welchen der Vertrag von 1858 bestätigt, die Halbinsel Kaulung an England abgetreten und den Alliierten eine Kriegsschiffabigung von 8 Mill. Taels zugesprochen ward. Am 5. Nov. fand die Räumung von Peking statt, wogegen Tientsin bis zur Auszahlung der verabredeten Summe in den Händen der verbündeten Mächte verbleiben sollte. Während so der Kriegsturm im fernen Osten besworen wurde, brachen in Neuseeland Feindseligkeiten mit den Eingeborenen aus, die mit einer Niederlage der Engländer im Waitarahale (27. Juni) begannen. Viel befriedigender gestalteten sich die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten. Auch mit Frankreich trat, von dem gemein-

samen Erfolge der Waffen in China begünstigt, ein besseres Verhältnis ein, wozu die Zusammenkunft der Beherrscher von Rußland, Österreich und Preußen in Warschau und die von diesen Mächten gegen Italien eingenommene Stellung beitrug.

Die zu Anfang des J. 1861 in Amerika ausgebrochene Krise sollte jedoch bald alle andern Interessen in den Hintergrund drängen. Erregte der unvermeidlich scheinende Zusammensturz der stolzen Republik bei der brit. Aristokratie eine gewisse Schadenfreude, so gab doch andererseits die Einwirkung der Krise auf den Baumwollhandel, dem ein großer Teil der Arbeiterbevölkerung Englands seinen Unterhalt verdankt, zu ernstern Besorgungen Veranlassung. In der von der Königin bei Wiedereröffnung des Parlaments (5. Febr.) gehaltenen Thronrede beklagte diese die Wirren in einem Lande, das mit G. in so vielfacher Berührung stehe, und verhielt strenge Neutralität.

Das von Gladstone (15. April) vorgelegte Budget wies eine erfreuliche Besserung der finanziellen Lage nach. Die Ausgaben beliefen sich zwar noch immer auf 70 Mill. Pfd. St., wurden aber von den Einnahmen, wobei allerdings die erste Rate der chines. Kontribution in Rechnung kam, um fast 2 Mill. überstiegen, und der Minister konnte daher nicht allein die definitive Aufhebung der Papiersteuer vorschlagen, sondern auch den besitzenden Klassen durch die Reduktion der Einkommensteuer von 10 auf 9 Pence entgegenkommen. Damit die ersigene Maßregel nicht von neuem an der Opposition des Oberhauses scheitere, wurden diesmal die Finanzvorlagen den Lords nicht mehr in einzelnen Positionen, sondern in einer Gesamtbill unterbreitet, was sich jene, obwohl nicht ohne laute Proteste, doch schließlich (7. Juni) auf den Rat Lord Derby's, der den Konflikt mit dem Unterhause nicht auszuheften treiben wollte, gefallen ließen. Die von Trevelyan beantragte Abschaffung der Kirchensteuer fand bei den Anhängern der Staatskirche entschiedenen Widerspruch und wurde, als sich bei der Abstimmung über die dritte Lesung (19. Juni) Stimmgleichheit ergab, nur durch das casting vote des Sprechers durchgesetzt. Im Personal des Ministeriums traten im Laufe der Session durch den Tod Lord Campbells und den Austritt Sidney Herberts einige Veränderungen ein. Den Kanzlerposten erhielt der bisherige Generalanwalt Sir Richard Bethell, der als Lord Westbury ins Oberhaus berufen wurde. Kriegsminister ward Sir G. E. Lewis, dem Sir George Grey als Staatssekretär für das Innere folgte, während Cardwell zum Kanzler des Herzogtums Lancaster und Sir Robert Peel, der älteste Sohn des berühmten Staatsmanns, zum Obersekretär für Irland ernannt wurde. Bedeutsamer für die Stellung des Ministeriums war der Entschluß Russells, sich mit der Grafenwürde ins Oberhaus versetzen zu lassen und die Leitung des Unterhauses ganz an Palmerston abzutreten. Nach der Vertagung des Parlaments (6. Aug.) unternahm die Königin in Begleitung ihres Gemahls eine Reise nach Irland.

England war die erste Macht, welche das neue Königreich Italien (29. Mai 1861) anerkannte. Trotz seines Sträubens hatte sich das brit. Kabinett in die Verlängerung der franz. Occupation von Syrien bis zum 5. Juni 1861 fügen müssen, und man besorgte, daß die Franzosen auch den neuen Termin nicht innehalten würden; doch erwies sich dies als

unbegründet, indem die franz. Truppen das Land zur bestimmten Frist räumten und die Verwaltung desselben der türk. Regierung unter Aufsicht einer internationalen Kommission überließen. Mit immer größerer Spannung verfolgte man den Lauf der Ereignisse in den Vereinigten Staaten. Die Blockade der Südhäfen durch die Bundesflotte traf den engl. Handel in empfindlichster Weise; andererseits erregte die Erklärung Englands, welche den abgefallenen Staaten die Rechte eines kriegführenden Theils gewährte, die tiefste Verstimmung der Nordstaaten, die durch die unfreundliche Sprache der engl. Presse und die Absendung eines Truppencorps nach Canada noch vermehrt wurde. Zugleich gab das durch Beeinträchtigung brit. Unterthanen in Mexiko veranlaßte Vorgehen Englands gegen diese Republik und die in London (31. Okt. 1861) mit Frankreich und Spanien geschlossene Konvention, der zufolge die Forderungen der drei Mächte an die mexik. Regierung nötigenfalls mit Waffengewalt durchgesetzt werden sollten, dem Verdachte Raum, daß man die Lage der Union benützen wolle, um sich in die Angelegenheiten Amerikas einzumischen. Durch einen unerwarteten Zwischenfall nahm die Sache plötzlich eine geradezu drohende Wendung. Der engl. Postdampfer *Trent*, auf welchem sich die nach Europa bestimmten Kommissare der Südstaaten, Mason und Elidell, befanden, wurde (8. Nov.) im Kanal von Bahama von der amerik. Kriegskorvette *San Jacinto* unter Kommando des Kapitäns Wilkes angehalten, der die Kommissare verhaftete und nach Newyork brachte. Die Nachricht von dieser Gewaltthat rief in England ungeheure Entrüstung hervor, die von den Anhängern des Südens geführt wurde. Der engl. Gesandte in Washington, Lord Lyons, erhielt sofort Befehl, die Auslieferung der Gefangenen und Genugthuung für den der brit. Flagge widerfahrenen Schimpf zu verlangen, und eine mit Landungstruppen versehene Flotte wurde nach der amerik. Küste beordert, um diese Forderungen zu unterstützen. Die Regierung des Präsidenten Lincoln sah jedoch ein, daß ein Bruch mit England unter den damaligen Umständen den Ruin der Union herbeiführen könnte, und als Antwort auf die von Lord Lyons (23. Dez.) überreichte Depesche besandworte sie den Akt ihres Offiziers und gab die Gefangenen frei. Der friedliche Ausgang des Konflikts war zum Teil dem Einflusse des Prinzen Albert zu verdanken. Es war dies der letzte Dienst, den der Prinz seinem Adoptivvaterlande und der Sache der Menschheit leistete. Er starb 14. Dez. 1861 nach kurzer Krankheit, auf richtig von der brit. Nation beklagt.

Mittlerweile begann das Ausbleiben der Baumwolle eine fühlbare Wirkung auf die engl. Industrie auszuüben. Zwar bemühte man sich, die fehlende Zufuhr aus Amerika durch Verstärkung der Produktion in Indien und andern Ländern zu ersetzen; aber in der Zwischenzeit mußten viele Fabriken ihre Thätigkeit ganz oder teilweise einstellen, wodurch Tausende von Arbeiterfamilien sich der bittersten Not, ja dem Hungertode preisgegeben sahen. Zur Linderung des Übels wurde in der Parlamentssession von 1862 eine Bill eingebracht, welche die Armenkommissionen ermächtigte, den Nothleidenden mit pekuniärer Unterstützung unter die Arme zu greifen und die dazu nötigen Mittel durch Anleihen zu erheben. Die schon vom Prinzen Albert vorbereitete zweite Weltindustrie-Ausstellung (1. Mai

bis 1. Nov.) erfreute sich, wie die erste, in allen Ländern einer massenhaften Beteiligung.

Die von England mit Frankreich und Spanien verabredete Intervention in Mexiko hatte inzwischen einen seltenen Ausgang genommen. Nach Ankunft einer brit. Escadre in Veracruz (6. Jan. 1862) war der Einmarsch in das Innere des Landes beschlossen worden, und man gedachte zunächst nach Orijaba vorzurücken. Aber bald überzeugte sich sowohl Spanien als England, daß der franz. Kaiser mit Plänen umgehe, die dem ursprünglichen Zwecke der Expedition fremd waren und zu unabsehbaren Verwickelungen führen konnten. Zwischen dem span. General Prim und dem mexik. Bevollmächtigten Doblado kam demnach zu La Soledad (19. Febr.) eine Konvention zu Stande, welche die Räumung des Landes in Aussicht stellte und von der engl. Regierung gebilligt wurde, während Frankreich sich mit Lebhaftigkeit dagegen erklärte. Der von dem engl. Gesandten Wyle zu Puebla (28. April) geschlossene Vertrag, durch den sich die Mexikaner zur teilweisen Anerkennung der von brit. Unterthanen gemachten Geldforderungen verstanden, wurde zwar nicht ratifiziert, aber beiseitegeschoben und verließen erst die engl., dann auch die span. Truppen Mexiko, und beide Staaten traten fastisch von dem Unternehmen zurück. Ein solcher Schritt mußte den franz. Kaiser tief verletzen, doch unterdrückte er seinen Mißmut, da er der ferneren Mitwirkung G's in den transatlantischen Angelegenheiten bedurfte. Am 30. Okt. 1862 erließ der Minister Drouin de L'Huys eine Aufforderung an die Höfe von London und Petersburg, sich mit Frankreich behufs der Beendigung des Bürgerkriegs in Amerika zu einer Vermittelung zu verbinden, die im Hintergrunde die Möglichkeit einer bewaffneten Einmischung durchschimmern ließ. Nachdem jedoch der petersburger Hof das Ansuchen Frankreichs entschieden von sich gewiesen, lehnte auch Lord Russell 13. Nov. den Antrag des franz. Ministers ab.

Die Revolution in Griechenland, welche dem König Otto den Thron kostete (24. Okt. 1862), bewirkte eine interessante Wendung in der orient. Politik Englands. Man befürchtete nicht ohne Grund, daß die Griechen den Prinzen von Leuchtenberg, einen Neffen des russ. Kaisers, zum König ausrufen würden, und um dieser Eventualität vorzubeugen, entschloß man sich nicht allein, die bisher wenig freundschaftliche Haltung gegen Griechenland aufzugeben, sondern ihm auch ein territoriales Opfer zu bringen. Von brit. Agenten wurde unter der Hand ausgebreitet, daß, wenn die Griechen eine dem brit. Kabinett genehme Wahl träfen, dieses geneigt sein würde, den so lange zurückgebrängten Nationalitätsbestrebungen der Jonier Rechnung zu tragen und in ihren Anschluß an den griech. Staat zu willigen. Die Griechen säumten nicht, von der günstigen Konjunktur Nutzen zu ziehen, und um England ganz auf ihre Seite zu bringen, trugen sie dem Prinzen Alfred, dem zweiten Sohn der Königin Victoria, die Krone ihres Landes an. Dieser Vorschlag konnte freilich nicht angenommen werden, da er mit den Bestimmungen des Vertrags im Widerspruch stand, durch welchen die Schutzmächte sich gegenseitig verpflichtet hatten, keinen Prinzen ihres Hauses auf den griech. Thron zu erheben; indes hielt es nicht schwer, einen andern, dem brit. Interesse zusagenden Kandidaten zu finden. Der Prinz von Wales hatte sich mit der Prinzessin Alexandra,

der Tochter des durch den Londoner Traktat vom 8. Mai 1859 zum Thronerben von Dänemark erklärten Prinzen Christian von Glücksburg, verlobt, und der zweite Bruder dieser Prinzessin, Prinz Georg, ward jetzt zum König von Griechenland vorgeschlagen und auch 30. März 1863 von der Nationalversammlung einstimmig gewählt. Dafür bezeugte England förmlich seine Bereitwilligkeit, dem Protektorat der Ionischen Inseln zu entsagen und dieselben an Griechenland abzutreten.

Im brit. Parlament war man mit dieser Transaktion nicht durchweg einverstanden; man sah darin eine Schwächung der maritimen Stellung Englands in der Levante. Auch Oesterreich erhob Bedenken, die begreiflicherweise von der Türkei geteilt wurden. Doch verhinderte dies nicht, daß (26. Juni) eine Übereinkunft zwischen den drei Schutzmächten zu Stande kam, welche die definitive Bergicheilung O.s auf die Ionischen Inseln und deren Einverleibung in Griechenland festsetzte, und der am 14. Nov. die übrigen Teilnehmer an den Wiener Verträgen beitraten. Die Aufmerksamkeit war bereits von dieser Angelegenheit durch den Aufstand in Polen abgelenkt worden, der in England lebhaftes Mitgefühl erregte. Schon 2. März 1863 hatte Lord Russell eine Depesche an Lord Napier, den brit. Gesandten in Petersburg, erlassen, in der er eine Amnestie und die Wiederherstellung der Verfassung von 1815 anempfahl, und in Verbindung mit Frankreich und Oesterreich legte er sodann (17. Juni) der russ. Regierung einen Entwurf vor, der in sechs Punkten die Grundlagen einer Verständigung mit der poln. Nation enthielt. Die Presse führte eine drohende Sprache. In der londoner Guildhall wie in vielen Städten Englands wurden enthusiastische Meetings zu Gunsten der Polen gehalten. Im Unterhause schlug Hennessy eine Adresse an die Königin vor, welche die Beroirtung der russ. Ansprüche auf Polen aussprach und vielfache Unterstützung fand, aber gegen die Autorität Palmerstons nicht durchbringen konnte, der das Haus ersuchte, die Sache in den Händen der Regierung zu lassen. Die Verwerfung der sechs Punkte durch Ausland stellte dieser die Alternative zwischen einem Nidzuge und einem Kriege; sie entschloß sich zu erstern. In einer Note vom 11. Aug. gab Lord Russell sein Bedauern über die Nichtannahme seiner wohlgemeinten Rat schläge zu erkennen und machte Rußland für die Folgen verantwortlich. Der russ. Minister Gortschakow erklärte in ironischem Tone, daß er die Verantwortlichkeit annehme, und mit einer leichten, ziemlich heimlauten Nidäußerung des brit. Staatssekretärs (20. Okt.) schloß die Korrespondenz, in welcher England eine schwere diplomatische Niederlage erlitten hatte. Dieselbe wurde allerdings von Frankreich geteilt. Um daher sowohl die politische als andere noch schwebende Fragen in einer die Franzosen befriedigenden Weise zu erledigen, trat jetzt Napoleon mit der Idee eines europ. Kongresses hervor, der in Paris tagen sollte. Die übrigen Mächte waren jedoch dem Plan nicht günstig, und die kategorische Zurückweisung desselben durch England (25. Nov. 1863) erzeugte von neuem eine Verstimmung zwischen beiden Kabinetten.

Die Freundschaft mit Italien wurde durch den Abschluß eines für England vorteilhaften Handelsvertrags (6. Aug. 1863) noch enger geknüpft. Dagegen blieben die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten gespannt. Die Ausrüstung

von Piratenschiffen in engl. Häfen, die unter konsöderierter Flagge der amerik. Schifffahrt erheblichen Nachteil zufügten, gab zu lebhaften Reklamationen seitens der Bundesregierung Anlaß. Mit Brasilien entstand ein Konflikt wegen der Plünderung eines an der Küste von Rio Grande geheimeren brit. Fahrzeugs und der Beleidigung einiger brit. Marineoffiziere durch die brasilian. Behörden. Für erstere wurde Entschädigung, für letztere Genugthuung verlangt, und da der Hof von Rio de Janeiro beides verweigerte, so wurden fünf brasilian. Schiffe in Beschlag genommen, was den Abbruch der diplomatischen Verbindungen zwischen beiden Regierungen verursachte. Während man das wankende Chinesische Reich, dessen gänzlicher Zerfall die handelspolit. Interessen Englands gefährdet hätte, durch ein Hilfskorps zu stützen suchte, gab in Japan die Ermordung eines brit. Reisenden zu ersten Verwickelungen Anlaß, die das Bombardement der Stadt Kagosima durch das Geschwader unter Admiral Kuper (15. Aug.) herbeiführten. Der Krieg in Neuseeland, der in der letzten Zeit eingeschlimmert war, erhielt durch die plötzliche Schilderhebung der Eingeborenen (4. Mai) neuerdings eine beunruhigende Wendung, und obgleich die engl. Truppen bei Taranaki (25. Juni) und am Waitatofluß (20. Nov.) Vorteile errangen, so vermochten sie doch nicht, den Widerstand der Maoris zu bezwingen. Auch mit den Aschantis kam es durch die Unbesonnenheit des Gouverneurs der Goldküste zu einem Kriege, in welchem die Engländer, ohne einen Feind gesehen zu haben, durch klimatische Krankheiten bedeutende Verluste erlitten.

Die innern Verhältnisse des Landes waren im ganzen befriedigend. Trotz des Notstandes in den Fabrikdistrikten, der sogar hier und da zu Unruhen führte, nahm der Handel und namentlich die Entwicklung des Kapitals einen immer größern Aufschwung; im Laufe des J. 1863 traten nicht weniger als 263 neue Aktiengesellschaften mit einem Grundkapital von 144 Mill. Pfd. St. ins Leben. Die Staatsrevenue wiesen beträchtliche Überschüsse nach, und die Einkommensteuer konnte abermals um 2 Pence ermäßigt werden. Durch den Tod Sir G. Lewis (13. April) wurde das Portefeuille des Kriegsdepartements erledigt, welches dem Grafen De Grey-Ripon zuteil ward, während in Indien Lord Elgin, der kurz nach seiner Ernennung zum Vizekönig starb (20. Nov.), den im Sipahi-Aufstande bewährten Sir J. Lawrence zum Nachfolger erhielt. Die Vermählung des Prinzen von Wales mit der Prinzessin Alexandra fand am 10. März statt, und am 8. Jan. 1864 wurde dem jungen Paar der erste Sohn geboren.

Die Parlamentssession von 1864 wurde 4. Febr. unter den Besorgnissen eröffnet, zu denen das Vorgehen der deutschen Mächte gegen Dänemark Veranlassung gab. Schon zu Lebzeiten Friedrichs VII. war die engl. Diplomatie mit Vergleichsanträgen hervorgetreten, die jedoch wirkungslos blieben. Noch viel eifriger zu Gunsten Dänemarks zeigte sie sich seit der Thronbesteigung Christians IX. Ihr Hauptaugenmerk war die Aufrechterhaltung des Londoner Traktats, dem die nunmehr mit England so engverbundene glücksburger Dynastie die Krone verdankte, und dessen Mitunterzeichner von Lord Russell zu einer gemeinsamen Intervention aufgefordert wurden. Da aber weder Frankreich noch Rußland hierauf eingingen, so mußte sich der brit.

Minister auf die Fortsetzung seiner diplomatischen Bemühungen beschränken, in denen er eine unermüdlige, aber erfolglose Thätigkeit entwidelte. Zwar gelang es ihm, nach den ersten Siegen des österr.-preuss. Heers eine Friedenskonferenz in London (25. April 1864) zu Stande zu bringen, auf welcher er selbst als erster Bevollmächtigter Englands erschien, während Lord Clarendon, der kurz vorher einen durch den Rücktritt des Herzogs von Newcastle erledigten Sitz im Kabinett erhalten, als zweiter fungierte. Allein sein Vorschlag einer Teilung Schlesiens scheiterte an den unvereinbaren Ansprüchen der kriegführenden Staaten, und 22. Juni ging die Konferenz resultatlos auseinander. Einen Augenblick schien es, als ob nun England aktiv für Dänemark einschreiten werde, wozu es gewissermaßen verpflichtet war, da eine von Lord Palmerston im Parlament gethane Äußerung, daß im Fall eines Angriffs die Dänen nicht allein stehen würden, diese ohne Zweifel zum Kriege gegen die deutschen Mächte ermutigt hatte. Auch nahm das engl. Volk wie die Presse lebhaft für die Dänen Partei. Trotz alledem aber konnte man sich nicht zu einem Kriege entschließen, der den Interessen und Traditionen Englands geradezu widersprach. Um die deutschen Mächte wenigstens einzuschüchtern, wurde eine Demonstration durch die vereinigten Flotten Englands und Frankreichs vorgeschlagen, deren erstere schon Befehl erhalten hatte, sich zur Abfahrt nach der Ostsee fertig zu machen. Da jedoch Kaiser Napoleon, der noch wegen der Verwerfung seines Kongressprojekts grollte, auch dieses Ansuchen entschieden ablehnte, so stand man von weitem Interventionsversuchen ab, und unter Vorlegung der Konferenzakten erklärten Russell und Palmerston (27. Juni) vor beiden Häusern des Parlaments, daß England in seiner Neutralität beharren würde. Es war dies eine offenbare Niederlage der engl. Politik, welche den Nationalstolz aufs tiefste kränken mußte. Um sie zum Sturz des Ministeriums zu benutzen, beantragte die Opposition im Parlament ein Tadelsvotum gegen die von der Regierung befolgte Handlungsweise, welche geeignet sei, den gerechten Einfluß G.s auf die Mächte Europas zu schmälern und dadurch die Bürgschaften für den Frieden zu vermindern. Diese Motion, welche im Oberhause durch Malmesbury, im Unterhause durch Disraeli eingebracht wurde, ging in jenem mit einer Mehrheit von 9 Stimmen durch, wurde jedoch in diesem, wo man zwar nicht für die Haltung der Minister, aber für den Frieden war und keinesfalls ein Toryministerium ans Ruder kommen lassen wollte, durch ein Amendement Kinglates beseitigt, nach welchem das Haus seine Genugthuung darüber aussprach, daß man Ihrer Majestät geraten habe, sich der bewaffneten Intervention zu enthalten. Das Amendement gelangte mit 313 gegen 295 Stimmen zur Annahme. Das Ministerium Palmerston war hiermit gerettet, aber seine diplomatische Niederlage war um so sichtbar.

Die einheimischen Angelegenheiten boten wenig Bemerkenswerthes dar. Das 300jährige Shakspeare-Jubiläum wurde 23. April 1864 zu Stratford mit großem Gepränge gefeiert, war aber als Nationalfest im ganzen verfehlt. Außerordentliche Teilnahme erregte der Besuch Garibaldi's, der 3. April in Southampton landete und in London, wo er als Gast des Herzogs von Sutherland verweilte, das Bürgerrecht der City empfing, aber auf Veranlassung

der Regierung schon 27. April wieder abreiste. Die Über speculation des vorigen Jahres trief abermals eine Geldkrise hervor. Zweimal mußte die Bank ihren Discout auf 9 Proz. erhöhen; doch stellte sich allmählich das Gleichgewicht wieder her. Aus Indien ging die Nachricht von dem Ausbruch eines Kriegs in Bhutan ein, der mit abwechselndem Glück geführt wurde. In Neuseeland ward der Angriff des engl. Korps unter General Cameron auf das Maoripah bei Tauranga mit schwerem Verlust zurückgeschlagen; nachdem die Engländer indes bis auf 10000 Mann verstärkt worden, besetzten sie dieses Fort und brachten (21. Juni) den Eingeborenen eine bedeutende Niederlage bei. Der Plan zu einer Konföderation der brit. Kolonien in Nordamerika wurde im Hinblick auf die Gefahren, welche denselben nach Beendigung des Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten drohen konnten, von den engl. Staatsmännern beifällig aufgenommen, obgleich man sich nicht verbarg, daß dies leicht der erste Schritt zu ihrer Losreißung vom Mutterlande werden könne.

Das J. 1865 begann inmitten der polit. Windstille, welche auf die Aufregung des Deutsch-Dänischen Kriegs gefolgt war. Am 7. Febr. wurde das Parlament eröffnet. Sehr günstig waren die von Gladstone entwickelten finanziellen Zustände: seit 1862 hatte das Budget einen stetigen Überschuss aufzuweisen, der zu Steuererleichterungen und zur Tilgung der Nationalschuld verwendet wurde. Die zuerst 1842 wieder eingeführte und zweimal verdoppelte Einkommensteuer war 1863 auf 7 Pence, 1864 auf 6 Pence herabgesetzt worden und wurde jetzt um ein Drittel, die Theesteuer aber um die Hälfte ermäßigt. Überhaupt hatte man seit 1861 gegen 14 Mill. Pfd. St. an Steuern abgeschafft, obwohl die Schöpfung einer Panzerflotte, die Einführung einer verbesserten Artillerie und die zum Schutz der Küsten und Arsenalen angelegten Befestigungen ungeheure Summen verschlangen. Die Verträge mit Frankreich und Italien, mit China, Japan und Siam hatten dem engl. Handel neue Absatzquellen eröffnet, und selbst der durch die amerit. Wirren verursachte Ausfall in dem für die engl. Manufakturen unentbehrlichen Rohprodukt hatte den Aufschwung der Industrie nur vorübergehend zu hemmen vermocht. So waren allerdings bedeutende materielle Erfolge während der Existenz des Parlaments erzielt worden, das 6. Juli 1865 auseinanderging. Zur Verbesserung der polit. Institutionen, zur Hebung des moralischen Ansehens der Nation hatte es dagegen wenig oder nichts beigetragen. In mehr als einem Zweige des Staatslebens machte sich eine bedenkliche Erschlaffung bemerkbar. Die Gebrechen des Rechtswesens waren unter anderem durch die Beurteilung des nachher als unschuldig erkannten Italiensers Polizzoni zu Tage getreten, und der Nepotismus, dieser Krebsgeschaden des engl. Verwaltungssystems, war durch den höchsten richterlichen Beamten im Lande, den Lordkanzler Westbury, in so anstößiger Weise geübt worden, daß er sein Amt niederlegen mußte. Der Tod Richard Cobdens (2. April 1865) wurde im ganzen Lande sehr herzlich empfunden.

Der Schluß des Bürgerkriegs in Amerika versetzte die brit. Regierung, welche Neutralität versprochen, aber der Verletzung derselben durch ihre Unterthanen nicht immer energisch genug gesteuert hatte, in eine schwierige Lage. Man suchte sich zwar in die Umstände zu schicken. Die Presse schlug

einen versöhnlicheren Ton an und auch im Parlament verstimmt die Ausfälle gegen die Nordstaaten; aber trotzdem konnte die Befürchtung nicht unterdrückt werden, daß die Wiederbelebung und Erstarkung der Union die Nachstellung Englands auf dem amerik. Kontinent gefährden und auch auf die europ. Verhältnisse einen Rückschlag ausüben dürfte. Unter diesen Umständen schien es wichtiger als je, das in den letzten Jahren geschwächte freundschaftliche Einvernehmen mit Frankreich zu befestigen, und der gegenseitige Besuch der engl. und franz. Flotte in den Häfen von Cherbourg und Portsmouth konnte als eine Demonstration gelten gegen etwaige Gelüste der Vereinigten Staaten, die Monroe-Doktrin durchzuführen. Die Beziehungen zu den deutschen Großmächten hatten sich seit dem Mißlingen der Londoner Konferenz nur wenig gebessert. Mit dem Zollverein wurde (30. Mai) ein Handelsvertrag geschlossen, dem ein in Gastein (16. Aug.) unterzeichneter Schiffsahrtsvertrag mit Preußen folgte. Dies verhinderte jedoch nicht, daß Lord Russell sich in einem Rundschreiben an die engl. Diplomaten (14. Sept.) in herben Worten über die provisorische Erledigung der schlesw.-holstein. Frage durch die Gastein-Saltzburger Konvention äußerte. Das Vorgehen der Russen in Centralasien rief Besorgnisse für die Sicherheit des Indo-Britischen Reichs hervor, welche die Erklärungen des petersburger Hofes kaum zu beschwichtigen vermochten. Der Aufruhr in Neu-Seeland schien sich durch die Unterwerfung eines der vornehmsten Häuptlinge, des sog. Maoritönigs, seinem Ende zu nähern. In Bhutan wurde der Krieg unter zweifelhaftem Erfolge fortgesetzt, und in Aethiopien entstand durch die Geschäftigkeit des Konsuls Cameron ein Fehdfeindnis, das zur Entfremdung des Konsuls und der engl. Missionare Veranlassung gab. Dagegen wurde durch die Vermittelung des lisaboner Hofes der Konflikt mit Brasilien ausgeglichen.

Die Parlamentswahlen fanden im Juli 1865 unter reger Beteiligung der Parteien statt und hatten im ganzen ein für die Liberalen günstiges Ergebnis. Von ihren Koryphäen fiel nur Gladstone durch, der bisher die Universität Oxford vertreten hatte, nun aber zum Abgeordneten von Lancashire gewählt wurde. Das neue Parlament wurde 16. Aug. pro forma eröffnet, aber gleich darauf bis zum 1. Nov. vertagt. In Irland nötigte das Umsichgreifen der Verschwörung der Fenier (s. d.) die engl. Behörden zu ernstlichem Einschreiten. In der Nacht zum 15. Sept. besetzte die dubliner Polizei die Druckerei des «Irish People», des Hauptwochenblatts der Fenier, und verhaftete daselbst einige zwanzig Personen, bei welcher Gelegenheit Waffen und kompromittierende Dokumente aufgefunden wurden. Auch an andern Punkten Irlands wurden Verhaftungen vorgenommen und in der Grafschaft Cork ein Waffenverbot erlassen, während die Kanalflotte an der Westküste der Insel erschien, um den gerüchtweise aus Amerika erwarteten Zug aufzufangen. Die Untersuchung begann 30. Sept. vor dem Polizeigericht in Dublin, das die Beschuldigten vor die Assisen verwies.

Inzwischen war Lord Palmerston gestorben (18. Okt. 1865), und mit seinem Tode trat eine neue Wendung im Staatsleben ein. In der Premierwürde folgte ihm Russell, das Portefeuille des Auswärtigen erhielt Clarendon; Gladstone blieb Finanz-

minister. Durch die Ernennung Göschens zum Vizepräsidenten des Handelsamts und Fortescues zum Obersekretär von Irland wurden dem Ministerium frische Kräfte zugeführt und fernere Mobilisationen desselben im liberalen Sinne eingeleitet. Zugleich trat die lange vertagte Parlamentsreform wieder in den Vordergrund. Eine Reihe von Kundgebungen des Volks nach dieser Richtung hin ward durch ein Meeting in Bradford eröffnet, dem ähnliche in Birmingham, Blackburn, Halifax, Rochdale und London selbst folgten. Noch vor ihrer völligen Rekonstituierung erwuchsen indes der Regierung nicht geringe Verlegenheiten durch den Ausbruch eines Negeraufstandes auf der Insel Jamaica (11. Okt.), der zwar bald, aber mit so blutiger Strenge unterdrückt wurde, daß ein Schrei der Entrüstung durch ganz Europa ging. Auch das Ministerium mißbilligte das Verfahren des Gouverneurs Eyre und versprach eine sorgfältige Untersuchung, zu welchem Behuf eine besondere Kommission unter Vorsitz des Generals Storks eingesetzt wurde, der zugleich Eyre in der Verwaltung Jamaicas ablöste. Erfreulicher war die Kunde von dem Abschluß eines Friedens mit Bhutan (13. Nov.), dessen Bedingungen jedoch vielfachen Tadel erregten. Nach langwierigen Verhandlungen kam auch (16. Dez.) ein für England sehr günstiger Handelsvertrag mit Österreich zu Stande. Die Sitzungen der Spezialjury, welche den Fenierprozeß zu führen hatte, wurden 27. Nov. in Dublin unter außerordentlichen Vorichtsmaßregeln eröffnet. Kurz vorher war das angebliche Haupt der Verschwörung, James Stephens, offenbar unter Konivenz seiner Wärter aus dem Gefängnis entsprungen, was die Gerichte von der Verbreitung des Fenianismus unter den Regierungsbeamten zu bestätigen schienen. Von den übrigen Angeklagten wurden Luby und O'Leary, die Herausgeber des «Irish People», zu 20jähriger Zwangsarbeit, O'Donovan Rossa (das gegenwärtige Haupt der Dynamitaktion in Amerika) sogar zu lebenslänglicher, andere zu geringern Strafen verurteilt. Weitere Verurteilungen fanden in Cork statt. Indessen währte die Aufregung in Irland fort, und noch 14. Jan. 1866 mußte Stadt und Grafschaft Dublin in Ausnahmezustand erklärt werden. Unter solchen Umständen trat das neue Parlament zusammen.

Die Eröffnung der Session fand 6. Febr. 1866 statt. Sie erhielt ein doppeltes Interesse, weil zum ersten mal seit dem Tode des Prinz-Gemahls die Königin persönlich wieder an dieser Ceremonie teilnahm; allein so vielfache Gegenstände die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigten, alle wurden an Bedeutung überschattet durch die in Aussicht gestellte Reform des Parlaments. Die verheißene Reformbill wurde dem Unterhause 12. März durch Gladstone vorgelegt. Der Wahlcensus war höher gesetzt als in Lord Palmerstons Bill von 1860: für die städtischen Distrikte statt auf 6 auf 7 Pf. St., für die ländlichen Distrikte statt auf 10 auf 14 Pf. St. Nach der liberalsten Berechnung konnte diese Abänderung die Gesamtzahl der 900 000 Wähler nur um 400 000, darunter 200 000 Arbeiter, vermehren; das Übergewicht der den höhern Klassen angehörigen Wähler blieb daher unzweifelhaft gesichert. In der That riesen so mächtige Zugeständnisse bei den aufrichtigen Reformern ein Gefühl der Enttäuschung hervor, und nur ihr Vertrauen auf die ehrenhaften Absichten der Regierung, der Wunsch, dem

Widerstande der Opposition von vornherein die Spitze abzubringen und der Möglichkeit einer nochmaligen Niederlage der Reformgesetzgebung vorzubeugen, brachte ihre Einwände zum Schweigen. Damit der Reformplan nicht an der Größe seines Umfangs scheiterte, war es auch Gladstone's Wunsch, die beiden Hauptteile der Bill getrennt zu halten, vorläufig nur die Censurfrage zu erledigen, die Entscheidung über die Neuverteilung der Parlamentssitze dagegen für die nächste Session aufzusparen. Aber eben dieser Operationsplan sollte, wie sich bald genug zeigte, das Bollwerk werden, um das der ostentable Widerstand der Gegner der Reformbill sich sammelte. Daß die konservative Opposition auch den geringen Zugeständnissen der Russell-Gladstone'schen Reformbill abgeneigt und zum äußersten Widerstande entschlossen war, erschien zweifellos. Außerdem erwuchs ihr gleich beim Beginn der Debatten Ermüdung von einer Seite, woher sie dieselbe wohl kaum erwartete. Das entschlossene Auftreten der Regierung führte zu einer Spaltung innerhalb der liberalen Partei selbst. Schon 13. März, dem zweiten Tage der Debatte, kam der Riß in den Reihen zweier hervorragender Whigmitglieder, Horsmans und Lowes, zum Vorschein, und rasch sammelte sich um diese Führer eine Schar von unzufriedenen Pseudoliberalen, deren Abfall den Tories zugute kam. Bright, der auf die reformfeindlichen Auseinandersetzungen dieser Männer unmittelbar in einer Rede erwiderte, verglich ihr mißvergnügtes Gebahren mit der Flucht in eine polit. Höhle von Abdullah. Aus diesem Vergleich entstand für die neugebildete Fraktion, die sich allmählich auf etwa 40 Mitglieder vermehrte, der Parteiname der «Abdullamen» (s. d.).

Wenn aber dieser Zwischenfall der Regierung innerhalb des Parlaments Verlegenheiten bereitete, so gab er andererseits das Signal für den Beginn einer lebhaften außerparlamentarischen Bewegung zu ihren Gunsten. Die erste Lesung der Reformbill wurde noch in der durch Bright's Rede gekennzeichneten Sitzung vom 13. März beschlossen. Unmittelbar darauf brach der Sturm der öffentlichen Meinung über die Bill und ihre Gegner in einer langen Reihe von Meetings los. Liberaler erklärte man sich ohne Rückhalt für die Bill, gegen ihre alten und neuen Widerfacher. Inzwischen verloren die konservativen Führer keine Zeit, den unerwarteten Beistand der Abdullamen nach Kräften auszunutzen. Noch ehe das Parlament sich für die Osterferien vertagte, kündete ein neu übergetretener angesehener Abdullame, Graf Grosvenor, einen Antrag gegen die zweite Lesung der Reformbill an. Die Konservativen begrüßten den Antrag mit begeistertem Beifall. Mit kurzen Unterbrechungen wurde dann die Diskussion vom 13. April bis zum 27. April fortgesetzt und trotz aller Anstrengungen der Regierung der Grosvenorsche Antrag mit einer Majorität von nur fünf Stimmen verworfen.

Dieser Ausgang zerstreute jeden Zweifel über die bedenkliche Macht der Opposition. Die Regierung wurde dadurch zu einem wichtigen Zugeständnis veranlaßt. Sie erklärte 1. Mai, sie sei gewillt, dem Wunsche der Opposition hinsichtlich der Bill über die Neuverteilung der Parlamentssitze entgegenzukommen und eine solche Bill nicht allein vorzulegen, sondern auch zur Debatte zu bringen, ehe sie mit den Detailberatungen über das Wahlgesetz vorschreite. In Gemäßheit mit diesem Versprechen brachte Glad-

stone bereits 8. Mai die Redistribution of seats bill ein. Die Bestimmungen derselben waren ebenso gemäßigt als die des Wahlgesetzes. Nicht mehr als 49 den kleinen Gliedern angehörende Sitze sollten neu verteilt und obendrein jenen Gliedern ihr altes Wahlrecht nicht vollständig, sondern nur teilweise entzogen werden. Ein System der Gruppierung sollte mehrere Glieder, im Verhältnis zu ihrer Bevölkerung, zu neuen Wahlbezirken vereinigen, die erledigten Sitze aber gleichmäßig den ländlichen und den städtischen Bezirken zugute kommen. Zu allgemeiner Überraschung ging die zweite Lesung der Redistribution of seats bill 14. Mai fast ohne Debatte durch. Als aber 28. Mai die Specialberatungen über das Wahlgesetz beginnen sollten, fing der torjistik-abdullamitische Kriegsplan an sich zu enthüllen. Mehrere Amendments wurden gestellt und abgelehnt. Am 18. Juni beantragte der irische Abdullame Lord Dunsford, nicht die Hausrente, sondern den für die Steueranlage angenommenen Wert des Hauses zum Maßstab des Wahlcensus in den Städten zu machen, eine Änderung, durch welche der städtische Wahlcensus von 7 auf 9 Pf. St. erhöht und ein großer Teil der Arbeiterklasse vom Wahlrecht ausgeschlossen worden sein würde. Gladstone widersetzte sich diesem seine Reformbill durchkreuzenden Antrag; da aber derselbe mit 315 gegen 304 Stimmen angenommen wurde, gab er mit allen seinen Kollegen seine Entlassung ein.

Die Königin beauftragte 25. Juni den Führer der Opposition, Lord Derby, mit der Bildung eines neuen Ministeriums. In demselben übernahm Disraeli wieder sein Amt als Schatzkanzler und Führer des Unterhauses; Minister des Auswärtigen wurde Lord Stanley, Minister des Innern Spencer Walpole, Kriegsminister General Peel, Marineminister Sir John Lubbock, Staatssekretär für Irland Lord Haas; im Kolonialamt und im Indischen Amt verstärkte das Ministerium sich durch zwei bedeutende jüngere Kräfte: Graf Carnarvon und Lord Cranborne (jetzt Lord Salisbury). Am 9. Juli legte Lord Derby dem Parlament das Programm seiner Politik vor. Er rechtfertigte die Haltung seiner Partei während der verflochtenen Monate, gab allgemeine Versicherungen der besten Absichten für die Zukunft, schob aber die Lösung des Reformproblems ins Unbestimmte hinaus. Der Sturz des liberalen Ministeriums hatte inzwischen eine mächtige Erschütterung in England hervorgerufen. Die Reformassoziationen, und besonders die weitverzweigte Reformliga, rührten sich. Ein am 29. Juni von der leystern in Trafalgar-square in London veranstaltetes Indignationsmeeting faßte den Beschluß, die Reformagitation ohne Verzug in ganz England neu zu organisieren, und als die Regierung ein auf den 23. Juli festgesetztes Massenmeeting der arbeitenden Klassen Londons im Hyde-Park untersagte, kam es zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen Volk und Polizei, dessen Eindrud die bereits vorhandene Aufregung weiter verbreitete. An Allen allgemeiner Gesetzgebung war die Session ungewöhnlich arm. Dieselben beschränkten sich, abgesehen von finanziellen Maßregeln, wesentlich auf vier Beschlüsse. Der erste betraf die Kinderpeit, der zweite eine neue, zu Gunsten der Katholiken verbesserte, tolerantere Roman Catholics oath bill, der dritte die Errichtung eines Denkmals Lord Palmerstons in der Westminsterabtei, der vierte die Suspension der Habeas-Corpus-Akte in Irland,

wo die fenischen Unruhen eine drohende Gestalt annahmen.

Am befriedigendsten war das Budget, das eine Verringerung in den Verwaltungskosten und einen Überschuß von 1850 000 Pfd. St. in den Einnahmen nachwies, welcher letztere, wie gewöhnlich, von Gladstone zur Aufhebung oder Herabsetzung von Zöllen und Abgaben benutzt wurde. Die Debatten über koloniale und auswärtige Angelegenheiten traten ebenfalls vor den Kämpfen um die Reformbill in den Hintergrund. Nach zwei Seiten verdienen sie jedoch Erwähnung. Zunächst rief der Ausbruch des Deutschen Kriegs von 1866 in beiden Häusern lebhafteste Erörterungen hervor. Man war in England vorwiegend geneigt, Preußen als den Störenfried zu betrachten, und im allgemeinen herrschte Sympathie für Oesterreich. Die Niederlage desselben war für die konservativen Traditionen der engl. Diplomatie ein harter Schlag, aber andererseits fehlte es in der großen Masse des Volks auch nicht an Sympathien für Preußen. Fast gleichzeitig fanden eifrige Debatten über die Resultate der nach Jamaica geschickten Untersuchungskommission statt. Die Regierung ließ es, nachdem bereits eine Änderung in der Verfassung Jamaicas durchgesetzt war, wesentlich bei der Entsehung des Ergouverneurs bewenden. Die aus dem amerik. Bürgerkriege hervorgegangenen Differenzen zwischen England und Amerika kamen während des J. 1866 zu keinem bemerkenswerten Ausdruck. Man hatte im Gegenteil die Genugthuung, neue Bande des friedlichen Verkehrs zwischen beiden Ländern geknüpft zu sehen durch die endliche glückliche Vollenbung der beiden ersten atlantischen Telegraphen (27. Juni und 8. Sept.).

Tagegen führte in England selbst der Schluß der Parlamentssession (9. Aug.) nicht die gewohnte Pause in den Kämpfen der Parteien herbei. Die Reformbewegung breitete sich weiter aus, und schon während der Herbstmonate 1866 überzeugten gewaltige Massenmeetings, die in Birmingham, Manchester, Leeds, Glasgow, Bristol und London Hunderttausende der arbeitenden Klassen unter dem Banner der Parlamentsreform vereinigten, die konservative Regierung, daß die Reformfrage sich nicht länger vertagen lasse, sondern eine unverzügliche legislative Erledigung erheische. Die Session von 1867 wurde 5. Febr. eröffnet. Am 25. Febr. legte Disraeli die Grundzüge einer Reformbill vor, welche keine Partei befriedigte und deshalb schon am 26. zurückgezogen wurde. Disraeli und Derby entschieden sich nun für einen liberalern Entwurf. Infolge dessen reichten 1. März die reformfeindlichen Mitglieder der Kabinetts, der Kriegsminister General Peel, der Kolonialminister Graf Carnarvon und der Minister für Indien, Lord Cranborne, ihre Entlassung ein. Am 18. März legte Disraeli die neue Bill dem Unterhause vor. Sie war radikaler als irgend eine der früher in Vorschlag gebrachten Maßregeln; denn statt das Wahlrecht an einen bestimmten Census zu knüpfen, erteilte sie es allen Haushaltern, d. h. sie realisierte den schon lange besprochenen, aber bisher für unausführbar gehaltenen Wahlmodus der Household suffrage. Disraeli zeigte unter diesen selbstamen Umständen seine Talente als Parteiführer und Politiker in dem glänzendsten Lichte. Langsam aber sicher vordringend, seine Partei zusammenhaltend und zugleich zu unvermeidlichen Zugeständnissen an die Liberalen bereit, lenkte der konservative Minister seine radikale

Reformbill glücklich durch die schwierigsten Klippen und Sandbänke monatelanger Debatten hindurch, und 15. Juli wurde die Bill im Unterhause zum dritten mal gelesen. Die Debatten im Oberhause gingen unter dem Grafen Derby rasch von Klatten. Es fehlte keineswegs an Verbesserungsanträgen; doch schon 6. Aug. kam es auch dort zur dritten Lesung. Am 12. Aug. wurde hinsichtlich der vorgenommenen Änderungen ein Einverständnis mit dem Unterhause erzielt, am 15. erhielt die große Maßregel der Session von 1867 durch die königl. Sanction Gesetzeskraft.

Abgesehen von der Bedeutung dieser entscheidenden Erledigung der Reformfrage an sich, war ihr Einfluß auf die alten Parteien von Interesse. Der Miß, welchen die Secession der Abulaminen in den Reihen der Liberalen verursacht hatte, hatte sich durch die Debatten von 1867 erweitert, ja der ganze frühere Bestand der liberalen Partei war dadurch in Frage gestellt. Andererseits hatte auch die konservative Partei ihren alten Ankergrund durch das neue Wahlgesetz verloren, das Graf Derby selbst als einen « Sprung ins Dunkel » bezeichnete. Der Fenianismus durchlief während des J. 1867 die gefährlichsten Stadien seiner Entwicklung. Kaum hatte die Thronrede die Hoffnung auf eine demnächstige Herstellung der Habeas-Corpus-Akte in Irland ausgesprochen, als die Nachricht von einem fenischen Versuch zur Übertumpelung der Citadelle von Chester eintraf (11. Febr.), einem Versuch, dem während der ersten Märzwoche auffällige Bewegungen im Osten und Westen Irlands folgten. Beide waren vollständig erfolglos. Doch über die bedenkliche Lage Irlands konnte kein Zweifel bestehen, und die Notwendigkeit, den Grundschäden der irischen Zustände abzuwehren und so den Fenianismus in seinen Ursachen zu bekämpfen, leuchtete mehr und mehr ein. Bei der eigentümlichen Lage der Dinge blieben indes, wie 1866, so auch 1867, alle dahin zielenden Versuche vergeblich. Nur die Bill zur Suspension der Habeas-Corpus-Akte wurde wiederholt erneuert, zuletzt bis zum März 1868. Um so wichtiger war es, daß wenigstens die Reformfrage erledigt und hierdurch ein Element der Gärung beseitigt war; denn zwischen den arbeitenden Klassen in England und den unzufriedenen Irländern bestanden unzweifelhafte Bande der Sympathie, und zahlreiche Strikes während des Winters und Frühlings 1867 hatten den Antagonismus zwischen Arbeitern und Arbeitgebern und die Macht der weitverbreiteten Arbeiterassoziationen (Trades' Unions) in ein scharfes Licht gesetzt.

Mannigfaltiger und bedeutungsvoller als in der Session von 1866 waren die Debatten über die kolonialen und die auswärtigen Angelegenheiten. Der Plan zu einer Konföderation der Staaten von Britisch-Nordamerika war allmählich zur Reife gekommen, und gleich zu Anfang der Session legte der Kolonialminister Graf Carnarvon dem Parlament eine Bill vor, welche diese Vereinigung, von der nur Prince-Edwards-Insel, Neufundland, Britisch-Columbia und Vancouver-Insel ausgeschlossen blieben, endgültig feststellen und die dadurch nötig gewordenen polit. Veränderungen regeln sollte. Die Bill wurde nach kurzer Beratung von beiden Parlamentshäusern angenommen und bald darauf durch die Ermächtigung zu einer Anleihe für den Bau einer Staatseisenbahn zwischen Halifax und Quebec ergänzt. Etwas später kam der Aufstand in Cambia

zur Sprache. Im April und Mai erregte die Luxemburgische Frage allgemeines Interesse. Das Zustandekommen der Londoner Konferenz und die rasche Erlebigung der obwaltenden Differenzen zwischen Preußen und Frankreich (9. bis 13. Mai) nahm man für einen Triumph der engl. Diplomatie, welche übrigens bei ihren Erklärungen über die «Kollektionsgarantien» wenig Loyalität zeigte. Endlich beschäftigte man sich während der ganzen Session mit dem Schicksal der engl. Gefangenen in Abyssinien. Alle Verhandlungen wegen der Freilassung derselben waren vergeblich gewesen, und das Gefühl nahm überhand, daß es notwendig sei, die Ehre Englands durch energische Maßregeln zu wahren. So wurde denn, bevor das Parlament sich trennte, der Krieg gegen König Theodor beschlossen. Am 19. Nov. trat das Parlament zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen und bewilligte den nötigen Kredit für den inzwischen vorbereiteten abessin. Feldzug. Kaum aber hatte darauf eine weitere Vertagung bis zum Febr. 1868 stattgefunden, als die Sprengung der Umfassungsmauer des Clerkenwellgefängnisses in London zum Zweck der Befreiung fenischer Gefangenen (13. Dez.) dem engl. Volke die Lösung der Irischen Frage von neuem aufbrängte.

Die Thronrede vom 19. Nov. hatte nur mit Bedauern die fenischen Umtriebe erwähnt, aber keine großen irischen Maßregeln in Aussicht gestellt. Gladstone ergriff nun mit fühner Hand das Banner des Fortschritts, indem er (16. März 1868) erklärte, die irische Kirche müsse als Staatskirche aufhören zu existieren. Disraeli, der inzwischen, nach dem Rücktritt des erkrankten Grafen Derby (24. Febr.), Premierminister geworden war, forderte umsonst Aufschub. Gladstone schenkte diesen Einwendungen kein Gehör; schon 23. März brachte er seine berühmten drei Resolutionen, welche die Notwendigkeit der Entstaatlichung der irischen Staatskirche aussprachen, vor das Parlament, und nach längern Debatten erklärte 27. April eine Majorität von 65 Stimmen sich zu deren Gunsten. Nichtsdestoweniger blieb das Ministerium Disraeli im Amte. Disraeli beharrte bei seiner Appellation von der Entscheidung eines sterbenden an das neuwählende Parlament. Gladstone seinerseits verstärkte die Bedeutung des errungenen Siegs, indem er 14. Mai seine Suspensory Bill einbrachte, welche die Schaffung neuer persönlicher Interessen innerhalb der irischen Staatskirche verhindern sollte und nach langen Debatten mit einer großen Majorität im Unterhause angenommen wurde. Das Oberhaus verwarf die Bill; aber es konnte nicht verhindern, daß die Wiedergeburt Irlands die große Frage geworden war, die vor allen andern bei den bevorstehenden Neuwahlen der Nation zur Entscheidung vorgelegt werden mußte. Außer gewissen Ergänzungen der Reformbill von 1867 verdienen noch besonders drei Maßregeln der innern Gesetzgebung angeführt zu werden: die Abschaffung öffentlicher Hinrichtungen, die Abschaffung der Prügelstrafe in der Armee und die Abschaffung der Kirchensteuer. Der rasche und glänzende Erfolg des abessin. Kriegs gewährte allgemeine Genugthuung. Das feierliche Dankesvotum an die siegreiche Armee und an Sir Robert Napier, ihren ausgezeichneten Führer, der mit dem Titel Lord Napier von Magdala in den Adelsstand erhoben wurde, bildete (2. Juli) einen der letzten Akte der Session. Schon 31. Juli wurde

das letzte nach dem Wahlgesetz von 1832 zusammengetretene Parlament entlassen. Die folgenden Monate waren von dem Lärm des Wahlkampfes erfüllt. Es waren die ersten Wahlen nach dem reformierten Gesetz von 1867, und die Frage, welche sie entscheiden sollten, die Erhaltung oder Entstaatlichung der irischen Staatskirche, griff tief an die Wurzeln des früheren Zustandes der Dinge. Das Resultat der Wahlen (2. Dez.) ergab eine liberale Majorität von 118 Stimmen. Hiermit war die Niederlage des konservativen Ministeriums faktisch entschieden. Disraeli reichte 2. Dez. seine Entlassung ein und empfahl Gladstone zu seinem Nachfolger. Gladstone selbst hatte in Lancashire eine Niederlage erlitten, wurde jedoch statt dessen für Greenwich gewählt. Bereits 9. Dez. war sein Ministerium gebildet. Es bestand, abgesehen von Lord Russell, der nicht wieder eintrat, wesentlich aus denselben Männern wie das liberale Ministerium von 1866, hatte jedoch eine bedeutungsvolle Bereicherung erfahren durch John Bright, der zum ersten mal ein Staatsamt (das des Handelsministers) übernahm, und Lowe, der an Gladstones Stelle Schatzkanzler wurde. Darauf vertagte sich das Parlament bis zum Febr. 1869.

Die Befreiung einer bedeutenden Anzahl fenischer Gefangenen und die Ankündigung der bevorstehenden Wiederherstellung der Habeas-Corpus-Akte eröffnete die Session von 1869. Am 1. März brachte Gladstone seine Irische Kirchenbill vor das Unterhaus. Nach derselben sollte die Einziehung der Dotation der irischen Kirche sofort eintreten und alles Eigentum der Kirche (Gebäude, Ländereien und Zehntengefälle) in die Hände einer königl. Kommission übergehen, welche die Auszahlung der Einkünfte der vorhandenen Pfändeneinhaber auf deren Lebensdauer übernahm. Am 1. Jan. 1871 sollte die Entstaatlichung der irischen Kirche in Kraft treten, die irischen Bischöfe nicht mehr im Hause der Lords sitzen, die irischen Kirchengerichtshöfe nicht mehr funktionieren und die irischen Kirchenetze aus Reichsstatuten in Konventionen einer freiwilligen Korporation übergehen. Die so entstaatlichte Kirche sollte von ihrem (mit Ausschluß von Kirchen- und Pfarrgebäuden) 16 1/2 Mill. Pfd. St. betragenden Gesamtvermögen 6 1/2 Mill. behalten, die übrigen 10 Mill. aber herausgeben, und diese sollten teils für Wohlfährigkeitsanstalten, teils zur Dotation der Katholiken und Presbyterianer verwendet werden, welche letztern mit 2 Mill. bedacht wurden. Die Bill wurde im Unterhause 1. März in erster Lesung und 31. Mai mit 361 gegen 247 Stimmen in dritter Lesung angenommen. Im Oberhause dagegen wurde sie zwar 12. Juli in dritter Lesung genehmigt, aber nur in Verbindung mit mehreren Amendements. Da diese vom Unterhaus verworfen wurden, während das Oberhaus dabei beharrte, schien die Bill einen Augenblick in Gefahr zu scheitern; doch der Konflikt wurde durch ein zwischen Graf Granville und Lord Cairns, dem Führer der Opposition, vereinbartes Kompromiß ausgeglichen, und in dieser Gestalt erhielt 26. Juli die Irische Kirchenbill die königl. Sanction. Am 11. Aug. wurde die Session geschlossen. Graf Derbys Tod (23. Okt. 1869) riß in die Reihen der Konservativen eine Lücke, welche durch die Ernennung des Herzogs von Richmond zum konservativen Führer im Oberhause nur ungenügend ausgefüllt wurde.

Nach der Lösung der irischen Kirchenfrage waren es vor allem die ländlichen Zustände Irlands, die, als zweites Grundübel der irischen Verhältnisse, eine gründliche Reform erheischten. Die Durchführung dieser Reform war das Hauptwerk der Session von 1870. Die Session wurde 8. Febr. eröffnet, und bereits 15. Febr. brachte Gladstone seine irische Landbill vors Unterhaus. Die abziehenden Pächter sollten für die während ihrer Pachtzeit von ihnen eingeführten Verbesserungen und Bauten Entschädigung erhalten; durch Vorschüsse aus der Staatskasse sollte den Pächtern der Ankauf von Grundeigentum und den Grundbesitzern die Urbarmachung erleichtert werden; zum Zweck der Beilegung von Streitigkeiten zwischen Pächtern und Grundherren sollten Schiedsgerichte eingesetzt werden. Diese Bill wurde 24. Mai vom Unterhause, 8. Juli vom Oberhause angenommen und erlangte 1. Aug. durch die königl. Sanction Gesetzeskraft. Außerdem wurde von beiden Häusern die vom Vizepräsidenten des Staatsrats, Forster, 17. Febr. dem Unterhause vorgelegte (zunächst für England und Wales bestimmte) Erziehungsbill genehmigt. Das ganze Land sollte in Gemäßheit mit derselben in Schuldistrikte eingetheilt werden, und Untersuchungen sollten feststellen, inwiefern das bestehende Schulwesen eines jeden Distrikts den Bedürfnissen der Volkserziehung entspreche. Diejenigen Distrikte, in welchen die vorhandenen Schulen für ausreichend befunden würden, sollten in ihrem bisherigen Zustande bleiben; in allen andern dagegen eine hinreichende Zahl neuer Schulen gegründet werden. Für diese neuen Schulen sollten drei Hauptregulationen gelten: 1) Einklang der Erziehung mit einem vom Parlament festzustellenden Plane, 2) Beaufsichtigung durch Regierungsinpektoren ohne Rücksicht auf religiöse Unterschiede, 3) Anerkennung einer Gewissensklausel (conscience-clause), der zufolge kein Schüler gegen den Willen der Eltern gezwungen werden solle, am Religionsunterricht teilzunehmen. Die Annahme oder Verwerfung dieser Regulationen wurde den Schulbehörden freigestellt, allein nur im Falle der Annahme sollte jede Schule zu Geldbewilligungen seitens des Parlaments berechtigt sein. An die Stelle des am 27. Juni 1870 verstorbenen Lord Clarendon trat als Minister des Auswärtigen Graf Granville.

In dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 spielte das Ministerium Gladstone eine keineswegs ruhmvolle Rolle. Nach einigen Versuchen, den Ausbruch desselben zu verhindern, erklärte es 19. Juli die Neutralität Englands und schloß mit beiden kriegsführenden Mächten Verträge für die Erhaltung der Unabhängigkeit und Neutralität Belgiens. Da trotzdem eine Masse von Kriegsmaterial nach Frankreich ausgeführt wurde, erhob der Gesandte des Norddeutschen Bundes, Graf Bernstorff, Einspruch gegen diese Neutralitätsverletzung; aber Granville erklärte, daß die Gesetze des Landes ihm nicht gestatteten, diese Ausfuhr zu verhindern. Die Stimmung der Bevölkerung war anfangs Deutschland günstig, schlug aber bald in ein besorgtes Wohlwollen für die „Republik“ Frankreich um. Als das Parlament von neuem zusammentrat (9. Febr. 1871), war der Krieg bereits thatsächlich beendet. In Bezug auf die auswärtige Politik lagen besonders drei Fragen vor: der Deutsch-Französische Krieg, die Pontusfrage und die noch immer unerledigten Differenzen mit Amerika. Die

erste dieser Fragen kam schon bei den Adressdebatten zur Entscheidung. Hier moß die Meinung vor, daß die Regierung, indem sie die Neutralität gewahrt, sowohl in Bezug auf die Interessen als auf die Ehre Englands die weiseste Politik befolgt habe. Ähnlich verliefen die Debatten über die Pontusfrage. Es fehlte nicht an Vertretern einer kriegsrührenden Politik, an unzufriedenen Patrioten, welche die Regierung einer zu großen Nachgiebigkeit gegen Rußland anklagten und besonders die Teilnahme Bismarcks, der diese von Rußland angeregte Frage durch eine europ. Konferenz zu regeln empfahl, bitter empfanden. Doch das entscheidende Gewicht der öffentlichen Meinung billigte auch in diesem Punkte das Geschehene. Die Sitzungen der Konferenz wurden 17. Jan. 1871 im Auswärtigen Amt in London eröffnet. Am 18. März wurde der aus den diplomatischen Verhandlungen hervorgegangene Pontusvertrag von den Bevollmächtigten der an dem Pariser Vertrag von 1856 beteiligt gewesen Mächte unterzeichnet. England erkannte die Forderungen Rußlands als gerechtfertigt an, wehrte sich jedoch gegen die ursprüngliche eigenmächtige Form derselben, indem es auf der ausdrücklichen Feststellung des Grundgesetzes bestand, daß es seiner Macht freistehen solle, sich von ihren vertragsmäßigen Verpflichtungen loszusagen, ehe ein Einverständnis der Mitunterzeichner des Vertrags erzielt sei. Eine fast ebenso allgemeine Billigung erfuhr die Politik der Regierung mit Bezug auf die Differenzen zwischen England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach der Verwerfung des von Heyerby Johnson und Graf Clarendon verhandelten Vertrags über die Alabamafrage durch den Senat der Vereinigten Staaten hatte diese Sache unter gegenseitigem Einverständnis eine Zeit lang geruht, als im Jan. 1871 von England die Ernennung einer internationalen Kommission, welche die schwebenden Streitfragen und die geeignetsten Mittel zur Schlichtung derselben in Erwägung ziehen sollte, vorgeschlagen wurde. Der Präsident der Vereinigten Staaten ging bereitwillig auf diesen Vorschlag ein. Man verabredete zugleich, dieser Kommission die Beratung noch zweier andern langjährigen Streitpunkte: der canad. Fischereifrage und der Grenzfrage zwischen Nordamerika und Britisch-Columbia (der sog. San-Juanfrage), anzuvertrauen, um durch deren gleichzeitige Erledigung womöglich einen festen, dauernden Frieden zwischen beiden Völkern zu begründen. Gegen Ende Februar begab sich demnach die engl. Kommission, an deren Spitze Graf de Grey stand, nach Amerika, und nach mehrmonatlichen Verhandlungen wurde 8. Mai der Vertrag von Washington unterzeichnet. Diesem Vertrage zufolge wurde die Grenzfrage der Entscheidung des Deutschen Kaisers, die Alabamafrage der Entscheidung eines internationalen schiedsrichterlichen Tribunals übertragen, dessen Mitglieder von der Königin von England, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, dem Kaiser von Brasilien, dem König von Italien und dem Präsidenten der Schweiz. Republik ernannt werden sollten. Die Fischereifrage wurde in ihren wesentlichen Punkten durch die Kommissare, unter denen auch zwei canad. Staatsmänner sich befanden, erledigt. Der Antrag des Grafen Russell im Oberhause, den Vertrag von Washington zu verwerfen, wurde 12. Juni abgelehnt und 17. Juni die Ratifikationen in London ausgetauscht.

Gewarnt durch die Lehren des Deutsch-Französischen Kriegs, schritt die Regierung zur Reorganisation der engl. Armee. Am 16. Febr. legte der Kriegsminister Cardwell die Army Bill vor, welche den Stellenlauf der Offiziere beseitigte, jedoch den Grundcharakter des engl. Heers als eines geworbenen beibehielt. Das Unterhaus nahm 23. Mai die Bill an. Das Oberhaus genehmigte 18. Juli den Antrag des Herzogs von Richmond, die zweite Lesung der Bill abzulehnen, bis die Regierung einen umfassenden Plan für die Reorganisation der Armee vorgelegt habe. Gladstone erklärte jedoch hierauf, daß das System des Stellenlaufs auf einer königl. Verfügung beruhe, also auch durch eine solche aufgehoben werden könne, und da das Oberhaus unnachgiebig blieb, wurde der Stellenlauf durch königl. Reskript vom 1. Okt. an abgeschafft. Die Municipal and Parliamentary Elections Bill, welche die Beseitigung zahlreicher, bei den städtischen und parlamentarischen Wahlen herrschender Mißbräuche und vor allem die Einführung des Ballot, zur größern Sicherung der Freiheit der Wahlen und zum Schutze der Wähler bezweckte, wurde im Unterhaus angenommen, aber vom Oberhaus unter dem Vorwand, daß es zur Beratung an Zeit fehle, 10. Aug. bei der zweiten Lesung verworfen. Da wegen des großen Zuwachses der militärischen Ausgaben ein Defizit von fast 3 Mill. Pfd. St. entstand, so schlug der Schatzkanzler Lowe zur Tilgung desselben eine Steuer auf Schwefelholzchen, sowie eine Vermehrung der Erbschafts- und Einkommensteuer vor, welche Vorschläge indes zurückgezogen und durch eine Erhöhung der Einkommensteuer um 2 Pence ersetzt werden mußten.

In der 6. Febr. eröffneten Session von 1872 richtete die Opposition ihre Angriffe hauptsächlich gegen den Abschluß des Washingtoner Vertrags. Gladstone nahm die volle Verantwortung für den Vertrag auf sich, erklärte aber die nachträgliche Forderung der Amerikaner, daß ihnen auch für ihre sog. indirekten Verluste Ersatz geleistet werden solle, für unannehmbar. Daß zur Schlichtung dieser Streitfrage eingefesetzte Schiedsgericht, welches sich 17. Dez. 1871 in Genf konstituiert und nach sofortiger Vertagung 15. Juni 1872 seine Geschäfte begonnen hatte, sprach sich gleichfalls gegen die indirekten Schadenersprüche aus, worauf Amerika dieselben fallen ließ. Das Schiedsgericht fällte 15. Sept. den Spruch, daß England an Amerika die Summe von 15 $\frac{1}{2}$ Mill. Doll. in Gold zu zahlen habe als Ersatz für die durch die Kaperthiffe angerichteten Schäden. Sowohl England als Amerika unterwarfen sich diesem Urtheil. (S. Alabamafrage.) Auch die San Juanfrage (s. d.), wobei es sich um eine kleine, zwischen der Nordwestküste des amerik. Kontinents und der den Engländern gehörigen Vancouver-Insel liegende Inselgruppe handelte, wurde zu Ungunsten Englands entschieden. Kaiser Wilhelm, welchem von beiden Theilen die Entscheidung übertragen wurde, sprach 21. Okt. diese Inselgruppe den Vereinigten Staaten zu. Die von neuem vorgelegte Ballotbill wurde vom Unterhaus noch einmal angenommen, vom Oberhaus hingegen mit mehreren Amendements versehen, welche die Regierung für unannehmbar erklärte. Das Oberhaus ließ hierauf (8. Juli) die meisten derselben fallen und hielt nur an dem einen fest, daß die Bill zunächst einen provisorischen Charakter haben und ihr nur auf acht Jahre Gesetzeskraft verliehen werden solle. Das

Unterhaus stimmte dem bei, worauf die Ballotbill 18. Juli als Staatsgesetz publiziert wurde. Der Antrag Jakob Brights, auch den Frauen das Stimmrecht zu verleihen, wurde vom Unterhaus 6. Mai mit 222 gegen 143 Stimmen verworfen. Der Schluß des Parlaments fand 10. Aug. statt. Mit Frankreich, das unter der Präsidentschaft des zum Schutzzollsystem sich hinneigenden Thiers den engl.-franz. Handelsvertrag gekündigt hatte, wurde 5. Nov. zu London ein neuer Vertrag geschlossen, welcher bis zum Ablauf des österr.-franz. Vertrags (1. Jan. 1877) in Kraft bleiben sollte.

Die Thronrede vom 6. Febr. 1873 kündigte ein Gesetz über den irischen höhern Unterricht an. Demgemäß legte Gladstone 13. Febr. dem Unterhaus die irische Universitätsbill vor, durch welche die dubliner Universität von den verschiedenen, mit ihr rivalisierenden Colleges emancipiert werden und dieselben teilweise in sich aufnehmen sollte, den Katholiken aber manche Zugeständnisse gemacht wurden. Diese Bill stieß von Anfang an auf großen Widerstand, da sie der lath. Hierarchie, welche die ausschließliche Herrschaft über das gesamte höhere Unterrichtswesen anspruch, nicht genug bot, den Konservativen und auch den Radikalen aber zu große Zugeständnisse an diese Hierarchie zu machen schien. Die lath. Bischöfe agitierten mithin heftig gegen die Gladstone'sche Bill, und nachdem Disraeli bei der zweiten Lesung in einer längern Rede sie bekämpft hatte, wurde sie 12. März mit 287 gegen 284 Stimmen abgelehnt. Darauf gab das Ministerium Gladstone seine Entlassung, und die Königin beauftragte 13. März Disraeli mit der Bildung eines neuen Kabinetts. Da dieser auf eine Mehrheit im Unterhause nicht zählen konnte, so verlangte er als erste Bedingung die Ermächtigung zur Auflösung des Parlaments. Diese aber konnte er nicht erlangen, und so blieb, auf Wunsch der Königin, Gladstone wieder im Amt. Erst später erfolgten einige Veränderungen im Ministerium: der Marquis von Ripon, Präsident des Geheimen Raths, und Childers, Kanzler des Herzogtums Lancaster, traten aus, während Bruce und John Bright deren Stellen, Lowe das Innere und Gladstone vorläufig auch das Amt des Kanzlers der Schatzkammer übernahmen. Die 1872 gebildete, von den irischen Feiern sich trennende Partei der Home-rulers, welche unter Führung von Butt und Sullivan die Bewegung der Repeal-Männer erneuerte und eine Heimatregierung (Home-rule) mit einem für alle innern Angelegenheiten Irlands selbständigen Parlament anstrebten, war im stetigen Wachsen und erfreute sich der Unterstützung sämlicher lath. Bischöfe Englands. Auch in England nahm der Katholizismus stark zu, und Erzbischof Manning agitierte bereits für Errichtung einer lath. Universität in London, deren Rektor direkt vom Papst abhängig sein sollte. Als Symptom der Zeit konnte auch ein Antrag gelten, den Graf Russell 11. Juni vord. Oberhaus brachte, worin er Abschaffung des irischen Bistöbistums, Einteilung Irlands in vier Provinzen, welche Provinzialstände erhalten sollten, direkte Unterordnung des irischen Schulwesens unter die Reichsregierung und die legislative Bestimmung forderte, daß nicht das Prinzip der Stimmeneinheit, sondern das der Stimmenmehrheit für die irischen Geschworenengerichte entscheidend sein sollte. Der Antrag des Abgeordneten Richard, die Regierung aufzufordern, daß sie mit den auswärtigen Mächten zum Zweck der Herstellung

eines internationalen Geseßschober und eines permanenten internationalen Schiedsgerichts Unterhandlungen anzufangen solle, damit alle Staaten sich verpflichteten, diesem Gericht ihre Streitigkeiten zur Entscheidung vorzulegen, und so die Kriege unmöglich, die stehenden Heere unnötig würden, wurde, obgleich Gladstone das Unpraktische und Erfolglose des Antrags nachwies, 17. Juli vom Unterhause angenommen. Der erneuerte Antrag Jakob Brights, den Frauen das Stimmrecht zu geben, wurde 30. März vom Unterhause verworfen. Am 5. April erfolgte der Schluß des Parlaments.

Von außerparlamentarischen Ereignissen ist die Sendung Sir Bartle Freres nach Zanzibar und der Krieg mit den Afrikanern zu erwähnen. Die Sendung Freres galt der Abschaffung des von dem Sultan Sepid Buraich von Zanzibar und von dessen Unterthanen schwunghaft betriebenen Sklavenhandels. Da der Sultan dem einträglichen Handel nicht entsagen wollte, so erschienen einige engl. Kriegsschiffe vor Zanzibar, hielten den Hafen blockiert und drohten mit Bombardement. Nun unterschrieb der Sultan 5. Juni die ihm von Frere vorgelegten Vertragsbedingungen, und noch am nämlichen Tage wurde der Sklavenmarkt in Zanzibar geschlossen. Der Krieg mit den Afrikanern, welcher im Febr. 1873 begann und die Engländer ziemlich unvorbereitet traf, konnte erst dann mit Nachdruck betrieben werden, als die Regierung gegen das Ende des Jahres tüchtige Mannschaften und Artillerie und als Gouverneur und Oberbefehlshaber Sir Garnet Wolseley nach der Goldküste absandte. Dieser eröffnete den Feldzug im Oktober und beendigte ihn 4. Febr. 1874 mit der Einnahme und Zerstörung von Kumassi, der Hauptstadt des Königs Kallali, welcher sofort 13. Febr. den Friedensvertrag unterzeichnete. Die engl. Regierung vereinigte nun die Goldküste, die Elfenbeinküste und das Gebiet von Lagos zu einer einzigen Kolonie unter dem Namen »Goldküste-Kolonie«, stellte diese unter zwei Gouverneure, deren Sitz in Cape Coast-Castle und in Lagos sein sollte, und setzte für den Schutz und die Verwaltung des Landes einige Normen fest. Den am 5. Nov. nach Accra berufenen Königen und Häuptlingen der unterworfenen Stämme wurde von den engl. Gouverneuren angekündigt, daß sie der engl. Regierung unbedingten Gehorsam zu leisten und in erster Linie die Sklaverei aufzuheben hätten.

Da Gladstone im Unterhause keine sichere Mehrheit mehr hatte, so glaubte er, durch einen Appell an das Volk entscheiden lassen zu müssen, ob die polit. Bestimmung des Volks ein liberales oder ein konservatives Ministerium erheische. Auf seinen Antrag beschloß die Königin 24. Jan. 1874 die Auflösung des Parlaments und die sofortige Anberaumung von Neuwahlen. Das Resultat der Wahlen war, daß von den 653 neuergewählten Unterhausmitgliedern 351 zur konservativen, 302 zur liberalen Partei gehörten. Darauf hin gab das Ministerium Gladstone 17. Febr. seine Entlassung ein und Disraeli übernahm die Bildung eines neuen Kabinetts. Dasselbe kam 20. Febr. zu Stande und enthielt außer Disraeli selbst als Premierminister: Lord Cairns als Vorkanzler, den Herzog von Richmond als Präsidenten des Geheimen Rats, Malmebury als Vork-Siegelbewahrer, Graf Derby als Staatssekretär des Äußern, Graf Carnarvon als Kolonialminister, Marquis von Salisbury als Minister für Indien, Gathorne-Hardy als Kriegs-

minister, Croft als Minister des Innern, Stafford-Northcote als Kanzler der Schatzkammer, Ward-Hunt als Marineminister, Lord John Manners als Generalpostmeister. Das neue Parlament kam 5. März zusammen und wurde 19. März durch eine Thronrede eröffnet. Diese erwähnte die Vermählung des Prinzen Alfred, Herzogs von Edinburgh, mit der Großfürstin Maria, der einzigen Tochter des Kaisers von Rußland, als ein Band der Freundschaft zwischen beiden großen Reichen. Die Feierlichkeit war 23. Jan. in Petersburg nach griech. und engl. Ritus vor sich gegangen. In Verbindung damit stand der mehrtägige Besuch des Kaisers Alexander in London. Von den parlamentarischen Verhandlungen sind hervorzuheben die beiden Interpellationen des Grafen Russell im Oberhause 4. Mai und 24. Juli bezüglich der Aufrechterhaltung der Neutralität Belgiens und der den span. Karlisten gewährten Unterstützung, worauf Graf Derby zufriedenstellende Antworten gab. Der Antrag Trevellyans, das Haushaltswahlrecht auch auf die Landbevölkerung auszudehnen, wurde im Unterhause 13. Mai mit 287 gegen 173 Stimmen verworfen, nachdem die Regierung und einige Mitglieder ihrer Partei erklärt hatten, daß man zuerst mit dem Haushaltswahlrecht noch mehr Erfahrungen sammeln müsse. Der von Butt und der Home-Rule-Partei gestellte Antrag auf Einsetzung eines irischen Parlaments, welcher aus einer Konferenz von 59 irischen Parlamentsmitgliedern hervorgegangen war, wurde 2. Juli im Unterhaus mit 468 gegen 61 Stimmen abgelehnt. Am 25. Aug. genehmigte das Oberhaus die ihm vom Erzbischof von Canterbury vorgelegte Kirchendisciplinarrbill, durch die den katholischen Tendenzen der sog. Ritualisten innerhalb der Anglikanischen Kirche gewehrt werden sollte; das Unterhaus trat 4. Aug. diesem Votum bei. Der Schluß des Parlaments erfolgte 7. Aug.

Unter den außerparlamentarischen Ereignissen verdient Erwähnung die Erweiterung des engl. Kolonialgebiets durch die Besitznahme der Fidschi-Inseln. Dieselbe erfolgte 30. Sept. 1874 durch den engl. Bevollmächtigten Sir Hercules Robinson, nachdem die dortigen Häuptlinge selbst die Besitznahme den Engländern angetragen und in dem Abtretungsvertrag Pensionen und Landbesitz sich ausbedungen hatten. Die ungemein starke Ausbreitung des Katholizismus in England, wie sie sich in Gründung von Bistümern, Kirchen, Klöstern und in dem Übertritt geistlicher Personen und Mitglieder der hohen Aristokratie, wie des Grafen Ripon und des Herzogs von Northumberland, manifestierte, erregte einige Besorgnisse und lenkte die Aufmerksamkeit auf den Kulturkampf in Deutschland. Meetings in St. James-Hall und in Exeter-Hall in London sprachen (Jan. 1874) dem Kaiser Wilhelm ihre hohe Bewunderung für seinen Brief an den Papst vom 8. Sept. 1873 aus und erklärten es für die Pflicht und das Recht jedes Volks, die bürgerliche und religiöse Freiheit aufrecht zu halten. In einem Schreiben vom 18. Febr. an den Grafen Russell dankte der Kaiser den Unterzeichnern der Resolutionen. In ähnlichem Sinne wie das londoner Meeting drückte sich das Protestantenmeeting vom 7. Okt. in Glasgow aus. In einer Reihe von Broschüren, welche 1874 und 1875 veröffentlicht wurden, verfocht Gladstone das Prinzip der religiösen Freiheit gegen die Dekrete des Vatikanismus. Unter dem Vorsitz des Herzogs von Norfolk wurde 6. Febr. in

St.-James-Hall ein kath. Gegenmeeting gehalten, welches seine «Sympathie für die unter der Strenge der neuen Strafgesetze leidenden Glaubensgenossen» ausdrückte, und 18. Nov. wurde ein Katholikentongreß veranstaltet, wobei die Alerikalen zwar der bürgerlichen Obrigkeit ihren Gehorsam nicht versagten, denselben aber ihrem Gehorsam gegen Gott, d. h. gegen den Papst, unterordneten.

Die Parlamentssession von 1875 gehörte in gesetzgeberischer Beziehung zu den unfruchtbarsten. Die Thronrede vom 5. Febr. erwähnte die ablehnende Depeche der engl. Regierung an die russische (20. Jan.) in Betreff der Wiedereröffnung der brüsseler Konferenzen und zählte einige Vorlagen, über Irland, über die Arbeiterverhältnisse und über Handelschiffahrt, auf. Gladstone war nicht mehr Führer der liberalen Partei des Unterhauses, sondern war 13. Jan. von dieser Stellung zurückgetreten, und an seine Stelle war 3. Febr. der Marquis von Hartington gewählt worden, während Granville die Führerschaft der Partei im Oberhause übernahm. Die von der Regierung vorgeschlagene Mobilisation der Ausnahmegeetze für Irland, welche eine Milderung derselben bezweckten, wurde vom Unterhause 11. Mai, vom Oberhause 14. Mai angenommen. Das Gesetz über Regelung der Verhältnisse zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern wurde im Unterhause 16. Juli, im Oberhause 5. Aug. genehmigt. Die Erklärung Disraelis 22. Juli, daß die Schiffsahrtsvorlage, worin Sicherheitsmaßregeln zum Schutze der Seeleute vorgeschlagen wurden, auf die nächste Session verschoben werden sollte, rief einen leidenschaftlichen Protest des Abgeordneten Blim-ford, sowie Volksversammlungen «zum Schutze der Seeleute» hervor, und die Regierung sah sich genötigt, am 28. Juli eine provisorische Bill einzubringen, wodurch sie ermächtigt werden sollte, Fahrzeuge, welche nicht mehr seetüchtig erscheinen, am Auslaufen zu verhindern. Diese Bill wurde vom Unterhause 6. Aug. genehmigt. Die aufs neue gestellten Anträge auf Zulassung der Frauen zu den Parlamentswahlen und auf Ausdehnung des Haushaltswahlrechts auch auf die ländliche Bevölkerung wurden vom Unterhause 7. April und 6. Juli abgelehnt. Eine Interpellation Whalleys in Betreff der in England trotz des staatlichen Verbots sich aufhaltenden Jesuiten beantwortete Disraeli 10. Juni damit, daß er auf die Emancipation der Katholiken hinwies, die seitherige Nichtanwendung der strafgesetzblichen Bestimmung konstatierte, deren Anwendung aber für gewisse Fälle sich vorbehielt. Der Vorschlag der Regierung, für die offizielle, auf sechs Monate berechnete Reise des Prinzen von Wales nach Ostindien einen Kredit von 112000 Pfd. St., wozu der ind. Staatschatz noch 30000 Pfd. beisteuerte, zu bewilligen, wurde vom Unterhause 16. Juli fast einstimmig genehmigt. Der Prinz trat mit großem Gefolge seine Reise 11. Okt. an, landete 8. Nov. in Bombay, traf 27. Nov. in Goa, 23. Dez. in Kalkutta ein und kam 14. Mai 1876 wieder nach London zurück.

Auch den auswärtigen Angelegenheiten schenkte das Parlament seine Aufmerksamkeit. Der deutsch-belg. Konflikt wegen Nichtverfolgung des Kesselschmieds Ducheane aus Gerain, welcher ein Attentat gegen Bismarck auszuführen beabsichtigt hatte, veranlaßte Interpellationen in beiden Häusern, wodurch die internationalen Pflichten der Re-

gierungen konstatiert wurden. Einen auf die schwankenden Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich gegründeten Antrag des Grafen Russell 31. Mai 1875 auf Vorlegung der diplomatischen Korrespondenz dieses Jahres bezüglich der Aufrechterhaltung des europ. Friedens lehnte Graf Derby ab, indem er bemerkte, daß Frankreich die ihm unterstellten Kriegsgebanten ableugne und Deutschland, ohne herausgefordert zu sein, keinen Krieg beginnen werde. Dabei erklärte er, daß die Regierung zwar für eine Politik der Nichtintervention in kontinentalen Dingen sei, jedoch nicht für eine Politik der Isolierung und Indifferenz. Daß das Ministerium bereits so weit gegangen war, 10. Mai in Berlin seine Vermittelung zwischen Deutschland und Frankreich anzubieten und den Kabinetten von Rußland, Österreich und Italien eine vorzugsweise gegen Deutschland gerichtete «Friedensmediation» zur Unterzeichnung vorzulegen, verschwieg Derby. Bismarck lehnte die Vermittelung als überflüssig ab, und Graf Andrassy erwiderte, er sehe keinen Anlaß, Deutschland eine friedensstörende Tendenz zu insinuieren. Auch die Veröffentlichung der mit Rußland bezüglich der centralasiat. Frage geführten Korrespondenz, auf welche Cochrane bei seiner Interpellation vom 7. Juli angetragen hatte, lehnte die Regierung ab, sprach von ihren freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland, wollte an die demselben zugeschriebenen Hintergedanken nicht glauben, für alle Fälle aber sich die Aktionsfreiheit sichern und gewisse Allianzen mit centralasiat. Völkerschaften sich vorbehalten. Der Schluß der Session erfolgte 13. Aug.

Auswärtige Konflikte entstanden mit Birma und China und mit dem kleinen Malaienstaat Perak. Die beiden erstgenannten Staaten, von welchen wegen der Ermordung des Dolmetschers Margary Genugthuung verlangt wurde, verstanden sich zu einer solchen auf das entchiedene Auftreten des engl. Gesandten. Der Aufstand in Perak wurde durch Abwendung von zwei Kriegsschiffen, durch deren Mannschaft die malaiischen Truppen 7. und 22. Dez. besiegt wurden, vollständig niedergeworfen. Den Ereignissen in der Türkei gegenüber verhielt sich die Regierung sehr vorsichtig. Die Erklärung der türk. Regierung vom 6. Okt., daß sie von den Zinsen der Staatsschuld nicht mehr als 50 Proz. bezahlen könne, wozu später noch weitere Insolvenzerklärungen hinzukamen, kühlte die Vorliebe Englands für die Türkei merklich ab. Ein großer Teil des Volks entwürzte sich allmählich des Gedankens, daß England unter allen Umständen für die Integrität der Türkei eintreten müsse; man besäwortete in der Presse eine autonome Gestaltung Bosniens und der Herzegowina und fing an, für den Fall, daß die türk. Herrschaft in Europa zusammenbrechen sollte, sich nach einem Ersatz umzusehen. Einen solchen fand die Regierung zunächst in der Beherrschung des Suezkanals, wodurch ihre Verbindung mit Ostindien ihr unter allen Umständen gesichert werden sollte. Zu diesem Zwecke kaufte sie dem geldbedürftigen Chebive von Agyp-ten 25. Nov. die demselben gehörigen 176602 Suezkanalaktionen um den Preis von 4 Mill. Pfd. St. ab, wozu weder Rußland, das weitauschauende türk.-asiat. Pläne verfolgte, noch Frankreich, das größtenteils mit seinem Geld den Kanal gebaut hatte, gut sah. Der Chebive jedoch erbat sich zur Regelung seiner durchaus zerrütteten Finanzen von

der engl. Regierung einen tüchtigen Finanzmann, und in ihrem Auftrage reiste 13. Dez. der Generalzahlmeister Cave mit einem ganzen Stab von finanziellen und diplomatischen Persönlichkeiten nach Ägypten ab. Als weitere Station zur Sicherung des Seewegs nach Ostindien erwarb England im Dezember durch Kauf die Stadt Mohammerah an der Mündung des Euphrat und Tigris. Am 4. Dez. veröffentlichte die Regierung einen Mobilisierungsplan der engl. Armee, welchem eine ganz neue Organisation derselben zu Grunde lag. Nach diesem, an das preuß. System sich anschließenden Plan sollte die mobile engl. Feldarmee aus acht Korps mit je drei Divisionen bestehen, wovon die beiden ersten im Fall des Bedürfnisses außer Landes gesandt und verwandt werden konnten, während den sechs übrigen Korps die Landesverteidigung als ausschließliche Aufgabe zugewiesen war. Jedes Korps sollte seinen bestimmten Rekrutierungsbezirk haben. Das erste Korps sollte ganz aus regulären Truppen bestehen, das zweite zu zwei Dritteln, das dritte zu einem Drittel, die übrigen aus je einer Brigade Linientruppen und fünf Brigaden Miliz. Als Hauptquartiere der drei ersten Korps war die Umgebung von London, als die der fünf andern Dublin, Salisbury, Chester, York, Edinburgh bestimmt. Diese neue Organisation war zwar gegenüber den früheren Zuständen ein Fortschritt, hatte aber noch viele Mängel und machte die engl. Feldarmee für einen Kontinentalkrieg nicht geeignet. Der 100jährige Geburtstag des großen irischen «Vefreiers» O'Connell, wozu an die Klerrikalen aller Länder Einladungen ergingen, wurde in Dublin 5. und 6. Aug. mit demonstrierender kath. Ausschließlichkeit begangen.

Auch die Parlamentssession von 1876 war vorzugsweise von den Fragen der äußeren Politik beherrscht und förderte die Entwicklung des innern Fortschritts nur um ein Weniges. Das Parlament wurde 8. Febr. von der Königin eröffnet. Die Anträge Forsyth auf Genehmigung des Frauenwahlrechts, und Trevelyan auf Ausdehnung des Haushaltswahlrechts auf die ländlichen Bezirke wurden vom Unterhause 26. April und 30. Mai abgelehnt. Die Bill über den Elementarunterricht, wonach das Gesetz von 1870 aufrecht erhalten, Kindern unter 10 Jahren die Arbeit in den Fabriken verboten und Kindern zwischen 10 und 14 Jahren nur dann gestattet werden sollte, wenn sie durch Zeugnisse nachweisen könnten, daß sie jährlich eine bestimmte Anzahl von Tagen die Schule besucht hätten, wurde 18. Mai im Unterhause vorgelegt und 6. Aug. genehmigt. Der Antrag des Schatzlanglers Northcote, die Summe von 4 080 000 Pf. St. für den Ankauf der Suezkanallaktien des Chebive zu genehmigen, wurde nach längerer Debatte trotz der scharfen Kritik Gladstones und Lowes 21. Febr. vom Unterhause gutgeheißen. Auch die für die Mission Caves und für den weitem Ankauf von Suezkanallaktien geforderten Kredite wurden 6. Aug. bewilligt. Viele Mühe hatte Disraeli, eine Bill durchzubringen, welche die Königin zur Annahme des Titels einer «Kaiserin von Indien» ermächtigte. Derselbe war bei allen liberalen Parteien innerhalb und außerhalb des Parlaments höchst unpopulär. Disraeli begründete die Bill mit der Behauptung, dieser Titel werde in Indien als Symbol der Einheit Englands und Indiens, im Auslande als Zeichen des unumsstöß-

lichen Entschlusses der engl. Nation, Indien um jeden Preis zu behaupten, aufgefakt werden. Das Unterhaus genehmigte die Bill 23. März, das Oberhaus 8. April. Der Antrag James', der Regierung wegen der Form der Proklamierung des Kaisertitels ein Misstrauensvotum zu erteilen, wurde vom Unterhause 11. Mai verworfen und damit der letzte Widerstand besiegt. Die offizielle Annahme des Titels «Kaiserin von Indien» («Empress of India») erfolgte 28. April 1876. Die Proklamation der Königin Victoria als Kaiserin von Indien wurde von dem Vikarönig von Indien 1. Jan. 1877 unter großer Teilnahme der ind. Fürsten und der übrigen Bevölkerung in Delhi mit orient. Pomp vollzogen. Mit dem Schluß des Parlaments, der 15. Aug. erfolgte, gab Disraeli seine Stellung als Führer der konservativen Partei im Unterhause auf und trat, zum Grafen Beaconsfield und Viscount ernannt, ins Oberhaus über.

Die orient. Politik der Regierung trat bei der Ablehnung des Gortschakowschen Memorandums hervor, welches durch die Konferenz Bismarcks, Gortschakow und Andrassy in Berlin 11. Mai als Ausdruck der Politik des Dreikaiserbundes festgestellt worden war. Der Andrassy'schen Note vom 30. Dez. 1875 hatte die Regierung, sogar von der Türkei hierzu aufgefordert, zugestimmt; die Beteiligung an dem Memorandum aber, welches, falls die Reformen in der Türkei nicht in loyaler Weise durchgeführt würden, bewaffnete Einmischung in Aussicht stellte, lehnte sie ab. Die Abwendung der engl. Mittelmeerflotte in die Bosphorabai 24. Mai, angeblich zum Schutze der Christen, offenbar aber zum Schutze der Türkei gegen russ. Pläne, bestärkte die türk. Regierung in ihrer herausfordernden Haltung. Aber der Ausbruch des serb. Kriegs, welcher die Sympathien der Liberalen für sich hatte, und noch mehr das Bekanntwerden der türk. Greuelthaten in Bulgarien, vor allem die Katastrophe von Batak, brachten die Regierung in eine schiefe Stellung. Durch den Vorkämpfer in Konstantinopel, Sir Henry Elliot, schlecht berichtet und selbst voll eifriger Parteinahme für die Türkei, erklärten Disraeli und Derby auf die vielen Angriffe der Liberalen im Juni, Juli und August, daß die von den Korrespondenten der «Times» und der «Daily News» eingesandten Berichte übertrieben seien, bis endlich 7. Aug. der Bericht der «Daily News» über Batak veröffentlicht wurde und der offizielle Bericht des engl. Gesandtschaftsattaché Varing (19. Sept.) diese Darstellung bestätigte. Jetzt erst erklärte Derby in seinen Depeschen vom 5. und 21. Sept. an Elliot, daß die Türkei selbst im Fall einer russ. Kriegserklärung von dem aufgeregten und enttäuschten England keine Unterstützung zu erwarten habe. In mehr als 200 Meetings wurde gegen jede Solidarität Englands mit der Türkenherrschaft protestiert; Staatsmänner, wie Gladstone und Stratford de Redcliffe, sprachen sich in Broschüren und offenen Briefen für eine autonome Stellung der christl. Provinzen in der Türkei aus. Als aber Rußland der Ausbeutung der türk. Siege in Serbien durch sein Ultimatum vom 30. Okt. Halt gebot und ein russ.-türk. Krieg in Sicht kam, hielt Graf Beaconsfield bei dem Lord-Magistratsbankett in der Guildhall 9. Nov. eine sehr kriegerisch schließende Rede, welche darauf berechnet war, Rußland von dem äußersten Schritte zurückzuführen. Zur Aufrechterhaltung des Friedens bemühte sich

nun die Regierung, eine Konferenz der Botschafter der Großmächte in Konstantinopel zu Stande zu bringen, und ernannte zum außerordentlichen Gesandten für dieselbe den mit den orient. Verhältnissen vertrauten Minister für Indien, Marquis von Salisbury. Aber die Ende Dezember zusammentretende Konferenz ging 20. Jan. 1877 resultatlos auseinander, da die Pforte jede Beeinträchtigung ihrer Souveränität aufs entschiedenste zurückwies. Die Thronrede, womit die Königin 8. Febr. 1877 das Parlament eröffnete, konstatierte als einziges Ergebnis der Konferenz das Vorhandensein einer allgemeinen Übereinstimmung der europ. Mächte. Doch erlitt diese Übereinstimmung bereits wieder eine Störung, als der russ. Botschafter in Konstantinopel, General Ignatiew, auf einer Rundreise durch Europa die Großmächte zur Unterzeichnung eines Protokolls einlud. Ignatiew kam 16. März in London an, weigerte sich aber, der Aufforderung der engl. Regierung, daß Rußland und die Türkei gleichzeitig abzurufen sollten, zu entsprechen, und verließ London scheinbar unverrichteter Dinge 22. März. Dennoch kam später zwischen G. und Rußland eine Einigung über das genannte Protokoll dahin zu Stande, daß dasselbe von sämtlichen europ. Großmächten unterzeichnet und der Pforte als der Ausdruck des gemeinsamen Willens Europas, betreffend die definitive Ordnung der Verhältnisse der Türkei, unterbreitet würde. Die Unterzeichnung erfolgte zu London 31. März. Die Pforte lehnte indes die Annahme des Protokolls ohne weitere Förmlichkeiten ab.

Nun war der Krieg unvermeidlich. Am 23. April rückte die russ. Armee von Bessarabien her in Rumänien ein; am 24. erließ der Kaiser von Rußland von Kischeneu seine Kriegserklärung gegen die Türkei. Schon vorher hatte, seit dem Beginn der Session, das Interesse an den orient. Verwicklungen in den parlamentarischen Debatten einen charakteristischen Ausdruck gefunden. Mehr als die Hälfte der Thronrede handelte von den türk.-russ. Angelegenheiten, und fast ausschließlich um diese und um die ihnen gegenüber von der Regierung befohlene Politik drehte sich die Abredebeate in beiden Häusern. Die liberalen Stimmführer tadelten die schwankende Haltung der Regierung, die, während sie im ganzen der Türkei günstig scheinete, weder gegen diese noch gegen Rußland mit gehöriger Entschiedenheit aufgetreten sei. Dieser Unentschiedenheit gegenüber wurde das Recht der Balkanvölker zur Empörung gegen eine Herrschaft wie die der Pforte geltend gemacht und die Ansicht ausgesprochen, daß die orient. Frage nie gelöst werden könne, ohne daß Europa die Rechte der unterworfenen Staaten anerkenne und für dieselben eintrete. Die konservativen Staatsmänner begegneten dieser Kritik durch den Hinweis auf die Verträge von 1856 und 1871, denen eine bewaffnete Einmischung zuwiderlaufe, sowie durch die Betonung der Thatfache, daß der Türkei nichts versprochen worden als eine moralische Unterstützung. Nur für den Fall, daß Konstantinopel bedroht werde, so erklärte der Minister des Auswärtigen, Graf Derby, könne eine Abweichung von dieser durch die Verträge gebotenen Haltung stattfinden. Graf Beaconsfield, der bei dieser Gelegenheit zum ersten mal im Oberhause erschien, bemerkte, es fehle der Regierung keineswegs an Sympathien für die

Balkanvölker, aber eine europ. Einmischung könne den Zustand derselben nur verschlimmern; die orient. Frage müsse vielmehr vor allem behandelt werden mit Rücksicht auf die Interessen Englands und auf die Möglichkeiten einer neuen Verteilung der Weltmacht, welche darin verflochten seien.

Die orient. Frage wurde schon am 16. Febr. wieder der Gegenstand einer aufregenden Debatte im Unterhause infolge einer Interpellation Gladstones, welche den Zweck hatte, das Ministerium zu einer unabweisenden Erklärung darüber zu nötigen, ob es sich der Türkei gegenüber noch durch die Verträge von 1856 und 1871 gebunden erachte oder nicht. Nach Gladstones eigener Meinung hatten jene Verträge nur das Recht der Intervention erteilt, nicht die Verpflichtung dazu auferlegt, und selbst wenn eine Verpflichtung existiert hätte, für die Erhaltung der Türkei in ihrem gegenwärtigen Bestande einzutreten, so sei dieselbe vollständig aufgehoben durch das barbarische Verfahren der Pforte gegen die empörrischen Provinzen. Hierauf erwiderten die Vertreter der Regierung, daß diese sich allerdings Glück wünsche, nicht den Verträgen zufolge von Frankreich und Österreich zur Intervention aufgefordert zu sein, und für die christl. Untertanen der Türkei die tiefste Sympathie empfinde, übrigens aber den rechtskräftigen Fortbestand der Verträge anerkenne. Schon wenige Tage später führte ein Angriff auf Sir Henry Elliot, den Gesandten in Konstantinopel, neue Debatten herbei, in denen Elliot von liberaler Seite angeklagt wurde, die Türkei durch das geheime Versprechen engl. Hilfe in ihrem Widerstand gegen die Forderungen der Großmächte bestärkt zu haben, eine Anklage, gegen welche die Regierung ihren Gesandten in Schutz nahm. Im Oberhause veranlaßte der Herzog von Argyll am 20. Febr. eine lebhafteste Diskussion durch das Verlangen, die Regierung solle dem Hause die diplomatischen Dokumente über die orient. Angelegenheiten vorlegen. Diese Forderung wurde abgelehnt, während auf die zugleich gegen die ministerielle Politik gerichteten Angriffe Graf Beaconsfield mit noch größerer Entschiedenheit als seine Kollegen im Unterhause durch die Erklärung erwiderte, daß er festhalte an dem Rechtsboden der Verträge, an der traditionellen Politik der «Integrität und Unabhängigkeit des Osmanischen Reichs».

Am 30. April 1877, demselben Tage, an welchem die Regierung die Neutralität Englands in dem bevorstehenden Kriege offiziell proklamierte, kündigte Gladstone mehrere Resolutionen an, deren Zweck es war, die liberale Politik gegenüber den orient. Verwicklungen klar zu formulieren, und deren Erörterung die größte Debatte der Session zur Folge hatte. Dieselbe dauerte fünf Tage und entrollte ein leidenschaftlich bewegtes Bild des verwickelten orient. Problems wie der über dasselbe herrschenden Gegensätze der Meinungen. Ihr bemerkenswertester Zwischenfall war die Rede des Ministers des Innern, Ersk, der sich über die Eventualitäten aussprach, welche die Regierung veranlassen würden, ihrer Neutralitätspolitik zu entsagen. Er erklärte, daß die Bedrohung Konstantinopels, Ägyptens und des Suezkanals in das Gebiet solcher Eventualitäten gehöre, daß jedoch, wenn der Kaiser von Rußland sein Versprechen erfülle, diese wesentlich brit. Interessen nicht zu verletzen, von seiten der engl. Regierung keine Einmischung beabsichtigt

werde. Diese Erklärung wurde von der Mehrzahl der Ministeriellen wie der Liberalen mit Befriedigung entgegengenommen. Die Abstimmung, welche 14. Mai stattfand, ging daher gegen die Gladston'schen Resolutionen, die mit einer Majorität von 354 gegen 223 Stimmen verworfen wurden. Eine gewisse Aufregung machte sich in England bemerkbar, als in der ersten Woche des Juli die engl. Mittelmeerflotte in die Westbahi einfuhr und gleichzeitig die Garnisonen von Gibraltark und Malta verstärkt wurden; doch die ministerielle Erklärung, daß nur eine Ergänzung, keine Erhöhung der Garnisonen über ihre gewöhnliche Zahl stattfinden, genügte, um die Gemüther zu beruhigen. Inzwischen hatte Lord Derby die Bedingungen der engl. Neutralität in einer Depesche an den russ. Staatskanzler, Fürsten Gortschakow, formuliert und von diesem vollkommen befriedigende Zusagen erhalten.

Die im Laufe der Session erörterten legislativen Maßregeln waren von geringer Bedeutung. Sie umfaßten die Irish judicature bill, welche die 1876 in England begonnene Reform des Gerichtswesens auf Irland ausdehnte, die Oxford and Cambridge bill, welche die früheren Reformen in diesen Universitäten durch neue notwendige Zugeständnisse ergänzte, und die Prisons bill, einen Versuch zur Reform des Gefängniswesens. Von ungleich größerer Bedeutung war, gegen das Ende der Session, das drohende Auftreten der jungirischen Radikalen im Unterhause. Diese heißtöffigen Patrioten, unter denen besonders Barnell, Wiggan, Sullivan, O'Donnell, O'Connor, Pomeroy, Gray und Callan hervortraten, hatten sich bisher der gemäßigten Leitung Butts gefügt, fingen aber nun als äußerste Linke der Home-Rule-Partei eine selbständigere und entschiedener Rolle zu spielen an. Ihr Zweck war, das Parlament, das unter konservativen Auspizien weniger als je zu irischen Reformen geneigt war, zur Beachtung der irischen Beschwerden zu zwingen; als Mittel dazu bedienten sie sich der parlamentarischen Geschäftsordnung, die sie mit außerordentlichem Geschick und unerschütterlicher Beharrlichkeit zur systematischen Hemmung des Geschäftsganges in Bewegung setzten. Mehrere Bestimmungen, deren ursprünglicher Zweck es gewesen war, die Freiheit der Debatte zu sichern, wurden nun auf eine Weise benutzt, die nicht bloß den Fortgang der Debatte verzögerte, sondern darauf hinarbeitete, sie womöglich zum Stillstand zu bringen oder ihre Resultate zu vereiteln.

Ihren Höhepunkt erreichte diese herausfordernde Opposition der Obstruktionisten bei den Debatten über die South African Confederation bill. Der Kolonialminister Graf Carnarvon hatte diesen Gesetzentwurf, welcher eine Konföderation der brit. Kolonien in Südafrika, nach Art der früher vollzogenen Konföderation der brit. Kolonien in Nordamerika, bezweckte, zuerst im Oberhause eingebracht und durchgeführt. Zwischen der ersten und zweiten Lesung hatte die Annexion der Bawernrepublik des Transvaal stattgefunden (12. April 1877), ein Akt, welcher in England lebhafteste Meinungsverschiedenheiten hervorrief, und in Bezug auf diese Maßregel erklärte nun, als die Bill dem Unterhause vorgelegt wurde, Barnell offen seinen Entschluß, deren Durchführung auf jede Weise zu hindern. Nur eine Änderung der Geschäftsordnung schien dem Übel steuern zu können. Am 27. Juli machte daher Sir Stafford Northcote,

als Führer der Debatten im Unterhause, entsprechende Vorschläge, die auch nach kurzer Diskussion angenommen wurden.

Doch wie ungenügend dieselben waren, zeigte sich 31. Juli bei der Wiederaufnahme der Debatte über die South African Confederation bill. Trotz der verschärften Geschäftsordnung und der wachsenden Ungebuld des Hauses, gelang es in der nun beginnenden Debatte den Barnelliten, 18 Abstimmungen, meist über bloße Formfragen, zu erzwingen und, indem sie innerhalb verabreiteter Fristen einander ablösten und so den ähnlichen Relais der Ministeriellen und der Liberalen, die bei dieser Gelegenheit zusammenwirkten, eine ungebrochene Fronte entgegensetzten, die Sitzung, die im ganzen 26 Stunden dauerte, bis um 2 Uhr nachmittags 1. Aug. zu verlängern. Erst die Drohung Northcotes, das Haus zu speziellen Maßnahmen gegen die ihm trotzbende Minorität zu veranlassen, brachte sie zum Abbruch. Die South Africa bill ging dann 3. Aug. in dritter Lesung durch. Am 14. Aug. fand die Vertagung des Parlaments statt. Während der Parlamentsferien war das öffentliche Interesse vor allem mit dem Fortgang des Russisch-Türkischen Kriegs beschäftigt. Bei Gelegenheit des Lord-Mayor-Banketts 9. Nov. erklärte Graf Beaconsfield, an der bedingungsweisen Neutralität Englands festzuhalten, und ließ sich herbei, die Kriegstüchtigkeit beider kriegsführenden Mächte zu rühmen; zugleich aber äußerte er die Hoffnung, daß die Unabhängigkeit der Türkei das Resultat des Kriegs sein möge. Der bald darauf folgende Fall von Rars (18. Nov.) und mehr noch der Fall von Kewna (10. Dez.) machten jedoch diesen türkenfreundlichen Hoffnungsträumen ein Ende. Das Gesuch des Sultans um die Vermittelung der europ. Mächte (12. Dez.) ließ die vollständige Veränderung der polit. Lage erkennen und gab den Spekulationen der Parteien eine neue Richtung.

Nur einen Augenblick konnte ein idyllisches Zwischenspiel, der Besuch, den die Königin Lord Beaconsfield auf seinem Landsitz Hughenden abstatete (15. Dez.), die öffentliche Aufmerksamkeit in anderem Sinne beschäftigen. Schon wenige Tage später (18. Dez.) fand in London ein außerordentlicher Ministerrat statt, der die Einberufung des Parlaments auf den 17. Jan. 1878, drei Wochen vor der gewöhnlichen Zeit, beschloß. Am 22. Dez. wurde die diesem Zweck dienende königl. Proklamation erlassen. Am 28. erfolgte, nachdem die europ. Mächte eine Vermittelung abgelehnt hatten, das Gesuch des Sultans an die engl. Regierung, die Vermittlerrolle allein zu übernehmen. Die durch die kriegerischen Ereignisse schon hoch gestiegene Aufregung steigerte sich unter diesen Umständen zur Fieberhitze. In ganz England wurden um die Jahreswende und bis unmittelbar vor dem Zusammentritt des Parlaments Meetings der gegnerischen Parteien gehalten. Die Konservativen gaben ihrer Sympathie für die Türken, ihrem Haß gegen Rußland Ausdruck; die Liberalen protestierten im voraus gegen jede Vermischung von Seiten Englands, welche zu einem Bruch mit Rußland führen oder die befreienden Resultate des Russisch-Türkischen Kriegs gefährden könne.

Die Thronrede, die vom Lordkanzler 17. Jan. 1878 verlesen wurde, handelte fast über nichts als über die orient. Verwickelungen und über die Umstände, welche die frühere Einberufung des

Parlaments veranlaßt hatten; von legislativen Maßregeln war kaum die Rede. Die Hauptaufmerksamkeit erregte ein Paragraph, welcher die Anerkennung der Thatsache, daß bis dahin von keiner der kriegsführenden Mächte Schritte gethan seien, welche für England ein Aufgeben seiner neutralen Haltung notwendig machten, durch die Erklärung ergänzten, daß die Königin, falls der Krieg trotz der vermittelnden Bemühungen Englands länger fortbauern sollte, sich die Möglichkeit von Ereignissen nicht verhehlen könne, welche das Ergreifen von Vorsichtsmaßregeln notwendig machen würden, und daß sie, da solche Maßregeln nicht ohne angemessene Vorbereitung möglich seien, auf die Freigebigkeit des Parlaments hinsichtlich der Mittel zu diesem Zweck rechne. Um diese Erklärung und um die Thatsache der frühern Einberufung des Parlaments drehte sich vor allem die Adreßbeate in beiden Häusern. Von liberaler Seite warfen Lord Granville und der Herzog von Argyll im Oberhause, Lord Hartington und Gladstone im Unterhause der Regierung die Übernahme der von den andern Mächten abgelehnten Vermittlerrolle und die damit verbundene Ermutigung der Türken vor; von ministerieller Seite versuchten Graf Beaconsfield, Lord Salisbury und Sir Stafford Northcote die Rechtfertigung dieser Politik als im Einklang mit den Interessen sowohl Europas als Englands. Northcote suchte die Gemüter durch die Erklärung zu beruhigen, daß die Regierung für den Augenblick außerordentliche Geldforderungen noch nicht beabsichtige; man wolle zunächst das Bekanntwerden der russ. Friedensbedingungen erwarten. Aber schon eine Woche später verbreitete sich die Nachricht, daß die engl. Flotte in die Dardanellen beordert sei und daß infolge davon die Grafen Derby und Carnarvon ihre Entlassung eingereicht hätten. In der Sitzung des Oberhauses vom 25. Jan. wurde der Austritt Carnarvons aus dem Ministerium definitiv angekündigt; der bedenklichere Austritt Derbys wurde dagegen noch einmal vermieden durch den Widerruf des Befehls an die Flotte, die, weil Rußland inzwischen die Friedensbedingungen mitgeteilt hatte, vorläufig in der Besika bleiben sollte.

Inzwischen beschleunigte das Bekanntwerden eben jener Friedensbedingungen eine weitere Maßnahme der Regierung. Mit Hinweis auf dieselben motivierte Northcote 28. Jan. im Unterhause die Bewilligung eines außerordentlichen Kredits von 6 Mill. Pfd. St. für militärische Zwecke, der, wie er bemerkte, die Regierung in den Stand setzen werde, bei der bevorstehenden Konferenz über die orient. Frage mit gehöriger Autorität aufzutreten. Noch vor Abschluß der Debatte über diese Forderung wurde die Nachricht von dem am 4. Febr. zwischen Rußen und Türken abgeschlossenen Waffenstillstand bekannt. Am 8. Febr. wurde der Kredit von 6 Mill. durch 328 gegen 124 Stimmen bewilligt. Zugleich erörterte Northcote die Bedingungen des Waffenstillstandes und kündigte an, daß, da den Russen thatsächlich der Einzug in Konstantinopel offen stehe, ein Teil der engl. Flotte zum Schutze des Lebens und Eigentums der dort angesiedelten brit. Unterthanen nach Konstantinopel beordert sei. Kriegerische Rüstungen in den Arsenalen und Werften von Woolwich, Chatham und Malta folgten diesem Schritt auf dem Fuße nach, dann wieder schienen die friedfertigen Erklärungen

Bismarcks, die erfolgreichen Vorverhandlungen über einen europ. Kongreß, das Versprechen Rußlands, Gallipoli und die Linien von Bulair nicht besetzen zu wollen, und die als Äquivalent zugestandene Entfernung der engl. Flotte aus der Nähe von Konstantinopel eine friedliche Wendung der Dinge anzudeuten. Andererseits jedoch bot das über den russ.-türk. Friedensverhandlungen schwebende Geheimnis dem Verdacht gegen Rußland fortwährende Nahrung. Auch wurde eine Abtheilung der Kanalflotte nach Gibraltar vorgeschoben und Lord Napier von Magdala nach London berufen, um wegen einer eventuell auszurüstenden Expedition in den Orient Rat zu pflegen. Erst die Veröffentlichung der am 3. März unterzeichneten Präliminarien von San-Stefano führte eine Pause verhältnismäßiger Ruhe herbei. Die Verhandlungen über den zu berufenden europ. Kongreß wurden mit frischem Eifer aufgenommen. Der Kriegs- und der Marineminister, die am 4. und 14. März ihre Budgets vorlegten, betonten den friedlichen Charakter ihrer Vorlagen; man fing wieder an, an die Erhaltung des Friedens zu glauben. Nicht lange aber, so erweckte ein neu auftauchendes Problem neue Besorgnisse.

Lord Derby hatte schon am 7. März im Oberhause verkündet, daß das Ministerium, im Einklang mit Österreich, als Basis für die Verhandlungen des europ. Kongresses die Forderung gestellt habe, daß nicht bloß gewisse Teile, sondern der ganze russ.-türk. Friedensvertrag der Billigung des Kongresses unterbreitet werden müsse, weil nur so das Recht der europ. Mächte gewahrt bleibe, über die in den Verträgen von 1856 vorgenommenen Änderungen eine Entscheidung zu treffen. Rußland widersetzte sich diesem Verlangen, als einer Beeinträchtigung der Rechte, die es sich durch die siegreiche Beendigung des Kriegs erworben. Es erklärte sich bereit, die schwebenden Fragen mit den übrigen Mächten zu erörtern, behielt sich aber die Freiheit vor, die Entscheidung darüber anzunehmen oder nicht. Da über diesen Punkt kein Einverständnis erzielt werden konnte, wurden zu Ende März die Verhandlungen abgebrochen und von dem engl. Ministerrat Beschlüsse gefaßt, welche Lord Derby bewogen, definitiv seine Entlassung zu nehmen. Was der volle Umfang dieser Beschlüsse war, wurde erst später bekannt; aber die Thatsache der Resignation eines so hervorragenden Mitgliedes der Regierung und die gleichzeitige offizielle Ankündigung in beiden Häusern (28. März), daß man sich veranlaßt sehe, die Reserven einzuberufen, genügten, die drohende Lage der Dinge zu kennzeichnen. Das Ausscheiden Lord Derbys machte mehrere Personalveränderungen notwendig. Lord Salisbury übernahm das Auswärtige Amt, Gathorne Hardy wurde an seiner Statt Minister für Indien, Oberst Stanley, ein jüngerer Bruder Lord Derbys, Kriegsminister. Am 1. April wurde in beiden Häusern die königl. Botschaft hinsichtlich der Einberufung der Reserven verlesen. An demselben Tage erließ der neue Minister des Auswärtigen eine Cirkulardespeche an die europ. Regierungen, die sofort in den Zeitungen veröffentlicht wurde und durch ihre feindselige Kritik der Präliminarien von San-Stefano den begeisterten Beifall der Kriegspartei hervorrief.

Eine kleine Ermutigung konnten die Freunde des Friedens aus der gleichzeitig (9. April) in London

eintreffenden Antwort Fürst Gortschakows auf die lampförmige Circulardepeche Lord Salisburys schöpfen. Dieselbe gab freilich in Betreff des Verlängens einer Unterbreitung des ganzen Friedensvertrags als Basis des Kongresses nicht nach, war aber übrigen in einem auffallend verständlichen Tone gehalten und stellte die Möglichkeit fernerer Verständigung in Aussicht. Um so überraschender wirkte die am 17. April aus Raskutta telegraphierte Nachricht von der Beorderung von 7000 Mann ind. Truppen nach Malta. Diese Maßregel legte die Besorgnis nahe, daß der Krieg eine beschlossene Sache sei. Aber vor einem Kriege schreckten noch immer weite, einflußreiche Kreise des engl. Volks zurück. Eine in London verammelte Konferenz von 400 Geistlichen dissentierender Gemeinden überreichte an Gladstone eine Adresse in antiriegerrischem Sinne. In Manchester fand unter der Leitung Brights und Chamberlains ein Meeting von 1600 Deputierten der liberalen Associationen Englands statt, das einmütig seinen Protest gegen den Krieg mit Rußland aussprach. Auch mehrere Neuwahlen fielen gegen die Regierung aus.

Alle diese Thatigkeiten mußten die Regierung in Bezug auf das Unternehmen eines großen Kriegs mit Bedenken erfüllen. Von russ. Seite wünschte man keinen Krieg mit England, von deutscher Seite wurden die Bemühungen um die Erhaltung des europ. Friedens eifrig fortgesetzt. Den entscheidenden Wendepunkt bildete zu Ende der ersten Maiwoche die Abreise Graf Schumalows, des russ. Gesandten in London, nach Petersburg, eine Reise, die mit dem besondern Zweck unternommen wurde, dem Einfluß der Kriegspartei in Rußland entgegenzuwirken und den Kaiser Alexander zu den Zugeständnissen zu überreden, welche für die Erhaltung des Friedens notwendig schienen.

Das Parlament trat am 6. Mai 1878 wieder zusammen, und gleich in der ersten Sitzung begannen die Debatten über die Berufung der ind. Truppen nach Malta. Da die ministeriellen Erklärungen die Liberalen nicht befriedigten, kündigte Lord Hartington ein Adelsvotum an, demzufolge das Ministerium der Konstitution zuwidergehandelt, indem es ohne Bewilligung des Parlaments in Friedenszeiten Truppen aufgeboden und von einem Teil des Reichs zum andern befördert habe. Die Debatte über diesen Antrag wurde auf den 20. Mai festgesetzt, aber kaum ein Tag ging unter, dessen vorüber, ohne daß der Stand der Verhandlungen und das Verhalten der Regierung in einer oder der andern Form die Aufmerksamkeit des Parlaments beschäftigte. Die Hauptdebatte über Lord Hartingtons Votum endete am 23. Mai mit einer Majorität von 347 gegen 226 Stimmen für die Regierung. Um dieselbe Zeit war Graf Schumalow erfolgreich von seiner Mission nach Petersburg zurückgekehrt, und die Verhandlungen zur Berufung eines europ. Friedenskongresses nahmen einen frischen Aufschwung. Schon am 27. Mai wurden im Oberhause Fragen über den Kongreß gestellt; am 3. Juni wurde die von Berlin aus ergangene Einladung zu demselben beiden Häusern mit der Erklärung mitgeteilt, daß Rußland sich einverstanden erklärt habe, den ganzen Friedensvertrag der Billigung Europas zu unterbreiten. Am 8. Juni reiste Lord Beaconsfield mit seinem Kollegen Salisbury nach Berlin ab; am 13. wurde der Kongreß unter dem Vorh. des Fürsten Bismarck er-

öffnet. Am 14. Juni veröffentlichte die londoner Abendzeitung „Globe“ durch die Vermittelung eines wortbrüchigen Schreibers im Auswärtigen Amt den Text des am 30. Mai von Salisbury und Schumalow abgeschlossenen geheimen Vertrags zwischen England und Rußland, der die russ. Friedensstipulationen in den meisten Hauptpunkten bewilligte und der laut verstandenen Politik der „Integrität des Osmanischen Reichs“ thatsächlich eine Teilung der Türkei substituierte. Umsonst versuchten die in beiden Parlamentshäusern befragten Minister den übeln Eindruck der Enthüllung zu mildern, indem sie das vorzeitig veröffentlichte Attestat für unautorisiert und unauthentisch erklärten. Der wesentliche Bestand des Vertrags konnte nicht geleugnet werden, und die vom Berliner Kongreß eintreffenden Nachrichten machten ihn von Tag zu Tag immer mehr zu einer vollendeten Thatfache.

Indes stand noch eine zweite Überraschung bevor, deren Wirkung die des ersten teilweise neutralisierte. Es war dies der am 4. Juni von Layard in Konstantinopel abgeschlossene anglo-türk. Vertrag, welcher England die Verantwortlichkeit für die Erhaltung des Nestes der türk. Besitzungen in Asien aufbürdete, während die Türkei zur Erleichterung jener Verantwortlichkeit, die Insel Cypern an England abtrat und Reformen in Armenien in Aussicht stellte. Der Abschluß dieses Vertrags wurde dem Parlament am 8. Juli mitgeteilt. Am 13. Juli beendete der Berliner Kongreß seine Arbeiten, am 14. wurde die engl. Flagge in Cypern aufgehißt, am 17. kehrten die engl. Bevollmächtigten zurück nach London, wo sie als Bringer eines „ehrenvollen Friedens“ (peace with honour), von einer lärmenden Massendemonstration begrüßt, einen triumphierenden Einzug hielten. Am 18. Juli legte Lord Beaconsfield das Protokoll des Berliner Kongresses auf den Tisch des Oberhauses und verteidigte in einer langen Rede die in allen Hauptpunkten der orient. Frage von ihm durchgeführte Politik. Im Unterhause kündigte Lord Hartington am 22., demselben Tage, an welchem die Königin in Osborne dem Grafen Beaconsfield den Hofenbandorden verlieh, ein Adelsvotum gegen die orient. Politik des Ministeriums an. Am 27. erschienen Lord Beaconsfield und Lord Salisbury bei einem Bewillkommungsbankett der konservativen Partei in London, wo Beaconsfield unter andern den Angriffen Gladstones mit bitteren persönlichen Bemerkungen begegnete, die einen Briefwechsel zwischen beiden Staatsmännern veranlaßten. Die Motion Lord Hartingtons sprach Befriedigung über die befreienden Resultate des Kriegs aus, bedauerte aber die mangelhafte Berücksichtigung der griech. Frage und den anglo-türk. Vertrag. Dieser Antrag führte die letzte große Debatte der Session herbei, die mit einer Majorität von 338 gegen 195 Stimmen zu Gunsten des Ministeriums entschieden wurde. Am 3. Aug. feierte die City von London die beiden Helten des Tags, indem sie ihnen das Bürgerrecht verlieh. Am 6. wurde nach einer scharfen Diskussion ein Extrabudget von nahezu 3 Mill. Pfd. St. für Arme- und Flottenausgaben bewilligt. Am 13. hielt die Königin als Nachspiel zu den verflochtenen Kämpfen eine Flottenchau bei Spithead. Am 16. wurde die Session geschlossen. Von wichtigen legislativen Maßregeln konnte in einer so vorwiegend durch auswärtige Interessen erfüllten Session nicht die Rede sein. Die Partei

der Home-Rulers erneuerte bei verschiedenen Gelegenheiten ihre obstruktive Taktik, vermied jedoch, durch ein Übermaß derselben Szenen hervorzu-
rufen wie in der Session von 1877. Die wichtigste Begebenheit in der Geschichte dieser Partei war der offene Bruch zwischen ihren gemäßigten und revolutionären Elementen, zu welchem eine Debatte im Unterhause (12. April) über die Ermordung eines großen irischen Grundbesizers, des Grafen von Leitrim, die Veranlassung bot. Butt entsagte infolge davon zu Ende der Session seinem Posten als Führer der Home-Rulers.

Noch kurz vor der Vertagung des Parlaments war die Nachricht von dem Vorrücken der Russen an den Oxus und der Ankunft einer russ. Gesandtschaft in Kabul eingetroffen. Es war dies die Antwort Rußlands auf die Berufung der ind. Truppen nach Malta. Nun der Friede in Europa gesichert war, würde die engl. Regierung, nach dem 1872 mit Rußland getroffenen Einverständnis über die centralasiat. Angelegenheiten, in ihrem Rechte gesehen sein, hätte sie das Zurückziehen der russ. Gesandtschaft von Kabul gefordert. Aber Lord Beaconsfield hatte eine andere Karte auszuspielen. Schon 1876 hatte er, im Gegensatz zu der von seinen Vorgängern befolgten Politik der Nichtintervention in Afghanistan, eine aggressive Haltung beschlossen, und da der damalige Bischof von Indien, Lord Northbrook, diese aggressive Politik mißbilligte, an dessen Stelle Lord Lytton ernannt. Der erste Schritt auf dem neu eingeschlagenen Wege war die Befegung von Duettah gewesen, der zweite die Konferenz von Peshawur (Jan. bis März 1877), bei welcher der engl. Unterhändler Sir Lewis Pelly von dem afghan. Gesandten Syud Nur Mahomed Schah die Zustimmung des Emirs Schir-Ali zu der Aufnahme engl. Residenten in Kandahar und Herat und eventuell auch in Kabul zu erlangen suchte. Der Emir weigerte sich, der Zumutung des Bischofs nachzugeben, und eine mißtrauisch gereizte Stimmung hatte seitdem fortgedauert, bis die Vermittelungen der orient. Frage in Europa im Juli 1878 die Ankunft der russ. Gesandtschaft in Kabul herbeiführten. Statt von Rußland, dem Verträge von 1872 gemäß, die Zurückziehung seiner Gesandtschaft zu verlangen, wurde Lord Lytton beauftragt, dem Emir Schir-Ali anzuzeigen, daß man eine engl. Gesandtschaft nach Kabul beabsichtige und für dieselbe um freies Geleit und einen passenden Empfang bitte (14. Aug.). Gleichzeitig wurde der General Sir Neville Chamberlain zum Haupt der Gesandtschaft ernannt, und noch ehe Schir-Ali's Antwort eintreffen konnte, eine militärische Escorte von 1000 Mann Infanterie und Kavallerie an der Grenze, dem Eingang in den Khyberpaß gegenüber, zusammengezogen. Als der Emir mit der Antwort zögerte, überschritt Chamberlain am 18. Sept. bei Jumrud die Grenze, wurde aber am 21. bei Ali Musjid, dem ersten afghan. Fort im Khyberpaß, durch die Anzeige, daß der Kommandant Befehl habe, ein weiteres Vordringen mit Gewalt zu verhindern, zum Rückzuge genötigt. Die Kunde von diesem Vorfall verursachte in England große Aufregung, und als am 21. Okt. eine unbefriedigende Antwort des Emirs eintraf, wurden die Rüstungen ohne weitem Verzug begonnen. Ein nicht unbeträchtlicher Teil des chauvinistischen Publikums fand sogar die Absendung eines Ultimatus, zu dem das Ministerium

am 25. Okt. Befehl erteilte, überflüssig. Am 9. Nov. bei dem Lord-Mayors-Bankett erklärte Lord Beaconsfield, der Zweck des bevorstehenden Kriegs sei die Substituierung einer wissenschaftlichen Grenze, statt der regellosen Grenze, welche gegenwärtig Indien von Afghanistan trenne. Als am 20. Nov. eine ablehnende Antwort Schir-Ali's einlief, wurde der Krieg sofort erklärt und schon am 21. rückte das inzwischen an der Grenze versammelte anglo-ind. Heer in Afghanistan ein.

Unmittelbar nach der Kriegserklärung war das Parlament zu einer außerordentlichen Session auf den 5. Dez. einberufen, um die für den Krieg erforderlichen Geldmittel zu bewilligen. Der Krieg selbst hatte inzwischen einen raschen Fortgang. Schon am 22. Nov. war die Grenzfestung Ali Musjid gefallen, und noch ehe das Parlament zusammentrat, hatte die Einnahme des Heimarpasses ein Haupthindernis auf dem Wege nach Kabul beseitigt. Die vom Lordkanzler verlesene Thronrede beschränkte sich ausschließlich auf die afghan. Angelegenheiten. Die Hauptdebatte der kurzen Session entpinn sich um den in beiden Häusern von ministerieller Seite befürworteten Antrag, daß ein Teil der Kriegskosten bestritten werden solle aus den ind. Revenuen. Gegen diese Motion kündigten Lord Salisbury im Oberhause, Whitbread und Jowett im Unterhause Amendements an, welche die Politik, die zum Ausbruch des Kriegs geführt hatte, als solche mißbilligten und ganz besonders die Benutzung ind. Revenuen für wesentlich imperialistische Zwecke verurteilten. Lord Salisbury's Amendement wurde nach zweitägiger Debatte mit 201 gegen 65 Stimmen, Whitbread's Amendement nach viertägiger Debatte mit 328 gegen 227, Jowett's Amendement gegen die Benutzung der ind. Revenuen nach zweitägiger Debatte mit 235 gegen 125 Stimmen verworfen. Unmittelbar nach der letzten Abstimmung (17. Dez.) wurde das Parlament vertagt. Auch der Krieg in Afghanistan schien einen raschen Fortgang zu nehmen. Schon am 17. Dez. hörte man von der Befegung der wichtigen Position von Schutargardan durch General Roberts; am 20. hielt General Browne seinen Einzug in Jellalabad.

Während der ersten Wochen des J. 1879 kam die Nachricht von der Flucht Schir-Ali's von Kabul nach Balkh (wo er 21. Febr. starb), von der Ernennung seines Sohnes Yabul Chan zum Regenten, von der Befegung Kandahars (8. Jan.) und von Maßnahmen zur Sicherung der vorgeschobenen Stellungen, welche die engl. Armee auf ihrem Vormarsch in Afghanistan erreicht hatte. Aber das Interesse an dem Afghanenkrieg wurde plötzlich überschattet durch die Kunde von der vernichtenden Niederlage einer engl. Truppenabteilung bei Jzandula in Jululand (22. Jan.). Die ersten Berichte über dieses Ereignis trafen 11. Febr. in London ein. Zwei Tage später (13. Febr.) versammelte sich das Parlament. Der Zuluskrieg war wesentlich das Werk des Generalgouverneurs der südafrik. Kolonien, Sir Bartle Frere. Das Ministerium selbst war der Ansicht gewesen, die zwischen dem Zuluskönig und den engl. Kolonien obwaltenden Schwierigkeiten seien auf friedlichem Wege zu erledigen, und da Frere den Krieg nicht bloß mit ungenügenden Kräften, sondern gegen den ausdrücklichen Befehl seiner Vorgesetzten unternommen hatte, wurde in einer Depesche des Kolonialministers vom 19. März ein scharfer Verweis gegen ihn

erlassen. Gleich darauf aber empfing er eine Botschaft der Krone, die ihn der unveränderten Fortdauer des königl. Vertrauens versicherte. Bei den Debatten über diese Ereignisse, die am 25. März durch Lord Salisbury im Oberhause, am 27. März durch Sir Charles Dilke im Unterhause eröffnet wurden, siegte die Regierung über die mißbilligenden Anträge ihrer Gegner mit beträchtlichen Majoritäten; aber der Krieg nahm einen peinlich langjamen Verlauf, und alles in allem trugen wenige Begebenheiten in so hohem Maße zu der Erschütterung der Machtstellung des Ministeriums Beaconsfield bei wie der Krieg gegen die Zulus. Am 26. Mai entthob die Regierung endlich Lord Chelmsford, den unsicheren Oberbefehlshaber der Streitkräfte in Südafrika, seines Kommandos und ernannte an seiner Stelle Sir Garnet Wolseley. Die Nachricht von dem Tode des Prinzen Ludwig Napoleon vermehrte den trüben Gesamteindruck des Kriegs. Auch die Niederlage des Zulusönigs Kettshwago bei Ulundi (4. Juli) und seine kurz darauf folgende Gefangennahme, welche noch vor dem Schluß des Parlaments in England bekannt wurden, verwischten nur teilweise die able Wirkung der vorangegangenen Ereignisse.

In Bezug auf Afghanistan konnte die Regierung schon am 26. Mai den Parlamentshäusern mitteilen, daß mit dem Emir Yakub Chan in Candamak ein Vertrag abgeschlossen sei, worin die von Indien nach Afghanistan führenden Pässe vom Emir abgetreten, die Kontrolle über die auswärtige Politik Afghanistans, sowie der Empfang eines brit. Residenten in Kabul zugestanden worden seien. Wenige Tage später trat die engl. Armee ihren Rückzug nach Indien an. Trotzdem fehlte es nicht an Debatten, die auch auf diesen Erfolg ein bedeutliches Licht warfen. Die finanziellen Resultate einer imperialistischen Politik fingen an, sich in dem Budget von 1879 auf unangenehme Weise bemerkbar zu machen. Nicht bloß daß der Jahres-schluß ein Defizit von fast 5½ Mill. Pfd. St. aufwies, die Regierung hatte es auch unterlassen, die Kosten des Zuluskriegs in Anspruch zu bringen, und schlug zugleich vor, die Kosten des Afghanenkriegs zu decken durch ein dem Consolidated fund zu entnehmendes unverzinsliches Darlehn an Indien von 2 Mill. Pfd. St. Wegen diese Finanzmanöver erhoben die hervorragendsten liberalen Autoritäten laut ihre Stimme. Zugleich wurde hingewiesen auf die allgemeine Zunahme der nationalen Ausgaben während der vier Jahre des Ministeriums Beaconsfield (1874–78), die im Vergleich mit den vorhergehenden vier Jahren des Ministeriums Gladstone (1870–74) pro Jahr durchschnittlich 10 Mill. Pfd. St. betrug. Und wenn es noch immer in der Macht der ministeriellen Majorität stand, diese warnende Kritik zu überstimmen, so übten die unbestreitbaren finanziellen Thatfachen doch ihren notwendigen Einfluß auf das polit. Urteil. Mehrfache Debatten fanden auch über die osteurop. Angelegenheiten statt, im Zusammenhang mit der Durchführung des Berliner Vertrags. Besonders nahm die griech. Frage die Aufmerksamkeit des Parlaments in Anspruch. Nichts war bis dahin von der Worte gesehen, um den Artikel des Berliner Vertrags hinsichtlich der wünschenswerten Gebietsabtretungen an Griechenland zur Ausführung zu bringen, und Cartwright handelte als Vertreter weitverbreiteter philhellenischer Sympa-

thien, indem er (17. April) eine Motion bestrich, der zufolge die Ruhe Osteuropas verknüpft sei mit der Befriedigung der griech. Ansprüche. Die Erklärungen der Regierung lauteten jedoch ausweichend, und das Bekanntwerden der Thatfache, daß Lord Salisbury den Vorschlag des franz. Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zu einem gemeinsamen europ. Vorgehen in der griech. Frage abgelehnt habe, bekräftigte die schon früher herrschende Ansicht, daß Lord Beaconsfield in dieser Sache keine andere Politik verfolge als die der Nachgiebigkeit gegen die Türken. Auch die ägypt. Frage tauchte auf kurze Zeit in bedeutungsvoller Weise auf. Unmittelbar nach der Vertagung des Parlaments für die Osterferien (7. April) kam die Nachricht von der Entlassung Rivers Wilsons und M. de Blignières', Varscheher der engl.-franz. Kontrolle, durch den Bizekönig von Ägypten und von der Bildung eines einheimischen Ministeriums unter Sherif Pascha. Nicht bloß Frankreich und England, auch die übrigen Großmächte handelten in dieser Sache im Einverständnis, und 26. Juni wurde die Abfegung des rebellischen Bizekönigs und die Nachfolge seines zur Herstellung des früheren Zustandes der Dinge verpflichteten Sohnes Tawfik durch den Sultan ausgesprochen.

Auf dem Gebiete der innern Angelegenheiten war die wichtigste Maßregel die Army regulation Bill, ein Versuch zur Revidierung und Codifikation der Militärgesetze, die bis dahin als ungefaß, verworrene Masse zerstreut lagen in der Mutiny bill und den Articles of war. Die Bill erregte lebhafteste Diskussionen. Besonders lebhafteste Kämpfe wurden in Bezug auf die Disziplin in den Militärgefängnissen und die Verbeibaltung oder Abschaffung der Prügelstrafe geführt, und hier war es auch, wo die Home-Rule-Partei vor allem ihre obstruktive Taktik bewährte. Doch wurde die Bill endlich, nachdem sie in 28 Sitzungen erörtert worden, am 28. Juli zum dritten mal gelesen. Die nächstwichtigste Maßregel war die Irish University bill. Schon Gladstone hatte sich an dem Problem versucht, eine Universität für Irland zu begründen, welche die Klippen konfessioneller Streitigkeiten und Eifersüchteleien vermied; aber ohne Erfolg. Das Ministerium Beaconsfield löste nun diese schwierige Aufgabe wenigstens teilweise durch die Errichtung einer gelehrten Körperschaft in Dublin, die, nach Art der Universität London, nicht lehren, sondern nur examinierten und Grade, Preise und Stipendien erteilen sollte. Eine andere bemerkenswerte Berücksichtigung irischer Ansprüche fand statt durch die Irish teachers pensions bill, die eine Summe von 1 300 000 Pfd. St. aus dem Überschuß des irischen Kirchenvermögens als Pensionsfonds anwies für die schlecht versorgten Lehrer der irischen Elementarschulen. Unschonbar auf den ersten Blick war der nicht von der Regierung, sondern von einem Privatmitgliede begründete Vorschlag zur Widerrufung von Lord Clares Convention bill vom J. 1793. Das Ministerium willigte in die Abschaffung des Gesetzes, welches gegen Versammlungen von Delegierten der irischen Grafschaften gerichtet war, unter der Bedingung, daß das Gesetz, welches die Annahme parlamentarischer Funktionen durch solche Versammlungen verbot, in Kraft bleibe. Parnell jedoch machte sich das erlangte Zugeständnis zu Ruhe zur Begründung der National Irish Convention in Dublin

und gewann dadurch ein wichtiges Centralorgan für die Bestrebungen der Home-Rulers.

Von weitreichendem Interesse waren im Laufe der Session mehrere Debatten beider Häuser, welche der wachsenden Unzufriedenheit mit den landwirtschaftlichen Zuständen des Vereinigten Königreichs Ausdruck gaben. Die immer zunehmende Konkurrenz der Getreide- und Fleischexporte, besonders von Amerika, verstärkt durch die niederdrückende Wirkung einer Reihe schlechter Ernten, hatte den Gedanken an eine wenigstens teilweise Wiederherstellung des Schutzollsystems ins Leben gerufen, und eine Partei erhob ihre Stimme, die an der Stelle des herrschenden Free trade etwas verlangte, was als Fair trade bezeichnet wurde, d. h. ein auf gegenseitige internationale Zugeständnisse (Reciprocity) begründetes Handelssystem. Die Forderungen der Fair traders wurden zuerst am 29. April von Lord Bateman vor das Oberhaus gebracht, aber von Lord Beaconsfield als unausführbar zurückgewiesen. Inzwischen geriet auch die große Masse der Pächter in Bewegung, und im Laufe des Sommers bildete sich die Farmers alliance, die ein Programm aufstellte, welches dem herrschenden Notstand tiefer auf den Grund ging, indem es eine Reform der auf den Landbesitz bezüglichen Gesetze und die bessere Vertretung der aderbauenden Klassen im Parlament befürwortete. Am 2. Juli hielt die Farmers alliance ihre erste Konferenz in London. Am 4. motivierte Chaplin im Unterhause die Ernennung einer königl. Kommission über Agrikultur, deren Aufgabe es sein sollte, die Ursachen des herrschenden Notstandes zu untersuchen und Mittel zur Hebung desselben in Vorschlag zu bringen. Der Antrag wurde bewilligt, und auch für die Schöpfung eines Ministeriums des Handels und des Aderbaues sprach eine allerdings geringe Majorität des Unterhauses sich aus (8. Juli). Durch diese Debatten wurde die Landfrage um so mehr in den Vordergrund gedrängt, als die Not der aderbauenden Bevölkerung besonders in Irland einen brütenden Charakter annahm und die radikale Section der Home-Ruler-Partei keine Zeit verlor, diese Lage der Dinge für ihre Zwecke auszunutzen. Schon im Juni begann unter der Leitung Parnells und O'Connor Powers in den Grafschaften Mayo und Galway eine Anti-Rent-Agitation mit dem Stichwort: „Das irische Land für das irische Volk“, und nach dem Schluß des Parlaments (15. Aug.) nahm diese Agitation größere Verhältnisse und eine gewalttätigere Form an. Nach einem vorbereitenden Meeting am 21. Aug. in der Rotunda in Dublin hörte man bei einem Meeting in Limerick am 31. Aug., wo Parnell und O'Sullivan die Hauptredner waren, Beifallsrufe für die Abschaffung der Grundherren, für die Anwendung physischer Gewalt, für die Fenier und die irische Republik, während der gemäßigte praktische Vorschlag Parnells die Bildung einer Association der Pächter, die Forderung einer Ermäßigung des Pachtzinses, und wenn diese verweigert werde, die Weigerung, überhaupt Pachtzins zu zahlen, anempfahl. Ende Oktober begründete Parnell, im Widerspruch gegen Shaw, der nach Butts Tode (Mai 1879) der Führer der Home-Rulers geworden war, in der Rotunda in Dublin die National Irish Convention, in allem, außer dem Namen, ein Parlament der unzufriedenen Masse des irischen Volks, das kurz vor der Wieder-

eröffnung des engl. Parlaments zusammentreten sollte, um den irischen Beschwerden eine Stimme zu leihen; zugleich rief er in Gemeinschaft mit Michael Davitt, einem begnadigten fenischen Strafling, die Irish Land League ins Leben, als deren nächster Zweck die Sammlung von Fonds zum Ankauf des Landes von Irland für das irische Volk verkündet wurde. Zur Ausführung des letztern Plans rechneten die Agitatoren besonders auf die Beihilfe der in den Vereinigten Staaten angesiedelten irischen Bevölkerung, und es wurde beschlossen, daß Parnell zu Ende des Jahres nach Amerika gehen sollte, um die dortigen Irländer für die Zwecke der Liga zu gewinnen. Ehe dies geschah, wurden Davitt, Daly und Killen wegen aufrührerischer Reden bei einem Anti-Rent-Meeting verhaftet (24. Nov.), später jedoch (13. Dez.) unter Stellung von Kaution freigegeben.

Inzwischen war in England die Nachricht von der Ermordung des engl. Gesandten in Kabul, Sir Louis Cavagnari, und der Mitglieber seiner Gesandtschaft und Eskorte (4. Sept.) eingetroffen. Dies Ereignis war ein schwerer Schlag für die Agitation. Ein neuer Krieg mit Afghanistan war unvermeidlich. Schon zu Ende September waren die engl. Streitkräfte auf allen Seiten im Vorrücken begriffen. Am 6. Okt. öffnete der Sieg bei Charasiah dem General Roberts den Weg nach Kabul, am 12. zog er in Kabul ein und nahm nach Zerstörung der unbaltbaren Citadelle Winterquartiere in dem besetzten Lager von Scherpur. Aber außerhalb der von den engl. Truppen besetzten Plätze war ganz Afghanistan in den Händen des aufständischen Volks. Zu Anfang November erschien die Hauptmacht der Afghanen unter Mahmud Jan in der Nähe von Kabul und trieb nach blutigen Kämpfen (vom 10. bis 14.) General Roberts in seine Verchanzungen zurück. Hier eingeschlossen, während der Zuzug von Verstärkungen durch die feindlichen Bergvölker und die vorgerückte Jahreszeit erschwert wurde, befand Roberts sich eine Zeit lang in einer kritischen Lage. Erst am 23. Dez. schlug er den Hauptsturm der ihn belagernden Feinde siegreich ab und konnte nun dem fernern Fortlauf des Winters ohne Besorgnis entgegengehen.

Am 5. Febr. 1880 fand die Eröffnung des Parlaments statt, und zwar mit ungewöhnlicher Feierlichkeit, in Gegenwart der Königin. Die Thronrede verbreitete sich ausführlich über die Ereignisse in Afghanistan und Südafrika; in Bezug auf innere Angelegenheiten wurde besonders der Notstand in Irland hervorgehoben und eine Irish relief bill, sowie Vorlagen zur Reform der Kriminal-, der Bankrott- und der Landgesetzgebung angekündigt. Die Reliefbill, deren Zweck die Billigung der während der Parlamentsferien von der Regierung ergriffenen Maßregeln zur Milderung des irischen Notstandes war, wurde nach heftigen Debatten 23. Febr. 1880 zum dritten mal gelesen. Die Ereignisse in Afghanistan führten 20. Febr., infolge eines Antrags des Herzogs von Argyll auf die vollständige Mitteilung der bezüglichen Dokumente, zu lebhaften Erörterungen im Oberhause.

Im Unterhause erneuerten sich bald die leidenschaftlichen Scenen der vorhergehenden Session. Ein Antrag Sullivans, betreffend eine Äußerung Major Jocelyns, der bei einem Meeting in Chelsea die Home-Rulers als eine Rebellenbande bezeichnet

hatte, veranlaßte Debatten, die zuletzt nach drei übermäßig verlängerten Sitzungen die Schuld des Hauses erschöpften und Sir Stafford Northcote bewogen, 26. Febr. mit Strafmaßregeln gegen widerpenfliche Obstruktionisten hervorzutreten. Diese wurden 28. Febr. angenommen und hatten wenigstens für den Augenblick eine Verschleimung der nötigen Geschäfte zur Folge. Das ganze Armeebudget wurde in einer Sitzung (1. März) erledigt. Am 2. März brachte Groß die Metropolitan water works purchase bill vor das Unterhaus. Diese Bill befürwortete den Anlauf der Werke der acht großen Wassergesellschaften Londons von Seiten des Staats, und von ihrer Durchführung versprach man sich besseres und billigeres Wasser und eine entsprechende Hebung des Gesundheitszustandes der Hauptstadt. Aber die übertriebene Schätzung des Kapitalwerts der Wassergesellschaften auf 28 Mill. Pfd. St. rief einen Sturm des Widerstandes gegen die Bill hervor. Ohne Frage war es dieser unerwartete Zwischenfall, der zu dem Entschluß, die Parlamentsauflösung nicht länger zu verzögern, den Ausschlag gab. Am 8. März wurde in beiden Häusern angekündigt, daß die Auflösung des Parlaments stattfinden werde, sobald der Schatzkanzler eine gegen Verschwendung bei den Parlamentswahlen gerichtete Corrupt practises bill und sein Budget vorgelegt habe. Dieser letzte Akt war notwendig, weil der Abschluß des finanziellen Jahres nahe bevorstand. Im übrigen konnte das Budget als solches den ministeriellen Aussichten wenig förderlich sein; denn als dasselbe am 12. März vorgelegt wurde, ergaben sich ein Defizit von 2 Mill. Pfd. St. und eine laufende Schuld von 8 Mill. Pfd. St. Trotzdem fand die Budgetdebatte vor einem kleinen Hause statt. Noch geringer war die Zahl der anwesenden Mitglieder bei den Debatten über die Corrupt practises bill, bis endlich am 19. März das Parlament von 1874 einen unruhigen Abschluß erreichte, weil es an dem gesetzmäßigen Quorum von Mitgliedern fehlte. Der bevorstehende Wahlkampf hatte seit der Ankündigung vom 8. März alle andern Interessen absorbiert und war, als die Auflösung tatsächlich stattfand, schon in vollem Gange.

Bereits am 9. März hatte Lord Beaconsfield in einem an den Herzog von Marlborough, Vizekönig von Irland, gerichteten charakteristischen Briefe sein Wahlmanifeste erlassen. Er brandmarkte in demselben die Home-Rulers als verbrecherische Friedensstörer, beschuldigte die liberale Partei einer Politik, welche auf den Verfall des engl. Weltreichs hinfiele, deutete geheimnisvoll das bevorstehende einer furchtbaren Katastrophe auf dem europ. Festlande an, und machte die Fortdauer der Macht und Größe Englands und die Erhaltung des Weltfriedens abhängig von der Fortdauer der konservativen Regierung. Am 11. und 12. März erließen Lord Hartington und Gladstone ihre Gegenmanifeste, am 13. begann jener seinen Wahlfeldzug in Lancashire, am 16. reiste Gladstone nach Midlothian ab. Während derselben Tage erschienen auch die meisten andern Parteiführer im Felde. Das Gefühl von der Bedeutung des Ausgangs offenbarte sich namentlich in der großen Zahl streitiger Wahlen, die sich auf 352, fast das Doppelte der Durchschnittszahl bei den allgemeinen Neuwahlen der letzten 30 Jahre, belief. Ebenso traten

die Liberalen in ungewöhnlicher Menge als Gegner der Konservativen in den Grafschaften auf. Groß war die Überraschung, als gleich an dem ersten für den Beginn der Wahlen in den Boroughs festgesetzten Tage (31. März) die Liberalen 15 neue Sitze gewannen. Während der folgenden drei Tage stieg dieser Gewinn auf 50 Sitze; am Ende der dann folgenden Woche, in deren Verlauf die Wahlen in den Grafschaften stattfanden, hatten die Liberalen 99 Sitze gewonnen und der Wahlkampf war endgültig entschieden. Die schließliche Klassifizierung der Mitglieder des neuen Parlaments ergab 349 Liberale, 243 Konservative und 60 Home-Rulers; und was den unverhofft großen liberalen Sieg doppelt bedeutungsvoll machte, war der Umstand, daß die erlangte Majorität selbst einer Kombination der Konservativen und der Home-Rulers gewachsen war.

Die Königin befand sich eben in Deutschland. Gleich nach der Rückkehr derselben legte Lord Beaconsfield sein Amt nieder. Am 22. April wußte man, daß er Lord Hartington, den Führer der Liberalen im Unterhause, zu seinem Nachfolger empfohlen habe. Doch weder dieser noch Lord Granville, der am 23. zusammen mit Lord Hartington nach Windsor berufen wurde, fühlten sich der Aufgabe gewachsen. Sie nannten der Königin ihren alten Führer Gladstone als den Mann der Situation und Gladstone übernahm noch an demselben Tage die Bildung eines neuen Ministeriums. Am 28. April stand dasselbe fertig da. Gladstone selbst übernahm außer dem Posten des Premierministers das Schatzkanzleramt, das Auswärtige Amt kam an Lord Granville, das Ministerium für Indien an Lord Hartington, das Marineministerium an Lord Northbrook, das Kriegsministerium an Mr. Childers, das Hauptsekretariat für Irland an Forster, das Lordkanzleramt an Lord Selborne. Sir William Harcourt wurde Minister des Innern, Lord Kimberley Kolonialminister, der Herzog von Argyll Großsiegelbewahrer, Bright Kanzler des Herzogtums Lancaster. Alle diese Staatsmänner hatten schon früher unter Gladstone gedient; aber auch die radikale Seite der Partei hatte sich Anspruch auf Vertretung in dem neuen Ministerium erworben. Von ihren Führern erlangten Chamberlain das Handelsministerium mit einem Sitz im Kabinett, während Sir Charles Dille Unterstaatssekretär für das Auswärtige, Fawcett Generalpostmeister und Mundella Vizepräsident des Geheimen Rats wurden. Lowe, für den kein Platz sich fand, wurde als Viscount Sherbrook ins Oberhaus erhoben; Goshen, der mit seinen früheren Kollegen in Bezug auf die Frage einer neuen Parlamentsreform nicht übereinstimmte, willigte ein, an Lagards Stelle als außerordentlicher Gesandter nach Konstantinopel zu gehen. Lord Ripon wurde an der Stelle Lord Lyttons zum Vizekönig von Indien ernannt.

Das neu erwählte Unterhaus trat 29. April 1880 zu seiner Konstituierung zusammen. Gleich nach der Wahl des Sprechers fand bei der Vereidigung der Mitglieder ein Zwischenfall statt, der großes Aufsehen erregte und endgültig noch immer unerledigt ist. Charles Bradlaugh, einer der neu erwählten Deputierten für Northampton, eine schon früher durch offen bekannten Republikanismus, Materialismus und Atheismus notorische Persönlichkeit, erhob den Anspruch, im Einklang mit der

Parliamentary oaths bill von 1866, statt des Eides die Affirmation zu leisten. Es war dies ein bis dahin nicht vorgekommener Fall. Der Sprecher selbst erklärte sich incompetent zu entscheiden, ob Bradlaugh in Gemäßheit mit der Parlamentsakte, die besonders mit Rücksicht auf die dissentierenden Sekten erlassen war, zur Affirmation berechtigt sei, und verwies diese Entscheidung an das Gutachten des Hauses. Auf den Antrag der Regierung wurde demnach ein Spezialkomitee zur Untersuchung jener Frage ernannt, worauf das Haus, nach Beendigung der übrigen Präliminalgeschäfte, sich bis zum 20. Mai vertagte.

Eine ganze Reihe aufregender Vorfälle drängte sich in diese Pause zusammen. Bei den üblichen Neuwahlen der Minister wurde Sir William Harcourt in Oxford geschlagen und mußte in Derby einen andern Sitz suchen. Aus Indien kam die Nachricht von der Unterdeckung eines Rechnungsführers des dortigen Finanzministers, dem zufolge die Kosten des Afghanenkriegs, statt der vom Ministerium erwähnten Summe von 6 Mill. Pfd. St., wahrscheinlich den Betrag von 15 Mill. erreichen würden. Die Abberufung Lyaards und die Ernennung Goshens zum außerordentlichen Gesandten in Konstantinopel, sowie die Versendung einer Circulardepesche Lord Granvilles an die europ. Mächte deuteten den Beginn einer neuen Politik in der orient. Frage an, während leidenschaftliche Parteidiskussionen hervorgerufen wurden durch die Veröffentlichung der Korrespondenz zwischen Gladstone und Graf Karolyi, dem österr. Gesandten in London, worin dieser dem Premierminister versicherte, er habe die Haltung des Kaisers von Oesterreich gegenüber den Neuwahlen und den orient. Angelegenheiten mißverstanden, und Gladstone darauf hin sein Bedauern über scharfe Bemerkungen gegen Oesterreich in einer seiner Wahlreden aus sprach. Die Thronrede, mit welcher 20. Mai das Parlament wieder eröffnet wurde, berührte in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten besonders den Stand der Verhältnisse in Indien, in der Türkei und in Südafrika. In Bezug auf die Türkei wurde ein thätiges Vorgehen, in Übereinstimmung mit den europ. Mächten, zum Zweck der Durchführung der noch unvollzogenen Artikel des Berliner Vertrags angekündigt; in Bezug auf Indien wurden Aufschlüsse in Bezug auf die Finanzen versprochen und die Neubegründung der Unabhängigkeit Afghanistans und freundschaftlicher Beziehungen zwischen demselben und dem Indischen Reiche in Aussicht gestellt; in Bezug auf Afrika hielt das Ministerium freilich an dem Plane einer Konföderation der südafrikan. Kolonien fest, verpflichtete sich aber zugleich, für die Rechte der Eingeborenen und freie Verfassungen für die europ. Ansiedler Sorge zu tragen. Was die innere Politik betraf, so standen in erster Reihe Maßregeln für die endgültige Erlebigung der langwierigen konfessionellen Streitigkeiten über den Gebrauch der Kirchhöfe und die Erneuerung der Ballot bill; in zweiter Reihe Bills zum Schutze der Pächter gegen Verheerungen des Kleinwides, zur Feststellung der Haftbarkeit von Arbeitgebern für Unfälle der Arbeiter und zur Ausdehnung der Wahlrechte in den irischen Parlamentsboroughs. Hinsichtlich Irlands wurde ferner die Wahrscheinlichkeit weiterer Maßregeln zur Abhilfe des herrschenden Notstandes und der Beschluß angekündigt, die Peace

preservation bill von 1875 nicht zu erneuern, sondern die Erhaltung des öffentlichen Friedens der Handhabung der gewöhnlichen Geseze anheimzugeben.

Zunächst beschäftigte sich das Unterhaus wieder mit der Affirmationsfrage. Das mit der Beratung derselben beauftragte Komitee erstattete einen den Ansprüchen Bradlaughs ungünstigen Bericht; Bradlaugh erklärte sich hierauf bereit, statt der Affirmation den Eid zu leisten, wurde aber, als er zu diesem Zwecke 21. Mai im Unterhause erschien, durch den Einspruch des Konservativen Sir Drummond Wolff, der einem Atheisten das Recht der Eidleistung absprach, daran verhindert. Es drängte sich nun die Frage auf, inwieweit das Haus befugt sei, einem legal gewählten Mitgliede die Erfüllung einer statutnmäßig ihm auferlegten Pflicht zu verweigern. Gladstone wollte die Untersuchung über diesen Rechtspunkt einem neuen Spezialkomitee anvertraut wissen; von konservativer Seite jedoch erhob sich gegen diese Zumutung lebhafter Widerspruch; erst 31. Mai kam es zur schließlichen Einsetzung des Komitee; dasselbe verneinte nach mehrwöchentlichen Beratungen das Recht Bradlaughs zur Eidleistung, empfahl dagegen, daß die Affirmation ihm gestattet werde, vorbehaltlich der Strafen, denen er sich aussehe, falls er ohne statutnmäßige Qualifikation seinen Sitz im Parlament nehme. Ein Antrag Labouchères, das Haus solle Bradlaugh zur Affirmation zulassen, erregte indes neue heftige Debatten und 22. Juni wurde ein konservativer Gegenantrag angenommen. Nur mit Mühe gelang es, die Majorität zu überreden, das mit dem Banne belegte Parlamentsmitglied an der Barre des Hauses zu hören. Als Bradlaugh sich nach seiner Rede weigerte, das Haus zu verlassen, wurde er auf den Antrag Sir Stafford Northcotes verhaftet; aber schon am 23. befürwortete derselbe Führer der konservativen Opposition die Freilassung Bradlaughs. Am 1. Juli war die Stimmung des Hauses abgekühlt genug, um mit großer Majorität einem Antrage Gladstones beizustimmen, dem zufolge jedem erlaubt sein solle, die Affirmation zu leisten statt des Eides, vorbehaltlich der daraus erwachsenden rechtlichen Verantwortlichkeiten. Bradlaugh nahm darauf hin seinen Sitz ein.

Ebenso unerwartet wie diese langwierige und umerquickliche Episode griff die Erörterung der irischen Angelegenheiten während in den Gang der Geschäfte ein. Anfangs herrschte unter den Home-Rulers eine versöhnliche Stimmung gegen das neue Ministerium, welche dieses seinerseits durch den Entschluß erwiderte, die Peace preservation bill nicht zu erneuern. Wenn aber die Home-Rulers die Unmöglichkeit der Durchführung einer großen Maßregel zur Besserung der ländlichen Zustände Irlands für den Augenblick zugaben, so erwarteten sie doch mehr als das schon früher angebotene Auskunftsmittel einer Relief bill. Die Lage der ländlichen Bevölkerung, besonders im Westen von Irland, war unter dem Druck einer Reihe schlechter Ernten eine höchst bedauerliche geworden. In vielen Fällen war die Zahlung des Pachtzinses absolut unmöglich. Dennoch nahm nicht nur die Zahl der Evictionen in erschreckender Weise zu; die Anwendung von Gewaltmaßregeln wurde auch bei einer immer größeren Zahl von Evictionen notwendig, weil das unzufriedene Volk sich zum Widerstand zusammenschloß. Was die Home-Rulers

verlangten, war eine provisorische Maßregel zum Schutz der leidenden ländlichen Bevölkerung gegen ungerechte Exaktionen. Der Hauptsekretär für Irland, Forster, hatte zuerst dieses Zugeständnis verweigert, fand sich aber später, gedrängt durch das selbständige Vorgehen der Home-Rulers und die wachsende Not in Irland, veranlaßt, am 18. Juni eine Compensation for disturbances bill einzubringen. Im Grunde erneuerte diese Bill nur mehrere in Verfall geratene Bestimmungen der Landbill von 1870, aber den Tories bot sie ein neues Objekt leidenschaftlicher Angriffe auf eine Politik, die nicht bloß als radikal, sondern als revolutionär verschrien wurde. Alle Mittel des Widerstandes wurden in Bewegung gesetzt, sodaß die dritte Lesung der Bill, nach übermäßig verlängerten Debatten, erst am 26. Juli stattfand.

Noch enttäuschender war das was folgte; denn auf den Rat Lord Beaconsfields verwarf das Oberhaus nach nur zweitägiger Präliminardebatte 3. Aug. die von der Regierung für notwendig erklärte Maßregel. Der Fortschritt der übrigen in der Thronrede angekündigten Maßregeln hatte unter allen diesen Verzögerungen gelitten, um so mehr, als eine neu entstandene Fraktion, die sog. Vierte Partei, deren Prinzip der Haß gegen das Ministerium Gladstone als solches war, und die sich unter der Führung Lord Randolph Churchills von der Masse der konservativen Partei abgezweigt hatte, in noch höherm Grade als früher die Home-Rulers die Obstruktion zum System ausbildete. Erst 6. Sept. waren sämtliche in der Thronrede angekündigte Bills von beiden Häusern genehmigt. Unter den zahlreichen Einzeldebatten der Session war eine der bemerkenswertesten die Debatte vom 16. Juli, in welcher das Unterhaus seine Zustimmung zur Errichtung eines Denkmals in der Westminsterabtei für den im Zulukriege gefallenen Prinzen Napoleon versagte. Nach der Verwerfung der Compensation for disturbances bill durch die Lords traten auch die irischen Angelegenheiten wieder in unerfreulicher Weise in den Vordergrund. Die nächste Folge war eine leidenschaftliche Steigerung der Agitation der Landliga, und nicht lange, so offenbarten die praktischen Wirkungen derselben sich in Tumulten bei Exaktionen, in Brandstiftungen und Verwüstungen des Viehes auf Pachtgütern, wo Exaktionen stattgefunden hatten, in Waffendiebstählen und aufrührerischen Versammlungen. Im Parlament brachte O'Connor eine Motion zur Abschaffung des Oberhauses ein, und als die Regierung sich weigerte, bestimmte Zusagen für die nächste Session zu machen, erneuerten die Home-Rulers ihre obstruktive Taktik in einer Debatte, die ohne Unterbrechung vom Nachmittag des 26. bis zum Nachmittag des 27. Aug. dauerte. Erst am 30. Aug. wurde der Irland betreffende Teil des Budgets bewilligt. Am 7. Sept. fand die Vertagung des Parlaments statt.

In der orient. Frage nahm Lord Granville, der neue Minister des Auswärtigen, sofort eine entschiedenere Haltung ein als sein Vorgänger, indem er durch die Mission Gössens nach Konstantinopel und durch seine Circulardepeche vom 6. Mai, welche zu gemeinsamem europ. Vorgehen aufforderte und 11. Juni die identische Note der Mächte an die Türkei, 16. Juni die Versammlung der Berliner Konferenz zur Folge hatte, die Ausführung der bis dahin von der Pforte verschleppten Artikel

des Berliner Vertrags in Bezug auf die Gebietsabtretungen an Montenegro und Griechenland und die Reformen in Armenien ernstlich betrieb. Juli und August vergingen indes mit diplomatischen Ausflüchten der Pforte, und erst während der letzten Tage des Parlaments wurde von den Mächten eine Flottendemonstration an der Küste von Albanien beschlossen, um zunächst auf die raschere Erledigung der montenegrinischen Frage einen Druck auszuüben. In Afghanistan waren die Wintermonate ohne nennenswerte kriegerische Ereignisse vergangen. Die im Dez. 1879 bei Scherpur geschlagene aufständische Armee hatte sich nach Ghuzni zurückgezogen und hielt von dort das Land in Unruhe, ohne größere Unternehmungen zu wagen. Zu Ende März 1880 kam Mr. Lepel Griffin als politischer Agent vom Pendschab nach Kabul, um mit den Stammeshäuptern zu verhandeln wegen der Einsetzung eines neuen einheimischen Herrschers in Nordafghanistan, dessen Nämung beschlossen war. Um dieselbe Zeit wurde ein Vetter Schir-Aliß durch den Vizekönig von Indien als Emir von Kandahar eingesetzt, unter der Bedingung, daß er in seiner Hauptstadt eine engl. Besatzung und einen engl. Residenten aufnehme. Nachdem dies geschehen, brach General Stewart mit einer Kolonne von Kandahar gegen Ghuzni auf, schlug die ihm den Weg versperrende Afghanenarmee 19. April bei Ahmed Schel, zog 20. in Ghuzni ein und marschierte von dort nach Kabul, wo er den Oberbefehl übernahm. Inzwischen hatte in England der Ministerwechsel stattgefunden. Der neue Vizekönig von Indien, Lord Ripon, kam mit Instruktionen, welche den Andeutungen der Thronrede entsprachen. Es wurden mit Abd-ur-Rahmān, einem Neffen Schir-Aliß, der in Nordafghanistan bedeutenden Anhang hatte, Unterhandlungen angeknüpft, die 22. Juli seine Proklamation als Emir von Kabul herbeiführten. Aber neue Verwicklungen standen noch bevor. Gjub Chan, ein nach Persien exilierter Sohn Schir-Aliß, hatte sich nach dem Tode seines Vaters des Gebietes von Herat bemächtigt und dort eine Armee gerufen, um seine Ansprüche auf den Thron von Afghanistan geltend zu machen. Mit dieser schlug er 27. Juli ein engl.-ind. Korps unter General Burrows bei Maiwand, in der Nähe von Kandahar, trieb die Stämme zwischen Kandahar und Quetta zur Empörung und belagerte dann die Reste der Occupationsarmee in Kandahar. Glücklicherweise war das engl. Heer in Kabul stark genug, um eine ansehnliche Streitmacht unter General Roberts nach Kandahar detachieren zu können, während General Stewart, dem mit Abd-ur-Rahmān geschlossenen Vertrage gemäß, mit dem Reste des Heeres am 9. Aug. Kabul räumte und den Rückweg nach Indien antrat. General Roberts schlug nach einem raschen Marsch Gjub am 3. Sept. bei Kandahar und stellte damit die engl. Autorität in Südafghanistan wieder her. In Südafrika dauerte die durch den Zulukrieg, die Annexion des Transvaal und die Versuche zu einer Konföderation der südafrik. Kolonien entstandene Bewegung fort. Unter den Boers des Transvaal machte ein rebellischer Geist sich bemerkbar. Der Beschluß des Kapministeriums, die Offensivmacht der angrenzenden Negerstämme durch die Konfiskation ihrer Feuerwaffen zu lähmen, rief im Aug. 1880 einen Aufstand im Basutoland hervor. Die Konföderation der Kolonien scheiterte endlich

im Juli an dem Widerstreben der Kapkolonie. Das größte Aufsehen erregte jedoch die Abberufung Sir Bartle Freres (2. Aug.), die nur deshalb so lange verzögert war, weil Frere alle Fäden des Konföderationsplans in Händen hatte, während sein Sturz nun das letzte hervorragende Werkzeug der imperialistischen Politik Lord Beaconsfields beseitigte.

In den Parlamentsferien nahmen, neben der Fortentwicklung der montenegrinischen Frage, vor allem die bedrohlichen Zustände Irlands die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch. Die vereinigte europ. Flotte versammelte sich 14. Sept. in Gravosa; aber die Bforte erneuerte ihre alte Politik diplomatischer Ausflüchte, und erst die Drohung Englands, Smyrna blockieren zu wollen, sowie die gleichzeitigen kriegerischen Kollisionen Griechenlands führten 26. Nov. die Übergabe Dulcinos an die Montenegriner herbei. In Irland wurde die herrschende Aufregung durch Massenmeetings unter dem Vorh. hervorragerender Landleaguers zur Fieberhöhe gesteigert. Die Regierung hatte eine Landkommission ernannt, die an Ort und Stelle die Bedingungen reformatorischer Maßregeln untersuchen sollte; doch von seiten der Landliga legte man den Arbeiten dieser Kommission alle möglichen Hindernisse in den Weg. Parnell empfahl bei einem Meeting in Ennis (19. Sept.) ein System des gesellschaftlichen Ostrajismus gegen alle Personen, die Pachtgüter mieteten, auf welchen Ovkitionen stattgefunden hatten, oder die sonst auf irgend eine Weise der Agitation der Liga Widerstand leisteten, und drohte zugleich mit einer allgemeinen Verweigerung des Pachtzinses für den Fall, daß den Beschwörern der ländlichen Bevölkerung nicht hinreichende Rechnung getragen werde. Diesen und ähnlichen Reden folgte 25. Sept. die Ermordung von Lord Mountmorres in der Grafschaft Galway und ein Ausbruch von Gewaltthätigkeiten in verschiedenen Theilen des Landes gegen Gerichtsdiener, Landagenten, kontraktgetreue Pächter und sämtliche der Liga mißliebige Personen, der um so ernstere Besorgnisse erregte, als die Schuldigen, allen Bemühungen zum Troß, nicht entdeckt werden konnten. Die zunächst ergriffenen Maßregeln waren von zweifacher Art: die Militärmacht in Irland wurde verstärkt und 14 der angesehensten Landleaguers mit Einschluß von Parnell, Biggar, Dillon, Septon, Sullivan, Brennan und Egan als aufrührerischer Agitation schuldig in Anklagezustand versetzt (2. Nov.). Der Prozeß sollte 28. Dez. beginnen. Inzwischen breitete die Landliga ihre Organisation und ihre Macht immer weiter aus. Ein wie großer Teil des irischen Volks der Aufforderung Parnells gefolgt war, alle Gegner der Liga unter ein System des gesellschaftlichen Ostrajismus zu stellen, ergab sich im Oktober und November aus der Geschichte Kapitän Boycotts, eines Pächters und Landagenten in Mayo, nach welchem jenes zu einer wahren Schreckensherrschaft ausgebildete System allgemein als Boycottieren (f. d.) bekannt wurde. Bald war kein Ort in Irland außerhalb Ulsters ohne Filialgesellschaft und ohne einen geheimen Gerichtshof der Landliga, dessen Beamten die Waffe des Boycottierens handhabten und gegen dessen Tyrannie die gewöhnlichen Gesetze machtlos schienen. In dem Prozeß gegen die Landleaguers konnte die Jury sich zu keinem Urtheilspruch einigen und mußte entlassen werden.

Die Eröffnung der Session von 1881 fand 7. Jan., einen Monat früher als gewöhnlich statt. Die Thronrede hatte manches über auswärtige und koloniale Angelegenheiten zu melden, unter andern das Ausbrechen eines Aufstandes im Transvaal, aber zum größten Theil beschäftigte sie sich mit Irland und kündete zwei Hauptmaßregeln an: eine Zwangsbill zur Unterdrückung der herrschenden Anarchie und eine Landbill für die Reform der agrarischen Zustände. Nachdem die Debatte einige Tage gedauert, erklärten die Home Rulers 31. Jan. ihren Entschluß, alle Formen des Hauses gegen die Bill in Anwendung zu bringen. Die Diskussion wurde 42 Stunden lang fortgesetzt und endlich nur durch das diktatorische Einschreiten des Sprechers, der im Namen der Würde und der Autorität des Hauses der rebellischen Minorität Schweigen auferlegte, zum Abschluß gebracht. Gleich darauf ging die erste Lesung der Bill durch. Doch schon bei Gelegenheit der an demselben Tage beantragten zweiten Lesung erneuerte sich die Obstruktion der Home Rulers. Wenn die parlamentarische Maschine nicht ins Stocken geraten sollte, war offenbar eine Reform der Geschäftsordnung unumgänglich notwendig. Gladstones Vorschläge zu einer solchen 8. Febr. führten indes zu neuen leidenschaftlichen Szenen, und erst nach der Suspension Parnells und 27 anderer Home Rulers kamen die ministeriellen Vorschläge, die im Falle der Dringlichkeitserklärung einer Debatte dem Sprecher außerordentliche Vollmachten erteilte, zur Annahme. Dringlichkeit wurde nun sofort für die Zwangsbill ausgesprochen. Dennoch vergingen noch 12 Sitzungen im Kampfe gegen endlose Amendements der Home Rulers, ehe 25. Febr. die dritte Lesung beschlossen wurde, und 2. März erlangte die Bill die königl. Sanction. Ein Supplement der Zwangsbill, die Arms bill, die insbesondere gegen das Tragen und den Besitz von Waffen und Munition gerichtet war, ging 4. März durch das Unterhaus, 18. durch das Oberhaus und erlangte die königl. Sanction 21. März.

Infolge der unmäßig verlängerten Debatten über die Zwangsbill war die Session zu weit vorgerückt, als daß eine Erörterung der Landbill vor den Osterferien noch möglich gewesen wäre; aber zum Beweise seiner ersten reformierenden Absichten legte Gladstone noch vor der Vertagung 7. April die Grundzüge der Landbill im Unterhause vor. Die Bill gründete sich auf die Berichte zweier königl. Kommissionen, welche beide nach langen Arbeiten unter dem Vorh. des Herzogs von Richmond und des Grafen von Bedfordshire die Notwendigkeit umfassender Reformen anerkannt hatten. Ihre Hauptzwecke betrafen die Beschränkung willkürlicher Ovktionen; die Sicherung des Wertes der auf den Pachtgütern gemachten Verbesserungen für die Pächter; die Revision des in den meisten Fällen unmäßig in die Höhe getriebenen Pachtzinses durch ad hoc eingesetzte Gerichtshöfe, deren Entscheidungen für Grundherren und Pächter bindend sein sollten; die Verlängerung der Pachtperioden und die Ermächtigung der Landgerichtshöfe, Selbstverschüsse zu machen zur Verbesserung oder zum Ankauf von Pachtgütern durch die Pächter, zur Reclamation wüsthediger Ländereien, sowie zur Auswanderung der hoffnungslos Verarmten. Die erste Lesung wurde ohne Debatte in derselben Sitzung angenommen. Am 8. April kündigte der

Herzog von Argyll seinen Austritt aus dem Ministerium an, weil die Bill seiner Ansicht nach zu weit ging. Bei der Wiedervereinigung des Parlaments 26. April wurde sofort die zweite Lesung beantragt. Die Debatte kam erst 19. Mai zum Abschluß. Aber eine Flut von Amendements, die bald die Zahl von 876 erreichte, stellte sich dem weitem Vorrücken der Bill entgegen. Am 26. Mai begannen die Komiteeberatungen. Mehrfache Zugeständnisse wurden sowohl der Partei der Grundherren als der Partei der Pächter gemacht; aber in allen wesentlichen Punkten war die Bill unverändert, als sie endlich 30. Juli zum dritten mal gelesen wurde. Noch am demselben Abend fand die erste Lesung im Oberhause statt. Auch die zweite Lesung ging nach zweitägiger Debatte 2. Aug. durch. Die Bill war aber eine völlig andere geworden, als sie 8. Aug. aus den Komiteeberatungen der Lords an das Unterhaus zurückkam. In den 9. Aug. beginnenden Beratungen des Unterhauses über die von den Lords gemachten Amendements zeigte das Ministerium sich zu verschiedenen Zugeständnissen bereit; die den Hauptwunden der Bill zuwiderlaufenden Änderungen wurden jedoch verworfen. Die Majorität der Lords ihrerseits wollte nicht weichen und sagte die meisten der vom Unterhause verworfenen Amendements der Bill vom neuem ein. Gladstone entschloß sich hierauf zu einigen fernern Zugeständnissen, worauf endlich die Landbill 16. Aug. durch beide Häuser zur Annahme kam und 22. die königl. Sanction erlangte.

Außer dieser Bill wurde nur eine einzige Maßregel von Wichtigkeit, die Army regulations bill, eine Ergänzung der 1870 begonnenen Armeeform, zum Gesetz erhoben. Unter den Zwischenfällen der Session waren der Tod Lord Beaconsfields (19. April), dem Lord Salisbury als Führer der konservativen Partei im Oberhause folgte, und die Streitigkeiten Bradlaugh's mit dem Unterhause die merkwürdigsten. Nachdem der oberste Gerichtshof entschieden hatte, daß die Affirmation Bradlaugh nicht von der Verpflichtung, den parlamentarischen Treueid zu leisten, entbinde, entzagte dieser seinem Sitze für Northampton, um sich neu wählen zu lassen und erschien dann (26. April) zur Eideistung am Tische des Hauses. Von neuem trat ihm jedoch Sir Stafford Northcote als Führer der Konservativen mit dem Antrag entgegen, daß die Eideistung ihm als Attheisten nicht gestattet werde, und trotz des Widerspruches Gladstones und Brights wurde dieser Antrag durch eine aus allen Parteien rekrutierte Majorität angenommen. Bradlaugh, der sich weigerte, das Haus zu verlassen, wurde mit Gewalt entfernt, erschien indes am folgenden Tage von neuem und erlangte durch seine Beharrlichkeit zuletzt ein Versprechen Gladstones, die schwebende Streitfrage zu erledigen durch Einbringung einer neuen Oaths bill. Als diese an dem Widerstande der Konservativen scheiterte, stellte Bradlaugh sich 10. Mai von neuem am Tische des Hauses ein, um den Eid zu leisten, wurde aber nun durch Beschluß seiner Gegner von dem Zutritt in die Parlamentsgebäude ausgeschlossen. Während der folgenden Monate agitierte er durch Abhaltung von Meetings in verschiedenen Teilen des Landes zu Gunsten der ihm vorenthaltenen Rechte, erschien aber 8. Aug. noch einmal an der Thür des Unterhauses, um noch einmal nach heftigem Widerstande durch Gewalt entfernt zu werden.

Conversations-Session. 12. Wirt. VIII.

Von hervorragendem Interesse war im Laufe der Session die Entwicklung der auswärtigen und kolonialen Angelegenheiten. Im Transvaal hatte Dez. 1880 ein Aufstand der Boers stattgefunden, den die kleinen engl. Garnisonen außer Stande waren zu unterdrücken, und gegen den auch der Oberbefehlshaber in Natal, Sir George Colley, keine genügenden Streitkräfte zur Hand hatte. Der Aufstand bestätigte indes das engl. Ministerium in der Ansicht, daß die Annexion des Transvaal ein Mißgriff gewesen sei, und noch während der Kampf im Felde fortbauerte, wurden unter der Vermittelung des Präsidenten des Oranje-Freistaats Unterhandlungen eingeleitet, welche eine friedliche Schlichtung der Streitigkeiten bezweckten. Die Niederlage Sir George Colleys bei Majuba Hill (27. Febr.) veranlaßte die Absendung von Verstärkungen aus England unter General Roberts; noch ehe diese indes eintrafen, war 21. März auf der Grundlage der Oberherrschaft der Königin und der Selbstregierung der Boers ein Präliminarfriede zu Stande gekommen, der 8. Aug. durch die Konvention von Pretoria bestätigt wurde. In Afghanistan hatte nach der Niederlage Gjub Ghans der Friede ohne wesentliche Störung fortgebauert und schon Nov. 1880 war die Räumung Kandahars, der letzten noch von engl. Truppen besetzten Position, beschlossene Sache gewesen. Der vom Emir von Kabul ernannte Gouverneur rückte 1. April 1881 mit afghan. Truppen in Kandahar ein; 21. begann der Abzug des engl. Occupationskorps nach dem Biskinthal in der Richtung auf Quetta. Die Pässe an der Nordwestgrenze waren schon vorher geräumt, und nach dem Abdur-Rahman seinen wieder von Herat vorgehenden Gegner Gjub 20. Sept. in der Nähe von Kandahar besiegt hatte, brachte der Abzug des Hauptteils auch der in Quetta zurückgelassenen Truppen nach Indien den Afghanenkrieg zum völligen Abschluß. Das Bemühen des Ministeriums, die noch schwebenden griech.-türk. Grenzstreitigkeiten zu erledigen, wurde schließlich von Erfolg gekrönt. Der Besitzergreifung von Tunis durch Frankreich wurde von seiten Englands kein Hindernis in den Weg gelegt; dagegen protestierte Lord Granville im voraus gegen die Ausdehnung eines entsprechenden franz. Einflusses über Tripolis. Lange fortgesetzte Bemühungen, den 1860 von Cobden abgeschlossenen engl.-franz. Handelsvertrag zu erneuern, an denen von engl. Seite Sir Charles Dilke hervorragenden Anteil nahm, scheiterten an dem Widerstande der franz. Protektionisten.

In Irland machte auch die Annahme der Landbill den Agitationen der Landliga kein Ende. Die Reden der Führer wurden endlich so drohend, daß energischere Maßregeln der Regierung unvermeidlich wurden. Am 18. Okt. wurden die Parlamentsmitglieder Parnell, Dillon, Sexton und O'Kelly nebst den Hauptbeamten der Liga verhaftet und nach dem Gefängnis in Kilmarnham abgeführt. Die Liga erwiderte auf diese Maßnahme mit einem von ihren gefangenen Führern unterzeichneten Manifest, welches das irische Volk aufforderte, seinen Pachtzins zu zahlen, ehe die Gefangenen der Freiheit zurückgegeben seien. Die Antwort der Regierung auf das No-rent Manifest war die Unterdrückung der Landliga als einer gesetzwidrigen Körperschaft (18. Okt.). Dieser Schritt that seine Wirkung. Fast ohne Widerstand und in erstaunlich

kurzer Zeit fiel die große Organisation der Landliga in ihre Elemente auseinander, und während der letzten Monate des Jahres begannen die infolge der Landbill zur Revision des Pachtzinses eingeleiteten Gerichtshöfe unter dem Jubel der von dem Terrorismus der Liga befreiten Pächter eine Thätigkeit zu entwickeln, welche Hoffnungen auf den Anbruch besserer Zeiten erweckte.

Aber schon um die Jahreswende von 1881 bis 1882 machte eine neue Reaktion feindseliger Elemente sich bemerkbar: die immer zu Gewaltthätigkeiten geneigten geheimen Gesellschaften der Jentier jüngen an, sich in die durch den Zusammenbruch der Landliga gerissene Lücke zu drängen und, angefeuert durch Geldbündungen und Emisäre aus Amerika, das Friedenswerk in noch wilderer Weise als zuvor durch Einschüchterung, nächtliche Überfälle, Brand und Mord zu stören. Das Parlament wurde 7. Febr. 1882 eröffnet und die Thronrede deutete eine arbeitsame Session an. Eine Reihe der in der verfloffenen Session notgedrungen versäumten Maßregeln wurde von neuem verheißen, mit dem Zusatz der schon längst erwarteten großen Bill für die Reform der städtischen Verwaltung Londons und einer andern zur Ausdehnung lokaler Selbstregierung von den Städten auf die Grafschaften. In Bezug auf Irland wurde der Beginn der stattgehabten Verbesserung konstatiert; in Bezug auf Ägypten die Aufrechterhaltung der engl.-franz. Kontrolle ausgesprochen. In den Beginn der Session fiel ein Konflikt Gladstones mit dem Oberhause. Letzteres beschloß, ein Spezialkomitee einzusetzen zur Untersuchung der Wirksamkeit der irischen Landbill. Ein solches Komitee, durch Grundherren im Interesse von Grundherren ernannt, konnte nach Gladstones Ansicht nur einen nachtheiligen Einfluß auf das in Irland begonnene Friedenswerk ausüben. Gladstone kündete daher ein Tadelsvotum gegen jenen Beschluß an, doch neue Bradlaugh-Debatten verzögerten dasselbe. Da das Unterhaus das Verlangen Labouchères, des Kollegen Bradlaughs in Northampton, eine Neuwahl für Bradlaugh's sich auszusprechen, verweigerte, legte dieser aus freien Stücken den Eid ab, wurde aber nun auf Northcotes Antrag aus dem Hause verwiesen (22. Febr.). Noch einmal in Northampton wiedergewählt, wurde ihm 6. März auf den Antrag Northcotes noch einmal das Recht zur Eidleistung abgesprochen. Gladstones Tadelsvotum gegen das Vorgehen der Lords erregte auf konservativer Seite heftigen Widerstand und gelangte erst nach dreitägiger Debatte (9. März) mit 303 gegen 235 Stimmen zur Annahme. Die Lords ernannten trotzdem ihr Komitee; da jedoch die Regierung jeden Anteil daran ablehnte, konnte dasselbe nicht viel ausrichten. Am 20. März begannen dann die Debatten über die Resolutionen Gladstones zur Reform der Geschäftsordnung. Die Hauptaufmerksamkeit erregte gleich die erste Resolution, welche dem Sprecher das Recht erteilte, mit der Zustimmung der Majorität des Hauses den Schluß (closure) der Debatte auszusprechen. Konservative und Home-Rulers bekämpften dies Recht im Namen der bedrohten Redefreiheit aufs hartnäckigste. Die Debatte führte zu keiner Entscheidung infolge von Ereignissen, die der ganzen Session überhaupt eine unerwartete Wendung gaben.

Die Zwangsbill hatte offenbar ihren Zweck nicht erreicht, die praktische Durchführung der Landbill

machte verhältnismäßig langsame Fortschritte. Nach beiden Seiten schienen neue Maßregeln notwendig. Die Tories selbst hielten den Zeitpunkt für geeignet, den Forderungen der Landliga entgegenzukommen durch den Vorschlag, die Pächter mittels Staatshilfe in den Besitz des Landes zu setzen — ein Unternehmen, das viel weiter ging als die Landbill, während gegen die geheimen Gesellschaften noch drastischere Maßregeln als vorher ins Werk gesetzt werden sollten. Unter diesen Umständen reichte 28. April der Bischof von Irland, Lord Comper, seine Entlassung ein. Am 3. Mai folgte in beiden Häusern die Ankündigung der Resignation des Hauptsekretärs für Irland Forster, der Freilassung Barnells und seiner Kollegen, der Absicht des Ministeriums, statt der Zwangsbill eine neue Protection of life and property bill einzubringen und die Anklagen gegen die als verdächtig Verhafteten in Erwägung zu ziehen.

Doch die so erweiterten Hoffnungen wurden mit einem Schlage zerstört durch die Ermordung des neuen Hauptsekretärs für Irland Lord Frederic Cavendish und des permanenten Unterstaatssekretärs Mr. Burke im Wägenpark in Dublin (6. Mai). Dieser Mord war die That der geheimen Gesellschaften, die von keiner Versöhnung wissen wollten, und neue Maßnahmen gegen revolutionäre Umtriebe wurden dadurch um so notwendiger, als die Mörder, trotz aller Nachforschungen, unentdeckt blieben. Schon 11. Mai legte Harcourt dem Unterhause die Prevention of crimes bill vor, welche, außer andern der öffentlichen Sicherheit dienenden Mitteln, Hausdurchsuchungen bei Nacht und bei Tage, summarische Verurteilung durch außerordentliche Gerichte, Verbote von Zeitungen und öffentlichen Versammlungen und zwangsweises und geheimes Verhör wichtiger Zeugen beantragte. Die Debatten über diese Bill schlossen mit der Annahme derselben 7. Juli im Unterhause, am 10. im Oberhause. Ein anderer Gesetzentwurf, welcher den Schutz der ärmern irischen Pächter bezweckte, war die von Gladstone 15. Mai dem Unterhause vorgelegte Arrears bill. Der Staat garantierte durch diese Bill denjenigen ärmern Pächtern, welche vom Nov. 1880 bis Nov. 1881 ihre Rente bezahlt hatten, einen Vorschuß zu dem Betrag der Rente eines Jahres, durch dessen Entrichtung an die Grundherren alle Rückstände als erledigt betrachtet werden sollten. Die Bill fand im Oberhause lebhaften Widerstand und wurde erst 10. Aug. definitiv angenommen. Der größte Teil der Session war so noch einmal mit der Debattierung irischer Maßregeln dahingegangen. Die bedeutendsten, nicht mit Irland zusammenhängenden legislativen Errungenschaften der Session waren die Electric lighting bill, die Parcels post bill und die Married women's property bill. Als um so wichtiger mußte gegen das Ende der Session die Ankündigung gelten, daß die Regierung beabsichtige, das Parlament im Herbst zu einer Spezialsession einzuberufen, welche ausschließlich dem Zwecke dienen sollte, die zu Boden gesallene Reform der Geschäftsordnung durchzuführen.

Auf dem Gebiete der auswärtigen Angelegenheiten fesselte vor allem die Entwicklung der Dinge in Ägypten das öffentliche Interesse. Aber erst 15. Mai 1882, nachdem engl. und franz. Schiffe nach Alexandria beordert waren, um nötigenfalls die Doppellontrolle gegen die Übergriffe Arabis und

der ägypt. Notabeln mit Gewalt aufrecht zu erhalten, fanden Debatten über diese Ereignisse in beiden Häusern statt. Nachdem 26. Mai das engl.-franz. Ultimatum verworfen war und die Notwendigkeit einer bewaffneten Einnahme in Sicht kam, verbot der kritische Stand der diplomatischen Verhandlungen eingehende parlamentarische Erörterungen; nach dem Massaker vom 9. Juli in Alexandria wurden indes Erklärungen des Ministeriums in Bezug auf seine ägyptische Politik unvermeidlich. Am 15. Juni faßte Gladstone dieselbe in drei Hauptpunkte zusammen: Erhaltung des gemeinsamen Vorgehens mit Frankreich, gebührende Rücksicht auf die Oberherrlichkeit der Pforte und Herstellung stabiler Zustände in Ägypten im Interesse Europas und mit der Sanction der europ. Mächte. In diesem Sinne trat auch die Europäische Konferenz 23. Juni in Konstantinopel zusammen. Aber das Jögern der Pforte, die Abneigung Frankreichs gegen ein bewaffnetes Einschreiten und das immer drohendere Auftreten Arabis machten bald England allein für die Erhaltung der Autorität Europas in Ägypten verantwortlich. Am 11. Juli bombardierte die engl. Flotte die Forts von Alexandria, 25. wurden die Reserven einkassiert, 27. verließen die ersten nach Ägypten bestimmten Truppen England. Diese Maßnahmen bedingten einen Supplementarcredit für die Armee und die Flotte, und auf Anlaß desselben wurde in einer vierstägigen Debatte (24. bis 27. Juli) die ägypt. Politik des Ministeriums nach allen Seiten erörtert. Es fehlte nicht an abweichenden Stimmen. John Bright hatte nach dem Bombardement Alexandrias das Rabinett verlassen. Allein trotz vieler Ausstellungen im einzelnen billigte die große Majorität sämtlicher Parteien das kriegerische Vorgehen gegen Arabi. Als das Parlament sich 18. Aug. verlagte, hatte schon die Besetzung von Suez durch engl. Truppen stattgefunden. Der rasche Erfolg der Expedition durch den entscheidenden Sieg Wolseleys bei Tel-el-Kebir (10. Sept.) und die unmittelbar darauf folgende Besetzung Kairo's gaben dem Ministerium das volle Maß des Ansehens zurück, das ihm durch die Mißgeschick der vorhergehenden Session verloren gegangen war.

In der Session, die 24. Okt. eröffnet wurde, kam der Hauptsache nach das Programm des Ministeriums hinsichtlich der Reform der Geschäftsordnung zur Ausführung. Die langwierigsten Diskussionen veranlaßte die Annahme des Schlußes (closure) der Debatte. Verhältnismäßig leichter wurden andere, die Mißbräuche der Redefreiheit beschränkende Resolutionen durchgesetzt, unter denen besonders diejenigen wichtig waren, welche die Einsetzung von Großen Komitees (grand committees) verordneten, zur Vorberatung spezieller Maßregeln, die früher von dem ganzen Hause verhandelt wurden. Nach der Annahme dieser letztern kam die Session 2. Dez. zum Abschluß. Um dieselbe Zeit fanden mehrere Personalveränderungen im Ministerium statt. Der frühere Kriegsminister Childers übernahm das bis dahin von Gladstone verwaltete Finanzministerium; an seiner Stelle wurde Lord Hartington Kriegsminister, während Lord Kimberley in das Indische Amt trat und Lord Derby, der schon zu Anfang des Jahres offen zur liberalen Partei übergetreten war, Kolonialminister wurde. Dobsen, bis dahin Präsident des Local government board, wurde an Brights Stelle zum Kanzler des Herzogtums Lan-

caster ernannt; Sir Charles Dilke vertauschte das Unterstaatssekretariat des Auswärtigen mit dem Vorsitz im Local government board und erlangte zugleich Sitz und Stimme im Rabinett.

Die Session von 1883 wurde 15. Febr. eröffnet. Die Thronrede erwähnte in Bezug auf auswärtige und Kolonialangelegenheiten vor allem den Feldzug in Ägypten und die daraus entsprungene Occupation mit ihren reformatorischen Aufgaben, sowie die Herstellung des Zulusönigs Cetewayo, der im Herbst 1882 nach London gekommen war und unter gewissen Bedingungen die Erlaubnis zur Rückkehr nach Zululand erlangt hatte. In Bezug auf Irland wurde die langsame Besserung der öffentlichen Zustände neben der Notwendigkeit fortbauender Wachsamkeit gegen die Machinationen der geheimen Gesellschaften hervorgehoben. Das Ministerium war entschlossen, nicht wieder eine lediglich irische Session zu haben, sondern vielmehr die legitimen Rücksände der leistungsfähigen Jahre soweit irgend möglich nachzuholen, und sowohl die Enthaltungen, welche der Prozeß der zu Anfang 1883 in Dublin verhafteten „Irish Unüberwindlichen“ und Böhm.-Part.-Mörder zu Tage förderte, als die spätere Entdeckung einer senischen Dynamitverschwörung in Birmingham und London bekräftigte die Majorität des Parlaments in der Unterstützung jener Politik. Eine gegen die Dynamitäre gerichtete Explosives bill paßierte beide Häuser an einem und demselben Tage (9. April). Dagegen wurde eine neue Affirmation bill, welche die Erledigung des chronisch gewordenen Bradlaugh-Skandals bezweckte, nach lange verschleppten Debatten verworfen (3. Mai), und Bradlaugh noch einmal von der Teilnahme an den Verhandlungen des Unterhauses ausgeschlossen. Die Großen Komitees, von denen zufolge der im verflochtenen Herbst durchgesetzten Reform der Geschäftsordnung gleich zu Anfang der Session zwei ernannt wurden, eins zur Beratung der auf Rechtsgerichtshöfe und richterliches Verfahren, das andere zur Beratung der auf Handel, Schifffahrt und Industrie bezüglichen Bills, erwiesen sich für die schnellere Erledigung der Geschäfte entschieden förderlich. Drei wichtige Gesetze, die Bankruptcy bill (eine Reform des Fallitenrechts), die Corrupt practises bill (eine Reform der bei den Parlamentswahlen herrschenden Mißbräuche) und die Patents bill, die sich die Wahrung der Rechte der Erfinder zum Ziel setzte, gelangten, dank der rüstigen Arbeit der großen Komitees, zur Annahme. Eifrige Meinungsverschiedenheit erregte die zur Hebung der Lage der Pächter in England und Schottland bestimmte Agricultural holdings bill, die aber schließlich auch angenommen wurde. Die Deceased wife's sister bill, welche das Verbot von Ehen von Wittvern mit ihren Schwägerinnen beseitigte, wurde vom Unterhause angenommen, aber bei der dritten Lesung, obgleich der Prinz von Wales und zwei seiner Brüder dafür stimmten, mit einer Majorität von fünf Stimmen vom Oberhause verworfen. Die obstruktive Taktik der Home-Rulers erneuerte sich bei den Debatten über den irischen Teil des Budgets; doch gab das Ministerium seine Zustimmung zu mehreren von diesen unverföhllichen Gegnern befürworteten Reformen, wie der Irish sea fisheries und der Irish labourers bill, und führte selbst die Irish tramways and public companies bill durch, die auch von dem Home-Rulers als von

großem praktischen Nutzen anerkannt wurde. Nach außen nahmen die Zustände Agyptens die Aufmerksamkeit des Parlaments während des größern Teils der Session in Anspruch. Die Bewilligung von Pensionen an Lord Wolseley und Lord Alcester, die Anführer des Kriegs gegen Arabi, widerlegten die Abhätler sich mit solchem Erfolg, daß Gladstone sich veranlaßt fand, den in Vorschlag gebrachten Pensionen ein für allemal ausbezahlte Kapitalsummen zu substituieren (29. Juni).

Später veranlaßte, abgesehen von der Reorganisation der ägypt. Verfassung und Verwaltung durch Lord Dufferin und von dem dieselbe verzögernden Ausbruch der Cholera, besonders der mit Keiseps abgeschlossene Präliminarvertrag über die Herstellung eines neuen Suezkanals eifrige Diskussionen. Die vorherrschende Ansicht innerhalb und außerhalb des Parlaments war, daß das Ministerium Lesspess' vertragmäßige Rechte in zu weitem Umfang anerkannt habe, und gegenüber dieser Opposition zog Gladstone (23. Juli) den Präliminarvertrag zurück. In Bezug auf Indien erregte besonders die Libert-Bill Aufsehen, ein von Libert, Mitglied des Geheimen Rats des Vizekönigs, ausgearbeiteter Gesetzentwurf, der die richterlichen Befugnisse der Eingeborenen erweiterte und unter den Europäern in Indien wie unter den Konservativen in England eine heftige Opposition hervorrief. Lebhafteste Erörterungen verursachte außerdem die im April von der austral. Kolonie Queensland unternommene Annexion von Neuguinea. Der Kolonialminister Lord Derby erklärte in einer Depesche vom 11. Juli diesen Schritt für ungesetzlich und unpolitisch, gab indes zugleich den Wink, daß das Unternehmen eine andere Gestalt gewinnen werde, wenn es, statt von einer einzigen Kolonie, ins Werk gesetzt werde von einer Konföderation der austral. Kolonien, ein Wink, welcher diese letztern bewog, entsprechende Unterhandlungen einzuleiten. Die franz. Expedition nach Madagaskar und die Gefangennahme und Mißhandlung des Missionars Shaw in Zamatave veranlaßte 11. Juli eine Debatte im Unterhause; doch bot Gladstone seinen ganzen Einfluß auf, die gereizten Gefühle gegen Frankreich zu mäßigen, und in der That wurde der unerfreuliche Zwischenfall nicht lange nachher durch die Freilassung und Entschädigung Shaws beigelegt. Dem vielbesprochenen Plane zu einem Kanaltunnel zwischen Dover und Calais, zu dessen Ausführung schon seit einiger Zeit Arbeiten im Gange waren, versagte ein Komitee beider Häuser (10. Juli) seine Zustimmung. Am 25. Aug. fand die Vertagung des Parlaments statt.

Von außerparlamentarischen Vorgängen erregten während der Session die Verdrüsslichkeit eines päpstl. Cirkulars gegen die Missionen der Landliga und die Sammlung eines Nationalfonds für Barnell (im Mai), die Hinrichtung der Phönix-Part-Mörder (im Mai und Juni) und die Ermordung des Denunzianten James Carey am Bord des Dampfschiffs Melrose Castle zwischen der Kapstadt und Natal (29. Juli) Aufsehen. Bald nach dem Schlusse der Session folgte man mit Interesse der Seefahrt Gladstones, der auf einem von Sir Donald Currie ihm zur Verfügung gestellten großen Dampfschiff, von seiner Familie und dem Dichter Alfred Tennyson begleitet, zur Erholung von den Mühen der Session die engl. Nordwestküste und die Nordküste Schottlands umkreuzte und von dort

seine Fahrt nach Kopenhagen ausdehnte, wo er (18. Sept.) den Besuch der eben anwesenden kaiserlich russ. Familie, des Königs und der Königin von Dänemark und des Königs und der Königin von Griechenland am Bord empfing. Von mehr als einer Seite setzte man diesen Vorfall mit polit. Rücksichten in Zusammenhang, doch, wie jetzt zweifellos erwiesen ist, ohne Grund. Das wichtigste polit. Ereignis der Parlamentsferien innerhalb des Vereinigten Königreichs war ohne Frage der im September beginnende und im Oktober und November hindurch fortgesetzte Kampf der irischen Nationalisten unter der Führung Heales, O'Brien und O'Connors gegen die Orangemänner von Ulster, der in zahlreichen, zum Teil tumultuarischen Meetings seinen Ausdruck fand und in dessen Verlauf auch der Führer der Konservativen im Unterhause, Sir Stafford Northcote, nach Ulster kam, um die bedrohte Lokalität dieser wesentlich prot. Provinz gegen die Umtriebe der Landleaguers zu befestigen. Zu Ende des November erregte die Kunde von der vernichtenden Niederlage der von Hicks Pascha befehligten ägypt. Armee im Sudan durch den Mahdi (s. b.) eine peinliche Überraschung. Die bereits im Fortschritt begriffene Räumung Agyptens durch die engl. Armee wurde dadurch unmöglich gemacht, und da die ägypt. Regierung sich weigerte, die volle Bedeutung jener Niederlage einzugehen und in das Aufgeben des Sudan zu willigen, wurde ein entschiedeneres Auftreten von seiten Englands unvermeidlich. Auf Befehl Sir Evelyn Baring's, des engl. Residenten in Ägypten, mußte der Cheibive (4. Jan. 1884) das Ministerium Scherif Paschas entlassen und ein neues unter Rubar Pascha ernennen, das die Politik der Räumung des Sudan gutheiß. Hierauf folgte (18. Jan.) die Mission General Gordons nach dem Sudan, mit dem Auftrage, die Räumung zu fördern und durch seine persönliche Autorität womöglich die Rettung der ägypt. Garnisonen zu bewirken, die in ihren weit verstreuten Lagerplätzen durch eine von den Emiraden des Mahdi fanatisierte Bevölkerung bedroht und von aller äußern Hilfe abgeschnitten waren.

Bald darauf (4. Febr.) erliß Vater Pascha, welcher die ägypt. Truppen befehligte und von Suakin aus einen Vorstoß machte, bei Zolar eine Niederlage durch die Aufständischen unter dem Befehl Osman Dignas, eines Parteigängers des Mahdi; 11. Febr. wurde Sinlat von den Aufständischen genommen, nachdem die Besatzung bei einem Ausfall beinahe vollständig vernichtet worden war; 21. Febr. wurde Zolar den Aufständischen übergeben. Das Eintreffen dieser Nachrichten erregte in London, wo inzwischen die Parlamentssession 5. Febr. 1884 eröffnet worden war, die größte Bestürzung. Denn jetzt schien nicht bloß Chartum und Nubien, sondern Agypten selbst und der Suezkanal bedroht. Die schnelle Absendung von Verstärkungsmannschaft nach Agypten und geradezu die Übernahme des Protektorats von Agypten wurden verlangt. Im Oberhause beantragte der Marquis von Salisbury, im Unterhause Northcote ein Tabellenvotum gegen das Ministerium; jenes wurde am 12. Febr. mit 181 gegen 81 Stimmen angenommen, dieses am 19. Febr. mit 311 gegen 262 Stimmen abgelehnt. Aber das Ministerium mußte, wenn es nicht dem Willen des Landes Trost bieten wollte, seine bisherige zaghafte und unentschlossene Haltung

aufgeben und mit aller Macht, sowohl mit diplomatischer als mit militärischer, eingreifen. General Gordon, der am 18. Febr. in Chartum eingetroffen war, suchte die Macht des Mahdi dadurch zu schwächen, daß er ihn selbst als Sultan von Kordofan anerkannte, die Stammeshäupter durch Geld, womit er reichlich versehen war, bestach und die Sklavenhändler durch Wiedererfreugung des Sklavenhandels mit England versöhnte. Zugleich sandte das Ministerium, unmittelbar nach dem Falle Sinalas, Truppen nach Agypten, wovon es am 12. Febr. das Parlament benachrichtigte. Zum Befehlshaber dieser Truppen, welche sich in Suakim zu sammeln hatten, wurde General Graham, welcher bisher eine Brigade in Kairo kommandierte, ernannt. Dieser kam 21. Febr. in Suakim an und schlug Osman Digma 29. Febr. bei El-Zeh und 12. März bei Lamanieb. Gordon verließ 16. März Chartum mit 3000 Mann, d. h. machte einen Ausfall, um die Stadt bedrohenden Aufständischen zu zerstreuen, stieß bei Halfapah auf den Feind, wurde aber geschlagen und genötigt, sich nach Chartum zurückzuziehen. (S. Mahdi und Sudan.) Kurz vorher wurde London durch ein neues Dynamitattentat in Schrecken gesetzt, welchem der gerade in London weilende Prinz Heinrich, zweiter Sohn des deutschen Kronprinzen, fast zum Opfer gefallen wäre. Am 28. März starb plötzlich zu Cannes infolge eines unglücklichen Falles auf der Treppe des Cercle nautique der Prinz Leopold, Herzog von Albany, der vierte (jüngste) Sohn der Königin Victoria.

Litteratur. Die wichtigsten Quellen für die Geschichtsschreibung älterer Zeit sind, außer den Chroniken des Reginus und des Silvas (beide herausg. von San-Marie, Berl. 1844), Bedas *«Historia ecclesiastica gentis Anglorum»* und die *«Anglo-Saxon chronicle»* (herausg. von Thorpe, 2 Bde., Lond. 1861). Beide Werke bilden zum großen Teil die Quelle und Grundlage späterer Chroniken, wie des Methelweard, Simeon von Durham, Florenz von Worcester, Heint. von Huntingdon, Roger von Howeden, Alfred von Beverley, Ingulf u. a. Für das Mittelalter sind bedeutend die Schriften *«De gestis regum Anglorum»*, *«Historia novella»* und *«De gestis pontificum»* des Wihl. von Malmesbury, gest. 1141; ferner Roger von Wendovers gewöhnlich dem Mathäus Paris zugeschriebene *«Flores historiarum»* (englisch von Giles, 2 Bde., Lond. 1849), die ursprünglich normannisch-französische, von Rob. de Brunne ins Englische überfetzte Reimchronik des Peter Langtoft (herausg. von Hearne, 2 Bde., Oxf. 1725) u. s. w. Brauchbare Sammlungen engl. Geschichtsquellen sind Saviles *«Rerum Anglicarum scriptores post Bedam praecipui»* (Lond. 1596; Frankfurt. 1601), zu welchen Camden *«Supplementa»* (Frankf. 1603) lieferte, und Gales *«Historiae Briticae, Saxonicae, Anglodanicae scriptores XV»* (Oxf. 1691). Wichtige Sammelwerke sind auch Dugdales und Dobsworths *«Monasticum Anglicanum»* (3 Bde., Lond. 1656—73), fortgesetzt in Stevens *«History of ancient abbeys»* (3 Tle., Lond. 1722—23) und vermehrt herausgegeben von Ellis, Galey und Bandinell (8 Bde., Lond. 1813), Willis *«Concilia Magnae Britanniae et Hiberniae»* (5 Bde., Lond. 1737), Thorpes *«Ancient laws and institutes of the Anglo-Saxon kings»* (Lond. 1840) und dessen *«Diplomatarium Anglicanum aevi Saxonici»* (Lond. 1865). In neuester

Zeit haben sich namentlich die English-Historical-Society (gestiftet 1836) und die Camden-Society (gestiftet 1838), sowie die von der Regierung bestellte Record-Kommission hervorgethan. Von der Sammlung der *«Rerum Britannicarum medii aevi scriptores»* sind seit 1858 mehr als 120 Bände und von den *«Calendars of state papers»* schon mehr als 80 Bände erschienen. Als Fortsetzung der *«Parliamentary history»* dienen Sanfards *«Parliamentary debates»*.

Unter den Bearbeitungen der Geschichte sind hervorzuheben: Hume, *«History of England»* (6 Bde., Lond. 1754—61; Prachtausg. von Bowyer, 10 Bde., Lond. 1806; deutsch, 6 Bde., Bresl. 1762—71), die fortgesetzt wurde bis zum Tode Georgs II. von Smollett (zusammen 15 Bde., Lond. 1811; neue Aufl., mit Fortsetzung von Hughes, 18 Bde., Lond. 1865—66), bis zum Frieden von 1783 von Abolpus (4. Aufl., 8 Bde., Lond. 1817) und von Jones in seiner *«History of England during the reign of George III.»* (3 Bde., Lond. 1825); ferner Ringard, *«History of England»* (8 Bde. in 4. u. 14 Bde. in 8., Lond. 1818—31; neue Aufl., 13 Bde., Lond. 1854); Lappenberg, *«Geschichte von England»* (Bd. 1 u. 2, Hamb. 1834—37; fortgesetzt von Pauli, Bde. 3—5, Gotha 1853—58); Macgregor, *«History of the British empire»* (2 Bde., Lond. 1852); Keightley, *«History of England»* (3 Bde., Lond. 1839; neue Aufl., 2 Bde., 1859); Hallam, *«Constitutional history of England»* (Lond. 1827); May, *«Constitutional history of England since the accession of George III.»* (3. Aufl., 3 Bde., Lond. 1871; deutsch von Oppenheim, 2 Bde., Lpz. 1862—64); derselbe, *«Constitutional history of England from 1760 to 1860»* (3. Aufl., 2 Bde., Lond. 1871); Stubbs, *«The constitutional history of England in its origin and development»* (2 Bde., Lond. 1874—76); Creasy, *«Rise and progress of the English constitution»* (9. Aufl., Lond. 1866); Rantle, *«Engl. Geschichte vornehmlich im 17. Jahrh.»* (Bd. 1—2, 4. Aufl., Bd. 3—9, 3. Aufl., Lpz. 1877—79); Budde, *«History of civilization in England»* (5. Aufl., 2 Bde., Lond. 1874; deutsch von Ritter, 5 Bde., Berl. 1869—70, und Ruge, 6. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1881); Green, *«A short history of the English people»* (Lond. 1874); derselbe *«History of the English people»* (Bd. 1, Lond. 1876).

Von Spezialwerken sind noch besonders namhaft zu machen: Remble, *«Codex diplomaticus aevi Saxonici»* (6 Bde., Lond. 1845—48) und *«The Saxons in England»* (2 Bde., Lond. 1849; deutsch von Brandes, 2 Bde., Lpz. 1852—54); Turner, *«History of the Anglo-Saxons»* (2 Bde., Lond. 1799—1805; 6. Aufl., 3 Bde., Lond. 1852); Palgrave, *«Rise and progress of the English commonwealth. Anglo-Saxon period»* (2 Bde., Lond. 1832); James, *«History of England in the time of the Romans, Saxons, Danes and Normans»* (Lond. 1851); Gaigh, *«Conquest of Britain by the Saxons»* (Lond. 1861); Pauli, *«König Alfred und seine Stelle in der Geschichte Englands»* (Berl. 1861); derselbe, *«Wilder aus Altengland»* (2. Aufl., Gotha 1876); Vaughan, *«Revolutions in English history»* (3. Aufl., 3 Bde., Lond. 1867); Thierry, *«Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands»* (Par. 1825; neue Aufl. 1867); Froude, *«History of England from the fall of Wolsey to the defeat of the Spanish Armada»* (neue Aufl., 12 Bde., Lond. 1870);

Eduard Graf von Clarendon, «History of the rebellion and civil wars in England» (7 Bde., Drf. 1849); Garbner, «History of England under the Duke of Buckingham and Charles the first, 1624—28» (Lond. 1875, mit den Fortsetzungen: «The personal government of Charles I. 1628—37», 2 Bde., 1877, und «The fall of the monarchy of Charles I. 1637—49», 2 Bde., 1882; bis 1642); Brobie, «Constitutional history of the British empire from the accession of Charles I. to the restoration» (4 Bde., Edinb. 1827; neue Aufl., 3 Bde., Lond. 1865); Madintosh, «History of the revolution in England in 1688» (Lond. 1834); Girizot, «Histoire de la révolution d'Angleterre» (4. Aufl., 2 Bde., Par. 1850; deutsch, 2 Bde., Jena 1844; neue Ausg. 1850, 1865); derselbe, «Histoire de la république d'Angleterre et de Cromwell» (Brüss. u. Lpz. 1854); derselbe, «Monk» (Par. 1850; deutsch von Röbiger, Lpz. 1851); derselbe, «Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi?» (Par. 1850; deutsch, Lpz. 1850); Dahlmann, «Geschichte der engl. Revolution» (6. Aufl., Lpz. 1853); Young, «History of the English revolution of 1688» (Lond. 1874); Birchall, «England under the revolution and the house of Hanover, 1688 to 1820» (Manchester 1876); Merle d'Aubigné, «Le Protecteur, ou la république d'Angleterre aux jours de Cromwell» (Par. 1848); Macpherson, «History of Great Britain from the restoration of Charles II. to the accession of the house of Hanover» (Lond. 1775); Macaulay, «History of England from the accession of James II» (5 Bde., Lond. 1848—61; deutsch von Bülow, 4 Bde., Lpz. 1849—52; 2. Aufl. 1860; Bd. 5, deutsch von Stromberg, 1861; 4. Aufl., deutsch von Weisler, 8 Bde., Braunsch. 1868); Carl Stanhope, «History of England from the peace of Utrecht to the peace of Versailles, 1713—83» (5. Aufl., 7 Bde., Lond. 1858); Massie, «History of England during the reign of George III» (4 Bde., Lond. 1861—65; 2. Aufl. 1866); Martineau, «History of England during the thirty years' peace» (2 Bde., Lond. 1849—50); Roebuck, «History of the Whig ministry of 1800» (2 Bde., Lond. 1850—51); Pauli, «Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815» (3 Bde., Lpz. 1864—75); derselbe, «Aufsätze zur engl. Geschichte» (Lpz. 1869, neue Folge, herausg. von Hartwig, Lpz. 1883); Molesworth, «History of England from 1830—74 to the resignation of Gladstone ministry» (neue Ausg., 3 Bde., Lond. 1874); Bagehot, «The English constitution» (Lond. 1867; 2. Aufl. 1872; deutsch, Berl. 1868); Todd, «Über die parlamentarische Regierung in England, ihre Entstehung u. f. w.» (aus dem Englischen von Ahmann, 2 Bde., Berl. 1869—71); Oneist, «Das engl. Verwaltungsrecht mit Einschluß des Heers, der Gerichte und der Kirche» (2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1866—67; 3. nach deutscher Systematik umgestaltete Aufl., Bd. 1, 1883); derselbe, «Selbigerement. Kommunalverwaltung und Verwaltungsgerichte in England» (3. Aufl., Berl. 1871); derselbe, «Engl. Verfassungsgeschichte» (Berl. 1882).

Großbulgarien, s. unter Bulgaren.

Großburg, Dorf im Königreich Sachsen, Regierungsbezirk Dresden, Amtshauptmannschaft Dresden-Albstadt, im SO. von Pöschappel auf der Höhe gelegen, mit 1310 E., hat ein Schloß, Stein-

fohlengruben und eine Gasanstalt. Dabei erhebt sich der 351 m hohe Windberg.

Groß-Comoro, s. unter Comoren.

Großconstable von England, s. unter Constable.

Groß-Sambrae, zur schw. Grafschaft Bute

Groß-Dahlat, Insel im Roten Meere, s. unter Dahlat.

Großdeutsch, Bezeichnung für diejenige Partei in Deutschland, welche ein geeinigtes Deutschland nur auf föderalistischer Grundlage und nur mit Einschluß Österreichs, allenfalls auch samt dessen außerdeutschen Provinzen, das sog. Siebzigmillionenreich, erstrebte. Sie bildete sich im Gegensatz zur kleindeutschen Partei, deren Ziel die Einigung Deutschlands mit preuß. Spitze und mit Ausschluß Österreichs war. Bei der Beratung der Reichsverfassung im frankfurter Parlament machte sich zuerst dieser Gegensatz geltend. Nach Bildung des Nationalvereins, der das kleindeutsche Programm zu verwirklichen suchte, versammelten sich die Großdeutschen, etwa 500, am 28. Okt. 1862 in Frankfurt a. M. und gründeten daselbst den «Deutschen Reformverein», dessen Zweck war, die Reform der deutschen Verfassung nach Kräften zu fördern, auf der Grundlage der Erhaltung der vollen Integrität Deutschlands. Dieser Verein bestand meist aus Süddeutschen, und zwar aus aristokratischen, klerikalen und demokratischen Elementen, unterstützte das österr. Reformprojekt 1863 und sprach sich in der schlesw.-holstein. Sache für das Erbrecht des Augustenburgerz und für die Selbständigkeit der Altherzogtümer aus. Nach der Gründung des Norddeutschen Bundes agitierten die Großdeutschen für die Errichtung eines Südbundes und für engen Anschluß an Österreich. Das Jahr 1870 nahm dem Programm der Großdeutschen jede polit. Bedeutung.

Größe wird erklärt als das, was einer Vermehrung oder Verminderung fähig ist und gemessen werden kann. Um eine G. zu messen, hat man ihr Verhältnis zu einer bekannten G. derselben Art (Einheit) anzugeben. Daher wird unter G. gewöhnlich eine unbekannte Zahl verstanden, das Verhältnis der G. zur Einheit. Kommenfuralabel sind G. von rationalem Verhältnis (eine ganze Zahl oder ein Bruch); inkommenfuralabel sind G., deren Verhältnis irrational, d. h. durch eine endliche Menge von Brüchen nicht ohne Fehler ausdrückbar ist. G. sind die Zahlen und Formeln, Raumgrößen (Längen, Flächen, Körper, Winkel), Zeitabschnitte, ferner die sog. intensiven G., Geschwindigkeit, Dichtigkeit, Kraft, Temperatur, Heligkeit u. f. w. Die Wissenschaft von den G. ist die Mathematik (Größenlehre). Die Veränderung einer G. ist entweder unstetig (diskontinuierlich) oder stetig (kontinuierlich), in endlichen Grenzen eingeschlossen oder nicht. Unendlich groß (unendlich klein) wird eine G. genannt, welche größer (kleiner) ist als eine beliebige (große oder kleine) G. derselben Art. Außer den endlichen G. kommen nämlich in der Infinitesimalrechnung auch unendliche (unendlich große) und verschwindende (unendlich kleine) G. in Betracht, insofern deren Verhältnisse sich bestimmen lassen. Unendliche wie Verschwindende werden als G. derselben Ordnung betrachtet, wenn ihre Verhältnisse nicht null und nicht unendlich, sondern endliche Zahlen sind.

Groffe (Julius Waldemar), deutscher Dichter, geb. 25. April 1828 zu Erfurt, erhielt zu Magdeburg

seine Schulbildung, worauf er die Universität zu Halle besuchte. Im J. 1852 ging er nach München, um die Akademie der bildenden Künste zu besuchen; doch bald siegte die Neigung zur Poesie. Im J. 1856 übernahm G. die Redaction des «Morgenblattes der Bayerischen Zeitung», bis diese von der «Süddeutschen Presse» verdrängt wurde. Im J. 1870 erhielt er einen Ruf als Sekretär der Schiller-Stiftung nach Weimar und siedelte als solcher mit dem Wechsel des Vorortes 1875 nach Dresden und später (1880) wieder nach Weimar über. G. bewegte sich auf allen Gebieten dichterischer Produktion mit großer Hingebendheit. Seine ersten «Gebichte» erschienen 1857 (Gött.); sie wurden weit übertroffen von den Gebichten «Aus bewegten Tagen» (Stuttg. 1869). Eine neue Ausgabe sämtlicher Gebichte veranstaltete Paul Heyse (Berl. 1882). Zu dem Besten, was G. gebichtet hat, gehören seine Kriesslieder «Wider Frankreich» (Berl. 1870). Von seinen epischen Dichtungen, von denen eine Gesamtausgabe veranstaltet wurde (Berl. 1871), verdient außer der «Gundel vom Königssee» (die auch mehrfach für die Bühne bearbeitet wurde) das «Mädchen von Capri» den Vorzug. Auch das komische Epos wurde von G. gepflegt, wie sein «Besuch Bardel, ein modernes Epos in zehn Gesängen» (Halle 1871) beweist. G.'s «Gesammelte dramatische Werke» erschienen in sieben Bänden (Pp. 1870). Einen entschiedenen dramatischen Erfolg errang er nur mit dem «Tiberius». Seine ersten Novellen erschienen 1861 in München, stammen indes aus weit früherer Zeit. Als Novellist wie auch als Dramatiker gehört G. der Heyseschen Richtung an; er liebt in der ersten Novelle das psychol. Problem, in der heitern das selbstsam Barocke. Zu erwähnen sind von seinen hierhergehörigen Werken: «Antreue aus Mitleid» (2 Bde., Braunsch. 1868), «Maria Mancini» (2 Bde., Stuttg. 1869; 2. Aufl. 1871), «Ein Revolutionär» (Stuttg. 1869; 2. Aufl. 1871), «Eine alte Liebe» (Braunsch. 1869) und die großenteils phantastischen Erzählungen «Vox populi» und «Zwei Phantasiestücke» (Braunsch. 1869), außerdem der größere Roman «Gegen den Strom» (3 Bde., Braunsch. 1871).

Große (Franz Theod.), deutscher Historien- und Porträtmaler, geb. 23. April 1829 zu Dresden, Sohn eines Handwerkers, genoss den ersten Zeichenunterricht von Burmeister-Liser, kam 1843 auf die Dresdener Akademie und trat 1847 in das Atelier Wendemanns ein. Im J. 1852 malte er eine Leda mit dem Schwane (in der dresdener Galerie) und 1853 ein Mädchen mit der Laute (zu Großenhain in Privatbesitz). Auch half er Wendemann an den Bildern im königl. Schlosse und führte 1854 in der Kuppel und im Venetianersale des Neuen Museums Grau in Grau Allegorien aus. Im Schlosse zu Wildenfels malte G. im Auftrage des Grafen Solms 1856—58 in einer kleinen Rotunde mit Wachsfarben die geistlichen und weltlichen Tugenden, später Szenen aus der Geschichte der Grafen Solms. Im J. 1858 ging er mit dem großen Reisestipendium der Akademie nach Italien, wo er zuerst ein halbes Jahr in Florenz zubrachte, dann längere Zeit in Rom im Umgange mit Cornelius verlebte. Er vollendete hier 1862 unter anderm ein Bild: Abraham und der Engel (in Privatbesitz zu Leipzig). In denselben Jahre gewann er bei der Konkurrenz, die der leipziger Kunstverein

für die Ausmalung der östl. Loggia des dortigen Museums ausgeschrieben hatte, den ersten Preis. Im Sommer 1865 begann G. mit der Ausführung in Fresko und führte dieselbe während der folgenden Sommer weiter, während er im Winter zu Rom Cartons zeichnete. Er vollendete sie im Dez. 1871. Dieselben sind von Feder photographisch nachgebildet (mit erklärendem Texte von Jordan) veröffentlicht worden (6 Pfg., Pp. 1865—74). Seit 1867 lebt G. wieder in Dresden, wo er als Professor an der Kunstakademie wirkt. Daneben hat er sich einen geachteten Namen als Porträtmaler erworben. Der bedeutende Aufführung der städtischen Architektur ließ G. an die Übernahme von Häuserdecorationen im Sinne der ital. Renaissance herantreten, wie er denn 1873 und 1874 mehrere Arbeiten dieses Genre auch zu Jena vollendete. Für das neue Theater in Dresden besorgte er 1877 die Ausschmückung des Foyer, worin der Sagenkreis des Bacchus zur Darstellung kommt. Die dresdener Galerie besitzt sein großes, 1879 vollendetes Ölgemälde: Ankunft der Seelen im Purgatorio nach Dante. Gegenwärtig schmückt G. in Gemeinschaft mit Pauwels die Aula der Landesschule St. Afra in Meissen mit Wandgemälden aus, welche sich in geschichtlichem Sinne auf Unterricht und Wissenschaft beziehen.

Großer Belt, s. unter Belt.

Große Sitzung, s. unter Schwaben.

Großer Hermon, Berg des Antilibanon (s. b.).

Großes Jahr, s. unter Jahr; vgl. Vorreden der Nachtgleichen.

Große Jury, s. Anlagejury.

Großer Kurfürst, s. Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg.

Großer Ocean, s. Südsee.

Großengotttern, Dorf in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Langensalza, 8 km im NW. von Langensalza, am Sultzbach unweit der Unstrut und an der Linie Gotha-Weimarselbe der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2348 E., welche Gartenbau treiben und viel Gurken, Zwiebeln und andere Gemüse ziehen.

Großenhain, früher auch bloß Ha in genannt, Stadt in der Kreishauptmannschaft Dresden des Königreichs Sachsen, an der Röder, Knotenpunkt der Linien Berlin-Dresden und G.-Cottbus der Preussischen und Pfortenw.-G. der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, einer Amtshauptmannschaft, einer Bezirkschulinspektion und zählt (1880) mit der Garnison 11045 E. (darunter 190 Katholiken), deren Erwerbsquelle hauptsächlich in der sehr ansehnlichen Fabrikindustrie besteht, die sich besonders auf Wollspinnerei, Tuch- und Buchbindfabrikation erstreckt; außerdem bestehen Fabrikation von Strickgarn, Bleichspulen, Strumpfwaren, Cigarren, Maschinen, Ledertuch, Wachs- und Kupferwaren und Holzdruckereien. In G. wurden 1743 das Sächsische oder Hainner Grün und der blaue Karmin oder das Sächsische Blau durch den Advokaten J. Chr. Warth erfunden. Die ansehnlichen Gebäude mehrerer sehr bedeutenden Etablissements sowie die hübschen, die Stadt umgebenden Anlagen (an Stelle der früheren Stadtmauer und Wallgräben), sowie der seit 1877 neu angelegte Stadtpark tragen wesentlich dazu bei, das moderne Ansehen der Stadt zu erhöhen, das sie infolge des regelmäßigen Aufbaues nach dem großen Brande am 8. Juli 1744, bei welchem

nur 40 Häuser verschont bleiben, gemauert hat. Von öffentlichen Bauwerken sind bis 1748 vollendete Hauptkirche, drei Schulhäuser für die Volksschule, eins für die Realschule, das 1873 abgebrannte, 1876 neugebaute Rathaus, das Amtsgericht, das Krankenhaus, das Armenhaus und die großen Kasernen zu erwähnen. Im Rathaus befindet sich die von Rentamann Brander 1839 gegründete, gegen 6000 Bände umfassende Stadtbibliothek. Eine auch von Brander 1839 gegründete Kleinkinderbewahranstalt, eine gewerbliche Sonntagschule (1880) und ein 1883 gegründeter Gewerbeverein sind in neuerer Zeit wiederhergestellt worden, letztere unter dem Namen Amalien-Stiftung.

Q wird schon im 10. Jahrh. als Stadt erwähnt und war im Mittelalter, wo es zu Röhmen gehörte, fast zerstört. Nachdem es an Röhren gekommen, residierten in dem dortigen Schloß zuweilen die Brüder Friedrich der Gebissene und Treizmann. 1312 kam es auf vier Jahre an Brandenburg. Als 1640 das dortige Nonnenkloster aufgehoben werden sollte, siedelten die Nonnen daselbst der Sage nach 6. Juli in Brand. Es brannten damals drei Viertel der Stadt nebst dem Schloß ab, welches letztere wieder aufgebaut wurde und jetzt als Fabrikgebäude dient. Die Ruinen der Klosterkirche stehen noch. Abgesehen von den Feinden des Mittelalters, den Verwüstungen durch die Hussiten 1429, litt die Stadt besonders im Dreißigjährigen, im Siebenjährigen und noch mehr 1706 im Nordischen Kriege. Am 16. Mai 1813 kam es in Q. zu einem Gefecht mit den Franzosen.

Größenlehre, s. wie Mathematik.

Größenlanden oder Großlanden, Stadt im Großherzogtum Hessen, Provinz Oberhessen, Kreis Widen, 7 km südlich von Widen am Alrbach, mit 1226 Q., hat eine alte Kirche aus dem 10. Jahrh. und ein Rathaus, das den Tempelherrn gehört haben soll. In der Nähe sind Braunkohlegruben.

Größenlinden, Dorf mit 1600 Q. im preuss. Regierungsbezirk Kassel, an der Linie Witten-Hulda der Coburgischen Eisenbahn, 11 km nordwestlich von Hulda und an der Elbe. Hier ist die Quelle des heiligen Bitterwassers, welches von Sulzschütz (s. d.) aus verläuft wird.

Größenwahn, Wahnsinn mit dem Inhalt der Selbstüberschätzung bezüglich Vermögen, sozialer Stellung, Körper und Geisteskräfte, kommt bei verschiedenen Geisteskrankheiten vor, bildet also wissenschaftlich betrachtet keine Krankheit für sich, sondern nur ein Symptom. Q tritt in mehreren Formen auf, deren Unterscheidung praktisch wichtig ist, insofern als die einen auf ein tieferes unheilbares Leiden, die andern auf leichtere Störungen des Gehirns hindeuten. In mehr beschreibender, innerhalb der Grenzen des Möglichen sich haltender Weise tritt Q auf bei der einfachen heilbaren abnormen Hirnerregung, welche als »Raus« bezeichnet wird. Die Kranken bezeichnen sich in mehr oder weniger Sinn als Generale, Könige u. s. w., ohne diesen wechselnden Titel als größeres Gewicht beizulegen, in völlig Analoge, alles Mögliche überhörender Form tritt der Q auf bei der sog. »Hirnerweiterung« (s. Progressive Paralyse der Frauen), wo die Kranken sich für den Weltkaiser, Obergott, Weltverkehrsminister u. dgl. m. outgeben, Millionen Jahre alt zu sein behaupten, jeden noch so geringfügigen Dreck eventuell mit Milliarden belohnen, dabei aber fortwährend die

typische Ausdrucksweise ihrer Selbstüberschätzung variieren und sich in den größten Widerstreit bewegen, ohne es zu bemerken. Am ähnlichsten findet sich auch bei vorübergehenden Hysterien, denen an sich schwachsiniger Personen, ohne nicht jene Mannigfaltigkeit der Phantasieprodukte zu zeigen. Indisch ist, der Q auch ein häufiges Element der chronischen Verirrtheit, wo jedoch die Wahnelemente und dieselbe Orientierung (s. d.) der Verirrtheit wird (s. d.) religiösen Inhalt, politischer, z. B. ein »Kaiser« u. s. w. Hier vorwiegend der »Wahn« logischer Weise allenthalben wahrhafte Wahnelemente wie überhaupt alle seine Gedanken zu einem Wahnsystem, sobald er die Widersprüche seiner wahren und seiner eingebildeten Stellung in subjektiv betrübender Weise bemerkt. Wenn hier, wie dies meist der Fall, gleichartig Verfolgungswahn vorhanden ist, so wird auch dieser in das Wahnsystem einbezogen, und der Kranke erklärt sich für verfolgt, weil er eine besonders ausgezeichnete Person (belebte gebrochene Uhrwerke u. s. w.) sei, an deren Vernichtung andere Interesse haben. Die Größenwahn sind hier nicht Übergrößenwahn, weshalb sich der Kranke meistens auch in ihrem ganzen äußeren Verhalten dem entsprechend geben. Die letztgenannte Form von Q ist ebenso wie der bei Hirnerweiterung auftretende Q, fast ausnahmslos unheilbar, tritt bei letzterer viel früher ein tödlicher Ausgang des Leidens ein, während die Verirrtheit mit Q die Lebensdauer an sich nicht beeinflusst.

Groß-Engelsdorf, s. Engelsdorf.

Grossario (Itz.), Großhandel; auch große Waren.

Grosseto, befestigte und gutgebaute Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des Königreichs Italien, liegt inmitten der Maremma Grossetana, 2 km vom rechten Ufer des Ombrone, 7 km von dessen Mündung und an der Bahn Florenz-Livorno-Rom, die hier nach Livorno abzweigt. Der Ort ist ein Ort eines Bistums, hat eine großartige Kathedrale mit einer schönen Fassade aus weißem Marmor, eine Parochialkirche und ein Theater. Dem wässrigen Mangel an Trinkwasser ist seit 1883 ein Hochbehälter von ungeheurer Höhe ab. Nahe bei der Stadt beginnt der große Stumpf von Castiglione della Pescaia, der 18,5 km westwärts bis zum Küstenort Castiglione reicht (Q zählt (1881) 7871 Q., von denen früher im Sommer wegen der verpesteten Luft nur 2–400 zurückblieben. Durch die in neuerer Zeit mit großem Erfolge fortgeführten Entwässerungsarbeiten mittels der Colmata (Bodenerhöhung durch Abzug aus dem Gewässer) ist die Stadt wohlhabender geworden, und reicher Land- und Gartenbau, sowie mannigfaltige Industrie haben sich entwickelt. In der Nähe liegen die Bagni di Rovelle (Aguas Romulianum), 36° C warm, reich an Chlorsalz, Natriumsalz und Kochsalz. Die Ruinen des noch 1267 bewohnten Ruffell, einer der 12 ersten Bundesstädte, gegen riesige Colopommanveste.

Die Provinz Grosseto zählt auf 6420,00 qkm 114.296 Q. und ist mit 26 Seelen auf 1 qkm nicht Saffari die mangelhafteste des ganzen Königreichs Italien.

Grossfisch, Schwein, s. unter Fasel.

Grossfelde, Flecken in Oberhessen, s. unter Felda.

Großfürst, Weliki knás, war der ursprüngliche Titel der Herrscher Rußlands, welche ihren Sitz in Kiew hatten und als Älteste im Hause Ruriks eine Oberherrschaft über die Teilsfürsten (udelnyje knásja) ausübten. Als Ruriks Haus sich in mehrere selbständige Zweige geteilt hatte, nahmen die Ältesten jeden Zweigs diesen Titel an, sobald es verschiedene G. gab. Nach der Unterwerfung Rußlands unter die Mongolen verlegten die G. von Kiew ihren Sitz nach Wladimir. Die großfürstl. Würde hing von nun an von der Verleihung des Chans ab; von diesem haben die Fürsten von Moskau diesen Titel und zugleich die Oberherrschaft erhalten. In Litauen wurde dieser Titel gleichfalls vom Oberherrscher im Gegenjase zu den Teilsfürsten gebraucht. Nach der Vereinigung Polens mit Litauen führten die Könige von Polen diesen Titel. Jetzt führt der Kaiser von Rußland den Titel eines G. von Finland, Litauen u. a. Dieser Titel kommt außerdem noch den Prinzen und Prinzessinnen des Kaiserhauses bis zum vierten Grade direkter Abstammung von einem Kaiser zu; die weitere Descendenz führt den Titel Prinz, Prinzessin kaiserl. Geblüts. Der Kaiser von Österreich führt diesen Titel als G. von Siebenbürgen.

Großfahnhüner, Gruppe der Hühnervögel (f. d.).

Großgerau, Stadt im sog. Nied. im gleichnamigen Kreise der hess. Provinz Starkenburg, an der Schwarzburg und an der Linie Mainz-Darmstadt-Schaffhausen der Hessischen Ludwigsbahn, ist Sitz eines Kreisamts, eines Amtsgerichts und eines Forstamts und zählt (1880) 2925 meist prot. G., welche Bierbrauereien, Fabriken für Öl und für Malz unterhalten. Der Ort kommt schon unter Kaiser Heinrich II. als Reichsdorf vor und erhielt 1398 Stadtrecht. Im Dreißigjährigen Kriege litt es so, daß nur 50 G. darin blieben. Vom Okt. 1869 an war G. der Mittelpunkt von etwa 18 Monate hindurch sich wiederholenden Erdbeben.

Großgewerbe, f. unter Gewerbe und Großbetrieb.

Großglockner, der höchste Gipfel der Hohen Großglocken, f. Glogau.

Großgörschen, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, südlich von Lützen, mit 500 G., wurde durch die Schlacht vom 2. Mai 1813 berühmt, die man jedoch, wiewohl weniger richtig, nach der nahegelegenen Stadt Lützen (f. d.) zu benennen pflegt.

Großgriechenland (grch. ἡ μεγάλη Ἑλλάς, lat. Graecia Magna oder Major) ist eine wahrscheinlich in Italien zur Zeit der höchsten Blüte der griech. Kolonien daselbst aufgekommene Bezeichnung des südl. Italien, soweit dasselbe von griech. Ansiedlern bewohnt war. Der Umfang und die Ausdehnung dieser Benennung (die von Schriftstellern zuerst Polybios und der sog. Stymnos von Chios gebraucht) ist ziemlich schwankend und wechselnd. Vorzugsweise und im engeren Sinne scheint man die am Larentinischen Meerbusen und zunächst südlich und südwestlich davon gelegenen griech. Pflanzstädte Larent, Metapont, Gerakleia (am Siris), Sybaris, Kroton, Kaulonia, Lokri und Rhegion darunter verstanden zu haben. Dann werden aber auch die Städte an der Westküste, wie Neapolis, Ryme (Cumä), Poseidonia (Pästum) u. a., und überhaupt alle griech. Pflanzstädte des südl. Italien darunter begriffen; ja von einigen

wurde die Bezeichnung sogar auch auf die griech. Kolonien auf Sicilien ausgedehnt. Die älteste unter diesen Kolonien war Ryme, dessen Gründung (von Suböa aus) um das Jahr 725 v. Chr. gesetzt wird. Von den übrigen sind die meisten seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. v. Chr. gegründet worden, und zwar waren die Gründer teils Dorier von Sparta (Larent), Korinth (Sydratus) und Megara (das sicil. Megara), teils Jonier von Suböa (außer dem schon erwähnten Ryme noch Neapolis, Diskaarchia, Rhegion, Naxos auf Sicilien u. a.), teils peloponnesische Achäer (Kroton, Sybaris, Metapont u. a.), teils ionijsche Lokrer (Lokri). Nicht wenige dieser Pflanzstädte gründeten ihrerseits wieder neue Ansiedelungen, wie eine beträchtliche Anzahl sicil. Städte von Sydratus, Poseidonia von Sybaris, Gerakleia von Larent, Kaulonia, Pandosia und Terina von Kroton begründet waren. Mehrere dieser Städte gelangten frühzeitig zu großer Macht und bedeutendem Reichtum, der in manchen arge Uppigkeit und Schwelgerei hervorrief (Sybaris, Larent). Die bildende Kunst stand in ihnen in hoher Blüte, wie außer dem Ruhme des Erzbildners Pythagoras von Rhegion die Überreste der Tempel von Poseidonia und Metapont, sowie von Sydratus, Selinus und andern Städten auf Sicilien zeigen. Auch die italiotischen Münzen zeichneten sich durch Schönheit aus. In der Wissenschaft dagegen nehmen sie keine ansehnliche Stelle ein, jedoch gehört eine der bedeutendsten Erscheinungen der griech. Kulturgeschichte, der philol.-polit. Bund der Pythagoräer, Unteritalien an. Abgesehen von Sicilien, sank die Kraft der Italioten seit der rohen Zerstörung von Sybaris (511 v. Chr.) durch Kroton. Seitdem wurden allmählich die italischen Stämme der Sabellen auf sehr vielen Stellen des Griechentums Meister. Seit der Unterwerfung Unteritaliens durch die Römer (270 v. Chr.) drang mehr und mehr das röm. Element ein, doch erhielt sich daneben das griechische in Sprache und Sitte bis in die röm. Kaiserzeit, in Neapel noch bis auf Justinian I. Die byzant. Herrschaft gab bis zum 11. Jahrh. dem Griechentum in Apulien und Kalabrien noch einmal einen, dann durch Araber und Normannen wieder verwischten Aufschwung. Vgl. Lenormant, «La Grande Grèce» (2 Bde., Par. 1881).

Groß-Gartmannsdorf, Dorf im Königreich Sachsen, Regierungsbezirk Dresden, Amtshauptmannschaft Freiberg, 8 km südlich von Brand, mit (1880) 2322 G., welche starke Leinweberei treiben. Dabei ein Torfstich und drei große, tiefe Teiche.

Großheringen, Dorf im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, am Einfluß der Ilm in die Saale und an den Linien Berlin-Halle-Webra-Frankfurt der Preussischen Staatsbahnen, G.-Saalelfeld der Saale- und Straußfurt-G. der Saale-Unstrutbahn, zählt (1880) 418 G.

Großherr, f. Padiſchah.

Großherzog ist der Titel für souveräne Fürsten, welche völlerrechtlich im Range zwischen den Königen und Herzögen stehen; sie führen das Prädicat Königl. Hoheit. Der Herzog von Florenz, Cosimo I. de' Medici, war der erste Regent, der sich 1. Sept. 1569 von Papst Pius V. den Titel G. verleihen ließ, ohne jedoch dafür die kaiserl. Bestätigung zu gewinnen, die erst sein Sohn und Nachfolger Franz 1576 infolge seiner Vermählung mit der Schwester Kaiser Maximilian II. erlangte.

Das Präbikat königliche Hoheit wurde mit diesem Titel 1699 verbunden, und von Florenz ging derselbe auf Toscana über. Napoleon I. schuf einen zweiten G., als er 15. März 1806 Murat das Herzogtum Berg verlieh, worauf auch der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Kurfürst von Baden und der Kurfürst von Würzburg (früher Großherzog Ferdinand III. von Toscana) in Folge ihres Beitritts zum Rheinbunde als souveräne Fürsten am 12. Juli 1806 diesen Titel annahmen. Im J. 1810 wurde auch der Fürst Primas von Dalberg (früher Kurfürst von Mainz) von Napoleon I. zum G. von Frankfurt ernannt. Gegenwärtig führen denselben nach den Bestimmungen des Wiener Kongresses (außer dem aus Toscana vertriebenen Zweige des Hauses Habsburg-Lothringen) die Regenten von Hessen und Baden, seit 1815 die von Sachsen-Weimar (4. April), Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz (28. Juni) und Oldenburg (9. Juni, der letztere nahm ihn erst 1829 wirklich an), sowie neben ihren andern Titeln der König von Preußen als G. vom Niederrhein und Bosen, der Kaiser von Oesterreich als G. von Toscana und Kratau, der König der Niederlande als G. von Luxemburg.

Großhetman, s. unter *Ataman*.

Großhundert bezeichnet eine Anzahl von 120, Großtausend eine Anzahl von 1200 Stück sog. Zählgüter. Das Großtausend hat demnach 10 G. Beide Normen sind sehr wenig mehr gebräuchlich.

Grossi (Tommaso), ital. Dichter der romantischen Schule, geb. zu Bellano am Comersee 20. Jan. 1791, erhielt seine erste Erziehung bei einem Oheim, welcher Priester in Treviso war, ihn für das geistliche Amt bestimmte und 1799 in das bischöfl. Seminar zu Castello bei Lecco schickte. Im J. 1803 entfloß er bei Nacht aus dem Seminar, wurde zwar dorthin zurückgebracht, verließ es jedoch 1804 wieder, um sich in Mailand und Pavia dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Nach Vollendung seiner Studien arbeitete er auf dem Bureau des Advokaten Capretti in Mailand und begann sodann 1818 selbständig die Advokatur auszuüben. Als 1819 die Zahl der Advokaten beschränkt wurde, sollte G. als Schreiber bei der Präfektur angestellt werden, entsagte aber dieser Stelle, um sich ganz der Litteratur zu widmen. Der Ruhm, zu welchem der mailändische Dialektdichter Carlo Porta gestiegen war, veranlaßte G., in der „*Primeide*“, der „*Pioggia d'oro*“, der „*Fuggitiva*“ u. s. w. in gleichem Genre sich zu versuchen. Mit Porta schrieb er das dramatische Gedicht „*Giovanni Maria Visconti, duca di Milano*“ (neueste Ausg., Mail. 1882). Nach Portas Tode begann G. in ital. Schriftsprache zu dichten. Seinen Ruhm begründete er mit der Novelle „*Ildegonda*“ (Mail. 1820), in Ottave rime, ein glänzendes Gemälde aus dem Mittel- und Klosterleben. Es folgten „*I Lombardi alla prima Crociata*“ (3 Bde., Mail. 1826), ein Heldengedicht in 15 Gesängen, das hinter dem vorigen weit zurücksteht. Mehr Anhang fanden sein „*Marco Visconti*“ (Mail. 1834; neueste Aufl., Flor. 1881), ein histor. Roman im Stile Manzoni's, und seine Novelle in Versen „*Ulrico e Lida*“ (Mail. 1834). Im J. 1838 verheiratete er sich mit Giovannina Alfieri, gab die literarische Thätigkeit vollständig auf und lebte fortan als Notar und Advokat zu Mailand, besaß mehrere Ehrenämter und starb daselbst 10. Dez. 1853. Gesamtausgaben seiner Werke erschienen zu Neapel

(1855) und am vorzüglichsten in einer illustrierten, von B. A. Curti besorgten Prachtausgabe zu Mailand (2 Bde., 1862). Vgl. Cantù, „*Vita ed opere di Tommaso G.*“ (Mail. 1854); Curti, „*Tommaso G.*“ (Mail. 1862).

Grossierer, s. unter *Engros*.

Grossinquisitor, s. *Generalinquisitor*.

Grossist, s. unter *Engros*.

Großjägerndorf (Großjägersdorf), Dorf im ostpreuß. Kreise Insterburg, Regierungsbezirk Gumbinnen, südlich vom Pregel und 15 km östlich von Wehlau, mit 490 G., wurde geschichtlich namhaft durch die Schlacht am 30. Aug. 1757.

Ein russ. Heer von 100000 Mann war im Mai von Riga her unter dem Feldmarschall Grafen Apraxin in vier Kolonnen an die Grenze Ostpreußens gerückt, welches der 72jährige preuß. Feldmarschall von Lehwald mit 30000 Mann, zum dritten Teile Garnisontruppen und Milizen, verteidigen sollte. Die russ. Kolonnen trafen 18. Aug. bei Insterburg ein und gingen 27. Aug. auf das linke Pregelufer, während Feldmarschall von Lehwald 28. Aug. ebenfalls den Pregel überschritt und 8 km östlich von Wehlau, zwischen Manglad und Ruskendorf, lagerte. Das preuß. Korps war nur 20000 Mann (20 Bataillone, 50 Schwadronen) stark, und der Gegner hatte 60000 Mann mit 200 Geschützen zur Stelle, doch beschloß Feldmarschall von Lehwald, anzugreifen, und ließ die Truppen 30. Aug. um 3 Uhr früh aufbrechen und in drei Kolonnen durch die Wälder gegen den linken Flügel der Russen vorrücken. Nachdem man an G. vorbei war, ging die Kavallerie des rechten Flügels, 15 Schwadronen, gegen Sittenfeld vor, warf im ersten Anlaufe Kosaken und russ. Kavallerie, hieb auf die russ. Infanterie ein und nahm eine Batterie, geriet aber in das Feuer einer großen Batterie und mußte mit großem Verluste zurückweichen. Durch fünf Schwadronen des linken Flügels verstärkt, hielt sich die preuß. Kavallerie südlich von Ueberballen, während die preuß. Infanterie um den Wald von Norikitten kämpfte. Der linke Flügel des preuß. Heeres, noch 30 Schwadronen stark, warf die östlich des Wäldchens bei Wognothen stehende russ. Kavallerie im ersten Anlaufe, sodas diese in völliger Auflösung um Schlachtfeld floh, hieb dann der rechte Flügel der russ. Infanterie nieder und nahm eine Batterie, geriet dann jedoch in das Feuer großer Batterien und mußte bis nach Wognothen zurückgehen. Die preuß. Infanterie, 16 Bataillone im ersten und 4 im zweiten Treffen, war inzwischen im Vorrücken geblieben und hatte sich hinter Ueberballen rechts gezogen, um den bei Schalluppen stehenden linken Flügel der Russen zu umfassen; als ihr linker Flügel an Daupellen vorbei war, wurde dieser und bald darauf die Mitte in ein Feuergefecht mit der im Walde von Norikitten stehenden russ. Infanterie verwickelt, wodurch die Gefechtsfront zerriß, da der rechte Flügel das Rechtsziehen fortsetzte. Eine große russ. Batterie wurde genommen und die russ. Infanterie bis in die Mitte des Waldes von Norikitten zurückgeworfen, doch führte General Romanzow namhafte Verstärkungen in den Wald, und außerhalb desselben führten mehrere russ. Haubitzenbatterien auf, deren Granatfeuer die preuß. Infanterie aus dem Walde trieb. Hierbei geriet dieselbe in das Feuer des bei Daupellen zurückgehaltenen zweiten Treffens (Garnisonbataillone) und kam in Unordnung.

Der rechte Flügel der preuß. Infanterie war inzwischen noch weiter abgekommen, und der linke Flügel der Russen begann langsam vorzurücken. Da brach Feldmarschall von Lehnwald den Kampf um 9 Uhr vormittags ab, sammelte seine Infanterie westlich von G. und führte dann sein Heer auf das rechte Ufer der Pregel nach Wiltenhof. In der Schlacht bei G. verloren die Preußen 4000 Mann und 28 Geschütze, die Russen 7000 Mann und 30 Geschütze. Die Schlacht bestimmte den russ. Feldherrn nach einigen zwecklosen Märschen östlich der Alle zum Rückzuge über die Grenze, doch sendete derselbe vorher einen glänzenden Siegesbericht nach Petersburg.

Großjährig oder **major** renn, f. unter **Großjährigkeit**.

Großjährigkeit, **Volljährigkeit**, **Mündigkeit** oder **Majorennität** (major oder legitima aetas), der seit dem Reichsgesetz vom 17. Febr. 1875 in ganz Deutschland mit dem vollendeten 21. Lebensjahre für jede Person eintretende Rechtszustand, welcher im Gegensatz zur Minderjährigkeit (s. d.) die Person, falls sie nicht unzurechnungsfähig ist, in ihrer rechtlichen Handlungs- und Dispositionsfähigkeit fördert. Der Code Napoleon hat die gleiche Jahresziffer, Oesterreich verlangt 24, die Schweiz in verschiedenen Kantonen je 23, 20, 19 Jahre. Die G. beendet die Altersvormundschaft und ist auch bei den noch in väterlicher Gewalt stehenden Personen von Bedeutung, insofern dieselben des väterlichen Konsenses zu ihren Rechtshandlungen meist nicht mehr bedürfen. Andererseits hört nun aber auch das Alter auf, in dem man wegen benachteiligender Rechtsgeschäfte Wiedereinkunft in den vorigen Stand begehren kann. Die G. kann übrigens in Deutschland schon vor der Vollendung des 21. Lebensjahres eintreten durch Großjährigkeitserklärung (venia aetatis, Jahrgabe), d. h. einen obrigkeitlichen Akt des Landesherrn oder der Obervormundschaftsbehörde, um den besonders nachgesucht werden muß und der nach gemeinem Recht einem männlichen Minderjährigen nicht vor Vollendung des 20., einer weiblichen nicht vor Vollendung des 18. Lebensjahres erteilt werden soll. Der für großjährig (volljährig, mündig oder major) erklärte steht im allgemeinen dem wirklich Volljährigen gleich, nur im Grundstücksverkauf ist er nach gemeinem Recht an die Zustimmung der obervormundschaftlichen Behörde gebunden. Ebenso wenig, wie die Großjährigkeitserklärung, sind von dem citierten Reichsgesetz die hausverfassungsmäßigen oder landesgesetzlichen Bestimmungen über den Beginn der G. der Landesherren und der Mitglieder der landesherrlichen Familien, sowie der jurkl. Familie Hohenzollern alteriert worden, nach welchen für die G. der Regenten meistens das 18. Lebensjahr als Großjährigkeitstermin gilt. Auch kann infolge partikularrechtlicher Vorschriften die G. noch auf andere Weise als durch Zurücklegung eines bestimmten Jahres, z. B. durch Anstellung im Staatsdienst (Württemberg), bei Frauen durch Verheiratung u. s. w. eintreten.

Großkanzler, f. unter **Kanzler**.

Großkarben, Dorf zwischen Friedberg und Wilbel in der hess. Provinz Oberhessen, unweit davon befindet sich der Selzerbrunnen (s. d.).

Groß-Kiskinda (Ragy-Kiskinda), privilegierter Marktflecken im ungar. Komitat Torontal, Vorort des frühern „Großkiskinder Kronbisdrfts“.

Station der Linie Marchegg-Budapest-Bercierova der Oesterreichisch-Ungarischen Staatsseifenbahn, in fruchtbarem Tieflande gelegen, mit (1880) 19845 E., von denen mehr als die Hälfte Serben, der Rest Deutsche und Magyaren sind, ist Sitz eines k. k. Reichshofes und hat eine katholische und eine griech.-orient. Pfarrkirche und ein Gymnasium. Der Ort treibt reichlich lohnenden Getreidebau (insbesondere Weizen und Mais) und bedeutende Viehzucht.

Großkophia, Bezeichnung, die sich Cagliostro beilegte als Wiederhersteller der angeblichen ägypt. Maurerei. Goethe hat den Stoff 1791 in einem gleichnamigen Lustspiele in Prosa behandelt.

Großkreuz wird bei den meisten Orden die höchste Klasse derselben genannt. Das G. besteht in der Regel in dem auf einen Stern gelegten Kreuze des betreffenden Ordens und einem breiten, bald von der rechten Schulter zur linken Hüfte, bald umgekehrt getragenen Bande. Mit dem Besitze eines G. sind öfter noch besondere Ehren und gewisse Rangvorzüge verbunden; in einigen Staaten bringt z. B. die Verleihung Erhebung in den erblichen Adelsstand oder auch in eine höhere Stufe desselben mit sich.

Großkleeenthal, deutsche Kolonie im russ. Gouvernement Cherson unter 46° 20' nördl. Br. und 48° östl. L. (von Ferro), 20 km südwestlich von Odessa, wurde 1803 und 1804 gegründet durch deutsche Auswanderer aus Württemberg, Baden, der Pfalz und Ungarn. Die meist wohlhabenden Kolonisten bekennen sich zur prot. Kirche, treiben Ackerbau, Viehzucht, Obst- und Weinbau.

Großkloge, f. unter **Freimaurerei**.

Großmähren, f. unter **Mähren**.

Großmann (Christian Gottlob Leberecht), verdienter Theolog, geb. 9. Nov. 1783 zu Priesnitz im Altenburgischen, wo sein Vater Pfarrer war, erhielt seine Vorbildung in Schulpforta und studierte seit 1802 Theologie zu Jena. Nachdem er den Einwohnern von Priesnitz, die in den grundlosen Verdacht gekommen, durchpassierende Franzosen ermordet zu haben, und deshalb sämtlich erschossen werden sollten, durch seine Unergründlichkeit das Leben gerettet, wurde er 1808 seinem Vater substituiert. Seit 1811 wirkte er als Pfarrer in Gröbzig bei Weiskens, bis er 1822 als Diakon und Professor nach Schulpforta übersiedelte. Im J. 1823 ging er als Generalsuperintendent und Hosprediger nach Altenburg, von wo er 1829 als Prediger an St. Thomä, Superintendent und Professor der Theologie nach Leipzig berufen ward. Hier starb er 29. Juni 1857. Seit 1833 war G. Mitglied der Ersten Kammer in der sächs. Ständeverammlung. Zur Gründung und zum Gedeihen der Gustav-Adolf-Stiftung hat er wesentlich beigetragen. In wissenschaftlicher Beziehung war G. einer der gründlichsten Kenner des Philo und der alexandrinisch-jüd. Philosophie, wie seine „Quaestiones Philonaeae“ (2 Tle., 8pz. 1829) und die Werke „De Judaeorum disciplina arcani“ (2 Tle., 8pz. 1833–34) und „De philosophia Sadducaeorum“ (3 Tle., 8pz. 1836–38) bekunden. Sonst ist noch die Schrift „Ueber die Reformation der prot. Kirchenverfassung“ (8pz. 1833) zu nennen.

Großmann (Gust. Friedr. Wilh.), Schauspieler und Schauspielsdichter, geb. zu Berlin 30. Nov. 1746, genoss eine tüchtige wissenschaftliche Bildung und war bereits preuß. Legationssekretär in Danzig.

als er den Entschluß faßte, sich ganz der Schauspielkunst zu widmen, und 1774 nach Berlin ging. Von hier aus folgte er 1779 dem Rufe des Kurfürsten Maximilian von Köln an dessen Hof nach Bonn, um mit Helmuth die dortige Bühne zu leiten, und gründete 1784 eine neue Gesellschaft, mit welcher er mehrere Orte, zuletzt Hannover, besuchte, wo er 20. Mai 1796 starb. G. war von Gestalt unansehnlich, aber in gewissen Rollen sehr tüchtig. Als Direktor zeichnete er sich durch die gründlichste theoretische und praktische Bühnenerkenntnis aus. Dabei besaß er eine feine weltmännische Bildung und einen äußerst regsamem Geist, der ihn namentlich zu einer so lebhaft ausgesprochenen Teilnahme an den Ideen der französischen Revolution hinriß, daß er 1795 in einen merkwürdigen Prozeß verwickelt und zu einer sechsmonatlichen Haft verurteilt wurde. Am meisten Erfolg hatte unter seinen Stücken das Familiengemälde »Nicht mehr als sechs Schüsseln« (1780). Außerdem wurden das Trauerspiel »Wilhelmine von Blonheim« (1775), die Schauspiele »Die Feuersbrunst« (1778) und »Abelheid von Weltheim« (1780) und das Lustspiel »Henriette« (1777) ihrerzeit mit vielem Beifall gegeben.

Seine Gattin, Karoline Sophie Auguste, geborene Hartmann, geb. zu Gotha 1742, gest. 28. März 1784, durch ihren frühern Gatten, Flittner, Mutter der berühmten Friederike Bethmann, trat nur kurze Zeit als Schauspielerin auf.

Großmast heißt auf dreimaßigen Schiffen der mittlere, auf zweimaßigen Briggs und Schönern der hintere Mast. (S. Mast.)

Großmeister heißt bei den meisten Orden von alters her der Höchstgebietende; bei den bestehenden Orden wird in der Regel diese Stelle vom Landesherrn bekleidet. Gleichbedeutend war beim Deutschen Orden der Titel Hoch- und Deutschmeister, Landmeister und Heermeister oder Herrenmeister; letztern Titel führt jetzt das Haupt des preuß. Johanniterordens.

Großmeseritzsch (Velká Mezeritz), Stadt im weßl. Mähren an der Olava, die zum Marchgebiet gehört, mit (1881) 5623 E. meist slaw. Zunge, der vierte Teil Järaeliten, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und besitzt in ihrer got. Pfarrkirche und dem alten Rathause noch interessante Denkmäler aus der Zeit, in welcher sie durch Tuchindustrie reich geworden. Etwas Tuch- und Leinenindustrie wird auch jetzt noch betrieben.

Großmogul war in Europa der Name, mit dem man die Herrscher der von Babur, einem Nachkommen Tamerlans, um 1526 in Ostindien gegründeten mohammed. Dynastie ihrer mongol. Abstammung wegen bezeichnete. Sie selbst führten den pers. Titel Schah, wie denn auch das Persische die Sprache an ihrem Hofe war. Die berühmtesten von ihnen waren, nächst Babur, Akbar und Aureng-Zeb (s. d.). Nach und nach zerfiel ihr großes Reich und Schah Alum II. verlor endlich, nach der Einnahme von Delhi 1803 durch die Engländer, auch die Reste desselben und kam völlig in die Gewalt der letztern. Man ließ indes den G. der äußern Form nach unter der Oberhoheit der Ostindischen Kompagnie bestehen, gab ihm einen Jahrgehalt, einige Ländereien, sowie die Hofehren und wies ihm Delhi zur Residenz an. Erst die Beteiligung des G. und seiner Familie an der Rebellion von 1857 und namentlich an den in Delhi verübten Grausamkeiten gegen die Europäer brachte der Familie Ba-

bur und ihrer Stellung den Untergang. Nach der Eroberung des Residenzpalastes zu Delhi 20. Sept. 1857 ward der flüchtige G., ein 90jähriger Greis, ergriffen und nach Rangun deportiert, wo er bald starb. Außerdem kostete die Teilnahme an dem Aufstande 24 seiner Söhne und Enkel das Leben.

Großmüßi, s. unter Müsti.

Groß-Nikobar, s. unter Nikobaren.

Großo war nach der unter der franz. Herrschaft erfolgten ersten Einführung des franz. metrischen Systems im vormaligen Lombardisch-Venetianischen Königreich und im ganzen damaligen Königreich Italien (1808) der amtliche, aber nur bei den Behörden gebräuchliche Name des Delagramms = 10 g oder des Hundertstels des metrischen Pfundes (der Libbra metrica) oder Kilogramms. Es zerfiel in 10 Denari (Gramm) zu 10 Grani (Decigramm).

Großotto, s. unter Weltlin.

Großpensionär, der Staatssekretär der Generalstaaten von Holland, s. Pensionär.

Großpolen (Polonia major) hieß der nordwestliche, ebene, im ganzen sehr fruchtbare Teil des ehemaligen poln. Reichs; es bildete den Stamm des poln. Reichs, an den die übrigen Teile desselben angeschlossen wurden, und ward zuerst von den poln. Herzögen beherrscht. Das eigentliche G. bestand aus den Wojwodschaften Posen, Kalisch, Sieradz, Lengica, Rawa und dem Lande Wjelun, in weitem Sinne wurde aber auch Kujawien, Plock, Masowien, selbst das Herzogtum Preußen mit Ermland, Pomerellen und dem Lande Kulm dazu gerechnet. Im Gegensatz von G. umfaßte Kleinpolen (Polonia minor) die südwestl. Teile des poln. Reichs, im engern Sinne nur die Wojwodschaften Kratau, Sandomir und Lublin, im weitern aber auch Poblachien, die Rus (das jetzige Galizien), Podolien und Wolhynien.

Großpöntenitz, s. unter Pöntenitz.

Großprior, s. unter Prior.

Großrußland, die mittlere und Hauptmasse des europ. Rußland, reicht vom Eis- und Weißen Meere bis zur Ukraine und umfaßt 19 Gouvernements, die zusammen ein Areal von etwa 2281246 qkm mit einer Bevölkerung (1882) von 26364757 Seelen zählen. Der nordruss. Landrücken scheidet das nördliche und das südliche G. Das nördliche umfaßt die Wald- und Ländrgebiete der Petschora, des Wesen, der Dwina, des Onegasees, des Seengebietes im Westen des Weißen Meers und die Halbinsel Kola und hat ohne Nowaja-Semlja ein Areal von 1410047 qkm (die drei Gouvernements Archangel, Olonez und Wologda) mit 1758253 E., welche aus Finnen, Lappen, Samojeden, Syrjänen und Russen bestehen. Über 550000 qkm des ungeheuern Länderraums sind unkultivierbares Unland, gegen 710000 qkm Waldfläche, 13220 qkm Wiesen- und Weideland, 15400 qkm Kulturboden. Am russ. Landrücken baut man Roggen, Hafer, Flachs und Hopfen mit Vorteil, im südl. Archangel aber gibt die Gerste nur das dritte Korn. Schiffbau und Holzverarbeitung, Leinwandweberei und Kohlenbrennerei sind die wichtigsten Gewerbe. Die Hauptverkehrsader ist die Dwina. Im ganzen Gebiete kommt etwa ein Mensch auf 1 qkm. Das südliche G., im Gebiete hauptsächlich der Wolga und Oka, teilweise des Don und Dniepr, umfaßt die 16 Gouvernements Nowgorod, Pskow (Pleskow), Moskau, Iwer, Jaroslaw, Kostroma, Wladimir, Nischni-Nowgorod, Njasan, Tula, Kaluga,

Smolensk, Orel, Kursk, Woronesch, Tambow, die zusammen auf 871 201 qkm 24611504 E. (28 auf 1 qkm) zählen. Es ist der bevölkerteste Teil des Russischen Reichs und Hauptsiß der Großrussen, unter welche strichweise Finnen und Deutsche gemischt sind. Dieser südl. Teil von G. enthält in seinen mittlern Gouvernements die Hauptsiße der russ. Manufaktur- und Gewerbetätigkeit. Die neun innersten Gouvernements bilden den eigentlichen Kern des alten Großfürstentums Moskau oder des Moskowitzschen Reichs, um den sich nach und nach die übrigen Teile Rußlands angelegt haben.

Großsalze oder **Salze**, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Halbe, 2 km im SW. von Schönebeck, mit (1880) 3219 E., ist Siß eines Amtsgerichts, hat eine Zwangsarbeitsanstalt, Pappensfabrik und ein Laboratorium der Fabrik zur Fertigung von Zündhütchen, Patronen und Hnen, welche in Schönebeck ihren Siß hat. Das königl. Grabierwerk mit dem Solbade Elmen gehört zum Kommunalverbande von G. Die aus den Solbrunnen gehobene und grabierte Sole wird mittels einer 2200 m langen Röhrenleitung nach Schönebeck geleitet, wo die Salzzubereitung stattfindet. Daran grenzt Alten-salze mit 1160 E. Schönebeck, G. und Frohe sind durch drei, im J. 1772 von Friedrich d. Gr. angelegte Kolonistenstraßen in Dreiecksform miteinander verbunden.

Großschlatten, f. Abrubdanga.

Groß-Schwan, Fabrikort im sächs. Regierungsbezirk Naupen, Amtshauptmannschaft Bittau, an der Linie Bischofswerda-Bittau der Sächsischen Staatseisenbahn, dehnt sich über 3 km lang im Thale der Wandau aus, ist Siß eines Amtsgerichts, hat eine Webeschule und zählt (1880) 5727 E. Die hier seit mehreren hundert Jahren blühende Damastweberei hat seit Erfindung der Jacquard-Maschine etwas nachgelassen; doch liefern die noch vorhandenen 480 Stühle jährlich etwa 1000 Etr. der feinsten Damaststiche. Von größerer Bedeutung ist jetzt die Fabrikation von baumwollenen Kleiderstoffen, neben welcher auch noch Bleicherei und Brauerei betrieben werden. Von großer Bedeutung ist jetzt die Fabrikation von baumwollenen, leinenen und halbleinenen Rod- und Hosenstoffen auf mechan. Stählen. Auch befindet sich hier eine Glashleife und Glasmalerei. Das in der Murr G. liegende Rittergut der Stadt Bittau ist größtentheils jetzt abgeleßt und in den Besitz hiesiger Einwohner gelangt.

Großriegelbewahrer, f. unter Siegel.

Groß-Szefelsdorf (Rima-Szombath), Hauptort des ungar. Komitats Gömör (f. d.).

Großkreutz, Kreisstadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, 33 km südöstlich von Oppeln, in einer Ebene an der Linie Oppeln-Weiskretscham-Beuthen der Oberschlesischen Eisenbahn, ist Siß eines Amtsgerichts und eines Landratsamts, hat ein Gymnasium, Maschinen- und Eisenwarenfabriken und eine Dampfmaschine und zählt (1880) 4082 meist kath. E. Dabei liegt das Rittergut G. mit Schloß und schönem Park.

Der Kreis Großkreutz zählt (1880) auf 895 qkm 64 007 E., worunter 52 000 Polen.

Großkresow oder **Stresow**, Dorf in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stralsund, Kreis Rügen, an einer Bucht des Rügenischen Boddens, 7 km östlich von Putbus. Dabei erinnert seit 1855 ein Denkmal an die Landung der Preußen,

Dänen und Sachsen unter Leopold von Dessau 15. Nov. 1715.

Großtaufend, f. Grohhundert.

Großular, eine unedle Art des Granats, von Werner nach seiner Stachelbeerfarbe (Ribes grossularia) so genannt, krystallisiert in gut ausgebildeten Rhomben- und Rhombendodekaedern von oft schaliger Zusammensetzung; die Farbe ist grünlichweiß bis grünlichgrau. Chemisch ist es ein Kalt-Eisenoxydul-Thongranat. Die schönsten Krystalle kommen aus Sibirien von der Mündung des Baches Achtagaba in den Wiluißfluß, andere finden sich zu Mezbanja in Ungarn und in den Abesten vom Monte-Rosa.

Grossularia, f. Stachelbeere.

Großularien, f. Saxifragaceen.

Groß-Umkstadt, Stadt im Großherzogtum Hessen, Provinz Starkenburg, 8 km im SO. von Dieburg, am Rande des Oberrheins und an der Linie Hanau-Eberbach der Hessischen Ludwigsbahn, ist Siß eines Amtsgerichts, hat eine Realschule und zählt (1880) 2844 E., welche Messerschmiederei, Gerbereien und eine Elmühle unterhalten.

Großvaterrecht, f. Auszug (jur.).

Großvaterlang, altertümlicher Tanz, welcher ehemals den Schluß von Hochzeitsfestlichkeiten zu bilden pflegte. Er beginnt mit marschähnlicher langsamer Tour, während welcher alle Tanzenden durch alle Zimmer des Hauses ziehen, worauf ein rasches zweiteiliges Musikstück in $\frac{3}{4}$ -Takt folgt, nach dem mehrere ecksaufenartige Touren ausgeführt werden. Den Namen hat der Tanz von den Anfangsworten des dabei gesungenen Textes: «Und als der Großvater die Großmutter nahm, da war der Großvater ein Bräutigam».

Großvenediger, Berg der Hohen Tauern, zwischen Salzburg und Tirol, f. Venediger.

Großvezier (pr. wezir), auf türk. Sadr-azam, d. i. der herrlichste Vorst, so benannt nach dem früher im Diwanhaal des Sultans von dem höchsten Beamten desselben eingenommenen Ehrenplatz zur Rechten des dem Eingange gegenüber befindlichen Kamins, ist in den islamitischen Ländern der Titel eines lediglich dem Herrscher unterstehenden Großwürdenträgers, welcher denselben früher im Kriege und Frieden vertrat, in neuester Zeit aber auf die Befugnisse eines Ministerpräsidenten beschränkt wurde. Während dem G. ehemals die weitestgehende Gewalt über Leben und Freiheit der Unterthanen und Beamten zustand, besand er sich in unbedingtster Abhängigkeit von der Laune des Menschenleben äußerst gering achtenden Gebieters, und zu gewissen Zeiten war es nur Ausnahme, daß ein G. natürlichen Todes starb. Besonders wichtig wurde die Großvezierwürde, als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. die Sultane sich jeder unmittelbaren Regierungsfunktion zu entziehen begannen und sich dem Volke gegenüber vollkommen durch den G. vertreten ließen. Zu den ausgezeichnetsten G. gehören im 16. Jahrh. Solofly, im 17. Jahrh. die Köprülü, im 18. Jahrh. Raghyb und im 19. Jahrh. Reschid Pascha. (S. Vezier.)

Großwardein (ungar. Nagyvárad), königl. Freistadt, Hauptstadt des Komitats Bihar in Ungarn, in einer schönen Ebene an dem Ródosfluße, Knotenpunkt der Alfd-Biumaner und der Linien Gzegled-G. und G.-Kronstadt der östl. Ungarischen Staatseisenbahn, in früherer Zeit Festung, besteht aus dem eigentlichen G. und den drei Vorstädten Barad-

mathem. und naturwissenschaftlichen Studien. Im J. 1847 nahm er seinen Abschied und begab sich zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit nach Jemern. Während eines sechsjährigen Aufenthalts auf dieser Insel verfaßte er die meisten

neuen minder gelungen. Von seinen übrigen Werken in plattdeutscher Sprache verdienen noch „Der de Gaarn“ (Erg. 1868), „Kinderreime mit Illustrationen von L. Richter“, und die Dichtung „Rothgeter Meiser Lamp un sin Doohder“ (Hamb. 1868) Hervorhebung. In den „Briefen über Hochdeutsch und Niederdeutsch“ (Kiel 1858) tritt G. für das Anrecht des Plattdeutschen als deutsche Schriftsprache in die Schranken. Später erschien von ihm „Quidborn“ (ZL 9: „Vollleben in plattdeutscher Dichtung dithmarischer Mundart“, Erg. 1871), „Umin Jungsparadies“ (Berl. 1876), „Drei plattdeutsche Erzählungen“ (Berl. 1881) und eine Reihe linguistischer Abhandlungen unter dem Titel „Über Mundarten und mundartige Dichtungen“ (Berl. 1873).

Groth (Paul), hervorragender Kristallograph und Mineralog, geb. 23. Juni 1843 in Magdeburg, studierte in Freiberg und Berlin; nachdem er in Berlin Ostern 1870 als Dozent an der Bergakademie angeheftelt war, habilitierte er sich auch als Privatdozent an der Universität und erhielt bald darauf bei der Gründung der Krahburger Universität an dieser die ordentliche Professur für Mineralogie; das von ihm dort eingerichtete mineralog. Institut und Laboratorium war eins der ersten seiner Art in Deutschland. Im Herbst 1888 siedelte er als Nachfolger von Nobels an die Universität nach München über, wo ihm außer der Professur für Mineralogie auch die Stelle als Konseruator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staats übertragen wurde. Er schrieb: „Über das Studium der Mineralogie auf den deutschen Hochschulen“ (Straßb. und Lond. 1875), „Ergänzliche Kristallographie“ (Erg. 1876), ein Werk von hohem wissenschaftlichen Wert; „Das Gneisgebiet von Markirch im Oberelsaß“ (Straßb. 1877), „Die Mineraliensammlung der Kaiserin Wilhelms-Universität Straßburg“ (Straßb. u. Lond. 1878), „Tabellarische Übersicht der Mineralien nach ihrer Kristallographie“ chem. Bezeichnungen geordnet“ (Braunschw. 1874; 2. Aufl. 1882). Im J. 1877 begründete er die „Zeitschrift für Kristallographie und Mineralogie“ (Erg.).

Grothuß (Christ. Joh. Dietrich von), nannte und schrieb sich selbst aber nur Theodor von G., Naturforscher, geb. auf einer Reise seiner Eltern in Leipzig 20. Jan. 1786, wurde bis zu seinem 17. Lebensjahre auf seinem väterlichen Gute Groth-Deuten in Kurland erzogen und bezog darauf 1803 die Universität Leipzig, dann 1804 die in Paris und ging darauf nach Neapel, wo er sich bis zum Ende des J. 1806 aufhielt. Hier stellte er mit der engl. Mineralogen Thomson gehörigen galvanischen Maschine Versuche an, welche die später allgemein angenommene Theorie der galvanischen Wasserzerlegung (in Wasserstoff und Sauerstoff) bewerkstelligte. G. legte seine Auffassung erregende Entdeckung in dem Werke: „Mémoire sur la décomposition de l'eau et des corps qu'elle tient en dissolution à l'aide de l'électricité galvanique“ (Rom 1806) nieder, welche Arbeit sofort ins Englische, Deutsche und Italienische 1806 überetzt wurde. Im Herbst 1806 wurde er auf der Reise nach Paris von einer Räuberbande überfallen und aller seiner naturwissenschaftlichen Sammlungen beraubt. Dem

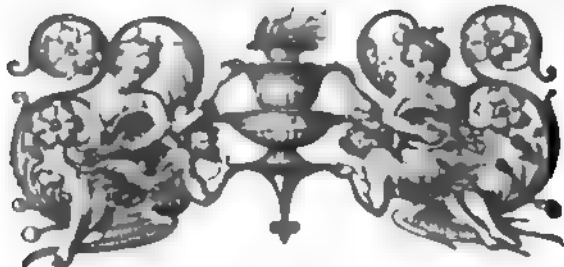


Fig. 1. Grottszeichnung aus dem ersten Hefte des 14. Jahrs.



Fig. 2. Grottszeichnung aus dem 17. Jahrs.

seiner Gedichte. Im Aug. 1853 begab sich G. nach Kiel, besuchte später Deutschland und die Schweiz und nahm dann, nach einem zwerjährigen Aufenthalt zu Bonn, seinen Wohnsitz zu Dresden, von wo er 1857 wieder nach Kiel überiedelte. Hier habilitierte er sich 1858 als Dozent für deutsche Sprache und Litteratur und wurde 1866 für diese Gebiete zum Professor ernannt. Seinen Ruf als Dichter begründete er vor allem durch „Quidborn“ (Hamb. 1863, 14. Aufl. 1883, mit Illustrationen von Spedter, Hamb. 1866; 2. Aufl. 1868) und „Vertellen“ (2 Bde., Kiel 1865–66), zwei Werke, in denen er das Leben seiner Landkreise, der Dithmarscher, mit treuen und unverfälschten Farben schildert. Unter den Gedichten, welche der „Quidborn“ enthält, verdienen insbesondere die kleineren, rein lyrischen den Preis, die aus der Tiefe der Empfindung wie reine Naturlaute emporquellen. Die „Vertellen“ sind eine Reihe von Dorfgeschichten, die sich durch die einfachste Lebenswahrheit auszeichnen. In der Handhabung der plattdeutschen Sprache bekundet G. eine Reife und Sicherheit, wie vor ihm kein anderer Dialektdichter. Da die Vorzüge seiner Dichten zum Teil vom Material der Sprache untrennlich sind, so vermögen selbst die besten Übertragungen ins Hochdeutsche, wie die des „Quidborn“ von Winterfeld (Berl. 1854) und Hoffmann (Braunschw. 1856) und die der „Vertellen“ von Winterfeld (Berl. 1866) und Otto (Braunschw. 1866) nicht, dieselben mit ihrem ganzem Zauber wiederzugeben. Eine Sammlung hochdeutscher Gedichte („Hundert Blätter“, Hamb. 1854), die G. dem „Quidborn“ folgen ließ, erdrei-

Paris lehrte er 1807 nach Kurland zurück. Hier auf seinem Gute Gedebus lebend, entwickelte er eine umfangreiche litterarische Thätigkeit auf physik. Gebiete, bis er wegen eines unheilbaren körperlichen Leidens 14. (26.) März 1822 seinem Leben durch Gift ein Ende machte.

Grothuß (Elisabeth, Baronin von), Roman-
schriftstellerin, geb. 29. Okt. (10. Nov.) 1820 zu
Durben in Kurland, verlor 1854 gänzlich das
Augenlicht, trat im Jahre darauf in Lepzig zur
luth. Kirche über und folgte ihrer Freundin, Gräfin
Rueffstein, nach Wien. Seit 1864 ist von ihr eine
Reihe von Novellen, Romanen, Lustspielen, Erzäh-
lungen und Broschüren im luth. Sinne erschienen,
darunter »Geschichte der Großmutter« (Wien 1868;
2. Aufl. 1881), »Das Gasthaus zum grünen
Baum« (Wien 1868; 2. Aufl. 1880), »Die Familie
Nunenthal« (Wien 1868; 2. Aufl. 1870), und die
beiden Lustspiele »Zwei Onkel aus Amerika«
(1875) und »Der Magnetteuer« (1876).

Grotius (Hugo) oder de Groot, ausgezeich-
neter Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. zu
Delft 10. April 1583, stammte aus einer edeln Fa-
milie, erhielt eine treffliche Erziehung und erwarb
sich schon in seinem 15. Jahre die jurist. Doktor-
würde. Das Jahr darauf begleitete er den Groß-
pensionär Oldenbarnevelt als Gesandten nach
Frankreich, wo er sich den Beifall Heinrichs IV.
erwarb. Nach seiner Rückkehr begann er als Ad-
vokat zu praktizieren und wurde 1607 General-
fiskal und 1613 Ratspensionär in Rotterdam. Da-
mals beunruhigten die Angelegenheiten der Re-
monstranten und ihrer Gegner Holland. Olden-
barnevelt war der Beschützer der erstern, und G.
unterstützte denselben durch seine Schriften und
sein Ansehen. Dies verwickelte beide in den Pro-
zess, infolge dessen Oldenbarnevelt 1619 enthauptet,
G. selbst aber zu lebenslänglicher Gefangen-
schaft auf dem Schlosse Loevenstein verurteilt wurde.
Aus dieser befreite ihn seine Gemahlin, die in
einer höchst kostbaren Gefängnis bringen ließ,
mit ihm die Kleider wechselte und im Gefängnis
blieb, während er in der Kiste verborgen hinaus-
gebracht wurde. Auch die heldenmütige Frau
wurde wieder freigelassen. G. irrte hierauf einige
Zeit in den luth. Niederlanden umher, suchte sich
dann nach Frankreich und erhielt von Ludwig XIII.
eine Pension von 3000 Livres; doch Richelieu, dem
er nicht genug schmeichelte, wußte ihn wieder zu
entfernen, und 1631 wurde selbst seine Pension
eingezogen. Das Wohlwollen, welches ihm der
Prinz Friedrich Heinrich von Oranien in einem
Briefe gezeigt, bewog ihn, in sein Vaterland zu-
rückzulehren; allein seine Feinde bewirkten, daß er
zu ewiger Verbannung verurteilt wurde. In Ham-
burg, wohin er sich zunächst wendete, suchten die
Könige von Dänemark, Polen und Spanien ihn
in ihre Staaten zu ziehen. Der Schatz, den der
Kanzler Orensterna ihm zusicherte, und die Vor-
liebe der Königin Christine für Gelehrsamkeit be-
stimmten ihn indes, 1631 schwed. Dienste anzuneh-
men. Als Staatsrat und Gesandter am franz.
Hofe, 1635—45, erwarb er sich allgemeine Achtung.
In Schweden wurde er von der Königin
sehr günstig aufgenommen. Dennoch nahm er
seine Entlassung, um nach Holland zurückzulehren.
Bei der Reise wurde er durch einen Sturm nach
Pommern verschlagen und erkrankte zu Rostock, wo
er 28. Aug. 1645 starb.

Conversations-Verst. 13. N. H. VIII.

G. verband mit den Talenten des gewandtesten
Staatsmanns eine tiefe und ausgebreitete Gelehr-
samkeit. Er war ein gründlicher Theolog und
trefflicher Gegeet, ein ausgezeichnete Humanist,
scharfsinniger Philosoph und Jurist und ein mit
den Quellen der Geschichte vertrauter Historiker.
Seine Schriften haben auf die Bildung eines rei-
fern Geschmacks und auf Verbreitung einer aufge-
klärten und milden Denkart in wissenschaftlichen
Angelegenheiten einen entschiedenen Einfluß ge-
habt. Seine metrischen Übersetzungen der Grie-
chen zeugen von großem Dichtergeiste; er war einer
der besten neuern lat. Dichter. Insbesondere ge-
bührt ihm der Ruhm, der Begründer des allgemei-
nen Staatsrechts, der Rechtsphilosophie und der
Völkerrechtswissenschaft zu sein. Zuerst erschien
von ihm das »Mare liberum«, worin er die Frei-
heit des holländ. Handels nach Ostindien vertei-
digte. Sein Hauptwerk aber ist »De jure belli et
pacis« (Par. 1625 u. öfter; von Cocceji, 3 Bde.,
Bresl. 1744—48, und in neuerer Zeit von Pradier-
Fodéré, St. Denis 1867; deutsch in der »Philos.
Bibliothek«, Bd. 15 u. 16, Berl. 1869—70). Zu
erwähnen sind ferner seine »De imperio summa-
rum potestatum circa sacra« (Amst. 1677),
»Annales et historiae de rebus Belgicis« (Amst. 1657),
»Annotationes in Vet. Testam.« (3 Bde.,
Par. 1644; herausg. von Döderlein, 3 Bde., Halle
1774—75), »Annotationes in Nov. Testam.«
(2 Bde., Amst. 1641—46; neue Aufl., Halle
1768), »De veritate religionis christianae«
(Amst. 1662), die beste neuere Apologie des
Christentums, »Poëmata« (Leid. 1617) und »Epi-
stolae ineditae« (Harl. 1806).

Vgl. außer den Biographien von Ruden (Berl.
1806), Butler (Lond. 1827) und de Vries (Amst. 1827)
die Schriften von Creuser (»Luther und
Hugo G.«, Heibel. 1846) und Hartenstein (»Dar-
stellung der Rechtsphilosophie des Hugo G.«, Lpz.
1850); ferner Caumont, »Étude sur la vie et les
travaux de G.« (Par. 1862); Selys, »Étude sur
le droit de la guerre de G.« (Par. 1875); Rogge,
»Bibliotheca Grotiana. Grotii operum descriptio
bibliographica« (Haag 1883).

Grotius (Philipp), Zeichner und Aqua-
rellist, geb. 27. Juni 1841 in Stettin, erhielt seine
künstlerische Ausbildung seit 1862 in Düsseldorf.
Als erstes Werk veröffentlichte er Illustrationen
zu den altdeutschen Sprüchen auf der Wartburg
(Erfeld), dann lieferte er für die Klassikeraus-
gabe des Grotteschen Verlags in Berlin die Illu-
strationen, welchen später die zu Shakespeare und
Walter Scott folgten. Für das in München er-
schienene Hohenzollernwerk lieferte er eine große
Anzahl Aquarelle. Außerdem schuf er auch Car-
tons für Glasgemälde, Diplome u. s. w. und hatte
auf die Hebung der Kunstindustrie als Vorstand
des Central-Gewerbevereins und des Museums für
Rheinland und Westfalen großen Einfluß.

Grotto (Luigi, genannt Cicco b' Adria), ital.
Dichter, eine der eigentümlichsten Erscheinungen in
der Litteratur der Cinquecentisten, geb. zu Adria
bei Venedig 7. Sept. 1541, erblindete vollständig
acht Tage nach seiner Geburt. Nichtsdestoweniger
widmete er sich philol. und litterarischen Studien
und erlangte solchen Ruf, daß er 1556, kaum
15jährig, gewählt wurde, um die Begrüßungsrede
an die durch Venedig reisende Königin Bona von
Polen, sowie an den neugewählten Dogen Lorenzo

Prüli zu halten. Im J. 1565 wurde er Präsident der seit kurzem in Adria bestehenden Akademie der «Illustrati»; 1585 spielte er auf dem Theater zu Venedig die Rolle des blinden Königs Odisseus. Er starb zu Venedig 13. Dez. 1585. Man hat von ihm 24 Reden («Orazioni volgari», Vened. 1586, 1604, «Orazioni italiane e latine», Vened. 1623; neue Ausg. von E. Brocchi, Vened. 1817), eine Übersetzung des ersten Buchs der Ilias in Ottaven (Vened. 1571), ein Hirtendrama «La Calisto» (Vened. 1575), drei Tragödien: «L'Adriana» (Vened. 1582), «La Dalida» (Vened. 1583) und «Isaac» (Vened. 1607), drei Komödien: «L'Emilia» (Vened. 1579), «Il Tesoro» (Vened. 1583) und «L'Alteria» (Vened. 1587), lyrische Gedichte («Rime», Vened. 1587), «Il pentimento amoroso» (Vened. 1592), eine Sammlung von Briefen («Lettere famigliari», Vened. 1616) u. s. w. Vgl. Grotto, «Della vita e delle opere di Luigi G.» (Rovigo 1777).

Grotta-Ferrata, eine 4 km im SSW. von Frascati in der ital. Provinz Rom gelegene griech. Abtei, welche 1002 von sizilischen, vor den Sarazenen flüchtenden Mönchen des Basilianerordens gestiftet wurde und alte Mosaiken, sowie vortreffliche Fresken des Domenichino enthält. Die Klosterbibliothek hat viele griech. Handschriften, darunter ein Fragment einer Strabo-Handschrift aus dem 7. Jahrh.

Grottaglie, Stadt in der ital. Provinz Lecce (Terra d'Otranto), 28 km im NNO. von Tarent, zählt (1881) 9431 E., welche Weinbau, Bienen- und Seidenzucht treiben, auch Baumwollzeuge fabrizieren.

Grottammare, Flecken in der ital. Provinz Ascoli Piceno, 29 km im ESD. von Fermo, an der Mündung des Tefino ins Adriatische Meer, Station der Linie Bologna-Otranto der Südbahn, zählt (1881) 8695 E. und hat einen Hafen für Küstenschiffe, den der hier geborene Papst Sixtus V. anlegen ließ.

Grottau (slaw. Hrádek), Stadt im Gerichtsbezirk Krasau der böhm. Bezirkshauptmannschaft Reichenberg, nahe der sächs. Grenze, an der Görlitzer Reisse und an der Linie Zittau-Reichenberg der Sächsischen Staatsbahn, mit (1881) 3302 E. deutscher Junge, hat Baumwollspinnereien, mechan. Webereien, Fabriken landwirtschaftlicher Maschinen mit Eisengießerei, Färbereien und Kohlenbergwerke. G. gehörte ehemals zur Herrschaft Grafenstein, deren Schloß auf einer schön bewaldeten Höhe in der Nähe einen anziehenden Punkt der Landschaft bildet.

Grotte ist eine von der Natur oder durch Kunst gebildete, im letztern Falle architektonisch mehr oder weniger reich mit Nischen, Bildwerken, Muscheln u. s. w. geschmückte gewölbte Höhle von meist geringer Tiefe. Natürliche G. sind z. B. die von Adelsberg (s. d.) und die Blaue Grotte (s. d.) auf Capri. Künstliche G., die im Altertum einzelnen Gottheiten und Nymphen geweiht waren (z. B. G. der Egeria, der Sibyllen), wurden besonders häufig in der Barockzeit und werden noch jetzt gern in Parks oder größeren Gartenanlagen als Zierde und zur Annehmlichkeit angeordnet.

Grotzger (Arthur), Maler, geb. 11. Nov. 1837 zu Ottynowice in Galizien, besuchte zwar die wien. Akademie, hat jedoch in der originellen und durchaus selbständigen Art seines Schaffens mit diesem Institute wenig gemein. Er schildert das Elend, die Knechtschaft und Unterdrückung des

poln. Volks unter seinen russ. Gewalthabern während der letzten Erhebung gegen dieses Joch in berebter Darstellung. Die Originale seiner Kartonzzeichnungen, welchen G. die gemeinsame Bezeichnung «Thal der Thränen» gab, besitzt der Kaiser von Oesterreich, einige Graf Balffy. Im J. 1867 ging G. nach Paris, wo er sich genötigt sah, für illustrierte Zeitungen zu arbeiten. Sein letztes großes Werk war der Transport der Gefangenen nach Sibirien. G. starb zu Amelie-les-Bains 13. Dez. 1867. G. schrieb zu seinen Bildern geistreiche hochpoetische Kommentare in deutscher Sprache, welche nur zum Teil veröffentlicht sind.

Grotthaus (Georg Herbert, Freiherr von), Graf zu Münster-Ledenburg (s. d.).

Grottkau, Kreisstadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, 42 km westlich von Oppeln, an der Linie Reisse-Brieg der Oberschlesischen Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und Landratsamts, hat eine Brückenwagenfabrik, eine Dampfbrauerei und drei andere Brauereien, Ziegelbrennerei, Dampfmaschinmühle und zählt (1890) 4462 meist lath. E.

Der Kreis Grottkau zählt (1880) auf 519 qkm 45431 meist lath. E.

Großka (bei den Türken Sjarb'schik), Flecken in Serbien, 25 km südöstlich von Belgrad, rechts an der Donau und an der Stelle des röm. Tricornium gelegen, Hauptort des gleichnamigen Bezirks und Sitz eines Zollamts, zählt 1558 E. In der Nähe erlitten 22. Juli 1739 die Oesterreicher unter Graf Wallis eine Niederlage durch die Türken, die dann weiter nach Ungarn vorbrangen.

Grouchy (Emanuel, Marquis von), Marschall und Pair von Frankreich, geb. zu Paris 23. Okt. 1766, trat 1781 in die franz. Artillerie, wurde 1785 Kapitän in der Garde-du-Corps und war 1792 Oberst des Dragonerregiments Condé. Schon im September desselben Jahres wurde er zum Brigadegeneral in der Alpenarmee befördert und kämpfte 1794 gegen die Royalisten in der Vendée, wo er sich bei Nantes und Sorrennes auszeichnete. Als Aboliger mußte er dann seine Stelle niederlegen, erhielt jedoch dieselbe nach dem 9. Thermidor wieder zurück, wurde im Juni 1795 zum Divisionsgeneral ernannt und kämpfte in der Küstenarmee unter General Hoche. G. wurde dann Chef des Generalstabes der Nordarmee und 1797 zweiter Befehlshaber des nach Irland bestimmten Korps. Nach dem Scheitern dieses Unternehmens wurde er zu Joubert nach Italien gesendet. Er organisierte 1798 nach der Übergabe Piemonts die Provisorische Regierung, trat 1799 unter Moreaus Oberbefehl, schlug 14. Juni den General Bellegarde bei Alessandria und wurde in der Schlacht bei Novi schwer verwundet und gefangen, aber 1800 wieder ausgewechselt. Im Feldzuge von 1800 berief ihn Moreau zur Rheinarmee, wo er sich besonders in der Schlacht bei Hohenlinden auszeichnete. Nach dem Lunéville Frieden wurde er zum Generalinspektor der Kavallerie ernannt. Wegen seiner Abhängigkeit an Moreau fiel er bei Napoleon in Ungnade und blieb ohne Beförderung. Im Kriege gegen Preußen schlug er 26. Okt. 1806 die preuß. Kavallerie bei Jelenitz und zeichnete sich dann bei Lübeck, ebenso 1807 gegen die Russen bei Eylau und Friedland aus, wo er eine schwere Wunde erhielt. Nach kurzem Dienst in Spanien 1808 wurde er 1809 zur ital. Armee unter dem Prinzen Eugen

verlieh, an dessen Feldzuge in Italien und Ungarn er teilnahm, hier 14. Juni am Treffen bei Raab. Nachdem er zur Hauptarmee Napoleons gestoßen, führte er auf dem rechten Flügel die gesamte Reiterei über die Donau nach Wagram und trug dort wesentlich zur Entscheidung bei; bei der Verfolgung vernichtete er einen Teil der österr. Nachhut. Napoleon ernannte ihn dafür zum Generaloberst der Chasseurs und Großoffizier des Reichs.

Im russ. Feldzuge von 1812 befehligte G. eins der drei großen Kavalleriekorps, nahm Borodino und Orscha und that sich namentlich bei Borodino hervor, wo er schwer verwundet wurde; auf dem Rückzuge befehligte er die aus den Trümmern der Reiterei gebildete Escadron sacrée. Im Feldzuge von 1813 blieb G. ohne Anstellung. Erst als die Verbündeten in Frankreich einbrangen, übernahm er wieder ein Kavalleriekorps, zeichnete sich bei Bauchamps und Etoges aus, wurde aber 7. März bei Craonne schwer verwundet. Nach der Restauration wurde er verbannt, durfte jedoch im Jan. 1815 zurückkehren. Bei der Rückkehr Napoleons ergriff er dessen Partei, erhielt die Marschallwürde und das Kommando der Alpenarmee und übernahm dann den Oberbefehl über die Reservestavallerie. Nach der Schlacht bei Wigny sollte er am folgenden Tage mit 36.000 Mann und 100 Kanonen den Rückzug des preuß. Heers unter Blücher verfolgen. Allein Blücher hatte sich bereits mit drei Korps zur Verbindung mit Wellington in Marisch gefest, und G. stieß nur auf den General Thielmann, den er 18. Juni bei Wavre angriff. Ohne alle Nachricht gelassen, zog er sich nach seinem Siege bei Wavre, als ihm die Niederlage von Waterloo bekannt wurde, über Namur nach Retheil zurück. Nachdem er die Abdankung des Kaisers erfahren, rief er Napoleon II. zum Kaiser aus und schickte die Kavallerie zur Aufnahme der Heeresstrümmen auf Laon und Soissons vor, während er mit der Infanterie auf Rheims zog. Von der provisorischen Regierung zum Oberbefehlshaber aller Korps der großen Armee ernannt, wendete er sich nach Soissons und führte nach des Kriegsministers Davoust Befehl das noch 45.000 Mann starke Heer unter die Mauern von Paris zurück. Als die Unterhandlungen begannen, legte er das Kommando sogleich nieder und zog sich gänzlich zurück. Ahermal verbannt, ging er nach Nordamerika, erhielt aber 1819 die Erlaubnis zur Rückkehr und lebte seitdem als disponibler General auf seinem Gute Ferrière bei Caen. Nach der Julirevolution vom Depart. Allier in die Kammer gewählt, wirkte er für das Interesse der neuen Dynastie. Sein Marschallgrab wurde 1881 anerkannt und er 1882 zum Pair erhoben. G. starb 29. Mai 1847 während einer Reise zu St.-Etienne. Sein Enkel veröffentlichte: *«Mémoires du maréchal de G.»* (Bd. 1—4, Par. 1873—75).

Grouffet (Pascal), franz. Kommunist, 1845 in Corsica geboren, studierte in Paris Medizin, wurde Journalist und war Mitarbeiter der radikalen Zeitungen *«La Marseillaise»* in Paris und *«La Revanche»* in Corsica. Da er in der ersten den Prinzen Peter Napoleon Bonaparte beleidigte und von diesem als *«Handlanger»* Rocheforts, des Chefredakteurs der *«Marseillaise»*, bezeichnet wurde, schickte er dem Prinzen eine Herausforderung zu, wobei sein Zeuge Victor Noir 10. Jan. 1870 vom Prinzen erschossen wurde. Wegen seiner Angriffe

auf das Kaiserthum vielfach bestraft, übernahm er nach dessen Sturz 4. Sept. 1870 die Redaction der *«Marseillaise»* und wurde eifriges Mitglied der im März 1871 errichteten Commune. Als *«Delegierter für die auswärtigen Beziehungen»* der Commune machte er 5. April 1871 allen Vertretern der auswärtigen Mächte in Paris die amtliche Anzeige von der Bildung der kommunalen Regierung von Paris und benachrichtigte sie von dem Wunsche derselben, die brüderlichen Bande, welche das pariser Volk mit den auswärtigen Staaten verbinde, enger zu knüpfen. In der Communesitzung vom 12. Mai sprach er für die Konfiskation des Thiers'schen Eigentums und wurde in die hiermit beauftragte Kommission gewählt. Nach dem Sturze der Commune wurde er verhaftet und nach Neualedonien deportiert. Von dort gelang es ihm und Rochefort im März 1874 zu entkommen, worauf er sich teils in England, teils in Genf aufhielt.

Grove (William Rob.), engl. Physiker, geb. 11. Juli 1811 zu Swansea, wurde Rechtsanwalt zu London, widmete sich aber später dem Studium der Physik, insbesondere der galvanischen Erscheinungen. Er wurde 1841 Professor der Physik an der London Institution, 1852 Geheimrat, 1871 Richter am Court of common pleas und 1872 in den Ritterstand erhoben. G. entdeckte die nach ihm benannte Grovesche Batterie; unter seinen Schriften ist die bedeutendste *«On the correlation of physical forces»* (Lond. 1846; 6. Aufl. 1874; deutsch von Schaper, Braunfchw. 1871).

Groves Elemente und Gasbatterie, f. Galvanische Batterie (Bd. VII, S. 501 u. 502).

Graber, f. Exstirpator.

Grube (im Bergbau), f. unter Grubenbau.

Grube (Aug. Wilh.), bekannter pädagogischer Schriftsteller, geb. 17. Dez. 1816 in Wernigerode, besuchte das dortige Lyceum, sodann das Lehrerseminar in Weiskensfeld, ward 1837 Lehrer an der Bürgerschule zu Merseburg, später Hauslehrer in den Familien des Grafen Arnim-Boisburg, dem er nach Posen und Berlin folgte, des Freiherrn von Kleist in Böhmen und des Fabrikherrn Jenny in Hard am Bodensee (1848—55), blieb dann noch in Hard als Privatmann wohnen und siedelte 1867 nach Regenz über, wo er 28. Jan. 1884 starb.

Seine schriftstellerische Thätigkeit begann mit der Pädagogik und ist auch immer, wenn auch nur mittelbar, mit der Jugendbildung in Beziehung geblieben. Von seinen zahlreichen Schriften, denen allen eine gesunde, lebensvolle Frische innewohnt, sind namentlich zu nennen: *«Geogr. Charakterbilder»* (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1850; 16. Aufl. 1881; Bb. 3, 1854; 12. Aufl. 1881), *«Charakterbilder aus der Geschichte und Sage»* (3 Bde., Lpz. 1852; 24. Aufl. 1883), *«Biographien aus der Naturkunde»* (4 Reihen, Stuttgart. 1851—70 u. öfter), *«Alpenwanderungen»* (Oberhauf. 1873), *«Biogr. Miniaturbilder»* (2 Bde., Lpz. 1856; 5. Aufl., 1877), *«Ästhetische Vorträge»* (2 Bde., Jferl. 1865—66), *«Pädagogische Studien und Kritiken»* (3 Reihen, Lpz. 1860—82).

Gröbel (Joh. Konr.), nürnberg. Volksdichter, wurde zu Nürnberg 3. Juni 1736 geboren. Hier lebte er nachmals als Stadtkassner (Klempner) und Harnischmacher. Auch beschäftigte er sich nebenbei viel mit künstlichen mechan. Arbeiten, die zum großen Teil nach Italien gekommen sind. Er wurde noch 7. Nov. 1808 in den Nürnbergschen

Blumenorden aufgenommen und starb zu Nürnberg 8. März 1809. Seine Statue auf einem Brunnen in Nürnberg (Grübel-Brunnen) wurde 3. Juni 1882 enthüllt. In seinen «Gedichten in nürnbergischer Mundart» (4 Bde., Nürnberg. 1798—1812; 4. Aufl. 1823—25) und «Korrespondenz und Briefe in nürnbergischer Mundart» (Nürnberg. 1805; 4. Aufl. 1823—26) zeigte er einige Geistesverwandtschaft mit Hans Sachs, ohne jedoch diesen an Produktivität und Fülle des Humors zu erreichen. Geraden und gefunden Sinnes, natürlich und scharf blickend, faßte er seinen Gegenstand einfach und klar auf, wählte meist Stoffe aus der bürgerlichen und bauerlichen Sphäre und wußte die verschiedenen Verhältnisse des Lebens, namentlich die seiner Vaterstadt anmutig und lebendig darzustellen. Am gelungensten sind seine Gedichte rein komischen Charakters. Eine Sammlung seiner «Sämtlichen Werke» erschien zu Nürnberg (3 Bde., 1835). Eine neue treffliche Ausgabe derselben mit grammatischer Skizze und Glossar hat Frommann (3 Bde., Nürnberg. 1857—58) besorgt. Vgl. «Nürnbergischer Hausschatz» (Priem, «Konrad G.», 2 Bde., Nürnberg. 1873).

Grübelucht, krankhafte Erscheinung auf geistigem Gebiet, ist charakterisiert dadurch, daß der damit Behaftete sich selbst unwillkürlich allerhand zwecklose, vielfach unlösliche Fragen (z. B. «warum gibt es Menschen?», «warum hat der Mensch zwei Beine?», «warum ist die Welt geschaffen?») oder auch Reihen von Fragen vorlegt («krankhafte Frageucht»), welche er nicht willkürlich aus dem Bewußtsein zu bannen vermag. Es besteht ein Zwang, nach gewissen Richtungen hin die Gedanken zu lenken, weshalb die Symptome der G. im allgemeinen unter die Kategorie der «Zwangsvorstellungen» (s. d.) gehören. Die G., welche meist in Form kürzer oder länger dauernder, sich wiederholender Paroxysmen auftritt, ist Teilercheinung vieler Geistes- und Nervenkrankheiten, besonders der sog. Neurasthenia cerebialis (Hirnnervenschwäche), deren sonstige Symptome sich vielfach mit der G. mischen. Die G. ist ein sehr hartnäckiges Leiden und meist unheilbar. Die Behandlung richtet sich gegen das Grundleiden, die Ursachen (besonders sexuelle Exzesse); mitunter sind Zerstreuungen, Reisen u. dgl. von günstigem Einfluß.

Grubenbau. Grube heißt jeder zu bergmännischen Zwecken unterirdisch hergestellte Raum. Von den Gruben unterscheiden sich die Gräbereien, welche unmittelbar am Tage zur Gewinnung der oberflächlichen Lagerstätten, wie des Torfs, Kalksteins u. a., durch bloße Aufgedarstellung geführt werden. Steinbrüche werden nicht selten unterirdisch betrieben und erlangen dann Ähnlichkeit mit G. Der Pingenbau auf Bohnerze in Frankreich, Kupfererze in Schweden, Spateisenstein in Steiermark u. s. w. tritt bei flacher Konfiguration der Oberfläche ein und geht gewöhnlich in Steinbruchbetrieb über. Als ein Mittelglied zwischen Grube und Gräberei kommt der Tagebau (Aufgedarstellung) bei söhligen oder flach geneigten, nahe unter Tage liegenden Lagerstätten, z. B. bei Braunkohlen, vor; die meisten Steinbrüche gehören auch hierher. Seifenwerke zur Ausbeutung metallischer Mineralien, als Gold, Platin, Zinnerze, und der Edelsteine, im Seifengebirge (Sand-, Geschiebe- und Lehmablagerungen) durch den Prozeß des Auswaschens reifen sich bald mehr den Gräbereien,

halb den Tagebauen an. Der Natur der Sache nach ist beim Bergbau der unterirdische Bau vorherrschend. Um die Lagerstätten der nützlichen Fossilien in gewissen Teufen zugänglich zu machen (aufzuschließen, auszurichten), damit sie von dort aus gewonnen werden, erfolgt die erste Ausrichtung durch Stollen oder Schächte. (S. Bergbau, Bb. II, S. 804.) Die beim Stollenbetriebe vorkommenden (erschroteten) Wasser gelangen vermöge der Gestalt des Baues auf natürlichem Wege zu Tage.

Die Öffnung eines Stollens am Tage heißt das Mundloch, ein von diesem bis zum nächsten Wasserlaufe geführter Graben die Stollenrösche; die obere Begrenzung des Stollens wird Firste, die untere die Sohle, die beiden Seitenwände werden Stöße genannt. Die Dimensionen sind abhängig von der Wassermenge, der eigentümlichen Natur der Lagerstätten, ob Gänge, Lager, Klöße, Stodwerte abzubauen sind, und sonstigen Zwecken. Ausgedehnte Stollenanlagen haben die ältern Erbergbaue, z. B. der obere Harz, die mansfeldischen und freiberger Reviere. Die Ausrichtung einer Lagerstätte durch Schächte geschieht in der Regel im unverritzten Felde, d. h. einem solchen, in welchem vorher noch nicht Bergbau betrieben worden, bei söhliger oder schwach geneigter Klotzlagerung, wie z. B. beim Steinkohlenbergbau. Die Schächte haben je nach der Beschaffenheit des Gebirges einen rechteckigen, quadratischen, polygonalen, oder auch runden, selten elliptischen Querschnitt. Die Ausmündung eines Schachtes am Tage heißt die Hängebank, seine Wände heißen Stöße. Die Herstellung (Abteufen, Absinken) der Schächte verursacht durch Gebirgsdruck und Wasserzuflüsse oft die größten Schwierigkeiten und Gefahren. Hierher gehört besonders der wasserdichte Ausbau im lodern, mit Wasser durchdrängten (schwimmenden) Gebirge. Die hierbei vorkommende Abdämmungsmethode hat in Belgien und Frankreich die Namen Picotage (hölzerne Nagelkränze) und Cuvelage (hölzerne Aufschlagkränze, Tragekränze, bei runden Schächten auch wohl von Gusseisen) erhalten. Die Details solcher wasserdichten Ausbaue (Abtreibearbeit und Senkarbeit) variieren je nach der Ortschaft vielfach, haben aber überall die Herstellung eines undurchdringlichen und festen Schachtraums zum Zweck. Die wasserdichte Mauerung (sog. Sentmauerung) kommt bei großer Höhe der Wasserfäule, mäßigen Wassermengen und geringem Druck in Anwendung.

Beim Bergbau unterscheidet man Tiefbaugruben von Stollengruben; häufig geht der Stollenbau voran, der Tiefbau, auf dem die Zukunft jedes an sich überhaupt der Entwidlung fähigen Bergbaues beruht und der solche Aufschlußarbeiten in sich faßt, die mit Hilfe einer künstlichen Wasserhaltung gemacht werden, folgt nach. Ein Tiefbauschacht besteht in der Regel aus mehreren durch Zimmerung gebildeten Abteilungen, deren jede ein Trumm (Förder-, Wasserhaltungs-, Fahr-Trumm) heißt. Der Ausbau desselben, die Abkleidung des Gebirges, geschieht bei mäßig standhaftem Gebirge durch Holzschrotzimmerung, bei weniger standhaftem Gebirge durch ganze Schrotzimmerung und Verwandrungen. Auch Mauerung, runde oder auch elliptische, findet vielfach Anwendung. Schächte dienen überhaupt nicht bloß zur Einleitung eines Tiefbaues, sondern auch insbesondere zur Förderung, Fahrung und Herbeiführung guter Wetter

und heißen dann beziehungsweise Förder-, Fahr-, Wasserhaltungs- und Wetterfächte. Zu den Ausführungsarbeiten gehören ferner die Grundstreden (Hauptstreden), d. h. die tiefsten streichenden Streden (Läufe mit regelmäßigem Querschnitt und schiefliger Richtung), welche auf der Lagerstätte fortgehend das Feld aufschließen. Ferner gehören hierher Querschläge, d. h. Streden, welche nach einer Lagerstätte hin quer durch das Flöz oder Gebirgsgestein getrieben werden. Die bei Stollenanlagen getriebenen Grundstreden werden Sohlen- oder Gezeugstreden genannt; sie sammeln die über ihrem Niveau erhobenen Wasser und führen diese den Sämpfen beim Schachte der Wasserehebung zu. Die nun folgenden speziellen Vorrichtungstreden bereiten den Abbau vor und sind gewöhnlich Betriebe innerhalb der Lagerstätten. Streichende Streden werden im Streichen, schwebende in der Fallrichtung der Lagerstätten geföhrt (aufgefahren). Bremsberge (Bremsfächte, Bremswege) sind Verbindungen zweier Sohlen meist in der Falllinie der Lagerstätte, um die Fördergeräte mittels künstlicher Vorrichtungen aus einem höhern Punkte zu einem tiefern durch hemmende Bewegung herabzulassen. Förderstreden werden behufs Abbauens des Grubenfeldes meist schieflig nachgefahren und dienen bloß zum Föhren; doch gibt es auch diagonale, d. h. schräge, welche zwei gegenüberstehende Winkel eines Vierecks vereinigen. Für die Dimensionen aller Arten von Streden gibt die Rücksicht auf die Art der Föhderung und der Fördermassen das Anhalten. über Abbaumethoden, Grubenanbau, Beleuchtung, Brand, Fahrung, Föhderung, Gezüge, Wasserhaltung, Wetter, ebenso über Literatur dieser Gegenstände s. unter Bergbau.

Grubenfeld (bergmännisch), s. Feld.

Grubenföhderung, s. u. Bergbau, Bd. II, S. 305.

Grubengas, eine allgemeine Bezeichnung für das in Bergwerken vorkommende leichte Kohlenwasserstoffgas, welches vielfach in Kohlengruben durch Einwirkung von Wasser auf den Kohlenstoff der Kohlen, besonders der Steinkohlen, entsteht. Man findet auch die Benennungen: leichtes Kohlenwasserstoffgas (im Gegensatz zu dem schweren ölbildenden Kohlenwasserstoffgas), Wasserstoffsubcarburet, getöhlten Wasserstoff, Methylwasserstoffgas. In franz. und engl. Werken wird es bezeichnet als gas hydrogène carburé, gas hydrogène protocarbure, gas des marais; pitgas, light carburetted hydrogen. Es ist ein farb- und geruchloses Gas, das mit andern Körpern nicht direkt Verbindungen eingeht. Sein spezifisches Gewicht ist 0,5589. Vergleichen betrachtet es als einfache Verbindung von 1 äquivalent Kohlenstoff mit 2 äquivalenten Wasserstoff. Von dieser Ansicht ging man aber bald ab, und das G. wird jetzt allgemein als die Wasserstoffverbindung des organischen Radikals Methyl = C_2H_5 behandelt. Mit ihm in der Zusammensetzung und dem chem. Verhalten identisch ist das auf dem schlammigen Boden der Sämpfe durch Verwesung der dafelbst befindlichen organischen Substanzen, besonders der Pflanzenüberreste, vorkommende Gas, das aber zur Unterscheidung von dem in den Steinkohlengruben vorkommenden Gas als Sumpfgas bezeichnet wird. Die künstliche Bildung des G. ist unter anderm auch ein konstantes Produkt der trockenen Destillation von Holz, Torf und Steinkohle, und macht nebst Was-

serstoff den Hauptbestandteil des Leuchtgases. (S. Gasbeleuchtung.)

Die G., welche sich in den Kohlenbergwerken entwickeln, ihren Sitz vornehmlich in den Kohlenflözen oder bituminösen Schiefen haben, in die Abbauörter und Stollen der Tiefbaue (s. Grubenbau), also in Zelle, die von der Oberfläche mehr isoliert sind, eindringen, verursachen, in bestimmten Verhältnissen mit atmosphärischer Luft gemengt, die bekannten gefährlichen Gemenge, welche mit dem Namen Schlagende Wetter (s. d.) bezeichnet werden. Sie sammeln sich oft in so beträchtlicher Menge an und sind nicht selten so stark in den Spaltenräumen der Kohlenlager komprimiert, daß sie mit Gewalt hervorbringen und sich Bahn brechen, wenn die Grubenarbeiter beim Abbau solchen Räumen zu nahe kommen. Sie bewirken, durch die Grubenlichter der Arbeiter entzündet, die furchtbarsten Explosionen und Zerstörungen. Gewöhnlich wird die Mehrzahl der Verleute durch die infolge der Verbrennung unatembare gewordenen Wetter erstickt. Die hohe Temperatur, welche sich plötzlich erzeugt, erteilt den Gasen augenblicklich fast das doppelte Volumen; jedes Hindernis wird mit Heftigkeit zerstört, Zimmerung, Wetterthüren, Streden- und Schachtheiber, sogar die Schachtgebäude über Lage werden hinweggeschleudert, der Wetterzug gänzlich gehemmt; die Flamme verbrennt die Arbeiter auf die furchterlichste Weise und verursacht zuweilen sogar Grubenbrand. Für sich allein verbrennt das Gas ruhig mit blauer Flamme und wirkt nur explosierend bei der Mengung mit dem sechsfachen Volumen atmosphärischer Luft, am heftigsten bei dem achtfachen, und verliert wieder diese Eigenschaft bei größern Quantitäten Luft. Der Sauerstoff der letztern verbindet sich mit dem Kohlen- und Wasserstoff, wodurch Kohlenäure, Wasserdampf und Stickstoff, unter Umständen auch Kohlenoxydgas resultieren, welche Gase als unatembare die Wirkungen der Explosion bedeutend verschlimmern. Die Zahl der durch Schlagende Wetter und Explosion tödlich Verunglückten ist immerhin eine beträchtliche, und obschon gerade nach dieser Richtung hin zu Vermeidung derartiger Verunglückungen namentlich seit neuester Zeit den Schlagwetterern die größte Aufmerksamkeit geschenkt wird, so hat sich doch eine prozentale Abnahme solcher Verunglückungen nicht konstatieren lassen. Im J. 1878 betrug die Zahl der tödlich Verunglückten allein in England 595 Mann.

Die Mittel zur Abwendung der Gasentwicklung sind: eine Zerküstung der Kohle möglichst zu vermeiden; die Oberfläche der bloßgelegten Flözteile auf ein Minimum zu beschränken; den Abbau möglichst zu konzentrieren und rein zu führen, damit kein Kohlenklein in den abgebauten, durch Mauerwerk abzusperrenden Räumen zurückbleibe. Ein Hauptmittel ist stets die sofortige Abführung und hinreichende Vermischung der entstandenen Gase mit Luft; die Verteilung der Wetter auf die verschiedenen einzelnen Baue durch Thüren, Dämme, Wetterlütten, durch Gebläsmaschinen und Centrifugalventilatoren. Vorteilhaft ist es auch, den Wetterfächte in Mitte des Abbaus zu legen, um so den Wetterstrom die kürzesten Wege gehen zu lassen. (Vgl. Bergbau, Bd. II, S. 807^b.) Die Davysche Sicherheitslampe (s. d.) mit ihren Verbesserungen nach Mäslers, Combes, Morison u. a. ist eine möglichst bewährte Vorsichtsmaßregel in von Schlagenden Wetterern heimgesuchten Gruben. Das Auftreten

von Kohlenwasserstoffen ist auch, wenn gleich nur in geringem Maße, beim Steinsalzbergbau, z. B. in Bitterfeld, Staßfurt u. a. beobachtet; allem es ist bis jetzt unentschieden, ob dasselbe mit dem S. identisch ist. Seltener und nur ausnahmsweise ist das S. aus Braunkohlengruben bemerkt worden.

Grubengezüge, auch kurz **Gezüge**, s. unter **Bergbau**, Bd. II, S. 828.

Grubenbäume, ein zur gewöhnl. Landdrosterei gebrauchtes ehemaliges Narkotikum von 1226, dessen Namen von dem Jahr 1591 nach, als es aus dem Lande, welches jetzt von Braunschweig Wolfenbüttel 1274, getrockneten Saugerdien entzieht und in eine Medizin verwandelt wurde. Die danach benannte braunschweig-wolfenbüttelische Pflanze entstand durch die Zunderstellung der drei Söhne Albrechts 1296 der jüdische Betrachter der Wunderliche Tante der früheren Grafen von Nordheim, Rautenburg, Schatzfeld und Lauterberg erhielt, nämlich zu dem Schloße W. Schloß und Stadt Gabel, sowie den davon abgeleiteten Gabelstein mit Cierode, Bergberg, Ansbach, Gabelstein, Altmann und Bidingen. In dieses Gebiet, zu welchem bis 1806 auch das seit 1815 wiederum mit dem Narkotikum S. vermischte oder Gabelstein gehörte, teilten sich später mehrere Nebenlinien, die jedoch in der Mitte des 18. Jahrhunderts wieder erloschen. Bis 1896 mit dem Herzog Philipp II. der grünenbäumliche Baum abging, nach dem Betrachter Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel von dem Lande Bitterfeld, Torggen erhaben aber die drei braunschweig-lüneburgischen Ansprüche, legten diese 1617 durch, und so kam S., welches fortwährend eigens dem Reichstage vertreten wurde, an die Linie Braunschweig-Lüneburg-Gelle, die ihre Wälder abgab und dem Kaiserlichen 1708 ihr gesamtes Verzeichnis an das hannoversche Land übertrug, womit es 1806 an Preußen fiel. Hgl. Ray. Geschichte des Fürstentums S. (2 Bde., Hannover 1868).

(unter **Landbau** u. a.)

Grubenbäume, Gattung der Baumwälder, s.

Grubenbäume, s. **Grubenbäume**.

Grubenbäume, s. unter **Schloß**.

Grubenwasser (vom Bergmann meist nur in der Mehrzahl gebraucht). Man unterscheidet Kalkschlämme, s. h. solche zum Betriebe von Maschinen und Wasserrädern u. s. w. Bergwerks- und Grubenwasser, durch den Bergbau erschotene, d. h. zum Vorschein gebrachte Wasser, Sub- oder Grundwasser, durch Maschinen aus den Tiefen des Bodens ausgehobene Wasser. Grubenwasser, unterhalb eines Stollens aus der Tiefe in die Grubenbaue eintretende Wasserzungen, Stollenwasser durch Stollenbetrieb erschotene ober auf demselben abgeführte Wasser. Tageswasser, auf der Erdoberfläche sich sammelnde, von Tage aus sich auf Gängen oder Gesteinsklüften in die Grube niederziehende Wasser, wie Regen- und Schneewasser. Anker- oder Abwasser, Wasser zum Auslaugen der Sinkwässer u. dgl. m.

Grubenwetter, die Wetter bergmännische Ausdruck für Luft. Insofern die Grubenluft, auch Gase, Dämpfe. Je nach dem größeren oder geringeren Gehalt an Sauerstoff unterscheidet man gute, mäßige, schlechte Wetter. Die guten Wetter sind die atmosphärische Luft je weniger nun die Wetter dieser in ihren Bestandteilen gleichen, um so mehr gehen sie über in mäßige und von diesen in schlechte, verdorbene Wetter. Schädliche Substanzen sind Koh-

lenäure, Leuchtgas und schweres Kohlenoxydgas, brennliche Stoffe, schweflige Säure, Quecksilber und arsenikalische Dämpfe, sowie die mit Kohlenstaub oder den oertrickenen Maschinen in der Zerkleinerung befeuchteten organischen Körper geschwängerte Luft. Außerdem unterscheidet man noch Gase Wetter, Schlagende Wetter, Brandige Wetter (s. unter **Grubengas**). Da durch Aufnahme des Sauerstoffs aus der Luft, sei es durch den Atmungsprozeß, durch das Verbrennen des Gases, oder sei es durch Zerkleinerung, Abkühlung u. s. w., die Luft einen für den menschlichen Organismus schädlichen Überschuß an Sauerstoff erhält, hat auch zu einer lebhaften Verdunstung nicht eignet, so muß jederzeit auf einen guten, raschen Wetterwechsel (Wetterzug) geachtet werden, der wenn er nicht auf natürlichem Wege zu erzielen ist, mittels Maschinen, Ventilatoren u. s. w. auf künstlichem Wege erzeugt werden muß, d. h. es muß die schlechte, verdorbene und gefährliche Grubenluft durch frische, atmosphärische ersetzt werden. Hgl. Bergbau Bd. II, S. 807^b.)

Gruber (Joh. Daniel), bekannt als erster Herausgeber der „Chronik der Stadt des Letzten“, wurde 11 April 1692 zu Jyßburg in Preußen geboren, studierte in Halle die Rechte, wo er 1710 Magister, 1721 Doktor und 1723 außerord. Professor der Rechtswissenschaft wurde, 1724 als ord. Professor der Rechte nach Gießen berufen, lehrte er bald dazwischen Wissenschaft der Rechte und wurde Bibliothekar und Historiograph in Hannover. Als solcher machte er Ende 1730 einen glücklichen Fund, indem er auf einer öffentlichen Auction ein altes lat. Manuskript „Origines Livoniae maris et civilis etc.“ ankaufte, dessen Wert er erkannte und als die „Chronik der Stadt des Letzten“ mit einer „Silva documentorum“ (Frankf. u. Leipzig 1760) herausgab. S. genoss die Gnade des Königs Georg II. von England im hohen Grade und starb als großbrit. Geh. Justizrat in Hannover 24. März 1760.

Gruber (Joh. Gottfr.), verdienter deutscher Schriftsteller und Gelehrter, geb. 29 Nov. 1774 zu Naumburg an der Saale, besuchte die dortige Schloßschule und studierte seit 1792 zu Leipzig anfangs vorzugsweise Philosophie, Philologie und Geschichte, später auch Mathematik und Naturwissenschaften. Nach einem kurzen Aufenthalt in Göttingen wandte er sich aufs neue nach Leipzig, wo er die Schriften „Über die Bestimmung des Menschen“ (Zür. u. Leipzig 1800), 2 Aufl. 1809) und „Versuch einer pragmatischen Anthropologie“ (Leipzig 1808) veröffentlichte. Nachdem er sich 1808 in Jena habilitierte, war er eine Zeit lang bei der Redaktion der von Griesbach begründeten „Literaturzeitung“ thätig und gab mit Dany die „Charakteristik Herders“ (Leipzig 1806) heraus. Bald darauf schickte er nach Weimar über, wo er zu Herder, Goethe und Wieland in näheren Beziehungen trat. Hier schrieb er auch „Geschichte des menschlichen Geistes aus dem Gesichtspunkte der Humanität“ (3 Bde. Leipzig 1806). „Wörterbuch der Metaphysik und Archäologie“ (Bd. 1 Weimar 1810) und „Wörterbuch der altklassischen Mythologie“ (3 Bde. Weimar 1810–16). Im J. 1811 erhielt er eine Professur an der Universität zu Wittenberg, 1813 übernahm er das Lyceum über die aus dem von den Russen und Preußen besetzten Wittenberg nach Leipzig geschickten wittenbergischen Studien, und hier beteiligte er sich am „Konversations-Lexikon“ und bearbeitete „Wielands Leben“ (3 Bde., Leipzig 1816–18). Nach der Schlacht bei

Leipzig wurde ihm der Auftrag, in Blüchers Hauptquartier zu reisen, um die in Beschlag genommene Bibliothek der Universität Wittenberg zu retten, was ihm auch gelang. Nach der Teilung Sachsens sandte ihn der akademische Senat nach Berlin, um wegen der Vereinigung der Universität Wittenberg mit der zu Halle zu unterhandeln. Gegen Ende 1815 trat G. die Professur der Philosophie in Halle an. Mit Ersch (s. d.) verband er sich nach Hufelands Tode zur Herausgabe der «Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste», deren erste Sektion er nach Erschs Tode vom 18. Bande an allein weiter führte. Auch wurde er an Erschs Stelle Mitherausgeber der «Allgemeinen Literaturzeitung». Auf Erschs Veranlassung besorgte er die Ausgabe von Wielands «Sämtlichen Werken» (1818–28), der er eine neue, vollständigere Biographie des Dichters beifügte. Außerdem übernahm er die dritte Ausgabe der «Synonymik der deutschen Sprache» von Götterdard und Raaf (6 Bde., Halle 1826–30), die ihm gehaltvolle Bereicherungen verdankt. Auch vollendete er nach Herausgabe der «Denkloftods» (2 Bde., Lpz. 1831) die von Jacobs begonnene Schrift «Aug. Herm. Niemeyer. Zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken» (Halle 1831). Mit der Biographie seines Freundes August Lafontaine (Halle 1833) beendete G. die Reihe seiner Schriften. Er starb 7. Aug. 1851.

Grueber (Bernh.), Architekt und Kunsthistoriker, geb. zu Donaueschingen 1806, besuchte die Akademie in München. An dem Bause der Aulikirche durch Ohlmüller war G. beteiligt, auch war er für die Restauration des Doms in Regensburg thätig. Gleichzeitig wirkte er als Lehrer an dem Polytechnikum in München. In Italien sammelte G. 1837 Studien nach mittelalterlichen Kirchenbauten, die er dann auch als «Vergleichende Sammlung für christl. Baukunst» (Augsb. 1841) erscheinen ließ. Nach seiner Rückkehr wandte er sich nach Prag, wo er 1844 eine Professur am Polytechnikum erhielt. Der Schwerpunkt seines Wirkens liegt in seiner kunsthistor. Thätigkeit, doch erwarb er sich auch als Restaurator zahlreicher mittelalterlicher Bauten Verdienste. Er veröffentlichte: «Allgemeine Baukunde» (Bd. 1, Berl. 1868), «Die Kunst des Mittelalters in Böhmen» (in den «Mitteilungen der k. k. Centralcommission für Erforschung der Kunstdenkmale», 1871 fg.), «Die Kaiserburg in Eger» (Prag 1864), «Die Kathedrale des heil. Veit und die Kunstthätigkeit Kaiser Karls IV.» (Prag 1869), «Die Elemente der Kunstthätigkeit erläutert» (Lpz. 1876). Im J. 1874 gab er seine Stellung auf, begab sich nach Bayern zurück und starb 12. Okt. 1882 zu Schwabing bei München.

Grubieschow oder Grubieszow, Kreisstadt im Gouvernement Lublin in Polen, 110 km südöstlich von Lublin, an der Czarna, einem linken Nebenfluß des Westlichen Bug, mit (1882) 7654 E., hat bedeutende Zuderfabriken, Ölpresen, Manufakturen und Leinwebereien.

Grübling, s. Kartoffel.

Grube nennt man die bei der Paraffinabfuhrung als Nebenprodukt erhaltene, abgeschwemmte, feinverteilte Kohle, welche dort vielfach als Heizmaterial benutzt wird. Das Material wird geschächt, weil es, entzündet, lange Zeit fortglimmt, ohne einer Überwachung zu bedürfen, und dabei eine lange andauernde, gleichmäßige, wiewohl nicht sehr hohe Wärme verbreitet. Da die G. ohne Rauchverbren-

tung und ohne Geruch zu entwickeln verbrennt, so glaubt man vielfach, sie in offenen Feuerstätten, ohne Dunstabzug verwenden zu können: eine durchaus irrige Ansicht, der schon mehrfach Menschenleben zum Opfer gefallen sind.

Grudziadz, der poln. Name für Graudenz (s. d.).

Gruttau, Flecken im franz. Depart. Aube, Arrondissement Narbonne, 10 km im SSO. von Narbonne, am Fuße der Kreideberge de la Claye, unweit des Stang de G., der durch einen Kanal mit dem Canal du Midi und durch zwei Abflüsse (Graul du Grazel und Graul de la Vieille-Nouvelle) mit dem Mittelmeere verbunden ist. Der Ort zählt (1876) 2382 (als Gemeinde 2568) E., welche starken Fischfang, Schiffsahrt, Fabrication von Branntwein, Soda und Seilen treiben.

Gruthuisen (Franz von Paula), Astronom und Naturforscher, geb. 19. März 1774 auf dem Schlosse Hattenberg am Lech, erlernte die Chirurgie und nahm 1788 in der österr. Armee als Feldchirurg Dienste. Später holte er die Wäden in seiner Bildung nach und studierte von 1801 an in Landshut Philosophie und Medizin. Bald nach seiner Promotion wurde er 1803 Lehrer der Naturkunde an der landärztlichen Schule zu München und 1826 ord. Professor der Astronomie an der Universität daselbst. Unter seinen philos. und astron. Schriften sind die wichtigsten: «Anthropologie» (Münch. 1810), «Organozoonomie» (Münch. 1811), «Über die Natur der Kometen» (Münch. 1811). Außerdem gab er die «Analecten für Erd- und Himmelskunde» (Münch. 1828–31) heraus, die er seit 1832 als «Neue Analecten u. s. w.» fortsetzte; ebenso seit 1838 ein «Naturwissenschaftlich-astron. Jahrbuch». Im größern Publikum machte sein phantastischer Aufsatz in Kastners «Archiv» über die «Entdeckung vieler deutlicher Spuren der Mondbewohner, besonders eines kolossalen Kunstgebäudes derselben» vieles Aufsehen, nachdem er schon 1821 in den «Atten» der Leopoldinischen Akademie seine «Selenognostischen Fragmente» veröffentlicht hatte. Er gab zuerst und lange vor Civalo ein Instrument an, um den Plattenstein zu zerbröckeln. G. starb 21. Juni 1852.

Grutitz, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Senftenberg im östlichsten Böhmen, nahe der preuß. Grenze, an der Linie Sternberg-Lichtenau der Mährischen Grenzbahn, mit (1881) 2950 E. deutscher Zunge, die neben den städtischen Gewerben sich zumeist mit Feldwirtschaft befassen. G. ist der Sitz eines Bezirksgerichts und hat eine schöne Pfarrkirche, eine Bürgerschule, eine Fachschule zur Heranbildung von Bildhauern, Drechslern und Kunsttischlern, das Lächterpensionat Maria maggiore der ehemaligen berliner Ursulinerinnen, zwei Bierbrauereien, eine Dampfbrettsäge und lebhaft Hausindustrie (Baumwollweberei und Holzschneiderei). Der nahe Marienberg enthält ein vom nachmaligen Königsgräber Bischof Johann Tobias Peder 1696 gegründetes Servitenkloster, seit 1883 an den Orden der Redemptoristen übergegangen, mit einer vielbesuchten Wallfahrtskirche. Die Fernsicht von dieser Höhe erstreckt sich über die Grafschaft Glatz zum Riesengebirge, über einen großen Teil des östl. Böhmen und das angrenzende Mähren. Seit 1648 gehört die Herrschaft G. zum Fideikommiß der Grafen von Althann.

Grumbach (Wilh. von), fränk. Edelmann aus einem alten, im 17. Jahrh. ausgestorbenen Geschlecht, geb. 1. Juni 1508, ein Schwager Florian

Geyers und durch seine Frau, eine geborene von Hutten, dem Geschlecht des Humanisten Ulrich von Hutten verwandt, taucht zuerst im Bauernkrieg 1525 auf, wo er gegen den Schwarzen Haufen, bei dem Geyer stand, kämpfte. Bestimmend für sein Leben wurde die Verbindung mit Markgraf Albrecht Albiad von Brandenburg, als dessen Amtmann in Eoboldzurg man G. seit 1538 findet. Ihn begleitete er 1540 an den Hof Karls V. nach Genf, lehrte aber nach dem Tode des ihm feindlichen Bischofs von Würzburg, Konrad von Thüngen, zurück, um die Wahl seines Verwandten Konrad von Vöbra durchzusetzen. Die vier Jahre, welche dieser regierte, waren für G. sehr vorteilhaft: als Hofmarschall und Amtmann hatte er einträgliche Titel, sein Verstand ward durch die Gunst des Bischofs konsolidiert. Der Tod Konrads und die Wahl Melchior von Jöbel änderte das Verhältnis. G. legte sein Amt nieder und trat wieder in den Dienst Albrechts. Dessen Vizeutenant war er im Schmalkaldischen Krieg; die Reitergeschwader des Markgrafen waren in Mittel- und Niederdeutschland von G. geworben. Nach dem Kriege löste er sein Verhältnis zum Bischof, gegen den er vergebens die Selbständigkeit der fränk. Ritterschaft vom Kaiser zu erwirken suchte, und zog mit oder für Albrecht als Truppenwerber umher. Seit 1551 war er dessen Statthalter zu Kulmbach. In dem Kriege Albrechts und der verbündeten Fürsten gegen den Kaiser hielt sich G. ziemlich in der Reserve und vermittelte in dem darauf folgenden Raubzuge Albrechts gegen die fränk. Stifter und Nürnberg den Vertrag, der letztern Ruhe, ihm aber Erhöhung seines Besizes und Verwandlung seiner würzburg. Lehnsgüter in freies Eigentum brachte.

Diese Verträge suchte hierauf G. auf dem Kongress von Passau durchzusetzen, erlangte aber ihre Bestätigung nicht, und da nun auch der Kaiser dieselben cassierte, gelang es dem Bischof, die Güter dem Ritter wieder abzutragen. Der Bund des Kaisers mit Albrecht, der Krieg des letztern zur Durchsetzung seiner Forderungen gegen die Bischöfe und ihre Verbündeten (Kurfürst Moriz u. a.) zog G. wieder in wechselvolle Verhältnisse hinein, welche mit dem Sieg der Bischöflichen auch für ihn ungünstig endeten: seine Güter wurden ihm als Teilnehmer an Albrechts Landfriedensbruch entzogen und unter Verwaltung Heinrichs des Jüngern von Braunschweig gestellt. Vergebens erwirkte G. einen ihm günstigen Spruch des Kammergerichts: bei der Übermacht seiner Gegner konnte er nicht zu seinem Rechte kommen. Am 15. April 1558 wurde der Bischof Melchior auf offener Straße zu Würzburg von einer Rotte Unbekannter angefallen und getötet. Wahrscheinlich hatte G. diesen Anschlag eingeleitet, obgleich es kaum in seiner Absicht liegen konnte, den Bischof töten zu lassen, da es ihm nur darum zu thun sein mußte, denselben in seine Gewalt zu bringen. Während der neue Bischof, Friedrich von Wirsberg, einen für die Urheber des Attentats gefährlichen Prozeß einleitete, arbeitete G. an kühnen und weitgreifenden polit. Plänen. Er trat mit dem Adel verschiedener Kreise, besonders aber mit dem fränkischen, in Verbindung und suchte denselben für den Gedanken zu gewinnen, die Herrschaft der großen Territorialherren im Reiche zu brechen und mit den Waffen in der Hand die Reichsunmittelbarkeit der ganzen Ritterschaft wiederherzustellen. In dessen wagten es nur einige in dem markgräf. Kriege compromittierte Edelleute, Wilh. von Stein, Ernst von

Mandelslohe, Albr. von Rosenberg, Jobst von Zeitz und mehrere Abenteuerer, sich mit G. enger zu vereinigen. Um einen mächtignen Rückhalt zu haben, näherte sich G. auch den Herzögen zu Sachsen Ernestinischen Linie und fand besonders bei Johann Friedrich dem Wittlern Gehör, der den Verlust der sächs. Kurwürde und die Demütigung seines Hauses nicht verschmerzen konnte. Zunächst aber suchte sich G. durch eine kühne That in den Besitz seiner Güter zu setzen und das Zutrauen des Adels zu erwecken. Er versammelte mit Mandelslohe und Stein einen Haufen von 800 Reitern und 500 Mann Fußvolk, überfiel mit dieser Schar 4. Okt. 1563 die Stadt Würzburg und erzwang, da der Bischof geflüchtet war, von dem Domkapitel einen Vertrag, in welchem er und seine Genossen ihre eingezogenen Güter zurückerhielten und außerdem durch bedeutende Selbsummen entschädigt wurden. Der Bischof bestätigte zwar nach seiner Rückkehr den Vertrag, trat aber, als der Kaiser jetzt ein Achtmandat gegen G. erließ (13. Okt. 1563), von dem Vertrag wieder zurück.

Um so fester schloß sich nun G. an Johann Friedrich an. Er zog mit seinem Anhange Ende 1564 nach Gotha und verfrachtete hier in Verbindung mit dem Kanzler Christian Brüd den Herzog völlig in die Ummälzungspläne. Im Gwinnverständnis mit dem franz. Hofe, von welchem G. schon 1558 den Titel eines Reiterobersten der Krone Frankreich erhalten, machten beide dem Herzog zur Wiedererlangung der Kurwürde Hoffnung. Hierdurch brachten sie Kurfürst August, der schon längst solche Anschläge seitens G. und des Ernestinischen Nachbarn fürchtete, vollends auf. Es geschah unter Kurachsens Einfluß, daß Maximilian II. die Reichsacht über G. und seinen Beschützer Johann Friedrich verhängte und Kurfürst August mit der Exekution beauftragte. Letzterer rückte noch zu Weihnachten 1566 vor das stark besetzte Gotha und nahm die Stadt nach einer harten Belagerung 13. April 1567 durch Kapitulation mit den Bürgern ein, die sich des Regiments bemächtigt und in einem Aufstand den G.schen Anhang gefangen genommen hatten. Während man den gefangenen Herzog nach Wien abführte, wurden G. und der Kanzler Brüd durch ein Urteil des Kurfürsten 17. April lebendig gequertelt, die übrigen Hauptteilnehmer aber enthauptet. Vgl. Ortloff, «Geschichte des G.schen Händels» (4 Bde., Jena 1868—70). Romanhaft behandelte den Stoff Beckstein in seinem «Grumbach» (3 Bde., Hildburgh. u. Weinungen 1889).

Grumbow (Friedr. Wilh. von), preuß. Generalfeldmarschall, ein Sohn des brandenb. Generalkriegskommissarius Joachim Ernst von G., geb. 4. Okt. 1678 zu Berlin, trat jung in brandenb. Dienste und nahm an den Kriegen gegen Frankreich teil, in welchen er mehrfach mit diplomatischen Sendungen betraut wurde und bereits bis zum Generalmajor aufstieg; König Friedrich Wilhelm I. ernannte ihn zum Generalkommissar und übertrug ihm damit die Leitung der Finanzen. Im J. 1723 wurde G. erster Vizepräsident des damals neu errichteten General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänen-directoriums und erwarb sich in dieser Stellung Verdienste um die preuß. Finanzen. Dagegen wirkte G. unheilvoll auf polit. Gebiete, wo er insbesondere in Österreichs Interesse seinen Einfluß auf den König zur Verhinderung der Vermählung des Kronprinzen Friedrich mit einer engl. Prinzessin verwertete und den König in dem Gegensatz zu den

Aufschauungen und Wünschen des Kronprinzen bekräftigte, ja sogar dessen Erbitterung noch gesteigert verschärfte. G. starb zu Berlin 18. März 1739.

Grumbrecht (Friedr. Wilh. Aug.), Mitglied des Deutschen Reichstags, geb. 21. Juni 1811 zu Goslar, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, später das Gymnasium zu Braunschweig und bezog 1829 die Universität zu Göttingen, um die Rechte zu studieren. Im J. 1831 wurde er wegen Teilnahme an dem sog. göttinger Aufstande relegiert und setzte deshalb seine Studien in Marburg fort, von wo er nach erfolgter Amnestierung im folgenden Jahre nach Göttingen zurückkehrte. Er war dann Advokat, zuerst in Fallingshofel, seit 1847 in Lüneburg, und wurde 1866 zum Bürgermeister von Harburg erwählt. Seine parlamentarische Tätigkeit begann G. 1848 als Vertreter des hannov. Wendlandes in der frankfurter Nationalversammlung, setzte dieselbe dann in der hannov. Zweiten Kammer, sowie im preuß. Abgeordnetenhaus (1867–70) und im Konstituierenden Norddeutschen und Deutschen Reichstag als Abgeordneter für Harburg, der national-liberalen Partei angehörig, bis 1880 fort, in welchem Jahre zunehmende Kränklichkeit ihn an der Wiederannahme eines Mandats verhinderte. G. starb 10. Jan. 1883 in Harburg.

Grummet im engeren Sinne nennt man bei Wiesen, welche zweimal gemäht werden, im Gegensatz zum Heu (d. h. dem getrockneten ersten Schnitt) den ebenfalls in den trockenen Zustand übergeführten zweiten Schnitt, welcher in der Regel Anfang September vorgenommen wird. Im weiteren Sinne bezeichnet man mit G. den getrockneten zweiten Schnitt aller Futtergewächse, des Klee, der Luzerne, der Sparsette u. s. w. Der Ertrag des G. ist in der Regel ein geringerer als derjenige des Heues, variiert jedoch je nach den Boden- und Witterungsverhältnissen nicht unerheblich, von 500–2500 kg pro Hektar; im Mittel rechnet man 1500 kg. Das G. ist meist etwas reicher an Nährstoffen als das Heu; es enthält im Mittel 86 Proz. Trockensubstanz, darin 12 Proz. Protein, 3 Proz. Fett, 42 Proz. stickstofffreie Extraktstoffe, 22 Proz. Rohfaser und 6 Proz. Asche. Unter Berücksichtigung der Verdaulichkeit der einzelnen Nährstoffe stellt sich der Gehalt an verdaulichen Nährstoffen auf 7 Proz. Protein, 1,5 Proz. Fett und 42 Proz. stickstofffreie Stoffe.

Grumo Appula, Stadt in der ital. Provinz Bari, 22 km in WSW. von Bari, Station der Linie Bari-Tarent der Italienischen Südbahn, zählt (1881) als Gemeinde 9308 E., welche Ackerbau und Handel mit Wein, Öl und Getreide treiben.

Grumms (vom lat. grumus, Häufchen, Klumpen), geronnen, klumpig; Grumescenz, das Gerinnen.

Grün, die aus Blau und Gelb zusammengesetzte Farbe, welche nach den verschiedenen Abstufungen ihrer Intensität als blaugrün, licht- oder hellgrün, dunkelgrün, nach dem Vorwalten der einen oder andern Grundfarbe als gelbgrün, gelblichgrün, bläulichgrün, blaugrün, nach der Ähnlichkeit mit der Farbe gewisser Natur- oder Kunstzeugnisse als grasgrün, pistaziengrün, zeisiggrün, erbsengrün, apfelgrün, spangrün, lauchgrün, smaragdgrün, olivengrün u. s. w. bezeichnet wird. Die Komplementärfarbe des G. ist Purpurrot. (S. auch Farbe, Farbensetzen und Farbensinn.)

Grün (Anastasius), schriftstellerisches Pseudonym von Anton Alexander Graf von Auerberg (s. d.).

Grün (Friederike Christiane), dramatische Sängerin, geb. 14. Juni 1836 zu Mannheim, wirkte 1857–60 im Chor des mannheimer Hoftheaters, wurde 1863 am köln. Stadttheater, 1864 am lasseller Hoftheater engagiert, das sie 1866 mit der berliner Hofbühne vertauschte, der sie bis 1869 angehörte. In den J. 1869 und 1870 sang sie in Nürnberg, vervollkommnete dann ihre Ausbildung bei dem Italiener Lamperti und gehörte seit 1874 auf drei Jahre als Gast dem Hoftheater zu Coburg-Gotha an. In der Folge trat sie nur noch als Gast auf, so 1876 bei der Aufführung des »Ring des Nibelungen« in Bayreuth als Frida und Norne. Ihre Stimme ist charakterisiert durch großen Umfang, und auch schauspielerisch entspricht die Sängerin den Anforderungen, welche ihre Partien an sie stellen. Unter diesen gestaltet sie am glänzendsten die Valentine, Fidelio, Norma, Elisabeth, Selika, Agathe u. s. w.

Grün (Karl Theodor Ferd.), Schriftsteller, geb. 30. Sept. 1817 zu Lüdenscheid in Westfalen, besuchte das Gymnasium in Bielefeld, ging dann, um Theologie zu studieren, nach Bonn, wandte sich aber bald philol.-philolog. Studien zu, die er in Berlin fortsetzte. Er war hierauf in Colmar als Professor der deutschen und engl. Sprache und Literatur tätig und gründete 1842 die »Mannheimer Abendzeitung«, das erste radikale Tagesblatt in Deutschland. Von der Blittersdorffschen Regierung ausgewiesen (vgl. hierüber »Meine Ausweisung aus Baden und meine Rechtfertigung vor dem deutschen Volke«, Jhr. u. Winterthur 1843), rebierte er von Köln aus den »Rheinisch-Westfälischen Anzeiger« oder »Sprecher«, gab den ersten Schiller-Kommentar heraus (»Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtsschreiber, Denker und Dichter«, 2 Bde., 1844; neue Aufl. 1849); ferner »Die Judenfrage, gegen Bruno Bauer« (Darmst. 1844), woran sich später angeschlossen: »Neue Anekdoten« (Darmst. 1845), eine Schilderung der Censurleiden des »Sprecher«. Im J. 1844 wandte er sich nach Paris, schrieb »Die soziale Bewegung in Frankreich und Belgien« (Darmst. 1845) und bearbeitete Proudhons »Contradictions économiques« (deutsch, 2 Bde., Darmst. 1847); ferner schrieb er: »Goethe vom menschlichen Standpunkt« (Darmst. 1846). Im J. 1847 wurde er vom Ministerium Guizot-Duchätel ausgewiesen wegen seiner Verbindung mit deutschen Arbeitern; 1848 in die preuß. Nationalversammlung, 1849 in die preuß. Zweite Kammer gewählt, wurde er wegen Teilnahme am Zeughaussturm zu Bräm verhaftet, 1850 aber von den Geschworenen freigesprochen. Er ging nun nach Brüssel und schrieb hier mehrere Broschüren. Über eine Reise nach Italien berichtet er in »Italien im Frühjahr 1861« (Stuttg. 1861) und »Fragmente aus Italien, Natur und Kunst« (Münch. 1862). Im J. 1862 wurde er in Frankfurt a. M. Professor an der Handels- und der höhern Gewerbeschule, lebte seit 1865 in Heidelberg, seit 1870 in Wien. Er veröffentlichte noch: »Kulturgeschichte des 16. Jahrh.« (2 Bde., 1872), »Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß« (2 Bde., 2 Bde., 1874), »Die Philosophie in der Gegenwart« (2 Bde., 1876), »Kulturgeschichte des 17. Jahrh.« (2 Bde., 1880).

Grün, Beiname des Malers Hans Baldung (s. d.).

Grünauge (Chlorops) heißen sehr kleine Fliegen mit scheibenförmig rundem dritten Fühlerglied, kurzem Hinterleib und großen vorstehenden, grün schillernden Augen und meist gelbgestreiftem Rücken.

schilb, deren Naben im Mart der Stengel und in den noch milchigen Körnern des Getreides leben und oft arge Verwüstungen anrichten. Die in Deutschland gemeinste Art, die Frittsliege (*Chlorops frit*), ist schwarz, metallglänzend, etwa 2—3 mm lang.

Grünbaum (Theresie), geb. Mäler, namhafte Sängerin, geb. 24. Aug. 1791 zu Wien als Tochter des Komponisten Wenzel Mäler, von dem sie den ersten musikalischen Unterricht empfing. Schon im 5. Jahre trat sie in Rollen, die ihr Vater für sie geschrieben, auf, feierte zehn Jahre später große Erfolge in Branigkis Oper «Oberon» u. s. w. und wurde 1807 in Prag engagiert. Auch nach ihrer Verheirathung mit dem Tenoristen und Librettisten Johann Christoph G. (1785—1870) und nachdem sie an verschiedenen andern großen Bühnen, darunter auch in Wien gesungen hatte, lehrte sie zu einem kurzen Engagement nach Prag zurück und wurde 1818 Mitglied der wiener Oper. Seit 1828 pensioniert, unternahm sie noch eine größere Gastspielreise und zog sich dann nach Berlin zurück, wo sie 30. Jan. 1876 starb. G. wurde als «deutsche Catalani» gefeiert und glänzte besonders als Gräfin («Figaros Hochzeit»), Donna Anna («Don Juan»), Rosine («Barbier von Sevilla»).

Ihre Tochter Karoline, geb. 14. (nach andern 28.) März 1814 in Prag, gest. 26. Mai 1868 zu Braunschweig, Gattin des Hofschauspielers Bercht, war ebenfalls als Sängerin rühmlich bekannt.

Grünberg, Stadt im Großherzogtum Hessen, Provinz Oberhessen, Kreis Gießen, 22 km von Gießen, auf einer Anhöhe, Station der Linie Gießen-Fulda der Oberhessischen Staatsbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Forstamts und zweier Oberförstereien und zählt (1880) 2259 meist prot. E. Dabei ein altes Schloß, jetzt Amtsgerichtsgebäude, und ein Wasserturm. G. wurde 1222 Stadt.

Grünberg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, an der Linie Breslau-Küstrin der Breslau-Schweidnitz-Freiburger Eisenbahn schön und sehr gesund gelegen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und einer Reichshantelnebenstelle, hat ein Realgymnasium, einen Gewerbe- und Gartenbauverein sowie eine Kinderbewahranstalt und zählt (1880) 13089 meist prot. E. Der Ort ist namentlich bekannt durch seinen Wein, welcher von früher her zwar als sauer verrufen, in neuerer Zeit aber durch veredelte Kultur und sorgsamere Behandlung sehr bedeutend verbessert worden ist. Besonders wird starker Handel mit grünberger Champagner, meist nach Rußland, betrieben. Außerdem sind Tuchfabrikation und Obstbau wichtige Nahrungsweige des Ortes.; auch bestehen Maschinen-, Blumenfabriken, Wollspinnereien und eine bedeutende Fabrik zur Herstellung eiserner Brückenkonstruktionen. Bei der Stadt sind Braunkohlengruben.

Der Kreis Grünberg zählt (1880) auf 857 qkm 51935 meist prot. E.

Grünberger Handschrift heißen vier Pergamentblätter im Böhmischem Museum in Prag, die Bruchstücke zweier altböhmer Gedichte enthalten. Das erste hatte einen Landtag, das zweite ein Gericht der Kätin Libuda im Streit zweier Geln zum Gegenstande. Die Pergamentblätter sind 1818 durch anonyme Posteinlieferung bekannt geworden; später wurde festgestellt, daß der Einsender ein Ökonomebeamter der grünberger Herrschaft (bei Nepomuk) war. Dobrowsky hielt den Text für eine Fälschung,

Balachy erklärte ihn für echt und setzte ihn in das 9. bis 10. Jahrh. Die Kontroverse dauert weiter, zugleich mit dem Streit über die Königinhofer Handschrift (s. d.).

Grünbleierz, s. Pyromorphit.

Grünblindheit, s. unter Farbenblindheit.

Grund (ratio) im logischen Sinne des Wortes bedeutet einen Begriff oder Gedanken, insofern in demselben die Notwendigkeit liegt, einen zweiten Gedanken (die Folge, consequentia) für wahr und richtig anzuerkennen. Das Verhältnis zwischen G. und Folge ist mithin das der Abhängigkeit des Gedachten vom Gedanken. Diese Abhängigkeit für einen bestimmten Gedanken nachweisen, heißt ihn begründen; diejenigen Gedanken, welche von einem andern abhängen, entwickeln, heißt folgern. Der Satz des zureichenden G. (principium rationis sufficientis): Setze nichts ohne G., sagt aus, daß unsere Gedanken und Erkenntnisse ohne Beziehung auf ihre Gründe zusammenhanglos und haltlos sein würden. Eine strengere Begründung nennt man eine Demonstration oder einen Beweis (s. d.). Da kein Beweis rückwärts ins Unendliche gehen kann, so geht alle Begründung von Begriffen oder Sätzen aus, die selbst keiner Begründung bedürfen oder, genauer ausgedrückt, die keine weitere Begründung zulassen, als die Nachweisung von der Unentbehrlichkeit ihres Gegenteils. Ein solcher Begriff oder Satz heißt Grundbegriff oder Grundsatz, auch Axiom oder Prinzip. Man unterscheidet Erkenntnisgründe, welche über die Richtigkeit der Erkenntnisse entscheiden, von Realgründen oder Ursachen, welche den Lauf der Ereignisse bedingen. Da jedoch diese Doppelbedeutung des Wortes («Grund», ratio, causa), wie namentlich Schopenhauer («über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden G.», 4. Aufl., Spz. 1875) nachgewiesen hat, zu Mißverständnissen und falschen Begriffsbildungen Anlaß gegeben hat, so thut man besser, nur von realen Ursachen einerseits und von Gründen des Wissens und Überzeugtseins andererseits zu sprechen.

Grund, in der Malerei diejenige Substanz, welche den Rohstoff (Holz, Leinwand, Metall u. s. w.) bedeckend, die Unterlage für den Farbauftrag oder die Vergoldung bildet; bei gemauerten Geweben Bezeichnung für diejenigen Partien, von welchen die Figuren sich durch Färbung oder Fädenlage abheben. (S. Grundieren.)

Grund, Stadt in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Silbesheim, Kreis Jellerfeld, 8 km von Clausthal und 4 km von der Station Gittelde-Grund der Braunschweigischen Eisenbahn, in 284 m Höhe, in tiefem Thale, fast am weßl. Ende des Harzes, zählt (1880) 1695 prot. E. Sie ist eine der ältesten sieben Bergstädte, 1405 zuerst genannt. Ihr Aufblühen erfolgte wesentlich durch die Eisenerzminen am Iberg, deren 16 schon 1520 abgebaut wurden. Im Dreißigjährigen Kriege ging der Ort völlig zu Grunde und erst nach langer Pause wieder. Im W. der Stadt befindet sich die reichste Silbergrube des Harzes, die Grube Hilfe Gottes, auf dem Gangzuge zum Silbernaal; im N. der durch sein Erz, seine Verfeinerungen und Höhlen berühmte Iberg. Rennenswert ist noch in 480 m Höhe der 40 m hohe, groteske Doppelfelsen des Hübichensfelsens und die 1875 wieder aufgefundenen Tropfsteinhöhle, welche gegen 400 Menschen fassen kann. G. ist jetzt eine vielbesuchte Sommerfrische.

Grundanschauungen eines philos. Systems, einer Zeit, einer Gesellschaft u. s. w. nennt man diejenigen Ansichten und Überzeugungen, welche als allgemeine Urteile, sei es durch wissenschaftliche Überlegung oder durch irgend welche andere psychol. Prozesse hervorgebracht, die Deutung und Auffassung der besondern Erfahrungen und Erkenntnisse bestimmen und den Rahmen für dieselben bilden. So spricht man auf verschiedenen Gebieten von wissenschaftlichen, religiösen, sittlichen, politischen &c. Sie spielen in dem Vorstellungssystem die doppelte Rolle, einerseits Produkte, allmählich erzeugte Resultate, andererseits für alle besondern Urteile die letzten Beweisgründe zu enthalten.

Grundbau ist gleichbedeutend mit Fundamentalbau (s. d.).

Grundbau (Fundament) ist der Inbegriff aller derjenigen Bauarbeiten, welche dazu dienen, einem Bauwerke festen Stand auf dem Grundboden zu sichern. Er richtet sich nach der größern oder geringern Tragfähigkeit des Bodens, dessen Beschaffenheit mithin vor der Bauausführung untersucht werden muß, und nach der Last des Bauwerks selbst. Diese Untersuchung erfolgt für geringe Tiefen durch Ausgrabung oder Schürfung oder durch das Ristieren, bei größerer Tiefe aber und am sichersten durch den Erdborhrer oder durch das Graben von Brunnen, durch welche letztern Mittel man Aufschluß nicht nur über die Beschaffenheit, sondern auch über die Mächtigkeit (Stärke) der durchbrochenen Bodenschichten erhält. Der Baugrund ist nun entweder fest und findet sich unmittelbar an der Oberfläche (Obergrund) vor, oder ist erst in einiger Tiefe unterhalb weicher Bodenschichten zu erreichen (Untergrund); oder er ist nachgebend, unfest oder verflüssigt. Bei vorhandenem festen Obergrund von genügender Mächtigkeit (Felsen, Kies und Lehm-boden von 1,5 bis 3 m Stärke) sind keine weiteren Vorbereitungen nötig, als daß man die Sohle der Baugrube (den Grundgraben) gehörig ebnet und die Grundmauern nach Befinden verbreitert. Diese

Tiefe fester Untergrund vor, so handelt es sich um die Übertragung der Last des Gebäudes durch die weichen Bodenschichten hindurch auf den tiefer liegenden festen Baugrund. Dies geschieht durch einzelne steinerne Pfeiler, die oberhalb durch Bogen



Fig. 2.



Fig. 4.

verbunden werden (Fig. 4), durch steinerne Röhren (Sentbrunnen), die nach Befinden ausgemauert werden (Fig. 5), durch eingeschraubte hohle eiserne oder massiv schmiedeeiserne Pfähle (Fig. 6),



Fig. 3.



Fig. 6.

durch versenkte eiserne, mit Beton ausgegossene Röhren (Fig. 7) oder endlich durch eingerammte hölzerne Pfähle (Pfahlrost, Fig. 9).

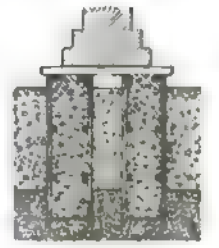


Fig. 7.



Fig. 8.

Die Gründung auf nachgebendem Baugrund von geringerer Tiefe erfordert entweder die Verbreiterung der Basis durch umgekehrte Gewölbe (Erdbögen, Fig. 8), welche zwischen einzelne Pfeiler eingesetzt werden oder durch die Grundmauern breit überragende Schwellen (Fig. 10), oder sich weit ausbreitende abgebohrte Stein-, Kies-, Beton- oder Sandschüttungen (Fig. 13 u. 14). Bei größerer Tiefe des unfesten Bodens wendet man Sentbrunnen (s. unten), eingerammte Holzpfähle (Fig. 12) oder durch Ausfüllen von Rammröhren mit Sand gebildete Sandpfähle (Fig. 11) an. In den meisten Fällen wirkt der Druck des Bauwerks senkrecht auf den Grundboden und wird daher der G. mit seiner Sohle wagrecht und eben hergestellt. Bei geböschten Futtermauern, Gewölbe- und Brückenwiderlagspfeilern, Unterpfeilern bei Hängebrücken u. s. w.

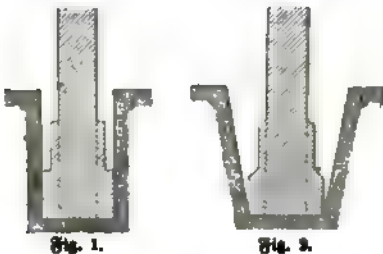


Fig. 1.

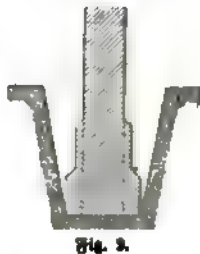


Fig. 2.

Verbreiterung erfolgt in rechtwinkligen (Fig. 1) oder abgeschrägten (Fig. 2) Absätzen auf beiden Seiten der Mauern von 10 bis 20 cm Breite. Die unterste breiteste Schicht nennt man das Bankett. Kann bei festem Untergrunde der oberhalb befindliche nachgebende Grundboden, sofern er nur von geringer Mächtigkeit ist, verbessert werden, so geschieht dies entweder durch Verdichtung desselben mittels eingerammter Riestschichten (Rammstein, Fig. 8), eingeschlagener hölzerner Pfähle, eingelassener steinerne Pfeiler, in geeignetem Falle auch durch Entwässerung oder durch vollständige Beseitigung und Ersatz desselben durch Riestschichten, Stein- oder Beton- oder Sand. Findet sich erst in größerer

findet jedoch eine Übertragung des Drucks in schiefer Richtung auf den Grundboden statt und muß demzufolge die Gründungsbasis normal zu jener Druckrichtung, also geneigt und unter Umständen mit Verzahnungen oder Abtreppungen versehen, ausgeführt werden. (Vgl. Fig. 15, 16 u. 17.)

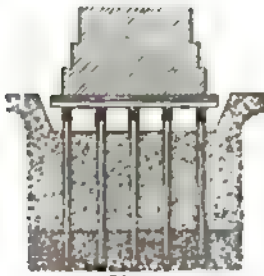


Fig. 9.



Fig. 10.

folgt. Die Beseitigung durch erstere beiden Mittel erfolgt mit Hilfe von um die Baugrube angelegten, möglichst wasserdichten Fänge- oder Rastendämmen, das Auspressen des Wassers vermittelt eiserner nach oben geschlossener und nach unten versenkter Kammern (pneumatische Gründung), die zum Auf-enthalt der Arbeiter, Lösung des Bodens, Einbringen von Material u. s. w. dienen. Bisweilen



Fig. 11.

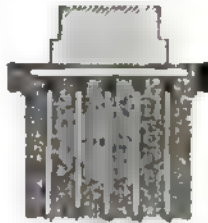


Fig. 12.

genügt für die Ausführung des G. die Anwendung einzelner kleiner Senkbrunnen, die man ausbaggert und versenkt, über Wasser allmählich aufmauert, oder die Gründung mittels Senkläfen, welche anfänglich auf dem Wasser schwimmen und durch die Last der Aufmauerung allmählich auf den Baugrund niedersinken. Ein drittes Mittel, um die so kostspielige Wasserförderung zu vermeiden oder zu reduzieren, ist die Anwendung von zwischen Rundwänden in Schlotten versenkten Betonlagen, die hierdurch zunächst vor Auspülung des hydraulischen Bindemittels gesichert, unter Wasser nach und nach erhärten und eine sehr breite und widerstandsfähige Basis bilden.

Endlich hat man bei Ausführung des G. noch für möglichst lange Erhaltung zu sorgen. Sie erfolgt durch Schutz vor Unter- oder Auspülung des Mauerwerks im Wasser durch hölzerne oder eiserne

Spundwände, durch fangbaumartige Befestigungen der Fußbetten (Sturzbetten); bei Pfahlrosten oder Holzsubstruktionen im allgemeinen durch Anordnung des Holzwerks stets unter dem tiefsten Wasserstande, durch Teeranstrich bei eisernen Spund- und Schraubenpfählen; im Trocken aber durch Kalotte der Grundsohle unterhalb der Frosttiefe (bei unserm Klima etwa 60 bis 75 cm). Zu allen Grundbauten ist stets nur das widerstandsfähigste, beste Material zu wählen und im Trocken als Bindemittel nur hydraulischer Kalk, bei Wasserbauten Cement oder Traßmörtel, oder reiner Cement zu verwenden.

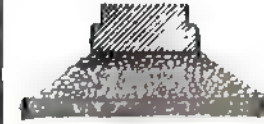


Fig. 13.



Fig. 14.



Fig. 15.

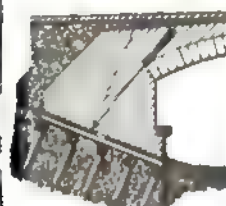


Fig. 16.

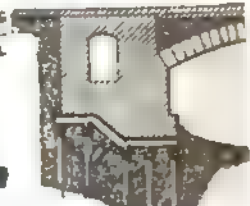


Fig. 17.

Bei Inangriffnahme des G. von öffentlichen Gebäuden findet oft eine besondere Feierlichkeit, die Grundsteinlegung, statt. Der Grundstein, welcher von irgendeinem Gestein des Fundaments gebildet wird, wird an Ort und Stelle versenkt, in gehörige Lage gebracht und erhält nun von den vornehmsten der anwesenden oder dazu erwählten Personen unter Ausrufung von Denksprüchen, Wünschen oder Gebeten drei Hammerschläge, sowie eine Lage Mörtel. Das Innere des ausgehöhlten Grundsteins wird häufig mit einem verdichteten metallenen Rasten ausgefüllt, welcher die auf den Bau bezüglichen Urkunden, Inschriften, Münzen u. s. w. enthält und aufbewahren soll.

Für größere Ingenieurbauwerke (Quaimauern, Docks, Schleusen, Schächte, Brückenpfeiler u. s. w.) werden bisweilen Gründungen unter Wasser notwendig, die zu den schwierigsten Arbeiten zählen. (Vgl. Brunnen und Fundierung.) Die wichtigsten derselben sind folgende:

Bei der pneumatischen Gründung wird ein unten offener Kasten C (s. umstehende Fig. 18), der Caisson, in die Tiefe gesenkt, in den man das Mauerwerk M von oben her, also im Trocken, allmählich aufbringt. Um das Eindringen des Wassers in den Caisson von unten hintanzuhalten, wird mittels einer Zuleitungsrohre L verdichtete Luft in den Caisson eingeführt, welche unter etwas höherem Druck steht als das eindringende Wasser, mithin

den Arbeitsraum frei hält und das Lösen des Bodens E gestattet. Das gewonnene Material wird in Kähnen oder andern Fördermaschinen (Bagger u. s. w.) emporgehoben, in die Schleusen S entleert und mittels besonderer Vorrichtungen aus denselben

tiefgefäßte Chlorcalciumlauge circulierte, zum Gefrieren gebracht wird. Der Schwimmsand verwanbelt sich hierbei in eine feste, widerstandsfähige Masse, die wie Fels gebrochen werden kann, wobei die umhüllende Schicht noch immerhin aus-

reicht, den Wasserandrang zurückzuhalten. Die nachstehende Fig. 19 zeigt das Verfahren, wie dasselbe am Archibaldschacht in Schneidlingen zur Verwendung kam. Jede Röhre ist unten geschlossen und enthält im Innern eine zweite engere; durch eine Pumpe wird die in einer Eismaschine auf 25° unter Null abgefäßte genannte Lösung durch die Leitung A in die weiterr Röhren hinabgetrieben, nimmt an den Rohrwandungen Wärme auf, bringt dadurch den Schwimmsand zum Gefrieren und steigt in den innern Röhren wieder empor, die sich mittels eines Querrohrs vereinen, aus welchem die Flüssigkeit in der Röhre B emporgehoben wird, neuerdings in den Kühlapparat gelangt, um hierauf denselben Kreislauf abermals durchzumachen. Die Chlorcalciumlösung friert erst bei -40° C. Bei der in Rede stehenden Anwendung betrug die Temperatur des Eislörpers -19° , auf welche Temperatur auch die ursprünglich auf -25° in dem Kühlapparat abgefäßte Lauge stieg. Die Ausführung von Arbeiten in den bisher ge-

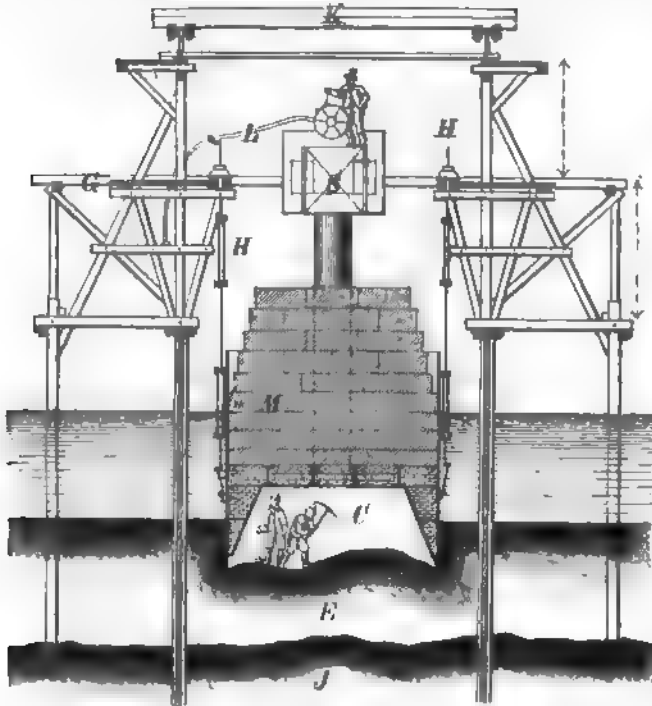


Fig. 18.

in bereitstehende Schiffe gebracht. Die Schleuse S vermittelt zugleich das Ein- und Aussteigen der Arbeiter. Das Gerüst G dient zur Aufnahme der Baumaterialien, der fahrbare Kran K zum Versetzen der Hängeketten H zur Regulierung der Stellung des Kaissons. Hat der Kaisson die tragfähige Schicht J erreicht, so wird er mit Beton oder in anderer Weise mit Mauerwerk ausgefüllt.

Das Verfahren hat vielfache Veränderungen erfahren; man hat den Kaisson auch aus Holz, in Stein u. s. w. hergestellt, die Förderung und die Schleusen verschiedenartig gestaltet. Erreicht in losem Boden der Kaisson eine Tiefe von mehr als etwa 30 m unter dem Wasserspiegel, so hört das Verfahren auf, praktisch durchführbar zu werden, da der Luftdruck im Arbeitsraum mehr als vier Atmosphären erreicht, welchen Druck der menschliche Organismus nicht mehr für die Dauer auszuhalten vermag. Man hat in solchen Fällen vorgeschlagen, von der Sohle des Kaissons aus Pfähle in die Tiefe zu treiben u. s. w.

In der neuesten Zeit (1888) hat der Bergbau-Ingenieur Postich in Aichersleben durch das sog. Gefrierverfahren eine Methode geboten, die eine große Zukunft hat und eine der bedeutendsten deutschen Erfindungen auf dem Gebiete der Bautechnik repräsentiert. Es besteht darin, daß eine zu durchbrechende, unter hohem Wasserdruck stehende Schicht, z. B. Schwimmsand, durch ein System von vorher eingefestigten Röhren, in denen

fürchtetsten Schichten wird hierdurch möglich, die Fundierung von Brückenpfeilern, die Aushebung von Tunneln in Schwimmsandschichten wesentlich erleichtert.

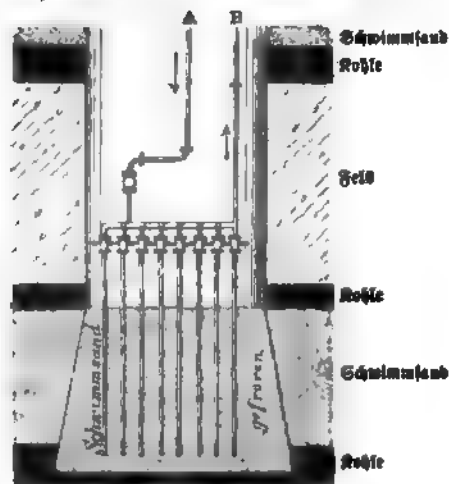


Fig. 19.

Der S. mittels Gefrierrohren, die Methode, wonach man röhrenförmige Körper in die Tiefe

bringt, indem man im Innern der Röhre das Material hebt, ist lange bekannt, er kam 1825 im großen Maßstab durch Brunel beim Bau des Themetunnels, 1849 zuerst für die Pfeiler der Thiersebrücke zu Windsor in Anwendung und erfreut sich heute großer Verbreitung. Ein Beispiel zeigt Fig. 20. Das ringförmige Mauerwerk M ruht auf einem hölzernen oder eisernen Brunnenkranz.

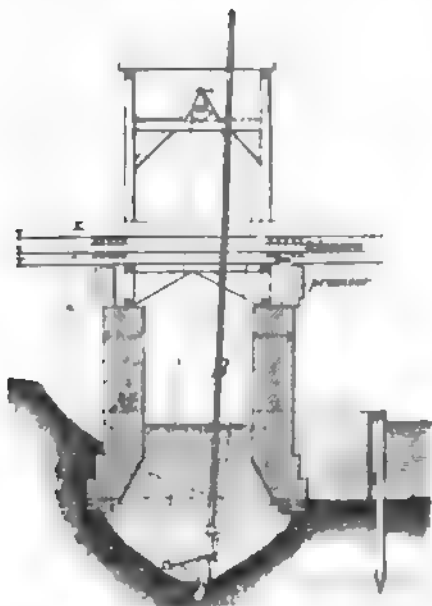


Fig. 20.

Mittels einer Baggervorrichtung, hier eine ind. Baggerkranke B, wird das Material aus der Röhre emporgehoben. Der mit Schienen künstlich beschwerte Körper sinkt hierbei in die Tiefe, das weitere Mauerwerk wird oben allmählich aufgeführt. Hat man den entsprechenden Baugrund erreicht, so wird der Innenraum mit Beton ausgefüllt und hierdurch ein massiver Mauerwerkkörper geschaffen, der z. B. als Brückenpfeiler oder, reihenweise angeordnet, einer Quaimauer u. s. w. als Fundament dient. Die Tiefen, welche man mit solchen Brunnen erreicht hat, überschreiten selten das Maß von 8 m unter Niedrigwasser, doch sollen die Brunnen der Jumaabrade in Indien 22 bis 26 m tief unter Niedrigwasser sich befinden. Um den Brunnenkranz sicher legen zu können, hat man mitunter an der Stelle, wo der Pfeiler erbaut werden soll, eine künstliche Insel aufgeschüttet. Diese Methode ist vielfach in England und Deutschland (z. B. Brücken der Berliner Stadtbahn) zur Anwendung gelangt.

Bgl. „Handbuch der Ingenieurwissenschaften“ (Bd. 1, 2. Aufl. 1879).

Grundbegriffe nennt man in dem Aufbau der wissenschaftlichen Erkenntnis diejenigen Begriffe, welche, nicht mehr auf einfachere und umfassendere zurückzuführen, überseits die Grundlage aller folgenden Begriffsentwicklung darstellen. Man muß formale und materiale G. unterscheiden: die erstern sind die allgemeinen Beziehungsformen des Denkens, auch die Kategorien (f. d.) genannt, deren systematische Entwicklung die Aufgabe der Gr-

kenntnistheorie (f. d.) bildet; die letztern sind die allgemeinsten, sachlichen Vorstellungen, welche in den besonderen Wissenschaften verwendet werden, aber in denselben Grundbegriffe darstellen, deren Ableitung, wenn sie überhaupt möglich ist, der Philosophie überlassen bleibt. Es sind z. B. Materie, Kraft, Gesetz u. s. w. G. der Ethik; Recht, Norm u. s. w. dagegen G. der Jurisprudenz u. a. Bgl. Eucken, „Geschichte und Kritik der G. der Gegenwart“ (Lpz. 1878).

Grundbirne, f. Kartoffel.

Grundblei, soviel wie Senkblei.

Grundbohrer, soviel wie Bergbohrer.

Grundbruch, f. unter Deiche.

Grundbücher nennt man die bei Gericht geführten Bücher, in denen die Rechte an Grund und Boden behufs ihrer Sicherung eingetragen werden. Die hierdurch herbeigeführte Öffentlichkeit und Erkennbarkeit des Rechtszustandes der Grundstücke ist ein großer Vorzug des deutschen Rechts vor dem römischen. In neuerer Zeit ist die preuss. Gesetzgebung (Gesetz über den Eigentumsverkehr und die dingliche Belastung der Grundstücke, Bergwerke und der selbständigen Gerechtigkeiten und die Grundbuchordnung, beide vom 5. Mai 1872) von maßgebender Bedeutung geworden. Die Führung der G. ist eine Sache der Gerichte, sie liegt den Amtsrichtern und Gerichtsschreibern ob, nachdem die frühere Einrichtung besonderer Grundbuchämter 1879 wieder aufgehoben worden ist. Beschwerden über Verfügungen des Grundbuchrichters gehen an das Landgericht. Die G. sind regelmäßig nach Gemeinden oder selbständigen Ortsbezirken angelegt, in dieselben werden eingetragen die Grundstücke, das Bergwerkseigentum und selbständige Gerechtigkeiten. Jedes selbständige Grundstück hat der Regel nach sein besonderes Blatt (Kassettblatt). Auf dessen sog. Titel wird das Grundstück genau beschrieben, dann folgen noch drei Abteilungen oder Rubriken: a) für die Eintragung des Eigentümers, b) für die dinglichen Belastungen außer Hypotheken, c) für die Hypotheken und Grundschulden. Die Einzeichnungen können nur erfolgen mit Bewilligung derer, die durch dieselben belastet werden oder ein Recht verlieren. Als Eigentümer gilt jetzt nur, wer als solcher im Grundbuch eingetragen ist. Auch sonstige dingliche Rechte werden nur durch den Eintrag im Grundbuche erworben. Bgl. Turman, „Die Grundbuchordnung vom 5. Mai 1872 mit Ergänzungen und Erläuterungen“ (3. Aufl., 2 Bde. Berl. 1883—84).

Grundbuchsbarkeit, f. Servitut.

Gründe oder **Grändnerorte** (Grändnergemeinden) sind alte deutsche Bergorte im Süden des Zipser Komitats (Ungarn). Dazu gehören die Städte: Gollniz, Schmölz, Goll, Schmelz, Einsiedel und Wagnersbühl. Die G. werden auch als Zipser Unterland bezeichnet; sie erstrecken sich dem Hernadflusse entlang und umfassen hauptsächlich Montangebiet. Im Mittelalter bildete die Terra oppidorum montanorum comitatus Scythianensis oder der Grändnerboden jederzeit eine territoriale Einheit und wurde von der Zips (f. d.) im engeren Sinne unterschieden. Die Bewohner waren ursprünglich nur Deutsche, jetzt sind sie stark mit Slowaken gemischt.

Grundeigentum ist die Befugnis eines Rechtssubjekts, über ein Grundstück unter Ausschließung anderer nach Belieben zu verfügen, soweit nicht

ausdrückliche Befehle dem entgegenstehen. Das G. erstreckt sich prinzipiell auch unbegrenzt in die Tiefe des Untergrundes, wird jedoch hier durch die Berggesetzgebung der meisten Länder mehr oder weniger beschränkt. In erster Linie versteht man unter G. das Alleineigentum einer Person an einem Grundstück. Solches Alleineigentum findet sich auch vielfach in der Hand jurist. Personen, namentlich auch öffentlicher Korporationen, wie der Gemeinden und des Staats. Ferner aber gibt es auch ein gemeinschaftliches G., das mehreren Personen als Miteigentümern ungeteilt zusteht, ohne daß also die Gesamtheit ein besonderes Rechtssubjekt bildet. Endlich kann das G. auch als geteiltes Eigentum auftreten, indem die in demselben enthaltenen einzelnen Rechte verschiedenen Personen gehören, insbesondere das Nutzungsrecht (Nutzeneigentum) von dem Rechte der Verfügung über die Substanz des Grundstücks (Obereigentum) getrennt ist, wie dies z. B. bei den Fideikommissgütern der Fall ist.

In den Perioden des Jäger- und Hirtenlebens erweist der Boden noch als freies Gut, selbst wenn ihm an jährlich wechselnden Stellen eine Ernte abgewonnen wird. Erst bei der festen Ansiedelung der primitiven Stämme wird er zum Eigentumsobjekt. Die Occupation erfolgte, wenn die Ansiedler einer despotischen Herrschaft unterworfen waren, im Namen des Häuptlings oder Fürsten, der dann als der einzige wirkliche Eigentümer des ganzen Gebietes erscheint, was eine im Orient noch vielfach herrschende Anschauung ist. Dieß sich dagegen ein Verband gleichberechtigter Genossen in einem Landstrich nieder, was namentlich bei den german. Stämmen die Regel war, so behielt derselbe den occupierten Grund und Boden zunächst in dem Gesamteigentume der Genossen, die übrigens, da es neben ihnen auch Unfreie und Sklaven gab, meistens wohl nur eine Minderheit in der ganzen Bevölkerung bildeten, zumal wenn die Ansiedelung mit Eroberung und Unterwerfung der ursprünglichen Einwohner verbunden war. Ein Teil des besetzten Landes blieb bei den Germanen dem Stamme oder der Völlerschaft oder den größern Untergruppen derselben als Gemeinbesitz vorbehalten, dessen Benutzung ohne weiteres allen Genossen freistand. Ein anderer Teil aber bildete die Grundlage der wirtschaftlichen Lebensgemeinschaften kleinerer Genossenschaften, die durch Geschlechtsfreundschaft näher verbunden waren, der Markgenossenschaften. Wenn sich nun Mitglieder eines solchen Verbandes in Einzelhöfen als sog. Bauerschaften niederließen, wie z. B. in Westfalen, so gelangten sie unmittelbar zu vollem Eigentum an ihrem Hofe, und es blieb nur ein Teil der Gemarkung als «gemeine Mark» in dem gemeinschaftlichen Gebrauche aller Gemeindegemeinschaften. Erfolgte dagegen die Ansiedelung nach dem Dorfsystem (s. d.), so erhielten die vollberechtigten Genossen zunächst nur die eigentlichen Hofstellen zu echtem Eigen, während ihnen von der Feldmark periodisch wechselnde Anteile durch das Los zur Sondernutzung überwiesen wurden und die Allmende oder gemeine Mark in völlig gemeinschaftlicher Benutzung blieb. Doch bildete sich allmählich auch das Privateigentum am Ackerlande aus, wenn auch mit manchen Beschränkungen durch die Nachwirkungen der alten Feldgemeinschaft (s. d.). Die Vornehmen und Reichen, welche über die Arbeitskraft zahlreicher unfreier Knechte verfügten,

waren schon früh im Stande, große Landstrecken als freies Eigentum zu erwerben, indem sie Rodungen in den Gemeinwäldungen vornehmen ließen. In den eroberten röm. Provinzen fanden die Germanen ein von alters her voll entwickeltes privates G. vor, und sie traten hier in die bestehenden Verhältnisse ein, indem sie eine Quote des Grundbesitzes der Besiegten und die sämtlichen Staatsländereien als Beute nahmen. So traten an die Stelle der röm. Latifundien große german. Grundherrschaften, und auch auf dem altdeutschen Boden gewannen seit der Karolingerzeit diese letztern immer mehr Raum, weil die kleinern freien Eigentümer gegen die Bedrückungen und Übergriffe ihrer großen Nachbarn und die sie sonst bedrohenden Gefährdungen in den meisten Fällen sich nicht anders zu schützen wußten, als indem sie ihr Eigentum einem großen Grundherrschaften übertrugen und dann ihr Gut als einen abhängigen Besitz mit der Verpflichtung zu bestimmten Leistungen, als Beneficium oder als Lehn zurückerhielten.

Auf diese Art wurde die in der german. Welt schon von Anfang an sehr große polit. Bedeutung des G. noch wesentlich gesteigert. Auf seinem eigenen allodialen Grund und Boden war der deutsche Freie nicht nur privatrechtlich Eigentümer, sondern auch Grundherr, Träger einer öffentlichen, wenn auch begrenzten Gewalt. Ursprünglich war dieses sein Herrenrecht allerdings ein Ausfluß seiner Freiheit und genossenschaftlichen Vollberechtigung, der er überhaupt auch sein Anrecht an seiner Hufe verbandte. Später aber trat eine Verdinglichung dieses Herrschaftsrechtes ein, indem dasselbe unmittelbar mit dem Eigentum an Grund und Boden verknüpft wurde. Je größere Grundbesitzkomplexe nun durch Eroberung, Kommendation kleiner Eigentümer u. s. w. entstanden, um so mehr nahmen alle Formen der Herrschaft den Charakter der Grundherrschaft an, und es entstand so die eigentümliche Patrimonialverfassung des Lehnswesens, in welcher öffentliches und Privatrecht nicht voneinander geschieden war. Der König war der oberste Grundherr des Reichs, allerdings nur in einem weitern Sinne, zugleich aber echter Eigentümer in einem großen Gebiete, welches die Hauptstütze seiner Macht bildete. Die andern großen Grundherrschaften bildeten teils die Ausstattung von Bistümern und Äbteien, teils in Verbindung mit dem Grafenamte und andern öffentlichen Rechten die Grundlage der weltlichen Territorialfürstentümer, die in Deutschland allmählich die königl. Macht absorbiert haben. Der niedere Adel hatte seinen Grundbesitz zu Lehn, und das Besitzrecht der mehr und mehr der Unfreiheit verfallenden Bauern war in mannigfaltiger Gestaltung mehr oder weniger präfix, mit Zins- und Frohnpflichten und andern Lasten verbunden. Nur in wenigen Landesteilen, wie z. B. in Dithmarschen, behaupteten sich vollfreie Bauern mit echtem Eigentum. Die zu Gilden verbundenen Vollbürger der alten Städte waren ebenfalls im Stande, ihr freies G. zu bewahren. Immer aber blieb das germanische G. namentlich hinsichtlich des Vererbungs- und Veräußerungsrechtes ein beschränkteres als das römisch-rechtliche, indem das Vermögen die Natur eines Familien- und Hausvermögens besaß, wenn auch der jeweilige Hausherr in dieser seiner Eigenschaft alleiniges Subjekt des Vermögens war.

Mit dem Einbringen des röm. Rechts wurden daher auch die Verhältnisse des G. vielfach umgestaltet. In manchen Gegenden, wo sich der lehnsrechtliche oder gutherrliche Verband gelodert oder aufgelöst hatte, bürgerte sich die gleiche Vererbung des G. auf alle Kinder, die freie Naturalteilung desselben und das freie Veräußerungs- und Verpfändungsrecht ein, während anderswo die Gebundenheit des Grundbesitzes und im Zusammenhange damit namentlich eine besondere Erbfolge für die Bauergrüter bestehen blieb. Seit dem Ende des 16. Jahrh. suchte die erstarkende Territorialstaatsgewalt aus steuerpolit. Gründen die abhängigen Bauerhöfe sowohl vor der Verschmelzung mit den steuerfreien Rittergütern als auch vor der Zerstückelung in wenig leistungsfähige Zwerggüter zu schützen, was besonders durch die Bevorzugung des ältesten oder auch des jüngsten Sohnes als Anerken bewirkt wurde. Auch für die freien und adeligen Güter blieben trotz der Herrschaft der römisch-rechtlichen Prinzipien besondere Rechtsinstitutionen beibehalten, durch welche die Vererbung des G. abweichend von den allgemeinen Bestimmungen geordnet werden konnte. Nur das neue franz. Recht läßt in seinem Streben nach formaler Gleichheit aller Bürger keinerlei Einrichtungen zu, die, wie Fideikommiss, Substitutionen u. s. w., die Zusammenhaltung des Familienguts in der Hand eines bevorzugten Erben begünstigen, sondern befördert vielmehr unmittelbar die Naturalteilung. Aber auch außerhalb Frankreichs kam unter dem Einflusse der neuern volkswirtschaftlichen Ansichten und begünstigt durch die hochentwickelte Geldwirtschaft immer mehr der Grundbesitz zur Geltung, daß der Grund und Boden einfach wie jedes andere Vermögensobjekt zu behandeln und daß voller «Freihandel in Land» wie in beweglichen Gütern das wünschenswerteste Ziel sei. Um dieses zu erreichen, mußte zunächst überall an die Stelle der mit der bäuerlichen Unfreiheit zusammenhängenden unvollkommenen Besitzrechte freies G. gesetzt und auch die sonstigen mannigfaltigen Belastungen und Beschränkungen des G. in Bezug auf Teilbarkeit, Veräußerlichkeit, Verpfändbarkeit beseitigt werden. In diesem Sinne wurden in Preußen die agrarischen Reformen in der Stein-Hardenbergschen Periode in Angriff genommen und durch die spätere Gesetzgebung über Gemeinheitsteilung (s. d.), Separation u. s. w. vervollständigt. In der neuesten Zeit dagegen macht sich wieder eine der absoluten Freiheit des G. weniger günstige Strömung bemerklich. Viele glauben, daß der Fortbestand eines mittlern Bauernstandes unter den obwaltenden Verhältnissen, besonders durch die zunehmende Verschuldung infolge der gleichen Erbteilung, gefährdet sei, und man empfiehlt als Mittel zur Abwendung dieser Gefahr teils die Erbpacht (s. d.) in zeitgemäßer Form, teils die Erweiterung der Leihfreiheit und die Erleichterung der Begründung eines Ackerbesitzes. Diese Tendenz ist bereits praktisch in den neuen preuß. Gesetzen über die Landgüterordnung in einigen Provinzen hervorgetreten.

Gegenwärtig waltet in den preuß. Provinzen Pommern, Posen und Schlesien der große Besitz am meisten vor, abgesehen von den ganz eigentümlichen Verhältnissen Mecklenburgs, wo in Mecklenburg-Schwerin von der Gesamtfläche des Landes 43 Proz. auf das Domanium, 42 Proz. auf die Ritterschaft, 11 Proz. auf die Städte und 3 Proz.

auf die Klöster kommen. In Pommern machen die Besitzungen von mehr als 600 Morgen 62½ Proz., die von weniger als 30 Morgen aber nur 4½ Proz. der land- und forstwirtschaftlichen Fläche aus. Für Posen sind die entsprechenden Zahlen 57½ und 6 Proz., für Schlesien 51 und 14 Proz. In Westfalen dagegen nehmen die Güter der ersten Kategorie nur 16½ Proz., die der letztern aber 34 Proz. des Bodens ein, und es überwiegen hier die mittlern Güter von 30—300 Morgen (mit 56½ Proz.). In der Rheinprovinz entfallen auf die Güter von mehr als 600 Morgen 22½ Proz., auf die unter 30 Morgen 37 Proz.; in dieser letztern Kategorie aber sind die ganz kleinen Besitzungen von weniger als 5 Morgen mit 10½ Proz. der Fläche enthalten, während dieselben in Pommern und Posen weniger als 1 Proz. und auch in Westfalen nur 3½ Proz. ausmachen. Ein bedeutendes Vorwiegen des kleinen Grundbesitzes zeigt sich ferner in Baden. Die Besitzungen von weniger als 5 Morgen bilden hier 10,7 Proz. des landwirtschaftlichen Geländes; auf die von 5—50 Morgen kommen 66,4 Proz. und auf die von mehr als 100 Morgen nur 2,9 Proz. In Württemberg ist die Verteilung eine ähnliche: die Besitzungen von weniger als 1½ ha umfassen 7,5 Proz., die von 1½—10 ha 46,3 Proz., die von mehr als 100 ha nur 2,9 Proz. des landwirtschaftlichen Bodens. In Bayern überwiegt der kleine Grundbesitz namentlich in der Pfalz und in Unterfranken, während Ober- und Niederbayern die meisten größern Güter besitzen. Im Königreiche Sachsen ist der mittlere Grundbesitz mit einem Umfange von 20—100 sächs. Ader (43—230 preuß. Morgen) am meisten verbreitet, da er 58 Proz. der bewirtschafteten Fläche einnimmt. Auf die kleinen Besitzungen von weniger als 3 Ader kommen nur 2,4 Proz., auf die großen von 300 und mehr Ader 14,7 Proz.

In Frankreich herrscht infolge der streng durchgeführten gleichen Erbteilung der kleine Grundbesitz entschieden vor. Die landwirtschaftlichen Betriebe von weniger als 5 ha machen 56 Proz. der Gesamtzahl der Betriebe (nicht der Fläche) aus, 30 Proz. kommen auf Betriebe von 5—20 ha und nur 4½ Proz. auf solche von mehr als 40 ha. Im brit. Reich dagegen findet sich eine außerordentliche Konzentrierung des G. in verhältnismäßig wenigen Händen, was durch die volle Leihfreiheit, die allgemein übliche Vererbung des Grundbesitzes auf den ältesten Sohn und die Bindung desselben auf längere Zeit mittels «entail» erklärlich ist. Nach der Aufnahme von 1876 gab es in England und Wales nur 972836 Landbesitzer, und in diese Zahl sind auch die zahlreichen Pächter auf 99 Jahre mit einbegriffen, die also gar nicht wirkliche Grundeigentümer sind. Ferner aber finden sich in jener Gesamtzahl 703289 Besitzer (unter ihnen besonders viele der erwähnten Pächter), die weniger als 1 Acre (etwa 1½ Morgen) haben und auf die zusammen von den 33 Mill. Acres nur 155924 kommen. Es sind dies hauptsächlich städtische Grundstücke. Demnach verteilt sich fast der ganze Boden auf etwa 270000 Personen, und von diesen haben die 5207 Besitzer von mehr als 1000 Acres über 18 Mill. Acres oder 55 Proz. der ganzen Fläche inne, und allein auf die Besitzungen von mehr als 10000 Acres kommen 12½ Proz. der Fläche. In Schottland überwiegen die Latifundien noch mehr: 12 große

Grundbesitzer besitzen 70 Proz. der ganzen Bodenfläche. In Irland haben 19547 Eigentümer und Hauptpächter (chief lease holders) etwas über 98 Proz. der Fläche inne.

Daß die Konzentrierung des Grundbesitzes in wenigen Händen vom sozialpolit. Standpunkte ein Übel ist, unterläge selbst dann keinem Zweifel, wenn in rein wirtschaftstechnischer Beziehung der landwirtschaftliche Großbetrieb unter allen Umständen als der vorteilhafteste anzuerkennen wäre. Und umgekehrt kann die sozialpolit. Betrachtung die allgemeine Verbreitung des G., wenn auch in ganz kleinen Parzellen unter einer ländlichen oder hausindustriellen Bevölkerung immer nur für wünschenswerter halten als die Existenz eines völlig beschloßenen ländlichen Proletariats, selbst wenn die Ausnutzung des Bodens bei dieser Art der Verteilung eine weniger rationelle sein sollte. Je mehr das Latifundienwesen vorherrscht, bei welchem die Grundbesitzer nur als Rentenbezieher erscheinen, um so mehr ist das G. sozialistischen Anschuldigungen ausgesetzt, während tatsächliche Folgen solcher Angriffe um so weniger zu befürchten sind, je mehr Personen an der Erhaltung desselben interessiert sind. Agrarisch-revolutionäre Bewegungen sind seit dem Altertum oft genug zu Tage getreten; die theoretische Bekämpfung des G. aber ist namentlich von dem modernen Sozialismus zum Teil nicht ohne Geschick versucht worden. Dem entsprechend wurden auch auf den Kongressen der Internationalen Arbeiterassoziation zu Brüssel (1868) und Basel (1869) der Institution des privaten G. feindliche Beschlüsse gefaßt. Aber auch Schriftsteller, die im übrigen auf einem individualistischen Standpunkte stehen, wie z. B. in der neuesten Zeit der Amerikaner Henry George, sehen in dem G. ein schädliches Monopol und verlangen, wenn nicht geradezu die Aufhebung desselben, so doch die Eingehung der Grundrente durch den Staat. Das G. hat eben im Vergleich mit dem Eigentum an beweglichen Erzeugnissen der menschlichen Arbeit die Eigentümlichkeit, daß es einen nur in beschränktem Umfange vorhandenen, für die Menschen unentbehrlichen Naturfaktor in Beschlag nimmt und daher um so mehr zu einem Monopole zu werden droht, je mehr die Bevölkerung zunimmt. Viele der gewöhnlich zu seiner Rechtfertigung angeführten Gründe sind nicht stichhaltig. Man beruft sich darauf, daß die kultivierten Grundstücke Arbeitsprodukte sind und demjenigen mit Recht gehören, der sie bearbeitet hat. Aber in sehr vielen Fällen sind die Besitzer keineswegs die wirklichen ersten Anbauer oder deren Erben, sondern das G. ist durch Eroberung oder durch die Zwangsarbeit von Sklaven oder Hörigen erworben worden. Aber auch bei wirklichem Erwerb des G. durch eigene Arbeit der Eigentümer oder deren Vorfahren könnte man bestreiten, daß ihnen die Gesellschaft für alle Zukunft einen ohne ihr Verdienst stets steigenden Monopolgewinn zugestehen müsse, wenn die Volksvermehrung wirklich den Anschauungen Malthus' gemäß fortschritte. Übrigens bleibt auch in dem kultivierten Lande der Pflug und Untergrund ein unentbehrliches, ursprünglich von der Natur frei gegebenes Element. Auch das Recht der ersten Occupation kann nicht ausreichen, um alle spätern Generationen einer monopolistischen Ausbeutung zu unterwerfen.

Die Rechtfertigung des G. ist vielmehr hauptsächlich in seiner histor. Bedeutung für die Ent-

wicklung der Kultur überhaupt zu sehen. Die ersten festen gesellschaftlichen und staatlichen Ordnungen, welche die notwendigen Grundlagen jeder weiteren Kultur bildeten, mochten sie auf Herrschafts- oder Genossenschaftsverhältnissen beruhen, knüpften sich an das G., von dessen ursprünglich polit. Bedeutung schon die Rede war. Der Reiz des G. blieb dann aber auch ferner die Haupttreibkraft, welche die Befestigung und Urbarmachung des noch im Naturzustande befindlichen Landes bewirkte, und wenn die Krieger auch vielfach durch unfreie Arbeit erfolgten, so blieb doch ihr objektives Ergebnis, die weitere Zurückdrängung der ungebändigten Natur, ein dauernder Gewinn für den Kulturfortschritt. Auch gegenwärtig ist diese Treibkraft noch nicht zu entbehren. Wenn die Vereinigten Staaten oder Australien, wie dieses von einigen geraten worden, ihre öffentlichen Ländereien den Ansiedlern nicht mehr zu freiem Eigentume, sondern etwa in Erbpacht geben wollten, so würde die weitere Kolonisierung dieser Gebiete sofort auf das empfindlichste ins Stocken geraten. Wenn aber das G. für die geschichtliche Entwicklung der Menschheit und die Verbreitung der Zivilisation über die Erde ein so unentbehrlicher Faktor gewesen und noch ist, so muß es auch in der Hand derjenigen, denen es nach der positiven Rechtsordnung gegenwärtig zusteht, ebenso gut respektiert werden wie irgend ein anderes Eigentum, und wenn man wirklich hypothetisch annehmen wollte, daß in einer fernen Zukunft bei einer übermäßig dichten Bevölkerung der ganzen Erde die Staaten im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt das gesamte G. übernehmen würden, so dürfte dies doch nur mit voller Entschädigung des Privatbesitzes geschehen. Indes kann auf absehbare Zeit, was das landwirtschaftliche G. betrifft, von einem wirklichen Monopolgewinne der Grundbesitzer noch kaum die Rede sein, da noch weite Länderstrecken gar nicht oder nur sehr extensiv angebaut sind, deren Erzeugnisse denen der alten Kulturländer infolge der fortschreitenden Erleichterung des Transports mehr und mehr eine preisbrückende Konkurrenz zu machen vermögen. Nur in großen und aufblühenden Städten fallen einzelnen Grundbesitzern oft unverdiente Monopolgewinne in den Schoß, die aber meistens den Charakter von Spielgewinnen haben und denen auch wieder große Verluste bei andern Spekulationen in Bauplätzen gegenüberstehen. Sofern übrigens die Rücksichten und Interessen der öffentlichen Wohlfahrt und Ordnung verlangen, daß einzelne Grundstücke ihrer gegenwärtigen Verwendung entzogen und für eine andere bestimmt werden, gestattet auch die bestehende Rechtsordnung die Enteignung oder Expropriation gegen den Willen des bisherigen Eigentümers, aber mit angemessener Entschädigung desselben. Im übrigen aber wird es unter den heutigen Verhältnissen im allgemeinen als die Aufgabe des Staats zu betrachten sein, die volle Freiheit des G. und seiner Verwendung zu sichern und zu fördern, soweit nicht nachweisbare höhere und allgemeinere Interessen dem entgegenstehen. Die in einigen deutschen Staaten bestehenden gesetzlichen Bestimmungen über die Minimalgröße des zulässigen Grundbesitzes oder auch über die Minimalgröße der einzelnen Parzellen sind im ganzen wenig zu empfehlen oder von geringer praktischer Bedeutung. Dagegen ist es durchaus zweckmäßig, wenn das Gesetz die Möglichkeit gewährt,

nützliche landwirtschaftliche Verbesserungen, wie Entwässerungen, Konsolidationen u. s. w. auf Grund von Majoritätsentscheidungen der Interessenten gegen den Willen der Minderheit durchzuführen. Die fruchtbarste Thätigkeit im Interesse des G. aber wird der Staat entfalten, wenn er für Verminderung und rationelle Verteilung des Steuerbruchs, namentlich auch für Verminderung der Abgaben auf den Besitzwechsel, für zweckmäßiges Hypotheken- und Grundbuchwesen, für gute Verkehrsmittel und eine den Bedürfnissen entsprechende Kreditorganisation sorgt. Die patri-monialen Gerichtsbarkeiten, Polizei- und andere am großen G. haftenden polit. Rechte haben sich überlebt und sind größtenteils verschwunden. Sofern das G. sich noch gewisser polit. Bevorzugungen erfreut, wie sie z. B. in der privilegierten Stellung der Rittergüter in den Land- und Kreis-tungen mehrerer preuss. Provinzen und in der Vertretung des »alten besessenen Grundbesitzes« im preuss. Herrenhaufe sich zeigen, haben dieselben doch andere Grundlogos als ein Feudalsystem. Das in G. angelegte Vermögen erscheint im Vergleich mit dem raschen Auf- und Abwärtsgängen unterworfenen mobilen Kapital als ein relativ stabiles Element, die großen Grundbesitzer stehen meistens außerhalb des Strudels des auf weitem Erwerb gerichteten Geschäftslebens, die kleinen bilden eine wenig bewegliche Klasse, und so stellt das G. ein wesentlich konservatives Element dar, dessen polit. Begünstigung daher naturgemäß in der Tendenz der konservativen Parteien liegt, ohne daß diese Bestrebungen eine eigentliche feudale Reaktion zu bilden brauchen. (S. auch Allmende, Bauer, Dismembration, Dorfsystem, Feldgemeinschaft, Gemeinheitsteilung, Markgenossenschaft.)

Grundbeiz, das auf dem Boden der Gewässer gebildete Eis, s. Eis.

Grundbeiz, Fisch, s. Gründling.

Grundentlastung, s. Grundlasten.

Gründer, **Gründergewinn**, s. Gründung.

Grundfischerei, s. unter Angelfischerei.

Grundfläche, s. Basis.

Grundforelle, **Grundforelle**, heist am Bodensee die Lachs- oder Seeforelle (*Salmo trutta*).

Grundgerechtigkeiten sind Gerechtigkeiten, die dem Besitzer eines Grundstücks an einem fremden Grundbesitz zustehen und auf einseitigen oder wechselseitigen Dienstbarkeitsrechten beruhen. Es gehören dahin z. B. Weiderecht, Jagdrecht, Forstberechtigungen, z. B. zur Raft oder zum Strohholen, Verordnungen zum Plaggenhieb u. s. w. Sie sind durchweg dem Fortschritte der Land- und Forstwirtschaft hinderlich und daher in der neuern Zeit mehr und mehr durch Ablösung und Auseinandersetzung beseitigt worden. (S. Gemeinheitsteilung, Grundlasten.)

Grundgesetz im staatsrechtlichen Sinne bedeutet die Codifikation des öffentlichen Rechts, ist also etwa gleichbedeutend mit Verfassungsurkunde, indem man in diese Codifikationen die Hauptgrundlinien der staatlichen Organisation und die obersten Prinzipien der Rechtsordnung aufnahm, ohne daß es freilich ausgeschlossen war, daß zwischen auch sehr spezielle und unerbliche Bestimmungen gerieten. Die Abfassung eines G. erweist sich als notwendig, wenn eine tief eingrei-

fende Veränderung des allgemeinen Beschaffungs-zustandes sich vollzieht, wie dies beispielsweise bei der Einführung des konstitutionellen Systems der Fall war, oder wenn eine neue polit. Ordnung erfolgt. So bezeichnete man z. B. die Deutsche Bundesakte von 1815 und die Wiener Schlichtung von 1820 als G. des Deutschen Bundes. Die G. haben keine höhere Kraft und Wirkung als andere Gesetze, sie sind nicht heiliger, unverletzlicher, unerblichlicher als andere Gesetze, sie enthalten im Gegenteile oft so allgemeine und inhaltslose Sätze, daß sie erst durch Spezialgesetze zu positiver Geltung gebracht werden müssen; aber die Abänderung der G. ist sehr häufig an schweren Bedingungen geknüpft wie die Abänderung gewöhnlicher Gesetze. Meistens ist eine erhöhte Majorität (zwei Drittel, drei Viertel der anwesenden Mitglieder) zur Beschlußfassung der Kammer erforderlich oder, wie nach der preuss. Verfassung, in beiden Häusern des Landtags zwei Abstimmungen, die durch einen Zeitraum von mindestens 21 Tagen voneinander getrennt sind.

Grundgewebe nannte Sachs diejenigen Gewebepartien, welche sich neben dem Hauptgewebe und Gefäßnetzelementen in den Organen der Säugetiere vorfinden.

Grundhaare, die feinen, weichen Haare des Winterpelzes der Säugetiere.

Grundheil, Pflanze, s. *Androsæmum*.

Grundherr wurde in der ältern Verfassung Deutschlands der Inhaber von Grund und Boden benannt, mit dessen Besitz obrigkeitliche Rechte verbunden waren. Die von ihm abhängigen kleinen Grundbesitzer waren seine Hinterlassen und Hörigen. Die Grundherrschaft der Inbegriff der dem G. zustehenden Rechte; schwächte sich in neuerer Zeit vielfach zum sog. Oberigentum ab und wurde durch die polit. Reformen beseitigt. Die Grundherrschaft ist der Besitz eines G. Die Grundherrschaften haben zur Zersplitterung der deutschen Staatsverfassung mit beigetragen; die Reuehaltung des deutschen Staatslebens hat ihnen keinen Raum gelassen, nur einzelne Reste finden sich noch erhalten.

Grundherrschaft, s. Grundherr.

Grundholde hießen die von einem großen Grundbesitzer abhängigen hörigen Leute und Schuldbefohlenen. Sie wurden in älterer Zeit mit den Grundstücken, zu denen sie gehörten, verkauft.

Grundloren, bei den Bollwerkbauarbeiten der Holzwaren, in der Tapetenfabrikation u. s. w. die Fläche durch den ersten Auftrag für den Auftrag der Farben vorbereiten. (H. d.).

Grundlorenmaschine, (sowie wie Sponciernmaschine) **Grundlorensalz**, **Präparierlorensalz**, dient als Beize in der Zeugfabrik; es besteht aus Natrium-Natron oder kohlensaurem Natron. (S. u. Zinn-Verbindungen).

Grundkataster oder **Grundkenerkataster** ist das unter öffentlicher Autorität aufgestellte Verzeichnis aller Grundstücke eines Landes, gesondert nach den einzelnen Gemarkungen und ihren Unterabteilungen (Fluren, Gemeinden) einerseits und den Hauptkulturarten andererseits, mit Angabe der Größe und des geschätzten Ertrags oder Werts derselben, als Grundlage für die Bemessung der Grundsteuer. Außer seiner steuerlichen Bedeutung besitzt der G. auch eine große Wichtigkeit für die Landesstatistik, für den Verkehr mit Grundstücken

und den Bodenkredit, jedoch hat er an sich nicht den Charakter eines Grundbuchs, in welchem die Eigentums- und Pfandverhältnisse der Grundstücke mit öffentlichem Glauben eingetragen sind. Doch ist natürlich auch den Steuerbehörden die Kenntnis der Eigentümer als der Steuerpflichtigen unentbehrlich, und es werden daher nach dem G. für die Hebesgebiete Flurbücher und Mutterrollen aufgestellt, in denen die Eigentumsverhältnisse, sowie die für das Entstehen und Aufhören der Steuerpflicht maßgebenden Veränderungen «evident gehalten» werden. Als ältere Vorläufer des heutigen G. sind unter andern das Domesday-book (s. d.) Wilhelm des Eroberers (1086), das Censusbuch des dän. Königs Waldemar II. (1231) und das brandenb. Landbuch Karls IV. zu nennen. Eine genaue Vermessung und klassenweise Einschätzung aller Grundstücke fand zuerst 1706 in Württemberg statt, und ähnliche Operationen wurden dann im 18. Jahrh. noch in einigen andern Staaten vorgenommen. Von besonderer Wichtigkeit aber war für das moderne Katasterwesen das Vorgehen Frankreichs, wo im Anschluß an die durch die Revolution herbeigeführte Steuerreform schon unter der Republik die vollständige Parzellenkatastrierung angeregt und in den J. 1809—50 durchgeführt wurde. Mit ähnlicher Genauigkeit wurde der G. in Bayern in den Jahren 1807 bis 1866, in Österreich von 1817 bis 1856, in Württemberg von 1818 bis 1860, in Sachsen von 1835 bis 1848 und in Preußen (nachdem die Katastrierung in den westl. Provinzen bereits früher erfolgt war) in dem kurzen Zeitraume von 1861 bis 1865 aufgenommen. In Baden wurde die stückweise Vermessung aller Eigenschaften durch ein Gesetz vom J. 1852 angeordnet, ist aber bisher noch nicht vollständig zu Ende geführt.

Die neuern G. sind wesentlich Parzellenkataster, nicht Gutskataster, sie beziehen sich also auf alle besonders abgegrenzte Grundstücke, nicht unmittelbar auf ganze Güter oder auf den gesamten Grundbesitz jedes steuerpflichtigen Eigentümers. Die Parzellenvermessung schließt sich an die trigonometrische Landesaufnahme an und bildet gewissermaßen den vollen Abschluß derselben. Während die Vermessung der Grundstücke, wenn auch ein lothspielliges und langwieriges Unternehmen, zu jedem wünschenswerten Grade von Genauigkeit gelangen kann, bleibt die Ertrags- oder Werthschätzung derselben (s. Bonitierung) immer einer ziemlich großen Unsicherheit unterworfen. In den meisten Staaten sucht man den sog. Reinertrag zu schätzen, aber dieser Begriff wird in verschiedener Weise und nicht in seiner wissenschaftlichen Abgrenzung aufgefaßt. In einigen Staaten aber sucht man unmittelbar den Steuerkapitalwert jedes Grundstücks festzustellen, und zwar womöglich auf Grund der für dasselbe in einem bestimmten Zeitraume wirklich erzielten Kaufpreise. Da wirkliche Genauigkeit doch nicht zu erreichen ist, so hat man meistens auf die direkte Abschätzung der einzelnen Grundstücke verzichtet und begnügt sich mit der Einschätzung derselben in eine mäßige Anzahl von Klassen. Jeder G. wird natürlich nur eine beschränkte Zeit hindurch mit der Wirklichkeit in Übereinstimmung bleiben können, da die ursprünglichen Grenzen der Parzellen vielfach verändert, ländliche Grundstücke in städtische Bauplätze, Waldungen in Ackerland verwandelt und viele sonstige Veränderungen der

Kulturart vorgenommen werden. Noch größer sind die Änderungen des Reinertrags infolge der Verbesserung der Verkehrsmittel, des Anwachsens benachbarter Städte u. s. w. Meistens dauert die Katastrierung eines Landes so lange, daß am Schlusse derselben die ersten Aufnahmen bereits teilweise veraltet sind. Gewisse Änderungen werden allerdings durch Fortschreiben evident gehalten, andere aber, wie die Ertragsänderungen infolge von Meliorationen und veränderter Kultur, werden nur bei Revisionen des Katasters berücksichtigt. Solche Revisionen aber sind, selbst wenn sie gesetzlich in bestimmten Fristen (in Frankreich z. B. nach 30 Jahren) vorgeschrieben, praktisch schwer auszuführen und würden meistens thatsächlich die Bedeutung einer neuen Katastrierung haben.

Grundkredit, s. unter Realkredit.

Grundlasten, auch Reallasten, sind im weitesten Sinne alle diejenigen dauernden Lasten, welche auf einem Grundstück ruhen und die der Besitzer desselben als solcher zu tragen hat. In dieser Ausdehnung des Begriffs gehören dahin auch die auf dem Grundbesitz ruhenden Realsteuern, insbesondere die Grundsteuer. Faßt man den Begriff der G. aber enger, so fallen darunter nur diejenigen Lasten, bei welchen von einem Steuerverhältnis nicht die Rede ist, sondern welche, aus andern Verhältnissen entsprungen, von dem Eigentümer des Grundstücks zum Vorteil einer gewissen berechtigten Person, einer physischen oder moralischen (Korporation), dauernd geleistet werden. Ist eine physische Person berechtigt, so knüpft sich deren Berechtigung entweder an den Besitz eines Amtes oder eines Grundstücks. Der Ursprung dieser G. ist ein sehr verschiedener. Ein Teil derselben wurde, wie es scheint, bei Eroberungen von den Siegern den besiegten Grundbesitzern auferlegt. Ein anderer Teil stammt aus der Verleihung von Grundstücken an Unfreie und Hörige zu einem prelären Besitz gegen ursprünglich ungemessene Leistungen. Ein dritter Teil wurde freien Bauern, als man sie zwang, ihre Freiheit aufzugeben, sich einem Grundherrn zu unterwerfen und ihr Eigentum von diesem zu Lehn zu nehmen, widerrechtlich aufgebauet. Wieder ein anderer Teil hat sich aus freiwillig im Wege des Rentenverkaufs übernommenen Renten und Naturalleistungen entwickelt. Noch ein anderer Teil besteht aus den Zehnten, welche die Grundbesitzer von ihren Erzeugnissen an die Kirche oder auch an andere Berechtigte abgeben mußten. Aber auch hiermit ist der Ursprung aller G. noch nicht dargelegt, und es erscheint auch als unmöglich, ihn gegenwärtig noch in allen Fällen genau feststellen zu wollen, nachdem die anfänglich vorhandenen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Arten von G. im Laufe der Jahrhunderte völlig vermischt worden sind.

Die einzelnen G. sind teils Fronen (s. d.), teils Zehnten (s. d.), teils Gülden und Grundzinsen (s. d.), teils Dienstbarkeiten, teils, wie die Laubminen, unbestimmte, nur bei gewissen Fällen eintretende Leistungen. Alle diese Arten von G., namentlich aber die Fronen und Zehnten, sind für die Landwirtschaft höchst nachteilig und verhindern ihre gezielte Entwicklung, welche auch von den auf Grundstücken haftenden, von manchen indes nicht als G. angesehenen Dienstbarkeiten (Servituten), wie namentlich dem auf Ackerland, Wies- und Wald ruhenden Weiderecht, schwer beeinträchtigt wird. Von dem Augenblick an, wo man der Landwirtschaft

allgemeiner als früher eine hohe Bedeutung beizulegen anfang und der Staatswirtschaft die Aufgabe zuschrieb, im Interesse der Allgemeinheit das Aufblühen derselben in jeder Weise zu fördern, begannen daher auch die Bestrebungen, die G. aufzuheben.

Diese Aufhebung ist in einigen Ländern ohne Entschädigung der Berechtigten, in den meisten aber mit Entschädigung auf dem gesetzlichen Wege der Ablösung erfolgt. In Frankreich wurden nach den Beschlüssen der Nacht vom 4. Aug. 1789 alle diejenigen G., welche auf dem Lehnrecht und der Leibeigenschaft beruhten, ohne Entschädigung aufgehoben, die übrigen aber, die aus privatrechtlichen Vertragsverhältnissen hervorgegangen waren, für ablöslich erklärt. Bei genauerer Prüfung stellte sich aber später überall heraus, daß der Ursprung der einzelnen, sehr verschiedenartigen G. nicht mehr ermittelt werden kann, und außerdem erregte die einfache Aufhebung ohne alle Entschädigung der Berechtigten deshalb, weil diese oft schwer davon betroffen wurden, Bedenken. Infolge dessen haben die Gesetzgebungen der einzelnen Länder mannigfaltige mehr oder weniger glückliche Versuche gemacht, das Interesse des Berechtigten und das des Grundbesitzes gleichmäßig zu berücksichtigen. In Preußen wurde durch das Edikt vom 9. Okt. 1807 zwar die Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit (nebst dem damit verbundenen Gesindezwange und dem Loskaufgelde beim Verziehen) ohne Entschädigung aufgehoben, aber nicht nur die vertragsmäßigen, sondern auch die auf dem Besitz eines Grundstücks beruhenden Verpflichtungen aufrecht erhalten. Die Ablösung der letztern wurde dann schon 1811 angebahnt und allmählich weiter geführt, jedoch erst durch das Gesetz vom 2. März 1850 einheitlich und vollständig geregelt.

In Betreff einzelner Grundstücke, welche bei der Grundentlastung in Betracht kommen, herrscht gegenwärtig kaum noch eine Meinungsverschiedenheit. So werden fast allgemein als solche Lasten, welche ohne Entschädigung vom Gesetz beseitigt werden können, diejenigen betrachtet, welche nachweislich widerrechtlich aufgelegt oder aus übertragenen hoheitlichen Rechten hervorgegangen sind, oder die zwar den Verpflichteten belasten, dem Berechtigten aber keinen Vorteil gewähren, oder zwar am Grund und Boden haften, indes, an ein Leibeigenschaftsverhältnis anknüpfend, im hohen Grade persönlich geworden sind. Ferner ist man darüber einig, daß unbegrenzte Lasten, deren größere oder geringere Ausdehnung von dem Willen des Berechtigten abhängt, unzulässig sind und mindestens auf ein bestimmtes festes Maß ohne Entschädigung beschränkt werden müssen. Was die andern Lasten betrifft, bei welchen mehr oder weniger sicher ein privatrechtlicher Titel zu Gunsten des Berechtigten vorhanden ist, so dürfen dieselben abgelöst werden, und zwar wird fast allgemein sowohl dem Verpflichteten als auch dem Berechtigten das Recht zugestanden, auf Ablösung anzutragen; in vielen Fällen ist sogar gesetzlich bestimmt worden, daß, wenn innerhalb einer bestimmten Frist von Jahren die Ablösung nicht beantragt worden ist, von Seiten der Staatsbehörden die Einleitung des Ablösungsverfahrens geordert werden kann oder von Amts wegen bewirkt werden muß. Von außerordentlicher Wichtigkeit sind die Grundstücke, welche bei der Ablösung der privatrechtlich entstandenen Lasten zur Geltung kommen. Daß der Berechtigte nicht voll entschädigt wird,

wenn er zu Gegenleistungen verpflichtet ist und diese mit fortfallen, versteht sich von selbst. Bei der Feststellung der Entschädigung soll dann festgehalten werden, daß weder der Berechtigte eine starke Einbuße leidet noch dem Verpflichteten Schulden, welche er nicht tragen kann, aufgebürdet werden. In Übereinstimmung damit steht, daß, wenn die Entschädigung des Berechtigten in Grund und Boden besteht, darauf gesehen wird, daß der Restbesitz des Verpflichteten noch den Umfang hat, der die ordnungsmäßige Kultur gestattet. Diese Rücksichtnahme gründet sich nicht allein auf Erwägungen, welche das allgemeine Staatswohl ins Auge fassen, sondern auch auf den Umstand, daß der Verpflichtete zwar zur Tragung der Lasten, aber nicht zur Zahlung des Kapitals verbunden ist. Wo die Anwendung dieser Grundsätze auf Schwierigkeiten stößt und das Staatsinteresse stark hervortritt, pflegt der Staat einzuschreiten, indem er entweder einen Zuschuß liefert, oder, was gewöhnlicher geschieht, das Ablösungskapital zinslos oder gegen einen mäßigen Zins vorschießt und in einer Reihe von Jahren prozentweise oder durch Annuitäten tilgen läßt.

Die Entschädigung besteht in manchen Fällen in Grund und Boden, in den meisten in Zahlung eines Kapitals. In allen Fällen muß der Wert der Last für den Berechtigten festgestellt werden. Ist das gesehen, so kann ermittelt werden, welchen jährlichen Ertragswert der Grund und Boden nach Abzug der Last für den Besitzer noch hat, und hiernach die wirkliche Leistung des Grundstücks erfolgen. Indes wird dies Verfahren im allgemeinen, weil es den Verpflichteten benachteiligt, mit vollem Zug als ungerecht betrachtet, und ist deshalb nur dann in Anwendung gekommen, wenn die Berechtigten großen Einfluß auf die Gesetzgebung auszuüben vermochten. Wird dem Berechtigten ein Kapital gewährt, so ist der durchschnittliche Jahreswert der Last mit Rücksicht auf einen gesetzlich festzustellenden Zinsfuß mit einer Reihe von Jahren zu multiplizieren und so das Entschädigungskapital zu ermitteln. Der dem Berechtigten günstigste Zinsfuß, welcher bisher angenommen zu werden pflegte, war 4 Proz., so daß der Pflichtige den 25fachen Betrag des Jahreswertes zu zahlen hatte. Häufiger tritt mit Recht die Entschädigung mit dem 20- und 18fachen Betrag auf, indes kommt auch namentlich da, wo der Charakter der Last als privatrechtlicher nicht ganz feststeht, der 16-, 15- und 14fache Betrag vor. Sind die Leistungen nicht jährliche, sondern nur bei bestimmten Vorfällen, z. B. Verkäufen vorkommende, so ist, wenn sie nicht ohne Entschädigung aufgehoben werden, die durchschnittliche Zahl der Fälle im Jahrhundert zu ermitteln und hiernach der Jahreswert behufs der Kapitalisierung festzustellen. Die Ausführung ist nach dem Vorgange Preußens durch eigene, kollegialisch eingerichtete Behörden, sog. Generalkommissionen, sehr erleichtert worden. Ferner haben die sog. Landrentenbanken allen Beteiligten zur Erleichterung der finanziellen Abwicklung des Ablösungsgeschäfts große Dienste geleistet. Vgl. Judeich, «Die Grundentlastung in Deutschland» (Wg. 1863); L. von Stein, «Verwaltungslehre» (L. 7: «Die Entwährung», Stuttg. 1868); Böhl, «Das (bav.) Gesetz, die Grundentlastung betreffend, vom 28. April 1872» (Müch. 1873).

Grundlegung in baulicher Hinsicht, s. Fundierung und Grundbau.

Gründling, Grundel, Grefling (Gobio fluviatilis, frz. Goujon), heißt ein höchstens 15 cm lang werdender Süßwasserfisch Mitteleuropas aus der Familie der Karpfen, von schlanker Gestalt mit unterständigem Maule, zwei langen Bartfäden in den Mundwinkeln und hoch auf die Stirn gerückten Augen, oben graugrün mit schwarzen Fleden, seitlich und am Bauch silberweiß. Er ist in Flüssen, Bächen und selbst stehenden Gewässern gemein, hält sich gern am Grunde auf und geht leicht an die Angel, da er sowohl von Würmern und Insekten, als auch von Pflanzenstoffen und Aern lebt. Er wird seines wohlschmeckenden Fleisches wegen und als Köderfisch gefangen. (S. Tafel: Fische II, Fig. 5.) Im Donaugebiet findet sich der Stein-grefling (G. uranoscopus) mit breitem, niedergebücktem Kopf und weit längeren Bartfäden. Die Kroppe oder Kaulquappe (Cottus gobio, frz. Chabot oder Séchot), sowie die Schmerle (Cobitis barbatula) werden oft auch Grundeln genannt und die Gattung der Scheibenhäuche (Gobius) unter dem Namen Meergrundeln zusammengefaßt. (S. Tafel: Fische III, Fig. 6.)

Grund-Log, f. unter Log.

Grundmasse heißt in der Gesteinskunde diejenige dem bloßen Auge dicht und homogen erscheinende Substanz, in welcher bei den Felsarten mit Porphyrostruktur die größern Krystalle von Quarz, Feldspaten, Hornblende u. s. w. eingebettet liegen. Die G., welche demzufolge ein rein makroskopischer Begriff ist, kann unter dem Mikroskop eine sehr wechselnde mineralog. Zusammensetzung und Struktur aufweisen: sie ist bei sehr starker Vergrößerung bald ein völlig granitähnliches und durchaus krystallinisches Aggregat winziger Mineralpartikelchen, und zwar meist derselben, welche auch die größern ausgezeichneten Krystalle bilden, bald wird sie zum größten Teil aus rundlichen sphärolithischen Kugeln zusammengesetzt. In andern Fällen stellt sie ein verschiedenes geartetes Gemenge von krystallinischen Individuen und von amorpher Materie (Mikrofelsit oder Glas) dar, in noch andern ist es diese letztere, nicht individualisierte Substanz, welche vorwiegend die G. bildet. Ihre chem. Zusammensetzung ist in den meisten Fällen nicht sonderlich verschieden von derjenigen des ganzen Gesteins, d. h. von der Vereinigung der G. und der darin hervortretenden größern Krystalle.

[f. Gründe.

Grundnerorte oder Grundneregemeinden,

Grundonnerstag (lat. Dies viridium, Feria bona quinta) heißt der Donnerstag vor Ostern, welcher seit dem 7. Jahrh. als Gedächtnistag der Einsetzung des heiligen Abendmahls gefeiert wird. Die Bezeichnung G. wird bald von der Sitte, an diesem Tage grüne Kräuter zu genießen, bald von Ps. 23, 2, dem kirchlichen Leseabschnitt dieses Tages („Der Herr ist mein Hirt . . . er weidet mich auf einer grünen Aue“), bald davon abgeleitet, daß an diesem Tage nach beendeter Kirchenbuße die Büßer als Sündlose („Grüne“) wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen wurden („Tag der Grünen“, auch dies absolutiois oder indulgentiae „Anlafstag“).

Grundplatte, s. viel wie Fundamentplatte (f. b.).

Grundrechte nannte man in der polit. Bewegung von 1848 diejenigen Rechte und Freiheiten der Staatsbürger, welche man als die Grundlage und Vorbedingung eines freien Zustandes des allgemeinen Staats- oder Volkslebens ansehen zu müssen glaubte, also ungefähr daselbe, was die

Engländer in ihrer Magna Charta, ihrer Petition of rights und Bill of rights besitzen, die Franzosen in ihrer ersten Revolution „Allgemeine Menschenrechte“ (Droits de l'homme) nannten, die Nordamerikaner ebenfalls als einen wesentlichen Teil in ihre Bundesverfassung aufnahmen, und was teilweise schon fast alle neuern Verfassungen des europ. Festlandes enthielten. Alle 1848 neu entstehenden Verfassungen und Verfassungsentwürfe deutscher Staaten enthielten sogenannte G. Am wichtigsten waren die von der Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt beschlossenen und 21. Dez. 1848 von der Centralgewalt als Reichsgesetz verkündeten Grundrechte des deutschen Volks. Sie wurden später in der Mehrzahl der deutschen Einzelstaaten als Gesetz anerkannt. Nachdem der frühere Bundestag wieder ins Leben getreten, hob derselbe durch einen Beschluß vom 23. Aug. 1851 die von der Nationalversammlung dem deutschen Volke erteilten G. förmlich auf und verfügte, daß dieselben allerwärts, wo sie eingeführt, wieder außer Kraft zu setzen, insofern sie aber inzwischen schon in die Landesgesetzgebungen selbst übergegangen, sie in konservativ-föderativem Sinne zu revidieren seien. Infolge dieses Bundesbeschlusses wurde allmählich in allen deutschen Staaten, wo die Einführung der G. erfolgt war, deren Wiederaufhebung, beziehentlich Revision vorgenommen, hier und da mit Zustimmung der Stände, andernwärts ohne diese und zum Teil gegen deren entschiedenen Protest. Die deutsche Reichsverfassung von 1871 kennt die Rubrik G. nicht; doch wurden teils durch sie selbst (z. B. Art. 3 und 4) und durch ihr nachfolgende Reichsgesetze, teils schon durch norddeutsche Bundesgesetze viele wichtige zu den G. gezählte Rechte allen Angehörigen des Deutschen Reichs eingeräumt (z. B. Gesetz über die Freizügigkeit vom 1. Nov. 1867, Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869, Gesetz über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870 u. s. w.).

Grundrente im wissenschaftlichen Sinne ist gleichbedeutend mit Bodenrente (f. b.). Namentlich ist dieser Ausdruck mit Bezug auf die Theorie Ricardos (f. b.) der gebräuchlicher. In einem andern Sinne wird die Bezeichnung G. auch für den ganzen Reinertrag eines Grundstücks gebraucht, welcher auch die Verzinsung des mit dem Boden dauernd vereinigten Meliorationskapitals einschließt. Mit einer gänzlich verschiedenen Bedeutung wird das Wort G. auch für ewige oder ablösbare Renten angewandt, die auf ein Grundstück rabiziert sind.

Grundrentenbanken oder Landrentenbanken sind staatlich verwaltete Institute, welche bei der Ablösung von Grundlasten (f. b.) die Auszahlung der Ablösungssummen an die Berechtigten vermitteln, indem sie denselben vom Staate garantierte verzinsliche Rentenbriefe in der Höhe des Kapitalbetrags überweisen und die von den Verpflichteten geschuldete Rente einziehen, welche außer der Verzinsung der Rentenbriefe auch eine Amortisationsquote einschließt, so daß in einer bestimmten Periode (z. B. 41 1/2 oder 56 1/2 Jahr) die Tilgung erfolgt sein wird. Die Rentenbriefe lauten auf den Inhaber, können also leicht an der Börse veräußert werden und werden nach dem vorgeschriebenen Tilgungsplane allmählich ausgelöst. In Preußen wurde ein allgemeines Gesetz über die Errichtung von G., dort einfach Rentenbanken genannt, 2. März 1850 gleichzeitig mit dem Ablösungsgesetz erlassen.

Grundrentensteuer. Theoretisch sollte jede rationale Grundsteuer (s. d.) von der Grundrente im weitern Sinne als dem eigentlichen Reinertrage der Grundstücke erhoben und demnach als eine G. betrachtet werden können. In der neuern Zeit aber empfehlen einige Theoretiker von mehr oder weniger sozialistischer Färbung, wie der Amerikaner H. George, eine spezifische G., welche zur Bekämpfung der gefährdeten Monopolwirkungen des privaten Grundeigentums nahezu den vollen Betrag der Grundrente absorbieren soll. Es wäre dies aber eine Überlastung des bei der Einführung der Maßregel existierenden Grundeigentums, die einfacher Konfiskation gleichzustellen wäre. Selbst der weniger weitgehende Vorschlag, durch eine besondere Besteuerung des weitem Zuwachs der Grundrente abzuschneiden, würde, abgesehen von seiner fast unüberwindlichen praktischen Schwierigkeit, große Härten und Unbilligkeiten für eine einzelne Klasse der Gesellschaft in seinem Gefolge haben.

Grundriß nennt man die graphische Darstellung der Grundfläche eines Körpers. So ist z. B. der G. eines Würfels ein Quadrat, eines Kegels ein Kreis, eines Prismas oder einer Pyramide ein Dreieck, Viereck oder Vieleck, je nachdem dieselben drei, vier- oder vieleckig sind. Im engeren Sinne versteht man unter G. die Darstellung der Grundfläche eines Gebäudes oder einer Maschine, welche, streng genommen, nur eine von den Umfassungslinien eingeschlossene Fläche bildet. Um aber eine genauere Einsicht des Gebäudes u. s. w. zu erlangen, schiebt man dem G. einen horizontalen Durchschnitt unter, dessen Ebene etwas über der Grundfläche liegt, und erlangt dadurch den Vorteil der Übersicht oder Einsicht über die Verteilung des Raums der Grundfläche, z. B. die Einteilung eines Gebäudes in dessen Stockwerken, die Anordnung der Thüren und Fenster, die einzelnen Bestandteile einer Maschine u. s. w. Bei Bauplänen spielen die Grundrisse eine bedeutende Rolle, ja sie bilden die eigentliche Grundlage des ganzen Entwurfs. Man unterscheidet hier insbesondere den Keller-, den Erdgeschosgrundriß; die G. der Obergeschosse oder Etagen, den G. des Dachgeschosses, der Balkenlagen (Balkenriß) u. s. w. Der G. einer Stadt, Gegend oder eines Grundstücks wird speziell Situationsplan genannt. Bisweilen nennt man auch obere Ansichten der Maschinen G., bei denen sich die Teile nicht mehr durchschneiden, sondern mit ihrer vollen plastischen Oberfläche zeigen. In bildlichem Sinne sagt man G. bei Büchern, Abhandlungen u. s. w., die sich nur mit der allgemeinen Darstellung eines Lehrgegenstandes ohne eingehendere Ausführung desselben befassen.

Grundherrecht, s. Strandrecht.

Grundhof, s. Grund und Maxime.

Grundschuld ist eine hypothekarische Obligation, bei welcher der Schuldgrund nicht angegeben ist. Die G. bezweckt die Freiheit des Hypothekenvorfes und die Steigerung des Hypothekentredits, indem sie der Ansetzung aus dem zu Grunde liegenden Rechtsgeschäft entzogen ist. Was gegenüber dem gewöhnlichen Schuldschein der Wechsel ist, soll die G. gegenüber der Hypothek sein.

Grundschutt (Bewitterungsboden), s. unter Boden (landwirthsch.).

Grundstein, s. unter Grundbau, S. 566^b.

Grundsteuer ist eine vom Ertrage des Grundes und Bodens erhobene direkte Staatssteuer, der sich meistens auch Zuschläge für die Gemeinden und an-

dere Selbstverwaltungskörperschaften anschließen. Sie trägt namentlich den Charakter einer Real- und Ertragsteuer, indem sie unmittelbar das ertragbringende Objekt trifft, ohne Rücksicht darauf, ob der Ertrag für eine oder für mehrere Personen zu Einkommen wird, aber namentlich ohne Rücksicht auf die Verzinsung der das Grundstück belastenden Hypothekenschulden. Der nominelle Eigentümer hat den ganzen Betrag der Steuer zu entrichten, auch wenn er das Grundstück nur mit einer kleinen Anzahlung erworben hat. Nach den modernen Anschauungen müssen alle Grundbesitzer des Landes nach gleichen Normen zur G. herangezogen werden. Nur hinsichtlich des Grundeigentums des Staates und des Fürstenhauses und des zum öffentlichen Gebrauch bestimmten Bodens, wie der Wege, Kirchhöfe u. s. w., erscheinen Ausnahmen zulässig; jedoch müssen privatwirtschaftlich ausgenutzte Staatsdomänen, sofern sie Gemeinde- oder andere Zuschläge zu entrichten haben, wenigstens formell ebenfalls zur G. veranlagt werden. Die G. soll eine gewisse Quote des Reinertrags der Grundstücke für den Staat einziehen, und zwar wird dieser Bruchteil in einigen Staaten unmittelbar festgesetzt, in andern aber ist die im ganzen aufzubringende Summe auf unbestimmte Zeit oder doch auf eine bestimmte längere Periode festgesetzt, und diese wird dann auf die einzelnen Grundstücke nach Verhältnis ihres geschätzten Ertrags (oder Werts) verteilt. Im erstern Falle erscheint die G. als Quotitäts-, im zweiten als Repartitionssteuer. Der Reinertrag (oder in einigen Staaten der Kapitalwert) der Grundstücke wird nach verschiedenen Methoden wenigstens annähernd ermittelt und danach der Steuerfataster aufgestellt. (S. Grundfataster.) Theoretisch sollte der steuerpflichtige Reinertrag nur aus der eigentlichen Grund- oder Bodenteile (s. d.) und der Verzinsung des in den Boden gesteckten Meliorationskapitals bestehen; es wäre also von dem ganzen Reinertrag eines Gutes die Verzinsung des Betriebskapitals und ein angemessener Gewinn des Unternehmers abzugiehen. In Wirklichkeit wird jedoch nicht so verfahren, und der geschätzte Reinertrag, allerdings meistens niedrig gegriffen, bleibt eine mehr oder weniger problematische Größe.

Für die bebauten Grundstücke besteht in den meisten Staaten eine die G. ersetzende Gebäudesteuer (s. d.); in andern aber werden dieselben ebenfalls (in Frankreich als Boden der besten Klasse) mit der G. belastet. Da die G. an einem Objekt von stets dauerndem Bestand haftet, so erhält sie den Charakter einer Art von Grundlast, einer auf das Grundstück zum Vorteil des Staats rabizierten Rente. Wird dieselbe neu aufgelegt oder später erhöht, so wird bei einem Verkauf des Grundstücks der Preis desselben um den kapitalisierten Betrag der Steuer oder der Steuererhöhung herabgedrückt und der neue Käufer dadurch auf Kosten seines Vorgängers entlastet. Umgekehrt kommt ein Grundsteuererlass einem Kapitalgeschenk für den jeweiligen Eigentümer gleich. Solange die G. das Wesen einer Ertragsteuer behält, wird sie von diesen mißlichen Eigentümlichkeiten nicht befreit werden können. Wohl aber wäre dieselbe in einem alle Einkommenszweige gleichmäßig umfassenden System der persönlichen Einkommens- und Vermögensbesteuerung zu erreichen, in welchem das Grundeigentum in gleicher Linie mit dem beweglichen Kapitalvermögen als eine Quelle von fundiertem Einkommen behandelt

würde. Solange aber eine so einschneidende Reform nicht durchgeführt werden kann, darf der Staat auf die G., wie sie einmal besteht, nicht verzichten, vollends nicht, wenn, wie dies in Preußen geschehen, die Besitzer der früher steuerfreien Güter bei der Einführung derselben eine Kapitalverschöbigung erhalten haben. Auch die oft vorgeschlagene Überweisung derselben im ganzen oder zur Hälfte an die Gemeinden erscheint bedenklich, da der Vorteil einer solchen Maßregel den Gemeinden in einer sehr ungleichmäßigen Verteilung zufließen würde.

Die G. erscheint zuerst als eine primitive Form der Vermögenssteuer und hatte als solche im röm. Kaiserreich eine große Bedeutung. Im Mittelalter finden sich statt der G. feudale Grundabgaben mit verschiedenen Formen und Benennungen, namentlich die sog. Wehen, zu denen sowohl landesherrliche wie lehns herrliche und grundherrliche Abgaben gerechnet wurden. Mit der Entstehung der centralisirten modernen Staatsform bildete sich dann auch wieder eine G. mit eigentlichem staatlichen Steuercharakter aus, jedoch anfangs mit vielen Befreiungen zu Gunsten der privilegierten Stände. Eine neue Phase in der Entwicklung der G. wurde durch die französische Revolution herbeigeführt. Das franz. Gesetz vom 23. Nov. 1790 läßt einigermaßen den Einfluß der physokratischen Steuerlehre erkennen, indem es dem Grundbesitz unter Wegäumung aller Privilegien die hohe Summe von 240 Mill. Frs., 20 Proz. des als wahrscheinlich angenommenen Reinertrags desselben, als Steuer auflegte. Diese Belastung erwies sich allerdings bald als übermäßig und mußte vermindert werden, immerhin aber ist die G. in Frankreich höher geblieben als in den übrigen Ländern und bringt gegenwärtig noch 175 500 000 Frs. ein. Diese Summe wird durch das Budgetgesetz auf die Departements repartiert, dann durch die General- und Arrondissementsräthe auf die Arrondissements und Gemeinden verteilt und erst in den letztern nach den Katasterschätzungen auf die Steuerpflichtigen umgelegt. Der franz. Kataster ist eben, obwohl er 150 Mill. Frs. gekostet hat, wegen seiner Ungleichmäßigkeit nur von beschränkter Brauchbarkeit. Das franz. Grundsteuersystem bestand auch in einem Teile der von Preußen 1815 neu erworbenen Provinzen; in den übrigen Landesteilen waren die Steuereinrichtungen sehr verschieden und es gab noch viele Befreiungen und Bevorzugungen. Erst durch das Gesetz vom 21. Mai 1861 wurde (gleichzeitig mit der Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer) eine gleichmäßige G. für die ganze Monarchie geschaffen. Der zu repartierende Gesamtbetrag derselben wurde auf 10 Mill. Thlr. festgesetzt, ist aber gegenwärtig hauptsächlich infolge der Gebietsvergrößerungen von 1866, auf 40 186 000 Mark gebracht. Die früher bevorzugten Grundbesitzer erhielten, je nach der Natur ihrer Privilegien, den 20fachen oder den 12 1/2fachen Betrag der Summe, die sie jetzt mehr zu zahlen hatten, als Entschädigung. In England folgte auf verschiedene ältere grundsteuerartige Abgaben im J. 1693 die Einführung einer allgemeinen, nach einer genauern Abschätzung angelegten «Land tax». Dieselbe wurde 1798 bauernd auf 4 Schill. vom Pfund Sterling des ursprünglich geschätzten Ertrags fixiert und zugleich für ablöslich erklärt. Durch solche Ablösungen ist sie jetzt auf einen jährlichen Betrag von 1 074 000 Pf. St., etwa die Hälfte des anfänglichen, herabgebracht worden.

Grundstoffe, i. Elemente.

Grundstück ist ein begrenzter Teil der Erboberfläche, der ein einheitliches Eigentumsobjekt bildet. In wirtschaftlicher Beziehung ist besonders die Unterscheidung von städtischen und ländlichen G. von Wichtigkeit. Die erstern sind Bauplätze für Häuser, und man bezeichnet auch wohl Platz und Haus zusammen als G.; die letztern werden zur Erzeugung von Bodenprodukten benutzt und unterscheiden sich nach den Hauptkultur- und Verwendungsarten, je nachdem sie nämlich zu dem Ackerland, den Gärten, den Weinbergen, den Wiesen, Weiden, Waldungen, Mooren, Wasserläufen u. s. w. gehören. Ein zusammenhängendes, einem einzigen Eigentümer gehörendes G. kann aus mehreren Teilen mit verschiedener Kulturart, z. B. aus Ackerland und Wald, bestehen. Solche Unterabteilungen bilden dann, wenn sie besonders abgegrenzt sind, G. im engeren Sinne für sich und heißen Parzellen. Andererseits werden auch diejenigen G. Parzellen genannt, die in einem Gewann oder überhaupt einer Fläche von gleicher Kulturart verschiedenen Eigentümern gehören. In einigen Staaten ist für diese Parzellen ein gewisses Minimalmaß festgesetzt, das z. B. in Baden für Wald, Ackerfeld und Weiden zehn Morgen, für Ackerland und Wiesen einen Viertelmorgen beträgt, und die Verwaltungsbehörde ist befugt, auch für Gärten und Nebengelande eine bestimmte Grenze der Teilbarkeit festzusetzen, während sie andererseits auch Ausnahmen gestatten kann.

Grundtheilchen, soviel wie Atome.

Grundteilung oder Teilteilung heißt im Abelsrecht die Teilung des Gutes (Färkentum, Herrschaft) selbst gegenüber der Teilung der Rumpfteilung oder der Einkünfte (Mutschierung). Im ehelichen Güterrecht ist G. die Teilung des gesamten Vermögens der Ehegatten im Gegenatz zu der Teilung, die sich nur auf bestimmte Arten des Vermögens (Mobilien, Ertragschaft) oder nur auf den Nachlaß des verstorbenen Ehegatten erstreckt.

Grundton oder Hauptton ist zunächst derjenige Ton eines Accords, auf dem der terzenweise Aufbau desselben sich erhebt, zu dem also die übrigen harmonischen Intervalle im Verhältnis von Terz, Quinte, Septime, None u. s. w. erscheinen. Bei den Umkehrungen der Accorde kann der G. seine Stelle als tiefster Ton mit einem der über ihm liegenden Accordintervalle vertauschen, ohne darum sein Wesen als Grund- oder Hauptton anzugeben. — G. nennt man ferner den tiefsten oder untersten Ton einer Tonart, auf welchem deren diatonische Dur- oder Mollskala errichtet wird. In diesem Sinne wird der G. auch Tonika genannt.

Grundtvig (Nikolai Frederik Seberin), ein als Dichter, Historiker und Theolog ausgearbeiteter Däne, geb. 8. Sept. 1783 zu Ubbø bei Nordborg auf Seeland, wo sein Vater Pfarrer war, besuchte das Gymnasium zu Aarhus, studierte 1800—3 in Kopenhagen Theologie, war dann Hauslehrer, hierauf Lehrer in Kopenhagen. In diese Zeit fallen seine ersten bedeutendsten literarischen Arbeiten, «Nordens Mythologie» (Kopenh. 1806) und das geniale episch-dramatische Werk «Optin af Rømpelivets Undergang i Norden» (3 Bde., Kopenh. 1809—11; 2. Aufl. 1861). In den J. 1811—13 visitierte er bei seinem Vater, und in den nächstfolgenden Jahren predigte er öfter in Kopenhagen mit steigendem Beifall. Dabei entwickelte er eine ungemein rege und vielseitige

litterarische Thätigkeit. Es erschien sein «Kort Begreb af Verdens Krømte i Sammenhæng» (Kopenh. 1812), welcher eine bedeutende Bewegung in Dänemark hervorrief; ferner «Kvadlinger» (1815), eine Sammlung patriotischer Poesien; «Køestilde-Rim» (1814), eine poetische Verherrlichung der dän. Geschichte nach den Sagen und Sagen; endlich die Übertragung des Sago und des Snorre (6 Bde., 1818—22). Im J. 1821 wurde er Prediger in Präbste, 1822 zweiter Prediger an der Erlöserkirche in Kopenhagen. Seine frühern Vorträge erschienen in der Sammlung «Bibelske Prædikener efter Livens Lær og Leilighed» (1816); eine spätere veranstaltete er unter dem Titel «Christelig Søndagsbog» (3 Bde., 1827—30; 2. Aufl. 1859). Durch seinen «Kirstens Gjenmæle mod Professor Clausen» (1825) zog er sich eine Anklage von Seiten des Lehrers zu, die ihn veranlaßte, 1826 seine Stelle niederzulegen. In dieser Zeit begründete er mit Rudelbach die «Theologisk Maanedsskrift» (18 Bde., 1825—28). Außer der Veröffentlichung seiner kleinern histor.-poetischen Arbeiten «Kong Harald og Ansgar» (1826) und «Kronikerim» (1829; neue Auflagen 1842 und 1875) beschäftigte ihn damals eine zweite Bearbeitung von «Nordens Mythologi» (Kopenh. 1832), welcher ein ausführliches «Haandbog i Verdenshistorien» («Oldtiden og Middelalderen», 2 Bde., 1833—37; «Nyvaars-Liden», Bb. 1 u. 2, 1842—44) folgte. Ferner erschien von ihm «Sangvært til den danske Kirke» (Bb. 1—5, 1837—81), eine Sammlung geistlicher Lieder, und «Nordiske Smaabogte» (1838), worin er auf nordisches Helten- und Sängereleben Besüßliches zusammenfaßte.

Seit 1839 Prediger am Hospital Bartou in Kopenhagen, betheiligte er sich auch an dem polit. Leben, besonders als Mitglied des grundgesetzgebenden Reichstags und des Folkething. Er stand hier meist auf Seiten der demokratischen Opposition. In der Angelegenheit der Herzogtümer bewies er sich als heftiger Gegner Deutschlands, obgleich sich später seine Ansicht gemäßigter gestaltete, wie die Schrift «Die Versöhnung mit Deutschland» (1861) bewies. Eigentümlich sind G.s theol. und kirchliche Anschauungen. Hiernach bilden die Sacramente den Mittelpunkt des Gottesdienstes, und das apostolische Symbolum, die Sacramentworte und das Vaterunser, als durch Tradition von Christus auf uns gekommen, sind die einzige wahre und unabänderliche Grundlage der christl. Kirche. (Vgl. Hansen, «Wesen und Bedeutung des Grundtvigianismus», Kiel 1863.) Das Organ G.s und seiner Anhänger ist die «Danske Kirkeblad», in welcher er für die sog. «Volkkirche» und für die (1855 erfolgte) Aufhebung des Gebundenseins der Gemeinde an den Ortspfarrer kämpfte. Im J. 1856 begründete er zu Marielyst bei Kopenhagen eine «Volkshøjskule» in seinem Sinne; 1861 erhielt er den Rang eines Bischofs. Er starb 2. Sept. 1872 zu Kopenhagen.

Grundtvig (Evend Hersleb), dän. Philolog und Litteraturhistoriker, Sohn des vorigen, geb. 9. Sept. 1824, studierte seit 1846, diente im Kriege 1848—50 als Freiwilliger und avancierte zum Hauptmann, wandte sich aber wieder den Studien zu und erhielt 1863 an der kopenhagener Universität eine Anstellung als Docent, 1869 als Professor der nord. Sprachen. Sein Hauptwerk ist die schon 1858 begonnene, aber unvollendet gebliebene kritische Ausgabe der alten dän. Volkslieder: «Danmarks gamle

Folkviser» (Bb. 1—4, Kopenh. 1853—78). Auch zu ähnlichen, namentlich isländ. und jütischen Sammlungen hat er Beiträge geliefert. Ferner veröffentlichte er: «Danske Folkeeventyr» (1876—78), «Udsigt over den nordiske Oldtids berøiste Digting» (in «Nord. Univ. Tidsskrift», 1876), «Om Nordens gamle Litteratur» (1867), «Et Nordens gamle Litteratur norst? Eter er den dels islandsk, dels nordisk?» (1869), eine Streitchrift gegen die Münch. Regersche Theorie über die altnord. Litteratur; ferner eine Ausgabe der «Sæmundar-Edda» mit Anmerkungen, «Danst Retstrivnings-Ordbog» (1870) und «Danst Håndordbog» (1872; 2. Aufl. 1880). G. starb zu Kopenhagen 14. Juli 1883.

Gründung in baulicher Hinsicht, s. Fundierung und Grundbau.

Gründung nennt man in einem besondern Sinne in der neuesten Zeit die Bildung und Organisation einer neuen Aktiengesellschaft (s. b.). Die Personen, welche eine solche Operation unternehmen, heißen **Gründer**, und zwar hat dieses Wort, das in den J. 1871—73, der sog. Gründerzeit, mit einer wenig schmeichelhaften Nebenbedeutung üblich wurde, allmählich, wie das entsprechende franz. «fondateur», einen rein technischen Charakter erhalten. Das Deutsche Handelsgesetzbuch in der ihm durch das Gesetz vom 11. Juni 1870 gegebenen Fassung kennt den Begriff des Gründers überhaupt nicht, während das neuere engl. und das franz. Aktienrecht und andere Gesetzgebungen das Hervortreten bestimmter, für die G. verantwortlicher Personen (in England und Frankreich mindestens sieben) ausdrücklich verlangen. Auch im übrigen hat die deutsche Gesetzgebung hinsichtlich der Gründungsvorgänge so wenig Normen und Kontrollen aufgestellt, daß schwere Mißbräuche möglich werden, indem die entstehende Gesellschaft und das kapitalanlegende Publikum von einigen leitenden Persönlichkeiten ohne alle Verantwortlichkeit irreführt und ausgebeutet werden konnten. In vielen Fällen ist es bei spätern gerichtlichen Verhandlungen nicht einmal möglich gewesen, die Verfasser und Veröffentlichung der Prospekte, welche zur Beteiligung an der Gesellschaft einluden, zu ermitteln. Die Errichtung des Gesellschaftsvertrags kann entweder dadurch erfolgen, daß die Gründer derselben unter Übernahme sämtlicher Aktien unter sich abschließen (Simultangründung), oder daß sie nur einen Teil übernehmen und andere Aktionäre durch Zeichnung beitreten (Successivgründung). Im erstern Falle bleiben die Gründer ganz unter sich; es ist dann gar nicht notwendig, die im Art. 209 a des Handelsgesetzbuchs vorgesehene Generalversammlung der Aktionäre abzuhalten, die durch Beschluß festzustellen hat, daß das Grundkapital vollständig gezeichnet und mindestens 10 Proz. (bei Versicherungsgesellschaften 20 Proz.) auf jede Aktie eingezahlt seien; die ferner nach Art. 209 b den Vertrag zu genehmigen hat, wenn einzelne Aktionäre zu bestimmten Preisen Anlagen machen, die (wie Fabriken und andere Anlagen) nicht in barem Gelde bestehen, oder solche Anlagen von dritten übernommen werden, oder wenn einzelne sich besondere Vorteile ausbedingen. Es genügt dann vielmehr, daß die Gründer, indem sie den Gesellschaftsvertrag unter sich abschließen, die Erfüllung der vorgeschriebenen Erfordernisse anerkennen.

Die Übernahme sämtlicher Aktien von wenigen Banken oder Finanzmännern ist zunächst nur eine Formalität; aber auch die Eingahlung der 10 Proz.

war häufig eine fiktive, indem z. B. an die Stelle der Zahlung eine Berechnung trat, nach welcher die Gesellschaft bei den Gründern in Höhe des angeblich eingezahlten Betrags ein Guthaben hatte. Es ist sogar vorgekommen, daß eine Gründungsbank für mehrere unmittelbar hintereinander instrumentierte Gründungen einen und denselben Selbstbetrag immer wieder zum Nachweis der erforderlichen Einzahlung vorgezeigt hat. Die Gründer wählen darauf unter sich einige in den Aufsichtsrat, andere in den Vorstand, und sind nun im Stande, die Gesellschaft sofort in das Handelsregister eintragen zu lassen, wodurch dieselbe rechtliche Existenz erlangt. Die Prüfung des Gründungsbergangs, die der Handelsrichter bei dieser Gelegenheit vorzunehmen hat, ist nur eine formelle und hat sich als praktisch unwirksam erwiesen. Die Aktien können nun sofort an die Börse gebracht werden. Die Ausschreibung von weitem 30 Proz. Einzahlungen liegt noch in der Hand der Gründer, die dafür den günstigsten Zeitpunkt wählen, und wenn ihnen die Unterbringung der Aktien im Publikum gelungen, so beilehen sie sich vermöge der in den Statuten regelmäßig vorbehaltenen Befugnis, sich von der Haftbarkeit für die übrigen 60 Proz. Einzahlungen zu befreien. Wenn einzelne Gründer sich besondere Vorteile ausbeugen oder Einlagen der oben bezeichneten Art (Apports) machen (qualifizierte G.), so ist es bei der erwähnten Art der G. natürlich sehr leicht, daß die Beteiligten durch eine Verständigung untereinander zu ihrem eigenen Nutzen die künftige Gesellschaft schwer benachteiligen, namentlich durch Gewährung übermäßiger Preise für die Einlagen. Aber auch bei der Successivgründung sind die Interessen der Gesellschaft nach dem bisherigen Aktienrecht nicht besser gewahrt. Wenn die Gründer nicht das ganze Aktienkapital übernehmen wollten, so zogen sie oft andere Personen als Zeichner von Aktien herbei, die eigentlich nur Strohmänner waren. Sie verpflichteten sich z. B. denselben gegenüber, für jede aus der Zeichnung entstehende Verbindlichkeit ihrerseits aufzukommen oder die Aktien für sie halbwegs zu verkaufen. Die konstituierende Generalversammlung, die aus den Gründern und Zeichnern dieser Kategorie bestand, war dann gänzlich von den ersten beherrscht und bot hinsichtlich der Verschönerung der Einzahlungen und der Prüfung der Apports oder Sondervorteile nicht mehr Garantien, als die Beschlussfassung der Gründer selbst.

Eine Reform des Aktienrechts muß daher vor allem auch für die G. strengere Regeln und Formen aufstellen. Der neue Entwurf eines Gesetzes über die Aktienkommandit- und Aktiengesellschaften, der nach längerer Vorbereitung 7. Sept. 1883 dem Bundesrat vorgelegt worden, verlangt zunächst, daß gewisse Personen, und zwar wenigstens fünf an der Zahl, als Gründer mit einer bestimmten Verantwortlichkeit hervortreten. Als Gründer sind nach dem Gesetzentwurf diejenigen Primitivzeichner von Aktien anzusehen, welche den Inhalt des Gesellschaftsvertrags feststellen, was an sich noch nicht gleichbedeutend ist mit der Errichtung des Gesellschaftsvertrags. Eine Simultangründung mit Übernahme aller Aktien seitens der Gründer kann nach wie vor stattfinden, aber der ganze Gründungsvorgang unterliegt sofort der Prüfung der verantwortlichen, der Gesellschaft für Schadenersatz haftenden Mitglieder des Vorstands und des Aufsichtsrats, wobei für diejenigen Mitglieder, die zugleich Gründer sind,

oder die ein Vermögensstück eingelegt oder überlassen, oder sich einen besondern Vorteil ausbeugen haben, in gleicher Weise verantwortliche Stellvertreter bestellt werden müssen. Außerdem aber sind die Gründer in jedem Falle der Gesellschaft für die Richtigkeit und Vollständigkeit der Angaben, welche sie hinsichtlich der Zeichnung und Einzahlung des Grundkapitals und der andern vorgeschriebenen Festsetzungen gemacht haben, solidarisch verhaftet; ebenso sind sie, wenn sie die Gesellschaft durch Einlagen u. s. w. bösslicherweise geschädigt haben, sowie jeder Dritte, der wesentlich dazu mitgewirkt hat, solidarisch zum Schadenersatz verpflichtet. In Betreff der Successivgründung sorgt der Entwurf für ein besseres Zeichnungsverfahren, indem es einen besondern Zeichnungsschein einführt, der die für das Publikum wissenschaftlichsten Angaben über das neue Unternehmen enthalten muß. Es ist darin auch ein Zeitpunkt anzugeben, von welchem ab die Zeichnung unverbindlich wird, sofern die Errichtung der Gesellschaft bis dahin nicht beschlossen ist. Zeichnungsscheine mit sonstigen Beschränkungen der Verpflichtung der Zeichner werden nicht als gültig angesehen, und Beschränkungen, die nicht im Zeichnungsschein enthalten sind, haben der Gesellschaft gegenüber keine Wirksamkeit. Die konstituierende, vom Handelsgericht zu berufende und zu leitende Generalversammlung und die Errichtung des Gesellschaftsvertrags kann erst nach Zeichnung der sämtlichen von den Gründern nicht übernommenen Aktien erfolgen. Die Haftbarkeit des Vorstands, des Aufsichtsrats und der Gründer sind dieselben wie im Falle der Simultangründung. Außerdem sind die Gründer eventuell verpflichtet, einen etwa an der Zeichnung des Grundkapitals fehlenden Betrag zu übernehmen, fehlende Einzahlungen zu leisten und für einen durch die ihnen vorher bekannte Zahlungsunfähigkeit eines Aktionärs etwa entstehenden Ausfall solidarisch zu haften. Die Anmeldung zur Eintragung des Gesellschaftsvertrags in das Handelsregister muß nach dem Entwurf von sämtlichen Gründern und Mitgliedern des Vorstands und Aufsichtsrats vor dem Handelsgericht unterzeichnet oder in beglaubigter Form eingereicht werden. Es ist darin zu erklären, daß auf jede Aktie mindestens ein Viertel des Betrags, soweit nicht Einlagen anzurechnen sind, bar eingezahlt und dem Vorstand übergeben sei, und außer verschiedenen andern Beilagen sind im Fall der Successivgründung die Duplikate der Zeichnungsscheine beizufügen.

Daß die Gründer berechtigt sind, für ihre Mithaltung einen Gewinn zu beanspruchen, erkennt der Gesetzentwurf an, und es ist dies um so selbstverständlicher, je mehr die Verantwortlichkeit und das Risiko derselben gesteigert wird. Bisher wurde der Gründergewinn hauptsächlich durch einen hohen Preisanschlag für die Einlagen oder durch die an der Börse bewirkte Kurssteigerung der Aktien erzielt. Beides wird auch durch den neuen Entwurf nicht ausgeschlossen, aber derselbe bietet einerseits, wie bereits erwähnt, der Gesellschaft Sicherheit gegen eine böswillige Schädigung durch Einlagen oder Übernahmen, und er tritt andererseits schwindehaften Börsenmanövern, abgesehen von Strafandrohungen, durch die Bestimmung entgegen, daß, wer vor Ablauf von zwei Jahren seit Eintragung des Gesellschaftsvertrags ein öffentliches Angebot von Aktien erläßt, um dieselben in den Verkehr einzuführen, in gleicher Weise wie die Gründer der

Gesellschaft im Fall unrichtiger Angaben über die Zeichnung und Einzahlung des Grundkapitals und böswilliger Schädigung solidarisch für den Schadenersatz haftbar wird, sofern er jene Thatsachen kannte oder angemessenerweise hätte kennen müssen. Im übrigen verlangt der Entwurf im Gesellschaftsvertrag eine besondere Festsetzung des Gesamtaufwandes, welcher zu Lasten der Gesellschaft an Aktionäre oder andere als Entschädigung oder Belohnung für die G. oder deren Vorbereitung gewährt wird. Jedes andere Abkommen zu Gunsten der Gründer ist der Gesellschaft gegenüber unwirksam, und jede Vergütung, die nicht unter den bezeichneten Gründungsaufwand aufgenommen ist, muß wieder ersetzt werden. Ferner sollen nach dem Entwurf nicht nur Inhaber, sondern auch Namensaktien nicht vor der vollen Einzahlung ausgegeben werden dürfen. Promessen und Interimsscheine sollen nur auf Namen lauten und die bisher zulässige Liberierung der ersten Zeichner nach Einzahlung von 40 Proz. wird beseitigt. Der Entwurf enthält auch mehrere neue und scharfe Strafbestimmungen gegen die mit der G. verbundenen Mißbräuche. Namentlich sollen Gründer, welche falsche Angaben machen in Bezug auf die Zeichnung des Grundkapitals, die Einzahlung u. s. w., ebenso wie Mitglieder des Vorstands und Aufsichtsrats im gleichen Fall, mit Gefängnis und zugleich mit Geldstrafe bis zu 20000 Mark bedroht werden. Auch ist eine schwere Strafe denjenigen angedroht, welche in öffentlichen Bekanntmachungen falsche Thatsachen vorpiegeln, um zur Beteiligung an einem Aktienunternehmen zu bestimmen, oder in betrügerischer Absicht auf Täuschung berechnete Mittel anzuwenden, um auf den Kurs der Aktien einzuwirken. Vgl. „Entwurf eines Gesetzes betreffend die Kommanditgesellschaften auf Aktien und die Aktiengesellschaften, nebst Begründung und Anlagen“ (Berl. 1883).

Grundwasser ist ein bestimmter Feuchtigkeitsgehalt des porösen Bodens. Die Hohlräume eines porösen Bodens sind für gewöhnlich teils mit Luft, teils mit Wasser ausgefüllt. Solange sich Luft und Wasser in den Hohl der Poren teilen, heißt ein Boden feucht, wo aber die Poren vollständig mit Wasser erfüllt sind und die Luft verdrängt ist, spricht man von G. im Boden. Man darf sich das G. nicht als Horizontalwasser vorstellen, sondern es hat bald größeres, bald geringeres Gefälle, je nach der Konfiguration der wasserbichten Unterlage, auf welcher es sich sammelt und fortbewegt. Entsprechend der Tiefe der wasserbichten Unterlage findet man es bald näher, bald ferner der Oberfläche, und wo solche Unterlagen zu Tage austreten, da läuft das G. als größere oder kleinere Quelle aus. In der Nähe offener Wasserläufe (namentlich Flüsse und Bäche) steht das G. in den umgebenden porösen Ufern in der Regel höher als im betreffenden Flusse, wie es z. B. für München an der Isar von Bettendorfer, für Paris an der Seine von Delessé, für Berlin an der Spree von Virchow u. s. w. nachgewiesen ist. Es sind seltene Ausnahmen (z. B. Lyon), daß das G. tiefer steht als der nächste Flußpiegel. Wo in einem porösen Boden mehrere wasserbichte Schichten übereinanderliegen, da finden sich in der Regel auch mehrere Grundwasserschichten übereinander, von denen man dann nur die mächtigste, die zur Anlage von Brunnen taugt, mit dem Namen G. bezeichnet, während man die andern Schicht-, Sicker-, Schicht- u. s. w.

Wasser nennt. Alles G. stammt von den atmosphärischen Niederschlägen. Sein Stand, seine Menge ist in Orten und Gegenden und zu verschiedenen Zeiten aber durchaus nicht so gleichmäßig wie die atmosphärischen Niederschläge verteilt, denn es kommt nicht bloß darauf an, wie viel Wasser auf die Oberfläche fällt, sondern auch wie viel in den Boden einbringt, wie viel sich in ihm sammelt, wie rasch oder langsam es auf der wasserbichten Unterlage fortfließt, wie viel G. von höher liegenden Schichten zufließt u. s. w. Es läßt sich der örtliche Grundwasserstand nie nach der örtlichen Regenmenge genauer bemessen.

Das G. in den obersten porösen Schichten hat durch die Untersuchungen von Bettendorfer und andern über das Auftreten von Cholera- und Typhusepidemien, die von Feuchtigkeits- und Trockenheit des Bodens beeinflusst werden, eine große hygienische Bedeutung erlangt, insofern sich in seinem Stande der Wechsel in der Durchfeuchtung der obersten Schicht, auf welcher der Mensch wohnt, viel präzipier als durch die Regenmenge in einem Orte ausdrückt. In dem Teile Indiens, in welchem die Cholera heimisch (endemisch) ist, fällt die weitaus größte Menge der Erkrankungen und Todesfälle mit dem tiefsten, und die geringste Menge mit dem höchsten Grundwasserstande zusammen. Ähnliches ist an vielen Orten auch für das Entstehen von Typhusepidemien nachgewiesen. Man beobachtet daher den Grundwasserstand jetzt an vielen Orten und benutzt meist die gegrabenen Brunnen dazu, in denen man von einem Fixpunkte auf der Oberfläche auf den Wasserspiegel hinabmisst. Aber nicht bloß aus hygienischen, sondern auch aus bautechnischen Gründen empfehlen sich Beobachtungen des G., weil sie lehren, wie hoch das Wasser in einem Orte mit porösem Boden zeitweise steigt und wie tief es fällt. Es gibt Orte, in denen die Schwankungen im Laufe vieler Jahre nur einige Centimeter betragen, und Orte, in denen sie 3—10 und selbst 15 m betragen können. Man erkennt aus den Beobachtungen, wie tief man mit den Grundmauern in den Boden gehen kann, ohne befürchten zu müssen, daß sie unter Wasser gesetzt werden, und wie tief man die Brunnen graben muß, damit sie stets Wasser geben.

Grundwert. Der Verkehrswert des Grundes und Bodens als eines von der Natur gegebenen und nicht vermehrbaren Gutes bestimmt, ist nicht, wie das der Erzeugnisse der menschlichen Arbeit, nach den Produktionskosten, sondern wird durch Kapitalisierung des aus dem Grundstück zu erzielenden Ertrags gebildet. Allerdings ist auf die kultivierten Grundstücke, um sie in ihren gegenwärtigen Zustand zu bringen, auch ein oft sehr bedeutendes Maß von Arbeit verwendet worden. Aber das zu diesem Zweck aufgewandte Kapital ist trennbar mit dem Boden verbunden, und die Werterhöhung, die derselbe dadurch erlangt hat, richtet sich wieder nur nach der Ertragsvermehrung, nicht aber nach der Größe der Kapitalanlage. Im allgemeinen wird aber der zu kapitalisierende Ertrag sich zusammensetzen aus der eigentlichen Bodenrente (s. d.), die mit der Beschränktheit des Bodens an Land zusammenhängt, und der durch die Verbesserung des Bodens gewährten Verzinsung des Meliorationskapitals. Der Kapitalisationsfaktor aber, mit dem die Ertragsziffer zu multiplizieren ist, wird in den Kulturländern durchweg ein

sehr höher sein, da einerseits die Vermögensanlage in Grund und Boden eine sehr sichere ist und andererseits bei zunehmender Bevölkerung im ganzen ein fortwährender, wenn auch langsames Steigen der Grundrente zu erwarten ist. Daher wird in diesen Ländern beim Verkauf von landwirtschaftlichen Grundstücken das dazu verwendete Kapital sich selten höher als zu 3½ Proz. verzinsen. Häufig aber wird der G. noch mehr emporgetrieben, indem einerseits reiche Kapitalisten wegen der sozialen Vorteile und Annehmlichkeiten des Grundbesitzes Nachfrage nach großen Gütern unterhalten, ohne auf eine normale Verzinsung ihres Kapitals besonderes Gewicht zu legen, und andererseits in vielen Gegenden die bäuerlichen Besitzer die Neigung haben, um jeden Preis Porzellan zu kaufen, bei deren Bewirtung sie ihre eigene Arbeit gar nicht in Anrechnung bringen. So ist in neuerer Zeit der Verkehrswert des landwirtschaftlichen Bodens auf eine Höhe gestiegen, die im Vergleich mit den Preisen der Produkte kaum als normal anzusehen ist. Diejenigen, die ihr Land verkaufen, machen dabei allerdings ein gutes Geschäft; aber ihre Nachfolger sind meistens durch die stehengebliebenen großen Quoten der Kaufsumme von vornherein stark verschuldet, und so wird die Lage gerade des Mittelstandes der selbstthätigen Landwirte eine sehr schwierige. Dieselbe Überbürdung mit Schulden entsteht natürlich, wenn von mehreren Erben eines Gutes der Besitzer einer das ganze Gut zum Verkehrswert übernimmt. Die Festsetzung eines künstlichen G. in solchen Fällen, wie sie in einigen Gegenden zulässig ist, etwa des Zwanzigfachen des Grundsteuer-Reinertrags, wird nur dort aufrecht zu erhalten sein, wo die Begünstigung eines Erben von alters her der Sitte und dem Rechtsbewußtsein der Bevölkerung entspricht. Die städtischen Grundstücke sind nicht selten Gegenstand wilder Spekulation und förmlicher Agiotage und erlangen unter Umständen ganz exorbitante Monopolwerte.

Grundwurzeln, s. unter Ampfer.

Grundzinsen sind (meistens aus dem gutherrlichen Verbands herrührend) auf einem Grundstück lastende feste Geldabgaben. Naturalabgaben dieser Art nennt man gewöhnlich Gülden. Die G. unterliegen der Gesetzgebung über die Ablösung. (S. Grundlasten, Erbzins.)

Grüne Berge, s. Green-Mountain.

Grüner Donnerstag, s. Gründonnerstag.

Grüne Farben. Die zum Malen und Anstreichen dienenden grünen Farben werden teils aus Blau und Gelb gemischt (wie z. B. der grüne Zinnober aus Berlinerblau und Chromgelb), teils sind sie Stoffe von selbständig grüner Farbe, wie Berggrün, Grünerde (Veroneser Grün), Chromgrün, Schweinfurter Grün, grünes Ultramarin, Saffgrün. Einige dieser Farbstoffe, wie z. B. das Schweinfurter Grün, sind wegen ihres Gehalts an Arsenik nur mit äußerster Vorsicht zu verwenden.

Grünes Gewölbe in Dresden, s. Dresden, Bd. V. S. 556.

Grüne Kerne, s. Grünkorn.

Grüne Mandeln, s. Pistazien.

Grünes Meer, s. Persischer Meerbusen.

Grüner Sonntag, s. Palmsonntag.

Grüner Star, s. Star (Augenkrankheit).

Grüner Tisch, soviel wie Spieltisch, auch Bezeichnung für den Rangtisch, im übertragenen

Sinne auch für bürokratisches Wesen, Bureaukratismus.

Grüner Turban, nach islamitischer Überlieferung die Tracht des Mohammed, ist das Abjucken der angeblichen Descendenzen des Religionsstifters durch seine Tochter Fatima, d. h. der Scherife (s. d.). Das Recht, denselben zu tragen, unterliegt der Kontrolle der Kaskib, besonderer Beamten, welche über die Geburten und Sterbefälle der Scherife Register führen; sehr streng scheint die Aufsicht nicht zu sein, da man hier und da auch Mohren von reinem afrik. Typus im grünen Turban sieht. Wie dieser also den Scherif, den religiösen Edlen, bezeichnet, so der weiße Turban den Sejjid, den Schriftgelehrten, unter welchen beiden Würden die letztere die höher geachtete ist, sobald der Scherif, welcher der Schreibkunst mächtig, nur den weißen Turban trägt und folgemäßig der grüne den Illiteraten kennzeichnet.

Grünes Vorgebirge (Cabo verde) heißt der an der Westküste von Afrika zwischen dem Gambia- und dem Senegalstrom, 14° 53' 5" nördl. Br. und 0° 6' 55" östl. L. (von Ferro), ins Meer weit hineinragende Gebirgsvorsprung, welcher zugleich die westlichste Spitze Afrikas bildet. Seinen Namen hat dasselbe von den riesigen breiten Kronen des Affenbrotbaums, durch welche die sonst blendend-weißen oder roten Klüften Afrikas hier grün erscheinen und welche dem Entdecker desselben, dem Portugiesen Dom Fernandes, 1443 an dessen Küste auf fallend entgegentraten. Umgelegt wurde das Kap 1445 vom Portugiesen Cadamosto. Wichtiger als das Vorgebirge selbst sind die in der Nähe desselben liegenden Kapverdischen Inseln (s. d.).

Grünes Wachs, Grünspan-Cerat, Ceratum Aeruginis, Ceratum viride, wird erhalten durch Zusammenerschmelzen von 12 Teilen gelbem Wachs, 6 Teilen Fichtenharz, 4 Teilen Terpentin; der kolierten Masse wird 1 Teil sehr fein gepulverter Grünspan zugefügt. Dieses als Mittel gegen Leichbörner geschätzte Medikament ist in der zweiten Auflage der Deutschen Pharmacopöe aus der Liste der Heilstoffe beseitigt.

Grüner Zinnober, Malerfarbe, ist eine Mischung von Berlinerblau und Chromgelb.

Grüneberg (Herm. Jul.), namhafter Industrieller, geb. 11. April 1827 in Stettin, widmete sich anfangs der Pharmacie, studierte später Naturwissenschaften in Berlin und Paris und war dann in einer chem. Fabrik Pommerns thätig. Das von ihm hier erfundene Verfahren der Bleiweißfabrikation wurde von Amerikanern weiter ausgebildet und zehn Jahre nachher als das sog. amerikanische Verfahren in Deutschland eingeführt. Er selbst wurde durch seine Erfindung veranlaßt, eine verarbeitende Fabrik in Gothenburg und später bei Stettin anzulegen. Während des Krimkriegs betrieb er bei Stettin die Fabrikation von Kalisalpeter aus Pottasche und Chilisalpeter für den Bedarf der russ. Regierung, deren Hauptfabrikation diejenige des Kalisalpeters war; 1858 gründete er in Rall bei Deutz mit dem Kaufmann J. Borster eine chem. Fabrik unter der Firma Borster u. Grüneberg; 1861 errichtete diese Firma behufs Beschaffung ihres Rohmaterials in Staffort ein Establishment zur Fabrikation von Chlorkalium, welches letzteres von da an, zu Pottasche verarbeitet, und an Stelle der Schlempelohle zur Umsehung des Chilisalpeters in der kalter Fabrik Verwendung fand. G. war es,

der die Fabrikation von Pottasche aus Kaliumsulfat, dem Produkt der staßfurter Abraumfälsche, mit Zugrundelegung des Leblanc'schen Sodabildungsprozesses in die Praxis einführt, womit der erste Schritt zur Beschränkung der Gewinnung der Pottasche aus Holzasche gethan war. Ebenso hat er wesentlich dazu beigetragen, der rationellen Verwertung der Abfallsalze als Düngemittel in der Landwirtschaft Eingang zu verschaffen. Mehrere Broschüren über Kalidüngung, sowie die erste farbige „Düngertafel“ wurden 1864–70 von ihm veröffentlicht. Die Einführung der Kalidüngsalze veranlaßte die Darstellung anderer künstlicher Düngemittel, besonders von Superphosphaten in den kalter Werken, den Betrieb von Phosphoritgruben an der Lahn und die Darstellung schwefelsauren Ammoniak aus Gaswasser; der von G. konstruierte Ammoniakdestillationsapparat findet im In- und Auslande Anwendung.

Grüneberg'scher Apparat, s. unter Ammonium (Verbindungen), Bd. I, S. 565.

Grüneisen (Karl), ein auch als Dichter und Kunsthistoriker bekannter Theolog und Kanzelredner, geb. 17. Jan. 1802 zu Stuttgart als Sohn des 1831 verstorbenen Oberregierungsrats Karl Christian Heinrich G., des ersten Herausgebers des „Morgenblattes“. G. studierte in Tübingen und Berlin Theologie, wurde 1825 Hofkaplan und Feldprediger der königl. Garden, 1831 zugleich Inspektor der Volksschulen, 1835 Oberkonsistorialrat und Hofprediger, 1845 Oberhofprediger in Stuttgart; 1868 trat er in den Ruhestand. Litterarisch machte er sich zuerst in weiten Kreisen durch eine Sammlung von „Liedern“ (Stuttg. 1823) bekannt, die ihm einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern der Schwäbischen Schule sicherten. Unter seinen Arbeiten, welche der Kritik und Geschichte der Kunst angehören, sind seine Monographie „Nicolaus Emanuel“ (Stuttg. 1837) und die mit Rauch herausgegebene Schrift „Ulm's Kunstleben im Mittelalter“ (Ulm 1840, mit Kupfern) zu nennen. Früher erschienen die Schriften „Über bildliche Darstellung der Gottheit“ (Stuttg. 1828), „Über das Sittliche der bildenden Kunst bei den Griechen“ (Lpz. 1833) und „Die altgriech. Bronze des Lucifigen Kabinetts in Tübingen“ (Stuttg. u. Tüb. 1835). Als vorzüglicher Kanzelredner zeigte sich G. in den anonym erschienenen „Predigten für die Gebildeten in der Gemeinde“ (Stuttg. 1835) und der Sammlung seiner in der Hofkirche gehaltenen „Predigten“ (Stuttg. 1842). Ferner veröffentlichte er ein „Christl. Handbuch in Gebeten und Liedern“ (5. Aufl., Stuttg. 1859) und eine Schrift „Über Gesangbuchsreform“ (Stuttg. 1839). Mit Schnaase und Schnorr von Carolsfeld begründete er 1858 das „Christl. Kunstblatt“. Er starb 28. Febr. 1878 in Stuttgart.

Grüneisenstein, auch Kraurit genannt, besteht aus phosphorsaurem Eisenoryd mit etwa 8–9 Proz. Wasser. Derselbe bildet traubige oder nierenförmige Aggregate mit radialfaseriger Textur, die gewöhnlich auf Brauneisenstein aufsitzen und als Umbildungen aus demselben angesehen werden. Die Farbe ist schmutzig und dunkel lauchgrün bis schwärzlichgrün und wird durch Zersetzung braun und gelb. Da die Anwesenheit von Phosphorsäure jeden Eisenstein für die technische Verwendung verschlechtert, so ist natürlich auch der G. von den Bergleuten nicht gern gesehen.

Grünenplan, Dorf in Braunschweig, Kreis Holzminden, 6 km im N.W. von Velligen, in 178 m Höhe, zählt (1880) 1029 E. und hat eine Glashütte, womit Fabriken für Spiegel, optische Gläser und Uhrengläser verbunden sind.

Grünenthal (Jakob), Maler, geb. in Bünzungen bei Göttingen 30. Sept. 1821, besuchte die stuttgarter Kunstschule und entwarf im romantischen Zeitgeschmack das Bild der Ritter, welche Jerusalem zum ersten male erblinden; es wurde vom Rheinischen Kunstverein erworben. Unter dem Einflusse Hebers malte er einige Kirchenbilder, sowie den Fries: schwäbisches Volksleben, welcher allgemeinen Beifall erlangte. Im J. 1853 übersiedelte er nach München. Hier entstanden unter andern: die Schlacht bei Aichach, Fresko im Nationalmuseum (1863), der Hagelschlag, für die Galerie in Stuttgart (1865), der unterbrochene Hochzeitsgang (1868), die Heimkehr. Im J. 1877 erhielt G. eine Professur an der Akademie in Stuttgart. Seitdem entstand sein Fries für einen Speisesaal, eine deutsche Familie des 16. Jahrh. vorstellend, und das Gemälde: die überraschten Zigeuner, im Entwurf.

Gruner (Christian Gottfr.), berühmter deutscher Arzt, geb. 8. Nov. 1744 zu Sagan, erhielt in der dortigen Stadtschule und seit 1762 auf dem Gymnasium zu Gölzig seine akademische Vorbildung und bezog 1765 die Universität zu Leipzig, wo er nach seines Vaters Willen Theologie studierte, aber, als dieser gestorben, sich der Medizin widmete. Nachdem er 1769 zu Halle promoviert, lehrte er in seine Vaterstadt zurück und lebte dort als praktischer Arzt, bis er 1773 einem Rufe nach Jena als Professor der Botanik folgte, wo er 1776 zum Hofrat und 1791 von dem Herzog von Sachsen-Coburg zum Geh. Hofrat und Leibarzt ernannt wurde. In dieser Stellung starb er 4. Dez. 1815. Die Zahl seiner größern Werke, welche sich fast über alle Fächer der Medizin verbreiten, beläuft sich auf mehr als 50, unter denen hier nur der „Aphrodisiacus“ (Jena 1789), die „Bibliothek der alten Ärzte in Übersetzungen und Auszügen“ (2 Bde., Lpz. 1780–82), „Semiotica generalis“ (Halle 1775) und „Censura librorum Hippocraticis“ (Wresl. 1772) erwähnt seien. Mit umfassender Gelehrsamkeit und Vielseitigkeit verband G. eine außerordentliche Klarheit und Tiefe, und ungeachtet seiner gründlichen Theorie war er dennoch als praktischer Mediziner sehr geschätzt.

Gruner (Justus von), preuß. Staatsmann, geb. 28. Febr. 1777 zu Osnabrück, studierte nach Absolvierung des osnabrücker Gymnasiums in Halle und Göttingen die Rechtswissenschaften, lehrte dann nach Osnabrück zurück und gab dort während der vier folgenden Jahre mehrere das Strafrecht und die öffentliche Sicherheitspflege behandelnde Schriften heraus. Im J. 1802 trat er in den preuß. Staatsdienst, wurde Kammererrat von Franken, kam dann in die Centralverwaltung nach Berlin und 1805 als Direktor der Kriegs- und Domänenkammer nach Posen. Der unglückliche Krieg machte 1806 seiner dortigen Thätigkeit ein Ende; er ging nach Ostpreußen, wo er in persönliche Berührung mit Stein und Hardenberg kam, die bald seine große geschäftliche Befähigung erkannten. G. wurde 1809 zum Polizeipräsidenten von Berlin ernannt und 1811 als Geh. Staatsrat an die Spitze der gesamten Verwaltung der höhern Polizei für den

ganzen Staat gestellt. Als aber Preußen im März 1812 gezwungen war, sich mit Frankreich gegen Rußland zu verbünden, nahm G. seinen Abschied und ging nach Prag zum Freiherrn von Stein, der dort, an der Spitze der norddeutschen Emigranten, sich mit dem Plan einer im Rücken der in Rußland eindringenden franz. Armee zu organisierenden deutschen Volkshebung beschäftigte. Im Mai 1812 folgte Stein einer Einladung des Kaisers Alexander nach Rußland und hinterließ die Vorbereitungen für die Ausführung seines Gedankens in den Händen G.'s. Der franz. Regierung war jedoch dieser Plan nicht geheim geblieben, und um einer auf die Auslieferung G.'s gerichteten Forderung Frankreichs zuvorzukommen, ließ ihn das wiener Kabinett verhaften und nach der Festung Peterwardein bringen, von wo er erst im Herbst 1813 entlassen wurde. G. erhielt zuerst die Verwaltung des Großherzogtums Berg (Nov. 1813) und vertauschte sie (Febr. 1814) mit dem Generalgouvernement des Mittelrheins. Nach dem ersten Pariser Frieden lehrte er nach Berg zurück und verblieb dort bis zum Juni 1815. Beim Wiederausbruch des Kriegs, infolge der Rückkehr Napoleons von Elba, erhielt er die Oberleitung der seitens der verbündeten Mächte in Frankreich eingerichteten Polizei; 1816 wurde er Gesandter in der Schweiz, farb aber schon 8. Febr. 1820 in Wiesbaden.

Gruner (Wilh. Heinr. Rudw.), ausgezeichnete Kupferstecher, geb. 24. Febr. 1801 zu Dresden, hatte in der Kupferstecherkunst G. E. Krüger zum Lehrer. Nach einem Aufenthalte in Prag, wo er sich an Jährlich angeschlossen, wandte er sich nach Leipzig, wo ihn einige Buchhändler beschäftigten. Im J. 1825 besuchte er Italien, wo er an der Mailänder Akademie unter Longhi und B. Anderloni seine Studien begann. Ein Stich nach einem Gemälde von Velasquez (span. Hirt) erwarb ihm ein Reisestipendium auf mehrere Jahre. Im J. 1828 machte G. eine Reise nach Frankreich und Spanien, die sich bis nach Madrid erstreckte, 1832 kam er nach Deutschland und begab sich dann nach England und Schottland, wo ihn besonders Madonnen von Rafael, sowie die Ausföhrung Moses nach Murillo aus den Sammlungen zu Wlenheim und des Herzogs von Devonshire beschäftigten. Nach seiner Rückkehr nach Italien verweilte er in Mailand und Brescia und stach das Porträt des Giulio de' Medici, den Moses nach Murillo, das Pax Vobiscum nach Rafaels Wlde beim Grafen P. Zosi und anderes. G. wandte sich 1837 nach Rom, wo er hauptsächlich nach Marc Antonio studierte und fünf Jahre verweilte. Er fertigte hier die Platten zu «I mosaici della capella Chigi» (Rom 1839) und zu den Fresken im Saale des Heliodor, sowie die Tafeln des Atlas zu Passavant's «Rafael von Urbino» (1839). Auch stach er mehrere nach Overbeck. Im J. 1841 reiste G. abermals nach England, um Zeichnungen nach den Rafaelschen Cartons in Hamptoncourt in der Größe des Originals auszuführen. Nachdem er hier das Prachtwerk «Decorations and stuccoes of churches and palaces of Italy» (Par. u. Lond. 1844; 2. vermehrte Ausg. 1854, 56 Tafeln in Großfol.) herausgegeben, schmückte er den Pavillon im Garten des Budingham-Palastes im Stile der Italiener des 16. Jahrh. aus, dessen Dekorationen er in einem Kupferwerke (Lond. 1846, 15 Bl. in Fol.) veröffentlichte. Hierauf stach er zu London die

Platten zu «I freschi nella cappella della villa Magliana» (Lond. 1847, 5 Tafeln Fol.), stellte das Prachtwerk «Specimens of ornamental art» (Lond. 1850, 80 Bl. in Großfol.) zusammen und veröffentlichte in der Folgezeit noch das Werk «The caryatides from the Stanza dell' Eliodoro in the Vatican» (Lond. 1852, 16 Bl. Fol.). Daneben arbeitete er auch einzelne Blätter und stach die Kupferatlanten zu Lazzar's Werken über Nimve. In den J. 1854—56 leitete er die Dekoration des neu erbauten Flügels von Budingham-Palace, sowie 1865—66 auch die Anlage der Gärten und die ganze innere Ausschmückung des Schlosses Osborne. Nachdem G. in England noch den Stich der Madonna de' Ansidei aus Wlenheim beendet, folgte er einem Rufe an das Museum zu Dresden, wo er auch 1858 Professor der Kupferstechkunst an der Akademie wurde. Um diese Zeit veröffentlichte er das Prachtwerk «Die Basreliefs an der Vorderseite des Doms zu Orvieto» (mit Text von C. Braun, Lpz. 1858, 88 Bl. in Fol.) und das für die Kunstgeschichte wichtige «Lo Scalfare; or, Presses in the sacristy of Santa Maria delle grazie at Milan» nach den Quinischen Originalen (Lond. 1860). Für den engl. Hof lieferte er 1860 die Dekorationen zu dem Mausoleum der Herzogin von Kent und 1861 die Entwürfe zu einem Mausoleum für den Prinzen Albert. G. starb in Dresden 27. Febr. 1883.

Grünerde oder Seladonit ist ein verbes feinerdiges Mineral von schwärzlichgrüner oder olivengrüner Farbe und großer Weichheit, welches sich etwas fettig anföhlt und hauptsächlich aus etwa 50 Proz. Kieselsäure, ferner aus Eisenorybul, etwas Thonerde, Magnesia und Kali, sowie etwa 7 Proz. Wasser besteht; es findet sich herb und als Kruste in Hohlräumen von basaltischen Mandelsteinen, auch in basaltischen Luffen, wo es nachweisbar aus der Zerföhung von Augit hervorgegangen ist, und wird als grüne Farbe zum Anstreichen benutzt; die geschätztesten Funde sind die vom Monte-Baldo bei Verona, von der Insel Cypern und von Raaden in Böhmen. Schöne, etwas talkhaltige Pseudomorphosen nach Augitkrystallen enthält der Porphyr aus dem tiroler Fassathal.

Grunert (Joh. Aug.), bedeutender Mathematiker, geb. 7. Febr. 1797 zu Halle, studierte seit 1815 auf der dortigen Universität, später zu Göttingen Mathematik und wurde 1821 Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium in Zorpau. Nachdem er 1827 zum Professor ernannt worden, übernahm er 1828 ein Lehramt am Gymnasium und der Salbernschen höhern Bürgerschule zu Brandenburg, von wo er 1833 als ord. Professor der Mathematik nach Greifswald berufen wurde. Hier erhielt er 1838 den gesamten theoretischen und praktischen mathem. Unterricht an der Akademie zu Gledena abzutragen und starb 7. Juni 1872. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Sphäroidische Trigonometrie» (Berl. 1833), «Elemente der ebenen, sphärischen und sphäroidischen Trigonometrie in analytischer Darstellung» (Lpz. 1837), «Versuch einer neuen Methode zur Bestimmung der Polhöhe bei geodätischen Messungen» (Lpz. 1844), «über die mittlere Entfernung einer Figur von einem Punkte oder über die sog. mittlere Entfernung des Aders vom Hofe» (Greifsw. 1848), «Lorobrom. Trigonometrie» (Lpz. 1849) nebst der Abhandlung «De arcu trianguli loxodromici in superficie ellipsoidis» (Greifsw. 1856). Klügels «Mathem. Wörterbuch»

(5 Bde., Jpg. 1806—31) wurde von G. zu Ende geführt und durch «Supplemente» (2 Bde., Jpg. 1833—36) vervollständigt. Viele Abhandlungen G.s finden sich in dem von ihm seit 1841 herausgegebenen «Archiv für Mathematik und Physik».

Grunert (Karl), namhafter deutscher Schauspieler, geb. 16. Jan. 1810 zu Leipzig, war anfangs für das Studium der Theologie bestimmt, bekehrte aber dann bei einer wandernden Schauspielergesellschaft; 1830 kam er nach Augsburg, von da wandte er sich 1833 nach Freiburg i. Br., wo er die Direction des Theaters erhielt. Seinen Ruf als Schauspieler begründete er zu Hannover, wo er 1834—42 am Hoftheater unter Holbeins Leitung als erster Charakterdarsteller und Oberregisseur wirkte. Seit Ende 1842 war er am Stadttheater zu Hamburg engagiert, 1846 erhielt G. ein lebenslängliches Engagement am Hoftheater zu Stuttgart, wo er 28. Sept. 1869 starb.

G. zählte zu den vorzüglichsten Charakterdarstellern Deutschlands. Sein Rollenkreis war sehr umfassend. Vortreffliches leistete er besonders in der Darstellung der Helden und Charaktere Shakespeares, Goethes, Schillers, Lessings und A. v. Arnims. Seine literarische Thätigkeit beschränkte sich hauptsächlich auf Einrichtungen älterer Stüde für die Bühne, sowie auf Übersetzung und Bearbeitung von Molières «L'artuse» (Stuttg. 1865). — G.s Gattin Amalie, geborene Nöhle (geb. 1809, gest. 4. Mai 1862), gehörte ebenfalls der Bühne an, ebenso wandten sich seine Kinder Therese und Karl dieser zu und waren 1883 erkere in Berlin, letzterer in Hannover engagiert.

Grünwald, eine fiskalische Waldung bei Berlin zwischen Charlottenburg, Spandau, der Havel und dem Wannsee, umfaßt 4676 ha und ist mit seinen zahlreichen Seen und Vergnügungsorten ein beliebtes Ziel für Wald- und Wasserpartien der Berliner geworden. Das königl. Jagdschloß daselbst wurde 1542 von Kurfürst Joachim II. in einfachem Stil erbaut. Der Bahnhof G., sowie die Vergnügungsorte Halensee, Hundeshöhle und Dreilinden (Wannsee) sind Stationen der Berliner Stadt- und Ringbahn. Vgl. Frölich, «Ausflüge und Wanderungen durch den G.» (Berl. 1882).

Grünwald (Matthias), ein dem 16. Jahrh. angehörender eigenartiger Maler aus der Blütezeit der ältern deutschen Kunst, von dessen Lebensumständen man nur weiß, daß er wahrscheinlich zu Aschaffenburg (nach einer andern Angabe zu Frankfurt a. M.) geboren wurde, zu Mainz arbeitete und Hans Grimmer zum Schüler hatte. J. von Sandrart, der in seiner Akademie ihn aufführt, erwähnt noch, daß er ein eingezogenes Leben geführt und übel verheiratet gewesen sei. Sein Bild erscheint noch in zwei Handzeichnungen zu Leipzig und Erlangen (von 1529). Von seinen Arbeiten ist weniger vorhanden, als man bisher annahm, da manches ihm fälschlich zugeschrieben wurde. Seine Eigentümlichkeit besteht in einem Naturalismus, der sich vorzugsweise in äußersten Affekten ergeht und, verbunden mit bedeutendem koloristischen Talent, meistens eine ergreifende, bisweilen auch durch Übertreibung eine abstoßende Wirkung hervorruft. Auf dem Sockel eines Altars in der Stiftskirche zu Aschaffenburg steht sein Monogramm und die Jahreszahl 1519, doch ist das Bild durch ein anderes ersetzt. Zweifelloso Originale von G. sind ein paar grau in grau ausgeführte

Heiligenfiguren im Saalhofe zu Frankfurt a. M., ein kleines Bild, die Auferstehung Christi, ein Nachbild mit glänzendem Lichteffekt, im bayerischen Museum, und, unter dem Vorhandenen das Hauptwerk, der aus mehreren Tafeln bestehende Hochaltar der Antoniterpräzeptorei zu Jenheim in Oberelsaß, jetzt im Museum zu Colmar, die Heiligen Erasmus und Mauritius in Rändern. Drei Altarbilder aus dem Dome zu Mainz wurden von den Schweden geraubt und gingen 1632 im Meere unter.

Grünfärben. In der Färberei und dem Zeugdruck erzeugte man früher die grünen Töne fast immer durch zweimaliges Ausfärben, zuerst mit Gelb, dann mit Blau, oder umgekehrt; so wurde z. B. Wolle in der Regel blau gefärbt, dann in der Siedehitze mit Alaun und Weinsäure gebeizt und endlich in einem Blau- oder Gelbfärbbad ausgefärbt; Grün auf Seide erzeugte man ebenfalls durch Mischen von Blau (Sächsischblau) und Gelb (gewöhnlich Bau) oder auch durch Färben mit einer aus China kommenden, aus Rhamnusbeeren bereiteten Droge, dem Lo-lao. Gegenwärtig färbt man das Tuch, wie das zu Billardüberzügen und Spieltischen dienende, zwar immer noch mit Sächsischblau und Gelbfärb, dagegen finden auch G. der Seide fast allgemein die vom Anilin abgeleiteten grünen Farben, das Aldehydgrün oder Emeraldin, und die zweite schönere Art, das Jodgrün, gewöhnlich in Verbindung mit Pikrinsäure Anwendung. Eine dritte Art von Grün, das zum G. verwendet wird, ist das von Basel aus in den Handel kommende Methylenaniligrün.

Grünfäule nennt man in der Botanik eine eigentümliche Zersetzungsercheinung, die an verschiedenen Laubbölzern, wie Birle, Buche und Eiche, vorzugsweise aber an letzterer, auftritt. Gewöhnlich zeigt sich die G. an alten, halbverfaulten Stöcken; das morsche Holz nimmt dabei eine spangrüne Farbe an, und zwar findet sich der grüne Farbstoff in den Wänden der Zellen und nicht im Innern derselben. Eine ganz gleichmäßige Färbung des Holzes tritt jedoch dabei nicht ein, sondern es bleiben einzelne Stellen ungefärbt und haben das Aussehen des weißfaulen Holzes. Über die Ursache, welche die G. hervorruft, ist nichts Sicheres bekannt; zwar hat man auf grünfaulem Holz einen Pilz aus der Familie der Discomyceten gefunden, dessen Fruchtkörper sowohl, als auch dessen im Innern des Holzes vegetierende Mycelium dieselbe spangrüne Farbe zeigen wie das Holz selbst; doch ist nicht bestimmt nachgewiesen, daß dieser Pilz, welcher *Peziza aeruginosa* genannt wurde, wirklich als die Ursache der G., und nicht vielmehr bloß als eine Folge derselben zu betrachten ist. Das letztere ist deshalb wahrscheinlich, weil mehrere Arten der Gattung *Peziza* lebhaft gefärbte Fruchtkörper besitzen und es leicht möglich ist, daß der als Fäulnisbewohner auf dem grünfaulen Holze vegetierende Pilz aus diesem den Farbstoff in sich aufnehmen kann. Übrigens ist auch der genannte Pilz durchaus nicht immer in den grünfaulen Hölzern vorhanden. Unter allen Fäulnisercheinungen des Holzes ist die G. die am seltensten auftretende, und es erklärt sich hieraus, daß dieselbe noch wenig untersucht wurde.

Grünfint, Grünling, Firsenfint (*Chloris hortensis*) heißt ein zur Fintenfamilie gehörender Vogel mit kurzem, scharfschneidigem Kegelschnabel, kurzen Füßen und langem, leicht ausgeschwungenem Schwanz. Er ist im ganzen olivengrün mit gelbem

Schimmer, die Unterseite lebhaft citronengelb, Arm-, Hand- und Schwanzschwingen größtenteils schwarz. Der lebhafteste Vogel lebt in ganz Europa, Nordafrika und Asien in buschigen Gegenden von Samereien, besonders Hanfsamen, ist schon, brütet zwei- bis dreimal in einem napfförmigen Neste, singt schlecht und hält sich schlecht im Bauer.

Grünhagen (Gottmar), Historiker, geb. 2. April 1828 zu Trebnitz bei Breslau, empfing seine Gymnasialbildung in Breslau, studierte dann seit 1847 zu Jena, Berlin und Breslau Geschichte und habilitierte sich 1865 an der Breslauer Universität auf Grund der Abhandlung «Otfried und Seland, eine hithor. Parabel». Seit 1868 wandte er sich speziell der Geschichte seiner Heimat zu, veröffentlichte 1860 eine Sammlung mittelalterlicher Breslauer Geschichtsquellen («Codex diplomaticus Silesiae», Bb. 3) und als Verarbeitung derselben die Schrift «Breslau unter den Piasen als deutsches Gemeinwesen» (Bresl. 1861). Im J. 1863 zur Leitung des Breslauer Staatsarchivs berufen, übernahm G. zugleich die Redaction der «Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens»; 1866 ward er zum außerord. Professor der Geschichte an der Universität Breslau ernannt und 1873 zum königl. Archivrat. Von G.s Publikationen sind noch hervorzuheben: «Regesta episcopatus Vratislaviensis» (herausg. in Gemeinschaft mit Korn, Bresl. 1864), «Registrum S. Wenceslai. Urkunden vorzüglich zur Geschichte Oberschlesiens» («Codex diplomaticus Silesiae», Bb. 6, herausg. mit Wattenbach, Bresl. 1865), «Regesten zur schles. Geschichte» («Codex diplomaticus Silesiae», Bb. 7, Bresl. 1867), «Geschichtsquellen der Hussitenkriege» («Scriptores rerum Silesiacarum», Bb. 6, Bresl. 1871), «Lebens- und Bestattungsbücher Schlesiens und seiner einzelnen Fürstentümer im Mittelalter» (mit Martgraf, Tl. 1, 2, 3, 1881, letzterer erscheint in der Reihe zugleich als Bb. 7 der «Publikationen aus den königl. preuß. Staatsarchiven»). Die größten Werke G.s sind: «Erzbischof Walbert von Hamburg und die Idee eines nordischen Patriarchats» (2 Bde., 1854), «Friedrich d. Gr. und die Breslauer 1740—41» (Bresl. 1864), «Die Hussitenkämpfe der Schlesier» (Bresl. 1872), «Geschichte des ersten Schlesiens» (2 Bde., Gotha 1881), «Geschichte Schlesiens» (Gotha 1884 fg.).

Grünheim, Stadt im Königreich Sachsen, Regierungsbezirk Zwickau, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg, 15 km westlich von Annaberg, in 621 m Höhe, mit 1709 E., welche Spitzen, Strumpfwaren und Beschloßfabrikation. Hier stand ehemals eine Eisenerzfabrik.

Grünhainichen, Dorf in der sächs. Kreis- hauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Hlba, an der Hlba und der Linie Hlba-Neichen- hain der Sächsischen Staatsbahn, zählt (1880) 2068 E. und ist der Mittelpunkt der sächs. Spiel- warenindustrie, für welche hier eine Fachgewerbe- schule besteht. Der Wert der jährlich ausgeführten Spielwaren beträgt etwa 1 Mill. Mark.

Grünhagen, Stadt im Großherzogtum Hessen, Provinz Oberhessen, Kreis Gießen, auf der Wasserscheide zwischen Main und Rhin, über welche der alte röm. Pfahlgraben geht, 7 km im W. von Pich, mit 774 E., einer alten Burg und altertüm- lichen Mauern.

Grünherren, s. Grünhorn.

Grünhöfen, s. Hornbecht.

Grünkohl, s. unter Brassica.

Grünkorn oder Grünern, eine namentlich im westl. und südwestl. Deutschland sehr beliebte Art Graupen aus unreifem Weizen (Spez, Dinkel, Einhorn, Grumer), zu deren Herstellung die Ähren vor dem Ausdreschen gedarrt werden.

Grünkrähe, s. wie Mandelkrähe.

Grünling, Vogel, s. Grünfint.

Grünmalz nennt man das Malz nach beendig- ter Reimung vor dem Abschwellen und Darren. Es besitzt in diesem Zustande die höchste diastatische Wirkung und wird aus diesem Grunde ganz all- gemein in der Spiritusfabrikation verwendet. In der Brauerei ist es im allgemeinen nicht brauchbar, weil ihm das dem gedarrten Malze eigentümliche Aroma fehlt; nur bei der Anfertigung einzelner Lokalbiere findet es Verwendung.

Grünne, altes niederländ. Geschlecht, ein Zweig der Familie Henricourt, welcher seit 1320 mit der Grafschaft Rozet befehligt ist. Den Namen G. nahm zuerst Anton an, der die Herrschaft Grünne von seiner Mutter erbt. Nikolaus Franz (gest. 1751), Geheimrat und Generalfeldzeugmeister, erhielt 1747 für sich, Geschwister und Descendenz die erbliche Reichsgrafenwürde. Von seinem Bruder Graf Philipp Anton kamen die jetzigen Glieder der Familie ab, die sich in eine österr. und belg. Linie teilt. Der erstern gehört an Graf Karl Ludwig, General der Kavallerie, geb. zu Wien 25. Aug. 1808 (Sohn des Grafen Philipp Ferdi- nand, geb. 1762, gest. 1854, Generaladjutant und Generalstabchef des Erzherzogs Karl), durch fast 20 Jahre Generaladjutant des Kaisers Franz Jo- seph und Chef der Militärkanzlei, einer der Träger des absolutistischen Systems in Oesterreich, dann Oberstallmeister, seit 1882 Mitglied des Herren- hauses, im Ruhestande in Salzburg lebend.

Grünporphyr, s. Grünstein.

Grünlaub oder glaukonitischer Sand: kein, ein Sandstein, welcher durch seinen Gehalt an Glaukonit ausgezeichnet ist; dieses graugrüne Mineral, ein wasserhaltiges Silicat von vorwie- gend Eisenorydul (oder Eisenoryd) mit Kali, auch etwas Thonerde und Kalk, bildet hirsutorgroße, schiefelpulverähnliche Körnchen neben den Quarz- körnern, und das Bindemittel ist alsdann kalkig oder mergelig, während in andern G. das Binde- mittel selbst zum Teil aus pulverigem Glaukonit besteht. Nach Ehrenberg sind viele Glaukonitkör- nen Steinernen von Foraminiferenschalen, die von der Glaukonitsubstanz ausgefüllt und später aufge- löst wurden. Die G. sind lichtgrün, gräulichgrün, bis zu dunkelgrün hin gefärbt, desto intensiver, je mehr Glaukonit sie enthalten, und verändern wohl im Lauf der Zeit durch höhere Oxydation des Eisens diese Farbe in eine lichtbräunliche. G. kennt man zwar schon in den ältern Formationen (wie in dem Silur von Bornholm und Petersburg), die Hauptentwicklung fällt jedoch in die Kreideforma- tion, wo er namentlich im Turon Westfalens, Sach- sens und Englands sehr verbreitet ist. Auch der tertiäre Wiener Sandstein, der untere Meeresand des pariser Coranbedens, sowie die Molasse der Schweiz ist stellenweise als G. ausgebildet. Im Staate Newjersey wird der 6—8 Proz. Kali hal- tende G. der Kreideformation als ein äußerst wirt- liches Düngemittel massenhaft benutzt; hier und da gebraucht man ihn auch als grüne Farbe zum An- streichen.

Grünsfeld, Stadt im Großherzogtum Baden, Kreis Moosbach, Amtsgericht Lauerbachshausen, 7 km im N. von Lauda, an der Mündung des Wittigbaches in den Grünbach und an der Linie Heidelberg-Birzburg der Badischen Staatsbahn, zählt (1880) 1393 E. und hat Weinbau.

Grünspan oder Spangrün (Aerugo) besteht aus basischen Verbindungen des Kupferoxyds mit Essigsäure, die man in südl. weinproduzierenden Ländern, z. B. in Grenoble und Montpellier im südl. Frankreich durch Schichten der Weinstreter mit metallischem Kupfer darstellt. Durch die Einwirkung der in den Tretern enthaltenen Essigsäure auf das Kupfer bildet sich der G. Er erscheint im Handel als eine grüne oder grünlichblaue Masse, in der häufig Reste der Trauben und Rämme enthalten sind. Man benutzt ihn als Farbmateriale. Der kristallisierte Grünspan besteht aus neutralem, essigsaurem Kupferoxyd und wird erhalten, wenn man den französischen G. in Essig auflöst und kristallisieren läßt. Der grüne Überzug, der sich auf kupfernen oder messingnen Gefäßen bildet und im gewöhnlichen Leben oft G. genannt wird, ist kein essigsaures, sondern kohlen-saures Kupferoxyd. Alle Arten G. sind starke Gifte. Der eigentliche G. findet Anwendung als Öl- und Wasserfarbe, zur Bereitung grüner Kupferfarben, in der Färberei und Zeugdruckerei, beim Vergolden und früher auch zur Darstellung der Essigsäure.

Grünspat, ungebrauchlich gewordene Bezeichnung für das Mineral Malakolith.

Grünspacht, f. unter Specht.

Grünstadt, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Frankenthal, 18 km im N. von diesem Orte, 13 km von Dürkheim, in 172 m Höhe in der Nähe der zum Rhein gehenden Eisbach und an den Linien Neustadt-Monsheim und G. Eisenberg-Settenleibheim der Pfälzischen Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Lateinschule, ein Waisenhaus und zählt (1880) 3810 E., welche Steingutwaren, Packpapier und Lach fabrizieren, auch Obst- und Weinbau treiben. G. war bis zur Französischen Revolution die Residenz der Grafen von Leiningen-Westerburg.

Grünstein oder Grünporphyr, Bezeichnung für eine Gruppe eruptiver Gesteine, die wesentlich aus trükinem, an Kalk oder Natron reichem Feldspat einerseits und aus Augit oder Hornblende andererseits gemengt sind und die im frischen Zustande eine vorherrschend grünliche Färbung zeigen; dazu gesellt sich schwarzes Erz (Eisenerz und Magnetit), vielfach auch Chlorit, welcher als feinstes Staub das ganze Gestein durchzieht und die ziemlich gleichmäßige schmutzgrüne Farbe bewirkt. Durch Behandlung des G. mit Salzsäure kann man diese Chloritmaterie weglosen, worauf alsdann die Mischung aus weißem Feldspat und schwarzem Augit (oder Hornblende) besser hervortritt. Auch kohlen-saurer Kalk, aus der Zersetzung der Silicate hervorgegangen, ist in manchen G. reichlich vorhanden. Diese Gemenge sind deutlich kristallinisch-förmig, porphyrartig oder dicht, dabei manchmal auch noch schieferig, bläsig oder mandelsteinartig. Die deutlich kristallinisch gemengten G. unterscheidet man als Diabas, wenn sie aus Feldspat und Augit mit etwas Chlorit bestehen; dagegen als Diorit, wenn sie wesentlich aus Feldspat und Hornblende gemengt sind. Diejenigen G., welche wegen übergroßer mikroskopischer Fein-

heit ihrer Gemengteile dem bloßen Auge als gleichartige Masse erscheinen, hat man Aphanit genannt. Im weitern Sinne werden zu den G. auch noch Gabbro, Euphotid u. dgl. Gesteine gerechnet. Die G. bilden seltener Gänge oder Stöde, in der Regel Lager, welche regelmäßig in den Verband der Sedimentär-schichten, insbesondere der silurisch-devonischen Formationsgruppe eingeschaltet sind.

Grünten (der), ein Gipfel der Allgauer Alpen (s. Alpen 24), erhebt sich 4 km östlich von Immenstadt im Regierungsbezirk Schwaben des Königreichs Bayern auf der Wasserscheide zwischen der Iller und der Wertach zu 1741 m über dem Meere. Der Berg, dem seine schöne Form und isolierte Lage trotz seines subalpinen Charakters eine gewisse Großartigkeit verleihen, besteht aus Kalkstein der Kreideformation und bildet eine etwa 4 km lange, von Südwesten nach Nordosten streichende begraste Kette mit zwei Hauptgipfeln, der Hochwart (1698 m) und dem Übelhorn (1741 m), die durch einen schmalen Grat verbunden sind. Beide werden meist von Sonthofen aus in etwa vier Stunden auf gutem Fußwege häufig bestiegen. Die Aussicht des G., der hier und da als der Rigi Oberschwabens bezeichnet wird, umfaßt den Alpenkranz von der Zugspitze im Osten bis zum Abtikon und dem Sentis im Westen, und die Hochebene vom Bodensee bis zum Peissenberg. Auf der Gundalp (1574 m), am Fuße der Hochwart, befindet sich ein Gasthaus, auf der Hochwart selbst ein Belvedere.

Grünzschne, f. Pad.

Grupp, das ital. gruppò, d. h. Geldpaket (zunächst «Kumpen»), nennt man ein aus mehreren Geldrollen zusammengesetztes größeres Paket Bargeld, wie es namentlich für Postsendungen, beziehungsweise Paketbar-sendungen verwandt wird. Die Verpackung erfolgt gemeinhin in Leinwand oder Wachstuch.

Gruppe wird in der bildenden Kunst die Zusammenstellung mehrerer Figuren zu einem größeren, in sich zusammenhängenden Ganzen genannt. Die Art dieses Zusammenstellens nennt man Gruppieren, und es ist klar, daß Deutlichkeit und Übersichtlichkeit das Grundgesetz aller künstlerischen Gruppierung sein müssen. Aus dem Mangel perspektivischer Kenntnisse ist die Erscheinung zu erklären, daß in der ältern Malerei meist eine pyramidale Anordnung der zusammengestellten Einzelfiguren auftritt. Im engeren Sinne wird die Bezeichnung als G. meist der Zusammenstellung plastischer Figuren vorbehalten. Die G. der Plastik ist zunächst aus dem architektonischen Bedürfnis hervorgegangen, das Giebelbretter mit erläuterndem und schmückendem Bildwerk zu füllen; sodann sind auch solche cyklische Kompositionen in der freien, von der Architektur losgelösten Plastik entstanden. Die älteste Kunst liebte der größeren Deutlichkeit und Übersichtlichkeit halber in ihrer plastischen Gruppenbildung meist steif-symmetrische Anordnung; erst die ausgebildete Kunst wagte zu freierer Lebendigkeit und Ungezwungenheit fortzuschreiten. Die Verschiedenheit in der Anordnung der Agnieten (s. Agnietische Kunst) und der Anordnung der Partibenon- und Riobegruppe ist die Verschiedenheit der altertümlich gebundenen und der frei vollendeten Kunst. Immer aber muß sich die plastische Kunst bewußt bleiben, daß auch sie noch durchaus innerhalb der Stilgesetze der

Plastik nicht, b. h. jede Einzelfigur muß trotz ihrer Einreihung in ein größeres Ganze fest und selbstständig in sich selbst ruhen, auch als Einzelfigur ein in sich Ares und abgeschlossenes Werk sein. Gibt die plastische G diese Selbstständigkeit der Einzelfigur auf, so tritt sie aus dem Gebiete der Plastik heraus und verirrt sich in das Malerische ein Fehler, dem die griech.-röm. Plastik niemals, aber oft bei des Mittelalters und der Renaissance verfällt.

Gruppe, in der parlamentarischen Sprache Bezeichnung für die Unterabteilung einer Partei, namentlich wenn dieselbe nicht als eine eigentliche Fraktion konstruiert ist.

Gruppe (vom ital. gruppo), das Kreuz des Merks und Kostüms | Gruppe.

Gruppe (Otto Friedrich), deutscher Philosoph, Alterruhtorger und Dichter, geb. 15 April 1808 zu Königs, besuchte das dortige Gymnasium und ging 1826 nach Berlin, wo er sich philosophischen Studien widmete. Da ihm wegen Opposition gegen die herrschende Hegel'sche Philosophie die Concentration nach jenen verschlossen blieb, widmete er sich literarischer Thätigkeit. Seit 1842 arbeitete er im Kultusministerium, bis er 1844 zum außerord. Professor in der philos. Fakultät zu Berlin ernannt wurde. Wegen Fegels sind gerühmt 3 Schriften: „Antike“ (Berlin 1831), „Wendepunkt der Philosophie im 19. Jahrhundert“ (Berl. 1834) und „Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland“ (Berl. 1836). Als Früchte seiner geschichtsphilos. Studien sind zu nennen die Untersuchungen „Über die Fragmente des Archelos“ (Berl. 1841), in denen er alle auf und gekommenen Reste dieses Denkers für unecht erklärt und „Die kosmischen Systeme der Griechen“ (Berl. 1841). Diefen reihen sich an die ästhetisch-kritischen Arbeiten: „Aristoteles. Die tragische Kunst der Griechen“ (Berl. 1834), „Die röm. Elegie“ (2 Bde., 1838) und „Über die Iliade des Hesiod“ (Berl. 1841). In dem Werke „Ainos“ (1839), das später eine Fortsetzung in einer „Ainos“ betitelt Schrift (Berl. 1879) fand, behandelt er die Interpretationen in den röm. Dichtern, insbesondere der Horaz, Virgil und Ovid. Als Dichter betätigte G. Talent für die epische Poesie. In seinen „Medien“ (Berl. 1836) findet sich manche für gerühmt, anmutig angeführte Ballade. Auch in den größeren Dichtungen: „Königin Bertha“ (Berl. 1848), „Theudalinde“ (Berl. 1849), der Trilogie „Kaiser Karl“ (Berl. 1859), „Jiruf“ (Stuttg. 1856), „Ruth, Tobias, Sulamith“ (Berl. 1867) und den „Baterländischen Gedichten“ (Neuruppin 1864) offenbart sich eine besondere Begabung für Erzählung und Darstellung. Unter seinen dramatischen Arbeiten sind die Lustspiele „Odo von Wittichsch“ (Berl. 1860) und „Demetrius“ (Berl. 1861), eine Aufführung der Schiller'schen Fragmente, hervorzuheben. Zu dem von ihm 1860 — 66 herausgegebenen „Deutschen Museum“ lieferten die bedeutendsten Dichter unserer Zeit Beiträge. Seitdem enthielt Sammelwerk „Der deutsche Dichtersaal“ (3 Bde., Berl. 1849) ließ G. ein literarisches „frühling's Werk“, „Leben und Werke deutscher Dichter“ (3 Bde., 1864 — 70, 2 Aufl., 3 Bde., 1873), folgen. Von seinen übrigen Arbeiten sind noch „Reinhold Berg, Leben und Werke“ (Berl. 1861) und die „Deutsche Literaturgeschichte“ (Darmst. 1869) zu nennen. G. starb 7 Jan. 1876 in Berlin.

Geometrisches-System. 12. Aufl. VII.

Gruppe, Wassergraben, welcher entweder zur Begründung der Aufschwemmung in ungelöstem Torf oder zur Entwässerung in moorigen Strecken angelegt ist.

Gruppierte, f. unter Gruppe (in der bildenden Kunst).

Gruppe (ital.) als Merkmalsausdruck f.

Gruppe (ital.) heißt in der Musik der Doppelschlag, er ist eine der bedeutendsten Verstärkungen der Melodie und besteht aus vier schnellen Tönen.

Gras nennt man Aufwüchse von etwa erbsengroßen, meist spärlichen Bestenfragmenten, welche durch beginnende Verwitterung, also Auflockerung und Zerfall der Felsmassen entstehen (s. vgl. mitgegr., Vorgras).

Gras oder Grasen, f. Geologie.

Gras oder Grasen, f. unter Geologie Sprache und Literatur.

Gruson (Friedrich), Gründer der Hartgussmaschinen und Hartgusspumpenwerke, geb. 12 März 1821 zu Magdeburg, widmete sich der Technik, lernte bei Vorh. in Berlin als Kolonist und studierte (1839—41) auf der Universität ebenfalls Naturwissenschaften und Philosophie. G. wurde 1845—61 Maschinenmeister an der Berlin-Hamburg-Bahn, 1861 Oberingenieur der Mehlerei Maschinenfabrik in Berlin, 1864 technischer Dirigent der Harburg-Magdeburger Dampfmaschinen-Kompagnie in Puckau und gründete 1865 ebenfalls eine Schiffschifferei, aus welcher 1868 ein größeres Etablissement, bestehend in Hartgusswerk und Maschinenfabrik hervorging. Durch gehörige Auswahl der Eisenorten und Anwendung neuer Gussformen verband G. als der erste in Deutschland dem Gussieren die für manche technische Zwecke erforderliche Härte der Oberfläche und Befähigung zu geben, durch welche es in seinen Verhältnissen dem Stahl sich nähert. Diefem sog. Hartgusswaren schenkte er für Zwecke des Eisenbahnwesens, vorwiegend als Material für Pumpenröhren und für Pumpen zu fortwährenden Zwecken ausgedehnten Eingang. Wenn auch die Hartgussröhren zur Zeit den stärksten werden müssen, so haben doch die Hartgusspumpenwerke von Gruson (1. Abt. bildung im Artikel Hartguss, Bd. VI, S. 729, Fig. 10) in und außerhalb des Deutschen Reichs die allgemeinste Anwendung. G. hat für diese Röhren ein solches Minimal-Schichtenlauteingrad konstruiert. (S. hierüber Melchior, Bd. VII, S. 805.)

Das Etablissement beschäftigt sich im übrigen mit Herstellung schwerer Eisen-, Krane-, Dampfkessel-, hydraulischer Pressen, Zerkleinerungsmaschinen (s. vgl. von Gusswaren aller Art in Hart und Weich gussieren. Der Werksstätten des Etablissements nehmen einen Flächenraum von 6 Hektar ein, beschäftigt sind zur Zeit 1800 Arbeiter. In dem Werksstätten arbeiten 650 Werkzeugmaschinen, welche mit 88 Dampfmaschinen von zusammen 850 Pferdekräften betrieben werden. Zum Beden der Röhren dienen 80 Krane und 11 hydraulische Dampfkessel von 60000 bis 150000 kg Traggewicht. Die Pumpen gliedert hat 6 Cylindern, von denen die größten 12500 kg Eisen in der Stunde niederschmetzen. G. besitzt für Deutschland das alleinige Ausfuhrungsrecht der Hartguss-Neuwerkmaschinen, welche in der deutschen Marine eingeführt sind. Das Abgabebereich des Etablissements erstreckt sich über sämtliche Kaiserthümer.

Grusonmetall, s. vgl. Hartguss (f. b.).

Gruß, f. Begrüßungen.

Grüßau, f. u. Gräffauisch-Hermisdorf.

Gräffauisch-Hermisdorf, Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Landsbut, 6 km im SSO. von Landsbut, an der Pieder, zählt (1880) 2037 E. Dazu gehört das Kloster Gräffau, eine ehemalige sehr reiche Cistercienserkloster, welche 1242 als Benediktinerkloster von Anna, der Gemahlin Heinrichs II. des Frommen, gegründet wurde; Bolko I. vergrößerte sie und übergab sie 1292 an die Cistercienser; 1426 wurde sie fürstlich von den Hussiten verwüstet und 1810 säkularisiert. Noch steht die prächtige Marienkirche mit einer großen Orgel und vielen Gemälden. In der unmittelbar dahinter gelegenen Fürstentapelle ruhen Bolko I., Bernhard und Bolko II. von Schweidnitz und Jauer.

Gruter oder **Grutère** (Janus), ein um die röm. Litteratur vielfach verdienter Gelehrter, geb. 3. Dez. 1560 zu Antwerpen, wurde von seiner Mutter, einer sehr gelehrten Frau, in den alten Sprachen unterrichtet, studierte dann zu Cambridge und Leiden und erhielt 1586 die Professur der Geschichte in Wittenberg, die er jedoch, weil er die Kontorbiensformel nicht unterzeichnen wollte, wieder aufgeben mußte. Von Wittenberg ging er nach Rostock und von hier wurde er 1592 nach Heidelberg berufen, wo er 1602 zugleich Bibliothekar wurde. Nach Eroberung der Stadt 1622 und dem Verluste seiner ansehnlichen Bibliothek flüchtete er auf ein nahe gelegenes Landgut. Später nach Heidelberg zurückgekehrt, starb er daselbst 20. Sept. 1627. Von Wert ist besonders seine Sammlung der besten kritischen und antiquarischen Abhandlungen des 16. Jahrh., die er unter dem Titel *«Lampas sive sax artium liberalium»* (7 Bde., Frankfurt. 1602; 4 Bde., Flor. 1787—51) herausgab, sowie sein großes Inschriftenwerk *«Inscriptiones antiquae totius orbis Romanorum»* (2 Bde., Heideb. 1603), welches später von Gubius, Gravius und Burmann wieder herausgegeben wurde (4 Bde., Amsterd. 1707). Auch gab er mehrere lat. Klassiker heraus.

Grütli oder **Räti**, eine Bergwiese im schweiz. Kanton Uri, 8 km nordnordwestlich von Fribelen, am linken Ufer des Vierwaldstättersees (Urnersee), am östl. Abhänge des Sonnenbergs (1002 m) gelegen, ist berühmt als Wiege der schweiz. Volksherrschaft. Hier war es nach der Tradition, wo in der Nacht vom 7. zum 8. Nov. 1307 Staufacher von Steinen (Schwyz), Balthar Fürst von Attinghausen (Uri) und Arnold an der Halde aus dem Melchthal (Unterwalden) mit 30 Gefinnungsgenossen den Schweizerbund beschworen. Im J. 1859 wurde das G. durch die Subskription der schweiz. Schuljugend angelauft und ist jetzt unveräußerliches Nationaleigentum. Raum 2 km nördlicher, dem schwyzer Hasenplan Brunnen gegenüber, ragt aus dem Wasser der Wythensteine hervor, eine Felsenäule mit der Inschrift: *«Dem Sängler Zells, Friedrich Schiller, die Urkantone. 1860.»*

Grüßbentel oder **Grüßbreigeschwulst**, f. Atherom.

Grüßbreigeschwulst, f. Atherom.

Grüge ist grobgemahlenes, von den Hülsen gereinigtes Getreide, meistens Buchweizen, Hafer und Gerste, welches, mit Wasser, Milch oder Bouillon gekocht (blaue Grüge), zur Nahrung verwendet wird. Die G. ist Nationalspeise im skandinav. Norden. *«Rote Grüge»* heißt eine in Norddeutsch-

land beliebte kalte Speise aus Reis oder Sago mit Erdbeer- oder Himbeersaft.

Grümmacher (Friedr.), Violoncellvirtuos, geb. 1. März 1832 zu Dessau, wo sein Vater Kammermusikus war; diesem, sowie dem Cellisten Karl Drechsler und dem Komponisten Friedr. Schneider verdankt er seine musikalische Bildung. Seit 1849 war er erster Violoncellist im leipziger Gewandhausorchester und Lehrer am Konservatorium, seit 1860 ist er in Dresden als Mitglied des Hoforchesters in ähnlichen Stellungen thätig, hat mehrere bedeutende Schüler gebildet und viele Kompositionen, besonders für sein Instrument, geschrieben.

Einer seiner besten Schüler ist sein jüngerer Bruder Leopold, geb. 4. Sept. 1835 in Dessau. Derselbe war nachher in den Kapellen zu Leipzig, Schwerin, Prag und Reiningen angestellt und ist seit 1876 erster Cellist in der Hofkapelle zu Weimar.

Grüner (Eduard), beliebter Genremaler, geb. 26. Mai 1846 in Groß-Karlowitz bei Reife in Preussisch-Schlesien, kam durch Vermittelung des münchener Architekten Hirschberg an die Münchener Akademie. Für diesen entwarf der bei Piloty, erst als Schüler, dann als sein Assistent thätige Künstler sieben Deckengemälde auf Leinwand, welche die Künste allegorisierten, machte sich dann selbständig und trat 1869 mit höchst beifällig aufgenommenen Genrescenen: Falkasss Rekrutenmusterung und die Klosterbrauerei, vor das Publikum. Den Falkassstoff behandelte er höchst humorvoll und geistreich in dem 1876 erschienenen Falkass-Epilog als sieben Kartons, welche dem Museum in Breslau angehören. Shakespeare bot ihm noch manches Thema, das sein wichtiger und realistisch heiterer Pinsel prächtig zu illustrieren verstand, so Falkass bei Frau Hirtig, eine Scene aus *«Was ihr wollt»* u. a. Eine andere Richtung bezeichnen seine zahlreichen, dem Leben des luth. Klerus entnommenen Bilder, welche oft satirisch und oft voll behaglicher Gemüthlichkeit sind. So mehrere Weiraben, der Klosterschneider, Gebetläuten im Klosterbräutstübchen, Lrio im Konvent, bei Hochzeiten zu Tisch, die Klosterbibliothek. Endlich ist G. der klassische Berberlifer des modernen Jägerlebens; der Sonntagsjäger, das Jägerlatein, Angeheiter (auf der ersten Internationalen Kunstausstellung in Wien 1888) gehören zu den ergößlichsten Genrestücken der neuen deutschen Schule. Von seinen sonstigen Stoffen haben Repetto hinter den Coulissen, das Bauerntheater, Einsäbeln besondern Beifall errungen. Auch Illustrationen gingen aus seiner Hand hervor.

Gruper (François Anatole), franz. Kunstschriftsteller, geb. 25. Okt. 1825 in Paris, wirkte nach erlangter Ausbildung in der Ecole des arts als Ingenieur in Versailles, wandte sich dann chem. Studien zu, erwählte schließlich aber die Kunstskizze, Forschung und Kritik zur eigentlichen Thätigkeit, mit welcher er eine Stellung ersten Ranges unter den Fachgenossen in Frankreich erreichte. Er wurde 1872 Generalinspektor der schönen Künste, 1875 Mitglied der Akademie. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte sich G. mit Rafael und der Florentinischen Malerschule, so in seinem Hauptwerke: *«Les vierges de Raphael et l'iconographie de la vierge»* (1869), *«Essai sur les fresques de Raphael au Vatican»* (1868—69), *«Raphael et l'antiquité»* (1864).

Grupyère (Sa), auch Gregerjerland, eine Landschaft im Schweiz. Kanton Freiburg, stößt im N. und S. an Bern und Waadt, im W. und N. an die freiburg. Bezirke Beyerse, Glane, Saane und Sente und umfaßt die obere Stufe des freiburgischen Saanethals. Die G. ist ein anmutiges Boralpenland, reich an Alpweiden und Nadelwäldern, ausichtsreichen Bergen und schönen Wasserfällen. Von S. nach N. geneigt, wird sie links von der Kalkette der Rochers de Naye (2044 m) und des Moléson (2006 m) umschlossen, an welches sich nördlich der lange Molasserrücken des Mont-Gibourg (1205 m) anreißt; rechts erheben sich die Kalkgebirge des Banil noir (2386 m) und der Dent de Brenlayre (2366 m) und, durch das Jaunthal von ihnen getrennt, der sanft geschwungene Flugschraden der Berra (1724 m). Die Berge sind meist bis zu den Kämmen bewachsen, und nur die obersten Gipfel ragen als felsige Hörner, Köpfe und Gräte schroff und kahl aus dem reichen Grün der Alpweiden hervor. Gegen Norden flacht sich das Boralpenland allmählich zur hügeligen Hochebene ab. Der Hauptfluß ist die Saane, welche in der G. rechts die Jongne, links den Hongrin aufnimmt.

Im Mittelalter bildete die G. mit dem benachbarten Saanenlande und dem waadtländ. Pays d'Enbaud die Grafschaft gleichen Namens, deren Grafen vom 11. bis in das 16. Jahrh. auf der Burg Grupyère residierten. Der letzte dieses glänzenden, mächtigen Geschlechts starb 1575, nachdem er schon 1565 alle seine Besitzungen an Bern und Freiburg veräußert hatte. Bern nahm für sein Teil das obere Saanenland bis zur Schlucht Pas de la Line, durch welche die Saane aus dem Pays d'Enbaud heraustritt, Freiburg die untere Grafschaft, die eigentliche G., die jetzt einen besonderen Bezirk von 497 qkm Areal mit (1880) 20448 E. bildet. Die Bevölkerung, ein schöner, kräftiger Menschenschlag, ist meist luth. Konfession (502 Protestanten, 18 Israeliten und Andersgläubige) und franz. Zunge (1519 Deutsche) mit einem Idiom, das stark an das Romanische erinnert. Die Haupterwerbsquellen sind in den oberen Teilen die Alpenwirtschaft, welche den berühmten Grupyère- oder Gregerjerläse zur Ausfuhr bringt, in den unteren der Ackerbau und die Strohflechterei. Auch der Holzhandel ist nicht unwichtig, und in den letzten Jahren sind mehrere der anmutig gelegenen, freundlichen Bergdörfer der G. als Lustorte und Sommerfrischen in Aufnahme gekommen.

Die wichtigsten Wohnplätze sind außer der Hauptstadt Mulle (s. d.) das altertümliche Städtchen Grupyères (1075 E.), das mit dem alten Grafenschloß 880 m über dem Meere, 4 1/2 km südöstlich von Mulle auf einem steilen Felsen liegt, und Charmey, ein beliebter Luftort, 901 m über dem Meere, im Jaunthal. Mit Freiburg und dem oberen Saanethal ist die G. durch die Postroute Freiburg-Mulle-Saanen verbunden, an welche sich bei Mulle die schmalfpurige Bahn Mulle-Mont und die Poststraße über den Bruchberg (1506 m) in das bernische Emmenenthal anschließen. Von den übrigen Pässen ist der begangenste der Col de Jaman (1516 m), der aus der G. nach Montreux am Genfersee führt.

Grupyère (Théodore Charles), franz. Bildhauer, geb. 17. Sept. 1818 in Paris, trat in das Atelier Nameys und vervollständigte seine Studien bei

Auguste Dumont. Seine Gruppe: Mädchen mit ihrem Vater, brachte ihm eine Medaille ein, den großen Preis gewann er mit den Sieben vor Theben. Antike Stoffe festelten G. in der Folgezeit vorherrschend, es entstand sein Mucius Scaevola (1846), ferner Marius vor Carthago u. a. Später beschäftigten ihn mehr religiöse und biblische Motive, David vor Saul, St. Basil und Gediel für die Kirche St.-Augustin in Paris. Auch für die Große Oper, für den pariser Nordbahnhof schuf er dekorativen Statuenschnud.

Grupyère, f. Gruter.

Grybow, Stadt in Westgalizien am Bialafluß und an der Staatsbahn Tarnow-Leluchow, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksamts, zählt (1880) 2287 E. poln. Nationalität, die neben den städtischen Gewerben zumeist Feldwirtschaft und Waldbau betreiben; auch die Erzeugung von Brettern und der Holzhandel ist bedeutend.

Gryllen, f. Heuschrecken.

Gryllotalpa, die Maulwurfsgrille.

Gryllus, Tauchvögel, f. unter Alke.

Grynacus (Simon), hervorragender Theolog der Reformationszeit, geb. 1498 zu Behringen in Schwaben, besuchte die Stadtschule zu Wörzheim, wo er mit Melancthon Freundschaft schloß. Er studierte in Wien, lehrte dort und in Ofen die griech. Sprache, begab sich aber dann zu Melancthon nach Wittenberg. Seit 1524 wirkte G. als Professor der griech. Sprache an der Universität Heidelberg; 1529 ward er als Nachfolger des Erasmus nach Basel berufen. Auf einer Reise nach England erhielt er den Auftrag, König Heinrich VIII. die Gutachten der prot. Theologen in Sachen seiner Ehescheidung zu übermitteln. Im J. 1534 wurde G. vom Herzog Ulrich von Württemberg berufen, bei der Einführung der Reformation und der Umgestaltung der Universität Tübingen behilflich zu sein; 1536 wurde er Professor der Theologie zu Basel und nahm als solcher an der Abfassung der ersten helvetischen Konfession, an worin der Religionsgespräch (1540) und andern kirchlichen Verhandlungen teil. Bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Straßburg starb G. 1. Aug. 1541 an der Pest.

Gryphaea, eine ausgestorbene Untergattung von *Ostrea* (i. unter Auster).

Gryphaenalk oder Gryphitenalk nennt man mergelige Kalksteine des Jura (der unteren Juraformation), welche angefüllt sein können von Gryphaea, einer Auster, sodas diese Ablagerungen förmliche Austerbänke repräsentieren.

Gryphius (Andr.), ausgezeichnete deutscher Dichter des 17. Jahrh., geb. 2. Okt. 1616 zu Glogau in Schlessen, besuchte seit 1631 die Schule zu Glogau und, von hier durch eine Feuersbrunst vertrieben, 1632 die zu Fraustadt, zuletzt das akademische Gymnasium zu Danzig. Der kaiserl. Pfalzgraf Georg von Schönborn, in dessen Hause er Lehrer wurde, krönte ihn 1637 zum kaiserl. Poeten und erteilte ihm einen Adelsbrief, den aber weder G. noch seine Nachkommen benutzten. Nach seines Vaters Tode, wahrscheinlich durch ein Vermächtnis desselben unterstützt, ging er 1638 nach Leiden, wo er sechs Jahre, das erste als Student, die übrigen als Dozent verlebte. Hierauf bereiste er zwei Jahre hindurch mit einem jungen Pommer, Wilh. Schlegel, Frankreich und Italien, lebte dann ein Jahr in Straßburg und lehrte 1647 nach Fraustadt zurück. Im J. 1650 wurde er Syndikus des

Fürstentums Glogau, welches Amt er in ausgezeichnete Weise verwaltete. Er starb zu Glogau, mitten in einer Versammlung des Landesausschusses vom Schlag getroffen, 16. Juli 1664.

Als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, in welche er erst zwei Jahre vor seinem Tode aufgenommen wurde, hieß G. der Unsterbliche. Schon in frühester Jugend von herben Unglücksfällen, später von heftigsten Feinden und ränkevollen Neidern verfolgt, durch die Unruhen und Schrecken des Kriegs hin- und hergeschwungen, in Holland von körperlichen Leiden schwer heimgesucht, nährte er in sich einen Geist der Schwermut, des Tiefsinns und der Herbheit, der sich auch in seinen Dichtungen widerspiegelt. Diese Stimmung wurde noch gesteigert durch den schmerzlichen Anteil, den er, einer der wahrhaftesten Patrioten seiner Zeit, an den zerrütteten, verwilderten und gedrückten Verhältnissen des deutschen Vaterlandes nahm. Tiefe, nur in der Religion Trost findende Melancholie, gepaart mit Innigkeit und Feuer, spricht sich namentlich in seinen lyrischen Dichtungen, in den Sonetten und »Kirchhofsgeboten« aus, während er in Epigrammen und Satiren die Schwächen und Thorheiten seiner Zeit mannhaft geißelte. Überall, auch in seinen geistlichen Oden, zeichnet er sich vor den meisten seiner Zeitgenossen durch den Ernst und den Schwung seiner Fassung und wahre Empfindung aus. Wenn er aber im lyrischen Gebiete an Fleming und Opitz glückliche Nebenbuhler hatte, so steht er im 17. Jahrh. unter den Deutschen unerreicht als dramatischer Dichter da und kann als Vater des kunstmäßigen Trauerspiels in Deutschland betrachtet werden. Seine Tragödien »Leo Arminius« (1646), »Katharina von Georgien« (1647), »Carbemis und Gelinde«, »Papinianus« (beendet 1663) sind, obgleich teilweise in der Nachahmung Senecas und des Niederländers Bondel befangen und in Übertreibungen und Abenteuerlichkeiten ausartend, doch Dichtungen von eigentümlicher Größe, voll Phantasie und Schwung der Sprache, und zeichnen sich durch ein wahrhaft tragisches Element aus, das erst bei seinen vielen Nachahmern, hierunter Lohenstein, als widerwärtige Karikatur erscheint. In seinem »Carolus Stuardus« (1649, überarbeitet 1663) wird der Versuch gemacht, ein zu seiner Zeit noch frisches histor. Faktum zu dramatisieren. Viel höher als die in Alexandrinern und andern Reimversen geschriebenen und mit Chören versehenen kunstmäßigen Tragödien stehen seine in Prosa geschriebenen, echt volkmäßigen, ganz aus dem Leben der Zeit geschöpften Lustspiele, die ausgezeichnetsten dramatischen Dichtungen des Jahrhunderts: »Peter Squenz« (gedichtet gegen 1650, Neubrud Halle 1877), welchem die lustige Episode aus Schaftpeares »Sommernachtstraum« wenigstens mittelbar zu Grunde liegt, »Horribilicribrifax« (gleichfalls gegen 1650, Neubrud Halle 1876) und »Die geliebte Dornrose«, welches letztere, in schles. Dialekt geschriebene Scherzspiel mit einem kunstmäßigen Singpiel, »Das verliebte Gespenst«, verflochten ist, wie derartige Mischspiele damals beliebt waren. Auch schrieb er Festspiele, bearbeitete Dramen aus dem Holländischen, Italienischen und Französischen und dichtete in lat. Sprache ein religiöses Epos »Der Olberg«. Bismlich vollständige, aber unkorrekte Ausgaben seiner Dichtungen erschienen zu Breslau 1657, Leipzig 1663 und von Christian G. besorgt. zu Breslau

und Leipzig 1698, seiner Lustspiele von H. Palm Stuttgart (Litterarischer Verein) 1878, seiner Trauerspiele Stuttgart 1883; doch sind einige Werke nur einzeln gedruckt. Eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte befindet sich in W. Müllers »Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.« (Bd. 2, Lpz. 1822). »Das verliebte Gespenst« und »Die geliebte Dornrose« sind von H. Palm (Bresl. 1855) neu herausgegeben und das »Olivetum« (Olberg) hat Streblitz (Weim. 1862) übersezt. Studien über ihn enthalten Bredows »Nachgelassene Schriften« (Bresl. 1816 u. 1823), durch die vorzüglich wieder die Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet wurde. Eine Auswahl seiner dramatischen Dichtungen haben Lied im »Deutschen Theater« (Bd. 2, Berl. 1817), Litzmann (»Deutsche Dichter des 17. Jahrh.«, Bd. 4, Lpz. 1871) und H. Palm im 29. Bande von Kürschners »Deutscher Nationalliteratur« (auch mit einer Auswahl der Gedichte, Berl. u. Stuttg. 1883) veröffentlicht. Vgl. »Klopp«, »Andreas G. als Dramatiker« (Dsnabr. 1851); Herrmann, »Über Andreas G.« (Lpz. 1851).

Christian G., ältester Sohn des vorigen, geb. 29. Sept. 1649 zu Fraustadt, gest. 6. März 1706 als Bibliothekar, Professor und Rektor des Magdalenen-Gymnasiums zu Breslau, schrieb wertvolle lyrische Dichtungen unter dem Titel »Poetische Wälder« (Frankf. u. Lpz. 1698; 3. Aufl. 1718). Lächerlicher sind seine wissenschaftlichen Arbeiten, z. B. »Kürzer Entwurf der geistlichen und weltlichen Ritterorden« (Lpz. 1697; 1709), »Gedächtnischriften« (Lpz. 1702).

Gryphius (Sebastian), berühmter Buchdrucker und Buchhändler, geb. 1493 zu Neutlingen, wahrscheinlich der Sohn des Michael Greff, welcher 1486–96 zu Neutlingen druckte, kam schon jung nach Lyon und druckte von 1528 bis 1555 gegen 300 Bücher. Sein erstes Werk war ein Gebetbuch in lat., griech. und hebr. Sprache, seine berühmtesten sind seine lat. Bibel von 1550 und der »Thesaurus Linguae Sanctae« von Sanctis Bagnin 1529 in hebr. Sprache, das mehr als 8000 Foliosolumnen umfaßt. G. druckte Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, aber wenig Französisch. Mit Vorliebe verwendete er die Aldinische Kursive. Er wurde von den Gelehrten geehrt; Dolet widmete ihm das vierte Buch seiner Poesien. Er starb 7. Sept. 1556 zu Lyon.

Sein Sohn Antoine G. setzte das Geschäft fort und druckte die zweite Auflage des »Thesaurus«; anfangs strebte er auch nach Ruhm, seine späteren Drude zeigen aber Nachlässigkeit und er soll arm gestorben sein. — Franz G., Bruder des Sebastian, bediente sich mehr der Antiqua, als der Kursive. — Den Namen G. oder Greif führte noch mancher Buchdrucker: ein Johannes Griffio druckte 1544–68 zu Benebig, ein Alexander Griffio 1581 ebendasselbst; 1563 erschiene zu Padua ein Christoph Gryphini; auch in Deutschland und Holland kommt dieser Name vor; aber weder der Name noch das ihm gemeinschaftliche Zeichen des Greifs verbürgt die Familienverwandtschaft.

Gryphus oder Gryphosis (grch.), eine krallenähnliche Verkrümmung der Finger- und Zehennägel, entsteht entweder infolge mangelhafter Pflege derselben (zu seltenes Berühren, enges Schuhwerk u. dgl.), oder infolge von Verletzungen und Krankheiten des Nagelbetts. (S. unter Nagel.)

Gschätz, Kreisstadt im russ. Gouvernement Smolensk, 186 km westlich von Moskau, Station der Eisenbahn Moskau-Brest, an beiden Ufern des

schiffbaren Flusses Öschat, mit (1882) 8242 E., war früher ein sehr wichtiger Handelspunkt; jetzt ist noch der Handel mit Getreide, Leinfamen, Hanf und Talg bedeutend. Ö. hat Baumwollspinnereien und Webereien, Mälzereien und Talgfabriken.

Öschelj, Kirchdorf im russ. Gouvernement Moskau, Kreis Bronnizy, 29 km im NW. von Bronnizy, an dem Flüsschen Öscheljska, mit 913 E., ist in ganz Rußland bekannt durch seine ungemein weit ausgebreiteten Lager von Porzellanerde, Thon- und Lehm-lager, die meist eine Mächtigkeit von 4—18 m erreichen. Infolge dessen hat sich in der Umgebung von Ö. eine sehr bedeutende Porzellan-, Fayence- und Töpferindustrie entwickelt; es befinden sich daselbst 120 Fabriken und 140 Töpferwerkstätten, welche 1640 Arbeiter beschäftigen. Die Produkte dieser Industrie, welche sich durch ihre Billigkeit auszeichnen, sind nicht nur über ganz Rußland verbreitet, sondern werden auch nach Transkaukasien und Persien ausgeführt. Abgesehen hat diese Industrie in letzter Zeit etwas abgenommen.

G-Öschelj, auch Violinschlüssel genannt, f. unter G (Buchstabe).

Guacharo oder Fettvogel, *Steatornis caripensis* von Humboldt genannt, eine dem südamerik. Festlande und einigen westind. Inseln eigentümlich angehörige Vogelgattung, ist von der Größe einer gewöhnlichen Henne und bildet ein merkwürdiges Beispiel eines Nachtvogels, der sich von Früchten und hartem Geseime nährt, obgleich die Bildung des Schnabels, der Füße und des Gefieders, sowie der leichte, unhörbare Flug ihn in die unmittelbare Nähe der insektenfressenden Nachtschwalben oder Fiegenmeller stellt. (Hierzu Abbildung auf Tafel: Langhänder, Fig. 8.)

Der Ö. liebt das Tageslicht und findet sich unter der natürlichen Brücke von Pandi im SW. von Bogotä in Columbia und in den Höhlen von Guadeloupe und Trinidad, in unglaublicher Menge aber besonders in der dunkeln, nach ihm benannten Guacharohöhle im Thale von Caripe im OSD. von Cumanä in Venezuela. Das Eingangs- thor dieser merkwürdigen Felsgrötte, 22 m hoch, erhält durch den majestätischen Pflanzenwuchs des tropischen Landes einen ganz eigentümlichen Charakter. Im Innern nisten an der Decke in der Höhe von 15—20 m Tausende von Ö., welche die Höhle nur bei Anbruch der Nacht, besonders bei Mondschein, verlassen, um besonders die fleischigen Früchte der Necandrapalme zu suchen, deren harte Kerne später durch den Mund ausgespien werden. Über alle Vorstellung geht der Lärm, den die Vögel, zumal wenn sie vom Fackelschein der Eindringenden erschreckt werden, in dem finstern Teile der Grötte machen und der, von den Felswänden zurückgeworfen, im Grunde derselben widerhallt. Jährlich um Johannis stoßen die Indianer mit Stangen den größten Teil der Nester herab und töten die Vögel zu Tausenden. Die zu Boden fallenden, wahre Fettklumpen bildenden Jungen werden sogleich ausgebeutet. Man schmilzt das Brustfett aus und verbraucht es allgemein statt des Öls und der Butter zum Brennen und Essen.

Guab... oder **Guabi...**, in span. Namen von Flüssen, Thälern, Land- und Ortschaften, ist aus dem arab. Wabi (f. d.) hervorgegangen, welches Fluß oder Flußthal bedeutet.

Guadalquivir oder **Turra**, in seinem Oberlauf auch Rio blanco genannt, Fluß im östl. Spanien, ent-

springt in der Provinz Teruel, nahe der Quelle des Tajo, durchfließt die von 230 bis 260 m hohen Mar-morfelsen eingeschlossene Schlucht von Chulilla und bewässert dann die Huerta von Valencia in acht Kanälen; er mündet unterhalb Valencia bei Grao in das Mittelmeer nach einem Lauf von 240 km.

Guadalajara oder **Guadalajara**, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (12611 qkm mit 201288 E.) in Spanien, eine Ciudad von (1877) 8581 E., auf einer fahlen Anhöhe, am linken Ufer des Henares, an der aragon. Hauptstraße und der Eisenbahn Madrid-Saragossa, 56 km im Nord-osten von Madrid gelegen, hat eine schöne neue Steinbrücke, zehn Kirchen, sieben Nonnen- und sechs ehemalige Mönchsklöster. In der ehema-ligen königl. Tuchfabrik befindet sich jetzt die Aca-demia de Ingenieros. Statt des Tuchs fabriziert der Ort Serges und Flanelle. Der alte got. Pa-last der Herzöge de l'Infantado, 1461 begonnen, befindet sich ganz im Verfall. Die große Wasser-leitung soll ein Bau der Römer sein. In der San-Francisco-Kapelle befindet sich die Gruft der Men-doza. Die Umgegend (Alcarria) ist einer der frucht-barsten Teile Spaniens und erzeugt viel Getreide, etwas Öl und Wein. Das Thal des Henares ist hier und weiter aufwärts sehr malerisch. Die Stadt hieß im Altertum Arriaca (auch Saraca) und ward 714 den Goten von den Arabern entrissen, welche den Ort Wadi-el-Figara nannten und ihn 1081 an König Alfons I. von Castilien verloren.

Guadalajara (Guadalajara), Hauptstadt des Staates Jalisco in Mexiko, ehemals die zweite Stadt Neuspaniens, ist 460 km im NW. von der Stadt Mexiko, in dem fruchtbaren Thale von Atemajac und in der Nähe vieler Silbergruben ge-legen. Der Ort wurde 1542 von Onate gegründet, ist seit 1549 Sitz eines Erzbischofs und zählte 1800 nur 19500, 1841 schon 46804, 1880 aber 78600 E. Die Stadt, gut gebaut, mit geraden, breiten und gutgepflasterten Straßen und teilweise geschmad-vollen, doch meist einstöckigen Häusern, besitzt 14 große Plätze, wobei ein Stierkampfsplatz (den einzi-gen in Mexiko), viele Springbrunnen, die durch eine 12 km lange Wasserleitung gespeist werden, einen prächtvollen Regierungspalast, eine erzbischöf-l. Residenz und mehrere andere stattliche Gebäude, dar-unter die Münze vom J. 1814. Außer der großarti-gen und reichen, 1618 erbauten Kathedrale, deren zwei Turmtürme 1818 durch Erdbeben einstürzten, gibt es noch andere, zum Teil sehr schöne Kirchen, wie die des Franziskaner- und des Augustinerklo-sters, im ganzen 11 Klöster, ein Priesterseminar mit 13 Lehrstühlen, ein Theater, eine Universität in einem ehemaligen Jesuitenkollegium, eine höhere Schule, eine Akademie für Malerei, Zeichn-kunst, Skulptur und Architektur und mehrere Kloster-schulen. Bemerkenswert sind auch das sehr große Hospital Belém oder San-Miguel, die neun ge-schmadvoll eingerichteten Bazar's oder Portales (Bogengänge), die den Klöstern gehören und von diesen vermietet werden, und die schönen Prome-naden. Die Einwohner sind größtenteils Gold- und Silber Schmiede, Holz-, Eisen-, Schildbrotwaren- und Lederarbeiter, Sattler, Töpfer, Papierfabri-kanten, Konditoren, Buchdrucker, Hutmacher, Wer-ber, Weber und Rattundruder. Die Indianer der Umgegend sind geschickte Holzschnitzer. In der Nähe, bei der Brücke Calveron, schlug Calleja 17. Jan. 1811 die Insurgenten unter Hidalgo.

Guadalcanal, Stadt in der span. Provinz Sevilla, 20 km nördlich von Cádiz de la Sierra, im nördlichsten Teile der Provinz, einem hochgelegenen Thal der Sierra Morena, und an einem Zufluß des Bjar, zählt (1877) 5741 E. und war früher ihres Silberbergwerks wegen berühmt.

Guadalcázar, Stadt im Staate San-Luis Potosí in Mexiko, in 1640 m Höhe, mit 9000 E., Hauptort für Quecksilbergewinnung in Mexiko, wurde 1614 gegründet und hatte früher sehr ergiebige Silberbergwerke.

Guadalete, Küstenfluß in der span. Provinz Cádiz, mündet nach einem nach WSW. gerichteten Lauf von 111 km in die Bai von Cádiz. Wahrscheinlich im G. ertrank nach der Schlacht bei Xeres 711 der Westgotenkönig Roderich.

Guadalquivir, Fluß im südl. Spanien, entspringt am südlichen Fuße der 1802 m hohen Sierra de Alcaráz in der Provinz Albacete, tritt in die Provinz Jaén ein, wo er rechts den Guadarmena aufnimmt, und mündet nach einem Laufe von 150 km Länge südlich von Jabalquinto rechts in den Guadalquivir.

Guadalquivir (arab. Wād-al-Kebir, d. h. der Große Fluß), der Baetis der Alten, unter den fünf Hauptflüssen Spaniens der kürzeste, aber nach dem Guro der wichtigste, weil er einen langen und, durch die Zuflüsse aus dem Hochlande von Granada verstärkt, einen sehr wasserreichen Unterlauf hat und daher besser als alle andern Flüsse des Landes sich für die Schifffahrt eignet. Der G. entspringt in 481 m Höhe über dem Meere, an dem Nordwestabhange der Sierra del Bozo und fließt zwischen dieser und der Sierra de Cazorla in der Provinz Jaén in einem wilden Gebirgsthale erst nach NW., dann nach N., wendet sich aber nahe bei dem Wallfahrtsort Nuestra Señora de Fuentanta nach W. und tritt bald darauf aus dem Gebirge in das obere Guadalquivirbassin (248 m) ein. In diesem fließt er, verstärkt durch den Guadiana-Menor (links) und Guadalquivir (rechts), die ihm beide an Länge und Wasserfälle überlegen sind, als ein stattlicher Strom über Anbuja bis Montoro, wo er die Vorberge der centralen Sierra Morena in einem jädnadelförmig gebildeten Felsenthale mit schäumenden Stromschnellen durchbricht, zunächst westwärts, dann über Cordova (104 m) bis Cantillana gegen WSW. und nun über Sevilla und Cádiz bis zur Mündung in südwestl. Richtung. Etwa 8 km unterhalb Cádiz teilt sich der G. in zwei Arme, von denen der eine sich weiterhin abermals spaltet, die sich aber, nachdem sie die herbenreichen Isla-Mayor (140 qkm) und Isla-Menor (55 qkm) gebildet, bei Tablazo wieder vereinigen. Der westl. Arm heißt Brazo de la Torre, der östliche Brazo del Este, der mittlere, zwar schmalste, aber allein für große Schiffe fahrbare, Brazo del Medio. Der 22 km vor der Mündung wieder vereinigte G. hat nun bei einer Breite von fast 3 km ein majestätisches Ansehen. Kurz vor San-Lúcar de Barrameda, 27 km im N. von Cádiz, wendet er sich plötzlich nach W. und ergießt sich unterhalb dieser Stadt in einer 4 km breiten Mündung in den Golf von Cádiz. Während des Verlaufs in seinem obern Bette ist er zwar stellenweise schon ansehnlich breit, aber meist sehr seicht, versandet und bis Cordova so reißend, daß hier an eine Schiffarmachung wohl nicht zu denken ist. Auch bis Sevilla ist er, obgleich ruhiger, doch noch

so versandet, daß er der Schifffahrt nicht dienen kann. Größere Schiffe gelangen jetzt nur bis Sevilla, einkt bis Cordova. Die direkte Länge des G. beträgt 330, seine Stromentwidelung 602 km und sein Flußgebiet 55 892 qkm. Die wichtigsten Nebenflüsse sind rechts der Guadalquivir (s. d.), der Jándula, Guadiato, Bembézar, Bjar, Ribera de Huelva und Guadimar. Links fließen dem G. zu der Guadiana-Menor, der aus der Vereinigung des Rio Barbata oder Guadál und Járbes entsteht, der Guadalquivir, der Guadajoz, der bedeutende Genil, an dem Granada liegt, der Corbones und Guadaira, welche die Ebene von Sevilla bewässern. Bei dem starken Gefälle des G. in seinem Oberlaufe und dem Wasserreichtum seiner Zuflüsse verursacht der G. oft bedeutende Überschwemmungen, wenn bei heftigem Westwind das Meer in die Mündung hineindrängt, wodurch bis Sevilla hinauf das Wasser bis 6 m über seine gewöhnliche Höhe steigt.

Guadalupe, malerisch gelegene Stadt von (1877) 2766 E. in der span. Provinz Cáceres, am südl. Fuße der Sierra de G. und am Flusse Guadalupejo, ist berühmt durch das in ihr unter Alfons XI. im 14. Jahrh. gegründete Hieronymitenkloster mit schöner Kirche, welche zahlreiche Reliquien enthält, die während der Herrschaft der Mauren vergraben gewesen waren, und Tropheien aus der Schlacht von Lepanto. Die herrliche Sakristei gilt für die schönste in ganz Spanien.

Guadalupe-Pidalgó, Stadt in Mexiko, 5 km nördlich von der Hauptstadt, berühmtester Wallfahrtsort des Landes mit 3000 E., einer 1709 erbauten prachtvollen Kirche und dem Kollegiatstift der heil. Jungfrau von G. In G. wurde 2. Febr. 1848 zwischen Santa-Anna und dem amerik. General Scott der Vertrag abgeschlossen, durch welchen Mexiko den nördl. Teil seines Gebietes an die Vereinigten Staaten verlor.

Guadarrama (Sierra de), Gebirgslette in Spanien, zwischen Neu- und Alcastilien oder den Provinzen Madrid und Segovia; sie ist nach einem kleinen, auf ihrem südl. Abhange gelegenen Orte benannt, welcher in 996 m Höhe am rechten Ufer des 125 km langen Flusses Guadarrama liegt. Ihre bedeutendsten Gipfel sind: die 2161 m hohe Cabeza de la Excomunión; der 2127 m hohe Pico de la Gollera, an welchem der 1490 m hohe berühmte Paß von Somosierra, auf der Straße von Madrid nach Bayonne, hinführt; der 2405 m hohe Pico de Peñalara, der höchste Gipfel, im Südosten von Segovia, und die 2203 m hohe Spitze der Sierra Picos, oberhalb des 1179 m hohen Puerto de Navacerrada, der Madrid mit San-Isidro und mit Segovia verbindet. Während eines großen Teils des Jahres sind die höchsten Gipfel mit Schnee bedeckt. Außer dem gewöhnlichen Wildbret leben in dem Gebirge Wölfe, Füchse, Wildkatzen u. s. w.

Guadeloupe (La), ursprünglich Kira-kira geheißen, die größte und eine der blühendsten der kleinen Antillen in Westindien, 126 km im NW. von Martinique entfernt und wie dieses den Franzosen gehörig, wurde 4. Nov. 1493 von Columbus entdeckt und benannt. Das Ganze besteht aus zwei Inseln, von denen die westliche oder das eigentliche G. die größere (946,2 qkm), die östliche oder Grande-Terre die kleinere (656,2 qkm) ist. Beide sind getrennt durch den Salzfluß (la Rivière Salée), einen schiffbaren, nur 60–200 m breiten und 9,2 km langen Meeresarm, der die mit Sandbänken und

kleinen Eilanden besetzten Golfe Grand Cul de Sac im N. und Petit Cul de Sac im S. verbindet. Durch die Mitte der westl. Insel zieht sich von S. nach N. eine bewaldete, 1000 m hohe vulkanische Gebirgskette, auf deren Rücken im S. der Doppelgipfel der Grande Soufrière, eines 1676 m hohen, beständig Rauch, zuweilen Flammen ausstoßenden Kraters (1879 hatte er zwei Ausbrüche) sich erhebt, und deren Seitenverzweigungen die ganze Insel außer dem nordöstlichen, gegen den Salzfluß hin gelegenen Teile erfüllen. Grande-Terre dagegen ist ganz flach oder nur von unbedeutenden Hügeln durchzogen, waldlos und daher nicht so wasserreich wie die westl. Insel. G. bildet nebst den anliegenden kleinen Inseln Marie-Galante (149,3 qkm), Îles des Saintes, La Désirade, St.-Barthélemy und den südlichen zwei Dritteln (51,8 qkm) der im übrigen niederländ. Insel St.-Martin ein Gouvernement von 1870 qkm, wovon 1602,8 auf die Doppelinsel und 267,4 auf die Dependenz fallen. Die Bevölkerung betrug 1879 für G. 131 090, für die Dependenz 24 626, wozu noch eine flottierende Bevölkerung von 85 798 Personen kommt, zusammen also 191 509. Die Zahl der eingewanderten Arbeiter betrug 20338. Von der ganzen Bodenfläche sind noch nicht 300 qkm bebaut, während das übrige die Savannen (ein Viertel), die ausgedehnten Wälder (über ein Fünftel) und das umfangreiche Unland umfaßt. Das Haupterzeugnis ist Zucker, dessen Produktion nach der Aufhebung der Sklaverei merkbar sank, sich aber neuerdings wieder gehoben hat. In geringerem Umfange baute man Kaffee, Baumwolle, Kakao, Tabak, Gewürznelken und Pfeffer, Maniok und andere Nahrungspflanzen. Die Kolonie G. wird regiert durch einen Gouverneur, einen Staatsrat von 6 und einen Kolonialrat von 30 Mitgliedern. Das Ganze zerfällt in die drei Arrondissements Basse-Terre, Pointe-à-Pitre und Marie-Galante, ebenso in drei erzpfeisterliche Sprengel mit 39 Kirchspielen. Die Hauptstadt ist Basse-Terre (s. d.) mit (1879) 8790 E. Die vorzüglichste Stadt und der Haupthandelsplatz Pointe-à-Pitre liegt an der Südwestküste von Grande-Terre, zählt 17587 E. und hat einen der besten Häfen der Antillen, zwei Forts, drei schöne Plätze, eine Kathedrale und andere Kirchen, sowie eine 1851 mit einem Kapital von 3 Mill. Frs. gegründete Bank. Die dritte Stadt ist Port du Roule auf der Ostküste von Grande-Terre, mit 8671 E. und einem Hafen. Der Hauptort der fruchtbaren Insel Marie-Galante, die Columbus nach seinem Schiffe benannte, ist der Fleden Marigot oder Grand-Bourg mit 6529 E.

Geschichtliches. G. wurde 1636 von 660 Franzosen unter Olive und Duplessis im Auftrage der franz. Kompagnie der amerik. Inseln in Besitz genommen. Die Kolonie blühte bald auf und hatte 1700 bereits 10875 E. Die Angriffe der Engländer auf die Insel 1691 und 1706 schlugen fehl; im Mai 1769 wurde sie zwar nach tapferer Gegenwehr von diesen genommen, im Frieden von 1763 aber an Frankreich zurückgegeben. Am 12. April 1783 erfocht zwischen G., Marie-Galante, den Îles des Saintes und Dominica der engl. Admiral Rodney einen berühmten Seesieg über die franz. Flotte unter dem Grafen de Grasse. Während der Französischen Revolution nahmen die Engländer unter Grey und Jervis die Insel 21. April 1794 abermals in Besitz, mußten sie jedoch nach einem Kampfe von sieben Monaten mit den 2. Juni gelandeten Konvents-

truppen wieder räumen. Seitdem behaupteten sie die Franzosen, bis gegen Ende Jan. 1810 eine überlegene engl. Macht unter den Generalen Bedwirth und Harcourt erschien, welche, vom Admiral Cockrane mit einer Escadre unterstützt, nach dem Treffen vom 8. Febr. den Generallapitän Ernouf nötigten, sich mit der Besatzung kriegsgefangen zu ergeben. In dem 3. März 1813 zwischen England und Schweden zu Stockholm abgeschlossenen Vertrage wurde G. an Schweden abgetreten, 1814 aber an Frankreich zurückgegeben; auch im Aug. 1815 kapitulierte es wieder an die Engländer unter Admiral Durham, wurde aber im Juli 1816 von den Franzosen aufs neue besetzt. Das Erdbeben vom 8. Jan. 1843 richtete furchtbare Verwüstungen auf G. an. Am 16. Mai 1861 verursachten Erdstöße ebenfalls große Zerstörungen.

Vgl. Pardon, «La G. depuis sa découverte jusqu'à nos jours» (Par. 1881); Bouinais, «G. physique, politique, économique» (Par. 1882).

Guadet (Marguerite Elie), ein Haupt der Girondistenpartei, wurde 20. Juli 1758 zu St.-Emilion in der Gegend von Bordeaux geboren. Beim Ausbruch der Revolution lebte er als Advokat zu Bordeaux. Von dieser Stadt im Sept. 1791 in die Legislative Versammlung gewählt, schloß er sich seinen Landsleuten, den Girondisten, an und begann schon im Oktober durch sein feuriges Rednertalent Aufsehen zu erregen. Am 14. Jan. 1792, als man über die Gefahren von seiten des Auslandes verhandelte, riß er die Versammlung durch seine Rede zu flammender Begeisterung hin. Einstimmig nahm die Versammlung seinen Antrag auf Verwerfung jedes Kongresses zur Regelung der franz. Wirren an. Die Anklagen, welche die Gironde 10. März gegen das Ministerium Desfauts erhob, wurden durch G. nachdrücklich unterstützt. Das führte zum Sturz Desfauts, zur Einführung eines zum Teil girondistischen Ministeriums, zur Verschärfung des Konflikts mit dem Auslande und zur Republikanisierung des franz. Volks. G. fehlte bei keinem der Angriffe, die im Mai und Juni auf die royalistisch Gesinnten gemacht wurden. Ende Juli hatte er eine geheime Unterredung mit dem König in den Tuileries, die aber nutzlos verlief. Dann kam der Aufstand des 10. Aug., wo G. einige Stunden der Versammlung präsierte, der Eintritt Dantons in das Ministerium und, durch diesen organisiert, die Septembermorde, welche die Wahlen zum Konvent im Sinne der Bergpartei sicherten. G. ward wiedergewählt und begann nun im Verein mit seinen Parteigenossen den Kampf gegen Robespierre. Im Prozeß des Königs stimmte er für den Tod, aber Aufschub der Hinrichtung. Nachdem G. Dantons Werbungen um ein Bündnis abgewiesen, mußte er selbst sich mit der Partei gegen den Berg verteidigen. Schon 15. April forderten 25 Sektionen der Bürgerschaft die Ausschufung G.s und 21 anderer Deputierter. Vergebens beantragte ersterer die Verlegung der Kammer nach Versailles, und wenn er auch für andere Beschlüsse gegen den pariser Pöbel die Majorität errang, so unterwarf doch der Aufstand vom 31. Mai den Konvent dem Willen Robespierres und stürzte die Gironde. G. entfloh nach dem Depart. Calvados, von da nach St.-Emilion in der Gironde zu seiner Familie, wo er erst 15. Juni 1794 ergriffen wurde. Bereits 16. Juni fiel sein Haupt in Bordeaux unter der Guillotine.

Guadiana (arab. Wadi-Ana, d. h. Fluß Ana), der Anas der Alten, einer der fünf Hauptströme Spaniens, entspringt aus dem Abflusse der Laguna de Ruidera, einer Reihe von 13 sumpfigen Lachen auf dem Campo de Montiel, 33 km nordwestlich von Alcaráz, in der Provinz Ciudad Real (La Mancha). Der diesen Lachen ent quellende Bach, G. Alto, verliert sich nach kurzem, gegen NW. gerichteten Laufe in einer weiten, mit Schilf und Binsen bedeckten Sumpfebene, wo im Sommer häufig auch der viel längere, von D. kommende Jancara (200 km) verschwindet. Etwa 35 km südwestlich von dieser Gegend, zwischen Villarta und Daimiel, brechen mehrere starke Quellen mit Ungeßüm aus dem ganz ebenen Tertiärboden hervor, die eine Anzahl großer, unter sich zusammenhängender Teiche bilden. Diese Teiche nennt das Volk Los Ojos del G. (die Augen des G.) und betrachtet die starke, ihnen entströmende Wasserader, G. Bajo, als den wiedergeborenen G. Dieser fließt nun mit vielen Krümmungen in einer öden Mulde zuerst auf der Hochebene La Mancha gegen W., dann gegen NW. nach Estremadura und in dieser Landschaft gegen WSW. bis Badajoz, dann teils auf der Grenze, teils innerhalb Portugals (125 km) fast in südl. Richtung. Unterhalb Serpa tritt er in ein immer enger und wilder werdendes Durchbruchsthal der westl. Fortsetzung der Sierra Morena, bildet hier den niedrigen Katarakt des Salto do Lobo (Wolfsprung), strömt dann breit und ruhig in einem von hohen grünen Bergen eingeschlossenen Thale über Mértola, wo die Schiffbarkeit (65 km weit) beginnt, und Alcoutim, wo das Thal weit und sehr anmutig zu werden anfängt. Etwa 32 km weiter südlich fällt der nunmehr sehr ansehnliche, zuletzt über 600 m breite Strom zwischen Namonte und Villa real de São-Antonio in den Golf von Cádiz. Seine weite Mündung ist durch Sandinseln in mehrere Eingänge geteilt, von denen der mittlere, die Barra de Canela, auch zur Ebbe noch $4\frac{1}{2}$ m Tiefe besitzt und deswegen größeren Fahrzeugen 45 km weit zugänglich ist; bei Villa real hat der G. bis 12 m Tiefe. Der G. ist unter den fünf Hauptflüssen Spaniens der schmalste, wasserärmste und versandteste. Bis Moura in Portugal ist seine Wassermasse nur während des Spätherbstes und Frühlings bedeutend, im Sommer schrumpft dieselbe fast ganz zusammen. Seine Länge beträgt 509 km, sein Flußgebiet 65519 qkm. Bedeutende Nebenflüsse, besonders rechts, fehlen ihm. Die wichtigsten sind rechts der Jancara oder Sigueta, welcher als der eigentliche Quellfluß des G. zu betrachten ist; links der Jabalon, der Bujar, der reizende Ardila, der einzige Zufluß des G., der das ganze Jahr hindurch wasserreich ist, und der Chanza auf der Grenze von Portugal. Die Mündung des G. ist namentlich auf der span. Seite mit großen Sümpfen eingefakt, die sich ostwärts an der Küste entlang fast ununterbrochen bis an den Kanal von Huelva erstrecken.

Guadiana oder Durango, Hauptstadt des mexik. Staats Durango (s. d.).

Guadiana Menor, Fluß im südl. Spanien, in den Provinzen Granada und Jaen, entsteht aus der Vereinigung des Guorbal und des Járbes und mündet bei San-Bartolomé links in den Guadalcquivir nach einem Laufe von 150 km.

Guadiz (arab. Wadi-Asch, d. h. Wasser des Lebens), Stadt in der span. Provinz Granada, 61 km

im NW. von Granada, in einem Thale des Nordabhanges der Sierra Nevada, links am Járbes, dem westl. Quellflusse des Guadiana Menor. Sie eines Bischofs, zählt (1877) 11 787 E., welche berühmte Dolchmesser verfertigen. Der Boden der Umgegend, eines ehemaligen Sees, ist höchst fruchtbar und erzeugt berühmten Wein. Zu den Resten der alten Befestigung gehört die Alcazaba oder das maurische Fort; die Kathedrale stammt aus neuerer Zeit. Etwa 7 km westlich entspringen die Mineralquellen von Graena, in 800 m Höhe.

Guaduas, Stadt in den Vereinigten Staaten von Columbien in Südamerika, Staat Cundinamarca, Departement Facativá, 85 km im NW. der Hauptstadt Bogota, auf der Straße von dieser nach Honda, in 1036 m Höhe, liegt in einem Kesseltale unfern von den Quellen des Guaduas, der als Rio Negro in den Magdalena fällt, und zählt (1870) 8527 E., welche Panamahüte flechten, Kohlen- und Asphaltminen bearbeiten und Zuckerröhren und Kaffee bauen. Den Namen hat der Ort von dem in Fälle in der Umgegend wachsenden Guaduasrohr. Mineralquellen entspringen in der Nähe.

Guagusin (Alexander), poln. Historiker, geb. 1538 in Verona, kam mit seinem Vater, dem Comes palatii lateranensis Ambrosius G. 1561 nach Polen, trat in das poln. Heer und nahm an den Kriegszügen unter den Königen Sigismund August und Stephan Bathory teil; 1569 empfing er das poln. Inbigenat und befehligte längere Zeit die Besatzung von Witebsk. Er starb 1614 in Krafau.

G. veröffentlichte ein Werk: «Sarmatiae Europaeae descriptio» (Krafau 1578); dasselbe wurde von Bernard Albin in Speier 1581 nachgedruckt, in das «Corpus historicorum Poloniae» (Wafel 1582) von Joh. Pistorius, ferner von Sigm. Jeyeraband in die Sammlung «Rerum polonicarum tomi tres» (Frankf. a. M. 1584), auch in die «Historiarum Poloniae Collectio magna» (Warsch. 1761) teilweise aufgenommen. Mit Unrecht wird es von Bibliographen einem Zeitgenossen G.s, dem Historiker Strzykowski, zugeschrieben, denn nur in einigen Abschnitten hat G. den Inhalt aus poln. Gedichten des letztern entnommen. Später veröffentlichte G. eine «Kronika Sarmacyey Europejskiej» (Krafau 1611), welche eine neue Bearbeitung und Fortsetzung der «Sarmatia» enthält und ohne Begründung für eine von einem Dichter des 17. Jahrh. Paszlowski, gefertigte Übersetzung des lat. Werks ausgegeben worden ist.

Guaham, Guajan oder Guam, Insel im Archipel der Marianen im nördl. Großen Ocean, unter 13° 30' nördl. Br. und 144° 40'—50' östl. L. von Greenwich, die südlichste und größte des Archipels, 514 qkm groß, mit 5800 E. Sie ist gebirgig, im Süden meist gut bewässert und fruchtbar. Ein Korallenriff macht die Küsten größtenteils unzugänglich, namentlich an der Nordostseite. Hauptstadt und Residenz des span. Gouverneurs ist Agaña, mit 3000 E., an der Westseite gelegen.

Guaiana, Guiana oder Guyana (fr. Guyane, span. Guayana, portug. Guianna), heißt im weitesten Sinne der Teil des großen Festlandes von Südamerika, welcher vom Atlantischen Meere im N., vom Orinoco im N. und W., vom Rio Negro im SW., vom Amazonenstrom im S. begrenzt wird und, da an der Westgrenze der Orinoco durch den Cassiquiare mit dem Rio Negro verbunden ist, ein ringsumstoffenes großes Inselland

von über 8 Mill. qkm bildet. Einen großen Teil desselben erfüllt das mit den Andes in keinerlei Zusammenhang stehende Hochland von G. oder das Gebirgssystem von Parima, welches sich innerhalb der genannten Grenzen 1500 km in westöstl. Richtung ausbreitet und noch wenig bekannt ist. Den venezolanischen Teil von G. erfüllt das eigentliche Gebirge von Parima. Davan schließt sich ostwärts eine Sandsteinregion, welche im Berge Roraima bis 2400 m aufsteigt. Südlich davon zieht die granitische Sierra de Pacaraima, deren östl. Fortsetzung sich in einzelne, durch breite Savannen getrennte Gebirgsglieder auflöst, zwischen denen die Flüsse nordwärts zum Meere fließen. Die um fast 2° südlicher gelegene Wasserscheide gegen den Amazonas bilden die Sierras de Acaari und de Tumuc-Humac, bis 400 m aufsteigend. Die Bergketten werden durch flache Savannen getrennt, die gewöhnlich während der trockenen Jahreszeit dürr und öde sind, aber nach den Regengüssen sich mit üppigem Grase bedecken. Die Vegetation ist in diesen Landstrichen über alle Vorstellung schön. Fast alle Gebirge und Flußufer sind mit majestätischen und undurchdringlichen Wäldungen bedeckt. Eine große Menge von Flüssen sind im Innern durch zahlreiche Katarakte unterbrochen, wie außer dem Orinoco der Essequibo, Demerara, Surinam, Maroni, Oyapoc u. a., und an den Mündungen teilweise durch Schlammabänke verstopft. Am südl. Fuße der Sierra Pacaraima befindet sich in der Ebene zwischen dem Rupununi, einem Hauptzufluß des Essequibo und dem Rio Locoto, einem obern Zweige des Rio Branco oder Rio Parima, der See Amucu (s. d.). Das Klima des Landes ist völlig äquatorial. In der sog. trockenen Jahreszeit herrscht eine Temperatur von 25–30° C. Die Hitze ist fast unerträglich (bis 54° C.) an offenen sandigen Orten und auf den Savannen, die mit steilen und felsigen Bergreihen wechseln, welche wiederum durch verhältnismäßig sehr kaltes Klima auffallen. Sehr fruchtbar zeigt sich der Boden in der weiten östl. Niederung und an den großen Flüssen. Die Wälder enthalten viele kostbare Holzarten, Farbstoffe, Arzneistoffe und wilde Früchte, während das angebaute Land Kaffee, Baumwolle, Katao, Zucker, Tabak, Indigo und alle übrigen Erzeugnisse des tropischen Feldbaues in Menge liefert. Die Physiognomie des Pflanzen- und Tierreichs ist fast dieselbe wie in Brasilien. Die Ureinwohner sind nur im Innern noch zahlreich und gehören teils dem Hauptstamme der Tupi, teils dem der Karaißen an; sie sind meist noch unabhängig, obgleich früher die Spanier vom Westen her, jetzt die Engländer von der Küste aus durch Missionen auf sie zu wirken gesucht haben. Außer jenen sind noch zu erwähnen die gleichfalls unabhängigen Neger am obern Maroni und seinen Zuflüssen, die sog. Bushnegern, Bonis oder Marons. In den polit. Besitz des Landes teilen sich England, Holland, Frankreich, Brasilien und Venezuela. Das Kolonialgebiet der drei europ. Mächte erstreckt sich wenig über die Meeresküste hinaus und bildet G. im engern Sinn. Doch sind die Grenzen noch nicht überall festgesetzt. (Vgl. die Karten zu Brasilien, Bd. III, S. 449. und Columbia, Bd. IV, S. 521.)

Das Britische Guaiana, mit der Hauptstadt Georgetown, zwischen dem Rio Amacura an der Mündung des Orinoco und dem Flusse Corentyne gelegen, besteht aus den Distrikten Berbice (s. d.),

Demerara (s. d.) und Essequibo (s. d.), welche seit 1881 zu einem Gouvernement vereinigt sind. Das ganze brit. Besitztum umfaßt ein Areal von 221 243 qkm mit (1881) 252 186 E. Die Schwarzen bilden die bei weitem vorherrschende Bevölkerung. Seit deren Freigebung (1888) sind auch freie Arbeiter aus Sierra Leone und Ostindien eingeführt worden, und außerdem hat eine beträchtliche Einwanderung von Malta und Madeira stattgefunden. Alle Kolonien G.s sind herabgekommen, besonders aber die britische. Die Entwertung der Güter im brit. Teile ist indessen nicht allein, wie in Westindien, der Sklavenemancipation zuzuschreiben, sondern sie rührt hauptsächlich daher, daß man sich lediglich auf die Produktion von Zucker beschränkt, für dessen Absatz die Pflanzer bis zu der neuen Zollreform gleichsam ein Monopol in England hatten. In neuester Zeit ist es durch zahlreiche Anti-Einwanderung und Aufhebung aller Verkehrsbeschränkungen gelungen, den Rückgang aufzuhalten. Eine Telegraphenleitung, um sämtliche Ortshaften zu verbinden, ist in Ausführung begriffen und hat Anschluß an das große amerik. Net. Die Einnahmen betrugen 1881: 403 000 Pfd. St., die Ausgaben 421 000, die Schuld 422 000 Pfd. St. Die Einfuhr hatte einen Wert von 1 784 000, die Ausfuhr von 2 597 000 Pfd. St.; letztere besteht namentlich aus Zucker, Rum, Melasse, Holz, Kaffee, Katao und Reis. Auch hat die Kolonie bereits eine 34 km lange Eisenbahn.

Das Niederländische Guaiana oder Surinam (s. d.) mit der Hauptstadt Paramaribo, zwischen dem Corentyne und Maroni, 119 321 qkm groß, zählt (1881) 69 856 E., mit den europ. Soldaten, 1000 abhängigen Indianern und 17 000 Bushnegern. Die Kolonie ist für das Mutterland höchst wichtig wegen der reichen Zuckerrenten.

Das Französische Guaiana, nach seiner Hauptstadt auch Cayenne (s. d.) genannt, zwischen dem Maroni und dem Oyapoc, ohne den gegen Brasilien streitigen Landesteil 121 413 qkm groß, wovon noch nicht ein Zehntel wirklich kolonisiert, ist besonders wegen des ungesunden Klimas verächtlich und als ehemaliger Verbannungsort bekannt. Die Bevölkerung der Kolonie belief sich 1880 auf 27 333 Seelen. Durch die Dekrete vom 8. Dec. 1851 und 27. März 1852 wurde G. die Deportationsstätte Frankreichs, und ein Gesetz vom 30. Mai 1854 substituierte die Deportation nach G. der Vagantstrafe. Am 31. Juli 1864 war der Effektivebestand aller Gefangenen 6425; in demselben Jahre aber wurde ein Dekret erlassen, dem zufolge seitdem keine Strafgefangenen mehr aus Frankreich nach Cayenne deportiert, vielmehr alle zur Deportation Verurteilten nach Neucaledonien gebracht werden.

Das Brasilische oder ehemals Portugiesische Guaiana, zwischen dem Oyapoc und Amazonenstrom, bildet keine organisierte Provinz, sondern nur einen Teil der Provinz Grão Pará, und wird auf 1 650 000 qkm geschätzt, ist aber, die Ortshaften an dem nördl. Ufer des Amazonenstroms abgerechnet, eine menschenarme, sehr wenig bekannte Gindbe.

Das Columbische oder ehemals Spanische Guaiana, bis 1881 ein Staat der Republik Venezuela mit der Hauptstadt Ciudad Bolívar oder Angostura (s. d.), ist wenig bevölkert und wird im N. vom Orinoco, im W. von diesem und dem Territorium Amazonas, im O. von Britisch-Guaiana,

im S. von der brasil. Provinz Amazonas begrenzt. Auf dem ganzen Gebiet von 359398 qkm lebten 1875 35344 E., davon 20000 unabhängige Indianer, während der Rest der Bevölkerung zur Hälfte aus civilisirten Indianern, zur Hälfte aus Weißen und Mestizen besteht. Ungeheure Flächen sind hier mit Savannen und Urwäldern bedeckt.

Geschichtliches. Die Rüste von G. wurde zuerst von Alonso de Hojeda in Begleitung des Amerigo Vespucci 1499 entdeckt, der sie unter 6° nördl. Br. traf und von da nordwärts verfolgte; 1500 wurde sie von Vincente Jañez Pinzon von Süden her der ganzen Länge nach befahren. Das Innere war jahrhundertlang das Land geogr. Mythen und poetischer Träume. Man verlegte hierher den fabelhaften See Parima und ein wunderreiches Eldorado (s. d.). Erst in neuerer Zeit sind über G., namentlich über das britische, zuverlässigere Berichte durch die Entdeckungstreifen Schomburgk's (s. d.) gegeben worden. Niederlassungen gründeten an der Rüste zuerst die Holländer, und zwar 1580 am Flusse Pomeroon, 1596 am Essequibo, welche letztere bereits 1613 blühte, noch mehr seit Gründung der Holländisch-Bestindischen Compagnie 1621 durch Einführung von Negersklaven. Seit 1626 ließen sich die Holländer am Berbice nieder, von wo sie das Land bis zum Corentyne untersuchten, und 1634 auf der Insel Macouria zwischen Capenne und Kourou. Auf der Insel Capenne hatten sich schon 1626—33 Franzosen, ziemlich gleichzeitig die Engländer am Flusse Coma (jetzt Surinam) niedergelassen und Paramaribo gegründet, welches sie aber bald wegen der Indianer und des Klimas verließen, sowie die Franzosen, die es 1640 besetzt hatten. Die Engländer nahmen 1652 Paramaribo wieder in Besitz, und 1662 wurde die Kolonie unter Karl II. erweitert und Surinam (nach dem Earl von Surrey) benannt. Seit 1657 hatten die Holländer die Flußufer des Pomeroon und Morocco bepflanzt und die Städte Neuseeland und Riddelburg angelegt. Essequibo nahmen die Engländer 1665 weg, 1667 aber traten sie im Frieden zu Breba Surinam an Holland gegen dessen nordamerik. Kolonie Neu-Amsterdam (den jetzigen Staat Neuyork) wieder ab. Auch die franz. Kolonien hatten die Engländer 1664 weggenommen, mußten sie aber 1664 räumen; ebendieselben wurden 1676 von den Holländern genommen, doch 1677 wieder abgetreten. Der Kaffeebaum wurde 1712 in Surinam, 1721 in Berbice eingeführt. Die Engländer eroberten 1781 ganz Holländisch-Guiana, traten es indessen 1783 wieder ab; 1796 nahmen sie es abermals und gaben es im Frieden zu Amiens zurück. Als wenige Monate darauf der Krieg von neuem begann, bemächtigten sich die Engländer nochmals des holländ. Teils, vereinigten 1812 Demerara und Essequibo zu einer Kolonie und behaupteten seitdem Demerara, Essequibo samt Berbice durch einen Vertrag vom 3. 1814. Das französische G. war 12. Jan. 1809 von den Engländern und Portugiesen erobert worden und blieb portugiesisch bis 1817, wo es wieder an Frankreich abgetreten wurde.

Litteratur. Die besten Materialien zur Kunde G.'s liefern die Werke der Brüder Robert und Richard Schomburgk, welche Strider in den «Reisen der Brüder Schomburgk in Britisch-Guiana» (Frankf. a. M. 1852) im Auszuge bearbeitete; vgl. noch Webber, «British Guiana» (Lond. 1873); Rappler, «Holländisch-Guiana» (Stuttg. 1881).

Guaira (La), Stadt im Bundesdistrikte der südamerik. Republik Venezuela, Hafenstadt der 10 km entfernten Hauptstadt Caracas, mit der sie eine 26. Juli 1883 eröffnete Eisenbahn verbindet, liegt an dem kaum 300 m breiten Küstensaume und am kalten Abhange der dahinter sich erhebenden Felsen, besteht hauptsächlich aus zwei dem Ufer parallelen Straßen nebst ihren Quergassen mit meist einstöckigen Häusern und zählt (1881) 7428 E. Sie ist einer der vier Haupthäfen Venezuelas, hat aber nur eine im Westen durch das Kap Blanco etwas gestaute See mit gutem Untergrund. Die weiße Bevölkerung besteht fast nur aus Fremden, in deren Händen, namentlich der Deutschen, der ganze Handel ruht. Hamburg und Bremen liefern den größten Teil der Einfuhr. G. ist mit St. Thomas und dadurch mit Europa durch regelmäßige Dampfschiffahrt verbunden, sowie direkt mit Hamburg. Das Klima ist keineswegs günstig für die Europäer; die herrschende drückende Hitze und die damit verbundenen Krankheitserscheinungen, namentlich die Tropenfieber und das Schwarze Erbrechen (vomito prieto), haben der Rüste den Namen «el infierno de Venezuela» zugezogen.

Guajacol, s. u. Guajaholz; vgl. Kreosot. **Guajaholz**, Resina Guajaci, stammt von Guajacum officinale L. (s. unter Guajaholz); dasselbe fließt aus den in die Rinde des lebenden Baumes gemachten Schnitten freiwillig aus und erstarrt an der Luft zu kugelförmigen oder länglichen, harts bis walnußgroßen, bräunlichroten Tropfen, Guajacum in lacrimis; eine zweite im Handel sich findende Sorte, Guajacum in massis, wird teils durch Zusammenrücken der Rinde, teils durch Auslöchen des an Harz sehr reichen Holzes desselben Baums gewonnen; diese bildet unregelmäßig geformte, dunkelbraune bis braungüne Stücke, die mit Holz und Rindenmassen durchsetzt zu sein pflegen. Das den Rindern oder Stämmen anhaftende, durch Abreibung entstandene Pulver ist schmutziggelb gefärbt. Dünne Splitter des Harzes sind durchscheinend mit gelber bis brauner Farbe. Bei der Wärme der Hand erweicht es noch nicht, beim Kauen klebt es etwas an der Zunge und hinterläßt einen kratzenden Geschmack, es schmilzt bei 85° C. und verbreitet einen an Benzol erinnernden Geruch. Es ist weit schwerer als Wasser, sein spezifisches Gewicht beträgt 1,205 bis 1,200. Es ist löslich in Alkohol, Äther, Chloroform, Aceton, Nelloöl, Ammoniak, nur teilweise löslich in Schwefelkohlenstoff und Benzol, unlöslich in Terpentinöl. An der Luft färbt es sich unter Mitwirkung des Lichts grün und dann blau; dieselbe Färbung bringen alle oxydierend wirkenden Körper hervor, so Ozon, Chlor, salpetrige Säure, Chromsäure; auch in Verbindung mit frischen Schnittflächen von Pflanzenenteilen wird es blau. Das Harz ist ein Gemenge verschiedener Substanzen, von denen folgende genauer untersucht sind: Guajaconsäure $C_{12}H_{14}O_4$, Guajacpfläure oder Guajacpfläure $C_{12}H_{14}O_4$, Guajaharzäure $C_{12}H_{14}O_4$ und ein gelber Farbstoff, Guajalgelb. Bei der trockenen Destillation liefert das Harz Guajacol C_8H_8O , oder Monomethyl-Brenzocatechin, welches auch im Buchenholzkreosot sich findet.

Guajaholz, Padenholtz, Franzosenholz (Lignum Guajaci, Lignum sanctum), ist das Holz eines zur Familie der Leguminosae gehörenden Baumes (Guajacum officinale L.), der in Westindien, namentlich auf Jamaica, Domingo, St. Thomas

und Martinique wächst und zweipaarig gefiederte Blätter mit ovalen, stumpfen, kahlen Blättchen und achselständige Blüten trägt, die aus einem fächerförmigen Kelch und einer bläulichen, fächerförmigen Blumentrone bestehen. Die Frucht ist eine mehrschichtige, wenigfleischige Kapself. Das Kernholz des Baums kommt in centnerschweren Klößen in den Handel, die aus einem gränlichbraunen Kern und dem gelblichen Splint bestehen und ein spezifisches Gewicht von 1,3 besitzen. Das Holz ist ungemein hart und schwerspaltig, dagegen zu Dreharbeiten sehr geeignet. Gerichten riecht es schwach und angenehm; sein Geschmack ist scharf aromatisch. Das G. wird jetzt meist zu technischen Zwecken gebraucht, z. B. zu Regelhugeln, Rollen, Walzen und Hämmeren; auch findet es medizinische Verwendung bei syphilitischen Leiden, Gicht, Rheumatismus; sein wirksamer Bestandteil ist das in ihm enthaltene Guajakharz (s. d.). Das in Brasilien und Westindien einheimische maritimer Guajaholz (*G. sanctum*) hat gleiche Eigenschaften.

Guajam, s. *Guaham*.

Guajaba nennt man Konfitüren, die auf Malabar angefertigt werden und aus candierten ostind. Pomeranzen bestehen.

Guajabebäume, s. *Psidium*.

Guatatefui, Huallatiri oder Carages, ein mächtiger thätiger Vulkan von 6693 m Höhe in der Kette der Cordillera von Peru, der höchste der vier Trachyitkegel der kolossalen Sajamagruppe, unter 18° 30' südl. Br. und 69° westl. L. von Greenwich.

Guadalupe, Stadt in der ital. Provinz Perugia, 37 km nördlich von Foligno, an der Eisenbahn Ancona-Rom, hat einen Dom und zählt (1881) als Gemeinde 8477 E. Nahe dabei liegt das antike Tagina, bei welchem 562 Narces die Voten unter Lolita schlug. [Provinz Entre-Rios (s. d.).]

Gualeguaychú, Stadt in der argentinischen *Guale*, bei naturwissenschaftlichen Namen Abföhrung für Guatieri (Nikolaus), geb. 1688 in Toscana, war Professor der Recht in Pisa, lebte seit 1742 in Florenz und starb 1747. Er ist der Verfasser des Prachtwerkes *Index testarum conchyliorum* (Flor. 1742).

Guallieri (Luigi), ital. Romanschriftsteller und Dichter, geb. 1826 in Bologna, ging 1848 nach Mailand, heiratete daselbst die gefeierte Schauspielerin Giacinta Beyana und begleitete sie auf ihren Kunstreisen durch Italien. Er begann seine schriftstellerische Thätigkeit mit dem zwölfbändigen Roman *«I misteri d'Italia»* (Mail. 1849). Von seinen übrigen Arbeiten sind zu nennen: *«L'Inno-minato»* (2 Bde., Mail. 1867; 8. Aufl., 6 Bde., 1892), *«Amore e fede»* (Mail. 1858); *«La biscia dei Visconti»*, histor. Roman (Mail. 1861; 2. Aufl. 1881), *«Memorie di Ugo Bassi»* (Mail. 1862); *«Dio e l'Uomo»*, Erzählung aus dem 17. Jahrh. (Mail. 1864; 3. Aufl., 4 Bde., 1892), *«I piombi di Venezia»*, histor. Erzählung aus dem 17. Jahrh. (2 Bde., Mail. 1864; 5. Aufl., 4 Bde., 1890), *«L'ultimo papa»* (2 Bde., Mail. 1865), *«Il Nazzareno»* (2 Bde., Mail. 1868), *«L'Amazzone»* (2 Bde., Mail. 1868), *«Gli studenti di Heidelberg»* (Mail. 1869), *«La Campagna»* (Mail. 1869), *«La vita romana»* (Mail. 1870), *«La figlioccia di Cavour»*, Roman (2 Bde., Mail. 1881), *«Silvio Pellico e le sue prigioni»* (Flor. 1881), *«La signora di Monza»* (Mail. 1882), *«La Contessa di Cellant»* (Mail. 1882), *«Il dottore Malebranche»* (2 Bde., Mail. 1883) u. f. w.

Guam, s. *Guaham*.

Guanacaste oder Liberia, Hauptstadt des Departements G. in der mittelamerik. Republik Costa Rica, östlich von der Bahia (Bai) de Culebra, mit 4000 E.

Guanaco, s. unter *Lama*.

Guanahani, der indian. Name der Bahama-Insel, mit deren Betreten Columbus 1492 die Neue Welt erreicht hatte und welche er San-Salvador benannte. Nach A. von Humboldts Ansicht war es die Cat-Insel, nach andern Mayaguana; jetzt hält man für das Wahrscheinlichste, daß die Watling-Insel oder San-Salvador die zuerst betretene war.

Guanaja oder Donacca, Insel im Golf von Honduras, dem Karibischen Meere angehörig, etwa 50 km im NW. vom Kap Honduras, die östlichste der Reihe der sog. Bay-Inseln (s. d.), gehört zum mittelamerik. Staate Honduras.

Guanare, Stadt in der südamerik. Republik Venezuela, Hauptort des Staates Portuguesa, 330 km im SW. von Caracas, in schöner Ebene, zählt 4675 E., welche Viehzucht treiben, Kaffee, Kakao und Juckerrohr bauen. Fernandez de Leon hat die Stadt 1595 gegründet.

Guanajuato oder Guanajuato, einer der Centralstaaten Mexikos, auf der Hochebene Anahuac, zählte im J. 1880 auf 28 462 qkm 788 202 E., unter denen 152 000 eingeborene Indianer, 300 000 von europ. Abkunft und 121 800 Mischlinge sind. Der südwestl. Teil gehört zu der fruchtbaren Ebene Bajío, der nordöstliche wird von zwei durch 1600 — 2200 m hohe Plateaus getrennte Gebirgsketten in Nord-Südrichtung durchzogen, der Sierra Gorda im Norden und der Sierra de G. in der Mitte des Landes. Letztere ist die höhere und erhebt sich im Gigante bis zu 3075 m. Der Hauptfluß des Landes ist der aus dem Rio de Lerma und Rio Laja entstehende Rio Grande de Santiago, der in den Chapalates fällt. Das Klima läßt stellenweise den Anbau der meisten tropischen Gewächse zu, doch baut man hauptsächlich Mais, Weizen, Frijoles (Bohnen) und Gerste, sowie die Garten- und Baumfrüchte der gemäßigten Zonen. Chilicorabado oder roter Pfeffer wird in Menge ausgeführt, auch Wein gebohrt, und die Olivenkultur hat man versucht weiter auszudehnen. In manchen Gegenden treibt man bedeutende Viehzucht. Der Hauptreichtum G.s besteht aber in seinen zahlreichen Silberminen. Der reichste Minenbezirk ist der der Hauptstadt, auf dessen weltberühmtem, in einer Länge von 12 000 m bearbeitetem Hauptgang Beta Madre de Guanajuato, der merkwürdigsten Silberader der Welt, in einem Halbtage von NW. nach SO. gelegen, die Gruben Balenciana (die berühmteste), Rayas, Serena, Mellado u. a. bearbeitet werden. Seit dem Anfang der Revolution kamen die Minen in Verfall. Erst 1823 trat wieder einige, bald reichlich lohnende Thätigkeit ein, und seit 1825 steigerte sich der Betrieb durch die reichen Mittel der engl. Bergbaugesellschaften. Im J. 1876 schätzte man die Jahresproduktion zu 1 619 500 Frs. in Gold und 21 509 880 Frs. in Silber. Außer den edeln Metallen finden sich Eisen, Kupfer und Blei, im Norden auch Salpeter, im Süden Soda, an verschiedenen Orten warme und Schwefelquellen. Für Selen-Bismut (Guanajuatit) ist hier der einzige bekannte Fundort. Neben dem Bergbau und der Landwirtschaft sind verhältnismäßig auch die Manufakturen von Bedeutung, die jetzt ihre Hauptstütze in

Salamanca, Salvatierra (für Baumwolle) und Celaya (für Kasimire, Luche und Dedes) haben. Außer der Textilindustrie sind auch erwähnenswert die Fabrikation von Leder, Fayence- und Töpferwaren, in der Hauptstadt von Gold- und Silberwaren.

Die Hauptstadt Guanajuato oder Santa Fe de Guanajuato, 260 km im NW. von Mexico, 2044 m über dem Meere zu beiden Seiten der tiefen, von einem Bergstrom Guanajuato durchflossenen Schlucht Cañada de Marfil gelegen und von steilen Bergen und Porphyrsteinen umgeben, wurde 1554 gegründet und 1741 zur Ciudad erhoben. Sie hat, da sie ihren Ursprung den Erzgruben verdankt, ganz den Charakter einer Bergstadt, steile, unregelmäßige Bergstraßen, und gewährt ein malerisches Bild. Unter den zum Teil prächtigen öffentlichen Gebäuden sind die Kathedrale, die Jesuitenkirche, das 1812 errichtete Münzgebäude, der Regierungspalast und das Theater bemerkenswert. Die Stadt besitzt eine sog. Universität, ein Gymnasium, mehrere Mittelschulen, acht Klöster und eine Kaserne. Im Westen derselben liegen mehr als 100 Grubengebäude. Vor der Revolution, welche 1810 in dem gegen Südosten gelegenen Dorfe Dolores Hidalgo unter dem Priester Hidalgo ausbrach und in ihrer ersten Zeit vorzugsweise im Staate G. wütete, zählte die Stadt nebst den Vorstädten und den benachbarten Minen gegen 100 000, im J. 1880 aber nur 56 112 E.

Guanchen hießen die Urbewohner der Canarischen Inseln (s. d.), welche bei deren Besitznahme durch die Spanier im 15. Jahrh. vorgefunden wurden und von diesen als ein friedliches, aber tapferes Hirtenvolk von großer Milde der Sitten, einsichtsvoll und gastfrei geschildert werden. Die G. waren von hohem, wohlproportioniertem Körperbau und olivenfarbiger Haut, hatten lebhaft Augen und glattes, langes Seidenhaar. Ihre Kulturzustände zeigten sich auf den verschiedenen Inseln sehr verschieden. Am niedrigsten standen die Bewohner von Gomera und Palma, die ganz nackt gingen, in Höhlen wohnten und sich nur von Wurzeln und Ziegenmilch nährten. Die höchste gesellschaftliche Entwicklung fanden die Spanier auf Gran Canaria vor, wo es 2 Hauptstädte und 33 Ortschaften gab und zwei Staaten bestanden, die sich gegenseitig befehdeten. Die Totenbestattung der G. war jener der alten Ägypter ähnlich, die Mumien der Vornehmen wurden aufrecht sitzend in gemauerten Gräbern oder Höhlen beigelegt. Die Sprache war, wie die erhaltenen Reste bekunden, ein Dialekt des Berberischen, daher die G. vom linguistisch-ethnogr. Standpunkte dem Stamme der Hamiten (s. d.) beizuzählen sind. F. von Löhner sucht in den G., gestützt auf eine Reihe von Eigennamen und sozialen Einrichtungen, ein aus dem einheimischen Verberstamme und vom Festlande nach den Inseln geschickten Vandalen entstandenes Mischvolk. Obgleich die G. nur mit Hilfe von Fahrzeugen vom Festlande auf die Inseln gelangt sein konnten, besaßen sie doch bei Ankunft der Spanier weder Kähne, noch kannten sie das Eisen. Auch die verschiedenen Inseln hatten die Verbindung miteinander verloren. Von den Spaniern wurden die G. nur nach harten Kämpfen unterworfen, aber keineswegs ausgerottet. Sie vermischten sich mit den einwandernden Spaniern und gaben ihre Sprache auf, sodas im 17. Jahrh. nur noch in einzelnen abgelegenen Thälern unvermischte Reste dieses Volks vorhanden waren, wie z. B. bei Guimar auf Teneriffa. Mit Anfang des 18. Jahrh. verschwand die

Sprache vollständig; dagegen hat sich der Typus der G. in Gomera und an der Südküste von Teneriffa noch ziemlich rein erhalten. Vgl. Löhner, »Nach den glücklichen Inseln« (Bielefeld 1876).

Guanin, $C_4H_5N_3O_2$, ist eine der Verbindungen, welche bei der regressiven Stoffmetamorphose im Tierkörper gebildet und zwischen dem Harnstoff und dessen letztem Zerfallsprodukt, dem Harnstoff, stehen. Es bildet mit dem Xanthin und dem Sartin eine Gruppe von nahe verwandten Körpern. Es ist zuerst im Guano entdeckt und nach diesem benannt, dann aber auch in verschiedenen Organen des Tierkörpers, im Pankreas, in der Fleischflüssigkeit u. s. w. nachgewiesen worden. In einer besondern Kränkheitsform der Schweine, der Guaningicht, sammelt es sich in größeren Koncretionen im Fleisch derselben an. G. verbindet sich sowohl mit Säuren, wie mit Basen, wie auch mit Salzen zu kristallisierenden Salzen. Durch Einwirkung von Salzsäure und chlorsaurem Kali wird es in Parabansäure $C_4H_3N_3O_6$, die in naher Beziehung zur Harnsäure steht, und in Guanidin CH_5N_3 , eine dem Harnstoff nahe verwandte starke Base, verwandelt.

Guano oder **Huano** (span.), wertvolles Düngemittel, welches wesentlich aus den mehr oder weniger zeretzten Excrementen von Wasservögeln besteht und teils auf Inseln, teils an den Ufern des Festlandes der regenlosen Zone in Südamerika, Peru, sich findet. Sein Vorkommen und seine in dortigen Gegenden seit alters übliche Verwendung ist bereits in dem 1604 erschienenen Werk »Comentarios reales« von Garcilaso de la Vega erwähnt; 1802 besuchte Alex. von Humboldt die merkwürdigen Fundstellen auf den Chincha-Inseln (s. d.) und brachte die ersten Proben dieses Materials nach Europa. Im J. 1840 kam die erste Schiffsladung G. nach Liverpool. Die erstaunlichen Erfolge, welche sich bei der Anwendung dieses neuen Düngestoffs kundgaben, riefen bald eine allgemeine Nachfrage hervor, wodurch ein bedeutender Geschäftszweig entstand, an dessen Ausbeutung namentlich englische und hamburger Kaufleute und Reederei beteiligt waren. Die früher kaum gekannten Gilande der Westküste Perus wurden der Sammelplatz einer Flotte von Rauffahrtsschiffen, welche die dort während vieler Jahrhunderte abgelagerten Massen fortführten zur Befruchtung der europ. Felder. Leider sind die Vorräte nicht so groß gewesen, um nicht durch den sich immer steigenden Bedarf bald erschöpft zu werden. Die Chincha-Inseln sind vollständig abgeräumt, von dort stammender G. findet sich jetzt nur noch als Rarität in Sammlungen aufbewahrt. In neuerer Zeit sind noch Guanolager auf Punta de Lobos und Babellon de Rica und an einigen andern Stellen entdeckt, aber diese Fundstellen sind von verhältnismäßig geringer Mächtigkeit, und das Produkt steht in seiner Qualität dem früher von den Chincha-Inseln verschifften weit nach. Der G. der Chincha-Inseln bestand durchschnittlich zu zwei Dritteln seines Gewichts aus stickstoffhaltiger organischer Substanz, harnsaurem, oxalsaurem Ammoniat u. s. w. und enthielt 13—14 Proz. Stickstoff, der Rest war vorwiegend phosphoraurer Kalk. Da die organische Substanz leicht in Wasser löslich ist und daher von jedem Regenguß ausgewaschen und fortgeführt wird, so ist die dauernde Erhaltung eines unveränderten G. auch nur auf einen verhältnismäßig kleinen Raum der Erde beschränkt.

nämlich auf die regnlose Zone, da an allen übrigen Orten sehr bald eine wesentliche Wertverminderung der dort abgelagerten Massen durch Auswaschen ihrer löslichen Bestandtheile eintreten muß. Dem entsprechend hat man trotz eifrigsten Fortschreitens bisher keine neuen Lager von irgend welcher Größlichkeit entdecken können. Wohl sind an verschiedenen Stellen des Ozeans guanoähnliche Massen aufgefunden und als Guano, *Merlione*, *Parois*, *Agadoc*, *Rodguano* benannt, aber alle diese unterscheiden sich von dem Perugano durch die Abwesenheit des Stickstoffs, der ihnen seinen größten Werth verleiht. Diese, auch phosphorhaltige *G* genannt, bestehen ihrer Hauptmenge nach aus phosphorsaurem Kalk, ihre unmittelbare Wirkung als Dünger ist sehr gering, weil der in ihnen enthaltene phosphorsaure Kalk wegen seiner Unlöslichkeit im Boden nicht zur Wirkung kommt, sie sind dagegen vorzügliches Rohmaterialien zur Anfertigung des sog. *Superphosphats* (s. d.).

Der *Perugano* bildet eine gelbbraune, erdige, mit gröbern und feineren harten Klumpen durchsetzte Masse, der außerdem nicht selten Steine und sonstige fremde Materien beigemengt sind. Wegen dieser Beschaffenheit kann der *G* nicht ohne weiteres als Dünger auf das Feld gebracht werden, sondern muß durch Sieben und Zerkleinern der Stücke vorher in ein gleichmäßiges Pulver verwandelt werden. Dieser höchst löthigen Operation sind die Rohstoffe überhoben durch die von den Importeuren des *G*, *Ohtendorf u. Comp.* in Hamburg, betriebene Anbrütlung des sog. aufgeschlossenen *Guano*. Es hat sich letzteres Produkt einer so allgemeinen Markterkennung zu erfreuen, daß seit Mitte der sechziger Jahre kaum noch unverarbeiteter *G* verwendet worden ist. Der aufgeschlossene *G* wird erhalten, indem der echte *Perugano* mittels Dedintegratoren zerkleinert und mit konzentrierter Schwefelsäure in bestimmtem Verhältnisse gemischt wird, wobei unter lebhafter Erhitzung eine breiige, beim Erkalten erstarrende Masse entsteht, die dann von neuem fein zerkleinert wird. Der Zusatz von Schwefelsäure wird gemacht, um den im *G* enthaltenen unlöslichen phosphorsauren Kalk in eine lösliche Verbindung zu verwandeln und um vorhandene Ammoniaksalze vor Verflüchtigung zu schützen. Der aufgeschlossene *G* ist nicht mit mancherlei Kunstproduktion zu verwechseln, die meist in betrügerischer Absicht unter der Bezeichnung *G* in den Handel gebracht werden.

Vgl. *Schöberl*, „*Guanoökologie*“ (Erg. 1853); *Mayr*, „*Die richtige Würdigung des Perugano*“ (Halle 1872).

Guaporé oder *Yenoz*, ein großer rechtsseitiger Nebenfluß des *Amazonas*, welcher der *Atl. Quell.* aus des zum *Amazonas* gehörenden *Radere* st. Der *G* entspringt in der brasil. Provinz *Mato Grosso* auf der Serra des *Barreis*, ungefähr in 14° 30' südl. Br., fließt anfangs nach S., dann nach N. bis zur Ummündung des *Barreis*, dann nach N.Ö. über *Mato Grosso*, ehemals *Land da Barra* genannt, um 14° südl. Br. ab, wo er den Rio *Neiba* von links her aufnimmt, bildet der *G* die Grenze zwischen *Brasilien* und *Bolivien*. Er durchfließt 1600 km, bis er, 300 m breit, bei *Chiquitos* 770 m in den *Amazonas* mündet. Die *Brasilianer* nennen Nebenflüsse des *G* sind links *Rio Verde*, *Paraguan*, *Guarés* (mit links *Rio Branco*) und *Itomamad* (im oberen Laufe *Rio San Miguel*), sämtlich in *Bolivien*.

Guarano (*Pasta Guarana*), ein in die erste Auflage der *Pharmacopoea Germanica* aufgenommenes, aber in der zweiten Auflage gestrichenes Heilmittel gegen Malaria, dasselbe stammt aus *Südamerika* und wird von den *Guarani*, Indianern aus dem Samen einer *Sapindaceae*, der *Passiflora corollata*, bereitet, indem sie dieselben quetschen, rösten und mit Wasser zu Kuchen oder Stangen formen, welche an der Sonne oder in einer Kiste Rauchbarre getrocknet werden. Im Handel kommt die *G* meist in Form von harten Stangen von dunkelbrauner Farbe vor, die einen eigentümlichen Geruch und einen bitterlichen und zusammenziehenden, an *Kakao* erinnernden Geschmack besitzen und zum Teil in Wasser sich lösen. Es findet sich darin *Caffein*, zuweilen bis zur Menge von 6 Proz., an Gerbsäure gebunden.

Guarani, ein südamerik. Volksstamm, bildet mit den *Tupis* ein Volk, welches *Brasilien* und die dazwischen liegenden Inseln und Inseln einnimmt, der nördl. Zweig wird mit dem Namen *Tupi*, der südliche als *G* bezeichnet. Das Volk der *Guarani*, *Tupi* spielt in jenen Gegenden dieselbe Rolle wie das Volk der *Kariben* im Norden, das Volk der *Tupis* im Westen *Südamerikas* und das Volk der *Asteken* auf dem Hochplateau von *Mexiko*. Es ist ein Eroberervolk, das in einer Art von militärischer Organisation lebt und seine Nachbarn unablässig bedrückt. Dem Kanibalismus ist es nicht aus Mangel an Nahrung, sondern infolge der durch das Kriegshandwerk genährten Wildheit zugehörig. Die *G* treiben Landbau, der aber ausschließlich von den Weibern besorgt wird, hat mit der Schifffahrt verknüpft, indem sie auf wohlgeputzten Kähnen die vielen Ströme befahren und infolge dessen auch gute Schwimmer. Die Sprache der *Guarani*, *Tupi*, die in ganz *Brasilien* als *lingua geral* gilt und vielfach auch von den andern Stämmen verstanden wird, ist wohlklingend, der *Tupialekt* verhält sich zum *Guarani* ungefähr so wie das Portugiesische zum Spanischen. Vgl. *Cebizny*, „*L'homme américain (de l'Amérique méridionale)*“ (2 Bde., Par. 1830); *Martius*, „*Beiträge zur Ethnographie und Sprachkunde Amerikas, jenseit Brasilien*“ (2 Bde., Erg. 1857); *Friedr. Müller*, „*Grundriss der Sprachwissenschaft*“ (Bd. 2, Wien 1859).

Guaranis, 1. *Caffia*.

Guarba, Stadt in der portug. Provinz *Beira*, ein Ort, der 37 km im N.O. von *Essaden*, in der Provinz *Beira*, auf einem Ausläufer der *Serra da Guarba* des *Mondego*, in Siz eines *Wasserfalls*, der in eine *Kaskade* und ein *Ästuar* übergeht. Der Ort wurde 1199 als *Guarba* gegründet.

Guarba, an die *Estrella* angeordnet, ist ein Ort, der in der Provinz *Beira*, auf welchem noch einige riesenhafte Stämme den *Verder* liefern, daß eine *Wunderwahrheit* nicht unmöglich ist.

Guardafui oder *Gardefui* ist das große Ostkap *Ärlands*, südlich vom Eingange zum Golf von *Aden*, doch springt 100 km weiter südlich das *Ras Hafun* oder *Ras Oufui* noch etwas weiter nach O. in das Meer vor. *G* ist das antike *Promontorium Aromata*. Rückwärts vom Kap erhebt sich über dasselbe ein Berg, welchen nach *Arabs* die Bewohner des Landes *Garba* oder *Diard* nennen, während sie dem Kap selbst den Namen *Är* geben; davon kommt der arab. Name *Diard* *Hafun* sowie der europäische *Gardefui* her.

Guardian (vom ital. *guardare*, d. i. Wacht geben) heißt in den Franziskanerklöstern der Pater superior oder Vorsteher. Diese Würde darf statutengemäß eine Person nicht länger als drei Jahre nacheinander in einem und demselben Kloster verwalten. In England nennt man G. denjenigen, der während einer geistlichen Vakanz die geistliche Jurisdiktion in einer Diözese verwaltet. In Portugal bezeichnet man mit G. einen Unteroffizier der Marine.

Guardinfante (ital.), großer Keisrod, welcher so weit ist, daß er die Schwangerschaft verbirgt.

Guarentigierte Urkunde (*instrumentum guarentigatum*) bedeutet dem Wortsinne nach eine mit besonderer Garantie versehene Urkunde. Der Ausdruck stammt mit der Sache aus dem mittelalterlichen ital. Recht. Ursprünglich hießen so notarielle Urkunden über Schuldbekenntnisse, abgelegt vor dem Notar, welchen ein Zahlbefehl (*praeceptum guarentigiae*) des Notars hinzugefügt war; nach Ablauf der im Zahlbefehl bestimmten Zeit konnte ohne weiteres gegen den Schuldner die Zwangsvollstreckung bewirkt werden. Diesem eigentümlichen Institut liegt zu Grunde die Idee eines Prozesses, in welchem der Gläubiger als der Kläger, der Schuldner als der anerkennde Beklagte und der Notar als Richter gedacht wird; auch hat sich dasselbe aus dem Gebrauch gerichtlicher Scheinprozesse entwickelt. Späterhin bezeichnete man mit dem Ausdruck überhaupt alle Urkunden, mit welchen das Recht sofortiger Zwangsvollstreckung verknüpft war, alle «*esecutorischen*» Urkunden. (S. Urkunde, Zwangsvollstreckung.)

Guarico, linker Zufluß des Orinoco in Venezuela, entspringt südwestlich von Caracas im Marwaregebirge und mündet nach seiner Vereinigung mit einem Arm des Apure, dem Apurito, oberhalb von Caicara in den Orinoco. Nach ihm war der frühere Staat G. der Republik Venezuela benannt, welcher seit 1881 einen Teil des Staates Guzman Blanco bildet. [auf Haiti (s. d.).]

Guarico, älterer Name der Stadt Cap Haiti **Guarini** (Giovanni Battista), ital. Dichter, geb. 1587 zu Ferrara, aus vornehmer Familie, stammte in vierter Generation von Guarino Guarini. Nachdem er zu Pisa und Padua studiert und an dem ersten Orte einige Zeit Vorlesungen gehalten hatte, trat er in die Dienste des Herzogs Alfons II. von Ferrara, der ihn zum Ritter erhob und als Gesandten nach Venedig, zu Kaiser Maximilian II., zu Papst Gregor XIII. wie nach Polen sandte, wo er nach der Königstrone strebte. Für Mühen und Auslagen sorgfältig belohnt, verließ G. 1582 den Dienst, um sich ganz literarischen Arbeiten zu widmen, nahm jedoch 1585 das ihm angebotene Staatssekretariat vom Herzog wieder an, ohne diesmal in seinem Dienstverhältnis befriedigter zu sein als früher, sodaß er wieder auswich, sein Glück in Florenz, Turin, Venedig, Mantua, endlich in Rom versuchte, doch Hause zurückkehrte, aber es nach Herzog Alfons' Tode (1597) auch hier nicht aushielt. So begann ein neues unstetes Leben, das ihn wieder nach Florenz, nach Urbino und endlich in die Heimat zurückführte, welcher er zuletzt 1605 diente, indem er als ferrarischer Gesandter zu Papst Paul V. ging. Er starb 1612 zu Venedig.

Unter seinen Gedichten ist am berühmtesten «*Il pastor fido*» (Vened. 1590 u. öfter), ein Schäferdrama, welches Laffos «*Aminta*» den Rang streitig machte. Es wurde 1585 zum ersten mal zu Turin

bei der Vermählung Karl Emanuels, Herzogs von Savoyen, mit Katharina von Österreich aufgeführt, nachher häufig auf die Bühne gebracht und fast in alle europ. Sprachen (deutsch von Arnold, Göttingen 1815) überetzt. Außerdem hat zu erwähnen sein in dialogischer Form abgefaßter «*Segretario*» (Vened. 1600), das Lustspiel «*La Idropica*» (Vened. 1613), die «*Rime*» (Vened. 1601) und «*Lettere*» (Vened. 1600). Eine Gesamtausgabe seiner Werke besorgten Barotto und Apostolo Zeno (4 Bde., Verona 1737—38). Sein «*Trattato sulla libertà pubblica*», den er um 1599 schrieb, erschien zu Venedig 1816 zum ersten mal im Druck, zugleich mit G.'s Leben von Anggieri. Vgl. Cittadella, «*Guarini famiglia nobile ferrarese*» (Bologna 1870).

Guarino (lat. *Varinus*), gelehrter Italiener, geb. 1370 zu Verona, ging 1388 nach Konstantinopel, um bei Theophylaktos Griechisch zu lernen. Nach seiner Rückkehr lehrte er zu Verona, Padua und Bologna und wurde Erzieher des nachmaligen Markgrafen Lionello von Ferrara. Im J. 1438 machte er den Dolmetscher zwischen dem lat. und griech. Vätern des Konvikts zu Ferrara. Er starb 1460. Er war für die Wiedererweckung der klassischen Studien sehr thätig, übersezte die zehn ersten Bücher des Strabo und mehrere von Plutarch, kommentierte Cicero, Persius, Juvenal, Martial und Aristoteles und schrieb ein «*Compendium grammaticae Graecae*», welches zu Ferrara (1509) erschien. Auch als Pädagog hat er sich bedeutendes Verdienst erworben. Vgl. Rosmini, «*Vita e disciplina di G.*» (3 Bde., Brescia 1806—6).

Guarnieri oder **Guarnerio**, eine der berühmtesten ital. Geigenbauersfamilien. Besonders hervorgehoben sind: Pietro Andrea G., geb. um 1630 zu Cremona, ein Schüler Scaramoni Amatis, baute seine vorzüglichsten Instrumente 1662—82.

— Pietro G., Sohn und Schüler des vorigen, geb. zu Cremona um 1670, verlegte um 1700 seine Werkstätte nach Mantua; seine letzten Instrumente tragen die Jahreszahl 1717. Seine Erzeugnisse stehen denen seines Vaters nach. — Antonio Giuseppe G., ein Brudersohn Pietro Andreas und der berühmteste der Familie, geb. zu Cremona 8. Juni 1683, gest. 1745, soll ein Schüler des Stradivari gewesen sein. Seine besten Instrumente fallen in die Zeit von 1725 bis 1745.

Guastalla, bei den Longobarden ein Verwalter herrschaftlicher Güter, auch Aufseher über Städte und größere Landesdistrikte (Landeshauptmann); **Guastaldia**, das Amt des G.

Guastalla, ehemals Hauptstadt des gleichnamigen Herzogtums, jetzt eines Distrikts der Provinz Reggio nell' Emilia im Königreich Italien, 1848—59 zum Herzogtum Modena gehörig, am Einfluß des Crostolo in den Po, 38 km im NO. von Parma, in einer fruchtbaren, aber fruchtlosen, von vielen Kanälen durchschnittenen Ebene gelegen, ist regelmäßig gebaut, mit Platanen umgeben und wird von der Hauptstraße Via Gonzaga durchschnitten. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs sowie der Distriktsbehörden und zählt (1881) als Gemeinde 10369 G., welche viel Reisbau treiben. Sie ist öde und armlich in ihrem Aussehen und war einst die Residenz der Herzöge von G.; auf dem Marktplatz steht die eiserne Statue Ferrantes I. Gonzaga (gest. 1559 zu Brüssel), von Leone Leoni von Arezzo. Die Stadt besitzt ein Kollegium, ein bischöf. Seminar, eine Russischschule, eine Mädchenerziehungsanstalt, eine

ffentliche Bibliothek und ein Theater. G. wurde von den Longobarden gegründet und noch in spätem Mittelalter *Wardisalla* genannt. Papst Paschalis II. hielt hier 1106 das Konzil ab, auf welchem über die Investitur verhandelt ward. In späterer Zeit ward der Ort sehr bekannt als herzogl. Residenzstadt und durch seine Kriegsgeschichte.

Das Gebiet von Guastalla gehörte im Mittelalter zuerst zu Reggio, hierauf seit Anfang des 14. Jahrh. zu Cremona, dann zu Mailand und wurde 1406 vom Herzog Maria Visconti von Mailand zur Grafschaft erhoben, die er Guido Torelli von Mantua, dem Gemahl seiner Cousine, in Lehn gab. Im J. 1589 erwarb Ferrante Gonzaga, einer der Feldherren Karls V. und nachmal's Gouverneur von Mailand, G. von der Torelli, und es blieb seit 1621 mit dem herzogl. Titel bei seinen Nachkommen. Die am linken Ufer des Po gelegenen kleinen Fürstentümer Sabbionetta und Voggolo wurden 1708 vom Herzog Vincenzo Gonzaga ererbt und als kais. Lehn mit G. vereinigt. Nach dem kinderlosen Ableben Giuseppe Gonzagas (1746) zog die Kaiserin Maria Theresia das Ländchen als eröffnetes Mailand. Lehn ein, worauf dasselbe 1748 im Rastener Frieden dem span. Infanten Don Philipp als Herzog von Parma überlassen ward. Gleich den übrigen Staaten des Herzogs von Parma nahmen 1796 die Franzosen auch G., um es mit der cisalpinischen Republik zu vereinigen. Napoleons I. Schwester, Pauline Borgehe, erhielt 1805 G. mit dem Fürstentitel. Durch den Wiener Kongreß wurde sodann dasselbe, Sabbionetta und Voggolo ausgenommen, die an Oesterreich fielen, nebst Parma und Biarezza der Gemahlin Napoleons, Marie Luise, überlassen, nach deren Tode (17. Dez. 1847) es zufolge der Konvention vom 10. Juni 1817 nebst Parma und Biarezza an Karl Ludwig von Bourbon, Herzog von Lucca, Urenkel Don Philipps, überging, der Lucca an Toscana und 8. Jan. 1848, gemäß des Florentiner Vertrags vom 28. Nov. 1844, das Herzogtum G. an Modena abtrat.

Guastallinenorden, s. Engelschwester.

Guatabita, Stadt in Südamerika, in den Vereinigten Staaten von Columbien, Staat Cundinamarca, 22 km im N.O. von Bipaquirá und 40 km im N.W. von Bogota, an einem Zufluß des Junza, 2596 m hoch gelegen, zählt 5615 E. Ehemals war G. eine Hauptstadt der Indianer und die Residenz des Herrschers der Muzca, und 1557, als Quesada es eroberte, war es der am stärksten besetzte Ort der Hochebene. Etwa 10 km entfernt liegt in 3199 m Höhe auf einem Hochplateau der berühmte See von G., an dessen Rand ein Tempel der Muzcas stand und in welchen die Bewohner massiv goldene Bildwerke und ungeheueren Reichtümer versenkt hatten. Wiederholt haben Quesada, Sepulveda u. a. versucht, den See trocken zu legen.

Guatemala, ursprünglich *Quauhtematan*, d. h. Ort der Holzhäuser, oder herkommend von den Aztekwörtern *U-hate-j-mal-ha*, d. h. Berg, der Wasser ausströmt, heißt die bevölkertere und reichste unter den fünf Republiken von Centralamerika (s. d.), welche aus dem ehemaligen *Generallapitana* Guatemala hervorgegangen sind. Der Staat grenzt im N. an die mex. Staaten Campeche und Yucatan, im O. an Baije oder Britisch-Honduras, an die Hondurassbai und die Staaten Honduras und San-Salvador, im S. an die Südsee, im W. an die mex. Staaten Chiapas und Tabasco und

hat ein Areal von 121140 qkm. Der größere Teil des Staatsgebiets ist eine 1300 m hohe granitische, prachtvolle, gesunde Hochebene und in der porphyrischen und trachyitischen Sierra Madre Gebirgsland in größter Abwechselung von Stufen, Plateaus und Hochthälern, letztere ausgezeichnet durch ihre landschaftliche Schönheit, Fruchtbarkeit und gesundes Klima. Dem Nordwesten des Departements G. gehören die unter dem Namen *Los Altos de Guatemala* bekannten Alpenlandschaften an. Die höchsten Erhebungen des Landes liegen auf dem Südwestrande, der eine Reihe teils erloschener, teils noch thätiger Vulkane trägt. Der höchste dieser Vulkane, zugleich der Ausmündungspunkt von ganz Centralamerika, ist der Volcan de Agua (s. d.), der sich bis zu 4419 m erhebt, während sein thätiger Nachbar, der Volcan de Fuego, 4259 m emporsteigt; der Tajumulco, der 1863 einen Ausbruch hatte, ist 3639 m hoch. Fast ebenso hoch sind die Vulkane Sapotitan und der von Amatitlan und der Atitlan, 3570 m hoch, der Acatenanga 4250 m hoch. G. ist durchgängig sehr gut bewässert, obwohl große schiffbare Flüsse wegen der Konfiguration des Landes nicht zur Entwidlung kommen. Außer dem 590 km langen Usumacinta, der dem Staate größtenteils nur als Grenzfluß angehört und gegen Norden in den Golf von Campeche fällt, sind die dem Golf von Honduras zufließenden Ströme Polochic, 178 km lang, und Motagua oder Rio Grande, 262 km lang, die bedeutendsten. Die zur Südsee gehenden Flüsse sind sehr zahlreich, aber nur kurze Küstenflüsse. Die bedeutendsten Seen sind die Laguna Dulce, der von Amatitlan, der von Atitlan, die Laguna Lacandon und die Laguna de Peten (1600 m Höhe) mit 40 Inseln, letztere sämtlich mit zahlreichen merkwürdigen Denkmälern altertümlicher Bauwerke. Das Klima von G. ist durchgängig gesund; nur in der heißen schmalen Küstenebene an der Südsee und vorzüglich an der Hondurassbai sind Fieber häufig. Die mittlere Temperatur auf dem Plateau ist 18° C., die Extreme sind 31° und 3,75°; im Mittel fallen 1386 mm Regen. In den Altos sind Schnee und Frost nicht selten. Infolge der Entwaldung verschlechtert sich das Klima sehr. Mannigfaltig wie das Klima sind auch die Produkte des in den unbauten Teilen noch mit schönen Wäldern bedeckten Landes. Die Küstenstriche liefern reichlich Mahagoni-, Farbe- und andere Hölzer. Auf den höhern Plateaus werden Weizen und alle Baum- und Gartenfrüchte der gemäßigten Zone in Menge erzeugt. Die mittlern und niedrigeren Landesteile erzeugen Cochenille, Tabak, Kaffee, Kakao, Vanille, Yperacuanha, Koloquinten, Baumwolle, Indigo, Zuder. In den Berggegenenden ist Wolle das Hauptprodukt, die im Lande verarbeitet wird. Zahlreich sind die prächtigsten Vögel und von Ungeziefer die Sandflöhe, Ameisen, Laufendflöhe, Storpione und Sarayaten. An Mineralisagen scheint das Land nicht reich zu sein. (Vgl. die Karte: Mexiko und Centralamerika.)

Die Bevölkerung G. beträgt (1881) 1252497, worunter über 800000 Indianer. Die Weißen sind meist Pflanzler, die Labinos Handwerker und kleine Kaufleute, und die Indianer bilden die ackerbauende Bevölkerung; einige der größern Städte sind auch ganz von Indianern bewohnt, welche ihre Muttersprache reden und sich nur äußerlich nach dem Geseß, der Religion und den üblichen Gebräuchen richten. Im Norden wohnen ununterworfenen Indianer,

mit die Vacandones. Als Indianer mit ihren 26 Dialekten stammen von den Quiché, Mamé und Nahuatl, alle von den Azteken, Tolteken und Mayas. Der Landbau bildet den Hauptzweig der Gewerthätigkeit. Hauptprodukt und Hauptexportartikel ist der Kaffee und die Caneille, welche namentlich gegenwärtig den Reichtum des Staats bilden. Die Viehzucht ist in G. von keiner besonders Bedeutung. Auch der Handel des Staats steht nicht im Verhältnis zu seinem Produktenreichtum und seiner Einwohnerzahl. Der Stapelplatz für den Handel ist die Hauptstadt. Für den auswärtigen Handel sind die Haupthäfen, Probal für die atlantische und San José de G. an der Südsee. Der Wert der Einfuhr belief sich 1897 auf 2652100, der der Ausfuhr auf 3719000 Doll., die wichtigsten Ausfuhrprodukte waren: Caneille (132716 Doll.), Caneille (11289 Doll.), Caneille (294900 Doll.), Caneille (116063 Doll.) und Wollzug (29935 Doll.). Der erste des Landes, von San José nach Occidente, am 18. Juni 1880 eröffnet, die Länge der Telegraphenlinie beträgt (1892) 3114 km. Die Staatseinnahmen 1892 betrugen 6607679, die Ausgaben 6607750, die Staatsschuld 6497069 Doll. Die größte Kultur des Landes ist, obgleich Kaffee G. unter den fünf Staaten Centralamerikas noch den ersten Rang einnimmt, eine sehr untergeordnete. Die Elementarschulen zählten (1878) 36315 Schüler. Es besteht eine Militärschule, eine Normal- und eine erweiterte Nationalanstalt. Die erste lat. Kirche war die 1873 die allein anerkannte. Nach der Verfassung vom 19. Okt. 1861 wird der Präsident aus einer Generalversammlung, bestehend aus der Repräsentantenkammer, dem Erzbischof, den Mitgliedern des Obergerichtshofs und dem Staatrat, auf vier Jahre gewählt. Der Staatrat besteht aus den Staatssekretären (Ministern), 8 von der Kammer erwählten Räten und 24 Mitgliedern. Die Repräsentantenkammer zählt 52 Deputierte, welche die Mitglieder des Staatrats auf vier Jahre wählen und auch auf vier Jahre gewählt werden. Die Wahlen geschehen durch allgemeines Stimmrecht. Das stehende Heer beträgt 2180, die Miliz etwa 33000 Mann. Das Staatsgebiet zerfällt in 20 Departements oder Corregimientos.

Die Hauptstadt der Republik, früher des General-Laplanche, dann der Vereinigten Bundesstaaten von Centralamerika, Santiago de Guatemala oder Guatemala la Nueva (Neu G.), Sitz der Regierung und des Obergerichtshofs, liegt 1066 m über der Seeoberfläche und 123 km von derselben entfernt. Der Ort ist im ganzen gut gebaut, regelmäßig und hat eine Menge großartiger Gebäude. Die Vorstädte jedoch, fast nur von Indianern und Chinos bewohnt, sind zum Teil eng und schlecht. Bemerkenswert sind die Kathedrale, wegen ihres reinen Plausus zu den schönsten Kirchen Amerikas gehörig, der erzbischöfliche Palast und das erzbischöfliche Kollegium, der Regierungspalast, die ehemalige Audiencia, die Rechenkammer, die Münze u. s. w. Außerdem besitzt die Stadt 24 aus der span. Zeit kommende, ansehnliche Kirchen und Klöster, das Universitätsgebäude, das Kollegium von Trinidad, das Hospital San Juan de Dios, das 1858 erbaute Theater und einen Circus für Stierkämpfe. Unter den (1881) 66456 G. sind etwa 1000 Weiße, 100000 Indianer und wenige Fremde, 20000 Chinos oder Mischlinge, die übrigen Indianer. Als Konzentrationsspunkt des

Handels zählt G. neben vielen einheimischen auch fremde Handelshäuser, darunter mehrere sehr große spanische und einige deutsche. Die Unruhen während des Orts sind die ersten in ganz Centralamerika. Obenan steht die 1676 gegründete Universität San Carlos. Santiago de G. ist die dritte Hauptstadt dieses Namens im Lande. Die erste, San Salvador oder Almolongo, gründete 1594 der Herrscher des Landes, Pedro de Alvarado, am Fuß der Guatemala. Sie wurde zur Hauptstadt des Generalgouvernements bestimmt, aber, zwischen den Kasten Mayas und Quetzaltenango, durch einen Wasserbruch zerstört. Am 11. Sept. 1541 fast gänzlich zerstört, ist jetzt (1892) 2901 G. Die 1542 nur 2 km südlich am Rio Patzún gegründete und im Hauptort des Generalgouvernements bestimmte San Santiago de Caballeros de Guatemala (Alt G.) oder La Antigua genannt und Hauptstadt im Depart. Sacatepéquez, wurde 1774 ebenfalls durch die stürzenden Wasser und Lavaströme jener Vulkan fast ganz zerstört, jedoch man hat als Ruinenreste aufbewahrt. Sie war eine der größten und schönsten Städte Amerikas, mit mehr als 60000 G. Am Zeit der Bevölkerung sank sie indes an der unabhängigen Kirche wieder an, und die Stadt ist jetzt wieder ein wohlhabender Ort von 6427 G.

Die Auflösung der 1894 gegründeten mittelamerik. Föderation und die Konstitutionierung einer souveränen und unabhängigen Regierung in G. 17. April 1894 wurde hauptsächlich durch den Tod von Rafael Carrero bewirkt, denn es bei der gemeinsamen Unzufriedenheit mit dem Präsidenten Rosales gelang es, durch Revolution mit der liberalen Partei und der alten Landbesitzerklasse die antirepublikanische oder Centralistenpartei zu bilden. Doch überließ er die Präsidentschaft dem von ihm geleiteten Mariano Barrios und übernahm als Chef der demokratischen Partei die Aufgabe der Regierung sowohl gegen die ausländischen Verträge der gestürzten Partei im Innere wie gegen die Ansprüche von außen zu verteidigen. Erst Anfang 1894 trat Carrero selbst die Präsidentschaft an. Er behauptete sich gegen seine Feinde im Innern und nach außen bis zu seinem Tode mit diktatorischer Gewalt in der Macht, ein in Centralamerika unehörtes Beispiel, und suchte durch mühsamer Finanzverwaltung das materielle Wohl des Staats zu fördern, wie er denn auch seine Macht in ganz Centralamerika geltend zu machen wollte. Nach Carreros Tode der 14. April 1895 erfolgte, wählte man in G. Vincente Gómez zum Präsidenten, der 24. Mai sein Amt antrat. Im Mai 1897 wurde dieser durch Granados gestürzt, der energisch gegen die Feinde vorgeht und so sowohl wie der Erzbischof von G. verbannte und auch im übrigen der Wohlstand des Landes durch bessere Finanzverwaltung und Aushebung von Handelsbeschränkungen zu heben suchte. Sein Nachfolger, Rufino Barrios (gewählt 9. Mai 1897), wieder gewählt auf sein 15. März 1898, hob alle Zölle auf, ließ das Eigentum der Kirche ein und verbot die allgemeine Religionsfreiheit. Vgl. Bailly, «Central America» (Lond. 1890), Fuentes y Bugman, «Historia de G.» (Madrid 1892), Remón, «Geografía de la república de G.» (Guatemala 1892), Bastian, «Stratigraphie von G.» (Bert. 1892).

Guatimozin, letzter König von Mayas, Krieger und Schmiedesohn Montzuyman, wurde nach dem

Lade Guislahmed (Okt. 1590) König und war ein entschiedener Feind der Spanier. Bei der Eroberung der Hauptstadt 18. Aug. 1591 wurde er gefangen und anfänglich rücksichtslos behandelt, später aber gelockert, um von ihm das Gesandnis zu erpressen, wo er seine Schätze verborgen. Auf Cortez' Zug nach Honduras wurde er beschuldigt, an einer Verschwörung gegen das Leben des Feldherrn teilgenommen zu haben, und 15. Febr. 1595 aufhängt.

Guavenbdume, f. Psidium.

Guaviere, Fluß in Südamerika, entspringt als Balsillo an der Ostseite der Cordillere von Guandimarcas in Columbien, durchfließt letzteres in südlicher Richtung und mündet der San-Fernando im Territorium Amazonas der Republik Venezuela links in den Orinoco. (Coquimbos (f. d.).

Guayana, Ort in der holländischen Provinz

Guayana, f. Guayana.

Guayaquil oder **Santiago de Guayaquil**, ehemals Tulenta, die zweite Stadt und der Haupthafen der südamerik. Republik Ecuador, Provinz Guayas, Bischofssitz (seit 1897), liegt 166 km im SW von Quito, etwa 160 km vom Golf von Guayaquil und am linken Ufer des Flusses Guayaquil, nahe unterhalb der Mündung des Rio Daule, in einer niedrigen Ebene. Der großenteils regelmäßig gebaute Ort, von 6 Blocks (mit 18 Holzbrücken) durchflossen, zerfällt in die enge Altstadt im Norden, mehr von der ärmern Volksklasse bewohnt, und die ausgedehnte NeuStadt im Süden. Die meisten Häuser sind von Holz oder Bambus, zweistöckig, aber geräumig gebaut. Durch alle Straßen laufen Kolonnaden, über denen die erste Straße steht. Die Stadt hat 1 Kanal, aber 60 Brunnen, außer der Kathedrale 5 Kirchen, 1 Pantheon mit einer Kuppel, 2 Collegien, 2 Hospitäler, 2 Marktplätze. Der Canal ist der Hauptstraße, Malecon genannt, 3 km lang. Von Naguachi, am rechten Ufer des Altuars, führt seit 1890 eine Eisenbahn zum Rio Chimbo oder Canchal, von wo der Weg zur Höhe hinaufsteigt. Es wurde erst 1899 an seiner jetzigen Stelle erbaut, nachdem die in der Nähe gelegene ältere Stadt (1643 durch Viquitos zerstört) abgebrannt war. Die 20000 S sind großenteils Mulatten, Mestizen und Indianer. Ten Haupterwerb gewährt der Handel, dessen bedeutendste Geschäfte jedoch fast alle von fremden, besonders span., nordamerik., engl. und deutschen Handelshäusern gemacht werden. Große Handelschiffe können bis an die Stadt kommen und finden sichere Ankerplätze im Hafen. Die unterhalb der Stadt gelegenen Schiffswerften, genannt Alisero, gelten als das vorzüglichste Stabliement dieser Art an der Westküste Südamerikas und liefern Schiffe von ausgezeichneter Konstruktion. Der Hafen ist einer der besten an der ganzen Südamerik. Westküste, aber ohne hinreichende Verteidigung. Er ist nicht nur der Stapelplatz für die Ausfuhrprodukte von Ecuador, sondern auch für einen Teil von Peru, welches durch Küstenfahrer mit ihm in vielfacher Verbindung steht. Mehrere Dampfschiffahrten unterhalten den regelmäßigen Verkehr mit Panama und des Hauptstades der Westküste Südamerikas, sowie durch die Magalhãesstraße mit Europa. Im Hafen liefen 1899 ein 212 Holzprage (darunter 112 Dampfer) von 126 724 t, und 210 Schiffe (darunter 112 Dampfer) von 126 099 t aus, der Wert der Ausfuhr betrug 21 679 172 Mark, wovon über die Hälfte auf den Kaffee kamen.

Guayana-Guayana. 12. Aufl. VII.

Guayas, Küstenprovinz der Republik Ecuador in Südamerika, auf dem Westabhange der Cordillere von Quito und um den Hafen von Guayaquil gelegen, zwischen den Provinzen Manabí, El Guano, Rio de la Pl., Chimborazo und Azuay im O., Loja und der peruan. Provinz Tarma im S. Auf den 28 706 qkm wohnten (1878) 94 442 Menschen. Die sehr heiße, ackerbauende Provinz gewinnt den besten Kaffee, und zwar in großer Fülle, auch Tabak, Kummel u. s. w. Das wichtigste Industrieobjekt sind die sog. Panama-Strohblüte. Hauptstadt ist Guayaquil (f. d.).

Guayllabito oder **Guayllito**, ein sehr hoch gelegener Ort der Andes von Peru, Cordillere von Huamachuco, welcher von Areca und Tarma in Peru nach La Paz in Bolivia führt. Er hat seinen Namen von dem nahe dabei sich erhebenden 5359 m hohen Nevado de Guayllabito, südlich vom Chimborazo der erste Schnee tragende Gipfel. Der Ort erreicht 4626 m Höhe.

Guaymas oder **San-José de Guaymas**, ein dem auswärtigen Handel größter Hafen des Staates Sonora in Mexiko, an der Mündung des kleinen Rio de Guaymas oder Mayo in die Pazifische des kalifornischen Meerbusens, in geräumig und gegen alle Winde geschützt. Die Stadt liegt in einem tiefen, wasserlosen, von niedrigen Bergen eingeschlossenen Becken. Die Häuser aus Lehmziegel erbaut, die fast alle auf einer Höhe von 2000 ft., die fast alle auf Handel und Fischfang angewiesen sind. Die Stadt wird namentlich von den Indianern bewohnt. Der Importhandel ist in der Stadt niedriger Häuser und hat durchschnittlich von 1 1/2 Mill. Pesos, da nicht nur ganz Sonora, sondern auch das Arizonagebiet der Vereinigten Staaten seinen Bedarf an auswärtigen Waren über G bezieht. Dorthin, nach Yuma oder Arizona-Gebiet am Colorado, führt eine Eisenbahn. Der Export ist außer Silber und Gold unbedeutend. Auch laden die Schiffe aus einigen Inseln des Golfs der Guano.

Guaymas-Inseln, f. Chonos-Inseln.

Guayo, der Handelsname einer Sorte des getrockneten Bismutdes des ind. Hanse, f. Wang.

Guayo, f. Gouache.

Guda (welch), dichter Wollmantel.

Guda (Hufe) bedeutet im alten Russland einen Landbezirk. Dorthin wurden auch die vom Jaren 1704 IV. in einzelnen Teilen des Reichs eingeführt, von den Germanen aus den grundbesitzenden Freisassen zu wählenden Klößen zur Handhabung der Kriminaljustiz und Kriminalpolizei. Dufen-Klösse (gubooj starosta) genannt.

Gubbio, im Altertum Iguvium, im Mittelalter Gugubium, Stadt in der ital. Provinz Perugia, 39 km im NW von Perugia, malerisch am Monte-Cassio gelegen und in einem reichen, großartigen, von dem zum Tiber gehenden Camignone durchflossenen Thale, mit (1881) 5640, als Gemeinde 23 316 S. In den Ruinen eines Jupitertempels fand 1644 ein Raub in einem unterirdischen Gewölbe die Etruskischen Tafeln (f. d.), welche im Municipalsaal aufbewahrt sind. Derselben gegenüber steht der Palast der Consoli, ein imposanter gotischer Etruskerbau auf riesigen Unterbauten, 1392–46 von Angiola da Orvieto erbaut. Dabei der Palast Ronghacci Brancaloni, mit großen Sammlungen, namentlich einer außerordentlichen Gemäldegalerie, einer Bibliothek, Sammlung von

Majoliken, Intarsien, Eisenarbeiten und Pietradura. Auch der großartige Beni-Palast, aus dem 14. Jahrh., besitzt eine bedeutende Gemäldegalerie. Vor der Stadt befindet sich eine mittelalterliche Eiserne und ein ausgegrabenes antikes Theater, mit Raum für 16000 Zuschauer.

Guben, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, in der ehemals sächs. Niederlausitz, 48 km südöstlich von Frankfurt a. O., am Zusammenfluß der Elbe und Neisse, an den Linien Berlin-Dreslau, G.-Breslau und Halle-G. der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Land- und eines Amtsgerichts, eines Landratsamts und einer Reichsbankniederanstalt, hat drei evang., eine altkath. und eine kath. Kirche, einen Befehl der Irvingianer, eine Synagoge, ein Gymnasium mit Realgymnasium, zwei höhere Mädterschulen, ein Krankenhaus, Hospital und Siechenhaus, auch ein Waisenhaus und ein Theater und zählt (1880) 25840 meist prot. G., die sehr bedeutende Tuchfabriken, Streichgarnspinnereien, Färbereien, Gerbereien, Lössereien, Holzschnidmühlen, Fabriken für Maschinen, Hüthüte und Puppen unterhalten und bedeutenden Obstbau treiben. Die Flußschiffahrt und der Weinbau haben neuerdings abgenommen. In der Nähe sind Braunkohlengruben.

— G. war ursprünglich ein wendischer Ort, der von Markgraf Konrad d. Gr. von Meißen germanisiert wurde, kam später an Brandenburg und 1367 an Böhmen. Hier schloßen 5. Juni 1462 Friedrich II. von Brandenburg und Georg Böhme von Böhmen Frieden. Nachdem der Ort 1623 an Kurachsen gekommen war, wurde er 1642 von den Schweden besetzt, 1645 aber vergebens von ihnen belagert. Mit der Niederlausitz kam G. 1815 an Preußen. — Der Kreis Guben zählt (1880) auf 1015 qkm 68000 meist prot. G.

Gubernat (lat.), Steuerruder.

Gubernatis (Angelo, Graf de), s. De Gubernatis.

Gubernator (lat.), Steuermann; Gouverneur.

Gubernia (Gouvernement) bezeichnet in Rußland eine Provinz oder einen Regierungsbezirk. An der Spitze stehen ein Gouverneur (gubernator) und eine Gouvernementsregierung, welche letztere, unter dem Vorstehe des Gouverneurs, aus den Vizegouverneuren, mehreren Räten, dem Medizinalinspektor, Ingenieur, Architekten besteht, früher den Charakter einer kollegialisch organisierten Behörde trug, jetzt jedoch bürokratisch organisiert ist, indem die entscheidende Gewalt fast ganz in die Hände des Gouverneurs gelegt ist. Fast jedes Ministerium hat seine besondern Organe im Gouvernement, für die Finanzen den Kameralhof, für die Domänen die Domänenverwaltung u. s. w. Für die Justiz ist in jedem G. ein Bezirksgericht für Civil- und Kriminalfachen. Auch die Selbstverwaltung ist nach G. organisiert. Der Adel jedes G. bildet eine eigene Korporation, Bürger und Bauern dagegen sind nach Gemeinden organisiert. Die Angelegenheiten der Selbstverwaltung werden von Gouvernements- und Kreis-Landschaftsversammlungen, die die Beschlussfassung, und von Gouvernements- und Kreis-Landschaftsämtern, welche die Ausführung haben, besorgt. Das G. wird eingeteilt in Kreise (ujesd). Im moskowschen Zartum gab es keine Provinzen. Die Teilsfürstentümer wurden nach ihrer Vereinigung mit dem moskowschen Großfürstentum wohl einige Zeit als

Provinzen verwaltet, dann wurde der Provinzialverband aufgelöst. Das moskowsische Zartum zerfiel in Kreise. Ein Kreis umfaßte eine Stadt und das umliegende Land, bald groß, bald klein. Peter d. Gr. teilte zuerst das Reich in G., welche großen Statthalterchaften gleichkamen, von denen jedes ein Armeekorps aufstellte, eine Abteilung der Flotte bestellte und unterhalten sollte; die geplante selbständige Provinzialverwaltung wurde jedoch nicht durchgeführt, vielmehr die Verwaltung centralisiert. Katharina II. nahm eine gewisse Centralisation vor und führte die Einteilung des Reichs in Provinzen durch, welche mit geringen Abweichungen dieselbe geblieben ist.

Gubernium, Verwaltung, in Österreich die Provinzialcentralregierung; gubernial, auf das Gubernium bezüglich, dazu gehörig.

Gubitz (Friedr. Wilh.), ein vielseitig gebildeter Künstler und Schriftsteller, geb. 27. Febr. 1786 zu Leipzig, wandte sich der Holzschnidkunst zu, welche er unter Mitwirkung seines Vaters, des als Steinschneider ausgezeichneten Johann Christoph G. (geb. 20. Nov. 1754 zu Heinrichs bei Suhl, gest. 17. Juni 1826 zu Berlin) wesentlich vervollkommnete. Bereits 1806 wurde er Mitglied der Akademie zu Berlin und Professor der Holz- und Formschneidkunst an derselben. Infolge der Katastrophe von 1806 seines Gehalts beraubt, sah er sich genötigt, die schriftstellerische Laufbahn zu betreten, gab 1807—9 die Zeitschrift «Das Vaterland» (auf dem Umschlage «Feuerschirm» genannt) heraus, ward aber den frang. Nachhabern verdächtig und kam in kriegsgerichtliche Untersuchung, die für ihn eine fünfwochentliche Haft zur Folge hatte. Nach 1814 widmete er sich wieder der Holzschnidkunst, in der er immer Ausgezeichnetes lieferte. In seinen Ruhestunden entwarf er einige dramatische Arbeiten, wie «Lieb' und Frieden», «Hans Sachs, oder Dürers Festabend» und «Talentprobe», die mit andern Stücken als «Theaterpiele» (2 Bde., Berl. 1815—16) gesammelt erschienen. Seit 1817 gab er die Zeitschrift «Der Gesellschaft» heraus, dessen Titel er Ende 1848 in den wangelos erscheinenden «Vollsgesellschaft» verwechselte. Daneben besorgte er seit 1823 für die «Börsche Zeitung» die Theaterkritik. In der Folge veröffentlichte er noch mehrere Schau- und Lustspiele, sowie Sammlungen seiner «Gebichte» (2 Bde., Berl. 1860) und seiner Erzählungen («Büchlichkeit und Phantasie», 4 Bde., Berl. 1862). In frühere Zeit fallen die «Gaben der Milde» (4 Bde., Berl. 1818). Im J. 1822 begründete er das «Jahrbuch der deutschen Bühnenspiele», das mit dem Jahrgang 1866 seinen Abschluß fand, und 1835 das «Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden» sowie den «Deutschen Volkskalender» (Berl. 1835—69). Letzterer erwarb G. den Ruf eines der besten deutschen Volkschriftsteller und wurde Vorbild einer Menge ähnlicher Unternehmungen. Als Holzschnidker gehörte G. zu den Raritäten seiner Kunst. Auch war er Besitzer der 1822 gegründeten Vereinsbuchhandlung in Berlin. G. starb zu Berlin 5. Juni 1870. Interessant sind seine vor seinem Tode veröffentlichten «Erläuterungen». Nach «Erinnerungen und Aufzeichnungen» (3 Bde., Berl. 1869). — Auch sein Sohn, Anton G., geb. 25. Nov. 1821, gest. 3. Dez. 1867, war als Journalist und Schriftsteller bekannt.

Gubbrands-dalen, norweg. Thal in Kristians-Amt, südlich von Dovre (s. d.), 15448 qkm groß,

mit (1875) 47376 t., welche bedeutende Viehzucht treiben. Der Hauptfluß des Thals, der Gudbrands-Eägen, hat bei einer Länge von 190 km ein Bassin von 12870 qkm; er entspringt auf dem Hochgebirge in dem See Lesjokogsvandet und fällt bei der Stadt Lillehammer in den Nisjen.

Gudba, s. Gødd.

Gude (Hans Frederik), Landschaftsmaler, geb. zu Kristiania 18. März 1825, studierte unter Leitung Joh. Wilh. Schirmer's an der Akademie zu Düsseldorf und erhielt 1852 die goldene Medaille der Berliner Akademie. Von Düsseldorf, wo er 1854 Professor der Akademie wurde, ging er 1864 in gleicher Eigenschaft nach Karlsruhe. Das Hochgebirge Norwegens, die schwermütige Ode nordischer Fjords, das wilde Klippenwerk der Küste weis er mit großer Meisterhaft zu schildern. Solche Landschaften liebt der Künstler mit harmonisch gewählten Staffagen zu beleben, wie mit einem Hochzeits- oder Leichenzug der Bauernbevölkerung, Seeleuten, Fischern u. s. w., bei deren Ausführung ihm bis 1862 der Genremaler Tidemand zur Seite stand. Von seinen Bildern aus dem Gebiete der deutschen Landschaft ist hervorzuheben das große Gemälde des Schiensee (Gemäldesammlung der Akademie in Wien). G. ist seit 1880 Leiter der Meisterschule für Landschaftsmalerei an der Akademie in Berlin.

Gudenå, Dänemarks größter Fluß, entspringt im nördl. Bejle-Amt, durchkreuzt in einer Länge von 143 km das südl. Jütland und fällt bei der Stadt Randers in den Randers Fjord. G. ist von Silkeborg ab schiffbar (83 km) und hat ein Flußgebiet von 2620 qkm.

Gudensberg, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Friedl., 8 km im N. von Friedl., nahe dem linken Ufer der Eder, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1890) 1878 meist prot. E. In der Nähe befinden sich Braunkohlengruben; über der Stadt erhebt sich eine Burgruine. Nördlich liegt der Odenberg, an welchen sich eine Karl d. Gr. betreffende Sage knüpft, ähnlich der Ruffhäuserlage. In unmittelbarer Nähe liegt Naden, vielleicht das alte Mattium, der Hauptort der Ratten. G. war im Mittelalter Residenz der Grafen von G. (Gisonen).

Gudermann (Christoph), Mathematiker, geb. 28. März 1798 zu Winneburg bei Hildesheim, wurde 1823 Lehrer am Gymnasium zu Kleve, 1832 außerord. und 1839 ord. Professor der Mathematik an der Akademie zu Münster. Er starb zu Münster 25. Sept. 1862. G. hat sich durch selbständige Forschungen in vielen Gebieten der höhern Mathematik, namentlich um die Geometrie der Kugel und die Theorie der hyperbolischen und elliptischen Funktionen verdient gemacht. Außer vielen Abhandlungen in Fachjournalen schrieb G.: „Grundriß der analytischen Sphärik“ (Köln 1830), „Theorie der Potenzial- oder cyklisch-hyperbolischen Funktionen“ (Berl. 1836), „Lehrbuch der niedern Sphärik“ (Münster 1835), „Theorie der Modularfunktionen und der Modularintegrale“ (Berl. 1844).

Gudin (Théodore), franz. Landschafts- und Marinemaler, geb. 15. Aug. 1802 zu Paris, besuchte einige Zeit das Atelier Girodet-Trioson's, arbeitete nachher im Genre von Gérard und Delacroix und widmete sich schließlich ganz der Landschafts- und Marinemalerei. Er machte viele Reisen und bereiste 1856 einen großen Teil des Orients. Seine frühern Werke zeichnen sich durch ein eingehendes

Studium Claude Lorrains aus, dessen Vortagen in der hellen Lustbehandlung und edeln Farbe er glücklich nachtrachtet. Hierher gehört sein Brand des Schiffes Kent, in der Luxembourg-Galerie (1827). Ferner sind zu nennen: die Rettung der Passagiere des Columbus (1831, im Museum zu Bordeaux), Windstoß auf der Reede von Algier (Luxembourg), die verschlagene Bark, Schiffbruchsscene an der schott. Küste, Mondscheinlandschaft bei Neapel, Sonnenaufgang bei Venedig, der Hafen von Konstantinopel u. a. Die Aufträge für das historische Museum in Versailles, das von G. beinahe hundert, in den Jahren 1838—48 gemalte Seeschlachten älterer und neuerer Zeit beist, verleiteten den Künstler zu immer federer Bravourmanier. Seine spätern Werke zeigen die größte Flüchtigkeit der Behandlung und einen völligen Mangel an Wahrheit. Er starb 11. April 1880 in Boulogne-sur-Mer.

Gudol, russ. Streichinstrument, eine Art Violine mit drei Saiten; auf der höchsten wird die Melodie gespielt, die andern beiden, in die tiefere Quinte gestimmt, dienen als Bass.

Gudrun (so lautet die nordische, Kátrán oder Kádrán die mittelhochdeutsche Namensform), ein deutsches volksmäßiges Gsos aus dem letzten Jahrzehnt des 12. Jahrh., mit Recht schon die Lebens-sonne des Nibelungenliedes genannt, zu dem es sich verhält wie ein ernstes Drama zu einer erschütternden Tragödie. Während dieses an dem Rhein und die Donau führt, rollt die G. Wilder der Nordsee auf. Das nur in einer einzigen und jüngern, der sog. Ambrasen Handschrift erhaltene Gedicht (daraus zuerst abgedruckt in von der Hagens und Brumfißers „Helmbuch“, Berl. 1820) zerfällt seinem Inhalte nach in drei sich gesteigert wiederholende Teile. Der erste erzählt die Entführung Hagens von Irland durch Greife, seine Ernährung durch drei Königstöchter, seine Heimkehr und Vermählung mit Hilbe aus India. Die aus dieser Ehe stammende Tochter, gleichfalls Hilbe genannt, will ihr Vater nur dem vermählten, der ihm an Stärke gleichkommt; die Brautwerber läßt er töten. Der Inhalt des zweiten Teils berichtet, wie auf Geheiß König Hettels von Heggelingen dessen Helden Frute und Horand, jener durch Bracht, dieser durch seinen süßen Gesang ausgezeichnet, im Verein mit dem alten Wate, dem Starlen, als Kaufleute verkleidet, Hagens Tochter Hilbe entführen, später in Wales mit Hagen, der den Räubern nachgesetzt war, kämpfen; den Schluß bildet eine Versöhnung und die Vermählung Hettels mit Hilbe. Der letzte und Hauptteil, von dem das Gedicht den Namen empfangen, erzählt, wie G., Hettels und Hilbes Tochter, von Hartmut, dem Sohne des Königs Ludwig von der Normandie, der Hettel in der Schlacht auf dem Wulpenwerde erschlägt, geraubt und, da sie seine Bewerbung standhaft zurückweist, in harter Gefangenschaft gehalten und von Hartmuts Mutter Gerind viele Jahre zu niedrigen Magdbiensten gezwungen wurde, bis ihr Bruder Ortwein und ihr Verlobter, König Herwig von Seeland, sie befreien und rächen.

Der Schauplatz des Gedichts ist das nördl. Deutschland, Friesland, Dietmarsen, Dänemark, Seeland, Irland, die Normandie, und nur einem mit dem Meere und der Schifffahrt vertrauten Volke kann die Sage in dieser Gestalt angehören. Dieselbe reicht in alte Zeit zurück, und zahlreich sind

die Anspielungen und Erzählungen in altnordischen und angelsächſ. Quellen vom 8. und 9. Jahrh. an. Den eigentlichen urſprünglichen Kern der Sage bildet der zweite und dritte Teil, und nur auf dieſe, namentlich auf Horands Geſang und die Schlacht auf dem Wulpenwerde beziehen ſich die deutſchen ſowohl als die nordiſchen Zeugniſſe. Dieſer läßt ſich als ein alter, im Obſinglauben herrſchender Mythos nachweiſen. Außer mündlicher Überlieferung beruft ſich das deutſche Gedicht auch auf ein geſchriebenes Buch als ſeine Quelle. An deſſen Exiſtenz darf ſo wenig geſweifelt werden als an der Entſtehung der Dichtung aus ſchriftlichen Grundlagen; wahrſcheinlich war das verlorene Buch ein Gedicht in niederrhein. Sprache. Aber nicht am Niederrhein iſt unſere G. entſtanden, ſondern ſie iſt aus einem Stamme, auf einem Boden erwachſen wie das Nibelungenlied und die meiſten unſerer vollſtändigen Epen, in Oſterreich. Das Gedicht, das weniger durch tragische Großartigkeit, wie das Nibelungenlied, als durch idylliſche Anmut ſich auszeichnet, hat durch Interpolation und Umarbeitung mannigfach gelitten.

Durch die neuern Ausgaben des Gedichts von Barſch (Epy. 1865; 4. Aufl. 1880; in Ab. 2 der »Deutſchen Klaſſiker des Mittelalters«), wozu noch deſſen »Beiträge zur Geſchichte und Kritik der G.« (Wien 1865) hinzukommen, die von Martin (Halle 1872, als 2. Band von Jachers »Germaniſcher Handbibliothek«) und von Symons (Halle 1883), ſind alle frühern überholt, ſowohl die vollſtändigen von Riemann (Queſlinb. 1835) und Wilmmer (Epy. 1845), als mehr noch die durch Ausſcheidung vermeintlicher Volkslieder auf die Zerkürzung des Gedichts ausgehenden von Ettmüller (Här. 1844), Müllenhoff (Kiel 1845) und Blönnies (Epy. 1853). Überſetzungen lieferten San-Marie (Berl. 1839), Keller (Stuttg. 1840), Simrod (Stuttg. u. Tab. 1843 u. öfter), Blönnies (1858), Bacmeister (Neutl. 1860), Klee (Epy. 1878) und Weitbrecht (Stuttg. 1884). Vgl. noch Red. »Die Gudrunſage« (Epy. 1867); Wilmanns, »Die Entwidlung der Gudrunſichtung« (Halle 1878).

Gubſcherat, ſ. Guzerate.

Gudſe, dän. Dorf in Jütland zwiſchen Rodding und Fridericia, geſchichtlich namhaft durch das Treffen am 7. Mai 1849, in dem die jungen ſchleſwig-holſtein. Truppen unter General von Bonin das dän. Heer unter General von Bälow aus ſtarker Stellung nach Fridericia und Snoghøj zurüdworfen.

Guebern, ſoviel wie Gebern (ſ. d.).

Guebriant (Jean Baptiſte Dubes, Graf von), Marſchall von Frankreich, aus altadeligem Geſchlecht der Bretagne ſtammend, geb. zu Pleſſis-Dubes 2. Febr. (neuen Stils) 1602, kämpfte 1635 unter dem Herzog Bernhard von Weimar in Deutſchland. Nach dem Tode des Herzogs ſchloß G. 9. Okt. 1639 mit den weimariſchen Offizieren einen Vertrag, durch welchen des Herzogs Truppen unter franz. Befehl kamen, und Ende 1640 führte G. dieſelben zu Banér. Als im nächſten Winter der überfall Regensburgs fehlſchlug und Banér geſtorben war, wies G. 29. Juni 1641 bei Wolfenbüttel einen Angriff der Kaiſerlichen zurück und führte nach Lortſenſons Anfunft im Dezember ſeine Truppen an den Niederrhein. Dort wurde er zum franz. Marſchall ernannt und durch beſſ. Truppen verſtärkt. G. ſchlug 17. Jan. 1642 bei Kempen im

Römiſchen den kaiſerl. General Lamboi, überſchritt 22. Okt. die Weſer und vereinbarte 17. Dez. 1642 zu Lortſenſon, daß die Schweden nach der Oberpfalz, das franz. Heer nach Heilbronn vorrücken ſollte. G. führte ſein Heer über den Main, mußte aber zu Ende Febr. 1643 vor dem bayr.-lothring. Heere Mercys nach dem Breisgau und zu Ende Auguſt in das Unterelſaß zurückweichen. Dort empfing er vom Herzog von Enghien 5000 Mann Verſtärkung, überſchritt darauf Anfang November den Rhein, nahm 19. Nov. 1643 Rottweil, ſtarb jedoch 24. Nov. an den Folgen einer Verwundung, gerade als ſein Heer bei Lutzingen von den Bayern überfallen wurde. Vgl. Le Laboureur, »Histoire de G.« (Par. 1656).

Guelſen, Fürſtenhaus ſ. Welfen.

Güll u. Wentz (ſpr. Güll; Don Joſe), ſpan. Schriftſteller, geb. 14. Sept. 1818 auf Cuba, wo er in Havana die Schule beſuchte. In Barcelona ſtudierte er Jura und war dann einige Jahre in ſeiner Vaterſtadt als Advokat thätig. Er ging hierauf nach Madrid und gewann daſelbſt die Zuneigung der Schweſter des Königs, der Infantin Joſepha, mit der er ſich 1848 verheiratete. Aus Madrid verwieſen, lebte G. zunächſt im königl. Palaſt zu Valladolid; 1854 ſtellte er ſich an die Spitze der Revolution, ward dann in die Cortes gewählt, wo er ſtets auf der Seite der liberalen Parteien ſtand; er trat 1856 O'Donnell entgegen, ward mit den Waffen in der Hand an der Spitze ſeines Bataillons gefangen genommen und lebte dann in Paris. Er hat ſich als Epiker und als Hiſtoriker einen Namen erworben. Hervorragend ſind ſeine Gedichte: »Lagrimas del corazon« (Valladolid 1854) und »Duelos del corazon« (Valladolid 1854) und »Pensamientos cristianos, filosoficos y politicos« (Valladolid 1854), »Traditions americaines« (1861), »Philippe II et Don Carlos devant l'histoire« (1878) und »Les deux folies« (1879).

Guelph, Stadt im brit. Nordamerika, Dominion of Canada, Hauptort der Graſſchaft Wellington in der Provinz Ontario, 76 km weſtlich von Toronto, liegt auf mehreren Hügeln, welche ſich an dem zum Grand River gehenden Speeb erheben, zählt (1881) 9890 E., hat Fabriken von Strumpfwaren, Wollwaren, Nähmaſchinen und Adergeräten und treibt Handel mit Getreide und Mehl.

Guer., bei naturwiſſenſchaftl. Namen Abkürzung für Guérin: Meneville (Felix Edouard).

Guerche-sur-l'Aubois (La), Stadt im franz. Depart. Cher, 51 km im NO. von dem Arrondissementshauptort St.-Amand-Mont-Rond, an dem links zur Loire gehenden Aubois und an der Linie Vierzon-Saincaize der Orléansbahn, zählt (1876) 1837, als Gemeinde 3517 E. und hat eine Zuderfabrik. Die Umgegend liefert lithogr. Steine.

Guerche-de-Bretagne (La), Stadt im franz. Depart. Ille-et-Vilaine, 21 km ſüdlich vom Arrondissementshauptort Vitré, zwiſchen der zur See gehenden Ardenne und der zur Vilaine gehenden Seiche, Station der Linie Martigné-Ferchaud-Vitré der Weſtbahn, hat eine ſchöne alte Kirche und eine Kapelle der Tempelritter und zählt (1876) 2612, als Gemeinde 4813 E.

Guerche-sur-Ereufe (La), Dorf im franz. Depart. Indre-et-Loire, Arrondissement Loches, 33 km im SW. von Loches, am rechten Ufer der Ereufe, mit 465 E., hat ein ſchönes, für Agnes Sorel gebauts Schloß aus dem 15. Jahrh.

Guercino, eigentlich Giovanni Francesco Barbieri da Cento, ital. Maler. Guercino genannt, weil er Hürle, wurde zu Cento bei Bologna 1599 geboren und bildete sich in der Schule des Benediktinermönchs aus. Seine Erfindungen im Kapuzinerkloster zu Cento, die Tugenden und das Abbild aller Heiligen in San Spirito bezeugten seinen Ruhm. Eine Akademie, die er in Bologna 1616 eröffnete, führte ihm eine große Anzahl Schüler aus allen Theilen Europas zu. Bei einem Aufenthalt in Venedig lernte er die Manier des Paolo Veronese kennen, welche auf ihn mächtig einwirkte. Im J. 1621 ging er nach Rom, wo er eines seiner Hauptwerke, die heil. Petronella (Kapitolinische Galerie), vollendete. Er lehrte 1638 nach der Heimat zurück, wo er mit Besetzungen überhäuft wurde. Man kennt gegen 250 Werke seiner Hand, unter welchen der heil. Thomas im Paradies, die sterbende Dido im Palazzo Spada, die Kuppelfresken in Dome von Vicenza, der verloren Sohn in der belier. Sammlung in Wien, die Verkörperung der Fagar in der Villa in Mailand zu den bedeutendsten zählen. G. starb 1666 in Bologna. G. ist vielleicht der bedeutendste Maler der Schule von Bologna, bei welchem die lebensfrische Darstellung am wenigsten durch akademische Theorien getrübt erscheint. Er war nicht reich in der Charakteristik, aber überall kräftig. Dabei war er einer der besten Coloristen seiner Schule und zeigte in dieser Beziehung oft an seine venet. Zeitgenossen. G. s. *Raccolta di alcuni disegni* (28 Bl. in Fol.) erschien zu Rom 1764.

Guersy, Hauptstadt des franz. Depart. Creuse, 405 km südlich von Paris und in 445 m Höhe, 5 km links von der Creuse, an der Linie St. Sulpice-Laurière-Montluçon der Orléansbahn, zählt (1876) 4373, als Gemeinde 6869 S., und hat ein College, eine Normalschule, eine Bibliothek, ein Museum für Naturgeschichte und Antiquitäten, eine Gemäldegalerie, zwei Spitäler und einen botan. Garten.

Guereze (Colobus guereza), eine in den Hochwäldern Abyssiniens in einer Zone von 2–3000 m Höhe lebende Art von Stammelaffen, die dort von Nappell entdeckt wurde. Der schlanke, behende und mutige Affe hat, wie alle afrikan. Stammelaffen, nur eine Warze statt des Daumens an den Vorderhänden, ist schwarz mit nacktem Gesicht und langen, mit einer Haarquaste versehenem Schwanz. Um die Stirn, die Wangen und die Kehle bis zu den Lippen zieht sich eine weiße Binde. Bei den Männchen bildet sich mit zunehmendem Alter ein aus langen Seidenhaaren gebildeter Behang aus, der in schon geschwungener Linie sich von dem Hals an längs des Seiten bis zum Kreuz fortsetzt und über den Körper herunterhängt. Bei den lebhaften Bewegungen des Affen flattert dieser Behang wie ein zerklüftener Mantel um ihn her. Lebende Exemplare wurden erst neuerdings nach Europa gebracht. Die Abyssinier benutzen seine Haut zu Überzügen für ihre Schilde.

Guertels (Herr. Ernst Fecht.), Theolog der altluth. Richtung, geb. 26. Febr. 1808 zu Bettlin, studierte seit 1820 in Halle, ward hier 1829 außerord. Professor, legte sich aber 1838 öffentlich von der Union los und ließ sich am 19. Nov. 1834 zum Prediger der Gemein., in Halle entstehenden luth. Gemeinde ordinieren. Daraus hin wurde ihm die Professur genommen und G. war auf die Stel-

lung als altluth. Prediger beschränkt, bis seine Gemeinde nach Amerika ausgewandert. Im J. 1840 erhielt G. seine Professur zurück und gründete die „Zeitschrift für die gesamte luth. Theologie und Kirche“, welche gleich nach seinem Tode ausging. Er starb 4. Febr. 1878 in Halle.

Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „August Hermann Franke“ (Halle 1827), „Historisch-kritische Einleitung in das Neue Testament“ (Lpz. 1843; 2. Aufl. 1854 als „Neutestamentliche Hagiographie“), „Handbuch der Kirchengeschichte“ (2 Bde., Halle 1853; 2. Aufl., 3 Bde., 1866–67), „Allgemeine christl. Symbolik“ (Lpz. 1869, 2. Aufl. 1871), „Lehrbuch der christl. Archäologie“ (Lpz. 1847, 2. Aufl. 1860).

Guertels (Otto von), einer der verdienstvollsten Physiker des 17. Jahrh., geb. zu Magdeburg 30. Nov. 1603, studierte zu Leipzig, Helmstedt und Jena die Rechte und zu Leiden Mathematik, besonders Geometrie und Mechanik. Hierauf bereiste er Frankreich und England und wurde 1627 Rathherr zu Magdeburg. Nach der Erstürmung Magdeburgs durch Lütz (1631) war G. bis 1636 Oberingenieur zu Erfurt im schwed. Dienste und wurde dann 1646 Bürgermeister von Magdeburg und Brandenburg. Rat., legte aber 1681 sein Amt nieder und begab sich zu seinem Sohne nach Hamburg, wo er 11. Mai 1686 starb. Von da ist später seine Biographie nach Magdeburg übertragen worden.

Sein größtes Verdienst ist die Erfindung der Luftpumpe (s. d.) zu derselben Zeit (1650), als Rob. Boyle eine ähnliche Vorrichtung in England schuf. Die Beschreibung seiner Luftpumpe publicierte zuerst Jean Girard (Paris 1662). Die ersten Abhandlungen über die Luftpumpe machte er (ausgegeben dann vom Mathematiker von Mainz, Johann Philipp von Sponner) 1654 auf dem Neujahrsfest zu Weimar, und das erste Exemplar dieser nach seiner Theorie konstruirten Maschine wird aus der kgl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrt. Auch erfindet er 1661 eine Luftpumpe (Dasymeter, s. d.) und beschrieb dieselben Wettermännchen, welche wahrscheinlich hohle Glasfiguren waren, die auf dem Quecksilber im Vacuum der um jene Zeit erfundenen Barometer schwammen und die Schwankungen der Quecksilberhöhe anzeigten. Ferner rief G. als der erste durch Reiben einer Schwefelstange elektrische Entzündungen hervor, weshalb er von einigen für den Erfinder der Elektrischmaschine gehalten wird. Da jedoch seiner Vorrichtung das Reibzeug und der Konduktor fehlte, so kann G. nur für den Vorläufer der Erfinder der Elektrischmaschine angesehen werden. Er war dagegen der Entdecker der wichtigen elektrischen Abstoßung und des elektrischen glänzenden Leuchtens der getriebenen Körper, welches mit dem elektrischen Funken nicht verwechselt werden darf. G. beschäftigte sich auch mit der Astronomie, und seine Meinung, daß die Wiederkehr der Kometen sich nicht bestimmen lassen, fand später Bestätigung. Seine wichtigsten Beobachtungen finden sich in seiner Schrift: „Experimenta nova, et vocant, Magdeburgica de vacuo spatio“ (Amst. 1672, das Manuskript für diese Schrift war jedoch schon 1668 fertig). Seine „Gründriss der Belagerung und Eroberung von Magdeburg“ wurde nach einer Handschrift von Hoffmann (Magdeburg 1860) veröffentlicht. Vgl. Hoffmann, „Otto von G.“ (herausg. von Opel, Magdeburg 1874).

Guérison (fr.), Wundheilung, Wunderheilung,

Guérigny, Stadt im franz. Depart. Nièvre, Arrondissement Nevers, 10 km im N.O. von Nevers, am Zusammenfluß zweier Bäche, aus welchen die Nièvre entsteht, die rechts zur Loire fließt, und an der Linie Clamecy-Nevers der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1876) 1870, als Gemeinde 3046 E. Die hier befindlichen, seit 1781 dem Staate gehörenden Eisenwerke de la Chaussade sind sehr bedeutend; 1300 Arbeiter fertigen jährlich für die franz. Flotte und die Kriegshäfen 4—6 Mill. kg Eisenfabrikate, von den kleinsten Nägeln bis zu den größten Panzerplatten. Einer der Dampfhammer wiegt 20000 kg.

Guérin (Christophe), franz. Kupferstecher, geb. zu Strassburg 1758, wo er auch an der Zeichenschule und als Direktor des Museums thätig war. Er wurde Mitglied der Akademie zu Paris und starb in seinem Geburtsorte 1830. Geschätzt sind seine Blätter nach Greuze, Tobias mit dem Engel nach Rafael, der Tanz der Museen nach Giulio Romano. — Sein Bruder Jean, zu Strassburg 1760 geboren, erfreute sich der Protektion der Königin Marie Antoinette, wurde aber infolge dieser Beziehungen während der Revolution zur Flucht gezwungen. Er war als Maler im Miniaturenfache, sowie als Stecher beliebt. Ein Porträt Pirabaus lieferte er 1793. Unter dem Konfiskat zurückgeführt, wurde er einer der geschätztesten Porträisten als Miniaturmaler. Er starb zu Hornbach in Bayern 20. Sept. 1846.

Sein Sohn Gabriel Christoph G., geb. 1790 in Rehl bei Strassburg, studierte unter Regnault, wurde dann der Nachfolger seines Vaters als Lehrer an der Strassburger Schule. Seine Arbeiten werden vielfach mit solchen der andern G. verwechselt. Als Historienmaler folgte er der pathetisch-atmosphärischen Manier seiner Zeit und behandelte in solchem Geiste meist klassische Stoffe, wie sein prämiirtes Hauptwerk Polykles und Geoflex. Auch malte er Kirchenbilder, wie die Taufe Christi für die Kirche des heil. Franciscus in Paris.

Guérin (Jean Baptiste Paulin), franz. Historienmaler, geb. zu Paris 25. März 1788, lernte in Paris und Rom. Im J. 1812 erregten seine ersten öffentlich ausgestellten Werke, Venus und Anchises, und sein nach dem Brudermorde, Aufsehen. Sie wurden für die Luxembourg-Galerie erworben. Er erhielt die Goldene Medaille 1817 und wurde Professor der Akademie in Paris. Außer den historischen malte er viele Kirchenbilder, so die Pietà für eine Kirche in Baltimore, ferner ausgezeichnete Porträts, welche seine histor. Gemälde nicht selten an Bedeutung übertreffen. Er starb in Paris 19. Jan. 1855.

Guérin (Jules), franz. Arzt, geb. 11. März 1801 in Douflu in Belgien, studierte in Löwen und revidierte seit 1828 die «Gazette de santé», der er 1830 den Titel «Gazette médicale de Paris» gab. Später wandte sich G. der Orthopädie zu und gründete 1839 das orthopädische Institut La Muette de Passy. Sein großes Werk «Détermination rigoureusement scientifique des principes, méthodes et procédés de l'orthopédie» in 16 Bänden erhielt den Preis der Akademie, ist aber nicht vollständig im Druck erschienen; nur einzelne ausgewählte Kapitel wurden publiziert, wie die über scheinbare Verkrümmungen der Wirbelsäule (1836), allgemeine Charaktere der Rhachitis (1837), Ätiologie des angeborenen Krumpfußes (1838) u. s. w.

Guérin (Léon), franz. Schriftsteller, geb. 29. Nov. 1807 zu Mortagne im Depart. Orne, begründete das «Journal des enfants» und die «Gazette des enfants et des jeunes personnes» und gab viele kleine Erzählungen und Geschichtswerte für die Jugend heraus, teils unter seinem Namen, teils unter dem Pseudonym Léonide de Mirbel.

Guérin (Pierre Narcisse, Baron), franz. Historienmaler, geb. in Paris 13. Mai 1774, der vorzüglichste unter den Schülern Regnaults. Großen Erfolg hatten schon seine Erstlingswerke: die Ermordung des Ceta, das Opfer des Astulap und der Tod Catos, wofür er 1797 den Preis erhielt. Es folgte der Coriolan, dann sein Marcus Sertus, welcher, vor der Proskription des Sulla geflohen, bei seiner Heimkehr Gattin und Tochter ermordet findet. Durch die Wahl dieses mit tragischer Würde behandelten Gegenstandes erregte G. den großartigsten Beifall. Die Kollegen krönten das Gemälde bei einem Gastmahle mit Lorbeer. Im J. 1802 schuf er ein zweites großes Gemälde, Phädra und Hippolytes, dessen unwahres Kolorit jedoch die Anerkennung beeinträchtigte. Nun begab sich G. als Staatspensionär nach Rom, kehrte aber Ende 1805 zurück und entwarf eine Reihe Kompositionen zur Verherrlichung Napoleons, wozu ihm die Regierung den Auftrag erteilte. Darauf ging er nach Rom zurück, wo er die Leitung der Académie française übernahm und 16. Juli 1833 starb. Eine Anzahl seiner Kompositionen behandeln idyllische Stoffe im antiktisierenden, großen Stile, wozu ihm nicht selten Geyners Dichtungen das Motiv lieferten. Hierher gehören die Hirten an dem röm. Grabmale. Im J. 1824 wurde er baronisiert. Von seinen zahlreichen Bildern sind noch besonders zu erwähnen: Aeneas erzählt der Dido seine Schicksale, die Ermordung Agamemnons (beide in der Galerie des Luxembourg), der Tod des Priamos vor dem brennenden Troja, Aurora und Kephalos, endlich einige Porträts. G. ist einer der größten Historienmaler seiner Zeit, in der ihn jedoch David übertraf. Im Pathos ernst und groß bis zur Kälte, verfügt er über größere technische Gewandtheit als die meisten seiner Zeitgenossen.

Guérin-Reneville (Jelly Edouard), franz. Naturforscher, geb. 12. Okt. 1799 zu Toulon, hat sich namentlich durch seine Untersuchungen über die Seidenwärrner bekannt gemacht. Er starb 26. Jan. 1874 zu Paris. G. veröffentlichte: «Iconographie du Règne animal de Cuvier» (7 Bde., 1830—44), «Magasin de zoologie» (26 Bde., 1831—44), «Genera des insectes» (1835), «Spécies et iconographie générique des animaux articulés» (1843), «Guide de l'éleveur de vers à soie» (1856).

Guernsey (frz. Guernesey), eine der Normannischen Inseln (s. d.), liegt nordwestlich von Jersey und umfaßt 64,77 qkm; der Hauptort ist Saint-Pierre oder Peter-Port-Town.

Guernsey-Lilie oder Nerine (Nerine sarniensis), Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllidaceen. Zwiebeln ihrer Art, dem Bract eines aus Japan kommenden und verunglückten Schiffs entstammend, wurden an die Küste der zu England gehörigen Insel Guernsey getrieben, weshalb der Gattung der Name Nerins, Meerungpfe, beigelegt wurde. Anfangs vermehrte sich dieses Zwiebelgewächs von selbst im Sande der Dünen, wurde aber später in Kultur genommen und für den Handel in großem Maßstabe vermehrt. Es hat glänzend

grüne, riemenförmige Blätter, und der 60 cm hohe Schaft trägt im Herbst eine Dolbe purpurroter Blumen mit zurückgebogenen Perigonabblättern. Die Blumen von *N. undulata* haben schmale, wellenförmige, ebenfalls zurückgebogene Blätter von rosa-purpurner Färbung, die der *N. curvisolia* sind leuchtend purpurrot. Die Aehren verlangen sehr kleine Lössen, eine vollkommene Reifezeit während des Sommers und nach der Blüte fortgesetzte Pflege bis zur völligen Ausbildung der Zwiebel und der Blätter, d. h. bis dahin, wo letztere gelb zu werden beginnen. Man kultiviert sie in einem Kapuzienbecken.

Guérout (Abolphe), franz. Publizist, geb. 29. Jan. 1810 zu Rabepont im Eure-Departement, wandte sich nach Beendigung seiner Studien dem Saint-Simonismus zu, schrieb dann von Spanien aus für das *Journal des Débats* Berichte über die Pyrenäenhalbinsel (gesammelt als *Lettres sur l'Espagne*, Par. 1838) und ging hierauf als Korrespondent desselben Blattes nach Italien. Im J. 1842 ernannte ihn der Minister Guizot zum franz. Konsul in Ragusa (in Neapel), von wo er fünf Jahre später nach Jassy versetzt wurde. Von der provisorischen Regierung abgesetzt, lehrte er nach Paris zurück und war Mitarbeiter des *Crédit*, der *République* und der *Industrie*. Im J. 1857 wurde er Hauptredacteur der *Presse* und gründete 1859 die *Opinion nationale*, die als Organ der imperialistischen Demokratie schnell wichtig wurde. Im J. 1863 wurde G. von den pariser Wählern des sechsten Arrondissements in den Gesetzgebenden Körper abgeordnet, wo er zur gemäßigten Opposition (links Centrum) gehörte, unterlag aber bei dem Wahlkampf 1869 gegen den republikanischen Kandidaten J. Ferry. Er starb 21. Juli 1872 zu Paris. Seine Hauptartikel erschienen gesammelt als *Études de politique et de philosophie religieuses* (Par. 1863). Außerdem hat man von ihm *La politique de la Prusse* (Par. 1866) und *Discours prononcés au Corps Législatif* (Par. 1869).

Guerrazzi (Francesco Domenico), ital. Schriftsteller und Politiker, geb. in Livorno 12. Aug. 1804, studierte zu Pisa die Rechte, wurde schon während seiner Studienzeit aus polit. Gründen vielfach verfolgt, lebte dann als Sachwalter in Livorno, unermüdet für die Freiheit Italiens thätig, weshalb er zu wiederholten malen gefangen gesetzt und (1830 und 1834) auf die Insel Elba verbannt wurde. Nachdem er 1838 die Freiheit wiedererlangt, ging er nach Florenz, beteiligte sich aufs neue eifrig an den geheimen Gesellschaften und gewann großen polit. Einfluß in Toscana. Da die revolutionären Rundgebungen in Livorno Ende 1847 und Anfang 1848 seinem Wirken, namentlich seinem offenen Briefe an Mazzini, zugeschrieben wurden, ward er 11. Jan. 1848 abermals verhaftet und nach Elba in das Fort Ferragosto abgeführt, erhielt jedoch bald seine Freiheit wieder, trat nun mit Mamiani, Montanelli, Mazzini, Tommaseo, Gioberti u. a. in Verbindung, gründete und redigierte in Florenz die republikanische Zeitschrift *L'Ineffabile*, agitierte eifrig für Italiens Umgestaltung und wurde zum Deputierten gewählt. Im Okt. 1848 berief ihn der Großherzog Leopold II. ins Ministerium als Präsident des Kabinetts mit dem Portefeuille des Innern. Trotz seines zweideutigen Auftretens in diesem Amte, indem er sein Ziel, die Republik Italiens, mit immer größerem Eifer verfolgte, wurde er, nachdem der Großherzog im Febr. 1849

nach Santo-Stefano bei Siena entflohen war, vom Parlament mit Montanelli und Mazzini zum Triumvir ernannt und bald darauf (27. März) zum Diktator. Als solcher suchte er der einbrechenden Anarchie zu wehren und widersetzte sich der Proklamation der Republik und dem Anschluß Toscanas an die röm. Republik Mazzinis. Nachdem infolge der Niederlage der ital. Armee bei Novara und der Gegenrevolution in Florenz die großherzogl. Regierung wiederhergestellt worden war, wurde G. verhaftet und ins Staatsgefängnis nach Volterra gebracht, wo er seine durch Feindschaft des Stils und dialektische Gewandtheit berühmte gewordene Verteidigungsschrift *Apologia della vita politica di Francesco Domenico G.* (Flor. 1851) verfaßte. Nach dreijähriger Haft zu fünfzehnjährigem Kerker mit Zwangsarbeit verurteilt, aber zu lebenslänglicher Verbannung begnadigt, lebte er auf Corsica, mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Seit 1855 hielt er sich in Savona und Genua auf. An den Ereignissen von 1859, welche ihm die Rückkehr nach Toscana gestatteten, nahm er keinen Anteil, und auch seitdem, obwohl in der Folge wiederholt ins Parlament gewählt, mochte er sich nicht mit der neuen Ordnung der Dinge befreunden und verbrachte den Rest seines Lebens auf seinem Landhause bei Livorno. Er starb 23. Sept. 1873 im Fittu di Cecina (im Kreise Volterra der Provinz Pisa) und wurde zu Livorno 28. Sept. beerdigt.

G.'s Schriften, welche von staunenswerter Gelehrsamkeit, Meisterschaft in den Schilderungen, Originalität, kräftigem Stil und einer unerschöpflichen, aber zu Ungeheuerlichkeiten geneigten Phantasie zeugen, sind namentlich: *La battaglia di Benevento* (4 Bde., Livorno 1827; seither über fünfzigmal gedruckt; deutsch von Jint, Stuttg. 1853); ein origineller, kraftgenialischer Lenzroman; *Orazioni funebri d'illustri Italiani* (Flor. 1835; 8. Aufl., Palermo 1861), *L'assedio di Firenze* (5 Bde., Par. 1836, unter dem Pseudonym Anselmo Gualandi; seither über dreißigmal gedruckt; letzte Ausg., 2 Bde., Mail. 1882; deutsch von Jint, Stuttg. 1849), *Veronica Cybo, duchessa di San Giuliano*, histor. Erzählung (Livorno 1837; 8. Aufl., Flor. 1869), *Isabella Orsini, duchessa di Bracciano*, histor. Erzählung (Livorno 1844; 11. Aufl., Flor. 1875), *A Giuseppe Mazzini* (Livorno 1848; 8. Aufl. im gleichen Jahre), *Memorie* (Livorno 1848; gleichfalls 8. Aufl. im gleichen Jahre), *Beatrice Cenci* (Livorno 1864; 2. Aufl., 2 Bde., Pisa 1864; deutsch 1858), *Pasquale Sottocorno* (Tur. 1857; 4. Aufl., Mail. 1862), *La torre di Nonza*, histor. Erzählung (Tur. 1857; 5. Aufl., Mail. 1883), *L'asino* (Tur. 1857; 6. Aufl., 2 Bde., Mail. 1868), eine Satire, worin mit großer Gelehrsamkeit alles niedergelegt ist, was aus Litteratur und Geschichte der Völker über den Esel anzuführen ist; *Pasquale Paoli, ossia la rotta di Pontenoro* (Mail. 1860; 7. Aufl. 1872), *Il Buco nel muro* (Mail. 1862; 7. Aufl., Livorno 1875), *Vita di Andrea Doria* (Mail. 1863; 3. Aufl. 1874), *Paolo Peliccion*, histor. Erzählung (Mail. 1864; 4. Aufl., 2 Bde., 1874), *L'assedio di Roma* (Livorno 1864; 4. Aufl., Mail. 1870). Sammlungen seiner Werke sind zu Livorno (12 Bde., 1848–49) und Mailand (15 Bde., 1868) erschienen.

Bgl. Corona, *Francesco Domenico G.* (Biella 1873); Gentini, *Francesco Domenico G.* (Mail.

1878) und «Manzoni e Guerrazzi» (deutsch von Ritt, Mail. 1875); Bosio, «La vita e le opere di Francesco Domenico G. (Mail. 1877).

Guerre (frz.), Krieg; guerre à outrance oder guerre à mort, Krieg bis aufs Messer; nom de guerre («Kriegsname»), ehemals Name, den ein als Soldat Angeworbener an Stelle seines eigentlichen Namens annahm; daher das Pseudonym, unter welchem ein Schauspieler auf der Bühne auftritt; à la guerre comme à la guerre (oder auch c'est la guerre), soviel wie: im Kriege gilt Kriegsgebrauch, im Kriege ist es nun einmal nicht anders.

Guerrero, Staat der Republik Mexiko, an der Küste des Großen Ozeans, 1849 gebildet und nach dem Präsidenten G. benannt, zählt auf 66 477 qkm (1880) 308 716 E. Die Höhenreihe der Sierra Madre del Sur scheidet das Becken des Rio de las Balsas, oberhalb Mexcala genannt, und die Region der unbedeutenden, zum Meere gehenden Küstenflüsse. Einige der Küstenlagunen sind wegen ihres Salzes wichtig. Das Land ist fast überall bergig, gehört aber zu den fruchtbarsten in Mexiko, hat ein herrliches Klima und ist reich an Silber-, Gold-, Kupfer- und Magnetisenlagern. Hauptstadt ist Chilpancingo mit 3800 E., Haupthafen Acapulco (s. d.).

Guerrier de Dumast (Auguste Prosper François, Baron), franz. Schriftsteller, geb. 26. Febr. 1796 zu Nancy, war zuerst Advokat, dann Militärintendant und widmete sich nachher der Litteratur. G. verfaßte unter anderem: «Philosophie de l'histoire de la Lorraine» (1850), «L'enseignement supérieur en France» (1865), «Le redresseur, rectification raisonnée des principales fautes de français» (1866), «Couronne poétique de la Lorraine» (1874), «Jacques Callot» (1875) u. s. w. In Nancy schuf G. das «Musée lorrain». Er starb daselbst 26. Jan. 1883.

Guerrieri-Gonzaga (Anselmo, Marchese), ital. Politiker und Schriftsteller, geb. zu Mantua 19. Mai 1817, widmete sich dem Studium der Litteratur und Rechtswissenschaften auf der Universität zu Padua, war sodann publizistisch thätig, bis er in staatliche Dienste zu Mailand trat. Im J. 1848 war er Mitglied der Provisorischen Regierung in Mailand und ging mit Alardi, dem Vertreter der venet. Regierung, in einer diplomatischen Mission nach Paris. Nach Unterdrückung der Revolution wurde er 1849 verbannt und seine Güter eingezogen. Er lebte in Genua und Paris, beständig bemüht, die Sympathien der Piemontesen für die Lombarden wahrzurufen und in Paris zu Gunsten der Befreiung und Einigung Italiens Stimmung zu machen. Nach den Ereignissen von 1859 kehrte er nach Italien zurück, wurde 1860 als Deputierter in das ital. Parlament gewählt, wo er bis 1876 saß und mit der Rechten stimmte. Eine Zeit lang war er Generalsekretär im Ministerium der äußern Angelegenheiten und wurde 1865 mit einer diplomatischen Mission nach Deutschland, dann nach Spanien beauftragt. Er starb auf seiner Villa Paludano bei Mantua 25. Dez. 1879.

Als Gelehrter erwarb G. sich Verdienste durch seine Bemühungen zur Förderung des Interesses an deutscher Litteratur in Italien und durch seine Übersetzungen aus dem Deutschen, worunter die von Goethes «Faust» (Mail. 1862; 2. Aufl. 1872) sehr geschätzt ist. Unter anderem hat er auch

Creitschles Schrift über den Grafen Cavour (Mail. 1872), Goethes «Iphigenia», «Hermann und Dorothea», «Röm. Elegien», die Oden des Horaz u. s. w. ins Italienische übersetzt.

Guerrillas heißen in Spanien die aus Landvölk und Hirten gebildeten bewaffneten Banden, welche bei feindlichen Einfällen oder innern Kämpfen den Kleinen Krieg (davon ihr Name) auf eigene Hand führen. Sie wurden gegen die Franzosen 1808–14 förmlich organisiert und haben unter Empeinado, dem Pfarrer Merino und andern Führern, begünstigt durch die Gebirge und die feste Bauart der Wohnplätze Spaniens, besonders im Anfange des Kriegs manchen glücklichen Streich ausgeführt und den Franzosen in jahrelangen Kämpfen sehr viel zu schaffen gemacht. Im offenen Gefecht gegen tüchtige Truppen konnten sie sich aber niemals behaupten. Auch litt das eigene Land durch die G., welche polit. Abfall oder nur Verdacht, selbst Privathandel einzelner Guerrilleros durch maßlose Verwüstungen rächten. Seit jener Zeit sind in den Bürgerkriegen Spaniens stets wieder G. erschienen.

Guerrini (Olinio), ital. Dichter, bekannter unter dem Pseudonym Lorenzo Stecchetti, geb. 4. Okt. 1845 in Forlì, besuchte das Gymnasium zu Ravenna, studierte zu Turin und Bologna die Rechte und erwarb sich 1868 an letztem Orte die jurist. Doktorwürde. Von da an widmete er sich ausschließlich der Litteratur und Dichtkunst, veröffentlichte eine umfangreiche «Vita di Giulio Croce» (Bologna 1879) nebst einer Monographie über «Francesco Patrizio» und veranstaltete eine Ausgabe der Gedichte des Guido Peppi. Großes Aufsehen erregte das Buch: «Postuma. Canzoniere di Lorenzo Stecchetti, edito a cura degli amici» (Bologna 1877; 11. Aufl. 1882), eine Sammlung von formvollendeten Gedichten, worin ein derber Realismus mit Ungeniertheit des Denkens und Empfindens, sowie mit echt poetischen Jügen in eigentümlicher Art vermischt ist. Durch dieses Werk wurde G. der Hauptvertreter und das Haupt der modernen Schule des Realismus oder «Verismus» in Italien, wenigstens auf dem Gebiete der Lyrik. Als Nachträge dazu erschienen: «Polemica» (Bologna 1878) und «Nova Polemica» (Bologna 1879; 4. Aufl. 1882), mit Erörterungen über den Standpunkt des Dichters und seine Stellung zum Realismus und Idealismus. Von seinen übrigen Veröffentlichungen sind zu nennen: «Cloe», histor. Drama in vier Akten (Bologna 1879), «Anche Bologna!» (Bologna 1880), «Studi e polemiche dantesche» (Bologna 1880), «Canti popolari romagnoli» (Bologna 1880), «Il primo passo. Note autobiografiche» (Flor. 1882), «Rime di tre gentildonne del secolo XVI» (Mail. 1882), «Bibliografia per ridere» (Rom 1883), «Canti carnascialeschi, trionfi, carri e mascherate» (Mail. 1883) u. s. w. Vgl. Vivarelli, «Lorenzo Stecchetti, o il Verismo nella letteratura e nell'arte» (Flor. 1879).

Guedeslin (Bertrand du), s. Duguesclin.

Guet (frz.), Scharwache, Nachtwache; guetabel, wachpflichtig; Guetteur, Aufpasser, Aufwacher; guettieren, aufwachen, einen oder etwas abpassen.

Guetaria, Flecken in der span. Provinz Guipuzcoa, Distrikt Aipéitia, 18 km im WSW. von San-Sebastian am Golf von Biscaya, 4 km im NW. der besuchten Bäder von Zarauz, mit 1500 E.,

liegt auf einer kleinen malerischen Landzunge, welche mit einem spitzen Berge endet, den ein Fort krönt. G. ist ein kleiner Fischerhafen, zum Teil verfallen, der in den Karlistenkriegen eine Rolle spielte und im Mai 1875 von den Karlisten vergebens belagert wurde. Am Hafen steht eine Bildsäule des hier geborenen Juan Sebastian el Cano, welcher die erste Weltumsegelung nach Magellans Tod vollendete.

Guevara de Dueñas (Luis Velez de), span. dramatischer Dichter aus der Schule des Lope de Vega, geb. 1570 zu Ecija in Andalusien, gest. 10. Nov. 1644 in Madrid, lebte daselbst als Advokat, bis König Philipp IV., nachdem G. durch seinen auch bei den ernstesten Rechtsverhandlungen überprüfenden Witz und sein Dichtertalent sich Ruf erworben, ihn veranlaßte, auch Komödien zu dichten. Seine Stücke, die sich auf mehr als 400 belaufen haben sollen, von denen aber nur wenige bekannt sind (Sammlung, Sevilla 1730, sechs Probestücke in der «Biblioteca de autores españoles», Bd. 45), zeichnen sich durch treffliche Charakterzeichnung und Reichtum an echt spanischen Sagen aus. Vgl. Schäd, «Geschichte der dramatischen Kunst» (Bd. 2). Von hervorragendem Werte ist eine Bearbeitung der Geschichte der Ines de Castro, betitelt «Reinar después de morir». Auch ließ der König, der selbst Dichter war, seine Komödien von G. verbessern und ernannte ihn zum königl. Thürhüter (ujier). G.s dichterischen Ruhm begründete vorzugsweise sein «Diablo cojuelo. Verdades sonadas y novelas de la otra vida», ein Roman, in welchem er Leben und Sitten seiner Landsleute treu und geistreich schildert und mit unnachahmlicher Satire geißelt (1. Ausg., Madr. 1641; von den vielen Wiederabdrücken ist einer der besten der von Ferrer besorgte, Bar. 1828; der neueste der in der «Biblioteca de autores españoles», Bd. 38, Madr. 1854). Lesage hat durch seine Bearbeitung «Le diable boiteux» (Par. 1707) dieses Werk und seinen Namen in ganz Europa berühmt gemacht; die Fortsetzung, die er dazu schrieb, erreicht aber bei weitem nicht das Wert des Spaniers. Viele von dessen Witzworten sind noch jetzt im Munde des span. Volks.

Gueymard (Louis), franz. Tenorist, geb. 17. Aug. 1822 zu Chaponnay im Depart. Isère, verließ seinen ursprünglichen Beruf als Landmann, um der Aufforderung des lyoner Kapellmeisters Folge zu leisten und sein musikalisches Talent der Bühne zu widmen. Im J. 1845 trat er in das pariser Konservatorium ein und debütierte 1848 in «Robert der Teufel» auf der Großen Oper. Seitdem gehörte er diesem Institut an bis zu seinem Rücktritt von der Bühne, der 1868 erfolgte. Er starb 8. Juli 1890 zu Corbeil bei Paris. Die Stimme G.s zeichnete sich durch außergewöhnlichen Umfang aus; Rollen, in denen er besonders gefiel, waren außer dem Robert, Arnold («Wilhelm Tell»), Heinrich («Sicilianische Vesper»), Romeo, Manrico («Troubadour») u. s. w.

Seit 1868 war G. mit der Sängerin Pauline Lauters-Deigne vermählt, trennte sich aber von ihr wieder 1868. Diese, geb. 1. Dez. 1834 zu Brüssel, besuchte das brüsseler Konservatorium und debütierte nach der Vermählung mit einem Herrn Deligne als Frau Lauters-Deigne in Gueymards Oper «Le billet de Marguerite» am pariser Théâtre lyrique. Schon im nächsten Jahre erhielt sie ein Engagement an der Großen

Oper, der sie bis 1876 angehörte. In der Folge trat sie am Théâtre italien vorübergehend als Amneris («Aida») auf, nachdem sie früher auch in Spanien gastiert hatte.

Gugel, mittelalterliches Gewand, s. Cappa.

Gugemuche, in einigen Gegenden Vulgärname für Champignon.

Gugerner, ein germanischer (vielleicht zu den Sigambren gehörender) Stamm auf dem linken Ufer des Niederrheins, nördlich von dem Gebiet der Ubier, östlich von der untern Maas und dem Lande der Bataver. In dieser Landschaft lagen am Rhein bei dem heutigen Kanten die röm. Lagerfestungen Castra Vetera und Colonia Trajana.

Guglielmi (Pietro), ital. Komponist, geb. zu Massa Carrara im Mai 1727, wurde zuerst von seinem Vater, dem herzogl. modenesischen Kapellmeister Giacomo G., in der Musik unterrichtet, machte seit seinem 18. Jahre weitere Studien auf dem Konservatorium bei Coreto zu Neapel, vornehmlich unter der Leitung Durantes. Im Alter von 27 Jahren begann er mit Erfolg Opern zu schreiben. Seit 1768 etwa lebte er einige Jahre in Dresden mit dem Titel eines kurfürstl. Kapellmeisters und ging dann nach Braunschweig, 1772 nach London, lehrte 1777 nach Neapel zurück und fand hier Cimarosa und Paisiello im fast ausschließlichen Besitze der Gunst des Publikums, neben denen er sich jedoch mit Ehren behauptete. Nachdem er noch eine große Menge von Opern geschrieben, wurde er 1793 Kapellmeister an St. Peter in Rom, in welcher Stellung er nur noch für die Kirche arbeitete. G. starb 19. Nov. 1804. Zu seinen bessern Opern gehören unter andern: «I due Gemelli», «I viaggiatori», «La serva inamorata», «I fratelli Pappa Mosca», «La pastorella nobile», «La bella pescatrice», «Didone», «Enca e Lavinia». Dieselben offenbaren ein reiches Talent.

Güglingen, Stadt im würtemb. Neckarkreise, Oberamt Bradenheim, 5 km westlich von diesem Orte, an der in den Neckar mündenden Zaber, in 209 m Höhe, mit (1890) 1421 E., die berühmten Weinbauen. Auf dem Stromberge stehen die Ruinen des Schlosses Blantenborn, 3 km von hier entfernt, mit herrlicher Fernsicht und gut erhaltenen Anlagen, welche von Touristen viel besucht werden.

Guhl (Ernst Karl), Kunstschriftsteller, geb. 20. Juli 1819 in Berlin, studierte daselbst seit 1838 Philologie und wurde nach einer Reise durch Italien 1848 Privatdocent an der Universität, später Professor an der Akademie der Künste und außerord. Professor an der Universität zu Berlin. Auf größern wissenschaftlichen Reisen besuchte er England, Frankreich, die Niederlande, Spanien (1856), Griechenland (1858) und nochmals Italien (1861). G. starb 20. Aug. 1862 in Berlin. Er schrieb: «Die neuere geschichtliche Malerei und die Akademien» (Stuttg. 1848), «Der Dom zu Köln» (Stuttg. 1851), «Künstlerbriefe» (2 Bde., Berl. 1854–56), «Die Frauen in der Kunstgeschichte» (Berl. 1858), «Leben der Griechen und Römer» (mit Roner, Berl. 1862; 5. Aufl. 1882).

Guhns, s. Goonze.

Guhr (Karl Friedr. Wilh.), deutscher Komponist und hervorragender Dirigent, geb. 18. Okt. 1787 zu Militsch, war von 1821 an Kapellmeister des Theaters in Frankfurt a. M. bis zu seinem daselbst 22. Juli 1848 erfolgten Tode, in welcher Stellung er einen großen und wohlthätigen Einfluß

auf die Musik ausübte. Außer Opern schrieb er besonders mehreres für die Violine in der Weise Paganinis, dessen Stil er auch in der Schrift «Paganinis Kunst die Violine zu spielen» (Frankf. a. M. 1831) schilderte. Vgl. Gollniz, «Karl G., Nekrolog» (Frankf. a. M. 1848).

Guhrau, Kreisstadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, 80 km im NW. von Breslau, in einer auf dem rechten Oderufer weit hingehenden Ebene, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Landratsamts, hat ein Realprogymnasium, eine Waisenanstalt, ein Hospital, ein Kreiskrankenhaus, ein Kreisfienchenhaus, eine Molkerei, zwei Dampfbrauereien und zählt (1880) 3221 meist evang. E., welche starken Acker- und Spargelbau treiben. Die vielen Windmühlen der Gegend liefern ausgezeichnetes Weizenmehl.

Der Kreis Guhrau zählt auf 678,5 qkm 36658 E., worunter 7104 Katholiken und 181 Juden.

Guhrauer (Gottschall Eduard), deutscher Literaturhistoriker, geb. 15. Mai 1809 zu Bojanowo im Posenischen, studierte seit 1829 zu Breslau, 1832—34 zu Berlin Philologie und Philosophie und wirkte 1836—37 als Lehrer an dem Köllnischen Gymnasium. Schon als Student 1831 bei Gelegenheit einer von ihm gewonnenen Preisaufgabe über die Verdienste von Leibniz auf das Leben desselben und das Studium seiner Schriften hingeleitet, hielt sich G. im Herbst 1836 einige Zeit in Hannover auf, um Leibniz' hinterlassene Schriften zu benutzen, und schritt dann zur Veröffentlichung von des letztern «Deutschen Schriften» (2 Bde., Berl. 1838—40). Als Frucht eines zweijährigen Aufenthalts in Paris 1837—39 und seiner Nachforschungen im dortigen Archiv der auswärtigen Angelegenheiten erschien das «Mémoire sur le projet de Leibniz relatif à l'expédition d'Égypte proposé à Louis XIV en 1672», welches in den «Mémoires des savants étrangers» der Académie der moralischen und polit. Wissenschaften abgedruckt wurde. Im Herbst 1841 als dritter Custos bei der Universitätsbibliothek zu Breslau angestellt, habilitierte er sich 1842 daselbst für allgemeine Literaturgeschichte und wurde im Herbst 1843 zum außerord. Professor dieses Fachs ernannt. Er starb 6. Jan. 1854 zu Breslau.

Sein Hauptwerk ist «Leibniz, eine Biographie» (2 Bde., Bresl. 1842). Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: die Fortsetzung von Danzels Werke «Gottbold Ephraim Lessing», zu welchem er den zweiten Band in zwei Abteilungen (Lpz. 1853—54; 2. Aufl., von W. von Malbahn und A. Borbergger, Berl. 1881) lieferte; ferner «Rurmainy in der Epoche von 1672» (2 Bde., Hamb. 1839), «Lessings Erziehung des Menschengeschlechts, kritisch und philosophisch erläutert» (Berl. 1846), «Das Heptaplogos des Jean Bodin» (Berl. 1841), «Joachim Jungius und sein Zeitalter» (Stuttg. 1851). Auch gab er «Goethes Briefwechsel mit Knebel» (2 Bde., Lpz. 1851) heraus.

Guamar, Stadt auf Teneriffa (s. d.).

Guiana, s. Guayana.

• **Guianaström**, der nördl. Arm des Aquatorialstroms, s. unter Atlantischer Ocean.

Guthert (Jacques Antoine Hippolyte, Graf von), franz. Militärschriftsteller, geb. zu Montauban 12. Nov. 1743, begleitete seinen Vater, welcher während des siebenjährigen Kriegs Stabschef bei der in Deutschland befindlichen franz. Ar-

mee war, nach Deutschland und wurde bald als Kapitän angestellt. Im J. 1767 nahm G. an dem Feldzuge auf Corsica teil, bereiste dann Deutschland und wirkte hierauf vorzugsweise als Militärschriftsteller. Als kurz vor dem Ausbruch der Revolution das Ministerium Brienne das franz. Heer reformieren wollte, übte G. entscheidenden Einfluss auf die Veränderungen im Heerwesen aus. G. war ein sehr vielseitiger Schriftsteller und verfasste geschichtliche Abhandlungen, Trauerspiele, Reisebeschreibungen, einen «Eloge» auf Friedrich d. Gr., namentlich aber militärische Schriften. Von diesen sind zu nennen: «Essai général de tactique», «Défense du système de guerre moderne», «De la force publique, considérée sur tous ses rapports», «Histoire de la constitution militaire de la France» (unvollendet, in den von seiner Witwe herausgegebenen «Oeuvres militaires», 5 Bde., Par. 1808). G. starb zu Paris 6. Mai 1790. Vgl. De la Barre Duparcq, «Portraits militaires» (Par. 1855—61).

Guthert (Jof. Hippolyte), Erzbischof von Paris, geb. 13. Dez. 1802 zu Aix, studierte in Marseille und Rom, wurde dann Generalvikar in Ajaccio, 1841 Bischof von Bismis, 1857 Erzbischof von Tours und 1871 von Paris. Er ist einer der eifrigsten Vorkämpfer der ultramontanen Partei in Frankreich und Verfasser mehrerer theol. Werke. Im Dez. 1873 wurde er zum Kardinal ernannt.

Guicciardini (Francesco), ital. Geschichtschreiber, geb. 6. März 1482 zu Florenz, aus angesehenen Familie, studierte die Rechte zu Padua und erwarb sich bald als Rechtsgelehrter bedeutenden Ruf, so daß er 1505 in seiner Vaterstadt, wo einige Jahre lang eine Rechtsschule eingerichtet war, die Professur der Rechte erhielt und 1511 zum Gesandten der Republik am Hofe Ferdinands von Aragonien ernannt wurde. Später rief ihn Leo X. an seinen Hof und übertrug ihm die Verwaltung von Modena und Reggio, die er auch unter Hadrian VI. behielt. Unter Clemens VII. war er Gouverneur der Romagna und 1527 Generalkommissar bei dem Herzog von Urbino befehligten venet. päpstl. Bundesheer, welches den Connétable von Bourbon vergeblich an der Erstürmung Roms zu hindern suchte. Später gehörte G. den Optimaten an, welche, nachdem der Papst sich wieder mit Karl V. verständigt hatte, Wertzeuge zum Untergang der Republik Florenz wurden. Seine Idee war ein Principat mit einem die Alleingewalt beschränkenden Rat der Optimaten. Das Principat kam zu Stande, zunächst (1532) unter Alexander Medici, nach dessen Ermordung (1537) unter Cosmus, zu dessen Erhebung er vorzugsweise thätig war. Den Rat der Optimaten aber schob Cosmus bald beiseite. Von aller Theilnahme an den Geschäften entfernt, schrieb G., in tiefer Zurückgezogenheit, meist auf einer Villa zu Arcetri bei Florenz, seine «Geschichte Italiens von 1492 bis 1530», schwerfällig im Stil, oft übermäßig breit in der Darstellung, aber als Werk eines in alle Staatsgeheimnisse eingeweihten, scharfsinnigen Mannes unschätzbar für die Kenntnis jener Epoche. G. starb in seiner Vaterstadt 17. Mai 1540. Die ersten 16 Bücher seiner Geschichte erschienen 1561, die letzten 4, die er nicht ganz vollendet hatte, 1564. Die beste Ausgabe derselben besorgte Rosini (10 Bde., Pisa 1819; 20 Bde., Par. 1837). Eine Fortsetzung (1536—74) lieferte der Florentiner J. B. Adriani

(gest. 1579) in der «*Istoria de' suoi tempi*» (Flor. 1583) und in neuerer Zeit Carlo Votta in der «*Geschichte Italiens*» von 1585 bis zur französischen Revolution». Von höchstem Interesse sind seine von G. Canestrini illustrierten und von den Grafen P. und L. Guicciardini herausgegebenen «*Opere inedite*» (10 Bde., Flor. 1857—68), welche eine Kritik von Machiavelli's «*Betrachtungen über L. Livius' Römische Geschichte*», eine unvollendete, aber sehr interessante Geschichte der Florentin. Republik, mehrere polit. Traktate über Florentin. Verfassung u. a., seine Gesandtschaftsberichte aus Spanien und andern amtlichen Papiere nebst Aufzeichnungen über sein eigenes Leben und seine Familie und polit.-moralische Betrachtungen enthalten. Vgl. Rosini, «*Saggio sul G.*» (Bisa 1819 u. öfter); C. Denoix, «*G. historien et homme d'état italien*» (Par. 1862); Manke, «*Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber*» (2. Aufl., Bpz. 1874).

Guichard (Karl Theophilus), mehr bekannt unter dem Namen Quintus Scilius, Militärchriftsteller, geb. 1724 zu Magdeburg als zweiter Sohn des Syndikus der dortigen Pfälzerkolonie, studierte Theologie und Philologie, trat jedoch 1747 als Fähnrich in holländ. Militärdienste, in denen er 1751 zum Hauptmann aufstieg. Bald darauf nahm er den Abschied, ging 1754 nach England und widmete sich dort gelehrten Studien. Im J. 1757 erschien sein Werk «*Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains*» (2 Bde., Haag u. Lyon 1758), welches die Aufmerksamkeit König Friedrichs d. Gr. auf den Verfasser lenkte, der damals als holländ. Pensionär zu Magdeburg in dem Hause seines Vaters lebte. G. wurde in die Umgebung des Königs berufen und Anfang 1758 in das Gefolge aufgenommen. Anlässlich eines Gesprächs über die Kriegskunst der Römer legte ihm der König statt der erbetenen Erneuerung seines alten eläss. Adels den Namen Quintus Scilius bei, und zwar ebensowohl in Anerkennung seiner umfassenden Kenntnisse wie in Bezug auf seine Rechthaberei (der König hatte in dem Gespräch den Namen eines in der Schlacht bei Pharsalus beteiligten Centurio irrthümlich Quintus Scilius statt Quintus Cælius angegeben und war darüber mit G. in einen Wortstreit geraten). Im Mai 1759 trat «*Major Quintus*» an die Spitze eines Freibataillons, welches er allmählich bis zur Stärke eines Regiments von drei Bataillonen vermehrte, und errichtete auf Befehl des Königs 1760 noch sieben andere Freibataillone. G. war 1761 und 1762 bei der Armee des Prinzen Heinrich von Preußen. Nach dem Frieden wurde G.s Freiregiment am Tage des Einmarsches in Berlin aufgelöst; G. blieb jedoch im Gefolge des Königs in Potsdam, wurde 1765 zum Oberstlieutenant und 1773 in Anerkennung seiner trefflichen Schrift «*Mémoires critiques et historiques sur plusieurs points d'antiquités militaires*» (4 Bde., Berl. 1773) zum Obersten befördert. Letztgedachtes Werk behandelt Cäsars Feldzüge in Spanien. G. vermählte sich 1770 mit Fräulein N. von Schlambord und starb 13. Mai 1775 zu Potsdam. Nach Beendigung des Siebenjährigen Kriegs hatte er auch die obere Leitung der Bankangelegenheiten, des Archivs und der königl. Bibliothek zu Berlin.

Guiche (Grafen von), s. unter Gramont.

Guiche (Diana, genannt «die schöne Corisande»), geb. um 1554, eine geborene d'Andouins,

heiratete 1567 den Grafen Philibert von Gramont-Guiche, der 1580 vor den Wällen La Feres fiel, und gewann das Herz Heinrichs IV., der eine Zeit lang an die Heirat mit ihr gedacht haben soll. Die Korrespondenz Heinrichs enthält eine Reihe seiner Liebesbriefe an sie. Sie starb 1620.

Guicowar, erblicher Titel der Beherrscher des indobrit. Vasallenstaats Baroda (s. d.). Khund-Nao-Dharaboy, einer der hervorragendsten unter den Häuptlingen der Maharatten (s. d.) zu Anfang des 18. Jahrh., hatte neben sich als zweiten Befehlshaber den Damadji-Guicowar. Der erstere starb 1721 und Damadji wurde an seiner Stelle Ehe eines der Hauptzweige des maharattischen, den Peshwa als ihren Oberherrn erlenkenden Fürstenbundes. Die Nachfolger von Damadji nahmen aber den Titel G. zur Bezeichnung ihrer Fürstenwürde an, namentlich seit 26. Jan. 1780 zwischen dem Gouvernement von Bombay und dem G. ein Offensiv- und Defensivkontrakt geschlossen war, in welchem die Unabhängigkeit des erstern von dem Peshwa der Maharatten anerkannt wurde. Mit dem Reiche Baroda hat sich auch der Name G. für den Beherrscher desselben erhalten.

Guiden (frz., Führer) heißen in einigen Armeen besondere Eskadrons, welche zum Ordonnanzdienst der Stabswachen, zum Rekonnostrieren, zur Führung von Kolonnen und zu andern Leistungen bestimmt sind. Sie wurden zuerst 1796 vom damaligen Obergeneral Bonaparte als eine Leibwache für seine Person unter Befehl des erichtet, als er nach dem Treffen bei Borghetto beinahe im Bade gefangen worden wäre. Den Namen guides statt gardes wählte Bonaparte, um dem eifersüchtigen Direktorium der franz. Republik keinen Anstoß zu geben. In Belgien besteht ein Regiment G., das wie gewöhnliche Kavallerie gebraucht wird. Die Schweiz. Guidencompagnien dienen zum Schutz und zum Ordonnanzdienst der Hauptquartiere. In Italien bildet jedes Regiment Kavallerie im Kriegsfalle zwei Pelotons G., die den verschiedenen Hauptquartieren zum Ordonnanzdienst beigegeben werden, ohne die taktische Einheit zu zerreißen. In Deutschland werden hierzu besondere Stabswachen, teils zu Fuß, teils zu Pferd gebildet; in Frankreich haben die 1876 organisierten Escadrons éclaireurs volontaires, je eine pro Armeekorps, ähnliche Zwecke zu erfüllen.

Guidi (Carlo Alessandro), ital. Dichter, geb. zu Pavia 14. Juni 1650, ging in seiner Jugend nach Parma an den Hof Manuccios II. und von da nach Rom, wo ihn die Königin Christina von Schweden an ihren Hof aufnahm und zu ihrem Vertrauten machte. Hier unternahm er die Reform der ital. Poesie, welche er nach dem Muster Pindars umzugestalten strebte, ohne jedoch viele Anhänger und Nachahmer zu finden. Seine Vaterstadt betrieb ihn und beauftragte ihn, bei dem Prinzen Eugen, Gouverneur der Lombardei, die Verminderung der Steuern zu erwirken. Er entlebte sich dieses Auftrags mit solchem Geschick, daß ihn seine Mitbürger aus Dankbarkeit zum Patrioten ernannten. Nach Rom zurückgekehrt, übersehte er die Homilien Clemens' XI. Er starb 12. Juni 1712 zu Frascati. G. gilt als einer der bedeutendsten ital. Lyriker, obwohl er wesentlich nur ein glücklicher Nachahmer Pindars ist. Er schrieb: «*Poesie liriche*» (Parma 1681), «*Rime*» (Rom 1704; vollständiger Verona 1726), «*Il Giove d'Elide*» (Parma

1677), «Amalasunta in Italia» (Parma 1680), «Le navi d'Enea» (Parma 1685), «Endimione. Dramma» (Rom 1692), «Sei Omelie di Papa Clemente XI esposte in versi» (Rom 1712). Eine Gesamtausgabe seiner lyrischen Gedichte mit einer Biographie besorgte Crescimbeni (Bened. 1751).

Guidi (Tommaso), toscan. Maler, s. Maffaccio.

Guidiccioni (Giovanni), ital. Dichter, geb. zu Lucca 25. Febr. 1500, studierte in Pisa, Padua, Bologna und Ferrara Philosophie, Rechtswissenschaft und Theologie, worauf ihm der Cardinal Bartholomäus G., sein Oheim, eine Anstellung beim Cardinal Alessandro Farnese, dem nachherigen Papst Paul III., verschaffte. Des Hoflebens überdrüssig, zog er sich 1533 nach seiner Vaterstadt zurück. Als aber im folgenden Jahre der Cardinal Farnese den päpstl. Stuhl bestieg, berief ihn dieser wieder nach Rom, ernannte ihn zum Gouverneur der Stadt und im gleichen Jahre zum Bischof von Fossombrone. Im J. 1535 wurde er als päpstl. Legat zum Kaiser Karl V. gesandt, den er auf mehreren Reisen begleitete; 1539 wurde er zum Präsidenten der Romagna, dann zum Generalkommissar der päpstl. Armee und endlich zum Gouverneur der Marken ernannt. Er starb 1541 in Macerata. Seine litterarischen Arbeiten bestehen aus Reden, Briefen und lyrischen Gedichten. Als Dichter zeichnet er sich aus durch Eleganz der Sprache und Korrektheit des Stils, ist aber, namentlich in einem großen Theile seiner Sonette, ein slavischer Nachahmer des Petrarca. Die vollständigste Ausgabe seiner Gedichte ist zu Vergamo erschienen («Rime», 1753); die von Verti begonnene Ausgabe seiner «Opere» (Genua 1749) ist unvollendet geblieben. Eine neue, vollständige Ausgabe seiner Werke hat Carlo Minutoli besorgt (2 Bde., Flor. 1867). Vgl. G. B. Rota, «Della vita et delle opere di Giovanni G.» (Vergamo 1753).

Guido, Herzog von Spoleto 888, versuchte, nachdem Kaiser Karl III. der Dicke bei den Westfranken alle Autorität eingebüßt hatte, dort die Krone zu erlangen, während Berengar I. von Friaul in Italien zum Könige gekrönt wurde. Da G. in Frankreich keinen Erfolg hatte, lehrte er 888 in die Heimat zurück, nannte sich nun auch König von Italien, siegte über Berengar und wurde zu Anfang 889 förmlich zum Könige erwählt, von dem Papste Formosus auch in Rom 21. Febr. 891 zum Kaiser gekrönt. Dieser Umstand veranlaßte die Einmischung Arnulfs von Deutschland, welcher vorher G. begünstigt hatte, jetzt zu Gunsten Berengars; doch hielt sich G. bis zu seinem im Dez. 894 erfolgten Tode. (S. Berengar I.)

Guido von Arezzo, Reformator der Tonkunst des Mittelalters, geb. um 990 zu Arezzo, war um 1023—36 Benediktinermönch in dem Kloster zu Pomposa in der Nähe von Ferrara. Der Neid seiner Mitbrüder veranlaßte ihn, sein Kloster zu verlassen, worauf er bei dem Bischof von Arezzo, Theobald, eine Zufluchtsstätte fand, wo er seine Studien und seine gemeinnützigen Arbeiten wieder vornehmen konnte. Der Ruf von den Fortschritten seiner Schüler drang bis zu dem Papste Johann XIX., der ihn nach Rom einlud. G. kam der Einladung nach, machte dem Papst seine Methode klar, wurde jedoch durch das ungesunde Klima genötigt, die Stadt bald wieder zu verlassen.

Er gab jetzt den Aufforderungen seines vormaligen Abtes nach und lehrte in das Kloster zu Pomposa zurück, wo er gestorben zu sein scheint. Die Florentiner haben ihm unter dem Portikus der Uffizien eine Marmorstatue errichtet. G. hat vier Schriften hinterlassen, unter denen der «Micrologus Guidonis de disciplina artis musicae» die bedeutendste ist. Es ergibt sich, daß er erstens eine neue Methode des Unterrichts (die sog. Solmisation) erfunden, mittels welcher er seine Schüler in sehr kurzer Zeit dahin leitete, einen jeden unbekannten Gesang vom Blatte zu singen, und zweitens, daß er die Linien bei der Aufzeichnung der Gesänge anwandte. Zwar wird ihm noch vieles andere (die Erfindung der Harmonie, der musikalischen Mehrstimmigkeit oder des Kontrapunkts u. a. m.) zugeschrieben, was aber seine Schriften zweifelhaft lassen. G.s sämtliche Schriften sind in Gerberts «Scriptores ecclesiastici de musica sacra» (XI. 2) aufgenommen. Vgl. Riefewetter, «G. von Arezzo, sein Leben und Wirken» (Erg. 1840).

Guido von Lusignan, König von Jerusalem, aus einem alten Dynastengeschlecht in Poitou stammend, heiratete 1180 die verwitwete Markgräfin von Montferrat, Sibille, die Tochter des Königs Amalrich von Jerusalem, und wurde infolge dessen 1182 Stellvertreter seines erblindeten Schwagers Balduin IV. von Jerusalem. Da er aber in dem Kampfe gegen Saladin sich nicht bewährte, so vererbte der kinderlose König 1185 die Krone auf G.s unmündigen Stiefsohn, Balduin von Montferrat, und bestellte den Grafen Raimund von Tripolis zum Vormund desselben. Indessen erreichte G. durch des jungen Königs frühzeitigen Tod, den man ihm zur Last legte, dennoch sein Ziel und begann nun seine Herrscherlaufbahn damit, daß er sich mit dem Feinde der Christenheit gegen den ihm verhassten Raimund verband. Allein dieses Bündnis bestand nicht lange, und schon 1187 wendete sich G. vereint mit den übrigen christl. Häuptlingen gegen Saladin, wurde jedoch in der Schlacht bei Hittin 5. Juli besiegt und gefangen. Seine Freilassung war an das gegebene Versprechen geknüpft, daß er der Krone entsagen wolle. Kaum aber auf freien Fuß gesetzt, brach er dasselbe und suchte von neuem sich auf seinem Throne zu besessigen, der ihm nach dem Tode seiner Gemahlin 1190 mehrfach streitig gemacht wurde. Zuletzt ergriff er die Gelegenheit, sein Königreich Jerusalem an Richard Löwenherz gegen Cypern, welches derselbe einem griech. Fürsten entrisen hatte, zu verkaufen; doch mußte er diese Insel zuvor den Templern, die dieselbe bereits in Besitz hatten, ablassen. So wurde er 1192 der Stifter eines neuen fränk. Königreichs, welches er 1194 auf seinen Bruder Amalrich vererbte, unter dessen Nachkommen dasselbe bis 1473 fortbestand.

Guido Reni, ital. Maler, s. Reni.

Guidon (frz.), kleine Standarte und Standartenträger; Signalflagge; Hinweisungszeichen (in Form eines Fähnchens) auf etwas in ein Manuscript Eingekalkendes.

Guidonische Hand (benannt nach Guido von Arezzo), ein mechan. Hilfsmittel für die Schüler der Solmisation (s. d.), das darin bestand, daß jedem Fingergelenk und auch den Spitzen der Finger die Bedeutung eines der 20 Töne des damaligen Tonsystems beigelegt wurde.

Guienne, s. Guyenne.

Guignes (Joseph de), Orientalist, geb. zu Bontoise 19. Okt. 1721, studierte die orient. Sprachen unter Fourmont, wurde nach dem Tode seines Lehrers an dessen Stelle 1745 bei der Bibliothek des Königs als orient. Dolmetscher angestellt, 1758 Mitglied der Académie der schönen Wissenschaften, noch in demselben Jahre königl. Censor und 1769 Aufseher der Altertümer im Louvre. Durch die Revolution verlor er seine Anstellung, sodaß er in große Dürftigkeit geriet. Er starb zu Paris 19. März 1800. Besondern Fleiß widmete er dem Studium der chines. Sprache, welche er fälschlich nach ihren Schriftzeichen aus der ägyptischen ableitete. Vgl. sein «Mémoire, dans lequel on prouve que les Chinois sont une colonie égyptienne» (Par. 1759). Unter seinen übrigen Schriften behauptet den ersten Platz die «Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols et des autres Tatares occidentaux» (4 Bde. in 5 Tln., Par. 1756—58), die aus den wichtigsten, damals meist noch unbenutzten morgenländ. Quellen mit großem Fleiße geschöpft war, aber in Hinsicht auf Stil, Geschmack und Kritik vieles zu wünschen übrig ließ. Auch gab er Gaubils Übersetzung des «Chou-King» (Par. 1771) heraus.

Chrétien Louis Joseph de G., der Sohn des vorigen, geb. zu Paris 20. Aug. 1759, ging 1784 als Resident nach China und begleitete 1794 die holländ. Gesandtschaft nach Peking, von wo er 1801 nach Frankreich zurückkehrte. Hier gab er seine «Voyage à Peking, Manille et l'Isle de France» (3 Bde., Par. 1809, nebst Atlas, deutsch von Methus. Müller, 3 Bde., Lpz. 1810) heraus und auf Befehl Napoleons I. das vom Missionar Basilio de Gilemona gearbeitete «Dictionnaire chinois, français et latin» (Par. 1813), zu welchem Lamproth ein Supplement (Par. 1819) lieferte, das bloßes Fragment geblieben ist und keine eigene Förschung aufweist. G. starb 9. März 1845.

Guignets Grün, Malerfarbe, ist ein Chromoxydhydrat, s. unter Chrom (Verbindungen, 1).

Guignon (frz.), Unglück, Unstern.

Guilford, Hauptstadt der engl. Grafschaft Surrey, 48 km im S.W. von London, am rechten Ufer des zur Themse gehenden Wey und an der Eisenbahn London-Portsmouth, zählt (1881) 10858 E. und ist ein wichtiger Markt für Getreide, Kohle und Bauholz. Im Mittelalter war es die Residenz der Könige Heinrich II., Johann und Heinrich III. und bis auf Jakob I. eine Krondomäne. Dabei befinden sich die Ruinen eines normann. Schlosses.

Guilshall («Gildenhalle»), das Rathhaus in London. (S. Gilbe.)

Guilford (Frederic, Graf von), s. North (Nord).

Guilford Court House, Ort im Staate Nordcarolina der Vereinigten Staaten von Amerika, etwa 8 km von Greensborough im County Guilford, ist bekannt durch ein blutiges Treffen, welches hier 15. März 1781 zwischen dem amerik. General Greene und dem engl. General Lord Cornwallis stattfand. Ersterer hatte nur etwa 4000 ungeübte Milizen gegen 2400 kampfgelübte engl. Veteranen ins Feld zu führen. Wenn er auch geschlagen wurde, so verhinderte er doch durch einen meisterhaften Rückzug den Feind daran, seinen Sieg zu verfolgen, zumal Cornwallis Mangel an Lebensmitteln litt und der feindlichen Stimmung der Bevölkerung nicht traute.

Guill., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Guillemin (Antoine).

Guillaume (Eugène Claude Jean Baptiste), franz. Bildhauer, geb. 8. Febr. 1822 zu Montbard (im Depart. Côte-d'Or), war ursprünglich für den Advolatenstand bestimmt und wurde zu diesem Zwecke nach Paris geschickt, wo er aber bald die Wänke der Fakultät verließ und zuerst bei Simart, nachher bei Pradier in die Lehre trat. Der ihm 1845 zuertheilte große Preis für Bildhauerei in der pariser Kunstschule und das damit verbundene Stipendium veranlaßten ihn, eine Studienreise nach Rom zu machen, wo er fünf Jahre hindurch blieb. Im J. 1851 nach Paris zurückgekehrt, brachte er 1852 seinen Anaktreon, lebensgroße Marmorstatue (gegenwärtig im Museum des Luxemburg), zur Ausstellung. Nach dieser Leistung, stellenweise von etwas harter Technik, aber von einer gewissen Einfachheit und Grazie, folgten 1858 die Gracien, zwei Bronzestücken von energischem Charakter und individueller Naturwahrheit. Seine Bronzestatue des Mörsers erschien 1856. Seitdem hatte er einen beträchtlichen Anteil an architektonischen und monumentalen Bildhauerarbeiten, welche er für Paris, Rheims, Dijon, Marseille u. s. w. ausführte. Im J. 1862 wurde er Mitglied des Instituts. Er war bereits Lehrer für die Abtheilung der Bildhauerei an der pariser Kunstschule, als er 1865 zum Direktor derselben ernannt wurde.

Guillaume de Lorris, altfranz. Dichter, Verfasser des ersten Theils des berühmten allegorischen «Roman de la Rose», geb. im zweiten Decennium des 13. Jahrh. zu Lorris im Gatinais, gest. um 1240, begründete die allegorisch-didaktische Poesie in Frankreich, die dort bis zum Ausgange des Mittelalters herrschte und in den übrigen europ. Kulturländern nach Frankreichs Vorgange im 13. Jahrh. ebenfalls sich verbreitete. G. in der Form neue, poetisch konzipierte und durch ihre freien Ideen lange Zeit hindurch Anstoß bereitende Dichtung vom Thun und Empfinden des Liebenden wurde von Jehan de Meung in satirisierendem Geiste fortgeführt und Gegenstand vielfestigster Nachbildung in der französischen wie ausländischen Dichtung. Noch El. Marot besorgte 1526 eine neue Ausgabe der vollständigen Dichtung. Neuere Ausgaben lieferten Méon (4 Bde., Par. 1814), Michel (Par. 1869), P. Marteau mit franz. Übersetzung (5 Bde., Par. 1878).

Guillaume de Machaut, altfranz. Dichter und Musiker, im Anfange des 13. Jahrh. zu Machaut (Ardenne) geboren, war bis 1346 Sekretär und Notar Johanns von Böhmen, durch dessen Vermittelung er 1330—33 mehrere Präbenden, zuletzt ein Kanonikat in Rheims vom Papste überwiesen erhielt und den er 1335—37 nach Polen und Rußland begleitete. Er starb um 1377. Fälschlich sind auf ihn viele andere Data aus dem Leben eines gleichnamigen Zeitgenossen bezogen worden. (Vgl. Thomas in «Romania», 1881.) G. gehört zu den hervorragenden Lyrikern und allegorisch-didaktischen Hofdichtern des 14. Jahrh., verfaßte und komponierte zahlreiche Balladen, Rondeaux und Chansons im galant höfischen Stile, schrieb viele zum Teil umfangreiche didaktisch-allegorische Laus und Dits, in denen sinnige Gedanken mit breiten verstandesmäßigen Ausführungen sich mischen, und beschloß seine dichterische Laufbahn mit einem großen, historisch wertvollen Gedicht «La prise d'Alexandrie», über Leben und Thaten Peters I. von Lusignan. Einer seiner Schüler

mer Gussage Delcamp. Seine Dichtungen gab heraus P. Larbé (Rheims 1849); «Le livre du voir-dit» publizierte P. Paris (Par. 1875), «La prise d'Alexandrie» de Mas-Latrie (Genf 1877).

Guillemot (frz.), Anführungszeichen, Gussage, benannt nach ihrem angeblichen Erfinder Guillemot.

Guillemet (Amédée Victor), franz. Schriftsteller, geb. 5. Juli 1826 zu Pierre im Depart. Saône-et-Loire, erhielt seine Bildung in Beaune und in Paris, warb dann Lehrer der Mathematik und machte sich bekannt durch populär-wissenschaftliche Schriften, von denen hervorzuheben sind: «Les mondes» (1861), «Le ciel» (1864), «La lune» (1865), «Éléments de cosmographie» (1866), «La vapeur» (1873), «Les comètes» (1874), «La lumière et les couleurs» (1875), «Le son» (1876) u.

Guillemet (Antoine), franz. Botaniker, geb. 20. Jan. 1796 zu Bouilly-sur-Saône, war Konseruator der botan. Sammlungen des Barons Benjamin Delessert in Paris, unternahm 1838 auf Veranlassung der franz. Regierung zu wissenschaftlichen Zwecken eine Reise nach Brasilien und starb 15. Jan. 1842 zu Montpellier. Er gab mit Bertré und Richard heraus: «Floras Senegambianae tantamen» (Par. 1830—33), war Mitarbeiter an Delesserts «Icones selectae plantarum» (1830 fg.), leitete die Herausgabe der «Archives de botanique» (2 Bde. 1833) und veröffentlichte mehrere Monographien botan. Inhalts.

Guillemet (Armand Charles, Graf), franz. General, geb. zu Düsseldorf 2. Mai 1774, trat 1790 in die brabant. Truppen beim Aufstande gegen Österreich ein und nach deren Niederlage in franz. Dienste, wo er im Stabe Dumouriez' verwendet wurde und nach dessen Flucht zur Armee Vissieux kam. G. wurde zur ital. Armee versetzt und dort Koreaus Adjutant, nach dessen Prozeß jedoch aus dem aktiven Dienste entlassen. Napoleon berief ihn 1806 zu sich als Adjutanten und ernannte ihn 1808 zum Stabschef im Korps von Vassier, wo er sich 14. Juli bei Medina del Rioseco auszeichnete. Im folgenden

Jahre ging G. in besonderer Sendung nach Leheran und Konstantinopel, von wo er 1810 nach Spanien zurückkehrte. Im russ. Feldzuge 1812 wurde er nach dem Rückzuge aus Moskau Stabschef bei Murat, zeichnete sich 1813 als Brigadegeneral bei Lützen und Bautzen aus, dann 28. Sept. bei Dessau gegen die Schweden und auf dem Rückzuge nach der Schlacht bei Leipzig abwärts bei Bannau. Nach Napoleons Abdankung schloß sich G. den Bourbons an und wurde, als der Kaiser von Elba zurückkehrte, Chef des Stabes bei dem Herzoge von Berry, doch trat er alsbald in Napoleons Dienste und führte unter Ney bei Quatrebras eine Division, wurde dann nach der Schlacht bei Waterloo zum Chef des Generalstabes der Armee von Paris ernannt und unterzeichnete deshalb auch die Kapitulation von Paris. Er wurde hierauf Chef des Topographischen Korps und leitete die Vermessungen an der Grenze

der Schweiz, trat dann als Generalinspektor bei Kriegsdepôts an die Spitze des gesamten Karten- und Vermessungswesens, entwarf 1823 den allgemeinen Operationsplan für den Feldzug in Spanien und leitete dessen Ausführung unter dem Herzog von Angoulême. Zum Pair und zum Senator bei der Restauration, gewann G. großen Einfluß auf Napoléon II. militärische Reformen, trat geschickt für die Griechen ein und bedauerte nach der Julirevolution die russ. Einflüsse. Doch seine Thätigkeit wurde von seiner Regierung ab nicht gebilligt und G. deshalb abberufen. Im J. 1839 übernahm G. die Grenzregulierung am Oberrhein und starb zu Baden-Baden 14. März 1840. Über seinen Feldzug in Spanien schrieb er «Campagnes de 1823. Exposé sommaire des mesures administratives» (Par. 1826).

Guillochieren (frz. guillocher; engl. guilloching, tracing rose-engine patterns) heißt ein Beschreiben, mittels dessen man Gegenstände aus Metall, Eisenblech, Holz u. s. w., um dieselben zu kopieren, oder aus andern Gründen mit Geometrischen verziert, bestehend aus geraden oder krummen Linien, die mit großer Genauigkeit und Regelmäßigkeit in bestimmte ebene oder gebogene Flächen des betreffenden Körpers mittels scharfer Spitzen eingezeichnet werden. Die Herstellung solcher Zeichnungen wird heute ausschließlich mittels Maschinen ausgeführt, die im allgemeinen Guillochiermaschinen genannt werden, für besondere Fälle jedoch verschiedene Namen erhalten. So bedient man sich zur Ausführung gerader Guillochierungen, um regelmäßige Raster zu verzeichnen, der sog.

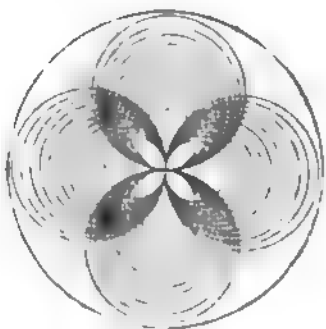


Fig. 1.

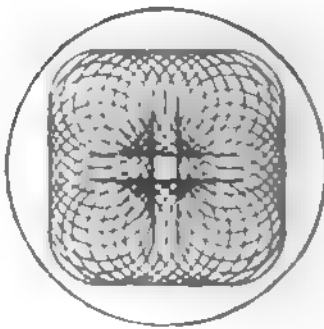


Fig. 2.

Geräte-Maschine. Für andere einfache Zeichnungen, wie solche im Maschinenbau gelegentlich vorkommen, genügt die Anwendung einfacher Drehbänke, mit welchen man durch passend gewählte gegenläufige Sage, Abstände und Durchmesser einer Anzahl von Arisen auf höchst einfache Weise pierliche Zeichnungen (s. vorstehende Fig. 1 u. 2) hervorbringen kann. Bedeutend größere Variationen und mehr verschlungene Linien läßt die Einschaltung eines Quaders oder in noch höherm Grade die Anwendung sog. Universalbeschneide zu.

Zur Herstellung ganz feiner Arbeiten, beispielsweise der Druckplatten und Walzen für Wertpapiere und Zeugdruck, bedarf man besonderer Guillochiermaschinen. Im Prinzip bestehen diese, wie jede andere Werkzeugmaschine, aus einem Zell zur Aufnahme des Arbeitsstücks und einem solchen für das Werkzeug, welches bei Guillochiermaschinen

aus Stahl, für seine Gravierungen wohl auch in einem Diamant besteht. Die beabsichtigte Bearbeitung des Werkstücks erfolgt entweder durch alleinige Bewegung desselben gegen das Werkzeug oder des Werkzeugs gegen das Arbeitsstück, oder aber durch die gleichzeitige Bewegung beider gegeneinander, je nach der mehr oder minder komplizierten Art der Zeichnung. In den Mechanismus zur Übertragung der Antriebsbewegung auf das Werkzeug sind sog. Patronen eingeschaltet, meist stählerne oder bronzene Scheiben, deren Ränder nach Figuren geschweift sind, die den zu erzeugenden Figuren geometrisch ähnlich sind. Diese Figuren werden durch einen Stift, Anlauf oder Laster, der gegen den Rand einer solchen Patrone gleitet, durch entsprechende Hebelübertragungen und durch die Spitze des Werkzeugs auf das Arbeitsstück übertragen. Unregelmäßige Figuren, wie man sie als bildliche Darstellungen auf Dosen, Uhrgehäusen, Medaillen und Münzen u. s. w. findet, werden durch Guillochieren hergestellt, indem man in den Mechanismus eine Vorrichtung einschaltet, die eine geradlinige Hin- und Herbewegung des Arbeitsstücks veranlaßt, während die Patrone die Entstehung der erforderlichen Kurven bewirkt, derart, daß die vertikalen Bewegungen eines Lasters, der über einen erhabenen Gegenstand (Medaille, Reliefplatte) als Patrone gleitet, in horizontale Schwingungen der zeichnenden Stahl- oder Diamantspitze umgekehrt werden. Dabei erfolgen die Bewegungen von Arbeitsstück und Zeichnstift gegeneinander in der Weise, daß jede der erzeugten Linien nahe an die andere zu liegen kommt, wodurch eine um so genauere Kopie der Patrone entsteht, je kleiner die Linienabstände werden. Solchen Maschinen gibt man auch wohl den Namen Relief-Guillochiermaschinen oder Pantographen.

Guillottière (La), Vorstadt von Lyon (s. d.).

Guillotine, die während der Revolution in Frankreich vom Konvent eingeführt, nach ihrem angeblichen Erfinder, dem Arzte Joseph Ignace Guillotin (geb. 28. Mai 1738, gest. 26. Mai 1814), benannte Köpfmaschine, besteht im wesentlichen aus zwei, oben durch einen Querbalken verbundenen Ständern, zwischen welchen sich in Falzen ein scharfes, schräg gestelltes Eisen durch seine eigene Schwere mit Festigkeit auf den Rädern des darunterliegenden, auf ein Brett gebundenen Verurteilten bewegt. Die Sicherheit und Schnelligkeit, womit diese Maschine den Kopf vom Rumpfe trennt, gibt ihr den Vorzug vor dem mit der Hand geschwungenen Beile oder Schwerte. Die Erfindung solcher Hinrichtungsmaschinen wird den Persern zugeschrieben. Ähnliche Vorrichtungen waren indes in Europa fast bei allen Völkern seit dem Mittelalter im Gebrauch. In Italien war es seit dem 13. Jahrh. ein Vorrecht der Adligen, durch eine dergleichen Maschine, welche *Mannaia* hieß, den Todesstreich zu erleiden. Konradin von Schwaben wurde 1268 zu Neapel durch eine von den Deutschen so genannte *welsche Falle* hingerichtet, desgleichen ward Beatrice Cenci in Rom durch eine dergleichen Maschine enthauptet (1599). Auch in Deutschland bediente man sich im Mittelalter eines der G. ähnlichen Instruments, das man die *Diele*, den *Hobel* oder *Dolabra* nannte; doch wirkte dabei das Eisen nicht durch den Fall, sondern wurde durch den Radern des Hinzurichtenden gestossen. Seit dem 17. bis ins 18. Jahrh. hinein

wendete man in England unter dem Namen der Jungfrau eine ähnlich konstruierte Köpfmaschine an. Daß man auch in Frankreich früher einen solchen Apparat gebrauchte, beweist die Hinrichtung des Herzogs von Montmorency, welcher der Beschreibung nach 1692 zu Toulouse durch ein Fallbeil geköpft wurde. Auch bedienten sich noch im 18. Jahrh. die Niederländer einer Köpfmaschine bei Hinrichtung der Sklaven in ihren Kolonien.

Wie nun aber der Arzt Guillotin nicht der Erfinder der Maschine ist, so hat er auch nur einen mittelbaren Anteil an der Wiedereinführung in Frankreich. Als Mitglied der Nationalversammlung schlug er dieser 10. Okt. 1789 vor, die Todesstrafe ohne Unterschied des Standes und Verbrechens auf einerlei Weise zu vollziehen und dabei tugend eine Maschine in Anwendung zu bringen, die den Akt schneller und sicherer ausführe als die Hand eines Henters. Als hierauf das neue Strafgesetzbuch in der Versammlung zur Verhandlung kam, wurde 21. Dez. auf Guillotins Vortrag aus Gründen der Humanität die Gleichförmigkeit der Todesstrafe ohne Unterschied des Standes und Verbrechens als Gesetz ausgesprochen und die Bestimmung hinzugefügt, daß die wenigst grausame der Hinrichtungsarten eingeführt werden solle. Erst als in der Mitte des Jahres 1791 die Verhandlungen über den Strafcoder wieder aufgenommen wurden, bestimmte man sich im Juni auf Antrag des Deputierten Felix Lepelletier in einem besondern Gesetze für die Hinrichtung durch das Köpfen. Als die Gesetzgebende Versammlung an die Stelle der konstituierenden trat, forderte der Gesetzgebende Ausschuss von dem Sekretär des Kollegiums der Bundärzte, dem Doktor Antoine Louis (geb. zu Metz 1723, gest. zu Paris 1792), einen motivierten Bericht über die nach dem Gesetze von 1791 angemessenste Weise der Enthauptung. Louis entsprach diesem Auftrag unter dem 7. März 1792, indem er auf die Zweckmäßigkeit der in England in Gebrauch gewesenen Köpfmaschine hinwies und einen dieser ähnlichen Mechanismus empfahl. Die Versammlung formierte hierauf 20. März auf Vortrag des Deputierten Carlier aus den Vorschlägen Louis' ein Gesetz, das der König 26. März bestätigte. Zur Herstellung der Maschine fand sich ein deutscher, zu Paris wohnender Mechaniker, Namens Schmitt, der mit Zustimmung des Ministers Roland unter der Aufsicht Louis' das Modell anfertigte, welches die Regierung ausführen ließ. Da die mit demselben angestellten Versuche zweckentsprechend ausgefallen waren, so errichtete man die Maschine auf dem Oratoireplatz zu Paris und vollzog mit ihr die erste Hinrichtung 25. April 1792 an dem Straßenräuber Nic. Jacq. Pelletier. Anfangs nannte man das Instrument nach dem Namen seines eigentlichen Urhebers *Louisette* oder *petite Louison*. Bald stellte sich jedoch in Rücksicht der ersten Anträge Guillotins im Munde des Volks wie im offiziellen Gebrauche die Bezeichnung *G.* fest. Auch in den übrigen Städten Frankreichs wurde nun die *G.* eingeführt. Wo man seitdem das franz. Strafrecht angenommen, ist man gewöhnlich auch zur Einführung der *G.* geschritten. Indes hatte doch der Schauer vor ihrem häufigen Gebrauche während der Schreckensherrschaft manche Vorurteile gegen ihre Anwendung erweckt und ihre Einführung in einigen Ländern verhindert. Erst in neuerer Zeit wurde die *G.* mit

verbessertem Mechanismus und unter dem Namen Fallschwert oder Fallbeil, nach dem Vorgange des Königreichs Sachsen (1853) in mehreren deutschen Staaten, wie Bayern, Württemberg u. s. w., wieder eingeführt. Das Deutsche Reichsstrafrecht überläßt die Bestimmung des Werkzeugs, mittels dessen die Enthauptung vollstreckt werden soll, den einzelnen Bundesstaaten. In Preußen erfolgt die Vollziehung der Todesstrafe durch das Beil, in andern Staaten durch die S.

Guimarães (mittellat. Vimaranes), Stadt in der portug. Provinz Entre Douro e Minho, Distrikt Braga, 55 km im NO. von Porto, in 243 m Höhe auf hohen Felsen gelegen, mit (1878) 7719 E. Über der von Mauern umgebenen alten Stadt liegt ein Schloß in Ruinen, von hohen vieredigen Thürmen überragt, in welchem Alfons I., der erste König von Portugal, geboren wurde. Ferner steht hier der verfallene Palast der Herzöge von Braganza, die 1385 gegründete Kirche São-Miguel do Castelo und die merkwürdige, 1387 bis 1400 gebaute Kirche Nossa-Senhora da Oliveira. Die Neustadt stammt aus dem 15. Jahrh. und hat schöne Häuser und Straßen. G. ist eine der industriellsten Städte Portugals; man fertigt Messer, Quincaillerie, Tafelbamast, Leder, Konfituren von Feigen und Pflaumen und treibt bedeutenden Wein- und Branntweinhandel mit Porto. In der Umgegend entspringen Schwefelquellen, welche den Römern als die Aquae Laevae bekannt waren.

Guimpe (frz.), Brust-, Vortuch der Nonnen; ärmelloses Leibchen unter dem Kleid.

Guinea, Küstenland in Westafrika, dessen Grenzen und Ausdehnung verschieden angegeben werden, reicht nach der gegenwärtig ziemlich allgemein gewordenen Annahme vom Kap Berga oder Lagrin an der Südgrenze von Senegambien bis zum Kap Negro, oder von 10° nördl. bis zu 16° südl. Br., und zerfällt in Ober- oder Nordguinea und Nieder- oder Südginea, als deren Grenze der Äquator gilt. Als die Portugiesen zuerst an der Westküste Afrikas vordrangen, suchten sie die goldreichen Negerländer südlich von der Wüste, die damals auf den Karten Ginyia oder Ginea, Ghenei, Ghentroa (Ginea der Portugiesen) genannt waren, ein Name, der offenbar eine Verunstaltung von Djenné ist. Er findet sich zuerst auf der Karte von 1351, und die Karte der Vizigani enthält ihn dreimal. Auf der catalanischen Karte von 1375 heißt er Ginea. Nach Barbot hieß ein Landstrich am Senegal Genahoa, und so nannten die Portugiesen das Land, wo sie zuerst Schwarze zu sehen bekamen, und später auch jedes andere Küstenland weiter nach Osten, wo sie Neger fanden. Daraus scheint der Name G. entstanden zu sein. Nordguinea wird insbesondere und schlechthin G. genannt. Dasselbe begrenzt auf einer Strecke von mehr als 3300 km im Norden den großen Meerbusen von Guinea, der in seinem nordöstl. Hintergrunde die Baien von Benin und Biafra bildet. In und vor letztem liegen die vier Guineainseln, von denen Fernando Po (s. d.) und Annobon den Spaniern, die Inseln do Principe und São-Thomé den Portugiesen gehören. Der Küstenraum selbst ist, außer im Osten, wo sich das weite Deltaland des Niger ausbreitet, nur schmal, meistens flach, teils wegen Mangel an guten Häfen, teils wegen starker Brandung schwer zugänglich, strichweise sandig oder sumpfig, stellenweise sehr wasserreich und dann von klippig-

keit afrik.-tropischer Vegetation krogend. Bei der Lage unter und in der Nähe des Äquators ist die Hitze das ganze Jahr hindurch sehr groß, nur in der Regenzeit etwas ermäßigt, die im allgemeinen zwischen Juni und Oktober, in einigen Landstrichen aber jährlich zweimal auf kurze Zeit eintritt, gewöhnlich mit furchtbaren Gewittern und Stürmen verbunden. Der Harmattan, welcher einige Monate aus Nordosten her weht, trodnet alles aus und wird den Einwohnern äußerst beschwerlich. Gegenüber diesem ungelunden, dem Fremden oft tödlichen Klima der Küste gewähren die dahinter aufsteigenden reizenden Berglandschaften (Vorhügel des Kong oder Gebirges von Hochjudan) eine milde, reine und gesunde Luft. Diese dicht bewaldeten und überaus fruchtbaren Landschaften sind auch stark bevölkert von heidnischen Negervölkern, unter denen ein auffallender Unterschied zwischen dem Strand- und dem Bergnegern hervortritt. Die ersten zeigen sich infolge des Sklavenhandels und des Umgangs mit den Europäern verberbt und geschwächt, die letztern kräftiger, im allgemeinen gesünder und kultivierter, zum Teil aber auch tiefer und wilder. Unter der großen Menge der Negervölker sind die wichtigsten das Reich Dahomey (s. d.), das Reich der Ashanti (s. d.), das Königreich Benin, die Reiche Yoruba und Igbo.

Die einzelnen Küstenstriche sind von Westen gegen Osten: Sierra Leone (s. d.), ein engl. Kolonialgebiet, vom Kap Berga bis zum Kap Mesurado; die Köhner-, Pfeffer- oder Malaguettaküste bis zum Kap Palmas, benannt nach den hier wachsenden und früher stark ausgeführten Parabiolörnern, dem langen und Malaguettapfeffer und merkwürdig durch die Republik Liberia (s. d.); die Zahn- oder Elfenbeinküste, nach älterer Annahme bis zum Kap der drei Spigen, jetzt nur bis zum Fluße Assini gerechnet, nach dem Hauptausfuhrprodukt benannt; die Goldküste (s. d.) bis zum Rio Volta, außerordentlich stark bevölkert und mit den zahlreichsten europ. (britischen) Niederlassungen versehen; die Sklavengküste bis zum Rio Lagos, auf welcher die Engländer die bis 1849 dän. Faktorei Quitta (Kitta) mit dem Fort Prinzenstein sowie seit 1861 Lagos (s. d.) besaßen und die früher ein Hauptrevier der Slavenausfuhr war; die Küste Benin, die breiteste und wasserreichste, mit dem vielarmigen, dicht bewaldeten und sumpfigen Deltalande des Niger, Bonny u. s. w. und dem erwähnten Königreich Benin; die Küste Calabar; südwärts davon das sog. Hochland der Amboset oder das Gebirge Camerun (s. d.) und die Küsten von Biafra und des Gabun (s. d.) bis zum Kap Lopez. Niederguinea zerfällt in die Landschaften Loango, Congo, Angola und Benguela.

Guineafieber, böartiges Fieber in Guinea, wahrscheinlich identisch mit dem Gelben Fieber (s. d.).

Guineakörner oder Guineapfeffer, sowie wie Cayennepfeffer, s. unter Capsicum.

Guineas, ein blaugefärbtes Baumwollzeug, das in den franz.-östind. Kolonien verfertigt wird, um im afrik. Handel, namentlich in Senegambien und in einem Teile Guineas, statt des Geldes zu dienen.

Guineaturm, s. unter Fadenwürmer.

Guinee (engl. Guinea, spr. Ginni), eine frühere engl. Goldmünze, welche 1662–1816 ausgeprägt wurde und den Namen daher erhalten haben soll, daß England unter der Regierung König Karls II. die ersten Münzen dieser Art aus dem in Guinea

gewonnenen Golde prägen ließ. Die G. hatte ein Feingewicht von $\frac{2}{3}$, engl. Trop.-Unzen oder 7,888 g und einen Wert von 21 Schill. oder $1\frac{1}{2}$ Pfd. St. (21,16 deutsche Mark). Man prägte auch fünffache und doppelte, sowie halbe, Drittel- und Viertel guineen. Die einfache und mehrfache G. ist neben ihren Teilstücken in neuerer Zeit ganz aus dem Verkehr verschwunden; an ihre Stelle ist 1816 als Goldmünzeinheit der Sovereign oder das Pfund Sterling von 20 Schill. getreten.

Guinegate oder **Enguinegatte**, franz. Dorf im Depart. Pas-de-Calais, wurde geschichtlich namhaft durch zwei Siege des Kaisers Maximilian I. über die Franzosen. Erzherzog Maximilian belagerte im Juli 1479 die franz. Festung Théroutanne, gab die Belagerung jedoch auf und bezog eine Stellung südlich der Festung bei G., als ein französisches, namentlich an Reiterei überlegenes Entsatzheer unter Philippe de Crevecoeur sich dem Plage näherte. Am 17. Aug. kam es zur Schlacht. Das deutsche und niederländ. Fußvolk schlug die franz. Francis-Archers und wurde von der schweren franz. Kanallerie, den Gens d'Armes, vergeblich attackiert; die burgund. Reiterei wurde dagegen geworfen und von den Gens d'Armes bis St.-Omer verfolgt. Als Crevecoeur mit der franz. Reiterei auf das Schlachtfeld zurückkehrte, war diese der Wiederaufnahme des Kampfs abgeneigt; so blieb Maximilian Herr des Schlachtfeldes, mußte aber die Belagerung aufheben. — König Heinrich VIII. von England belagerte im Sommer 1513 die franz. Festung Théroutanne und erbat sich vom Kaiser einen Heerführer, da die engl. Ritter in der Kriegskunst wenig bewandert waren. Kaiser Maximilian I. kam selbst, überfiel mit 4000 deutschen Reitern und einigen leichten Geschützen (eine bemerkenswerte Neuerung) ein franz. Entsatzheer auf dem Marsche und warf es. Eine zweifelhafte Verfolgung brachte 400 franz. Ritter, darunter den Heerführer Herzog von Longueville, Bayard, Dunois, in deutsche Gefangenschaft. Nach der schimpflichen Niederlage der Reiterei (die Franzosen bezeichneten diese Schlacht selbst als «journé des éperons», d. i. Tag der Sporen, Sporenschlacht) trat auch das franz. Fußvolk eiligst den Rückzug an, und die Festung Théroutanne ergab sich an Kaiser Maximilian I.

Guines, Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, 27 km im N. von Boulogne-sur-Mer, zählt (1876) 3644, als Gemeinde 4364 E., welche Spizen- und Lüllfabrikation, Pferdezuucht, Salzraffinerie, Vieh-, Holz- und Kohlenhandel treiben. Mitten in der Stadt steht noch ein Rest eines mittelalterlichen normann. Schlosses. Hier wurden 6. Juni 1520 und 7. Juni 1546 zwei Verträge zwischen Franz I. und Heinrich VIII. unterzeichnet; nach letzterem kam Boulogne an Frankreich.

Guinegamp, eine Stadt im franz. Departement Côtes-du-Nord, Arrondissementshauptort, 32 km im Westnordwesten von St.-Brieuc, an dem Küstenflusse Trieux und an der Linie Paris-Brest der Französischen Westbahn, hat eine sehr merkwürdige dreitürmige Kirche, Notre-Dame de Bon-Secours, aus dem 13. bis 16. Jahrh., ein in der ganzen Bretagne berühmter Wallfahrtsort der wunderthätigen Jungfrau, und ein imposantes Schloß aus dem 11. Jahrh., welches die Herzöge der Bretagne oft bewohnt haben, und zählt (1876) 7895 E. Im 16. und 17. Jahrh. war G. Hauptstadt des Herzogtums Penthièvre.

Conversations-Lexikon. 13. Aufl. VIII.

Guinecchi (Guido), der bedeutendste ital. Dichter der ältesten Zeit, von Dante gewöhnlich der Vater der ital. Literatur genannt, geb. um 1240 zu Bologna, stammte aus der adeligen Familie der Magnani daselbst. Er studierte die Rechtswissenschaften, bekleidete in seiner Vaterstadt das Amt eines Richters und soll auch als Professor an der dortigen Universität gewirkt haben. Im J. 1274 wurde er mit der Partei der Lambertazzi aus Bologna verbannt und starb im April 1276. Es haben sich von ihm nur einige Canzonen und Sonette erhalten, welche in verschiedenen Sammlungen (am besten von Mannucci, «Manuale della letteratura del primo secolo della lingua italiana», 2. Aufl., Flor. 1856) veröffentlicht worden sind. Wie die Troubadours behandelt er in seinen Gedichten ausschließlich die Liebe, wobei die Eintönigkeit des Gegenstandes ihn zu einer ermüdenden Anhäufung von Vergleichen führt. In seinen subtilen Distinktionen zeigt sich der Einfluß der Scholastik, doch finden sich auch Anklänge an Plato. Im ganzen gab er zuerst dem poetischen Stil mehr Ernst, Kraft und Adel. Er war das Haupt der sog. Bologneser Dichterschule, welcher Lapo Gianni, Guido Cavalcanti, Cino von Pistoja u. a. angehörten. Vgl. Grion, «Guido G. e Dino Compagni» (Bologna 1870).

Guipavas, Stadt im franz. Depart. Finistère, Arrondissement Brest, 10 km im N. von Brest, an einem Zuflusse des Glorn, hat Getreidemöhlen, Lohgerbereien, chem. Fabriken und Getreidehandel und zählt (1876) 1076, als Gemeinde 6802 E. Die alte Kirche ist neuerdings restauriert worden; auch sind Ruinen zweier Schlösser und einige druidische Denkmäler vorhanden.

Guipère (vom frz. guiper, d. i. mit Seide über-spinnen), eine Art genähter seidener Spitze, bei welcher die Contouren des Musters plastisch hervortreten. Die Herstellung geschieht in der Weise, daß man das Muster auf ein Blatt starken Papiers oder Pergament aufzeichnet, die Umrisse desselben mit der Nadel verfolgt und entweder diese oder einen entsprechend geführten Faden umschnürt, worauf das Papier abgerissen wird.

Guipuzcoa, eine der baskischen Provinzen in Spanien, am Ufen von Biscaya, reicht im N. bis an die Bidassoa, im SO. an Navarra, im SW. an Alava, im W. an Biscaya, ist 1885 qkm groß und zählt (1883) 172 426 E. Hauptstadt ist San-Sebastian. Ausläufer der Pyrenäen, gut bewaldet, durchziehen das Land; die Bewässerung ist trefflich, das Klima mild und gesund, die Berge werden bis auf die Höhe fleißig bebaut, Bergwerke werden ausgebeutet und zahlreiche industrielle Stablfementen der Spanier, Franzosen und Engländer werden durch die reichliche Wasserkraft bewegt. Die wichtigsten Fischer- und Handelshäfen der mannigfaltigen und malerisch eingeschnittenen Küste exportieren Eisen, Kupfer, Zinn, Leder, Wollgewebe und Leinen, sowie gefalgene Fische. Auch die Industrie ist wichtig, wie in wenigen Provinzen Spaniens; es bestehen eine Fabrik von Seife, von Pianos, Wagen, Tapeten, Walztrichtern, Zündhölzern, Spinnereien, Webereien und Spinnfabriken, ferner Werften und Dampferbauanstalten, Eisengießerei, Papierfabriken u. s. w. Die Zahl der trefflichen und stark besuchten See- und Mineralbäder ist sehr groß. Vgl. Labramendi, «Corografía de la provincia de G.» (Madrid 1882).

Guiraud (Ernest), franz. Musiker, geb. 23. Juni 1837 zu Neuorleans in Amerika, war zuerst Schüler und wurde später Lehrer der Harmonie am pariser Konservatorium. Er schrieb mehrere Opern, besonders komische, außerdem Ballette, Orchester-suiten, Ouvertüren und kleinere Stücke.

Guiraud (Pierre Marie Thérèse Alexandre, Freiherr), franz. Dichter, geb. zu Limour 25. Dez. 1788, bezog schon in seinem 15. Jahre die jurist. Fakultät in Toulouse, übernahm dann die Leitung einer Manufaktur, überließ aber seit 1813 andern die Leitung seiner Geschäfte und ging nach Paris, wo er sich durch mehrere Gedichte bekannt machte. G. schrieb 1820 eine Ode über Griechenland, die vielen Beifall erhielt, und verfasste dann die jetzt vergessenen Trauerspiele *«Pélage»* (1821), *«Les Macchabées»* (1822), *«Le comte Julien»* (1823). Großen Erfolg hatten seine zum Besten der kleinen Savoyarden herausgegebenen *«Élégies savoyardes»*, sein bekanntestes Werk. Im J. 1824 erschienen seine jarten und empfindsamen *«Poèmes et chants élégiaques»*. G. wurde 1826 in die französische Akademie aufgenommen und zwei Jahre später von Karl X. in den Adelsstand erhoben. Unter seinen übrigen Schriften sind zu nennen: *«Cadix ou la délivrance de l'Espagne»* (1825), *«Chants hellènes, Byron, Ipsara»* (1824), *«Virginie»*, ein Trauerspiel (1827), *«Les deux princes»*, eine nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt geschriebene Ode (1832), u. s. w. Seine sämtlichen Werke erschienen in vier Bänden 1845. Er starb zu Paris 24. Febr. 1847.

Guisando, Städtchen in der span. Provinz Avila (s. d.).

Guiseborough, Stadt in der engl. Grafschaft North-Riding, 64 km nördlich von York und 8 km südlich von der Mündung der Tees, am Fuße der Berge von Cleveland, in wichtiger Bergwerksgegend, mit Ribblesborough durch Eisenbahn verbunden, hat Mäunwerke, Seilerbahnen, Gerberei und zählt (1881) 6516 E.

Guiseborough, Stadt in der Provinz Neu-Schottland der brit. Dominion of Canada, an der Ehedabuctobai, 1783 angelegt, hat einen guten Hafen, Fischfang und Handel.

Guiscart (eigentlich Viscart, d. h. Schlautopf), ein Beinname Roberts, des Herzogs von Apulien und Calabrien; er war ein Sohn Lancreds von Hauteville in der Normandie und wurde um 1015 geboren. Sein Vater hatte eine zahlreiche Familie, seine Besitzungen aber waren unbedeutend. Deshalb beschloßen seine drei ältesten Söhne, Wilhelm, Drogo und Humfred, in Italien Kriegsbienste zu suchen. Glüd, Mut und List verhalfen Wilhelm zum Besitz von Apulien, und Robert, begierig, das Los seiner Brüder zu teilen, folgte ihnen, sobald er herangewachsen mit einem Häuflein Abenteurer nach Italien. Hier zeichnete er sich durch Klugheit und Tapferkeit so aus, daß die von seinen Taten begeisterten Krieger ihn nach Wilhelms und Humfreds Tode (1057) mit Übergehung der Kinder des letztern zum Grafen von Apulien ausriefen. Demnachst machte er auch Eroberungen in Calabrien und ließ sich 1059 vom Papst Nikolaus II. mit den erst teilweise gewonnenen Ländern Apulien und Calabrien und mit Sicilien, das im Besitz der Araber war, belehnen. Dagegen verpflichtete er sich zum Schutze des röm. Stuhls und zu einem jährlichen Tribut. Um Sicilien zu erobern, schickte er seinen jüngsten Bruder Roger an

der Spitze von 800 Kriegerern ab, der 1061 Messina einnahm und mit G. vereint die Sarazenen bei Enna schlug. Nach kurzer, bald begelegter Entzweiung mit G. vollendete Roger die Eroberung der ganzen Insel und wurde erster Graf von Sicilien. Zugleich bezwang G. nach und nach auch den Rest der griech. Herrschaft in Apulien mit dem festen Bari 1071, gewann das langobard. Fürstentum Salerno 1074, traf aber beim Angriff auf Benevent mit Gregor VII. zusammen, der ihn bannnte. Doch wurde der Friede bald hergestellt, indem Gregor ihm das Fürstentum, jedoch ohne die Stadt und ihr Gebiet, 1080 zu Lehn gab. Durch die Verlobung seiner Tochter Helena mit Konstantin Ducas, dem Sohn und Erben Richards VII., in Griechischlands Angelegenheiten verwickelt, schickte G. seinen Sohn Bohemund zur Eroberung von Konsta und eilte selbst zur Stadt Durazzo, unter deren Mauern er gegen ein sechsmal stärkeres Heer über den griech. Kaiser Alexius Komnenus einen glänzenden Sieg errang. Schon drang er nach Eroberung von Durazzo nach Epirus bis Thessalonich und in die Nähe von Konstantinopel vor, als die Nachricht von dem Erscheinen des Gregor feindlichen Kaisers Heinrich IV. in Italien eintraf. Sogleich eilte er zurück, nachdem er Bohemund den Oberbefehl übergeben, zwang Heinrich IV. zum Rückzuge, befreite Gregor von der Belagerung in der Engelsburg und schickte denselben in Sicherheit nach Salerno. Hierauf ging er von neuem nach Epirus, schlug die Griechen in mehreren Treffen, bemächtigerte sich mit Hilfe seiner Flotte vieler Inseln des Archipels und stand im Begriff, zum zweiten mal nach Konstantinopel vorzubringen, als er auf Cephalonia 17. Juli 1085 starb. Ihm folgte sein Sohn Roger, der sich gegen seinen Stiefbruder Bohemund mit den Massen behauptete und diesen endlich mit Tarent absand, bis derselbe bei Gelegenheit des ersten Kreuzzugs im Orient das Fürstentum Antiochien gewann. Vgl. de Blafis, *«La invasione Pugliese e la conquista Normanna»* (3 Bde., Neapel 1874).

Guisehard (Karl Gottlieb), s. Guichard.

Guise, Stadt im franz. Depart. Aisne, Arrondissement Bervins, 28 km im NNO. von Bervins, an der Düje und durch die Lokalbahn St. Quentin-G. mit der franz. Nordbahn verbunden, zählt (1876) 6250 E. Für die Dfensfabrikation besteht hier ein Familienhaus mit 400 Arbeiterfamilien; außerdem hat G. Spinnereien, Schmelzfabriken, Woll- und Baumwollwebereien, Eisenwerke u. s. w. G. war schon im 11. Jahrh. ein fester Platz (Guisia) und wurde im 16. Jahrh. durch seine herzogliche Familie berühmt; 1527 wurde es zum Range eines Herzogtums erhoben, und der erste Herzog, Claude de Lorraine, baute 1549 das Schloß. Der Ort wurde oft belagert, zuletzt 1650 durch die Spanier.

Guise, berühmte herzogl. Familie in Frankreich, ein Nebenweig des Hauses Lothringen. Claude, ein jüngerer Sohn des Herzogs René II. von Lothringen, geb. 20. Okt. 1496, ließ sich 1506 in Frankreich naturalisieren und heiratete 1513 Antoinette von Bourbon, die Tochter des Grafen François von Vendôme. Er war Besitzer von Aumale, Guise, Joinville, Elbeuf und Mayenne nebst vielen andern Gütern in der Picardie und Normandie. Zu seinen Gunsten wurde 1527 die Grafschaft G. in eine herzogl. Pairie verwandelt. Er starb 12. April 1550 und hinterließ fünf Töchter, von denen die älteste, Maria, durch ihre Vermählung

mit König Jakob V. von Schottland die Mutter der Maria Stuart wurde, und sechs Söhne, François, Herzog von Guise (s. d.), der des Vaters Würden erbte, Charles, Louis, Claude, François und René. Charles, Cardinal und Erzbischof von Rheims, gewöhnlich Cardinal von Lothringen genannt, geb. 17. Febr. 1525, gest. 26. Dez. 1574, ein großer Feind der Protestanten, beherrschte mit seinem Bruder François unter Franz II., dann unter Karl IX. den Hof. Auch Louis, gewöhnlich Cardinal von G. genannt, geb. 21. Okt. 1527, gest. 28. März 1578, spielte in den Wirren dieser Zeit eine große Rolle. Claude, Herzog von Aumale, der Stifter dieser Nebenlinie, wurde 1578 bei Rochelle getödtet. François, Malteser und General der Galeeren, starb 1568 nach der Schlacht von Dreux. René, Marquis von Eibeuf, der Stifter dieser Nebenlinie, ebenfalls General der Galeeren, starb 1566. Der ehrsüchtige Charakter der Brüder machte schon König Franz I. so besorgt, daß er auf dem Sterbette seinem Sohne ihre Demüthigung empfahl. Mit der Thronbesteigung des schwachen Franz II., des Gemahls der Maria Stuart, gelang es dem Herzog von G. und dem Cardinal von Lothringen, sich der Staatsverwaltung zu bemächtigen. Selbst die mächtigste Königin-Mutter, Katharina von Medici, mußte auf ihre Seite treten. Die lath. Politik erhielt dadurch den vollständigsten Sieg, und die dem Protestantismus zugeneigten Prinzen von Gebäl, die Bourbons, wurden samt dem Admiral Coligny alles Einflusses auf Hof und Regierung beraubt. Der Herzog François von G. hinterließ drei Söhne, Henri, Louis und Charles, und eine Tochter, Katharina Maria, die Gemahlin des Herzogs Louis von Bourbon-Montpensier, die an den liguistischen Händeln großen Anteil nahm. Henri I., Herzog von Guise (s. d.), der Erbe der Würden des Vaters, wurde auf Befehl Heinrichs III. 1588 zu Blois ermordet. Louis, Cardinal von Lothringen und Erzbischof von Rheims, der eifrigste Beförderer der Ligue, erlitt 24. Dez. 1588 das Schicksal seines Bruders. Charles, Herzog von Mayenne, der Stifter dieser Linie, der hierauf die Führung der Partei übernahm, starb 4. Okt. 1611.

Unter den Nachkommen des Herzogs Henri I. zeichneten sich aus: Charles, der die Würden des Vaters erbte und 1640 in Italien, von Richelieu verbannt, starb, und Claude, Herzog von Chevreuse, gest. 1657, besonders bekannt durch seine Gemahlin, Maria von Rohan-Montbaz, die Witwe des Connétable de Luynes, gest. 1679. — Von den Söhnen des Herzogs Charles erhielt der zweite, Henri II., Herzog von Guise (s. d.), das Erbe des Vaters. Er setzte seinen Neffen, Louis Joseph, Herzog von G., Joseph und Angoulême, zum Erben ein, mit dessen Sohne, François Joseph, 16. März 1675 die unmittelbare Linie der Herzöge von G. aus dem Hause Lothringen erlosch. Die Erbschaft der G. kam an die Comté, als die nächsten einheimischen Agnaten. Vgl. Bouillé, *Histoire des ducs de G.* (4 Bde., Par. 1850).

Guise (Franz von) genannt la Balafre, «der Vernarbte», einer der bedeutendsten Kriegsobersten Franz I. von Frankreich, geb. 17. Febr. 1519, zeichnete sich schon in dem dritten Kriege gegen Karl V., besonders durch die Vertreibung von Landrecies (1548) und St. Dizier (1544), aus. Im J. 1545 kämpfte er gegen die Engländer um den Festz Boulognes, 1552—53 wehrte er als

Kommandant von Metz alle Stürme der Kaiserlichen ab. Im J. 1556 kämpfte er unglücklich im Kirchenstaate für Paul IV. gegen die Spanier unter Alba. Die Niederlage der Franzosen vor St. Quentin (1557) bewirkte seine Rückverufung ins Königreich, als dessen Generalleutnant er den Engländern Calais, Guines und Ham entriß. Auch Thionville nahm er ein. Die bürgerlichen Unruhen nach dem Tode Heinrichs II. brachten ihn an die Spitze der lath. Partei. Auf seinem Namen ruht das Andenken des Blutbades von Bassy (s. d.), März 1562. Im Hugenottenkriege nahm er Rouen, gewann die Schlacht bei Dreux und war im Begriff, Orléans zu erobern, als er am 18. Febr. 1568 von einem Fanatiker der prot. Partei, Poltrot, die Wunden erhielt, denen er am 24. Febr. 1568 erlag. Seine Memoiren, von 1547 bis 1563, in der von Richaut und Boujoulat herausgegebenen *«Nouvelle collection de mémoires pour servir à l'histoire de France»* (Bd. 4 der 1. Serie, 1859), sind eine nützliche und wohl wahrhaftige Quelle der Zeitgeschichte.

Guise (Henri I., dritter Herzog von), ältester Sohn des vorigen, ebenfalls mit dem Beinamen la Balafre, die bedeutendste Persönlichkeit der lath. Partei in den Hugenottenkriegen, geb. 31. Dez. 1550, zeichnete sich schon 1566 gegen die Türken in Ungarn aus. Drei Jahre später führte er das lath. Heer, welches bei Jarnac und Montcontour siegte. Die Gunst, welche nach dem hierauf folgenden Religionsfrieden die Hugenotten bei Hof errangen, entfremdete G. dem König, dann aber fand er (bei der Bartholomäusnacht Aug. 1572) vollauf Gelegenheit, mit dem Blute der Reher die alte Verbindung neu zu kitten. Er selbst führte die Rürder gegen Coligny und in dem neuen Kriege die lath. Heere. Im J. 1575 siegte er bei Château-Thierry. Hier war es, wo er infolge eines Schusses ins Gesicht den Beinamen «la Balafre» erhielt. Im folgenden Jahre schloß er seine Anhänger zu der «heiligen Ligue» zusammen, welche gegen die Protestanten unter Heinrich von Navarra und den König Heinrich III. selbst Stellung nahm. Der «Krieg der drei Heinrichs» machte G. zum Herrn des lath. Frankreich. Er schlug die Hugenotten, brachte den König durch den Barricadenaufrstand der Pariser (Mai 1588) in seine Gewalt und zwang denselben, ihn zum Generalleutnant des Königreichs zu ernennen, Heinrich von Navarra aber vom Thron auszuschließen. Offen trachtete G. jetzt selbst nach der Krone: die Spanier, der Papst selbst, waren auf seiner Seite; da ließ der König den übermächtigen im Schloß zu Blois 23. Dez. 1588 ermorden.

Guise (Henri II., fünfter Herzog von), Enkel des vorigen, geb. 4. April 1614, ward der kirchlichen Laufbahn bestimmt. Frühzeitig mit Pfanden überhäuft, erhielt er schon als Fünfzehnjähriger das Erzbistum Rheims. Durch den Tod seines ältern Bruders und seines Vaters Oberhaupt der Familie geworden, verließ er den geistlichen Stand, geriet aber mit Richelieu in Zwist und schloß sich an den Grafen von Soissons an, der mit andern Großen, unterstützt durch die Spanier, von Sedan aus sich gegen die Regierung erhoben hatte. Der Untergang des Rebellen ward auch G. verhängnisvoll: er entkam nach Brüssel und durfte erst 1644 heimkehren. In diesem und dem folgenden Jahre machte er die Selbstjüge gegen die habsburg. Mächte mit. Um des Papstes Einwilligung zur Trennung seiner Ehe zu

erhalten, reiste er 1646 nach Rom. Hier erregte der Aufstand in Neapel (s. Masaniello) in ihm den Wunsch, die alten Rechte des Hauses Anjou, von welchem er abstammte, geltend zu machen. Er stellte sich im Nov. 1647 an die Spitze der Insurgenten, wurde aber sehr bald von den Spaniern gefangen genommen und erst im Aug. 1652 wieder freigelassen. Noch einmal wagte er Herbst 1654 das neapolit. Abenteuer. Glücklicherweise erreichte er Castellamare; allein die Spanier waren ihm bei der geringen Hilfe, die er von Frankreich erhielt, so überlegen, daß er sich wieder einschiffen mußte. Er lebte fortan als Großkammerherr am Hofe Ludwigs XIV. und starb im Juni 1664 zu Paris ohne Nachkommen. Seine *«Mémoires»* (2 Bde., Par. 1669) wurden von seinem Sekretär Saint-Yon, der vielleicht ihr Verfasser ist, herausgegeben.

Guitarre, ein Saiteninstrument, dessen Saiten durch Reiben oder Schnellen mit den Fingern zum Klingen gebracht werden, welche daher hinsichtlich der Behandlungsweise der Laute, Theorbe u. s. w. verwandt ist, obschon es in der Form von diesen abweicht. Das in Betreff seiner Größe zwischen Viola und Violoncello die Mitte haltende Corpus der aus der alten Zither (Cithara) entstandenen G. hat einen flachen Boden und eine ebenfalls flache Decke, in der Mitte mit einem runden Schallloche durchbrochen. Die Sargen sind im Verhältnis zur Größe von Decke und Boden höher als bei den Geigenarten. Der Hals ist breit, das Griffbrett mit Bünden oder schmalen Querleisten von Metall oder Eisenbein versehen. Am obern Ende des Halses befindet sich, statt des Wirbels, ein rückwärts geneigtes Brettchen, in welchem die Wirbel stecken. Der breite und starke, aber sehr niedrige Steg, in welchen die Saiten eingehängt, ist nicht beweglich, sondern fest auf den Resonanzboden aufgeleimt. Von den sechs Saiten, mit welchen das Instrument bezogen zu sein pflegt, sind die vier höhern gewöhnlich Darmsaiten, die beiden tiefern aber aus Schlußseide verfertigt und mit Draht überponnen. Bestimmt sind sie in E, A, d, g, h, e. Ehedem hatte man auch fünf Saiten, in A, d, g, h, e. Mittels einer auf einen der Bünde, die klingenden Teile aller Saiten zugleich verkürzenden Klammer, Capotasto genannt, kann die Stimmung erhöht werden. Die G. zeigt sich zur harmonischen Begleitung eines einstimmigen Gesanges mehr geeignet als zu Solovorträgen, für welche ihr Ton eigentlich zu kurz und trocken ist. Trotzdem aber hat sie doch ihre Virtuosen aufzuweisen, z. B. Giuliani, Votzy, Bartolazzi, Sor u. s. w., welche aus Gitarreschulen verfaßt haben. Die G. kam durch die Mauren nach Spanien, welches auch ihre eigentliche Heimat blieb. Um 1600 war sie auch in Deutschland bekannt, geriet aber so vollständig in Vergessenheit, daß die Herzogin Amalia von Weimar sie um 1788 als ein vermeintlich neues Instrument aus Italien mitbrachte. Vgl. Schrön, *«Die G. und ihre Geschichte»* (Lpz. 1879).

Guitreau (Charles), der Mörder des amerik. Präsidenten Garfield, geb. um 1840, franz.-canad. Abkunft, war Jurist und längere Zeit Mitglied einer überparteilichen Religionsfeste, der sog. Oneida-gesellschaft. Später war er Advokat in Chicago, aber ohne sich eine Praxis erwerben zu können, und schloß sich der polit. Partei der Stalwarts

(s. d.) an. Beim Amtsantritt Garfields bewarb er sich um den Posten eines amerik. Konsuls in Marseille, wurde aber abgewiesen und beschloß deshalb, den Präsidenten zu erschießen. Am 2. Juli 1881 führte er seine Absicht aus (s. Garfield) und wurde sogleich verhaftet. Sein Prozeß begann 14. Nov. 1881 und endete 25. Jan. 1882 mit der Verurteilung G.s zum Tode; am 30. Juni 1882 wurde er im Gefängnis zu Washington gehängt. Vgl. Doehn, *«Die Administration Garfields und der G.-Prozeß»* (in *«Unsere Zeit»*, 1882, II); *«Der Neue Pitaval»* (Neue Serie, Bd. 17, Lpz. 1882).

Guitton d'Arezzo, gewöhnlich Fra Guitton genannt, ital. Dichter des 13. Jahrh., geb. um 1230, stammte aus der adeligen Familie der Formenta bei Arezzo. In seiner Jugend führte er ein ungebundenes Leben, verheiratete sich dann, verließ aber nach einigen Jahren Frau und Kinder und trat in den Orden der Cavalieri Gaudenti, den er zu reformieren trachtete. Von da an begann er überall Buße zu predigen und gegen das Verderben der Zeit zu eifern. In Florenz gründete er das Camaldulenser-Kloster Degli Angioli, starb aber vor dessen Vollendung 1294. G. dichtete viele Canzonen und Sonette, welche mehrmals, am vollständigsten und besten von Baleriani (*«Rime di Fra G.»*, 2 Bde., Flor. 1828), herausgegeben wurden. Auch war er einer der ersten, der in ital. Prosa schrieb. Seine ital. geschriebenen Briefe gab Bottari (*«Lettere di Fra G.»*, Rom 1745) heraus. Als Dichter stand er bei seinen Zeitgenossen in hoher Achtung, obwohl ihm das poetische Talent fast ganz abging. Seine Sprache ist noch roh und unbeholfen; er war mehr Scholastiker als Dichter und brachte seine Gedanken und Betrachtungen, auch mehrere seiner Briefe, nur deshalb in Reime, weil die Richtung der Zeit dies verlangte. Nur insofern machte er Epoche, als ihm die Ausbildung des Sonetts zu verdanken ist. Vgl. Flori, *«Vita di Fra G. d'Arezzo»* (Rom 1745).

Guizot (François Pierre Guillaume), bedeutender franz. Staatsmann, Historiker und Publizist, geb. 4. Okt. 1787 zu Nîmes, stammte von prot. Eltern und verlor seinen Vater, der Advokat war, 1794 auf dem Schafott. Seine Mutter flüchtete sich nach Genf, wo G. das Gymnasium und die Akademie besuchte. Er ging 1805 nach Paris, um Jura zu studieren, und war 1807–8 Hauslehrer bei Stapfer, dem ehemaligen Gesandten der Schweiz bei der franz. Republik, der ihn besonders zum Studium der deutschen Literatur und Philosophie veranlaßte. Im J. 1812 erfolgte seine Ernennung zum Professor der neuern Geschichte an der Sorbonne. Beim Sturze des Kaiserreichs wurde er, auf Royer-Collards Empfehlung, Generalsekretär im Ministerium des Innern, welche Stellung er bei Napoleons Rückkehr von Elba verließ, um Ludwig XVIII. nach Gent nachzureisen. Mit den Bourbons lehrte er nach Frankreich zurück und versah nun wichtige Ämter unter den ersten Ministern der Restauration. Als konstitutioneller Royalist stellte er gewissermaßen das Manifest seiner Partei auf in der Schrift *«Du gouvernement représentatif et de l'état actuel de la France»* (Par. 1816; 4. umgearbeitete Aufl. 1821). Auch stiftete er in Verbindung mit Royer-Collard die sog. doctinäre Schule. Im Geiste dieser Schule verfaßte er die Schrift *«Les moyens de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France»* (1821).

Durch seine Polemik gegen das Villèle'sche Ministerium verlor G. seine Staatsämter; er widmete sich nun eifrig seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Darnach erschienen die «Histoire du gouvernement représentatif» (2 Bde., Par. 1821—22), ein Wiederabdruck seiner Vorlesungen, die «Collection des mémoires relatifs à l'histoire d'Angleterre» (26 Bde., Par. 1823 fg.), aus dem Englischen übersezt und von G. mit Einleitungen und Anmerkungen begleitet; die «Collection des mémoires relatifs à l'histoire de France», mit Anmerkungen und kleinen Abhandlungen (31 Bde., 1823 fg.); die «Histoire de la révolution d'Angleterre», von der Thronbesteigung Karls I. bis zum Regierungsantritt Karls II. (2 Bde., Par. 1827—28 u. öfter). Das Martignac'sche Ministerium setzte G. wieder in den Besitz seines Lehrtuhls an der Sorbonne und seiner Stelle im Staatsrat (1828). Als Professor bildete er damals mit Cousin und Villemain das berühmte Triumvirat, das über den öffentlichen Unterricht in Paris so hellen Glanz verbreitete, und an seine Professur knüpften sich seine populärsten Geschichtswerke: der «Cours d'histoire moderne» (6 Bde., Par. 1828—30), die «Histoire de la civilisation en Europe» (Par. 1845 u. öfter) und die «Histoire générale de la civilisation en France» (4 Bde., Par. 1845 u. öfter). Gleichzeitig wurde er von der Oppositionspartei zu Euseur in die Deputiertenkammer gewählt, wo er zum linken Centrum gehörte und gegen das Ministerium Polignac die Adresse der 221 votierte.

Nach der Revolution von 1830 provisorischer Minister des öffentlichen Unterrichts, sodann Mitglied des kaiserlichen Kabinetts, weigerte sich G., den liberalen Tendenzen des Conseilpräsidenten beizutreten, und gab seine Entlassung. Dagegen unterstützte er das Ministerium Casimir Périer, und bildete mit Thiers und Broglie das Kabinett vom 11. Okt. 1832. Als Minister des öffentlichen Unterrichts übte er vier Jahre hindurch im Conseil sowohl als in der Kammer bei den allgemeinen Verhandlungen großen persönlichen Einfluß und beförderte das Durchbringen der Repressivpolitik, that aber auch viel für die Verbesserung des öffentlichen Schulwesens in Frankreich. Unter dem Ministerium Molé (15. April 1837) gehörte er zur Opposition. Mit Beginn der orient. Wirren ward G. Anfang 1840 an Sebastiani's Stelle als Gesandter nach London geschickt, auf welchem Posten ihn auch Thiers, der nach dem Siege der parlamentarischen Koalition aus Ruher (März 1840) gelangte, beließ. Sein Ruf, seine Konfession, seine Arbeiten über engl. Geschichte und Litteratur, die puritanische Würde seines äußern Benehmens gewannen ihm in dieser Stellung ein großes persönliches Ansehen, doch erlitt er in der orient. Frage die vollständigste diplomatische Niederlage. Nachdem Ludwig Philipp das Ministerium Thiers entlassen, übernahm G. unter der nominellen Präsidentschaft des Marqualls Soult 29. Okt. 1840 das Portefeuille des Auswärtigen und wurde nach Soult's Rücktritt im Sept. 1847 auch der offizielle Chef des Kabinetts, das bis zur Revolution von 1848 im Amte verblieb. Dasselbe war das Werkzeug der persönlichen Politik des Königs, die nach außen Frieden um jeden Preis, nach innen Stillstand zum Zielpunkt hatte. Durch seine Wahlcorruption 1846 und durch die hartnäckige Ablehnung jeder Wahlreform rief er die zunächst gegen

seine Person gerichtete Bewegung von 1848 hervor. Am 23. Febr. wurde das Ministerium G. entlassen; am 24. floh er nach England, wurde von der provisorischen Regierung in Anklagestand versetzt, kehrte jedoch, vom Gerichtshof freigesprochen, 1849 nach Paris zurück und suchte wieder ins polit. Leben einzutreten, erhielt jedoch kein Abgeordnetenmandat. Er wurde ein eifriger Beförderer des Systems der Fusion, d. h. der Ausgleichung zwischen den beiden vertriebenen Königslinien zum Vorteil einer monarchischen Restauration, und suchte diese Fusionspolitik in Flugschriften zu rechtfertigen.

Der Staatsstreich 1851 störte ihn in dieser Thätigkeit und veranlaßte ihn, wieder nach England zu gehen. Nach seiner Rückkehr von da nahm er seine litterarischen Studien wieder auf, wurde 1854 Präsident der pariser Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften und sprach sich im Mai 1870 in einem offenen Briefe für die Annahme des Plebiszits aus. Auf der 20. Nov. 1873 in Paris eröffneten Synode der reform. Kirche setzte er, der strengsten Orthodorie huldigend, den Beschluß durch, daß nicht bloß von den Geistlichen vor dem Eintritt in ihr Amt, sondern auch von denjenigen, welche die Mitglieder der Konsistorien der reform. Kirche wählten, die Anerkennung des orthodoxen Glaubensbekenntnisses gefordert werde. Infolge dessen wurden in Paris, wo die Orthodoxen die Mehrheit hatten, 27. April 1874 sämtliche Wähler, welche sich dem Glaubensbekenntnis nicht unterwarfen, aus der Wählerliste gestrichen, wogegen diese protestierten. Dadurch wurde die in dieser Kirche bestehende Spaltung zwischen Orthodoxen und Liberalen (meist in der Provinz) noch bedeutend vergrößert.

G. ward 1832 in die Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften, 1833 in die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, 1836 in die französische Akademie aufgenommen, war also Mitglied von drei Klassen des Instituts. Er starb 12. Sept. 1874 auf seinem Landgute Val-Richer in der Normandie (Depart. Calvados). Seine Leiche wurde 15. Sept. 1874 auf dem Kirchhofe von St.-Ouen-le-Pin beerdigt.

Von G.'s Schriften sind noch außer den genannten zu erwähnen: «Washington» (Par. 1841), eine Einleitung zu «Vie, correspondance et écrits de Washington» (6 Bde., Par. 1830—40), das autobiographische Werk «Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps» (Bd. 1—9, Par. u. Epz. 1858—68), «Histoire parlementaire de France» (4 Bde., Par. 1863), «Méditations sur la religion chrétienne dans ses rapports avec l'état actuel des sociétés» (3 Bde., Par. 1865—68), ferner «Mélanges biographiques et littéraires» (Par. 1868), «Mélanges politiques et littéraires» (Par. 1869), «Les vies de quatre grands chrétiens français» (Par. 1873) und «Histoire de France racontée à mes petits enfants» (5 Bde., Par. 1872—75). Der letzte Band wurde nach G.'s Entwurf von seiner Tochter, Madame Cornelis de Witt, beendet, welche auch, nach dem Tode ihres Vaters, die «Histoire d'Angleterre racontée à mes petits enfants» (2 Bde., Par. 1876) besorgte. Vgl. Nagade, «Portrait d'histoire morale et politique du temps Jacquemont, Guizot etc.» (Par. 1875); Madame de Witt, geb. Guizot, «Monsieur G. dans sa famille et avec ses amis» (Par. 1880).

G.'s erste Gemahlin, Elisabeth Charlotte Pauline de Meulan, geb. zu Paris 2. Nov.

1773, war die Tochter eines Obersteuereinnehmers. Die Revolution, welche das Vermögen ihrer Familie ruinierte, veranlaßte sie zu litterarischen Arbeiten. Sie schrieb Romane, Erzählungen für Kinder und Journalartikel, meistens Bücherkritiken, die in ihren «Essais de littérature et de morale» (Par. 1802) gesammelt erschienen. G. heiratete sie 1812. Ihre Schriften für die Jugend wurden mehrmals von der Akademie gekrönt. Ihr Hauptwerk sind die «Lettres sur l'éducation» (2 Bde., Par. 1826; 2. Aufl. 1828). Sie starb 1. Aug. 1827. — G. 3. zweite Gemahlin, Marguerite Andrée Elisa Dillon, eine Nichte seiner ersten Gattin, geb. 20. März 1804, gest. 11. März 1833, ist ebenfalls als Verfasserin von Erziehungsschriften («Caroline», neue Aufl., Par. 1840) bekannt.

Gujah, ein Längenmaß in der brit.-östind. Provinz Mysore, auch Gosh genannt = 38 1/2 engl. Zoll = 0,98 m.

Gujarati, s. Indische Sprachen.

Gujavenbäume, s. Psidium.

Gujerat, s. Guzerate.

Gula (ungar.), in Ungarn die Rindviehherde, welche Tag und Nacht im Freien bleibt.

Gula oder **Gul-elven**, norweg. Fluß, entspringt auf der Drontheimischen Hochebene, in der Nähe von Rørdås (s. d.), am nördl. Abhange des Storklarven (1250 m), fließt erst westlich, dann nördlich und fällt bei Gulosen, etwa 20 km südlich von Drontheim, nach einem Lauf von 125 km ins Meer. Sein Flußgebiet ist 3640 qkm groß. Der obere Teil des Gulatals bietet eine fast ununterbrochene Reihe von Fällen und Stromschnellen, und ist wegen heftiger Überschwemmungen und Erdschläufe äbel berüchtigt. Seit neuester Zeit durchzieht die Bahn Kristiania-Drontheim in riesenhafteu Diabulten das wilde Thal.

Gulack, s. Kulak.

Gulask oder **Gullask** (ungar. Gulyás, spr. Gúlgasch oder Gúlgasch), ein in Ungarn und Österreich beliebtes Fleischgericht, welches aus Rindsende oder Rindsteile mit Paprika bereitet wird.

Guldberg (Ove Høegh-), berühmter dän. Staatsmann, Historiker und Theolog, geb. zu Horsens 1. Sept. 1731, nahm mit Schytte, J. S. Sneeborff u. a. an der Regeneration der dän. Prosa teil, die er durch seine wertvolle «Weltgeschichte» (Bd. 1—3, Kopenh. 1765—72) bereicherte. Diefem Meisterwerke stellten sich seine theol. Arbeiten zur Seite, darunter vorzüglich die «Zeitbestimmung für die Bücher des Neuen Testaments» (1785) und die «Übersetzung des Neuen Testaments mit Anmerkungen» (2 Bde., 1794). Seine Grundsätze als Minister (1772—84) können nur im Gegensatz zu dem unreifen Reformwesen des Ministeriums Struensee, dem er folgte, richtig gewürdigt werden. Er suchte die Staatsinteressen stets vom histor.-christl. Standpunkte aufzufassen. Als Stiftsamtmanu über Marhuus-Stift (1784—1802), nachdem er von seinen hohen Staatsämtern verabschiedet war, bewirkte er viel Gutes. G. starb 8. Febr. 1808.

Sein Sohn, **Frederik Høegh-G.**, geb. 26. März 1771, hat sich einen Namen als lyrischer, namentlich elegischer Dichter erworben. Derselbe lebte 1805—10 am Hofe zu Kiel und gab hier die «Zeitung für Litteratur und Kunst in den dän. Staaten» heraus. Später hielt er sich meist in Kopenhagen als Privatmann auf, wo er 21. Sept. 1852 starb. Von ihm erschienen «Samlede Digte»

(2 Bde., Kopenh. 1803) und «Samlede Smaatinge» (3 Bde., Kopenh. 1815—16). Auch seine Bestrebungen als Sprachbildner in «Dannertproget Rettskrøning og Tonefang» (Kiel 1809) blieben nicht ohne Anerkennung. Großes Verdienst erwarb er sich durch seine metrischen Übersetzungen des Tibull (2 Bde., 1803), Terenz (2 Bde., 1805) und Plautus (4 Bde., 1812—14). In allen seinen Schriften herrscht eine streng-sittliche Tendenz.

Guldborgsund, die schmale Meerenge zwischen den dän. Inseln Læsø und Falster. G. ist bei Rylshøjing seit 1867 überbrückt; auch ward dort 1875 eine 300 m lange Eisenbahnbrücke eröffnet.

Gulden, früher auch **Gölden** oder **Guldiner** genannt, war ursprünglich, wie schon der Name besagt, eine Goldmünze, welche im lateinischen Florenus hieß und später, als man auch G. in Silber prägte, von diesen als **Golbgulden** unterschieden wurde. Die ersten Floreni (ital. Fiorini d'oro) wurden 1252 zu Florenz geprägt. Sie zeigten auf der einen Seite das Bildnis Johannes des Täufers, auf der andern eine Lilie mit der Inschrift «Florentia» (Florenz). Von letzterer Aufschrift oder von der Blume (lat. Rosa) stammt der Name Florenus, der in der Form Floren (älter sind die Formen Flore und Flor, frz. florin) selbst noch jetzt hier und da für G. gebräuchlich ist und dem noch ziemlich allgemein üblichen Abkürzungszeichen für G. (Fl.) den Ursprung gegeben hat. Da jene florentin. Münze durch den Handel sehr verbreitet und wegen des guten innern Gehalts auch sehr geschätzt war, so prägten viele Regenten dieselbe nach eben der Form und denselben Gehalte, nur mit einigen kleinen Unterscheidungszeichen nach. Vor allem münzten die rhein. Kurfürsten solche Goldgulden (rheinische G.) aus, von denen 8 auf eine Unze, 64 auf eine Mark gingen. Seit 1409 jedoch wurde die feine Mark zu 72 Stück ausgebracht. Allmählich verringerte sich das Feingewicht noch weiter, bis die allgemeine Reichs-Münzordnung Ferdinands I. 1559 festsetzte, daß 72 Goldgulden eine 18 1/2 Karat feine Mark Gold enthalten sollten. Man prägte auch Stücke zu 4, 2, 1/2 und 1/4 Goldgulden. Seit dem 17. Jahrh. ward der Goldgulden allmählich durch den Dukaten verdrängt. Am längsten prägte man Goldgulden in Hannover, und zwar seit 1749 zu 18 Karat 10 Grän Feinheit oder 91 1/2 Stück aus der Mark fein. Die G. in Silber kamen um die Mitte des 17. Jahrh. auf und fanden unter dem mannigfachen Wertverschiedenheiten auch in der Schweiz, in den Niederlanden und in Polen Eingang. An einigen Orten dienten die Silbergulden nur als Rechnungsgeld. Die gewöhnlichste ältere Einteilung des G. ist die in 60 Kreuzer zu 4 Pfennigen oder in 15 Vagen, und im allgemeinen entsprachen 3 G. = 2 Thlr. der betreffenden Münz- und Rechnungsfüße.

Der sog. **Feine sächsische Gulden** oder das **Neue Zweidrittelstück** (d. i. das Stück zu 2/3 Thlr.) ward nach dem leipziger Münzfuß von 1690 ausgeprägt, nach welchem 18 G. (oder 12 Thlr.) auf eine kölnische Mark fein Silber gehen. Der **Weißner** (meißnische) **Gölden** war eine frühere sächsische Rechnungseinheit von 21 Groschen oder 1 1/4 Konventionsgulden (des 20-Guldenfußes); nach Weißner Gölden wurden öfters auf dem Lande Grundstücke verkauft und bisweilen der Dienstlohn bedungen. Der 1748 in Österreich eingeführte 20-Guldenfuß erhielt 1753, nachdem sich Bayern

durch eine förmliche Konvention angeschlossen, den Namen des Konventionsfußes und ward nach und nach auch von den meisten deutschen Kreisen und Städten für die Ausmünzung zu Grunde gelegt. Von solchen Konventions-, Kaiser- oder Reichsgulden gingen 20 auf eine Mark fein Silber, und das Stück hatte einen Wert von $\frac{1}{10}$ Thlr. des 14-Thalerfußes oder 21 Silbergroschen. Bayern trat jedoch schon vor Ablauf eines Jahres von der erwähnten Konvention zurück und ging zum 24-Guldenfuß über, indem es zwar seine Münzen nach dem Konventionsfuß weiter prägte, sie aber in der Rechnung um ein Fünftel ihres Nennwerts erhöhte. Mit Ausnahme Österreichs folgte das ganze südl. Deutschland diesem Beispiele; der 24-Guldenfuß blieb dabei aber ein bloßer Rechnungsfuß. Der Ö. desselben hieß der Rheinländische Gulden. Da man den so häufig umlaufenden Kronentaler, der $2\frac{1}{2}$ solcher Ö. wert war, im allgemeinen Werte etwas höher, zu $2\frac{1}{10}$ rheinischen Ö., annahm, so wurde der Wert des rheinischen Ö. allmählich verringert, womit sich ein $24\frac{1}{2}$ -Guldenfuß einführte, welchen 1837 Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und einige kleinere Staaten ihren Prägungen thatsächlich zu Grunde legten (süddeutsche Währung), nachdem Baden schon 1813 und 1819—27 Stücke zu 1 und zu 2 Ö. in eben diesem Fuße ausgeprägt hatte. Der süddeutsche oder rheinische Ö. erhielt hierdurch einen Wert von 17 Sgr. 2 Pf. preussisch. Infolge des wiener Münzvertrags vom 24. Jan. 1857 prägten die genannten Staaten das deutsche Münzpfund (das jetzt allgemeine deutsche Pfund = $\frac{1}{2}$ kg) zu 52 $\frac{1}{2}$ Ö. aus, was gegen den $24\frac{1}{2}$ -Guldenfuß nur um ein Unbedeutendes ($2\frac{1}{2}$ Promille) zurücksteht. Um dieselbe Zeit führte Österreich den neuen österreichischen Gulden (Ö. österr. Währung) ein, von dem 45 auf ein Pfund fein Silber gehen. Diese neue Währung entspricht nach dem alten System einem 21-Guldenfuß; die alten Ö. verhalten sich zu den neuen wie 20 : 21, oder 100 alte Ö. = 105 Ö. neuer Währung. Der jetzige österreichische Ö. wird in 100 Kreuzer (Neukreuzer) geteilt. Man prägt in Courantforten Stücke zu 2, 1 und $\frac{1}{2}$ Ö. Es sind 6 Ö. österreichisch = 7 Ö. vorige süddeutsche Währung oder 3 Ö. österreichisch = 2 Thlr. preussisch, und 7 Ö. süddeutsch = 4 Thlr. preussisch. In Süddeutschland hat mit der Einführung der Markrechnung des Deutschen Reichs (1876) die Rechnung nach Ö. aufgehört und die Münzen der süddeutschen Guldenwährung sind eingezogen.

Der Niederländische Gulden (holländ. Courant) wird in 100 Cents geteilt, bis 1816 aber (und im gewöhnlichen Leben öfter noch gegenwärtig) in 20 Stüber (Stuivers) zu je 16 Pf. (Penningen). Er ist ein Stück von $9\frac{1}{10}$ g fein Silber, im Werte von 17 vorigen preuss. Silbergroschen = $59\frac{1}{2}$ Kr. vorige süddeutsche Währung = 85 Kr. österr. Währung. Es wurden bis vor kurzem als Courantmünzen Stücke zu 1, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Ö. geprägt, die Ausmünzung dieser Stücke ist aber gegenwärtig eingestellt, da die Einführung der ausschließlichen Goldwährung beabsichtigt wird, mit welcher die künftigen Silberforten ohne Ausnahme die Stellung der Scheidemünze einnehmen werden. In Gold prägt man in den Niederlanden Stücke zu 10 Ö. im Feingewicht von 6,008 g, sodaß der Ö. in Golde 0,6008 g fein Gold enthält und 1,0074 deutsche Mark wert ist. Bis 1875 sind auch Goldstücke zu 5 und

zu 2 $\frac{1}{2}$ Ö., wesentlich in dem nämlichen Fuße, ausgeprägt worden. Der Polnische Gulden (Zlot), bis 1841 gesetzlich, zerfiel in 80 Groschen (Groszy) und hatte als geprägtes Silberstück einen Wert von 4 Sgr. 10 $\frac{1}{2}$ Pf. preussisch. Im J. 1841 wurde in Polen gesetzlich die russ. Rubelwährung eingeführt.

Gulden, Münze, f. Gulden.

Guldene Aber (Goldene Aber), f. u. Hämmorrhoiden.

Guldene Aue, f. Goldene Aue.

Gulden Groschen, f. Didgroschen.

Guldenst., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Ant. Joh. von Guldenstädt (f. d.).

Guldenstädt (Ant. Joh. von), Naturforscher und Reisender, geb. 29. April (9. Mai) 1745 zu Riga, besuchte das Lyceum daselbst, studierte seit 1763 in Berlin Medizin und Naturwissenschaft. Nach Rußland zurückgekehrt, wurde Ö. von der petersburger Akademie der Wissenschaften im Juli 1768 zur Erforschung des Kaukasus abgeschickt und brachte daselbst über fünf Jahre zu. Im J. 1780 wurde er zum Präsidenten der petersburger Oekonomischen Societät ernannt und starb 23. März (3. April) 1781 zu Petersburg. Ö.s Reise durch den Kaukasus wurde nach seinem Tode herausgegeben von P. S. Pallas unter dem Titel: «J. A. Guldenstädt's Reisen durch Rußland und im kaukasischen Gebirge, mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers» (2 Bde., Petersb. 1787—91), dann von Jul. Klaproth unter dem Titel: «Dr. J. A. Guldenstädt's Reisen nach Georgien und Imerethi» (Berl. 1815; 2. Aufl. 1834). Seine naturwissenschaftlichen Entdeckungen beschrieb er in den Publikationen der petersburger Akademie der Wissenschaften.

Gulberlinge, Apfelsorten, f. unter Apfel, Apfelbaum.

Gulbinsche Regel oder Barycentrische Regel, f. unter Barycentrisch.

Gulbisches Silber ist Gold enthaltenes Silber. Die meisten der ältern Münzen sind aus gulbischem Silber geschlagen, da man die völlige Trennung des Silbers von dem Golde, die erst mit der Vervollkommnung der Fabrication der Schwefelsäure ermöglicht wurde, früher nicht ausführen konnte. Die Umarbeitung dieser Münzen ist, solange sie noch in größeren Mengen vorhanden waren, die lohnende Aufgabe der Goldscheideanstalten gewesen.

Guldscha, f. Ziti.

Gulst-Bogach, Bas im südöstl. Kleinasien (Cilicien), an der Südseite des Taurus (Dulghar Dag), an der engsten Stelle 9 m breit. Über ihn führt die Straße von Larus in das Innere Klein-

Gulhanah, f. u. Serail.

[asiens.]

Guljask, f. Gulask.

Gulshan (pers.), Rosengarten. Titel ein: 3 Werts von Saadi.

Gull (Friedr. Will.), beliebter Jugenddichter, geb. 1. April 1812 zu Ansbach, wurde auf dem Lehrerseminar zu Altbach gebildet, war dann nach einander Hilfslehrer in Flachslanden, Mädchenlehrer an der königl. Theresiananstalt zu Ansbach, später an der prot. Schule zu München, wovon er 25 Jahre lang ein Privatinstitut für Mädchen hielt. Er starb 24. Dez. 1879 in München. Ö. gab heraus: «Kinderheimat in Liedern und Bildern» (Erste Gabe, Stuttgart, 1836, mit Bildern von Franz Grafen Pocci; 4. Aufl., Gutersloh 1866; Zweite Gabe, mit Bildern von H. Wartner, Stuttgart, 1859)

«Weihnachtsbilder» (Berl. 1846), «Neue Bilder für Kinder von Long Muttenthaler, mit Liedern von G.» (Münch. 1848), «Perlen aus dem Schatz deutscher Lyrik» (Münch. 1851), und war Mitarbeiter an Lohmeyers «Deutscher Jugend».

Gulafsch, f. Gulafsch.

Gülle, Bezeichnung für flüssigen, namentlich Rindviehdünger, welcher aus dem Gemisch von Urin mit den festen Excrementen und entsprechender Verdünnung mit Wasser besteht. Letztere werden zu diesem Zwecke entweder ausgeschüttelt oder, wo gar kein Stroh benutzt wird, direkt in die Jauchegrube gebracht. Die Düngung mit G. ist namentlich in England üblich, wo besondere Röhrenleitungen den Transport der G. vom Hofe auf den Acker ermöglichen; ferner in manchen Gebirgsgegenden, wo der Mangel an Stroh die Verwendung dieses Aufsaugemittels ausschließt. Die G. wirkt namentlich für Futter- und Wurzpflanzen, sowie für Weiden günstig, während dieselbe für Körnerfrüchte weniger geeignet ist; es wird dadurch mehr das Blatt- und Stroh-, als das Körnerwachstum gefördert. In einigen Gegenden nennt man G. auch die über den Stallung geleitete Jauche, welche dabei einen Teil der löslichen Substanzen desselben aufgenommen hat. Die Zusammensetzung der G. ist je nach dem Futter, der Tierart u. s. w. eine sehr wechselnde; im Mittel enthält die unverdünnte G. auf 1000 Teile: 982 Wasser, 18 feste Stoffe; in letztern 7 organische Substanz, 1,5 Stickstoff, 0,9 Phosphorsäure, 5 Kali, 1,0 Natron, 0,5 Kalk u. s. w. Vgl. Harstein, «Die flüssige Düngung» (Bonn 1859); E. Wolff, «Praktische Düngerlehre» (9. Aufl., Berl. 1883).

Gulo, der Biefstraß (f. d.).

Gülte, zu leistende Zahlung, Schuld, Zins, namentlich auch von Bauergütern zu zahlender Grundzins (f. d.). Gültbrief heißt soviel als Schuldschein, Hypothekendrief; Gültenhof, das Zins zahlende Bauergut.

Gültebauern, f. Bauerngelben.

Gulussa, Sohn des numidischen Königs Massinissa, wurde von seinem Vater aus Anlaß der Zwistigkeiten mit Karthago wiederholt nach Rom geschickt, um die von den Karthager. Gesandten gegen Massinissa erhobenen Anklagen zu entkräften. In Karthago, wo er 152 v. Chr. die Wiederaufnahme der verbannten Freunde des Massinissa verlangen sollte, ward er nicht eingelassen. Aus Rache soll er in dem bald hernach ausgebrochenen Kriege das besiegte und ohne Waffen entlassene Heer der Karthager treulos überfallen haben. Nach Massinissas Tode 149 v. Chr. erhielt er durch Scipio, welcher die Verteilung des Reichs unter dessen drei Söhne übernommen hatte, den militärischen Teil der königlichen Gewalt und leistete hierauf den Römern als Reiterführer gute Dienste gegen die Karthager. Er starb längere Zeit vor seinem ältesten Bruder Micipsa (gest. 118 v. Chr.), nachdem er 120 v. Chr. neben seinen beiden Söhnen den illegitimen Sohn des jüngsten Bruders, Jugurtha (f. d.), als Sohn und Mitverben angenommen hatte.

Gulwa, der größte Strom des austral. Kontinents, f. Murray.

Gulafsch, f. Gulafsch.

Gum (frz. gomme) nennen die Franzosen jede Abteilung irregulärer alger. Reiteret, die aus Einwohnern des Landes zusammengesetzt ist, im Gegensatz zu den regulären Spahisregimentern. Das

Wort wurde mißverständlich nach dem arab. hukm, d. h. Befehl, Ruf, gebildet und bedeutet eine Truppe, welche sich auf den Ruf ihres Häuptlings erhebt, insbesondere die Gesamtheit der bewaffneten Reiter einer Karawane. Und in der That ist die ganze «irreguläre» Reiteret Algeriens in G. geteilt, die in ihrer Gesamtheit den «Masen» (vom arab. maghazei, d. h. Läger) ausmachen. Diese Truppen stehen unter dem Befehl arab. Chefs, die von der franz. Regierung eingesetzt sind; sie empfangen keinen regelmäßigen Sold, sondern werden nur bezahlt, wenn sie Dienst thun, sind mit eigenen Pferden beritten und versehen den Sicherheitsdienst in den Grenzdistrikten, besonders in der Sahara. Im Kriege und bei Expeditionen, wo sie nur als Hilstruppen auftreten, schwärmen sie auf den Flügeln der Armee oder versehen den Vorpostendienst u. dgl. Ohne die geringste Mannszucht, sind sie für die europ. Kriegsführung unbrauchbar und haben für die Franzosen in Algerien nur Wert, weil sie eine genaue Kenntnis des Landes besitzen. Das Bindeglied zwischen ihnen und der regulären Armee bildet die durch Dekret vom 10. Dez. 1830 errichtete «reguläre eingeborene» Reiteret oder «chasseurs algeriens», die später «Spahis» genannt wurden.

Gumbel (Karl Wilh. von), hervorragender Geolog, geb. 11. Febr. 1823 zu Dannensfels am Donnersberg in der Rheinpfalz, besuchte das Gymnasium zu Zweibrücken, widmete sich in München und Heidelberg dem Studium des Bergfachs, trat 1848 auf den Steintohlenwerken zu St. Ingbert in der Pfalz in den praktischen Montandienst und wurde später mit den Dienstleistungen eines Markscheiders betraut. Seine erste literarische Arbeit betraf die geolog. Verhältnisse des Donnersbergs. Im J. 1851 zur Leitung der geognost. Landesaufnahme nach München berufen, rückte G. 1879 zum Vorstand der obersten Bergbehörde in Bayern mit dem Titel Oberbergdirektor auf. Auch wirkte G. als Honorarprofessor an der münchener Universität und als Lehrer an der technischen Hochschule. Im J. 1882 wurde er durch Verleihung des Verdienstordens der Bayerischen Krone in den Adelsstand erhoben. Nach ihm als Entdecker wurde von Kobell ein Mineral Gumbelit genannt, und eine unter den Versteinerungen vorkommende, zu den Dactyloporen gehörige Koralline trägt von G. den Namen Gumbelina. Von der unter seiner Leitung stehenden «Geognostischen Beschreibung des Königreichs Bayern» sind bis jetzt drei Bände, enthaltend das bayr. Alpengebirge und sein Vorland, das ostbayr. Grenzgebirge und das Fichtelgebirge mit dem Fränkischen Jura (Gotha 1861—79) erschienen. Ferner lieferte er die geolog. Abteilung des großen Sammelwerks «Bavaria» und veröffentlichte zahlreiche Untersuchungen in den «Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften», deren Mitglied er ist.

Gumbert (Ferdinand), Liebertkomponist, geb. 22. April 1818 in Berlin, besuchte das dortige Gymnasium zum Grauen Kloster, ging 1839 zur Bühne, widmete sich aber bald ausschließlich der Komposition, wo er besonders mit seinen zahlreichen Liedern (von denen bis jetzt 124 Opera publiziert wurden) vielen Erfolg hatte. Außerdem ist er literarisch thätig, seit 1881 als Musikreferent der berliner «Täglichen Rundschau», und hat eine Reihe von neuen franz. Opern von Massé, Gounod, Massenet, Delibes u. a. mit Geschick für deutsche Aufführungen bearbeitet.

Gumbinnen, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Ostpreußen, an der Pissa, einem Quellflusse des Pregel, an der Linie Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen der Preussischen Staatsbahnen, 36 km südwestlich von Eydtkuhnen an der russ. Grenze gelegen, eine erst 1724 regelmäßig angelegte und meist mit ausgewanderten Salzburgern bevölkerte Stadt, ist Sitz der Regierung, eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, einer Oberpostdirektion, eines Hauptsteueramts und einer Reichsbanknebenstelle und hat breite Straßen, die mit Lindenalleen besetzt sind. Die Stadt besitzt ein Gymnasium (seit 1813), ein vollberechtigtes städtisches Realprogymnasium, eine öffentliche Bibliothek, eine Hebammenschule und Entbindungsanstalt, eine landwirtschaftliche Winter- und andere Schulen, eine evang., eine deutsch- und franz.-reform. Kirche, eine Salzburger-Hospitalkirche, ein Salzburger- und ein Bürgerhospital. Auf dem Marktplatz steht seit 1835 ein bronzenes Standbild Friedrich Wilhelms I. (von Rauch) und an der Pissabrücke ein Denkmal für die im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 bis 1871 Gefallenen. Der Ort zählt (1880) 9530 fast ausschließlich prot. E., welche hauptsächlich Tischlerei, Woll-, Baumwoll- und Leinweberei, Strumpfwirkerie, Gerberei, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, sowie Handel mit Getreide und Leinfaat treiben.

Der Regierungsbezirk Gumbinnen, der östlichste der preuß. Monarchie, das alte Preussisch-Litauen oder das vormalige Litauische Departement umfassend, zählt 1880 auf 15 871,17 qkm Areal 778 391 E., worunter 756 448 Evangelische, 12 064 Katholiken und 5791 Juden; im Süden leben 172 000 Polen, im Norden 100 000 Litauer, und zerfällt in die 16 Kreise: Heidekrug, Rieherung, Tilsit, Ragnit, Willkallen, Stallupönen, G., Insterburg, Darlempen, Angerburg, Goldap, Olekso, Lyk, Löben, Sensburg und Johannisburg. Vgl. Weiß, «Preussisch-Litauen und Masuren» (Bd. 1 u. 2: «Geschichte, Geographie und Statistik des Regierungsbezirks G.», Rudolst. 1879).

Der Kreis Gumbinnen zählt auf 729 qkm **Gumbinner** (Abraham Abele ben-Hajim ha-Levi), jüd. Gelehrter, gest. 1682, noch nicht 50 Jahre alt. Er hat einen besondern Ruf erlangt durch seinen Kommentar zum Schulchan Aruch I., genannt Magen Abraham, herausgegeben nach seinem Tode (Tybernfurth 1692). Die ausgebreitete rabbinische Gelehrsamkeit, verbunden mit dem seltenen Scharfsinn, den G. entwickelte, haben sein Werk zu einer der höchsten Autoritäten in den von ihm behandelten Ritualien gemacht.

Gümenet, Dorf bei T o t a t (s. d.) in Kleinasien. **Summersbach**, Kreisstadt im Regierungsbezirk Köln der preuß. Rheinprovinz, 42 km im NNO. von Köln, an der zum Rhein gehenden Agger, ist Sitz des Landratsamts, eines Amtsgerichts, hat Wollgarnspinnerei, Kunstwoll- und Wollen-Jadensfabrikation, Papier- und Maschinenfabriken und zählt (1880) 6593 meist prot. E.

Der Kreis Summersbach zählt auf 325 qkm (1880) 30 783 meist prot. E.

Gummi nennt man im Pflanzenreich verbreitet vorkommende stoffreichere Körper, die durch völligen Mangel jeder Krystallisationsfähigkeit, sowie durch die Eigenschaft charakterisiert sind, daß sie in Wasser zu schleimigen Massen quellen. Bei manchen derselben ist das Quellungsvermögen

unendlich groß, diese verteilen sich auf Zusatz von genügenden Mengen von Wasser zu Flüssigkeiten, die wirklichen Lösungen gleichen, andere haben ein begrenztes Quellungsvermögen und verwandeln sich in Berührung mit Wasser zu mehr oder weniger festen, gallertartigen Massen. Sie finden sich teils in Pflanzensäften, teils als Interzellularsubstanz, teils als Verdichtungs Massen von Zellmembranen, häufig entstehen sie durch Umwandlung von Gefäßsubstanzen in großer Menge und treten dann durch Verletzungen der äußern Schichten nach außen, um hier durch Verdunstung des Wassers zu Thranen, Körnern oder größeren gestaltlosen, amorphen Massen zu erstarren. Der Hauptbestandteil aller Gummiarten ist die Arabinsäure (s. d.) in ihren beiden Modifikationen, als gewöhnliche Arabinsäure und Metarabinsäure. Die in Wasser bis zum Flüssigwerden quellenden Gummiarten sind die sauren Kalk- oder Alkalisalze der gewöhnlichen Arabinsäure oder des Arabins (s. d.); die nur zu Gallerten oder Schleimen quellenden sind die sauren Kalk- oder Alkalisalze der Metarabinsäure, letztere Salze bezeichnet man auch als Cerasin (s. d.). Ob ein dritter, als Bassorin (s. d.) bezeichneter Körper als eigenes chem. Individuum betrachtet werden kann, ist zu bezweifeln. Die als Cerasin benannten Gummiarten enthalten fast immer Arabin beigemengt und werden dann Gummipflanzenschleime genannt. Den letztern sind durch ihre äußern Eigenschaften in die indifferenten Pflanzenschleime sehr ähnlich, doch gehören diese nicht zu den eigentlichen Gummiarten, da sie andere chem. Zusammensetzung haben. Endlich kommen die Gummiarten noch vielfach mit Harzen gemengt vor, so im Milchsaft verschiedener Pflanzen. Tritt dieser Milchsaft nach außen, so trocknet er zu Gummiharzen ein, die durch Behandlung mit Alkohol in sich lösendes Harz und darin unlösliches G. zerlegt werden.

Gummi, arabisches, Gummi arabicum, ein in farblosen, gelblichen bis bernsteingelben Körnern im Handel sich findendes Gummi, welches zum geringsten Teil aus Arabien stammt, sondern vorzugsweise aus Ägypten, Nubien, Abessinien, Kordofan, ferner von der Somaliküste, Tunis, Marokko, vom Kap der Guten Hoffnung und von portug. Kolonien Afrikas zu uns kommt. Als Stammpflanzen wurden bislang verschiedene Akazien angegeben, doch ist von Schweinfurth erwiesen, daß alle guten Gummisorten der Nilländer nur von einem Baume Acacia Verek Guill. et Perrott stammen. Als Sorten des arabischen G. werden unterschieden: Kordofan-, Sennaar-, Suakim-, Gebdah-, Mogadorgummi, von denen die erste am meisten geschätzt ist. Nach Forschungen von Hädiger und von Wiesner sind mehrere andere Gummiarten, die früher von demselben unterschieden wurden, mit dem arabischen G. identisch, nämlich das Senegalgummi, in sehr verschiedenen Sorten vorkommend, welches in Senegambien ebenfalls von Acacia Verek gewonnen wird, ferner das australische Gummi von Acacia pycnantha Benth. und das Kapgummi von Acacia Karoo Hayne, Acacia horrida Willd. und Acacia Giraffae P. Alle diese Gummiarten werden demnach als Akaziegummi zusammengefaßt.

Alle Akazien-Gummiarten bestehen aus saurem arabinsäurem Kalk. in Wasser bilden sie zunächst

einen dicken Schleim (Gummischleim), der sich aber bei wenig zu farblosler Lösung verdünnen läßt, sie hinterlassen dabei, mit Ausnahme einiger schlechterer Sorten, keinen unedlichen Rückstand oder nur geringe Mengen von pflanzlicher Substanz. Die Lösungen werden nicht von Alexander, wohl aber von basisch essigsaurem Blei gefällt. In Alkohol unlöslich. Die Rörner und Stäbe lassen sich leicht pulvern, selbst hart gefärbte Rörner geben ein fast weißes Pulver. Die Lösungen der meisten Gummisorten leiten die Gänge des polarisierten Lichtstrahls nach links ab, doch kommen auch Schwebler auch rechtsdrehende Gummisorten vor. Beim Verbrennen hinterlassen sie 3–4 Proz. wesentlich aus kohlenstoffreichem Kalk bestehende Asche.

Die hierher gehörenden Gummisorten finden vielfache Verwendung, das arabische G. der Mittelländer vorzugsweise in der Pharmacie, die übrigen als Aperturmittel für Leiden und andere Gewebe, als Klebstoff, als Verdünnungsmittel beim Zeugdruck, in der Zementfabrikation.

Gummi, australisches, Wattle gum, ein zu den Alagen-Gummisorten (s. Gummi, arabisches) gehörendes G., halbkugelige oder kugelförmige Stäbe von rotbrauner Farbe, glatter, mit Sprünge durchsetzte Oberfläche und meist matter Bruchfläche. Mit demselben Namen wird auch das gählich von diesem verschiedene Karobholz (s. d.) belegt.

Gummi Cambogias, s. Gummigutt.

Gummi, elastisches (Gummi elasticum, Latex elastica), auch Federharz, Kautschuk oder Caoutchouc, im Englischen India Rubber genannt, ein äußerst wichtiges Pflanzenprodukt, das aus Brasilien, Neugranada, Venezuela, Guatemala und Santiago, aus einigen Strichen des westl. Afrikas, sowie aus Indien und dem indischen Archipel in immer steigenden Mengen nach Europa und Nordamerika eingeführt wird und hier wie dort die Grundlage eines bedeutungsvollen Industriezweigs geworden ist. Das G. ist eine Substanz, die sich in der Form mikroskopischer Nadeln (Gummilörper) in dem Milchsaft vieler Pflanzen, namentlich der Euphoraceen, Euphorbiaceen und Apocynaceen findet. Die chem. Beschaffenheit dieser Nadeln kennt man jedoch nur erst unvollkommen, namentlich konnte man noch nicht mit Sicherheit feststellen, ob die verschiedenen Familien milderer Verwandte auch abweichend zusammengesetzte Gummilörperchen ergeben. Im allgemeinen scheinen alle Gummisorten Kohlenwasserstoffe zu sein, welche durch ihre Zusammensetzung den ätherischen Ölen, durch ihre Löslichkeit, ihr Verhalten gegen Lösungsmittel und ihre Zerlegungsprodukte den Harzen nahe stehen. In den mildernden Pflanzen Deutschlands, wie im Nohn, den Euphorbiaceen, Campanulaceen, den Wolfsmilcharten, treten die Gummilörper nur in verhältnismäßig geringer Menge auf, während sie in den Milchsaft führenden Tropenpflanzen einen so überwiegenden Bestandteil bilden, daß diese eingetrockneten Milchsaft selbst schon die Eigenschaften des reinen G. in hohem Grade zeigen.

Im Handel unterscheidet man nach seinem Ursprunge folgende Hauptarten von G. 1) das Para-G., welches zum großen Teile von Siphoonia elastica, einem kactischen Baume aus der Familie der Euphorbiaceen, kommt und aus Südamerika (Brasilien) zu Anfang des 18. Jahrh. nach Europa gebracht wurde. Die ersten Notizen über Vorkom-

men und Gewinnung gab 1757 der berühmte Rio-Grande-Condouine. Im J. 1876 waren allein in Brasilien mit Gewinnung und Sammlung dieser Gummisorte über 10000 Arbeiter beschäftigt. 2) Das ostindische G., welches 1828 in London am ersten Markt kam und seit 1853 technische Verwendung fand. Dasselbe wird teils aus Ficus elastica (das G. Gummibaum), teils aus Urena lobata gewonnen. Doch werden in Indien und auf den Sundainseln bereits auch andere Pflanzenstoffe zur Gewinnung von G. benutzt. Für das ostindische G. gilt das von Batavia und Java. Dann folgten der Reihe nach das von Singapur, von Penang, von Mauritius, von Sumatra, von Borneo, von Klam. 3) Das afrikanische G., das von verschiedenen Gummisorten abstammt und 1856 von Agos aus in den Handel kam. Entnommen wird es von Gubus, Cordos, Banlango und Nagala abgeführt. 4) Das centralamerikanische G., das besonders über Cartagena und Guatemala in den Handel kommt, wird durch Sieben aus einer Gummilösung, dem Calamus elasticus, gewonnen. 5) Ein anderes amer. Gummisort, die in Guayaquil (Ecuador) und Colon (Panama) zur Ausfuhr gelangt, wird aus dem Milchsaft von Acacia Arborescens gewonnen, sie findet besonders in Manufaktur (Kautschuk) ab sehr zu einem wichtigen Exportartikel für den Handel des tropischen Amerikas bestimmt.

Das Para-G. und die beiden andern amer. Arten sind vollkommen elastisch (actives), das afrikanische zeigt sich nur halbdehnlich (inactive), das indische dagegen ist gar nicht oder nur in sehr geringem Grade elastisch (passive). Der Art der Gewinnung und Einwirkung weicht nach den verschiedenen Ländern sehr voneinander ab. Der frische Milchsaft, in Flaschen gefüllt, kommt nicht mehr zur Verwitterung, sondern es gelangt nur der eingedickte Saft in den Verkehr. In der Regel macht man bei der Gewinnung des Gummisamens eine Quantität in die Bäume und läßt den reichlichen Saft entweder über thönerne Formen, oder in flachen, Schalen (s. w.) ausfließen und über Holzruten eintrocknen, wobei er vom Rauche geschmakt wird, hat sich auf diese Weise ein dünner Überzug gebildet, so wird die Form mit frischem Milchsaft begossen, der wieder eingetrocknet wird, und dies wird so oft wiederholt, bis eine Schicht von genügender Stärke entstanden ist. Der Überzug wird dann entweder durch Aufschneiden und Abziehen von der Form entfernt, oder es wird letztere zerhackt und so zerlegt. In Studien läßt man jetzt meist den Milchsaft in hohen Gefäßen eintrocknen und bringt ihn in Form von Blatten in den Handel. Früher kam fast nur eine einzige Sorte vor, seit dem Entstehen der Gummi-Industrie immer häufiger der letztere, der sich in technischen Anwendungen vorzugsweise eignet. In San-Salvador verdammt man den Milchsaft mit seinem überflüssigen Bolum Wasser, läßt ihn dann ruhig stehen, wobei sich das G. als Rahmschicht an der Oberfläche sammelt, das darunter befindliche schaumige Wasser wird abgelaufen und oft durch frisches ersetzt, bis schließlich keine Flüssigkeiten mehr aufgenommen werden, schließlich werden auf 100 l rohen Saftes 60 g Natrium, in wenig Wasser gelöst, zugefügt, wodurch sich das G. absondert und dann getrennt und getrocknet wird.

Die chem. und physik. Eigenschaften des G. hat besonders Faraday, Vogel u. a. untersucht. Von Bedeutung für die Technik sind insbesondere

die Elasticitäts- und Löslichkeitsverhältnisse. Bei mittlerer Temperatur ist das reine G. (Fieberharz) ein höchst elastischer Körper; bei 0° jedoch verliert es diese Eigenschaft fast ganz, ohne indes brüchig zu werden. Die gewöhnlichen Lösungsmittel wirken auf das reine G. gar nicht. In heißem Wasser erweicht es, tritt aber bei dem Trocknen in seinen früheren Zustand wieder zurück. Alkohol übt keine Wirkung aus; dagegen führen wasserfreier Äther, ätherische Öle, Chloroform, Schwefelkohlenstoff, Petroleum, Steinöhlentzeröl, Benzin und besonders die flüchtigen Destillationsprodukte des G. selbst zunächst ein starkes Aufquellen, dann eine teilweise Lösung herbei. In diesem Zustande ist die Masse leicht zerteilbar und kann in den meisten Fällen eine vollkommene Lösung vertreten. Gegen starke chem. Agentien verhält sich das G. sehr indifferent; nur konzentrierte Schwefel- und Salpetersäure zersetzen dasselbe. Gegen wässrige Flüssigkeiten ist G. als undurchlässig zu bezeichnen, dagegen ist es nach Untersuchungen von Graham von Gasen durchdringbar und zwar zeigen die einzelnen Gase ein sehr verschiedenes Durchdringungsvermögen. Nimmt man z. B. die Menge von Stickstoff, welche in der Zeiteinheit durch eine Gummimembran passiert, = 1, so ist die des Kohlenoxyds = 1,11, die der Luft = 1,149, die des Äthylens = 2,148, die des Sauerstoffs = 2,558, die des Wasserstoffs = 5,500, die der Kohlenäure = 13,595. Bei Temperaturerhöhung ändert das G. seine chem. und physik. Eigenschaften. Bei 50° wird es etwas weicher, bei 100–120° fängt es an stark zu kleben, bei 200° geht es in eine braunschwarze, schmierige Masse über, welche durch Abkühlen nicht wieder in ihren früheren Zustand zurückkehrt. Noch weiter erhitzt, verbrennt es an der Luft mit rötlicher, stark rußender Flamme. Mit geschmolzenem Schwefel verbindet sich G. zu eigenen Massen, die bei mäßigem Gehalt an Schwefel bei allen Temperaturen weich bleiben (vulkanisiertes Gummi), bei höherem Gehalt an Schwefel und längerem Erhitzen hornartige Beschaffenheit zeigen (Hartgummi, Ebonit). (S. Gummimarenfabrikation.) Trockene Destillation des G. liefert reichliche Mengen eines farblosen, stark riechenden, ätherischen Öls, welches durch fraktionierte Destillation in mehrere Kohlenwasserstoffe zerlegt werden kann, nämlich das Kautschöen, welches bei 14°, das Kautschin, das bei 171°, und das Heveen, das erst bei 315° siedet. Doch sind diese und andere auf ähnliche Weise erhaltene Produkte noch sehr wenig untersucht. Sein spezifisches Gewicht ist 0,925. Seine chem. Zusammensetzung entspricht nach Pagen der Formel C_8H_8 , nach Soubeiran C_8H_{10} , nach Williamson $C_{10}H_{16}$.

Anfänglich benutzte man das G. (seit 1770 nach dem Vorschlage Priestleys) nur zum Ausreiben der Bleistiftstriche, teilweise auch zu elastischen Bällen und ähnlichen Spielwerken. Man zahlte damals in England für ein würfelförmiges Stück G. von kaum über 12 mm GröÙe 3 Marl. Seit 1790 machte man elastische Binden daraus, und bereits 1791 verwendete es der Engländer Sam. Peal, um Leder und andere Stoffe wasserdicht zu machen. Im J. 1820 erfand Nadler die aus Gummifäden gewebten dehnbaren Stoffe, und 1823 nahm Macintosh das Patent auf die nach ihm benannten wasserdichten Zeuge. Um die nämliche Zeit kam auch der Gebrauch des G. zu Verschlüssen und

Röhrenverbindungen bei chem. Apparaten, zu elastischen chirurgischen Verbänden, zu Bougies und Kathetern auf. Im J. 1830 machte Thomas Hancock die ersten Versuche mit der Herstellung von Überschuhen aus G. (Gummischuhe). Der eigentliche Aufschwung der Gummi-Industrie begann jedoch erst 1836 mit den von Chaffee in Nordamerika und Midels in England erfundenen Maschinen, welche das G. durch bloßes Kneten bei mäßiger Wärme in einen erweichten, fast unelastischen Körper umwandeln, der mit Leichtigkeit jede erwünschte Gestalt annimmt. Bald darauf folgte die Erfindung des Vulkanisierens des G., welche zwar schon 1832 von Lüdersdorff in Berlin gemacht, aber erst seit 1839 von dem Amerikaner Goodyear, sowie seit 1843 von dem erwähnten Hancock in die Praxis eingeführt wurde. Das Weitere s. unter Gummiwarenfabrikation.

Gummi Elemi, Elemi, s. Elemiharz.

Gummi Gambogiae, s. Gummigutt.

Gummi Guttania, s. Guttapercha.

Gummi, hornisiertes oder Ebonit, s. unter Gummimarenfabrikation.

Gummi Kutera, eine dem Traganth ähnliche, geringwertige Gummiaart.

Gummi, ostindisches, Feronia gummi, eine dem besten arabischen G. gleichwertige Gummiaart, welche in Ostindien gewonnen wird und von *Feronia elephantum* Corr. stammt.

Gummi, plastisches, s. Guttapercha.

Gummi Thragacanthae, s. Traganth.

Gummi, vulkanisiertes, s. unter Gummiwarenfabrikation.

Gummiaarten, s. unter Gummi; über die Azazien-Gummiaarten s. unter Gummi, arabisches.

Gummibälle, s. unter Gummimarenfabrikation.

Gummibaum, richtiger Gummieigenbaum (*Ficus elastica*), Art der Pflanzengattung *Ficus* aus der Familie der Moreen, eine der beliebtesten Stubenpflanzen, in Ostindien und auf den Sundainseln einheimisch, ausgezeichnet durch die bis 30 cm langen und bis 12 cm breiten, elliptischen, dickeleuartigen, ganzrandigen, oben glatten und glänzenden grünen Blätter. Sie sind von je einem schön rosensroten, nach der Laubentwicklung schlaff herabhängenden Nebenblatte begleitet. In seiner Heimat ist der G. einer der größten und imposantesten Bäume. Sein kegelförmiger Stamm erreicht unten eine sehr bedeutende Stärke und ist von seilartig herabhängenden Luftwurzeln umstrickt; er trägt eine mächtige, dicht belaubte, oben schön abgerundete Krone. Im kräftigsten Alter stehende Individuen bilden eine kolossale, bis 140 m und darüber breite Krone, welche von zahlreichen schlanken Säulen getragen wird, den zu Stämmen entwickelten Luftwurzeln, welche, von den Ästen herabhängend und fortwachsend, endlich den Boden erreichen und sich in denselben festwurzeln. Die Frucht des G. ist eine wahre Feigenfrucht, steht paarweise in den Achseln der Blätter und hat die Form und GröÙe einer Olive, ist aber ungenießbar.

Dieser Baum ist für die Bewohner der asiat. Tropenländer von außerordentlicher Wichtigkeit, indem er in seinem Milchsaft das Kautschuk liefert. Griffith fand ihn in den Gebirgen von Assam in so ungeheurer Menge, daß er den Bestand eines einzigen Waldbestandes auf 12000 Stämme schätzte. Da jeder derselben jährlich viermal abgezapft werden kann

und jedesmal 40 Pfd. Saft liefert, aus welchem mindestens 30 Pfd. Kautschuk gewonnen werden, so erscheint Griffiths Bericht glaublich, nach welchem dieser Wald, welcher keineswegs der einzige ist, mehr als 2 Mill. Ctr. aufbringen könnte, mehr als alle übrigen Länder zusammen. Übrigens ist dieser Baum nicht der einzige Kautschukerzeuger, sondern auch andere Bäume, welche zum Teil ganz andern Pflanzenfamilien angehören, z. B. *Ficus indica* in Bengalen, *Urceolaria elastica* in Ostindien, *Siphonia elastica* und *S. brasiliensis* in Brasilien und Guaiana liefern dessen mehr oder minder reiche Mengen. Nach einigen stammt fast aller jetzt in den Handel kommende Kautschuk von den genannten Siphoniaarten.

Der G. kann nur als ganz junger Baum Bewohner der Warmhäuser und Wohnstuben sein, nichtsdestoweniger aber auch als solcher stattliche Dimensionen erreichen, und ist dann von um so schönerm Ansehen, wenn er von Staub rein erhalten wird und der einfache Stamm von unten bis oben mit Blättern besetzt ist. Wenn, wie häufig, die untern Blätter gelb werden oder abfallen, so wird dies dadurch verschuldet, daß der Abzug des überflüssigen Wassers gehemmt ist. Man hält den G. in mäßig großen Töpfen in einer Mischung aus Laub- und Heideerde mit einem Zusatz von etwas Sandlehm. Im Mai oder Juni jedes Jahres ist er umzupflanzen. Seitentriebe läßt man höchstens dann bis zum fünften oder sechsten Blatte auswachsen, wenn man sie als Stedlinge benutzen will, die sich auch in einem Glase mit Wasser bewurzeln; im andern Falle unterdrückt man sie im Entstehen. Um zu gedeihen und seine volle Schönheit zu erreichen, bedarf der G. nicht nur der Wärme, sondern auch einer reichen Menge von Licht. Sehr gut bekommt ihm öfteres Abwaschen beider Blattflächen mit lauwarmem Wasser. Finden sich Schmarotzerinsekten, z. B. der Blasenfuß, auf der untern Blattfläche ein, so muß diese mit einer Abkochung schlechten Tabaks gewaschen und etwas später mit lauem Wasser begäubert werden. [fabrikation.]

Gummidrehbank, f. unter Gummimären:
Gummieren (fr. gommage, engl. gumming), das Anfeuchten mit Gummimasser (Lösung von arab. Gummi) resp. mit einer Lösung von Tragacanth, Hausenblase oder Pergamentleim, ein bei leichtern Seidengeweben angewendetes Appreturverfahren, das mittels verschiedener Vorrichtungen ausgeführt wird.

Gummifluß, f. Gummofis.

Gummigänge nennt man in der Botanik solche Interzellularräume, die mit Gummi oder ähnlichen Stoffen erfüllt sind. Sie finden sich bei zahlreichen Pflanzen, so z. B. allgemein in den Familien der Marattiaceen, Cycadeen, bei vielen Rakeen und Araliaceen. Sie durchziehen die betreffenden Pflanzenorgane, in welchen sie vorkommen, auf große Strecken, und die einzelnen Gänge stehen in der Regel mittels Anastomosen miteinander in Verbindung. Die chem. Beschaffenheit der in den G. enthaltenen Stoffe sowohl wie die Bedeutung derselben für den Ernährungsprozeß der Pflanzen bedarf noch der genauern Untersuchung. (S. Interzellularräume.) Die Gummibildung in den G. ist ein normaler Vorgang und hat nichts zu thun mit der krankhaften Umbildung der Zellwände, wie sie bei der Gummofis (s. d.) eintritt.

Gummigutt, Gutti (Gummi Guttae, Gummi Cambogiae s. Cambogiae), ist ein aus Hinterindien,

China und von den ostind. Inseln kommendes gelbes Gummiharz, welches in der Malerei und Färberei mannigfache Anwendung findet und auch zu mediz. Zwecken gebraucht wird. Es ist der eingedickte und verhärtete Milchsaft verschiedener Bäume aus den Gattungen *Garcinia*. Man unterscheidet im Handel vier Hauptsorten: G. von Siam, Ceylon, Mysore und Borneo. Das Siamgutti, welches für das beste gilt, kommt in zwei Formen, als Höhengutti und als Kuchen- oder Schollengutti vor. Ersteres wird durch Auffangen des aus Schnittstellen des Stammes von *Garcinia Morella* Desr. s. *Hebradendron gambogioides* Griseb. herabträufelnden Saftes in Bambusröhren gewonnen. Gutes Höhengutti ist leicht zerbrechlich, wachsglänzend, orangefarbt, an den Ranten durchscheinend und gibt zerstoßen ein gelbes Pulver. Das Kuchengutti, 1,5 bis 2 kg schwere Massen bildend, wird durch Auffangen des Saftes in Kolosschalen gewonnen und ist stets unreiner als das Höhengutti. Das Ceylon-G. stammt von demselben Baume wie das siamesische, es kommt jedoch nicht auf den europ. Markt. Das Mysoregutti soll von *Garcinia pictoria* Roxb. abstammen, welches im westl. Teile von Mysore als waldbildender Baum auftritt; es kommt ebenfalls nicht in den europ. Handel. Dagegen findet sich im deutschen Handel das Borneogutti, dessen Abstammung unbekannt ist. Das G. zerfällt sich in der Wärme, verbrennt angezündet mit heller Flamme und enthält neben Gummi ein eigentümliches Harz, das Gummiguttgelb, etwas Wasser und Mineralbestandteile. Mit Wasser zerrieben, bildet das G. die bekannte gelbe, zum Färben und Malen benutzte Emulsion; es löst sich in Alkohol und Äther mit orangegelber, in reinen Alkalien mit dunkelroter Farbe. In der Medizin wird das G. nur als drastisch wirkendes Purgiermittel angewendet, in der Technik zum Färben von Weingeistfärbemitteln und als Wasserfarbe zum Gelbmalen. Vgl. Wiesner, „Die Rohstoffe des Pflanzenreichs“ (Erg. 1873).

Gummiharze sind Gemenge von Harzen und Gummi, welche als trübe, farblose oder gefärbte Flüssigkeiten aus verletzten Stellen der Rinde, der Zweige, des Stammes und der Wurzeln mancher Pflanzen austreten und an der Luft zu teils spröden, teils weichen Massen eintrocknen. In der lebenden Pflanze bilden sie meist den Inhalt der Milchsaftgefäße. Sie sind dadurch charakterisiert, daß sie weder in Wasser, noch in Alkohol vollkommen löslich sind; an Wasser geben sie Gummi ab und lassen das Harz in mikroskopisch kleinen Tröpfchen zurück, von Alkohol wird nur das Harz gelöst, während das Gummi darin unlöslich ist. Meist sind sie gefärbt und finden zum Teil ihres Farbstoffs wegen Verwendung, andere enthalten Bestandteile von mediz. Wirkung und sind daher geschätzte Heilmittel. Die wichtigsten Repräsentanten der G. sind: Ammoniac, *Asa foetida* oder Stinkasanth (Teufelsdröck), Sagapan, Mutterharz oder Galbanum, Bdellium, Myrrhe, Euphorbium, Weihrauch, Opopanax, Gummigutt.

Gummilack, f. unter Lack und Schellack.

Gummilackschilblaus, f. u. Schilbläuse.

Gummipflaster, f. unter Klebpflaster.

Gummipiaten, Gummiräder, Gummiröhren, f. unter Gummimärenfabrikation.

Gummischilblaus oder Gummilackschilblaus, f. unter Schilbläuse.

Gummischläuche, s. unter Gummwarenfabrikation.

Gummischleim ist eine wässrige Lösung von arab. Gummi. Für den offiziellen G. (*Mucilago Gummi arabici*) schreibt die Deutsche Pharmacopoe 1 Teil Gummi und 2 Teile Wasser vor. Über das chem. und physik. Verhalten der Gummilösungen s. unter Gummi, arabisches.

Gummischüre, **Gummischuhe**, **Gummispielzeug**, **Gummistreifen**, s. unter Gummwarenfabrikation.

Gummwarenfabrikation, die Herstellung von technischen und andern Gebrauchsartikeln aus Guttapercha, Gummi elasticum (Kautschuk), Balata u. s. w. Die Guttapercha findet verschiedenartige, jedoch beschränkte Anwendung, und es bestehen daher nur wenige Fabriken, welche dieses Material ausschließlich verarbeiten. Als Vorbereitung der Guttapercha zur weiteren Verarbeitung genügt die Reinigung, zu welchem Zweck die Klöße oder Brote zerhackt, resp. zerschnitten und in heißem Wasser oder in entsprechenden Alkalien von den anhaftenden fremden Stoffen befreit werden. worauf die so gereinigte Masse geteilt und schließlich gewalzt wird. Man erzeugt aus Guttapercha sog. Guttaperchapapier, Treibriemen für Maschinen, Reibpeitschen, Regellugeln, Stößköpfe, Röhren, Gefäße aller Art (Salzsäurebehälter, Säurelösflö u. s. w.), auch Zahnpfropfen, und benutzt sie außerdem zur Abformung plastischer Gegenstände, sowie zum Überzug unterirdischer und unterseeischer Kabel.

In manchen Fällen mischt man die gereinigte und erweichte Guttapercha mit Schwefelblüte (bis zu 25 Proz.), setzt die aus dieser Mischung geformten Gegenstände einer starken Hitze aus und gewinnt so hornartige Fabrikate, die ihrem Aussehen nach den aus Kautschuk erzeugten ähnlich, aber viel spröder als diese sind.

Weit verbreiteter als die Verwendung der Guttapercha zu Gummwarenfabrikation ist die des Kautschuks. Das in den verschiedensten Formen im Handel vorkommende Kautschuk, vielfach auch Rohgummi genannt, wird zuerst auf einem horizontalen Walzwerk (s. vorstehende Fig. 1) unter stetem Zufluß von Wasser, welches aus einem quer über das Walzwerk geführten, durchbohrten Rohr strömt, ausgewaschen, wodurch der dem Kautschuk anhaftende Schmutz und Sand entfernt wird. Durch längeres Bearbeiten des Rohmaterials zwischen den beiden Walzen w und w_1 erhält man das reine Gummi in sehr dünnen, durchsichtigen und mit Knoten überfüllten Platten, die in den Gummwarenfabriken als „Felle“ bezeichnet werden. Die Felle werden alsdann in freier Luft getrocknet,

da von den bisher versuchsweise eingeführten Methoden zur Erzielung einer schnelleren Trocknung keine von Erfolg begleitet gewesen ist. Nachdem alles in den Fellen enthaltene Wasser verdunstet ist, kommen dieselben in den sog. Wolf, einen gußeisernen Zylinder, in welchem sich eine mit Zähnen besetzte Welle dreht. Der Wolf zerreißt die einzelnen Fasern des Gummis und entfernt dabei die den Fellen anhaftenden Knoten. Sobald die Felle im Wolf zu einer homogenen Masse verarbeitet sind, kommt diese zwischen zwei durch Dampf erwärmte horizontale Walzen und erhält durch längeres Walzen das Aussehen einer dunkeln Leinwand.

Ist auf diese Weise das Gummi gründlich durchgearbeitet, so werden demselben die nötigen Beimengungen, die, den mannigfachen Zwecken entsprechend, zu welchen das Gummi verwendet wird, sehr verschiedenartig sind, hauptsächlich aber in Schwefel und Kreide bestehen, zugesetzt und auf dem, wie umstehende Fig. 2 zeigt, mit vier Walzen w, w_1, w_2 und w_3 versehenen Walzwerk vermischt. Soll das Gummi eine andere Färbung als das hierbei entstehende Hellgrau erhalten, so wird gleichzeitig der betreffende Farbstoff zugesetzt. Sobald die Zutaten mit dem Gummi innig vermischt sind, wird die Masse zwischen zwei übereinander liegenden Walzen desselben Walzwerks (Fig. 2) in Platten gezogen. Der Abstand der obern Walzen voneinander läßt sich mit Hilfe der Schneiden, welche auf der ein Handrad tragenden Welle a sitzen und in die Schneidenträger r und r_1 greifen, regulieren.

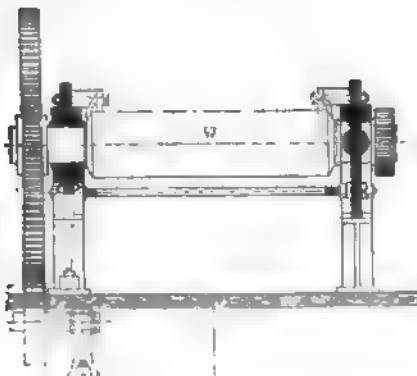
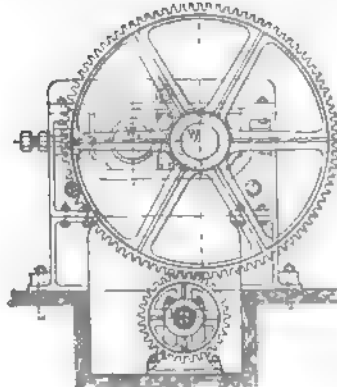


Fig. 1. Rohgummiwalzwerk: A. Vorderansicht.



A. Eitenansicht.

Um die oberste Walze einseitig zu heben, rückt man die auf der Welle a angebrachte Klauentuppelung x aus. Werden starke Platten gebraucht, so legt man mehrere dünne Platten übereinander und preßt dieselben zusammen, wodurch, wenn die Flächen völlig rein von Fett und Schmutz gehalten sind, eine innige Verbindung der einzelnen Platten miteinander stattfindet. Soll das Gummi in Platten verbraucht werden, so werden dieselben entweder vulkanisiert oder hornifiziert. Indem nämlich das mit Schwefel imprägnierte Kautschuk einer hohen Temperatur ausgesetzt wird, entsteht ein Material, dessen Eigenschaften von denen des reinen Kautschuks wesentlich abweichen. Je nach der Menge des zugesetzten Schwefels und der Dauer der Erhitzung sind die gewonnenen Produkte verschieden. Bei wenig Schwefelzusatz und kurzer Erhitzung entsteht das vulkanisierte Kautschuk,

bei reichlichem Schwefelzusatz und längerer Erhitzung das hornifizierte oder gehärtete Kautschuk (Hartgummi, Ebonit); ersteres ist bis zur Siedehitze gleichmäßig elastisch und weich, letzteres dagegen hornhart.

sich mittels nachgehaltener Scheren und Messer Stücke von beliebiger Form herausschneiden, aus denen durch Zusammendrücken der frisch geschnittenen Ränder die verschiedensten Gegenstände hergestellt werden können.

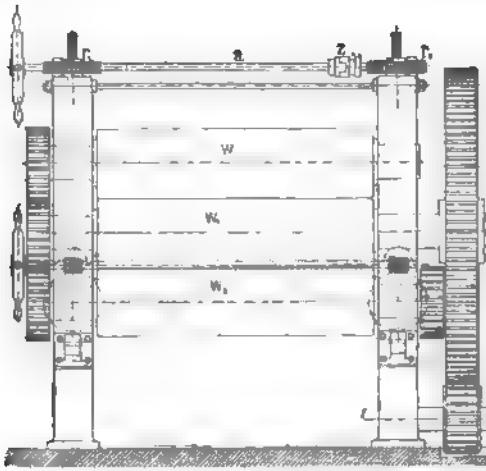
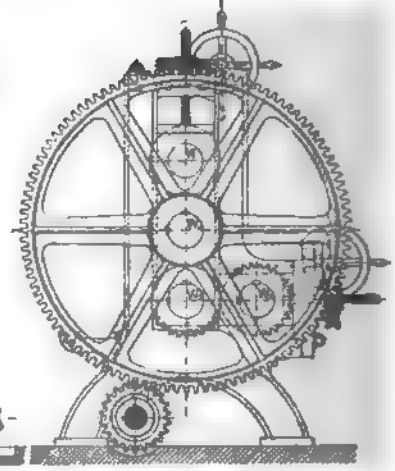


Fig. 2. Milchwalzwerk: A. Vorderansicht.



B. Seitenansicht.

Die entsprechende Behandlung der Gummiplatten erfolgt auf der in Fig. 3 dargestellten Presse, auf welcher dieselben unter gleichmäßigem Druck, wobei ein Ausweichen nach irgend welcher

Sehr einfach ist die Fabrikation der als Kinderspielzeug beliebten Gummibälle. Dieselben bestehen aus vier ovalen Gummistücken, die je in zwei Spitzen auslaufen. Zuerst vereinigt man die vier oberen Spitzen durch Andrücken an

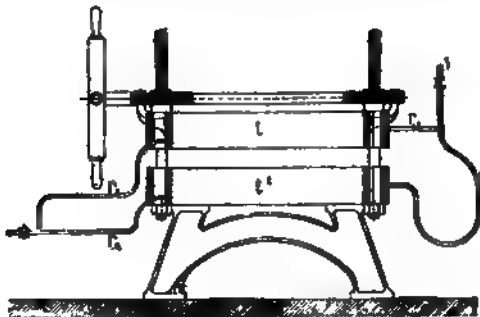
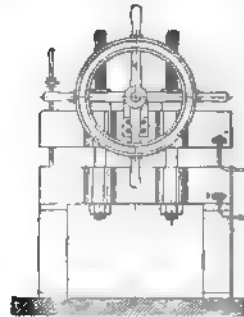
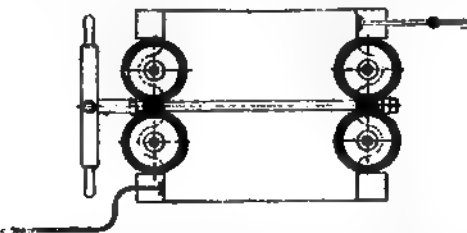


Fig. 3. Gummipressen: A. Vorderansicht.



B. Seitenansicht.



C. Grundriss.

Seite verhindert ist, stark erwärmt werden. Die Erwärmung der hohlen Pressplatten tt geschieht mittels Dampfes, welcher durch die Röhre r₁ zugeleitet wird, während das Kondensationswasser durch die Röhre r₂ und r₃ abfließt. Aus den gezogenen, nicht vulkanisierten Gummiplatten lassen

ber innern Wandflächen an. Der fertige Ball ist noch weich und schlotternd und wird nun, um elastisch und fest gespannt zu werden, in den Ofen gebracht; durch die Hitze des letztern wird das Gummi vulkanisiert und der Ball somit elastisch, während er durch das in der Hitze verdampfende Ammoniak so weit als möglich aufgetrieben wird. In ähnlicher Weise werden die gleichfalls als Spielball dienenden kleinen gefärbten Ballons hergestellt, nur daß dieselben nicht durch verdampfendes Ammoniak aufgetrieben, sondern nach dem Vulkanisieren mit Gas gefüllt werden. Puppen, Tierfiguren wie alle andern hohlen Gummispielzeuge können entweder gepreßt oder gegossen werden. Das Pressen geschieht in folgender Weise: In die zweiteilige Form bringt man die Gummiplatten und innerhalb derselben Chemikalien, welche bei der zum Vulkanisieren erforderlichen Hitze Dämpfe, resp. Gase erzeugen, die

das nachgiebige Gummi fest gegen die Form pressen, so daß es die durch die Form dargestellte Gestalt annimmt, welche es nach genügender Vulkanisation dauernd beibehält. Beim Gießen betragiger Artikel wird die flüssige Masse in der Form herumgeschwenkt und der Überschuß ausgegossen, welches Verfahren, der zu erzielenden Wandstärke entsprechend, mehrmals wiederholt wird.

Wasser dichte Gewebe stellt man her, indem man beim Auswalzen der Platten dieselben zugleich mit einem Gewebe durch die erhitzten Walzen

gehen läßt, wodurch das Gummi fest in das Gewebe eingebracht wird. Einen sehr wichtigen Industriezweig stellt die Erzeugung der Gummi-

schläuche dar, bei welcher für jede Größe ein besonderer Zylinder vorhanden sein muß, aber den die einzelnen, nach Schablonen zugeschnittenen Stücke gelegt werden, worauf man sie durch Überfahren der zusammenhängenden

Ränder verbindet. Jedes muß der Schuß samt dem Leisten in den Brennofen eingebracht werden, da vor dem Vulkanisieren die Gummiteile noch nicht elastisch genug sind, um, ohne zu zerreißen, vom Leisten entfernt werden zu können. Die in chem. Laboratorien vielfach gebrauchten Gummiröhren werden durch Vereiningung der Schnittländer entsprechend breiter Gummikreifen über einem runden Dorn erzielt. Dorn und Rohr werden in den Brennofen gebracht, worauf sich nach erfolgter Vulkanisation das Rohr leicht von dem Dorn abziehen läßt.

Gummischläure und Gummischläuche ohne Leinwandeinlage werden auf der Schläuchmaschine (Fig. 4) angefertigt. Die Schläuchmaschine (Fig. 4) besteht aus einem Zylinder, in welchem sich eine Schneide b dreht. Die Gummikreifen, welche von den Platten, wie sie vom Plattenwalzwerk kommen, geschnitten sind, werden durch den Trichter a in den Zylinder eingeführt, von der Schneide b erfasst und durch die Öffnung des in der vordern Verschraubung angebrachten Pistonplättchens g gepreßt. Diese sählernen Pistonplättchen haben eine glatte oder fazonierte, größere oder kleinere Öffnung, je nachdem es die anzufertigenden Schläure oder Schläuche erfordern. Der Schlauch wird hergestellt, indem in die Pistonöffnung ein dem innern Schlauchdurchmesser entsprechender Dorn hineintragt. Durch die Hähne d und e, wird Dampf zugeleitet, welcher in den die Schneide b umgebenden Mantel o eintritt und so

das Gummi warm erhält. Da beim Austritt des Gummis aus der Pistonöffnung eine niedrigere Temperatur desselben erforderlich ist, um der Masse einen festern Halt zu geben, wird der Borderraum durch Wasser, welches durch die Hähne w und w₁ in den Hohlraum o eintritt, gekühlt; das Kühlwasser fließt durch den Hahn f, das Kondensationswasser durch h ab. Die Schläuche werden auf eine runde Platte gewickelt und sodann vulkanisiert, indem sie auf einem langen Wagen in Takt eingelegt, sowie auch damit überdeckt werden; hierauf wird

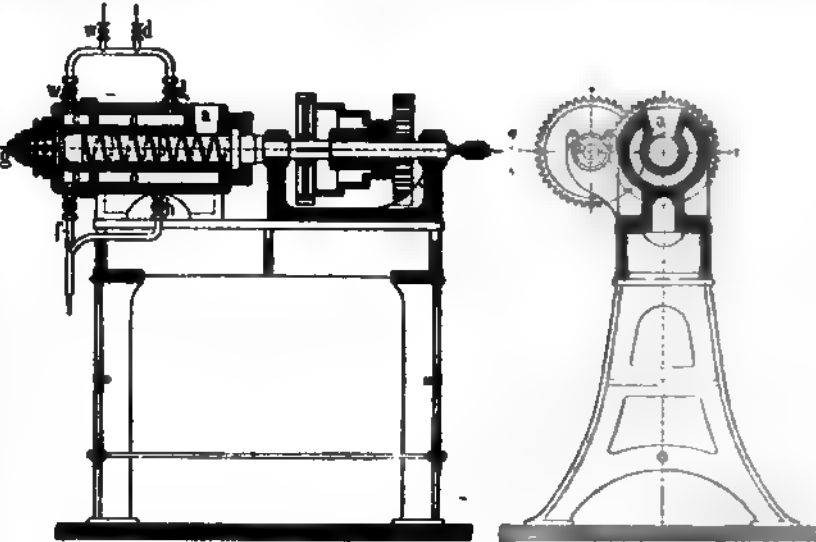


Fig. 4. Gummischläuchmaschine: A. Vorderansicht.

B. Seitenansicht.

der Wagen mit Inhalt in einen seiner Größe entsprechenden Kessel gefahren, in welchem die Schläuche oder Schläure durch Dampfdruck vulkanisiert werden. Bei der Herstellung von Schläuchen mit Leinwandeinlage wird die Leinwand mit in Benzol aufgelöstem Gummi bestrichen, dann die Gummipolte aufgelegt und beides auf einen Eisendorn von entsprechendem Durchmesser gewickelt. Alsdann wird das Ganze fest mit Leinwand umwickelt, resp. umbunden und, ohne mit Takt bedeckt zu sein, vulkanisiert.

Das Gleiche gilt im allgemeinen für die Herstellung von Plattengummi mit Leinwandeinlage, doch bedient man sich bei dieser Fabrikation der Streichmaschine und der Wickelmaschine. Durch erstere wird hauptsächlich ein gleichmäßiges Auftragen des in Benzol aufgelösten Gummis auf die Leinwand bewirkt; mit Hilfe der letztern wird die Leinwand mit dem Gummi zusammen aufgewickelt. Zum Schneiden bestimmter Schläuche, resp. Schnurlängen, runder Platten u. s. w. bedient man sich der Gummibrehbank und Planschneidemaschine. Massive Gegenstände aus Gummi, wie Knöpfe, Rämme, Cigarrenspitzen, Stockknöpfe, Stuis u. s. w., werden aus Kautschukmasse von der Konsistenz des Glasfettes in zweiteiligen Metallformen gepreßt und demnachst gebrannt (harnisiert).

Um das Rollen von Equipagen möglichst wenig hörbar und den Gang derselben von den Unebenheiten der Straße unabhängiger zu machen, überzieht man öfters die Radreifen mit Streifen aus

vulkanisiertem Kautschuk (sog. Gummiräder); neuerdings geschieht dies namentlich bei den Velocipedrädern, die am Umfang mit einer Rille versehen sind, in welcher eine starke Gummischnur befestigt wird. Auch werden an besseren Möbeln (Pianosfortes, Fauteuils), teils um dieselben möglichst geräuschlos von einer Stelle zur andern schaffsen zu können, teils um die paraffinierten Fußböden zu schonen, Gummirollen angebracht.

Das Brennen der Gummiwaren zum Zweck der Vulkanisierung wie der Hornisierung erfolgt entweder durch erhitzte Luft oder durch Wasserdampf; vorteilhafter ist die zweite dieser Methoden, da hierbei eine leichtere und genauere Regulierung der Temperatur möglich ist. Die Vulkanisierung mittels Wasserdampfes geschieht in schmiedeisernen, den Dampfkesseln ähnlichen Kesseln, in welche ein langes, mit einer Reihe kleiner Löcher versehenes Rohr hineinragt, aus dem der gespannte Wasserdampf in den Kessel tritt. Die Dauer des Vulkanisationsprozesses hängt von der Dichte der zu vulkanisierenden Gegenstände, sowie von der verwendeten Kautschuksorte ab und kann 1—3 Stunden betragen; am geeignetsten ist eine Temperatur von 120 bis 130° C. im Brennkessel. Die Wirkung des Vulkanisierens besteht darin, daß ein Teil des beigemengten Schwefels eine chem. Verbindung mit dem Kautschuk eingeht, doch lassen sich durch Analyse nur 1—2 Proz. wirklich chemisch gebundenen Schwefels nachweisen. Die Beimischung eines größeren Prozentsatzes Schwefel ist nur deshalb erforderlich, um bei etwaiger ungleichmäßiger Verteilung des Schwefels in der Masse doch an allen Stellen des Fabrikats eine genügende Menge desselben zu erhalten. Der nicht mit dem Kautschuk chemisch verbundene Schwefel gibt oft zur Bildung geringer Mengen von Schwefelwasserstoffgas Veranlassung und erteilt somit den Fabrikaten den unangenehmen Geruch, der sich indes durch Kochen derselben mit Natron- oder Kalilauge beseitigen läßt, da hierdurch ein Ausziehen des freien Schwefels erfolgt. Um die Erfindung und Ausbildung des Vulkanisierens haben sich besonders Lüberdorff in Berlin, Goodpear in Paris, Hancock in Newington, Parles und Gérard Verdienst erworben. Parles in Birmingham behandelt die zu vulkanisierenden Gegenstände in einer Lösung von Halb-Chlorschwefel (S_2Cl_2), während nach der von Gérard empfohlenen Methode die betreffenden Gegenstände in einer auf 140° C. erhitzten Lösung von Dreifach- oder Fünffach-Schwefelsäure von 25° B. 3 Stunden lang liegen gelassen werden.

Enthält das Kautschuk viel Schwefel und ist die Temperatur eine höhere, als zum Vulkanisieren erforderlich ist, so entsteht gehärtetes (hornisiertes) Kautschuk (Ebonit, Hartgummi) von in der Regel durch die ganze Masse schwarzer Farbe. Ein aus England in den Handel gebrachter Stoff, aus Kautschuk, Guttapercha und gemahlenem Korkholz bestehend, ist das sog. Kamptuliton, welches namentlich zum Belegen der Fußböden in Räumen, wo Geräusch vermieden werden soll, benutzt wird. Ein der Guttapercha und dem Kautschuk verwandter Stoff, der zu ähnlichen Zwecken wie diese Anwendung findet, ist die in den letzten Jahrzehnten in den Handel gekommene Balata, welche teils für sich, teils mit Guttapercha vermischt, verarbeitet wird, bisher aber für die Industrie keine wesentliche Bedeutung hat gewinnen können.

Vgl. Heizerling, „Fabrikation der Kautschuk- und Guttaperchawaren“ (Braunsch. 1883).

Gummosis oder Gummifluß nennt man in der Botanik eine krankhafte Erscheinung, die sehr häufig an Obstbäumen, besonders am Steinobst, wie an Kirschen, Pflaumen, Aprikosenbäumen u. s. w., auftritt und deren Symptome darin bestehen, daß größere Mengen von Gummi an die Oberfläche treten und hier zu einer meist braunen, durchscheinenden oder auch durchsichtigen Masse erhärten, die auch als eine zähflüssige Masse sich ansammelt. Dabei tritt als Begleiterscheinung ein trübliches Aussehen der von G. befallenen Äste auf, welches darauf hindeutet, daß durch die abnorme Bildung des Gummi dem betreffenden Teile notwendige Nährstoffe entzogen werden. Es entsteht nämlich das ausfließende Gummi nicht etwa in Gummigängen (s. d.), sondern wird durch Desorganisation der Zellwände gebildet. Während bei denjenigen Pflanzen, die Gummigänge besitzen, das in denselben enthaltene Gummi als normales Produkt entweder als Nährstoff oder als ein bei dem Ernährungszustand gebildetes normales Sekret angesehen ist, hat man es bei der G. mit einer krankhaften Umbildung der Cellulose zu thun, die zur Zerstörung der von ihr ergriffenen Zellen führt.

Diese Veränderung der Zellwände kann sowohl im Holz als auch in der Rinde stattfinden; sie beginnt damit, daß die dem Lumen der Zellen zunächst liegenden Partien stark aufquellen und schließlich ganz verschleimt werden; der Verschleimungsprozess teilt sich dann auch den übrigen Partien der Zellwand mit, sodaß nunmehr statt der früheren Zelle eine Gummimasse vorhanden ist. Da nun diese Umbildung sich nicht auf einzelne Zellen beschränkt, sondern größere Zellgruppen ergreift, so werden oft ziemlich umfangreiche Höhlungen im Innern des Baums mit Gummi erfüllt; das Gummi dringt dabei in die benachbarten Zellen ein und erfüllt dieselben vollständig, sodaß auch diese in ihren Funktionen gestört werden. Am häufigsten und reichlichsten findet die Gummibildung bei den genannten Steinobstarten in der Rinde statt; es werden dabei nicht nur die dünnwandigen parenchymatischen Zellen, sondern auch die stark verdickten Bastzellen in Gummi verwandelt; dieselbe Umbildung erfahren auch die Stärkekörner, die im Inhalt der Zellen vorhanden waren. Wird zugleich auch die Cambiumschicht, in welcher das Dickenwachstum stattfindet, zerstört, was bei weiterem Umsichgreifen der G. in der Regel eintritt, so kann natürlich an der betreffenden Stelle kein jährlicher Zuwachs mehr gebildet werden und die Rinde stirbt infolge dessen ab. Im Holz findet ebenfalls häufig Gummibildung statt, doch ist dieselbe in der Regel nicht so reichlich wie in der Rinde; gewöhnlich werden hier zunächst die Holzparenchym-, Markstrahlen- und Tracheidenzellen davon ergriffen, das hier gebildete Gummi bringt dann in die Gefäße ein und verstopft dieselben. Der Holzkörper nimmt dabei eine braune Färbung an, während er im gesunden Zustand weiß oder gelb erscheint.

Die Ursache der G. ist nicht mit Sicherheit anzugeben, jedenfalls wirken mehrere Faktoren mit, um diesen krankhaften Desorganisationsprozess hervorgerufen; äußere Verwundungen, die zugleich eine Schwächung der Vegetation zur Folge haben, sowie mangelhafte Ernährung geben häufig die Veranlassung zur G. Im allgemeinen scheint die G. am

leichtesten dort einzutreten, wo ein allmähliches Erlöschen der Lebensfähigkeit, mag dieses nun durch hohes Alter oder durch andere Ursachen herbeigeführt sein, bemerkbar wird.

Als Gegenmaßregeln werden gewöhnlich angegeben: das Zurschneiden der kranken Äste bis zu den gesunden Partien; das Versetzen der Bäume in andern, ihnen mehr zuträglichen Boden, wenn die Krankheit durch mangelhafte Ernährung hervorgerufen wurde; auch das sog. Schröpfen, welches darin besteht, daß man Längseinschnitte in die Rinde macht, wird als Mittel empfohlen, um den Baum wieder zu neuer Lebensfähigkeit und zur Bildung kräftiger Triebe anzuregen. Außer an den genannten Obstbäumen kommt die G. hauptsächlich noch an mehreren *Acacia*- und *Utragalus*-arten vor. Im wesentlichen sind die Krankheitserscheinungen hier dieselben wie bei den Obstbäumen, das Gummi tritt durch die Risse der Rinde oder bei Verwundungen nach außen und erhärtet hier zu tropfen-, krusten- oder fadenartigen Massen. Es ist ebenfalls ein Produkt der Desorganisation der Zellwände und jedenfalls eine pathol. Erscheinung, denn die *Acacia*-Arten, welche z. B. das Arabische Gummi und das Senegalgummi liefern, liefern in normalem Zustande gar kein Gummi; bei den *Utragalus*-arten, von denen das Tragantgummi stammt, scheinen künstliche Verwundungen die Veranlassung zur G. zu geben; denn es wird von Reisenden angegeben, daß man zum Zwecke der Tragantgewinnung in Kleinasien Einschnitte in die Stengel der Pflanzen macht oder durch weidenbe Herden Verletzungen an den Pflanzen herbeizuführen sucht. (Vgl. *Astragalus* und *Gummi* [arabisches].)

Gumpelzhaimer (Adam), deutscher Komponist und Theoretiker, geb. 1559 zu Troßberg in Bayern, war seit 1578 Kantor in Augsburg. Er machte sich durch ein kleines Lehrbuch (*«Compendium musicae»*, Augsburg. 1591) und sodann durch geistliche und weltliche Chorlieder und Motetten allgemein bekannt und verdient den besten damaligen Komponisten in Deutschland beigezählt zu werden. Er lebte noch 1622, aber sein Todesjahr ist unbekannt.

Gumprecht (Otto), musikalischer Kritiker, geb. zu Erfurt 4. April 1823, studierte anfangs Jura, wurde aber 1849 der musikalische Referent für die damals neugegründete berliner *«National-Zeitung»*. Von seinen Kritiken und Aufsätzen, die mit Gewandtheit geschrieben sind, publizierte er gesammelt: *«Musikalische Charakterbilder»* (Lpz. 1869) und *«Neue musikalische Charakterbilder»* (Lpz. 1876). G. ist seit längerer Zeit fast blind.

Gumri heißt bei den Türken die wichtige russ. Festung Alexandropol (s. d.).

Gumti, zwei Flüsse in Britisch-Ostindien. Der eine entspringt unter 28° 43' nördl. Br. und 92° 24' östl. L. in der Landchaft Tipperah der Lieutenant-Gouverneurshaft der Untern Provinzen, durchfließt dieselbe in westl. Richtung in der Länge von 110 km, und alsdann den Distrikt Tipperah der Division Tschittagang der Untern Provinzen in der Länge von 90 km und ergießt sich unter 23° 32' nördl. Br. und 90° 42' östl. L. (von Greenwich) in den Brahmaputra auf dessen linker Seite. — Der zweite, Gumti genannte größere Fluß entspringt unter 28° 35' nördl. Br. und 80° 10' östl. L. (von Greenwich) in dem Distrikt Schahbdahanpur der brit.-ind. Lieutenant-Gouverneurshaft der Nordwest-Provinzen, 170—180 m über dem Meeresniveau, fließt zuerst

in südsüdöstl., darauf in südöstl. Richtung durch Dube und einen Teil der Nordwest-Provinzen, um sich nach einem Laufe von 770 km unterhalb Benares unter 25° 29' nördl. Br. und 83° 15' östl. L. (von Greenwich), nachdem er kurz zuvor noch rechts den Riad aufgenommen hat, an der linken Seite des Ganges in denselben zu ergießen.

Gümüş-Çana, d. h. Silberhaus, Hauptstadt eines Sandschaks im asiatisch-russ. Vilajet Trapezunt, eine kleinasiat. Stadt, 75 km im SSW. von Trapezunt, im hohen Thale des Charçmyt-Su, der sich bei Tireboli in das Schwarze Meer ergießt, in 1494 m Höhe gelegen, zieht sich amphitheatralisch an den steilen Abhängen eines schluchtartigen Thals hinan, sodaß man die weipflichen Häuser kaum von dem Fels unterscheidet, und zählt 10 000 E., worunter 6000 Christen, meist Armenier, welche die ehemals sehr ergiebigen silberhaltigen Bleimineralien des Thals abbauen. Hauptbeschäftigung der Bewohner ist gegenwärtig die Kultur und der Handel mit Früchten, deren sie im Mittel jährlich für 200 000 Piaster verhandeln (etwa 10 000 Mark), namentlich vorzügliche Birnen, die sog. Krimäpfel, Äpfel, Pflaumen und Aprikosen, weiße Maulbeeren, Mandeln u. s. w. Außerdem ist die Töpferei und der Handel mit Tellen bedeutend.

Guna (eigentlich Vorzug, vorzügliche Eigenschaft) ist der technische Ausdruck der ind. (Sanskrit-) Grammatik für eine bestimmte Stufe des in der vergleichenden Grammatik gewöhnlich als Vokalsteigerung oder Ablaut bezeichneten Vokalwechsels. Den einfachen oder Grundvokalen a, i, u, r, l (vokalischer r- und l-Laut) steht als Gunastufe gegenüber a, ā (= ursprünglich ai), ī (= ursprünglich au), ar, al, scheinbar zu Stande gekommen durch Vorsehung eines kurzen a vor die betreffenden Grundvokale (doch ist einfaches a von der Gunastufe a nicht unterschieden), z. B. i-mās (wir gehen, = grch. i-men), ī-mi ich gehe (= grch. ei-mi); jugām (= lat. jugum), jōgas (Verbindung); mṛtās (lat. mortuus), mṛtjās (her Sterbliche, Mensch). Als weitere, höchste Stufe steht wieder dem Guna gegenüber der Vriḍbhi, scheinbar entstanden durch nochmalige Verschiebung eines kurzen a, sodaß die Laute ā, āi, āu, ār als Vriḍbhi-Vokale bezeichnet werden. Die Auffassung der Vokalsteigerung ist in der neuern vergleichenden Grammatik von der indischen abweichend (s. Vokalsteigerung).

Guncha (Güntsch), Hohlmaß für trockene und flüssige Waren im Staate Atschin auf Sumatra, 1/10 des Royang und geteilt in 10 Nellis zu 8 Dambus, im Inhalt von circa 183 l. An Reis enthält das G. 285 1/2, engl. Handelspfund = 129,6 kg.

Gundebald, s. Gundobad.

Gundelkugen, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Dillingen, 10 km westlich von Dillingen, an der zur Donau gehenden Brenz und an der Linie Neuoffingen-Donauwörth der Bayerischen Staatsbahnen, hat ein Schloß Schlachtegg, jetzt Anstalt zur Unterbringung von Waisentindern, ein ehemaliges Nonnenkloster, ein großes schönes Spitalgebäude und zählt (1880) 2701 meist kath. E.

Gundelrebe oder **Gundermann**, *Glechoma hederacea* L., eine durch ganz Europa verbreitete und wegen ihrer angeblich heilkräftigen Eigenschaften vom Volke weit über Verdienst geschätzte Pflanze, welche sehr häufig an Wegen, Mauern, Felsen, im Gebüsch u. s. w. vorkommt und zur Familie der

Rippenblätler (Labiaten) gehört. Sie treibt aus dem ausdauernden Wurzelstode lange, kriechende Zweige mit nierenförmigen, geferbten Blättern; die lilafarbigten Blüten stehen zu sechs in Quirlen. Die ganze Pflanze hat einen aromatischen Geruch und Geschmack. Im Althochdeutschen trägt sie den Namen *gundereba*, der auf *gund* (Schlacht, Kampf) zurückführt. Daneben wird sie neben dem Donnergott auch *Donnerrebe* genannt.

Gundelsheim, Stadt im württemb. Neckarkreis, Oberamt Neckarsulm, 12 km im NW. von diesem Orte, nahe der Grenze gegen Baden, am Neckar und an der Linie Neckarelz-Jagstfeld der Badischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1267 E., welche Weinbau und Cigarrenfabrikation treiben. Dabei liegt das Bergschloß Hornegg.

Gundermann, s. *Gundelrebe*.

Günderode, ein adeliges, gegenwärtig in Frankfurt a. M., Hessen und Sachsen-Weimar blühendes Geschlecht, das 1610. in den Reichsfreiherrnstand erhoben wurde und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. sich in zwei Hauptlinien teilte. Die jüngere Hauptlinie ist mit dem Freiherrn Ludwig Franz Justinian von G., geb. 18. März 1763, gest. 3. Sept. 1844 als fürstl. nassau-saarbrüder Hofmarschall und Senior der händigen Bürgerrepräsentation zu Frankfurt a. M. im Mannstamm erloschen. Die ältere Hauptlinie dagegen teilte sich durch die beiden Enkel ihres Stifter, die Freiherrn Joh. Max und Justinian, wiederum in zwei noch bestehende Speziallinien. Der ältern Speziallinie gehört an Freiherr Hektor Wilhelm von G. (geb. 10. Juli 1755, gest. 17. Mai 1786 als bad. Kammerer und Regierungsrat), schrieb als 16jähriger Knabe »Versuche in Jodlen«, welche Böckmann in Karlsruhe 1772 herausgab. Er war der Vater des Freiherrn Hektor von G., genannt Kellner, geb. 25. April 1786, gest. 20. März 1862, der sich als Schöffe und Senator, sowie als Älterer Bürgermeister für das J. 1861 um seine Vaterstadt Frankfurt verdient gemacht hat. Gegenwärtiges Haupt dieser Linie ist Freiherr Karl Wilhelm Hektor von G., genannt von Kellner, geb. 23. März 1830.

Günderode (Karoline von), deutsche romantische Dichterin, Schwester des Freiherrn Hektor von G., geb. 11. Febr. 1780 zu Karlsruhe, lebte als Stiftdame in den Rheingegenden, meist zu Frankfurt a. M. Ihre phantastische, zu Schwärmerei geneigte Gemütsanlage wurde zu düsterer Verstimmlung, als der berühmte Altertumsforscher Creuzer ein mit ihr angeknüpftes Liebesverhältnis löste. Diese harte Erfahrung brachte sie dahin, daß sie 26. Juli 1806 ihrem Leben durch Erdolchung ein Ende machte. Unter dem Namen *Lian* hatte sie »Gedichte und Phantasien« (Frankf. 1804) und »Poetische Fragmente« (Frankf. 1805) erscheinen lassen, Ausflüsse eines tiefen und schwungreichen, aber nicht zur Klarheit hindurchgebrungenen Gemüts. Ihr Andenken erneuerte die ihr im Leben nahestehende Bettina von Arnim durch das Buch »Die Günderode« (2 Bde., Grätz. 1840), welches auf echten Büchern und Tagebüchern der G. beruhen mag, aber so viele Fußfäße der Verfasserin enthält, daß es als ein treues Charakterbild nicht angesehen werden kann. Eine Sammlung ihrer Gedichte hat Völk (Mannh. 1857) veranstaltet.

Gundifar (der Gunther des Nibelungenliedes), König der seit 406 am Mittelrhein, nach

der Sage um Worms, angehebelten got. Burgunder, erlitt 437 durch einen hunn. Haufen eine furchtbare Niederlage, bei welcher er mit seinem ganzen Geschlecht und 20 000 Krieger den Tod fanden. Aber nicht Attila, dem die Nibelungen Sage die Vernichtung des burgund. Königs Gunther und seiner Brüder zuschreibt, war der Besieger Gundifars. Der Rest des Volks konnte sich nun nicht mehr am Rheine halten und gewann 443 unter röm. Hoheit neue Sitze in der Sabaudia um Genf.

Gundioch, König der in der Sabaudia angehebelten Burgunder, entstammte dem westgot. Königsgeschlecht der Balten und war von den Burgundern wahrscheinlich wegen seiner mütterlichen Verwandtschaft mit dem 437 gefallenen Gundifar erwählt worden. In Gemeinschaft mit seinem Bruder Hilperich regierend, welcher zu Genf saß, breitete er nach der Schlacht auf den Catalaunischen Feldern 451 seine Herrschaft immer weiter aus, im Bunde mit den Westgoten, aber auch mit dem in Italien die Kaiser schaffenden und beseitigenden Patricius Ricimer, dessen Schwester er heiratete. So ward G. der Begründer des burgund. Reichs im Gebiet des Rhöne und südlich bis zur Durance, das nach seinem Tode 473 — Hilperich war kinderlos wohl schon früher gestorben — auf seine Söhne Gundobad, Godogisel, Hilperich und Godomar überging. Vgl. Binding, »Das burgundisch-romenische Königreich« (Bd. 1, Spz. 1868).

Gundis, s. *Conthey*.

Gundling (Ritol. Hieronymus), vielseitiger deutscher Gelehrter, geb. 25. Febr. 1671 zu Kirchen-Sittenbach unweit Nürnberg, besuchte das Gymnasium zu Nürnberg und studierte dann Theologie zu Jena, Altdorf und Leipzig. Als Führer eines jungen Adelsigen auf der Universität zu Halle führte ihn die Bekanntschaft mit Thomafius dazu, nach die Rechte zu studieren, worauf er 1703 Doktor derselben wurde. Er erhielt 1706 eine außerord., 1706 eine ord. Professur der Philosophie, 1708 die der Eloquenz und dann auch die des Natur- und Völkerrechts, war inzwischen auch Konsistorialrat in Halle geworden, wurde später königl. Rat und dann Geheimrat und starb zu Halle 9. Dez. 1729. Unter seinen zahlreichen geschichtlichen und jurist. Schriften sind zu erwähnen: »Historie der Seltsamkeit«, herausgegeben von Hempel (5 Bde., Frankfurt. u. Spz. 1784—86), später auch fortgesetzt (1746), und die Sammlung seiner kleinen Schriften vermischten Inhalts »Gundlingiana« (Halle 1751). Als ein Schüler von Christian Thomafius brachte er die naturrechtlichen Ansichten seines Lehrers in weitem Umlauf und erwarb sich um die freimütigere und methodischere Behandlung des deutschen Staats- und Privatrechts große Verdienste.

Jakob Paul, Freiherr von G., Bruder des vorigen, geb. 19. Aug. 1673 zu Hersbruck, wohnen sich seine Mutter wegen Kriegsfürsorge geflüchtet hatte, studierte zu Altdorf, Helmstedt und Jena, bereiste dann Holland und England und wurde 1705 Professor an der Adelsakademie zu Berlin und Historikus bei dem Oberheroldsamt. Der König Friedrich Wilhelm I. ernannte ihn zum Hofrat und Zeitungsreferenten; später wurde er sogar Oberceremonienmeister und als Nachfolger von Leibniz Präsident der Akademie der Wissenschaften; auch war er Mitglied des Tabakskollegiums Friedrich Wilhelms. Aber seine Neigung zum Trunke sowie seine Zanksucht und Eitelkeit untergruben

seine gesellschaftliche Stellung am Hofe und machten ihn zur Zielscheibe des Spottes der Hofgesellschaft. Seine Erhebung in den Freiherrenstand (1724) war kaum ernst zu nehmen. G. starb zu Potsdam 11. April 1731 und wurde zu Bornhördt in einem Weisfasse begraben.

Gundobad (gewöhnlich irrig **Gundebald** genannt), der ausgezeichnetste König des burgund. Reichs. In röm. Dienste wurde er 472 Patricius und erhob Olybrius zum Kaiser. Dann folgte er 473 seinem Vater Gundobach als König, anfangs die Herrschaft mit seinen Brüdern Godogisel, Chilperich und Godomar I. teilend. Da sie aber Arianer waren, neigten die roman. Unterthanen zu dem seit 496 kath. Frankentürme Chlodwig (f. d.). Der Angriff Chlodwigs 500 war siegreich durch den Verrat von G.s Bruder Godogisel, aber G. gewann sein Reich wieder, besiegte den Bruder — die übrigen waren schon früher gestorben —, schloß mit Chlodwig Frieden und suchte seinem Staate in der Mitte stärkerer Reiche dadurch Halt zu geben, daß er sich politisch an Chlodwig angeschlossen, mit ihm die Westgoten bekriegt und die kath. Kirche förderte. Er ließ seine Kinder Sigmund und Godomar II. katholisch erziehen und suchte ein besseres Verhältnis zwischen Burgunden und Romanen herbeizuführen. Daß in diesem Sinne abgefaßte Gesetzbuch, *Lex Gundobada*, *Loi Gombette* genannt, hat noch jahrbundertlang Geltung gehabt. G. starb 516.

Gundat, eine Art Backstein, f. unter Cordia.

Gundulić (Jvan) oder **Gondola** (Giovanni di Francesco), der bedeutendste Dichter der slav. (triat.-serb.) Literatur Dalmatiens, geb. 8. Jan. 1588 in Ragusa. Er erwarb sich früh eine gründliche klassische Bildung, studierte Rechtswissenschaft und bekleidete schon in jungen Jahren vermög. feiner Begabung und seiner vornehmen Geburt (die Familie gehörte zu den Nobili, Vlastela) hohe Ämter der Republik Ragusa, auch das des Rectors (Knez). Seine dichterische Thätigkeit soll G. begonnen haben mit einer Übersetzung von Tasso's „Gerusalemme liberata“, doch ist dieselbe nicht erhalten; auch später übersehte er aus dem Italienischen, so unter anderm Girolamo Bretis „Amante timido“. Seine selbständigen Werke bewegen sich in dem Kreise der damals in Italien herrschenden Richtungen, so namentlich seine klassischen und idyllische Stoffe behandelnden Dramen („Ariadne“, „Proserpina“, „Dubravka“ u. a.). Unter seinen lyrischen Gedichten ragt hervor „Die Thränen des verlorenen Sohnes“ („Suzi sine razmetnoga“; auf Grundlage des bekannten biblischen Gleichnisses). Sein berühmtestes Werk, überhaupt das angesehenste der ganzen südslav. Poesie, ist sein episches Gedicht „Osman“ in 20 Gesängen (von denen jedoch 14 und 15 fehlen; Nachdichtungen dieser Gesänge verfaßten Peter Sorkočević und Jvan Rafu-ranic). Es behandelt den Krieg des jungen Sultans Osman II. (1618–22) mit den Polen (dem Kronprinzen, spätern König Wladislaw IV.) und dessen Schicksale und tragische Ende nach der verlorenen Schlacht bei Chotim, mit Beziehung auf den die ganze Zeit bewegenden Riesenkampf zwischen Christen und Türken. Gundulić verrät außerdem manche Beziehungen zu der gleichzeitigen, denselben Kampf behandelnden serb. Volkspoesie. Seine sämtlichen Gedichte zeichnen sich durch eine vorher und nachher unübertroffene Vollenbung der Form und Gewandtheit der Sprache aus. Er starb 8. Dez.

1688 in Ragusa. Von seinen Werken ist vieles verloren gegangen; das Erhaltene hat A. Pavić herausgegeben („Stari pisci hrvatski“, Bb. 9: „Djela Iva Frana Gundulića“, Agram 1877).

Gungl (Joseph), Dirigent und Komponist, geb. 1. Dez. 1810 zu Hämhel in Ungarn, war anfangs Lehrer, dann sieben Jahre Soldat, worauf er zur Regimentsmusik kam. Bald wurde er Kapellmeister des Regiments und komponierte mit vielem Glück. Großen Erfolg hatten seine Konzerte, die er mit einer neugebildeten Kapelle 1843–48 in Berlin, 1848–49 in Amerika, 1850 in Rußland unternahm. Von 1856 bis 1864 war er wieder Regimentskapellmeister in Österreich, hatte dann acht Jahre lang seinen Sitz in München, entließ aber 1873 seine Kapelle und reiste nun wiederholt allein nach London, Hamburg und Paris, um dort Promenaden- oder Sommerkonzerte und Opernbälle zu dirigieren. G. lebt in Frankfurt a. M., wo seine Tochter Virginia als Opernsängerin engagiert ist. Seine zahlreichen Tänze und Märsche sind allgemein geschätzt.

Guntis, Festung und Kreisstadt im russ. Gebiet Daghestan im Kaukasus, in dem Engpasse Hodschal-mah, auf einem überaus steilen, 2560 m hohen Felsen gelegen, der an der Basis 58 km Umfang hat, von dem Flusse Kara-Kojsu umspült wird und nur an einer Stelle zugänglich ist, mit (1882) 862 E. Die Festung ist bekannt als letzter Zufluchtsort Schamyls und wurde 25. Aug. 1859 von den Russen erobert, wobei sich Schamyl dem Fürsten Wajatsinsky ergeben mußte. Die Russen erbauten hier 1862 eine Festung und eine orthodoxe Kirche.

Gunnra scabra, die einzige in Deutschland in Kultur genommene Art ihrer Gattung, welche zu den Nesselgewächsen (Urticeen) gezählt wird. Sie stammt aus Chile und ist eine stengellose Staude, deren handförmig gelappte Blätter eine Länge und eine Breite von 70–80 cm erreichen. Alljährlich erhebt sich aus dem Herzen des Stocks eine riesige, verlängert kegelförmige, rötliche Ähre mit Tausenden kleiner, an sich unbedeutender, auf die Befruchtungswerkzeuge zurückgeführter Blüten. Wo diese Pflanze zur vollen Ausbildung gelangen kann, da ist sie von großartigem Effekt, zumal auf dem Gartentafel in isolierter Stellung, doch verlangt sie neben einem leichten, feuchten Boden und sehr reichlicher Bewässerung im Sommer eine sehr geschützte Lage und im Winter eine recht sorgfältige Bedeckung mit Stroh oder trockenem Laub.

Gunnerdorp, Vorort von Frankenberg (f. d.) in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau.

Gunnlaug Ormstunga („Schlangenzunge“), ein isländ. Stalbe, geb. 988, unternahm in der Jugend Reisen nach Norwegen und England, hielt sich wiederholt am Hofe König Ethelreds auf und kehrte 1006 nach Island zurück. Infolge eines Zweikampfes mit dem Dichter Hrafn Snundarson wurden beide landesflüchtig; als sie sich zu Dittarganes in Norwegen 1008 trafen, kam es abermals zum Holmgang und beide Stalben töteten einander. Bekannt ist G. weniger durch seine Gedichte, von welchen nur wenig Überreste erhalten sind, als vielmehr durch die sich an seinen Namen knüpfende Erzählung, der „Gunnlaugs saga“. Dieselbe schildert G.s Leben und vor allem sein Liebesverhältnis zur schönen Selga, welches die Veranlassung zu den Kämpfen mit Hrafn ist. Der

isländ. Urtext der Saga ist sehr oft herausgegeben; außer in den altnord. Lesebüchern von Möbius und Wimmer, den «Isleningasögur II», von D. Aggh (Kristiania 1862), von J. Thortelsfon (Reykjavik 1880). Überfetzt wurde die Gunnlaugsaga von Szjardi als «Schön-Helga und Gunnlaug» (Hann. 1875) und Kölling als «Die Geschichte von Gunnlaug Schlängenzunge» (Heilbronn 1878).

Gunny, soviel wie Zute (s. d.).

Gunong Anu, Vulkan, s. unter Sangir.

Gunpowder (engl., spr. Gönnpau'dr), das Schießpulver, auch der Name einer Art grünen Thees (s. d.).

Güns (ungar. Kőszeg), königl. Freistadt rechts am gleichnamigen Flusse im ungar. Komitat Eisenburg, zählt (1880) 7301 E., die größtenteils Deutsche sind und sich durch einen regen Gewerbfleiß (besonders durch starke Tuchweberei) auszeichnen, aber auch einen sehr bedeutenden Obst- und Weinbau betreiben. Die Stadt hat ein Gymnasium, ein Militär-Obererziehungsbaus, eine Spartasse und drei Klöster. An ihrem nördl. Ende steht ein Schloß des Fürsten Esterházy, der in der Umgebung große Güter hat. Sultan Soliman belagerte die Stadt 1532, mußte aber, nachdem 19 Stürme von dem tapfern Kommandanten Niklas Juritsch zurückgeschlagen waren, die Belagerung aufgeben.

Günsel, Ajuga, eine überall in Europa durch niedrige, meistens perennierende Gewächse vertretene Gattung der Labiataen, charakterisiert durch eine flache, sehr kurze, zweilappige Unter- und eine viel größere, dreispaltige Oberlippe der am Stengel in Quirlen stehenden Blumen. A. reptans, die Kriechgünsel, einer der ersten Blüten des erwachenden Frühlings und das erste Wiesengrün; der Stengel treibt aus dem Grunde Ausläufer. A. genovensis, die Berggünsel, in dichten Wäldern häufig; Blüten größer, hellblau, rosenschotenförmig. A. pyramidalis, die Günselgünsel; aus der Mitte der Blattrosette erhebt sich der bis 20 cm hohe Stengel mit hellblauen, zu dreizähligen Quirlen gesammelten Blumen. Außer diesen noch andere, auch einjährige Arten. Der Name G. ist aus dem lat. Consolida umgeändert; so nannten die ältern Kräutermänner alle wundenheilenden Pflanzen.

Guntzen, Dorf im Kanton Bern, s. Gonten.

Güntersberge, Stadt im Herzogtum Anhalt, Kreis Ballenstedt, 14 km von Thale, in 407 m Höhe an der Sella, als deren Ursprung der Güntersberger Teich gilt, mit einem alten Schloß und 820 E. In der Nähe liegen die Reste einer alten Burg, deren Name sich nicht erhalten hat, und ein alter Ringwall.

Güntersblum, Flecken im Großherzogtum Hessen, Provinz Rheinhessen, 6 km südlich von Oppenheim, an der Linie Mainz-Worms der Hessischen Ludwigsbahn, hat ein schönes Rathaus und ein hübsches gräflich Leiningensches Schloß mit Garten, zählt (1880) 2009 meist prot. E., welche viel Weinbau treiben und Kalksteinbrüche bearbeiten.

Günther, in der Nibelungenlage der älteste der drei burgund. Könige, Bruder Kriemhilds, war der Gatte Brünhildens, welche Siegfried für ihn erwirbt und bezwingt. An der Ermordung Siegfrieds durch Hagen beteiligt, um sie wissend und sie billigend, fällt er als Opfer von Kriemhildens Rache am Hofe König Etzels, wohnen ihn und die Seinigen Kriemhild eingeladen hat. Ihm entspricht in der nordischen Sage Gunnar, der einen ungleich heldenhafteren Charakter trägt als der

deutsche G., welcher erst gegen den Schluß hin zu wirklicher Größe sich erhebt.

Günther, Graf von Schwarzburg, 1349 deutscher König, geb. 1304, hatte sich in der Verwaltung seines kleinen Landes tüchtig gezeigt und sowohl dem Kaiser Ludwig von Bayern als auch dem Erzbischof Heinrich von Mainz bedeutende Dienste geleistet, auch an dem sog. Thüringer Grafenkreige 1344 zugleich mit den Grafen von Weimar, Orlamünde u. s. w. gegen den Landgrafen Friedrich von Thüringen, wobei diese kleinen Herren ihre Unabhängigkeit erkämpften, mit Auszeichnung teilgenommen. Als hierauf, nach Ludwigs des Bayern Tode 1347, der König Eduard III. von England und der Markgraf Friedrich von Meissen die deutsche Krone ausgeschrieben hatten, wurde G. nach anfänglichem Widerstreben von Mainz und den Wittelsbachischen Kurfürsten von Brandenburg und Pfalz-Bayern 30. Jan. 1349 zu Frankfurt zum deutschen Könige gewählt und dem auf des Papstes und Frankreichs Antrieb bereits erwählten Karl IV. (s. d.) gegenübergestellt. Doch ließ sich von G.s wenigen Anhängern einer nach dem andern von Karl IV. gewinnen, selbst Ludwig von Brandenburg. Da G. schon 9. April schwer erkrankte, wie es heißt, von seinem frankfurter Arzt Freidant vergiftet, ließ er sich, als Karl gegen Etzels Herausrag, wo er mit dem kleinen Reste seiner Anhänger lag, von den früher ihm befreundeten Fürsten und im Vorgefühle seines nahen Todes bestimmen, gegen eine Abstandssumme von 20000 Mark der deutschen Krone zu entsagen. Zwei Tage nach seiner Verzichtleistung starb er (14. Juni 1349) zu Frankfurt. Er wurde dort im Dome beigesetzt und ihm daselbst 1352 ein Denkmal errichtet. Vgl. Uetzerodt, «G., Graf von Schwarzburg, erwählter deutscher König» (Lpz. 1862); Erhard, «Die Königswahl G.s mit ihren Ursachen und Folgen» (in «Zeitschrift für Geschichte und Altertum Westfalens», neue Folge, Bd. 1).

Günther (Friedrich), Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 6. Nov. 1793, folgte 28. April 1807 unter Vormundschaft seiner Mutter Karoline Luise, einer Prinzessin von Hessen-Homburg, seinem Vater, dem Fürsten Ludwig Friedrich. Er übernahm die Regierung selbst 6. Nov. 1814 und das Seniorat des schwarzburg. Gesamtthauses 3. Sept. 1835. Im J. 1816 verließ der Fürst seinem Lande eine ständische Verfassung, gleich durch Vertrag die lästigen Lehnverhältnisse zu mehreren sächs. Staaten aus, gab eine neue Gemeindeordnung und förderte das Schulwesen, sowie die gewerblichen Verhältnisse des Landes. (S. Schwarzburg-Rudolstadt.) Der Fürst vermählte sich 15. April 1816 mit Auguste Amalie, der Tochter des verstorbenen Erbprinzen von Anhalt-Desau, welche 12. Juni 1854 starb. Aus dieser Ehe entsprang ein Sohn, der schon 1845 starb. Im J. 1855 ging der Fürst, unter der Bestimmung, daß die Erbfolge an seinen Neffen, den Prinzen Georg Albert, übergehen sollte, eine zweite Ehe ein mit der Prinzessin Helene, geborenen Gräfin von Reina, Adoptivtochter des Prinzen Wilhelm Woldemar zu Anhalt, die 6. Juni 1860 starb, nachdem sie 2. Juni Zwillinge (die Prinzessin Helene und den Prinzen Günther Sizzo) geboren. Eine dritte (morganatische) Ehe schloß der Fürst 24. Sept. 1861 mit Marie Helene Lydia Anna Schulze (geb. 22. Okt. 1840), Tochter eines Arztes aus Königsberg, die

zur Gräfin von Brockenburg erhoben wurde. Er starb zu Rudolstadt 28. Juni 1837. — Ihm folgte sein Bruder Albert, geb. 20. April 1798, der jedoch schon 26. Nov. 1839 starb und seinen Sohn Georg (I.) zum Nachfolger hatte.

Wünther (Friedrich Karl), Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, geb. 24. Sept. 1801, ist der einzige Sohn des Fürsten Wünther Friedrich Karl (geb. 22. April 1837) aus dessen Ehe mit der Prinzessin Karoline von Schwarzburg-Rudolstadt, einer angesehenen Frau (gest. 11. Jan. 1854), die seit der Trennung von ihrem Gemahl (1816) in Kassel residierte, und unter deren Obhut der Prinz bis zum 14. Jahre erzogen wurde. Als gegen den allerschwachen Vater, der die Regierung, besonders die Verwaltung des Kammervermögens, dem Kammerpräsidenten von Weisse überließ, 1825 sich Unzufriedenheit geltend machte, sah sich derselbe genötigt, 19. Aug. die Regierung dem Prinzen zu übergeben. Der junge Fürst begann verschiedene Vordrucke aufzuheben und für eine bessere Justiz und Verwaltung Sorge zu tragen. Im J. 1841 erhielt das Land eine der Zeit mehr entsprechende Verfassung, die infolgedessen die Bewegungen von 1848 mehrfache Umwandlungen erlitten hat. Am 17. Juli 1850 trat O. die Regierung an den Fürsten Karl Wünther ab. (S. Schwarzburg-Sondershausen.) Fürst O. vermählte sich 1827 mit Karoline Irene Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Karl Wünther von Schwarzburg-Rudolstadt, die 29. März 1835 starb. Aus dieser Ehe stammen Fürst Karl Wünther, geb. 7. Aug. 1830, der Prinz Wünther Leopold, geb. 2. Juli 1832, und eine Prinzessin. Eine zweite Ehe ging der Fürst 1836 ein mit Mathilde, Tochter des Fürsten Hohenlohe-Öhringen, die jedoch 6. Mai 1852 wieder aufgelöst ward.

Wünther, Erzbischof von Köln seit 20. Mai 800, ist am meisten bekannt durch seine langjährige, aber schließlich fruchtlose Opposition gegen die von Rom behängte Trennung Bismarck vom Erzbischof Sprengel und durch die Unterstützung, welche er seinem Landesherren König Lothar II. von Lotharingen gewährte, als dieser seine Gemahlin Thietberge des Ehebruchs beschuldigte, um sich von ihr zu trennen und die Geliebte Waltrude zu heiraten. O. unterstützte die Ehescheidung und krönte 862 Waltrude zur Königin. Er selbst begab sich mit dem Erzbischof Thietgaud von Trier nach Rom, um die päpstl. Genehmigung zu erwirken. Diese wurde nicht nur verweigert, sondern Nikolaus I. legte Oktober 860 die beiden Erzbischofe wegen ihrer Beteiligung an der Ehescheidung sogar ab. Trotzdem versuchte O. in Köln weiter zu fungieren, in der Hoffnung, daß der König, welcher nur vorübergehend der Entscheidung des Papstes zu Gunsten Thietbergas sich gefügt hatte und bald wieder zu Waltrude zurückkehrte, ihn absetzen werde. Aber Lothar schwankte fortwährend und verweigerte sich schließlich 860 mit Rom, jedoch auch O. sich lösen mußte, um aus dem Banne zu kommen. Als dann Lothar 8. Aug. 869 starb, konnte O. auf die neue durch Karl den Kahlen von Frankreich in Köln gefördert zu werden. Aber bei der Teilung Lotharingens 870 zwischen Frankreich und Deutschland kam Köln an Ludwig den Deutschen, und dieser veranlaßte dort sogleich eine neue Wahl, durch die ein kölnischer Geistlicher Willibert Erzbischof wurde. O. starb 8. Juli 873. Vgl. Baum-

ler, „Geschichte des Mittelaltlichen Reichs“ (Bd. 1, Berl. 1892).

Wünther (Albert Karl Ludw. Gottlieb), Zoolog, geb. 3. Okt. 1850 zu Eßlingen, besuchte das Gymnasium in Stuttgart, studierte 1867–71 in Tübingen Theologie, ging jedoch nach bestandener Staatsexamen zur Medizin über, nachdem er mit einer Arbeit über „Die Fische des Neckars“ (Stuttg. 1868) zum Doktor der Philosophie promoviert worden war. Er studierte Medizin in Berlin und Bonn, bestand 1868 das mediz. Staatsexamen in Tübingen und promovierte bald darauf auch zum Doktor der Medizin. Hierauf wandte er sich nach London und erhielt eine Anstellung als Assistent am zoolog. Department des Britischen Museums. Seit 1875 ist er Direktor des zoolog. Department. Er veröffentlichte noch außer zahlreichen Arbeiten für Fachzeitschriften: „Catalogue of the colubrine snakes“ (1857), „Catalogue of the batrachia caecilia“ (1857), „Reptiles of British India“ (1864), „Catalogue of fishes“ (Bd. 1–8, 1869–70), „Andrew Garrett's Fische der Süder“ (im „Journal des Muséum Godeffroy“, 6. Heft, Hamb. 1878–77), „The gigantic land tortoise“ (1877), „Introduction to the study of fishes“ (1880). Im J. 1858 gründete er eine Zeitschrift „Record of zoological literature“, deren erste sechs Bände er selbst herausgab.

Wünther (Ant.), bedeutender lat. Philosoph und Theolog, geb. 17. Nov. 1788 zu Lindenberg bei Ertmeritz in Pommern, wurde auf der Klosterschule der Piaristen in der Stadt Danzig, später im Jesuitengymnasium zu Ertmeritz vorgebildet, studierte darauf in Prag Philosophie und Jurisprudenz, später, nachdem er längere Zeit Hauslehrer gewesen war, auf der Akademie zu Naab in Ungarn Theologie und erhielt 1820 vom Bischof Jörsch Schwarzenberg die Priesterweihe. Im J. 1822 trat er im galiz. Kloster Staryowes in den Jesuitenorden, verließ aber nach zweijährigem Noviziat das Kloster und begab sich nach Wien. Dort war er einige Jahre Direktor der philos. Studien und war unermüdlich als philos. theol. Schriftsteller tätig. Seine Schriften wurden sämtlich auf den Index gesetzt und schon 24. April 1828 von der Indexkongregation die Unterdrückung seiner Philosophie verfügt. O. starb zu Wien 24. Febr. 1863.

Als philos. Theolog bemühte sich O. die positive Übereinstimmung von Glauben und Wissen zu erweisen, oder eine Philosophie zu schaffen, welche den modernen Pantheismus überwinde und den reichen Inhalt der lat. Dogmatik aus eigenen Mitteln begründe. Zu dem Zwecke will er den herrschenden Rationalismus ersetzen durch einen Dualismus, welcher auf Grund einer tiefen Fassung des Schöpfungsbegriffs die Vermischung von Gott und Welt unmöglich macht. Die Welt ist die durchaus freie Erg. der Natur, die Objektivierung seines Weltgedankens. Natur und Geist sind die beiden ersten Grundprinzipien, als deren Synthese der Mensch entsteht. Die apophysische Form seines Geistes erschimmerte sehr die Verbreitung seiner Lehren. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Vorlesung zur spekulativen Theologie des Christentums“ (Wien 1828), „Süd- und Nordlichter am Horizonte spekulativer Theologie“ (Wien 1832), „Thomus a Kempis“, zur Transfiguration der Persönlichkeit. Pantheismus der neuesten Zeit“ (Wien 1835), „Vergleichen-

Gastmahl» (Wien 1830), «Die Juste-Milieus in der deutschen Philosophie gegenwärtiger Zeit» (Wien 1838), «Gurgstheus und Herakles» (Wien 1843). Zusammen mit Wapst (gest. 1838) gab er heraus die «Janusköpfe für Philosophie und Theologie» (Wien 1834) und mit Weich das philos. Jahrbuch «Pydia» (Wien 1848—54). An dem zwischen Möbier und Baur geführten Streite über das Verhältnis von Katholizismus und Protestantismus beteiligte sich G. mit der Schrift «Der letzte Symboliker» (Wien 1844). Vgl. Knoedt, «Anton G.» (2 Bde., Wien 1880); Flegel, «Anton G.s Dualismus von Geist und Natur» (Bresl. 1880).

Günther (Joh. Christian), deutscher Dichter, geb. 8. April 1695 zu Striegau in Niederschlesien, zeichnete sich schon auf der Schule zu Schweidnitz durch seine poetischen Talente aus. G. bezog 1715 die Universität Wittenberg, um nach dem Willen seines Vaters, der Arzt war, Medizin zu studieren. Er vernachlässigte aber dieses Studium, da er nur Dichter sein wollte, und ergab sich einem wilden Leben, geriet in Schulden und zerfiel für immer mit seinem Vater. G. wandte sich 1717 nach Leipzig und fand dort an Wende einen Beschützer, gab Hoffnungen auf Besserung seines Lebenswandels und verfasste in dieser Periode sein Gedicht auf den Passarowitz-Frieden, das ihn schnell bekannt machte, ohne seine äußere Lage zu verbessern. Wende suchte ihm 1719 am dresdener Hofe eine Stellung zu verschaffen, aber Intriguen von Neidern, auch eigene Schuld G.s, vereitelten den Plan. Die letzten Jahre seines Lebens irrte G. heimatlos umher, fristete sein Dasein von Gelegenheitsabichtungen und von den Wohlthaten seiner Freunde. Vergeblich suchte er mehrmals sich aufzuraffen und seinen Vater zu versöhnen. Er starb, noch nicht 28 J. alt, zu Jena 15. März 1723.

G.s Lieder und Oden zeichnen sich durch Schwung der Sprache, Empfindung und freie Bewegung vor den meisten ihrer Zeit und namentlich denen der schles. Schule, deren letzter Dichter er war, vorteilhaft aus. Doch wechseln in seinen Gedichten Abspannung und Ermattung mit Richtblissen des Genies. Neben das Gelste und Höchste stellt sich in seinen Dichtungen das Gemeine, Freche und Lascive; aber schon dadurch, daß er darin seine Subjektivität frei und fessellos walten ließ, bezeichnet er die dem rein deutschen Liede eigentümliche Empfindungsseite und steht somit innerhalb seiner in Bedanterien und empfindungslosen Spielereien besangenen Periode als ein lyrisches Phänomen da. Man hat von ihm auch einige treffliche Satiren und Episteln. Seine Gedichte wurden nach seinem Tode gesammelt (4 Bde., Bresl. 1723—35; 6. Aufl. 1764); eine Auswahl derselben befindet sich in Müllers «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 10). Litzmann gab G.s Gedichte heraus in «Deutsche Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 6, Lpz. 1874), Litzmann in Reclams «Universallibothek» (Nr. 1295 fg.) und Fulda im 38. Bande von Kürschners «Deutscher Nationalliteratur» (Berl. u. Stuttg. 1883).

Vgl. Hoffmann von Fallersleben, «Johann Christian G., ein literarisch-histor. Versuch» (Bresl. 1833; wiederholt in dessen «Spenden zur deutschen Literaturgeschichte», Bd. 2, Lpz. 1845); Moquette, «Leben und Dichten G.s» (Stuttg. 1860); Kalbed, «Neue Beiträge zur Biographie G.s» (Lpz. 1879); Litzmann, «Zur Textkritik und Biographie G.s»

(Frankf. a. M. 1880); Wittig, «Neue Entdeckungen zur Biographie G.s» (Striegau 1881).

Günther (Joh. Heinr. Friedr.), Tierarzt, geb. 6. Dez. 1794 zu Kelbra bei Nordhausen, besuchte das Gymnasium zu Rudolstadt, studierte seit 1813 in Jena, dann in Berlin zunächst Medizin, hierauf Tierheilkunde. Nachdem er den Feldzug von 1815 als freiwilliger Jäger mitgemacht, setzte er bis 1818 in Hannover das Studium der Tierheilkunde fort, praktizierte hierauf in seinem Heimatort und wurde 1820 Lehrer an der Tierarzneischule zu Hannover. Im J. 1830 wurde er Vizedirektor dieser Anstalt, 1847 wirklicher Direktor derselben. Nachdem er 1858 in den Ruhestand getreten war, starb er 19. Nov. desselben Jahres. Als vortrefflicher Lehrer und Dirigent seiner Anstalt war G. allgemein bekannt. Seine Hauptschriften sind: eine Abhandlung über das Eingeben von Kräuten bei Tieren und daraus folgenden Fremdkörper-Pneumonien im «Hannov. Magazin» (1829), «Lehrbuch der praktischen Veterinärgeburtshilfe» (Hannov. 1830), «Das Gangwerk der Pferde» (Hannov. 1845), «Die Beurteilungslehre des Pferdes» (Hannov. 1859, in Gemeinschaft mit seinem Sohne Karl G. herausgegeben). Im letzten Werke findet sich ein Anhang «über gesunde und kranke Zähne des Pferdes», die erste wertvolle und brauchbare Schrift über Zahnkrankheiten der Haustiere.

Günther (Karl Wilhelm Adelbert), Sohn des vorigen, Tierarzt, geb. 28. Juli 1822 in Hannover, besuchte dort das Gymnasium, erlernte von 1839 bis 1841 die Landwirtschaft, studierte 1841—44 in Hannover und Berlin Tierheilkunde und besuchte 1844 noch verschiedene Tierarzneischulen in Frankreich und Süddeutschland. Im J. 1845 wurde G. als Lehrer der Chirurgie an der Tierarzneischule in Berlin angestellt und 1846 an die Tierarzneischule nach Hannover berufen, deren Direktion er 1870 übernahm. Um die Reorganisation dieser Anstalt hat sich G. sehr verdient gemacht. G. wurde 1878 Medizinalrat und 1875 als Mitglied in die neu errichtete Technische Deputation für das Veterinärwesen in Berlin gewählt. Ein Kervolen leiden veranlaßte ihn 1880 seine Entlassung nachzusuchen, welche ihm unter Verleihung des Charakters als Geh. Medizinalrat gewährt wurde. Mit seinem Vater in Gemeinschaft schrieb G. «Die Beurteilungslehre des Pferdes» (Hannov. 1859), dann selbständig die vortreffliche «Zopogr. Myologie des Pferdes» (Hannov. 1866), ferner «Die Zucht des wahren Gebrauchs- und Alderperdes» (Brem. 1868), «Die Tierarzneischule zu Hannover in den ersten 100 Jahren ihres Bestehens» (Hannov. 1878), «Die Wutkrankheit der Hunde» (Berl. 1880), sowie eine größere Zahl von Artikeln in den «Jahresberichten der königl. Tierarzneischule zu Hannover» und in verschiedenen Fachzeitschriften.

Günther-Bachmann (Karoline), Schauspielerin und Sängerin, geb. 18. Febr. 1816 in Düsseldorf, kam schon früh in Kinderrollen auf die Bühne und wurde 1832 in Bremen engagiert, wo sie in den verschiedensten Rollen auftrat. Seit 1834 war sie beliebtes Mitglied des leipziger Stadttheaters bis zu ihrem am 17. Jan. 1874 erfolgten Tode. Ihr Repertoire umfaßte fast alle Soubrettenrollen der Oper, des Vaudeville und der Posse, aber auch im Lustspiele leistete sie Vorzügliches.

Guntram, König der Franken, erhielt bei der Teilung des Reichs 561 nach dem Tode seines

Vaters Chlothar I. die Herrschaft in Orléans und Burgund, und als sein Bruder Charibert 567 starb, auch in Aquitanien. In den unaufhörlichen Streitigkeiten seiner andern Brüder Sigibert von Austrasien und Chilperich von Neustrien und in der wüthenben Feindschaft ihrer Gemahlinnen Brunehilde und Fredegunde wechselte er fortwährend die Partei und trug dadurch am meisten zur langen Dauer jener Familienkriege bei. G. überlebte seine Brüder und wurde nach der Reihe Vormund ihrer Nachkommen. Als er 28. März 592 ohne Nachkommenschaft starb, wurde Brunehildens Sohn Chilperbert II. sein Erbe.

Günz, rechtsseitiger Nebenfluß der Donau in dem bayr. Regierungsbezirk Schwaben, entsteht aus der Vereinigung der Hsilichen und Westlichen G., welche im NNO. von Rempten in den Vorhügeln der Bayrischen Alpen entspringen, und mündet bei Günzburg in die Donau.

Günzburg, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, an der Mündung der Günz in die Donau, 48 km westlich von Augsburg in 479 m Höhe, an der Linie Ulm-Augsburg-München der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts und eines Forstamtes, hat eine Lateinschule, Sad-, Verbandsloft, Wagenfabriken, Zinnseherei, Baumwollweberei, Bierbrauerei, Schiffahrt und Gemüsebau, vorzüglich Spargelbau, und zählt (1880) 4014 meist kath. G. Bei G. besiegten 9. und 10. Okt. 1805 die Franzosen unter Reg den Erzherzog Ferdinand.

Gunzenhausen, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, 26 km im SO. von Ansbach, in 415 m Höhe an der Altmühl und an den Linien Treuchtlingen-Ansbach-Würzburg und Pleinfeld-Augsburg-Buchloe der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine Lateinschule, ein Rettungshaus, ein Schloß und zählt (1880) 3765 meist evang. G., welche eine Maschinenfabrik und Bierbrauereien unterhalten, auch Getreide-, Rüben- und Hopfenbau treiben.

Gura (Eugen), Baritonist, geb. 8. Nov. 1842 zu Pressern bei Saaz in Böhmen als der Sohn eines Volksschullehrers, besuchte erst das Polytechnikum zu Wien, dann die wiener Malerakademie und setzte seine Studien bei Prof. Anschütz in München fort. Seit 1863 widmete sich G. der Bühne. Franz Sacher engagierte ihn als Baritonist für das münchener Hoftheater, auf dem er 1865 zum ersten male auftrat. Im J. 1867 nahm er ein Engagement am neuen Stadttheater zu Berlin an. Von 1870 bis 1876 wirkte er in Leipzig am Stadttheater und zugleich als Lieder- und Oratorienfänger und legte hier den Grund zu seinem Rufe. Im Sept. 1876 wandte er sich nach Hamburg, nachdem er wenige Wochen vorher in Bayreuth mit glänzendem Erfolge den Gunther („Götterdämmerung“) gesungen hatte. Seit Aug. 1883 ist er Mitglied des münchener Hoftheaters. G. gehört zu den besten Wagner-Sängern; sein Hans Sachs, Telramund, Wolfram, Holländer u. s. w. sind prächtige Gestalten, aber auch in andern Opern, klassischen und neuen, leistet er Vorzügliches. Als Liederfänger fand er den meisten Beifall durch den Vortrag Loewescher Balladen.

Gurage, ein angeblich von christl. Gallas bewohntes Land im S. von Abyssinien, im S. und SW. von Schoa, im W. durch Dängara, Habiya u. s. w. von Enarea getrennt. Die Mitte bildet der ansehnliche Tilalo oder Guat-See. Noch ist

dies Land von keinem Europäer betreten worden. Die Sprache ist ein Dialekt des Amharischen oder, nach Henberg, des Tigräi.

Guramiden, Königsdynastie in Georgien (s. d.), von Guram abstammend, regierte von 574 bis 787.

Gurdschistan, s. Georgien.

Gurena, Stadt im afrik. Hochlande Barla (s. d.).

Gurgel, der vordere, den Schlundtopf und den Kehlkopf enthaltende Teil des Halses (s. d.).

Gurgelton, s. Gaumenton.

Gurgelwasser, s. Gargarisma.

Gurglerthal, s. unter Ghytal.

Gurgullo (lat.), die Gurgel; auch das Bäpfe-

Guri, s. Georgier. [hen im Halse.

Gurjew, Stadt, Festung und Hafen im russ. Uralgebiete, am rechten Ufer des Ural, 17 km von seinem Einfluß ins Kaspische Meer, hat eine Kastolnikenkirche, eine hölzerne Moschee, eine Soldatenschule und einen aus Magazinen und Kaufläden bestehenden Tauschhof und zählt (1881) 2838 G., meist uralische Kosaken (Kastolniten), welche Fischfang im Ural treiben.

Gurjunbalsam, Balsamum Capivi, Holzöl, Wood oil, ein dem Ropavabalsam sehr ähnlicher Balsam, welcher von verschiedenen Dipterocarpus-Arten stammt und in Ostindien, Birmah, Schittagong, Siam, auf den Malaien, Singapore gewonnen wird. Er dient denselben Zwecken wie Ropavabalsam und soll nicht selten zum Verfälschen desselben verwandt werden.

Gurk, linker Nebenfluß der Drau in Kärnten, kommt aus dem Purrachsee am Kaltebertopf und fließt nach einem sehr gemundenen Laufe von 89 km, zu beiden Seiten zahlreiche Bäche aufnehmend, gegenüber von Stein zur Drau.

Gurk, rechter Nebenfluß der Save, entspringt unweit Weizelburg im mittlern Krain und geht nach einem Laufe von 63 km gegenüber von Mann an der Südgrenze der Steiermark in die Save.

Gurk, Städtchen in der Bezirkshauptmannschaft St. Veit in Kärnten, am Gurkflusse, mit (1880) 666 G., Sitz eines Bezirksgerichts und dem Namen nach der Bischofskirche von Kärnten (1072 gestiftet), obgleich der Bischof seit 1787 in Klagenfurt residiert. Der Dom gehört zu den historisch interessantesten Kirchenbauten in den östl. Alpenländern. Die Kreuzabnahme, in Metall gegossen, und die Kanzel sind vorzügliche Werke Rafael Donnerers.

Gurke, Cucumis sativus, eine einjährige, wahrscheinlich aus Indien stammende Pflanze. Wann sie in Europa eingeführt worden, ist nicht bekannt; man nimmt jedoch an, daß dies schon im grauen Altertum geschehen sei. In Deutschland ist sie seit 1550 verbreitet. Der deutsche Name ist von dem spätgriech. ἀγγούριον abzuleiten, dem die Form Angurle und das dän. agurke entsprechen.

Die G. gehört der Familie der Cucurbitaceen an. Ihre fleischhaarigen Stengel laufen über den Boden hin, ohne sich einzumurzeln, oder klettern, wenn sich dazu Gelegenheit bietet, mittels einfacher Widerranken. Blätter herzförmig, mit fünf spizen Ecken. Blüten einhäufig, wie bei den verwandten Kürbis und Melone; die weiblichen stehen über dem länglichen oder spinbelförmigen Fruchtnoten, welcher mit stacheligen Warzen besetzt ist, die aber bei der reifenden Frucht mehr oder weniger verschwinden. Letztere ist länglich, cylindrisch oder unbedeutlich dreieckig, zeitig geworden weiß, gelb oder grün, mit weichem, brüchigem Fleisch von eigenartigem

Geschmack. Das Innere der Frucht wird von einem breigen Zellgewebe erfüllt und die zahlreichen, übereinander gereihten platten Samen sind an den eingeschlagenen Rändern der Karpellblätter angeheftet. Aus der Mitte jedes einzelnen Karpells dringt eine Scheidewand nach der Ähre der Frucht vor. (Abbildung auf Tafel: Cucurbitaceen, Fig. 8.)

Im Laufe der Zeit sind zahlreiche Sorten entstanden, welche bald für die eine, bald für die andere Zubereitungsweise vorzuziehen sind. Zur Bereitung von Salaten sind wegen ihres reichlichen Fleisches und des kleinen Kernhauses vorzugsweise die Schlangengurten geeignet, welche oft über 60—70 cm lang und 10 cm und darüber dick werden (Kollifons Telegraph, Schwanenhalsgurte, Arnstädter Riesenschlangengurte u. a.). Zum Einmachen mit Salz (Salzgurten) wählt man gern kleinere Formen, wie die erfurter mittellange grüne. Als Senfgurte wird die weiße holländische G. geschätzt. Zum Einmachen mit Essig und Pfeffer sind ganz besonders die kleinen Früchte (cornichons) der pariser Traubengurte geeignet. Ein Teil der zahlreichen G. wird im freien Lande kultiviert, während andere, insbesondere die sehr großfrüchtigen, ihre Vollkommenheit nur im Treibbeet erreichen.

In Betreff der Kultur vgl. Kämpfer, «Illustrirte Gemüse- und Obstgärtnerei» (Berl. 1879); H. Jäger, «Der praktische Gemüsegärtner» (2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1863); Weises «Melonen, G. und Champignonsgärtner» (4. Aufl., bearbeitet von Hartwig, Weim. 1865).

Gurkenkraut, f. unter Borago.

Gurkfeld (slowen. Kerško), Stadt im nördl. Teile von Krain, an der Save, ist Sitz der Bezirks-hauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, Station der Südbahnlinie Steinbrück-Agram-Sisak und zählt (1880) 878, als Gemeinde 5228 E., die meist Acker- und Weinbau treiben. In der Nähe ist ein schönes Schloß der Grafen von Auersperg.

Gurtha, früher Name der Stadt Aurengrabab (s. d.) in Hyderabad.

Gurto (Joseph Wladimirowitsch), russ. General, aus altadeliger russ. Familie stammend, geb. 15. Nov. 1828, wurde im kaiserl. Pagenkorps in Petersburg erzogen und trat 1846 als Kornett in das Leibgarde-Husarenregiment ein, wurde dann in die Generallieutenantschule kommandiert und 1852 als Hauptmann in die Linieninfanterie versetzt, in welcher er den Krimkrieg als Kompagniechef im Regimente Diebitsch mitmachte. Im J. 1857 kehrte G. als Stabsoffizier in die Garde zurück und wurde Eskadronchef im Leibgarde-Husarenregiment, drei Jahre später Flügeladjutant des Kaisers und 1861 Oberst, nahm 1863 an der Niederwerfung des poln. Aufstandes mit Auszeichnung teil und wurde 1866 Kommandeur eines Husarenregiments, 1867 Generalmajor und Kommandeur des Leibgarde-Grenadierregiments zu Pferd. G. blieb nun in der Gardebatterie, wurde 1873 Brigadefeldkommandeur und 1876 Divisionskommandeur. Bei Ausbruch des Krieges gegen die Türkei 1877 erhielt G. den Befehl über die Vorhut der russ. Donauarmee und eilte mit seinen Truppen nach Überschreitung der Donau in Gewaltmärschen nach Lirnowa (7. Juli), sowie danach über den Balkan bis auf zwei Tagesmärsche von Adrianopel vor. Dieser fühne Zug machte G.s Namen sehr bekannt, war indessen für den Verlauf des Krieges bedeutungslos, da die we-nigen unter seinem Befehle ins Lundschatthal vor-

gedrungenen Truppen sehr bald vor den heran-ziehenden türk. Reservekorps über den Balkan zu-rückgehen mußten und die inzwischen auf das rechte Donauufer übergegangenen Korps der russ. Haupt-armee durch die nördlich des Balkan stehenden, noch intakten beiden Feldarmeen der Türken und Rußland festgehalten wurden. G. kehrte zu An-fang August vor dem Heere Suleyman Paschas nach dem Schiplapasse zurück und besetzte die Pas-höhe. Bald darauf wurde G. unter Ernennung zum Generaladjutanten nach Petersburg zurückbe-rufen, um dort seine Gardebatterieabteilung zu mobilisieren und auf den Kriegsschauplatz zu füh-ren. Im Oktober übernahm G. den Befehl über ein großes Kavalleriekorps, welches die rückwärti-gen Verbindungen des bei Plewna stehenden türk. Heeres unter Osman Pascha unterbrechen und die Einschließung dieses Heeres vollenden sollte. G. schlug die unter Scheffet Pascha heranziehenden türk. Verstärkungen 24. Okt. bei Gornii Dubnial und nahm 28. Okt. Letisch, wodurch die Einschlie-ßung der Plewna-Stellung eine vollständige wurde. Nach dem Falle dieses Places erhielt er Infanterie überwiesen und überschritt in den letzten Tagen des Dezember unter sehr schwierigen Verhältnissen den Balkan, besetzte 4. Jan. 1878 Sophia, marschierte von dort aus nach Philippopol und trieb die Ar-mee Suleyman Paschas, welche durch die blutigen Kämpfe im Schiplapasse bereits gebrochen war, 16. und 17. Jan. auseinander, worauf G. bei Adrianopel mit der russ. Hauptarmee in Verbin-dung trat und mit dieser den Zug bis in die Nähe von Konstantinopel mitmachte. Nach der Beendi-gung des Krieges wurde G. zum General der Ka-vallerie befördert und als dienstthuer General-adjutant bei dem Hauptstabe des Kaisers verwen-det und 14. April 1879 infolge des von Solowiew gegen den Kaiser unternommenen Mordversuchs mit sehr ausgedehnten Vollmachten zum General-gouverneur von Petersburg, über welches gleich-zeitig der Belagerungszustand verhängt wurde, er-nannt. Da jedoch während des nächsten Winters noch zwei Attentate gegen das Leben des Kaisers stattfanden, wurde G. seiner Stellung enthoben, bald darauf auch von jeder weiteren militärischen Dienstleistung entbunden und auf seine Güter ver-wiesen. Erst Kaiser Alexander III. rief G. wieder in den aktiven Dienst zurück und übertrug demselben im Sommer 1883 das Generalgouvernement über den Militärbezirk Warschau.

Gurur, Art wilder Gies (s. d.).

Gurlitt (Johs. Gottfr.), deutscher Gelehrter und Schulmann, geb. 13. März 1754 zu Halle, be-suchte die Thomasschule und seit 1773 die Univer-sität zu Leipzig, wo er mit dem Studium der Phi-losophie und Theologie ver-band. G. wurde 1778 Oberlehrer am Pädago-gium zu Kloster-Bergen und verwaltete gemein-schaftlich mit dem Ratsherrn Lorenz 1779—97 das Rektorat dieser Schule, welches er dann allein führte, bis er 1802 dem Rufe als Direktor am Jo-hanneum und Professor der orient. Sprachen am akademischen Gymnasium zu Hamburg folgte. Durch G. wurde hier das Johanneum zu einer der blühendsten Schulen in Deutschland erhoben. Er starb zu Hamburg 14. Juni 1827. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Über die Gemmen-kunde» (Magdeb. 1798), «Über Mosait» (Magdeb. 1798), «Versuch über Basen-kunde» (Magdeb. 1800),

die gesammelten «Schulskriften» (Bd. 1, Magdeb. 1801; Bd. 2, herausg. von Corn. Müller, 1829), die Übersetzung des Ofsian und des Sindar.

Gurlitt (Ludw.), ausgezeichnete deutscher Landschaftsmaler, geb. 8. März 1812 zu Altona, Verwandter des vorigen, erhielt seinen ersten Unterricht bei S. Wendigen zu Hamburg und brachte hierauf vier Jahre unter Studien der Natur in Norwegen, Dänemark und Schweden zu. Von einer dreijährigen Reise nach München und Italien zurückgekehrt, nahm er seit 1839 seinen Wohnsitz in Kopenhagen, wo er als Mitglied in die königl. Akademie aufgenommen wurde. Hierauf malte er in Düsseldorf sein großes jütändisches Heidebild mit großem Erfolg. G. hielt sich 1843–46 abermals in Italien auf. Nach seiner Rückkehr wohnte er meist in Berlin, zog sich aber 1848 auf ein kleines Gut nach Nischow im Königreich Sachsen zurück. G. siebelte 1851 nach Wien über, von wo aus er 1855 wiederum Studienreisen nach Italien, dann nach Dalmatien, Ungarn und Griechenland unternahm. Seit Ende 1859 lebte er teils in Gotha, teils auf dem Schlosse Siebleben, welches ihm der Herzog Ernst zu seiner Benutzung übergeben hatte, und von wo aus er vielfache Studienreisen nach Holstein, so auch in den J. 1867–68 nach Portugal und Spanien unternahm. Im J. 1873 siebelte er nach Dresden über und bewohnt jetzt eine Villa in Plauen bei Dresden. In öffentlichen Sammlungen besitzen die Nationalgalerie in Berlin, die dresdener Galerie, das Museum in Leipzig, die Kunsthalle in Kiel u. s. w. Bilder von ihm. Als Künstler zählt G. zu den Meistern im Landschaftsfache. Er hat die Reize des Nordens wie des Südens erfasst und gibt diese mit aller Wahrheit und allem Zauber in seinen Bildern wieder. Seine zahlreichen ital. Landschaftsbilder haben in hohem Grade den warmen Ton der südl. Sonne. Dabei weiß er tief in das Charakteristische der landschaftlichen Formen und Linien einzudringen und durch poetischen Reichtum seinen Studien Duft und Reiz zu verleihen.

Gurlt (Ernst Friedr.), ausgezeichnete Forscher auf dem Gebiete der Tierarzneikunde, geb. 13. Okt. 1794 zu Drentlau bei Grünberg in Schlesien, studierte in Breslau Medizin und erhielt daselbst 1819 die mediz. Doktorwürde. Nach erlangter Approbation als praktischer Arzt und Operateur wurde er als Repetitor bei der Tierarzneischule in Berlin angestellt, 1827 zum Professor an derselben und 1849 zum technischen Direktor der Anstalt ernannt. Im J. 1850 erhielt er den Charakter als Geh. Medizinalrat. Seit 1870 lebte G. im Ruhestand zu Berlin, wo er 13. Aug. 1882 starb.

Seine Vorträge erstreckten sich über Anatomie, pathologische Anatomie, Physiologie, Zoologie und Botanik; auch leitete er die praktisch-zoologischen Übungen. G.'s wissenschaftliche Bestrebungen waren vor allem auf Förderung der Veterinär-Anatomie, der Entwicklungsgeschichte und der pathol. Anatomie gerichtet. Unter seinen Schriften ist besonders hervorzuheben: «Handbuch der vergleichenden Anatomie der Hausfaugetiere» (2 Bde., Berl. 1822; 5. Aufl. von Leisering und Müller, 1875, letztere mit Atlas). Hieran schließen sich: «Anatom. Abbildungen der Hausfaugetiere» (150 Tafeln, 2. Aufl., Berl. 1843–44; Supplement 25 Tafeln), «Lehrbuch der pathol. Anatomie der Hausfaugetiere» (2 Bde., Berl. 1831–32; 35 Ta-

felu Nachträge 1849), «Lehrbuch der vergleichenden Physiologie der Hausfaugetiere» (Berl. 1837; 3. Aufl. 1865). In Verbindung mit Hertwig gab G. das «Magazin für die gesamte Tierheilkunde» (Berl. 1835–74) heraus. Endlich veröffentlichte er noch «Über tierische Mißgeburten. Ein Beitrag zur pathol. Anatomie und Entwicklungsgeschichte» (mit 20 Tafeln Abbildungen, Berl. 1877).

Gurlt (Ernst Julius), verdienter Anatom und Chirurg, Sohn des vorigen, geb. 13. Sept. 1825 zu Berlin, erwarb sich daselbst nach Beendigung seiner akademischen Studien 1848 die mediz. Doktorwürde, habilitierte sich 1853 als Privatdocent an der Universität seiner Vaterstadt und wirkte seit 1862 als außerord. Professor der Chirurgie daselbst. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Beiträge zur vergleichenden pathol. Anatomie der Gelenkkrankheiten» (Berl. 1853), «Über einige durch Erkrankung der Gelenkverbindungen verursachte Mißbildungen des menschlichen Bodens» (Berl. 1854, Fol.), «Über die Eystengeschwülste des Halses» (Berl. 1855), «Über den Transport Schwerverwundeter und Kranker im Kriege» (Berl. 1859), «Handbuch der Lehre von den Knochenbrüchen» (Bd. 1, Berl. 1862; Bd. 2, Ffg. 1, 2), «Leitfaden für Operationsübungen am Kadaver» (Berl. 1862; 5. Aufl. 1881), «Militärchirurgische Fragmente» (Berl. 1864), «Abbildungen zur Krankenpflege im Felde» (Berl. 1868, 16 Tafeln Fol. und Text), «Zur Geschichte der internationalen und freiwilligen Krankenpflege im Felde» (Lpz. 1878), «Die Kriegschirurgie der letzten 150 Jahre in Preußen» (Berl. 1875), «Die Gelenk-Resektionen nach Schußverletzungen, ihre Geschichte, Statistik und Endresultate» (Berl. 1879). Seit 1860 ist G. Mitbegründer und Mitredacteur von Langenbeds «Archiv für klinische Chirurgie»; 1867–72 war er Mitredacteur des Birchow-Hirschschens «Jahresberichts über die Leistungen und Fortschritte in der gesamten Medizin»; seit 1867 ist er Redacteur der Zeitschrift «Kriegerheil», Organ der deutschen Vereine zur Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger. Außerdem hat G. eine große Anzahl wertvoller statist. und chirurgischer Abhandlungen in den angesehensten mediz. und chirurgischen Journalen und Sammelwerken, insbesondere in Eulenburs «Realencyclopädie der gesamten Heilkunde» (Wien 1880–85) veröffentlicht.

Gurma, ein Negerland im Centralsudan, westlich vom Niger, welches im W. an Nossi, im O. an das Gando Reich grenzt, etwa 50 000 qkm groß; Hauptort ist Nungu oder Bannanaba oder Romnia Fada-n-Gurma. Die Gurmaneger sind den Nossi und Lombonegern verwandt, welche ebenfalls innerhalb der Nigerkrümmung wohnen. Sie sind Heiden und gehen nackt. Chemale waren sie den Fuhlas von Gando unterworfen, sind aber jetzt unabhängig. Unter ihnen finden sich auch Niederlassungen der Wandingos.

Gurnigel (ber), ein vielbesuchter Kurort im Bezirk Seftigen des schweiz. Kantons Bern, liegt 1159 m über dem Meere, 14 km westlich von Thun, 21 km südlich von Bern, mit diesem durch eine Poststraße verbunden, auf einer waldumsäumten Wiesenterrasse am nordwestl. Abhang des obern Gurnigel oder Gurnigelhubel (1550 m), eines nördl. Ausläufers der Stockhornkette. Das Bad besteht aus einem großen Kurhause, das einen langgestreckten Hof mit Säulengängen und

Glasgalerien umschließt, und mehreren Nebengebäuden (Kapelle, Trinkhalle, Meierei u. s. w.), bietet Raum für 600 Gäste und besitzt drei Quellen, von denen das Schwarzbünneli und die Stodquelle kalte gipshaltige Schwefelwasser sind, während die dritte zu den erdigen Eisenwassern gehört. Das Wasser der Schwefelquellen wird seit dem 16. Jahrh. sowohl zur Trinit- als zur Baderur verwendet, und leistet namentlich bei Krankheiten des Verdauungsanals und des Nervensystems (Migräne) vorzügliche Dienste. Auch als Luftkurort und Sommerfrische wird der G. viel besucht. Das Klima ist, der Höhenlage und der nördl. Exposition entsprechend, scharf und tonisierend, die Luft der großen Nadelwäldungen wegen feucht, von hohem Ozonegehalt; die Umgebung bildet einen stundenweiten, von zahlreichen Spaziergängen durchschnittenen Naturpark. Von den nahen Gipfeln der Stodhornkette wird am häufigsten der Gantertst (s. d.) vom Bade aus bestiegen. Die heilkräftigen Quellen, die stärkende Bergluft und die schöne Umgebung, verbunden mit der musterhaften Einrichtung des Bades, machen den G. trotz seiner isolierten Lage zu einem der besuchtesten Kurorte der Schweiz. Vgl. Dr. Verdat, «Eaux minérales sulfureuses du G.» (Par. u. Bern 1879); Gsell-Fels, «Die Bäder und klimatischen Kurorte der Schweiz» (Zür. 1880); «Briefe vom G.» (Bern 1883).

Gurowski, poln. Adelsfamilie, die aus dem 12. Jahrh. und aus Schlesien stammen und ursprünglich von Bergen (poln. Góra = Berg) geheißen haben soll. — Melchior G., Kastellan von Gnesen, später Kaiser, zuletzt Posen, starb 1756, mit Hinterlassung großer Besitzungen. — Sein Sohn, Rafael G., geb. 1716, kämpfte mit Moriz von Sachsen bei Fontenoy, neigte zu den Jesuiten und Maria Theresia, empfing 1787 vom König von Preußen die erbliche Grafenwürde und starb als letzter Kastellan von Posen 1797. — Sein Bruder, Władysław G., geb. 1717, gest. 1790, war Kammerherr Augusts III., zuletzt Großmarschall von Litauen. — Ein zweiter Bruder, Alexander G., geb. 1719, war Sekretär der Delegation, welche mit Preußen und Österreich über die erste Teilung Polens verhandelte, und veranlaßte eine Sammlung der Altentstücke derselben: «Protokół albo opisania zaszytych czynności po delegacyi» (7 Bde., Warschau 1776). Er starb 1792. — Graf Józef G., Enkel von Rafael G., ist bekannt durch seine Einführung der span. Infantin Jibella 1841, mit der er sich dann in Dover verheiratete.

Graf Adam G., poln. Publizist, Bruder des vorigen, geb. 10. Sept. 1805 im Gouvernement Kalisz, studierte in Leipzig, Göttingen und Heidelberg, nahm darin eifrig Anteil am Aufstand in Polen 1830–31, wobei er viele heftige Schriften gegen Rußland schrieb. Nach Niederwerfung des Aufstandes begab sich G. nach Paris und hier änderten sich seine Ansichten gänzlich. Er ist einer der ersten, der Rußland und dem russ. Volke eine panslawistische Mission zuschreibt in der Schrift «La vérité sur la Russie» (Par. 1835), infolge der er 1836 vom Kaiser Nikolaus nach Rußland berufen wurde. Doch fand er auch hier nicht den rechten Boden für seinen Ehrgeiz; er ging 1844 auf seine Güter zurück, lebte dann in Polen und Breslau und begab sich endlich 1848, unzufrieden mit den europ. Verhältnissen, nach Nordamerika, wo er 4. Mai 1866 zu Washington starb. Seine panslawistischen Ideen

fährte er weiter aus in «La civilisation et la Russie» (Petersb. 1840), «Pensées sur l'avenir des Polonais» (Berl. 1841; deutsch von Herrmann: «Der Polen Zukunft», Spz. 1842), «Le panslawisme, son histoire, ses véritables éléments religieux, sociaux etc.» (Mosk. 1848); ferner schrieb er unter dem Pseudonym «Pantaleon Jozafat Wokowski»: «O arystokracji, liberalizmie i demokracji w Polsce» (Posen 1843); endlich in Amerika «Russia as it is» (Newport 1854) u. a.

Gurfan, Handelsgewicht der brit.-osind. Provinz Madras von 20 Rändis (Candies) oder 400 Mōnn (Mun), Man oder Mahnds (Mannnds) = 10000 engl. Handelspfund oder 4536 kg.

Gurfschno (poln. Górzno), Stadt in der preuß. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Strasburg, 23 km im S.O. von Strasburg, in einer hügeligen Gegend an der Grenze von Polen, mit 1799 E., meist Katholiken.

Gurt (von Gürtel), in der dekorativen Kunst ein architektonisches Glied, Band oder Streifen, der um einen Gegenstand in der Mitte herumgeführt ist, um ein Zusammenfallen in horizontalem, oder eine Trennung in vertikalem Sinne anzudeuten. Im Hochbau bezwecken dies die Gurtgeimse (s. Gessimä), in Höhe der Balkenlagen oder auch in Brüstungshöhe angebracht, um die einzelnen Geschoße oder Stockwerke zu kennzeichnen oder zu trennen. Sie sind nächst den Hauptgesimsen die kräftigsten Gliederungen der Gebäudefronten. Im Bräubenbau sind die G. oder Gurtungen die horizontalen oberen und unteren Begrenzungen eiserner oder hölzerner Gitter- oder Fachwerksträger (s. Eisenfachwerk), die als hauptsächlich tragende Teile dienen und zwischen denen sich die Gitter- oder Fachwerkstäbe (Streben) befinden.

Gurtbogen, s. unter Gewölbe.

Gurtbremse, s. unter Bremsen.

Gurte oder Gurten (frz. sangles, engl. girths), bide bandförmige Gewebe, die zu mannigfachen Zwecken verwendet werden. Während man sich der geringsten als Tragbänder, als elastischer Unterlage für die schnedenförmigen Stahlfedern der Rißen beim Polstern der Stühle, Sofas u. s. w. bedient, werden bessere Sorten für den Grundriß der Reitfädel (Sattelgrundgurte), sowie zur gepolsterten Wagenarbeit (Wagengurte), feinere und weichere Sorten als Hosenträger, Halstern, sowie als eigentliche Sattelturte (Bauchgurte) benutzt. Durch die Art der Anwendung wird die Wahl des Materials, sowie die Art des Gewebes bedingt. Tragbänder und Tapeziergurten bestehen aus sehr grobem Hanf- oder Berggarn und sind glatt (leinandartig) gewebt. Damit sie sich nicht der Breite nach zusammenrollen, ist die Kette abwechselnd aus rechts und aus links gedrehtem Gespinnst hergestellt.

Die Sattelgrundgurte und Wagengurte werden aus Hanfgarn, Hanf- oder Leinwandgarn, oder auch aus zweibräftigem Bindfaden verfertigt und sind teils glatt, teils zweiseitig geföpert; im ersten Fall ist die Kette aus rechts- und linksgedrehten Fäden zusammengesetzt. Sattelturte und Halstern bestehen ganz aus Rammwollgespinnst und sind stets geföpert, zuweilen auch mit kleinen Mustern durchwebt. In derselben Weise werden Hosenträger verfertigt, doch webt man diese noch öfter ganz aus Baumwolle oder mit baummollener Kette und Einschlag von Jute. Die Herstellung der ordinären G. aus Hanfgarn, Berggarn und Bindfaden

gehört zum Geschäft des Seilers, welcher sich hierzu eines sehr einfachen Webstuhls (Schlagstuhl, Gurtenschlagstod) bedient. Die G. aus Jwirn, sowie die aus Wolle werden auf dem Handstuhl der Wollentwirrer gewebt. Auch die seidenen G. sind eine Arbeit des Posamentiers und erfordern oft die ganze komplizierte Einrichtung des Webstuhls oder der Jacquard-Maschine. Gemusterte Hosenträger werden auf Bandmählen mit Jacquard-Mechanismus verfertigt. Als eine besondere Art G. sind die in der Neuzeit als Treibriemen für Maschinen, sowie statt der Ketten und Seile bei Personen- und Güterausfagen in Gebrauch gekommenen baumwollenen G. anzuführen.

Gürtel (cingulum, balteus, zona) ist in Tracht, Sitte und Sage von vielfacher Bedeutung. Im G. der Aphrodite sind alle das Herz berührenden Bande vereinigt, selbst die stolze Hete muß ihn leihen, soll Zeus sich ihr in Liebe nähern. Bei der Neuvermählten hatte im Altertum das Lösen des G. auch eine symbolische Bedeutung. Das cingulum militaris verlieh bei den Römern einen gewissen Rang, der, wenn schon in anderer Weise, auch im Mittelalter damit verbunden war. Die Berwölfe, d. h. in Wölfe verwandelte Menschen, nahmen die Tiergestalt durch einen Zaubergrütel an. Unter den Kultgewändern der lath. Kirche wird die Alba mit dem G. geschürzt, der seit dem 16. Jahrh. die Form einer Corbe hat, und desgleichen gürtet sich schon im Alten Testament der jüd. Priester mit der Leibbinde von Hyffus und Wolle, die 32 heilige Ellen lang sein mußte. Wolle und Leinwand, ebenso Leder waren überhaupt das Material, woraus von jeher der G., dies notwendige Stück zum Schürzen der langen Gewände, vorzüglich bestanden hat; doch wurde er schon früh auch aus edlern Stoffen, selbst aus Silber und Gold, mit kostbaren Steinen besetzt, verfertigt. In der Heraldik zählt der G. ober die Binde zu den sog. Heroldsfiguren.

Im Mittelalter bildete der G. ein hauptsächliches Stück des Frauenschmucks, sowie der ritterlichen Kleidung. (S. nachstehende Fig. 1 und 2.) So lange

schnürten. Als aber die Kleider selbst anliegend, eng und geschnürt wurden, trug man den G. locker und schräg von der Hüfte herabhängend. Er bestand aus reicher Metallarbeit, meist aus breiten, beweglichen Gliedern, und führte in dieser Gestalt den Namen Dupfing oder Dufing. Im 14. und 15. Jahrh. wurde er auch mit Schellen behängt und so von Herren und Frauen getragen (Fig. 3). Zum Kostüm des 16. Jahrh. war er weniger notwendig. In dieser Zeit lag er wieder eng an und hatte bei den Frauen einen Dolch, eine Tasche oder den Schlüsselbund zu tragen. Als Schwergürtel hatte er eine ähnliche Entwicklung durchzumachen, bis er im 17. Jahrh. von dem über die Schulter gelegten Degengehens abgelöst wurde.

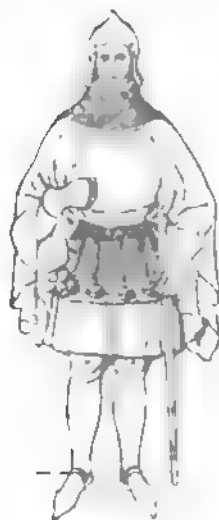


Fig. 2.

Gürtelkette oder **Gürtelrose**, s. Herpes.

Gürtelkette, s. Armabill.

Gurten (der), ein Gipfel der schweiz. Hochebene, erhebt sich 3 km südlich von Bern als breiter bewachsener und bewaldeter Sandsteinrücken mit zwei abgerundeten Kuppen zu 859 und 860 m Höhe über dem Meer. Die Aussicht des Bergs, der von Bern aus zu Fuß oder zu Wagen leicht in etwa einer Stunde bestiegen wird, ist eine der schönsten des schweiz. Hügellandes und umfasst einerseits den Alpenkranz des Berner Oberlandes von den Gmentholer und Entlebucher Bergen im O. bis zu den Greperger Bergen im SW, und über dieselben hinaus bis zu den savoyischen Mor Alpen (Dent d'Oche), andererseits die schweiz. Hochebene mit dem Seen von Neuenburg und Murten und den Jura von der Dôle (s. d.) bis zur Gröfsh bei Narau.

Gürtler (frz. cointurier, crocheteur; engl. girdler), ursprünglich ein Handwerker, dessen Arbeit in der Verfertigung von Buckeln, Knöpfen, Schnallen und Schlössern aus Eisen und Messing zur Verzierung oder zum Schließen von Gürteln bestand; jetzt führen die Gürtler auch andere, namentlich Messing- und Bronzearbeiten der verschiedensten Art aus.

Guru-Sitra, der höchste Gipfel des Gebirges Aravali (s. d.) in Bengalen.

Gury (Joh. Peter), namhafter Lehrer der lath. Moral, ward 23. Jan. 1801 in Mailleurcourt (Tranche-Comté) geboren, trat 1824 in den Jesuitenorden, kubierte 1828–32 in Rom Theologie, ward 1833 Professor der Moral am Jesuitenkollegium in Vals bei Le Bug, 1847 im Collegium Romanum zu Rom. Im J. 1848 von Rom vertrieben, lehrte er nach Rale zurück, wo er bis an seinen Tod (18. April 1866) nicht bloß als Lehrer der Moral, sondern besonders auch durch praktische Seelsorge, durch Katechesen und Missionen unter der armen (Gebirgs-)bevölkerung mit Eifer wirkte. Seinen Auf begründete G. durch das 1860 zuerst erschienene, weitverbreitete „Compendium theologiae moralis“, das in

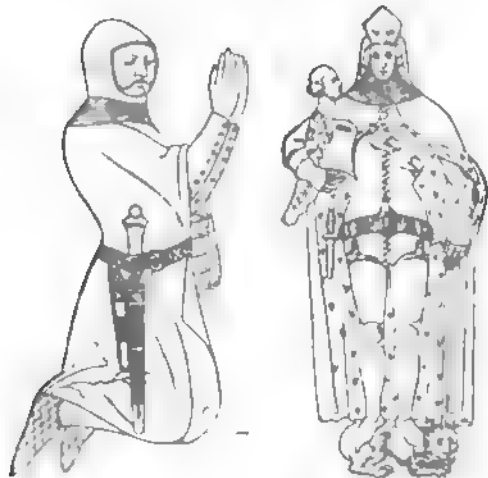


Fig. 1.

Fig. 2.

(in der Zeit vor dem 12. Jahrh.) die Kleider weit getragen wurden, war der G. eng und hatte den Zweck, das salbige Kleid um die Hüfte zusammenzu-

17. von dem Verfasser selbst besorgten Auflagen erschienen (deutsch von Wesselat, Regensb. 1868). Im J. 1864 folgten die «Casus conscientiae». Das «Compendium» ist ein Schulbuch, das auf das Beichtthöral vorbereiten soll und deshalb die Grundsätze der Moral an einzelnen Beispielen, besonders an einzelnen Sünden, erläutert. Dies geschieht meist in der Weise, daß die Ansichten hervorragender kath. Theologen, besonders des heil. Viguori, aufgeführt und, wo dieselben geteilt sind, die beiderseitigen Gründe vorgebracht werden. Gegenüber der in Frankreich verbreiteten strengern Lehre des Jansenismus vertritt G. entschieden den Probabilismus in der Moral. Vgl. Keller, «Die Moralthologie des Jesuitenpaters G.» (2. Aufl. 1870); Göting, «Wo wird in dem Lehrbuche der Moraltheorie des Jesuiten G. Diebstahl, Urkundenfälschung, Ehebruch und Meineid für erlaubt erklärt?» (Berl. 1882).

Gusef (Verb. von), s. Berned (Karl Gust. von).
Gusle, serb. Musikinstrument. Es besteht aus einem ovalen, unten gewölbten Körper mit hölzernem Resonanzboden und mit einem Handgriff versehen. Über das Fell und den Handgriff wird eine rohe Darmsaiten gespannt und darüber wird beim Spielen mit einem Bogen gestrichen. Nicht selten sieht man höchst kunstvoll geschnitzte Instrumente dieser Art. Der G. bedienen sich hauptsächlich die blinden Sänger, welche je nach dem Abhängen einer Strophe des betreffenden Liedes eine Cadenz ertönen lassen. Die G. wird aus Ahornholz gefertigt.

Gusli (russ.), in Rußland eine Art liegende Harfe mit metallenen Saiten, die mit den Fingern gerissen werden. Guslar, der Spieler eines solchen Instruments, oft in der Bedeutung eines Zauberers, Herrenmeisters, Gauklers.

Guß (frz. fonte, coulage; engl. casting), im allgemeinen das Gießen der Metalle, auch das Gußstück selbst, oder soviel wie Gußwaren. Über schmiedbaren Guß s. Eisengießerei und Eisengußwaren.

Gusfess, s. unter Eisengießerei.

Gusserow (Adolf Lubw. Sigismund), namhafter Arzt und Geburtshelfer, geb. 8. Juli 1836 zu Berlin, studierte zu Berlin, Würzburg und Prag Medizin, unternahm 1863 eine größere wissenschaftliche Reise durch Frankreich und Großbritannien und habilitierte sich 1864 als Privatdocent für Geburtshilfe und Frauenkrankheiten an der Universität zu Berlin. Nachdem er 1. Jan. 1867 einem Ruf als ord. Professor der Geburtshilfe und Direktor der geburtshilflichen Klinik nach Utrecht, und schon 1. Juli desselben Jahres einem Ruf für die gleiche Stellung nach Zürich gefolgt, übernahm er 1. April 1872 die ordentliche Professur der Geburtshilfe an der neubegründeten deutschen Hochschule zu Strassburg, von wo er 1. Okt. 1878 als ord. Professor der Medizin, Direktor der geburtshilflich-gynäkologischen Klinik in der Charité, sowie Direktor der Hebammenschule nach Berlin berufen wurde; 1882 wurde ihm der Titel eines Geh. Medizinalrats verliehen. Außer vielen Aufsätzen in Fachzeitschriften schrieb er ein größeres Werk «Über die Neubildungen des Uterus» (Stuttg. 1878).

Güßfeldt (Paul), wissenschaftlicher Reisender, geb. 14. Okt. 1840 zu Berlin, studierte nach Absolvierung des Gymnasiums 1859—65 Naturwissenschaften und Mathematik zu Heidelberg, Berlin, Gießen und Bonn. Er habilitierte sich 1868 zu Bonn als Docent der Mathematik und machte 1870

—71 als Freiwilliger den Feldzug nach Frankreich mit. Hierauf trat er als Chef der ersten von der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland ausgerüsteten Expedition nach der Loangoküste seine erste größere Reise an. Andere Mitglieder dieser Expedition waren der Dr. med. Fallenstein, der Botaniker Sogaar, der Techniker Lindner, der Naturforscher Bequel-Wäsche. G. beteiligte sich persönlich mit einer großen Summe, und Bastian ging auf eigene Kosten dorthin. Auf der Hinreise erlitt G. 14. Juni 1873 Schiffbruch bei Freetown; sonach konnte er erst 25. Juli bei Banana am Congo landen, wo er dann mit Bastian die erste Station Tschintschotcho, etwa 100 km nördlich vom Congo, gründete. Alle Versuche, ins Innere vorzudringen, scheiterten insofern infolge der Unbrauchbarkeit und des Ungehorsams der als Träger gemieteten Neger; und obwohl man zuletzt 100 derselben von Benguela hatte kommen lassen, welche geeigneter sein sollten, mußte dennoch das Unternehmen aufgegeben werden, und G. schiffte sich 5. Juli 1875 wieder nach Europa ein. Reiche Sammlungen, magnetische, meteorologische, anthropologische Beobachtungen, kartogr. Niederlegung der besuchten Region u. s. w. sind die erlangten wissenschaftlichen Früchte dieses Unternehmens. Im März 1876 unternahm G. mit Schweinfurth eine Reise durch die östl. Wüste Ägyptens, auf welcher er die Position von 20 Punkten festlegte und magnetische Beobachtungen und Höhenmessungen machte. Im Sept. 1882 begab sich G. nach Südamerika zur Erforschung der centralen chilenisch-argentin. Andesgruppe. Er entdeckte im Ursprunge des Coppefenthal (34° 30' südl. Br.) ein weites Gletschergebiet, überschritt den Kamm der Andes an vier verschiedenen Punkten, erreichte 19. Jan. 1883 ganz allein den höchsten Kraterzaden des Vulkan Maipo (5400 m) und entdeckte einen Weg zu der Spitze des höchsten Bergs der Andes, des Aconcagua (nach G. s. Messungen 6970 m hoch), den er bis zur Höhe von 6400 m erstieg (21. Febr. 1883). Im April und Mai 1883 besuchte G. das bolivianische Hochland und kehrte im Juli 1883 nach Europa zurück. Er ist Generalsekretär der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. Mit Fallenstein und Bequel-Wäsche bearbeitete G. das Reisewerk «Die Loango-Expedition» (Spz. 1879 fg.).

Gusgerechtigkeit (servitus luminis), das mit dem Besitz eines Grundstücks verbundene Recht, das vom Dach abfließende Regenwasser auf das benachbarte Grundstück in einen Strahl zusammengefaßt (z. B. durch Dachrinnen) abfallen zu lassen. Dieses Recht gehört zu den Gebäudelervituten.

Güßing (magyar. Nemet-Ujvár, d. i. Deutsch-Neuburg), Marktflecken im ungar. Komitat Eisenburg, mit 2000 E. und einem Franziskanerkloster mit Kirche, in welcher sich die Familiengruft der kais. Familie Batthyány befindet. Auf einem isoliert stehenden Berge liegt die alte Burg G., größtenteils Ruine. Dieselbe bildete schon im 12. Jahrh. eine starke Grenzfestung und war der Hauptstz eines mächtigen Magnatengeschlechts deutscher Abkunft, der Grafen von G., deren Besitz fast das ganze westl. Ungarn bis nach Kroatien umfaßte. Seit dem 16. Jahrh. befindet sich Ort und Schloß im Besitz der Familie Batthyány, deren Ahnengalerie, Waffen u. s. w. in den erhaltenen Burgräften aufbewahrt sind.

Gußmauerwert ist das schon den Römern bekannt gewesene und zu Mauern und Gewölben von ihnen verwendete Mauerwerk, welches nicht aus

einzelnen in Verband und Mörtel gelegten Steinen, sondern aus einem Grobmörtel (Beton) durch schichtenweises Eingießen oder Einstampfen in hölzerne oder eiserne Formtasten hergestellt wird. Nach Erhärtung des Mörtels, den man durch Beimengung von Schlacken, Holzkohle, Bimsstein u. s. w. möglichst porös und leicht zu machen sucht, werden die Seitenwände, der Boden u. s. w. der Kästen wieder beseitigt. Besonders zu verständigende oder tragende Teile (wie Mauereden, Gewölbggatten und Verpannungsrippen) oder auch die Einfassungen der Thüren und Fenster werden aus eingebundenen Ziegelschichten oder aus Werfstücken gebildet.

Gußnaht (frz. bavure, engl. flash), in der Gießerei eine infolge der Zusammenfügung der Form aus einzelnen Teilen auf der Oberfläche des Gußstücks entstehende linienartige Erhöhung, welche meist durch nachfolgende Bearbeitung entfernt wird.

Gussow (Karl), Genremaler, geb. zu Havelberg 1843, besuchte die Kunstschule zu Weimar und lernte hier bei Ramberg, besonders aber bei dem belg. Maler Pauwels. Auf der Berliner Ausstellung von 1870 trat er mit den Gemälden: Kriegsnachrichten, die Kirchgängerin und die Dame auf der Jagd, sowie drei Porträts hervor. Er wurde hierauf Professor in Weimar, 1874 Professor an der Akademie in Karlsruhe, 1876 an der in Berlin. Im J. 1874 entstand das Bild: beim Kunstgelehrten, sein erstes Meisterwerk, 1876 die Erzählung des heimgekehrten Reservisten (Galerie in Gent), hierauf das Räuber, verlorenes Glück und der Blumenfreund. In seinen neuern Schöpfungen zeigt sich die extreme realistische Richtung G.s bis zur Bizarrie gesteigert, wie z. B. Willkommen! (Begrüßung heimkehrender Truppen), die Venuswäscherin (die abschreckende Schilderung eines häßlichen alten Weibes, welches die Figur der schönen Göttin mit verdrießlicher Miene vom Staube reinigt) und der moderne Atlas (ein Dienstmann, welcher einen Globus trägt). [S. 901^b].

Gußstahl, s. unter Eisenerzeugung (Bd. V).
Gußwaren, verschiedenartige, durch Gießen aus Metall, besonders Eisen und Messing hergestellte Gegenstände. (S. Eisengußwaren.)

Gustafsson (Olof), s. Gustav IV. Adolf, König von Schweden.

Gustav I., König von Schweden (1523—60), bekannt unter dem Namen Gustav Wasa, geb. 12. Mai 1496 zu Linköping in Uppland, hieß ursprünglich Gustav Eriksson und war der älteste Sohn des Reichsrats Erik Johansson, der väterlicherseits aus dem Hause Wasa, mütterlicherseits aus dem Hause Sture abstammte, zwei Familien, die in der Geschichte Schwedens eine hervorragende Rolle gespielt hatten. Seine Verwandten, die Sture, welche damals Reichsverweser von Schweden waren, stellten ihm frühzeitig Liebe zum Vaterlande ein, sorgten für seine Erziehung und schickten ihn 1509 auf die Schule zu Upsala. Nach der Rückkehr von Upsala nahm ihn Sten Sture der Jüngere 1514 an seinen Hof und ließ ihn durch den gelehrten Bischof von Linköping, Hemming Gadd, weiter zum Staatsmann ausbilden. G. nahm an dem Siege bei Brännkyrka nahe Stockholm, welchen Sten Sture 1518 über die dän. Truppen unter Christian II. erfocht, rühmlichen Anteil. Als er bei den darauffolgenden Verhandlungen nebst fünf andern vornehmen Schweden als Geisel auf die feindliche Flotte vor Stock-

holm geschickt wurde, ließ Christian ihn und seine Gefährten ergreifen und als Gefangene nach Dänemark abführen. Hier vernahm G. im Herbst 1519, daß Christian die Unterwerfung Schwedens beabsichtige. Er entfloß, um sein Vaterland womöglich zu retten, in Bauernkleidern, erreichte am ersten Tage Helsingborg, trat dort bei jütänd. Ochsenhändlern in Dienst und kam mit diesen in Lübeck an. Der Rat von Lübeck nahm den Flüchtling in Schutz und beförderte dessen Abreise nach Schweden. Hier landete G. auf der Landzunge Stensån, unweit Kalmar, das damals von den Dänen zur See blockiert wurde. Er ging in die Stadt und munterte dieselbe zum tapfern Widerstande auf; aber man fürchtete sich, mit einem geschätzten Partei zu machen. G. wandte sich nun nach Småland zu den Landbauern seines Vaters und von da nach Dalecarlien, wo er, von Christians Soldaten verfolgt, verschiedene Berstecke aufsuchen mußte. Wiederholt hatte G. die Dalecarlier zum Aufstand gegen die Dänen aufgefordert; aber erst als die Kunde von dem Stockholmer Blutbad und das Gerücht von einer neuen Steuer, mit welcher Christian die Bauern belegen wollte, eintraf, wählten diese G. zu ihrem Anführer. Das Schloß des Gouverneurs wurde erstürmt, und ermutigt durch diesen Erfolg, versammelten sich immer mehr Dalecarlier unter G.s Fahnen. Nachdem ein Haufe von 6000 Mann, die der Erzbischof Trolle den Dalbauern entgegenführte, von diesen geschlagen und zerstreut worden, brach G. aus Dalecarlien hervor, nahm Wexerås, dann Upsala ein und rückte gegen Stockholm, ohne jedoch diese Stadt erobern zu können.

Inzwischen wurde er auf einem nach Wadstena in Ostgothland ausgeschriebenen Herrentage 24. Aug. 1521 zum Reichsverweser und Oberhauptmann des Königreichs Schweden ernannt. Im Besitz dieser gesetzlichen Macht begann er nummehr die Landesregierung einzurichten und seine Kriegsmacht zu vermehren. Zugleich rückte er aufs neue vor Stockholm und schloß es eng ein. Obgleich sein Lager durch die Ausfälle der Dänen 7., 8. und 13. April in seiner Abwesenheit zerstört wurde, gelang es ihm dennoch mit Hilfe von zehn Schiffen, die Lübeck ihm sendete, der Städte Kalmar und Stockholm im Juni und Juli 1523 sich zu bemächtigen. Noch vor der Einnahme Stockholms berief er aber zu Pfingsten 1523 die schwed. Stände zu einem Reichstage nach Strengnäs, auf welchem er es dahin zu bringen wußte, daß ihm die Krone Schwedens angetragen wurde, die er auch nach scheinbarem Weigern annahm (7. Juni). Bald nach der Einnahme von Stockholm eroberte er auch Finland, wodurch er in den Besitz des ganzen schwed. Reichs gelangte. Auf den Rat seines Kanzlers Lars Anderfson (Laurentius Andrea) faßte er den Plan, die Reformation, die er durch zwei Schüler Luthers, Olaus und Laurentius Petri, geborene Schweden, kennen gelernt, in Schweden einzuführen. Doch betrieb er diesen Plan nicht mit Hast, sondern allmählich. Erst als die Mehrzahl zur prot. Kirche sich bekannte, wurde auf dem Reichstage zu Wexerås (1527) endlich die allgemeine Annahme der Reformation angeordnet. Auf einem Reichstage ebenfalselbst (1544) erfolgte auch die Vereinigung zwischen ihm und den Ständen, zufolge deren Schweden ein Wahlreich zu sein aufhörte und G.s ältestem Sohn Erik als Kronprinzen gebulldigt wurde. Um seine Macht fester zu gründen, suchte er das Ansehen des Adels und der Geistlichkeit zu

schwächen. Demgemäß zog er den größten Teil der Kirchen- und Klostergüter ein, legte den Geistlichen Steuern auf und bestimmte selbst die Einkünfte derselben. Dem Adel setzte er dadurch Schranken, daß bei den immer häufigeren und regelmässiger ausgeschrieben Reichstagen dem Bürger- und Bauernstande der während der Unruhen der Kalmar-Union verloren gegangene Einfluß auf die Reichsangelegenheiten wieder zugestanden wurde. Die vielfachen Verschwörungen, die sich infolge seiner energischen Regierungsweise gegen ihn erhoben, wurden durch seine Wachsamkeit entdeckt und durch Klugheit und Macht vereitelt. Um sich von der drückenden Handels Herrschaft der Hanse zu befreien, kämpfte er sechs Jahre lang erfolgreich mit Lübeck und schloß einen Handelsvertrag mit England und den Niederlanden. Zur Behauptung Finlands führte er 1555–57 einen glücklichen Krieg mit Rußland. Seinen Sohn erster Ehe, Erik XIV., bestimmte er zum Thronfolger, jedoch so, daß unter diesem seine Söhne zweiter Ehe, für die er eine große Vorliebe hegte, Johan in Finland, Magnus in Ostgothland, Karl in Södermanland mit Nerike und Wermeland, aber ohne Souveränität regieren sollten. G. starb 29. Sept. 1560. Für die Entwidlung Schwedens hat er großartig gewirkt.

Vgl. Archenholz, „Geschichte Gustav Wasas, Königs von Schweden“ (2 Bde., Ldb. 1801); Fryxell, „Leben und Thaten Gustavs I. Wasas“ (deutsch von Etendahl, Neust. a. d. D. 1831).

Gustav II. Adolf, König von Schweden, geb. 9. (19.) Dez. 1594, war ein Sohn Karls IX., der nach der Entsetzung Sigismunds den schwed. Thron bestieg, und der Prinzessin Christina von Holstein, sowie ein Enkel Gustavs I. Mit vorzüglichen Anlagen ausgestattet, empfing er die sorgfältigste Erziehung und erlernte frühzeitig nicht nur alle ritterlichen Geschicklichkeiten, sondern auch außer der schwed. und deutschen Sprache die lateinische, italienische und französische, die er alle mit Geläufigkeit sprach. Von den Wissenschaften befreundete er sich besonders mit Mathematik und Geschichte. Schon als Knabe hatte er seinen Vater auf Reisen und Feldzügen begleitet. Als er nach des Vaters Tode 1611, erst 17 Jahre alt, durch die Mündigkeits-erklärung der Stände die Regierung übernahm, bildete er sich in den Kriegen mit den Dänen, Russen und Polen zum gewandten Staatsmann und erfahrenen Feldherrn. Zugleich erkannte sein scharfer Blick sehr bald in Axel Orenstierna, dem jüngsten unter den damaligen Reichsräten, den großen Staatsmann; er ernannte denselben zum Reichszkanzler und verband sich mit ihm durch die innigste Freundschaft. Durch sein mildes und leutseliges, aber kräftiges und würdevolles Verfahren gewann er die Liebe seines Volks, indem er, zugleich unter zarter Schonung des Andenkens seines Vaters, einen Teil der von diesem begangenen Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen suchte. Unter den drei Kriegen, die ihm der Vater als Erbschaft hinterlassen hatte, suchte er den mit Dänemark, der im Mittelpunkt seines Reichs geführt wurde, zuerst beizulegen. Nach harten Kämpfen, unter denen das Gefecht auf dem Eise 11. (21.) Febr. 1612, wo er selbst in Lebensgefahr geriet, das merkwürdigste war, gelang es ihm, unter Englands Vermittelung den Frieden zu Kärab 19. (29.) Jan. 1613 abzuschließen, in welchem er gegen Zahlung von 1 Mill. Thlrn. alles von den Dänen Eroberte zurückerhielt. Von

dem gefährlichsten seiner Feinde befreit, wendete er nun seine Waffen sogleich gegen Rußland. Hier hatten bereits die Schweden unter Jakob Graf de la Gardie große Vorteile erlangt, die durch G. S. Teilnahme am Kampfe im Sommer 1614 so überwiegend wurden, daß der Zar Michael sich zum Frieden von Stolbowa 27. Febr. (9. März) 1617 genötigt sah, durch den Rezholm, Karelen und Ingermanland an Schweden abgetreten und diesem auch noch Estland und Livland zugesagt wurde. Inzwischen hatten die Zwistigkeiten mit Polen, dessen König Sigismund nach Karls IX. Tode seine Ansprüche auf den schwed. Thron erneuerte, mit kurzen Unterbrechungen fortgedauert. Als die Unterhandlungen G. S. während des mehrmals geschlossenen Waffenstillstandes nicht zum erwünschten Ziele führten, begann er 1621 den Feldzug gegen Polen aufs neue und machte in Pommern, Kurland, Litauen und Polnisch-Preußen außerordentlich glückliche Eroberungen, die nur 1623, wo eine Hilfsendung von 10000 Mann Österreichern unter Arnheim die Polen verstärkte, auf kurze Zeit unterbrochen wurden.

Unterdessen hatte in Deutschland die schrankenlos um sich greifende Übermacht des Kaisers Ferdinand II. die polit. Freiheit und zugleich den prot. Glauben immer gefährlicher bedroht, und während es im Interesse Frankreichs lag, einem Übergriffe Österreichs vorzubeugen, glaubte G., zugleich ein Gebot der Unterstützung, welche Österreich den Polen gegen Schweden hatte angedeihen lassen, es seinen Glaubensgenossen schuldig zu sein, diese vor Unterdrückung zu retten. Demnach kam unter Frankreichs Vermittelung zwischen Polen und Schweden 16. (26.) Sept. 1629 ein Waffenstillstand auf sechs Jahre zu Stande, der den König von Schweden in Besitz des eroberten Polnisch-Preußens ließ und ihm freie Hand gegen den Kaiser gab. In der Aussicht auf ein Bündnis mit Frankreich, das auch im Jan. 1631 wirklich erfolgte, rüstete sich G. zum Kriege, hielt 19. (29.) Mai 1630 vor den versammelten schwed. Ständen eine kraftvolle Rede, wobei er seine Tochter Christine als Thronerbin vorstellte, schiffte sich 30. Mai (9. Juni) mit 15000 Mann schwed. Truppen in den Schären ein und landete 24. Juni (4. Juli) bei der kleinen Insel Huden an Deutschlands Küste, während die Truppen weit 26. Juni (6. Juli) auf Usedom ausgelegt wurden. Trotz der Schwierigkeiten, die sich ihm sehr bald in dem Wankelmuth und dem Mißtrauen der deutschen Fürsten entgegenstellten, siegte er überall über die kais. Truppen. Er zwang die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, sich mit ihm zu vereinigen, setzte die gedächten Herzöge von Mecklenburg wieder ein, schlug Lilly 7. (17.) Sept. 1631 bei Breitenfeld, durchzog erobernd die Main- und Rheingegenden, bis er, zur Rettung des Kurfürsten von Sachsen, nach Sachsen zurückeilend, in der Schlacht bei Lützen 6. (16.) Nov. 1632 gegen Wallenstein als Sieger den Heldentod fand. (S. Dreißigjähriger Krieg.)

Die näheren Umstände, unter welchen der König seinen Tod fand, wurden lange auf sehr verschiedene und widersprechende Art dargestellt, und ziemlich allgemein galt die Annahme, er sei durch Mordmord gefallen, entweder auf Ferdinands II. oder Richelieus Anstiften. Der schwerste Verdacht in dieser Hinsicht traf G. S. Begleiter in der Schlacht, den Herzog von Lauenburg, der kurz zuvor aus kais. Kriegsdiensten in schwedische getreten war

und später, katholisch geworden, wieder in jene zurücktrat. Indes scheint es durch die bekannt gewordenen Briefe des Bagen Aug. von Leubelsing, der an des Königs Seite verwundet ward, ziemlich außer Zweifel gesetzt, daß G., als er an der Spitze der schwedischen Reiterei zu rasch im Nebel voranritt, zwischen die feindlichen Karaffiere geriet und hier, von mehreren Kugeln getroffen und schwer verwundet, vom Pferde sank und im Steigbügel geschleift, zuletzt von kaiserl. Reitern, denen der ihn begleitende Bage nicht Hilfe stehen wollte, vollends getötet ward. Sein blutiges Koller wurde nach Wien gebracht, wo es noch jetzt aufbewahrt wird. Den Leichnam führte der Herzog Bernhard von Weimar nach Weiskensfeld, um ihn dort der Königin zu überliefern, die ihn dann nach Schweden in die königl. Gruft bringen ließ. Die Eingeweide des Königs wurden aber, nach der Sektion durch einen Apotheker, in der Klaratsche zu Weiskensfeld beigesetzt. Von seiner Gemahlin, Maria Eleonore, geborenen Prinzessin von Brandenburg (geb. 1599), hatte er eine einzige Tochter, Christine (f. d.), die, sieben Jahre alt, ihm in der Regierung folgte.

G. war stark und schön von Körper, hatte einen hellen, durchdringenden Verstand und ein ehrfurchtgebietendes, würdevolles, aber dabei freundliches und leutseliges Betragen. Unererschroener Heldennut und ungebeugelte Gottesfurcht machten den Grundzug seines Charakters aus, in welchem zugleich die Tugenden der Menschlichkeit und christl. Duldsamkeit sich vereinigten. In den eroberten Ländern ließ er die Religionsübung der Katholiken, die er vorfand, ungestört bestehen, ja schätzte sie sogar vor dem Gegenbruch der Protestanten. In seinem Heer hielt er strenge Ordnung und Mannszucht und straffte Blünderung und Gewaltthätigkeit mit unerbittlicher Strenge. Trohndem waren ihm seine Soldaten mit grenzenlosem Vertrauen ergeben, weil er wie ein Vater für sie sorgte, jedes Verdienst beachtete und belohnte und unter und mit ihnen sich jeder Gefahr und Mühseligkeit unterzog. Wie er selbst für Gottesfurcht begeistert war, so suchte er auch seinen Soldaten diesen Sinn einzuhauchen, ordnete bei jedem Regiment Feldprediger an, ließ tägliche Vespunden halten und wachte sorgsam über gute Zucht und Sitte.

Über die Beweggründe G.s, während des dreißigjährigen Kriegs zu Gunsten der deutschen Protestanten einzuschreiten, ist je nach dem polit. oder konfessionellen Parteistandpunkte der Historiker vielfach gestritten worden. Während die lath. Schriftsteller seinem Unternehmen nur die Beweggründe gereizter Empfindlichkeit und polit. Sabotier unterlegen wollten, behaupteten andererseits die Protestanten, daß religiöse Motive allein ihn zum Kriege gegen den Kaiser getrieben hätten. Das Wahre liegt unvertennbar in der Mitte. Wichtige, ja fast zwingende Gründe von durchaus polit. Natur, wie das Erlangen von Einfluß auf die deutschen Verhältnisse, ein gutes Gevernehmen mit Frankreich und die Schwächung der österr.-habsburgischen Hausmacht für den Fall eines erneuerten Kriegs zwischen Schweden und Polen, standen, wo nicht in erster, so doch nächst seinem feurigen Glaubenseifer jedenfalls wenigstens in zweiter Linie, während auch wohl der normann. Selbengeist, die Lust an fähnenfahrten, den jungen Feldherrn antrieb, in Deutschland neue Lorbeeren zu sammeln. Erst als das Glück ihn so staunenswert begünstigte, als er im raschen

Fortschreiten Eroberungen häufte und die wichtigsten Länder und Städte Deutschlands in seinen Händen hatte, scheinen höher strebende Wünsche in ihm emporgekommen zu sein. Die Hulbigungen, die er an mehreren Orten annahm, die Verteilung einzelner deutscher Länder als schwed. Lehen, das Zurückbehalten anderer für sich scheinen auf den Plan hinzudeuten, eine prot.-deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen.

Auch für die innere Entwicklung seines Landes war G.s Regierung von der größten Bedeutung. Mitten unter dem Kriegsgetümmel ward dort eine großartige Arbeit auf allen Felern des Kulturlebens vollbracht. Das Staatsrecht wurde durch die Reichstagsordnung von 1617 und die Ritterhausordnung von 1626 umgestaltet. Die gesamte Verwaltung ward mustergültig organisiert, der Reichsrat erhielt Permanenz und wurde, in Reichstagskollegien eingeteilt, zum Mittelpunkt der Administration; ferner erfolgte eine konsequent durchgeführte, systematische Einteilung der Läne und Vogteien. Das Steuerwesen wurde vereinfacht, die Rechtspflege durch die Gerichtsordnung von 1614 und die Organisation der «Hofgerichte» zu Stockholm (1614), Åbo (1623) und Dorpat (1629) reformiert. Hinsichtlich des Heerwesens ward schon jetzt der Grund gelegt zu dem durch Karl XI. vollbrachten «eindelmingswerk». Das schwed. Unterrichtswesen darf nach den Reformen G.s als eins der bestgeordneten ganz Europas angesehen werden; die Hochschule zu Upsala ward durch die wahrhaft königliche Donation der gesamten «Gustavianischen» Erbgüter aus ihrem zeitweiligen Verfall emporgehoben und eine neue Universität zu Dorpat eingerichtet, sowie auch Gymnasien in den Städtchen. Eine rege Wirksamkeit herrschte auch auf dem Gebiet der materiellen Kultur; die reichen Bergwerke Schwedens blühten wieder auf, so auch der Handel, beides infolge wasson. und holländ. Einwanderungen; 15 Städte wurden neu angelegt und Versuche gemacht, Schweden einen Anteil an dem großen Welthandel zu verschaffen und überseeische Kolonien zu erwerben. Freilich fehlt es auch nicht an Schatten neben dem Glanz seiner Regierung; es sind dies unter andern die wachsende Übermacht des Adels und der harte Druck, den die Steuern und Aushebungen auf das Volk ausübten.

Auf dem Gebiet der Taktik war G.s Thätigkeit epochemachend: er wurde der Begründer einer neuen Kriegsmethode, oder wenigstens der einflussreichste Verbesserer der alten. Er machte die Linie zur bestimmten Angriffsformation, rebuzierte die Zahl der Glieder, verteilte die Kavallerie zweckmäßig zur Infanterie und setzte namentlich die Tüchtigkeit der Schützen und Reiter in enge Beziehung, behandelte das Arrangement der Schlachordnung systematisch und führte leichte Geschütze, und zwar in viel größerer Zahl ein, als seither gebräuchlich gewesen war. Auch schuf er durch strenge Mannszucht eine Armee, welche bezüglich ihrer moralischen Tüchtigkeit damals ihresgleichen nicht hatte.

In Upsala wurde dem Andenken des Königs ein Obelisk errichtet, seine Reiterstatue schmückt den Platz vor dem Schlosse zu Stockholm; außerdem wurde ihm ein Standbild in Gothenburg gesetzt. An der Stelle, wo man nach der Schlacht bei Lützen (f. d.) seine Leiche gefunden, wurde ihm 6. Nov. 1837 über den sog. Schwedenstein ein got. Denkmal aus Guss Eisen errichtet. In Deutschland ist die Gustav-Adolf-Stiftung (f. d.) nach ihm benannt.

Vgl. Flathe, «Gustav Adolf und der Dreißigjährige Krieg» (4 Bde., Dresd. 1840—41); Gröner, «Gustav Adolf und seine Zeit» (3. Aufl., Stuttg. 1852); Jürgell, «Geschichte Gustav Adolfs» (deutsch, Lpz. 1852); Soden, «Gustav Adolf und sein Heer in Süddeutschland 1631—35» (2 Bde., Erlangen 1865—67); G. Drosfen, «Gustav Adolf» (2 Bde., Lpz. 1869—70); Cronholm, «Sveriges historia under Gustaf II. Adolfs regering» (6 Bde., Stodh. 1857—72; im Auszug: «Gustav II. Adolf in Deutschland», deutsch von Helms, Bd. 1, Lpz. 1875); Wetbull hat in der neuerschiedenen illustrierten «Sveriges historia» eine anziehende und auf die neuesten Forschungen gestützte Schilderung seiner Regierung geliefert (Separatausgabe Stodh. 1882); Parieu, «Histoire de Gustave Adolphe, roi de Suède» (Par. 1875). G.'s Schriften sind unter dem Titel «König Gustaf II. Adolfs skrifter» 1861 von Stoffe herausgegeben worden.

Gustav III., König von Schweden (1771—92), geb. 24. Jan. 1746, war der älteste Sohn Adolf Friedrichs, Herzogs von Holstein-Gottorp, nachmaligen Königs von Schweden, und Luise Ulrikes, einer Schwester Friedrichs II. von Preußen. Die glücklichen Anlagen, mit welchen G. ausgestattet war, entwickelten sich unter der Leitung der Grafen Tessin und Scheffer rasch und kräftig. In Schweden hatten damals zwei aristokratische Parteien, bekannt unter dem Namen der Mäzen und Hüte, die Staatsgewalt an sich gerissen; jene wurde durch Rußland, diese durch Frankreich geleitet. Beide strebten, obgleich sonst in feindseligem Widerstreit, den Thron seiner Prätogative mehr und mehr zu entkleiden und an dessen Stelle die volle Herrschaft der Stände zu setzen. Kaum hatte G. nach seines Vaters Tode 12. Febr. 1771 den Thron bestiegen, als er, geleitet von Frankreichs Ratschlägen, den Plan faßte, mit Unterstützung des Bürger- und Bauernstandes und unter Beihilfe der jüngeren Offiziere die Adelsaristokratie zu stürzen. Doch hielt er seinen Entschluß geheim und unterschrieb sogar die neue Versicherungsakte vom 4. März 1772, welche seine Gewalt noch mehr einschränkte. Im stillen suchte er indes Volk und Militär auf seine Seite zu ziehen. Unter dem Vorwande, neue Manöver einzuführen, versammelte der König 200 meist junge Offiziere um sich, die bald eine Verbindung zu seinen Gunsten bildeten. Vorzüglich thätig war in der Hauptstadt Oberst Sprengtporten, bis ihn der Argwohn des Reichstags nach Finland verbannte; in den Provinzen wirkten Abgesandte des Königs bei den Regimentern. Auch einige bedeutende Männer, unter andern die Grafen Hermansson und Scheffer, hatten sich mit dem Könige vereinigt. Nachdem eine neue Verfassung entworfen, wurden die Rollen so verteilt, daß die Brüder des Königs, der ältere, Karl, in Schonen, der jüngere, Friedrich, in Ostgothland, und Sprengtporten in Finland die Revolution leiten sollten, die der König in der Hauptstadt dann vollbringen würde. Dem Plane gemäß kündigte zuerst 12. Aug. 1772 der Kommandant von Christianstad, Hauptmann Hellingius, den Reichsständen durch ein förmliches Manifest den Gehorsam auf. Als bald zog der Prinz Karl die Regimenter in der Nachbarschaft zusammen und erschien mit denselben vor Christianstad; da jedoch seine Aufforderung zur Übergabe fruchtlos blieb, begann eine scheinbare Belagerung und Verteidigung. Der König benahm sich dabei so klug, daß

er allen Argwohn seiner Feinde völlig zerstreute. Am 19. Aug. 1772 kam es aber im Reichsrat zwischen ihm und einigen Reichsräten zu lebhaftem Wortwechsel. Jetzt warf er die Maske ab und vollendete zu Stockholm die Revolution, die zu Christianstad begonnen hatte. Er erschien auf der Wachtparade und schilberte nach der Rückkehr ins Schloß, wohin ihn viele Offiziere begleiteten, diesen seine und des Vaterlandes Bedrängnisse, sowie die Notwendigkeit, die angemessene Gewalt der Stände zu vernichten, forderte sie auch in feuriger Rede zur Unterstützung seines Plans auf. Zwei ausgenommen, leisteten alle den Eid des Gehorsams. Hierauf begab sich G., umringt von einer großen Volksmenge, auf den Nordermarkt, wo der übrige Teil der Leibwache, dann in den Zeughof, wo das Artillerieregiment ihm huldigte. Zugleich ließ er die Truppen sich mit Kanonen und Schießbedarf versorgen, befaß die Verhaftung der Mitglieder des Reichsrats und empfing die Huldigungen der Verwaltungsbehörden, des stockholmer Magistrats und der Admiralität.

So wurde die Verfassung binnen wenigen Stunden beseitigt, und schon am folgenden Tage leisteten die Kollegien und die Bürger in Stockholm den Unterthaneneid. Um die neue Verfassung durch die Stände anerkennen zu lassen, wurden sie auf den 21. Aug. mit der Drohung, daß jeder Ausbleibende als Landesverräter bestraft werden solle, zu einer allgemeinen Versammlung auf das Schloß beschieden. Hier erklärte G. seine Absicht, an die Stelle des Parteidespotismus eine gemäßigtere Monarchie zu setzen, wie sie unter Gustav Adolf und vor dem J. 1680 bestanden, und ließ die neue Verfassung vorlesen, die sofort genehmigt und durch Unterschrift und Eid bekräftigt wurde. Fast alle Staatsdiener blieben in ihren Ämtern, die Verhafteten wurden in Freiheit gesetzt, die Revolution war beendet. Durch die Bemühungen des Königs erwachten Handel, Ackerbau und Gewerbefleiß, die Land- und Seemacht hob sich, Bergbau, Künste und Wissenschaften blühten wieder auf, und viele Anstalten, die G. nach dem Beispiel Friedrichs II. von Preußen ins Leben rief, förderten die allgemeine Wohlfahrt. In Hinsicht seines Hofstaats nahm er jedoch den Glanz des franz. Hofes zum Muster, was ihn zur Überlastung des Landes führte. Noch mehr aber als diese Prachtliebe war seine abenteuerliche Politik geeignet, allgemeine Unzufriedenheit zu erregen, und die Stände waren schon auf dem Reichstage von 1786 offen und heftig gegen den König aufgetreten. Sie verwurten fast alle seine Vorschläge und nötigten ihn zu harten Opfern. Noch bedrängnisvoller aber wurde seine Lage, als, nachdem er selbst Rußland angegriffen, die Dänen auf Rußlands Antrieb in Schweden einfielen und zugleich 12. Aug. 1788 im Heer eine Meuterei ausbrach. Unter dem Vorwande, daß der König ohne Genehmigung der Stände seinen Angriffskrieg beginnen dürfe, weigerte sich das Heer zu sechten und unterhandelte eigenmächtig mit Rußland um einen Waffenstillstand. Aber G. eilte nach Schweden zurück, gewann die Hilfe der Dalekarlier und rettete durch sie zunächst Gothenburg vor den Angriffen der Dänen, worauf er sich durch Englands und Preußens Vermittelung ganz von diesem Feinde befreite. Auf dem im Febr. 1789 zu Stockholm eröffneten Reichstage wurden ihm trotz des Widerstrebens des Adels völlige Souveränität und das Recht verwilligt,

ohne Einwilligung der Stände Krieg anzufangen. Jetzt setzte er den Feldzug gegen Rußland mit höchster Anstrengung fort. Zwar siegten die Russen 1789 fast allenthalben zur See und zu Lande; doch im folgenden Jahr brachte er durch die Gefechte bei Kärnafoski (15. April) und Waskiala (29. April), wie durch den Sieg seiner Schärenflotte über die russ. Flotte bei Frebrilshamn (15. Mai) das Kriegsglück wieder auf seine Seite. Auch glückte es seinen Verlust, als er sich 8. Juli durch die feindliche Flotte schlug, durch den blutigen Sieg seiner Schärenflotte bei Svenskund (9. Juli) über den Prinzen von Nassau glorreich wieder aus. Dieser Sieg führte zum Frieden, der 14. Aug. 1790 zu Åbo am Rymmenesflusse zwischen Rußland und Schweden auf das Verbleiben des vor dem Kriege bestehenden Besitzstandes abgeschlossen wurde. (S. Finnisches Kriegs.) Statt nun die empfangene Lehre für die Zukunft zu benutzen, beschloß der König, in den Gang der Französischen Revolution einzugreifen und Ludwigs XVI. Macht herzustellen. Er wollte Schweden, Rußland, Preußen und Oesterreich vereinigen und sich an die Spitze dieses Bundes stellen. Zu diesem Zwecke ging er im Frühjahr 1791 nach München, schloß mit Katharina II. einen Freundschaftsvertrag und berief einen Reichstag nach Gefle im Jan. 1792, der nach vier Wochen endigte.

Unterdessen hatten sich aber zur Ermordung des Königs die Grafen Horn und Ribbing, die Freiherren Bjelle und Beshlin, der Oberstlieutenant Nilsehorn und mehrere andere verbunden. Nachdem bereits der Mord in Gefle versucht worden, bot sich Andarström, der den König persönlich haßte, den Verschworenen zum Werkzeug an. Eine Maske wurde zu Stockholm, in der Nacht vom 16. zum 17. März 1792, wurde zur Ausführung bestimmt. Obgleich der König kurz vor dem Anfang des Balls gewarnt wurde, ging er doch gegen 11 Uhr mit dem Grafen Essen dahin, trat in eine Loge und, da alles ruhig, in den Saal. Bald umgab ihn ein Gewühl von Masken, und indem ihm eine derselben (Horn) mit den Worten «Bon jour, beau masque!» auf die Schulter klopfte, wurde er (wahrscheinlich von Andarström, s. b.) durch einen Schuß im Rücken tödlich verwundet. Nachdem er noch in den folgenden Tagen mit Geistesgegenwart die nöthigsten Geschäfte geordnet, Armistell zum Oberstathalter von Stockholm ernannt und den Befehl unterzeichnet hatte, seinen Sohn Gustav IV. Adolf zum König auszurufen, starb er 29. März 1792.

G. war, gleich seinem Oheim, dem König Friedrich II. von Preußen, entschieden für das Französische eingenommen, aber deshalb der schwed. Literatur keineswegs abgeneigt, sondern suchte dieselbe zu heben. Er selbst schrieb in schwed. Sprache mehrere Hogen und Schauspiele (deutsch von Eichel, 2pz. 1848), welche hinsichtlich der Sprachreinheit musterhaft sind, aber wenig Originelles haben. Eine Sammlung seiner «Oeuvres politiques, littéraires et dramatiques» wurde von Dehauf (5 Bde., Par. 1805; deutsch im Auszuge von Rüb, 3 Bde., Berl. 1805—8) veranstaltet. G. hatte befohlen, alle seine Papiere, in Kisten verschlossen, auf der Universitätsbibliothek zu Upsala aufzubewahren, wo sie erst nach 50 Jahren geöffnet werden sollten. Diese Eröffnung fand 29. März 1842 statt, und es erhielt Professor Geijer den Auftrag, die Papiere zu verzeichnen und über den Inhalt an den König zu berichten. Während dieser Arbeit gewannen dieselben noch einen

sehr bedeutenden Zuwachs durch eine Sammlung ungebrachter Sachen über Gustavs III. Regierung, die gegen Ende 1842 der Kammerherr Nils Lersmeden der Universitätsbibliothek zu Upsala übergab. Außer dem offiziellen Bericht hat Geijer auch öffentlich über die gesamten, viel Interessantes für die Geschichte Schwedens und die Charakterisierung des Königs enthaltenden Papiere berichtet in «Konung Gustaf III:s efterlemnade och femtio år efter hans död öppnade papper» (8 Bde., Upsala 1843—45, deutsch von Creplin, 8 Bde., Hamb. 1843—46).

Vgl. D'Aquila, «Histoire du règne de Gustave III.» (2 Bde., Par. 1815); Fryxell, «Gustaf III. och statsvälföringen 1772» (Bd. 42 der «Berättelser ur Svenska Historien», Stockholm 1878); Nervo, «Gustave III roi de Suède et Ankarström» (Par. 1876). Den tragischen Tod G.s wählte Auber (Text von Scribe) zum Gegenstand der Oper «G. oder der Maskenball».

Gustav IV. Adolf, König von Schweden (1792—1809), geb. 1. Nov. 1778, wurde nach seines Vaters, Gustavs III., Tode 29. März 1792 zum König ausgerufen. Während seiner Minderjährigkeit führte sein Oheim und Vormund, der Herzog Karl von Södermanland, der nachmalige König Karl XIII. (s. b.), die Regierung, die G. dann 1. Nov. 1796 selbst übernahm. Der junge König war nicht ohne Talente und besaß viel natürliche Herzengüte; aber die Beharrlichkeit, zu der ihn sein Vater, der ihn nach Rousseauschen Grundsätzen erzog, gewöhnen wollte, hatte sich zur eigensinnigen Unbeugsamkeit ausgebildet. Bald nach seinem Regierungsantritt ließ er sich zwar die Souveränität, wie sie sein Vater errungen, auf dem Reichstage zu Norrköping (1800) bestätigen, dagegen änderte er gleich anfangs vieles in den Regierungsgrundsätzen und hob manche weisse Anordnung, die sein Oheim getroffen, wieder auf. Bereits mit einer Prinzessin von Mecklenburg versprochen, lud ihn 1796 die Kaiserin Katharina II. nach Petersburg ein, in der Absicht, ihn mit ihrer Enkelin Alexandra Paulowna zu vermählen. Schon war alles zur Vermählung vorbereitet, als G. sich weigerte, den Ehekontrakt zu unterzeichnen, weil man in Bezug auf den Gottesdienst seiner künftigen Gemahlin Punkte darin aufgenommen, die er nicht zugehen wollte. Nichts konnte seine Weigerung beugen; er zog sich in seine Zimmer zurück, und die Vermählung kam nicht zu Stande. Am 31. Okt. 1797 vermählte er sich dagegen mit der Prinzessin Friederike von Waden, der Schwägerin des Kaisers Alexander I. und des nachmaligen Königs Maximilian I. von Bayern. Als die nordischen Mächte über die Erneuerung des besonders gegen England gerichteten Bündnisses der bewaffneten Neutralität unterhandelten, begab er sich 1800 zur Beschleunigung des Abschlusses selbst nach Petersburg. Dennoch blieb er, als England gegen diese Mächte, besonders gegen Dänemark, die Offensive ergriff, ganz unthätig. Nach Alexanders I. Thronbesteigung trat er sogar 1802 dem neuen Handelsvertrage zwischen England und Rußland bei, durch welchen er von den Engländern außer der Rückgabe der Insel Barthelemy Befreiung der schwed. Schiffe vom Embargo in den brit. Häfen erhielt. Im Juli 1803 reiste er nach Karlsruhe, um den Kaiser und die Reichsfürsten für die Idee zu gewinnen, die Bourbons statt des Ersten Königs wieder an die Spitze der franz. Regierung zu setzen. Er befand sich noch in Karlsruhe,

als der Herzog von Goughien auf Napoleons Befehl aus dem Babilischen mit Gewalt entführt wurde. Sofort sendete er seinen Adjutanten nach Paris, um den Prinzen zu retten; allein der Prinz war schon tot. Auch übergab er deshalb nachdrückliche Noten in Regensburg und war nächst Alexander der einzige Souverän, der über jene Bluttat offen seinen Unwillen äußerte. Dieses hatte den völligen Bruch mit Frankreich und eine immer engere Verbindung mit Großbritannien und Rußland zur Folge. So ebel es erschien, daß er die von Napoleon kurz nach dem Frießen von Tilsit gemachten Friedensvorschläge verwarf, ja sogar in der Absicht, Preußen bessere Friedensbedingungen zu verschaffen, 2. Juli 1807 den Waffenstillstand mit Frankreich aufhob, so mußte man es doch für unnhe Hartnäckigkeit ansehen, als er nach dem Frieden von Tilsit die von Rußland und Preußen angebotene Vermittelung ausschlug. Er verlor nun Straßburg, das er 19. Aug. 1807 verließ, und die Insel Rügen. Seine blinde Anhänglichkeit an England, von welcher Alexander ihn vergebens abzu ziehen versuchte, führte sein Volk in Krieg mit Rußland und Dänemark. Da nämlich G. durchaus die Teilnahme Schwedens an der Verschleppung der Offizier gegen die Engländer bis zum allgemeinen Seefrieden verweigerte und vor allem erst die Entfernung der franz. Truppen von den Ksten der Offize und die Wiedereröffnung der deutschen Häfen für Englands Handel gebieterisch forderte, so drangen die Russen mit 60000 Mann in Finland ein und eroberten diese Provinz, die hierauf mit Rußland vereinigt wurde. Um sich für den Verlust Finlands zu entschädigen, griff G. Norwegen an; doch von den Dünen und Norwegern zurückgeschlagen, mußte die schwed. Armee unter Armfelt sich über die Grenze zurückziehen. Nicht gewillt, Frieden zu schließen, reichte er noch Abel und Heer gegen sich auf. Als England ihn zu gemgigtern Ansichten zu bringen suchte, legte er auf alle engl. Rauffahrtsschiffe in den schwed. Hfen Beschlagnahme und stieß damit auch diese Nacht von sich.

So mußte es jedem deutlich werden, daß der König die Wohlfahrt seines Volks ganz seiner Leidenschaft aufzuopfern fähig sei, und ein im tiefsten Dunkel entworfenener Plan gedieh endlich zur Reife. Die westl. Armee, versichert, daß die Dnen die Grenze nicht überschreiten würden, setzte sich unter Adlerparre in Marisch gegen Stockholm, wo unter den nächsten Umgebungen des Königs die Häupter der Verschwrung sich befanden. Auf die Nachricht von ihrer Annäherung beschloß der König anfangs, in Stockholm mit einigen Regimentern sich zu verteidigen, änderte jedoch bald diesen Plan und wollte nach Linköping aufbrechen, um dort noch mehr Truppen an sich zu ziehen. Vor seiner Abreise verlangte er von der Bank 2 Mill. Lhr. Als die Kommissarien diese Zahlung verweigerten und er 13. März zu gewaltsamer Wegnahme des Geldes schreiten wollte, schien der Augenblick zum Handeln gekommen. Noch einmal wollte Klingsspor im Verein mit Adlercreuz und Skwerparre den Weg göttlicher Vorstellung versuchen; doch G. beleidigte die Sprecher auf das empfindlichste, worauf Adlercreuz ihm den Degen abforderte und ihn im Namen der Nation zum Gefangenen erklärte. Schon am Nachmittag verkündete eine Proklamation des Herzogs Karl von Södermanland, daß er die Regierung übernommen habe. G. zeigte sich in sein

Schicksal ergeben. Er wurde nachts um 1 Uhr nach Drottningholm, während seine Gemahlin mit ihren Kindern zu Haga bleiben mußte, und 24. März nach Gripsholm gebracht. Von hier aus sandte er 29. März eine Entlassungsakte zu Gunsten seines Sohnes. Die Reichstnde aber erklärten ihn und seine Erben 10. Mai 1809 des Thrones für immer verlustig und setzten ihm und seiner Familie auf Antrag des neu gewählten Königs Karl XIII. ein jährliches Einkommen von 66666 Lhrn. aus; auch sein Privatvermögen, das seiner Gemahlin und seines Sohnes verblieb ihm. Im J. 1824 wurden statt der Rente und zur Abfindung für sonstige Forderungen 721419 Lhr. an die Familie ausbezahlt. Er ging 6. Dez. 1809 nach Deutschland, von da nach der Schweiz, wo er zu Basel unter dem Namen eines Grafen von Gattorp lebte. Später trennte er sich von seiner Gemahlin und seinen Kindern, reiste ohne bestimmten Zweck umher, begab sich 1810 nach Petersburg und 1811 nach London, ließ sich 1812 von seiner Gemahlin scheiden und rührte sich 1815 in Basel zu einer Reise nach Jerusalem, kehrte jedoch aus Morea zurück. Dem Wiener Kongreß ließ er im Nov. 1814 eine Erklärung überreichen, in welcher er die Rechte seines Sohnes auf den schwed. Thron in Anspruch nahm. Später nannte er sich Oberst Gustavsson, wurde 1818 Bürger in Basel, privatisierte 1827 — 29 in Leipzig, ging dann nach Holland und lebte später in Mchen, zuletzt in St. Gallen. Er starb 7. Febr. 1827 zu St. Gallen.

Für Widerlegung einiger Behauptungen des Artikels «G. Adolphes» in der «Biographie des contemporains» und in Ségur's «Histoire de Napoléon et de la grande armée» schrieb er das «Mémorial du colonel Gustafson» (Zpp. 1829; deutsch, Zpp. 1839); außerdem «Nouvelles considérations sur la libert illimitée de la presse» (Mchen 1834), «Le journal du 18 Mars 1809» (St. Gallen 1835).

G. hinterließ einen Sohn und drei Töchter, die von ihrer Mutter (gest. 25. Sept. 1826 in Laufenne) trefflich erzogen wurden. Die älteste, Sophie Wilhelmine (gest. 7. Juli 1865), vermählte sich 1819 mit dem Großherzog Leopold von Baden, die jüngste, Ccilie (gest. 27. Jan. 1844), 1831 mit dem Großherzog Paul Friedrich August von Oldenburg. Der Sohn Gustav, geb. 9. Nov. 1799, sterr. Feldmarschalllieutenant, führte seit 5. Mai 1829 den Titel eines Prinzen von Wasa und starb zu Bilkup 4. Aug. 1877. Derselbe vermählte sich 1830 mit Prinzessin Luise (gest. 19. Juli 1864), Tochter des Großherzogs Karl Ludwig Friedrich von Baden und der Stephanie, der Abspotttochter Napoleons I. Aus der Ehe des Prinzen von Wasa ging eine Tochter, die Prinzessin Carola (geb. 5. Aug. 1833), hervor, vermählt seit 1853 mit dem Kronprinzen (nachmaligen König) Albert von Sachsen.

Gustav, Prinz von Wasa, Sohn Gustavs IV. Adolf (s. d.). [XIV. (s. d.) von Schweden.]

Gustav Eriksson, Sohn des Königs Erich Gustav Wasa, s. Gustav I.

Gustav-Adolf-Verein, genauer «der evang. Verein der Gustav-Adolf-Stiftungen», ist ein Verein innerhalb der prot. Kirchen, welcher den Zweck verfolgt, die Not derjenigen Glaubensgenossen zu heben, welche, ohne sich selber helfen zu können, in lth. Umgebung der Mittel des kirchlichen Lebens entbehren und deshalb in Gefahr sind, der evang. Kirche

verloren zu gehen. Die Gründung des Vereins knüpft sich an den 6. Nov. 1832, als den 200jährigen Erinnerungstag an den Heldentod des Schwedenkönigs Gustav Adolf. An diesem Tage fand in Lützen eine einfache Feier statt, und hier wurde vom Dompropst von Jönsseker aus Merseburg und vom Superintendenten Großmann aus Leipzig der Plan gefaßt, Gustav Adolf an der Stätte seines Todes ein würdevolleres Denkmal zu setzen. Um das für die nöthigen Gelder aufzubringen, forderte Kaufmann Schütz in Leipzig 7. Dec. 1832 im »Leipziger Tageblatt« zur Veranstaltung einer Scherfersammlung im ganzen evang. Deutschland auf. Damit war auch der Gedanke nahe gelegt, für die Verwendung der voraussichtlich reichlich eingehenden Gelder einen höhern Zweck ins Auge zu fassen, und 14. Dec. 1832 forderte ein Leipziger Komitee auf »zur Errichtung einer Anstalt zu brüderlicher Unterstützung bedürftiger Glaubensgenossen und zur Erleichterung der Noth, in welche durch die Erschütterung der Zeit und durch andere Umstände prot. Gemeinden in und außer Deutschland mit ihrem kirchlichen Zustande geraten«. Zunächst aber bildeten sich organisierte Vereine nur in Leipzig und in Dresden, welche in einigen kleinern Städten Sachsens Zweigvereine hatten. Thatsächlich unterstützt wurden diese Bestrebungen vor allem im Königreich Sachsen, wo das Konsistorium eine öffentliche Sammlung anordnete, und in Schweden, wo König Karl XIV. Johann auf Fürsprache des Erzbischofs Baskin von Upsala eine jährliche Kirchen- und Handkollekte durch das ganze Land bewilligte. Einzelne Beiträge kamen auch von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und aus den thüring. Staaten. Nach den Bestimmungen des Statuts vom J. 1834 wurden alle Beiträge kapitalisirt und nur die jährlichen Zinsen verteilt. Bis 1841 war ein Capital von gegen 89000 Mark gesammelt, doch blieb die Summe, welche alljährlich zur Verwendung kam, gering. Die Leitung der Vereinsangelegenheiten wechselte alljährlich zwischen Leipzig und Dresden, nur die Verwaltung des Vermögens ruhte dauernd in den Händen des Leipziger Vereins. Unterstützt wurden, wenn auch mit geringen Summen, prot. Gemeinden im Elsaß, in Bayern, Böhmen, Ungarn und der Moldau.

In dieser Weise bestand und wirkte der Verein bis zum J. 1841. Die wenig er bekannt war, trotz der regelmäßig erscheinenden Jahresberichte, erhielt daraus, daß fast gleichzeitig von Professor Tholud in Halle, von Harrer Legand in Basel und vom Hofprediger Zimmermann in Darmstadt, welche sämtlich den leipzig-dresdener Verein nicht kannten, die Anregung gegeben wurde, einen Verein zu gründen zur Unterstützung evang. Glaubensgenossen in luth. Ländern. Tholuds Wort scheint erfolglos geblieben zu sein; Legand veranlaßte die Gründung der schwed. protestantischen Hilfsgesellschaft, welche dasselbe Ziel verfolgt wie der V., auch mit ihm eng befreundet ist, aber ihre selbständige Organisation hat. Zimmermann erließ am Reformationsfest 31. Okt. 1841 einen »Aufruf an die prot. Welt«, in welchem er in begeisterten Worten dazu aufforderte, einen Verein zur Unterstützung bedürftiger Glaubensgenossen zu gründen. Dieser Aufruf fand in ganz Deutschland freudige Zustimmung und überall bildeten sich Vereine. Sobald jedoch Zimmermann von der bereits bestehenden Stiftung in Leipzig-Dresden erfuhr, wirkte er selbst dafür, daß die neuen Vereine sich ihm anschlossen. Am 16. Sept. 1842

sand zu diesem Zweck zu Leipzig eine aus ganz Deutschland besuchte Versammlung statt. Es ward ein »evang. Verein der Gustav-Adolf-Stiftung« begründet, der sich die Unterstützung bedürftiger Glaubensgenossen zur Aufgabe machte. Derselbe gliederte sich in Hauptvereine, deren es zunächst nur drei gab: Leipzig, Dresden und Darmstadt, und in Zweigvereine. Betreffs der Verwendung der eingehenden Gelder wurde die Änderung getroffen, daß künftig nur ein Drittel derselben kapitalisirt, dagegen zwei Drittel sofort verwendet werden sollten, und zwar eins nach selbständiger Bestimmung der Zweigvereine, das andere durch den Centralvorstand unter möglichster Berücksichtigung der Wünsche der Zweigvereine. Vollendet wurde die Organisation des Vereins auf der Versammlung zu Frankfurt a. M. im Sept. 1843. Ein Centralvorstand, mit seinem Sitz in Leipzig, ward gewählt, bestehend aus 24 Mitgliedern, von welchen 9 der Stadt Leipzig, die übrigen 15 möglichst den verschiedenen Gegenden Deutschlands angehören. Das Kapitalisiren der Gelder wurde beschränkt auf diejenigen Gaden, welche ausdrücklich mit dieser Bestimmung versehen werden. Hofprediger Zimmermann wurde beauftragt mit der Herausgabe eines Vereinsblattes unter dem Titel »Der Bote des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung«. Die folgende Versammlung, Sept. 1844 zu Göttingen, war dadurch wichtig, daß hier die evang. Vereine sich dem allgemeinen Verbands anschlossen. Der König von Preußen, der König von Hannover, der Großherzog von Hessen, der König von Württemberg unterstützten die Sache des Vereins durch ihren Beitritt und durch günstige Verordnungen. Für Bayern dagegen wurde die Gründung von Zweigvereinen 10. Febr. 1844 verboten und erst 18. Sept. 1849 gestattet. Das Protektantenpatent vom 8. April 1861 gestattete auch für Österreich die Gründung von V., und schon 1862 konnten die beiden Hauptvereine Wien, für Deutsch-Österreich und Galizien, und Nebiisch, für Siebenbürgen, aufgenommen werden.

Nicht geringe Verwidelungen entstanden dem Verein aus der deutschkatholischen und der freireligiösen Bewegung. Der Verein hatte sich von vornherein auf den kirchlichen Standpunkt gestellt, freilich nicht auf ein bestimmtes Bekenntnis. Er bestimmt in §. 2 seines Statuts nur: »Die Wirksamkeit des Vereins umfaßt lutherische, reformierte und unilerte, sowie solche Gemeinden, die ihre Übereinstimmung mit der evang. Kirche sonst glaubhaft nachweisen.« Im J. 1845 beantragten nun einige Zweigvereine, auch deutschluth. Gemeinden aus Vereinsmitteln zu unterstützen. Der Centralvorstand lehnte es ab, weil jene Gemeinden selbst erklärten, daß sie Katholiken bleiben wollten und jedenfalls die evang. Kirche als völlig unfrei verwarf. Die Hauptversammlung zu Stuttgart, Sept. 1845, billigte diese Ablehnung. Auf der Hauptversammlung Sept. 1846 zu Berlin erschien der Prediger Drupp, Begründer der Freien Gemeinden, als Abgeordneter für Königsberg. Der Centralvorstand beanstandete seine Teilnahme, und mit 39 gegen 33 Stimmen wurde seine Ausschlusung beschlossen. Das führte zu einer starken Spaltung. Von der Linken traten manche aus, weil sie in diesem Beschluß ein Rebergericht sahen. Von der Rechten sagten sich manche los von einem Verein, welcher mit den Freien Gemeinden Freundschaft halte, und veranlaßten die Gründung der sog. »Lutherischen Gottesdiener«, wie z. B. in Weidenburg,

Weise Willensbefriedigung und Glückseligkeit herbeigeführt werden. Andererseits aber bezeichnen wir mit dem Worte G. den Gegenstand des sittlichen Beifalls, die Handlungen, Verhältnisse, Eigenschaften und Personen, welche vom Standpunkte der moralischen Beurteilung aus gebilligt werden. Durch diesen Doppelgebrauch des Wortes (der auch das griech. αγαθόν, das lat. bonum trifft) ist es gekommen, daß diejenige Wissenschaft, welche sich mit der Idee des G. im sittlichen Sinne beschäftigen soll, die Ethik (s. d.), meist auch den andern Gesichtspunkt im Auge behält, neben ihrer Pflichtenlehre auch eine Güterlehre aufstellen zu sollen meinte, und endlich in dem Begriffe des «höchsten G.» (Anis bonorum) als der Identität von Tugend und Glückseligkeit eine Verschmelzung beider Bedeutungen herbeizuführen suchte, welche jedoch stets, bei Kant wie bei Sokrates und seinen Nachfolgern, zu einer eudämonistischen Färbung der Moral führen mußte. (S. Agathologie.)

Gut (wirtschaftlich). Als Güter bezeichnet die Wirtschaftslehre alles dasjenige, was menschliche Bedürfnisse unmittelbar oder mittelbar zu befriedigen geeignet ist. Zum Unterschiede von sog. moralischen Gütern, wie Ehre, Tugend, Zufriedenheit u. s. w., und persönlichen Gütern, wie Gesundheit, welche unveräußerlich, unabschätzbar und unveräußerlich sind, lassen sich die wirtschaftlichen Güter dadurch charakterisieren, daß sie des Austausches und Verkehrs fähig sind und Wert im Austausch haben. Es gibt außerdem auch noch sog. freie Güter, wie Luft, Licht, Sonnenwärme, Wasser, welche die Natur in solcher Fülle darbietet, daß man sich dieselben in der Regel unentgeltlich verschaffen und sie frei genießen kann. Solche meist in unerschöpflicher Fülle vorhandenen Güter sind in der Regel nicht fähig, ausgetauscht zu werden, und werden nur ausnahmsweise zu wirtschaftlichen Gütern; so z. B. das Wasser, welches auf hohe Berge oder Stagen hinaufgetragen wird und durch diese Arbeit Wert erhält. Jedes G. ist ein Produkt menschlicher Arbeit, und befände sie auch nur darin, daß wir die Früchte des Baums pflücken oder einen Trunk frischen Wassers aus der Quelle herbeischaffen. Einige Nationalökonomien wollen nur körperliche Dinge, sog. Sachgüter, zu den Gütern rechnen; die meisten unterscheiden jedoch drei Kategorien von wirtschaftlichen Gütern: 1) die beweglichen und unbeweglichen Sachen; 2) persönliche Dienste; 3) Verhältnisse zu Personen und Sachen, die oft ebenso genau wie Sachgüter abgeschätzt werden können, z. B. Kunstschaff von Handelsfirmen, Verkaufslokale, Wirtschaften oder der Name und Bekanntheit einer Zeitung. Obwohl die körperlichen Dinge in Wirklichkeit die zahlreichsten und augenfälligsten Objekte der schaffenden Tätigkeit und Wirtschaft der Menschen sind, so begreift die Güterwelt doch auch die Dienstleistungen und Kräfte der Menschen in sich, weil dieselben ebenfalls im Verkehr abgeschätzt werden und oft sehr hohen Wert im Austausch haben. Man denke z. B. an die Dienste des Arztes, der den Arbeitgeber von 1000 Arbeitern heilt, oder an die Dienste einer Sängerin, welche an einem Abende Tausende verdienen und durch ihre Arbeit und Kunst große Reichtümer erwerben kann. Ihre Gesangsleistung ist ein G., das die Hörer mit hohen Summen Eintrittsgeld eintauschen und das zur Erhöhung menschlicher Befriedigung wesentlich beitragen kann.

Man hat die Güter ferner eingeteilt in Genusmittel, Produktionsmittel und Erwerbsmittel, insofern sie unmittelbar dem Genuß dienen, oder bei der Produktion von Gütern verwendet werden können, oder den Erwerb schon vorhandener Güter vermitteln. Man hat auch wohl die Genusmittel Güter von unmittelbarem Wert genannt und die Produktions- und Erwerbsmittel in der Bezeichnung als Güter von mittelbarem Wert zusammengefaßt, weil sie die Bedürfnisse der Menschen nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar, durch Erzeugung und Beschaffung von Genusmitteln befriedigen. Beachtenswert ist auch die Unterscheidung der Güter in objektive, absolute oder volkswirtschaftliche und bloß relative oder privatwirtschaftliche. Die letztern vermehren nicht, wie die erstern, unmittelbar den realen Nationalreichtum, sondern sie bilden nur Bestandteile des privatwirtschaftlichen Vermögens einzelner mit gleich großer Belastung des Vermögens anderer. Hierher gehören z. B. die auf den Inhaber lautenden Obligationen, die ja in neuerer Zeit zu wichtigen Handelsobjekten geworden sind. Andere Einteilungen der Güter von geringerer Bedeutung sind diejenigen in wesentliche und unwesentliche, allgemeine und individuelle, Notwendigkeits-, Annehmlichkeits- und Luxusgüter. Je nachdem die Güter ganz verbraucht und vernichtet, oder allmählich zerstört werden oder erhalten bleiben, spricht man von ihnen als Verzehrgütern, Abnutzungsgütern und Nutzungsgütern. Zu den erstern gehören z. B. die Speisen, zur zweiten Kategorie die Werkzeuge, zur dritten der Grund und Boden. Endlich gibt es veräußerliche und nicht veräußerliche Güter. Zu den letztern zählen die sog. nicht aneignungsfähigen Güter, wie Licht, Sonnenwärme, Luft, sowie diejenigen, welche menschliche Bestimmungen dem Verkehr entzogen, wie Staats- und Kirchengüter u. s. w.

Die besondere Bedeutung, welche ein G. als solches für den Menschen besitzt, nennt man den Wert desselben. Zunächst versteht man unter Wert den abstrakten oder konkreten Gebrauchswert (s. d.) desselben. Denkt man sich aber das G. innerhalb einer Gesellschaft mit einigermaßen entwickeltem Verkehr, so kommt hauptsächlich der Tauschwert (s. d.) desselben in Betracht, der allerdings das Vorhandensein irgend eines Gebrauchswertes stets zur notwendigen Voraussetzung hat. Die menschlichen Bedürfnisse sind, wenn auch jedes einzelne quantitativ begrenzt ist, qualitativ einer unbegrenzten Entwicklung fähig, indem sie in jedem Stadium stets wieder neue, oft allerdings nur auf Capricen und Raffinement beruhende Erregung und zugleich auch neue Mittel zu ihrer Befriedigung finden. Daher ist auch die Zahl der Güterarten unbegrenzt; stets treten neue Spezies von Gütern auf, während umgekehrt auch manche Objekte, die früher den Gütercharakter besaßen haben, etwa infolge eines Modewechsels, denselben allmählich verlieren. Die vorhandenen Vorräte und Bestände jeder einzelnen Güterart sind ebenfalls einem mehr oder weniger raschen Wechsel unterworfen. Viele Güter sind ihrer Natur nach zum völligen Verbrauch, zur Konsumtion im engern Sinne bestimmt, und es ist volkswirtschaftlich nicht etwa ein Schaden, sondern ein Gewinn, wenn sie ihrer Bestimmung gemäß verzehrt oder verbraucht werden. Es ist nur Sorge dafür zu tragen, daß durch neue Produktion stets ein genügender Ersatz für das Verbrauchte

geschafft wird. Bei den Gütern, die nur einer lang-samen Abnutzung unterliegen, erscheint diese letztere allerdings meistens als ein volkswirtschaftlicher Verlust, und in diesen Fällen ist dahin zu wirken, daß das G. in seiner Brauchbarkeit möglichst lange erhalten und seine Abnutzung möglichst verlangsamt werde. (S. Produktion, Konsumtion.)

Gutachten heißt im Proceß die dem Gericht von den Sachverständigen erteilte Auskunft. Im Civilproceß kann das Gericht schriftliche oder mündliche Begutachtung und mündliche Erläuterung eines schriftlichen Gutachtens anordnen. Im Strafproceß wird im Vorverfahren die Form des Gutachtens gleichfalls vom Gericht bestimmt, im Hauptverfahren ist es der Regel nach in der Hauptverhandlung mündlich zu erteilen, doch kann das Gericht Vernehmung durch einen beauftragten oder ersuchten Richter anordnen, wenn dem Erscheinen des Sachverständigen in der Hauptverhandlung auf längere oder ungewisse Zeit nicht zu beseitigende Hindernisse, wie Krankheit oder Gebrechlichkeit, entgegenstehen, oder wenn sein Erscheinen wegen großer Entfernung besonders erschwert sein wird. Das G. ist eidlich zu erteilen (im Civilproceß können die Parteien auf die Beidigung verzichten). Das G. bindet das Gericht nicht; dasselbe kann eine anderweitige Begutachtung anordnen.

Güte ist diejenige Charaktereigenschaft, welche die Berücksichtigung und Beförderung des fremden Wohls als ein natürliches, selbstverständliches Motiv eigener Willensbethätigung erscheinen läßt. G. ist daher eine der wertvollsten moralischen Eigenschaften; aber sie kann in Schwäche ausarten, wenn sie, etwa nur als Folge des Temperaments, den fremden Wünschen ohne Kritik ihrer sittlichen Berechtigung nachgibt. — In der gewöhnlichen Rede-weise wird mit G. auch jeder einzelne Akt von Wohlwollen oder Gefälligkeit bezeichnet. Man nennt höflicher Weise jemand gütig, wenn er irgend etwas, auch sehr geringes thut, wozu ihm keine Verpflichtung oblag.

Gutedel, eine Unterart des Weinstocks, deren Spielarten, wie angenommen wird, in Frankreich entstanden und von dort nach Deutschland, zunächst wohl nach dem Rheingau, verpflanzt worden sind. Sie kennzeichnet sich durch eine große, lodere, ästige, hängende Traube mit langem, dünnem Stiel, fleischige, sehr angenehm süße und saftige, dünnhäutige Beeren und ein füllslappiges, tief eingeschnittenes, langgestieltes, hellgrünes, unten kahles Blatt. Alle Spielarten der G. gehören zu den geschätztesten Tafeltrauben und einige werden auch zur Weinbereitung benutzt; so liefert der Krahgutedel die beliebten Martzgräberweine. Zum Anbau von Tafeltrauben in Norddeutschland empfehlen sich folgende Sorten: der gewöhnliche oder weiße Gutedel, wahrscheinlich die ursprüngliche Form; der rote Gutedel; der Ruslatgutedel, verlangt während der Blütezeit warme Witterung; der pariser Gutedel (Chasselas de Fontainebleau), ist wegen seiner frühen Zeitigung zu empfehlen; der Königs-gutedel, dessen Beeren sich schon unmittelbar nach der Blüte röten, und der Diamantgutedel, während der Blüte sehr empfindlich und bei kalter Witterung leicht doppeltwüchsig. Die Petersilien-traube, eine Form mit geschlitzten Blättern, wird in den Gärten mehr wegen ihres eleganten Aussehens als wegen der Trauben angepflanzt.

Gutenberg (Johs. oder Henne), Erfinder der Buchdruckerkunst, war ein Glied der mainer Patricierfamilie Gensfleisch (Gansfleisch), und der Name G., mit welchem die Chroniken des 15. und 16. Jahrh. den Erfinder nannten, ein Zunamen, welcher den Nachweis der Identität sehr erschwert und zu offenbarem Irrtum Anlaß gegeben hat. Köhler, der zuerst eine Sammlung von Urkunden der Familie Gensfleisch und zwei Stammtafeln dieses Geschlechts veröffentlicht hat, hält für den Erfinder denjenigen, welcher in Dokumenten von 1441, 1443 u. s. w. als Henne Gensfleisch der Alte genannt wird. Derselbe war mit einer Frau Katharina verheiratet und mietete 1443 den Hof zum Jungen, in welchem später gedruckt worden sein soll, auf drei Jahre. Schaab, welcher weitere Urkunden veröffentlichte, aber keinen Stammbaum entwarf, bestreitet, daß dieser Henne der Alte der Erfinder gewesen sei, und bezeichnet als den Erfinder Johann, den Sohn der Elise Gutenberg und des Frieles Gensfleisch, über welchen Dokumente von dem Jahre 1480 und 1484 vorliegen; Fink hält gleichfalls den letztern für den Erfinder; Jankmann, der nach Schaabs Urkunden einen Stammbaum zusammengestellt hat, kommt zu dem Schlusse, daß es zwei Johann Gutenberg und zugleich den Johann Gensfleisch gab: der erste Gutenberg war ein reicher mainer Kaufmann, welcher 1436 starb, der andere Frieles Sohn. Mit welchem Johann Gensfleisch der letztere aber identisch ist, läßt sich nicht ermitteln, da die Quellen durch stattgehabte Fälschungen getrübt erscheinen.

Nach Schaab war Elise Gutenberg der letzte Sproß aus dem ausgestorbenen Hause Gutenberg; doch liegt dafür nichts vor als ihr Name; sie kann auch eine Gensfleisch gewesen sein. Diese Familie bestand aus zwei Linien; von denen die jüngere von Niklas gegründet wurde, der 1368 als Lehnsmann des Dietrich zu Gutenberg verstarb; dessen Urenkel war Johann der Junge, der 1409 die Gutenbergischen Lehne erhielt, 1411 mit seinen Söhnen Peter, Jakob und Georg auswanderte und jedenfalls der Johann Gensfleisch der Junge, genannt Gutenberg war, der nach einer Straßburger Urkunde den mainer Stadtschreiber Nikolaus als Geisel für die ihm von der Stadt Mainz schuldigen Zinsen im Betrage von 310 Gulden verhaftet ließ; aber dieser starb 1436, denn in diesem Jahre schlichtete ein Herr zu Epstein den Streit, welcher zwischen seinen Söhnen Peter und Georg über die Gutenbergischen Lehne ausgebrochen war. Seine Söhne nahmen den Namen Sorgenloch an, und Schaab bestreitet, daß diese Linie den Namen Gutenberg je geführt habe. Dagegen spricht aber der Umstand, daß in dem vom Kurfürsten 1430 angebahnten Vergleich Henrich zu Gutenberg als «nicht inlenbig» aufgeführt, Peter in den Vergleich aufgenommen, Georg aber ausdrücklich ausgenommen ist, da hier offenbar nur die 1411 ausgewanderte Familie (Johann als Vater, Peter und Georg als Söhne) gemeint sein kann, zumal diese Personen unter dem Verzeichniß der mainer Hausgenossen vom Jahre 1421 nicht vorkommen, somit nicht in Mainz waren. Georg hatte einen Sohn Johann von Sorgenloch, welcher 1442 das Gutenbergische Lehn Mettenheim erhielt; 1452 wurde dieses Lehn auf Jakob von Sorgenloch, den Sohn Peters, übertragen, der mit Elise Bechtermünze verheiratet war und 1478 starb. Signamine ergänzt

in seiner 1474 erschienenen Geschichte der Päpste beim Jahre 1458: Jakob, genannt Gutenberg, so wie Just in Mainz und Mentel in Strassburg seien vorzügliche Buchdrucker gewesen; er muß den Jakob von Sorgenloch um so sicherer meinen, als dessen nächste Verwandten, die Bechtermünze, 1467 sich als Drucker des *Belabulariums* nennen. Hiernach scheint es, als wäre der Name Gutenberg mit dem Lehn verbunden gewesen, und dann war Johann, der Sohn Georgs, um so sicherer der Erfinder, als bei ihm zutrifft, was alle Chronisten vom Erfinder der Buchdruckerkunst behaupten, er sei in Strassburg geboren. Dieser Johann von Sorgenloch war nach den Aufzeichnungen seines Schwiegervaters mit Katharina Jostenhofer verheiratet, hatte von dieser aus der Zeit von 1439 bis 1449 sieben Kinder, von denen drei jung starben, die andern das Geschlecht von Sorgenloch fortführten; er starb 27. Sept. 1467.

Frieles Sohn Johann gehörte der andern Linie an, welche nach Frieles Mutter den Zunamen zur Laden führte. Unter den 1411 ausgewanderten Patriciern werden außer den obengenannten Henne, Peter, Jakob und Georg aufgeführt: Friele, Ortlieb, Petermann, Hendrich, Dietrich, sämtlich mit dem Beinamen «zur Laden», Hendrich zur Laden starb 1419; unter den Hausgenossen von 1421 kommt kein Johann Gensfleisch vor; war Frieles Sohn Henne der Alte, so war er Schöffe zu Sechtshelm und mit einer Katharina verheiratet, sonst wissen wir von ihm nichts. Wimpfeling und nach ihm Johann Maximilian zum Jungen (gest. 1596) behaupten, G. habe seinen Namen von dem Hofe zum Gutenberg gehabt, in welchem sich auch die Druckerei befunden habe, letzterer nennt ihn ebenfalls Frieles Sohn, aber nach Trithemius, der sich auf das Zeugnis Peter Schöffers stützt, hätte sich die Druckerei im Hofe zum Jungen befunden, und 1468 befand sich die Druckerei der Bechtermünze in Eltville.

Bei dem gegenwärtigen Stande der Untersuchungen läßt sich also die Identität des Erfinders mit einem bestimmten Johann Gensfleisch nicht ermitteln; das Dunkel, in welches die Person des Erfinders gehüllt ist, wurde leider zu Fälschungen benutzt, um sein Leben auszumischen. Hierzu gehört die von Schöpplin (1740) verbreitete Sage, daß G. in Strassburg wegen eines Eheverprechens geklagt worden sei. Um die bezüglichen Dokumente befragt, wußte Schöpplin nur darauf zu verweisen, daß im Helbelingzoll 1448 und 1444 Gutenberg und später ohne Datum eine Ennel Gutenberg als Entrichter des Weinzolls aufgeführt seien. Selbst diese Eintragungen, sowie eine Schulbuktunde des Thomastifts, wonach Johann Gutenberg 16. Dez. 1442 ein Darlehn aufgenommen habe, wegen dessen er 1461 beim Reichsgericht in Rottweil verklagt worden sei u. s. w., stehen mit der Verleumdung des Beßns Mettenheim an Johann, Georgs Sohn, im Widerspruch, da dieselbe 1442 erfolgte. Die ebenfalls von Schöpplin (1746) aufgefundenen Altensätze, wonach G. mit mehreren strassburger Bürgern geheime Künste ausgeübt habe und in einen Prozeß verwickelt worden sei, weil er die Brüder eines verstorbenen Genossen nicht in die Gemeinschaft aufnehmen wollte, erweisen sich nach dem von Wetter (1836) und neuern von Hessels (1882) vorgebrachten Bedenken als reine Fälschung, welche in der Absicht unternommen wurde, der Stadt Strassburg die Priorität der Erfindung zu sichern; sie

stützte sich auf die Angabe der Chronisten, daß G. in Strassburg geboren sei und 1440 angefangen habe, sich mit Buchdruck zu beschäftigen. Trithemius erzählt nach den Mitteilungen, welche er von Peter Schöffer erhielt, G. habe auf die Erfindung fast sein ganzes Vermögen aufgewendet und endlich mit dem Räte und den Vorschläßen Johann Justis die angefangene Sache vollbracht, Peter Schöffer, damals Gehilfe und später Tochtermann des Just, habe eine leichtere Art, die Buchstaben zu gießen, ausgedacht und damit die Kunst vervollständigt. Anfangs hätten diese drei ihre Art und Weise zu drucken geheim gehalten, bis sie durch Gehilfen, ohne deren Mitwirkung sie die Kunst nicht ausüben konnten, zuerst zu den Strassburgern und dann überallhin verbreitet wurde. Trithemius erwähnt nicht, daß G. und Just sich getrennt haben, wahrscheinlich weil es Schöffer ihm verschwiegen hatte. Über diese Trennung liegt ein Altensatz vor, welches zuerst von Prof. Sendberg (1786) veröffentlicht wurde und die vom 6. Nov. 1455 datierte Bestätigung eines von Johann Just in einem Prozesse gegen G. in Gegenwart des Notars Helmasperger und mehrern Zeugen abgelegten Eides, sowie im Eingange die Klage des Just, die Entgegnung des G. und das Urteil des Rats enthält. Hiernach hätte Just die Werkstätte G.s samt den Schriften als Pfand erhalten, aber dagegen spricht der Umstand, daß schon vor dem Datum des Notariatsinstruments, nämlich schon 1454 in Mainz in zwei verschiedenen Druckereien mit gänglich verschiedenen kleinen und großen Typen Ablassbriefe gedruckt worden sind und daß die Typen des einen Ablassbriefs wohl später in Schöfferschen Drucken auftreten, aber die Typen des andern weber in Justs noch in Schöffers Drucken vorkommen, wohl aber 1462 im Besitze Pfisters in Bamberg waren. Die großen Typen der Ablassbriefe waren nämlich die der 36zeiligen und der 42zeiligen Bibel (s. Buchdruckerkunst, Bb. III, S. 653, und Tafel: Buchdruckerkunst I, welche den Anfang dieser Bibel als phototypisches Facsimile des Originals enthält), und es geht daraus hervor, daß nur die Typen der 42zeiligen Bibel dem Just zufallen konnten. Das Dokument kann daher nicht echt sein, wenn es auch teilweise auf Thatfachen beruhen mag.

Eine aus der Luft gegriffene Fälschung war die von Prof. Bodmann (gest. 1820) in die Öffentlichkeit geschickte Urkunde von 1459, in welcher sich Henne Gensfleisch verpflichtet habe, dem Klarenkloster, in welchem sich seine angebliche Schwester Hebele befinden sollte, alle von ihm gedruckten und noch zu druckenden Bücher zu schenken; auf einer Fälschung, nämlich einer Ausrabierung, beruht die Jahreszahl 1460 auf einem gedruckten Kalender, der deshalb G. zugeschrieben worden ist, denn die ursprüngliche Jahreszahl war eine spätere. Es gibt gar kein Buch oder sonstige Druckchrift aus der Zeit nach 1454, welche G. zugeschrieben werden kann, auch das ohne Namen des Druckers 1460 erschienene Katholikon, welches G. zugeschrieben wird, kann von Jakob Gutenberg herrühren, der von Pignamine als Drucker in Mainz 1458 genannt wird. Es ist daher wahrscheinlich, daß, während Just und Schöffer die Buchdruckerkunst gewerbsmäßig betrieben, G. sich ganz von derselben zurückzog und auch seine Verwandten sich mit derselben nur gelegentlich aus Liebhaberei

befchäftigten; auf diese Weise erklärt sich auch ganz natürlich das Fehlen des Namens G. auf einem Werke, das Unterlassen, mit dem Ruhme der Erfindung zu prunken. Nach einer Urkunde vom 17. Jan. 1466 habe Kurfürst Rolf zu Mainz Johann Gutenberg unter seine Hofbiener aufgenommen; in dieser Urkunde ist das Fehlen des Familiennamens auffällig, selbst das Prädikat «zu», welches in dem Vergleiche von 1480 gebraucht wurde, fehlt hier. Endlich existiert eine Schrift eines Dr. Konrad Humery vom 24. Febr. 1468, in welcher derselbe bestätigt, vom Kurfürsten aus dem Nachlasse Johann Gutenbergs ihm (Humery) gehörende Schriften und Drudereiwerkzeuge erhalten zu haben; es gibt aber absolut keine Schriften, welche G. hinterlassen haben könnte, denn die Katholikontypen befanden sich im Besitze der Bechtelmünze, welche schon 1467 damit das Notabularium gedruckt hatten und bald darauf mit denselben Typen eine neue Auflage druckten; auch ist das Versprechen Humerys, die Typen nur einem mainer Bürger zu verkaufen, verdächtig, da 1468 bereits zu Strassburg, Köln, Rom und Basel gedruckt wurde. In den «Memoria Marsilii ab Inghen» (Heidelberg. 1499) ist folgende Grabschrift enthalten: «Dem Erfinder der Buchdruckerkunst, Johann Gensfleisch, von allen Nationen hochgeachtet, hat zum ewigen Andenken seines Namens Adam Gellthus dieses Denkmal gesetzt; seine Gebeine ruhen sanft in der Kirche des heil. Franciscus zu Mainz.» Diese Inschrift wird für apokryph gehalten, den Stein hat niemand gefunden, und G. konnte nicht bei den Franziskanern begraben sein, weil dieser Orden zu jener Zeit aus Mainz verbannt war; aber auch Bodenheimer befand sich im Irrthum, als er auf Grund einer Eintragung im «Anniversarium» der Dominikanerkirche glaubte, G. sei 1468 in dieser begraben worden; Hessels behauptet, daß sich diese Eintragung auf einen Johann Gensfleisch beziehe, der vor 1423 gestorben ist; 1507 soll Joo Wittig G. ein Denkmal im Hofe zum Gutenberg errichtet haben, aber auch dieses ist nicht mehr vorhanden. Nach Schaab besitzt die Stadt Strassburg ein Porträt von G., welches eine Kopie nach einem gleichzeitigen Original sein soll (ein solches Original dürfte kaum vorhanden gewesen sein); von diesem Bilde rühren fast alle Gutenbergsbilder her. Im J. 1824 wurde G. ein Denkstein im Hofe zum Gutenberg (jetzt Casino) gesetzt, 1825 ein solcher im Hofe zum Gensfleisch, 1827 ein anderer im Hofe zum Humbrecht, dem Druckhause von Just und Schöffer, 1828 im Hofe zum Jungen, dem ersten Druckhause, 1887 wurde ihm ein von Thormaldsen entworfenes Denkmal auf dem Gutenbergplatze errichtet, 1840 errichteten die Franzosen ein von David entworfenes Denkmal in Strassburg, und in dem selben Jahre wurde ihm zu Frankfurt a. M., dem Sitze des Bundestags, ein Denkmal gesetzt; sein schönstes und unvergängliches Denkmal ist die Buchdruckerkunst selbst, welche zu pflegen und im Wettstreite der Nationen am herrlichsten zu gestalten die Deutschen in erster Linie berufen sind.

Vgl. Schaab, «Die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst» (Mainz 1830); Wetter, «Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst» (Mainz 1836); van der Linde, «Gutenberg» (Stuttg. 1878); Faulmann, «Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst» (Wien 1882); Hessels, «Gutenberg» (Lond. 1882).

Gutenfels, Burgruine von Raub (f. d.) in Hessen-Nassau.

Gutenfels, Marktflecken in der niederösterreich. Bezirkshauptmannschaft Wiener-Neustadt, an der Linie Leobersdorf-G. der Niederösterreichischen Staatsbahn, Sitz eines Bezirksgerichts, ist wegen seiner reizenden Lage im obern Piestingthale ein gesuchter Sommeraufenthalt für die Wiener, hat ein altes und ein neues Schloß und zählt (1880) 715, als Gemeinde 1818 G. In der Nähe sind zahlreiche Röhlen, ein Kupferwalzwerk, Eisen- und Kupferhammer. Vgl. Kewald, «Geschichte von G.» (Wien 1870).

Güter (Frachtgüter) heißen im Frachtverkehr alle zur Verfrachtung kommenden Gegenstände. Ihrer äußern Natur nach, welche auf den Frachtpreis einer bestimmten Maß- oder Gewichtsmenge von Einfluß ist, unterscheidet man hauptsächlich schwere und leichte G., d. i. Gegenstände von großem und von geringem spezifischen Gewicht. Weiter aber hat man namentlich beim Eisenbahnfrachtbienste zahlreiche Unterkategorien aufgestellt.

Sperrige Güter nennt man diejenigen, welche im Verhältnis zu der Menge ihres Stoffs einen vergleichsweise sehr großen Raum des Transportmittels beanspruchen, wie Tische, Stühle u. f. w., und deshalb im Verhältnis zum kubischen Raume des Materials oder zu ihrem Gewicht einen entsprechend hohen Frachtfuß zu zahlen haben.

Eilgut heißt im Frachtverkehr der Eisenbahnen dasjenige Gut, dessen unverzügliche Beförderung der Absender bedingt, sobald dabei von der sonst in der Reihenfolge der Transportierung maßgebenden Priorität der Einlieferung abgesehen wird. Dasselbe hat einen höhern Frachtlohn, meist das Doppelte des sonst normalen, zu entrichten und wird mit den Personenzügen befördert. Auch im Frachtverkehr der Dampfschiffe auf den Binnengewässern kommt die Verwendung von Eilgut vor, und zwar erfolgt dieselbe durch besondere Eilgutdampfer.

Güterabtretung, f. Cessio bonorum.

Güterbeschaues heißen in einzelnen Gegenden Deutschlands Beamte, welchen die Befichtigung und Registrierung abgabe- und kontrollpflichtiger Gegenstände obliegt.

Gäterbod (Karl Eduard), Rechtslehrer, geb. 18. April 1830 zu Königsberg i. Pr., studierte 1847–51 Geschichte und Rechtswissenschaft auf den Universitäten Königsberg, Bonn, München und Berlin, trat 1861 als Auskulturator in den preuß. Staatsdienst und wurde 1866 Assessor, 1868 Stadtgerichtsrat bei dem Stadtgericht zu Königsberg. Im J. 1861 habilitierte er sich als Privatdocent an der Universität daselbst und wurde 1868 außerord., 1865 ord. Professor der Rechte für die Fächer des Strafrechts, des Straf- und Civilprozesses und des preussischen Rechts. Im J. 1868 trat G. aus dem praktischen Justizdienste aus. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Die engl. Altiengefellschaftsgefeße von 1866 und 1867 übersetzt und erläutert» (Berl. 1858), «Über einige Mängel des preuß. Konkursverfahrens» (Berl. 1860), «Henricus de Bracton und sein Verhältnis zum römischen Recht» (Berl. 1862), «De jure maritimo quod in Prussia saeculo XVI. et ortum est et in usu fuit» (Königsb. 1866), «Die Entstehungsgeschichte der Carolina auf Grund archivalischer Forschungen und neu aufgefundenen Entwürfe» (Würzb. 1876).

Gütercirculation ist die Bewegung der Güter vom Produzenten zum Konsumenten, wenn als Konsumenten nicht nur diejenigen angesehen werden, welche die unmittelbaren Verbrauchs- und Gebrauchsgüter zur Befriedigung ihrer persönlichen Bedürfnisse verwenden, sondern auch diejenigen, welche Rohstoffe, Halbfabrikate, Hilfsstoffe und Werkzeuge für ihre geschäftlichen Zwecke verarbeiten, verbrauchen oder abnutzen. Die G. ist das notwendige Korrelat der volkswirtschaftlichen Arbeitsleistung, denn sie allein macht es möglich, daß jeder sich auf denjenigen Produktionszweig, für welchen er die relativ günstigsten Bedingungen findet, beschränkt, und durch den Abfluß seiner Erzeugnisse die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse erlangen kann. Eine besondere Vermittelungstätigkeit zur Erleichterung der G. ist der Handel (s. d.). Mühe der Produzent für seine Erzeugnisse immer selbst den Abnehmer ausfindig machen, der dieselben unmittelbar braucht, so würde dies große Schwierigkeiten kosten und bedeutenden Zeitverlust verursachen und nur einen langsamen Umlauf des Betriebskapitals gestatten. Das Eintreten des Kaufmanns aber, der dem Produzenten die Waare abkauft, um selbst für die weitere Veräußerung derselben zu sorgen, thut hier offenbar gute und volkswirtschaftlich wichtige Dienste. In ihren Anfängen beruhte die G. auf dem unmittelbaren Tausch von Waren gegen Waren. Schon frühzeitig aber kam das Geld (s. d.) als wirksames Hilfsmittel derselben in Gebrauch. Bei noch weiterem Fortschritt der wirtschaftlichen Kultur aber trat die Funktion des Geldes, als des unmittelbar wirkenden, sich selbst in einer der Warenbewegung entgegengesetzten Richtung bewegenden Circulationsmittels, relativ mehr in den Hintergrund, und der größte Teil der Gütermasse circulierte gegenwärtig mit Hilfe der Bank- und Kreditorganisation, bei der das Geld allerdings als Wertmaß und Deckungsmittel noch eine wesentliche Rolle spielt, aber nur verhältnismäßig wenig in wirkliche Bewegung gesetzt wird. Selbstverständlich ist auch die Ausdehnung und Vervollkommenheit des Transports und der sonstigen Verkehrsmittel für die G. von wesentlicher Bedeutung, da dadurch das zugängliche Absatzgebiet für alle Waren erweitert wird. Als Störungen der G. erscheinen die Krisen (s. d.). Sie beruhen im allgemeinen auf einem zeitweiligen Mißverhältnis zwischen der Produktion und der zahlungsfähigen Nachfrage, das seinerseits häufig mit tiefer liegenden sozialen Schäden zusammenhängt. Das Übel wird dann noch verschlimmert durch die Erschütterung der Kreditorganisation, die, wie bemerkt, gegenwärtig eine wesentliche Grundlage der G. bildet. Der weltwirtschaftliche Zusammenhang der modernen G. gewährt allerdings die Möglichkeit, lokale Absatzstörungen leichter zu überwinden, andererseits aber erzeugt er auch eine wirtschaftliche Solidarität aller Kulturvölker, vermöge welcher die an einer Stelle doch zum Ausbruch gekommene Krise mehr oder weniger auf alle andern Länder schädigend zurückwirkt. (S. Absatz.)

Gütereinheit, s. Güterrecht.

Gütergemeinschaft, s. unter Güterrecht.

Güterproduktion, s. Produktion.

Güterrecht, eheliches, nennt man den Begriff der Vorschriften über die Vermögensverhältnisse, die sowohl zwischen den Ehegatten unter sich,

als zwischen ihnen und ihren Kindern bestehen. Römisches und deutsches Recht unterscheiden sich im ehelichen G. sehr weit voneinander. Ersteres hat das System der Gütertrennung (s. Dotalsystem), letzteres hat die Anschauung von einer innigen Lebensgemeinschaft der Ehegatten auch auf das G. übertragen und die Vermögensverhältnisse von Mann und Frau in der Hand des Mannes verbunden. Das deutsche Recht hat dabei zwei Systeme hervorgebracht, das der Verwaltungsgemeinschaft oder Gütereinheit, bei welchem die Frau zwar Eigentümerin des von ihr eingebrachten Vermögens bleibt, der Mann aber das Recht auf dessen Besitz, Verwaltung und Benutzung für die Zwecke der Ehe hat, und das der Gütergemeinschaft, wonach das Vermögen auch rechtlich eine Masse wird, welche den beiden Ehegatten gemeinschaftlich zugehört. In jenem System tritt mehr die eheherrliche Vormundschaft, in diesem mehr die eheliche Genossenschaft als herrschendes Prinzip hervor. Bei der Gütereinheit umfaßt das Verwaltungsrecht des Mannes alle Geschäfte, welche Erhaltung und Benutzung des Gutes erfordern. Er führt die Prozesse, kann Forderungen cedieren, sie einzufassen und gültig darüber quittieren. Über die Mobilien kann er frei verfügen, bei etwaiger Verschwendung muß die Frau die Erklärung zum Verschwenker durch das Gericht beantragen; Immobilien kann er nur mit Genehmigung der Frau veräußern oder verpfänden. An den Früchten und Zinsen des Frauengutes erwirbt der Mann Eigentum. Mit der Auflösung der Ehe trennt sich das Vermögen der Ehegatten wieder. Die Frau, resp. deren Erben erhalten ihr Vermögen zurück. Dieses System ist das des Sachsenspiegels, von den neuern Gesetzbüchern haben es z. B. das Preuss. Landrecht und das Sächs. Civilgesetzbuch adoptiert. Indem man Anschauungen des röm. Rechts auf dieses System übertrug, ist daraus das mobilisierte Dotalsystem oder das System des ehedemmaligen Nießbrauchs entstanden.

Bei der Gütergemeinschaft wird entweder das Vermögen derselben insgesamt (allgemeine) oder nur zum Teil (partikuläre Gütergemeinschaft) einheitliches Gut. Sie tritt ein entweder mit Abschluß der Ehe, oder wenn die Ehe Jahr und Tag bestanden hat, oder endlich erst mit der Geburt eines Kindes. Der Mann hat die Verwaltung, Disposition und prozessualische Vertretung hinsichtlich des gemeinschaftlichen Vermögens, jedoch ist er bei der Veräußerung von Immobilien meist an die Zustimmung der Frau gebunden. Die Frau ist nur dispositiveberechtigt im engern Haushalt (Schlüsselgewalt). Für die vorehelichen Schulden haftet das gemeinsame Vermögen, ebenso für die während der Ehe vom Manne kontrahierten. Bei Auflösung der Ehe fällt das Vermögen nicht wieder nach seinen Bestandteilen auseinander. Sind keine Kinder vorhanden, so erhält der überlebende Ehegatte eine Quote, meist die Hälfte des gemeinschaftlichen Vermögens. Sind Kinder da, so bleibt entweder das ganze Gut in der Hand des überlebenden Ehegatten, sei es, daß die Gütergemeinschaft fortgesetzt wird (Beisitz), oder daß die Kinder das Eigentum des Gutes erlangen, während der überlebende das Nuznießungsrecht hat (Verfangenschaft), oder es tritt Vermögensabteilung ein, wobei der überlebende die Hälfte oder auch nur einen Kindesteil des Vermögens erhält. Lehne und Familienfideikommiss fallen

nicht in die Gütergemeinschaft, ebenso kann sich die Frau besondere Güter vorbehalten (Einhandsgüter, Propregut). Beim Adel und bei den bürgerlichen Familien kommt deshalb die Gütergemeinschaft regelmäßig nicht vor. Die partikuläre Gütergemeinschaft kann sich erstrecken auf die Ertrungenschaft, d. h. auf den Erwerb während der Ehe (Ertrungenschaftsgemeinschaft), oder auf die Mobilien. Das eheliche G. wird entweder durch den Ehevertrag geregelt, oder es tritt das am Wohnort des Mannes zur Zeit der Eheschließung gesetzlich geltende G. ein. Gütergemeinschaft in ganz allgemeiner Weise will der Kommunismus (s. d.) einführen. Vgl. von Martiz, «Das eheliche G. des Sachspiegels und der verwandten Rechtsquellen» (Erg. 1867); Schröder, «Geschichte des ehelichen G. in Deutschland» (2 Bde., Stuttgart 1863—75); derselbe, «Das eheliche G. Deutschlands in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft» (Berl. 1875).

Güterfchätzung (landwirtschaftliche), s. Ertragssatz.

Güterhof, Stadt im Kreise Wiedenbrück des Regierungsbezirks Minden der preuß. Provinz Westfalen, an der Salte und an der Linie Berlin-Hannover-Köln der Preussischen Staatseisenbahnen, war bis 1826 ein Dorf, hat ein Amtsgericht und ein 1851 gegründetes Gymnasium, zu dessen Gebäude 1852 Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, den Grundstein legte. Das Gymnasium hat einen ausgeprägten evang. Charakter und erfreut sich wegen seiner besonders tüchtigen Lehrkräfte seit seinem Bestehen einer regen Frequenz auswärtiger Schüler. G. zählt (1880) 5045 E., welche Fabrication von Seidenzeugen, mechan. Baumwollweberei, sowie Handel mit Wärfen, Schuhen, Bumpernideln u. s. w. treiben.

Güterumlauf, s. Gütercirculation.

Güterverteilung. Die Produktion der wirtschaftlichen Güter ist nicht Selbstzweck, sondern sie hat nur insofern Sinn und Wert, als sie Mittel zur Konsumtion, zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse schafft. Daher ist auch das Verhältnis, in welchem die produzierten Güter an die verschiedenen Klassen der Gesellschaft zur Konsumtion verteilt werden, für die Beurteilung eines volkswirtschaftlichen Systems von entscheidender Bedeutung. Man wirft der engl. volkswirtschaftlichen Schule nicht ohne Berechtigung vor, daß sie ihr Augenmerk zu ausschließlich auf die Produktion gerichtet habe und über die unzweifelhaft vorhandenen Missetände in der G. entweder mit optimistischen Verheißungen für die Zukunft leicht hinweggegangen sei oder sich darüber mit dem Hinweis auf angeblich unabänderliche Naturgesetze beruhigt habe. Die sozialistische Kritik der bestehenden Produktions- und Verteilungsordnung hat wenigstens in Deutschland auch auf die Wissenschaft den günstigen Einfluß geübt, daß sie zu einer tieferen Auffassung der Lehre von der G. gelangt ist und, von der Kritik derselben ausgehend, auch praktische Mittel zur Beseitigung der vorhandenen Übel sucht. In der arbeitsteiligen Gesellschaft mit privatem Grund- und Kapitaleigentum findet die Verteilung des Produkts der rationalen Arbeit durch mancherlei Vermittelungen in der Weise statt, daß ein Teil den beschäftigten Arbeitern als Lohn (s. Arbeiter und Arbeitslohn) überwiesen wird und diese dadurch abgefunden werden, während aus dem andern Teil die Grundbesitzer ihre Rente (s. Bodenrente) entnehmen und der Rest als Kapital-

talgewinn im weitern Sinne zunächst in den Händen der Unternehmer bleibt (s. Unternehmergewinn). Ein Teil dieses Kapitalgewinns ist jedoch als Vergütung für die Arbeit des selbstthätigen Unternehmers anzusehen, ein anderer Teil aber bildet den Kapitalzins (s. Zins), den die bloßen Darleiher von Kapital zu fordern im Stande sind und den der Unternehmer, ebenso wie auch die Grundrente, sich für sein eigenes Kapital oder seine eigenen Grundstücke ebenfalls in Anrechnung bringen wird.

Mittels der Grundrente und der Kapitalzinsen können also auch solche Personen einen Anteil am Nationalprodukt erhalten, die durch eigene Arbeit zu der Produktion gar nichts beitragen, und den selbstthätigen Unternehmern fließt aus diesen Quellen ein größerer Anteil zu, als dem wirklichen Wert ihrer eigenen Arbeitsleistung (die etwa mit der eines besoldeten Direktors zu vergleichen ist) entspricht. Gleichwohl muß der Grundrente und dem Kapitalzins unter den gegebenen Umständen volle Berechtigung zuerkannt werden, nicht nur, weil diese Reymittel für die bisherige Entwicklung der wirtschaftlichen Produktion und der Kultur überhaupt tatsächlich unentbehrlich gewesen sind, sondern weil auch noch jetzt und für alle absehbaren Zeiten der Grundbesitzer und Kapitalbesitzer auch ohne persönliche Arbeitstätigkeit eine organisatorische Funktion ausüben, ohne welche der ganze Mechanismus der Produktion ins Stoden geraten würde. Sie haben die Verfügung über die Produktionsmittel und überweisen dieselben auf ihre Gefahr denjenigen, die sie zur wirklichen Produktion brauchen, eine Funktion, die, wenn auch in anderer Form, auch im sozialistischen Staate, sei es durch den Staat selbst oder durch genossenschaftliche Organe, erfüllt werden muß. Die Hauptfrage aber betrifft die Größe der Quote, die auf die Arbeit einerseits und auf den Grund- und Kapitalbesitz andererseits entfällt. Wenn auch das Ricardosche «ehrerne Lohngesetz», nach welchem der Arbeitslohn stets auf das Existenzminimum herabgedrückt werden soll, keineswegs allgemeine Gültigkeit hat und höchstens für die allerunterste, verhältnismäßig wenig zahlreiche Schicht der Arbeiterklasse zutreffen mag, so zeigt sich doch im allgemeinen eine Tendenz, daß bei Vermehrung der Produktivität der Arbeit durch neue Erfindungen, Verbesserungen u. s. w. die auf die Arbeiter fallende Quote des vermehrten Nationalprodukts nicht entsprechend zunimmt, also der Hauptvorteil der Produktionsverbesserungen dem Kapital zufällt. Es hängt dies damit zusammen, daß der Arbeitslohn sich durch Angebot und Nachfrage bestimmt, durch neue Erfindungen, Maschinen u. s. w. aber zunächst menschliche Arbeit disponibel gemacht wird. Dieses Mißverhältnis des Anteils der Arbeit kann aber sehr leicht auch auf das Kapital ungünstig zurückwirken, indem es gleichbedeutend ist mit einer ungenügenden Konsumtionsfähigkeit der Masse der Bevölkerung, und daher Überproduktion und Krisis herbeiführen kann. Indes erzeugt andererseits die zunehmende Kapitalansammlung in Verbindung mit der fortwährenden Erweiterung der menschlichen Bedürfnisse auch wieder vermehrte Nachfrage nach Arbeit, und manche stellen daher geradezu den Satz auf, der Anteil des Kapitals am Produktionswert werde zwar absolut (infolge der fortwährenden Steigerung der Produktivität der Arbeit) immer mehr zunehmen, relativ dagegen, also als Quote des Gesamttertrags, zu Gunsten der Arbeit mehr

und mehr abnehmen. Wenn auch diese Behauptung in keiner Weise genügend bewiesen ist, so hat man sich doch zu hüten, aus den in Übergangszeiten und Krisen hervortretenden Erscheinungen allzu pessimistische allgemeine Schlussfolgerungen zu ziehen.

Güterwagen heißen diejenigen Fahrzeuge, welche zum Transport von toten Lasten oder Vieh auf Eisenbahnen verwendet werden. Sie unterscheiden sich von den Personenwagen hinsichtlich des Baues hauptsächlich dadurch, daß bei denselben die Konstruktion der einzelnen Organe der Gestelle weniger auf sanften Gang als auf große Tragfähigkeit berechnet ist. Nach der Gestalt der Obergestelle werden hauptsächlich bedeckte und offene G. unterschieden. Erstere dienen zum Transport solcher Güter, welche äußern Einflüssen, wie Regen, Sonnenschein u. s. w., nicht ausgesetzt werden dürfen oder ihres größten Wertes wegen unter Verchluß gehalten werden müssen. Auch die Bestimmungen der Zollverwaltung schreiben für gewisse Transporte besondere Wagen vor. (S. Tafel: Eisenbahnen II, Fig. 2.) Offene G. dagegen werden für den Transport solcher Gegenstände benutzt, bei welchen diese Mängeln nicht obwalten, wie namentlich bei Kohlen, Mineralien u. dgl. (S. Tafel: Eisenbahnen II, Fig. 3.) Zum Transport von geschlachtetem Vieh, Fleisch, Bier u. dgl. werden in neuerer Zeit immer mehr G. besonderer Konstruktion verwendet; dieselben sind hermetisch verschließbar, haben doppelte Wände, Boden und Decken und sind mit den erforderlichen Eisbehältern ausgestattet. Zum Transport von Langholz dienen ebenfalls besondere Wagen, welche aus zwei vierräderigen Lowries (s. d.) mit drehbaren Kippstößen und eisernen Rungenrahmen bestehen. Für den Transport von Kurzpferden werden Wagen verwendet, die innen mit Polstern versehen sind, damit die Pferde, wenn sie unruhig werden, sich nicht beschädigen können. Vgl. Heusinger von Waldegg, «Handbuch für allgemeine Eisenbahntechnik» (Bd. 2: «Der Eisenbahnwagenbau», Pp. 1870).

Güterzüge werden beim Betrieb der Eisenbahnen diejenigen Züge genannt, welche ausschließlich zur Beförderung von Frachtgütern (s. Güter) dienen. Werden mit einem G. auch Personen befördert, so heißt derselbe ein Gemischter Zug. Die G. teilt man je nach ihrer Bestimmung ein in sog. Lokalgüterzüge, Ausladungsgüterzüge, welche den Lokalverkehr in Wagenladungen und Colli vermitteln, ferner in G. für durchgehenden Verkehr; je nachdem dieselben allein nur mit Kohlen, Vieh oder sonstigen Frachtgütern beladen werden, nennt man sie auch Kohlenzüge, Viehzüge u. s. w. Die Fahrgeschwindigkeit der G. darf nach dem «Bahnpolizeireglement für die Eisenbahnen Deutschlands» (s. Eisenbahnrecht, Bd. V, S. 879) 45 km in der Stunde nicht überschreiten, während für die Personenzüge eine Geschwindigkeit bis zu 75, ausnahmsweise bis zu 90 km in der Stunde zulässig ist. Bei der Zusammenstellung der G. sind besonders noch folgende Vorschriften zu beachten: Wagen, mit Petroleum, Chemikalien oder sonstigen feuergefährlichen Stoffen beladen, sowie Wagen mit besetzten Wagenteilen sind stets an den Schluss des Zugs zu stellen. Dasselbe hat zu geschehen mit beladenen sowohl als leeren Langholz-(Kessel-)Wagen, deren Zahl höchstens drei in einem Zuge betragen soll. Die Stärke eines Güterzugs soll nie über 150 Achsen betragen.

Gute Werke (bona opera) sind nach dem Lehrbegriffe der prot. Kirche die aus dem wahrhaftsten

Glauben (s. d.) oder aus einem mit Gott versöhnten Herzen von selbst hervorgehenden sittlichen Taten, die jedoch, weil sie dem Geheiß Gottes nie vollkommen entsprechen, kein Verdienst begründen. Um der sittlichen Selbstgerechtigkeit jeden Zugang zu versperren, hatten die Reformatoren die Werthschätzung der guten Werke belämpft, und während Melancthons Schule die Notwendigkeit derselben zur Seligkeit lehrte, behauptete Nik. Amosdorf sogar, sie seien der Seligkeit schädlich. Die luth. Dogmatik begnügte sich, die Notwendigkeit derselben zur Seligkeit abzulehnen, hielt aber daran fest, daß der Glaube gute Werke als notwendige Früchte hervorbringe, wogegen die Reformierten in diesen Früchten den Thatenerweis des seligmachenden Glaubens sahen. Die luth. Kirche, gegen deren Lehre die Polemik aller prot. Parteien gerichtet war, behauptete dagegen nicht nur die Verdienstlichkeit guter Werke überhaupt, auch ganz abgesehen von der innern Gesinnung, aus der sie hervorgingen, sondern auch die Notwendigkeit, daß zur Rechtfertigung vor Gott Glaube und Werke zusammenwirkten. Wenn letzterer Satz auf einem wesentlich andern Glaubensbegriff beruht, so erklärt sich der erstere aus der objektiven Werthschätzung der einzelnen Handlung als solcher, im Gegensatz zu dem subjektiven Maßstab der Beurteilung bei den Protestanten. Hieraus erklärt sich auch weiter, warum die luth. Kirche lehrt, daß die guten Werke anderer, namentlich die überschüssigen Verdienste der Heiligen den Gläubigen zugute kommen und als ihre eigenen ihnen angerechnet werden können (opus operatum).

Innbesondere aber versteht man katholischerseits unter guten Werken nicht sittliche Handlungen überhaupt, sondern gewisse von der Kirche, sei es zur Buße vorgeschriebene, sei es als «evang. Ratsschlüsse» empfohlene Leistungen, Fasten, Almosengeben, Wallfahrten, Rosenkranzbeten und jede Art von Gelübden. Als Bußwerke übernommen, bedeuten dieselben, daß der Sünder freiwillig die «Hand dazu bietet», daß die Kirche aus dem in ihrer Verwaltung befindlichen «Schatz der guten Werke» (d. h. der überschüssigen Verdienste der Heiligen) ihm einen entsprechenden Teil zugute kommen lassen kann. (S. Ablass und Buße.) Als freiwillig übernommene Leistungen dagegen begründen die guten Werke ein besonderes Verdienst vor Gott und demgemäß ein Anrecht auf besondere Belohnungen im Jenseits. Der Protestantismus mußte diese Lehre schon darum bekämpfen, weil nach ihm kein Mensch, auch der sittlich vollkommenste nicht, mehr thun kann, als er nach streng sittlichem Maßstabe gemessen schuldig ist zu thun. Ferner bestritt er die Theorie vom opus operatum mit ihrer mechanischen und äußerlichen Auffassung des Sittlichen, das Gewicht legen auf äußere, zufällige Leistungen, denen an sich selbst gar kein sittlicher Wert zukommt, endlich den Anspruch der Kirche, dergleichen Leistungen als Bedingungen der Absolution (s. d.) aufzulegen. Vor allem aber erscheint auf prot. Standpunkt durch die Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke in jeder Gestalt das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christus verleugnet und die Erlösungsreligion abermals zur Gesetzesreligion herabgedrückt. Der umgekehrte Vorwurf der Katholiken, daß der Protestantismus sich gegen die sittlichen Anforderungen an den Menschen gleichgültig oder gar feindselig verhalte, beruht im allgemeinen auf Mißverständnis.

Gutgewicht nennt man im kaufmännischen Verkehr dasjenige Warenquantum, welches der Verkäufer dem Käufer unangewandt unentgeltlich zu gibt, dasselbe kommt nicht bloß bei gewogenen, sondern ebenso wohl bei gezählten und gemessenen Waren vor, beginnt aber jetzt mehr und mehr aus dem Verkehr zu verschwinden, und nur im Detailvertrieb ist es noch meistens im Gebrauch. Wirtschaftlich ist das G um so mehr verwertlich, als es natürlich doch durch einen Preiszuschlag ausgeglichen wird. Ein besonderer Fall desselben ist die *Meistbietende*, d. h. dasjenige, was dem Käufer für schadhafte oder unbrauchbare Telle (z. B. für Verunreinigungen) zu gewähren ist. *Gutgewicht* sind lokale Marken entscheidend (Hantel, Kett. 362) die im einzelnen Falle c. m. werden können durch die Marken - s. m.

Guthrie (Frederick), engl. Chemiker u. Physiker, geb. 15. Okt. 1833 in London, studierte an dem vorzüglichen Laverney College, in Heidelberg und Marburg. Von 1856 bis 1858 war er Assistent bei Dr. Frankland, damals Professor der Chemie in Owen's College zu Manchester, und lieferte während dieser Zeit eine Anzahl von Beiträgen über selbstständige chem. Experimente zu dem „Philosophical Magazine“. Von 1858 bis 1860 arbeitete er als Assistent des Professor Playfair in Edinburgh und übernahm 1860 die Professur der Chemie und Physik an dem Royal College auf der Insel Mauritius, wo er bis 1866 thätig war. Im J. 1867 nach London zurückgekehrt, veröffentlichte G. Untersuchungen über die Wärmeleitkraft von Metallen und die Beschreibung eines neuen Voltameters und Voltmeters in den „Philosophical transactions“. Im J. 1869 wurde er als Vektor der Experimentalphysik an der Königl. Bergschule in London angestellt. In dieser Stellung verblieb er auch, als 1872 die Physikalische Abteilung der Bergschule mit der neugegründeten Naturwissenschaftlichen Schule in South Kensington verbunden wurde, und organisierte dort ein physikal. Laboratorium nach einem verbesserten Plane, das seitdem ähnlichen Anstalten als Muster gedient hat. Bei der 1881 vollzogenen Konsolidation der Naturwissenschaftlichen Schule mit der Bergschule zu der gegenwärtig bestehenden Normal school of sciences wurde G. Professor der Physik an dieser neuen Anstalt. G. war 1874 einer der Begründer der Physikalischen Gesellschaft von London und wurde 1878 zum Fellow der Royal Society gewählt. Er veröffentlichte noch: „The elements of heat and non-metallic chemistry“ (1868), „Magnetism and electricity“ (1873), „Practical physics“ (1877), „An introduction to physics“ (1877), „The first book of knowledge“ (1881) und „Outline of experimental instruction in sound, light, heat, magnetism and electricity“ (1891).

Guthrie (James Gargill), schott. Dichter, geb. 27. Aug. 1814 in Glasgow, wo sein Vater als Buchhändler eine kleine Buchhandlung für die theol. Fakultät betriebe, studierte er, nachdem er in Montrose die Schule besucht, mehrere Jahre in Dundee, fand sich aber genötigt, seinen früheren Plänen zu entsagen und in ein kaufmännisches Geschäft zu treten. Im J. 1851 erlangte er ein neues Buch, das beschreibende Gedichte „Village scenes“, dessen kräftige Vollständigkeit sofort Verkauf fand und das seitdem eine Reihe von Auflagen erlebte. Im J.

1856 folgte die poetische Erzählung „The first love story“, 1859 „Wedded love“, 1866 „My last love“, 1867 „Summer flowers“, 1871 das bald epische, bald dramatische Gedicht „Korema“ und 1878 „Woodland echoes“, eine Sammlung lyrischer Gedichte. Die autodidaktische Bildung und der späte Reife G. s. f., neben einer gewissen Melancholie, in diesen Schöpfungen unverkennbar, doch bekundeten sie ein wirkliches Talent, mit vollständigen Anlagen. Auch als Prosaist hat er mit „The tale of Strathmore, its scenes and legends“ (1875) Anerkennung gefunden. Seit 1868 ist er Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek in Dundee.

Gutl, Misuarisation im Distrikt Bessary (J. 1.) der indobrit. Präsidenschaft Madras.

Gutbergschreibung (Information), f. unter *Ertragsschreibung*.

Gutschmid (Alfred von), Historiker, geb. 1. Juli 1831 in Leipzig, besuchte die Realschule in Dresden, studierte seit 1848 in Leipzig, dann in Bonn Philologie und Geschichte und promovierte 1854 an der Leipziger Universität mit einer Abhandlung: „De rerum Aegyptiacarum scripturibus Graecis ante Alexandrum Magnum“ (abgedruckt im „Philologus“, Bd. 10). Er privatisierte dann erst in Tübingen, später in Leipzig, und wandte seine Studien mehr und mehr ausschließlich der Geschichte des Altertums und des Orients zu. Er schrieb in dieser Zeit: „Beiträge zur Geschichte des alten Orients“ (Zug. 1858), denen (Zug. 1876) „Neue Beiträge“ folgten, „Die Nabatäische Handelsverfassung und ihre Geschwister“ (in der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“ Bd. 15). Im J. 1861 wurde er ordentliches Mitglied der Sachsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1863 außerord. Professor der Geschichte an der Universität Kiel, 1866 ord. Professor derselben. Hier erlangte das Programm: „De temporum notis quibus haec aetate nititur in chronici canonibus“ (Kiel 1868). Im J. 1878 wurde er nach Königsberg versetzt, Oken 1876 folgte er einem Rufe nach Jena als Professor der Klassischen Philologie. Oken 1877 einem Rufe als ord. Professor der Geschichte nach Leipzig.

Gutkruths (Joh. Christoph Friedr.), vord. deutscher Pädagog und Mitbegründer der Lurnstift, geb. 9. Aug. 1788 zu Carlsburg, besuchte das hiesige Gymnasium und studierte seit 1779 in Halle Theologie. Nachdem er einige Zeit in seiner Vaterstadt als Hauslehrer gewirkt, kam er als Lehrer an Salzmanns Erziehungsanstalt in Schnepfenthal, der ihm seit 1788 die Leitung der gymnasialischen Übungen überließ. Hierdurch wurde die Gymnasial als vollständiger Lehrkörper in Schnepfenthal und ging von da in andere deutsche Erziehungs- und Lehranstalten über. G. „Gymnasial für die Jugend“ (Schnepfenthal 1798, 2. Aufl. von Leipzig, Stuttgart 1847) bildet lange Zeit die Grundlage aller ähnlichen Werke. Als Lehrgang zu diesem Werke schrieb er: „Mechanische Nebendebellungen für Jünglinge und Männer“ (Kiel 1801, 2. Aufl. 1817). In seinem „Lurnbuch für die Schulen des Vaterlandes“ (Frankf. 1817) erlangte er die Gymnasial nicht bloß vom rein pädagogischen, sondern auch vom nationalen Standpunkte. Im J. 1818 erlangte er in Frankfurt a. M. die deutsche Gymnasial, aber kurze Abreise der deutschen Gymnasial, ein Prüfaden für Lehrer und Schüler. Seine Beschäftigung mit der physischen Erziehung führte weiter auch zur Bearbeitung der „Synopsen zur Übung und

Erholung des Körpers und Geistes für die Jugend» (Schneppenthal 1796; 6. Aufl., von Schettler, Hof 1883). Sein kleines »Lehrbuch der Schwimtkunst« (Weim. 1798; 2. Aufl. 1833) wurde in Hirths »Das gesamte Turnwesen« (Erg. 1866) wieder abgedruckt. Seit 1798 bewohnte G. sein in der Nähe von Schneppenthal gelegenes Landgut zu Jßenbain, verblieb jedoch Lehrer der Anstalt für gymnastische Übungen, für Unterricht in der Geographie und Technologie. Nachdem er Ostern 1839 den Unterricht gänzlich aufgegeben, starb er 21. Mai 1839. Von 1800 bis 1820 gab er die »Bibliothek für Pädagogik, Schulwesen und die gesamte pädagogische Literatur Deutschlands« heraus. Durch sein »Handbuch der Geographie« (2 Abteil., Erg. 1810 u. öfter) trug er zu einer bessern Methode des geogr. Unterrichts bei. Mit Gaspari, Hassel u. a. verband er sich zur Besorgung des »Vollständigen Handbuchs der neuesten Erdbeschreibung«, für welches er die Beschreibung der südamerik. Staaten (Bd. 19 u. 20, Weim. 1827—30) lieferte. Für das von ihm und J. A. Jacobi herausgegebene Werk »Deutsches Land und deutsches Volk« arbeitete er den ersten Teil in zwei Bänden, der auch den besondern Titel »Deutsches Land« (Gotha 1820) erhielt. Seine Wohnung in Jßenbain wurde 1861 von deutschen Turnern mit einer Gedenktafel versehen.

Gutstadt oder **Guttsabt**, Stadt in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Heilsberg, 26 km von Allenstein, an der Alle, ist Sitz des Landratsamts für den Kreis Heilsberg, sowie eines Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenstelle und zählt (1890) 4487 meist kath. G. Bei G. fanden 5. bis 9. Juni 1807 heftige Gefechte zwischen Russen und Franzosen statt.

Gutta (lat.), Tropfen; auch ein tropfenähnlicher Fleck; z. B. *gutta rosacea*, Kupfer im Gesicht; *gutta opaca*, der Graue Star; *gutta serena*, der Schwarze Star.

Gutta, ungar. Marktflecken auf der Großen Schütt (s. unter Schütt).

Gutta cavat lapidem, »(Steter) Tropfen höhlet den Stein« (b. h. Ausbauer führt endlich zum Ziele), Citat aus Ovids »Briefen aus dem Pontus« (IV, 10, 5); in ähnlicher Fassung findet sich der Gedanke auch bei andern röm. und griech. Dichtern.

Guttannen, Pfarrdorf im Hasli (s. b.).

Guttapercha, *Gutta Tuba*, Gummi Guttania, plastisches Gummi, ein dem Kautschuk nahestehendes Harz, welches in Form von mikroskopisch kleinen, klebrigen Kügelchen in dem Milchsaft von *Isaandra Gutta Hooker*, eines zu den Sapotaceen gehörenden, auf Singapore, Borneo, Sumatra, im säd. Malakia wachsenden Baumes vorkommt. Die G., seit langer Zeit von den Eingeborenen Singapores zu allerlei Gerätschaften verarbeitet, ist seit 1843 durch den schott. Arzt W. Montgomerie und gleichzeitig von José d'Almeida in Europa bekannt geworden. Zur Gewinnung des Milchsafts werden die Bäume jetzt angezapft und der ausfließende Saft in aus den Schalen der Kokosnüsse angefertigten Gefäßen gesammelt. Früher fälltte man die Bäume der leidern Arbeit wegen und vernichtete so ein oft hundertjähriges Wachstum, um dafür etwa 10 kg G. zu erhalten, während man bei dem jetzt durch die englische G.-Handelsgesellschaft eingeführten Verfahren des methodischen Anzapfens jahraus

jahrein eine Ernte von demselben Baum erzielt. Beim ruhigen Stehen des Saftes vereinen sich die einzelnen Körner des Harzes zu einer plastischen Masse, die durch Kneten homogen gemacht und dann an der Sonne getrocknet wird. Teils durch Zufälligkeiten, teils aber auch wohl als Verfallsungsmittel kommen Unreinigkeiten, als Sand, Erde, Baumrinde, Holzteile u. s. w. in den Saft oder in die noch weiche Harzmasse.

Die rohe G. des Handels bildet meist unregelmäßig viereckig gestaltete Blöcke von etwa 10 kg Gewicht, außen rötlich braun gefärbt, auf der Schnittfläche heller, weißlich bis bräunlich, sie fühlt sich fettig an, von eigenartigem Geruch. Die Masse ist durch eingeknetete und ihr fest anhängende Luftbläschen mehr oder weniger porös und schwimmt daher auf Wasser, während sie im sorgfältig gereinigten Zustande schwerer als Wasser ist. Bei gewöhnlicher Temperatur ist die G. zäh, leberartig, läßt sich aber leicht schneiden, wenig und immer nur in einer Richtung elastisch, während sie beim Dehnen in der entgegengesetzten Richtung zerreißt. Beim Erwärmen, am besten durch Eintauchen in warmes Wasser, erweicht sie bei 48° C., bei 55—60° erlangt sie einen hohen Grad von Bilsamkeit und läßt sich zu allen möglichen Formen pressen oder zu dünnsten Blättern auswalzen. Bei der Temperatur des siedenden Wassers schmilzt sie zu einer schmierenden, zu Fäden ausziehbaren Masse, die bis etwa 150° unverändert bleibt, dann aber unter Bildung eines öligen Destillationsprodukts zerfällt wird. G. ist unlöslich in Wasser, Alkohol, Äther, fetten Ölen, sie widersteht der Einwirkung der meisten Säuren, selbst der Flußsäure, und der Alkalien, nur von konzentrierter Schwefelsäure und Salpetersäure wird sie zerstört; leicht löslich ist sie in Schwefelkohlenstoff und Chloroform, etwas schwerer löslich in Benzol, Terpentinöl, Petroleum, ein vorzügliches Lösungsmittel ist das bei der trockenen Destillation der G. gewonnene Öl. G. ist einer der schlechtesten Leiter der Elektrizität und wird wegen dieser Eigenschaft mit günstigstem Erfolg zur Isolierung elektrischer Leitungen, Kabeldrähte u. dgl. verwandt. Sie wird durch Reiben negativ elektrisch. Beim Liegen an der Luft und namentlich bei Einwirkung von Licht und Feuchtigkeit wird sie allmählich brüchig, spröde, läßt sich pulvern und wird dann löslich in Alkohol und Äther. Diese Umwandlung vollzieht sich langsam, von außen nach innen fortschreitend, und gleichzeitig damit wird sie dann beim Reiben positiv elektrisch. Befreit man ein Stück teilweise veränderte G. auf der einen Seite durch Waschen mit Äther von dem Umwandlungsprodukt, so zeigt diese Seite beim Reiben negative Elektrizität, während die andere positiv elektrisch wird. Beim Erhitzen mit Schwefel zeigt sie dasselbe Verhalten wie der Kautschuk, sie wird vulkanisiert (s. Gummi, elastisches) und bei höherer Temperatur in eine hornähnliche Masse, die sich drehen, bohren, polieren läßt, verwandelt.

Nach den bisher ausgeführten Untersuchungen scheint die G. ein Gemenge von drei Körpern zu sein, die als *Gutta*, *Alban* und *Fluavil* bezeichnet sind. Die *Gutta*, ein dem Kautschuk gleich zusammengesetzter Körper C_8H_{10} , bildet stets die Hauptmasse, die beiden andern scheinen durch Oxydation aus dieser hervorgegangen zu sein; auch kommen verschiedene Farbstoffe in der G. vor.

Bei der Verarbeitung wird die G. auf mechan. Wege zunächst von den beigemengten Verunreinigungen befreit. Zu diesem Behuf wird sie in einer Schneidmaschine zu dünnen Spänen zerteilt, die unter kräftiger Bewegung in anfangs kaltem, dann allmählich erwärmtem Wasser gewaschen und weiter zerrieben werden, wobei sich Sand, Erde und Sonstiges abscheidet. Die so gereinigte Masse wird in Knetmaschinen einer starken Bearbeitung unterzogen und dann in warmem, plastischem Zustand in Formen gepreßt, in Röhren gezogen oder zu mehr oder minder biden Blättern ausgewalzt oder auf gleiche Weise wie Kautschuk zum Vulkanisieren oder Härten vorbereitet.

Unter dem Namen gereinigte Guttapercha oder Gutta percha depurata kommt ein Produkt im Handel vor, welches von Zahnärzten zum Ausfüllen hohler Zähne, deren Beschaffenheit ein Plombieren nicht mehr zuläßt, verwandt wird. Zur Darstellung wird 1 Teil G. in 20 Teilen Benzol durch warme Digestion gelöst, der Flüssigkeit fest man als Klärmittel gebrannten Gips oder gepulverten Thon zu, durchschlägelt damit kräftig und läßt dann zum Klären ruhig stehen. Die klare Flüssigkeit wird mit einem Heber von dem Bodensatz getrennt und mit ihrem doppelten Volumen Alkohol von 90° Tr. vermischt, wodurch reine Gutta gefällt wird, während sonstige Materie und Farbstoffe gelöst bleiben. Der von der Flüssigkeit getrennte Niederschlag wird mit Alkohol gewaschen, darauf in siedendem Wasser zusammengesiebt und bei mäßiger Wärme zu dünnen Stangen ausgetrocknet. Die Stängelchen werden am besten bis zum Gebrauch unter Wasser bewahrt, um sie vor der Einwirkung der Luft zu schützen. Die so gereinigte G. ist fast weiß, mitunter durch Zusatz von etwas Karmin rötlich gefärbt; in warmem Wasser erweicht, besitzt sie den höchsten Grad von Plastizität.

G. findet die verschiedenste Verwendung und wird entweder für sich oder zusammen mit Kautschuk wegen ihrer Biegsamkeit und Zähigkeit zu allen denkbaren Formen gepreßt; man macht davon Schnüre, Röhren, Feuerreimer, Schuhsohlen, Treibriemen für Maschinen, Instrumente für chirurgischen Gebrauch, ferner Messerhefte, Aliberrahmen u. s. w. Wegen ihrer großen Biegsamkeit ist sie ein vorzügliches Material zur Herstellung von Matrizen von Holzsnitten, gusslochierten Platten u. s. w., in welchen diese auf galvanoplastischem Wege vervielfältigt werden.

Guttatim (lat.), tropfenweise.

Guttenberg, zwei Städtchen in den Vereinigten Staaten von Amerika: 1) Guttenberg im County Clayton im Staate Iowa, am Mississippi auf lieblicher Anhöhe (Bluff) gelegen, hat reiche Bleilager in unmittelbarer Nähe und (1880) 1076 E., darunter sehr viele Deutsche; 2) Guttenberg im County Hudson im Staate Newjersey, schräg gegenüber der Stadt Neuyork, mit 1206 E., von denen über die Hälfte Deutsche sind. Beide Orte sind auch von Deutschen angelegt, jener 1849 und dieser 1851.

Guttentag, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Lublinitz, 20 km im NW. von diesem Orte, an der zur Obergehenden Lublinitz, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2378 E., meist luth. Polen. Dabei liegt das Rittergut Schloß-Guttentag, Besitztum des Herzogs von Braunschweig.

Gutti, s. Gummigutt.

Guttinguer (Ulric), franz. Dichter, geb. 1786 zu Rouen, war einer der wärmsten Anhänger des Romantismus, und sein erstes Werk »Nadir« (1822), eine Reihe kritischer Briefe, worin sich glänzende Naturbilderungen und seine Beschreibungen der menschlichen Gefühle finden, ebenso wie die Sammlung seiner in der »Muse française« erschienenen Gedichte »Mélanges poétiques« (1822), fanden wegen der Eleganz des Stils viel Beifall. Außerdem sind zu erwähnen: »Dithyrambe sur la mort de Byron« (1824), »Le bal« (1825), »Charles VII à Jumièges«, »Edith ou le champ d'Hastings« (1826), »Recueil d'élégies« (1829), »Fables et méditations« (1837), »Les deux âges du poète« (1844), »Dernier amour« (1852), und unter seinen Romanen: »Amour et opinion« (3 Bde., 1827) und »Arthur« (1836). Er sammelte auch verschiedene Artikel als »Pensées et impressions d'un campagnard« (1847). G. starb zu Paris 21. Sept. 1866.

Guttstadt, Stadt in Ostpreußen, s. Guttkaht.

Gutturale (vom lat. guttur, Röhre; also eigentlich Kehlkante) nennt man konsonantische Laute, die durch Verhärtung oder Annäherung des hinteren Zungenrückens an den weichen Gaumen gebildet werden; solche sind die k-Laute (harte oder tonlose G.), die g-Laute (tönende G.), die ch-Laute (gutturale Spiranten), auch diese entweder tonlos, unser deutsches ch, oder tönend, z. B. das g, wie es von den Norddeutschen z. B. in »Lage« gesprochen wird). Sämtliche G. können außerdem in zwei Reihen geteilt werden, je nachdem die Verhärtungs- oder Annäherungsstelle von Zunge und Gaumen mehr rückwärts oder mehr vorwärts liegt; im erstern Falle entstehen die Laute des deutschen k, g vor a, o, u und Konsonanten (z. B. Kappe, Kappen), des deutschen ch nach denselben Vokalen (z. B. Bach), im andern Falle die palatalisierenden deutschen Laute k, g vor e, i (z. B. Kind, kennen) und das ch nach e, i (z. B. ich). Die vergleichende Grammatik hat entdeckt, daß die indogerman. Ursprache als gutturale Konsonanten besaß: k, g, gh (aspiriertes g), und zwar ebenfalls in verschiedener Artikulation: mehr palatal, bezeichnet als k¹, g¹, gh¹; reiner guttural, bezeichnet als k², g², gh² (oder einfach k, g, gh). Das sog. gutturale r gehört nicht in diese Konsonantenreihe, sondern entsteht durch Schwächung des k¹ph¹ens (daher auch uvular genannt).

Gutwasser, Dorf und Badeort nahe bei Badeweiß, im südl. Böhmen, mit (1880) 277 E., hat eine schöne Kirche, eine Mottenfabrik und eine eisenhaltige Mineralquelle mit Badehaus.

Gutfrow (Karl Ferd.), einer der hervorragendsten Dichter und Schriftsteller der jüngsten deutschen Litteraturperiode, geb. 17. März 1811 zu Berlin, der Sohn eines Subalternebeamten beim Kriegsministerium, erhielt seine Bildung auf dem Friedrichswerderschen Gymnasium und studierte in Berlin Theologie und Philosophie. Nachdem er 1830 bei einer Preisaufgabe (»De diis fatalibus«) mit Erfolg konkurriert, wandte er sich mit Eifer den Fragen und Forderungen der Zeit zu. Noch als Student betrat er mit dem »Forum der Journalistik« (1831) seine schriftstellerische Laufbahn, welche seitdem bis 1839, im Einklange mit der ganzen damaligen literarischen Richtung, eine vorwiegend journalistische blieb. Wolfgang Menzel, der in jener Zeit schon viel Anerkennung erfuhr, zog den jungen Schriftsteller nach Stuttgart, wo derselbe an dem ersten »Litteraturblatt« Anteil nahm. Von umfangreichen

Arbeiten veröffentlichte G. in dieser Zeit anonym die «Briefe eines Narren an eine Rärin» (Hamb. 1832), sowie den phantastischen Roman «Maha Guru. Geschichte eines Gottes» (2 Bde., Stuttg. 1833), welcher Aufsehen erregte. Abwechselnd in Berlin, Leipzig, Hamburg verweilend, lieferte er hauptsächlich Beiträge zum «Morgenblatt» und zur «Allgemeinen Zeitung», die später als «Novellen» (2 Bde., Hamb. 1834), «Soiréen» (2 Bde., Frankf. 1835) und «Öffentliche Charaktere» (Hamb. 1835) gesammelt erschienen. Nach einem plötzlich mit Nenzel eingetretenen Zerwürfnis wandte sich G. 1835 nach Frankfurt a. M., wo er sich an dem von Daller begründeten «Phönix» beteiligte. Um diese Zeit erschienen sein barockes Drama «Kero» (Stuttg. 1835), die vielbesprochene Vorrede zu «Schleiermachers Briefen über F. Schlegels Lucinde» (Hamb. 1835) und die vielberufene Novelle «Wally, die Zweiflerin» (Mannh. 1835; umgearbeitet in «Vergangene Tage», Frankf. 1852). Letzteres Werk, hervorgegangen aus der Lektüre von Fr. Schlegels «Lebens Gedanken und Meinungen», erregte durch die Polemik gegen den Offenbarungsglauben bei den Vertretern des Bestehenden großen Anstoß. Namentlich richtete Nenzel seine benennjatorischen Angriffe gegen das Buch, sowie bald auch gegen die gesamte literarische Thätigkeit des sog. Jungen Deutschland (s. d.), und die Folge war das Verbot der jungdeutschen Schriften und G.'s Verurteilung durch das bad. Hofgericht zu einer dreimonatlichen Gefängnisstrafe.

Während er diese Strafe in Mannheim abbüßte, arbeitete er die Schrift «Zur Philosophie der Geschichte» (Hamb. 1836) aus, welche gegen die Hegelsche Geschichtsauffassung gerichtet war. Nach überstandener Haft vermaßte er sich in Frankfurt a. M., wo er mehrere Jahre verlebte, durch die Censurverhältnisse in seiner literarischen und journalistischen Thätigkeit vielfach gehemmt, besonders von dem preuß. Verbot seiner auch künftig erscheinenden Schriften bedrängt. Die «Deutsche Revue», zu deren Herausgabe er sich mit Wienberg geeinigt, wurde im Entstehen unterdrückt. Auch der Versuch, ein polit. Tageblatt, die «Frankfurter Wörsenzeitung», zu begründen, scheiterte an der Censur. In- des erhielt sich ein Beiblatt desselben, der «Telegraph für Deutschland», mit welchem G. 1838 der freieren Verhältnisse wegen nach Hamburg übersiedelte. In die Zeit seines frankfurter Aufenthalts fallen noch «Beiträge zur Geschichte der neuesten Litteratur» (2 Bde., Stuttg. 1836) und «Götter, Helben, Don Quixote» (Hamb. 1838), Sammlungen seiner zerstreuten Kritiken und Charakteristiken; ferner «Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte» (Berl. 1836) und das Werk «Die Zeitgenossen» (2 Bde., Stuttg. 1837), das er, um den Anfeindungen der Polizei und der Parteilichkeit zu entgehen, unter Pseudonym Namen einführte und später als «Säcularbilder» in seine «Gesammelten Werke» aufnahm. Der Übergang G.'s von einer mehr kritischen und journalistischen Thätigkeit zu geschlossenen Schöpfungen gab sich kund durch das schon erwähnte Drama «Kero» und das bühnengerechtere «König Saul» (Hamb. 1838), auf dem Gebiete des Romans durch «Seraphine» (Hamb. 1838) und «Blasewitz und seine Söhne» (3 Bde., Stuttg. 1838—39). Von Hamburg aus veröffentlichte er sodann noch ein «Stützenbuch» (Rast. 1839), «Die rote Mähe und die Kapuze» (Hamb. 1838), eine Streit-

schrift in der kölner Frage gegen Görres, und «Börnes Leben» (Hamb. 1840).

Seitdem wandte sich G. hauptsächlich der Bühne zu und eröffnete diese zweite Epoche seiner produktiven Thätigkeit mit dem Trauerspiel «Richard Savage» (Hamb. 1839). Von der großen Anzahl seiner Stücke, die nun in rascher Folge erschienen, bürgernten sich bald mehrere in dem Repertoire aller größern deutschen Theater ein. Die meiste Popularität erlangte das Trauerspiel «Uriel Acosta» (1847), unstreitig das wertvollste seiner dramatischen Werke, nebst den beiden trefflichen Lustspielen «Hof und Schwert» (1844) und «Das Urbild des Lartuse» (1847). Hieran reihen sich die eigentlich histor. Tragödien «Pattul» (1841), «Fugatsch» (1846) und «Wallenroder» (1848), denen später «Philipp und Peter» (1853) folgte. Eine andere Gruppe bilden die Schauspiele «Werner, oder Herz und Welt» (1840), «Der 18. November» (1842), «Ein weißes Blatt» (1844), «Ottfried» (1854) und «Ella Rose» (1856). An seine Lustspiele schließen sich noch an «Die Schule der Reichen» (1841), der «Königsleutnants» (1852) und «Leng und Söhne» (1856). In den Sammlungen von G.'s «Dramatischen Werken» (9 Bde., Ept. 1842—57; 20 Bdn., 1862—63; neueste Aufl., Jena 1880) sind außer den genannten auch das Volks Trauerspiel «Liesl» (1852) und das histor. Charakterbild «Lorbeer und Myrte» (1856) enthalten. Eine 1842 nach Paris unternommene Reise, infolge deren er «Briefe aus Paris» (2 Bde., Ept. 1842) veröffentlichte, und die vorherrschende Neigung zur Bühne wurden Veranlassung, daß G. sein belletristisches Journal «Telegraph» in andere Hände gab. Die von ihm verfaßten größern Artikel dieser Zeitschrift erschienen dann in den Sammlungen «Vermischte Schriften» (4 Bde., Ept. 1842—52) und «Aus der Zeit und dem Leben» (Ept. 1846). Im J. 1842 nahm er seinen Aufenthalt wieder in dem ihn durch Familienbande fesselnden Frankfurt a. M., wo er sich mit der Sammlung und Redaction aller seiner bisher zerstreuten und meist unter ungünstigen Verhältnissen an das Licht getretenen Schriften beschäftigte, die vollständig umgearbeitet als «Gesammelte Werke» (12 Bde., Frankf. 1845—46; Bb. 13, 1852) erschienen. Darauf folgte er 1847 einem Rufe nach Dresden, wo er dritthalb Jahre lang am Hoftheater die früher von Lenz versehene Stelle eines Dramaturgen bekleidete.

Eine neue einflußreiche Stellung auf dem Litteraturgebiete der Gegenwart erwarb sich G. nach dem Niedergange der deutschen Bewegung durch seine beiden großen Romane «Die Ritter vom Geiste» (9 Bde., Ept. 1850—52; 5. Aufl., Berl. 1869; vgl. A. Jung, «Briefe über G.'s Ritter vom Geiste», Ept. 1856) und «Der Zauberer von Rom» (9 Bde., Ept. 1859—61; 4. Aufl., in 4 Bdn., Berl. 1872—73; vgl. «Eine kritische Studie über G.'s Zauberer von Rom», Eddt. 1882), die wegen ihres Reichtums an Charakter- und Situationszeichnungen und mehr noch als großartige und geistvolle, das moderne prot. und kath. Leben schildernde Kulturgemälde zu G.'s bedeutendsten Schöpfungen gehören. G. machte sich durch diese Werke zum hervorragendsten Vertreter des Zeitromans. Von seinen übrigen Arbeiten in dieser Richtung sind noch die Novellen «Die Diakonissin» (Frankf. 1856) und «Die kleine Narrenwelt» (3 Bde., Frankf. 1856) hervorzuheben. Einen Rückblick auf sein Leben begann er mit «Aus der Knabenzeit» (Frankf. 1852). Von Okt. 1852 bis

Ende 1862 gab er auch die populäre Wochenschrift «Unterhaltungen am häuslichen Herd» heraus. Infolge seiner Ernennung zum Generalsekretär der Deutschen Schiller-Stiftung, um welche er sich entschiedene Verdienste erworben, siedelte G. 1862 von Dresden nach Weimar über, fühlte sich aber in diesem Verhältnis nicht wohl, da seine Auffassungen sich vielfach im Widerspruch mit denen des Verwaltungsrats befanden. Es trat ein Zustand der Überreizung, ja der Verzweiflung am Leben bei ihm ein, der ihn 15. Jan. 1865 in Friedberg auf einer Reise sogar zu einem Selbstmordversuch trieb. Ein längerer Aufenthalt in der Heilanstalt Gilsberg bei Bayreuth stellte ihn indes von seiner Erkrankung wieder her. G. lebte nach seiner Genesung ein Jahr lang in Weyen am Genesee, dann in Kesselstadt bei Hanau, machte einen Sommeraufenthalt in Bregenz und siedelte 1870 nach Berlin über.

Seine schriftstellerische Thätigkeit nahm er dort mit ungebrochener Kraft wieder auf. Sein Roman «Hohenchwangau» (5 Bde., Lpz. 1867), ein auf tiefen Studien ruhendes Kulturgemälde des Reformationszeitalters, hat einzelne Partien von künstlerischer Rundung und großer Schönheit, verwandelt sich aber ebenso oft in eine mit poetischen Arabesken verzierte histor. Monographie. Mehr aus einem Guss ist der pädagogische Roman «Die Söhne Pestalozzi» (3 Bde., Berl. 1870). Der Roman «Fris Ellrodt» (3 Bde., Jena 1872), der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. spielt, zeichnet sich durch frische Schilderung und gedrängte Handlung aus. Neben diesen größeren Werken schrieb G. noch Novellen, die er unter dem Titel «Lebensbilder» (2. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1874) zusammenstellte; eine Spruchsammlung: «Vom Baum der Erkenntnis» (Stuttg. 1868), und Skizzen: «Die schönern Stunden, Rückblicke» (2. Aufl., Stuttg. 1869). Ein in Mannheim zur Aufführung gekommener dramatischer Versuch: «Der westfälische Friede», hatte keinen nachhaltigen Erfolg. Auch in dem «Gefangenen von Mez» (aufgeführt am berliner Hoftheater 1872) konnte er nicht recht den inzwischen veränderten Ton der Zeit treffen. Eine bis in die größten Einzelheiten des Ausdrucks durchgeführte Revision seiner beiden großen Romane und der in 12 Bänden (Jena 1873—76) erschienenen neuen, vielfach vermehrten Auflage seiner «Gesammelten Werke» beschäftigte ihn teils in Berlin, teils in Italien und Weiblingen bei Heidelberg, wohin er sich mit seiner Familie zurückgezogen hatte, da ihn ein nervöses Leiden befiel. Im Okt. 1875 siedelte er ganz nach Heidelberg über. Sein letzter Roman: «Die neuen Serapionsbrüder» (Dresd. 1877), behandelte in leichter, heiterer Form berliner Erinnerungen. Einen wesentlichen Beitrag zu seiner Biographie bieten G.s «Rückblicke auf mein Leben» (Berl. 1876). Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in Jena (Serie 1, 12 Bde., 1873 fg.; Serie 2, dramatische Werke, 1880). Im Herbst 1877 siedelte er von Heidelberg nach Sachsenhausen bei Frankfurt a. M.) über und starb daselbst in der Nacht vom 15. zum 16. Dez. 1878, bald nach Mitternacht, an Erstickung infolge eines Zimmerbrandes.

Güßlaff (Karl), Missionar und Sinolog, geb. 8. Juli 1803 zu Pyritz in Pommern, zeigte schon früh besondere Neigung für den Beruf eines Missionars, mußte aber wegen der Mittellosigkeit seiner Eltern zu Stettin das Sattlerhandwerk erlernen. Auf Veranlassung des Königs von Preußen, dem er 1821 bei dessen Anwesenheit in Stettin seine

Bausche in einem Gedichte dargelegt, kam er in die Jänische Missionärsanstalt zu Berlin, aus der er bereits Ostern 1823 der holländ. Missionärsellschaft zu Rotterdam zugesandt werden konnte. Zum Missionar für die Bataas auf Sumatra bestimmt, ging er Aug. 1826 nach dem niederländ. Indien ab. Kriegsverhältnisse auf Sumatra hielten ihn ab sich dorthin zu begeben, und er nahm zuerst seinen Wohnsitz zu Batavia, machte durch Reddurt Bekanntschaft mit den dortigen Chinesen und verheiratete sich mit einer reichen Engländerin. Nachdem er zwei Jahre hindurch sich mit der Sprache und der Lebensweise der Chinesen vertraut gemacht hatte, beschloß er, seine Missionsthätigkeit nach China zu verlegen. Er gab die Beziehungen zu der niederländ. Gesellschaft auf und ging mit dem engl. Missionar Tomlin 1828 zunächst nach Bangkok in Siam, wo beide teils das Evangelium predigten, teils sich Kenntnis des Siamesischen erwarben. Nach einiger Zeit siedelte G. nach Macao über, um von hier aus das Christentum in das fest. Chinas zu tragen. Er verbreitete chines. Traktate christl. Inhalts, begann mit Reddurt, der ihm nach China gefolgt war, eine neue Übersetzung der Bibel in das Chinesische, begründete mit Morrison eine Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China, gab ein chines. monatliches Magazin heraus und übernahm von Macao aus wiederholte Reisen nach verschiedenen Teilen des Reichs. Über diese berichtete er unter anderm in «Journal of three voyages along the coast of China in 1831, 1832 und 1833» (herausg. von Ellis, Lond. 1834; deutsch, Bas. 1835). G. erhielt 1835 die Stelle eines ersten Dolmetschers bei der brit. Oberaufsichtsbeförderung in China. Als solcher machte er, Mai 1835, den vergeblichen Versuch, in das Innere der Provinz Fo-ken einzudringen. Durch die chines. Behörden in seiner missionarischen Thätigkeit gehemmt, leistete er in dem engl.-chines. Kriege den Briten wesentlichen Dienst als Dolmetscher und durch seine Kenntnis von Land und Volk. Auch wirkte er 1842 bei den Friedensverhandlungen zwischen England und China mit und gründete 1844 einen sog. Chinesischen Verein, um durch einheimische Christen das Evangelium im Reiche der Mitte zu verbreiten. Um die Zwecke der Mission zu fördern, begab er sich 1849 nach England und Deutschland. Nach seiner Rückkehr nach China landete er im Jan. 1851 zu Hongkong, starb aber hier schon 9. Aug. 1851. Unter G.s Schriften sind besonders schätzbar: «China opened» (2 Bde., Lond. 1833), «Geschichte des Chinesischen Reichs» (herausg. von Neumann, Stuttg. 1847) und «The life of Tao-kuang» (Lond. 1851; deutsch, Lpz. 1852).

Guyana, s. Guayana.

Guyenne, früher eine franz. Provinz, ein Teil des alten Aquitanien (s. d.), umfaßte das eigentliche G. im engsten Sinn (das Land an der Gironde) nebst den Landschaften Bazadois, Périgord, Agenois (zusammen Nieder-G.); ferner Quercy und Rouergue (zusammen Ober-G.) oder die heutigen Depart. Gironde, Dordogne, Lot-et-Garonne, Lot und Aveyron. Als 1137 der Mannstamm der Herzöge von Aquitanien ausstarb, brachte die Erbtöchter Eleonore das Land nebst ihren übrigen Besitzungen an ihren Gemahl, Ludwig VII. von Frankreich. Da dieser jedoch sich von ihr scheiden ließ, fiel das ganze Erbe 1152 an ihren zweiten Gemahl, Heinrich II. von England, und blieb von

fast unausgeseht im engl. Besiz, bis nach langwierigen Kriegen Karl VII. von Frankreich 1451 G. eroberte und 1453 für immer dem franz. Reiche einverleibte. Bis zur Revolution bildete es nun das Gouvernement G. (im weitesten Sinne), zu welchem auch die ganze Gascogne geschlagen wurde.

Guyet (François), franz. Philolog, geb. 1675 zu Angers, lebte nach längerem Aufenthalt in Paris und Rom ganz den Wissenschaften im Collège de Bourgogne zu Paris. Er starb zu Paris 12. April 1655. G. schrieb Noten zu Terenz (herausg. von Böcler, Straßb. 1657), Hesiod (Amsterb. 1667), Hesychius (Leid. 1668), Statius, Lucanus (Leid. 1738) und Lucian (1687), in denen er sich als einen der größten Kritiker seiner Zeit zeigt.

Guyon (Jeanne Marie Bouvier de la Motte-G.), neben Molinos Begründerin des engl. Quietismus (s. d.), geb. 18. April 1648 zu Montargis in der Provinz Orléans, wurde im Alter von 16 J. mit einem Herrn Jacques de la Motte-G. vermählt. Im J. 1676 Witwe geworden, suchte sie ihre mystischen Anschauungen in weitem Kreisen zu verbreiten. Mit ihrem Seelenführer Lacombe begab sie sich 1681 nach Ger am Genesee, um die Leitung eines Hauses für neubekehrte Katholikinnen zu übernehmen. Das bigotte Leben der Damen mißfiel ihr; sie begab sich zu den Ursulinerinnen nach Thonon und 1686 nach Verceil, aber ihre einflussreichen Gegner wußten es durchzusetzen, daß sie 1688 in Paris in ein Kloster vom Orden der Heimsuchung Mariä abgeführt und dort scharf inquiriert wurde. In den J. 1688—94 lebte G. in Paris, verkehrte häufig in dem Erziehungsinstitut der Frau von Maintenon in St.-Gyr und trat in lebhaften Verkehr mit Fénelon. Eine Kommission von Theologen, Bossuet an der Spitze, bezeugte 80 Sätze aus ihren Schriften als lehrerisch, worauf hin G. 16. April 1695 den verlangten Widerruf leistete. Sie fuhr dann fort, in Paris Versammlungen zur Erweckung eines innern religiösen Lebens zu halten. Deshalb wurde sie 1695 in die Bastille abgeführt und erst im J. 1700 oder 1702 wieder freigelassen. Seitdem lebte sie bei ihrem Sohn Armand in Dijons bei Moir in Zurückgezogenheit und starb hier 9. Juni 1717. Ihre Schriften gab Boiret heraus (Par. 1718—22), darunter ihre Selbstbiographie (Par. 1720). Vgl. Upham, «Life, religious opinions and experiences of Madame G.» (2. Aufl., Lond. 1870); Heppel, «Geschichte der pietistischen Mystik in der kath. Kirche» (Berl. 1875); Gerrier, «Madame G.» (Par. 1881).

Guyon (Richard), ungar. Revolutionsgeneral, geb. zu Bath in England 1812, trat 1828 in die brit. Legion in Portugal ein und kämpfte dort gegen Dom Miguel, trat 1832 als Offizier in österr. Dienste und nahm als Husaren-Oberleutnant den Abschied. Im J. 1848 schloß er sich der ungar. Revolution an, kämpfte bei Tyrnau und Schwachat gegen die Kaiserlichen, schlug sich mit wenigen Husaren nach dem belagerten Komorn durch, trug am Tage der Schlacht bei Kcs viel zum Siege der ungar. Waffen bei und wurde dafür zum General ernannt. G. trat zur Südmaree, verstärkte Peterwardeins Vorräte rechtzeitig, wurde aber bei Mosorin geschlagen und deckte zuletzt mit der ital. und poln. Legion die Flucht Rossuths bei Orsova und die dort, gegenüber von Wa-Raleh und nahe der rumän. Grenze, bewirkte Begrabung der ungar. Kroninsignien. Auch G. trat hierauf mit seinen

Truppen auf türk. Gebiet über, nahm den Islam an, wurde türk. General und befehligte, fortan Kurfchid Pascha genannt, zu Damascus, wo er 1860 den Aufstand der Alttürken niederzuschlug. Während des Orientkriegs wurde G. dem nach Kaukasien entsendeten türk. Korps als Stabschef zugeteilt, vermochte jedoch dort keine großen Erfolge zu erreichen und starb zu Konstantinopel 12. Okt. 1856.

Guyot (Arnold Henry), Naturforscher, geb. 28. Sept. 1807 in der Nähe von Neuchâtel in der Schweiz, besuchte die Gymnasien in Stuttgart und Karlsruhe, studierte in Berlin Theologie, wandte sich aber später den Naturwissenschaften zu, erwarb sich in Berlin den philol. Doktorgrad und brachte seit 1835 mehrere Jahre in Paris und auf Reisen zu, seine Studien namentlich den Gletschern zuwendend. Die Resultate seiner Untersuchungen legte er nieder in den Berichten der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Neuchâtel und in Bd. 2 von d'Archiacs «Histoire de la géologie» (Par. 1848). Von 1839 bis 1848 war G. Professor in Neuchâtel, begab sich 1848 nach Amerika, hielt zunächst Vorlesungen in Boston, die unter dem Titel «Earth and man» (1849) erschienen, wirkte dann als Lehrer an verschiedenen Instituten, unter suchte den geol. Bau des Alleghanygebirges und veröffentlichte hierüber zwei Abhandlungen (1861 u. 1880). Seit 1855 ist G. Professor der Geographie und Geologie am College zu Princeton in Newjersey.

Guz. s. Gök.

Guzerate, Gujerât oder Gudscharât, ehemals ein mächtiges Königreich, nahm mit der Hälfte seines frühern Areals die gegenwärtig zu der indobrit. Präsidenschaft Bombay gehörende Division G. ein, welche die Kattywar oder auch G., arab. Gadjrah, genannte, westlich vom Arabischen Meere, südöstlich vom Golf von Cambay, nördlich vom Golf von Katsch bespülte Halbinsel umfaßt und in fünf Distrikte zerfällt. Dieselbe steigt im allgemeinen nach der Mitte an und ist an der Westküste in den Virdabergen 6—700 m hoch. Im Südostteile erhebt sich zu 500 m der isolierte Basaltberg Palitanna, berühmt wegen der großen Menge von Tempeln und Klöstern der Dschainas. Westlich von ihm erhebt sich die wichtigste Höhe der Halbinsel, der Girmar, ein wilder Haufe granitischer Spitzberge bei der alten Stadt Dschunagarh, bekannt wegen ihrer zahlreichen und kostbar ausgestatteten Wallfahrtsorte und Klöster der Dschainas, Brahmanen und Mohammedaner. Das dem Golf von Cambay gegenüberliegende Festland von G. wird vom Nordende der West-Ghats, sowie von der Satpurakette und deren Ausläufern durchzogen. Auch das westl. Ende des Vindhhyagebirges, die Barriahügel und Lunawaraberge liegen innerhalb des Gebietes, dessen wichtigste Ströme der untere Tapti und Nerbubda, der Rasi (Nryee) und Sabarmati sind. Das Klima, vorzugsweise das der Halbinsel, weniger das des an sie grenzenden Festlandes ist sehr ungesund. Das frühere Reich G. umfaßte 107580 qkm, von denen auf die Halbinsel 50746 kommen. Das Land ist teilweise schon bewaldet. Die Datteln- und Palmyrapalme wird längs der See in ausgedehnten Streifen gepflanzt, und die Rhowa und Manga gedeihen in Fülle. Reis wird im Süden, Weizen im Norden in großer Menge gewonnen, ebenso Dschowar und Baschra, welche die Hauptnahrung der Bevölkerung bilden. Im Süden ist Jucker, noch mehr Baumwolle Hauptartikel.

Gyarmathi (Samuel), ungar. Sprachforscher, geb. 16. Juli 1751 in Klausenburg, studierte 1776—82 als Stipendiat der Goldbergischen Stiftung in Wien Medizin, wirkte mehrere Jahre als Erzieher im groß. Kábagischen Hause, seit 1787 als Komitatsarzt des hungar. Komitats, und lebte 1795—96 in Göttingen, mit dessen Professoren er auch später freundschaftlichen Verkehr unterhielt. Hierauf wurde er 1800 Professor in Jásah in Siebenbürgen, trat aber 1809 in den Ruhestand und starb im April 1830 in seiner Vaterstadt. G. beschäftigte sich sein ganzes Leben hindurch mit sprachwissenschaftlichen Studien. Sein erstes Werk ist «Magyar nyelvemlekei» (Klausenburg 1784; auch deutsch: «Kritische Grammatik der ungar. Sprache», 2 Bde., Klausenburg 1794). Sein Hauptwerk: «Affinitas Linguae Hungaricae cum linguis feniciae originis grammatica demonstrata» (Gött. 1799), für welches ihn die Göttinger Gelehrte Gesellschaft zu ihrem Mitgliede wählte, ist trotz mancher Mißgriffe sehr verdienstlich und hat im Auslande lange als Hauptquelle der ungrischen vergleichenden Grammatik gegolten.

Gyáros, der antike Name der griech. Episkope Giura (s. d.).

Gyeres, Marktflecken in Siebenbürgen am

Gyergyó-Ezent-Miklós, Marktflecken im ungar. Siebenbürgen. Komitat Eßt, früher Hauptort des Pestler Stuhls Gyergyó in Siebenbürgen, mit (1880) 5503 E., größtenteils Magyaren und magyarisierte Rumänen und Armenier, welche letztern hier eine schöne Kirche haben und mit Vieh und Holzwaren handeln. Sie wanderten nach 1668 ein und haben sich vollständig magyarisiert, obgleich sie die Messe noch in der armen. Sprache lesen. G. hat eine römisch- und eine griech.-kath. Kirche und ist Sitz eines königl. Bezirksgerichts.

Gyges, Sohn des Dastulos, war nach der Sage, wie sie Herodot erzählt, ein Günstling des lydischen Königs Kandaules aus dem Hause der Heracliden oder Sardoniden, der, um ihn von der Schönheit seiner Gemahlin Lydo durch Augenschein zu überzeugen, ihm dieselbe einst zeigte, als sie sich entkleidet niederlegte. Diese Verletzung ihrer Ehre erzürnte die Königin, so daß sie G. die Wahl ließ, entweder ihren Gemahl zu ermorden und als ihr Gatte die Herrschaft über Lydien zu übernehmen, oder selbst mit dem Tode zu büßen. G. ermordete daher den Kandaules und wurde von dem delphischen Orakel in der Herrschaft bestätigt. Sagenhafter lautet die Erzählung bei Plato. Nach diesem habe G. einst als Hirt einen Ring in einer Höhle gefunden, welcher die Kraft besaß, seinen Besitzer unsichtbar zu machen, sobald er den Ring einwärts drehte. Mit Hilfe dieses Ringes habe G. die Königin gewonnen und Kandaules ermordet. Etwas anders lautet die Erzählung des Kallimachos von Damascus, die wohl aus dem lydischen Geschichtschreiber Xanthos stammt. Jedenfalls ist es eine fiktive. Thatsache, daß G. sich (689 v. Chr.) unter harten Kämpfen mit karischer Hilfe des Throns der Lyder mit Gewalt zu bemächtigen suchte, durch Zustimmung des delphischen Orakels sein Ziel erreichte und bis 653 als Stifter der neuen Dynastie der «Mermnaden» glücklich regiert hat. Hebbel hat die oben erwähnte Erzählung in seiner Tragödie «G. und sein Ring» behandelt.

Gyimes, Paß und Grenzzollamt zwischen Siebenbürgen und der Moldau. Der Paß führt über

die Eiler Alpen und wird vom Tatrotschfluß, einem rechtsseitigen Nebenfluß des Sereth, durchströmt. Der Paß ist etwa 400 m hoch.

Gyl., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Leonhard Gyllenhaal, Entomolog, geb. 1752, gest. 1812 als schwed. Major in Höberg in Westergötland.

Gylden (Johan Aug. Hugo), schwed. Astronom, geb. 29. Mai 1841 zu Helsingfors als Sohn des Professors der griech. Sprache Nils Abraham G., promovierte 1860, erhielt bald nachher eine Anstellung an der Sternwarte zu Årsköva und folgte 1871 einem Rufe nach Stockholm. Er veröffentlichte: «Untersuchungen über die Konstitution der Atmosphäre» (1866—68), «Studien auf dem Gebiete der Störungstheorie» (Bd. 1, 1871), «Recueil de tables contenant les développements numériques à employer dans le calcul des perturbations des comètes» (1877), «Die Grundregeln der Astronomie nach ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt» (Lpz. 1877), «Versuch einer mathem. Theorie zur Erklärung des Lichtwechsels der veränderlichen Sterne» (Helsingfors 1879), «Undersökning af teorien för himlakropparnes rörelser» (Bd. 1, 1881) und die «Astronomiska iakttagelser och undersökningar anställda på Stockholms observatorium» (bisher 4 Hefte). An den internationalen Kongressen der Astronomen hat G. sich eifrig beteiligt. [Norwegen.]

Gyldenlöwe, Fort bei Frederikshald (s. d.) in

Gylippos, der Sohn des Spartiaten Kleandridas (nach einigen Angaben von einer Helotin), war einer der bedeutendsten Spartan. Heerführer zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs. Seine berühmteste That war die Rettung der durch die Athener hart belagerten Stadt Syrakus, der er im Frühling 414 v. Chr. zu Hilfe geschickt wurde. Im Sept. 413 stand nach vollständiger Überwindung der attischen Streitkräfte in Sicilien sein Ruhm im Zenith. Dagegen bedeckte er seinen Namen dadurch, daß er nach Beendigung des Peloponnesischen Kriegs einen Teil des Deutegelbes unterschlug, welches er für Syrakus nach Sparta zu bringen hatte. Als sein Verbrechen enthüllt wurde, mußte er sich durch Flucht und Exil dem Todesurteil entziehen.

Gyllembourg-Ehrensvärd (Thomasine Christine, geborene Hunken), namhafte dän. Schriftstellerin, geb. 9. Nov. 1773 zu Kopenhagen, wurde durch ihre erste Ehe mit Peter Andreas Heiberg (s. d.) Mutter des Dichters Johan Ludwig Heiberg (s. d.). Nach der durch die Landesverweisung des ersten herbeigeführten Ehescheidung heiratete sie einen in Gustav III. Mord verwickelten, landesflüchtigen Schweden, Karl Friedr. Ehrensvärd, der in Kopenhagen unter dem mütterlichen Namen Gyllembourg (Gyllenberg) lebte. Ihre langjährige Witwenzeit (von 1815 ab) verlebte sie im Hause des obengenannten Sohnes. Sie starb 2. Juli 1856. Als Verfasserin von «En Hverdagshistorie» wurde sie sehr populär; es gelang ihr aber, die Anonymität so gut zu bewahren, daß erst nach ihrem Tode ihre Auktorität bekannt wurde. Eine vollständige Sammlung ihrer beliebten Novellen, die von 1827 ab größtenteils in dem vom Sohne redigierten «Nordenhavns flyvende Post» veröffentlicht wurden, erschien 1849—51 zu Kopenhagen in 12 Bänden (neue Aufl., Kopenh. 1866—67). Die Mehrzahl derselben sind durch Übersetzungen

in Deutschland, Frankreich und Schweden bekannt. Im J. 1882 gab Frau Joh. Luise Heiberg eine Schrift: »P. A. Heiberg und Th. Gyllembourg«, heraus, welche die Eheheirathsgeschichte behandelt und großes Aufsehen erregte.

Gyllenberg (Karl, Graf), schwed. Staatsmann und Dichter, geb. 7. März 1679, nahm in seiner Jugend kurze Zeit teil an den Kriegen Karls XII., trat aber bald in den diplomatischen Dienst und ward 1703 als Legationssekretär nach England gesandt, wo er, seit 1715 als Gesandter, in die jacobinischen Umtriebe von Götz und Alberoni verwickelt und eine Zeit lang in Haft gehalten wurde. Nach seiner Rückkehr zum Staatssekretär ernannt, hielt er sich 1718—19 als Unterhändler mit Rußland in Uland auf. Es erfolgte 1720 seine Ernennung zum Hofkanzler und 1723 zum Reichstat. Als solcher war er einer der Gründer der Partei der »Hüter« und deren erster Chef, und wurde infolge dessen auch (April 1739) nach der Dimission des Grafen Arvid Horn zum Kanzleipräsidenten (Premierminister) ernannt. Sein Werk war der plötzliche Wechsel in der schwed. Politik, der Bund mit der Partei 1739 und der unglückliche Krieg mit Rußland 1741—43. Als Kanzler der beiden schwed. Universitäten hat er sich um das wissenschaftliche Leben große Verdienste erworben und auch selbst als Dichter wie als Prosaist sich versucht. Unter anderm schrieb er die erste in schwed. Sprache verfaßte Komödie: »Den Svenske Sprättböken« (aufgeführt 1837, gedruckt 1740). Seine Gedichte, mit denen seines Vaters, Otkels und Bruders, wurden 1863 herausgegeben. S. starb 9. Dez. 1746. — S. s. Neffe, Gustav Fredrik Graf G. (geb. 25. Nov. 1731, gest. 30. März 1808), hat als Dichter von Fabeln, Dramen und des Epos »Täget öfver Bält« sich einen Namen erworben.

Gymnadenia R. Br., Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen. Die wenigen Arten der Gattung sind in der nördl. gemäßigten Zone einheimisch; in Deutschland wachsen nur vier Arten. Es sind krautartige Pflanzen, die handförmig geteilte Knollen besitzen, mit denen sie überwintern; die Blätter sind lang und von lanzettlicher oder länglich eiförmiger Gestalt. Die häufigste und bekannteste Art ist die hauptsächlich auf Kalk wachsende *G. conopsea* B. Br., deren Knollen unter dem Namen *Palma Christi* major früher bedeutende Heilkräfte zugeschrieben wurden und die außerdem im Volksaberglauben eine große Rolle spielten. Von einer andern, seltenern Art, der *G. odoratissima* Rich., wurden die Knollen als *Palma Christi* minor bezeichnet und dienten zu ähnlichen Zwecken wie die der vorigen Art.

Gymnasien waren bei den Griechen die öffentlichen Gärten, welche, mit weiten Übungsplätzen und schattigen Baumgängen versehen, mit Heiligtümern und Säulenhallen geschmückt, dem Jüngling und Mann (die Knaben übten sich in der Palästra) Gelegenheit boten zur Ausbildung und Kräftigung des Körpers. Gymnastische und musische Bildung, d. h. körperliche und geistige Ausbildung, wurde von ihnen gleichmäßig gefördert, aber nur die erstere stand unter der Leitung des Staats; dies verlangte die allgemeine Wehrpflicht der Bürger. Diese Anstalten wurden allmählich auch Sammelplätze für das gesamte geistige Leben. Besonders die Philosophen wählten sie, um dort ihre Vorträge zu halten. In der Akademie, einem

der G. Athens, lehrte Platon, in dem Lykeion Aristoteles, den Rynofarges wählte sich die cynische Schule. Jene Namen des klassischen Altertums sind auf die höhern Lehranstalten übertragen und haben ihnen die Weihe einer idealen Zeit gegeben; nur in England nennt man heute bloß den Tunsaal G. Es dauerte lange, ehe dieser Name auf die höhern Schulen sich beschränkte. Die Römer nannten den Ort, wo man die Kräfte des Geistes übte, ludus, von den Spielen zur Übung des Körpers ihn entlehnend; als griech. Bildung allgemeiner wurde, schola, d. i. Muße, und alles das, was man in der Muße wissenschaftlich erörtert und schreibt. Dieser Name erhielt sich durch das ganze Mittelalter bis in das 19. Jahrh. Als sich im Mittelalter in Italien die Universitäten bildeten, erhielten dieselben in Erinnerung an jene griech. Philosophenschulen den Namen Gymnasium (die Sapienza in Rom sogar Archigymnasium) oder Academia, und nur die Korporation der Lehrer und Studierenden berechnete zu dem Namen Universitas, bei dem an die Gesamtheit aller Wissenschaften ursprünglich nicht gedacht ist. Seit dem Reformationszeitalter nannte man diejenigen Schulen G., welche über die gewöhnlichen Schulen in ihren Unterrichtszielen hinausgingen, wie Nürnberg, die Hansestädte, Gotha u. a. Daraus entwickelten sich Gymnasia academica, welche Gelegenheit bieten sollten, auch die Universitätsstudien in der Heimat zu betreiben, wie Coburg, Danzig, Altona u. a., jetzt kaum noch Hamburg. Einzelne derselben sind auch in Universitäten verwandelt, wie Altdorf aus Nürnberg, Helmstedt aus Sandersheim, Erlangen aus Bayreuth, Dorpat aus Mitau. Gegen den Ausgang des 18. Jahrh. wurde der Name G. allgemeiner, aber erst eine preuß. Verfügung vom 12. Okt. 1812 ordnete an, daß alle Schulen, welche das Recht hatten, ihre Schüler zur Universität zu entlassen, amtlich den Namen G. führen sollten (diesem Vorgange ist man in den meisten deutschen Ländern gefolgt, nur die Reichsländer haben bis 1883 die franz. Namen beibehalten); ebenso in Österreich und Rußland. In Bayern heißen die untern Klassen der Studienanstalten noch Lateinschulen, welchen Namen auch Württemberg für Anstalten, welche die Schüler auf die höhern Klassen vorbereiten, bewahrt hat. Dagegen hat Frankreich Lycées (Staatsanstalten) und Collèges (von dem lat. collegium), Italien Licei und Ginnasi, England High schools, Grammar-Schools und Grammar Colleges, Belgien Athénées, Scandinavien Läroverk (gelehrte Schulen), die Schweiz Kantonschulen. In sehr verschiedener Anwendung finden sich vereinzelt die Namen Lyceen, Pädagogien, Kloster-, Domschulen, in Mecklenburg Große Stadtschulen. Der Name Gelehrte Schule oder gar Gelehrtenschule hat seine Berechtigung in der vorwiegenden Beschäftigung mit den alten Sprachen und der Vorbereitung für einen gelehrten Beruf, schwindet aber jetzt allmählich mit Recht, seitdem man aufhört, in den G. eine Vorbildungsschule für das philol. Fachstudium zu suchen und das Wort »gelehrt« nicht mehr von lat. Sprachkenntnis gebraucht ist.

Aus dem röm. Altertum hat die christl. Welt ihre Bildungsmittel entlehnt; die encyclopädische Behandlung des Wissens in den sieben Freien Künsten, von Varro bereits vorbereitet, dann seit dem 5. Jahrh. n. Chr. von Martianus Capella, Boetius,

Cassiodorus, Isidorus, Beda, Alcuin bearbeitet, gab in der Zweitteilung das trivium (Grammatik, Dialektik und Rhetorik), die Lehgegenstände für den ersten Unterricht, während das quadrivium vollendet sein mußte, ehe das theol. Studium beginnen konnte. Denn die Ausbildung der Geistlichen wurde zunächst allein in den Kloster- und Domschulen beachtet; später kam zu der schola claustralis auch eine schola exterior mit demselben Unterricht für Laien. Stadtschulen beginnen seit dem 12. Jahrh. Das Band der Kirche vereinigte Germanen und Romanen und machte aus ihnen einen einzigen Staat mit einer einzigen Sprache, der lateinischen, die zunächst auch allein zur Vermittelung alles geschäftlichen Verkehrs diente. Durch die scholastische Philosophie schwand die Kenntnis der röm. Litteratur, die lat. Grammatik knüpfte nicht mehr an das Altertum an und verfiel in Barbarei. Mit der Neu belebung der klassischen Studien in Italien und deren Verpflanzung zu den kulturvölkern Europas begann der Kampf gegen diese Barbarei und wurde mit besonderm Nachdruck in Deutschland geführt. Während man im Norden durch diese Studien Religiosität und Sittlichkeit zu fördern suchte, erstrebte man im Südwesten eine allgemeine geistige Bildung durch die klassische Litteratur. Es war zunächst nur die lateinische, denn die griech. Sprache hat sich langsam auf den Universitäten und sehr dürtig auf den Schulen verbreitet.

Diese verbesserte Trivialschule des Mittelalters nahmen die deutschen Reformatoren eifrigst auf. Luther und Melancthon haben dabei die Bedürfnisse der Kirche und das weltliche Regiment ins Auge gefaßt, Trogendorf stellt schon das praktische Ziel hin, daß die Knaben eifrighet werden, «danach in hohen Fakultäten zu studieren». Im Norden dachte man an die Not der Kirche, welche aus dem Mangel der Geistlichen erwuchs, Sturm in Stralsburg mit seinem sapiens et eloquens pietas, mit seiner Forderung einer guten Darstellung mehr an die weltlichen Bedürfnisse der gelehrten Bildung. Beide aber stimmen darin überein, daß die lat. Sprache allein diese Bildung gewähre, daß lateinisch Sprechen und Schreiben in ungebundener und gebundener Rede vor allem zu erstreben und darauf aller Unterricht zu richten sei. Daher nennt man diese Schule die Lateinische Schule (in einigen Ländern gleichbedeutend Partikularschule). Auch die luth. Kirche hat sich den Einwirkungen solcher Organisation nicht entzogen. Besonders die Jesuiten erkannten, daß sie die prot. Kezerei am besten mit den Waffen der Pädagogik bekämpfen würden, und machten schon nach der ersten päpstl. Konfirmation von 1540 den Unterricht der Jugend zu einer ihrer Aufgaben. In der Organisation ihrer Schulen haben sie die schola latina festgehalten, in der das Griechische noch mehr als bei den Protestanten zurücktritt und der Muttersprache erst seit 1708 ein bescheidener Platz eingeräumt wird. Die lat. Sprache wird gelernt, der lat. Stil allein gebildet, Latein nur ist das Organ für jede wissenschaftliche Mitteilung. Jede Gelegenheit, mit den Leistungen in Prosa und Versen hervorzutreten, wird von ihnen benutzt und dabei das Publikum durch Schaugepränge aller Art gewonnen. Schnell haben sie sich der Schulen in den meisten luth. Ländern bemächtigt und durch ihr Beispiel auch andere Orden beeinflusst, nur die Oratorianer und

die Benediktiner haben sich davor gesichert. Auch nach der Auflösung des Ordens 1773 blieben sie Lehrer und nach ihrer Wiederherstellung gewannen sie in vielen Ländern bald wieder sichern Boden. Ihre Ordnungen liegen wesentlich den franz., span., portug. und ital. Einrichtungen zu Grunde; auch Österreich hielt sie fast unverändert bis 1849 fest.

Dem rohen Mechanismus in der lat. Schule arbeiteten die Methobiler des 17. Jahrh., Rastke (Rastichius) und Comenius, entgegen, jener indem er von der Muttersprache ausging und deutsch geschriebene Grammatiken forderte, dieser indem er Wort- und Sachkenntnis durch Anschauung vermittelte und erleichterte. Denn in jener Zeit hatten bereits Ausländer, wie Montaigne, Locke und Milton, auf die Beseitigung des Formalismus und der Überbürdung des Gedächtnisses gedrungen; in jener Zeit verlangte man auch zuerst, den Realien größern Eingang in den Schulen zu verschaffen. Der hallische Pietismus hat sich das zu Nutze gemacht; indem er die Aufgabe der Schule in der wahren Gottseligkeit, den nötigen Wissenschaften und einer geschickten Beredsamkeit fand, überlieferte er diese Realien in der spielenden Form der Rekreationen und mußte damit gleich den Jesuiten die höhern Stände zu gewinnen. Der Beifall lockte zur Nachahmung, und im 18. Jahrh. überwucherte dieser Encyclopädismus so sehr, daß man alles Wissenswürdige in den Schulen lehrte, daß dabei aber nichts Ordentliches gelernt und durch die Menge des Wissens die allseitige Bildung der geistigen Kräfte vernachlässigt wurde. Angeregt durch Rousseau, drang dieser pädagogische Realismus weiter, es entwickelte sich die Institutserziehung, in welcher das Nützlichkeitsprinzip obenan gestellt, Erleichterung des Lernens, Abkürzung der Schulzeit und trotzdem Mannigfaltigkeit des Wissens, kurz alles, was das Publikum locken konnte, versprochen wurde. So war die lat. Schule an vielen Orten entartet; nur in Sachsen und Württemberg, in den alten Schulen Englands, hielt man sie fest in ihrer Beschränkung.

In solchen Verirrungen war es not, zu der alten Einfachheit zurückzukehren und das alte non multa, sed multum wieder zur Geltung zu bringen. Drei Männer, die aus der Schule zu akademischer Thätigkeit übergegangen sind, haben hier durch Lehre und Schrift gegenwärtig eingewirkt: Gesner in Göttingen, Ernesti in Leipzig, Fr. A. Wolf in Halle, die beiden ersten ein neues Erwachen der klassischen Studien vorbereitend, der letzte die ersten Grundzüge der Altertumswissenschaft entwerfend. Sein Verdienst ist es auch, einen eigenen Lehrerstand für die G. gebildet und dadurch die Theologen befähigt zu haben, welche das Lehramt als ein Durchgangsstadium betrachteten und etwa nur dann in ihm zurückblieben, wenn sie zu einem geistlichen Amte nicht taugten. Sein Verdienst ist es, in seinen Schülern treffliche Lehrer gebildet zu haben, die das noch immer vernachlässigte Griechisch eifrig betrieben. Sein Verdienst ist der Aufschwung der preussischen G.; sie hatten auch ohne Schulgesetz durch die hohen Anforderungen, welche an die Kandidaten des höhern Schulamts und an die der Reifeprüfung sich unterwerfenden Schüler gestellt wurden, bestimmte Ziele ihrer Bestrebungen vor Augen. Die beiden alten Sprachen wurden zum Mittel- und Schwerpunkte des Unterrichts gemacht; humanitatis studia im Sinne der Alten sollten eine

Bildung aller Geistes- und Gemütskräfte zu einer schönen Harmonie des innern und äußern Menschen befördern. Es ist nicht zu verwundern, daß die eifrigen Jünger der neuen Wissenschaft die Schulen zu Vorhöfen der philol. Studien machten mit manchen Übertreibungen besonders im Griechischen, und daß die Behörden sich schwer von dem Encyclopädismus freimachten, der überliefert war. Daher kamen 1836 die Lorinserischen Anklagen über Gefährdung der Gesundheit der Jugend und über das abnehmende geistige Interesse, die nur zu einer Feststellung der Zahl der Lehrstunden für die verschiedenen Unterrichtsgegenstände geführt haben. Ebenso wenig hat der Angriff wegen Unchristlichkeit geschadet, der unter dem Eichhornschen Ministerium in der durch Eilers beeinflussten „Literarischen Zeitung“ und auf dem Kirchentage in Elberfeld erhoben wurde. Von lokalem Patriotismus eingegeben waren die Angriffe von Fr. Thiersch auf die preussischen G. und von H. L. Roth, der im Anschluß an die stifterschaftliche Bildung in seinem engern Vaterlande einen von dem christl. Prinzip getragenen Humanismus und deshalb theol. Lehrer und Einrichtungen nach dem Muster Melancthon's oder Neanders verlangte. Das einseitige Überwiegen der grammatisch-philologischen Behandlung der Schriftsteller, welche sich bei manchen Schülern G. Hermanns fand, veranlaßte H. Köchly, das hist. Prinzip in den Vordergrund zu stellen und die Anforderungen formaler Bildung zu verwerfen; aber auch er ist trotz wiederholter Erneuerung seiner Gedanken (1863) wenig gehört worden. Die Bewegung des J. 1848 brachte mancherlei Reformbestrebungen. Die Ansicht, daß es in nationaler und polit. Hinsicht wünschenswert sei, daß diejenigen, welche eine höhere Bildung erstreben, ein und denselben Unterricht erhalten, fand in dem Plane der preuss. Regierung 1849 durch den gemeinsamen Unterbau für G. und Realschule einen Ausdruck, aber diese Bestrebungen scheiterten an der Unquitt der polit. Verhältnisse.

Seit der Errichtung des neuen Deutschen Reichs hat sich auch das Nationalgefühl wieder geregt, wie 1848, und es wird nationale Bildung verlangt. Durch die Schöpfung der Realschule, sagt man, sei ein verderblicher Dualismus in unsere Bildung gekommen und ein Riß in dem höhern Schulwesen entstanden; eine gemeinsame Bildungsanstalt sei zu erstreben. Den einen genügt dazu das G. ohne jede Abänderung, die andern verlangen eine Erweiterung in den neuern Sprachen, den Naturwissenschaften und der Geographie. Andere wollen wieder die Realschule zu einem G. zweiter Ordnung herabsetzen; wieder andere wollen sie noch vervollkommen und die Gleichstellung mit den G. weiter verfolgen. Andere werfen beide Arten von Schulen zusammen und lassen sie gabeln in zwei Teile (Disjunktion von Tertia und von Untersekunda, oder gar erst von Prima an), sogar in Trifurkation gleichfalls von Tertia ab nach drei Richtungen, der altklassischen, der neu-sprachlichen und naturwissenschaftlich-mathematischen. Vom nationalen Standpunkte aus verlangt man die Beseitigung des spezifisch philol. Charakters durch Einschränkung der mündlichen und schriftlichen Übungen in den alten Sprachen, durch Bevorzugung des griech. Unterrichts. Andern ist gerade das Griechische ein Dorn im Auge. Die Verfechter des „deutschen Rationalgymnasiums“

wollen Rechts- und Verfassungsgeographie in den Lehrplan aufnehmen, um schon auf der Schule dem polit. Dilettantismus entgegenzutreten. Wie immer irgend ein Stichwort bei der Behandlung der Frage über den höhern Unterricht in den Vordergrund getreten ist, so in jüngster Zeit die Überbürdung der Schüler und die daraus hergeleiteten Nachteile für die Gesundheit der Jugend. Überall hat man den Gegenstand behandelt; als auch die parlamentarischen Kreise darauf eingingen, konnten die Regierungen nicht zurückbleiben. Preußen, Sachsen, Württemberg, Hessen-Darmstadt, Baden, die Rheinlande haben eingehende Untersuchungen veranlaßt, zum Teil unter Zuziehung von Ärzten und Pädagogen. Deshalb sind die Anforderungen vielfach ermäßigt. Preußen hat 1882 drei Arten höherer Lehranstalten festgestellt: humanistische G., Realgymnasien (der neue Name für die Realschule erster Ordnung) und Oberrealschulen (ohne Latein), alle diese mit neunjährigem Kursus und daneben noch Anstalten mit sechs- oder siebenjährigem Kursus. In der neuen Organisation der G. sind die übrigen deutschen Länder nur teilweise gefolgt, ja in den Rheinlanden sollen, ganz abweichend von den bisherigen franz. Einrichtungen, fortan nur G., Progymnasien oder sechs-klassige Realschulen bestehen, und zwar diese ohne Latein.

Mit der Überlieferung vieler Jahrhunderte beansprucht das G. die Vorbildung für die akademischen Studien, die auch in allen Schulgesetzen der neuern Zeit festgehalten wird. Wenn aber in einigen derselben vorzugsweise „die altklassischen Studien“ als Grundlage der wissenschaftlichen Ausbildung genannt werden, so ist dies zu eng, wie andererseits „die allgemeine sittliche und intellektuelle Ausbildung“ zu unbestimmt und zu weit ist. Die erste Hilfsmittel bleiben die Sprachen und insbesondere die beiden klassischen; aber es ist pedantische Einseitigkeit, das G. eine Schule der alten klassischen Bildung zu nennen oder die lat.-griech. Humanitätsschule. Die Muttersprache hat seit dem 18. Jahrh. größere Beachtung gefunden und wird jetzt so weit in den Vordergrund gestellt, daß der deutsche Aufsatz als die Blüte der Gymnasialbildung betrachtet wird. Einige Kennzeichen der geschichtlichen Entwicklung unserer Sprache (die Beseitigung des Mittelhochdeutschen in Preußen hat auch keine Nachfolge gefunden) und Bekanntschaft mit den Werken deutscher Klassiker ist unabwiesbar geworden. Der überwiegende Einfluß Frankreichs und seiner Literatur hat auch der franz. Sprache Eingang verschafft. Die Grenzgnachbarschaft oder auch das Zusammenwohnen zweier Nationalitäten bedingt ausnahmsweise das Erlernen einer zweiten modernen Sprache; aber für allgemeine Schulrichtung können nur Englisch und Französisch in Betracht kommen. Bei dem sprachlichen Unterricht ist nicht auf die stilistische Fertigkeit das Hauptgewicht zu legen, sondern auf das genaue Verständnis der besten Schriftsteller. Gerade der Idealismus, der überall hier entgegentritt, muß in einer Zeit, die dem Materialismus huldigt, besonders gepflegt werden. Je einfacher und wahrhafter, je abgeschlossener dieses Ideal ist, um so stärker wirkt es auf den jugendlichen Geist. Aber dieses Ziel wird nur erreicht, wenn die rein grammatische Worterklärung bei der Erklärung mehr zurücktritt. An dieser Grundlage ist nicht bloß wegen der formal bildenden Kraft festzuhalten,

sondern weil Kunst und Wissenschaft der Gegenwart ein Vermächtnis der Griechen und Römer ist; wer das klassische Altertum nicht kennt, wird die Neuzeit nicht völlig verstehen. Dagegen ist der hebr. Unterricht in den G. nur ein Rest der frühern theol. Aufsicht und allein durch Nützlichkeitsgründe zu entschuldigen. Neben den Sprachen stehen die Wissenschaften. Die Geschichte hat in der neuesten Zeit eine solche Fortbildung erfahren, daß eine Beschränkung auf die des Altertums und des deutschen Volks nothwendig; die deutsche Geschichte bietet Gelegenheit, auf andere Völker einzugehen. Die Bedeutung der Geographie wird jetzt richtiger gewürdigt; die bessere Vorbildung der Lehrer sichert ihr auch im G. eine angemessenere Behandlung, veranlaßt aber auch unbillige Anforderungen der Nachwüchse. Bei der Mathematik und den Naturwissenschaften wird es darauf ankommen, nicht die Masse des Wissens zu steigern, sondern die bildende Kraft mehr zur Geltung zu bringen. Dies geschieht bei jener in Beziehung auf Klarheit, Bestimmtheit und Schärfe des Denkens. Diese werden durch die induktive Methode Anschauung und formale Bildung gleichzeitig fördern. Dies sind Lehrgegenstände, von denen sich nichts wird abdingen lassen, weil sie den Anforderungen der allgemeinen Kultur entsprechen. Auch die Beibehaltung des Religionsunterrichts ist notwendig, zumal die gebildeten Kreise mit der histor. Entwicklung der verschiedenen Konfessionen und mit dem konkreten Inhalt ihrer eigenen bekannt sein müssen, um den Zeitströmungen auf religiösem Gebiete nicht haltungslos gegenüberzutreten. Die Fertigkeiten, Schreiben, Zeichnen und Singen, haben die G. mit andern Schulen gemein, ebenso das Turnen. Infolge der Klagen über den Gesundheitszustand der Schüler hat man auch der Einrichtung der Schulgebäude größere Sorgfalt zugewendet und im Interesse der Schulhygiene sogar die Anstellung eines besondern Schularztes verlangt, der in vielen Dingen einen größern Einfluß haben soll als selbst die Leiter und Lehrer der Schule. Neben den Turnplätzen fordert man Spielplätze, Benützung beim Schwimmen, beim Eislauf u. s. w., und vergißt ganz, daß man die Lehrer überbürdet, während man die Jugend entwürdigt. Auch in andern Ländern regt sich das Verlangen nach einer Reform der G. Italien fordert Anschluß an deutsche Einrichtungen; Frankreich ist 1881 rüstig vorgeschritten und bemüht sich um bessere Lehrer; sogar England rüttelt an den alten Überlieferungen und stürzt sich namentlich in die Examina, deren Beforgung die Mitglieder der Universitäten übernehmen. Rußland bringt große Opfer zur Heranbildung der Gymnasiallehrer. Dieses Land hat auch seit 1868 weibliche G. (neu organisiert 1870), welche etwa den deutschen höhern Mädchenschulen entsprechen und vorzugsweise zur Ausbildung von Erzieherinnen und Lehrerinnen bestimmt sind.

Gymnastik hieß bei den alten Griechen die Kunst der Leibesübungen, die sich bei ihnen auch zuerst als selbständige Kunst ausbildete. Die Anfänge der G. verlieren sich bis hinauf in das heroische Zeitalter Griechenlands. Homer kennzeichnet sie als den freien, naturmäßigen Ausdruck froher Bewegungskraft, als Prüfung körperlicher Tüchtigkeit im mannswürdigen Kampfspiel, bei welchem die Helden danach streben, im Wagenrennen, Faustkampf, Ringen, Wettlauf, Speerkampf,

Diskuswurf, Bogenschießen, Speerwerfen und Springen die Ehre des Sieges zu erringen. Später ist die G. eine staatliche Einrichtung, ein notwendiger Teil der Erziehung, der dem besondern Schutze der Götter, des Hermes und Herakles, anheimgegeben ist. Lykurg sowohl als Solon weisen der G. in ihren Gesetzen über die Erziehung der Jugend eine hervorragende Stellung an. Als mächtig treibende Kraft für Pflege und Entfaltung der griechischen G. wirkte die hohe Bedeutung, die man den turnerischen Wettkämpfen bei den örtlichen Festen, besonders aber auch bei den großen Nationalfesten beilegte, und sodann die große Verehrung, die man überall den Siegern in den olympischen, isthmischen, nemeischen und pythischen Spielen bereitwillig entgegenbrachte. Diese Umstände wurden aber auch gleichzeitig die Ursache, daß sich mit der Zeit eine professionsmäßige Wettkämpferzunft, die Athleten (s. d.), heranausbildete. Daneben aber betrieb man auch fernerhin in den Gymnasien, welche ursprünglich nichts mehr waren als Übungsräume der G., mit der Heranwachsenden Jugend täglich gymnastische Übungen im Laufen, Springen, Ringen, Diskus- und Speerwerfen. Hierbei waren die Übungen nackt (*γυμνός*), was der G. den Namen gegeben hat. Den Übungen ging ein Einölen und ein Bestreuen des Körpers mit Sand voraus. Jede nur einigermaßen bedeutende Stadt hatte ihre Übungsplätze, Palästra (s. d.) und Gymnasien (s. d.). In späterer Zeit waren oft die hierzu errichteten Gebäude wahre Prachtbauten. Pädotriben und Gymnasien hießen die Lehrer, die Alkripten hatten das Einölen zu überwachen, während die Gymnasiarchen, Sophronisten, Rosmeten die Aufsicht zu führen hatten. Es lassen sich zwei Richtungen in der griechischen G. nachweisen, die spartanische, die sich gesell in der Abhärtung des Leibes zur Ertragung jeglicher Mühsale und Anstrengung, in der Gewöhnung an straffe Zucht und zäher Ausdauer, und die attische, die sich die allseitige Würdigung der verschiedensten Übungsarten zur Aufgabe gestellt hatte. In Sparta trieben auch die Mädchen gymnastische Übungen. Aber einzelne hervorragende Leistungen in der G. sind uns von den jetzigen Erfahrungen gleichkommende Mittheilungen geworden, jedoch auch solche, bei denen eine sagenhafte Übertreibung vorliegt, so z. B. bei dem 52 Fuß weiten Sprunge des Chlonis aus Sparta und dem 66 Fuß weiten des Phayllos aus Kroton. Insofern die G., insbesondere die damit verbundenen Vorübungen und Spiele und sonstige Körperpflege zugleich der Erhaltung und Kräftigung der Gesundheit diente, wurde sie zum Teil vielfach auch von Erwachsenen beibehalten und von den Ärzten empfohlen. Überall, wo hellenisches Wesen im Altertum Platz griff, fand auch die G. Aufnahme und Ausbreitung, so auch in Rom unter den Kaisern. In der neuern Zeit hat man die kunstmäßigen gymnastischen Übungen im Interesse körperlicher und geistiger Gesundheitspflege insbesondere in Deutschland unter dem Namen Turnkunst (s. Turnen) wieder allgemein eingeführt.

Vgl. Krause, „Die G. und Agonistik der Hellenen“ (Erg. 1841); Grassberger, „Die leibliche Erziehung bei den Griechen und Römern“ (Würzb. 1864); Jäger, „Die G. der Hellenen“ (Erlangen 1857).

Gymnastiker, ein der Gymnastik, den turnerischen Übungen Obliegender; meist bezeichnet man

damit jetzt solche Künstler, die sich turnerische Schaustellungen zum Broterwerb gemacht haben.

Gymnastische Übungen, soviel wie turnerische Übungen. Im alten Griechenland bestanden die einzelnen Übungen in den Arten des Wettlaufs, des Sprunges, des Diskus- und Speerwerfens, des Ringens, des Pentathlon, d. i. die Vereinigung der genannten fünf Übungen (= Fünfstampf) zu einem einzigen Wettkampf, des Faustkampfes und des Panration.

Gymneten (grch.), eigentlich Nackte, dann soviel wie Leichtbewaffnete, Name der in den griech. Herren seit den Perserkriegen an Stelle der leichtbewaffneten Sklaven aufgefundenen verschiedenen Arten von Schützen, welche einen unerläßlichen Bestandteil der Heere aber erst seit dem Zug der Jehntausend (401 v. Chr.) bildeten. Sie wurden meist aus den Völkerschaften geworben, welche im Gebrauch der einzelnen Fernwaffen sich besonders auszeichneten; ihr gemeinsames Kennzeichen war der Mangel jeder Schutzwaffe.

Gymno... (grch.), Vorhilfe, soviel wie nackt, unbedeckt.

Gymnocarp oder nacktfrüchtig nennt man in der Botanik diejenigen Flechten, deren Fruchtkörper scheibenartig entwickelt sind; im Gegensatz zu den angiocarpen, deren Fruchtkörper trugförmig dem Thallus eingesenkt sind. Bei den gymnocarpen Flechten sind Arten aus der Gruppe der Discomyceten, bei den angiocarpen dagegen solche aus der Gruppe der Pyrenomyceten die parasitischen Pilze. (S. Flechten.)

Gymnocladus Lam., Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt nur eine Art, die in Nordamerika heimisch ist, den *G. canadensis* Lam. Es ist ein schöner Baum mit gefiederten Blättern und weißen, in Trauben vereinigten Blüten. In der Rinde desselben findet sich ein seifenartiger Stoff, weshalb dieselbe zum Waschen verwendet wird. Die Samen werden in Kentucky geröstet als Kaffeesurrogat benutzt, der Baum heißt deshalb auch Kentuckyer Kaffeebaum.

Gymnodonten, Nacktähner, hat man eine Gruppe der Hattliefer (Plectognathi) unter den Kiefernartigen genannt, bei welchen die scharfen Kiefernblätter mit Zahnschubanz und Schmelz überkleidet sind, so daß sie Papageienschnäbeln ähnlich sind. Der fast kugelige Körper ist mit kleinen oder großen Knochenstacheln über und über besetzt, die aufgerichtet werden können. Die plumpen Fische, die nur kleine Flossen haben, können den sackförmigen Schlund durch verschluckte Luft zu einer großen Blase ausdehnen und lassen sich so mit dem Bauche nach oben auf der Oberfläche des Meeres reiben. Das Fleisch vieler Arten soll giftig sein. Bei der Gattung *Diodon*, zu welcher die bekannteste Art, der Igel-fisch (*D. hystrix*), gehört, sind die Kiefer in der Mittellinie verwachsen, bei der Gattung *Tetrodon* durch eine Naht geteilt.

Gymnogramme Desv., eine zur Farntraut-familie der Polypodiaceae gehörige Gattung. Das Hauptmerkmal derselben ist das im Namen ausgedrückte: die längs den Nerven der gefiederten und fiederspaltigen Wedel strichförmig gruppierten, nackten, d. h. eines Schleierhauts entbehrenden Fruchthäuschen. Einige Arten und Formen dieser Gattung sind durch einen wachsartigen, goldgelben oder silberweißen Überzug auf der untern Wedelfläche ausgezeichnet und als Gold- und Silberfarne eine

zierde der Warmhäuser und können unter Gloden oder in Terrarien auch in Stuben unterhalten werden. Zu den besten Goldfarne gehören *G. chrysophylla* und var. *aurea*, *sulphurea*, *lancheana*, *Wetenhalliana*, letztere am Ende der Wedel mit quastenförmigen Anhängseln; zu den Silberfarne *G. tartarea* und *peruviana*, var. *argyrophylla*, letztere von besonders zierlichem und dichtbuschigem Habitus.

Gymnopädien, Fest der Spartaner, welches jährlich im Juli 6—10 Tage lang zu Ehren der bei Lhpria (um 550 v. Chr.) Gefallenen gefeiert wurde und bei welchem musikalische, orchestrische und gymnastische Darstellungen von der Jugend veranstaltet wurden.

Gymnopoden (grch.), soviel wie Nacktfüßer.

Gymnosophisten, d. h. nackte Weise, nannten die Griechen die alten ind. Weisen, welche ein zurückgezogenes Einsiedlerleben führten, nur dürftige Kleidung aus Baumrinde trugen und sich stiller Betrachtung und strengen asketischen Übungen widmeten. Manche Berichterstatter verstehen unter den G. nur die brahmanischen Mäher, d. h. die Brahmanen in ihren beiden letzten Lebensstadien, als *Banaprashta* und *Sannjasi*; andere zählen zu ihnen auch die Samanäer, d. h. Gramanas, buddhistische Asketen, welche ungefähr dieselbe Lebensweise führen wie ihre brahmanischen Brüder, und mit denselben auch unter dem Namen *Whishu* (s. d.) zusammengefaßt werden.

Gymnospermen (grch., d. i. nacktstamige Gewächse) nennt man im Gegensatz zu den Angiospermen (bedeckstamige Gewächse) diejenige Abteilung der Phanerogamen, deren Samentknoten nicht in einem Fruchtknoten eingeschlossen sind, sondern frei auf der Fläche oder an dem Rande der ausgebreiteten Fruchtblätter liegen. Die G. stellen eine der drei großen Gruppen der Phanerogamen dar, und zwar diejenige, welche in der phylogenetischen Entwicklungsreihe den Gefäßtrypogamen jedenfalls am nächsten stehen; sie bilden gewissermaßen das Verbindungsglied zwischen den letztern und den Angiospermen. In der Jetztzeit umfassen sie verhältnismäßig nur wenige Gattungen mit zusammen etwa 400 Arten, die allerdings eine sehr ausgebreitete Verbreitung haben. Von den heißesten Regionen der Tropen bis zur Baumgrenze in den kalten Zonen finden sich Vertreter derselben vor, die meisten derselben bedecken große Flächen als waldbildende Bäume.

Sämtliche G. sind perennierende Pflanzen, und zwar größtenteils Bäume, die eine bedeutende Höhe erreichen, die übrigen sind strauchartige Gewächse: einen ganz sonderbaren Stamm besitzt die in Afrika einheimische *Welwitschia mirabilis*, derselbe hat schüsselförmige oder tellerartige Gestalt und erhebt sich nur wenig über den Boden. (Näheres s. unter *Welwitschia*.) Die Blattorgane sind von sehr verschiedenartiger Gestalt; bald sind es große gefiederte Blätter, wie bei den Cycadeen, bald sind sie nadel-förmig oder schuppenartig ausgebildet, wie bei zahlreichen Coniferen; eine ganz eigentümliche band-artige Blattform findet sich bei der schon erwähnten *Welwitschia* (s. d.).

Die G. zerfallen in drei Unterabteilungen: Cycadeen, Coniferen (Nadelhölzer), Gnetaceen, von denen die beiden erstern die umfangreichsten sind; die letztern haben nur etwa 80 Arten, von denen die meisten den Tropen angehören; sie bilden in

gewissen Sinne den Übergang zu den Dilotylen, besonders im Bau des Holzkörpers, welcher außer Tracheiden auch zahlreiche echte Gefäße besitzt; auch in der Form und dem anatom. Bau der Blätter zeigen einige Gnetaceen mehr Ähnlichkeit mit den Dilotylen als mit den Coniferen und Cycadeen. Das Gemeinsame der drei genannten Abteilungen ist der Bau der Blüten und hauptsächlich die Art der Befruchtung. Die weiblichen Blüten enthalten nur nackte Samentknospen, die in der Ein- oder Mehrzahl vorhanden sind und in den meisten Fällen auf der freien Fläche oder am Rande eines schuppenförmigen Blattorgans, der sog. Fruchtschuppe, sich entwickeln; es fehlt dabei jede Bildung eines dem Fruchtknoten der Angiospermen analogen Gehäuses und ebenso jede Einrichtung, die den Griffeln oder Narben der letztern entspräche. Die Pollenkörper gelangen demnach direkt auf die von dem Integument gebildete Mikropyle und treiben von hier aus einen kurzen Schlauch nach dem Scheitel des Knospenknos, welcher so weit in das Gewebe des letztern eindringt, bis er sich direkt an den im Innern desselben befindlichen Embryosack anlegen kann.

In dem letztern findet bereits vor der Annäherung des Pollenschlauchs Zellenbildung statt, wodurch der ganze innere Raum von einem parenchymatischen kleinzelligen Gewebe, dem sog. Endosperm, ausgefüllt wird; nachdem dies geschehen ist, werden aus einzelnen oberflächlich liegenden Zellen durch verschiedenartige Teilungen die sog. Archegonien, früher gewöhnlich als Corpuscula bezeichnet, gebildet. Diese letztern stellen nun die eigentlichen weiblichen Organe dar, sie sind ganz analog den Archegonien der Farne gebaut, man kann einen Archegoniumhals, einen Archegoniumbauch und in dem letztern die weibliche Zelle, die Eizelle, unterscheiden. Bei der Befruchtung selbst bringt der Pollenschlauch bis zu der Eizelle vor und ein Teil seines Inhalts vermischt sich mit derselben wahrscheinlich durch einen osmotischen Vorgang. Infolge dieses sexuellen Aktes treten nunmehr Teilungen in der Eizelle auf, aus dem untern Teile derselben wächst allmählich der Embryo heran, nur in wenigen Fällen wird die ganze Eizelle zur Bildung des Embryos verwendet. Nachdem einige Teilungen in der Eizelle stattgefunden haben und hierdurch die sog. Vorkeimzellen und die erste Embryoanlage gebildet sind, wachsen einige der erstern zu langen Schläuchen aus und schieben so die Embryoanlage aus dem Archegonium unten hinaus in das Endosperm des Embryosacks, wo sich nun der Embryo weiter entwickelt. Da häufig mehrere Archegonien zugleich befruchtet werden und auch in manchen Fällen aus einer Eizelle mehrere Embryonen hervorgehen, so findet man gewöhnlich im unreifen Samen mehrere unausgebildete Embryonen; die E. sind deshalb ein Beispiel für die sog. Polyembryonie (s. d.). Im reifen Samen dagegen ist in der Regel nur ein ausgebildeter Embryo vorhanden, da die übrigen verkümmert sind. (Betreffs der Ausbildung des Samens und der Keimung s. unter Cycadeen und Nadelhölzer.)

Durch die eigentümliche Art der Befruchtungsverhältnisse bilden die G. das Zwischenglied zwischen den höhern Gefäßkryptogamen und den Angiospermen. Man kann bei den G. ebenso wie bei den heterosporigen Filicineen, z. B. bei den Equisetaceen (s. d.), Mikrosporen und Makrosporen unterscheiden; die erstern werden durch den Embryosack, die letz-

tern durch die Pollenkörner repräsentiert. Bei den genannten Farnträutern werden aus den Sporen Prothallien gebildet, auf denen die Geschlechtsorgane zur Entwicklung gelangen; diese Prothallienbildung findet sich auch bei den G., indem das vor der Befruchtung im Innern des Embryosacks, der Makrospore, gebildete Endosperm als weibliches Prothallium, und die im Innern des Pollensacks, der Mikrospore, gebildeten wenigen Zellen als männliches Prothallium aufgefaßt werden müssen; das letztere ist allerdings sehr rudimentär entwickelt. Man kann deshalb hier ebenso wie bei den Farnträutern von einem Generationswechsel (s. d.) sprechen. Im wesentlichen gilt dasselbe auch noch für die Angiospermen, doch tritt hier die Prothallienentwicklung vor der Befruchtung noch viel mehr zurück; immerhin muß auch hier der Embryosack als das Homologon der Makrospore und das Pollentorn als das Homologon der Mikrospore betrachtet werden.

Ebenso wie die G. im Bau der Blüte, in der Art der Befruchtung als Bindeglied zwischen Kryptogamen und Angiospermen stehen, so verhalten sie sich auch in der phylogenetischen Entwicklungsreihe der Pflanzen. Schon in der Steinholzenperiode treten neben den in größter Ausdehnung vorhandenen Farnträutern zahlreiche unzweifelhafte G. auf, wie die Gruppe der Cordaiten, die in dieser Formation schon eine ausgebehnte Verbreitung besitzt. Ferner finden sich noch Cycadeen und andere ihnen nahe stehende Formen; von Coniferen treten schon einige Arten auf, die jedenfalls zur Abtheilung der Taxineen zu stellen sind. In der auf die Steinholzenperiode folgenden Dyas sind die Coniferen schon bedeutend zahlreicher vorhanden, ebenso auch die Cycadeen, die hauptsächlich durch die Arten der Gattung *Modiolosa* vertreten waren. Die größte Verbreitung erreichten die G. wohl in der Trias und der darauffolgenden Juraformation. In der Kreide treten sie allmählich gegen die nunmehr sich entwickelnden Angiospermen zurück, behalten aber noch eine dominierende Stellung. Erst im Tertiär weichen sie den immer mehr sich ausbreitenden Angiospermen, um schließlich in den jüngsten Perioden allmählich auf die oben angegebene Artenzahl der Jetztzeit herabzusinken; aber trotz dieser verhältnismäßig geringen Artenzahl stellen sie doch noch einen bedeutenden Prozentsatz der gesamten Pflanzenbede dar. Diejenige Gruppe, welche die weiteste Verbreitung hat, sind die Coniferen. (Näheres hierüber s. unter Nadelhölzer.)

Gymnosporangium DC., Pilzgattung aus der Familie der Rostpilze oder Uredineen. Es sind nur wenige Arten bekannt, von denen drei in Europa vorkommen. Sie leben parasitisch auf Coniferen, vorzugsweise auf Wacholder- (*Juniperus*-) Arten. Das Mycelium wuchert in der Rinde der Zweige und die Sporenhäufchen brechen als gelbliche oder braune gallertartige Massen aus der Rinde hervor, die zweizelligen Sporen stehen auf einem langen Stiel und werden in großer Menge durch eine bei Einwirkung von Wasser stark aufquellende Gallerte zusammengehalten. Dieselben treten im Frühjahr auf und verschwinden im Laufe des Sommers, lassen aber stets eine Narbe am Zweige zurück und die Rinde ist an dieser Stelle immer etwas hypertrophisch aufgeschwollen. Diese Sporenhäufchen stellen die Teleutosporenform des Pilzes dar, eine Uredoform ist nicht vorhanden, dagegen gehört eine

Accidienform, die auf andern Pflanzen vorkommt, in den Entwicklungsgang dieses Pilzes. Es ist das die früher unter dem Namen Gitterrost (*Roestelia*) beschriebene Gattung, welche auf einigen Pomaceen, wie auf den Blättern der Birn- und Apfelbäume, sowie auf denen einiger Sorbusarten sich findet. Die Accidien sitzen auf der Unterseite der Blätter oder auch an jungen Früchten, sie bilden ziemlich große orangegelbe oder rote Flecken, die etwas polsterartig verdickt sind; die Accidien sitzen hier in größerer Anzahl beisammen; sie haben eine eiförmige Gestalt und die Peridie öffnet sich bei der Sporenreife gitterartig durch Längspalten, weshalb die Bezeichnung Gitterrost für diesen Pilz gewählt worden ist. Zugleich mit den Accidien erscheinen auf der Oberseite der Blätter die Spermogonien, und zwar in bedeutender Anzahl. Das Blattgewebe wird durch die Einwirkung des Parasiten allmählich zerstört, die Blätter bekommen eine gelbe Farbe und fallen oft schon im Juli ab. Dadurch wird natürlich die Ausbildung der Früchte unterbrochen, indem die in den Blättern assimilierten Stoffe verloren gehen, und es kommt häufig vor, daß die Früchte dann ebenfalls vorzeitig abfallen. Die häufigste Art ist *G. fuscum* DC. (früher *Podisoma fuscum*), deren Teleutosporenform auf verschiedenen Juniperusarten, hauptsächlich auf *Juniperus Sabina*, dem Sadebaum, vorkommt und deren Accidienform auf den Birnbäumen sich findet. Von einer andern Art, den *G. clavariiforme* DC., deren Accidien auf Apfelbäumen auftreten, lebt die Teleutosporenform auf dem gemeinen Wacholder (*Juniperus communis*).

Gynæceum (lat., grch. Gynaecium) ist ein nur in der spätern griech. Literatur an Stelle des klassischen Ausdrucks *γυναικείον* (*gynaecion*) gebrauchtes Wort für den innern, hintern Teil des griech. Hauses, der für die Frau mit ihren Töchtern und Mägden bestimmt war und welchen namentlich die Töchter nur selten verließen.

Gynæceum nennt man in der Botanik bei den Angiospermen die Gesamtheit der weiblichen Geschlechtsorgane in einer Blüte. Dasselbe besteht aus einem oder mehreren geschlossenen, von den sog. Fruchtblättern oder Carpellien gebildeten Gehäusen, in denen die Entwicklung der Samenknochen vor sich geht, und den für die Aufnahme der Pollenkörner und Pollenschläuche bestimmten Organen, welche jenen Gehäusen aufliegen. Derjenige Teil des G., welcher die Samenknochen umschließt, wird als Fruchtknoten, Germen oder Ovarium bezeichnet; die demselben aufliegenden Organe nennt man Stempel, Pistill oder Griffel; sie tragen an ihrer Spitze die Narben oder Stigmata. Diejenigen Stellen in der Fruchtknotenöhle, an denen die Samenknochen sitzen, werden Samenleisten oder Placenta genannt, die Lage derselben ist bei den einzelnen Familien eine sehr verschiedene. Die Narben besitzen an ihrer Außenseite papillenartige Zellen, welche eine zuckerhaltige Flüssigkeit, die sog. Narbenflüssigkeit sezernieren. In dieser Flüssigkeit treiben die Pollenkörner, welche auf die Narbe gelangen, die Pollenschläuche, die durch den sog. Griffelschmal, den mit lockerm Zellgewebe ausgefüllten Innenraum des Griffels hindurch in die Fruchtknotenöhle einbringen und hier die Befruchtung der Samenknochen bewirken können. (S. Befruchtung und Bestäubung nebst der dazugehörigen Tafel.) Der Bau des G., hauptsächlich die Zahlen- und Stellungs-

verhältnisse der vorhandenen Fruchtblätter, beziehungsweise Griffel, bilden für die systematische Gruppierung wichtige Unterscheidungsmerkmale, ebenso wie der Bau und die Zahlenverhältnisse der Androeceums (s. d.) und der übrigen Blütenteile.

Gynæciismus (grch.), weibliches Wesen, Gebaren.

Gynækostatie (grch.), Weiberregiment.

Gynäkologie (grch.), die Lehre vom Weib hinsichtlich seiner körperlichen Zustände und Funktionen, besonders seiner Krankheiten und deren ärztlichen und ärztlichen Behandlung, bildet einen wichtigen integrierenden Teil der mediz. Wissenschaft, mit dem jeder tüchtige Arzt hienäher vertraut sein soll, hat sich aber in den letzten Decennien allmählich zu einer besondern Spezialität der Medizin entwickelt, insofern sich manche Ärzte, die sog. Frauenärzte, ausschließlich dem Studium und der Behandlung der Krankheiten der weiblichen Sexualorgane widmen. (S. Frauenkrankheiten.) Um die Entwicklung der G. haben sich in Deutschland namentlich Jörg, Rich. Kriewitz, Scanzoni, Credé, Martin, Braun, Schröder, Reitz, Hildebrand, Bindel, Schap, B. Schup, Altschuld, Leopold u. a., in Frankreich Robertin Beau, in England Hewitt, Thomas, Sanger, Simpson und Spencer Wells, in Amerika Maria Sims verdient gemacht. (Literatur s. unter Frauenkrankheiten.)

Gynäkologische Kliniken sind Anstalten, in denen Frauen, welche mit Krankheiten der Sexualorgane befallen sind, zu Unterrichtszwecken und geistliche Aufnahme und Behandlung finden.

Gynækomän (grch.), Weibertöller; **Gynækomanie**, Weibertöllerheit.

Gynækomorphisch (grch.), wie ein Weib ge-

Gynæcomen (grch.), polizeiliche Behörde im alten Athen, welche die Zucht der Frauen zu überwachen und gemeinschaftlich mit dem Areopag die Zurechtsetzung zu handhaben hatte.

Gynædophonisch, mit weiberähnlicher Stimme.

Gynandrus oder **gynandrisch** (grch., d. i. mannweiblich) nennt man in der Botanik eine Blüte, in welcher die Staubgefäße mit dem Gynæceum zu einem Gynostomium (s. d.) verwachsen sind. Derartige Blüten besitzen z. B. die Orchideen und Aristolochiaceen.

Gynostomium (Befruchtungsstange) nennt man in der Botanik das durch Verwachsung der Staubgefäße mit dem Gynæceum entstehende Organ, wie es sich z. B. bei den Orchideen und Aristolochiaceen vorfindet. Die Blüten, in denen diese Verwachsung auftritt, heißen mannweibliche oder gynandrische Blüten (*flores gynandri*).

Gyoma (spr. Djoma), alter Marktleden in ungar. Komitat Békés, an der vereinigten k. k. und prot. Religion angehörig. Das Territorium beträgt nahezu 150 qkm, meist vorzügliches Ackerboden; man baut reichlich Getreide und Obst und treibt blühende Schaf- und Rinderzucht, auch ergebigen Fischfang.

Gynögyös, Stadt im ungar. Komitat Heves, durch Flügelsbahn nach Vámos-Györs mit der ungarischen Staatsbahn verbunden, am Fuße der Matra, hat ein Gymnasium, ein großes Franziskanerkloster und zählt (1880) 16061 E., welche Industrie, Acker- und Weinbau treiben, dessen Produkt als «Erlauer Rotwein» in den Handel kommt.

Öbonygyósi (Stefan), ungar. Dichter, geb. um 1625 im Gömör-er Komitat, war erst Sekretär des Grafen Franz Wessélanpi, wurde später von dem Gömör-er Komitat zum Gerichtstafelbesitzer, dann zum Deputierten für den oberbayerischen Reichstag und 1686 zum Vizegespan erwählt, welches Amt er bis an seinen Tod (1704) verwaltete. Die Gemahlin Wessélanpis, die bekannte Heldin von Rutány, Maria Szejty, besang er in seinem epischen Gedicht «*Murányi Venus*» («*Die Venus von Murány*», Raichau 1664 u. öfter). Nach längerer Unterbrechung folgten seine weiteren Dichtungen: «*Róssakoszorú*» («*Rosenkranz*», Leutschau 1690), «*Kemény János*» («*Johann Kemény*», Leutschau 1693), «*Cupido csárdásai*» («*Cupidos Tänzer*», Odenburg 1694), «*A magyar nympha palinodiája*» («*Palinodie der ungar. Nymphe*», Leutschau 1695), «*Chariklia*» (Leutschau 1700). Die erste Gesamtausgabe von G.'s Werken besorgte Andr. Duponics (2 Bde., Pest 1796); eine Auswahl veröffentlichte Franz Lobry (2 Bde., Pest 1864). G. ist der eigentliche Schöpfer der ungar. Volkspoesie; seine Dichtungen zeichnen sich durch Bilderreichtum, Gefühlsinnigkeit und echten Volkston aus.

Öpöcs (Wilh.), ungar. Dichter und Übersetzer, geb. 7. Jan. 1838 in Raab, studierte in Pest und Berlin evang. Theologie, wurde 1862 Pfarrer in Droschbáza und wirkt seit 1877 als evang. Pfarrer in Budapest. Er ist seit 1868 Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft, seit 1872 der Akademie. Seine eigenen Schriften sind meist Jugendschriften, aber von selbstständigem Wert. Bedeutender ist G. als Übersetzer. Seine gelungensten Übertragungen sind: «*Die Frithjofsaaga*» (1867), mit der er einen Preis gewann; Calberons «*Ständhafter Prinz*», «*Das Leben ein Traum*» und «*Der Richter von Salamea*», Shakespeares «*Ende gut, alles gut*», Cervantes' «*Don Quixote*», Moretos «*Donna Diana*». Im J. 1882 veröffentlichte er einen Band «*Aus schwed. Dichtern*» (besonders Runeberg) und span. Romane und nordische Balladen u. a. Die von ihm übersehten Dramen kamen alle im Ungarischen Nationaltheater zur Aufführung.

Öpös, s. Gips.

Gyosphylla L., Gipskraut, Pflanzengattung aus der Familie der Caryophyllaceen, charakterisiert durch ganz kleine, aber desto zahlreichere Blüten mit fünf ungenagelten Blütenblättern und durch einen eiförmig glodenförmigen, fünfspaltigen Kelch mit hautrandigen Zipfeln. Ein- und mehrjährige Kräuter der Kalkformation, welche sich an Felsen, auf Schutt, auch wohl auf Ädern finden und außer ihrem eleganten Ansehen, mit Ausnahme von ein oder zwei Arten, weiter nichts Ausgezeichnetes haben. Zu den letztern gehört die perennierende *G. paniculata*, in Italien und Sibirien einheimisch, hochinteressant wegen der fast ins Unendliche gehenden Dreiteilung der Äste und Ästchen bis in die haarfeinen Blütenstiele, wodurch ein mehrere Fuß im Durchmesser haltender Busch entsteht. Die kleinen, mit weißen Blümchen besetzten Rippen werden wegen ihrer außerordentlichen Leichtigkeit frisch oder getrocknet als loderndes Material in der Bouquetbinderei verwendet. Von der in Südamerika und Nordafrika einheimischen *G. Struthium* L. werden schon seit langer Zeit die Wurzeln statt der Seife gebraucht, ähnlich wie die Wurzeln des Seifenkrautes *Saponaria officinalis* (s. d.). Die Wurzeln kommen in Scheiben geschnit-

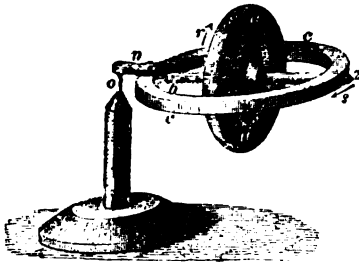
ten als span., levantin. und ägypt. Seifenwurz in den Handel.

Gyr..., **Gyro...** (vom grch. γυρός, d. h. rund), sich auf etwas Rundes, auf eine Drehung, Rotation u. s. w. beziehend.

Gyralbewegung oder **Kreiselbewegung** nennt man die bei rotierenden Massen auftretende sekundäre Bewegung, welche entsteht, wenn auf dieselben Kräftepaare einwirken, deren Achse mit der Drehungsachse der Massen zusammenfällt. Eine Bewegung dieser Art zeigt z. B. ein rotirender, schief auf den Boden aufgesetzter Kreisel, der unter Wirkung der Schwerkraft nicht umfällt, sondern in Wirbeln auf seiner Unterflächungsfläche hinläuft. Besitzt ein Körper (ein Schwungring) rotierende Bewegung um seine Achse, so ist es eine aus dem Satz vom Beharrungsvermögen hervorgehende Eigenschaft desselben, einer Verlegung seiner Drehungsachse einen um so größeren Widerstand entgegenzusetzen, je rapider diese Bewegung erfolgt und je größer die rotierende Masse selbst ist; der Fall ist analog zu dem andern, daß ein Körper, der eine geradlinig fortschreitende Bewegung hat, diese unverändert beizubehalten sucht, einer Ablenkung aus seiner geraden Bahn sich mit einer gewissen von Geschwindigkeit und Masse abhängigen Kraft widersetzt; so wie hier eine Richtungsänderung erst eintritt, wenn eine normale, zur Bewegungsrichtung angreifende äußere Kraft auf den bewegten Körper einwirkt, so erfolgt bei dem rotierenden Schwungring eine Verrückung der Rotationsachse erst dann, wenn ein äußeres Kräftepaar von der oben bezeichneten Beschaffenheit denselben beeinflusst; man kann die Kräfte dieses Paares sich auch nach dem Umfange des Schwungrings verlegt denken und es läßt sich dann (am leichtesten durch Beobachtung der Wirkung störender Kräfte auf ein schwingendes Pendel) der Satz nachweisen, daß diejenigen Punkte im Umfange des Schwungrings, auf welche die zur Drehungsachse parallelen Störungen einwirken, die ruhenden Pole der Drehungsachse bilden, um welche die resultierende Ablenkung der Rotationslinie (also auch der Rotationsachse) des Systems erfolgt. Dieser Satz hat insofern etwas Überraschendes, als für dasselbe System, wenn es der rotierenden Bewegung entbehrt, die von demselben Kräftepaar herbeigeführte Drehung um eine andere rechtwinklig zu jener, aber auch in der Mittelebene des Schwungrades liegende Drehungsachse erfolgen würde.

Man hat zur Demonstration der Erscheinung verschiedenartige Rotationsapparate konstruiert, deren einfachster unter dem Namen **Gyroskop** namentlich insofern ein wichtiges physik. Instrument geworden ist, als mittels desselben die Rotation (Achsendrehung) der Erde ähnlich wie beim Foucaultschen Pendelversuch (s. unter **Foucault**) direkt nachgewiesen werden kann. Das einfachste Gyroskop besteht aus einem Schwungrädchen, welches leicht drehbar (zwischen Spigen) in einem Metallstabe so eingelagert ist, daß die Drehungsachse mit der geometr. Achse dieses Stabes zusammenfällt; das Rädchen wird durch Abziehen einer Schnur in schnelle Rotation versetzt und es wird sodann der Stab samt dem darin rotierenden Rädchen mit einer kegelförmigen Vertiefung, die sich am entgegengesetzten Ende befindet, auf einer aufrechten Spitze eines zugehörigen Gestellfußes unterstützt; wäre das Schwungrad in Ruhe, so würde

der Stab, weil er außerhalb seines Schwerpunkts unterstützt ist, sogleich niederfallen; unter den vor-
ausgesetzten Bedingungen läßt jedoch das Eigen-
gewicht des Stabes mit Zubehör, welches zusam-
men mit dem entgegengekehrt gerichteten Wider-
stande der Unterstüßung ein Kräftepaar bildet, die
überraschende Wirkung, daß jener Stab eine selb-
ständige Rotation in horizontalem Sinne um die
erwähnte Spitze annimmt, deren Richtung und Ge-
schwindigkeit von Drehungsrichtung und Geschwin-
digkeit des Schwungrads abhängt. Ein ähn-
licher Apparat besteht, wie die nachstehende Figur



zeigt, aus einem Schwungrad, d. h. einer mit einem
dicken Wulst umgebenen metallenen Scheibe a,
welche um eine in Spitzen auslaufende Stahlachse b
drehbar ist. Diese Spitzen sind in einem messin-
genen Ringe c befestigt, welcher mit einem Ansaß-
stück n versehen ist, in dessen unterer Fläche sich eine
kleine Vertiefung bei o befindet. Wird nun die
ganze Vorrichtung in der Stellung, wie es die Fi-
gur zeigt, mittels dieser Vertiefung auf eine
Stahlspeise aufgelegt, so fällt sie, um o sich drehend
in Bewegung gesetzt, durch ihr Gewicht bald herab,
bis z den Boden berührt, wenn die Scheibe a nicht
rotiert. Ist jedoch die Scheibe a in rascher Nota-
tion (in der Richtung nach r angedeutet), so behält
der ganze Apparat, trotz seines bedeutenden Ge-
wichts, seine horizontale Lage bei, sich dabei in ho-
rizontaler Ebene langsam um seine vertikale Achse
drehend (in der Richtung nach s angedeutet). Die
Drehungsrichtung wie die Geschwindigkeit hängt
hier ebenfalls von Drehungsrichtung und Geschwin-
digkeit des Schwungrads ab: dreht sich das
Schwungrad, wie in der Figur, nach rechts, so
dreht sich auch der Apparat nach rechts; beschleu-
nigte Rotation des Schwungrads hat beschleunigte
Drehung des Apparats zur Folge.

Ein von Foucault konstruiertes Gyroskop, wel-
ches namentlich geeignet ist, die Rotation der Erde
zu beweisen, besteht, ähnlich wie der vorige Appa-
rat, aus einer runden Scheibe, welche innerhalb
eines Metallkreises so aufgestellt ist, daß ihre Achse
einen Durchmesser des Kreises bildet. Der auf
dieser Achse senkrechte Durchmesser wird durch
zwei in derselben geraden Linie liegende Einschnitte
auf dem Umfang des Kreises bezeichnet, und zwar
derart, daß diese Einschnitte nach unten liegen, die
Achse der Scheibe und die Ebene des Kreises hori-
zontal sind. In dieser Lage gibt man nun der
Scheibe eine große Drehungsgeschwindigkeit und
bringt dann den Kreis mit der Scheibe in einen
andern Apparat, derart, daß die beiden Einschnitte
in einen vertikalen Kreis zu liegen kommen, wel-
cher an einem Faden ohne Torsion aufgehängt ist
und unten leicht auf einer scharfen Spitze ruht.
Der Schwerpunkt des Systems wird nun durch

verschiebbare kleine Gewichte in die Verlängerung
des Aufhängefadens gebracht, so daß die Schwerkraft
weder auf die Rotation der Scheibe, noch auf
das ganze System des Apparats einen Einfluß
ausübt, und daher die Rotationsachse der Scheibe
unverändert in der anfänglichen Lage erhalten
bleibt. Die Scheibe nimmt nun nicht mehr an der
täglichen Umdrehung der Erde teil, und die daraus
erfolgende relative Verrückung läßt sich durch ein
Mikroskop oder vermittelt eines passend ange-
brachten Zeigers deutlich erkennen. Vollständigere
Apparate sind von Bohnenberger, Magnus, Jessel
und Hardy angegeben worden.

Die G. tritt überall auf, wo rotierende Massen
vorkommen, deren Drehungsachse frei ist und auf
welche Kräftepaare störend einwirken; so spielen
diese Bewegungen eine wichtige Rolle bei der Be-
wegung der Erde (Präcession oder Vorrücken der
Tag- und Nachtgleichen und Schwanken oder Na-
tation der Erdoberfläche), sowie bei den aus den gezo-
genen Geschüssen geschossenen Projektilen. Ein sol-
ches Projektil ist ein um seine Achse rotierendes
Schwungrad, welches in der Richtung dieser Achse
fortschreitet. Wenn auf dasselbe Kräfte einwir-
ken, deren Resultante durch den Schwerpunkt geht,
so werden diese Kräfte die Bahn des Schwerpunkts
bestimmen, ohne der Drehungsachse eine andere
Stellung zu geben; das Gewicht des Projektils ist
eine solche Resultante; es wird daher ein mit Ele-
vation abgeschossenes Projektil eine parabolische
Bahn beschreiben, ohne daß die Schwere eine Rich-
tungsänderung der Rotationsachse herbeiführen
vermag. Ebenso wird ein auf das Geschöß wir-
kender Seitenwind, wenn die Mittelkraft seines
Drucks durch den Schwerpunkt geht, wohl eine
Seitenablenkung des Schwerpunkts, nicht aber eine
Verstellung der Drehungsachse herbeiführen kön-
nen. Dasselbe ist vom Luftwiderstand, den das
Geschöß überwinden muß, zu sagen; hätte daher
das Geschöß die Form einer Kugel, so würden we-
der Seitenwinde, noch würde der Luftwiderstand
eine Verdrrehung der Rotationsachse herbeiführen
können. Nun gibt man aber, um eine ganz sichere
Führung des Geschosses im Rohr und eine mög-
lichste Abminderung des Luftwiderstandes zu erzielen,
statt der Form einer Kugelform dem Geschöß die
Spitzkugelform, bei welcher es nicht mehr möglich
ist, für alle Fälle (z. B. bei dem mit Elevation ge-
worfenen Projektil im absteigenden Theile der Bahn)
die Mittelkraft des Luftwiderstandes durch den
Schwerpunkt zu dirigieren; alsdann wird dieser
Widerstand nicht mehr eine einfache verzerrende
Wirkung auf das Geschöß ausüben, vielmehr wird
derselbe zugleich eine Verdrrehung der Rotations-
achse des Geschosses und damit den Eintritt einer
G. herbeiführen. Die spezielle Natur dieser Be-
wegung ist von der Form und Drehungsrichtung
des Geschosses abhängig.

Die G. zeigt sich ferner beim Fortrollen jedes
schief aufgestellten Reifens oder Rades; sie scheint
auch, wie Scheffler (*Die imaginäre Arbeit*, 1866)
nachgewiesen hat, bei dem sog. Löffelrücken
wesentlich im Spiele zu sein. Bei rotierenden
Maschinenteilen (Schwungradern, Schiffsschran-
ken, Centrifugentessel u. s. w.), wo die durch die
Rotation der Erde oder andere Ursachen ange-
strebte G. durch ruhende Maschinenteile gewaltsam
verhindert wird, ergeben sich starke und eigentüm-
liche Abnutzungen der Zapfen und Laager, sowie

periodisch wiederkehrende, durch das Spiel zwischen Elastizität der Materialien und Gyralkraft herbeigeführte Vibrationen aller zur Maschinenanlage gehörigen Teile; diese sind auf jedem Schraubendampfschiffe in der Nähe der Triebsschraube sichtbar.

Gyratation (vom lat. *gyrare*, in einem Kreis herumdrehen), Drehung, Schwindel.

Gyrenbad heißen zwei Bäder im Schweiz. Kanton Zürich. Das innere G. liegt von ausgedehnten Wäldungen umgeben 781 m über dem Meere, 2 km nordöstlich von der Station Hinweil der Nordostbahnlinie Winterthur: Effretikon: Hinweil, 5 km nordwestlich von Bald (s. b.) auf einer Anhöhe am westl. Fuße der Bachtellette, ist durchaus ländlich eingerichtet und besitzt eine erdige Quelle. Das äußere G., eine vielbesuchte Bade- und Mollenturanstalt, 720 m über dem Meere, 10 km ost-südöstlich von Winterthur und 2 km östlich der

Gyroskop, ein Apparat zur Veranschaulichung der Gyralbewegung (s. b.).

Gyrotrop (Kommutator, Inversor, Stromwechsler, Stromwenber) heißt jedes Instrument, welches, wie die nachstehenden Doppelfiguren 1a, 1b und 2a, 2b zeigen, dazu taugt, die Richtung des elektrischen Stroms, welcher durch oder um einen eingeschalteten Körper D fließt, schnell und bequem zu wechseln, und zwar derart, daß man den Strom, wenn er z. B. (Fig. 1a) links in den Zwischenkörper D ein- und rechts austrat, dann in entgegengesetzter Richtung durch oder um den eingeschalteten Körper D leiten kann. Die G. lassen sich in der mannigfaltigsten Weise konstruieren. Bei den in den Doppelfiguren 1 und 2 dargestellten G. zeigen die Pfeile den Lauf des elektrischen Stroms und i (Fig. 1b) oder ein Zwischenquadrat (Fig. 2a und 2b auf dem Draht r b)

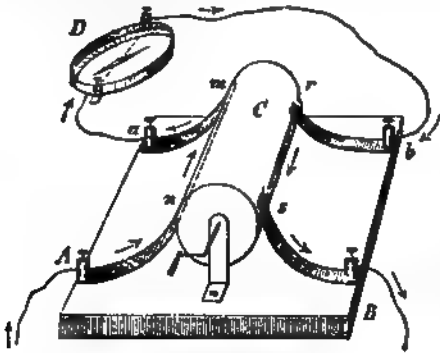


Fig. 1a.

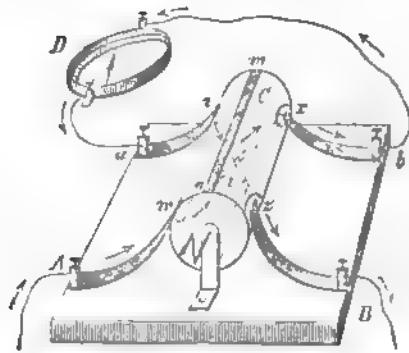


Fig. 1b.

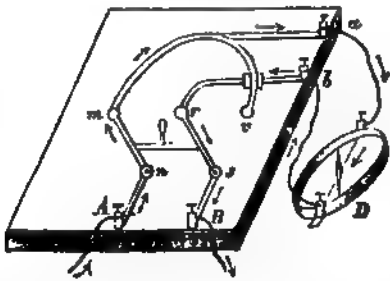


Fig. 2a.

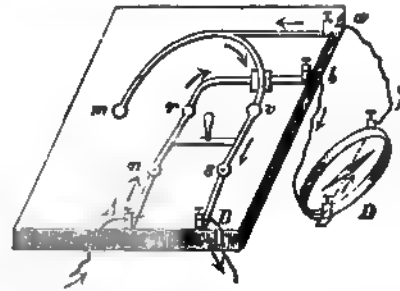


Fig. 2b.

Station Zell der Löhthalbahn, auf einer Terrasse am Südwestabhange des aussichtsreichen Schauensbergs (893 m) gelegen, besteht aus einem großen Doppelhause und besitzt eine erdige alkalische Quelle, die bei arthritischen und rheumatischen Beschwerden, Nervenleiden und Hautkrankheiten angewendet wird. Beide Bäder waren schon im 16. Jahrh. bekannt. Vgl. Gsell-Fels, «Die Bäder und klimatischen Kurorte der Schweiz» (Zür. 1880).

Gyromante (grch.), das Wahrsagen aus einem Kreise (γῑρος), in welchem der Wahrsager, nachdem er ihn unter gewissen Feierlichkeiten beschriebener, herumging und seine Baubersprüche her sagte. Diese Kunst scheint erst im Mittelalter aufgefunden zu sein.

Gyrometer (grch.), ein Apparat zum Messen von Umdrehungsgeschwindigkeiten, demnach ein für spezielle Fälle eingerichtetes Tachometer oder Geschwindigkeitsmesser (s. b.).

die Stellen, wo die sich kreuzenden Stromleiter voneinander isoliert sind. Der Cylinder C des in Fig. 1 abgebildeten G. besteht aus einem isolierenden Stoffe (Hartgummi, Guttapercha, Elfenbein, sehr trockenem Holze u. dgl. m.), welcher in der ersten Lage (Fig. 1a) mittels zweier metallener Parallelstreifen mn und rs den Strom in der Richtung von links nach rechts durch oder um den eingeschalteten Körper D führt. Hierbei vermitteln die Metallfedern An und am die Zuleitung, br und Bs die Rückleitung des elektrischen Stroms bezüglich des eingeschalteten Körpers. Nach einer Drehung (und hiervon der Name G.) des Cylinders um einen Viertelkreis kommt das G. in seine zweite Lage (Fig. 1b), wobei im Innern des Cylinders sich kreuzende und voneinander isolierte Drähte vz und xw mit den federnden Zuleitern Aw und xB und federnden Rückleitern av und zB des Stroms in metallische Berührung geraten. Hierdurch erscheint

die Stromrichtung gewechselt (hiervon der Name Kommutator) oder umgekehrt (daher Invertor), indem jetzt der Strom bei D von rechts nach links läuft. In analoger Weise wechselt man die Stromrichtung mittels des G. in Fig. 2, wo die Umkehrung des Stroms dadurch hervorgebracht wird, daß man mittels einer Handhabe die Metallstreifen *m* und *rs* (Fig. 2a) aus ihrer ersten Lage in die zweite *nr* und *sv* (Fig. 2b) dreht. In beiden Doppelfiguren erscheint bei A der positive, bei B der negative Pol der Stromquelle eingeschaltet; der Stromwechsel hat hierauf keinen Einfluß. Dagegen übt man mittels der Pfeile bei a und b (vgl. Fig. 1a mit 1b und Fig. 2a mit 2b), d. i. hinter dem G., den Strom gewechselt.

Oyrowek (Abalbert), Komponist der wiener Schule, geb. 19. Febr. 1763 zu Budweis in Böhmen, machte sich zuerst in Wien durch Symphonien vorteilhaft bekannt und bildete sich dann durch einen siebenjährigen Aufenthalt in Italien, Frankreich und England zum fertigen Komponisten aus, dessen Fruchtbarkeit (30 Opern, 40 Ballette, 50 Symphonien, 19 Messen u. s. w.) außerordentlich war. Unter seinen Opern sind «Agnes Sorel», «Der Augenarzt» und «Die Prüfung» am bekanntesten. Von 1804 bis 1831 dirigierte er als Hofkapellmeister die Oper in Wien und starb 19. März 1850. In der «Biographie des Abalbert G.» (Wien 1848) hat er sein Leben selbst beschrieben.

Gyfi (Nikolaus), griech. Historiker und Genre-maler, geb. 1. März 1842 auf der Insel Rhinos im Griechischen Archipel, begann seine künstlerischen Studien am Polytechnikum zu Athen, von wo aus ihn der König als Stipendisten nach München schickte; hier trat er in Pilotys Atelier ein. Er blieb bis 1872 in Deutschland, während welcher Zeit er ein großes Historienbild (Joseph deutet die Träume seiner Mitgefängenen) und einige Genrestücke, wie die Siegesnachricht (Sedan) malte. Für letzteres Wert erhielt er den Preis der Akademie. Zurückgekehrt machte er Studienreisen durch sein Vaterland und Kleinasien, auf denen er Motive aus dem Volksleben sammelte. Das bedeutendste der damals entstandenen Bilder ist der bestrafte Hühnerdieb. G. begab sich 1874 abermals nach München zu Piloty. Seine Produktion ist eine sehr rege, seine Ideenwelt originell und mannigfaltig, Vortrag und Farbe lebendig. Zu G.' neuesten Leistungen gehört die Allegorie der Genien der Künste (1879), die Malerwallfahrt, die Verlobung der Kinder.

Oythion (grch. Oythion) war eine uralte Gründung phönizischer Purpurfischer, dann aber eine achäische Seestadt am nordweatl. Gestade des Latonischen Golfs, südwestlich von der Mündung des Eurotas. Ihre Bedeutung erhielt sie durch die Hafenbucht, die durch das Vorgebirge und die Inseln von Trinafz, und auf südl. Seite durch die Insel Kranas und das heutige Kap Naurobuni gebildet wurde. Die Stadt war Haupthafen des Eurotasgebietes und in spartiatischer Zeit bis auf den Tyrann Nabis Werft und Kriegshafen von Sparta; nach 195 v. Chr. in röm. Zeit Centralplatz der von Sparta getrennten Cleutherolatonen und speziell wichtig als Ausfuhrhafen der benachbarten Porphyrbüde und der Ergebnisse der Purpurfischerei des Golfs; G. (jetzt die Wüstung «Paläopolis») hat erhebliche röm. Ruinen, namentlich auch von Hafendämmen, zurückgelassen. An seine Stelle ist im 19. Jahrh. das nur 600 Schritt südwärts

entfernte Marothonisi getreten. Vgl. G. Weber, «De Gytheo» (Heidelberg. 1833).

Oyula (spr. Djúlo, ungar. Form für «Julius») heißen in Ungarn mehrere Ortschaften und Pukten (Meierereien) im Besprimer, Ugocsaer, Békier, Kien-senburger Komitat. Der bedeutendste dieser Orte ist Békés-Oyula, ein hübscher Marktort und Vorort des Békier Komitats, an der Weißen Karos und an der Linie Großwardein-Eggy der K. k. s. b. J. m. n. Eisenbahn, zählt (1880) 18046 E., Magyaren, Deutsche und Rumänen, und hat vier (kath., reform., luth. und griech.-orient.) Pfarrkirchen, ein schönes Herrschaftshaus mit Garten des freiherrl. Geschlechtes Harrutern, jetzt der Freiherrn von Wendheim, und ist Sitz der Komitatsbehörde, auch eines königl. Gerichtshofs. Das Gebiet der Stadt beträgt fast 200 qkm und hat zahlreiche Pukten, von denen einige (wie Benedek, Köstfeld, Gerla, Eperjes und Kis-Bit) ziemlich bevölkert sind.

Oyulai (spr. Djúloi), Grafen von Maros-Rimeth und Nadaszla, adelbüdigen, in Österreich und Siebenbürgen angeheiratheten Geschlecht, seit 1694 Reichsfreiherrn, seit 13. Jan. 1701 in den österr. Grafenstand erhoben, dessen Mitglieder vielfach einflussreiche Stellungen im österr. Staats-, insbesondere im Militärdienste bekleidet haben.

Graf Ignaz G., österr. Feldzeugmeister, geb. zu Hermannstadt 11. Sept. 1763, trat 1781 als Kadett in die österr. Infanterie, war im Türkenkriege bereits Major und zeichnete sich 1790 als Oberstlieutenant bei der Erstürmung von Cetin als Freikorpskommandant aus, sodann 1793–96 in franz. Kriege hervorragend bei der Erstürmung der Weissenburger Linien, Kaiserlautern, Remmigen und vor Rehl. Im J. 1797 kämpfte er bei Ostrach und Stodach, 1800 führte er nach der Schlacht bei Hohenlinden die Nachhut und schloß die franz. Division Richpanse, 1805 schloß er als Feldmarschalllieutenant den Breßburger Frieden ab und wurde danach zum Banus ernannt, befehligte sodann 1809 das 9. Armeekorps mit Auszeichnung und 1813 bei Dresden den linken Flügel der Verbündeten, kämpfte ferner in demselben Jahre bei Leipzig und 1814 bei Brienne, sowie bei La Ferté-sur-Aube, wo er ein franz. Korps schloß. G. übernahm 1815 das Generalkommando in Österreich, 1823 das in Böhmen, 1829 sodann wieder das in Österreich, wurde 1830 Präsident des Hofkriegsrats und starb zu Wien 11. Nov. 1831.

Graf Franz G., österr. Feldzeugmeister, Sohn des vorigen, geb. zu Wien 1. Sept. 1798, trat jung in österr. Militärdienst und durchlief schnell die untern Offiziersgrade. Als Feldmarschalllieutenant und Militärkommandant von Triest erhielt er 1848 durch seine Geistesgegenwart und schneidige Thatkraft dem Kaiser einen Teil der Flotte, organisierte eine Flottille von Hubertanonensbooten und verteidigte mit diesen Streitmitteln und einer sehr geringen Truppenzahl die Küste gegen die ital. Flotte. Im J. 1849 wurde G. Kriegsminister, 1850 Kommandant des 5. Armeekorps in Italien und 1857, nachdem Graf Nadezky in den Ruhestand getreten war, Oberbefehlshaber im Lombardisch-Benetianischen Königreiche. Im Italienschen Krieg 1859 erhielt er den Oberbefehl über die österr. Armee, legte aber das Kommando nach der Schlacht von Magenta 1859 nieder und trat in den Ruhestand. G. lebte seitdem meistens in Wien, wo er 21. Sept. 1868 starb. Sein Name und

Vermögen ging auf den von ihm adoptierten General von Edelsheim über.

Gyulai (Paul), ungar. Dichter und Kritiker, geb. 1826 in Klausenburg, wo er seine jurist. und evang.-theol. Studien absolvierte, wirkte später als Professor am Gymnasium zu Klausenburg, dann als Journalist in Pest, bis er 1875 zum Professor der ungar. Literaturgeschichte an der Universität zu Budapest ernannt wurde. G. ist seit 1858 Mitglied, seit 1870 Klassensekretär der Akademie, seit 1860 Mitglied, seit 1881 Präsident der Kisfaludy-Gesellschaft. G.'s «Gebichte» erschienen 1882; sie sind durch Tiefe des Gefühls und geschmackvolle Form ausgezeichnet; seine Novellen («Vázlatok és képek», d. h. «Skizzen und Bilder», 2 Bde., Pest 1867) gehören durch die Feinheit der psychol. Charakteristik und die musterhafte Darstellung zu den

schönsten Produkten der ungar. Litteratur. (Deutsch erschienen: «Der letzte Herr eines alten Schlosses» und «Der alte Schauspieler» in Reclams «Universalsbibliothek».) Noch bedeutender ist G. als Literaturhistoriker und Kritiker. Seine Hauptwerke sind: «Das Leben Bödösmartys» (2. Aufl., Budapest 1879), «Dentredun» (Budapest 1879), «Joh. Matona und seine Tragödie Bánkban» (2. Aufl., Budapest 1883). Außerdem zahlreiche Studien und Kritiken (besonders auch über seinen Schwager Alex. Petöfi) in Zeitschriften, namentlich in der von ihm redigierten «Budapesti Szemle» («Budapester Revue»). G. hat auch die Werke Bödösmartys und Emerich Madáchs in vorzüglichen kritischen Ausgaben ediert und im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft mit Krany die beste Sammlung ungar. Volksschichtungen herausgegeben.

S.

S, der achte Buchstabe unsers Alphabets, ist im allgemeinen das Zeichen für einen Laut, der von der Lautphysiologie als tonloser Reklappspitzlaut bezeichnet wird, d. h. derselbe entsteht bei gedrückter Stimmrinne des Reklapps durch das Reibungsgeräusch des hindurchgepreßten Ausatemungsstroms, solange die Stimmbänder einander nicht so weit gehöhert sind, daß sie in tönende Schwingungen durch den Luftstrom versetzt und so ein volatiler Klang hervorgebracht wird. Wenn man z. B. die Silbe ha ausspricht, hat man erst die Stimmbänder so weit geöffnet, daß eine gewisse Zeitdauer hindurch der Strom der ausgeatmeten Luft nur ein leises Geräusch hervorbringt (h, spiritus asper); während dieser Zeit nähern sich die Stimmbänder einander bis zu dem Punkte, daß sie in regelmäßige Schwingungen geraten, und diese ergeben den Klang a; will man a ohne vorangehendes h aussprechen, so hat man vorher die Stimmrinne einen Augenblick ganz geschlossen, öffnet sie plötzlich und bringt gleich die Stimmbänder in die Lage, daß a ertönt. Für diese letztere Art der Aussprache eines Vokals (ohne h) am Anfange einer Silbe haben die meisten Alphabete gar keinen Ausdruck, aber das Griechische z. B. besitz ihn in seinem Spiritus lenis (').

Das h der verschiedenen Sprachen und Alphabete ist, selbst wo es den gleichen Laut bezeichnet, oft sehr verschiedenen Ursprungs. Die indogerman. Sprachen haben es in ihrer ältesten Periode nicht bezeugt, es hat sich aber in vielen später entwickelt: im Sanskrit aus gh und andern sog. aspirierten Medien; im Französischen (Persischen) und Griechischen aus s (z. B. hys, bei Homer noch sys [Schwein] = lat. sus; hyper = lat. super), zuweilen auch aus v und j; im Lateinischen aus ursprünglich gh, z. B. veho (ich fahre) = got. vigo (ich bewege, wo g = ursprünglich gh). Die aus dem Latein hervorgegangenen roman. Sprachen lassen das alte lat. h zum Teil, obwohl sie es schreiben, in der Aussprache kumm werden (so französisch und italienisch), zum Teil entwickeln sie ein neues h, wie das Spanische, wo jedes lat. s zu h geworden ist, z. B. hablar (sprechen) = lat. fabulari, hacer = lat. facere (machen). Das deutsche h ist nach dem Lautverschie-

bungsgezet stets aus ursprünglich k entstanden (abgesehen von seiner Verwendung als Dehnungszeichen, wo es überhaupt nur einen konventionellen orthographischen, aber keinen Lautwert hat), z. B. lat. centum, got. hund (hundert), griech.-lat. calamos (calamus, Rohr), halm. Die slav. Sprachen besitzen in älterer Zeit gar kein h; wo die neuern es haben, ist es verschiedenen Ursprungs, im Kleinarussischen, Böhmischen und Oberläusiß. Wendischen aus g entstanden, z. B. böhmisch Praha = älterm Praga (Prag); in den süßlaw. Sprachen ist es auch hervorgegangen, z. B. serbisch hoditi (gehen) = russ. chodit'.

Die Figur des h (H) stammt aus dem phöniz. chet, wurde im ältern griech. Alphabet zunächst als Zeichen des h-Lautes (später erst für eta) verwendet und ging in dieser Verwendung in die italischen Alphabete, unter diesen in das lateinische über, woher die modernern aus dem lateinischen hervorgegangenen Schriften es haben.

In der Musik ist H (ital. und frz. si, engl. B) die Benennung und Bezeichnung für die siebente diatonische Tonstufe oder die zwölfte (letzte) Saite der diatonisch-chromatischen Tonleiter. (S. unter Ton und Tonarten.) Gegen den Grundton C macht der Ton H fünf und einen halben großen Ton aus. Der Ton H wird durch eine Saite von $\frac{1}{16}$ der Länge der Saite (natürlich von gleicher Stärke, Dichtigkeit und Spannung erzeugt), welche den Grundton C gibt, steht also zu C im Schwingungsverhältnis 15:8, gibt mithin von C die große Septime, von E die reine Quinte, von G die große Terz.

Als Abkürzungszeichen steht H und h in röm. Inschriften, Handschriften u. s. w. für Hadrianus, habet, haeren, homo, honestus, hora u. s. w.; als altröm. Zahlzeichen für 200; auf Rechenrechnungen für Haben (Guthaben, sowie wie Kredit); bei Zeitbestimmungen für hora (z. B. 8^h 30' = 8 Uhr 30 Min.). In der Chemie ist H die Abkürzung für Wasserstoff (Hydrogenium). Auf deutschen Reichsmünzen bezeichnet H den Münzort Darmstadt, auf ältern österreichischen Münzungen, auf ältern französischen La Rochelle. H mit einer Krone darüber, daß sie unter Heinrich III. oder IV. geprägt sind.

ha, Abbrueviatur für hektar.

Haag oder der Haag, eigentlich 's Gravenhage (frz. La Haye, lat. Haga Comitatus), die Residenz des Königs der Niederlande, sowie Sitz der Regierung und der Centralbehörden, liegt in der Provinz Südholland, 5 km vom Strand der Nordsee, an der Bahn Rotterdam-Amsterdam, ist durch eine Zweigbahn nach Gouda mit der Niederländischen Rheinbahn verbunden und bildet mit dem großen Fischerdorf und berühmten Seebad Scheveningen eine Gemeinde, welche Anfang 1883 einschließlich der Garnison 127 931 E. zählte, die sich meist zur reform. Kirche bekennen. H. ist ein offener, freundlicher Ort mit angenehmer und fruchtbarer Umgebung, hat reine und gesunde Luft, viele schöne und breite Straßen, hohe, stattliche Häuser und große freie Plätze. Die Straßen sind mit gebrannten Steinen oder viereckigen Kieselsteinen gepflastert und mit Baumreihen besetzt. Am Vijver (Teiche) inmitten der Stadt steht der ehemalige Hof von Holland oder der Hof der Grafen und später der Erbstatthalter, der nachmals vom König Ludwig Napoleon bewohnt ward. Derselbe besteht aus einer unregelmäßigen Masse älterer und neuerer Gebäude und umschließt die Sitzungssäle der Ersten und Zweiten Kammer der Generalstaaten, sowie die Lokale mehrerer Behörden. Auf dem Binnenhof sah Oldenbarneveldt gefangen und wurde da enthauptet. Der Thorturm, welcher den Ausgang aus dem Wittenhof zu dem Vijverberg überdeckt (Gewangenpoort), ist das alte Staatsgefängnis, in welchem viele berühmte Männer gefangen saßen. Andere ausgezeichnete Gebäude sind der Palast des Königs im Stadtteil Noordeinde (in seiner jetzigen Gestalt 1815 erbaut), der von außen sehr einfach, desto prächtiger aber im Innern ist; der Palast des Prinzen von Oranien, früher Wohnung des Großpensionärs J. de Witt; ferner das Archiv auf het Plein mit wertvollen Dokumenten zur Geschichte Europas während der vier letzten Jahrhunderte; das Städtische Museum mit einer Gemäldesammlung; das sog. Morikhaus mit einer Gemäldesammlung; das Museum Meermanno-Westreenianum (eine Sammlung alter Drucke und Manuskripte, antiker Vasen, Skulpturen, chines. und japan. Raritäten); die königl. Bibliothek von 200 000 Bänden, mit einem reichen Schatz von Handschriften und einem sehr bedeutenden Kabinett von Münzen, Medaillen und Gemmen; das Marineministerium mit einer sehenswerten Sammlung von Schiffsmodellen und andern nautischen Gegenständen; das Rathaus mit sehr schöner Fronte von 1565 und wertvollen Gemälden; die große Städtischeerei. H. hat zwei Standbilder des Prinzen Wilhelm I. von Oranien, worunter ein 1845 errichtetes Reiterstandbild, und ein 1853 errichtetes Standbild König Wilhelms II. Im Willemspark, einem schönen, runden Plage, steht das Nationaldenkmal zur Erinnerung an die Wiederherstellung der niederländ. Unabhängigkeit 1813, errichtet 1869. Auf der Papelejoensgracht steht ein schönes Standbild Spinozas. Unter den 17 Kirchen der Stadt zeichnen sich die 5 holländisch-reformierten aus, darunter vorzüglich die Große oder St. Jakobskirche (aus dem 15. und 16. Jahrh.) mit einem gegen 100 m hohen, sechs-eckigen Turm, einem Glodenspiel von 88 Gloden und merkwürdigen Grabmalern. Die Katholiken haben fünf Kirchen, die Juden zwei große Synagogen. Von höhern Unterrichtsanstalten finden sich in H. ein Gymnasium, eine höhere Bürgerchule

und eine königl. Musikschule. Unter den Vereinen sind besonders bekannt die Haager Gesellschaft (s. d.) und das königl. Institut für Ethnographie und Linguistik des niederländ. Ostindiens.

Seit den ältesten Zeiten Fürstenthum und nur als Residenz zur Bedeutung einer großen Stadt gelangt, entbehrt H. jener Quellen des innern Reichthums, durch welche die übrigen Städte Hollands blühen. Die Geschütz-, Eisen-, Messing- und Kupfergießerei, die Fabrication von Wagen, Posamentier-, Gold- und Silberwaren, Hüten und Möbeln abgerechnet, ist die Industrie unbedeutend. Die Bewohner leben zum Teil vom Hof und von dem starken Fremdenbesuch, der in neuester Zeit besonders infolge des Aufblühens des Scheveninger Seebades sehr zugenommen hat. In der Umgebung werden viel Nymphen, Früchte und Gemüse kultiviert. An der einen Seite der Stadt liegt ein breiter Kanal, den man ausgefüllt zahlreiche Fahrzeuge bedecken. An die andere schließt sich ein stattlicher Wald, het Haagse Bosch, mit einem königl. Lustschloß, dem Haus im Busch, dessen Mittelpunkt der Oranienaal ist, ein Oktogon, von Jordanaans (s. d.) u. a. gemalt. Die übrigen Seiten sind von Wiesen, schönen Landhäusern und Gärten umgeben. Scheveningen ist mit H. durch eine schöne vierfache Allee, einen Dampfschleppkanal und eine Pferdebahn verbunden. H. war ursprünglich ein im Hain erbautes Jagdschloß der Grafen von Holland. Schon um 1250 baute aber Wilhelm, Graf von Holland (und deutscher König), einen Palast, um welchen herum andere Ansiedelungen entstanden. Im 16. Jahrh. wurde der Ort die Residenz der Generalstaaten, und im Laufe des 17. Jahrh. ward er der Mittelpunkt der wichtigsten Unterhandlungen der europ. Diplomatie. Hier vereinigten sich im sog. Haager Kongreß 31. März 1710 der deutsche Kaiser, der König von Preußen, der Kaiser von Rußland und die Seemächte zur Aufrechterhaltung der Neutralität Norddeutschlands gegen Frankreich. Auch wurde hier die Tripelallianz zwischen Frankreich, England und Holland 4. Jan. 1717 und hierauf 17. Febr. 1717 der Friede zwischen Spanien, Savoyen und Oesterreich geschlossen. H. ward damals immer noch als Dorf aufgeführt, und zwar als das größte der Welt. Höchst nachtheiliger Einfluß auf den Wohlstand hatte die Revolution von 1795 und dann die Regierung des Königs Ludwig Bonaparte, der die höchsten Behörden nach Utrecht und Amsterdam verlegte. Um so schneller stieg der Ort seit 1813 unter der Dynastie Oranien.

Haag (Karl), namhafter Aquarellmaler, geb. 20. April 1820 in Erlangen, studierte an der Akademie in Nürnberg, dann in München, Antwerpen und Brüssel und besuchte 1847 England. Nachdem er den Herbst und Winter 1847—48 in Rom zugebracht, wurde er 1850 zum Mitglied der londoner Society of painters in water colours gewählt und stellte in der Halle dieser Gesellschaft seine ersten bedeutendsten Aquarellgemälde: Bilger vor der Peterskirche und Tempel des Jupiter Tonans, aus. Den Herbst und Winter 1850—51 und den Herbst 1852 verlebte er in Tirol und Nürnberg und malte mehrere Darstellungen von Genssajagen, sowie den Marktplatz von Nürnberg. Von der Königin Victoria nach Schottland eingeladen, malte er dort im Herbst 1853 die königl. Familie, den Lord-Lieutenant bestiegend, und Abend in Balmoral, Heimbringen der Hirsche. Im J. 1854 unternahm H. eine Reise nach Dalmatien und Montenegro und

vollendete in Venedig sein großes Bild: ein balmantischer Barbe singt in den Ruinen von Salona vor einer Gruppe von Morlacken die Zerstörung der Stadt. In Rom entstanden sodann eine Anzahl kleiner ital. Genrebilder, in München (1857) das größere Gemälde: ein zither spielender Gensjäger vor einer Alpenhütte. Von 1858 bis 1860 bereiste H. Griechenland, Ägypten, Palästina und Syrien. Unter den wichtigsten Ergebnissen dieser Reise verdienen Erwähnung seine Akropolis in Athen; die weinenden Juden an der Tempelmauer in Jerusalem; der Sonnentempel in Palmyra mit einer Karawane von Beduinen; Ruinen des Tempels von Baalbed mit dem Libanon; Generalansicht von Palmyra u. a. H. besuchte 1863 und 1864 von neuem Schottland, wo er das größere Bild: die Königin und der Prinz-Gemahl den Pool Larff durchschreitend, entwarf. In den J. 1873—74 unternahm er eine zweite Reise nach Ägypten und Rubien, und stellte seitdem aus: das Gebet in der Wüste (1875); Lager von Beduinen während eines Sandsturms (1880) und Scheich Saib von Kairo empfängt eine Deputation von Beduinen (1883). Seit 1867 lebt H. im londoner Vorort Hampstead.

Haager Gesellschaft zur Verteidigung der christl. Religion nennt sich eine im Aug. 1785 von angesehenen holländ. Theologen begründete Vereinigung zur Verteidigung des Christentums. Sie sucht ihren Zweck dadurch zu erreichen, daß sie alljährlich eine oder mehrere Fragen ausbreitet und von den eingehenden Arbeiten die für würdig befundenen mit einer silbernen Medaille und 200 fl. oder einer goldenen Medaille und 400 fl. belohnt und sie auf ihre Kosten drucken läßt. Die Gesellschaft hat bereits manche wertvolle Arbeit veranlaßt und veröffentlicht.

Haager Konzert, s. unter Haag.

Haack (Adolf), Archäolog, geb. 8. April 1815 zu Heilbronn, studierte 1832—36 in Tübingen Theologie und Philologie und wurde dann Hilfslehrer am Obergymnasium in Stuttgart, 1862 Inspektor und 1873 Vorstand des königl. Museums vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmäler. Er starb 2. März 1881 in Stuttgart. Außer Übersetzungen und Beiträgen zu Paulis »Realencyklopädie« schrieb er »Beiträge aus Würtemberg zur neuern deutschen Kunstgeschichte« (Stuttg. 1863).

Haanen (Remy van), Landschaftsmaler, geb. 5. Jan. 1812 zu Oosterhout im nördl. Brabant, stammt aus einer dortigen Malerfamilie. Sein Vater Rasper, welcher in Maastricht geboren war, übte die Stechekunst und galt als trefflicher Kenner von Gemälden. Die künstlerische Thätigkeit teilte sich seinen zwei Söhnen und zwei Töchtern mit. Der ältere Bruder, Georg Gillis (geb. zu Utrecht 1807), zeichnete sich durch Genrebilder mit effectvoller Nachtbeleuchtung aus und malte auch gelungene Waldfscenerien in größerm Stil; er unterrichtete die ältere, 1809 geborene Schwester Elisabeth Alida; die jüngste, Adriana Johanna, geb. in Oosterhout 14. Juni 1814, hat sich als Stillleben-Malerin bewährt. Das begabteste Glied der Familie, Remy, bildete sich nach den großen Meistern seines Vaterlandes. Unter den Zeitgenossen war Jan van Ravenswaay sein Lehrer. Im J. 1834 begann er ein länger dauerndes Wanderstudium durch die meisten Länder Europas, ging 1837 nach Utrecht zurück, setzte seine Reisen dann wieder bis 1841 fort und nahm 1842 seinen

Wohnsitz dauernd in Wien. Er hatte hier besonderes Glück durch seine Winterlandschaften. H. ist vortrefflich in der feinen Stimmung des Waldes; die Tradition der alten Vorbilder leuchtet durch seine Bilder überall hindurch. Bilder des Künstlers sind im wiener Privatbesitz häufig; zu den vorzüglichsten gehören die Winterlandschaften der ehemaligen Sammlungen Galvagni, Arthaber und Zellner. Eine Winterlandschaft auf der ersten internationalen Ausstellung und eine farbenprächtige Waldgegend, welche 1884 in der Jahresausstellung des wiener Künstlerhauses zu sehen war, zeugten von der ungebrochenen Kraft des greisen Künstlers.

Haaparanta, s. Haparanta.

Haar (das), s. Haare.

Haar (die, auch Haarstrang genannt), ein schmaler Höhenzug in Westfalen, welcher rechts die Rhine und die Ruhr begleitet. Im westl. Teile heißt er das Arde (s. d.), in den waldbreichen Höhen des südsüdöstl. Teils des Kreises Hamm heißt er Schell (234 m hoch). Im Osten ist er anfangs ein 280—320 m hoher, meist walbloser Rücken, der sich weiter westlich in breite, niedrige Hügelgruppen auflöst, bis auch diese bei Mülheim a. d. Ruhr aufhören. Der südl. Abfall ist ziemlich steil und bietet öfters schroffe Felswände, während der nördliche sanft zur Ebene der Lippe, zum sog. Hellwege (107 m hoch), abfällt. Im Westen endet sie in dem kaum 150 m hohen bergisch-märk. Rahlengebirge. Die H. erreicht in der Bischofschaar 296 m Höhe. Auf der Höhe der H. läuft der Länge nach ein Weh, der Ha arweg, am Hohen Turm südlich von Mülheim beginnend und bei Wieden, im Süden von Werl, aufhörend.

Haar (Bernard ter), holländ. Dichter, geb. 13. Juni 1806 zu Amsterdam, studierte daselbst und in Leiden Philologie und Theologie und bekleidete dann Predigerstellen in verschiedenen Städten. Im J. 1838 erschien sein »Johannes en Theogenes« (Arnheim, 4. Aufl. 1856), eine dichterische Erzählung in dem romantischen Stile des Walter Scott; dieser folgte die Erzählung »Huibert en Klaartje« (Haag 1844; 3. Aufl., Harlem 1858), anerkanntermaßen H.'s Meistersstück. Schon vorher war H. auch als Prosaschriftsteller aufgetreten mit seinen »Geschiedenis der Kerkhervorming in tasereelen« (Haag 1843; 5. Aufl., Amst. 1854; hochdeutsch von C. Groß, Gotha 1856). Die größte poetische Thätigkeit entfaltete er als Pastor in Amsterdam (1843—54). Hier veröffentlichte er »De St.-Paulus Rots« (Amst. 1847; 5. Aufl., Arnheim 1865), ein Gedicht, das trotz des Mangels an psychol. Tiefe durch den Wohlklang der Verse, die Schönheit der Sprache und die Farbenpracht der Naturbeschreibungen gerechte Anerkennung fand. In der 1849 veröffentlichten »Verzameling van verspreide en onuitgegeven Gedichten« (3. Aufl., Arnheim 1852), wie auch in den »Zangen van vroegeren leeftijd en Nieuwe Godichten« (Arnheim 1851; 2. Aufl. 1857), zeigt H. eine Hinnneigung zur meditativen Dichtung nach dem Muster Samartines. Seine Ernennung zum ord. Professor der Kirchengeschichte an der Hochschule zu Utrecht (1854) unterbrach zeitweilig seine dichterische Thätigkeit, und erst 1866 trat er mit einer dritten Sammlung »Gedichten« auf, worunter einzelnes, unter anderem »Eliza's vlucht«, zu dem Schönen gehört, was er geschrieben hat. Ferner sind hervorzuheben die durch Renans »Vie de Jésus« veranlaßten zehn Vorträge unter dem Titel

«Wie was Jezus?» (Utrecht 1863) und die verdienstliche «Historiographie der Kerkgeschiedenis» (Utrecht 1870—73). Nachdem H. 1876 in den Ruhestand versetzt war, zog er sich nach dem Dorfe Belp in der Nähe Arnheims zurück, von wo seine «Laatste Gedichten» datiert sind (Haag 1879). Fast zu gleicher Zeit erschien eine Vollausgabe seiner «Kompleete Gedichten» (Haag 1878—79). H. starb 19. Nov. 1880. Vgl. N. Beets, «Levensbericht van Bernard ter H.» (Leiden 1881).

Haaramethyst, s. unter Amethyst.

Haarbalg, s. unter Haare.

Haarbalgmilben (Dermatophili), eine Familie kleiner, durch Schmarogertum rüdgebildeter Milben mit wurmartig verlängertem, dicht quergebogenem Hinterleib, im vordern Körperteile mit vier Paar ganz kurzen, zweigliedrigen, dicht beieinander stehenden Stummelfüßen. Man kennt ein Geschlecht (Dermoxys s. Simonea) aus der Haut, besonders den Talgdrüsen von Haustieren (Pferd, Wiederkäuer, Hund, Katze), auch von Fuchs und Fledermäusen; eine Art (D. folliculorum) findet sich in den Haarbälgen des menschlichen Antlitzes, hier die Mitesser (Comedonen) mit veranlassend.

Haarbalsam, vegetabilischer (von Marquardt) und Haarbalsam (von Schwarzlose), s. unter Geheimmittel, Bd. VII, S. 659.

Haarbentel, ein seidenes, gewöhnlich schwarzes Säckchen, das sich platt auf den Obertheil des Rückens legte, die Nackenhaare enthielt und noch mit seidenen Bändchen gebunden und verzirt war. Er verdrängte ungefähr seit der Mitte des 18. Jahrh. neben dem Kopfe, dessen Einführung namentlich König Friedrich Wilhelm I. von Preußen sich angelegen sein ließ, die große Staatsperücke, ging von Frankreich aus, und während jener mehr militärisch erschien, galt der H. für modisch und Zeichen der guten Gesellschaft. Zugleich verkürzte sich die wackelnde Lockenmasse der Seitenflügel der Perücke zu einer einzigen Lockenrolle über Stirn, Schläfen und Ohren, zu der Bergerette, die sich auch aus dem Eigenhaar herstellen ließ, mit Massen von Pomade gefestigt und mit Puder überdeckt wurde. Die Französische Revolution machte dieser Mode ein Ende.

Haarblasemaschine, s. u. Filz- und Filzhutfabrikation, und Textfigur 1, Bd. VI, S. 810.

Haarlungen (frz. matoir rayé, engl. hair-punchoon), ein zur Erzeugung matter, feingestreifter Flächen dienender Nagen. (S. unter Nagen.)

Haardt, Gebirge in der bayr. Rheinpfalz, s. Hardt.

Haare (Pili), geschmeidige fadenförmige Horngebilde, welche in der äußern Haut wurzeln und aus verhornenden Zellen der Oberhaut oder Epidermis sich aufbauen. Sie bedecken bei den Säugthieren die ganze Körperoberfläche mehr oder minder dicht, lassen jedoch immer einige Körperstellen ganz frei, so einen Teil des Gesichts, die Hohlhand und Fußsohle, die Brustwarze, die Weichengegend, die Nute, beim Menschen auch die Rückenfläche des zweiten und dritten Fingergliedes.

Bei den Tieren sind die H. nach Größe und Gestalt am ganzen Körper einander meist vollkommen gleich oder doch sehr ähnlich (s. Körperbedeckung der Tiere), beim Menschen dagegen verschieden. Während die menschlichen Haupthaare rund oder lang, gerade oder gekräuselt, auf dem Querschnitte cylindrisch erscheinen, sind die H. des Bartes, der Achselhöhlen, der Unterbauchgegend

(Schamhaare) bandartig breit und kraus, auf dem Querschnitt oval oder bohnenförmig, die Barthaare länger als die der übrigen genannten Körpergegenden, aber kürzer als das Haupthaar. Den Schamhaaren ähnliche H. finden sich beim Manne häufig auf der Brust und an andern Körperstellen. Die H. der Brauen und Wimpern sind kurz, starr, gerade. Der übrige Körper ist mit einem sehr zarten Flaum bedeckt (Wollhaar, Lanugo). Beim Menschen kommen die verschiedenen Haararten auf einer und derselben Körperstelle nie gemischt vor; bei gewissen Tieren, die zum Teil geschätzte Pelze liefern, ist die Haut dicht mit Wollhaaren bedeckt, die von längern starrten H. überragt werden. Die Dichtigkeit der Behaarung unterliegt je nach den verschiedenen Körperstellen zahlreichen Schwankungen; so fand Witthof bei einem mäßig behaarten Manne auf $\frac{1}{4}$ Quadratzoll (ungefähr 1,7 qcm) auf dem Scheitel 298, am Vorderhaupt 211, am Arm 39, am Vorderarm 23, auf der Vorderfläche des Schenkels nur 18 H. Die H. stehen entweder einzeln oder in Gruppen zu je zwei bis fünf und sind in regelmässigen, gebogenen Linien angeordnet, welche auf beiden Körperhälften symmetrisch verlaufen und als Haarströme oder Haarwirbel bezeichnet werden.

Das H. besteht, wie die Oberhaut (Epidermis), die Nägel, Hörner, Federn, Stacheln und ähnliche sog. Epidermoidalorgane einzig und allein aus fast saftlosen Zellen von verschiedener Gestalt und Anordnung. Den mittlern Teil der H., die Achse derselben, nimmt die Marksubstanz (s. beistehende

Fig. 1, a) ein, die aus loder, aber eng aneinander gereihten, eckigen und runden, mit Flüssigkeit oder Luftbläschen erfüllten Zellen besteht. Die Marksubstanz ist umgeben von einem Mantel aus langgestreckten, spindelförmigen, fest untereinander verbundenen Zellen, welche die Rinden- oder Fasersubstanz, die Hauptmasse des H. (Fig. 1, b) ausmachen, und diese ist wieder bedeckt von sich dachziegelförmig deckenden, breiten und dünnen, schuppenförmigen Zellen, dem Oberhäutchen (Fig. 1, c). In der Rindensubstanz findet sich der Farbstoff abgelagert, welcher die Farbe der H. bedingt; teils durchtränkt er ausgelöst gleichmäßig die einzelnen Zellen, teils findet er sich in der Form von kleinen körnigen Farbekörperchen im Innern der Rindenzellen abgelagert. Dieses körnige Pigment zeigt alle Wechsel von Hellgelb durch Rot und Braun bis Schwarz; der gelöste Farbstoff fehlt in weißen H. gänzlich, ist in hellblonden spärlich, am reichlichsten in dunkelblonden und roten, sowie in dunkeln H. vorhanden. Das H. selbst wurzelt im Haarboden, in der mittlern Schicht oder sog. Lederhaut der äußern Haut (s. d.). Der über die Haut vorstehende Teil des H. mit einer verdickten Spitze heißt der Schaft (Fig. 2, d); die Wurzel

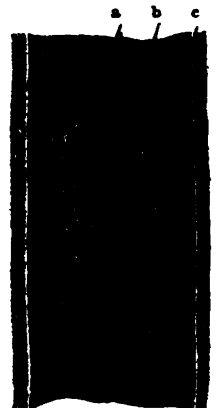


Fig. 1. Längsschnitt durch ein schwarzes Haar des Menschen, 330mal vergrößert. a Marksubstanz, b Rindensubstanz, c Oberhäutchen.

einzelnen Zellen, teils findet er sich in der Form von kleinen körnigen Farbekörperchen im Innern der Rindenzellen abgelagert. Dieses körnige Pigment zeigt alle Wechsel von Hellgelb durch Rot und Braun bis Schwarz; der gelöste Farbstoff fehlt in weißen H. gänzlich, ist in hellblonden spärlich, am reichlichsten in dunkelblonden und roten, sowie in dunkeln H. vorhanden. Das H. selbst wurzelt im Haarboden, in der mittlern Schicht oder sog. Lederhaut der äußern Haut (s. d.). Der über die Haut vorstehende Teil des H. mit einer verdickten Spitze heißt der Schaft (Fig. 2, d); die Wurzel

(Fig. 2, c) des H. dagegen sitzt im sog. Haarbalg oder Haarhäutchen (folliculus pili, Fig. 2, f), in grubenförmigen Vertiefungen der Haut, die mit Epidermis ausgekleidet sind, welche dieselbe anatom. Beschaffenheit hat wie das Oberhäutchen und sich direkt in dieses fortsetzt. Beim Ausziehen des H. bleibt dieses saftige dicke Oberhäutchen auf der gleichfalls biden Haarwurzel (Haarzwiebel, Haarknopf, Fig. 2, b) sitzen und läßt sich als feines Häutchen von ihr abziehen. Das untere Ende der Haarwurzel sitzt in organischer Verbindung auf einem birnenförmigen Hautwärtchen (Haarpapille, Haarkeim, Fig. 2, a), welches in den Boden des Haarbalgs hineinragt und, wie die Wärtchen auch der übrigen Haut, eine oder mehrere Capillarschlingen (aber keine Nerven) enthält, die das H. ernähren. Seitlich in das Haarhäutchen münden Hauttalgdrüsen (Fig. 2, l), welche das H. während seines Wachstums einsetzen und ihren Inhalt über das Haarhäutchen ergießen, wo er dann mit den Haarschäften in Verbindung kommt. Außerdem ist die Wand des die Oberhaut schief durchbohrenden Haarhäutchens mit glatten

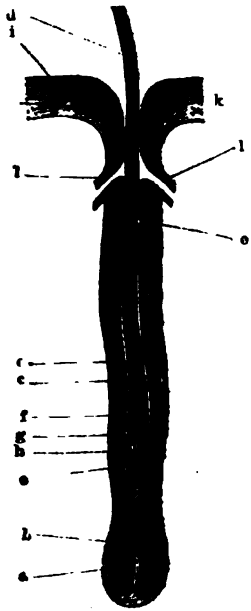


Fig. 2. Längsschnitt durch Haar und Haarwurzel des Menschen, 50mal vergrößert. a Haarkeim, b Haarzwiebel, c Oberhäutchen des Haars, d Haarbalg, e, f äußere Schicht desselben, g Hornschicht, h Schleimschicht der äußeren Haut, l Ausführungsgänge zweier Talgdrüsen.

ober sog. organischen Muskeln versehen, welche bei ihrer Kontraktion das H. aufrichten, sträuben, ein Zustand, der unter dem Einflusse des Entsetzens unwillkürlich, niemals aber willkürlich hervorgerufen wird. Auch in der Kälte ziehen sich die kreisförmig um die Haarbalge gelagerten Muskelfasern zusammen, drängen die benachbarten Talgdrüsen als kleine Knötchen gegen die Hautoberfläche und bilden die sog. Gänsehaut (s. b.).

Das Wachstum der H. erfolgt nur an der Wurzel, in der Weise, daß hier ein flüssiger Bildungsstoff aus dem Blute abgetrieben wird, in welchem sich Zellen bilden, die nach oben allmählich zu Hornzellen, Nadeln und Oberhautschuppen werden und den schon fertigen Schaft immer mehr nach außen schieben. Das Wachstum ist ein beschränktes; wenn das H. eine gewisse Länge erreicht hat, wird es nicht mehr länger. Wird es aber abgeschnitten, so wächst es fortwährend, und man hat berechnet, daß die abgeschnittenen Stüde eines H. zusammen eine Länge von mehr als 6 m erreichen können. Sobald das H. seine bestimmte Länge erreicht hat, so fällt es aus, weil die Papille die Schwere des H. nicht mehr tragen kann, und es entwickelt sich an seiner

Stelle ein neues H. aus der alten Papille. Dieser naturgemäße Haarswechsel findet beim Menschen fortwährend und unmerklich, bei den meisten Tieren nur zu gewissen Perioden statt. (S. Mause.) Ist dagegen das Ausfallen der H. durch krankhafte Vorgänge bedingt, so wachsen die H. häufig nicht wieder oder an Stelle der biden H. werden nur zarte und dünne Wollhaare gebildet. (S. Haarschwund.) Schon Monate vor der Geburt ist der Körper des Menschen mit H. bedeckt, die bei dem neugeborenen Kinde häufig ziemlich lang und dicht stehen; häufig sind auch die Kopfhaare der Neugeborenen dunkel. Diese Wollhaare sowie die Kopfhaare fallen aber bald aus und werden durch andere ersetzt; in der Regel sind dann die ersten Kopfhaare, welche das Kind bekommt, sehr blond. Die Schamhaare und Barthare wachsen erst mit dem Eintritt der Geschlechtsreife. Mit zunehmendem Alter werden die H. häufig dunkler, im Greisenalter weiß. Die Ernährung des H. ist eine sehr geringe; sie beschränkt sich auf eine Durchfeuchtung des H. mit Fett und andern Flüssigkeiten, welche von der Wurzel aus vorzugsweise in der Marksubstanz vorbringen und dem H. Farbe und Geschmeidigkeit erhalten. Der hauptsächlichste chem. Bestandteil der H. ist Hornsubstanz, aus welcher die Zellen bestehen. Wesentliche Bestandteile sind außerdem verschiedene Farbstoffe, denen die H. ihre Farbe verdanken, die aber wenig bekannt sind. Am besten kennt man noch das Pigment der schwarzen H., das mit andern schwarzen Farbstoffen des Tierkörpers (z. B. dem aus der Oberhaut des Auges), dem Melanin, identisch zu sein scheint. Die Farbe der weißen H. rührt von einem Mangel an Farbstoff her.

Dichtes H. beschränkt die Wärmeabgabe des Körpers, weil sich zwischen den H. Luft in seiner Verteilung hält, die, als schlechter Wärmeleiter, nur langsam Wärme aufnimmt und wegen der vielen Hindernisse, die sie im H. findet, langsamer aufsteigt als an einem unbehaarten Körperteile. Die H. wirken also ebenso und aus denselben Ursachen als schlechter Wärmeleiter wie eine Strohecke oder wie unsere Kleidung. Darum sind auch die dichtesten Pelze die wärmsten, vor allen aber solche, in welchen dichtes Wollhaar (Woll) mit starren, längeren H. gemischt ist (wie im Hirschpelz), die sich immer leicht aufrichten, wenn sie zusammengedrückt werden, und so das Ausdrücken der Luft aus dem Wollhaar hindern. Die Wimpern schützen das Auge vor Staub und vor grellem Sonnenlicht. Ferner nehmen die H. nicht bloß sehr leicht Feuchtigkeit auf (sind hygroskopisch), sodaß sie zur Anfertigung von Hygrometern (Luftfeuchtigkeitsmessern) benutzt werden, sondern auch riechende Stoffe (Schweiß, Tabakrauch) und halten diese hartnäckig zurück. Durch Reiben werden die H. elektrisch, und trodenes H. kann beim Kämmen, bei der Entladung der elektrischen Funken, knistern; auch stoßen sich so mit Elektrizität geladene H. gegenseitig ab und starren böse auf einander. Ferner zeichnen sich die H. durch große Festigkeit und Dehnbarkeit aus; ein menschliches H. zerreißt durchschnittlich erst bei einer Belastung von 150—180 g. Während die H. selbst gefühllos sind, übertragen sie ihnen mitgeteilte Bewegungen, ihrer Starre wegen, leicht auf die Leistorgane des Haarbodens, sodaß eine Berührung des H. leicht empfunden wird. Schönes Haupt- und Barthaar gilt von altersher als natürlicher Schmud.

Das Ergrauen der H. ist eine Erscheinung, welche regelmäßig mit dem Alter eintritt und wohl ebenso mit dem Erlöschen der Lebensfähigkeit zusammenhängt wie die Abnahme der Ernährung aller andern Organe im Alter. Aber auch bei jugendlichen, namentlich brünetten Personen ergrauen die H. häufig, und in diesen Fällen ist die Veränderung der H. oft erblich. Auch kommt es vor, daß schon in frühester Jugend mitten unter selbst ganz schwarzen H. Büschel ganz weißer stehen. Es sind aber auch Fälle von plötzlichem Ergrauen der H. bekannt, in denen infolge heftiger Gemütserschütterungen das H. in Einer Nacht ergraute (Marie Antoinette, Thomas Morus, Ludwig von Bayern). Die natürliche Farbe des H. kann durch kein Mittel wiederhergestellt werden, und man vermag sich nur durch ein fortgesetztes Färben der H. zu helfen. (S. Haarfärbemittel.)

Hinsichtlich der Pflege des H. ist als oberster Grundsatz festzuhalten, daß jede andauernde übermäßige Reizung der Kopfhaut durch allzu festes Binden und zerrnde Frisuren, durch zu starkes Bürsten und häufiges Brennen, durch zu schwere oder schlecht sitzende Kopfbedeckungen, durch kalte Douchen auf den Kopf u. dgl. dem Haarboden außerordentlich leicht schadet und deshalb durchaus unterbleiben soll. Auch zu starke Wärme (übermäßig warme Kopfbedeckungen, Pelzmützen, wasserdichte Mützen), sowie ein zu schneller Wechsel zwischen Wärme und Kälte sind dem Haarleben durchaus nicht förderlich. Ein weiteres wichtiges Erfordernis zum Konservieren des H. ist die öftere gehörige Reinigung der Kopfhaut durch Abkloppen der Oberhautschüppchen und zeitweilige Waschungen des Haarbodens mit lauem Seifenwasser oder einer Abkochung von Mandel- oder Weizenkleien; auch Waschungen mit Eigelb, Honig- oder Weizenwasser sind zu empfehlen. Nach dem jedesmaligen Waschen des Kopfes ist das H. gut abzutrocknen und sodann mit einem reinen milden Öl (Olivendöl, Mandelöl) einzuölen; ranzige, sowie stark parfümierte Öle und Pomaden dürfen durchaus nicht verwendet werden. Über den Einfluß des Verschneidens der H. auf die Ernährung des Haarlebens sind die Meinungen der Ärzte geteilt; allzu häufiges Abschneiden derselben scheint entschieden nachteilig zu wirken.

Unter den eigentlichen Krankheiten der H. ist das vorzeitige Ausfallen oder der chronische Haarschwund (Alopecie) besonders verbreitet und die häufigste Ursache der Kahlköpfigkeit. (S. Haarschwund.) Eine spröde Beschaffenheit und Brüchigkeit ist manchem H. eigentümlich, ohne gerade krankhaft zu sein, und wird in vielen Fällen durch Einsetzen gemildert und beseitigt. In andern Fällen nisten Pilze im H. und bewirken ein Ausfallen der H., sodaß entweder inmitten einer stark behaarten Gegend vollkommen kahle runde Flecken entstehen (sog. kreisförmige Kahlheit, Area Celsi oder Alopecia areata) oder das erkrankte H. dicht über der Haut abbricht und wie kurz abgehoren erscheint (sog. Scherende Flechte, Herpes tonsurans). Auch der Erbgripdpilz führt leicht zum Verlust des Haupthaars. (S. Favus.) Alle diese Haarpilze sind leicht durch Ansteckung auf Gesunde übertragbar und schwer zu bekämpfen; in der Regel sind sie nur durch gänzliches Abschneiden der H. und die methodische Anwendung pilztöbender (parasitizider) Mittel, wie Sublimat-

lösungen, Benzol, Petroleum, Carbonsäure u. dgl. zu beseitigen. Auch tierische Parasiten nehmen in den H. ihren Wohnsitz, sind aber leicht durch Keilschneideinstrumente zu vertreiben. Der Weichselkops (s. v.) endlich ist keine Haarkrankheit, sondern nur eine Folge der Unsauberkeit.

Litteratur. Pfaff, „Das menschliche H.“ (Opz. 1866); Vincus, „Die Krankheiten des menschlichen H. und die Haarpflege“ (2. Aufl., Berl. 1879).

Haare (der Pflanzen) nennt man in der Botanik in der Regel diejenigen Gebilde, welche auf der Oberfläche von Stengel, Wurzel und Blättern über der Epidermis stehen und aus dieser, nicht aber aus dem darunterliegenden Gewebe entstanden sind. Es gehören jedoch nicht alle Organe, die aus der Epidermis hervorgehen, zu den H. oder (wie man sie auch häufig nennt) zu den Trichomen; so entstehen z. B. die Sporangien der Farne ebenfalls aus der Epidermis. Die Form der H. ist eine sehr verschiedenartige. Je nach der Anzahl der Zellen, aus denen sie bestehen, unterscheidet man einzellige und mehrzellige. Die erstern können kleine papillenartige oder blasenartige Erhebungen darstellen, wie auf vielen Blumenblättern mit sog. Samtglanz, oder auch lange Schläuche, die miteinander verflochten sind, wie sie sich in den Filzüberzügen an manchen Blättern finden; auch stern- oder strahlenförmige Verzweigung kommt bei einzelligen H. vor. Zwischen den papillenartigen und schlauchförmigen H. gibt es alle Übergänge. Bei den mehrzelligen H. sind zu unterscheiden solche, die aus einer Reihe von Zellen bestehen, und solche, die aus mehreren Reihen zusammengesetzt sind. Die erstern sind die häufigern; sie können mit einer zugespitzten oder mit einer köpfchenartig angeschwollenen Zelle endigen; wird von der kugelförmigen Endzelle ein Sekret abgeschieden, wie dies bei den meisten hart stehenden oder klebrigen Pflanzen der Fall ist, so bezeichnet man solche H. als Drüsenhaare (Glandulae). Ebenso wie bei den einzelligen H. kann auch bei den mehrzelligen eine stern- oder büschelartige Verzweigung stattfinden. Zu den aus mehreren Zellreihen zusammengesetzten H. gehören eine große Anzahl derjenigen Gebilde, die man häufig als Borsten von den H. unterscheidet. Dieselben besitzen eine größere Steifheit, die in manchen Fällen durch Inkrustierung der Zellwände mit Kieselsäure oder Krystallen von opalsäurem Kalk hervorgerufen wird. Übrigens sind nicht alle Borsten mehrzellig, sondern viele bestehen bloß aus einer großen Zelle mit stark verdickten Wänden, wie die Borsten der Boragineen.

Die Schuppen und Zotten, die bei vielen Pflanzen vorkommen und gewöhnlich der Epidermis dicht anliegen, sind ebenfalls mehrzellig und bilden gewöhnlich eine Zellfläche. Die stachelartigen Organe sind aus zahlreichen, stark verdickten Zellen zusammengesetzt; sie sind zum Teil jedenfalls echte Trichome, d. h. sie gehen aus der Epidermis hervor, in den meisten Fällen jedoch, wie bei den Stacheln der Rose, beteiligt sich außer der Epidermis noch das unter dieser liegende Rindengewebe an ihrer Bildung. Eigentümliche H. sind die Brennborsten oder Brennhaare, wie sie sich bei einigen Urticaceen, zu denen die Brennnessel gehört, finden. Es sind meist tonisch zulaufende große Zellen, die auf einem Gewebepolster aufliegen; an der Spitze zeigen sie eine hakenförmige Krümmung, und das äußerste Ende ist etwas angeschwollen; an

dieser Stelle ist die Membran stark verdickt und außerdem noch infolge der Einlagerung von Kiesel-säure sehr zerbrechlich. Sticht man an diese Spitze an, so bricht das Köpfchen ab, und der scharfe Zell-saft, welcher Ameisensäure enthält, fließt heraus; gelangt er dabei auf die Haut, so wirkt er bren-nend und blasenerzeugend.

Die Verteilung der *H.* auf die einzelnen Organe der Pflanzen ist sehr verschiedenartig; während bei einigen die Blätter mit dichtem Filz überdeckt sind, haben andere ganz kahle Blätter; daselbe gilt auch von den Stengeln, den Blüten, Früchten und Samen; so sind z. B. die Samen der Baumwollstaube mit dichtem Haarüberzug versehen, ebenso die Samen mehrerer Asclepiadeen, während bei den mei- sten andern Pflanzen die Samen vollständig kahl sind. Nur bei den Wurzeln herrscht insofern Über- einstimmung, als hier in einer größeren Entfernung von der Spitze ein Kranz von einzelligen unver- zweigten *H.* auftritt, der für die Aufnahme der Nährstoffe aus dem Boden von großer Wichtigkeit ist. Die Wurzelhaare sind aber stets nur in einer bestimmten Region vorhanden, da sie immer in einiger Entfernung von der fortwachsenden Spitze entstehen und bald darauf wieder absterben. (Näheres über die Wurzelhaare s. unter Wurzel.) Da sämtliche *H.* nur Epidermisgebilde sind, so kön- nen sie auch nur so lange bestehen, als an den be- treffenden Pflanzenteilen die Epidermis erhalten bleibt. Bei jeder Korkbildung, mit der eine Zer- störung der Epidermis verbunden ist, müssen des- halb auch die *H.* abgeworfen werden. An ober- irdischen Organen kommt es ziemlich selten vor, daß nur eine Art von *H.* der Epidermis aufsteht; gewöhnlich sind mehrere Formen vorhanden, die untereinander zerstreut stehen.

Manche Pflanzenfamilien sind durch besondere Arten von *H.* charakterisiert, wie z. B. zahlreiche Cruciferen durch Sternhaare, die Malvaceen durch büschelförmig verzweigte *H.* u. s. w.; in den mei- sten Familien aber wechselt die Behaarung außer- ordentlich. Familien, bei denen fast gar keine *H.* auftreten, gibt es nur wenige, z. B. die Nadelhölzer, die Schachtelhalme und einige Wasserpflanzen.

Über die physiol. Bedeutung der *H.* läßt sich nicht viel Sicheres angeben. In vielen Fällen be- wirkt eine starke Behaarung Herabsetzung der Wasserverdunstung; es sind deshalb sehr viele Pflanzen, die an trodenen Standorten wachsen, mit einem Haarüberzug versehen. Daß durch starke Behaarung auch ein Schutz gegen niedrige Temperaturen und häufigen Temperaturwechsel erzielt wird, ist jedenfalls wahrscheinlich; doch es gibt auch viele Pflanzen, die in den kältesten Re- gionen vorkommen und nur einen sehr spärlichen Haarüberzug besitzen. Einzelne Haarformen, wie Drüsenhaare, Brennhaare, haben sicherlich andere Funktionen; daselbe gilt auch von den fackel- artigen Trichomen, sowie von den bei einigen win- den und kletternden Pflanzen, z. B. beim Hopfen, vorkommenden sog. Klimmhaaren. Die letztern dienen jedenfalls dazu, um das Win- den, beziehungsweise Klettern, zu erleichtern.

Haarfärbemittel sind Substanzen, durch deren Anwendung dem menschlichen oder tierischen Haar auf künstlichem Wege eine andere als die ihm eigen- tümliche Färbung erteilt wird. Viele dieser Mittel sind parfümierte Lösungen von Bleisalzen (wie na- mentlich der Haarbalsam von Marquardt, s. unter

Geheimmittel, Bb. VII, S. 359^a), vor welchen zu warnen ist, da dieselben bei längerem Gebrauch auf die Gesundheit höchst schädlich einwirken und eine Bleivergiftung (s. d.) zur Folge haben. Weniger schädlich sind Lösungen von Höllenstein (sal- peter-saurem Silber); doch wirken sehr konzentrierte Lösungen nachteilig auf das Haar ein. Keine Höllensteinlösung gibt einen unnatürlichen roten, bisweilen ins Grünliche schillernden Farbenton, gleichzeitige Anwendung von Schwefelleber (Schwe- felfaltum) ein zu intensives Schwarz. Besser wirkt gleichzeitige Anwendung von Höllenstein und Pyro- gallussäure. Das unter dem Namen Krino- chrom bekannte *H.* besteht aus zwei verschiedenen Flüssigkeiten; die erstere ist eine Auflösung von 10 Teilen Pyrogallussäure in 500 Teilen rektifi- ziertem Holzessig und 500 Teilen Alkohol; die zweite eine Auflösung von 30 Teilen Höllenstein in 900 Teilen destilliertem Wasser und so viel Sal- mialgeist, bis der anfänglich entstehende Nieder- schlag wieder gelöst ist. Nach Entsetzung des Haars durch Seifenwasser, dem etwas Salmialgeist bei- gemischt, trägt man die erste Lösung mit einem Schwamm, dann, noch vor dem Eintrocknen der ersten, die zweite mit einer Bürste auf, tritt bis zum Eintrocknen womöglich in hellen Sonnen- schein, wäscht darauf mit Wasser, nachher mit einer schwachen Lösung von unter-schwefligsaurem Natron aus und spült schließlich mit Wasser nach. Dieses *H.* färbt dunkelschwarzbraun; eine verdünn- tere Höllensteinlösung gibt hellere Töne. Sowohl dieses Mittels wie anderer Höllensteinlösungen be- dienen sich auch häufig die Koflämme behufs Täu-schung beim Verlauf älterer Pferde, deren Haare zu bleichen anfangen. Völlig unschädlich als *H.* ist die Anwendung des eingedickten Saftes der frisch ausgepressten grünen Walnußschalen (Wal- nußextrakt) und des humus-sauren Ammonials. Eine rötlichblonde Färbung dunklerer Haare erzielt man durch Waschen mit einer schwachen Lösung von Wasserstoffsuperoxyd, welche zur Zeit der Kaiserin Eugenie als Eau de Jouvence, Auricom oder Golden hair water zu hohen Preisen in den Hän- del gebracht wurde.

Haarfarn, s. *Adiantum*.

Haarförmig nennt man die Ausbildungsweise eines Minerals, wenn daselbe bei großer Dünne eine übermäßige Erstreckung nach einer Richtung gewonnen hat und sich dabei in isolierter Lage be- findet. Eine solche Form kann aber auch durch pa- rallele lineare Aneinanderreihung zahlreicher klein- ster gleichgestalteter Kryställchen hervorgehen. Haar- förmige Gestalten, welche vielfach gekräuselt und gewunden, auch knäuelartig zusammengedreht sind, kommen z. B. bei dem gebiegenen Silber und Gold, bei dem Millerit, der Kupferblüte (Kottupfererz), dem Antimonit, dem Asbest und Bospholith vor. Bei den gebiegenen Metallen geht diese Ausbildung in das Drahtförmige über.

Haarrost, s. *Rauchrost*.

Haargefäße oder Capillargefäße (Ca- pillaren, Vasacapillaria) sind die feinsten, nur mit dem Mikroskop erkennbaren Blutgefäße, welche den Übergang von den Arterien (Schlagadern) zu den Venen (Blutadern) bilden. Sie besitzen bloß eine einfache, äußerst zarte, durchsichtige Wand und haben in den verschiedenen Körpergegenden einen Durchmesser von nur 0,005 bis 0,02 mm, sodaß zwei bis acht nebeneinander erst die Dide eines

Haars ausmachen, und daß die feinsten gerade noch einem Blutkörperchen den Durchgang gestatten. Unter dem Mikroskop betrachtet, erscheint die Wand der Capillaren aus zarten, platten, kernhaltigen Zellen zusammengefügt, die als die direkte Fortsetzung des die Arterien und Venen auskleidenden Zellenhäutchens, des sog. Gefäßendothels, zu betrachten sind. In den H. erlangt das Strombett des Blutes, das durch die fortwährende Teilung der Arterien immer weiter geworden, seine größte Ausbreitung. Deshalb sowie wegen der durch die Engigkeit der Capillaren bedingten Reibung verliert sich die Blutwelle, welche mit jedem Pulschlage vom Herzen durch die Arterien fortschreitet, in den H., sobald man den Puls in den Venen nicht mehr fühlt. Die H. selbst stehen untereinander, wie sonst die Blutgefäße nirgend, durch zahlreiche Verbindungsweige in der innigsten Verbindung und bilden so ein dichtes Gefäßnetz, das alle Gewebsteile umgibt. Letztere werden hierdurch aufs reichlichste mit Blut versorgt und mit diesem in langdauernden Verkehr gesetzt. Nur sehr wenige Gewebe, wie die Haare, Nägel, Knorpel und die Linse, besitzen keine Capillaren. Durch die dünnen Wände der H. werden infolge des hohen Drucks, unter welchem das Blut steht, beständig Blutbestandteile ausgepreßt, die dann die Gewebsteile umspülen und diese ernähren. Der Überschuß des ausgetretenen Blutes und die Gewebstrümmern gehen entweder (durch Endosmose) in den Blutstrom zurück oder fließen durch die feinsten Lymphgefäße, die sog. Lymphcapillaren, wieder ab. Auf diesem Stoffaustausch im Capillargebiet beruht der Übergang des hellroten arteriellen Blutes in das dunkelrote venöse. Weiterhin spielen nach den wichtigen Untersuchungen von Cohnheim die H. auch bei der Entzündung eine bedeutende Rolle, indem unter gewissen Bedingungen die weißen oder farblosen Blutkörperchen die Wandung der H. durchbohren und darauf außerhalb der Gefäße als sog. Eiterkörperchen erscheinen. (S. Eiter, Entzündung.)

Haargras, Pflanzenart, s. Elymus.

Haarheim, s. unter Haare.

Haarhies, s. Millerit.

Haarknopf, s. unter Haare.

Haarlinge werden bisweilen die Bezoarsteine (s. d.) genannt.

Haarlem, s. Harlem.

Haarmenschen, Bezeichnung von Individuen, bei welchen infolge eines seltenen Naturspiels über den ganzen Körper (hypertrichiasis universalis) oder über einen großen Teil des Körpers ein stark entwikelter Haarschub sich findet. Zustände der Art wurden bereits in frühern Jahrhunderten ab und zu als Kuriositäten beschrieben und abgebildet; gegenwärtig haben dieselben, da sie wohl mit Recht als atavistische Erscheinungen gedeutet werden, ein größeres Interesse gewonnen. Nicht hierher gehörig sind die Fälle von ausgebreiteterer, meist aber nur einzelne sonst haarlose Körperstellen treffender Behaarung, bei welchen die Haut krankhaft entartet (verdiat, pigmentiert) ist und welche unter den Begriff des ausgebreiteten, behaarten Muttermals (naevus pilosus) fallen.

Indem bei den H. jedes einzelne, unter normalen Verhältnissen ganz kurze Härchen des Gesichts, der Brust u. s. w. zu einem ansehnlich langen Haar auswächst, diese Haare aber von Stelle zu Stelle in ver-

schiedenen Richtungen und Lagen (den sog. Haarströmen und -Wirbeln) angeordnet sind, gleicht das Antlitz eines solchen Menschen in auffallender Weise dem eines Fuchels oder langhaarigen Affen; die Behaarung läßt oft nur das Lippenrot und die Augen frei, der ganze Körper, zumal der Rücken, ist mit einem dichten, mehr oder weniger langzottigen Bles besetzt. Für die atavistische Bedeutung dieses Zustandes, von dem bereits gegen 30 wohlverbürgte Fälle vorliegen, spricht die Thatsache, daß die abnorme Behaarung stets von derjenigen Stelle ausgeht, an welcher auch bei den Säugetieren die Behaarung am dichtesten ist: von der Mittellinie des Rückens. Der Zustand, bei Menschen verschiedener Rassen beobachtet, erwies sich in mehreren Fällen als dritte Glied erblich. Die bekanntesten Fälle dieser abnormen Behaarung sind die der Mexikanerin Julia Pastana, der russ. «Haar-» oder «Hundemenschen» Andrian und Jedor, der ital. Familie Ambros und der Siameserin Krao, des sog. «Affennädchens».

Haarmücken (Bibionidae) sind durch ihre plumpe Gestalt den Fliegen ähnliche Mücken, mit großen breiten Flügeln, kräftigem Bruststüd und walzigem Hinterleib. Die Geschlechter sind in der Färbung und Kopfform oft sehr verschieden. Die Mücken zeigen sich sehr zeitig im Frühjahr und besonders die Gartenhaarmücke (Bibio hortulana), deren Männchen ganz glänzend schwarz ist, während das Weibchen am Bruststüd und Hinterleib rotrote Färbung besitzt, ist in den ersten Frühlingmonaten äußerst gemein. Die Larven ernähren sich in der Erde von feinen abgestorbenen, aber auch lebenden Wurzeln und können unter Umständen dem Gärtner und Landwirt sehr lästig werden. Das beste Vertilgungsmittel bleibt die Vernichtung der ausgebildeten, sehr trägen Fliegen.

Haarnadeln (frz. épingles à friser, épingles à cheveux; engl. hair-pins), die zum Festhalten der Haarschlechten dienenden Nadeln; sie werden durch Handarbeit oder mittels einfacher Maschinen aus Stahl- oder Eisendraht hergestellt, welcher in entsprechend lange Stüde geschnitten, an beiden Enden mit stumpfen Spitzen versehen und in der Mitte gebogen wird. Eine Verbesserung sind die aus doppelt zusammengedrehtem Draht gefertigten H., welche durch ihre schraubenartigen Windungen fester im Haar fester.

Haaröl sind mit flüssigen Fetten, Ölen bereitete Pomaden und dienen wie diese dazu, dem menschlichen Haar Glanz und Weichheit zu erteilen. Die Grundmasse der H. ist immer ein sorgfältig gereinigtes, wenig zum Ranzigwerden neigendes, nicht trocknendes fettes Öl, Mandelöl, Olivenöl, Olivenöl, welchem häufig durch Digestion mit Alkanarwurzeln eine rote Farbe gegeben wird. Als Parfums werden die verschiedensten Mischungen von ätherischen Ölen benutzt.

Haarpapille, **Haarpflege**, **Haarpilze**, s. unter Haare.

Haarpomade, s. Pomade.

Haarströmenwirkung, s. Capillarität.

Haarsäckchen, s. unter Haare.

Haarsackmilbe, s. unter Milbe.

Haarsalz oder Halotrichit, ein Mineral, dessen haar- und nadelartige Krystalle zu seidenglanzenden weißen, gelblichen oder grünen Krusten, Trümmern, traubigen und nierenförmigen Aggregaten von faseriger oder schuppiger Struktur verbunden

sind. Es bildet sich da, wo Schwefelsäure auf Thonerde wirkt, insbesondere im Braunlohlengebirge (Kolsorut in Böhmen, Friesdorf bei Bonn, Freienwalde), auch im Steintohlengebirge (Rottschappel), sowie in der Nähe von Solfataren und im Bereich vulkanischer Gesteine (Vulkan von Vasto, Insel Milo, Königsberg in Ungarn). Außerlich könnte man das leicht in Wasser lösliche Salz mit Jeederalun verwechseln, allein es besteht nur aus schwefelsaurer Thonerde mit Wasser, $\text{Al}_2\text{S}_2\text{O}_7 + 18\text{H}_2\text{O}$, entsprechend der Zusammensetzung aus 15,4 Thonerde, 36,0 Schwefelsäure, 48,6 Wasser. Alaunkrystalle bilden sich erst, wenn man die Solution des Salzes mit etwas schwefelsaurem Kali versetzt. Auch das Bittersalz wird mitunter S. genannt.

Haarschabe oder **Belzmotte**, s. U. Kotten.

Haarschlechtigkeit bei Pferden, s. Dampf.

Haarschwund (Alopecie, *Deltavium pilorum*), das transtafte Ausfallen der Haare, befallt am häufigsten das Haupthaar, seltener das Barthaar, die Augenbrauen und die übrigen behaarten Körperstellen, tritt entweder akut nach gewissen schweren Konstitutionskrankheiten (Typhus, Pocken, Gesichtskrose, Syphilis u. a.) auf, in welchem Falle gewöhnlich nach der Beseitigung der betreffenden Grundkrankheit auch das Ausfallen der Haare nachläßt und ein mehr oder minder kräftiger Haarwuchs sich wieder einstellt, oder stellt sich von Anfang an als ein chronisches, in seinen ersten Anfängen meist unmerkliches und über Jahre und Jahrzehnte sich erstreckendes Leiden dar, wobei nach und nach das neugebildete Haar immer dünner und spärlicher wird und schließlich eine bald umschriebene, bald ausgebreitete Kahlheit (Kahlköpfigkeit oder Glaze) entsteht. In dieser Form ist der chronische S. eine sehr häufige Zellerscheinung des Greisenalters (sog. Altershaarschwund), kommt aber auch vielfach bei jüngeren Individuen, insbesondere jüngeren Männern vor (vorzeitiger Haarschwund). Der Ursachen des frühzeitigen S. gibt es gar viele, insbesondere vermögen alle erschöpfenden Säfterverluste, geschlechtliche Ausschweifungen, anhaltende geistige Anstrengungen, schwere und drückende Sorgen und Gemütsaffekte, chronischer Magenkatarrh und anhaltender nervöser Kopfschmerz vorzeitigen Haarverlust herbeizuführen. Häufig liegt der Krankheit auch eine ausgesprochene erbliche Anlage zu Grunde, in andern Fällen ein örtliches Hautleiden der Kopfschwarte, welches in einer transtafte vermehrten Absonderung von Hauttalg besteht und mit einer Absehung zahlloser feiner, weißer, trockener Schuppen einhergeht. (S. Seborrhoe.) In wiederum andern Fällen liegen der vorzeitigen Kahlköpfigkeit parasitäre Haarpilze zu Grunde. (S. unter Haare, am Ende.)

Die Behandlung des vorzeitigen S. muß vor allen Dingen in einer sehr sorgsamten und schonenden Haarpflege (s. unter Haare) bestehen, wobei jedoch alle stark reizenden Einwirkungen, namentlich kalte Douchen und zu häufige Seifenwäsungen von dem Haarboden fernzuhalten sind. Für das erste Stadium des chronischen S., in welchem das ausfallende Haar noch nicht verdünnt, sondern nur kürzer als normal erscheint, empfiehlt Pincus, der sich seit Jahrzehnten mit der Erforschung der Haarkrankheiten beschäftigt, als beste Heilmethode folgendes einfache Verfahren: 2—4 g doppeltlohlenfaures Natron werden in 180 g (12 Eßlöffeln)

destillierten Wassers aufgelöst und davon an zwei oder drei aufeinander folgenden Tagen der Woche ein bis zwei Eßlöffel mit einem kleinen Schwamm sorgfältig zwei bis fünf Minuten lang in den Haarboden des Vorder- und Mittelkopfs eingerieben; am dritten oder vierten Tag wird die Kopfhaut mäßig mit einem milden Öl eingeeßt und an den folgenden Tagen in der gewohnten Weise frisiert. Ist die Kopfhaut sehr spröde oder die Schuppenbildung sehr reichlich, so setzt man der angegebenen Mischung einen Eßlöffel voll reines Glycerin hinzu. Das Verfahren wird 5 bis 12 bis 18 Monate hindurch in der beschriebenen Weise angewendet, bis die vorgenommene Zählung des ausfallenden Haars ergibt, daß die kurzen Haare ein Fünftel oder ein Viertel des Gesamtausfalls ausmachen; dann wird die Einreibung seltener vorgenommen. Für das zweite Stadium der Krankheit, in welchem das ausfallende Haar nicht bloß kürzer, sondern auch dünner ist, läßt sich keine allgemeine gültige Vorschrift erteilen; nur so viel läßt sich im allgemeinen sagen, daß in diesem Stadium Wäsungen und Einreibungen mit Sublimat, Jodkalium, Porsäure, Fowlerscher Arseniklösung, Schwefelmilch und andern Mitteln zu empfehlen sind, deren Dosierung und Anwendungsweise aber in jedem einzelnen Fall vom Arzt genau bestimmt werden müssen. Vor dem Gebrauch der zahllosen Geheimmittel gegen den S. kann nicht eindringlich genug gewarnt werden, daß dieselben in den allermeisten Fällen nicht nur völlig nutzlos sind, sondern auch vielfach durch ihren Gehalt an schädlichen Substanzen geradezu direkten Schaden stiften. (S. Geheimmittel.)

Vgl. Pincus, «Die Krankheiten des menschlichen Haars und die Haarpflege» (2. Aufl., Berl. 1879).

Haarfeil (*setaceum*) nennt man eine Schnur, welche in einen künstlich gemachten oder schon vorhandenen Wundkanal eingelegt wird. Früher brauchte man dazu eine Schnur von Haaren, daher der Name; später wurden Schnuren aus Garn, Seide, Baumwolle, schmale, an den Seiten ausgefräste Leinwandbündchen, auch einzelne Fäden oder selbst dünne Wurzeln verschiedener Pflanzen dazu verwendet. Man bezweckte dadurch, den Sästeandrang von edeln Organen abzuleiten, Geschwülste zu zerteilen, Eiter abzuleiten; nur das letzte wird wirklich von dem S. geleistet. Es ist jetzt jedoch bei Menschen ganz außer Gebrauch; auch zum Ableiten des Eiters benutzt man es nicht mehr, sondern verwendet dazu feine, mit seitlichen Öffnungen versehene Gummiröhrchen (sog. Drainageröhrchen).

Bei transten Tieren hingegen macht man noch häufig vom S. Gebrauch, zu welchem man zu Höpfen geflochtene Pferdehaare, Bänder u. dgl., meist aber Luchede (Anschrot) verwendet. Je nach dem verwendeten Material spricht man vom S. oder vom Eiterband, das mittels deutscher, oder engl., oder franz. Haarfeilnadel gelegt wird. Hauptächlich wird das in der Regel mit Terpentinal getränkte S. durch einen künstlichen, dicht unter der Haut des Tieres, im Unterhautzellgewebe laufenden Wundkanal gelegt, um Entzündung und Eiterung hervorzurufen, dadurch aber massenhaftes Zufließen von Blut nach einem lebenswichtigen Organ, das erkrankt ist, abzuleiten und dem weniger lebenswichtigen Körperteile, welches durch Haut und Unterhautzellgewebe repräsentiert ist, zuzuführen. Außer um ableitend zu wirken legt man das S. zum

Ausheilen von Hohlgeschwüren, um angesammelte Flüssigkeiten genügend zu entleeren, endlich um krankhafte Neubildungen zu zerstören.

Haarleb (frz. tamis en crin, engl. horse-hair sieve), s. unter Roßhaargewebe.

Haarlein, s. unter Bergkry stall.

Haarlerne (Crinoidea), s. Encriniten.

Haarlang, Höhenzug, s. Haar, die.

Haartrag, Pflanzart, s. u. Peucedanum.

Haaruch (frz. étoffe de crin, étamine de crin; engl. hair-cloth), s. unter Roßhaargewebe.

Haarwasser mit Chinaextrakt (von Heinrich), und **Haarwasser** (von Wählig), s. unter Geheimmittel, Bd. VII, S. 659.

Haarwurm, spiralförmiger, s. Trichine.

Haarwürmer, s. Nematoden.

Haarwurzel und **Haarzweifel**, s. unter Haare. [compasses], s. unter Zirkel.

Haarzettel (frz. compas à cheveu, engl. hair-

Haas (Johannes Hubertus Leonardus de), holländ. Tiermaler, geb. 25. März 1832 zu Hebel in Nordbrabant, war Schüler von van Doss in Harlem und lebte seit 1867 in Brüssel. Er starb 16. Aug. 1880. Zu seinen besten Gemälden gehören: Nach der Überschwemmung, Pferde im Regen, Landschaft bei Arnheim, das humoristische Aquarell: Trio von Gelsen, die drei Gefellen, beim Naben des Gewitters u. s. w.

Haas (Michael), Bischof von Eszternák in Ungarn und hervorragender Pädagog, geb. zu Winkelsfeld im eisenburger Komitat 8. April 1810, studierte in Steinamanger, Jünfskirchen und Wien, wurde 1834 zum Priester geweiht, 1837 Professor der Geschichte am Lyceum zu Jünfskirchen, 1846 Stadtpfarrer daselbst, 1853 l. l. Schulrat des pester Statthaltereigebiets, 1860 Bischof von Eszternák und 1862 Wirkl. Geh. Rat und Mitglied des Unterrichtsrats. Von seinen der magyar. Nationalen hatte er 1861 viele Angriffe zu erleiden, sodaß er längere Zeit sein Bistum und das Land meiden mußte. Er starb 1868. H. war in deutscher und ungar. Sprache als Historiker und Pädagog thätig. Sein Hauptverdienst erwarb er sich um die Hebung des Volksschulwesens in seinem Verwaltungsgebiet; namentlich verdankt ihm viele Pfortenschulen ihre Entstehung.

Haas (Philipp), österr. Industrieller, geb. 7. Juni 1791, begründete 1810 eine Fabrik von Teppichen und Möbelstoffen in Wien, wozu 1818 noch ein Webereigeschäft kam. Das Haus, seit 1850 unter der Firma »Philipp Haas u. Söhne«, erlangte bald Weltruf, und H. gründete noch Fabriken für Samtweberei zu Hlinzko und Ebergassing, für Wollbarmast in Bradford, für Seidenstoffe in Vissone bei Mailand, und errichtete an mehreren Orten Europas Verkaufsstellen. Er starb 31. Mai 1870 zu Bösclau, worauf sein Sohn Eduard, Ritter von H. (geb. 1826, gest. 13. Nov. 1880) und dann dessen Sohn Philipp, Ritter von H. (geb. 1858) Chef des Hauses war. Im Nov. 1883 wurde die Firma in eine Aktiengesellschaft verwandelt.

Haase, Nebenfluß der Ems, s. Hase.

Haase, Buchdruckerfamilie in Prag. Der Begründer der Firma, Gottlieb H., geb. 1763 zu Halberstadt, hinterließ seinen Söhnen bei seinem Tode (1824) ein Geschäft, welches damals mit seinen 18 Brüdern zu den bedeutendsten zählte. Seine ältern Söhne Ludwig (geb. 1801, gest. 1868) und Andreas (geb. 1804, gest. 1864) führten das Geschäft unter der Firma Gottlieb Haase Söhne anfangs

allein, seit 1831 mit ihren Brüdern Gottlieb (geb. 1809) und Rudolf (geb. 1811) fort, gaben demselben eine große Ausdehnung und verbanden damit eine Papierfabrik und eine Maschinenfabrik in Bran. Eine Spezialität des Geschäfts bilden eine Reihe von Druden in der altslaw., sog. glagolitischen Schrift. Unter den Verlagsunternehmungen ist die bedeutendste die Herausgabe der Zeitschrift »Bohemia«, welche 1827 gegründet wurde und nach ihrer Umwandlung zu einem politischen Journal (1852) sich zu großer Bedeutung aufschwang. Nach Andreas' Tode und Ludwigs Austritt trennte sich das wraner Geschäft unter der Firma Rudolf Haase Sohn u. Neffe von dem Hauptetablisement, welches Gottlieb H., Ebler von Buchstein unter der alten Firma fortführte. Im J. 1871 ging dasselbe an die Aktiengesellschaft Bohemia über; nach deren Auflösung übernahm es 1879 Andreas H., Ebler von Branau jun. (geb. 1842), der 1881 den Titel l. l. Hofbuchdrucker und Hoflithograph erhielt und es seither unter der Firma A. Haase fortführt.

Haase (Friedr.), hervorragender Schauspieler, geb. 1. Nov. 1826 zu Berlin als Sohn des ersten Kammerdieners des damaligen Kronprinzen, später Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der ihn, nachdem H. das Abiturientenexamen bestanden hatte, von Ludwig Tieck in der Schauspielkunst unterweisen ließ. Vom König empfohlen, erhielt H. 1846 ein Engagement am Hoftheater zu Weimar und debütierte daselbst 14. Jan. als armer Poet (»Hofmeister in tausend Angsten«), ohne sonderliche Befähigung zu verraten. Im J. 1848 verließ er diese Bühne wieder, spielte einige Zeit in Potsdam und gastierte auf Wunsch des Königs 1849 am berliner Hoftheater. Seinen Ruf begründete er als Mitglied des ständigen Theaters zu Prag (1849–51); von hier wandte er sich nach Karlsruhe (1851–52), dann nach München (1852–55) und nach Frankfurt a. M. (1855–58). In dieser Zeit begann er auch seine ausgedehnten Gastspiele, die ihn bis nach Holland, Ungarn und Petersburg führten, in welcher letzterer Stadt er während sechs Saisons (1860–65) der gefeiertste Darsteller der deutschen Bühne war. Von 1867 bis 1868 stand H. dem Hoftheater zu Coburg-Gotha als Direktor vor; 1869 trat er in den Mitgliedsverband des Hoftheaters zu Berlin, verließ dieses aber schon 1870 wieder, um die Direktion des leipziger Stadttheaters zu übernehmen, das er mit vielem Geschick und auch mit großem materiellen Erfolg leitete. Nach Ablauf seines leipziger Kontrakts (1876) gehörte H. noch einmal kurze Zeit der berliner Hofbühne an, widmete sich aber dann unter Beibehaltung seines berliner Wohnsitzes gänzlich dem wandernden Virtuosentum. Von den zahlreichen Gastspielen dieser Zeit ist eine achtmonatliche Gastspieltournee durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas (1882–83) bis nach Californien am erwähnenswertesten. Im J. 1883 beteiligte sich H. als Societär an dem in Berlin neu begründeten Deutschen Theater, trat aber, schon längere Zeit leidend, Anfang März 1884 aus dem Societätsverband zurück. H. gehört zu den beliebtesten Darstellern der deutschen Bühne. Seine große Anziehungskraft beruht zumeist auf der ausnehmenden Feinheit seiner Kabinettstücke in Lustspielrollen, während er in tragischen Rollen trotz der originellen Auffassung und geistvollen Durcharbeitung häufig durch Übertreibung und Vorliebe für das Possenartige großen Wirkungen

Abbruch thut. Zu seinen besten Rollen gehören besonders: Graf Klingenberg (Bater), Graf Thorane im «Königsleutnant», Chevalier Rocheferrier, Darleigh in «Sie ist wahnsinnig» u. f. w.

H. ist seit 1862 in zweiter Ehe mit Elise Schönhoff vermählt. Diese wurde geb. 8. Sept. 1837 zu Braunschweig, kam hier früh zum Theater und gehörte nacheinander den Bühnen in Riga, Schwerin, Wien (Burgtheater), Berlin (Hof- und Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater), Dresden (Hoftheater) und Petersburg (deutsches Hoftheater) an. Ende der siebziger Jahre trat sie von der Bühne ab, auf der sie besonders in Salonrollen Gutes geleistet hatte.

Haase (Heinr. Gottlob Friedr. Christian), ausgezeichneter Philolog, geb. 4. Jan. 1808 zu Magdeburg, besuchte das dortige Domgymnasium, widmete sich 1827–30 zu Halle, Greifswald und Berlin philol. Studien und war hierauf Lehrer zu Berlin und Charlottenburg, bis er Ostern 1834 als Adjunkt nach Schulpforta versetzt wurde. Wegen Teilnahme an den burschenschaftlichen Verbindungen in Untersuchung verwickelt, erfolgte Ostern 1835 Suspension vom Amte und 1836 Verurteilung zu sechsjähriger Festungshaft, von der er jedoch nur ein Jahr zu verbüßen hatte. H. wandte sich darauf 1837 nach Halle und machte dann zu Paris, Heidelberg, Straßburg und Bern umfassende Vorstudien für die Herausgabe der griech. und röm. Militärschriftsteller. Nach seiner Rückkehr wurde er 1840 außerord. Professor und war 1841–47 Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission für Schlesien und Posen an der Universität Breslau. Seine Ernennung zum ord. Professor erfolgte 1846. Während des J. 1848 nahm er an den Verhandlungen und Ereignissen der Zeit vielfach thätigen Anteil. Zu Jauer in die Nationalversammlung nach Berlin gewählt, schloß er sich der Fraktion des linken Centrums an. Gegen Ende 1851 wurde H. zum Professor der Eloquenz und Mitdirektor des philol. Seminars ernannt, welche Stellung er bis zu seinem 16. Aug. 1867 zu Breslau erfolgten Tode innehatte.

Außer vielen Aufsätzen und Rezensionen in Zeitschriften und Sammelwerken gab H. die Schrift Xenophons: «De republica Lacadaemoniorum» (Berl. 1833), den Thucydides (Rom. 1840), des Belleius Paterculius «Historia Romana» (Lpz. 1851 u. 1858), die Werke des Seneca (3 Bde., Lpz. 1852–53) und des Tacitus mit ausführlichen Prolegomenen (2 Bde., Lpz. 1855) heraus. Zu Reiffers «Vorlesungen über lat. Sprachwissenschaft» (Lpz. 1839) fügte er geschätzte Anmerkungen hinzu. Der Encyclopädie und Methobit der philol. Wissenschaft ist die Schrift «Vergangenheit und Zukunft der Philologie» (Berl. 1835), sowie der Artitel «Philologie» in Ersch und Grubers «Allgemeiner Encyclopädie» gewidmet. Von seinen grünländlichen Studien auf dem Gebiete der griech. Altertümer legt die Schrift «Die athenische Stammverfassung» (Berl. 1857) Zeugnis ab. H.s «Vorlesungen über lat. Sprachwissenschaft» (2 Bde., Lpz. 1874–80) wurden von A. Saffstein und Herm. Peter herausgegeben. Vgl. Fiedert, «Friderici Haasii memoria» (Gymnasialprogramm, Bresl. 1868).

Haack (Julius von), Geolog, geb. 1. Mai 1822 zu Bonn, war zum Kaufmannsstand bestimmt und wurde 1858 von einem engl. Haus für Neuseeland angeworben. Da H. schon früher mineralog. und geolog. Studien gemacht hatte, schloß er sich an Hochstetter an, der zu dieser Zeit die geolog. Ver-

hältnisse Neuseelands untersuchte, und wurde auch nach dessen Abreise von der Regierung mit Fortführung der geolog. Aufnahmen beauftragt. Auf wiederholten Reisen förderte er die Kenntnis Neuseelands; auch gründete er das Philosophical Institute of Canterbury und das Canterbury Museum in Christchurch, wo H. als Professor der Geologie und Paläontologie lebt. Er schrieb: «Geology of the provinces of Canterbury and Westland, New Zealand» (Lond. 1879).

Habab, s. Ababeh.

Habakuk, einer von den sog. kleinen Propheten des Alten Testaments, lebte unter dem Könige Josajim, gegen 600 v. Chr., zur Zeit der ersten Einfälle der Chaldäer in das Reich Juda. Auf diese beziehen sich seine im Alten Testament aufbewahrten Weissagungen (aus dem J. 604). Er schildert zunächst die wilden Horden der Chaldäer, führt dann Klagen über ihren Übermut gegen andere Nationen und schließt mit der Hoffnung auf Wiederherstellung der hebr. Nation. Die Sprache ist rein, die Gedanken meist von echt lyrischem Schwung.

Havana (San-Christobal de la), s. Havana.

Habauer heißen Nachkommen der Böhmischen Brüder oder Hussiten, welche im Anfang des 17. Jahrh. durch fortgehende Bedrückung veranlaßt wurden, Böhmen zu verlassen und nach Ungarn auszuwandern, wo sie in den Gespanschaften Preßburg, Trentschin, St. Johann, Sobotisch u. a. sich ansiedelten. Ein Teil des Martinsledens Großschäken heißt nach ihnen Haban, Habaner Hof. Sie zeichneten sich aus durch Industrie und ehrbaren Lebenswandel. Besonders bekannt sind die Habaner Dächer, eine eigentümliche, aus Stroh und Lehm gearbeitete Art von Dächern, welche wegen ihrer Feuerfestigkeit sehr geschätzt werden.

Habarah (arab.), weiter, den Körper ganz verhallender Frauenmantel.

Habash, s. Abessinien.

Habberton (John), nordamerik. Schriftsteller, geb. 1842 zu Brooklyn, war zuerst Buchdrucker, dann Buchhändler, endlich Journalist. Am verbreitetsten unter seinen Werken ist «Helen's babies» (1876; deutsch, Stuttg. 1879). Außerdem schrieb H.: «Some folks» (deutsch, Lpz. 1881), «The crew of Sam Weller», «Canoeing in Kanuckia», «The Bowsbam puzzle», «One tramp» u. f. w.

Habeas-Corpus-Acte. Habeas corpus heißt in der engl. Gerichtssprache überhaupt die richterliche Verordnung, einen Verklagten zum Zwecke der Rechtspflege von einem Gerichtshofe zu einem andern zu bringen. Das Habeas corpus ad subjiendum in Kriminalsachen gilt als das wirksamste Schutzmittel der persönlichen Freiheit gegen ungesetzliche, auf bloß administrative Entschliebung oder Anordnung des Ministerrats (cabinet) versagte Verhaftung. Es beruht auf demselben Grundsatz, nach welchem in der deutschen Gerichtsverfassung das Obergericht auf erhobene Beschwerde die Haftbefehle des Untergerichts prüfen und aufheben oder bestätigen kann. Eine solche Verordnung konnte in England seit alten Zeiten von einem jeden der drei obersten Gerichtshöfe erlassen werden, selbst während der Ferien, sowohl vom Oerrichter als von jedem andern richterlichen Mitgliede, jedoch nur auf ausdrückliches Begehren und nicht ohne Angabe der Ursache. Schon die Magna charta von 1215 hatte bestimmt, daß kein freier Mann verhaftet oder eingekerkert werden soll anders als durch ein gesetzliches

Urteil seiner Standesgenossen und in Gemäßheit des Landesrechts, was weitere Freibriefe wiederholt bestätigten. In den ersten Jahren der Regierung Karls I. erklärte jedoch der Gerichtshof der Kings-Bench, daß auf ein Habeas corpus kein Gefangener ausgeliefert werden könne, wenn er, obgleich ohne Angabe der Ursache, auf besondern Befehl des Königs oder durch die Lords des Geheimen Rats verhaftet worden wäre. Dem entgegen wurde in der Erklärung des Parlaments von 1627 über die allgemeinen Freiheiten der Engländer (der Petition of rights) ausgesprochen, daß kein freier Mann verhaftet oder gefangen gehalten werden solle ohne Angabe einer Ursache.

Karls II. willkürliche Regierung veranlaßte noch schärfere Bestimmungen, bis endlich 1679 in der berühmten H., welche die Engländer als ihre zweite Magna charta betrachten, die Art und Weise, wie man ein Habeas corpus erhalten kann, so klar bestimmt wurde, daß kein engl. Unterthan ohne gerichtliche Untersuchung im Gefängnis gehalten werden kann. Noch einige Erweiterungen sind im 18. Jahrh. hinzugefügt. Ein auf solche Weise dem Gericht überwiesener ist je nach dem Ergebnis des ersten Verhörs in Freiheit zu setzen oder bei erheblichem Verdacht bis zu den nächsten Assisen in Verwahrung zu halten; erfolgt vor diesen Assisen keine Anklage, so ist er jedenfalls zu entlassen und wegen derselben Sache nie wieder in Haft zu nehmen. Auch kann er schon vorher gegen Bürgschaft auf freien Fuß gelangen. Richter, Gefängnisaufseher und andere Beamte, welche der Alte zuwiderhandeln, verwirken eine Geldstrafe von 100, beziehungsweise 200 Pf. St. (wogegen kein höherer Befehl und der König selbst nicht schützen kann) und haben darüber hinaus auch Entschädigung zu gewähren. In Fällen der Not, wenn der Staat in Gefahr ist, kann zwar, wie dies 1793, 1794 und 1817 und später ziemlich häufig geschah, die H. eine Zeit lang außer Kraft gesetzt werden, aber nur unter Ermächtigung des Parlaments und so, daß die Minister fortwährend für Mißbrauch verantwortlich bleiben. Es wird indes zu deren Gunsten, wenn die Suspension des Habeas corpus wieder aufhört, wegen der inzwischen stattgefundenen Verhaftungen gewöhnlich eine Bill of indemnity (Niedererschlagung der Entschädigungsansprüche) eingebracht. Nach dem Beispiele der englischen H. haben die neuern Verfassungen Bestimmungen zum Schutze der persönlichen Freiheit gegen willkürliche Verhaftnahme aufgestellt; doch ist dabei oft übersehen, daß die vor den Gerichten verfolgbare Verantwortlichkeit der Beamten für Nichtbefolgung solcher Gesetze zum Wesen der Sache gehört.

Habeas tibi! (lat.), habe, behalte es für dich! (ich will es nicht haben); auch: schreib' es dir selbst zu!

Habebat tibi! (lat.), Citat aus der „Andria“ (IV, 1, 25) des Terentius, er habe seinen Willen! meinethwegen! (als Ausruf des Unwillens).

Habelschwerdt, Kreisstadt in der preuß. Provinz Schlessen, Regierungsbezirk Breslau, am Einfluß des Kressenbach in die Neiße und an der Linie Breslau-Mittelwalde der Oberschlesischen Eisenbahn, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat eine evang. und zwei kath. Kirchen, ein kath. Schullehrerseminar, ein Krankenhaus (Marienhilf), ein Bürgerhospital und zählt (1880) 5560 meist kath. E., welche Fabrication von Zündhölzern, Schachteln und Holzstiften und Handel mit Flachs

und Butter treiben. H. erhielt 1319 Stadtrechte. — Der Kreis Habelschwerdt, der südlichste Teil der Grafschaft Glatz, zählt auf 791 qkm (1880) 62368 meist kath. E. [(f. d.).]

Habelschwerdt Gebirge, Teil der Sudeten **Habemus** (lat., d. h. wir haben), in der Volkssprache soviel wie Kausch; **Habemus Papam** (d. h. wir haben einen Papst; im vollen Wortlaut: Papam habemus Eminentissimum ac Reverendissimum Dominum, qui sibi imposuit nomen N. N.), der Ruf, mit welchem nach erfolgter Papstwahl der Älteste Kardinal-Diakon vom Portal des Vatikans (früher des Quirinals) herab dem versammelten Volke den neuen Papst verkündigt.

Haben, in der kaufmännischen Buchführung soviel wie Guthaben, im Gegenlag zu Soll, womit die Schuldposten bezeichnet werden.

Habeneck (François Antoine), franz. Musikdirigent und Violinpieler, geb. 1. Juli 1781 zu Metz, stammt von einem deutschen Vater, der in der franz. Armee als Musiker diente, erhielt seine Ausbildung im pariser Konservatorium und wurde ein geschätzter Violinpieler und Lehrer, zeichnete sich aber namentlich durch die Direktion der Konzerte und Opern aus. Die Konzerte des pariser Konservatoriums, deren Leitung H. 1828 bei ihrer Neugestaltung übernahm, sind durch ihn berühmt geworden, und auch um die Aufführungen der Großen Oper, an der er nach Kreuzers Abgang bis 1846 Kapellmeister war, hat er sich Verdienste erworben. Er starb in Paris 8. Febr. 1849.

Habent sua fata libelli (lat.), «die Bäcklein haben ihre Schicksale», Citat aus des Terentius Maurus „Carmen heroicum“ (Vers 258).

Habersfeldtreiben nennt man in Bayern ein: Art Volksgericht, das im bayr. Hochlande, ursprünglich in dem Gebiete zwischen Mangfall, Isar und Inn, doch auch anderwärts nachgeahmt, solchen sittlichen Vergehungen Sühne zu verschaffen sucht, welche dem Arm der ordentlichen Justiz unerreichtbar sind. Geiz, Wucher, unerlaubter geschlechtlicher Umgang u. dgl., Willkür der Beamten, aber auch hochfahrendes Wesen und unmoralischer Wandel der Geistlichen sind die gewöhnlichen Anlagpunkte. Die Prozedur und Rechtsprechung soll von einer geheimen Verbindung ausgehen, deren Wesen bis jetzt noch ein unentbehrliches Geheimnis ist. Wenn die von glaubwürdigen und für die Wahrheit ihrer Beschuldigung bürgenden Männern angeklagte Person auf wiederholte briefliche Ermahnungen nicht zur Beisehung gebracht worden, erscheinen plötzlich in einer dunkeln Nacht Hunderte von verummanteten, geschwärtzten und bewaffneten Gestalten vor dem Hause derselben, versperrten alle Ausgänge und tragen, unterbrochen von entsetzlicher Ragenmusik, Gewehrschüssen u. s. w., eine in Antikloversen verfaßte Strafpredigt vor, ohne jedoch an der Person des Bestraften oder seinem Eigentum sich zu vergreifen. Die Sitte soll Namen und Ursprung davon haben, daß in früheren Zeiten die jungen Burche eines Dorfs gefallene Mädchen mit Rutensieben in ein Habersfeld und dann wieder nach Hause trieben. Andere finden in dem H. einen Rest alter, auf die Zeiten Karls d. Gr. zurückzuführender Rügengerichte. Der Gebrauch ist jetzt zwar seltener, aber keineswegs erloschen; noch 1883 fanden mehrere H. statt.

Haberl (Franz Xaver), deutscher Kirchenmusiker, geb. 12. April 1840 zu Oberellenbach in Niederbayern, trat in den geistlichen Stand, war 1867—70

Organist in Rom und 1871–80 Domkapellmeister in Regensburg, legte aber seine Stelle nieder, um die früher in Italien begonnenen Musikforschungen fortzusetzen und die gewonnenen Resultate zu publizieren, die sich sowohl auf die Theorie wie auf die Praxis der älteren Musik beziehen. An der Kaiserlichen Akademie (König, Freisitz u. Härtel) betreibt er sich besonders lebhaft sowohl durch Herausgabe der Werke wie auch durch ihre Verbreitung in krit. Kritiken. Als Lehrbuch des kirchlichen Gesangs ist sein „Magister chorali“ (Regensb. 1868) in sieben Auflagen und mehreren Übersetzungen weit verbreitet.

Haberlandt (Friedr.), Agrarökonomist und Pflanzenphysiolog, geb. 21. Febr. 1826 zu Pörschburg, besuchte 1846–46 die Rechtsakademie in Pörschburg, seit 1848 die Landwirtschaftliche Lehranstalt zu Ungarisch Altenburg, wo er 1850 Lehrer, 1864 ord. Professor wurde. Er übernahm 1869 die Leitung der Seidenbauversuchsstation zu Götz und wurde 1872 Professor der Landwirtschaft an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, wo er 2. Mai 1878 starb. *H. schrieb*: „Der Seidenplanter des Maulbeerbaums“ (Wien 1871), „Die Seidenbohne“ (Wien 1873), „Der allgemeine landwirtschaftliche Pflanzenbau“ (10 Hefen, Wien 1878–79) u. s. w.

Haberlein (Karl), Historienmaler, geb. in Oberösterreich in der Gegend von Würtemberg 16. Dez. 1802, besuchte das Gymnasium in Stuttgart, dann die Kunstschule dazul. Im J. 1828 wandte er sich nach Düsseldorf, wo Schadow und Hildebrandt seine Hauptlehrer waren, den seiner Begabung entsprechenden Meister fand *H.* aber erst in Piloty, zu dem er sich 1834 nach München begab. Im J. 1838 wurde *H.* Professor der Kunstschule in Stuttgart, diesen Posten bekleidete er bis 1843, wo er in den Ruhestand trat. Als Historienmaler schloß sich *H.* treu an die Werke Pilotys an. Besonders wichtig ist in dieser Hinsicht das 1809 in München gemalte Bild „Aufhebung des Klosters Alpirsbach“, jetzt in der württemberg. Staatsgalerie. Der früheren württemberg. Zeit gehören an „Der Tod Eidsingens“ (1864), Schilderung eines Klosters während der Völkerräube (1866), beide im Privatbesitz. Bald nach seinem Eintritt in Pilotys Atelier entstand „Der Tod Herzogs Karl Alexander von Würtemberg“ für die Fregate von Urmah. Unter den histor. Wandgemälden des bayer. Nationalmuseums ist er mit der 1864 gemalten Darstellung „Jakobins von Bayern vertreiben“. Seit 1866 gingen aus *H.* s. Atelier in Stuttgart hervor: „Leopold Kriehagen, die Diebstahls- und die Belagerung von Stralund und die in der Staatsgalerie aufgestellte Schlacht von V. Igrud“. *H.* ist auch als Porträtist und Illustrator aufgetreten, in neuester Zeit lieferte er eine größere Komposition, welche der Zeit der ehm. Schillerverfolgungen entnommen ist.

Haberlein (Karl Friedr.), Staatsrechtslehrer, geb. zu Helmstedt 6. Aug. 1756, war der Sohn Franz Dominicus *H.* s. (geb. 1730, gest. 1787), der sich als Verfasser der „Allgemeinen Weltgeschichte“ (91 Bde., Halle 1774–86) rühmlich bekannt gemacht hat. Nachdem *H.* das Studium der Rechte auf der Universität seiner Vaterstadt beendet, erhielt er eine Anstellung bei der Justizkanzlei zu Wollensbüttel, von wo er 1782 dem Rufe als Professor der deutschen Staatsrechte nach Göttingen folgte. Im J. 1788 lehrte er als Professor des Staatsrechts nach Helmstedt zurück, wo er 1790 den

Titel als Ober Justizrat erhielt. Als Geschäftsträger des Herzogs von Braunschweig wohnte er dem Kongress in Kasan bei. Nach Errichtung des Königreichs Westfalen wurde er zum Mitglied der Reichskammer und der Geleitskommission ernannt; allem Krankheitsnöthigte ihn, sich von Kasan nach Helmstedt zurückzubegeben, wo er wenige Tage nach seiner Rückkunft, 16. Aug. 1808, starb. Nach seiner „Pragmatischen Geschichte der neuesten kaiserl. Wahlkapitulationen“ (2 Bde. 1792, nebst Anhang, 1793) und dem „Handbuch des deutschen Staatsrechts“ (3 Aufl., 3 Bde., Berl. 1794–97) begründete er seinen Ruf besonders durch das „Deutsche Staatsarchiv“ (16 Bde., Helmst. 1796–1808).

Karl Ludwig *H.*, des vorigen Sohn, geb. zu Göttingen 26. Juli 1784, studierte in Helmstedt die Rechte, wurde 1814 Kreisamtmann in Hakenfelde bei Mantesburg, 1824 aber infolge einer Kriminaluntersuchung abgesetzt und mit Gefängnis bestraft. Nach seiner Begnadigung (1828) lebte er in Potsdam, wo er 4. Jan. 1854 starb. *H.* hat unter dem Namen *H. Melindor*, *G. Meidmann*, *Mandira*, *Niemann*, meist aber unter dem Namen *H. C. H. Pelani* zahlreiche histor., ethnogr. und biogr. Romane veröffentlicht.

Habery (Habr), lat. Mons saghi, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Gaspaw im östl. Böhmen, liegt rechts der kleinen Sazawa an der Wien-Prager Reichsstraße, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1891) 1296 E. (eher Junge, deren vorwiegendes Erwerbszweig Ackerbau ist. Urkundlich wird der Ort schon im Anfang des 13. Jahrh. als ein Gut des Benediktinerklosters Wilanow genannt. Das Schloß wurde 1718 durch den Grafen Adolf Felix von Pötting zu Pötting erbaut. Jetzt gehört es mit großem Grundbesitz in der Umgebung dem Altkaiser Franz von Salza-Reichersberg.

Habich, Landregiment im nordl. Ostafrika, f. Weissenau.

Habicht ist im allgemeinen der Name für eine Familie der Tagraubvögel, welche sich von den Gabelkappen durch längere und abgerundete Flügel unterscheiden, die kaum bis zur Hälfte des Schwanzes reichen und an denen die dritte und vierte Schwinge unter sich fast gleich lang, aber weit länger als die zweite sind, welche wieder aber die erste bedeutend vortragt. Die zu dieser Familie gehörigen Vögel haben hohe Beine und hartgekrümmten, aber zugleich zusammengebrochenen Schnäbel. Sie bewohnen vorzüglich große Wälder, jagen in ihrem Fluge mehr ein piratisches Schreien in niedrigeren Regionen und ergreifen die Beute im Fliegen und im Sitzen. Rauch und Braß sind bei dem ausgewachsenen Männchen mit sehr feinen parallelen Linien besetzt, besonders wird aber eine Linie, welche mit dem Namen *H. (Aster)* bezeichnet wird, die Kantenlücke oval, die Schwänze wenig übertragen. Die Habichte sind verhältnismäßig kurz und dick, ihr Schnäbel ist gebogen und hat eine Länge von 10–12 cm, welcher fast ganz Europa bewohnt, auch in Asien und Afrika angetroffen werden ist und als ein seltener und wertvoller Räuber, welcher dem Fohlschlag und Federwild vollen Schaden zufügt, sehr verfolgt wird. Das Männchen misst etwa 60 cm in der Länge, ist an Kopf, Hals, Mantel und Schwanz oberseits

dunkel aschfarben, teils ins Bläuliche, teils ins Braune ziehend, an der Kehle weiß und braun gestrichelt und hat einen breitgebänderten Schwanz, hochgelbe Füße und glänzend-schwarze Krallen. In England hat man in neuern Zeiten wieder angefangen, ihn zur Jagd abzurichten. Der Finkenhabicht wird jetzt als Sperber (s. b.) als besondere Gattung von dem H. unterschieden.

Habicht (Ludw.), Romanschriftsteller, geb. 23. Juli 1830 zu Sprottau, trat zuerst in das Bureau eines Rechtsanwalts, widmete sich aber später dem Sprachunterricht und schließlich schriftstellerischer Thätigkeit. Im J. 1857 sielte H. nach Dresden und einige Jahre später nach Berlin über. Seine Romane sind: „Der Stadtschreiber von Liegnitz“ (3 Bde., Bresl. 1865; 2. Aufl. 1881), „Zwei Höfe“ (3 Bde., Bresl. 1870), „Vor dem Gewitter“ (4 Bde., Hannov. 1873), „Schein und Sein“ (5 Bde., Jena 1875), „Auf der Grenze“ (4 Bde., Bresl. 1879). Eine Sammlung seiner Novellen erschien unter dem Titel „In guten Händen“ (Berl. 1880).

Habichtschwamm, s. unter Hydnum.

Habichtskraut, s. Hieracium.

Habichtstehle, s. unter Falke.

Habichtswald, ein zum Hess. Berglande gehöriger Berggründen im Westen und Südwesten von Kassel längs der untern Fulda. Das Ganze besteht aus einer Kette durch schmale Thäler voneinander getrennter Berge, deren Ruppen verschiedene Namen führen, so der Winterlaffen oder Karlsberg (522,66 m hoch), der Hohe Gras (595 m hoch) u. s. w.

Habil (lat.), geschickt, gewandt, fähig; **Habilität**, Geschicklichkeit, Fähigkeit; sich habilitieren, sich als fähig ausweisen, namentlich sich durch eine öffentliche Disputation über eine selbstverfaßte Dissertation (**Habilitationschrift**) das Recht zum Halten von Vorlesungen an einer Universität erwerben.

Habilitieren (frz.), ankleiden, puzen; in der Kochkunst: geschlachtetem Geflügel vor dem Kochen oder Braten die nötige Vorrichtung geben.

Habit (frz.), aber meist deutsch gesprochen), Kleid, Tracht. (Wohnlichkeit.

Habitable (lat.), bewohnbar; **Habitabilität**,

Habitaculum (lat., habitakel), Wohnung; auf Schiffen das Kompaß- oder Nachthäuschen.

Habitatio (lat.), Wohnung, Wohnungsrecht; die persönliche Servitut (s. b.), ein fremdes Haus zur Wohnung zu gebrauchen; habitieren, bewohnen. (perlicher Anstand.

Habitude (frz.), Gewohnheit, Fertigkeit, kör-

Habitus (frz.), häufiger Besucher, Stammgast.

Habituell heißt alles, was durch Gewohnheit zu einer bleibenden Eigenheit oder zur andern Natur geworden ist, ohne in der ursprünglichen Richtung und Entwicklung eines Individuums notwendig begründet zu sein. Dieser Ausdruck wird sowohl von mechan. Fertigkeiten, körperlichen Bewegungen und sinnlichen Vorgängen als von geistigen Thätigkeiten und Gesinnungen und endlich von Krankheiten gebraucht. Die Macht der Gewohnung ist bei allen lebenden Wesen außerordentlich groß. Die Erziehung, welche zum großen Teil auf ihr beruht, hat daher sorgfältig darauf zu achten, daß nichts habituell werde, was der Natur, der Sitte oder Sittlichkeit widerspricht. Dagegen ist stets dahin zu streben, daß alles Lößliche und Tüchtige habituell werde; namentlich gilt dies auch

von äußern Kunstfertigkeiten, weil die bloße Idee in der Kunst nicht ausreicht, um das Ideal mit Leichtigkeit und Natürlichkeit darzustellen, sofern nicht die körperlichen Geschicklichkeiten (die Technik) vollkommen eingeübt sind.

Habitueller Krankheiten nennt man solche Affektionen, welche so innig mit dem ganzen Sein eines Individuums durch Gewohnung verschmolzen sind, daß es schwer und unmöglich ist, dieselben zu beseitigen.

Habitus, s. Konstitution (mediz.)

Habitus oder Tracht im botan. Sinne nennt man die Erscheinungsform einer Pflanzenart oder einer Gruppe analoger Pflanzenarten, bestimmt durch die Seitenachsen (Äste und Zweige) zur Hauptachse, je nachdem sie wirtelförmig, wie bei vielen Kadelhölzern, gegenständig wie beim Nienensaug, kreuzständig, wie beim Lavendel, gabelteilig, wie bei der Mispel, zerstreut, d. h. ohne ausgeprochene Gesetzmäßigkeit geordnet sind. Hiermit hängen auch die Stellungsverhältnisse der Blätter zusammen. Im weitem Sinne wird der H. auch die Richtung des Stammes (aufrecht, schlingend, kletternd, kriechend, überhängend u. s. w.), wie auch durch die Richtung der Äste und Zweige, d. i. durch den Winkel, den sie mit der Hauptachse bilden, und andere Verhältnisse mit bestimmt, welche den Pflanzen ein eigenartiges Gepräge verleihen. Eine Vergleichung zwischen der ital. Pappel, der deutschen Eiche, der Trauerweide, der Birke und andern Forst- und Zierbäumen, deren Laubtrone bald dicht und gebungen, bald loder und durchsichtig, rundlich, länglich, flach u. s. w. sich gestaltet, läßt die große Verschiedenheit des H. und seine Wichtigkeit für die Pflanzenbeschreibung, sowie für landschaftliche Gartenanlagen erkennen.

Habitus non facit monachum, lat. Sprichwort, entsprechend dem deutschen: die Kutte macht nicht den Mönch (der Hut macht nicht den Doktor, der Bart macht nicht den Gelehrten u. dgl.); ferner dem französischen: L'habit ne fait pas le moine, und dem italienischen: L'abito non fa il monaco.

Häblour (frz.), Aufschneider, Grobhircher, Prabler; **Häblorie**, Aufschneidererei u. s. w.

Habsburg, Dynastengeschlecht, hat seinen Namen von dem Schlosse Habsburg, welches der Bischof von Straßburg, Werner, aus dieser Dynastie um 1027 auf einer Anhöhe bei Windisch an der Aar baute. Zum ersten male wird dieses Schlosses, dessen Ruinen noch jetzt stehen, in einer Urkunde von 1039 gedacht. Zur Zeit des ersten hohensauischen Königs scheint es dem damaligen Besitzer des noch bestehenden Grafengutes, Werner II., gelungen zu sein, das Landgrat des oberrheinischen Elsass und die Schirmvogtei über Kloster und Kirche Murbach und Luzern an sich zu bringen. Werners Sohn, Albrecht III., bekam von Kaiser Friedrich I. den Zürichgau und als Vermandter des gräflich Leimburgischen Hauses, das 1172 ausstarb, einen Teil von dessen Gütern am Luzernersee, Willisau, Sempach u. s. w. Dessen Sohn, Rudolf, hatte eine hervorragende Stellung unter den schwäb. Großen, stellte dem Kaiser Friedrich II. bedeutende Geldmittel zur Verfügung, wofür ihm die Grafschaft Nargau verliehen wurde. H. s. Besitzungen hatten eine solche Ausdehnung erlangt, daß sie zum Jurisdiktionsgebiete sieben geistlicher Fürsten gehörten, der Bischöfe von Straßburg, Konstanz, Basel, Chur, Genf und Lausanne und des Abtes von St. Gallen.

Graf Rudolf, der auch noch die Grafschaft im Friaugau gewann, hinterließ (gest. 1232) zwei Söhne, Albrecht den Weissen (gest. 1239), Vater des nachmaligen röm. Königs Rudolf, und Rudolf II. Sie theilten die Besitzungen unter sich, sodas Albrecht außer dem Schlosse H. die Ländereien im Margau und Elßas, Rudolf die Grafschaft Klettgau, die Grafschaften Rheinfelden und Lauffenburg und die Besitzungen im Breisgau erhielt. Nach dem Regierungsstiege hieß diese Linie die Lauffenburgische. In der Folge theilte sie sich wieder in zwei Linien, von welchen die eine mit dem Grafen Eggo 1415 erlosch. Lauffenburg kam dadurch an Oesterreich, Klettgau ging durch Johanns IV. Erbtochter Ursula auf den Grafen Sulz und von diesem durch Heirat 1687 auf das Haus Schwarzenberg über. Albrecht, Stammvater der Hauptlinie, vergrößerte seine Besitzungen durch Heirat mit Helwigis, Gräfin von Kyburg, Tochter des Grafen Ulrich von Kyburg, Lenzburg und Baden, der von den Herzögen von Böhmen abstammte und mit Kaiser Friedrich II. verwandt war. Aus dieser Verbindung stammt Rudolf I., geb. 1. Mai 1218, der Begründer des Kaisergeschlechts H., welcher 29. Sept. 1273 durch Wahl der Kurfürsten den deutschen Thron bestieg. Der Kampf mit Ottokar von Böhmen verschaffte dem Hause H. den Besitz von Oesterreich. Von den Besitzungen seines Hauses gingen in den folgenden Zeiten die helvetischen an die zur Unabhängigkeit gelangte Eidgenossenschaft, die im Elßas an Frankreich verloren; nur die in Schwaben blieben bei seinem Hause.

Rudolf I. wußte durch Kauf und andere Mittel seine Besitzungen in der Schweiz zu vermehren, und bei seinem Tode (15. Juli 1291) standen Freiburg, Zugern, Zug, Glarus, Kyburg, Hofingen, Baden, Lenzburg, Aarau u. s. w. entweder ganz oder zum Teil unter habsburgischer Herrschaft. Er hatte drei Söhne: Albrecht I., seit 1298 deutscher König, Hartmann, dem er die burgund. Krone zuwenden wollte, der aber schon 1287 starb, und Rudolf, der anfangs mit Albrecht die österr. Lehne theilte, die er 1283 Albrecht gegen ein Jahrgeld überließ, 1289, also vor seinem Vater, starb. Rudolfs Sohn Johannes (Barbicida), erst nach dem Tode des Vaters geboren, ward 1308 der Mörder seines Oheims Albrecht und starb 1313. Der König Albrecht I. hatte von seiner Gemahlin Elisabeth, der Tochter des Herzogs Meinhard von Kärnten und Tirol, fünf Söhne: Rudolf (gest. 1307); Friedrich III. der Schöne, seit 1314 deutscher König (gest. 1330); Leopold II. (der Glorreiche, gest. 1326); Albrecht II. (der Weise, gest. 1358); Heinrich (der Freundsliche, gest. 1327); Otto (der Fröhliche, gest. 1339). Nach einem Familienvertrage leitete Friedrich nach Albrechts I. Tode die Regierung Oesterreichs und Leopold die Erbgüter im Elßas, Helvetien und Schwaben. Friedrichs des Schönen Sohn Friedrich II. starb 1322, seine Brüder Leopold und Heinrich hinterließen keine Erben. Albrecht II. und Otto regierten gemeinsam, bis Otto 17. Febr. 1339 starb, dem seine Söhne Friedrich II. und Leopold II. (1343) bald im Tode nachfolgten, sodas auf Albrecht II. und seiner männlichen Nachkommenschaft die Hoffnungen des Hauses ruhten. Dessen Kinder waren: Rudolf, Erbe von Tirol (gest. 1365); Friedrich II. (gest. 1362); Albrecht III. (mit dem Boppe genannt, gest. 1395); Leopold III. (der

Fromme), welcher Breisgau, Feldkirch, Bregenz, Sonneberg und Hohenberg erwarb und 1386 starb. Dem Familienvertrage der Theilbarkeit der Länder gemäß leitete Rudolf IV. (der Stifter) die Regierung. Er nahm den erberzogt. Titel an, den erst Kaiser Friedrich III. bestättigte. Es regierte dann die Albertinische Linie in Oesterreich bis zu ihrem Erlöschen 1457. — Die Nachkommen Albrechts III. waren: sein Sohn Albrecht IV. (gest. 1404), dessen Sohn Albrecht V., König von Ungarn, als deutscher König (1438) Albrecht II. (gest. 1439). Letzterm gebar Kaiser Sigismunds Tochter, Elisabeth, den spätern König von Böhmen und Ungarn, Ladislaus Posthumus, der 1457 kinderlos starb. — Leopold III., der zweite Sohn Albrechts II., hatte vier Söhne: Wilhelm, der Erbzog (gest. 1406); Leopold IV., der Dide (gest. 1411); Ernst der Eiserne (gest. 1424) und Friedrich IV. mit der leeren Tasche (gest. 1439). Von diesen gemeinschaftlich regierenden Brüdern starben Wilhelm und Leopold unbeerbt. Ernst und Friedrich theilten die Länder der Leopoldinischen Linie unter sich, sodas Ernst über Steiermark, Kärnten und Krain, Friedrich über Tirol und die Hausgüter im Elßas, Helvetien und Schwaben regierte. Friedrichs Sohn, Sigismund, erwarb Nellenburg und starb 1496. Ernsts Söhne waren: der deutsche Kaiser Friedrich III. (als Erbzog von Oesterreich Friedrich V., gest. 1493) und Albrecht VI. (gest. 1463). Des erstern Sohn, Maximilian I., deutscher Kaiser seit 1493, brachte durch Heirat mit Maria von Burgund (1477) die reiche burgund. Erbschaft an sein Haus (gest. 1519). — Sein Sohn Philipp gewann seinem Hause durch Heirat mit Donna Juana Spanien und starb 1506. Doch trat nun eine Theilung der Familie und der Hausbesitzungen ein, indem Philipps ältester Sohn als Karl I. Spanien und Burgund erhielt, 1519 aber als Karl V. deutscher Kaiser ward. Ferdinand I., der zweite Sohn Philipps, bekam dagegen die österr. deutschen Länder, denen er durch seine Heirat mit Anna (1521), der Schwester Ludwigs II., des letzten Königs von Ungarn und Böhmen aus dem Hause der Jagellonen (gest. 1526 in der Schlacht bei Mohacs), noch diese Königreiche, nebst Mähren, Schlesiens und der Lausitz hinzufügte. Die Spanische Linie starb 1700 mit König Karl II., die deutsche Linie der Habsburger mit Karl VI. 1740 aus. — Ferdinand I., der Bruder Kaiser Karls V., wurde 1556 deutscher Kaiser und hatte fünf Kinder: a) Elisabeth; b) Maximilian II., 1564 deutscher Kaiser; c) Ferdinand (in Tirol und Vorderösterreich, gest. 1595), dessen einziger Sohn Karl 1618 starb; d) Katharina; e) Karl (in Steiermark, Kärnten, Krain und Görz, gest. 1590). Max II. hatte fünf Söhne: Rudolf II., Kaiser (gest. 1612); Ernst (gest. 1595); Mathias, Kaiser (gest. 1619); Max (gest. 1618) und Albrecht (gest. 1621). Von der Steirischen Linie (Karl, gest. 1590) stammte außer Leopold, dessen Linie bald erlosch, noch Kaiser Ferdinand II. ab (gest. 1637), der alle österr. Länder wieder vereinigte. Sein Sohn, Ferdinand III., Kaiser seit 1637, hatte zwei Söhne: Ferdinand Franz (gest. 1654) und Leopold I., Kaiser seit 1658. Letztern überlebten zwei Söhne: Joseph I., Kaiser seit 1705, und Karl VI., Kaiser seit 1711, der bei der Theilung der span. Monarchie die Niederlande, Neapel, Sicilien und Mailand erhielt, und mit dem 1740 der Mannsstamm des Hauses H. ausstarb.

Karl VI. hinterließ kraft der Pragmatischen Sanction seine Staaten der einzigen Tochter Maria Theresia (gest. 1780), in welcher das Haus H. durch die Verbindung mit dem Hause Lothringen (Habsburg-Lothringen) wieder aufblühte, und die ihrem Erbe noch Galizien und die Bukowina zufügte. Ihrem Gemahl Franz I. Stephan, Sohn des Herzogs Leopold von Lothringen, deutschem Kaiser seit 1745 (gest. 1765), gebar sie Kinder: a) Elisabeth (gest. 1740); b) Marianne (gest. 1789); c) Charlotte (gest. 1741); d) Joseph II. (gest. 1790), Kaiser seit 1765, vermählt mit Isabella von Parma (gest. 1763), dann mit Josepha von Bayern (gest. 1767), dessen beide Töchter früh starben; e) Marie Christine (gest. 1798), Statthalterin in Ungarn und den Niederlanden, vermählt mit Albert von Sachsen-Teschen; f) Maria Elisabeth (gest. 1808); g) Karl (gest. 1761); h) Maria Amalia (gest. 1804), vermählt mit Ferdinand von Parma; i) Leopold II., Kaiser seit 1790 (gest. 1792); k) Karoline, Königin von Neapel (gest. 1814), Gemahlin Ferdinands IV.; l) Johanne Gabriele (gest. 1762); m) Josepha (gest. 1767); n) Ferdinand, Herzog von Modena (gest. 1806), dessen Sohn Franz IV., gest. 1846, vier Kinder hatte: Maria Theresia, Franz V. (Herzog 1846—59, gest. 1875), Ferdinand (gest. 1849) und Beatrix; o) Marie Antoinette (gest. 1798), Gemahlin Ludwigs XVI. von Frankreich; p) Maximilian, Erzbischof von Köln und Kurfürst, Bischof zu Münster, Hoch- und Deutschmeister (gest. 1801). — Kaiser Leopold II. hinterließ eine zahlreiche Familie: 1) Maria Theresia (gest. 1827), vermählt mit dem König Anton von Sachsen; 2) Franz II., deutscher Kaiser seit 1792, der aber 1806 den deutschen Kaisertitel aufgab und sich seit 1804 als Kaiser von Österreich Franz I. nannte; 3) Ferdinand III., Großherzog von Toskana (gest. 1824), dessen Sohn, Leopold II., Großherzog 1824—59, gest. 1870, sechs Kinder hatte; 4) Maria Anna, die 1809 zu Prag als Stiftsdame starb; 5) Karl, der, als Feldherr berühmt, 1847 starb und vier Söhne und zwei Töchter hinterließ; 6) Joseph, gest. 1847 als Palatin von Ungarn und zwei Söhne und zwei Töchter hinterlassend; 7) Marie Clementine (gest. 1801), vermählt mit Franz I. von Sicilien; 8) Anton, gest. 1835 als Großmeister des Deutschen Ordens in Österreich; 9) Johann, der 1848 deutscher Reichsverweser ward und 1859 starb; 10) Rainer, bis 1848 Bischof von Mailand, gest. 1863 mit Hinterlassung von fünf Söhnen und einer Tochter; 11) Ludwig, k. k. Feldzeugmeister, gest. 1864; 12) Rudolf, gest. als Kardinal und Fürstbischof von Olmütz 1831. — Kaiser Franz II. hatte sieben Kinder: Marie Luise, Gemahlin Napoleons I., gest. als Herzogin von Parma 1847; Ferdinand I., Kaiser seit 1835, der 1848 die Regierung niederlegte und 1875 starb; Maria Clementine, Gemahlin des 1851 gestorbenen Prinzen Leopold von Sicilien (gest. 1881); Leopoldine Karoline, gest. als Gemahlin des Kaisers Pedro I. von Brasilien 1826; Karoline Ferdinande, Gemahlin des Königs Friedrich August II. von Sachsen, die 1832 starb; Maria Anna, gest. 1858; Franz Karl Joseph, geb. 7. Dez. 1802, gest. 8. März 1878. Aus des letztern Ehe mit Friederike Sophie Dorothea (geb. 27. Jan. 1805, gest. 28. Mai 1872), Tochter König Maximilian Josephs von Bayern, entsprangen vier Söhne: der seit 1848 regierende Kaiser Franz Joseph I.; Ferdinand Maximilian Joseph, geb. 6. Juli

1832, seit 10. April 1864 als Maximilian I. Kaiser von Mexiko, gest. 1867; Karl Ludwig Joseph Maria, geb. 30. Juli 1833; Ludwig Joseph Anton Victor, geb. 15. Mai 1842. — Die Stammlande des Hauses gingen der Familie größtenteils verloren, als die Schweiz sich unter Albrecht I. vom Deutschen Reiche losriß; die letzten Besitzungen in der Schweiz wurden 1802 an diese abgetreten. Die Stammburg blieb fast 150 Jahre nach Rudolfs I. Erhebung zum röm. König noch ein Besitztum des Hauses Österreich. Als aber der Herzog Friedrich von Österreich wegen seiner Anhänglichkeit an den Papst Johann XXIII. in Acht und Bann geriet und einen großen Teil seiner Besitzungen verlor, fiel auch die Burg an den Kanton Bern.

Vgl. Köppl, »Die Grafen von H.« (Halle 1832); Fürst Lichnowski, »Geschichte des Hauses H.« (8 Bde., Wien 1836—37).

Habsburger Bad oder Schinznacher Bad, s. unter Schinznach.

Habsheim, Rantonshauptort im elsaß-lothring. Bezirk Oberelsaß, Kreis Mülhausen, liegt 8 km südöstlich von Mülhausen an der Linie Mülhausen-Basel der Elsaß-Lothringischen Eisenbahn und am Hardtwald und zählt (1880) 1878 fast ausschließlich luth. G. H. ehemals eine kleine befestigte Stadt, gehörte zu der Herrschaft Landser und bestand bereits im 8. Jahrh.; 758 wurde es dem Kloster zu St. Gallen verliehen, 1468 durch die Schweizer niedergebrannt.

Habsucht nennt man diejenige Leidenschaft, in welcher das Streben nach Besitz, besonders nach Geldebesitz, eine derartig bestimmende Gewalt unter den Motiven des Menschen erlangt hat, daß einerseits alle andern Rücksichten davon zurückgedrängt und alle Mittel zur Erreichung jenes Ziels angewendet werden, andererseits der Besitz lediglich als solcher und um seiner selbst willen, nicht zu andern, wertvolleren Zwecken erstrebt wird. H. ist deshalb häufig, aber nicht notwendig mit Geiz (s. d.) verbunden; denn es zeigt sich oft, daß der Habsüchtige, gerade weil er den Besitz nicht als ein vernünftiges zu verwendendes Mittel für höhere Zwecke zu schätzen weiß, unter Umständen, wenn irgendein lebhaftes Gefühl in ihm aufsteigt, zur sinnlosen Verschwendung sich hinreißen läßt.

Habzulia, s. Xylopia.

Hacha (La), früher Rio Hacha, Stadt im Staat Magdalena der Vereinigten Staaten von Columbia in Südamerika, mit 8000 E., an der Calancia genannten Mündung des Rio de la Hacha in das Karaisische Meer.

Haché (frz. hachis, von hacher, zerhacken), ein Gericht aus gehacktem, mit Kapern, Citronen und andern scharfen Ingredienzien gemischtem Fleisch; hackieren, hacken (besonders mit dem Wiegemeßer); schaffieren; Hachure, Schaffierung.

Hachenburg, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Oberweserwald, 2 km von der Nießer und 50 km von Limburg a. d. Lahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zweier Oberförstereien, hat ein altes bürgerl. Hofschloß der Grafen Sagn und zählt (1880) 1411 E., welche Thonwaren, Kartonnagen, Drahtwaren verfertigen, vier Gerbereien, eine Färberei, eine Bierbrauerei und eine Mahlmühle unterhalten.

Gachette (Louis Christophe François), hervorragender franz. Verleger, geb. 5. Mai 1800 zu Reibel in den Ardennen, besuchte die höhere Normal

schule, widmete sich dann einige Jahre dem Unterricht und gründete 1826 eine Verlagsbuchhandlung in Paris. Er begann seine geschäftliche Tätigkeit mit der Herausgabe von Schulbüchern sowohl für den Elementar- wie für den höheren Unterricht und erzielte hiermit namhafte Erfolge. Unter andern erschien bei ihm eine Sammlung von franz., griech. und lat. Klassikern, welche mit Kommentaren von den berühmtesten Gelehrten versehen wurden. Im J. 1830 beteiligte sich H. als Kämpfer bei der Julirevolution; auch war er 1848 bei der Gründung des Comptoir d'Escompte in Paris beteiligt. Die beiden Schwiegersöhne H.s, Louis Antoine Bréton und Emile Templier, traten 1844 und 1848 als Teilhaber ein, später auch die Söhne Alfred und Georges H. (geb. 28. Febr. 1838), welche das Geschäft nach dem 31. Juli 1864 erfolgten Tode H.s unter der Firma Hachette u. Comp. fortführten. Der Verlagskatalog weist eine große Mannigfaltigkeit auf; zu den bekanntesten Unternehmungen gehören die «Bibliothèque des chemins de fer», die «Bibliothèque variée», welche Werke von Guizot, Lamartine, Victor Hugo, George Sand u. a. enthält; eine Ausgabe der franz. Klassiker unter dem Titel «Les grands écrivains de la France», «La Revue de l'instruction publique», «Le Manuel de l'instruction publique», ferner die unter dem Titel «Guides Joannes» bekannte Sammlung von Reisehandbüchern u. a. Die typographischen Leistungen treten besonders in den Prachtausgaben der Evangelien, des Dante, des «Don Quixote» und der Lafontaineschen Fabeln mit den Illustrationen von Doré hervor. Große Verbreitung hat auch das 1855 in Verbindung mit M. C. Lahure begründete «Journal pour tous» gefunden, welches später in den Besitz des letztern allein überging. Nach dem Tode Alfred H.s und Louis Antoine Brétons (gest. 19. Aug. 1883) sind gegenwärtig die Besitzer des Geschäfts: Georges H., Emile und Armand Templier, Guillaume Bréton und René Fouriet.

Hachis (frz.), s. Haché.

Hacienda (span.), Landgut, Meierei; Haciendaro (Hacendado), Besitzer einer H.

Hao itur ad astra, auf diesem Wege geht es zu den Sternen, d. h. dies ist der Weg zum Ruhm, Citat aus Virgils «Aeneis», IX, 641.

Hadaart (Zan), s. Hadert.

Hade, s. Herte.

Hade (frz. pic, engl. pick), Garten- und Ackerwerkzeug zum Auflockern und Anhäufeln der Erde (s. unter Gartengeräte); in manchen Gegenden auch soviel wie Art oder Weil.

Hadebret oder **Cymbal**, frz. tympanon, ital. salterio tedesco, der Vorgänger der Klavierinstrumente, ist ein altes bekanntes, aber jetzt etwa nur noch bei der Tanzmusik der niedern Volksklasse gebräuchliches, hellklingendes vierediges Tasteninstrument. Auf der Resonanz laufen gedrehte Stäbe, welche die zwei- oder dreihörigen Drahtsaiten halten. Der Umfang beträgt gewöhnlich drei Oktaven. Die Saiten werden mit zwei Holzklöppeln geschlagen, die auf einer Seite mit Leder oder Leder umwunden sind. Das H. wurde zu Anfang des 18. Jahrh. durch Hebenstreit verbessert und als «Pantaleon» wieder in die Kunstmusik eingeführt, ohne sich hier auf die Dauer halten zu können.

Häckel (Ernst Heinrich), ausgezeichnete Naturforscher, geb. 16. Febr. 1834 zu Potsdam, besuchte

das Gymnasium in Merseburg und widmete sich seit Ostern 1852 zu Berlin und Würzburg naturwissenschaftlichen und mediz. Studien. Nachdem er behufs des Studiums der niedern Tierklassen wissenschaftliche Reisen nach Helgoland und nach Riga gemacht, promovierte er 1857 zu Berlin und legte, nach einem längern Aufenthalt in Wien, 1858 das mediz. Staatsexamen ab. Er nahm dann seine vergleichend-anatom. und histolog. Studien wieder auf und unternahm 1859—60 eine wissenschaftliche Reise durch Italien und Sicilien. Als hauptsächlichste Frucht derselben erschien das Bruchwerk über «Die Radiolarien» (Berl. 1862, mit Atlas). Inzwischen hatte sich H. im Frühjahr 1861 zu Jena für vergleichende Anatomie habilitiert, übernahm aber bald das Fach der allgemeinen und speziellen Zoologie. Im J. 1862 erhielt er eine außerord. und Ostern 1865 eine ord. Professur, nachdem in Jena ein eigener Lehrstuhl der Zoologie errichtet worden war. Außer über allgemeine und spezielle Zoologie erstreckten sich seine Vorlesungen auch über vergleichende Anatomie, Entwicklungsgeschichte, Histologie, Paläontologie und andere von ihm als mit der Zoologie innig verbunden betrachtete Disciplinen. Seine Forschungen betreffen größtenteils das Gebiet der niedern Seetiere und vor allem jene tiefsten und dunkelsten Regionen, in denen das Leben mit den einfachsten und unvollkommensten Organismenformen (von H. als Protisten zu einem eigenen neutralen organischen Naturreich zusammengefaßt) beginnt. Das Material zu diesen Untersuchungen sammelte H. auf Reisen nach den Küstengebieten der Nordsee und des Mittelmeers. Als Früchte derselben erschienen die Monographien «Zur Entwicklungsgeschichte der Siphonophoren» (Mtr. 1869) und über die Moneren in seinen «Biologischen Studien» (Bd. 1, Spz. 1870).

Diese Arbeiten nebst einer großen Anzahl anderer Aufsätze in Fachzeitschriften bildeten die Basis für H.s allgemeine, in das Gebiet der Naturphilosophie fallende Hauptarbeiten und insbesondere für die Leistungen im Gebiete des Darwinismus und der Entwicklungstheorie überhaupt, deren Förderung er als das wesentlichste Ziel seiner wissenschaftlichen Bestrebungen ansieht. Unter den deutschen Naturforschern hat sich H. zuerst offen und unbedingt zu Gunsten der Darwinischen Theorie ausgesprochen. In seiner dreibändigen Monographie der Kalkschwämme versuchte er auf Grund vollständigster Spezialforschung «die analytische Lösung des Problems von der Entstehung der Arten» zu geben. Auf Grund der Vorlesungen, welche er im Winter 1867—68 in Jena hielt, entstand die «Natürliche Schöpfungsgeschichte» (Berl. 1868; 7. Aufl. 1875), die in viele Sprachen übersetzt wurde. Die spezielle Anwendung der Entwicklungslehre auf den Ursprung des Menschen enthält die «Anthropogenie» (Spz. 1874; 3. Aufl. 1879). Sein eigentliches Hauptwerk aber ist die «Generelle Morphologie der Organismen» (2 Bde., Berl. 1866). Von H.s populären Schriften sind sonst noch die Vorträge: «Über Arbeitsteilung im Natur- und Menschenleben» (Berl. 1869), «Über die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts» (Berl. 1870), «Das Leben in den größten Meeresstiefen» (Berl. 1870) und die «Arab. Korallen» (Berl. 1876) hervorzuheben. Das Material zur letzten Arbeit lieferte ihm eine Exkursion nach den Korallenbänken des Roten Meers (1873), für welche ihm der

Chebeive von Aegypten ein Kriegsschiff zur Verfügung gestellt hatte. Später hat H. sich vorzugsweise der vergleichenden Reimesgeschichte zugewendet und in seiner «Gasträa-Theorie» ein umfassendes Entwidlungsgesetz für das ganze Tierreich aufgestellt. Diese Lehre bekämpften Michaelis, His, Semper u. a. Ferner erschien: «Das System der Medusen. Erster Teil einer Monographie der Medusen» (Jena 1880, mit Farbenbrudertafeln), worin die Zahl der Formen dieser Tierklasse um das Dreifache vermehrt wird. Im Winter 1881/82 reiste H., um die Urwälder der Tropen zu besuchen, über Bombay nach Ceylon, wo er vier Monate blieb. Einen Bericht darüber geben seine «Jnd. Reisebriefe» (Berl. 1888).

Hadelberg oder **Hadelnberg**, der in Sagen vielgenannte Wilde Jäger und Führer des Wärenden Heers, wird mit einer histor. Persönlichkeit identifiziert, nämlich mit dem Hans von H., angeblich herzogl. braunschw. Oberjägermeister, geb. 1521 und gest. 1581 zu Wälderode, wo unweit der Oker und der Eisenbahnstrecke Vienenburg-Schlaben (Hannover) im sog. Steinfelde auch der 1672 erbaute «Klöpperfrug» liegt. In dem Garten des letztern, früher Gottesacker von Wälderode, wird auf einem Leichenstein noch sein Bildnis gezeigt: ein auf einem Maultier reitender Mann mit Blechhaube und wehendem Mantel, der in der Rechten einen Streithammer, in der Linken einen Riemen hält, an welchem er einen Hund leitet. Ein anderer Hund läuft frei nebenher. Verwundet von dem Hauer eines erlegten Wildschweins, soll H. sterbend den Wunsch ausgesprochen haben, ewig jagen zu können. Seitdem jagt er am Himmel hin bis ans Ende der Welt, nachts zwischen 11 und 12 Uhr, voraus fliegt der Nachtrabe (nach andern die Lut-Urfel, eine große Gule), dann kommen die klaffenden Hunde und darauf H. Die Sage, vielfach variiert, ist in der Harzgegend weit verbreitet, auch am Solling und an andern Orten. Der physische Ursprung derselben ist wohl im tosenden Sturmwind zu suchen. Die Person des Wilden Jägers wird auf den Gott Wotan gedeutet: noch jetzt heißt er in norddeutschen Gegenden Wode, Woenjäger u. s. w., und der Name H., richtiger Hadelbernd, ist von J. Grimm durch Mantelträger erklärt, wie nach der nord. Mythologie auch Odin einen Mantel hat. Vgl. Schambach und W. Müller, «Niederländische Sagen und Märchen» (Gött. 1854).

Haden (der), ein Paß der Schwyzeralpen im Schweiz. Kanton Schwyz, verbindet den Wallfahrtsort Einsiedeln mit dem Hauptort Schwyz. Der Weg über den H. zieht sich als Fahrweg von Einsiedeln (881 m) südlich durch das einförmige Wiesenthal des Alpbaech zu dem Dörfchen Alpthal (993 m) und steigt dann als rauher Saumpfad, zum Teil Knüppelweg, über die sumpfigen Weiden der linken Thalseite zur Pashöhe hinauf, welche 1893 m über dem Meere, 11 km südsüdwestlich von Einsiedeln, 4 km nordnordöstlich von Schwyz zwischen dem fahlen Felshorn des Kleinen Mythen (1815 m) und dem Gohärdli (1521 m) liegt, ein kleines Wirtshaus und eine Kapelle trägt und schöne Aussicht auf den Vierwaldstättersee und seine Berge bietet. Von der Höhe, welche die Wasserscheide zwischen den Gebieten der Limmath und Reuß bildet, senkt sich der Pfad steil und steinig nach Schwyz (514 m) hinab, das (von Einsiedeln aus) nach etwa 4 1/2 stündigem Marche erreicht wird.

Hadenfuß (Pes calcaneus), angeborene oder durch Krankheit ermorbne Verunstaltung des

Fußes, wobei der letztere nicht mit der Fußsohle, sondern nur mit der Hade oder Ferse den Boden berührt und so mit dem Unterschenkel einen spitzen Winkel bildet, entsteht meist durch Verkürzung des vordern Schienbeinmuskels und des kurzen Wadenbeinmuskels und erfordert zu seiner Heilung Durchschneidung der Sehnen der verkürzten Muskeln und Fixierung des Fußes in seiner normalen Stellung durch Gipsverbände oder orthopädische Maschinen.

Hädertling, s. Hädsel.

Hädert (Jan) oder **Hadaart**, Landschaftsmaler und Radierer, geb. 1635 zu Amsterdam, gehört der romantischen Richtung der holländ. Landschaft an, welche damals durch Swanefeld, Joh. Bots und Bynader vorzüglich vertreten war; doch ist sein Farbenton im allgemeinen nüchterner. Seine Vorliebe für große Gebirgsumrisse führten ihn oft nach der Schweiz. Die Staffagen zu seinen Gemälden besorgten Adriaen van der Velde und J. Bots. H. starb in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh.

Hädert (Phil.), einer der berühmtesten Landschaftsmaler des 18. Jahrh., geb. zu Bremkau in der Utermart 15. Sept. 1737, kam, nachdem er bei seinem Vater, Philipp H. (gest. 1768), und dann in Berlin bei Le Sueur sich die nötige technische Fertigkeit im Zeichnen und Malen erworben, auch bereits als Landschaftsmaler mit Erfolg aufgetreten war, auf Sulzers Empfehlung zu dem Baron Olschhoff in Straßburg und durch diesen zuerst nach Stockholm und 1765 nach Paris. Von da begab er sich 1768 mit seinem Bruder Johann Gottlieb nach Italien. In Rom ließ ihm die Kaiserin Katharina sechs Gemälde für Peterhof, welche die Seeschlacht bei Tschesme (1770) und die darauf folgende Verbrennung der türk. Flotte darstellen sollten, auftragen. Um aber den Künstler in den Stand zu setzen, die Wirkung eines in die Luft aufsteigenden Schiffs in der Nachbildung zu erreichen, ließ der Graf Orlow, der damals mit einem Teil seiner Flotte im Hafen vor Livorno lag, eine russ. Fregatte in die Luft sprengen. Die glückliche Ausführung beider Gemälde begründete H.s Ruhm. Er reiste nun 1772 nach London, dann wieder nach Italien und erhielt 1786 gleich seinem Bruder eine Anstellung in Neapel, wo er vielfache Auszeichnung genoß, bis der Revolutionskrieg ihn nötigte, sich 1799 nach Florenz zu flüchten. Er kaufte Johann 1803 eine Villa zu Careggi, auf der er 28. April 1807 starb. Insbesondere wurde die Prospektmalerei durch ihn auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht. Seine Weise ist die eines begabten Manieristen nach dem Typus Claude Lorrains. In späterer Zeit vernachlässigte er sich, und vieles, was man aus seiner letzten Zeit zu Neapel und Portici sieht, ist seines frühzeitig erworbenen glänzenden Rufes nicht würdig. Über das Restaurieren älterer Gemälde handelt sein Sendschreiben an Hamilton: «Sull' uso della vernice nella pittura» (1788; deutsch von Kiebel, Dresd. 1801). Vgl. Goethe, «Philipp H.; biographische Skizze, meist nach dessen eigenen Aufzeichnungen entworfen» (Zab. 1811). — Seine ebenfalls als Künstler ausgezeichneten Brüder waren: Karl Ludwig H., Landschaftsmaler in Ol und Gouache, gest. durch Selbstmord zu Lausanne 1800; Johann Gottlieb H., ebenfalls Landschaftsmaler, geb. 1744, gest. 1773 zu Bath in England; Wilhelm H., Historien- und Porträtmaler, geb. 1748, gest. 1780 als Zeichenlehrer an der Akademie zu Petersburg.

und Georg Abraham H., Kupferstecher und Kunsthändler, geb. 1755, gest. 1805 zu Florenz.

Sackfrüchte im engeren Sinne nennt man in der Landwirtschaft diejenigen Kulturgewächse, welche regelmäßig in Reihen angebaut werden und bei denen während ihres Wachstums der zwischen den einzelnen Pflanzen oder Pflanzenreihen befindliche Boden ein- oder mehrermal mit der Sacke bearbeitet wird, teils um das Unkraut zu entfernen, teils um das Erdreich aufzulockern, teils um dasselbe an die Pflanzen hinanzuführen, sie zu behäufeln. Die S. erobern sich ein immer größeres Terrain und sind meistens an die Stelle der Brache getreten; sie nehmen sowohl hinsichtlich ihrer vorzüglichen Einwirkung auf die Beschaffenheit des Acker als Zwischenfrucht zwischen Halmgetreide, als auch ihrer Rentabilität wegen einen hervorragenden Platz im Fruchtwechsel ein, sind gerabzu die Träger der Fruchtwechsel- und der freien Wirtschaft. (S. Betriebssystem.) Die Bearbeitung der S., welche allerdings einen nicht unbedeutenden Aufwand an Arbeitskraft beansprucht und früher lediglich mit der Hand vorgenommen wurde, geschieht jetzt vielfach mit Hilfe von Geräten, welche durch Gespanne in Betrieb gesetzt werden, wie Pferdebeiden, Häufelpflüge, Kultivatoren, Furchen-eggen u. s. w. Zu den S. im engeren Sinne (im weitern kann man dazu fast alle landwirtschaftlichen Kulturpflanzen zählen, da dieselben, z. B. alle Halmgetreide, ebenfalls in Reihen gesät [s. Drillen] und gehäbt werden können) rechnet man hauptsächlich: die Zuckerrübe und die Kunkelrübe, überhaupt alle Rübenarten (Kohl-, Wasser-, Mohrrübe), die Kartoffel, die Topinambur, den Mais, den Tabak, die Eschorie, die Krappwurzel, die Weber-larve, den Safran. Ferner gehören zu den S. sämtliche Gemüse- und Gartenpflanzen, Kohl, Salat, Zwiebeln, Gurken, Bohnen u. s. w. Vgl. Langenthal, «Handbuch der landwirtschaftlichen Pflanzenkunde und des Pflanzenbaues» (5. Aufl., Bd. 3, Berl. 1874); Werner, «Handbuch des Futterbaues auf dem Ackerlande» (Berl. 1875); Krafft, «Lehrbuch der Landwirtschaft» (Bd. 2: «Pflanzenbaulehre», 3. Aufl., Berl. 1881).

Sackländer (Friedr. Wilh., Ritter von), beliebter Romanschriftsteller und Lustspieldichter, geb. 1. Nov. 1816 zu Burtseid bei Aachen, widmete sich zuerst dem Handelsstand, trat dann in die preuß. Artillerie ein, lehrte aber, da er keine Aussicht auf Avancement hatte, nach einiger Zeit zu seinem frühern Berufe zurück. Später wandte er sich nach Stuttgart, wo er seine literarische Thätigkeit mit den «Bildern aus dem Soldatenleben im Frieden» (Stuttg. 1841) begann, die zuerst im «Morgenblatt» erschienen. Der frische Humor dieser Skizzen verschaffte dem Verfasser die Gunst des württemb. Oberstallmeisters Baron von Taubenheim, der ihn zum Begleiter auf seiner Reise in den Orient wählte. Bitterrühige Früchte dieser Reise waren die «Daguerreotypen, aufgenommen auf einer Reise in den Orient» (2 Bde., Stuttg. 1842) und der «Pilgerzug nach Mekka» (Stuttg. 1847), eine Sammlung orient. Märchen und Sagen. Durch den Grafen Reipberg dem Könige von Württemberg empfohlen, arbeitete H. einige Zeit auf der königl. Hofkammer zu Stuttgart, bis er 1843 zum Sekretär des Kronprinzen ernannt wurde, mit dem er Reisen nach Italien, Sicilien, Norddeutschland, Belgien und Petersburg machte. Während dieser Zeit veröffentlichte er die

«Wachstubenabenteuer» (Stuttg. 1841), eine gelungene Fortsetzung des «Soldatenleben im Frieden», Johann «Märchen» (2 Bde., Stuttg. 1843) und mancherlei kleine Arbeiten, die er in den «humoristischen Erzählungen» (Stuttg. 1847) und «Bildern aus dem Leben» (Stuttg. 1850) zusammenfasste. Anfang 1849 mit Gehalt zur Disposition gestellt, ging er im März 1849 nach Italien, wo er Gelegenheit nahm, im Gefolge Napoleons den Feldzug gegen Piemont mitzumachen. Nach seiner Rückkehr wohnte er der Occupation von Baden, insbesondere der Einnahme von Rastatt, im Hauptquartier des Prinzen von Preußen bei. Seine Erlebnisse im Felde veranlaßten sein «Soldatenleben im Kriege» (2 Bde., Stuttg. 1849—50), das sehr beifällig aufgenommen wurde. Nach seiner Verheiratung 1849 nahm er seinen bleibenden Aufenthalt in Stuttgart. H. machte 1854 eine Reise nach Spanien, deren Eindrücke er in «Ein Winter in Spanien» (3 Bde., Stuttg. 1855) schilderte. Vom König von Württemberg 1859 zum Direktor der königl. Bauten und Gärten ernannt, hat er wesentlich zur Verschönerung Stuttgarts beigetragen. Bei Ausbruch des ital. Kriegs wurde H. durch den Kaiser von Österreich nach Verona berufen, und blieb im kais. Hauptquartier bis nach der Schlacht von Solferino. Im J. 1861 ward er für sich und seine Nachkommen in den österr. Ritterstand erhoben. Nach dem Tode des Königs Wilhelm I. von Württemberg 1864 aus dem königl. Dienste entlassen, zog er sich in das Privatleben zurück und starb 6. Juli 1877 in der Villa Leoni am Starnbergersee.

Während H. früher seine Stoffe vorzugsweise dem Soldaten- und Reiseleben entnommen, bot er später in «Handel und Wandel» (2 Bde., Berl. 1850) Reminiscenzen aus seiner kaufmännischen Zeit. Lehterm Werte folgten «Namenlose Geschichten» (3 Bde., Stuttg. 1851), «Eugen Stillfried» (3 Bde., Stuttg. 1852) und die Romane «Europ. Slavenleben» (4 Bde., Stuttg. 1854), «Der neue Don Quixote» (5 Bde., Stuttg. 1858) und «Die dunkle Stunde» (5 Bde., Stuttg. 1863), ein Gegenstück zu dem schon früher erschienenen «Augenblick des Glücks» (2 Bde., Stuttg. 1857); ferner «Räuslerroman» (5 Bde., Stuttg. 1856), «Zwölf Zettel» (2 Bde., 1867), «Das Geheimnis der Stadt» (3 Bde., 1868), «Geschichten im Jidjad» (4 Bde., 1870), «Der letzte Bombardier» (4 Bde., 1870), «Das Ende der Gräfin Patakt» (1871), «Der Sturmvogel» (4 Bde., 1872), «Nullen» (3 Bde., 1873), «Rainszeichen» (4 Bde., 1874), «Verbotene Früchte» (1876) u. s. w. In der von ihm 1857 mit Joller begründeten illustrierten Zeitung «über Land und Meer» veröffentlichte er außer kleinern Novellen und Erzählungen auch die Romane: «Wachsel des Lebens» (3 Bde., Stuttg. 1861), «Tag und Nacht» (2 Bde., Stuttg. 1860) und «Fürst und Cavalier» (Stuttg. 1865). In allen diesen Werken, die zum großen Teil zahlreiche Auflagen erlebten, betundet sich H. als ein begabter Vertreter des humoristischen Sittenromans. Auch ist er mit Erfolg als Lustspieldichter aufgetreten. Sein «Geheimer Agent», der 1850 in Wien bei der Konkurrenz den Preis erhielt, und die «Magnetischen Kuren» (1851) wurden auf allen deutschen Bühnen gegeben. Diesen folgten die kleinen einaktigen Stücke «Schulbig», «Unten im Hause», «Monsieur de Blé», sowie später die größern Lustspiele «Zur Ruhe setzen» (1857), «Der verlorene Sohn» (1865), «Marionetten» (1868)

und «Diplomatische Fäden» (1873). Eine Gesamtausgabe seiner Werke (in 4 Serien und 60 Bdn., Stuttg. 1863—74; 2. Aufl. 1874—76) hat H. selbst veranstaltet. Seine «Ausgewählten Werke» erschienen in 20 Bdn. (Stuttg. 1881—82). Auch gab er 1855—68 mit Hoefer die «Hausblätter» heraus. In den J. 1873—76 veröffentlichte H. unter dem Titel «Sorgenlose Stunden im Kreise beliebter Erzähler» eine Novellenbibliothek. Aus seinem Nachlaß erschien ein Teil seiner Selbstbiographie unter dem von ihm selbst bestimmten Titel: «Der Roman meines Lebens» (2 Bde., Stuttg. 1878).

Hadney, einer der acht Boroughs, welche zu London gehören, der nordöstl. Teil der Stadt, mit (1881) 417191 E.

Häckel oder **Häckerling** heißt das zum Verbrauch des Verfäuterns klein geschnittene Stroh oder Heu. Durch die Zerkleinerung wird die Vermissung namentlich des Strohes mit anderm Futter ermöglicht, das Rauhen und Verbauen erleichtert, der Speichelausfluß begünstigt, eine größere Menge assimilationsfähigen Nahrungsstoffs aufgeschlossen und das Verstreuens des Futters seitens des Viehs verhindert. Auch Grünfutter wird häufig kurz geschnitten, ohne aber als H. bezeichnet zu werden. Die Häckelfütterung ist allenthalben in der Viehhaltung eingeführt und das Häckelschneiden eine wichtige Hofarbeit. Es geschieht in der Häckelkammer entweder mit der Hand auf der gewöhnlichen Strohlade (Häckelbank) oder mit Häckelmaschinen. (S. Futterschneidemaschine.)

Häckelwaldbetrieb oder **Hauobergsbetrieb**, ein Niederwaldbetrieb (s. Forstwirtschaft), bei dem unmittelbar nach dem jedesmaligen Abtriebe des Bestandes der Boden «gejaint» oder «geröbert», d. h. unter Beihilfe von zurückgelassenem Reisig gebrannt und bearbeitet wird, um sodann ein bis zwei Jahre lang Getreide zwischen den Ausschlagstöcken anzubauen. Es gibt zwei Arten des Hainens: 1) Das Sengen oder Überlandbrennen, bei welchem alles Reisig, gewöhnlich bis zu 1 oder 2,5 cm Stärke, gleichmäßig über den Schlag verteilt und nach erfolgter Abtrodnung verbrannt wird. 2) Das Schmoren oder Schmoden, bei welchem der abgeschälte oder getrodnete Bodenüberzug mit Reisig, Spänen u. s. w. gemengt, in 60—90 cm hohen Häufchen aufgesetzt und verbrannt wird. Asche zwischen den Ausschlagstöcken verteilt wird. Hauptholzart ist die Eiche, weniger die Hainbuche, welche das Sengen nicht verträgt. Birke erscheint als Ländebäher. Auch Kiefer in niedrigem Umtrieb wird hier und da verwendet. Das angebaute Getreide ist Buchweizen, Winter- und Staudenroggen. Letzterer ist vorteilhaft, weil er erst im zweiten Jahre nach der Aussaat Halme und Ähren entwickelt, also im ersten Frühjahr gleichzeitig mit dem Buchweizen geerntet werden kann. Die durch das Hainen gewonnene Asche dient als Düngung für das Getreide. Da sie aber nur Produkt derselben Bodenfläche ist, dieser also Pflanzennährstoffe nur entnommen, aber nie zugeführt werden, muß der Häckelwaldbetrieb den Boden, wie auch die Erfahrung lehrt, allmählich erschöpfen. Heimisch ist dieser Betrieb schon seit Jahrhunderten namentlich im Oberrhein, in einigen Gegenden des Rheins und Westfalens.

Hac lege (lat.), unter dieser Bedingung.

Hadamar, altertümliche Stadt im Oberlahnkreise des Regierungsbezirks Wiesbaden der preuss. Provinz Hessen-Nassau, am Elbbach und an der Linie Limburg-H. der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, Verwaltungsamts und einer Oberförsterei, hat ein Gymnasium (im ehemaligen Schloß), ein bischöfl. Knabentorvik und eine 1. Okt. 1883 eröffnete Korrigendenanstalt für den Regierungsbezirk Wiesbaden und zählt (1880) 2147 meist lath. E., welche Gerberei, Blaufärberei und Tuchweberei treiben. Der Ort war einst die Residenz der 1606 gestifteten, aber schon 1711 wieder erloschenen lath. Linie Nassau-H.

Hadamar von Lober, deutscher Dichter des 14. Jahrh., aus ritterlichem Geschlecht in der Nähe von Regensburg, lebte vermutlich am Hofe des Kaisers Ludwig IV. von Bayern. Sonst ist über seine Lebensgeschichte nichts bekannt. Er schrieb in der Litteraltrophe ein bei den spätern Dichtern hohes Ansehen genießendes allegorisches Liebesgedicht «Die Jagd», das mit drei andern Minnegedichten J. A. Schmeller (Stuttg. 1850) herausgab.

Haddas, Fluß, s. unter Zullabai.

Haddington oder **East-Lothian** (Dt. Lothian), eine der südöstl. Grafschaften Schottlands, begrenzt im N. und O. vom Firth of Forth, im S. von Berwickshire, im W. von Mid-Lothian oder Edinburghshire, zählt auf 725 qkm (1881) 38472 E. Mit Ausnahme der Lammermuir-Hills, welche sich längs der Südgrenze hinziehen, im Spartleton-hill und Lammerlaw 468 und 457 m hoch aufsteigen, mit Moor, Heiden und Hutungen bedeckt sind und ihre Abflüsse fast alle in dem Bette des sich reichenden Tyne vereinigen, bildet das Land eine allmählich zur See sich abflachende, nur hier und da von isolierten Hügel durchbrochene schöne und überaus reiche Ebene, deren Boden meist auf Granitunterlage aus Lehm und Thon besteht, vortrefflich angebauet ist und die Grafschaft zu einer der fruchtbarsten und reichsten Schottlands macht. In neuerer Zeit hat mit Erweiterung der Hutungen und des Kleinbaues auch die Viehzucht zugenommen; doch ist der Viehstand verhältnismäßig nicht bedeutend. Kohlenkalksteine finden sich überall, im Westen eine große Menge trefflicher Steintohlen; auch an Mineralquellen fehlt es nicht. An der Küste beschäftigt man sich mit Fischerei, Salzbereitung und Ansammlung von Seegras, welches zum Düngen benutzt wird. Außer einigen größeren Destillationen hat die Grafschaft keine Industrie von Belang.

Der Hauptort **Haddington**, eine gutgebaute Marktstadt und Parlamentsborough, im 12. Jahrh. königl. Residenz, am linken Ufer des Tyne, am Fuße der Garleton-Hills, auf denen eine Denkhäule für den vierten Earl von Hopetoun errichtet ist, mit Edinburgh durch eine Eisenbahn verbunden, hat eine Pfarrkirche aus dem 13. Jahrh., fünf andere Kirchen, ein Grafschaftsgebäude, ein Stadthaus, die Kornbörse, in Schottland die größte nächst der edinburgher, ein Gefängnis, eine Lateinschule und eine Zeichenschule, ein Handwerkerinstitut, ein Museum und mehrere Bibliotheken. Die Stadt zählt (1881) 4042 E., welche Gerberei und bedeutenden Handel mit Weizen und Wolle treiben. Unweit ostwärts stand die 1172 von Abba, der Mutter Malcolm's, und Wilhelm dem Löwen gegründete Abtei Haddington. In der Grafschaft liegen noch Preston-Pans und Dunbar, 3422 E.

Haddon-Hall, mittelalterliche Burg bei Wake-well (s. d.) in der engl. Grafschaft Derby.

Habeland, norweg. Landschaft am Südufer der Randsfjord, ist, obgleich etwas hoch gelegen, fruchtbar und gut bebaut. Das Areal beträgt 1262 qkm. Die (1875) 14666 E. leben von Ackerbau, Viehzucht, Holzexport und Glasindustrie.

Habelertal, s. unter Geeste.

Habeln, ein durch die Eigentümlichkeit seiner Bewohner ausgezeichnetes Ländchen an der Elbmündung, bildet jetzt den Kreis Otterndorf in der Landdrostei Stade der preuß. Provinz Hannover und umfaßt 326 qkm Geest- und fruchtbaren Marschlandes mit einer Bevölkerung von (1880) 17673 fast ausschließlich prot. E. Der Hauptort ist Otterndorf, Stadt am Flußhies Wehem und an der Linie Harburg-Cuxhaven der Unterelbischen Eisenbahn. Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts. Die Stadt hat ein Realprogymnasium, eine Knochenmehl- und eine Papierfabrik, viele Windmühlen, Handelsgärtnereien, Schifffahrt und Getreidehandel und zählt (1880) 1875 E. Das Land stand ehemals unter den Grafen von Stade und kam dann an das welfische Haus. Bei Heinrich des Löwen Fall hielt sich H. zu Herzog Bernhard von Sachsen und bildete unter den Nachfolgern desselben, welche es jedoch 1414—80 an Hamburg verpfändet hatten, einen Bestandteil des Herzogtums Sachsen-Lauenburg. Nach dem Absterben der Herzöge (1689) kam H. an Hannover. Die Habeler, Nachkömmlinge der Chauken, ein kernhafter Menschengeschlag, hatten ehemals eine demokratische Gemeindeverfassung. Sie wiesen stets fremden Einfluß von sich, trieben ihren Adel schon vor der Reformation aus und gehörten so zu den wenigen, welche bis auf die neuere Zeit herab ihre altdeutsche Gemeindefreiheit bewahrten. Vgl. «Chronik des Landes H.» (Otterndorf 1843).

Habern oder Lumpen (frz. chiffons, engl. rags), die als Rohmaterial der Papierfabrikation (s. d.) dienenden Zeugabfälle, überreste getragener Kleidungsstücke oder sonst gebrauchter Gewebe.

Habernschneider, Habernschneidmaschine oder Lumpenschneider (frz. coupe-chiffons, engl. rag-cutting-machine), s. u. Papierfabrikation.

Hadersleben (dän. Haderslev), Kreisstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, durch eine Zweigbahn nach Wögen mit der Altona-Kieler Eisenbahn verbunden, liegt an der Haderslebener Fährde, einem 13 km langen und sehr schmalen Busen der Ostsee, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, zweier Hadesvogteien und eines Hauptzollamts, hat drei Kirchen, darunter die schöne Marienkirche aus dem 13. Jahrh., ein Gymnasium mit Realprogymnasium und seit 1870 ein Predigerseminar und zählt (1880) 8054 fast ausschließlich prot. E., welche eine Tabaksfabrik, eine Eisengießerei mit Maschinenfabrik und zwei Wagenfabriken unterhalten. H. wird 1247 erstmals urkundlich erwähnt und erhielt 1292 Stadtrecht; es litt im Mittelalter und in der Neuzeit viel durch Krieg, noch mehr durch die allmähliche Verschlammung des Hafens, für dessen Verbesserung seit 1829 viel geschehen ist. — Der Kreis Hadersleben zählt auf 1694 qkm (1880) 60040 meist prot. E.

Haderwasser werden in der biblischen Geschichte vom Zug der Israeliten durch die Sinai-tische Halbinsel zwei Quellen genannt, deren eine Moses mit seinem Stabe aus dem Felsen des

Horeb, wo noch jetzt eine solche angetroffen wird, geschlagen haben soll, die andere dagegen in der Nähe von Kades-Barnea (s. d.) aus einem Felsen des Djebel Halal, wo gleichfalls mehrere Quellen nachgewiesen sind. (Vgl. 2 Mos. 17, 4 Mos. 20.)

Hades, der Gott der Unterwelt in der griech. Mythologie. (S. Pluto.)

Haderwig (Herzogin von Schwaben), „Hed-

Habil von Futat (Andreas Joseph, Reichsgraf), geb. 16. Okt. 1710 auf der Donauinsel Schütt, trat 1732 in österr. Militärdienst. Schon 1735 that er sich als Führer eines Streifcorps vor Philippsburg hervor, ebenso im Türkenkriege und Österreichischen Erbfolgekriege, in welchem er bereits zum Generalmajor aufstieg. Im J. 1757 unternahm er an der Spitze leichter Truppen den Zug nach Berlin, der ihm das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens eintrug; 1762 übernahm er den Oberbefehl über die Reichsarmee, operierte anfänglich glücklich, wurde aber 29. Okt. bei Freiberg in Sachsen vom Prinzen Heinrich von Preußen total geschlagen. H. wurde darauf bis 1764 Gouverneur von Siebenbürgen, führte auf dem Kongreß zu Karlowitz den Vorsitz, wurde 1773 Gouverneur der durch die erste Teilung Polens an Österreich gefallenen Länder und 1776 Reichsgraf, sodann Präsident des Hofkriegsrats zu Wien. Im J. 1789 befehligte H. das österr. Heer im Türkenkriege, erkrankte jedoch bei der Vorbereitung der Belagerung von Belgrad und trat den Befehl an Laudon ab. Im J. 1757 bereits Feldmarschalllieutenant, 1758 General der Kavallerie, starb H. als Feldmarschall 12. März 1790 zu Wien. Er hinterließ ein Tagebuch, welches wertvolle Nachrichten über die Geschichte seiner Zeit enthält.

Hadith (arab., d. i. eigentlich Neuigkeit), Bezeichnung für die Aussprüche des Mohammed oder die Erzählungen aus dem Leben desselben, welche lange Zeit hindurch unter seinen Anhängern nur mündlich sich fortpflanzten und erst später (im 3. Jahrh. der Hedjra) schriftlich aufgezeichnet wurden. Die Sammlungen dieser Überlieferungen von Buchäri und Muslim haben bei den Mohammedanern kanonische Geltung und genießen bei ihnen ein dem Koran ganz analoges Ansehen. Die Traditionswissenschaft (ilm-el-hadith) unterscheidet zwei Arten von H., die prophetischen (d. i. Aussprüche des Propheten, deren Inhalt und Form nur von demselben herrühren) und die heiligen (al-hadith al-kuds) Überlieferungen (d. i. Aussprüche des Propheten, welche ihrem Inhalt nach unmittelbar auf göttlicher Offenbarung beruhen, deren Wortlaut aber von dem Propheten Mohammed herrührt).

Hadlaub (Johs.), Minnesänger am Anfang des 14. Jahrh., stammte aus Rürich oder brachte wenigstens dort den größten Teil seines Lebens zu. Unter den adeligen Persönlichkeiten, mit denen er verkehrte, sind die Rüricher Rüdiger Manesse, Vater und Sohn, hervorzuheben, deren reiche Sammlung von Liedern H. erwähnt, worauf sich die Annahme gründet, die pariser Liederhandschrift sei diese Manessische Sammlung. H.s Lieder, Spätlinge des Minnesanges, gewähren einen anziehenden Einblick in den Minnedienst der damaligen Zeit; außerdem hat er, nach dem Vorgang seines Landsmannes Steinmar, Herbst- und Erntelieder gedichtet. Seine Lieder sind von Ettmüller (Jür. 1840) herausgegeben.

Hadmersleben, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis

Wanleben, unweit der Bode, 2 km westlich von der Eisenbahnstation H. (Staatsbahnlinie Magdeburg-Halberstadt), welche zum Dorfe Klein-Oschersleben gehört, hat eine Malzfabrik und zwei Wollspinnereien und zählt (1880) 1197 meist prot. E. Das dabei gelegene Dorf H. hat eine Zuderfabrik und ein der Oberaufsicht der preuß. Regierung unterstelltes, 1470 durch Aurd von der Asseburg gestiftetes Hospital mit 14 Freistellen und zählt mit den beiden selbständigen Gutsbezirken Amt und Kloster H. (1880) 1541 E.

Hadramaut, in der Genesis Rhaharmaveth, der noch am wenigsten erforschte Teil Arabiens, ein längs der Südküste der Halbinsel sich vielleicht 12—1500 km weit, bei etwa 190 km Breite, hinziehender Landstreifen zwischen dem im Westen gelegenen Jemen und dem östlich gelegenen Mahra. Von der Küste steigt das Land schwach an mit einzelnen Bergen und kurzen, tafelförmigen Ketten von 450—500 m Höhe. In den Schluchten liegen schmale, fruchtbar und gut bewässerte Streifen von Alluvium. Dahinter folgt ein hoher Kamm mit bis 2400 m hohen Gipfeln, und dann nach dem Innern ein 12—15 Tagereisen breites Plateau, das sich sanft nach Norden senkt und mit einer steilen, 800 m hohen Granitmauer plötzlich abbricht, welche zum Sandmeere abfällt. Das große Plateau durchschneidet ein 220 km langer Thal-spalt, das sog. Wābi Doān, zu dem zahlreiche Seitenthäler ausmünden, mit üppiger Vegetation bedeckt. In der Mitte fließt durch einen Dattelschwald ein Bach, und am Fuße und den untern Abhängen der 170 m hohen Felswände liegen viele Ortschaften, von denen die größten, Schibam und Terim, je 20000 E. haben. An dem 400 km langen Strande liegen der sichere Nothafen Keschin und der Handelshafen Matalla. Die Zahl der Bewohner von H. wird auf 1550000 geschätzt. Sie theilen sich in drei Geschlechter: Beni Rahtān, Beni Amūd und Beni Korāisch. Die ersten sind Beduinen und leben selten in Dörfern, meist in Wäldern oder Höhlen. Die Beni Amūd (die Säulen) sind die Städtebewohner des Hochlandes. Das Geschlecht der Beni Korāisch bewohnt in großen Massen die Städte des südl. Arabien. Die Sprache weicht von dem Arabischen im Innern sehr ab. Vgl. von Brede, »Reise in H., Beleb-Beni-Yssa und Beleb-el-Hadschar« (herausg. von Maltzan, Braunschw. 1870).

Hadria, alte Stadt in Oberitalien, s. Adria.

Hadria, alte Stadt in Picenum, s. Atri.

Hadrian, röm. Kaiser, s. Hadrianus.

Hadrian ist der Name von sechs Päpsten:

Hadrian I., ein Römer aus angesehenem Geschlecht, Papst von 772 bis 795, war vor allem bemüht, den Kampf der Franken und Longobarden im Interesse des päpstl. Stuhls auszunutzen. Vom Longobardenkönig Desiderius bedrängt, rief H. Karl d. Gr. zu Hülfe. Dieser zog 773 nach Rom, zwang Desiderius zum Rückzug, feierte das Osterfest 774 in Rom, bekräftigte und erweiterte die Schenkung Pippins vom J. 754, durch welche der päpstl. Stuhl in den Besitz mehrerer ital. Provinzen gelangt war. Im J. 781 bewies H. seine Dankbarkeit für einen neuen Heereszug gegen die Longobarden dadurch, daß er Karls Söhne, Pippin und Ludwig, zu Königen von Italien und Aquitanien salbte. Im Wilsbergstreit stand H. mit dem Konzil von Nicäa (787) auf der Seite der Bil-

derfreunde, vermochte aber die bilderfeindlichen Beschlüsse der fränk. Kirche nicht zu hindern. In Übereinstimmung mit ihr bekämpfte H. den Adeptianismus. (S. Adeptianischer Streit.)

Hadrian II. stammte aus röm. Geschlecht, hatte Frau und Tochter und wurde im Alter von 75 J. 867 auf den päpstl. Stuhl erhoben, welchen er bis 872 bekleidete. In den Wirren der fränk. Kirche bemühte sich H. vergeblich, im Kampfe mit Lothar II. und Karl dem Kahlen die päpstl. Macht zur Geltung zu bringen. Die achte allgemeine Synode (869) erkannte freilich den Primat des Papstes an, wies aber die Bulgarei dem Patriarchen von Konstantinopel zu. Auf einer Synode zu Worms (868) setzte H. die Bestimmung durch, daß niemand das Kloster wieder verlassen dürfe, welcher als Kind einem solchen übergeben sei. Auch wurde den Geistlichen die Ehe verboten.

Hadrian III., ebenfalls ein Römer, Papst 884—885, erhielt diese Würde erst nach heftigem Kampfe der Parteien. Er starb auf der Reise nach Deutschland, wohin ihn Karl der Dicke berief zur Regelung der Nachfolge.

Hadrian IV., Sohn eines engl. Priesters, hieß Nilolaus Breakspere, wurde von seinem Vater verstoßen, trat als Mönch in das St. Augustin-Kloster bei Avignon, dessen Abt er später wurde. Eugen III. erhob ihn zum Kardinalbischof von Albano und verwandte ihn zu schwierigen Missionen. Papst von 1154 bis 1159, wußte H. König Friedrich I. zu bestimmen, um den Preis der Kaiserkrönung ihm Arnold von Brescia auszuliefern. Bald aber zerfiel er mit dem Hohenstaufen und war eben im Begriff, seinen Gegner mit dem Banne zu belegen, als er 1. Sept. 1159 zu Anagni erstickt wurde.

Hadrian V., aus Genua gebürtig, Ottoboni Fiesco genannt, war Papst vom 12. Juli bis 18. Aug. 1266.

Hadrian VI., in Utrecht als Sohn eines Handwerkers 2. März 1459 geboren, von den Brüdern des gemeinsamen Lebens erzogen, in Löwen mit Theologie und Kirchenrecht gründlich bekannt geworden, wirkte in Löwen mit Beifall als Professor, ward 1507 Erzieher Kaiser Karls V., 1517 Kardinal, am 9. Jan. 1522 zum Papste gewählt. H. war selbst überzeugt von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform der Kirche zur Abstellung schreiender Nothstände, stieß aber auf so starken Widerstand, daß er nichts auszurichten vermochte. Er starb 14. Sept. 1523.

Hadriani moles, s. unter Hadrianus.

Hadrians Villa, eine der großartigsten Prachtanlagen der röm. Kaiserzeit, lag auf einer Hügel-landschaft unweit des Anioflusses und der Stadt Tibur (Tivoli) am Fuße der Tiburtinischen Berge. Kaiser Hadrian schuf dort, wie sein Biograph Spartianus berichtet, ein Wunder der Baukunst. Nach seinen eigenen Angaben und Plänen ließ er daselbst um sein kaiserl. Lustschloß alles Schöne und Interessante nachbilden, was ihn auf seinen Reisen in Griechenland, in Ägypten und dem Orient entzückt hatte. Die berühmtesten Räume von Gärten und Orten waren hier vereinigt: in dieser Villa, die den Umfang einer Stadt hatte (die Ruinen bedecken noch jetzt einen Raum von 15 km Umfang), gab es nicht allein Blumengärten, Säulenhallen, Springbrunnen und Bäder, Künste, Bäder und Theater, sondern auch die berühmtesten Baumerke Athens, das Lyceum, die

Akademie, das Prytaneum, die Boecile waren dort nachgebildet; dort hatte der Kaiser eine Willkürschafft geschaffen mit dem Abbilde des alexandrinischen Lustortes Canopus, mit einem Sarapis-Tempel, mit Heiligtümern für den vergötterten kaiserl. Liebling Antinous; ja selbst das vielbesungene Tempelthal war hier zu schauen; sogar das Elysium und der Tartarus bildete er nach. Seit dem 16. Jahrh. sind in den Trümmern dieser Willenanlage zahlreiche Kunstwerke gefunden worden, darunter viele und schöne Marmorstatuen, welche die röm. und ausländischen Museen bereicherten. Jetzt ist das ganze Trümmerfeld Eigentum des Staats, welcher dort die Ausgrabungen systematisch betreibt.

Habrianswall, Pilttenmauer oder Pilttenwall, der von Kaiser Hadrianus (s. d.) angelegte Wall im nördl. England zwischen dem Solwaybusen und der Lymning, zum Schutz der röm. Provinz Britannien. Noch sind bedeutende Überreste desselben vorhanden.

Hadrianus (Publius Ailius), einer der ausgezeichnetsten röm. Kaiser, 117—138 n. Chr., geb. zu Rom 24. Jan. 76 n. Chr., verlor im 10. Jahre seinen Vater, Ailius Hadrianus Afer, der Senator zu Rom war und aus dem span. Municipium Italica stammte, wohin die Vorfahren zur Zeit des Scipio aus Hadria in Picenum gewandert sein sollten. Unter der Regierung seines Vaters Trajan, der sein Vormund gewesen und dessen Größtnechte Sabina er im J. 100 heiratete, verwaltete er die höhern Staatsämter. Er begleitete den Kaiser auf den Kriegen gegen Decabalus und wurde von ihm 117 als Statthalter Syriens zu Antiochia an der Spitze der asiatischen Armee zurückgelassen. Diese rief ihn zum Kaiser aus, als 11. Aug. die Nachricht nach Antiochia kam, daß Trajan auf seiner Rückreise nach Italien zu Selinus in Cilicien vom Tode ereilt und daß H. (was Trajans Gemahlin, Plotina, durchgesetzt hatte) von ihm adoptiert worden sei. Durch Abtretung der Eroberungen Trajans jenseit des Euphrat gewann er von den Parthern Frieden und begab sich 118 nach Rom, wo ihn der Senat anerkannt hatte und wo er sich durch Freigebigkeit gegen das Volk und einen großartigen Erlaß vieler Millionen rückständiger Steuern in der Herrschaft befestigte. H. machte seit Ende April 121 bis Ende 126, um den Zustand der Provinzen kennen zu lernen, eine berühmte Inspektionsreise beinahe durch das ganze Reich. Bei einer zweiten Reise vom April 129 bis Mai 134 in den Orient verlor er (30. Okt. 130) seinen Liebling Antinous in Ägypten. Der Aufstand der Juden (seit Anfang 132) unter Bar-Kochba wurde durch H.' Feldherrn, Gajus Julius Severus, 135 unterdrückt. In Athen, für welches H. große Vorliebe zeigte, hatte er dessen südsüdl. Teil mit Bauwerken geschmückt, namentlich durch den Ausbau des im Herbst 129 eingeweihten Tempels des Olympischen Jupiter. Seine letzten Jahre verlebte H. in Rom und Tibur. Eine schmerzliche Krankheit, die ihn auch 10. Juli 138 zu Bada hinraste, veranlaßte bei ihm einige gewaltsame Ausbrüche misstrauischer Grausamkeit.

Nach dem Tode (1. Jan. 138) des Lucius Aurelius Ceionius Commodus Verus, den er unter dem Namen Lucius Ailius Verus adoptiert hatte, war 25. Febr. 138 Antoninus Pius von ihm als Sohn und Nachfolger angenommen worden. Nicht aus Feigheit, die ihm fälschlich vorgeworfen wird, oder

Trägheit war die Politik H.' eine friedliche, vielmehr weil er das Verderbliche einer Erweiterung des Reichs erkannte. Die Grenzen wurden namentlich im südwestl. Germanien und in Britannien, wo der sog. Pilttenwall 122—124 auf seinen Befehl entstand, befestigt, das Heerwesen höchst zweckmäßig verbessert und mehrfach gründlich neu geordnet. Die kaiserl. Rechtspflege ward durch schärfere Ausbildung des Geheimen Rats des Fürsten (Consilium principis), die Rechtspflege überhaupt durch die Abfassung des Edictum perpetuum bestimmter geordnet, Italien in vier Teilen vier Konsularen als kaiserl. Rechtspflegern untergeben, das Wohl der Provinzen gefördert auf jede mögliche Weise, endlich auch die großen Hof- und Reichsämter nicht mehr durch Freigelassene, sondern durch röm. Ritter besetzt. Gute Staatshaushaltung bot seiner für das Reich höchst wohlthätigen Regierung die Mittel zur Ausführung überaus zahlreicher großer Bauten, von denen, nächst den athensischen, namentlich die Anlage mehrerer Städte, deren wichtigste Hadrianopolis in Thrazien, das Mausoleum, das er sich in Rom errichtete (die sog. Moles Hadriani, der Kern der jetzigen Engelsburg), und die dahin führende Alise Brücke, sowie die große, prachtvolle Villa zu Tibur zu erwähnen sind, wie auch die Straßenbauten über den Isthmus und die Wasserleitung von Stymphalos nach Korinth. H. war ein Freund der bildenden Künste, der Poesie, Philosophie und Beredsamkeit und versuchte sich selbst in allen diesen Gebieten. Die griech. Literatur schätzte er hoch. Auch dem griech. Kultus, in dessen eleusinische Mysterien er sich hatte einweihen lassen, war er geneigt, förderte aber auch das Eindringen des ägypt. Kultus in Rom.

Vgl. Gregorovius, «Geschichte des röm. Kaisers H. und seiner Zeit» (Königsb. 1851; 2. u. 3. Aufl. unter dem Titel «Der Kaiser Hadrian. Gemälde der röm.-hellenischen Welt zu seiner Zeit», Stuttgart 1884); Dürer, «Die Reisen des Kaisers Hadrian» (Wien 1881).

Hadrumentum oder Adrumetum, alte tyrische Kolonie in Afrika, südlich von Karthago am Mittelmeer gelegen, seit Trajan röm. Kolonie.

Hadschar (arab.), d. h. Stein, speziell der sog. Schwarze Stein, welcher in der Kaaba (s. d.) zu Mekka eingemauert ist.

Hadschi (arab.) heißt im Orient zunächst der Mohammedaner, dann aber auch der Christ, welcher die von dem Koran und nicht minder von der orient. Kirche als religiöse Pflicht betrachtete einmalige Pilgerfahrt je nach der heiligen Stätte des Glaubens, also bei den Mohammedanern nach Mekka und bei den Christen nach Jerusalem, ausgeführt hat. Die Vollendung der oft gefahrvollen und immer lästigen Reise verleiht den Heimkehrenden eine Auszeichnung, welche in dem, den Namen vorgesehten, ursprünglich rein islamitischen, aber durch Nachahmung auch bei den unter türk. Herrschaft lebenden Christen gebräuchlich gewordenen Ehrenpräbital Hadschi, Pilger, zum Ausbruch gelangt. Man hört also Hadschi Mehemed Effendi (Türke), Hadschi Christo (Griech), Hadschi Dhanes (Armenier) u. s. w. Den Südländern hat H. den häufigen patronymischen Familiennamen Hadschitsch (Pilgersohn) gegeben; Hadschi Baba (Heiliger Vater) ist in gewissen Gegenden Kleasiens Anrede eines, dem Namen nach unbekannten Reisenden im höhern Lebensalter.

Sädschi-Khalfa, eigentlich Mustafa-ben-Abdallah, bekannt auch unter dem Namen Katiß-Schelebi, einer der bedeutendsten Historiker, Geographen und Bibliographen der Türken. Er wurde in Konstantinopel um 1605 geboren, und nachdem er mehrere Jahre erster Sekretär des Sultans Murad IV. gewesen war, starb er daselbst 1658. Sein Hauptwerk ist ein großes bibliogr. Verikon: „Keschul-funûn“, in arab. Sprache, in welchem er die Titel von mehr als 18000 arab., pers. und türk. Büchern aufzählt und kurze Notizen über das Leben der Verfasser hinzufügt. Das Werk ist von größtem Wert, da es sehr viele Schriften auführt, welche vollständig verloren gegangen zu sein scheinen. Auch die in dem Wörterbuch gegebenen Übersichten der mohammed. Wissenschaften, nach welchen Hammer-Burgstall seine „Encyclopädi. Übersicht der Wissenschaften des Orients“ (Lpz. 1806) bearbeitet hat, sind für die Zeit des Verfassers von größter Bedeutung. Eine vollständige Ausgabe des Textes mit lat. Übersetzung hat Flügel gegeben: „Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum“ (7 Bde., Lond. 1835–58). Eine Ausgabe des arab. Textes erschien in Bulak 1857. Außerdem sind noch zu erwähnen seine chronol. Tabellen: „Takwim-al-tawarikh“ (Konstant. 1733; lat. von Reiske, Lpz. 1766), seine Geographie: „Uschiân-numâ“ (Konstant. 1732; lat. von Norberg, 2 Bde., Lund 1818), „Geschichte der Seerriege der Türken“ (Konstant. 1728; engl. von Mitchell, Lond. 1830).

Sädschi-Oglu-Basari oder Basardschil (s. d.), Stadt im Fürstentum Bulgarien.

Sädschipur, Ortschaft am Ganges, gegenüber Patna (s. d.).

Sadubrand, Hildebrands Sohn, s. Hildebrandslied.

Sadwig (Herzogin von Schwaben), s. Hedwig.

Saentjens (Alfr. Alphonse), franz. Politiker, geb. zu Nantes 11. Juni 1824, beschäftigte sich längere Zeit mit Großindustrie, wurde Bürgermeister von Saint-Corneille, 1858 Mitglied des Generalrats des Depart. der Sarthe. Bei den allgemeinen Wahlen in den Gesetzgebenden Körpern in den J. 1863 und 1869 erhielt er als Regierungsamtskandidat ein Abgeordnetenmandat. Als solcher unterzeichnete er im Juli 1869 die Interpellation der Hundertsechzehn von der sog. „dritten Partei“, welche Einführung der Ministerverantwortlichkeit und Wiederherstellung aller parlamentarischen Privilegien des Gesetzgebenden Körpers verlangte. Am 8. Febr. 1871 in die Nationalversammlung gewählt, wurde er hier Gründer und Präsident der Partei der „Verufung aus Völk“. Seit 1876 gehörte er als einer der Führer der bonapartistischen Partei der Deputiertenkammer an. Er starb 11. April 1884 in Paris.

Safen, ein am Meeresstrande oder am Ufer großer Seen und Ströme zur Aufnahme von Schiffen eingerichteter Raum, in dem diese Schutz gegen die Stürme finden, und der, in Verbindung mit einem guten, nicht zu tiefen Untergrunde, durch Land umschlossen sein muß. Um Platz zu gewinnen und um bei wechselnder Strömung oder Windrichtung Zusammenstoß der eng nebeneinander liegenden Schiffe zu vermeiden, werden die Schiffe im S. gewöhnlich nicht verankert, sondern mit Latten oder Ketten an Pfählen befestigt, sodas sie in Reihen hintereinander liegen und sich nicht bewegen können. Die zu diesem Zweck bestimmten

Pfähle nennt man Düc d'Alben (angeblich weil sie der Herzog von Alba zuerst in Holland einführt). Man unterscheidet Kriegs- und Handelshäfen. Die Kriegshäfen sind mit starken Befestigungen versehen und zur Aufnahme der Kriegsschiffe, sowie zum Bau und zur Reparatur derselben bestimmt. Handelshäfen sind meist nicht verteidigt, da die heutige Kriegsführung einen Angriff auf einen Handelshafen nicht mehr billigt. Freihäfen (s. d.) sind solche, in denen sich die Schiffe und Waren aller Nationen besonderer Zollbegünstigungen erfreuen.

Ebbe- und Fluthäfen sind solche, die nur bei einem bestimmten Stande der Flut zugänglich sind, bei der Ebbe aber nur geringes Wasser behalten oder ganz trocken fallen. Nur sehr wenige Häfen befinden sich in ihrem natürlichen Zustande. In der Regel sind sie, selbst bei gutem Untergrunde und andern Vorzügen, durch Kunst zweckmäßiger gestaltet und eingerichtet, und ihre Unterhaltung erfordert stets bedeutende Kosten. Diese Kosten werden durch die Abgaben gedeckt, die man unter verschiedenen Namen (Hafen-, Sonnen- oder Latengelder) auf die eingehenden Schiffe legt und die in den verschiedenen Häfen je nach der Kostspieligkeit der Hafenanlagen verschieden sind.

Safen, ein namentlich in Oberdeutschland gebräuchlicher Ausdruck für Gefäß, Geschirr, Topf. (S. auch Glashafen unter Glas, S. 78.)

Safenbrädl (Aljos, Freiherr von), klerikaler bayr. Abgeordneter, geb. 22. Dec. 1816 auf Schloß Au in Niederbayern, studierte in München die Rechtswissenschaft und rückte im Staatsdienst 1863 zum Bezirksgerichtsrat in Regensburg auf. Er war Mitglied des Zollparlaments und seit 1871 des ersten Deutschen Reichstags, wo er der Centrumspartei angehörte. Als Mitglied des bayr. Abgeordnetenhauses gehörte S. zur klerikalen Partei der Patrioten. Er starb 16. Juni 1883 in Regensburg. — Sein Bruder, A. v. e. r., geb. 25. Mai 1818, gleichfalls Mitglied des bayr. Abgeordnetenhauses, Führer der sog. Bauernpartei in Niederbayern und einer der extremsten „Patrioten“.

Safengelder nennt man diejenigen Abgaben, welche in den Seehäfen von den Seeschiffen oder deren Ladungen für die Benutzung der Schiffahrtsanstalten erhoben werden. Nach der Deutschen Reichsverfassung, Art. 54, Absatz 3, dürfen dieselben die zur Unterhaltung und gewöhnlichen Herstellung dieser Anstalten erforderlichen Kosten nicht übersteigen; auch müssen in Bezug auf diese Abgaben die Kauffahrteischiffe sämtlicher deutscher Bundesstaaten gleichmäßig behandelt werden. Die S. gehören zu den gewöhnlichen Unkosten der Schifffahrt und sind deshalb ausschließlich von dem Verfrachter, nicht von dem Ladungsinteressenten, zu tragen (Handelsgesetzbuch, Art. 622, Absatz 2), es sei denn, daß infolge eines leibiglich die Ladung betreffenden Zufalls (Handelsgesetzbuch, Art. 630) der Frachtvertrag aufgelöst wird (Handelsgesetzbuch, Art. 641). Wenn das Schiff in großer Haverei (s. d.) einen Nothafen anläuft, so werden die S. auf alle Interessenten repartiert (Handelsgesetzbuch, Art. 708, Nr. 4). Die S. gehören mit zu denjenigen Forderungen, welche die Rechte eines Schiffsgläubigers (s. d.) gewähren (Handelsgesetzbuch, Art. 757, Nr. 3).

Safenmeister heißt derjenige Beamte, welcher den einkommenden Schiffen ihren Platz anweist und für die Aufrechterhaltung der Ordnung im S.

forat. In Handelsbüfen wird dazu ein älterer, erfahrener Schiffskapitän gewählt; in Kriegsbüfen nimmt diese Stellung gewöhnlich ein dem Marines-tationschef unterstellter Stabsoffizier (Korvetten-kapitän) ein. In einem guten H. müssen sich alle Anstalten zum Bau, zur Ausrüstung und Repara-tur von Schiffen befinden. Dazu gehören Werf-ten, Schmieden, Maschinenfabriken, Tauwerfabri-ken, Segelmachereien, Docks u. s. w.

Hafenreffer (Matthias), angelebener württemb. Theolog aus der Zeit der luth. Orthodorie, geb. 14. Juni 1561 zu Kloster Dorch in Württemberg, studierte seit 1579 zu Tübingen Philosophie und Theologie, ward 1586 Diakon in Herrenberg, 1588 Pfarrer in Gningen, 1590 Hofprediger in Stuttgart, 1596 Professor der Theologie in Tübin-gen und Superintendant des theol. Stists daselbst, 1617 Kanzler der Universität und Propst an der Stistskirche, und starb 22. Okt. 1619. Von seinen Schriften haben besonders zwei großes Ansehen ge-wonnen. Die «Loci theologici seu compendium theologiae» (Tüb. 1600; 2. Aufl. 1603) wurden in Württemberg, Schweden und sonst das offizielle Lehrbuch der luth. Dogmatik. Das «Templum Ezechielis» (Tüb. 1618) enthält neben einer aus-führlichen Beschreibung des Ezechielischen Tempels einen kurzen Abriss der christl. Lehre.

Hafer (Avena), eine artenreiche Gattung aus der 3. Klasse, 2. Ordnung des Linnéischen Systems und der Familie der Süßgräser (Gramineen), welche viele Getreidearten, Wiesen-, Wald- und Gebirgs-gräser umfaßt und über die ganze nördl. Halb-kugel und die Alte Welt verbreitet ist. Der ge-meine H. wird jetzt sogar in Südamerika und in Australien gebaut. Sämtliche Haferarten haben rispenförmig angeordnete, zwei- bis vielblätige Ährchen, deren zwei ziemlich gleichgroße, dünnhäu-tige Kelchspelzen so lang sind, daß sie alle oder we-nigstens die Mehrzahl der zwischen ihnen befind-lichen Blüten bedecken. Die langen knieförmigen gebogenen Grannen sind unter der Spitze der De-lspelze angeheft. Die Frucht ist länglich und auf der einen Seite gefurdt. Die Haferarten zerfallen in vier Abteilungen, von denen drei auch wohl als eigene Gattungen betrachtet werden. Die erste Abteilung, die der Kulturhafer (Avena sativa), besteht aus lauter einährigen Arten (Sommer-früchten), deren Ährchen wenigstens im abgeblühten Zustande hängend sind und fünf bis neun ner-vige Kelchspelzen besitzen. Man unterscheidet be-deckte und nackte H. Bei den erstern fallen die Früchte, von den Blütenspelzen eng umschlossen, ab (beschalte H.), bei den andern aus den sich öffnen-den Blütenspelzen heraus. Zu den bedeckten H. gehören der gemeine oder Rispenhafer (A. sa-tiva L.), der Fahnenhafer (A. orientalis L.), der kurze Hafer (A. brevis Roth) und der Rauh- oder Sandhafer (A. strigosa); ferner einige als Unkräuter auftretende Haferarten, welche sich von den genannten durch eine behaarte Blüten-spindel unterscheiden, z. B. der Wind- oder Flug-hafer (A. fatua L.). Zu den Nackthäfern gehören der Nackt- oder Grünhafer (A. nuda L.) und der chinesische Hafer (A. chinensis Metz.).

Die am allgemeinsten angebaute Art ist der Rispenhafer. (S. Tafel: Getreidearten, Fig. 18 a und b.) Sein Vaterland ist, wie bei den meisten Getreidearten, nicht bekannt, seine Kultur uralt. Der gemeine H. wird namentlich in Mittel-

und Nordeuropa (bis zum 66. Breitengrade), so-wie in Centralasien (hier bis zu 1800 m, in der Schweiz bis zu 1670 m Seeshöhe) angebaut. Er gedeiht in Gebirgen und Niederungen und ist die Sommerpflanze des leichten Bodens, gedeiht aber auch ebenso auf schwerem, auf gedüngtem und er-schöpftem Boden und nach den verschiedensten Vor-früchten. Frische Düngung jagt ihm gewöhnlich nicht zu. Auf Neuland und in ausgetrockneten Sümpfen bestodt er sich am stärksten. Er ver-langt zu seinem Gedeihen eine tiefe und sorgfältig bearbeitete Ackertrume. Die Aussaat geschieht im zeitigen Frühjahr bei trockenem Erdreich. Fahnen-hafer (s. Tafel: Getreidearten, Fig. 19 a und b), durch zusammengezogene, einseitswendige, überhängende Rispe vom gemeinen H. unter-schieden, übrigens wahrscheinlich nur eine Varietät des letztern, wird namentlich in Schlessien, Ungarn und Galizien (besonders in Gebirgen) angebaut. Er gibt auf gutem Boden noch reichlichen Ertrag und lagert sich wegen seiner steifern Halme nicht so leicht. Der Flughafer, ein lästiges Unkraut, hat sehr große, drei- bis vierblätige Ährchen in ausge-breiteter Rispe, gleichlange Kelchspelzen und jede Blüte eine braune, seibig behaarte untere Spelze mit vielfach gewundener, stark gefnieter Granne, unter jeder Blüte einen starken Haarbüschel. Seine Grannen sind sehr hygroskopisch, seine zeitig her-ausfallenden, umschalten Körner werden vom Winde fortgeführt und überall umhergestreut. Die Kulturhaferarten werden in Mittel- und Nord-europa vorzugsweise als Pferdefutter gebaut; in Südeuropa tritt in dieser Beziehung die Gerste an deren Stelle. In kalten Gegenden des Nordens (Schottland) wird aus Hafermehl Brot gebacken, auch bereitet man daraus Gräse, Graupen und Bier. Die zweite Abteilung der Haferarten (Avena strum) hat aufrechte, vielblütige Ährchen, be-haarte Fruchtknoten und ausdauernde Wurzelsstöde. Sie besteht aus lauter wilnwachsenden Arten. Zu ihr gehören der auf trodenen Wiesen häufig vor-kommende weiche Hafer (A. pubescens L.) und der namentlich in Süddeutschland und Südeuropa wachsende Wiesenhafer (A. pratensis L.), zwei vorzügliche Futtergräser. Die dritte Abteilung (Trisetum) hat aufrechte, stets dreiblütige Ährchen, deren Blüten alle fruchtbar und begrannt sind, und lahle Fruchtknoten. Sie besteht ebenfalls aus perrennierenden Arten und wird meist als eine eigene Gattung angesehen. Ihre Arten sind meist klein-blütig und zierlich. Zu ihr gehört der gelbliche Wiesenhafer oder kleine Goldhafer (A. flavescens L.), welcher häufig auf trodenen Wiesen, namentlich auf Kalkboden wächst und ebenfalls ein vorzügliches Futtergras ist. Die vierte Abteilung, zu welcher der hohe Wiesen- oder Glatthafer, auch französisches Raygras genannt (A. elatior L.) gehört, ist die Gattung Arrhenatherum (s. d.). Vgl. Krafft, «Lehrbuch der Landwirtschaft» (Bd. 2: «Die Pflanzenlehre», 3. Aufl., Berl. 1881).

Haferschmiele, s. unter Aira.

Haferwurz oder lauchblättriger Wod-s-bart, s. unter Tragopogon.

Haff, ein im gewöhnlichen Sprachgebrauche ver-altetes Wort, bedeutet im Dänischen et hav, das Meer oder einen ansehnlichen Teil desselben und kommt im Deutschen nur noch als Eigennamen dreier, der südl. Ostseefüste eigentümlichen Formen der Strommündungen vor. Es sind meerbusen-

förmige, aber teils durch benachbarte Inseln, teils durch schmale, sandige Landzungen oder Nerungen (hochdeutsch Niederungen, ähnlich dem schwed. Nerike, d. i. Niederreich, oder wenn es aus dem Altpreussischen abzuleiten ist, »von den Wellen ausgemorrenes Land«) von dem Meere fast ganz geschlossene Mündungsgolfe, die als solche Flusswasser enthalten, mithin als Teile der dazugehörigen Hauptströme, nicht als Meerbusen betrachtet werden können und durch ihre größere Abgeschlossenheit sich auch von der Mündungsform des Ästuar und Liman (s. d.) unterscheiden. Sie gehören alle drei zum preuß. Staate. Das Pommerische oder Stettiner Haff, in seinem östl. Teile das Große, in dem westlichen das Kleine H. genannt, ist 986 qkm groß, nimmt die Ober und einige kleinere Flüsse, wie die Ätzer, auf und ergießt sich zwischen dem Festlande und den Inseln Usedom und Wolin durch die Peene, Swine und Divenow in die Ostsee. Das Frische Haff, zwischen Elbing, Pillau und Königsberg, ist 843,1 qkm groß, nimmt zwei Mündungsarme der Weichsel, nämlich die Rogat und die Alte Weichsel, sowie die Elbing, die Passarge, den Frisching und den Pregel auf und wird durch die 60 km lange, sehr schmale Frische Nerung von der Ostsee getrennt, mit welcher es nur durch das 4 m tiefe Gatt (Seegatt) oder Pillauer Tief in Verbindung steht. Das Kurische Haff, welches hinter der 90 km langen Kurischen Nerung liegt, 1661,5 qkm groß ist und die Memel oder den Niemen in zwei Armen, Ruß und Gilge, sowie die Deime, einen nördl. Arm des Pregel, aufnimmt, mündet bei Memel durch das Memeler Tief in die Ostsee aus. Geringe Tiefe und bei heftigem Winde sehr gefährliche Wellenbewegungen behindern die Schifffahrt auf diesen Gewässern für große Seeschiffe sehr.

Haffner (Karl), Schauspielbichter und Romanschriftsteller, geb. 8. Nov. 1804 zu Königsberg i. Pr., verließ im 16. Jahre das Fridericianum daselbst, um sich der Bühne zu widmen, durchzog als wandernder Schauspieler Preußen, Sachsen, Schlesien, Österreich und Ungarn, ward 1830 Dramaturg und Theaterbichter zu Pest. Da er mit einigen Spektakelstücken, wie »Schwarzenberg und Balfy« und »Die Raubhühner«, durchschlagenden Erfolg hatte, so ward er von dem wiener Theaterdirektor Carl für das Theater an der Wien engagiert, dem er während einer 12jährigen Wirkamkeit über hundert Stücke, meist Gesangspossen und Volksstücke lieferte; sie erschienen in Auswahl unter dem Titel »Österr. Volkstheater« (3 Bde., Pp. 1845—46). Dauernb hat sich auf der Bühne erhalten sein dreialtiges Genrebild »Therese Krone«. Seine Romane sind meist dem wiener Leben entnommen. H. starb 29. Febr. 1876 in Wien.

Hafi (arab.), Varsüßer.

Häfs (Schems: ed: bin Mohammed; der Beinamen häfs bezeichnet einen Gelehrten, welcher den Koran auswendig weiß), einer der berühmtesten und anmutigsten Dichter Persiens, geb. zu Anfang des 14. Jahrh. zu Schiräs, widmete sich der Theologie und Rechtskunde und lebte als Dermisch in freiwilliger Armut zu Schiräs. Damals gebot die Dynastie der Moaffariden (1318—93) im südl. Persien, und H. hat besonders zwei unter diesen sieben Fürsten, Schahel: ed: bin Schah Schedschaa, an dessen Hofe er unmittelbar erteilte, und Schah Mansur, der 1393 im Kampfe gegen Timur fiel,

in seinen Gedichten gepriesen. Timur, welcher zum ersten male 1388 in Schiräs war, soll den H. mit Auszeichnung behandelt haben. Mehrfachen Einladungen an Fürstenthöfe, so an den der Ilchanden von Bagdad, an den des ind. Fürsten Mahmud Schah Bahmani (1378—97), zog H. den Aufenthalt in seiner Vaterstadt vor, wo er 1389 starb. Erst nach seinem Tode wurden von seinem Freunde Mohammed Gulandam die Oden und Elegien, an Zahl etwa 700, in einen »Diwan« gesammelt, welcher viele Kommentatoren gefunden hat. Gedruckt ward derselbe zuerst in Indien (Kallutta 1791), wo er, besonders in jüngster Zeit, wie auch in Persien in vielen lithographierten Ausgaben erschienen ist. Den Ausgaben von Konstantinopel (1840) undairo (3 Bde., Bulat 1834) sind die türk. Scholien des Subi beigegeben. Diese Scholien enthält auch die große kritische Ausgabe von Herm. Brodhaus (3 Bde., Pp. 1854—61); einzelne Gedichte wurden bereits 1771 in Wien herausgegeben; vollständig übertragen wurde der »Diwan« von Hammer (2 Bde., Tab. 1812—13, ein Wert, welches Goethe zu Gedichten des westöstlichen Diwan anregte), den Text mit gegenüberstehender metrischer Übersetzung gab Vincenz von Rosenzweig (3 Bde., Wien 1858); ausgewählte Ghazelen hat Bodenstedt dem Deutschen angeeignet (Berl. 1877); ins Englische wurde H. mehrfach übersetzt, unter andern der ganze »Diwan« von E. H. Palmer (Lond. 1881) und eine Auswahl von Widdell (Lond. 1876, in prachtvoller Ausstattung). Den lyrischen Gedichten des H., in denen er mit Anmut und Feuer Wein, Liebe und Genuß befaßt, liegt nach Ansicht der Perser oft ein mystischer Sinn zu Grunde, den Schemi, Sururi u. a. zu erörtern sich bemüht haben. Sein Grabmal bei Schiräs wird noch gegenwärtig häufig von frommen Moslems besucht. Vgl. Mullers, »Vitas poetarum persicorum ex Dauletschahi historia poetarum excerptas« (Gief. 1839).

Hafnarfjörð, Ort auf Island (s. d.).

Hafner (Philipp), der Vater der wiener Lokalfosse, geb. 1781 zu Wien, war Affessor beim wiener Stadtgericht und starb bereits 1764. Seine ersten Stücke waren: »Megära, die fürchterliche Hete, oder das bezauberte Schloß des Herrn von Einhorn« und »Die bürgerliche Dame, oder die Ausschweifung eines Schwelbes mit Hanswurst und Colombina«. Mehrere seiner Poffen bearbeitete Perrinet zu Singstücken, wie »Die Schweftern von Prag«, »Das Sonntagskind« u. s. w.

Hafnerzell, Marktfleden in Niederbayern, s. Obernzell.

Hafnia, der lat. Name von Kopenhagen.

Hafren, Teil des Severn (s. d.).

Haft als Sicherungsmittel in bürgerlichen Rechtsachen und als Maßregel der Exekution im Civilprozeß, s. Arrest (im Civilprozeßverfahren).

Haft im Strafprozeß und im Strafrecht bedeutet: 1) die vorläufige gefängliche Verwahrung eines Angeklagten, und hat den Zweck, denselben daran zu verhindern, entweder, daß er sich der Untersuchung durch die Flucht entziehe oder daß er die Spuren der zu bestrafenden That vernichte, beziehentlich Zeugen oder Mißthulbige zu falscher Aussage verleite (sog. Kollusionshaft). Nach §. 114 der Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich erfolgt die Anlegung dieser H. (Untersuchungshaft) auf Grund eines schriftlichen

Haftbefehl, in welchem der Angeeschuldigte genau zu bezeichnen und die ihm zur Last gelegte strafbare Handlung, sowie der Grund der Verhaftung anzugeben ist. Der Verhaftete soll, soweit möglich, von andern gesondert und nicht mit Strafgefangenen zusammen verwahrt werden; er darf sich auch Bequemlichkeiten und Beschäftigungen, die seinem Stande und seinen Vermögensverhältnissen entsprechen, auf seine Kosten anschaffen, soweit sie mit dem Zwecke der *H.* vereinbar sind und weder die Ordnung im Gefängnis stören, noch die Sicherheit gefährden. Ein Angeeschuldigter, dessen Verhaftung lediglich wegen Verdachts der Flucht angeordnet ist, kann gegen Sicherheitsleistung (bares Geld, Pfandbestellung, Wertpapiere oder Bürgschaft) mit der Untersuchungshaft verschont werden. (Vgl. Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich, §. 112—132.)

2) Im Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich bezeichnet *H.* eine Freiheitsstrafe, und zwar die leichteste. Sie ist hauptsächlich für Übertretungen, d. i. Polizeivergehen, bestimmt und besteht in einfacher Freiheitsentziehung von einem Tage bis zu sechs Wochen (§. 18), kann jedoch ausnahmsweise bis zu drei Monaten verlängert werden (§. 77); nur Landstreicher, Bettler, liederliche Dirnen und arbeitscheue Personen können während der *H.* zu Arbeiten, welche ihren Fähigkeiten und Verhältnissen angemessen sind, angehalten werden (§. 362). Wenn jemand wegen verschiedener Übertretungen mehrfach *H.* verwirkt hat, so ist gegen ihn auf einen Gesamtbetrag, der jedoch drei Monate nicht überschreiten darf, zu erkennen. Die Vollstreckung einer rechtskräftig erkannten *H.* verjährt in zwei Jahren (§. 70b). Bezüglich solcher Personen, welche bei der *H.* zu Arbeiten angehalten werden können, ist die höhere Polizeibehörde (Landespolizeibehörde) befugt, dieselben nach veräußerter *H.* bis zu zwei Jahren in ein Korrekptions- oder Arbeitshaus unterzubringen. Diese Nebenstrafe heißt Nachhaft.

Haftara bezeichnet im Ritus der Synagoge den an Sabbaten, Feiertagen und Festtagen an die Vorlesung aus dem Pentateuch (Perikope) sich anschließenden Abschnitt aus den Propheten, der mit entsprechenden Benediktionen eingeleitet und beschloffen wird. Der Inhalt der *H.* entspricht gewöhnlich demjenigen der Perikope oder der jeweiligen Bedeutung des Tages im jüd. Kalenderjahre.

Haft oder Ephemeräen, Insektenfamilie, f. Eintagsfliegen.

Haftpfennig, Gottespfennig, Heiligergeispfennig (arrha, denarius dei), eine kleine Geldsumme, welche im ältern deutschen Recht gegeben wurde, um einen Vertrag bindend zu machen. (Vgl. Arrha.)

Haftpflicht nennt man eine besondere, gegenüber den sonstigen Regeln des Privatrechts erhöhte Verpflichtung zum Schadenersatz für die beim Betriebe der Eisenbahnen, Bergwerke u. s. w. herbeigeführten Tötungen und Körperverletzungen, welche im Deutschen Reich durch das Reichsgesetz vom 7. Juni 1871 geregelt ist. Das Gesetz unterscheidet zwischen Eisenbahnen (wohin auch Werbeeisenbahnen zu rechnen sind) einerseits und Bergwerken, Steinbrüchen, Gräbereien (Gruben) oder Fabriken andererseits in der Weise, daß, wenn es sich um Tötungen oder Körperverletzungen handelt, welche beim Betriebe einer Bahn vorgekommen, der Unternehmer für den dadurch entstandenen Schaden

schlechthin haftet, es sei denn, daß er beweise, der Unfall sei durch höhere Gewalt oder eigenes Verschulden der betreffenden Getöteten oder Verletzten Person verursacht worden; wogegen bei Unfällen, die beim Betriebe von Bergwerken vorgefallen sind, der Betriebsunternehmer nur in dem Falle (abgesehen von seinem eigenen Verschulden, einem Falle, der nicht nach diesem Gesetze zu behandeln) für den Schadenersatz haftet, wenn ein Bevollmächtigter oder ein Repräsentant oder eine zur Leitung oder Beaufsichtigung des Betriebes oder der Arbeiter angenommene Person durch ein Verschulden in Ausführung der Dienstverrichtungen den Tod oder die Körperverletzung eines Menschen herbeigeführt hat. Schadenersatz ist zu leisten im Falle der Tötung durch Ersatz der Kosten einer versuchten Heilung und der Beerdigung, sowie des Vermögensnachteils, welchen der Getötete während der Krankheit durch Erwerbsunfähigkeit oder Verminderung der Erwerbsfähigkeit erlitten hat. War der Getötete zur Zeit seines Todes vermöge Gesetzes verpflichtet, einem andern Unterhalt zu gewähren, so kann dieser insoweit Ersatz fordern, als ihm infolge des Todesfalls der Unterhalt entzogen worden ist; im Falle einer Körperverletzung dagegen durch Ersatz der Heilungskosten und des Vermögensnachteils, welchen der Verletzte durch eine infolge der Verletzung eingetretene zeitweise oder dauernde Erwerbsunfähigkeit oder Verminderung der Erwerbsfähigkeit erleidet. War der Getötete oder Verletzte unter Mitleistung von Brämin oder anderen Beiträgen durch den Betriebsunternehmer bei einer Versicherungsanstalt u. s. w. gegen den Unfall versichert, so ist die Leistung der letztern an den Ersatzberechtigten auf die Entschädigung einzurechnen, wenn die Mitleistung des Betriebsunternehmers nicht unter einem Drittel der Gesamtleistung beträgt. Vertragsbestimmungen (durch Reglements, Übereinkunft), welche den gedachten Vorschriften entgegenstehen, haben keine rechtliche Wirkung. Nach §. 7 hat das Gericht über die Höhe des Schadens nach freiem Ermessen zu erkennen. Wenn nicht die Parteien über die Abfindung in Kapital einverstanden sind, ist regelmäßig eine Rente zuzubilligen, betreffs deren Höhe u. s. w. nachmals bei veränderten Verhältnissen Modifikationen zwischen den Beteiligten zugelassen werden. Die Forderungen auf Schadenersatz verjähren in zwei Jahren vom Tage des Unfalls, beziehentlich bei Tötung vom Todestage an gerechnet. Landesgesetze, welche in der angeedeuteten Richtung noch weitergehende Bestimmungen über die *H.* enthalten, sollen durch das Reichsgesetz unberührt bleiben. Schließlich wird behufs Sicherung einer einheitlichen Auslegung und Anwendung des unstreitig kontroversreichen Gesetzes die oberste Instanz in das Reichsoberhandelsgericht, jetzt das Reichsgericht, zu Leipzig verlegt. Dies hat inzwischen eine große Anzahl von Entscheidungen zu den einzelnen Paragraphen des Gesetzes erlassen. Als Hauptgrundsätze treten aus ihnen für die Eisenbahnunfälle hervor, daß die *H.* den Betriebsunternehmer trifft, nicht etwa den davon verschiedenen Eigentümer des Schienenwegs, daß, wenn ein Unfall herbeigeführt ist durch das Zusammenstoßen der Züge von verschiedenen Betriebsunternehmern auf derselben Strecke, beide für den Schaden haften, und daß in allen Fällen der Unfall in innerm Zusammenhange mit den dem Bahnbetriebe eigentümlichen

Gefahren (Dampfkrast, Schienengleise) stehen muß, wenn ein Ersparnispruch auf dies Geſetz gegründet werden ſoll. Bgl. Eger, «Das Reichthumspflicht-geſetz» (Bresl. 1876; neue Aufl. 1879).

Haftzcher, Eidechſenfamilie, ſ. *Geckonen*.

Hag, ſo viel wie Hecke oder Lebendiger Zaun, ſ. unter Einfriedigung.

Hagada (hebr., wörtlich: «das Sagen») bezeichnet in der rabbinischen Sprache die Verwendung des bibliſchen Inhalts nach ethiſchen, erbaulichen, geſchichtlichen und andern Motiven. In beiden Talmuden wechſelt die H. oft mit der ſtrengen Diſkuffion der geſetzlichen Beſtimmungen (*Halacha*, ſ. d.). Die «Bücher der Hagada», die von ältern Autoren zuweilen angeführt werden, exiſtiren nicht mehr. Die oft erſchienene «Hagada von Beſch» iſt das Ritual der an den beiden erſten Abenden des Paſſahfeſtes ſtattfindenden Familienandacht.

Hagar, b. i. Flucht, hieß die ägypt. Magd Abrahams, welche demſelben ſeinen älteſten Sohn Iſmael gebar. Mit dieſem durch Sarah, die rechtmäßige Gattin Abrahams, vertrieben, wanderte ſie nach dem Süden von Paläſtina, wo Iſmael der Stammvater arab. Stämme wurde. Die Sage bezieht ſich auf die Trennung der Hebräer von ihren nordarab. Stammverwandten. Der Name «Hagariter» ſcheint ſpäter einem Theile der iſmaelitischen Araber, dem Beduinennamme der Agraer im nördl. Arabien, beigelegt worden zu ſein. Im Neuen Teſtament deutet Paulus den Namen der H. allegoriſch aus und verſteht darunter den «Stein» (Berg) der moſaiſchen Geſetzgebung. Viele Jabeln über H. finden ſich unter den Mohammedanern, die ſie als die Stammutter der iſmaelitischen Araber verehren und häufig nach ihrem angeblichen Grabe zu Mekka wandern.

Hagberg (Carl August), ſchwed. Shakeſpeare-überſetzer, geb. 7. Juli 1810 zu Lund, ſtudierte in Uppsala und wurde 1833 zum Docenten der griech. Sprache ernannt. Seit 1840 wirkte er als Profeſſor in Lund, wo er 8. Jan. 1864 ſtarb. Seine Lehrfächer waren anfangs die Aſthetik, Litteratur- und Kunſtgeſchichte und moderne Sprachen, ſeit 1859 aber die nordiſchen Sprachen. In ſeiner Jugend lieferte er Beiträge zur Geſchichte des griech. Dramas und gab auch gute Überſetzungen aus Ariſtophanes heraus, ſeinen größten litterariſchen Ruhm erzielte er aber mit einer meiſterhaften Übertragung ſämtlicher Dramen Shakeſpeares (12 Bde., Lund 1847—51; neue Aufl. 1861). Die letzten Jahre ſeines Lebens widmete er dem Wörterbuche der Schwediſchen Akademie, deren Mitglied er ſeit 1851 war.

Hagebuche oder gemeine Weißbuche, ſ. Hornbaum.

Hagebutte oder Hanbutte, die Frucht des Roſenſtrauchs, inſofern der Hecken- oder Zaunroſe. Hagen iſt ein dorniger Strauch, der zur Anlage von Hegen oder Hecken geeignet iſt, wie auch der Hageborn (*Crataegus*), und Butte bezeichnet die Form der Frucht. Dieſe iſt aus der Kelchröhre hervorgegangen, alſo eine Scheinfrucht, während die in ihr ſitzenden ſamenartigen Steinchen aus Fruchtnoten entſtanden ſind, mithin die Früchte darſtellen. Das etwas magere Fleiſch der H. iſt meiſt rot gefärbt und enthält vorzugsweiſe Schleimzucker, Gummi, Gerbstoff, Apfel- und Citronensäure; es hat einen angenehmen, erfrifchenden Geſchmack, weshalb die H. zur Bereitung von Suppen, Kompotts und Konſerven benutzt wird. Zu

dieſem Zweck werden die Früchte der Länge nach auseinandergeſchnitten und ſorgfältig von den Steinen und den die innere Fruchtwand bekleidenden Borſten gereinigt. Für die Küche ganz beſonders geeignet ſind die größten und fleiſchigern Früchte der Apfelroſe, *Rosa villosa* (*pomifera*).

Hagedorn oder Weißdorn, Pflanzengattung, ſ. *Crataegus*.

Hagedorn (Hedenroſe), ſ. unter Roſe.

Hagedorn (Friedr. von), namhafter Dichter des 18. Jahrh., geb. 23. April 1708 zu Hamburg, beſuchte das dortige Gymnaſium und ſtudierte ſeit 1726 in Jena die Rechte. Im J. 1728 ging er als Privatſekretär mit dem dän. Geſandten nach London, von wo aus er 1729 in Hamburg auf Hamanns Jurea die erſte Sammlung ſeiner Poefien unter dem Titel «Friedrich von H. Verſuch einiger Gedichte» veröffentlichte (Neudruck von A. Sauer, Heilbr. 1883). Doch ſchon 1731 kehrte er nach Hamburg zurück, wo er 1733 als Sekretär bei dem Engliſch Court, einer ſeit früher Zeit daſelbſt beſtehenden Geſellſchaft engl. Kaufleute, angeſtellt wurde. Dieſe Stelle ließ ihm hinlängliche Muße, der Dichtkunft zu leben. Er ſtarb in Hamburg 28. Okt. 1754. H. war kein im großen geſtaltender, ſchöpferiſcher Geiſt, aber dadurch für ſeine Zeit bedeutend und auch für die Zukunft einflußreich, daß er, ebenſo frei von Lohenſteins Schwuſt als von Henrichs ärmlicher Nüchternheit, das Lied auf einfachere Elemente zurückführte, ihm einen höhern Grad von Sangbarkeit erteilte, ſodaß die beliebteſten Kompoſitionen damaliger Zeit populäre Melodien dazu ſerten. Er ließ überhaupt das Gefühl reiner und natürlicher im Liebe ſprechen, alſo es von ſeinen Vorgängern geſchehen. Anakreontiſch-satiriſche Lebensweiſheit, Beherrlichung anmutiger Naturſcenen, Zufriedenheit, Geſelligkeit und Freundschaft bilden die Hauptelemente ſeines Liedes, in welchem ihm zum Teil Chaſtens Vorbild war. So hat n. das Verdienſt, der eigentliche Schöpfer des deutſchen Geſellſchaftsliedes geworden zu ſein. Auch in der poetiſchen Epik, worin ihm Horaz, und in der poetiſchen belehrenden Erzählung, worin ihm Laſontaine Muſter war, leiſtete H. für ſeine Zeit Treffliches. Zugleich erſcheinen in ſeinen Liedern die rhythmische Form und die Sprache, an der er, wie die verſchiedenen Ausgaben ſeiner Poefien beweifen, unabläſſig ſeifte, von einer für ſeine Zeit ungewöhnlichen Reinheit, Anmut und wohl-tönenden Leichtigkeit, ſodaß er ſich den Beinamen des Dichters der Grazien erwarb. Die beſte Ausgabe ſeiner «Poetiſchen Werke» nebst Lebensbeſchreibung und Charakteriſtik beſorgte Eichenburg (5 Bde., Hamb. 1800).

Hagedorn (Chriſtian Ludw. von), Bruder des vorigen, geb. 14. Febr. 1712 zu Hamburg, ſtarb als Geh. Legationsrat und Generaldirektor der Kunſtabademien zu Dresden und Leipzig in Dresden 24. Jan. 1780. Er iſt als der eigentliche Vorläufer Windelmanns zu betrachten und brach in mehreren Richtungen der Kunſt neue Bahn. Durch ihn wurde auch 1765 die erſte Gemäldeausſtellung der Akademie in Dresden veranſtaltet. Den meiſten Auf erwarb er ſich durch ſeine «Betrachtungen über die Malerei» (2 Bde., Lpz. 1762). Auch veröffentlichte er «Briefe über die Kunſt» (Lpz. 1797).

Hagel, Hagelgeſchoß, veraltete Bezeichnungen für die Vereinigung einer Anzahl kleinerer

Geschosse zu einem Schuß; dieselben werden zusammen in das Geschützrohr geladen und so verfeuert, daß sie von der Mündung ab sich zerteilen und Streuwirkung (s. unter Geschosswirkung) ausüben. Statt H. wurde später die Bezeichnung Kartätsche (s. d.) gebräuchlich. Man hatte H. aus Steinen, Blei- und Eisenkugeln, sowie aus kleinern Sprenggeschossen, letzterer hieß Granathagel. (S. unter Granate.)

Hagel nennt man die meist kugel- oder birnförmigen, wohl auch linsenförmig abgeplatteten oder vielsichtigen Eiskörner, welche zuweilen, namentlich bei starken Gewittern, aus der Atmosphäre niederfallen. Dieselben bestehen in der Regel aus einem schneearartigen Kern und einer durchsichtigen, nicht selten konzentrische Schichten bildenden Schale. Im Mittel haben die Hagelkörner die Größe einer Erbse bis zum Taubenei, zuweilen aber erlangen sie 7—10 cm im Durchmesser und erreichen ein Gewicht von 200—300 g und darüber; im letztern Falle sind sie unregelmäßig. Außerordentlich große Hagelkörper dürften aus kleinern H. zusammengefroren sein. Kleinere Hagelkörner nennt man Schloßen, welche mit den noch kleinern, aus Schneeflocken gesetzten Graupeln (s. d.) nicht zu verwechseln sind. Die Wolken, aus denen der H. fällt, pflegen tief zu ziehen und verdunkeln die Gegend; sie sind durch große Dide, eigentümliche graurötliche Färbung, sowie Zerrissenheit der weißlichen Ränder ausgezeichnet. Ihr Herannahen, das meist schnell und unter Nacheln oder in Begleitung eines Sturms erfolgt, ist mit einem spezifisch rasselnden Geräusche verbunden. Der Hagelfall ist meist von Gewittererscheinungen (Wiz und Donner) begleitet und kommt fast stets vor dem heftigen Gewitterregen oder gleichzeitig mit demselben, fast nie erst nachher. Hagelwetter haben in der Regel keine große Breite und beschreiben auf ihrem Wege einen langen schmalen Streifen; auch hat die Erfahrung gelehrt, daß manche Gegenden weit häufiger von solchen Strichen betroffen werden als andere. Überhaupt herrscht beim H. der totale Charakter vor.

H. fällt vorzugsweise zur Sommerzeit und während des Tags; nächtliche Hagelwetter sind höchst selten. Der H. ist weit häufiger in den gemäßigten Himmelsstrichen als in den Polar- und Tropenregionen; im letztern Falle erscheint er meist auf hohen Ebenen und Bergen. Die Temperatur des H. ist $-0,5$ bis -4° C. Gewöhnlich dauert das Hageln nur einige, höchstens 15 Minuten, nach welcher kurzen Zeit die gefallene Eismenge zuweilen den Boden auf mehrere Centimeter bedecken und im ganzen erstaunlich groß sein kann. Obwohl das Hageln an demselben Ort nur von kurzer Dauer ist, schreitet es doch nicht selten über weite Landstrecken fort, wobei gewisse Gegenden vorherrschend vom H. heimgesucht werden. In der nördl. Erdhälfte erstreckt sich sein öfteres Vorkommen vom 30° bis 60° , besonders jedoch vom 40° bis zum 55° der Breite.

Die Bildung so großer Eismassen, wie sie als H. herabfallen, läßt sich schwer erklären, und es sind daher vielerlei Hypothesen über die Entstehung des H. aufgestellt worden. Unter den verschiedenen Fragen, welche eine gute Erklärung der Hagelbildung zu beantworten hat, ragen in erster Linie hervor: Woher kommt in der warmen Jahreszeit die Kälte, die zum Entstehen des H. notwendig ist, und woher erlangen die Hagelkörner ihre man-

chesmal beträchtliche Größe? Von den vielen ältern Ansichten über die Entstehung des H. stand die von Volta (1792) trotz ihrer Mängel lange Zeit in höchstem Ansehen. Volta meinte, daß an der Oberfläche einer hoch schwebenden Wolke durch die Sonnenstrahlen eine rasche Verdunstung erfolge, wodurch Teilchen derselben erstarren und sie zugleich negativ elektrisch werde. Die so gebildeten Dünste erheben sich und werden in der höhern, kältern Luftschicht zu einer neuen Wolke kondensiert, welche positiv elektrisch sein soll. Zwischen den entgegengesetzt elektrischen Wolken sollen die entstandenen kleinen Eiskloden so lange hin- und hergeworfen werden, bis sie durch die zwischen beiden Wolken enthaltenen Dünste derart an Größe zunehmen, daß sie vermöge ihres Gewichts endlich herabfallen. Gegenwärtig nimmt man allgemein an, daß die Elektrizität zwar bei der Hagelbildung nicht direkt mitwirke, jedoch stets in Begleitung des H. erscheine. Beachtenswerter sind die auf der Unterkühlung des Wassers beruhenden Erklärungsarten der Hagelbildung, welche zuerst (1849) von Fr. Vogel und bald darauf unabhängig von Köllner, dann später selbständig auch von andern (De la Rive 1856, Dufour 1861, Berger 1865) aufgestellt worden sind. Dieselben beruhen darauf, daß Wasser bei gewissen günstigen Umständen weit unter den Nullpunkt abgekühlt werden kann, ohne daß es gefriert. Diese Unterkühlung (auch Überkaltung oder Übersättigung genannt) hört jedoch plötzlich auf, sobald jenes Wasser mit einem festen Körper oder einem Eiskügelchen in Berührung kommt: es erstarrt dann plötzlich zu Eis (s. d.). Nun nehmen die auf solcher Unterkühlung des Wassers basierenden Hagelhypothesen an, daß auch die Wasserteilchen (Dunst- oder Nebelbläschen) der hohen Wolken unter Null erkalten können, ohne zu gefrieren. Wenn dann aus noch höhern Wolkenschichten kleine Eisteilchen oder Graupeln herabfallen, so legen sich jene unterkühlten Wasserteilchen (Dunst- oder Nebelbläschen) als Eishüllen um letztere sehr rasch an, derart, daß die so sich bildenden Hagelkörner beim Herabfallen immer größer werden.

Die Entstehung der ersten Eisteilchen oder Graupeln wird hier vorausgesetzt insofern der in höhern Regionen herrschenden Kälte, von welcher die Temperaturmessungen der Luftschiffer sicheres Zeugnis brachten. Hohe Luftfahrten bestätigten ferner, daß die vorausgesetzte Unterkühlung der Wasserteilchen in hohen Wolken, welche jedoch unterhalb jener Graupelwolken liegen, wirklich stattfindet. Es sind mithin in dieser Hypothese sowohl der zur Erklärung der Hagelbildung notwendige Kältegrad wie auch die Ursache zur Vergrößerung der Hagelkörner berücksichtigt. Gleichwohl erhält diese Hypothese erst ihren vollen Wert, wenn man mit Theod. Reye (1865 und 1872) annimmt, daß bei außerordentlicher Abnahme der Temperatur nach oben sich aufsteigende, wirbelnde Luftströme bilden, deren Wasserdunst in hohen eiskalten Luftschichten zu Eiskugeln erstarrt, welche durch die obersten Luftwirbel zu Graupeln geballt werden. Letztere wachsen dann beim Herabfallen durch die unterkühlten Wasserteilchen zu Hagelkörnern an. Nach Reye entstehen also die Hagelwetter durch Wetteräulen in den höhern Schichten der Atmosphäre. Nach Osborne Reynolds wachsen die Körner des H. dadurch, daß die größern Eisteilchen schneller als die kleinern fallen, mit welchen sie sich verbinden und

dadurch größer werden. Erwähnenswert sind noch die Hypothesen Schwaab's (1844) und Rohrs (1862), nach welchen der \mathcal{H} , d. h. die Entladung großer Wassermengen in den Wolken, von dem plötzlichen Verabstreifen sehr kalter Luftmassen aus den höheren Luftschichten herrühren sollte. Mohr nimmt an, daß die infolge der Sonnenwirkung bis zu hohen Regionen emporsteigenden Wasserdämpfe durch sehr kalte darüberliegende Luftschichten schnell zu tropfbarem Wasser verdichtet werden. In dem dadurch gebildeten luftverdrängten Raum stürzen noch mehr und noch kältere Luftschichten (bis zu -40°C und darunter) nach und verdichten noch mehr Wasserdampf, jedoch dadurch ein heftiger, absteigender kalter Luftstrom erzeugt wird, der den in den unteren Luftschichten aufsteigenden Wasserdampf massenhaft verdichtet und zum Schmelzen bringt. Allein die Rechnung verlangt für diese und analoge Hypothesen eine so mächtige Wärmeentziehung des Wassermassens, daß es unmahrscheinlich wird, wie jene kalten Luftströme durch kalte Wännen. Das beim Hagelsturz auftretende Geräusch kommt vermutlich vom Auseinanderprallen der Eiskörner, welche der Wind bewirkt.

Vgl. Schwaab, „Die Hageltheorien älterer und neuerer Zeit.“ (Auss. 1878). Wasmuth, „Histor. krit. Übersicht der Hageltheorien.“ (Nürnberg 1876).

Die Zerstörungen, welche der \mathcal{H} auf den von ihm betroffenen Landstrichen besonders durch Zerschlagen der Ährenrispe anrichten kann, sind sehr groß. Es ward daher auch der Wunsch reg, Hagelableiter, analog den Blitzableitern, aufstellen zu können. Ja aber ein solcher immer nur wesentlich durch Elektricitätsableitung wirken könnte, der \mathcal{H} aber nicht Folge der Elektricität ist, so ergibt sich von selbst das Unnütze solcher Vorrichtungen. Tagesgen haben die Hagelversicherungsanstalten großen Nutzen gestiftet. (S. Hagelversicherung.)

Hagelberg, Dorf bei der Stadt Briesig im preuss. Regierungsbezirk Potsdam, geschichtlich bekannt durch das Treffen vom 27. Aug. 1813, in welchem die Preußen unter General von Bülowfeld den Franz. General Girard schlugen. (S. Briesig.)

Hagelfest (S. Hauerfest), ein feierliches Hochamt, welches in fast Ländern am 26. Juni, dem Gedächtnistage der Heiligen Johannes und Paulus als Schutzheilige gegen Hagel nach Uamwiler, gehalten wird.

Hagelforn (gr. Chalydon), partielle Verdringung des Augenlidmorgels, s. u. Gerstenkorn.

Hagelfugel war die Bezeichnung für eine mit kleinen Hageln gefüllte Granate, die als Vorläufer des späteren Schrapnells schon um 1600 vorkam (s. unter Gesch. Bd. VII, S. 577). Beim gewöhnlichen wird der Schrotschuß auch als Hagel bezeichnet. (Bd. VII, S. 577.)

Hagelhaub (Jagelhaub), s. unter \mathcal{H} . **Hagelversicherung**, einer der wichtigsten Zweige des ganzen Versicherungswezens, erstreckt sich auf Feldfrüchte, Wein, Hopfen, Tabak, Getreide, Obst- und Baumkulturen, auch Häuser und Fensterscheiben (hier als Konkurrenz der Glasversicherung, s. d.) u. v. m. und entstand im 18. Jahrhundert in Frankreich und England, dann auch in Deutschland, als durch schonungslose Zerstörung der Wälder dem Ackerbau immer mehr der natürliche Schutz entzogen war. Die deutschen Hagelversicherungs-gesellschaften bestehen meist erst seit neuerer Zeit, Österreich-Ungarn hat noch keine diese Branche ausschließlich betreibende

nennenswerte Anstalt, aber fast alle dortigen Versicherungs-gesellschaften betreiben auch die \mathcal{H} , die Schwaben hat eine auf Gegenfeitigkeit seit 1810 in Zürich.

Bei der \mathcal{H} wird im Unterschied gegen andere Elementarversicherungs-gewerke im Schadensfalle nicht der Zeitwert der verhaselten Bodenerzeugnisse, sondern die Differenz zwischen dem zu erhaltenden Ertrage unter normalen und dem verminderten Ertrage unter den durch den Hagelschlag gestörten Entwicklungsvorhältnissen vergütet. Der \mathcal{H} selbst noch immer ungemein unter dem Mangel einer ausreichenden und zuverlässigen Statistik, da die geogr. Verteilung der dem Hagelschlag überhaupt, oder abwechselnd, oder gar nicht ausgesetzten Länderstriche ihren letzten Ursachen nach noch nicht einmal annähernd begründet ist. Ferner ist es oft schwierig zu erkennen, ob überhaupt ein Hagelsturz umliegt. Auch ist zuweilen die Feststellung des Schadens im Wege natürlicher Entwicklung möglich, in welchem Falle findet der Ertrag seine Ermäßigung durch den Grad, bis zu welchem diese Entwicklung geschieden ist. Hieraus folgt die Schwierigkeit der Aufgabe, die „Vorsprünge“ in Stellung zu bringen mit der eventuellen künftigen Entschädigung, sowie der richtigen Einteilung der Gefahrenklassen nach den verschiedenen Gegenständen der Versicherung (Fruchtgattungen). Außerdem haben viele Gesellschaften Totalitätsklassen, abgefaßt im Hinblick an die polit. Kreisverteilung nach der alljährlich veränderlichen Fruchtverteilung. Als Grundlag gilt für die Deklaration der Versicherungsobjekte, daß von einer und derselben Fruchtgattung stets die ganze Ernte versichert werden muß. Bei der Prämie charakterisiert sich ein eigenes Merkmal der \mathcal{H} - Prämien, die in kürzere Zwischenzeiten von Hagelstürzen betroffen waren, zahlen das nächste Jahr erhöhte Prämie, adert, längere Zeit versichert gebliebene genießen gewisse Rabatte. Beiweils des Tarifs ist zu bemerken, daß Gräser und Futterfrüchte der geringste, Eigarren- und Schnupftabak der höchste Prämie zahlen. Durch freiwillige Übernahme einer teilweisen Selbstversicherung ermöglicht sich die Vorsprünge.

Die gegenseitigen Gesellschaften in Deutschland arbeiten zum Teil auf räuslich beschränktem Gebiet, wie die Ressenburgische in Neubrandenburg (älteste, von 1797, betreibt auch Feuerversicherung), Greifswald (von 1841, auch Feuerversicherung), Wriezen (für das Oderbruch, von 1844), Gernsdorff in Ressenburg (1854) und München (für Bayern, 1858), die andern sind allgemein organisiert. Leipzig (1824), Schwedt 1826, auch Feuerversicherung, Hannover Preussisch-Brandenburgische zu Hannover (1833), Hagelversicherungsanstalt für Teutland zu Berlin (1867, auch Brandversicherung), Norddeutsche Hagelversicherungs-gesellschaft zu Berlin (größte Anstalt der Branche, 1869), Borussia zu Berlin (1873), Allgemeine Deutsche Hagelversicherungs-gesellschaft zu Berlin (1874), Deutsche Hagelversicherungs-gesellschaft für Ostpreußen zu Berlin (1884) und Schlesische Hagelversicherungs-gesellschaft zu Breslau (1875).

Die nachstehenden beiden Tabellen geben eine Übersicht der Geschäftsergebnisse der größten Hagelversicherungs-Gesellschaften (sowohl der Aktien- wie der Gegenseitigen-Gesellschaften) Nord- und Mitteldeutschlands (1888), wie der Hagelversicherungs-Aktionsgesellschaften der Österreichisch-Ungarischen Monarchie (1881):

Geschäftsergebnisse pro 1882
der in Nord- und Mitteldeutschland arbeitenden größeren Hagelversicherungs-Gesellschaften.
(Nach den veröffentlichten Rechnungsabschlüssen.)

| Name der Gesellschaft. | Versicherungs-
summe für
eigene Rechnung. | Gegen 1881
Zunahme (+)
resp.
Abnahme (-) | Erhöhter
Prämien-
beitrag
pro 1882. | Durch-
schnitts-
beitrag pro
100 Mark | Entschä-
digungss-
umme 1882. |
|---|---|---|--|--|-------------------------------------|
| | M | M | M | M | M |
| Aktien-Gesellschaften. | | | | | |
| Preussische | 227 370 000 | + 24 451 140 | 1 952 752 | 0 86 | 1 748 823 |
| Magdeburger | 223 045 943 | + 37 188 475 | 2 307 082 | 1 03 | 1 795 370 |
| Kölnische | 170 483 150 | + 20 006 786 | 1 435 671 | 0 84 | 1 065 517 |
| Union in Weimar | 157 656 953 | + 14 744 356 | 1 484 194 | 0 94 | 879 788 |
| Elberfelder | 84 063 030 | + 18 687 070 | 784 883 | 0 93 | 572 211 |
| Berliner | 62 212 892 | + 12 361 952 | 581 307 | 0 93 | 474 972 |
| Summa | 924 831 468 | + 127 439 779 | 8 545 889 | 0 92 | 6 536 681 |
| Gegenseitigkeits-Gesellschaften. | | | | | |
| Norddeutsche | 391 448 538 | + 55 864 909 | 3 612 862 | 0 92 | 2 956 947 |
| Schwebter | 164 979 004 | + 16 519 839 | 1 331 090 | 0 81 | 1 524 516 |
| Hannover-Braunschweigische .. | 64 776 270 | + 1 758 500 | 880 957 | 1 36 | 729 076 |
| Allgemeine Deutsche | 60 242 981 | + 20 173 981 | 904 936 | 1 50 | 669 235 |
| Neubrandenburger | 51 908 875 | — 11 600 | 861 687 | 1 66 | 875 507 |
| Borussia | 46 079 330 | + 13 722 419 | 528 906 | 1 15 | 300 542 |
| Leipziger | 40 348 750 | + 1 163 870 | 560 068 | 1 39 | 435 023 |
| Greifswalder | 35 153 875 | + 302 075 | 386 692 | 1 10 | 381 166 |
| Grövesmühlener | 13 944 978 | — 5 947 009 | 126 140 | 0 90 | 119 860 |
| Hagelversf.-Bank für Deutschland . | 13 742 590 | + 3 618 240 | 117 949 | 0 86 | 60 370 |
| Summa | 882 625 101 | + 107 165 224 | 9 311 287 | 1 05 | 8 052 242 |
| zusammen | 1807 456 569 | + 234 606 003 | 17 857 176 | 0 99 | 14 588 923 |
| Dagegen 1881 | 1572 851 566 | + 62 277 167 | 14 801 370 | 0 94 | 11 793 903 |

Das Hagelversicherungsgeschäft der Österreichisch-Ungarischen
Aktiengesellschaften 1881.

| Firma | Eingenommene
Prämien | | Bezahlte Rückverf.-
Prämien | | Netto-Prämien-
Einnahme | | Bezahlte Schäden | |
|--|-------------------------|------------------|--------------------------------|------------------|----------------------------|------------------|------------------|------------------|
| | 1881 | 1880 | 1881 | 1880 | 1881 | 1880 | 1881 | 1880 |
| Assicurazioni Generali . . . Trieste fl. | 2 267 584 | 2 007 061 | 691 490 | 491 847 | 1 576 094 | 1 515 214 | 1 032 366 | 1 738 456 |
| Donau . . . Wien » | 382 924 | 275 120 | 244 377 | 206 184 | 138 547 | 68 936 | 153 404 | 189 406 |
| Erste Ungarische . . . Pest » | 1 399 357 | 945 507 | 835 808 | 634 871 | 563 549 | 310 636 | 510 397 | 433 983 |
| Fröndle . . . Pest » | 605 649 | 518 239 | 170 369 | 110 568 | 435 280 | 407 671 | 389 087 | 620 357 |
| Wälder . . . Wien » | 351 270 | 247 622 | 139 096 | 105 477 | 215 174 | 142 145 | 197 196 | 354 960 |
| Rhinone . . . Trieste » | 2 162 906 | 1 932 625 | 1 010 419 | 852 907 | 1 152 487 | 1 079 718 | 735 223 | 1 168 432 |
| Ungarisch-Französische . . . Pest » | 870 706 | 574 753 | 376 066 | 292 186 | 494 640 | 282 567 | 330 059 | 290 474 |
| Summa fl. | 8 043 296 | 6 500 927 | 3 467 625 | 2 694 040 | 4 575 771 | 3 806 887 | 3 327 631 | 4 796 088 |

Die Hagelversicherungs-Aktiengesellschaften haben sämtlich allgemeine Organisation; es sind: die Berliner Gesellschaft von 1832, Magdeburg (1853), Köln (1854, von der Feuer- versicherungsgesellschaft Colonia gegründet), Union in Weimar (1854, von der Aachen-Münchener Feuer- versicherungsgesellschaft gegründet), die Waterlän- dische in Elberfeld (1856) und die Preussische in Ber- lin (1865). Die fünf erstgenannten dieser Aktien- gesellschaften bildeten früher eine Koalition nach Art des Verbands deutscher Privat-Feuerversiche- rungsgesellschaften und haben noch jetzt eine ge- meinsame Fassung ihrer Allgemeinen Versicherungs- bedingungen, nach welchen der weniger als $\frac{1}{2}$ be- tragende nachweisliche Schaden an Vobenerzeug-

nissen eines von Hagel betroffenen Grundstücks oder eines Teils desselben nicht ersatzfähig ist und die Versicherung bei Gräsern und Futtergewächsen nur für den ersten Schnitt gilt, wenn vorher nichts anderes vereinbart wird. Tabak muß als Cigarren-, Schnupf- oder Pfeifengut getrennt deklariert sein; von der Versicherungssumme gilt $\frac{1}{10}$ für Sand-, $\frac{1}{10}$ für Erd-, $\frac{1}{10}$ für Bestgut. Bei Wein erstreckt sich die Versicherung nur auf nach vollendeter Blüte vorhandene Früchte. Bei Wein und Hadfrüchten wird nur der Schaden an der Quantität, nicht Qualität, übernommen. Dagegen gelten sämtliche wirtschaftlich nutzbare Teile der Vobenerzeugnisse als mitversichert. Ein entsprechender Teil des Werts der Früchte wird auf Stroh, Bast oder Halme

gerechnet; für den Versicherten ist es vorteilhafter, nicht zu einem festen Verhältnis zwischen Körnern und Stroh gezwungen zu sein. Die Versicherung endet in jedem Jahre bei Wein mit Beginn der Lese in den betreffenden Anlagen; bei Flachs und Hanf, sobald sie nicht mehr im Boden wurzeln; bei andern Erzeugnissen, sobald sie abgefahren oder in Häufen gefeßt sind, spätestens aber 14 Tage nach Schnitt, Mahd oder Aushebung. Eintretende Schäden werden spätestens vor Schluß der Ernte abgeschätzt. Das Hauptmerkmal eines Hagelschadens ist der Anschlag, d. i. die Spur, die Wirkung desselben, vom Hagelforn, und zwar auf der Wetterseite. Die Einwirkung des Hagels auf Halmfrüchte ist je nach der Entwicklungsperiode der Pflanze verschieden (Schoß-, Blüte-, Reife- und Ernteperiode).

Die Speziallitteratur der H. ist auffällig arm. Zu nennen sind: Schramm, «Der Hagelschaden» (Charlottenb. 1878); Richter, «Die Hagelversicherungsgesellschaften Deutschlands» (Berl. 1878).

Hagen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Arnswald, preuß. Provinz Westfalen, in der alten Grafschaft Mark, an der Mündung der Ennepe in die Wolme und an den Linien Aachen-Düsseldorf-Holzminden, H.-Lüdenscheid, H.-Gevelsberg-Haase, Steele-H., H.-Dortmund, H.-Bielefeld und Düsseldorf-Dortmund der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts und eines Land-, Schwur- und Amtsgerichts, einer Handelskammer, eines königl. Eisenbahnbetriebsamts, einer Reichsbank-niederstelle und eines Landwirtschaftlichen Vereins. Die Stadt besitzt ein Gymnasium, Realgymnasium, eine königl. Gewerbeschule mit gewerblichen Fachklassen, eine höhere Töchterschule mit Lehrerinnenbildungsanstalt für Volksschulen und höhere Töchterschulen, zwei evang., eine kath. und eine altkath. Kirche sowie eine Synagoge. Der sehr gewerbreiche Ort zählt (1880) 26295 meist prot. E., die namentlich eine blühende Textil- und Eisenindustrie unterhalten. Es befinden sich hier Puddlings- und Walzwerke, Gußstahlfabriken für Eisenbahnbedürfnisse, Fabriken für Tuch, Leder, Papier und Tabak, für Eisen-, Blech- und Stahlwaren aller Art, Draht- und Kupferwalzwerke, sowie Spinnereien und Webereien in Wolle und Baumwolle, Zeugbrudereien, Gärtnereien, Bierbrauereien und Brennereien. Die Vorstadt Gilpe fabriziert in zahlreichen Werkstätten Messer und Schösser. Nach Gevelsberg, einem Marktflecken und Eisenbahnstation, 11 km im SW., fährt die Enneper Straße (s. d.).

Der gewerbreiche Kreis Hagen zählt auf 417 qkm (1880) 125182 meist prot. E.

Hagen von Tronege, der Mörder Siegfrieds im Nibelungenliede, ein Verwandter der burgund. Könige, nach der nordischen Überlieferung, wo er Högni heißt, ihr Bruder. In seiner Jugend mit Gunther als Geisel an Eghels Hof gefesselt, entflieht er von dort und kehrt mit Gunther in die Heimat zurück. Im Kampfe mit dem gleichfalls entflohenen Walsger, der trotz H.s Abtraten von Gunther angegriffen wird, verliert H. ein Auge. Im Nibelungenliede spielt er eine Hauptrolle; nachdem der Konflikt zwischen Brunhild und Kriemhild ausgebrochen, macht er sich zum Völkstredner der Rache Brunhildens und tötet Siegfried meuchlerisch auf der Jagd. Trotzdem nötigt er durch die Großartigkeit, Konsequenz und Heldenhaftigkeit seines Auftretens an Eghels Hofe, wohin Kriemhild die Brüder ins Werderben geladen, Bewunderung ab. Er hält

ihnen, wie sie ihm, die Treue bis zum Tode, und bis zum letzten Augenblicke, wo er durch Verraten des Hortes sein Leben fristen könnte, bewährt er Mut und Festigkeit eines Helden. Mit noch übermenschlichen Zügen ist der nordische Högni ausgestattet. Jedenfalls gehört die Gestalt H.s zu den gewaltigsten der altdeutschen Poesie.

Hagen (Adolf Herm. Wilh.), preuß. Abgeordneter, geb. 23. Sept. 1820 zu Königsberg i. Pr., studierte daselbst Staatswissenschaften, trat dann in den Staatsdienst und wurde 1854 zum Stadtrat und Rämmerer der Stadt Berlin gewählt. Er bekleidete diese Stelle bis 1871 und wieder seit 1877, nachdem er in der Zwischenzeit Vorstandsmitglied der Deutschen Unionsbank gewesen war. Im J. 1871 erhielt er den Titel eines Stadtkämmerers von Berlin. Seit 1861 Mitglied der Fortschrittspartei des preuß. Abgeordnetenhauses (als Vertreter des Wahlkreises Randow-Greifenhagen), gehörte er später auch dem Norddeutschen Reichstage, dem Zollparlament und dem Deutschen Reichstage an (als Vertreter des ersten berliner Wahlkreises); 1876 zog er sich von der parlamentarischen Thätigkeit zurück. Bekannt ist H. namentlich durch den nach ihm benannten Antrag auf größere Spezialisierung des Stats, welcher Antrag 6. März 1862 angenommen wurde und die Entlassung des Ministeriums der «neuen Ara» zur Folge hatte.

Hagen (Ernst August), Schriftsteller, Novellist und Dichter, geb. 12. April 1797 zu Königsberg, Sohn des durch mehrere Arbeiten über Chemie, Botanik und Pharmacie bekannten Medizinalrats und Professors Karl Gottfried H. (geb. 24. Dez. 1749 zu Königsberg, gest. 2. März 1829), ließ sich während seiner Studienzeit sein romantisches Gebiet «Ufrieb und Eifena» (Königsb. 1820) in zehn Gesängen erscheinen. Hierauf unternahm er eine Reise nach Rom und veröffentlichte eine Sammlung seiner «Gedichte» (Königsb. 1822). Nach der Rückkehr nach Königsberg erhielt er 1825 eine außerordentliche, 1831 eine ord. Professur für Kunst- und Literaturgeschichte, sowie die Aufsicht über die dortigen Kunstsammlungen. Er selbst stiftete 1830 die Universitäts-Kupferstichsammlung, 1831 den Königsberger Kunstverein und das städtische Museum. Litterarisch wurde H. besonders durch seine trefflichen «Kunstlergeschichten» bekannt. Hieron erschienen in längern Zwischenräumen: «Norica» (Dresd. 1827; 5. Aufl., Lpz. 1876; engl. Übersetzung, Lond. 1851), dem nürnberg. Kunstleben gewidmet; «Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Ghilberti» (2 Bde., Lpz. 1833; 2. Aufl. 1861); «Wunder der heil. Katharina von Siena» (Lpz. 1840); «Leonardo da Vinci in Mailand» (Lpz. 1840) und «Acht Jahre aus dem Leben Michael Angelo Buonarrotis» (Berl. 1869). Einen wissenschaftlichen Charakter tragen H.s «Beschreibung des Doms zu Königsberg» (Königsb. 1833) und die «Geschichte des Theaters in Preußen» (Königsb. 1854). Als Stifter der 1844 zu Königsberg begründeten Altertumsgeellschaft Prussia gab er 1846—57 die «Neuen preuß. Provinzialblätter» heraus. Auch veröffentlichte er eine Schrift über «Mar von Schenkenborfs Leben, Denken und Dichten» (Berl. 1863). G. starb 15. Febr. 1880 in Königsberg.

Hagen (Friedr. Heinr. von der), verdient als Förderer der altdeutschen Studien, geb. 19. Febr. 1780 zu Schmiedeberg in der Uckermark, besuchte

das Lyceum zu Breslau und widmete sich dann auf der Universität zu Halle der Rechtswissenschaft, war kurze Zeit im praktischen Staatsdienste und wandte sich dann ganz dem Studium der ältern deutschen Litteratur zu. Im J. 1810 wurde H. zum außerord. Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der neu eröffneten Universität zu Berlin ernannt; 1811 nach Breslau berufen, lehrte er 1821 als ord. Professor nach Berlin zurück, wo er später auch in die Akademie der Wissenschaften gewählt ward. Er starb zu Berlin 11. Juni 1856.

H. hat das Verdienst, den Sinn für das deutsche Altertum, insbesondere für die altdeutsche Poesie nach Kräften gefördert zu haben, wenn er auch bei seiner, in der poetischen und polit. Begeisterung der Freiheitskriege und der romantischen Schule wurzelnden Richtung mit der von Lachmann und Grimm in andere Bahnen geleiteten Wissenschaft der deutschen Philologie nicht gleichen Schritt zu halten vermochte. Er war 1810 der erste in Deutschland, der das Altdeutsche in die Reihe der Universitätsstudien einführte. Seine wissenschaftliche Thätigkeit richtete sich vorzugsweise auf die deutsche Heldensage, insbesondere aber auf das Nibelungenlied. Er gab dasselbe, nachdem er schon 1807 eine Art Übersetzung hatte erscheinen lassen, viermal (1810, 1816, 1820 und 1842) heraus, und die dritte Ausgabe kann für eine seiner Hauptwerke gelten. Ferner veröffentlichte er bezüglich der Heldensage „Deutsche Gedichte des Mittelalters“ (mit Wüchling, Berl. 1808), „Das Heldenbuch in der Ursprache“ (mit Brimisser, 2 Bde., Berl. 1820—24) und das „Heldenbuch“ (2 Bde., Lpz. 1855). H.'s zweites Hauptwerk ist die fleißige Sammlung der „Minnefinger“ (4 The. in 3 Bdn., Lpz. 1838), der er später ein „Wilderfaal altdeutscher Dichter“ (Berl. 1856) die Ergebnisse der mühsamsten Forschungen über Wälsche, Wappen und Lebensverhältnisse der deutschen Dichter des 12., 13. und 14. Jahrh. beifügte. Von seinen übrigen Werken sind noch hervorzuheben: „Litterarischer Grundriß der Geschichte der deutschen Poesie“ (Berl. 1812), „Das Buch der Liebe“ (mit Wüchling, Bb. 1, Bd. 1809), „Altdeutsche und altnordische Heldensagen“ (2. Aufl. 2 Bde., Berl. 1855), „Gottfried von Straßburgs Werke“ (2 Bde., Bresl. 1823), die durch die fleißigen litterarischen Nachweise brauchbare Sammlung altdeutscher Erzählungen „Gesamtabenteuer“ (3 Bde., Stuttg. 1850), „Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig des Heiligen“ (Lpz. 1854), „Über die ältesten Darstellungen der Faust-Sage“ (Berl. 1844) u. s. w. Mit Habicht und Schall führte er die Märchen der „Tausendundeine Nacht“ (15 Bde., Bresl. 1825; 5. Aufl. 1840), allein aber „Tausendundein Tag“ (11 Bde., Brenzl. 1826—32; 2. Aufl. 1836) in die deutsche Litteratur ein. Seit 1835 gab H. das „Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache und Altertumskunde“ heraus, in welchem sich viele Arbeiten von ihm finden.

Hagen (Gottb. Heinr. Ludw.), namhafter Wasserbaumeister und Schriftsteller auf dem Gebiete der Wasserbaukunst, geb. 3. März 1797 zu Königsberg, widmete sich auf der Universität daselbst mathem. und astron. Studien. Im Auftrage der berliner Akademie der Wissenschaften beobachtete er in Kilm die totale Sonnenfinsternis am 18. Nov. 1816. Die Berechnung der verschiedenen Beobachtungen derselben veröffentlichte H. im fünften Bande der „Zeitschrift für Astronomie“. In

der Folge ging H. zum Studium des Bauwachs über, wurde 1825 als Stellvertreter des Regierungs- und Baurats nach Danzig berufen und 1826 als Hafenbauinspektor in Pillau angestellt. Im J. 1831 trat er mit dem Titel Oberbaurat in die Oberbaudeputation. Daneben war er bis 1849 an der Bauakademie Lehrer der Wasserbaukunst; 1812 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er erhielt 1847 den Titel Geh. Oberbaurat, trat 1850 bei Auflösung der Oberbaudeputation als vortragender Rat in das Handelsministerium und war 1854—56 in der Admiralität mit der Aufstellung des Projekts und Einleitung des Baues des Kriegshafens an der Jade beschäftigt, worauf nach dem Wiedereintritt in das Handelsministerium vorzugsweise die Hafenbauten ihm übertragen wurden. H. wurde 1866 mit dem Titel Oberbaudirektor zum Vorsitzenden der technischen Baudeputation ernannt und 1869 zum Oberlandesbaudirektor erhoben; 1875 trat er in den Ruhestand. Er starb 3. Febr. 1884 in Berlin.

Unter H.'s Arbeiten sind hervorzuheben: „Beschreibung neuerer Wasserbauwerke“ (Berl. 1826), „Grundzüge der Wahrscheinlichkeitsrechnung“ (Berl. 1837; 3. Aufl. 1882) und vor allem sein „Handbuch der Wasserbaukunst“ (3 The., Berl. 1841—65; 1. u. 2. Aufl. 1869—74; 3. Aufl. 1878—81); ferner „Untersuchungen über die gleichförmige Bewegung des Wassers“ (Berl. 1876). Hierzu kommt die kleinere Schrift „Zur Frage über das deutsche Maß“ (Berl. 1861). Auch veröffentlichte er zahlreiche Abhandlungen in den Denkschriften der berliner Akademie, wie „über Form und Stärke gewölbter Bogen“ (Berl. 1844; neue Bearbeitung 1862), „über die Oberflächen der Flüssigkeiten“ (1. u. 2. Aufl. 1845—46), „über den Einfluß der Temperatur auf die Bewegung des Wassers in Röhren“ (Berl. 1854), „über die Ausdehnung des Wassers unter verschiedenen Wärmegraden“ (1855), „über Flut und Ebbe in der Ostsee“ (Abteil. 1 u. 2, 1857—59), „über Wellen auf Gewässern von gleichmäßiger Tiefe“ (1861).

Hagen-Schwarz (Julie Wilhelmine), Porträt- und Genremalerin, geb. 15. (27.) Okt. 1824 auf dem Landgute Klein-Wrangelsdorf bei Wolmar in Livland, erhielt ihre künstlerische Ausbildung in Dresden und München, an letztem Orte namentlich unter der Leitung des Genremalers Rugendas. Aus dieser Zeit stammen namentlich viele Porträts. Im J. 1851 ging sie, durch ein dreijähriges Stipendium des Kaisers Nikolaus unterstützt, nach Rom, wo August Niebel sie in das Geheimnis der Doppelbeleuchtung einführte. Ihr bestes Bild ist eine Bürgerfrau am lobenden Kamin ihren Schmutz ordnend. Im J. 1855 besuchte sie ihre Heimat und verheiratete sich mit dem Astronomen Ludw. Schwarz, den sie 1855 auf einer wissenschaftlichen Reise nach Sibirien begleitete. Nach drei Jahren zurückgekehrt, stellte sie einige ihrer Arbeiten in Petersburg aus. Von der Akademie der Künste erhielt sie das Diplom eines Akademikers. Seitdem meist in Dorpat lebend, malte sie vorzugsweise Porträts.

Hagen (Otto Friedr. von), Forstmann, geb. 15. Febr. 1817 in Jßenburg, studierte 1838—39 auf der Forstakademie Eberswalde, dann an der Universität Berlin. Im J. 1845 wurde er Hilfsarbeiter im Finanzministerium, 1846 Oberförster in Jßenberg, 1849 erhielt er das Referat in

Forstjachen im Finanzministerium, wurde 1863 Oberlandforstmeister und als solcher technischer Chef der preuß. Forstverwaltung, 1877 Wirkl. Geheimrat, 1880 Ministerialdirektor der forstlichen Abteilung im landwirtschaftlichen Ministerium, an welches die Forstverwaltung 1879 übergegangen war. Er starb in Berlin 10. Sept. 1880. Die Reorganisation des preuß. Forstwesens in den Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover und Hessen-Nassau ist sein Werk. In der Oberförsterei Haste (Regierungsbezirk Minden) wurde ihm ein Denkstein gesetzt. Eine mustergültige Arbeit ist sein Werk »Die forstlichen Verhältnisse Preußens« (2. Aufl., herausg. von Donner, Berl. 1883).

Hagen (Peter), latinisiert Petrus Hagiuz, geistlicher Lieberdichter des 16. Jahrh., geb. 1569 zu Henneberg bei Heiligenbeil in Ostpreußen, starb als Rektor der Domschule zu Königsberg 1626. Einzelne seiner Lieder haben sich lange erhalten.

Hagen (Theob.), Landschaftsmaler, geb. zu Düsseldorf 24. Mai 1842, besuchte das Gymnasium, dann die Akademie daselbst; namentlich war Oswald Achenbach sein Lehrer. Seine ersten Versuche, wobei ihm die ersten Landschaften des Eifelgebirges und Westfalens die Motive boten, hatten vielen Beifall. Später zog er auch das Hochgebirge der Schweiz in den Bereich seiner Darstellungen. H. wurde 1871 Professor der Kunstschule in Weimar, der er seit 1877 als Direktor vorstand. Im J. 1881 legte er seine Professur nieder.

Hagenau, Kreisstadt und Kantonshauptort im elsäss. Lothring. Bezirk Unterelsaß, 28 km nördlich von Straßburg, an der Moser und an den Linien Straßburg-Weissenburg, Zabern-H. und H.-Diedenhofen der Elsaß-Lothringischen Eisenbahn, ist Sitz einer Kreisdirektion und eines Amtsgerichts, hat fünf Kirchen, ein Gymnasium, eine große Strafanstalt für Weiber, eine Bibliothek, ein Hospital, ein Theater, eine Hopfenhalle und Wasserleitung und zählt (1880) 12678 meist kath. E., welche sehr bedeutenden Hopfenbau und Handel mit Hopfen, Getreide, Leinen und Öl, ferner Fabrikation von Porzellan, Fagence, Seife u. s. w. treiben. H., mitten im Hagenauer Wald gelegen, war ursprünglich ein Jagdschloß Herzog Friedrichs von Schwaben, entstand als Ortschaft um 1123 und wuchs unter den ersten Hohenstaufen, die sich oft hier aufhielten, rasch zur Stadt heran. Friedrich Barbarossa gab der Stadt 1164 Verfassung und Gerichtsbarkeit und verwandelte das Jagdschloß in eine kaiserl. Pfalz, in welcher bis 1208 die Reichskleinodien verwahrt wurden. Nach dem Untergang der Hohenstaufen blieb H. Sitz des Landvogts von Unterelsaß, dem 1354 die Obhut über den neugegründeten Zehnstädtebund zufiel. Nachdem diese Landvogtei 1408—1558 bei den Pfälzgrafen bei Rhein gewesen war, wurde sie seitdem an habsburgische Prinzen verliehen. H. wurde 1634 von den Franzosen besetzt, denen sie im Westfälischen Frieden verblieb. Die Festungswerke und die Stadt selbst wurden 1677 auf Befehl des Marschalls Erqui fast gänzlich zerstört. Am 7. Aug. 1870 besetzten deutsche Truppen die Stadt, die seitdem beim Deutschen Reiche verblieb. In der Nähe von H. befindet sich eine Knabenbesserungsanstalt mit ausgebreiteten landwirtschaftlichen Betrieben. Etwa 4 km von H. ist der berühmte Wallfahrtsort Marienthal mit prächtiger Kirche.

Der Kreis Hagenau zählt auf 659 qkm (1880) 72787 meist kath. E.

Hagenauer Religionsgespräch. Um den Streit zwischen den Anhängern der Reformation und ihren Gegnern auszugleichen, berief der Kaiser Karl V. Vertreter beider Parteien auf den 6. Juli 1540 zu einer Zusammenkunft nach Speier, welche aber wegen einer in Speier ausbrechenden Epidemie nach Hagenau verlegt wurde. Von kath. Theologen waren Joh. Ed. und Joh. Cochlaeus zugegen, von protestantischen weder Luther noch Melancthon, sondern nur Capito, Brenz, Cruciger, Mylonius, Menius und Urbanus Rhegius. Naturgemäß hatten die Verhandlungen, welche bis zum 28. Juli dauerten, keinen nennenswerten Erfolg, sie bereiteten nur das im Nov. 1540 zu Worms stattfindende Religionsgespräch vor.

Hagenbach (Karl Rud.), einflussreicher prot. Theolog, geb. 4. März 1801 zu Basel, wo sein Vater, Karl Friedrich H. (gest. 20. Nov. 1849), als angesehener Arzt und Naturforscher lebte, studierte in Basel, Bonn und Berlin, habilitierte sich 1823 an der Universität Basel und wurde 1821 außerordentlicher und 1828 ord. Professor. Er starb 7. Juni 1874 zu Basel.

H. ist einer der unbefangenen Vertreter der sog. Vermittlungsphilologie. Er schrieb: »Encyclopädie und Methodologie der theol. Wissenschaften« (Lpz. 1833; 10. Aufl. von Kaupisch, Lpz. 1880), »Lehrbuch der Dogmengeschichte« (2 Bde., Lpz. 1840; 5. Aufl. 1867), »Grundzüge der Homiletik und Liturgik« (Lpz. 1863), »Leitfaden zum christl. Religionsunterricht an Gymnasien und höhern Bildungsanstalten« (Lpz. 1850; 5. Aufl. 1874), »Vorlesungen über die Kirchengeschichte von der ältesten Zeit bis zum 19. Jahrh.« (7 Bde., Lpz. 1868—72). H. veranlaßte auch das Sammelwerk: »Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reform. Kirche«, für welches er selbst die Biographien von Hieronymus und Augustinus lieferte (Erfurt. 1819). Außerdem schrieb er: »Geschichte der theol. Schule Basels« (Basel 1860), »Martin Leberecht de Wette« (Basel 1850). H. gab seit 1845 (seit 1860 gemeinschaftlich mit Hiesler) das »Kirchenblatt für die reform. Schweiz« heraus. Von seinen »Predigten« erschienen neun Bände (Basel 1858—75). Auch als Dichter hat sich H. bekannt gemacht in den Sammlungen: »Luther und seine Zeit« (Frauenfeld 1838) und »Gebichte« (2 Bde., Basel 1846; 2. Aufl. 1863). Vgl. Eppler, »Karl Rudolf H.« (Gütersloh 1875); Staehelin-Stodmayer, »Karl Rudolf H.« (Basel 1875).

Hagengebirge, auch Haagengebirge, ein Bergstock der Salzburger Alpen (s. Alpen, 30) an der Grenze von Oberbayern und Salzburg zwischen dem Königssee (Obersee) und der Salzach. Im S. wird derselbe von dem Wühnbachtale umschlossen, nördlich fällt er gegen die beiden Schlummtthäler und das Lengthal ab, und nach NO. schiebt er sich keilförmig zwischen der Salzach und dem untern Wühntalthal bis zum Kap Lung vor. Das H. ist wie das Steinerner Meer, das Länengebirge, der Dachstein u. s. w. einer der für den Nordrand der Ostalpen charakteristischen Kalkstöcke, die steilwandig, wenig gegliedert aus den Thälern aufsteigen und oben eine wellige Hochfläche tragen. Zwischen dem Gewirr von Ruppen und Hügeln, die dem Plateau aufsteigen, dehnen sich weite, teils vollständig kahle, teils von spärlichem Krummholz und Rasen bedeckte Rare und vereinzelte Alpweiden aus. Die höchsten Erhebungen

finden sich am Süd- und Ostrand der Hochfläche, wo nördlich vom Blühbachthale der Große Lennthalerkopf (2274 m), das Gochgericht (2261 m) und der Rißelkopf (2258 m), und in der nordöstl. Verlängerung der Lenzkopfe (2107 m) aufragen. Das Gebirge, eins der grüneinstreichenden Alpen, ist als Wälderberge schwer zugänglich und wird deshalb trotz seiner großartigen Feldmarken und der weiten Fruchtbarkeit seiner Hügel von Touristen wenig begangen. Bgl. von Verrill, »Aus den nördl. Kalkalpen« (Gera 1874).

Hagenia Abyssinica Willd., soviel wie *Drayera antholmitica* Kth., f. unter *Drayera* und *Russoblanen*.

Hagermo, Stadt in Mecklenburg-Schwerin, 28 km im SSW von Schwerin, am Müritzer Schmar, an der Berlin-Hamburger und der Rine N.-Meinen der Mecklenburger Friedrich-Franz-Bahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Juggelbrennereien und Malt (1890) 4000 Q.

Hager (Hans Hermann Jul.), pharmaceutischer Schriftsteller, geb. 2. Jan. 1816 zu Berlin, widmete sich der Pharmacie und war 1842–50 Vorges. der Stadtapothek zu Braunschw., siedelte hier auf nach Berlin über, um neben andern schriftstellerschen Arbeiten die »Pharmaceutische Centralhalle« herauszugeben. Im J. 1871 zog er nach Völserrstraße der Harknburg a. d. C. und 1881 ging er nach Frankfurt a. d. C. Er schrieb: »Lehrbuch der pharmaceutischen Rezeptur«, 2. Aufl., Berl. 1875; »Manual pharmaceuticum« (Vb. 1, 2. Aufl., Ept. 1879, Vb. 2, 4. Aufl. 1876); »Unter suchungen, ein Handbuch der Untersuchung, Prüfung und Wertbestimmung aller Handelswaren« (2. Aufl., Ept. 1881 fg.); »Erster Unterricht des Pharmaceuten« (Vb. 1, 2. Aufl., Berl. 1877, Vb. 2, 2. Aufl. 1880); »Das Mikroskop und seine Anwendung« (6. Aufl., Berl. 1879); »Handbuch der pharmaceutischen Praxis« (3. Aufl., 2. Teil, Berl. 1882, dazu ein »Organisationsband«, 12 Hgn., Berl. 1880–83) u. f. w. Auch veröffentlichte er ein »Internat. deutsches Wörterbuch zu den Pharmakopoen« (Erla 1863) und gab außer der »Pharmaceutischen Centralhalle« noch die »Industrieblätter« (im Verein mit G. Jacobson) und den »Pharmaceutischen Kalender« heraus. Die Bekämpfung des Wehrmittelsamens hat sich H. besonders zur Aufgabe gemacht. Er hat viele Hunderte der Wehrmittel untersucht und in den »Industrieblättern« die Resultate der chem. Analysen der Chemikalien übergeben.

Hagerstown, Hauptstadt des County Washington im nordamerik. Staat Maryland, auf dem westl. Ufer des Antietam Creek, an der Kreuzung der Cumberland-Balley und Western-Maryland-Eisenbahn mit der Washingtoner Zweigbahn der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn und 86 km nordwestlich von Baltimore. Der freundlich angelegte und wohlhabende Ort liegt in einem reichen, ursprünglich von Deutschen angesiedelten ländlichen Bezirke, zählt (1880) 6627 Q. und besitzt ausgebreiteten Handel, sowie verschiedene Fabriken, gute Schulen und zwei Banken. Etwa 10 km südlich davon liegt das St. James-College, eine Bildungsanstalt der Episkopalen.

Hagerholz nennt man einen Mann, welcher, obgleich er betrunken und eine Jammergrube Wunde, doch unverwundet bleibt. Der Ausdruck kommt bereits in den Glossen des Hieronymus Maurus vor, wo eseloch (unverwundet, eitel) durch hagerholz (Constitution-Argon. 12. Aufl. 7137).

überlegt ist, und bedeutet eigentlich den Besitzer eines Nebengutes (hagi im Gegensatz zu dem Besitz des Hauptgutes, des Herrenhofes), den jüngeren Sohn im Gegensatz zu dem in Bezug auf das Erbrecht bevorzugten älteren Sohn. Schon in einigen griech. Staaten, wie namentlich Sparta, zog die Ehelosigkeit rechtliche Nachteile nach sich, und in Rom erhob der Censor von den H. eine Abgabe (aerarium). Augustus verband in der Lex Julia et Papia Poppaea vom J. 9 n. Chr. mit der Ehelosigkeit mehrere Nachteile, besonders Unfähigkeit, von Nichtverwandten zu erben, was aber Konstantin d. Gr. wieder aufhob. Auch in Deutschland bestanden in einigen Ländern, namentlich am Rhein, Nachschüsse für den H., indem die Christen einen Teil von dem Vermögen des verstorbenen, gewöhnlich des von ihm selbst erworbenen, bei seinem Tode einzog, aber das er auch durch Testament nicht verfügen konnte.

Hagerman, Stadt im franz. Depart. Landes, 12 km südlich vom Arrondissementshauptort St. Sever, im Thale des links zum Adour fließenden Loule, mit (1876) 1797, als Gemeindef. 3166 Q., welche Handel mit Vieh und Oliven treiben und Tafelweinen indurieren. Die alte Straße hat eine Krypta aus dem 12. Jahrh. Die Herrscher von Navarra besaßen hier ein Schloss, in welchem Heinrich II. von Navarra 1555 starb.

Haggai, hebr. Prophet, weisagte zu Jerusalem zur Zeit des Landesflüchters Serubbabel und des Hohenpriesters Josua, unter dem pers. Könige Darius Hystaspes, um 520 v. Chr., zu einer Zeit, als der Neubau des jüd. Tempels stand. Die von ihm erhaltenen Weissagungen, in welchen er das Wiederaufblühen des jüd. Staats von der Wiederherstellung des Tempels abhängig macht, sind durch aus ein Werk nächsterher Reflexion und vertragen durch ihren engbegrenzten Siter für den leutlichen Tempelkultus den Sinn einer Zeit, in welcher der prophetische Geist erloschen war.

Haghe (Louis), Lithograph und Maler, geb. 17. März 1806 in Tournai, ließ sich 1832 in London nieder, wo er mit dem lithograph. Institut von Dag in Verbindung trat und nebenbei Aquarellgemälde lieferte, wie Kriegsgat von Courtray (1839), Cromwell mit dem Briefe Karls I. (1843), Rubens, einen Strohhut makend (1846) u. f. w. Später wandte er sich der Cmalerei zu und malte hauptsächlich Interieurs älterer Gebäude in Belgien und Italien. Er ist Präsident des Instituts für Aquarelle in London.

Hagia Maria oder Amarisi (s. d.), Hauptort der Insel Zankadia.

Hagias, griech. Dicht., f. unter *Callische*.

Hagiasma (griech.), Weihwasser, heilige Quelle.

Hagiographa (griech.), d. i. heilige Schriften, auch Graphen, Schriften schlechthin, ist der Name für den dritten, zwar ebenfalls heilig gehaltenen, aber teilweise von der gotesdienstlichen Vorlesung in den Synagogen ausgeschlossenen Teil des hebr. Kanons, welcher die Psalmen, Sprichwörter, Hiob, das Hohe Lied, das Buch Ruth, die Klagelieder des Jeremias, den Verbrüder Salomo, das Buch Esther, Daniel, Ezechiel, Nehemia und die Bücher der Chronik umfasst. Dieser Teil des Kanons wurde am spätesten abgeschlossen, und es konnten noch einige Schriften und Stücke aus dem 3., 2. und Anfang des 1. Jahrh. v. Chr. in denselben Aufnahme finden. In der griech. Übersetzung des Alten Testaments sind die H. nicht als selbständige

Sammlung wie im hebr. Kanon zusammengestellt, sondern sachlich geordnet, Ruth, Chronik, Esra, Nehemia, Esther unter die historischen, Klagelieder und Daniel unter die prophetischen Bücher eingereiht, die übrigen als poetische Stücke nachgestellt. Dieselbe Anordnung ging auch in die Vulgata und in die luth. Bibelübersetzung über. (S. Bibel.)

Hagiolatrie (grch.), Heiligendienst, s. unter Heilig.

Hagion Oros (neugrch., d. h. heiliger Berg),

Hagios Elias, s. Eliasberg.

Hagios Nikolaos, Hauptstadt der Insel Lenos (s. d.).

Hagiotil (grch.), Lehre von der Heiligung.

Hagu (Charlotte von), berühmte Schauspielerin, geb. 23. März 1809 zu München, betrat am 29. Aug. 1826 als Afanasia (« Graf Benjowsky ») in ihrer Vaterstadt zum ersten male die Bühne und entwickelte bald so bedeutendes Talent, daß sie schon nach sechs Monaten beim Hoftheater engagiert wurde. Im Nov. 1828 gastierte sie mit großem Erfolge in Wien, dann auch in Dresden, Berlin und Pest. Im J. 1833 erhielt sie am berliner Hoftheater ein dauerndes Engagement, und hier begründete sie ihren künstlerischen Ruf. Gräzios-nedische, reizend-mutwillige, schallhaft-lau-nige Rollen gelangen ihr am besten. Im Frühjahr 1846 verließ sie die Bühne, vermählte sich mit dem Gutsbesitzer von Oden und wandte sich nach München. Ihre Ehe wurde 1851 wieder aufgelöst.

Charlottens Schwester, Auguste von H., geb. 1818 zu München, betrat daselbst 1832 die Bühne und kam 1833 an das Königsstädter, 1838 an das Hoftheater in Berlin. Hier blieb sie bis 1849, verheiratete sich dann, entlagte infolge dessen der Bühne und starb 5. Dec. 1882 zu Berlin. Sie war eine tüchtige Schauspielerin im naiven und Sou-brettenfache.

Hagu (Ludw. Karl Heinr. von), deutscher Genremaler, geb. zu München 23. Nov. 1820, war ursprünglich für die militärische Laufbahn bestimmt und erhielt seine Erziehung im königl. Kadettenkorps zu München; aber seine frühzeitig entwickelte Neigung zur bildenden Kunst machte ihn diesem Berufe untreu. In Berlin, wo seine Mutter mit der berühmten Schauspielerin Charlotte von H., seiner Schwester, weilte, unternahm er die ersten Versuche in der Malerei im Atelier des Marinemalers W. Krause. In die J. 1840—46 fällt sein Besuch der münchener Akademie; darauf vollendete er seine Studien in Belgien, indem er zwei Jahre in Antwerpen und ebenso lange in Brüssel unter Eugène de Blod sich zum Genremaler ausbildete. Im J. 1850 besuchte er abermals Berlin, dann 1853 Paris. In dieser ganzen Zeit macht sich bei seinen Arbeiten eine vorwiegende Neigung zu Darstellungen aus den höhern gesellschaftlichen Kreisen des 18. Jahrh. geltend. Er wußte das ganze Gepräge der Rokokozeit mit einer solchen Meisterkraft wiederzugeben, daß er in diesem Genre unerreichtbar dasteht. Diese gerühmten Eigenschaften treten an allen größern Kompositionen jener Zeit hervor, so an der musikalischen Morgenunterhaltung (1860, in der Neuen Pinakothek), vorzüglich aber an den zwei Gemälden: der Sonntag-Nachmittag, wo er einmal die pariser Welt im Freien, dann die münchener Welt in den engern Räumen eines Brauhauses die

Freuden des Sonntags genießen läßt. Andere Bilder von ihm sind: ital. Gartenszene (1868, in der Schack'schen Galerie), die gute alte Zeit, ein Duell zwischen Cavalieren des 17. Jahrh. Sein 1869 ausgestelltes Gemälde: in einer röm. Bibliothek, ist ein Meisterstück feinsten Charakteristik. Zu seinen neuesten Werken gehören: Kudieng bei Papst Leo XIII. (1880), Tintoretto in der Scuola di San-Rocco (1881) und das für den münchener Magistrat bestimmte figurenreiche Bild: der Marienplatz mit der Fronleichnamsprozession im 18. Jahrh. H. ist Ehrenmitglied der Akademie in München, wo er seit 1868 dauernd wohnt.

Hague (Cap de la), Vorgebirge im franz. Depart. Manche, ein ignitisches Fels, mit welchem die Halbinsel Cotentin in der Normandie im Nordwesten endet, bekannt durch die Seeschlacht vom 28. Mai 1692, in welcher die brit.-holländ. Flotte die französische unter Tourville schlug.

Haha (frz.), Ausruf des Erstaunens, der Überraschung; in der Gartentunst Bezeichnung für eine Durchblicksöffnung in einer Garteneinfriedigung.

Häher, s. Heher.

Hahn, das männliche Huhn, s. unter Huhn.

Hahn (frz. robinet, engl. stop-cock), ein Maschinen- und Rohrteil, mittels dessen man eine Rohröffnung durch eine einfache Drehbewegung momentan öffnen oder schließen, somit den Durchfluß einer Flüssigkeit, eines Gases oder Dampfes zeitweise hemmen und zeitweise wieder zulassen kann. Die gewöhnlichen Hähne bestehen aus dem in das absperrende Rohr e. eingehalteten Hahngehäuse, das quer zur Durchflußrichtung eine konische Durchbohrung hat und in dem ein konischer Körper (Hahnklotz, Kuten) drehbar ist. Der Hahnklotz hat eine Querdurchbohrung, die, wenn sie in die Richtung des Rohrs gestellt wird, den Durchfluß gestattet, dagegen quer zur Durchflußrichtung eingestellt, seine Flüssigkeit durchläßt. Man unterscheidet einfache Hähne mit zwei Wegen (Zweizegehähne), Dreizegehähne, Vierzegehähne u. s. w.

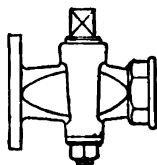


Fig. 1.

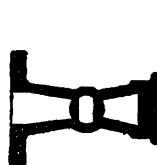


Fig. 2.

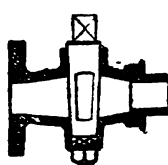


Fig. 3.

Ansicht, horizontaler und vertikaler Längenschnitt eines einfachen Hahns.

Ein einfachen Hahn zeigen die vorstehenden Figuren 1—3. Das Hahngehäuse trägt an der einen Seite eine Flansche, an der andern eine innen mit Gewinde versehene Muffe, in welche das zur Weiterführung der betreffenden Flüssigkeit dienende Rohr eingeschraubt wird. Um das Kuten in dem Hahngehäuse zu halten, ist ersteres am unteren Ende mit einer Schraube versehen, die, nachdem das Kuten in das Hahngehäuse gesetzt ist, mit Scheibe und Mutter versehen wird. Fig. 4 und 5 zeigen ebenfalls einen einfachen H., bei dem aber das Kuten nicht durch eine Schraube, sondern durch eine Stopfbüchse gehalten wird, welche zugleich zur Dichtung des H. dient. Diese Konstruktion (Stopfbüchsenhahn genannt) wird hauptsächlich zur Absperrung von Dämpfen und unter hohem Druck stehenden Gasen benutzt.

Die Dreiweghähne, wie ein solcher in Fig. 6 und 7 dargestellt ist, haben den Zweck, die betreffende Flüssigkeit u. f. w. nach zwei verschiedenen

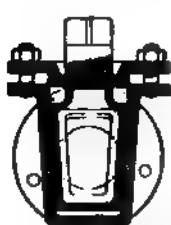


Fig. 4.

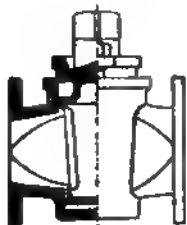


Fig. 5.

Längenschnitt und Querschnitt eines Einstrichhahns.



Fig. 6.

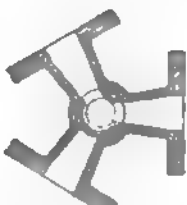


Fig. 7.

Vertikaler und horizontaler Längenschnitt eines Dreiweghahns.

Richtungen leiten zu können, je nachdem man das Räder dreht. Auf dieselbe Weise lassen sich Vier- und Mehrweghähne herstellen. Fig. 8—10 zeigen

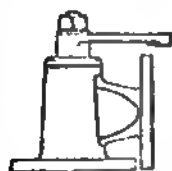


Fig. 8.



Fig. 9.



Fig. 10.

Ansicht, horizontaler und vertikaler Längenschnitt eines Einspritzhahns.

einen sog. Einspritzhahn, bei welchem das hohle Räder nach oben von einer Schraube im Hahngehäuse gehalten wird. Die Flüssigkeit tritt durch die seitliche Flansche in das Innere des Rädens, welches nach unten offen ist und somit den Austritt durch die Flansche gestattet. Die Ausführung der Hähne ist je nach dem speziellen Zwecke derselben verschieden. Entweder sind sowohl Gehäuse als Räder aus Messing, oder es ist das Gehäuse von Messing, das Räder aus Rotguss, oder auch das Gehäuse ist aus Gußeisen und das Räder aus Messing hergestellt. Außerdem sind für besondere Gem. Zwecke Glasshähne in Gebrauch. Die sog. Fahhähne (s. unter Schallgeräte) werden sowohl aus Metall als aus Holz, neuerdings auch aus Horn verfertigt.

Hahn, im Altertum Symbol der Kampflust und Kampfbereitschaft, nicht minder der Wachsamkeit, war (neben der Gule) der Pallas Athene heilig, ferner dem Ares: das Krähens des H. galt für kriegerische Unternehmungen als glückliche Vorbedeutung, beglichen dem Hermes, dem Apollo (Helios), dem

Astulap, bei den Römern auch den Laren als Hauswächter u. f. w. Den alten Syrern galt der H. als Symbol des Feuergottes und der Sonne; die Römer bemühten ihn bei den Augurien. In der nord. Mythologie werden zwei Hähne die Helden in Odins und die Schatten in Helas Sälen. Auf altchristl. Grabsteinen und Sarkophagen erscheint der H. häufig als Verkünder des Tags, d. i. des neuen Lebens im Herrn. Er verschreckt allen Spul der Unholden, darum erklärt Durandus in seinem «Rationale» ihn auf den Kirchen als Nachtwächter, Prediger und Erwecker vom Schlafe der Sünde. In Verbindung mit dem heil. Petrus enthält der H. die Anspielung auf die Verleugnung Christi. Kämpfende Hähne auf altchristl. Denkmälern sollen den Kampf mit den eigenen Leidenschaften bedeuten. Patron der Hähne ist St. Gallus; auch St. Vit wird mit dem H. auf einem Buche dargestellt. Im Volksaberglauben spielt der H. eine bedeutende Rolle: kräht er in ein Haus, so zeigt er einen Todesfall in demselben an; wenn ein löchlicher Hahn 7. sieben Jahre alt wird, so legt er ein Ei, aus dem ein Drache (Vasilius) entsteht u. f. w.

In der Heraldik ist der H. ein häufig vorkommendes Wappenbild. Der H. gilt auch als das Symbol von Frankreich. Welchen Ursprung dieses Symbol hat, ist unklar, zumal sich dasselbe auf älteren Münzen und Denkmälern durchaus nicht vorfindet. Man nimmt an, daß der Gallische Hahn aus der Doppelsinnigkeit des lat. Wortes Gallus (d. i. Hahn und zugleich Gallier) entstanden sei. In der Revolution von 1789 setzte man zuerst statt der Insignien des bourbonischen Königtums den H. auf die Heeresfahnen. Napoleon I. ersetzte ihn durch den Adler, den aber die Restauration wieder abschaffte. Nach der Julirevolution ward der H. auf den Kriegsfahnen wieder hergestellt, 1852 aber durch Ludwig Napoleon abermals abgeschafft und dafür der Adler eingeführt.

Hahn (August), einflussreicher Theolog der konfessionellen Richtung, geb. 27. März 1792 zu Grobsterhausen bei Duerfurt, besuchte das Gymnasium zu Gisleben, studierte seit 1810 zu Leipzig, lebte hier seit 1813 als Hauslehrer, bezog 1817 das neu gegründete Predigerseminar zu Wittenberg und ward 1819 außerord. Professor, 1820 Prediger und 1821 ord. Professor zu Königsberg. Im J. 1827 ging H. als Professor und Prediger nach Leipzig. In der Abhandlung «De rationalismi, qui dicitur, vera indole et qua cum naturalismo continetur ratione» (Lpz. 1827) führte er aus, daß Rationalismus und Christentum einander entgegengefeht seien und deshalb die Rationalisten sich in ihrem Gewissen gedrungen fühlen sollten, aus der Kirche auszuscheiden. Daraus schloß sich die «Offene Erklärung an die evang. Kirche, zunächst in Sachsen und Preußen» (Lpz. 1827) und das an Bretschneider gerichtete «Sendfchreiben über die Lage des Christentums in unserer Zeit» (Lpz. 1832). Im J. 1833 ward H. als Professor und Konsistorialrat nach Breslau berufen, 1844 Generalsuperintendent für Schlesien und führte als solcher 1846 die Verpflichtung auf die Augsburgische Konfession bei der Ordination wieder ein. Von seinen Schriften ist wichtig das «Lehrbuch des christl. Glaubens» (Lpz. 1833; 2. Aufl. 1858). Am meisten verbreitet sind seine Ausgabe des hebr. Textes des Alten Testaments

(seit 1831 öfter) und die «Bibliothek der Symbole und Glaubensregeln der apostolisch-kath. Kirche» (Lpz. 1842; 2. Aufl. 1877). S. starb 13. Mai 1863 zu Breslau.

Sein Sohn Heinrich August S., geb. 19. Juni 1821 zu Königsberg, habilitierte sich 1845 als Privatdocent in Breslau, ging 1846 als solcher nach Königsberg, wurde 1851 außerordentlicher, später ord. Professor zu Greifswald, wo er 1. Dez. 1861 starb. Er schrieb einen Kommentar über das Buch Hiob (1850), eine Übersetzung und Erklärung des hohen Liedes (1852), eine Erklärung von Jesaja, Kap. 40—66 (1859) und einen Kommentar zum Prediger Salomo (1860). — Ein anderer Sohn, Georg Ludwig S., geb. 26. April 1823 zu Königsberg, ward 1848 Privatdocent, 1857 außerordentlicher, 1867 ord. Professor der Theologie an der Universität Breslau. Er schrieb: «Die Theologie des Neuen Testaments» (Bresl. 1854).

Hahn (Christine Elise), «das Schwabenmädchen», die dritte Gattin des Dichters Gottfried August Bürger (s. d.).

Hahn (C. Hugo), verdienstlicher Missionar, geb. 18. Okt. 1818 auf Vegesacksholm, einem alten, seiner Familie gehörenden Hof auf einer Insel der Düna bei Riga, trat 1829 in das Missionshaus zu Warmen ein, besuchte für einige Zeit die Universität Bonn und wurde 1841 von der barmherzigen Mission nach der Kapstadt gesandt. Nachdem S. bis zum Okt. 1844 in Windhoof oder Gishams, dem Sitz des berühmten Namaquahauptlings Jonker Afrikaander im nördl. Großnamakalande, thätig gewesen, ließ er sich unter den Ovahererb ober Little-Namaraas nieder, welchen er in der Station Neubarmen oder Otjifango einen Konzentrationspunkt schuf. Während des J. 1854—55 verweilte S. in Europa und benutzte diese Gelegenheit zur Beendigung seiner 1858 erschienenen Grammatik und seines Wörterbuchs der Hererörsprache. Nach Afrika 1855 zurückgekehrt, unternahm er 1857 eine Forschungsreise zu den nördl. Ovambostämmen, wurde jedoch bald zur Umkehr gezwungen. Nachdem er 1861 nochmals Europa besucht hatte, wo er seine Übersetzung eines großen Teils der Bibel, sowie einiger anderer Schriften in der Hererörsprache zum Druck beförderte, gründete er die Missionsstation Otjimbingue, welche der Mittelpunkt für die Hererö geworden ist. Im J. 1866 veranlaßte ihn der Wunsch des Königs Lijongo in Ondonga, daß bei ihm eine Mission errichtet werde, nach Otjimbingue zu gehen, von wo aus er den Eunene erreichte. S. durchreiste 1871 abermals das Land der Hererö, kam 1874 auf kurze Zeit nach Deutschland und lehrte dann nach Südafrika zurück.

Hahn (Friedr. von), hervorragender Rechtsgelehrter, geb. zu Homburg v. d. S. 7. Juni 1823, besuchte die Fürstenschule zu Meißen, studierte in Jena und Heidelberg die Rechtswissenschaft, habilitierte sich 1847 in Jena als Privatdocent für deutsches Recht und Handelsrecht und wurde 1850 zum außerord. Professor ernannt. Von 1857 bis 1861 nahm er als Vertreter der Thüring. und anhalt. Staatsregierungen an den Beratungen des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs in Nürnberg und Hamburg teil. Im J. 1862 wurde er zum ord. Professor und zum Rat am gemeinschaftlichen Thüringischen Oberappellationsgericht zu Jena ernannt, 1872 an das Reichsoberhandelsgericht in Leipzig berufen. und

trat 1879 in das Reichsgericht über. Sein Hauptwerk ist der Kommentar zum Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuch (Bd. 1, 3. Aufl., Braunschw. 1877—79; Bd. 2, 2. Aufl. 1875 fg.).

Hahn (Friedr. Wilh. Werner), Schriftsteller, geb. 13. Mai 1816 zu Marienburg in Westpreußen, studierte Theologie und Philosophie in Berlin und Halle und ließ sich dann in Berlin, seit 1870 in Sakrow bei Potsdam nieder. Unter seinen Werken, meist patriotische Volksschriften, sind hervorzuheben: «Friedrich Wilhelm III. und Luise, Königin von Preußen» (Berl. 1860; 3. Aufl. 1877), «Hans Joachim von Zieten» (Berl. 1860; 5. Aufl. 1878), «Friedrich I., König in Preußen» (Berl. 1861; 3. Aufl. 1876), «Kunersdorf» (Berl. 1862), «Kurfürst Friedrich Wilhelm» (Berl. 1867), «Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich» (Lpz. 1871), «Geschichte der poet. Litteratur der Deutschen» (Berl. 1860; 10. Aufl. 1883) u. s. w.

Hahn (Heinr. Wilh.), namhafter Verlagsbuchhändler, geb. zu Hannover 9. Jan. 1795, wurde nach vorherigen akademischen Studien in Göttingen (1814—16) und erlangter geschäftlicher Vorbildung als der älteste Sohn bereits im Sept. 1818 Associé seines verdienstvollen Vaters, Heinrich Wilhelm S. des Ältern (geb. zu Lemgo 30. Okt. 1760, gest. 4. März 1831). Letzterer hatte im Nov. 1792 seine Buchhandlung in Hannover begründet, kaufte nachher außer einigen andern Buchhandlungen 1810 auch die damals schon über 100 Jahre bestehende Verlagsbuchhandlung von Kaspar Freitag in Leipzig und verschaffte seinen Geschäften und Verlagsunternehmungen bald einen bedeutenden Aufschwung, wobei ihn die Teilnahme des ältesten, später auch die seiner beiden jüngeren Söhne unterstützte. Anfang März 1831 übernahm Heinrich Wilhelm S. nach dem Ableben des Vaters die Buchhandlung in Hannover für seine alleinige Rechnung und seit 1843 auch die Verlagsbuchhandlung zu Leipzig von seinem Bruder Bernhard Heinrich S. (geb. 1797), der bereits 1845 starb. Es ist demselben auch unter dem Bestande seines jüngeren Bruders und Associé Friedrich S. (geb. 1801, gest. 1867) gelungen, die geachtete Stellung der alten Firma in allen Beziehungen zu befestigen und zu erhöhen, namentlich ist der Verlag durch zahlreiche und oft aufgelegte Werke hauptsächlich im Gebiete der Philologie, Pädagogik, Naturwissenschaften, Geschichte u. s. w. bereichert worden. Zur besonders Ehre gereicht S. der Verlag der vom Freiherrn von Stein angeregten, von Berg begründeten und dann von Waig fortgesetzten «Monumenta Germaniae historica», von welchen 1830 die beiden ersten Bände erschienen, ein Nationalwerk, das die vollständigste Quellenammlung der ältern deutschen Geschichte zur Aufgabe hat. Heinrich Wilhelm S. starb 19. April 1873, während sein einziger Sohn, Eduard S., bereits vor ihm verstorben war. Nach testamentarischen Anordnungen gingen beide Handlungen in Hannover und Leipzig in Besitz seines Enkels, Herbert Wilhelm S. hielen, über, in dessen Besitze sie sich gegenwärtig noch befinden.

Hahn-Hahn (Ida Marie Luise Sophie Friederike Gustave, Gräfin von), geistreiche deutsche Schriftstellerin, die Tochter des durch seine enthusiastische Liebe für das Theater und Schauspielswesen bekannten Grafen Karl Friedrich von S. (geb. 18. Mai 1782, gest. 21. Mai 1857 zu Altona), wurde 22. Juni

1805 zu Treßow im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin geboren. Da ihr Vater 1813—15 in mecklenb. Diensten die Feldzüge mitmachte, später als Führer von Schauspielertruppen meist von seinen Vätern abwesend war, auch durch seine Lieblingsneigung seine Vermögensumstände so zerrüttet hatte, daß die Güter einem Sequester überlassen werden mußten, lebte sie mit ihrer Mutter in Rostock, dann in Neubrandenburg, seit 1821 in Greifswald, wo sie sich 1826 mit einem Cousin, dem reichbegüterten Grafen Friedrich Wilhelm Adolf von H., vermählte. Diese Ehe wurde jedoch bereits 1829 gelöst. In der Folge lebte sie abwechselnd in Berlin und Dresden und unternahm weite Reisen. Ihr bedeutendes, durch vielseitige Ausbildung unterstütztes Talent, dem aber leidenschaftliche Unruhe und eingewurzelte Vorurteile eine gleichmäßige Vollendung nicht gestatteten, bewährte sie anfangs im Epiischen durch ihre «Gedichte» (Lpz. 1835), «Neue Gedichte» (Lpz. 1836), «Benetianische Nächte» (Lpz. 1836) und «Lieder und Gedichte» (Berl. 1837), ohne jedoch eine hervorragende Stellung zu erringen. Später wendete sie sich dem sozialen Roman zu, womit sie in den erklusiven Kreisen ihrer Ständesgenossen außerordentlichen Erfolg erzielte. Es erschienen: «Aus der Gesellschaft» (Berl. 1838), «Der Reiche» (Berl. 1839), «Gräfin Faustine» (Berl. 1841), «Ulrich» (2 Bde., Berl. 1841), «Sigismund Forster» (Berl. 1843), als Fortsetzung des letzten Romans «Cecil» (2 Bde., Berl. 1844), «Zwei Frauen» (2 Bde., Berl. 1846), «Gloria Contini» (Berl. 1846), «Sibylle» (2 Bde., Berl. 1846) und «Levin» (2 Bde., Berl. 1848). Neue Auflagen von diesen Schriften erschienen unter dem Gesamttitel «Aus der Gesellschaft» (21 Bde., Berl. 1844 u. 1851). Eine scheidend bittere, aber verdiente Satire auf die erklusiv aristokratische Tendenz der H. war «Diogenes, Roman von Jouna Gräfin H.-S.» (Lpz. 1847), deren Verfasserin Janny Lewald ist. In den vielen Reiseschriften der Gräfin, wie «Jenseits der Berge» (2 Bde., Lpz. 1840), «Reisebriefe» (2 Bde., Berl. 1841), «Erinnerungen aus und an Frankreich» (Berl. 1842), «Ein Reiseversuch im Norden» (Berl. 1843) u. s. w., denen sich zuletzt «Orientalische Briefe» (3 Bde., Berl. 1844) anreihen, erscheint die Darstellung mehr glänzend als tief, das Urtheil geistreich und blendend, aber auch flüchtig und wesentlich durch den augenblicklichen Eindruck bestimmt.

Im J. 1850 trat die Gräfin H. plötzlich zur röm.-kath. Kirche über und zeigte sich durch Wort und That als eine eifrige Konvertitin. Die Schrift «Von Babylon nach Jerusalem» (Mainz 1851) sollte ihren Uebertritt rechtfertigen. In ihren nächstfolgenden Schriften, wie «Unserer lieben Frau» (Mainz 1851; 3. Aufl. 1856), «Aus Jerusalem» (Mainz 1851), «Die Liebhaber des Kreuzes» (2 Bde., Mainz 1852), «Ein Wüchlein vom guten Hirten» (Mainz 1853) u. s. w., zeigte sie auf religiösem Gebiete die ihr eigene Erklusivität. Nirgends Befriedigung findend, hatte sich die Gräfin inzwischen strenger Askese zugewandt und war im Nov. 1852 als Novize zu Angers in ein Kloster getreten. Später widmete sie sich zu Mainz der Rettung Gefallener. In ihren neuern Romanen «Maria Regina» (2 Bde., Mainz 1860; 3. Aufl. 1865), «Peregrina» (2 Bde., Mainz 1864), «Doralice» (2 Bde., Mainz 1861; 2. Aufl. 1863), «Zwei Schwestern» (2 Bde., Mainz 1863), «Die Erbin von Kronenstein» (2 Bde., Mainz 1869), «Die Wäldnerstöchter» (2 Bde., Mainz 1871), «Die

Erzählung des Hofrats» (2 Bde., Mainz 1872), «Die Geschichte eines armen Fräuleins» (2 Bde., Mainz 1872), «Vergib uns unsere Schuld» (2 Bde., Mainz 1874) herrscht bei allen glänzenden Vorzügen in Bezug auf Diction und Menschenkenntnis eine entchieden ultramontane Richtung vor. Auch fallen in diese Zeit außer einigen andern Schriften noch ihre «Bilder aus der Geschichte der Kirche» (3 Bde., Mainz 1856—64). Sie starb 12. Jan. 1880 in Mainz.

Vgl. Marie Helene, «Gräfin Jda H., ein Lebensbild nach der Natur gezeichnet» (1869); Paul Haffner, «Gräfin Jda H. Eine psychol. Studie» (Frankf. a. M. 1880); H. Reiter, «Lichtstrahlen aus den Werken der Gräfin Jda H.» (Lpz. 1881).

Hahn (Joh. Georg von), Bruder des Rechtsgelehrten Friedrich von H., Orientalist, geb. 11. Juli 1811 zu Frankfurt a. M., studierte 1828—32 in Gießen und Heidelberg Jura und trat 1834 in griech. Staatsdienst, den er nach der Revolution vom Sept. 1843 aufgab. Er wurde 1847 öherr. Konsul in Janina, 1851 in Syra. Anfang 1869 kehrte er nach Deutschland zurück und starb 23. Sept. 1869 in Jena. Er schrieb: «Albanesische Studien» (Jena 1854), «Reise von Belgrad nach Saloniki» (Wien 1861; 2. Aufl. 1868), «Griech. und albanes. Märchen» (2 Bde., Lpz. 1864), «Reise durch die Gebiete der Drin und Wardar» (Wien 1870), «Sagwissenschaftliche Studien» (7 Hgn. Jena 1872—74).

Hahn (Joh. Michael), schwab. Theosoph und Begründer der Sekte der Michaelianer, geb. 2. Febr. 1758 zu Altdorf bei Böblingen in Württemberg, hatte seit seinem 17. Jahre Erleuchtungen und Visionen. Seitdem führte er ein streng ascetisches Leben, schrieb seine Eingebungen nieder und trat als Redner auf. H. fand viele Anhänger, doch ist es zu einer festern Organisation und zur Trennung von der evang. Landeskirche nicht gekommen. Im Anschluß an Jakob Böhme und Otinger hat H. ein eigenthümliches theosophisches Lehrsystem ausgebildet, welches vor allem auf unausgesetzte Buße und ersten Wandel bringt und chiliastische Hoffnungen pflegt. H. starb 20. Jan. 1819 zu Sindlingen, einem Gute der Herzogin Franziska, wo er seit 1794 in Zurückgezogenheit lebte. Seine Schriften und Briefe erschienen gesammelt in 15 starken Bänden (Tüb. 1819 fg.). Vgl. Palmer, «Die Gemeinschaften und Sekten Württembergs» (Tüb. 1877).

Hahn (Karl August), Sprachforscher, geb. 14. Juni 1807 zu Heidelberg, studierte daselbst und in Halle Philologie, habilitierte sich 1839 in Heidelberg und wurde dann 1849 in Prag und 1851 in Wien ord. Professor der deutschen Sprache und Litteratur. Er starb 20. Febr. 1867 zu Wien. H. hat sich besonders verdient gemacht durch Herausgabe alt- und mittelhochdeutscher Dichter; seine grammatischen Werke sind: «Mittelhochdeutsche Grammatik» (2 The., Frankf. 1843—47; 3. Aufl. 1875), «Neuhochdeutsche Grammatik» (Frankf. 1848) und «Althochdeutsche Grammatik» (Prag 1852, 5. Aufl. 1882).

Hahn (Ludw. Philipp), Dichter der Sturm- und Drangperiode des 18. Jahrh., geb. 22. März 1746 zu Trippstadt in der Pfalz, starb als Kammersekretär und Rechnungsrevisor zu Zweibrücken 1814. Er schrieb die Dramen: «Der Aufruhr zu Pisa» (Ulm 1776), worin er die Vorgeschichte des Gerstenbergischen «Ugolino» mit dramatischem

Geschied behandelte, «Graf Karl von Welsberg» (Epz. 1776), «Robert von Hohenhausen» (Epz. 1778), «Wallrad und Eichen, oder die Barforce Jagd», Singspiel (Zweibrücken 1782); auch veröffentlichte er «Lyrische Gedichte» (Zweibrücken 1786). Vgl. Werner, «Eudwig Philipp H. Ein Beitrag zur Geschichte der Sturm- und Drangzeit» (in «Quellen und Forschungen», Heft 22, Straßb. 1877).

Nicht mit dem vorigen zu verwechseln ist Johann Friedrich H., geb. 1750 in Zweibrücken, gest. 1779, der als Freund von Bock, Miller, Hölty u. a. Mitglied des Göttinger Dichterbundes war.

Gähnel (Ernst Jul.), ausgezeichnete Bildhauer, geb. zu Dresden 9. März 1811, studierte an der dortigen Bauhschule unter Thürmers Leitung die Baukunst und ging 1830 zu gleichem Zwecke nach München. Dort führten ihn indes die antiken Bildwerke der Glyptothek zur Plastik. Im folgenden Jahre reiste er nach Italien, verweilte seit 1835 drei Jahre in München, wo der Umgang mit Canova und Schwind und die Anschauung der Werke von Cornelius ihn bestimmter in die Richtung führten, für welche ihm Michel Angelo den Anstoß gegeben. Auf Sempers Veranlassung wurde er 1838 nach seiner Vaterstadt zurückgerufen, um einen Teil der Skulpturen am neuen Theatergebäude zu fertigen. Das Innere erhielt einen Fries von seiner Hand, der einen Bacchuszug zum Gegenstande hatte. Für die äußere Ausschmückung des Gebäudes meistelte H. in Sandstein die Statuen von Sophokles und Aristophanes, Shakspeare und Molière. Hierzu kommen noch einige Karyatiden und Ornamente. Ingleichen erhielt das neue Orangeriehaus von ihm die beiden Sandsteinfiguren der Flora und Pomona. Im J. 1842 errang er mit seinem Modell einer Beethoven-Statue den Sieg in einer von Bonn ausgeschriebenen Preisbewerbung, und 12. Aug. 1845 wurde sein in Erz gegossenes Denkmal des Ländlichers auf dem Mästerplatz zu Bonn enthüllt. Die nächste größere Arbeit war für das Universitäts-Jubiläum in Prag eine Statue Karls IV., welches im mittelalterlichen Stil gehaltene Standbild 1848 enthüllt wurde. Die nächsten Jahre waren mit der Arbeit an den Skulpturen für das neue Museum in Dresden ausgefüllt. Außer zahlreichen Reliefs aus dem Alten Testament und der antiken Mythologie bestanden dieselben aus sechs überlebensgroßen Statuen in Sandstein: Alexander, mit jenem Aufblick, wie ihn Lykipp zu bilden pflegte; Lykipp selbst, eine fein stilisierte Gewandfigur; Michel Angelo in männlich straffer Haltung; Dante, scharf und streng, mit einem Buch, in welchem die Rechte blättert; Rafael, die schönste und gelungenste (später für das Leipziger Museum in Marmor wiederholte) Figur, niederschreitend von erhöhter Stufe, anmutig und frei; endlich die Gestalt von Peter von Cornelius. Diesen Arbeiten folgten seit 1858 die vier Evangelisten und die heil. Drei Könige für den Turmbau zu Neustadt-Dresden in doppelter Lebensgröße; darauf das Denkmal des Königs Friedrich August II. von Sachsen für Dresden, welches 1867 auf dem Neumarkt aufgestellt wurde. Außerdem vollendete der Künstler die Reiterstatue des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg für Wien, eine Reiterstatue für den Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig und eine 3 m hohe Statue von Theodor Körner für Dresden (1871 aufgestellt). Für das wiener Opernhaus stellte H. 1875 die beiden Pegasusgruppen in Bronze her,

welche daselbst die Fassade in bedeutender Höhe decorieren. Die Idealgestalten in der Loggia entstanden nach einem 1867 dem Künstler gemordenen Auftrage. Sie stellen die fünf Gestalten der Phantasie, die tragische und komische Muse, den Heroismus und die Liebe vor. Im J. 1873 wurden die in Bronze gegossenen Figuren aufgestellt. Für Leipzig lieferte H. 1883 eine Bronzestatue von Leibniz. H. ist seit 1842 Ehrenmitglied, seit 1848 Professor und Mitglied des Rats der dresdener Akademie. Nachdem er 1855 einen Ruf an die Akademie zu Wien abgelehnt, wurde ihm vom Staate ein Atelier eingeräumt, in welchem er als Lehrer anregend und fördernd wirkt.

Gahnemann (Samuel Christian Friedr.), der Begründer des homöopathischen Heilsystems (s. Homöopathie), wurde 10. April 1755 als Sohn eines Porzellanmalers zu Meissen geboren, wo er die Fürstenschule besuchte; 1775 ging er nach Leipzig, wo er gegen den Willen seines Vaters Medizin studierte und die Mittel dazu besonders durch Übersehen englischer mediz. Werke sich erwarb. Später wandte er sich nach Wien, von wo ihn der Statthalter von Siebenbürgen, Baron von Brüdenthal, mit sich als Hausarzt und Bibliothekar nach Hermannstadt nahm. Nach einigen Jahren lehrte er nach Deutschland zurück und vollendete in Erlangen seine Studien, wo er auch 1779 promovierte. Hier auf lebte er als praktischer Arzt in Heftstadt im Mansfeldischen und in Dessau, übernahm dann das Physikat zu Gommern bei Magdeburg, entsagte indes, durch die Unzuverlässigkeit der Heilkunde bewogen, der mediz. Praxis, widmete sich dem mediz. Studien und dem schriftstellerischen Fache und ging 1784 nach Dresden, 1789 aber nach Leipzig, wo er endlich bei der Übersetzung von Cullen's «Materia medica» auf die Bahn einer neuen Heilmethode geleitet wurde. Die Erklärung nämlich, welche Cullen von der fiebervertreibenden Kraft der Chinarinde gab, befriedigte H. so wenig, daß er, um dieser Kraft auf die Spur zu kommen, selbst eine ziemlich starke Dosis dieses Mittels als Gesunder nahm, worauf er eine dem Wechselfieber ähnliche Krankheit bekam. Auf diese Erfahrung gestützt, begann er von neuem Kranke zu behandeln, legte auch in Georgenthal bei Gotha eine Anstalt zur Heilung Geisteskranker an, die er indes bald wieder aufgab. Hierauf sammelte er in Walsleben, Byrmont, Braunschweig, Königsutter, Altona, Eilenburg, Wittenberg und Torgau Beobachtungen und Erfahrungen zu seinem neuen Heilsystem, das er, nachdem er sich in Leipzig niedergelassen, in seinem «Organon der rationalen Heilkunde» (Dresd. 1810; 6. Aufl., Rötchen 1865) zuerst als ein Ganzes der Öffentlichkeit übergab. Trotz vieler Angriffe fuhr er fort, nach demselben seine zahlreichen Kranken zu behandeln, bis ihm von Seiten der Regierung 1820 das Selbstbezähnen verboten und er dadurch, indem er seine Arzneien in den Apotheken nicht bereiten lassen konnte, genötigt wurde, seine Heilmethode praktisch aufzugeben. Doch der Herzog Ferdinand von Anhalt-Röthen eröffnete ihm unter seiner Heilmethode ein Asyl und berief ihn unter Beilegung des Hofrathstitels nach Röthen. Hier blieb H. bis zum 3. 1835, in welchem er sich wieder mit einer jungen Französin, Melanie d'Hervilly, vermählte und in Paris für sich und seine Lehre einen weiten Wirkungskreis suchte und auch fand. Er starb zu Paris 2. Juli 1843.

Wie man auch über H. s. Methode urteilen möge, seine Geisteskräfte und Kenntnisse waren keine gewöhnlichen und seine rastlose Thätigkeit hat manches zu Tage gefördert, was allgemeine Anerkennung fand. Von seinen Werken sind noch zu erwähnen: «Über Arsenitvergiftungen» (Lpz. 1786), «Über venerische Krankheiten» (Lpz. 1788), «Der Kaffee in seinen Wirkungen» (Lpz. 1803), «Fragmenta de viribus medicamentorum positivis» (2 Bde., Lpz. 1805), «Meine Arzneimittellehre» (6 Bde., Dresd. 1811; 2. Aufl. 1822—26; 3. Aufl., Bd. 1 u. 2, 1830—33), «Die chronischen Krankheiten» (2. Aufl., 5 Bde., Dresd. u. Düsseldorf. 1835—39). Seine kleinern Schriften wurden von Stapf gesammelt (2 Bde., Dresd. u. Lpz. 1829—34). Von den homöopathischen Ärzten Deutschlands wurde ihm 1851 zu Leipzig eine Statue (von Steinhäuser), eine zweite 1855 zu Dessau (von Schmidt) errichtet. Vgl. Albrecht, «H. s. Leben und Wirken» (2. Aufl., Lpz. 1875).

Hahnemanns Weinprobe, ein von dem Begründer der Homöopathie angegebenes Mittel zum Nachweis einer Verfälschung des Weins mit löslichen Bleisalzen, besteht nach der ursprünglichen Vorschrift aus einer mit Weinsäure angesäuerten Lösung von Schwefelcalcium, ist also im wesentlichen eine Lösung von Schwefelwasserstoff. Bleihaltiger Wein gibt auf Zusatz der Flüssigkeit eine braune Farbe oder bei größeren Mengen von Blei einen schwarzen Niederschlag.

Hahnenschaf, Pflanzengattung, f. Ranunkel.
Hahnengefecht oder Hahnenkampf, Zeichnungen für eine Belustigung, welche in alte Zeiten hinaufreicht; das Schauspiel eines solchen wurde auf Anordnung des Theatralcolles im Theater zu Athen jährlich an einem bestimmten Tage zur Erinnerung daran gegeben, daß die Athener aus dem Anblick eines Kampfes zwischen zwei Hähnen die gute Vorbedeutung für ihren Widerstand gegen die Perser genommen hatten. Auch in andern Städten Griechenlands, Kleinasiens und Siciliens waren H. üblich, wozu man die Hähne gern aus Alexandria, von Delos, Rhodos und aus Tanagra bezog. Sie wurden mit Reizmitteln zum Kampfe angefeuert und dazu mit eisernen Sporen ausgestattet. Besonders beliebt war das H. in Rom, gemeinlich mit hohen Betten verbunden. Die Christl. Lehrer eiferten gegen dies Vergnügen, weil es ihnen grausam erschien. Aus heidnischer und altchristl. Zeit haben sich viele Abbildungen des H. erhalten: auf einer Sarkophagplatte aus den Katakomben der heil. Agnes erscheint ein solches unter den Auspicien zweier Genien; andere Darstellungen erscheinen auf Sarkophagen zu Lortona, im Museum des Lateran zu Rom, im Louvre u. s. w.; häufig auf Gemmen, so auf einem Sarder, ehemals zu Florenz im Museo Buonarroti u. s. w. Auch im Mittelalter und bis in die neue Zeit findet sich das Gefallen daran weit verbreitet, besonders in England, in den Niederlanden, in Italien, Deutschland, im östl. Asien und in Centralamerika. In England wurde das H. systematisch geregelt, namentlich unter Heinrich VIII. und Karl II., von welchen der erstere das erste große nationale H. in Westminster veranstaltete, das sich seitdem in dem Royal cockpit erhielt. Wetten bildeten und bilden bei dem H. immer die Hauptsache.

Hahnenkamm, Pflanzengattung, f. Celosia und Alectorolophus.

Hahnenkampf, f. Hahnengefecht.

Hahnentritt, f. unter Ei.

Hahnentritt oder Zudfuß des Pferdes wird durch eine Schrumpfung und Verkürzung einer sehrigen Ausbreitung am Unterschenkel (Retraction der Unterschenkelascie) hervorgerufen. Die damit behafteten Pferde zeigen auf einem oder auf beiden Hinterfüßen einen eigenthümlichen Gang. Die kranke Gliedmaße wird schnell und energisch, gleichsam zuckend gehoben, im Sprunggelenk stark gebogen und rasch wieder auf den Boden gesetzt. Es gibt Pferde, deren Gebrauch durch diesen Fehler nicht beeinträchtigt wird, die sogar trotz des H. ganz leistungsfähig sind; freilich verleiht der Zudfuß dem damit behafteten Pferde stets ein sehr unschönes Aussehen, wenn es sich bewegt. Ist der krankhafte Zustand aber in hohem Grade vorhanden, so kann er auch mehr oder weniger den Gebrauch des damit behafteten Pferdes alterieren. Eine Operation (Durchschneidung des auf der Sehne des langen Zehenstreders verlaufenden Fascienschenkels, nach Wiederhoff; Durchschneidung der Endsehne des mittleren Zehenstreders, nach Voccarr) kann dann allein Heilung ermöglichen.

Hahnenhänse, f. unter Hahn (technisch).

Hahneri, ein Mann, der von seiner Frau, indem sie sich zu einem andern hält, betrogen wird. Das Wort kommt zuerst bei Matthäus im 16. Jahrb. vor und hängt nach Grimms «Wörterbuch» zusammen mit Reigen. H. ist sonach derjenige, welcher den Reigen der Hähne mitmacht, in die Genossenschaft der Hähne gehört. (Der Hahn ist das Sinnbild eines lusternen Menschen und dann eines von seiner Frau betrogenen Mannes.) Im Französischen wird der H. coq, altfrz. far coucou, Kuckuck, dessen Weibchen seine Eier in fremde Nester legt, oder cornard, d. i. Hörnerträger, genannt, eine Benennung, die auch in Deutschland üblich ist; so wird von der ungetreuen Frau auch gesagt, sie lege ihrem Manne die Hörner auf. Desgleichen heißt der H. im Italienischen becco cornuto, d. i. gehörnter Vögel, oder einfach becco. Bekannt ist aus Schafpeare die Sage, daß der Kuckuck jeden H. anrufe.

Hahnschlagen, ein hauptsächlich in Deutschland, aber auch in Böhmen und Spanien verbreitetes Volksvergnügen, das aber mehr und mehr abgenommen ist. In Niedersachsen that man einen Hahn unter einen Topf und bildete darum einen Kreis. Es wurden dann zwei Personen die Augen verbunden und ihnen Dreischlegel in die Hand gegeben, um damit nach dem Hahn zu schlagen. War das H. eine Hochzeitsbelustigung, so mußte derjenige, welcher den Hahn getroffen hatte, mit der Braut tanzen, und zwar durchs ganze Dorf, durch die Häuser, über Dienen, durch Stuben und durch Fenster. Das H. erscheint auch zu Johannis, Pfingsten, Fastnacht, in Weihnachtspielen und besonders während der Erntezeit. Der Gebrauch soll sich auf heidnischen Glauben zurückführen lassen. Im Kornfeld glaubten die alten Germanen, wohnten verschiedene Tiere als dämonische Überwesen, so auch der schädliche Gewitterhahn, und diesen glaubte man ferner mit dem letzten Senfenschieße zu töten oder man schlug dies vermeintlich in der letzten Garbe unsichtbar hausende dämonische Wesen mit Knütteln tot. Diese Handlung, die auf dem Felde vorgenommen wurde, hat sich nun, wie viele andere, von den Erntegebräuchen losgelöst und erscheint unter dem Namen H. als einfache Volksbelustigung. In Böhmen wird beim H. das umstehende Volk mit dem

Blute des Hahns besprengt. In Spanien wird der Hahn bis an den Hals in die Erde gegraben oder an eine quergepannte Schnur gehalten und dann geschlagen. Ähnlich war die Belustigung des Ganslöffens in Westfalen, wo es galt, einer eingegrabenen Gans mit einem hölzernen Säbel den Kopf abzuhauen. Das vielgemarterte getödete Tier fiel dem Sieger zu. Vgl. Pfannenschmidt, «German. Erntefeste» (Hann. 1878).

Hahnschlüssel, f. unter Hahn (technisch).

Haiba, Stadt in Böhmen, Bezirk Böhmisches Leipa, an der Böhmisches Nordbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Pfarrkirche, eine Fachschule für Zeichen und Holzschnitzerei, welche nebst der Volksschule in dem Gebäude des 1768 gestifteten und 1870 aufgehobenen Prämonstratenserklosters untergebracht ist, ein Spital und ein Theater und zählt (1881) 2737, mit dem anstoßenden Arnsdorf 5220 E. deutscher Zunge. H. ist Hauptfisk des böhm. Glashandels. Im J. 1700 entstand das Dörfchen H. mitten im Walde; 1736 ward es zur Stadt erhoben.

Haibe, Landstrich, f. Heide.

Haibe (Heide) und **Haibekraut** (Heidekraut), f. Calluna und Erica.

Haiben, Bezirksamt in Südtirol, f. A m p e z z o.

Haibenschaft (ital. Aidussina, slow. Ajdovsna), Städtchen in der österr. Grafschaft Görz und Gradiska, Bezirkshauptmannschaft Görz, im obern Wippachtale, an einem Seitenbache der Wippach und am Vereinigungspunkte der Straßen, die einerseits von Laibach, andererseits von Adelsberg nach Görz führen, 109 m hoch in einem Gebirgssattel gelegen, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 713 E. In der Nähe befinden sich eine Baumwollspinnerei und eine Türkischrotfärberei.

Haiberabad, f. Hyderabad.

Haibinger (Wilh., Ritter von), namhafter Mineralog und Geolog, geb. 5. Febr. 1795 zu Wien, vierter Sohn Karl H. S. (geb. 10. Juli 1756, gest. 16. März 1797), der sich auf dem Gebiete der Mineralogie und Geognosie verdient gemacht, besuchte die Normalschule zu St. Anna, die Grammatikalklassen und die erste Humanitätsklasse in Wien und ging im Herbst 1812 zu Mohs nach Graz, dann mit letztem 1817 nach Freiberg. Seit 1823 lebte H. zu Edinburgh im Hause des Bankiers Thomas Allan, überlebte hier Mohs' «Grundriß der Mineralogie» in das Englische und gab das Werk vermehrt und verbessert unter dem Titel «Treatise on mineralogy» (3 Bde., Edinb. 1825) heraus. In den J. 1825 und 1826 begleitete er einen Sohn Allans auf Reisen. Nachdem er 1827—40 mit seinen Brüdern auf der Porzellanfabrik zu Elbogen zugebracht, ward er im April 1840 an Mohs' Stelle als l. l. Bergtrat nach Wien berufen, wo er die Aufstellung der Mineraliensammlung der Hofkammer im Münz- und Bergwesen besorgte. Im J. 1843 begann H. seine Vorlesungen über Mineralogie, für die er ein «Handbuch der bestimmenden Mineralogie» (Wien 1845) bearbeitete. Unter seiner Leitung entwickelten sich auch die gesellschaftlichen Bestrebungen der «Freunde der Naturwissenschaften», deren «Naturwissenschaftliche Abhandlungen» (4 Bde., Wien 1847—52) und «Berichte über die Mitteilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien» (7 Bde., Wien 1847—52) er herausgab. Die treffliche «Geognost. Übersichtskarte der österr. Monarchie» wurde ebenfalls unter H. S. Leitung 1847 ausgeführt. Im J. 1847 unter die Mit-

glieder der kais. l. Akademie aufgenommen, ward er 1849 bei Gründung der Geologischen Reichsanstalt zum ersten Direktor derselben ernannt. H. stand 17 Jahre lang an der Spitze dieses Instituts und verlieh ihm durch seine eminenten Organisationskraft eine Verfassung, welche es zu einer Musteranstalt ersten Ranges macht. Die erste geolog. Übersichtsaufnahme des Kaiserstaats wurde 1862 vollendet, und eine geognost. Karte desselben im Maßstabe von 1:576 000 und in Farbendruck erschien 1866. Zahlreiche Arbeiten von H. sind in Fachzeitschriften veröffentlicht. Auf seine Anregung bildete sich gegen Ende 1855 die Geographische Gesellschaft zu Wien, deren erster Präsident er wurde. Bei Gelegenheit seines 70. Geburtstags 1865 ward H. in den erblichen österr. Ritterstand erhoben und 1866 in Ruhestand versetzt; er starb 19. März 1871 auf seinem Landgute zu Dornbach bei Wien.

Haibungersche oder Dichroscopische Lupe, f. Dichroismus.

Haibuten (d. i. die Treiber, vom ungar. Worte hajdú, Plural hajduk) waren ursprünglich in Ungarn Viehhirten. Später bezeichnete das Wort eine Miliz zu Fuß, die sich von jedermann in Sold nehmen ließ und tapfer kämpfte. Die H. waren anfangs ohne Panzer und Sturmhaube, führten ein kurzes Feuerrohr und Säbel, außerdem eine Hade (Fokos). Die besondere Ausbaur, womit sie Becken im Revolutionskriege beisaßen, belohnte dieser Fürst, indem er den H. laut Urkunde vom 12. Dez. 1605 einen eigenen Distrikt zum Wohnsitz anwies und sie sämtlich mit Adelsrechten beleibete. Die Schenkung wurde auch vom Reichstage von 1613 bestätigt, und mit Ausnahme der Steuerfreiheit, die ihnen Karl III. nahm, genossen die H. bis auf die neueste Zeit herab alle Adelsvorrechte. Im J. 1728 formierten die H. ein Regiment von 3000 Mann, welches jedoch 1741 aufgelöst wurde. Auch ihr Wohnsitz, der Haibutendistrikt, blieb völlig unabhängig, unterstand keiner Komitatsbehörde, sondern verkehrte unmittelbar mit der Landesregierung, beschickte den Reichstag u. s. w.; seit 1876 bildet er einen Teil des Haibulentomitats. Später ging der Name H. auf die Gerichtsdienner der ungar. Behörden und die Trabanten der ungar. Großen über. Ebenso wurden an deutschen Höfen H., wozu man die größten und wohlgeährtesten Leute auswählte, zu Lakaien- und dergleichen Diensten gehalten, die jedoch zuletzt meist Deutsche waren. Im J. 1859 stellten die H. freiwillig eine Husarendivision (zwei Schwabronen).

Haibulentomitat in Ungarn wurde im J. 1876 aus dem früheren Haibutendistrikt und einigen Teilen der Komitate Szabolcs und Bihar mit der Stadt Debreczin als Vorort neu gebildet. Dasselbe hat einen Flächeninhalt von 8353,2 qkm mit (1880) 173 329 Seelen, größtenteils Magyaren (94,3 Proz.), die Deutschen machen nur 1,3 Proz. der Bevölkerung aus. Dem Bekenntnis nach gehören die Bewohner vorwiegend (78,3 Proz.) der reform. Kirche an; 10,4 Proz. sind römisch-, 5,3 Proz. griechisch-katholisch; 8444 Juden. Der Boden ist fast durchgehends vollkommen Tiefland und mit Ausnahme des sandigen Strichs im Nordosten sehr fruchtbar, leidet aber an Baumlosigkeit; nur der nordöstl. Teil ist bewaldet. Die Theß berührt die westl. Grenze des Komitats, dessen Hauptflüsse (Hortobágy, Berettyó) in der heißen Jahreszeit nahezu austrocknen; zahlreiche sind kleinere Seen, Lämpel und Moräste. Das im

allgemeinen trodene Klima ist gesund, nur in den Sumpfgenden fieberreich. Landwirtschaft und Viehzucht werden schwungvoll betrieben. Man erzeugt Weizen, Reis, Tabak, Melonen und Obst; die Viehzucht liefert namentlich Hornvieh, Schafe und Schweine. Gewerbe und Industrie sind nur in Debreczin nennenswert; der Handel beschäftigt sich hauptsächlich mit Rohprodukten. Das Komitat hat eine königl. Freistadt (Debreczin), 14 Marktleden (zum Teil mit städtischem Magistrat) und 4 Dörfer, aber zahlreiche Puszten und Kletereien (Lanpen).

Haie (frz.), Hede, auch Spalier; z. B. in der Kedenstadt: Truppen an haie aufstellen.

Haifischbait, Haifischhai, engl. Sharks-Bait, große, aber leichte und schwer zugängliche Bucht an der Westküste Australiens, zwischen 25° und 26° 40' südl. Br., wird durch die Peron-Halbinsel in die zwei Buchten Hamelin-Hafen im Osten und Freycinet-Hafen im Westen geteilt.

Haifa oder **Chaifa**, Stadt im asiat.-türk. Vilajet Syrien, Sandschal Acca, an der Bucht von Acca und am Fuße des Karmel schön gelegen, hat einen besuchten Bazar und einen Hafen und zählt 5000 E., von denen der vierte Teil Mohammedaner, die andern Juden und Christen sind. Der Handel der Stadt hat sich in neuester Zeit sehr gehoben. Seit 1869 hat sich eine Kolonie der württembergischen freien Religionsgesellschaft des sog. Deutschen Tempels im Westen der Stadt niedergelassen, deren europ. Häuser und reinliche Straßen scharf gegen den orient. Schmutz der übrigen Stadt abstecken. H. ist das antike Sycaminum.

Haifische oder **Haie** (Squalidae) bilden mit den Rochen (s. d.) zusammen eine Unterordnung der Knorpelfische, die Plagiostomen oder Quermäuler. Oft gewaltige Dimensionen und sonderbare Gestalten zeigend, haben sie einen spinselförmigen Körper, eine unsymmetrische Schwanzflosse mit größtem untern Lappen (der Schwanz ist heterocert), meist zwei oft vorn mit Stacheln versehene Rückenflossen, eine spitze Schnauze, an deren Ende oben die Nasenlöcher, öfter auch Spritzlöcher, liegen und unten das quere, meist mit einem furchtbaren, in mehreren Reihen angeordneten Gebiß versehene Maul sich befindet. An der Seite des Halses sind mehrere Kiemenplatten. Die Haut ist schuppenlos, aber durch Spikes, Stacheln und Knötchen rau und findet getrocknet als echter Chagrin vielfach technische Verwendung; die Augen haben freie Lider. Der Schädel besteht aus einer einzigen Knorpelkapsel; das Rückgrat hat gefonderte, aber nur zum Teil verkaltete Wirbelskörper; das übrige Skelet ist knorpelig. Die meisten Arten legen Eier mit platten, edigen Hornschalen, die fadenförmige Anhänge besitzen und als Seemäuse bekannt sind; andere bringen lebende Junge zur Welt, die bei manchen (z. B. beim glatten Hai des Aristoteles, *Mustela laevis*) während ihrer Entwicklung mit der Mutter, ähnlich wie bei den Säugetieren, durch eine Art Mutterfäden verbunden sind. Die H. sind ausschließlich fleischfressende, furchtbare, auch dem Menschen gefährliche Geschöpfe; von den größten Arten sind manche mit kleinen Zähnen harmlos und nähren sich von Fischen und niedern Tieren. Sie sind in den tropischen Meeren sehr zahlreich, werden nach den Polen hin seltener und nur ein paar der zahlreichen (140) Arten überschreiten den nördlichen Polarkreis; einige steigen weit in große Flüsse, wie in den Tigris und Ganges, hinauf. In Japan und China werden

H. gegessen und aus ihren Flossen, die einen bedeutenden Handelsartikel bilden, Leim bereitet. In nördl. Meeren stellt man ihnen wegen ihrer einen guten Lhran enthaltenden Lebern nach. Besonders gefährlich ist der Menschenhai (*Carcharias glaucus*, bis 7 m lang) und der furchterliche bis 12 m lang werdende *Carcharodon Rondelstii* mit Zähnen von 5,7 cm Länge; beide auch im Mittelmeer vorhanden. Der bis 18 m lang vorkommende Riesenhai (*Selache maxima*) ist ein mehr harmloser Bewohner nördl. Gewässer. Weiter gehören Hundshai, Katzenhai, Dorn- und Hammerhai in diese, gegenwärtig in acht Familien geteilte Fischordnung. Fossile Reste, Flossenstacheln (sog. Ichthyodorulithen), Zähne (vom Bolle versteinerte Schlangenzungen genannt) u. s. w. sind häufig in der Kreide und im Tertiär; ältere Reste, besonders aus dem Silur und Devon, sind zweifelhaft. Über die Systematik der Haie schrieben Joh. Müller und Henle, über die Anatomie und Entwicklungsgeschichte gleichfalls Joh. Müller und neuerlich Balfour.

Haiger, Städtchen in der preuss. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Dillkreis, an der Dill und an der Linie Deuz-Gießen der Preussischen Staatseisenbahn, 6 km westlich von Dillenburg, zählt (1880) 1699 meist prot. E. und hat eine sehr alte Kirche, bedeutende Gerbereien und Leimsiedereien, eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen (Minervahütte), eine Knochensfabrik (Agnesenhütte), Papier- und Thonwarenfabriken und Eisenerzgruben.

Haigerloch, Stadt in Hohenzollern, an der Spach, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1266 meist luth. E. Auf einem Felsen liegt ein Schloß mit Park, ehemals Sitz der Grafen von Hohenberg. Nahebei liegt Karlsthal mit einer Baumwollspinnerei.

Haik (arab.), ein in Nordafrika gebräuchlicher mantelartiger Überwurf. (nân (s. d.).)

Haikhen-so, Haupthafen der chines. Insel Hainan. **Haimonskinder**, die vier Kinder Haimons oder Aymons, Grafen von Vordogne, mit Namen Abelhart, Ritsart, Witsart und Rainald von Montauban (Alard, Richard, Guichard und Renaut de Montauban), sind, vornehmlich der letztere, die Haupthelden einer der schönsten Sagen des karolingischen Sagentheiles, welche deren Kämpfe mit ihrem Landesherren, Karl d. Gr., zum Gegenstande hat und, wie es scheint, Frankreich ursprünglich angehört. Als erster bekannter dichterischer Bearbeiter derselben wird Huon de Villeneuve genannt, dessen Gedicht »Renaut de Montauban« vor das J. 1200 fällt und durch Michelant (Stuttg. 1862) herausgegeben wurde. Eine andere altfranz. Bearbeitung hat Imman. Veller in der Einleitung zu seiner Ausgabe des provençal. »Hierabras« (Berl. 1829) bekannt gemacht. Wie andere epische Gedichte wurde auch das von den H. in Prosa aufgelöst und zum Volksbuche, das zuerst in Lyon 1493 im Druck erschien. Eine deutsche Übersetzung dieses franz. Buchs erschien 1585 zu Simmern. Das gangbare deutsche Volksbuch aber: »Schöne Historie von den vier H. samt ihrem Roß Bayart u. s. w.«, über welches Görres Schrift »Die deutschen Volksbücher« (Heidelb. 1807) ausführlich spricht und das Lied in »Peter Lebrechts Volksmärchen« (Bd. 2) bearbeitet hat, ist nicht aus dem Französischen, sondern aus dem Niederländischen hervorgegangen und stimmt mit dem niederländ. Volksbuche von den vier

Hemskindern (Antw. 1619) überein, wie denn auch das deutsche, noch ungedruckte Gedicht «Hainald von Montalban» aus dem Niederländischen im 15. Jahrh. übertragen ist. Neue Bearbeitungen enthalten die «Deutschen Volksbücher» von Simrod (Heft 9, Frankfurt a. M. 1845), Marbach (Heft 9, Bp. 1838) und Schwab (Stuttg. 1859). Eine engl. Bearbeitung erschien in London 1554, eine spanische 1596 u. öfter.

Hain, gehegtes Gehölz von mäßigem Umfang, im Altertum häufig den Göttern und religiösen Ceremonien geweiht und deshalb heilig.

Hain, Beiname des Todes, f. Heil.

Hain oder **Hain** in der Dreieich, Stadt in Hessen-Darmstadt, f. Dreieichenhain.

Hains, Dorf in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Frankenberg, an der oberen Wohra, zählt (1880) 714 E. und hat ein ehemaliges Cistercienserkloster, das 1201 gegründet und 1553 zu einem Hospital eingerichtet worden ist.

Hai-nan, eine chines. Insel, welche durch die nur 15 km breite Hai-nanstraße von dem südlichsten Teile des kontinentalen China, der Halbinsel Laischou getrennt ist und wie diese zur Provinz Kwangtung oder Kanton gehört. Dieselbe begrenzt die Bai von Tongking gegen D., ist an ihrem südwestl. Ende breiter als an ihrem nordöstlichen und hat eine birnförmige Gestalt mit einem Flächeninhalt von 36 195 qkm. Ihre Küsten sind im N. und W. flach, im S. und O. steiler und felsiger, zahlreiche treffliche Buchten, Häfen und Ankerplätze bietend. Das Innere wird in der Richtung von N. gegen S.W. von einem Lau-tschji genannten, verschiedene Seitenarme entsendenden, hauptsächlich granitischen Gebirge durchzogen, aus welchem mehr als 100 höhere Gipfel entporragen. H. wird von etwa hundert größern und kleinern Flüssen bewässert. Dieser Umstand, sowie die Lage der Insel zwischen den Wendekreisen bedingt große Fruchtbarkeit des Bodens, namentlich in ihrer westl. Hälfte. Ihre Flora ist eine tropische, der hinterindischen nahe stehend. Kulturpflanzen sind hauptsächlich Reis, Indigo, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, die Kokos- und Arecapalme; sowie eine Menge von Obst- und Gemüsearten. Die Wälder liefern vortreffliches Bau- und Zimmerholz in Menge. Honig und Wachs wird durch Bienenzucht, das letztere auch durch ein anderes, *Be-la-tschong* genanntes, auf verschiedenen Bäumen, wie z. B. *Rhus succedaneum*, *Ligustrum glabrum*, *Crataegus divus* u. a., lebendes Insekt erhalten. Außerdem finden sich daselbst Gold, Silber, und mehrere Arten von Edelsteinen, während an der Küste Seesalz gewonnen wird und das Meer längs derselben einen großen Fischreichtum und Perlenmuscheln darbietet. Das Klima ist heiß, wird aber durch die Seewinde abgeköhlt; die flachen Niederungen im südlicheren Teile gelten für wenig gesund; die höher gelegenen Gegenden sind gesünder. Die Bevölkerung, auf 2½—3 Mill. geschätzt, besteht teils aus eingewanderten Chinesen (1 835 000), teils aus Ureinwohnern, welche indessen schon längst vermengt und ineinander verschmolzen sind. Nur in den am wenigsten zugänglichen Gebirgsgegenden des Innern haben sich einzelne, wenig zahlreiche, von den Chinesen *Li-jin*, d. h. Menschen mit schwarzem Haar, genannte Stämme der Urbewohner unvermischt forterhalten. Sie sollen in Sprache, Sitten und Gewohnheiten manche Übereinstimmung mit

den Miao-tsen, den Urbewohnern der chines. Provinzen Jün-nan, Kwang-si und Kwei-tschou, zeigen. H. bildet das Departement Kung-tschou der Provinz Kanton und besteht aus drei Distrikten und zehn Kreisen. Hauptort und Sitz des chines. Gouverneurs ist das stark besetzte, über 3 km im Umfange habende Kung-tschou an dem sich in die Hainanstraße ergießenden Flusse Si-mou, dessen Mündung seinen Hafen bildet, mit etwa 30 000, sich mit Handel, Schifffahrt und Industrie beschäftigenden Einwohnern. Daselbe wurde 1858 durch den Vertrag von Tientsin dem Auslande geöffnet. Etwa 15 km westlich davon liegt das gleich große und volkreiche Hai-tschou-so oder Ho-mi-so (auch Hoi-hou), der Haupthafen der Insel.

Hainisches Gebirge, f. unter Sauerland.

Hainau, offiziell **Hannau**, Stadt im Kreise Goldberg-H. des Regierungsbezirks Liegnitz in der preuß. Provinz Schlesien, 19 km im NW. von Liegnitz, an der Schnellen Deichsel und der Linie Sommerfeld-Rohlsfurth-Liegnitz der Preussischen Staatsbahnen. Der wohlhabende Ort ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 5724 meist prot. E., hat zwei Kirchen, Tuchmanufaktur, eine Kunkwollen- und Handschuhfabrik, Gerberei, Färbereien, Schloßer- und Blechwarenfabriken und besuchte Viehmärkte. H. ist durch das Gefecht zwischen den Preußen und Franzosen 26. Mai 1813 geschichtlich geworden, in welchem der Oberst von Volfs die franz. Division Maison schlug.

Hainbuche oder gemeine Weibbuche, f. Hornbaum.

Hainbund, f. Göttinger Dichterbund.

Hainburg oder **Haimburg**, alte, seit dem Brande von 1827 sehr freundlich neuerbauete Stadt mit (1881) 4867 E., in Niederösterreich, Bezirks-hauptmannschaft Brud., südlich an der Donau, 41 km unterhalb Wiens und 4 km von der ungar. Grenze. Die Stadt ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat alte Mauern, Thore mit zwei starken Türmen, eine laisier. Labakfabrik, die größte in der Monarchie, eine Nadelfabrik und mehrere merkwürdige Gebäude, darunter das Rathaus mit einem röm. Altar und der sog. Römerturm. Außerhalb der Stadt auf einem aus der Donau ragenden Felsen steht die Ruine der Burg Rothenstein. Das die Festungslinien des alten Carnuntum bis an das heutige H. reichen, ist durch Nachgrabungen festgestellt. Noch jetzt versorgt den Markt der Stadt eine röm. Wasserleitung, die man hinter dem Schloßberge sieht. Die ältere Burg auf der Spitze des Hainbergs läßt sich bis in die Zeit des Avarenrieß unter Karl d. Gr. verfolgen und wurde sicher auf röm. Resten erbaut. Sie ist die im Ribelungenliede genannte Heimburg, die Grenzfestung des Hunnenlandes, und wurde 1042 von Kaiser Heinrich III. den Ungarn durch Sturm entrisen. Die jüngere Burg am Fuße des Bergs und jetzt von den Häusern der Stadt umgeben, ist ein Bauwerk des 12. Jahrh. und war zeitweiliger Aufenthalt der Babenbergschen Herzöge. In derselben fand 7. April 1252 die glänzende Vermählung Ottokars mit Margarete von Österreich statt. H. wurde 1477 von den Ungarn belagert, 1482 von Matthias Corvinus erobert und 7. Juli 1688 nach der Niederlage der Kaiserlichen durch die Türken verheert.

Haine, nicht schiffbarer Fluß in der belg. Provinz Hennegau, welcher dieser ihren Namen gegeben, entspringt in Anderlues, 24 km südöstlich von Mons.

13 km westlich von Charleroi, fließt zuerst in nördl., dann in westl. Richtung an Mons vorbei, wo sie links die Trouille aufnimmt, und mündet nach einem Lauf von 70 km rechts in die Schelde bei Condé, 2 km jenseit der franz. Grenze.

Gainen, f. Hadwall.

Gainewalde, Dorf im Königreich Sachsen, Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Zittau, an der Randau und an der Linie Bischofswerda-Zittau der Sächsischen Staatsseisenbahn, 8 km westlich von Zittau, mit schönem getürmten Bergschloß und Park, zählt (1880) 2634 E., meist Siebmacher und Haarfleßbodenweber.

Gainerwäiden (Ganerbschaften), f. unter Ganerben.

Gaisichen, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Döbeln, an der Linie Chemnitz-Roswein der Sächsischen Staatsbahn und der Kleinen Striegis, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Webeschule, einen schönen Park, einige Leder- und Cigarrenfabriken, mehrere Gerbereien und bedeutende Flanellfabriken und zählt (1880) 8497 fast ausschließlich prot. E. H. kann als der Hauptsitz der deutschen Flanellfabrikation bezeichnet werden. Stadt und Umgegend besitzen 22 Spinnereien mit 150 Streichgarn-Motimenten, außerdem werden bedeutende Quantitäten Woll- (Streich- und Kamm-) und Baumwollgarne von auswärts eingeführt und alle hier gesponnenen und fremden Garne aus etwa 2500 Webstühlen (darunter 3—400 mechanische) verwebt. Es werden jährlich gegen 35 000 Etr. rohe Schafwolle verarbeitet und 200 000 Stüd Webwaren (Flanelle in vorzüglicher Qualität und Konfektionsstoffe) im Werte von mehr als 12 Mill. Mark gefertigt, die nach allen Weltteilen versandt werden. H. ist die Geburtsstadt Ehr. Fürsttegott Sellerts (geb. 4. Juli 1715), dem 1865 auf dem Marktplatz der Stadt ein bronzenes Standbild errichtet ward.

Gaiselte, ein am Ostende des Gaiselsfeldplateaus, westlich von Sondershausen, aufsteigendes gebirgsartiges Plateau, erstreckt sich in südöstl. Richtung fast bis zur Unstrut und erhebt sich im Pössen bis zu 461 m.

Gaisenberg, Dorf im Königreich Sachsen, Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Dresden-Alttadt, liegt am westl. Anfange des Blauenschen Grundes, an der Vereimigung der Not- und Wilden Weißeritz und an der Linie Dresden-Chemnitz-Reichenbach der Sächsischen Staatsbahn, von welcher hier eine Sekundärbahn über Habenau nach Rippdorf abzweigt, hat eine große Papierfabrik, zwei Schmelztiegelfabriken, Möbelfabrik und Turtischrotfärberei und zählt (1880) 954 E.

Gaircord (vom engl. hair-cord), ein glattes, leinwandartiges Baumwollgewebe, dessen Kette farbig gestreift ist und in regelmäßigen Abständen drei- bis fünffache nicht gezwirnte Fäden enthält, wodurch der Stoff der Länge nach zart gerippt erscheint und ein dem Schnürchenpercal (s. Percal) ähnliches Aussehen gewinnt.

Gairoschen, Fisch, f. unter Rothen.

Gaiterbach, Städtchen im württemb. Schwarzwaldkreise, Oberamt Nagold, in 534 m Höhe, in einem Seitenthale des Waldbachtals, unfern der Gaiterbachquelle, ein besuchter Luftkurort, hat eine schöne, 1866 erneuerte Kirche und zählt (1880) 1913 meist prot. E., worunter viele Weber, Möbelschreiner und Kübler.

Saint oder **Santi** nach ihrem ursprünglichen und gegenwärtig gebräuchlichen, **Santo Domingo** nach ihrem span., in der Handelswelt noch immer üblichen Namen, ist der Größe nach die zweite unter den Großen Antillen Westindiens. Zwischen 17° 45' und 20° nördl. Br. und zwischen 50° 45' und 56° 53' westl. L. von Ferro gelegen, durch die Monapassage von Portorico, durch die Windwardpassage von Cuba und Jamaica getrennt und bei einer Breite von 40 bis 265 km in westöstl. Richtung 660 km lang, hat sie einen Flächeninhalt von 76 020, mit den kleinen dazugehörigen Inseln Tortuga, Gonave, Grande Cayemite, Lavache, Saona und den Beateninseln von 77 253 qkm und für sich allein einen Umfang von 1312, die Krümmungen und Einbiegungen der Küsten mitgerechnet aber von 2625 km, ein Unterschied, aus dem sich ihr außerordentlicher Reichtum an Meerbusen, Buchten und Häfen entnehmen läßt. Die Insel ist sehr gebirgig. Drei Gebirgsketten lassen sich unterscheiden, die durch ihre wild zerfissenen Formen auf Erhebung durch vulkanische Gewalten hindeuten und mit ihren Ausläufern bis ans Meer reichen, wo sie zahlreiche Vorgebirge, Landzungen und Buchten bilden. Die Hauptkette, welche im 2955 m hohen Pic de Yaqui kulminiert, durchzieht die Insel unter verschiedenen Namen in Ost-West-Richtung. Ihr fast parallel läuft hart an der Nordküste eine zweite Kette von Montecristi ostwärts bis zu dem flachen und sumpfigen Isthmus der Halbinsel Samana. Zwischen diesen beiden Ketten breitet sich die über 210 km lange Bega-Real aus, ein großes Weideland, im Westen vom Yaqui, im Osten vom Yuna bewässert. Die dritte Kette beginnt mit dem Kap Tiburon, durchstreicht die südwestl. Halbinsel und endet an der Bahia de Negba, etwa halbwegs zwischen Port-au-Prince und Santo Domingo. Außer der Bega-Real gibt es noch andere ausgedehnte Ebenen, wie die weidereichen Planos im Südosten und die Ebene von Cayes im Westen. Die Flüsse sind sämtlich durch Sandbarren verstopft, nur wenige auf eine kurze Strecke schiffbar. Zahlreich sind die Seen; auch finden sich an verschiedenen Stellen Mineralquellen. Der Mineralreichtum ist mannigfaltig und bedeutend. Es sind Gold, Silber, Platina, Quecksilber, Kupfer, Eisen und Zinn, ferner Schwefel, Antimonium, Steinsalz, Bitumen, Jaspis, Marmor und verschiedene andere wertvolle Gesteine vorhanden. Doch wird nichts mehr ausgebeutet. (Vgl. die Karte: Antillen, Bd. I, S. 717.)

Das Klima ist ganz tropisch, heiß und feucht, auf den Bergen im Norden aber herrscht ein ewiger Frühling. Selbst die Küstenstreifen, wo das Klima durch die Seewinde gemäßiget, eignen sich weniger für den Europäer als für die Farbigen. Die Zeit der atmosphärischen Niederschläge ist auf den verschiedenen Teilen der Insel nicht dieselbe. Während gegen Ende November der nordöstl. Teil durch reichliche Regengüsse erquidet wird, leidet der Süden und zum Teil auch der Westen durch anhaltende Dürre. Im Westen und Süden, sowie im Innern gilt die Zeit von Mai bis Oktober für den Winter oder die Jahreszeit der Stürme und Regengüsse; im Norden dagegen rechnet man gerade umgekehrt. Zuweilen wird die Insel von Orkanen und Erdbeben heimgesucht; so namentlich 1664, 1684, 1691, 1751, 1770 und 1842. Prachtvolle Wälder bedecken die fast bis zu den Gipfeln kulturfähigen Gebirge. Die Thäler sind überaus fruchtbar und die Ebenen,

wenn auch nicht mit tiefem, doch sehr ergiebigem Boden bedekt. Hauptprodukte sind Kaffee, Kalao, Zucker, Indigo, Baumwolle und Labal. Doch hat die Ausfuhr dieser Produkte sehr abgenommen; während 1789 noch 760 000 Etr. Kaffee ausgeführt wurden, hatte sich 1855 diese Zahl auf 354 977 vermindert. Es werden jetzt mehr die freiwilligen Gaben der Natur, darunter vorzüglich Blauholz, Mahagoni- und andere Hölzer, exportiert. Die von den Europäern eingeführten Haustiere sind vervielfacht und in großer Menge vorhanden, namentlich Rinder und Schweine. Flüsse und Seen sind von Kaimanen und Alligatoren belebt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf etwa 850 000, die sich zur kath. Kirche bekennen und teils spanisch, teils französisch sprechen. Die größere Hälfte besteht aus Negern, die kleinere aus Mulatten; Weiße halten sich verhältnismäßig nur noch wenige auf der Insel auf. Neger wie Mulatten haben die Erwartungen, welche man von ihrer Freiwerdung hegte, nicht gerechtfertigt. Sie zeigen sich physisch und geistig träge. Infolge dessen haben der Ackerbau und damit auch der Handel und die übrigen Gewerbszweige seit der Vertreibung der Weißen außerordentlich abgenommen, und viele früher sehr blühende Strecken liegen verödet. Nach der ersten Revolution, welche die Kolonie den Franzosen entriß, dauerte es lange, ehe die Produktion und der Ausfuhrhandel sich wieder einigermaßen erhoben. Gegenwärtig bestehen auf der Insel zwei Staaten, von denen der östliche den ehemals span. Anteil umfaßt und die Republik Santo Domingo (s. d.), der westliche, aus dem ehemals franz. Anteil hervorgegangene Staat die Republik Haïti bildet.

Die Republik Haïti zählt auf 23 911 qkm ungefähr 550 000 E., von welchen neun Zehntel Neger, das andere Zehntel, mit Ausnahme von 600 Weißen, Mulatten sind. Umgangssprache ist die französische, Staatsreligion die latholische. Hauptstadt ist Port-au-Prince (s. d.). Auch galt eine Zeit lang als Hauptstadt Guarico oder Le Cap Haïti, auch Cap Haïtien, sonst Cap François oder kurzweg Le Cap (die Kapstadt), auch Cap Henri genannt, an der Nordküste, 135 km von Port-au-Prince gelegen, mit sehr gutem Hafen und zu seiner Zeit sehr lebhaftem Handel, 1842 aber durch ein Erdbeben fast ganz zerstört. Jetzt zählt der Ort wieder 10 000 E. Die Verfassung der seit Jan. 1859 wiederhergestellten Republik H. gründet sich auf die Konstitution vom 14. Juni 1867. Die exekutive Gewalt übt ein auf vier Jahre gewählter Präsident, der die Staatssekretäre oder Minister ernennt. Die legislative Gewalt besteht aus der Repräsentantenkammer und dem Senat. Die Repräsentanten (50) werden in direkter Wahl auf drei Jahre, die Senatoren (36) auf zwei Jahre von der Repräsentantenkammer gewählt, und zwar je ein Senator von drei durch den Präsidenten dazu vorgeschlagenen Kandidaten. Der Senat ist eine permanente Körperschaft, die, wenn nicht versammelt, durch ein Komitee vertreten und von diesem nach Erfordernis wieder einberufen wird. Derselbe kann sich als oberster Gerichtshof konstituieren und sorgt bei eintretender Vakanz für die Neubesezung der Präsidentschaft. Es gilt der Civilcode von Frankreich. Die Republik zerfällt in fünf Verwaltungsdepartements. Oberster Gerichtshof ist das Cassationstribunal zu Port-au-Prince. Außerdem gibt es sechs Civil-, Kriminal- und Korrektionstribunale, sowie fünf Handelsgerichte, und Friedens- und

Polizeigerichte in jeder Gemeinde. An der Spitze der Kirche steht ein Erzbischof. Metallgeld wird in der Republik H. nicht geschlagen; bis 1872 bestand nur ein Papiergeld, der haïtische Gourde, der zuletzt so entwertet war, daß 300 Papiergourdes gleich einem amerik. Silberdollar waren. Zu diesem Preise wurde durch Dekret vom 15. Dez. 1872 das Papiergeld eingezogen. Jetzt ist die Landesvaluta vertreten durch die Silberstücke der Vereinigten Staaten von einem halben Dollar und darunter, sowie durch die nordamerik. Nickelpfennig- und Bronzemünzen. Die Ausgaben für das Ende Sept. 1883 schließende Finanzjahr waren veranschlagt auf 6 006 310 Piaster (zu 5 Frs.). Die jährlichen Einnahmen der Regierung werden voraussichtlich genügen, um diese Ausgaben zu decken. Die öffentliche Schuld beträgt (1882) 12 507 884 Piaster. Der Wert der Einfuhr belief sich in Port-au-Prince 1881—82 auf 1 906 196 Piaster. Hauptausfuhrartikel waren Kaffee, Kalao, Baumwolle, Blauholz. In alle Häfen der Republik sind 1881 eingelaufen: 792 Schiffe von 695 194 t, ausgelaufen 768 Schiffe von 686 821 t. Die Armee ergänzt sich durch Konstriktion und Engagement Freiwilliger; der Dienst dauert für die Konstriptierten sieben, für die Freiwilligen vier Jahre. Die Stärke der Armee beträgt 6828 Mann. Die Flotte besteht aus drei Aviso's. Das Wappen enthält in blauem Felde einen auf zwei gekreuzten Kanonenrohren sitzenden goldenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, dahinter eine Palme. Die Flagge ist blau und rot horizontal gestreift.

Geschichtliches. Die Insel wurde 6. Dez. 1493 von Columbus entdeckt, der sie Española oder Hispaniola benannte und die erste Niederlassung der Spanier in Amerika daselbst gründete. Zu dieser Zeit war die Insel von einem Indianervolk, das man auf eine Million schätzte, bewohnt, welches wahrscheinlich zum Stamme der Karaiben gehörte. Durch die grausame Behandlung, welche dieses Volk von den Spaniern zu erdulden hatte, wurde es in kurzer Zeit verliert; schon 1533 war es fast völlig von der Insel verschwunden. Inzwischen waren mehrere Städte gegründet worden, darunter die Hauptstadt Santo Domingo, nach der die ganze Insel später benannt wurde. Ungeachtet der Einfuhr von Negern wollte indes die Kolonie nicht gedeihen. Die Hibustier (s. d.) setzten sich auf der Insel fest, und mit ihrer Hilfe entkamen franz. Niederlassungen im westl. Teile, die am Ende zur völligen Besitznahme dieses Teils durch die Franzosen und dessen Abtretung an dieselben von seiten Spaniens im Amstwißer Frieden (1697) führten. Dieser franz. Teil der Insel entwickelte sich bald zu hoher Blüte. Doch zugleich erzeugte sich auch durch das Mißverhältnis der Weißen zu der Zahl der eingeführten Negerflaven der Keim zum Untergang der Kolonie. Durch die häufige Vermischung zwischen Weißen und Negern entstand eine große Menge Mulatten, die von ihren weißen Vätern meist bevorzugt und freigelassen wurden, ohne daß sie darum den Weißen in sozialer und rechtlicher Hinsicht gleichgestellt worden wären. Diese Volksklasse geriet durch die französische Revolution in eine gewaltige Aufregung, während zugleich infolge der Ereignisse im Mutterlande unter den Weißen bestige polit. Spaltungen ausbrachen. Die Streitigkeiten in einer 1790 berufenen Kolonialversammlung und die Dekrete der Nationalversammlung in Paris, welche den Farbigen (Mulatten) gewisse Rechte bald einräumten, bald

wieder nahmen, steigerten die Gärung aufs äußerste. Am 23. Aug. 1791 brach der Aufstand der farbigen und Neger, welche erstern, obwohl früher die härtesten Bedrücker der letztern, jetzt diese aufgewiegelt und sich mit ihnen vereinigt hatten, um Cap François aus. Unter den greulichsten Verwüstungen, sowie unter förmlicher Mitwirkung der vom Mutterlande zur Herstellung der Ordnung gesendeten Bevollmächtigten Polverel und Santhonar, griff der Aufstand immer mehr um sich, bis er endlich nach der Einnahme von Cap François durch die Neger (21. bis 23. Juni 1793), welche alle Weißen ermordeten und die Stadt verwüsteten, über die ganze Kolonie sich verbreitete. Nur wenige Weiße waren noch übrig; wer nicht geflüchtet, war ermordet worden. Dennoch hielten es die Bevollmächtigten des Mutterlandes fortwährend mehr mit den Aufständern als mit den Weißen. Als 1793 die Spanier und Engländer die Kolonie angriffen, verband sich das Negerheer mit den zur Behauptung der Insel gelandeten franz. Truppen, die nun den Negern sowohl gegen die weißen Kolonisten wie gegen die Engländer und Spanier Dienste leisteten. Die Spanier mußten im Baseler Frieden 1795 den östl. Theil der Insel an die Franzosen abtreten, und die Engländer wurden von den Insurgentengeneralen Rigaud und Toussaint Louverture allmählich in die Enge getrieben, bis sie die Insel 1797 ganz verließen.

Der Nationalconvent hatte schon 4. Febr. 1794 den Negern in den franz. Kolonien völlige Freiheit und gleiche Rechte mit den Weißen bewilligt, 1797 wurde Toussaint Louverture vom franz. Direktorium zum Obergeneral aller Truppen auf Domingo ernannt. Doch dieser suchte sich unabhängig zu machen, gab 9. Mai 1801 der Insel eine eigene Verfassung und organisierte die Regierung sehr zweckmäßig. Um ihn zu unterwerfen, sandte der Erste Consul Bonaparte 1801 den General Leclerc mit 25000 Mann als Generalkapitän nach der Insel. Anfangs widersetzte sich Toussaint der Landung, mußte sich jedoch bald ins Innere zurückziehen und hier ergeben. Trotzdem ward Toussaint verhaftet und nach Frankreich geschickt. Da die wenigen Weißen nach der Herstellung der Sklaverei trachteten, brach der Aufstand unter dem Neger Dessalines von neuem aus und die durch Krankheit ausgelebten Franzosen mußten endlich im Nov. 1803, unter Rochambeau, die Insel räumen. Das Regiment der Weißen hatte hiermit gänzlich aufgehört. Dessalines, ein roher Tyrann, gab der Insel ihren alten Namen S. (das Bergland) wieder, ließ sich 8. Okt. 1804 als Kaiser Jakob I. ausrufen, verließ dem neuen Staate 20. Mai 1805 eine neue Verfassung, wurde aber wegen seiner Grausamkeit schon 17. Okt. 1806 in einem Auftruh ermordet. An der Spitze der Verschwörung standen der Negergeneral Heinrich Christoph und der Mulatte Alexander Pétion. Jetzt brach der Haß und die Rivalität zwischen Mulatten und Negern wieder aus, die fortan das eigentliche Motiv aller innern Kämpfe blieben. Der Kampf zwischen Pétion, als Haupt der Mulatten, und Christoph, als Haupt der Neger, um die Oberherrschaft hatte 1808 den Zerfall der Insel in eine Mulattenrepublik, mit Pétion als Präsidenten, im Süden und in den Negerstaat S. im Norden, mit Christoph als Präsidenten, zur Folge. Diesen Staat verwandelte Christoph 1811 in eine erbliche Monarchie und ließ sich als König Heinrich I. krönen. Pétion gab 2. Juni 1816 der Republik eine neue,

sehr freisinnige Repräsentativverfassung. Nach Pétions Tode (27. März 1818) versuchte Heinrich die Mulattenrepublik mit seinem Königreich zu vereinigen, wurde aber durch des ersten Nachfolger, den Präsidenten Boyer (s. d.), daran verhindert. Der Negerkönig Heinrich erschloß sich 8. Okt. 1820, weil er sich in einem Aufstande gegen ihn von allen verlassen sah, und es fand nun 26. Nov. 1820 die freiwillige Wiedervereinigung beider Theile des franz. Domingo zu einer einzigen Republik statt, welcher sich 1822 auch der span. Anteil der Insel anschloß, der 1808 von den Spaniern wiedererobert worden, 1821 aber sich losgesagt hatte. Seit 1822 regierte Boyer als lebenslänglicher Präsident nach der Verfassung vom 2. Juni 1816 und that alles, um die Civilisation des jungen Staats zu fördern. Er wurde erst 1843 durch neue Unruhen und Aufstände vertrieben. In den nunmehr ausbrechenden Bürgerkriegen folgten Gerard Riviere bis 1844, Guérrier bis 1845, Pierrôt bis 1846 und Riché bis 1847.

An des letztern Stelle trat der Negergeneral Faustin Soulouque, der erbitterte Feind aller Weißen, welcher sich 26. Aug. 1849 nach Napoleonischem Vorbild als Kaiser proklamierte, Fürsten, Herzöge und Barone dudenweise ernannte und die haitianische Ehrenlegion, den Faustinusorden, stiftete. Er behauptete sich durch Grausamkeit und List bis zum 15. Jan. 1859 am Ruder, wo er durch den Mulatten Favre Geffrard gezwungen wurde, die Krone niederzulegen und ins Ausland zu flüchten. Geffrard führte die Republik ein und wurde zu deren erstem Präsidenten erwählt. Er behauptete sich bis zum 13. März 1867 und machte Salnave Platz, welcher 16. Juni 1867 definitiv an seine Stelle trat. Letzterer wieder ward im Winter 1869—70 gestürzt und 10. Jan. 1870 erschossen. Von 1870 bis Mai 1874 war General Rissage Saget, der siegreiche Gegner Salnaves, Präsident. Ihm folgte Michael Dominique, welcher bereits 17. April 1876 gestürzt wurde und auf einem franz. Kriegsschiffe nach St. Thomas floh, während seine verhassten und tyrannischen Minister Rameau und Lorquet erschossen wurden. Ihm folgte 19. Juli 1876 der auf vier Jahre gewählte General Boisrond-Canal, den aber schon 17. Juli 1879 eine Revolution zur Flucht nöthigte, worauf sich 3. Okt. 1879 General Salomon der Regierung bemächtigte und sich auf sieben Jahre zum Präsidenten erwählen ließ.

Litteratur. Jordan, «Geschichte der Insel S.» (Lpz. 1846); Madiou, «Histoire d'H.» (3 Bde., Port-au-Prince 1847); Handelsmann, «Geschichte von S.» (Hiel 1850); Nau, «Histoire des Caciques de H.» (Port-au-Prince 1855); Ardouin, «Etudes sur l'histoire de H.» (10 Bde., Par. 1853—61); Bonneau, «H., ses progrès, son avenir, avec un précis historique sur ses constitutions, etc.» (Par. 1862); La Selve, «Histoire de la littérature haitienne depuis ses origines jusqu'à nos jours» (Paris 1876); derselbe, «Le pays des Nègres, voyage à H.» (Par. 1881); Ramsay, «Abrégé de la géographie d'H.» (Par. 1881).

Haitien (Cap), Stadt auf Haïti (s. d.).

Gatzinger (Amalie), ausgezeichnete Schauspielerin, die Tochter des bad. Kammerfouriers Morstadt, geb. 5. Mai 1800 in Karlsbrunne, trat schon 1810 in der Wranitzky'schen Oper «Oberon» am Theater zu Karlsbrunne auf und wurde bald für kleinere Opernrollen engagiert; 1816 verheiratete sie sich mit dem Schauspieler Neumann und entwickelte

Gebirgskette eingekloſſenen, nach ihr benannten, überaus fiſchreichen Bai und verdankt dieſer Lage einen vollkommen ſichern und von D. wie von B. leicht zugänglichen Hafen, der 200 Schiffe aufnehmen kann. S. zählt (1881) 22 008 E., worunter ungefähr 50 Europäer und Nordamerikaner. Eine wohlunterhaltene Landſtraße verbindet S. mit Matsumae, dem an dem weſtl. Eingange in die Sangarſtraße gelegenen Hauptort der Inſel und zugleich dem Sitz des japan. Gouverneurs derſelben. Durch den Vertrag von 1854 den Nordamerikanern, durch den von Jedo 1858 den Handelsſchiffen aller fremden Nationen geöffnet, iſt S. Sitz der Konſuln Nordamerikas, Rußlands, Englands, Frankreichs, der Niederlande, Dänemarks und der Schweiz. Der Handel gelangte jedoch daſelbſt noch zu keiner beſonderen Bedeutung; 1882 liefen 46 Schiffe von 19 240 t ein. Von Wichtigkeit iſt S. ſeines vorzüglichen Hafens und milden Klimas wegen, hauptſächlich für die Rußen als Winterſtation ihrer Schiffe. Sie haben daſelbſt ein Hoſpital, eine große Eiſenſchmiede ſowie Lagerhäuser angelegt, und halten hier auch einen Agenten, der für die Verproviantierung der Schiffe Sorge trägt. Auch wird der Platz von Waſfiſchfängern beſucht, die hier Proviant einnehmen. In der Nachbarschaft liegen berühmte Schwefelquellen.

Haſon, ſ. ſākan.

Häſſe (Häſſe, Heſſe), Wollsausdruck für das Sprunggelenk (Fußwurzel) der Hauſtiere.

Haſ, Stadt in der belg. Provinz Südbraabant, an der Senna, dem Charleroiſanal und an der Linie Brüſſel-Quivrain der Belgiſchen Staatsbahn, welche hier nach Aſth abweicht, hat eine ſchöne got. Kirche aus dem 14. Jahrh., deren wunderthätiges Marienbild viele Pilger herbeizieht, mit einem ſchönen Hochaltar aus weißem Marmor, ein 1616 erbautes Rathaus, ein Gymnaſium und 8830 E.

Halacha (hebr., d. i. Gang, Norm), in der rabbin. Sprache die Feſtſtellung der geſchlichen Vorſchriften nach traditioneller Auffaſſung, bildet ſonach den Gegenſatz zu Hagada (ſ. d.). Die Mehrzahl heißt Halachot und vor einem Genitiv Hilchot.

Halagebirge (Wraouigebirge), das Gebirge, welches die Grenze Valutiſtans gegen das Tiefland des Indus bildet. Daſſelbe iſt eine Fortſetzung des Suleimangebirges, findet am Kap Monz am Perſiſchen Meere ſeinen Abſchluß und iſt von zwei Engpässen durchbrochen, durch welche die beiden Flüſſe, der Wholan und der Mula, ſtrömen.

Halali bezeichnet den wirklichen Fang des bei der Parforcejagd geſetzten Wildes. Wenn daſſelbe entweder ſich ſelbſt geſtellt (Hirſche) oder von den Hunden ereilt und gehalten wird, daß es nicht mehr weiter kann, ſo wird es von den herbeigeſeilten Jägern abgefangen und weibmännlich abgethan, d. h. es werden ihm die Heſen (ſ. d.) mit einem ſcharfen Hirſchfänger durchgeſchlagen und ihm dann der Fang gegeben, oder es wird dem Jagdperſonal lebend übergeben, um für eine ſpätäre Parforcejagd aufbewahrt zu werden. Während des Fanges blaſen die Horniſten die Halaliſanfäre. Bei dem Waſſer-Halali, d. h. wenn der Hirſch ſich in einen Teich oder See flüchtet und dort ſtehen bleibt, wird die Waſſerſanfäre geblaſen; ſobald er durch Boote erreicht und mittels eines ans Geweiß geworfenen Halens unter Waſſer gezogen iſt, wo er ſogleich verendet oder durch einen Schuß des Jagdherrn getödet wird, ertönt die Halaliſanfäre.

Nach altem Jägerbrauch ſoll beim Blaſen der Halaliſanfären jeder Jäger und Jagdteilnehmer den Hirſchfänger laſſen und den Handſchuh von der rechten Hand abziehen.

Halas (ſpr. Halasch, d. i. fiſchreich), Stadt mit geregelterm Magiſtrat im ungar. Komitat Peſt, im ehemaligen Klein-Rumanien, in der Nähe des Sees Palas, Station der Linie Budapeſt-Joſſefváros-Neuſaß der Ungariſchen Staatsbahnen, hat ein Gymnaſium und zählt (1880) 15 039 E., meiſt Magyaren, welche Ackerbau und Viehzucht treiben.

Halbaffen (Prosimii) heißt eine ſehr merkwürdige und vielgeſtaltige Gruppe meiſt nächtlicher und nur in der Alten Welt vorkommender, often ähnlicher Tiere, die zwar, wie die echten Affen, vier mit entgegenſetzbaren Daumen verſehene Hände haben, aber an dem Zeigefinger der Hinterhände eine Kralle beſißen und durch ihre ſpize Fuſchſchnauze, das behaarte Geſicht, die meiſt großen Augen und Ohren, ſowie durch die Bezahnung ſich von den Affen unterſcheiden und durch letztere namentlich den inſektenfreſſenden Raubtieren ſich anſchließen. Inſekten bilden auch in der That ihre Hauptnahrung, obgleich ſie Früchte nicht verſchmähen. Sie klettern ſaſt nur auf Bäumen umher und bergen ſich tagsüber in Baumhöhlen. Höchſt eigentümlich iſt die geogr. Verbreitung dieſer Tier. Die ſaſt ſchwanzloſen Inbris (Lichanotus, ſ. Tafel: Halbaffen, Fig. 1), deren Finger bis zur Hälfte zuſammengewachſen ſind, die langſchwänzigen Matis (Lemur Mongoz, Fig. 2) und das durch ſeine Bezahnung einen ſcheinbaren Übergang zu den Nagetieren darſtellende Fingertier oder Aye-Aye (Chiromys, Fig. 4) werden nur auf Madagaſkar gefunden; die Nachtaffen (Nyctcebus), Geſpenſtaffen oder Roboldmalis (Tarsius, Fig. 7) und Loris (Stenops, Fig. 6) auf den Sunda-Inſeln und dem benachbarten Feſtlande; die Pottos (Perodicticus), mit nagelloſem oder ganz verkümmertem Zeigefinger, und Ohrenmalis (Otolicanus Galago, Fig. 8) nur auf dem Feſtlande des ſüdl. Afrika; die Wärenmalis (Arescoebus, Fig. 5), mit noch kürzerem Zeigefinger als beim Potto, kommen in Weſtafrika vor. Solcher hat aus dieſer Verbreitung auf die frühere Erſtreckung eines die genannten Länder umfaſſenden, großenteils verſunkenen Kontinents (Remurien) geſchloſſen und Hädel dorthin die Wiege des Menſchengeschlechts verlegt. Den Pelzflatterer oder Pelzmaki (Galeopithecus volans, Fig. 3) hat man gegenwärtig auf Grund anatom. Unterſuchungen zu den Inſektivoren (ſ. d.) geſtellt. In neuerer Zeit hat man in den untern Tertiärgebilden (Eocän) Frankreichs und der weſtl. Vereinigten Staaten zahlreiche Neſte ausgeſtorbener S. entdeckt.

Halbau, Fleden in der preuß. Provinz Schleſien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Sagan, an der Kleinen Iſſerne und an der Linie Sommerfeld-Liegnitz der Preußiſchen Staatsbahn, iſt Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß, eine Glaſshütte, Baumwoll- und Damastweberei und zählt (1880) 1224, mit Dorf und Nittergut 1850 E.

Halbbehänter Wolf, ſ. u. Behänter Boll.

Halbbergamotte, ſ. Birne, Birnbaum.

Halbbildung, ſ. unter Bildung.

Halbbhut (jur.) oder halbhartige Verwandtschaft iſt die Verwandtschaft zweier Perſonen in der Seitenlinie, welche dadurch hergeſtellt wird, daß beide nicht von demſelben Eltern: oder

1
 2
 3
 4
 5
 6
 7
 8
 9
 10
 11
 12
 13
 14
 15
 16
 17
 18
 19
 20
 21
 22
 23
 24
 25
 26
 27
 28
 29
 30
 31
 32
 33
 34
 35
 36
 37
 38
 39
 40
 41
 42
 43
 44
 45
 46
 47
 48
 49
 50
 51
 52
 53
 54
 55
 56
 57
 58
 59
 60
 61
 62
 63
 64
 65
 66
 67
 68
 69
 70
 71
 72
 73
 74
 75
 76
 77
 78
 79
 80
 81
 82
 83
 84
 85
 86
 87
 88
 89
 90
 91
 92
 93
 94
 95
 96
 97
 98
 99
 100



6. Flattermaki (Gorilla)



7. Koboldmaki (Tarsius spectrum)



7. Koboldmaki (Tarsius spectrum)

a
n
n
n
f
e

e
n
e
h

bi
t
t
w
v
be

be
er
n
we
es
t
le
ja
be
in
bl
er
wa
ist
be.

Borelternpaare abstammen, sondern nur einen einzelnen Alceudenten gemeinsam haben. (S. Halbgewißer.) — H. wird auch das Produkt der Paarung eines Vollblutiers mit einem Tiere gemeinen Schlages genannt.

Halborten, f. unter Vortweberei.

Halbbrassen, Fischart, f. Blide.

Halbbrillanten (Brillonetten) nennt man solche Diamanten, an welchen nur der regelmäßige Schnitt des Pavillon (f. Edelsteinschleiferei) durchgeführt ist, während der Unterteil fehlt. Letzteres kann gelegentlich durch Glaspaste ersetzt sein. Gegenwärtig kommt solche Ware nur in Ausnahmefällen auf den Markt. (S. Edelstein-Imitationen und Edelsteinschleiferei.)

Halbutterbirne, f. u. Birne, Birnbaum.

Halbadenz, f. unter Eadenz.

Halbdurchsichtig ist derjenige Grad der Pellucidität oder Lichtdurchlässigkeit, bei welchem man durch ein Mineral hindurch zwar noch andere Gegenstände, jedoch nicht mehr in deutlich unterscheidbaren Umrissen erkennen kann. Manches Mineral ist übrigens halbdurchsichtig, welches sich in dünnen Scherben als durchsichtig, in dicken Stücken nur als durchscheinend darstellt.

Halbedelsteine, f. u. Edelsteine (natürliche).

Halberstadt, Kreisstadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, an dem Flüssen Holtemme und an den Ufern Magdeburger Elbe und Halle: Graubof-Löhne der Preussischen Staatsbahnen gelegen, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Land-, Schwur- und Amtsgerichts, einer Reichsbankniederlassung und zählt (1880) 31 260 meist prot. G. Unter den zehn Kirchen sind die 1005—1147 erbaute Liebfrauenkirche und der dem heil. Stephan gewidmete, um die Mitte des 13. Jahrh. im strengeren got. Stil begonnene, im 14. Jahrh. beendigte und 1850 restaurierte Dom die wichtigsten. Letzterer enthält einige wertvolle Gemälde sowie andere interessante Altertümer (das reiche Holzschnitzwerk des Bischofsstuhls aus dem J. 1510) und schöne Glasmalereien. H. hat ein Domgymnasium, ein Realgymnasium, eine Oberrealschule, eine höhere Mädterschule, ein Schullehrerseminar mit Taubstummenanstalt, zwei ansehnliche Bibliotheken, ein Schauspielhaus und nächst dem Gleim'schen Freundschaftstempel, welcher 120 in Öl gemalte Porträts von Gelehrten, Dichtern und Staatsmännern des 18. Jahrh. enthält, sehr beachtenswerte Privatsammlungen von Gemälden, Münzen und Altertümern. Überhaupt hat sich in dem Orte aus der Zeit, wo Gleim daselbst einen ausgewählten Kreis (die sog. Halberstädtische Dichterschule) um sich versammelte, ein reger Sinn für Kunst und Wissenschaft erhalten. Die Fabriken liefern Zucker, Spiritus, Leber, Seife, Handschuhe und besonders auch Cigarren. Wichtig sind außerdem die Bierbrauereien. Wichtig ist auch der Handel mit Produkten der Kupferhütten und Bergwerke. Die 2 km entfernten Spiegelfchen Berge gewähren eine schöne Aussicht.

Ihren Aufschwung verdankt die Stadt den Bischofen, welche seit 804 daselbst ihren Sitz hatten und deren Sprengel sich anfangs über Nordthüringen, Harzingau, Darlingau, Haffgau und Schwabengau erstreckte, bald aber zu Gunsten des neuerrichteten Erzbistums Magdeburg beschränkt wurde. Doch wuchsen in der Folge die Bisthöfe ihre Stiftingsgüter ansehnlich zu vermehren und die Landes-

hoheit zu erringen. Unter anderm brachten sie noch kurz vor der Säkularisation des Stifts (1643) die Grafschaft Regenstein an sich. Die Reformation hatte schon seit 1542 im Bistum Eingang gefunden; doch wurde daselbst erst 1648 durch den westfäl. Friedensschluss aufgehoben und als Fürstentum (1980 qkm), mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage, an Brandenburg gegeben. Durch den Tilsiter Frieden wurde es 1807 an das Königreich Westfalen abgetreten und bildete darin den Hauptbestandteil des Saaldepartements. Im J. 1818 nahm es Preußen wieder in Besitz und schlug es größtenteils zum Regierungsbezirk Magdeburg; das übrige kam zum Regierungsbezirk Merseburg.

Vgl. Lucanus, »Wegweiser durch H.« (2. Aufl., Halberst. 1866); derselbe, »Der Dom zu H.« (Halberst. 1887) und »Die Liebfrauenkirche zu H.« (2. Aufl., Halberst. 1872); Schaeffer, »Inchriften und Legenden halberstädtischer Bauten« (Halberst. 1864); Riefesche, »H. sonst und jetzt« (Halberst. 1882); Schmidt, »Urkundenbuch der Stadt H.« (2 Bde., Halle 1878—79); derselbe, »Urkundenbuch des Hochstifts H.« (Hb. 1, Lpz. 1888).

Der Kreis Halberstadt zählt auf 494 qkm (1880) 66 145 meist prot. G.

Halbeseel, f. Dschiggetai.

Halbfabrikate, Erzeugnisse der industriellen Thätigkeit, welche einer Verarbeitung unterworfen werden, um als Grundstoffe zur Herstellung der sog. fertigen Fabrikate zu dienen, z. B. das Garn zum Verweben, das Roheisen zur Stahlbereitung.

Halbkugler, Hemipteren oder Rhyncho-ten heißt eine große Ordnung der Insekten, zu welcher unter den bekanntern die Wanzen, Cicaden, Blatt-, Schild- und die echten Läuse gehören. Sämtliche H. sind saugende Insekten und besitzen meist einen starren, aber gegliederten Rüssel, auch Schnabel genannt, der von Kinn und Lippe gebildet wird, die zu einer Röhre umgeformt sind. In dieser Röhre liegen die zu Stechborsten und zu dem eigentlichen Saugrüssel umgewandelten übrigen Mundteile. Die Augen sind meist klein, die Fühler mittellang, Brust und Hinterleib ihrer ganzen Breite nach miteinander verwachsen. Jeweilen fehlen die Flügel. Gewöhnlich aber sind vier vorhanden, wovon die vordern, wenigstens am Grunde, lederartig und fest sind, so daß sie den Körper ganz oder zum Teil bedecken können, während die hintern stets hell, häutig und gewöhnlich nur von wenigen Adern durchzogen sind. Die Verwandlung ist unvollkommen; bei vielen kommen außergewöhnliche Fortpflanzungsarten (f. Parthenogenese) vor. Die H. kriechen meist in ihrer vollendeten Gestalt aus dem Ei (bei nur wenigen, z. B. den Cicaden, findet sich eine verschiedene Larvengestalt) und bilden nie eine ruhende Puppe, sondern erhalten nur bei der ersten Häutung die Ansätze, bei einer spätern die vollständigen Flügel. Die H. sind teils Raubtiere, die mit ihrem spitzen Schnabel andere Tiere anfallen und aussaugen, wie die meisten Wanzen, teils leben sie äußerlich parasitisch, wie die Läuse, teils saugen sie, wie Cicaden, Blatt- und Schildläuse, Pflanzen aus und werden dadurch schädlich. Fossile Reste treten zuerst in der Kreide auf. Über H. geschrieben Burmeister in seinem »Handbuch der Entomologie«, J. Hahn und H. Schaeffer und endlich F. K. Zieher.

Halbfranzband, f. unter Buchbindekunst.

Halbgewißer oder Halbgeburt, im Gensatz zu rechten vollbürtigen Gewißern oder

voller Geburt, heißen diejenigen, welche nicht beide Eltern, sondern nur entweder den Vater oder die Mutter miteinander gemein haben. Im erstern Falle werden sie consanguinei, im letztern uterini genannt. Gewöhnlich, obwohl unrichtig, nennt man sie auch Stiefgeschwister; solche sind jedoch nur die aus verschiedenen Ehen zusammengebrachten Kinder, deren Vater und Mutter einander nach der Geburt dieser Abkömmlinge geheiratet haben; sie stehen in gar keinem verwandtschaftlichen oder schwägerchaftlichen Verhältnis, haben auch kein gesetzliches Erbrecht gegeneinander und dürfen sich ohne Dispensation heiraten. Nach dem röm. Recht stehen die H. den vollbürtigen, wie die Kinder der erstern denen der letztern in der Erbordnung nach, so daß sie durch dieselben ausgeschlossen werden; in entferntern Verwandtschaftsgraden macht aber die halbe Geburt keinen Unterschied. In erbrechtlicher Beziehung gelten übrigens als H. auch die unehelichen Kinder derselben Mutter und Adoptivgeschwister. Nach dem Rechte des Sachsenspiegels tritt die halbe Geburt um einen Grad weiter, d. h. der Halbbürtige wird durch einen gleichnahen Vollbürtigen ausgeschlossen, als wenn er um ein Glied entfernter wäre. Diese Bestimmung behauptete sich noch geraume Zeit in einigen Landrechten, so im böhm. sächsischen bis 1829. Einen sehr natürlichen Weg schlägt das franz. und das österr. Recht ein, indem es die Verlassenschaft in zwei Hälften teilt, wovon die eine auf die väterliche, die andere auf die mütterliche Seite fällt; hierdurch bekommt die volle Geburt ein Erbrecht auf beiden Seiten, die halbe nur auf der einen.

Halbgötter, s. Heroen.

Halbharze, s. unter Harze.

Halbieren, eine Größe in zwei gleiche Teile teilen. Eine arithmetische Größe wird halbiert, indem man sie durch 2 dividirt; um eine gerade Linie oder einen Kreisbogen zu halbieren, beschreibt man von den beiden Endpunkten Kreise mit der gleichen Birkelöffnung und verbindet die Schnittpunkte dieser Kreise durch eine gerade Linie, welche nun die andere Linie oder den Kreisbogen halbiert.

Halbierzirkel, Zirkel mit Doppelschenteln; setzt man die Spitzen der längern auf die Endpunkte einer Geraden, so ist die Entfernung der Spitzen der kürzern Schentel die Hälfte der Geraden.

Halbig (Joh.), Bildhauer und Professor der Bildhauerkunst an der Polytechnischen Schule in München, geb. 18. Juli 1814 zu Donnersdorf bei Gerolzhofen in Bayern, kam, von seinem Vater für den Kunstberuf vorbereitet, nach München, wo er an der Polytechnischen Schule und an der Akademie sich zum Bildhauer ausbildete. Seine Werke sind außer in München in ganz Deutschland, Österreich, ja selbst in Rußland und Amerika verbreitet. Für die Alte Pinakothek in München modellirte er 1836 die Löwen, für den Hofgarten ebenda die Modelle der Roma und Minerva, für das Museum in Petersburg im Auftrage Klenzes die Kolossalbildsäule eines Atlanten aus Porphyrt, sowie Modelle zu Künstlerbildsäulen. Im Auftrage König Ludwigs I. entstand das Biergespann der Löwen für das Siegesthor in München und in gleichem Auftrage für die Befreiungshalle in Regensburg 18 Figuren, die Hauptprovinzen Deutschlands vorstellend. Im J. 1848 entwarf der Künstler den sog. deutschen Reichspokal. Hervorzuheben ist auch das Monument des Königs Max II. in Lindau im Hubertus-Ordens-

lostum, 1854 aufgestellt, aus lehlheimer Marmor, von vier allegorischen Figuren umgeben, sowie die kolossalen Löwen, für den Hafeneingang in Lindau bestimmt. Minder gelungen ist die Statue Franzhofsers in der Maximilianstraße in München (1866). H. S. Heiland am Kreuze, im Auftrage der Stadt München für das Campo santo 1863 ausgeführt, hat ergeizenden Ausbruch und hohe Würde. Für Newport führte er 1867 eine Marmorgruppe badender Mädchen aus und für einen newporter Privatmann eine allegorische Darstellung Nordamerikas: eine weibliche Gestalt in attischer Tracht, die Rechte zum Schwur emporhebend. H. hat seit 1846 an 1000 Büsten modellirt. Zu seinen größern neuern Arbeiten gehört das 1859 enthüllte Monument mit der Bronzestatue des Palatin Joseph in Pest, eine lebensgroße Marmorgruppe; eine Bacchantin auf dem Tiger sitzend, für die Großherzogin Helena Paulowna von Rußland, ein Heiland am Kreuze (aus carrarischem Marmor) für das Mausoleum der Fürstin Karl Ottingen-Wallerstein und das kolossale Reiterbild des Königs Wilhelm I. in Cannstatt. H. S. großartigste Schöpfung ist die gewaltige 1875 aufgestellte Kreuzigungsgruppe, welche König Ludwig II. für Oberammergau bestellte. Er starb 29. Aug. 1882 in München.

Halbinsel (grch. Chersonesos, d. i. ein Land, welches zugleich Festland und Insel ist) heißt ein weit in das Meer vorwärtender und so an mehreren Seiten von demselben begrenzter Teil des Festlandes oder auch einer Insel. Ist derselbe von sehr bedeutender Größe, wie Skandinavien, die Pyrenäische H., Arabien, Labrador u. s. w., so nennt man ihn auch wohl Halbinselland, während ein kleinerer, langgestreckter, schmaler Vorsprung (auch eines Flußufers) als Landzunge oder Erdzunge bezeichnet zu werden pflegt. Derjenige Raum, durch welchen die H. oder Landzunge mit dem übrigen Lande zusammenhängt, heißt, wenn er schmaler als die H. oder Landzunge selbst, Landenge, Erdenge oder griechisch Isthmus (Hals). Doch bezeichnet man mit diesem Worte auch jeden andern verhältnismäßig schmalen Landstrich, durch welchen zwei breitere, größere Landmassen in Verbindung stehen, wie dies bei den Landengen von Panama und von Sués der Fall. Die bedeutendsten unter den europäischen H. sind: die skandinavische 755 885 qkm, die iberische 585 163, die Ballan-H. 467 715, die italische 160 734, die jätische 39 522, Krim 25 727, Korea 22 201, die bretonische 21 748 qkm.

Halbinselkrieg, s. Französisch-Spanisch-Portugiesischer Krieg.

Halbinvalide ist nach §. 61 des deutschen Reichsmilitärpensionsgesetzes vom 27. Juni 1871 die Bezeichnung für solche Invaliden, welche zum Feld-, beziehentlich Siedienst untauglich, aber zum Garnisonsdienst noch fähig sind, im Gegensatz zu den Ganzinvaliden, welche zu keinerlei Militärdienst mehr tauglich sind. Die Höhe der Invalidenversorgung ist abhängig vom Range, dem Grade der Dienstunbrauchbarkeit, der Länge der Dienstzeit und dem Maße der eingetretenen Störung der Erwerbsfähigkeit. Das Vorhandensein der Dienstunbrauchbarkeit und Erwerbsunfähigkeit, sowie ihre Entstehung und ihr Zusammenhang mit der vom nächsten dienstlichen Vorgesetzten bescheinigten Dienstbeschädigung wird durch ärztliches Attest festgestellt, welches sich bezüglich der Dienstunbrauchbarkeit

darüber aussprechen muß, ob der Betreffende Invaliden oder *h.* ist. Die entlassenen *h.* sind verpflichtet, sich innerhalb der nächsten 14 Tage nach ihrer Ankunft an dem gewählten Wohnorte persönlich oder schriftlich bei dem Landwehr-Bezirksfeldwebel zu melden, und müssen etwaige Versorgungsansprüche vor der Entlassung aus dem Dienste anmelden; doch können diese Ansprüche ohne Rücksicht auf die Zeit geltend gemacht werden, wenn die Invalidität im Kriege durch Verwundung oder äußere Dienstbeschädigung, oder wenn dieselbe während des aktiven Militärdienstes im Kriege oder Frieden durch kontagiose Augenkrankheit entstanden ist. Wurde die Invalidität durch eine im Kriege erlittene innere Dienstbeschädigung veranlaßt, so können innerhalb dreier Jahre nach dem Friedensschlusse, und wenn dieselbe durch eine im Frieden erlittene Dienstbeschädigung veranlaßt worden ist, innerhalb sechs Monaten nach der Entlassung Versorgungsansprüche geltend gemacht werden. Mannschaften, welche während kürzerer als achtjähriger Dienstzeit dienstunbrauchbar, oder bei kürzerer als zwölfjähriger Dienstzeit nur selbstunkünftig geworden sind, ohne daß dies die Folge einer Dienstbeschädigung ist, steht ein Anrecht auf Invalidenversorgung nicht zu; dieselben werden deshalb nicht als invalid, sondern als unbrauchbar entlassen. Nach längerer als achtjähriger Dienstzeit dürfen dagegen nur solche dienstunbrauchbar gewordene Mannschaften ohne Invalidenversorgung entlassen werden, deren Dienstunbrauchbarkeit durch eigene strafbare Handlungen veranlaßt worden ist. Bei allen Leiden, in deren Natur eine Steigerung derselben liegt, sind Invaliden bezüglich der Gewerbsfähigkeit zunächst nur temporär anzuerkennen, damit denselben das Recht gewahrt bleibt, späterhin noch Anspruch auf erhöhte Versorgung zu erheben und Pensionszulagen zu erwerben. (Vgl. Invaliden.)

Halblammgarn (frz. *cardé-peigné*, engl. *carded*), die aus den Abfällen der Rammgarnspinnerei erzeugten Garne, deren Fabrication teils nach der Methode der letztern, teils nach derjenigen der Streichgarnspinnerei stattfindet. (S. Rammgarn und Streichgarn.)

Halbstetten (engl. *Half-caste*), s. Eurasier.

Halbkugel oder *Hemisphäre*. In der Astronomie und Geographie denkt man sich sowohl die Erde, die man gewöhnlich als Kugel betrachtet, als das Himmelsgewölbe durch mehrere Ebenen geschnitten, wodurch mehrere Ebenen entstehen, die ihre besondern Namen haben. So nennt man z. B. die *h.*, die durch die Ebene des Äquators gebildet werden, die nördl. und die südl. Hemisphäre; ebenso sagt man, daß der Meridian eines jeden Orts die Erde und das Himmelsgewölbe in die östliche und die westliche *h.* teile.

Halbiederband, s. unter Buchbindekunst.

Halbleinwandband, s. u. Buchbindekunst.

Halbleute nannte man sonst Pächter, welche an Stelle eines Pachtgelbes von ihren Pachtungen die Hälfte des Ertrags (Halbpacht) an den Grundherrn abgaben.

Halbmesser, s. Abbeßer.

Halbmesser (*Radius*) heißt bei den krummen Linien und bei der Kugel die Hälfte eines Durchmesser. Im Kreise und in der Kugel sind alle *h.* einander gleich.

Halbmetalle wurden früher diejenigen Metalle genannt, die, wie Antimon, Arsen, Zinn &c., einen

hohen Grad von Syrtbarkeit zeigen und daher nicht die Eigenschaft der Hämmerbarkeit besitzen.

Halbmondsfahne heißt ein zur Janitscharenmusik gehöriges Instrument, welches auch *Schelle nbaum* genannt wird und aus einem mit Silbernen, meist vergoldeten Glöckchen behängten, an einem hölzernen Stabe befestigten Halbmonde, an dessen beiden Enden weiße oder rot gefärbte Rosenschweife herabhängen, getragen wird. Durch Schütteln des Stabes entsteht ein lärmendes Geräusch. Über dem Halbmonde ist in der Regel eine Mohammedsfahne angebracht. Das Instrument stammt aus dem Orient und kann eigentlich nicht zu den Musikinstrumenten gezählt werden. Im deutschen Heere besitzt jedes Infanterieregiment der Garde und der Linientruppen eine *h.*

Halbmondsorden, vom Sultan Selim III. 1799 nur für Fremde gestiftet, welche der Pforte Dienste erwiesen hatten, daher vorwiegend an Gesandte und deren Gefolge verliehen. Die Dekoration wurde in drei Klassen vergeben und bestand in einer am roten Bande zu tragenden goldenen Medaille, welche auf der Vorderseite im rot emailirten Mittelfelde einen silbernen Halbmond und Stern, auf der Rückseite den Namenszug des Stifters zeigte. Seit 1851 ist die Verleihung des Ordens unterblieben und er hat den jetzt bestehenden Dekorationen weichen müssen. — Denselben Namen führte auch ein 1268 von Karl von Anjou gestifteter feil. Orden, der aber mit dem Erlöschen des Hauses Anjou aufhörte.

Halbmond und Stern, d. h. der zunehmende Mond mit dem Jupiter, dem »großen Glüd« der Astrologen, vor seiner Innenseite, galt für das Horoskop Osmana's, des Stifters der nach ihm benannten Dynastie, und ist dann zum Wahrzeichen und Symbol des Osmanischen Reichs und seiner Religion geworden. Mond und Stern, silberne, resp. weiß, auf rotem Grunde bilden das Wappen der Reichsfahne. Der Halbmond ist die notwendige Koppel- oder Dachverjüngung der Roscheen.

Halbopal, s. unter Oval.

Halbpacht, s. unter Halbleute.

Halbporzellan, s. u. Fayence (s. d.).

Halbredoute, s. u. Redoute; vgl. Schanze.

Halbritter, im Mittelalter adeliche Personen, welche sich durch eine Reise nach Palästina die Ritterwürde erworben hatten oder von den röm. Königen an deren Wähltagen zu Rittern geschlagen worden waren.

Halbsamt, gezogener, ungeschchnittener oder ungerissener Samt, s. unter Samt.

Halbsäule, s. unter Säule.

Halbschatten, s. unter Schatten.

Halbschen, s. Hemianopie.

Halbsouverän nennt man solche Staaten, welche einer höhern Staatsgewalt untergeordnet sind. Der Träger der letztern heißt Oberherr oder Suzerän (s. d.). Als Beispiele solcher Staaten werden genannt die Glieder des ehemaligen Deutschen Reichs, die Provinzen der ehemaligen niederländ. Generalstaaten, die Kantons der Schweiz, Eibgenossenschaft, die Staaten der nordamerik. Union; insbesondere aber die Vasallenstaaten der Türkei: Ägypten, Tripolis, Tunis, ferner bis zum Berliner Frieden von 1878 Serbien und Rumänien und seit diesem Frieden Bulgarien. Auch die kleine, unter oldenburg. Oberhoheit befindliche gewesene Herrschaft Ruinhausen wurde dahin gezählt, bis sie

1854 dem Großherzogtum Oldenburg einverleibt wurde. Der Ausdruck *H.* ist durch *J. J. Moser* gebräuchlich geworden und in die völlerrechtliche und staatsrechtliche Literatur übergegangen. über das Maß der Hoheitsrechte, welche dem Suzerän, beziehentlich dem abhängigen Staate zustehen, gibt der Ausdruck *H.* keinen Anhaltspunkt. Sehr häufig steht die gesamte Verwaltung und Rechtspfegung, sowie die Gesetzgebung dem Vasallenstaate zu und die Suzeränität äußert sich meistens nur in einer formellen Anerkennung der Oberhoheit und dem Anspruch auf gewisse Ehrenrechte, Tributzahlungen und Kriegshilfe; bisweilen ist aber auch das Recht zum diplomatischen Verkehr und zum Abschluß völlerrechtlicher Verträge und demgemäß auch zur Entscheidung über Krieg und Frieden beschränkt und der Suzerän zum völlerrechtlichen Schutze der ihm untergeordneten Staaten verpflichtet.

Halbstrauch (suffrutex) nennt man eine Pflanze, bei der nur der untere Teil der Stengel holzig und ausdauernd ist, während der obere krautige alljährlich abstirbt und im Frühjahr durch junge Triebe aus dem untern wieder ersetzt ist. In diese Kategorie gehört z. B. die Gartensalbei.

Halbtinten, Farbentöne, welche den Übergang vom Schattigen zum Licht vermitteln.

Halbtuch, ein halbwoollener tuchartiger Stoff.

Halbzug (frz. demi-pâte, pâte effilochée; engl. half-stuff, first stuff), in der Papierfabrikation (s. d.) die durch halbfertig zerkleinerte, im Wasser erweichte Lumpen gebildete Masse, in der die Spuren des Gewebes fast ganz vertilgt sind, aber noch kenntliche Reste der Fäden vorkommen.

Halcyone, s. Halcyone.

Halcyonidae, s. Eisvogel.

Halben sind An- beziehungsweise Aufhäufungen von groben oder klaren Massen, welche entweder in Gruben oder Tagebauen gewonnen und zu Tage ausgefordert worden sind, oder von andern wertlosen Produkten, wie sie beim Verschmelzen der Erze gewonnen und zur Seite abgestürzt werden. Es gibt Abraumshalben bei Steinbrüchen, Berg-, taube, Erz- und Kohlenhalben beim Erz- und Steinkohlenbergbau, Seifen- oder Raitshalben beim Gold- und Zinn- und Eisenbergbau und Schlackenhalben beim Hüttenwesen. Alle *H.* sind die *H.* der Berge, Schlacken u. s. w. verlassener Grubengebäude oder Hüttenanlagen. Diese können als ins Vergessene gefallen, Gegenstand neuer Verleihung werden, wenn sie irgendwie berg- oder hüttenmännisch nutzbar sind, was insofern häufig vorkommt, als in der Neuzeit auf Grund der technischen Fortschritte mancherlei Erze, die man früher als wertlos oder nicht ertragsfähig über die *H.* gestürzt hat, zu Gute gemacht, d. h. mit Nutzen noch verwertbar gemacht werden können. Unter Ausklaubungen oder Auskuttungen einer *H.* versteht man das Heraussuchen von verwertbaren Erzen oder Mineralien, die in den sonst als wertlos über die *H.* gestürzten Stein- oder Gesteinmassen noch enthalten sind.

Halben (Arnold an der), s. Melchthal (Arnold von).

Halbenstein, Dorf im Bezirk Unter-Lanquart des Schweiz. Kantons Graubünden, liegt 560 m über dem Meere, 8,5 km nördlich von Chur auf dem linken Rheinufer am Fuße des Calanda, besitzt eine 1732 erbaute Pfarrkirche, ein Schloß der Familie Salis, drei Burgruinen und zählt (1880) 452 E. meist deutscher Zunge und reform. Konfession. Bis

1798 bildeten Burg und Dorf *H.* eine unabhängige Freiherrschaft, die nach mehrmaligem Besitzerwechsel 1604 an die Edeln von Schauenstein, 1729 an die Salis gelangte und 1803 durch die Mediationsakte dem Hochgericht der fünf Dörfer einverleibt wurde, das jetzt einen besondern Kreis des Bezirks Unter-Lanquart bildet. Die Burg *H.*, ein mächtiger Bau, wahrscheinlich des 12. Jahrh., liegt auf einem überhängenden Felsen westlich vom Dorfe. Seit 1769 nicht mehr bewohnt, wurde sie 1787 durch ein Erdbeben teilweise zerstört. Nördlich vom Dorfe erheben sich auf einem Felsvorsprunge die Trümmer von Lichtenstein, und zwischen beiden Ruinen liegt etwas höher an der Felswand der Krotten- oder Grottenstein, eine besetzte Höhle. In *H.* bestand 1761–71 eine von Peter Resemann und Martin Planta gegründete höhere Lehranstalt, das Philanthropin, welches weit über die Grenzen Graubündens hinaus sich eines wohlverdienten Rufes erfreute.

Halbentweg (Christian), einer der ausgezeichnetsten deutschen Kupferstecher, geb. 14. Mai 1780 in Durlach, besuchte seit seinem 14. Jahre die dortige Zeichenschule und kam zwei Jahre darauf in die Mechelnische Anstalt nach Basel, wo er sich im Kupferstechen vervollkommnete. Einige gelungene Arbeiten in Aquatintamanier verschafften ihm 1796 den Ruf nach Dessau, wo die Chalkographische Gesellschaft entstanden war. *H.* wurde 1803 als Kupferstecher nach Karlsruhe zurückberufen. Später arbeitete er viel für Buchhändler. Für das Musée-Napoleon und Musée-Royal stach er mehrere Landschaften nach Grimaldi, Ruissdael, Poussin, Claude Lorrain und Elzheimer. Seine letzten und besten Arbeiten waren die Tageszeiten, in vier Blättern nach Claude Lorrains Bildern in der Eremitage zu Petersburg, und die Wasserfälle, in zwei Blättern nach Ruissdael, von welchen letztern das zweite Blatt von seinem Schüler, Schnell in Darmstadt, 1833 vollendet wurde. *H.* starb im Bade zu Rippoldsau 27. Juni 1831.

Halé (Edward Everett), amerik. Schriftsteller, geb. in Boston 3. April 1822, studierte Theologie in Harvard College, wurde 1846 Pastor zu Worcester (Massachusetts) und vertauchte diese Stelle 1856 mit der Seelsorge einer Kongregationalistenkirche in Boston. Außer seiner Mitarbeitererschaft an literarischen und religiösen Blättern beteiligte er sich auch als Redacteur des «Christian Examiner» und der «Sunday School Gazette», 1869 gründete er «Old and New», eine literarische und kritische, namentlich der sozialen Reform gewidmete Monatschrift. Von seinen Werken sind zu nennen «The rosary» (1848), «Margaret Percival in America» (1850), «Sketches of christian history» (1850), «Letters on Irish emigration» (1852), «Kansas and Nebraska» (1854), «Ninety days worth of Europe» (1861), «The man without a country» (1868), «Ups and downs» (1870), «Working men's homes» (1874), «Philip Nolan's friends» (1876).

Halé, Stadt im nördl. Syrien, s. Aleppo.

Haloo (lat.), eine im alten Rom beliebte Fischsauce, welche teils aus dem Bodensage des Garum (s. d.), teils auch aus andern Fischen bereitet wurde.

Hälet (Vitžslav Vincenz), böhm. Dichter, geb. 5. April 1835, war Mitredacteur des Journals «Národní Listy» seit dessen Gründung (1861) und redigierte außerdem einige belletristische Zeitschriften,

darunter namentlich «Květy» (1866—72) und «Lumir» (1865 u. 1873 fg.). Gegen das Ende der fünfziger Jahre stand er mit J. Neruba an der Spitze einer jungen Dichtergeneration, die im Almanach «Máj» (1858 fg.) ihren Mittelpunkt hatte und neues Leben in die böhm. poetische Litteratur brachte. Er starb in Prag 8. Okt. 1874. H. schrieb Lieber, gesammelt unter dem Titel «Večerní písně» («Abendlieder», 1859) und «V pírodě» («In der Natur», 1874); lyrisch-epische Gedichte, gesammelt unter dem Titel «Pohádky z naší vesnice» («Grählungen aus unserm Dorfe», 1874); romantische Epodden «Alfred» (1858), «Lejla» (1859), «Mezima a Husejn» (1859), «Goar» (1864), «Černý praporek» («Die schwarze Fahne», 1867), «Hedvicové bílé Hory» («Die Erben des Weißen Berges», 1869), «Děvče z Tater» («Das Mädchen aus dem Tatra-gebirge», 1871); Novellen und Tragödien: «Carevič Alexej» (1860), «Závěš z Falkonsteinu» (1860), «Král Rudolfs» (1860), «Král Vukašin» (1861), «Sergius Catilina» (1872), «Amnon a Tamar» (1874). Am höchsten steht er als Lyriker. Eine vollständige Sammlung seiner Poesien besorgte Ferd. Schulz (Bd. 1—4, Prag 1878—81).

Galien (Gerhard Anton von), deutscher Dichter, geb. 2. März 1752 zu Oldenburg, studierte 1768 in Frankfurt a. O. Jura, wurde 1775 Landesgerichtsassessor in Oldenburg, 1781 Kanzler und Regierungsrat, 1812 als Appellationsrat nach Hamburg versetzt, ging 1814 zu dem Herzog nach Gütin und wurde 1815 Regierungsdirektor daselbst. Während der franz. Occupation Hamburgs war er in franz. Dienst getreten. Sein Drama «Wallenstein» (Witt. 1786) scheint nicht ohne Einfluß auf das Schiller'sche Meisterwerk geblieben zu sein. Seine «Gesammelten poetischen und prosaischen Schriften» erschienen zu Hamburg 1787, seine «Kleinen Schriften» in sechs Bänden zu Münster 1804—10. Unter seinen Werken finden sich auch mehrere historische, wie eine «Geschichte des Herzogtums Oldenburg» (3 Bde., Oldenb. 1794—96), ein «Leben Peters d. Gr.» (3 Bde., Müntz. 1803—5), «Lebensbeschreibung des Generalfeldmarschalls Grafen von Münnich» (Oldenb. 1808; neue Aufl. 1838) u. a. Von 1801 bis 1806 gab er die berliner Monatsschrift «Trene» heraus. In Schillers und Goethes Augen war er einer der Geschmacksverbesserer des Publicums. H. starb 5. Jan. 1819 zu Gütin. Seine «Selbstbiographie» gab Straderjan (Oldenb. 1840) heraus.

Galien (Don Juan, Graf von Boracampo), span. General, aus vlämischer Familie, geb. auf der Insel Leon 16. Febr. 1790, trat schon im Alter von 15 Jahren in den Marinedienst, nahm an dem Aufstande gegen die Franzosen teil, trat dann 1809 als Ordonnanzoffizier in König Josephs Dienste, ließ sich aber 1813 mit den Aufständischen in Verbindung ein und lieferte durch Verrat die Festungen Verida, Monzon und Mequinenza den Spaniern in die Hände. Für diesen Erfolg wurde H. zum Kapitän ernannt. Im J. 1815 in Madrid in die geheimen Gesellschaften eingeführt, wurde er verhaftet, nachdem sich indessen seine Schuldslosigkeit herausgestellt hatte, zum Oberlieutenant befördert. Im J. 1817 wurde jedoch H. abermals verhaftet und im Kerker der Inquisition gefoltert, entkam jedoch nach Frankreich und reiste von dort aus nach England. Im J. 1818 trat er in russ. Dienste, machte im Kaukasus die Kämpfe gegen die Bergvölker mit, kehrte 1821 wieder nach

Spanien zurück, ging nach der Unterdrückung der liberalen Erhebung nach der Havana und von dort nach Brüssel, wo er seine Memoiren («Relacion de su cautividad en los calabozos de la inquisicion», Par. 1827; deutsch als «Denkwürdigkeiten des Don Juan von H.», Stuttgart. 1828) veröffentlichte. H. beteiligte sich 24. Sept. 1830 am Aufstande gegen die Holländer, übernahm nachmittags den Oberbefehl in Brüssel, versuchte am 25. vergeblich, den Park zu nehmen, wies aber am 26. den Angriff dreier holländ. Kolonnen zurück, worauf die Holländer am 27. abzogen. Bald darauf des Kommandos enthoben, wurde H. 1836 wieder im span. Heere angestellt, wo er an der Spitze einer Division in Navarra die Karlisten schlug und 1839 den Oberbefehl in Catalonien erhielt. Im J. 1840 zum Generallapitän von Catalonien ernannt, erwies sich H. als treuer Anhänger Esparteros. Bei dem Aufstande Barcelonas 1842 erzwang er 8. Dez. die Unterwerfung der Stadt. Als jedoch 1843 der Aufstand in Barcelona abermals ausbrach, begab sich H. nach Cadix und reiste von dort aus mit Espartero 30. Juli nach England. Die nächsten Jahre verlebte er teils in England, teils in Brüssel, kehrte aber 1850 nach Spanien zurück, wurde 1851 Präsident des Oberkriegsgerichts in Madrid und trat 1856 in den Ruhestand. H. starb zu Cadix am 8. Nov. 1864. Außer seinen Memoiren schrieb H. «Les 4 journées de Bruxelles» (Brüss. 1831).

Galien (Antonio), Bruder des vorigen, span. General, nahm an den Kämpfen gegen die Franzosen und späterhin gegen die Karlisten teil, führte 1838 kurze Zeit hindurch den Befehl über die Armee des Centrums, erreichte jedoch keinen Erfolg und trat danach an die Spitze des Stabes Esparteros. Im J. 1842 belämpfte er, wie sein Bruder, den gegen Espartero gerichteten Aufstand und mußte 1843 nach dessen Sturze nach England fliehen, von wo er 1854 nach Spanien zurückkehrte.

Gales (Alexander von), Scholastiker des 13. Jahrh., s. Alexander (von Gales), Bd. I, S. 385.

Gales (Stephen), Pflanzenphysiolog, geb. 17. Sept. 1677 zu Wedesbourn in Kent, war Pfarrer zu Lebbington in Middlesex, wo er 4. Jan. 1761 starb. In seinem Werke «Vegetable statics» (2 Bde., Lond. 1727; deutsch Halle 1748) entwickelt er bereits die Gesetze der Endosmose. Außerdem schrieb er «Experiments on seawater, corn, flesh and other substances» (Lond. 1739).

Galesa, im Altertum Stadt an der Nordküste Siciliens, am Halesoflusse, von griech. Söldnern und Kolonisten aus Herbita gegründet, war unter der röm. Herrschaft eine bedeutende Handelsstadt. Ruinen sind noch bei Tusa vorhanden.

Halesia L., eine nach Stephen Hales (s. d.) benannte nordamerik. Holzgattung der Familie der Straceen. Ihre Arten stellen kleine Bäume mit weit auseinandergehenden Zweigen und abwechselnden, eirundlichen, gesägten, behaarten Blättern dar und werden häufig zur Anpflanzung in Parkanlagen verwendet, vorzugsweise H. tetraptera mit vierflügeliger, und H. diptera mit zweiflügeliger Frucht. Die Blumen sind einblütterig und bis zur Mitte oder zum Grunde eingeschnitten, weiß, lang gestielt, hängend und stehen zu zwei bis vier beisammen. Beide ertragen unsern Winter ohne Nachteil und eignen sich für allerlei Bodenarten, selbst die schlechtesten, und mehr für schattige als für sonnige Lagen.

Galévy (Jacques Fromental), franz. Opernkomponist, geb. zu Paris 27. Mai 1799, von israel. Abkunft, trat 1809 in das Konservatorium und erhielt hier Musikunterricht von Capot, Lambert, Berton und Cherubini. Durch die Cantate «Hermine» gewann er 1819 den großen Kompositionspreis, so daß er 1820 auf Kosten der Regierung die Bildungsreise nach Italien unternehmen konnte. Nach seiner Rückkehr nach Paris brachte er 1827 am Theater Feytaud seine einaktige komische Oper «L'artisan», doch ohne Erfolg, zur Aufführung. Erst 1829 verschaffte die ital. Oper «Clari» (in der die Malibran die Hauptpartie gab) seinem Namen einen Klang, sowie auch die noch in demselben Jahre gegebene einaktige komische Oper «Le dilettante d'Avignon» gefiel. Nun folgten verschiedene Opern und Balletts mit mehr oder weniger Erfolg. Seinen Ruhm begründete aber 1835 die große Oper «La Juive», die überhaupt den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens bezeichnet und als hervorragende Produktion nachhaltige Wirkung und Verbreitung hatte. Zu derselben Zeit (1835) erwarb er sich auch auf dem Gebiet der komischen Oper durch die pikante Partitur des «Eclair» viele Anerkennung. Im J. 1838 betrat er mit der ersten Oper «Guido et Genevra, ou la peste de Florence» die Bühne ohne sonderliches Glück. Von h. s. späteren Opern hatten nur «Charles VI» (1843), «Les mousquetaires de la reine» (1846) und «Le Val d'Andorre» (1848) einen namhaften Erfolg. Seit 1826 erteilte h. am Konservatorium Musikunterricht. Im J. 1846 erfolgte seine Aufnahme in die Académie der Künste, deren ständiger Sekretär er 1854 wurde. Seine Gedächtnisreden, die er als solcher zu halten hatte, veröffentlichte er unter dem Titel «Souvenirs et portraits. Etudes sur les beaux-arts» (Par. 1861). Er starb zu Nizza 17. März 1862. In h. s. musikalischen Produktionen, zu denen auch Kirchenkompositionen, Cantaten, Romane u. s. w. gehören, wird die Orchestration beherrscht und überwiegt von einer geistreichen Färbung unterstützt. Individualität des Stils haben seine Opern nicht, namentlich sind Meyerbeer'sche Einflüsse unverkennbar.

Galévy (Eduard), franz. Schriftsteller und Bühnendichter, Bruder des vorigen, geb. 14. Jan. 1802 zu Paris, von israel. Abstammung, studierte anfangs Jura, beschäftigte sich sodann mit Litteratur, wurde 1825 Schüler des Grafen Saint-Simon, beteiligte sich bald nachher bei der Gründung des Organs der Saint-Simonistischen Theorien: «Le Producteur», und schrieb die Einleitung zu dem von Saint-Simon, D. Rodrigues u. a. gemeinschaftlich gearbeiteten Werke «Opinions littéraires, philosophiques, industrielles» (Par. 1825). Als Historiker trat er auf in den Werken «Résumé de l'histoire des juifs» (2 Bde., 1827–28), als Literaturhistoriker in «Histoire résumée de la littérature française» (2 Bde., Par. 1838). Man hat ferner von h. Gedichte, Romane, Erzählungen, Übersetzungen aus alten und neuen Sprachen und Theaterstücke, darunter die Tragödie «Le czar Démétrius» (1829), die Dramen «Beaumarchais à Madrid» (1831), «Leone Leon» (1840), «Indiana» (1833), die beiden letzteren nach des Romanen von G. Sand; ferner die Tragödie «Electra» (1846) und eine Reihe von Lustspielen und Komödien. Er starb 3. Sept. 1883 zu St.-Germain-en-Laye.

Galévy (Rubovic), franz. Bühnendichter, Sohn des vorigen, geb. 1. Jan. 1834 zu Paris, schrieb allein oder gemeinschaftlich mit andern (besonders Henri Meilhac) Zerthächer zu Operetten, für welche Offenbach meistens die Musik lieferte; ferner Baudouilles, Lustspiele und Sittendramen. h. verfasste unter andern «Orphée aux enfers» (1861), «La belle Hélène» (1865), «La vie parisienne» (1866), «La barbe bleue» (1866), «La grande-duchesse de Gêrolstein» (1867), «La périclète» (1868), «Le château à Toto» (1869), «Tricoche et Cacolet» (1871), «Froufrou» (1869), «Le mari de la débutante» (1879), «Le petit hôtel» (1879) und «La petite mère» (1880). Das Wochenblatt «La vie parisienne» enthält von h. Stücker und Sittenskizzen, die mit verschiedenen Pseudonymen unterzeichnet sind; sie gehören zu der frivolen Litteratur des zweiten Kaiserreichs, und wußte Städte davon erschienen 1872 in einem Bande gesammelt, der nach dem besten und originellsten Artikel der Sammlung: «Monsieur et Madame Cardinal», betitelt ist. Von h. sind auch die im «Temps» veröffentlichten und XX unterzeichneten Feuilletons, enthaltend persönliche Erinnerungen an den Krieg von 1870–71, die unter dem Titel «L'invasion» (1872) gesammelt erschienen. Im J. 1880 veröffentlichte er «Les petites Cardinal»; eine neue Folge von Monsieur et Madame Cardinal; 1881 schrieb er die geistvolle Einleitung zu «Mascarade humaine» von Gavarni und die Novelle «Un mariage d'amour»; dann folgten die Romane «L'abbé Constantin» (1882) und «Criquelette» (1883).

Galévy (Joseph), franz. Orientalist und Reisender, geb. 15. Dec. 1827 zu Adrianopel, reiste 1868 in Afsien, durchsuchte 1869–70 Jemen, von wo er viele hebräische Handschriften mitbrachte. Außer Abhandlungen in Fachzeitschriften schrieb er «Mission archéologique dans le Jemen» (1872), «Essai sur la langue Agave» (1873), «Mélanges d'épigraphie et d'archéologie sémitiques» (1874).

Galfa, ein dem Arabischen entnommener Name für Gparto (s. d.).

Galfa (Dar Galfa), Landschaft im südl. Nubien, unterhalb der Vereinigung des Wahr el Abiad und Wahr el Afsal auf beiden Nilarmen, mit dem kleinen Dorf h.

Half-caste (Halblaffen), s. Eurasier.

Half-penny (engl., spr. Hép'anti), halber Penny (s. d.).

Halftergeld, Strid., Zaumgeld, nannte man die früher bei Viehverkäufen häufig seitens des Käufers gezahlte kleine Geldsumme, welche die Befruchtung des Vertrags ausdrückte. Gegenwärtig bezeichnet man damit das Zindgeld, welches der Knecht oder Diener des Pferdewerkaufers vom Käufer erhält. (Vgl. Arrha und Leihkauf.)

Galiartos, im Altertum eine bedeutende Stadt im mittlern Bootien, unweit des südl. Ufers des Sees Ropais, an den nördlichen Vorhöfen des Pelion, an deren Hauptaus dem westlichen nach dem östl. Bootien belegen, etwa in der Mitte zwischen Theben und Koroneia. Ein wichtiges Glied des böotischen kantonalen Bundes mit ausgedehntem Gebiet, ist sie historisch namentlich dadurch bekannt, daß der Spartaner Agilander im Späthommer 395 v. Chr. bei einem Angriff auf ihre Mauer den Tod fand. Im dritten macedonischen Kriege wurde h. wegen der Parteinahme seiner Bürger für König Perseus 171 v. Chr. durch den röm.

Feldherrn Gajus Lucretius erobert und zerstört, sein Gebiet nachher den Athenern geschenkt.

Haliburton (Thomas Chandler), anglo-amerik. Schriftsteller, geb. 1796 zu Windsor in der brit. Provinz Neuschottland, erhielt seine Bildung im College seiner Vaterstadt, praktizierte dann zu Halifax als Advokat und wurde 1842 zum Richter am obersten Tribunal von Neuschottland ernannt. Nachdem er «Historical and statistical account of Nova Scotia» (2 Bde., Halifax 1829) herausgegeben, ließ er 1835 eine Reihe von Briefen in ein halbfarbiges Blatt einkleben, deren angeblicher Verfasser, Sam Slick, als Typus des Pantee erscheint. Diese Briefe wurden 1837 unter dem Titel «The clockmaker, or sayings and doings of Samuel Slick of Slickville» gesammelt und fanden so lebhaften Beifall, daß H. 1838 einen zweiten und 1840 einen dritten Band folgen ließ. H. machte 1842 eine Reise nach England, die er dazu benutzte, auch die dortigen Zustände durch den Helden seines früheren Werks, den er als amerik. Gesandtschafts-attaché an den Hof von St.-James bringt, beschreiben zu lassen. Doch bewegte sich sein Held in «The attacks, or Sam Slick in England» (4 Bde., Lond. 1842—44) nicht so frei als auf heimischem Boden. Fortan in England lebend, schrieb H. noch «Rale and misrule of the English in America» (2 Bde., Lond. 1851), «Sam Slick's traits of American humours» (3 Bde., Lond. 1852), «Nature and human nature» (Lond. 1855) u. Im J. 1859 in Launceston ins Unterhaus gewählt, schloß er sich dort der konservativen Partei an, obwohl er sich häufig gegen die brit. Kolonialpolitik erhob. Er starb zu Isleworth bei London 27. Aug. 1865.

Halicz oder **Halitz**, Stadt in Galizien, Bezirkshauptmannschaft Stanislaw, am Dniestr und an der Lemberg-Gzernowitj-Jassyer Eisenbahn, in einer fruchtbaren Gegend, ist der Sitz eines Bezirks- und eines Steueramts, hat ein Minoritenkloster, eine griech.-kath. Kirche, zwei Synagogen und zählt (1880) 3464 E., die größtenteils Juden von der karaitischen Seite sind. Seifenfabrik und Benutzung der nahen Salzquellen sind die Hauptnahrungsweige des Ortes. In der Nähe liegen auf einem keilen Hügel die Trümmer des festen Schlosses H., in welchem die alten Herrscher des Fürkentums und Königreichs Halicz, woraus nachmals der Name Galizien (f. b.) entstand, und später seit 1375 die lat. und griech.-kath. Erzbischöfe ihren Sitz hatten, bis 1416 die Erzbistümer mit denen von Lemberg verbunden wurden. Einer der Fürsten, unter welche das wechl. Rußland geteilt war, Wladimir, erhob im 12. Jahrh. H. zu seiner Residenz, und es erlangte bis in das 13. Jahrh. einen mächtigen Aufschwung, doch führten die innern Kämpfe, die Einfälle der Tataren, Litauer und Türken seinen Verfall herbei.

Fürst Georg II., Urenkel des Fürsten Leo, der Lemberg gründete und anstatt H. zur Residenz erhob, war im 14. Jahrh. der letzte selbständige Fürst von

H. Es kam an Polen, doch trat im Vertrag von 1352 der poln. König Kasimir die Oberhoheit von H. an Ludwig, König von Ungarn und Polen, ab, was 1772 Österreich bei Besitznahme von Galizien geltend machte.

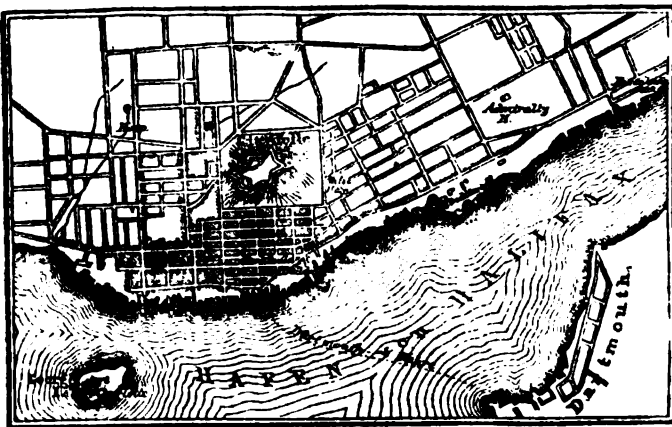
Halldon Hill, Hügel in Schottland bei Berwick. Hier besiegte 19. Aug. 1833 Eduard III. die Schotten unter Douglas.

Halientis (grch.), Kunst des Fischfangs; auch Überredungskunst; *Halientica*, Gedicht (von Diod. und Oppianus) über den Fischfang.

Halifax, Municipalschiff, Parlamentsborough und bedeutender Fabrikort im westl. Teile der engl. Grafschaft York, in der engen, von einem 180 m langen, auf sechs Bogen ruhenden Viadukt überbrückten Thalschlucht des Hebble oder östl. Arms des Calder gelegen, welcher vermittle eines Tunnel und zweiten Viadukts die Verbindung mit dem Rochdalekanal herstellt. Der Ort hat zwar meist enge und unregelmäßige Straßen, aber mehrere schöne Gebäude, darunter eine Kirche in got. und eine in griech. Stil, ein Theater und die einfache, aber sehr geräumige Tuchhalle (Piece-hall). Die Stadt besitzt eine Latein- und andere Schulen, mehrere literarische Institute, einen Konzertsaal und drei große Parks und zählt (1881) 73680 E. Nächst Leeds und Bradford ist H. der Hauptsitz der Woll- und Wollst.-Industrie. Außerdem produziert es Baumwollwaren, Maschinen, Papier u. s. w. und hat in der Umgebung Steinkohlengruben, Schiefer- und Steinbrüche. Auch betreibt es einen ausgebreiteten Handel, der durch Kanal- und Eisenbahnverbindungen mit Hull, Manchester, Liverpool, Lancaster, Leeds, Wakefield u. s. w. außerordentlich gefördert wird.

An der Eisenbahn liegt 5 km östlich der Fleden Hipperholme mit 2920 E., einer Lateinschule, Landsitzen reicher Kaufleute von H. und dem großen, 180 m langen und 22 m breiten Reservoir der halifaxer Wasserwerke, dessen Durchbruch 1852 Damm und Eigentum im Werte von 600000 Pfd. St. zerstörte.

Halifax, Hauptstadt der Provinz Neuschottland der brit. Kolonie Dominion of Canada, mit (1881)



Topographische Lage von Halifax.

36100 E., an einem der vorzüglichsten Häfen der Welt gelegen, welcher niemals zufriert. Die Stadt ist schöngebaut, besitzt breite Straßen, große Quais,

viele schöne öffentliche Gebäude (die Province-Buildings, das Government-House, die Barracks, das Court-House, 28 Kirchen) und liegt an der Sübseite des Hafens, der sich oberhalb verengt und mit dem 50 qkm großen Bedford-Bassin in Verbindung steht. Von wissenschaftlichen Einrichtungen sind zu erwähnen die Dalhousie-Universität, eine presbyterianische Hochschule, fünf öffentliche Bibliotheken und der Naturwissenschaftliche Verein. H. ist Sitz des Lieutenant-Governors der Provinz Neuschottland, der obersten Provinzialbehörden, eines anglit. Bischofs und eines lath. Erzbischofs. Die Stadt ist durch eine Citadelle und einige andere Werke gegen einen Handstreich geschützt und der Hafen, an welchem bedeutende Staatswerfte liegen, stark befestigt. Abgesehen von der für die Verteidigung dieses wichtigen Platzes verfügbaren Provinzialmiliz (3225 Mann), stehen in H. noch 2000 Mann brit. Truppen, und deshalb sind die Kasernen von H. die größten in ganz Amerika. H. besitzt bedeutende eigene Reederei und treibt starken Handel; die Stadt steht mit Liverpool, ferner mit Neuport und andern amerit. Häfen durch Dampfschiffe in Verbindung. H. wurde 1749 gegründet.

Halifax (Charles Montague, Graf von), brit. Staatsmann und Dichter, geb. 16. April 1661 zu Horton in Northamptonshire und gebildet auf der Westminster-school und der Universität Cambridge, war Schüler und dann Gönner Newtons, erwarb sich 1685 durch ein Gedicht auf den Tod Karls II. die Beachtung des Grafen von Dorset und wurde von diesem in die Diplomatie eingeführt. Mitglied des Parlaments, schloß er sich den Whigs an und gehörte zu den Aristokraten, welche 1688 Wilhelm von Holland nach England einluden. Ein Gedicht auf die Schlacht an der Boyne verschaffte ihm vom König Wilhelm III. eine Pension von jährlich 500 Pfd. St. bis zu seiner Anstellung als Kommissar der Schatzkammer und Geheimrat; 1694 bewirkte er vor andern die Gründung der Englischen Bank, wurde Unterschatzmeister und Kanzler der Schatzkammer, 1697 erster Lord der Schatzkammer. In dieser Stellung entwarf er den später von Walpole benutzten Plan eines Reserfonds und freierte 1697 bei eingetretener Geldmangel für 2 Mill. Pfd. St. Schatzkammerscheine; 1698 wurde er Mitglied der Regentschaft während der Abwesenheit des Königs. Die Abwendung Wilhelms von der unbedingt whiggistischen Politik im Frühling 1699 kostete auch H. einen Teil seines Einflusses; er beschränkte sich auf eine einträgliche Sinekure, das Auditorship in der Schatzkammer, und wurde 1700 Peer unter dem Titel Lord von H. Obschon die Königin Anna ihn als eifrigen Whig aus dem Ministerium entfernt hatte, trat er doch 1705 in das Vermittlungsmministerium ein, welches die großen Erfolge der engl. Politik 1706 herbeiführte. Nach dem Tode Annas überbrachte H. Georg I. die Akte, welche die Thronfolge des Hauses Hannover in England feststellte. Georg I. ernannte ihn zum Grafen von H., zum Ritter des Hosenbandordens und aufs neue zum ersten Kommissar der Schatzkammer. H. starb 19. Mai 1715. In demselben Jahre erschienen seine Gedichte nebst Materialien zu seiner Biographie.

Halifax (Charles Wood, Viscount), liberaler engl. Staatsmann, geb. 20. Dec. 1800 in Warrsley in Yorkshire, trat 1826, nachdem er seinen Schul- und Universitätscurfus in Eton und Cambridge

vollendet, als Abgeordneter für Great-Grimsby ins Parlament. Später vertrat er Wareham, dann Ripon und Halifax. Seine offizielle Laufbahn begann er 1832 als Sekretär der Schatzkammer in dem Ministerium des Grafen Grey. Nach dessen Sturz belleidete er 1835–39 das Amt des Sekretärs des Marineministeriums in dem Kabinett Lord Melbourne, und 1846–52 das des Schatzkammers in dem Ministerium Lord John Russell. In dem ersten Ministerium Lord Palmerstons 1855–58 wurde ihm der Posten des Marineministers übertragen. Am bekanntesten jedoch machte ihn seine Verwaltung des Indischen Amtes unter Graf Aberdeen, 1852–55, und in dem zweiten Ministerium Lord Palmerstons, 1859–65. Nach der Bildung des Ministeriums Russell (1865) legte H. sein Amt nieder und wurde mit dem Titel eines Viscount Halifax zum Peer erhoben. Seine Thätigkeit als Minister für Indien schilderte Welt in der Schrift *«Sir Charles W.'s administration of Indian affairs.»* (Lond. 1867).

Halifax (Sir George Savile, Marquis von), brit. Staatsmann, geb. 1630, nahm Anteil an der Restauration Karls II., der ihn zum Peer und Viscount ernannte. H. schloß sich zunächst der Führung Shaftesburys an und nahm später als Haupt der sog. Trimmers (Schwanfende) eine mittlere Stellung zwischen Whigs und Tories ein; 1679 wurde er in den Geheimen Rat berufen und zum Grafen, 1680 zum Geheimsiegelbewahrer, 1682 zum Marquis ernannt. Nach der Thronbesteigung Jakobs II. wurde er 21. Okt. 1685 entlassen. Er ging nun zur Opposition über, schloß sich Wilhelm III. an und wurde 1689 von diesem zum Siegelbewahrer ernannt, resignierte aber 1690. Er starb 1695.

Hallographie (Halographie, grch.), Beschreibung von Salzwerten.

Halikarnassos, griech. Stadt an der Südwestküste von Karien an der Stelle des jetzigen Budrum gelegen. Sie wurde von Auswanderern aus Troja und Argos gegründet, welche hier schon eine tarisch-lelegische Niederlassung, Salmakis genannt, vorfanden. Die Bewohner dieser letztern traten allmählich in freundlichen Verkehre mit den griech. Ansiedlern, wurden hierdurch hellenisiert und endlich mit den Halikarnassiern zu einer Gemeinde verschmolzen. H. gehörte in ältern Zeiten zu dem Bunde der sechs dor. Städte im südl. Kleinasien (der sog. dorischen Hexapolis), welcher in dem Heiligtum des Apollon Triopios auf dem Vorgebirge Triopion bei Knidos seinen Mittelpunkt hatte, wurde aber, angeblich wegen eines Vergehens eines seiner Bürger gegen die religiösen Satzungen des Bundes, ausgestoßen. Um die Zeit der Perserkriege stand es zugleich mit den Inseln Kos, Rhodos und Kalymna unter der Herrschaft der Artemisia, Tochter des Lygdamis, welche dem Xerxes im Kampfe gegen die Griechen Heeresfolge leistete. Nach Vertreibung des Entfels derselben, des Lygdamis (um 450), wurde es ein Mitglied der großen, unter der Hegemonie Athens stehenden Bundesgenossenschaft. Die eigentliche Blütezeit von H. aber ist die Regierung des tarischen Dynasten Mausollos, Helatonos Sohn, welcher von Persien begünstigt seine Herrschaft ausdehnte, die Bewohner von sechs alten lelegischen Städten in diese Stadt versetzte, dieselbe durch zahlreiche Bauwerke verschönerte und zu seiner Residenz machte. Nach dem Tode des Mausollos

352 v. Chr. ließ dessen Witwe und Schwester Artemisia in der Stadt selbst ein großartiges Grabdenkmal, das Mausoleion (s. Mausoleum), für ihn errichten, das, mit Bildwerken von der Hand der bedeutendsten Künstler jener Zeit geziert, von den Alten als eins der sog. sieben Weltwunder betrachtet wurde. Die Überreste dieses Baues sind durch die von Newton neuerdings auf Kosten der engl. Regierung ausgeführten Ausgrabungen zu Tage gekommen. Durch Alexander d. Gr. erobert und zum größten Teil zerstört (334 v. Chr.), wurde die Stadt zwar wiederhergestellt, gelangte aber nie wieder zu der frühern Blüte. Vgl. Newton, «A history of discoveries at Halicarnassus, Cnidus and Branchidae» (2 Bde., Lond. 1862); derselbe, «Travels and discoveries in the Levant» (2 Bde., Lond. 1865).

Salirsch (Ludwig), österr. Dichter, geb. 7. März 1802 zu Wien, studierte seit 1819 daselbst, trat 1823 in den Staatsdienst und war seit 1831 Beamter in Italien. Er starb 19. März 1832 zu Verona. Von H. erschienen: «Petrarca» (Drama (Op. 1824), «Die Demetrier», Trauerspiel (Op. 1824), «Novellen und Geschichten» (Brann 1827), «Der Morgen auf Capri», Drama (Op. 1829), «Balladen und lyrische Gedichte» (Op. 1829), «Dramaturgische Skizzen» (Op. 1829), «Die beiden Bilder» (Op. 1829), «Erinnerung an den Schneeberg, in 40 Reisebildern» (Wien 1831). Seinen «Litterarischen Nachlaß» gab Seidl (2 Bde., Wien 1840) und aus demselben noch zwei Novellen (Wien 1842) heraus.

Salitieren (lat.), auslaugen.

Salitisch, s. Halic.

Halitus (lat.), Hauch, Dunst; H. sanguinis, Blutdunst, der von frischem Blut ausgehende Dunst von eigenümlichem Geruche; halitös (frz.), dunstig, vom Hauche herrührend.

Hallert (Sir Hugh, Freiherr von), hannov. General der Infanterie, geb. 30. Aug. 1783 in Russeiburg bei Eginburg, trat 1798 in die schott. Brigade ein, war bis 1801 in Indien, wurde 1803 Kapitän in der königl. Deutschen Legion und nahm im Nov. 1805 als Major an der Expedition des Lord Cathcart an der Elbe teil. Im Mai 1807 ging H. mit dem für Schweden bestimmten Hilfscorps nach Rügen, nahm im August an der Expedition gegen Kopenhagen teil und wurde im Juli 1808 von Gothenburg aus unter John Moore nach Portugal geschickt. Beim Einmarsch in Spanien war H. mit bei der Vorhut, welche dann (unter General Alten) Moores Rückzug deckte, bis der Sieg bei Coruña die Einschiffung in Vigo ermöglichte. Die leichte Brigade Alten, in welcher H. stand, ging 1809 mit der Expedition unter Lord Chatham nach der Insel Walcheren und wurde 1810 abermals nach Spanien gesandt, wo sie zu der Armee unter Beresford gehörte. Am 22. Sept. 1812 zum Oberstlieutenant befördert, wurde ihm das Kommando einer Brigade in Deutschland neuformierter hannov. Truppen unter General Wallmoden übertragen, mit welcher er in dem Gefechte an der Gührde 16. Sept. 1813 wesentlich zur Entscheidung beitrug und später bei Sehestedt 10. Dez. gegen die Dänen kämpfte. Nach dem Frieden von Kiel und der Auflösung des Wallmodenschen Korps stieß H. s. Brigade zum Heere Bennigsens, das Hamburg bis zur Kapitulation 1814 einschloß. H. formierte dann, März 1814 zum Obersten in der hannov. Armee befördert, eine Landwehrbrigade von vier Ba-

taillonen, an deren Spitze er 1815 bei Waterloo focht, wo er den General Cambronne gefangen nahm. Nach dem zweiten Pariser Frieden blieb H. mit seiner Brigade bis 1818 bei der Besatzungsarmee in Frankreich zurück, wo er zum Generalmajor ernannt wurde. H. wurde 1834 zum Generalleutnant ernannt und kommandierte 1848 die Hilfstruppen des 10. Armeekorps in den Elberzogschlammern. Er schlug 24. April 1848 die Dänen bei Oversee und wurde noch in demselben Jahre zum General der Infanterie befördert, nach dem Feldzuge zum Inspecteur der hannov. Infanterie ernannt, erblindete jedoch 1858 und trat deshalb in den Ruhestand. Am Jahrestage der Schlacht von Waterloo wurde H. 1862 in den erbliehen hannov. Freiherrenstand erhoben. Er starb 26. Juli 1863 zu Hannover. Vgl. von dem Kneisebeck, «Leben des Freiherrn Hugh von H.» (Stuttg. 1865).

Hallyone (oder Alcyone, grch., lat. Alcyone) und ihr Gemahl Pege (lat. Ceyx) wurden nach der griech. Sage in Eisvögel verwandelt, als H. den auf einer Seefahrt ertrunkenen Gatten ans Land gespült sah. Nach einer andern Erzählung wurden beide zur Strafe, weil sie sich Zeus und Hera nannten, von Zeus in Vögel verwandelt, der Gatte angeblich in den Vogel gleichen Namens (vielleicht der Taucher), die Gattin in den Eisvogel (αλκυών). Da aber die Eier der letztern von den Wogen weggeschwemmt wurden, so gebot Zeus aus Mitleid um die klagende Mutter den Winden, um die Brutzeit des Eisvogels 14 Tage lang (während der Hallyonischen Tage) nicht zu wehen. Nach der Ilias legten Idas und Marpessa ihrer Tochter Kleopatra, der Gemahlin des Meleager (s. d.) zur Erinnerung an ihre Klagen, als Apollon die Marpessa geraubt hatte, den Namen H. bei. Auch eine Tochter des Atlas, eine der Pleiaden, heißt H.

Hall., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Haller (Albrecht von).

Hall, seit 1877 offiziell Bad: Hall, Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft Steier in Oberösterreich an der Kremsthalbahn, im Hügellande zwischen der Traun und Enns, 376 m über dem Meere, zählt (1880) 991 E. Der Ort ist durch seine Sodquellen seit 1853 zu einem Kurort ersten Ranges geworden, der bei ströfudösen Leiden jeder Art und bei Erkrankungen der Geschlechtsorgane mit Erfolg besucht wird. Die Sodquellen, die bedeutendsten des Continents, sowie die Kuranstalten sind Eigentum des Landes Oberösterreich. H. hat ein Kinderhospital, Armenbadepital und Militärkuranstalt. Die klimatischen Verhältnisse des Ortes sind sehr günstig. Die Hauptquelle (Thassilquelle) war schon 777 bekannt und erscheint in der Stiftungsurkunde des Klosters Kremsmünster als salina major. Dieselbe kommt auch in Versand und wird zu Salz verjotten. Die Guntherquelle wurde erst in neuester Zeit aufgedeckt und reicht zwischen Adelheidsquelle und Warbrunnen in Kirsingen. Vgl. Rabl, «Badhall» (2. Aufl., Wien 1879); Schubert, «Der Kurort H. in Oberösterreich» (2. Aufl., Wien 1881); Paar, «Fremdenführer von Bad H. in Oberösterreich» (Linz 1882); Kasser, «Der Kurort Bad H. in Oberösterreich» (Wien 1882); Pollat, «Source de Hall» (2. Aufl., Wien 1883).

Hall, Salinenstadt in der Bezirkshauptmannschaft Innsbruck in Tirol, an der Südbahn (Wiennerbahn) und 10 km östlich von Innsbruck, am Inn, der hier schiffbar wird, zählt (1880) 5456 E.

und ist Sitz eines Bezirksgerichts, des Berg-Revieramts für Tirol und Vorarlberg und einer Berg- und Salinenverwaltung. Die altentümlich gebaute Stadt hat eine 1271 erbaute Pfarrkirche mit prächtiger Vorhalle von schwarzen Quadern aus dem 15. Jahrh., der Walbauischen Reliquienkapelle und mit einem Altarblatt von einem Schüler Rubens' und der Kapelle eines Christus von Albrecht Dürer. Ferner besteht ein Gymnasium, ein Franziskanerkloster, ein Kloster der Tertiärerinnen, eins der Salesianerinnen mit einem Erziehungsinstitut, ein Bräunehaus, ein Taubstummeninstitut und eine Landesirrenanstalt. Von Industrieanlagen sind die Filzhut-, Papier-, Tuch-, Kaffeesurrogatfabriken und die Salzfaberei (Pfannenhaus), außerdem mehrere Solbaderhalten zu nennen. Von der alten Münzstätte (später Schloß Haasloch) ist noch ein Turm erhalten. Nördlich liegt im Hallthale 1450 m hoch das Salzbergwerk, aus welchem das Salz herausgefördert und, in Wasser aufgelöst, in hölzernen Rinnen nach dem Salzwert in S. geleitet wird, wo es gesotten eine jährliche Ausbeute von 320—330000 Ctr. gibt. Bei H. wurden die Bayern 12. April 1809 von den Tirolern unter Jos. Speckbacher besiegt. Berühmt waren vor Zeiten die haller Märkte. H. war im Mittelalter eine wohlhabende Handelsstadt, die aber jetzt fast ganz verarmt ist. Bei H. liegt auch das Dorf Absam, Geburts- und Wohnort des berühmten Geigenmachers Jaf. Stainer und Wallfahrtsstätte mit einem Muttergottesbilde, mit einer Papier- und Gewerbfabrik und einer Baumwollspinnerei und 1262 G. Unweit H. auch Heiligkreuz mit besuchtem Bade.

Hall, Stadt in Württemberg, s. Schwäbisch-Hall.

Hall (Anna Maria), geborene Fielding, engl. Schriftstellerin, geb. 1802 in der irischen Grafschaft Wexford, ging im 15. Jahre nach England und heiratete 1824 den Litteraten S. G. Hall in London. Ihren *Sketches of Irish character* (1829) folgten *Chronicles of a school-room* (1831) und die Romane *The buccaneer* (3 Bde., 1832), worin Cromwell und die Zustände der Republik geschildert sind, *The outlaw* (3 Bde., 1833), in welchem sie den Kampf des papistischen Jakob II. mit Wilhelm von Oranien zum historischen Hintergrund nahm, *Tales of women's trials* (1834) und *Uncle Horace* (3 Bde., 1837), eine typische Schilderung des reichen Kaufmanns von Liverpool. Ihre *Lights and shadows of Irish life* (3 Bde., 1838) können als ihr bestes Werk betrachtet werden; auch in *Marian, or a young maid's fortune* (1804) und dem *Whiteboy* (2 Bde., 1845) finden sich anziehende Details. Im einzelnen sehr zart und dichterisch gehalten, aber als Ganzes verfehlt ist ihr *Midsummer eve, a fairy tale of love* (1848). Für Chambers' *Edinburgh Journal* schrieb sie eine Reihe von *Stories of the Irish peasantry*, die nacheinander gesammelt erschienen, und wovon sich die *Popular tales and sketches* (Lond. 1856) anschließen. Eine Frucht ihrer künstlerischen und litterarhistor. Studien waren die *Pilgrimages to English shrines* (Lond. 1850). Sie übernahm 1852 die Redaction von *Sharpe's London Magazine* und 1860 die des *St.-James' Magazine*. Ihre Romane, von denen noch *Can wrong be right?* (3 Bde., Lond. 1862), *The fight of faith* (3 Bde., Lond. 1869) und *Annie Leslie and other stories* (1877) zu nennen sind,

sind mehrfach ins Deutsche übertragen. Ihr letztes Werk war die Jugendschrift *Grandmama's pockets* (1880). Sie starb 30. Jan. 1881 zu Devon-Lodge bei Molesey in der Grafschaft Surrey.

Jhr Gatte, Samuel Carter H., geb. 1801 zu Loxaham in Devonshire, schrieb in Gemeinschaft mit ihr *Ireland, its scenery and character* (3 Bde., Lond. 1841—43) und widmete sich mit unermüdlichem Eifer der Verbreitung des Kunstgeschmacks in England, wozu er durch das seit 1839 von ihm herausgegebene *Art Journal* beitrug. Ferner trat er als Autor auf mit *A book of memories of great men and great women of the age* (Lond. 1870) und dem moralischen Gedicht *The trial of Sir Jasper* (Lond. 1873).

Hall (Basil), engl. Seemann und Reisender, geb. 31. Dez. 1788, Sohn Sir James H. (1760—1832), eines durch seine wissenschaftlichen Arbeiten und besonders durch einen *Essay on the origin, principles and history of Gothic architecture* (Edinb. 1813) bekannten schott. Baronets, trat 1802 als Midshipman in die königl. Marine, diente auf der amerik. Station, in Ostindien und im Mittelmeer und durchlief schnell die untergeordneten Grade. Als Lord Amherst 1816 mit einer diplomatischen Sendung nach China ging, erhielt H. das Kommando der der Gesandtschaft beigegebenen Sloop *Lyra*, mit der er längs der Küste von Korea segelte und die Neu-Hieu-Inseln besuchte, über die er in seinem *Account of a voyage of discovery to the west coast of Corea and the Great Loochoo Island* (Lond. 1818) die ersten ausführlichen Nachrichten mitteilte. Zum Flottenkapitän ersten Ranges (Post-Captain) befördert, machte er einen Streifzug an den Küsten Südamerikas, den er in *Extracts from a journal written on the coasts of Chile, Peru and Mexico in 1820—22* (3 Bde., Lond. 1824) beschrieb. Hiernach zog er sich vom aktiven Marinedienst zurück und unternahm 1827 und 1828 einen Ausflug nach den Vereinigten Staaten, den er in *Travels in North-America* (3 Bde., Lond. 1829) beschrieb. Auf einer Reise nach dem Kontinent lernte H. die verwitwete Gräfin Burroughs, eine Schottländerin, kennen und verlebte einige Zeit mit seiner Familie auf ihrem Schloß, welcher Aufenthalt ihm zu einer höchst interessanten Schrift, halb Roman und halb Reisebeschreibung, unter dem Titel *Schloß Hainfeld* (deutsch von Minna Herthum, Berl. 1836) Veranlassung gab. Ebenso anziehend sind seine hauptsächlich für die Jugend bestimmten *Fragments of voyages and travels* (9 Bde., Lond. 1831—40). Ähnliche Skizzen von Reisefahrten und Abenteuern enthält sein letztes Werk *Patchwork* (3 Bde., Lond. 1840). H. starb im Irrenhause 11. Sept. 1844.

Hall (Charles Francis), amerik. Nordpolfahrer, geb. 1821 zu Rochester in New-Hampshire, war zuerst Grobchmied, wurde dann in Cincinnati Journalist und begleitete im Mai 1860 den Kapitän Hubbard auf einer Polarreise. Als das Schiff vom Eise festgesetzt ward, nahm H. seine Wohnung bei den Eskimos, lebte zwei Jahre lang mit denselben, lernte ihre Sprache und befreundete sich speziell mit zweien, einem Manne José und einer Frau Hanna, welche in England gewesen waren und ein wenig Englisch verstanden. Mit ihnen durchwanderte er die Gegend nördlich von der Hudsonbai. Nach seiner Rückkehr im Sept. 1862 schrieb er *Arctic researches and life among the Esquimaux*

(2 Bde., Newyork 1861). Sodann lebte er wieder 1864—69 bei den Eskimos. Bornehmlich wurde H. bekannt, als der auf Kosten der Vereinigten Staaten 1871 ausgehende Dampfer *Polaris* unter seinen Oberbefehl gestellt ward. Am 29. Juni 1871 verließ die *Polaris* Newyork, durchschnitt die Davis-Straße und den Smith-Sund und erreichte am 30. Aug. 83° 16' nördl. Br. An einer geschützten Stelle der grönländ. Küste in 81° 38' nördl. Br., der danach benannten *Polaris-Bai*, begann die Überwinterung; 24. Okt. lehrte H. von einer erfolgreichen Schlitterexpedition nach Norden zurück und wurde plötzlich von einer Krankheit befallen, an der er 2. Nov. 1871 im Robeson-Channel starb. Das Kommando ging an Buddington über, welcher im Aug. 1872 die Küstreife antrat. Im Okt. 1872 wurden durch einen Sturm 20 Personen auf einer Eisküchle vom Schiff getrennt und nach Neufundland getrieben, wo sie im April 1873 von einem Schiffe aufgenommen wurden. Die *Polaris* selbst mußte nach einer zweiten Überwinterung (1872—73) im Juni 1873 verlassen werden. Auf zwei Booten setzte die Mannschaft die Reise fort, bis sie 23. Juni 1873 von einem schott. Dampfer aufgenommen wurde.

Hall (James), Geolog und Paläontolog, geb. 12. Sept. 1811 in Hingham in Massachusetts, studierte 1831—36 im Polytechnischen Institut zu Troy und wurde 1837 Geologe der New-York Survey. Er beteiligte sich an den geolog. Aufnahmen von Newyork und Iowa und schrieb »Palaeontology of New-York« (5 Bde., 1847—74), »Report on the geology of Iowa« (2 Bde., 1858—60).

Hall (Carl Christian), dän. Staatsmann, geb. 25. Febr. 1812 in Kopenhagen, studierte die Rechte und wurde 1847 Dozent, 1851 Titularprofessor der Rechte. H. war 1848 Mitglied der roessliden Ständeverammlung, dann der konstituierenden Reichsversammlung, wo er als Hauptführer der nationalliberalen (doktrinären) Partei viel Einfluß übte, und seit 1849 des Folksthings auf dem dän. Reichstage. Er stiftete 1851 den sog. Fünften-Juni-Verein gegen die hervortretenden absolutistischen Gesamtstaats-tendenzen, und im April desselben Jahres nahm er teil an der flensburger Rotabelnversammlung. Von 1851 bis 1854 Generaladjuvant der Armer, übernahm H. in dem neuen Kabinett vom 12. Dez. 1854 unter Scheeles Vorsitz das Portefeuille des Kultus und Unterrichts, in welcher Stellung er wesentlich zur Vereinbarung der zweiten Gesamtstaatsverfassung vom 2. Okt. 1855 mitwirkte. Seiner Wirksamkeit als Kultusminister verdankt Dänemark ein liberales Schulgesetz, sowie auch eine anerkennungs-würdige Begünstigung des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens. Nach Scheeles Sturze wurde er 18. Mai 1857 Konseilspräsident, 10. Juli 1858 zugleich Minister des Auswärtigen, mußte 2. Dez. 1859 dem dauerhaften Ministerium Rottwitt Platz machen, aber schon 24. Febr. 1860, nach dem plötzlichen Tode Rottwitzs, nahm er wieder seine Ämter ein, bis die Konflikte, welche den Thronwechsel begleiteten, im Dez. 1863 seinen Rücktritt herbeiführten. Er wurde 28. Mai 1870 wieder zum Kultusminister im Kabinett Holstein berufen und trat mit demselben 14. Juli 1874 ab. Mitglied des Reichstags blieb er bis 1881, wo er sich krankheits-halber von dem polit. Leben zurückzog.

Hall (Marshall), berühmter engl. Arzt, geb. 18. Febr. 1790, studierte seit 1809 zu Edinburgh,

begab sich 1814 nach dem Kontinent, ließ sich hierauf in Bridgewater, 1817 in Nottingham nieder und veröffentlichte dort sein erstes Werk »Treatise on diagnosis«. Er hatte sich bereits einen bedeutenden Ruf als Arzt erworben, als er sich 1826 nach London wandte. Hier erschienen von ihm: »On the true spinal marrow and the electro-motor system of nerves« (Lond. 1837), die in den »Philosophical Transactions« für 1833 abgedruckte Abhandlung »On the reflex functions of the medulla oblongata and medulla spinalis«, »Observations on various diseases peculiar to women« (Lond. 1827), »Principles of the theory and practice of medicine« (Lond. 1837). Ins Deutsche übersetzt wurden seine Schriften von Kürschner, Winter und Behrend. Eine 1853—54 ausgeführte Reise nach Amerika beschrieb H. in dem interessanten Werke »The twofold slavery of the United States« (Lond. 1855). Er starb zu Brighton 11. Aug. 1857. Die »Memoirs of Marshall H.« erschienen 1861 in London.

Hall (Rob.), Theolog und Kanzelredner der engl. Dissenters, geb. 2. Mai 1764 zu Arncliffe bei Leicester. Sein Vater, ein Baptistenprediger, ließ ihn in einer Schulanstalt seiner Glaubensgenossen zu Bristol erziehen. Im 17. Jahre bezog er die Universität Aberdeen. Als Geistlicher trat H. zuerst in Bristol auf, von wo er sich 1790 nach Cambridge wandte. Im Nov. 1804 von einer Gemütskrankheit befallen, mußte er sein Predigeramt niederlegen. Erst nach einigen Jahren ward er völlig wiederhergestellt und übernahm in Leicester die Leitung einer Baptistengemeinde. Von nun an beschränkte sich seine Arbeiten auf Predigten und Beiträge zu der »Eclectic Review«. Im J. 1826 erhielt er einen Ruf nach Bristol. Er starb 21. Febr. 1831. Sein Vortrag war ebenso elegant als energisch, und in poetischem Glanze der Einbildungskraft und klassischer Vollendung der Sprache wird er unmittelbar neben Burke gestellt. Seine Schriften wurden herausgegeben von Gregory (6 Bde., Lond. 1831—33 u. öfter).

Hallage (frz., von halle), Markt, Stand: und **Hallam** (Henry), namhafter engl. Geschichtsschreiber, geb. 1777 zu Windsor, besuchte die Schule in Eton, studierte in Oxford und London und war seit 1806 Mitarbeiter an der »Edinburgh Review«. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete er durch die »View of the state of Europe during the middle ages« (2 Bde., Lond. 1818; deutsch von Halem-Jüssen, Lpz. 1820), der er später »Supplemental notes to the view of the state of Europe« (Lond. 1848) folgen ließ. Sein Hauptwerk ist die »Constitutional history of England from the accession of Henry VII. to the death of George II.« (3 Bde., Lond. 1827; deutsch von Müder, Lpz. 1828—29), die noch jetzt unübertroffen dasteht. In seiner »Introduction to the literature of Europe in the 15th, 16th and 17th centuries« (4 Bde., Lond. 1837—39) sind namentlich die Teile schätzbar, die sich über spekulative Philosophie, Staatswissenschaften und Theologie verbreiten. Aus seiner Ehe mit einer Tochter Sir Abraham Eltons hatte er mehrere Kinder, die fast alle jung starben, darunter die beiden Söhne Arthur Henry (1833) und Henry Fitzmaurice (1850), von denen ersterer, der mit einer Schwester Tennysons verlobt war, durch dessen Dichtung »In memoriam« verewigt worden ist. Über ihn schrieb der Vater eine anziehende biographische Skizze, die 1834

mit seinen «Remains in prose and verse» als Manuscript gedruckt wurde (2. Aufl. 1853). H. starb zu Wadhurst in Kent 21. Jan. 1859. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1855—56 zu London in neun Bänden.

Hallämter, in Bayern und Württemberg die Hauptzoll- und Steuerämter, bei denen sich öffentliche Niederlagen befinden.

Halland, Landschaft in Südschweden, an der Küste des Rattogat, zwischen Westgothland und Schonen gelegen, bildet den westl. Abhang des ansteigenden Hochlandes, aus dem ihr die Flüsse Kolfsån, Wislan, Utran, Nissan und Lagan zufließen. Nur die nördl. Hälfte der Küste, bis Warberg, wird von Schären gesäumt; südlich davon trifft man zuweilen Flugandfelder. Die Höhenpunkte des Landes liegen im Osten, besonders aber im Süden, wo der Hallandsås (höchster Punkt 226 m) die natürliche Grenze bildet. Der Boden ist im allgemeinen unfruchtbar und die Waldfläche geringer als in jeder andern schwed. Provinz. Die halländischen Flüsse sind besonders reich an Lachs von vorzüglicher Güte. Die 1645 mit Schweden vereinigte Provinz umfaßt 4913,2 qkm mit (1882) 134 274 E., welche als Hausindustrie Feinweberei, Wollstrickerei und Möbelfischerei treiben. Die große Industrie ist nur spärlich vertreten, hauptsächlich durch die Baumwollspinnerei Anderstorp und die Tuchfabrik zu Halmstad. Erst in neuester Zeit ist nach H. der Eisenbahnverkehr gebrungen; 1880 ward die 85 km lange Warberg-Borås-Bahn, 1882 die 195 km lange Halmstad-Närbj-Bahn eröffnet. In administrativer Hinsicht bildet H. das Halmstad's Län; in geistlicher gehört es zum Stift Gothenburg. Hauptstadt ist Halmstad (s. d.).

Hallaq (Emil), Tiermaler, geb. 1837 zu Frankfurt a. d. O., besuchte die Akademie zu Berlin und ging 1862 nach Paris, 1863 nach Italien. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Berlin nieder. Unter seinen Bildern sind hervorzuheben: die alten Hypochonder im Stall (1866), Überschreitung der jütänd. Grenze bei Kolbing, Getreideeinfuhr in der Normandie (1868), Parforcejagd (1872), Erntefestreiten in Westfalen (1875) Pferde auf dem Treidelpfad (1877) u. s. w.

Hallau, zwei Dörfer im Bezirk Unter-Alettgau des schweiz. Kantons Schaffhausen. Unter-Hallau liegt 430 m über dem Meere, 13 km westlich von Schaffhausen, von Weinbergen und Obstgärten umgeben, am Fuße der Jurahöhen Ober- und Unterberg (608 und 591 m), besitzt zwei Kirchen und zählt (1880) 2273 meist reform. E. Ober-Hallau, 435 m über dem Meere, 1,5 km nordöstlich von dem vorigen, am Fuße des Ober-Hallauerbergs (625 m) gelegen, zählt 657 E. Beide Dörfer sind durch ihren Weinbau bekannt, der namentlich bei Unter-H. einen geschätzten Rotwein liefert.

Hallberg-Wroich (Theodor Marie Hubert, Reichsfreiherr von), als Schriftsteller bekannt unter dem Namen Eremit von Gauting, geb. 8. Sept. 1768 auf dem Ritterstige Wroich im Zülischsen, trat als Offizier in kurbayr. Dienste, die er jedoch 1790 als Hauptmann verließ, und machte dann weite Reisen. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland zog ihm seine deutsch-patriotische Gesinnung eine achtmonatliche Gefangenschaft in Paris zu. H. erhielt 1813 von dem Freiherrn von Etein den Auftrag, den Landsturm zwischen Rhein

und Maas zu organisieren. Er brachte gegen 30000 Mann zusammen, die er als «Selbsterlöshauptmann» 6. Jan. 1814 bei Koblenz über den Rhein führte. In der Folge erhielt er noch mehrere Kommissionen. Später wandte sich H. nach Bayern und kaufte das Ökonomiegut Fußberg bei Gauting (in der Nähe von München). Behufs Trockenlegung der Moore bei Erding erhielt er dann vom König von Bayern 300 Tagewerke als Geschenk und bezog das Jagdschloß Birkened bei Freising. Seit 1835 unternahm er von neuem Reisen ins Ausland. Bereits erblindet, kaufte er 1850 das ruinenhafte Schloß Hörmannsdorf an der Straße von Straubing nach Landsbut, wo er die letzten Jahre seines Lebens einsam verlebte, bis er 17. April 1862 starb. H. war ein Mann von wunderlichem Wesen. Seine vielen Reisen machte er fast nur zu Fuß. Wie sein Äußeres, so waren auch seine Ansichten oft seltsam und eigentümlich, die er häufig in überdramatischer oder barocker Ausdrucksweise in seinen Reisebeschreibungen niedergelegt hat. Dahin gehören: «Reise durch Skandinavien» (Köln 1818), «Reise-Epistel durch den Jartreis» (Augsb. 1825), «Reise durch Italien» (Augsb. 1839), «Reise nach dem Orient» (2 Bde., Stuttg. 1839), «Reise durch England» (Stuttg. 1841), «Deutschland, Rußland, Kaukasus, Persien» (2 Bde., Stuttg. 1844). Vgl. Gistel, «Leben des preuß. Generals Freiherrn von H.» (Berl. 1863).

Hallberger (Eduard von), deutscher Verlagsbuchhändler, geb. 22. März 1822 zu Stuttgart als zweiter Sohn des Buchhändlers Louis H., besuchte die gelehrten Bildungsanstalten seiner Vaterstadt, ging, nachdem er die Lehrgzeit im väterlichen Geschäft beendet hatte, zur weiteren Ausbildung nach Potsdam und Berlin und begründete im Sept. 1848 in seiner Vaterstadt ein eigenes Verlagsgeschäft, dessen Grundstock das monatlich erscheinende «Jugend-Album» bildete. Die von ihm 1853 begonnene Zeitschrift «Illustrirte Welt» hatte einen namhaften Erfolg, ebenso die 1858 unter Halländers Leitung begründete illustrierte Zeitschrift «Über Land und Meer». Diesen schloß sich 1875 das von Freiligrath herausgegebene «Illustrated Magazine» an. Ein anderer Zweig des Verlags, die Illustration, ist durch eine große Anzahl von Bruchwerken vertreten, so unter anderem durch die Dore'schen «Bibel» in drei verschiedenen Ausgaben, die «Märchen» und «Münchhausen» mit Illustrationen desselben Künstlers, die Werte Shakespeares mit Zeichnungen von J. Gilbert, Schillers und Goethes Werke mit Illustrationen, «Ägypten» von G. Ebers, dessen Romane im gleichen Verlag erschienen sind. Auch die Musik hat bei H. besondere Pflege gefunden und die H.'schen Ausgaben musikalischer Klassiker zeichnen sich durch schöne Ausstattung wie durch wohlfeilen Preis aus. Bei allen diesen Unternehmungen stand ihm sein jüngerer Bruder Karl H., der in Amerika die praktische Schule durchgemacht hatte, thätkräftig zur Seite. Das Verlagsgeschäft umfaßt alle Zweige der Typographie und Ateliers für den Holzschnitt und ist in einem besondern Häuserquartier der Stadt vereinigt; dazu gehören noch zwei eigene Papierfabriken in Salach und Wildbad. Um das öffentliche Leben machte sich H. durch Einführung der ersten Pferdebahn in Stuttgart und durch Leitung der Allgemeinen Baugesellschaft zur Errichtung billiger Wohnhäuser verdient. Durch Verleihung des Ordens der Württembergischen Krone erhielt H.

den persönlichen Abel. Nach seinem am 29. Aug. 1880 auf Tübing. seinem Landsitze am Starnbergersee, erfolgten Tode ging das Geschäft, da er keine männlichen Leibeserben hinterlassen hatte, am 1. Juli 1881 in den Besitz einer Aktiengesellschaft unter der Leitung seines Bruders Karl über.

Halle (Baumwesen) ist ein in der Regel halboffener, bisweilen auch geschlossener, bedeckter Raum, dessen Dede teilweise durch Säulen-, Pfeiler- oder Bogenstellungen gestützt wird, und der entweder ein selbständiges Gebäude oder den Ausbau oder Innenraum eines größern Gebäudes bildet. In letzterer Beziehung versteht man unter H. auch einen Saal von bedeutenden Grundflächen- und Höhendimensionen. Man benennt die H. meist nach ihrem Zweck (Warte-, Verkaufs-, Vor-, Trinthallen u. s. w.) oder auch nach der Unterstützungsweise ihrer Dede (Säulen-, Bogenhallen). Bei den Griechen und Römern hieß sie Stoa, Porticus, wurde durch Säulen-, bez. Bogenstellungen und deren Gebälke gebildet und mit fast allen öffentlichen Gebäuden, wie Tempeln, Theatern, Stadien, Gymnasien u. s. w. in Verbindung gebracht, um zu Schutz vor Regen, schattigen Spaziergängen, zu Versammlungen und Hörsälen zu dienen. Je nach ihrer Länge wurden sie Porticus stadiatae, semistadiatae u. s. w. benannt. Umgeschlossen sie einen freien Raum, so hieß derselbe Peristyl, umgaben sie ein Gebäude, so wurde dieses mit dem Beinamen Peripteros bezeichnet. In neuerer Zeit werden Hallen größern Maßstabes auf Marktplätzen zu Verkaufszwecken (Markthallen), zum Erwarten oder zur Aufnahme von Eisenbahnzügen auf Bahnhofen (Personenhallen, beziehentlich Wartehallen) errichtet und der großen Spannweiten wegen meist in Eisen und Glas mit Unterbau von Mauerwerk ausgeführt. Die Initiative zu dieser Bauweise wurde von dem für Ausstellungszwecke 1851 bestimmten Glaspalast zu Sydenham bei London gebildet. Seitdem baut man in ähnlicher Weise Getreidehallen, Schlachthallen für Vieh- und Schlachthöfe, Lesehallen für Bibliotheken, Leichen- und Parentationshallen für Kirchhöfe u. s. w. Besonders bemerkenswert durch Bauart und Größe sind: die Central-Markthallen zu Paris, die Markthallen zu Frankfurt, Berlin und andern Orten, die Fruchthalle zu Mainz, Getreidehalle zu Paris, die Bahnhofshallen zu Liverpool (Pime-Street-Station), Berlin (Anhalter Bahnhof) u. a. m.

Halle, zur Unterscheidung von andern gleichnamigen Orten früher H. in Sachsen (Halae Saxorum) oder auch H. im Magdeburgischen, jetzt gewöhnlich Halle an der Saale benannt, eine Immediatsstadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt 32 km nordwestlich von Leipzig, am rechten Ufer der Saale, deren Ufer unterhalb der Stadt zwischen Grödlwitz und Giebichenstein romantische Felspartien zeigen und mit schönen Anlagen geschmückt sind. Die Stadt, welche aus der eigentlichen Stadt mit fünf Vorstädten und den beiden vormaligen, erst 1817 mit ihr vereinigten Amtsstädten Glaucha und Neumarkt erwuchs, ist in den alten Stadtteilen meist winklig gebaut; doch hat sich ihr Äußeres in neuester Zeit durch Regulierung der Straßen und Trottoirs, namentlich infolge der Abtragung der mittelalterlichen Befestigungen und seit im Norden, Osten und Süden umfangreiche neue Stadtteile entstanden sind, bedeutend verschönert. Unter den öffentlichen

Gebäuden zeichnet sich besonders aus die Marienkirche mit vier Türmen, im got. Stile und von eigentümlich schöner innerer Bauart, 1529—54 vom Erzbischof Kardinal Albrecht von Magdeburg und Mainz ausgeführt. Sonst sind hervorzuheben: der auf dem Markte freistehende, im Laufe des 15. Jahrh. erbaute sog. Rote Turm mit einem sehr alten feineren Rolandsbilde; die Ulrichskirche, welche seit 1339 als Kirche des Servitenklosters erbaut wurde, aber erst 1531 ihren jetzigen Namen erhielt; die aus dem 12. Jahrh. stammende Moritzkirche; die 1520—23 vom Kardinal Albrecht erbaute (reform.) Domkirche; das Wagegebäude und das altertümliche, 1883 stilvoll renovierte Rathaus am Markte. Auf dem Markte steht das Denkmal Handels und ein monumentaler Brunnen mit Landsknechtfigur (von Schaper) zur Erinnerung an die im Kriege von 1870/71 Gefallenen, auf der alten Promenade ein schönes Kriegerdenkmal von 1866 (Säule mit Borussia und Löwen, ebenfalls von Schaper). In der Nähe der 1484—1513 erbauten Moritzburg, früher die Residenz und Citadelle der Erzbischöfe und Administratoren von Magdeburg, aber im Dreißigjährigen Kriege zur Ruine geworden, steht das Militärhospital und die Freimaurerloge. In Glaucha befinden sich die Frandeshen Stiftungen (s. Frande) mit der 1829 aufgerichteten ehernen Statue des Gründers. In der Mitte der Stadt befinden sich das Universitätsgebäude, das Oberpostamt und das Landgericht, auf der Nordwestgrenze das Diakonissenhaus, im Nordosten das Stadtgymnasium, die neue Universitätsbibliothek und der stattliche Neubau des Oberbergamts, auf der Ostseite die sehr ausgebreiteten Neubauten der mediz. Fakultät (chirurgische, medizinische, gynäkologische, Augen- und Ohrenkliniken, Anatomie, ein patholog. und ein physiolog. Institut); auf dem Neumarkt die für 900 Verbrecher eingerichtete Strafanstalt (seit 1841), 1 km westlich, jenseit der Saale, die Provinzial-Irrenanstalt (seit 1857). Unter den vielen gemeinnützigen Anstalten ist auch ein Taubstummeninstitut zu nennen.

H. ist der Sitz des königl. Oberbergamts für die Provinzen Sachsen, Brandenburg und Pommern, des Hauptsteueramts, eines Landgerichts, Schwurgerichts und eines Amtsgerichts, des Landratsamts für den Saalkreis und anderer Behörden. Die Bevölkerungsziffer ist in der neuern Zeit sehr rasch gewachsen. Während man 1831 erst 25594 E. zählte, war deren Zahl 1849 auf 33848, Ende 1880, mit Einschluß der Soldaten, auf 71484 gestiegen (worunter 623 israelitisch und 2522 katholisch, die übrigen evangelisch). Auch Handel und Gewerbefleiß haben in neuester Zeit einen großen Aufschwung genommen. Außer der schon von früher her stark betriebenen Stärkefabrikation erstreckt sich die städtische Industrie besonders auf Rübenzucker, Chemikalien, Malz, Brauerei, Färberei und Druderei, Farbewaren, Wagenbau, Spiritus- und Mineralölfabrikation; namentlich aber hat die Maschinenindustrie (Fabrikation von Dampfmaschinen, Apparaten für Zuckerraffineries und Brenneries, landwirtschaftlichen Maschinen u. s. w.) einen großartigen Aufschwung genommen. Berühmt ist das Salzwerk zu H., eins der ältesten in Deutschland, das jährlich an 3500 Last Salz liefert. Es ist seit 1868 wieder ausschließlich Privateigentum einer Gesellschaft, der jetzt zur Knappschaft umgeformten,

seit Beginn der städtischen Geschichte bestehenden Pfännerchaft. Die Saline liegt auf einer Saaleinsel, die Salzquellen im Centrum der Altstadt. Die Arbeiter in den Salzwerken sind unter dem Namen der Halloren (s. d.) bekannt. Bei der Stadt finden sich ausgebeutete Braunkohlengruben und Briquettfabriken. Auf den Handel haben besonders die Eisenbahnen gewirkt. H. ist der Knotenpunkt der Linien Berlin-H. -Bebra, H. -Glauchau-Löhne, H.-Münden, Magdeburg-H.-Leipzig und H.-Guben der Preussischen Staatsbahnen. Die frühere Bedeutung der Saale-Schiffahrt ist in Abnahme begriffen. Von Wichtigkeit ist der Getreide-, Zucker-, Paraffin- und Mineralölhandel. Es bestehen zu H. eine Handelskammer und eine Reichsbankstelle.

Verühmt ist H. als Universitätsstadt. Die nächste Veranlassung zu der von dem Könige von Preußen, Friedrich I. (noch als Kurfürst), an der Stelle der 1688 angelegten Ritterakademie gestifteten und 1694 eingeweihten Universität zu Halle gab die Auswanderung des Rechtsgelehrten Christian Thomafius aus Leipzig, dem eine Menge von Studierenden folgte. Durch den Umstand, daß Spener und Sedendorf, des Thomafius Freunde, großen Einfluß auf die Berufung der Professoren hatten, erhielt die neue Universität und namentlich die theol. Fakultät derselben sogleich einen sehr bestimmten Charakter. Man berief fast ausschließlich Theologen der damals neuen sog. pietistischen Partei, wodurch die Universität nebst den gleichzeitig entstandenen Frandeschen Stiftungen ein Hauptstich dieser theol. Richtung wurde. Diese blieb die herrschende, bis Christian von Wolf die Gemüther der Studierenden für mathem.-philos. Wissenschaften zu gewinnen wußte, zuletzt mit seiner ganzen Schule das Feld behauptete und mittelbar einem Semler den Weg bahnte, der eine gelehrte histor.-philos.-kritische Behandlung der gesamten Theologie begründete. Im Anfange des 19. Jahrh. zu bedeutender Blüte gelangt, wurde die Universität durch Napoleon nach der Schlacht von Jena plötzlich aufgelöst. Zwar stellte sie nach dem Tilsiter Frieden die neue westfäl. Regierung wieder her, allein die Zahl der Studierenden erhob sich nicht über 3—400. Im J. 1813 wurde sie zum zweiten male auf Befehl Napoleons aufgehoben und die Lehrer auf halbe Besoldung gesetzt, mit der Aussicht, auf andern westfäl. Lehranstalten wieder angestellt zu werden. Die leipziger Schlacht gab jedoch dem Schicksale der Hochschule eine andere Wendung. Der König von Preußen entschied sich nicht nur für ihre Erhaltung, sondern verband auch mit ihr (Kabinettsordre vom 12. April 1815) die Universität zu Wittenberg (s. d.). Die seit 1817 mit Wittenberg faktisch verbundene Universität erhielt nun den Namen Vereinigte Friedrichs-Universität H.-Wittenberg. Seitdem hob sich die Universität wieder rasch, so daß die Zahl der Studierenden 1829 gegen 1800 betrug. Später sank die Frequenz auf 5—600 herab, ist aber seit 1880 im Steigen und hat sich während dieser Zeit von 1100 auf 1500 (1883) gehoben. Bei der Universität bestehen ein theol. und pädag. Seminar, großartige Kliniken, sowie ein Entbindungsinstitut. Mit ihr wurde 1862 ein landwirtschaftliches Institut verbunden. Die Bibliothek umfaßt mehr als 100 000 Bände nebst Münzkabinett und Kupferstichsammlung. (Vgl. Herzberg und Böhmer, «Zur Geschichte der Vereinigung von Wittenberg und H.»,

Halle 1867). Auch sonst trägt die Stadt nach vielfältig seit zwei Jahrhunderten die Physiognomie einer Schulstadt.

H. wird zuerst 806 als Burg Halle erwähnt, die damals als deutsche Grenzfestung gegen die Slawen unter Karl d. Gr. auf slaw. Boden und bei einer alten slaw. Ansiedlung angelegt worden war. Durch Kaiser Otto I. wurde es 966 dem neugegründeten Erzbistum Magdeburg geschenkt und (allerdings nur nach einer sehr schlecht begründeten Tradition) 981 durch Otto II. zur Stadt erhoben. Mit Anfang des 12. Jahrh. beginnt die Handelsblüte der Stadt, die dann im 13. und 14. Jahrh. als Mitglied der Hanse ihren Territorialherren, den Erzbischöfen von Magdeburg, gegenüber sich fast unabhängig stellte und zu Anfang des 15. Jahrh. so mächtig war, daß sie langwierige Kämpfe mit denselben führen konnte. Erbitterte Kämpfe zwischen der zünftigen Demokratie und dem Patriciat der Pfänner brachten es dann dahin, daß Erzbischof Ernst 1478 die Stadt unterwerfen konnte. Die Reformation fand in H. schon seit 1522 Eingang, obgleich der Erzbischof von Magdeburg und Kurfürst Albrecht V., alles that, dies zu hindern. Den Sieg errang die Reformation 1541. Im Dreißigjährigen Kriege wurde der Wohlstand der Stadt auf lange Zeit gänzlich zerrüttet. Durch den Westfälischen Friedensschluß kam sie mit dem Erzstift an das Haus Brandenburg, in dessen Gebiet sie 1680 einverleibt wurde. Infolge des Siebenjährigen Kriegs verarmte die Stadt wieder ganz. Im franz. Kriege wurde sie 17. Okt. 1806 mit Sturm genommen, hierauf zum Königreich Westfalen geschlagen und erst nach der Auflösung desselben wieder mit Preußen vereinigt. In der Nähe von H. ist besonders das Dorf und Schloß Siebichenstein (s. d.) mit dem Bode Wittfeld zu bemerken.

Litteratur. Dreyhaupt, «Ausführliche Beschreibung des Saalstreffes» (2 Bde., Halle 1755; im Auszuge von Stiebrig, 2 Bde., Halle 1771—73; fortgesetzt von Ostheim, Halle 1842—44); Anach, «Kurzgefaßte und Beschreibung der Stadt H.» (3. Aufl., Halle 1861); vom Hagen, «Die Stadt H., nach amtlichen Quellen» (2 Bde., Halle 1866—67; Ergänzungshefte: die «Verwaltungsberichte der Stadt H.», Halle 1866 fg.); «Führer durch H.» (Halle 1881); Schweighe, «Zur Gemeindegeschichte der Stadt H. von 1680 bis 1880» (H. 1, Halle 1883).

Halle in Westfalen, Kreisstadt in der preuss. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Minden, in schöner Gegend am Leibach, 12 km im NW. von Bradwebe gelegen, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1641 meist prot. G., welche Zwirnfabrikation, Leinweberei, Tabakfabrikation, Flach- und Hansbau, Seilerei und Handel mit Landesprodukten, namentlich Schoten, treiben. Der Ort erhielt 1719 Stadtrecht.

Der Kreis Halle zählt auf 303,9 qkm (1880) 28 101 meist prot. G.

Hallé (Charles), eigentlich Karl Halle, Pianist, geb. 11. April 1819 zu Hagen in Westfalen, war Schüler Rink's in Darmstadt und ging 1836 nach Paris, wo er 1846 mit Alard und Franchomme Kammermusik-Soiréen einrichtete, die bald zu hohem Ansehen gelangten. H. ging 1848 nach London und übernahm 1850 die Direction der Gentlemen's Concerts zu Manchester. Von H.'s Kompositionen ist nur wenig veröffentlicht.

Galled (Zib. Greene), amerik. Dichter, geb. 8. Juli 1790 zu Guilford im Staate Connecticut, trat 1811 als Commis in ein newyorker Bankhaus ein, war von 1832 bis 1848 im Geschäft des Joh. Nat. Astor thätig und zog sich, als er nach dessen Tode eine Jahresrente von 200 Doll. erhalten hatte, nach seinem Geburtsorte zurück, wo er 17. Nov. 1867 starb. Im J. 1819 gab er in Gemeinschaft mit Drake die «Croaker Papers» heraus und 1819 veröffentlichte er sein längstes Gedicht «Fanny», eine Satire auf die Moden, Narrheiten und Tagesberühmtheiten, welches einen bedeutenden Erfolg hatte. Sein letztes Gedicht «Jung-Amerita» veröffentlichte er 1864 im newyorker «Ledgers».

Galled (Henry Wager), amerik. General, geb. 15. Jan. 1815 zu Westerville bei Utica im Staate Newyork, wurde 1835 Lieutenant im Ingenieurcorps und 1839 Hilfsprofessor an der Militärakademie. Im J. 1841 veröffentlichte er ein Werk über «Batumen» und später «Elements of military art and sciences» (Newyork 1846 u. 1856). Zur Artillerie übergetreten, wurde er während des mexik. Kriegs 1847 Kapitän und fungierte dann bis 1849 als Staatssekretär von Californien. Nachdem er 1854 seine Entlassung aus der Armee genommen, ließ er sich in San-Francisco als Advokat, Geschäftsführer und Bergwerksdirektor nieder. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs wurde ihm 1861 der Rang eines Generalmajors der regulären Armee verliehen. Zunächst erhielt er den Befehl des Militärbezirks von St. Louis, dann 11. März 1862, nach den Siegen bei Paducah, Fort Henry, Fort Donelson u. s. w., wurden ihm noch alle Truppen am Mississippi unterstellt. Nach kurzer, von ihm persönlich geleiteter Belagerung von Corinth zwang er die Konföderierten 30. Mai, den Ort aufzugeben, und organisierte dort ein Heer von 100 000 Mann. Nachdem auch Tennessee und Kentucky in seinen Militärbezirk mit inbegriffen waren, nahm er 15. Juni die Stadt Chattanooga an und wurde 11. Juli zum Oberbefehlshaber sämtlicher Streitkräfte der Vereinigten Staaten ernannt, zerplitterte jedoch seine Heeresmacht und störte den Verlauf der Operationen durch beständige Eingriffe in die von den Generalen getroffenen Anordnungen, jedoch 12. März 1864 General Grant den Oberbefehl übernahm, wogegen H. an die Spitze des militärischen Stabes des Präsidenten Lincoln trat und im April 1865 zum Chef des Militärbezirks von Richmond ernannt wurde. Im Aug. 1865 übernahm er den Militärbezirk des Stillen Ozeans in San-Francisco und im März 1869 den des Südens in Louisville, wo er am 9. Jan. 1872 starb. H. hat außer den oben angeführten Schriften noch «International law» (San-Francisco 1861), «Life of Napoleon I.», eine Übersetzung von Jomimis «Vis politique et militaire de Napoleon I.» (4 Bde., Newyork 1864), «Elements of international law and laws of war» (Philad. 1866) veröffentlicht.

Gallestina (schwed.), dichtes, anscheinend homogenes, aber unter dem Mikroskop feinkristallinisches Gestein von selbstartigem Aussehen, welches aus innig miteinander verwachsenen mikroskopisch kleinen Feldspat- und Quarzkörnchen, zum Teil auch feinen Glimmer- und Chloritschüppchen besteht. Nur hier und da wird die H. durch größere hervortretende Kristalle porphyrtartig. Die Analysen ergeben einen hohen Kieselsäuregehalt von 75—80, einen Alkaliengehalt (mit bisweilen vorherrschend-

dem Natron) von 5—6 Proz. In den Gneisgebieten namentlich Schwedens (Gegend von Dammora und Upsala in Upland, in Westmanland und Dalarna) spielt die H. als oft bedeutend mächtige Einlagerungen eine große Rolle.

Gallein, Salinenstadt im Herr. Herzogtum Salzburg, Bezirkshauptmannschaft Salzburg, an der Salzach und an der Linie Salzburg-Wörgl der Kaiserin-Elisabeth-Bahn, am Fuße des salzreichen Dürrenbergs, an der bayr. Grenze gelegen, ist Sitz einer Salinenvverwaltung und eines Bezirksgerichts, hat (1880) 8727 E., ein Solbad, eine Cigarren-, eine Cement-, eine große Holzwarenfabrik, eine Holzschnitzschule und berühmte Salziedereien, welche an 200 000 Etr. Salz jährlich liefern. Die Sole wird in großen Röhren vom Dürrenberg (s. d.) hergeleitet. Am 3. Okt. 1809 hatten die Tiroler unter Haspinger Gefechte mit den Franzosen unter Lefebvre bei H. und dem in der Nähe gelegenen Dorfe Oberalm, welches eine Glasbütte und eine große Marmorwarenfabrik besitzt.

Gallein (d. h. Lobet den Herrn!), ein in den hebr. Psalmen häufig vorkommender Ausruf, wurde, weil man in demselben etwas Feierliches fand, in den Übersetzungen der Bibel in die Landessprachen beibehalten. Der Gebrauch desselben beim Gottesdienste stammt aus der jüd. Liturgie und ist aus dieser in die christl. Kirche übergegangen. In der morgenländ. Kirche sang man das H. zu allen Zeiten, in der abendländischen ließ man es schon im 5. Jahrh. in der Fastenzeit weg und stimmte es erst zu Oitern als einen Gesang der Freude wieder an. Die Juden nennen den 113. bis 118. Psalm das große H., weil in diesen Psalmen besondere Wohlthaten Gottes gegen das jüd. Volk gepriesen werden, und singen diesen Lobgesang besonders am Passah- und Laubhüttenfeste.

Gallenberg, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Brilon, in 425 m Höhe, 35 km im SSO. von Dillberg, an der Ruhme, zählt (1880) 1318 meist lath. E. Westlich davon erhebt sich der 714 m hohe Heiblopf.

Galler (Abt. von), berühmter als Anatom, Physiolog, Botaniker, praktischer Arzt und Dichter, geb. 16. Okt. 1708 zu Bern, aus einer schweiz. Patricierfamilie stammend, besuchte nach dem Tode seines Vaters 1721 das Gymnasium zu Bern, welches er nach anderthalb Jahren wieder verließ, um sich nach Biel zu einem Freunde, dem Sohne des gelehrten Arztes Neuhaus, zu begeben. Der Aufenthalt in diesem Hause scheint Einfluß auf H.s Wahl zur mediz. Wissenschaft gehabt zu haben, der er sich seit 1723 auf der Universität zu Tübingen widmete. Boerhaaves Ruf zog ihn 1725 nach Leiden, wo er außerdem noch den Unterricht von D. S. Albinus benutzte. Er bereiste dann einen großen Teil Norddeutschlands und erhielt 1727 in Leiden die Doktorwürde. Nach einer wissenschaftlichen Reise durch England und Frankreich studierte er in Basel unter Bernoulli die höhere Mathematik. Bgl. «Abrecht H.s Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England 1723—27», herausgegeben von E. Hirzel (Zür. 1883). Auf einem Ausflug in die Alpen, den er mit seinem Freunde Joh. Gessner 1728 unternahm, legte er teils zu seinem großen botan. Werke, teils zu seinem Lehrgebiht «Die Alpen» den Grund. Nach einem abermaligen Aufenthalt in Basel, wo er neben seinen poetischen Beschäftigungen auch anatom. Vorlesungen hielt,

lehrte er 1729 nach Bern zurück. Hier machte er sich bald als ausgezeichnete Arzt bekannt, ohne indes eine öffentliche Anstellung zu erhalten; erst 1734 erlaubte man ihm, anatom. Vorlesungen an dem neugegründeten anatom. Theater zu halten. Im J. 1735 wurde er Stadtarzt und Stadtbibliothekar. Auch bereiste er jährlich die Alpen und sammelte zu seiner «*Enumeratio stirpium Helveticarum*», die erst in Göttingen 1742 erschien. Sein «*Versuch schweiz. Gebichte*» (Bern 1732) erregte trotz mancher Anfechtungen Aufsehen, besonders da Bodmer sich dafür erklärte.

H. glänzende Laufbahn begann, als ihn 1736 Munchhausen als Professor der Medizin, Anatomie, Botanik und Chirurgie an die neuerrichtete Universität zu Göttingen berief, wo er 1738 ein anatom. Theater und 1739 einen botan. Garten anlegte, auch ein anatom. Kabinett errichtete, 1750 eine Entbindungsanstalt gründete und in demselben Jahre den Plan zur königl. Societät der Wissenschaften ausarbeitete, der vollständig genehmigt wurde, worauf er, zum immerwährenden Präsidenten derselben ernannt, 1751 dieselbe eröffnete. In dieser Zeit wurde er von Kaiser Franz I. in den Adelsstand erhoben, nach Utrecht, Oxford, Berlin, Halle und Petersburg berufen, vom König von England zum Staatsrat und Leibarzt ernannt und 1745 von seiner Vaterstadt als Mitglied in den Großen Rat aufgenommen. Letztere Auszeichnung veranlaßte ihn hauptsächlich, 1753 seine Ämter, mit Ausnahme der Präsidenschaft der königl. Societät, niederzulegen und sich nach Bern zurückzuziehen, wo er zum Rathhaus-Ammann erwählt wurde. Er nahm teil an den Staatsgeschäften, indem er die Einrichtung der Salzwerke zu Ber und Nigle, die Anstalten der Akademie zu Lausanne und die mediz. Polizei verbesserte, den Ackerbau beförderte, das Waisenhaus zu Bern begründete, die Grenzstreitigkeiten zwischen Bern und Valais schlichtete u. s. w. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten in dieser Zeit sind seine epochemachenden Beobachtungen über die Entwicklung des tierischen Keims im Ei, über das Wachstum der Knochen, besonders seine «*Elementa physiologiae corporis humani*» (8 Bde., Lausanne 1757—66), und von seinen belletristischen Produktionen seine drei Romane «*Ufong*» (Bern 1771), «*Alfred*» (Gött. u. Bern 1773) und «*Tibullus und Cato*» (Gött. u. Bern 1774) über die despotische, monarchische und republikanisch-aristokratische Regierungsform zu erwähnen. Außerdem erschienen von ihm mehrere Werke, zu denen er seit langer Zeit gesammelt hatte, die «*Bibliotheca botanica*» (2 Bde., Zür. 1771—72), «*Bibliotheca anatomica*» (2 Bde., Zür. 1774—77), «*Bibliotheca chirurgica*» (2 Bde., Basf. 1774—75) und der Anfang der «*Bibliotheca medicinae practicae*» (4 Bde., Basf. 1776—87). Von den gegen 2000 Recensionen, die er in die Göttinger gelehrten Anzeigen schrieb, wurden die wichtigsten mitgeteilt in «*Sammlung kleiner H. scher Schriften*» (2. Aufl., 3 Bde., Bern 1772). Seit 1773 fortwährend kränklich und schwermütig, starb er 12. Dez. 1777.

Die Medizin und die Naturwissenschaft verdanken H. sehr viel, namentlich aber sind es die Botanik und die Physiologie in ihrem ganzen Umfange, welche er mit rastlosem Eifer durchforschte. In der Physiologie machte er Epoche durch seine Lehre von der Irritabilität. Außer den bereits angeführten sind von seinen größern Werken noch zu

erwähnen: «*Icones anatomicae*» (Gött. 1743), «*Prima lineae physiologiae*» (2. Aufl., Gött. 1765), Boerhaave's «*Methodus studii medici*» (2 Bde., Amsterd. 1751), «*De functionibus corporis humani praecipuarum partium*» (4 Bde., Bern 1777—78). Als Dichter ist H. durch den Enthusiasmus mancher seiner Verehrer wohl zu hoch gestellt worden; doch läßt sich nicht leugnen, daß er zu dem hohen Aufschwunge, den die deutsche Poesie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. nahm, bedeutend beigetragen hat. Besonders zeichnete ihn der männliche Ernst der Befinnung auch als Dichter vorteilhaft aus. Seine elegischen und seine reflektierenden Poesien stehen am höchsten, während in den «*Alpen*» und andern Gedichten neben tühnen und feurigen Ideen noch die Unbiegsamkeit der deutschen Sprache zu Tage tritt. H. «*Gebichte*», die zuerst ohne seinen Namen erschienen (12. Ausg. von Wyl, Bern 1828; Auswahl, Aarau 1860; kritische Ausgabe mit umfassender Biographie von L. Hirzel, Frauenfeld 1882), wurden in fast alle neuern Sprachen übersezt. Vgl. Zimmermann, «*Das Leben des von H.*» (Zür. 1755); Sennebier, «*Eloge historique d'Albert de H.*» (Basf. 1778); Haller, «*Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst*» (2 Bde., Bern 1787); Daggelen, «*H. als Christ und Apologet*» (Bern 1865); Bissauer, «*H. und seine Bedeutung für die deutsche Kultur*» (Berl. 1873); D. von Greger, «*A. von Hallers Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung*» (Bern 1877).

Haller (Karl Rudw. von), bekannt als anti-revolutionärer Publizist, Enkel des vorigen, geb. zu Bern 1. Aug. 1768, ist der Sohn Gottlieb Emanuel H., der als Mitglied des Großen Rats zu Bern 1786 starb. Er wurde 1795 Sekretär des täglichen Rats zu Bern, ging später in den österr. Staatsdienst und lehrte 1806 als Professor der Geschichte an die Universität zu Bern zurück, wo er auch 1814 als Mitglied in den Kleinen und Großen Rat kam. Die Revolution hatte ihn 1800 aus seinem Vaterlande vertrieben, und er faßte nun den Gedanken einer geistigen Bekämpfung der revolutionären Theorien. Seine «*Restauration der Staatswissenschaft*» (Bd. 1—4, Winterth. 1816—20; 2. Aufl. 1820—22; Bd. 6, 1822; Bd. 5, 1834) beruht im wesentlichen auf der Vermischung hobbescher Lehren und theokratischer Anschauungen. Im J. 1820 trat H. zum Katholizismus über und ging nach Paris, wo er 1824 bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt wurde. Nach der Julirevolution lehrte er nach Solothurn zurück, wo er zu den Häuptern der ultramontanen Partei gehörte und 20. März 1854 starb.

Haller (Berthold), der Reformator Berns, geb. 1492 zu Altdingen, in der Nähe der Freien Reichsstadt Rottweil in Schwaben, besuchte zuerst in Rottweil die Schulen, hernach in Pforzheim, wo er mit Melanchthon Freundschaft schloß. Seit 1510 studierte H. in Köln Theologie, ward 1512 Lehrer in Rottweil, 1513 in Bern; 1519 Prediger daselbst, 1520 Wytttenbachs Nachfolger als Chorherr und Leutpriester. Seit 1522 wandte er sich mit Entschiedenheit der Reformation zu, stellte Weihnacht 1525 die Messe ab, beteiligte sich 1526 am Religionsgespräch zu Baden, 1528 an der bern. Disputation und erreichte, daß die Stadt Bern durch das Edikt vom 7. Febr. 1528 die Reformation

annahm. Er starb 25. Febr. 1536. Vgl. Pestalozzi, «Berthold H.» (Ebersfeld 1861).

Galler (Joh.), Bildhauer, geb. zu Innsbruck 1. März 1792, studierte in München seit 1810, wo Schöpfer sein Lehrer war. Seine Richtung ist von dem klassizistischen Geiste der Zeit im Sinne Thorwaldsens bestimmt. Anlässlich der großen Bauten der Glyptothek, der Malgalla u. s. w. erhielt er viele Aufträge, die er zuerst in München, dann in Rom ausführte. So entstanden die großen Nischenfiguren der Fassade des erstgenannten Gebäudes 1817, im folgenden Jahre das Tympanon, das Basrelief im sog. Götteraal, die Gigantomachie darstellend. Jene Nischenfiguren sind Hephästus, Prometheus, Dädalos, Phidias, Perikles, Hadrian. Im Siebelsfeld stellte er den Modelleur, den Erzgießer, den Bildhauer dar. Außerdem lieferte der Künstler zahlreiche Porträtbüsten. Er starb 23. Juli 1826 in München.

Galler von Gallenstein (Karl), Architekt, geb. 10. Juni 1774 in Hipolfstein aus einem altmärnberger Geschlecht, war Schüler der Karlsakademie in Stuttgart und studierte dann in Berlin Architektur. Nachdem er Bauinspektor in Nürnberg geworden, ging er 1808 nach Rom, 1810 nach Athen und war seit 1811 an der Ausgrabung der Agineten beteiligt. (S. Aginetische Kunst.) Auch besuchte er Troja und Miso, starb aber schon 5. Nov. 1817 in Anapellasia in Thessalien.

Galley (Edmund), berühmter Mathematiker und Astronom, geb. zu Haggerston bei London (heut ein Teil Londons) 29. Okt. 1656, widmete sich anfangs der Litteratur und den Sprachen, nachher aber ganz der Mathematik und Astronomie. Bereits in seinem 17. J. bezog er die Universität Oxford. Nachdem er, 19 J. alt, eine schwierige astron. Aufgabe gelöst hatte, schickte ihn die Regierung 1676 nach St. Helena, wo er die südl. Hemisphäre beobachten sollte. Die Frucht dieser Reise war sein «Catalogus stellarum australium» (Lond. 1679). Nach seiner Rückkehr nahm ihn die königliche Gesellschaft zu London als Mitglied auf. In Astragen derselben ging er nach Danzig, um den zwischen Hooke und Hevelius entstandenen wissenschaftlichen Streit über den Gebrauch der Fernrohre an Meßinstrumenten auszugleichen, und später nach Frankreich und Italien. Zwischen Calais und Paris nahm er einen Kometen, nach ihm der Galleysche Komet genannt, wahr, den er 1682 auf der neuerrichteten königl. Sternwarte beobachtete. Von 1698 bis 1700 machte er als Kapitän Reisen an der engl. Küste und im Atlantischen Meere bis zu 52° südl. Br., um die Abweichungen der Magnetnadel zu bestimmen, und verfertigte eine Karte von den Küsten des Kanals. Im J. 1703 wurde er an Wallis' Stelle Professor der Geometrie zu Oxford und 1720 nach Stampeeds Tode königl. Astronom zu Greenwich. Hier bearbeitete er die Theorie des Mondes, um sie bis zur Anwendung auf Längenbestimmungen zur See zu vervollkommen. Auch machte er auf den 1761 bevorstehenden Durchgang der Venus durch die Sonne aufmerksam und lehrte aus deren Beobachtung an verschiedenen Orten der Erde die Paralaxe der Sonne bestimmen. Er starb 14. Jan. 1742. Die vorzüglichsten Früchte seiner Arbeit sind die «Tabulae astronomicae», die erst nach seinem Tode (Lond. 1749) erschienen und später von Lalande herausgegeben wurden (Par. 1759); ferner die

Verbesserung der Taucherglocke und die Erfindung des Spiegeloktanten. H. berechnete nach Newtons Vorschriften die Bahnen von 24 Kometen, die von 1837 bis 1698 genau beobachtet worden waren. Dies führte ihn auch zu der Entdeckung, daß der Komet von 1682 bereits 1456, 1531 und 1607 erschienen war, woraus er auf seine Wiederkehr nach je 76 Jahren schloß. [riode, s. u. Chaldaä.

Galleysche Periode oder Chaldaische Periode.
Gallier (Ernst), ausgezeichneter Botaniker; geb. zu Hamburg 15. Nov. 1831, besuchte die höhere Bürgerschule H. Schleibens daselbst und trat dann Ostern 1848 als Gärtner in dem botan. Garten zu Jena in die Lehre. Nach vollendeter Lehrzeit arbeitete er als Gehilfe in verschiedenen Gärtnereien, widmete sich jedoch seit 1854 zu Berlin, Jena und Göttingen den Naturwissenschaften, daneben aber auch dem Studium der Philosophie, insbesondere dem philos. System Kants. Nachdem H. 1858 zu Jena promoviert, begann er als Lehrer im Pharmaceutischen Institut des Professors Ludwig, sowie als Assistent Schleibens im Phyto-physiologischen Institut die akademische Lehrthätigkeit, habilitierte sich 1860 als Privatdocent und wurde 1864 außerord. Professor. Seine Vorlesungen erstrecken sich auf allgemeine und systematische Botanik, botan. Pharmacognosie, Kryptogamentkunde, Geschichte und Geographie der Pflanzen. Unter H.s Schriften sind besonders hervorzuheben: «Pharmaceutische Naturgeschichte und Warenkunde» (Mainz 1865), «Nordseestudien» (Hamb. 1863), «Die pflanzlichen Parasiten des menschlichen Körpers» (Lpz. 1866), «Gärungserscheinungen» (Lpz. 1867), «Das Cholerafontagium» (Lpz. 1868), «Phytopathologie» (Lpz. 1868), «Parasitologische Untersuchungen» (Lpz. 1869), «Darwins Lehre» (Hamb. 1865), «Deutschlands Flora» (Lpz. 1873), «Ertursionsbuch» (Jena 1874; 2. Aufl. 1876), «Die Weltanschauung des Naturforschers» (Jena 1875), «Naturwissenschaft, Religion und Erziehung» (Jena 1875), «Ausflüge in die Natur» (Berl. 1876), «Schule der systematischen Botanik» (Bresl. 1878), «Die Pflastiden der niedern Pflanzen» (Lpz. 1878), «Untersuchungen über Diatomeen» (Gera 1880). Ferner besorgte H. die Umarbeitung von Kochs «Taschenbuch der deutschen und schweiz. Flora» (Lpz. 1878) und die Neubearbeitung der «Flora von Deutschland» von Schlechtenbal, Langethal und Schenk (5. Aufl., 32 Bde., Gera 1880 fg.). Von 1869 bis 1871 gab H. eine «Zeitschrift für Parasitenkunde» heraus. Seine Untersuchungen über die Gärungserscheinungen und die Choleraepizy haben auch in weitem Kreise viel Aufsehen gemacht, wenn sie auch von botan. Seite scharf angefochten worden sind.

Galligen heißen an der deutschen Nordseeküste die unbedeckt gebliebenen oder durch Zerstörung der Deiche bei Sturmfluten wieder in den ursprünglichen Zustand versetzten Marschdistrikte; insbesondere aber an der Westküste Schleswigs die im sog. Wattenmeer belegenen 14 kleinen flachen und nur spärlich bewohnten Eilande, welche, ohne Dünen noch Deiche, schutzlos dem Angriff der Meereswogen preisgegeben sind. Eine solche H. ist ein flaches Grasfeld, kaum 1 m höher als der Stand der gewöhnlichen Flut, und wird daher sehr oft und besonders in den Wintermonaten wohl zweimal an einem Tage überschwemmt. Die bedeutendsten dieser H. sind noch nicht 30 qkm groß,

die kleinern, oft nur von einer Familie bewohnten, kaum 1000 m lang und breit. Die kleinsten und unbewohnten dienen nur dazu, ein wenig kurzes und feines Heu zu gewinnen. Dieses Heu wird in Diemen zusammengehäuft und mit einem an beiden Seiten mit Steinen belasteten Flechtwerk von Stroh überdeckt, wodurch der Vorrat eine solche Festigkeit erhält, daß nur mit eisernen Spaten das zum jedesmaligen Gebrauch nötige abgehoben werden kann. Auf künstlichen Erberhöhungen oder Werften stehen die einzelnen, auf und durch Pfahlwerk befestigten, mit Stroh gedeckten Wohnungen, die selten mehr Raum auf der sich schräg absenkenden Höhe lassen, als zu einem schmalen Gange um die Hütten erforderlich ist. Hier H.: Oland, Langeneß, Hooge und Gröbe, haben noch eigene Kirchen. Da keine Quellen vorkommen, so wird das Regenwasser in sog. Fathingen gesammelt. Man trifft auf fast allen H. keinen Fled Gartenland, keinen Baum, Strauch, überall nur das kahle Grün der schmutziggrau überschütteten Stellen oder von stehenden Lachen unterbrochene Grasfelder, die den Schafen spärliche Nahrung gewähren. Letztere sind der einzige Reichtum der Bewohner, da die Fische diejenige Meeresstraße, die bei der Ebbe stundenweit ihren Schlammhoden aufdeckt, meiden. Dennoch liebt diese Bevölkerung ihre ärmliche Heimat, und der aus der Sturmflut Gerettete baut sich immer wieder da an, wo er vor kurzem alles verlor. Vgl. Viernachts Novelle «Die H.» (Altona 1836; 3. Aufl., Epj. 1852) und Johansen, «Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt» (Schlesw. 1866).

Hallimasch oder **Honigpilz** (*Agaricus molleus* L.), ehbarer Pilz, der am Grunde alter Stämme wächst oder auf den Wurzeln derselben sitzt. Die Fruchträger treten stets in größerer Anzahl an einem Stamm auf; dieselben werden bis zu 12 cm hoch und der Hut hat meist eine Breite von 6–8 cm; der Stiel ist central gestellt, mit einem häutigen Ring versehen und an seiner Basis etwas verdickt; der Hut ist flach, nur in der Mitte etwas gebuchtet, seine Oberfläche ist hellbraun, die Unterseite weißlich. Durch die Wucherung des Pilzes wird die Ernährung der Wurzeln gestört und damit auch die des Stammes; es tritt sehr bald ein Absterben ein. Am meisten tritt dieser Pilz in Nadelwäldern auf; man kennt die Krankheit schon seit lange unter den Namen *Harzstiden*, *Harzüberfälle* oder *Erktrebs* (s. b.). Erst in neuerer Zeit ist es gelungen, mit Sicherheit nachzuweisen, daß die braunen Stränge nichts anderes sind als das Mycelium des H.

Halliwel-Phillips (James Orchard), engl. Litterarhistoriker, geb. 21. Juni 1821 zu Chelsea, bezog 1837 die Universität Cambridge, wo er zwei Jahre verblieb. Litterarisch machte er sich zuerst durch eine Ausgabe der Reisen Sir John Mandevilles (1839) bekannt. Er veröffentlichte dann einen «Account of the European manuscripts in the Chetham library at Manchester» (Manch. 1842). Ferner gab er einen von ihm entdeckten metrischen Roman aus dem 15. Jahrh.: «Torrent of Portugal» (Lond. 1842; 2. Aufl. 1856), und für die Shakspeare-Society die Urchrift der «Lustigen Weiber von Windsor» (Lond. 1842) heraus. Früchte seiner Beschäftigung mit der Shakspeare-Litteratur waren auch «Shakesperiana» (Lond. 1841), «Life of Shakspeare» (Lond. 1848) und «Outlines of the

life of Shakspeare» (3. Aufl. 1863). Verdienstvoll ist die «Early history of freemasonry in England» (deutsch von Nsher, Hamb. 1842; von Marggraf, Epj. 1842), das «Dictionary of archaic and provincial words» (2 Bde., Lond. 1844–45; 3. Aufl. 1878) und die Sammlungen der «Nursery rhymes of England» und «Popular rhymes and nursery tales». Durch die Herausgabe der «Letters of the kings of England» (2 Bde., Lond. 1846) machte er bisher in den Archiven begrabene interessante Schriftstücke dem Publicum zugänglich. H. unternahm 1852 eine Ausgabe der sämtlichen Werke Shakspeares auf Subscription in Folio (16 Bände) mit Kommentar und prachtvollen Illustrationen, welche 1865 vollendet wurde. Außerdem hat man von ihm «Notes of excursions in North-Wales» (Lond. 1861) und «Rambles in Western Cornwall» (Lond. 1861) u. f. w. Auch wird ihm die Wiederherstellung von Shakspeares Geburtshause wie die Erwerbung desselben für die Stadt Stratford verdankt. Er lebt auf seiner Besitzung Hollingbury Copse bei Brighton.

Halljahr oder **Jobeljahr**, d. h. «Erlösjahr» (daraus deutsch: Jubeljahr, s. b.), hieß bei den Juden jedes 50. Jahr nach sieben Sabbatjahren, in welchem nach 3 Mos. 25 die Sklaven jüd. Abkunft freigelassen, die Schulden gelöscht und die verpfändeten und verkauften Ländereien an die ersten Besitzer oder deren Erben unentgeltlich zurückgegeben wurden. In einem solchen Jahre ruhte alle Feldarbeit; man aß, was der Boden von selbst trug, und spendete davon den Armen (so auch im Sabbatjahr; s. Sabbat). Feinde mußten sich versöhnen, Sühnopfer wurden gebracht, und überall herrschte Friede und Freude. Der Anfang des H. wurde mit Hallposaunen oder Hörnern im Laude verkündigt, daher der Name. Ubrigens sind die gesetzlichen Bestimmungen darüber, wenn auch ältern Ursprungs, doch erst nach dem Erl vollständig durchgeführt worden. Von dem hebr. Worte *Jobel* ist abgeleitet *Jubiläum*.

Hallmann (Anton), Architect und Maler, geb. 1812 zu Hannover, erhielt seine erste künstlerische Ausbildung auf der münchener Akademie, verband jedoch besonders einem langen Aufenthalte in Italien seine vielseitige Richtung. Seit 1833 in Rom lebend, dann in Subitane, beschäftigte er sich zunächst eingehend mit dem Studium der mittelalterlichen sicilianischen Architektur. In Verbindung mit dem Schriftsteller Wilhelm Schulz aus Dresden bereitete er eine Kupferstichausgabe dieser Aufnahmen in Rom vor, welche 1846 erschien. Dann unternahm er große Reisen durch Rußland, England und Frankreich, wo er Vorlesungen über die griech.-russ. Baukunst und die Siciliens hielt. Er begab sich 1841 abermals nach Rom, wo er sich mehr der Pflege der Malerkunst widmete, in der dem Künstler, so bedeutend auch bei ihm der Formsinn ausgebildet war, die Kraft im koloristischen nicht ausreichte. Die beiden folgenden Jahre brachte H. in Dresden und Berlin zu, lehrte dann noch einmal nach Rom zurück und kaufte daselbst sein großes Ölgemälde: ein Tag auf Cypern. Er starb in Livorno 29. Aug. 1846.

Halloren heißen die Arbeiter in dem Salzwerke zu Halle an der Saale. Dieselben haben eigentümliche Festlichkeiten und Feste eines besondern Dialekts, der in zahlreichen Kunstausdrücken von dem Gebrauche aller andern deutschen Salinen durchaus

vertrieben ist und nur bei den Salinen zu Stahlfurt und Schachert von Halle aus Eingang gefunden hat. Früher drohten die H eine krenge, kaltenartige Abgeschliffenheit, indem sie selbst nicht durch Herant sich mit der Stadtgemeinde vermischten, und ihre Anzahl war nicht so bedeutend, daß sie noch 1845 über 600 streitbare Männer gestellt haben sollen. Im Mittelalter erdienten sie als die treuesten Anhänger der hallischen Männer-Aristokratie und waren für die Verteidigung der Stadt mit dem Tross an den Reichshöfen betraut.

Nach ihrer Verschüttung scheiden die H. in drei Klassen: die Gerechtner, die Wirtler und die Zähler mit den Stopfern. Die Gerechtner oder Bornsucher jagen das Salzwasser aus den Brunnen und tragen es in die Salzbehälter, wofür sie ihren Lohn nicht in Geld, sondern in Sole erhalten, die unter dem Namen Gerechtne auf ihre Rechnung verlossen wurde. Sie bildeten eine besondere Innung mit eigener Kasse und eigenen Gesetzen, brauchten aber nicht gerade H. von Geburt zu sein. Unter die Wirtler und Zähler dagegen durften nur solche Männer ehelicher Geburt aufgenommen werden, deren Eltern beiderseits zu den H. gehörten. Diese beiden Klassen oder die eigentlichen H. hatten gleiche Rechte und gleiche Privilegien. Zu den Wirtlern gehörten die Sogger (Sticker), Salzträger, Grader (Heuer) und die bei der Salzverteilung beschäftigten Knechte. Zu den Zählern, welche das Verladen des Salzes besorgten, zählten die Stopfer, deren Aufgabe darin bestand, die Bogen in gehörigen Stand zu setzen und das Salz aus Risse zu schöpfen.

Als die eigentlichen Meister galten die Sieger bei der Planne, welche (während des 18. Jahrh.) für den Wirtler oder den Eigentümer des Hofes (Salzhauses) alles Ränge besorgten und veranlagten und sich wesentlich mit ihm beschäftigten. Durch das Salzmonopol und die Aufstellung einer Dampfmaschine zur Hebung der Sole aus den Brunnen sind die Zähler und die Gerechtner gänzlich eingewandert. Seit 1789 zwei große gemeindefällige Salzbehälter an die Stelle der kleinen „Korbe“ traten, von denen aber 100 in der Nähe der Brunnen gestanden hatten, nahm auch die Anzahl der Wirtler ab; gegenwärtig arbeiten noch etwa 100 H. in der seit 1825 wieder ausschließlich planerischen Saline. Die übrigen haben sich anderen bürgerlichen Beschäftigungen zugewandt. Von ihren Privilegien haben sich einige Reste bis auf die Gegenwart erhalten. Die Einkünfte der H. führten zu der Vermutung, daß sie einem fremden Volkstamme angehörten, und die Vermutung (s. u.) ist bestätigt, daß die Nachzahl derselben in der H. Sprache ihre Erklärung findet, die selbst das Wort haller (für hallar) in der Bedeutung „Salzverwahrer“ bedeutet. Deshalb haben Leo und Leskien den H. keltische Abstammung zugeschrieben. Vgl. Kerschbair, „Über die H.“ (Halle 1848). Leo in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Altertum“ (Vb. 5). Inzwischen ist allerdings die wohl begründete und von den H. selbst geteilte Meinung wiederholt aufgetreten, daß man in den H. Abkömmlinge der älteren fränkischen Kolonie bei der Burg Halle (s. Halle) zu sehen habe. Vgl. auch Schwetitsche, „Kur Geschichte der Stadt Halle von 1580 bis 1850“ (Zf. 1, Halle 1853).

Hallstätt, Marktflecken des Salzammergutes in Oberösterreich, in der Bezirkshauptmannschaft Gmunden, 166 m über dem Meere, wirklich an dem von der Kraun durchflossenen Hallstätter See, der, von 2000 m hohen Bergen umschlossen, einen ebenso kühlen als großartigen Anblick gewährt, und am Fuße des 8,4 qkm großen, 136 m tiefen Hallstätter Salzbergs gelegen, über den man zu dem 1262 m hohen Maßstätt gelangt. Der Ort ist der Sitz einer Salinenverwaltung und hat ohne die damit verknüpften Katastralgemeinden (1850) 740, mit diesen 1505 G., zwei luth. Kirchen, unter welchen die alte Pfarrkirche einen altertümlichen Schmuck und Bildreliefs enthält, eine evang. Pfarrkirche und eine Hochschule für Holzschneiderei. Bei der Schmelze des Werraabes sind die Häuser amphitheatralisch an dem Berge hängend und stütz der Straßen durch Treppen verbunden. Zwischen im Orte bildet der Mühlbach einen kleinen Wasserfall. Die Sole des Salzbergs, dessen Stollenmundloch 1120 m hoch liegt, wird gewöhnlich nach Jüßl und Langhuth geleitet, obwohl in H. selbst ein Sudhaus besteht. Klettersteine aus dem und vor dem Ort wurden schon früher der H. aufgeschoben, eine Spezialität ist das in der Nähe des Rudolfssturms aufgedeckte große Grottenfeld durch den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Fossilien. Bemerkenswert sind am Rande des Sees drei Fischebrunnen und der Kessel, zwei Wasserbehälter, die sich bei eintretender Schneeschmelze auf den Alpen plötzlich erheben, letzter 5 km von H. die größten Wasserfälle des Salzammergutes, der 100 m hohe Waldbachsturz und der fast gleich hohe Schliersturz, weiter im Süden des Sees das Kärntnerfeld an der kolossalen Bergmaße des Dachsteins und Thorkens.

Hallstätt (Carl Gabriel), namhafter Physiker, geb. 25. Nov. 1778 in Imola in Oberösterreich, wurde 1796 Doctor und 1801 Professor der Physik an der Universität zu Altdorf (Halle). Er starb in Halle am 2. Juni 1844. Mehrere seiner Untersuchungen, z. B. „Über die Volumenänderung des Bodens durch die Wärme“ und „Die Dichtigkeit des Bodens“ (1820), „Über Kombinationen“ (1819), „Untersuchungen über den Barometerdruck“ u. a., sind noch jetzt von Wert. Zahlreiche Schriften finden sich in Götters und Voggenreiter's „Annalen“, in den „Acta societatis scientiarum Fennicae“ und in andern Zeitschriften.

Hallucinationen, eine Kategorie der Sinnes-täuschungen (Sinnesdelirien), sind schwindende (subjektive) Sinnes- (Gefühs-, Gehörs- u. s. w.) Wahrnehmungen, die nicht unmittelbar durch die Einwirkung entsprechender äußerer Vorgänge (Licht, Schall u. s. w.) auf die betreffenden Sinnesorgane zu Stande kommen, sondern durch lebhaftes Wiederaufleben (Reproduktion) von früher wirklich wahrgenommenen in mehr oder weniger phantastischer Kombination im Bewußtsein. Die H. sind ihrem Wesen nach ohne Verknüpfung mit den Traumbildern, unterscheiden sich aber von letztern dadurch, daß sie im wachen Zustande auftreten, so daß der Halluzinant neben den Traumwahrnehmungen auch die wirkliche Außenwelt wahrnimmt. Am häufigsten sind Gehörs-Hallucinationen, z. B. das Hören von lauten Worten („Sinnen-“, wie sich die betreffenden Kräfte gewöhnlich ausdrücken), ohne daß wirklich jemand spricht, demnach auch die Gesicht-Hallucinationen

(Visionen), die Wahrnehmung von Gestalten (Menschen, Tiere etc.). Seltener sind Geruchs-, Geschmack- und Gefühls-Hallucinationen.

Die H. sind eine der wichtigsten Teilerscheinungen der Geisteskrankheiten, und zwar besonders einzelner Arten (z. B. der epileptischen Geistesstörung, des Wahnsinns etc.); sie bilden auch einen Bestandteil der »Fieberdelirien« etc.; doch überwiegt hier, wie bei den Delirien im engeren Sinne, eine andere Form der Sinnesstäuschungen, die »Illusionen« (s. d.), d. h. die falsche Wahrnehmung von wirklich äußerlich Vorhandenem. In seltenen Fällen kommen H. auch bei geistig Gesunden vor (z. B. Goethes Selbstvision, Spinoza, bei Künstlern mit lebhafter Phantasie). Im allgemeinen begünstigen geistige und körperliche Erschöpfungszustände (z. B. strenge Absee) ihre Entstehung, welche wohl immer eine abnorm große Erregbarkeit, beziehungsweise Reizung gewisser Gehirnteile voraussetzt. Die H. haben eine große kulturhistor. Bedeutung (Mohammed); insofern der Hallucinant in der Regel vollständig überzeugt ist von der Realität seiner Trugwahrnehmungen, handelt er dem entsprechend, wobei es vielfach zu Gewaltthaten (Mord, Selbstmord u. s. w.) kommt. Mit H. behaftete Personen sind deshalb häufig gemeingefährlich.

Hallue oder Quêreuz, ein kleiner Fluß, welcher das nordfranz. Depart. Somme durchfließt, bei Badencourt entspringt und bei Daours, oberhalb Amiens, rechts in die Somme fließt. Der Fluß hat eine geschichtliche Bedeutung erlangt durch die Schlacht vom 23. Dez. 1870, in welcher ein Teil der deutschen Ersten Armee unter General von Manteuffel, zusammen 20000 Mann, über die gegen 50000 Mann starke franz. Nordarmee unter General Faidherbe 10 km nordöstlich von Amiens einen entscheidenden Sieg davontrug. Die Franzosen zogen sich mit Benutzung der Eisenbahn nach Arras zurück. Eine unmittelbare Verfolgung erschien wegen der heftigen Kälte und der Ermüdung der Truppen nicht ausführbar. Durch den Sieg der deutschen Waffen war auch dieser neue Versuch des Generals Faidherbe, gegen Paris vorzudringen, mißlungen und die kaum organisierte Nordarmee in ihrem innern Zusammenhalt stark erschüttert worden. Der Fall der Festung Veronne 27. Dez. folgte dem Siege an der H. auf dem Fuße.

Halluin, Dorf im franz. Depart. Nord, Arrondissement Lille, 8 km im NW. von Courcoing, durch die Lys von der belg. Stadt Menin geschieden, an der Linie Somain-Menin der französischen Nordbahn, zählt (1876) 8584, als Gemeinde 13771 E., welche Damastleinen, Tischzeug, Bettzweilich, Öl, Wagen und Holzschuhe fabrizieren.

Hallwyl, Schloß und Dorf im Bezirk Lenzburg des Schweiz. Kantons Aargau. Das Schloß, Stammsitz und Eigentum des uralten Adelsgeschlechts gleichen Namens, liegt, von tiefen Gräben umgeben, 447 m über dem Meere, 13 km südöstlich von Aarau an der Aa, unweit von deren Aus tritt aus dem Hallwylsee, und besteht aus fünf Türmen und zwei durch hohes Mauerwerk verbundenen Herrenhäusern, die mit mehreren Nebengebäuden einen Hof umschließen. Das noch jetzt blühende Geschlecht von H. wird urkundlich zuerst 1138 erwähnt. Zuerst Ministerialen der Grafen von Kyburg, traten die H. 1273 unter die Herrschaft der Habsburger, denen sie als Räte, Hofmeister, Marschälle und Vögte in den vorberösterreich.

Landen wesentliche Dienste leisteten. Bei der Eroberung des Aargaus durch die Berner 1415 wurde zwar auch das Schloß H. eingenommen und verbrannt, die Herren von H. aber, nachdem sie Bern gehuldigt und das bernische und solothurnische Bürgerrecht erworben hatten, im Besitze ihrer Herrschaften und Gerechtigkeiten belassen, bis 1798 der Umsturz der alten Eidgenossenschaft sowohl der bernischen Herrschaft im Aargau als den Sonderrechten des aargauischen Adels ein Ende machte. Die bedeutendsten Männer dieses altberühmten Geschlechts, das im 17. Jahrh. in den österr. Grafenstand erhoben wurde, waren Johann von H. (gest. 1348), der als Hofmeister und Marschall der Herzöge von Österreich und Landvogt im Sundgau und in der Grafschaft Pfirt sein Geschlecht auf den Gipfel seines äußern Glanzes und Ansehens brachte, und Hans von H. (1434—1504), der als Anführer der bernischen Vorhut in der Schlacht bei Murten 1476 viel zum Siege der Eidgenossen über die Burgunder beitrug. Vgl. Brunner, »Hans von H.« (Aarau 1872).

Das Dorf Hallwyl oder Nieder-Hallwyl liegt 1,5 km nordwestlich vom Schlosse auf der linken Seite des Rathals an der Seethalbahn und zählt (1880) 410 reform. E., deren Haupterwerbsquelle der Feldbau ist.

Hallwylsee, ein kleiner See der Schweiz. Hochebene, nach dem Schlosse Hallwyl benannt, liegt 452 m über dem Meere, an der Grenze der Kantone Aargau und Luzern, ist 1—2 km breit, 8 km lang, 10,4 qkm groß und wird von der Aa gebildet, die im Kanton Luzern den Baldeggersee (467 m über dem Meere, 5 qkm) durchfließt, als Baldegger Aa in das südl. Ende des H. tritt und denselben als Hallwyl Aa 1,5 km oberhalb des Schlosses Hallwyl wieder verläßt, um durch das breite fruchtbare Rathal, an Lenzburg vorbei, der Aare zuzufließen, welche sie, mit der Bünz, dem Bache des Freiamtes vereinigt, bei Wilbegg (353 m) erreicht. Von SSO. nach NNW. gerichtet, wird der H. links von dem waldigen Höhenzuge des Hombergs (791 m), rechts von den fruchtbaren Vorfluten des Lindbergs umschlossen. Am unteren Ende des stillen, lieblichen Wasserspiegels liegt die bekannte Kaltwasserkuranstalt Breitenberg. Durch das Thal der Aa und der beiden Seen zieht sich die 1883 eröffnete Seethalbahn, die Lenzburg mit Emmenbrücke (Luzern) verbindet.

Hallmetrische Bierprobe, ein veraltetes, von Fuchs angegebenes Verfahren zur Untersuchung der Biere, beruht auf der geringern Löslichkeit des Kochsalzes in alkoholischen Flüssigkeiten. Neuere Untersuchungen haben die Unbrauchbarkeit dieser Methode erwiesen.

Halm nennt man in der Botanik diejenigen Stammorgane, welche mit scheidenartig umfassen den Blättern besetzt sind und an den Infertionsstellen der Blätter Knoten besitzen. Meist ist der H. unverzweigt. Die typische Form des H. findet sich in der Familie der Gramineen.

Halm (Friedr.), Pseudonym für Münch-Bellingshausen (Eligius Franz Jos., Freiherr von).

Halm (Karl von), namhafter deutscher Philolog und Kritiker, geb. 5. April 1809 zu München, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und studierte ebenda 1826—30 unter Thiersch' Leitung Philologie. Nachdem er seit 1834 als Professor am Ludwigs-Gymnasium in München gewirkt,

wurde er 1839 Lycealprofessor in Speier, 1847 Lehrer am Gymnasium zu Habamar in Nassau, 1849 Rektor am neubegründeten Maximilians-Gymnasium zu München. Im J. 1866 wurde er zum Direktor der Staatsbibliothek und Universitätsprofessor zu München ernannt. Er starb in München 5. Okt. 1882.

H. Hauptwerke sind die kritischen Ausgaben von Cicero's philos. Schriften und der Reden in der zweiten Bearbeitung der Orellischen «Opera» des Cicero (gemeinsam mit Baiter, 3 Bde., Jähr. 1845–56), der «Rhetores latini minores» (Lpz. 1863), des Quintilian (2 Bde., Lpz. 1868–69) und des Cornelius Nepos (Lpz. 1871); ferner der «Orationes» des Cicero mit Kommentaren (5 Bde., Lpz. 1845–48) und der «Ausgewählten Reden» des Cicero für die Haupt-Sauppe'sche Sammlung (7 Bde., Berl. 1854–66). Für die Teubner'sche Sammlung hat H. Recensionen der Aposischen Fabeln (1852), des Florus (1854), der Werke des Tacitus (3. Aufl., 2 Bde., 1873), des Valerius Maximus (1865) und des Velleius Paterculus (1876) veranstaltet. Kleinere Schriften sind die «Lectiones Stobensae» (2 Hefte, Speier 1841–42), die «Beiträge zur Verichtigung und Ergänzung der Cicero-nianischen Fragmente» (Münch. 1862), die akademischen Abhandlungen «Über die Rösche Bearbeitung der Gedichte Höltz's» (Münch. 1868) und «Über die handschriftliche Sammlung der Camerarii und ihre Schicksale» (Münch. 1873). Für die von der Wiener Akademie unternommene kritische Ausgabe der lat. Kirchenväter hat H. die Bearbeitung des Sulpicius Severus und Minucius Felix (mit Firmicus Maternus) besorgt; auch veröffentlichte er ein «Verzeichnis der ältern Handschriften lat. Kirchenväter in den Bibliotheken der Schweiz» (Wien 1865) und veranstaltete eine auf die Quellen zurückgeführte Ausgabe der «Geschichte» Höltz's nebst Briefen des Dichters (Lpz. 1869).

Palmsiege, s. wie Grünauge (s. d.).

Palmsied, Hauptstadt der schwed. Provinz Halland (s. d.), in amnuttiger Lage an der Mündung des laichreichen Nissan und an der Eisenbahn H. Näshj., zählt (1882) 8700 E. und hat eine große Luchfabrik, Steinhauerei, mechan. Werkstätte, zwei Bierbrauereien, Seebäder, eine Kaltwasserheilanstalt, eine Privatbank, höhere Schulen (auch für Mädchen), eine Gewerbeschule für Mädchen, chem. Station für Agrikultur und Gewerbe. Die Ausfuhr von Holz und Getreide ist bedeutend. Die Handelsflotte von H. zählte (1880) 29 Segelschiffe von 1708 t und 8 Dampfschiffe von 1511 t und 665 Pferdekraften. Die Küstenfahrt ist sehr lebhaft, sowie auch der Verkehr mit dem Auslande. H. wird schon im 13. Jahrh. als Stadt genannt und war auch wohl wegen seiner centralen Lage während der Ralmarischen Union mehrmals Sammlungsplatz der nordischen Reichsräte. Etwas südlich von H., bei Jyllebro, gewann Karl XI. am 17. Aug. 1676 einen glänzenden Sieg über die Dänen.

Palmsieds-Län, s. Halland.

Pallo (grch.), der helle Ring, welcher häufig den Mond, seltener die Sonne in einem Abstand von 22° umgibt. Er zeigt die Regenbogenfarben, welche jedoch bei dem Mondring nur blass erscheinen. Die Anordnung der Farben ist jedoch die umgekehrte, das Rot befindet sich innen, das Violetten außen. Die Erscheinung tritt ein, wenn der Himmel von leichten Federnwolken überzogen ist, und erklärt sich

auch den Wirkungen, welche die feinen Eiskristalle, aus denen diese Wolken bestehen, auf die Lichtstrahlen ausüben.

Palander (Gregor), hervorragender Jurist, geb. 1501 zu Zwidau, hieß eigentlich Melzer, studierte in Leipzig, und reiste 1525 behufs des Studiums röm. Rechtsquellen nach Italien. Im J. 1527 nach Deutschland zurückgekehrt, fand er bei Wilh. Birtheimer und dem Rat der Stadt Nürnberg Unterstützung, und ebirte 1529–30 die einzelnen Teile des Corpus juris civilis. Seine Ausgaben sind durch scharfsinnige Kritik ausgezeichnet. Neue wissenschaftliche Pläne führten ihn 1531 wieder nach Italien; vom Fieber befallen starb er 7. Sept. 1531 zu Venedig.

Halobatidae, eine flügellose, aus zwei Genera (Halobates und Halobatodes) und 15 Arten bestehende Gruppe von Wasserwanzen, dadurch sehr ausgezeichnet, daß ihre Mitglieber die einzigen wahren Meeresinsekten sind. Sie wohnen pelagisch weit draußen auf der Oberfläche des Meeres, zwischen den Wendekreisen, nur wenig nördlicher oder südlicher, ganz nach Art unserer gewöhnlichen Wasserläufer und nähren sich von dem Saft toter, niederer Seetiere. Sie wurden von Gscholtz entdeckt, besonders wurde aber ihre Kenntnis durch die Challenger-Expedition erweitert.

Halobien-schichten sind Schichten, welche in der obern Triasformation der Alpen eine Rolle spielen. Es sind zwei verschiedene Horizonte, welche mit diesem Namen bezeichnet werden. Die untern H., auch mehrfach Daonella-schichten genannt, werden durch das reichliche Auftreten des Zweischalers Halobia (Daonella) Lommel's Wissm. charakterisiert und stellen ein Äquivalent der Wengener-schichten dar, welche mit deutschem Muschelkalk parallelisiert zu werden pflegen. Die in einem obern Horizont, welcher etwa dem mittlern Keuper entspricht, vorkommenden H. führen Halobia rugosa Gumb. und sind ein Äquivalent der Raibler (Reingrabener) Schichten.

Halochemie (grch.), der Teil der Chemie, welcher von den Salzen handelt.

Halogene, s. unter Haloid-salze.

Halographie, s. Haligraphie.

Haloid-salze oder Haloiden nannte man, nach Berzelius' Vorgang, in der ältern Chemie diejenigen Salze, welche aus Metallen und gewissen nichtmetallischen Stoffen, den Halogenen oder sog. salzbildenden Elementen, bestehen. Die Halogene sind teils einfache, wie Chlor, Iod, Brom, Fluor, teils zusammengesetzte, wie Cyan, Schwefelcyan, Fluorsilicium. Das bekannteste H. ist das Kochsalz, aus Chlor und Natrium bestehend; doppelte H. enthalten einen Salzbiiler in Verbindung mit zwei Metallen, z. B. Chlorkaliumplatin, Cyansilbertalium u. s. w.

Halophyten, s. Salzpflanzen.

Halophlin gehört zu den Explosivstoffen, welche von dem gewöhnlichen Schießpulver qualitativ dadurch abweichen, daß der Schwefel weggelassen ist und andere Stoffe an dessen Stelle getreten sind. Auch zeigen Salpeter und Kohle im H. ein anderes Verhältnis als in jenem. Das H., welches von Fehleisen in Gray erfunden ist, besteht aus 45 Teilen Salpeter, 3–5 Teilen Holzkohle, 9 Teilen Sägespäne und 1 Teil Ferrocyantalium (Blutlaugensalz), hat die gewöhnliche Form, aber die 2½fache Wirkung des Schießpulvers; es ergibt geringern und für die Respiration weniger fühlbaren

Rauch als dieses. Seine Verwendung findet das H. als Sprengmittel.

Hals (collum) heißt derjenige cylindrische Teil des tierischen und menschlichen Körpers, welcher den Kopf mit dem Rumpfe verbindet und gewissermaßen den Stiel des Kopfes bildet. Bei der großen Verschiedenheit der Tierbildungen ist auch der Bau des H. sehr verschieden. Die niedrigsten Tierklassen, ebenso die Würmer, Krebse, Fische und Schlangen, besitzen keinen H., die meisten Insekten einen äußerst kurzen und dünnen, während er sich bei manchen Vögeln und Säugetieren zu einer bedeutenden Länge ausdehnt. Auch bei dem Menschen ist der H. nach Alter, Geschlecht und Individualität sehr ungleich; bei gedrungener, vierstüdtiger Statur ist er kurz und dick, bei schwächlichem, lungenförmigem Habitus dagegen schmal und lang. Der H. des Mannes, von dessen vorderer Fläche der Bart noch einen Teil bedeckt, ist stärker, aber weniger rund als der des Weibes. Der hintere Teil des H. heißt der Nacken oder das Genick (nucha, cervix). Begrenzt wird der H. oben durch den Unterkiefer und das Hinterhaupt und nach unten durch das Brustbein, die Schlüsselbeine, die Schulterknochen und den Rückenteil der Wirbelsäule. Als Stütze des menschlichen H. dienen die sieben Halswirbel der Wirbelsäule (s. d.), welche in ihrem Innern den oberen Teil des Rückenmarks enthalten und im Kanal ihrer Querfortsätze die beiden zum Gehirn verlaufenden Wirbelschlagadern (Arterias vertebrales) einschließen. Die fünf untersten Halswirbel sind denen der übrigen Wirbelsäule sehr ähnlich und wie diese untereinander durch Bänder so befestigt, daß sie nur eine sehr geringe Bewegung nach vorn und hinten, sowie eine seitliche Drehung gestatten. Die beiden obersten Halswirbel weichen jedoch in ihrer Gestalt und ihrer Beweglichkeit wesentlich von den übrigen Wirbeln ab. Der oberste Halswirbel, welcher, weil er den Kopf trägt, Atlas heißt, stellt einen Ring vor, auf welchem der Kopf so eingelenkt ist, daß ihm ausgiebige Bewegungen nach vorn und hinten gestattet sind. Der Atlas ruht auf dem zweiten Halswirbel, dem Epistropheus, und kann sich auf diesem weit nach den Seiten (um seine Achse) bewegen. Diese beiden getrennten Gelenke machen in ihrer Kombination alle Bewegungen des Kopfes möglich. Der Epistropheus hat am Wirbelskörper da, wo sich bei den übrigen Wirbeln die obere Fläche befindet, einen stumpfen Zapfen (Zahnfortsatz), um welchen sich der Atlas dreht wie die Thür um die Angel; dieser steckt in einem Ringe, welcher vorn von dem Körper des Atlas, an der nach hinten gerichteten Seite durch ein festes Band gebildet ist. Durch Bänder (Seitenbänder), welche von der Spitze des Zahnfortsatzes zu dem Hinterhaupt gehen, ist der Epistropheus an den Kopf befestigt.

Die äußere Partie des H. bildet die Haut, welche im allgemeinen dünn, zart und leicht verschiebbar ist. Unmittelbar unter dieser liegen hinten die Halswirbel und vorn der Kehlkopf, welcher bei mageren Personen in der Mitte des H. einen stark vorragenden, stumpfwinkligen Vorsprung, den Adamäpfel (pomum Adami), bildet, die Schilddrüse und das Anfangsstück der Luftröhre, an den übrigen Stellen die Halsmuskeln, welche vom Kopfe zu den Brust- und Schulterknochen oder zu den im Innern des H. befindlichen Organen

gehen. Diese sind oben der Rachen oder Schlund mit der Zungenwurzel und dem Zungenbein, welcher in der Mitte des H. vorn durch den Kehlkopf in die Luftröhre und hinter denselben in die Speiseröhre übergeht, eine Menge kleiner Nisteln und Bänder, die zur Bewegung und Befestigung dieser Organe dienen, und eine große Anzahl Lymphdrüsen verschiedener Größe. Zwischen diesen Teilen hindurch verlaufen einige große Gefäße, die beiden Kopfschlagadern (carotides) und die Drosseladern (venas jugulares), welche viele bedeutende Äste abgeben und aufnehmen, das Blut nach dem Kopfe und wieder zurückführen, sowie viele Nerven, die, teils aus dem Gehirn, teils aus dem Halssteile des Rückenmarks entspringend, teils dem Gangliensystem angehörend, sich in den einzelnen Organen verzweigen. An jeder Seite der Halswirbel treten aus dem Halssteile des Rückenmarks acht Halsnerven hervor, von denen sich die vier obersten zum sog. Halsgeflecht vereinigen und am Kopf und H. verbreiten, während die vier untersten das sog. Armgeflecht bilden und von diesem aus den Arm bis zu den Fingerspitzen hinab mit stärkern und schwächern Nerven versorgen. Diese Nerven so wichtiger, zu den ersten Lebensprozessen, dem Atmen und der Ernährung, unbedingt nötiger Organe auf einen so geringen Raum zusammengebrängt, verleiht dem H. in dem Haushalt des menschlichen Körpers eine große Bedeutung.

Dem H. eigentümliche Krankheiten betreffen immer nur die einzelnen Teile desselben. Verunstaltungen des H. entstehen durch verschiedenartige Geschwülste, unter denen der Kropf (s. d.) am häufigsten ist. Eringrabiige Vergrößerungen der Schilddrüse werden als Blähhals oder Satt-hals bezeichnet. Der sog. schiefe Hals entsteht durch angeborene oder infolge rheumatischer Entzündung erworbene Verkrümmung einzelner Halsmuskeln, namentlich des sog. Kopfnickers, der von dem Brust- und Schlüsselbein zum Zitzenfortsatz des Schlüsselbeins sich erstreckt, und wird in hochgradigen Fällen mittels Durchschneidung des verkrümmten Muskels geheilt.

Hals, fleden in Dänemark, Amt Halsborg, an der Nordküste der Limfjord, wo diese mit dem Kattegat in Verbindung steht, hat etwa 1000 E. In östl. Richtung liegt eine unbesetzte Schanze. Vor H. ward der norweg. König Harald Gråfäll von dem dän. Prinzen Guldharald getötet (965).

Hals (Frans), berühmter holländ. Maler, geb. zu Antwerpen 1584, studierte unter der Leitung von Karl van Mander in Harlem. Dem damaligen Geschmack entsprechend trat er zunächst mit einem Gruppenbilde einer Genossenschaft, dem Gastmahl des Schützenkorps zum heil. Georg (1616, Museum in Harlem) hervor. Ähnliche Kompositionen entstanden dann 1627, jedoch bereits in viel gewandterem Farbengebung und schärferer Charakteristik. Die meisten seiner großen Arbeiten sind derartige Gesamtgruppen von Vorständen oder Offizieren, so die Schützen vom heil. Andreas (in derselben Sammlung), anderes im amsterdamer Rathaus, die Vorsteher des Elisabethstiftes (1641, in Harlem). Fast noch geschätzter aber sind H.'s Einzelporträts, so die Hille Bobbe in Harlem, die Trinker, Willem van Huthuyssen in der Liechtenstein-Galerie zu Wien u. a., in den Sammlungen von Berlin, Frankfurt, Rassel und Paris. Alle seine Porträts, deren Zahl sehr bedeutend ist, sind geistreich aufgefaßt, mit genialer

Freiheit behandelt und sprechend ähnlich. Große Sorgfalt verwendete er auf die Kostüme und meisthaft sind die Hände. Er ist einer der tüchtigsten Repräsentanten der damaligen holländ. Porträtmalerei, welche Krebte, den Charakter mit möglicher Energie ans Licht treten zu lassen. H. starb Ende Aug. 1666. — Sein Bruder, Dirk H., welcher 1656 in Harlem starb, krebte ihm in Zeichn- und Auffassung nach, bewegte sich aber vorzugsweise auf dem Gebiete des Genre. Der Sohn Frans H., Frans H. der Jüngere, Schüler seines Vaters, malte Bildnisse, Genrebilder und Stillleben. Die Hauptwerke des ältern H. erschienen als »Franz-Hals-Galerie. Radierungen von M. Unger, Text von L. Vosmaer« (2 Abteil., Leid. 1875). Vgl. Bode, »Franz H. und seine Schule. Ein Beitrag zu einer krit. Behandlung der holländ. Malerei« (Esp. 1871).

Halsband, Halsgeschmeide, Halskette, ein Schmuck, der allen Zeiten und fast allen Völkern angehört, so den Ägyptern, wo die Frauen Ketten und Schnüre mit mannigfachen Anhängeln, oft von kostbarster und geschmackvollster Arbeit (schöne Beispiele z. B. von der Königin Nubhotep im Museum zu Dula) trugen, und den Männern goldene Halsketten auch als besondere Gnadenbezeichnung von den Pharaonen verliehen wurden. Gleiches findet sich bei den chaldäischen und assyr. Königen, Würdenträgern, Priestern und Frauen; bei keltischen Handlungen legte der assyr. König ein H. an, das mit symbolischen Figuren geschmückt war. Perser, Hebräer und Araber huldigten für Männer und Frauen dem gleichen Schmuck an deraartigem Schmuck. Bei den jüd. Frauen findet er sich in angereichten Perlen, Korallen, durchbohrten Edelsteinen oder Metallstäbchen, oder auch in kettenartig gearbeitetem Metall mit anhängenden kleinen Ronden, Sonnen, Amuletten u. s. w. In Griechenland erhöhte man den Wert dieses Frauenschmucks (einer einfachen Kette oder seines Weifens) durch Befestigung mit kostbaren Edelsteinen; Perlenhalsbänder sollen hier erst zu Alexanders d. Gr. Zeit üblich geworden sein. Die Strußer zählten starke goldene Ketten zu den Hauptartikeln auch des männlichen Schmucks, desgleichen Amulette in Form verschließbarer Kapseln (Wulken). Außerordentlich groß war in dieser Richtung der Luxus der Römer, bei denen für die Männer Ketten (torques) und für die Frauen Halsbänder (monilia), letztere oft von übertriebenster Kostbarkeit, vorlamen. Auf der berühmten Allobrandinischen Hochzeit erscheint die Salbenderin mit einem goldenen H., an welchem ringsum, wie es scheint, Pappelblättern ähnlich geformte Angehänge befestigt sind. Durch Edelsteine, besonders aber durch Perlen erreichten die Halsbänder und die kettenförmigen Geschmeide (catallae) nicht selten den Wert bis zu einer Million Sesterzien und darüber. Die Folgezeiten zeigen bei den Byzantinern die gleiche Neigung, besonders bildeten bei den Frauen an eine Halskette befestigte Bildchen, die oft bis tief in den Busen reichten, einen sehr beliebten Zug. Die prähistor. Zeiten dieses Gebirgs geben in zahlreichen Funden, besonders aus den Gräbern, Kunde von der Gewohnheit, Gehänge von Tierzähnen, Muscheln u. s. w., gewundene oder glatte Halsringe von Gold, Bronze, Eisen und später von Silber aneinandergereichte Perlen von Bernstein, Glas, Thon u. s. w. zu tragen. Später wurden die Halsgeschmeide auch mit

byzant. Münzen, sog. Goldbrakteaten, Klappenblechen, Glöckchen u. dgl. ausgestattet. Zilligran, Schmelt, farbiges Glas und Gestein erhöhten mitunter die Schönheit des Schmucks.

In der fränk., karoling. und frühroman. Periode bildete sich die Form solcher Zieraten immer feiner aus. In der got. Periode, die anfänglich sparsam im Gebrauch derselben war, wurden im 14. Jahrh. Hals und Brust mit Perlen und Metallbändern aller Art geschmückt. In Böhmen trugen um 1867 die Reichen ein silbernes und die Armen ein zinnernes H. Im 16. Jahrh. ist die Form des H. sehr mannigfach, besteht oft aus einem breiten Bande mit kunstreich zusammengefügten Gliedern, und Perlen Schnüre legen sich weit und lang um Nacken und Brust. Die Frauenbilder Cranachs geben davon eine Anschauung. Die ganze Geschicklichkeit des Kunsthandwerks der Renaissancezeit kommt in solchen Geschmeiden der Frauen (auch die Männer trugen vielfach Halsketten) zur Erscheinung, und die zufließenden Schätze der Neuen Welt ermöglichten darin den übertriebensten Luxus, welchen wiederholte Gesetze und Verordnungen nicht einzudämmen vermochten. Als Heinrich IV. von Frankreich sich mit Maria Medici vermählte, schenkte er ihr unter vielen andern Kleinodien ein H. von 200000 Kronen Wert. Solche Schmuckstücke, mehr oder weniger kostbar, finden sich in fürstl. oder adeligen Inventarien häufig verzeichnet, aber der Luxus verbreitete sich auch in den niederen Ständen. Das 16. Jahrh. ist die eigentliche Blütezeit dafür. Schon im 17. Jahrh. schränkte er sich ein, eine Perlen Schnur mit einem Kreuzchen daran erschien als Halsgeschmuck schon hinlänglich, und seitdem ist bis in die neuere Zeit der Schmuck in dieser Hinsicht der Übertreibung abhold geblieben.

Halsbandgeschmuck, s. Lamoth e (Gräfin de).

Halsbandschwein, s. unter Wisam schwein.

Halsberg (ber) oder die Halsberge, der den Hals schützende Teil der Rüstung, aus Kettengeflecht oder Eisenplatten. Auch wurden die geflochtenen Kettenhemden gewöhnlich als Ganzes H. (frz. Hanbert) genannt. Als letzter Rest davon erhielt sich bis in die neuere Zeit der Ringtragen bei den Offizieren.

Halsbränne, s. wie Krupp (s. d.).

Halsbrücke, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, liegt an der Freiburger Mulde, 5 km nördlich von Freiberg, hat große fiskalische Hüttenwerke, bedeutende Maschinen- und Bleiwarenfabrikation und zählt (1880) 1672 E. Das ehemalige, mit den Hüttenwerken verbundene Amalgamierwerk ist 1850 eingegangen. Bei H. beginnt der am 12. April 1877 eröffnete Rothschönberger Stollen (s. Freiberg); unweit des Ortes befindet sich die Altväterbrücke, die noch gut erhaltene Ruine einer um 1600 erbauten, 200 m langen, 50 m hohen Wasserleitung, welche ehemals für den Bergbau von großer Wichtigkeit war.

Halsketter (Hugo Philipp Egmont), Kriminalist, geb. 29. März 1817 zu Hirschberg in Schlesien, studierte 1837–40 in Breslau und Berlin die Rechte und ließ sich 1843 in Bonn als Privatdocent nieder, wurde 1847 zum außerord., 1850 zum ord. Professor in Bonn befördert, 1868 zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses, 1870 zum Geh. Justizrat ernannt. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Die preuß. Verfassungsfrage« (Bonn 1846), »Die Staatsverfolge der Herzogtümer Schleswig-Holstein« (Bonn 1846), »Das

preuß. Strafrecht» (3 He., Bonn 1855—68), «Die Lehre vom Unrecht und seinen verschiedenen Formen» (Bonn 1869), «Beiträge zur Beurteilung des Entwurfs eines Strafgesetzbuchs für den Norddeutschen Bund» (Bonn 1870), «Das gemeine deutsche Strafrecht systematisch dargestellt» (2 Bde., Bonn 1881—84).

Halbeisen, ein an einem Pfahle oder öffentlichen Gebäude (Rathause) befestigtes eisernes Halsband, worin früher der Verurteilte angeschlossen und für eine bestimmte Zeit öffentlich ausgestellt wurde. Zu unterscheiden ist das gemeine H. oder der Strappfahl (palus simplex) von dem Schandpfahl, Pranger (palus infamans): mit jenem wurde durch den Gerichtsdiener eine bürgerliche Strafe, z. B. für kleinere Diebereien in Garten und Feld u. dgl., mit diesem durch den Henker eine sog. peinliche Strafe vollzogen. Hiermit war meist auch noch anderer Schimpf, z. B. das Aufsetzen eines gelben Hutes, verbunden; es war mehr eine Zusatzstrafe, welche einer schwereren in der Regel vorausging. Das H. ist jetzt in Deutschland überall außer Gebrauch gekommen, wie auch der Lasterstein, die Geige oder Fiedel, der Strohkranz, der Tauchkorb, die Weiskäse, der Narrentasch, wie auch das Ausstrommeln oder Ausklingeln, das Reiten auf einem Esel und andere den großen Haufen ergözzende Ehrenstrafen.

Halbskizzen, angeborene, meist an den Seiten des Halses befindliche, eine schleimige Flüssigkeit absondernde Fistelgänge, welche als eine sog. Hemmungsmißbildung zu betrachten sind, indem sie durch das Offenbleiben der in der frühesten Entwicklungsperiode des Embryo (s. d.) vorhandenen Kiemenpaltten entstehen. Die Beschwerden, welche sie verursachen, sind meist so gering, daß sie nur selten Gegenstand operativer Behandlung werden.

Halbgericht ist der veraltete Ausdruck für Gericht über schwere Verbrechen, auf denen harte Leibes- oder Lebensstrafe steht; im engeren Sinne oder auch mit dem Beisatze «hochnotpeinlich» ward damit ein Gebrauch bezeichnet, der als der letzte Akt des Kriminalprozesses in den Fällen, wo auf Todesstrafe erkannt war, erschien. An dem Tage, wo diese Strafe vollstreckt werden sollte, führte man den Verbrecher an einen freien Platz, auf dem sich die Richter schwarz gekleidet an einer Tafel versammelt hatten. Hier ward unter gewissen Formeln freies Gericht über den Verbrecher, dem jedoch das Todesurteil schon vorher bekannt gemacht worden, gehalten. Er wurde der That angeklagt, dann befragt, ob er derselben geständig sei, hierauf das Urteil ihm nochmals verkündigt, der Stab über ihn gebrochen und er selbst dem Scharfrichter übergeben, wobei die Gerichtsbeisitzer sich erhoben und ihre Plätze umstießen. Dieser Akt war in der Halbgerichtsordnung als Rest des alten öffentlichen Verfahrens beibehalten, sank aber zur leeren Cereemonie herab, sobald die neuern Gesetzgebungen ihn schon lange aufgegeben haben. Vgl. die Ausgaben der Carolina von Höpfel (3. Aufl., Lpz. 1883) und neuere Forschungen in Güterbod, «Die Entstehungsgeschichte der Carolina» (Würzb. 1876).

Halbgerichtsordnung ist die Bezeichnung von Gesetzgebungen des 16. bis 18. Jahrh., welche vorwiegend Strafprozessordnungen sind. Es heißt so eine H. für Adolphszell von 1506 und eine H. Kaiser Joseph I. für Böhmen, Mähren und Schleien von 1707; der Ausdruck wird aber auch ge-

braucht für die sog. Maximilianischen Halsgerichts- (Malefiz-) Ordnungen, auch die «Heinliche Gerichtsordnung» Kaiser Karls V., die Carolina (s. d.), wie nicht minder für die Constitutio criminalis Theresiana von 1768 und deren Vorläufer.

Halbschmelze, s. Halsband.

Halste (Joh. Georg), Mitbegründer der elektrotechnischen Weltfirma Siemens u. Halske in Berlin, Petersburg (1855), London (1858), Wien (1858) und Paris, geb. zu Hamburg 30. Juli 1814, kam schon in frühester Jugend mit seinen Eltern nach Berlin, wo er das Gewerbe eines Mechanikers erlernte. Bereits am 1. Juli 1844 gründete er in Berlin mit Wötticher eine Werkstatte für Mechanik unter der Firma Wötticher u. Halske, welche sich vorwiegend mit dem Bau chem. Apparate besonders für das Laboratorium des Professors Eilhard Mitscherlich befaßte. Im J. 1845 beteiligte er sich an der Gründung der Physikalischen Gesellschaft in Berlin, 1846 machte er in dieser die Bekanntschaft des damaligen Artillerieleutnants Werner Siemens (s. d.) und gründete mit diesem 1. Okt. 1847 die Telegraphenbauanstalt Siemens u. Halske in Berlin, worauf Siemens 1849 aus dem Militär austrat. Im J. 1867 trat er aus dem Geschäft Siemens u. Halske aus. H. hat sich auch um die Stiftung und Fortführung des Kunstgewerbemuseums zu Berlin verdient gemacht; 1867 wurde er in den Vorstand und 1881 zum zweiten stellvertretenden Vorsitzenden desselben gewählt.

Halstette, s. Halsband.

Halstrenkheiten, s. unter Hals.

Halstrenkwindfucht, soviel wie Kehlkopfwindfucht (s. d.).

Halstead, Marktstadt in England, Grafschaft Essex, 72 km im N.O. von London an der Colne- und Ely-Eisenbahn und auf dem steilen Ufer des Colne gelegen, mit (1881) 5804 E., hat eine hübsche got. Kirche und eine andere 1874 erbaute, eine Kornbörse, eine Lateinschule und ein mechan. Institut, sowie Fabriken für Seide, Krepp und Samt.

Halstwirbel, s. unter Wirbelsäule.

Halstfrauen und **Halstfinder**, s. unter Engelmacherei.

Halstüren (grch.), Handgeräte in der Regel von Blei, doch auch von Stein, wohl 5—8 kg schwer, die auf den altgriech. Turnplätzen beim Springen zur Verstärkung des Schwunges gebraucht wurden. Ihre Form war bald die eines länglichen Halbeisels, bald waren sie an beiden Enden, entsprechend den Hanteln der jetzigen Turnplätze, bald nur an einem Ende kolbenartig verdickt.

Halstüren (Haltüres) oder Schwingtölbchen heißen die rudimentären Hinterflügel der Fliegen; es sind kleine gestielte Knöpfchen, die wahrscheinlich für das Balancement während des Fliegens von Wichtigkeit sind. Man hat sie auch, aber wohl mit wenig Recht, für stimmbildend gehalten, und Lepidig, der an ihrer Basis einen Nervenapparat entdeckte, schrieb ihnen eine Schall empfindende Funktion zu.

Haltern, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Münster, Kreis Rosfeld, liegt in 45 m Höhe am Einflusse der Stever in die Lippe und an den Linien Hamburg-Köln und H.-Benloo der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2722 meist luth. E., welche Woll- und Leinweberei treiben.

Halsurgie (grch.) oder Salzchemie ist derjenige Teil der angewandten Chemie, welcher von

der Darstellung der Salze, namentlich der fabrikmäßigen Kochsalzgewinnung handelt.

Halver, Flecken in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnberg, Kreis Altena, 12 $\frac{1}{2}$ km im WSW. von Lüdenscheid, unweit der Quellen der Ennepe, hat Eisen- und Stahlhämmer, Puddlingsöfen, Fabriken von geschmiedeten Kleinwaren, Pulvermühlen, Kalbfrennerei und zahlreiche Eisen-, Stahl- und Messingwarenhandlungen und zählt (1880) 1100, als Gemeinde (197 Wohnplätze umfassend) 7691 E.

Halymenia Agarath, Hautalge, eine zu den Florideen gehörende Algengattung, welcher man nach älterer Systematik einen essbaren Tang, *Sarcophyllis edulis* J. Ag. (f. d.) als *H. edulis* Ag. beizählte.

Halys, im Altertum Name des Flusses Riß. **Ham**, einer der drei Söhne Noahs (f. d.), von denen nach der biblischen Genesis alle Völker der Erde abstammen sollen. Er erscheint in der Völkertafel, 1 Mos. 10, als der mythische Repräsentant der Völker des Südens, der Ägypter, Äthiopier, Nordafrikaner und auch der Kananiter und Phönizier, die ursprünglich aus dem Süden (Arabien) eingewandert waren. In spätern Psalmen wird H. dichterisch für Ägypten insbesondere gebraucht.

Ham, Stadt im franz. Depart. Somme, am Fluße Somme, 64 km im NNO. von Amiens und an der Linie Tergnier-Amiens der Nordbahn, von Norästen umgeben, mit (1876) 3122 E., ist ihres festen Schlosses wegen berühmt, welches vor dem 10. Jahrh. gegründet, 1216 von Odon IV. wieder erbaut, im 15. und 17. Jahrh. restauriert und zum Teil neu aufgebaut worden ist und jetzt zum Staatsgefängnis dient. Im Donjon, 33 m hoch, mit 11 m hohen Mauern, wurden Johanna d'Arc, Ludwig von Bourbon, der Prinz Condé, Graf Larochefoucault, 1831—36 Karls X. letzte Minister: Polignac, Chantelauze, Peyronnet und Guernon-Ranville, 1840 General Cabrera, 1840—46 Prinz Ludwig Napoleon, 1848 einige der am pariser Juniattentat Beteiligten, sowie die Generale Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bédouin u. a. in Haft gehalten. Von der zu Anfang des 12. Jahrh. gegründeten oder reorganisierten Abtei steht noch die im 13., 15. und 17. Jahrh. erneuerte Kirche, in deren merkwürdiger Krypta sich auch das Grab von Odon IV. befindet. Die Bewohner treiben Torfgräberei, Lederfabrikation, Oelfabrikation, Messerschmiederei, Metallgießerei u. s. w. Der Ort ergab sich 21. Nov. 1870 ohne Widerstand der 3. Kavalleriedivision des deutschen Heeres. Vgl. L. de Jéuillide, «Le château de Ham, son histoire, ses seigneurs et ses prisonniers» (1864).

Hama (grch.), zugleich, mit, findet sich in mehreren Zusammenstellungen, wie Hamachromie, Bezeichnung für den gleichzeitigen Druck mehrerer Farben; Hamadryaden, soviel wie Dryaden.

Hamaaloth (hebr., „Stufenpsalmen“) heißen die Psalmen 120—134; über die Deutung des Namens sind verschiedene Ansichten aufgestellt worden.

Hamadan, bei den Alten Ekbatana (f. d.), Stadt in der pers. Provinz Irak-Abdchmi, 340 km im WSW. von Teheran, in einer mit Dörfern bedeckten Ebene, am östl. Fuße des Elwend (f. d.), ein ziemlich großer Ort von etwa 15000 E. Bis auf etwa 1000 Judenfamilien und 18 armenischen gehört die Bevölkerung dem Turfstanne der Schah-Sewen an. Die einzelnen Quartiere der

Stadt sind durch Thore voneinander getrennt. Man fertigt wollene Teppiche und Fußzeuge; berühmt ist die Färberei und Gerberei und die Fabrikation von Kalemdäns oder Schreibtafeln, bedeutend auch der Handel mit Kuristan, besonders in Kohlen, der durch Esel- und Kinderkarawanen vermittelt wird. In der Nähe der großen Moschee zeigt man die Gräber der Esther und des Marbochai, einen quadratischen Bau aus schwarzem Holz mit zwei Kammern unter einer Kuppel, zufolge der daran befindlichen hebr. Inschriften im J. 4474 der Schöpfung erbaut. Eine andere Denkwürdigkeit ist das Grab des Avicenna (f. d.), der eine Zeit lang Beizer von H. war. Die Stadt ist von ausgedehnten Trümmermassen und Schutthaufen umgeben, die zahlreiche Münzen, antike und geschnittene Steine u. dgl. bergen.

Hamadryaden, Schutzgöttinnen der Bäume, f. Dryaden.

Hamagogisch (grch.), blutentziehend; Hamagogog, blutentziehende Mittel.

Hamah, Hamath der Bibel (Epiphania), Hauptstadt eines Sandichals im asiat.-türk. Vilajet Syrien, 180 km im NN. von Damascus, an der Karawanenstraße zwischen Aleppo und Damascus, an beiden Ufern des Nahr-el-Asy oder des Drontes, in einer wohlbewässerten und obfruchtigen Gegend östlich vom Ansarijehgebirge, am Westfuße des Dschebl Ala, in 296 m Höhe, aber in engem Thale gelegen, ist ein ummauerter Ort mit engen, unreinlichen Straßen und kleinen, schlechten Gebäuden, einem großen Bazar, öffentlichen Bädern, 13 Moscheen mit 24 Minarets und einer Kirche, und zählt 43000 E., darunter 4000 meist griech.-lath. Christen. Die Bevölkerung unterhält Woll-, Baumwoll- und Seidenwebereien, treibt aber als Hauptgewerbe die Verfertigung arab. Mäntel, sowie einen bedeutenden Handel mit den Beduinen. Auffallend sind die zahlreichen Bewässerung schaffenden Nauria genanntenäder, bis zu 25 m Durchmesser haltend. H. ist das uralte, als Handelsplatz bekannte Hamath oder Emath (Amatha), von den Phöniziern gegründet und 854 v. Chr. durch Salmanassar, König von Assyrien, genommen. Im J. 743 v. Chr. machte Tiglath-Pileser II. die Stadt tributpflichtig. Seit der Seleucidenherrschaft nannten die Griechen die Stadt, zu Ehren des Antiochus IV. Epiphanes, Epiphaneia. Im J. 639 n. Chr. ergab sich die Stadt an Abu Obridge, einen von Omars Feldherren; 1108 eroberte Tancred die Stadt, aber 1115 wurde sie von den Moslem genommen und 1178 von Saladdin erobert. Die vier seltsamen Steine bei H. mit Inschriften enthalten ideographische Zeichen von noch ganz unbekanntem Charakter; dieselben sind nach G. Smith wahrscheinlich hittitischen Ursprungs, weiter östlich finden sich noch ähnliche von jenem einst mächtigen Volke.

Hamam (arab., d. h. warme Quelle), in der Türkei Name der öffentlichen Bäder; Hamandschi-Baschi, Badeaufsesser; Hamandschi-Kadun, Badeaufsesserin.

Haman wird im Buch Esther (f. d.) als erster pers. Minister (Beizer) genannt, welcher aus persönlichem Haß gegen den Juden Marbochai den König Ahasverus (f. d.) zu dem Befehl bestimmte, daß alle Juden im Persischen Reiche vernichtet würden. Auf das Damischkentretet jedoch der Königin Esther, einer Jüdin, wird dieser Befehl

des Königs rückgängig gemacht, den Juden gestattet, an ihren Feinden Rache zu nehmen, und H. selbst an den Baum gehängt, den er für Mardochai bestimmt hatte. (S. Purimfest.)

Hamann (Joh. Georg), ein geistreicher und eigentümlich tiefer Denker und Schriftsteller, zuerst von Moser «der Magus in Norden» genannt, wurde 27. Aug. 1780 zu Königsberg in Preußen geboren und besuchte seit 1746 die akademischen Hörsäle, wo er sich nach seines Vaters Wunsche der Theologie widmen sollte, aber in der Schwerfälligkeit seiner Zunge, seinem schwachen Gedächtnisse und in seiner Denkungsart so viele Hindernisse fand, daß er sich vorzugsweise mit Kritik, Poesie und Philologie zu beschäftigen anfang. Im J. 1752 kam er nach Livland als Lehrer in das Haus einer Baronin von Dubberg, verließ es aber schon vor Ablauf eines halben Jahres und lebte nun in Riga, bis 1753 seine Umstände ihn nötigten, eine Hofmeisterstelle bei dem General von Witten in Rurland anzunehmen. Nachdem er auch diese 1755 wieder aufgegeben, fand er in Riga in der ihm befreundeten Berensschen Kaufmannsfamilie Aufnahme und studierte nun die Theorie der polit. und Handlungswissenschaften. Bald folgte er indes einer Einladung zur Rückkehr in das Wittenische Haus, blieb aber auch diesmal nicht lange daselbst, sondern wandte sich 1756 wieder nach seiner Vaterstadt. In Angelegenheiten des erwähnten Handelshauses in Riga besuchte er noch in demselben Jahre Berlin, Lübeck, Holland und England und blieb über ein Jahr in London. Nach der Rückkehr lebte er bis 1759 wieder in Riga, dann zu Königsberg im väterlichen Hause in einer glücklichen Ruhe, die er der Theologie und Philosophie, der alten Literatur und den orient. Sprachen widmete und nur durch eine Reise nach Kur- und Livland unterbrach. Im J. 1763 trat er als Kanzlist bei der Kriegs- und Domänenkammer in Dienste, entsagte denselben aber schon 1764 und machte eine Reise nach Deutschland, dem Elsaß und der Schweiz. Hierauf ging er 1765 als Reisegefährte eines Hofrats Lottien in Mitau nach Warschau, lebte seit 1766 in dessen Hause in Mitau und lehrte dann nach Königsberg zurück, wo er 1767 bei der Provinzialaccise- und Zolldirektion und 1777 als Pachthofverwalter bei dem königl. Vicent angestellt wurde. Das Wohlwollen eines ihm bis dahin Unbekannten (Franz Buchholz auf Welbergen bei Münster) setzte ihn 1784 in eine sorgenfreie Lage; aber sein Körper war durch Anstrengungen bereits so geschwächt, daß er, um sich durch eine Reise zu erholen, 1787 Urlaub forderte, dafür aber seinen Abschied erhielt. Von da an lebte er abwechselnd zu Düsseldorf und Münster im vertrauten Umgange mit Jacobi und der ihm geistesverwandten Fürstin Galizyn, die ihn auch zu Münster, wo er 21. Juni 1788 starb, in ihrem Garten begraben und ihm ein Denkmal errichten ließ.

Als Schriftsteller wurde H. von seinen Zeitgenossen wenig beachtet, denn er widersehte sich den Richtungen des Zeitgeistes und hatte, indem er die Bedeutung des Gefühls und die Würde der Offenbarung gegen die Forderungen des alles aufklärenden Verstandes beharrlich in Schutz nahm, die Menge gegen sich. Dazu kam, daß die eigentümliche Einleitung seiner oft sehr tiefinnigen Gedanken und seine Vorliebe für bildliche und symbolische Darstellung selbst manche, denen es um das Ver-

ständnis des «Sehens» zu thun war, zurückdrückte. Seine Schriften, die größtenteils als fliegende Blätter ausgingen und sich daher bald zerstreuten, blieben ihrer vielen Anspielungen wegen den meisten unverständlich, fanden aber um so mehr die Anerkennung eines Herder, Goethe, Jacobi, Jean Paul und anderer bedeutender Männer. Namentlich hatte er auf die Anschauungs- und Darstellungsweise Herders einen großen Einfluß. In allen seinen Schriften ist ein tiefer religiöser Sinn zu erkennen, der, auf das Unennbare im Heiligtume des menschlichen Gemüths hinweisend, sich kräftig und mehr in begeisterten Bildern als in zusammenhängender Betrachtung über alle wesentlichen Gegenstände des Lebens ausbreitet. Fragmente aus seinen Schriften wurden von Cramer als «Sibyllinische Blätter des Magus in Norden» (Epj. 1819) herausgegeben und seine «Sämtlichen Schriften» von Roth (9 Bde., Berl. 1821—43).

Vgl. Gildemeister, «Johann Georg H.s Leben und Schriften» (5 Bde., Gotha 1857—68; Bb. 6: «Hamann-Studien», Gotha 1873); Petri, «Johann Georg H.s Schriften und Briefe» (4 Bde., Hannov. 1872—74); Delfs, «Johann Georg H. Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen» (Epj. 1874); Poel, «Johann Georg H.» (2 Bde., Hamb. 1874—76); J. Minor, «Johann Georg H. in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode» (Frankf. a. M. 1881).

Hamannfest, s. Purimfest.

Haemanthus, Blutlilie, zu den Amaryllideen gehörige, schön blühende Zwiebelgewächsgattung mit ovalen oder länglichen Blättern und zwar kleinen, aber außerordentlich zahlreichen, auf der Spitze des kurzen, biden Schafsis zu großen Dolben gesammelten scharlachroten, rosentoten, aber auch weißen Blumen, welche von einer meistens gefärbten, vielschlappigen Blütenhülle umgeben sind. Die ziemlich zahlreichen Arten, H. coccineus, multiflorus, puniceus, carnosus, albiflorus und andere, werden ihrer prächtigen Infloreszenz wegen oft in Gewächshäusern unterhalten und im allgemeinen wie die Gattung Amaryllis behandelt.

Hamar, Stift im südl. Norwegen, umfaßt Kristians-Amt (s. d.) und Hedemarken (s. d.), zählt (1875) 236432 E. auf 53168 qkm und ist in 10 Propektien geteilt.

Die Stadt Hamar, zuweilen Storehammer genannt, in schöner Umgegend, am östl. Ufer des Mjösensee und an der Norwegischen Nordbahn (Gidsvold-Drontheim), zählt (1875) 2335 E. Unweit der Stadt liegen gen Westen schöne Ruinen eines 1567 abgebrannten Doms. Das alte H., 1567 von den Schweden zerstört, war seit 1152 Bischofssitz; das neue, 1848 angelegt, ist seit 1864 wieder.

Hamartie (grch.), Sünde, Sündhaftigkeit.

Hamäsa, d. h. Tapferkeit, ist der Titel einer Sammlung arab. Gedichte des verschiedensten Inhalts, welche der Dichter Abu-Lemmâm (gest. 845 n. Chr.) nach der Erzählung des Habischi Khasfa in Hamadän auf Veranlassung des Abul-wafa Ibn-Salama aus einer großen Menge handschriftlicher Quellen, die er in der Bibliothek des Ibn-Salama vorfand, zusammenstellte und in 10 Bücher einteilte. Das erste (und größte) dieser Bücher führt den Titel «Hamäsa» und enthält eine große Auswahl der schönsten Heldenlieder, sowohl aus vorislamischer Zeit wie aus der Zeit nach dem

Auftreten des Islams, und nach diesem Buche wurde die ganze Sammlung benannt. Die andern Bücher enthalten Totenklagen, Sittensprüche, Liebeslieder, Schmählieder, Gast- und Ehrenlieder, Schilberungen, Scherzlieder und Satiren auf Frauen. Das Wert ist eine der wichtigsten Fundgruben für die Erkenntnis der ältern arab. Kultur- und Sittengeschichte. Den Text nebst dem Kommentar des Lebrisi und einer lat. Übersetzung veröffentlichte Freytag (*„Hamasa carmina“*, 2 Bde., Bonn 1828—51). Eine meisterhafte metrische Übersetzung gab F. Rüdert (2 Bde., Stuttgart 1846). Außer dieser sog. Großen *Ĥ.* des Abu-Lemmām gibt es noch verschiedene andere Gedichtsammlungen mit gleichem Titel; am bekanntesten ist die sog. Kleine *Ĥ.*, welche el-Buchteri (gest. 897 n. Chr.) und Schumaim zusammengestellten.

Ĥamatemesis (grch.), Bluterbrechen.

Ĥamath, f. Hamah.

Ĥamatin, f. Blutfarbstoff.

Ĥamatinon, auch Porporino, Purpurin oder Glasporphyr genannt, eine Glasmasse, die im Altertum zu Rosafäsen, Bruntgefäßen u. s. w. in Gebrauch war und ziemlich häufig bei den Ausgrabungen in Pompeji gefunden wird. Dieselbe zeichnet sich durch ihre prachtvoll hochrote Farbe aus, ist undurchsichtig, von muscheligen Bruch, härter als gewöhnliches Glas und außerordentlich politurfähig. Nachdem alle Versuche der Neuern, das *Ĥ.* nachzubilden, erfolglos geblieben waren, gelang es 1853 Max von Pettenkofer in München, welcher Kupferoxyd als den färbenden Stoff in demselben erkannt hatte, das Darstellungsverfahren ausfindig zu machen. Zur Herstellung dieses Glaskusses schmilzt man 100 Teile Kieselerde, 11 Teile Kalk, 1 Teil gebrannte Magnesia, 83 Teile Bleiglätte und 50 Teile Soda zu einem farblosen Glas ein, dem man 25 Teile Kupferhammerschlag, später 2 Teile Eisenhammerschlag und endlich etwas Kohle zusetzt. Die gut verschmolzene Masse zeigt zuerst eine leberbraune Farbe, nimmt jedoch, indem sie bis zur Erweichung erhitzt und dann sehr langsam abgekühlt wird, die charakteristische rote Farbe an. Ein sehr schönes *Ĥ.* erhält man auch, wenn man 60 Teile Quarz, 10 Teile Kupferoxyd, 8 Teile Eisenhammerschlag, 10 Teile calcinierten Borax und 10 Teile Soda bei möglichst hoher Temperatur schmilzt, dann bis zur Dunkelrotglut abkühlt und bei dieser einige Zeit erhält. Das *Ĥ.* enthält metallisches Kupfer, dessen Partikel so klein sind und so dicht nebeneinander liegen, daß sie eine gleichmäßige rote Färbung hervorbringen und das Glas vollständig undurchsichtig machen. Das *Ĥ.* läßt sich gießen und an der Glasmacherpfeife verarbeiten, sowie schneiden und schleifen. Beim Umschmelzen verliert es seine rote Farbe und verwandelt sich in eine grünlichschwarze Masse, die durch Anwendung reduzierender Mittel die rote Farbe nicht wieder erhält. Dem *Ĥ.* nahe verwandt ist das Aventuringlas (s. d.).

Ĥamatt, f. Blutstein und Eisenglanz.

Ĥamatoglobulin, f. Blutfarbstoff.

Ĥamatolatharisa (grch.), soviel wie blutreiznigende Mittel (s. d.). [schast.]

Ĥamatostatic (grch.), blutige Gewaltther.

Ĥamatostylin, f. Blutfarbstoff.

Ĥamatom (Blutbeule), f. unter Blutung.

Ĥamatopodinae, f. Austerntischer.

Ĥamatopoeisis (grch.), Bluterzeugung.

Ĥamatosis (grch.), Blutbildung, Umwandlung des Nahrungsstoffes in Blut.

Ĥamatostatic (grch.), Lehre von der Blutbewegung; Ĥamatostatica, blutstillende Mittel.

Ĥamatorgolin, $C_{12}H_{10}O_2$, ist der Farbstoff gebende Körper des Blau- oder Campecheholzes (s. Ĥamatorgylon). Zur Darstellung wird käufliches Blauholzextrakt mit Sand verrieben und die Masse mehrfach mit wasserhaltendem Äther erschöpft. Die ätherische Lösung liefert beim Verdunsten einen sirupartigen Rückstand, der, mit etwas Wasser vermischt, nach einigen Tagen zu einer Krystallmasse von unreinem *Ĥ.* erstarrt. Diese wird mit kaltem Wasser abgewaschen und aus heißem Wasser, dem etwas schweflige Säure zugefetzt ist, umkrystallisiert. Je nach der Konzentration der Lösung, aus welcher das *Ĥ.* sich abgekriegt hat, enthält es 1 oder 3 Moleküle Krystallwasser. Die letztere Verbindung verliert an trockener Luft 2 Moleküle Wasser. Bei 100—120° getrocknet, bleibt wasserfreies *Ĥ.* zurück. *Ĥ.* bildet in reinem Zustande farblose Krystalle von säßlichem Geschmack, schwer löslich in kaltem, leichter in heißem Wasser, löslich in Alkohol und Äther. Manche Salze, der heißen Lösung zugefetzt, veranlassen die Umwandlung des *Ĥ.* in eine amorphe Form, die auch nach dem Lösen in heißem Wasser sich wieder amorph abscheidet, auf Zusatz der geringsten Menge irgend einer Säure aber krystallinisch wird. Ammoniak enthaltender Luft ausgesetzt, färbt *Ĥ.* sich rot, auf Zusatz von Alkali werden seine Lösungen blau, Eisenoxydsalze geben schwarze, Zinnchlorür rosenrote, Kupfersalze grünlichgraue Niederschläge, Alaun fällt die Lösung nicht, färbt sie aber hellrot, in alkalischer Lösung mit Thonerde-Natron versetzt, gibt *Ĥ.* einen unlöslichen Niederschlag.

Ĥamatorgylon, d. h. Blutholz, nannte Linne den im tropischen Südamerika wachsenden Campecheholzbaum (*H. Campechianum*), weil dessen Holz, welches unter dem Namen Lignum Campechianum, Blau- oder Blutholz in den Handel kommt, einen blutroten Farbstoff enthält. Dieser zur Familie der Leguminosen gehörende Baum hat gefiederte, aus drei bis vier Paaren verkehrt-eiförmiger Blättchen zusammengesetzte Blätter und traubig angeordnete Blüten. (S. Tafel: Farbpflanzen, Fig. 4.) Die Frucht ist eine zwelfsamige, an beiden Enden verschmälerte Hülse, welche zuletzt auf der Mitte der Klappen unregelmäßig zerreißt. Das Holz des 12—16 m hohen Baums kommt, von der Rinde und vom Splint befreit, in großen, auswendig blauschwarzen, innen rotbraunen Blöcken von grobfaseriger Textur und bedeutender Schwere und Härte in den Handel. Es nimmt eine gute Politur an, hat einen herben, säßlichen Geschmack und einen schwachen, eigentümlichen Geruch. Es wird (früher als officinell) geraspelt in den Apotheken vorrätig gehalten, vorzüglich aber zum Blaufärben und überhaupt in der Färberei benutzt. Das Blauholz enthält einen braunroten Gerbstoff und eine eigentümliche Substanz, das Ĥamatorgolin (s. d.).

Ĥamaturie, f. Blutharnen.

Ĥamaziti, Hauptstadt der ion. Insel Leutadia, f. Amaziti.

Ĥamagobier (grch., „auf dem Wagen Lebende“), Bezeichnung für nomadische Völkerschaften, die Hab und Gut stets auf Wagen mit sich herumführten.

Hambach, großes, schöngelages Pfarrdorf im Bezirksamte Neustadt a. d. Harb in der bayr. Pfalz mit (1880) 2155 meist luth. E. Auf einem Hügel oberhalb des Dorfs erhebt sich die uralte Restenburg mit prachtvoller Aussicht auf die Rheinebene von Worms bis Strassburg. Auf den Fundamenten eines röm. Kastells erbaut, gehörte die Burg bis zur Französischen Revolution zum Fürstbistum Speier. Durch Markgraf Albrecht von Brandenburg wurde sie 1552 zerstört. Von hier aus soll Heinrich IV. seine Fußfahrt nach Canossa angetreten haben. Bekannt ist das Hambacher Schloß durch das Fest, welches 27. Mai 1832 dort gefeiert wurde. In der Pfalz herrschte damals große, durch Mistrauen gegen die bayr. Regierung genährte Unzufriedenheit. Noch waren auch die franz. Sympathien lebhaft. Durch die Julirevolution erhielt die oppositionelle Bewegung neuen Auftrieb, an ihrer Spitze standen Siebenpfeiffer, Wirth, die Advokaten Schüller und Geib. Obwohl viel Unklares mitunterlief, steuerten doch alle immer mehr der Republik zu. Wirth war ein deutschgefinnter Mann, die übrigen Führer schielten meist nach Frankreich. Eine Volksversammlung, auf Pfingsten nach dem Hambacher Schlosse berufen, sollte für die Republik Propaganda machen. Gegen 20000 Menschen, darunter auch Polen und Franzosen, kamen dort zusammen. Neben für Deutschlands Wiedergeburt, d. i. die Republik, für die Polen, gegen Fürsten und Fürstenthümer wurden gehalten. Unter der schwarzrotgoldenen Fahne wehte die polnische. Zu offener Empörung wagte man nicht zu schreiten, obwohl der Ruf nach Waffen laut war. Das Fest verlief trotz der aufreizenden Reden ohne Störung. Die Bedeutung des Hambacher Festes liegt nicht sowohl darin, daß es den deutschen Einheitsgedanken gefördert hatte, als daß damals zum ersten male eine republikanische Partei in Deutschland öffentlich hervortrat. Die deutsch-nationale, konstitutionelle Partei, Rotted u. a., mißbilligte die Demonstration ganz entschieden. Die Feier gab dem Bundestage die willkommene Veranlassung zu den Beschlüssen vom 28. Juni 1832, welche die Press- und Versammlungsfreiheit völlig unterdrückten. Die Leiter des Hambacher Festes flüchteten ins Ausland, nur Wirth blieb und wurde zu einer Gefängnisstrafe von zwei Jahren verurteilt. Als das Jahr darauf die Feier wiederholt werden sollte, hielt bayr. Militär die Ruine besetzt, und es kam zu einigen Verwundungen. Die ganze Bewegung verlief resultatlos. Die Pfalz machte 1842 das Schloß, jetzt Marburg genannt, dem Kronprinzen, spätern Könige Max II., zum Hochzeitsgeschenke; es sollte zur Sommerresidenz umgebaut werden, doch wurden die Arbeiten nach einiger Zeit wieder eingestellt. Vgl. Kemling, «Die Marburg» (Mannheim 1844); Wirth, «Das Nationalfest der Deutschen zu H.» (Neustadt 1833); Miller, «Die neuesten Ereignisse in Rheinbayern» (Weissenburg 1833).

Hambach, Badeort bei Birkenfeld (s. d.).

Hamburg, die größte der deutschen Freien Städte und die erste Handelsstadt Deutschlands, liegt in einer anmutigen Gegend an dem rechten Ufer der Elbe, etwa 110 km oberhalb deren Ausflusses in die Nordsee, und an der Alster, die sich hier in jene ergießt. Im Nordosten der Stadt bildet die Alster ein großes, von dem Stadtteil (früher Vorstadt) St. Georg und zahlreichen Landhäusern

umgebenes Wasserbeden (Außenalster), welches mit einem kleinen, innerhalb der Stadt liegenden (Innenalster, Alsterbassin) zusammenhängt. Ein Nebenarm der Elbe, der von Osten her in die Stadt tritt, teilt sich innerhalb derselben in mannigfaltig verschlungene Randle (Flethe), die sich am südl. Ende untereinander mit der Alster vereinigen und sich zu einem tiefen Hafen (dem Oberhafen) ausdehnen, der dann in den Hauptarm der Elbe mündet. Dieser Hauptarm bildet den bis an die Grenze von Altona sich ausdehnenden Niederhafen, der fast ausschließlich für die Aufnahme von Seeschiffen bestimmt ist. Der erwähnte Oberhafen, früher nur für die Stromabwärts nach H. kommenden Fahrzeuge bestimmt, wurde 1865 zu einem großartigen Hafen für Seedampfschiffe bis zu 5 m Tiefgang, mit daranliegenden, seitdem noch bedeutend ausgedehnten Quais und dazugehörigen Güterschuppen und Schienensträngen ausgebaut. Die Flethe dienen zum Transport der Waren in die an denselben gelegenen Speicher. Außerdem umgibt die Stadt ein zum Teil aus der Alster abgeleiteter, 35 m breiter und ziemlich tiefer, neuerdings aber infolge von Straßen- und Eisenbahnanlagen an verschiedenen Stellen zugeschütteter Wassergraben, ein Rest von früheren Festungswerken. Die Kommunikation über die Binnenengewässer vermitteln mehr als 60 Brücken. Die von Davoust während der franz. Occupation zur Verbindung mit Harburg 1813 erbaute Elbbrücke ist wieder abgebrochen worden. Dagegen wurde 1868–72 eine 408 m lange Eisenbahnbrücke über die Rorber-Elbe erbaut. (Hierzu Karte: Hamburg und Umgegend.)

Die Stadt zerfällt in die Altstadt, die Neustadt, den Stadtteil St. Georg und die Vorstadt St. Pauli. Die Altstadt, der östl. Teil, ist sehr niedrig gelegen und wird bei Sturmfluten (die jedoch von Cuxhaven aus 4–5 Stunden vorher telegraphisch signalisiert werden) häufig in großer Ausdehnung überschwemmt. Die höher gelegene Neustadt, der westl. Teil H.s, bildet seit 1650 mit der Altstadt ein Ganzes. Die Vorstadt St. Georg im Nordosten der Stadt entstand zwar schon im 13. Jahrh., vergrößerte sich aber erst Ende des 18. Jahrh. bedeutend. Die Vorstadt St. Pauli, welche westlich von der Stadt sich bis unmittelbar an die Grenze von Altona (s. d.) erstreckt, kommt schon früh unter dem Namen Hamburger Berg vor, blieb aber lange unansehnlich und hat sich in neuerer Zeit bedeutend entwickelt. Dieselbe dient vor allem dem Schiffsahrts- und Hafenverkehr, sowie dem Verkehr mit Altona und Holstein. Auch befinden sich in St. Pauli große Fabriken, bedeutende Exportschlächtereien und ein großer Schlachtviehmarkt. Rings um die Stadt und Vorstadt sind neue, jetzt schon größtenteils städtisch gebaute, «Vororte» genannte Quartiere in der Bildung begriffen. An die Stelle des alten Stadtwalls traten seit 1819 parkartige Anlagen, und in neuerer Zeit sind auch die alten Stadttore verschwunden. Unter den Straßen H.s sind besonders hervorzuheben: die einen anmutigen Spaziergang bildenden, an der Binnenalster gelegenen beiden Jungfernstiege und der Alsterdamm. Ein großartiges Netz von unterirdischen Abzugskanälen (Sieden) unterhalb der Stadt leitet allen Unrat aus Häusern und Straßen ab in die Elbe. Die berühmte Stadtwasserkunst, 2 km oberhalb der Stadt, versorgt ganz H. mit frischem Wasser. Von dem Turme derselben hat man eine weitumfassende Rundschau.



Hambach, großes, schöngelegenes Pfarrdorf im Bezirksamte Neustadt a. d. Hardt in der bayr. Pfalz mit (1880) 2156 meist kath. E. Auf einem Hügel oberhalb des Dorfs erhebt sich die uralte Restenburg mit prachtvoller Aussicht auf die Rheinebene von Worms bis Straßburg. Auf den Fundamenten eines röm. Kastells erbaut, gehörte die Burg bis zur Französischen Revolution zum Fürstbistum Speier. Durch Markgraf Albrecht von Brandenburg wurde sie 1552 zerstört. Von hier aus soll Heinrich IV. seine Bußfahrt nach Canossa angetreten haben. Bekannt ist das Hambacher Schloß durch das Fest, welches 27. Mai 1832 dort gefeiert wurde. In der Pfalz herrschte damals große, durch Mißtrauen gegen die bayr. Regierung genährte Unzufriedenheit. Noch waren auch die franz. Sympathien lebhaft. Durch die Julirevolution erhielt die oppositionelle Bewegung neuen Auftrieb, an ihrer Spitze standen Siebenpfeiffer, Wirth, die Advokaten Schäfer und Geib. Obwohl viel Unklares mit unterlief, steuerten doch alle immer mehr der Republik zu. Wirth war ein deutschgesinnter Mann, die übrigen Führer schielten meist nach Frankreich. Eine Volksversammlung, auf Pfingsten nach dem Hambacher Schloße berufen, sollte für die Republik Propaganda machen. Gegen 20000 Menschen, darunter auch Polen und Franzosen, kamen dort zusammen. Reden für Deutschlands Wiedergeburt, d. i. die Republik, für die Polen, gegen Fürsten und Fürstentümmer wurden gehalten. Unter der schwarzrothgoldenen Fahne wehte die polnische. Zu offener Empörung wagte man nicht zu schreiten, obwohl der Ruf nach Waffen laut war. Das Fest verlief trotz der aufreizenden Reden ohne Störung. Die Bedeutung des Hambacher Festes liegt nicht sowohl darin, daß es den deutschen Einheitsgedanken gefördert hatte, als daß damals zum ersten male eine republikanische Partei in Deutschland öffentlich hervortrat. Die deutsch-nationale, konstitutionelle Partei, Rotteck u. a., mißbilligte die Demonstration ganz entschieden. Die Feier gab dem Bundestage die willkommene Veranlassung zu den Beschlüssen vom 28. Juni 1832, welche die Press- und Versammlungsfreiheit völlig unterdrückten. Die Leiter des Hambacher Festes flüchteten ins Ausland, nur Wirth blieb und wurde zu einer Gefängnisstrafe von zwei Jahren verurteilt. Als das Jahr darauf die Feier wiederholt werden sollte, hielt bayr. Militär die Ruine besetzt, und es kam zu einigen Verwundungen. Die ganze Bewegung verlief resultatlos. Die Pfalz machte 1842 das Schloß, jetzt Maxburg genannt, dem Kronprinzen, spätern Könige Max II., zum Hochzeitsgeschenke; es sollte zur Sommerresidenz umgebaut werden, doch wurden die Arbeiten nach einiger Zeit wieder eingestellt. Vgl. Kemling, «Die Maxburg» (Mannheim 1844); Wirth, «Das Nationalfest der Deutschen zu H.» (Neustadt 1833); Müller, «Die neuesten Ereignisse in Rheinbayern» (Weissenburg 1833).

Hambach, Badeort bei Birkenfeld (s. d.).

Hamburg, die größte der deutschen Freien Städte und die erste Handelsstadt Deutschlands, liegt in einer anmutigen Gegend an dem rechten Ufer der Elbe, etwa 110 km oberhalb deren Ausflusses in die Nordsee, an der Alster, die sich hier in jene ergießt. Im Nordosten der Stadt bildet die Alster ein großes, von dem Stadtteil (früher Vorstadt) St. Georg und zahlreichen Landhäusern

umgebenes Wasserbeden (Außenalster), welches mit einem kleinen, innerhalb der Stadt liegenden (Innenalster, Alsterbassin) zusammenhängt. Ein Nebenarm der Elbe, der von Osten her in die Stadt tritt, teilt sich innerhalb derselben in mannigfaltig verschlungene Kanäle (Flethe), die sich am südl. Ende untereinander mit der Alster vereinigen und sich zu einem tiefen Hafen (dem Oberhafen) ausdehnen, der dann in den Hauptarm der Elbe mündet. Dieser Hauptarm bildet den bis an die Grenze von Altona sich ausdehnenden Niederhafen, der fast ausschließlich für die Aufnahme von Seeschiffen bestimmt ist. Der erwähnte Oberhafen, früher nur für die stromabwärts nach H. kommenden Fahrzeuge bestimmt, wurde 1865 zu einem großartigen Hafen für Seedampfschiffe bis zu 5 m Tiefgang, mit daranliegenden, seitdem noch bedeutend ausgedehnten Quais und dazugehörigen Güterschuppen und Schienensträngen ausgebaut. Die Flethe dienen zum Transport der Waren in die an denselben gelegenen Speicher. Außerdem umgibt die Stadt ein zum Teil aus der Alster abgeleiteter, 85 m breiter und ziemlich tiefer, neuerdings aber infolge von Straßen- und Eisenbahnanlagen an verschiedenen Stellen zugeschnittener Wassergraben, ein Rest von früheren Festungswerken. Die Kommunikation über die Binnenengewässer vermitteln mehr als 60 Brücken. Die von Davoust während der franz. Occupation zur Verbindung mit Harburg 1813 erbaute Elbbrücke ist wieder abgebrochen worden. Dagegen wurde 1868—72 eine 408 m lange Eisenbahnbrücke über die Norber-Elbe erbaut. (Hierzu Karte: Hamburg und Umgegend.)

Die Stadt zerfällt in die Altstadt, die Neustadt, den Stadtteil St. Georg und die Vorstadt St. Pauli. Die Altstadt, der östl. Teil, ist sehr niedrig gelegen und wird bei Sturmfluten (die jedoch von Cuxhaven aus 4—5 Stunden vorher telegraphisch signalisiert werden) häufig in großer Ausdehnung überschwemmt. Die höher gelegene Neustadt, der westl. Teil H.s, bildet seit 1650 mit der Altstadt ein Ganzes. Die Vorstadt St. Georg im Nordosten der Stadt entstand zwar schon im 13. Jahrh., vergrößerte sich aber erst Ende des 18. Jahrh. bedeutend. Die Vorstadt St. Pauli, welche westlich von der Stadt sich bis unmittelbar an die Grenze von Altona (s. d.) erstreckt, kommt schon früh unter dem Namen Hamburger Berg vor, blieb aber lange unansehnlich und hat sich in neuerer Zeit bedeutend entwickelt. Dieselbe dient vor allem dem Schiffsfahrts- und Hafenverkehr, sowie dem Verkehr mit Altona und Holstein. Auch befinden sich in St. Pauli große Fabriken, bedeutende Exportschlächtereien und ein großer Schlachtviehmarkt. Rings um die Stadt und Vorstadt sind neue, jetzt schon größtenteils städtisch bebaute, «Vororte» genannte Quartiere in der Bildung begriffen. An die Stelle des alten Stadtwalls traten seit 1819 parkartige Anlagen, und in neuerer Zeit sind auch die alten Stadthore verschwunden. Unter den Straßen H.s sind besonders hervorzuheben: die einen anmutigen Spaziergang bildenden, an der Binnenalster gelegenen beiden Jungfernstiege und der Alsterdamm. Ein großartiges Reg von unterirdischen Abzugskanälen (Sieden) unterhalb der Stadt leitet allen Unrat aus Häusern und Straßen ab in die Elbe. Die berühmte Stadtwasserfontäne, 2 km oberhalb der Stadt, versorgt ganz H. mit frischem Wasser. Von dem Turme derselben hat man eine weitumfassende Rundschau.



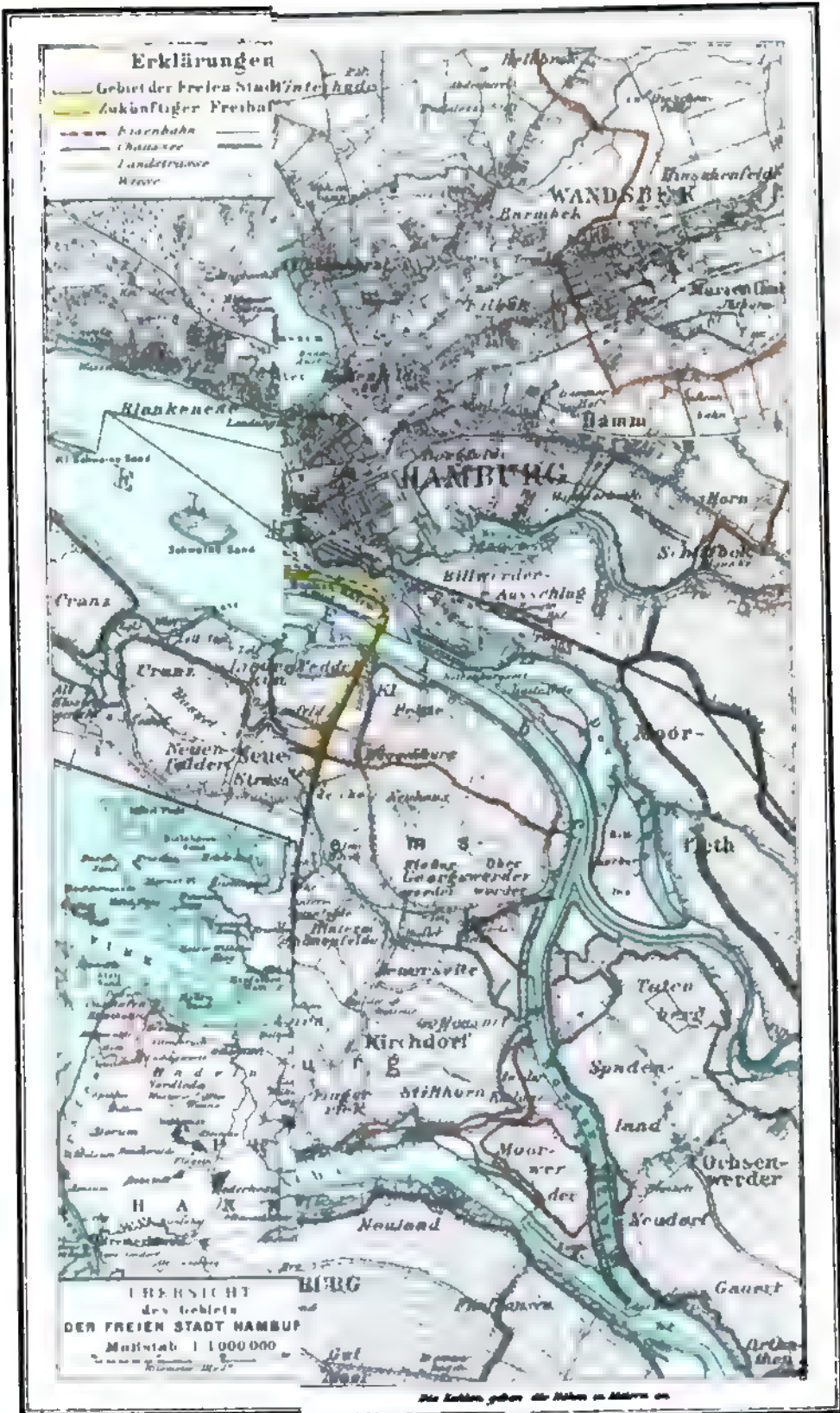
Hambach, großes, schöngelegenes Pfarrdorf im Bezirksamte Neustadt a. d. Hardt in der bayr. Pfalz mit (1880) 2156 meist kath. E. Auf einem Hügel oberhalb des Dorfs erhebt sich die uralte Restenburg mit prachtvoller Aussicht auf die Rheinebene von Worms bis Straßburg. Auf den Fundamenten eines röm. Kastells erbaut, gehörte die Burg bis zur Französischen Revolution zum Fürstbistum Speier. Durch Markgraf Albrecht von Brandenburg wurde sie 1552 zerstört. Von hier aus soll Heinrich IV. seine Bußfahrt nach Canossa angetreten haben. Bekannt ist das Hambacher Schloß durch das Fest, welches 27. Mai 1832 dort gefeiert wurde. In der Pfalz herrschte damals große, durch Mißtrauen gegen die bayr. Regierung genährte Unzufriedenheit. Noch waren auch die franz. Sympathien lebhaft. Durch die Julirevolution erhielt die oppositionelle Bewegung neuen Auftrieb, an ihrer Spitze standen Siebenpfeiffer, Wirth, die Advokaten Schüler und Geib. Obwohl viel Unklares mit unterlief, steuerten doch alle immer mehr der Republik zu. Wirth war ein deutschgesinnter Mann, die übrigen Führer schielten meist nach Frankreich. Eine Volksversammlung, auf Pfingsten nach dem Hambacher Schloße berufen, sollte für die Republik Propaganda machen. Gegen 20000 Menschen, darunter auch Polen und Franzosen, kamen dort zusammen. Reden für Deutschlands Wiedergeburt, d. i. die Republik, für die Polen, gegen Fürsten und Fürstenthümer wurden gehalten. Unter der schwarzrothgoldenen Fahne wehte die polnische. Zu offener Empörung wagte man nicht zu schreiten, obwohl der Ruf nach Waffen laut ward. Das Fest verlief trotz der aufstrebenden Reden ohne Störung. Die Bedeutung des Hambacher Festes liegt nicht sowohl darin, daß es den deutschen Einheitsgedanken gefördert hatte, als daß damals zum ersten male eine republikanische Partei in Deutschland öffentlich hervortrat. Die deutsch-nationale, konstitutionelle Partei, Rotted u. a., mißbilligte die Demonstration ganz entschieden. Die Feier gab dem Bundestage die willkommene Veranlassung zu den Beschlüssen vom 28. Juni 1832, welche die Press- und Versammlungsfreiheit völlig unterdrückten. Die Leiter des Hambacher Festes flüchteten ins Ausland, nur Wirth blieb und wurde zu einer Gefängnisstrafe von zwei Jahren verurtheilt. Als das Jahr darauf die Feier wiederholt werden sollte, hielt bayr. Militär die Ruine besetzt, und es kam zu einigen Verwundungen. Die ganze Bewegung verlief resultatlos. Die Pfalz machte 1842 das Schloß, jetzt Marburg genannt, dem Kronprinzen, spätern Könige Mar II., zum Hochzeitsgeschenke; es sollte zur Sommerresidenz umgebaut werden, doch wurden die Arbeiten nach einiger Zeit wieder eingestellt. Vgl. Hemling, «Die Marburg» (Mannheim 1844); Wirth, «Das Nationalfest der Deutschen zu H.» (Neustadt 1833); Miller, «Die neuesten Ereignisse in Rheinbayern» (Weissenburg 1833).

Hambach, Badeort bei Wirtensfeld (s. d.).

Hamburg, die größte der deutschen Freien Städte und die erste Handelsstadt Deutschlands, liegt in einer anmutigen Gegend an dem rechten Ufer der Elbe, etwa 110 km oberhalb deren Ausflusses in die Nordsee, an der Alster, die sich hier in jene ergießt. Im Nordosten der Stadt bildet die Alster ein großes, von dem Stadtteil (früher Vorstadt) St. Georg und zahlreichen Landhäusern

umgebenes Wasserbecken (Außenalster), welches mit einem kleinern, innerhalb der Stadt liegenden (Binnenalster, Alsterbassin) zusammenhängt. Ein Nebenarm der Elbe, der von Osten her in die Stadt tritt, teilt sich innerhalb derselben in mannigfaltig verschlungene Kanäle (Flethe), die sich am süd. Ende untereinander mit der Alster vereinigen und sich zu einem tiefen Hafen (dem Oberhafen) ausdehnen, der dann in den Hauptarm der Elbe mündet. Dieser Hauptarm bildet den bis an die Grenze von Altona sich ausdehnenden Niederhafen, der fast ausschließlich für die Aufnahme von Seeschiffen bestimmt ist. Der erwähnte Oberhafen, früher nur für die stromabwärts nach H. kommenden Fahrzeuge bestimmt, wurde 1865 zu einem großartigen Hafen für Seedampfschiffe bis zu 5 m Tiefgang, mit daranliegenden, seitdem noch bedeutend ausgedehnten Quais und dazugehörigen Güterschuppen und Schienensträngen ausgebaut. Die Flethe dienen zum Transport der Waren in die an denselben belegenen Speicher. Außerdem umgibt die Stadt ein zum Teil aus der Alster abgeleiteter, 35 m breiter und ziemlich tiefer, neuerdings aber infolge von Straßen- und Eisenbahnanlagen an verschiedenen Stellen zugeschnittener Wassergraben, ein Rest von frühern Festungswerken. Die Kommunikation über die Binnenengewässer vermittelt mehr als 60 Brücken. Die von Davoust während der franz. Occupation zur Verbindung mit Harburg 1813 erbaute Elbbrücke ist wieder abgebrochen worden. Dagegen wurde 1868—72 eine 408 m lange Eisenbahnbrücke über die Norber-Elbe erbaut. (Hierzu Karte: Hamburg und Umgegend.)

Die Stadt zerfällt in die Altstadt, die Neustadt, den Stadtteil St. Georg und die Vorstadt St. Pauli. Die Altstadt, der östl. Teil, ist sehr niedrig gelegen und wird bei Sturmfluten (die jedoch von Cuxhaven aus 4—5 Stunden vorher telegraphisch signalisiert werden) häufig in großer Ausdehnung überschwemmt. Die höher gelegene Neustadt, der westl. Teil H.s, bildet seit 1650 mit der Altstadt ein Ganzes. Die Vorstadt St. Georg im Nordosten der Stadt entstand zwar schon im 13. Jahrh., vergrößerte sich aber erst Ende des 18. Jahrh. bedeutend. Die Vorstadt St. Pauli, welche westlich von der Stadt sich bis unmittelbar an die Grenze von Altona (s. d.) erstreckt, kommt schon früh unter dem Namen Hamburger Berg vor, blieb aber lange unansehnlich und hat sich in neuerer Zeit bedeutend entwickelt. Dieselbe dient vor allem dem Schiffsahrts- und Hafenverkehr, sowie dem Verkehr mit Altona und Holstein. Auch befinden sich in St. Pauli große Fabriken, bedeutende Exportschlachtereien und ein großer Schlachtviehmarkt. Rings um die Stadt und Vorstadt sind neue, jetzt schon größtenteils städtisch bebaute, «Vororte» genannte Quartiere in der Bildung begriffen. An die Stelle des alten Stadtwalls traten seit 1819 parkartige Anlagen, und in neuerer Zeit sind auch die alten Stadthore verschwunden. Unter den Straßen H.s sind besonders hervorzuheben: die einen anmutigen Spaziergang bildenden, an der Binnenalster gelegenen beiden Jungfernstiege und der Alsterdamm. Ein großartiges Reg. von unterirdischen Abzugskanälen (Sieden) unterhalb der Stadt leitet allen Unrat aus Häusern und Straßen ab in die Elbe. Die berühmte Stadtwasserkunst, 2 km oberhalb der Stadt, versorgt ganz H. mit frischem Wasser. Von dem Turme derselben hat man eine weithinreichende Rundschau.



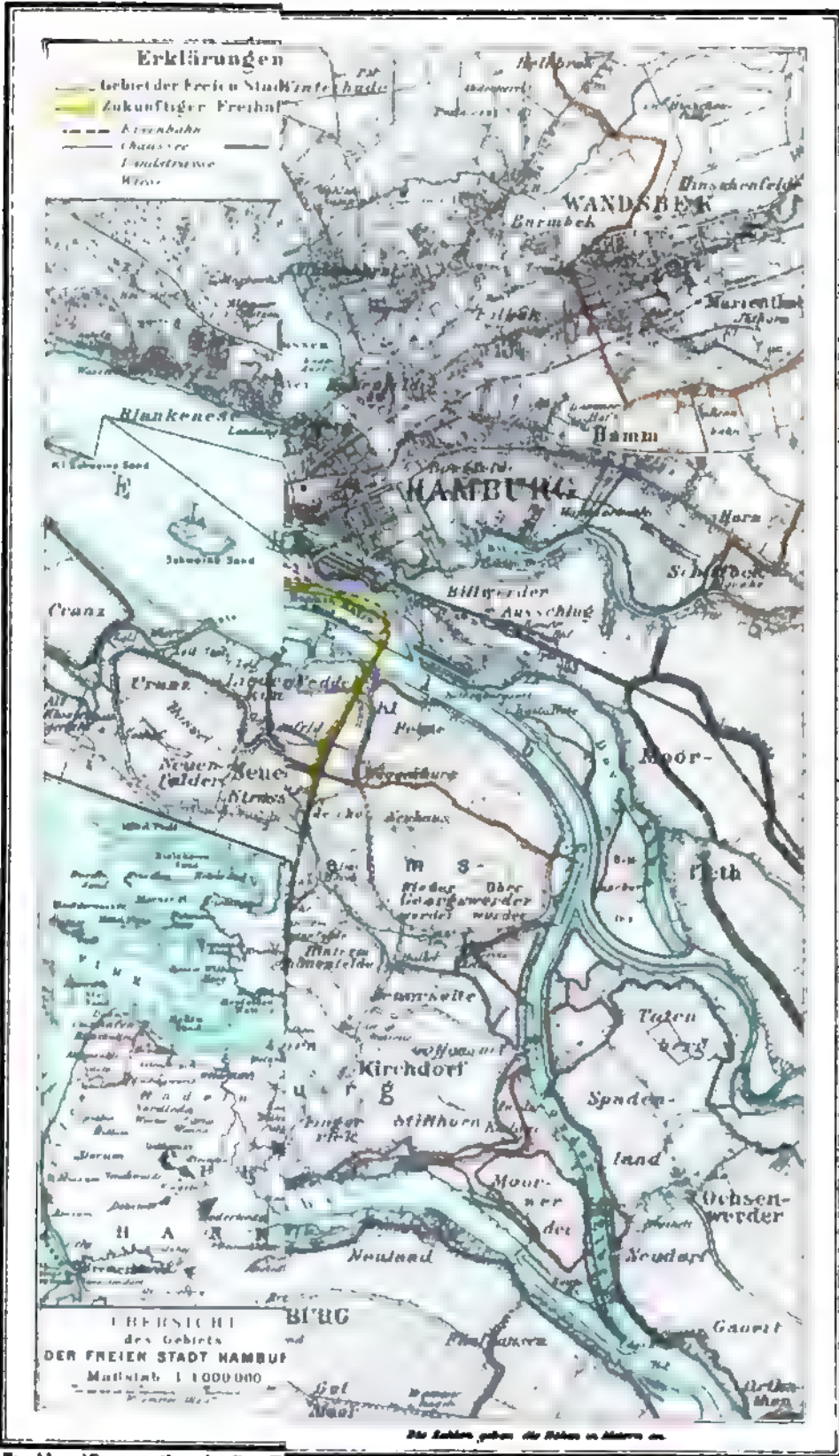
Hambach, großes, schöngelegenes Pfarrdorf im Bezirksamt Neustadt a. d. Harb in der bayr. Pfalz mit (1880) 2155 meist lath. E. Auf einem Hügel oberhalb des Dorfs erhebt sich die uralte Festenburg mit prachtvoller Aussicht auf die Rheinebene von Worms bis Strassburg. Auf den Fundamenten eines röm. Kastells erbaut, gehörte die Burg bis zur französischen Revolution zum Fürstbistum Speier. Durch Markgraf Albrecht von Brandenburg wurde sie 1552 zerstört. Von hier aus soll Heinrich IV. seine Puffahrt nach Canossa angetreten haben. Bekannt ist das **Hambacher Schloß** durch das Fest, welches 27. Mai 1832 dort gefeiert wurde. In der Pfalz herrschte damals große, durch Mißtrauen gegen die bayr. Regierung genährte Unzufriedenheit. Noch waren auch die franz. Sympathien lebhaft. Durch die Julirevolution erhielt die oppositionelle Bewegung neuen Anstoß, an ihrer Spitze standen Siebenpfeiffer, Wirth, die Advokaten Schüller und Geib. Obwohl viel Unklare mit unterlief, steuerten doch alle immer mehr der Republik zu. Wirth war ein deutschgefinnter Mann, die übrigen Führer schielten meist nach Frankreich. Eine Volksversammlung, auf Pfingsten nach dem Hambacher Schloße berufen, sollte für die Republik Propaganda machen. Gegen 20000 Menschen, darunter auch Polen und Franzosen, kamen dort zusammen. Neben für Deutschlands Wiedergeburt, d. i. die Republik, für die Polen, gegen Fürsten und Fürstentümern wurden gehalten. Unter der schwarzrotgoldenen Fahne wehte die polnische. Zu offener Empörung wagte man nicht zu schreiten, obwohl der Ruf nach Waffen laut war. Das Fest verlief trotz der aufreizenden Reden ohne Störung. Die Bedeutung des Hambacher Festes liegt nicht sowohl darin, daß es den deutschen Einheitsgedanken gefördert hatte, als daß damals zum ersten male eine republikanische Partei in Deutschland öffentlich hervortrat. Die deutsch-nationale, konstitutionelle Partei, Rotted u. a., mißbilligten die Demonstration ganz entschieden. Die Feier gab dem Bundestage die willkommene Veranlassung zu den Beschlüssen vom 28. Juni 1832, welche die Pres- und Versammlungsfreiheit völlig unterdrückten. Die Leiter des Hambacher Festes flüchteten ins Ausland, nur Wirth blieb und wurde zu einer Gefängnisstrafe von zwei Jahren verurteilt. Als das Jahr darauf die Feier wiederholt werden sollte, hielt bayr. Militär die Ruine besetzt, und es kam zu einigen Verwundungen. Die ganze Bewegung verlief resultatlos. Die Pfalz machte 1842 das Schloß, jetzt **Marburg** genannt, dem Kronprinzen, spätern Könige Mar II., zum Hochzeitsgeschenke; es sollte zur Sommerresidenz umgebaut werden, doch wurden die Arbeiten nach einiger Zeit wieder eingestellt. Vgl. Hemling, „Die Marburg“ (Mannheim 1844); Wirth, „Das Nationalfest der Deutschen zu H.“ (Neustadt 1833); Miller, „Die neuesten Ereignisse in Rheinbayern“ (Weissenburg 1833).

Hambach, Badeort bei Birkenfeld (s. d.).

Hamburg, die größte der deutschen Freien Städte und die erste Handelsstadt Deutschlands, liegt in einer anmutigen Gegend an dem rechten Ufer der Elbe, etwa 110 km oberhalb deren Ausflusses in die Nordsee, und an der Alster, die sich hier in jene ergießt. Im Nordosten der Stadt bildet die Alster ein großes, von dem Stadtteil (früher Vorstadt) St. Georg und zahlreichen Landhäusern

umgebenes Wasserbeden (Außenalster), welches mit einem kleinen, innerhalb der Stadt liegenden (Innenalster, Alsterbassin) zusammenhängt. Ein Nebenarm der Elbe, der von Osten her in die Stadt tritt, teilt sich innerhalb derselben in mannigfaltig verschlungene Kanäle (Flethe), die sich am südl. Ende untereinander mit der Alster vereinigen und sich zu einem tiefen Hafen (dem Oberhafen) ausdehnen, der dann in den Hauptarm der Elbe mündet. Dieser Hauptarm bildet den bis an die Grenze von Altona sich ausdehnenden Niederhafen, der fast ausschließlich für die Aufnahme von Seeschiffen bestimmt ist. Der erwähnte Oberhafen, früher nur für die Stromabwärts nach H. kommenden Fahrzeuge bestimmt, wurde 1865 zu einem großartigen Hafen für Seedampfschiffe bis zu 5 m Tiefgang, mit daranliegenden, seitdem noch bedeutend ausgedehnten Quais und dazugehörigen Güterschuppen und Schienensträngen ausgebaut. Die Flethe dienen zum Transport der Waren in die an denselben belegenen Speicher. Außerdem umgibt die Stadt ein zum Teil aus der Alster abgeleiteter, 85 m breiter und ziemlich tiefer, neuerdings aber infolge von Straßen- und Eisenbahnanlagen an verschiedenen Stellen zugeschnittener Wassergraben, ein Rest von frühern Festungswerken. Die Kommunikation über die Binnenengewässer vermitteln mehr als 60 Brücken. Die von Davoust während der franz. Occupation zur Verbindung mit Harburg 1813 erbaute Elbbrücke ist wieder abgebrochen worden. Dagegen wurde 1868–72 eine 408 m lange Eisenbahnbrücke über die Nordsee-Elbe erbaut. (Hierzu Karte: Hamburg und Umgegend.)

Die Stadt zerfällt in die Altstadt, die Neustadt, den Stadtteil St. Georg und die Vorstadt St. Pauli. Die Altstadt, der östl. Teil, ist sehr niedrig gelegen und wird bei Sturmfluten (die jedoch von Euxhaven aus 4–5 Stunden vorher telegraphisch signalisiert werden) häufig in großer Ausdehnung überschwemmt. Die höher gelegene Neustadt, der westl. Teil H.s, bildet seit 1650 mit der Altstadt ein Ganzes. Die Vorstadt St. Georg im Nordosten der Stadt entstand zwar schon im 13. Jahrh., vergrößerte sich aber erst Ende des 18. Jahrh. bedeutend. Die Vorstadt St. Pauli, welche westlich von der Stadt sich bis unmittelbar an die Grenze von Altona (s. d.) erstreckt, kommt schon früh unter dem Namen Hamburger Berg vor, blieb aber lange unansehnlich und hat sich in neuerer Zeit bedeutend entwickelt. Dieselbe dient vor allem dem Schiffsahrts- und Hafenverkehr, sowie dem Verkehr mit Altona und Holstein. Auch befinden sich in St. Pauli große Fabriken, bedeutende Exportschlächtereien und ein großer Schlachtviehmarkt. Rings um die Stadt und Vorstadt sind neue, jetzt schon größtenteils städtisch behaute, „Vororte“ genannte Quartiere in der Bildung begriffen. An die Stelle des alten Stadtwalls traten seit 1819 parkartige Anlagen, und in neuerer Zeit sind auch die alten Stadthore verschwunden. Unter den Straßen H.s sind besonders hervorzuheben: die einen anmutigen Spaziergang bildenden, an der Binnenalster gelegenen beiden Jungfernstiege und der Alsterdamm. Ein großartiges Netz von unterirdischen Abzugskanälen (Siele) unterhalb der Stadt leitet allen Unrat aus Häusern und Straßen ab in die Elbe. Die berühmte Stadtwasserkunst, 2 km oberhalb der Stadt, versorgt ganz H. mit frischem Wasser. Von dem Turme derselben hat man eine weitumfassende Rundschau.



Hambach, großes, schöngelegenes Pfarrdorf im Bezirksamte Neustadt a. d. Hardt in der bayr. Pfalz mit (1880) 2155 meist kath. E. Auf einem Hügel oberhalb des Dorfs erhebt sich die uralte Festenburg mit prächtvoller Aussicht auf die Rheinebene von Worms bis Straßburg. Auf den Fundamenten eines röm. Kastells erbaut, gehörte die Burg bis zur Französischen Revolution zum Fürstbistum Speier. Durch Markgraf Albrecht von Brandenburg wurde sie 1552 zerstört. Von hier aus soll Heinrich IV. seine Bußfahrt nach Canossa angetreten haben. Bekannt ist das Hambacher Schloß durch das Fest, welches 27. Mai 1832 dort gefeiert wurde. In der Pfalz herrschte damals große, durch Mißtrauen gegen die bayr. Regierung genährte Unzufriedenheit. Noch waren auch die franz. Sympathien lebhaft. Durch die Julirevolution erhielt die oppositionelle Bewegung neuen Auftrieb, an ihrer Spitze standen Siebenpfeiffer, Wirth, die Abvoluten Schäfer und Geib. Obwohl viel Unklares mitunterlief, steuerten doch alle immer mehr der Republik zu. Wirth war ein deutschgesinnter Mann, die übrigen Führer schielten meist nach Frankreich. Eine Volksversammlung, auf Pfingsten nach dem Hambacher Schloße berufen, sollte für die Republik Propaganda machen. Gegen 20000 Menschen, darunter auch Polen und Franzosen, kamen dort zusammen. Reden für Deutschlands Wiedergeburt, d. i. die Republik, für die Polen, gegen Fürsten und Fürstentümern wurden gehalten. Unter der schwarzrotgoldenen Fahne wehte die polnische. Zu offener Empörung wagte man nicht zu schreiten, obwohl der Ruf nach Waffen laut war. Das Fest verlief trotz der aufreizenden Reden ohne Störung. Die Bedeutung des Hambacher Festes liegt nicht sowohl darin, daß es den deutschen Einheitsgedanken gefördert hatte, als daß damals zum ersten male eine republikanische Partei in Deutschland öffentlich hervortrat. Die deutsch-nationale, konstitutionelle Partei, Rotted u. a., mißbilligten die Demonstration ganz entschieden. Die Feier gab dem Bundestage die willkommene Veranlassung zu den Beschlüssen vom 28. Juni 1832, welche die Press- und Versammlungsfreiheit völlig unterdrückten. Die Leiter des Hambacher Festes flüchteten ins Ausland, nur Wirth blieb und wurde zu einer Gefängnisstrafe von zwei Jahren verurteilt. Als das Jahr darauf die Feier wiederholt werden sollte, hielt bayr. Militär die Ruine besetzt, und es kam zu einigen Verwundungen. Die ganze Bewegung verlief resultatlos. Die Pfalz machte 1842 das Schloß, jetzt Marburg genannt, dem Kronprinzen, spätern Könige Mar II., zum Hochzeitsgeschenke; es sollte zur Sommerresidenz umgebaut werden, doch wurden die Arbeiten nach einiger Zeit wieder eingestellt. Vgl. Kemling, «Die Marburg» (Mannheim 1844); Wirth, «Das Nationalfest der Deutschen zu H.» (Neustadt 1833); Miller, «Die neuesten Ereignisse in Rheinbayern» (Weissenburg 1833).

Hambach, Badeort bei Birkenfeld (s. d.).

Hamburg, die größte der deutschen Freien Städte und die erste Handelsstadt Deutschlands, liegt in einer anmutigen Gegend an dem rechten Ufer der Elbe, etwa 110 km oberhalb deren Ausflusses in die Nordsee, und an der Alster, die sich hier in jene ergießt. Im Nordosten der Stadt bildet die Alster ein großes, von dem Stadtteil (früher Vorstadt) St. Georg und zahlreichen Landhäusern

umgebenes Wasserbecken (Außenalster), welches mit einem kleinen, innerhalb der Stadt liegenden (Innenalster, Alsterbassin) zusammenhängt. Ein Nebenarm der Elbe, der von Osten her in die Stadt tritt, teilt sich innerhalb derselben in mannigfaltig verschlungene Kanäle (Flethe), die sich am südl. Ende untereinander mit der Alster vereinigen und sich zu einem tiefen Hafen (dem Oberhafen) ausdehnen, der dann in den Hauptarm der Elbe mündet. Dieser Hauptarm bildet den bis an die Grenze von Altona sich ausdehnenden Niederhafen, der fast ausschließlich für die Aufnahme von Seeschiffen bestimmt ist. Der erwähnte Oberhafen, früher nur für die Stromabwärts nach H. kommenden Fahrzeuge bestimmt, wurde 1865 zu einem großartigen Hafen für Seedampfschiffe bis zu 5 m Tiefgang, mit daranliegenden, seitdem noch bedeutend ausgedehnten Quais und dazugehörigen Güterschuppen und Schienensträngen ausgebaut. Die Flethe dienen zum Transport der Waren in die an denselben gelegenen Speicher. Außerdem umgibt die Stadt ein zum Teil aus der Alster abgeleiteter, 85 m breiter und ziemlich tiefer, neuerdings aber infolge von Straßen- und Eisenbahnanlagen an verschiedenen Stellen zugeschütteter Wassergraben, ein Rest von frühern Festungswerken. Die Kommunikation über die Winnengewässer vermitteln mehr als 60 Brücken. Die von Davoust während der franz. Occupation zur Verbindung mit Harburg 1813 erbaute Elbbrücke ist wieder abgebrochen worden. Dagegen wurde 1868—72 eine 408 m lange Eisenbahnbrücke über die Norber-Elbe erbaut. (Hierzu Karte: Hamburg und Umgegend.)

Die Stadt zerfällt in die Altstadt, die Neustadt, den Stadtteil St. Georg und die Vorstadt St. Pauli. Die Altstadt, der östl. Teil, ist sehr niedrig gelegen und wird bei Sturmfluten (die jedoch von Cuxhaven aus 4—5 Stunden vorher telegraphisch signalisiert werden) häufig in großer Ausdehnung überschwemmt. Die höher gelegene Neustadt, der westl. Teil H.s, bildet seit 1650 mit der Altstadt ein Ganzes. Die Vorstadt St. Georg im Nordosten der Stadt entstand zwar schon im 13. Jahrh., vergrößerte sich aber erst Ende des 18. Jahrh. bedeutend. Die Vorstadt St. Pauli, welche westlich von der Stadt sich bis unmittelbar an die Grenze von Altona (s. d.) erstreckt, kommt schon früh unter dem Namen Hamburger Berg vor, blieb aber lange unansehnlich und hat sich in neuerer Zeit bedeutend entwickelt. Dieselbe dient vor allem dem Schiffahrts- und Hafenverkehr, sowie dem Verkehr mit Altona und Holstein. Auch befinden sich in St. Pauli große Fabriken, bedeutende Exportschlächtereien und ein großer Schlachtviehmarkt. Rings um die Stadt und Vorstadt sind neue, jetzt schon größtenteils städtisch bebaute, «Vororte» genannte Quartiere in der Bildung begriffen. An die Stelle des alten Stadtwalls traten seit 1819 parkartige Anlagen, und in neuerer Zeit sind auch die alten Stadthore verschwunden. Unter den Straßen H.s sind besonders hervorzuheben: die einen anmutigen Spaziergang bildenden, an der Binnenalster gelegenen beiden Jungfernstiege und der Alsterdamm. Ein großartiges Netz von unterirdischen Abzugskanälen (Siclen) unterhalb der Stadt leitet allen Unrat aus Häusern und Straßen ab in die Elbe. Die berühmte Stadtwasserkunst, 2 km oberhalb der Stadt, versorgt ganz H. mit frischem Wasser. Von dem Turme derselben hat man eine weitumfassende Rundschau.



Durch den großen Brand von 1842 hat H. zum Teil ein ganz anderes, freundlicheres und großartigeres Ansehen gewonnen, da man bei dem Wiederaufbau nicht nur die engen und trummen Gassen beseitigte, sondern den Straßen zum Teil eine ganz andere Richtung gab. Seitdem man den uralten (1106 erbauten) Dom 1805 wegen Baufälligkeit abgetragen, bestehen fünf prot. Hauptkirchen: die Petri-, Nikolai-, Katharinen-, Jacobi- und Michaeliskirche, außerdem mehrere andere Kirchen und Kapellen in Stadt, Vorstadt und den Vororten, sowie eine Anzahl von Gotteshäusern anderer Konfessionen. Von den 1842 abgebrannten Kirchen ist die Nikolaikirche, nach den Entwürfen des engl. Architekten Scott, in got. Sandsteinbau wieder aufgeführt, neuerdings auch die Petrikirche durch den Wiederaufbau des Turms vollendet. Die von Sonnin im Geschmack des 18. Jahrh. aufgeführte Michaeliskirche hat einen 130 m hohen Turm, der aber von dem 144 m hohen Turm der Nikolaikirche, nächst den Kölner Domtürmen dem höchsten Europas, noch überragt wird. Von den öffentlichen Gebäuden sind besonders hervorzuheben: die Börse, der tägliche Versammlungsort der gesamten Kaufmannschaft und aller mit dem Handel irgend in Beziehung stehenden Personen, ein stattlicher, kurz vor dem großen Brande vollendeter, in neuester Zeit erheblich erweiterter Bau am Adolsplatz; in der Nähe das Bankgebäude und das Patriotische Gebäude, in dessen großem Saale die Bürgerschaft ihre Sitzungen hält; das im alten Waisenhaus befindliche Rathhaus (ein neues soll auf dem Plage hinter der Börse erbaut werden); das Postgebäude (ein neues umfangreiches Reichspostgebäude an der neuen Ringstraße ist [1884] im Bau begriffen); das Seemannshaus am Hafen mit Krankenstation (verbunden mit einer Seemannskasse); das Johanneum; die Kunsthalle; ein in dem Stadtteil St. Georg gelegenes, die Realschule und die Gewerbeschule, sowie das Gewerbemuseum enthaltendes Gebäude; die Deutsche Seewarte auf dem Stintfang; das Justizgebäude vor dem ehemaligen Holstenthore; die Ausstellungshalle vor dem ehemaligen Dammtore u. s. w. Außer mehreren kleinern Bühnen sind zwei größere Theater vorhanden. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen in H. zwei Gelehrtenschulen, das 1528 von Bugenhagen gestiftete Johanneum und das Wilhelms-Gymnasium, eine Realschule, höhere Bürgerschule, Seminare für Volksschullehrer und Lehrerinnen, eine Gewerbeschule und die Navigationschule bei der mit vollständigem astronom. Apparat versehenen Sternwarte unweit des früheren Millerthors. Die Stadtbibliothek zählt gegen 300 000 Bände und 5000 zum Teil sehr wertvolle Handschriften; die treffliche Kommerzbibliothek ist etwa 60 000 Bände stark. Das Naturhistorische Museum zeichnet sich durch Vollständigkeit aus. Die städtische Gemäldegalerie, erst in neuester Zeit, namentlich durch wertvolle Schenkungen, zu einiger Bedeutung gelangt, hat in der erwähnten neuen Kunsthalle, deren Erweiterung projektiert wird, Aufnahme gefunden. Noch sind zu erwähnen die Sammlung Hamburger und deutscher Altertümer, die ethnogr. Sammlung, der botan. und vor allem der zoolog. Garten, einer der größten und reichhaltigsten Europas. Unter den zahlreichen Vereinen für Wissenschaft, Kunst, Handel, gemeinnützige und religiöse Zwecke ist namentlich die 1765 begründete Patriotische Gesell-

schaft hervorzuheben, die sich um das Gemeinwohl die größten Verdienste erworben hat. Nicht minder reich ist H. an milden Stiftungen und wohlthätigen Anstalten. Dahin gehören von öffentlichen Anstalten das Allgemeine Krankenhaus, die 1864 eröffnete Irrenanstalt, das 1853 vollendete Werk- und Armenhaus, das Waisenhaus für 500 Kinder; von Privatanstalten unter anderm die unter dem Namen des Rauhen Hauses bekannt gewordene, von Wichern gestiftete Anstalt für sittlich verwahrloste Kinder; das einem ähnlichen Zwecke gewidmete Pestalozzistift, die Taubstummen-, die Blindenanstalt und das großartige Schröderstift mit fast 200 Freiwohnungen.

Den Haupterwerbszweig der Stadt bildet der Handel, der hier unter allen Plätzen des Kontinents sein größtes Emporium findet. H. ist der erste Welt-handelsplatz des gesamten Deutschen Reichs und wird überhaupt nur von London, Liverpool und Newyork übertroffen. Der Wert der Einfuhr, erstl. Kontanten, die sich nach offiziellen Ausweisen 1861 auf 794 964 000, 1864 auf 936 664 000 Mart belief, war 1875 auf 1701 Mill. und 1882 auf 2085 Mill. Reichsmark gestiegen. Über die Ausfuhr lassen sich keine präzisen Angaben machen. Die Zahl der angekommenen Schiffe stieg in derselben Periode wie folgt: 1861: 1207 Dampf- und 4012 Segelschiffe, zusammen 5219; 1871: 2458 Dampf- und 2981 Segelschiffe, zusammen 5439 mit 1887 505 Registertons; 1875: 2739 Dampf- und 2521 Segelschiffe, zusammen 5260 mit 2117 822 Registertons; 1882: 3601 Dampf- und 2585 Segelschiffe, zusammen 6189 mit 3030 909 Registertons; 1883: 3939 Dampf- und 2413 Segelschiffe, zusammen 6352 mit 3351 670 Registertons. Dagegen liefen aus 1861: 5184 Schiffe, 1871: 2456 Dampf- und 3001 Segelschiffe, zusammen 5457 mit 1886 784 Registertons; 1875: 2730 Dampf- und 2479 Segelschiffe, zusammen 5209 mit 2084 748 Registertons; 1882: 3600 Dampf- und 2567 Segelschiffe, zusammen 6167 mit 3022 027 Registertons; 1883: 3939 Dampf- und 2448 Segelschiffe, zusammen 6387 mit 3353 879 Registertons. Die Zahl der in H. von der Oberelbe angekommenen Flußschiffe betrug im Durchschnitt der J. 1861—70: 5112 mit 6147 563 Etr. Güter; 1875: 4643 Schiffe mit 5981 761 Etr., 1882 dagegen 9380 Fahrzeuge mit 18896 672 Etr. Güter. Der Bestand der eigenen Reederei H.s war 1865 am Jahreschluß: 539 Schiffe mit 188347 Registertons, 1870: 439 Schiffe mit 184 496 Registertons, 1875: 443 Schiffe mit 219 567 Registertons, 1882: 491 Schiffe mit 288 236 Registertons, worunter 162 Dampfschiffe mit 149 774 Registertons. Neben dem Warenhandel bildet das ungemein große Wechselgeschäft einen Hauptzweig des Handelsverkehrs. Der gesamte Geldumsatz desselben stützt sich auf die seit Einführung des Reichsbankgesetzes (1875) errichtete Reichsbankhauptstelle, welche an die Stelle der alten Hamburger (Giro-) Bank getreten ist. Auch haben sich seit 1856 eine Reihe von Privatbanken gebildet, unter welchen die Norddeutsche Bank, die Vereinsbank und die Kommerz- und Discontobank mit einem eingezahlten Kapital von beziehentlich 45, 12 und 30 Mill. Reichsmark besondere Erwähnung verdienen. Ein anderer Hauptzweig im Hamburger Verkehr ist das Seeverversicherungsgeschäft. Die wachsende Bedeutung desselben läßt sich durch die Angabe beweisen, daß für 1882 der Betrag der Versicherung gegen Seegefahr 1828 656 200 Mart

gegen 916582950 Mark im J. 1865 erreichte. Endlich ist als nicht unbedeutende Erwerbsquelle das Auswanderergeschäft anzuführen, welches 1854 50819, 1860 freilich nur 16215, 1865 jedoch schon wieder 42884 und 1872 74406, zwar in den nächsten Jahren infolge der allgemeinen Abnahme der Auswanderung weniger, im J. 1879 nur 24864, dann aber in den J. 1880, 1881, 1882 und 1883 wieder resp. 68887, 123131, 113221 und 89465 Personen von H. aus nach transatlantischen Häfen, namentlich nach Neuyork, beförderte.

Dieser Ausdehnung des allseitigsten Handels-erwerbs gegenüber tritt natürlich die Manufaktur-industrie zurück. Gleichwohl ist auch diese von bemerkenswertem Umfange. Als die wichtigsten Fabrikationszweige sind zu nennen: der Schiffbau auf Werften, deren neuerdings mehrere sehr großartige angelegt worden sind; Zuderfabrikation, Tabaks- und Cigarrenfabrikation, Eisengießerei, Silberschmelzerei, Schiffszwiebackbereitung, Schlächtereier und Fleischfälscherei, Wagenbau (besonders für Eisenbahnen), Journierschneiderei, Mobilienfabrikation, eine von Jahr zu Jahr in größerem Aufschwung sich entfaltende Bierbrauerei, Spiritusfabrikation, Fabrikation von Fischbein und Stöcken, die nach allen Gegenden der Welt ihren Absatz finden, Farbholzertraktfabriken, chem. Fabriken, Färbereien u. s. w. Eine regelmäßige Dampfschiffahrt verbindet H., abgesehen von dem lebhaften Verkehr auf der Elbe, seewärts mit London, Hull, Newcastle, Grimsby, Westhertlepool, Leith, Bergen und Drontheim, Kristiania, Gothenburg, Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Havre und Bordeaux, sowie mit den verschiedenen Häfen von Spanien und Italien und im Sommer während der Badefaison mit Helgoland. Der regelmäßige Verkehr mit Neuyork, Westindien und der Ost- und Westküste von Südamerika sowie mit Ostafrika und Australien wird durch die großen Dampfschiffe der H.-Amerikanischen Palet-fahrt-Aktiengesellschaft, der H.-Südamerikanischen, der Kosmos-Dampfschiffahrtsgesellschaft, der Deutschen Dampfschiffreederei zu H. und Rob. M. Slo-mans Australische Dampfschiffahrt vermittelt. Eine Eisenbahn verbindet H. seit 1846 mit Berlin. Die direkte H.-Lübecker Bahn ist 1865, die von der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft gebaute H.-Venn-looer Bahn 1872, die unterelbische Eisenbahn von Harburg nach Cuxhaven 1881 eröffnet worden. Eine H.-Altonaer Verbindungsbahn behufs Anschlusses an die Kiel-Altonaer Bahn besteht seit 1866.

Das Hamburger Gebiet umfaßt 409,77 qkm Areal und besteht, außer der innern Stadt und den Vororten, aus den nahe bei der Stadt gelegenen Inseln und Dörfern, aus dem Amte Rixdüttel (s. d.) im Nordwesten der preuß. Landdrostei Stade mit dem Flecken Rixdüttel und Cuxhaven (s. d.) und der Insel Neuwerth, sowie aus dem im Osten der Stadt gelegenen Amte Bergedorf (s. d.), gewöhnlich die Werlande genannt, in dessen früher mit Lübeck getheiltem Bezirk sich H. seit 1868 allein befindet. Nach der Zählung vom 1. Dez. 1880 betrug die Gesamtbevölkerung des Hamburgs. Staats 453869 E., wovon 420003 Protestanten, 12063 Katholiken, 16024 Israeliten; davon entfielen auf Stadt und Vorstadt 289869. Von der Gesamtzahl kamen auf das Freihafengebiet (87,88 qkm) 414926, auf das Bollgebiet (322,89 qkm) 38943 Personen.

Nach der Verfassung vom 18. Okt. 1879 sind die Träger der Staatsgewalt der Senat und die

Bürgerchaft. Der Senat besteht aus 18 Mitgliedern, von denen die Hälfte Juristen sein müssen, während 7 von den andern 9 dem Kaufmannsstande anzugehören haben. Die Senatoren werden auf Lebenszeit von Senat und Bürgerchaft gemeinschaftlich gewählt. Die Wahl in den Senat darf bei Verlust des Bürgerrechts wie der öffentlichen Ämter und Ehrenstellen nicht abgelehnt werden. Zwei Syndici und vier Sekretäre sind dem Senat, welcher dieselben selbst erwählt, beigegeben. Ein erster und zweiter Bürgermeister, jährlich in geheimer Abstimmung gewählt, präsidieren den Senatsversammlungen. Die Bürgerchaft besteht aus 160 Mitgliedern, von denen 80 von allen Steuerzahlenden Bürgern, 40 durch die Grundeigentümer und 40 durch die jetzigen und früheren Mitglieder der Gerichte und Verwaltungsbehörden gewählt werden. Die Wahl gilt für sechs Jahre; alle drei Jahre wird die eine Hälfte der Bürgerchaft erneuert. Der aus 20 Deputierten bestehende Bürgerausschuß ist befugt, in einzelnen Fällen Anträge des Senats, namentlich Ausgaben für unvorhergesehene Fälle, zu genehmigen. Im allgemeinen beruht jedoch die Gesetzgebung auf dem übereinstimmenden Beschlusse des Senats und der Bürgerchaft. Seit Einführung der Reichsjustizgesetze am 1. Okt. 1879 besteht in Hamburg ein mit Bremen und Lübeck gemeinsames Oberlandesgericht, ferner ein Landgericht mit mehreren Straf- und Civilkammern sowie mit Kammern für Handelsachen und ein Amtsgericht. Durch die Verfassung ist eine strenge Verantwortlichkeit der Verwaltungsbehörden gewährleistet. Jede Verwaltungsabteilung (Deputation) besteht aus ein bis drei Senatsmitgliedern und einer Anzahl von Bürgern unter dem Vorsteher eines Senatsmitgliedes. Dies gilt auch von der Finanzdeputation, die früher nur aus Bürgern bestand. Die bürgerlichen Mitglieder der Deputationen bekleiden ihr Amt unentgeltlich und dürfen die Wahl nicht ablehnen. Durch das religiöse Bekenntnis wird der Genuß der bürgerlichen Rechte in H. in keiner Weise mehr beschränkt. Durch ein neues Unterrichtsgesetz wurde die allgemeine Schulpflichtigkeit durchgeführt, ein dem entsprechendes, in fortwährender Weiterentwicklung begriffenes Volksschulwesen angebahnt, sowie die Gründung eines Seminars für Volksschullehrer veranlaßt und die Oberleitung und Oberaufsicht über das ganze Unterrichtswesen einer Oberschulbehörde überwiesen.

Finanzen. Die öffentlichen Einkünfte H.s waren von jeher sehr bedeutend, ohne daß die Ausgaben drückend gewesen, bis infolge der schweren Schulden, welche die franz. Herrschaft und später der große Brand über die Stadt gebracht, eine bedeutende Erhöhung der Steuern eintreten mußte. Das Staatsbudget für 1884 weist in Einnahme und Ausgabe eine Differenz von 36985200 Mark auf. Von den Einnahmen fließen aus den Erträgen des Staatsvermögens, der Domänen und Regalien 9609300 Mark, worunter die Gaswerke und die Stadtwasserkunst mit 4264000 Mark figurieren; 21,7 Mill. aus Steuern und Abgaben, unter denen die auf Selbstschätzung beruhende Einkommensteuer mit einem Ertragne von 7,1 Mill.; die Grundsteuer mit 7,2 Mill. und außerdem die Abgabe von den Eigentumsveränderungen der Immobilien mit 1 1/4 Mill. als hauptsächlichste direkte Steuern, die Konsumtions- und die Deklarationsabgabe mit etwa 3 Mill. als wesentlichste indirekte

Steuern hervorzuheben sind, und endlich aus Gebühren und sonstigen verschiedenen Einnahmen etwa 3 Mill. Für außerordentliche Aufwendungen, wie Hafenbauten, Stromregulierungen, Sielanlagen, Schulbauten, Straßenregulierungen u. s. w., werden die Mittel außerhalb des Budgets durch Anleihen oder Anweisung auf die Überschüsse des Jahresbudgets aufgebracht. Es sind für solche außerbudgetmäßige Aufwendungen in den letzten Jahren durchschnittlich etwa 10 Mill. Mark ausgegeben worden. Die Staatsschuld belief sich 31. Dez. 1881 auf 143,8 Mill. Reichsmark.

Zum Deutschen Reichstag entsendet H. drei Abgeordnete. Nach einer am 15. Juli 1867 mit Preußen abgeschlossenen Militärkonvention wurde das frühere hamburg. Kontingent 1. Okt. 1867 aufgelöst, wogegen zwei preuß. Bataillone (Bataillon 1 und 2 des 2. Hanseatischen Infanterieregiments Nr. 76, zum 9. Armeekorps gehörig) dauernde Friedensgarnison der Stadt wurden, um die Militärpflichtigen H.s und seines Gebietes in sich aufzunehmen. Die Landesfarben sind weiß und rot. Das Wappen von H. stellt eine breitärmige silberne Burg in rotem Felde dar; das Wappenschild wird von zwei Löwen gehalten und von einem Helm mit Fahnen und Pfauenfedern bedeckt. Die frühere Handelsflagge (rot mit den drei Mauertürmen in weiß) wird jetzt nur als Nebensflagge benutzt.

Geschichte. H. soll dadurch begründet worden sein, daß Karl d. Gr. zu Anfang des 9. Jahrh. auf der Höhe zwischen der Elbe und dem östl. Ufer der Alster als Vormauer gegen die benachbarten Heiden eine Burg und eine Kirche erbauen ließ. Die eigentümliche Lage des Ortes an den Flüssen Alster und Bille, sowie an demjenigen Punkte der Elbe, wo die Flut aufhört, aus der See hinaufzutreiben, und die Fischerei veranlaßten sehr bald viele, sich daselbst anzubauen. Obgleich die Nachbarn die Anlagen mehrmals zerstörten, wurden sie doch jedesmal schnell wiederhergestellt und H. fortwährend durch neue Anbaue erweitert. Als Handelsort begann es im 12. Jahrh. wichtig zu werden, begünstigt namentlich von Kaiser Friedrich I., der 1189 die Elbe von H. bis zur Ausmündung von jedem Zoll befreite, und Kaiser Otto IV., der H. zur freien Reichsstadt erhob. Bereits im Besitze eines ansehnlichen Gebietes und einer Menge Immunitäten, hob sich die Stadt als Mitglied der Hanse, zu der sie durch ihre Handelsverbindung mit Lübeck 1241 den Grund legte, immer mächtiger empor. Auch erwarb sie immer mehr Güter und Dörfer in der Nähe und 1394 das Amt Rixbüttel. Auch nach dem Verfall der Hanse wußte sich H. frei, seinen eigentümlichen Handel blühend zu erhalten, und seine hanseatische Verbindung mit Lübeck und Bremen bestand ununterbrochen bis 1810 und wurde auch 1813 und 1814 wieder angeknüpft. Die Einführung der Reformation geschah ohne bedeutende Unruhen durch den Knecht vom 18. Febr. 1529. Doch behauptete sich im Besitze des Doms fortwährend der Bischof von Bremen, und im Westfälischen Frieden kam derselbe an Schweden, später mit dem Herzogtum Bremen an Hannover. Er erhielt 1618 von dem Reichskammergericht die Reichsstandschaft ausdrücklich zuerkannt. Dies gab Dänemark Veranlassung, die Stadt mit Krieg zu bedrohen, die nur durch große Opfer den Frieden zu erlangen und endlich zum ruhigen Besitze der Reichsstandschaft zu gelangen vermochte. Der Dreißigjährige Krieg,

während dessen ganzer Dauer sie keinen Feind in ihren Mauern sah, führte ihr eine Menge neuer Bewohner zu. Dennoch herrschten im 17. Jahrh. in der Stadt fortwährende Unruhen, die wiederholt zu Aufständen gegen den Senat führten und 1708 eine so gefährliche Revolte veranlaßten, daß die angesehensten Bürger das Reich um Vermittelung angingen, worauf der Knecht von 1712 zu Stande kam, auf dem die frühere Verfassung H.s beruhte.

Während sich die Bürgerzahl durch neue Einwanderungen vom Rhein, aus den Niederlanden und aus Frankreich schnell mehrte, hob sich auch der Handel der Stadt zur höchsten Blüte. Besonders gewann derselbe durch den unmittelbaren Verkehr mit den amerik. Freistaaten, sowie durch die Kriege in den Niederlanden und am Rhein, infolge deren sich ein bedeutender Teil des dortigen Handels nach H. zog. Im J. 1803 wurde der Stadt endlich auch der Dom nebst Zubehör zufolge des Reichsdeputationshauptschlusses abgetreten und ihre Selbständigkeit, besonders Dänemark gegenüber, von neuem anerkannt. So war H. zu Anfang des 19. Jahrh. einer der reichsten und glücklichsten Freistaaten. Das Einrücken der Franzosen in Hannover 1803 hatte jedoch auch für H. bald sehr nachteilige Folgen. Die Stadt sah sich gezwungen, den hannov. Ständen 2125000 Mark Do. vorzuschießen. Die Franzosen bemächtigten sich 1806 des Amtes Rixbüttel, um den Engländern die Elbe zu sperren, und nach der Schlacht bei Lübeck rückte 19. Nov. 1806 eine franz. Besatzung unter Mortier in die Stadt selbst ein, worauf England eine strenge Blockade der Elbe verfügte. H. mußte nun seinen Seehandel über Lönningen und Husum treiben, und was durch das hannoversche und die Elbe aufwärts verschickt werden sollte, mußte als nichtbrit. Ursprungs dokumentiert werden. Nach dem Frieden von Tilsit wurde die Stadt zwar wieder von den franz. Truppen geräumt und unabhängig; doch war dies nur ein Schatten der vorigen Unabhängigkeit. Auch ward sie fortwährend von franz. Befehlshabern auf mancherlei Weise ausgezogen und litt infolge der Dekrete Napoleons, die, soweit sie reichten, alles Leben der Gewerbe und des Handels lähmten, unberechenbar. Endlich wurde H. sogar durch das Dekret vom 13. Dez. 1810 dem franz. Reiche förmlich einverleibt und der Hauptstadt des neu geschaffenen Departements der Elbemündungen. Nachdem 18. März 1813 der russ. Oberst Lettenborn die Stadt besetzt, stellte dieselbe sofort ihre frühere Verfassung wieder her und rüstete sich zur Teilnahme an dem Kampfe gegen Frankreich. Allein sehr bald drängten die Franzosen durch überlegene Macht die Verbündeten zurück, bemächtigten sich wieder des linken Ufers der Niederelbe und begannen in der Nacht auf den 20. Mai, nachdem tags vorher die wenigen dän. Hilfstruppen abgezogen, die Stadt mit Haubitzgranaten zu beschießen. Es entwickelten sich Mißverständnisse zwischen den Anführern des Militärs und dem Senat, wodurch letzterer sich veranlaßt fand, auf den Ruffall dän. Vermittelung nachzusuchen. Diese trat schon 29. Mai ein, wo Lettenborn die Stadt räumte. Noch ehe eine Kapitulation zu Stande gebracht werden konnte, rückten die Dänen als franz. Bundesgenossen und 30. Mai abends der Marschall Davoust mit zahlreichen franz. Truppen in die Stadt ein. Teils um die Stadt zu besetzen, teils um sie zu züchtigen,

wurden die härtesten Maßregeln schonungslos ins Werk gesetzt. Man trieb eine Geldbuße von 48 Mill. Frs. teilweise ein, und Davoust nahm 5. Nov. die Bank mit 7506956 Mark Bco. in Beschlag. Ende 1813 waren nach und nach mehr als 30 000 Menschen aus der Stadt getrieben und der Strenge des Winters preisgegeben. Gleichzeitig ließen die Franzosen die Wohnungen von etwa 8000 G. in den nächsten Umgebungen der Stadt so rasch niederbrennen, daß durchaus nichts gerettet werden konnte. Da die Russen, welche unter Wallmoden und dann unter Bennigsen gegen H. standen, zu schwach waren, um eine Belagerung zu unternehmen, so blieb Davoust bis nach Vennigung des Kriegs im Besitz der Stadt, die er erst 31. Mai 1814 räumte, und die nun Bennigsen bis zu Ende des Jahres besetzt hielt. Den Verlust der Stadt allein 1813 schlägt man, außer den geraubten Bankgeldern, zu 57 Mill. Mark Bco. an, während sie 1806—14 an 140 Mill. Mark Bco. (210 Mill. Reichsmark) an Frankreich verloren haben soll.

Bereits 26. Mai 1814 begann der Senat im Verein mit einer von der Bürgerschaft erwählten Deputation von 20 Mitgliefern, den sog. Zwanzigern, die Reorganisation des Staats, und es wurde im wesentlichen die Verfassung, wie sie vor 1810 bestanden, wiederhergestellt. Als Freie Stadt trat H. 1815 dem Deutschen Bunde bei. Während die eingedrückten Vorstädte und Landhäuser schnell und schöner als zuvor emporstiegen, hob sich auch wieder mächtiger als zuvor der Handel, denn die Hanbelskrisen von 1825 und 1826, 1837, sowie die größte von 1857 nur wenig schädeten. Ein furchtbarer Brand, der vom 5. bis 8. Mai 1842 in den Straßen H.s wüthete, zerstörte einen großen Teil der innern Stadt, überhaupt 4219 Gebäude in 75 Straßen, darunter drei Kirchen und eine große Zahl öffentlicher Gebäude, kostete mehr als 100 Menschen das Leben und richtete einen kaum zu berechnenden Schaden an. Selbst durch dieses große Unglück zeigte sich jedoch der Kredit der Stadt nicht beeinträchtigt. Sie entwickelte sofort ihre großen Hilfsquellen und hob sich aus der Asche nur um so schöner empor. Schon nach 1842 begannen die Bestrebungen, die veraltende Staatsverfassung H.s zeitgemäß umzugestalten. Dieselbe war eine Aristokratie des Grundbesitzes und beruhte auf dem durch kais. Kommissarien errichteten Haupttreß von 1712. An der Spitze des Staats stand der sich selbst ergänzende Senat, der jedoch ohne Zustimmung der erbgelesenen, d. h. der bevorrechtigten, Grundeigentum besitzenden Bürger keine Gesetze beschließen konnte. Eine eigene Kommission von Bürgern, die Rämmeri, hatte die Verwaltung der Finanzen. Die Reformbestrebungen erhielten durch die Bewegungen von 1848 einen neuen Impuls. Die im Dezember desselben Jahres von der gesamten Bevölkerung H.s gewählte konstituierende Versammlung von 188 Mitgliefern arbeitete den Entwurf einer neuen Verfassung aus. Doch weder dieser noch der später von einer Kommission von neun Mitgliefern (fünf Bürger und vier Senatoren) ausgearbeitete Verfassungsentwurf (die sog. Neuner-Verfassung) gelangten bei dem Widerstreben des Senats und zum Teil auch der Bürgerschaft zur Ausführung, und erst 28. Sept. 1860 konnte die Verfassung publiziert werden, welche mit den Modifikationen vom 13. Okt. 1879 noch in Kraft ist.

Das Jahr 1866 wurde auch für H. bedeutend. Nachdem es am Bunde mit Lübeck und Bremen gegen den verhängnisvollen österr. Antrag vom 14. Juni auf Mobilisierung gestimmt hatte, trat es bald-darauf dem preuß. Bündnis bei und unterzeichnete 18. Aug. mit den meisten deutschen Kleinstaaten den Vertrag mit Preußen, aus welchem im nächsten Jahre der Norddeutsche Bund hervorging.

Bereits Anfang 1867 übertrug H. sein Militärwesen an Preußen; Mitte desselben Jahres erfolgte im Einverständnis mit Lübeck und Bremen die Abberufung der bisherigen hanseatischen Gesandten in London und Paris; das gesamte Konsularwesen ging schon kraft der Norddeutschen Verfassung auf den Bund über. Von besonderer Bedeutung wurde für H. die Neugestaltung Deutschlands auf wirtschaftlichem Gebiete; die Norddeutsche Verfassung bestimmte (Art. 33 u. 34), daß der Bund ein gemeinsames Zoll- und Handelsgebiet bilde, daß aber die Hansestädte mit einem dem Zweck entsprechenden Teile ihres Gebietes als Freihäfen außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze bleiben sollten, bis sie ihren Einfluß in dieselbe beantragen würden. Lübeck fand es seinem Interesse gemäß, in den Zollverein zu treten, in H. sprach sich wie in Bremen die überwiegende Mehrheit für die Erhaltung der Freihafenstellung aus. Der Eintritt Schleswig-Holsteins und Mecklenburgs in den Zollverein, welcher nunmehr H. ganz umgab, machte für dasselbe ähnliche Einrichtungen notwendig, wie sie 1857 in Bremen nach dem Eintritt Hannovers getroffen wurden. Ein Teil des hamburg. Gebietes trat in den Zollverein und für die Bewohner dieses Teiles partizipiert H. wie alle Vereinigten Staaten an den gemeinsamen Einnahmen. Die Stadt, Vorstadt St. Pauli und ein entsprechend abgerundeter Teil des die Stadt umgebenden Landes wurde mit Altona zu einem Freihafengebiet vereinigt. Für diesen Teil seines Gebietes zahlte H. an die Bundeskasse den auf die Zollvereinsbevölkerung entfallenden Kopfanteil, für die städtische und vorstädtische Bevölkerung nebst einem Teil der Bewohner der Vororte, zusammen 343 484 G., aber ein Zuschlagsverum von 5 Mark pro Kopf. Auf den Bahnhöfen wie auf der Post sind Zollabfertigungsstellen eingerichtet. Neben dem Berliner Bahnhof ist ein weitläufiges Gebäude für die Warenverzollung im großen aufgeführt. Außerdem wurde auf hamburg. Kosten die große Zollvereinsniederlage erbaut, in welcher Zollvereinsgüter frei eingehen, Hamburg, und ausländische Güter verzollt werden können, während für beide die Möglichkeit der Sortierung gegeben ist. Infolge der Vereinbarung zwischen der Reichsregierung und Hamburg vom 25. Mai 1881 über den Eintritt Hamburgs in den Zollverein wird eine wesentliche Veränderung in den vorstehenden Verhältnissen erfolgen. Nach dem 1. Okt. 1888 tritt die Stadt mit ihrem ganzen Gebiet, jedoch mit Ausschluss eines Freihafenbezirks, dem Reichszollgebiete bei. Dieser Freihafenbezirk umfasst die Niederelbe bei Hamburg, die Hafen- und Quaianlagen daselbst, nebst einem Teile der dieselben begrenzenden Straßen der bisherigen Wohnstadt und die der Stadt gegenüber liegenden Elbinseln; innerhalb dieses lediglich von außen zollamtlich zu bewachenden Freihafenbezirks ist die Bewegung der Schiffe mit Waren von jeder Zollkontrolle befreit und die unbeschränkte Anlegung von industriellen Großbetrieben gestattet, die Herstellung von Wohnungen jedoch

nur ausnahmsweise für Betriebs- und Aufsichts-zwecke erlaubt. Zur Herbeiführung dieses Zustandes sind umfassende Bauarbeiten in Angriff genommen, welche die Beseitigung von ungefähr 500 Privatgrundstücken notwendig machen und deren Kosten auf mehr als 106 Mill. Mark veranschlagt sind, wozu das Reich einen Beitrag von 40 Mill. leistet. Zwischen der in das Bollgebiet einzubeziehenden Wohnstadt und den Quaihäfen soll eine neue Lagerstadt mit 40000 qm Speicherterrain errichtet und mit tiefen Kanälen durchzogen werden; der Niederhafen soll zum Teil an das der Stadt gegenüberliegende Elbufer verlegt werden, wo neue große Hafenanlagen hergestellt werden.

Litteratur. Außer vielen andern Schriften Lappenberg's (s. d.) vgl. dessen »Hamburg. Urkundenbuch« (Hb. 1, Hamb. 1849), die »Zeitschrift« des von ihm gegründeten Vereins für hamburg. Geschichte (seit 1841) und die »Mittheilungen« dieses Vereins (seit 1879); ferner Geh. »H. s. topogr., polit. und histor. Beschreibung« (2. Aufl., 3 Bde., Hamb. 1810—11); Wärmann, »Hamburger Denkwürdigkeiten« (2 Bde., Hamb. 1817—20); derselbe, »H. s. Chronik« (2. Aufl., Hamb. 1822); Beneke, »Sagen und Geschichten« (1852); derselbe, »Hamburg. Geschichten und Denkwürdigkeiten« (Hamb. 1856); Nebemeyer, »Hamburgische Topographie«; derselbe, »Zur Statistik und Topographie der Freien Stadt H.« (Hamb. 1847); Wischmann, »Heimatskunde« (Hamb. 1863); Gallois, »Geschichte der Stadt H.« (Hamb. 1867); derselbe, »Hamburg. Chronik« (2. Aufl., 5 Bde., Hamb. 1870); die Publikationen des Statistischen Bureau: »Statistik des hamburg. Staats« (seit 1867), »H., die Stadt, die Vororte, Gemeinden, Ortschaften des hamburg. Staats« (1876) und »Statist. Handbuch für den hamburg. Staats« (1880 sq.); Gädchens, »Histor. Topographie der Freien und Hansestadt H.« (2. Aufl., Hamb. 1880); Seelig, »Führer durch H., Altona und Umgegend« (10. Aufl., Hamb. 1883); »Hamburgs Handel und Schifffahrt 1882« (Hamb. 1883).

Hamburger Bankfuß, s. unter Münzfuß.

Hamburger Weiß, s. unter Bleiweiß, Hb. III, S. 166*.

Hambye, Dorf im franz. Depart. Manche, Arrondissement Coutances, nahe rechts von der zum Meere gehenden Sienne, hat Wollspinnereien, Fabriken von Drogett und Öl, und zählt (1876) 307, als Gemeinde 2610 E. Von einer 1145 hier gegründeten wichtigen Abtei (Ambia) sind noch schöne Reste aus dem 12. und 13. Jahrh. vorhanden.

Hambaniden ist der Name einer kleinen arab. Dynastie, welche in Aleppo und Mossul von 929 bis 978 regierte. Ihre Vorfahren hatten zum Teil bedeutende Ämter am Hofe der abbasidischen Kalifen bekleidet. Einer derselben, 'Abd allah 'Abū l-habib bin Hamban, der sich an einem Aufstand gegen den Kalifen Me'tadib beteilig't hatte, wurde 929 erschlagen. Er hinterließ zwei Söhne, Saif-al-baula und Nāfir al-baula, welche der Kalif al-Rādhī billāh mit Provinzen seines Reichs, und zwar erstern mit Aleppo, letztern mit Mossul belehnte. Trotz ihrer, wenigstens nominellen Abhängigkeit von der Macht des Kalifats spielten sie doch die Rolle selbständiger Herrscher, prägten Münzen auf ihren Namen und führten selbständig Kriege, namentlich gegen die Byzantiner. Als Saif-al-baula im J. 967 starb, folgte ihm sein Sohn Sa'b-al-baula 'Abū l-Ma'all. Des erstern

Bruder, Nāfir al-baula, wurde im J. 969 von seinem eigenen Sohne 'Ubbat-al-baula 'Abū Taghlib entthront und wahrscheinlich ermordet. 'Abū Taghlib bemächtigte sich der Herrschaft, lebte aber in fester Fehde mit seinem Vetter und konnte dem Antrage der Bujsiden keinen kräftigen Widerstand leisten. Im J. 987 war der Verfall der Dynastie besiegelt; 'Abū Taghlib wurde 979 enthauptet.

Sameltn (Ferd. Alphonse), franz. Admiral, geb. 2. Sept. 1796 zu Pont l'Évêque im franz. Depart. Calvados, trat frühzeitig in den Seebienst, wurde 1842 Kontreadmiral, 1844 Geschwaderchef im Stillen Ocean, von wo er kurz vor dem Ausbruche der Februarrevolution 1848 nach Frankreich zurückberufen und 7. Juli zum Vizeadmiral befördert wurde. Im J. 1849 war H. Seepräfekt von Toulon und Mitglied des Admiralitätsrats, befehligte 1853 das Übungsgeschwader des Mittelmeers und führte dasselbe bei dem Ausbruche des Orientkriegs nach der Besilabai, sowie, nachdem die brit. Flotte dort eingetroffen war, im November nach dem Schwarzen Meere, wo er 22. April 1854 Odessa ohne sonderlichen Erfolg bombardierte. Im Kriegsrat der Verbündeten zu Warna gab H. 26. Aug. in Verbindung mit Admiral Bouët-Willaumez den Ausschlag für die Landung in der Krim und deckte den Truppentransport, sowie die Ausföhrung des Heeres bei Eupatoria. Mit seinem Flaggschiff Ville de Madrid nahm H. 17. Okt. räumlichen Anteil an der fünfständigen Beschießung der Seeforts von Sewastopol, wobei sein Schiff schwere Verluste erlitt. Am 23. Dez. lehrte H. nach Frankreich zurück, wurde zum Admiral befördert und in den franz. Senat berufen, übernahm im April 1855 die Leitung des Marineministeriums, daneben zeitweilig auch die des Kriegsministeriums, und starb zu Paris 16. Jan. 1864.

Sameln, Kreisstadt im preuß. Landdrosteibezirke Hannover, 40 km südwestlich von der Stadt Hannover, an der Hamel und Weser, über welche eine Kettenbrücke führt, und an den Linien Hannover-Altenbeken und Bienenburg-Löhne der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, Kreisamts, Amts und einer Oberförsterei, hat vier Kirchen, darunter das 1872 restaurierte Münster, ein städtisches Gymnasium mit Realchule, eine höhere Mädterschule, eine Privattöchterchule, eine internationale Privatlehranstalt, ein 1862 erbautes Invalidenstift, ein Hospital mit Armen- und Waisenhaus und ein Bezirksgefängnis und zählt (1880) 10924 meist prot. E., die eine Maschinenaubauanstalt, zwei große Mühlen, Spinnereien und Brennerien unterhalten, Ackerbau, Fischerei, namentlich Lachsang, und Dampfschiffahrt treiben, welche letztere durch die 1734 angelegte, 1872 restaurierte und für Dampfschiffe passierbar gemachte Schleuse nicht mehr von dem gefährlichen Sameler Loch gehemmt ist. Durch Dampfboote steht H. mit Karlsruhen und Münden in Verbindung. Die Überreste der alten Ringmauern mit einigen Wassertürmen haben der Stadt ihren mittelalterlichen Charakter bewahrt. — H. verdankt dem Stifte St. Bonifat seinen Ursprung. Karl d. Gr. übergab das Stift im Weltlichen dem Abt von Fulda, im Geistlichen dem Bischof von Minden; die Grafen von Everstein hatten die Schutvogtei. Bereits im 11. Jahrh. war H. als Stadt vorhanden, und später erscheint es als Mitglied der Hanse; 1269 wurde die Stadt

von Fulda an den Bischof von Minden verkauft, und als über diesen Kauf eine bestige Fehde entstand, in welcher durch die Schlacht bei Sehemünde (28. Juli 1259), zwischen Springe und Altenhagen, viele Bürger das Leben verloren, kam sie an das Haus Braunschweig. Die Stadt ist kriegsgeschichtlich bekannt durch die Schlacht der Schweden gegen die Kaiserlichen 1633, durch ihre ehemalige Festung, deren Werke besonders seit dem Siebenjährigen Kriege angelegt, aber 1807 gänzlich abgetragen wurden, sowie durch verschiedene Kapitulationen von 1757, 1803 und 1806.

An die Stadt knüpft sich auch die alte Sage vom Rattenfänger von Hameln, durch Joh. Wolff (9. Aufl., Berl. 1888) poetisch, als Oper von Victor Repler (1879) bearbeitet. Am 26. Aug. 1259 soll nämlich ein Zauberer mittels einer Pfeife alle Ratten der Stadt und der Umgegend in die Weser geführt, aber, als die Hameler den ihm versprochenen Lohn nicht zahlten, eine andere Weise geblasen haben, worauf ihm sogleich alle Kinder nach dem Koppelberge in der Nähe der Stadt gefolgt seien. Dieser habe sich aufgethan und, nachdem Mann und Kinder hineingegangen, wieder geschlossen. Nur ein einziges Kind, das sich verspätet, blieb zurück und erzählte die Begebenheit. Nach einiger Zeit läßt die Sage die Versuchswunden in Siebenbürgen wieder zum Vorschein kommen und dort eine deutsche Kolonie begründen.

Vgl. Sprenger, *Geschichte der Stadt H.* (Hannov. 1826; 2. Aufl., bearbeitet von Reizenstein, Hameln 1861); *H. und Bad Pyrmont* (Hameln 1888). Der Kreis Hameln zählt auf 640 qkm (1890) 52 260 E.

Hamerten, s. Thomas a Kempis.

Hamertling (Hob.), deutscher Dichter, wurde 24. März 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich geboren. Nachdem er vier Jahre als Chorist in dem Cistercienserkloster Zwettl zugebracht und das Gymnasium in Wien besucht hatte, ließ er sich 1848 in die mediz. Fakultät inskribieren. Neben naturwissenschaftlichen Studien trieb er auf der Universität mit Eifer klassische und orient. Philologie sowie Philosophie. Im J. 1855 wurde er Professor am Gymnasium zu Triest, eine Stellung, die ihm bei einem chron. Unterleibsleiden bald lästig wurde. Seine Jugendgedichte erschienen gesammelt unter dem Titel *«Sinnen und Rinnen»* (Prag 1869; in sehr vermehrter 6. Aufl., Hamb. 1877); sie zeigten den Schwung ernster Gedankendichtung. Noch mehr trat derselbe hervor in einer Reihe von Dichtungen: *«Venus im Exil»* (Prag 1868; 4. Aufl., Hamb. 1873), *«Ein Schwanenlied der Romantik»* (Hamb. 1869; 4. Aufl. 1873), und der *«Cangone»* *«Germanenzug»* (Wien 1864; 4. Aufl., Hamb. 1873). Von diesen Dichtwerken erschien eine verbesserte Gesamtausgabe unter dem Titel *«Gesammelte kleinere Dichtungen»* (Hamb. 1871; 3. Aufl., Hamb. 1877). Größern Erfolg hatte das Epos *«Alasver in Rom»* (Hamb. 1866; 13. Aufl. 1881). In demselben Geiste gehalten sind seine spätern größern epischen Dichtungen *«Der König von Eien»* (Hamb. 1868; 7. Aufl. 1876) und *«Die sieben Todskinder»* (6. Aufl., Hamb. 1876). Schon nach *«Alasver in Rom»* hatte H. um die Erthebung von seiner Lehrerstelle in Triest gebeten; ein kais. Gnadenakt erhöhte 1866 seine Pension, und eine eble, dem Dichter persönlich fernstehende Dame in Wien that einen weitem Schritt, um dem

Dichter die ausschließliche Hingabe an die Poesie zu ermöglichen. H. hat seitdem Graz zu seinem Wohnort gewählt. Auf dramatischem Gebiete versuchte er sich in der Tragödie *«Danton und Robespierre»* (Hamb. 1871; 4. Aufl. 1877), einer tragischen Studie, die an Büchner und Griepenkerl erinnerte, ferner in dem Lustspiel *«Lorb Lucifer»* (Hamb. 1880). Außerdem sind zu erwähnen das zweiactige Scherzspiel *«Leut»* (3. Aufl., Hamb. 1877), ferner eine Übersetzung der *«Gedichte»* des Leopoldi (Hildburgh. 1866), der *Roman «Aspasia»* (2. Aufl., 3 Bde., Hamb. 1876), eine geistreiche und feinsinnige Schilderung des vorclassischen Zeitalters, die Novelle *«Die Waldsängerin»* (Berl. 1890) und *«Amor und Psyche»*. Dichtung in sechs Gesängen (mit Illustrationen von Thumann, 3. Aufl., Lpz. 1886). Ein Dendmal wurde ihm 28. Juli 1888 auf dem Boreinsberge bei Schrems enthüllt.

Hammerl (Jos.), namhafter Arzt und Kliniker, geb. 18. Aug. 1810 zu Prag in Böhmen, widmete sich in Prag und Wien dem Studium der Medizin, ließ sich 1838 als praktischer Arzt zunächst in Lahr, später in Budweis nieder, wurde 1841 unter Oppolzer Secundärarzt am Krankenhaus in Prag, 1845 Oberarzt an der klinischen Abteilung für Bruchkrankheiten dazuläßt und, nachdem er 1848 als Abgeordneter für Neubaus in Böhmen dem österr. Reichstag angehört hatte, 1849 zum ord. Professor der Medizin an der Universität Prag ernannt. Im J. 1853 von dem Ministerium Thun seiner Professur enthoben, widmete er sich ausschließlich der ärztlichen Praxis und gehörte bald zu den gesuchtesten Ärzten Prag's. H. ist ein eifriger Anhänger der wiener Schule und hat sich um die Ausbildung der physik. Diagnostik große Verdienste erworben; in der Therapie vertritt er die Ansicht, daß die Medicamente in gar keiner Beziehung zu den Krankheiten stehen. Er hält den parasitären Ursprung der Infektionskrankheiten für eine un begründete Theorie und ist ein Gegner der Impfung. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: *«Physiopathol. Untersuchungen über die Erscheinungen an den Arterien und Venen»* (Prag 1847), *«Carditis als Ursache von Klappeninsufficienz»* (Prag 1848); *«Die Cholera epidemica»* (Prag 1860), *«Gedanken über die Vaccination»* (Prag 1867), *«Das Herz und seine Bewegung»* (Prag 1866), *«Grundzüge der Physiologie und Pathologie des Herzens»* (Prag 1864).

Hamillar heißen mehrere berühmte Kärthager. Besonders berühmt sind folgende:

Hamillar, des Hanns oder Rago Sohn, fiel 480 v. Chr. in der Schlacht bei Himera, in der er von Gelon besiegt wurde.

Hamillar, der Kärthager Oberbefehlshaber im ersten Punischen Kriege, kämpfte zuerst glücklich gegen die Römer zu Lande, lieferte dann 267 v. Chr. eine, wie es scheint, unentschieden gebliebene Seeschlacht am Tyndarischen Vorgebirge, verlor aber 266 v. Chr. zusammen mit Hanns die große Seeschlacht beim Berge Scumous gegen Lucius Atilius Balbo und Marcus Atilius Regulus, und ward das Jahr darauf in Africa mit seinem Vorgesetzten Vostar und Hasdrubal bei Myds besiegt und mit Vostar gefangen genommen.

Hamillar, genannt Verlas, b. i. der Vög. der Vater des großen Hannibal (s. d.), wurde als hunger Mann 247 Oberfeldherr der Kärthager im

ersten Punischen Kriege und behauptete sich auf dem Berge Girtie (Monte-Pellegrino) bei Panormus (Palermo) drei Jahre lang gegen die Römer. Er nahm hierauf in der Stadt Erge, die er eroberte, zwischen den beiden Lagern, welche die Römer auf dem Gipfel und am Fuße des gleichnamigen Bergs hatten, eine feste Stellung und hielt die Entscheidung des Kriegs hin bis 241, wo ihn der Seesieg des Gaius Lutatus Catulus über Hanno bei den Agatischen Inseln zur Schließung des Friedens nötigte. Nach der Rückkehr rettete er seine Vaterstadt, indem er nach dreijährigem Kriege (241—238) die Söldner und afrik. Unterthanen, die sich gegen Karthago empört hatten, überwand. Um seinem Staate neue Hilfsquellen, sich selbst eine sichere Stellung gegen die ihm feindliche Partei des Hanno zu verschaffen, führte er nachher seine Truppen nach Spanien, wo er, nachdem er den südl. und westl. Teil des Landes unterworfen hatte, 229 den Tod fand.

Hamilton, Stadt in der schott. Grafschaft Lanark, 16 km im SO. von Glasgow, links am Avon, unweit von dessen Mündung in den Clyde, in reicher, höchst malerischer Landschaft, ist von zahlreichen Hüllen der Bewohner von Glasgow umgeben, zählt (1881) 13 997 E., welche Weberei und Fustellindustrie treiben, Gartengemüse und berühmte Äpfel gewinnen. In der Nähe findet bedeutender Kohlen- und Eisenbergbau statt. Der Ort stammt aus dem 15. Jahrh. Unmittelbar östlich liegt Schloss Hamilton, der Sitz des Herzogs von H. und Brandon, des ersten Peers von Schottland, 1822 erbaut. Die Front, mit ionischen Säulen, ist in seinem vorspringenden Portikus dem Jupiter-Stator-Tempel in Rom nachgeahmt; sie ist 80 m lang. Die reichen Kunstschatze des Palastes wurden 1882 versteigert; die sehr wertvolle Handschriftensammlung wurde von der preuss. Regierung angekauft und kam 1. Nov. 1882 unverfehrt in Berlin an. Die rein wissenschaftlichen Handschriften kamen in die königl. Bibliothek, die illuminierten, worunter der von Sandro Botticelli mit Zeichnungen versehene Dante, bilden einen Bestandteil des Kupperkabinetts im Neuen Museum. Im Park steht das vom zehnten Herzog errichtete Mausoleum, eine Nachahmung der Engelsburg, auf quadratischer Basis, im Innern mit einer achtseitigen Kapelle. Etwa 8 km im SO. entfernt liegt auf einem 60 m hohen Hügel am Avon die Ruine von Cadzow Castle, dem ursprünglichen Siege der Hamiltons.

Hamilton, Name mehrerer Städte in den Vereinigten Staaten von Amerika:

Hamilton im Staat Newyork, County Madison, am Chenangofluß und an der Utica-Zweigbahn der Newyork- und Oswego-Midland-Eisenbahn, ist ein gewerblicher Ort und dadurch besonders bekannt, daß sich hier die drei höchsten Unterrichtsanstalten, das Hamilton Theological Seminar, die Madison-Universität und die Colgate-Akademie vereinigt finden.

Hamilton im County Butler, im Staate Ohio, an beiden Seiten des Miamiufusses und am Miami-Kanal, sowie am Kreuzungspunkte der Cincinnati-H. und Dayton-Cincinnati-Richmond- und Chicago- und Cincinnati-H. und Indianapolis-Eisenbahnen, liegt 82 km nördlich von Cincinnati und zählte (1890) 12 122 E., die sich vorzugsweise in industriellen Anlagen, wie Eisenwerken, Fabriken, Mühlen und Brauereien beschäftigen.

Hamilton, Hauptstadt des White Pine-Begriffs, der reichen Gold- und Silbergebirge im Staat Nevada, liegt etwa 2400 m über dem Meerespiegel und wurde 1868 infolge der Entdeckung der reichen Schätze an Edelmetallen angelegt; 1870 zählte es 3913 E., welche sich aber wieder verminderten, als eine Feuersbrunst 1873 das Städtchen heimsuchte und die Wirklichkeit nicht den von den Goldsuchern gehegten Erwartungen entsprach.

Hamilton, Hafenstadt in der Provinz Ontario der brit. Dominion of Canada, County Wentworth, an der Burlingtonbai des Ontariosees schon gelegen, mit bedeutendem Handel und großen Eisenbahnwerkstätten, zählt (1881) 35 961 E.

Hamilton, berühmtes schott. Geschlecht, soll nach einer sehr zweifelhaften Sage von Gilbert abstammen, dessen Vater, William de H., unter Eduard I. Großkämpfer von England war. Gilbert stiftete den Mönchling Edwards II., John Spencer, im Zweikampf und flüchtete sich nach Schottland zu Robert Bruce, der ihn 1328 mit der Burg Cadzow, dem jetzigen Residenz Hamilton in der Grafschaft Lanark, besetzt haben soll. Doch gehörte ein Sir Walter de H. schon 1292 zu den schott. Edeln, welche Eduard I. den Eid der Treue leisteten, und wahrscheinlich ist es dieser gewesen, der von Robert Bruce die Herrschaft Cadzow erhielt. — Einer seiner Nachkommen, James H., gest. 1460, wurde, da er dem Hofe gegen die Douglas beigestanden, 1456 zum Lord H. und Peer von Schottland erhoben. — Noch mehr stieg das Ansehen des Hauses, als dessen Sohn und Erbe, James H., gest. 1479, die älteste Schwester Jakob III., Maria, heiratete und dadurch die Grafschaft Arran an die Familie brachte. — James H., durch das Erbe seiner Mutter Graf von Arran (seit 1507), nahm während der Minorität Jakob V. Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten, ward 1517 Mitglied der Regierung und starb 1529. — Dessen Sohn James, zweiter Graf von Arran, wurde 1549 von Heinrich II. von Frankreich auch mit dem Herzogtum Echartelherbult in Poitou beschenkt. Das schott. Parlament hatte ihn nach dem Tode Jakob V. (1542) zum präsumtiven Thronerben erklärt und ihm während der Minderjährigkeit der Königin Maria Stuart die Regentschaft übertragen. Weil indes H. anfangs die Reformation begünstigte und die engl. Partei unterstützte, machten ihm der Cardinal Beaton, die Königin-Mutter, Maria von Guise und der Graf Lennox die Staatsverwaltung streitig. Im J. 1564 legte H. die Regentschaft zu Gunsten der Königin-Mutter nieder. Er selbst und sein Bruder John H., der als Staatssekretär und Bischof von St. Andrews eine wichtige Rolle spielte, hielten in den kirchlichen Kämpfen zur luth. Partei, während die andern Glieder des Hauses eifrige Protestanten waren. In den polit. Wirren, die mit der Rückkehr der Königin Maria Stuart begannen, standen die H. schon im Familieninteresse auf der Seite der Königin. Nachdem Maria entsetzt und Murray, ihr natürlicher Bruder, 1567 die Regentschaft an sich gerissen, bildeten die H. die Partei der Königsfreunde. Diese Partei bestimmte Maria zum Widerruf der Resignation und veranlaßte 15. Mai 1568 das Treffen beim Dorfe Langside, nach welchem Maria nach England flüchten mußte. Jetzt brachen auch die Verfolgungen über das Haus H. herein. Ein gewisser

James H., der im Treffen gefangen und seiner Güter beraubt worden war, tötete 1570 den Regenten Murray und entfloh nach Frankreich. Die H. erhielten hiermit einen Augenblick das Übergewicht, bis Graf Lennox durch engl. Einfluß zur Regentschaft gelangte und den Erzbischof von St. Andrews 1571 zu Stirling aufknäpfen ließ. Jetzt trat der träge Herzog von Chätelherault endlich selbst an die Spitze seiner Partei, erklärte sich mit vielen Großen für die in England gefangene Königin Maria, besetzte Edinburgh und eroberte Stirling, wobei der Regent Lennox getötet wurde. Als 1572 der Graf Morton, ein Verwandter der H., die Regentschaft übernahm, zog sich Chätelherault von der Kriegspartei zurück und starb 1575.

Sein Sohn James H. strebte nach der Hand der Königin und der schott. Krone. Als eifrigen Protestanten verfolgten ihn jedoch die Guisen bis auf den Tod und nahmen ihm selbst das vom Vater ererbte Herzogtum Chätelherault. Infolge religiöser und physischer Ausschweifungen verfiel er lange vor seinem Tode in Wahnsinn. Nachdem Morton 1581 unter dem jungen König Jakob VI., dem nachmaligen König Jakob I. von Großbritannien, das Schafott bestiegen, wurde die Macht des Hauses H. durch Achtung und Konfiskation fast ganz vernichtet. — John und Claude H., die Brüder des wahnsinnigen James, flohen nach England, lehrten aber nach dem Sturze ihres Hauptfeindes, James Stuart, zurück und wurden von dem König als die treuen Freunde seiner Mutter gut aufgenommen und zum Teil in ihre Güter wieder eingeseßt. John, gest. 1604, erhielt 1599 die Würde eines Marquis. Claude wurde der Stifter einer Seitenlinie der H., der noch jetzt blühenden Marquis von Abercorn. — Johns Sohn, James, Marquis von H., ward 1609 nach dem Tode seines wahnsinnigen Oheims auch Graf von Arran. Jakob I., bei dem er viel galt, ernannte ihn 1619 zum Grafen von Cambridge in England. Er starb 1625, angeblich an Gift, das ihm sein Nebenbuhler, der Herzog von Buckingham, beigebracht. — Sein ältester Sohn und Erbe, James H., führte im Dreißigjährigen Kriege dem Schwedenkönig ein bedeutendes engl. Hilfskorps zu und trug zu dem Sieg bei Breitenfeld bei. Er bewies sich als treuen Anhänger Karls I., wurde von demselben 1643 zum Herzog von H. erhoben und mußte 9. März 1649, nach der Hinrichtung seines königl. Gönners, ebenfalls das Schafott besteigen. — William H., der Bruder des Herzogs, seit 1639 Graf von Lanark und Staatssekretär von Schottland, war bei Karl I. in Ungnade gefallen, weil er den Bürgerkrieg mißbilligte, und zog daher dem Parlament mit einem starken Armeekorps zu Hilfe. Bald trat er jedoch zur königl. Partei zurück und ward an die Spitze des Heers gestellt, mit welchem Karl II. seine väterliche Krone wiedererobern wollte. Er wurde aber in der Schlacht bei Worcester 3. Sept. 1651 von Cromwell gefangen genommen und starb einige Tage darauf an seinen Wunden. Die männlichen Glieder des Hauptstammes waren mit diesem zweiten Herzog von H. erloschen.

Karl II. übertrug 1660 die Titel und Würden des Hauses auf William, Grafen von Seltirk, einen jüngern Sohn des Marquis von Douglas (s. d.), der Anna, die Tochter und Erbin des ersten Herzogs, zur Gemahlin hatte und den

Namen H. annahm. Er starb 1694 und hinterließ eine zahlreiche Familie. — Sein ältester Sohn, James, vierter Herzog von H., wurde 1711 als Herzog von Brandon zum Peer von England erhoben. Er diente vielfach als Gesandter unter der Königin Anna, wirkte als eifriger Jakobit für das Interesse der vertriebenen Dynastie und verlor sein Leben in einem Zweikampfe mit Lord Mohun 15. Nov. 1712. — Charles, der dritte Sohn Williams, erhielt die Grafschaft Seltirk und vererbte den Titel auf seinen Bruder John, der hierdurch Stifter der Grafen von Seltirk wurde, welche sich jetzt wieder Douglas nennen. — George H., der fünfte Sohn, ein ausgezeichnet General, ward 1696 zum Grafen von Orkney ernannt. Von ihm stammen in weiblicher Linie die jetzigen Grafen von Orkney, H.-Fitzmaurice. — Archibald H., der siebente Sohn, starb 1757 als Admiral; sein Sohn war durch seine antiquarischen Forschungen bekannte Sir William Hamilton (s. d.). — James, sechster Herzog von H., gest. 1758, war mit der schönen Elisabeth Gunning, nachherigen Herzogin von Argyll, vermählt. — Sein Sohn, James George, siebenter Herzog von H., erbte 1761 nach dem Tode des Herzogs von Douglas die Würden eines Marquis von Douglas und Grafen von Angus. Sowohl er als sein Bruder Douglas H. (gest. 1799) starben ohne männliche Nachkommenschaft, worauf Titel und Güter an ihren Oheim, Archibald (geb. 1740, gest. 1819), neunten Herzog von H. und sechsten Herzog von Brandon, übergingen. — Dessen Sohn, Alexander H.-Douglas, geb. 3. Okt. 1767, bis zum Tode seines Vaters als Marquis von Douglas und Elgdesdale bekannt, trat 1802 als Parlamentarier für Ashton ins Unterhaus, wo er mit den Whigs stimmte, die ihn nach ihrem Eintritt ins Ministerium 1806 zum Gesandten in Rußland ernannten. Der Friede von Tilsit rief ihn nach England zurück und er erschien seitdem nicht mehr auf dem polit. Schauplatz, obgleich ihm noch bei Lebzeiten seines Vaters ein Sitz im Oberhause zuteil wurde. Diesem folgte er 16. Febr. 1819 in der Herzogswürde. Er starb zu London 18. Aug. 1852. Er hinterließ einen Sohn, William Alexander Hamilton Archibald, elften Herzog von H. und achten Herzog von Brandon, geb. 19. Febr. 1811, vermählt 23. Febr. 1843 mit Prinzessin Marie Amalie Elisabeth Karoline von Baden. Derselbe starb 15. Juli 1863 in Paris und hatte seinen ältesten Sohn, William Alexander Louis Stephen H.-Douglas, geb. 12. März 1845, zum Nachfolger. — Das Haupt der männlichen Linie des Hauses H., James, Marquis von Abercorn, geb. 21. Jan. 1811, ist Vorkapitän von Donegal, Mitglied des Geheimen Rats und Ritter des Hosenbandordens.

Hamilton (Alexander), Mitbegründer der Vereinigten Staaten von Amerika und einer ihrer größten Staatsmänner, geb. 11. Jan. 1757 auf der westind. Insel Nevis in armen Verhältnissen, kam im Alter von 14 J. in das Haus des reichen Kaufmanns Eraser zu Newport und erhielt daselbst in dem Columbia-College eine wissenschaftliche Bildung. Als die Zerwürfnisse der Kolonien mit dem Mutterlande begannen, verteidigte er die Rechte der erstern in Reden und mehreren Schriften. Beim Ausbruch des Kampfs trat er als Artilleriehaupt-

mann in das nordamerik. Heer, erwarb sich das Vertrauen Washingtons, wurde 1777 dessen Adjutant und gewann als dessen Freund und Ratgeber den größten Einfluß. Er war Oberst, als 1788 der Friede geschlossen wurde. Mit Eifer widmete er sich nun der Rechtswissenschaft und war bald einer der bedeutendsten Sachwalter in Newport. Im J. 1786 wurde er Mitglied des Gesetzgebenden Körpers des Staates Newport und im folgenden Jahre nahm er als Abgeordneter seines Staats an der Versammlung zu Philadelphia teil, welche die neue Konstitution zu beraten hatte. Mit Madison hatte er wesentlichsten Anteil an der Entwerfung der Unionsverfassung und war der eigentliche Gründer der Partei, die man damals die der Föderalisten nannte. Mit Jay und Madison veröffentlichte H. eine Reihe von Aufsätzen, welche die Annahme des Entwurfs des Staatsgrundgesetzes vorbereiten sollten und unter dem Titel «The Federalist» gesammelt wurden. Bei Begründung der neuen Regierung wurde er 1789 zum Sekretär des Schatzes ernannt. H. bewirkte zuvörderst zur Hebung des Kreditis die Fundierung der innern Schuld, gründete die Vereinigte Staaten-Bank, ordnete das Steuerwesen, führte unter dem größten Widerstande die Besteuerung des Branntweins ein und wurde überhaupt der Schöpfer der nordamerik. Finanzen. Von den Demokraten heftig verfolgt, legte er 1796 sein Amt nieder und wandte sich nun wieder seinem Beruf als Sachwalter zu. Als 1798 der Krieg mit Frankreich drohte, wurde er nach dem Willen Washingtons zum zweiten Befehlshaber des Heers ernannt, und nach dessen Tode (1799) mußte er auf kurze Zeit, bis zum Friedensschlusse, den Oberbefehl übernehmen. Fortan seinen Berufsgeschäften wieder zugewandt, geriet er 1804 mit Oberst Burr polit. Ansichten halber in Streit. Es kam zwischen beiden zu einem Zweikampf, wobei H. eine Wunde erhielt, an der er 12. Juli 1804 in Newport starb. Vgl. seines Sohnes John C. Hamilton «History of the republic of the United States, as traced in the writings of Alexander H. and his contemporaries» (7 Bde., Newport 1855–60); Lodge, «Alexander H.» (Boston 1882).

Hamilton (Anthony, Graf von), engl. Schriftsteller, stammte von einem jüngern Zweige der Familie der Scott. Herzöge dieses Namens und war 1646 in Irland geboren. Mit seinen Eltern folgte er nach der Hinrichtung Karls I. den königl. Prinzen nach Frankreich, lehrte nach Karls II. Thronbesteigung 1660 nach England zurück und erhielt zwar, weil er Katholik war, von Karl II. kein Amt, dagegen von Jakob II. ein Regiment Infanterie in Irland und den Oberbefehl von Limerick. Als Jakob II. nach seiner Entthronung in Frankreich ein Asyl gefunden, wendete auch H. sich dahin und starb zu St.-Germain-en-Laye 1720. Seine hinterlassenen Schriften sind voll Geist und Wit, namentlich seine «Contes de fée» (gesammelt, 3 Bde., Par. 1805). Durch anmutige Leichtigkeit der Darstellung fesseln seine «Mémoires de Grammont» (seines Schwagers), die zwar frivol, aber eine reiche Fundgrube der Sittengeschichte sind. Eine gute Ausgabe seiner sämtlichen Werke ist die von Renouard (4 Bde., Par. 1812); eine deutsche Übersetzung seiner ausserlesenen Schriften besorgte F. Jacobs (Bar. 1807).

Hamilton (Emma, Lady), berühmt als polit. Abenteuerin, geb. um 1761 in der Grafschaft

Chester, die uneheliche Tochter eines Dienstmädchens aus Wales, Namens Harte, trat, 18 J. alt, als Kinderwärterin in einen Dienst in Sawarden und kam drei Jahre darauf nach London, wo sie Hausmagd bei einem Kaufmann, dann nach manchen Wechselfällen die Waitresse des Kapitäns, nachherigen Admirals Sir John Millet Payne wurde. Von diesem ward sie dem Ritter Featherstonhaugh überlassen, der sie nach kurzem Zusammenleben auf seinem Gute in Suffex wieder von ihr trennte. In London, wo sie zur tiefsten Erniedrigung gesunken war, erblickte sie der durch Aufstellung eines sog. himmlischen Bettes berückte Arzt Dr. Graham, machte sie zu seiner Götting Hygienia und zeigte sie in dünner Schleierhülle. Hier lernte sie der geistreiche Verschwenker Charles Greville aus der Familie Warwick kennen, erzeugte mit ihr drei Kinder und war im Begriff, sie zu heiraten, als sein finanzieller Ruin dies verhinderte. Um seinen Oheim, Sir William Hamilton (s. d.), um Unterstützung anzufragen, schickte er Emma nach Neapel, wo dieser in kurzem so mächtig von ihr angezogen wurde, daß er mit Greville einen Vergleich schloß, nach welchem er gegen Abtretung der Geliebten dessen Schulden zu bezahlen übernahm. Er vermählte sich mit ihr zu London 1791 und stellte sie nach seiner Rückkehr in Neapel bei Hofe vor, wo sie sehr bald die Vertraute der Königin wurde. Durch diese erfuhr sie auch die von Karl IV. von Spanien seinem Bruder, dem König Ferdinand, vertraulich mitgeteilte feindliche Gesinnung gegen England, worauf letzteres ohne Kriegserklärung die span. Schiffe wegnahm. Schon vorher hatte sie in Neapel ein Verhältnis mit Nelson angeknüpft, den sie in die blutige Reaktionspolitik des neapolit. Hofes zu verflechten wußte. Als er 1800 sein Kommando niederlegte, begleitete sie ihn nach England, wo sie eine Tochter gebar, welche Nelsons Namen erhielt. Nach dem Tode ihres Gemahls bezog sie ein Landhaus, Merton-Place, welches Nelson für sie gekauft, ergab sich nach dessen Tode (1805) aufs neue einem ausschweifenden Leben, verließ mit ihrer Tochter England und starb in einem Landhause bei Calais 16. Jan. 1815. Ihre Schönheit und ihre plastischen Vorstellungen schufen den Glanz und die Schmach ihres Lebens; denn sie ist es, welche die Kunst der Attitude (s. d.) und der mimischen Darstellung von der ersten Entwicklung zur Vollkommenheit gebracht und das Vorbild der Händel-Schule ward. Ihre Veröffentlichung der vertraulichen Briefe Nelsons (2 Bde., Lond. 1815) ist nur durch die zerrütteten Vermögensumstände zu entschuldigen, unter denen sie ihre letzten Jahre verbrachte. Vgl. Palumbo, «Maria Carolina, regina delle due Sicilie: suo carteggio con Lady Emma H.» (Neap. 1877).

Hamilton (Gail), Pseudonym der Schriftstellerin Dodge (s. d.).

Hamilton (George, Lord), engl. Politiker, dritter Sohn des Herzogs von Abercorn, geb. im Dez. 1845 in Brighton, besuchte die Schule in Harrow und trat 1864 als Offizier in die Schützenbrigade, 1868 in die Colstream-Garden. Bei den allgemeinen Neuwahlen desselben Jahres erlangte er als konservativer Kandidat einen der Sitze für die Grafschaft Middlesex, den er auch bei den Neuwahlen von 1874 behauptete. Da er sich inzwischen als gewandter Redner einen Namen gemacht hatte, wurde ihm bei der Bildung des Ministeriums

Disraeli im Febr. 1874 das Unterstaatssekretariat für Indien übertragen, ein Amt, das er mit allgemein anerkanntem Geschick verwaltete. Im April 1878 vertauschte er dasselbe mit dem Vizepräsidium des Erziehungsrats und wurde bei dieser Gelegenheit Mitglied des Geheimrats. Bei den Neuwahlen von 1880 behauptete H. noch einmal gegen Herbert Gladstone seinen Sitz für Middlesex und kämpfte, nachdem er durch den Sturz des Ministeriums seinen Posten verloren hatte, wieder in den Reihen der konservativen Opposition.

Hamilton (James), der Erfinder der nach ihm benannten Methode, fremde Sprachen zu erlernen, geb. zu London 1769, ließ sich 1798 in Hamburg nieder, wo er unter Anleitung des emigrierten franz. Generals d'Angeli, der sich als Sprachlehrer daselbst aufstellte, nach einer eigentümlichen praktischen Methode die deutsche Sprache erlernte. Er ging 1815 nach Nordamerika und begann in New-York Unterricht in der franz. Sprache nach jener Lehrart zu erteilen, die sich von der älteren, grammatischen, hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß sie den Anfänger mittels einer streng wörtlichen Interlinearübersetzung ohne sonstige Vorbereitung in das Verständnis der fremden Sprache einführt. Später kehrte H. nach Europa zurück und starb 31. Okt. 1831 zu Dublin.

Hamilton's Sprachmethode erregte in Amerika, England, Frankreich und Deutschland Aufsehen. In Deutschland jedoch fand sie an der Grandschule der Philologen und an der auf geistige Anregung und Bildung berechneten Unterrichtsmethode heftige Gegner. Dessenungeachtet gewann diese Sprachmethode viele Anhänger auch in Deutschland, und es erschienen mehrfach Lehrbücher der Art für verschiedene neuere und selbst die alten Sprachen. Vgl. Wurm, «H. und Jacotot» (Hamb. 1831); Schwarz, «Kurze Kritik der H.'schen Sprachlehre-methode» (Stuttg. 1837); Tafel, «Die analytische Sprachlehremethode» (Tab. 1845).

Hamilton (Patrick), der erste Prediger und Blutzeuge des Protestantismus in Schottland, aus dem angesehenen Adelsgeschlecht der H. stammend, ward 1504 geboren und schon 1517 mit der eintäglichen Abtei Jerne bedacht. Zunächst jedoch begab er sich nach Paris, wo er 1520 die Magisterwürde erhielt, alsdann nach Löwen. In die Heimat zurückgekehrt, studierte er zu St. Andrews die scholastische Theologie; 1527 erhielt H. die Priesterweihe. Der luth. Lehre sich zuwendend, reiste er nach Deutschland, lernte in Wittenberg Luther und Melancthon kennen, schloß sich in Marburg besonders eng an Lambert von Avignon an, schrieb die lat. Thesen über den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium (welche John Frith in engl. Übersetzung herausgab) und lehrte noch im J. 1527 nach Schottland zurück. Sofort begann er seine Überzeugung auch öffentlich zu verhängen. Die Geistlichkeit wurde besorgt, Cardinal Beaton, Erzbischof von St. Andrews, lud ihn ein zu einer Disputation mit dem Dominikaner Campbell. H. erschien, vertrat mehrere Reperioren, wie die Rechtfertigung durch den Glauben, wurde deshalb zum Scheiterhaufen verurteilt und am 28. Febr. 1528 verbrannt. Vgl. Lorimer, «Patrick H., the first preacher and martyr of the Scottish reformation» (Glasg. 1867).

Hamilton (Sir William), berühmter Altertumsforscher, war 1780 geboren und von 1764 an

engl. Gesandter in Neapel, wo er an den Entdeckungen in Herculaneum und Pompeii lebhaften Anteil nahm und, da ihm die Aufrollung der verrosteten Papyrusrollen vorzüglich interessierte, eigens zu diesem Geschäfte den Vater Antonio Piaggi besoldete. Mit Beihilfe seiner zweiten Gemahlin, der berühmten Emma Hamilton (s. d.), bewirkte er 1793 den Allianzvertrag zwischen Neapel und England. Beim Einrücken der Franzosen 1798 begleitete er den König nach Palermo. Als er 1800 nach England zurückkehrte, verlor er durch Schiffbruch einen Teil seiner Kunstschatze. Eine frühere Basensammlung, bekannt durch Tischbein's 240 Umrisse (4 Bde., Lond. 1791), hatte er dem Britischen Museum verkauft. Er starb in London 6. April 1808. Seine Forschungen über den Bezug und Sinn legte er nieder in «Observations on mount Vesuvius, etc.» (Lond. 1772) und die «Campi Phlegraei» (2 Bde., Neap. 1766–79). Die Kunde der alten Basengemälde wurde von ihm eigentlich erst geschaffen. Vgl. über seine Sammlungen Kirk, «Gravures au trait d'après les tableaux etc. de vases étrusques, grecs et romains, recueillies par feu Sir William H.» (Lond. 1806).

Hamilton (Sir William), namhafter engl. Philosoph, geb. in Glasgow 8. März 1788, in Oxford gebildet und 1810 graduiert, nahm seit 1813 eine richterliche Stellung in Edinburgh ein, machte 1817 und 1821 Reisen nach Deutschland und erhielt 1821 eine Professur der Geschichte, 1836 eine solche der Logik und Metaphysik in Edinburgh. Als Vertreter der letzteren hatte er einen glänzenden Erfolg. Er starb 6. Mai 1846 zu Edinburgh.

Litterarisch machte sich H. zuerst durch eine Reihe von Artikeln berühmt, welche seit 1829 in der «Edinburgh Review» und später erweitert unter dem Titel «Discussions on philosophy and literature, education and university reform» (Glasg. 1852; 2. Aufl. 1858) erschienen. Doch ist er zu einer zusammenfassenden und geschlossenen Darstellung seiner Lehre nicht gelangt. Im J. 1846 ließ er die Werke Reids mit wertvollen Anmerkungen erscheinen; eine ähnliche Ausgabe der Werke von Dugald Stewart in neun Bänden hat er nicht mehr vollendet. Nach seinem Tode wurden seine «Lectures on logic and metaphysics» von seinen beiden hervorragendsten Schülern Mansel und Deitch (1858 und 1860) herausgegeben.

H. verband mit einer umfassenden, namentlich der klassischen Philologie zugewendeten Gelehrsamkeit eine hohe Kraft philos. Untersuchung. Er befruchtete die Traditionen der schott. Schule, der er sich selbst zurechnete, durch die Einflüsse der deutschen Philosophie, namentlich Kants und Fichtes, kam jedoch, zumal er auch von dem Eklektizismus Cowins berührt wurde, über eine wesentlich psychol. Auffassung der Philosophie nicht hinaus. Er geht von einer Untersuchung des «Bewußtseins» und der darin gegebenen Beziehungen auf Subjekt und Objekt, etwa im Sinne Herbolts aus, um daraus erstlich eine sich gegen die physiol. Behandlung scharf abgrenzende Psychologie zu entwickeln, zweitens eine Lehre von der absoluten Gewissheit der selbständigen Existenz der räumlichen Außenwelt abzuleiten, drittens die Beschränkung der menschlichen Erkenntnis auf das «Bedingte» zu folgern, woneben er nur eine analogische Vorstellung von dem «Unbedingten», d. h. der Gottheit, zugehört. Vgl. über sein Leben Th. Spencer Baynes, «Sir

William H. (in den «Edinburgh Essays» 1856) und Beitch, «Memoir of Sir William H.» (Lond. 1869); über seine Lehre J. Stuart Mill, «Examination of Sir William H.'s philosophy» (4. Aufl., Lond. 1872); Beitch, «Sir William H., the man and his philosophy, two lectures» (Edinb. und Lond. 1883); derselbe, «Sir William H.» in Blackwoods «Philosophical classics» (Edinb. und Lond. 1882); ferner Bolton, «Inquisitio philosophica, an examination of the principles of Kant and Hamilton» (Lond. 1866), und Reid, «Sir William H.» in «English philosophers» (Lond. 1881).

Hamilton (Sir William Rowan), engl. Mathematiker, geb. 4. Aug. 1805 in Dublin, studierte daselbst Mathematik und wurde 1827 Professor der Astronomie an der dubliner Universität und königl. Astronom für Irland. Er starb 2. Sept. 1866 zu Dunsink. Nach H. ist eine Methode zur Behandlung der Differentialgleichungen benannt; außer vielen Abhandlungen in den «Transactions of the Philosophical Society» schrieb er «Lectures on quaternions» (Dubl. 1853) und «Elements of quaternions» (Lond. 1866).

Hamiltonspitzen (auch schottische Spitzen), einfache Knüttelspitzen, welche um die Mitte des 18. Jahrh. durch eine Lady Hamilton in Schottland in Aufnahme kamen.

Hämita, gleichbedeutend mit Hämatin. (S. Blutfarbstoff.)

Hämistrykale, Verbindung von Hämatin mit Chlorwasserstoff, dienen als wichtiges Erkennungsmerkmal für die Anwesenheit von Blut auf Zeug, Waffen u. s. w. bei gerichtlich-chemischen Untersuchungen nach Leichmanns Blutprobe. (S. Blutfleden, Bd. III, S. 208.)

Hamitische Völker und Sprachen sind die dem 10. Kapitel der Genesis entnommenen Bezeichnungen, unter denen die moderne Ethnologie und Sprachwissenschaft eine Reihe von Völkern und Sprachen zusammenfassen, welche über den Norden und Nordosten Afrikas sich verbreiten und weder zu den Negern noch zu den später eingewanderten Semiten (Aethiopen und Araber) gehören. Die Hamiten zählen insgesamt zur sog. mittelländischen Rasse, sind also leiblich mit den Semiten und Indogermanen verwandt. Nach den von ihnen gesprochenen Sprachen bilden sie unzweifelhaft eine ethnolog. Einheit, welche den Ausgang aller dieser Völker und Sprachen von einem ehemaligen Centrum voraussetzen läßt. Wegen der leiblichen und innigen sprachlichen Verwandtschaft mit den Semiten müssen die Hamiten ehemals in Südwesten Afrikas gewohnt haben und sind von da aus in das von Negerstämmen bewohnte nördl. Afrika teils über die Meerenge von Suez, teils über das Rote Meer eingewandert. Diese Einwanderung ging lange vor Beginn des ägypt. Reichs vor sich, da die Ägypter, welche auch zu den Hamiten gehören, die letzten Einwanderer waren, da sie sich im äußersten Nordosten Afrikas, an der Schwelle Afrikas, niedergelassen hatten. Man wird daher die Einwanderung der Hamiten in Afrika in das 8. Jahrtausend v. Chr. versetzen können. Der hamitische Volks-, resp. Sprachstamm zerfällt gegenwärtig in drei Abteilungen: die ägyptische, wozu das Volk und die Sprache des alten Ägypten gehört, die libysche, wozu aus dem Altertum die Libyer, Numidier und Gätuler, aus der Neuzeit die zahlreichen Berberstämme Nord- und Nordwestafrikas (Tamaschah, Kabulen u. s. w.) ge-

hören, und die äthiopische, zu welcher die Bebscha, die Bogos, die Saho, die Agau, die Jalascha, die Dantali, die Somali und die Gallas, sämtlich Stämme des nordöstl. Afrika, gerechnet werden. Vgl. Friedr. Müller, «Allgemeine Ethnographie» (2. Aufl., Wien 1879); Lepsius, «Ägyptische Grammatik» (Berlin 1880); Hommel, «Die semitischen Völker und Sprachen» (Erg. 1883); Eust., «A sketch of the modern languages of Africa» (2 Bde. Lond. 1883).

Hamlet, ein sagenhafter dän. Prinz, der in alten Chroniken und besonders bei Saxo Grammaticus erwähnt wird, ist durch Shakespeares tiefinnige Tragödie allbekannt geworden. Er soll 600 v. Chr. gelebt haben, nach einigen auf Seeland, wo man selbst noch den Bach zeigt, in welchen sich Ophelia gestürzt, nach andern in Jütland. Auch die Namen der in dieser Sage auftretenden Personen lauten sehr verschieden. Der Gang der Ereignisse ist so ziemlich derselbe wie bei Shakespeares, doch ist der Schluss ein anderer. Der Sage vermählt sich H. mit der schott. Prinzessin Hermutrupe, unterliegt aber als Jütland. Unterkönig dem Dänenkönige Biglet auf einer Heide in Jütland, welche später die Hamletshöhe genannt wurde, worauf Hermutrupe ihr Versprechen, mit H. jedes Schicksal und selbst seinen Tod zu teilen, bricht und sich mit dem Dänenkönige Biglet vermählt. Mit diesem Stoffe, der schon vor Shakespeare (vielleicht von Thomas Kyd) auf die engl. Bühne gebracht worden zu sein scheint, hat der große Dichter mit genialer Willkür frei geschaltet, um eine Tragödie herzustellen, welche, allenfalls mit Ausnahme des roh skizzierten «Jausus» von Marlowe, die erste war, in der philos. Fragen und metaphysische Speculationen zur Sprache kamen. Der erhabene Geist Shakespeares hat sich hier in einem Grade wie in keiner andern seiner Tragödien der modernen Stepas und der tiefen Räthsel bemächtigt, welche in der menschlichen Natur verborgen liegen. Dabei hat sich auch die Kritik vorzugsweise mit dieser Tragödie beschäftigt, ohne mit ihr, in der so vieles als bloße Andeutung und unaufgeklärter Bruch erscheint, fertig geworden zu sein. Namentlich ist es der Charakter H.s, welcher die Kunst der Ausbeute in Anspruch nimmt. Ihm ist jene sinn- und geistreiche, wenn auch nicht in jedem Punkte haltbare kritische Auseinandersetzung in Goethes «Wilhelm Meister» gewidmet, wodurch die kritische Betrachtung dichterischer Werte und Charaktere zuerst in die höhere Phase einer mehr philos.-psychol. Entwicklung und ästhetisch schönen Darstellung trat. Seitdem bildet H. bis auf den heutigen Tag in höherem Maße als irgendein anderes Stück von Shakespeare den Gegenstand ästhetisch-kritischer Untersuchungen und Kommentare, und zwar mehr noch in Deutschland als in England selbst. Vgl. Werber, «Vorlesungen über Shakespeares H.» (Berl. 1876); Struve, «H. Eine Charakterstudie» (Weim. 1876); Baumgart, «Die Hamlet-Tragödie und ihre Kritik» (Königsb. 1877); Zingow, «Die Hamlet-Sage an und mit verwandten Sagen erläutert» (Halle 1877); Moltke, Shakespeares Hamlet: Quellen» (Erg. 1881).

Hamm, Kreisstadt im Regierungsbezirk Arnberg der preuß. Provinz Westfalen, 36 km im NW. von Arnberg, an der Mündung der Ahr in die Lippe, Knotenpunkt der Linien Berlin-Hannover-Köln, Soest-Emden und Unna-H. der Preussischen Staatsbahnen, ist der Sitz eines Oberlandes- und

eines Amtsgerichts, einer Strafanstalt, eines Bezirksamts, einer Wasserbauinspektion, eines Landrathamts, einer Reichsbankniederstelle, eines landwirthschaftlichen Vereines und des am 15. Juli 1822 eröffneten Thermal-Solbades &c. Die von einem alten, jetzt zum Theil mit Wohnhäusern besetzten zum Theil zwischen Gärten verlaufenden Walle und einem Graben umgebene Stadt hat zwei evangelische und zwei kath. Kirchen, ein Königl. evang. Gymnasium (im Mai 1657 vom Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm als altsächsisches Gymnasium gegründet), verbunden mit einem Real-Gymnasium, eine städtische höhere Lehrerschule, ein Bausen, und ein Brauhaus und zählt (1820) 30788 S. (darunter 11558 Katholiken und 8090 Evangelische). Betrieben wird in ausgedehntem Maße die Fabrication von Stacheln, Wierblättern, Draht und Drahtgarnen, Maschinen, Handschuhen, Wästen, Korbläden, Pfeilwaffen, ferner bedient sich hier Stärke-, Firnis- und Lackfabriken, Elmählen, Wirtwaaren, Brennerien, Gerbereien, Färbereien und Ziegelfbrennerien. &c. war in früherer Zeit die Hauptstadt der Grafschaft Mark und Markgr. der Havel und kam 1666 aus der jählich-leipziger Gräfschaft an das Haus Brandenburg. Als harte Zehnung war sie in der ältern Kriegsgeschichte nicht ohne Bedeutung. Am 23. Sept. 1614 wurde sie im jählichischen Erbfolgekriege von den Holländern belagert. Nachdem sie 7 Juni 1622 an Lütz. abgetheben worden, war sie im Dreißigjährigen Kriege bald in kaiserlicher, bald in schw. Gewalt. Cobann mußte sie 1761 und 1763 die Bombardements der Franzosen aushalten; 1763 wurden die Wälle abgetragen.

Der Reichsbaum zählt (1890) auf 424 qkm
67000 Q.

Domag (Bilh. von), landwirthschaftlicher Schrift-
steller, geb. 6. Juli 1800 zu Darmstadt, war
Verwalter auf verschiedenen Gütern, brachte 1839
die Akademie desordentlich und trat 1839 in die
Dienste des Grafen Otto von Solms-Laubach,
welche er indes aufgab, um eine längere Rei-
se durch Frankreich, England und Norddeutschland
auszuführen. Das Ergebniss derselben war das
Büchlein „Die landwirthschaftlichen Geräthe und Ma-
schinen Englands.“ (Braunschweig 1846, 2 Aufl.
1866). Dann besog er nach abgelegtem Doctorat-
examen die Universität Gießen, wo er Roma-
nistik und Naturwissenschaften, namentlich Chemie
unter Krieger, studierte. Im J. 1848 ging er als
Professor der Chemie und Landwirthschaft nach
Darmstadt und wurde nach dem Tode Hellendorfs 1844
Direktor der Landwirtschaftlichen Schule der Bern.
In der Folge hieselbst als Redacteur der 1846 ge-
gründeten „Agronomischen Zeitung“ nach Leipzig.
Aber Im J. 1848 legte er sich der Vermegung
an und führte eine Frettlager nach Schleswig-
Holstein. Nach dem ersten Ausbruch zurückgekehrt,
erhielt S. einen Ruf nach Wien als Redacteur des
Centralorgans im Finanzministerium. Der Aus-
bruch der Octoberrevolution trieb ihn aber wieder
nach Leipzig zurück. Hier gründete S. nach der
londoner Weltausstellung 1861 eine Fabrik für
landwirthschaftliche Maschinen und Geräthe, die erste
ihrer Art in Deutschland, verlegte dieselbe jedoch
1866 nach dem nachgelagerten Untergang, wo er sie
bis zum J. 1864 leitete. Nachdem S. sein Werk
„Wesen und Aelste der Landwirthschaft.“ (Wien u.
Leipz. 1866; 2. Aufl. 1872) veröffentlicht hatte, en-

hielt er im Jahr. 1867 die Berufung als Ministerialrat und Chef des Departements für Landwirthschaft in das k. k. Ministerium für Handel und Volkswirthschaft nach Wien. Aus diesem trat er 1869 in das neugegründete Handelsministerium, dessen Organisation zum großen Teil sein Werk ist. Im J. 1870 erhielt S. den Orden der Eisernen Krone und ward vom dem Kaiser in den erblichen Ritterstand erhoben. Er starb 8 Nov. 1890 in Wien.

Die wichtigsten Schriften d. s. sind außer den bereits genannten: »Rathgeber des Korbhaufens, Bodenkunde und Fäulnisslehre« (Erg. 1848, 3. Aufl. 1871), »Chem. Bilder aus dem täglichen Leben« (3. Abth., Erg. 1850, 2. Aufl. unter dem Titel »Ordnung und Schönheit am häuslichen Herd«, Jan. 1856), »Grundzüge der Landwirtschaft« (3. Abth., Braunschweig, 1850), »Beziehungen über alle Zweige der Viehzucht« (3. Abth., Erg. 1869, 2. Aufl., Erg. 1870), »Das Weinbuch« (2. Aufl., Erg. 1874), »Landwirtschaft in Bildern« (Wien 1871), »Die Naturkräfte in ihrer Anwendung auf die Landwirtschaft« (Wien 1870).

Sammesche (Friedr.) liberales Mitglied des Reichstags und des Preussischen Abgeordnetenhauses vom 1. Mai 1854 an. Besuchte das Gymnasium in der Pfalzstadt, wurde 1843 — 45 in Bonn und Gießen studirend und trat hernach in den Staatsdienst, den er jedoch 1850 infolge seiner Betheiligung an der politischen Bewegung des Jahres 1845 verlassen mußte. Er widmete sich seinen kaufmännischen Geschäften, insbesondere in der Montanindustrie Rheinlands und Westfalens, und wurde Vorstandsmitglied des Vereins für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund. Als Mitglied des Preussischen Abgeordnetenvereins, dem er seit 1854, und des Reichstags, dem er seit seiner Unterzeichnung seit 1863 angehört, schloß er sich der national-liberalen Fraktion an, und nahm insbesondere an allen wirtschaftlichen Fragen eines hervorragenden Anteil. Im Abgeordnetenhaus vertritt er den Fleischn, im Reichstage den hessischen Wahlkreis des Regierungsbezirks Düsseldorf. Im J. 1864 betheiligte er sich an der Gründung des Deutschen Kolonialvereins, dessen gewählter Vorsitzender er ist. Er lebt seit neuester Zeit in Berlin.

Hammas, ein aus dem Arabischen in slawische slavische Sprachen aufgenommenes Wort, bedeutet einen Schläger. Der bekannteste Hammas ist derjenige Konstantinopels, während aus dem östl. Kastelen Hammasdie junge Wänne von Namenswerter Straß und Gendarmen.

Dammann (Eduard Jean Conrad), Maler, geb. 24 Sept. 1819 in Offende, bildete sich auf der Akademie in Antwerpen und ließ sich dann in Paris nieder. Seine Werke gehören meist dem holl. Genre an und zeichnen sich durch treffliches Ansehen aus. Dahin gehören: *Nabeleins* am franz. Hofe, Karl IX. und sein Erbsarg, Columbus, Dante in Ravenna, Einzug des Erzherzogs Albrecht in Offende, das Joch des Quercuzars in Venedig, stehende Quercuzenfamilie n. | w.

Geismar, Hans (Königs, eigentlich Ernst),
geb. 7. April 1788 zu Tinn in
Rahmsd. Kts., war als Ritterbruder am „Phospho-
ron“, „Poetisch Kalender“ und andern Zeitungen
sowie auch als Redactor der „Lantern“, „Wor-
kzeuge“ (1810) und „Lycoume“ (1810–11) einer
der eifrigsten Vorläufer der neuen Schule.

(s. Atterbom). Die Herausgabe seiner humoristischen und poetischen Schriften in Auswahl ist 1882 begonnen; seinen dauernden Ruhm dürfte die Literaturgeschichte Schwedens »Svenska Vitterheten« (Stockholm 1818—19; neue Aufl. 1888 von Sonden bearbeitet) begründen. Nach Studien in Upsala erhielt er 1806 eine Anstellung in der königl. Bibliothek, 1826 den Titel eines königl. Bibliothekars und starb zu Stockholm 15. Okt. 1827.

Hammath, Ort in Palästina, s. Emmaus.

Hamme, Dorf im Bezirk Dendermonde der belg. Provinz Ostflandern, 8 km im NW. von Dendermonde, am rechten Ufer der Durme, Station der Bahn Dendermonde-St. Nicolas, mit 11544 E., welche Ackerbau, Tabakskultur, Spinn- und Leinwandfabrikation und Schiffbau betreiben.

Hammel oder Schöpf, kastriertes männliches Schaf.

Hammelsburg, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, am rechten Ufer der fränk. Saale, 24 km nordwestlich von Schweinfurt und 19 km südwestlich von Rittingen, Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat ein schönes Schloß, eine Lateinschule, Wein- und Wiesenzucht, Kalt- und Sandsteinbrüche und zählt (1890) 3018 meist luth. E. In der Nähe liegt das alte Schloß Saale mit Weinbau, das Franziskanerkloster Altkast, die Marienlapelle Steinthal, sowie die Bergschloßruine Amalienburg. Letztere wurde von der Schwester Karls d. Gr. (Amaleu) erbaut und bewohnt, später war sie Sommeritz der Bischöfe von Fulda. Bekannt wurde H. durch das Gefecht am 10. Juli 1866 zwischen der preuß. Division Meyer (rechter Flügel der Mainarmee) und bayr. Truppen. Vgl. »Chronik der Kriegereignisse in der Stadt H. 1866« (Hammelb. 1867).

Hammelfrang, eine ursprünglich scherzhafte, jetzt allgemein gebräuchlich gewordene Bezeichnung für die Art der Zählung der Stimmen bei parlamentarischen Abstimmungen, wie sie im Deutschen Reichstage und im Preussischen Abgeordnetenhaus eingeführt ist. Dieselbe besteht wesentlich darin, daß sämtliche Mitglieder den Saal verlassen und die mit »Ja« stimmenden zu der einen Thür, die mit »Nein« stimmenden zu einer andern wieder eintreten und beim Eintreten gezählt werden. (Vgl. §. 56, resp. §. 59 der betreffenden Geschäftsordnung.)

Hammer (frz. marteau, engl. hammer), ein Werkzeug, welches vermöge der ihm erteilten lebendigen Kraft auf ein Werkstück oder Werkzeug einen Schlag oder Stoß ausübt; dasselbe besteht aus dem Hammerkopf (dem eigentlichen H.) und dem Stiel. Der Hammerkopf hat je nach der Arbeit, zu welcher er gebraucht wird, eine verschiedene Gestalt. Nachfolgende Fig. 1 zeigt die gebräuchlichste Form, den sog. Handhammer (Bankhammer, Schmiedehammer). Die breite Fläche dieses H. heißt Bahn, die schmale, spitz zulaufende Fläche Finne oder Pinne. Das Gewicht der Handhammer ist je nach ihrem Zweck verschieden, doch sind dieselben nie schwerer als 2,5 kg; schwerere Hammer von 8 bis 10 kg heißen Zuschlag- oder Vorschlaghammer, weil sie in den Schmieben von den Gehilfen des Schmiedes, den Zuschlagern, geführt werden. Steht, wie bei dem in Fig. 2 abgebildeten Zuschlaghammer, die Finne parallel zum Stiel, so wird der H. auch Kreuzschlag genannt. Fig. 3 zeigt den Hammer des Zischlers, dessen Finne geschliffen ist, um zum Ausziehen von Nägeln

dienen zu können. Die Hammer zum Treiben, Biegen, Glätten, überhaupt zum Bearbeiten der Metalle auf kaltem Wege, haben die mannigfaltigsten Formen; zwei solcher Hammer, wie sie beispielsweise vom Kupferschmied gebraucht werden, sind in Fig. 4 und 5 veranschaulicht. Die meisten Hammer bestehen aus Schmiedeeisen und haben

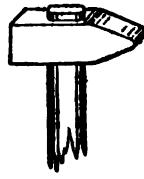


Fig. 1.

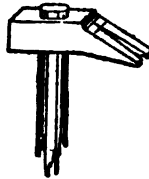


Fig. 2.



Fig. 3.

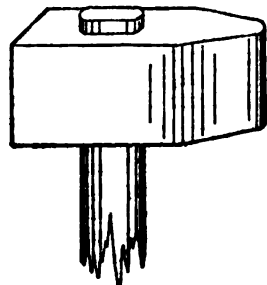


Fig. 4.

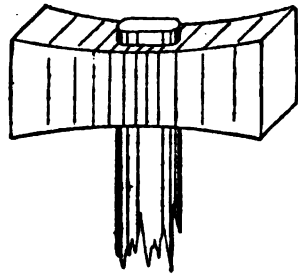


Fig. 5.

verhärtete Arbeitsflächen. Neuerdings macht man auch oft die kleineren Hammer ganz aus Stahl; seltener und nur ganz speziellen Zwecken dienend sind Hammer aus Kupfer, Blei oder Holz.

Mechanisch bewegte Hammer sind der Fallhammer (s. d.), der Friktionshammer (s. d.) und der Dampfhammer (s. d.).

Hammer (malleus), das größte und am weitesten nach außen gelegene der drei Gehörknöchelchen. (S. unter Gehör, Bb. VII, S. 673, und Tafel: Gehörorgane des Menschen, Fig. IV, 1—3.)

Hammer (Bernh.), schweiz. Staatsmann, 1822 in Olten geboren, studierte, nachdem er das Gymnasium von Solothurn absolviert, an der Akademie von Genf und den Universitäten Freiburg i. Br., Berlin und Zürich Jurisprudenz, ließ sich dann in Solothurn als Rechtsanwalt nieder und wurde 1850 zum Staatsanwalt, 1853 zum Amtsgerichtspräsidenten, 1856 zum Mitgliede des Verfassungs- und Kantonsrats gewählt. Neben diesen öffentlichen Beamtungen widmete sich H. mit Eifer dem Militärwesen, nahm 1847 als Artillerieoffizier am Sonderbundskriege teil und avancierte 1862 zum Obersten und Oberinstruktor der Artillerie. Im J. 1868 wurde er vom Bundesrat als Gesandter der Schweiz. Eidgenossenschaft nach Berlin abgeordnet und versah dieses Amt zuerst beim Norddeutschen Bunde, dann beim Deutschen Reiche bis 1875, wo ihn die Berufung in den Bundesrat wieder in die Schweiz zurückführte. In dieser obersten Behörde der Schweiz leitete H. meist das Finanz- und Zollwesen, 1879 jedoch als Bundespräsident das

polit. Departement. Ferner war H. Delegierter der Schweiz bei der brüsseler Konferenz über internationales Kriegsrecht und an der petersburger Telegraphenkonferenz.

Hammer (Friedr. Julius), deutscher Dichter, geb. 7. Juni 1810 zu Dresden, besuchte die Kreuzschule daselbst und bezog Otern 1831 die Universität Leipzig, um sich der Jurisprudenz zu widmen, fühlte sich aber viel mehr zu philos., histor. und ästhetischen Studien hingeneigt. Im J. 1834 kehrte er in die Vaterstadt zurück, wo ihn ein kleines Lustspiel, „Das seltsame Frühstück“, mit Ludwig Tieck und Theodor Hell in Verbindung brachte und ihn veranlaßte, sich ganz der litterarischen Laufbahn zu widmen. Er kehrte deshalb 1837 nach Leipzig zurück und veröffentlichte eine Reihe novellistischer Arbeiten, wie „Abelig und bürgerlich“ (Lpz. 1838), „Leben und Traum“ (2 Bde., Lpz. 1839), „Stadt- und Landgeschichten“ (2 Bde., Altenb. 1845), ohne damit bedeutendere Teilnahme zu finden. Nebenbei entwidmete er in Zeitschriften eine vielseitige Thätigkeit. Im J. 1845 nahm H. in Dresden seinen bleibenden Aufenthalt, und seitdem begann eine neue Epoche seines poetischen Schaffens, indem er sich der lyrisch-epischen Dichtung mit Erfolg zuwandte. Zunächst veröffentlichte er 1851 „Schau um dich und schau in dich“ (28. Aufl., Lpz. 1881), eine kleine Sammlung von Spruchdichtungen, die sich durch innige Empfindung, milde und zugleich ernste Lebensweisheit und Humanität, sowie durch einfache und reine Form auszeichnen. Auf dieser Bahn fortschreitend, folgten sodann 1854: „In allen guten Stunden“ (4. Aufl., Lpz. 1870), 1857 „Fester Grund“ (4. Aufl., Lpz. 1882), 1859 „Auf stillen Wegen“ (3. Aufl., Lpz. 1878), 1862 „Lerne, liebe, lebe“ (4. Aufl., Lpz. 1882). In diese Zeit fällt auch ein Roman „Einklang und Umlaut“ (2 Bde., Lpz. 1856), in welchem H. die Idealität des Lebens mit der Wirklichkeit zu versöhnen sucht. Durch seine Dichtweise wurde er auf das Studium der orient. Poesie hingewiesen, welches Element hier und da auch in seinen spätern Dichtungen hervortrat. Als unmittelbare Frucht jener Studien ist „Unter dem Halbmond. Ein osman. Lieberbuch“ (Lpz. 1860) zu betrachten. Durch die Nachdichtung der biblischen Psalmen („Die Psalmen der heiligen Schrift“, Lpz. 1861) bereicherte er den Lieberbuch frömmlicher Erbauung. Große Verbreitung fand auch seine Anthologie „Leben und Heimat in Gott“ (Lpz. 1861; 6. Aufl. 1874). Seine Versuche auf dramatischem Gebiete, von denen einige auf der dresdener Hofbühne zur Aufführung gelangten, fanden weniger Anklang. Mitte 1859 wandte sich H. von Dresden nach Nürnberg, wo er als Vorleser klassischer Dramen vielen Beifall fand. Im J. 1862 kehrte er nach Dresden zurück, starb aber bereits 23. Aug. desselben Jahres zu Pillnitz, wo 7. Juni 1882 sein Denkmal enthüllt wurde. H. gebührt das Verdienst, die Deutsche Schiller-Stiftung (s. d.) zuerst angeregt und dann wesentlich gefördert zu haben. Vgl. Ende, „Julius H. als Mensch und als Dichter“ (Nürnberg. 1872).

Hammer (Guido), Bruder von Julius H., Tier- und Jagdmaler, geb. 4. Febr. 1821 zu Dresden, bildete sich, nachdem er dort seine akademischen Studien vollendet, in dem Atelier Jul. Hübners zum Maler aus. Schon damals, wie auch in der Folge, schuf er, seiner Neigung zu Wald, Wild und Weid-

wert entsprechend, ausschließlich hierauf bezügliche Bilder. Noch weitere Verbreitung als seine Gemälde haben seine Aquarellblätter und Zeichnungen (für die „Gartenlaube“, „Illustrirte Zeitung“ u. s. w.) gefunden. Auch schriftstellerisch war H. thätig, indem er zu seinen Zeichnungen den Text lieferte und an selbständigen Werken „Jagdbilder und Geschichten“ (Glog. 1863) und „Hubertus-Bilder“ (2. Aufl., Glog. 1877) veröffentlichte. H. lebt in Dresden.

Hammer-Burgstall (Joh. Freiherr von), berühmter Orientalist, geb. 9. Juni 1774 zu Graz in Steiermark, wo sein Vater Obermaierat war, erhielt seine Bildung in Wien zunächst im Barbierstift und seit 1788 in der orient. Akademie. Nachdem er an der Herausgabe von *Memphis arab. pers. türk. Lexikon* teilgenommen, wurde er 1796 Sekretär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Er kam 1799 als sog. Sprachknecht nach Konstantinopel zu dem Internuntius Baron Herbert, der ihn später nach Ägypten sandte und machte als Dolmetscher und Sekretär den Feldzug unter Hutchinson, Sidney Smith und Jussuf Pascha gegen Renou mit. Nachdem er im April 1802 nach Wien zurückgekehrt, ging er im August wieder als Legationssekretär nach Konstantinopel und 1806 als Konsularagent in die Rossau. Seit 1807 in Wien angestellt, wurde er 1811 zum Wirkl. Rat und Hofdolmetscher und 1817 zum kais. Hofrat befördert, auch 1835, nachdem er die in Steiermark gelegenen Güter der Gräfin von Burgstall bei dem Aussterben dieses Geschlechts ererbt, unter dem Namen Hammer-Burgstall in den Freiherrenstand erhoben. Im J. 1847 wurde H. zum Präsidenten der neubegründeten Akademie ernannt, legte aber diese Stelle 1849 nieder. Noch fortwährend als Hofrat im außerordentlichen Dienst beim Ministerium des Aupern thätig, starb er 23. Nov. 1866 zu Wien.

Unter seinen zahlreichen Werken sind „Des Osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung“ (2 Bde., Lzb. 1816), „Umsicht auf einer Reise von Konstantinopel nach Brussa“ (Lzb. 1818) und „Konstantinopel und der Bosporus“ (2 Bde., Pest 1821) noch immer schätzbare Schriften. Seine „Geschichte des Osmanischen Reichs“ (10 Bde., Pest 1827–34; 2. Aufl. 1865–66) ist bis jetzt noch nicht übertroffen. Die „Geschichte der Afkanen“ (Stuttg. u. Lzb. 1818), der „Gemäldesaal moslemischer Herrscher“ (6 Bde., Darmst. 1837–39), die „Geschichte der Goldenen Horde im Kiptschak“ (Pest 1840), die „Geschichte der Tschane“ (Darmst. 1843) und die „Geschichte der Schane der Krim“ (Wien 1856) sind vortreffliche Materialsammlungen für die Geschichte und Kenntnis der Zustände des Orients. Dasselbe gilt auch von H.'s Arbeiten über die Litteraturgeschichte der drei Hauptvölker des moslem. Orients, der „Geschichte der schönen Redekünste Persiens“ (Lzb. 1818), der „Geschichte der osman. Dichtkunst“ (4 Bde., Pest 1836–38) und der nach einem sehr umfassenden Plane angelegten „Geschichte der arab. Litteratur“ (Bd. 1–7, Wien 1850–57). Unter den zahlreichen, freilich nur mit Vorsicht zu benutzenden Publikationen orient. Texte sind nennenswert *Fasli* „Gül und Wälsül“ (Lpz. u. Pest 1834), *Samacharis* „Goldene Halsbänder“ (Wien 1835), *Rahmud* „Scheliteris“ „Rosenkranz des Geheimnisses“ (Pest 1838), „Der Falkenkeel“ (Wien 1840), das Geschichtswerk des Persers Waffaw (Bd. 1, Wien

1856) u. s. w. Aus dem Persischen übersehte er den »Dwan des Hafiz« (1813), aus dem Arabischen den »Kritik« »Motenebbi« (1823) und aus dem Türkischen die lyrischen Gedichte des »Baki« (1825). Von H. ist auch die Dichtung »Remnons Dreiflang« (Wien 1823), sowie die »Zeitwarte des Gebets« (Wien 1844), ein Gebetbuch in arab. u. deutscher Sprache. Die »Betrachtungen des Marc Aurel« übersehte er ins Persische (Wien 1831). Auch begründete er die Zeitschrift »Gründgruben des Orients« (6 Bde., Wien 1810—19). Vgl. Schlotmann, »Joseph von H.« (Zür. 1857).

Hammerbär, f. unter Dampffhammer.

Hammerbarkeit der Metalle, f. u. Dehnbarkeit.

Hammerfisk, Handelsort in der Vogtei gleichen Namens des norweg. Amtes Finnmarken (f. d.), die nördlichste Stadt der Erde, unter 70° 39' 15" nördl. Br. und 41° 25' 16" östl. L. (von Ferro) gelegen, in einer rauben, baumlosen Gegend, im Hintergrunde einer Bucht der Felseninsel Kvaløya (Walfischinsel) gelegen, zählt (1875) 2101 E. Im Sommer, wo die Sonne vom 18. Mai bis 29. Juli nicht untergeht, bietet das Städtchen ein lebhaftes Treiben dar. Es kamen 1862 83 Fahrzeuge, teils norwegische, teils fremde, besonders russische (64 an, welche Mehl, Hanf u. s. w. gegen Fische (733 820 kg getrocknete und 31 686 hl gefalgene), Thran (11 762 hl) und anderes eintauchten. Von allen norweg. Städten schied H. die meisten Fahrzeuge (in neuester Zeit etwa 30 im Jahre) nach Spitzbergen und dem Karischen Meer aus, um dort besonders Walrosse und in neuester Zeit auch eine Haiart, Haaferring (*Scoymus microcephalus*), deren Leber einen vorzüglichsten Thran gibt, zu fangen. Abirgens ist die Fischei der Hauptnahrungsweig der Bewohner.

Hammerfisch oder **Hammerhai** (*Sphyrna* oder *Zygaena*) heißt die wohl auffallendste Gestalt unter den Haien. Der Kopf ist nach beiden Seiten in zwei platte, breite Flügel verlängert, an deren Rändern die vorgequollenen grünen Augen sitzen, während die Nasenlöcher an der Unterseite in den vordern Ecken und das bogenförmige, mit scharfen, zackigen Zähnen bewaffnete Maul weit nach hinten auf der Unterseite angebracht ist. Kopf und Hals bieten demnach in der That das Bild eines breiten Doppelhammers oder Schlägels. Die gewöhnliche, im Mittelmeer heimische Art (*S. malleus*) erreicht bis 5 m Länge und ist ein gefährteter Raubfisch, der besonders den Thunfischen nachstellt und häufig mit diesen ins Netz gerät. Andere Arten kommen in den südl. Meeren vor.

Hammergar heißt Kupfer, wenn es durch Umschmelzen zwischen Kohlen in einem Herde gereinigt ist.

Hammerhai, f. Hammerfisch.

Hammerich (Peter Frederik Adoff), dän. Dichter, Geschichtschreiber und Theolog, geb. 9. Aug. 1809 zu Kopenhagen, widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt theol. Studien und erhielt 1839 die Predigerkelle zu Starup und Rebel in Jütland, legte dieselbe jedoch schon im folgenden Jahre wieder nieder. Im J. 1845 wurde er Prediger an der Trinitatiskirche in Kopenhagen. Bei Ausbruch des Deutsch-dänischen Kriegs widmete er sich mit Eifer der dän. Sache und diente in allen drei Feldzügen 1848—50 als Feldpropst. Im J. 1854 ward er in das Folkething gewählt. Einige Zeit darauf legte H. sein geistliches Amt nieder und trat 1859 als Professor der Theologie an der Univer-

sität ein. Als Theolog folgt er der Richtung Grundtvigs (f. d.). Seinen Ruf als Schriftsteller begründete er mit einer Reihe histor. Schriften: »Christian II. in Schweden und Karl Gustav in Dänemark« (Kopenh. 1847), »Dänemark im Zeitalter der Waldemare« (2 Tle., Kopenh. 1847—48), »Dänemark im Zeitalter der nordischen Union« (2 Bde., Kopenh. 1849—54), »Dänemark unter der Adels Herrschaft« (4 Bde., Kopenh. 1854—60). Außerdem veröffentlichte er »Schilderungen aus dem schlesw. Kriege« (Kopenh. 1849), »Der dritte schlesw. Feldzug« (Kopenh. 1851), »Der schlesw. Dreijährskrieg« (Hadersl. 1852), »Den hellige Birgitte og Kirken i Norden« (Kopenh. 1863) und »Den kristne Kirkes Historie« (3 Bde., 1868—71). Auch als Dichter hat H. ein nicht geringes Talent belundet, teils in seinen »Heldengesängen« (Kopenh. 1841), teils in den »Tönen und Wildern aus der Kirche Christi« (Kopenh. 1842), den »Biblisch-geschichtlichen Liedern« (Kopenh. 1852) und am meisten in »Gustav II. Adolf in Deutschland« (Kopenh. 1844). H. starb zu Kopenhagen 9. Febr. 1877. Seine Memoiren: »Et Levnedsløb« (2 Tle.) wurden 1882 veröffentlicht.

Sein jüngerer Bruder, Martin Johannes H., geb. 4. Dez. 1811, hat als Rektor der »Borgerdydstole« auf Christianshavn (1842—67) großes Verdienst als Pädagog sich erworben. Er verbrachte seine letzten Lebensjahre auf seinem Gute Løslinge in Südschlesland und starb 30. Sept. 1881. Hs litterarische Thätigkeit war mit Vorliebe der dän. Sprache gewidmet. Im J. 1845 lieferte er eine treffliche Übersetzung des ind. Dramas »Sakuntala«. Er gehört sowie sein Bruder zu den Vorkämpfern des Scandinavismus. — Asger H., ein Sohn des ältern H., geb. 8. April 1843, seit 1871 Direktor einer Musikal. Akademie in Baltimore, hat mehrere Cantaten und die Opern »Lovelille« (1865) und »Hjalmar og Ingeborg« (1867) komponiert.

Hammerlein, f. Thomas Kempis.

Hammerpochwerk, f. unter Pochwerk.

Hammer Schlag nennt man die beim Hämmern lospringenden Metallblättchen. Der Eisenhammer Schlag (f. Stahlschlag) dient als Zusatz in Hob- und Ruedelöfen, als Schleifmittel für ordinäre Eisenwaren, zum Bugen von Messern und Gabeln, sowie zum Ausklopfen von Nadelköpfen. Der bei der Herstellung des echten und unechten Blattgoldes und Blattsilbers erhaltene H. wird zum Vergolden, Bronzieren u. s. w. benutzt.

Hammer Schlagrecht nennt man die einem Grundbesitzer zustehende Befugnis, behufs der Auf- führung oder Ausbesserung eines Gebäudes, einer Mauer, eines Zauns u. dgl. das Grundstück des Nachbarn zu betreten. Es ist nur partikularrechtlich anerkannt.

Hammerhus, ehemals eine feste Burg, etwas südlich von der nordwestl. Spitze der dän. Insel Bornholm, liegt aber jetzt in großartigen Trümmern. Im Mittelalter stritten die Erzbischöfe von Lund, in neuerer Zeit die Schweden mit den dän. Königen um deren Besiz; mehrmals diente sie auch als dän. Staatsgefängnis.

Hammer Smith, früher ein Dorf, jetzt eine Vorstadt Londons mit (1881) 71 939 E., in der Grafschaft Middlesex am Nordufer der Themse, 5,6 km südwestlich von Hyde Park Corner gelegen und durch fortlaufende Straßen und Eisenbahnen mit der Hauptstadt verbunden. Die 1827 gebaute

begünstigt die Bildung der S., weil es zu chronischen Hyperämien der Gefäßwände disponiert. Aus den angegebenen Ursachen ist ersichtlich, warum die S. selten bei Kindern, und bei Männern häufiger als bei Frauen gefunden werden.

Die A. erzeugen teils örtliche, teils allgemeine Beschwerden. Die Kranken haben das Gefühl, als befände sich ein fremder Körper im After, empfinden Brennen und Spannung im Mastdarm, haben heftige Krämpfe und Rückenschmerzen. Sind die Knoten noch klein, so macht nur harter Stuhl bei der Entleerung Schmerz, haben die Knoten dagegen eine beträchtlichere Größe erreicht, so klagen die Kranken fortwährend über Schmerzen, die bei jeder Stuhlentleerung bis zu außerordentlichem Heftigkeit steigern und die Kranken am Gehen verhindern. Bei der Stuhlentleerung wird dann oft die Mastdarmschleimhaut mit den Knoten aus dem After gepreßt und muß hierauf unter heftigen Schmerzen zurückgeschoben werden. Später dem Schließmuskel stehende A. werden so häufig einge-
klemmt und können sich dann entzünden und selbst eitrig werden. Nicht selten beruhen die Hämorrhoidalnoten (die blinden Hämorrhoiden) und geben zu Blutungen Anlaß (fließende Hämorrhoiden), die den Kranken große Schmerzen gewähren und aus diesem Grunde von alters her als Hühners Ader bezeichnet werden. In andern Fällen verschwären die Hämorrhoidalnoten an ihrer Basis, wodurch sich die Beschwerden nur noch steigern. Zu Gefährde klagen dann oft aus den Haargefäßen oder selbst aus kleinen Nulcabern, wodurch erschöpfende Blutverluste und chronische Malaria mit herbeigeführt werden. In andern Fällen kann das Geschwür in die Tiefe dringen, die Haut in der Umgebung des Anus durchbrechen und so eine Mastdarmsfistel bilden. Oft geht mit oder nach dem Stuhle oder auch allein das schie-
mige Sekret des intrauterinen Mastdarms ab (Schleimhämorrhoiden). Die A. kommen und schwanden häufig periodisch, auch ohne heftige-
hafte Blutung, und mit ihnen kommen und gehen die örtlichen und allgemeinen Beschwerden. Abgesehen von den Fällen, wo die A. durch Organ-
erkrankungen herbeigeführt, sind sie nicht, wie man früher glaubte, eine Konstitutionskrankheit (sog. Hämorrhoidalkrankheit). Sie sind vielmehr ein rein örtliches Leiden, das nur wie jedes andere, wie ein Magenkatarrh, ein Darmkatarrh u. dgl. allmählich den ganzen Körper zur Ruhestätte zieht. Die Venenerweiterungen können sich abgesehen vom Mastdarm auch auf benachbarte Ljane, z. B. die Harnblase (Blasenhämorrhoiden) erstrecken und in diesem Falle Harnweg-, Blasen-
schmerzen oder Harnverhaltung zur Folge haben.

Bei der Behandlung der H sind vor allen Dingen alle diätetischen Fehlgänge durchaus zu vermeiden, nur leichtverdauliche, am besten vorwiegend vegetabilische Speisen in nicht unmaßiger Menge zu genießen, harter Kaffee, Thee, Spirituosen, starke Gewürze u. s. w. dürfen nicht genossen werden. Die Kranken sollen viel Wasser trinken, häufig spazieren gehen, turnen oder sich sonstige ausgiebige Bewegung machen. Körperhaltungen darf man nicht aufkommen lassen, doch kint, am Stuhl herbeizufahren, nicht etwa drastische Abführmittel zu nehmen, sondern nur mild wirkende, wie Weizenklein, Rhubarber, Pflaumenwasser und andere salinische Abführmittel. Bei Murreichen und

vollsaftigen Individuen erweist sich der öftere kumulative Gebrauch von mercurieller, kistlicher, kornbaurer und andern Wasser von Weintrauben und Rebenröschen nützlich. Sogar die örtlichen Beschwerden entspringen sich öftere kalte Bäder und Symplicien, Blasenentzündungen, milde Salben, unter Umständen örtliche Blutentziehungen; übrigens hält man die Knoten vor Quetschungen und dergleichen, weil dadurch oft Entzündung der innern Brustdrüsen und der Miliarien mit gefährlichen Folgezuständen, selbst Quervergiftung des Blutes entsteht. Auch das Schlafen in warmen Federbetten, sowie das Sitzen auf Polsterstühlen ist zu vermeiden. Die Geschwüre mit ihrem Blutausfluss verlangen sorgfältige heilende Behandlung, gegen heftige Naturkräfte wende man kalte Aq. in im Nothfall mit warmen Verbänden oder Ölen und ein. (W. habe äußere Anstriche, namentlich wenn sie sehr schmerzhaft sind, der Haut binten, werden am besten mit dem Quecksilber entfernt.

Ösophorobilia ist 1. **Ösophorobilia**
Ösophorobilia ist die von Junod angeregte
Methode der Ernährung durch Anwendung von
Ösophorobilia (Ösophorobilia)

Samuelson loben, verführer engl. Patriot, geb. 1624, kammer aus einem alten Geschlecht, das schon im 14. Jahrhund. genannt wird. Er studierte in Exjore und wurde 1655 ins Parlament gewählt. Seine selbst durch Haft nicht gebrochene Weigerung, zu der von Karl I. aufgetriebenen gegenwärtigen Anleihe beizutragen, erwarb ihm den Beinamen des Patrioten. Er verdiente solchen noch mehr durch seine Thätigkeit an der Erklärung der Petition of rights im Parlament von 1689. Nachdem er sodann eine Zeit lang zurückgezogen gelebt, wurde wegen verweigerten Beitrags zu der vom König verfassungswidrig geforderten »Schiffsdadgabe« ein Prozeß gegen ihn eröffnet und es war in die Kosten verurtheilt, das Volk aber dadurch zum Widerstand gegen den Mißbrauch der königl. Gewalt aufgerufen, da durch jene Entscheidung das Steuerbewilligungsrecht des Parlaments praktisch beseitigt erschien. Durch Kabinettsbefehl verhindert, mit seinem Better Oliver Cromwell nach Amerika auszuwandern, trat er im Parlament von 1640 an die Spitze der Opposition und gehörte zu den fünf Mitgliedern, die Karl I. 1642 als des Hochverrats schuldig in Anklage nahm legen ließen. Als dann der Kampf zwischen Parlament und König ausbrach, errichtete H. in Buckinghamshire ein Regiment und führte es ins Feld. Bei Chalgrovefeld ließ er am 18. Juni 1643 auf die Heister der Wallgroven Kaprede, wurde verwundet und starb 24. Juni 1643. Vgl. Rugent, »Memorials of John H.« (3 Bde., neue Aufl. 1854); Benedey, »John H. und die Lehre vom gesetzlichen Widerstande« (3. Aufl., Tübing. 1855).

Dampfsee, auch **Heats** oder **Southamp-**
ton genannt, ist eine der fröhe südlichsten Grä-
fchaften Englands hat auf 417663 qm (1881)
503 887 q und liegt zwischen den Grafschaften
Berks, Wilts, Dorset, dem Bristol'schen Kanal, Su-
fsex und Surrey. Sie bildet der Bodenbeschaf-
fenheit nach eine große Fläche, nur hier und da von
Felsen nicht über 150 m hoher Streichhügel (Town-
sh. i. Tünen genannt) durchzogen, in denen der Süd-
down Fels (PSG s m) der höchste ist, die Rüste ist mit
unabhängigen Buchten besetzt. Der Boden, zu
einem Neuntel zum Thonieboden gehörig, ist theils

Waldband (839 qkm), das mit herrlichen Eichen und Buchen bestanden ist, teils ergiebiges Ackerland (1586 qkm) und besonders zur Viehzucht höchst geeignetes Weideland und Wiese (1188 qkm). Der Südwestteil wird hauptsächlich vom New-Forest (240 qkm) und von ausgedehnten Heiden eingenommen. Das Klima ist das angenehmste und mildeste in England, sodaß neben berühmtem Weizen, Gerste, Bohnen und den edlern Gartengewächsen auch feines Obst und sogar der Weinstock und die Myrte im Freien gedeihen. Auch Hopfen wird viel erzeugt. Im J. 1879 baute man zum Schafsfutter auf 326 qkm Rüben. Die Industrie ist unbedeutend, dagegen die Viehzucht, besonders Schaf- und Schweinezucht, von großer Wichtigkeit. Berühmt ist der Speck aus H. Southsea, Southhayling, Bournemouth, Anglesea bei Gosport und manche Orte auf Wight sind berühmte, vielbesuchte Seebäder. Von den Flüssen, die insgesamt nur einen kurzen Lauf haben, sind bemerkenswert der Avon, der kurz vor seiner Mündung die Stour mit sich vereinigt und schiffbar ist, und wie der Voldre, die Oze, der Teste mit dem Anton, und der Itching in den Kanal einmündet, und der Weg, Erdbourne und Loddon, welche sich in die Themse ergießen. Die vorzüglichsten Städte sind: die Hauptstadt Winchester, Southampton, Portsmouth und Gosport. Zu H. gehört auch die malerisch schöne Insel Wight (s. d.). Die Grafschaft schickt 16 Abgeordnete ins Parlament. Der Name Hamtanscire erscheint zuerst im J. 765. Wilhelm der Eroberer nahm Winchester zur Residenz. Vgl. Woodward, „History of H.“ (3 Bde., 1869); White, „History and Directory of H. and the isle of Wight“ (1879); Bevan, „Tourists guide to H. including the isle of Wight“ (1881).

Hampstead, nordwestl. Vorstadt von London mit (1881) 45452 G., in der Grafschaft Middlesex, am Abhang des Hügels von H., 6 km nordwestlich von der City gelegen. Unregelmäßig gebaut und in seinem Ältern Teil von engen, gewundenen Straßen durchschnitten, hat H., trotz seiner allmählichen Ausdehnung und Modernisierung, mehr als irgendeine andere londoner Vorstadt sein ländliches Aussehen gewahrt und ist berühmt durch seine schönen Gärten, Alleen und Haine. Am Abhang des Hügels befinden sich eisenhaltige Mineralquellen, die im 17. Jahrh. entdeckt wurden; neuerdings wurde die Masse des austretenden Wassers beträchtlich vermindert durch die Anlage von Abzugskanälen und Eisenbahntunnels. Ein hervorragender Charakterzug von H. ist jetzt die Heide auf der Höhe und am Nordabhang des Hügels (Hampstead Heath), welcher die höchste Erhebung in der Nähe Londons ist und nach einer Seite eine großartige Aussicht über die Hauptstadt gewährt.

Hampstead (William von), Graf von Pembroke (s. d.).

Hampton (John Somerset Basington, Lord), engl. Staatsmann, Sohn William Russell's auf Bowd Court in der Grafschaft Worcester, wo er 20. Febr. 1799 geboren wurde. Nachdem er in Eton und Oxford seine Erziehung erhalten, ließ er sich auf seinen Familienbesitzungen nieder und wurde zum Friedensrichter ernannt. Im J. 1880 erbte er die ebendasselbst gelegenen Güter seines mütterlichen Oheims, Sir John Basington, und wurde dadurch veranlaßt, dessen Namen anzunehmen. Zugleich kam fast das ganze Grundeigentum des Hledens Drottwich in seine Hände, für welchen

er sich 1837 ins Parlament wählen ließ. Hier gehörte er zu den eifrigsten Konservativen und den treuesten Anhängern Sir Robert Peels, durch den er 1846 zum Baronet befördert wurde. Trotzdem fand die Abschaffung der Getreidezölle an ihm einen entschiedenen Gegner, und er kämpfte von nun an neben Bentinck und Disraeli in den vorbersten Reihen der Protectionisten. Als sich daher im Febr. 1852 ein Ministerium aus seinen Parteigenossen bildete, ward er mit dem Portefeuille des Kolonialdepartements betraut. Jedoch schon im Dez. 1852 löste das Ministerium sich auf und H. lehrte zur Opposition zurück. In dem zweiten Ministerium Lord Derby's (1858—59) übernahm er das Amt des ersten Lords der Admiralsität. In das dritte, im Juli 1866 gebildete Ministerium Derby trat er wiederum als Chef des Marinewesens ein, welchen Posten er bei der teilweisen Rekonstruktion des Ministeriums 8. März 1867 mit dem des Kriegsministers vertauschte. In diesem blieb er thätig bis zum Sturz des ersten Ministeriums Disraeli's (Dez. 1868). Bei der Bildung des zweiten Ministeriums Disraeli's (Febr. 1874) erlangte er kein Amt, wurde aber mit dem Titel eines Baron H. Mitglied des Oberhauses. Er starb 9. April 1890. Als zweiter Lord H. folgte ihm sein Sohn John Stanley Basington, geb. 13. Juli 1826.

Hampton-Court, ein vom Kardinal Wolsey unter Heinrich VIII. erbautes, später seinem königl. Herrn geschenktes Schloß an der Themse, beim Dorfe Hampton, 18 km von London. Elisabeth legte hier den ersten botan. Garten in England an. Wilhelm III., der sich in H. sehr gefiel, ließ es durch den Baumeister Wren verschönern und die Gartenanlagen erweitern. Die dem Schlosse damals gegebene Gestalt von drei großen vieredigen Höfen ist noch die heutige. Früher war es eine Zeit lang Staatsgefängnis Karls I. und nach dessen Tode Cromwells Residenz. Karl II., Jakob II., die Königin Anna, Georg I. und II. haben es häufig bewohnt. Seitdem hat kein engl. Monarch daselbst residiert; die Gemächer und die Anlagen wurden durch die Königin Victoria dem Publikum geöffnet. Die im Palast aufbewahrte Gemäldesammlung enthielt, neben vielem Unbedeutenden, auch die Kartons zu Raphaels Tapeten für die Sixtinische Kapelle, die neuerdings nach dem South-Kensington-Museum bei London gebracht worden sind. Auch besitzt die Galerie die neun Kartons zu dem Triumph Cäsars von Mantegna.

Hamster (Cricetus) heißt eine zu den Ragerieren und zwar zur Familie der Mäuse gehörende Säugetiergattung, welche den eigentlichen Mäusen zunächst verwandt, aber durch sehr große, bis auf die Seiten des Leibes verlängerte Backentaschen und kurzen Schwanz unterschieden ist. Die Rageröhne sind meistelförmig, der Backenzähne sind überall drei, sodaß die H. im ganzen 16 Zähne besitzen. Zu dieser Gattung gehört der gemeine Hamster (C. cramentarius), welcher sich vom Ost und Kaukasus bis zum Rhein und zum 60. nördl. Br., am häufigsten in Thüringen, findet und wahrscheinlich erst mit dem Getreidebau in Europa eingewandert ist; in England, der Schweiz, Dänemark und Schweden, in Oberbayern und südlich von den Alpen hat man ihn noch niemals angetroffen. Er wird, den Schwanz ungerechnet, bis 80 cm lang, ist oberseits rostbraun und unterseits schwarz, in manchen Gegenden ganz schwarz, und legt sich auf den Rücken

1 m unter der Oberfläche einen aus 8 bis 5 gekrümmten Kammern bestehenden Bau an, in welchem er einen bedeutenden Wintervorrat an Getreide, auch an Erbsen, Widen, Bohnen und Linsen sammelt und seinen Winterschlaf hält. Da nun alte H. bis zu einem Centner Getreide eintragen und das Weibchen zweimal im Jahre 4 bis 18, ja 16 Junge wirft, so ist in manchen Gegenden der durch die H. angerichtete Schaden sehr bedeutend, und es haben deshalb die Behörden auf die Einkieferung von H. öfter Prämien ausgesetzt. So wurden 1816 in der Stadtfur von Götting 111817 H. gefangen. Die Felle geben nur ein geringeres Pelzwerk; das Fleisch wird nur selten gegessen. Der H. ist sehr wild und jörnig und setzt sich selbst gegen den Menschen heftig zur Wehr, indem er sich auf den Hinterbeinen aufrichtet, Kopf und Hals aufbläht und grimmige Bisse ausstößt. Man gräbt sie aus, tötet sie mit Gift oder fängt sie in Fallen. Es gibt noch mehrere Arten H., die alle viel kleiner als unsere europäischen H. und in Asien und Ägypten einheimisch sind.

Hamun, ein 2200 qkm großer, seichter See oder Sumpf auf der Grenze von Afghanistan, Persien und Belutschistan, an welchem sich im Süden der sumpfige Sodi-Zirreh (Aria Palus der Alten, Jareh der Araber) anschließt. In ihm ergießen sich der Harud und Farrah Rud, während der Dilmend sich vor Erreichung des H. im Sande verliert.

Hämas, Gebirgsystem der griech.-türk. Halbinsel, s. Balkan.

Hämaschhalbinsel, s. Balkanhalbinsel.

Han, Gebäude, s. Chan.

Han (Ulrich, latinisiert Gallus), erster röm. Buchdrucker, wurde vom Kardinal Torquemada nach Rom berufen, um dessen „Meditationes“ zu drucken, welche 31. Dez. 1467 vollendet wurden. Von seinen früheren Lebensverhältnissen ist nichts bekannt; da er sich Civis Viennensis nannte, wird er in früherer Zeit in Wien gelebt haben. Die „Meditationes“, von denen eins der drei vorhandenen Exemplare sich in der Wiener Hofbibliothek befindet, enthalten 31 halbquartseitige Holzschnitte, woraus zu schließen ist, daß H. ursprünglich Typograph oder Briefdrucker war. Der Text des Buchs ist mit schönen got. Typen gedruckt, welche er auch noch später in Antiquawerten als Auszeichnungsschrift verwendete, so in seinem „Cicero“ 1469. Die Holzschnitte gleichen denen der Pfister. In dem ohne Angabe des Druckers erschienenen „Quintilianus“ (Rom 1470) befinden sich die ersten gegossenen griech. Typen. Von 1467 bis 1474 bediente er sich des gelehrten Jos. Ant. Campanus als Korrektor, von da an druckte er mit Simon Nitolous da Lucca zusammen, später wieder allein bis an seinen 1478 oder 1479 erfolgten Tod.

Hanau, Kreisstadt im Regierungsbezirk Rassel der preuß. Provinz Hessen-Rasselau, liegt in einer zwar sandigen, doch sorgfältig angebaute Gegend, an der Mündung der Kinzig in den Main und an den Linien Frankfurt-Kasselenburg und H.-Guthbach der Hessischen Ludwigsbahn und Halle-Frankfurt und H.-Friedberg der Preussischen Staatsbahnen. Am Main ist ein Hafen, der Rest eines Kanals, der bis in die Stadt führte. H. selbst besteht aus der nach alter Art gebauten Altstadt und der Neustadt, die 1697 durch eingewanderte Wallonen und Niederländer mit geraden und breiten Straßen angelegt wurde. Am Ende der Stadt

im Norden liegt das alte gräflich. Schloss, jetzt Wohnsitz der landgräflich. Familie von Hessen-Philippsthal. H. hat zwei unierte prot. Kirchen, nämlich die alte Marienkirche mit der Gruft der Grafen von H.-Rungenberg und die 1658 gebaute Johanniskirche mit der Gruft der Grafen von H.-Lichtenberg, ferner eine 1600 gebaute Doppelturmkirche der wallonischen und der niederländ. Gemeinde, eine luth. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Realschule, eine höhere Mädchenschule, eine Zeichenakademie, ein Theater, ein Zeughaus, ein Waisenhaus und ein Landkrankenhaus. Die Wetterauerische Gesellschaft für Naturwissenschaften besitzt ansehnliche Sammlungen, ebenso der Geschichtsverein. Die Stadt ist Sitz eines Landratsamts, eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, eines Superintendenten, eines luth. Dekans, eines Hauptsteueramts, einer Handelskammer, einer Nebenstelle der Reichsbank und anderer Behörden und zählt (1880) 28086 meist prot. E. Nächst Rassel ist H. die bedeutendste Stadt im Regierungsbezirk, steht aber in gewerblicher Hinsicht allen übrigen Orten desselben voran. Hauptgegenstände der Fabrikthätigkeit sind Bijouterie, Labat, Eigarrenformen, Stuararbeiten, Handschuhe, Teppiche, Strumpfwaren, Papier. Es besteht eine große Eisengießerei, eine Diamantfeile und eine Platinumschmelze (diese beiden die einzigen in Deutschland). In der Nähe der Stadt liegen das Schloss Philippsthal, Wohnsitz des Landgrafen Friedrich von Hessen, Wilhelmshaus und Kumpfenheim.

Im Dreißigjährigen Kriege hielt H. 1630 eine Blockade, dann 1636 eine bedeutende Belagerung durch die Kaiserlichen aus, bis es 18. Juni 1636 durch den Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Rassel entsetzt wurde. Außerdem ward es in der Kriegsgeschichte berühmt durch die Schlacht bei Hanau vom 30. Okt. 1813, die letzte, welche Napoleon I. in Deutschland schlug. Nachdem sich Bayern durch den Vertrag zu Nies, 8. Okt. 1813, mit Österreich gegen Napoleon verbündet hatte, zog der nachmalige Feldmarschall und Fürst Brede 16. Okt. an der Spitze eines 56000 Mann starken bayr.-österreich. Heeres nach Würzburg, um Napoleon, der nach der Schlacht bei Leipzig mit 80000 Mann Mainz und dem Rheine zwang, den Weg zu verlegen. Allein Würzburg, welches der franz. General Lurieu mit 12000 Mann besetzt hielt, hemmte Brede's Vorrücken. Dieser nahm nach einem Bombardement 26. Okt. die Übergabe der Stadt ohne die Citadelle Marienberg an und zog über Kassenburg, wo eine württemberg. Brigade zu ihm kam, im ganzen jetzt noch 40000 Mann stark, nach H. Allein auch Napoleon hatte inzwischen die Umgegend von H. erreicht, und die Franzosen trafen demnach mit dem Brede'schen Korps zu gleicher Zeit dort ein. Am 28. Okt., wo die Verbündeten H. besetzten, begann bereits der Kampf. Am 29. Okt., von 10 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags, griffen die franz. Kolonnen wiederholt vergeblich Brede's Mitteltruppen an. Schließlich warfen sich 30. Okt. Napoleons Reitergarden in drei Treffen gleichzeitig auf die Kavallerie und Infanterie der Verbündeten, während letztere durch die Artilleriereferve beschossen wurde. Die Infanterie geriet in Unordnung, die Kavallerie der Verbündeten wich zurück, worauf auch die Infanterie auf dem linken Flügel über die Kinzigbrücke nach H. kam und die Stadt von den Franzosen mit Granaten beworfen wurde.

Die Truppen des Mitteltreffens und des rechten Flügels zogen sich auf der aßchaffenburger Straße zurück, wo sie wieder Stellung nahmen. Am 31. Okt. früh räumten die Verbündeten H., und die Franzosen rückten ein. Vgl. Dörr, «Die Schlacht bei H.» (Kassel 1851); «Die Schlacht bei H. am 30. und 31. Okt. 1813» (Hanau 1863).

Seit dem 13. Jahrh. war H., 1308 zur Stadt erhoben, Wohnsitz der Herren von Hanau, von denen mehrere kaiserl. Landvögte in der Wetterau waren. Sie führten bereits 1343 die Primogenitur ein und wurden 1429 Reichsgrafen. Durch Erbschaft gelangte im 15. Jahrh. die Herrschaft Lichtenberg im Elsaß an einen Angehörigen des Hauses; die neue Linie nannte sich H.-Lichtenberg und die alte H.-Rünzberg. Jene erlosch mit Johann Ernst 1642, und seine Besitzungen fielen an die jüngere Linie, deren Haupt 1696 in den Fürstenstand und zum Direktor des wetterauischen Grafenkollegiums erhoben wurde. Als auch diese Linie 1736 mit Johann Reinhard II. im Mannstamme erlosch, kam zufolge früherer Erbverträge H.-Rünzberg an Hessen-Kassel, H.-Lichtenberg an Hessen-Darmstadt. Unter der Regierung des Landgrafen Wilhelm IX. wurde die Grafschaft 1785 mit Hessen-Kassel vereinigt, 1808 durch Reichsbeschluß zum Fürstentum Hanau erhoben. Mit dem Kurfürstentum Hessen nahmen 1806 die Franzosen auch H. in Besitz, worauf es 1809 zum Großherzogtum Frankfurt geschlagen wurde, bis es 1818 wieder an Hessen-Kassel kam. Seitdem bildete es nebst dem vormals fuldischen Amte Salmünster und den früher Hensburgischen Ämtern Birstein, Wächtersbach, Meerholz und Langenselbold die kurhess. Provinz Hanau (die Kreise H., Gelnhausen und Schlüchtern), und seit 1866 einen Teil des preuß. Regierungsbezirks Kassel.

Der Kreis Hanau zählt (1880) auf 346 qkm 82 885 E., worunter 14 904 Katholiken und 1955 Juden. Vgl. Arnb., «Geschichte der Provinz H.» (Hanau 1858).

Hanau, Fürstin von, Gräfin von Schaumburg, waren die Titel der morganatischen Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm (i. d.) von Hessen. Sie war geboren als Gertrude Falkenstein am 18. Mai 1806 zu Bonn, verheiratete sich sehr jung mit dem preuß. Lieutenant Lehmann, wurde aber auf Wunsch des damaligen Kurprinzen Friedrich Wilhelm geschieden und vermählte sich, nachdem sie zur Beseitigung des Ehehindernisses vom Katholizismus zum Protestantismus übergetreten, 1831 in morganatischer Ehe mit dem Leutnant, welcher sie bald darauf zur Gräfin von Schaumburg und 1853 zur Fürstin von Hanau erhob. Sie starb als seine Witwe in der Nacht vom 9./10. Juli 1882 zu Prag.

Hanbute, f. Hagebute.

Hancock (Winfield Scott), ameril. General, geb. zu Montgomery (Pennsylvanien) 14. Febr. 1824, wurde in der ameril. Militärakademie zu Westpoint erzogen, aus welcher er 1846 als Offizier in die Infanterie übertrat. H. nahm unter General Scott an dem Feldzuge gegen Mexiko teil und war bei dem Ausbruch des Bürgerkrieges 1861 Kapitän im Generalstabe. Er wurde zunächst der Potomac-armee als Generalmajor zugewiesen und zeichnete sich 1862 in den Schlachten bei Williamsburg und Fredericksburg, sowie 1863 bei Chancellorsville und Gettysburg aus, wo er am 3. Juli schwer verwun-

det wurde. Im J. 1864 trat H. an die Spitze des 2. Armeekorps, mit dem er im Mai und Juni an den blutigen Kämpfen teilnahm, welche unter Grants Oberbefehl den Widerstand der Konföderierten brachen und die Eroberung von Richmond herbeiführten. Im August wurde H. zum Generalmajor in der regulären Armee ernannt, befehligte nach Beendigung des Kriegs in verschiedenen Militärbezirken und wurde 1868 von der demokratischen Partei als Kandidat für den Präsidentenposten aufgestellt, unterlag bei der Wahl jedoch dem von den Republikanern aufgestellten General Ulysses Grant. Dieser übertrug 1872 den Militärbezirk des Atlantischen Ozeans, dessen Generalkommando sich zu Newyork befindet, an H. Diesen wichtigen Vertrauensposten bekleidet H. noch gegenwärtig.

Hano vaniam potimusque damusque violasim, d. h. «Um diese Günst bitten wir und sie gewähren wir hinwiederum». Citat aus Horaz' «Ars poetica» (Vers 11), entsprechend dem deutschen Sprichwort: «Ein Dienst ist des andern wert».

Hand (manus), der unterste Teil der oberen Extremität, welche durch das Handgelenk mit dem Vorderarm in direkter Verbindung steht. Man unterscheidet an ihr den gewölbten Handrücken (dorsum manus) und die leicht ausgehöhlte Hohlhand oder den Handteller (vola manus), weiterhin die Handwurzel oder das Handgelenk (carpus), die Mittelhand (metacarpus) und die Finger (digiti); endlich zwei abgerundete Hände, den Speichenrand auf der Daumen- und den Ellbogenrand auf der Kleinfingerseite. Das Gerüst der H. besteht aus 27 kleinen Knochen, von welchen 8 die Handwurzel, 5 die Mittelhand und 14 die Finger bilden. Die 8 mehr oder minder würfelförmigen Handwurzelknochen bilden zwei übereinanderliegende Reihen von je 4 Knochen, von denen die eine Reihe (bestehend aus dem Kahn-, Mond-, dreieckigen und Erbsenbein) an das Ende der Unterarmknochen, die andere (gebildet durch das große und kleine viereckige, das Knoch- und Halenbein) an die Mittelhand stößt. Die Knochen jeder Reihe werden durch kurze und starke Bänder so fest untereinander verbunden, daß sie gewissermaßen nur einen Knochen darstellen (i. Tafel: Bänder des Menschen, Fig. 1); aber die Gelenke zwischen beiden Reihen und zwischen dem Unterarm und der obersten Reihe sind derart, daß das eine die Bewegung der H. nach vorn, das andere die nach der Seite gestattet. Wegen ihrer benachbarten Lage ist die kombinierte Wirkung beider Gelenke dem eines ziemlich ausgiebigen Kugelgelenks gleich. Die Drehung der H. um ihre Achse vermittelt allein der Vorderarm, indem sich das untere Speichenende um das untere Ende des Ellbogenbeins dreht. Die Handwurzelknochen bilden einen nach der Hohlhand offenen Bogen, über welchen ein breites, festes Band (ligamentum carpi transversum) gespannt ist, unter welchem die Sehnen der Beugemuskel verlaufen. Vier der röhrenförmigen Mittelhandknochen sind unter sich ziemlich stark und unbeweglich verbunden; der fünfte, der Mittelhandknochen des Daumens, gestattet eine so freie Beweglichkeit wie ein jedes Fingerglied und kann dadurch den übrigen Fingern gegenübergestellt werden, worauf die Fähigkeit des Greifens und Erfassens beruht; nach der Hohlhand zu sind die Mittelhandknochen zugespitzt und bedingen so den eigentümlichen Bau des Handtellers.

Der Daumen (pollux), in dessen kräftiger Entwicklung und selbständiger Beweglichkeit die wichtigste und charakteristischste Vorlage der Menschheit stand vor der Aftersand liegt, hat nur zwei Glieder, jeder andere Finger drei. (5 Finger) Sämliche Knochen der H sind mit Bändern untereinander verbunden, und zwischen den beweglichen befinden sich außerdem Gelenkflächen.

Die phalangen der H. und die Finger bewegen den Muskeln liegen hauptsächlich am Vorderarm und nur wenige an der H. selbst, und zwar entspringen die Beugemuskeln von der innern, dem Handsteller entsprechenden Fläche des Vorderarms, die Streckmuskeln hingegen von der äußern Fläche des letztern, die Finger haben gemeinschaftliche Muskeln, der Zeigefinger außerdem noch einen besondern Strecker, und der Daumen und der kleine Finger, die ihre freie Lage wegen besonders beweglich sein können, jeder noch eine Anzahl zum Theil in den Handballen gelegene Muskeln. Die Finger selbst tragen keine Muskeln, sondern nur Sehnen solcher, die bestehen aus aus denselben, aus den Knochen, der Haut und dem Zell mit sehr jugendlichen Nerven und Strichen. Die H. wird durch zwei Arterien, die Speiden, und die Allobogasterie, mit Blut versorgt, und gibt ihrer Venen führen das Blut aus ihr ab in der pol. hand stehen dünne Adressen durch hängen von je Zweige (arcus volaris) vielfach untereinander in Berührung (§ Tafel Die Blutgefäße des Menschen.) Die Haut der H ist an den Gelenkstalten fest an die darunterliegenden Gewebe angeheftet. Dasselbe ist rich an Gefäßnerven, die namentlich an den Fingerringen mit besondern, das Tastvermögen dienenden Endorganen, den sog. Tastkörperchen versehen sind. In die Haut der letzten Fingerglieder ist auf der Rückseite der Nagel eingekragt, welcher dem Gliede, das nur einen kurzen Knochen besitzt, eine große Festigkeit verleiht.

Die *h.*, die Iren hier in derselben Vollkommenheit befißt wie der Mensch, ist das kunstfertige Instrument, welches überhaupt erstirzt und betätigt wesentlich den Menschen zu der hohen Stellung, welche er in der Natur einnimmt. Als seines Losorgans steht es unter ähnlichen Vorrichtungen absondern und wird an Gränzen der Empfindung aus von der Zungenspitze überstoßen. Die tausendfachen Verrichtungen der Hände (Hantirungen), die ein ausdauerndes Vorrath der Menschen sind, werden nur durch den weite berechneten Bau dieses Werkzeuges ausführbar, welches durch seinen wohlberedneten Mechanismus ganz jener geistigen Überlegenheit entspricht, durch welche der Mensch, das an natürlichen Fortbewegungsmitteln armste Geschöpf, sich zum Beherrscher der lebenden und leblosen Natur aufbebt. Gerade des kunstvollen Baues der Hände wegen bezeichnet schon Anaxagoras den Menschen als das vollkommenste Geschöpf. Galen als den Beherrscher der Erde.

Die Bewegungen der 6 Gelenke wie die des
Griffes außerordentlich leicht, und selbst fast ganz
abgetrennte Finger machen leicht wieder an. Vor-
züglich ist die Verwundung der Hohlhand in furch-
ten, Blutungen aus den Arterienbogen der Hohl-
hand lassen sich nur ungenügend schwer stillen, und
es müssen dazu oft die Arterien des Vorderarms,
selbst die Arterien des Oberarms unterbunden
werden, ohne daß selbst hierdurch immer die Erhal-
tung des Lebens gesichert wird. Bei Amputatio-

Kindern werden die Handwurzelknochen leicht der Sitz von Verletzungen durch Knochenstich oder Knochenaufreibung. Alle Entzündungen und Eiterungen an der H. erfordern sorgfältige Behandlung, weil infolge der angedeuteten Schmerzen die Entzündung sich oft sehr rasch und allen Richtungen ausbreitet und zu eitrigen Zerstörungen Anlass gibt, wenn nicht durch promptes Einschneiden dem gebildeten Eiter Ablass geschieht wird.

Hand (dargest.), eigentlich leinē h, bedeutet in dem Rechtspruchwort: »Die Kinder folgen der ärgern Hand« die nicht ebenbürtige Frau. Bei Wählberechtigten erlangen die Kinder nicht den Stand des Vaters, sondern nur den der Mutter. Namentlich haben sie kein Erbrecht auf das Stammgut. (S. Adelsabstammung.)

Same (Shearwater), found with *Boreo-*
notif. of She (d. b); vol. She, No. V, 6 796^a.

Gesamte (gesamte) nennt man ein im deutschen Recht vorkommendes Gemeinschaftsverhältnis, wonach eine Sache oder ein Recht mehreren Geistes, ohne daß jedem einzelnen eine fest bestimmte Quote, wie beim röm. *Mitigentum*, zugefallen ist. Die gesamte δ . kann bei Ursprungszeit vor sowohl bei feilem Eigentum, als namentlich bei Erbgütern (Bezeichnung zur gesamten δ oder Gesamtschuldung, (Lehn und Lehnwesen), Bauer-
gütern, bei Forderungen und Schulden, bei dem Verhältnis der Abgatten zueinander hinsichtlich des Vermögens u. s. w. Der Ausdruck ist so zu erklären, daß die Gesamthänder, d. h. die an der Gemeinschaft Beteiligten, die rechtlichen Dispositionen ihrer Hände miteinander legen, um wie ein Körper zu erscheinen. Im neuern Recht findet die gesamte δ . nur noch selten Anwendung.

Georg (Jard) Gottlieb, Biologe, geb. 15. Febr. 1786 zu Glauch im Saach. Vogtlande, studierte in Leipzig Biologie, habilitierte sich datselbst 1809 als Dozent, ging aber 1810 als Professor an das Gymnasium zu Weimar, erhielt 1817 an der Universität zu Jena eine aufruford. und noch in demselben Jahre eine ord. Professur nach der Rückkehr von dem philol. Seminar. Neben seinen Berufsarbeiten übernahm er 1818 den Unterricht der Prinzessinnen Maria und Augusta von Sachsen-Weimar bis zu deren Verheirathung mit dem Prinzen Carl und Wilhelm von Preußen (1827 und 1829). Er starb 14. März 1861.

Unter den literarischen Arbeiten H.'s sind die bedeutendsten: *«Allgemeine der Konfession»* (Jena 1807—41), *«Paroelismus, seu de particulis latinis commentariis»* (Jena, 2 Bde., 1809—42), *«Lehrbuch des lat. Stils»* (Jena 1833, 3 Aufl. 1839), *«Praktisches Handbuch der Übungen im lat. Stile»* (Jena 1839, 3 Aufl. 1839), und die *«Ende der des Statuts»* (Bd. 1, 2 Bde. 1817). Von 1849 bis 1854 leitete er als Redakteur die *«Neue Jena'sche Allgemeine Preisvertheilung»*. Vgl. Querd., *«Freiburg»* (Göttingen) 5. (Jena 1869).

Handarbeit in Schulen, die zu verschiedenen Zeiten von hervorragenden Pädagogen, namentlich auch von Salmann, Schallay und Zedler, erörtert, in neuerer Zeit besonders infolge der Vermählungen des kön. Ministers a D Cloufon von Goss in Dänemark, Schweden, Finland, Frankreich, Belgien und Deutschland, sowie in Oesterreich und Holland praktisch vorzüglich Verbin- dung des Handfertigkeitsunterrichts mit der Jugend- arbeitsausbildung, deren Aufgabe nicht in einer sachlichen

Ausbildung, sondern darin besteht, neben der in den heutigen Schulen zu ausschließlich gepflegten Entwicklung der Geisteskräfte die der körperlichen Fähigkeiten zu fördern. Diesem Gesichtspunkt entsprechend kommen als Gegenstände der H. nur solche Zweige der gewerblichen Thätigkeit in Betracht, welche einerseits weder eingehende Vorkenntnisse, noch bedeutende Anstrengung, noch auch kostspielige Materialien und Hilfsmittel erfordern, andererseits geeignet sind, das Interesse der Jugend anzuregen und die Geschicklichkeit von Hand und Auge zu üben, somit den Sinn für schöne Formen wie überhaupt für Maß und Ordnung zu wecken, wodurch mittelbar auch auf die Hebung des Handwerks und Kunstgewerbes, ja selbst der Industrie hingewirkt werden kann. Demgemäß erstreckt sich der Unterricht vor allem auf Bildschnitzerei, Zaubjagen, Einlegearbeiten, Tischlerei, Schlosserei, Bürstenbinden, Korbmacherei, Stahlrohrflechten, Buchbinden- und Papparbeiten.

Handarbeit (weibliche), im weitesten Sinn, den Verhältnissen früherer Kulturperioden entsprechend, die Gesamtheit der häuslichen Vorrichtungen zur Herstellung und Verzierung von Wäsche und Kleidungsstücken, als Spinnen, Weben, Nähen, Sticken, Stricken, Häkeln, Filzarbeit u. s. w. Nachdem seit dem Anfang des 19. Jahrh. die auf Massenproduktion berechnete Maschinenarbeit sich immer mehr dieser Thätigkeiten bemächtigt und dieselben zu selbstständigen Industriezweigen entwickelt hat, sind unter H. nur noch diejenigen Thätigkeiten zu verstehen, welche noch jetzt der Frau eigentümlich sind und von ihr im Hause ohne Zuhilfenahme von Maschinen ausgeführt werden können. Es sind dies ausschließlich solche Arbeiten, in denen, unbeschadet der Rücksicht auf technische Vollendung, das künstlerische Element, d. h. die Geschmacksbildung in Form, Farbe und Anordnung, zum Ausdruck kommt. In neuerer Zeit ist der weiblichen H. sowohl vom volkswirtschaftlichen als vom rein ästhetischen Standpunkt erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt und durch die Gründung von Vereinen, Zeitschriften, sowie von Schulen in Verbindung mit Museen oder Kunstateliers auf die Förderung derselben hingewirkt worden. Einen belebenden und veredelnden Einfluß hat auch auf diesem Gebiet die in der neuesten Zeit erzielte Hebung des Kunstgewerbes durch das Bekanntwerden älterer Kunstleistungen, besonders der stilvollen Arbeiten des deutschen Mittelalters und der aus tausendjährigen Traditionen hervorgegangenen farbenreichen Schöpfungen des Orients, ausgeübt. Über die einzelnen Zweige der H. s. die Artikel Häkeln, Nähen, Stricken, Spitzenklöppeln, Sticken u.

Handauflegung, religiöse Sitte, s. Auflegung der Hände.

Handbagger, s. unter Bagger.

Handbildner, s. Chiroplast.

Handeckfall, s. unter Klare.

Handel bezeichnet im weitern Sinne jede Art des Güteraustausches, die von den Beteiligten zum Zwecke der Erzielung eines Gewinnes vorgenommen wird. In dieser Gestalt ist der H. die natürliche und notwendige Folge der wirtschaftlichen Arbeitsteilung in einer Gesellschaft, welche das Eigentumsrecht anerkennt und schützt. Sobald die rohe Form der sich selbst genügenden Naturalwirtschaft überwunden ist, produziert jeder einzelne nicht mehr das, was er selbst braucht, sondern das, was er

unter den gegebenen Umständen am leichtesten oder am besten zu produzieren im Stande ist, und er verschafft sich die Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse, indem er die Mittel dazu gegen seine eigenen Erzeugnisse oder Leistungen eintauscht. Dieser Austausch erfolgt bei höherer Entwicklung der Volkswirtschaft durch die Vermittelung des Geldes, welche den Tausch in Verkauf und Kauf zerlegt. Die Wichtigkeit des Güteraustausches für die arbeitsteilige Gesellschaft erzeugt aber auch schon fast von Anfang an ein besonderes Gewerbe, welches im engeren Sinne H. genannt wird. Dasselbe besteht in dem Anlauf oder Austausch von Gütern zu dem Zwecke, sie mit Gewinn wieder weiter zu veräußern. Das Bestehen eines solchen besondern Handelsgewerbes ist offenbar von großem Nutzen sowohl für die Produzenten der Güter als auch für die Konsumenten. Die ersten sind von den letztern oft durch große Entfernungen getrennt, und in jedem Falle würden sie einen nicht geringen Aufwand an Mühe, Zeit und Kosten machen müssen, wenn sie die letzten Abnehmer ihrer Waren selbst auffuchen müßten. Es entspricht hier durchaus dem Prinzip der Arbeitsteilung, wenn besondere mit Kapital und Arbeit ausgestattete Vermittler eintreten, um die Waren den Produzenten abzukaufen und die Sorge für den weitem Absatz derselben selbst zu übernehmen. Sie werden diese letztere Aufgabe im allgemeinen besser erfüllen, als es etwa durch Agenten und Vertreter der Produzenten geschehen könnte, weil sie auf eigene Rechnung und unter dem Sporn ihres eigenen Interesses handeln. Außerdem aber machen sie es den Produzenten möglich, mit einem geringern Betriebskapital auszukommen, weil sie eben die Waren kaufen, bevor noch die eigentlichen Konsumenten derselben aufgefunden sind. Für die Konsumenten bietet der H. in diesem eigentlichen Sinne die Möglichkeit, sich zu jeder Zeit auf die bequemste Art in beliebiger Quantität und mit einer großen Auswahl hinsichtlich der Qualität mit allen Bedarfsgegenständen zu versorgen. Hiernach kann dem H. auch eine eigentliche Produktivität nicht abgesprochen werden. Der materielle Transport einer Ware von einem Orte, wo sie wenig Wert hat, nach einem solchen, wo sie einen höhern Wert besitzt, wird allgemein als eine volkswirtschaftlich produktive Thätigkeit anerkannt. Es ist aber der H., der solche Ortsveränderung wirtschaftlich leitet und auf eigene Rechnung und Gefahr veranlaßt, und diese Leistung ist ebenso produktiv, wie die technische Oberleitung einer Eisenbahn oder einer Fabrik. Allerdings beschäftigt der H. verhältnismäßig mehr Kapital als Arbeit. Sein Betriebskapital dient eben zur Ergänzung desjenigen der Warenproduzenten. Im ganzen wird er indes aus demselben keinen höhern Gewinnsatz erzielen als die Produzenten aus dem ihrigen, da die Konkurrenz zwischen den beiden Kapitalverwendungen rasch eine Ausgleichung herstellen würde. Auch wird durch das Dawischentreten der Handeltreibenden der Warenpreis für die Konsumenten nicht über denjenigen hinaus gesteigert, den die Produzenten verlangen müßten, wenn sie mit längerem Zinsverlust und besondern Kosten die Versorgung der Konsumenten selbst übernehmen wollten.

Der die handelsgewerbliche Vermittelungsthätigkeit der erwähnten Art geschäftsmäßig betreibt,

ist im volkswirtschaftlichen Sinne Kaufmann. Nach dem deutschen Handelsrechte dagegen werden auch Fabrikanten, Buchdruckereiunternehmer, Versicherungsunternehmer u. a. als Kaufleute bezeichnet, weil sie gewerbmäßig die in den Art. 271 und 272 speziell als Handelsgeschäfte bezeichneten Geschäfte betreiben. Nach den Gegenständen, mit denen sich der H. befaßt, unterscheidet man den Warenhandel, d. h. den H. mit beweglichen Sachgütern, der den volkswirtschaftlich wichtigsten Zweig bildet; ferner den Immobilienhandel, der als gewerbmäßiges Kaufen von Grundstücken oder Häusern zum Zwecke des Wiederverkaufs erst in der neuern Zeit Bedeutung erlangt hat und im Rechtsinne nicht als H. gilt, und endlich den Effektenhandel oder H. mit Wertpapieren aller Art, dessen volkswirtschaftliche Natur und Bedeutung von der des Warenhandels wesentlich verschieden ist. Man unterscheidet ferner Großhandel und Kleinhandel, zunächst nach der Größe der einzelnen Geschäfte, welche der betreffende Kaufmann abzuschließen pflegt. Außerdem aber vermittelt der Großhändler im allgemeinen nicht direkt zwischen den Produzenten und den eigentlichen Konsumenten, sondern er setzt die gekauften Waren an Wiederverkäufer oder an Gewerbetreibende zu weiterer Verarbeitung ab. Der Kleinhandel dagegen ist zugleich Detailhandel, d. h. er versorgt unmittelbar das konsumierende Publikum. Je mehr sich die Produktion im Großbetriebe konzentriert, je größer das Absatzgebiet wird, welches die Großbetriebe zu ihrem Bestande bedürfen, um so notwendiger wird die Einschlebung dieser doppelten oder sogar noch mehrfachen Zwischenglieder zwischen Produzent und Konsument. Doch ist nicht zu leugnen, daß die Zahl der Kleinhändler leicht größer werden kann, als es im volkswirtschaftlichen Interesse zu wünschen wäre. Viele wenden sich mit einem kleinen Kapital diesem Geschäftsbetriebe zu, weil er ihnen keine besonderen Vorkenntnisse und keine große Arbeit zu erfordern scheint. In der That wird im Kleinhandel die Arbeitskraft der Unternehmer und ihrer Gehilfen durchschnittlich wenig intensiv in Anspruch genommen, da ein großer Teil der Zeit einfach mit Warten auf Kunden in Anspruch genommen wird. Andererseits aber gehen auch viele von diesen kleinen Geschäften nach kurzer Zeit mit Verlust ihres Kapitals zu Grunde. Es ist daher in mancher Beziehung als ein Fortschritt zu betrachten, wenn in der neuern Zeit in den großen Städten gewisse Zweige des Detailhandels mehr und mehr in der Form großer Unternehmungen mit einem Kapital von Millionen betrieben werden. Die Arbeitskräfte des Personals werden hier vollständiger ausgenutzt, die Generalkosten sind verhältnismäßig geringer als bei kleinen Unternehmungen, der größere Umsatz macht es möglich, den Gewinnzuschlag im einzelnen zu vermindern, und so kommt diesen großen Magazinen noch manches andere zu flatten. Als unscheinbarste Formen des H. sind noch zu nennen der Hölzerhandel, der gewöhnliche Lebensmittel in kleinen Quantitäten von einem offenen Stande aus verkauft, und der Trödelhandel, der sich mit bereits gebrauchten Sachen, wie alte Kleider, Metallgerät u. s. w., befaßt. Neben dem schäbsten H., der von einem festen Sitze aus betrieben wird, ist auch der Wanderhandel (s. d.) zu erwähnen, dessen niedrigste Stufe der Hausierhandel (s. d.) bildet.

Den eigentlichen H., den der Kaufmann auf eigene Rechnung und Gefahr betreibt, nennt man auch Eigenhandel im Gegensatz zu dem Kommissionshandel, der nur für fremde Rechnung Geschäfte macht, und der bloßen Expedition, welche nur in der Beforgung der richtigen Beförderung der Waren anderer besteht. Diese letztern Geschäftszweige, wie auch die der Makler, Agenten und Auktionatoren, sind nur Hilsgewerbe des selbständigen H. Eine weitere wichtige Unterscheidung ist die zwischen Binnenhandel und auswärtigem oder Außenhandel. Durch den letztern erweitert sich die nationale Arbeitsteilung zu einer weltwirtschaftlichen. Zugleich aber treten die Nationen sich auf diesem Gebiete gewissermaßen als geschlossene Individualitäten mit besonderm, oft sehr widersprechenden Interessen gegenüber, weshalb hier die Handelspolitik (s. d.) ihre Hauptaufgaben findet. Der auswärtige H. spezialisiert sich in Aus- und Einfuhrhandel, indem gewisse Kaufleute sich nur mit der Einfuhr fremder Produkte befassen (Importeure), andere dagegen den Absatz einheimischer Produkte im Auslande vermitteln. Häufig werden übrigens auch im internationalen Verkehr Waren direkt von ausländischen Produzenten bezogen, namentlich mittels besonderer Vertretungen eigens anzufertigender Gegenstände, wie Maschinen, Brücken, Kanonen u. s. w. Der Zwischenhandel (früher auch Oekonomiehandel genannt) hat seine eigentliche Bedeutung ebenfalls im internationalen Verkehr und besteht hier darin, daß von günstig gelegenen Plätzen aus Waren, die im Auslande gekauft worden, wieder nach auswärts verkauft werden. Es entsteht dadurch für die Konsumtionsländer eine sog. indirekte Einfuhr. Diejenigen Völker, welche sich die ausländischen Waren von fremden Schiffen und Kaufleuten zuführen lassen, haben nur Passivhandel, dem der Aktivhandel der höher entwickelten, mit eigenem Kapital und eigenen Schiffen am Weltverkehr teilnehmenden Nationen gegenübersteht. Sammelplätze für den Handel waren früher namentlich die Märkte und Messen, gegenwärtig dagegen haben sich die Geschäfte des Großverkehrs mehr und mehr in den Börsen und für gewisse Waren in den großen Auktionen konzentriert, die an mehreren großen Hafenplätzen regelmäßig periodisch veranstaltet werden. Von großer Wichtigkeit für die Blüte des Handels ist die Organisation der Banken und des Kreditwesens überhaupt, sowie die Herstellung zweckmäßiger Einrichtungen zur Ersparung von baren Geldzahlungen und Geldtransporten, namentlich des Giro-, Ched. und Clearinghausystems. Man könnte die wirtschaftlichen Leistungen der Banken als einen H. mit Kredit oder auch mit Geld bezeichnen, doch dürfte eine engere Fassung des Begriffs H. vorzuziehen sein, bei welcher die Kreditvermittlung als ein besonderer Zweig der wirtschaftlichen Thätigkeit betrachtet wird. Als Geldhandel im eigentlichen Sinne erscheint dann nur das gewerbmäßige Kaufen besonderer, namentlich fremder Münzsorten mit der Absicht, dieselben zu einem höhern Preise wieder zu verkaufen, also der Geldwechsel.

Eine große Rolle spielt im H. die Spekulation. Dieselbe hat die Aufgabe, mittels einer Wahrscheinlichkeitschätzung der künftigen Marktverhältnisse dem Spekulant möglichst vorteilhafte

Lieferungs-geschäfte für die Zukunft zu ermöglichen. Es ist also unmittelbar nur das eigene Interesse der Spekulanten maßgebend; thätiglich wird aber dadurch im allgemeinen, wenigstens im Warenhandel, eine zeitliche Verteilung der Zufuhr zu Wege gebracht, welche den Bedürfnissen der Gesamtheit am meisten entspricht. Wenn irgendein Produkt etwa infolge einer ungewöhnlich reichen Ernte auf einen niedrigen Preis sinkt, so wird es von spekulierenden Kaufleuten aufgekauft und zurückgehalten, und diese Vorräte kommen bei einem etwaigen spätern Ernteaussalle den Konsumenten sehr zu statten, wenn die Inhaber derselben auch einen beträchtlichen Preisaufschlag zu machen im Stande sind. Früher freilich, als die Konkurrenz wegen der Schwierigkeit der Warenzufuhr aus größeren Entfernungen oft nur ungenügend sich entwickeln konnte, führte das Aufkaufen notwendiger Lebensmittel häufig zu einer wucherischen Ausnutzung einer Notlage der Bevölkerung; aber je mehr der H. seine volle Leistungsfähigkeit zu entfalten vermochte, um so mehr wurden die übeln Folgen der Spekulation durch ihre günstige Einwirkung auf die Marktzufuhr überwogen. Freilich werden die meisten Spekulations-geschäfte nicht mit der Absicht einer künftigen Lieferung oder Abnahme effektiver Waren geschlossen, sondern nur in der Hoffnung, durch eine der ursprünglichen entgegengesetzte Operation einen Differenzgewinn zu erzielen. Solche Spiel-geschäfte sind allerdings an sich ohne volkswirtschaftlichen Nutzen und häufig sogar geradezu verwerflich. Jedoch sind sie bei ihrem Abschlusse von den realen Lieferungs-geschäften äußerlich gar nicht zu unterscheiden; nicht selten geht ein Geschäft der einen Kategorie, ohne daß es ursprünglich beabsichtigt war, in die andere über, und der Markt hat von den nur auf Differenzen ausgehenden Spekulanten wenigstens den Vorteil, daß für alle Zeit-geschäfte Angebot und Nachfrage stets in größerer Ausdehnung vorhanden ist. Im Effektenhandel nimmt die Spekulation einen noch weit größeren Raum ein als im Warenhandel, und auf diesem Gebiete tritt sie auch besonders häufig mit dem Charakter eines bloßen Spiels auf. Sie leistet auch als solches durch Erweiterung des Marktes wohl einige Dienste, aber im ganzen ist sie doch als ein Übel zu betrachten, welches nur geduldet wird, weil es ohne gleichzeitige Störung berechtigter Geschäftszweige nicht beseitigt werden kann.

Bei der Darstellung der Geschichte des H. berücksichtigt man hauptsächlich die Entwicklung der Verkehrsbeziehungen zwischen den verschiedenen Völkern, die Auffindung neuer See- und Landwege für den Welthandel, die Vervollkommenung der Schifffahrt und der Landtransportmittel, die fortschreitende Entwicklung des Geld- und Bankwesens, die Einführung neuer erotischer Produkte auf die Märkte der Kulturwelt, das Emporkommen und der Verfall der zeitweise vorherrschenden Handelsnationen und Handelsplätze, die Handelspolitik und das Kolonialwesen der leitenden Nationen, endlich auch die Handelskrisen, die in der neuern Zeit nicht mehr als lokale Erscheinungen auftreten, sondern ihre Erstbitterungstiefe fast über die ganze Erde ausbreiten. Der H. als selbständiges Gewerbe begann ohne Zweifel mit der Zufuhr von Luxusartikeln, die von den Reichen teuer bezahlt wurden und wegen ihres hohen spezifischen Wertes

den schwierigen Transport aus großen Entfernungen noch lohnend machten. Außerdem gehörten auch Sklaven zu den ersten Gegenständen des H. Der mit Karawanen betriebene Landhandel war zur Bewältigung großer Massen gewöhnlicher Waren nicht im Stande; erst mit der Ausbildung der Seeschifffahrt wurde ein wirklicher Welthandel möglich, der nicht nur einzelne kostbare Produkte, sondern den Überfluß der gewöhnlichen Erzeugnisse des einen Landes auf die Märkte der andern zu bringen vermag. So konzentrierte sich der H. der Alten Welt um das Mittelmeer, das nach seiner ganzen Gestaltung auch bei einer noch unvollkommenen Technik der Schifffahrt eine verhältnismäßig bequeme Verbindung zwischen seinen reichen Uferländern darbot. Phönizier, Karthager und Griechen traten hier als erste Handelsnationen auf, und ihre zahlreichen Kolonien bildeten bald ein System von Märkten, das die wirtschaftliche Erschließung des ganzen bekannten Abendlandes anbahnte. Nachdem Rom die Weltherrschaft erlangt, wurde es auch zu einem Centralpunkte des H., nicht sowohl durch seine eigene wirtschaftliche Energie, als wegen des in seinen Mauern vereinigten Luxus und Reichtums und seiner zahlreichen Bevölkerung. Außer dem Mittelmeer aber hatte im spätern Altertum, namentlich in der röm. Kaiserzeit, auch der Indische Ocean einige Bedeutung für den Welthandel. Auf diesem Wege kamen Seidenzeuge aus China, Gewürze aus dem Indischen Archipel, Indigo, Pfeffer, Baumwollgewebe aus Vorderindien. Plinius berichtet, daß zu seiner Zeit jährlich 50 Mill. Sesterzen in bar nach Indien abfloßen. Auch auf der Karawanenstraße über Bactrien wurden chines. Produkte in das griech.-röm. Kulturgebiet eingeführt.

In der ersten Hälfte des Mittelalters behauptete Konstantinopel als Welthandelsplatz die erste Stelle. Allmählich aber begründeten die ital. Städterepubliken ihre Handelsmacht, die sich wesentlich auf den Verkehr mit dem Orient stützte. Amalfi und Venedig gingen voran, es folgten Pisa, Genua und später Florenz. Anfangs beschränkte sich die Italiener auf den Verkehr mit Konstantinopel, dann wurde ihnen Ägypten zugänglich und Alexandria zu einem wichtigen Stapelplatz, und durch die Kreuzzüge wurde ihrem Unternehmungsgeist ein noch weiteres Gebiet eröffnet. In den ital. Handelsstädten bildeten sich auch die neuern technischen Formen und Hilfsmittel des H. aus, namentlich die Buchführung, das Bankwesen, der Wechselverkehr, die Kassaabrechnung u. s. w. Im nördl. Europa belebte sich mittlerweile die Nord- und Ostsee als neueröffnetes Schifffahrtsgebiet immer mehr. Einerseits gelangten die skandinavischen Städte in Industrie und H. zu immer größerer Bedeutung, andererseits breitete die große deutsche Hanse (s. d.) ihre Handelsmacht immer weiter aus und trug nicht wenig dazu bei, der Kultur neuen Boden im Osten zu erobern. Im binnenländischen Europa hatte der mittelalterliche H. freilich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, nicht nur mit den natürlichen, die durch den Mangel an guten Straßen und Verkehrsmitteln entstanden, sondern auch mit zahllosen künstlichen Hindernissen, wie den überall verbreiteten drückenden Wege- und Wasserzöllen, den Vorzugsrechten der eingefessenen Bürger der Städte gegenüber den Fremden, den Stapel-, Umlade- und ähnlichen Rechten. Gleichwohl

gekommen auch viele deutsche Binnenstädte durch ihren H. zu hoher Blüte, wie Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Ulm, Frankfurt a. M. Sie unterhielten namentlich den Verkehr mit Italien, von wo sie auch die Produkte des Orients bezogen, um sie auf den handrischen Märkten gegen die niederländ. Fabrikate und die nördlichen Waren der Hanseaten auszuverkaufen.

Eine gänzliche Umgestaltung erlitt der Weltverkehr im Zeitalter der Entdeckungen. Statt der kleinen Binnenböden der Alten Welt wurden jetzt die großen Ozeane der Lufthelmsplaz eines weltlichen, die ganze Erde umspannenden Welthandels. Die Entdeckung des Seewegs nach Indien brachte die alte, vom Orient über Italien und Deutschland führende Handelsstraße bald zur Verödung und dadurch auch den Glanz der oberdeutschen Städte zum Verschwinden. Die Hanse, welche mehr an die Erhaltung ihrer in den Nachbarländern errungenen Privilegien als an eine neue lähne Initiative dachte, verlor ihre Stellung gegenüber England und den Niederländern nicht zu behaupten und geriet in Verfall, und der Dreißigjährige Krieg führte dann vollends eine tiefergehende Zerrüttung des deutschen H. wie der deutschen Volkswirtschaft überhaupt herbei. Unterdessen aber fiel den westl. Völkern der Löwenanteil an den Früchten des Verkehrs mit den neuerschlossenen überseeischen Ländern zu. Spanien und Portugal verstanden es freilich schlecht, ihre Eroberungen in Amerika und Asien wirtschaftlich auszunutzen. Auch Frankreich hat aus seinen überseeischen Unternehmungen kaum wirkliche Vorteile gezogen. Desto besser aber gelang dies den Engländern und Holländern, obwohl auch sie lange Zeit das restriktive monopolistische Kolonialsystem beibehielten, zu welchem Spanien das Beispiel gegeben hatte. Dieses System stand im engsten Zusammenhang mit der Handels- und Zollpolitik, die im 16. und namentlich im 17. Jahrh. in Europa immer mehr zur Verticallung gelangte und direkt oder indirekt zu blutigen Kriegen geführt hat. Sie beruhte auf den Prinzipien des sog. Merkantilismus (s. d.), deren Einfluß wohl teilweise dadurch zu erklären ist, daß die Umgestaltung und Verallgemeinerung der Volkswirtschaft, welche durch die großen Flüsse von Edelmetall aus Amerika veranlaßt wurde, die Bedeutung des Geldes als des Trägers des privatwirtschaftlichen Reichtums deutlich hervorhoben, was dann zu einer Überschätzung seiner Reichtumsqualität überhaupt führte.

Eine abermalige neue Phase des Welthandels beginnt mit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten. Während bis dahin die überseeischen Länder unter dem Druck des Kolonialsystems oder wegen ihrer geringen Kulturentwicklung sich Europa gegenüber passiv verhielten, erhebt sich jetzt jenseit des Ozeans eine Nation im Besitz der europ. Kultur, die nicht nur der Alten Welt gegenüber mit eigener Initiative auftritt, sondern sie in vielen Punkten wirtschaftlich zu überflügeln im Stande ist. Mit dieser Periode beginnt zugleich die lange Reihe der Erfindungen, durch welche sowohl die Masse der auszubauenden Erzeugnisse, als auch die Mittel zum Transport derselben eine noch immer fortschreitende Vermehrung erfahren haben. Diefem gewaltigen Anwachsen der Produktion und der Verkehrsmittel konnte denn auch das alte starre Prohibitiv- und

Schutzsystem nicht widerstehen. England begann aus rein praktischen Erwägungen die Reform seiner Handelspolitik in den zwanziger Jahren des 19. Jahrh. und führte sie in einigen Jahrzehnten vollständig konsequent durch; Frankreich entfiel sich 1860 zu wesentlichen Milderungen seines Zollsystems; Preußen war schon 1818 in relativ freihändlerischem Sinne vorangegangen, und die späteren Ausbildungen des deutschen Zolltarifs sind doch immer von dem älteren Prohibitivsystem noch weit entfernt geblieben. Auch die Kolonien gelangten mehr und mehr zu wirtschaftlicher Selbstständigkeit. England gab zuerst das alte Ausbeutungssystem auf und hält gegenwärtig diejenigen Kolonialländer, deren Bevölkerung überwiegend europ. Abstammung ist, nur noch mit einem lockern Bande verbunden. Es werden Canada und Australien, ähnlich wie die Vereinigten Staaten, als ältere Länder betrachtet. Charakteristischer mehr und mehr zu wichtigen Faktoren des Weltverkehrs sind auch die Sperrigkeiten der alten Kulturländer China, Japan und Siam, allmählich überwinden worden, und der Verkehr in der Gebiete mit der europ. Welt wird voraussichtlich noch eine bedeutende Erweiterung auszuweisen haben. Daß die Ausbeutung des gegenwärtig schon die ganze Erde umspannenden Telegraphennetzes, die Organisation der zahlreichen regelmäßigen Dampfschiffen in allen Ozeanen, die Ausfuhrung des Suez- und des Panamakanals in erster Linie durch die Interessen des H. bedingt und veranlaßt worden, bedarf nur der Andeutung.

Statistik. Am weitesten reicht die engl. Handelsstatistik zurück, doch liefert sie für die Ausfuhr seit 1806 und für die Einfuhr bis 1884 nur die sog. offiziellen Werte, die auf einer aus dem Jahre 1804 datierenden Schätzung beruhen. Diese Systeme können daher nur zur ungefähren Charakterisierung der relativen Zunahme des Verkehrs dienen. So betrug für Großbritannien (also mit Ausschluß von Irland) nach offiziellen Werten 1780 die Einfuhr 9,20, die Ausfuhr 11,20, dagegen 1800 erstere 26,20, letztere 34,20 Mill. Pf. St. Für das ganze Vereinigte Königreich waren die offiziellen Wertziffern für 1810: Einfuhr 89,20, Ausfuhr 43,20, für 1825 Einfuhr 44,20, Ausfuhr 55,20 und für 1845 Einfuhr 55,20, Ausfuhr 120,20 Mill. Pf. St. Die wirklichen Werte der Einfuhr und Ausfuhr in neuerer Zeit betragen in Millionen Pfund Sterling:

| Jahr | Einfuhr | Ausfuhr | Ausfuhr bez. Erzeugnisse |
|------|---------|---------|--------------------------|
| 1866 | 123,20 | 116,20 | 95,20 |
| 1880 | 210,20 | 164,20 | 105,20 |
| 1895 | 271,20 | 218,20 | 165,20 |
| 1870 | 308,20 | 244,20 | 189,20 |
| 1875 | 371,20 | 311,20 | 255,20 |
| 1876 | 375,20 | 256,20 | 200,20 |
| 1877 | 362,20 | 248,20 | 191,20 |
| 1882 | 413,20 | 306,20 | 241,20 |

Die kritische Periode von 1874 bis 1879 charakterisiert sich also besonders durch ein hartes Sinken der Ausfuhr brit. Erzeugnisse. Die Edelmetalle sind in den obigen Ziffern nicht mit eingerechnet. Die Bewegung derselben in der neueren Zeit stellt die folgende Tabelle dar (in Millionen Pfund Sterling):

| Jahr | Gold-
einfuhr | Gold-
ausfuhr | Silber-
einfuhr | Silber-
ausfuhr |
|------|------------------|------------------|--------------------|--------------------|
| 1859 | 22,8 | 18,1 | 14,8 | 17,6 |
| 1865 | 14,8 | 8,8 | 7,0 | 6,6 |
| 1870 | 18,8 | 10,0 | 10,6 | 8,9 |
| 1873 | 20,8 | 19,1 | 13,0 | 9,8 |
| 1876 | 23,8 | 16,5 | 13,8 | 12,9 |
| 1879 | 13,4 | 17,8 | 10,8 | 11,0 |
| 1880 | 9,8 | 11,8 | 6,8 | 7,1 |
| 1881 | 10,0 | 15,8 | 6,9 | 7,0 |
| 1882 | 14,4 | 12,0 | 9,8 | 9,0 |

Es zeigt sich eine bemerkenswerte Abnahme der Gold-einfuhr in den letzten Jahren.

Frankreichs Einfuhr und Ausfuhr im Spezialhandel (d. h. in dem inländischen Verkehr und aus demselben) betragen in Millionen Francs:

| Jahr | Einfuhr | Ausfuhr | Jahr | Einfuhr | Ausfuhr |
|------|---------|---------|------|---------|---------|
| 1880 | 489 | 453 | 1878 | 4176 | 3180 |
| 1840 | 747 | 695 | 1879 | 4695 | 3231 |
| 1846 | 920 | 852 | 1880 | 5033 | 3468 |
| 1852 | 989 | 1257 | 1881 | 4863 | 3561 |
| 1859 | 1641 | 2266 | 1882 | 4822 | 3574 |
| 1866 | 2793 | 3181 | 1883 | 4994 | 3525 |
| 1873 | 3555 | 3787 | | | |

Auffallend ist hier namentlich das starke Übergewicht der Einfuhr über die Ausfuhr und der geringe Fortschritt der letztern seit 1880. Die obigen Zahlen beziehen sich wieder nur auf die eigentlichen Waren. Was die Edelmetalle betrifft, so wurde eingeführt:

| | | | | |
|------|------|-----------|--------|-----------|
| 1881 | Gold | 233 Mill. | Silber | 130 Mill. |
| 1882 | " | 283 | " | 128 |
| 1883 | " | 63 | " | 94 |

und ausgeführt:

| | | | | |
|------|------|-----------|--------|----------|
| 1881 | Gold | 223 Mill. | Silber | 79 Mill. |
| 1882 | " | 192 | " | 157 |
| 1883 | " | 135 | " | 101 |

Im Deutschen Zollverein wurden früher nur die Quantitäten der ein- und ausgehenden Waren verzeichnet und eine amtliche Schätzung derselben fand nicht statt. Für die neueste Zeit liegen folgende amtliche Wertschätzungen der Ein- und Ausfuhr im freien Verkehr seitens des Reichsstatistischen Amtes vor (in Millionen Mark):

| Jahr | Einfuhr | Ausfuhr | Jahr | Einfuhr | Ausfuhr |
|------|---------|---------|------|---------|---------|
| 1872 | 3468 | 2496 | 1877 | 3877 | 2826 |
| 1873 | 4257 | 2489 | 1878 | 3723 | 2917 |
| 1874 | 3673 | 2459 | 1879 | 3893 | 2822 |
| 1875 | 3577 | 2562 | 1880 | 2876 | 3099 |
| 1876 | 3913 | 2606 | 1881 | 2990 | 3040 |

Die Münzen und Edelmetalle sind mit eingeschlossen.

Den Fortschritt des auswärtigen Handels der Vereinigten Staaten zeigt die folgende Übersicht. Die Zahlen beziehen sich auf Millionen Dollars Metallwährung und (mit Ausnahme von 1835) auf die am 30. Juni endigenden Finanzjahre:

| Jahr | Einfuhr | Ausfuhr | Ausfuhr
inländischer
Produkte |
|------|---------|---------|-------------------------------------|
| 1835 | 136,8 | 115,8 | 100,8 |
| 1845 | 113,8 | 106,0 | 98,8 |
| 1850 | 173,8 | 144,4 | 134,8 |
| 1855 | 257,8 | 218,8 | 192,8 |
| 1860 | 353,8 | 333,8 | 316,8 |
| 1865 | 238,7 | 166,0 | 136,8 |
| 1870 | 436,0 | 392,8 | 376,8 |

| Jahr | Einfuhr | Ausfuhr | Ausfuhr
inländischer
Produkte |
|------|---------|---------|-------------------------------------|
| 1873 | 642,1 | 522,5 | 505,8 |
| 1878 | 437,1 | 694,8 | 680,7 |
| 1879 | 445,8 | 712,8 | 699,8 |
| 1880 | 668,0 | 835,5 | 823,8 |
| 1881 | 642,7 | 902,4 | 883,8 |
| 1882 | 724,8 | 750,8 | 733,8 |

Die Bewegung der Edelmetalle, die oben nicht mit gerechnet sind, war folgende, wenn bei der Ausfuhr nur die aus dem Inlande stammenden Quantitäten berücksichtigt werden:

| Jahr | Einfuhr | Ausfuhr | Jahr | Einfuhr | Ausfuhr |
|------|---------|---------|------|---------|---------|
| 1860 | 8,8 | 56,8 | 1880 | 93,8 | 9,8 |
| 1870 | 26,4 | 43,8 | 1881 | 110,8 | 14,8 |
| 1879 | 20,8 | 17,8 | 1882 | 42,8 | 43,8 |

Die Wiederaufnahme der Barzahlungen im J. 1879 zeigt hier deutlich ihre Wirkungen. Die Gesamtsumme des auswärtigen (Spezial-)Handels einiger anderer Länder für das Jahr 1881 beträgt:

| Land | Einfuhr | Ausfuhr |
|-------------------|-----------------|-----------------|
| Rußland | 517 Mill. Rub. | 506 Mill. Rub. |
| Österreich-Ungarn | 647 Mill. Fl. | 716 Mill. Fl. |
| Italien | 1223 Mill. Frs. | 1149 Mill. Frs. |
| Holland | 920 Mill. Fl. | 690 Mill. Fl. |
| Belgien | 1630 Mill. Frs. | 1303 Mill. Frs. |

Die Gesamtsumme der Welthandelsumfänge berechnet von Neumann-Spallart für 1879 auf 31 425 Mill. Mark in der Einfuhr und 27 098 Mill. in der Ausfuhr. Diese Ziffern sind allerdings etwas zu groß, weil die zollfreien Waren größtenteils mit im Spezialhandel figurieren, wenn sie auch nur durchgeführt werden. Andererseits aber ist der gesamte innere H. außer Acht gelassen. Zu Schätzungen des letztern ist kein genügender Material vorhanden; doch darf man behaupten, daß seine Umsatzziffer die des Außenhandels weit übertrifft.

Vgl. Scherer, „Allgemeine Geschichte des Welt Handels“ (2 Bde., Lpz. 1852—53); Beer, „Allgemeine Geschichte des Welt Handels“ (Bd. 1—4, Wien 1860—65); Heeren, „Ideen über den Verkehr und den H. der vornehmsten Völker der Alten Welt“ (4. Aufl., 5 Bde., Göttingen 1824—26); von Göllich, „Geschichtliche Darstellung des H.“ (5 Bde., Jena 1830—45); Heyn, „Geschichte des Levantehandels im Mittelalter“ (2 Bde., Stuttgart 1879); Jaffe, „Geschichte des deutschen H.“ (2 Bde., Lpz. 1869—70); Leone Levi, „History of British commerce“ (Lond. 1872; 2. Aufl. 1880); Andree, „Geographie des Welt Handels“ (mit Fortsetzungen von Clogau, Hauschofer u. a.; 3 Bde., Stuttgart 1867—77); Maiers „Handelslexikon“ (herausg. von Hauschofer, Feichtinger und Landgraf; 2 Bde., Stuttgart 1881); Rothschilb, „Taschenbuch für Kaufleute“ (26. Aufl., Lpz. 1881); Maiers-Rothschilb, „Handbuch der gesamten Handelswissenschaft“ (3. Aufl., 2 Bde., Stuttgart 1884). Von Zeitschriften sind zu nennen das amtliche „Deutsche (früher Preussische) Handelsarchiv“, das „Bremer Handelsblatt“, das „Deutsche Handelsblatt“ (Organ des Deutschen Handelstags) und der „Export“, Organ des Centralvereins für Handelsgeographie u. f. w. (Berl. seit 1878). (S. Handelsstatistik.)

Handel (Georg Friedr.), einer der größten Romponisten, geb. in Halle a. d. S. 23. Febr. 1685, Sohn eines bei dem dort residierenden Herzog

Augustus in Diensten stehenden Barbiers und Mundarts, gab schon in frühester Kindheit erstaunliche Beweise von musikalischer Begabung und Willensstärke. Sein Vater bestimmte ihn zum Rechtsgelehrten, und zu diesem Zweck bezog er 1702 die Universität seiner Vaterstadt, vertauschte aber diesen Beruf nach einem Jahre ganz mit dem musikalischen und wandte sich 1708 nach Hamburg, wo er im Theatersorchester zuerst die zweite Geige spielte und sich durch Unterrichten erhielt. Sein erster und einziger Lehrer in der Musik war Hr. M. Bachan, Organist an der Marktkirche in Halle (gest. 1712); alle weitere musikalische Bildung von seinem 16. Jahre an erwarb er sich durch Privatstudien und Reisen. Seine erste erhaltene größere Komposition, die er bereits im 11. Jahre unternahm, besteht in sechs dreistimmigen Sonaten für zwei Oboen (oder Violinen) und Bass (gedruckt im 28. Bande der Ausgabe der Deutschen Händel-Gesellschaft) und erregt das höchste Erstaunen sowohl durch die contrapunktische Kunst wie durch die Schönheit und Reife der melodischen Gestaltung. Später in Hamburg setzte er 1708 eine von Postel gedichtete Passionscantate; 1704 schrieb er die erste Oper: «Almira», die außerordentlichen Beifall fand, und bald darauf «Hera» und «Florinda», die erst 1708 aufgeführt wurden, als H. sich schon in Italien einen Namen gemacht hatte. Dorthin wandte er sich 1706, zuerst nach Florenz, wo 1707 seine erste ital. Oper «Rodrigo», entstand. In Venedig schrieb er 1708 die allgemein bewunderte Oper «Agrippina», in Rom das Oratorium «Resurreximus», in demselben Jahre sowie in dem folgenden in Neapel das Pastoral «Aci Galatea e Polifemo» und mehreres andere, dann um 1709 in Rom die Allegorie «Il trionfo del tempo» und viele Cantaten.

In Italien reiste H. zu dem großen universalen Künstler voll uner schöplicher Hilfsmittel, als welcher er sich auf allen Stufen seines langen Lebens bewährte. Namentlich wurde sein Gefühl für vocalmäßige Setzart und Wirkungen zu einer solchen Feinheit ausgebildet, daß er es mit den besten Italienern aufnehmen und dieselben endlich überwinden konnte. Von Venedig aus kam H. 1710 nach Hannover in das Amt eines Kapellmeisters als Nachfolger Alghisins Stefani's, des größten Meisters im Soloduettsache, und hier schrieb er unter andern für die Kurfürstin Karoline die meisten seiner ital. Kammerduette. Schon in demselben Jahre ging er auf Urlaub nach London, wo seine Oper «Rinaldo» großen Erfolg hatte. Einen zweiten Urlaub zu einer Reise dorthin erhielt er einige Jahre später. Er komponierte diesmal den «Pastor Fido» und «Teseo», versäumte aber rechtzeitig heimzukehren und zog sich dadurch wie durch Komposition eines Lebens auf den ultrechten Frieden die Ungnade seines im August desselben Jahres (1714) zum König von England erhobenen Kurfürsten zu. H. blieb nun in London und führte 1716 eine neue Oper: «Amadigi», auf. Erst 1717, als er den König bei einer Wasserpattie auf der Themse mit den als «Wassermusik» bekannt gewordenen Instrumentalstücken überraschte, kam eine ehrenvolle Ausöhnung zu Stande. H. stand von jetzt an mit dem Hofe lebenslang auf einem so vertrauten Fuße, daß er als der Hofkomponist des Königs. Haues Hannover angesehen werden muß, obwohl er keine eigentliche Anstellung befaß. Nach-

dem er sich bei dem jungen Grafen Burlington aufgehalten, zog er zu dem in Cannons unweit London mit fürstl. Pomp residierenden Herzog von Chandos, für dessen Kapelle er eine Reihe von Anthems oder motetten- und cantatenartigen Kirchenstücken schrieb, die durch Kraft der Darstellung und eindringende Lebendigkeit seine spätern Oratorien vorbildeten. Noch wichtiger wurde sein Aufenthalt in Cannons durch das erhabene Oratorium «Esther», das erste Oratorium in engl. Sprache, und das herrliche Pastoral «Aci und Galatea», welche um 1720 entstanden, von Pope, Arbuthnot und Gay gedichtet waren. Um 1720 trat dann ein Wendepunkt in H.'s Leben ein.

Eine Opernacademie (Royal Academy of Music) wurde in London gegründet und H. nebst Dononcini und andern als Komponist und Dirigent angestellt. Das Unternehmen, für welches er zuerst den «Hadamist» und dann noch 18 Opern schrieb, erhielt sich bis 1728. Sämtliche Werke wurden in ital. Sprache aufgeführt und bildeten in Gehalt und Darstellung den Glanzpunkt der damaligen ital. Oper in Europa. H. eröffnete 1729 eine neue Akademie mit Unterstützung des Hofes und Abels auf eigene Kosten, schrieb eine Reihe von neuen Werken und brachte «Esther» und «Aci» zuerst öffentlich zur Darstellung. Doch geriet er bei der Aufführung seines neuen Oratoriums «Deborah» in Zwiespalt mit einer gewissen Partei des Abels, die von Anfang an der flachen spezifisch ital. Richtung sich zugeneigt hatte und jetzt bei «Deborah» die Unzufriedenheit über erhöhte Preise zur Errichtung einer ital. Gegenoper benutzte, für welche Porpora und Haffe komponierten und die durch den Sänger Farinelli vorübergehend Glanz erhielt. H.'s Energie überwand auch diesen Widerstand, doch nur mit Daranage aller seiner Mittel und Kräfte. Er war mehrfach dem Bankrott nahe und verfiel momentan in Irrenn. Indes genau seine kräftige Natur von schlagartigen Anfällen bald wieder, hauptsächlich durch den Gebrauch der Bäder von Aachen. Uner schöplich in den Mitteln seiner Kunst, wußte er seinen Werken und Aufführungen eine Mannigfaltigkeit zu verleihen, welcher die Gegner, trotz einer Menge von Komponisten, Sängern und Spielern, nichts Ebenbürtiges entgegensetzen konnten. H. schrieb 1736 das «Alexanderfest» und seit 1735 verband er mit seinen oratorischen Aufführungen Orgelkonzerte mit und ohne Orchester, deren Begründer er wurde. Eine ital. Oper leitete er mit einigen Unterbrechungen bis 1741, wo er seine 30jährige Wirksamkeit an derselben in England mit «Deborah» abschloß. H.'s 40 Opern sind, was Wahrheit und Energie des Ausdrucks betrifft, echt dramatisch auch im Gang der Handlung, soweit dies in dem Rahmen der damaligen ital. Oper möglich war. Ihr Schwerpunkt liegt aber in der Fülle der Musik, in der Schönheit und ergreifenden Wahrheit des Solosings, worin sie nie übertroffen sind. Für den Komponisten und in der Entwicklung der Kunst bildeten sie die natürliche Brücke zum Oratorium, denn er die Kräfte seines spätern Lebensalters zuwendete. Auf die Trauerhymne für die Königin Karoline 1737 folgten 1738 die gewaltigen Werke «Saul» und «Israel in Egypten», von denen letzteres sich zu H.'s Lebzeiten wohl die Bewunderung der Kenner, aber nicht die Gunst des Publikums zu erringen vermochte; dann 1740 das

reizende „Allegro ed il penseroso“ („Frohsinn und Schwermut“). Zur Einweihung eines neuen Konzertsaals in Dublin komponierte er 1741 in 24 Tagen (vom 22. Aug. bis 14. Sept.) den „Messias“, führte denselben dort 1742 zum ersten mal nebst andern Werken mit größtem Beifall auf und verweilte ein Jahr in Irland. Bei seiner Rückkehr nach London fand er die Verhältnisse zu seinen Gunsten verändert. Er erzielte 1743 eine große Wirkung mit dem schon 1741 komponierten „Samson“, der in H. S. Praxis die eigentliche Oratorienperiode einleitet und dem noch eine lange, glänzende Reihe folgte: „Joseph“ 1743, „Semele“ 1743, „Belsazar“ 1744, „Hercules“ 1744, „Occasional Oratorio“ (zur Feier des Siegs bei Culloden) 1746, „Judas Makkabäus“ 1746, „Alexander Balus“ 1747, „Josua“ 1747, „Salomon“ 1748, „Susanna“ 1748, „Theodora“ 1749, „Wahl des Hercules“ 1750, „Jephtha“ 1751, zuletzt 1757 „The triumph of time and truth“, eine Umarbeitung des um 1709 in Rom geschriebenen „Il trionfo del tempo“. Im J. 1751, während der Komposition des „Jephtha“, erkrankten H. S. Augen, und er erblindete, gab aber, wie bisher, alljährlich in der Fastenzeit seine 12 Oratorienkonzerte und spielte dabei ein Orgelkonzert. Mit der Aufführung des „Messias“, 6. April, acht Tage vor seinem Tode, beschloß er ein Leben voll großartiger Thätigkeit, harter Kämpfe und herrlichster Erfolge für die Kunst. H. starb 14. April 1759 und ward in der Westminster-Abtei begraben. Zu seinem Denkmal, welches Koubiliac anfertigte, setzte er 600 Pfd. St. aus, um einer öffentlichen Sammlung vorzubeugen. Auch wurde ihm 1. Juli 1859 auf dem Markte zu Halle eine Bronzestatue (von Heibel) gesetzt. Sein großes Vermögen vermachte er wohlthätigen Anstalten und Verwandten in Deutschland.

In allen Zweigen seiner Kunst Großes leistend, ist H. im Oratorium der eigentliche Schöpfer und Vollender, und mit diesem begründete er das große Konzert, eine Zusammenwirkung aller Stimmen und Instrumente zur Darstellung eines einheitlichen Gegenstandes, welches sich von England bald nach Deutschland verpflanzte und in beiden Ländern gleich tiefe Wurzeln schlug, jetzt sich nach und nach auch über die roman. Länder verbreitet. Der innern Größe dieser Werke entsprechend, wurden auch die größten musikalischen Aufführungen, welche jemals stattgefunden haben, durch H. S. Oratorien veranlaßt. H. S. Schnelligkeit im Schaffen ist höchst selten erreicht und nie übertroffen worden, obgleich jedes seiner Hauptwerke eine einheitliche Gestaltung und Gesamtcharakteristik zeigt. Von seinen Werken sind mehrere, jedoch unvollständige engl. Ausgaben vorhanden. Dieselben wurden antiquiert durch die Ausgabe der Deutschen Händel-Gesellschaft (s. d.). Vgl. das ausführliche Quellenwerk Chrysanders, „Georg Friedrich H.“ (3 Bde., Lpz. 1868—67). Von den neuerdings erschienenen kürzern Biographien ist die beste die von H. Krehschmar, „G. F. Händel“ (Lpz. 1883).

Händel-Schütz, richtiger Händel-Schütz (Johanna Henriette Rosine), ausgezeichnete mimische Künstlerin und Schauspielerin, geb. 13. Febr. 1772 zu Döbeln, war die Tochter des Schauspielers Schüller und von diesem für das Theater erzogen. Nachdem sie 1785 als jugendliche Liebhaberin an verschiedenen Orten aufgetreten, verheiratete sie sich 1788 mit dem Tenoristen Gurnicke und ging mit die-

sem 1789 nach Mainz, 1792 nach Amsterdam an das dortige deutsche Theater, 1794 nach Frankfurt a. M., wo sie der Vater Worr mit dem Hergbergischen Kupferwerke über die Attituden der Lady Hamilton (s. d.) bekannt machte und die später nach ihr künstlerisch ausgebildete Neigung für ähnliche Darstellungen in ihr weckte. Im J. 1796 begab sie sich mit ihrem Gatten dauernd nach Berlin, wo sie 10 Jahre lang auf der von Pfand geleiteten Bühne sowohl in hochtragischen als in gemächlich-sentimentalen Partien mit Erfolg auftrat. Inzwischen hatte sie sich 1797 von ihrem ersten Manne getrennt und 1802 mit einem Arzte, dem Dr. Meyer, verheiratet, von dem sie jedoch schon 1805 geschieden wurde. Mit ihrem dritten Gemahl, dem Dr. Händel aus Halle, ging sie nun, um das Theater gänzlich zu verlassen, nach Stettin und zog dann nach dem Tode desselben 1807 zu ihrem Schwiegervater nach Halle, wo sie sich mit dem Professor K. J. Schütz verheiratete, der, als dramaturgischer Schriftsteller thätig, sie zu einer Kunstreise veranlaßte und in Verbindung mit ihr Deutschland durchwanderte. Jetzt entwickelte sie ihr großes Talent für dramatisch-bellamatorische und mimisch-plastische Darstellungen, indem sie unter Leitung ihres Gatten durch das in ihren Attituden (s. d.) sich kundgebende Studium der Antike wie durch geniale Auffassung alles dessen, was zur Gruppierung und Drapierung gehört, den Beifall der ausgezeichnetsten Kenner dieses Fachs erwarb. Im J. 1820 beschloß sie mit einigen Gastrollen auf der leipziger Bühne ihre künstlerische Laufbahn. Seit 1824 trennte sie sich auch von ihrem vierten Manne und die Scheidung wurde 1830 gerichtlich bestätigt. Darauf lebte sie zurückgezogen in Köslin, wo sie 4. März 1849 starb. Vgl. „Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin, Frauen Henriette H.“ (Lpz. u. Altenb. 1816) und „Erinnerungen an Henriette H.“ (Darmst. 1870).

Händel-Gesellschaft, Deutsche, ist eine 1866 in Leipzig gegründete Unternehmung zur vollständigen Publikation der Werke Händels. Seit 1869—84 sind in 80 Bänden bereits die meisten dieser Werke gedruckt, jedoch nur noch etwa ein Fünftel rüchständig ist. Der alleinige Herausgeber ist Chrysander. Durch Vollständigkeit, Originaltreue, wissenschaftliche wie praktische Gebiegenheit, vereinigt mit vorzüglicher Ausstattung, erhebt sich diese Ausgabe über alle frühern. Ihr Wert beruht wesentlich darauf, daß Chrysander die Handexemplare Händels benutzen konnte, welche erst 1857 wieder aufgefunden wurden und fast für sämtliche Werke die entscheidenden Lesarten enthalten.

Händelmann (Gottfr. Heinrich), Geschichts- und Altertumsforscher, geb. 9. Aug. 1827 in Altona, studierte 1847—53 in Heidelberg, Kiel, Berlin und Göttingen Geschichte und Philologie. Während des Kriegs gegen Dänemark trat er in die schlesw.-holstein. Armee ein und machte den Feldzug von 1849 mit. Nachdem er in Kiel promoviert, habilitierte er sich daselbst 1854 und schloß sich dem Fremdenkreise von Theodor Heinrich Wilhelm Lehmann (s. d.) an, welcher auf eine Lösung der schlesw.-holstein. Frage im nationalen Sinne durch engsten Anschluß an Preußen hinarbeitete. Mit Lehmann zusammen gab H. die „Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg“ (Bd. 1—6, Kiel 1858—63) heraus. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete H. durch seine Schrift über „Die letzten Zeiten hanfsicher Herrschaft

im skandinav. Norden» (Kiel 1853) und durch drei größere Geschichtswerke über Amerika: «Geschichte der Vereinigten Staaten» (Bd. 1, Kiel 1856; 2. Ausg. 1860), «Geschichte der Insel Haiti» (Kiel 1856; 2. Ausg. 1860) und «Geschichte von Brasilien» (Berl. 1860). Seitdem beschränkte die literarische Thätigkeit H.'s sich vorzugsweise auf seine heimathliche Provinz. Außer einer übersichtlichen «Geschichte von Schleswig-Holstein» (Kiel 1873) veröffentlichte er «Herzog Adolf von Schleswig-Holstein, kaiserl. Kriegsoberst unter Lillj und Waldstein» (Kiel 1866) und «Die dän. Reunionspolitik um die Zeit des Siebenjährigen Kriegs» (in den «Forschungen zur deutschen Geschichte», Bd. 5 u. 10); weiter «Volls- und Kinderspiele in Schleswig-Holstein» (Kiel 1862; 2. Ausg. 1874), «Topogr. Volkshumor. Ortsnamen in Heim und Spruch aus Schleswig-Holstein» (Kiel 1866) und «Weihnachten in Schleswig-Holstein» (Kiel 1866). Auf archäol. Gebiete folgten den «Mittheilungen zur Alterthumskunde der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg» (Kiel 1868) später «Vorgezeichnete Steinbildnismäler in Schleswig-Holstein» (Heft 1—3, Kiel 1872—74), «Die amtlichen Ausgrabungen auf Sylt» (Heft 1 u. 2, Kiel 1873—82), «Moorleichenfunde in Schleswig-Holstein» (von H. und Ad. Vansch, Kiel 1873) und «Die prähistor. Archäologie in Schleswig-Holstein» (Kiel 1875). Im J. 1866 wurde H. zum Professor und Konservator der vaterländischen Alterthümer in der Provinz Schleswig-Holstein ernannt.

Handel per comptant nennt man im eigentlichen Sinne die gegen sofortige bare Zahlung abgeschlossenen Geschäfte, also die Kassengeschäfte im Gegensatz zu den Kreditgeschäften. Nach dem franz. Sprachgebrauch steht jedoch der «marché au comptant» dem «marché à terme» gegenüber, und der erstere bezeichnet daher die Geschäfte, die sich auf disponible und sofort fest zu übernehmende Waren oder Effekten beziehen, also die Effektiv-, Loco- oder Tagesgeschäfte im Unterschied von den Lieferungs- oder Zeitgeschäften. Dieser letztere Begriff ist ein weiterer als der erstere, da es an sich nicht ausgeschlossen ist, daß dem Käufer der Preis einer effektiv übernommenen Ware kreditirt wird. Der Handel per comptant kommt übrigens auch häufig in Zusammenhang mit rein spekulativen Operationen vor. Das Auflaufen eines einigermaßen bedeutenden Betrags effektiver Stüde wirkt oft sehr energisch auch auf die Kurse im Zeitgeschäft und die umgekehrte Wirkung kann dadurch hervorgerufen werden, daß größere Posten eines Papiers plötzlich auf den Markt geworfen werden. Das Reportieren (s. Report) besteht eigentlich im Ankauf von Stüden per comptant und gleichzeitigem Wiederverkauf derselben für die nächste Liquidation, und das Deportieren ist die umgekehrte Operation, nämlich Verkauf per comptant und Rückkauf auf Zeit.

Handel-Wissen, s. Heller.

Handelsagent und Handelsagentur, s. Agent. (s. Handelskassen (s. d.).)

Handelsakademien heißen in Oesterreich-Ungarn **Handelsbetriebslehre, s. unter Handelswissenschaften.**

Handelsbilanz heißt die Differenz zwischen dem Gesamtwerte der Warenausfuhr und dem der Wareneinfuhr eines Landes. Man nennt sie günstig, wenn diese Differenz positiv ist, wenn also das Ausland einen Saldo zu zahlen hat; dagegen wird

sie als ungünstig bezeichnet, wenn sie negativ ist, die Ausfuhr also zur Kompensierung der Einfuhr nicht ausreicht. Diese Bezeichnungen hängen noch mit den Anschauungen des Merkantilsystems zusammen, nach welchen die Erzielung einer günstigen H. als das Hauptziel der Handelspolitik erschien, indem man die Edelmetalle für die eigentlichen Träger des Reichthums hielt und daher bemüht war, der Ausfuhr ein stetes Übergewicht über die Einfuhr zu verschaffen, das durch Barzahlungen des Auslandes auszugleichen wäre. Zu diesem Zwecke wurde daher namentlich die Einfuhr der fremden Fabrikate beschränkt, damit einestheils kein Geld aus dem Lande gehe, und andererseits die heimische Industrie soweit erstarke, um selbst exportfähig zu werden. In der neuern Zeit haben jedoch selbst die Anhänger des Schutzzollsystems die merkantilistischen Ansichten über die H. mehr und mehr aufgegeben. Eine starke Einfuhr von barem Gelde aus einem Lande in ein anderes wird im allgemeinen in letztem eine wenn auch nicht für alle Waren gleichmäßige Preissteigerung hervorrufen und dadurch die weitere Warenausfuhr nach dem erstern erschweren und schließlich vielleicht einen völligen Umschlag der H. herbeiführen. Wenn umgekehrt ein Land zeitweise einen merklichen Theil seines Barvorrates, etwa infolge einer schlechten Ernte, an das Ausland abgeben muß, so tritt hier eine Erhöhung des Selbstwertes ein, durch welchen fremde Barvorräte herbeigezogen werden. Einen Verlust erleidet das Land dann allerdings, aber nur wegen des Produktionsausfalls, nicht durch die Geldausfuhr als solcher. Gegenwärtig sind es hauptsächlich die großen Centralbanken, welche durch ihre Diskontopolitik den Ab- und Zufluß des baren Geldes regulieren. Überhaupt hängt der letztere gar nicht mehr von der H. im ältern Sinne ab, die sich nur auf den Warenhandel bezog, sondern von der Zahlungsbilanz, für welche auch die auf andere Weise entstandenen Forderungen und Verbindlichkeiten in Betracht kommen. Es gibt ja auch gegenwärtig einen internationalen Effektenhandel von großem Umfange, durch welchen die aus dem Warenhandel entstehende Bilanz sowohl vergrößert als vermindert werden kann. Zugleich haben die Kapitalisten des einen Landes Zinsen oder Dividenden aus andern Ländern zu beziehen, wodurch ebenfalls die Zahlungsbilanz beeinflusst wird. Daher erklärt es sich, daß die Warenhandelsbilanz eines so reichen Landes wie England regelmäßig passiv erscheint. (S. Handel.) Der Überschuß der Einfuhr ist aber die Form, in welcher die Zinsen und der Gewinn der von England in seinen Kolonien und im Auslande angelegten Kapitalien eingehen, es ist daher kein Saldo in Bar zu entrichten. Ubrigens wird die Warenhandelsstatistik auch aus andern Gründen meistens eine höhere Werthsumme für die Einfuhr als für die Ausfuhr ergeben. Denn die Preise der eingefuhrten Waren setzen sich zusammen aus den im Herkunftslande geltenden und den Fracht- und Handelskosten bis zum Importlande, während der Wert der Ausfuhr sich einfach nach inländischen Marktpreisen bestimmt. Länder mit lebhaftem Aktivhandel und bedeutender Schifffahrt werden übrigens den größten Theil des Transport- und Handelsbetriebes bei der Ausfuhr sowohl wie bei der Einfuhr selbst in der Hand haben und daher noch einen Gewinn erzielen, der in der Handelsstatistik nicht zum Ausdruck kommt. Gleichsam als

Barometer für den Stand der Zahlungsbilanz dienen die Wechselurse. Die Wechsel auf das Ausland steigen im Preise, wenn mehr Zahlungen dorthin zu leisten sind, und bei einem gewissen Kurse, dem sog. Metallpunkte, wird Abfluß von barem Gelde eintreten. Umgekehrt zeigt das Sinken der ausländischen Wechsel, daß das Land vom Auslande einen Überschuß an Forderungen einzuziehen hat, und es gibt nun auch einen unteren Metallpunkt, nach dessen Überschreitung Veränderungen vom Auslande her stattfinden.

Handelsbillet, s. unter Billet.

Handelsbrauch, Handelsgebräuche, Handelsusancen nennt man einmal das Gewohnheitsrecht (s. d.), soweit es Quelle des Handelsrechts ist: in diesem Sinne reht auch das Handelsgesetzbuch Art. 1 von »Handelsgebräuchen« (s. Handelsrecht); sodann aber versteht man darunter die lediglich thätigkeitsübende des Geschäftsverkehrs, welche sich nicht zu einem wirklichen Gewohnheitsrechte herausgebildet hat, sondern höchstens dazu dienen kann, um den nicht ungewissen oder nicht erschöpfend kundgegebenen Willen der Parteien zu eruieren. Die Usage in diesem zweiten Sinne spielt eine große Rolle auf dem Gebiete des Handelsverkehrs, ganz besonders für die Modalitäten der Zahlung (z. B. »3 Monate Ziel«, »Rabatt bei Vorzahlung u. dgl.).«

Handelsbücher. Kaufleute sollen ihre mannigfaltigen Rechtsgeschäfte und die daraus hervorgehenden Ansprüche und Verbindlichkeiten schriftlich aufzeichnen, um damit sowohl ihrem eigenen Gedächtnis als dem ihrer Kunden nachhelfen und sich jeden Augenblick über den Stand ihrer Angelegenheiten, sowie über die etwaige Notwendigkeit einer Liquidation der Handlung oder gar einer Insolvenz anzeigen unterrichten zu können. Diesen Zwecken wird durch eine zweckmäßige Buchführung und durch von Zeit zu Zeit wiederholte Inventuren oder Bestandsaufnahmen genügt. (S. Buchhaltung und Bilanz.) Das franz. Recht verpflichtet den Kaufmann, in einem Journal die von Tag zu Tag gekommenen Geschäfte zu verzeichnen, die Korrespondenz zusammenzustellen (Kopierbuch) und jährlich ein Inventarium aufzunehmen; das Deutsche Handelsgesetzbuch (Art. 28—40; die Art. 84, 86, 86, 87 Satz 2 und 89 sind aber jetzt aufgehoben) verpflichtet den Kaufmann zur Führung von Büchern, »aus welchen seine Handelsgeschäfte und die Lage seines Vermögens vollständig zu ersehen sind«, und zu alljährlicher Anfertigung eines Inventars und einer Vermögensbilanz; die Inventarisierung des Warenlagers muß, wenn sie füglich nicht jedes Jahr geschehen kann, wenigstens alle zwei Jahre erfolgen. Ferner erheischt das Deutsche Handelsgesetzbuch die Aufbewahrung der empfangenen Handelsbriefe und der zu nehmenden Kopien der abgeordneten Handelsbriefe, letztere in chronol. Folge in einem Buche vereinigt. Die H., Inventare, Bilanzen und empfangenen Handelsbriefe sind nach deutschem Recht während zehn Jahre vom Tage der letzten Eintragung an aufzubewahren. Die H. müssen gleich den andern, welche der Kaufmann zur genauern Übersicht anlegt, in einer lebenden Sprache mit deren Schriftzeichen (also nicht mit hebr. Kurrentschrift) und so gehalten sein, daß sie nicht durch unleserlich gemachte oder veränderte Einträge oder durch das Verlassen von gewöhnlich zu beschreibenden Stellen den Verdacht einer ausgeführten oder

beabsichtigten Fälschung erwecken. Bei Fallimenten wirkt es namentlich erschwerend, wenn der Gemeinschuldner die Bücher gefälscht oder gar durch deren Beseitigung die Einsicht in seine Vermögensverhältnisse erschwert hat. Nach dem Grundsatz, daß niemand seine Privatverhältnisse in fremdem Privatinteresse zu offenbaren braucht, können Kaufleute in der Regel nicht angehalten werden, andern die Durchmusterung ihrer Bücher zu gestatten. Hier von ist jedoch abzugehen, falls die Anteile eines Mitbeteiligten oder sonstigen Teilhabers aus dem Handelsvertrage abgefordert werden sollen, oder bafern der Handelsinhaber in Konkurs gerät. Im Falle eines Rechtsstreits kann auch der Richter auf den Antrag einer Partei die Vorlegung der Handelsbücher der Gegenpartei verfügen. Die Einsicht in die Bücher freiwillig zu gewähren, bleibt jedem Kaufmann unbenommen, und es wird von dieser Befugnis bei den Versuchen, eine Bewahrheitung von Ansprüchen aus den eigenen Büchern herzuholen, nicht selten Gebrauch gemacht. Obgleich nämlich für gewöhnlich feststeht, daß eine Handschrift nicht für den Aussteller, sondern nur gegen ihn beweist, so findet doch dieser Satz auf H. keine vollständige Anwendung. Vielmehr wird bei Kaufleuten, wenn sie sich eines guten Rufes erfreuen und ihre Bücher ordnungsmäßig geführt, ingleichen die darin verzeichneten Thatfachen nicht an sich höchst unwahrscheinlich sind, mit gutem Grunde vorausgesetzt, daß die Geschäftsherren lieber auf einen unreblichen Vorteil verzichten, als ihre Buchhaltung durch solche Einträge in Unordnung bringen und sich selbst der zweifellosen Übersicht berauben würden. Daher erkennt der Richter auch heute noch den ordnungsmäßig geführten H. eine große Bedeutung bei der Beweiswürdigung zu, obwohl ihre frühere formelle Beweisraft jetzt beseitigt ist.

Handelsconsul, s. Handelsconsul.

Handelsbücher, s. unter Handelswissenschaften.

Handelsfirma, s. Firma.

Handelsflotte, s. Handelsmarine.

Handelsfrau ist eine Frau, welche gewerbmäßig im eigenen Namen Handelsgeschäfte betreibt (Handelsgesetzbuch, Art. 6), d. h. welche Kaufmann (s. d.) ist und als solcher, mag sie verheiratet oder unverheiratet sein, alle Rechte und Pflichten eines Kaufmanns hat, insbesondere stets selbständig vor Gericht auftreten und sich niemals auf die sog. Rechtswohlthat der Frauen (besonders in Bezug auf Vermögensgegenstände) berufen kann (Handelsgesetzbuch, Art. 6 und 9). Eine Ehefrau ist ohne Einwilligung ihres Ehemanns rechtlich unfähig, Handelsfrau zu sein; diese Einwilligung kann indessen auch stillschweigend erteilt werden, z. B. wenn die Frau mit Wissen und ohne Einspruch ihres Mannes Handel treibt (Handelsgesetzbuch, Art. 7). Den Handelsgläubigern haftet dann nicht bloß das gesamte eigene Vermögen der Ehefrau, sondern auch das gesamte Gemeinschaftsvermögen, wenn die Ehegatten in Gütergemeinschaft leben, nach manchen Landesrechten sogar das übrige Vermögen des Ehemanns (Handelsgesetzbuch, Art. 8). Eine Ehefrau, welche ihrem Ehemann nur Beihilfe in dessen Handelsgewerbe leistet, ist keine Handelsfrau (Handelsgesetzbuch, Art. 7 Abs. 3).

Handelsfreiheit nennt man die ungehinderte Bewegung des Handels und der Erwerbsthätigkeit überhaupt innerhalb der durch den Rechtschutz der

Personen und des Eigentums gezogenen Schranken. Die F. ist aber das System des privatwirtschaftlichen Individualismus und bildet insbesondere einen Gegensatz zu der Bestrebungen, das Erwerbsleben durch staatliche Institutionen, Normen und Bestimmungen zu regeln. Im neuen Rechts ist sich die F. mit der Aufhebung des Zunftwesens, der gewerblichen Zwangs- und Baurechte, der Sturzwälle, Zünfte und Meisterergewerbe, der Zensur und Abschleife in den Staatenländern ziemlich vollständig beseitigt worden und es sind nur einzelne Bestimmungen, z. B. in Bezug auf den Hausenhandel, freilich von mehr polizeilicher als wirtschaftspolitischer Natur übriggeblieben. Die nationale Arbeitsteilung wird auf diese Weise am fruchtbarsten und zweckmäßigsten ausgebildet. Jede Art der Produktion konzentriert sich an den Stellen, wo die unter den günstigsten Umständen betrieben werden kann, und der Handel vermittelt den freien Absatz ihrer Erzeugnisse im ganzen Lande. Beim Abgange zu diesem System werden allerdings viele lokale Interessen verletzt, allmählich aber verteilt sich auch die Bevölkerung den Produktionsbedingungen entsprechend und es wird dann mit möglichst geringem wirtschaftlichen Austauschwerte ein Maximum der Produktion erzielt. Ob aber dieses System auch im internationalen Verkehr für jede der beteiligten Nationen das vorteilhafteste sei, ist eine andere Frage, der, solange die Nationen sich mit verkehrschem internationalen Interessen gegenüberstehen und eine Bevölkerungsveränderung möglich ist, auch ein besondrer Schwerpunkt steht, nicht ohne weiteres bejaht werden kann. Die F. in ihrem internationalen Sinne wird speziell als Freihandel (s. d.) bezeichnet.

Contestations, 1 unter 20ten.

Centridorhynchus, n. sp., *Bull.* VII, 6, 703^b.

Handelsgeographie ist nach dem Vorlesende die Darstellung der Handelsverhältnisse der Erde oder einzelner Völkern und geographischen Absichten. Für eine wissenschaftliche Aufassung des Begriffs genügt jedoch diese Definition nicht. Der Handel ist hinsichtlich seines Gegenstandes abhängig von der Production, in dem Maße, wie er einfließt, von dem geographischen Verhältnisse der betreffenden Gebiete in Bezug auf die Verkehrsmittel und keine ganz Befassung überhaupt von der jeweiligen Kultur der betreffenden Völker, und alle diese Faktoren bedingen und ergängen sich wechselseitig, daraus ergibt sich der Inhalt der H. H. ist nicht ihre alleinige Aufgabe, den Gütertausch zwischen den einzelnen Staaten nach Art, Menge und Wert darzustellen, sowie die Wege, auf denen, und die Mittel, durch die er sich vollzieht oder die ihm dienen, als Flüsse, Seen, Canäle, Straßen, Eisenbahnen, Kanäle, Karawanen, Post- und Telegraphenlinien, Bank- und Zollwesen u. dgl., sie muß vielmehr in den Bereich ihrer Betrachtung auch die spezifisch geographischen Elemente ziehen, nämlich die Lage und Konfiguration der Länder, die Beschalt und geolog. Beschaffenheit ihres Bodens, die Gewässer und das Klima, denn das sind die wichtigsten Grundbedingungen der Production, des Güterverkehrs und des Verkehrs. Sie sind aber nur insofern zu berücksichtigen, als es zum Nachweis dieses Zusammenhanges notwendig ist. Weiter gehört in die H. die Fortführung der gewöhnlichen Production, sowohl der Urproducten (Wollen, Seiden, Eisen, Kupfer, Zucker, Tabak, Baumwolle, etc.)

als auch der gewerblichen und industriellen Tätigkeit, weil dadurch die ganze Handelsbewegung in Richtung auf die einzelnen Artikel erst veranlaßt wird. Wenn es zu unterlassen, was der echnage, sind polit. Verhältnisse, ferne die geistige Kultur auf die Vignenartigen der Produktion, des Handels und des Verlebens einwirken, und auch die geistigste Entwicklung darf nicht übersehen werden, weil durch die Anmerkung der anderen Verhältnisse erst ins richtige Licht gestellt wird.

Es leht sich demnach die *H.* bezeichnen als die Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Erde in ihrem lokalen Zusammenhang mit den geogr. Faktoren, ihrer Verwirklichung durch ethnogr., soziale und polit. Zustände und in ihrer durch das alles bedingten eigenartigen Gestaltung in den verschiedenen Ländern. Insofern entspricht der Name *H.* nicht ganz der Sache, der Name Wirtschaftsg. oder wirtschaftliche Geographie, der allerdings gebräuchlicher wird, ist bezeichnender. Aus der Auffassung der *H.* als Wirtschaftsgeographie ergibt sich ihre Stellung innerhalb der geogr. Disciplinen und im Kreise der Wissenschaften überhaupt. Sie wurzelt in dem physik. Theile der Erdkunde in ihrem weitern Ausflusse als ein wesentlicher Theil der *H.* Geographie, welche nachgewiesen hat, wie die *H.* Geographie, welche nachgewiesen hat, wie die *H.* Geographie durch ihre physikalischen und politischen Verhältnisse die Erde sich unterwerft. Sowohl die *H.* Geographie als die *H.* Geographie, welche nachgewiesen hat, wie die *H.* Geographie durch ihre physikalischen und politischen Verhältnisse die Erde sich unterwerft. Sowohl die *H.* Geographie als die *H.* Geographie, welche nachgewiesen hat, wie die *H.* Geographie durch ihre physikalischen und politischen Verhältnisse die Erde sich unterwerft.

Engl. S. Kuge, „Geographie insbesondere für Handelschulen und Reisenden.“ (A. Aufl., Dreßd. 1821). Engl., „Neue G.“ (2. Aufl., Ztg. 1872, 2. abgetrübte Aufl. 1893). Lehden, „S. auf Grundlage der neuesten Forschungen und Ergebnisse der Statistik.“ (4. Aufl., Bern 1878). Döder, „Handels- und Verkehrsgeographie.“ (Stuttg. 1899, zugleich 2. Aufl. von Richard Hädrer, „Handels- und Verkehrsgeographie“). Kohl, „Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche.“ (Dreßd. u. Ztg. 1941), derselbe, „Die antiken, römischen und mittelalt. Verkehrsverhältnisse.“ (Dreßd. 1878). Hädrer, „Geographie des Welthandels.“ (Bd. 1, Stuttg. 1902; 2. Aufl. 1877, Bd. 2, 1873). Ologun und Hant- hof, „S. der arabis. Staaten.“ (2. Bde., Stuttg. 1877), von Schreyer, „Sittisch-Gewerblicher Teil der Reise der österr. Fregatte Novara um die Erde.“ (3. Bde., Ztg. 1864—66, 2. Aufl. 1867), Hant- hof, „Eisenbahngeographie.“ (Stuttg. 1870).

Handelsgeographische Vereine haben sich in neuerer Zeit infolge der sich immer mehr aufdringenden Fragen des Exports, der Auswanderung und der Kolonisation, gebildet. Sie verfolgen daher vorwiegend wirtschaftliche Ziele. Um ihre Spitze steht

in Deutschland der 1878 gegründete «Centralverein für S. und Förderung deutscher Interessen im Auslande» zu Berlin, der es als seine Aufgabe erkennt, einen regen Verkehr zwischen den im Auslande lebenden Deutschen und dem Mutterlande anzubahnen und zu erhalten, die Auswanderung nach den Ländern zu lenken, welche der Ansiedelung Deutscher günstig sind und in welchen das deutsche Volksbewußtsein sich lebendig zu erhalten vermag, die Errichtung von Handels- und Schiffahrtsstationen, sowie die Begründung von Kolonien zu erstreben, auf alle mögliche Weise den Deutschen und dem deutschen Handel im Auslande förderlich zu sein und die S. entwickeln zu helfen. An ihn haben sich zahlreiche Zweigvereine in Deutschland (Leipzig, Jena, Chemnitz, Warburg, Barmen, Freiburg i. Br., Stuttgart u. s. w.), Brasilien, Argentinien und Australien angeschlossen, von denen einzelne, wie Leipzig und Barmen («Westdeutscher Verein für Kolonisation und Export») sich eine mehr selbständige Stellung bewahrt haben. Ähnliche Zwecke verfolgt der am 6. Dez. 1882 zu Frankfurt a. M. begründete «Deutsche Kolonialverein», der zur Förderung des Kolonialgedankens ebenfalls durch Zweigvereine seinen Einfluß über Deutschland ausbreiten strebt. Frankreich hat handelsgeogr. Gesellschaften in Paris (gegründet 1873 als Kommission der «Geographischen Gesellschaft», seit 1876 selbständig), Bordeaux (seit 1874, mit Sektionen in Agen, Bergerac, Blaye, La Rochelle, Périgueux u. s. w.) und Nantes (seit 1882). In der Schweiz besteht seit 1878 die «Östschweizerische Geographisch-Kommerzielle Gesellschaft» in St. Gallen, in Portugal die «Sociedade de geographia commercial» in Porto (seit 1880). Ihre Bestrebungen suchen diese Gesellschaften durch Zeitschriften zu fördern, die sehr viel handelsgeogr. Material enthalten. In Deutschland steht an der Spitze der «Export», das Organ des berliner «Centralvereins» (seit 1879); seit dem 1. Jan. 1884 erscheint als Organ des «Deutschen Kolonialvereins» die «Deutsche Kolonialzeitung» (Fortsetzung der «Weltpost», 1881–88). Die Gesellschaften in der Schweiz, Frankreich und Portugal geben «Bulletins» heraus. Für die äthi. Länder, Mittel- und Südasien und Ostafrika existiert seit 1874 die «Herr. Monatsschrift für den Orient», von der Gesellschaft «Orientalisches Museum» in Wien herausgegeben.

Handelsgerichte sind besondere Tribunale, die über Handelsfachen entscheiden. Welche Sachen für solche anzusehen, ist in den verschiedenen Gesetzgebungen verschieden bestimmt. Schon die Griechen und in gewissen Beziehungen auch die Römer erkannten die Notwendigkeit einer raschen Erledigung von namentlich bei dem Marktvorkehr entstandenen Differenzen. S. nach neuerer Art zur Verwertung eines eigenen Handelsrechts bildeten sich aber erst seit dem Mittelalter. Richter waren hier anfangs teils die Vorstände der Landsmannschaften fremder Kaufleute, zu welchen die Beklagten gehörten, teils besondere, durch die Ortsobrigkeiten und Stadtherren zum Schutze des Handels und zur Gewährung schleuniger Rechtshilfe (des Gastrechts) eingesetzte Beamte, die vielfach den Namen Konsuln führten. Allmählich kamen auch Rechtsgelehrte in diese Stellen. In manchen Handelsstädten bestanden die S. nur aus einer Abteilung des gewöhnlichen Gerichts, wie z. B. zu Frankfurt a. M., zu Leipzig, dessen Handelsgerichtsordnung von 1682

batiert. Die allein für den Seehandel bestimmten Gerichte führen den Namen Admiraltätskollegium, wie z. B. das zu Hamburg 1623 eingesetzt. In Frankreich, wo sich zu Paris 1563 ein aus vier Konsuln und einem Rechtsgelehrten bestehendes S. aufthat, waren außerdem von Karl IX. 1565 und Ludwig XIV. 1673 Justizgerichte der Kaufleute anerkannt worden, die ihre Zuständigkeit allmählich weiter ausdehnten. Hieran schloß sich 1808 die neuere Verfassung an, wonach in den Städten mit Handel und entwickelter Industrie entweder die gewöhnlichen Gerichte erster Instanz oder Kollegien von Kaufleuten in Handelsfachen entschieden. Jetzt bestehen dort 389 Handelstribunale, unter diesen 216 nur aus Kaufleuten gebildet. Belgien, Italien, Spanien und Portugal besitzen ähnliche S. In Dänemark ist die Jurisdiktion in Handelsfachen neu geregelt durch Gesetz vom 19. Febr. 1861 betr. die Errichtung eines See- und Handelsgerichts in Kopenhagen, sowie die Behandlung der See- und Handelsfachen außerhalb Kopenhagens.

In Deutschland urteilten bis in die neueste Zeit noch vorzugsweise rechtsgelehrte Richter auch über Handelsfachen, und wo die Verstärkung wichtiger S. durch kaufmännische Beisitzer für nötig erachtet wurde, hatten letztere gewöhnlich mehr die Eigenschaft von sachverständigen Zeugen über die Besonderheiten des Handels als von wirklichen Richtern. Nach §. 100 des neuen Gerichtsverfassungsgesetzes vom 27. Jan. 1877 können, soweit die Landesjustizverwaltung ein Bedürfnis als vorhanden annimmt, bei den Landgerichten für deren Bezirke oder für örtlich abgegrenzte Teile derselben Kammern für Handelsfachen gebildet werden. Dieselben entscheiden nach §. 109 in der Besetzung mit einem Mitgliede des Landgerichts als Vorsitzendem und zwei Handelsrichtern. Nach §§. 111 ff. ist das Amt der Handelsrichter ein Ehrenamt; die Handelsrichter werden auf gutachtlichen Vorschlag des zur Vertretung des Handelsstandes berufenen Organs für die Dauer von drei Jahren ernannt und haben während der Dauer ihres Amtes in Beziehung auf dasselbe alle Rechte und Pflichten richterlicher Beamten. Zum Handelsrichter kann jeder Deutsche ernannt werden, welcher als Kaufmann oder als Vorstand einer Aktiengesellschaft in das Handelsregister eingetragen oder eingetragen gewesen ist, das dreißigste Jahr vollendet hat und in dem Bezirke der Kammer für Handelsfachen wohnt. An Seeplätzen können Handelsrichter auch aus dem Kreise der Schiffahrtskundigen ernannt werden. Als oberster Gerichtshof für Handelsfachen bestand bereits für den Norddeutschen Bund durch Gesetz vom 12. Juni 1869 seit 6. Aug. 1870 das Bundesoberhandelsgericht zu Leipzig, welches 1871 nach Gründung des Deutschen Reichs die Bezeichnung Reichsoberhandelsgericht erhielt und seit dem 1. Okt. 1879 dem Reichsgericht Platz gemacht hat. In England bestehen keine wahren S., wenn auch als ähnliche Institute für einzelne Handelsinteressen die Courts of admiralty und Courts of bankruptcy zu betrachten sind, die indes keine Kaufleute als Mitglieder zuziehen. In den Vereinigten Staaten von Amerika haben bei Handelsfachen stets Geschäftsleute über die Thatsache zu entscheiden, wonach das rechtsverständige Gericht in Gemäßheit des Gesetzes erkennt.

Handelsgeschäft heißt zunächst das Establishement oder die Niederlassung, das Gewerbe eines

Kaufmann, die Gesamtheit von Verkehrsbeziehungen (Bezugsquellen und Abnehmer) und Vermögenswerten (Aktiva und Passiva), auf welche der Gewerbetrieb eines Kaufmanns basiert. Solcher Handelsgesellschaft kann ein und derselbe Kaufmann auch mehrere haben, die entweder durch sich selbständig und voneinander unabhängig oder auch als Zweigniederlassungen (Filialen) einer Hauptniederlassung gleichsam subordiniert sind, sie können unter derselben Firma oder auch unter verschiedenen Firmen betrieben werden. Handelsniederlassungen in unabhängigen Ländern werden wohl als Filialen bezeichnet. Ein \mathcal{H} in diesem Sinne bildet also einen Komplex von Beziehungen und Werten und kann als solcher auch mit oder ohne die Firma veräußert werden. (\mathcal{H} Firma.)

In einem rechtlichen und streng technischen Sinne versteht man aber unter \mathcal{H} Rechtsgeschäfte durch welche der Umlauf von Gütern zwischen Produzenten und Konsumenten vermittelt, d. h. Handel getrieben wird. Die Lehre von den \mathcal{H} bildet daher einen der wichtigsten und umfangreichsten und jedenfalls den schwierigsten Teil des gesamten Handelsrechts (s. d.). So mannigfaltig der Handel überhaupt, so verschiedenartig sind natürlich auch die Geschäfte, durch welche er bewerkstelligt wird, ja im modernen Handelsrecht (d. h. der Begriff des \mathcal{H} auch auf eine Reihe von Industrieergüssen (Verarbeitung und Verarbeitung fremder Güter) ausgedehnt worden, d. h. es sollen die Grundzüge, welche das Handelsrecht für die eigentlichen \mathcal{H} aufgestellt hat, auch auf gewisse Industrieergüsse Anwendung finden, und somit kann für den Begriff des Handelsrechts im technischen Sinne nur die rein äußerliche Definition gegeben werden, daß \mathcal{H} diejenigen Geschäfte sind, welche das positive Handelsrecht für solche erklärt.

Das Deutsche Handelsgesetzbuch verlangt allen Verträgen über unbewegliche Sachen die Eigenschaft von \mathcal{H} (Art. 273). Erklärt diese Eigenschaft aber folgenden Gesäften zu: 1) Jeder Spekulation d. h. *commissum* und d. h. *commissum*, jeder Übernahme einer Versicherung gegen Prämie, jeder Übernahme der Beförderung von Gütern oder Reisenden zur See und dem Verleihen gegen Verbotung einerlei ob ein Kaufmann oder Jeder diese Geschäfte betreibt (Art. 271), daher wohl als absolute \mathcal{H} bezeichnet. 2) Ferner alle Geschäfte eines Kaufmanns, welche zum Betriebe seines Gewerbes gehören, d. h. die Weiterveräußerung der d. h. *commissum* angekauften Waren, das Engagement von Handlungsblenden, die Rechte des Geschäftsführers die Anschaffung von Komptoirartikeln u. dgl. (Art. 272). 3) Gewisse Geschäfte, wenn sie entweder gewerbsmäßig (als regelmäßige, Grundgewerbsgeschäfte) oder zwar nur vorübergehend, aber von einem Kaufmann betrieben werden. d. h. ein *Kaufmann Importeur* schließt ausnahmeweise ein Kommissionsgeschäft ab, nämlich (nach Art. 274) die Industrieergüsse, falls sie fabrikmäßig betrieben werden. Ferner die Bank- und Wechselgeschäfte, die Geschäfte des Kommissionärs, des Speditors und sonstiger der Vermittlung oder Abfertigung von \mathcal{H} für andere betreibender Personen, d. h. Agenten, Verlagerter Makler, jedoch nicht der Handelsmakler. Ferner die Geschäfte des Frachtführers und der für den Transport von Personen bestimmten Kutschen (der Eisenbahnen, Pferdebahnen), endlich die Geschäfte des Buch- und Buchhandels sowie der größten Druckereien.

Aus dieser Übersicht ergibt sich, daß ein und dieselbe Gesellschaft für den einen Kontrahenten (z. B. den Käufer) \mathcal{H} sein kann, während es für den andern Kontrahenten (z. B. den Verkäufer) kein \mathcal{H} ist. Mag es aber hierdurch ein einseitiges oder ein beiderseitiges \mathcal{H} sein, in jedem Falle steht es, wenn das Gesetz nicht ausdrücklich das Gegenteil sagt, unter den Regeln des Handelsrechts (Handelsgesetzbuch, Art. 277). Diese Regeln sind zum großen Teil im 4. für die Gesellschaften im 3. Buche des Deutschen Handelsgesetzbuchs enthalten, doch sind die sämtlichen Bankergesetze und, mit Ausnahme der Seeversicherung, auch die sämtlichen Versicherungs-gesetze bis jetzt (1884) noch nicht für ganz Deutschland abgeändert worden.

Handelsgesellschaft oder Handelsverein im weitesten Sinne ist jeder Verein mehrerer Personen zum Betriebe des Handels, also auch die Stille Gesellschaft und die Kommanditgesellschaft, im engeren und technischen Sinne des Deutschen Handelsgesetzbuchs versteht man aber unter \mathcal{H} nur die vier wichtigsten Handelsvereine, nämlich die Offene \mathcal{H} , die Kommanditgesellschaft, die Aktiengesellschaft und die Kommanditgesellschaft auf Aktien. Sie sind sämtlich Handelsgewerbsvereine, d. h. sie betreiben den Handel gewerbsmäßig, als Kaufleute, deren Rechte und Pflichten ihnen zukommen, fernere haben sie sämtlich eine Firma, unter der sie Rechte erwerben, Verbindlichkeiten eingehen, Klagen und verklagt werden, auch ein Folio im Grundbuche erhalten können, und dadurch unterscheiden sie sich wesentlich von den übrigen Handelsvereinen. Auch sollen sie sämtlich durch Eintragung im Handelsregister als Vereine nach außen erkennbar sein, doch nur für die beiden Arten von Aktienvereinen ist diese Eintragung notwendige Voraussetzung ihrer gültigen Entstehung. Die einzelnen \mathcal{H} unterscheiden sich voneinander prinzipiell nicht durch den Zweck, für welchen sie gegründet werden, denn einer und derselben Zweck kann man in den verschiedensten Gesellschaftsformen verfolgen; doch zeichnen sich die beiden Aktienvereine wieder dadurch aus, daß sie nicht auf Handel, oder sonstige Gewerbetriebe beschränkt sind, sondern auch für ganz andere Interessen geistliche, säkularische, wissenschaftliche u. s. w. gegründet werden können.

Die wichtigste Unterscheidung der einzelnen \mathcal{H} ist die nach der Haftung ihrer Mitglieder für die Schulden des Vereins, bei der offenen \mathcal{H} haften alle Mitglieder mit ihrem ganzen Vermögen, bei der Kommanditgesellschaft auch bei der auf Aktien gegründeten, haften einige (die persönlich haftenden Gesellschafter oder Komplementäre) mit ihrem ganzen Vermögen, die übrigen nur mit einer bestimmten Summe, bei der Aktiengesellschaft endlich haften die Aktionäre gar nicht für die Schulden des Vereins. Eine weitere wichtige Unterscheidung ist die nach der Organisation. Während nämlich die offene \mathcal{H} und die Kommanditgesellschaft völlig als Societäten, und jedes Mitglied, resp. jeder Aktionär an der Geschäftsführung und Verwaltung des Vereins zum Ausdruck des Firmenprinzips beteiligt ist, erscheint, hat dagegen die Aktiengesellschaft eine korporative Organisation, deren Mitglieder nur durch Aktienbeteiligung an der Verwaltung und Vertretung allein besorgt:

die eigentliche Exekutive ist also den Mitgliedern völlig entzogen. Deshalb und auch noch aus andern Gründen werden nach der jetzt herrschenden Ansicht die Aktiengesellschaften als Privatkorporationen betrachtet und den übrigen Handelssozietäten begrifflich gegenübergestellt. Das Nähere siehe bei den einzelnen S.

Handelsgesetzbücher nennt man die in zahlreichen Staaten erlassenen, das Handelsprivatrecht und vielfach auch Teile des Handelsstaatsrechts umfassenden Codifikationen des Handelsrechts. Schon seit dem 14. Jahrh. kommen in den ital. und span. Städten umfangreiche Handelsordnungen vor, aber sie so wenig wie die franz. Ordonnances des 16. und 17. Jahrh. bezweckten eine vollständige und systematische gesetzliche Regelung des Handelsrechts. Erst das Allgemeine Landrecht für die preuß. Staaten (1794) enthielt in seinem zweiten Teile (Tit. 8, Abschn. 7—15) ein wahrhaftes Handelsgesetzbuch von nicht zu unterschätzendem Wert; weit bedeutungsvoller aber wurde der franz. Code de commerce (1808), welcher nicht nur selber eine für damalige Verhältnisse ausgezeichnete legislatorische Leistung darstellte, sondern auch für alle spätern S. das Vorbild geworden ist, ja in einer Reihe von Ländern (darunter Italien, Belgien, Ärtel, England, westl. Deutschland) mehr oder minder wörtlich rezipiert wurde. Seitdem haben (bis auf Großbritannien und die skandinav. Staaten) fast sämtliche civilisierte Länder ihr Handelsgesetzbuch erhalten. Die südamerik. Staaten schlossen sich dabei vorwiegend an den span. Código de commercio (1829) und den portug. Código commercial (1833) an; besonders einflußreich wurde das niederländ. Wetboek van koophandel (1838) und das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch (1861). Das belg. Handelsgesetzbuch wurde im Laufe der sechziger Jahre gründlich reformiert und in Italien ein neuer Codice di commercio im J. 1882 publiziert. Auch das Deutsche Handelsgesetzbuch wird in Verbindung mit der Abfassung eines bürgerlichen Gesetzbuchs vielfach revidiert und ergänzt werden müssen, nachdem es (zumal auf dem Gebiete des Aktienrechts) schon wesentliche Veränderungen erfahren hat.

Handelsgewächsebau. Gegenstand des S. in der Landwirtschaft sind mit Auschluss der Nährpflanzen (Getreide, Kartoffeln, Rüben, Futterkräuter u. s. w.) die sog. Handelspflanzen, deren Produkte entweder gar nicht oder nur zu einem verhältnismäßig kleinen Teile in der Wirtschaft verbraucht, dagegen auf mehr oder weniger entfernten Märkten gesucht oder durch den Handel verbreitet werden. Hierzu gehören Gewürzpflanzen, wie Anis, Fenchel, Hopfen, Kümmel, Majoran, Safran, Senf u. a.; Fabrikpflanzen, wie Tabak, Weiberrinde, Echinor, Ruderrinde, Gelpinfpflanzen, wie Hanf und Flachs; Ölpflanzen, wie Raps, Rübsen, Bohn, Dotter; Farbpflanzen, wie Krapp, Waid, Saflor, Bau; Arznei- und Speziereipflanzen, wie Angelika, Salbei, Kamillen, Pfefferminze u. a. Es kommt aber nicht selten vor, daß auch Nährpflanzen zeitweilig auf entfernten Märkten stark begehrt und dadurch Gegenstand eines lebhaften Handels werden.

Handelsgewerbe im abstrakten Sinne ist diejenige gewerbliche Thätigkeit der Menschen, welche den Handel, d. h. den Umsatz der Güter zwischen Produzenten und Konsumenten, zum Gegenstande

haben, und man kann naturgemäß ebenso viele Handelsgewerbsarten unterscheiden, wie es Arten des Handels gibt. Das S. steht einmal dem Industrie-gewerbe gegenüber, welches die Bearbeitung und Verarbeitung von Gütern umfaßt, und sodann dem reinen Produktionsgewerbe, welches die Rohstoffe schafft. Unter S. im konkreten Sinne versteht man den Inbegriff von Verkehrsbeziehungen und Vermögenswerten des einzelnen Handelstreibenden. (S. Handelsgesellschaft.)

Handelsgut oder Kaufmannsgut nennt man eine Ware von solcher Beschaffenheit, wie sie nach Gesetz, Gebrauch oder Übung des redlichen Handels allgemein gegeben und genommen wird. Der Ausdruck wird im Deutschen Handelsgesetzbuch Art. 335 gebraucht, welcher festsetzt, daß, wenn im Vertrage über die Beschaffenheit und Güte der Ware nichts Näheres bestimmt ist, der Verpflichtete S. mittlerer Art und Güte zu gewähren hat d. h. ein Ethd, das weder das beste noch das schlechteste ist, noch auch dem besten oder schlechtesten sehr nahe liegt.

Handelskammern sind Organe des Handels- und Gewerbestandes einer Stadt oder eines Bezirks, welche einerseits durch Berichterstattungen, Anträge und Gutachten die Interessen des Handels und der Gewerbe bei den Behörden vertreten, und andererseits auch gewisse Aufsichts- und Verwaltungsfunktionen ausüben und auch wohl nützliche gemeinschaftliche Einrichtungen gründen und unterhalten. Ursprünglich vertraten sie unmittelbar nur die größten Kaufleute und die Fabrikanten, gegenwärtig aber sind sie in mehreren Ländern im Interesse des Kleinergewerbes mit Gewerbekammern (s. d.) kombiniert. Die S. sind zuerst im 17. Jahrh. in Frankreich (1660 in Marseille) als freie Institutionen entstanden und haben diesen Charakter in England auch gegenwärtig noch beibehalten. Die französischen S. erhielten jedoch bald ein offizielles Gepräge, das bei ihrer Reorganisation durch ein Gesetz vom J. 1808 noch verschärft wurde. In Preußen sind sie, wie auch in andern deutschen Staaten, teilweise als Nachfolger älterer kaufmännischer Korporationen (Kommertkollegien, Kaufmannschaften u. s. w.) zu betrachten. Ihre gesetzliche Organisation erfolgte hier zuerst im J. 1848, doch ist dieses Gesetz nunmehr durch ein anderes vom 24. Febr. 1870 ersetzt. Hiernach unterliegt ihre Errichtung der Genehmigung des Handelsministers; die Mitglieder werden in der Regel auf drei Jahre nach einem vorgeschriebenen Verfahren von den Inhabern der in das Handelsregister des Bezirks eingetragenen Firmen gewählt. Die etatsmäßigen Kosten, über welche die Kammer selbständig beschließt, werden als Zuschlag zur Gewerbesteuer auf sämtliche Wahlberechtigten umgelegt. Die S. haben jährlich einen Bericht an das Handelsministerium zu erstatten. Sie haben das Recht, an ihrem Orte, vorbehaltlich der Befähigung der Regierung, die Handelskammer zu wählen, und es können Börsen und andere dem Handelsverkehr dienende Anstalten unter ihre Aufsicht gestellt werden. Bei Gelegenheit eines Konflikts einiger S. mit dem Handelsminister (Bismarck) hat sich die rechtliche Stellung dieser Institute nach dem preuß. Gesetze als nicht ganz klar erwiesen. Die in Preußen durch die Verordnung vom 9. Febr. 1849 geschaffenen Gewerbe- und Handelskammern sollten speziell Vertretungen des Fabrikanten- und Handwerkerstandes bilden und zur Stütze der damals zum Siege gelangten restriktiven Gewerbepolitik dienen.

• In Bayern sind H., für jeden Regierungsbezirk eine, durch eine Verordnung vom 20. Dez. 1868 auf Grund des Gewerbegesetzes vom 30. Jan. 1868 in Verbindung mit Abteilungen für die Gewerbe eingerichtet worden, und neben ihnen bestehen in den Unterbezirken sog. Handels-, Fabrik- oder Gewerberäte. In Sachsen beruht die Organisation von H. und Gewerbestämmern auf dem Gewerbegesetz vom 15. Okt. 1861, das durch ein Gesetz vom 23. Juni 1868 weitere Abänderungen erfahren hat. In Württemberg wurde am 4. Juli 1874 ein Gesetz über die Errichtung von H. und Gewerbestämmern erlassen. In Baden bestanden seit 1862 H. nur als freie Genossenschaften, durch ein Gesetz vom 11. Dez. 1878 aber erhielten sie eine der preussischen ähnliche Organisation. In Österreich haben die H. nach dem Gesetz vom 29. Juni 1868 ausgedehntere Rechte und Pflichten, als in den deutschen Staaten; sie haben z. B. die Marken und Muster der Industriearbeiten zu registrieren, fortlaufende Nachweisungen über die protokollierten Firmen zu registrieren, können nach Übereinkommen der Beteiligten als Schiedsgerichte auftreten u. s. w. In der jüngsten Zeit sind auch einige englische und französische H. als freie Genossenschaften im Auslande gegründet worden. Größere Verbände von H. haben sich in mehreren Ländern gebildet. (S. Handels tag, Deutscher.) Auch sind Versuche zur Herstellung internationaler Beziehungen zwischen den H. gemacht worden. Nicht zu verwechseln mit den H. sind die «Kammern für Handelsfachen», die in Deutschland als Abteilungen der Landgerichte an die Stelle der früheren Handelsgerichte getreten sind.

Handelskompagnien im engeren Sinne heißen die großen Gesellschaften, die seit dem Ende des 16. Jahrh. zum Betrieb eines bestimmten Zweigs des Handels, namentlich nach entfernten Ländern, gegründet sind und von den Regierungen durch Monopole, Privilegien und andere Unterstützungen begünstigt wurden. Es handelte sich dabei um Unternehmungen mit großem Risiko und langwieriger Abwicklung, auf welche sich einzelne isolierte Kaufleute nicht leicht eingelassen haben würden. Daher vereinigte sich eine größere Zahl von Teilnehmern, und zwar anfangs zu sog. regulierten Gesellschaften, in denen jeder Beteiligte seine Geschäfte für sich machte, alle aber sich einer gemeinschaftlichen Ordnung unterwarfen, Beiträge für gemeinschaftliche Zwecke leisteten und nach außen hin eine achtunggebietende Einheit bildeten. Bald aber wurden aus diesen Vereinigungen durch die Gunst der Regierungen privilegierte Korporationen, deren Mitglieder nur mit ihrer Einlage haften, und die als die ersten eigentlichen Aktiengesellschaften (s. d.) angesehen werden können. Mehrere dieser Gesellschaften stützten ihren Handel auf die Erwerbung polit. Herrschaft in überseeischen Ländern und gelangten dadurch zu einer Machtstellung, welche mit den heutigen Anschauungen über das Verhältnis der Bürger zum Staat nicht wohl vereinbar sein würde. Die wichtigsten H. wurden die Ostindischen Kompagnien (s. d.).

Von andern Gesellschaften ging die Britisch-Afrikanische, 1683 auf 1000 Jahre für den ausschließlichen Handel nach der Westküste von Afrika privilegiert, etwa 1752 unter, nachdem der Handel nach jenem Gebiete schon 1710 wieder freigegeben worden war. Die Südpazifikgesellschaft, 1711 privilegiert, führte den großen Gräbereschwindel von 1720 herbei und

schleppte nach dem Krach noch einige Jahrzehnte ein unfruchtbares Dasein hin. Die 1670 gegründete und privilegierte Hudsonsbaiengesellschaft gab 1858 ihre Verwaltung an den Staat ab. Frankreich machte ebenfalls zahlreiche, aber wenig erfolgreiche Versuche mit privilegierten H. Zwei Westindische Gesellschaften, 1629 und 1651 gegründet, gingen bald wieder ein. Eine dritte, die 1664 gegründet wurde und das Eigentumsrecht von Canaba, den franz. Antillen u. s. w. erhielt, hatte ebenfalls keinen Erfolg und wurde 1674 aufgelöst, indem der Staat die Aktien übernahm. Längern Bestand hatte die aus dem J. 1664 stammende Ostindische Kompagnie (s. d.). Sie wurde 1719 mit der von Law (s. d.) ins Leben gerufenen Compagnie d'Occident gewöhnlich Mississippigesellschaft genannt) verschmolzen, die auch die Senegal-, die Chinesische und die Santo-Domingogesellschaft in sich aufnahm und dann den Namen Compagnie des Indes annahm. Die Agiotage in den Aktien dieser Gesellschaft spielte in dem Law'schen Schwindelsystem die Hauptrolle. Nach dem Krach von 1720 vegetierte sie noch bis zum J. 1773 weiter. Außer den bereits genannten Gesellschaften bestand in Frankreich unter Ludwig XIV. auch eine Levantinische, eine Nordische und eine Guinea-Gesellschaft. In Österreich wurde 1719 eine Orientalische Kompagnie errichtet, die u. a. das Recht erhielt, sich Geld durch eine Lotterie zu verschaffen. Sie geriet aber schon seit 1728 allmählich in Verfall. Auch in Preußen wurden unter Friedrich d. Gr. mehrere mit Handelsmonopolen ausgestattete Gesellschaften errichtet, von denen aber keine zu einer besondern Blüte gelangt ist. Hierher gehören die Asiatische Kompagnie in Emden (1745—65), die 1763 gegründete Levantinische H., die Heringsfischereikompanie in Emden (1765—98); ferner eine Getreidehandlungskompagnie auf der Elbe u. a. Erhalten hat sich nur, wenn auch in ganz veränderter Gestalt, nämlich als staatliches Bankinstitut, die 1772 gegründete sog. Seehandlungsgesellschaft. In der Gegenwart haben natürlich privilegierte H. alle Existenzberechtigung verloren, da der private Unternehmungsgeist mit den heutigen Verkehrsmitteln auf der ganzen Erde jeder Aufgabe gewachsen ist.

Handelskonsul nannte man früher die aus der Kaufmannschaft frei gewählten und von der Regierung bestätigten Mitglieder der Handelsgerichte. Jetzt wird bisweilen auch der Wahlkonsul (Consul electus, s. unter Konsul) als H. bezeichnet.

Handelskorrespondenz oder kaufmännische Korrespondenz heißt der Briefwechsel über Handelsfachen. Als Unterrichtsfach gehört die H. zur Comptoirwissenschaft im weitern Sinne. Wie aus den meisten Geschäftsbriefen Rechtsansprüche geltend gemacht werden können, so enthält auch die Mehrzahl der kaufmännischen Briefe rechtsverbindliche Willenserklärungen und dienen daher handelsrechtlich als Beweismittel. Zu den Erfordernissen des kaufmännischen Briefstils gehört vorzugsweise Klarheit, Bestimmtheit und Kürze des Ausdrucks. In Briefen nach fremden Sprachgebieten soll sich der Schreiber seiner eigenen Sprache nur dann bedienen, wenn er weiß, daß der Adressat sie versteht oder durch einen andern sich verständlich machen lassen kann. Ist dies nicht der Fall, so hat der Schreiber entweder die Sprache des Adressaten oder eine andere diesem verständliche fremde Sprache anzuwenden. Die Sprachen der Haupthandelsvölker sind mehr oder weniger auch im Auslande bekannt.

Deutsch wird von den gebildeten Kaufleuten auch in denjenigen Gegenden Österreich-Ungarns und der Schweiz verstanden, deren Landessprache nicht die deutsche ist; ebenso von allen gebildeten Kaufleuten Hollands, Belgiens, Schwedens, Norwegens, Dänemarks und Finnlands. Auch im übrigen Europa ist die Kenntnis der deutschen Sprache an den größeren See- und Bantplätzen ziemlich allgemein verbreitet. Deutsche Handelshäuser im Auslande wenden bei ihrem Verkehr mit dem Mutterlande selbstverständlich die deutsche Sprache an. Französisch ist den gebildeten Kaufleuten nicht nur in ganz Europa, sondern auch an den bedeutendern Seeplätzen der andern Erdteile geläufig. Englisch wird in allen Erdteilen mindestens an den größeren See- und Wechselplätzen, bei den andern Völkern germanischen und bei denjenigen franz. Stammes aber von jedem gebildeten Kaufmann verstanden; die ital. Sprache findet in den Küstengebieten der Levante (der Osthälfte des Mittelmeers), sowie von Tunis und Tripolis allgemeines Verständnis; in Mitteleuropa verbreitet sich die Kenntnis derselben seit der Eröffnung der Gotthardbahn immer mehr. Spanisch wird auch an allen bedeutendern engl. und franz. Seeplätzen, sowie an den größeren Nordseeplätzen der andern Staaten korrespondiert.

Da die kaufmännischen Briefe ein handelsrechtliches Beweismittel bilden, so verlangen die Handelsgesetze, daß sowohl die beim Geschäftsinhaber angelommenen Handelsbriefe als auch eine Abschrift (oder ein mit der Kopierpresse hergestellter Abdruck) der von ihm abgesandten Geschäftsbriefe während einer Anzahl von Jahren aufbewahrt werden. Das Deutsche Handelsgesetzbuch fordert für beiderlei Korrespondenz zehnjährige Aufbewahrung.

Vgl. Schiebs-Odermann, «Die kaufmännische Korrespondenz» (18. Aufl., Lpz. 1876); «Handelskorrespondenz in neun Sprachen» (Teil der «Bibliothek der gesamten Handelswissenschaften», Stuttg. 1875). Eine Sammlung der am häufigsten vorkommenden unrichtigen Ausdrücke und Redensarten enthält Treubler, «Ratgeber für den Korrespondenten» (Heilbr. 1862).

Handelskrisen sind Erschütterungen und Störungen des Erwerbslebens, gewöhnlich veranlaßt durch Spekulation, unmaßiges Hinauftreiben der Preise, Überpannung des Kredits, Wegfall hemmender Schranken, Auffindung neuer Länder und Handelswege oder Handelsmittel, durch neue Erfindungen, unbesonnene Gründung neuer Unternehmungen und einseitige Überproduktion auf gewissen Erwerbsgebieten, während andere Nahrungszweige vernachlässigt werden. Weitere Ursachen sind Missernten, Krieg, Überschwemmung eines Landes mit barem Geld oder mit Papiergeld und Kreditsumlaufsmitteln. Je nachdem viele oder mehrere der erwähnten Ursachen zusammenwirken und in verschiedenen Ländern gleichzeitig auftreten, wird auch eine S. mehr oder weniger gefährlich und auf ein größeres oder kleineres Gebiet ausgedehnt sein. In frühern Jahrhunderten waren die S., die man auch Geldkrisen oder Kreditkrisen nennt, weit weniger intensiv und mehr auf einzelne Länder beschränkt, welche durch ihre Handels- und Industriethätigkeit eine größere Rolle spielten und bei denen viele Schätze aufgehäuft waren. Da die Völker in neuester Zeit durch die Fortschritte der Verkehrsmittel und der Handelspolitik immer mehr zu einer Weltwirtschaft verbunden werden, so pflegen auch

die S. jetzt eine größere Ausdehnung zu erlangen und nicht bloß Kaufleute, sondern auch Gewerbetreibende und Arbeiter mit zu ergreifen. Zu den bekanntesten S. der frühern Jahrhunderte, nachdem sich der Übergang der Geldwirtschaft in eine Kreditwirtschaft schon teilweise vollzogen hatte, gehören die sog. Tulpenmanie in Holland (1634–37), wobei sich die Spekulation an einen Artikel (holländischer Tulpenzwiebeln) heftete, dem man überhaupt nur einen fiktiven Wert beilegte; ferner die engl. Geldkrisis von 1696, veranlaßt durch Münzveränderungen und Mangel an Zahlungsmitteln; sodann der Lawische Papierschwindel in Frankreich 1716–20 und ziemlich gleichzeitig der Sableschwindel in England 1711–20, die franz. Assignatenwirtschaft 1790–97, die hamburger S. von 1799, welche durch die Überfüllung des hamburger Marktes mit unabsehbaren Waren veranlaßt war; die weniger bedeutende engl. Krisis von 1815, durch Überschätzung der Konsumtionsfähigkeit des Kontinents veranlaßt; die engl. Krisis von 1825, der ein enormer Gründungs- und Aktienchwindel voranging, sodaß das Kapital der errichteten und projektierten Gesellschaften sich auf über 872 Mill. Pfd. St. belief, von denen 17600000 Pfd. St. wirklich eingezahlt wurden. Weitere Krisen, die von Amerika ausgingen und England in Mitleidenschaft zogen, fallen in die J. 1837 und 1839. Eine abermalige Erschütterung traf den engl. Markt namentlich infolge von Spekulation in Eisenbahnen im J. 1847, und es mußte bei dieser Gelegenheit die Peel'sche Bankakte (s. d.), die erst drei Jahre vorher eigens zur künftigen Verhinderung von Krisen erlassen worden war, wieder zeitweise suspendiert werden. Eine weitverbreitete S. war die des J. 1857, welche, von Amerika ausgehend, zunächst Deutschland ergriff, insbesondere Hamburg empfindlich traf und sich auch über England, Frankreich und Österreich ausbreitete. Im J. 1866 kam wieder eine Krisis in London zum Ausbruch, die zum dritten mal eine Suspension der Bankakte nötig machte. Die eigentümlichste Krisis der neuern Zeit ist die von 1873, welche auf die deutsch-österreich. Gründerperiode von 1871 bis 1872 folgte und, mit einer amerik. Katastrophe zusammentreffend, in allen Kulturländern eine lange dauernde wirtschaftliche Stagnation herbeiführte. In Deutschland namentlich waren ungeheure Kapitalien in neue Gründungen gesteckt worden, die niemals gedeihen konnten, weil Fabriken und andere Anlagen zu übertriebenen Preisen übernommen oder neue Anlagen unter den ungünstigsten Bedingungen hergestellt wurden, während auf einen Fortbestand der unmittelbar nach dem Kriege sehr hoch gesteigerten Preise nicht gerechnet werden konnte. Die neu gegründeten Fabriken, Höfen u. s. w. blieben aber nach der Krisis, auch wenn sie keine Dividenden abwarfen, größtenteils noch in Betrieb, und so entstand eine chronische Überproduktion, welche die Heilung des Übels sehr erschwerte. Seinen tiefsten Punkt erreichte der wirtschaftliche Niedergang 1873, und erst in der zweiten Hälfte des J. 1879 trat eine von Amerika und England ausgehende Besserung ein. In Frankreich entwickelte sich dann bald unter der Ägide der Union générale ein neuer Börsenschwindel, der 19. Jan. 1882 mit einem großen, in seinen Wirkungen aber hauptsächlich auf die Börsen von Paris und Lyon beschränkten Crash endigte. S. sind die notwendigen Folgen einer Verletzung der Wirtschaftsordnung.

einer Übertreibung des Unternehmungsgeistes und der Kreditvermehrung und einer Maßlosigkeit von Ansprüchen ohne entsprechende Gegenleistungen. Durch jede Krise wird eine Verminderung des wirtschaftlichen Marktes von ungelunden Unternehmungen vollzogen und ein unerwünschter Heilungsprozess eingeleitet, welcher die Krisen zu zwingt, sich mit bescheidenen Gewinnen zu begnügen, rationaler und einfacher zu wirtschaften. Vgl. Wirth, »Geschichte der H.« (2. Aufl., Frankfurt, 1883), Dehnbauer, »Die wirtschaftliche Krise« (Bert., 1875), Klein, »Die gegenwärtige wirtschaftliche Lage Deutschlands« (Stuttgart, 1876).

Handelskunde, s. unter Handelswissenschaften.

Handelslehrenanstalten, s. Handelschulen.

Handelsminister oder **Senat**, s. Keller.

Handelsmarine oder **Handelsflotte** nennt man im Gegensatz zur Kriegsmarine die Gesamtheit der Schiffe einer Nation, welche zur Vermittlung des Personen- und Warenverkehrs zu Wasser bestimmt sind. In der weitesten Wortbedeutung zählt man darunter die Seeschiffe und die Fluss- oder Binnenfahrzeuge, in engerer, jedoch unter Ausschluss der letzteren, nur die Seeschiffe. Die Seeschiffe werden nach der sie bewegenden Triebkraft, welche entweder Dampf oder der durch die Segel aufgenommene Wind ist, in Dampfschiffe und Segelschiffe, nach ihrer Bauart (ob sie nämlich in die hohe See zu fahren tauglich oder nur längs der Küste zu fahren vorwendbar sind) in Seeschiffe und Watt- oder Küstenschiffe unterschieden. Teils nach dem Zwecke ihrer Verwendung, teils nach ihrer Ausrüstung teilt man die Dampfer in See- und Schleppdampfer, welche beides, entweder als Schraubendampfer sein können. Die Segelschiffe sind ihrer Mastenanzahl nach Dreimaster, Zwiermaster oder Einmaster. Nach dem Takelwerk unterscheiden gibt es von den ersten wieder fünf Gattungen: Vollschiffe oder Frachtgaleen, Barken, Barken, Schonerbarken und dreimastige Schoner; von den Zwiermastern gleichfalls fünf Unterarten, die Briggen oder Brigantinen, Schonerbriggen, Galleassen (auch Galleaten oder Schonerbarkassen genannt), Gaffelschoner und Smacks, während zu den Einmastern die Jachten oder Schuppen, Tollen und Smers, Boote, Jollen und Kähne gezählt werden. Zur Sicherstellung der Nationalität, der Eigentums- und sonstigen Rechtsverhältnisse der Schiffe hat sich in allen Kulturländern das Bedürfnis herausgestellt, dieselben in ein amtliches Register einzutragen. In dem Register dürfen dann gemächlich nur solche Schiffe eingetragen sein, welche entweder vollständig oder doch wenigstens zum größten Teil Eigentum von Angehörigen der das Register führenden Nation sind, sodass solche Schiffe im Register gelistet werden, welche entweder in das Eigentum von Ausländern übergehen oder an welchen Ausländer Mit-eigentum zu mehr als der Hälfte erwerben. Treu-ortige Schiffregister bestehen z. B. in Frankreich und Belgien schon auf Grund des Code de commerce, in Deutschland auf Grund des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs und des Gesetzes vom 26. Okt. 1867, in Österreich auf Grund der Merchant-shiping act von 1864 und Ordnung derselben vom 21. Aug. 1871. Dieses Register gewährt einen sichern Anhalt für den Umfang und das Wachstum der Handelsflotte. In der Regel hat nämlich der Eintrag in dasselbe eine amtliche Festlegung der Tragfähigkeit und die Ausrüstung des

Schiffs voranzugehen, worüber z. B. für Österreich-Ungarn unterm 15. Mai 1871 ein neues Gesetz erlassen ist. Das die durch diese amtliche Vernehmung festgestellte Tragfähigkeit von den fremden Staaten, in deren Häfen die Schiffe anlaufen, der Verpölung zu Grunde gelegt werde, pflegt im Wege der Reciprocity durch besondere Staatsverträge festgesetzt zu werden, wie z. B. zwischen Amerika und Dänemark unter dem 13. März 1867 geschah.

Da für die Ausdehnung und Erhaltung der Handelsverbindungen und infolge dessen für die Wohlhabenheit und Macht eines Staats aber vorwiegend der Umfang der Seehandelsflotte ins Gewicht fällt, derjenige der Binnenfahrzeuge dagegen nur von untergeordneter Bedeutung ist, hat für die Vergleichung der Handelsmacht verschiedener Staaten eigentlich nur eine oberflächliche Zusammenstellung der verschiedenen Seeschiffe Wert. In die Schiffregister werden jedoch meist Seeschiffe und Flussfahrzeuge untereinander eingetragen, und erlauben die Registeremittierungen keineswegs überall eine vollständig zuverlässige Scheidung beider Schiffsgattungen aus der Gesamtmasse. Eine weitere Schwierigkeit für die Statistik entsteht dadurch, dass die untere Größengrenze, bis zu welcher die Schiffe registriert werden, in den verschiedenen Ländern sehr verschieden ist. In England z. B. werden die Fluss- und Küstenschiffe mit weniger als 15 t Tragfähigkeit und die Fischereiboten unter 30 t nicht in das Hauptregister eingetragen; in Deutschland werden zu den Seeschiffen nur die gezählt, welche einen Bruttoreumgehalt von 50 cbm oder 17 m Register-tonn aufweisen, in Norwegen und Dänemark dagegen werden alle Fahrzeuge bis herab zu 4 t mitgezählt, und Frankreich geht sogar bis zu 2 t herab. Auch in Österreich und den Vereinigten Staaten werden die ganz kleinen Fahrzeuge mitgerechnet. Auf diese Verschiedenheiten hat man bei der Beurteilung der folgenden Übersicht der h. der bedeutendsten Staaten Rücksicht zu nehmen. Die zwei ersten Spalten derselben umfassen Segelschiffe und Dampfer zusammen, die zwei letzteren nur Dampfer. Der Tonnengehalt ist in 1000 t angegeben.

| Staaten | Schiffe
insgesamt | Tonnen-
gehalt | Dampf-
schiffe | Tonnen-
gehalt |
|--------------------------|----------------------|-------------------|-------------------|-------------------|
| Österreich-Ungarn (1871) | 24 183 | 6000 | 5785 | 2025 |
| Belgien (1871) | 14 635 | 1800 | 1670 | 385 |
| Dänemark (1871) | 4200 | 1100 | 420 | 315 |
| Deutschland (1871) | 16 120 | 215 | 725 | 315 |
| Frankreich (1871) | 7200 | 900 | 125 | 105 |
| Grönland (1871) | 5735 | 671 | 475 | 65 |
| Italien (1871) | 6120 | 330 | 125 | 60 |
| Niederlande (1871) | 7977 | 1200 | 525 | 65 |
| Portugal (1871) | 4315 | 200 | 100 | 65 |
| Russland (1871) | 2200 | 200 | 277 | 41 |
| Schweden (1871) | 500 | 125 | 15 | 65 |
| Spanien (1871) | 13 | 15 | 41 | 20 |
| Österreich (1871) | 2225 | 200 | 217 | 215 |
| Österreich (1871) | 505 | 65 | 25 | 11 |
| Österreich (1871) | 1105 | 310 | 100 | 10 |
| Österreich (1871) | 1120 | 1120 | 1120 | 1120 |

Die Ziffern für Holland, Belgien, Portugal und Griechenland beziehen sich nur auf Schiffe von mehr als 50 t Tragfähigkeit. Die für das brit. Reich und für die Vereinigten Staaten schließen auch die Flusschiffe, die Schiffe der Binnenflotten und die Kanalboote mit ein. Wollte man auch in Deutschland die Fahrzeuge der Binnenflotten mit einrechnen, so würden noch 17 658 Schiffe, darunter 570 Dampfer, hinzukommen, mit einer Tragfähigkeit (soweit dieselbe nachgewiesen ist) von beinahe-

weise 1377000 und 31217 t. Nach Kjaer ergibt sich für 1879 als Gesamtzahl der Handelschiffe von mehr als 50 t in Europa 42689 mit 13589231 t (darunter 5572 Dampfer mit 3627704 t), in Amerika 13682 mit 3921263 t (darunter 2250 Dampfer mit 759589 t) und in allen fünf Weltteilen 61081 mit 18288391 t (darunter 8385 Dampfer mit 4565866 t). Die effektive Transportfähigkeit der Dampfer steht übrigens zu derjenigen der Segelschiffe keineswegs im einfachen Verhältnis der Tonnenzahl, da auch die größere Geschwindigkeit der erstern in Betracht kommt. Man darf annehmen, daß ein Dampfer die dreifache Transportleistung repräsentiert wie ein Segelschiff von gleicher Tonnenzahl. Überall tritt in der neuesten Zeit immer mehr eine Umgestaltung der H. in dem Sinne hervor, daß die Dampfer sich rasch vermehren, die Zahl der Segelschiffe aber langsam abnimmt. Im Deutschen Reich sank die letztere von 1871 bis 1882 von 4372 bis 4051 (allerdings mit einer Zunahme der Tonnenzahl von 900361 bis 942759), während die Zahl der Dampfer von 147 (mit 82000 t) auf 458 stieg. Die Besatzung der deutschen Seeschiffe belief sich 1882 auf 39109 Mann. Vgl. Kjaer, «Statistique internationale de la navigation maritime» (Kristiania 1881).

Handelsmessen, s. Messen.

Handelsministerium heißt die staatliche Centralbehörde, welche die auf den Handel und verwandte wirtschaftliche Gebiete Bezug habenden Verwaltungsangelegenheiten leitet. In kleinern Staaten bildet dieser Verwaltungszweig eine Abteilung des Ministeriums des Innern, in den meisten größeren aber hat es sich als zweckmäßig erwiesen, ihn, allerdings in verschiedenen Kombinationen mit andern Zweigen, als besonderes Ministerium zu konstituieren. In Preußen wurde ein «Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten» durch königl. Erlaß vom 17. April 1848 vom Ministerium des Innern abgezwéigt, dem vorzüglich außer dem Handels-, Fabrik- und Bauwesen, dem Salz-, Berg- und Hüttenwesen, der Bau- und einem Teile der Gewerbepolizei auch die Post und die Landwirtschaft überwiesen war. Die erstere ging später an das Deutsche Reich über, für die letztere dagegen wie auch für die öffentlichen Arbeiten wurden besondere Ministerien gebildet. In Frankreich besteht gegenwärtig ebenfalls ein besonderes H. neben Ministerien der öffentlichen Arbeiten und der Landwirtschaft, in Italien dagegen sind Handel und Landwirtschaft in einem Ministerium vereinigt. In Rußland gibt es kein H., sondern die betreffenden Verwaltungszweige sind auf das Ministerium des Innern und das der Wege und Verkehrsanstalten verteilt. Das cisleithanische Österreich hat ein besonderes H., Ungarn dagegen ein «Ministerium für Ackerbau, Gewerbe und Handel». In England nimmt das (1695 gegründete) «Handelsamt» (board of trade) neben den übrigen Ministerien eine etwas untergeordnete Stellung ein. In den Vereinigten Staaten von Amerika besteht kein H.

Handelsmonopol nennt man das ausschließliche Vorrecht, irgend eine Ware in den Verkehr zu bringen, das häufig auch mit dem Alleinrecht, dieselbe zu produzieren, verbunden ist. Die H. erscheinen teils als Steuermonopole, indem der Staat sich selbst den Vertrieb eines Verbrauchsgegenstandes vorbehalten hat, um mittels eines Preisaufschlags eine Einnahme zu erzielen. Außerdem aber gab es

früher zahlreiche H. von wirtschaftspolit. Charakter, nämlich Privilegien für den Betrieb eines Handelszweigs oder einer Fabrikation, durch welche die Regierungen, hauptsächlich auf merkantilische Grundsätze gestützt, die wirtschaftliche Wohlfahrt zu befördern glaubten. Hierher gehören die großen Handelskompagnien (s. d.), denen der Handel nach gewissen überseeischen Gebieten ausschließlich vorbehalten war. Aber auch für den Binnenhandel wurden solche Monopole geschaffen, besonders zahlreich z. B. in England unter der Königin Elisabeth. Namentlich wenn es sich darum handelte, einen dem Lande bisher noch fremden Fabrikationszweig einzuführen, gewährte man dem ersten Unternehmer ein solches Privilegium. In gewissem Sinne kann das heutige Patentrecht als eine allerdings berechtigte Abzweigung der ältern H. gelten. Eine prohibitive Zollgesetzgebung schafft eine Art von Gesamtmonopol für die geschützten Produzenten, doch werden dadurch keine einzelnen Persönlichkeiten besonders privilegiert und der innern Konkurrenz wenigstens prinzipiell keine Schranken gesetzt.

Handelsmünzen, s. unter Münze und Münzwesen.

Handelsniederlassung, s. Handelsgewerbe.

Handelspapiere sind solche Wertpapiere (s. d.), welche, für den Umsatz geeignet und bestimmt, sehr gewöhnlich Gegenstand des Handels sind. Man nennt sie auch negotiable Papiere. Je leichter und einfacher der Übergang des Papiers aus einer Hand in die andere ist, d. h. je leichter an Stelle des bisherigen ein neuer Berechtigter eintreten und das Recht, welches mit dem Papier verknüpft ist, erwerben kann, um so negotiabler ist das Papier. Die wichtigsten H. sind daher die Ordrepapiere (s. d.) und die Inhaberpapiere. (S. *À porteur*.)

Handelspfand nennt man ein Pfand nach Handelsrecht, d. h. ein solches, welches in wesentlichen Beziehungen abweichend vom bürgerlichen Recht durch handelsrechtliche Grundsätze normiert ist. Dahin gehören einmal gewisse gesetzliche Pfandrechte (wie das des Frachtführers, Kommissionärs und Speditors, ferner zahlreiche Pfandrechte des Seerechts), sodann aber auch ein vertragmäßiges Pfandrecht für den Fall, daß es an Waren oder Wertpapieren unter Kaufleuten für eine Forderung aus beiderseitigem Handelsgeschäft bestellt ist: letzteres kann, jedoch nur als Fauspfand, in formloser Weise bestellt werden; wenn man sich aber doch der schriftlichen Form dabei bedient, so ist dafür seine Realisierung durch den Gläubiger wesentlich erleichtert, indem es hierzu keiner förmlichen Klage vor Gericht, ja unter Umständen nicht einmal einer Mitwirkung des Gerichts bedarf (Deutsches Handelsgesetzbuch, Art. 309, 310). Vgl. Laband in Goldschmidt's «Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht», Bd. 9. [hau.]

Handelspflanzen, s. u. Handelsgewächse.

Handelspolitik ist der Inbegriff der Grundsätze, nach welchen ein Staat seine wirtschaftlichen Interessen nach außen hin wahr und befördert und auch den Verkehr im Innern zu beeinflussen sucht. Manche wollen überhaupt der rationalen H. keine andere als eine bloß negative Aufgabe zugestehen, nämlich die Wegräumung der aus der Vergangenheit noch übriggebliebenen Hindernisse des freien inländischen und auswärtigen Verkehrs. Ohne Zweifel bildet die Entscheidung der Frage, ob Freihandel (s. d.) oder Schutz Zoll (s. d.), die Hauptaufgabe

der H., und zwar hat sie, dieselbe zu treffen nicht nach abstrakten Theorien, sondern mit Rücksicht auf die besondern, historisch gegebenen Verhältnisse der eigenen Nation und auf Grund möglichst allseitiger und genauer Erhebungen der Thatfachen. Im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Schutzollsystem stehen auch handelspolit. Maßregeln, wie Ausfuhr-, Schifffahrts-, Fischereiprämien, und die restriktive ältere Kolonialpolitik. Gewisse andere Maßregeln dagegen sind auch mit dem vollständigen Freihandelsystem recht wohl verträglich. Hierher gehört der Abschluß günstiger Handelsverträge mit andern, noch nicht freihändlerischen Staaten, die Anstellung von Konsuln, namentlich Vorkonsuln, in allen bedeutenden Handelsplätzen der Erde, welche dort über die Interessen des nationalen Handels wachen und für die Ausfuhr durch Berichte, Muster- sendungen u. s. w. nützliche Winke geben sollen; die Organisierung einer möglichst genauen und vollständigen Handelsstatistik (s. d.); Einwirkung auf Tarife der Eisenbahnen zur Beförderung des Außenhandels wie des Binnenhandels; Fürsorge für den Handelsunterricht, Anlegung von Exportmuseen, Veranstaltung von Ausstellungen, Sorge für eine zweckmäßige Gestaltung des Handelsrechts und der Handelsgerichtsbarkeit, sowie für eine angemessene Vertretung des Handelsstandes durch geeignete Organe, wie namentlich Handelskammern (s. d.). (S. Handelsfreiheit.)

Handelsprämien, s. Ausfuhrprämien.

Handelsprivilegien nennt man im internationalen Recht diejenigen Vorrechte, welche ein Staat einem andern Staate in Bezug auf den Handelsverkehr vor sonstigen Staaten gewährt; im öffentlichen Recht des einzelnen Staats versteht man darunter Vorrechte, welche einzelnen Personen oder Vereinen oder auch ganzen Klassen von Personen in Bezug auf den Handelsbetrieb gewährt werden. Besonders wichtig waren im Mittelalter die H. der Juden, die diesen gestatteten, Wucher zu treiben, d. h. Geld gegen Zins auszuleihen (s. Wucher), und gestohlene Sachen nur gegen Ersatz des von ihnen dafür Bezahlten herausgeben zu müssen. Das neuere Recht perhorresziert die H. wie die Privilegien überhaupt.

Handelsrat nennt man ein aus höhern Beamten, Vertretern der Praxis und andern Sachverständigen bestehendes Kollegium, welches Gutachten über Fragen der innern und äußern Handelspolitik und Gesetzgebung zu erstatten hat und auch mit der Veranstaltung von Enquêtes über Handelsangelegenheiten betraut wird. Ein solcher H. wurde in Frankreich im J. 1881 unter dem Namen Conseil supérieur du commerce gegründet und 1883 zu einem Conseil supérieur du commerce; de l'agriculture et de l'industrie, also zu einem allgemeinen «Wirtschaftsrat» erweitert. Einige weitere Modifikationen erfuhr die Körperschaft, deren Vorsitzender der Handelsminister ist, im J. 1873. In Bayern nennt man Handelsräte die Vertretungen des Handelsstandes in kleinern Bezirken, die keine Handelskammer (s. d.) haben.

Handelsrecht, die Gesamtheit der Rechtsnormen, welche den Handelsverkehr regulieren. Insofern dasselbe den Handelsverkehr der Staaten untereinander regelt, spricht man von Handels-Völkerrecht, wohn die Bestimmungen über Handelsverträge und Schifffahrtsakten, über den Transithandel, über den friedlichen und kriegerischen Seeverkehr (insbesondere Embargo, Blockade, Kaperei, Priisen-

gerichte), über internationalen Post- und Eisenbahnverkehr u. a. m. gehören. Insofern das H. die öffentlichen Rechte und Institute innerhalb eines Staats regelt, spricht man von Handels-Staatsrecht; hierzu gehören die Bestimmungen über Börsen, Messen, Märkte; über den gesamten kaufmännischen Gewerbebetrieb und insbesondere über die öffentlichen Makler; über Banken und Handelskammern, Handelsgerichte, Handelsregister, Münzwesen u. s. w. Endlich, insofern das H. die Privatverhältnisse der beim Handel beteiligten Personen untereinander und zu den Gegenständen des Handels (Waren) reguliert, nennt man es Handels-Privatrecht oder auch H. im gewöhnlichen und eigentlichen Sinne des Wortes, welches eine besondere jurist. Disziplin bildet. Es ist üblich, aus diesem H. im engeren Sinne zwei Gebiete, nämlich ein Rechtsinstitut, das Wechselrecht (s. d.), und eine Gruppe von Rechtsinstituten, das Seerecht (s. d.), auszuscheiden und nur den Rest als H. (im engsten Sinne) zu bezeichnen; neuestens pflegt man auch noch das Versicherungsrecht als besondere Spezialdisziplin vom H. abzuzweigen, insofern ist eine solche Atomisierung innerlich zusammengehöriger Materien zwar für die litterarische Behandlung nicht ohne Nutzen, für die didaktische Darstellung dagegen verwerflich.

Inhalt des Handelsrechts. Das H. reguliert den Handel, d. h. den Umsatz der Güter; für einen derartigen Umsatz aber ist notwendig einmal eine Person, die den Umsatz bewirkt, sodann ein Gut, welches umgesetzt wird, endlich eine Handlung (Rechtsakt, Rechtsgeschäft), durch welche jene Person dieses Gut umsetzt, d. h. in andere Hände bringt. Danach zerfällt das gesamte H. naturgemäß in drei Teile: die Lehre von den Handelspersonen, die Lehre von den Handelsobjekten und die Lehre von den Handelsgeschäften.

Die Handelspersonen sind teils selbständige Handeltreibende (Kaufleute), teils unselfständige Gehilfen derselben (Handlungsdiener). Die Kaufleute sind teils Einzelkaufleute, teils Vereine mehrerer Personen, Gesamtkaufleute, Handelsvereine, beide aber haben die Rechte und Pflichten eines Kaufmanns; die Lehre von den Handelspersonen zerfällt daher wieder in drei Abschnitte: vom Kaufmann überhaupt, von den Handelsgesellschaften und von den Handlungsdienern. (S. Kaufmann, Handelsgesellschaften, Handlungsdiener.) Die Handelsobjekte sind teils körperliche Sachen, teils immaterielle Güter. Erstere nennt man Waren im weitesten Sinne und teilt dieselben wieder ein in Waren im engeren Sinne (d. h. solche Sachen, die einen direkten Gebrauchswert haben), ferner in Geld und in Wertpapiere. Die immateriellen Güter aber sind teils Autorrechte (sog. geistiges Eigentum, Erfindungen, Muster, Modelle u. s. w.), teils ökonomisch wertvolle Namen oder Zeichen (Firma und Marken). Die Handelsgeschäfte sind ihrer jurist. Struktur nach meistens keine andern als die Rechtsgeschäfte des Verkehrs überhaupt, also Kauf, Miete, Mandat, Darlehn, Depositum u. s. w. Dieselben haben indessen für den Handelsverkehr eine vielfach abweichende Ausbildung und dann auch häufig einen andern Namen, wie Kommission, Expedition, Frachtgeschäft, Lieferungsgeschäft, Feuervertrag u. s. w. erhalten; teilweise sind sie auch dem gewöhnlichen bürgerlichen Verkehr ganz unbekannt: so ursprünglich der Wechsel, dann Bodmerei, Versicherungsgeschäft u. a. m. (S. Handelsgeschäft.)

Das H. ist ein Sonderrecht, welches sich vielfach abweichend vom allgemeinen Verkehrsrecht entwickelt hat, und die Ursachen dieser Erscheinung sind teils innere, teils lediglich historische. Denn auf der einen Seite verlangt der Handelsverkehr häufig eine Freiheit, Beweglichkeit, Formlosigkeit, welche dem bürgerlichen Verkehr gefährlich werden könnte, und doch zugleich für gewisse Fälle wiederum eine Schneedigkeit und durch Formen garantierte Sicherheit, wo das bürgerliche Recht diese Eigenschaften zu entbehren vermag. Auf der andern Seite läßt sich nicht leugnen, daß sich solche eigentümliche Normen vielfach bloß für den Handelsverkehr herausgebildet haben, wenn sie auch für den übrigen Güterverkehr durchaus am Platze sein würden: hier haben sie lediglich eine histor. Berechtigung und gehen früher oder später wieder in dem allgemeinen bürgerlichen Rechte auf. Je mehr sich also das letztere bestrebt, auch den eigentümlichen Bedürfnissen des Handelsverkehrs gerecht zu werden, um so bedeutungsloser erscheint das H., welches deshalb bei den Römern kaum zu irgend einer Bedeutung gelangte, dagegen im Mittelalter im Kampfe gegen zahlreiche politische, wirtschaftliche, religiöse Schranken sich eine große Selbstständigkeit und ganz eigentümliche Sonderstellung errang. Besonders die großen ital. Handelsstädte waren es, die das H. recht eigentlich geschaffen und allmählich auch nach Deutschland importiert haben. In neuerer Zeit hat dann das H. sein Gebiet noch beträchtlich erweitert und sich zu einem Handels- und Industrierecht herausgebildet. Das H. ist dasjenige Rechtsgebiet, welches bei weitem am entschiedensten einen internationalen Charakter an sich trägt; denn nicht nur hat bei allen Kulturvölkern der Handelsverkehr ein im ganzen gleiches Gepräge, indem er identische Zwecke mit identischen Mitteln verfolgt: vor allem haben auch die nahen und direkten Beziehungen, welche dieser Verkehr unter den Völkern herstellt, dazu beigetragen, im Interesse der Freiheit und Sicherheit des Handels die rechtlichen Unterschiede zu beseitigen oder wenigstens abzuschleifen, und besonders in neuester Zeit ist man bestrebt, wenigstens das Seerecht zu einem für alle Völker gemeinsamen Rechte zu gestalten.

Die Quellen des H. bildeten früher die zahlreichen und unter sich verschiedenen Statuten der Städte und Kaufmannsinnungen, die Meß-, Markt-, Wechsel-, Falliten-, Affekturanzordnungen u. s. w. Eine umfassende Codifikation gab zuerst das Allgemeine Landrecht für Preußen (II. 2, Tit. 8, Abschn. 7—14), sodann der franz. Code de commerce, welcher auf Grundlage der Ordonnances pour le commerce und de la marine (1673 und 1681) unter Napoleon verfaßt und 1807 publiziert, für alle späteren Codifikationen vorbildlich geworden, in zahlreichen Staaten sogar einfach rezipiert worden ist. Nachdem Deutschland 1847 seine Allgemeine Wechselordnung erhalten hatte, wurde 1849 durch das damalige Reichsministerium eine Kommission zur Beratung eines Handelsgesetzbuchs niedergelegt, diese Beratung auch begonnen, aber nicht vollendet. Erst 17. April 1856 beschloß der Deutsche Bundestag auf Antrag Bayerns die Niederlegung einer neuen Kommission. Dieselbe wurde 15. Jan. 1857 in Nürnberg eröffnet. Sie beriet auf Grundlage eines preuß. Entwurfs (ein gleichzeitig vorgelegter österr. Entwurf wurde nur zur Vergleichung herangezogen) bis zum März 1858 die vier ersten Bücher in zwei Lesungen, fiedelte dann nach Hamburg über und er-

ledigte dort das fünfte Buch (vom Seehandel) in zwei Lesungen bis Aug. 1860. Dann wurden die vier ersten Bücher nochmals in dritter Lesung zu Nürnberg bis März 1861 definitiv festgesetzt und der ganze Entwurf nebst den Protokollen der Kommission durch den Schriftführer Lutz in neun Bänden publiziert. Durch Bundesbeschluss vom 31. Mai 1861 wurde dieser Entwurf den einzelnen Regierungen zur Annahme empfohlen und in fast allen Bundesstaaten (mit besondern Einführungsgesetzen) publiziert, in Österreich jedoch nur die vier ersten Bücher, welche auch jetzt noch in Galizien gelten. Das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch wurde 1869 als gemeines Recht für den Norddeutschen Bund, durch Reichsgesetz vom 22. April 1871 aber für das ganze Reich und am 19. Juli 1872 auch in Elsaß-Lothringen eingeführt. Dieses Handelsgesetzbuch bildet zum mehr die Hauptquelle des deutschen H., neben welchem die handelsrechtlichen Partikularrechte der einzelnen deutschen Staaten nur so weit in Betracht kommen, wie das Gesetzbuch ihnen Raum geben will. Es zerfällt in fünf Bücher, jedes Buch in Titel, viele Titel in Abschnitte und alle in einzelne Artikel. Das erste Buch ist überschrieben Vom Handelsstande, das zweite Von den Handelsgesellschaften, das dritte handelt von der Stillen Gesellschaft und von der sog. Gelegenheitsgesellschaft, das vierte von den Handelsgeschäften, das fünfte endlich vom Seehandel. Das Deutsche Handelsgesetzbuch hat insofern noch wesentliche Lücken, als die Bankiergeschäfte, das Versicherungswesen, der Verlagsvertrag und die Binnenschifffahrt noch keine Regelung darin gefunden haben.

Litteratur. Die Wissenschaft des H. in Deutschland ist sehr jungen Datums, während sie in Italien, besonders aber in Frankreich bereits in frühern Jahrhunderten eine große Blüte erlangte. Noch jetzt ist die franz. Praxis in handelsrechtlichen Sachen mustergültig, während die theoretische Litteratur dort nicht mehr völlig auf der frühern Höhe steht. In Deutschland gab zunächst das Oberappellationsgericht der vier freien Städte zu Lübeck unter der Leitung von Heise (1820—51) ein glänzendes Vorbild gesunder Rechtsprechung auf dem Gebiete des H., und noch bedeutsamer wurde die Judikatur des Bundes- (später Reichs-) Oberhandelsgerichts unter der Leitung von Bape (1870—79), dessen Entscheidungen von den Räten des Gerichtshofs in 26 Bänden und 4 Registerbänden herausgegeben wurden. Die theoretische Bearbeitung des deutschen H., zunächst von Martens (1797) u. a. versucht, dann von Heise und Gropp gefördert, hat ihren eigentlichen Begründer in Heinrich Thöl gefunden («Handelsrecht», Bb. 1, Lpz. 1841, 6. Aufl. 1879; Bb. 2, 4. Aufl. 1878; Bb. 3, Lpz. 1880). Umfassender ist Goldschmidt, «Handbuch des H.» (2. Aufl., Stuttg. 1874 fg.). Vgl. ferner: Endemann, «Das deutsche H.» (3. Aufl., Heidelberg. 1875); Gareis, «Das deutsche H.» (Berl. 1880); «Handbuch des deutschen Handels-, See- und Wechselrechts», unter Mitwirkung von Brunner, Cohn u. a. herausg. von Endemann (4 Bde., Lpz. 1881—84). Eine umfassende Darstellung des H. in sieben Bänden von Laband, Grauert, Wagner und Ehrenberg wird das von Binding herausgegebene «Systematische Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft» bringen. Sehr wichtig für die Theorie und Praxis des H. ist endlich noch die von Goldschmidt u. a. herausgegebene «Zeitschrift für das gesamte H.» (seit 1868).

Handelsregister sind öffentliche, von einer richterlichen Behörde geführte Bücher, in welche gewisse, für den Handelsverkehr wichtige Thatsachen eingetragen werden, insbesondere die Firma des Kaufmanns, die Prokura, die Namen der Gesellschafter bei einer offenen Handelsgesellschaft und Kommanditgesellschaft, die Vertreter der Gesellschaft, der Höhe der Kommanditanteile u. s. w. Die Eintragung erfolgt niemals von Amts wegen, sondern nur auf Antrag von Interessenten, die aber in der Regel durch Ordnungstrafen zur Anmeldung angehalten werden können. Sie hat regelmäßig nicht die Wirkung, ein Recht oder Rechtsverhältnis zur Entstehung zu bringen, sondern überhebt nur denjenigen, welcher sich auf die Eintragung oder Nicht-eintragung einer Thatsache beruft, des häufig schwierigen Beweises von der Existenz oder Nichtexistenz dieser Thatsache. Eine Ausnahme bildet die Eintragung der Aktiengesellschaft und Kommanditgesellschaft auf Aktien, ohne welche eine derartige Gesellschaft überhaupt nicht zur Entstehung kommen kann, auch das Recht auf ausschließliche Führung einer Firma wird erst durch die Eintragung erworben. Einen integrierenden Teil der H bilden auch die Gesellschaftsregister (i. Gesellschaften) und die Register der Warenzeichen (s. d.). Die allgemeinen Bestimmungen über die H enthält das Deutsche Handelsgesetzbuch, Art. 12–14.

Handelsvertreter oder Handlungsreisende (Commis voyageurs), ein Handlungsdiener (s. d.) den sein Prinzipal zu Geschäften an auswärtigen Orten verwendet. Handelsgesetzbuch, Art. 49), der H gehört zu den Handlungsbevollmächtigten und ist als solcher gesetzlich bevollmächtigt, alle Rechtshandlungen für den Prinzipal vorzunehmen, die eine dauerhafte Thätigkeit in dem bestimmten Gewerbe gewöhnlich mit sich bringt, dahin gehört an: a) kaufen und verkaufen, b) besorgen und abgeben, c) ankaufen und verkaufen, d) ankaufen und verkaufen, e) ankaufen und verkaufen, f) ankaufen und verkaufen, g) ankaufen und verkaufen, h) ankaufen und verkaufen, i) ankaufen und verkaufen, j) ankaufen und verkaufen, k) ankaufen und verkaufen, l) ankaufen und verkaufen, m) ankaufen und verkaufen, n) ankaufen und verkaufen, o) ankaufen und verkaufen, p) ankaufen und verkaufen, q) ankaufen und verkaufen, r) ankaufen und verkaufen, s) ankaufen und verkaufen, t) ankaufen und verkaufen, u) ankaufen und verkaufen, v) ankaufen und verkaufen, w) ankaufen und verkaufen, x) ankaufen und verkaufen, y) ankaufen und verkaufen, z) ankaufen und verkaufen. Insbesondere dürfen regelmäßig nicht die zu verkaufenden Waren selbst, sondern nur Proben und Muster derselben mitgeführt werden, auch muß jeder H. eine obrigkeitlich ausgestellte Legitimationskarte mit sich führen, welche für das ganze Reich, aber nur für das laufende Kalenderjahr Gültigkeit besitzt. Ein H., welcher durch eine prozentweise Vergütung (Provision) auf den Wertbetrag der bezüglichen Verkäufe entschädigt wird, heißt Provisionsreisender, der für eine Stadt oder Platzreisende, welcher am Sitz seines Handlungshauses Verhältnisse aufsucht, ist kein H. im technischen Sinne, sondern ein gewöhnlicher Handlungsdiener.

Handelsloge ist jedes dem Handelsverkehr angehörige Rechtsverhältnis, welches ebendeshalb nach Handelsrecht zu beurteilen ist. Deutsches Handelsgesetzbuch, Art. 1, die H. in diesem Sinne lassen sich nicht erschöpfend aufzählen, obwohl die Einführungsgesetze zum Handelsgesetzbuch dies vielfach versucht haben, vor allem sind b) alle diejenigen Rechtsverhältnisse, welche im Gesetzbuch selber geregelt sind, aber außerdem noch zahlreiche andere. Für den Begriff ist der Ausdruck b) ebenfalls von Bedeutung, sofern für Handelsnachrichten eigene Kommen bei den Landgerichten gebildet werden können, das Gerichtsverfassungsgesetz bestimmt in § 101 die

Zuständigkeit derselben für Klagen gegen einen Kaufmann aus einem beschränkten Handelsgeschäft, für Klagen aus einem Wechsel, aus einem handelsrechtlichen Gesellschaftsverhältnis, aus einem Armen-, Marken-, Marken- und Markenrecht, aus der Verletzung eines Handelsgeschäfts aus dem Verhältnis zwischen Prinzipal und Handlungsdiener, zwischen Handelsmakler und dessen Auftraggeber, endlich für Klagen aus einem Rechtsverhältnis des Gewerbes.

Handelschulen oder Handelslehranstalten heißen diejenigen Schulen, in welchen für die kaufmännische oder eine mit dieser verwandte Ausbildung bestimmte junge Leute einen ihrem künftigen Beruf angemessenen, mehr oder weniger wissenschaftlichen Unterricht erhalten. Nach der Art ihrer Einrichtung und nach dem besonderen Ziel, welches dieselben erstreben, kann man die Handelschulen einteilen in kaufmännische Hochschulen, höhere Handelschulen und mehrere Handelschulen.

Kaufmännische Hochschulen oder Handelsakademien wurden bisher nur selten gegründet. Das Polytechnikum in Wien hat eine Handelsabteilung. Früher gab es solche Abteilungen auch an den Polytechnischen Schulen zu Braun, Karlsruhe, Stuttgart und Wien. Höhere Handelschulen oder Handelsmittelschulen in Österreich, Ungarn, wenigstens sofern sie von Vereinen errichtet sind, allgemein Handelsakademien genannt) unterscheiden sich von den Realschulen ohne Letztere dadurch, daß sie in der Mathematik und in den Naturwissenschaften eine weniger vollständige, in den neueren Sprachen dagegen eine umfassendere Ausbildung gewähren und überdies die eigentlichen Handelslehre (Handelswissen, -schaffen), sowie die Grundsätze der Wirtschaftskunde in ihren Lehrplan aufgenommen haben. Unter den gegenwärtig in Deutschland und Österreich, Ungarn bestehenden höheren H. ist die älteste die seit 1831 in Leipzig von der dortigen Kaufmannschaft (Kamererinnung) errichtete „Österreichische Handelslehranstalt“. Am berühmtesten unter den deutschen H. ist die 1854 durch die Korporation der Kaufmannschaft zu Dresden gegründete „Österreichische Handelslehranstalt der dresdener Kaufmannschaft“. Ähnliche Anstalten sind die Königl. Industriehochschule zu München und das Technikum zu Winterthur (höhere Gewerbeschulen), die Realschulen zu Bremen, Jütten, Basel, Bern, Elberfeld, St. Gallen, Luzern und Zürich. Die niederen Handelschulen knüpfen unmittelbar an die Volksschule an. Sie sind größtenteils Lehrerschulen, d. h. sie werden von jungen Leuten besucht, welche als Lehrlinge thätig sind und hauptsächlich etwa 8–12 Stunden Unterricht erhalten. Wie die höheren Handelschulen, die in Sachsen stets zugleich eine Lehrlingsabteilung haben, bieten die niederen ihren Zöglingen ebenfalls nicht nur zur Erwerbung kaufmännischer Kenntnisse, sondern außerdem zur Erweiterung ihres Wissens in dem allgemein bildenden Fächern Gelegenheit. Unterrichtszeit sind teils die ersten Frühstunden, teils die Nachmittagstunden. In Leipzig besteht unter dem Namen „Lehranstalt für erwachsene Töchter“ seit 1863 eine internationale kaufmännische Schule für das weibliche Geschlecht. Der infolge des Kriegs von 1866 nach preuß. Verfall in den andern deutschen Staaten und in Österreich-Ungarn eingeführte Einjährig-Freiwilligendienst, zu welchem die Aus-

zeugnisse der höhern H. berechtigen, hat viel zur Verstärkung des Besuchs dieser Anstalten beigetragen. Denselben Erfolg hatte im Königreich Sachsen die Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule für die Handlungslehrlingschulen, weil die meisten Kaufmannslehrlinge vorgehen, in diesen ihrer Fortbildungspflicht zu genügen.

Handelsperre im eigentlichen Sinne ist die gänzliche Abschließung eines Landes vom Verlehr mit einem oder mehreren andern, wie sie unter civilisierten Nationen nur noch in Kriegsfällen vorkommt, von China und Japan aber bis vor wenigen Jahrzehnten noch in weitem Umfange aufrecht erhalten wurde. Das merkwürdigste Beispiel einer als Kriegsmaßregel dienenden H. ist die von Napoleon I. gegen England versuchte Kontinentalperre. Das ältere Kolonialsystem der Spanier, Engländer, Franzosen und Holländer beruhte ebenfalls auf einer Absperrung der Kolonien von allem direkten Verlehr mit andern Ländern, als dem Mutterlande. Im weitern Sinne wird auch das Prohibitivsystem als H. bezeichnet, welches wenigstens den Eingang gewisser Waren, namentlich der wichtigsten Fabrikate, teils geradezu verbietet, teils durch enorme Bölle so gut wie unmöglich machte, und z. B. in Frankreich bis zum J. 1860 bestanden hat. (S. Einfuhrverbote.)

Handelsstatistik nennt man im allgemeinen die Statistik des Warenumsatzes im Großverlehr. Es wäre hiernach eine Statistik des Binnenhandels und des auswärtigen Handels zu unterscheiden, doch ist thatsächlich nur die letztere bisher zu einer einigermaßen vollständigen Ausbildung gelangt. Die Aufgaben der auswärtigen H. sind hauptsächlich folgende. Vor allem ist die Menge der aus- und eingeführten Waren mit einer möglichst weitgehenden Unterscheidung der Arten und Qualitäten derselben festzustellen. Daher sind diejenigen Waren, die in den freien Verlehr eingehen, also vorzugsweise für die inländische Konsumtion bestimmt sind, sowie diejenigen, welche aus demselben innern Verlehr ausgehen, also mutmaßlich inländische Erzeugnisse sind, besonders zusammenzustellen, als Statistik des sog. Spezialhandels. Die Waren, welche unter zollamtlicher Kontrolle nur durchgeführt werden (Transithandel), sowie diejenigen, welche in den See- und andern größern Handelsplätzen unter Zollverschluss in Niederlagen gebracht und aus diesen wieder ins Ausland ausgeführt werden (Niederlagsverlehr), bilden ebenfalls besondere statistische Klassen. Führt man ohne Rücksicht auf diese Unterscheidungen alle Waren zusammen, welche die Landesgrenze eingehend oder ausgehend berühren, so erhält man den statistischen Ausdruck des sog. Generalhandels. Bei den nichtzollpflichtigen Waren allerdings, zu denen gegenwärtig in den meisten Ländern die Rohstoffe gehören, läßt sich der Transit von dem eigentlichen Spezialhandel nicht mehr scharf aussondern, weil dieselben thatsächlich in den freien Verlehr übergehen, auch wenn sie für die Wiederausfuhr bestimmt sind. Neben den Mengen müssen aber auch die Werte der ein- und ausgeführten Waren wenigstens annähernd nachgewiesen werden. Es geschieht dies teils durch unmittelbare Deklaration, teils durch nachträgliche Berechnung, zu welchem Zweck in mehreren Staaten besondere Kommissionen bestehen, welche jährlich den durchschnittlichen Wert aller im statistischen Warenverzeichnis enthaltenen Gattun-

gen feststellen. Beide Methoden bleiben indes hinter der wünschenswerten Genauigkeit noch weit zurück. Noch ungenauer allerdings war das früher in England und Frankreich übliche Verfahren, nach welchem ein für allemal feste, sog. offizielle Werte der Rechnung zu Grunde gelegt werden. Ferner ist auch von Wichtigkeit die Unterscheidung der Herkunft- und der Bestimmungsländer der ein- und ausgehenden Waren. Die bloße Angabe der Grenzstraße, die überschritten wird, kann für diesen Zweck nicht genügen. Hinsichtlich der Art der Ein- und Ausfuhr ist es auch von Interesse, festzustellen, ob die Waren unter einheimischer oder unter fremden Flaggen transportiert werden. Überhaupt schließt sich die Statistik der Handelschiffahrt der H. unmittelbar an. Namentlich ist für alle wichtigeren Häfen anzugeben, wie viele Schiffe jährlich ein- und auslaufen, wie sich dieselben nach Nationalitäten verteilen, wie groß der Lommengehalt derselben ist und ob sie beladen oder nur mit Ballast gefahren sind. Die Nachweisungen der Zollbeträge, die von den einzelnen Warenarten erhoben werden, der Ausfuhrbonifikationen, die gewährt werden, der Konfiskationen und Strafen fallen in das Grenzgebiet der H. und der Finanzstatistik. Um die statistische Überwachung auch der zollfreien Waren besser zu sichern, erheben mehrere Staaten unterschiedslos von allen ein- und ausgehenden Waren eine kleine Kontrollgebühr (Wagegeld, statistische Gebühr, droit de balance), welche zugleich einen Beitrag zu den Kosten der H. liefern soll. Eine solche Gebühr ist durch das Gesetz vom 20. Juli 1879 auch in Deutschland eingeführt worden.

Statistische Erhebungen über den auswärtigen Handel wurden unter dem Einfluß der Lehre von der Handelsbilanz schon im 17. Jahrh. veranstaltet, doch hielt man die Ergebnisse meistens geheim. England ging zuerst mit Veröffentlichungen voran, die bis zum J. 1694 zurückreichen. Gegenwärtig erscheint dort ein „Annual statement of the trade of the United Kingdom with foreign countries and British possessions“ und außerdem monatlich „Accounts relating to trade and navigation of the United Kingdom etc.“ In Frankreich wurden regelmäßige Jahresübersichten, anfangs in sehr dürftiger Gestalt, seit 1818 veröffentlicht. Sie führen seit 1826 den Titel „Tableau général du commerce de la France“. Außerdem werden monatliche Übersichten über die Handelsbewegung mit dem Beginn des betreffenden Jahres veröffentlicht. Für den Deutschen Zollverein wurden statistische Handelsübersichten erst seit 1838 (mit 1834 beginnend) von Dieterici, dem Direktor des preuß. statistischen Bureau's, herausgegeben. Eine neue Organisation erhielt die deutsche H. nach der Gründung des Reichs unter der Leitung des reichsstatistischen Amts und weitere Verbesserungen traten 1881 ein. Die handelsstatistischen Veröffentlichungen bilden einen Hauptteil des Inhalts des jährlich in mehreren Bänden erscheinenden amtlichen Quellenwerks „Statistik des Deutschen Reichs“, und zwar erscheinen außer den Tabellen für die ganzen Jahre auch monatliche Übersichten. Österreich begann schon 1831 mit der Veröffentlichung verhältnismäßig sehr ausführlicher Handelstabellen. Die „Ausweise über den auswärtigen Handel Österreichs“ erscheinen seit 1845. Auch Rußland veröffentlicht in neuerer Zeit umfassende handelsstatist. Tabellen („Obsor wneschnej torgovlja“).

In den Vereinigten Staaten erscheint außer einem monatlichen «Summary statement» ein «Annual statement on the commerce and navigation».

Handelsttag, Deutscher, heißt ein Verband deutscher Handels- und Gewerbelamtern, der durch einen ständigen Ausschuß und einen Generalsekretär (in Berlin) vertreten wird und periodisch Generalversammlungen hält. Die erste fand 1861 in Heidelberg statt, seit 1875 aber ist Berlin der Versammlungsort geblieben. Der H. hat früher überwiegend die freihändlerischen Tendenzen unterstützt, in den letzten Jahren jedoch traten stärkere handelspolitische Gegensätze hervor, die den Austritt einer Anzahl von Handelskammern veranlaßten. Als Organ des H. erscheint in Berlin seit 1871 das «Deutsche Handelsblatt». Außerdem hat er Verhandlungsberichte und verschiedene Denkschriften veröffentlicht.

Handelsstratate, f. Handelsverträge.

Handelsnancen, f. Handelsbrauch.

Handelsverein, Deutscher, ist eine Nebenbezeichnung des Zollvereins. Mitteldeutscher H. hieß eine Koalition von Mittel- und Kleinstaaten, die auf Grund eines 1828 in Rassel abgeschlossenen Vertrags der preuß. Zollvereinspolitik entgegenzutreten versuchte, aber schon 1831 resultatlos zerfiel. Als Thüringischer H. wurde die Gruppe der thüring. Kleinstaaten bezeichnet, die 1832 zur Erleichterung des Eintritts dieser Gebiete in den großen Zollverein gebildet wurde. In neuester Zeit ist von Löhns die Gründung eines «Deutschen H.» als Privatgesellschaft versucht worden, der für die Förderung der deutschen Ausfuhr nach dem Orient wirken soll. Es wurde zu diesem Zweck zunächst eine Kommission abgesandt, die auf einem eigens gemieteten Dampfer die wichtigsten Hafenplätze der Levante besuchte.

Handelsverträge oder Handelsstratate sind die schon aus dem frühen Altertum her bekannten Vereinbarungen zwischen zwei Staaten zur Sicherung und Regulierung der gegenseitigen Handelsverhältnisse ihrer Unterthanen. Sofern die getroffenen Abreden zugleich den wechselseitigen Schiffsahrtsverkehr umfaßten, pflegten sie «Handels- und Schiffsahrtsverträge», und sofern der eine vertragsschließende Staat ein außereuropäischer ist, «Freundschafts-, Handels- und Schiffsahrtsverträge» genannt zu werden. Die Entstehung der H. fällt mit dem Zeitpunkte zusammen, wo überhaupt Handelsstaaten miteinander in Verbindung traten und sich damit für dieselben das Bedürfnis herausstellte, ihren gegenseitigen Beziehungen und Verhältnissen eine gewisse Sicherheit zu verleihen. Ursprünglich wurden jedoch Friedens- und Schutzbündnisse mit den Abmachungen über den gegenseitigen Handels- und Schiffsahrtsverkehr vereint, sodaß die betreffenden Verträge gleichzeitig einen staats- und völkerrechtlichen Charakter hatten. Erst allmählich ging man dazu über, die beiderseitigen Vereinbarungen ausschließlich auf die Handels- und Schiffsahrtsbeziehungen zu beschränken, sodaß von jetzt ab übereinkommen zu gegenseitigem Schutz und Trutz bei feindlichen Angriffen eines von ihnen ungebräuchlich wurden. Dies schließt nicht aus, daß auch gegenwärtig noch H. im Anschluß an polit. Verträge, wie z. B. Friedensschlüsse, vorkommen. Seit dem Ende des Mittelalters, als der Handel seinen großen Aufschwung nahm, änderte sich der Charakter der H. wesentlich. Von jetzt ab pflegten sie den

Zweck zu verfolgen: die Aufhebung und Beschränkung der dem wechselseitigen Verkehr entgegenstehenden Hindernisse, insbesondere der Einfuhr- und Ausfuhrverbote, der Einfuhr-, Ausfuhr- und Durchgangszölle, der Hafen-, Tonnen-, Kisten und andern Abgaben zu erreichen und eine möglichst gleiche Behandlung der einheimischen und fremden Waren und Personen, volle Freiheit des Reisens und Aufenthalts für die aus dem vertragsschließenden Staate kommenden Handelsleute, sowie endlich Sicherung des Rechtsschutzes für deren Person, Waren und Forderungen zu erlangen.

In den H. spiegelt sich die jeweilig herrschende Richtung der Handelspolitik ab. Solange das Schutzollsystem in Blüte stand, charakterisierten sich die H. durch das Bestreben, dem Handelsverkehr der Kontrahenten eine monopolistische Vergünstigung, eine Ausnahmestellung zuzuwenden, und enthielten deshalb meist eine dahin gehende Bestimmung, daß die vertragsschließenden Staaten andern keine gleichen Rechte zugestehen würden. Mit der größeren Verbreitung des Freihandelsystems hat sich dies geändert. Anstatt Monopole zu Gunsten einer Nation zu schaffen, enthalten die H., die nach den Typen des engl.-franz. Vertrags von 1860 zwischen den meisten europ. Staaten geschlossen worden sind, die allgemeine Klausel, daß beide Teile in jeder Beziehung die Rechte der meistbegünstigten Nation zugestehen. Die Richtung dieses neuern H. war eine vorwiegend freihändlerische, indem sie die Einfuhrverbote aufhoben, die Zölle herabsetzten, für die Dauer des Vertrags jede Erhöhung der Einfuhrzölle ausschloß, die Einführung von Ausfuhrprämien, von neuen Ausfuhr- und Durchfuhrzöllen untersagten, sowie eine Menge unnützer Belästigungen ausländischer Schiffer und Waren beseitigten. Diese H. wurden meistens auf zehn Jahre abgeschlossen, mit dem Zusatz, daß sie immer auf ein Jahr länger in Kraft bleiben sollten, wenn nicht ein Jahr vorher die Kündigung erfolge. Nach dem Ablaufe der ersten Serie derselben stieß ihre Erneuerung in den siebziger Jahren auf nicht geringe Schwierigkeiten, doch kamen schließlich zwischen den meisten Staaten wieder neue Verträge auf dem Fuße der gegenseitigen Meistbegünstigung, wenn auch mit manchen protektionistischen Abänderungen der Tarife, zu Stande. Zwischen Frankreich und England wurde jedoch eine Einigung nicht erzielt, indes gewährte nach einem Provisorium schließlich 1881 ein franz. Gesetz einseitig und ohne Vertrag den Engländern die Rechte der meistbegünstigten Nation. Der Vertrag zwischen dem Deutschen Zollverein und Frankreich wurde 1871 im Frankfurter Frieden durch die dauernd gültige Bestimmung ersetzt, daß beide Teile stets gleichgestellt sein sollen mit England, Belgien, den Niederlanden, der Schweiz, Österreich und Rußland. Auch von deutscher Seite wurden bei der Wendung der Zollpolitik 1878 einige H. gekündigt, jedoch bald durch neue wieder ersetzt. So sind namentlich die Verträge mit Österreich, der Schweiz, Belgien und Italien 1881 auf der Basis der Meistbegünstigung erneuert oder verlängert worden. In demselben Jahre kam auch ein Vertrag auf derselben Grundlage mit Rumänien zu Stande. Der Vertrag mit Spanien lief 1882 ab, wurde aber 1883 mit mehreren besondern Tarifbestimmungen wieder erneuert. Mit Rußland, Schweden und Norwegen und den Vereinigten

Staaten hat das Deutsche Reich bisher keine H. geschlossen. Wird eine Reihe spezieller Zollsätze durch einen H. ausdrücklich festgesetzt, so bilden diese einen besondern Tarif, den sog. Konventionaltarif, im Gegensatz zu dem Generaltarif, der den Charakter eines autonomen besitzt. Doch können natürlich auch unter Beibehaltung der Tarifautonomie H. mit der Meistbegünstigungsklausel geschlossen werden. Eine eigene Art von Handelsvertrag war der Zollvereinsvertrag zwischen den deutschen Staaten, da man sich hier durch den Vertrag über ein förmliches gemeinschaftliches System in Betreff des Handels und Verkehrs überhaupt, sowie in Betreff der damit zusammenhängenden Zölle und Steuern, also über eine gemeinsame Handels- und Steuerpolitik geeinigt hatte. Alle H. bedürfen in konstitutionellen Staaten der Mitwirkung der Landesvertretung; nur Frankreich machte unter dem Kaiserreich hiervon eine Ausnahme, indem der Kaiser selbständige H. abschließen durfte. Die bis 1856 abgeschlossenen H. finden sich in Martens' und Cussy's «Recueil manuel et pratique de traités» (7 Bde., Lpz. 1846—57), die spätern meist in den einzelnen Jahrgängen des «Preuß. (jetzt Deutschen) Handelsarchiv». Vgl. Schrant, «System der H. und der Meistbegünstigung» (Lpz. 1884).

Handelswert nennt man denjenigen Wert, um welchen Güter einer bestimmten Art an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit zu kaufen und zu verkaufen waren, d. h. also ihr Markt- oder Börsenpreis. Der H. ist stets ein sog. «gemeiner Handelswert», d. h. unabhängig von den individuellen Verhältnissen dessen, welchem die Güter gehören. Wenn daher ein Rechtsfals vor schreibt, daß unter gewissen Umständen der A seinem Koprahenten B den H. zu ersetzen habe, so liegt hierin regelmäßig eine Verminderung der gewöhnlichen Ersatzpflicht, welche auf «das Interesse» des B geht, also z. B. auch eine Konventionalstrafe mitumfaßt, welche B einer dritten Person schuldet. Der wichtigste Fall einer solchen auf den gemeinen H. beschränkten Haftung ist der des Frachtführers und Verfrachters bei Verlust oder Beschädigung der transportierten Güter (Handelsgesetzbuch, Art. 396 und 612; vgl. Frachtvertrag); wo kein H. konstatiert werden kann, ist dann der sonstige gemeine Verkehrswert, nötigenfalls durch Sachverständige, festzustellen.

Handelswissenschaften im weitern Sinne oder Handelsfächer heißen alle Wissenszweige, welche für den Handelsbetrieb von Bedeutung sind. Dierher gehören: Theorie des Handels (oder Handelslehre, d. h. Handelskunde und Handelsbetriebslehre), die Lehre von den Comptoirarbeiten (d. h. von der Korrespondenz, Buchhaltung und der Anfertigung kaufmännischer Geschäftsaufträge, auch «Comptoirwissenschaft» genannt), vom kaufmännischen Rechnen, einschließlich der Geld-, Münz-, Maß- und Gewichtskunde, vom Handels- und Wechselrecht, sowie die Warenkunde, Handelsgeographie, Handelsstatistik und Handelsgeschichte. Die Lehre von den Comptoirarbeiten und diejenige vom kaufmännischen Rechnen heißen auch praktische Fächer («praktische H.»), während man die andern Fächer, besonders aber die Handelskunde und Handelsbetriebslehre, auch «theoretische H.» nennt. Unter H. im engeren Sinne wird teils Handelskunde, teils Handelsbetriebslehre verstanden. Die Handelskunde umfaßt: Wesen des Handels und

Übersicht seiner verschiedenen Arten; Ware, Maß, Gewicht und Geld; Betrieb des Handelsgewerbes (Firma, Unternehmungsform, Handlungsgehilfen u. s. w.); Beschreibung der verschiedenen Arten des Handels und der Handelsgeschäfte, sowie der Handelsobjekte, einschließlich der Lehre von den Kreditpapieren (Wechseln, Anweisungen, Banknoten, Effekten u. s. w.); die sog. Hilsgewerbe des Handels (Kommissions-, Agentur-, Makler-, Fracht-, Expedition- und Versicherungsgeschäft); ferner staatliche und andere Einrichtungen, welche für den Handel von Wichtigkeit sind (Handelskammern und Handelsgerichte, Konsulate, Zölle und Monopole, Messen und Börsen, Banken, Posten, Telegraphen u. s. w.). Die Handelsbetriebslehre ist ein Teil der Wirtschaftswissenschaft, nämlich eine der Privatwirtschaftslehren oder Gewerbslehren. Die Aufgabe dieser noch wenig entwickelten Wissenschaft besteht darin, die Regeln für den Betrieb des Handelsgewerbes wissenschaftlich zu entwickeln. Vgl. Kobad, «Systematisches Lehrbuch der H.» (3. Aufl., Lpz. 1882); Braune, «Lehrbuch der H.» (3. Aufl., Lpz. 1881); Jindelsien, «Grundriß der H.» (3. Aufl., Lpz. 1882); Lindwurm, «Handelsbetriebslehre» (Stuttg. 1869); Courcelle-Seneuil, «Traité théorique et pratique des entreprises industrielles, commerciales et agricoles» (deutsch von Eberbach als «Theorie und Praxis des Geschäftsbetriebes in Aderbau, Gewerbe und Handel» (Stuttg. 1868).

Handelszeichen (trade marks) sind symbolische Zeichen, welche Fabrikanten und Großhändler an den von ihnen gelieferten Waren statt der vollen Angabe ihrer Firma anbringen, um die Herkunft derselben aus ihrem Geschäft, auf welche die Käufer oft großes Gewicht legen, kenntlich zu machen. Diese Zeichen erfreuen sich jetzt in fast allen Ländern eines ähnlichen gesetzlichen Schutzes, wie die Firmen selbst. (S. Marken schus.) Man nennt H. auch die Marken und Nummern, mit welchen die zu verpackenden Colli (anstatt mit besondern Adressen) versehen werden.

Handelszettel, Billet, Handelsbillet nannte man früher wohl einen Schuldschein, welchen der Käufer dem Verkäufer ausstellte, wenn ihm der Kaufpreis kreditiert wurde; die H. hatten früher in manchen Gegenden Wechselkraft und konnten inbessert werden. Jetzt ist selbst ihr Name im kaufmännischen Verkehr kaum mehr bekannt.

Handfertigkeitunterricht, s. Hausfleiß.

Handfeste heißt im allgemeinen eine zur Sicherung eines Rechts ausgefertigte Urkunde, welche bestimmt ist, dem Berechtigten eingehändigt zu werden; ferner auch geradezu das in ihr enthaltene Recht selbst; speziell ein Dokument über einen Rentekauf. Nach bremischem Recht bedeutet H. Pfandrecht an Immobilien, Hypothek. Auf ein Grundstück werden vom Schuldner dem Gläubiger so und so viel H. gewillt, jede von dem und dem Betrage. Diese Beträge der einzelnen H. müssen durch 150 Mark teilbar sein.

Handfeuerwaffen (kleine Feuerwaffen, Kleingewehr) heißen Feuerwaffen, welche vermöge ihres geringen Gewichts durch den einzelnen Mann ohne dauernde Unterlage bebient und mit nur geringer körperlicher Inanspruchnahme transportiert werden können. Man bezeichnet sie als tragbare Feuerwaffen und bilden sie den Gegensatz zu den großen Feuerwaffen oder den Geschützen, welche auch fahrbare Feuerwaffen genannt

werden. Das Gewicht einer H. übersteigt in der Regel 4,5 kg nicht, die Kaliber sind nur gering, die Geschosse verhältnismäßig leicht (im allgemeinen nicht über 30 g schwer). Im Gegensatz zu der vielseitigen und steigerungsfähigen Wirkung der viel schwerern Geschosse der Geschütze (s. d.) wohnt denjenigen der H. nur die einfache Perkussionswirkung bei und reicht die Größe dieser in der Hauptsache nur aus, um ein einzelnes lebendes Wesen außer Gefecht zu setzen, nicht aber, um eine größere Zahl derselben mit einem Schusse zu beschädigen, oder um tote Ziele zu zerstören. In Bezug auf Schussweite und Trefffähigkeit stehen die H. gleichfalls hinter den Geschützen zurück und vermögen den Gegner nur, insoweit derselbe ungedeckt ist, mit Erfolg zu beschießen. H. von größerer Länge können auch als Stoßwaffen eingerichtet und benutzt werden. Vermöge dessen gewinnen die mit solchen ausgerüsteten Truppen (in der Regel nur dem Fußvolk angehörig) eine große taktische Selbständigkeit, durch das geringe Gewicht der H. besitzen solche Truppen zugleich eine große Beweglichkeit und Unabhängigkeit von den Terrainverhältnissen, auch vermögen dieselben das Terrain am vollkommensten zu ihrer Deckung auszunutzen. Wenn die Infanterie die Hauptwaffengattung der heutigen Heere bildet, so tragen dazu die genannten Umstände nicht wenig bei.

Die Hauptteile einer H. sind: der Lauf mit dem hintern Verschluss, welche das eigentliche Feuerrohr bilden, das die Entzündung der Pulverladung vermittelnde Schloß, der zur Handhabung und zum Anlegen an den Körper dienende Schaft und die zur Verbindung jener Teile untereinander bestimmte Garnitur (s. d.). Von den Zubehörteilen ist häufig der Entladehaken mit der H. dauernd verbunden. Das Mittel zur Einrichtung als Stoßwaffe, das Bajonett (s. d.), wo dieselbe vorhanden, wird zur Zeit in der Regel erst im Bedarfsfalle angebracht. Es gibt H. von so geringer Länge und entsprechendem Gewicht, daß sie mit einer Hand geführt werden können; man kann sie dementsprechend zu Pferde und zu Fuß gebrauchen; dieselben dienen indes wesentlich nur zur Selbstverteidigung und haben keine eigentliche taktische Bedeutung. Solche H. werden Pistolen, oder in neuester Zeit vermöge einer zu rascher Abgabe des Feuers dienenden Einrichtung Revolver genannt. H. von taktischer Bedeutung sind so lang und schwer, daß sie zweihändig geführt und beim Schießen an die Schulter gestemmt werden müssen. Solche H. können mit Nutzen nur zu Fuß gebraucht werden. Befinden sich dieselben in Händen einer Reitertruppe, so erhalten sie eine Länge von etwa 1 m, bei welcher der Transport zu Pferde nicht zu sehr erschwert ist. Derartige H. bezeichnet man als Karabiner. H. für Infanterie müssen so lang sein, daß sie ein Feuer in geschlossener zweigliedriger Aufstellung gestatten; dem entspricht eine Länge von 1,3 m. Sie werden zugleich als Stoßwaffen eingerichtet und heißen Gewehre. Die H. der Jäger und Schützen sind der größern Handlichkeit halber in der Regel etwas kürzer; sie haben eine Länge von 1,2 m und heißen Büchsen; auch sie besitzen die Einrichtung zur Stoßwaffe. Genietruppen, Fußartillerie, Marine-mannschaften führen gewöhnlich die H. der Jäger und Schützen. Für Zwecke des Festungskriegs hat man häufig H. größern Gewichts, welche nur aufgelegt gebraucht werden können; sie heißen Wall-

gewehre, Wallbüchsen (s. d.), haben schwerere Geschosse und diese besitzen eine größere Durchschlagkraft als diejenigen der gewöhnlichen H.

Geschichtliches. Bei den geringen Kalibern der ältesten Feuerwaffen überhaupt ist eine Trennung in große und kleine Feuerwaffen zunächst nicht nachzuweisen. Wenigstens ist nicht ersichtlich, daß Konstruktion und Form der Feuerwaffen anfangs schon von der Größe derselben abhängig gewesen sei. Als Vorläufer der H. in Europa können die Rakettenbolzen gelten, welche mit der Armbrust geschossen wurden und welche in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. sich in den Zeughausbeständen von Bologna fanden. Hierauf soll sich der später für H. allgemeiner werdende Ausdruck Arkebuse (von arcus, Bogen und dem niederdeutschen bussas, Büchse; nach andern von arcus und dem ital. bugio, durchbohrt) ursprünglich bezogen haben. Gewöhnlich gelten als älteste Feuerwaffen für den Handgebrauch die Kallbüchsen, wie man sie in Flandern (Lüttich) und Italien (Perugia 1364) herstellte. Sie bestanden aus einem kurzen enggebohrten Cylinder von Eisen, an den sich nach hinten ein auch teilweise hohler eiserner Stiel ansetzte, der als Handhabe diente. Auch kamen anfänglich vielfach Handrohre mit beweglicher Kammer vor, die somit zur Hinterladung eingerichtet waren. Der Fußschütze schob den Stiel der H. unter den linken Arm, hob die Mündung und feuerte mit loser Lunte ab; oft bedienten auch zwei Mann dieselbe Waffe. Der Reiter befestigte das hintere Ende des Stiels an seinen Brustharnisch und legte die Büchse auf eine am Sattel angebrachte bewegliche Gabel. Im J. 1379 kamen bereits Rohre mit rohen Holsfassungen vor, woraus sich nach und nach ein plumper Schaft entwickelte, dessen hinterer Teil nach abwärts geneigt war. Man schob einen solchen Schaft unter den rechten Arm und legte das Vorderende auf eine oben mit einer Gabel endende Stütze auf. Unterhalb am vordern Teil des Schafts brachte man häufig einen Ansatz oder Haken an, der den Rückstoß auffing, und hieraus entstand wohl die Bezeichnung „Hakenbüchse“ oder „Haken“ (s. d.) für die ganze Waffe, was später mit der ältern Benennung „Arkebuse“ lautlich verjähmte. Man richtete den Schaft auch so ein, daß er an die Schulter gestützt werden konnte.

Die Hinterladung wurde im Laufe der Zeit, ähnlich wie bei den Geschützen, durch die Vorderladung verdrängt. Das Zündloch lag anfänglich in der obern Wandung des Rohrs, später verlegte man dasselbe auf die rechte Seite und brachte unter dem Zündloch eine Pfanne an, auf welche Pulver zur Herbeiführung der Entzündung der eigentlichen Ladung geschüttet wurde. Zum Schutze desselben wurde die Pfanne mit einem Dedel versehen. Durch ein bewegliches getrümmtes Eisenstäbchen, Hahn oder Dracken genannt, das am Schaft angebracht war, wurde die Lunte, welche anfänglich lose gehandhabt worden, mit der H. verbunden, woraus sich das Luntenschloß entwickelte

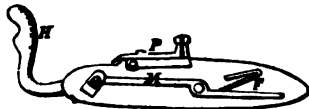


Fig. 1.

(1423). Letzteres ist in der beistehenden Fig. 1 abgebildet. Der Hahn H, um welchen die Lunte gewickelt wird, ist mit dem Winkelhebel M verbunden, auf letztern

wirkt der (nicht abgebildete) Abzug berart, daß der Hahn mit der Lunte zur Pfanne P geführt wird. Die Feder F bringt den Hahn, nachdem die Lunte funktioniert hat, wieder in seine ursprüngliche Stellung zurück. Die einzelnen Teile sind an dem



Fig. 2.

Schloßblech befestigt, welches auf der rechten Seite des Schafts angebracht ist. So entsteht das Lunterrohr, welches in Fig. 2 abgebildet ist; damit war ein wesentlicher Fortschritt in der Entzündungsweise der H. erreicht. Man unterschied Hakenbüchsen, die 4lötlige Bleitugeln schossen, etwa 1 m lang und 5 kg schwer waren, und halbe Haken oder Handrohre, etwas leichter und 2 1/2 lötlige Kugeln schießend, beide wurden im Felde in Verbindung mit einer Gabel gebraucht. Für die Zwecke des Festungskriegs hatte man H. von größtem Gewicht und bedeutender Durchschlagskraft, welche, wenn sie 6—12lötlige Kugeln schossen, Doppelhaken, wenn 12—16lötlige, doppelte Doppelhaken genannt wurden. Sie wurden entweder auf die Mauern und Brustwehren oder auf dreibeinige Gestelle (Böde) aufgelegt; mit letztern waren sie, ähnlich wie die Geschütze, durch Schildzapfen verbunden, bewachten aber den Charakter der H., indem sie mit dem hintern Teile des Schafts am Körper des Schützen Anlehnung erhielten. Weitere Fortschritte bestanden darin, daß man den Schaft hinten mit einem Kolben enden ließ, der mittels einer Dünnung (Hals) in den Vorderchaft überging, in der Anbringung des hölzernen Labestocks im Schaft (vgl. Fig. 2), sowie von Visier und Korn am Lauf zum genaueren Zielen. Die Geschosse, welche anfänglich in Eisen vorkamen, wurden später aus Blei gefertigt, das Pulver ward seit etwa 1429 gelörnt; nur zum Beschützen der Pfanne behielt man dasselbe in Mehlform bei (Zündtraut oder Pulverin). Die Hakenbüchsen oder Arkebussiere, welche um 1500 in Spanien ein Drittel, in Deutschland den sechsten Teil des Fußvolks ausmachten, waren mit Eisenhaube, Brustharnisch und Schwert ausgerüstet und führten Ladungen und Kugeln getrennt mit sich.

Einen weiteren wesentlichen Fortschritt in der Entzündungsweise der H. bildete das um 1515 er-

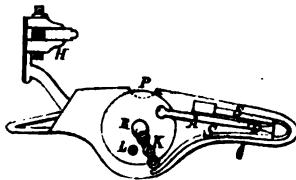


Fig. 3.

fundene Rad- (Fig. 3 u. 4). Hierbei dient der durch die Reibung von Schwefelkies und Stahl erzeugte Funke als zündendes Mittel. Im Schloßblech ruht das Rad R (Fig. 3), dessen Peripherie scharf eingeseilt ist, an seiner Achse ist mittels der

Kette K der eine Arm der Schlagfeder S befestigt; dreht man das Rad mittels eines auf den äußern Viertel seiner Achse aufzusetzenden Schließels in entsprechender Richtung, so wickelt sich die Kette auf und spannt die Feder (vgl. auch Fig. 4), eine



Fig. 4.

febernde Stange A springt alsdann mit einer Rast in eine Rast L des Rades ein und sichert die gespannte Stellung. Das Rad ragt in die Pfanne P hinein. Der Hahn H, welcher den Schwefelkies trägt, wird zum Feuerm mit diesem auf das Rad niedergelassen, eine zweiarmlige Feder erhält ihn in seiner Stellung (Fig. 4). Greift nun der (nicht gezeichnete) Abzug bei D ein, so hebt sich die Rast der Stange aus L, das Rad läuft, dem Druck der Feder S folgend, ab und reißt vom Schwefelkies des Hahns glühende Teile als Funken ab, die das Pulver auf der Pfanne entzünden, dessen Feuer sich der eigentlichen Ladung mitteilt. Das Rad- (Schloß) machte das Mitführen der Lunte überflüssig, blieb auch bei Regenwetter brauchbar und ergab eine ruhige, sichere Entzündung. Doch traten durch Verschmutzen des Rades infolge des Pulverrückstandes bald Versager ein, weshalb man an den H. häufig neben dem Rad- (Schloß) noch ein Lunter- (Schloß) anbrachte. Dieserhalb, sowie wegen des zeitraubenden Aufziehens, der Kompliziertheit und Kostspieligkeit wurde das Rad- (Schloß) nie allgemein. Seine Anwendung beschränkte sich wesentlich auf Deutschland und auch hier kam es nur bei den H. der Reiterei, sowie bei Jagd- und Scheibenwaffen häufiger vor.

Ungefähr zu derselben Zeit, wie das Rad- (Schloß), tauchte zunächst in Spanien das Schnapphahn- oder Schnappschloß auf. Bei diesem setzt das Zurückziehen des Hahns, der gleichfalls einen Schwefelkies trägt, eine Schlagfeder in Spannung, ein aus dem Schloßblech hervortretender Zapfen erhält den Hahn in dieser Stellung. Auf der Pfanne liegt ein drehbarer Deckel, der mit einem aufrecht stehenden Arm (Batterie) versehen ist und durch eine Feder in seiner Lage erhalten wird. Wird durch den Abzug der obengenannte Zapfen zurückgezogen, so folgt der Hahn der Wirkung der Schlagfeder und schlägt mit dem Schwefelkies gegen die Batterie, wodurch sich Funken ablösen, zugleich hebt sich der Pfannendeckel und das Zündtraut fängt Feuer. Während beim span. Schnappschloß die Schlagfeder außerhalb am Schloßblech sitzt, ist sie beim niederländischen nach innen verlegt, wodurch hier ein Mittelglied für den Hahn und die Schlagfeder, die sog. Kuss, nötig wird. Aus dem niederländ. Schnappschloß entwickelte sich das Ende des 17. Jahrh. zu allgemeiner Verbreitung gelangende französische Batterie- (Schloß), auch Stein- (Schloß) genannt.

Die Erleichterung der Handrohre, welche in Verbindung mit einer bessern Schäftung zu einem freihändigen Gebrauch derselben geführt, hatte

eine Verminderung der Durchschlagswirkung ihrer Geschosse zur Folge. Bestand bisher ein Hauptvorteil der H. vor den alten Handfernaffen darin, daß man mittels der Geschosse der ersten die Rüstungen durchschlagen konnte, so trat dies jetzt wieder in Frage, um so mehr, als man von anderer Seite sich bestrehte, letztere noch zu verstärken. Wir sehen daher, wie zu Anfang des 16. Jahrh. neben den erleichterten Handrohren längere und schwerere, nur in Verbindung mit einer Gabel zu gebrauchende H. im Felde geführt werden, welche bei 9 bis 10 kg Gewicht und 1,8 bis 2 m Länge 4lötlige Kugeln schossen, also gewissermaßen eine Rückkehr zu den frühern schwerern Haken, nur mit besserer Einrichtung und erhöhter Wirkung darstellten. Man legte ihnen den Namen Musketen bei (möglicherweise nach einer Sperberart, ital. muschetta genannt, wie ja Tiernamen in jener Zeit bei den Waffen überhaupt eine Rolle spielten), welche Bezeichnung mit 1550 allgemein wird. Die Musketenschützen oder Musketiere waren gänzlich ohne Schusswaffen; sie führten die Pulverladungen in kleinen Holzbüchsen am Bandelier, die Kugeln in einem lebernen Beutel, das Zündbraut in einer Blechflasche mit. Sie stellten eine schwere Feuerinsanterie dar im Gegensatz zu den auch weiterhin vorkommenden Arkebüsieren als leichtem Fußvolk. Letztere blieben der Zahl nach noch lange überwiegend; die Musketiere bildeten gleichsam eine Elitetruppe.

Die Reiterei führte erst mit Erfindung des Radtschlosses allgemeiner H.; die schwere hatte Pistolen (s. d.), welcher Name verschieden abgeleitet wird; die gewöhnliche Herleitung ist von der ital. Stadt Pistoia, wo die Pistole bereits im 14. Jahrh. gefertigt wurde. Ferner hatte man reitende Hakenschnäbel mit Petrinäls (Arabier) und Dragoner mit Musketen zum Fußgefecht. Im Laufe des 16. Jahrh. kommen bereits gegogene Handfeuerwaffen vor. Die Büge (s. d.) waren anfänglich geradlinig geführt, mit dem Zweck, das Laden ohne Spielraum von oben her zu ermöglichen, wobei sie der verdichteten Luft Abfluß gestatteten. Später gab man den Bügen die Windung (Drall), doch wurde diese erst im 19. Jahrh. im vollen Maße ausgenutzt. Bei den gegogenen H. brachte man häufig das Stetschloß, einen verfeinerten Abzug, an. Das Bestreben, ein rascheres Schießen zu erreichen, führte zur Konstruktion der Drehringe, welche Idee indes erst in neuerer Zeit in den Revolvern eine lebensfähige Gestalt angenommen hat. Mit dem Ende des 16. Jahrh. kommt zuerst die Verbindung von Geschöß und Ladung als Patrone zunächst bei den H. der Reiterei vor, womit das Laden wesentlich erleichtert wurde.

Die verbesserten H. drängten die Pike beim Fußvolk allmählich zurück. Die Feuerinsanterie überzog an Zahl mehr und mehr. Mit dem 17. Jahrh. verschwanden die Haken gänzlich. Die Anwendung der Rüstungen hatte infolge des wirksamen Feuers der schweren Musketen sehr bescheidene Dimensionen angenommen, nun wurde es möglich, die Musketen zu erleichtern. Gustav Adolf von Schweden gab 1624 seinen Musketieren H., welche nur 10 Pfd. wogen, 2 1/2 lötlige Kugeln schossen und ohne Gabel gebraucht werden konnten. Auch nahm er die Patrone für das Fußvolk an, woran sich später die Einführung der Patronentasche (1644) geknüpft hat. Aus dem Schnappschloß entwickelte sich um 1640 das französische Batterieschloß, bei

welchem der Bewegungsmechanismus gesichert innerhalb des Schloßblechs untergebracht war. Dasselbe ist in Fig. 5 zur Darstellung gelangt. Der Hahn H, welcher außerhalb des Schloßblechs sitzt

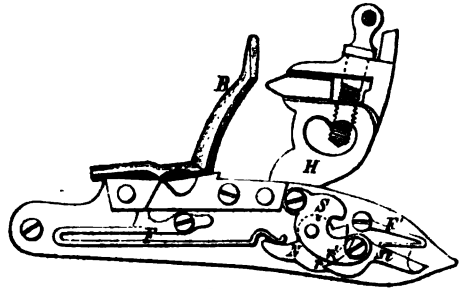


Fig. 5.

und den Feuerstein (s. d.) trägt (vgl. Flinte), steckt auf der vierkantigen Verlängerung einer innerhalb angebrachten Welle, der Ruß N, die im Schloßblech und in der Stube S ihre Lage hat. Auf das vordere Ende der Ruß wirkt die Schlagfeder F, welche durch Zurückziehen des Hahns gespannt wird. Die gespannte Feder findet ihren Gegenhalt durch die Stange St, welche mit einem Schnabel in Einschnitte (Rasten) rr' der Ruß greift. Die vordere Rast r (Mittelrast) dient bei nur teilweise gespannter Feder als Ruhestellung des geladenen Gewehrs, rr' ist die Spannrast. Die Feder F' hält die Stange an der Ruß heran. Ein am hinteren Ende der Stange angebrachter Querbalken nimmt die Einwirkung des Abzugs auf, wodurch der Stangenschnabel aus der Spannrast tritt und die Schlagfeder zur Ausübung ihrer Wirkung auf Ruß und Hahn gelangt. Letzterer schlägt mit dem Stein gegen den aufgerichteten Arm des Pfannbedels, die Batterie (B) genannt. Bedienung und Konstruktion des franz. Batterieschlosses sind gegenüber dem Radtschloß vereinfacht; es ergeben sich bei jenem weniger leicht Störungen, allerdings blieb noch immer eine große Abhängigkeit von äußeren Einflüssen (Regen, Wind). Die Stellung des Steins erforderte eine häufige Regulierung. Das Steinschloßgewehr, Flinte (fusil) genannt, hat zugleich ein kleineres Kaliber, ist leichter, besser geschäftet und handlicher als die Muskete. Um dieselbe Zeit kam in Frankreich auch das Bajonett (s. d.) auf, das zuerst als breitkantige Klinge oder als Dolch mit Holzgriff in die Mündung der H. gesteckt wurde, beim Schießen daher abgenommen wurde. Das franz. Schwertbajonett (1641) umschloß den Gewehrlauf mit einem Ring und wurde durch eine Feder an demselben festgehalten. Es konnte zugleich in der Hand als Schwert gebraucht werden. Es dauerte indes noch lange Zeit, bis man die Verbindung sicher genug herzustellen wußte, um das Bajonett beim Schießen auf der Flinte zu belassen. Das mit Bajonett versehene Steinschloßgewehr, Bajonettflinte genannt, verdrängte von etwa 1670 ab sowohl die Muskete als die Pike und führte zu einer Einheitsinsanterie, die sowohl für das Feuer als für das Nahgefecht gleichmäßig befähigt war. Mit Beginn des 18. Jahrh. kann diese Umwandlung und gleichzeitig die Anwendung der Patronen als ziemlich allgemein durchgeführt gelten (Frankreich 1671, Brandenburg 1689, Schweden, England 1691, dagegen Rußland erst 1721).

Eine wesentliche Verbesserung in der Einrichtung der *H.* bildete im 18. Jahrh. die Erfindung des eisernen Ladestopps durch Leopold von Dessau. Derselbe wurde zuerst 1730 bei der preuß. Infanterie angenommen und gestattete ein wesentlich rascheres Laden als mit dem hölzernen Ladestop, bei welchem überdies durch Abbrechen die Gebrauchsfähigkeit des Gewehrs zeitweilig in Frage gestellt werden konnte. Das Bajonett mit Fülle und abgebogener Klinge, welches auch beim Schießen auf dem Gewehr verbleiben konnte, wurde in Preußen 1741 eingeführt; daran rechte sich später die Annahme des cylindrischen Ladestopps statt des konischen; ersterer konnte mit dem Stoßteile nach unten in der Rute des Schafts angebracht werden und machte das Umbrechen beim Gebrauch und beim Wegstecken entbehrlich. Wenn letztere Verbesserung auch erst nach den Schlesiern Kriegen aufkam, so vermochte die preuß. Infanterie jener Zeit vermöge des eisernen Ladestopps und ihrer guten Dressur doch bis fünf Schüsse in der Minute abzugeben, wobei allerdings auf ein genaueres Zielen wenig Wert gelegt wurde.

Der Lauf der Flinte, aus Schmiedeeisen, war hinten mittels der Schwanzschraube verschlossen. Um 1800 erfindet man in England die Patentschwanzschraube, welche die Pulverkammer aufnahm und damit eine Durchbohrung des Laufs behufs Anbringung des Zündkanals entbehrlich machte. Geogene *H.*, Büchsen genannt, als Bewaffnung von Spezialkorps, kommen im 18. Jahrh. schon häufiger vor. Die mit Pflaster umgebene Bleikugel wurde mittels des Ladestopps gewaltsam im Lauf niedergerast. Das Laden war überhaupt sehr umständlich, die Präzision dagegen der Flinte gegenüber wesentlich erhöht.

Die Entdeckung der Knallpräparate (1786) führte allmählich zu einer weiteren Verbesserung der Gewehrzündung, nachdem 1818 in England durch Joseph Egg in Gestalt des Zündhütchens (ober der Zündkapsel) eine zweckmäßige Unterbringung des empfindlichen Zündstoffs gefunden worden war. So entstand um 1820 die Perkussionszündung (oder Kapselzündung) bei *H.*, welche mit nur geringen Abänderungen der Schloßeinrichtung auch an den bisherigen *H.* angebracht werden konnte. Die äußere Ansicht des Perkussionsgeschlosses zeigt

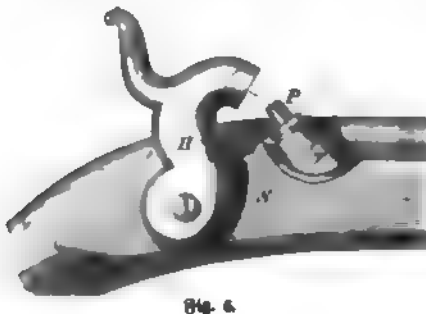


Fig. 6.

Figur 6. In Stelle der Pfanne wurde am Gewehr oder an der Schwanzschraube ein Amboss nötig, der das Zündhütchen aufnahm und zugleich einen Zündkanal zur Fortpflanzung des Feuers nach der Pulverkammer enthielt. Derselbe hieß Biston oder Zündstift P und war in den Zündstollen Z eingedraht, durch welchen der Kanal des Bistons seine Fortsetzung zur Pulverkammer fand. H ist

der Hahn, B das Schloßblech. Fig. 7 zeigt die zur Perkussionszündung eingerichtete Patentschwanzschraube, Gewinde G zur Verbindung mit dem Laufrohr, Bodenteil B mit dem Zündstollen, beide die Pulverkammer enthalten, Kreuzteil K und Schweifteil S zur Verbindung mit dem Schaft. Der Hahn erhielt, wie H, Fig. 6, zeigt,



Fig. 7.

eine Umformung zur Erzeugung eines passenden Schlags und zur Sicherung des Schusses gegen umhergeschleuderte Teile des Zündhütchens. Der eigentliche Schloßmechanismus konnte ohne wesentliche Veränderung beibehalten werden. Eine Veranschaulichung desselben zeigt das Perkussionsradschloß in Fig. 8, bei welchem die beiden Federn (Schlag- und Zangenfeder) durch eine einzige ersetzt sind.

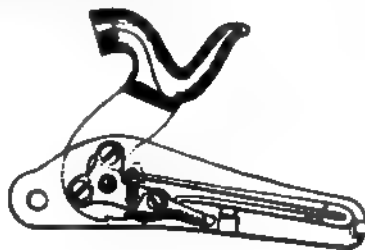


Fig. 8.

An die wenig kostspielige Umänderung der Schloßgewehre zur Perkussionszündung reihte sich allmählich die Aufstellung neuer Modelle von Perkussionsgewehren (um 1840). Die Vorteile der neuen Zündungsweise waren: sichere, schnelle, von der Witterung unabhängige Zündung, Verminderung der Gasentweichung durch den Zündkanal, Vermehrung der Gaspannung, größere Gleichmäßigkeit der Pulverwirkung, geringerer Rückstoß und Seitenschlag des Gewehrs beim Schießen. Dagegen wurde die Bedienung infolge des notwendigen Aufsetzens des Zündhütchens eine verlangsamte und man machte sich von einer zunächst nur durch die Privatindustrie erhältlichen Zündung abhängig, die getrennt von der Patrone mitgeführt wurde.

Die durch die Kämpfe von 1792 bis 1815 wesentlich veränderte Fehweise der Infanterie legte das Bedürfnis einer erhöhten Präzision der Infanteriefeuerwaffe nahe; dies führte zur allmählichen Ausbildung des gezogenen Infanteriegewehrs. Zuerst versuchte man, unter Verbeibehaltung der kugelförmigen Gestalt der Geschosse, den Lademodus zu erleichtern. Man führte die Kugel mit Spielraum in die Mündung und trieb sie, nachdem sie mit dem Ladestop hinuntergestoßen war, mittels des letztern auf einem Abzug der Pulverkammer auf, wodurch sie seitlich ausgebeugt in die Luge trat. So entstand in Frankreich die Delvignesche Büchse (Fig. 9), womit die 1838 errichteten Chasseurs à pied eine Zeit lang ausgerüstet waren. (S. Delvigne.) Die mit diesem Verfahren verbundene Abplattung der Kugel führte auf das cylindrophärische und demnach auf das cylindronische Geschos, und damit auf die heute allgemeine Form der Langgeschosse.

Das Geschos von Thouvenin (Fig. 10; vgl. Gesch.) wurde gleichfalls mit Spielraum geladen und mittels des am Stößteil angebrachten Ladehahns



Fig. 9.



Fig. 10.

auf einen in die Schwanzschraube eingreifenden fühlernen Dorn aufgetrieben. Die Thouveninsche Waffe fand fast in allen Armeen zur Bewaffnung der Jäger und Schützen Eingang. Das betreffende Verfahren war indes noch mit zu viel Kraftanstrengung seitens des Schützen verbunden, um eine solche F. für die gewöhnliche Infanterie annehmen zu können. Erst durch die Einrichtung der Langgeschosse zur Expansion, beziehungsweise Stauchung (vgl. Gesch., Bd. VII, S. 878, 879, und Textfiguren 12—13), war die Ladeweise der F. so weit erleichtert, daß man zur Bewaffnung der gesamten Infanterie mit solchen Werten konnte, was in den verschiedenen Staaten in den Zeitraum von 1850 bis 1860 fiel.

Zur Dedung des ersten Bedarfs an gezogenen F. wandelte man die bisherigen glatten Perkussionsgewehre in gezogene um, was bei der Anwendung von Expansions-, beziehungsweise Stauchgeschossen nur das Einschneiden von Fügen in den Gewandwänden, eine Veränderung der Patrone, sowie eine der durch die Anwendung der Langgeschosse wesentlich vergrößerten Tragweite entsprechende Vervollständigung der Visiereinrichtung bedingte. Die Wirkungssphäre der gezogenen F. wurde hiermit bis 6—800 m erweitert, während die der glatten höchstens 200 m, der Mündhugelbüchse 300 m betragen hatte. Die Beibehaltung der Kaliber der glatten F., welche um Rücksicht auf Erzielung eines Geschosgewichts von etwa 27 g gegen 18 mm betragen hatten, bedingte bei einigermaßen günstig konstruierten Langgeschossen Gewichte von etwa 60 g, während die Ladungen mit Rücksicht auf den Rückschlag 5 g nicht übersteigen konnten. Es ergaben sich bei dem geringen Ladungsverhältnis nur geringe Aufschlagschwindigkeiten und damit stark gekrümmte Geschosbahnen, außerdem ein erheblich gesteigertes Gewicht der Munition. Bei den alsbald erfolgenden Aufstellungen neuer Modelle gezogenen F. sah man sich daher genötigt, die Kaliber herabzusetzen. Jemlich allgemein wählte

man ein Kaliber von etwa 14 mm, wobei sich Gewichte der Langgeschosse von etwa 30 g ergaben. Die Ladungen von 5 g konnten beibehalten werden, da die Gewichte der Gewehre nicht wesent-

lich geringer wurden. Am meisten ging man mit der Verminderung des Kalibers in der Schweiz, wo das Infanteriegewehr M/63 ein solches von 10,2 mm erhielt, während das Gewicht des Geschosses 19 g, der Pulverladung 4 g betrug. Das vergrößerte Ladungsverhältnis ergab entsprechend größere Geschosgeschwindigkeiten, wozu auch die in dem engeren Rohr viel stärkere Gaspannung beitrug, das Geschos verhielt sich dem Luftwiderstand gegenüber günstiger und es ergaben sich eine wesentlich erhöhte Kalanz der Bahn, Präzision und Durchschlagskraft der Geschosse, dabei ein erheblich geringeres Gewicht der Munition und ein vermindertes Gewicht des Gewehrs (4 kg statt 4,2 bis 5 kg). Der Vorgang der Schweiz fand indes erst einige Jahre später allgemeine Nachahmung. An einigen Orten, z. B. in Bayern, im Großherzogtum Hessen u. s. w., nahm man, um die Gewehrwirkung auf nahe Entfernungen und in entscheidenden Momenten zu steigern, neben den gewöhnlichen Geschossen noch Kartattinggeschosse an. Eine solche Einrichtung zeigt bestehende Fig. 11 in der von Bloniere erfundenen heft. Gewehrart. Zur Erzeugung von Zündwirkung enthielten Kartattinggeschosse (s. d.) und Gewehrpatronen (s. d.). Alle diese Konstruktionen hatten indes keine dauernde Folge. Das volle Einzelgeschos behauptete bei den F. bald die Herrschaft.



Fig. 11.

Die Visierung der glatten F. hatte in einem auf der Schwanzschraube angebrachten Visiereinschnitt, dem Standvisier, und einem in der Nähe der Mündung an den Lauf gelöteten nachschießenden Korn bestanden. Bei den gezogenen F. wandelte man, um den größten Schußweiten entsprechende Visierstellungen zu erhalten, entweder ein System verschiebener, nach Bedarf aufzurichtender Klappen an, die häufig noch mit Ausrichtern versehen waren, oder man wandte sich den elevationfähigen Visieren zu. Unter letztern haben die Leiter- und die Quadrantenvisiere die größte



Fig. 12.

Verbreitung gefunden. Figur 13 stellt das Leitervisier des engl. Enfieldgewehrs dar, welches zugleich als Treppenvisier eingerichtet ist. Der Visierfuß F ist mit dem Lauf verbunden. Der ausrichtende Rahmen R ist um eine Schraube drehbar und kann senkrecht gestellt werden, auf demselben bewegt sich der Eschier S mit Visiereinschnitt, zum Einstellen haben die Arme des Rahmens eine Skala (in Faden). Der Einschnitt V, ergibt die höchste Visierstellung. Für die kürzern Entfernungen wird der Rahmen auf den mit 1—4 (1—400 Faden) bezeichneten Stufen allmählich aufgerichtet. Als Visiereinschnitt dient dann V. Es wird hierdurch auf den nähern Entfernungen ein größeres Geschosfeld gewonnen. Eine im Visierfuß angebrachte Feder hält den Rahmen in den verschiedenen Stellungen fest.

Fig. 13 zeigt das Quadrantenvisier des ital. Infanteriegewehrs M/70. Ohne und dieselbe Klappe mit Vordereinschnitt wird hier zwischen zwei halbkreisförmigen Böden, deren jeder einen Teil der Skala enthält (bis 1000 m), allmählich aufgerichtet.



Fig. 13.

Alle bisher erwähnten Vortreibungen zur Vervollkommenheit der H. hatten an der durch Jahrhunderte historisch gewordenen Vorderladung festgehalten, wenn gleich auf diesem Wege bei aller Begünstigung der Flugbahnverhältnisse die Bedienung der F. infolge des

Gebrauchs des Ladestocks beim Laden und der Trennung von Patrone und Zündmittel immer eine vertrauensvolle bleiben mußte und das Feuer tempo nicht wesentlich über einen Schuß pro Minute gesteigert werden konnte. Durch eine Vereinfachung günstiger Umstände gelang es im Preußen mit Zustimmung des Ministeriums, der einmal gänzlich in Vergessenheit geraten war, ein Gewehr zu schaffen, welches unter nicht weniger günstigen ballistischen Verhältnissen eine bis auf das Äußerste, auch äußerste gesteigerte Ladungsgeschwindigkeit ergab, wozu ebensowohl die Unbedenklichkeit des Ladestocks als die mit der Zündung verbundene, als Ganzes zu ladende Patrone (Einheitspatrone) beitrugen. Das von Trege (s. b.) erfindene (bezieht sich auf Jäger verlebene) Zündnadelgewehr gelangte nach mannigfachen Wandlungen unter dem Namen leichtes Verfüllungsgewehr (später Zündnadelgewehr M/41) 1840 zur Annahme, ohne indessen dauernd an die Truppen abgegeben zu werden, welche das glatte Verfüllungsgewehr führten. Erst von 1844 ab wurde jenes, aber auch erst nach und nach, in die Bewaffnung aufgenommen. Auf Tafel Handfeuerwaffen 1 zeigt Fig. 1 die äußere Ansicht des Zündnadelgewehrs M/41, geschlossen und gespannt. Fig. 2 zeigt das Schloß im Zündnadelgewehr mit demjenigen Abänderungen,



Fig. 14.

welche durch eine im J. 1872 vorgenommene Aenderung bedingt gewesen waren, bestehende Zerstörung 14 ist die zur letzten gehörige Patrone. Der Lauf zerfällt in der Seele in einen hintern weitem, zur Aufnahme der Patrone dienenden Teil, das Patronenlager, und einen vordern engeren, mit vier Jagen versehenen, den sog. gezogenen Teil. Hinten ist derselbe konusförmig abgeschnitten und in einen hohlen Zylinder, die Hülse, verschraubt. In letzterem bewegt sich der eigentliche Verschluss, Sommer genannt, ein hohler Zylinder, welcher mit seinem Mundstück über den Laufmund greift, seitlich springt aus der Kammer eine Warte hervor, die mit einem Griff, dessen Ende knopfartig, versehen ist. Die Warte findet bei geschlossenem Gewehr an der Hülse ihr Widerlager. In der Kammer findet ein konusförmiger Zylinder, das Schloßchen, Aufnahme, welcher den Nadelbolzen und die Spiralfeder enthält.

Die Nadel tritt durch ein Nadelrohr in den Lauf ein. Das Schloßchen und der Abzugsfederstollen vermitteln die Spannung der Feder, in der gespannten Stellung des Schloßes gewährt die Spiralfeder des Schloßchens dem letztern den Gegenhalt. Die Patrone hat eine zylindrische Papierhülle, in deren hinterm Teile sich die Pulverladung befindet, darauf sitzt der aus Papier zusammengerollte Zündspiegel, der in der hintern leichten Vertiefung die durch Stich der Nadel entzündbare Zündpille, in dem vordern tiefern Lager das Schloß aufnimmt. Letzteres hat ein geringeres Kaliber als der Lauf, ist eiselförmig und wird im Lauf durch den Spiegel geführt, der sich vor der Mündung vom Schloß trennt. Die Nadel muß, um zur Zündpille zu gelangen, erst die Pulverladung durchdringen. Das Spannen des Gewehrs erfolgt nach dem Schließen durch einen besonderen Griff. Nach dem Abfeuern wird das Schloßchen wieder zurückgezogen, demnach erfolgt ein Schlag gegen den Kammerknopf, wodurch die Kammer sich aufrichtet und dann, mit der Warte in einem Kugeneinschnitt der Hülse laufend 10 weit zurückgezogen wird, daß die Patrone eingelegt werden kann. Das Schließen erfolgt durch Vorrücken der Kammer bis an den Lauf heran, Umlegen des Knopfes und Schlag gegen denselben.

Verzogen blieb mit seinem schnellfeuernden Hinterladungsgewehr unter den größten Mängeln lange Zeit vertrieben. Man hielt die Technik des Zündnadelgewehrs möglichst geheim, und so ließ man von 1848 ab Überlegenheit hatte, sich von den Vorzügen der Waffe zu überzeugen, so wenig that man, um die Vorurteile, welche fast allmählich gegen das Hinterladungsgewehr und speziell das Zündnadelgewehr herrschten, zu zerstreuen. Die Gegner des letztern warfen demselben namentlich Kompliziertheit und Mangel an Sicherheit vor und betrachteten die große Feuergeschwindigkeit als Anlaß zur Munitionsverschwendung. Als indessen im Deutsch-Dänischen Kriege 1864 die Überlegenheit des Zündnadelgewehrs über die Vorderlader der Dänen in auffallender Weise hervorgetreten war, begann man in Europa dem Hinterladungsgewehr wachsende Beachtung zu schenken, nachdem auch die Nordamerikaner im Bürgerkrieg 1861–66, wenn auch in beschränktem Maße, von Hinterladungsgewehren mit Erfolg Gebrauch gemacht hatten.

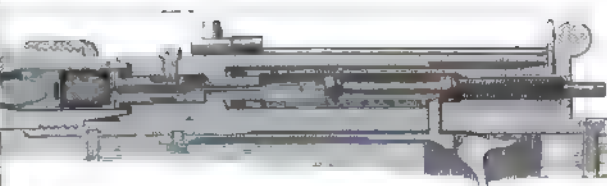
Bei den in Nordamerika zur Verwendung gekommenen Konstruktionen von Hinterladern war man wesentlich von Trege's Zündnadelgewehr abgewichen. Man gränderte dieselben auf die mit dünnen Metallhüllen versehenen sog. gasdichten Patronen, welche zuerst der pariser Waffenfabrikant Lefaucheur bei Jagdgewehren nützlich gemacht hatte. Lefaucheur's Jagdpatronen sind Zerstörung 15 als gebildet. Die Hülse, aus festem Papier gerollt, sitzt in einer messingenen Bodenlappe, welche ein Zündhütchen und einen messingenen Stift enthält, der, durch den Schlag des Hahns in ersteres getrieben, dasselbe entzündet und zugleich als Handhabe dient, um die beim Schießen unverlezt bleibende Patrone aus dem Lauf zu entfernen. Indem die gasdichte Hülse das Umweichen der Pulvergase nach rückwärts absolut aufhält, genügt ein Verschluss, der lediglich dem Pulverdruck als Widerlager zu dienen befähigt ist und daher wesentlich



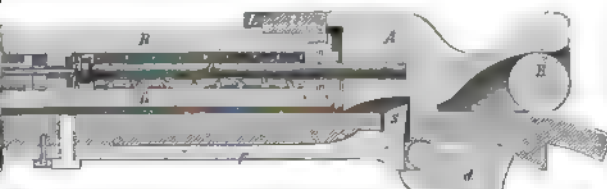
Fig. 15.



1. Preussisches Zündnadel
M/41 (System Dre)



2. Preussisches Zündnadel-Gewehr M/62. Schloß im Längendurchschnitt abgetrieht.



3. Preussisches Zündnadel-Gewehr M/66. Schloß im Längendurchschnitt.

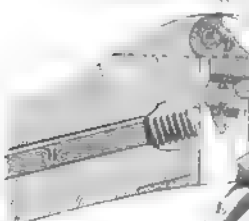


4. Remington-Gewehr abgedrückt

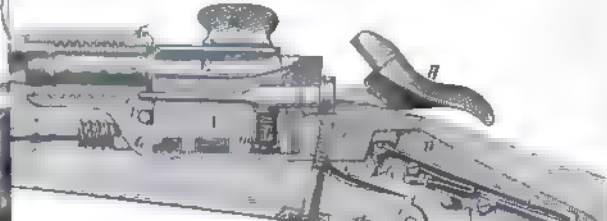
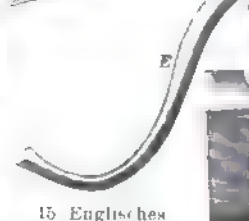


5. Remington-Gewehr, geöffnet im Längendurchschnitt

12. Bayerisches Infanterie-Gewehr M/71 (System Werndl), Längendurchschnitt

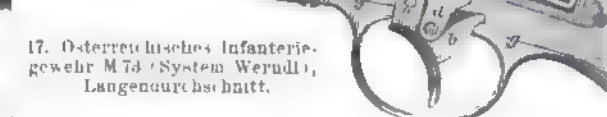


16. Österreichisches Infanterie-Gewehr M/67 (System Werndl), geöffnet



15. Englisches Infanterie-Gewehr M/71 (System Martini-Henry), Längendurchschnitt

17. Österreichisches Infanterie-Gewehr M/73 (System Werndl), Längendurchschnitt



einfacher sein kann, als wenn er zugleich das Mittel zum Abfeuern der Waffe bildet. Auf der Tafel Handfeuerwaffen I zeigen Fig. 7, beziehungsweise 8 und 9 die in Nordamerika im 1862 erfundenen Hinterladegewehre von Peabody, beziehungsweise Remington. Bei Peabody ist der Verschluss ein um eine in seinem hintern obern Teil angebrachte, in dem den Schaft unterbrechenden Verschlussgehäuse lagernde Waffe ab, beziehungsweise aufwärts drehbarer Bolz, hier Fallbolz genannt, der durch einen zugleich den Abzugsbügel erscheidenden Hebel bewegt wird. Beim Senken trifft der Fallbolz mit seinem Borderteil auf den hintern liegen den Arm des windscheitartigen Auswerfers, drückt diesen nach abwärts und den vordern stehenden Arm, welcher vor eine am Boden der Patronenhülse vorspringende Klempe tritt, nach rückwärts, wodurch die leere Patronenhülse aus dem Lauf geschnellt wird. Ein in einer klaren Kurve durch den Verschluss geführter Schlagbolzen wird durch den Schlag des Hahns eines Vertikulationsdrückschloßes gegen den im hohlen Raube des Bodens der Patronenhülse eingepaßten Händbolz geschnellt und entzündet diesen. Außer dem Einlegen der Patrone sind hier drei Ladegriffe: 1) Spannen des Hahns, 2) Öffnen und zugleich Auswerfen der leeren Hülse, 3) Schließen. Die Patrone wird durch eine in der obern Fläche des Fallbolzes angebrachte Mulde in den Lauf eingeführt und mit der Hand vollständig in das Patronenlager eingeschoben.

Das Remingtongewehr wurde in der Gewehrfabrik von G. Remington and Sons in Alton bei Utica im Staate Newyork aufgestellt. Verschluss und Schloß befinden sich in dem den Schaft gleichfalls unterbrechenden Gehäuse A angebracht. Die Verschlussklappe B hat ihre Waffe im untern Teil und bewegt sich zum Öffnen rückwärts abwärts, zum Schließen vorwärts aufwärts. Eine Stange D, gegen welche eine Feder O wirkt, erhält die Klappe in der geschlossenen Stellung, bis der Hahn beim Zurückziehen der Abzugsstange vorgeht und nunmehr die Sicherung der Verschlussklappe gegenüber dem Rückwärtsdruck der Pulvergase übernimmt. Der Hahn empfängt die Einwirkung der Schlagfeder wie des Abzugs direkt, da er bei seiner tiefen Lage in der Mitte des Verschlussgehäuses angebracht werden konnte. Das hierdurch wesentlich vereinfachte Schloß wird Vertikulationsmittelschloß genannt. Durch die Verschlussklappe geht der Schlagbolzen, der Auszieher ist schieberartig in einer Rute des Patronenlagers eingelassen und folgt der Rückwärtsdrehung des Verschlusses; zum gänzlichen Entfernen der Patronenhülse bedarf es aber noch einer Nachhülse seitens des Schüßers. Verschlussklappe und Hahn drehen sich um feste, im Verschlussgehäuse lagernde Achsen. Das Remingtongewehr fand späterhin in Europa eine ausgedehnte Anwendung, z. B. in den skandinav. Staaten, in Spanien u. s. w. Die Zahl der Ladegriffe ist wie bei Peabody (drei). Das Bestreben, die dem gewöhnlichen Hinterlader eigene erhöhte Feuergeschwindigkeit nach zu heigern, führte zunächst bei den Nordamerikanern zu der Ausbildung der Magazinwaffe. Das älteste als kriegsbrauchbar erprobte System dieser Art, von Spencer, wurde bald nach Ausbruch des Bürgerkriegs bei einzelnen Truppenteilen der Unionarmee, namentlich bei Reiter und Jäger, in Gebrauch genommen und war gegen Ende des Krieges in 50–60 000 Exemplaren verteeilt.

In Fig. 10, 11 der Tafel I ist Spencers Revolverkarabine zur Darstellung gebracht. Im Kolben desselben ist eine Röhre angebracht, welche sieben Patronen aufzunehmen vermag. Eine Spiralfeder drückt dieselben mittels eines Stempels nach vorwärts gegen das Verschlussstück. Dieses wird zum Öffnen mittels eines Hebels nach abwärts bewegt, dann gleitet jedesmal die vorn befindliche Patrone auf dasselbe und wird beim Schließen in den Lauf befördert. Die sieben Schuß lassen sich auf diese Weise sehr rasch hintereinander abgeben. Die Waffe kann aber auch als gewöhnlicher Hinterlader gebraucht werden. Die Patrone ist in bestehender Textfigur 16 abgebildet. Die Hülse derselben ist aus Kupferblech geprägt und hat die Zündmasse in der hohlen Bodentrempel, die zugleich als Angriffsfäche des Ausziehers dient.



Fig. 16.

Mit der Erfindung der Vertikulationszündung erfuhr auch die Drehlinge, jetzt Drehtstolen oder Revolver genannt, eine wesentliche Fortbildung. Nachstehende Fig. 17 zeigt den betriebs in den vierziger Jahren entstandenen Revolver des nordamerik.



Fig. 17.

Obersten Colt. Eine rotierende Trommel oder Walze enthält sechs Kammern, welche Pulver und Geschos aufnehmen, jede derselben hat hinten ein Visier zum Auflegen des Zündhütchens. Durch einen besondern Mechanismus wird die Walze in Drehung versetzt, so daß sich die einzelnen Kammern nach und nach auf den vorn liegenden Lauf bedecken. Das Schloß hat einen Hahn, welcher zugleich dazu dient, den Drehmechanismus in Thätigkeit zu setzen. Der Coltsche Revolver wurde in England durch Adams Deane fortgebildet. Durch Lesaupeux fand die Metallpatrone auf die Revolver Anwendung. Die Nordamerikaner bedienten sich der Revolvereinrichtung auch bei Gewehren, wobei dieselbe indes ein zu großes Gewicht und eine übertriebene Komplikation bedingt, weshalb man dem Magazin-gewehr bald den Vorzug gab.

Wenn nun die Erfolge des Zündnadelgewehrs 1864 bei der geringen Bedeutung des Gegners und die Leistungen der Hinterlader der Nordamerikaner bei ihrem mehr vereinzelt aufgetreten einen recht energischen Anstoß zu einer Umwälzung im Waffensystem im Sinne der Hinterladung nach nicht hervorbringen vermocht hätten, so konnte sich den umfassenden Erfolgen gegenüber, welche die preuß. Infanterie im Kriege gegen Österreich und seine deutschen Verbündeten 1866 erzielte, auch der erprobteste Gegner des Hinterladers nicht mehr verschließen. Frankreich nahm, nicht ganz zwei Monate nach der Schlacht von Königgrätz, bereits ein Zündnadelgewehr kleinen Kalibers nach Chassepot (Chassepotgewehr) als Infanteriewaffe an.

Es sicherte sich damit eine (später im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 zur Geltung gekommene) ballistische Überlegenheit über das preuß. Zündnadelgewehr und zugleich eine vermehrte Schußgeschwindigkeit, nicht ohne vermög Beibehaltung der Papierpatrone wesentliche technische Schwächen in Kauf zu nehmen. Dem Beispiel Frankreichs folgten die andern Staaten, doch so, daß die verschiedensten Wege eingeschlagen wurden. Zunächst sicherte man den augenblicklichen Bedarf an Hinterladern durch Umänderung der gezogenen Vorderlader zur Hinterladung. Hierin verfuhr nur die glücklich, welche sich der Metallpatrone zuwandten, wie England, Holland, Dänemark, Portugal und Frankreich (letzteres behufs Bewaffnung der mobilen Nationalgarde) im System Snider, Österreich im System Wänzl, Belgien im System Albini-Brändlin, die Schweiz im System Milbant-Amsler. Weniger glücklich in ihrer Umänderung waren diejenigen Staaten, welche an der Papierpatrone festhielten, wie Italien (System Carcano), Rußland (System Carté), Bayern (System Rodewils). Rußland sah sich sogar genötigt, späterhin ein zweites Umänderungssystem nach Krnka (mit Metallpatrone) anzunehmen. Preußen und Norddeutschland versuchten eine Vervollkommnung des Zündnadelgewehrs durch Anbringung eines gasdichten Abschlußes am Gewehr und Verringerung des Geschossgewichts (Aptierung), womit eine Vergrößerung der Schußgeschwindigkeit und gesteigerte Tragweite im Gefolge war. Im J. 1870 angenommen, erlitt die Ausführung der Aptierung bald eine Unterbrechung durch den Deutsch-Französischen Krieg von 1870 und 1871, und wurde Deutschland so genötigt, den Kampf mit dem ballistischen dem Chassepotgewehr, namentlich in Bezug auf Tragweite, weit nachstehenden ursprünglichen Zündnadelgewehr, nicht ohne die erheblichsten blutigen Opfer auszufechten. Nach dem Kriege wurde die Aptierung (1872) wieder aufgenommen und bald vollendet, wennschon ein neues, auf der Höhe der Zeit stehendes System bereits Annahme gefunden hatte. Denn erstlich erforderte die Beschaffung des letztern einen Zeitraum mehrerer Jahre, und dann sicherte man sich in dem aptierten Gewehr für die nächste Zeit eine für Besatzungstruppen noch immer hinreichende Waffe. Das neue deutsche Infanteriegewehr, die Bezeichnung Modell 71 (M/71) führend, wurde, unter Benutzung der in wie ausländischen Privatindustrie, in so kurzer Zeit fertig gestellt, daß Ende 1875 die Ausrüstung der Feldarmee mit dieser Waffe beendet war.

Nach Feststellung des ersten Bedarfs durch Umändern der Vorderladegewehre in Hinterlader wurde allermärs der Frage eines neuen Modells näher getreten. Als fast durchgehende Charakterzüge finden sich hier: Kaliber von 11 mm mit 25 g Geschos; und 5 g Ladungsgewicht, Metallpatrone (Weißing oder Kupfer) mit Zentralzündung (selten Randzündung, Schweiz), Verminderung der Ladegriffe durch Einrichtung des Gewehrs als Selbstspanner (der besondere Griff zum Spannen ist mit den Bewegungen des Verschlusses verschmolzen) auf zwei Griffe (ungerechnet das Einlegen der Patrone), Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses von 450 m, Gewicht des Gewehrs 4 bis 4,5 kg, meistens Anwendung des Seitengewehrs als Bajonett statt des bisherigen permanent mit dem

Gewehr verbundenen Stichtbajonetts. Die Schußgeschwindigkeit erreicht 12—15 Schuß in der Minute, die Tragweite 16—1800 m. Die Verschiedenheiten der Gewehrssysteme liegen in der Einrichtung des Verschlusses und des Schloßes. In ersterer Hinsicht unterscheidet man wesentlich: Eglinde- und Klappenverschlüsse, in letzterer Schlagbolzenschlösser, die meist eine spiralförmige Triebfeder haben, und Hahnschlösser, welche dem Vertuffungsschloß nachgebildet, nur meist vereinfacht, die Wirkung des Hahns durch einen im Verschuß eingelegten Schlagstift auf die im Innern des Laufs liegende Zündung der Patrone übertragen. Dem Magazingewehr wandte man sich zunächst nur in der Schweiz durch Annahme des Systems Vetterli zu. Anderwärts hielt man die Vorteile dieser Einrichtung für nicht so entscheidend, um die Nachteile in Kauf zu nehmen, die namentlich in der gesteigerten Kompliziertheit des Mechanismus, dem höhern Preise, dem vermehrten Gewicht des Gewehrs (bei gefülltem Magazin), den häufigen Störungen im Gang des Mechanismus und der langsamern Bedienung beim Laden aus der Patronentasche bestanden, abgesehen davon, daß der mit dem gesteigerten Feuertempo verbundene Mehrverbrauch der Munition mit Rücksicht auf den gesicherten Munitionsersatz bedenklich erschien.

Der Zeitraum von 1866 bis 1872 kann als die Übergangsperiode betrachtet werden, innerhalb welcher die Bewaffnung mit Hinterladern an vielen Orten im Zustand des Provisoriums sich befand und die endgültige Feststellung und Beschaffung der neuen Modelle vorgenommen wurde. Von den oben erwähnten Umänderungssystemen haben auf der Tafel I diejenigen von Snider (Fig. 5) und von Wänzl (Fig. 6) Darstellung gefunden. Beide gehören, wie die oben beschriebenen Gewehre von Peabody und Remington, zur Klasse der Klappenverschlüsse mit Vertuffungsschloß. Bei dem österr. Umänderungssystem Wänzl (Fig. 6) liegt die Achse der Verschußklappe gleichfalls rechtwinklig zum Laufe, aber im vordern obern Teil derselben, sobald der Verschuß zum Öffnen vorwärts aufwärts, zum Schließen rückwärts abwärts gedreht wird. Ein mit der Ruß des Schloßes verknüppter Sperrbolzen tritt beim Abgehen des Hahns in eine Vertiefung der Klappe und sichert die Lage derselben gegenüber dem Rückwärtsbruch der Pulvergase. Ähnliche Achsenlage und Bewegungsart, nur mit anders konstruierter Sicherung zeigen die Umänderungssysteme von Belgien (Albini-Brändlin) und der Schweiz (Milibant-Amsler). Bei Snider (Fig. 5) liegt die Achse der Klappe parallel der Laufriichtung rechts seitwärts am Verschußgehäuse. Die Klappe dreht sich ähnlich dem Dedel einer Dose, weshalb man auch häufig von Dosenverschluß (à tabatière) spricht. Ähnlich, nur mit der Achse auf der linken Seite, ist die russ. Umänderung nach Krnka. Bei Snider ist es notwendig, zum Ausziehen der leeren Patronenhülsen die geöffnete Verschußklappe etwas zurückziehen und dem Gewehr zum gänzlichen Entfernen der ersten eine seitliche Drehung zu geben. Beim Laden muß die Patrone vollständig in das Patronenlager eingebracht werden, andernfalls ist es nicht möglich zu schließen. Bei Snider wie bei Wänzl wurde in der Hauptsache das bisherige Schloß beibehalten.

Das französische Zündnadelgewehr nach Chassepot, welches Tafel I, Fig. 3, 4 abgebildet

ist, hat im Gegensatz zur ursprünglichen Gestalt des preussischen eine Vorrichtung zum geschickten Abbruch des Laufs nach rückwärts, bestehend in dem Kaut-Gutring K, welcher vorwärts des Verschlusszylinders ober der Kammer B liegend, um den hohlen Schaft des Büffels P herumgreift. Eine an letztem festlich vorspringende Platte wird beim Schießen durch die Pulvergasen gegen den Ring gedrückt, der nicht nach rückwärts ausweichen kann, und dehnt diesen festlich so weit aus, daß er an die Wände der Bohrung des Laufs festdrückt anlehnt und den Austritt der Gase zwischen Ring und Lauf verhindert. Hiermit wurde es möglich, die Bewegung des Verschlusszylinders leichter und einfacher als bei Treppchen-Gewehr zu gestalten. Die Spannvorrichtung oder das Schließhorn A liegt außerhalb der Kammer und ist mit dem Schlagbolzen U der vorn der hiesigen kürzere und härtere Nadel N mittels der Kammer k aufnimmt, fest verbunden. Der Schlagbolzen geht durch die Kammer, die Nadel durch den hohlen Schaft des Büffels durch. In der Mitte der Kammer greift um den Schlagbolzen herum die Spiralfeder, welche durch die in die Kammer hinten eingegraubte Mutter m festgehalten wird. Behufs Spanns wird das Schließhorn A aus der abgedruckten Stellung, die in Fig. 6 zu Grunde liegt, so weit zurückgezogen, daß seine vordere Fläche hinter den auf der Abzugsfeder f angebrachten Stollen s tritt. Der Schlagbolzen nimmt dabei den vorderen Teil der Spiralfeder mit und spannt dieselbe beim folgenden Ausdrücken der Kammer U tritt der Anschlag der Vorrichtung L des Schließhorns gegen die hintere Fläche der Kammer, und bleibt so beim Zurückziehen der letzteren die gespannte Stellung des Schließhorns erhalten. Ist die Kammer wieder vorgeführt und umgelegt, so steht jener Anschlag vor einer entsprechend langen Rute der Kammer, in welche er wenn mittels des Abzugs d der Stollen s vor dem Schließhorn eingezogen wird und die Spiralfeder von Schlagbolzen und Nadel vorwärts, einzurücken vermag. Die gleichzeitige Vorwärtsbewegung des Schließhorns wird durch die Rolle R, welche auf der unteren Wand der Hülse B läuft, begünstigt. Die Nadel N geht in das Zündhütchen, welches im Boden der Patrone eingebracht ist. Der vordere Buchstabe L bezeichnet das hintere Ende des Laufs, welches mit der Hülse B verschraubt ist. Der Ladegriff h ist nach oben aus drei, wodurch die Bedienung gegenüber dem Treppchen-Gewehr wesentlich erleichtert ist. Die Patrone ist in der folgenden Figur 12 abgebildet.



Fig. 12.

schleunigt ist. Die Patrone ist in der folgenden Figur 12 abgebildet.

Das in Fig. 2 der Tafel I abgebildete Schloß des preuss. Zündmodellgewehrs zeigt die durch die Ausrüstung von 1873 angebrachte Einrichtung zum geschickten Abbruch des Laufs, welche derjenigen des Chasapow-Gewehrs in der Hauptfläche analog ist. Das Auf- und Zuklagen der Kammer ist damit weg. Fig. 14 im Text zeigt die Patrone mit dem erleichterten Ochs. Feuerzylinder und Anschlag der Waffe wurden durch die Ausrüstung nicht wesentlich geändert.

Die im 1867 zur Einführung gelangten neuen Modelle von Zündmodellern sind sämtlich für Metallpatronen konstruiert. Tafel I, Fig. 12—17 sind Konstruktions-Zeichnungen, 12. Aufl. VII.

die Gewehrsysteme von Bayern, England und Österreich, Ungarn dargestellt, welche alle drei den Klappenverschluss, und zwar den ersten den Fallblock, das dritte den Wellenverschluss haben. Das österreichische Infanteriegewehr nach Berndl, Fig. 16, 17, wurde bereits 1867 angenommen und 1873 in wenigen Einzelheiten der Konstruktion verbessert. Es gehört wie das oben abgehandelte Remingtongewehr zu den 8 mit drei Ladegriffen, indem das Spannen eine besondere Bewegung erfordert. Die Welle V, welche als Verschluss dient und zugleich den Schlagbolzen einzieht, ist um die Verschlussachse A, die ihr zugehörige, eine Kurbelbohrung des Verschlussgehäuses, andererseits in der Stoßplatte B hat, mit einem Griff h drehbar. In der größten Stellung V ist der nach unten gebogene Teil E der Welle oben und ist so das Innere der Patrone in den Lauf ermöglicht. Die beiden Stellungen der Welle (geöffnet und geschlossen) werden durch die Wirkung des Verschlussfederdrückers d mit der Verschlussfeder (festgehalten durch Schraube m) auf zwei entsprechende Abkantungungen der (bei M. 73) feststehenden Verschlussachse reguliert. Der Patronenheber ist ein Winkelhebel mit verstelltem Armen (in Fig. 16 ist keine Stelle, in Fig. 17 keine Welle P sichtbar). Der Hahn oder Hammer H unterliegt der Wirkung eines zweifachen Verschlussverriegelungsmechanismus (in Schloßplatte P, Schlagfeder mit Remington, eine Hammerfeder, drehbar um Schloßschraube N mit der Spannrute r, und einer Nadel vertritt die Rute, Stange mit Stangenfeder sf, Abzug b mit besonderem Glied d, am a drehbar, Abzugsbügel g).

Das bayr. und das engl. Infanteriegewehr zeigen gegen Berndl und Remington einen nicht unmerklichen Fortschritt dadurch, daß die Zahl der Ladegriffe auf zwei vermindert ist. Sie gehören zu den Schloßspannern, indem die Bewegung zum Spannen mit der des Verschlusses verschmolzen ist. Fig. 19 der Tafel I zeigt das bayr. Infanteriegewehr M. 70 nach Weidert im Übergangszustand in geschlossenem und gespanntem Stellung. Fig. 18 zeigt das Schloß aus dem Gewehr genommen. Der Fallblock A hat seine Verankerung in a und wird in der geschlossenen Stellung durch die Schloß C in Fig. 18, zugleich auch, solange nicht abgedrückt ist, durch einen Anschlag des Hahnes b gehalten. Die Verschlussfeder f und zugleich die Schlagfeder g sind gespannt. Die Spannung der letzteren wird durch den Abzug b erhalten (f in Fig. 18), auf welchem die Abzugsfeder b wirkt. Durch den Druck gegen die Abzugsfeder geht der Hahn ab und wirkt auf den Kopf i des Schlagbolzen (mit Reaktionsfeder k). Wird nun die Spitze der Spitze nach vorwärts gedrückt, so verliert der Fallblock auch sein Auflager aus dieser und die Verschlussfeder f schnell das hintere Ende des Fallblocks nach oben. Das vordere geht nach abwärts und wirkt auf den Hammerkopf, der Lauf wird hinten offen und es kann eine neue Patrone geladen werden, die vollständig in das Patronenlager eingebracht werden muß. L, bis K, gehören dem Schloßgehäuse an, dessen hintere Seitenplatte in Fig. 18 abgenommen ist. Das Schloßgehäuse wird vom Verschlussgehäuse abgenommen. Die Ladegriffe sind nach oben: 1) Vorderende der Spitze (zum Öffnen), 2) Zurückziehen des Hahnes (zum Spannen und Schließen). Im J. 1876 wurde

das Werbergewehr ungeachtet seiner zufriedenstellenden technischen Eigenschaften der Waffeneinheit im Deutschen Reiche zu Liebe aufgegeben.

Das englische Infanteriegewehr M/71, System Martini-Henry, zeigt Fig. 14 in geschlossenem und gleichzeitig gespanntem Zustande (die linke Wand des Verschlussgehäuses und Fallbloßs weggenommen gedacht). Fig. 15 zeigt den Längendurchschnitt des Gewehrs in geöffnetem Zustande. Der Fallbloß D ist hier gesenkt, die muschelförmige Patroneneinlage macht den Lauf gänzlich frei, die Achse a hat ihre Lager im Verschlussgehäuse A, in das der Lauf B verschraubt ist. Der Bügel E dient zur Bewegung des Fallbloßs und zugleich zum Spannen und dreht sich um eine Achse, deren Mitte F vierkantig ist. Auf dem Vierkant sitzt das Spannstück L. Zum Bewegen des Fallbloßs hat der Bügel zwei Arme. Beim Niedergehen des ersten wirkt das vordere Ende auf den winkelhobelartigen Auswerfer G. Gleichzeitig nimmt der Bügel das Spannstück L und damit den Schlagbolzen H zurück, in dessen hinteres geschlitztes Ende L eingreift. Die um den Schlagbolzen herumliegende Spiralfeder wird gespannt. Das Spannstück findet am Abzug M Anlehnung. Die Schraube K hält den Schlagbolzen im Fallbloß fest. Der Schraubenbolzen W verbindet den Kolben des geteilten Schaftes mit dem Verschlussgehäuse. Die Ladegriffe sind nach obigem: 1) Öffnen und zugleich Spannen; 2) Schließen.

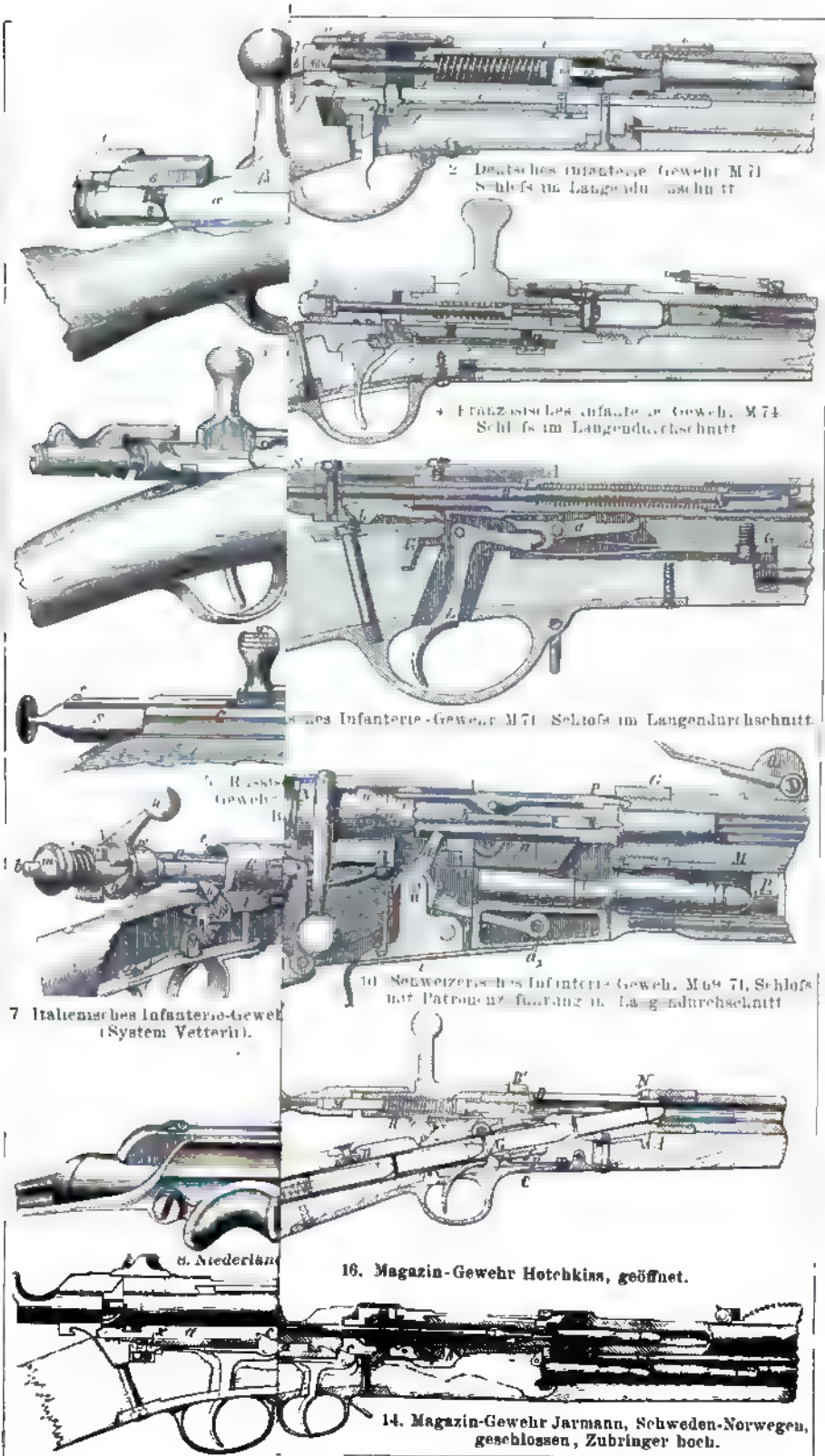
Die Mehrzahl der in den europ. Heeren zur Einführung gelangten neuen Konstruktionen einfacher Hinterlader gehören zur Klasse der Zylinderverschlüsse mit Schlagbolzenverschloß und können als eine weitere Fortbildung der Zündnadelgewehre mit denjenigen Modifikationen gelten, welche durch die Metallpatrone und das Streben nach Verminderung der Ladegriffe auf die Zahl 2 bedingt wurden. Dieselben haben auf Tafel: Handfeuerwaffen II, in Fig. 1—9 Darstellung gefunden. Unter denselben sind einander nahe verwandt: Das deutsche Infanteriegewehr M/71 nach Mauser (Fig. 1, 2), das französische M/74 nach Gras (Fig. 3, 4) und das niederländische M/71 nach Beaumont (Fig. 8, 9); wesentliche Abweichungen von den genannten zeigen: das russ. Infanteriegewehr M/71 nach Verdan (Fig. 5, 6) und das italienische M/70 nach Vetterli (Fig. 7).

Beim deutschen M/71 hat die Kammer a (Fig. 1) eine seitwärts vorspringende Leitschiene β , auf welcher sich ein mit einer Kugel endender Griff erhebt. An die Kammer schließt sich vorn der Verschlusskopf c (Fig. 2), über welchen die Leitschiene greift. Der Verschlusskopf trägt den Auszieher, welcher sich in einer in der Hülse i angebrachten Rute bewegt. Das Schloßchen (e, Fig. 2) hat gleichfalls eine Leitschiene (6) und einen Ansatz zum Spannen (8), an demselben ist zugleich die Sicherung a (Fig. 2) angebracht. Der Schlagbolzen b hat vorn die Spitze (15) mit Blatt (13), die Spiralfeder stützt sich mit ihrem hinteren Ende gegen den Boden g der Kammer, mit dem vordern gegen den Keller des Schlagbolzens. Letzterer endet hinten mit einem Gewinde, auf welchen die Schlagbolzenmutter d aufgeschraubt ist, durch welche die Verbindung zwischen Schlagbolzen, Kammer und Schloßchen bewirkt wird. In einer Verstärkung w der Hülse ist das Widerlager angebracht, welches das Zurückziehen der Kammer behufs Öffnens be-

grenzt, indem eine Scheibe mit Halteschraube m der Kammer hier anstoßen. Die Ladegriffe sind: 1) Aufdrehen und Zurückziehen der Kammer, wodurch zugleich die Spiralfeder gespannt und die Patronenhülse ausgezogen wird; es tritt die Stellung Fig. 1 ein; 2) Vorschieben und Zudrehen der Kammer, wodurch zugleich die in die Patroneneinlage der Hülse eingelegte Patrone in das Patronenlager eingeführt und die völlige Spannung der Spiralfeder bewirkt wird.

Das französische M/74, durch welches das technisch mangelhafte Chassepotgewehr (s. oben) ersetzt wurde, funktioniert ganz ähnlich. Der Auszieher befindet sich oberhalb am Verschlusskopf, letzterer greift über die Kammer und setzt die Leitschiene derselben fort. Von unten her tritt ein kleiner Vorstand in das Innere der Hülse, welcher das gängliche Auswerfen der Patrone vermittelt. Anstatt der Schlagbolzenmutter dient eine Kammer. Zum Sichern hat das Schloßchen eine Nutstulpe. Beim niederländischen Beaumontgewehr dient statt der Spiralfeder eine zweiarmlige im Griff der Kammer K eingelegte Schlagfeder F. Der Verschlusskopf V wird mittels einer Schraube von der Kammer mitgenommen. Das Schloßchen S ist mit dem Schlagbolzen B fest verschraubt. Der Auszieher E bewegt sich wie beim deutschen Gewehr in einer seitlichen Rute der Hülse H. Bei den genannten drei Systemen macht der Verschlusskopf nur die fortschreitende, nicht die drehende Bewegung der Kammer mit. Die Spannung geschieht auf gleiche Weise mittels Schraubenflächen der Kammer und des Schloßchens.

Beim russischen Verdan gewehr ist der Verschlusskopf durch eine Schraube mit der Kammer r, in fester Verbindung. Der Auszieher v liegt in einer Aushöhlung in der Leitschiene v der Kammer und wird durch eine Schraube r gehalten. Das Schloßchen S umfaßt die hintere Hälfte der Kammer und ist durch eine Schraube r mit dem Schlagbolzen in fester Verbindung. Das Zurückziehen der Kammer wird durch einen von unten her in die Hülse G hineinragenden Aufhalter begrenzt. Die Spannung erfolgt beim Vorschieben der Kammer, wobei das Schloßchen durch die hintere Spitze des Aufhalters festgehalten wird. Der Schlagbolzen bleibt dann ebenfalls stehen und die Spiralfeder wird durch die Kammer von hinten nach vorn zusammengepreßt (Fig. 8). Beim italienischen M/70 hat die Kammer V selber nur eine fortschreitende Bewegung, der Verschlusskopf fehlt. Um die Kammer greift die mit einem hebelartigen Griff h versehene Rute N, auf deren Außenfläche zwei Barren w vorspringen, welche beim Vorführen der Kammer durch die Eingänge o in die Hülse G eintreten und beim Umlegen des Hebels vor die geschlossenen Stellen der Hülse treten und so der Kammer Sicherung gegen den Rückwärtsbruch der Pulvergase gewähren. Um den hintern Teil der Kammer herum greift die Spiralfeder S, deren hinteres Ende sich an die auf der Kammer sitzende Mutter m lehnt. Der Schlagbolzen b hat zwei oben und unten vorspringende Flügel, welche in Verbindung mit den dreikantigen Ausschnitten O der Rute die Spannung vermitteln. Letztere erfolgt beim Aufdrehen der Rute. Der Auszieher p begrenzt durch Anstoßen an einen quer durch die Hülse gehenden Keil das Zurückziehen der Kammer. E ist die Patroneneinlage, die beim Nichtgebrauch durch die drehbare



2 Deutsches Infanterie-Gewehr M 71
Schloß im Längendurchschnitt

4 Französisches Infanterie-Gewehr M 74
Schloß im Längendurchschnitt

6 Russisches Infanterie-Gewehr M 71 Schloß im Längendurchschnitt

7 Italienisches Infanterie-Gewehr
(System Vetterli).

10 Schweizerisches Infanterie-Gewehr M 69 71, Schloß
mit Patronen-Führung im Längendurchschnitt

8. Niederländ.

16. Magazin-Gewehr Hotchkiss, geöffnet.

14. Magazin-Gewehr Jarmann, Schweden-Norwegen,
geschlossen, Zubringer hoch.

Schutzhülse H verschlossen werden kann; f Abzugsfeder, h Sicherung, l Haken am Verschlussgehäuse zur Verbindung mit der Schiene J des Kolbens. Das Funktionieren erfolgt in ähnlicher Weise wie beim deutschen M/71.

In Bezug auf die Einrichtung der Patronen hat man zu unterscheiden: Patronenhülsen aus Kupfer oder Zinnblei und solche aus Messing. Die messingenen Hülsen sind entweder aus einem Stück geprägt, oder die Seitenwände sind aus zusammengerolltem dünnen Blech gebildet und in einer besonderen Bodenlappe befestigt. Im letztern Falle spricht man von gerollten Hülsen. Die geprägten Messinghülsen sind jetzt am meisten verbreitet, in der Übergangsperiode wandte man vielfach geprägte Kupfer- oder gerollte Messinghülsen an, letztere kommen noch heute in England vor (Textfigur 28). Statt der Randzündung wird jetzt bei allen einfachen Hinterladern die Centralzündung angewandt. In einer glockenförmigen Vertiefung des Patronenbodens befindet sich ein Randhütchen. Der Boden der Vertiefung springt entweder zurück oder es wird ein besonderer Körper eingesetzt, um dem Stoß des Schlagbolzens gegenüber gewissermaßen als Amboss zu dienen. Zur Ermöglichung des Ausziehens hat die Hülse im ganzen flaschenförmige Gestalt und am Boden eine Krempe. Die Geschosse wiegen meist 24—25 g, die Ladungen 5 bis 5,25 g, nur England steht vereinzelt da mit 51,1 g Geschossgewicht und 5,2 g Ladungsgewicht. Österreich hatte anfänglich 20,4 beziehungsweise 4 g, die Niederlande 21,75 beziehungsweise 4,25 g. Ersteres ist seit 1877 zu 24 beziehungsweise 5, letztere sind zu 25 beziehungsweise 5,1 übergegangen. Statt des gewöhnlichen oder Weichbleies findet in neuester Zeit auch Hartblei (Legierung von Blei mit Zinn und Antimon) Verwendung. Letzteres setzt sich weniger an den Wänden des Laufs an, durchschlägt besser harte Gegenstände und springt nicht in den Wunden, läßt aber keine Fährung durch Stauchung, sondern nur durch Pression zu. Bezugs Verminderung der Verbleibung der Läufe sind die Geschosse der F. auf ihrem zylindrischen Teile gewöhnlich mit Papier umwickelt. (Vgl. auch Geschos.) Hinter den Geschossen sind zur besseren Abdichtung der Wase häufig Wachsstopfen eingelegt. In Bezug auf das zur

Die wesentlich gesteigerten Tragweiten der F. kleinen Kalibers nötigten zu Veränderungen in der Einrichtung der elevationsfähigen Visiön. Textfigur 24 zeigt das Visier des deutschen Gewehrs, welches aus Standvisier, kleiner Klappe und Schieberklappe besteht. Der über den Rahmen greifende Schieber gestattet, das Visier auf die doppelte Länge des Rahmens auszuziehen, wobei es auf 1600 m ausreicht. Das franz. Gewehr hat lediglich die Schieberklappe (Textfigur 25), die zum Gebrauch auf den kürzesten Entfernungen (2, beziehungsweise 300 m) nach vorn, beziehungsweise hinten niedergelappt, erst von 400 m ab in aufgerichteter Stellung verwendet wird. Das bisherige Quadrantenvisier des ital. Gewehrs (vgl. A

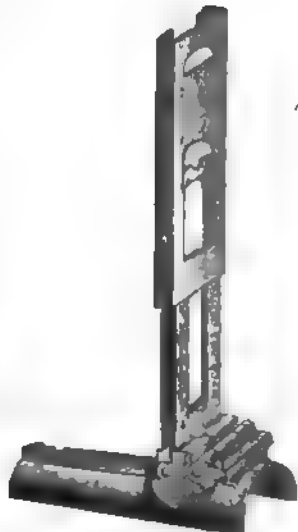


Fig. 24.

der Fig. 7 auf Tafel II und Textfigur 16) wurde so modifiziert, wie es in den Textfiguren 26, 27 dargestellt ist.

Von den beiden Konstruktionen von Magazinwaffen, mit welchen die Nordamerikaner vorgegangen waren, Spencer und Henry Winchester, fand nur das letztere, bei welchem die Magazinröhre unter dem Lauf lag, in Europa Beachtung und bildete den Ausgangspunkt für das 1869 in der Schweiz angenommene Magazinengewehr nach Vetterli (Tafel II, Fig. 10), welches in Verschluss- und Schloßkonstruktion mit dem oben beschriebenen ital. Gewehr M/70 übereinstimmt. Die Magazinröhre M für 11 Patronen bestimmt, liegt im Vorderstück unterhalb des Laufs. Man spricht in solchem Falle von Schaftmagazin im Gegensatz zum Kolbenmagazin, von denen ersteres länger sein und mehr Patronen aufnehmen kann als letzteres. Eine Spiralfeder mit dünnem Draht mit vielen Windungen wirkt auf das Hütchen p und schiebt dadurch die Patronen nach rückwärts bis zum Austritt aus dem Magazin, wo sie einzeln durch den schieberartig auf und ab beweglichen Zubringer Z aufgenommen werden, der sie hinter das Patronenlager bringt, in welches sie durch den vorgehenden Verschlusszylinder eingeführt werden. Die Schraube m hält die Magazinröhre im Schaft fest. Die hebende und senkende Bewegung des Zubringers besorgt ein Kniehebel mit seinem vordern längern Arm a₁, während der hintere kürzere a₂, der in eine Nutz n der Kammer



Fig. 25.

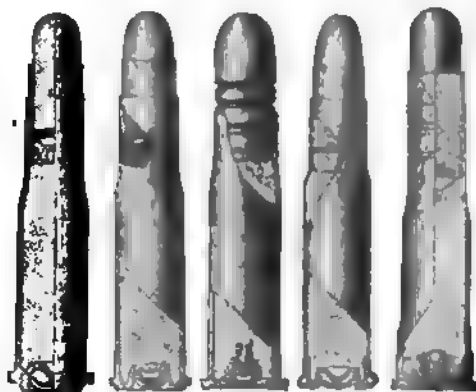


Fig. 19. Fig. 20. Fig. 21. Fig. 22. Fig. 23.

Verwendung kommende Schießpulver f, diesen Titel. Textfigur 19 zeigt die deutsche, 20 die franz., 21 die ital., 22 die russ., 23 die engl. Patrone.

greift, durch diese entsprechend zurück, beziehungsweise vorgestoßen wird. Der Antriebshebel hat in u seine Drehachse, welche in zwei auf dem Abzugsblech i sich erhebenden Nuten lagert; f, ist die Antriebsfeder. Das Gewehr ist auch als Einzellader brauchbar; g ist der Aufhalter beim Zurückziehen des Verschlusszylinders, i Abzugsstollen mit Feder f, Z Abzug, B Hinterkammer, Qv Visier, A Entladestock. Die Patrone hat Kupferhülse mit Randzündung (Textfigur 28), Gewicht des Geschosses 20,4 g, der Pulverladung 3,8 g. Der Mechanismus zur Repetition gilt als schwerfällig; beim Einzelladen geht der Zubringer gleichfalls mit und verursacht eine überflüssige Kraftanstrengung, sodaß die Leistungsfähigkeit alsdann hinter derjenigen der einfachen Hinterlader zurücksteht.



Fig. 24.



Fig. 27.

Der weiteren Verbreitung der Magazinengewehre stand außer den oben erwähnten Momenten auch der Umstand im Wege, daß es mit Rücksicht auf die Gefahr zufälliger Entzündung im Magazin nicht möglich erschien, die Patrone mit Centralzündung zu verwenden. Beim schweiz. Vetterli-gewehr war außerdem die Möglichkeit der Unterbringung einer größeren Zahl von Patronen im Magazin durch Verringerung des Geschossgewichts und der Ladung zu Gunsten geringerer Länge der Patronen, damit aber auf Kosten der ballistischen Wirkung erreicht worden. In Frankreich hatte man die Absicht, für die Marinemannschaften ein Magazin-gewehr anzunehmen; es galt dabei aber, die Patrone der Infanterie zu diesem Zwecke zu verwenden, was mit Beibehaltung der Centralzündung durch eine Änderung des Zündhütchens auch gelang.

Man konnte indes in dem im Vorderkammer liegenden Magazin nur 7 Patronen M/74 unterbringen. Das 1873 angenommene franz. Marinegewehr hat unter Beibehaltung der Verschluss- und Schloßeinrichtung des Infanteriegewehrs M/74 den Repetitionsmechanismus des L. I. Oberstleutnants Kropatschek erhalten, welcher auf Taf. II in Fig. 11, 12 abgebildet ist. Statt des sich in vertikaler Richtung bewegenden Zubringers von Vetterli wurde hier in dem Boden der Patroneneinlage ein Ausschnitt und in diesem eine um ihren hintern Teil drehbare Klappe angebracht, welche in Fig. 11 in der gesenkten, in Fig. 12 in der gehobenen Lage dargestellt ist. Die-

selbe wird nach ihrer Konstruktion auch Döfel genannt. Die Bewegung des Döfels wird durch die Kammer selbsttätig gemacht. Der Repetitionsmechanismus kann durch eine einfache Vorrichtung auch abgestellt werden. Es bleibt dann die Stellung des Döfels, welche Fig. 12 zeigt.

Auf ähnlichen Grundsätzen beruhen die Vorschläge von Bertoldo in Italien und von Kasper im Deutschen Reich zur Anbringung des Schafmagazins bei den bisherigen einfachen Hinterladern. Beide legen das Magazin unmittelbar in das Holz des Schaftes. Versuche sind an beiden Orten noch im Gange. Für die italienische Marine ist das Magazin-gewehr Bertoldo (mit 9 Patronen im Vorderkammer) definitiv angenommen. In Norwegen wurde für die Marine 1876 ein Magazin-gewehr

Krag-Beiterli angenommen, das den Fallblockverschluss und ein Magazin für 9 Patronen im Vorderkammer hat. Letztere werden, aus dem Magazin heraustretend, von dem gesenkten Fallblock aufgenommen, müssen aber, nachdem dieser durch eine Aufwärtsbewegung die Patrone direkt hinter das Patronenlager gebracht hat, mit der Hand in dieses eingeschoben werden. Die Bewegung des Blocks ist mit derjenigen des Hahns verschmolzen. Bei den weiteren Bestrebungen, für die gesamte Infanterie der vereinigten Königreiche Schweden-Norwegen ein geeignetes Magazin-gewehr aufzustellen, nahm man von dem System Krag Abstand und wählte eine Konstruktion des schwed. Ingenieurs

Jarman, welche Taf. II, Fig. 13, 14 abgebildet ist. Das Magazin-gewehr Jarman hat ein Kaliber von 10,15 mm und einen Zylinderverschluss mit Spiralfederverschluss. Das Magazin liegt im Vorderkammer, der Zubringer hat die lösselartige Einrichtung. Der Drehpunkt des Döfels A liegt im hintern Teile; ein an diesem befindlicher oberer Ansatz tritt in dem Augenblick, wo die Kammer mit dem Verschlusskopf in die zurückgezogene Stellung gelangt, unter eine Einlenkung des letztern, wodurch der Ansatz sich in dieser heben und einen Döfel abwärts drückende gabelartige Feder diesen in die in Fig. 18 dargestellte abwärts geneigte Lage bringen kann, in welcher er eine neue Patrone aus dem Magazin aufnimmt, während der Aufhalter k (mit Grenzschraube i) die bevorstehende Patrone im Magazin festhält. Bei dem folgenden Vorrücken der Kammer und des Verschlusskopfs tritt der Ansatz des Döfels aus der Einlenkung heraus, der hintere Teil des letztern wird niedergedrückt, der vordere dadurch gehoben, die vorgehende Kammer mit dem Verschlusskopf schiebt die Patrone in das Patronenlager, und es tritt die Stellung Fig. 14 ein. Mittels eines besonderen Hebels kann der Döfel völlig festgestellt werden und funktioniert das Gewehr dann als Einzellader. Der Verschluss und Schloßmechanismus hat große Analogie mit demjenigen des deutschen und franz. Gewehrs; nur ist der Verschlusskopf erheblich länger, die Kammer dagegen verkürzt. Ersterer nimmt die Spiralfeder völlig auf. Die Hülse hat zwei seitliche Ausschnitte, von denen der vordere als Patroneneinlage, der hintere zur



Fig. 28.

Aufnahme der Kammerleitschiene beim Umlagen des Werts dient. Der Anschlag zum Spannen befindet sich an der Kammer a ist die Rute in der unteren Hälfte der Hülse, in welcher sich der Spannantrieb des Schließers bewegt, c der Abzugsfederkollen, welcher auf der Abzugsfeder liegt, letztere ist durch die Schraube z an der Hülse befestigt. Der Schlagbolzen ist im Schließhaken verschraubt.

Der Amerikaner Hotchlich hat die Idee des Kolbenmagazins in zweifacher Weise auf ein Gewehr mit Cylinderverschluß übertragen, welches Fig. 16 in geöffneter Stellung zeigt. Das Magazin faßt 6 Patronen. Der Schloß ist geteilt, das Verschlußgehäuse, welches beide Teile in Verbindung setzt, ist durch die Klampe A mit dem Vorderstück, durch die Nolette B mit dem Kolben in Zusammenhang B und Nase C halten zugleich die Magazinröhre fest. Der Verschlußkopf tritt mit der Nase H in die Rost der Kammerleitschiene. Der Anschlag D an demselben tritt beim Vorschieben der Kammer in eine Rute N der Hülse, wodurch der Verschlußkopf verhindert wird, an der Drehung der Kammer teilzunehmen. Der Schlagbolzen ist im Schließhaken verschraubt und außerdem durch die Schraube M festgehalten. Die Magazinröhre wird von vornher geladen, die jedesmalige vordere Patrone schießt mit ihrer Krümpe an den Ausfaller G, der beim Abdrücken des Gewehrs abwärts geht und jene bis zur (geschlossenen) Kammer vorgehen läßt. Die Abzugsfeder E, bringt den Ausfaller später wieder in seine richtige Lage. Der Abzugstollen hat seinen Endpunkt in F, der Abzug selber ist gebogen, um an der Magazinröhre vorbeizukommen, der Hebel H hält bei geöffneter Kammer den Abzug fest. In der linken Seite des Verschlußgehäuses ist der Magazinwächter, durch welchen das Gewehr zum Einlegen umgestaltet wird.

Ein sehr einfacher und hinreichender Repetitionsmechanismus für ein Gewehr mit Schloßmagazin ist in neuester Zeit von Dreyse (I. d.) in Sommerda erfunden worden. Taf. 11, Fig. 17, 18 zeigt das Wesentliche der Einrichtung in beiden Stellungen des Zubringers D. Dreyse hat von der Idee des Kollens Abstand genommen und dem Zubringer wieder die senkrechte Auf- und Abwärtsbewegung gegeben. Derselbe vermittelt das scherenförmige Hebewerk mit dem Hebeln A und B, durch welches die Schraubenfeder E in hebräischem Sinne auf den Zubringer wirkt. Das Senken des letzteren bewirkt ein Tauschspiel in der linken Wand des Verschlußgehäuses, der selber wieder beim Vorschieben der Kammer vom Verschlußkopf in Bewegung gesetzt wird. Der Zubringer hat vorn eine Kippe I zum Festhalten der Patronen im Magazin bei gehobener Lage. Der Repetitionsmechanismus kann mit Leichtigkeit ausgedrückt werden; der Zubringer verbleibt dann in der Stellung Fig. 17 und das Gewehr fungiert als Einzelader. Die Einrichtung kann auf jedes Gewehr mit Cylinderverschluß angewandt werden.

Der bedeutende Kostenaufwand, welcher sowohl mit der Umdänderung der bisherigen Infanteriegewehre in eigentliche Magazinengewehre als mit der Beschaffung ganz neuer d. d. dieser Art verbunden ist, wie nicht minder der große Zeitraum, welchen die Herstellung solcher Waffen für größere Armeen beansprucht, haben der Idee der im Falle des Bedarfs am Gewehr abhängbaren Magazine Beschaffung verschafft, mittels welcher der gleiche Zweck

mit viel geringeren Mitteln erreicht werden kann. Nach dem Vorschlag eines preger Büchsenmachers Kalka wurde 1855 in der russ. Armee am gewöhnlichen Gewehr eine Einrichtung getroffen, um die aus laudertem Karton beherrschten Schachteln, in welchen die Patronen zu je 10 Stück untergebracht sind, an jenem der Patroneneinlage zunächst zu befestigen und so das Entnehmen der Patronen seitens des Schützen zu erleichtern. Das Gewehr erhält in dem Ende einen federnden Halter, in welchem die Patronenschachtel in wenigen Sekunden befestigt werden kann. Daraus sind die abhängbaren Magazine oder Schnellader (chargour rapide) hervorgegangen, wie sie unter andern durch Löwe in Berlin und durch Vitali in Italien hergestellt wurden, welche dieselben selbständige Einrichtungen, jedoch die Patronen ohne Nachhilfe seitens des Schützen, nur durch die Namierung des Verschlußes in die Patroneneinlage abzurufen.

Das Magazin von Vitali, dessen Querschnitt (inkl. des Laufs und Schafst) die Zeichnung 20 darstellt, besteht aus einem Stahlblechgehäuse, welches U-förmig gehalten ist und das Gewehr in der Gegend der Patroneneinlage unterhalb und seitwärts umschließt. Über der mit 1 bezeichneten Patrone liegt eine Klampe, über der Patrone 12 die (anfänglich ganz zusammengepreßte) Magazinfeder mit Dornen, welche die Patronen nach der Klampe zu beschleunigt. Letztere öffnet



Fig. 20.

sich beim Zurückziehen der Kammer so weit, daß jedesmal eine Patrone in die Patroneneinlage abzurufen kann, die übrigen aber im Magazin festgehalten werden. Am Gewehr sind einige nicht unbedeutende Abänderungen zum Ausfüllen des Schnelladers nötig. Derselbe muß nach Verbrauch des Inhalts behufs Fortsetzung der Magazinladung von neuem geladen, kann aber nicht, wie bei Kalka die Patronenschachtel, gegen ein gefülltes Exemplar ausgetauscht werden. Der Löwe'sche Schnellader ist dem von Vitali ganz analog. Versuche mit ersterem, welche 1860 am deutschen Heere stattgefunden, haben zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt.

In Nordamerika hat in neuester Zeit ein Gewehr mit Schnellader von Lee vielen Beifall gefunden. Der Mechanismus desselben ist Tafel II, Fig. 18 abgebildet. Das Gewehr selber hat Cylinderverschluß mit Spiralfederhaken. Im Kammerende befindet sich der Verschlußkopf, derselbe trägt den Auswerfer E (in der Figur punktiert) unmittelbar und zwar rechts, sein hinteres Ende wird durch den Haken H niedergehalten. Der Auswerfer nimmt an der Drehung der Kammer nicht teil. A ist die Kammerleitschiene. Das Schließhaken, mit welchem der Schlagbolzen in fester Verbindung steht, hat einen Anschlag mit schiefer Fläche, gegen welche beim Öffnen der Kammer eine Nase an letzterer zurückstehend und teilweise spannend wirkt, das vollständige Spannen erfolgt indes erst beim Vorschieben

der Kammer, ganz ähnlich wie beim russ. Verdan-Gewehr. Das Magazin ist eine Büchse von Blech, welche fünf Patronen in schräger Lage mit etwas gehobener Spitze aufnimmt, die durch eine Feder nach aufwärts gedrückt werden. Dasselbe ist vorwärts des Abzugsbügels von unten her in den Schaft des Gewehrs eingeschoben, so daß es mit dem obern Rande in einen Ausschnitt im Boden des Verschlußgehäuses eingreift. In dieser Lage wird es durch einen Hebel O, auf welchen eine Feder wirkt, festgehalten. Die seitlich im Magazin angebrachte Feder C (mit Knopf D zur Bewegung derselben) hält die Patronen im Magazin fest, aus welchem die jedesmal zu oberst befindliche Patrone durch die vorgehende Kammer in den Lauf geführt wird. Die Anbringung des Magazins im Gewehr erfordert nur drei Sekunden Zeit; der Schütze führt beifalls raschen Ersatzes mehrere Magazine gefüllt mit. Auf diese Weise ist man mit der Leeren-Einrichtung im Stande, die Magazinladung längere Zeit hindurch beizubehalten, wodurch sich solche vorteilhaft vor allen bisherigen Konstruktionen auszeichnet. Soll das Gewehr als Einzelschaber ohne Magazin gebraucht werden, so schließt eine federnde Platte den Hülfsausschnitt. Von sonstigen Schnellladern sind noch zu erwähnen: Jarmann, auf der rechten Seite das Gewehr unter 30° ansteigend für sechs Patronen; der Schnellader vom f. l. Lieutenant Ant Krnta für das Wendelgewehr bestimmt, desgleichen vom Erzherzog Johann von Österreich. Österreich-Ungarn hat sich im Prinzip bereits für den Schnellader und gegen das eigentliche Magazinengewehr entschieden. Der span. Kapitän Mata hat eine Kombination des Kolbenmagazins mit dem Schnellader erfunden. Der Österreicher Spitalitz benutzt die Revolvertrommel als Zubringer und zugleich als Magazin. Mannlicher, gleichfalls Österreicher, hat ein Kolbenmagazin konstruiert, welches aus vier um eine gemeinsame Achse drehbaren Magazinröhren besteht, wodurch die Anzahl der Patronen im Magazin auf 20 erhöht wird. In Nordamerika hat Tracub durch eine unterhalb am Verschlußkopf vorpringende Schaufel den besondern Zubringer, wie ihn sonst das Schaftmagazin erhielt, entbehrlich gemacht.

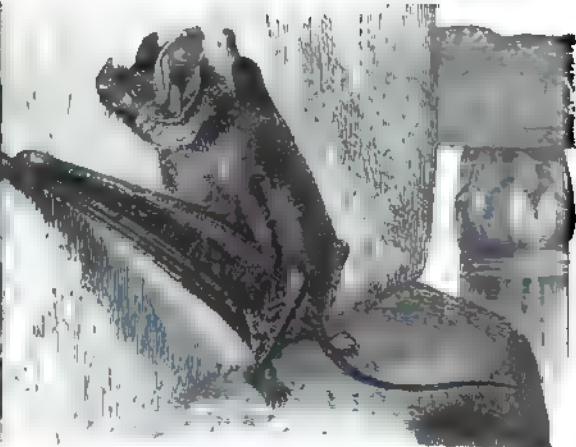
Ungeachtet der auf diesem Gebiete sich häufenden Erfindungen, hat es zur Zeit den Anschein, als ob die definitive Regelung der Frage eines Magazinengewehrs erst noch der Erledigung einer auf dem ballistischen Gebiet liegenden Verbesserung der H. harren müßte. Die ballistische Fortbildung der H. durch Verminderung des Kalibers scheint mit den Abmessungen von 11 und 10,5 mm noch nicht ihre praktisch zugängliche Grenze erreicht zu haben. Zwar glaubte man bisher, bei noch engerer Bohrung des Laufs würden die schon bei 11 mm genugsam hervortretenden Nachteile der geringen Widerstandsfähigkeit gegen seitliche Angriffe und des schwierigen Reinigens sich noch steigern und solche H. als nicht kriegsbrauchbar erscheinen lassen. Dennoch gewinnen Verbesserungsvorschläge in diesem Sinne bereits eine greifbare Gestalt. Bereits 1880 ist Serbien mit Annahme eines Kalibers von 10,15 mm vorangegangen. Beim serb. Mausergewehr beträgt das Gewicht des Geschosses 22,1 g, der Ladung 4,8 g; ersteres besteht aus Hartblei (93 Proz. Blei, 7 Proz. Zinn). Die Anfangsgeschwindigkeit beträgt 512 m, die Gestrecktheit der Bahn hat wesentlich zugenommen. Auch Schweden hat,

wie oben erwähnt, das 10,15 mm-Kaliber beim Jarmann-Magazinengewehr gewählt. Noch weiter gehen die Vorschläge des Schweizer Professors Hebler (1882), der das Kaliber des Vetterligewehrs durch ein eingesehtes Rohr auf 8,6 mm verringern will. Das Geschöß, gleichfalls aus Hartblei, soll 3,8 Kaliber Länge haben und erreicht dabei ein Gewicht von 18,2 g, die Ladung beträgt 4,5 g, die Anfangsgeschwindigkeit 500 m, die Belastung des Querschnittes 0,315 g auf den Quadratmillimeter. Der schweiz. Major Rubin hat die Verminderung des Kalibers sogar bis 8 und 7,5 mm ausgebeht. Das 8 mm-Geschöß von Hartblei ist galvanisch verkupfert, um das Verbleien des Laufs auszuschließen, und hat 4 Kaliber Länge, die Pulverladung ist 5,4 g schwer und komprimiert. Die Anfangsgeschwindigkeit beträgt 540 m, bei 7,5 mm sogar 565 m. Die schweiz. Bundesversammlung hat die Mittel bewilligt, die 1883 bereits aufgenommenen Versuche mit den Gewehren von Hebler und Rubin 1884 in größtem Maßstabe fortzusetzen. Versuche, welche 1883 bei der span. Schießschule in Toledo mit einem Heblergewehr von 8,7 mm Kaliber stattfanden, ergaben eine wesentliche ballistische Überlegenheit desselben über die bisherigen Gewehre. Für das Gewehr von 8 mm Kaliber hat Hebler eine Patrone konstruiert, welche bei 15,8 g Geschößgewicht und einer Ladung von 6,2 g, die aus einem komprimierten hohlen Pulverkörper besteht, Anfangsgeschwindigkeiten von 660 m ergeben soll.

Von neuern Revolvern haben auf Tafel I der deutsche Revolver M/79 in Fig. 18 und der österr. Armeerevolver M/77 (System Gasser) in Fig. 19 Darstellung gefunden. Bei dem erstern ist der Lauf L mit dem Mittelstück oder Gestell K verschraubt, in diesem lagert die Walze W mit 6 Patronenlagern (P) drehbar um die Achse Wa, r Rast für den Arretierhebel, n Achsmutterfutter, H Hahn mit Knäufel und Daumengriff, s Spitze, Pl Hahnplatte mit Umfahhebel, x Achse des Hahns, rr Hubkraft, sr Spannraft, S Schlagfeder, Ag Abzug mit s Schnabel, welcher in die Rasten des Hahns tritt, Af Abzugsfeder, A Arretierhebel mit Feder f, B Abzugsbügel, Sch Sicherheitswalze, Ss Schaft, R Ringhalter mit T Tragering. Die Fig. 18 zeigt die abgedrückte Stellung. Das folgende Zurückziehen des Hahns spannt die Schlagfeder, dreht die Walze mittels des Umfahhebels um so viel weiter, bis die Warze des Arretierhebels in die folgende Rast der Walze einspringt, wobei das folgende Patronenlager auf den Lauf sich deckt. Das Kaliber ist 10,8 mm, Gewicht der Waffe 1,3 kg. Die Patrone hat Messinghülle, Geschöß 17 g, Ladung 1,5 g. Beim österr. Armeerevolver kann das Spannen des Hahns durch direktes Anziehen desselben wegfallen und daselbe, wie die Bewegung des Drehmechanismus, durch Zurückziehen des Abzugs erfolgen. c Kopf der Zylinderachse, um welche die Walze sich dreht, n Laufschiene fest den Lauf oberhalb fort, Sperrklappe d verbindet die Laufschiene mit dem Gehäuse, Zapfen z stellt den Hahn fest, wenn der Revolver nicht gesperrt ist, k Korn, der Lauf ist mit dem Gestell durch ein Scharnier verbunden und wird zum Entfernen der leeren Hülfsen mittels des Patronenziehers und zum erneuten Laden niedergeklappt. Die Walze hat sechs Patronenlager, in die Verlenkungen i tritt der Arretierhebel des Abzugs. Die Abgabe der Schüsse erfolgt ohne auf dem Anschlag zu gehen. Die Fig. 19 zeigt den



1. Mopsfledermaus



3. Graue Klappnase (*Rhinopoma microphyllum*).



2. Vampyr



6. Gemeine Fledermaus (*Vespertilio murina*).



7. Frühfliegende



9. Große Hufeisennase (*Rhinolophus ferrum equinum*).

Artenloos in der höchsten Stellung. Das Halbes
des Knufs in 11 mm Gewicht der Masse 1 mg.
Die Ventrone hat 10 mm Durchmesser.
Zubung 1 g. 10 mm. 10 mm. 10 mm. 10 mm.
Sind die Stämme 10 mm. 10 mm. 10 mm. 10 mm.
Sphären 10 mm. 10 mm. 10 mm. 10 mm.
und 10 mm. 10 mm. 10 mm. 10 mm.
Denemart und im Monographischen System
Smith-Wellen in England.

Aber die Anwendung von Sprengstoffstoffen bei H. I. unter Granate. Die Anwendung der Elektricität zur Zündung der Pulverladung hat zu sog. elektrischen Gewehren geführt, die sich bis jetzt aber auf Jagdgewehre (s. d.) beschränken.

Litteratur. Schön, «Geschichte der S. » (Dresd. 1806). Götz, Rittow, «Die Kriegsgeschützmaschinen» (2 Bde. Berl. 1857 — 64) und «Die neuern gezogenen Infanteriegewehre» (Darmst. 1862), W. von Bönning, «Neue Studien über die gezogenen Feuerwaffe der Infanterie» (3 Bde. u. Supplement [-Des Zündnadelgewehr.] Darmst. 1861—67) und «Neue Hinterladengewehre» (Darmst. 1867), Wegmann, «Die deutsche Gewehrtrage» (Darmst. 1871), «Die modernen Ordnungsvorrichtungen der Infanterie» (3 Bde., Erg. u. Berl. 1872—78) und «Das franz. Marinegewehr M. 78» (Berl. 1879), Mattenbrunn, «Die Röhrladungsgewehre» (2 Aufl., 6 Hefte, Darmst. 1871—76), Dentsch, «Beitrag der S. » (Erg. u. Berl. 1874) und «Die Entwicklungsgeschichte und Konstruktion sämtlicher Hinterladungsgewehre» (Erg. u. Berl. 1874), Schmidt, «Die S. » ihre Entstehung und technisch-bisherige Entwicklung bis zur Gegenwart» (Wiesl. 1875), «Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen» (Breslau vom Germanischen Museum, 4 Bde., Erg. 1873—77), «Die Reptiergewehre. Ihre Geschichte, Entwicklung, Einrichtung und Leistungsfähigkeit» (Darmst. 1883), «Jäger, «Das Infanteriegewehr. Eine technisch-ballschische Studie» (Pomm. 1883), Schott, «Grundriss der Waffentechnik» (3 Aufl., Darmst. 1876), Zankmaier, «Waffenkunde für die k. k. Militärakademien und k. k. Kadettenschulen» (4 Hef. «Handfeuerwaffen», Wien 1875), von Neumann, «Entwürfe für den Unterricht in der Waffenlehre an den k. k. Kriegsschulen» (3 Aufl. Berl. 1883), R. Johns, «Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens» (Erg. 1880), «Die k. k. Gewehrtrage in Treiden» (Dresd. 1878), «Nervos d'artillerie» (Jahrg. 1883).

Oonoflagellier oder **Chiroptiren** (**Chiroptera**), eine Ordnung der Säugethiere, welche meistens die Vorderfüße (f. d.) und das Hinterbein (f. d.) umfaßt. Die f. zeigen, vermöge ihrer Flugkraft, eine weit größere Verbreitung als alle übrigen Säugethiere: sie sind die einzigen nicht vom Menschen eingeführten Säugethiere Neuseelands und mit Ausnahme der Beuteltiere auch Australiens überhaupt. Tropen sind indessen manche Familien in ihrem Vorkommen beschränkt, so finden sich Blattnasen (**Phyllostomata**), nur in Südamerika, wo aber, ebenso wie in Nordamerika, fliegende Hunde (**Muroptidae**) und Felsen- nasen (**Rhinolophidae**) vollkommen fehlen. Die fliegenden Hunde bewohnen die Tropen der Alten Welt und der austral. Region, während die echten Fledermäuse (**Vesperugoidea**) vollständig kosmopolitisch sind, nach Norden sowohl in der Alten als in der Neuen Welt bis an den Polarkreis, nördlich sogar über den Himalaya vorkom-

men und auf den Vermuthen, Kernen, Früchten, Insekten, Aufseeland und Sandwichsinseln nicht selten. Manche Aidermannia-Weibchen ähnlich wie die Zugvögel, im Herbst 100- und im Frühjahr nordwärts zu wandern. Merkwürdig, noch nicht ganz aufgeklärte Beobachtungen deuten die Fortpflanzung bei den einem Winterschlaf unterworfenen Formen: die Weibchen werden im Herbst begattet und bringen im folgenden Sommer ein einziges, relativ sehr großes Junges zur Welt, es sind mithin für so kleine Thiere eine lange Zeit trügend oder richtiger schonbar trügend, da nämlich mit der Befruchtung auch nicht die Befruchtung antistündet. Der männliche Same bleibt vielmehr im weiblichen Körper bis zum kommenden Frühling lebenskräftig, und dann tritt erst die Befruchtung ein. Die Jungen werden erst im nächsten Jahr fortpflanzungsfähig.

Die Tafel Pandfögliger bringt noch Abbildungen einiger in den Artikeln Fledermaus und Fledermause nicht erwähnten Arten, nämlich: Fig. 2 der langflügelige Fledermaus (*Miniopterus Schreibersii*), eine echte Vespertilionide Schwärmer und Noctuidine, Fig. 3 der graue Klappose (*Rhinopoma microphyllum*) aus Ägypten, zur Familie der Noctuiden gehörig und ausgezeichnet durch einen langen, nicht von einem leuchtigen Hautsaum (sog. Schwelthaar) eingefassten Schwanz, und Fig. 4 den Vampyr (*Phyllostoma spectrum*), wothin i unter Vampyr.

Sandförmig als hom. Bezeichnung ist gleichbedeutend mit Gefingert (f d.).

Sandfriede, ein durch Handschlag besiegeltes Friedensversprechen, wodurch zwei streitende Parteien auf weiteren Streit und Fehde verzichteten.

Donaghy, J. M. R. R.

Handgeißelbait, auch *cantho juratoria*, s. d. **Handgeißelung**, oder, da es jetzt meistens nur **Handgeißelung** geheißen wird, *stipulatio cannae* genannt, geschieht unter der Sicherstellung, gegen welche ein Angekluldigter der Untersuchungsbait ausstellen werden kann. Die gemeinrechtliche Praxis und unsere deutsche Praxis lassen es überall zu, wo der gute Ruf des Angekludigten das Vertrauen bedingt, daß er sich ohne Vorwissen des Untersuchungsrichters nicht aus dessen Bezirk entfernen und jederzeit zur Anforderung wieder vor Gericht erscheinen werde. Es kommt natürlich nur bei leichten Klagen vor, welche nicht geeignet seiheten, die Treue des Angekludigten gegen sein gegebenes Wort mit dem Selbsthaltungsbetriffe in Collision zu bringen. Durch den \S zieht eine Erhöhung der sonst zu verurtheilenden Strafe oder, falls im übrigen Frei- sprechung erfolgt, eine selbständige kürzere Frei- heitstrafe nach sich. Die neue Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich brant es nicht. Sie bestimmt zwar im \S 117, daß ein Angekluldigter, dessen Verhaftung lediglich wegen des Verdachts der **Flucht** angedroht ist gegen Sicherheitsleistung mit der Untersuchungsbait verhaftet werden könne, läßt aber nur eine Sicherheitsleistung durch Hinter- legung in barer **Geld** oder durch **Handbestellung** oder mittels **Bürgschaft** geeigneter Personen zu. — Nach mehreren schwer. Verurtheilungen begnügt man sich an Stelle förmlicher Urtheilsfindungen stattd. mit dem einfachen **Handgeißelbait**.

Hauptgemal die im alten deutschen Gebrauch das
Freie, mit einem wehrhaften Muthsich vertheilte
Grundbesitz eines Volkes, welches als Haupt-

und Stammgut des Geschlechts ungeteilt auf den Ältesten von der Schwerterseite vererbt.

Handgemenge, in der Militärsprache der Kampf Mann gegen Mann mit der blanken Waffe. Bis zur Benützung des Schießpulvers für Kriegszwecke die einzige Form des Kampfes, hat dieselbe mit der Verbesserung der Feuerwaffen nach und nach an Bedeutung verloren, so daß jetzt nur noch bei dem Kampf von Kavallerie gegen Kavallerie ein H. eintritt, während die überwältigende Feuerwirkung der Infanterie gegenwärtig ein solches für das Fußvolk zur seltenen Ausnahme gemacht hat.

Handgranaten sind kleine Hohlkugeln, mit Sprengladung und langsam brennendem Zünder versehen, welche mit der Hand auf den Feind geschleudert werden. Solche kommen bereits um 1500 vor. (S. Gesch., Bd. VII, S. 877.) Im 17. Jahrh. hatte man eine zum Werfen von H. bestimmte Gattung des Fußvolks, die Grenadiere (s. d.), welche späterhin mehr eine Elite-Infanterie vorstellten. Im Festungskriege spielten die H. bis in die neuere Zeit eine gewisse Rolle, indem man dieselben benutzte, um die der Plankierung vom Walle aus entzogenen Teile des Grabens unter Feuer zu nehmen. Gegenwärtig sind die H. nirgends mehr in Gebrauch.

Handhafter Diebstahl, ein Diebstahl, bei welchem der Dieb auf frischer That ertappt wird.

Handicap (engl., abgeleitet von hand i' the cap, „Hand in die Mütze“, Bezeichnung für ein in Irland bei Wettrennen und ähnlichen Anlässen übliches Laufhinderfahren, bei welchem verschiedenwertige Gegenstände durch eine von einer unparteiischen dritten Person, dem sog. Handicapper, festzusetzende und von dem Besitzer des minderwertigen Kaufgegenstandes zu zahlende Summe ausgeglichen werden) heißt eine eigentümliche Art des Gewichtrennens, an dem Pferde jeden Alters und jeder Fähigkeit teilnehmen, bei welchem aber die Pferde durch Gewichtsteilungen des Handicappers (welcher das von jedem einzelnen Pferde zu tragende Gewicht festsetzt) nach Fähigkeiten und bisherigen Leistungen so beschwert werden, daß alle Pferde gleiche Chancen des Siegs haben. (Vgl. Wettrennen.)

Handfurchel, s. unter Rurzel.

Handfuß, s. unter Raffen.

Handlehn nennt man ein frei und ohne Beschränkung gegebenes Lehn, oder auch ein unbedingtes Lehn oder ein unmittelbar vom Lehnsherrn empfangenes Lehn.

Handler (Paul), Historienmaler, geb. 16. März 1833 zu Altenweddingen bei Magdeburg, lernte an den Kunstschulen in Berlin und Düsseldorf und kam 1858 zu Julius Schnorr nach Dresden, dessen Stil ihn zu ähnlichem Streben angeregt hatte. In Schnorrs Atelier bis 1858 tätig, unternahm er sodann Studienreisen nach Rom und Paris, verweilte hierauf von neuem in Düsseldorf und lehrte 1860 nach Dresden zurück, wo er anfangs für kirchliche Zwecke in monumentalem Stile zu schaffen. Im J. 1867 wandte er sich nach Berlin, wurde dafelbst Lehrer an der Akademie und 1883 Professor. Als Historienmaler auf dem religiösen Gebiete ist H. vielseitig tätig, besonders für Altarbilder, Kartons für Glasgemälde und Wanddecoration. Von der großen Zahl seiner Werke seien hervorgehoben: die Entwürfe der Glasfenster für das Mausoleum des Prinz-Gemahls von England in Windsor

Castle (1866), kreuztragender Heiland, Altarblatt für die Garnisonkirche in Posen (1867), die Schiffsahrt des heil. Paulus, Ölgemälde im Privatbesitz zu Braunschweig (1868), Ecce homo für den Verein für christl. Kunst in Berlin (1872), Christus mit Petrus auf dem Meere, für eine Kirche zu Kolberg (1876), Wandgemälde für das Gymnasium in Magdeburg: Paulus predigt den Athenern, und die Verbrennung der päpstlichen Bulle zu Wittenberg (1881—88). Auch das realistische Genre und die Illustration hat er gepflegt, ein Schlachtenbild, der Sieg bei Mödern, entstand 1864.

Handlohn (Erschlag, Lehnware, landonium) nennt man die Abgabe, die der neue Erwerber, namentlich der Käufer, oft auch der Erbe eines Bauerguts an den Gutsherrn bezahlen mußte zur Anerkennung dessen Gutsherrschaft. Der H. bestand regelmäßig in gewissen Prozenten des Gutswertes. Jetzt ist der H. meistens abgelöst.

Handlung im philosophischen Sinne ist ein engerer Begriff als der der Thätigkeit. Denn thätig sein heißt überhaupt Ursache einer Wirkung sein; in diesem Sinne spricht man von der Thätigkeit einer Maschine, von Thätigkeit der Naturkräfte u. s. w. Handeln dagegen heißt nur thätig sein mit Bewußtsein, und der Begriff der H. ist daher auf das Gebiet des geistigen Lebens beschränkt. Deshalb ist das Handeln immer der Ausdruck des bewußten Willens. In dem Zusammenhange des Handelns mit dem bewußten Willen liegt der Grund, daß H. nicht immer in äußerlich erkennbaren Veränderungen sich kundzugeben brauchen. Jede absichtliche Überlegung ist schon ein inneres Handeln; jedes äußere Handeln setzt folglich ein inneres voraus. Die Vorstellung des Zwecks, welcher jemand bei seinen H. leitet, heißt der Bestimmungs- oder Beweggrund (Motiv). Wo mehrere entgegengesetzte Motive in dem Innern des Menschen zugleich wirksam sind, entsteht der innere Kampf; der Sieg eines Motivs über die andern ist der Entschluß. Werden nun die Zwecke, deren Vorstellung als Motiv das Wollen und Handeln bestimmt, einer Beurteilung ihres absoluten Werths unterworfen, so entsteht die Frage nach dem sittlichen Werte der H., wobei die H. nie als bloße äußere Erscheinung, sondern immer lebendig als Ausdruck des Willens in Betracht kommt.

Handlung im juristischen Sinne heißt die Bestimmung des Willens, insofern sie entweder auf das Hervorbringen eines Erfolgs (Thätigkeit, positives Handeln, factum commissionis) oder auf ein Unterlassen (Unthätigkeit, negatives Handeln, factum omissionis) gerichtet ist. Von der Freiheit oder Unfreiheit des Willens, sowie von der Absichtlichkeit oder Vorsatzlosigkeit der H. hängt die Beurteilung der Zurechnungsfähigkeit, der Grade der Zurechnung und daher der Strafbarkeit, überhaupt des rechtlichen Erfolgs einer H. ab. Die wichtigsten juristischen H. sind die Rechtsgeschäfte und die Delikte (Verbrechen, Vergehen und Übertretungen).

In der Poesie und in der Kunst kommen H. entweder in erzählender oder dramatischer Form zur Darstellung, wie im Epos, Roman und Drama. Um den Stoff eines Kunstwerks abgeben zu können, muß die H. Einheit haben, d. h. alle ihre Veränderungen müssen aus einem gewissen Anfangspunkte bis zu einem gewissen Ziele in steter und deutlicher Folge entwickelt sein; sie muß wahr sein, d. h. mit den Gesetzen des Denkens und der

Natur der dargestellten Wesen übereinstimmen, und endlich ein geistiges, Ästhetisches und ästhetisches Interesse haben, d. h. dem Verstande, dem sittlichen Gefühl und dem Kunstsinne genügen. Außer der Haupthandlung sind noch Neben- und Zwischenhandlungen zulässig, sog. Episoden, die aber als organische Teile des Ganzen mitbewegend und fortbildend in die Dichtung eingreifen müssen, weil sie sonst nur störend und verwirrend wirken und die Aufmerksamkeit auf Untergeordnetes ablenken würden. (S. Drama und Epös.) In den bildenden Künsten erklärt die H. als Begriff einer fortwährenden Bewegung zu der Ruhe eines äußerlich festgehaltenen Moments einer H., der aber deshalb den charakteristischen Moment der H., woraus dieselbe in ihrer Gesamtheit erkannt werden kann, zur Darstellung bringen soll.

Handlungsbevollmächtigter, s. unter Handlungsdiener.

Handlungsdiener, s. Handlungsdiener.

Handlungsdiener sind ansehnliche Gehilfen des Kaufmanns in dessen Gewerbebetriebe. Zu ihnen gehören also nicht die selbständigen Gehilfen, wie Makler, Kommissionäre, Speditoren, welche meistens selbst Kaufleute sind, auch diejenigen Personen, welche lediglich Geschändewesen, nicht kaufmännische Dienste verrichten, pflegt man nicht zu den H. zu rechnen. Die H. zerfallen zunächst in Commis (H. im engeren Sinne) und Lehrlinge, je nachdem sie das kaufmännische Gewerbe bereits gelernt haben oder erst lernen sollen, solche Lehrlinge, welche (meist schon in etwas regerem Alter) nur in einem ledernen Dienstverhältnisse zum Kaufmann stehen, nennt man Botsotäre. Viel wichtiger in rechtlicher Beziehung als diese Unterteilung der H. ist diejenige in Handlungsgehilfen und Handlungsbevollmächtigte, welche nicht ihrer Rangstellung oder ihren Kenntnissen, sondern lediglich ihrer Thätigkeit entnommen ist. Handlungsgehilfen sind nämlich diejenigen H., welche nur zu thätlichen, nicht juristischen Dienstleistungen bestimmt sind (z. B. Buchhalter, Korrespondenten, Magazinsdiener u. s. w.), während die Handlungsbevollmächtigten, wie schon ihr Name besagt, Vollmacht haben, d. h. die Befugnis und die Fähigkeit, Rechtsgeschäfte im Namen des Kaufmanns abzuschließen, also zu kaufen, zu verkaufen, zu zahlen, einzulösen u. s. w. (z. B. der Kassierer, der Ladenverkäufer, der Handlungsreisende). Diese Vollmacht kann sich auf den ganzen Gewerbebetrieb erstrecken (der sog. Dispone nt) oder nur auf einen bestimmten Kreis von Geschäften oder auch nur auf einzelne Geschäfte; in jedem Falle hat der Bevollmächtigte die geistliche Fähigkeit, alle Rechtshandlungen vorzunehmen, welche betriebsartige Geschäfte (zu denen er bestellt ist) gewöhnlich mit sich bringen, für alles, was über diese Grenze hinausgeht, bedarf er einer Spezialvollmacht seines Kaufmanns. Jedoch ist diese gesetzliche Vollmacht noch insofern eine eingeschränkte, als zum Eingehen von Wechselverbindlichkeiten, zur Aufnahme von Darlehen und Prozeßführung stets eine solche Spezialvollmacht nötig ist. (Handelsrechtsgesetz, Art. 47.) In dieser Hinsicht nimmt aber eine völlige Sonderstellung derjenige Handlungsbevollmächtigte ein, welcher Procura hat, der sog. Procurist (s. d.). Das Verhältnis des Kaufmanns zu seinen H. beruht auf einem Dienstvertrag, den man bei den Commis wohl als „Engagement“, bei den Lehrlingen als „Lehrvertrag“ bezeichnet;

der Kaufmann steht im Verhältnis zu dem H. der „Principals“ (so auch technisch im Handelsgesetzbuch). Rein H. darf ohne Einwilligung des Principals für eigene oder fremde Rechnung Handelsgeschäfte machen (Handelsrechtsgesetz, Art. 59), braucht aber im übrigen keine Zeit und Kraft nur in dem ausbedungenen oder ortsgerechten Umfang, eventuell durch Sachverständige festzustellenden Umfang seinem Principals zu widmen. In der nämlichen Weise sind die Handlungsdiener des letzteren behalt, Verköstigung, Unterhalt u. s. w. (Handelsrechtsgesetz, Art. 57.) Das Dienstverhältnis kann nur nicht anderes bedingung nicht von oder Seite mit Ablauf eines jeden Monats kündigen, nach vorgängiger sechsmonatlicher Kündigungsfrist, und zwar werden, was jedoch auf die ihm naturgemäß keine Anwendung findet, und doch nicht nach Art. 61, doch kann auch auf demselben Wege ein Wechsel zwischen den Handlungsdienern des Kaufmanns eintreten; die Kündigung der H. ist, ist der Gründe bleibt dem Kaufmann das Recht, die H. zu kündigen (Handelsrechtsgesetz, Art. 62). Bei jeder Seite die Art. 63, 64 des Handelsrechtsgesetzes, 3. d. thätliche H. Handlung, mehrere (H. Handlung, mehrere des Principals, Unterhalt und sonstigen Umständen, ansehnlicher Lebenswandel, u. s. w.)

Handlungsgehilfe, s. Handlungsdiener.

Handlungsechtheit, s. Handlungsdiener.

Handlungsreisender, s. Handelsreisender.

Handmagazin, s. Magazin, Magazin.

Handmühle, s. unter Mühle.

Hand muß Hand wahren ist ein deutsches Rechtsprinzip, welches bedeutet, daß jemand, der seine Sache einem anderen übergeben, also seinen Willen, sie zu behalten, hat, z. B. bei der Kaut, diese Sache nicht von jedem dritten zurückfordern kann, sondern nur von demjenigen, dem er sie übergeben hat. Eine gegen seinen Willen verlorene Sache konnte man von jedem Befizier zurückfordern. Das deutsche Recht unterscheidet sich darin vom römischen, welches dem Eigentümer die vindictation gegen jeden Befizier einräumt. Neuere Gesetzgeber haben den deutschrechtlichen Grundsatz aufgenommen, namentlich um den rechtlichen Verkehr von kaufmännischen Waren zu schützen, z. B. das Deutsche Handelsgesetzbuch, Art. 306.

Handpapier, s. unter Vötenpapier (s. d.).

Handpauke, s. Tamburin.

Handpferd heißt bei der paarweisen Anspannung das zur Rechten gehende Pferd eines Paars, namentlich wenn vom Sattel und gefahren wird, wobei der Fahrer auf dem zur Linken gehenden oder Sattelpferde sitzt und das H. mit dem Handzügel und der Peitsche oder Gerte regiert. Bei ungleicher Größe der Pferde eines Paars geht das größere der beiden als H. (S. 602).

Handpresse, s. u. Buchdruckerkunst, Bd. 117.

Handrad, in der Maschinentechnik ein als Ersatz der Handkurbel dienender radförmiger Maschinenteil, der meist zur Anspannung, resp. Umkehrung von Schrauben mittels Hand benutzt wird.

Handrad nennt man auch die vor der Einführung der Maschinenspinnerei gebräuchliche Art des Spinnrads für Wolle und Baumwolle, bei welcher das Rad durch Drehen einer Handkurbel in Bewegung gesetzt wurde.

Handrads, s. Handrads.

Handschar (auch Kandschar) heißt eine messerartige Waffe der Orientalen, deren schwere Klinge

mehr für den Hieb als für den Stich beſtimmt iſt. Die Schneide iſt meißtens nach innen gekrümmt und die Spitze etwas nach innen gebogen, wodurch die Waſſe noch geeigneter zum Schneiden wird. Mit dem H. werden nicht allein Köpfe abgeſchnitten, ſondern auch die übrigen, bei der Kriegsführung der Orientalen üblichen Verſtümmelungen an Gefangenen und den Leichen gefallener Feinde verübt.

Handſcheidung, in der Aufbereitung (ſ. d.) die einfachſte Art der Erſeparation, durch Zerſchlagen der vom Bergmann gewonnenen Mineralien mit Handhämmern und Sortieren des haltigen vom tauben Geſtein ohne Zuhiſſenahme von Maſchinen.

Handſchlag, das Einſchlagen der Hand bei Leiſtung eines Verſprechens. Im ältern deutſchen Recht war ein Vertrag nur bindend, wenn ein Symbol überreicht oder doch die Hand gereicht war. (Vgl. Anbelage.) Im neuern Recht entſteht ein verbindlicher Vertrag bereits durch mündliche Willenserklärung, und der hinzukommende H. hat eine rechtliche Bedeutung nicht mehr.

Handſchrift (chirographum) heißt im jurift. Sinne eine ſchriftlich abgegebene Erklärung, wie z. B. ein Schuldbekenntniß. (S. Urkunde.)

Handſchriften, ſ. Autographen und Manuſcript.

Handſchriftendichtung, ſ. Chirogrammatomantie und Graphologie.

Handſchuchſheim, Dorf im bad. Kreis Heiſelberg, an der Vergſtraße, 3 km nördlich von Heiſelberg, hat Maſchinenfabriken, Wein-, Obſt- und Tabaksbau und zählte (1880) 2725 meiſt prot. E. Bei H. ſiegten 24. Sept. 1795 die Öſterreicher unter Quosdanovich über die Franzoſen; im Juni 1849 fanden hier Gefechte zwiſchen Reichstruppen und bad. Inſurgenten ſtatt.

Handſchuhe (frz. gants, engl. gloves) werden gegenwärtig aus Pelzwerk, Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen, hauptſächlich aber aus Leder verfertigt, die wachleledernen aus Reh-, Hirsch- und Schaflleder, ſowie aus Gems-, Bod- und Kalbleder. Der Form nach unterſcheidet man kurze und lange H., je nachdem ſie nur die Hand oder auch den Unterarm bedecken; ferner Fingerhandſchuhe, bei welchen jeder einzelne Finger für ſich bekleidet iſt, und Fausthandſchuhe mit einer gemeinſchaftlichen Bedeckung für vier Finger und einer beſondern für den Daumen; ſeltener ſind die H., welche die Fingerringen ganz frei laſſen.

Die Glacéhandſchuhe, glanzleberne, romanische oder Erlanger Handſchuhe, deren Fabrikation die bei weitem größte Wichtigkeit hat, werden namentlich aus Ziegenſellen, die feintſten aus Ziegenlammſellen, minder feine aus Lammſellen, die ſchlechteſten aus Schaflſellen hergeſtellt. Das hierzu dienende Leder wird, nachdem es durch eine Art Weißgerberei (ſ. Lederfabrikation) zugerichtet und gefärbt iſt, auf der Leiſchſeite mittels ſcharfer Klingen bearbeitet, um eine durchaus gleichmäßige Stärke zu erhalten. Hierauf ſchneidet man das ſelbe in Streifen von reichlich doppelter Handbreite, reißt dieſe in der Längenrichtung aus, legt je ſechs derſelben auf ein ſog. Fach, auf welchem die Umriſſe der Handſchuhſtelle als ſcharfe Stahlſchnitten emporſtehen, und ſchneidet ſie durch den Druck einer Preſſe alle gleichzeitig aus, worauf aus Obertheilen, Untertheilen und Daumenſtücken die H. zuſammengenäht werden. Die alte Methode des Zuſammennähens durch Handarbeit, wobei die

aneinander zu nähenden Ranten in eine Art breiter Zange (Handſchuh-Nähfluppe) eingeklemmt werden, iſt jetzt faſt ganz durch die Maſchinennäheri mittels beſonderer Handſchuhnähmaſchinen verdrängt; nur extraſeine Ware wird heute noch mit der Hand genäht (ſog. Handſtepper). Das Nacharbeiten oder Dreſſieren der H. beſteht im Geradeziehen ihrer einzelnen Teile, im Niederlegen der Nähte und im Preſſen unter einer Schraubenpreſſe, zu welchem Zweck die H. zuvor in ſeuchte Läder geſchlagen werden, um die erforderliche Geſchmeidigkeit zu erlangen. Die Herſtellung der Glacéhandſchuhe bildet einen altfranz. Induſtriezweig. Nach Deutſchland, ſpeziell nach Magdeburg, Halberſtadt und Erlangen, wurde derſelbe zu Ende des 17. Jahrh. durch meiſt aus Grenoble ſtammende Réfugiés verpflanzt; von Bedeutung ſind jetzt in dem betreffenden Sinn auch die Städte Wien, Prag, Berlin, Dresden, Altenburg, Arnſtadt in Thüringen u. ſ. w. In Frankreich nimmt Paris in dieſer Induſtrie den erſten Rang ein, beſonders ſeitdem durch Jouvin bedeutende Verbeſſerungen, wie das Zuſchneiden mit Maſchinen, eingeführt wurden. Das deutſche Fabrikat zeichnet ſich durch Haltbarkeit aus.

Befiebt ſind ferner die ſog. Däniſchen und die Tiroler Handſchuhe; die engl. Ware iſt weniger gut. Gewirke oder gewebte Handſchuhe werden überall, wo die Strumpfwirkelei ihren Sitz hat, namentlich in Sachſen, in großer Menge und Mannigfaltigkeit fabriziert.

Schon alte Völkerſchaften Vorderaſiens trugen H.; auf ägypt. Denkmälern werden lange H. von ihnen als Tribut dargebracht. Ebenſo trugen die alten Perſer Fingerhandſchuhe von koſtbarem Pelzwerk. Homer erzählt vom alten Laertes, daß Hirten und Arbeitsleute ſtierleberne Schienen und berbe H. dem riſenden Dorn zur Abwehr trugen, ſonſt galten bei den Griechen H. als Zeichen der Weichlichkeit, obwohl beim Mahle ſog. Fingerlinge in der ſpättern Zeit ſehr gebräuchlich waren. Dieſe (digitalia) finden ſich auch bei den Römern, welche gleichfalls ohne Gabel die Speiſen mit der Hand zum Munde führten, außerdem kamen aber auch mit dem ſteigenden Luxus nach aſiat. Vorbilde H. nur zum Staate auf. Frauenzimmer und Weichlinge trugen auch an der Tunika lange Ärmel (manicae), die bis über die Hand herabhingen, alſo zugleich die H. erſetzten. Solcher bedienten ſich nach Virgil beſonders die Landleute im Winter. Die alten Scandinavier, die Germanen der ſpättern Zeit, Franken u. ſ. w. kannten die H. im täglichen Verkehr, auf der Reiſe, Jagd und im Kriege gleichfalls, und der Stoff war hiernach verſchieden, bei der Rüstung natürlich mit Kettenringen oder Schuppen beſetzt. Im 13. Jahrh. galten ſie als notwendiges Stüd der anſtändigen weiblichen Tracht. Im Rechtsleben ſpielten die H. eine Rolle dadurch, daß für beſondere Schenkungsgegenstände ſolche von Wildleber oder Otterfell als Symbol gegeben wurden. Sie galten auch, im Ritterweſen, als Symbole der Inveſtitur, der Belehnung und der Standeserhöhung; bei Herausforderungen warf man dem Gegner einen H. vor die Füße; das Aufnehmen deſſelben ward als Zeichen der Annahme der Forderung angeſehen. Provençal. Dichtungen zufolge ſoll Ritter Zwein die Robe der H. aufgebracht haben. Im 16. Jahrh. waren ſie allgemein im Gebrauch, das ſpan. Fabrikat war das

beliebteste, ihm zunächst kamen die H. von feinem sämischen Leder; gelb war die gewöhnlichste Farbe, weiß noch vornehmer; Stidereien und goldene Knöpfchen wurden gern angebracht. Später, bei den entblößten Armen, wurden die H. bis zu dem Ellbogen getragen. Die neuere Zeit nahm die kurzen H. als Folge der allgemeinen Tracht wieder an. Zu erwähnen sind noch die H. (chirothecae) des alten deutschen Kaiserornats in der 1. k. Schatzkammer zu Wien: aus einem rotpurpurfarbenen Seidenzengel zusammengenäht, außerhalb reich mit Laubzieraten in Gold- und Perlsiderei nebst kleinen emaillierten Goldblechen, innerhals aber mit Goldzieraten in roman. Stile bedeckt. Ähnlich waren die H. der höhern Geistlichkeit geschmückt, außerhalb auf der Mitte oft mit einem Kreuze. (S. Chiroteken, Bd. IV, S. 311, wo sich auch Abbildungen finden.) Der heil. Karl Borromäus schreibt für die bischöflichen H. die Anwendung der vier liturgischen Farben, mit Ausnahme der schwarzen, vor.

Handschuhleder, s. Lederfabrikation (vgl.

Handstuhl, s. unter Handfabrikation.

Handtuchdrell, s. unter Drell.

Handvergoldung, s. unter Buchbinderkunst, Bd. III, S. 652; vgl. auch Tafel: Buchbinderkunst, Fig. 9, 10, 20.

Handwebstuhl, s. unter Weberei.

Handwerk bezeichnet diejenige wirtschaftliche Thätigkeit, vermittelt welcher Naturerzeugnisse und Rohprodukte mit Hilfe der menschlichen Hand und einfacherer Werkzeuge derart umgestaltet werden, daß sie dem menschlichen Gebrauche dienen können. Der Handwerksbetrieb setzt ursprünglich nur eine gewisse, durch Übung erlangte Fertigkeit, aber keine besondere Anstrengung geistiger Kräfte voraus. Wenn damit bei diesem Betriebe in unserer Zeit nicht mehr überall durchzukommen ist, so liegt dies daran, daß man an die Erzeugnisse des H. gegenwärtig höhere Anforderungen als früher stellt und manche H. deshalb in das Gebiet der Künste streifen müssen. In frühester Zeit suchte sich jeder diejenigen einfachen Gegenstände, welche er bedurfte, selbst herzustellen, wie es noch hier und da in ländlichen Bezirken geschieht. Später wurden derartige Arbeiten den Weibern und Sklaven überlassen, und erst im Mittelalter bildete sich in den Städten ein freier Handwerkerstand aus, der allmählich zu Wohlstand gelangte und der Hauptrepräsentant des tüchtigen, erwerbenden Mittelstandes wurde. Nicht wenig trugen zu seiner günstigen Entwicklung die von den Genossen desselben Gewerbes gebildeten Innungen oder Zünfte (s. d.) bei, welche ihren Mitgliedern eine, wenn auch bescheidene, so doch gesicherte Existenz zu verschaffen suchten, was allerdings nicht ohne manche die Konkurrenz beschränkende Maßregeln möglich war. Nicht jeder durfte sich einem H. widmen. Abgesehen von den Juden, waren uneheliche Kinder und Kinder, deren Vater ein sog. unehrliches Gewerbe betrieb oder ein Verbrechen begangen hatte, ausgeschlossen. Die selbständigen Handwerker erhielten den Namen Meister; ihre Gehilfen hießen Gesellen, diejenigen, welche das H. erlernten, Lehrlinge. Erst nachdem die Lehrlinge eine bestimmte Zahl von Jahren bei einem Meister gelernt, konnten sie Gesellen werden. Diese mußten, wenn sie Meister werden wollten, nachweisen, daß sie eine Reihe von Jahren zu ihrer Ausbildung ge-

reift (gewandert) seien, und außerdem durch ein sog. Meisterstück, eine Probearbeit, ihre Geschicklichkeit darthun. Handwerksarbeiten durften in der Regel nur in den Städten hergestellt und verkauft werden. Die Zahl der Meister war ursprünglich meistens nicht beschränkt, später aber vermehrten sich die «geschlossenen» Zünfte, und auch in den übrigen suchte man durch indirekte Mittel den Zugang neuer Mitbewerber, außer den Söhnen und Schwieger söhnen der Meister, zu erschweren. Die Blütezeit der deutschen Zünfte fällt in das 14. Jahrh. Um diese Zeit gelang es ihnen auch, in einigen Städten die Herrschaft der Patricier gänzlich zu stürzen, und in andern wenigstens Anteil an dem städtischen Regiment zu erlangen. Seit dem 16. Jahrh. gerieten die Zünfte immer mehr in Verfall, und zugleich gestaltete sich auch die Lage des H. immer ungünstiger. Es trat ihm die mit großen Kapitalien arbeitende Fabrikindustrie gegenüber, und als diese vollends seit dem letzten Drittel des 18. Jahrh. in den modernen Maschinen neue großartige Machtmittel erhielt, mußte das kleingewerbliche H. viele Gebiete, z. B. das der Weberei, fast vollständig aufgeben. Vergebens klammerten sich die Handwerker an die immer mehr monopolistisch entarteten Zunftprivilegien. Die Nutzlosigkeit derselben gegenüber der Konkurrenz der Fabriken wurde immer deutlicher, und der Übergang zur Gewerbefreiheit stellte sich im 19. Jahrh. als eine notwendige, zeitgemäße Entwicklung heraus. Denn eine künstliche Erhaltung des Kleinbetriebs in Industriezweigen, für die der Großbetrieb ihrer Natur nach geeigneter ist, kann volkswirtschaftlich nur schädlich sein. Auf gewissen Gebieten dagegen wird sich das H. stets dem Großbetrieb gegenüber behaupten können, namentlich wenn es hauptsächlich in der Solidität und individualisierenden Kunstfertigkeit der Leistungen zu konkurrieren sucht. Vgl. Mascher, «Das deutsche Gewerbewesen» (Potsd. 1866); Stahl, «Das deutsche H.» (Gief. 1874).

Handwerkerabteilungen werden bei den Truppenteilen diejenigen Unterabteilungen genannt, welche die Mannschaften umfassen, welche ihrer Dienstpflicht nicht mit der Waffe, sondern als Oekonomiehandwerker zu genügen haben. Im Hinblick auf den Mobilmachungsfall werden die administrativen Einheiten der Truppen (Bataillone u. s. w.) bergestalt mit Schneidern, Schuhmachern, Sattlern u. s. w. versehen, daß sie ihren Bedarf an Bekleidungsstücken, Schuhzeug u. s. w. selbst herstellen lassen können. Die betreffenden Mannschaften erhalten nur eine notdürftige militärische Ausbildung, werden dagegen auf den Handwerksstätten der Truppen mit den in ihr Fach schlagenden Arbeiten beschäftigt.

Handwerkerbörfen sind periodische Vereinigungen von selbständigen Gewerbetreibenden desselben Zweigs mit Rohstoffproduzenten, Lieferanten von sonstigen Bedarfsgegenständen und Händlern mit den fertigen Erzeugnissen. Durch solche Einrichtungen können den kleinen Unternehmern manche Vorteile des Großbetriebes zugewendet werden, und wenn sie auch nur in großen Städten zu Stande kommen, so kann sich ihre nützliche Wirkung als Centralpunkte des betreffenden Gewerbes doch auf einen weiten Umkreis erstrecken. In neuester Zeit sind in Berlin eine Schuhmacher- und eine Handschuhmacherbörfe (mit wöchentlichen

Zusammenkünften) ins Leben getreten, die sich als sehr zweckmäßig bewährt haben.

Handwerkertompagnien sind militärisch organisierte und eingeleibete Stellmacher, Tischler, Schmiede, Metallbohrer, Sattler und dergleichen Arbeiter, welche, in Kompagnien vereinigt, das Heergerät u. s. w. in staatlichen Werkstätten fertigen. In Preußen zählte früher zu der Artillerie jedes Armeekorps eine H.; dieselben waren bei den Handwerksstätten in Berlin, Danzig, Reisse und Deuz zusammengezogen; seit längerer Zeit ist aber die militärische Organisation der betreffenden Handwerker aufgegeben und dafür das System angenommen worden, daß das Heergerät in staatlichen Instituten unter militärischer Leitung gefertigt wird. In andern Armeen bestehen noch H., so in der französischen 10 Kompagnien Ouvriers d'Artillerie, in der italienischen 5 Kompagnien Operei d'Artiglieria.

Handwerkervereine sind teils Verbindungen zur Förderung der geschäftlichen und wirtschaftlichen Interessen einzelner Handwerkszweige oder des Handwerkerstandes im Allgemeinen, teils Vereine von mehr gemeinnützigen, namentlich auf die Verbreitung gewerblicher Kenntnisse und die Fortbildung der jüngern Handwerker gerichteten Tendenzen. Zu der ersten Kategorie gehören die auf Grund der Gewerbeordnung gebildeten Innungen, ferner die Rohstoff-, Magazin- und andern Genossenschaften, sowie auch manche weitere Verbände, welche viele in einem größern Bezirke oder im ganzen Lande wohnende Fachgenossen zusammenfassen. Die Vereine der zweiten Klasse haben im wesentlichen den Charakter der Gewerbevereine (s. d.) und sie führen daher auch häufig die Doppelbezeichnung «Handwerker- und Gewerbeverein». Jedoch tritt in den bedeutendsten H. das pädagogische Element, namentlich in der Veranstaltung regelmäßiger Unterrichtskurse für Lehrlinge und Gesellen, stärker hervor. Es gilt dies besonders von dem berliner H., dem größten dieser Vereine, der ein zweckmäßig eingerichtetes eigenes Lokal mit Bibliothek, Sammlungen u. s. w. besitzt und von einer zahlreichen Lehrerschaft unterstützt wird, unter der sich viele namhafte wissenschaftliche Autoritäten befinden. Auch zu geselligen Zusammenkünften und angemessener Unterhaltung ist ausreichend Gelegenheit geboten. Die Mitgliederzahl belief sich 1875 auf beinahe 4500. (S. Gesellenvereine.)

Handwerksartillerie, s. unter Artillerie.

Handwerksbursche, eine früher gebräuchliche Bezeichnung für Handwerksgefell.

Handwerksgefell heißt derjenige, welcher ein Handwerk kunstmäßig erlernt hat, solange er bei einem Meister Dienste als Gehilfe leistet. (Vgl. Gefell, Gewerbegehilfe und Handwerk.)

Handwerkslehrling ist derjenige, der bei einem Handwerksmeister der Zunftordnung gemäß ein Handwerk (s. d.) erlernt. Nach der Deutschen Gewerbeordnung ist die Festlegung der Verhältnisse zwischen dem selbständigen Gewerbetreibenden und ihren Gesellen und Lehrlingen Gegenstand freier Übereinkunft, soweit nicht die Gewerbeordnung bestimmte Vorschriften hat. (Vgl. Gewerbeordnung, Tit. VII, §§. 105—139^b.)

Handwerksmeister (Meister), s. unter Handwerk, vgl. Innung und Zunft.

Handwerkstätten (militärisch), die seitens der Truppenteile etablierten Werkstätten zur Anfertigung

der Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke derselben; sie stehen unter Aufsicht von Offizieren und werden von Militärhandwerkern betrieben.

Handzeichen, s. Monogramm.

Handzeichnungen heißen alle mit Kreide, Blei- und Kohlstift oder mit der Feder ausgeführten Zeichnungen ohne Anwendung von Farben. Sie können entweder abgeschlossene Kunstwerke oder Skizzen und vorläufige Entwürfe sein. Im letztern Falle haben sie, wenn sie von bedeutenden Künstlern herrühren, ein ganz besonderes kunstgeschichtliches Interesse, indem sie die ursprüngliche Intention des Künstlers noch frei von spätern Veränderungen darstellen und so über das allmähliche Werden des Kunstwerks Aufschluß geben. Oft wurde, z. B. in der Blütezeit der ital. Malerei, aus Bequemlichkeit nicht nach dem ausgeführten Gemälde, sondern nach der Handzeichnung in Kupfer gestochen, was bei der Untersuchung über die Geschichte manches Bildes von größter Wichtigkeit ist. Für einzelne Künstler hatten die H. auch eine rechtliche Bedeutung, indem sie damit beweisen konnten, welche Bilder von ihnen herstammten und was andere daraus entlehnt hatten, so z. B. Claude Lorrain, dessen «Liber veritatis» alle Bilder, zu welchen er sich bekamte, in Sepiazeichnung enthält. Die H. guter Künstler wurden von jeher eifrig gesammelt und wurden in neuerer Zeit auch in Museen aufgestellt; im Louvre zu Paris und in den Uffizien in Florenz fallen sie eine große Reihe von Sälen. Bedeutende Schätze in diesem Fache enthalten auch die Hofbibliothek und die Albertina in Wien.

Haneberg (Daniel Bonifacius von), gelehrter Theolog und Bischof von Speier, geb. 17. Juni 1816 zu Lanne bei Rempten im Allgäu, studierte in Rempten und München, ward 1839 Priester, 1840 Privatdocent, 1841 außerord., 1844 ord. Professor der Theologie zu München, und war gleichzeitig seit 1841 als Prediger thätig. Im J. 1848 ward er ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, trat 1850 in das neugegründete Benediktinerstift St. Bonifatius in München, legte 1851 Profess ab, wurde 1854 zum Abt gewählt und 1855 als solcher benediziert. H. unternahm 1861 eine Reise nach Tunis und Algier, 1864 eine Wallfahrt nach Jerusalem, die zugleich wissenschaftliche Zwecke verfolgte, und wurde 1868 als Konsultor der Römischen Kongregation für die orient. Riten nach Rom berufen, um an den Vorarbeiten zum Vatikanischen Konzil teilzunehmen. In dem Streite über die Unfehlbarkeit stand er anfangs auf seiten der Gegner des neuen Dogmas, unterwarf sich aber nach der Proklamation desselben. Im Sommer 1872 wurde H. zum Bischof von Speier ernannt und wirkte seitdem als solcher in entschieden ultramontanem Geiste. Er starb 31. Mai 1876 zu Speier.

Die wichtigsten Schriften H.s sind folgende: «Über die in einer münchener Handschrift aufbewahrte arabische Psalmenübersetzung des Rabbi Saadia Gaon» (Regensb. 1841), «Religiöse Altertümer der Hebräer» (Regensb. 1844; 2. Aufl. 1869), «Einführung ins Alte Testament» (Regensb. 1845), «Geschichte der biblischen Offenbarung» (Regensb. 1850; 3. Aufl. 1869), «E. Renans Leben Jesu beleuchtet» (Regensb. 1864), «Zur Erkenntnislehre von Ibn Sina und Albertus Magnus» (Münch. 1866), «Canones S. Hippolyti arabice e codicibus Romanis» (Münch. 1870), «Das muslimische

Kriegsrecht» (aus «Abhandlungen der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften», Münch. 1871). Vgl. Schegg, «Erinnerungen an H.» (Münch. 1877).

Hanefiten ist der Name einer der vier Sekten des Islams (die übrigen sind die Schafiten, Hanbaliten und Malekiten), welche man als die orthodoxen Sekten zu bezeichnen pflegt. Sie erhielten ihren Namen nach ihrem Stifter, dem Abu Hanifa Ruman bin Thabit, welcher im J. 767 n. Chr. starb. Er hielt sich wie die Gründer der andern Sekten streng an die Lehre des Koran und der Sunna (Tradition), nahm aber eine freiere Stellung zu der Lehre von der unbedingten Prädestination des Menschen ein. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen den vier orthodoxen Sekten beziehen sich weniger auf die eigentlichen Glaubenslehren des Islams als auf die Anwendungen derselben auf die Rechtslehre, und man hat sie deshalb geradezu die juridischen Sekten genannt.

Hanega, span. Naß, f. Fanega.

Hanel (Jaronim Joh.), Rechtshistoriker, geb. 9. April 1847 zu Trebitz in Mähren, habilitierte sich nach Absolvierung der juridischen Studien 1870 an der prager Universität, wurde 1874 als ord. Professor der Rechtsgeschichte an die neuerrichtete Kaiser Franz-Joseph-Universität zu Agram berufen, lehrte jedoch im J. 1881 an die prager Universität zurück. Er schrieb «Über den Einfluß des deutschen Rechts in Böhmen und Mähren» (1874) und «Über Begriff und Umfang der österr. Rechtsgeschichte» (1880), außerdem zahlreiche Abhandlungen für die Zeitschrift «Právník» und die Abhandlungen der südslaw. Akademie der Wissenschaften. Auch veröffentlichte er «Statuta et leges civitatis et insulae Curzulae 1214—1568» (Agram 1876) und «Statuta et leges civitatis Spalati» (Agram 1878).

Hanel (Albert), hervorragendes liberales Mitglied des Deutschen Reichstags und des preuß. Abgeordnetenhauses, geb. 10. Juni 1833 in Leipzig, Sohn des 1833 verstorbenen Professors der Medizin Albert Friedrich H. (eines Bruders von Gustav Friedrich H.), studierte in Wien, Leipzig und Heidelberg die Rechte und Staatswissenschaften, habilitierte sich 1857 als Privatdocent in Leipzig und folgte 1860 einem Rufe als Professor nach Königsberg, 1863 nach Kiel. H. entfaltete neben seiner akademischen Wirksamkeit, von welcher zahlreiche Arbeiten Zeugnis ablegten, auch eine sehr lebhaft polit. Thätigkeit. Wie er in Königsberg ein thätiges Mitglied und Mitbegründer des Nationalvereins und der Deutschen Fortschrittspartei gewesen war, so trat er in Kiel 1864 entschieden für die Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark ein in seinen Schriften: «Die Garantie der Großmächte für Schleswig» (Lpz. 1864) und «Das Recht der Erstgeburt in Schleswig-Holstein» (Kiel 1864), verweigerte Christian IX. den Eid und wurde einer der Führer der schlesw.-holst. Landespartei, sowie 1866 der sich von dieser lösenden liberalen Partei. Seit 1867 gehört H. dem preuß. Abgeordnetenhaus und dem Reichstage an. In der Fortschrittspartei, zu deren Führern er zählte, nahm er im Gegensatz zu Eugen Richter eine mehr vermittelnde Stellung ein und suchte namentlich die Fühlung mit den benachbarten liberalen Gruppen stets aufrecht zu erhalten. Seinen Bemühungen vornehmlich gelang es, beim Beginn der Frühjahrsession des Reichstags 1884 die Fortschrittspartei mit den sog. Seceffionisten zu der «Deut-

freisinnigen Partei» zu verschmelzen. Im Abgeordnetenhaus war H. einige Zeit (1876) erster, im Reichstage während der drei ersten Sessionen der zweiten Legislaturperiode zweiter Vizepräsident. Er vertritt im Abgeordnetenhaus den 15. schlesw.-holst. Wahlkreis (Segeberg), im Reichstage den Wahlkreis Kiel-Rendsburg. Von H.s wissenschaftlichen und publizistischen Arbeiten sind zu erwähnen: «Das Beweisystem des Sachsenspiegels» (Lpz. 1858), «Decisiones consulum Goslariensium» (Lpz. 1862), «Zur Frage der stehenden Gefälle in Schleswig-Holstein» (Kiel 1870—73), «Studien zum deutschen Staatsrecht» (Lpz. 1873 u. 1880); im Verein mit Lefse gab er heraus: «Die Gesetzgebung des Deutschen Reichs über Konsularwesen und Seeschifffahrt» (Berl. 1875).

Hanel (Eduard), berühmter Buchdrucker, geb. 2. April 1804 zu Magdeburg, übernahm nach seines Vaters Tode 1824 dessen Buchdruckerei und entwickelte eine unermüdbliche Thätigkeit, um den Buchdruck gegen die Konkurrenz der Lithographie zu waffnen; 1828 ließ er aus England eine Congrevedruckpresse kommen, welche den Druck von mehrern Farben zugleich ermöglichte und den Druck der Stiletten besser und billiger als die Lithographie besorgte, 1830 errichtete er eine Schriftgießerei und Stereotypie und 1844 erwarb er die erste Zypengießmaschine, die in America erfunden worden war. Seine Gießerei versorgte einen großen Teil von Deutschland mit neuen zierlichen Schriften, Einfassungen und besonders mit den Holztypen, welche die Zeichnungen der Lithographie ersetzten. Zu Anfang der dreißiger Jahre übersiedelte er nach Berlin. Seine Bunt- und Goldbrüche, seine Herstellung von Wertpapieren wurden Muster der Nachahmung und begründeten den modernen Accidenzsaß. Nach seinem Tode (16. Aug. 1856 zu Berlin) ging die berliner Drucker- und Schriftgießerei in den Besitz von W. Gronau über, der den alten Ruf derselben trefflich zu erhalten weiß.

Hanel (Gust. Friedr.), ein um die Quellen des röm. Rechts verdienter Jurist, geb. 5. Okt. 1792 zu Leipzig, besuchte die Klosterschule zu Rosleben, studierte in Leipzig und Göttingen, wurde 1821 außerord. Professor in Leipzig und unternahm dann eine wissenschaftliche Reise, während deren siebenjähriger Dauer er die Bibliotheken Italiens, Frankreichs, Spaniens, Englands und der Niederlande durchforschte. Als Resultate seiner Forschungen erschienen «Catalogi librorum manuscriptorum, qui in bibliothecis Galliae, etc. asservantur» (Lpz. 1829), «Dissensiones dominorum, sive controversiae veterum juris Romani interpretum, qui glossatores vocantur» (Lpz. 1834), die Varianten zu der Arndtschen Ausgabe des Paulus (Bonn 1833), «Antiqua summaria codicis Theodosiani» (Lpz. 1834), «Incerti auctoris ordo Judiciorum» (Lpz. 1838) und «Codicis Gregoriani et codicis Hermogeniani fragmenta ad XXV libb. Mss. etc. fidem recognita» (Bonn 1835; nach 36 Handschriften, Bonn 1837). Diese letztern Arbeiten waren die Vorläufer einer vollständigen kritischen Ausgabe des «Codex Theodosianus» (Bonn 1839—42), der die Vergleichung von 54 Handschriften zu Grunde liegt. Diesem Unternehmen ließ H. eine auf 42 Handschriften gestützte Ausgabe der «Novellae constitutiones imp. Theodosii II, Valentiniani III etc.» (Bonn 1844) folgen, denen er die «XVIII constitutiones, quas Jacobus

Arimodius edidit beifolgte. Ferner veröffentlichte er die *Lex Romana Visigothorum* (Erg. 1849), das *Corpus legum ab imperatoribus romanis ante Justinianum latarum* (Erg. 1857–60) und *Justiniani epitome latina novellarum Justiniani* (Erg. 1873). Seit 1838 wirkte H. als ord. Professor für das Fach der jurist. Literatur und Quellenkunde an der Universität zu Leipzig, wo er 18. Okt. 1878 starb.

Hänel (Jaf., auch Händl, Handl und Gail) genannt, deutscher Kirchenkomponist des 16. Jahrh., geb. um 1560 in Krein, Kapellmeister zu Olmütz, später zu Prag, wo er schon 4. Juli 1601 starb. Seine Werke gehören zu den besten ihrer Art, der Chor *«Ecce quomodo moritur justus»* (von Händel 1737 in seiner *«Trauerhymne»* benutzt) ist allgemein bekannt.

Hanf (*Cannabis sativa*), eine zur Familie der *Urticaceen* (Nesselgewächse) gehörende einjährige Pflanze. Die Stängel sind vierkantig, mit unpaarig-klätterigen Blättern besetzt, die in der Jugend am Ende des Stängels stehen, während die Stiele der Blätter bilden und zum Ende hin in eine dreieckige, netzartige Perigon beschaffen. Man kennt zwei Sorten: die Hanf. Sie wird 1–2 m hoch und hat große, längliche Blätter. Ursprünglich im westlichen Asien heimisch, wird sie doch seit den ältesten Zeiten in Europa angebaut. In den nördlichen Gegenden Deutschlands, wo sich der Hanf zur Kultur findet, z. B. längs des Oberrheins, besonders in der ehemaligen Grafschaft Hanau, zwischen Kehl und Kallert, bezeichnen die Landleute die männliche Pflanze als *Hänflin*, *Hänflin*, *Hänflin* oder *Jemel* (vom lat. *semella*, Weib) und die weibliche als *Hänfling* oder *Wastel* (vom lat. *mas*, Mann), eine von den Römern erstellte Verwechselung, welche irrthümlicherweise die männlichen und höheren weiblichen Pflanzen für die männlichen hielt.

Neben dem sog. rheinischen oder badischen H. kennt man noch viele andere im ganzen wenig verschiedene Kulturformen, z. B. den russischen H., ausgezeichnet durch die Halsbarkeit seines Bastes, den chinesischen Kleinförmigen, welcher einen besonders feinen Bast liefert den ostind. Riesenhanf, wegen seiner sehr ansehnlichen Dimensionen in den Gärten oft als Zierpflanze erzoget, den piemont. oder ital. Riesenhanf, in der Qualität des Bastes dem badischen gleich, aber wegen seiner größeren Höhe viel ergebiger, den spanischen H. (H. von Orizuela), wegen der großen Widerstandskraft der aus seinem Baste gewebten Schiffstau hochgeschätzt und andere.

Der H. verlangt zu seinem Gedeihen einen tiefen, lockern, reinen Boden von mäßiger Feuchtigkeit. Der Jemel wird nach der Blüte geerntet, wenn der Blütenstand zu vertrocknen beginnt, der Wastel aber erst sechs Wochen später, nach der Samentreife. Nach Gewinnung der Samen werden beide zusammen wie der Flachs bearbeitet. Je nach der Güte des Saatgutes und der dünnern oder dichtern Aussaat erhält man *Schleif* oder *Drehschanf* (*Spinnhanf*). Von dem zweiten unterscheidet man weichen und schwarzen, ersterer wird durch Wasser, letzterer durch Lauchölle gewonnen. Der schwarze gibt in der Regel den besten Spinnhanf und wird deshalb vorzugsweise zu feinen Geweben benutzt, deren dunkle Farbe sich durch Bleiche leicht verliert;

der weiche dagegen dient zu gewöhnlichen Geweben, dünnen Seilerwaren u. s. w., der Schleifhanf nur zur Verfertigung von Schiffstauen und Segeltuch.

Die Samen dienen zur Eigenverwendung und als Vogelfutter, in Rußland und Asien hin und wieder auch als Nahrungsmittel, obgleich sie, wie die ganze Pflanze, narkotische Eigenschaften besitzen. Der ostindische H. schmeckt ein eigentümliches Harz aus, das zu medizinischen Zwecken Verwendung findet. Sein Kraut, welches narkotischer ist als das des europäischen, kommt in zwei Sorten in den Handel, als *Omisch* und *Bang*, der daraus gewonnene Extrakt wirkt ähnlich wie das *Cypium*. Im Orient bereitet man aus dem Kraute den *Hassisch*, eine Art *Rus*, das als Konfekt oder als Rauchmittel benutzt wie *Cypium* einen Rausch hervorruft, der meistens in gefährliche Raserei ausartet.

Vgl. *Löbe*, *Kaleitung zum rationalen Anbau der Handelsgewächse*. (Abth. 3: *Geoponikpflanzen*, Stuttgart 1868).

Die Bearbeitung des H. stimmt mit derjenigen des Flaches (s. Flachs (Spinnerei)) im wesentlichen überein, nur daß die zur Anwendung kommenden Maschinen, dem größeren Material entsprechend, kräftiger gebaut sind. Der bis zum Spinnen fertig bearbeitete H. gleicht im allgemeinen Aussehen dem Flachs, ist aber von mehr gelblicher Farbe, dabei gröber, härter und steifer, daher zu feinen Geptischen nicht verwendbar. Verhältnismäßig wenig H. wird zu Geweben (*Hanfleinwand* und *Segeltuch*) oder zu Jörnen, der meiste zu Seilerwaren verbraucht. *Hanfene* Gewebe sind schwerer und von größerer Festigkeit gegen Zerreißen als solche aus Flachs. Die wertvollsten *Hanfene* erhält man von dem männlichen H. (*Jemel*), der zu sehr guter *Hanfleinwand* verarbeitet werden kann, namentlich wenn man ihn durch Kochen mit Lauge verfeinert; der weibliche H. (*Wastel*) wird oft gar nicht zum Spinnen von Webegarn, sondern nur zu Seilerwaren benutzt. Das beim Deckeln abfallende *Hanfwerk* (*Hanfheide*) liefert gleichfalls ein Material zu Gurten, Bindfaden und Striden, das feinere wird auch zu anderen Garnen versponnen. Gegenwärtig wird in Europa der meiste H. in Rußland produziert. Der russische H. ist grob und stark und wird deshalb nur zu Lausen, Regen, Striden u. s. w. verwendet; feiner sind die in Süddeutschland gewonnenen Vanhorden, von noch vorzüglicherer Qualität die italienischen. Die Jahresproduktion an H. beträgt in Italien etwa 60 Mill. Kilogr., in Deutschland, Frankreich und Nordamerika je 70, in Oesterreich-Ungarn 87, in Rußland 150 Mill. Kilogr.

Hanfheide oder **Hanfwerk**, s. unter *Hanf*.

Hanfleinwand, s. unter *Hanf* und *Leinwand*.

Hänfling bildet eine Gruppe der Gattung *Fink* (s. d.) und unterscheidet sich durch kurzen, spizen, vorn zusammengebrachten Schnabel, zugespitzte Flügel, deren erste und zweite Schwinge am längsten ist, und mittellangen, gabelförmigen Schwanz. Aus dieser Gruppe ist der *Blut-hänfling* (*Fringilla cannabina*) am bekanntesten und gemeinsten, denn er findet sich von Norwegen bis an das Mitteländische Meer, und in Deutschland bleibt er selbst in sehr kalten Jahren auch im Winter größtenteils zurück. Im Sommer bewohnt er am liebsten Waldränder. Seine Nahrung besteht in Samenreien, doch frisst er dem Laubmann keinen Schaden zu. Seine Färbung ändert je nach dem

Alter sehr bedeutend ab. Das erwachsene Männchen ist am Mantel zimtbraun, auf Kopf und Nacken hellgrau, auf Scheitel und Brust lachminrot und an der Kehle weißlich und braun gefleckt. Die Weibchen und Jungen besitzen nichts Rotes; sie sind oberseits braun mit gelblichen Federrändern und schwarz-braunen Schaftflecken, unterseits gelblichweiß mit schwarzbraunen Wangenflecken. Der H. ist lebhaft, heiter, gelehrt und ein fleißiger und angenehmer Sänger und deshalb als Stubenvogel beliebt; auch lernt er Melodien nachpfeifen. Der Berghänsling (*F. montium*) im hohen Norden, der nur im strengen Winter zu uns kommt, aber in Schweden als Stubenvogel dient, gehört zu dieser Gruppe.

Hanfneffel, f. unter *Galeopsis*.

Hansöl, fettes, trocknendes Öl, durch Pressen der Hanfsamen gewonnen. Wegen seiner Dickflüssigkeit ist es als Brennöl wenig tüchtig, dagegen wird es zur Anfertigung von Firnissen, vorzugsweise aber in der Seifenfabrikation benutzt.

Hansfell, f. unter *Sellerwaren*.

Hansfängel (Franz), einer der ausgezeichnetsten Lithographen und Photographen Deutschlands, geb. 24. März 1804 in Bayernrain (bayr. Oberland), kam 1816 nach München in des Professors Ritterser Feiertagsschule, worauf er 1819—25 die Akademie besuchte. Doch lehrte er später zur Lithographie zurück. Nach Rittersers Tode (1829) ward H. Nachfolger desselben in der Professur an der höhern Feiertagsschule, legte aber 1833 diese Stelle nieder, um eine lithographische Anstalt zu errichten, und siedelte 1835 nach Dresden über, um die vorzüglichsten Gemälde der königl. Galerie in Steinbrud herauszugeben; das Unternehmen umfaßt 190 große Blätter. Im J. 1844 gründete H. in München ein neues großes Atelier, das in Dresden als Filiale seinen Brüdern Hans und Max H. überlassen; 1848 errichtete er ein galvanographisches Atelier und 1853 ein großartiges photographisches Institut. Aus dieser Anstalt gingen umfassende Werke von künstlerischem Werte hervor: die Salonausgabe des Dresdener Galeriewerks, zahlreiche Blätter aus der Münchener Glyptothek und Pinalothek und eine Anzahl von Blättern unter dem Titel «Galerie moderner Meister»; in der neuesten Zeit unter Leitung seines Sohnes Edgar H. die Prachtblätter aus dem Maximilianeum und der alten Pinalothek, sowie die königl. Galerie zu Rassel und seit 1884 die Staatsgalerie älterer Meister zu Brüssel. H. starb 18. April 1877 in München.

Hansfängel (Marie), geborene Schröder, deutsche Opernsängerin, geb. 30. April 1848 zu Breslau, erhielt erst in Breslau, dann bei der Viardot-Garcia in Paris Gesangunterricht und fand hier 1866 Engagement am Théâtre lyrique. Der Krieg von 1870 und 1871 zwang sie zur Rückkehr nach Deutschland. Sie wurde 1871 für das städtische Hoftheater engagiert und zwei Jahre später zur königl. württemb. Kammerlängerin ernannt. Sie ist eine vortreffliche Coloratursängerin, ihre schöne Stimme trefflich geschult und virtuos im Vortrag. Ihre besten Leistungen sind Lucie, Martha, Rosine u. s. w. Seit 1873 ist sie mit dem Photographen Hansfängel vermählt.

Hängard (r., d. i. Schuppen) ist in der Befestigungskunst eine Bezeichnung für die größern Schutzhohlräume, wie sie sowohl bei Felschützen als im Festungsbau vorkommen, um dem nicht in Thätigkeit befindlichen Personal eine gesicherte Un-

terkunft zu gewähren, und zugleich auch um Material zu bergen.

Hängebaum, Schacht- oder Tageltranz, die Mündung eines Schachtes; dann die Vorrichtung an dieser Stelle zur Ab- und Zuförderung der aus dem Schacht ankommenden und in denselben abgehenden Fördergefäße. Diese Schachtmündung wird meistens mehrere Meter über die Terrainoberfläche erhöht, um Raum für das Abstürzen der Berge, den sog. Halsensturz, u. s. w. zu gewinnen, was man mit Aufstättelung der H. bezeichnet.

Hängebaum, ein Baum mit hängenden Zweigen. Wegen dieser der Erde zugekehrten Richtung des Gedächtnisses hat man Bäume solcher Art schon seit langer Zeit als Symbol der Trauer auf die Gräber gepflanzt und Trauerbäume genannt. Aber auch der Part bedarf dieser Baumform, deren Charakter an Ufern und auf Anhöhen am vollkommensten zur Geltung kommt. Die Hängebäume bilden oft natürliche Lauben, so daß es in vielen Fällen gar keines auf die Äste auszuübenden Zwangs oder doch nur einer geringen Korrektur bedarf. Die erste Bedingung bei der Anpflanzung solcher Gehölze ist die, daß sie ganz frei stehen. Zwar kann man mehrere Individuen zu einer Gruppe zusammenpflanzen, aber sie dürfen nicht von Bäumen und Gebüsch umgeben sein. Die größte Schönheit erreichen Gehölze dieser Art, wenn sie einen leichten Wuchs, dünne Zweige und schmale Blätter haben. Die klassischen Trauerbäume sind die babylonische oder Trauerweide, *Salix babylonica*, und eine Form derselben, die sog. Kodenweide, var. *crispa* oder *annularis*. Ihnen schließt sich die hängendzweigige Form unserer Purpurweide (*S. purpurea*) an. (S. Weiden.) Eine Birke, welche schon als junger Baum diesen Habitus zeigt, gibt es nicht; doch kommt derselbe mit zunehmendem Alter in höherm oder geringerm Maße zur Erscheinung bei der Weißbirke (*Betula alba* L.), wenn sie in Gärten angepflanzt wird, in höherm Grade bei *B. verrucosa* (*B. pendula* Roth.).

Hängebock, f. unter *Hängewerk*.

Hängebrücken, f. unter *Brücke*.

Hängefappel, f. unter *Gewölbe*.

Hängematte oder Hängematte, in der Seesprache eine Art Bett der Matrosen, welches aus einem 2 m langen und 1 m breiten, mit einer Leine eingefassten Stück Segeltuch besteht und an seinen schmalen Enden durch viele dünne Leinen, die sich in einem Ringe vereinen, zwischen den Balken des Verbeds aufgehängt wird. Dem in diesem Luche Liegenden werden so die Schwankungen des Schiffs durch das sich immer herstellende Gleichgewicht weniger fühlbar gemacht. Hauptsächlich aber werden sie auf Kriegsschiffen benutzt, um bei dem ohnehin sehr beschränkten Raume und der großen Mannschaft Platz zu gewinnen, den feste Bettstellen sehr beengen würden. Nur für Offiziere, Decoffiziere und Kranke werden die letztern geliefert. Die Hängematten werden in Zwischenräumen von 0,5 m nebeneinander aufgehängt, so daß, wenn sie sämtlich besetzt sind, die Schlafenden eng aneinander gepreßt liegen. Da jedoch die Mannschaften in zwei sich einständlich ablösende Wachen geteilt sind, hat man die Einrichtung getroffen, daß ihre Hängematten stets wechseln. Der schlafende Mann hat deshalb an jeder Seite stets eine leere H. neben sich und gewinnt dadurch den doppelten Raum, d. h. 1 m. Die H. werden bei Tage zusammengeknüpft und

in einem um die obere Verschanzung des Schiffs laufenden Rastten, die Fintneken, verstaute. Bei gutem Wetter liegen sie offen, sobald sie Luft und Licht haben, bei schlechtem deckt man sie mit geteertem Segeltuch, den Fintnekleibern, zu. Es gehört zu dem guten Aussehen eines Kriegsschiffs, daß die mit einer Rohbaummatratze und einer wollenen Decke ausgestatteten H. in den Fintneken gleichmäßig gerollt und gepackt sind, sehr rein gehalten werden und als möglichst weiße Linie oben den Rumpf des Schiffs abschließen. In früheren Zeiten bildeten die Fintneken mit den H. im Gefecht einen wirksamen Schutz der Mannschaften gegen Kleingewehr- und Artilleriefeuer des Feindes und auch wohl gegen dessen Vorkugeln; in neuerer Zeit ist jedoch die Durchschlagskraft der Geschosse so gemachien, daß jener Zweck nur noch unvollkommen erreicht wird. In warmen Ländern, namentlich in Ost- und Westindien, hat man auch auf dem Lande H., welche zu Hause an besonders dazu eingerichteten Pfählen, auf Reisen aber meist zwischen Baumstämmen aufgehängt werden und vor dem Frieren den Ungeziefer sichern. Sie sind häufig aus gefärbten Grasleinen gewebte Netze und werden auch als Sänfte benutzt.

Hängen (suspensio) nennt man die Handlung, bei welcher der Tod durch das Zerschneiden einer um den Hals gelegten Schlinge und zugleich durch die Last des Körpers selbst herbeigeführt wird. Es ist dabei nicht nötig, daß der Körper mit seinem vollen Gewicht an der Schlinge zieht; Erhängte werden oft in kniender oder halbliegender Stellung angetroffen. Im wesentlichen ist das H. gleich mit dem Erhängen oder der Erdrosselung (s. d.), wobei der Hals mit den Händen, mit einem Tuch, einem Strid zusammengeknüpft wird, ohne daß die Last des Körpers die Schlinge schliefte. Bei dem H. wird zunächst die Zungenwurzel durch das Strangulationswerkzeug gegen die hintere Nackenwand angebrückt und dadurch ein mehr oder weniger schneller Verschlus der Luftwege herbeigeführt; gleichzeitig wird der Rückfluß des Blutes aus dem Kopfe (durch die Drosselvenen) beschränkt, während die Pulsadern noch Blut nach dem Kopfe führen, infolge dessen schnell Bewußtlosigkeit eintritt und etwaige Befreiungsversuche bald aufhören. Eine weitere Folge der Blutstauung ist dann häufig Zerreißung der Blutgefäße im Gehirn (Hirnschlag). (Über das H. als Selbstmord s. Erhängen.)

Bei dem künftgerechten H. oder Hengen, welches in manchen Ländern, namentlich in Österreich, Ungarn, England und den Vereinigten Staaten, noch als Todesstrafe gebräuchlich ist, bewirkt der Henter durch plötzliche Drehung des am Kopfe hängenden Körpers Luxation des Zahnfortsatzes am zweiten Halswirbel und beschleunigt so durch Zerstörung des Halsrückmarkes das Ende. In der Regel tritt im Moment des Todes, wie bei vielen andern Todesarten, beim Manne Samenergus ein, und beim Weibe entleeren sich, wie während der Begattung, die Bartholinischen Drüsen. Direkte Zeichen dafür, ob sich jemand selbst erhängt hat oder von andern gehängt wurde, ob letzteres vor oder nach dem Tode geschehen, gibt es nicht. Die Hilfsleistung, welche man dem Erhängten zuteil werden lassen muß, besteht zuerst natürlich in der Befreiung aus der Schlinge, wobei aber die Vorsicht anzuwenden ist, daß der Erhängte nicht zur Erde falle. Dann entferne man schnell alle beengenden

den Kleidungsstücke und leite künstliche Respiration ein. (S. Scheintod.) Bei manchen vom Leben zurückgerufenen Erhängten bleiben übrigens die Folgen der Cirkulationsstörung im Gehirn (Ehmungen, Wölbinn u. s. w.) zurück.

Hängendes nennt der Bergmann und Geolog die über einer Schicht oder Schichtengruppe folgenden, also jüngeren Ablagerungen, im Gegensatz zum Liegenden, nämlich den unter ihr befindlichen, also älteren Schichten. So bildet z. B. die Steinkohlenformation das Hängende des Devons, letzteres dasjenige des Silurs, d. h. auf das Silur folgt das Devon, und auf dieses das Carbon.

Hängeplatte, s. unter Gesimse.

Hängeschloß, Vorhänge- oder Vorlegeschloß, ein Schloß, welches mittels eines verstellbaren RINGS an den zu verschließenden Gegenstand gehängt wird. (S. unter Schloß.)

Hängewerk nennt man eine Konstruktion von Hölzern, welche den Zweck hat, eine unterhalb derselben befindliche Last zu tragen, im Gegensatz zu dem Sprengwerk, bei dem sich die Last darüber befindet. Man unterstützt mit H. entweder einzelne Balken oder ganze Balkenlagen, sofern deren freiliegende Länge zu groß wird und eine Unterstüzung von unten, z. B. durch Wände, durch Säulen und Unterzüge, Träger, Sprengwerke u. dgl., nicht statthaft ist, und unterscheidet einfache, doppelte und mehrfache H. Das einfache Hängewerk oder der einfache Hängebock (Fig. 1) besteht aus

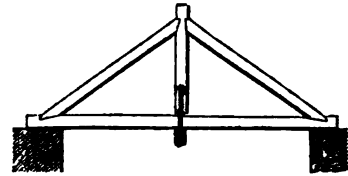


Fig. 1.

dem zu unterstützenden Balken, über dessen Mitte sich eine Säule (Hängesäule) befindet, gegen deren oberes Ende sich zwei von den unterstützten Enden des Balkens ausgehende Streben stützen, sobald, wenn der Fuß der Hängesäule mit dem Balken durch Hängeeisen verbunden ist, der letztere sich nicht einbiegen kann. Der Balken wird durch die von der Hängesäule und den Streben auf seine Enden übertragene Last auf absolute oder Zugfestigkeit in Anspruch genommen. Das einfache H. bildet sonach die Figur eines gleichschenkeligen Dreiecks mit dem Balken als Basis und der Hängesäule als Mittellinie. Bei dem doppelten Hängebock, welcher bei größerer freier Länge der

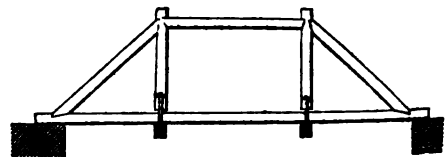


Fig. 2.

Balken zur Anwendung kommt, sind zur Verminderung zu großer Länge der Streben zwei Hängesäulen symmetrisch über der Mitte des Balkens angeordnet, durch ein horizontales Querholz (Spannriegel) verstrebt und wieder mit den Balkenenden durch zwei Streben verbunden (Fig. 2), sobald das

Ganze die Figur eines Parallelogramms erhält. Durch Kombination mehrerer einfacher H., oder eines einfachen mit mehreren doppelten H. erhält man ein mehrfaches oder zusammengesetztes Hängewerk, durch welches noch mehr als zwei Punkte eines Balkens unterstützt und Räume von größerer Spannweite überdeckt werden können.

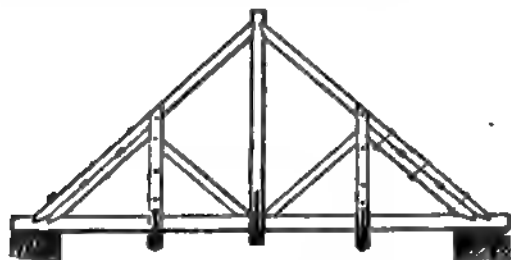


Fig. 2.

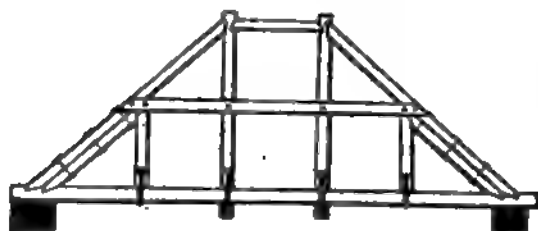


Fig. 4.

(Fig. 3 u. 4). Bei der Konstruktion von Dachstühlen treten die H. sehr oft zugleich als Sprengwerk auf, indem sie die Unterstützung der Kiehlbalken, Pfetten und Sparren von unten bewirken. Bei der Unterstützung ganzer Balkenlagen, z. B. Saaldecken, Brückenbahnen, Glastenplatten u. s. w., ordnet man das H. aber einem unter die Balkenlage gelegten Unterzug an oder, falls dies nicht zulässig, aber einem mit derselben verschraubten Überzug. Für die Richtung der mit H. versehenen Ober- oder Unterzüge ist die geringere Spannweite maßgebend. In neuerer Zeit führt man die H. namentlich bei sehr geringer Höhe der Hängesäulen oder bei offenen Dachstühlen ohne Hängesäulen aus Holz und Eisen aus, indem die Hängesäulen als Hängestangen und die Balken als Zugstangen aus Schmiedeeisen hergestellt, die Enden der Stäben und Spannriegel aber in gußeisernen Köpf-, beziehungsweise Fußstücke gesteckt werden.

Sankt-Ubb, Hafenplatz an der südwestl. Landspitze Finlands, am Eingang zum Finnischen Meerbusen, mit der Inselkette Gullföarna. In der Nähe liegt die russ. Flotte 27. Juli 1714 über die schwed. Flotte des Admirals Ehrenshöld, welcher in russ. Gefangenschaft fiel. Während des Orientkriegs wurde S. am 16. Juni 1855 durch die brit. Flotte bombardiert, ohne großen Schaden zu nehmen. Neuerdings ist S. noch stärker befestigt worden, da dasselbe durch seinen sicheren Hafen und die strategisch günstige Lage als Stützpunkt für einen Teil der russ. Ostseeflotte in Aussicht genommen ist. S. wurde 1874 zur Stadt erhoben und 1878 privilegiert, und ist durch Zweigbahn nach Helsingfors mit der Eisenbahn Petersburg—Helsingfors und durch direkte Dampferlinien mit Stockholm verbunden.

Conventions.-Regles. 12. Aufl. VIII.

Sankt-Ubb, Hauptstadt (Su) der chines. Provinz Tschi-liang, liegt unter 30° 30' 30" nördl. Br. und 120° 21' östl. L. (von Greenwich), unweit des westlichen, daselbst spitz auslaufenden Endes der nach ihr genannten Einbucht der Chinesischen Office (Lung-hai) in der Nähe des malerisch gelegenen Landsees Sijou. S. ist stark befestigt, hat einen bedeutenden Umfang, zehn Land- und vier Wasserthore, sowie eine Bevölkerung von über 1 Mill. Seelen. Die Stadt ist der Sitz aller höchsten Behörden der Provinz, hat gerade Straßen, aber niedrige Häuser. In den Hauptstraßen steht man jedoch unter den vielen Kaufmannsläden eine Anzahl sehr reich und prächtiger, in denen besonders prachtvolle Erdengemälde freigelegt werden. Der Handel von S. befaßt sich hauptsächlich in Händen der Männer, während die Frauen in den Seidenmanufakturen und mit den Stickerien verlässiger Stoffe mit Seid beschäftigt sind. Stoffe dieser Art werden in S. massenhaft und zugleich schöner und besser hergestellt als in einer andern chines. Stadt.

Sankt (deutsch: Strähn oder Schnell), ein Wollgarn in Großbritannien und Irland. Für Baumwollgarn wird das S. allgemein in 7 Leas von 80 Thread zu 1 1/4 Yards eingeteilt und ist — 768 m. Für Wollgarn gibt es dreierlei Weisen oder Fasse, deren gebräuchlichste die kurze Weise (short rool) mit 1 Thread von 1 Yard ist, sodas das S., das wie beim Baumwollgarn eingeteilt wird, eine Länge von 660 Yards — 613 m hat.

Das Thread der mittlern Weise (middle rool), die häufig für nach Deutschland bestimmte Garne Anwendung findet und mit der dort üblichen engl. Weise übereinstimmt, ist 1 1/4 Yards lang, sodas das S. dieselbe Länge hat wie beim Baumwollgarn. Daneben kommt noch eine lange Weise (long rool) vor, deren Thread — 2 Yards ist, wovon jedoch nur 40 Threads auf das Lea (Gebinde) von 1/4 S. gehen, sodas deren S. mit dem der kurzen Weise übereinstimmt. Für Streichgarn ist das S. dasselbe wie bei der langen Weise des Wollgarns. Bei Leinen- und Hanfgarn ist zwar im ganzen Vereinigten Königreich das Lea — 300 Yards; während aber in Großbritannien in der Regel 10 Leas auf das S. gehen, enthält das irische S. 12 Leas. Die Feinheitsummer des Baumwoll- und Wollgarns gibt die Anzahl von S. an, welche 1 Pfd. avoirdupois wiegen, während die Nummer des Leinen- und Hanfgarns die Anzahl von Leas bezeichnet, welche diese Gewichte haben.

Sanka (Wenzel), ein eifriger Förderer der böhm. Sprache und Literatur, geb. 10. Juni 1791 zu Horkowes im Kreis Königgrätz, besuchte das Gymnasium zu Königgrätz, studierte in Prag und Wien die Rechte, widmete sich hierauf der Literatur und war seit 1818 Bibliothekar des böhmischen Nationalmuseums, seit 1848 auch Dozent der slav. Sprachen an der Universität Prag. Er starb 12. Jan. 1861 in Prag. Seine Werke (Pisno, Prag 1816; 6. Aufl. 1861), denen von poetischen Arbeiten bald darauf noch die »Böhm. Übertragungen Ferd. Volkslieder« (1817), der »Schmerzlichen »Jollen« (1819) und des altruss. »Spos »Igor« (1821) folgten, machten seinen Namen populär. In der Grammatik war S. befaßt, im System Dobrowskys zu arbeiten, und schrieb eine »Böhm.

Oethographie» (1817) und «Grammatik» (1822), ferner für Anfänger bestimmte Grammatiken der polnischen (1839), kirchenslawischen (1846, böhmisch und russisch) und russ. Sprache (1850). Von Dobrowsky war er auch zur Herausgabe alter Sprachdenkmäler angereizt und veröffentlichte eine Sammlung derselben unter dem Titel «Starobylá Skladanie» (A. I. «Alte Dichtungen», 6 Bde., 1817–24); ferner gab er neu heraus die «Vetus-tissima vocabularia latino-bohemica» (1823), «Das Reichsbuch Böhmens» (1841), «Das Evangelium Remense» (kirchenslawisch, 1846), Lupác's «Chronik von Karl IV.» (1848), «Die Chronik Dalimil's» (1849), «Das Evangelium Ricobendi» (albböhmisch, 1861) u. a. Für das böhmische Museum war H. eifrig betreibt, Schätze zu sammeln, und hat namentlich die Bibliothek durch Acquisitionen und Funde bereichert. Es sind aber auch Fälschungen nachgewiesen worden, und H. als ihr wahrscheinlicher Urheber. Der bekannteste Gegenstand in dieser Hinsicht ist die sog. «Königinhofer Handschrift» (f. d.), eine Sammlung albböhm. Gedichte, die H. am 16. Sept. 1817 bei einem Besuche in Königinhof in dem dortigen Kirchthurm fand und 1819 herausgab.

Hante (Heintze Wilhelmine), Romanschriftstellerin, geborene Krndt, geb. 24. Juni 1785 zu Jauer, seit 1814 vermählt mit dem Pfarrer Hante zu Dohrnfurth a. d. N., nach dessen Tode 1819 die literarischen Arbeiten lebte. Sie starb 15. Juli 1828 in Jauer. Unter ihren Schriften sind hervorzuheben: «Die Pflanzendörfer» (Liegn. 1821), «Gaudios» (3 Bde., Liegn. 1815), «Bilder des Herzens und der Welt» (4 Bde., Liegn. 1822), «Die Freundinnen» (3 Bde., Liegn. 1826), «Die Verlen» (2. Aufl., 2 Bde., Hannov. 1806), «Die Schwiagermutter» (2. Aufl., 2 Bde., Hannov. 1838), «Der letzte Wille» (Liegn. 1830), «Bergelstungen» (2 Bde., Berl. 1830), «Die Schwester» (2 Bde., Hannov. 1831), «Eine Schles. Gutsfrau» (2 Bde., Hannov. 1850). Ihre «Sämtlichen Schriften» umfassen 126 Bände (Hannov. 1841–57).

Hantel (Wilh. Gottlieb), namhafter deutscher Physiker, geb. 17. Mai 1814 zu Ermalsleben, besuchte das Gymnasium zu Döbelnburg, studierte in Halle, wurde 1835 Assistent am physik. Kabinett der Universität, 1836 Lehrer der Naturwissenschaften an der Realschule der Franckeschen Stiftungen und habilitierte sich 1840 für Physik und Chemie an der Universität, an der er 1847 eine außerord. Professur erhielt. Seit 1849 wirkt er als ord. Professor der Physik zu Leipzig. H. hat sich vorzugsweise mit der Erforschung der thermoelektrischen Eigenschaften der Krystalle beschäftigt und nachgewiesen, daß alle isolierenden Krystalle durch Temperaturänderungen elektrisch werden, die hemimorph ausgebildeten mit entgegengesetzten Polen an den Enden der hemimorphen Achsen, die symmetrischen mit gleichnamigen Polen an den Enden derselben Achsen, wobei sich die beiden Polaritäten unter die verschiedenen Achsen verteilen. Am farbigen Flussspat entdeckte er die Eigenschaft durch die Strahlen des Lichtes (Photoelektricität), und am Bergkrystall die Eigenschaft durch die Wärmestrahlen (Aktinoelektricität) elektrisch zu werden. Außerdem hat er Untersuchungen angestellt über die thermoelektrischen Ströme zwischen Metallen und leitenden Mineralien, über das elektrische Verhalten der Flamme, über die bei Gasentwicklungen auftretenden Elektricitäten, sowie über die

bei Einwirkung des Lichts auf in Wasser und Salzlösungen eintauchende Metalle entstehenden elektrischen Ströme und über die magnetische Wirkung des Entladungssystems einer elektrischen Batterie. Für Messung und Zurückführung der atmosphärischen Elektricität auf absolute Maße hat er ferner brauchbare Verfahren und genaue Instrumente angegeben und durch die ersten genauen Bestimmungen der Spannungen der Metalle unter sich und gegen Wasser die Grundlagen für eine Theorie der galvanischen Kette geliefert. Über das Wesen der Elektricität stellte er eine neue Theorie auf, indem er die Elektricität als kreisförmige Schwingungen des Äthers unter Beteiligung der materiellen Moleküle der Körper betrachtet und annimmt, daß sich die beiden Modifikationen der positiven und negativen Elektricität nur durch die Richtung ihres Umschwingungs unterseheben. Seine Untersuchungen hat er vorzugsweise teils in Poggendorff's «Annalen», teils in den «Berichten» und «Abhandlungen» der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften mitgeteilt. Besondere Hervorhebung verdienen die «Elektrischen Untersuchungen» (Abhandlung 1–17, Eyz. 1856–83). H. besorgte auch, unter Mitwirkung mehrerer Freunde, die deutsche Ausgabe von Arago's «Werden» (12 Bde., Eyz. 1854–60).

Hermann H., Sohn des vorigen, geb. 14. Febr. 1839 zu Halle a. d. S., besuchte das Gymnasium St. Nikolai zu Leipzig, studierte dann Mathematik auf der dortigen Universität und in Göttingen, wo seine Abhandlung «Zur allgemeinen Theorie der Bewegung der Flüssigkeiten» mit dem Preise gekrönt wurde. Er habilitierte sich 1863 in Leipzig, wo er 1867 eine außerord. Professur erhielt. Noch in demselben Jahre folgte er einem Rufe als ord. Professor der Mathematik nach Erlangen und ging dann 1869 in gleicher Eigenschaft nach Tübingen. Nachdem bereits 1872 ein Schlaganfall seine Thätigkeit unterbrochen, traf ihn ein zweiter, unmittelbarer den Tod herbeiführender auf einer Reise in den Schwarzwald zu Schramberg 29. Sept. 1873. H. hatte sich vorzugsweise der mathem. Analysis zugewendet. Von seinen Vorlesungen über die komplexen Zahlen und ihre Funktionen» erschien nur der erste Teil («Theorie der komplexen Zahlensysteme», Eyz. 1867). Nach seinem Tode wurde aus den hinterlassenen Manuscripten von seinem Vater «Zur Geschichte der Mathematik im Altertum und Mittelalter» (Eyz. 1874) und von Hornad «Die Elemente der projektivischen Geometrie in synthetischer Behandlung» (Eyz. 1876) veröffentlicht.

Han-tchen (Han-kou), in der chines. Pinyin Hu-pe, auf dem linken Ufer des Flusses Han-kiang, an dessen Mündung in den Yang-tse-kiang gelegen, ist der wichtigste Handelsplatz des centralen China und gleichzeitig außer Fischen der wichtigste der traktatmäßig dem Fremdenverkehr geöffneten Häfen. Ihm gegenüber, auf dem rechten Ufer des Han, liegt die Stadt Hanjiang, und beiden gegenüber, auf dem rechten Ufer des Yang-tse-kiang, Wu-tschang, der Hauptort (chines. Su) der Provinz Hu-pe. Alle drei sollen vor dem Taipingkrieg eine Gesamtbevölkerung von über 5 Mill. G. gehabt haben, wurden aber in diesem blutigen Kriege vollständig zerstört. Infolge des blühenden Handels hat sich H. seitdem wieder zu einer Stadt von 5–600000 G. erhoben und bildet jetzt den Centralpunkt des Handels der Provinzen Hu-pe, Su-man, Sz-tschuan und Kweichow. Zwei Dampfschiffe

Unien vermitteln dreimal wöchentlich den Verkehr mit dem 986,5 km entfernten Shengoi. Außerdem steht eine große Anzahl chines. Dischorden im Dienste des Handels. Die handeltreibenden Einwohner gehören größtenteils andern Provinzen an und es ist ihrer Thätigkeit gefungen, im Importgeschäft die Europäer zu überflügeln. Der Wert der Ausfuhr belief sich 1882 auf 36348900, der der Einfuhr dagegen nur auf 57000 Reichsmark.

Han-le, kleines Dorf in dem zu Kaschmir gehörenden Lande Badat, im Distrikt Ruptsch; der südöstl. Teil dieses Distrikts ist das Hochthal Nonge, d. h. tiefes Thal, und das äußerste Südostende Hange. Das hier in 32° 48' nördl. Br. und 96° 36' östl. L. von Ferro in 4608 m Höhe gelegene buddhistische Kloster mit 20 tibetanischen Mönchen ist einer der höchsten stetig bewohnten Orte der Erde.

Hanley, Marktstadt und ein Municipalborough in England, in Staffordshire, mitten im Potterydistr. 8 km im NO. von Stoke-upon-Trent und 29 km nördlich von Stafford gelegen, mit (1881) 48361 E., welche meist Porzellan, earthenware, Siegel und Thonwaren verfertigen. In der Nähe werden Eisen und Kohlen gewonnen. Außerhalb der breiten, geraden, mitiegeln gepflasterten Straßen sind viele schöne Villen erbaut. Es hat sechs Kirchen und mehrere Kapellen, ein mechan. Institut, Museum, Theater, Kunstschule u. s. w.

Hann (Jul.), Physiker, geb. 23. März 1839 in Schloß Hans bei Linz in Oberösterreich, besuchte das Gymnasium in Kremsmünster, studierte in Wien, legte 1864 die Lehramtsprüfung für Mathematik und Physik ab und supplierte zwei Lehrstellen 1865—68 an den Oberrealschulen in Wien und Linz. Im J. 1865 wurde ihm mit Jelinek die Redaction der »Zeitschrift für Meteorologie« übertragen. Dies gab später Veranlassung zu seiner Berufung nach Wien als provisorischer Adjunkt an der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, der damals Jelinek vorstand. Im J. 1868 habilitierte er sich an der Universität, wurde 1873 zum außerord. Professor für physik. Geographie und nach Jelineks Tode (1877) zum Direktor der meteorolog. Centralanstalt und zum ord. Professor an der Universität ernannt. Im J. 1872 wurde er korrespondierendes, 1877 wirkliches Mitglied der kaiserl. Akademie in Wien. Außer zahlreichen meteorolog. Abhandlungen verfaßte er von der gemeinsam mit Hochstetter und Pokorny herausgegebenen »Allgemeinen Erdkunde« den ersten Teil, die »Astronomische Geographie und Physik der Erde« (3. Aufl., Prag 1881) und »Handbuch der Klimatologie« (Stuttg. 1883).

Hanna, Distrikt in Mähren, s. u. Hannalen. **Hannalen**, ein slow. Volksstamm in Mähren, in der Hanna, einem Distrikt von ungefähr 1540 qkm, zwischen Olmütz und Wischau, westlich von der March und nördlich von deren rechtem Zuflusse Hana, dem fruchtbarsten Teile des Landes. Sie sind ein kräftiger Menschenstamm und unterscheiden sich von ihren Nachbarn durch eigentümlichen Dialekt, Tracht und Sitte, insbesondere durch eine besondere Vorliebe für schön gebaute und starke Pferde, daher man auch bei ihnen den schönsten Pferdeschlag im Lande trifft. Ebenso eignen sich ihnen Gastfreundschaft, Arbeitsamkeit, großer Wohlstand und Stolz auf ihre Abkunft, weshalb sie sich auch nicht leicht vermischen. Musik und Tanz lieben sie leidenschaftlich und ihre Ratio-

nalneigen sind durch die vorherrschenden Moltonarten ausgezeichnet.

Hannay (James), engl. Novellist und Essayist, geb. 1827 in Dunsfries, diente 1840—45 in der brit. Marine, nahm aber dann seinen Abschied, um sich der Literatur zu widmen. In den J. 1860—64 gab er den »Edinburgh Courant« heraus, ließ sich 1864 in London nieder und wurde 1865 zum engl. Consul in Barcelona ernannt, wo er 8. Jan. 1873 starb. Von H. erschienen die Romane »King Dobbs« (1849), »Singleton Fontenoy« (1850) und »Emtace Conyers« (1856) und die durch Wit und klassischen Stil ausgezeichneten Abhandlungen »Satire and satirists« (1854). Im J. 1861 gab er »Essays from the Quarterly Review«, 1865 »Characters and criticism«, eine Sammlung seiner Beiträge zu dem »Edinburgh Courant«, heraus. Später veröffentlichte er »A course of English literature« (1866) und die Familiengeschichte »Three hundred years of a Norman house« (1867).

Hannas (Joh. Wilh.), fromanniger prot. Theolog, geb. 29. Dec. 1813 zu Harber im Rauenburgischen, studierte 1833—37 zu Göttingen, Halle und Berlin Philosophie und Theologie, privatisierte 1837—40 in Wolfenbüttel, hielt dann bis 1860 in Braunschweig hiesige Vorlesungen über philos. und theol. Gegenstände, wurde 1851 Prediger im Hannoverschen und 1861 ord. Professor der Theologie und Prediger an St. Jacobi in Greifswald. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Vorlesungen zum Glauben« (Jena 1851), »Bekanntnisse oder drei Bücher vom Glauben« (Hann. 1858; 2. Aufl. 1865), »Die Idee der absoluten Persönlichkeit« (2 Bde., Hann. 1861—62; 2. Aufl. 1865), »Der Geist des Christentums« (Güters. 1867), »Anti-Hengstenberg« (Güters. 1868), »Die christl. Kirche nach ihrer Stellung und Aufgabe im Reiche der Sittlichkeit« (Berl. 1868), »Die Kirche im neuen Reich« (Berl. 1871).

Hannibal, Name mehrerer karthag. Feldherren: Hannibal, Sohn des Hisho, eroberte 409 v. Chr. als karthag. Oberbefehlshaber auf Sicilien Selinunt und Himera, und führte 406 dahin zurück, starb aber noch in demselben Jahre bei der Belagerung von Agragas (Agrigent) an einer Seuche.

Ein anderer Hannibal verteidigte 262 v. Chr. als karthag. Feldherr Agrigent mit großer Ausdauer und führte sein Heer, als das Entsatzheer geschlagen war, bis auf den Nachtag glücklich durch die röm. Linien; 260 in der Seeschlacht bei Myla von Duilius, und 259 nochmals von Lucius Cornelius Scipio bei Sardinien besiegt, wurde er von den Karthagern aus Kreuz geschlagen.

Ein dritter Karthager dieses Namens führte 250 v. Chr. mitten durch die röm. Flotte hindurch dem belagerten Uthubum Truppen zu und führte ebenso mit der von der belagerten Stadt nicht zu verwendenden Reiterei nach Drepanum zurück; im Kriege mit den Söldnern (241—238 v. Chr.) wurde er bei Tunis mit seinem Corps von diesen überfallen und getötet.

Hannibal, der Sohn des Hamilkar Barkas, einer der größten Feldherren und Staatsmänner des Altertums, geb. 247 v. Chr., war 9 J. alt, als ihn sein Vater, wie nach dem Bericht des Polybius und anderer H. selbst erzählte, schwören ließ, daß er nie ein Freund der Römer sein wolle, und ihn hierauf mit sich nach Spanien nahm. Unter Hasdrubal, seinem Schwager, der nach Hamilcars

Lode 229 den Oberbefehl in Spanien führte, wurde er 224 Anführer der Reiterei; nach Hasdrubals Ermordung 221 rief ihn das Heer, das ihn liebte, zum Oberfeldherrn aus. Er vollbrachte die Unterwerfung des östl. Spanien bis zum Ebro und griff, um den Krieg mit Rom zum Ausbruch zu bringen, Sagunt an. Acht Monate lang leistete die Stadt tapfern Widerstand. Als sie 219 gefallen, forderten die röm. Gesandten vom Karthago. Senat H. s. Auslieferung und erklärten, da sie nicht erfolgte, den Krieg, welcher der zweite Punische Krieg genannt wird. H. beschloß, die Römer in Italien selbst anzugreifen. Nachdem er für Afrikas Sicherheit gesorgt, ließ er in Spanien seinen Bruder Hasdrubal mit einem Heere zurück und brach selbst im Frühjahr 218 von Neutarthago auf. Von den 90 000 Mann zu Fuß und 12 000 Reitern, die ihm zur Verfügung standen, entließ er, obgleich er etwa 20 000 Mann in Kämpfen zwischen Ebro und Pyrenäen verloren und noch 10 000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter Hanno zur Behauptung des obersten Gebiets zwischen Ebro und Pyrenäen übergeben hatte, doch noch 10 000 Mann, bevor er mit 50 000 Mann zu Fuß und 9000 zu Pferd die Pyrenäen überstieg. Er zog dann durch das südl. Gallien, vermied das Zusammentreffen mit dem röm. Konsul Publius Cornelius Scipio an dem Rhône und trat, von cisalpinischen Galliern geführt, den berühmten Zug über die Alpen an, den er in 15 Tagen vollendete. Nach der Untersuchung von Wicham und Cramer (*„On the passage of H.“* [1820]; vgl. Law, *„The Alps of H.“* [1866]) ist der kleine St. Bernhard als Übergangspunkt anzunehmen. Nach andern ging er über den Mont-Cenis, noch andere nennen den Mont-Cenis.

Fünf Monate, nachdem er aufgebrochen, langte H. im September 218 in Italien an; sein Heer war auf 12 000 Afrikaner und 8000 Spanier zu Fuß und 6000 Reiter herabgeschmolzen. Am Fluße Ticinus traf er auf den röm. Konsul Publius Cornelius Scipio und besiegte diesen in einem Reitertreffen. Ein zweiter Sieg, den er in demselben Jahre über Scipio und den andern Konsul Libertius Sempronius Longus an der Trebia erfocht, hatte den Abfall der cisalpinischen Gallier von Rom zur Folge, unter denen er nun seine Winterquartiere nahm. Im nächsten Jahre (217) drang er durch unwegsame Gegenden des Apennin und die Sümpfe des oberen Arno in Etrurien ein. Die Anstrengungen hatten vielen das Leben gekostet, H. selbst verlor durch Entzündung ein Auge. Der röm. Konsul Gaius Flaminius ließ sich durch H. in die Engen zwischen dem Trasimenischen See (Lago di Perugia) und den Bergen von Cortona hineinlocken, wo er selbst mit dem größten Teil seines Heeres den Untergang fand. Die gefangenen röm. Bundesgenossen entließ H. freundlich, zog sodann gegen Spoletium, das aber widerstand, und von da nach Picenum, Samnium und Apulien, immer bedacht, die Bundesgenossen zum Abfall zu bewegen. Die Römer stellten ihm den Diktator Quintus Fabius Maximus entgegen, einen furchtbaren Gegner durch sein vorsichtiges Zögern. H. sah sich zu ermüdenden Märschen genötigt und endlich durch Fabius in Campanien bei Castrinum (dem heutigen Capua) eingeschlossen. Durch die List, daß er die Römer durch Kinder, denen brennende Heubündel zwischen die Hörner gebunden waren, in der Nacht täuschte, gewann er jedoch den

Ausweg nach Apulien. Marcus Minucius Rufus, den er in den Hinterhalt lockte, wurde von Fabius gerettet. Im nächsten Jahre (216) brachte H. in der für die Entwicklung seiner Reiterei günstigen apulischen Ebene den Konsul Gaius Terentius Varro 2. Aug. (nach dem berechtigten Kalender im Juni) bei Cannä zur Schlacht, die mit der völligen Niederlage der Römer endete. Nach dieser Schlacht fiel ihm mit Ausnahme der griech. und lat. Städte fast ganz Unteritalien zu, zudem verschaffte ihm der Sieg den Beschluß der Karthager, ihn thätig zu unterstützen, und das Jahr darauf Bündnisse von Macedonien und Syrakus mit Karthago. Aber obwohl von Maharbal dazu gemahnt, hatte es H. unterlassen, auf Rom zu marschieren, dessen Widerstandskraft er zu gut kannte, sondern sein Heer nach Capua, das ihm infolge des Sieges von Cannä sich angeschlossen hatte, geführt, während Rola von dem Prätor Marcus Claudius Marcellus glücklich gegen ihn besaupet worden war. Von dem Berge Alata, wo er im nächsten Jahre (215) meist lagerte, suchte er vergebens seine Macht weiter auszubreiten. Ein neuer Sieg des Marcellus bei Rola ermutigte die Römer, die ihm in Campanien sechs Legionen entgegengestellt hatten. H. s. Heer war geschwächt, sein Bruder Hasdrubal, der ihm aus Spanien ein Heer zuführen sollte, hatte dort eine schwere Niederlage erlitten, der größte Teil der Hilfe, die man ihm von Karthago aus zu senden beschloß, ging bei dem vergeblichen Versuche, Sardinien zu erobern, verloren; das Bündnis mit Philipp von Macedonien brachte keinen Nutzen, und gegen Syrakus, wo die Karthago. Partei siegte, sendeten die Römer den Marcellus, der 212 v. Chr. die Stadt eroberte.

In demselben Jahre nahm H. Tarent bis auf die Burg ein, suchte aber 211 vergebens das belagerte Capua durch einen Marsch gegen Rom zu retten, wo die Nachricht von seinem Anmarsch den größten Schrecken hervorrief und der Ruf *„Hannibal ad portas!“* sprichwörtlich blieb. Er mußte, ohne seinen Zweck zu erreichen, zurückgehen, und die harte Straße, die Capua nach der Einnahme von den Römern erlitt, führte viele der abgefallenen Bundesgenossen den Römern wieder zu. Doch hielt sich H. in Lucanien, im Lande der Brutier und in Apulien. Er siegte 210 bei Herdonia in Apulien, hatte aber außerdem mehr Verluste als Erfolg. Tarents Eroberung durch Fabius 209 entzog ihm den größten Teil der Italier, die ihm noch treu geblieben. Dagegen fand Marcellus, der 209 schließlich über ihn gesiegt hatte, 208 im Hinterhalt seinen Tod. Als der Versuch seines Bruders Hasdrubal, ihm Hilfe zuzuführen, durch dessen Niederlage in Etrurien 207 vereitelt war, zog sich H., der nunmehr den Krieg in Italien in der Hauptsache verloren sah, in die Südwestspitze Italiens (das Land der Brutier) zurück, wo er sich fast ohne Schlacht in fester Stellung gegen die Römer behauptete. Mago, der von Sardinien und Gallien aus die Römer bedrohte, wurde 203, nachdem er im Lande der Insubrer geschlagen worden war, nach Afrika zurückgerufen, da sich Karthago selbst durch den großen Publius Cornelius Scipio, der 204 in Afrika gelandet war, bedroht sah; doch starb Mago unterwegs. Auch H. wurde zurückgerufen, verließ mit bitterem Schmerz 203 Italien und landete bei Leptis. Im folgenden Jahre (202) lieferte er die entscheidende Schlacht westlich von der Stadt Zama, in der er überwunden wurde. (S. Punische Kriege.) Mit den

Resten des Heeres, die er in Hadrumetum gesammelt, kehrte er nach Karthago zurück, wo er nun selbst für den Frieden sprach, in welchem er die einzige Rettung seines Vaterlandes sah. H. wurde zum höchsten Magistrat ernannt und war als solcher für die Verbesserung der Staatsverwaltung und Verfassung bedacht, reizte aber dadurch viele der Vornehmen, welche die ihm feindliche Partei des Hanno verstärkten. Bei den Römern wurde er verdächtigt, daß er den syr. König Antiochus III. zum Kriege antreibe. Als er sich der Auslieferung an die Römer durch die Flucht entzogen hatte, erklärten ihn die Karthager sogar für verbannt. Über Tyrus wich er nun zu Antiochus nach Ephesus. Sein Versuch, die Karthager zum Bündnis mit Antiochus zu bewegen, schlug ebenso fehl wie der, den König zu vermögen, ihn mit einem Heere nach Italien zu senden. Ihm selbst wurde nur der Befehl über eine syr. Flotte gegen die mit den Römern verbündeten Rhodier übertragen, welche aber, obwohl H. auf dem von ihm befehligten Flügel siegreich war, unterlag. Da nach Beendigung des Kriegs das siegreiche Rom auch von Antiochus H. Auslieferung verlangte, war er von neuem zur Flucht genötigt. König Prusias II. von Bithynien nahm ihn auf. Auch diesen reizte er zum Kriege und socht für ihn gegen Eumenes, den Freund der Römer. Röm. Gesandte forderten darauf seine Auslieferung, und Prusias war bereit, ihnen zu gehorchen. Da entzog sich H. 183 vor d. Schmach, indem er sich selbst durch Gift tötete.

Hannibal, Stadt im County Marion des nordamerik. Staats Missouri, am westl. Ufer des Mississippi, 210 km oberhalb St.-Louis, zählt (1880) 11074 E. und ist ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt und von besonderer Bedeutung durch seine über den Mississippi gebaute Brücke. H. bildet den östl. Ausgang für die Hannibal-St.-Joseph-Missouri-Kansas- und Texas-Eisenbahn und einen der westl. Endpunkte der Toledo-Wabash-Western, sowie der Chicago-Burlington- und Quincy-, und endlich eine Station der Mississippi-Valley-Eisenbahn. Als Handelsplatz besonders für Holz, Tabak, Korn und Schweinefleisch ist H. im Aufschwung begriffen. Unter den öffentlichen Gebäuden verdient ein 1882 errichtetes Opernhaus besondere Erwähnung.

Hannibal ad portas! (oder wie gewöhnlich, aber nicht richtig, citirt wird: Hannibal ante portas!), „Hannibal an (vor) den Thoren!“ Schreckensruf, welcher in Rom 211 v. Chr. erklang, als Hannibal gegen Rom marschierte, um das röm. Belagerungsheer von Capua abzuführen. Der Ausruf wird citirt in Ciceros „Philippica“ (1, 5 11) und „De finibus“ (4, 9, 28), sowie bei Livius (23, 16) und ist als Schreckensruf bei schwer drohender Gefahr sprichwörtlich geworden.

Hanno, Name mehrerer berühmter Karthager: Schon im 5. Jahrh., um 470 v. Chr., unternahm ein H. als karthag. Admiral eine Expedition an die Westküste von Afrika und hing nach seiner Rückkehr eine Tafel mit Nachrichten über sein Unternehmen in dem Tempel des Kronos (Jupiter) zu Karthago auf. Eine griech. Übersetzung dieser Nachrichten ist unter dem Namen „Periplus“, d. i. Umfassung, auf die Nachwelt gekommen, die unter anderem von Hug (Freiburg 1808) und Kluge (Erg. 1829), sowie in Sammlungen der „Geographi Graeci minores“ zuletzt von C. Müller (Par. 1856) herausgegeben

wurde. Dem „Periplus“ zufolge unternahm H. die Reise mit dem Auftrage, den Handel der Karthager durch Gründung mehrerer Kolonien an der Küste zu erweitern; er legte deren mehrere an und kam, wie es scheint, bis über Sierra Leone hinaus.

Im 3. Jahrh. v. Chr. befehligte ein H. 264 v. Chr. die karthag. Flotte vor Messana, erreichte vor Ankunft der Römer, an welche sich die Mamertiner gewandt hatten, daß er eine Besatzung in die Stadt legen durfte, ließ sich aber dann von den Römern verdrängen und wurde deshalb abgerufen und hingerichtet.

Sein Nachfolger H., Hannibals Sohn, belagerte mit Hiero II. das von den Römern besetzte Messana, wurde aber, nachdem der Consul Appius Claudius in einer dunkeln Nacht sein Heer über die Meerenge geführt hatte, besiegt.

Ein anderer H. führte 262 dem in Agrigent belagerten Hannibal ein Entsatzheer zu und operierte anfangs mit Erfolg, wurde aber schließlich geschlagen; 256 befehligte er neben Hamilkar in der Seeschlacht beim Berge Ecnomus.

Bekannter ist der sog. große H. Derselbe war der Führer der konservativen Partei in Karthago. Er erwies sich aber als Feldherr im Söldnerkriege so unfähig, daß Hamilkar Barcas neben ihm zum Feldherrn ernannt werden mußte und das Heer schließlich seinen Rücktritt verlangte. Später war H. an der Spitze der oligarchischen, zum Frieden mit Rom geneigten Partei der Hauptgegner des großen Hannibal in Karthago.

Von den im zweiten Punischen Kriege genannten karthag. Befehlshabern des Namens H. führte einer unter Hannibal bei Cannä den linken Flügel der Karthager und befehligte nachher in Lucanien und im Bruttierlande. Im J. 214 v. Chr. wurde er von Tiberius Gracchus bei Benevent geschlagen. — Ein anderer H. war karthag. Befehlshaber in Sicilien. Als derselbe den von Hannibal ihm gesandten numidischen Reiteroffizier abgesetzt hatte, lieferte dieser Agragas (Agrigent) den Römern aus, worauf H. flüchten mußte (210 v. Chr.). — Im J. 208 v. Chr. führte ein H. frische Truppen nach Spanien, wurde aber zusammen mit Hannibals Bruder Mago geschlagen und selbst gefangen.

Hanno (Erzbischof von Köln), s. Anno.

Hannover, die nordwestlichste Provinz des preuß. Staats, umfaßt die alten Besitzungen des Kurfürstentums Braunschweig-Lüneburg nebst einigen 1815 hinzugekommenen oder ausgetauschten Landesteilen, namentlich den Fürstentümern Ostfriesland, Hildesheim u. s. w. Bei der preuß. Besitznahme des 1814 errichteten Königreichs H. 1866 wurde dessen Gebiet unverändert belassen und auch später die hergebrachte Landesenteilung beibehalten, nur gingen 142 hannov. Morgen (2 26, 21 a) durch Verkaufsvertrag vom 9. Dez. 1869 an die Freie Stadt Bremen über. Die Provinz liegt zwischen 53° 52' bis 51° 17' nördl. Br. und 29° 14' bis 24° 19' östl. L. (von Ferro), hat einschließlich des erst nach der preuß. Besitzergreifung hinzugekommenen Jadergebiets einen Gesamtflächenraum von 38424,9 qkm. Das zwischen dem untern Lauf der Elbe und der Weser gelegene Hauptgebiet besteht aus dem Herzogtum Bremen mit dem Lande Hadeln, dem Herzogtum Verden, dem Fürstentum Lüneburg, einem Teil des Herzogtums Lauenburg, den Fürstentümern Kalenberg und Hildesheim und den Grafschaften Hoya und Diepholz; es wird

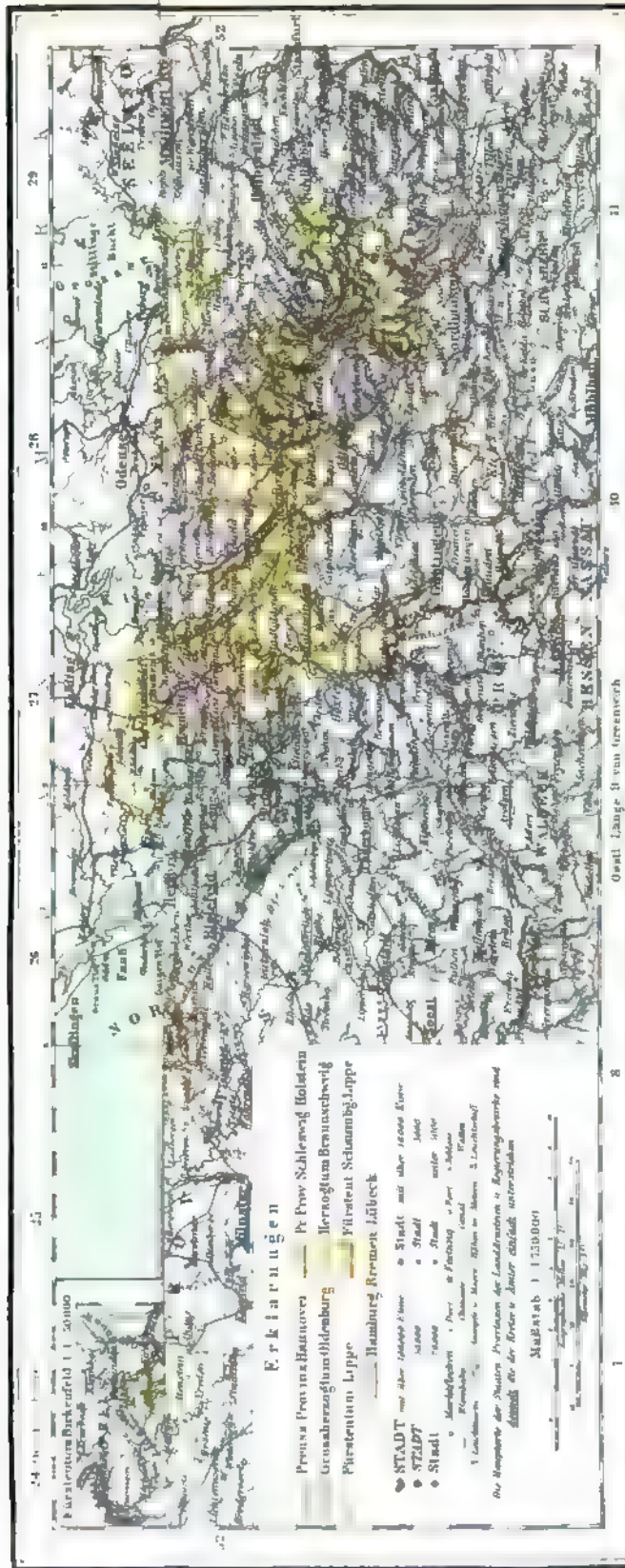
begrenzt im N. von der Nordsee und längs des untern Laufs der Elbe, über deren rechtes Ufer es zwischen den Städten Dänzig und Poitzburg hinübergreift, von der preuss. Provinz Schleswig-Holstein, von Hamburg und medlenb. Gebiet, im Osten von den preuss. Provinzen Brandenburg und Sachsen und von Braunschweig, im S. von Braunschweig und waldeschem Gebiet, von Lippe, Schaumburg-Lippe und von der preuss. Provinz Westfalen, im W. von Oldenburg und Bremen. Im SW., südlich von Oldenburg, hängt es mittels eines schmalen Landstrichs, welchen das Fürstentum Osnabrück einnimmt, mit dem zweiten Hauptteil zusammen. Dieser erstreckt sich zu beiden Seiten der untern Ems bis zu deren Mündung und begreift die niedere Grafschaft Eingen, die Grafschaft Bentheim, die Vogtei Embsbüren, das Herzogtum Lauenburg-Neppen, das Fürstentum Ostfriesland und das Harlingerland, sowie eine Reihe der Rüste vorgelagerter Inseln (Spierdoo, Langeoog, Baltrum, Norbörner, Juist, Borkum). Seine Grenzen bilden im N. die Nordsee, im O. Oldenburg, im S. die preuss. Provinz Westfalen, im W. das Königreich der Niederlande. Der dritte, südl. Teil wird durch Braunschweig. Gebiet von dem Hauptkomplex der Provinz getrennt; er umfaßt die Fürstentümer Grubenhagen und Göttingen nebst dem Harz und der Grafschaft Hohnstein und grenzt an Braunschweig. Gebiet sowie an die preuss. Provinzen Sachsen, Hessen-Nassau und Westfalen. Die Grafschaft Hohnstein wird von der Provinz Sachsen ganz umschlossen; kleinere hannov. Gebiete liegen im Braunschweig., Hess. und Lippe'schen Gebiet, während umgekehrt die Provinz H. mehrere kleine Braunschweig. Gebiete und das Hamburg. Amt Nigebüttel einschließt. (Hierzu Karte: Hannover, Schleswig-Holstein z.)

Die Hauptmasse gehört dem norddeutschen Flachlande an; die Fürstentümer Kalenberg, Hildesheim, Göttingen und Grubenhagen, sowie die Grafschaft Hohnstein werden von Ausläufern und Vorbergen des Harzes, das Fürstentum Osnabrück von dem Teutoburgerwalde und dem Wiehengebirge durchzogen, welche Höhenketten sich bis nahezu 500 m erheben. Der Kreis Jellerfeld liegt im westl. Teil des Harzes; die höchsten Ruppen erreichen hier über 1000 m. Von der Elbe wird die Provinz im NO. auf einer Strecke von etwa 253 km berührt; derselben fließen links auf hannov. Gebiet die Jeze, Hmenau, Luhe, Seeve, Gste, Aue, Schwinke und Oste zu. Die Werra durchfließt bis zu ihrer Vereinigung mit der Fulda bei Münden, welche auf etwa 10 km die südwestl. Grenze der Provinz bildet, diese in einer Länge von etwa 8 km. Die Weser berührt und fließt durch H. in einer Länge von etwa 260 km; sie nimmt innerhalb der Provinz links die Ganne und die Aue, rechts die Aller mit der Oster, Innerste, Leine und Orze, sowie die Wümmen, Ganne und Gessle auf, und außerdem durchfließen von ihren linken Nebenflüssen noch die Elze und die Hunte hannov. Gebiet. Die Ems liegt in ihrem untern Laufe 170 km lang ganz in H., rechts nimmt sie auf dieser Strecke die Hafe und die Leba auf. Größere Binnenseen sind der Dümmersee, das Steinbadermeer und der Seeburgersee. Das Flachland H.s gehört der Diluvial- und Alluvialformation an. Die höher gelegenen Heide- und Gerölstritte, welche es durchziehen, bestehen meistens aus Sandsteinen und sind je nach

der Stärken oder geringern Beimischung von Thon mehr oder weniger ertragsfähig. In den unfruchtbaren Distrikten gehört insbesondere die umfangreiche Lüneburger Heide, die in neuester Zeit nach und nach wieder bewaldet wird. Fruchtbar sind dagegen die Längs der größeren Flüsse und der Küste gelegenen, durch starke Deiche gegen Überflutung geschützten Fluß- und Seemarschen, deren Humusschichten sich durch Aufschwemmung von Schlick aus den Strömen und den Meeresfluten gebildet haben und noch fortwährend neu bilden. Eine wichtige Rolle spielen außerdem im hannov. Tieflande, namentlich im Herzogtum Bremen und in Ostfriesland, die häufigen und ausgedehnten Torfmoore, welche sich in der Regel an die Marschen landeinwärts anschließen. In den südlichen, höher gelegenen Teilen der Provinz herrscht der Lehm- und Thonboden vor. Die Bodenfläche teilt sich in 25,1 Proz. Lehm Boden, 17,1 Proz. sandigen Lehm Boden, 41,1 Proz. Sandboden, 14,8 Proz. Moorboden, 1,8 Proz. Wasserfläche.

Von den im Dez. 1880 gezählten 2 120 168 E. waren 1 060 660 männlichen, 1 059 508 weiblichen Geschlechts; evangelisch waren 1 841 594, katholisch 258 806, Jüden 14 790; auf den qkm kamen 55 E. Von der Fläche entfallen auf Ackerland und Gärten 32,8 Proz., Wiesen 10,4 Proz., Weiden 35,1 Proz., Holzungen 15,8 Proz. Auf dem ertragsfähigen Gesellschaftsboden des Flachlandes bildet der Roggen die Hauptfrucht; in den Marschen baut man vorzugsweise Raps, Weizen und Gerste und betreibt nicht selten eine ausgedehnte Viehwirtschaft. Die großen Torfmoore in Ostfriesland und im Herzogtum Bremen erzeugen bei sog. Brandkultur Buchweizen, bei starker Erdbüngung und zuvoriger Frodenlegung auch Roggen und Kartoffeln. Eigentümlich ist hier die Fehnkultur, bestehend in Abgrabung und Verchiffung des Torfs auf den Kanälen und in Kultivierung des vom Moor entblößten Bodens. Auf dem Lehm- und Thonboden der südl. Distrikte wird die Landwirtschaft intensiv betrieben, regelmäßiger Fruchtbau im Wechsel mit Korn- und Blattfrüchten und starke Viehhaltung. Im allgemeinen nimmt der Bau der Palmfrüchte die Hälfte bis drei Fünftel alles Ackerlandes ein; der Roggen behauptet den ersten Platz, nächst dem Weizen, Hafer, Gerste, Hülsenfrüchte, Buchweizen; in neuer Zeit nimmt der Rübenbau (für die Zuckerraffinerien) zu. Von Handelsgewächsen wird besonders Raps, Rüben, Flachs, Hopfen (im Wendlande), Tabak (im Göttingischen) gebaut; von Futtergewächsen Alee, die Kartoffeln in allen Landestheilen. Bedeutend ist die Viehzucht. Zur Hebung der Landwirtschaft trägt neben den Ackerbauschulen zu Hildesheim, Nienburg, Ebstorf, Osnabrück und Göttingen, der Wiesenbauschule zu Suderburg und der landwirtschaftlichen Akademie zu Göttingen-Weende besonders das landwirtschaftliche Vereinswesen bei. Im Norden H.s bildet der reichlich gewonnene Torf nicht nur das hauptsächlichste Feuerungsmaterial der Bevölkerung, sondern läßt auch vermöge der Kanalverbindungen noch eine erhebliche Abfuhr nach dem Süden, nach Hamburg, Bremen u. s. w. übrig. Im S. der Provinz, namentlich im Harz, ist der Bergbau wichtig. Gewonnen wurden 1880 an Steinkohlen 414 544, Eisenerzen 385 788, Bleierzen 41 343, Kupfererzen 18 147, Kobalt 157 946, Blei 9727 t, Silber 24 912 kg.

HANNOVER, SCHLESWIG-HOLSTEIN (Preuss. Provinzen) UND NORDWESTDEUTSCHE STAATEN.



Прочитавъ Святѣишаго Евангеліа

Будучи професором и доктором наука, А. А. Бродягин описал картину

Zu den Arzeln in Hannover Schleswig Holstein Oldenburg u. a.

be
 ter
 zw
 hil
 Hi
 Di
 Si
 ich
 Si
 W
 Fr
 ein
 tun
 ter
 be
 sch
 der
 fri
 bei
 der
 oß
 Si
 bu
 dai
 Le
 ter
 stei
 Ha
 bri
 Se
 ich
 gai
 im
 ren
 bro
 bäl
 Se
 lan
 Go
 des
 Lei
 zög
 erh
 des
 übe
 RE
 der
 Jee
 uni
 Bei
 auf
 bilt
 We
 von
 vin
 mit
 Wa
 dur
 Flie
 lieg
 H.,
 und
 Dä
 bur
 und
 Heil
 steh

Die Großindustrie hat, namentlich im Süden der Provinz, großen Aufschwung genommen. Unter den industriellen Establishments sind wichtig die Eisengießereien, Wagen- und Maschinenfabriken, Schiffswerfte, Ziegeleien, Glashütten, chem. Fabriken, Rübenzuckerraffinerien, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien; besonders ist auch die Tabaks- und Cigarrenfabrikation und die Baumwoll- und Wollindustrie. Der Handel und Verkehr wird durch Kommunikationswege jeder Art erleichtert. Die hannov. Reederei besaß zu Anfang 1889: 1074 Segelschiffe von 105261 t Gehalt und 11 Dampfer mit 1078 t. Von den 39 Schiffen der Provinz, welche für Schiffe mit einem Tonnage von 1,5 bis 7,5 m zulässig sind, sind die bedeutendsten Harburg, Geestemünde, Norden, Gmden, Leer und Papenburg. Als gewerbliche Lehranstalten sind zu nennen: die Polytechnische Hochschule in Hannover, die königliche Bergakademie in Clausthal, die Baugewerkschule in Hildesheim, die Forstakademie in Münden. Zur Vertretung der Interessen des Handels- und Gewerbestandes bestehen die Handelskammern zu Gmden, Geestemünde, Göttingen, Goslar, Hannover, Harburg, Hildesheim, Lüneburg, Osnabrück und Verden.

Als höhere und besondere Unterrichtsanstalten sind außer den schon erwähnten technischen und Fachschulen hervorzuheben: die 1787 gegründete Georg-August-Universität zu Göttingen, 18 evang. und 3 luth. Gymnasien, 1 Prolymnasium, 17 Realgymnasien, 4 Realprolymnasien, 2 höhere Bürgerschulen, 14 höhere Lösserschulen, 9 evang., 1 luth., 1 jüd. Schullehrerseminare, 8 Präparandenanstalten, die Tierarzneischule zu Hannover, 3 Hebammenlehranstalten, 5 Navigationschulen, die Laubstammennanstalten zu Hildesheim, Osnabrück und Stade, die Blindenanstalt zu Hannover, die Irrenanstalten zu Hildesheim, Göttingen und Osnabrück. Größere öffentliche Bibliotheken sind diejenige der göttinger Universität und die königl. Bibliothek zu Hannover. Für die Pflege der Wissenschaften und Künste sorgen außerdem insbesondere die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, die Naturforschenden Gesellschaften zu Hannover, Gmden, Clausthal und Lüneburg, die historischen Vereine zu Hannover, Stade und Osnabrück, der Architekten- und Ingenieurverein zu Hannover, das königl. Hoftheater daselbst u. a.

In administrativer und polizeilicher Hinsicht steht die Provinz unter einem Oberpräsidenten mit Sitz in der Stadt Hannover und zerfällt in 6 Landdrostkreise (Hannover, Hildesheim, Lüneburg, Stade, Osnabrück und Aurich) mit zusammen 1 Stadtkreis (Hannover) und 36 Landkreisen. An der Spitze der Verwaltung dieser Bezirke steht beziehentlich der Landdrost und der Kreisbauamt, welche von der Krone ernannt werden. Durch die Gesetze vom 22. Aug. 1867 und 7. März 1868 ist der Provinz eine Selbstverwaltung in großem Umfange als den übrigen preuß. Provinzen eingeräumt worden. Ersteres Gesetz ordnete die Einrichtung der Provinzialstände an, welche sich jährlich zum Provinziallandtage versammeln und unter Aufsicht der Staatsbehörde über Kommunalangelegenheiten der Provinz beschließen, die provinzialständischen Institute vertreten und verwalten und im Interesse der Provinz Ausgaben und Leistungen übernehmen und über deren Aufbringung beschließen können. Es gehören zu diesem Provinziallandtage vom

Stande des großen Grundbesitzes 6 erbliche und 25 gewählte Mitglieder, vom Stande der Städte und der Landgemeinden je 25 gewählte Abgeordnete, im ganzen also 75 gewählte und 6 erbliche Mitglieder; erstere werden auf sechs Jahre gewählt und gleichzeitig Stellvertreter für sie bestellt. Als Präses auf dem Provinziallandtage fungiert ein aus seinen Mitgliedern von der Staatsregierung ernannter Landtagsmarschall, als königl. Kommissar der Oberpräsident der Provinz. Für die laufende Verwaltung der Geschäfte der Provinzialstände ernennen diese einen Landesdirektor. Durch das Gesetz vom 7. März 1868 wurde dem provinzialständischen Verbands aus dem Staatshaushalt eine Summe von jährlich 500 000 Mthn. überwiesen, welche zur Bestreitung der Kosten des Provinziallandtags und der einzelnen Landschaften und ihrer Verwaltung, sowie zur Unterhaltung und Unterstützung verschiedener Anstalten, nämlich der Irrenanstalten, milden Stiftungen, der Blinden-, Laubstammens-, Rettungs-, Idioten- und Landarmenanstalten, des jüd. Schul- und Synagogenwesens, der Landesbibliotheken, öffentlichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen, der Chaussees, Landstraßen und Gemeindegemeinschaften, zu Landesmelliorationen u. s. w. verwendet werden soll. Neben dieser Provinzialvertretung sind die älteren ständischen sieben Provinziallandschaften (die lalenberg-hagenhagensche, die lüneburgische, die bremensche, die verdensche, die hildesheimische, die osnabrückische und die ostfriesische) für die Verwaltung einiger Institute, namentlich der öffentlichen Brandversicherungsanstalten, bestehen geblieben, während die von ihnen früher geübte Verwaltung anderer Anstalten auf die Provinzialstände übergegangen ist. Militärisch bildet die Provinz S. wesentlich den Ersatz- und Garnisonsbezirk des 10. preuß. Armeekorps; sowohl das Generalkommando desselben wie die Kommandos seiner beiden Divisionen (19 und 20) befinden sich in der Hauptstadt Hannover; nur der Landdrostbezirk Stade gehört zum 9. Armeekorps. Hinsichtlich der Rechtspflege sind Gerichte erster Instanz: die Amtsgerichte (107) und Landgerichte (8), als höhere Instanz fungiert das Oberlandesgericht in Celle, das Landgericht in Celle. Von den 432 Mitgliedern des preuß. Abgeordnetenhauses wählt die Provinz S. 86, zum Deutschen Reichstage 19 Abgeordnete. Das Wappen der Provinz ist ein weißes Ross in rotem Felde, die Provinzialfarben sind Gelb und Weiß.

Vgl. Ringliß, «Statistisches Handbuch der Provinz S.» (4. Aufl., Hannov. 1881); J. Meyer, «Die Provinz S.» (Hannov. 1881).

Geschichtliches. Die ältere Geschichte des vormaligen Königreichs S. bewegt sich wesentlich in Fehden, welche die kleinen Herzöge und Fürsten unter sich und mit den unter dem Schutze der Hanja ausblühenden Städten einfügten und die erst aufhörten, als durch eine geregelte Erbfolge die Hausmacht der beiden Herrscherdynastien sich mehr und mehr befestigte. S. gehörte zum Herzogtum Sachsen, bis auf Lothar (1125 Kaiser), welcher seine Erbtochter Gertrud an Herzog Heinrich den Stolzen von Bayern aus dem Geschlecht der Welfen verheiratete, dessen Sohn Heinrich der Löwe daher als Stammvater der welfischen Fürsten angesehen wird. (Vgl. Braunschweig, Herzogtum; Geschichte.)

Wilhelm der Jüngere, geb. 1585, wurde nach seines Vaters, Ernst des Bekenners, Tode 1546 der Stifter der zweiten (neuern) Linie Braunschweig-Lüneburg, die bis 1866 h. regierte, während sein älterer Bruder Heinrich als Stifter der noch auf zwei Augen stehenden Linie Braunschweig-Wolfenbüttel angesehen wird. Als Ernst August 1679 die Primogenitur einführt, den Kaiser Leopold I. 1686 gegen Frankreich unterstützte und dafür 1692 zum Kurfürsten erhoben wurde, ward h. immer bedeutender, zumal Ernst August sich durch die schon 1658 erfolgte Vermählung mit der geistvollen Freundin des Philosophen Leibniz, Sophie, Tochter des unglücklichen Wahlkönigs von Böhmen, Kurfürst Friedrichs V. von der Pfalz und Elisabeths von England, die Anwartschaft auf den engl. Thron für sein Haus erwarb. Ernst August starb 1698; ihm folgte sein Sohn Georg Ludwig, der 1708 in den Kurfürstenrat eingeführt, 1710 das Reichsschatzmeisteramt erhielt und 1714 als Urenkel Jakobs I. und nächster prot. Verwandter der Königin Anna als Georg I. den Königssthron von Großbritannien bestieg. Ihm folgte 1727 sein Sohn Georg II., der 1784 die Universität Göttingen stiftete und als treuer Bundesgenosse Friedrichs d. Gr. sein Stammland mit in den Siebenjährigen Krieg hineinzog (Schlacht bei Hastenbeß 26. Juli 1757). Unter der langen Regierung Georgs III. (Enkel Georgs II.), 1760—1820), eines geborenen Engländer, machte h. alle Wechsel der engl. Politik mit durch und mußte ein Hilfskorps (1763—95) in den Niederlanden stellen; seine Truppen kapitulierten 1808 in Eulingen und das Land ward gezwungen, ein franz. Korps zu unterhalten und enorme Kriegssteuern zu zahlen. Am 1. April 1806 traten die Franzosen h. an Preußen ab, 1807 ward ein Teil, 1. März 1810 auch der Rest zum Königreich Westfalen geschlagen, in demselben Jahre aber der nördl. Teil durch Napoleon wieder losgetrennt und direkt mit dem Kaiserthum Frankreich vereinigt. Seit 4. Nov. 1818 stand das Land wieder unter seinem alten Herrn. Der hannov. Gesandte, Graf von Münster, erlangte auf dem Wiener Kongreß nicht bloß die Erhebung h.s zum Königreich, sondern er wußte auch durch Hinzufügung von Ostfriesland, Meppen, Lingen und des nördl. Theils des Land erheblich zu vergrößern, nachdem er ihm 24. Aug. 1814 eine provisorische Ständerversammlung verschafft hatte. Die hannov. Truppen nahmen 1815 lebhaften Anteil an der Schlacht bei Waterloo. Am 24. Okt. 1816 ernannte der Prinzregent, Georg IV., seinen Bruder, den Herzog von Cambridge, zum Generalgouverneur von Hannover, allein der Schwerpunkt der ganzen Verwaltung blieb in den Händen des Grafen Münster in London, dessen Restaurationspolitik die ritterschaftlichen Provinziallandschaften (19. Okt. 1818) einführt und gegen die Wünsche des Landtags 5. Jan. 1819 ein Zweikammersystem schuf, in welchem die Erste Kammer jede fortschrittliche Entwicklung dauernd hinderte. Die Konstitution trat 7. Dez. 1819 in Kraft. Doch griff die allgemeine Verstimmung über den Polizei- und Steuerdruck immer weiter um sich und wurde auch durch die Thronbesteigung Wilhelms IV. (26. Juni 1830) nicht gehoben; vielmehr brachen 5. Jan. 1831 in Osterode, am 8. in Göttingen Unruhen aus, die freilich harte Verurtheilungen zur Folge hatten, aber auch den Grafen Münster stürzten und den Herzog von Cambridge zum Vikar von h. beförderten.

Die Ständerversammlung beschloß ein Staatsgrundgesetz, das nach in London einseitig vorgenommenen Änderungen 26. Sept. 1833 von Wilhelm IV. publiziert ward, zu welchem aber der Thronerbe Ernst August, Herzog von Cumberland, seine Zustimmung nicht gegeben haben soll.

Als letzter nach dem Tode Wilhelms IV. 20. Juni 1837 auf den hannov. Thron berufen und damit h. von England wieder getrennt ward, erließ er, nachdem er 28. Juni die Stände vertagt und den Geheimrat Schele zum Staats- und Rabinetsminister ernannt hatte, 5. Juli 1837 das von dem letztern kontrahirte Patent, in welchem er erklärte, daß das Staatsgrundgesetz von 1833 für ihn nicht rechtlich verbindlich sei, und daß es zugleich in mancher Hinsicht dem, was er für die Bedürfnisse des Landes für zweckmäßig erachte, nicht entspreche. Nachdem er demnächst das Gutachten einer Kommission unter dem Vorsitz Scheles vernommen, erklärte er durch die Proklamation vom 30. Okt. die allgemeine Ständerversammlung für aufgelöst, durch das Patent vom 31. Okt. die bisherigen Rabinetsminister für entlassen, aber zugleich zu Departementsministern, und durch das Patent vom 1. Nov. die Verfassung von 1833 für aufgehoben. Doch sollten die seit 1833 erlassenen Gesetze in Kraft bleiben. Eine Folge dieser Aufhebung war die Wiederherstellung des Staatsgrundgesetzes von 1819. Zugleich aber wurde die Beratung einer neuen Verfassung mit den nach dem Wahlgesetz von 1819 gewählten Ständen in Aussicht gestellt. Die Staatsdiener waren ihrer auf die Verfassung geleisteten Eide entbunden worden. Als die Regierung nicht nur von allen eigentlichen Staatsdienern, sondern auch von Advokaten und Professoren die Einsegnung von Dienst- und Fuldigungsreversen verlangte, erklärten sieben Professoren der Universität zu Göttingen: Dahlmann, Albrecht, die Gebrüder Grimm, Gervinus, Guald und Wihl. Ed. Weber, in einer dem Kuratorium übergebenen Protestation vom 18. Nov. ihre Überzeugung von der rechtlichen Unmöglichkeit einer Aufhebung der Verfassung u. s. w. Schon unterm 12. Dez. wurden die sieben Professoren ohne Untersuchung und Rechtspruch ihrer Aemter entsetzt und Dahlmann, J. Grimm und Gervinus des Landes verwiesen. Den übrigen ward erklärt, daß, wenn sie bis zu einem bestimmten Tage nicht den Fuldigungsrevers unterzeichnet haben würden, sie sich als entlassen zu betrachten hätten. Alle Versuche von Korporationen und Einzelnen, die beschworene Verfassung dem Lande zu erhalten, scheiterten, der Deutsche Bund erklärte sich für Entscheidung der erhobenen Beschwerden für inkompetent und so kam endlich unter den Ministern von Schele und von Falde (1844) eine abgeblaßte Landesverfassung vom 6. Aug. 1840 zu Stande, nach der wiederum der Adel mit einigen Geistlichen die Erste Kammer bildete und das Wahlverfahren für die Zweite Kammer kaum auf unabhängige Wahlen rechnen ließ. Die Mißstimmung über das Willkürregiment Ernst Augusts blieb aber so groß, daß 1847 fast überall die Wahlen zur Zweiten Kammer auf Anhänger der Verfassung von 1833 fielen, ohne in des die absolutistisch gesinnte Regierung von ihrer reaktionären Bahn abzubringen. Daher fand auch die Bewegung im März 1848 den lebhaftesten Anklang in der hannov. Bevölkerung; am 17. März mußte der König Pressefreiheit, am 20. März

Rückkehr zum Staatsgrundgesetz bewilligen und den eifrigsten Verteidiger desselben, Dr. Stäve, zum Minister berufen, der mit seinen gleichgesinnten Kollegen (Graf Bennigsen, Lehzen, Braun, von Tübing) Schwurgerichte, Selbstständigkeit der Gemeinden, Trennung der Verwaltung von der Rechtspflege u. s. w. einzuführen versprach. In dessen war die Richtung dieses Ministeriums gleich von vornherein partikularistisch und dadurch sein Wirken für die innere Organisation vielfach gelähmt, trotzdem es ihm gelang, die beiden Kammern zeitgemäß umzugestalten und ein freisinniges Verfassungsgezet vom 5. Sept. 1848 zu publizieren. Als das deutsche Verfassungswerk scheiterte, schloß S. mit Preußen und Sachsen 26. und 28. Mai 1849 das sog. Dreikönigsbündnis, von dem es aber schon 21. Okt. mit Sachsen wieder zurücktrat. Durch diese polit. Hin- und Herbälle war die Kraft des Ministeriums längst gebrochen, ehe sein Rücktritt im Okt. 1850 erfolgte. Das darauffolgende Ministerium von Münchhausen, Lindemann, Meyer führte in abgeschwächter Weise einen Teil der angebahnten Reformen freilich durch, erneuerte 7. Sept. 1851 den Zollverein, beschwichtigte aber trotzdem die hannov. Junter nicht, welche sich mit Beschwerden wegen vorgeblich verletzter Interessen an den Deutschen Bund wandten.

Am 18. Nov. 1851 starb Ernst August und an seine Stelle trat sein blinder Sohn als Georg V. Desterer beauftragte Schele sofort mit der Bildung eines neuen Kabinetts, aus dem die Minister von Borries und von der Deden im April 1852 austraten und Windthorst und dem Freiherrn Hammerstein Platz machen mußten. Die von diesem Ministerium auf gesetzlichem Wege versuchte Abänderung der Verfassung von 1848 scheiterte 1853 an dem Widerspruch der Zweiten Kammer, worauf das Ministerium 21. Nov. desselben Jahres entlassen wurde. An die Spitze des neuen Ministeriums wurde von Rüdten gestellt und der Geh. Regierungsrat Zimmermann als maßgebender Ratgeber nach Hannover berufen, der mit seinen dialektischen Talenten den König leicht zu überzeugen verstand, daß die Einmischung des Deutschen Bundestags seiner Souveränität keinen Eintrag thue, wenn von dorthier die Verfassung von 1848 als ungültig entstanden erklärt werde, was denn auch von Frankfurt aus 12. und 19. April 1856 bereitwillig geschah. Die Stände wurden 31. Juli aufgelöst und ein äußerst reaktionäres Ministerium von Borries, Graf Platen, Graf Kielmannsegg, von der Deden und von Bothmer gebildet, daß die 1848 mit dem König vereinbarte Verfassung aufgehoben und die von 1840 oktroyierte. Die Beamten wurden angewiesen, die bezügliche Verordnung vom 1. Aug. rasch durchzuführen, freisinnige Blätter gemäßregelt, ein sog. Staatsgerichtshof eingesetzt und den Schwurgerichten die Aburteilung polit. Vergehen entzogen. Bei den nach dem oktroyierten Wahlgesetz erfolgten Wahlen zur Zweiten Kammer verweigerte man allen Staats- und Gemeindebeamten, von denen man nicht eine unbedingte Eingabe erwartete, den Urlaub, und als damit noch nicht ganz die Opposition gebrochen war, oktroyierte man abermals 7. Sept. das Finanzkapitel von 1840 und löste 8. Nov. die Stände schließlich auf. In der 10. Febr. 1857 wieder beginnenden Session erlangte die Regierung die willfährigste Mehrheit in der Zweiten Kammer, die

dem König die Dotation um 100 000 Thlr. erhöhte und die verächtliche Domänenaußscheidung guthieß. Diese Vertretung befeitigte 1858 den Eid auf die Verfassung, verwandelte die Staatsdiener in königl. Diener, verminderte die Gerichte und überwies teilweise die Polizeigerichtsbarkeit wieder den Verwaltungsbehörden. Die öffentliche Meinung stand auf Seiten des jungen Führers der Minderheit der Zweiten Kammer, Rudolf von Bennigsen, der mit meisterhafter Geschicklichkeit allen reaktionären Schritten der Regierung entgegentrat und 14. Sept. 1859 den Deutschen Nationalverein in Frankfurt gründete, dessen zahlreiche hannov. Mitglieder den ausgedehntesten Pladereien der Regierungsbehörden ausgesetzt wurden. Selbst Borries, der in den Grafenstand erhoben wurde, konnte die immer wachsenden Einmischungen des sich völlig überschätzenden Königs nicht mehr ertragen; er wurde 1862 ungnädig entlassen, als die Mißstimmung des ganzen Landes über die Oktroyierung eines alten Katechismus aus dem 17. Jahrh. sich laut und in einzelnen Excessen äußerte. Der König sah sich genötigt, 21. Aug. zu erklären, daß der Katechismus nur da gebraucht werden solle, wo derselbe mit Bereitwilligkeit Aufnahme fände, und entließ 10. Dez. dann auch die übrigen Borries'schen Kollegen, mit Ausnahme des geschmeibigen Grafen Platen und des der Politik fernstehenden Kriegsministers von Brandis. Das neue Ministerium von Malortie, Windthorst, Gräben, von Hammerstein und Dr. Lichtenberg berief eine Vorfynode, mit der eine die kirchlichen Gegensätze vermittelnde Kirchenvorstands- und Synodalordnung vereinbart ward. Bei den unbeeinflussten Wahlen von 1863 erhielt die liberale Partei sofort wieder das Übergewicht in der Zweiten Kammer und reformierte manche Auswüchse der Reaktion in gemäßigter Weise, bis sich wiederum eine laute Mißbilligung über die undeutsche Haltung des Grafen Platen in der schlesw.-holstein. Frage, an deren bundesmäßiger Lösung S. durch Truppenföndung teilnahm, von neuem bildete. Im Anfang des J. 1865 sah sich S. zum abermaligen Anschluß an den Zollverein, unter Verzicht auf die Hälfte des bisher bezogenen Präcipuums, genötigt. Ungeachtet dieser Niederlage und der Verdrängung der hannov.-sächsl. Truppen durch Preußen aus Holstein, ungeachtet der wachsenden ultramontanen Einflüsse auf den Hof, neigte sich die hannov. Politik bei den Streitigkeiten zwischen der Bundesmehrheit und den deutschen Großmächten in der schlesw.-holstein. Angelegenheit doch mehr auf die preuß. Seite.

Im Herbst 1865 brachte die Vorliebe des Königs für ein persönliches Regiment ein abermaliges Zerwürfniß mit dem Ministerium hervor. Graf Borries gelangte aus eigener königl. Bewegung zum Präsidium des Staatsrats, während von Hammerstein, Gräben, Windthorst und Lichtenberg ihre Entlassung erhielten. An ihrer Stelle bildeten 21. Okt. 1865 Vacmeister, Dietrichs, von Hohenberg und Leonhardt das fünfte Ministerium seit dem Regierungsantritt des Königs, welches indes ebenfalls unfähig war, dem immer größer werdenden Selbstänkel des blinden Monarchen Schranken zu setzen. Die weitere Schärfung der innern Fragen wurde jedoch sehr bald durch die sich immer drohender gestaltenden auswärtigen Angelegenheiten verhindert, da schon im Frühjahr 1866 ein Konflikt zwischen Österreich und Preußen wegen

der schles.-hollstein. und der Bundesreformfrage unermesslich schien. Der Hof und das Kabinett trieben ein doppeltes Spiel; während der Minister des Aeußern, Graf von Platen-Hallermund, der preuss. Regierung gegenüber offizielle Friedens- und Freundschaftsversicherungen gab, beriet das Kabinett im Geheimen die Eventualitäten eines österreichisch-preussischen Kriegs. Als der Führer der Mehrheit der Zweiten Kammer, R. von Bennigsen, mit seinen Freunden 29. Mai den Antrag stellte, dem König den dringenden Wunsch des Landes auszusprechen, daß nicht vorzeitig gerüstet werde, und daß nicht das jetzige Ministerium, sondern nur ein mit dem vollen Ansehen nach oben und unten ausgerüstetes Gesamtministerium in der Lage sei, mit Erfolg für die wahren Interessen des Landes und die nationalen Aufgaben einzutreten: selbst da nicht glaubten die entscheidenden Kreise an die Unhaltbarkeit ihrer Stellung, und die Erste Kammer beschloß noch 4. Juni mit 26 gegen 17 Stimmen eine Adresse an den König, in welcher sie ihr «volles Vertrauen zur bisherigen hundesstreuen Politik» der Regierung ausdrückte. In der verhängnisvollen Bundestagsitzung vom 14. Juni stimmte denn nun auch H. für den österr. Mobilisierungsantrag. Infolge davon richtete die preuss. Regierung bereits am 15. Juni ein Ultimatum an H., in welchem sie ein Bündnis auf Grund unbewaffneter Neutralität und den Beitritt H.s zu dem preuss. Reformvorschlag vom 14. (10.) Juni forderte und dagegen Gewährleistung des Westlandes nach Aufgabe dieses Reformvorschlags bot. Da die hannov. Regierung sofort ablehnend antwortete, so überschritten schon in der folgenden Nacht die Preußen von Minden her die hannov. Grenze; in großer Eile wurden die wichtigsten Aktenstücke zusammengepackt, die Wertpapiere nach London geschafft, die wertvolle königl. Silberkammer heimlich im Schloßkeller vermauert und im königl. Residenzschloß zu Herrenhausen die Vorbereitungen getroffen, der nicht schlagfertigen Armee nach Göttingen zu folgen. Der König und der Kronprinz fuhren gegen 4 Uhr morgens mit der Bahn nach Göttingen; die Königin Marie blieb mit ihren beiden Töchtern in Herrenhausen, von wo sie später auf das benachbarte Schloß Marienburg übersiedelte. Am 17. Juni rühten die Preußen in der Hauptstadt ein, während eine andere Kolonne, über Harburg kommend, unter Manteuffel Stade nahm und dann den hannov. Truppen folgte, welche letztere sich über Heiligenstadt nach Eisenach wandten, um sich angeblich mit den zögernden Bayern zu vereinigen. Die Gegenwart des überall sich einmischenden Königs hinderte jede rasche und energische Aktion und führte endlich 27. Juni zu dem Treffen bei Langensalza. In diesem blieb die hannov. Armee in ihrer überlegenen Truppenzahl gegen den preuss. Generalmajor von Fließ zwar Sieger, doch ohne im Stande zu sein, den Sieg auszunutzen, sondern sie mußte im Gegenteil kapitulieren, die Waffen, Pferde abgeben und sich auflösen, während der König mit wenig Begleitern nach Thüringen ging, alle Vergleichs- und Friedensverhandlungen ablehnte, den hannov. Grafen Wankel, der ihm die Lage der Dinge klar zu machen bemüht war, abwies, um dann ganz in das Lager der Feinde, nach Hiesing bei Wien, überzusiedeln. Trotz der raschen Siege Preußens und seiner Verbündeten blieb das Schicksal H.s einige Monate in

der Schwebe. Die Annerion abzumenden, geschahen von seiten der Bevölkerung verschiedene Schritte bei dem König Georg, allein immer vergeblich und, nachdem der Friede von Prag (23. Aug.) auch über das Schicksal H.s entschieden hatte, protestierte Georg V. 23. Sept. 1866 von Hiesing bei Wien aus in einer in franz. Sprache abgefaßten, an alle Kabinette eingesandten Denkschrift gegen die Besitzergreifung des Königreichs H. und dessen Einverleibung in Preußen. Dieser Protest blieb gänzlich wirkungslos und auf Grund des Geheiß vom 20. Sept. 1866, nach welchem H., das Kurfürstenthum Hessen, das Herzogtum Nassau und die Freie Stadt Frankfurt a. M. mit der preuss. Monarchie vereinigt wurden, erfolgte 3. Okt. die Besitzergreifung dieser Länder, in denen dann am 1. Okt. 1867 die preuss. Verfassung in Kraft trat.

Litteratur. Spittler, «Geschichte des Kurfürstentums H. seit der Reformation bis zu Ende des 17. Jahrh.» (2 Bde., Hannov. 1798); Hammermann, «Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg» (3 Bde., Götting. 1863–57); Schaumann, «Handbuch der Geschichte der Lande H. und Braunschweig» (Hannov. 1864); Grotefend, «Geschichte der allgemeinen landständischen Verfassung des Königreichs H. von 1814–48» (Hannov. 1857); Oppermann, «Zur Geschichte H.s von 1832–60» (2 Bde., Lpz. 1860–62; 2. Aufl., 3 Bde. [1832–66], Berl. 1868); «H.s letzte Tage» (1864–66) in «Unsere Zeit» (Jahrg. 1867, 1. Hälfte); Havemann, «Geschichte von Braunschweig und H.» (Gotha 1884); Mebing, «Memoiren zur Zeitgeschichte» (3 Bde., Lpz. 1881–84).

Hannover, bis 1866 die Hauptstadt des Königreichs und Residenz des Königs von Hannover, seitdem die Hauptstadt der gleichnamigen preuss. Provinz, ist der Sitz des Oberpräsidiums, des Generalkommandos des 10. Armeekorps, der Stäbe der 19. und 20. Division, eines Militärreiterinstituts, einer Kriegsschule, des evang.-luth. Landesconsistoriums, des Konsistoriums für die Landbistümer H., Hildesheim und Lüneburg, der Provinzialkassen, der Finanzdirektion, der Landesdirektion, der Direktion der hannov. Staatsbahnen, einer Oberpost- und Telegraphendirektion, einer Landdrostei, eines Amtes, eines Magistrats, eines Landes- und eines Amtsgerichts u. s. w. Sie liegt in ebener, wohlgebauter Gegend zu beiden Seiten der von hier aus schiffbaren Leine im ehemaligen Fürstentum Kalenberg, ist Station der Linien Berlin-H.-Köln, H.-Altenbeken, H.-Kassel, H.-Harburg und H.-Seeheimünde der Preussischen Staatsbahnen und zählt (1890) 122 843 (mit dem unmittelbar daranstoßenden Borort Linden 145 227) E., worunter 108 974 Evangelische, 10 180 Katholiken und 8450 Juden. Die Stadt zerfällt in die Altstadt, die Gärten-Neustadt, den Georg- und Marienstadtteil (1859 mit der Stadt vereinigte Vorstädte) und den in großartigem Stile angelegten neuen Ernst-August-Stadtteil. Jeht zum Teil schöne Brücken verbinden die verschiedenen Teile des Ganzen, Pferdebahnen vermitteln die Kommunikation nach den meisten entlegenen Punkten. Im Osten wird die Stadt halbkreisförmig von einem städtischen Forst (Gilenriede) umschlossen. Unter den öffentlichen Plätzen sind hervorzuheben: der Waterloo-, Friederiken-, Georg- und Theaterplatz, der Altstadt- und der Neustadtmarkt, der Klagenmarkt, der Bahnhof, der

Grust-August-Platz. Unter den öffentlichen Gebäuden nimmt das königl. Residenzschloß die erste Stelle ein. Dasselbe wurde 1686—40 von Herzog Georg erbaut, seit 1817 aber völlig umgestaltet und mit prächtiger Kolonnade an der Leinstraße versehen. Die Schloßkapelle enthält ein von Lukas Cranach gemaltes Altarblatt und, größtenteils in kostbaren Behältern, einen sehr wertvollen Reliquien- und Antiquitätenschatz, welchen Heinrich der Löwe

100- und Welfenplatz, das Militärhospital, das städtische Krankenhaus in Linden, die Hentzenstiftung (Dialonissenanstalt), die Entbindungskunst, das 1866 errichtete Museum für Kunst und Wissenschaft, die Polytechnische Hochschule, die Lyceen, die Realgymnasien und die höhere Bürgerschule, die Bachhofshalle, der große Centralbahnhof mit Anlagen und das neue Post- und Telegraphengebäude am Grust-August-Platz, von



Topographische Karte von Hannover.

1179 zum Teil aus Balduin mit nach Braunschweig brachte. Sonst zeichnen sich aus: das alte, von Hase wiederhergestellte, architektonisch berühmte Rathaus (1439 und 1455 erbaut); das dem alten Residenschloß gegenüberliegende königl. Palais; das prächtige, an 2000 Zuschauer fassende Hoftheater (Sept. 1863 eröffnet); ferner das Ständehaus, die Kaiserbergische Landschaft, die königl. Reitschule, das Zeughaus, die Kasernen am Water-

1878—81 im Renaissancestil erbaut, das Justizgebäude, das Konzerthaus, der Schlacht- und Viehhof. Von den 15 gottesdienstlichen Gebäuden dienen 10 den Lutheranern und je eins den Katholiken, Reformierten, Israeliten, Baptisten und der Englischen Gemeinde. Die älteste Kirche ist die bereits 1238 erwähnte Martikirche, sehr wert die neue (1864) got. Christuskirche. In der Neustädterkirche befindet sich Leibniz' Grabmal.

Sa-nol oder **Re:sho**, d. h. **Marikplaz**, Hauptstadt von **Tongking**, der nördlichen, unter einem Bijekönig stehenden Provinz des Kaiserreichs **Annam** in Hinterindien, liegt auf dem rechten Ufer des von den Gebirgen der chines. Provinz **Jün-nan** herabkommenden Flusse **Sangloi** oder **Song-la** in einer fruchtbaren Ebene und wurde im 16. Jahrh. auf der Stelle oder doch ganz in Nähe der frühern Hauptstadt dieses Landes gegründet. Von dieser lehtern sind noch die weitläufigen Ruinen eines alten großartigen Königspalastes, sowie einige mehr oder weniger verfallene Baulichkeiten erhalten. Die breiten Straßen des umfangreichen heutigen S. erheben sich terrassenförmig übereinander. Die Bevölkerung von S., unter der sich gegen 20000 eingeborene Christen befinden sollen, wird sehr verschieden von 80000 bis 200000 Seelen geschätzt und besteht hauptsächlich aus **Annamesen** und **Chinesen**. In den Händen dieser lehtern ist vornehmlich der bedeutende Handel mit den chines. Sübprovinzen **Jün-nan** und **Kwang-si**, welcher die ebenfalls von Chinesen verfertigten **Baumwoll-** und **Seidenstoffe**, verschiedene Gerätschaften von **Eisen** und andern Metallen, wie **Gloden**, **Kanonen**, **Nägel**, **Messer**, **Schweren** u. a. m. zum Gegenstande hat. Die **Annamesen** fertigen **Zillgranarbeiten** aus **Gold-** und **Silberdrähten**, ladierte, mit **Gold** und **Perlmutter** eingelegte hölzerne **Dosen** und **Kästchen**, **Säde** und **Beutel** von **Leber**, **Körbe**, **Matten**, andere **Flechtwerke** u. s. w. Infolge des Vertrags von **Saigon** (15. März 1874) wurde der Hafen von S. dem auswärtigen Handel geöffnet; auch wurde ein franz. Konsul nebst militärischer Bedeckung in S. zugelassen. In dem 1882 ausgebrochenen Kriege **Annams** mit **Frankreich** wurde S. 2. April 1882 von den **Franzosen** besetzt. (S. **Tongking**.)

Santon (Sector), franz. Landschaftsmaler, geb. 25. Mai 1823 in **Decize** (Depart. **Nievre**), war **Gigoux**'s Schüler. Er verbindet das Landschafts-fach mit dem Genre in annuttiger Weise, versteht humoristisch zu beleuchten und zeigt kräftiges, gesundes Naturgefühl in der Auffassung. Gemälde von ihm sind: die Hütte bei den **Fontaines Noires**, die Jagd an der **Canne**, das **Bebuinienlager** von **Laghout** (1856), die **Quellen** von **Charency** (1861), der **lauernde Hase** (1866) u. s. w.

Sauver, Stadt im nordamerik. Staate **New-Hampshire**, **County Grafton**, am **Connecticut**, mit (1880) 2720 Q. und dem 1769 gegründeten **Dartmouth-College**, einer der berühmtesten Unterrichts-anstalten der Vereinigten Staaten mit einer **Bibliothek** von 52560 Bänden.

Saus, Abkürzung von **Johannes**, hebr. **Jehochanan**, d. i. **Jehovah** (kennet oder ist gnädig. Mit dem Namen S. verknüpfen sich noch Nebenbeziehungen, die meistens ins Scherzhafte oder Verächtliche übergehen. Man spricht von einem **Großhans** und **Kleinhaus** oder S. und **Hänschen**, S. **Dampf** in allen Gassen, **Bräuhans**, **Schmalhans**, **Hans-wurst**, **Hansnarr**, S. vorn im Stall u. s. w.

Hansa (got. und althochdeutsch **hansa**, später **hanso**, mittellat. **hansa**) bedeutet im Gotischen soviel wie **streitbare Schar**, später allgemeine **Vereinigung**, **Genossenschaft**. Das Wort wird schon in der got. **Bibelübersetzung** des **Wulfila** gebraucht. Im **Mittelalter** bezeichnete man damit besonders die **Gesellschaften deutscher Kaufleute im Auslande**, welche sich zu gegenseitigem Schutz und Beistand zusam-

mentheten und in gemeinsamen Faktoreien ihren Handel trieben. Endlich blieb der Name haften auf jenem deutschen Städtebunde (**Hansa alemannica** oder **teutonica**), der vom 18. bis ins 17. Jahrh. bestand und an welchem über 90 See- und Binnenstädte, Reichstädte und Landstädte, von **Reval** und **Narva** bis **Amsterdam** und **Nidderburg**, von **Köln** bis **Wreslau** und **Kraukau**, vorübergehend oder dauernd Anteil nahmen. Der deutsche Handel zu Lande und zur See hatte früh eine Ausdehnung bis nach **England** einerseits und **Rußland** andererseits erlangt. Als die ältesten Faktoreien sind die Höfe der deutschen Kaufleute in **London**, **Brügge**, **Wibby** auf der Insel **Gothland** und **Groß-Romgorod** bekannt, welche bis in das 12. Jahrh. und zum Teil noch weiter zurückreichen. Diese Verbindungen suchten von den fremden Landesherren Privilegien zu erlangen, welche ihnen freies Geleit und Exemption von **Rikbräuchen** zusicherten. Andererseits sorgten die deutschen Städte, jede in ihrem Umkreise, für die Sicherheit des Meers und der Landstraßen, und die Nachbarstädte bildeten Vereinigungen zu diesem Zwecke. Die ersten bekannten Verbindungen der Art in **Niederdeutschland** wurden zwischen **Hamburg** und **Lübeck** (1241 und 1255) abgeschlossen, um die Handelsstraße durch **Holstein** zwischen **Ostsee** und **Nordsee** freizuhalten; 1269 vereinigten sich **Lübeck**, **Rostock** und **Wismar** zur gemeinsamen Bekämpfung der See- und Straßenräuber. Fast um dieselbe Zeit schlossen die westfäl. Städte **Münster**, **Dortmund**, **Soest** und **Lippstadt** ein ähnliches Bündnis. Auch die deutschen Kaufleute im Auslande wandten sich bei **Drud** und **Privilegienverlehung** um Hilfe an die heimatischen Städte, die dann durch **Unterhandlungen** oder durch eine **Handelsperre**, im äußersten Falle selbst durch **Krieg Genugthuung** zu schaffen suchten. Eigentliche **Hansetriege** sind jedoch nur gegen die **Skandinavi**. Reiche geführt worden. So kämpften 1284—86 die fünf sog. wendischen Städte **Lübeck**, **Wismar**, **Rostock**, **Stralsund** und **Greifswald** nebst der Stadt **Riga** und den Deutschen in **Wibby** einen vorteilhaften Frieden mit ausgedehnten Handelsprivilegien von **König Erich** von **Norwegen**. Weniger glücklich verliefen die Kämpfe der Städte **Wismar**, **Rostock**, **Greifswald** und **Stralsund** gegen **König Erich Menwed** von **Dänemark** seit 1311. Der dän. König **Walbemar IV.** veranlaßte durch die **Herstörung** von **Wibby** 1361 und andere **Gewaltmaßregeln** den größten und erfolgreichsten **Hansetrieg**. Nach einer alten Sage erhielt **Walbemar** **Fehdebrieve** von 77 **Hansestädten**. In den **Friedensschlüssen** von 1370 und 1376 mußten sowohl **Dänemark** als auch das verbündete **Norwegen** **Schadenersatz** und **Erweiterung** der Handelsprivilegien bewilligen. Gleichzeitig erlangte **Albrecht** von **Medlenburg** mit **hanfischer Hilfe** den **Thron Schwedens** und bezahlte dafür mit dem großen **Privilegium** von 1363. Damit beginnt die **Glanzperiode** der deutschen S., die nunmehr die **Ostsee** beherrschte und den ganzen **Zwischenhandel** zwischen **Osten** und **Westen** des nördl. Europa. Ihre Hauptverlehrs-plätze waren die vier **Comptoirs** zu **Romgorod**, zu **Bergen** in **Norwegen**, zu **Brügge** und zu **London**, sowie das **Fischerlager** auf der Halbinsel zwischen **Stande** und **Kalsterbode** in **Schonen**, wo vom 18. bis ins 16. Jahrh. die ergiebigste **Heringsfischerei** betrieben wurde.

So war die S. eine Verbindung deutscher Städte zur Wahrung der allgemeinen Handelsinteressen im

Auslande geworden. Doch kam es niemals zu einer eigentlichen Bundesverfassung; die Leistungen für Bundeszwecke wurden in jedem einzelnen Falle vertragmäßig festgestellt; auch die Einteilung des Bundes in drei, später in vier Drittel hat w. allmählich nur eine geogr. Bedeutung gehabt. Dagegen war die Stadt Lübeck, welche zugleich als Oberhof (Appellationsinstanz) für alle mit Lübischem Recht bewidmeten Städte eine einflussreiche Stellung einnahm, als der Vorort der H. anerkannt. Auf den Hansetagen zu Lübeck erschienen die Abgeordneten («Ratsgesandten») der Städte und berieten die Angelegenheiten des Bundes. Gelegentlich kamen auch die innern Verhältnisse einzelner Städte zur Sprache; widerspenstige Städte wurden «verhanset», d. h. ausgetoht. Die Abgeordneten waren meist durch Instruktionen beschränkt und mußten die Beschlüsse an den Rat ihrer Stadt «zurücktragen», sobald es von dessen gutem Willen abhing, ob und wieviel geschah. Am lauesten zeigten sich die Binnenstädte, welche keinen unmittelbaren Vorteil von dem ausländischen Handel hatten. Auch sah die erstarkende Fürstengewalt solche Bündnisse ihrer Landstädte ungern und zwang dieselben zum Rücktritt. In dieser Weise gingen im 16. Jahrh. die deutschen Binnenstädte der H. fast ganz verloren.

Schon zuvor war zwischen den Seestädten tiefe Spaltung eingetreten. Je mehr sich der Handel entwickelte, desto mehr kam die direkte Fahrt auf und die Zwischenstationen wurden übergangen. Die Niederländer fuhren direkt nach Schweden und Rußland; die preuß.-litv. Städte begannen nach England und Niederland zu handeln. Lübeck, dadurch in seiner Bedeutung als Hauptstapelplatz des Ostseehandels bedroht, versuchte dagegen eine Art Stapelzwang geltend zu machen. Die Folge war, daß die Niederländer sich von der H. los sagten und dann seit 1425 von der Ostseefahrt ganz ausgeschlossen wurden. Doch ließ sich ein solcher Beschluß nicht aufrecht halten, und um 1525 mußte Lübeck den Niederländern vertragmäßig die Ostseefahrt gestatten. So blieben endlich als thätige Mitglieder der H. nur die sog. wendischen Städte übrig, die mit Lübeck wesentlich gleiche Interessen hatten, außerdem Hamburg und Danzig. Diese waren es fast allein, welche während des 15. und 16. Jahrh. in schweren Kriegen gegen die skandinav. Unionskönige die Ostseeherrschaft streichreich behaupteten. Der letzte und glänzendste Erfolg, die Entthronung König Christians II. und definitive Auflösung der skandinav. Union (1523) ward durch einen Kriegsbund zwischen Lübeck und Danzig errungen. In diesen Kriegen hatte regelmäßig Schweden und meist auch Schleswig-Holstein auf Seiten der H. gestanden. Als es aber das nächste mal zum Kriege kam (die sog. Grafenfehde 1534–36), hatten die Verhältnisse sich völlig verändert; Schleswig-Holstein, Dänemark und Schweden waren verbündet. Dagegen hielten zu Lübeck nur Wismar, Rostock und Stralsund, während einige andere Subsidien zahlten. Überdies schwächten sich die Städte im Innern durch religiöse und polit. Parteien. So ging die Ostseeherrschaft verloren und man mußte froh sein, im Frieden nur einen Teil der früheren Privilegien als Gnadengeschenk wieder zu erlangen. Auch der letzte Krieg, welchen die Stadt Lübeck als Bundesgenossin der Krone Dänemark 1563–70 gegen Schweden führte, änderte nichts daran. Nicht als polit. Macht, sondern nur als eine lose Städteverbindung zu kom-

merziellen Zwecken bestand die H. kümmerlich fort. Seitdem sich die skandinav. Reiche zu selbständigen industrieller und kommerzieller Thätigkeit erhoben, verloren die sog. wendischen Städte die Herrschaft über ihren wichtigsten Markt. Das schonische Fiskerlager geriet in Verfall, seitdem die Heringszüge um die Mitte des 16. Jahrh. sich der Nordsee zuwandten. Der russ. Handel wurde zunächst durch die Zerstörung des Comptoirs von Kamgorob (1494) und dann durch die russ.-poln.-schwed. Kriege um Lieland unterbrochen. Die Niederländer wurden immer gefährlichere Konkurrenten, und es half nichts, daß man das Comptoir aus der sinkenden Stadt Brügge 1546 nach dem blühenden Antwerpen verlegte. In England unter Königin Elisabeth gingen die alten Privilegien verloren, und der Besitz des londoner Comptoirs ward nur dadurch gerettet, daß Hamburg den engl. Kaufleuten eine Faktorei einräumte, die bis 1806 fortbestand. Der Dreißigjährige Krieg, welcher überhaupt die Blüte des deutschen Städtewesens vernichtete, gab der H. den Todesstoß. Zwar machte (1627–29) Spanien, im Einverständnisse mit dem Kaiser, auf dem Hansestage den Vorschlag zu einer hanseatisch-span. Seehandlungs-Kompagnie, welche den Handel nach den span. Kolonien betreiben sollte; aber die prot. Städte trugen Bedenken, sich mit den Feinden ihres Glaubens in ein enges Bündnis einzulassen. Auf dem Hansestage von 1629 wurden die drei Städte Lübeck, Bremen, Hamburg beauftragt, soweit als möglich das allgemeine Beste zu wahren, und diese schlossen 1630 ein enges Bündnis, das 1641 erneuert ward. Nach dem Westfälischen Frieden machte man wiederholte Versuche, den Bund aufs neue zu sammeln, und es kam 1669 ein letzter Hansestag zusammen, auf dem Lübeck, Bremen, Hamburg, Braunschweig, Danzig und Köln vertreten waren; doch derselbe verlief ohne Resultat. Die alte H. war begraben. Der Name und die geringe Erbschaft fielen den drei Städten Lübeck, Bremen, Hamburg anheim. Unter ihrem Schutze bestanden die noch übrigen drei hanseatischen Comptoirs fort, und zwar das Comptoir zu Bergen in alter Weise, bis 1775 die Gebäude veräußert wurden. Der sog. Stahlhof in London wurde 1852 verkauft, und das sog. Ockerlinger Haus in Antwerpen übernahm 1863 die belg. Regierung bei der Auflösung des Scheldegalls.

Litteratur. Sartorius, «Geschichte des hanseatischen Bundes» (3 Bde., Göttingen 1803–6); Lappenberg, «Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen H.» (2 Bde., Hamb. 1830); Barthold, «Geschichte der deutschen H.» (3 Bde., Leipzig 1854); Schäfer, «Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark» (Jena 1879); «Hanseische Urkundenbuch» (bearbeitet von Konst. Hübner, Bd. 1–3, Halle 1876–84); «Reise und andere Akten der Hansestage von 1256–1430» (bearbeitet von Koppmann, Bd. 1–5, Leipzig 1870–80); «Hansereise von 1431–76» (bearb. von von der Stepp, Bd. 1–4, Leipzig 1876–83); «Hansereise von 1477–1590» (bearb. von Schäfer, Bd. 1–2, Leipzig 1880–83); «Hanseische Geschichtsblätter» (herausg. vom Verein für Hanseische Geschichte, Jahrg. 1–10, Leipzig 1871–82).

Hansäg (spr. Hanshaag), ausgedehntes Sumpfmoor in Ungarn, die östl. Fortsetzung des Neusiedlersees (s. d.), 174 qkm groß, von den anwohnenden Deutschen der «Bajen» genannt, seit 1780 durch einen 7600 m langen Damm (vom Fürsten Esterházy angelegt) vom See getrennt. Derselbe bildet eine

mosaikartige Fläche von offenen und mit Röhricht bedekten Wasserbetten, von fumpfigem und trockenem Boden, von Moorgründen, Wiesen, Äckern, Rohr- und Baumwäldungen; stellenweise sind schwimmende Rasenstücke, auch einzelne «Bühle», d. i. aus Thon und Geröll bestehende Erhöhungen, mit Ziehbrunnen für das Vieh vorhanden. Ein großer Kanal und die Rahnitz leiten die Wasser ab.

Hansard (Lute), engl. Buchdrucker, geb. 1752 zu Norwich, lernte daselbst die Buchdruckerkunst, ging, als er seine Lehrjahre beendigt, 1772 nach London und kam als Setzer zu Huggs, dem Buchdrucker des Unterhauses, der ihn 1799 als Gesellschafter eintreten ließ und ihm 1800 das Geschäft abtrat. Er starb 29. Okt. 1828, nachdem er eine Anstalt für arme altersschwache Buchdrucker gestiftet. — Sein ältester Sohn, Thomas Curson H., geb. 1776, der seit 1806 eine eigene Buchdruckerei errichtete, hat sich durch seine «Typographia, an historical sketch of the origin and progress of printing» (Lond. 1825) bekannt gemacht. Er starb 14. Mai 1833. Die jüngern Söhne James (gest. 1849) und Lute H. setzten die Parlamentsdruckerei fort.

Hausch (Anton), Landschaftsmaler, geb. zu Wien 24. März 1813, widmete sich anfangs der Kunstindustrie, besuchte dann die Schule Rößners an der Akademie, und wurde im Landschaftsfache einer der beliebtesten Meister der wiener Schule. Sein eigentliches Gebiet ist das heimathliche Hochgebirge, dessen Reize er mit größter Unmittelbarkeit, ohne alle künstliche Verschönerung, wiedergibt. Dabei zeichnen sich seine Bilder durch Hartheit der technischen Behandlung aus, das Format ist meistens ein kleines. Seine späteren, räumlich größeren Arbeiten sind breiter gehalten, erreichen aber nicht denselben Grad der Feinheit. Wohl das Vorzüglichste aber leistete er in seinen zahlreichen Oestgen. Das Belvedere in Wien besitzt von ihm: unter den Ständen am Eismeer (1858), Gegend am Rönigsee (1849), die Jungfrau in der Schweiz (1858); die Galerie des Akademie in Wien: aus dem Salzammergut; Erzherzog Karl Ludwig; aus dem berner Oberlande; außerdem sind seine Bilder bei vielen Privaten in Oesterreich und auch in deutschen Galerien verbreitet. Im J. 1873 siedelte er nach Salzburg über und starb daselbst 8. Dec. 1876.

Hans der Wühler, s. Wühler (Hans der).
Hanseatische Legion. Im März 1813, bald nach dem Abzuge der Franzosen, traten auf Anregung von drei angehenden Bürgern Hamburgs, Dr. L. von Hef, Friedr. Berthos und Dr. Ferd. Beneke, junge Männer Hamburgs freiwillig zusammen, um sich in den Waffen zu üben und zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Stadt mitzuwirken. Am 18. Mai rückte General Lettenborn in Hamburg ein und forderte die Bevölkerung auf, eine Hanseatische Legion zu errichten, um an dem deutschen Befreiungskampfe teilzunehmen. Die bereits in den Waffen gekübten jungen Leute bildeten den Stamm dieser Legion, für deren Ausrüstung und Bewaffnung alle Klassen der Bevölkerung weiteifern Sorge trugen. Gleichzeitig bildete sich aus ältern Bürgern unter Dr. L. von Hef für die Verteidigung der Stadt und zur Erhaltung der innern Ordnung auf Beschluß des Rats eine bewaffnete Bürgergarde. Sowohl diese Bürgergarde wie die Hanseatische Legion haben an der Verteidigung der Stadt gegen die Truppen Davousts und Wandammes tapfer teilgenommen, bis General Lettenborn in der

Nacht vom 29. zum 30. Mai die Belagerung der Stadt beendete. Dr. von Hef ließ darauf hin sofort die Bürgergarde auf, und die am 30. Mai einrückenden Dänen und Franzosen entwaffneten die Bürgergarde. Die Hanseatische Legion, nur wenige hundert Mann Schützen stark, hatte mit Lettenborn Hamburg verlassen und schloß sich in Rostenburg den Truppen des Generals Balmoden an. Dieselbe verstärkte sich durch Zugang aus Lübeck; auch führte ihr Retterkamp eine Schaar aus Hamburg ausgewanderte Bürger zu. Die Hanseatische Legion nahm an den Kämpfen im Westfälischen und späterhin in Schleswig teil und kehrte erst 30. Juni 1814 nach Hamburg zurück, während die von Retterkamp neu gebildete Bürgergarde an der Einwickelung der Stadt bis zur Kapitulation theilnahm und mit den russ. Truppen des Generals Bennigsen nach dem völligen Abzuge der franz. Besatzung 31. Mai 1814 in dieselbe einrückte. Beide Truppencorps wurden in der Heimat unverzüglich aufgelöst.

Hansegrafen hießen in Bremen die Vorsitzenden in den sog. Hansgerichten zur Entscheidung von Grenzstreitigkeiten.

Hansemann (David Justus Ludw.), preuss. Staatsmann und Publizist, geb. 12. Juli 1790 in Findenwerber, etablierte sich 1817 in Magden und gründete 1824 die Magdener Feuerversicherungs-gesellschaft, worauf er zum Mitgliede des Handelsgerichts, der Handelskammer und zum Landtagsabgeordneten gewählt wurde. Diese letztere Wahl, sowie später die Wiederwahl zum Handelsrichter wurden von der Regierung nicht genehmigt, weil H. in einer 1830 an den König gerichteten Denkschrift (1845 als Manuscript gedruckt) ein konstitutionelles System gefordert hatte und 1833 in der Schrift «Preußen und Frankreich, Staatswirtschaftlich und politisch» die Gebrechen der Finanz- und Steuerverhältnisse Preußens aufdeckte. H. gründete 1834 einen Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit in den niedern Volksklassen und erwarb sich 1836—46 große Verdienste um die Anlage der Eisenbahnen am Rhein und in Westfalen. Seit 1838 Präsident der Magdener Handelskammer, gab er 1844 sein Handbuchschrift auf und wurde 1845 zum Abgeordneten in den rhein. Provinziallandtag gewählt. Im Vereinigten Landtag von 1847 vertrat er mit Eifer die konstitutionelle Sache. Ende März 1848 übernahm er die Leitung der Finanzen im Ministerium Camphausen und bildete, nachdem dieser den Rücktritt genommen, 26. Juni mit Auerwald, Rühlwetter u. s. w. ein neues Kabinett. Doch schon am 10. Sept. 1848 war dasselbe genötigt, zurückzutreten. Seinen politisch liberalen Standpunkt vertrat H. in einer Reihe von Schriften, wie «Die deutsche Verfassungsfrage» (Frankf. 1848), «Die deutsche Verfassung vom 28. März 1849 mit Anmerkungen» (Berl. 1849) und «Das preuss. und deutsche Verfassungsgewert» (Berl. 1850). Nach seinem Austritt aus dem Ministerium wurde er zum Chef der Preussischen Bank ernannt, mußte aber als solcher im März 1861 vor der Reaction weichen und gründete darauf die Discontogesellschaft. H. starb 4. Aug. 1864 in Schlangenbad.

Von H.s Söhnen trat der ältere, Adolf H. (geb. 27. Juli 1826 in Magden), 1857 als Mitgliedsinhaber in die Discontogesellschaft, deren Leiter er nach seines Vaters Tode wurde und die er zu einem der bedeutendsten Bankinstitute erhob. Er wurde 1872 in den erblichen Adelsstand

erhoben. — Der jüngere Sohn, Gustav H. (geb. 22. Juni 1829 zu Nachen), hat sich als volkswirtschaftlicher Schriftsteller («Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Zollvereins», Berl. 1863), durch eine Kritik der E. von Hartmannschen «Philosophie des Unbewußten» (Berl. 1874) und durch die naturphilos. Arbeit «Die Atome und ihre Bewegungen» (Lpz. 1871) bekannt gemacht.

Hansen (Gust.), preuß. Abgeordneter, geb. 28. Sept. 1831, besuchte die Gelehrtenschule und das akademische Gymnasium zu Hamburg, studierte in Bonn, Berlin und Kiel zuerst Theologie, später Jura, und wurde, nachdem er zwei Jahre auf der Landvogtei zu Heide als Amtsekretär thätig gewesen, in dem dän. Ministerium für Holstein und Lauenburg zu Kopenhagen angestellt. Im J. 1862 übernahm er die Stelle eines Polizeimeisters und ersten Verwaltungsbeamten in Wandersbed, wurde 1863 zur Regierung nach Plön versetzt und trat 1864, als die Herzogtümer von Dänemark getrennt worden, in die neugegründete Landesregierung zu Kiel über. Schon im Oktober desselben Jahres schied er aus dem unmittelbaren Staatsdienst, um die Oberinspektion über die holstein-oldeburg. Fideikommissgüter zu Lensahn zu übernehmen. Seit 1877 vertrat er im preuß. Abgeordnetenhaus als Mitglied der nationalliberalen Partei den 18. schlesw.-holstein. Wahlkreis, bis er 1883 die Verwaltung des Landratsamts in Londern übernahm und hierdurch seines Mandats verlustig ging.

Hansen (Heinr.), dän. Architekturmalers, geb. 23. Nov. 1821 zu Hadersleben, ist besonders wegen seiner meisterhaften Interieurs aus Frederiksborg und andern Baumwerken Christians IV. berühmt geworden und hat auch zur artistischen Hebung des dän. Handwerks viel beigetragen. Er ist Mitglied der Akademie und Professor in Kopenhagen.

Hansen (Jens Andersen), demokratischer dän. Politiker, geb. 7. Jan. 1806 zu Odenje, war Schuhmacher in Rudbøbing, dann in Slagelse und seit 1841 in Friebericia. Hier begann er 1842 die Herausgabe des «Almuevennen» («Volk'sfreund»), gab dann sein Handwerk auf und siedelte nach Kopenhagen über, wo er einige Zeit das «Fæderlandet» redigierte. Seit 1843, wo er in den Konstituierenden Reichstag gewählt wurde, gehörte er ununterbrochen der Volksvertretung an und war ein Führer der demokratischen Bauernpartei. Als Vorsitzender zweier Versicherungsgesellschaften wurde er 1877 angeklagt, bedeutende Summen für Privat- und Parteizwecke unterschlagen zu haben. Er stand schon in der ersten gerichtlichen Verhandlung sein Verbrechen und nahm sich 1. Juni 1877 das Leben.

Hansen (Karl), Magnetiseur, geb. 24. Mai 1833 zu Odenje, wanderte 1853 nach Australien aus, wo er seit 1859 als Magnetiseur auftrat. Seit 1879 gab er in den größten Städten Mitteleuropas Vorlesungen. (S. Hypnotismus.)

Hansen (Karl Christian Konstantin), dän. Maler, aus einer Künstlerfamilie stammend, geb. 3. Nov. 1804 zu Rom, gestorben als Vize-Direktor der dän. Malerakademie 29. März 1880, ist von Bedeutung als Bahnbrecher für die monumentale Malerei in Dänemark (Fresken im roestliden Dom und in der Vorhalle der Kopenhagener Universität). Von seinen Gemälden sind zu nennen: Vorleser auf dem Molo von Neapel (1840), Egges Gastmahl (1857, Motiv aus der nord. Mythologie), beide in der christians-

borger Galerie, und der grundgesetzgebende Reichstag, mit mehreren hundert Porträts in vorzüglicher Gruppierung (1865).

Hansen (Mauriz Christoffer), norweg. Dichter und Schulmann, geb. 5. Juli 1794 zu Modum, besuchte die gelehrten Schulen zu Kristiania und studierte daselbst Philologie und Philosophie. Im J. 1816 wurde er Lehrer zu Kristiania, 1820 in Drammen, 1826 Rektor an der Schule zu Kongsvær, wo er 16. März 1842 starb. Seine ersten Dichtungen erschienen 1815 im «Nor», denen 1816 die «Digtninger» folgten. In seinen nächstfolgenden Arbeiten, wie z. B. «Theobors Dagbog» (1820—21), zeigt sich H. als der Lafontaine'schen Schule angehörig; in dem Mitterroman «Othar af Bretagne» (1819) hatte er Fouqué und Tieck zu Vorbildern. Reiche Phantasie und klare Auffassung des Volkslebens befanden «Luren», «Bjergmanden», «Den gale Christian». H.'s «Samlede Digtninger» (2 Bde., Drammen 1825) enthalten außer der Novelle «Kæmper eller Klosterruinerne» auch das histor.-romantische Drama «Nor og Gør» (1819; deutsch von Lenburg, Berl. 1823), welches, wie sein «Hakon Adelfran» (1838), zwar von poetischem Wert, aber wenig bühnengerecht ist. Nach seinem Tode erschienen die Novellen «Tone» (Krisf. 1843) und der Roman «Fylgtarps supplerende Manuscripter eller en Slaegts Historie» (1844). Als Epiker und Idyllendichter, z. B. im «Norst Idyllekrands» (Krisf. 1831), nimmt H. eine bedeutende Stellung ein. Eine Sammlung von H.'s «Noveller og Fortællinger» besorgte sein Freund E. Schwach (8 Bde., Krisf. 1855—58).

Hansen (Peter Andreas), ausgezeichnete deutscher Astronom, geb. 8. Dez. 1796 zu Londern in Schleswig, erlernte die Uhrmacherkunst, etablierte sich 1819 als Uhrmacher in Londern, gab diese Stellung aber bald auf und erhielt 1821 eine Anstellung als Gehilfe bei der dän. Grabmessung in Holstein, sowie an der unter Schuhmachers Leitung stehenden Sternwarte zu Altona. Im J. 1825 wurde er als Direktor der Sternwarte Seeburg nach Gotha berufen, wo 1859 auf seine Veranlassung eine neue Sternwarte in der Erfurter Vorstadt erbaut ward. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Methode, mit dem Fraunhoferschen Heliometer Beobachtungen anzustellen» (Gotha 1827), «Untersuchungen über die gegenseitigen Störungen von Jupiter und Saturn» (Berl. 1831), «Ermittelung der absoluten Störungen in Ellipsen von beliebiger Excentricität und Neigung» (Bd. 1, Gotha 1843), «Auseinanderlegung einer zweckmäßigen Methode zur Berechnung der absoluten Störungen der kleinen Planeten» (Abteil. 1—3, Lpz. 1856—59), «Fundamenta nova investigationis orbitae verae, quam luna perlustrat» (Gotha 1838), «Tables de la lune» (Bonn 1857), «Darlegung der theoretischen Berechnung der in den Mondtafeln angewandten Störungen» (2 Tle., Lpz. 1862—64). Mit Oluffsen in Kopenhagen bearbeitete H. die «Tables de soleil» (Kopenh. 1854; Nachtrag 1857). Andere Schriften astron. Inhalts sind «Die Theorie des Äquatorials» (Lpz. 1855) und «Theorie der Sonnenfinsternisse und verwandter Erscheinungen» (Lpz. 1858). Er präsidirte mehrere Jahre der permanenten Kommission der 1862 von General Vaeger ins Leben gerufenen Europäischen Grabmessung und war auch Mitglied und Vorsitzender der Deutschen Reichskommission zur Beobachtung des Venusdurchgangs 1874. Nach seinem 28. März 1874 erfolgten Tode erschien noch

•Erdbeben der großen Planeten, besonders des Jupiter• (2 B.). 1875).

Samson (Theophilus), namhafter Architekt, geb. zu Sopendagen 12. Juli 1618, Bruder des Architekten Christian S., welcher die Unversität in Athen leitete, bildete sich auf der Akademie seiner Vaterstadt zum Architekten aus und begab sich 1638 nach Griechenland. Aufser mit der Restauration des Horazianer Museums der Ephefien und des Nike Tempels auf der Akropolis war S. in Athen auch praktisch thätig. Zeugnisse seiner künstlerischen Thätigkeit sind die Sinaische Schatzkammer und das Trautsonische Haus am Schlossplatz. Infolge der Revolution von 1848 mußte S. seine Lehrtätigkeit an der kaiserschen Schule in Athen aufgeben, 1846 ließ er sich in Wien nieder, wo er 1849 eine größere Anzahl von Privatbauten ausführte. Während der folgenden Jahre leitete er den Bau des Oesterreichischen im Arsenal. Unter den vielen Bauten, die S. in Wien seitdem noch ausführte, sind zu nennen die griech. Kirche, die prot. Kirche in der Vorstadt Gumpendorf, die Restauration der Jagde des Palais Esne, der kaiserliche Hof, das Gebäude der Richterwenz, das Palais des Erzherzogs Wilhelm, die Akademie der bildenden Künste, die neue Pörs, die prot. Schule und der prot. Kirchhof, das Palais Ephef, mehrere Privathäuser u. Ferner sind von S. S. Bauten zu erwähnen eine Villa in Traunkirchen, das Schloß Hohenkron, das Jnsalidenhaus in Leinberg, das Spital in Brünn u. s. w. Von der Regierung aufgestellt, fertigte er auch die Entwürfe zu dem Parlamentsgebäude in Wien, dessen Vollendung 1869 stattfand. Seit 1869 ist S. Oberbaurat und Professor der Architektur an der Akademie der bildenden Künste in Wien.

Gemeinschafts-, Städte, welche der Hanse (1 d.)
angehört, der Städte hat sich für die drei freien
Städte Hamburg, Bremen und Lübeck bis auf die
Gegenwart erhalten.

Zoochmieg (Anerk. Victor, Ritter von) österr. Schriftsteller, geb. 8 Aug. 1808 zu Vilsen, habilitirte sich Prag und Wien die Rechte und veröffentlichte noch als Student seine Gedichtsammlung »Normalstimmen« (Prag 1844). Nachdem er mehrere untergeordnete Ämter bekleidet, wurde er 1857 Archivar in Vilsen. Zur Nobilität diente 1858 erschienen von ihm »Lorbeer und Scherenschnitt«, deren »Lieder für Deutsche in Böhmen« (Prag 1863) folgten. Im J. 1864 wurde er Bezirksvorlehrer in Bergreichenstein, 1869 Bezirkshauptmann in Raasdorf. Nach Entfernung von ihm »Kaiserkrone und Schwerthilien, patriotische Dichtungen« (Wien 1868, 4. Aufl. 1899), »Glockenstimmen« (Wien 1871), fernert der Roman »Ich oder du« (Prag 1871), das Sonettenbuch »Liede und Leben« (Prag 1873) und die epischen Dichtungen »Orient und Occident« (Prag 1876, 2. Aufl. 1876). Er starb in Zoochmiegth 23. Nov. 1877.

Auch seine Gattin, Therese von S. (pseudonym Theodor Meiswald), geb. 28. März 1828, ist schriftstellerisch aufgetreten mit dem Roman »Dunkle Färbungen« (2 Bde., Prag 1882) und »Gesammelte Novellen« (2 Bde., Prag 1874).

Sandgraf, 1 unter Graf.

Pfandstein (abgeleitet von Pfand, wie Pfand von Pfand): kurzer Oberrock, wie er im 16. Jahrh. getragen wurde.

Sandell (Edward), rancher and
 Deputy Sheriff, gen. in Aug. 11. Sept. 1895, Sohn
 Generalmajor-Regiment 11. Regt. VII.

des gelehrten Bibliographen Joseph H. (geb. 1708 in Pilsen in Böhmen, gest. in Prag 2. Febr. 1800), widmete sich an der Universität seiner Vaterstadt und in Wien philol. und jurist. Studien, lag aber zugleich eifrig der Musik ob, insbesondere unter der Leitung Zetschke's. Nach Beendigung seiner Studien 1849 fungierte er einige Zeit als Musikdirektor兼 als Unterrichtsmathematik, verließ aber bald diese Stellung und habilitierte sich 1855 als Dozent für Ästhetik und Geschichte der Musik an der Wiener Universität, wo er 1861 zum außerord. und später zum ord. Professor für jene Gebiete ernannt wurde. Außer seiner akademischen Thätigkeit hat sich H. wesentlich durch seine musikalisch-kritische Thätigkeit in der periodischen Presse (seit 1848 an der »Wiener Zeitung«, seit 1855 an der »Presse«, seit 1866 an der »Neuen Freien Presse«) bekannt gemacht. Er wirkte in den entscheidendsten Kämpfen der Wiener Musikwelt mit, namentlich gegen den »Balthasar« und Richard Wagner. Unter H. hat die Wiener Musikwelt ihren höchsten Namen »Anton Bruckner« gefunden. Ein Vortrag zur Revision des Nationaltheaters (Vgl. 1854, 6. Aufl. 1861) über die Bedeutung der Kunstwelt in Wien (2. Aufl. 1864) u. a. m. »Die moderne Oper« (Berl. 1875, 2. Aufl. 1876, neue Folge 1877), »Aus dem Operndienste der Gegenwart« (Berl. 1881).

**Band mit dem Wirt, Historienmaler, f. Ber-
meyer.**

Canjon (engl.), eine nach dem Erfinder be-
nannte zweiräderige Droßel mit nur zwei Sigen.
Das S ist ein zwischen hohen Rädern hängendes
Sattelgestell, welches vorn offen ist und weit schneller
fährt als das vierräderige Cab (s. d.). Der Rod ist
auf der Rückseite, sodass der Reiter, hinter den
Zuggäßen sitzend, hoch über deren Köpfen die Zü-
gel der Pferde lenkt.

Sachsen (Dorp), verdienstl. Nationalökonom, geb. 21. Mai 1809 zu Homburg, erhielt dafelbst seine Gymnasialbildung, studierte seit 1827 zu Heidelberg die Rechte und die Kammerwissenschaft und habilitierte sich Oetern 1833 zu Kiel für polit. Ökonomie und Statistik. Seit Herbst 1834 war er als Kammerdirektor und Konsumrat in der deutschen Abtheilung des General-Zoll- und Handelsdepartements in Kopenhagen thätig, worauf er im Herbst 1837 als ord. Professor an die Universität nach Kiel zurückkehrte. Oetern 1843 folgte ihm eine Reise an die Universität Leipzig. Seit 1848 Professor der Nationalökonomie zu Göttingen, wurde er hier auch zum Vorklesenden der neuerrichteten Landwirtschaftlichen Akademie ernannt. Im Herbst 1850 ward er nach Berlin berufen und hier zugleich zum Mitglied des Statistischen Bureau mit dem Titel eines kgl. Regierungsraths ernannt. Im J. 1859 erfolgte seine Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften, 1869 lehrte er jedoch wieder zur Universität Göttingen zurück. Er arbeitet h. s. finden sich in Zeitchriften, hauptsächlich in *Zeitschr. f. Neuem haarsberg'schen Magazin*, in dem *Archiv der polit. Ökonomie*, das er in der neuen Folge mit *Neu gemeinshaftlich herausgab*, in der *thätiger J. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*, und im *Journal für Landwirtschaft*. Von h. s. besonders reichhaltigen Schriften sind hervorzuheben: *Histor. statist. Darstellung der Insel Jermooda* (Wien 1839), *Statistische Forschungen über das Herzogthum Schleswig* (2 Bde, Wien 1839-50), *Das Amt von Bornholm* (Kiel 1843), *Die Ausbeutung der Vögelwirtschaft und die Umgestaltung der gutsherrlichen*

bäuerlichen Verhältnisse überhaupt in den Herzogtümern Schleswig-Holstein» (Petersb. 1861), eine gekrönte Preischrift, «Die Geseßschaften im Regierungsbeyrat Triers» (Berl. 1863), «Zur Geschichte norddeutscher Gutswirtschaft» (Gött. 1875). Eine Sammlung früherer Arbeiten H.s erschien unter dem Titel «Agrarhistor. Abhandlungen» (Lpz. 1880).

Hansteen (Christoph), Astronom und Physiker, geb. 26. Sept. 1784 zu Kristiania, studierte zu Kopenhagen Mathematik. Zuerst als Lehrer an der gelehrten Schule zu Frederiksborg auf Seeland angestellt, erhielt er infolge einer Schrift über den Erdmagnetismus, die von der Akademie zu Kopenhagen den Preis erlangte, 1814 ein Vektorat und 1816 eine Professur an der Universität zu Kristiania. Im J. 1821 entdeckte er zuerst eine tägliche reguläre Variation der horizontalen magnetischen Intensität. Großen Aufsehen, besonders in England, machten seine «Untersuchungen über den Magnetismus der Erde» (Bd. 1; Krist. 1819, mit Atlas). H. machte auf Staatskosten 1828—30 eine Reise durch Sibirien, auf welcher ihn Germain (s. d.) und der norweg. Marineliutenant Due begleiteten. Die Ergebnisse dieser Reise sind in H.s populär geschriebenen «Reiseerinnerungen aus Sibirien» (deutsch von Seibald, Lpz. 1854), sowie in dem wissenschaftlichen Hauptwerke: «Resultate magnetischer, astron. und meteorolog. Beobachtungen auf einer Reise nach Sibirien» (Krist. 1863, mit Karten u. s. w.), verarbeitet. Bald nach seiner Rückkehr bewilligte das Storching (1833) die Mittel zur Erbauung einer Sternwarte in Kristiania, in deren Park 1839 auf seinen Vorschlag auch ein magnetisches Observatorium errichtet wurde. Seit 1837 stand H. auch der rasch vorschreitenden trigonometr. Vermessung Norwegens allein vor. Im Druck sind von ihm noch «Meteorolog. Beobachtungen, 1837—63» (Krist. 1862—65), ferner «Vorlesungen über Astronomie», ein «Lehrbuch der Geometrie» (Krist. 1835) und ein «Lehrbuch der Mechanik» (2 Bde., Krist. 1836—38) erschienen. Das von ihm mit Maschmann und Lundb. 1823 begonnene «Magazin für Naturvidenskabernes» enthält viele seiner Abhandlungen. Nachdem H. 1861 emeritiert worden war, starb er zu Kristiania 15. April 1873.

Hanstein (Johs. von), namhafter Botaniker, geb. 15. Mai 1822 zu Potsdam, bezog 1834 das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, das er jedoch wegen schwacher Gesundheit 1839 wieder verließ, um sich als Gärtner auszubilden. Von 1840 bis 1844 besuchte er die Gärtnerlehranstalt zu Potsdam und ging von hier aus wieder nach Berlin, um Naturwissenschaften zu studieren. Nachdem er 1848 in Berlin mit der Dissertation «Plantarum vascularium folia, caulis, radix utrum organa sint origine distincta an ejusdem organi diversae tantum partes» promoviert hatte, war er längere Zeit Lehrer an einigen berliner Schulen und habilitierte sich 1855 als Dozent für Botanik an der Universität daselbst, wurde 1861 daselbst zum Custos am Königl. Herbarium ernannt und 1865 als ord. Professor der Botanik und Direktor des botan. Gartens nach Bonn berufen. In dieser Stellung starb er 27. Aug. 1880.

Die wissenschaftlichen Arbeiten H.s behandeln sehr verschiedene Gebiete der Botanik. Die wichtigsten darunter sind folgende: «Untersuchungen über den Bau und die Entwicklung der Baumrinde» (Berl. 1863), «Über den Zusammenhang der

Blattstellung mit dem Bau des dikotylen Holzrings» (Berl. 1868), «Versuche über die Leitung des Saftes durch die Rinde» (Berl. 1860), «Zur Entwicklungsgegeschichte der Gattung *Marsilia*» (2 Bde., Berl. 1862—64), «Die Milchsäftgefäße und die verwandten Organe der Rinde» (Berl. 1864), «Befruchtung und Entwicklung der Gattung *Marsilia*» (Berl. 1865). Die eben genannten Abhandlungen sind nebst einigen andern meist gesondert erschienen; vom J. 1870 an gab H. Botan. Abhandlungen aus dem Gebiete der Morphologie und Physiologie im Verein mit andern Botanikern heraus, die in Bonn erschienen und in denen noch folgende wichtige Arbeiten von ihm veröffentlicht wurden: «Die Entwicklung des Keims der Monokotylen und Dikotylen» (1870), «Die Parthenogenese der *Caelehogyna ilicifolia*» (1877) und eine nachgelassene Abhandlung: «Einige Tage aus der Biologie des Protoplasmas» (1880).

Hanswurff ist die Benennung eines ehemals stehenden grotesk-komischen Charakters der deutschen Bühne. Es erscheint als eigentümlicher Zug, daß man in fast allen Ländern den Possenreißer im Drama nach dem Lieblingsgericht der niederen Volksklassen nannte. So gab es in Holland Fidelesheringe, in Frankreich einen Jean Potage, in Italien Maccaroni, in England einen Jack Budding, in Deutschland den «Hans Wurff». Die älteste bekannte Erwähnung des H. kommt in der Form «Hans Wurst» in einer niederdeutschen Übersetzung von Sebastian Brants «Narrenschiff» (Kostod 1519) vor; im Original steht dafür «Hans Mist». Luther braucht den Ausdruck H. erstmals in der «Bemahnung an die Geistlichen» (1530) und dann in der gegen den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel gerichteten Schrift «Wider H.» vom J. 1541. Der H. blieb jahrhundertlang ein Liebling des schaulustigen deutschen Volks und sprach anfangs wohl bloß aus dem Stegreif. Für die älteste Komödie, worin er vorkommt, gilt Peter Propp's Fastnachtspiel «Vom kranken Bauer und einem Doktor» (1563; vgl. jedoch Fr. Schnorrs von Carolsfeld Vorbemerkung zu deren Wiederabdruck im Archiv für Literaturgeschichte, Bd. 4). In Georg Rolfs Komödie vom «Jall Adams» (1573) steht er und Hans Han neben Gott dem Vater und dem Sohne; in einem Stüde, «Der verlorene Sohn», von 1692, prügelt er sich mit einem Heiligen und zwei Teufeln herum. Erst seit Anfang des 18. Jahrh. fanden sich Schauspieler, welche diesen Charakter, der bis dahin nur dem niederen Volksdrama angehört hatte, auch künstlerisch auszubilden beflissen waren. Unter großem Beifall stellte Jos. Ant. Stranitzky (geb. zu Schweidnitz in Schlesien), der zu Wien 1708 als Nebenbuhler der ital. Komiker auftrat und ihre Buffonerie nationalisierte, den H. als das Zerrbild Harlequins unter der Tracht und dem Charakter eines einfältig-pösserlichen salzburger Bauern dar. Über die Art seiner Darstellungen verbreitete er sich in seiner «Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmund» (Wien 1722). Nachst ihm war Gottfr. Prehauser aus Wien als Darsteller des H. berühmt, welcher 1720 zuerst die Britische nahm. Diese beiden besonders hatten den H. in Wien so populär gemacht, daß der Prinzipal Huber 1760 den Diener Mellesons, Norton, in Lessings bürgerlichem Trauerspiel «Miß Sara Sampson» in einen H. verwandelte. Unter den übrigen Schauspielern Deutschlands, die noch in dieser Rolle auftraten, zeichneten

sich aus: Schönmann in Berlin, Bernardon (von Kurz) in Wien und Franz Schuch in Breslau. Als endlich das gelehrte Schauspiel die extemporäre Komödie zu verdrängen oder ihr wenigstens die Herrschaft streitig zu machen begann, wurde gegen den H., der ohnehin immer mehr in Plumpheit und Gemeinheit ausgeartet war, von vielen Seiten ein zuletzt siegreicher Feldzug eröffnet. Den Hauptstich über ihn errangen 1787 seine verbündeten Gegner Gottsched (s. d.) und die bekannte Schauspielerin Reuber (s. d.) in Leipzig. Auch Schönmann in Berlin, früher selbst in der Rolle des H. berühmt, folgte dem neuen Anstöße. In Wien wirkte im nämlichen Sinne Freiherr von Bendel, mehr noch Sonnenfels, welcher selbst den modifizierten H. des Strauch von der Bühne vertrieb. Mit dem Namen verschwand jedoch nicht die Person, vielmehr tauchte H. als Kasperl, Larifari, Seppel, Lippel, Thaddäi u. s. w. immer wieder auf. Seine jähe Lebenskraft bewährte sich noch in neuerer Zeit in Kaimunds und andern wiener Zauberpöffen, in denen stereotype possierliche Figuren an den untergegangenen H. mahnen. Auch bei Naupach findet er sich in der Doppelgestalt des Schelle und Till. Als gelehrte Verteidiger des H. traten besonders Lessing und J. Möser auf, letzterer in seiner berühmten Schrift «Harlekin, oder Verteidigung des Grotesk-Romischen» (1. Ausg. 1761), ersterer besonders im 18. Stück der «Hamburger Dramaturgie». Vgl. Cosad, «Materialien zur Hamburger Dramaturgie» (Paderb. 1876).

Handel, ein eisernes Handturngerät, bestehend aus einem Handgriffe mit zwei angegossenen Rügeln. Für den Gebrauch bei Freiübungen werden sie paarweise, von 1—2 kg das Stück, benutzt; man hat jedoch auch H. bis zu mehr als 50 kg schwer. Die Springgewichte der hellenischen Pentathlen gleichen den jetzigen H. In neuerer Zeit scheinen die Engländer die H. zuerst verwendet zu haben, die sie Dumb-bells (stumme Glöden) nannten. Schon GutsMuths erwähnt ihrer 1804 in seiner «Gymnastik für die Jugend». Vgl. Eifelen, «Handelübungen» (3. Aufl., Berl. 1883).

Handieren (vom frz. hanter, d. h. oft besuchen, hin- und hergehen; die Ableitung von Hand und die darauf beruhende Schreibweise «handthieren», «handieren» ist falsch), ursprünglich soviel wie Handel treiben, verlaufen, dann auch ein Gewerbe treiben und (an Hand angelehnt) überhaupt etwas verrichten, thun, treiben, namentlich mit Hand- und Hausarbeit beschäftigt sein; Handierung, Gewerbe, Handwerk.

Handrad (althochdeutsch) bedeutet eigentlich soviel als Handgerät; im fränk. Recht wird eine Freilassung per handradam erwähnt, bei welcher der Leibeigene losgesprochen wurde und durch die Hände mehrerer Freien ging, deren jeder ihn wiederholt freilassen mußte.

Hand, engl. Grafschaft, s. Hampshire.

Handsch (Joh. Ignaz), namhafter Gelehrter und deutsch-ösch. Schriftsteller, geb. zu Prag 28. Nov. 1812, studierte daselbst Philosophie und die Rechte. Im J. 1836 ward er Professor der Philosophie in Semberg, kam 1849 nach kurzem Aufenthalt in Olmütz in gleicher Eigenschaft nach Prag, wurde aber schon 1852, als des Hegelianismus verdächtig, vom Ministerium Thun abgesetzt. Zuletzt war er (seit 1860) Universitätsbibliothekar in Prag und starb daselbst 19. Mai 1869.

Die sehr fruchtbare wissenschaftliche und literarische Thätigkeit H.'s erstreckte sich neben der Philosophie auf slav. Altertumskunde, besonders Mythologie, und auf Literaturgeschichte und Bibliographie. Von seinen philos. Schriften seien erwähnt: «Handbuch der wissenschaftlichen Erfahrungstheorie» (Leub. 1842 u. öfter), der Denklehre (Leub. 1843 u. öfter), der Metaphysik, Ethik, Analyse der Philosophie Schittings (ösch.) u. a. Von den mytholog., antiquarischen u. a.: «Die Wissenschaft des slav. Mythos» (Leub. 1842; nachträglich von H. selbst als verfehlt bezeichnet), «Bajealovni kalendar» («Kalender der slav. Mythologie», Prag 1860), «Die lat. Öferspiele» (Prag 1868); «Schriftwesen und Schrifttum der böhm.-slowen. Völkerstämme» (Prag 1867), «Die gefälschten böhm. Gebichte aus den Jahren 1816—19» (Prag 1868); «Quellenkunde und Bibliographie der böhm.-slav. Literaturgeschichte von 1848 bis 1868» (Prag 1868), Forschungen über die Glogoliza und vieles andere in deutscher und ösch. Sprache.

Handwell, Stadt in der engl. Grafschaft Middlesex, 12 km westlich von London, links am Brent-River, Station der Great-Westernbahn, zählt 5178 E. und hat ein großes Irrenhaus (Middlesex County Lunatic Asylum) mit Platz für 1000 Kranke und schönem Park.

Haaparanta, eigentlich Saaparanta, d. h. Eispfand, eine kleine, regelmäßig und gut gebaute Stadt in der Vogtei Torned der schwed. Landeshauptmannschaft Norrbottens oder Luleå-Län, am Nordende des Bottnischen Meerbusens unter 66° 51' nördl. Br., nur 3 km von der Mündung der Torned-Elf, der russ. Grenzstadt Torned gerade gegenüber gelegen, wurde erst nach dem Verluste Finlands an Rußland angelegt und trat an die Stelle der beabsichtigten Carl-Johannstadt; erst 1842 wurde es als Stadt privilegiert. Der Ort zählt (Ende 1882) 1192 E. und treibt lebhaften Handel, sowie den Bau von Schiffen, die bis Brasilien gehen. Der Hafen H.s, Salmis, liegt, 7 km entfernt, westlich von der Mündung der Torned-Elf. In den Schären südlich von H. liegt Nalören, der nördlichste Leuchtturm Schwedens.

Haap legomenon (ἁπλ. λεγόμενον, d. h. [nur] einmal Gesagtes), Bezeichnung für ein Wort, das (namentlich bei den altklassischen Schriftstellern) nur einmal vorkommt.

Haphara, s. Haptara.

Haplose (grch.) Vereinfachung.

Hapsal, Kreisstadt im russ. Gouvernement Estland, 116 km westlich von Reval an einer Bucht der Ostsee, ist hübsch gebaut, hat Ruinen einer 1228 erbauten Bischofsburg und einer alten Kirche, eine protestantische und eine griech. Kirche, eine Kur- und Badeanstalt, ein Hospital und fünf Schulen und zählt (1882) 2887 E. Der Hafen ist zwar vor allen Winden geschützt, aber nur 3—5 m tief und deshalb nur kleinen Schiffen zugänglich. Der Handel mit dem Auslande ist nicht unbedeutend, wichtiger aber sind das Seebad und die Schlammbäder. H. wurde 1279 vom Bischof von Desel gegründet, 1559 vom letzten Bischof der Bied, Desels und Kurlands an den König von Dänemark veräußert, kam später an Schweden und 1710 an Rußland.

Haptisch (grch.), den Taktus betreffend; haptische Täuschung, Täuschung des Taktus.

Haquenées (frz.), die farbigen Dedn, mit welchen man im Mittelalter die Strümpfe beging.

Saraforas, Arafuras oder Alfuren (bei den Niederländern Alfoers, bei den Portugiesen Alfors, Alforsas oder Alfuros, d. i. außerhalb Befindliche, Freie, Wilde), ein Volksstamm auf den Inseln des Indischen Archipels, nach welchem das Meer zwischen der Torresstraße, Australien und Timor den Namen Saraforas- oder Arafurasee trägt. Die S. treten nur an vereinzelter Stellen auf, wie auf Celebes, den Molukken, auf Mindanao, nirgends aber auf Borneo und den eigentlichen Sunda-Inseln. Obschon sie mit ihrer rauchbraunen Farbe mancherlei negerartiges zeigen, gehören sie doch keineswegs zu den Papuas, von denen sie durch Schädelbildung und durch ihr schlichtes langes Haupthaar charakteristisch unterschieden sind. Wie vor allem ihre Sprache bekundet, bilden sie vielmehr ein in geistiger Beziehung, Sitte und Civilisation hinter ihren Verwandten zurückgebliebenes oder auch im Laufe der Jahrhunderte verwildertes Glied des malaiischen Völkerstammes. Auf manchen Inseln hat sich die alfurische Bevölkerung mehr oder weniger mit den Malaien gekreuzt und dadurch einen sehr gemischten Charakter angenommen. Am bekanntesten sind die echten S. auf der nordöstl. Landzunge von Celebes, wo sie in der Minabassa die vorherrschende Bevölkerung bilden und als Ureinwohner gelten. Sie treiben hier Ackerbau, unterhalten für die niederländ. Regierung Kaffeeplantagen, legen Wege und Brücken an und führen ansehnliche Gebäude auf. Dem Heere liefern sie treffliche Soldaten. Ihre Religion ist Vielgötterei, doch haben in neuerer Zeit christl. Missionare unter ihnen Eingang gefunden. Weniger bekannt sind die S. auf den molukkeschen Inseln Ternate und Amboina, sowie auf Ceram, wo sie den Hauptstod der Bevölkerung ausmachen. Vgl. Baer, «Über die Papuas und Alfuren» (Petersb. 1859); Finck, «Neuguinea und seine Bewohner» (Brem. 1865); Niemann, «Bijdragen tot de Kennis der Alfoersche taal in de Minabassa» (Rotterd. 1866).

Sarakiri, eine eigentümliche, in Japan seit ältester Zeit bis in die neueste Zeit fortbestehende, von dem gegenwärtigen Mitado Mutso-Hito aber abgeschaffte, früher durch das Hertommen geheiligte, ja gewissermaßen gesetzmäßig gewordene Art des Selbstmordes mittels Bauchaufschneidens. Das S., ausschließlich der untern Volksklassen, nur bei Personen höhern und höchsten Ranges, dem Adel, den Militärs und Beamten vorkommend, war entweder ein freiwilliges oder ein befohlenes und fand in beiden Fällen statt, um sich dadurch auf eine ehrenvolle, keine Beschimpfung und andere nachtheilige Folgen für die Familie mit sich bringende Weise der Todesstrafe zu entziehen. Bei dem freiwilligen S. kam der Betreffende selbst seiner Beurteilung zuvor. Derselbe nahm feierlich Abschied von seiner Familie, bekleidete sich mit einem eigens hierfür bestimmten Gewande von weißer Farbe, welches jeder vornehme Japaner stets bei sich trug, setzte sich in der Mitte des Staatszimmers auf eine Matte und öffnete sich mit dem Messer, welches sich an dem Handgriffe des gegenwärtig ebenfalls außer Gebrauch gekommenen eigentümlichen japan. Säbels (Katfasai) befind, durch einen Kreuzschnitt den Bauch, so daß die Eingeweide herausfielen. In demselben Augenblicke schlug ihm sein hinter ihm stehender vertrautester Freund, mitunter sein ältester Sohn, mit einem

Säbelhiebe den Kopf ab. In Fällen, wo das S. kein freiwilliges war, wurde der Ort bestimmt, wo, sowie die Personen, in deren Gegenwart die Handlung vor sich gehen, auch wer von letztern dem Delinquenten das Haupt ab schlagen sollte. In einem dritten, ungleich seltener vorkommenden Falle vertrat das S. einen Zweikampf mit tödlichem Ausgang für beide Teile. Ward nämlich ein vornehmer Japaner durch seinesgleichen schwer beleidigt und erhielt nicht die gewünschte Genugthuung hierfür, so verrichtete er in Gegenwart des Beleidigers und unter Anrufen desselben an sich das S. Der letztere war alsdann, um lebenslänglicher Ehrelosigkeit zu entgehen, verpflichtet, gleichfalls das S. an sich zu vollziehen.

Harald I. Harfagr, König der Norweger, 863—936, ein Sohn Halfdansk des Schwarzen, aus dem Geschlechte der Inglinger, vereinigte durch Eroberung die einzelnen, unter eigenen Stammeshäuptern (Jarle) stehenden Landschaften Norwegens (s. d.) zu einem Reiche. Die Sage berichtet, daß die Liebe zur Königs-tochter Gyda, die nur dann seine Gemahlin werden wollte, wenn er ganz Norwegen sich unterworfen hätte, ihn hierzu bewogen habe. S. schwur, sein Haar nicht eher schneiden zu lassen, als bis er Gydas Forderung erfüllt hätte, und erhielt seiner langen Haare wegen den Beinamen Harfagr, d. h. Schönhaar. Die Stammeshäupter, die sich ihm nicht unterwerfen wollten, wanderten meist nach Island aus. Eine Empörung seiner Söhne nötigte ihn um 923, denselben die Regierung der Provinzen zu überlassen, sich selbst aber mit der Oberhoheit zu begnügen. Seine Residenz war Drontheim, wo er 936 starb, nachdem er 933 seinem Sohne Erit Bloddör, d. h. Blutart, die Regierung übergeben hatte, der nach dem Tode S.s unter seinen Brüdern aufträumte, aber bald vertrieben und durch einen Halbbruder, Hakon den Guten, ersetzt wurde (bis 950). Dieser fiel im Kampfe gegen die Söhne Erits.

Harald II. Graafeld, d. i. Graufell, König der Norweger, 950—963, ein Sohn Erit Bloddör, fiel am Limfjord meuchlerisch durch Gullharald, worauf König Harald Blatan von Dänemark Norwegen in Besitz nahm, es aber bald wieder verlor.

Harald III. Harbraade, d. h. der Harte, König von Norwegen, 1047—66, war der Sohn Sigurd Syr, Häuptlings von Etingarige, der von H. I. abstammte. Er diente seit 1033 in der kaiserl. Leibwache zu Byzanz, machte in diesem Korps den Seekrieg gegen die afrikl. Seeräuber mit, welche Sicilien verwüsteten, besuchte 1035 Jerusalem und schlug unter Anführung des Georg Maniak 1038 die Sarazenen. Sobald er Anführer der kaiserl. Leibgarde geworden, trennte er sich von Maniak, eroberte mehrere Städte Siciliens, verlegte den Kriegsschauplatz nach Afrika und besiegte die Sarazenen in 18 Schlachten. Im J. 1042 nach Byzanz zurückgekehrt, verlangte er, als er die Nachricht erhielt, daß sein Neffe Magnus Norwegen und Dänemark geerbt habe, seine Entlassung und wurde, da er zu bleiben sich weigerte, gefangen gesetzt. Glücklich entkam er jedoch zum russ. Großfürsten Jaroslaw, vermählte sich in Nowgorod mit dessen Tochter Elisabeth und langte 1045 beim Könige von Schweden, einem Verwandten seiner Gemahlin, an. Bald eroberte er sich von Magnus einen Teil Norwegens und bemächtigte sich nach dessen Tode 1047 des Ganzen. Er zog 1066 mit dem rebellischen

Bruder des engl. Königs Harald 1066 zur Eroberung Englands aus, fiel aber 25. Sept. in der Schlacht bei Stainfordbridge; sein männlicher Stamm erlosch mit Hakon VII. 1319.

Harald Blatand (Blauzahn), König von Dänemark seit dem Tode seines Vaters Gorm des Alten um 986, machte sich, nachdem er anfänglich sein Glück an der franz. Küste versucht hatte, zum Oberherrn Norwegens, indem er die dortigen Wirren nach dem Tode Harald Harfags benutzte. Schwankend war sein Verhältnis zu den deutschen Kaisern Otto I. und II., welche ihn zeitweise unter ihre Oberhoheit brachten und auch zur Annahme des Christentums nötigten. An dem letztern hielt H., obwohl rein äußerlich, fest, während sein gleichzeitig geaufter Sohn Swen Lugeslegg (Gabelbart) wieder abfiel, die Anhänger des Heidentums um sich scharte und seinen Vater vertrieb. Dieser, nach der Sage von Valnatoke, dem nordischen Zell, tödlich verwundet, starb als Flüchtling 986.

Harald Petu (der Weiche), König von Dänemark 1076 als Nachfolger seines Vaters Swen Estrithson, gest. 17. April 1080. Die von seinem Vater nachdrücklich betriebene Christianisierung des Landes machte auch unter H. Fortschritte.

Harald Blteland (d. i. Kriegszahn), König in Dänemark, ein Enkel Jwars Widfame (Weitfassender), welcher im 7. Jahrh. dort eine neue Dynastie gestiftet hatte. Die nordische Sage berichtet von H. viele Kriegszüge und Abenteuer, aus denen jedoch kein Ereignis sich mit Sicherheit feststellen läßt. Er soll in der Schlacht auf der Bräwalla-Heide in Småland gegen Ring, den König der Goten, gefallen sein, der sich dann seines Königreichs, der dän. Inseln, bemächtigte.

Harald oder **Heriold**, Halvdans Sohn, bemächtigte sich nach dem Tode des Dänenkönigs Gottfrid, welcher ein Zeitgenosse Karls d. Gr. war, der Herrschaft im westl. Dänemark, die er dann bald mit den Söhnen Gottfrids teilte, bald im Kampfe gegen sie verlor. Wiederholt kam er als Flüchtling ins Frankenreich und wurde so einmal, als er 826 sich in Ingelheim hatte taufen lassen, von Kaiser Ludwig dem Frommen mit dem fränkischen Gau Ruitringen, als er auch dieses an Gottfrids Sohn Horich verlor, 889 mit Dürstede und vom Kaiser Lothar I. 841 mit der Insel Walcheren belehnt, sobald er als fränk. Vasall starb. — Sein Bruder **Horich** hatte ähnliche Schicksale und starb endlich (nach 873) als Vasall Ludwigs des Deutschen im Besitze der Landschaft an der Maas unterhalb Mastricht, welche dann auf H.s ältesten Sohn Gottfrid überging, der 886 erschlagen ward.

Harald, Sohn des dän. Königs Swen Lugeslegg (Gabelbart) und seiner Gfirtl. Gemahlin Sigrid, einer Tochter des Herzogs Mieslaw von Polen, nahm nach dem Tode des Vaters (1014) mit seinem Bruder Ranut oder Knud d. Gr. (s. d.) das Christentum an und verständigte sich mit ihm dahin, daß er selbst die Herrschaft in Dänemark erhielt, dem Bruder aber Heer und Flotte gab, um sich England zu erobern. Doch starb H. schon 1018, und nun erbte Knud auch das heimische Reich.

Harald I., König von England mit dem Beinamen **Harfoot** (Hafenfuß, d. h. der Schnellfüßige), der Sohn Knuds d. Gr. und einer Nebenfrau, der dän. Alfgiva. Er wurde, als der Vater 11. Nov. 1035 gestorben war, von den dän. Großen in Mercia und Northumberland zum Könige

erhoben, erlangte aber erst spät allgemeine Anerkennung in England, da der Süden des Landes an dem rechtmäßigen Erben Hardeknud, Knuds Sohn aus seiner Ehe mit Emma, der Tochter Richards I. von der Normandie und der Witwe Ethelreds II. von England, festhielt. Erst als dessen Herüberkommen von Dänemark wegen seiner Kämpfe mit Norwegen auf sich warten ließ, wurde H., der inzwischen Emma zur Flucht genötigt hatte, 1038 auch im Süden anerkannt. Er starb jedoch kinderlos schon 17. März 1039 und Hardeknud nahm nun ohne Kampf von England Besitz.

Harald II., König von England, war der Sohn des Grafen Godwine (s. d.). Dieser vererbte bei seinem Tode seine Stellung als tatsächlicher Regent auf H., welchen der kinderlose Eduard der Bekenner sterbend auf Andringen der Großen zu seinem Nachfolger bestimmte und eine Reichsversammlung zu London im Jan. 1066 förmlich zum Könige erwählte. Aber sein Bruder Tofti, welchen er wegen dessen Gewaltthätigkeiten vertrieb, reizte den abenteuerlustigen Harald III. Harbraade von Norwegen zu einem Eroberungszuge gegen England auf, und zu gleicher Zeit trat der Herzog Wilhelm III. von der Normandie mit Ansprüchen auf die engl. Krone hervor. Die Norweger wurden von H. am 25. Sept. 1066 in der blutigen Schlacht bei Stainfordbridge besiegt, in welcher Harbraade, Tofti und viele nordische Jarle fielen. Vier Tage später landete Wilhelm mit seinem besonders an Reitern starken Heere an der Südküste, und H. wurde von ihm 14. Okt. in der Schlacht bei Hastings, welche anfangs sich zu seinen Gunsten zu wenden schien, schließlich vollständig besiegt und mit vier Brüdern, Gurth und Raswin, getötet. Die Unterwerfung des Landes durch Wilhelm den Eroberer (s. d.) wurde dadurch erleichtert, daß H. keine ehelichen Nachkommen hinterließ.

Hararnien hießen ehemals diejenigen ungar. Nationalmilizen, welchen die Bewachung der Grenze in Krain und dem westlichen Kroat.-slawon. Küstengebiete anvertraut war.

Harau hieß im Altertume eine Stadt in Mesopotamien, woselbst Tharah längere Zeit, dann auch dessen Sohn Nahor sich aufgehalten haben und gestorben sein soll. Bei den Griechen und Römern trug die Stadt den Namen Carra (s. d.).

Harau wird in der israelit. Patriarchensage als Sohn Tharahs, Bruder Abrahams und Nahors und Vater Lots erwähnt.

Harangue (frz.), feterliche Rede, Anrede; davon haranguieren, eine solche Rede halten, viel und mit Emphase sprechen; harangueur, Wortführer, auch Schwärzer.

Harar oder **Hurrur**, ein seit Okt. 1875 von Ägypten annektierter Staat im Innern von Ostafrika, im SO. von Abessinien und westlich vom Somaliland, mit der gleichnamigen Hauptstadt, einem bedeutenden Handelsorte (270 km vom Hafen Sela am Golf von Aden), dessen Einwohnerzahl Burton, welcher den Ort 1855 als erster Europäer besuchte, auf 8000, der offizielle Bericht des ägypt. Generalstabes auf 35000 angibt.

Harassieren (frz.), abmaten.

Harbije Metkeb (sprachlich richtiger Metkebi Harbije) ist der im Volksmunde gebräuchliche Name der höchsten türk. Militärschule (Kriegsakademie) auf der Konstantinopel, auf der West-Seite und im Bereiche dieser Vorstadt, nämlich in dem mit

Panacalbi bezeichneten Ausbau derselben, unmittelbar am großen Campo (Kirchhofe) gelegen und durch den Sultan Mahmud II. während seiner letzten Regierungsjahre gegründet. Derselbe erhielt die Bestimmung, neben Offizieren für Infanterie und Kavallerie die Elite der meist Befähigten für den Dienst im Generalstabe auszubilden.

Harbour-Grace, Stadt auf der brit. Insel Neufundland in Nordamerika, 43 km im N. von St.-Johns, an der Westküste der Conceptionbai, mit 7000 E. Der sichere und tiefe Hafen ist gegen die Nordostwinde geschützt; die Grace-Insel (mit Leuchtturm) dient ihm als Wellenbrecher.

Harburg, Kreisstadt im Landdrosteibezirk Pannenburg der preuss. Provinz Hannover, 10 km südlich von Hamburg, am linken Ufer der bis hierher für Seeschiffe fahrbaren Süder-Elbe, dem süd. Arm der Elbe, über welche eine 625 m lange Eisenbahnbrücke führt, Station der Linien Hamburg-Bremen (H-Benlo) und Lehrte-Pannenburg-H. der Preussischen Staatsbahnen und der Unter-Elbeschen Eisenbahn (H.-Eurgarben), ist Sitz eines Hauptzollamts mit Zollfreier Niederlage, eines Amts, eines Amtsgerichts, einer Oberförsterei, eines königl. Eisenbahnbetriebsamts, einer Generalsuperintendentur und einer Handelskammer, hat ein früher besetztes Schloss, welches 1524–1642 Residenz der harburger Linie des Hauses Pannenburg war, ein Realgymnasium, eine Handels- und Gewerbeschule und (1880) 19071 meist evang. E., welche bedeutenden Handel und Fabrikindustrie treiben. Letztere erstreckt sich besonders auf Jute, Piassava, Kotosnussöl, Gummi- und Guttaperchawaren, Chemikalien, Leder, Öl aus Palmkernen, Alaun, Soda, Cement, Glas, Stärke, Tabak, Cigarren, Maschinen, eiserne Kessel, Gusseisenwaren u. s. w.; auch sind drei bedeutende Schiffswerften vorhanden. Der Eigenhandel H.s ist namentlich mit Kolonialwaren, Fischen, Wein, Öl, Bran, Bauholz, Steinkohlen, Thonerde und Lumpen bedeutend. Der Expeditionshandel und die Seeschifffahrt haben in neuerer Zeit durch die Konkurrenz Hamburgs abgenommen; 1882 liefen 446 Schiffe mit 56087 Registertons ein und 581 mit 55784 Registertons aus. Auf dem Flusse kamen 7628 Fahrzeuge mit 210598 Registertons an und 7517 mit 205506 Registertons gingen ab. Der Personenverkehr mit Hamburg und Altona wird außer der Eisenbahn noch durch vier Dampfer und durch Dampffähren über Wilhelmshafen vermittelt. Den Handel unterstützen eine Filiale der Hannoverschen Bank (Umsatz 1882 67 Mill. Mark), eine Reichsbankniederlassung (Umsatz 24 Mill. Mark) und ein Vorschußverein (Umsatz 2½ Mill. Mark). H. gehörte früher zum Erzstift Bremen, erhielt 1297 Stadtrechte, wurde 1316 mit dem Fürstentum Pannenburg vereinigt, mit welchem es 1705 an Hannover und 1866 an Preußen kam. — Der Kreis Harburg zählt auf 1487 qkm (1880) 76869 E., darunter 1081 Katholiken und 261 Juden.

Harburg, Städtchen im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Donaueschingen, an der Wörnitz und an der Linie Pleinfeld-Augsburg-Buchloe der Bayerischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1262 meist evang. E. Dabei liegt auf einem Hügel ein großes, wohl erhaltenes Schloss der Fürsten von Ottingen-Wallerstein.

Harcelleren (fr.), necken, (den Feind) beunruhigen, durch stete Angriffe nicht zur Ruhe kommen lassen; **Harcelleur**, Reiter, Plagegeist.

Harcourt, Dorf im franz. Depart. Eure, Arrondissement Bernay, 6 km im S. von Brionne, mit 1500 E. Die Herren von H. waren eine der ältesten und edelsten Familien der Normandie. Dies Lehn wurde 1338 zur Grafschaft und 1561 zum Herzogtum (Elbeuf) erhoben. Vom alten Schloß (lat. Haraldisfortis) sind noch schöne Ruinen zum Teil aus dem 11. Jahrh. vorhanden; nahe dabei liegt ein schönes modernes Schloß.

Harcourt (Bernard Hippolyte Marie Comte d'), franz. Diplomat, geb. 1831, wurde 1859 Attaché bei der Gesandtschaft in Madrid und 1861 Gesandter für Baden und Württemberg. Nach dem Sturz des Kaiserreichs wurde er 1871 Botschafter beim Papste, aber schon 1872 nach London, 1873 nach Wien und 1875 wieder nach London versetzt. Im Jan. 1879 nahm er seine Entlassung.

Harcourt (Charles François Marie, Duc d'), franz. Politiker, geb. 1835, trat in die Armee ein, nahm aber schon 1862 seine Entlassung. In die Nationalversammlung 1871 gewählt, gehörte er dem rechten Centrum an; auch 1876 und 1877 wurde er wiedergewählt.

Harcourt (Pierre Louis Bernard, Comte d'), franz. Politiker, geb. 1842, trat in die Armee ein und wurde 1870 in Sedan Kriegsgefangener. In der Nationalversammlung, welcher er 1871–76 angehörte, hielt er sich zum rechten Centrum. Während der Präsidentschaft Mac-Mahons war er dessen Rabinetssekretär.

Harcourt (Sir William Vernon), engl. Staatsmann, geb. 11. Okt. 1837, studierte in Cambridge, wurde 1864 an die Barre des Inner-Temple berufen und trat mit Erfolg in die advocatische Praxis, sodas er schon 1866 den Rang eines Queen's Counsel erlangte. Bei den allgemeinen Neuwahlen von 1868 als liberaler Kandidat für die Stadt Oxford gewählt, stieg er durch seine jurist. und polit. Kenntnisse, wie durch seine Schlagfertigkeit als Redner rasch zu bedeutendem Ansehen im Unterhause empor. Im J. 1869 wählte die Universität Cambridge ihn zum Professor des Völkerrechts; im Nov. 1873 erlangte H. in dem Ministerium Gladstone (bis Febr. 1874) das Amt des Solicitor-General und mit diesem die Ritterwürde. In dem neuen Ministerium Gladstone 1880 wurde H. zum Minister des Innern ernannt. Bei der infolge der Annahme dieses Postens nötigen Neuwahl verlor er seinen Sitz für Oxford, wurde aber statt dessen in Derby gewählt.

Hard, s. Hardt.

Hard, Dorf in Borarlberg, Bezirkshauptmannschaft Bregenz, an der Südostseite des Bodensees zwischen der Jussach und Bregenger Ach, Station der Borarlberger Bahn, zählt (1880) 2065 E. und hat eine der größten Fabriken (Kärschrothfärberei und -Druckerei) in Borarlberg. Bei H. siegten 20. Febr. 1499 die Schweizer im Schwabenkrieg.

Hard, bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Harbide (Thomson).

Hardanger-Fjord, Meeressarm im norweg. Sönder-Bergenshus-Amt, einer der schönsten norweg. Fjorde durch Vereinigung kypsigter Vegetation mit den riesenhaften Berg- und Gletscherumgebungen. Der F. ist über 100 km lang und im Innern vielfach verzweigt; ein Arm, der Sörfjord, stößt an den mächtigen Gletscher Folgefonna. — Die Landstadt Hardanger zählte (1875) auf 6026 qkm 14946 E.

Harbary, ostind. Wegemah, f. Cok.

Harberg, Städtchen in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft Ober-Hollabrunn, am rechten Ufer der Thaya, mit (1880) 856 E., hat Tuchfabrikation und eine sehr alte Kirche. In einem von bewaldeten Höhen umgebenen Thalfessel erhebt sich ein Felsfegel mit den mächtigen Resten der Burg H., die im 11. Jahrh. zum Schutze der Grenze gegen Mähren gebaut und während der Bauernaufstände 1697 zerstört wurde. Am Fuße des Bergfegels liegt die kleine Stadt. Das Grafengeschlecht, das sich nach der Burg nannte, starb im 12. Jahrh. aus; der Name aber wurde von den vier adeligen Geschlechtern, die sich im Besitze der Grafschaft ablösten, selbsterhalten, zuerst die Grafen von Plagen, dann die von Tychein (Devlin), die Burggrafen von Raiburg, endlich die Freiherren Bräutigam von Stettenberg, welchem letztern Geschlechte die jetzigen Grafen von H. angehören. Der Besitz der Ortsherrschaft H. ging später auf die Grafen Rhevenhiller-Metisch über.

Harberg (Zul. Friedr. Mor. Karl von), württemb. Generalleutnant und hervortragender Militärschriftsteller, geb. zu Ludwigsburg 11. April 1810, wurde in der dortigen Militärschule erzogen und 3. April 1828 als Lieutenant im Generalstabe angestellt. Von 1833 bis 1843 war H. Erzieher des Kronprinzen (jetzigen Königs von Württemberg), wurde 1843 Major im Generalstabe und hielt während der nächsten sechs Jahre an der Kriegsschule zu Ludwigsburg Vorträge, wurde 1849 zum Obersten und Chef des württemb. Generalstabes befördert, 1850 Flügeladjutant, 1855 Generaladjutant des Königs und 1859 Kommandeur der württemb. Division und Gouverneur von Stuttgart. Seine Kränklichkeit nötigte ihn jedoch bald, den aktiven Dienst bei der Truppe wieder aufzugeben; 1864 wurde er zum Bevollmächtigten bei der Bundesmilitärkommission zu Frankfurt a. M. ernannt, nahm aber 1865 den Abschied. H. starb in Stuttgart 16. Sept. 1876. Er schrieb: «Grundzüge einer Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte» (Stuttg. 1851), «Vorlesungen über Kriegsgeschichte» (3 Bde., 1851—62; 2. Aufl. 1868—77), «Skizze eines Vortrags über Generalstabswissenschaft» (Stuttg. 1854; 3. Aufl. 1867), «Die Belagerung von Semastopol nach dem Werke des Generals Niel» (anonym, Stuttg. 1858).

Harbessen, Stadt in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Hildesheim, Kreis Einbeck, an der Eszode und an der Linie Söest-Nordhausen der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz einer Oberförsterei und zählt (1880) 1174 E., welche Leinweberei, Gerberei und Cigarrenfabrikation treiben. Der Ort war ursprünglich ein Schloß der Herren von Klostorf, auf dem Harbed gelegen, welche 1324 das die Stadt hoch überragende sog. Muthaus bauten. Im J. 1888 wurde der Ort eine Stadt durch Otto den Quaden von Göttingen, an welchen der Besitz übergegangen war.

Harbekund oder Knud der Harke, König von Dänemark, wurde als der einzige rechtmäßige Sohn Knuds d. Gr. aus seiner Ehe mit der engl. Königinwitwe Emma den nächsten Anspruch auf die Nachfolge des Vaters nicht bloß in Dänemark, wo er gleich nach dem Tode desselben 1086, erst 17 J. alt, anerkannt wurde, sondern auch in dessen andern Reichen, in England und Norwegen, gehabt haben. Aber dort erhob man seinen unechten Halb-

bruder Harald Harefoot, und Norwegens bemächtigte sich ein Sproß des alten Königs Hauses, Magnus, der Sohn Olafs des Heiligen, indem er einen zweiten unechten Sohn Knuds, Ewen, von dort vertrieb. Dieser flüchtete zu H., Harb aber schon im folgenden Jahre, und H. gab durch einen Vertrag mit Magnus seinen Anspruch auf Norwegen förmlich auf, um desto nachdrücklicher sich gegen den ungetreuen Bruder in England wenden zu können, welcher inzwischen auch die königliche Witwe Emma verjagt hatte. Aber Harefoot starb, als H. zu seiner Besiegung auszog, sodaß letzterer bei seiner Ankunft in England 1089 ohne weiteres auch dort als König anerkannt wurde. Seine Trunksucht bereitete ihm ein frühes Ende (8. Juni 1042).

Hardenberg (Albert), hieß eigentlich Nizäus und nahm den Namen H. von seinem Geburtsorte, dem Flecken Hardenberg in der holländ. Provinz Overijssel, an. Wahrscheinlich 1510 geboren, bezog er 1530 die Universität Löwen und trat hier der scholastischen Theologie entschieden entgegen. Deswegen mußte H. 1538 Löwen verlassen. Er ging nach Mainz, hielt an der dortigen Universität Vorlesungen, lehrte 1540 nach Löwen zurück, mußte aber diese Stadt bald verlassen, begab sich 1543 nach Wittenberg, und schon 1544 empfahl Melanchthon H. dem köln. Erzbischof Hermann von Wied zur Durchführung der Reformation in seinen Landen. Als theol. Ratgeber und zuletzt als Priester in Kampen stand H. dem Erzbischof zur Seite, bis 1547 der Versuch, Köln dem Protestantismus zuzuführen, als gescheitert betrachtet werden mußte. Als dann wandte sich H. nach Bremen und wurde hier 1547 als erster evang. Domprediger angestellt. Seit dem J. 1556 entbrannte jedoch zwischen H. und seinem Kollegen Joh. Zimann ein heftiger Streit über die Abendmahlstheorie, indem H. sich an Melanchthon angeschlossen, Zimann die Ubiquitätslehre der strengen Lutheraner vertrat. Der Streit endete schließlich damit, daß H. 1561 seines Amtes entsetzt und aus Bremen verwiesen wurde. Er fand die erste Zufluchtsstätte im Kloster Rastede in Oldenburg, wirkte von 1566 bis 1567 als Prediger in Sengwarden, seitdem zu Embden in Ostfriesland, wo er 18. Mai 1574 starb. Vgl. Spiegel, «Albert Nizäus H.» (Brem. 1869).

Hardenberg (Karl Aug., Fürst von), preuß. Staatsmann, geb. zu Essenrode im Hannoverschen 31. Mai 1750, studierte in Leipzig und Göttingen und trat 1770 als Auditor bei der Justizkanzlei ein, dann bei der Kammer in Hannover. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Wehlar, Regensburg, Wien und Berlin besuchte er Frankreich, Holland und England und wurde nach seiner Heimkehr 1778 Geh. Kammererrat und in den Grafenstand erhoben. Er lehrte dann von neuem an den engl. Hof zurück, wo der Prinz von Wales mit seiner Frau, geb. Gräfin von Reventlow, ein Liebesverhältnis anknüpfte. Dies bewog H. 1782, den hannov. Staatsdienst zu verlassen und in den von Braunschweig einzutreten, wo er noch im Mai als Präsident des Klosterrats und Mitglied des Geheimratskollegiums eine ministerielle Stellung erhielt. Als 1790 der Marquis von Ansbach und Bayreuth von dem König von Preußen einen Minister für seine Fürstentümer verlangte, empfahl Friedrich Wilhelm II. H. zu dieser Stelle. Nach der Vereinigung dieser Länder mit Preußen 1791 wurde H. nicht nur in jenem Amte bestätigt, sondern auch

zum preuß. Staats- und dirigierenden Minister ernannt und in das Kabinettsministerium aufgenommen, mit Beibehaltung der Verwaltung seiner Provinz, um die er sich große Verdienste erworb. Im Kriege gegen Frankreich berief der König H. in sein Hauptquartier nach Frankfurt a. M. Anfang 1795 wurde er nach Basel gesendet, wo er 5. April den Frieden zwischen Preußen und der franz. Republik abschloß. Nach Ansbach und Bayreuth zurückgekehrt, erweiterte er die Machttheil der Krone in den Markgrafschaften.

Nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. 1797 wurde H. nach Berlin versetzt und erhielt im Kabinettsministerium die Leitung aller franz., auswärtigen, Hoheits- und öffentlichen Angelegenheiten, sowie die Lehnssachen. Außerdem wurde er 1800 Chef des magdeburgisch-halberstädtischen und 1802 Chef des westfäl. Departements und des von Neuchâtel, sowie zugleich Kurator der Kunst- und Bauakademie. Als der Minister von Haugwitz abtante, übernahm im Aug. 1804 H. das Ministerium des Auswärtigen. Das Ziel seiner Politik war zunächst die Annexion des engl. Hannover, ohne sich doch einer der kriegsführenden Parteien anzuschließen, aber mit Hineinigung zu Frankreich. Selbst als die franz. Truppen durch das preuß. Ansbach gegen Oesterreich marschierten, wollte H. gegen den von Haugwitz beratenen König in seiner Schaulustpolitik verharren. Da kam Kaiser Alexander I. nach Potsdam; unter Beirat von Haugwitz, der neben H. ins Kabinett berufen war, ward 3. Nov. 1805 die Konvention von Potsdam unterzeichnet, welche Napoleon mit der Gegnerschaft Preußens bedrohte; 13. Nov. reiste Haugwitz ab, um Napoleon die Forderungen zu überbringen. Die Schlacht bei Austerlitz (2. Dez.) dämpfte dies kriegerische Feuer tief; 15. Dez. unterschrieb Haugwitz den Vertrag von Schönbrunn, mit dem Preußen in den Bund mit Frankreich trat, Hannover empfing, dafür jedoch Ansbach, Neuchâtel und Kleve an Napoleon abtrat. Auch jetzt noch glaubte H. einen Mittelweg einschlagen, Hannover besetzen und vom Kriege fernbleiben zu können. In diesem Sinne waren die Vorschläge gehalten, mit denen Haugwitz wieder nach Paris reisen mußte. Hier aber verweigerte Napoleon jeden Nachlaß, Haugwitz unterzeichnete und der König genehmigte den Bund mit Napoleon. Am 24. April 1806 trat H. aus dem Ministerium. Nach der Schlacht bei Jena begab H. sich zum König und wurde 10. April 1807 auf Wunsch des Kaisers Alexander I. zum leitenden Minister ernannt. Nach dem Frieden von Tilsit gab er auf Verlangen Napoleons wieder seine Entlassung, blieb eine Zeit lang in Riga, dann in Tilsit, in Marienwerder oder auf seinen Gütern bei Tempelberg und Grobnd, bis ihn der König nach Steins Ausschicken aus dem schwachen Ministerium Dohna-Altenstein 6. Juni 1810 zur Würde eines Staatskancellars berief.

Hiermit begann erst die große Periode seines Lebens. In seiner äußern Politik schloß er sich zwar nothgedrungen eng an Frankreich an, führte aber im Innern die künftige Befreiung Preußens einleitenden großen Reformen im Geiste Steins durch, so besonders die Umgestaltung des Heerwesens, die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Steuerprivilegien, Kunstmonopole, Zwangs- und Bannrechte, und unterstützte mit Hingebung die militärischen Reorganisationspläne Scharnhorsts. Glänzend

thätig war H. während des Befreiungskriegs, unterzeichnete den ersten Pariser Frieden, wurde 3. Juni 1814 in den Fürstenstand erhoben und erhielt die Standesherrschaft Neuhardenberg. H. begleitete auch die verbannten Monarchen nach London, nahm am dem Kongreß in Wien wesentlichen Anteil und wirkte mit zu den Verträgen in Paris 1815. Sieben Jahre stand H. noch an der Spitze des preuß. Staats, indem er den großartigen Reorganisationsarbeiten, welche dieselben erfüllte, mehr seinen Namen gab als seine Arbeit widmete. Seine persönlichste Angelegenheit war die Frage der Nationalrepräsentation, für die der König in H.s Verordnung vom 22. Mai 1815 sein Wort gegeben hatte. Vergessens suchte H. durch Nachgiebigkeiten aller Art dies Versprechen durchzusetzen. Er wohnte den Kongressen zu Aachen, Karlsbad und Wien, sowie zu Troppau, Laibach und Verona bei. Von Verona aus bereiste er dann Norditalien, wurde aber in Pavia krank und starb zu Genua 26. Nov. 1822.

H.s Memoiren über die Zeit von 1805 bis zum Frieden von Tilsit, welche er vor seinem Tode dem Staatsrat Schöll anvertraute und König Friedrich Wilhelm III. versiegelt in dem Staatsarchiv niederlegte, mit der Bestimmung, daß sie erst 50 Jahre nach H.s Tode veröffentlicht werden sollten, sind durch L. von Ranke (*«Denkwürdigkeiten des Staatskancellars Fürsten von H.»*, 4 Bde., Epp. 1877) herausgegeben und mit einer Biographie H.s begleitet worden.

Gardenberg (Georg Friedr. Philipp, Freiherr von), als Schriftsteller unter dem Namen Novalis bekannt (in lat. Urkunden des 13. Jahrh. bezeichnen sich einige seines Geschlechts nach ihrem Sitz [Großen-] Rode des Novali), geb. auf seinem Familiengute Wiebersfeld in der Grafschaft Mansfeld 2. Mai 1772, wurde von seinen Eltern trefflich erzogen, lebte dann bei einem Oheim in Rudlum in der Nähe von Braunschweig und besuchte hierauf das Gymnasium in Eisleben. In Jena, wo er als Verehrer Schillers freundliche Aufnahme in dessen Familientreise fand, studierte er 1790 Philosophie, in Leipzig (bis 1793) und Wittenberg die Rechte und wendete sich dann nach Jena, um sich als praktischer Jurist auszubilden. Hier lernte er auf einem benachbarten Gute Sophie von Rübn (geb. 1783) kennen, verlobte sich mit ihr, wurde 1796 als Auditor bei den Salinen in Weissenfels angestellt, verlor aber 1797 seine Braut durch den Tod. Um sich die zu einer Anstellung bei den Salinen nötigen Kenntnisse zu erwerben, besuchte er noch in demselben Jahre die Bergakademie zu Freiberg. Im Sommer 1799 lehrte er nach Weissenfels zurück und wurde dem Direktorium der Salinen als Assessor beigelegt. In diesem Zeitraum lernte er die beiden Brüder Schlegel und L. Tieck kennen, mit denen er sich bald befreundete. Er war zum Amtshauptmann ernannt, als er im väterlichen Hause in Weissenfels in den Armen seines Freundes F. Schlegel 25. März 1801 starb.

H. war ein hochbegabter und mit reicher Bildung ausgestatteter Dichter. Indessen machte sich bei ihm das mystische Gefühlslieben vorwiegend geltend, dem sein im einzelnen oft höchst scharfsinniger Verstand sich unterordnete. Daher entwidelte sich bei ihm alles lyrisch, oder er blieb, wie in den geistvollen, oft aber auch bizarren und dunkeln Fragmenten über Philosophie, Physik, Aesthetik und

der Ostindischen Kompagnie setzte ihm ein Jahrgehalt von 5000 Pfd. St. auf Lebenszeit aus. Im J. 1848 nach England zurückgekehrt, nahm er seinen Sitz im Oberhause ein und wurde im März 1852 zum Generalfeldzeugmeister (Master-general of the ordnance), 1854 aber als Nachfolger Wellingtons zum Oberbefehlshaber der brit. Armee ernannt. Nachdem er 2. Okt. 1855 Feldmarschall geworden, zog er sich im Juli 1856 in den Ruhestand zurück. Er starb auf seinem Landsitz South-Parl in Kent 24. Sept. 1856.

Harbounin (Jean), einer der merkwürdigsten Gelehrten aller Zeiten, geb. 1646 zu Quimper in der Bretagne, trat früh in den Jesuitenorden und widmete sich mit Eifer und großem Erfolg dem Studium des Altertums. Eine neue Ausgabe des *Themistius* (griechisch und lateinisch, Par. 1684) enthielt 18 bis dahin unbekannte Neben. Die Ausgabe der *«Naturgeschichte»* des Plinius (5 Bde., Par. 1685) wurde mehrfach wieder abgedruckt. Großes Aufsehen erregten die *«Chronologia ex nummis antiquis restituta»* (1677) und die *«Prolegomena ad censuram veterum scriptorum»* (1693). Hier stellte H. die Behauptung auf, nicht nur die meisten der für alt gehaltenen Münzen seien neuern Ursprungs, auch alle klassischen Werke des Altertums, mit Ausnahme der *«Naturgeschichte»* des Plinius, der *«Georgica»* des Virgil und der *«Satiren»* und *«Episteln»* des Horaz seien unter der Leitung eines gewissen Severus Archontius im 18. Jahrh. von Mönchen geschrieben worden. Auch sein großes kirchengeschichtliches Werk *«Conciliorum collectio regia maxima»* (12 Bde., Par. 1715), erregte Aufstoss, namentlich weil H. von allen Kirchenversammlungen vor dem Tridentinum behauptete, sie hätten nie stattgefunden. Von sonstigen Schriften seien noch erwähnt die *«Chronologia Veteris Testamenti»* (Par. 1677) und der *«Commentarius in Novum Testamentum»* (Amsterd. 1742). H. starb 3. Sept. 1729 zu Paris. Nach seinem Tode gab der Abbé d'Olivet noch *«Opera varia»* (Amsterd. 1733) heraus.

Hard-Stein-Baptisten, s. unter Baptisten.

Hardt, die Hard, Haardt oder das Hardtgebirge, richtiger, wie in alten Urkunden, Hart (s. b.), geschrieben, die nördl. Fortsetzung der Vogesen oder des Wasgau's in der bayr. Rheinpfalz von der Lauter und der Queich bis zur Einsenkung südlich des Donnersbergs an der Pfirnm. Ursprünglich beschränkt auf die Gegend von Neustadt bis Dürkheim, hat dieses Gebirge seinen Namen auf den ganzen nördl. Teil der Vogesen ausgedehnt. Der Gebirgsstrich zwischen Landau und Neustadt wird als Obere H., der zwischen Neustadt und Dürkheim als Mittlere H. und der zwischen Dürkheim und Grünstadt als Untere H. bezeichnet. Das Gebirge verläuft sich nach Norden und Westen, während es nach Osten steil und nordöstlich weniger schroff als im Südosten abfällt. Das zu Tage liegende Material besteht aus Buntsandstein, der in seiner Mächtigkeit vereinzelte Bergzüge aus hohen kegelförmigen Bergen zusammensetzt, mit schroffen Felsen und steilen Wänden. Da, wo er in geringerer Stärke seine Unterlagen überbaut, bildet er dagegen sanftere Hügel mit gerundeten oder abgeplatteten Gipfeln und trägt kleine Plateaus, die durch flache muldenförmige Thäler geschieden werden. Diesen Doppelcharakter kann man im H. genau unterscheiden; deshalb hat auch die südlichere Hälfte die bedeutend-

ern Höhen, den steilern Abfall und weniger Hügellandschaft. Im Süden sind die höchsten Erhebungen der Gschlopf (612 m), der Kesselberg (665 m), der Kalmit (681 m); im Norden das Weinbith (555 m), der Drachenfels (572 m), der Rahnfels (510 m); der letzte bedeutende Ausläufer, der Petersklopf, hat noch 497 m, so daß die Kammbreite des Hardtgebirges etwa 200 m beträgt.

Dieser Formationsunterschied bedingt auch den landschaftlichen Charakter der beiden Hälften. Im Süden sind die Burgruinen Trifels, Madenburg, Lindelbrunner Schloß u. s. w., das restaurierte Hambacher Schloß (Marburg), die grotesken Felspartien, wie am Jungfernsprung im Annweilerthal. Die nördl. Thäler haben mehr den Charakter des Lieblichen; so das Henschthal mit der Simburg und Hartenburg, das Neustädter Thal mit Wolfzburg und Frankeneck. Der Abfall ist hier bedeutend sanfter und ein wein- und obstriches, durch sein mildes Klima ausgezeichnetes Hügelland schließt sich am Ostabhange zwischen Neustadt und Grünstadt in die Ebene hinaus; hier sind die berühmten Weinorte Ruppertsberg, Deidesheim, Forst und Dürkheim. Nach Westen bacht sich das Gebirge zu den Fußkufen der Bliß und der Saar sanft ab und wird vollständig Westrich genannt. In den fruchtbaren Gründen der Elan und des Schwarzbach, der Lauter und der Rodall, sowie auf dem Nordabfall des ganzen Gebirgsrucks, den man die *«Siedinger Höhen»* nennt, hat sich eine hohe Stufe der Agrikultur, ein schöner Viehstand und eine vortreffliche Pferdezuucht entwickelt. Das Hochland selbst ist wenig fruchtbar und mehr für Forstkultur als Feldbau geeignet; auf den höchsten gelegenen Bergadern gedeihen nur Haser, Gerste und Kartoffeln; ungefähr 60 Proz. des ganzen Areals sind mit Buchen, Eichen und Fichtenwäldern bedeckt. Mit Ausnahme des Lauterthals, wo sich Eisensteingänge finden, ist das Gebirge metallarm; eine Saline (mit Solbad) ist bei Dürkheim in Betrieb. Im Norden schließen sich jenseit der Pfirnm und Alsenz als isolierte Formationen an die Porphyrtuppen des Donnersbergs (s. b.), im Nordwesten streicht zwischen Hunsrück und H. das pfälzisch-saarbrückische Kohlengebirge, dessen höchste Punkte der Königsberg (584 m) und der Rößberg (564 m) sind. Doch gehören weder sie noch die Dependenz des Donnersbergs streng genommen zum Hardtgebirge.

Hardt oder Ransinger Hardt heißt eine Hochebene der Schwäbischen Alp im württemberg. Donaufreise. (S. unter Alp.)

Hardt (Herm. von der) prot. Theolog, geb. 15. Nov. 1660 zu Nessel im Fürstentum Osnabrück, studierte in Jena orient. Sprachen und Theologie und ward 1690 ord. Professor der orient. Sprachen in Helmstedt, wo er 28. Febr. 1746 starb. Er veröffentlichte unter andern: *«Autographa Lutheri aliorumque celeberrimorum virorum ab anno 1517 usque 1546»* (3 Tle., Braunsch. 1690) und *«Magnum oecumenicum Constantiense concilium»* (8 Bde., Frankfurt. 1697—1700).

Hardtsfeld, s. unter Alp (Gebirge).

Hardtwine, s. Pfälzer Weine.

Hardwar, brit.-ind. Stadt f. Hurdwar.

Hardy (Alexandre), franz. Dramendichter, geb. um 1570 in Paris, gest. gegen 1630, seit 1600 Theaterdichter des neuerrichteten Théâtre du Marais, in dessen Diensten er 6—800 Stücke geschrieben haben soll, Tragödien, Tragikomödien,

Romödien und Pastoralen, von denen die wenigsten gedruckt, und nur 41 von ihm selbst zusammenge-
stellt, erhalten sind. Es sind naturalistische, die
Regeln des franz. Dramas noch nicht beobachtende,
künstlerisch unbrauchbare Dichtungen von grober
Wirkung, die aber das Verbiest beanspruchen kön-
nen, das große Publikum für die Stoffe der gelehr-
ten franz.-dramatischen Dichtung, wie sie Corneille
repräsentiert, gewonnen und dem klassischen franz.
Drama den Weg auf die Bühne geebnet zu haben.
Vgl. Gert, «Entwicklungsgeschichte der franz.
Tragödien» (Gotha 1856).

Harby (Frederic Daniel), engl. Genremaler, zu
Windsor 1826 geboren, ist trefflich in Darstellungen
intimer Häuslichkeit von beschränkt gemäßigtem
Charakter. Besonders die Bilder seiner frühesten
Epoche zeichnen Klarheit und Harmonie aus. Die
große Beliebtheit seiner Arbeiten datiert seit den
fünfziger Jahren. So entstand 1866 sein Kirchen-
interieur, 1869 der Gast, dann die Rundschäfer,
die Reuegeiten, das zerfallene Dach, das Nach-
mittagsschläfchen, 1878 das Feenmärchen und der
beglückte Herr. [brook (Widcount).]

Harby (Gathorne), engl. Staatsmann, f. Gran.

Harby (Thomas), engl. Romanschriftsteller,
geb. 2. Juni 1840 in einem Dorfe in Dorsetshire,
trat 1867 bei einem Architekten in die Lehre und
bildete sich dann bei dem londoner Architekten
Mossfield mit so großem Erfolge weiter aus, daß er
1863 für einen «Essay on coloured brick and
Terra Cotta architecture» einen Preis erlangte.
Später widmete er sich der Romanschriftstellerei;
sein erster Roman: «Desperate remedies», erschien
1871. In rascher Folge erschienen nun «Under the
Greenwood tree» (1872), «A pair of blue eyes»
(1873), «Far from the madding crowd» (1874),
«The hand of Ethelberta, a comedy in chapters,
with illustrations» (1876), «The return of the
native» (1878), «The trampet-major» (1880) und
«Two on a tower» (1882). H. hat in Bezug auf
die engl. ländliche Bevölkerung, besonders seiner
heimischen Grafschaft Dorsetshire, Ähnliches ge-
leistet wie Dickens in Bezug auf die mittlern und
niedern Klassen der Städte.

Harby (Sir Thomas Duffus), engl. Historiker,
geb. 1804 zu Port-Royal in Jamaica, wurde mit
15 Jahren Clerk in dem Königl. Staatsarchiv im
Tower zu London und gab, allmählich zu höhern
Posten aufsteigend, viele alte Manuscripte und Ur-
kunden zur engl. Geschichte heraus. Im J. 1861
erlangte er das Amt des Deputy Keeper of the
Public Records, 1869 die Ritterwürde. H. starb
15. Juni 1878. Zu den bedeutendsten von ihm
herausgegebenen Urkunden zählen die «Rotuli li-
terarum clausurarum» (Lond. 1863 fg.), die «Ro-
tuli literarum patentium» (1865 fg.), die «Rotuli
Normanniae» (1836 fg.), die «Rotuli de oblatio et
finibus» (1846), der «Descriptive Catalogue of
materials relating to the history of Great Britain»
(3 Bde., 1871) und das «Registrum Palatinum
Dunelmense» (2 Bde., 1874). Außerdem schrieb er
das «Life of Lord Langdale» (3 Bde., 1862) und
«A review of the present state of the Shako-
sperean controversy» (1860).

Häresie, Meeresbusen, f. unter Harlingerland.
Häresie, seiner arab. Ableitung zufolge das Hei-
lige oder Unverletzliche, nennen die Mohammedaner
das abgesonderte Frauengemach, zu welchem keinem
Fremden der Zutritt gestattet ist. Das großherr-

liche H. gleichsam die unvergängliche Familie der
im Laufe der Zeit wechselnden Herrscher aus dem
Hause Osman, hat insofern eine staatsrechtliche
Bedeutung, als sämtliche in ihm geborene männ-
liche Kinder, und zwar nur diese, unter den bei
einer Thronerhebung vorhandenen aber jedesmal
das älteste, zur Thronfolge berufen sind, gleichviel,
ob der letztverlebte oder ein früherer Herrscher
der Vater gewesen. Der Grundsatz der Ebenbär-
tigkeit der im H. geborenen Kinder, ob nun die
Mutter eine freie, rechtmäßig Vermählte oder eine
Sklavin, gilt nicht nur für das großherrliche H.,
sondern auch in Privatverhältnissen im Islam.
Der Apparat der Abschiebung, womit der Orient
das H. umgibt, Vergitterung der Fenster, Ver-
schleierung, Eunuchenwache, ist eine Übertragung
sasanidisch-byzant. Gebräuche und beruht weniger
auf der Polygamie, als auf der allgemeinen Sel-
lung des Weibes im Orient.

Haren (Willem van), niederländ. Dichter, geb.
zu Leeuwarden in Friesland 21. Febr. 1710, be-
kleidete mehrere hohe Staatsämter und starb 4. Juli
1768 zu Brüssel. Als 1742 in Holland die Frage
verhandelt wurde, ob man den Beträgen zufolge
der Kaiserin Maria Theresia gegen ihre Feinde bei-
stehen solle, schrieb er voll Enthusiasmus für die
Freiheit das lyrische Gedicht «Leonidas». Ausge-
zeichnet als dieses sind aber seine Oden; unter
denen sich ganz besonders die auf das Glück, sowie
die auf das menschliche Leben auszeichnen. Sein
großes episches Gedicht «Jriso» (Amsterd. 1741;
verbesserte Aufl. 1785) brachte ihm aller Unvoll-
kommenheiten ungeachtet großen Ruhm. Eine Ge-
samtausgabe seiner Dichtungen hat Westermann
(6 Bde., Amsterd. 1824) veranstaltet.

Sein Bruder, Onno Hwier van H., geb. zu
Leeuwarden 2. April 1711, der als lyrischer Dichter
noch höher steht, war ebenfalls ein eifriger An-
hänger des Prinzen von Oranien und bekleidete
mehrere hohe Ämter, bis er nach dem Tode Annas,
der Witwe Wilhelms IV., 1769, den Hof verließ
und sich auf seine Güter begab. Er starb 2. Sept.
1779. Sein vorzügliches Gedicht, «Die Geusen»
(Amsterd. 1772), welches den Aufschwung der nie-
derländ. Freiheit feiert, erschien zuerst 1767 unter
dem Titel «Das Vaterland». In der vierten, von
Hilberdijl und Feijth besorgten Ausgabe (2 Bde.,
Amsterd. 1785) wurden sehr willkürliche Umgestal-
tungen des Urtextes vorgenommen.

Häresie (Häresis, grch.), Wahl; das Erwählte,
besonders eine selbstermählte Lebens- oder Lehrtart,
Schule oder Sekte. Im kirchlichen Sprachgebrauch
erhielt das Wort bald den Nebenbegriff willkür-
licher Menschenmeinung und wurde seit Mitte des
2. Jahrh. stehende Bezeichnung für die von dem
katholischen, d. h. allgemein geltenden Glauben ab-
weichenden Lehren Einzelner oder ganzer, von der
kath. Kirche ausgestoßener Parteien oder Sekten.
Diejenigen, welche sich zu einer solchen Lehre hiel-
ten, hießen Häretiker. Im Laufe der Zeit, als
man immer größeres Gewicht auf die äußere kirch-
liche Zucht legte, wurde die H. als die ärgste
Sünde verabscheut und seit Ende des 4. Jahrh. so-
gar zum polit. Verbrechen gestempelt, auf welchem
im Mittelalter die Todesstrafe stand. Von der H. als
Verfälschung der kirchlichen Lehre wurde das
Schisma als krasse Trennung von der Kirche in
Verfassung und Gebräuchen unterschieden. So sind
nach der röm.-kath. Auffassung die Protestanten

Häretiker, die griech.-orient. Christen nur Schismatiker. Für Häretiker kam im Mittelalter auch die Benennung „Ketzer“ (s. d.) auf.

Harf, Geldrechnungseinheit, s. Dabab.

Harfe, ein Saiteninstrument, dessen Saiten mit den Fingern gerissen oder geschneit werden. Das Instrument hat die Form eines Dreiecks und dieses ist gebildet 1) durch das Resonanzcorpus, einen etwa 1,8 m langen, von oben nach unten sich erweiternden und früher vierkantigen, jetzt halbrund gewölbten und mit flacher Decke versehenen Kasten, gewöhnlich von Ahornholz, in dessen Mitte der Länge nach eine schmale und dünne Leiste von hartem Holz befestigt ist, in welchen Löcher zum Einhängen der Saiten (Darmsaiten) gehöhrt sind; 2) durch den Hals, welcher schlangenförmig gebogen, am oberen schmalen Ende des Corpus in spitzem Winkel ansetzt und in dem die Stimmnägeln haften, um welche die Saiten geschlungen sind; 3) durch die Vorderstange (Baronstange), auch Träger genannt, welche dazu bestimmt ist, der bedeutenden Zuglast der zwischen Hals und Resonanzkörper ausgespannten Saiten einen hinlänglichen Widerstand entgegenzusetzen. Da die H. bereits in früherer Zeit einen beträchtlichen Tonumfang (fünf Octaven, vom großen C bis zum eingestrichenen c oder d) hatte und der Raum für eine vollständige chromatische Leiter in diesem Umfange zu klein ist (etwa nur 40 cm), so sind die Saiten der H. nur in der diatonischen Scala gestimmt. Bedarfs der chromatischen Erhöhung irgendwelcher Töne mußten in früherer Zeit die diatonischen Saiten mittels eines Fingers an den Hals angeklippt und so verkürzt werden. Später ließ man dieses Anklippen durch Hälchen, welche mit der Hand gedreht wurden, verrichten. Solche Halenharfen sieht man noch heute in den Händen geringerer Spielleute, und selbst für diese und ihre einfachen Melodien und Accompaniments hat das beständige Regulieren bei Tonerhöhungen seine großen Unbequemlichkeiten. Diesen Mängeln wurde erst ein wirksames Ziel gesetzt durch die Erfindung des Pedalmechanismus durch Hochbruder in Donaumörth (um 1720). Dieser Künstler brachte nämlich sieben Fußtritte (Pedale) an dem Instrument an, welche auf Züge wirken, die durch die hohe Vorderstange nach dem Halse hinlaufen und daselbst durch Gelenke u. s. w. die Hälchen so umbrehen, daß sie sich fest an die Saiten legen und so die Halbtonserhöhung durch den ganzen Umfang des Instruments (d. h. in allen Octaven) bewirken. Diese Erfindung, welche die Hände des Spielers in ihrer eigentlichen Funktion ungehindert läßt und durch die Ermöglichung des modulierenden Spiels die H. erst zum Solospiel und fürs Orchester tauglich machte, wurde noch vervollkommen durch die doppelte Pedalrückung (double mouvement), welche Sébastien Erard (s. d.) erfand. Die Erardsche Doppelpedalharfe, in Ces stehend, hat einen Umfang von beinahe sechs und einer halben Oktave, während die Hochbrudersche H., in F stehend, nur fünf Octaven und eine Serte an Umfang zählte. Außer der gewöhnlichen H. gibt es noch verschiedene Übergangs- und Spielarten derselben, z. B. die Spitz- oder Flügelharfe (Arpanetta), die Doppelharfe (Arpa doppia), die dreihörige Harfe des Luca Antonio Gussaglio u. s. w. Die H. gehört zu den allerältesten Tonwertzeugen, von denen wir histor. Nachrichten haben. Bereits die alten

Ägypter hatten H., die hinsichtlich des Tonumfangs bereits eine hohe Entwicklung zeigen. Dann bedienten die Juden bei religiösen und anderen Festlichkeiten sich der H. und harfenartiger Instrumente. Nicht minder wichtig erscheint die H. bei den Griechen, ja die H. des Apoll ist sogar das Sinnbild aller poetisch-musikalischen Vortrefflichkeit geworden.

Endlich finden sie sich bei gallischen, hochschott. und deutschen Sängern, sowie bei den skandinav. Stämmen. Von Tonsehern für die H. in neuerer Zeit sind zu nennen: Krumpholz, Nadermann, Labarre, Demar, Paristh-Alvoars, Godefroy, Oberthür u. s. w.

Harfleur, Seestadt im franz. Depart. Unterseine, 9,5 km östlich von Havre, nahe der Seine und am fläsischen Débarde sowie an der Französischen Westbahn, hat eine schöne Kirche mit einem 88 m hohen Turm, der den Schiffen als Markzeichen dient, das Château de Colmoulins im Renaissancestil, mit bemerkenswerten Gemälden und einem schönen Park. Die Stadt zählt (1876) 1908, als Gemeinde 2073 E., die Fabriken für Zucker, Seife, Gießereien, Bleichen und Ziegelbrennereien unterhalten und lebhafteste Fischerei, Schifffahrt und Handel mit Kohlen, mit Schmalz und Getreide betreiben. Ehemals war H. eine wichtige Festung, der strategische Schlüssel zu Frankreich für England, sank aber mit der Verschlämmung seines alten Hafens, der jetzt teilweise eine Biese bildet, und seit dem Aufblähen von Havre. In den J. 1415–33 und 1440–60 befand sie sich im Besitze der Engländer, wurde mal durch Eroberung. In der Nähe sind merkwürdige Höhlen und versteinerte Quellen. Südlich gegenüber liegt Honfleur (s. d.).

Hargraves (Edmund Hammond), der Entdecker der Goldfelder von Australien, geb. 1815 zu Gexport, ging 1833 nach Australien und 1849 nach Californien, um sein Glück als Goldgräber zu machen. Durch die Ähnlichkeit der Bodenbeschaffenheit der dortigen Goldfelder mit ihm bekannten Gegenden Australiens wurde er nach seiner Rückkehr dorthin zu Untersuchungen veranlaßt, welche zur Entdeckung der Goldfelder am Macquarie führten (1851). Er wurde hierauf von der Regierung zum Commissioner of crown lands ernannt und mit der Untersuchung der metallhaltigen Landesteile beauftragt. Nachdem er Bericht über seine Forschungen erstattet hatte, zog er sich 1852 ins Privatleben zurück, erhielt von der Regierung von Neusüdwales eine Belohnung von 10000 Pf. St. und ließ sich 1854 in England nieder. H. schrieb „Australia and its gold-fields“ (1855).

Haricot (frz.), Bohne; H. de mouton, franz. Nationalgericht, bestehend aus Hammelfleisch mit Rüben; haricots verts, grüne oder Schminkebohnen; hôtel des haricots oder les haricots, familiäre Bezeichnung der Arreststube der pariser Nationalgarde; haricots ist in diesem Falle torrumpiert aus Darricau, dem Namen des Kommandanten der pariser Nationalgarde während der Hundert Tage.

Häring, Fischgattung, s. Hering.

Häring (Wilh.), unter dem Namen Willibald Alexis (seinem Pseudonym in einer Studentenverbindung, vom lat. aloc, d. h. Häring), einer der vorzüglichsten deutschen Romanschriftsteller, geb. 29. Juni 1798 zu Breslau, stammte aus einer bretonischen Refugiefamilie Namens Häring, besuchte das Werberische Gymnasium in Berlin und

publierte, nachdem er den Festzug von 1816 und die Befreiungskriege als Freiwilliger mitgemacht, seit 1817 erst in Berlin, dann in Breslau die Rechte. Doch schon als Kammergerichtsrath entfiel er der Staatsanwaltschaft und widmete sich der schriftstellerischen Thätigkeit. Daneben betheiligte er sich auch an politischen Unternehmungen, die aber zum Theil unglücklich verliefen. Er verließ 1847 mit seiner Gattin nach Italien, kehrte 1848 im Sommer nach Berlin zurück, siedelte aber 1849 nach Krefeld in Thüringen über, wo er von einem Gehirnschlag getroffen wurde und nach vierjährigem Leiden 16. Dez. 1871 starb.

Seinen Ruf als Schriftsteller begründete S. durch den Roman »Makababer« (2 Bde., 3 Aufl., Berl. 1822–24), den er unter dem Namen Walter Scott erscheinen ließ. Das Werk hatte ungemein großen Erfolg und wurde in mehrere Sprachen, darunter auch ins Englische, überetzt. Unter denselben Namen erschien sodann der Roman »Schloß Malodon« (3 Bde., Bp. 1827). Inzwischen hatte S. auch unter dem Pseudonym Wilhelm Eliezer außer literarischen Gedichten und Bühnenspielen (darunter namentlich »Liedchen von Horaz«, 1829) eine Reihe trefflicher Romane in Zeitchriften und Zeitschriftenveröffentlichungen, die er später in »Gesammelte Romane« (4 Bde., Berl. 1830–31) und »Neue Romane« (2 Bde., Berl. 1836) zusammenstellte. Außerdem machte er sich durch seine »Herbstblätter« (3 Bde., Berl. 1838), die »Bilder aus dem Leben« (Berl. 1839), »Wiederholungen« (Berl. 1844) als Schriftsteller vortrefflich bekannt. Doch wandte er sich wieder, unter andauerndem Erfolg, der Romanistik zu, indem er »Das Haus Hülshagen« (3 Bde., Berl. 1846) und »Zwei Räuber« (2 Bde., Berl. 1848) veröffentlichte, zwei Werke, in denen sich der Einfluss der jugendlichen Richtung zeigt, während er in »Gedanken« (3 Bde., Berl. 1852, 1853), einem seiner gelungensten Werke, das Gebiet des patriotisch-historischen Romans mit großer Mächtigkeit betrat. Es folgten in dieser Richtung, ihren Stoff sämtlich der Geschichte Brandenburgs entnehmend, die Romane »Der Roland von Berlin« (3 Bde., Bp. 1849, 4. Aufl. 1851), »Der tolle Waldemar« (3 Bde., Berl. 1849, 4. Aufl. 1850), ferner »Hans Jürgen und Hans Jochen« (3 Bde., Berl. 1846) und »Der Werwolf« (3 Bde., Berl. 1848, 4. Aufl. 1879), welche zusammen »Die Hosen des Herrn von Gredow« (3. Aufl., Berl. 1881) bilden, dann »Nabe ist die erste Bürgerpflicht« (3 Bde., Berl. 1852, 4. Aufl. 1881), »Jegrimus« (3 Bde., Berl. 1854, 4. Aufl. 1881) und »Torche« (3 Bde., Berl. 1856, 2. Aufl. 1879). Alle diese Werke zeichnen sich durch starke Charakteristik, treue Sitten- und Naturbeschreibungen wie durch kräftige Sprache aus. Von seinen übrigen Arbeiten ist, außer dem Roman »Urban Gaudier« (3 Bde., Berl. 1848), der ein Nachgemaltes mahomedanisches und intriguenreiches Buchlein bietet, »Der neue Pitaval« (Fortsetzung von Voltaire, Bd. 1–86, Bp. 1849–70, neu herausg., Bp. 1868 ff.) hervorzuheben, eine Sammlung von Anekdoten, die er mit Hitzig begann, und die unter allen dertigen Unternehmungen den ersten Rang behauptet. Seine »Gesammelten Werke« erschienen in 20 Bänden (Berl. 1874), seine »Deutschtümlichen Romane« in 6 Bänden (Berl. 1881).

Springollet, der mittlere der drei Mündungsarme der Maas in Holland, Provinz Südholland, zwischen den Inseln Texel und Voorn im R. und Vreeswijk im S. (S. unter Maas).

Seid, d. d. Seidenhändler, mit seinem vollen Namen Abu. Mohammed. Rahim. ben. Ali, geb. zu Bahr 1684, gest. d. d. 1121, war einer der ausgezeichneten Dichter und Grammatiker der Araber. Sein berühmtestes Werk sind die 60 »Makâmât«, eine eigentümliche Gattung der arab. Poesie, kleine Romane oder vielmehr Anekdoten, in welchen stets eine und dieselbe Person (hier Abu. Seid von Serdich) als Hauptthema in den mannigfachen Verkleidungen und Situationen auftritt. S. hat aber viele ihrem Inhalte nach oft sehr unbedeutenden Erzählungen des ganzen Jonber der an Synonymen so reichen arab. Sprache bald in getreuer Prosa, bald in Versen ausgegossen und alle Annehmlichkeiten der blendenden Rhetorik darin niedergelegt, jedoch sein Werk als Muster der arab. Kunstpoesie gilt und die ungetheilte Bewunderung im Orient genießt, daher es auch oft (selbst noch in neuester Zeit von Rast al. Zayid) nachgeahmt worden ist, wie unter anderem in hebr. Sprache von Charisi (1 d.). Die beste Ausgabe des Textes mit einem trefflichen Kommentar gab Silvestre de Sacy (Par. 1822, 2. Aufl. 1849–50), eine reichhaltige Nachbildung in deutscher Sprache v. Richter (»Die Übersetzungen des Abu Seid von Serugo«, 4. Aufl., 3. Bde. Stuttgart 1864). Von seinen vielen sprachwissenschaftlichen Werken, von »Molhat al arab«, einer Abhandlung über die arab. Syntax in Versen, und dem »Durat al ghawwâh«, über arab. Idiomen, sind Fragmente in »Fahret al Arab« (Linguistik) grammatische arab. Par. 1841 enthalten. Das »Durat al ghawwâh« (»Die Fülle des Lesers«), eine Schrift über die Merkmale der arab. Sprache, hat S. (Leipzig 1871) veröffentlicht.

Seid, d. d. Seidenhändler, mit seinem vollen Namen Abu. Mohammed. Rahim. ben. Ali, geb. zu Bahr 1684, gest. d. d. 1121, war einer der ausgezeichneten Dichter und Grammatiker der Araber. Sein berühmtestes Werk sind die 60 »Makâmât«, eine eigentümliche Gattung der arab. Poesie, kleine Romane oder vielmehr Anekdoten, in welchen stets eine und dieselbe Person (hier Abu. Seid von Serdich) als Hauptthema in den mannigfachen Verkleidungen und Situationen auftritt. S. hat aber viele ihrem Inhalte nach oft sehr unbedeutenden Erzählungen des ganzen Jonber der an Synonymen so reichen arab. Sprache bald in getreuer Prosa, bald in Versen ausgegossen und alle Annehmlichkeiten der blendenden Rhetorik darin niedergelegt, jedoch sein Werk als Muster der arab. Kunstpoesie gilt und die ungetheilte Bewunderung im Orient genießt, daher es auch oft (selbst noch in neuester Zeit von Rast al. Zayid) nachgeahmt worden ist, wie unter anderem in hebr. Sprache von Charisi (1 d.). Die beste Ausgabe des Textes mit einem trefflichen Kommentar gab Silvestre de Sacy (Par. 1822, 2. Aufl. 1849–50), eine reichhaltige Nachbildung in deutscher Sprache v. Richter (»Die Übersetzungen des Abu Seid von Serugo«, 4. Aufl., 3. Bde. Stuttgart 1864). Von seinen vielen sprachwissenschaftlichen Werken, von »Molhat al arab«, einer Abhandlung über die arab. Syntax in Versen, und dem »Durat al ghawwâh«, über arab. Idiomen, sind Fragmente in »Fahret al Arab« (Linguistik) grammatische arab. Par. 1841 enthalten. Das »Durat al ghawwâh« (»Die Fülle des Lesers«), eine Schrift über die Merkmale der arab. Sprache, hat S. (Leipzig 1871) veröffentlicht.

Seid, d. d. Seidenhändler, mit seinem vollen Namen Abu. Mohammed. Rahim. ben. Ali, geb. zu Bahr 1684, gest. d. d. 1121, war einer der ausgezeichneten Dichter und Grammatiker der Araber. Sein berühmtestes Werk sind die 60 »Makâmât«, eine eigentümliche Gattung der arab. Poesie, kleine Romane oder vielmehr Anekdoten, in welchen stets eine und dieselbe Person (hier Abu. Seid von Serdich) als Hauptthema in den mannigfachen Verkleidungen und Situationen auftritt. S. hat aber viele ihrem Inhalte nach oft sehr unbedeutenden Erzählungen des ganzen Jonber der an Synonymen so reichen arab. Sprache bald in getreuer Prosa, bald in Versen ausgegossen und alle Annehmlichkeiten der blendenden Rhetorik darin niedergelegt, jedoch sein Werk als Muster der arab. Kunstpoesie gilt und die ungetheilte Bewunderung im Orient genießt, daher es auch oft (selbst noch in neuester Zeit von Rast al. Zayid) nachgeahmt worden ist, wie unter anderem in hebr. Sprache von Charisi (1 d.). Die beste Ausgabe des Textes mit einem trefflichen Kommentar gab Silvestre de Sacy (Par. 1822, 2. Aufl. 1849–50), eine reichhaltige Nachbildung in deutscher Sprache v. Richter (»Die Übersetzungen des Abu Seid von Serugo«, 4. Aufl., 3. Bde. Stuttgart 1864). Von seinen vielen sprachwissenschaftlichen Werken, von »Molhat al arab«, einer Abhandlung über die arab. Syntax in Versen, und dem »Durat al ghawwâh«, über arab. Idiomen, sind Fragmente in »Fahret al Arab« (Linguistik) grammatische arab. Par. 1841 enthalten. Das »Durat al ghawwâh« (»Die Fülle des Lesers«), eine Schrift über die Merkmale der arab. Sprache, hat S. (Leipzig 1871) veröffentlicht.

Seid, d. d. Seidenhändler, mit seinem vollen Namen Abu. Mohammed. Rahim. ben. Ali, geb. zu Bahr 1684, gest. d. d. 1121, war einer der ausgezeichneten Dichter und Grammatiker der Araber. Sein berühmtestes Werk sind die 60 »Makâmât«, eine eigentümliche Gattung der arab. Poesie, kleine Romane oder vielmehr Anekdoten, in welchen stets eine und dieselbe Person (hier Abu. Seid von Serdich) als Hauptthema in den mannigfachen Verkleidungen und Situationen auftritt. S. hat aber viele ihrem Inhalte nach oft sehr unbedeutenden Erzählungen des ganzen Jonber der an Synonymen so reichen arab. Sprache bald in getreuer Prosa, bald in Versen ausgegossen und alle Annehmlichkeiten der blendenden Rhetorik darin niedergelegt, jedoch sein Werk als Muster der arab. Kunstpoesie gilt und die ungetheilte Bewunderung im Orient genießt, daher es auch oft (selbst noch in neuester Zeit von Rast al. Zayid) nachgeahmt worden ist, wie unter anderem in hebr. Sprache von Charisi (1 d.). Die beste Ausgabe des Textes mit einem trefflichen Kommentar gab Silvestre de Sacy (Par. 1822, 2. Aufl. 1849–50), eine reichhaltige Nachbildung in deutscher Sprache v. Richter (»Die Übersetzungen des Abu Seid von Serugo«, 4. Aufl., 3. Bde. Stuttgart 1864). Von seinen vielen sprachwissenschaftlichen Werken, von »Molhat al arab«, einer Abhandlung über die arab. Syntax in Versen, und dem »Durat al ghawwâh«, über arab. Idiomen, sind Fragmente in »Fahret al Arab« (Linguistik) grammatische arab. Par. 1841 enthalten. Das »Durat al ghawwâh« (»Die Fülle des Lesers«), eine Schrift über die Merkmale der arab. Sprache, hat S. (Leipzig 1871) veröffentlicht.

Seid, d. d. Seidenhändler, mit seinem vollen Namen Abu. Mohammed. Rahim. ben. Ali, geb. zu Bahr 1684, gest. d. d. 1121, war einer der ausgezeichneten Dichter und Grammatiker der Araber. Sein berühmtestes Werk sind die 60 »Makâmât«, eine eigentümliche Gattung der arab. Poesie, kleine Romane oder vielmehr Anekdoten, in welchen stets eine und dieselbe Person (hier Abu. Seid von Serdich) als Hauptthema in den mannigfachen Verkleidungen und Situationen auftritt. S. hat aber viele ihrem Inhalte nach oft sehr unbedeutenden Erzählungen des ganzen Jonber der an Synonymen so reichen arab. Sprache bald in getreuer Prosa, bald in Versen ausgegossen und alle Annehmlichkeiten der blendenden Rhetorik darin niedergelegt, jedoch sein Werk als Muster der arab. Kunstpoesie gilt und die ungetheilte Bewunderung im Orient genießt, daher es auch oft (selbst noch in neuester Zeit von Rast al. Zayid) nachgeahmt worden ist, wie unter anderem in hebr. Sprache von Charisi (1 d.). Die beste Ausgabe des Textes mit einem trefflichen Kommentar gab Silvestre de Sacy (Par. 1822, 2. Aufl. 1849–50), eine reichhaltige Nachbildung in deutscher Sprache v. Richter (»Die Übersetzungen des Abu Seid von Serugo«, 4. Aufl., 3. Bde. Stuttgart 1864). Von seinen vielen sprachwissenschaftlichen Werken, von »Molhat al arab«, einer Abhandlung über die arab. Syntax in Versen, und dem »Durat al ghawwâh«, über arab. Idiomen, sind Fragmente in »Fahret al Arab« (Linguistik) grammatische arab. Par. 1841 enthalten. Das »Durat al ghawwâh« (»Die Fülle des Lesers«), eine Schrift über die Merkmale der arab. Sprache, hat S. (Leipzig 1871) veröffentlicht.

Bedeutung der Dampfkraft erkannte, befürwortete H. bereits 1827 beim Freiherrn von Stein die Anlage von Eisenbahnen und wirkte 1833 bei den westfäl. Ständen für die Ausführung der Rhein-Weferbahn. Auch erwarb er sich um die Förderung der Dampfschiffahrt auf dem Rhein wesentliche Verdienste und gab zu der auf der Wefer 1836 den ersten Impuls. Ebenso förderte er das Assoziationswesen und gründete bereits 1820 eine Arbeiterfraternitas und später ähnliche Einrichtungen. Seit 1848 war H. auch politisch thätig. In der Nationalversammlung von 1848 stand er auf Seiten des Königtums, gehörte aber im Abgeordnetenhaus zu der Fraktion Linde und gründete dann mit Bodum-Dolffs das linke Centrum. Später gehörte er der Fortschrittspartei an. Auch in zahlreichen Schriften entwickelte H. seine Grundzüge und Ansichten. Sein «Bürger- und Bauernbrief» (1851) führte ihn auf die Anlagebaat. Sonst sind noch hervorzuheben: «Die Zeiten des ersten westfäl. (16.) Landwehregiments. Ein Beitrag zur Geschichte der Befreiungskriege 1813—15» (Essen 1841), «Über Vollsbanen» (1851), «Der westfäl. Flachsbau» (1851), «Über das Proletariat, Teilbarkeit des Grundbesitzes u. s. w.» (1853), «Ältere Geschichte des Steintohlenbergbaues und der Stahl- und Eisenproduktion der Grafschaft Marl» (1855), «Geschichte des Dorfes Wetter» (1856), «Beleuchtung der Eisenzollfrage» (1859). Hierzu kamen seit 1861 einige Schriften in Betreff der preuß. Kriegsmarine. Im J. 1857 begründete er mit andern eine Eisenhütte zu Kaltenbach, und 1860 brach er mit Hilfe seines Bruders Christian der Ausfuhr der westfäl. Steintohlen nach Portugal Bahn. H. bearbeitete 1864 mit von Hartmann den Plan eines Gürtelkanals zur Verbindung von Rhein und Ruhr mit Lippe, Ems, Wefer und Elbe und regte 1869 die Hebung der deutschen Seefischerei an. Bis 1867 war H. Mitglied des Abgeordnetenhauses, dann (für den Wahlkreis Hagen) Mitglied des Norddeutschen Reichstags, des Zollparlamentes und des ersten Deutschen Reichstags. Hierauf zog er sich vom öffentlichen Leben zurück und lebte auf seinem Gute Hambruch bei Dortmund. Er starb daselbst 6. März 1880.

Von den Geschwistern H.s war der älteste Bruder Kaspar H. (geb. 1785, gest. im Aug. 1877 zu Harlorten), Erbherr des väterlichen Gutes auf Harlorten. — Die Brüder Karl H. (gest. 1856) und Gustav H. (geb. 3. März 1795, gest. 28. Aug. 1865) gründeten ein angesehenes Handlungshaus zu Leipzig mit Filialen in Norwegen, Nordamerika und China. Auch nahm Gustav an den öffentlichen Angelegenheiten Sachsens lebhaften Anteil. Er wirkte seit 1834 nicht nur wesentlich für das Zustandekommen der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, sondern erhob auch dieselbe als vorziehender Direktor während einer mehr als 30jährigen trefflichen Verwaltung zu hoher Blüte und Rentabilität. Auch war er seit 1853 Mitbegründer und Leiter der Allgemeinen Deutschen Kreditanstalt zu Leipzig. Als Abgeordneter zum sächs. Landtage stand er auf der liberalen Seite und gehörte 1850 zu denen, die sich weigerten, in die reaktivierten Ständekammer einzutreten. Sein Denkmal (Büste aus carrarischem Marmor von Ed. Büßgen) an der Leipziger Promenade wurde 9. Juli 1878 enthüllt. Die Firma Karl & Gustav H. erlosch 1868. — Ein vierter Bruder, Eduard H., geb. 18. Juli

1798, starb 11. Aug. 1834 als Oberst in Lepsa. — Der jüngste, Christian H. (geb. 1799), Artilleriehauptmann a. D., war Begehrtsbesitzer in Hagen und starb in Lissabon 31. Okt. 1874.

Harl., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Richard Harlan, Professor zu Philadelphia (Zoolog und Geolog).

Harle, Meerbusen, s. unter Harlingerland.

Harlekin, lombische Wäste, s. Arlecchino.

Harlem oder **Haarlem**, Stadt in der niederl. Provinz Nordholland, 17 km im N. von Amsterdam, an der Eisenbahn Rotterdam-Amsterdam, die hier nach Utrecht abzweigt, unweit des früheren, nach ihr benannten Harlemer Meers (s. d.), an Spaarne oder Sparen, der durch sie hindurchfließt und durch Kanäle mit Amsterdam und Zeiden in Verbindung steht, hat (1883) 42062 E. und ist der Sitz des Gouverneurs der Provinz Nordholland, eines röm.-katholischen und eines jansenistischen Bischofs, eines weltlichen, Kantonal- und Handelsgerichts, mehrerer Provinzialbehörden und wissenschaftlichen Gesellschaften. Die sehr reinlichen, von vielen Kanälen durchschnittenen Straßen sind fast durchgehends mit Bäumen besetzt. Auf dem Markte befindet sich seit 1856 das 4 m hohe ehene Standbild des hier geborenen Coster (s. d.), der vermeintlichen Erfinders der Buchdruckerkunst. Unter den 15 Kirchen, darunter neun katholische, fünf reformierte und eine lutherische, zeichnet sich die Kathedrale oder die reform. Grootse Kerk (St. Bavo) aus, welche zu Ende des 15. Jahrh. erbaut wurde. Dieselbe hat einen 1516 aufgeführten, 80 m hohen, durchsichtigen Glockenturm mit Spitzwerk und eine weltberühmte, 1735—38 aufgestellte Orgel mit 4 Klaviaturen, 8000 Metallpfeifen und 68 Registern. Vemerktenswerth ist auch der Prinzenhof, jetzt Versammlungsort der Abgeordneten der Provinz Nordholland, mit der Stadtbibliothek und einer Zeichenschule, das Stadtgefängnis, das alte Rathaus, früher Palast des Grafen von Holland, mit einer Gemälsammlung und einer kostbaren Sammlung der ältesten Druckwerke. Rückst der 1752 gestifteten Akademie der Wissenschaften mit ihrem reichen Naturalienkabinett, einem Gymnasium, einer klinischen Schule, sowie dem berühmten königl. Schullehrerseminar sind noch zu erwähnen: die Leylische Stiftung, welche eine Armenanstalt, eine Gesellschaft für Rheologie, Naturkunde und Kunst, eine bedeutende Sammlung physik. Instrumente, eine schöne Bibliothek, andere reiche Sammlungen und eine Sternwarte umfaßt, und die Societät zur Verbesserung der Fabriken. Ferner besitzt die Stadt eine Menge Wohlthätigkeitsanstalten für alte Leute (Hofjes), zwei Schauspielschänken, zwei Privatgemälsensammlungen, die angelich älteste Buchdruckerei der Niederlande, mit reicher Bibliothek und Schriftgießerei. H. war früher eine durch Industrie sehr blühende Stadt. Doch ihr sonst so berühmten Fabriken in Seide, Feinwand, Zwirn u. s. w. sind herabgekommen, ihr Wollenhandel aber noch sehr bedeutend. Von einiger Wichtigkeit sind noch die Wollschere, Baumwollenbleiche und Druckerei, Baumwollspinnerei, Wollweberei und Kauschulfabrikation.

Die Stadt war schon um die Mitte des 12. Jahrh. ein wohlhabender Ort, der an den Kriegen Hollands mit den Westfalen bedeutenden Anteil nahm. Sie wurde 1492 durch die insurgierten nordholländ. Bauern, das Ruse- oder Westvolk

genannt, eingenommen, bald nachher aber von dem kaiserl. Statthalter, dem Herzog Albrecht von Sachsen, wieder erobert, aller Privilegien beraubt und mit drückenden Steuern belegt. Bei dem Aufstand der Niederlande im 16. Jahrh. trat H. 1572 auf die Seite der Verbündeten, mußte sich aber 15. Juli 1573 nach einer siebenmonatlichen Belagerung, während welcher Männer und Weiber (letzte unter Anführung der kühnen Witwe Renau Hasselaer) gleiche Proben von Ausdauer, Mut und Tapferkeit gaben, an Albas Sohn, Friedrich, ergeben, der hierauf eine furchtbare Rache nahm. Nachdem 1577 der Prinz von Oranien die Stadt wieder genommen, blieb sie seitdem dauernd mit den Niederlanden vereint. Ihre höchste Blüte erreichte sie im 17. Jahrh.; allmählich aber fing ihr Wohlstand an zu sinken. Keine niederländ. Stadt hat in ihren Umgebungen mehr Pracht und Reichtum aufzuweisen als H. Ein reizender Aufenthaltsort ist der große Harlemer Busch oder das Harlemmer Gout (Holz) mit prächtigen Buchenalleen, Parks, Gesellschaftshäusern u. s. w. Unweit im Nordwesten liegt dort das Overveen und nördlich das parthänische Dorf Bloemendaal (Blumenthal), beide an der Rückseite der Nordseebünen und berühmt durch ihre Blumengärten oder Blumenmärkte.

Harlemer Meer hieß früher ein 45 km langer und 22 km breiter See in den niederländ. Provinzen Nord- und Südholland, zwischen Harlem, Leiden und Amsterdam. In alten Zeiten befanden sich in dieser Gegend vier kleinere Seen: das Alte, das Leidensche, das Spiering- und Helle Meer, die erst zu Ende des 16. Jahrh. infolge eines Einbruchs des Meers und einer verheerenden Überschwemmung zu einer einzigen Wasserfläche sich vereinigten. Die Tiefe betrug 4 m, wovon aber 2 m Schlamm waren, aus welchem die zum Hausbau und Straßenpflaster dienenden Ziegelsteine oder Klinker gebrannt wurden. Ungeachtet dieser geringen Tiefe stieg das Wasser, welches durch den Spaaire mit dem Meeresarm Het V und durch diesen mit der Zuidzee in Verbindung stand, bei Stürmen oft zu bedeutender Höhe und konnte nur durch sehr kostbare Deiche und Schleusen von weiterm Vordringen zurückgehalten werden. Um den Gefahren vorzubeugen und zugleich nutzbares Land zu gewinnen, schritt man 1840 zu dem gewaltigen Unternehme, das Harlemer Meer auszutrocknen. Zu diesem Behuf umgab man dasselbe ringsum mit Dämmen und grub an deren Seiten Kanäle, in welche man die in das Meer mündenden kleinen Gewässer einlenkte und in die Nordsee abföhrete, und die zugleich zur Unterhaltung der Schifffahrt dienen. Hierauf wurde das Wasser durch drei mächtige Dampfpumpmühlen und eine Schöpfwassermühle beseitigt und der schlammige Meeresgrund eingepoldert. Die Trockenlegung war 1853 mit einem Aufwande von 8881344 holländ. Fl. (15 268 284 Mark) vollendet. Die gewonnene Bodenschicht (der Harlemer Polder) ist nun eine ringsum von einem 70 km langen Kanal umogene Insel von 190 qkm und bildet die ausgedehnte Gemeinde Harlemer Meer, die 1. Jan. 1883 14484 E. zählte. Der Boden ist meist sehr fruchtbar und produziert hauptsächlich Öl und Hafer, wird auch zur Viehzucht benutzt.

Harleß (Gottlieb Christoph), Litterarhistoriker und Philolog, geb. 21. Juni 1738 zu Rulmbach, studierte seit 1757 in Erlangen, Halle, Jena und

Göttingen Theologie und Philologie, worauf er sich zu Erlangen habilitierte und 1765 eine außerord. Professur erhielt, die er aber schon einige Monate darauf mit einer ord. Professur an dem akademischen Gymnasium zu Coburg vertauschte. Im J. 1770 wurde er als ord. Professor der Beredsamkeit und Philologie wieder nach Erlangen berufen, wo er 1776 das Amt eines Oberbibliothekars und Scholarchen am Gymnasium übernahm. Er begründete 1777 das philol. Seminar und starb dort 2. Nov. 1815. Seine große litterarische Thätigkeit sprach sich namentlich in zahlreichen philol.-histor. Schriften und Ausgaben griech. und röm. Klassiker aus. Viel Verdienste erwarb sich H. durch seine «Introductio in historiam graecae linguae» (2 Bde., Altenb. 1792—96; Supplemente dazu, 2 Tle., 1804—5), «Introductio in notitiam litteraturae Romanae» (2 Tle., Epp. 1794), «Brevior notitia litteraturae romanae» (Epp. 1789; Supplemente dazu, 2 Bde., Epp. 1799—1817) und durch die vierte verbesserte Auflage von J. A. Fabricius' «Bibliotheca Graeca» (12 Bde., Hamb. 1790—1809; Index, Epp. 1888). Sein Leben beschrieb sein Sohn, Christian Friedrich H. (Erlangen 1818).

Harleß (Joh. Christian Friedr.), Mediziner, Sohn des vorigen, geb. 11. Juni 1773 zu Erlangen, widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt medizinischen und naturwissenschaftlichen, daneben aber auch philol. und histor. Studien und erlangte daselbst 1793 die philosophische, 1794 die medicin. Doktorwürde. Im J. 1795 habilitierte er sich und wurde 1796 außerordentlicher, 1812 ord. Professor. H. folgte 1818 einem Ruf an die neuerrichtete Universität Bonn, wo er den Grund zu den klinischen Anstalten legte und nach langjährigem Wirken 18. März 1853 starb. H. machte sich um verschiedene Zweige der Medizin, vor allem aber um die Balneologie verdient. Sein Hauptwerk in letzterer Beziehung ist «Die sämtlichen Heilquellen und Kurbäder des südlichen und mittlern Europa, Westasiens und Nordafrikas» (Bd. 1, Berl. 1846—48). Von seinen übrigen Schriften ist noch das «Handbuch der ärztlichen Klimat» (3 Bde., Epp. und Kohl. 1817—26) hervorzuheben. In mehreren mediz. geschichtlichen Arbeiten, wie namentlich der «Geschichte der Hirn- und Nervenlehre im Altertum» (Bd. 1, Erlang. 1801) bekundete er vielseitige Kenntnis der antiken Literatur.

Sein älterer Sohn, Hermann H., geb. 19. Febr. 1801 zu Erlangen, seit 1822 Gymnasiallehrer in Herford, gest. daselbst 21. Sept. 1842, machte sich durch pädagogische und philol. Schriften bekannt.

Ein Neffe von Christian Friedrich H., Emil H., geb. 22. Okt. 1820 zu Nürnberg, widmete sich ebenfalls dem Studium der Medizin und habilitierte sich 1848 an der Universität zu München. H. wurde 1849 außerord. Professor, 1852 Vorstand des Physiologischen Kabinetts und 1857 ord. Professor der Physiologie und hat sich um die vergleichende Anatomie, namentlich aber um die Physiologie Verdienste erworben. Er starb 6. Febr. 1862. Geschätzt ist sein «Lehrbuch der plastischen Anatomie» (Stuttg. 1856—58; 2. Aufl., herausg. von Hartmann, 3 Bgn., 1876). Von seinen zahlreichen übrigen Arbeiten, die meist in den Fachzeitschriften und den «Abhandlungen» der münchener Akademie erschienen, sind noch besonders hervorzuheben: «Über Muskelirritabilität» (Münch. 1851), «Theorie und Anwendung des Seitendruckspirometers»

(Münch. 1855), «Molekulare Vorgänge in der Nervensubstanz» (4 Abteil., Münch. 1858—61), «Die elementaren Funktionen der kreatürlichen Seele» (Münch. 1862), «Zur innern Mechanik der Muskelzudung» (Münch. 1863). Auch gab er populäre «Vorlesungen aus dem Gebiete der Physiologie und Psychologie» (Braunschw. 1851) heraus.

Harleß (Gottlieb Christoph Adolf von), einer der einflussreichsten Vertreter der strengen luth. Orthodorie, geb. 21. Nov. 1806 zu Nürnberg, besuchte das Gymnasium daselbst, studierte in Erlangen und Halle Theologie, habilitierte sich 1828 bei der philosophischen, ein Jahr darauf bei der theol. Fakultät in Erlangen und wurde zugleich Lehrer am Gymnasium daselbst; 1833 erhielt er eine außerordentliche, 1836 eine ord. Professur der Theologie nebst dem Amte eines Universitätspredigers. In dieser Zeit seines Wirkens entstanden H.' drei Hauptwerke: der «Kommentar über den Brief an die Epheser» (Erlangen 1834; 2. Aufl. 1858), die «Theol. Encyclopädie und Methodologie vom Standpunkte der prot. Kirche» (Nürnberg 1837) und «Die christl. Ethik» (Stuttg. 1842; 7. Aufl. 1875), die zu den bedeutendsten Erscheinungen der ethischen Litteratur zählt. Als Abgeordneter auf dem bayr. Landtage 1842—43 zeichnete sich H. besonders bei der Debatte über die Knebelungsfrage aus. Die Entscheidung, mit welcher er gegen die Übergriffe des Ministeriums von Abel auftrat, gaben der Regierung Anlaß, H. im März 1846 seiner Professur in Erlangen zu entheben und ihn als Konsistorialrat nach Bayreuth zu versetzen. In demselben Jahre jedoch folgte er einem Rufe als Professor an die Universität zu Leipzig, wo er auch 1847 Pastor an der Nikolaikirche wurde. Nach Ammons Ableben gewann er im Febr. 1850 durch seine Ernennung zum Oberhofprediger, Geh. Kirchenrat im Ministerium des Kultus und Bize-Konsistorialpräsidenten in Dresden bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der prot.-kirchlichen Verhältnisse Sachsens. Im Nov. 1862 als Präsident des prot. Oberkonsistoriums nach München berufen, hat H. der prot. Landeskirche Bayerns (mit Ausnahme der Pfalz) einen streng konfessionell luth. Charakter aufgedrückt. Er trat im Jan. 1879, fast vollständig erblindet, in den Ruhestand und starb 5. Sept. 1879 in München. Außer zahlreichen einzelnen Predigten veröffentlichte er in der «Sonntagsweihe» (2. Aufl., 4 Bde., Epz. 1860) die in Leipzig, Dresden und München gehaltenen. Von seinen übrigen Schriften sind noch «Kirche und Amt nach luth. Lehre» (Erlangen 1858), «Das Verhältnis des Christentums zu Kultur und Lebensfragen der Gegenwart» (Erlangen 1863; 2. Aufl. 1866), «Jakob Böhme und die Alchimisten» (Weil. 1870; 2. Aufl., Epz. 1882), «Geschichtsbilder aus der luth. Kirche Norlands» (Epz. 1869), «Staat und Kirche» (Epz. 1870) und im Verein mit Harnack «Die kirchlich-religiöse Bedeutung der reinen Lehre von den Gnadenmitteln» (Erlangen 1869) zu nennen. Über seinen Lebensgang berichtet H. selbst in den «Bruchstücken aus dem Leben eines süddeutschen Theologen» (Weil. 1872; neue Folge 1875).

Harley (Robert und Edward), s. unter Dr. Ford (Robert Harley).

Harlingen (fries. Harna), die bedeutendste See- und Handelsstadt und der Ausfuhrhafen der niederländ. Provinz Friesland, auf deren Westküste an der Nordsee gelegen, an der Niederländischen

Staatsbahn H.-Groningen, durch einen Kanal mit Franeker, Veenwarden, Groningen u. s. w. verbunden, ist regelmäßig gebaut, von Kanälen durchschnitten und hat alte verfallene Befestigungswerke, die unter Wasser gesetzt werden können. Der Ort besitzt einen großen und tiefen, durch mächtige Schleusen gegen die Hochflut geschützten inneren Hafen und zur Vergung großer Dampfschiffe einen Außenhafen und ist Sitz der Friesischen Dampfschiffahrtsgesellschaft und durch dieselbe mit Amsterdam und dem Nieuwe Diep, mit Hull und London in Verbindung gesetzt. Ein schönes Gebäude ist die reform. Kreuzkirche. H. hat eine Lateinschule, eine Zeichenschule und eine Seefahrtsschule und zählt 10452 E.; welche Handel auch mit England und Norwegen treiben. Der Ort liegt an der Stelle, wo 1184 eine ganze Stadt von den Merksluten verschlungen wurde; 1566 litt die Gegend abermals durch eine große Überschwemmung.

Harlingerland (Harlingia) heißt nach dem Meerbusen Harle oder Harle der nordöstl. Strich der preuß. Landdrostei Aurich an der Nordsee, der meist aus fruchtbarem Marschland besteht. Das Land umfaßt die jetzigen Ämter Esens und Wittmund (mit 43603 meist evang. E.) oder die ehemaligen Herrschaften Esens, Wittmund und Steedesdorf, die durch Heiraten und Verträge an das ostfries. Fürstentum kamen, in der Folge aber Lehn des Herzogtums Geldern wurden. Hauptstadt ist Esens.

Harmalin, $C_{12}H_{11}N_2O$, organische Base, welche 1837 von Göbel in den Samen der in Sibirien vorkommenden Steppenraute *Peganum Harmala* entdeckt und von Frische weiter untersucht wurde. Letzterer fand in denselben Samen eine zweite Base, das Harmin $C_{12}H_{11}N_2O$. Beide Basen haben nur wissenschaftliches Interesse. Läßt man den jektirten Harmalasamen längere Zeit mit Alkohol befeuchtet stehen, so färbt er sich rot, und es läßt sich dann durch Ausziehen mit verdünnten Säuren und Fällen mit Alkalien ein roter Farbstoff, von Frische *porphyrramin* genannt, gewinnen, der auf mit Thonerdebeizen gebeizter Wolle ponceaurot bis rosenrote Farbtöne gibt. Verwendung in der Färberei fand dieser Farbstoff jedoch nicht, da das Harmalarot sich als zu wenig widerstandsfähig gegen die Einwirkung des Lichts erwies.

Harman (Francois Jules), Reisender in Indien, geb. im Okt. 1845 zu Saumur, trat in das ärztliche Korps der Marine und nahm bis 1870 an verschiedenen franz. Flottenexpeditionen teil. Im J. 1871 machte er in Algerien den Feldzug gegen die Kabylen mit und wurde dann der wissenschaftlichen Expedition beigegeben, welche unter DeLaporte Kambodia und Longking erforschen sollte. Da die Mitglieder der Expedition erkrankten, ging H. mit Garnier allein nach Longking, wo er den Feldzug mitmachte und eine Zeit lang Gouverneur war. Im J. 1874 kehrte er nach Frankreich zurück, unternahm aber 1875 eine neue Reise nach Kambodia, auf welcher er die Zustände des Reichthums untersuchte und das Hinterland betrat. Er sandte 1877 einen von ihm angelernten Tibetaner zur Erforschung der noch unbekannten Strecke im Laufe des Sa-po zwischen Tibet und Assam ab. H. kam 1881 krank nach Paris zurück, wurde 1882 Konservator des Museums des Colonies, starb aber schon 14. April 1883 in Florenz an der Lungentuberkulose.

Harmonieren, in Harmonie sein, zusammen, übereinstimmen.

Harmonika (Chemische) oder singende Flammen nennt man eine von Higgins (1777) erfundene Vorrichtung, welche das Hervorrufen von Tönen mittels Flammen in offenen oder geschlossenen Röhren oder andern abgegrenzten Lufträumen, z. B. in Flaschen, Retorten, Kolben u. dgl. m., gestattet. Die einfachste chemische H. besteht aus einer kleinen Wasserstoffflamme, die an einem durch Versuche leicht zu findenden Punkte in einer Röhre ein Tönen erzeugt, welches, wie schon Chladni 1794 gefunden, der Hauptsache nach die Geseze der Pfeifen befolgt. Als Lonerreger können auch andere brennende Gase, am besten aber die Flamme des Wasserstoffs oder des Leuchtgases dienen. (S. beistehende Fig. 1.) Das Rohr RR der chemischen

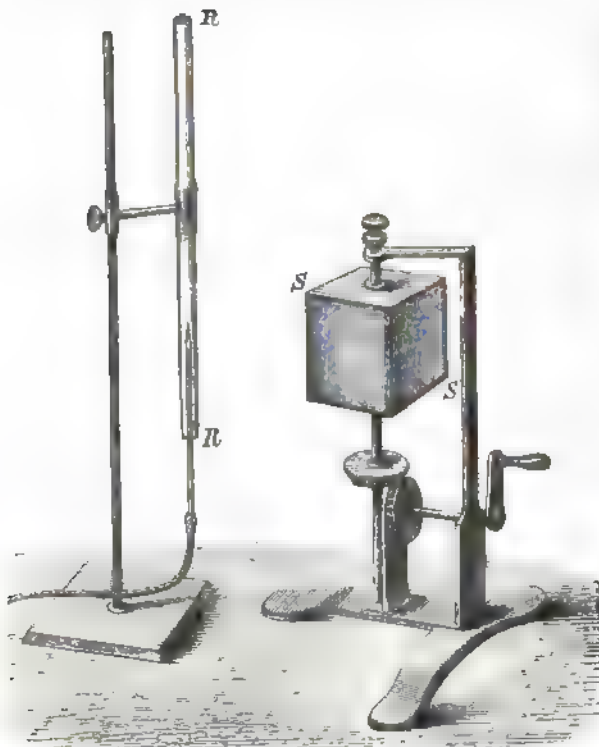


Fig. 1.

H. ist zwar gewöhnlich aus Glas und steht meist lotrecht, es kann jedoch aus einem beliebigen Stoffe sein und beliebig liegen. Hat man Röhren, welche sich (wie beim Fernrohr) verlängern und verkürzen lassen, so läßt sich zeigen, daß die Tonhöhe wächst, je kürzer das Rohr wird, und umgekehrt. Schaffgotsch hat (1857) gefunden, daß ein in der Nähe einer chemischen H. erregter musikalischer Ton, der mit dem der H. nahezu in Einklang steht oder um eine Oktave höher ist, auf die schwingende Luftsäule im Harmonikarohr, vermöge der Resonanz, einen so mächtigen Einfluß übt, daß die Flamme dabei lebhafteste Bewegungen sehen läßt und, wenn sie genügend klein ist, bei wachsender Stärke des äußeren Tones sogar erlischt. Selbst eine noch schweigende Flamme kann durch einen äußern Ton

zum Singen gebracht werden. Damit dies geschehe, ist ein nur geringer Unterschied in der Tonhöhe zwischen dem erzeugenden und dem anzuregenden Tone notwendig.

Der Ton der chemischen H. ist höchst wahrscheinlich die Folge einer Reihe von Explosionen. Solche successive Explosionen sollten sich an der Flamme kundgeben, indem sie diskontinuierlich erscheinen müßte. Nun könnte aber wegen der Schnelligkeit, mit der die Verpuffungen und also auch die Unterbrechungen der Flammen aufeinander folgen, die Nachdauer der Flammenbilder auf der Netzhaut bewirken, daß die Flamme ununterbrochen zu sein scheint, ohne daß dies in Wirklichkeit stattfindet. Um hierüber ins Klare zu kommen, ist eine optische Analyse dieser Erscheinung erforderlich, welche nach Whetstone (1884) darin besteht, daß man der

Bildern des Gegenstandes stets anderen Stellen der Netzhaut des Auges zum Nachhelfen bietet. Man bewegt zu diesem Behufe den leuchtenden Körper, oder mit Hilfe schnell rotirender Spiegel S (Fig. 1) sein Bild. Geschieht dies, so sieht man in den rasch aufeinander folgenden vier Spiegeln des Würfels SS regelmäßig gezackte Flammenbilder (Fig. 2), deren leuchtende Zungen durch dunkle Räume geschieden erscheinen, was auf successive Explosionen als Ursache derselben hindeutet. In solcher Weise fand Melde bei seiner chemischen H., deren Rohr 86 cm Länge und 18 mm Weite besaß, für den Grundton ein Flammenbild wie in Fig. 2 bei a; für den zweiten Oberton, der unter gewissen Bedingungen auftritt, das Flammenbild Fig. 2 bei b, und wenn beide zusammen ertönten, das Flammenbild Fig. 2 bei c.

Verwandt mit den Resonanzerscheinungen der chemischen H. von Schaffgotsch sind die schallempfindlicher oder sensitiven Flammen von Barret und Tyndall (1865—67). Solche brennen frei, es muß jedoch zu denselben das Leuchtgas unter einem höhern Drucke als gewöhnlich zufließen. Belastet man einen kleinen, Leuchtgas enthaltenden Kautschukball derart, daß aus einem damit verbundenen Brenner das Gas durch eine enge kreisförmige Mündung mit Gedränge strömt, das angezündet eine flatternde,

etwa 2 Decimeter hohe Flamme gibt, so hat man eine Flamme von der höchsten Schallempfindlichkeit. Eine solche verflüchtigt sich und teilt sich in Zweige, sobald aus der Entfernung hohe Töne und Pfeiflaute, z. B. his, hst u. dgl. m. erregt werden. Je höher der Druck, desto sensibler die Flammen. Man vermag in solcher Weise mittels einer empfindlichen Flamme eine Dunkelstube durch passende Töne abwechselnd zu erhellen und zu verfinstern. Auch kurze, rein leuchtende Flammen und die Fackelschwanzflammen unterliegen der Influence des Schalles, wenn der Gasdruck jener Größe nahe ist, bei welcher die Flamme rauscht und flattert. Das ausströmende Gas erschüttert den Brenner bei einem gewissen Drucke derart, daß die Flamme in stehende Schwingungen gerät, wodurch nach Tyndall

(1807) ein Bronsen und eine Umrufe der Flamme entsteht. In eine Flamme diesem Zustande sehr nahe, so kann die geringste Anregung von außen ihn herbeiführen, indem die betreffende Erschütterung sich dem Ausflußrohr mittelst. Dies geschieht jedoch nur nach den Gesetzen der Resonanz.

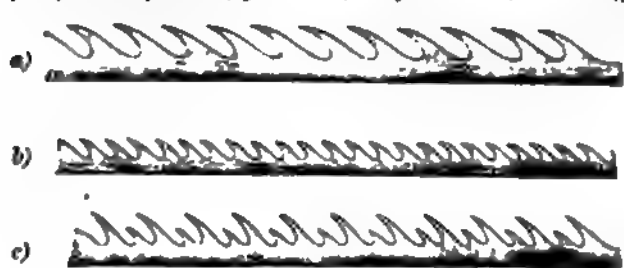


Fig. 2.

Nach Mülle (1809) werden die Zupfanten in Äthion auch durch darin angebrachte glühende Trichter zum Lösen angeregt. Bei solchen Versuchen ist es war der Ton etwas höher als der Grundton des Rohrs und währte nur einige Sekunden. Die Ursache eines solchen Tons liegt hier offenbar darin, daß der aufsteigende Luftstrom am besten plötzlicher plötzlich ausdehnt und oberhalb davon bald wieder verdichtet wird. Die abnehmenden Volumveränderungen bewirken das Lösen. Auch derartige Versuche wurden mannigfach von Vossler, Rich und Runt variiert.

Harmonika, Glasharmonika oder auch Glasharmonika genannt, ein Musikinstrument, das aus einer Reihe auf einem Zuhelfer besteht, an welcher Glasglocken (gläserne Halbkugeln von regelmäßig abgekehrter Größe) befestigt und so ineinander geschoben sind, daß der Rand einer jeden heruorragt. Die Intonation wird durch die Fingerringen bewirkt, welche an die Ränder der Glasglocken gelegt werden, während die Hände durch einen Fußtritt in Umschwingung gesetzt wird. Der Umfang des Instruments beträgt drei bis vier Oktaven. Franklin, dem man die Erfindung der H. (1763) zuschreibt, hat ihr wahrscheinlich nur eine verbesserte Einrichtung gegeben. Der Klang der H. ist durchdringend, hat aber dabei ein so rührend-weiches Gepräge, daß selbst der milde Flötenston noch hart dagegen abfällt. Wegen seines charakterlos weichen Tonscharakters, sowie wegen der Schwierigkeit, es zu erlernen, hat dieses Instrument nie große Teilnahme gefunden. Die Versuche von Röllig, Nicolai, Klein u. a., die Behandlung durch eine angebrachte Klaviatur zu erleichtern, hatte keinen wesentlichen Erfolg.

Eine andere Art Glasharmonika, ein Kinderinstrument, besteht aus einem kleinen Kasten, dessen obere Decke einen etwa 6 cm breiten Einschnitt hat, unter welchem schmale Glasstreifen auf zwei straff angespannten Bändern liegen, die mit einem kleinen Hammer von Rothholz geschlagen und dadurch zum Lösen gebracht werden. Die Tiefe und Höhe der Töne hängt von der Länge und Stärke der Glasstreifen ab, wobei zu berücksichtigen ist, daß nur der Raum zwischen den beiden tragenden Bändern, nicht aber der über diese hinausgehende an der Schwingung teilnimmt und tönt; der Länge der Glasstreifen entsprechend nimmt daher auch die Breite des Einschnitts im Kasten immer mehr ab

bis zu dem kürzesten Streifen, welcher den höchsten Ton gibt. — In gleicher Weise wird auch die Metallharmonika hergestellt, nur daß die betreffenden Streifen aus Stahl, Messing oder anderem Metall bestehen und nicht auf Bändern aufliegen, sondern aufgeschraubt sind. — Eine noch andere

H. ist ebenfalls ein Spielzeug der Kinder und besteht aus einer Reihe Zungenpfeifen, die mit dem Munde angeblasen werden, weshalb sie auch Mundharmonika heißt. — Die ausgebildete H. ist die Ziehharmonika oder das Accordion (s. d.).

Harmonische Saub., s. **Unidonalische Saub.**

Harmonisches Mittel, s. **unter Mittel.**

Harmonische Reihe oder **Progression** (s. d.) heißt eine rechte Reihe, bei welcher die Divisoren die

Glieder einer gewissen arithmetischen Reihe sind; je drei aufeinander folgende Glieder einer harmonischen Reihe stehen in stetiger harmonischer Proportion (s. d.). Eine solche Reihe ist: 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$, u. s. w.

Harmonische Teilung, **Teilung einer geraden Linie** in drei Teile, so daß der mittlere Teil sich zu dem einen äußeren, wie der andere zur ganzen Linie verhält.

(Klang bringen.)

Harmonisieren, harmonisch machen, in **Harmoniken** oder **Harmoniken** setzen nach dem Orte ihrer ersten Niederlassung **Harmonie**, in der Nähe von Pittsburg in Nordamerika die Mitglieder einer aus Württemberg angewanderten, von Georg Rapp (s. d.) gestifteten schwärmerischen Sekte.

Harmonium (**Physioharmonika**, **Amerikanische Orgeln**) nennt man ein modernes Tastenblasinstrument, welches Grenié 1810 als Orgue expressive erfand, 1818 durch Hädel **Physioharmonika** genannt wurde, von Debnai in Paris 1840 zuerst den Namen H. erhielt, worauf es endlich die Amerikaner als **American Organo** in die ganze Welt verkannten. Diese verschiedenen Namen deuten die nach und nach vorgenommenen Verbesserungen eines Instruments an, welches die früheren Hausorgeln (**Regale**) angenehm ersetzt und die allgemeinste Verbreitung erlangt hat. Die Töne des H. entstehen durch Metallzungen, welche mittels eines Luftstroms in Schwingung gesetzt werden. Der Umfang beträgt vier Oktaven oder etwas darüber von C 8 Fuß an; mittels verschiedener Register kommen aber bei größern Instrumenten noch eine 16. und 4. Fußnote hinzu, wobei die tiefen Töne durch Beschwerung der Zungen mit Bleigewichten herabgebracht werden. Die zwei Blasbälge werden vom Spieler selbst mit den Füßen regiert, und der stärkere Druck des Fußes erzeugt ein Crescendo des Tons. Die Fülle des orgelartigen Klanges ist im Verhältnis zur Kleinheit des Instruments sehr bedeutend, doch trägt der Ton weniger in die Ferne, und die Stimmung ist sehr wandelbar. Um die Intonation der Zungen präziser und rascher zu machen, verbindet man mit dem Windmechanismus häufig noch ein Hammerwerk. Vermöge dessen schlägt beim Niederdruck der Taste der Hammer sanft an die Zunge, diese schon etwas in Schwingung setzend und dem Winde die Arbeit erleichternd. Das H. eignet sich mehr zum

mäßig bewegten, gebundenen Vortrag als zu schnellen Sätzen.

Harmosten nannten namentlich die Spartaner eine Klasse ihrer Beamten. Zuerst hießen so die Vögte in Lakonien, durch welche die dor. Herren ihre Unterthanen (die Perioiken) regierten. Bekannt sind die namentlich seit Epanders Zeit, gegen Ende des Peloponnesischen Kriegs, auftretenden H.; es sind die über ganz Griechenland hiesseit und jenseit des Agäischen Meers verbreiteten Residenten der Spartaner, durch welche die letztern zunächst alle den Athenern entzogenen Orte überwachten und namentlich, in der Regel mit Hilfe der lakedaemonischen Besatzung, der ihnen verbündeten Oligarchie die Hand zur Unterdrückung der Demokratie boten. Dieses in Griechenland auf die Dauer allgemein verabscheute System kam seit der Schlacht bei Leuktra (371 v. Chr.) zu Falle; nachher nahmen es die Thebaner in ihrem Interesse für einige Jahre wieder auf.

Harmotom (von *Harm* so benannt) oder *Barrytkreuzstein*, ein Glied der Mineralfamilie der Zeolithe, isomorph mit Phillipsit und Desmin, kristallisiert in anscheinend tetragonalen oder rhombischen Formen, welche indessen auf eine Zwillingungsverwachsung monokliner Individuen zurückzuführen sind, auch in rechtwinklig-kreuzförmigen Doppelzwillingen. Die Härte ist = 4,5, das spezifische Gewicht = 2,44 bis 2,5; er ist farblos, meist aber weiß oder gelblichweiß, glasglänzend, wenig durchscheinend. Chemisch besteht er aus 46 Proz. Kieselsäure, 16 Thonerde, 20 Baryt, 3 Kali, 15 Wasser. Salzsäure zerlegt ihn vollkommen. Er findet sich namentlich auf Erzgängen zu Andreasberg (Harz), Rongsborg (Norwegen), Strontian (Schottland), auch seltener in Melaphyr-Mandelsteinen und Basalten.

Harms (Friedr.), philof. und publizistischer Schriftsteller, geb. zu Kiel 24. Okt. 1819, studierte Naturwissenschaften und Philosophie zu Kiel und Berlin, habilitierte sich 1842 zu Kiel für die philof. Disciplinen, wurde 1848 zum außerord., 1858 zum ord. Professor daselbst ernannt und folgte 1867 in gleicher Eigenschaft einem Rufe an die Universität zu Berlin. Seit 1873 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst. Er starb in Berlin 5. April 1880. H. schrieb: «Der Anthropologismus in der Entwicklung der Philosophie seit Kant» (Erg. 1845), «Prolegomena zur Philosophie» (Braunsch. 1852), «Die Philosophie fichtes nach ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihrer Bedeutung» (Kiel 1862), «Abhandlungen zur systematischen Philosophie» (Berl. 1868), «Zur Erinnerung an Hegels 100jährigen Geburtstag» (Berl. 1871), «A. Schopenhauers Philosophie» (Berl. 1874), «Über den Begriff der Psychologie» (Berl. 1874), «Die Reform der Logik» (Berl. 1874), «Die Philosophie seit Kant» (Berl. 1876), «Über den Begriff der Wahrheit» (Berl. 1876), «Psychologie, Logik und Ethik» (Berl. 1877), «Die Formen der Ethik» (Berl. 1878), «Die Philosophie in ihrer Geschichte» (Zl. 1 u. 2, Berl. 1878—81). Im J. 1848 war er mit Mommsen Redacteur der «Schleswig-Holsteinischen Zeitung».

Harms (Georg Ludw. Detlev Theod.), Pastor in Hermannsburg und Begründer der Hermannsburger Mission, geb. 5. Mai 1808 zu Walsrode im Fürstentum Lüneburg, studierte 1827—30 zu Göttingen Theologie, war dann Hauslehrer in Lauenburg und Lüneburg und wurde 1844 der

Gehilfe, 1849 der Nachfolger seines Vaters im Amte eines Predigers zu Hermannsburg. Im J. 1849 begründete er in Hermannsburg eine eigene Missionsanstalt, wo Zöglinge meist aus dem Handwerkerstande in streng konfessionell-luth. Geist unterwiesen wurden, um als Missionare besonders nach Afrika zu gehen. Als Prediger war H. wegen der Lebendigkeit und Volkstümlichkeit seiner Rede sehr beliebt. Von seinen gedruckten Predigten sind die bedeutendsten die «Evangelienpredigten» (8. Aufl., Hermannsburg 1877) und die «Epistelpredigten» (2. Aufl., Hermannsburg 1875). Von sonstigen Schriften seien erwähnt: «Gebetbuch für Missionen» (Hermannsburg 1867) und «Goldene Äpfel in silbernen Schalen» (6. Aufl., Hermannsburg 1875). H. starb 14. Nov. 1865. Vgl. Theodor Harms, «Lebensbeschreibung des Pastors Louis H.» (4. Aufl., Hermannsburg 1874).

Harms (Klaus), ein volkstümlicher Prediger, geb. 25. Mai 1778 zu Fahrstedt im Süderdithmarschen (Provinz Schleswig-Holstein), widmete sich bis zum 19. Lebensjahr dem väterlichen Geschäft der Mülerei und der Landwirtschaft. Im J. 1797 bezog H. das Gymnasium zu Meldorf, studierte 1799—1803 zu Kiel Theologie, war 1802—6 Hauslehrer in Propstiehrhagen, 1806—16 Diaconus zu Runden in Norderdithmarschen. Im J. 1816 als Archidiaconus an die Nikolaitirche zu Kiel berufen, rückte H. 1835 zum Hauptpastor auf, wurde 1835 Propst, legte 1849 seine Ämter nieder und starb 1. Febr. 1855 zu Kiel. Die Jubelfeier der Reformation im J. 1817 veranlaßte ihn, 95 Thesen zu veröffentlichen, welche in berber Weise gegen Union und Vernunftglauben, also für die luth. Kirchenlehre eintraten. In dem darauffolgenden «Thesenstreit» erschienen etwa 200 Schriften für und wider H., die wichtigsten von Ammon für, von Schleiermacher gegen ihn. H.' «Winterpostille» (Kiel 1806) und seine «Sommerpostille» (Kiel 1815) sind öfter aufgelegt (7. Aufl., Erg. 1871). Es folgten die «Neue Winterpostille» (Altona 1826), die «Neue Sommerpostille» (Altona 1827), «Christologische Predigten» (Schlesw. 1821), «Abendmahlspredigten» (Schlesw. 1822), «Des Christen Glauben und Leben in 28 Predigten» (Hamb. 1869). Von sonstigen Schriften seien genannt der «Schlesw.-holst. Gnomon» (Kiel 1842; 3. Aufl. 1854), ein ausgezeichnetes Volkslesebuch, die «Vermischten Aufsätze und kleinen Schriften» (Kiel 1853) und die «Pastoraltheologie» (Kiel 1830—34; 3. Aufl. 1878). H. hat sein Leben selbst beschrieben (Kiel 1851). Vgl. Rastan, «Klaus H.» (Waf. 1876); C. Lüdemann, «Erinnerung an Klaus H. und seine Zeit» (Kiel 1878).

Harm (Urin, Urina, Lotium), die von den Nieren abgegebene Flüssigkeit, durch welche die Verbrennungsprodukte der stoffhaltigen Nahrungs- und Gewebesbestandteile aus dem Körper entfernt werden. Die während des Stoffwechsels gebildeten Verfeinerungsprodukte der Nahrung und der Körpersubstanz verlassen den Tierkörper auf verschiedenem Wege. Die gasförmigen entweichen durch die Haut und die Lungen (Perspiration), die flüssigen oder gelösten teils, und zwar zu einem sehr geringen Teile, durch die Haut (Schweiß), teils durch den Darm (Galle, Darmschleim), größtenteils aber durch den H. vermittels der Nieren. Der H. enthält fast alle stoffhaltigen Verfeinerungsprodukte, insbesondere den Harnstoff, die Galle nur wenige, die Perspiration nur stofffreie. Da der H. ein

Produkt des Stoffwechsels und der Nahrung ist, so wird seine Beschaffenheit je nach der Art des Lieres und der Nahrung verschieden sein. Der H des gesunden Menschen stellt eine klare, gelbe bis gelbbraune, in trübem Zustande nicht unangenehm riechende, saugig und bitter (schmerzende) Flüssigkeit von schwach saurer Reaktion und wechselndem (zwischen 1,00 und 1,02) (Schwankendem) spezifischen Gewicht dar. Der Geruch desselben wechselt mit der Nahrung, nur saurer H duftet. Die Farbe des H ist veränderlich, je nach seinem Wassergehalt. Sie ist am hellsten nach reichlichem Genuß von Getränken, am dunkelsten im konzentrierten Morgenharn. Durch den Genuß gewisser Substanzen wird auch die Farbe des Urins verändert, so erscheint der letztere nach dem Gebrauch von Nahrungsmitteln, Santonin und Senneblättern bläulich gefärbt. Bei der Gelbsucht nimmt der H , infolge der Vermischung von Gallenfarbstoffen, eine intensive bräunliche, selbst schwarzbraune oder schwarzgrüne, bei Vergrößerung in 1 Corolläure eine olivengrüne bis rötlichwarne Färbung an. Ein erwachsener gutgenährter, nicht mehr als nötig trinkender Mann exkretiert täglich 2–3 l Urin, mit dem Genuß von Alkohol, sowie mit der Abgabe von Wasser auf anderem Wege als durch die Nieren (Schweiß u. s. w.) wechselt die Harnmenge. Die Hauptmasse des H macht das Wasser aus. Unter den festen Bestandteilen (50 g in einem Tage) macht der Harnstoff die größere Menge aus (36 g in 24 Stunden) und ist zugleich der stickstoffreichste Körper im H und das Hauptzerfallsprodukt der Eiweißkörper im Organismus, dessen Zurückhaltung und Abauflösung im Blute bei gewissen Nierenkrankheiten die sog. Harnvergiftung des Blutes oder Urämie mit ihren schweren Folgezuständen erzeugt (S. Harnvergiftung). Andere stickstoffhaltige Substanzen, die je etwa 0,5 g täglich entleert werden, sind die Harnsäure, eine niedrigere Oxidationsstufe als der Harnstoff, ferner das Kreatin und Kreatinin, das Xanthin, die Hippursäure und andere noch niedriger oxydierte Zerfallsprodukte. Stickstofffreie organische Körper kommen fast gar nicht im H vor. Im Salzen enthält der H , die aus der Nahrung herrührenden, wie Kochsalz, kohlensaure, schwefelsaure, phosphorsaure Salze, die Alkalien und alkalischen Erden. Die Phosphatsäure kommt nur von den gelösten Eiweißkörpern, die schwefelsauren Salze zum Teil daher. Auch ist der H reich an gelösten Kohlenstoff, aus Säurestoff und Sauerstoff. Die Kohlenstoffe des H sind fast ganz unbekannt, doch enthält er einen Körper, der in der Indigopflanze enthalten und bei der Zerlegung Indigo liefert (Indican) sowie zwei spezifische Kohlenstoffe, Urobilin und Urobilinogen, deren Zusammensetzung noch nicht genauer ermittelt ist. Bald nach der Entleerung (setzt sich im H ein Schleimstoff ab, welches hauptsächlich aus Mucinmolekülen und Schleimkörperchen aus den Schleimdrüsen der Harnwege besteht. Mucinallantoin entsteht bei normaler Frisch gelassene H , was der ganze Organismus, nur in Spuren.

Unter krankhaften Verhältnissen treten im H noch andere Bestandteile auf, so Eiweiß (zum Teil in feiner Form als Abzug der Harnkanälchen der Nieren, als sog. Harnsediment) bei Nierenleiden, insbesondere der Brightschen Krankheit (S. d.), Albuminurie (Harnalbumin) in der Zuckerharnruhr (S. Diabetes), Gallenbestandteile bei der Gelbsucht, Blutkörperchen beim Blutharn (S. d.), Harn u. dgl.

Die Untersuchung derartiger krankhafter Harnbestandteile ist die Aufgabe der Urologie, der wissenschaftlichen Harnuntersuchung, welche sich chem., physik. und mikroskopischer Hilfsmittel bedient und für die Erkennung vieler Krankheiten von der größten Bedeutung ist. Auch geben in dem H viele zufällig in den Körper gelangte Substanzen aber, sofern diese nicht im Organismus zerlegt werden oder andere Verbindungen eingehen. Bei kranken Menschen ist der H konzentrierter (wegen des Schwitzens) und dunkler und enthält mehr stickstoffhaltige Substanz, überhaupt mehr Stoffwechselprodukte als der H eines Gesunden unter den gleichen Ernährungsverhältnissen. Sehr viel H exkretieren die an Polyurie (oder Diabetes insipidus) sowie an Zuckerharnruhr (Diabetes mellitus) Leidenden. Die Polyurie kommt vor bei Nierenerkrankungen, bei Harnsteinen, bei solchen, die viel trinken. Sehr wenig H wird bei manchen, insbesondere eitrigen Nierenerkrankungen, ausgeschieden. Der H der Säugtiere ist im ganzen so beschaffen wie der des Menschen, doch gibt er einige von der Nahrung sowie von der Körperbeschaffenheit abhängige Veränderungen. So enthält der H der Hunde statt der Harnsäure und der Hippursäure eine aminosäureartige Säure, die Harnsäure. Im H des noch lebenden Kalbes findet sich ein der Harnsäure ähnlicher Körper, das Allantoin. Der H der Pflanzenfresser ist reich an Hippursäure und kohlensauren Salzen (wegen der Vegetarier diätetische), wogegen der H der Vögel und Schlangen fast aus reinen harnsauren Salzen, die Exkremente der meisten Insekten aus Harnsäure und Guanin bestehen.

Ein großer Teil der Harnbestandteile ist schon in den Geweben und im Blute enthalten, wo sie zum Teil gebildet werden, und wird von der Niere aus dem Blute bloß abgetrennt, gewissermaßen abfiltriert. Andere Stoffe erleiden in den Nieren selbst noch eine weitere Umänderung, ehe sie abgetrennt werden. Aus den Nieren gelangt der H beim Menschen und den Säugtieren durch die mit trichterförmiger Mündung beginnenden Harnleiter (ureteres) in die Blase. Die Harnleiter sind häufige, nicht sehr weite, mit Muskeln versehene Schläuche, welche an der hinteren Bauchwand zum kleinen Becken herabführen und durch peristaltische Bewegungen den abgetrennten H tropfenweise in die Harnblase (vesica urinaria) befördern. Die letztere bildet einen der Aufbewahrung und zeitweiligen Entleerung des H dienenden häutigen, dehnbaren Sack, der in der Mittellinie des Körpers im kleinen Becken hinter dem Schambeinhaken liegt (S. d.). Der Grund der Harnblase spürt die Entleerung in den Harnhals zu, und dieser leitet den H in den häufigen Kanal, die Harnröhre (urethra) fort. Am den Harnhals liegt beim Mann die Vorsteherdrüse (prostate), eine in 2 Lappen bestehende Drüse, welche von dem Eintritt der Harnröhre ihre volle Entwicklung erreicht und eine klare, eiweißreiche, in ihrer physikal. Funktion noch nicht hinreichend bekannte Flüssigkeit absondert. Die Harnröhre des Weibes ist kurz und weit und mündet in den vorderen Teil der Scheide, die engere und längere Harnröhre des Mannes ist in dem unteren Teil des männlichen Gliedes eingebettet und befördert zugleich den Samen nach außen. (S. Geschlechtsorgane.)

Wenn der entleerte H. mit der Luft in Berührung kommt, so erleidet er zunächst eine saure Gärung, wobei sich Milch- und Essigsäure bilden und die saure Reaktion zunimmt, geht aber bald in Fäulnis und alkalische Gärung über, indem durch ein eigentümliches pflanzliches Ferment (Gärungspilze) der Harnstoff in kohlenstoffsaures Ammoniak zerlegt wird. Solcher H. ist trüb, setzt Salze (namentlich die phosphorsauren Erden, Phosphate) ab (Sediment) und sinkt. Da der einmal vorhandene Gärungs-erreger fortwirkt, so erklärt sich, warum unreinlich gehaltene Nachtgeschirre immer einen übeln Geruch verbreiten. Die Abscheidungen, welche der H. außerhalb der Blase erleidet, können infolge langwieriger Katarre schon innerhalb der Blase vor sich gehen, und die sedimentierten Körper werden dann als solche entleert (Harngrieß); verbleiben sie in der Blase, so geben sie zur Steinbildung Anlaß. (S. Harnsteine.) Über die wichtigsten Störungen in der Harnentleerung s. unter Harnblase, ferner Harnabfluß, Harnverhaltung, Harnzwang, Dysurie. Bei der Blasenlähmung muß der H. mit dem Katheter (s. d.) abgenommen werden. Die Harnröhre, zu deren Untersuchung man sich neuerdings des Endoskops, eines latheterröhrigen, wesentlich nach dem Prinzip des Rehlkopfspiegels konstruierten Instruments bedient, nimmt an den Krankheiten ihrer Nachbarschaft teil; eine häufige, ihr allein zukommende, ist der Katarth derselben oder Tripper (s. d.), der trotz seiner anscheinend geringfügigen Bedeutung sorgsame und gewissenhafte Behandlung erfordert, weil er sonst leicht Hohenentzündungen, Impotenz, Verengungen der Harnröhre (s. Strikur) und andere schwerwiegende Störungen der Gesundheit im Gefolge hat.

Harnabfluß oder Harnfluß, unwillkürlicher (Enuresis), das Unvermögen, den Harn in der Blase zu halten, erfolgt entweder beständig, meist tropfenweise (sog. Harnträufeln), und ist in diesem Falle ein Symptom der Blasenlähmung (s. unter Harnblase), oder er erfolgt nur zu gewissen Zeiten, namentlich des Nachts bei Kindern (Bettpissen der Kinder). Über die letztere Form des unwillkürlichen H. s. Enuresis. Die Behandlung des Harnträufelns erfordert in jedem Falle die genaueste Untersuchung des gesamten Harnapparates und ist in vielen Fällen sehr schwierig; bei unheilbarem Harnträufeln muß zur Verhütung der Verunreinigung ein sog. Harnrezipient (s. d.) getragen werden.

Harnack (Theodosius), luth. Theolog der konfessionellen Richtung, geb. 3. Jan. 1817 zu Petersburg, studierte Theologie in Dorpat, Bonn und Berlin, wurde 1843 Privatdocent der praktischen Theologie zu Dorpat, 1846 außerord., 1848 ord. Professor, folgte 1853 einem Ruf nach Erlangen, lehrte aber 1866 nach Dorpat zurück und trat 1873 in den Ruhestand. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Die Idee der Predigt, entwickelt aus dem Wesen des prot. Kultus“ (1844), „De theologia practica recte definienda et adornanda“ (1847), „Der christl. Gemeindegottesdienst im apostol. und altkath. Zeitalter“ (1854), „Die luth. Kirche in Schweden und die herrnhut. Brüdergemeinen“ (1860), „Luthers Theologie mit besonderer Beziehung auf seine Versöhnungs- und Erlösungslehre“ (Bd. 1, 1862), „Die Kirche, ihr Amt, ihr Regiment“ (1862), „Praktische Theologie“ (3 Bde., 1877—82).

Sein Sohn, Adolf H., Vertreter der kritischen Theologie, geb. 7. Mai 1851 zu Dorpat, studierte daselbst 1869—72 Theologie, habilitierte sich 1874 in Leipzig als Privatdocent für Kirchengeschichte, ward dort 1876 außerord. Professor und ging 1879 als Ordinarius nach Gießen. Er schrieb: „Zur Quellenkritik der Geschichte des Gnostizismus“ (1873), „Patrum Apostolicorum opera“ (3 Bde., 1876—78, zusammen mit von Gebhardt und Jahn), „Die Zeit des Ignatius und die Chronologie der antiochenischen Bischöfe“ (1878), „Die Beschreibung des Codex Rossensis“ (1880), „Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte“ (1881; 2. Aufl. 1882). Seit 1881 redigiert H. die von Schürer 1876 begründete „Theol. Literaturzeitung“, seit 1882 gibt er zusammen mit von Gebhardt „Texte und Untersuchungen zur altchristl. Litteraturgeschichte“ heraus.

Harnapparat, der der Absonderung und Entleerung des Harns (s. d.) dienende Apparat des tierischen Körpers, besteht aus den beiden Nieren (s. d.) mit den Harnleitern, der Harnblase (s. d.) und der Harnröhre. (S. Geschlechtsorgane.)

Harnappresser, s. unter Harnblase.

Harnblase (Vesica urinaria), das zur Aufbewahrung und zeitweisen Entleerung des Harns dienende Organ des menschlichen und tierischen Körpers, stellt einen ovalen häutig-muskulösen Sack dar, welcher, im leeren Zustand gefaltet, in der Höhle des kleinen Beckens dicht hinter der Schambeinfuge gelegen ist, nach hinten beim Manne an den Mastdarm, beim Weibe an die Gebärmutter grenzt und sich nach vorn und unten zum Blasenhals verengert, um in die Harnröhre überzugehen. Der oberste Teil der H. wird als Scheitel, der unterste und zugleich weiteste Teil als Grund der H. bezeichnet. Die Harnleiter münden am hinteren Teile des Blasengrundes in die H. und durchbohren die Blasenwand schief, so daß der Harn aus der Blase nicht in die Harnleiter zurückfließen kann. Die H. ist von einer gefäßreichen, an ihrer freien Fläche mit einer mehrfachen Lage von Epithelzellen bedeckten Schleimhaut ausgekleidet, mit einer faserigen Haut überzogen und besetzt zwischen diesen beiden Häuten eine starke Muskelschicht, die sich unter dem Einfluß des Willens zusammenzieht, wenn der Harn entleert werden soll. Die Muskelfasern der Blase sind dergestalt angeordnet, daß sie am Blasenhals einen ringförmigen Schließmuskel, den Blasenschließer (Sphincter vesicae) bilden, durch dessen Thätigkeit der Harn in der Blase willkürlich zurückgehalten wird, dagegen beim Nachlassen desselben der Harn von selbst abfließt; die übrigen Muskelbündel der H. verlaufen der Länge nach von oben nach unten und bilden auf diese Weise den sog. Harnappresser (Muscul. detractor urinae), durch dessen kräftige Zusammenziehung die H. verkleinert und entleert wird.

Die Krankheiten der H. sind zahlreich und befallen mit großer Vorliebe das männliche Geschlecht, insbesondere das spätere Mannes- und Greisenalter, weil die männliche Harnröhre weit länger und enger als die weibliche ist und überdies an ihrem Anfangsteil von der Vorsteherdrüse umschlossen wird, welche im Alter häufig erkrankt und dann regelmäßig auch die benachbarten Organe, insbesondere die H., in Mitleidenschaft zieht. Die wichtigsten Blasenleiden sind:

1) Der **Blasenkatarrh**, die katarrhale Entzündung der Harnblasenschleimhaut (Cystitis), welche fast nur bei Erwachsenen vorkommt und durch die verschiedenartigsten Schädlichkeiten entstehen kann. Am häufigsten wird der Blasenkatarrh durch die Einnahme scharfer und reizender Substanzen zum Harn, wie nach dem Genuß von Most, jungem Wein, unvergorenem Bier, nach dem Mißbrauch gewisser Medicamente (insbesonders der Cathartica, des Bern- und Sassaaparabalsams, des Terpentins u. a.), ferner durch die Fortpflanzung eines Harnröhrenkatarrhs (Tripper) auf die Blasen Schleimhaut, sowie durch Erkältung, insbesondere der Hänge- und Unterbauchgegend, hervorgerufen, mitunter gibt auch die Anwesenheit von Harnsteinen (s. d.) oder andern fremden Körpern in der H. oder die Benetzung von unsauberen und nicht gehörig desinfizierten Cathetern Anlaß zu schmerzhaftem und hartnäckigem Blasenkatarrh. Die Symptome der Krankheit bestehen vornehmlich in einem dumpfen drückenden Schmerz in der Blasen-gegend, unaufhörlichem Harn-Drang, lebhaft brennenden Schmerzen beim Urinieren, mehr oder minder ausgeprägtem Fieber und der Entleerung eines trüben, wolkigen, nicht selten mit Eiter und Blut vermischten Harns, der bald einen widerwärtigen ammoniakalischen Geruch annimmt. Die Behandlung erfordert vor allen Dingen eine vollkommen reize- und strenge Diät (Milch, Mandelmilch, schleimige Suppen und Getränte, Selters, Bismuth, Wiener Wasser); gegen heftige Schmerzen erwirkt sich Bettruhe, warme Umschläge auf die Blasen-gegend, warme Vollbäder und warme Sitzbäder nützlich. Bei chronischem Verlauf und sehr absetzender Verschärfung des Harns ist die H. Miere mit lauwarmem Wasser oder schwach abstrugierenden und desinfizierenden Flüssigkeiten auszuspülen. Bei gleichzeitig vorhandener Lähmung der Blase muß der Harn regelmäßig mit dem Catheter entleert werden.

2) **Blasenkrampf** (Cystospasmus), ein aus heftiger krampfartiger Schmerz in der Blasen-gegend, der in Anfällen auftritt, gewöhnlich mit krampfhaften Zusammenziehungen der Blase und fast ununterbrochenem Harn-Drang einhergeht und nicht selten allgemeines Zittern, Erbrechen und selbst Ohnmacht zur Folge hat. Diese Anfälle währen bald nur wenige Minuten, bald eine halbe Stunde und darüber. Die Ursachen des Blasenkrampfs sind entweder rein örtliche, wie Entzündungen der Blasen Schleimhaut, Blasensteine, Reizungszustände der Harnröhre, des Mastdarms, der Gebärmutter, scharfer Urin u. dgl., oder allgemeine, wie heftige Gemüthserschütterungen (Schreck), Hysterie und andere schwere Nervenleiden. Gegen die Anfälle sind warme Voll- und Sitzbäder, warme Breiumschläge auf die Blasen-gegend, Nistiere von Kamillenthee und Opiumpräparate anzuwenden.

3) **Blasenlähmung** (Paralysis vesicae, Incontinencia urinae), die mehr oder minder vollständige Lähmung der Blasenmuskulatur, ist am häufigsten im höhern Mannes- und Greisenalter, kommt aber auch in jedem frühern Alter, selbst dem Kindes- und Säuglingsalter vor und verursacht wesentlich verschiedene Symptome, je nachdem nur der Schließmuskel oder nur die Längsmuskulatur der Blase oder beide zugleich von der Lähmung betroffen werden. Ist nur der Schließmuskel gelähmt, so träufelt der Urin beständig gegen den Willen des Kranken ab, befeuchtet seine Wäsche und umgibt ihn

mit einer beständigen urinösen Atmosphäre; ist nur die Längsmuskulatur der Blase, der sog. Harnauspreßer, gelähmt, so sammelt sich der Urin in der Lebern an, ohne daß der Kranke es merkt, er beschließt mehr oder minder lange Vorhaltung und erst wenn die Blase durch ihren Inhalt weit über ihr gewöhnliches Maß ausgedehnt wurde, so erleidet auch der Schließmuskel und es erfolgt unwillkürlicher Harnabgang. Die Ursachen der Blasenlähmung können in entzündlichen Zuständen der Blase, in Blasensteinen, in allgemeiner Verwässerung des Körpers in Hemiplegien durch bet. u. a. d. Mittel oder hohes Alter in Entzündungen der Rückenmark oder sonstigen schweren Nervenleiden liegen; auch ungewöhnlich langer Harn-Drang der Urin kann in manchen Zuständen der Blase zur Folge haben. Die Harnentleerung tritt in vielen Fällen, in denen die betreffenden Ursachen nicht beseitigt werden kann, gewisser Behandlung in andern Fällen kann die Lähmung durch regelmäßige Entleerung der Blase vermittelt des Catheters, durch Ansperrungen von kaltem Wasser, durch kalte Douchen und Waschungen des Kreuzbeins und der Blasen-gegend oder durch die Anwendung der Electricity zum Verschwinden gebracht werden.

4) Die **Steinkrankheit der Harnblase**, s. Harnsteine.

5) **Geschwülste der Blase** sind nicht eben häufig, kommen fast nur im reifern Mannesalter vor und treten entweder als einfache Schleimpolypen oder in der Form des Krebses, namentlich des Hottentots auf. Sie verursachen gewöhnlich mehr oder minder hartnäckiges Blutharnen (s. d.), Schmerzen, Blasenkrampf oder Blasenlähmung; auch sind dem Harn nicht selten kleine Geschwulstzellen und andere Gewebelemente beigemengt. Der Blasencrebs führt gewöhnlich schon nach mehreren Monaten zum Tode; Heilung ist nur von einer möglichst frühzeitigen Operation zu erwarten.

Harngrües, s. Harn-Keine.

Harnhaut, s. Altan-Harnhaut (Wilk. von), Harnkreuzer, geb. 1836 zu Gärzel im Großherzogtum Hessen, war Offizier, ging 1856 nach Ägypten und Syrien, besuchte 1860 den blauen Fluß und reiste 1860 nach dem Weißen Nil, wurde aber 20. Nov. 1861 bei Gondokoro von einem Häfel auf der Jagd getödtet. Sein Bruder Adolf gab heraus: „H. s. Reise am oberen Nil“ (Darmst. 1866).

Harnisch (frz. harnais), auch Panzer, Rüstung, heißt dergleichen Teil der Rüstung, welcher zum Schutz des Oberleibes bestimmt ist. Der H. setzt sich aus dem Brust- und dem Rückenstück zusammen, welche gelenkartig miteinander verbunden sind. Bei den Griechen bestand der H. (Polos) aus Platten von Bronze; die Römer hatten zunächst



den H. aus starkem Leder (lorica), später auch in Leder, welches mit metallenen Schuppen besetzt war, sowie den aus bronzenen Platten gebildeten H. Im frühern Mittelalter trug man das Ringhemd, ein mit nebeneinander genähten kleinen Eisenringen besetztes Leberwams, später das aus Draht geflochtene Panzerhemd; vom 14. Jahrh. ab hatte man den Plattenharnisch aus Stahl. Bei den vollständigen Rüstungen des spätern Mittelalters (wie sie die umstehende Abbildung zeigt) setzte sich an den H. nach oben die Halsberge oder der Ringkragen, nach unten der Bleichschrug oder Krebs an. Mit der weitem Verbreitung der Feuerwaffen theilte der H. das Schicksal der Schutzweisen (s. d.) überhaupt. Bisweilen wird unter H. auch die ganze Rüstung verstanden.

Harnisch (Christian Wilh.), Pädagog, geb. 28. Aug. 1787 zu Wilsnau im Regierungsbezirk Potsdam, besuchte das Gymnasium in Salzwedel, studierte in Halle und Frankfurt, wurde 1810 Lehrer an dem Plamannschen Erziehungsinstitut in Berlin, 1812 erster Lehrer an dem nach Pestalozzischen Grundsätzen einzurichtenden Schullehrerseminar in Breslau, 1822 Direktor des Schullehrerseminars in Weiskensfeld und 1842 Pfarrer in Elbel. Später emeritiert, starb er 15. Aug. 1864 in Berlin. H. schrieb: „Handbuch für das deutsche Volksschullehrer“ (Bresl. 1820; 4. Aufl. 1839), „Vollständiger Unterricht in der deutschen Sprache“ (4 Bde., Bresl. 1818), „Die Weltkunde“ (4. Aufl., 3 Bde., Bresl. 1827), „Die wichtigsten neuern Land- und Seereisen für die Jugend“ (16 Bde., Lpz. 1821–32), „Entwürfe und Stoffe zu Unterredungen über Luthers Kleinen Katechismus“ (3 Bde., Weiskensfeld. 1837–40; Bd. 1, 3. Aufl. 1841; Bd. 2, 2. Aufl. 1842) u. s. w. Außerdem gab H. drei Zeitschriften: „Schulrat an der Ober“ (24 Hefte, Bresl. 1815–20), „Volksschullehrer“ (5 Jahrg., Halle 1824–28) und „Frisches und Firmes zu Rat und That“ (3 Bde., Gisl. 1835–39) heraus.

Adalbert H., der Sohn des vorigen, ward 18. Febr. 1815 zu Breslau geboren, wandte sich anfangs der Militärcarriere, später dem Postdienst zu und wurde 1872 Postdirektor und Telegraphenintendant zu Löwenberg in Schlesien, dann zu Forst in der Lausitz. H. gab heraus: „Hansa-Album“ (Halberst. 1842), „Gebichte“ (Doppeln 1859; 2. Aufl. 1861), „Vom Stadtmäuschen und Feldmäuschen“ (Bresl. 1864; 7. Aufl. 1877), „Trost im Leid“ (Gebichte, Meisse 1866; 2. Aufl. 1870) u.

Harnischkraut, s. unter Androsace.

Harnlassen (unwillkürliches), s. Enuresis.

Harnleiter, s. unter Harn.

Harnrezipient, flaschenförmiger Apparat aus Kautschuk, welcher zur Verhütung der Verunreinigung bei unwillkürlichem Harnabfluß mittelst Riemen in der Schamgegend befestigt wird und den abträufelnden Urin aufnimmt.

Harnröhre, s. Geschlechtsorgane.

Harnröhrenverengerung, s. Striktur.

Harnruhr (Zucker- und Honig-H.), chronische Krankheit, s. Diabetes.

Harnsäure, Blasensteinsäure, Urinsäure, $C_4H_4N_2O_6$, organische Säure, welche 1776 von Scheele in den Blasensteinen entdeckt und auf das Eingehenste von Liebig und Wöhler studiert wurde; später wurde dann die H. und ihre Umwandlungsprodukte Gegenstand der Forschungen vieler anderer Chemiker. Sie findet sich spuren-

weise im Harn der Menschen und aller höher organisierten Tiere, in größerer Menge in den Excrementen der Vögel, daher auch im Guano, der Schlangen, Krotobile, der Insekten, Schmetterlinge, Raupen, Käfer. Bei krankhaften Zuständen der Harnabsonderungsorgane, bei Gicht und rheumatischen Leiden, kommt sie im Harn der Menschen reichlicher vor und gibt alsdann Veranlassung zur Entstehung von Harnsedimenten, in welchen die H. in charakteristisch ausgebildeten, mittels des Mikroskops erkennbaren Krystallen auftritt. Die Darstellung der Säure im chemisch reinen Zustande gelingt am leichtesten, wenn man als Rohmaterial Schlangengereamente wählt, die fast gänzlich aus saurem, harnsaurem Ammoniak bestehen. Zu den trockenen, gepulverten Excrementen fügt man ein gleiches Gewicht Kalihydrat und 14 Teile Wasser, kocht, bis der Ammoniakgeruch verschwindet, und filtriert siedendheiß in eine Mischung von 2 Teilen Schwefelsäure und 8 Teilen Wasser. Die H. scheidet sich dabei als weißes, in kaltem Wasser sehr schwer lösliches, krystallinisches Pulver ab, welches durch Waschen mit kaltem Wasser von fremden Stoffen befreit wird. Zur Darstellung größerer Mengen von H. geht man von dem leichter zugänglichen Guano aus. Dieser wird mit überschüssiger Salzsäure in der Kälte behandelt, wodurch die vorhandenen Kalisalze gelöst und durch Waschen beseitigt werden. Der dabei verbleibende Rückstand wird ebenso wie Schlangengereamente behandelt. Die so gewonnene H. ist meist durch Farbstoffe verunreinigt. Um diese zu zerstören, löst man die H. von neuem in Kali und versetzt mit geringen Mengen von übermangansaurem Kali; die dann durch Säuren aus der Lösung abgetriebene H. ist in der Regel rein.

Die reine H. bildet mikroskopisch kleine Prismen oder Tafeln, die aus Harn abgeschiedene erscheint fast immer in Krystallen mit eigentümlich gekrümmten Flächen. Sie löst sich in etwa 1200 Teilen siedendem, erfordert aber 14–15 000 Teile kaltes Wasser zur Lösung; unlöslich in Alkohol und Äther, löslich in den wässrigen Lösungen von bor-sauren, essig-sauren, milch-sauren Alkalien. Sie löst sich in konzentrierter Schwefelsäure, wird aus dieser Lösung aber auf Zusatz von Wasser unverändert wieder abgeschieden. Die Alkalien lösen H. leicht zu harnsauren Salzen, aus denen durch Behandlung mit Kohlensäure schwer lösliche saure harnsaure Salze abgeschieden werden. Zum Nachweis der H. verdampft man ein Körnchen der zu prüfenden Substanz mit wenig Tropfen Salpetersäure im Porzellanschälchen bei möglichst niedriger Temperatur zur Trockne und beseuchtet den verbleibenden Rückstand mit Ammoniak. Bei Anwesenheit von H., selbst bei minimalsten Mengen, tritt eine prachtvoll purpurrote Färbung (Murexidreaktion) ein. Unter der Einwirkung chem. Agentien erleidet die H. die mannigfachsten Umwandlungen, die dabei auftretenden Produkte haben zwar hohes wissenschaftliches, aber kein allgemeineres Interesse, namentlich seitdem das Murexid (s. d.), welches man als Farbstoff verwandt hat, durch die Anilinfarben verdrängt ist.

Harnsediment, der Niederschlag, welcher sich aus dem Harn nach dessen Entleerung am Boden des Gefäßes absetzt und hinsichtlich seiner chem. und morpholog. Zusammensetzung für den Arzt betreffs der Beurteilung vieler Krankheiten von großer

Bedeutung ist. Die *H.* bestehen entweder aus organisierten Körpern, wie Schleim, Eiter, Blutkörperchen, Faserstoffcylindern, Samenfäden, Gärungs- und Fadenpilzen, Epithelzellen der Harnwegschleimhaut u. dgl., oder aus unorganisierten Stoffen, welche im Harn gelöst waren oder sich durch Zersetzungsvorgänge in demselben gebildet haben, wie Harnsäure, harnsaure Salze, phosphorsaure Ammoniak-Magnesia, oxalsaure Kalk u. a. So scheidet sich häufig aus sauer reagierendem Harn, namentlich wenn er sehr konzentriert ist (bei Fieber, nach starkem Schwitzen, größeren Anstrengungen) oder rasch erkalte, ein reichliches ziegelrotes oder bräunliches Sediment, sog. *Urat* sediment, aus, welches aus amorphem harnsauren Natron besteht und durch Erwärmen des betreffenden Harns sich auflöst und wieder verschwindet. Bei Gicht, Magenkatarrh und andern Krankheitszuständen setzt sich oft ein ziegelrotes krystallinisches Sediment aus reiner Harnsäure ab, in andern Fällen ein Niederschlag aus oxalsaurem Kalk u. dgl. Wenn dagegen der Harn alkalisch reagiert, so setzt sich gewöhnlich ein weißes Sediment, sog. *Phosphat* sediment, ab, dessen Krystalle bei mikroskopischer Betrachtung Ähnlichkeit mit Sargbedeln haben und aus phosphoraurer Ammoniak-Magnesia bestehen. Früher pflegte man jeden sedimentierenden Harn als einen „kritischen“ Harn zu bezeichnen, weil man annahm, daß durch das *H.* der Krankheitsstoff, die sog. *Materia peccans*, aus dem Körper entfernt werde, doch haben neuere Untersuchungen das Irrige und Haltlose dieser Anschauung dargethan.

Harnsperrre, s. unter Blasenlähmung, f. unter Harnblase.

Harnsteine (*Calculi urinarii*, *Urolithi*), eigentümliche steinharte Konkremente von verschiedenartiger Form, Größe und Zusammensetzung, welche sich in den Harnwegen, insbesondere dem Nierenbecken und in der Harnblase bilden und mehr oder minder schwere Krankheitsercheinungen, die sog. *Steinkrankheit*, hervorrufen können. Sie bestehen gewöhnlich aus normalen Harnbestandteilen, die sich unter pathol. Bedingungen um einen kleinen Kern, um ein Klümpchen Schleim, Blut, Eiter oder einen zufällig in die Harnwege geratenen Fremdkörper herum abscheiden und durch weitere allmähliche schichtenweise Auflagerung schließlich ein bald mehr, bald weniger umfangreiches Konkrement bilden. Form, Größe, Bestandteile und Zahl der *H.* sind sehr verschieden. Die meisten *H.* sind rundlich oder eiförmig, manche durch gegenseitige Reibung facettiert, andere höckerig, warzig oder maulbeerförmig; ihre Größe schwankt zwischen der eines Sandkorns (sog. *Harngries*, *arena urinaria*) und der eines Hühnerkies, ja selbst einer Faust; bisweilen ist nur ein Stein, bisweilen eine große Anzahl vorhanden. Ebenso finden sich hinsichtlich der Konsistenz der *H.* die größten Verschiedenheiten; während manche sehr weich sind und leicht zerbröckeln, sind andere außerordentlich hart und schwer zu zertrümmern. Ihrer Textur nach bestehen die *H.* entweder aus einer einzigen gleichartigen Masse oder aus verschiedenen Massen, welche schichtenweise, mehr oder weniger konzentrisch umeinander gelagert sind; so finden sich sehr häufig auf einem aus harnsauren Salzen bestehenden Konkrement phosphorsaure Salze abgelagert und umgekehrt. Ofters enthalten die *H.* einen deutlich unterscheidbaren Kern, in andern Fällen eine kleine Höhlung,

wenn die ursprünglich den Kern bildenden Substanzen (Blutgerinnsel, Schleimklümpchen u. s. w.) eingetrodnet und so verschmunden sind.

Hinsichtlich ihrer chemischen Zusammensetzung unterscheidet man folgende Formen von Harnsteinen: 1) *Urat* steine aus Harnsäure und harnsauren Salzen, rundliche, glatte und harte, auf dem Durchschnitt meist deutlich geschichtete Steine von rein weißer oder rotbrauner bis gelbbrauner Färbung. Die Harnsäure, ein sehr schwer löslicher Körper, welcher durch die Alkalien in Lösung erhalten wird, scheidet sich innerhalb der Harnwege leicht ab, wenn der Harn, wie bei der Gicht, zu viel Säure enthält oder zu konzentriert ist. 2) *Phosphat* steine, bestehen aus phosphoraurer Ammoniak-Magnesia und phosphoraurer Kalk, sind rundlich oder oval, glatt, treibeähnlich leicht und zerreiblich, von weißer Färbung und kommen nächst den vorigen am häufigsten vor. Sie bilden sich am häufigsten bei alkalischer Reaktion des Harns, namentlich bei chronischem Nierenbecken- und Blasenkatarrh. 3) *Oxalat* steine, aus oxalsaurem Kalk, sind außerordentlich hart und schwer, dunkelgrau oder schwärzlich gefärbt und haben meist eine höckerige, selbst stachelige Oberfläche, weshalb man sie auch *Maulbeersteine* nennt; kleinere Oxalatsteine sind meist glatt und von hellerer Färbung (sog. *Hanffamensteine*). Seltener bestehen *H.* aus Cystin, Kanthin oder kohlensaurem Kalk. Häufig kommen Mischformen vor, indem die verschiedenen Schichten eines *H.* durch verschiedene Substanzen gebildet werden; so besteht nicht selten der Kern aus harnsauren Salzen, um welche sich Phosphate als konzentrische Schichten herumlegen.

Über die Ursachen der Steinbildung ist nicht viel Sicheres bekannt. Im allgemeinen läßt sich nur so viel sagen, daß besonders das frühe Kindesalter sowie das höhere Lebensalter zur Konkrementbildung disponiert, daß Männer häufiger an *H.* leiden als Frauen und daß in manchen Familien eine erbliche Anlage zur Steinkrankheit besteht. In manchen Gegenden, namentlich in England, in den Niederlanden, am Rhein, in Rußland, Ungarn und Ägypten, wird die Krankheit ungleich häufiger wie in andern beobachtet, was wahrscheinlich auf klimatische Verhältnisse, auf die Verschiedenheit des Trinkwassers und auf Eigentümlichkeiten der Nahrungsweise zurückzuführen ist; so soll eine stickstoffreiche Nahrung, namentlich der übermäßige Genuß von Fleisch und Käse zur Bildung von Phosphat- und Uratsteinen Veranlassung geben, während eine ausschließliche pflanzliche Kost Steine aus kohlensaurem Kalk und der übermäßige Genuß von Sauerkrautpfaster Steine aus oxalsaurem Kalk erzeugt. Endlich können alle jene Krankheiten der Harnwege, welche mit Harnstauung und Harnzersehung verbunden sind, die Entstehung von *H.* zur Folge haben.

Die Beschwerden, welche *H.* verursachen können, sind je nach ihrem Sitze verschieden. Die Steinbildung kann schon im Nierenbecken erfolgen, oder sie findet erst in der Harnblase statt, und hiernach pflegt man Nierensteine und Blasensteine zu unterscheiden. Die *Nierensteine* (*Calculi renales*) verursachen entweder im Nierenbecken eine sehr schmerzhaft eiterige Entzündung des letztern (*Pyelitis calculosa*), welche sich durch heftige Schmerzen in der Nierengegend, Fieber, Schüttelfröste, sowie durch Blut- und Eiterabgang im Harn zu erkennen

gibt und bei ungünstigem Ausgang Nierenver-eiterung zur Folge haben kann, oder gelangen, wenn sie nicht zu groß sind, in die Harnleiter und von diesen aus in die Harnblase, in welcher sie entweder liegen bleiben oder durch die Harnröhre vollends nach außen entleert werden. Die Entleerung kleinerer griesähnlicher Konkremente kann ohne erheblichere subjektive Erscheinungen erfolgen; größere Nierensteinchen dagegen klemmen sich meist längere oder kürzere Zeit im Harnleiter fest und verursachen dadurch die sog. Stein- oder Nierentoliz, äußerst heftige, anfallsweise auftretende Schmerzen, welche sich von der Nierengegend nach der Blase zu erstrecken, mit hochgradigem Angstgefühl, Schüttelfrost, Ohnmachtsanwandlung und Erbrechen verbunden sind und gewöhnlich wie mit Einem Schläge verschwinden, wenn die eingeklemmten Steinchen nach der Harnblase oder durch die Harnröhre nach außen entleert sind. Gegen die Nierentoliz sind warme Bäder, warme Breiumschläge auf die Nierengegend sowie Opiumpräparate oder Morphin-einspritzungen die Hauptmittel; daneben empfiehlt sich der reichliche Genuß von warmem Wasser oder alkalischen Mineralwässern (Selters, Gms, Vichy, Karlsbad), um durch die vermehrte Harnabsonderung die eingeklemmten Konkremente nach abwärts zu spülen.

Die Blasensteine (Calculi vesicales) bilden sich entweder aus kleinen Nierensteinchen, die aus dem Nierenbecken durch den Harn in die Harnblase gespült wurden und sich in letzterer durch weitere Niederschläge von Harnsalzen allmählich vergrößern, oder sie bilden sich aus dem in der Blase stagnierenden Harn bei chronischem Blasenkatarrh, Harnröhrenverengerungen, Blasenlähmung und andern Zuständen, welche mit Harnstauung und Harnzersehung einhergehen. Die hauptsächlichsten Symptome des Blasensteins sind mehr oder minder heftige Schmerzen in der Blasenegend, welche durch alle Körperbewegungen in aufrechter Stellung, namentlich beim Gehen, Reiten und Fahren vermehrt, durch ruhige Rücken- oder Seitenlage dagegen gemäßigt werden und welche häufig nach den Hoden, den Schenkeln und bis in die Spitze des Penis ausstrahlen, ferner in zeitweiligem Blutharnen und bisweilen in plötzlicher Unterbrechung des Harnstrahls, welche sehr leicht dadurch zu Stande kommt, daß sich ein frei beweglicher Stein gerade vor den Blasenhals legt und so den Anfangsteil der Harnröhre verstopft; ändert der Kranke hierbei plötzlich seine Körperstellung, so geht das Urinieren oft wieder in normaler Weise von statten. Gewöhnlich sind auch mehr oder weniger ausgesprochene Symptome von Blasenkatarrh (s. unter Harnblase) vorhanden. Mit Sicherheit läßt sich aber die Anwesenheit von S. in der Blase nur durch eine sachkundige Untersuchung der letztern mittels einer stählernen Sonde, sog. Steinsonde, erkennen, mit welcher man nicht nur den Stein innerhalb der Harnblase deutlich fühlen, sondern auch beim Berühren desselben einen charakteristischen hellen Klang hervorrufen kann.

Hinsichtlich der Behandlung der Blasensteine ist zu erwähnen, daß es bisher weder durch innere Mittel noch durch chem. Agentien, die direkt in die Blase eingespritzt werden, gelungen ist, größere Blasensteine zu verkleinern oder aufzulösen und daß man aus diesem Grunde gezwungen ist, die Entfernung der letztern auf mechan. Wege zu erstreben.

Man erreicht diesen Zweck auf zweierlei Weise: entweder durch operative Entfernung des Steins aus der von außen eröffneten Harnblase (Steinschnitt, Lithotomie) oder durch mechan. Zertrümmerung des Steins innerhalb der Blase vermittelt kathetersförmiger, sinnreich konstruierter Instrumente und Ausspülen oder Ausziehen der Fragmente durch die Harnröhre (Steinzertrümmerung, Lithotripsie). Ausführlicheres hierüber s. unter Steinoperationen. Steintränke sollen eine einfache gemischte Kost genießen, große Mäßigkeit im Genuß stichstoffreicher und fetter Nahrung (Fleisch, Eier, Käse) und alkoholreicher Getränke beobachten, sich täglich gehörige Bewegungen im Freien machen und durch fleißiges Trinken von gutem Quellwasser die Harnabsonderung vermehren. Gegen die Neigung zur Steinbildung werden gewisse alkalische Quellen (Karlsbad, Vichy, Gms) mit Recht empfohlen.

Harnstoff, $\text{CH}_4\text{N}_2\text{O}$, organische Verbindung, welche einen nie fehlenden Bestandteil des Harns aller Tiere ausmacht, wurde 1773 von Rouelle entdeckt und als *Extractum saponaceum urinae* beschrieben. Im J. 1828 gelang es Wöhler, denselben synthetisch darzustellen. Es war der erste organische Körper, dessen künstliche Darstellung ermöglicht wurde, und mit der Entdeckung dieser Thatsache brach das ganze System der frühern Lehre, welche die Entstehung der in Pflanzen- und Tierkörpern sich findenden Stoffe von der Wirkung einer besondern Kraft, der Lebenskraft, abhängig sein ließ, zusammen. Bald nach Wöhlers Entdeckung folgten ähnliche in rascher Reihenfolge, und hiermit wurde der bis dahin allseitig angenommene prinzipielle Unterschied zwischen anorganischer und organischer Natur hinfällig.

Der S. entsteht im tierischen Organismus als letztes Zerfallsprodukt der in beständiger Abnutzung und ununterbrochener Zersetzung begriffenen Eiweißstoffe. Der Verbrauch der Eiweißstoffe und somit die Bildung des Harnstoffs dauert vom ersten bis zum letzten Atemzuge, bei reichlichster Aufnahme von Nahrung, wie bei völliger Enthaltung von jeglicher Nahrung. Nur mit dem einzigen Unterschied, daß während des Hungerns eine geringe Zersetzung von Eiweißstoffen des Körpers stattfindet und also auch wenig S. in der Zeitinheit ausgeschieden wird, während jede Zufuhr von Eiweißstoffen in der Nahrung die Zersetzung derselben vergrößert und also die Harnstoffausscheidung vermehrt. Die Menge des gebildeten Harnstoffs ist daher ein Maß des Stoffwechsels des Körpers und als solches für physiologische Beobachtungen von höchster Bedeutung, während die Pathologie nicht den früher erwarteten Nutzen aus den Harnstoffbestimmungen ziehen kann.

Der S. wird von den meisten Chemikern als Amid der zweibasigen Kohlensäure $\text{CO}(\text{NH}_2)_2$ betrachtet. Nach Kolbe ist aber dieses Amid noch nicht bekannt, sondern es ist der S. ein diesem isomerer Körper, er ist ein Ammonial, in welchem ein Atom Wasserstoff durch das einwertige Radical der Carbonsäure vertreten ist. Hiernach würde die rationale Formel des S. $(\text{COH}_2\text{N})_2$ N sein.

Man kann den Harnstoff aus Harn gewinnen, doch wird man bei der Darstellung sich immer an die von Wöhler angegebene Methode halten. Nach dieser wird gepulvertes Ferrocyantälium, gelbes Blutlaugensalz, in einer flachen eisernen Pfanne

über freiem Feuer mäßig erhitzt, bis die Gesamtmenge des Kristallwassers entfernt ist. Das noch warme weiße Pulver wird mit seinem gleichen Gewicht fein gepulvertem und vorher scharf getrocknetem Braunstein innig gemischt und in der flachen Pfanne weiter erhitzt. Bei einer bestimmten Temperatur sintert die Masse zusammen und verglimmt zu einer schwarzen Schlacke, welche aus cyanisaurem Kali nebst Eisenoxyd und Manganoxyden besteht. Diese wird gepulvert und in eine konzentrierte Lösung von Ammoniumsulfat (worin eine dem entwässerten Blutlaugensalz gleiche Menge von schwefelsaurem Ammonial enthalten ist) eingetragen. Dabei zerfällt das cyanisaure Kali mit dem schwefelsauren Ammonial zu cyanisaurem Ammonial und schwefelsaurem Kali. Wird diese Lösung von den unlöslichen Metalloxyden abfiltriert und erwärmt, so verwandelt sich das cyanisaure Salz durch die Wärme in den ihm isomeren Harnstoff. Man verdampft die Lösung auf dem Wasserbade zur Trockne und trennt den H. von dem schwefelsauren Kali, indem man den Rückstand mit Alkohol ausläßt, worin das schwefelsaure Kali unlöslich ist. Aus der alkoholischen Lösung scheidet sich der H. in schönen, großen, prismatischen Kristallen beim Erkalten ab.

H. bildet farblose, in Wasser leicht lösliche Kristalle, er ist in kaltem Alkohol weniger leicht, in Äther unlöslich, reagiert neutral, schmilzt bei 120° unzerfällt, bei höherer Temperatur wird er in andere Produkte verwandelt. H. verbindet sich sowohl mit Säuren, wie auch mit basischen Metalloxyden, wie auch mit Salzen.

Harnstrenge oder **Harnzwang** (Stranguria), der häufige und schmerzhafteste Drang zum Urinieren, wobei die Ausleerung des Harns nur unter krampfhaftem Pressen und Schneiden in der Blasegegend, nur sparsam und tropfenweise vor sich geht und häufig auch mit brennenden Empfindungen in der Harnröhre verbunden ist, wird als ein sehr häufiges und lästiges Symptom beim Blasenkatarrh und andern Blasenkrankheiten (s. unter Harnblase) beobachtet, kommt aber auch vorübergehend (als sog. kalte Biß) infolge scharfer und reizender Beschaffenheit des Harns nach dem Genuß von jungem Bier, Most, jungem Wein, sowie nach dem Mißbrauch scharfer harntreibender Mittel vor. Die Behandlung besteht in reizloser Diät, dem reichlichen Genuß von schleimigen Getränken und warmen Umschlägen auf die Blasegegend.

Harnträufeln, s. Harnabfluß, unwillkürlicher.

Harnvergiftung oder **Harnstoffvergiftung** des Blutes (Uraemia) tritt ein, wenn die Absonderung des Harns durch die Nieren unterbrochen wird und dadurch gewisse schädliche Auswurfstoffe, insbesondere der Harnstoff, im Blute zurückgehalten werden, und kommt am häufigsten bei der Bright'schen Nierenkrankheit, bei manchen akuten Infektionskrankheiten und bei der Eklampsie der Gebärenden zur Beobachtung. Die Symptome bestehen außer mehr oder minder vollständiger Harnverhaltung und vorausgegangener Albuminurie (s. d.) in Kopfschmerzen, Schwindel und Angstgefühlen, Erbrechen und Übelkeit, wozu sich meist sehr bald Schlafsucht, Delirien und tiefe Betäubung, allgemeine Krämpfe oder lähmungsartige Zustände gesellen; dabei nehmen der Schweiß und das Erbrochene oft einen deutlich urinösen Geruch an und die

Haut ist nicht selten von einem zarten weißlichen reifähnlichen Beleg von Harnstoff bedeckt. Die H. tritt in den meisten Fällen ziemlich plötzlich ein und führt gewöhnlich nach wenigen Stunden oder Tagen durch Gehirn- oder Lungenlähmung zum Tode; nur leichtere Grade der Krankheit gehen zuweilen in Genesung über. Die Behandlung besteht in Anwendung stark harntreibender und abführender Mittel, Glühwürstchen auf den Kopf und oft wiederholten feuchten Einpackungen des ganzen Körpers.

Harnverhaltung (Ischuria), die Unmöglichkeit, Harn zu lassen, beruht entweder darauf, daß in den Nieren überhaupt kein Harn abgesondert wird, wie das am häufigsten bei der Nierenentzündung und bei der Cholera vorkommt, oder daß die Harnleiter durch Konkremente verstopft oder durch Geschwülste zusammengebrückt sind, oder daß eine Blasenlähmung (s. unter Harnblase) vorhanden ist oder die Harnröhre durch narbige Verengerungen verschlossen und unwegsam gemacht wird. (S. Striktur.) Die H. der alten Männer ist gewöhnlich durch eine krankhafte Vergrößerung der Vorsteherdrüse bedingt, durch welche der Blasenhals und der Anfangsteil der Harnröhre verlegt und verschlossen wird; bei Frauen kann der Druck der schwangeren Gebärmutter auf den Blasenhals mehr oder minder vollständige H. zur Folge haben. Jede längere H. ist als ein bedrohlicher Zustand zu betrachten, der schnelle ärztliche Hilfe erfordert. Die Behandlung hat zunächst für die Entleerung des angesammelten Harns mittelst des eingeführten Katheters (s. d.) oder sonstiger chirurgischer Maßnahmen zu sorgen und sodann, wenn möglich, das vorliegende Grundleiden zu beseitigen.

Harnwege, die der Harnentleerung dienenden Organe (Harnleiter, Harnblase und Harnröhre).

Harnwerkzeuge, s. Harnapparat (s. d.).

Harnwinde (schwarze) ist eine gefürchtete und sehr gefährliche Pferdekrankheit, welche sich durch plötzlich eintretende Lähmung des Hinterteils bei dem erkrankten Tier charakterisiert, außerdem aber dadurch, daß dasselbe einen blutigen, stark eierweißhaltigen Harn ausleert und heftiges Fieber beobachtet läßt. Ursache des Übels ist plötzlich eintretende starke Erkältung, während die Disposition zu der Krankheit durch gewisse diätetische Fehler (Futter, welches Did- und Bollblütigkeit erzeugt) wohl bedingt werden mag. Die Krankheit führt meist zum Tod oder zu unheilbarer Kreuzlähmung. Nach Haubner soll folgende Behandlung noch den besten Erfolg haben. Man gibt dem kranken Tier innerlich eine Latwerge, welche aus 15 g Kampfer, 80 g Salpeter, 400 g Glauberfals, sowie dem nötigen Mehl und Wasser besteht, auf sechsmal in 24 Stunden, wendet außerdem Kaltwasserflößtiere, sowie kalte Umschläge auf das Kreuz und die Lendengegend an, welchen man später spirituelle Einreibungen oder Prieknitzumschläge folgen läßt. Bei zurückbleibender Kreuzlähmung soll ein scharfes Pflaster auf die Lendengegend gelegt und Brechnuß in steigenden Gaben innerlich gegeben werden.

Harnzucker, s. Traubenzucker.

Harnzwang, s. Harnstrenge.

Haro, span. Stadt in Ultrastilien, Provinz Logroño, 50 km im NW. von diesem Orte amphitheatralisch auf zwei Hügeln unterhalb der Ummünderung des Xiron in den Ebro gelegen, Station der Linie Bilbao-Tudela der Spanischen Nordbahn,

jählt (1877) 6447 E., welche geschätzten Rotwein gewinnen. H. war Hauptort einer Grafschaft, nach welcher sich eine berühmte Familie nannte; ein Graf Haro, Premierminister Philipps IV., schloß mit Majarin den Bredan-Frieden.

Haro-Archipel oder **San-Juan-Archipel**, s. unter San-Juan-Frage.

Haroeris, ägypt. Gott, s. Horus.

Sáromföld (d. i. 'drei Stühle', weil aus der Vereinigung der drei Szellerstühle oder Bezirke Sepsi, Rezdö und Orbai entstanden), früher ein Stuhl oder Bezirk der Szeller, seit 1876 Komitat in Ungarn (Siebenbürgen), 3556,33 qkm mit (1880) 125 523 E., nur 35 Seelen auf den Quadratkilometer. Das Gebiet wird von Gebirgen umrandet, die im Innern die schönste und ausgedehnteste Hochebene Siebenbürgens einschließen und meist mit dichten Wäldungen (Nadelholz, Eichen, Buchen) bedeckt sind. Durch die östl. Kette führt der Paß Oltos nach der Moldau, der Bodzapaß in die Walachei. Hauptgewässer ist die Aluta mit der Feteleghy (d. i. Schwarzwasser). Das Klima in der Ebene ist mild, angenehm, dagegen im Gebirge sehr rau. Der Boden im Aluta- und Feteleghythal ist fruchtbar; in den engen Gebirgsthälern, sowie in den Alpen selbst trifft man nur Wäldungen und Bergweiden. Man erzeugt vortrefflichen Weizen, dann Roggen, Gerste, Hafer, Mais, guten Tabak, Obst, Hirse, Flachs, Hanf, Gemüsearten und Hülsenfrüchte; bedeutend ist auch die Viehwirtschaft. Der Erwerb bedt im allgemeinen nicht das Bedürfnis, weshalb jährlich zahlreiche Arbeiter nach Rumänien wandern; die meisten kehren im Winter wieder zurück. Die Bevölkerung sind Magyaren (Szeller, 83,5 Proz.) und Rumänen (12,5 Proz.), dem Bekenntnis nach Reformierte (40,5 Proz.), Katholiken (34,7 Proz.), Griechen und Orientalen (17 Proz.).

Harpago (lat.), Raubhaken oder Haken, um etwas an sich oder niederzureißen, von Plautus in übertragenem Sinne für einen räuberischen Menschen gebraucht; daher in Molières Lustspiel «L'Avare» Harpagon der seitdem sprichwörtlich gewordene Name des Geizigen.

Harpagos, ein Verwandter und Günstling des med. Königs Astyages, erhielt von diesem, wie Herodot erzählt, den Befehl, den jungen Cyrus zu töten, übergab aber den Knaben einem Hirten, der ihn aufzog. Nachdem der Ungehorfame des H. bekannt geworden war, ließ Astyages ihm zur Strafe das Fleisch des eigenen Sohns als Speise vorsetzen. Aus Rache verband sich 559 v. Chr. H. mit Cyrus zum Sturz des Astyages und unterwarf nach Zerstörung des lydischen Reichs (548) auch die griech. Städte in Kleinasien der Herrschaft der Achämeniden. — Ein zweiter H. erscheint 494 v. Chr. in Kleinasien als Feldherr des ersten Darius. — Ein dritter H. war in der ersten Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. pers. Statthalter in Lydien, wo sein Grab als das schönste Denkmal der lydischen Kunst sich erhalten hat.

Harpalos, ein Macebonier, Jugendfreund Alexanders d. Gr., welcher ihm bei seinen Feldzügen die Verwaltung der Kriegskasse und nach Eroberung Persiens die Verwaltung des Reichsschatzes zu Ecbatana anvertraute. Bei Alexanders Rückkehr aus dem ind. Feldzug (325 v. Chr.) floh H. mit 5000 Talenten nach Athen, wo er sich durch seine Freigebigkeit die Volksgunst erwarb. Als die Macebonier seine Auslieferung verlangten, ließen

ihn die Athener nach Areta entkommen, wo er halb ermordet wurde. Vorher hatte H. 700 Talente in die Schatzkammer Athens deponiert; als bei der Auslieferung dieser Summe an die Macebonier die Hälfte fehlte, wurden mehrere angesehenen Athener der Veruntreuung beschuldigt und unter andern auch Demosthenes verurteilt.

Harpax (lat., «räuberisch») gebräuchlich zur Bezeichnung eines geizigen, habgierigen Menschen.

Harper, hervorragende Buchhändler- und Buchdruckerfamilie in Amerila. Die Begründer der Firma «Harper and Brothers» sind die beiden zu Newtown in Long-Island geborenen Brüder: James H. (geb. 13. April 1795, gest. 27. März 1869) und John H. (geb. 22. Jan. 1797, gest. 22. April 1875), denen sich 1823 und 1826 die Brüder Joseph Wesley H. (geb. 25. Dez. 1801, gest. 14. Febr. 1870) und Fletcher H. (geb. 31. Jan. 1806, gest. 29. März 1877) anschlossen. Im J. 1817 wurde in Neuyork die Buchdruckerei unter der ursprünglichen Firma «J. u. J. Harper» mit bescheidenen Mitteln begründet. Bald ward auch Verlag für eigene Rechnung gedruckt; energische Geschäftsführung und glückliche Benutzung aller neuen Erfindungen auf dem Gebiete der Typographie verschafften der Firma binnen kurzen großes Ansehen und ungewöhnliche Erfolge. Im J. 1830 begannen die H. die Stereotypie in Anwendung zu bringen und Holzschnitte als Illustrationen zu verwenden. Zu ihren bekanntesten Unternehmungen gehören die «Library of select novels», mehrer hundert Bände umfassend und die Werte fast aller hervorragenden engl. Romanchriftsteller enthaltend, sowie die «Select library of valuable standard literature». Das 1850 begonnene «H.'s New Monthly Magazine», sowie das 1857 begründete «Weekly Journal of civilization», denen sich 1867 der «Bazar» anschloß, gehören zu den verbreitetsten Zeitschriften Amerilas. Am 10. Dez. 1853 ward das große, aus neun Häusern bestehende H.'sche Stablflement ein Raub der Flammen. Bald wurde ein großartiger Neubau errichtet und das Geschäft ist in stetem Aufschwunge begriffen. An der Spitze stehen gegenwärtig die Söhne der verstorbenen Gründer: Philipp J. A. Harper, Fletcher Harper, Joseph W. Harper, John W. Harper, Joseph A. Harper, J. Henry Harper.

Harpers-Ferry, Städtchen in Jefferson County im ameril. Staate Westvirginien an der Mündung des Shenandoah in den Potomac, liegt 80 km nordwestlich von Washington in einer durch ihre Naturschönheiten berühmten Gegend. Beide Flüsse brechen sich hier ihren Weg durch die sog. Blue Ridge. Eine schöne, 300 m lange Brücke führt von dem marylander Ufer über den Potomac und teilt sich auf dem virgin. Ufer in zwei Teile. H. ist eine Hauptstation an der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn, in welche hier zugleich die Winchester- und Potomac-Eisenbahn mündet. Der Ort, welcher 1880 etwa 3000 E. zählte, hatte vor dem Bürgerkriege ein Arsenal und Waffenfabriken, die zu den größern in den Vereinigten Staaten gehörten. John Brown (s. d.) suchte sich ihrer 1859 zu bemächtigen, um die Neger zu bewaffnen, und ward hier gefangen genommen. Während des Bürgerkriegs bildete H. wegen seiner das Shenandoahthal und den Potomac beherrschenden Lage häufig den Streitpunkt beider Parteien. Am 18. April 1861 nahmen die Konföderierten die

Stadt und plünderten das Arsenal, mußten jedoch bald wieder abziehen. Nördlich von H. fällt der durch die Schlacht vom 17. Sept. 1862 bekannt gewordene Antietam (s. d.) in den Potomac. Kurz vor dieser Schlacht nahm der konföderierte General Jackson die 12000 Mann starke Garnison von H. gefangen, nach der Schlacht zog sich General Lee über H. nach dem Shenandoaththal zurück. Im J. 1863 folgte General Meade nach der Schlacht bei Gettysburg im Juli über H. dem Heere Lees nach Virginien.

Harpokrates, s. Horus.

Harpokration (Valerius), ein alexandrinischer Grammatiker, der wahrscheinlich im 2. Jahrh. n. Chr. lebte, verfaßte ein für das Verständnis der attischen Gerichtssprache, sowie das attische Staats- und Gerichtsweisen selbst überaus brauchbares Wörterbuch zu den zehn attischen Rednern, *«Lexicon decem oratorum Graecorum»*, welches am besten von J. Gronov (Leid. 1696; neue Ausg. von W. Dindorf, 2 Bde., Lpz. 1824), J. Bekker (Berl. 1833) und W. Dindorf (2 Bde., Df. 1855) herausgegeben wurde. Vgl. Boysen, *«De Harpokrationis lexi conitibus»* (Riel 1876).

Harpune, das beim Walfischfange gebrauchte, wie ein Pfeil gestaltete, vorn mit Widerhaken versehene, 60 bis 90 cm lange Eisen, an dessen oberem Ende sich als Handgriff ein 1,5 bis 1,8 m langer Schaft und daneben in einem Ringe die Walfischleine befindet. (S. beistehende Figur.) Der Harpunierer bedient sich dieses Speers zum Anstecken des Walfisches; kleinere H. werden zur Jagd auf Delfine benutzt. In neuerer Zeit werden von den Walfischfängern sehr häufig die H. aus eigens dafür konstruierten kleinen Geschützen geschossen. Der Harpunierer gehört zu den Unteroffizieren des Schiffs, und von seiner Geschicklichkeit hängt hauptsächlich der Erfolg der Jagd ab. Da der Walfisch schlecht hört, aber sehr gut sieht, kommt es darauf an, sich ihm mit dem Boot stets



von hinten zu nähern und ihn vom Schwanzende aus zu harpunieren.

Harpynien hießen bei den Griechen (und hernach bei den Römern) mythische Wesen von räuberischer Natur, welche ursprünglich Personifikationen stürmischer Winde waren. In der Ilias, nach welcher die H. Podarge von Phepros die windschnellen Rosse Achills gebiert, heißt es von ihnen, daß sie Sterbliche zu den Erinyen entrafen. Nach Hesiod, bei dem sie Alko und Otypete heißen, sind sie Töchter des Thaumas und der Elektra, Schwestern der Iris, geschäftig und schneller wie der Wind. In der Geschichte des Phineus erscheinen sie als grauenerregende Wesen, welche die Speisen desselben rauben oder beschmutzen, ein Bild der Verwüstungen, die die Winde anrichten. Virgil, bei dem die eine der H. Celaeno heißt, setzt ihre Wohnung auf die Strophadischen Inseln, bis wohin sie nach Apollodor die Söhne des Boreas verfolgt hatten, in einer andern Stelle an den Eingang der Unterwelt. Die H. werden gewöhnlich als geflügelte Frauen geschildert und darge-

stellt. Virgil beschreibt sie als Vögel mit fahlen Menschengesichtern. Derartige, aber nicht so grauenhaft wie bei Virgil aufgefaßte Wesen erscheinen an einem lyrischen Grabdenkmal, dem sog. Harpyienmonument von Xanthos im Britischen Museum. Dieselben haben in den Armen Kindern ähnliche Wesen, welche die Seelen oder Schatten Verstorbener darzustellen scheinen. (S. Tafel: Bildnerei II, Fig. 2.) Doch ist es ungewiß, ob man diesen Wesen den Namen H. mit Recht gegeben hat. **Harr.**, bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Moses Harris (Entomolog).

Harra oder **Harraß**, eine steinige Wüste auf der Grenze Syriens gegen Arabien, an der Ostseite des Gebirges Hauran, vier Tagereisen im SO. von Damascus. Der Boden ist völlig mit basaltischen Steinblöcken bedeckt, von denen viele grob eingetragene Zeichen enthalten, die den himjaritischen Inschriften ähneln. Das Wort H. bezeichnet im Arabischen einen mit Schlacken und Steinen, die durch Feuer geschwärzt sind, bedeckten Landstrich.

Harraß, eins der ältesten Geschlechter Österreichs, welches 1616 in den Grafenstand, 1627 in Karl von H., dem Liebling Kaiser Ferdinands II., in den Reichsgrafenstand erhoben wurde und, jedoch nur als Personalist, sich auf der schwäb. Grafenbank erhielt, weshalb ihm auch 1841 durch die kais. Hofkanzlei der Titel Erlaucht zuerkannt worden ist. — Der älteste Sohn des Grafen Karl, Ernst Albrecht von H., geb. 4. Nov. 1598, gest. 26. Okt. 1667, war Kardinal und Erzbischof, erst zu Prag, dann zu Trient, und machte sich in der Geschichte der böhm. Unruhen bekannt. Von seinen Brüdern stiftete der ältere, Karl Leonhard, die Linie Rohrau, der jüngere, Otto Friedrich, die Linie zu Brud (an der Leitha). Der Linie Brud, die unter ihren Gliedern mehrere ausgezeichnete Persönlichkeiten zählt, gehört an Ferdinand Bonaventura von H., geb. 14. Juli 1637, gest. 15. Juni 1706, der sich als Gesandter am span. Hofe zur Zeit des Erbfolgekriegs vergebens bemühte, die Succession der österr. Linie des Hauses Habsburg durchzusetzen und *«Mémoires et négociations secrètes»* (2 Bde., Haag 1720) hinterließ. (Vgl. Goedeke, *«Politik Österreichs in der span. Erbfolgefrage»*, 1. u. 2. Bd., mit H. S. Depesch, Lpz. 1877.) — Der eine seiner Söhne, Franz Anton von H., geb. 4. Okt. 1665, wurde 1709 Erzbischof von Salzburg, resignierte aber sehr bald und starb 18. Juli 1727; ein anderer, Johann Joseph Philipp von H., geb. 22. Okt. 1678, wurde 1723 Generalfeldmarschall, später Präsident des Hofkriegsrats und starb 8. Aug. 1764. Der dritte Sohn, Alois Ludwig Thomas Raymond von H., geb. 7. März 1669, trat als Gesandter an des Vaters Stelle, richtete jedoch noch weniger als dieser aus und verließ Madrid im Jan. 1701. Er wurde 1728 Bischof von Neapel, 1733 Konferenzminister und starb 7. Nov. 1742.

Ein Urenkel des letztgenannten war der Graf Karl Borromäus von H., geb. 11. Mai 1761. Derselbe widmete sich zu Wien dem Studium der Rechte und nebenbei der Heilkunde, und erregte durch seinen lebhaften Geist namentlich die Aufmerksamkeit Josephs II. Nach dieses Kaisers Tode legte er sein Amt als Regierungsrat in Prag nieder und ging auf Reisen, um sich ganz seinem Lieblingsfache, der Arzneiwissenschaft, zu widmen.

Nachdem er die mediz. Doktormürde erlangt, übte er 25 Jahre lang in Wien unentgeltlich die Heilkunde aus und war ein Freund und Tröster aller Dürftigen. Angezogen von seinen Kenntnissen, seiner freisinnigen Denkart und seinem laienlichen Wize, fanden alle berühmten Reisenden und Gelehrten in seinem Hause eine gastliche Aufnahme. Er starb zu Wien 19. Okt. 1829. — Sein älterer Bruder, Graf Johann Nepomuk Ernst von H., geb. 17. Mai 1756, gest. 11. April 1829, seit 1779 Regierungsrat, seit 1786 Wirkl. Reichshofrat unter Kaiser Joseph, machte sich als Freund von Kunst und Wissenschaft, sowie als Förderer der Künste und Eisenindustrie auf seinen Gütern verdient.

Ein jüngerer der Brüder, Graf Ernst Christoph von H. (gest. 14. Dez. 1838), war der Vater des seitherigen Hauptes der Bruder Linie, des Grafen Franz Ernst von H., welcher 18. Dez. 1799 geboren wurde, seit 1861 Oberst-Erblandtsallmeister in Österreich ob und unter der Enns und erblicher Reichsrat, sowie wiederholt Mitglied des böhm. Landtags war, zur Partei des oppositionellen Feudaladels gehörte und 26. Febr. 1884 in Nizza starb. — Sein ältester Sohn, Graf Franz Nepomuk, geb. 2. Nov. 1828, gegenwärtiges Haupt der jüngeren (Brüder) Linie, ist ein eifriger Anhänger der Czechen. — Graf Ferdinand von H., der jüngste der Brüder des Karl Vorromäus, geb. 17. März 1763, vermählte sich 1795 mit Christiane, geb. Freiin Rasfky (gest. 1830), und 1833 zum zweiten mal mit Marianne Saueremann (geb. 15. Dez. 1800, gest. 28. Aug. 1879). Derselbe hielt sich früher in Meissen auf und lebte später in Dresden, wo er 5. Dez. 1841 starb. Seine Tochter erster Ehe, Gräfin Auguste von H., geb. 30. Aug. 1800, lernte in Treplich der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., kennen, der sie zur Fürstin von Liegnitz erhob und sich zu Charlottenburg 9. Nov. 1824 morganatisch mit ihr vermählte. Später wurde ihr auch die Würde einer Gräfin von Hohenzollern verliehen. Sie starb 5. Juni 1873 zu Homburg. Ein Neffe derselben, Graf Ferdinand von H. (f. d.), geb. 27. Febr. 1832, hat sich als Maler rühmlichst bekannt gemacht. — Jegliches Haupt der älteren (Hofrauer) Linie des Hauses ist Graf Anton von H., geb. 16. Juni 1815, Erblandtsallmeister im Erzherzogtum Österreich.

Harrach (Ferd., Graf), Maler, geb. zu Rosnachau in Schlesien 27. Juli 1832, in Berlin gebildet, anfangs aber mit ökonomischen und volkswirtschaftlichen Studien beschäftigt, fasste in Italien lebhafteste Reigung zur Malerei, zu deren Erlernung er die Akademien in Düsseldorf und Weimar besuchte. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege, an dem er teilnahm, begab er sich zum zweiten mal nach Italien, von wo er nach Berlin zurückkehrte. Seine Gemälde sind teils landschaftlichen Charakters, teils Historienbilder mit größerm landschaftlichen Hintergrund, wie Kaiser Heinrich der Finkler oder Max auf der Martinswand. Andere Arbeiten behandeln Vorgänge aus dem Kriege von 1870 und 1871. H. ist Mitglied der Berliner Akademie.

Harrachband, f. unter Bandfabrikation.

Harriers-Wippen (Luise), deutsche Sängerin, geb. 28. Febr. 1836 zu Hilbesheim, wurde im Kloster zu Duderstadt erzogen, von Franziska Cornet im Gesang unterrichtet und begann ihre theatralische Laufbahn 1857 als Agathe und Alice am Hoftheater zu Berlin, wo sie bis 1871 blieb. Dann

führte die Diphtheritis ein Leiden ihres Organs herbei, das sie zwang, der Bühne zu entsagen, und dem sie 5. Okt. 1878 zu Görbersdorf in Schlesien erlag. Partien lyrischen Charakters gelangen ihr am besten. Seit 1869 war sie mit dem Barometer Harriers vermählt.

Harries (Heinr.), der Verfasser von „Heil der im Siegertranz“ (f. d.).

Harring (Harro Paul), radikaler polit. Schriftsteller und Dichter, geb. 28. Aug. 1798 zu Jernsdorf bei Husum, erhielt nach dürftigem Jugendunterricht eine Anstellung beim Zollwesen. Später widmete er sich in Kopenhagen der Malerei und besuchte 1819 die Akademie der Künste in Dresden. Als erste poetische Versuche erschienen von ihm „Blüten der Jugendjahre“ (Schlesw. 1821) und „Dichtungen“ (Schlesw. 1821). Sein Unabhängigkeitssinn führte ihn 1820 nach Wien und immer mehr in ein abenteuerlich bewegtes Leben, das er in „Rhonghar Narr, Fahrten eines Friesen in Bismarck, Deutschland, Ungarn u. s. w.“ (4 Bde., Rasth. 1828) schilderte. Nachdem er wieder einige Zeit in Kopenhagen gelebt, ging er mit andern Philhellenen über Marseille nach Griechenland, bald jedoch nach Rom. Später ließ er in Deutschland „Der Pole“ (3 Bde., Bayreuth 1831) und in vielgelesenen „Memoiren über Polen unter ref. Herrschaft“ (2 Bde., Rasth. 1831) erscheinen. Zu ihm der Aufenthalt in Sachsen und Bayern nicht gestattet wurde, wandte er sich nach Strassburg, wo er die Zeitschrift „Das konstitutionelle Deutschland“ herausgab. Später ging H. in die Schweiz, wo er als Teilnehmer am Savoyerkuge und an polit. Verbindungen 1836 in Bern verhaftet und mit andern nach England abgeführt wurde. H. begab sich hierauf nach Helgoland, doch ließ ihn 1839 der Gouverneur nach England bringen. Nachdem er einige Zeit auf Jersey gelebt, kam er im Mai 1839 wieder nach Helgoland. Abermals verhaftet und auf ein engl. Schiff gebracht, sprang er ins Meer und ward von einem franz. Schiff aufgenommen. Die folgenden Jahre lebte H. in England, Nordamerika und in Brasilien. Er ging 1849 nach Norwegen, wurde hier aber im Mai 1850 wegen revolutionärer Umtriebe ausgewiesen. Hierauf lebte er als Mitglied des europ. demokratischen Centralkomitee wieder in London, wohin er auch 1856, nachdem er einige Zeit in Harburg verhaftet gewesen, zurückkehrte. H. endete durch Selbstmord 25. Mai 1870 auf der Insel Jersey. Für seinen besten Roman gilt „Dolores. Ein Charaktergemälde aus Südamerika“ (4 Bde., Bas. 1858—59). Auch hat er mehrere Dramen veröffentlicht.

Harrington (James), engl. politischer Schriftsteller, geb. 1611 zu Upton in der Grafschaft Northampton, studierte zu Oxford, machte in der Folge weite Reisen und schloß sich nach seiner Rückkehr der Volkspartei an. Dessenungeachtet wurde er von Karl I. zum Kammerjunker ernannt, lebte nach dessen Hinrichtung in der Zurückgezogenheit und schrieb sein berühmtes polit. Werk „Oceana“ (Lond. 1656), eine Art von Staatsroman oder Utopien, welches er Cromwell zueignete. Unter Karl II. als Revolutionär 1661 verhaftet, wurde er zum des Hochverrats nicht schuldig befunden, aber auf der Insel St. Nicholas bei Plymouth längere Zeit gefangen gehalten. Er starb in London 11. Sept. 1677. Die beste Ausgabe seiner Schriften besorgte Holliis (Lond. 1771).

Sir John H., Dichter aus der Zeit der Elisabeth und Kate dieser Königin, geb. 1561, überfetzte den «Orlando Furioso» ins Englische (1591) und schrieb das Gedicht «Metamorphosis of Ajax» (Lond. 1596; neue Ausg., Chiswick 1814) und die berühmten «Epigrams» (Lond. 1615). Er starb 1612. Viele von seinen Schriften, sowie die seines Vaters, John H. (geb. 1534, gest. 1582), sind in den «Nugae antiquae» (3 Bde. Lond. 1769—79; 3. Aufl. 1804) enthalten. [(S. unter Hebriden.)]

Harris, der südl. Teil der Hebrideninsel Lewis.
Harris (James und James Howard), Grafen von Malmesbury (s. d.).

Harris (James), engl. Sprachforscher und Kritiker, geb. 20. Juli 1709 zu Salisbury, ein Neffe des Lord Shaftesbury, studierte zu Oxford und dann die Rechtswissenschaft in Lincoln's-Inn zu London. Nach dem Tode seines Vaters in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt, gab er die jurist. Studien auf und widmete sich der klassischen Litteratur. Seiner ersten Schrift «Three treatises, the first concerning art, the second concerning music, painting and poetry, the third concerning happiness» (Lond. 1744; deutsch, Halle 1780) folgte die philos. Sprachlehre «Hermes, or a philosophical inquiry concerning universal grammar» (Lond. 1751; 5. Aufl. 1806; deutsch von Ewerbed, Halle 1788). Von 1761 bis zu seinem Tode war er Parlamentsmitglied für den Fleden Christchurch. Er wurde 1762 Lord der Admiralität und 1763 Lord der Schatzkammer, legte aber 1765 diese Stelle nieder, ward 1774 Sekretär der Königin und starb 22. Dez. 1780. Nach seinem Tode erschienen seine «Philological inquiries» (2 Bde., Lond. 1781; deutsch von Jenisch, Berl. 1789), welche eine Geschichte der Kritik und Betrachtungen über den Geschmack in der Litteratur älterer und neuerer Zeit, besonders des Mittelalters enthalten. Eine Gesamtausgabe seiner Werke besorgte sein Sohn, Lord Malmesbury (2 Bde., Lond. 1801; 5 Bde., 1808).

Harrisburg, Hauptstadt des nordamerik. Staates Pennsylvanien, im County Dauphin, liegt am linken Ufer des Susquehanna in fruchtbarer, schöner Gegend, 152 km im WNW. von Philadelphia, und zählte 1850 erst 7884, 1880 aber 30 762 E. Es kreuzen sich hier sieben Eisenbahnen, von welchen die Pennsylvania-Centralbahn die bedeutendste ist. Unter den öffentlichen Gebäuden sind das Kapitol, 1819—22 erbaut, und das Staatsirrenhaus die nennenswertesten. Über den Susquehanna führen zwei schöne Brücken. Begründet wurde H. von einem Engländer John Harris 1783 und hieß zuerst Harris Ferry; später wurde es eine Zeit lang zu Ehren Ludwigs XVI. Louisburg genannt, seit 1791 aber führt es seinen gegenwärtigen Namen.

Harrison (Frederic), engl. Jurist und Sozialpolitiker, geb. 18. Okt. 1831 in London, studierte in Oxford und in Lincoln's-Inn zu London die Rechte und wurde 1859 an die Barre berufen. In den J. 1869—70 fungierte er als Sekretär der königl. Kommission für die Cobification der Gesehe und wurde 1877 zum Professor der Jurisprudenz und des Völkerrechts in Lincoln's-Inn ernannt. Als Autorität in Betreff der Zustände der arbeitenden Klassen sah er 1867—69 in der königl. Kommission für Arbeiterassoziationen und hatte Anteil an der Begründung des Working Men's und des Working Women's College in London. Im J. 1870 war er

einer der Begründer der engl. Gesellschaft der Positivisten, deren Ideen er seitdem in zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften bekräftigte. Von ihm erschienen: «Order and progress» (Lond. 1874), «Social statics, or the abstract theory of human order» (1876), eine Übersetzung des zweiten Bandes von Comtes «Philosophie positive» und «The present and the future; a positivist address» (1880).

Harrison (John), der Erfinder der Seeuhren, wurde 1698 zu Foulby in der Grafschaft York geboren und lernte bei seinem Vater als Zimmermann. Die große Unvollkommenheit der Uhren lenkte sein mechan. Talent darauf, 1726 ein neues Pendel zu erfinden. Nachdem er es mit dem besten Erfolge bei zwei fast ganz aus Holz verfertigten Uhren angewendet hatte, arbeitete er nun ununterbrochen an der Verbesserung seiner Erfindung und der Uhren überhaupt und brachte 1736 eine Seeuhr zu Stande, wofür er die auf die nützliche Erfindung ausgesetzte Copleysche Medaille erhielt. Eine zweite, noch genauer von ihm gearbeitete Uhr erprobte sich auf Byrons Reise um die Welt 1764—66. H. starb 24. März 1776. Er schrieb «Description containing such mechanism as will afford a true mensuration of time» (Lond. 1759).

Harrison (William Henry), neunter Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, geb. 9. Febr. 1773 in Berkeley, Charles County, im Staate Virginien, war der Sohn Benjamin H.s, eines der Unterzeichner der amerik. Unabhängigkeitserklärung, und wurde im Hampden-Sydney-Collegium erzogen. Früh verwaisst und ohne Vermögen, trat er 1792 als Offizier in das Heer ein, welches der General Wayne gegen die Indianer an die nordwestl. Grenze der Union führte. Er nahm 1797 als Hauptmann seine Entlassung, wurde aber sogleich zum Vizegouverneur von Indiana ernannt. Als Abgeordneter dieses Gebiets im Kongress der Union setzte er das Gesetz in Betreff der Veräußerung der Bundesländereien in kleinen Parzellen durch, dem der Westen seinen blühenden Anbau verdankt. In dem 1811 gegen die Indianer unternommenen Kriege, der alsbald auch einen Kampf gegen die Engländer in Canada nach sich zog, gewann H. als Befehlshaber des Bundesheeres das entscheidende Treffen bei Tippecanoe 5. Nov. 1811 und eroberte mehrere von den Briten genommene feste Plätze. Endlich brang er, nachdem Perry die Seemacht der Briten 10. Sept. 1813 auf dem Eriesee vernichtet, in Obercanada ein, wo er 5. Okt. gegen den General Proctor das Treffen an der Themse gewann, womit dem Kampfe in diesen Gegenden ein Ende gemacht war. Hierauf eilte er an die Grenze von Niedercanada, mußte aber bald den Oberbefehl mit einem Kommando im Innern der Union vertauschen. Im April 1814 zog sich H. ins Privatleben zurück. Als Mitglied des Kongresses sprach er (1816—19) vergebens für eine bessere Einrichtung der Miliz. Er wurde 1824 zum Vereinigten-Staaten-Senator erwählt und 1828 von Adams zum Gesandten in Columbia ernannt, jedoch schon 1829 von Jackson zurückgerufen. Arm und mittellos, kesselte H. seitdem, um seine zahlreiche Familie zu ernähren, die Stelle als Schreiber des Kreisgerichts in North-Bend am Ohio, die ihm seine Freunde verschafft hatten. Was die Whigpartei schon 1836 vergebens für ihn versucht hatte, gelang ihr 1840. An van Burens Stelle wurde er zum Präsidenten der Vereinigten Staaten

für die Periode von 1841 bis 1845 erwählt. Doch schon 4. April 1841 ging er mit Tode ab, der erste Präsident der Union, der während seines Amtstermins starb. An seiner Statt übernahm die Regierung der Vizepräsident John Tyler.

Harrisons Gliederkessel, s. unter Dampf-kessel, Bd. IV, S. 812^b.

Harrodsburg, die älteste Stadt im nord-amerik. Staate Kentucky und Hauptstadt des County Mercer, liegt an einem Arme des Salzflusses, 48 km südlich von der Staatshauptstadt Frankfort und zählt (1880) 2202 E. Auf einem Hügel erbaut und in lieblicher Gegend gelegen, bildete H. namentlich zur Zeit der Blüte der Sklavenhalter zugleich durch seine Mineralquellen einen sehr besuchten fashionalen westl. Badeort, der jetzt nur noch von wirklichen Kranken benutzt wird.

Harrogate oder **Harrowgate**, der besuchteste Badeort Nordenglands, im Westriding der Grafschaft York, an der Eisenbahn, 32 km im NW. von York, in schöner und gesunder Gegend gelegen, gleich weit von der Ost- und Westküste, besteht aus Ober- und Nieder-H., zählt (1881) 9482 E. und hat vier Kirchen, ein College, eine Kostschule für junge Leute, ein Krankenhaus, ein Handwerkerinstitut, zahlreiche Hotels und eine Badeanstalt mit musterhaften Einrichtungen. Die acht Mineralquellen sind mannigfaltiger, meist auflösender Art, sehr starke Schwefel- und salinische Eisenquellen, reine und erdige Eisenquellen. Während der Badeaison finden sich hier an 12000 Kurgäste zusammen. Auf dem benachbarten Harlombügel steht ein Turm mit ausgezeichnete Fernsicht. Vgl. Grainge, *«The history and topography of H.»* (Lond. 1882).

Harrow-on-the-Hill, Dorf in der engl. Grafschaft Middlesex, 16 km im NW. von London, Station des London and North Western Railway, liegt auf einem 61 m hohen Hügel, auf dessen höchstem Punkte die weit sichtbare Marienkirche steht. Berühmt ist der Ort, welcher (1881) 5551 E. zählt, wegen der 1571 durch John Lyon errichteten Schule, die aber erst 1611 eröffnet wurde. Unterricht und Disziplin sind der von Eton nachgebildet.

Harrur, s. Samam.

Harsch (oder **Harst**), in schweiz. Mundart soviel wie Schar, Haufe und speziell Vortrab eines Heeres, der sich der sog. Harschhörner (Harsthörner) bediente, um zum Angriff zu blasen.

Harßdorfer (Georg Phil.), deutscher Gelehrter und Dichter, geb. 1. Nov. 1607, stammte aus einer vornehmen Patricierfamilie in Nürnberg, studierte zu Altdorf und Straßburg, war lange Zeit auf Reisen in Holland, England, Frankreich und Italien und erwarb sich dadurch viele Sprachkenntnisse. Seine deutschen und lat. Schriften geschichtlichen, belletristischen und andern Inhalts, unter denen namentlich der *«Poetische Trichter»* (3 Bde., Nürnberg. 1648–53) zu erwähnen, füllen gegen 50 Bände. H. war aber weder ein gründlicher Gelehrter, noch ein wahrhaft dichterischer Geist. Mehrere seiner Lieber finden sich in den von ihm herausgegebenen *«Frauenzimmergesprächspielen»* (8 Bde., 1641; neue Aufl., Nürnberg. 1642–49), einer Art dialogisierter Encyclopädie. Mit seinem Freunde und poetischen Genossen Joh. Mai oder Clajus stiftete er 1644 zu Nürnberg den Begniborden (s. d.). Er starb als Mitglied des Rats zu Nürnberg 22. Sept. 1658. Eine Auswahl seiner Gedichte enthält Müllers *«Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.»* (Bd. 9).

Harst, s. Harst.

Hart, in seiner Abstammung mit Haar (Höhe, Berg) zusammenfallend, bezeichnet im Althochdeutschen und noch im Mittelalter: Berg, Wald, Waldgebirge, wurde von alter Zeit her in Ortsnamen viel verwendet und hat sich in der Bedeutung *«Wald»* noch in Dörfern der Rhön und in Tirol erhalten, dort als Femininum, hier als Masculinum gebraucht. Im Waldeischen ist H. noch der Name vieler Berge. In den *«Weistümern»* wird der Schwarzwald als das Harb bezeichnet. In der Bedeutung *«Waldgebirge»* hat sich H. und Haar noch in zahlreichen Verbindungen erhalten, wie Haarstrang, Manhartzberg, Rothhaargebirge, Speisart u. s. w. Auch der Harz hieß im Mittelalter noch H. Das pfälzer Gebirge, die Harbt, Haart oder Harb (auch der Harb), wird in alten Urkunden fast stets H. geschrieben. (S. Harbt.)

Hart (James), Landschaftsmaler, geb. 1828 zu Rilmarnod in Schottland, genoss den Unterricht Schirmers in Düsseldorf und ließ sich 1856 in Neugott nieder. Seine bekanntesten Gemälde sind: das heimkehrende Vieh, Mondaufgang im Adirondackgebirge, die friedliche Heimat (1872), der Obstkarten, unter Freunden (1876), Sommer in Dethire (1878) u. s. w.

Hart (Salomon Alexander), engl. Historienmaler, geb. zu Plymouth im April 1806, von jüd. Abkunft, besuchte die Akademie in London. Zu seinen ersten Bildern, welche Beifall ernteten, gehören: der Unterricht aus der Thora und die poln. Synagoge. H. entwickelte frühzeitig eine solche Vielseitigkeit, daß er neben der Technik auch die Miniaturmalerei, die graphischen Techniken u. a. eifrig betrieb. Seine histor. Stoffe entnahm er meist der Geschichte seines Vaterlandes, so die Katholikerkommunion im 16. Jahrh., König Heinrich I. hört die Nachricht von dem Schiffsbruch seines Sohnes, Thomas Morus vom Vater segnet, Isaac von York in dem Turm von Front de Boeuf. Seit 1841 lebte er in Italien. Die meisten seiner dort komponierten Werke feiern Szenen des röm. Kultus oder stellen kirchliche Momente (so das Opfer an die heil. Jungfrau), auch Baulichkeiten Italiens vor. Heimgelehrt, übernahm er 1854 eine Professur an der londoner Akademie. Zu seinen späteren Werken gehören: Rafael von Julius II. aufgenommen, Milton bei Galilei im Kerker; auch Landschaften hat er gefertigt. H. starb in London 12. Juni 1881.

Hart (William), engl. Landschaftsmaler, Bruder von James H., geb. 1822 zu Paisley in Schottland, kam 1831 nach Albany (im Staate Newyork), 1853 nach Newyork. H. hat sich als Autodidakt nach der großartigen schott. Natur gebildet. H. s. bedeutendste Gemälde sind: die Kinder am Flusse, die Wälder von Maine, Gegend in Newjersey, die Heimkehr aus der Mühle, der nebelige Morgen, die Furt. Die Staffage ist stets geistreich gewählt, die Charakteristik der Landschaft vortrefflich. Der Künstler, auch als Aquarellist tüchtig, ist Präsident der Akademie in Brooklyn und der Gesellschaft der Aquarellmaler.

Hart, bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für J. D. W. Hartmann (Naturforscher, Maler und Kupferstecher zu St. Gallen) oder für Friedr. Hartmann (Oberarzt in Göppingen).

Hartau, Dorf bei Salzbrunn (s. d.).

Hartberg, Stadt im östl. Teile der Steiermark, im Hügellande an der Südseite der Centralalpen,

Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Pfarrkirche mit interessanten Denkmälern, ein neues Schulhaus, das schönste im Lande, und ein fürstlich Paar'sches Schloß und zählt (1880) 1680 E. Die Stadt hat ihren Namen von der jetzt mit Weingärten besetzten Höhe, an welcher sie liegt und die ehemals Wald war. Nach dem erheblichen röm. Funden in der Umgegend lag S. an der Römerstraße, die von der Donau (Vindobona) über die Vorberge des Wechsell an die Mur führte. Mit der Erbschaft des letzten Grafen von Pütten 1158 kam ihr Gebiet an die traungauer Markgrafen von Steier. Der Wohlstand S.s sank, als die alte Handelsstraße dem weitem, aber bequemern Weg über den Semmering weichen mußte.

Hartblei oder Antimonblei (frz. plomb aigre, engl. slag-lead), ein mit einem größeren Prozentgehalt Antimon und mit geringen Mengen Arsen, Kupfer, Eisen und Zinn versetztes Blei, welches infolge des Antimongehalts bedeutend härter als gewöhnliches Blei ist und bei der Zusammensetzung des Schriftgießmetalls, sowie verschiedener Arten von Zapfenlagermetall, außerdem bei Klempnerarbeiten zum Gießen mancher Bestandteile (Lampenfäße) oder von Leuchtern u. s. w., endlich auch als Material für Ventile und Hähne, die der Einwirkung von Säuren ausgesetzt sind, benutzt wird.

Hartbronze ist die Bezeichnung für die in neuester Zeit verbesserte Geschützbronze, welche auch häufig den Namen Stahlbronze führt. (S. unter Geschützbronze.)

Harte (Francis Bret), beliebter amer. Dichter und Novellist, geb. zu Albany im Staate Newyork 25. Aug. 1839, wanderte 1854 nach Californien aus, wo er in den Goldminen als Lehrer und Postbote lebte, bis er 1857 als Seher bei der Zeitung „Golden Era“ in San-Francisco eintrat. Für dieses Blatt lieferte er verschiedene Skizzen aus dem californ. Leben. Sein großes Talent erkennend, ernannte ihn der Herausgeber zum Mitredacteur, welche Stellung er bald darauf mit der Redaction des „Californian“, einer literarischen Wochenchrift, vertauschte. Im J. 1864 wurde S. als Sekretär der Zweigmünze der Vereinigten Staaten in San-Francisco angestellt. In dieser Stellung blieb er bis 1870 und erwarb sich durch seine gelegentlichen poetischen Beiträge für Zeitungen und Monatschriften einen großen Ruf. Seine Gedichte „The society upon the Stanislaus“, „The Pliocene skull“ und „John Burns of Gettysburg“ fanden großen Beifall. Im Juli 1868 trat er an die Spitze des neubegründeten „Overland Monthly“, in dessen Augustheft seine bedeutendste Novelle „The luck of Roaring Camp“ erschien, welcher im Jan. 1869 die „Outcasts of Poker Flat“ folgten. Mit diesen beiden Dichtungen war S.s Ruf als nationaler Dichter fest begründet; seine spätern Arbeiten reichten kaum an jene heran. Im Sept. 1870 erschien sein humoristisches Gedicht „Plain language from truthful James“ oder „The heathen Chinese“. Um dieselbe Zeit ward er als Professor der neuern Litteratur an der californ. Universität angestellt, gab jedoch diese Stelle und die Redaction des „Overland Monthly“ im Frühjahr 1871 auf und kehrte nach dem Oken zurück, wo er sich dauernd in Newyork niederließ. Präsident Hayes ernannte ihn 1877 zum Konsul in Krefeld, von wo er 1881 in derselben Stellung nach Glasgow übersiedelte. Seine „Condensed

novels“, „Poems“, „Luck of Roaring Camp and other sketches“, „Idylls of the Foothills“, „East and West poems“, „Mrs. Skaggs husband“, „Gabriel Conroy“, „Thankful blossom“, „Episode of Fiddletown“ und „The rose of Tuolumne“ sind 1867—77 in Boston und Newyork, sowie in London und in der „Collection of British authors“ (Leipzig) erschienen und von Herzberg (Leipzig), Busch (Leipzig) und Brachvogel (Stuttgart) teilweise auch ins Deutsche übersetzt worden. Im J. 1881 erschienen seine sämtlichen Werke in fünf Bänden in London. Seitdem veröffentlichte S. noch: „Flip and other stories“ (1882), „In the Carquinez woods“ (1883) und „Californian tales“ (1884).

Härte nennt man diejenige Eigenschaft der Körper, vermöge welcher sie einem auf sie einwirkenden Körper Widerstand leisten, bevor sie denselben einbringen lassen. Um zu prüfen, ob von zwei Körpern der eine härter als der andere sei, versucht man, welcher von beiden den andern mit einer scharfen Kante zu ritzen vermag. Mohs hat hiernach eine durch Mineralien von sehr bestimmten Härtegraden gebildete sog. Härtestala aufgestellt, welche aus zehn Graden besteht: 1) Talk, 2) Gips oder Steinsalz, 3) Kalkspat, 4) Flußspat, 5) Apatit, 6) Feldspat, 7) Quarz, 8) Topas, 9) Korund und 10) Diamant. Wenn also in mineralog. Büchern die H. eines Minerals (abgekürzt durch den Anfangsbuchstaben des Wortes) = 6 genannt wird, so bezeichnet dies Feldspathärte, = 8—9 eine H. zwischen Topas und Korund. Man kann die H. auch dadurch prüfen, daß man den zu prüfenden Körper und dann die angeführten Normalkörper nacheinander auf einer guten Feile streicht; aus der Höhe des dabei entstehenden Lons und der Menge des abgefeilten Pulvers läßt sich ein Schluß auf die H. des Körpers machen. Der härteste der bekannten Körper ist der Diamant. Da bei den Kristallen der innere Zusammenhalt der kleinsten Theile nach verschiedenen Richtungen hin verschieden ist, so werden auch die Flächen, welche ihrer kristallographischen Bedeutung nach nicht zusammengehören, einen abweichenden Grad von H. aufweisen; ja auf einer und derselben Kristallfläche zeigen sich Differenzen der H., je nachdem man in dieser oder in einer andern Richtung zu ritzen versucht. Nach den neuern feinem Untersuchungen, welche Erner mit dem sog. Sklerometer (Härtemesser) angestellt hat, treten solche Gegenfälle in der H. überhaupt nur an denjenigen Kristallen hervor, welche eine Spaltbarkeit besitzen. Im allgemeinen sind die Kristallflächen, die der vollkommensten Spaltbarkeit parallel gehen, am wenigsten hart, diejenigen, auf welchen die Spaltbarkeit senkrecht steht, am härtesten; beim Flußspat sind also die Oktaederflächen weicher als die Würfelflächen. Auf einer Kristallfläche, welche der Spaltung parallel geht und welche von feiner weitem Spalttrichtung getroffen wird, z. B. auf der Tafelfläche der Glimmer, zeigt sich nach allen Richtungen dieselbe H. Eine Fläche aber, auf welcher die Spaltbarkeit senkrecht steht, besitzt in der Richtung parallel zur Spaltung die geringste, senkrecht zur Spaltung die größte H.

Hartel (Wilh. Aug. Ritter von), Philolog, geb. 28. Mai 1839 zu Hof in Mähren, erhielt seinen Gymnasialunterricht in Troppau und Prag, studierte in Wien Philologie, war dann mehrere Jahre Hauslehrer und habilitierte sich 1866 in Wien für klassische Philologie. Im J. 1868 erhielt

er die Leitung des philol. Profeminars, wurde 1869 zum außerord. Professor ernannt, 1870 zum Mitglied der Prüfungskommission für Kandidaten des Gymnasiallehramts, 1872 zum ord. Professor; 1874 übernahm er die Redaction der «Zeitschrift für österr. Gymnasien» und wurde Mitglied der Direktion des philol. Seminars; 1879 gründete er mit Schenk die «Wiener Studien», eine Zeitschrift für klassische Philologie. Seit 1871 war er korrespondirendes, seit 1875 ist er wirkliches Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften; 1882 wurde er durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone in den Adelsstand erhoben. H. veröffentlichte außer mehreren Abhandlungen in Zeitschriften: «Römische Studien» (3 Bde., Wien 1871—74; 2. Aufl. Berl. 1878), «Demosthenische Studien» (2 Bde., Wien 1877—78), «Studien über attisches Staatsrecht und Urkundenwesen» (Wien 1878). Ferner gab er heraus das «Breviarium» des Eutropius (Berl. 1872), Cyprians «Opera omnia» (3 Bde., Wien 1868—71) und die «Opera» des Ennabius (Wien 1882). Die beiden letzten Ausgaben sind Theile des von der Wiener Akademie editierten «Corpus scriptorum ecclesiasticorum», dessen Herausgabe H. in Verbindung mit drei andern Mitgliedern der Akademie leitet.

Härtel (Mitglieder der Firma Breittopf u. Härtel), s. unter Breittopf.

Härtel (Rob.), Bildhauer, geb. 21. Febr. 1831 zu Weimar, bildete sich zum Goldschmied aus. Sein Geschick in Modellieren veranlaßte den Herzog Karl Alexander, ihn bei den Arbeiten auf der Wartburg zu beschäftigen. Später trat er in das Atelier Hähnel in Dresden ein. Selbständig geworden, schuf er in rascher Folge eine bedeutende Anzahl größerer Gruppen, Reliefs und Figuren, darunter die Schlacht im Teutoburgerwald für das weimarsche Museum, das Kriegerdenkmal für dieselbe Stadt, Statuen für das dresdener Hoftheater, Kreon und Antigone vorstellend, sowie mehreres für die Albrechtsburg in Meissen. Im J. 1878 wurde er als Professor an die Kunstschule in Breslau berufen. Für das Museum daselbst entwarf die Giebelgesimse Michel Angelo und Dürers.

Härten oder **Härtung** des Stahls (frz. trempe, engl. hardening), das Verfahren, durch welches man dem Stahl den für spezielle Zwecke notwendigen hohen Grad von Härte erteilt. Dasselbe besteht in dem Glühendmachen und darauffolgender rascher Abkühlung des Stahls. Die Art der Erhitzung (ob im Schmiedefeuer, in Muffelöfen, mittels einer Gasflamme oder auf andere Weise) hängt davon ab, wozu die zu härtenden Gegenstände verwendet werden sollen, welche Dimensionen und Formen die Gegenstände haben, und ob man einen oder mehrere derselben zugleich härten will. Abkühlende Substanzen, in welche der zu härtende Stahl eingetaucht wird, sind: Wasser, schwache Säuren, Salzlösungen, Eis, Scheidewasser, Öl, geschmolzener Talg, Kolophonium, Siegellack, auch wohl ein kalter Luftstrom und, wo sehr große Härte gewünscht wird, Quecksilber. Zur Beurteilung des für irgendeine Stahlsorte angemessenen Grades der Glühhitze dient die Farbe des Stahls in glühendem Zustand, und zwar liegt die richtige Farbe zwischen Kirch- und Rosenrot. Stahl von hohem Kohlenstoffgehalt bedarf nur eine verhältnismäßig geringe Erhitzung (bunkle Rotglut), da derselbe sonst verbrannt und in den meisten Fäl-

len unbrauchbar wird. Je reicher ein Stahl an Kohlenstoff ist, eine desto größere Härte vermag derselbe durch den Prozeß des H. zu erlangen. Außer von dem Kohlenstoffreichtum des Stahls und dem Grad der Glühhitze hängt die Härte von der Temperatur der Abkühlungs-substanz und dem Wärmeleitungsvermögen der letztern ab. Soll dem Stahl, seiner Bestimmung entsprechend, mehr Härte und weniger Elasticität erteilt werden, so müssen die Temperaturunterschiede beim Glühen und Abkühlen größer sein, als wenn weniger Härte und mehr Elasticität verlangt wird. Die höchste Härte, welche ein Stahl seiner Natur nach erhalten kann, wird als Glashärte bezeichnet. Der gehärtete Stahl behält nach erfolgter Abkühlung die durch die Erhitzung bewirkte Vergrößerung seines Volumens teilweise bei, und hat somit ein geringeres spezifisches Gewicht, sowie geringere absolute Festigkeit. Um demselben die durch zu starke Erhitzung erlangte übergroße Härte und Sprödigkeit zu nehmen, bedient man sich der Operation des Anlассens oder Temperns. (S. Anlassen.) Aber H. des Glases s. Hartglas unter Glas.

Hartenburg, Ruine bei Dürthheim (s. d.) an der Harbt.

Harteneck (Joh. Sachs von), mit dem ursprünglichen Familiennamen «Habanius», Graf der siebenbürg.-sächs. Nation, geb. 1664 zu Speries in Ungarn, studierte in Hermannstadt und Weissenburg in Siebenbürgen, dann an der Universität zu Tübingen, wo er 1688 auf Grund seiner Streitschrift «De ideis» das Magisterium der Philosophie erwarb. Im J. 1689 lehrte er nach Hermannstadt zurück und erhielt 1. Aug. 1690 die wichtige Stelle eines Provinzialnotarius. H. stand überall mit großer Mute für die Rechte der Sachsen und die Freiheit der Religionsbekenntnisse ein; ebenso stand er entschieden zur Partei des habsburg. Kaiserhauses. Im Febr. 1695 wurde er Stuhlrichter in Hermannstädter Kreise, schon im März desselben Jahres Provinzialbürgermeister daselbst und 1697 Graf der sächs. Nation und Königsrichter von Hermannstadt; 1698 erhob der Kaiser H. in den Ritterstand des heiligen Römischen Reichs, mit dem Ehrentitel «Sachs Coler von H.». Doch verflocht er sich in eine Reihe von Händeln und schließlich gelang es seinen zahlreichen Feinden, seinen Sturz herbeizuführen. Sein Haupt fiel unterm Henterschwert 5. Dec. 1703. Vgl. F. von Ziegler, «H., Graf der sächs. Nation und die siebenbürg. Parteikämpfe seiner Zeit 1691—1703» (Hermannstadt 1869).

Hartenstein, Stadt im Königreich Sachsen, Amtshauptmannschaft Zwickau, liegt in 324 m Höhe, 15 km von Zwickau, am Thierfelder Bach, durch Zweigbahn nach Stein mit den sächs. Staatsbahnen verbunden, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein schönes Schloß mit Park (seit 1410 im Besitze des fürstl. Hauses Schönburg) und zählt (1880) 2620 E., welche Weberei, Weißwaren- und Strumpfwarenfabrikation, Stiderei und Bierbrauerei treiben. Zu H. wurde der Niederbichter Paul Fleming geboren. In der Nähe ist die Prinzenhöhle, in welcher sich der sächs. Prinz Ernst drei Tage versteckt hielt (s. Prinzenraub).

Hartenstein (Gust.), deutscher Philosoph, geb. zu Blauen 18. März 1808, besuchte die Fürstenschule zu Grimma und widmete sich zu Leipzig theol. und philol. Studien. Er habilitierte sich 1833 mit der Abhandlung «De Archytae Tarentini

fragmentis» (Epj. 1833) in der philos. Fakultät, worauf er 1834 eine außerord., 1836 eine ord. Professur der Philosophie an derselben erhielt. H. s. philosophische Richtung wurde, nachdem er sich früher namentlich mit dem Studium der alten griech. Philosophen und Kants beschäftigt, vorzüglich durch Herbart's Forschungen entschieden, zu deren Verständnis und Entwidlung er in den Schriften «Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik» (Epj. 1836) und «Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften» (Epj. 1844) zu wirken suchte. Unter seinen Arbeiten sind neben den von ihm besorgten Gesamtausgaben der Werke Kants und Herbart's noch hervorzuheben: «Über die neuesten Darstellungen und Beurteilungen der Herbart'schen Philosophie» (Epj. 1838), «De ethices a Schleiermacher propositas fundamentos» (Epj. 1837), «De materias apud Leibnizium notiones» (Epj. 1846: umgearbeitet und erweitert als «Über Leibniz' Lehre von dem Verhältnis der Monaden zur Körperwelt» in der Sammlung seiner «Histor. philos. Abhandlungen», Epj. 1870), ferner die «Darstellung der Rechtsphilosophie des Hugo Grotius» (1850), «Über den wissenschaftlichen Wert der aristotelischen Ethik» (1859) und «Über Kodes Lehre von der menschlichen Erkenntnis in Vergleichung mit Leibniz' Kritik derselben» (1861). Mehrere drei Arbeiten erschienen zuerst in den «Abhandlungen» der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, der H. seit ihrer Begründung (1846) angehört. H. wurde 1848 zum Ephorus der Universitätsbibliothek zu Leipzig ernannt und zog sich 1859 nach Jena zurück.

Härte skala, s. unter Härte.

Hartford, Hauptstadt des nordamerik. Staates Connecticut, liegt am westl. Ufer des Connecticutflusses und 52 km im N.W. von Newhaven. Der Ort zählte 1850 erst 13555, im J. 1880 aber 42015 E. Während bis 1875 die Gesetzgebung des Staates in geraden Jahren in Newhaven, in ungeraden in H. tagte, ist H. seitdem die einzige Hauptstadt des Staates. Seine Hauptbedeutung verdankt der Ort aber seiner Industrie. Es bestehen hier große Seidenband-, Leppich- und Baumwollfabriken, Verlagsbuchhandlungen und Druckereien, außerdem Eisengießereien und große Waffenwerkstätten, wie die berühmte Colt'sche Revolverfabrik, letztere mit einem Kapital von 1 Mill. Doll. Ferner sind die Feuer-, See- und Lebensversicherungsanstalten H. s. in dem ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten wegen ihrer Solidität und tüchtigen Verwaltung hochgeschätzt. H. wurde 1636 gegründet und nach der gleichnamigen Stadt in England genannt. Der Ort ist schön gebaut, zählt 26 Kirchen und 4 Kapellen und hat 10 National- und 2 Staatsbanken, 5 Sparbanken, tüchtige Schulen und großartig dotierte und verwaltete Wohlthätigkeitsanstalten.

Hartglas, s. unter Glas, S. 82^b.

Hartgummi oder Ebonit, hornisiertes Kautschuk, s. unter Gummwarenfabrikation, Bd. VIII, S. 622^a und 624^a.

Hartguß, Schalenguß oder Kapselguß (frz. fonte durcie, fonte en coquille; engl. case-hardened castings, chilled work) wird derjenige Eisenguß genannt, welcher durch Eingießen des flüssigen Gußeisens in metallene Formen, sog. Schalenformen oder Coquillen (s. unter Eisengießerei, Bd. V, S. 904^a), hergestellt wird.

Durch die rasche Abkühlung des geschmolzenen Metalls an den Wänden der Form entsteht an der Oberfläche desselben eine Schicht weichen, nahezu glasharten Eisens, die nicht schwächer oder stärker als 10—15 mm, im Bruch nicht scharf abgegrenzt sein, sondern strahlig in die weiche graue Grundmasse übergehen soll. Der H. findet hauptsächlich zu Ambösen, Wagenrädern, Walzen, Herzstücken für Weichen, aber auch zu kleinern Maschinenteilen Verwendung. Das zum H. verwendete Eisen ist ein hellgraues, hartes, etwas gestrecktes Roheisen, wie es entweder direkt durch Hohofenbetrieb oder durch Zusammenschmelzen von grauem und weißem Roheisen erhalten wird. Sehr verdient machte sich Hermann Gruson (s. d.) um die Einführung des H. (nach ihm Gruson-Metall genannt) als Material für Projektile und Panzerplatten. (Vgl. Eisengüßwaren, Bd. V, S. 907^a.)

Hartgußgranate ist eine Granate aus Eisengüß, welche zum Schießen gegen Panzerplatten bestimmt ist. (S. unter Geschöß, Bd. VII, S. 880^b, und Granate.)

Hartitz, Stadt in der Amtshauptmannschaft Döbeln des sächs. Regierungsbezirks Leipzig, hat Leinen- und Barchentweberei, Stuhl- und Wagenbauerei, Filzwaren-, Cigarren- und Perlmutterknopffabrikation, Eiseisbrücke und zählt (1880) 3318 E.

Hartigkeit des Kindes ist in der Regel nur ein Symptom einer lange bestehenden, also langsam verlaufenden Fieberkrankheit und kennzeichnet sich dadurch, daß die Haut des kranken Kindes trocken, hart, steif wird, fest auf ihrer Unterlage aufliegt, glanzloses struppiges Haar trägt; beim gewaltsamen Abheben der Haut hört man ein knarrendes Geräusch, auch bleibt längere Zeit die Hautfalte stehen, welche man durch das Emporheben der Haut hervorgerufen hat. Selten ist die H. eine selbständige Krankheit, dann gewiß aber Hand in Hand gehend mit schlechter Verdauung und noch schlechterer Assimilation des kranken Kindes.

Hartien, s. Hypericum.

Hartig (Franz, Graf), österr. Staatsmann, geb. 5. Juni 1789 in Wien, diente als Hofrat bei der polit. Hofkanzlei, dann als Gouverneur von Innerösterreich. Befreundet mit Erzherzog Johann, beförderte er das Wohl der Steiermark und übernahm 1836 die Verwaltung des lombardisch-venetianischen Königreichs und wurde 1840 Staats- und Konferenzminister. Sehr populär in Mailand, wurde er 1848 zu spät nach Mailand als königl. Kommissar gesendet. Bald darauf ließ er anonym sein berühmtes gewordenes Buch «Genesis der Revolution in Österreich» (3. Aufl., Epj. 1851) erscheinen. Dies hatte die Wirkung, daß H. nicht mehr im Staatsdienste verwendet wurde; er zog sich in den Ruhestand zurück, bis er 1860 in den verstärkten Reichsrat berufen ward, wo er eine hervorragende Rolle spielte. In das österr. Herrenhaus 1861 berufen, gehörte er bis zu seinem Tode, 11. Jan. 1865, der liberal-centralistischen Partei an.

Sein Sohn Edmund, Graf H., geb. 2. Nov. 1812, widmete sich zuerst der innern Verwaltung, dann dem diplomatischen Dienste (in Florenz, Paris, Kassel), war 1852—56 Gesandter in Kopenhagen, dann bis 1859 in München. Seit 1861 war er Mitglied des böhm. Landtags und des Abgeordnetenhauses, 1867—68 Oberstlandmarschall von Böhmen, seit 1867 Mitglied des Herrenhauses. Er nahm hervorragend teil an allen Debatten im

Sinne des liberalen Centralismus, war auch Verrichterstatter über wichtige Geleise (Schulgesetz, Wehrgesetz). Er starb 30. März 1883 in San-Remo.

Hartig (Georg Ludw.), ausgezeichnete Forstmann und Forstschriststeller, geb. 2. Sept. 1764 zu Gladenbach bei Marburg, wo sein Vater Forstmeister war, widmete sich dem Forstfache, besuchte 1781 die Universität Gießen und erhielt 1785 den Access im Oberforstamte zu Darmstadt. Im folgenden Jahre kam er als Forstmeister des Fürsten von Solms nach Hungen in der Wetterau, wo er ein Forstlehrinstitut begründete. Im J. 1797 wurde H. Landforstmeister bei dem Fürsten von Oranien-Nassau, verlegte seine Lehranstalt nach Dillenburg, verlor aber nach Auflösung des Fürstentums Oranien-Nassau (1805) seine Stellung, weil er sich weigerte, Napoleon I. den Eid der Treue zu leisten. Darauf wurde er 1806 als Oberforsttrat nach Stuttgart berufen, trat 1811 als Oberlandforstmeister in preuß. Dienste und machte sich namentlich in den neu erworbenen Landesteilen um das Forstwesen sehr verdient. Seine Forstlehranstalt brachte er nun mit der Universität zu Berlin in Verbindung. An der letztern 1831 zum Ehrenprofessor ernannt, starb er daselbst 2. Febr. 1837. Im Kranichsteiner Wildpark bei Darmstadt wurde ihm 1844 ein Denkmal in Form eines Obeliskens errichtet. Außerdem existieren noch Hartig-Denkmalen bei Gladenbach und auf dem Schurwalde bei Hohenheim in Württemberg.

Von seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: «Anweisung zur Holzzucht für Förster» (1791; 7. Aufl., Marb. 1817), «Anweisung zur Taxation der Forste» (1795; 4. Aufl., Gießen 1819), «Grundsätze der Forstdirektion» (1803; 2. Aufl., 1813), «Lehrbuch für Förster» (1808; 11. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1878), «Lehrbuch für Jäger» (1810; 11. Aufl., Stuttg. 1877), «Kubiktabellen» (1815; 10. Aufl., Berl. 1871). Eine andere 11. Aufl. des «Lehrbuchs für Förster» wurde 1871 von Vöggrebe bearbeitet. Ferner sind erwähnenswert: «Forstliches und naturwissenschaftliches Conversations-Lexikon» (1834 mit seinem Sohne Theodor herausgegeben; 2. Aufl. 1836), «Lexikon für Jäger und Jagdfreunde» (1836; 2. Aufl., Berl. 1859—61), u. a. m. Zwei von H. begründete Zeitschriften waren das «Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen» (1806—8) und das «Forst- und Jagdarchiv von und für Preußen» (1816—20); ein sechster und siebenter Band des letztern erschienen noch 1822 und 1826 unter dem Titel «Allgemeines Forst- und Jagdarchiv».

Hartig (Theodor), Sohn des vorigen, bedeutender Forstmann und Naturforscher, geb. 21. Febr. 1805 in Dillenburg (Nassau), studierte 1824—27 in Berlin; nach kurzer praktischer Thätigkeit 1831 als Docent der Forstwissenschaft nach Berlin berufen, wurde er 1835 zum außerord. Professor an der Universität ernannt. Im J. 1838 wurde er Professor der Forstwissenschaft an dem Collegium Carolinum in Braunschweig. Gleichzeitig trat er als Forsttrat in die dortige Forstdirektion ein. Die Forstschule am Carolinum ging 1877 ein; H. trat 1878 als Oberforsttrat in den Ruhestand und starb 26. März 1880 in Braunschweig. Außer der Bearbeitung zahlreicher neuer Auflagen der Werke seines Vaters veröffentlichte er namentlich «Die Aderflügler Deutschlands», auch unter dem Titel «Die Familien der Blatt- und Holzwespen» (Berl. 1837; 2. Aufl. 1860), «Vollständige Naturgeschichte der forstlichen Kulturpflanzen Deutschlands»

(15 Hefte, 1840—51; neue uncolorierte Ausg. 1852), «System und Anleitung zum Studium der Forstwirtschaftslehre» (Lpz. 1858), «Luft-, Boden- und Pflanzenkunde in ihrer Anwendung auf Forstwirtschaft» (Bd. 1 des von ihm in den spätern Auflagen bearbeiteten «Lehrbuchs für Förster» von Georg Ludwig H., Stuttg. 1877), «Anatomie und Physiologie der Holzpflanzen» (Berl. 1878).

Hartig (Robert), Sohn des vorigen, geb. 30. Mai 1839 zu Braunschweig, besuchte das Collegium Carolinum in Braunschweig und die Universität Berlin, trat 1865 als Forstmann in braunschw. Staatsdienst, 1867 als Forstgeometer in die hannov. Forsteinrichtungskommission, wurde in demselben Jahre an die preuß. Forstakademie Eberswalde, 1878 als ord. Professor der Botanik an die Universität München berufen. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Vergleichende Untersuchungen über den Wachstums- und Ertrag der Rotbuche und Eiche» (1865), «Die Rentabilität der Fichtennutzholz- und Buchendrennholzwirtschaft» (Stuttg. 1868), «Wichtige Krankheiten der Waldbäume» (Berl. 1874), «Die Ferkungserscheinungen des Holzes» (Berl. 1878), «Untersuchungen aus dem forstbotan. Institut zu München» (Berl. 1880), «Lehrbuch der Baumkrankheiten» (Berl. 1882).

Hartig (Carl Ernst), Technolog, geb. 20. Jan. 1836 zu Stein bei Wiederau in Sachsen, wurde auf den technischen Lehranstalten in Chemnitz und Dresden, sowie in der Fabrik von Rich. Hartmann für das Maschinenwesen ausgebildet, und widmete sich nach Vollendung seiner Universitätsstudien dem technolog. Lehrfach, zuerst als Assistent von Hülse in Dresden, seit 1863 als selbständiger Lehrer, seit 1865 als Professor der mechan. Technologie am dresdener Polytechnikum. Er veröffentlichte: «Untersuchungen über die Heizkraft der Steintohlen Sackens» (Lpz. 1860) und mehrere Publikationen über technolog. Versuche an Arbeitsmaschinen (in den «Mitteilungen der Polytechnischen Schule zu Dresden»). Im J. 1875 übernahm H. die Redaction des «Civilingenieurs».

Hartington (Spencer Compton Cavendish, Marquis von), s. unter Devonshire, Bd. IV, S. 284*.

Hartleibigkeit (alvus sicca) nennt man die durch Trockenheit der im Did- und Mastdarm befindlichen Kotmassen herbeigeführte Stuhlträgheit oder Stuhlverhaltung. Die Kotmassen gehen dabei gewöhnlich in einzelnen festen Knötchen (Schafknoten, scybala) von schwärzlicher Farbe, oft mit Schmerzen ab, sind auch manchmal mit Blutstreifen bedeckt. Dieser Zustand hängt teils von mangelnder Schleimabsonderung im Did- und Mastdarm ab (z. B. bei Entzündung oder Hämorrhoidal- Congestion derselben oder Schwund der Schleimbälge), teils von einer allzu trodenen fleischreichen, oft zu wenig voluminösen oder unverdaulichen Kost, Vernachlässigung des Trinkens oder willkürlicher Verhaltung der Stuhlgänge, ein Fehler mancher Gelehrten. Die H. kann hinwieder Hämorrhoiden, Mastdarmvorfälle und andere Uebel nach sich ziehen. Man bekämpft sie durch diätetische Mittel, durch passende Auswahl der Speisen, fleißiges Wassertrinken, Pflege der Leibesbewegung. Den Stuhlgang kann man erleichtern durch Genuß fetter Speisen (EI), Gebrauch leichter salinischer Abführmittel (Sodawasser, Magnesia), süßer Speisen (mit nicht zu wenig Flüssigkeit). Einmaligen Stuhl führt man

am besten durch laue oder kalte Wasserlössiere, in hartnäckigen Fällen durch Klystiere mit Öl herbei. Drahtische Abführmittel (Mooß u. dgl.) sind möglichst zu vermeiden, keinesfalls aber dauernd anzuwenden.

Hartlepool, Municipalstadt und wichtiger Seehandelsplatz in der engl. Grafschaft Durham, auf einer Landzunge nördlich von der Mündung des Tees, 16 km im N.W. von Stockton-on-Tees, am nördlichsten Punkte der Tees-Bay, bildet mit dem 1,6 km entfernten und durch Eisenbahn verbundenen West-H. eine Stadt. H. hat einen durch einen langen Damm geschützten und leicht zugänglichen Hafen, große Docks von 34,4 ha Fläche, 1879 beendet, mit Leuchtturm und Schiffswerften, ein Rathaus von 1866, ein Artilleriedepot, ein Theater, eine neue Markthalle, ein Spital für Seelente, ein Handwerkerinstitut, Ruinen einer Abtei, eine Mineralquelle und besuchte Seebäder. Die Stadt zählt (1881) 12 684, das erst 1847 gegründete West-H. 28 167 E., deren Hauptbeschäftigung sehr bedeutender Kohlen-, Coals-, Maschinen- und Stahlgüterhandel und Fischerei bilden. Beide Orte haben Eisenwerke, Metallgießereien, Sägemühlen, Cementfabriken, Ziegeleien, Brauereien u. s. w. Der Hafen steht in regelmäßiger Dampfbootverbindung mit Rotterdam, Antwerpen, Hamburg, Gothenburg und Kronstadt. H. ist ein alter um das St. Hilba-Kloster entstandener Ort, war einst stark besetzt und hatte früher die Rechte eines Borough. Von 1644 bis 1647 war es von Schotten besetzt. In der Nähe befinden sich an der Küste die Bladhall, die felsigten und romantischsten Felsenhöhlen des nördl. England.

Hartley (Sir Charles Augustus), Wasserbauingenieur, geb. 1825 zu Hemarsh in der engl. Grafschaft Durham, war 1848 bei den Hafenbauten in Plymouth und Devon thätig und trat 1855 in kgl. Dienste. Er befehligte das Ingenieurcorps vor Kertch, wurde 1857 Ingenieur der europ. Donaukommission und erhielt 1863 die engl. Ritterwürde. Seine Pläne zu den neuen Hafenanlagen in Odessa wurden 1867 mit dem großen Preis gekrönt.

Hartley (David), engl. Psycholog, geb. 30. Aug. 1705 zu Armlay in Northshire, studierte erst Theologie, dann Heilkunde, lebte hierauf zu Newarke, später zu London als praktischer Arzt und starb zu Bath 28. Aug. 1757. Berühmter als seine mediz. Werke sind seine philos. «Observations on man, his frame, his duty and his expectations» (2 Bde., Lond. 1749; deutsch mit Anmerkungen von Viktorius, 2 Bde., Rost. 1772), deren dritten und letzten Teil Briefstellen unter dem Titel «Theory of the human mind» (Lond. 1775) herausgab. In diesen Untersuchungen leitete H. alle geistige Thätigkeit von der Association der Vorstellungen ab, die er auf materialistische Weise zu erklären suchte.

Hartlib (Samuel), deutsch-engl. Sozialreformer, geb. zu Anfang des 17. Jahrh. in Elbing, siedelte wahrscheinlich in Geschäften des väterlichen Hauses 1628 nach London über. Zu Anfang der dreißiger Jahre leitete H. in London ein Intelligenzbureau, das hochgestellte Engländer mit Nachrichten über die festländischen, sowie bedeutende Männer im Auslande mit Nachrichten über die engl. Begebenheiten versorgte. Zugleich nahm er lebhaften Anteil an den Bemühungen des Schotten John Durie um die Einigung der prot. Konfessionen. In den J. 1687—89 veröffentlichte er auf eigene Kosten zwei der frühesten Schriften des

Comenius; 1641 wurde auf seine Veranlassung Comenius durch das Parlament nach London geladen, um in Sachen der Nationalerziehung seinen Rat zu erteilen und an der Errichtung einer auf seine Ideen gegründeten Universität in der Hauptstadt mitzuwirken. Der Ausbruch des Bürgerkriegs verschlug diese Pläne; das jedoch H. trotzdem fortfuhr, eifrig für die Reform der Erziehung zu agitieren, bewies 1644 Miltons Traktat über Erziehung, der H. gewidmet war. Im J. 1647 legte er dem Parlament in der merkwürdigen Schrift «A brief discourse concerning the accomplishment of our Reformation» die Umrisse einer umfassenden Sozialreform vor. Im J. 1649 bewilligte das Parlament H. eine Pension. Er starb in London im Febr. 1662. Unter der ziemlich langen Reihe seiner im Britischen Museum erhaltenen Schriften verdient Erwähnung seine «Macaria» (Lond. 1641), in der er nach dem Vorgang Sir Thomas Moores und Lord Bacon's das Phantasiebild eines glücklichen Staats entwarf. Vgl. über ihn H. Dicks, «A biographical memoir of Samuel H.» (Lond. 1865) und F. Althaus, «Samuel H. Ein deutsch-engl. Charakterbild» (im «Historischen Taschenbuch», Lpz. 1884).

Hartlot, Schlaglot oder Strenglot (frz. soudure forte, engl. hard solder), Bezeichnungen für verhältnismäßig schwer schmelzbare Metalllegierungen zum Löten (s. d.).

Hartmann von Aue, einer der trefflichsten mittelhochdeutschen Dichter, geb. um 1170, gehörte dem Ritterstande an und war Dienstmann zu Aue, wahrscheinlich dem am oberr. Neckar gelegenen. Er war des Lesens und Schreibens kundig und hat, worauf einiges deutet, wohl in einer Klosterschule seine Bildung empfangen. Französisch konnte er schon vor der Kreuzfahrt, der er sich wahrscheinlich 1197 anschloß. Daß er sich durch eigenes Lesen den Stoff zu seinen erzählenden Dichtungen zu gewinnen vermochte, sagt er selbst. Unter den letztern ist der «Grec» (herausg. von Haupt, Lpz. 1839; 2. Ausg. 1871) am frühesten, vor 1197, der «Zwein» (herausg. von Venede und Lachmann, Berl. 1827; 4. Aufl. 1877; dazu das «Wörterbuch» von Venede, Gött. 1833; 2. Aufl. 1874) am spätesten, doch noch vor 1204 gedichtet. Beide gehören dem Sagentreife von Artus an; beiden liegen franz. Gedichte des Chrétien de Troies (s. d.) zum Grunde. Aus etwas späterer Zeit als «Grec» stammt der «Gregor» (herausg. von Lachmann, Berl. 1838, und Paul, Halle 1873 u. 1882), eine christliche, ebenfalls nach franz. Vorbild bearbeitete Legende. Ziemlich der gleichen Zeit gehört an die liebliche, eine Hausfage seines Lehnsherrn behandelnde Erzählung «Der arme Heinrich», welcher namentlich von W. Müller (Gött. 1842) und Paul (Halle 1882) und mit H.s. «Liedern und Büchlein» von Haupt (Lpz. 1842; 2. Aufl. 1881) herausgegeben und von Simrod (Berl. 1830; 2. Aufl., Heilbr. 1875) überseht worden ist. Diesen und «Grec» übersehte auch Fißes (Halle 1851), den «Zwein» und «Heinrich» Koch im «Ritterbuch» (Bd. 1, Halle 1848), den «Zwein» Graf von Vaudissin (Berl. 1845). Eine Gesamtausgabe der Dichtungen H.s. von F. Beck (3 Tle., Lpz. 1866—69; 2. Aufl. 1870—73) enthalten die «Deutschen Klassiker des Mittelalters». Als Erzähler zeichnet sich H. durch freie Bewegung der Rede, durch Gewandtheit und Anmut des Vortrags aus, welche Vorzüge sich besonders

im «Armen Heinrich» und im «Zwein» zeigen. Gottfried von Strassburg nennt ihn in seinem um 1207 gedichteten «Tristan» noch als Lebenden; seinen Tod beklagt Heinrich von dem Türlin in der «Krone», die um 1220 gedichtet ist. Vgl. noch L. Schmid, «Stand, Heimat und Geschlecht des Minnesängers H.» (Zürb. 1874); Schreyer, «Untersuchungen über das Leben und die Dichtungen H.s von Aue» (Berl. 1874); Naumann, «Über die Reihenfolge der Werke H.s von Aue» («Zeitschrift für deutsches Altertum», Bd. 22).

Hartmann, geistlicher deutscher Dichter des 12. Jahrh., verfasste eine gereimte Bearbeitung des «Credo», die er «Nede vom heiligen Glauben» nennt und in der er sich im Hinblick auf seine Sündhaftigkeit als den «armen H.» bezeichnet. Er war ohne Zweifel Geistlicher, wie die vielfach eingestreuten lat. Stellen beweisen; durch Einflechtung von Legenden, wie derjenigen von Theophilus, hat er die Dichtung erweitert. Seiner Sprache nach war er aus dem mittlern Deutschland. Herausgegeben wurde das «Credo» von Wafmann in den «Gedichten des 12. Jahrh.» (Queblinb. 1837). Vgl. Reichenberger, «Über H.s Nede vom Glauben» (Lpz. 1871).

Hartmann (Alfred), schweiz. Schriftsteller, geb. 1. Jan. 1814 auf Schloß Rhunfetten im Kanton Bern, studierte Rechtswissenschaft und philos. Fächer von 1832 bis 1835 in München, Heidelberg, Berlin und Paris, und ist seit 1837 in Solothurn angeseßten. Er begann seine literarische Laufbahn 1836 als Redacteur der Zeitschrift «Morgenstern», und war 1845–75 an der Redaction des Witzblattes «Postheiri» beteiligt. Seine hauptsächlichsten Publikationen sind: «Rittabendgeschichten» (2 Bde., Bern 1852–54), «Meister Butsch und seine Gesellen» (2 Bde., Soloth. 1858), «Junter Hans Jakob vom Staal» (Soloth. 1861), «Martin Disteli. Ein Künstlerleben» (Soloth. 1861), «Galerie berühmter Schweizer der Neuzeit» (2 Bde., 1863–71), «Erzählungen aus der Schweiz» (Soloth. 1863), «Junter und Bürger. Histor. Roman» (2 Bde., Berl. 1865), «Die Limmatthäfer» (dramatischer Versuch, 1870), «Die Denkwürdigkeiten des Kanzlers Horg» (Berl. 1875), «Schweizer Novellen» (Berl. 1877), «Neue Schweizer Novellen» (Berl. 1879), «Fortunat» (3 Bde., Berl. 1879), «Der gerechte Brantweinbrenner. Volksroman» (Bern 1881), «Auf Schweizererde. Novellen» (Bern 1883).

Hartmann (Ernst), Schauspieler, der Gatte von Helene Hartmann (s. d.).

Hartmann (Guft.), Lehrer des röm. Rechts, geb. 31. März 1835 zu Wechelde im Herzogtum Braunschweig, studierte zu Göttingen die Rechtswissenschaft, habilitierte sich 1860 daselbst und wurde 1864 als ord. Professor des röm. Rechts nach Basel, 1872 nach Freiburg, 1878 nach Göttingen berufen. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Über den rechtlichen Begriff des Geldes und den Inhalt von Geldschulden» (Braunschw. 1868), «Die Obligation» (Erlangen 1875), «Internationale Geldschulden» (Freib. i. Br. 1882).

Hartmann (Helene), geborene Schneberger, Schauspielerin, geb. 14. Sept. 1845 in Mannheim, debütierte daselbst 1860 und wurde im nächsten Jahre dort engagiert. Im J. 1864 folgte sie einem Ruf an das Thalia-theater in Hamburg, wo sie im naiven Fach allgemeine Anerkennung fand, gastierte 1865 am wiener Burgtheater und ist seit 1867 dessen Mitglied. Sie gehört zu den besten

Naiven der deutschen Bühne. Grille, Hermance («Kind des Glücks»), Helene («Bornehme Ghe»), Dorle («Dorf und Stadt») u. s. w. gehören zu ihren besten Rollen. Seit 1868 ist sie vermählt mit dem Schauspieler Ernst Hartmann. Derselbe, geb. 8. Jan. 1844 auf dem Gute die Berne bei Hamburg, betrat 1861 die Bühne zum ersten mal, bereiste dann mit einer kleinen Gesellschaft die Ostseeprovinzen und wurde 1864 am wiener Burgtheater engagiert, an dem er seit 1869 auch den Posten eines Regisseurs bekleidet. Clavigo, Prinz («Emilia Galotti»), Volz, Heinrich IV. sind seine Hauptrollen.

Hartmann (Jat., Freiherr von), bayr. General der Infanterie, geb. 4. Febr. 1795 zu Nailhammer in der Pfalz, wurde in den franz. Militärinstituten zu Bonn und St.-Eyr erzogen und trat 1811 als Lieutenant in das 1. Regiment des Großherzogtums Berg. Bei der Entwaffnung der Truppen des Rheinbundes 1814 kam H. in das franz. 27. Infanterieregiment und nahm an den Feldzügen 1814–15 gegen die Verbündeten teil, wobei er März 1814 den von Montargis gegen Orléans anrückenden Kosaken mit Erfolg einen Hinterhalt legte, 1815 aber, am Tage von Belle-Alliance, bei Planchenoit den Abzug des Regiments rettete. Nach dem zweiten Pariser Frieden trat H. aus franz. Diensten und wenige Monate später als Oberlieutenant 1816 in das bayr. 10. Infanterieregiment ein. Er wurde 1818 zum Topographischen Bureau, 1822 zum Pioniercorps und 1824 in den Generalstab versetzt, aus welchem er 1827 als Hauptmann zum Kriegsministerium übertrat. Nach seiner Beförderung zum Major wurde H. 1842 Adjutant des Kronprinzen, 1848 als Generalmajor Flügeladjutant des Königs und 1849 Brigadefeldkommandeur, als welchem ihm 1854 eine Mission in das Lager von Boulogne zuteil wurde. H. unterbreitete 1860 den deutschen Fürsten eine Denkschrift über die Streitmacht, Angriffs- und Verteidigungsanstalten Frankreichs, eine Arbeit, die ebenso vortrefflich war wie ein 1846 ausgearbeiteter Entwurf zur bayr. Heeresreorganisation und ein aus 1853 stammender zu einem neuen Infanteriereglement von ihm. Im J. 1861 zum Generallieutenant befördert, führte er 1866 die 4. Infanteriedivision, mit welcher er 4. Juli selbständig das Gefecht bei Koblitz gegen die preuß. Brigade des Generals von Drangel lieferte, dessen Ausgang zwar unglücklich war, aber für die Tapferkeit H.s glänzendes Zeugnis ablegte. Am Gefecht von Kissingen nahm H., obwohl seine Division nur 12 km vom Schlachtfelde stand, nicht teil, weil das Oberkommando ihn zu spät herbeirief, dagegen war er bei der Beschließung von Würzburg 27. Juli mit beteiligt und lieferte tags zuvor bei den Hettstädter Höhen ein Reitergefecht. Im J. 1867 zum Inhaber des 14. Infanterieregiments ernannt und 1869 zum General der Infanterie befördert, führte H. in dem Feldzuge 1870–71 gegen Frankreich das 2. bayr. Armeekorps. Am 4. Aug. erklärte H. Weissenburg und veranlaßte zwei Tage darauf durch sein energisches Vorgehen auf dem rechten Flügel des deutschen Heers den Beginn der vom Oberkommando erst für den nächsten Tag beabsichtigten siegreichen Schlacht bei Wörth, in welcher H. Frischweiler, den Bahnhof von Reichshausen und endlich Niederbrunn nahm. Am 14. zwang H. die Festung Marsal zur Übergabe und in der Schlacht bei Sedan 1. Sept. nahm eine seiner

Divisionen das Dorf Balan, während die andere bis an den Fuß des Glacis der Festung vordrang, deren Citabelle H.s. Korpsartillerie beschoß; 16., 17. und namentlich 19. Sept. errang er bei Corbeil und Petit-Vicêtre die ersten Erfolge vor Paris und eroberte das durch vier Divisionen unter General Ducrot verteidigte Plateau Moulin de la Tour (Châtillon). Der König von Bayern erhob ihn 1871 in den erblichen Freiherrnstand. Nach Beendigung des Kriegs führte H. das Generalkommando des 2. bayr. Armeekorps in Würzburg und starb 23. Febr. 1873. Ihm zu Ehren führt durch königl. Armeebefehl vom 20. Febr. 1884 ab das Fort II vor Ingolstadt den Namen Fort Hartmann.

Hartmann (Joh. Peter Emil), bedeutender dän. Komponist, geb. zu Kopenhagen 14. Mai 1805, widmete sich erst dem Studium der Jurisprudenz, ward aber unwiderstehlich von der Musik angezogen, die er dann auch zu seinem Lebensberuf erwählte. Weyse und Siboni wurden darin seine Lehrer; von den Ausländern übten Spohr und Marschner auf ihn den größten Einfluß. Er folgte erst dem Vater als Organist der Garnisonkirche seiner Vaterstadt, dann erhielt er nach Weyses Tode denselben Posten an der Truierkirche und ward zugleich als Lehrer der Musiktheorie und des Orgelspiels am dortigen Konservatorium angestellt. Von seinen Werken, von denen die meisten sich durch einen anziehenden nationalen Klang auszeichnen, sind hervorzuheben: die Opern «Raunen» (1832), «Corsarerne» (1835) und «Iben Rerstin» (1846), das Melodrama «Guldhornene» (1832), die Ballette «Baltfrien» (1861) und «Thrymsfirden» (1868), die Ouverture zu «Arel og Balborg» und «Correggio»; ferner «Dryadens Drilling» für Soli, Chor und Orchester; Sonaten, Cantaten, Suiten für Piano und Violine u. a. Als Dirigent (seit 1839) des im J. 1836 gegründeten Musikvereins sowie auch des Studentengesangsvereins (seit 1842) hat er zur Hebung des musikalischen Lebens in Dänemark Bedeutendes geleistet.

Sein Sohn Emil, geb. 21. Febr. 1836 in Kopenhagen, feht mit Erfolg des Vaters Bestrebungen fort, komponiert auch im Charakter desselben, wovon seine «Nordischen Volkslänze», die Ouverture «Eine nord. Heerfahrt», nord. Volksweisen, das Chorwerk «Winter und Lenz» u. s. w. zeugen. Auch den Wegen Gades, seines Schwagers und Lehrers, folgt er. Seit 1861 Organist in Kopenhagen, gab er dieses Amt 1873 aus Gesundheitsrücksichten auf und lebt in der Nähe jener Stadt als Privatmann.

Hartmann (Jul. von), preuß. General der Kavallerie, geb. 2. März 1817 zu Hannover, wo sein Vater, Sir Georg Julius von H., einer der eifrigsten Kämpfer in der Deutschen Legion und dem Heere des Herzogs von Wellington, damals Oberst, später Generalleutnant und Kommandeur der hannov. Artilleriebrigade war. H. trat 1834 in Offiziersleben in das preuß. 10. Husarenregiment ein, wurde 1835 zum Offizier ernannt und war später zur Allgemeinen Kriegsschule (1839–42), zum Topographischen Bureau (1844–47) und zum Großen Generalstabe (1. April 1847) kommandiert. Als Hauptmann nahm er 1849 am Feldzuge in Baden im Generalstabe und insbesondere an den Gefechten von Kirchheim-Bolanden, Wiesenthal, Neudorf, Durlach und Ruppenheim teil. Bis zum April 1860 befand sich H. im Auftrage des preuß. Ministeriums

der auswärtigen Angelegenheiten in Schleswig-Holstein. Im Okt. 1850 trat er als Generalstabs-offizier zu dem bei Kreuznach versammelten Korps und Febr. 1851 zum Stabe des Generals von Wrangel. Nach mehrjähriger Dienstleistung bei diesem wie im Großen Generalstabe, während welcher H. 1853 zum Major befördert und 1853–55 als Lehrer der Taktik an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule thätig war, folgten nun Jahre des Truppendienstes beim 8. Ulanen-, dem Gardebataillon- und dem 2. Dragonerregiment, das H. als Oberstleutnant bis 1858 befehligte. Nach Ernennung des Generals von Bonin zum Kriegsminister erfolgte H.s. Berufung als Chef der Abteilung für Armeeangelegenheiten in das Allgemeine Kriegsbureau. Im Juni 1860 wurde er Chef des Generalstabes beim 6. Armeekorps. Am 1. Juli 1860 zum Obersten befördert, erhielt er Jan. 1863 das Kommando der 9. Kavalleriebrigade, an deren Spitze er bis zum Mai 1864 den Befehl über den 1. und 2. Militärgrenzbezirk gegen die poln. Insurgenten an der preuß.-russ. Grenze führte. Am 18. April 1865 wurde H. zum Generalmajor befördert und zum ersten Kommandanten von Koblenz und Ehrenbreitstein ernannt, und übernahm während des Deutschen Kriegs von 1866 auf drei Monate den Befehl über die Kavalleriedivision der preuß. Zweiten Armee, mit der H. an den Kämpfen von Königgrätz, Tobitschau und Kocminz teilnahm. Nach Beendigung des Feldzugs kehrte er nach Koblenz zurück, wurde April 1867 Generalleutnant und Mai 1867 militärischer Bevollmächtigter in München. Am 21. April 1868 erhielt H. das Kommando der 2. Division in Danzig und beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 den Befehl über die 1. Kavalleriedivision. Diese führte der General in den Schlachten bei Colombey-Neuilly und Gravelotte und dann bis Ende September vor Metz. Nachdem er vorübergehend die Einschließungstruppen vor Diedenhofen befehligte, rückte H. Ende Oktober unter dem Prinzen Friedrich Karl nach der Loire ab, nahm 28. Nov. an der Schlacht bei Beaune la Rolande teil, deckte während der Kämpfe bei Orléans den linken Flügel der Armee und wurde dann in Eilmärschen nach dem rechten Flügel gegen Vendôme geworfen; 15. Dez. führte H. selbständig ein hartnäckiges Reconnoszierungsgefecht bei Coulommiers. Dem 10. Korps zugeteilt, führte H. die Gefechte bei Billehaube und Chateau-Renault und besetzte 19. Jan. 1871 Tours. Die Division rückte nach Abschluß der Friedenspräliminarien zur Südarmerie nach Dijon und später nach Bejeval ab, wo sie Ende Mai aufgelöst und H. zum Gouverneur von Straßburg ernannt wurde. Am 2. Sept. 1873 wurde H. zum General der Kavallerie befördert und 12. Mai 1875 zur Disposition gestellt. H. starb zu Baden-Baden 30. April 1878. Er veröffentlichte 1858 die Memoiren seines 7. Juni 1856 zu Hannover verstorbenen Vaters, sowie 1876 in der «Deutschen Rundschau» «Der Deutsch-Französische Krieg, ein kritischer Versuch» (späterhin unter dem Titel «Kritische Versuche» [Berl. 1878] in 3 Hefen, deren letztes den Russisch-Türkischen Krieg behandelt, sowie als Buch erschienen) und in den «Zeitfragen des christl. Volkslebens»: «Die allgemeine Wehrpflicht». Nach seinem Tode erschien: «Lebenserinnerungen. Briefe und Aufträge des Generals der Kavallerie Julius von H.» (2 Bde., Berl. 1882).

Hartmann (Karl Rob. Eduard von), deutscher Philosoph, wurde als Sohn des Generals Robert von H. in Berlin 23. Febr. 1842 geboren und trat nach Absolvierung des Gymnasiums 1858 in das Garderegiment ein. Später besuchte er die Vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule und wurde 1860 Offizier. Nachdem er durch ein nervöses Knieleiden sich genötigt gesehen hatte, 1865 seinen Abschied zu nehmen, widmete er sich gänzlich den wissenschaftlichen Studien, promovierte 1867 und ließ zwei Jahre darauf das Werk erscheinen, welches seinen Ruf begründete: «Die Philosophie des Unbewußten» (Berl. 1869; 9. Aufl. in 2 Bdn., Berl. 1882). Aus einer Verschmelzung der Schopenhauer'schen Willenslehre mit dem Entwickelungssystem Schellings und Hegels hervorgegangen, suchte dies Werk den Weltprozeß aus dem Antagonismus von Wille und Vorstellung als den beiden Attributen der «unbewußten» Substanz zu erklären: die geistvolle, durchsichtige Darstellung, die glückliche Verwendung einer Fülle von naturwissenschaftlichen Kenntnissen und die interessante Ausführung pessimistischer Gedankengänge, die sich gleichwohl in letzter Instanz einem «revolutionistischen» Optimismus einfügen sollten, brachten dem Verfasser eine schnelle Popularität und dem Werke eine große Verbreitung. Später erregte H. nicht minder großes Aufsehen, als er seiner theoretischen Philosophie die Ethik unter dem Titel «Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins» (Berl. 1879) und die Religionsphilosophie in zwei Teilen, «Das religiöse Bewußtsein der Menschheit im Stufengange seiner Entwickelung» und «Die Religion des Geistes» (Berl. 1882) hinzufügte. Als Vorbereitung und Ergänzung für das letztere Werk können «Die Selbstzerlegung des Christentums und die Religion der Zukunft» (Berl. 1874) und «Die Krisis des Christentums in der modernen Theologie» (Berl. 1881) gelten. Neben diesen Hauptwerken sind außerdem folgende Monographien zu nennen: «Über die dialektische Methode» (Berl. 1868), «Schellings positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer» (Berl. 1869), «Das Ding-an-sich und seine Beschaffenheit» (Berl. 1871; 2. Aufl. unter dem Titel «Kritische Grundlegung des transzendentalen Realismus», Berl. 1875), «Wahrheit und Irrtum im Darwinismus» (Berl. 1875), «Zur Reform des höhern Schulwesens» (Berl. 1875), «Die polit. Aufgaben und Zustände des Deutschen Reichs» (Berl. 1881). Überhaupt hat H. teils im Interesse der Verbreitung seines Systems, teils in Besprechung von Tagesfragen aller Art eine vielseitige literarische und publizistische Thätigkeit entwickelt, deren Früchte als «Studien und Aufsätze gemeinverständlichen Inhalts» (Berl. 1876) vorliegen. Auch poetisch hat er sich früher versucht, wie seine beiden als «Dramatische Dichtungen von Karl Robert» (Berl. 1871) erschienenen Tragödien «Irisan und Iolde» und «David und Bathseba» beweisen.

Dieser Fruchtbarkeit von H.'s schriftstellerischer Thätigkeit entspricht die Breite der Anregung, welche er teils zu beifälligen, teils zu polemischen Besprechungen gegeben hat. Ein Verzeichnis der auf H. bezüglichen Literatur hat Plümacher in seiner Schrift «Der Kampf ums Unbewußte» (Berl. 1881) gegeben. H. selbst hat zu den verschiedenen Kritiken in mehreren Schriften Stellung genommen: «Neukantianismus, Schopenhauerianismus und

Segehanismus» (2. Aufl. 1877), «Kirchmann's Erkenntnistheoretischer Realismus» (Berl. 1875), «Das Unbewußte vom Standpunkt der Physiologie und Descendenztheorie» (Berl. 1877, als 2. Aufl. einer 1872 anonym von H. herausgegebenen Selbstkritik). Vgl. Röber, «H.'s philosophisches System» (Wresl. 1884), «Lichtstrahlen aus H.'s Werken» (herausg. von Schneidewin, Berl. 1882).

Hartmann (Leo), bekannt durch das Attentat auf Kaiser Alexander II. von Rußland, das er 1. Dez. (19. Nov.) 1879 zu Moskau mit Sophie Perowskaja durch Sprengung des Eisenbahndammes ausführte, welches aber dadurch seinen Zweck verfehlte, daß im Moment der Explosion ein anderer Zug als der des Kaisers über das Gleis fuhr und zerschmettert wurde. Beide Verschworene hatten sich in der Nähe der Bahn in einem Häuschen eingemietet und von hier aus heimlich mit ihren Helfershelfern eine Mine bis unter das Gleis gegraben. Die Explosion wurde durch den Schluß einer elektrischen Kette bewirkt. H. floh nach dem Attentat nach Frankreich, wurde aber auf Verlangen Rußlands gefangen genommen und war nahe daran, an dasselbe ausgeliefert zu werden (Febr. 1880), als man ihn im letzten Moment, vor Ankunft des russ. Staatsanwalts, freiließ. Er ging darauf nach England, später nach Amerika, hielt hier Vorträge, wurde aber argwöhnisch als Verbrecher behandelt, sodaß er wieder nach England zurückkehrte. H. ist der Sohn deutscher Kolonisten in Archangel, aber wenig des Deutschen mächtig. Vor dem Attentat war er Mitglied eines revolutionären Lokalvereins in Saratow und hatte zugleich die Stellung eines Amtsschreibers daselbst inne. Die Terroristen benutzten ihn seiner chem. und elektrischen Kenntnisse halber.

Hartmann (Mor.), deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 15. Okt. 1821 zu Duschnit in Böhmen, von israel. Abkunft, studierte 1838 zu Prag, 1840 in Wien und bereiste dann 1842 Italien, die Schweiz und Süddeutschland. Nach seiner Rückkehr übernahm er eine Erziehungsstelle in Wien, verließ aber 1844 Oesterreich, um seine erste Gedichtsammlung «Reich und Schwert» (Lpz. 1845; 3. Aufl. 1851) ohne Gefahr veröffentlichen zu können. In derselben gibt er den Freiheitsideen auf kirchlichem und weltlichem Gebiete voll jugendlicher Leidenschaft, zum Teil auch in wehmütigen Klängen Ausdruck. Nachdem er sich einige Zeit in Belgien und Frankreich aufgehalten hatte, veröffentlichte er in Leipzig «Neuere Gedichte» (1846). Als er gegen Ende 1847 wieder nach Oesterreich zurückkehrte, ward er in Kriminaluntersuchung genommen, der jedoch die Märzrevolution ein Ende machte. H. trat nun in Prag an die Spitze der deutschen Partei und wurde vom Wahlbezirk Leitmeritz zur Deutschen Nationalversammlung gewählt, in der er der demokratischen Linken angehörte. Zu Frankfurt gab er die «Neimchronik des Pfaffen Maurizius» (5 Hefte, Frankfurt 1849), im naiven Chronikstil gehaltene satirische Fresken aus der Paulskirche, heraus. Mit Blum und Fröbel begab er sich im Okt. 1848 nach Wien, von wo er nach der Verhaftung Blums noch glücklich entkam. Nach der Auflösung des Rumpfparlaments in Stuttgart wandte sich H. nach der Schweiz, dann nach England und im Herbst 1850 nach Paris, von wo aus er das südfr. Frankreich und die Bretagne durchreiste. Anfang 1854 ging er auf den Kriegsschauplatz nach der

Türkei, wo er 18 Monate verweilte. Nachdem er hierauf mehrere Jahre in Paris gelebt, machte er 1860 eine Reise durch Dänemark, Deutschland, die Schweiz und Italien und ließ sich dann in Genf nieder. Dasselbst hielt er unter großem Beifall Vorlesungen über deutsche Literatur und Geschichte an der Akademie. Im J. 1863 siedelte er nach Stuttgart über, wo er Anfang 1865 die Redaction der «Frena» übernahm, ging jedoch im Herbst 1868 nach Wien, erhielt dort die Redaction des Feuilletons der «Neuen Freien Presse», erkrankte aber bald und starb 13. Mai 1872 zu Oberdöbling bei Wien.

Seinem aus böhm. Lotalgrunde mit epischer Breite ausgeführten Roman «Der Krieg um den Walb» (Frankf. 1850) folgten das idyllische Epos «Adam und Eva» (Epp. 1851), das reich an anmutigen Partien ist, und «Schatten» (Darmst. 1851), eine Sammlung poetischer Erzählungen. In einer späteren Gedichtsammlung, den «Zeitlosen» (Braunschw. 1858), bekundete er das Streben nach plastischer Klarheit und künstlerischem Maß im Gedanken und in der Empfindung. Höchst anziehend schildert er seine eigenen Erlebnisse in dem «Tagebuch aus der Provence und Languedoc» (2 Bde., Darmst. 1852—53) und den «Erzählungen eines Unstäten» (2 Bde., Berl. 1858). Hieran reihen sich die «Erzählungen meiner Freunde» (Frankf. 1860), «Bilder und Büste» (2 Bde., Frankf. 1860), die «Novellen» (3 Bde., Hamb. 1863), die Novellensammlungen «Nach der Natur» (3 Bde., Stuttg. 1866) und «Von Frühling zu Frühling» (Berl. 1861), endlich «Die letzten Tage eines Königs» (Stuttg. 1866; 2. Aufl. 1867). H. s letzte Dichtungen, in denen keineswegs eine Abnahme seiner poetischen Kraft sichtbar wurde, sind: «Märchen nach Perrault neu erzählt» (mit Illustrationen von Doré, Stuttg. 1867) und der Roman «Die Diamanten der Baronin» (2 Bde., Berl. 1868). Seine «Gesammelten Werke» erschienen in 10 Bänden (Stuttg. 1874), seine «Gebichte» in Auswahl (Stuttg. 1874). Mit Szarvady übersetzte H. die «Gebichte» Petöfis (Darmst. 1851) und mit Pfau bretonische Volkslieder (Köln 1859). Vgl. Ziel, «Moriz H. Ein litterarischer Essay», in «Unsere Zeit» (Jahrg. 1872, 2. Hälfte).

Hartmann (Richard), Maschinenbauer und einer der bedeutendsten Industriellen Deutschlands, geb. 8. Nov. 1809 zu Barr bei Straßburg als Sohn eines Weißgerbermeisters, lernte als Zeugschmied, arbeitete dann als wandernder Gesell in Mannheim, Neustadt a. d. S. und Jena, und kam um 1830 nach Chemnitz. Hier trat er bei dem Begründer der chemnitzer Maschinenindustrie, C. G. Haubold, als Gehilfe in Arbeit, wurde bald Accordmeister für den Krempelbau, machte sich aber 1837 selbstständig. Mit nur drei Arbeitern begann H. den Bau von Maschinen für Baumwollspinnerei. Namentlich seit 1840, als die Vorspinnvorrichtungen in der Streichgarnspinnerei das Lockensystem verdrängten, nahm das Geschäft zu. Im J. 1845 siedelte H. mit 350 Arbeitern in ein neues Fabrikgebäude in der Leipziger Straße zu Chemnitz über und errichtete 1847—48 auch eine Werkstätte für Lokomotiven- und Tenderbau, nachdem schon mehrere Jahre vorher besondere Abteilungen für Eisen- und Metallgießerei, Dampfmaschinen- und Dampfkesselbau begründet worden waren. Im Frühjahr 1855 begann der Turbinen- und Tangentialdampfbau, bald darauf der Bau größerer Bergwerksmaschinen, Künstegezeuge, Bohrapparate, später der

Bau der Werkzeugmaschinen u. s. w. Ein Schandensfeuer legte in der Nacht vom 17. auf den 18. Juli 1860 einen großen Teil der Werkstätten in Asche, doch konnte der Betrieb nach sechs Monaten wieder vollständig aufgenommen werden. H. s Etablissement gestaltete sich zu dem großartigsten und vielseitigsten Institut seiner Art in Sachsen. Die Zahl der Arbeiter betrug etwa 2000, die unter der Leitung von etwa 150 Beamten standen. Das Etablissement lieferte alle in das Maschinenfach einschlagende Gegenstände; 1870 verkaufte H. dasselbe an eine Aktiengesellschaft, die Sächsische Maschinenfabrik zu Chemnitz, welche es noch weiter ausdehnte. H. blieb indes noch bis zu seinem am 16. Dez. 1878 erfolgten Tode in deren Verwaltungsrat thätig.

Hartmann (Robert), Anthropolog und Ethnograph, geb. 8. Okt. 1832 zu Blankenburg am Harz, studierte in Berlin Medizin und Naturwissenschaften und begleitete 1859—60 den Freiherrn A. von Arnim, Sohn des Prinzen Adalbert von Preußen, nach Nordostafrika. Von 1865 bis 1867 lehrte er die Naturgeschichte der Haustiere an der landwirtschaftlichen Akademie zu Breslau in Oberschlesien und folgte alsdann einem Rufe als Professor und Professor der Anatomie an die Universität zu Berlin. H. bereiste zwischen 1867 und 1882 einen großen Teil Europas. Seine Beobachtungen über die Morphologie von Säugetieren, angestellt an den ital. und schwed. Rassen, legte er in mehreren wissenschaftlichen Zeitschriften nieder. In den J. 1871—79 war H. Vizepräsident der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin und ist noch jetzt Generalsekretär der dortigen Anthropologischen Gesellschaft. H. s hauptsächlichste Publikationen sind: «Reise des Freiherrn A. von Arnim durch Nordostafrika» (Berl. 1863), «Medizinisch-naturgeschichtliche Skizze der Hilländer» (Berl. 1865), «Die Nigritier. Eine anthropologisch-ethnolog. Monographie» (Berl. 1876), «Die Völker Afrikas» (Epp. 1880), «Handbuch der Anatomie des Menschen» (Straßb. 1881), «Der Gorilla» (Epp. 1881), «Die menschenähnlichen Affen» (Epp. 1883). H. ist nebst A. Bastian Begründer der seit 1869 in Berlin erscheinenden «Zeitschrift für Ethnologie».

Hartmannsdorf, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Rochlitz, 4 km südlich von Burgstädt, an der Linie Wittgensdorf-Limbach der Sächsischen Staatsbahn, zählt (1880) 4112 E. und hat Fabrication von Gummiwand, baumwollenen und halbseidenen Handschuhen und Strumpfwaren, Färberei, Bleicherei, Appreturen, auch Serpentin- und Sandsteinbrüche.

Hartmäuligkeit nennt man bei Pferden, welche zu abgerundete breite, mit dicker Schleimhaut bedeckte Laben (s. d.) besitzen, die zu geringe Empfindlichkeit gegen Einwirkung des Gebisses.

Hartmetall, Hartzinn oder Weißmetall (frz. potin, engl. pewter), eine zur Herstellung von Tischgeräten verwendete Legierung von Zinn, Antimon, Wismut und Kupfer.

Hartnack (Edmund), berühmter Optiker und Mikroskopiker, geb. 9. April 1826 zu Templin in der Uckermark als Sohn eines Kaufmanns, besuchte bis zu seinem 16. Lebensjahre das Gymnasium seiner Vaterstadt, trat sodann in die Lehre bei dem bekannten Mechaniker Hirschmann in Berlin und wandte sich 1847 nach Paris, wo er in der Werkstätte von Ruhmkorff, dann in der des berühmten Mikroskopikers Oberhäuser Stellung nahm.

Hartmann (Karl Rob. Eduard von), deutscher Philosoph, wurde als Sohn des Generals Robert von H. in Berlin 23. Febr. 1842 geboren und trat nach Absolvierung des Gymnasiums 1858 in das Gardeartillerieregiment ein. Später besuchte er die Vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule und wurde 1860 Offizier. Nachdem er durch ein nervöses Knieleiden sich genötigt gesehen hatte, 1865 seinen Abschied zu nehmen, widmete er sich gänzlich den wissenschaftlichen Studien, promovierte 1867 und ließ zwei Jahre darauf das Werk erscheinen, welches seinen Ruf begründete: „Die Philosophie des Unbewußten“ (Berl. 1869; 9. Aufl. in 2 Bdn., Berl. 1882). Aus einer Verschmelzung der Schopenhauerschen Willenslehre mit dem Entwicklungssystem Schellings und Hegels hervorgegangen, suchte dies Werk den Weltprozeß aus dem Antagonismus von Wille und Vorstellung als den beiden Attributen der „unbewußten“ Substanz zu erklären: die geistvolle, durchsichtige Darstellung, die glückliche Verwendung einer Fülle von naturwissenschaftlichen Kenntnissen und die interessante Ausführung pessimistischer Gedankengänge, die sich gleichwohl in letzter Instanz einem „evolutionistischen“ Optimismus einfügen sollten, brachten dem Verfasser eine schnelle Popularität und dem Werke eine große Verbreitung. Später erregte H. nicht minder großes Aufsehen, als er seiner theoretischen Philosophie die Ethik unter dem Titel „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“ (Berl. 1879) und die Religionsphilosophie in zwei Teilen, „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit im Stufengange seiner Entwicklung“ und „Die Religion des Geistes“ (Berl. 1882) hinzufügte. Als Vorbereitung und Ergänzung für das letztere Werk können „Die Selbstzerstörung des Christentums und die Religion der Zukunft“ (Berl. 1874) und „Die Krisis des Christentums in der modernen Theologie“ (Berl. 1881) gelten. Neben diesen Hauptwerken sind außerdem folgende Monographien zu nennen: „Über die dialektische Methode“ (Berl. 1868), „Schellings positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer“ (Berl. 1869), „Das Ding-an-sich und seine Beschaffenheit“ (Berl. 1871; 2. Aufl. unter dem Titel „Kritische Grundlegung des transzendenten Realismus“, Berl. 1875), „Wahrheit und Irrtum im Darwinismus“ (Berl. 1875), „Zur Reform des höhern Schulwesens“ (Berl. 1875), „Die polit. Aufgaben und Zustände des Deutschen Reichs“ (Berl. 1881). Überhaupt hat H. teils im Interesse der Verbreitung seines Systems, teils in Besprechung von Fragen aller Art eine vielseitige literarische und publizistische Tätigkeit entwickelt, deren Früchte als „Studien und Aufsätze gemeinverständlichen Inhalts“ (Berl. 1876) vorliegen. Auch vorher hat er sich früher versucht, wie seine beiden „Dramatische Dichtungen von Karl Robert“ (1871) erschienenen Tragödien „Tristan und Isolde“ und „David und Bathseba“ beweisen.

Dieser Fruchtbarkeit von H.s schriftstellerischer Tätigkeit entspricht die Breite der Aufmerksamkeit, welche er teils zu beifälligen, teils zu polemisierenden Besprechungen gegeben hat. Ein Verzeichnis der auf H. bezüglichen Literatur hat Plumacher in seiner Schrift „Der Kampf ums Unbewußte“ (1881) gegeben. H. selbst hat zu den verschiedenen Kritiken in mehreren Schriften Stellung genommen: „Neukantianismus“, Schopenhauer

Hegels
kenntnis-
„Das 1.
und 2.
einer 1-
kritik).
(Bresl.
heraus-
„Da-
auf H.
1. Teil.
Verord-
daraus-
Zweck
ein a
(Hegels
schwer
einer
heim-
unter
durch
H. u.
aber
und
wer-
mehr-
lich
An-
we-
na-
ist
2.
r.
i.
u.
i.

berühmtesten Männer der mohammed. Welt. Gegen das Ende seiner Regierung wurde er gegen die Par-
meliden mit Kisttrauen erfüllt und ließ sie 803 ins-
gesamt teils einlertern, teils hinrichten. Selbst sei-
nen Liebling Aschafar, der ihn auf seinen nächtlichen
Wanderungen durch Bagdad stets begleiten mußte,
verschonte er nicht; ja es wird sogar behauptet,
Aschafar sei die Ursache des Verderbens der ganzen
Familie gewesen. Derselbe war nämlich formell mit
einer Schwester H. vermählt, welche dieser selbst
leidenschaftlich liebte. Aschafar sollte nur den Na-
men eines Gatten führen, um, ohne gegen die orient.
Sitten zu verstoßen, in die innersten Familientreise
des Kalifen zugelassen werden zu können. Als er
aber auch von den Rechten eines Gatten Gebrauch
machte, wurde er aus der Welt geschafft. Diese
grausame That hatte für H. und sein Reich die tran-
sigsten Folgen. Von jener Zeit an brach ein Auf-
stand nach dem andern aus und das Reich des Ka-
lifen wurde der Schauplatz der schlimmsten Bürger-
kriege, welche den Wohlstand der Bevölkerung zer-
störten und dem Staate den innern Halt benahmen.
Fünf Jahre nach dieser Katastrophe zog H. nach
Chorasän zur Unterdrückung eines Aufstandes, der
sich über ganz Transoxanien verbreitet hatte, er-
krankte aber in Tus und starb daselbst 23. März 809.
H. wurde in Dierbern und Erzählungen gefeiert und
lebt auch noch als der berühmteste Kalif in den Mär-
chen der »Tausendundeine Nacht« fort.

Haruspices (im Singular *Haruspex*) hießen bei
den Römern die Weissager, welche die sog. *Haru-
spicina* übten. Diese war ursprünglich in Etru-
rien heimisch und begriff nicht nur die Weissagung
aus den Eingeweiden der Opfertiere in sich, von
welcher die H. ihren Namen »Eingeweideschau«
haben, sondern auch die Deutung der Blitze und
anderer wunderbarer Erscheinungen (Prodigien),
sowie die Kunde von den durch diese Zeichen gefor-
berten Sühnopfern und andern Sühngebräuchen.
In Rom, wo es für die verschiedenen übrigen Arten
der Weissagung oder genauer der Erforschung des
Willens der Götter und der Kunde der Mittel zur
Abwendung des durch schlimme Zeichen angedroh-
ten Unheils die öffentlichen Priesterkollegien der
Augurn (s. d.) und Decemviri sacrorum (s. d.) gab,
war die nicht bloß geduldet, sondern vom Staat
anerkannte und benutzte Thätigkeit der etruski-
schen H. zumeist auf die Eingeweideschau beschränkt;
doch wurden auch bei andern Zweigen der Di-
vination nicht selten H. verwendet. In der Kaiser-
zeit machte sich neben ihrer Kunst vornehmlich
die Astrologie der Chaldäer geltend. Kaiser Clau-
dius begünstigte die H., und er war es vermutlich,
der sie als förmliches, aus 60 Mitglieder unter
einem Magister bestehendes Priesterkollegium kon-
stituierte. Noch unter den christl. Kaisern erhielt
sich ihre heidnische Kunst.

Haruspex, s. unter *Haruspices*.

Harusch (Schwarzer und Weißer), Hugelregion,
s. unter *Tezzan*.

Harv., bei naturwissenschaftlichen Namen Ab-
kürzung für *Harvey* (William Harvey).

Harvard-University, s. unter *Cambridge*
(in Nordamerika).

Harvestehude, Vorort der Stadt Hamburg,
2 km nördlich von Hamburg, am rechten Alsterufer,
mit (1880) 5710 G., zahlreichen schönen Landhäusern
und der 1880—82 in got. Stile erbauten Johannis-
kirche.

Nachdem er das Geschäft des letztern käuflich übernommen, associierte er sich 1864 mit dem aus Polen geflüchteten Professor der Mathematik Brzomowsky, wurde aber 1870 mit den übrigen Deutschen aus Paris vertrieben und siedelte nach Potsdam über, woselbst er ein neues Institut für den Bau von Mikroskopen begründete. Sein pariser Geschäft verkaufte er 1879 an seinen bisherigen Kompagnon Brzomowsky. 53 Mikroskope gehören zu den vollendetsten Instrumenten dieser Art und sind deshalb über den ganzen Erdbreis verbreitet. Außer vielfachen Verbesserungen des Mikroskops hat sich H. insbesondere durch die Einführung und Verbreitung des von Professor Amici erfundenen Immersionsystems, durch die mit Brzomowsky konstruierte Verbesserung der Nicolischen Prismen und die Erfindung eines eigenen Beleuchtungsapparats verdient gemacht und dadurch nicht wenig zu dem außerordentlichen Aufschwung der modernen Naturwissenschaften, namentlich der Medizin, beigetragen. In Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste ernannte ihn die mediz. Fakultät zu Bonn gelegentlich des 50jährigen Universitätsjubiläums zum Ehrendoktor der Medizin, welcher Auszeichnung die preuß. Regierung 1882 den Professortitel hinzufügte.

Hartriegel (Cornus sanguinea), Strauchart, f. unter Cornus und Liguster.

Hartscher (verstümmelt aus dem frz. *archer* und dem ital. *arciero*), Bogenschütze, bildet gegenwärtig die Bezeichnung der Mitglieder der Leibgarde der Herrscher einzelner Staaten. So besteht in Bayern eine aus verbienstvollen Offizieren und Unteroffizieren gebildete Leibgarde der H., welche als eine Art Palastwache und bei Hoffestlichkeiten fungiert; in Oesterreich existiert eine Arcieren-Leibgarde, deren Garben dem Stande der Oberoffiziere, deren Chargen dem Range der Stabsoffiziere und Generale entnommen werden. (Vgl. Archers.)

Hartschlägigkeit (Hartschnaufigkeit), f. unter Dampf (der Pferde).

Hartwell, Schloß bei Aylesbury (f. d.) in der Grafschaft Buckingham.

Hartwich (Emil Herm.), hervorragender Eisenbahningenieur, geb. 13. Juli 1801 zu Wensdorf bei Brandenburg, besuchte das Gymnasium in Brandenburg, legte 1819 die Feldmesser- und 1827 die Baumeisterprüfung ab, wurde 1829 zum Wasserbauinspektor zu Steinau in Schlesien und 1834 zum Regierungs- und Baurat in Danzig ernannt. In dieser Stellung vollendete er die Molenbauten in der Ostsee bei Neufahrwasser und die mit dem Durchbruch der Weichsel in die Ostsee bei Neufahr verbundenen Arbeiten, baute das bischoffl. Schloß in Pöplin und restaurierte die Kirche daselbst. Im J. 1845 bereiste H. Belgien, England und Frankreich und schied behufs Übernahme des Baues der Stargard-Potsdamer Eisenbahn aus dem Staatsdienst. Im J. 1849 wurde er zum Mitglied der Oberbaudeputation und zum Oberbaurat und vortragenden Rat im Handelsministerium, sodann 1855 zum Geh. Oberbaurat ernannt. Zur Übernahme der Erweiterungsbauten der Rheinischen Eisenbahn schied H. 1856 zum zweiten mal aus dem Staatsdienst. Im J. 1870 wurde H. als Wirkl. Geh. Oberregierungsrat in das Bundes-, resp. Reichslanzleramt berufen, woselbst er vorwiegend mit der Beschaffung des Eisenbahnmateriels für Kriegszwecke und später für die Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen thätig war. Von

1872 bis 1875 wirkte H. als Vorsitzender der Deutschen Eisenbahn-Baugesellschaft für die Herstellung der Berliner Stadtbahn und einer größern Zahl noch fehlender Bahnverbindungen Deutschlands, welche in den folgenden Jahren fast durchgängig von der preuß. Regierung gebaut wurden. In Broschüren und Zeitschriften, insbesondere in der »Zeitschrift für Bauwesen« hat H. eine große literarische Thätigkeit über das Eisenbahnwesen entwickelt. Außerdem veröffentlichte er namentlich: »Erweiterungsbauten der Rheinischen Eisenbahn« (3 Abteil., Berl. 1864—67; Abteil. 1: »Die Rheinbrücke bei Koblenz«, 2. Aufl. 1869), »Aphoristische Bemerkungen über das Eisenbahnwesen« (2. Aufl. Berl. 1874), »Bemerkungen über die Schifffahrt: verhältnisse in und bei Berlin« (Berl. 1874). H. starb in Berlin 17. März 1879.

Hartenbusch (Juan Eugenio), span. Dichter, geb. 6. Sept. 1806 zu Madrid, wo sein Vater, aus Schwabach in der Nähe von Köln gebürtig, sich als Kunstschüler niedergelassen und mit einer Spanierin verheiratet hatte. Der Sohn studierte erst bei den Jesuiten Theologie, wandte sich aber der Malerei zu und versuchte sich daneben in lyrischen Gedichten. Als der Vater in Geistesermüdung verfallen, ergriff H. das Tischlerhandwerk. Dabei übersehte er aber mehrere Stücke aus dem Französischen und Italienischen (von Voltaire und Alfieri) und bearbeitete einige altspan. Romane (von Moreto, Calderon und Rojas), von denen zwei mit Beifall aufgeführt wurden. Der inzwischen ausgebrochene Bürgerkrieg zwang ihn jedoch zur Aufgabe seines Gewerbes; er erlernte die Lithographie und wurde 1835 als Schnellreiber der Regierungszeitung angestellt. Da sein Drama »Los amantes de Teruel« (1836) eine sehr günstige Aufnahme fand, widmete er sich von nun an ausschließlich der Poesie, und durch eine Anstellung bei der königl. Bibliothek zu Madrid erhielt er später auch eine gehobene Stellung. Im J. 1847 ward H. Mitglied der Akademie und 1862 Direktor der Nationalbibliothek, welchen Posten er bis zu seinem Tode, 2. Aug. 1880, bekleidete.

H. gilt für den talentvollsten der neuen dramatischen Dichter Spaniens. Unter seinen Stücken sind nächst den »Amantes de Teruel« (Madr. 1836; deutsch von Seubert, Spz. 1873) hervorzuheben: das Drama »Doña Mencía« (1838), die Romane »La redoma encantada« (1839), »Los polvos de la madre Celestina« (1839), »La visionaria« (1840), die Dramen »Alfonso el casto« (1841), »Primer yo« (1842), »Honoria« (1842), »El bachiller Mendarias« (1842); die Romane »La coja y el acogido« (1843), »Juan de las Viñas« (1844; Göttingen 1865), »La madre de Pelayo« (1846), »La Archiducesa« (1854) und die Dramen »Vida por honra« (1854) und »El mal apostol y el buen ladrón« (1860). Nach H.s Tode erschien noch »Heliodora o el amor enamorado« (1830). Um das altspan. Theater machte H. sich sehr verdient durch die kritischen Ausgaben der Werke des Lirio de Molina (12 Bde., Madr. 1839—50), des Calderon (4 Bde., Madr. 1848—50), des Alcaron (Madr. 1852) und des Lope de Vega (4 Bde., Madr. 1853—60). Später veröffentlichte H. auch »Cuentos y fabulas« (2 Bde., Madr. 1861), sowie »Obras escogidas« (nebst Biographie H., 2 Bde., Spz. 1865; 2. Aufl. 1876) und »Obras de Encargo« (Madr. 1864). Die meisten seiner Stücke zeichnen sich durch

lebendige Phantasie, nationalen Charakter, kräftige Diktion und wohlklingenden Versbau aus. Auch war er einer von den wenigen Spaniern, welche eine genauere Kenntnis der deutschen Literatur haben. Er gab Proben davon durch Übersetzung Schiller'scher Gedichte und Lessing'scher Fabeln.

Harzer (Karl Ferd.), Bildhauer, geb. 22. Juni 1838 in Celle, besuchte die Polytechnische Schule in Hannover, ging dann 1859 nach München als Schüler Widmanns, 1861 nach Nürnberg, wo Streling wirkte, dann nach Dresden zu Schilling, dem er bei den Gruppen für die Brühl'sche Terrasse half. Im J. 1864 trat er in Hähnel's Atelier über. Nach einer einjährigen Studienreise in Italien siedelte sich H. 1869 in Berlin an, wo er mit mehreren in Rom entworfenen Arbeiten: Amor mit der Raste, und Amor und Satyr, auftrat, von denen erstere im Auftrage des Kaisers in Marmor für das Königl. Schloß ausgeführt wurde, überdies mehrere Wiederholungen erhielt. Ferner entstanden das marmorne Denkmal des Otonomen Thier für Celle (1872), die Bromesstatue des Komponisten Marschner für Hannover (1877), acht große Figuren für die Vordhalle des Treppenhauses der Nationalgalerie, zwei Kinderrieße, Malerei und Plastik darstellend, eine Reihe Reliefs u. s. w., die sitzende Figur der Geschichte auf dem Belle-Alliance-Platz, die Siegesdenkmäler für Hildesburg und Gleiwiß in Schlesien, 1883 das bronzene Standbild Spohrs für Kassel, für das Ständehaus in Hannover das Relief der Germania, welche Wissenschaft und Kunst beschützt (1879), die beiden großen Reliefs Germania und Verolina, in Bronze auszuführen für die Michaeliskirchenbrücke in Berlin u. s. w. Außerdem ist die Zahl seiner Porträtbüsten eine große. H. gehörte anfänglich der idealistischen Richtung der dresdener Schule an, von der er sich in Berlin jedoch, den Spuren Vegas' folgend, der modern-realistischen zugewendete. [metall.]

Harzian, s. Hartmetall und Britannia.
Harigari (deutscher Orden der), verbreitete Verbindung in Nordamerika zur gegenseitigen Unterstützung und zur Erhaltung der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten, gegründet im März 1847 zu Newyork. Das Wort H. kommt vom altdeutschen harac, heiliger Hain.

Harumbascha (Harambaschi), Banduren-korporal, auch Häuberkapitän.

Harun, berühmter Kalif, mit dem Beinamen Al-Raschid, d. h. der Gerechte, den er jedoch nicht von der Nachwelt, sondern von seinem Vater el-Habi erhielt, als er zum Thronfolger bestimmt wurde, trat das Kalifat 786 n. Chr. an in einem Alter von 21 oder nach andern von 25 Jahren. Seine Regierung war im ganzen glücklich, wenn auch in verschiedenen Provinzen seines Reichs gefährliche Aufstände ausbrachen und ein Teil der Länder, welche das jetzige Königreich Marokko bilden, von ihm abfiel und einem Abstammung Alis huldigte. H. fand in der in seinem Dienste stehenden pers. Familie der Barmekiden tüchtige Staatsmänner und Feldherren, welche ihm den größten Teil der Staatsgeschäfte abnahmen. In das bereits von Manfur gegründete und von ihm zur Festung erhobene Bagdad strömte aus allen Gegenden seines weiten Reichs Tribut und gab ihm die Mittel, in großartiger Prachtliebe daselbst die schönsten Bauten ausführen zu lassen. Zugleich liebte er Gelehrsamkeit, Dichtkunst und Musik und sein Hof war der Sammelplatz der be-

rühmtesten Männer der mohammed. Welt. Gegen das Ende seiner Regierung wurde er gegen die Barmekiden mit Mißtrauen erfüllt und ließ sie 803 insgesamt teils einkertern, teils hinrichten. Selbst seinen Liebling Dschafar, der ihn auf seinen nächtlichen Wanderungen durch Bagdad stets begleiten mußte, verschonte er nicht; ja es wird sogar behauptet, Dschafar sei die Ursache des Verderbens der ganzen Familie gewesen. Derselbe war nämlich formell mit einer Schwester H. vermählt, welche dieser selbst leidenschaftlich liebte. Dschafar sollte nur den Namen eines Gatten führen, um, ohne gegen die orient. Sitten zu verstoßen, in die innersten Familientheile des Kalifen zugelassen werden zu können. Als er aber auch von den Rechten eines Gatten Gebrauch machte, wurde er aus der Welt geschafft. Diese grausame That hatte für H. und sein Reich die traurigsten Folgen. Von jener Zeit an brach ein Aufstand nach dem andern aus und das Reich des Kalifen wurde der Schauplatz der schlimmsten Bürgerkriege, welche den Wohlstand der Bevölkerung zerrütteten und dem Staate den innern Halt benahmen. Fünf Jahre nach dieser Katastrophe zog H. nach Chorasan zur Unterdrückung eines Aufstandes, der sich über ganz Transoxanien verbreitet hatte, erkrankte aber in Tus und starb daselbst 23. März 809. H. wurde in Liedern und Erzählungen gefeiert und lebt auch noch als der berühmteste Kalif in den Märchen der »Tausendundeine Nacht« fort.

Haruspices (im Singular Haruspex) hießen bei den Römern die Weissager, welche die sog. Haruspicina übten. Diese war ursprünglich in Etrurien heimisch und begriff nicht nur die Weissagung aus den Eingeweiden der Opfertiere in sich, von welcher die H. ihren Namen »Eingeweideschauer« haben, sondern auch die Deutung der Vögel und anderer wunderbarer Erscheinungen (Prodigien), sowie die Kunde von den durch diese Zeichen geforderten Sühnopfern und andern Sühngebräuchen. In Rom, wo es für die verschiedenen übrigen Arten der Weissagung oder genauer der Erforschung des Willens der Götter und der Kunde der Mittel zur Abwendung des durch schlimme Zeichen angedrohten Unheils die öffentlichen Priesterkollegien der Augurn (s. d.) und Decemviri sacrorum (s. d.) gab, war die nicht bloß gebildete, sondern vom Staat anerkannte und benutzte Thätigkeit der etruskischen H. zumeist auf die Eingeweideschau beschränkt; doch wurden auch bei andern Zweigen der Divination nicht selten H. verwendet. In der Kaiserzeit machte sich neben ihrer Kunst vornehmlich die Astrologie der Chaldäer geltend. Kaiser Claudius begünstigte die H., und er war es vermutlich, der sie als förmliches, aus 60 Mitgliedern unter einem Magister bestehendes Priesterkollegium konstituierte. Noch unter den christl. Kaisern erhielt sich ihre heidnische Kunst.

Haruspicina, s. unter Haruspices.

Harusch (Schwarzer und Weißer), Hängelregion, s. unter Fezzan.

Harv., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Harvey (William Henry).

Harvard-University, s. unter Cambridge (in Nordamerika).

Harvestehude, Vorort der Stadt Hamburg, 2 km nördlich von Hamburg, am rechten Alsterufer, mit (1880) 5710 E., zahlreichen schönen Landhöfen und der 1880—82 in got. Stile erbauten Johannis-kirche.

Nachdem er das Geschäft des letztern käuflich übernommen, associierte er sich 1864 mit dem aus Polen geflüchteten Professor der Mathematik Brzomowsky, wurde aber 1870 mit den übrigen Deutschen aus Paris vertrieben und siedelte nach Potsdam über, woselbst er ein neues Institut für den Bau von Mikroskopen begründete. Sein pariser Geschäft verkaufte er 1879 an seinen bisherigen Kompagnon Brzomowsky. 53 Mikroskope gehören zu den vollendetsten Instrumenten dieser Art und sind deshalb über den ganzen Erdkreis verbreitet. Außer vielfachen Verbesserungen des Mikroskops hat sich H. insbesondere durch die Einführung und Verbreitung des von Professor Amici erfundenen Immersions-systems, durch die mit Brzomowsky konstruierte Verbesserung der Nicol'schen Prismen und die Erfindung eines eigenen Beleuchtungsapparats verdient gemacht und dadurch nicht wenig zu dem außerordentlichen Aufschwung der modernen Naturwissenschaften, namentlich der Medicin, beigetragen. In Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste ernannte ihn die mediz. Fakultät zu Bonn gelegentlich des 50jährigen Universitätsjubiläums zum Ehren doktor der Medicin, welcher Auszeichnung die preuß. Regierung 1882 den Professortitel hinzufügte.

Hartriegel (Cornus sanguinea), Strauchart, s. unter Cornus und Liguster.

Hartshier (verstümmelt aus dem frz. archer und dem ital. arciero), Bogenschütze, bildet gegenwärtig die Bezeichnung der Mitglieder der Leibgarde der Herrscher einzelner Staaten. So besteht in Bayern eine aus verbienstvollen Offizieren und Unteroffizieren gebildete Leibgarde der H., welche als eine Art Palastwache und bei Hoffestlichkeiten fungiert; in Oesterreich existiert eine Arcieren-Leibgarde, deren Garben dem Stande der Oberoffiziere, deren Chargen dem Range der Stabsoffiziere und Generale entnommen werden. (Vgl. Archers.)

Hartslügigkeit (Hartschnaufigkeit), s. unter Dampf (der Pferde).

Hartwell, Schloß bei Aylesbury (s. d.) in der Grafschaft Buckingham.

Hartwich (Emil Herm.), hervorragender Eisenbahningenieur, geb. 13. Juli 1801 zu Wensdorf bei Brandenburg, besuchte das Gymnasium in Brandenburg, legte 1819 die Feldmesser- und 1827 die Baumeisterprüfung ab, wurde 1829 zum Wasserbauinspektor zu Steinau in Schlesien und 1834 zum Regierungs- und Baurat in Danzig ernannt. In dieser Stellung vollendete er die Molenbauten in der Ostsee bei Neufahrwasser und die mit dem Durchbruch der Weichsel in die Ostsee bei Neufahr verbundenen Arbeiten, baute das bischöfl. Schloß in Pselplin und restaurierte die Kirche daselbst. Im J. 1845 bereiste H. Belgien, England und Frankreich und schied behufs Übernahme des Baues der Stargard-Posen Eisenbahn aus dem Staatsdienst. Im J. 1849 wurde er zum Mitglied der Oberbaudeputation und zum Oberbaurat und vortragenden Rat im Handelsministerium, sodann 1855 zum Geh. Oberbaurat ernannt. Zur Übernahme der Erweiterungsbauten der Rheinischen Eisenbahn schied H. 1856 zum zweiten Mal aus dem Staatsdienst. Im J. 1870 wurde H. als Wirkl. Geh. Oberregierungsrat in das Bundes-, resp. Reichskanzleramt berufen, woselbst er vorwiegend mit der Beschaffung des Eisenbahnmateri als für Kriegszwecke und später für die Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen thätig war. Von

1872 bis 1875 wirkte H. als Vorsitzender der Deutschen Eisenbahn-Baugesellschaft für die Herstellung der Berliner Stadtbahn und einer größern Zahl noch fehlender Bahnverbindungen Deutschlands, welche in den folgenden Jahren fast durchgängig von der preuß. Regierung gebaut wurden. Im Broschüren und Zeitschriften, insbesondere in der «Zeitschrift für Bauwesen» hat H. eine große literarische Thätigkeit über das Eisenbahnwesen entwickelt. Außerdem veröffentlichte er namentlich: «Erweiterungsbauten der Rheinischen Eisenbahn» (3 Abteil., Berl. 1864—67; Abteil. 1: «Die Rheinbrücke bei Koblenz», 2. Aufl. 1869), «Aphoristische Bemerkungen über das Eisenbahnwesen» (2. Aufl. Berl. 1874), «Bemerkungen über die Schiffsahrtsverhältnisse in und bei Berlin» (Berl. 1874). H. starb in Berlin 17. März 1879.

Harthenbusch (Juan Eugenio), span. Dichter, geb. 6. Sept. 1806 zu Madrid, wo sein Vater, aus Schwabach in der Nähe von Köln gebürtig, sich als Kunsttischler niedergelassen und mit einer Spanierin verheiratet hatte. Der Sohn studierte erst bei den Jesuiten Theologie, wandte sich aber der Malerei zu und versuchte sich daneben in lyrischen Gedichten. Als der Vater in Geisteszerrüttung verfallen, ergriff H. das Tischlerhandwerk. Dabei übersehte er aber mehrere Stücke aus dem Französischen und Italienischen (von Voltaire und Alfieri) und bearbeitete einige altspan. Komödien (von Moreto, Calderon und Rojas), von denen zwei mit Beifall aufgeführt wurden. Der inzwischen ausgebrochene Bürgerkrieg zwang ihn jedoch zur Aufgabe seines Gewerbes; er erlernte die Lithographie und wurde 1835 als Schnellreiber der Regierungszeitung angestellt. Da sein Drama «Los amantes de Teruel» (1836) eine sehr günstige Aufnahme fand, widmete er sich von nun an ausschließlich der Litteratur, und durch eine Anstellung bei der königl. Bibliothek zu Madrid erhielt er später auch eine gehobene Stellung. Im J. 1847 ward H. Mitglied der Akademie und 1862 Direktor der Nationalbibliothek, welchen Posten er bis zu seinem Tode, 2. Aug. 1880, bekleidete hat.

H. gilt für den talentvollsten der neuern dramatischen Dichter Spaniens. Unter seinen Stücken sind nächst den «Amantes de Teruel» (Madr. 1836; deutsch von Seubert, Pp. 1873) hervorzuheben: das Drama «Doña Mencía» (1838), die Komödien «La redoma encantada» (1839), «Los polvos de la madre Celestina» (1839), «La visionaria» (1840), die Dramen «Alfonso el casto» (1841), «Primero yo» (1842), «Honoria» (1842), «El bachiller Mendarias» (1842); die Komödien «La coja y el encogido» (1843), «Juan de las Viñas» (1844; Göttingen 1865), «La madre de Pelayo» (1846), «La Archiducesa» (1854) und die Dramen «Vida por honra» (1854) und «El mal apostol y el buen ladrón» (1860). Nach H.'s Tode erschien noch «Heliodora o el amor enamorado» (1830). Um das altspan. Theater machte H. sich sehr verdient durch die kritischen Ausgaben der Werke des Tirso de Molina (12 Bde., Madr. 1839—50), des Calderon (4 Bde., Madr. 1848—50), des Alcaron (Madr. 1852) und des Lope de Vega (4 Bde., Madr. 1853—60). Später veröffentlichte H. auch «Cuentos y fabulas» (2 Bde., Madr. 1861), sowie «Obras escogidas» (nebst Biographie H.'s, 2 Bde., Pp. 1865; 2. Aufl. 1876) und «Obras de Encargo» (Madr. 1864). Die meisten seiner Stücke zeichnen sich durch

lebendige Phantasie, nationalen Charakter, kräftige Diction und wohlklingenden Versbau aus. Auch war er einer von den wenigen Spaniern, welche eine genauere Kenntnis der deutschen Literatur haben. Er gab Proben davon durch Übersetzung Schillerscher Gedichte und Lessingscher Fabeln.

Garzer (Karl Ferd.), Bildhauer, geb. 22. Juni 1838 in Celle, besuchte die Polytechnische Schule in Hannover, ging dann 1859 nach München als Schüler Widmanns, 1861 nach Nürnberg, wo Streling wirkte, dann nach Dresden zu Schilling, dem er bei den Gruppen für die Brühl'sche Terrasse half. Im J. 1864 trat er in Hahn's Atelier über. Nach einer einjährigen Studienreise in Italien siedelte sich H. 1869 in Berlin an, wo er mit mehreren in Vornamentenwerken: Amor mit der Maske, und Amor und Satyr, auftrat, von denen erstere im Auftrage des Kaisers in Marmor für das Königl. Schloß ausgeführt wurde, überdies mehrere Wiederholungen erfuhr. Ferner enthielt das marmorne Denkmal des Otonomen Thier für Celle (1872), die Bronzestatue des Komponisten Marx für Hannover (1877), acht große Figuren für die Vordrücke des Treppenhauses der Nationalgalerie, zwei Kinderrieße, Malerei und Plastik darstellend, eine Reihe Reliefs u. s. w., die sitzende Figur der Geschichte auf dem Velle-Alliance-Platz, die Siegesdenkmäler für Budeburg und Gleiwiß in Schlesien, 1883 das bronzene Standbild Spors für Kassel, für das Ständehaus in Hannover das Relief der Germania, welche Wissenschaft und Kunst beschützt (1879), die beiden großen Reliefs Germania und Verolina, in Bronze ausgeführt für die Michaelstempelbrücke in Berlin u. s. w. Außerdem ist die Zahl seiner Porträtbüsten eine große. H. gehörte anfänglich der idealistischen Richtung der dresdener Schule an, von der er sich in Berlin jedoch, den Spuren Vegas' folgend, der modern-realistischen zuwendete. [metall.]

Garzins, s. Hartmetall und Britannia.
Garugari (deutscher Orden der), verbreitete Verbindung in Nordamerika zur gegenseitigen Unterstützung und zur Erhaltung der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten, gegründet im März 1847 zu Newyork. Das Wort G. kommt vom alldutschen haruc, heiliger Hain.

Garumbaschi (Harambaschi), Panduren-korporal, auch Häubershauptmann.

Garau, berühmter Kalif, mit dem Beinamen Al-Raschid, d. h. der Gerechte, den er jedoch nicht von der Nachwelt, sondern von seinem Vater el-Hadi erhielt, als er zum Thronfolger bestimmt wurde, trat das Kalifat 786 n. Chr. an in einem Alter von 21 oder nach andern von 25 Jahren. Seine Regierung war im ganzen glücklich, wenn auch in verschiedenen Provinzen seines Reichs gefährliche Aufstände ausbrachen und ein Teil der Länder, welche das jetzige Königreich Marokko bilden, von ihm abfiel und einem Abstammung Alis huldigte. H. fand in der in seinem Dienste stehenden pers. Familie der Barmekiden tüchtige Staatsmänner und Feldherren, welche ihm den größten Teil der Staatsgeschäfte abnahmen. In das bereits von Manfur gegründete und von ihm zur Residenz erhobene Bagdad strömte aus allen Gegenden seines weiten Reichs Tribut und gab ihm die Mittel, in großartiger Prachtliebe daselbst die schönsten Bauten ausführen zu lassen. Zugleich liebte er Gelehrsamkeit, Dichtkunst und Musik und sein Hof war der Sammelplatz der be-

rühmtesten Männer der mohammed. Welt. Gegen das Ende seiner Regierung wurde er gegen die Barmekiden mit Mithrauen erfüllt und ließ sie 803 insgesamt teils einkertern, teils hinrichten. Selbst seinen Liebling Dschafar, der ihn auf seinen nächtlichen Wanderungen durch Bagdad stets begleiten mußte, verschonte er nicht; ja es wird sogar behauptet, Dschafar sei die Ursache des Verderbens der ganzen Familie gewesen. Derselbe war nämlich formell mit einer Schwester H. vermählt, welche dieser selbst leidenschaftlich liebte. Dschafar sollte nur den Namen eines Gatten führen, um, ohne gegen die orient. Sitten zu verstoßen, in die innersten Familienkreise des Kalifen zugelassen werden zu können. Als er aber auch von den Rechten eines Gatten Gebrauch machte, wurde er aus der Welt geschafft. Diese grausame That hatte für H. und sein Reich die traurigsten Folgen. Von jener Zeit an brach ein Aufstand nach dem andern aus und das Reich des Kalifen wurde der Schauplatz der schlimmsten Bürgerkriege, welche den Wohlstand der Bevölkerung gerüttelten und dem Staate den innern Halt benahmen. Fünf Jahre nach dieser Katastrophe zog H. nach Chorasan zur Unterdrückung eines Aufstandes, der sich über ganz Transoxanien verbreitet hatte, erkrankte aber in Tus und starb daselbst 23. März 809. H. wurde in Nischen und Erzählungen gefeiert und lebt auch noch als der berühmteste Kalif in den Märchen der »Tausendundeine Nacht« fort.

Garuspices (im Singular Haruspex) hießen bei den Römern die Weissager, welche die sog. Haruspicina übten. Diese war ursprünglich in Etrurien heimisch und begriff nicht nur die Weissagung aus den Eingeweiden der Opfertiere in sich, von welcher die H. ihren Namen »Eingeweideschauer« haben, sondern auch die Deutung der Vögel und anderer wunderbarer Erscheinungen (Prodigien), sowie die Kunde von den durch diese Zeichen gesendeten Sühnopfern und andern Sühngebräuchen. In Rom, wo es für die verschiedenen übrigen Arten der Weissagung oder genauer der Erforschung des Willens der Götter und der Kunde der Mittel zur Abwendung des durch schlimme Zeichen angedrohten Unheils die öffentlichen Priesterkollegien der Augurn (s. d.) und Decemviri sacrorum (s. d.) gab, war die nicht bloß gebührende, sondern vom Staat anerkannte und benutzte Thätigkeit der etruskischen H. zumeist auf die Eingeweideschau beschränkt; doch wurden auch bei andern Zweigen der Divination nicht selten H. verwendet. In der Kaiserzeit machte sich neben ihrer Kunst vornehmlich die Astrologie der Chaldäer geltend. Kaiser Claudius begünstigte die H., und er war es vermutlich, der sie als förmliches, aus 60 Mitgliedern unter einem Magister bestehendes Priesterkollegium konstituierte. Noch unter den christl. Kaisern erhielt sich ihre heidnische Kunst.

Garuspiceina, s. unter Haruspices.

Garusch (Schwarzer und Weißer), Singelregion, s. unter Fezzan.

Harv., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Harvey (William Henry).

Harvard-University, s. unter Cambridge (in Nordamerika).

Garvesteube, Vorort der Stadt Hamburg, 2 km nördlich von Hamburg, am rechten Alsterufer, mit (1880) 5710 E., zahlreichen schönen Landhäusern und der 1880–82 in got. Stile erbauten Johannis-kirche.

bildeten auf diese Weise den sog. Harzdistrikt, welcher seit 1495 zum Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel gehörte, während der westfäl. Zwischzeit aber zerstückelt und bei der Reorganisation des Fürstentums Braunschweig nur teilweise in den gandersheimer Distrikt wieder aufgenommen wurde. Überhaupt teilen sich gegenwärtig Preußen (1180,54 qkm, und zwar die Provinz Hannover mit 689,33 qkm, die Provinz Sachsen mit 497,22 qkm), Braunschweig (738,94 qkm) und Anhalt (126,64 qkm) in den Besitz des H. Der Bergbau im Oberharz gehörte bis 1866 Hannover, seitdem Preußen allein; der im Rammelsberg bei Goslar u. s. w., dem sog. Kommunionharz, wurde bis 1866 von Hannover und Braunschweig, von 1866 an von Preußen und Braunschweig auf gemeinschaftliche Rechnung (für Hannover, resp. Preußen zu $\frac{1}{2}$, für Braunschweig zu $\frac{1}{2}$ des Ertrags) betrieben; doch trat infolge eines 1874 geschlossenen Vertrags Braunschweig seine Hoheitsrechte in diesem Gebiet an Preußen ab; Bergbau und Eisenindustrie im Unterharz betreiben Preußen (Neue Hütte, Neue Hütte u. s. w. bei Elbingerode), Braunschweig (Kübeland) und Anhalt (Harzgerode und Mägdesprung).

Litteratur. Sachmann, «Rivellement des Harzgebirges» (Braunschw. 1851); Zimmermann, «Das Harzgebirge» (2 Bde., Darmst. 1884); Spielter, «Der H., seine Ruinen und Sagen» (Berl. 1852; 2. Aufl. 1856); Bröhle, «Harzagen» (3. Aufl., Epp. 1869); Siegle, «Beiträge zur Kenntnis des H.» (2. Aufl., Wschersl. 1874); Herzer, «Naturwissenschaftliche Beiträge zur Kenntnis des Harzgebirges» (Werniger. 1856); von Grobbed, «Abriß der Geognosie des H.» (Clausst. 1871); Hamppe, «Flora hercynica» (Halle 1873); Vossen, «Geognost. Übersichtskarte des Harzgebirges» (Berl. 1882); Hoppe, «Die Bergwerke, Aufbereitungsanstalten und Hütten im Ober- und Unterharz» (Clausst. 1883). Unter den neuern Reisehandbüchern sind hervorzuheben die von Griechen (18. Aufl., von Bröhle, Berl. 1882), Müller (13. Aufl., Berl. 1882), Meyer (7. Aufl., Epp. 1882).

Harzbeulen, s. Harzflus.

Harzbirke, s. unter Birke.

Harzburg, Amt im braunschweig. Kreise Wolfenbüttel, zählt auf 125 qkm gegen 10000 E. und hat zum Hauptort Neustadt oder Neustadt-Harzburg, 9 km im Ostnordosten von Goslar und 30 km im Süden von Wolfenbüttel, 235 m über dem Meere, am Endpunkt der Linie Wolfenbüttel-Borsum-H. der Braunschweigischen Eisenbahnen und am rechten Ufer der hier aus dem Harz in die Ebene tretenden Radau, eines Zuflusses der Ode. Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt mit den damit zusammenhängenden Orten Bündheim, Schulenrode und Schlenede (1880) 4620 E. und besitzt das Solbad Juliusbad, eine Kollenheilanstalt mit Fichtennadelbad, zahlreiche schöne Villen, berühmte Steinbrüche im romantischen Radauthale und mehrere sehr elegante Gasthäuser. Seit Eröffnung der Eisenbahn ist H. eine Haupteingangspforte des Harzes im Norden, sowie ein beliebter Sommeraufenthalt und klimatischer Kurort geworden. Ungefähr 3 km südöstlich der Stadt liegt der Burgberg (474 m über dem Meere), auf welchem sich ein Gasthof und die geringen Reste der altberühmten H., sowie auf der Nordostseite das sog. Canossa-Denkmal, eine am 26. Aug.

1877 von Privatleuten errichtete 20 m hohe Gedenkstätte mit dem Medaillonporträt Bismarcks (von Engelhard) und der Inschrift: «Nach Canossa gehen wir nicht» (Ausspruch des Reichskanzlers in der Rede vom 14. Mai 1872) befinden. Die Burg wurde von Kaiser Heinrich IV. zwischen 1065 und 1069 erbaut, 1074 von den emporstrebenden Sachsen, die sie als Zwingburg ansahen, nebst der Kirche zerstört, zwar 1076 vom Kaiser wiederhergestellt, aber nicht vollendet, und von den Sachsen abermals zerstört. Von hier aus trat auch Heinrich IV. im Winter 1076/77 die Reise nach Canossa an. Kaiser Friedrich I. baute die Burg als Reichsfeste und Kaiserschloß wieder auf, und bereits seit 1187 werden Grafen von Harzburg als Reichsdienstmänner genannt. Kaiser Otto IV., der hier am 19. Mai 1218 starb, stellte sie in seinem Testament als Ganzes dem Reich wieder zu, überließ aber einzelne Teile derselben nebst den zugehörigen Einkünften an einzelne adeliche Geschlechter, namentlich die Grafen von Woldenberg, welche dann die meisten Anteile vereinigten und die vornehmsten erbliehen Besitzer waren. Die Burg wurde seitdem wiederholt belagert, erobert und verpfändet, wechselte ihre Besitzer und gelangte endlich nach der Schlacht bei Mühlsberg (1546) an das Haus Braunschweig. Der Dreißigjährige Krieg entfaltete die fernere Unbrauchbarkeit derselben, und es begann bereits 1650 deren Niederreißung, die 1654 mit der Burgtapelle endete. An der Stelle der Burg soll in der german. Vorzeit der Altar des Höhen Rods gestanden haben. Vgl. Delius, «Untersuchungen über die Geschichte der H.» (Halberst. 1826); Dommers, «H. und seine Umgebungen» (Goslar 1862).

Harzdistrikt, s. unter Harz.

Harze (Resinas). Die H., obgleich chemisch nicht scharf definierbar und in der Chemie nicht mehr als selbständige Körpergruppe existierend, sind der großen Mehrzahl nach Produkte des Pflanzenreichs. Sie finden sich in der lebenden Pflanze wie die ätherischen Öle, und meist auch in Verbindung mit diesen, in den verschiedensten Pflanzenteilen, werden auch nicht selten durch Drüsen und andere Excretionsorgane ausgeschieden. Zuweilen lagern sich die H. auch in einzelnen Zellen oder in Schläuchen im Zellgewebe ab, oder quellen aus sehr harzreichen Pflanzen aus zufälligen oder absichtlich gemachten Verletzungen hervor. Diese hervorgequollenen Massen sind niemals reine H., sondern Gemische wirklicher H. mit ätherischen Ölen, in welchem Falle die Substanz weich oder halbflüssig ist und den Namen Balsam (s. d.) führt. Die Balsamharze finden sich, und zwar in so großer Menge, daß sie zur Charakteristik der Pflanzen dienen, besonders in den Nadelhölzern und Balsambäumen. Durch Entfernung des ätherischen Öls (z. B. durch Erhitzung oder Destillation) wird aus ihnen das eigentliche H. gewonnen, welches entweder beim Erstarren hart wird (Hartharz) oder weich bleibt (Weichharz). Oft sind auch die H. mit andern Saftbestandteilen, wie mit Gummi, Gweiz, Kautschuk u. s. w., gemengt und werden dann Gummiharze oder Schleimharze genannt. (S. Gummi.) Auch im Mineralreiche werden Körper angetroffen, deren Eigenschaften ganz mit denen der vegetabilischen H. übereinstimmen. Dieselben verdanken ihren Ursprung offenbar einer untergegangenen Pflanzenwelt, werden deshalb mit dem Namen fossile H. bezeichnet und finden sich hauptsächlich in Braunkohlen- und Torflagern. Das

wichtigste fossile B. ist der Bernstein (L. b.). Zu den B. rechnete man früher auch mehrere bei der trocknen Destillation gebildete Produkte (Brandharze), sowie Körper, welche durch die Einwirkung chem. Agentien erzeugt werden.

Die natürlichen H^+ Ionen in warmen warmen Zusammenhänge mit den ätherischen Ölen, welche teils mit ihnen gemeinschaftlich vorkommen, teils durch Oxidation in H^+ übergehen können, weshalb längere aufbewahrte Öle allmählich dickflüssiger werden und endlich zu harzhaltigen Massen erstarren. Es läßt sich in vielen Fällen mit vernünftiger Gewisshait annehmen, daß auch die in den Pflanzen vorkommenden H^+ durch einen gleichen Oxidationsproceß aus ätherischen Ölen entstehen. Etwas bildet sich auch während der H^+ H^+ mit dem H^+ gemein H^+ zwischen betrachtet in H^+ in gelinder Wärme und H^+ Temperatur, wobei H^+ abhinterlassen. Auch H^+ Chloroform, Benzol, H^+ sind alle Nichtleiter der Electricität und werden durch Reiben negativ elektrisch.

Die chem. Eigenschaften der *S.* sind besonders von flüchtig gründlich studirt worden. Die einfachen *S.* zerfallen in saure (in ägenden Alkalien lösliche) und unätherische (unlösliche). Erstere theilt man wieder in Harzsauren, welche auch mit Ammoniak sich verbinden, aus tohlensauren Alkalien die Kohlen-säure austreiben und mit allen Alkalien Salze (Resinate) bilden, und Halbharze, welche nur in lauemem Kali oder Natron löslich sind. Die Alkaliresinate sind in Wasser löslich, schäumen mit solchem wie Seife und werden deshalb zu sog. Harzseifen und zum Leimen der Papiermasse in den Papierfabriken benutzt. Aus der alkoholischen Lösung, sowie aus der in ätherischen Olen (Harz-säure, Resin) scheiden sich die *S.* beim Verdunsten des Lösungsmittels meistens in Gestalt eines glasigen, durchscheinenden, glänzenden Überzugs aus und verurtheilen auch die Bildung eines solchen, wenn man sie fetten, trocknenden Olen (Ernöl, Mohnöl) oder dergleichen Drastiken vermengt. Als Bindemittel (Harzette), wobei man zwischen die zu luttenden Substanzen die feingepulverten *S.* bringt, die Gegenstände bis zum Schmelzen des *S.* erhitzt und dann die Stücke schnell aneinander drückt, oder gemengt mit Harzen, unästherischen Körpern (Eupharad, Asphalt), sind die *S.* einer vielseitigen Anwendung fähig. Man benutzt sie auch in mancherlei Mengen als wasserdichtes Überzug, zum Auskleiden von Behältern, zum luftdichten Verfüllen, eheidem zur Darstellung von Harzen, zu Feuerwerkskörpern, in der Medizin zu Salben, Einreibungen und selbst innerlich in Gellen, Latwergen u. Uile *S.* enthalten Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, normaler Stoffs, der Vertheil außerdem noch Schwefel. Die wichtigsten *S.* sind: Nichten-harz (Strophonium oder Pech), Rosal, Gummilod (Schellack, Lapsilack), Gerni, Mosky, Dammar, Sandarac, Kauri, Benzol, Goldharz (von *Xanthorrhoea hastata*). Benzoin, Myrrh.

Dasz die verwechelt man im gewöhnlichen Leben Körper, die gar fern d. sondern nur Gummie oder Balsorin, wie das Gummi der Kirsch. und Pflaumenabgabe, der Trauank. das Gummi arabicum

u. f. w., oder neben andern Substanzen nur wenig S. enthalten, wie z. B. die Wurze und die Kiefer, mit den S. Dagegen sind die häufig an den Blattknospen, besonders der Pappeln und Kiefernarten, im Frühjahre bemerkbaren Übergänge wirkliche balsamartige Harzverbindungen. Ganz frei von S. sind wenig Pflanzen, wozu auch nicht in solcher Menge, daß es anzunehmen. Man kann dasselbe dann durch Ausziehen mit Alkohol darstellen, wie z. B. das Jalapaoharz und das Crocolharz.

Vgl. A. von Wagner, *Handbuch der chem. Technologie* (10. Aufl., 1875), Nitron, • Die technisch verwendeten Gummiarten, F. und D. Jäger (Erlangen 1869); derselbe, • Die Rohstoffe des Pflanzenreichs (1873), Gulemann und Dölger, • Die Pflanzenstoffe (2. Aufl., Berl. 1883), Kert und Stohmann (Düsseldorf), • Encyclopädisches Handbuch der technischen Chemie (2. Aufl., Art. • Harze, Bd. 2, Braunsch. 1876).

Paraffin, Paraffinites, Paraffin, P. nolin ist der flüchtige Anteil des Harzöls (s. d.), welcher bei der trocknen Destillation des Naphthenharzes zuerst übergeht. Es bildet eine deliquesce, fast rindende Flüssigkeit, welche in eigens konstruirten Lampen gebrannt oder zur Anfertigung von Kerzen verwerthet wird.

Geistreich und Verglast, Edfungen von gewöhnlichem Saaz, Kolopodium, in Spiritus, Terpentinöl oder Zedöl, werden ihrer Nützlichkeit wegen zum Imprägniren und Aderziehen größerer Gegenstände verwandt, z. B. zum Imprägniren von Wänden, Thüren, zum Wasserdrückmachen von Tauen u. dgl. Zum Poliren und Lackiren feiner Sachen, wie Möbel u. dgl., eignen sich derselben nicht, da ihnen Leichtigkeit und Beschwinglichkeit abgeht.

Garzholz (resinosis), bei den Nadelbäumen eine krankhafte Ausfärbung von Garz im Holz und in der Rinde, insofern deren merkw. das Holz kienig, d. h. von Garz durchtränkt wird, später aber in Hohlräumen gleichmäßige Garzmassen, sog. Garzbeulen, in großer Menge gebildet werden. Bei kienigem Holze finden sich die Wände der meisten Zellen von Garz überzogen oder mit Garztropfen besetzt, andere Zellen schon von Garz erfüllt, bis endlich die Zellwandung allmählich dünner wird und fast vollständig in Garzmasse verliert. Als Ursache dieser krankhaften Garzhäutung nimmt man sehr junge Standorte, ungereinigten Untergrund, Verletzungen der Rinde durch Wub, Raupen, Stämme u. s. w. (H. P. Soreau, «Handbuch der Pflanzenkrankheiten» Berl. 1874).

Organisation, I. Berufshilfe

Vorgänge nennt man in der Botanik diejenigen dargehenden Vorgänge, welche über längere oder kürzere Strecken die Organe mancher Pflanzen durchziehen. Es sind Interzellularräume, d. h. sie sind nicht durch Auflösung oder Desorganisation der Zellen, wie manche Gummilänge (s. d.), sondern durch Auseinanderweichen der lebendigen Elemente entstanden. Am häufigsten finden sich die h in der Familie der Nadelbäume sowohl in den Wurzeln wie in den oberirdischen Aesten. In den Blättern sind sie fast stets vorhanden, ebenso in der Rinde des Stammes, im Holzkörper fehlen sie bei einigen Arten. Sie sind immer von einem Kranz parenchymatischer Zellen umgeben, in denen jedenfalls das Harz gebildet wird. Diese Zellen entstehen aus einer einzigen Zellscheibe, indem jede Zelle schrittweise durch zwei transverse gestrichelte

Wände in vier Tochterzellen teilt; durch Auseinanderweichen der vier Zellen entsteht sodann der Harzgang; derselbe nimmt an Umfang allmählich zu, da sich die umgebenden Zellen noch mehrmals teilen. In ältern Stadien sind die Gänge gewöhnlich von 6 bis 12 oder noch mehr Zellreihen umgeben. In den Blättern mancher Coniferen wie der Cupressineen sind die H. verhältnismäßig kurz, eigentlich mehr als sog. Harzläden zu betrachten, d. h. als sadartige Erweiterungen, die mit Harz erfüllt sind. Dasselbe gilt von den Harzläden in der Rinde der Tannen, die oft bedeutende Größe erlangen. Im Holzkörper der Wurzeln und der Stämme bilden die H. lange Röhren, die häufig miteinander durch quergestellte Gänge anastomosieren. Die im Ploëmkörper befindlichen H. sind ebenfalls lange Gänge, die wohl auch zum Teil untereinander in Verbindung stehen. Außer in der Familie der Coniferen finden sich noch harzführende Gänge bei verschiedenen andern Pflanzen, so bei manchen Leguminosen, welche Kopalharze liefern, z. B. *Hymenaea* (s. d.), ferner bei einigen, die außer der eigentlichen Dammar zur Gewinnung des Dammarharzes dienen und die verschiedenen Familien angehören.

In vielen Pflanzen, welche Milchröhren besitzen, werden ebenfalls harzähnliche Stoffe gebildet, z. B. bei manchen Euphorbiaceen, doch spricht man in der botan. Terminologie bei diesen Pflanzen nicht von H., sondern von Milchröhren, da das Harz nicht den Hauptbestandteil des Inhalts bildet. Überhaupt ist es schwer, eine bestimmte Unterscheidung zwischen den einzelnen sekretführenden Gängen in den Pflanzen zu treffen, zumal auch die chem. Eigenschaften der betreffenden Inhaltstoffe nur ungenau bekannt sind. Die Harze der Coniferen sind jedenfalls den Terpenen nahestehende Körper, sie oxydieren sich an der Luft und bilden dann die bekannten festen Massen.

Die physiol. Bedeutung der H. ist nicht bekannt. Man weiß hier ebenso wenig wie über die Gummigänge (s. d.); daß die Harze dazu dienen, bei Verbindungen einen schnellen Verschluß der Wunde herzustellen, ist wohl sicher, aber es ist unwahrscheinlich, daß sie nicht auch noch eine andere wichtigere Funktion haben, wenn man nicht annehmen will, daß es Sekrete sind, welche im Laufe des Ernährungsprozesses als überflüssig abgeschieden werden. (S. Inter cellularraum.)

Harzgeist, s. Harzessenz.

Harzgerode, Stadt im Herzogtum Anhalt, Kreis Ballenstedt, in 402 m Höhe, auf dem südöstl. Harzplateau, 12 km im SSW. von Ballenstedt, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein altes Schloß mit einer Mineraliensammlung und zählt (1880) 3350 meist prot. G., welche eine Eisengießerei unterhalten und die Silber- und Bleierzgruben der Umgegend abbauen. H. wird schon 961 genannt, und war 1635—1709 Residenz der Nebenlinie Anhalt-Bernburg-Harzgerode.

Harzgrafen, s. unter Harz.

Harzlad, s. Harzfirnis.

Harzöl, Produkt der trockenen Destillation des Fichtenharzes. Zur Darstellung wird gewöhnliches Harz, amerik. Kolophonium in gußeisernen, mit Kühlrohr versehenen Blasen über freiem Feuer zuerst mäßig erhitzt, wobei neben unverdichtbaren Gasen und Wasser zuerst eine dünne, gelbe Flüssigkeit, Harzessenz (s. d.) übergeht; bei gesteigerter

Wärme destilliert dann ein dickes Öl mit bläulichem Schein, das dicke Harzöl, worauf ein dünnflüssiges, ebenfalls blau fluoreszierendes Öl, das dünne Harzöl, folgt, während als Rückstand Bech verbleibt. Von 100 dunklem amerikanischen Harz erhält man 2—3 Essenz, 32—34 dickes Öl, 38—40 dünnes Öl und 12—14 Bech. Das dicke Öl wird in Verbindung mit Kalk vorzugsweise als Wagenschmiere gebraucht, das dünne dient als Schmiermittel für Maschinen. Für letztern Zweck ist das Öl einer Raffination zu unterwerfen, weil es noch unzersetztes Harz und andere fremde Bestandteile enthält. Zu diesem Behufe wird das Öl mit 3 Proz. seines Gewichts rauchender Schwefelsäure oder 8 Proz. Nitriolöl durch anhaltendes Rühren innig gemischt und darauf mit Wasser so lange gewaschen, bis die Säure entfernt ist, worauf es mit seinem gleichen Gewicht Wasser, dem, zur Bindung von noch etwa vorhandener Säure, Soda oder Kalihydrat beigemischt ist, der Destillation unterworfen wird. Das so gereinigte H. ist ganz hellgelb gefärbt und zeigt keine Fluoreszenz mehr. Vgl. H. Hoffmann, «Die Fabrication der Harzprodukte» (Bancowa 1872).

Harzsäuren, gemeinschaftliche Bezeichnung für die im Fichtenharz vorkommenden Säuren. (S. unter Fichtenharz.)

Harzseifen nennt man die seifenähnlichen Massen, welche beim Lösen von Kolophonium in Alkali entstehen. Es sind Verbindungen der Harzsäuren mit Alkalien. Die Harzsäuren haben die Eigenschaft, kohlensaure Salze zu zerlegen. Man kann daher die H. einfach durch Kochen von Sodalösung mit gewöhnlichem Harz darstellen. Die H., welche zum Zeimen des Papiers gebraucht wird, erhält man z. B., indem 1 Teil calcinierte Soda in Wasser gelöst, klar filtriert, in einem mit Dampfheizung versehenen Kessel zum Kochen gebracht und nach und nach in kleinen Anteilen mit 5 Teilen gepulvertem Kolophonium vermischt wird. Bei jedem Zusatz des Harzes tritt lebhaftes Aufbrausen von entweichender Kohlensäure ein. Um ein Übersäumen zu vermeiden, ist daher immer nur eine kleine Menge Harz auf einmal zuzusetzen. Schließlich bildet die H. eine dicke, fadenziehende Masse, die sich leicht in Wasser zu einer schlüpfrigen, leimigen Flüssigkeit löst und beim Zerreiben zwischen den Fingern keine klebrige Beschaffenheit mehr zeigt. Letzteres würde auf eine unvollkommene Lösung des Harzes hinweisen, und es müßte dann die Masse von neuem erhitzt werden. Nur für den angegebenen Zweck verwendet man reine H., dagegen dient Harz sehr vielfach bei der Fabrication ordinärer Seifen als Surrogat für einen Teil des Fettes; solche Seifen sind daher Gemenge von eigentlichen Seifen mit H. Das Harz wird hier seines billigen Preises wegen und wegen der Fähigkeit der H., große Mengen von Wasser zu binden, verwandt.

Harzsticken, s. unter Hallimasch.

Harzüberfülle, s. unter Hallimasch.

Hasan, der fünfte Kalif (s. d.).

Hasard (frz.), Glüd, Ungesähr, Zufall; au hasard, à tout hasard, aufs Geratewohl; par hasard, zufällig; hasardieren, aufs Geratewohl etwas thun, wagen. Spiele.

Hasardspiele oder Hazardspiele, s. Glüds.

Hasbague (Hasbengau), s. Hasbain.

Hasbergen, Gemeinde im oldenb. Amt Delmenhorst (s. d.).

Falshoe, (soviel wie Hachse (s. d.).
Falschisch (Falschisch), ostind. Verkaufsangemittel,
f. Waag und Feuf.

Falschich (Lorenz Prop.), österr. Dichter, geb.
1. Sept. 1749 in Wien, war Professor der Bibliothek
am Theresianum und Custos der Universitäts-
bibliothek in Wien und starb daselbst 3. Aug. 1827.
Seine Gedichte, die Schüler in den »Lernen« ver-
spottete, sind meist Gelegenheitsdichtungen. Be-
rühmtheit erlangte er durch die Dichtung des Lep-
tes des von J. Haydn komponierten österr. Volks-
hymne »Gott erhalte Franz den Kaiser«, die zum
ersten male 12 Febr. 1797 gesungen wurde.

Falschich (Vogdan Petricovic), rumän. Gelehr-
ter, geb. 16. Febr. 1828 in Vesslraden, studierte
in Charlow, war kurze Zeit in der russ. Armee und
kam 1866 nach Rumänien, wo er erst Geschichts-
professor am Gymnasium zu Jassi war und 1876
Professor der vergleichenden Philologie an der
Universität und Direktor der Staatsarchive zu Bu-
karest wurde. Von seinen größeren Werken sind
herausgegeben: »istoria critica a Romaniilor«
(Bd. 1–2, 1873–74), »Cuvante din botrana«
(Studien über die rumän. Sprachformen aus den
J. 1550–1600, 3 Bde., 1875–82), außerdem
zahlreiche Beiträge zu den von ihm redigierten
»Columna lui Traian« (Revue für Geschichte und
Völkerpsychologie). Auch auf dem Gebiete des
Dramas und der satirischen Novelle hat sich F.
versucht. Eine Zeit lang war er ein Hauptver-
treter des Antikemalismus in Rumänien, hat sich
aber in letzter Zeit von Politik ferngehalten.

Falschich ist der Name mehrerer berühmter
kathol. Feldherren.

Falschich, der Widam des Familars Vartas,
erweiterte nach dessen Tode 229 v. Chr. ansehnlich
die karthag. Macht in Spanien, deren Mittelpunkt
dies von ihm gegründete Cartagena wurde, schloß
den Vertrag mit den Römern nach welchem der
Ebro die Grenze der karthag. Besitzungen in Span-
ien sein sollte, und wurde 211 von einem Gallier
ermordet.

Falschich, Familars Sohn, Hannibals
Bruder, führte als Feldherr in Spanien, nachdem
Hannibal nach Italien gezogen, seit 218 v. Chr.
den Krieg gegen die beiden Brüder Publius und
Cnaeus Cornelius Scipio, die ihn durch ihren Sieg
218 bei Herma hundert, dem Hannibal nach Ita-
lien zu folgen, und auch in den folgenden Jahren
hüßig waren. Nachdem F. 213 in Afrika gegen
Sophas gesiegt, kehrte er 212 nach Spanien zu-
rück. Hier verlor er die span. Truppen
des Cnaeus Scipio zum Abfall und brachte dann,
nachdem sein jüngerer Bruder Mago und S.,
Diogenes Sohn, den Publius besiegt hatten, mit
diesen zusammen auch dem Cnaeus Scipio eine
schwere Niederlage bei. Der röm. Ritter Lucius
Marius rettete, da beide Scipionen gefangen wa-
ren, die Reste des röm. Heers. Aber F. siegte
dann aber bei Vacula 300 der Sohn jenes Publius,
der berühmte Publius Cornelius Scipio, der spä-
ter den Namen Africanus erwarb, doch vermochte
er F. an dem Zuge nach Italien nicht zu hindern.
F. gelangte das nach Umbrien, bevor er sich aber
mit seinem Bruder Hannibal vereinigen konnte,
wurde er 207 von Gaius Claudius Nero und Mar-
cus Atilius Salinator unfern Sena (Senigallia)
geschlagen. Der größte Teil seines Heers und er
selbst fielen in der Schlacht.

Geschichte des Völk. 12. Aufl. VIII.

Falschich, Mago's Sohn, führte im zweiten
Punischen Kriege in Spanien und Afrika karthag.
Heere und wurde 208 mit Mago von Publius
Cornelius Scipio bei Baecula geschlagen und zur
Flucht nach Gades gezwungen. Er gab seine dem
Maffianse verlobte Tochter Sophonabe dem Ep-
phaz, der es jetzt mit den Karthagern hielt, wäh-
rend Maffianse zu den Römern überging. Als
Scipio in Afrika gelandet war, wurde er 204–203
von F. und Sophas bedrängt, siegte aber über
beide zweimal. Um der Wut des gegen ihn ge-
reizten Volks zu entgehen, wählte sich F. nach der
Erählung Appians später mit Gift.

Im anderen Falschich war in dem Kriege,
zu welchem Maffianse die Karthager 151 reichte,
nicht glücklich, schlug aber in dem sog. dritten Pu-
nischen Kriege den röm. Consul Manius Manilius
149 mortal, leistete dem jüngerem Publius Corne-
lius Scipio, als dieser 147 und 146 Karthago be-
lagerte, den tapfersten Widerstand und zog sich,
als die Stadt genommen wurde, in die Burg und
zuletzt mit Weib und Kindern und 300 Überlebenden,
bevor die Verzeihung von Scipio verlangt war, in
den Tempel des Heilgottes zurück. Hier aber
versagte er und begab sich heimlich, um Gnade
suchend, zu Scipio, wogegen sein Weib vor seinen
Augen seine Kinder tötete und mit den andern den
Tod in den Flammen des Tempels fand, den sie
angestanden hatten. F. starb als Gefangener in
Italien.

Gase (Lepus), eine zu den haseartigen Naget-
tieren (s. d.) gehörende Säugetiergattung, die aus
etwa 40 Arten besteht, mit Ausnahme Australiens
in allen Weltteilen vorkommt und den Typus einer
Familie bildet, zu welcher auch die Hasen ge-
hören. Bei den hierher gehörigen Tieren sind die
obere Ragenähne geschnitten mit kräftiger Schnauze,
und hinter ihnen steht ein Fortsatz, weil Kränzel
Jahnpast. Die kurzen Vorderfüße sind fünfzehig,
die verlängerten Hinterfüße vierzehig, die Sohlen
behaart und der Schwanz sehr kurz. Die verbes-
teste Art ist der gemeine Hase (L. timidus),
welcher auf einem sehr großen Raume von Portugal
bis zum Ural und Kaschlag sich befindet, in mehr-
eren Spielorten vorkommt und sich von weichen
Pflanzenstängeln besonders Kleeblättern, im Winter auch
von Baumrinde nährt. Seine große Fruchtbareit,
welche sprichwörtlich geworden, läßt ihn normal
sich gänzlich Sorglosigkeit hingeben. Obwohl er
mit großer Schärfe der Sinne und ungemessener
Schnelligkeit ausgestattet ist, würde er dennoch der
Ausrottung nicht entgehen, wenn seine Fruchtbar-
keit nicht so groß wäre. Die Häsinnen, welche bereits
am Ende des ersten Jahres zur Fortpflanzung fähig
sind, legt drei, bis viermal im Jahre drei bis fünf
Junge, trägt nur vier Wochen und überläßt die
Junge bald ihrem Schicksal. Der männliche H.
Mammel (s. d.) hat nicht bewarntlich und hat
kürzere Ohren (s. d.) und kürzere Schwanz (Blume
oder Feder). Die Häsinnen legen sich leicht schlingen und,
obwohl seine Fortpflanzung nicht bedenklich, selbst zu
ungewöhnlichen Zeiten abrichten. Daß der H.
mit offenem M. (s. d.) ist vollkommen richtig.
Abgesehen ist er sehr schlau, weshalb er
sich nur auf Gefahr des Verfalls verläßt. Die H.
werden zur niederen Jagd gerodet. Die Häsinnen
sind sehr und leicht verdaulich. Die Häsinnen
werden zu Adressenwaren und die Haare zu Wolle
u. s. w. verarbeitet. Eine besondere Art macht der

Alpenhase (*L. variabilis*) aus, der in Mitteleuropa die höchsten Gebirge nicht verläßt und nur im äußersten Norden auf die Ebenen herabsteigt. Er unterscheidet sich durch die kürzern Ohren und den ganz weißen Schwanz. Im Winter wird er blendend weiß und behält nur die schwarzen Ohrspitzen. Übrigens haben aber alle *H.* ganz dasselbe Familienansehen. *H.* sind besonders zahlreich in den nördlichen und gemäßigten Theilen der nördl. Hemisphäre; sie fehlen in Westafrika, Madagaskar, dem Indischen Archipel und Australien und sind selten in Südamerika. Fossil finden sich *H.* erst in den jüngsten Tertiärschichten Frankreichs.

Hase (*Lepus*), ein kleines Sternbild des südl. Himmels von $4^h 45^m$ bis $6^h 10^m$ Rektascension und 10° bis 30° südl. Declination, mit zwei Sternen dritter Größe und einer Anzahl schwächerer, im ganzen 45 (nach Heis) dem bloßen Auge sichtbaren. Mehrere Doppelsterne, ein veränderlicher Stern und ein kugelförmiger teleskopischer Sternhaufen stehen in diesem Sternbild.

Hase (ursprünglich wohl *Ase*), auch *Haase*, Fluß in Hannover, entspringt in 125 m Höhe am Teutoburgerwalde nahe bei Borchholzhausen, ist von Quatenbrück an kanalisiert und mündet nach einem Lauf von 130 km bei Reppen in die Ems.

Hase (Karl August), hervorragender prot. Kirchenhistoriker, geb. 25. Aug. 1800 zu Steinbach in Sachsen, besuchte das Gymnasium zu Altenburg, studierte seit 1819 in Leipzig und, nachdem er wegen seiner Teilnahme an den burschenschaftlichen Bestrebungen von dort verwiesen war, in Erlangen. Im J. 1823 habilitierte sich *H.* als Privatdocent der Theologie an der Universität Tübingen, wurde aber als alter Burschschafter in eine langwierige Untersuchung verwickelt und 11 Monate lang auf der Festung Hohenasperg festgehalten. Darauf freigelassen, aber zugleich des Landes verwiesen, begab sich *H.* nach Dresden, später nach Leipzig, wo er sich 1828 nochmals habilitierte und 1829 Professor in der philosoph. Fakultät wurde. Noch in demselben Jahre erhielt er einen Ruf als ord. Professor der Theologie nach Jena und siedelte Ostern 1830 dahin über. In Jena hat *H.* länger als ein halbes Jahrhundert Dogmatik und Kirchengeschichte (mit Einschluß des Lebens Jesu) vertreten, als akademischer Lehrer und als gelehrter Forscher gleich hoch geehrt. Im Herbst 1883 legte er sein Lehramt nieder; die Regierung ernannte ihn bei diesem Anlaß zum Wirkl. Geheimrat mit dem Titel Excellenz. Das Ziel seines wissenschaftlichen Strebens war gerichtet auf die völlige Versöhnung des historisch gewordenen Christentums und der modernen Bildung. In systematischer Form hat *H.* seine theol. Anschauungen entwirrt, wissenschaftlich in der «*Evang. Dogmatik*» (Stuttg. 1825; 6. Aufl. 1870), gemeinverständlich in der «*Gnosis*» (3 Bde., Lpz. 1826—28; 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1869—70). Im «*Hatterus redivivus*» (Lpz. 1827; 12. Aufl. 1883) stellte er die luth. Kirchenlehre aus den vorzugsweise als orthodox geltenden Dogmatikern des 16. und 17. Jahrh. dar und hob ihre Konsequenz gegenüber den neuern Systemen hervor. Als Gegner des Rationalismus bekämpfte er dessen Wortführer Höhr in Weimar in den «*Theol. Streitchriften*» (Lpz. 1834). *H.* hat zuerst mit freier Kritik ein «*Leben Jesu*» geschrieben (Lpz. 1829; 5. Aufl. 1865), in erweiterter Form als «*Geschichte Jesu*» (Lpz. 1875). Seine «*Kirchen-*

geschichte» (Lpz. 1834; 10. Aufl. 1877) ist im Bezug auf präcise, kraftvolle Darstellung unübertroffen. Von Einzelbarstellungen seien genannt: «*Neue Propheten*» (Lpz. 1851; 2. Aufl. 1860), «*Franz von Assisi*» (Lpz. 1854), «*Geistliche Schauspiele*» (Lpz. 1858), «*Satarina von Siena*» (Lpz. 1862), «*Rosenvorlesungen kirchengeschichtlichen Inhalts*» (Lpz. 1880). Brennende Zeitfragen behandeln «*Die beiden Erzbischöfe*» (Lpz. 1839), «*Des Kulturlampfs Ende*» (Lpz. 1879). Das «*Handbuch der prot. Polemik gegen die röm.-lath. Kirche*» (Lpz. 1863; 4. Aufl. 1878) hebt trotz aller Schärfe des Angriffs den christl. Inhalt des Katholizismus mit Verständnis hervor. In der Schrift «*De jure ecclesiastico*» (Zl. 1—2, Lpz. 1828—34) begann *H.* eine Geschichte des Kirchenrechts. Viel gebraucht wird auch seine Ausgabe der «*Libri symbolici*» (Lpz. 1827; 3. Aufl. 1850). *H.* selbst hat sein Leben bis zur Überhebung nach Jena in «*Ideale und Irrthümer*» (Lpz. 1872; 2. Aufl. 1873) beschrieben.

Hase (Karl Benedikt), Philolog, geb. 11. Mai 1780 zu Sulza bei Weimar, besuchte das Gymnasium in Weimar, studierte in Jena und Helmstedt Theologie und Philologie und begab sich 1801 nach Paris, wo er 1806 eine Anstellung in der Abteilung der Handschriften an der kais. Bibliothek erhielt. Im J. 1816 wurde er Professor der griech. Paläographie und der neugriech. Sprache an der Ecole des langues orientales, 1830 Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Polytechnischen Schule, 1832 Konseruator der Handschriften der Bibliothek, 1852 endlich Professor der vergleichenden Grammatik an der Universität in Paris. Er starb daselbst 21. März 1864. *H.*, einer der besten Kenner der byzantin. Geschichte, gab heraus des Leo Diaconus «*Historia*» (Par. 1819; Bonn 1828) und lieferte namentlich durch die Bearbeitung der Fragmente des Laurentius Lydes: «*De ostentis et mensibus*» (1823), ein frühes Meisterwerk. Für den «*Recueil des historiens des croisades*» sollte *H.* die griech. Schriftsteller bearbeiten; erschienen ist nur ein Teil (1875). Auch war *H.* mehrere Jahre an der Redaktion des «*Journal des Savants*» beteiligt. Sehr bedeutend sind seine Beiträge zu der von Ludw. und Wilh. Dindorf besorgten neuen Ausgabe des griech. Textus des Henricus Stephanus.

Hase (Konrad Wilh.), Architekt, geb. in Einde 2. Okt. 1818, erlernte die Maurerei und ging auf die Wanderschaft. Im J. 1840 kam er nach München, wo er die Akademie und das Polytechnikum besuchte. Er baute dann Bahnhöfe in Celle, Lehrte und andern Orten, restaurierte die Klosterkirche zu Loccum und wurde 1849 Lehrer der Architektur an der Polytechnischen Schule in Hannover. *H.*s Streben ging dahin, die alte Technik des Backsteinbaues mit aller dem Material eigenen künstlerischen Dekoration wiederzubeleben, und er verwendete diesen Stil auch auf die Profanarchitekturen, Bahnhöfe u. s. w. Seine hervorragendsten Arbeiten sind der Bau des Museums in Hannover (1855), die königl. Marienburg bei Nordstemmen (1857—64), die Christuskirche in Hannover (1860—64), die Restauration der St. Michaeliskirche, der St. Godehardskirche daselbst, der Nikolaitirche in Lüneburg (1863), der Stiftskirche zu Bassum (1866), des Münsters zu Sameln. *H.* redigierte auch die Herausgabe der «*Mittelalterlichen Baubemalte Niederjachsen*».

Hasel, Fitch, s. unter Döbel.

Hasel, rechtsseitiger Zufluss der Berra in Thuringen, entspringt im SO. von Sulz am Döhlberge und vereinigt sich nach einem Lauf von 28 km bei Einhausen mit der Berra. Sie nimmt rechts die Lauter und die Sennebergische Schwarza auf.

Haselgebirge nennt man in den nordöstl. Alpen Thome, welche reichlich mit Steinsalzbrocken, auch Gips und andern Fragmenten benachbarter Gesteine angefüllt sind und die Hauptmasse der dortigen Steinsalzwortommnisse bilden, in welchen reinere umfangreichere Steinsalzkörper, die unmittelbar abgebaut und verwendet werden könnten, überhaupt nur in untergeordneten Partien austreten. So ist es der Fall bei den sog. Salzstöcken von Aussee, von Fischl, von Hallstatt, von Hallein. Berchtesgaden, welche alle ringsum unregelmäßig begrenzte, im Innern vielfach gestörte, verbräute und zerbrochene Ablagerungen darstellen. Das dortige S. enthält im Durchschnitt ungefähr 60 Proz. Salz, zu dessen Gewinnung nicht unmittelbar die bergmännische Arbeit, sondern die auflösende Kraft des Wassers in Anwendung gebracht wird. In dazu vorgerichtete unterirdische Räume, die Behren, geleitet, fättigt sich das Wasser mit Salz und wird dann nach oben als Sole in die Subhätten geführt, wo es eingedampft das Kochsalz liefert.

Haselhuhn (*Tetrao bonasia*) heißt ein Waldhuhn, das im ganzen mittlern und nördl. Europa von den Alpen an in Hügel- und Bergwäldern haust, wo es Haselstauden und Birken gibt, und auch über Rußland und Sibirien verbreitet ist. Es wird nicht so groß als das Ferkelhuhn, ist rostfarben mit weißen und schwarzen Flecken, aschgrau und schwarzgrünlichem Schwanz und schwarzem Schnabel; das Männchen mit schwarzer Kehle und einem kleinen Schopf auf dem Kopfe. Es lebt paarweise, nährt sich von Beeren, grünen Knospen und Gewürm und brütet 8—12 eiförmige, braungeflechte Eier aus, ist sehr scheu, wild und vorsichtig, fliegt schnell und niedrig geradenwegs mit großem Geräusch, duckt sich bei Gefahr auf der Erde oder auf einem Ast und wird seines vortrefflichen Fleisches wegen überall eifrig gejagt. Man schießt die Haselhühner vor dem Hunde oder indem man sie mit Pfeilen lodt.

Hasellernen, sich thöricht, gedenshaft benehmen; auch wilden Lärm machen, sich toll gebärden; das Wort kommt entweder vom franz. harcelor (weden, demüthigen) oder ist abgeleitet von Hasel in der häufig vorkommenden Bedeutung von: wunderlicher Mensch, alberner Ged., narrischer Streich u. dgl.: Haselart, einer, der sich als Narr, Ged., Prachthans gebärdet.

Haselmans (*Muscardinus avellanae*) heißt ein kleines niedliches Tierchen aus der Gattung der Siebenschläfer, das sich durch den gleichmäßig behaarten Schwanz und die fast überall gelblichrote, nur an der Brust und Kehle weißliche Färbung von den andern Arten unterscheidet. Der Körper der S. wird höchstens 8 cm, der Schwanz nicht ganz ebenso lang, so daß sie zu unsern kleinsten Säugtieren gehört. Sie findet sich vom südl. Schweden bis nach Sicilien, schläft bei Tage, klettert nachts äußerst behende in Gebüsch und Hecken umher, nährt sich von allen Arten Rüssen, Eicheln, Ebern und Beeren und baut ein sehr kunstreiches, kugeliges, nur an der Seite offenes Nest in dichtem Gebüsch, worin sie drei bis sechs Junge erzieht und den Winterschlaf hält. In der Gefangenschaft läßt sie sich

leicht zähmen, stirbt aber leicht, wenn man ihren Winterschlaf stört oder durch Heizung der Wohnräume verhindert.

Haselnußöl, fettes, wohlriechendes Öl, welches in den Haselnüssen zu 50—60 Proz. enthalten und durch Pressen zu gewinnen ist, dient als Speiseöl, zum Anfertigen von Haaröl u. dgl.

Haselnußstrauch oder **Hasel** (*Corylus*), eine zur Familie der Nuphsenfrüchtler (*Cupuliferae*) gehörige Gehölzgattung mit wenigen Arten, welche auf der nördl. Erdhälfte, vorzugsweise in Europa und Asien vorkommen. Von den einhäusigen Bäumen bilden die männlichen an besondern Zweigen schon früh im Sommer Rähgen von walzlicher Form; unter jeder ihrer Schuppen befinden sich acht Staubgefäße. Die weiblichen Blüten entwickeln sich in besondern Knospen der Rähgen tragenden Zweige und ragen mit ihren purpurroten Griffeln aus der geschützten Hülle heraus, welche sich später als Leiste mit der Frucht stark vergrößert und diese rings umgibt (Fruchtscheitel, *cupula*). Die Nuß schließt einen, selten zwei Samen ein, welche viel fettes Öl enthalten, und ist bei allen Arten wohlriechend.

Von den verschiedenen Haselarten sind die erwähnenswertheften: 1) die gemeine Hasel (*Corylus Avellana*); ihre Frucht wurde schon im röm. Altertum geschätzt und in großer Menge bei der Stadt Avella in Unteritalien gewonnen. Diese Art ist durch ganz Europa, in Nordamerika und im nördl. Orient bis an das Kaspiische Meer verbreitet. Die Fruchthülle überragt die Nuß wenig oder ist kürzer als diese, immer aber unregelmäßig gelappt, die Kernhaut weißlich. 2) Die Südhäsel (*C. maxima*), in Mitteleuropa gegen Kälte empfindlich und deshalb in geschützter Lage anzupflanzen. Die rundlich-spitzen Früchte, Lamberis-(Langbars-) Rüsse, sitzen in einem über der Frucht zusammengezogenen und von der Einschnürung ab spitz zulaufenden Fruchtscheitel mit lanzettförmigem, meist nicht weiter getheiltem Fruchtscheitel. Kernhaut meistens rot. Nach einigen ist es diese Art, von welcher die berühmten Rüsse der Stadt Avella (siehe Avellino) stammen. 3) Die Pontushäsel (*C. pontica*), von R. Koch in den wärmern Gegenden des Pontischen Gebirges von neuem entdeckt. Ihre Früchte, die herakleotischen Rüsse der alten Griechen, werden vom Fruchtscheitel vollständig eingeschlossen; dieser ist breit, auf einer Seite bis zum Grunde gespalten, und die lanzettförmigen, bis zur Mitte herabgehenden Abschnitte sind mit groben, wogerecht absteigenden Rähnen besetzt. 4) Die Baumhasel (*C. Colurna*) stellt in der Kultur einen Baum von 10—12 m Höhe. Sie ist im Kaukasus und im Himalaja zu Hause. Die breit-rundlichen Rüsse werden von einem leberartigen, tief gespaltenen, kurz behaarten Fruchtscheitel eingeschlossen, deren lang ausgezogene, lanzettförmige Abschnitte von parallelen Längsnerven gestreift sind. 5) Die Spanische Hasel (*C. barcelouensis* Koch), Nuß groß, breit, kurz, stets mit einer scharfen Spitze versehen, nicht selten edig, von einer tief gespaltenen Leiste umgeben, aber in ihrem obern Teile frei. Außer diesen finden sich noch in Kultur die in China und Sibirien einheimische *C. heterophylla*, die Pflanzpflanze der Mongolischen Nuß, *C. americana*, *C. rostrata*, die Schnabelhasel, welche aber alle in Betracht ihrer Früchte eine nur geringe oder gar keine Bedeutung haben.

Von den Kulturformen, welche vorzugsweise von der Lambertsnuß abstammen, sind zu nennen: Frühe lange Zelleruß, Landsberger lange Zelleruß, Mandelnuß, Minnas große Zelleruß, Gubener Zelleruß, Rote Lambertsnuß, Weiße Lambertsnuß, Frizled Filbert. Die besten von der Spanischen Nuß abstammenden Nüsse sind die edige Barcelona, die Römische, die Halleische Riesennuß. Außerdem werden als Blendlinge zwischen der Lambertsnuß und der Spanischen Nuß bezeichnet und empfohlen: Burckhardt's, Wüttner's und Große bunte Zelleruß. In England werden viele andere Filberts, d. i. Lambertsnüsse und Eobnüsse kultiviert. Auch hat der gemeine H. mehrere als Gartengehölz wertvolle Spielarten hervorgebracht: die Bluthasel (var. atropurpurea) mit braunroten Blättern, die Goldhasel (var. aurea) mit goldgelber Färbung, die Schlichhasel (var. laciniata) mit geschlitzten, und die Eichenhasel (var. quercifolia) mit mehr gelappten Blättern.

Haselotter oder **Haselwurm** (*Coronella laevis*), eine zwar sehr bissige, aber ganz harmlose Schlange aus der Familie der Rattern (s. d.), die waldige Gegenden Süd- und Mitteleuropas bewohnt und oft mit der Kreuzotter, der sie sehr ähnlich sieht, verwechselt wird.

Haselrüsselfäßer oder **Haselnußbohrer** (*Balaninus nucum*) ein 7,5 mm langer Rüsselfäßer mit sehr dünnem, 4 mm langem Rüssel, schwarz mit sehr feiner braungelber Behaarung. Das Weibchen frisst durch die weiche Schale halbwüchsiger Haselnüsse ein Loch und schiebt mittels des Rüssels ein Ei in die Nuß, aus dem sich die fette, gelbweiße Larve, der sog. «Wurm» entwickelt. Bisweilen werden die Tiere den Haselnüssen sehr schädlich; das beste Gegenmittel ist fleißiges Abklopfen der Haselnußsträucher am frühen Morgen, während der Flugzeit der Käfer, die im Juli bis August fällt, und Vertilgung der abgeklopfen Käfer oder Auffammeln und Verbrennen der vorzeitig abgefallenen, von Larven besetzten Nüsse. H. heißt auch ein anderer oberhalb roter Rüsselfäßer (*Apoderus Coryli*), dessen Larve aber nicht in Nüssen, sondern in aufgerollten Blättern des Haselnußstrauchs haust und am besten durch Einsammeln dieser Nollen vertilgt wird.

Hasellanne, Stadt in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Osnabrück, Kreis Meppen, rechts an der Hase, 15 km östlich von Meppen, ist Sitz eines Amts und zählt (1880) 1823 meist kath. E.; welche Töpfereien, Tabaks-, Essig- und Senzenfabriken, Branntwein- und Spiritusbrennereien, eine Lannen- und Riefernämen-Darre und eine Preßhefenfabrik unterhalten, sowie Fettviehhandel betreiben.

Haselwurm, s. Haselotter.

Haselwurz, Pflanzengattung, s. Asarum.

Hasenampfer oder gemeiner Sauerflee, s. unter Oxalis.

Hasenauer (Carl), hervorragender Architekt, geb. 1833 zu Wien, besuchte das Collegium Carolinum zu Braunschweig und die wiener Akademie und ließ sich nach größeren Reisen durch Deutschland, Frankreich, Oberitalien, England und Schottland in Wien nieder. Außer einer Anzahl von Willen in Wiens Umgegend sind die Bereitschen Häuser und das Palais Löwow in Wien, sowie seine Entwürfe zu den Hofmuseen und die mit Semper gearbeiteten Pläne für den Ausbau der wiener Hofburg seine Hauptleistungen.

Hasenauge (*Lagophthalmos*) nennt man ein Auge, dessen Lidspalte nicht geschlossen werden kann. Der Lidshluß ist Funktion des die Lidspalte kreisförmig umgebenden Schließmuskels (*musculus orbicularis*), und da dieser vom Gesichtsnerven (*nervus facialis*) motorisch innerviert wird, so ist das H. eine Teilerkrankung der Nahrung des Gesichtsnerven. Eine insuffiziente Bedeckung des Auges kann auch dadurch bedingt sein, daß ein oder beide Lider teilweise oder ganz durch zerstörende Krankheitsprozesse oder durch Verletzungen verloren gegangen sind (*Ektropium*), oder durch zu starkes Hervortreten des Augapfels aus seiner Höhle (*Exophthalmus*). Zu weites Klaffen der Lidspalte durch ungewöhnliche Retraktion des obren Lids, welche Ausdruck einer spastisch gesteigerten Funktion des mit dem Ramen des obren Lidhebers (*musculus levator palpebrae superioris*) besetzten Muskels ist und seine Begründung findet in zu starker Erregung entweder des zu jenem Muskel tretenden Hirnnerven, eines Astes des *nervus oculomotorius*, oder der in ihm nachgewiesenen Elemente des sympathischen Nerven, bedingt an sich keineswegs einen mangelhaften Lidshluß und darf daher mit dem H. nicht verwechselt werden.

Hasencleber (Joh. Peter), einer der vorzüglichsten Genremaler der Düsseldorf'schen Schule, geb. 18. Mai 1810 zu Remscheid, besuchte die Kunstakademie zu Düsseldorf, wo Schadow sein Lehrer in der Malerei wurde. Anfänglich bewegte sich H. in den verschiedensten Darstellungskreisen, er ergriff die Sphäre, in der er mit so vielem Glück arbeitete, die humoristische, herausfand. Hatten schon seine ersten Bilder (Jungen am Feuer; der Riesen) im Auf sich beruht, so trugen die humoristischen, in deren Reihe der von der Universität zurückgekehrte Kandidat Jobs das erste von allgemeiner Bekanntheit war, dazu bei, der romantisch-sentimentalen Richtung, welche in Düsseldorf Platz gegriffen, ein gesundes Gegengewicht zu halten. Später entstand dazu das Grame (männlicher Pinakothek), Hieronymus als Dorfschulmeister (in der Gallerie Havens zu Berlin) und Jobs als Nachwächter. Neben diesen größeren Bildern malte H. viele kleinere humoristische Szenen aus dem Stadt-, Familien- und Wirtschaftsleben, wovon die Zeitungsleser, die Weinprobe und das rheinische Kellerleben (in der Berliner Gallerie) am bekanntesten sind. Ernstern Charakters sind seine Gemälde aus den Spielhöhlen. Auch als Porträtmaler zeichnete sich H. aus. In den J. 1838—42 lebte H. in München, seit 1842 in Düsseldorf, wo er 16. Dec. 1863 starb.

Hasencleber (Wilh.), sozialistischer Agitator und Abgeordneter, geb. 19. April 1837 in Arnberg, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und erlernte dann die Lohgerberei. Nachdem er als Handwerksgehilfe Deutschland und Oberitalien durchwandert, übernahm er den Betrieb einer Gerberei, den er jedoch bald wieder aufgab, um 1863 Redacteur der «Westfälischen Volkszeitung» zu werden. Durch die Lassal'sche Agitation für die sozialdemokratische Partei gewonnen, schloß er sich dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein an, übernahm die Redaction des «Neuen Sozialdemokraten», 1875 die Leitung des «Hamburg-Altonaer Volksblattes», und redigierte von 1876 gemeinsam mit Liebknecht das sozialdemokratische Centralorgan «Vorwärts». Nach Schweizers Rücktritt von dem Präsidium des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins

eins (1871) wurde H. sein Nachfolger, und als beide sozialdemokratische Richtungen sich auf dem gothaer Kongress (Mai 1875) vereinigt hatten, der Vorsitzende der neugebildeten »sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands«. In den J. 1869—70 und 1874—78 gehörte H. als Vertreter Duisburgs, Altonas und Berlins dem Reichstag an. Nach der durch die Ablehnung des Sozialistengesetzes herbeigeführten Auflösung verlor er sein Mandat, wurde aber schon 1879 als Abgeordneter des 6. breslauer Wahlkreises wiedergewählt.

Häfenfelle, Häfenbälge, die behaarten Felle des gemeinen Häfen (*Lepus timidus*), der fast über die ganze Erde verbreitet ist, bilden einen bedeutenden Handelsartikel, hauptsächlich der Haare wegen, die in der Hutmacherei zu feinen Filzhüten verwendet werden, außerdem aber auch wie die Haare des Kaninchens, ungemischt oder gemischt mit Baumwolle oder Jodseide, zur Herstellung eines schönen Garns dienen, das man zu samartigen Damenstoffen verarbeitet. Das enthaarte Fell verfällt der Leinwanderei. Die Felle der weißen sibirischen Häfen, die ein für Hutmacherzwecke wenig geeignetes Haar haben, werden meist schwarz gefärbt und zu Pelzwerk (Russen, Kragen, Besäßen, Futter) verwendet. Man unterscheidet Sommer- und Winterfelle; von den letztern sind die aus den Monaten Dezember und Januar die besten. Diese heißen ganze Felle; halbe Felle (zwei gleich ein ganzes) sind die Felle aus dem Herbst und den letzten Wintermonaten; Schwarzen (vier gleich ein ganzes) die aus August und September und die sehr zerstückelten. Am besten sind im allgemeinen die Felle aus den nördlichen Ländern, besonders Rußland; zunächst sog. Moskauer, dann Ukrainer und Krimmer; daran schließen sich die sächsischen, thüringer, schlesischen u.; sehr geschätzt sind auch die levantinischen, besonders aus Smyrna, die türkischen und die rumänischen. In den Handel kommen die H. in Ballen von 500 Stüd. Die zu Pelzwerk bestimmten werden in Tafeln zusammengeknüpft, die Rückenstücke gewöhnlich zu je 24, die Seitenstücke zu je 48 Stüd. Das geschnittene Haar der zu Hutmacherzwecken bestimmten H. wird in Rücken-, Seiten- und Bauchhaar sortiert, von welchen das Rückenhaar als das wertvollste gilt.

Häfenheide, Strauchart, f. unter *Sarothamnus*.

Häfenflee oder gemeiner Sauerflee, f. *Sparsette*.

Häfenkopf, Pflanzenart, f. *Sparsette*.

Häfenmatt (die), der höchste Gipfel der Weissensteintette im Schweizer Jura, erhebt sich im Kanton Solothurn, 4,5 km westlich vom Weissenstein, 7,5 km nordwestlich von Solothurn auf der Wasserscheide zwischen der Aare und der Birse zu 1447 m über dem Meere. Aus Kalksteinen der mittlern und untern Juraformation bestehend, bildet der Berg einen bewaldeten und berasteten Kopf, der von O. nach W. allmählich ansteigt, nach S., W. und N. dagegen steil, zum Teil mit Felswänden abfällt und durch seine tühnere, schärfer geschnittene Form sich deutlich aus den mauerartigen gleichförmigen Ketten des übrigen solothurner Jura heraushebt. Die alle höheren Gipfel der südl. Randlette des Jura gewährt auch die H., welche vom Weissenstein aus in 1½ Stunden, von Solothurn aus in 4 Stunden leicht bestiegen wird, eine unermeßliche Aussicht über den Jura, die Vogeßen und den Schwarzwald, die schweiz. Hochebene und die Alpen von Tirol bis zum Montblanc.

Häfenohr (*Bupleurum rotundifolium*), Pflanzenart, f. *Bupleurum*.

Häfenpfling (Karl Georg Adolf), vorzüglicher Architekturmalers, geb. 23. Sept. 1802 zu Berlin als Sohn eines Schuhmachers, lernte das Handwerk des Vaters, gelangte aber später in das Atelier des Dekorationsmalers Gropius, wo er durch die Dekorationsmalerei für das Theater zur Architekturmalerei geleitet wurde. H. malte die Dome von Halberstadt, wo er sich 1830 dauernd niederließ, Magdeburg, Erfurt, Bamberg und viele andere. Den Kölner Dom malte H. von außen und innen in zwei fast 3 m breiten Bildern. Gern stellt H. seine Architekturmalereien in der Beleuchtung der untergehenden Sonne und namentlich im Rahmen der winterlichen Landschaft dar. H. starb 13. April 1858 in Halberstadt.

Häfenpflüthen oder Aderklee, f. unter *Klee*.

Häfenpoth (lettisch *Aisputte*), Kreisstadt im russ. Gouvernement Kurland, 160 km westlich von Mitau, am Flüsschen Lebbes, mit (1882) 3344 E., darunter 1300 Juden, und einigem Handel. Das Schloß H., dessen Ruinen auf einem nahen Hügel liegen, wurde 1249 von dem Heermeister Dietrich Gröningen erbaut, die Stadt H. wurde 1378 gegründet.

Häufenscharte (Häfenlippe, Häfenmund, labium leporinum), eine häufig vorkommende angeborene Mißbildung (Hemmungsbildung), bei welcher eine Lippe, meist die Oberlippe, in der Gegend des Eckzahns auf einer Seite allein oder auch auf beiden Seiten mehr oder minder weit gespalten ist. Erstreckt sich die Spaltung bis auf das Dach der Mundhöhle, so nennt man diese Mißbildung Wolfsrachen (*palatum fissum*); die Spaltung kann aber selbst den weichen Gaumen und das Gaumensegel betreffen. Mit H. behaftete Kinder sind am Saugen behindert, die mit Wolfsrachen behafteten auch am Schlucken. Bleiben solche Kinder trotz der beschränkten Ernährung am Leben, so erlangen sie, abgesehen von der erheblichen Entstellung des Gesichtes, nur unter großen Schwierigkeiten eine deutliche Aussprache. Über die Ursachen dieser Mißbildung ist nichts Sicheres bekannt; bisweilen finden sich mehrere oder alle Kinder derselben Mutter mit Lippenpalten behaftet. Wahrscheinlich handelt es sich um mechan. Einflüsse, indem in der frühesten Zeit, in den ersten sechs Wochen der Schwangerschaft, ehe die Oberkieferfortsätze mit dem sog. Zwischenkiefer und miteinander verwachsen, gewisse Teile sich in die zwischen den Kieferfortsätzen befindliche Spalte hineinlegen und so deren Vereinigung hindern. Man beseitigt die H. auf operativem Wege durch Wundmachen der Spaltränder und Vereinigung derselben mittels der umschlungenen Naht, eine Operation, welche wegen der beeinträchtigten Ernährung und Atmung möglichst frühzeitig, am besten zwischen dem dritten und fünften Monat des ersten Lebensjahres vorzunehmen ist.

Häfer (Aug. Ferb.), Musikchriftsteller und Komponist, geb. 15. Okt. 1779 zu Leipzig, gest. 1. Nov. 1844 als Theaterkapellmeister, Kirchenmusikdirektor und Seminarlehrer in Weimar. Er komponierte meist Kirchenmusik, auch ein Oratorium »Triumph des Glaubens«, und schrieb: »Versuch einer systematischen Übersicht der Gesanglehre« (Lpz. 1822) und eine »Chorgesangschule« (Mainz 1831).

Häfer (Heintr.), namhafter mediz. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 15. Okt. 1811 zu Rom, verlebte seine Jugend erst in Rom, dann in Weimar,

wo er auch seine Gymnasialbildung erhielt. Nachdem er seit 1830 zu Jena Medizin studiert, promovierte er daselbst mit der Abhandlung *De influenza epidemica* (1834), wodurch er auf das Studium der Epidemien geführt wurde. Nach der Rückkehr von einer längeren Reise, auf welcher er die wichtigsten mediz. Unterrichtsanstalten von Deutschland, namentlich München, Wien, Berlin, Halle, besuchte, ward ihm 1835 das im neupfändter Kreise des Großherzogthums Weimar gelegene Städtchen Kuma als ärztlicher Wirkungskreis angewiesen. Doch verließ er daselbst schon im Herbst desselben Jahres, um sich Michaelis 1836 als Privatdocent in Jena zu habilitieren. Hier bekleidete H. zugleich mehrere Jahre hindurch die Stelle eines Secundärarztes der Poliklinik und wurde 1839 zum außerord., später zum ord. Honorarprofessor ernannt. Im J. 1849 folgte er einem Rufe als ord. Professor nach Greifswald, von wo er 1862 in gleicher Eigenschaft nach Breslau überbesetzte. H. S. Lehrtätigkeit erstreckt sich vorzugsweise auf Encyclopädie, Arzneimittellehre, Epidemiologie und Geschichte der Medizin. Auf letzterm Gebiete namentlich hat er seinen Ruf als Gelehrter und Schriftsteller begründet. In den spätern Jahren seines jenseitigen Aufenthalts in Breslau leitete H. zugleich ein klinisches Institut für kranke Kinder. Unter seinen mediz.-geschichtlichen Werken sind besonders hervorzuheben: *„Histor.-pathol. Untersuchungen als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten“* (2 Bde., Dresd. u. Lpz. 1839—41), *„Lehrbuch der Geschichte der Medizin und Volkskrankheiten“* (Jena 1845; 2. Aufl. 1853; 3. Aufl., 3 Bde., 1875—81), *„Geschichte der christl. Krankenpflege und Pfliegerthätigkeit“* (Berl. 1857), *„Die Vaccination und ihre Segener“* (Berl. 1854). Auch besorgte er die Herausgabe des von Gruner hinterlassenen großen Quellenwerks über die Geschichte des Englischen Schweißes (*„Scriptores de sudore anglico“*, Jena 1847) und stellte eine *„Bibliotheca epidemiographica“* (Jena 1843; 2. Aufl., Greifswald 1862) zusammen. In den J. 1840—42 gab er das *„Repertorium für die gesamte Medizin“*, sowie 1840—47 das *„Archiv für die gesamte Medizin“* (10 Bde.) heraus.

Häfer (Charlotte Henriette), Sängerin, geb. 24. Jan. 1784 zu Leipzig, wurde von ihrem Vater Johann Georg H. im Gesang unterrichtet und trat mit Erfolg schon 1800—3 in Konzerten auf. In Dresden, wo sie 1803—6 an der ital. Oper angestellt war, feste sie ihre Ausbildung unter Cecarelli fort und wurde in der Folge nicht nur in Wien, sondern auch an vielen ital. Bühnen sehr gefeiert. Ihre 1812 erfolgende Vermählung mit dem Juristen Giuseppe Vera entzog sie der Bühne. Sie starb im Mai 1871 zu Rom.

Hasädi, Borkadt von Konstantinopel (s. d.).

Haslach, Stadt im Großherzogthum Baden, Kreis Offenburg, Amtsbezirk Wolfach, in 222 m Höhe, in schöner Lage an der Kinzig und an der Linie Offenburg-Singen der Badischen Staatsbahnen, hat einen Eisenhammer, Seiden Spinneret, Holzschuhfabrikation, Oefen- und Weinbau und zählt (1880) 1782 E. Die Stadt wurde 1704 von den Franzosen zerstört.

Hasli, auch Hasli im Weisland, heist im engeren Sinne die obere Thalfstufe der Aare (s. d.) im Oberlande des Schweiz. Kantons Bern; im weitern Sinne umfaßt die Landschaft H. das ganze Gebiet der Aare von ihren Quellen bis zum Brien-

zersee. Das Hauptthal, von der Grimsel bis zum See 40 km lang, scheidet die Berner Alpen von den Urner und Unterwaldner Alpen und zerfällt durch den Duerwall des Kirchets in zwei Thäler. Die obere derselben hat nordnordwestl. Richtung und wird rechts von den Gersten- und Gelmertshörnern, dem Lieräpflistod (3400 m), den Dichterhörnern und dem Nührenhorn, links von den östlichen Ausläufern der Berner Alpen (Nächstod 3270 m, Nighhorn 3282 m) umrahmt. Im obern Teile ist sie eine öde, spärlich bewachsene, baumlose Felswildnis mit zahlreichen Gletscherstüben, bald schluchtartig eingeschnitten, bald tesselartig erweitert, von der schäumenden Aare durchflossen. Bei der Seemündung Sandes (1380 m), wo die Aare den berühmten Fall bildet, beginnt der Balb, und bei dem obersten Winterfise, dem ärmlichen Pfarrdorf Guttannen (1049 m), zeigen sich neben den Alpen weiden spärliche Getreide- und Kartoffelacker; fruchtbar wird aber das Thal erst im Kessel des Hasligrundes, wo die Seitenthäler des Gammwassers und des Urbaches unweit des Pfarrdorfes Jannetkirchen (626 m) in das Hauptthal einmünden. Etwa 1 km unterhalb dieses Dorfs durchbricht die Aare in der finstern Schlucht (Schlucht) die quer durch das Thal gelagerte Schwelle des Kirchets und gelangt 1,5 km oberhalb Weirings (s. d.) in die untere Thalfstufe, welche sich als teilweise sumpfige, jetzt kanalisierte Ebene, 13 km lang, an der Sohle 1—2 km breit, rechts vom Hohenberge und dem Brienzergerat, links von der Jannetthornkette umschlossen, in westnordwestl. Richtung bis zum See erstreckt.

Das ganze Thal wird vom Grimselpass durchzogen; bei Jannetkirchen zweigt sich von demselben rechts ein Weg ab, der sich gabelnd nach O. durch das Gammenthal und über den Seltanap (2262 m) ins Raienthal (Uri) und zur Gotthardbahn, nach NO. durch das Genthäl zur vielbesuchten Engstlenalp und über das Joch (2210 m) nach Engelberg führt. Von Weirings aus führt nach NW. die Poststraße über den Bränig (s. d.) in das Thal der Sarner Aa (Unterwalden) und nach SW. ein Saumweg an den prachtvollen Nischenbachfällen vorbei über Rosenlauri und die Große Scheibegg (1961 m) nach Grindelwald (s. d.). Das obere Thal bildet mit seinen Seitenthälern und der obern Hälfte der untern Stufe den bernischen Amtsbezirk Oberhasli, der 592 qkm umfaßt und (1880) in sechs Gemeinden 7541 E. rechnet. Konfession zählt. Hauptort ist Weirings. Der unterste Teil des Thals gehört zum Amtsbezirk Unterhasli. Die Oberhasler, denen eine Sage, wie dem Volke der Urantone und des Simmenthals, schwed. oder friel. Abstammung zuschreibt, sind einer der schönsten Schläge der Alpen: die Männer sehnig und hochgewachsen, gewandte Schwinger, tüchtige Bergführer, vermögende Jäger und Strahler (Krykallfänger), die Frauen schlant und jierlich mit feinen Gesichtszügen. Hauptidealquellen sind die Alpwirtschaft und die Holzschmiederei. Sehr lebhaft ist auch der Touristenverkehr, den die zahlreichen Bäder und die Dampferlinie des Brienzersees dem schönen, namentlich wegen seiner Wasserfälle berühmten Hochthale zuführen. Bis ins 14. Jahrh. reichend, von Landammännern regiert, die aus den Thälern selbst gewählt wurden, seit 1276 mit Bern verbündet, wurde die Landschaft H. 1310 von König

Heinrich VII. an die Freiherren von Weisenburg verpfändet und ging 1334 gegen Erlegung der Pfandsumme als vielfach begünstigtes Unterthanenland an Bern über. Den Widerstand, den das Volk 1528 der Einführung der Reformation entgegensetzte, bröste es durch den Verlust seiner Freiheiten, wurde aber 1555 wieder in den Genuß derselben eingesetzt. Beim Umsturz der alten Eidgenossenschaft 1798 fiel das H. dem Kanton Oberland der Helvetischen Republik zu, der 1808 durch die Mediation wieder mit Bern vereinigt wurde.

Häsling, Fisch, s. unter Döbel.

Haslingden, Stadt in der engl. Grafschaft Lancashire, 11 km im SSO. von Blackburn, in hügeliger Gegend neben dem Rossendale-Flusse, mit (1881) 14383 E., hat Baumwollmanufaktur, große Seidenfabriken, Eisenwerke und in der Nähe Steintohlengruben und Steinbrüche.

Haslinger (Carl), Musikverleger und Komponist, geb. 11. Juni 1816 zu Wien, übernahm nach dem Tode seines Vaters Tobias H. 1842 die von diesem gegründete Musikalienhandlung. Er komponierte die Oper «Banda», Schillers «Glocke», Quartette und Trios. H. starb 26. Dez. 1868 zu Wien.

Hasli-Scheidek, s. unter Schelved.

Hasmonäer hießen bei den Juden die Glieder einer vornehmen Priesterfamilie, welche sonst gewöhnlich von Judas Mattabai, einem Sohne des Mattathias, die der Mattabäer genannt wird und infolge des jüd. Freiheitskampfes gegen die Syr. Verräther die Geschiede ihres Volks 130 Jahre lang lenkte. (S. Mattabäer.) Angeblich stammt der Name H. von des Mattathias Urgroßvater Hasmonäus (Hasmonäus); in Wahrheit erhielt das Geschlecht diesen Beinamen von einer Stadt Hasmon im Gebirge Judas südwestlich des Toten Meers, wo des Judas Bruder, Jonathan und Simon, nach Beendigung der Freiheitskriege (176—158 v. Chr.) sich vorübergehend (158—153 v. Chr.) angesiedelt hatten. Mit Jonathan (153—143 v. Chr.) ging sodann die Hohenpriesterwürde an das gemeinpriesterliche Geschlecht der H. über (153—37 v. Chr.), welches mit Simon 10 Jahre später auch den Fürstentitel erhielt und 105—63 v. Chr. zugleich den Königsnamen führte. Mit dem Hohenpriester Aristobol erlosch 35 v. Chr. das Geschlecht der H. in männlicher Linie, während es in weiblicher durch Aristobuls Schwester Mariamme in die Herodianer überging.

Hasnadar Haschy, s. unter Desterdar.

Hasne (korumpiert aus Chasine, «Schah»), die Schatzkammer des Sultans.

Hasner (Leopold, Ritter von Artha), österr. Staatsmann, geb. zu Prag 15. März 1818, Sohn des am 20. Jan. 1864 verstorbenen Hofrats und böhm. Kammerprokurators Leopold, Ritter von H., studierte in Prag und erwarb den jurist. Doktorgrad in Wien, wo er 1842 in den Dienst der Hofkammerprokuratorat eintrat, in dem er bis 1848 (an der Seite Laffers und Herbsts) verblieb. Im J. 1848 folgte er einem Rufe des damaligen Statthalters von Böhmen, Graf Leo Thun, als Redacteur der «Prager Zeitung». Als Thun 1849 Minister wurde, erhielt H. eine außerord. Professur der Rechtsphilosophie in Prag, 1861 die ord. Professur der Nationalökonomie daselbst. In dieser Eigenschaft schrieb er «Philosophie des Rechts und seiner Geschichte im Grundriss» (Prag 1861) und «System der polit. Ökonomie» (Bd. 1, Wien

1860). In den böhm. Landtag und das Abgeordnetenhaus gewählt, wurde er zu dessen Vizepräsidenten ernannt und galt bald als einer der besten Redner. Im J. 1863 wurde er durch Schmerling zum Präsidenten des damals aktivierten Unterrichtsrats und gleichzeitig zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses berufen. Im J. 1866 trat er, infolge Ablehnung der geforderten Budgetkoffer für den Unterrichtsrat, von der Stelle eines Präsidenten desselben zurück und wurde an der Universität zu Wien zum Professor der Nationalökonomie ernannt. H. war seit 1867 Mitglied des Herrenhauses und wurde 1868 Unterrichtsminister im sog. Bürgerministerium. Als Frucht seiner Thätigkeit ist das neue österr. Volksschulgesetz zu erwähnen. Er gehörte jener Majorität des Ministeriums an, deren Memorandum, von ihm verfaßt, den Rücktritt der Minister Taaffe, Potocki und Berger zur Folge hatte. Nach demselben zum Ministerpräsidenten und Wirkl. Geheimrat ernannt, trat er mit seinen Kollegen im März 1870 zurück und wirkte seither im Herrenhause als ein Führer der Verfassungspartei.

Hasner (Joh., Ritter von Artha), Bruder des vorigen, verdienter Augenarzt, geb. in Prag 13. Aug. 1819, studierte in Prag Medizin, fungierte 1842—46 im Allgemeinen Krankenhause daselbst als Sekundärarzt und als Assistent an der Augenklinik unter Professor Fischer, errichtete dann eine ophthalmische Poliklinik, habilitierte sich 1848 als Privatdocent für Augenheilkunde und erhielt eine ophthalmische Abteilung im Krankenhause. Im J. 1852 wurde er außerord. Professor und 1856, nach Arlts Berufung nach Wien, ord. Professor der Augenheilkunde und Primärarzt in Prag. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Entwurf einer anatom. Begründung der Augenkrankheiten» (Prag 1847), «Beiträge zur Physiologie und Pathologie des Thränenablenkungsapparats» (Prag 1861), «über die Benützung folierter Linien zur Untersuchung der Augen» (Prag 1864), «Klinische Vorträge über Augenheilkunde» (Prag 1860—66), «Die Statopathien des Auges» (Prag 1869), «Beiträge zur Physiologie und Pathologie des Auges» (Prag 1873), «Die Grenzen der Accommodation» (Prag 1875), «Das mittlere Auge in seinen physiol. und pathol. Beziehungen» (Prag 1879), «Die Verletzungen des Auges in gerichtsärztlicher Beziehung» (in Maschlars «Handbuch der gerichtsärztlichen Medizin» (Tab. 1880).

Haspe, Stadt in der preuss. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnberg, Kreis Hagen, an der Mündung des Hasperbachs in die Ennepe, 4 km im WSW. von Hagen, auf der Enneperstraße und an den Linien Hagen—Düsseldorf—Holzminnen und Düsseldorf—Dortmund und der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) als Gemeinde 7818 meist prot. E. und hat Eisen-, Stahl- und Messingwarenfabriken, Eisengießereien mit Puddlings- und Walzwerken, sowie Bierbrauereien. Zur Gemeinde gehören Hasperbach mit Stahlfabrikation und Kältehausen mit Maschinensabrik und Eisengießereien. H. erhielt 1874 Stadtrechte.

Haspel, auch Garnhaspel oder Weisse genannt, ein in Spinnereien gebräuchlicher Apparat zum Aufwickeln der Garne in Form von Ringen (Strähnen, Strängen). Das aus den Feinspinnmaschinen kommende Garn ist entweder auf sog.

Röhren (Papierhüllen) oder auf hölzernen Spulen aufgewickelt und muß, um zum Versand geeignet zu sein, von diesen abgehaspelt und in die Form von Strähnen gebracht werden. Der **H.** besteht aus einem sechs- oder achtkantigen, aus Holzstäben gebildeten Prisma, welches um seine horizontale Achse gedreht wird. Der Umfang des Prismas ist genau festgestellt, wodurch zugleich ein Mittel gegeben ist, die Länge des gehaspelten Garns zu bestimmen, da man den **H.** nur so oft umzudrehen hat, als sein Umfang in der vorher bestimmten Länge enthalten ist. Behufs genauer Kontrolle ist an dem **H.** ein Zählwert angebracht, das die Zahl der Umdrehungen erkennen läßt und außerdem jedesmal nach einer bestimmten Umdrehungszahl ein Glodensignal gibt, welches die mit der Beaufsichtigung des **H.** betraute Person aufmerksam macht. Der in Deutschland und England gebräuchliche **H.** hat einen Umfang von $1\frac{1}{2}$ Yards oder $4\frac{1}{2}$ Fuß engl. (1,373 m). Je 80 Umdrehungen derselben werden durch ein Glodensignal markiert. Die in entsprechender Anzahl aufgehaspelten Fäden werden durch einen Faden (Fischfaden) zusammengehalten und bilden ein Gebinde, wovon sieben auf einen Strähn (Schneller) kommen. Die Länge des Fadens in einem Gebinde enthält demnach $7 \times 80 \times 1\frac{1}{2} = 840$ Yards oder 768,6 m. In Frankreich und in der Schweiz gibt man dem **H.** einen Umfang von $1\frac{1}{4}$ m und dem Gebinde 70 Fäden; 10 Gebinde bilden einen Strähn mit 1000 m Garn. Auch in Deutschland ist die Einführung der metrischen Haspelung angeregt worden, hat aber bis jetzt gegenüber der englischen noch keinen Boden gewinnen können. Die Feinheitssnummer des Garns wird durch die Anzahl von Strähnen bedingt, welche auf ein bestimmtes Gewicht gehen, und zwar nimmt man bei den engl. Strähnen $\frac{1}{2}$ 840 Yards als Einheit 1 engl. Pfund, bei den franz. Strähnen $\frac{1}{2}$ 1000 m als Einheit $\frac{1}{2}$ kg an. Wenn z. B. das Einheitsgewicht für eine Garnsorte 75 Strähne aufweist, so erhält diese Sorte die Nummer 75. Zur Feststellung der Garnnummer bebient man sich eines besonders genau gearbeiteten Probefaspels und einer Garnwaage (s. d.).

Haspen oder Haspe, soviel wie Krampe (s. d.).
Haspinger (Joachim Joh. Simon), tiroler Patriot, geb. 28. Okt. 1776 zu St. Martin im Ofleß im Pustertale, studierte seit 1793 in Bozen Philosophie, focht 1796—99 mit den Scharen der tiroler Landesverteidigung gegen die Franzosen, studierte dann Philosophie und Medizin in Innsbruck und trat 4. Nov. 1802 zu Eppan bei Bozen in den Kapuzinerorden, wo er den Klosternamen Joachim annahm. Im J. 1805 erhielt er zu Meran die Priesterweihe. Beim Ausbruch des tiroler Freiheitskampfes im Frühjahr 1809 ging **H.** als Feldpater zur Armee, stellte sich aber bald nebst Hofer und Speckbacher an die Spitze des bewaffneten Landvolks, zeichnete sich bei Oberau, Werfen, Meran aus und trug namentlich zu dem auf dem Isel 13. Aug. 1809 gegen franz. und sächs. Truppen unter Lesebvre erfochtenen Siege wesentlich bei. Nach der Unterdrückung des Aufstandes wurde **H.** 1810 von Bayern geächtet, mußte im August Tirol verlassen, durchwanderte die Schweiz und Oberitalien und kam 31. Okt. nach Wien, ging 1813 als Rundschaffter nach Oberitalien und erhielt 1814 die einträgliche Pfarrei von Hiezing bei Wien. **H.** trat damals aus dem Kapuzinerorden

aus, zog jedoch unter seinem Klosternamen Joachim im Frühjahr 1848 als Feldpater mit einer Studentenkompanie (tiroler Feldjäger) abermals mit ins Feld nach Italien, kehrte im Juli nach Wien zurück, lebte bis 1854 in Döbling bei Wien, siedelte dann nach Salzburg über und starb dort 12. Jan. 1858. Seine Leiche wurde in Salzburg beerdigt, später aber auf kaiserl. Befehl nach Innsbruck gebracht und dort in der Hofpfarrkirche (Franziskanerkirche) neben der Andreas Hofer's beigesetzt. **H.** war ein religiöser Fanatiker von tollkühnem Mut und hinreißender Berebbarkeit, dabei kaltblütig im Kampfe. Die Gegner fürchteten ihn mehr als die übrigen tiroler Führer; denn seine Priesterstellung gab ihm bei dem Landvolke großen Einfluß. Vgl. Schallhammer, «Biographie des tiroler Heldenpriesters Joachim H.» (Salzb. 1866).

Hasp, die entschiedene Abneigung einer Person gegen andere, ist der Liebe als der entschiedenen Zuneigung entgegengesetzt. Beide verhalten sich zueinander einerseits wie Abstoßung und Anziehung, andererseits wie Unlust zu Lust. Denn ein Gegenstand zieht uns an durch Eigenschaften, welche uns Lust und Wohlgefallen erregen, und stoßt uns ab durch solche, welche uns Unlust und Mißfallen erregen. **H.** und Liebe in diesem weitern Sinne sind die allgemeinen Hebel im Gebiete aller unserer Gemütsbewegungen und Leidenschaften. Im engeren Sinne des Wortes schließt der **H.** die Begierde in sich, seinem Gegenstande Schaden zuzufügen oder wehe zu thun. Daher sind gutmüthige Seelen wohl starker Abneigungen, aber nicht des eigentlichen **H.** fähig. Der **H.** entspringt gewöhnlich aus zugefügtem Unrecht, aus Neid, aus Eifersucht oder getränktem Ehrgeiz. Von der Verachtung, welche ebenfalls ihren Gegenstand verabscheut oder zurückstößt, unterscheidet sich der **H.** durch die Wichtigkeit, welche er den Gegenständen seiner Abneigung zugesieht, indem er zur Handlung gegen denselben übergeht, während der verabscheute Gegenstand mehr als nichtexistent betrachtet wird. Starke Liebe entladet sich häufig in **H.** gegen das, was der Verbindung mit dem Geliebten entgegensteht, wie bei der Eifersucht, oder schlägt sogar, wenn sie ihr Ziel nicht erreichen kann, in **H.** gegen den geliebten Gegenstand um.

Hass., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hasselquist (Friedr.).

Haslberge, Höhenzug im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, erstreckt sich 15 km lang von Königshofen in südböhl. Richtung bis Hofheim und erreicht 511 m Höhe. Der Südrhang ist mit Auen und Obstbäumen bepflanzt.

Hasse (Friedr. Christian Aug.), histor. Schriftsteller, geb. 4. Jan. 1773 zu Rehfeld bei Herborn, besuchte das Lyceum zu Wübben und studierte seit 1791 zu Wittenberg Philosophie, Geschichte und Rechtswissenschaft. Nachdem er einige Zeit als Lehrer der Söhne des Fürsten von Schönburg-Baldenburg gewirkt, kam er 1798 als Professor an das Rabattenhaus nach Dresden, an welchem er 1803 ord. Professor der Moral und Geschichte wurde. Im J. 1828 folgte er dem Rufe als Professor der histor. Hilfswissenschaften an der Universität zu Leipzig. Von seinen schriftstellerischen Leistungen sind zu nennen: «Dresden und die umliegende Gegend» (Pirna 1801; 2. Aufl., 2 Bde. Dresd. 1804), die erste aus höhern statist. Gesichtspunkten abgefaßte Topographie; die Biographien

Moreaus (Dresd. 1816) und Gerhard von Kögeln (Lpz. 1824) und mehrere Beiträge zu Niemeyers «Biograph» und den «Zeitgenossen», die er später redigierte; ferner: «Die Gestaltung Europas seit dem Ende des Mittelalters bis auf die neueste Zeit nach dem Wiener Kongress» (Wb. 1, Lpz. 1818) und die «Geschichte der Lombardie» (4 Bbchn., Dresd. 1826—28). Von großem Einfluß auf die litterarische Thätigkeit H.s waren seine Beziehungen zu Friedrich Arnold Brodhäus, für dessen litterarische Unternehmungen er insbesondere durch Lieferung zahlreicher Beiträge zu dem «Conversations-Lexikon» sehr thätig war. Nach dessen Tode übernahm H. die Redaction der von diesem 1822 begonnenen «Neuen Folge» des «Conversations-Lexikon» (vom Buchstaben G. an); auch redigierte er die sechste und siebente Auflage des «Conversations-Lexikon». Früher hatte er im Verein mit mehreren Gelehrten die «Taschen-Encyclopädie oder Handbibliothek des Wissenswürdigen in Hinsicht auf Natur und Kunst» (4 Bde., Lpz. 1816—20) herausgegeben. Im Okt. 1830 wurde ihm und Bretschel von der sächs. Regierung die Redaction der «Leipziger Zeitung» übertragen. H. starb 6. Febr. 1848.

Sein ältester Sohn, Friedrich Rudolf H., geb. 29. Juni 1808 zu Dresden, studierte seit 1826 erst zu Leipzig, dann zu Berlin Theologie und habilitierte sich 1834 an letzterer Universität. Im J. 1836 ging er als außerord. Professor nach Greifswald, 1842 nach Bonn, wo er 1848 eine ord. Professur erhielt und 1853 zum Konfistorialrat ernannt ward. Er starb 14. Okt. 1862. H. hat sich besonders als Kirchengeschichtler einen Namen erworben. Sein Hauptwerk ist «Anselm von Canterbury» (2 Bde., Lpz. 1843—52). Nach seinem Tode wurde von seinen Schülern die «Geschichte des Alten Bundes» (Lpz. 1863) und die «Kirchengeschichte» (3 Bde., Lpz. 1864) herausgegeben. Eine Lebensskizze H.s hat Kraft (Bonn 1866) veröffentlicht.

Hafse (Joh. Adolf), berühmter Komponist, getauft 25. März (also 23. oder 24. geboren) 1699 zu Bergedorf bei Hamburg als Sohn des dortigen Organisten. Von seinem Vater gebildet, betrat er schon 1715 als Tenorist die hamburgische Bühne, kam 1720 als Sänger an den braunschweigischen Hof und ging 1722 nach Italien. In Neapel wurde er Al. Scarlatti's Lieblingspfeifer; von diesem in alle Feinheiten der ital. Bühnenmusik eingeweiht und mit unerschöpflichem Reichtum melodischer Gedanken begabt, gewann er durch seine Opern schnell die Gunst der Italiener, bei denen er lebenslang den früher auf Handel angewandten Namen «il caro Sassone» trug. In Venedig lernte er seine spätere Gattin Faustina Bordoni kennen, eine der größten Sängerinnen ihrer Zeit. Beide wurden unter glänzenden Bedingungen 1731 vorläufig und seit 1740 dauernd an den dresdener Hof berufen. Während seiner Wirksamkeit in Dresden galt er als Mittel- und Höhepunkt der ital. Oper; seine Opern beherrschten vierzig Jahre lang die Bühnen, auch seine ital. Oratorien und lat. Kirchenstücke fanden die allgemeinste Verbreitung und wurden namentlich als Muster eines schönen gesanglichen Ausdrucks hochgeschätzt. H. hat gegen 50 Opern komponiert. Im J. 1763 wurde er nebst der Gattin beim Tode des Kurfürsten entlassen und ging nach Wien, 1770 nach Venedig, wo er 16. Dez. 1788 starb. Er komponierte hauptsächlich

die Texte des Metastasio, welchem er eng befreundet sowie geistig verwandt und ebenbürtig war. Der Einfluß seines Stils war so groß, daß selbst Gluck, der gewissermaßen als sein Gegner angesehen werden muß, eine Reihe von Opern in H.s Weise geschrieben hat.

Hafse (Joh. Christian), Rechtsgelehrter, geb. 24. Juli 1779 zu Kiel, wurde 1805 Privatdocent daselbst, 1811 ord. Professor in Jena, 1818 in Königsberg, 1818 in Berlin, 1821 in Bonn. Er starb 18. Nov. 1830. H. schrieb: «Beitrag zur Revision der bisherigen Theorien von der ehelichen Gütergemeinschaft» (Kiel 1808), «Die Culpa des röm. Rechts» (2. Aufl., Bonn 1838), «Das Güterrecht der Ehegatten nach röm. Recht» (Wb. 1, Berl. 1824).

Hafse (Karl Ewald), namhafter Patholog, ein jüngerer Sohn von Friedrich Christian August H., geb. 23. Juni 1810 zu Dresden, studierte auf der Medizinisch-chirurgischen Akademie daselbst und nachher auf der Universität Leipzig. Nachdem er zwei Jahre auf wissenschaftliche Reisen nach Paris und Wien verwendet und eine Zeit lang den Grafen Stroganow als Leibarzt begleitet, habilitierte er sich 1836 zu Leipzig und wurde 1839 zum außerord. Professor ernannt. Im J. 1844 ging er nach Zürich als mediz. Direktor der Kantonal-Krankenanstalten und Professor der mediz. Klinik, von wo er im Herbst 1852 einem Rufe als ord. Professor nach Heidelberg folgte. Seit 1856 wirkte er als Professor der mediz. Klinik und speziellen Pathologie mit dem Titel Geh. Hofrat zu Göttingen und zog sich von da 1879 nach Hameln zurück. H.s Hauptwerke sind: «Anatom. Beschreibung der Krankheiten der Circulations- und Respirationsorgane» (Lpz. 1841), die ins Englische und Holländische überetzt wurde, und «Die Krankheiten des Nervenapparats» (Erlangen 1855; 2. Aufl. 1868), welches Werk den vierten Band von Virchow's «Handbuch der Pathologie und Therapie» ausmacht.

Hasselfelde, Stadt in Braunschweig, Kreis Blankenburg, in 452 m Höhe auf dem Harzplateau an der Haffel, 14 km im SW. von Blankenburg gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, hat eine 1851 neu erbaute evang. Kirche und zählt (1880) 2514 E. Im Mittelalter beschäftigte hier der Bergbau auf Silber und Kupfer 500 Arbeiter und der Ort hatte eigene Münzgerechtigkeit. 3 km im SO. liegt der Flecken Stiege.

Hasselaquist (Friedr.), schwed. Naturforscher, geb. 14. Jan. 1722 zu Lönnevalle in Ostgothland, unternahm 1749 eine Reise nach Palästina, auf welcher er 9. Febr. 1752 zu Byn Bagda bei Smyrna starb. Von ihm erschien: «Iter palaestinum, eller Resa till heliga landet» (herausg. von Linné, 2 Bde., Stockh. 1757).

Hasselt, Hauptstadt der belg. Provinz Limburg, am Demer, 88 km nordwestlich von Lüttich, an der Linie Lüttich-Ginhoven der Niederländischen Staatsbahnen, den Linien Aachen-Antwerpen und S.-Landen der Belgischen Grand-Centralbahn und an der Bahn S.-Maeseyd, zählt 12470 E., welche Branntweinbrennerei und Ackerbau treiben. Hier erfochten die Holländer unter dem Prinzen von Oranien 6. Aug. 1831 einen Sieg über die Belgier unter General Daine.

Hasselt (Arend Rudolf van), niederländ. Ethnograph, geb. 6. Jan. 1848 in Groningen, trat zuerst in den Militärdienst, ging aber 1870 in Niederländisch-Indien zum Civildienst über und unternahm

1876 eine dreijährige Expedition zur wissenschaftlichen Untersuchung der innern Teile von Sumatra. Hierauf kehrte er nach Holland zurück und legte die Ergebnisse seiner linguistisch-ethnograph. Untersuchungen in einem dreibändigen Werke nieder. Im J. 1882 kehrte er nach Niederländisch-Indien zurück.

Hassenfong (Jean Henri), franz. Chemiker, bekannt durch seine Teilnahme an der Französischen Revolution, geb. zu Paris 20. Dec. 1755, kam sehr jung als Schiffsjunge auf einem Kriegsschiffe nach Maximique und beschäftigte sich nach seiner Rückkehr nach Paris mit der Ausübung der Zimmermannskunst. Zu seiner weitem Ausbildung studierte er Mathematik unter Monge. Nachher arbeitete er unter der Leitung des k. k. Geographen Daunin und wurde 1780 Ingenieur-Geograph. Im J. 1783 unternahm er auf Befehl der Regierung eine Reise nach Steiermark und Kärnten, um sich hier Einsicht in die Stahl- und Eisensabritikation zu verschaffen. Auch bereiste er hierauf Ungarn und einen Teil Deutschlands, um die Praxis des Bergbaues näher kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr stand er dem Laboratorium des berühmten Lavoisier vor. In dessen schloß er sich der Revolution mit Begeisterung an, trat dem Jakobinerklub bei und wurde Mitglied des revolutionären Gemeinderats von Paris. Dadurch, daß die auf den 31. Mai des Monats beschlossene Verhaftung der Girondisten (i. d.) durch seine Vermittelung auf den nächsten Morgen verschoben wurde, rettete er vielen Freiheit und Leben. Im J. 1793 übertrug ihm der Minister Servan die Aufsicht über die Kriegsmunition; 1795 wurde er Professor der Mineralogie an der Bergschule und der Technologie am Kunstlyceum. Großen Verdienst erwarb er sich bei der Reorganisation der Militärschule und bei Begründung der Polytechnischen Schule, an der er als Professor der Physik angestellt wurde. Nichtsdestoweniger unterlag er vielen Anfeindungen, die endlich 24. Mai 1796 die Ausfertigung eines Verhaftungsbefehls gegen ihn zur Folge hatten, dem er sich aber durch die Flucht in die Ardennen entzog; er wurde jedoch bald darauf wieder zurückgerufen. Im J. 1814 ward H. mit vollem Gehalt pensioniert; unter der Restauration wurde ihm derselbe 1815 indes entzogen. H. starb zu Paris 26. Febr. 1827.

Außer zahlreichen, sämtlich im „Journal de physique“ veröffentlichten Abhandlungen über die verschiedensten chem., physik., mineralog., technolog. Gegenstände schrieb er: „Ecole d'exercice, ou manuel militaire de l'infanterie, cavalerie et artillerie nationales“ (Par. 1790), „Catéchisme militaire, ou manuel de garde nationale“ (Par. 1790), „Géographie élémentaire“ (Par. 1792; 5. Aufl. 1809), „Cours révolutionnaire d'administration militaire“ (Par. 1794), „Tableau de minéralogie“ (Par. 1796), „Cours de physique céleste“ (Par. 1808), „Traité de l'art de charpentier“ (Par. 1804), „Siderotechnie, ou l'art de traiter les minerais de fer, pour en obtenir de la fonte, du fer et de l'acier“ (Par. 1812), „Dictionnaire de physique“ (mit Cassini, Monge und Bertholon, Par. 1816—21).

Hassenpflug (Hans Dan. Ludw. Friedr.), ein durch seine reaktionären Bestrebungen bekannter kurhess. Minister, geb. 26. Febr. 1794 zu Hanau, der Sohn eines Regierungspräsidenten zu Kassel, studierte in Göttingen die Rechte und folgte von hier 1813 dem allgemeinen Aufgebote gegen Frank-

reich. Er wurde 1817 Assessor bei dem Justizsenat der Regierung zu Kassel und 1821 mit dem Titel eines Obergerichtsrats Assessor bei dem Oberappellationsgericht. Die Erhebung des nachmaligen Kurfürsten Friedrich Wilhelms I. zum Mitregenten seines Vaters öffnete H. rasch eine bedeutende Laufbahn. Er wurde im März 1832 Ministerialrat und Mitglied des Gesamtministeriums und erhielt schon im Mai unter dem Titel eines Geheimrats die beiden Ministerien der Justiz und des Innern. Seine Verwaltung war ein unausgesetzter Versuch, die konstitutionellen Formen zu leerem Schein herabzudrücken und den Absolutismus der Regierungsgewalt herzustellen. Seine Thätigkeit begann mit Maßregeln gegen Vereine und Versammlungen, mit der strengsten Censur gegen die periodische Presse; besonders aber war sie gegen die landständische Vertretung gerichtet. Die Kammer und der landständische Ausschuss antworteten mit wiederholten Ministeranfragen, die indessen ohne Folgen blieben. Durch verschiedene Differenzen mit dem Hofe sah sich H. indes genötigt, plötzlich das Land zu verlassen, worauf ihm im Juli 1837 die vorher verweigerte Entlassung nachgegeben wurde. Er fand zunächst in Hohenjohann-Sigmaringen, dann 1839 im Großherzogtum Luxemburg an der Spitze der Verwaltung eine neue Stellung. Der Regierungswechsel in Preußen, wo er seiner religiösen wie polit. Richtung wegen bei der sog. Historischen Schule warme Freunde zählte, öffnete ihm dort einen Wirkungskreis. Seit 1841 Mitglied des Obertribunals in Berlin, wurde er später Präsident des Oberlandesgerichts in Greifswald, welches Amt er bis 1850 bekleidete. Ein Kriminalprozeß, in welchen er sich wegen eines falschen Rechnungsbelegs verwickelt sah, in dem er jedoch später freigesprochen ward, machte es ihm sehr wünschenswert, in eine andere Stellung zu gelangen, die sich ihm auch bald, und zwar wieder in Kurfessen, darbot. Auf den Ruf des Kurfürsten erschien H. 22. Febr. 1850 in Kassel, und noch an demselben Tage ward das Rärzministerium entlassen und er an die Spitze der neuen Verwaltung gestellt. Sofort begann der alte Kampf mit den Ständen, die wiederholt aufgelöst und der Steuerverweigerung beschuldigt wurden, während man im tiefsten Frieden über das Land den Kriegszustand verhängte, der jedoch an dem Widerstande der Beamten und des Heers scheiterte. Darauf folgte die Entfernung des Kurfürsten und seines Ministers nach Wilhelmsbad, die Anrufung des restaurierten Bundestags zur Einschreitung, das Einrücken österr. und bayr. Truppen ins Land, der Umsturz der Verfassung und Ostrogerierung der Verfassung vom 13. April 1852 unter Mitwirkung des Bundestags. Doch gelang es H. trotz aller Bemühung nicht, diese Verfassung zur Durchführung zu bringen; er sah sich deshalb genötigt, 16. Okt. 1855 seine Entlassung zu nehmen. Er zog sich hierauf nach Warburg zurück, wo er, an Geist und Körper gelähmt, 10. Okt. 1863 starb.

Hassenpflug (Karl), Bildhauer, Sohn des vorigen, geb. zu Kassel 5. Jan. 1824, besuchte die berliner Akademie der Künste und trat 1844 in das Atelier des münchener Bildhauers Schaller ein, dem er bei seinen monumentalen Arbeiten, so bei der Herder-Statue für Weimar, zur Seite stand. Im J. 1848 begab sich H. nach Italien, wo er, vorzugsweise in Rom, drei Jahre verweilte.

Später war er in Rassel für die Elisabethkirche beschäftigt, dann für Marburg, wo die Statuen für den Vettner entstanden. Während eines zweiten Aufenthalts in Rom entstand die Marmorgruppe Amor und Psyche für den König von Preußen, ferner Groß und Anteros für Köln, anderes für London und Dresden. Seit 1868 ist H. wieder in Rassel ansässig, wo er auch die Professur für Bildhauerei an der Akademie übernahm. Das Bedeutendste sind seine dekorativen Arbeiten für die dortige Gemäldegalerie, ferner entstanden eine Anzahl gelungener Porträtbüsten.

Haßfurt, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, 19 km östlich von Schweinfurt, rechts am Main, über den hier eine eiserne Brücke führt, Station der Linie Bamberg-Schweinfurt-Würzburg der Bayerischen Staatsbahnen, ist mit Mauern und stattlichen Thortürmen umgeben, Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat die merkwürdige, 1892 erbaute, nach Hebeloffs Plänen restaurierte Marien- oder Mitterkapelle, eine Lateinschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule, eine Kleinfinderbewahranstalt und zwei Spitäler und zählt (1880) 2666 meist kath. G., welche Fabrikation von landwirtschaftlichen Maschinen, künstlichem Dünger, Leim, Cigarren und Malz, Handel mit Holz, Bierbrauerei, Viehzucht, Ader-, Obst-, Zuder-, rüben- und Weinbau treiben. In der Nähe ist ein Wildbad (Eisenquelle) mit schönem Park und Traubenturm.

Haasek., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Haßlar (Justus Karl).

Haßlar (Justus Karl), deutscher Reisender und Naturforscher, geb. 6. Dez. 1811 zu Rassel, besuchte das Gymnasium zu Bonn und trat 1827 in den botan. Garten zu Poppelsdorf als Lehrling ein, erhielt 1832—34 die Aufsicht über den botan. Garten in Bonn und widmete sich seit 1834 naturhistor. Studien zu Bonn. Im Okt. 1836 reiste er nach Java, wo er eine Stellung am botan. Garten zu Buitenzorg erhielt. Er lehrte 1843 nach Europa zurück, und nahm nach einem zweiten Aufenthalt in Java 1845—46 das Sekretariat der Handelskammer zu Düsseldorf an, bis er 1852 von der holländ. Regierung den Auftrag erhielt, den Chinarindenbaum von Peru nach Java übersiedeln. Es gelang ihm auch, mit etwa 600 Chinabäumchen im Dez. 1854 Java zu erreichen, wo er sofort die Kultur der Chinabäume einleitete. Seiner Gesundheit wegen mußte H. 1856 nach Europa zurückkehren und ließ sich in Kiew nieder. H. veröffentlichte: «Catalogus plantarum in horto Bogoriensi cultarum» (Batavia 1843), «Over het nut van de planten Javaz» (Amsterd. 1844), «Plantae Javanicae rariores» (Berl. 1847), «Australien und seine Kolonien» (Eberf. 1849), «Allgemeines Sach- und Namenregister zur Flora» (Megenb. 1851), «Plantae Junguhnianae» (Leid. 1851—52), «Filices javanicae» (Leid. 1856), «Retzia, sive observationes botanicae de plantis horti botanici Bogoriensis» (Leid. 1856) u. f. w.

Haßler (Hans Leo), hervorragender deutscher Komponist, geb. in Nürnberg 1664, seit 1684 von Andrea Gabrieli in Venedig gebildet, lebte später in Deutschland, besonders am Hofe Kaiser Rudolfs II. in Prag, wo er geachtet wurde, und starb auf einer Reise in Frankfurt a. M. am 6. Juni 1612. Er war gleich bedeutend in weltlichen und geistlichen Kompositionen, gleich stark in einfach

schönen Melodien wie in kunstvoll mehrstimmigen Konzerten und war nebst J. Eccard der größte deutsche Komponist seiner Zeit. Die Melodie eines schönen Madrigals von ihm («Mein Gemüth ist mir verwirret») ist später in den Choral «Befiehl du deine Wege» verwandelt.

Haßler (Konrad Dietrich), Archäolog, geb. 18. Mai 1808 zu Altheim im württemb. Oberamt Ulm, studierte in Tübingen und Leipzig Theologie und orient. Sprachen und ging 1824 nach Paris zur Fortsetzung seiner orient. Studien. Hierauf wurde er Pfarrvikar in Degenfeld, später in Lorch, 1826 Lehrer und 1828 Professor am Gymnasium in Ulm. Er war 1844—48 Mitglied der württemb. Ständekammer und wurde dann in das frankfurter Parlament gewählt, trat aber 11. April 1849 aus. H. wurde 1858 Konservator der vaterländischen Kunst- und Alterthumsdenkmäler in Württemberg, 1864 Oberstudienrat und 1865 als Professor pensioniert. Er starb 17. April 1873. Außer vielen Abhandlungen über orient. Sprachen und vaterländische Altertümer schrieb er «Ulm's Kunstgeschichte im Mittelalter» (Stuttg. 1871).

Häßlich. Das Häßliche verhält sich zum Schönen wie das Böse zum Guten, das Falsche und Irrthümliche zum Wahren. Schön (s. d.) ist ein Gegenstand, in dem sich das Sinnliche und Geistige unbedingt durchdringen und miteinander im Gleichgewicht stehen. Schön ist z. B. ein Gesicht, dessen Züge physiognomisch bedeutsam sind, das geistigen Ausdruck hat; häßlich dagegen ist es, wenn es eine plumpe Fleischmasse ist, geistlos, rein sinnlich. Das Häßliche ist also da, wo der Widerspruch des Sinnlichen gegen das Ideale sich bis zum Siege des Sinnlichen steigert. Die höchste Steigerung des Häßlichen im natürlichen Dasein ist das Uel-erregende, denn wir haben hier das Gefühl der niedrigsten Sinnlichkeit. Im geistigen Dasein ist es die Gemeinheit des Charakters, die schlaffe, abge-spannte Selbstsucht. Sobald dagegen geistiges Leben in das Häßliche hineinleuchtet, kann selbst der Verbrecher und der Lump aus der Häßlichkeit sich erheben und ästhetisch schön werden. König Richard III. von England ist einer der furchterlichsten Verbrecher und als solcher häßlich; Shakspere hat ihn aber zu einem großartig tragischen Charakter gemacht, indem die Energie des Willens, mit der sich Richard gegen die sittliche Weltordnung auflehnt, die unsittliche Häßlichkeit hebt und durchgeistigt. Ebenso ist Falstaff als Trunkenbold eigentlich häßlich; aber er geht in seiner Lieberlichkeit und Wüßtheit nicht auf, er ironisirt sie, er treibt sie als selbstbewußte Kunst, und dieses geistige Leben, das mitten durch alle Gemeinheit durchblitzt, gibt ihm seinen ästhetischen Reiz.

Haßloch, das größte Dorf in der bayr. Pfalz, im Bezirksamt Neustadt a. d. H., 9 km östlich von Neustadt, an der Linie Neunkirchen-Worms der Pfälzischen Eisenbahnen, hat ein Rettungshaus, Getreide-, Tabak- und Weinbau und zählt (1880) 5469 meist prot. G.

Haßnuten ist ein Parteiname aus der armen. Kirche. Von den mit Rom unierten Armeniern verwarf ein Teil das Vatikanische Konzil vom J. 1870 und wählte den Bischof Kupelian als Patriarchen. Andere nahmen die Unfehlbarkeit an und unterstellten sich dem vom Papst eingesetzten Patriarchen Haßun. Davon hießen sie H. Die Spaltung hat jedoch aufgehört, indem im März

1879 Rupelian sich dem Papst unterwarf und die Vforte Haffun (gest. 28. Febr. 1884) als alleiniges Oberhaupt der armenisch-katholischen Kirche im kurl. Reich anerkannte. Auch die übrigen Begner Haffuns unterwarfen sich im Sept. 1879 dem Papst.

Hasta (lat.), die röm. Stopfwanne, mit der in der ältern Heeresordnung die vier ersten Vermögensklassen, später die das Hintertreffen bildenden Triarier bewaffnet waren, bis für sämtliche Legionen das Pilum (s. d.) eingeführt wurde. (S. Legion.) Die H. wurde vielfach als Symbol angewendet. So schwebte der Fetialis eine blutige H. zum Zeichen der Kriegserklärung in das feindliche Gebiet und bei Devotionen trat der die Weiheformel Sprichende auf eine H. Als Symbol des rechtmäßigen Eigentums wurde sie bei den Verpachtungen der Censoren, bei öffentlichen Verkäufen (z. B. der Beute), bei Privatauktionen (s. Subastation) und bei dem in Eigentumsfragen entscheidenden Centrumviralgericht aufgezogen.

Hastätzl, s. unter Legion.

Hastenbed, Dorf von 420 E. im Kreise Hameln des preuß. Landdrosteibezirks Hannover, an der Haste, einem rechtsseitigen Zufluß der Weser, ist wegen der im Beginn des Siebenjährigen Kriegs 26. Juli 1757 zwischen den Franzosen unter dem Marschall d'Estrees und dem Herzog von Cumberland gelieferten Schlacht merkwürdig. Die Folge dieser Schlacht, in welcher die 40000 Mann zählenden Verbündeten 1500 Mann und die 90000 Mann starken Franzosen fast ebenso viel verloren, war die schimpfliche Konvention von Kloster-Zeven (d. i. dem Flecken Zeven 24 km im Südosten von Bremervörde) 8. Sept. 1757, der zufolge der Herzog von Cumberland den größten Teil seiner Truppen entlassen und Hannover und Cassel den Franzosen überlassen mußte.

Hastings, Municipalsstadt, Parlamentsborough und einer der Cinque Ports (s. d.), ein alter, neuerdings durch seine Seebäder wieder in Aufnahme gekommener Ort mit (1881) 42258 E. in der engl. Grafschaft Sussex, an der Eisenbahn, in einer, außer im Süden, auf allen Seiten von Hügeln umschlossenen Einsenkung der Küste gelegen und so gegen Nordwinde geschützt, enthält in seinen neuern Teilen große Hotels, Badeanstalten, ein Theater, Arkaden u. s. w., außerdem in der Stadt noch ein besonderes Stadttheater, eine Lateinschule und ein Handelsinstitut. Der Küste entlang erstreckt sich die Marine-Parade, und auf einem Hügel über der Stadt stehen großartige Schloßruinen. Die Bevölkerung treibt Fischfang, Kalbbrennerei und Schiffbau. St. Leonards, die westl. Vorstadt, erst 1828 gegründet, besteht aus einer Reihe von Prachtbauten mit 160 m langer Kolonnade nach der See hin. H. selbst ist geschichtlich bedeutend durch den großen, das Schicksal Englands entscheidenden Sieg, den Wilhelm der Eroberer 14. Okt. 1066 hier über König Harald erfocht. Herzog Wilhelm war 28. Sept. 1066 zu Pevensee gelandet und 29. längs der Küste nach H. gezogen. König Harald hatte 25. Sept. bei Stamfordbridge unweit York seinen Bruder Tostig besiegt, hatte in London Verstärkungen an sich gezogen und war 13. Okt. nach Sentac, 9 km nordwestlich von H., marschiert, wo er auf dem hohen Dünenvorsprung in starker Stellung stand, die noch durch einen dreifachen Werbau verstärkt wurde. Der Herzog zog am 14. früh zum Angriff heran; sein Heer bestand

größtenteils aus Reiterei, das Sachsenheer aus mit Art, Lanze und Schild bewehrtem Fußvolk. Um 9 Uhr morgens eröffnete Taillefer den Angriff und fand dabei den Lob; der Ansturm des normann. Fußvolks wurde abgeschlagen, ebenso die diesem nachfolgenden Ritter, sowie die Bretonen des linken Flügels. Die ganze Linie wich vor den Burgeschossen der höher stehenden Sachsen zurück und wurde von deren leichten Truppen verfolgt. Herzog Wilhelm führte die Mitte seiner Schlachtlinie nochmals vorwärts, auch auf dem rechten Flügel drangen die Franzosen unter Roger von Montgomery etwas vor; doch hielten die Sachsen ihre Stellung. Da ließ Herzog Wilhelm seinen linken Flügel zurückgehen und lodte dadurch die Sachsen von der Höhe herab. Nun ritten die normann. Ritter nachmittags den Dünenhügel hinauf und griffen den Schildwall der sächs. Mitte, wo König Harald mit seinen Husaren foht, an. Es kam zum Handgemenge, doch hielten sich die Sachsen tapfer, selbst als auf Herzog Wilhelms Befehl die Bogenschützen einen vernichtenden Pfeilregen auf deren dichte Masse niedergehen ließen. Ein Pfeil traf gegen 6 Uhr das Auge König Haralds, dessen Banner niedergeworfen wurde, und Graf Eustache von Boulogne tötete den König, dessen Gefolge und Husaren bis auf den letzten Mann niedergemacht wurden. Aber bei der Verfolgung erlitten auch die Normannen in einer Bodensturz durch das leichte Fußvolk der Sachsen noch schwere Verluste. Der Sieg entschied über das Reich, und am Weihnachtstage wurde Wilhelm in Westminster zum König von England gekrönt.

Hastings (Francis Rawdon, Marquis von), brit. Staatsmann und Feldherr, aus einer alten, in Irland angesiedelten normann. Familie. Am 7. Dez. 1754 geboren, studierte er in Oxford und diente als Lord Rawdon im Kriege gegen die Amerikaner mit solcher Auszeichnung, daß er 1777 Oberstlieutenant, 1780 Oberst und Generaladjutant des brit. Heerführers Lord Cornwallis wurde. Im J. 1782 nach England zurückgekehrt, erbt er 1792 von seinem Oheim, dem Grafen Huntingdon, die Güter der Familie H., nahm deren Namen an, folgte 1794 seinem Vater in dem Titel eines Grafen Moira und wurde 1816 zum Marquis von H. erhoben. Seit 1814 Generalgouverneur von Ostindien, besiegte er die Pindarees, den Scindia der Maharatten und die Gebirgsvölker von Nepal. Nach seiner Rückkehr 1824 zum Gouverneur von Malta ernannt, starb er auf der Reede vor Bala 28. Nov. 1826. Sein interessantes »Private Journal« wurde von seiner Tochter, der Marquise von Bute, veröffentlicht (Lond. 1858).

Hastings (Sir Warren), Generalgouverneur von Britisch-Ostindien 1773–85, geb. 6. Dez. 1732 zu Churchill in der Grafschaft Worcester, besuchte die Schule zu Westminster und erhielt 1749 eine Schreiberstelle in Ostindien. Hier erwarb er sich eine genaue Kenntnis aller Verhältnisse, diente 1756 als Freiwilliger in der Armee des Obersten Clive, wurde 1761 Mitglied der Regierung von Bengalen, ging aber vier Jahre später nach England zurück. Bald nachher aber wurde er zum Mitglied der Regierung in Madras, 1771 zum Gouverneur von Bengalen und 1773 von Lord North zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt. Unter schwierigen Umständen vergrößerte und befestigte er die Macht der Kompagnie, führte glückliche Kriege

gegen Tippu-Saib und die Maharatten und brachte die öffentlichen Einkünfte von 3 Mill. auf 5 Mill. Pf. St. Nachdem Lord North 1782 aus dem Ministerium geschieden, ward H. 1785 abberufen und von Burke 17. Febr. 1786 vor dem Unterhause angeklagt, in Ostindien sich Übertretungen seiner Amtsgewalt, der Ordreßung ungeheurer Geldsummen zum eignen Vorteil, sowie der Härte und Grausamkeit gegen eingeborene Härtenfamilien schuldig gemacht zu haben. Die Anklage wurde im Mai 1787 an das Oberhaus verwiesen und der Staatsproceß nahm 13. Febr. 1788 in der Westminster-Halle seinen Anfang. Schon die Rotwendigsten, Zeugen aus Ostindien zu berufen, verzögerte den Proceß. Er erfolgte 28. April 1788 und entschied durch Stimmenmehrheit gegen alle Anklagepunkte, verurteilte aber H. in die enormen Kosten. Die Strafbüße kompensierte entschädigte ihn durch ein Jahresgehalt von 4000 Pf. St. auf Lebenszeit, zahlte davon 42.000 Pf. St. voraus und bewilligte ihm ein Darlehen von 50.000 Pf. St. Im Mai 1814 ernannte ihn der Prinz-Regent auch zum Mitglied des Geheimen Rats. Das Gerücht seines ungeheuren Reichthums wurde bei seinem Tode, 22. Aug. 1818, nicht bestätigt. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: *Narrative of the late transaction at Danaroo*. (Koll. 1788), *Review of the state of Bengal*. (Koll. 1786), *The present state of the East Indies*. (Koll. 1786), *Speech in the high court of justice in Westminster-Hall*. (Lond. 1791). Vgl. Gleich, *Memoirs of Warren H.* (3 Bde., Lond. 1841). Auch Macaulay hat H. zum Gegenstande eines seiner Essays gemacht.

Haftingsland bildet in England die untere Stufe des Basalten, welche in Deutschland als Trichterfaltenstein bezeichnet wird. Er besteht in England aus lockern Quarzsteinen und Sandsteinen nebst Thonen und Kiegeln, welche Sph. und Brackwallfischschalen (Cyrona, Lais, Melania), namentlich aber Skeletteile kolossaler Saurier (Iguanodon) enthalten. Auf der S. folgt der Maastricht, ein grauer fester Thon mit Kalkplatten.

Hat, in der kaufmännischen Buchführung soviel wie Haben.

Häts (Frz.), Haß, Eile; à la häts, in der Eile, avec häts, on häts, eiligst, geschwind.

Hath, der engl. Name für ein ohind Längenmaß, dessen Größe von den Briten in den ihres Herrschaft unterworfenen Gebieten — 1/2 Yard = 0,45 m festgesetzt worden ist. In British-Ostindien, wo das H. Normalmaß beim Zollwesen ist, heißt dasselbe auch Cubit oder Coud (= Elle) oder Rem, in Ostindien (auf Sumatra) wird das H. «Hos» (malaisch «Hasso», holländ. Robbit) genannt. Den Namen Robbit führt es ebenfalls in Afrika (Sumatra). Größter ist das H. in Französisch-Ostindien, nämlich = 0,25 m. Die Franzosen nennen es daselbst Coude (= Elle).

Hatherley (William Bage Wood, Lord), engl. Staatsmann, Sohn des Baronets Sir Matthew Wood, mehrjährigen Parlamentsmitglieds für die City von London, geb. 28. Nov. 1801, studierte in Cambridge und wurde 1837 an der Barre von Lincoln's-Inn berufen. Im J. 1847 von den Liberalen der Stadt Oxford mit Unterhaus gewählt, fungierte er 1849–51 als Vizekanzler des Herzogtums Lancaster, 1851–53 als Solicitor-General und wurde 1858 zum Vizekanzler des Königs-

gerichtshofs in London beiderseit. ein Amt, dessen Amtsbereich seine Reputation als Parlamentsmitglied vergrößerte. Im Jahr 1861 übernahm er den Vorsitz eines Lordchancery in dem Appellationsgericht und Dezember desselben Jahres ernannte Gladstone ihn zum Lordkanzler, worauf er als Lordkanzler in Überbaurung ernannt wurde. Derselben Posten entließ er wegen seiner wachsenden Blindheit im J. 1872. Sein ihm erschien: *The constitution of scripture, as declared by the testimony of our Lord and of the Evangelists and Apostles*. (Lond. 1860). Er starb 10. Juli 1881.

Hathor oder **Itchor**, eine ägypt. Göttin, von den Griechen ihrer Aphrodite verglichen. Sie gehörte der ersten Hathor-Klasse der Ägypter zu und war die Göttin der ersten der großen Götter, des Horus. Hathor bedeutet hieroglyphisch, wie auch Ithor, Wonne, Wohnung des Horus. Ihr war die Sph. geweiht, daher sie auch mit einem Kuhkopfe oder mit dem Horn einer Kuh nicht selten dargestellt wird. Auch in menschlicher Form zeigt sie die Kuhhörner und zwischen ihnen den Sonnendiskus auf dem Haupte zu tragen. (S. Tafel: Ägyptische Mythologie, Fig. 12.) Dadurch gleicht sie der Isis, mit der sie überhaupt die größte Verwandtschaft hat und häufig ganz identisch ist. Als solche wird sie dann auch dem Christus angeliebt und erscheint mit ihm, dem «Stier des Todes», als Göttin der Unterwelt. Männer und Frauen gingen nach Ägypt. Vorstellung nach dem Tode in das Leben und die Verschönerung des Christen über, werden selbst Gott Christ. Später werden die Frauen hirt dessen zur S. In griech.-röm. Zeit wird vieles von der Liebesgöttin Aphrodite auf die H. der Ägypt. übertragen, sie verleiht ihrem Verehrer die Eigenschaft, «geliebt zu werden in den Herzen der Männer und in den Herzen der Frauen». Sie selbst wird «das Gold unter den Göttern» und das Sph. (Silbergold) unter den Göttern genannt, oder «Hörin des Langes und der Freude». Sie hatte viele Tempel in Ägypten, in Theben, in Ombos, in drei Städten, die nach ihr Aphroditopolis genannt wurden, besonders aber in Dendera (Tentyris), wo ihr Tempel von der berühmten Kleopatra (VI.), nach der Geburt des Caesarion gegründet, jetzt zu den besterhaltenen des Landes gehört. Ihr war auch die Halbinsel des Sinai, wo seit ältester Zeit reiches Kupfererz gewonnen wurde, geweiht, und sie hieß in den Ägypt. Kolomena Perria des Nasso. (Kupfererz.) Landes. Nach ihr hieß auch der dritte Monat des Ägypt. Jahres S.

Hattil (Mauland Kiballah), der letzte der bedeutendsten epischen Dichter der Perser, ein Schwager des Tschami, ist in Chargird im Bezirk Tschami, Provinz Herat, geboren und starb 1390. Seinen Ruf verdankt er einer Chomah oder Hilde von fünf epischen Gedichten in Reimpaaren (Mesnewi), in welchen er dem Vorbilde des Rishmi (gest. 1200) und Rami Chusrau aus Delhi (gest. 1324), wie er selbst sagt, folgt. Diese Oden sind «Laila und Medschnun», die Geschichte zweier unglücklich Liebenden, den gleichnamigen Gedichten der eben genannten nachgebildet, die Liebe des Saianiden Chosru zu Schirvan, gleichfalls von Rishmi und Amir Chusrau besungen, ferner «Die Haß Manjar oder Heben Raschid» (Belvedere), nach den «Haß Goltas» (Heben Schahmehnen) Rishmi und den «Haß Bilisht» (acht Paradiesen) des

Amir Chusrau bearbeitet; das vierte Gedicht wird nicht angeführt, das fünfte ist das „Ximurnámeh“ oder „Buch von den Siegen Ximurs“, nach Rismis „Zslandernámeh“ und Amir Chusraus „Alinahi Silanderi“ („Spiegel Alexanders“). Nur dieses letztere Werk, welches den 5. 40 Jahre beschäftigte, ist veröffentlicht von Jones (Kallutta 1788) und lithographiert unter dem Titel „Zafarnámeh“ („Buch der Siege“, Lucknow 1869). Ein Nachahmer d. s. war Rásim aus Dschunabad (einer Stadt nicht weit von Reischeh und Lás).

Hatifi hieß auch ein älterer pers. Dichter, welcher „Ball und Schlägel“, ein Gedicht über die Richtigkeit der Liebe des Geschöpfes und die wahre Liebe zu Gott verfasste (der Ball im Mailspiel kehrt immer wieder zum Schlägel zurück, obwohl von diesem geschlagen; so soll auch das Herz stets zu Gott zurückkehren), sowie ein türk. Dichter des 16. Jahrh. aus der kleinasiat. Stadt Amasia.

Hato (span.), Viehzüchterei auf den Anden in Südamerika.

Hatásch (türk.), das Aufgebot der Grenzdörfer

Hatria, s. Adria.

Hatfchier, soviel wie Hartschier (s. d.).

Hátzeg, Städtchen im ungar. Komitat Hunyad (Siebenbürgen), Station (Báralja-H.) der Linie Bisti-Petrozeng der Siebenbürger Eisenbahn, liegt im Hátzeger Thale, das zu den schönsten Gebirgs- gegen den Siebenbürgens gehört, am nördl. Fuße des Ketygát (über 2200 m), hat einen königl. Gerichtshof, ein Bezirksgericht und zählt (1880) 1808 E. rumän. und magyar. Nationalität, kath., reform. und griech. Konfession, welche sich mit Ackerbau, Kleingewerbe und Viehzucht beschäftigen. Im westl. Teile des Hátzeger Thals liegt das rumän. Dorf Bárhely (rumän. Grebistye, d. i. Burgfleden); hier stand einst die alte Festsstadt Sarmizegethusa, später das röm. Municipium Ulpia Trajana. Im ganzen Hátzeger Distrikt trifft man zahlreiche röm. Altertümer. (s. d.).

Hátzeger Gebirge, Teil der Karpaten

Hatt, eigentlich Chatt (arab.), d. i. Schrift, wird in der türk. Amtssprache speziell ein autographischer Befehl des Großherrn und dann das Altentstüd genannt, welchem jener H. in verbindlicher Form Geheßkraft verleiht. Die dem Worte H. gewöhnlich beigefügten Prädikate Scherif und Huma jun (nicht Humajum) bezeichnen keine verschiedenen Klassen derartiger Schriftstücke, indem beide Prädikate nur den Großherrn, und zwar Scherif als die Personifikation der Nachkommenschaft Mohammeds, d. h. als edelstes Wesen, Humajun aber als den, in dessen Augurium der höchste Glück verheißende Phönix steht, bezeichnen. Die berühmtesten H. sind der Hatt-i-Scherif von Gulhane von 1839 und der Hatt-i-Humajun von 1856.

Hattala (Martin), namhafter slaw. Philolog, geb. zu Tristená im Kratoer Komitat (Oberungarn) 4. Nov. 1821, besuchte ungar. Gymnasien, brachte seine kath.-theol. Ausbildung in Wien zum Abschluß, wurde 1848 zum Priester geweiht und war einige Zeit Kaplan in Ungarn. Infolge einer von ihm verfaßten „Grammatica linguae slovenicae“ (Schemnitz 1840) wurde er 1850 als Lehrer nach Preßburg berufen, kam 1854 als Dozent an die Universität Prag, wurde noch in demselben Jahre zum außerord. und 1861 zum ord. Professor der slaw. Sprachen daselbst ernannt. H. machte sich

sehr verdient um die Bearbeitung der czech. und slowak. Sprache in deren Lauten, Formen und der Syntax. Dahin gehören seine „Lautelehre der alt- und neueren czech. und slowak. Sprache“ („Zvukoslovi etc.“, Prag 1854), „Syntax der czech. Sprache“ („Skladba etc.“, Prag 1855), „Vergleichende Grammatik der czech. und slowak. Sprache“ („Srovnávací mluvnice etc.“, Prag 1857), „Grammatik der slowak. Sprache“ („Mluvaica jazyka slovenského“, Pest 1864) mit ganz neubearbeiteter Syntax, „Kritik barbarus der czech. Sprache“ („Brus jazyka barbarského“, Prag 1877), sprachliche Unterrichtsbücher für czech. und slowak. Schulen u. a. Dazu kamen Arbeiten über das Altbulgarische, über russ. überhaupt slaw. Grammatik, über das „Lieb von Heereszug Igors“ (czech., Prag 1858). Seine Schrift „De continuorum consonantium in lingua slavica mutatione“ (Prag 1867) ist gegen Schleicher gerichtet und hatte als Replik noch eine zweite Schrift zur Folge: „Aug. Schleicher und die slaw. Konsonantengruppen“ (Prag 1869). Mit A. Patera publizierte er „Reliquiae metricarum Alexandreidon palaeobohemicorum“ (Wb. 1, Prag 1890); endlich schrieb er noch zur Verteidigung der Echtheit der Königinhofer Handschrift und des Serichts der Libusa. (s. d.).

Hattatal, Gebiet von Snorri Sturluson

Hattenheim, Marktflecken in der preuss. Provinz

Hattaras (Kap), s. Albemarlefund.

Hattaria, s. Rhynchocephalia.

Hatt-i-Humajun und Hatt-i-Scherif, s. unter Hatt.

Hattungen, Stadt in der preuss. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Ansbach, Landkreis Bismarck an der Ruhr, 9 km von Bismarck und an der Eisenbahnlinie, 9 km von Bismarck, hat eine Eisenbahnwerkstätte und eine Gußstahlfabrik und zählt (1880) 6456 meist prot. E. In der Nähe sind Koblentz- und Eisenbergwerke und mehrere Schloßruinen, darunter die 1226 geschleifte Henzburg.

Hatto I., Erzbischof von Mainz von 891 bis 913, gewann besonders als Vormund des unmündigen Königs Ludwig des Kindes und durch seinen Einfluß auf König Konrad I. polit. Bedeutung in Deutschland. Wie sich das Volk erzählte, bewog er den mit dem Könige Ludwig im Streite liegenden Grafen Adalbert von Wabernberg, ihm in das königl. Lager zu folgen, um sich mit dem Könige auszusöhnen. H. schwor dem Grafen, daß er ihn unverletzt wieder nach seiner Burg bringen wolle. Auf dem Wege nach dem Lager mußte er aber den Grafen zu bewegen, nochmals nach dessen Burg mit ihm zurückzukehren, wodurch H. sich seines Schwurs entledigt zu haben vorgab. Im Lager überlieferte er den Grafen dem König, der diesen hinrichten ließ. Ebenso soll er einen listigen Anschlag gegen das Leben des Herzogs Heinrich von Sachsen gemacht haben, dem dieser, durch Adalberts Beispiel gewarnt, sich entzog. Ein Kern von Wahrheit mag in beiden Erzählungen stecken.

Gatto II., Erzbischof von Mainz seit 1668, früher Abt zu Fulda, ist besonders wegen der Sage vom sog. Mäusesturm (s. d.) bei Bingen, der 1636 von den Schweden zerstört wurde, merkwürdig. Bei einer Hungersnot soll nämlich eine Menge armer Leute auf seinen Befehl in einer Scheune verbrannt worden sein, und er, als man das Dämmern der Unglücklichen vernahm, die Umstehenden befragt haben, ob sie die Brotmäuse piepen hörten. Deshalb, oder, wie andere erzählen, weil er einst geschworen, die Mäuse sollten ihn fressen, wenn er seinen Eid nicht halte, den er doch nachmals gebrochen, wurde er nach der Sage von so vielen Mäusen überfallen, daß er, um sich vor ihnen zu retten, mitten in dem Rhein den erwähnten Turm erbaute. Aber auch hierhin von den Mäusen verfolgt, wurde er von denselben aufgefressen. Der Fabel liegt ein Mythos zu Grunde. In der Geschichte des 970 verstorbenen H. II. findet sich keine Andeutung. Vgl. Böhmers «Regesta archiepisc. Moguntinensium» (Bd. 1, Jansbr. 1877).

Gatvan, Marktleden im ungar. Komitat Heves, links an der Jägypa, Station der Linie Budapest-Rüttel der Ungarischen Staatsbahn, die hier nach Miskolc und Solnok abzweigt, mit 4200 E., Magyaren röm.-kath. Konfession, die lebhafteste Landwirtschaft (besonders Wassermelonen) und Viehzucht (insbesondere Pferde) betreiben. H. hat ein Schloß des Fürsten Graf Hallóczy.

Gag, s. Dege.

Gagfeld, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Raffau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Diebelskopf, in rauher Gegend in 442 m Höhe an der Eder, 8 km im SW. von Dattelnberg, zählt 1010 evang. E. Der Ort hat eine Schlossruine, Eisenhammer, eine Papierfabrik und treibt Holzhandel, Viehzucht und Ackerbau, auch Kohlenbrennerei.

Gagfeld (ungar. Zombolya), Marktleden im ungar. Komitat Torontal, an der Linie Rathegg-Budapest-Beciorova der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahn, eine der blühensten Ortschaften der sog. «Heide» im Lemejer Banat, dem Hauptstamm der sächsischen Schwaben, die das 1718 von den Türken zurückeroberte, verödete Sumpfsgebiet in ein fruchtbares Kulturland umgewandelt haben. H. ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß des Grafen Gletonik und zählt (1890) 8621 E., meist röm.-kath. Deutsche, die ausgedehnte Landwirtschaft (vorzugsweise Weizen, Raps und Mais) und Pferdezucht betreiben.

Gagfeldt, ein aus Oberhessen entprossenes und nach seiner Stammburg an der Eder benanntes Dynastengeschlecht, welches mit Anfang des 13. Jahrh. in die Geschichte eintritt, erlangte bald eine solche Bedeutung, daß es im 14. Jahrh. den Landgrafen nachdrücklichen Widerstand leisten konnte. Nachdem die Familie ihr Bestehen durch Erwerbung der Herrschaft Wildenburg beträchtlich erweitert, teilte sie sich in der Mitte des 15. Jahrh. in zwei Linien, die Wildenburg-Wildenburgische und die (1788 erloschene) Wildenburg-Hessische. Dieser letztern gehörte Melchior von H. (geb. 10. Okt. 1599, gest. 9. Jan. 1658) an, welcher sich als kaiserl. Heerführer im Dreißigjährigen Kriege auszeichnete und durch Glück und Verdienst den eigentlichen Grund zu dem Glanze des Hauses legte. Er erhielt durch seinen Bruder die fränk. Herrschaften der erloschenen Rosenbergschen Linie, von dem Erzbischof Mainz die erzbischöfliche Lehn der erledigten Grafschaft Gleichen, vom Kaiser aber, der ihn 1635

in den Reichsgrafenstand erhob, die schles. Herrschaft Trachenberg (360 qkm). Diese letztere wurde 6. Nov. 1741 vom König Friedrich II. von Preußen zu einem Fürstentum und ihre Besitzer zu Fürsten erhoben, die bald darauf, 1748, auch die Reichsfürstenwürde erhielten. Beim Absterben dieser fürstl. Hauptlinie wurden die münch. und würzburg. Lehn derselben eingezogen; nur die Stammherrschaft Wildenburg fiel an die Vettern von der andern Hauptlinie. Trachenberg und andere Güter kamen damals an den Grafen Seiborn-Wiesentheid, und erst nach langen Streitigkeiten gelangte 10. Juli 1803 Franz Ludwig von H., Inhaber des Familienfideikommisses Wildenburg-Schönstein (165 qkm) in Besitz der Ständeherrschaft und somit der dem jedesmaligen Majorats Herrn gebührenden Fürstenwürde. Dieser Franz Ludwig von H., geb. 28. Nov. 1756, welcher früher in bairnischen und dann in preuß. Diensten stand und als Generalleutnant 1807 seinen Abschied nahm, wurde besonders durch einen Akt Napoleons I. bekannt. Als nämlich Berlin 1806 von den preuß. Truppen geräumt war, übertrug der Gouverneur und Staatsminister Graf von Schulenburg-Rehnert dem Fürsten von H., seinem Schwiegersohne, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und damit die Verpflichtung, jeden Morgen, solange es die Verhältnisse gestatteten, einen Bericht an den König einzufenden. Am 24. Okt. morgens 5 Uhr, sieben Stunden vorher, ehe die franz. Avantgarde Berlin erreichte, schrieb H. an den Major von Anseled vom Generalstab: daß er von der franz. Armee nichts Officielles wisse, als daß er eine an den Magistrat zu Potsdam gerichtete Aufschreibung gesehen. «Die Franzosen sagen, ihr Korps sei 80000 Mann stark; andere versichern, es seien nicht 50000 Mann; auch sollen die Pferde der Kavallerie äußerst ermüdet sein.» Dieses Schreiben kam in Napoleons Hand, und 28. Okt. wurde H. verhaftet, aber auf die Bitten seiner Gemahlin vom Kaiser wieder in Freiheit gesetzt. Später wurde H. zu mehreren diplomatischen Sendungen gebraucht; unter anderm brachte er auch zu Anfang des J. 1813 das Entschuldigungs schreiben des Königs von Preußen während Pariser Kapitulation nach Paris. In der Folge bekleidete er den Gesandtschaftsposten am niederländ. Hofe und seit 1822 am kaiserl. Hofe zu Wien, wo er 3. Febr. 1827 starb. Die fürstl. Würde ging auf seinen Sohn über, den Fürsten Friedrich Hermann Anton von H., geb. 2. Okt. 1806, welchem nach dessen 20. Juli 1874 erfolgtem Tode sein Sohn Hermann (geb. 4. Febr. 1848) succedierte. Der Oheim des letztern, Graf Maximilian von H., geb. 7. Juni 1813, betrat die diplomatische Laufbahn und ging im Mai 1849 als preuß. Gesandter nach Paris, wo er 19. Jan. 1859 starb. Eine Schwester desselben war die Gräfin Sophie von Hagfeldt (s. d.).

Der älteste Sohn der vorigen, Alfred, geb. 9. April 1825, wurde 10. Mai 1870 in den preuß. Fürstenstand erhoben und damit Begründer des fürstl. Hauses H.-Wildenburg. Die Besitzungen dieser Linie sind: die Ständeherrschaft Wildenburg-Schönstein im Regierungsbezirk Koblenz und die Rittergüter Calcum, Caldenberg, Mory u. s. w. im Regierungsbezirk Düsseldorf. Ein Bruder des Fürsten Alfred ist der preuß. Staatsminister Graf Paul von Hagfeldt (s. d.).

Saxfeldt (Paul Melchior Hubert Gust., Graf von), preuß. Staatsmann, Sohn des Grafen Edmund von H.-Wilenburg und der Gräfin Sophie, geb. 8. Okt. 1831, trat nach Beendigung seiner jurist. Studien in die diplomatische Laufbahn und war zunächst als Legationssekretär in Paris thätig. Nach Berlin berufen, trat er als vortragender Rat des Auswärtigen Amtes in unmittelbare Beziehungen zu Bismarck, begleitete denselben während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 nach Frankreich und wurde 1874 zum außerordentlichen Gesandten in Madrid und im Okt. 1878 zum Votschafter in Konstantinopel ernannt, wo er sich als Dozent des diplomatischen Kurses namentlich um das Zustandekommen der türk.-griech. Grenzkommission verdient machte. Nach dem Tode des Staatssekretärs von Bülow lehrte H. im Sommer 1881 nach Berlin zurück und übernahm zuerst provisorisch, später definitiv dessen Geschäfte, nachdem er 13. Okt. 1882 zum preuß. Staatsminister und Staatssekretär des Auswärtigen ernannt worden war.

Saxfeldt (Sophie, Gräfin von), bekannt durch ihr Verhältnis zu Ferd. Lassalle, geb. 10. Aug. 1805 als Tochter des Fürsten Franz Ludwig von H.-Wilenburg-Schönstein, wurde 10. Aug. 1822 mit Edmund, Grafen von H.-Weißweiler vermählt, aber 30. Juli 1851 von ihm geschieden. Während des Scheidungsprozesses entwendeten, wie man sagte, auf Lassalles Anstiften, Assessor Oppenheim und Dr. Mendelsohn im Rainzer Hof zu Köln der Baronin Weyendorf im Aug. 1846 eine Kassetten, worin sie für die Verteidigung der Gräfin wichtige Urkunden vermuteten. Dieser Diebstahl führte zu einem Prozeß, der großes Aufsehen erregte und mit der Verurteilung Mendelsohns endete. Lassalle veröffentlichte eine Schutzschrift für die Gräfin und wurde deshalb wegen Verleumdung verurteilt, von der Teilnahme an dem Kassettendiebstahl nach einer meisterhaften Selbstverteidigung freigesprochen. Von da an hatte die Gräfin als «mütterliche Freundin» großen Einfluß auf Lassalle und war auch bei dessen Tode 1864 zugegen. Ihre spätern Versuche, innerhalb der sozialistischen Bewegung eine Rolle zu spielen, schlugen fehl. Nachdem sie sich mit ihrer Familie wieder ausgesöhnt, lebte sie auf dem gräflichen Gut zu Frauenstein ober in Hedbernheim, zuletzt in Wiesbaden, wo sie 25. Jan. 1881 starb.

Saxmann, s. unter Hege.

Saubajonett, s. unter Bajonett.

Saube, Kopfbedeckung für Frauen (im Mittelalter auch für Männer), besonders für verheiratete Frauen (während die Jungfrau das Haar frei herabfallend zu tragen pflegt), daher Zeichen der Frauenwürde, und unter die H. kommen, soviel wie heiraten. Übertragen auf ähnlich geformte Gegenstände heißt H. ein geschweiftes Kuppeldach (s. unter Dach); der zweite Magen (Regmagen) der Wiedertäuer; bei Vögeln der haubenartige Federbusch am Kopf; in der Heraldik die Bischofsmütze; am Hammer, Weil u. s. w. die Öffnung, in welcher der Stiel steckt; in der Papierfabrikation der Verschlag oder Kasten, der zur Verhütung des Spritzens über die Messerwalze des Holländers gedeckt wird; bei einer Glode deren oberster Teil.

Saubenlerche, s. unter Lerche.

Saubenweise, s. unter Weise.

Saubentaucher, s. unter Taucher.

Sauberger, s. Hadwalsb.

Sauberritter (Georg Jos.), Architekt, geb. zu Graz 19. März 1841, besuchte die Akademien zu München und Berlin und ging dann zu Friedrich Schmidt nach Wien, zu dessen vorzüglichsten Schülern er gehört. Bei der Konkurrenzanschreibung für die Errichtung eines Rathauses für München 1866 wurde sein Projekt im got. Stil zur Ausführung angenommen. In derselben Stadt baute er noch das Raubach-Museum, das Wohnhaus des Malers Defregger, ferner in Kaufbeuren ebenfalls das Rathaus, dieses im deutschen Renaissancecharakter, viele Landhäuser in der Nähe München u. s. w. H.s Projekt des Rathauses für Diebach wurde 1883 zur Ausführung angenommen. In Graz leitete er den Bau der got. Herz-Jesukirche seit 1881 (franz. Frühgotik).

Saubite, von Hauffins, czechischer Verfallung von Hauptbüsche, einer verkürzten Steinbüsche, aus welcher sich später die H. als kurzes Kammergeschloß entwickelte. (S. Geschloß.) Der Name H. hat keine allgemeine Anwendung in der Benennung der gezogenen Geschossharten gefunden, und man spricht bei diesen anstatt der H. gewöhnlich von «kurzen Kanonen».

Saubner (Gottlieb Karl), Tierarzt, geb. 18. Sept. 1806 zu Pettstett, studierte 1826–29 Tierheilkunde zu Berlin und wurde dann anatom. Assistent desselbst, 1831 Kreisarzt zu Ortelburg, 1836 zu Greifswald, woselbst er auch als Dozent an der königl. Staats- und landwirtschaftlichen Akademie thätig war, 1845 Professor an der Akademie zu Elbena, 1853 Direktor der dresdener Tierarztschule. Er wurde 1878 pensioniert und starb 17. April 1882 zu Dresden. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «über die Magenverdauung der Wiedertäuer» (Anklam 1837), «Landwirtschaftliche Tierheilkunde» (Anklam 1837; 8. Aufl., Berl. 1890), «Die Gesundheitspflege der landwirtschaftlichen Hausäugetiere» (Greifsw. 1845; 4. Aufl., Dresd. 1881), «Handbuch der Veterinärpolizei» (Dresd. 1869). Auch durch muttergöttliche Organisation des Veterinärwesens in Sachsen hat sich H. verdient gemacht.

Sauboden, s. unter Erdbau.

Saubold (Christian Gottlieb), Rechtsgelehrter, geb. zu Dresden 4. Nov. 1766, studierte zu Leipzig seit 1781 die Rechtswissenschaft, wurde 1789 außerord. Professor der Rechtsaltertümer und 1797 ord. Professor des sächs. Rechts zu Leipzig, Richter beim Oberhofgericht, 1802 Beisitzer der Juristenfakultät, 1816 Oberhofgerichtsrat. Er starb selbst 14. März 1824. Unter seinen Schriften sind besonders zu erwähnen die «Institutionum historicarum juris Romani lineamenta» (Erg. 1806; 2. Aufl. 1825), «Institutiones juris Romani literariae» (Bd. 1, Epp. 1809), «Institutionum juris Romani privati historico-dogmaticarum epitome» (Erg. 1814; 2. Aufl. 1827), «Manuale Basilicarum» (Erg. 1819), «Lehrbuch des sächs. Rechts» (Erg. 1820; 3. Aufl. 1847–48), «Doctrinae Pandectarum lineamenta cum locis classicis» (Erg. 1820), die Ausgaben der Schrift des Rogerius Benaventanus «De dissensionibus dominorum» (Erg. 1821) und «Antiquitatum Romanarum syntagma» von Heinricius (Frankf. 1822). Seine «Opuscula academica» wurden von Wend und Sticker herausgegeben (2 Bde., Erg. 1825–29), seine «Antiquitatis Romanae monumenta» von Spangenberg (Berl. 1830). Die Auffindung des Gips durch Niebuhr geschah auf Anregung von H.

Hauch (Joh. Carsten von), einer der bedeutendsten dän. Dichter der neuern Zeit, geb. 12. Mai 1790 zu Frederiksbald in Norwegen, belaubte längere Zeit hindurch die Professur der Physik an der Akademie zu Sorde, bis er 1846 als Professor der nordischen Litteratur zu Kiel angestellt ward. Als er von hier durch den Ausbruch der Revolution von 1848 vertrieben wurde, gewährte ihm die Königin Marie Sophie Friederike eine Zuflucht in der Nähe von Kopenhagen auf dem Schlosse Frederiksberg. Nach Ohlenschlägers Tode erhielt er 1861 die Professur der Ästhetik an der Universität. In den J. 1858—59 belaudete H. den Posten als Theaterdirektor, 1860 war er Theaterzensor. Er starb zu Rom 4. März 1872.

Bereits in seinen ersten dramatischen Versuchen (*«Contrasterne»*, 1816, und *«Rosaura»*, 1817) entwickelte er ein Talent, das mehr in die Tiefe ging als der Gewandtheit der Form nachstrebte. In den J. 1821—27 unternahm er eine Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. In seinen Tragödien *«Wajazet»*, *«Liberius»* (1828; deutsch, Lpz. 1836), *«Gregor VII.»* und *«Don Juan»*, ferner in *«Karl den Fünftes Döb»*, *«Maaltrichts Beleiring»* (1832; deutsch, Lpz. 1834), *«Ewend Grathe»* (1841) und *«Marst Stig»* (1850), denen später *«Kongens Yndling»* (1858) und *«Henrik af Navarros»* (1863) folgten, ist besonders eine tüchtige Charakterzeichnung anzuerkennen. Zwei kleinere dramatische Stücke, *«Aerentadt og vunder»* (Kopenh. 1850) und *«Sistrene paa Rinnethullen»* (Kopenh. 1849), wurden mit vielem Beifall gegeben und auch in Deutschland und Schweden aufgeführt. Eine Sammlung seiner *«Dramatistiske Vaerter»* (3 Bde., 1852) hat er selbst veranstaltet. Durch das episch-dramatische Gedicht *«Hamabrygden»* (1830) erwarb er sich die Anerkennung Lieds und Schuberts. Auch seine *«Lyriske Digte»* (Kopenh. 1842; 2. Aufl. 1854), *«Lyriske Digte og Romancer»* (1861) und *«Nye Digtinger»* (1869) enthalten viel Gelungenes. Ebenso befandete er als romantischer Erzähler in *«Wilhelm Fabern»* (1834; 2. Aufl. 1848), *«Guldmageren»* (Kopenh. 1836; 2. Aufl. 1851), *«En polsk Familie»* (2 Bde., 1839), *«Slottet ved Rhinen»* (2 Bde., Kopenh. 1845), *«Robert Fulton»* (2 Bde., 1853), *«Waldemar Seier»* (1862), *«Charles de la Fuisse»* (1859) u. s. w. ein ungewöhnliches Talent. Die autobiographischen *«Minde»* (2 Bde., Kopenh. 1867—71) behandeln seine Jugend. In Deutschland erschien *«Die nordische Mythologie»* (Lpz. 1848). Eine Sammlung seiner ästhetisch-kritischen Arbeiten gab er in drei Bänden (1855—69) heraus. Nach H.s Tode erschienen dessen *«Samlede Romaner og Fortællinger»* (7 Bde., Kopenh. 1873—75).

Hauchbilder (Laubilder), s. unter *Abjorp*.
Hauchbilder und **Hauchfiguren** (elektrische), s. u. *Elektrische Bilder*.

Hauch (Minnie), deutsch-amerik. Sängerin, geb. 16. Nov. 1852 zu Neuyork, erhielt ihre Ausbildung durch den Italiener Errani. Ihr Debüt in Neuyork als Nachtwandlerin (1868) hatte besten Erfolg, der ihr bei dem nun folgenden Auftreten in Boston, Philadelphia, Baltimore, Cincinnati u. s. w. treu blieb. Im J. 1869 sang sie mit gleichem Beifall am Coventgarden-Theater zu London, mit geringerm Erfolg in Paris. Nach einer Konzertreise mit Sivori durch Holland ging sie nach Moskau und Frankfurt a. M., wirkte 1870—73 als Mit-

glied der wiener Hof-, dann Romischen Oper, hierauf mehrere Jahre in Berlin, dann wieder in Brüssel, Amerika und England. Seit 1881 lebt sie als Gattin des Reisechriftstellers Ernst von Hesse-Wartegg meist in Amerika. Sie besingt für das Coubretten- und Koloraturfach eine sehr klangvolle, in den obern Lagen weiche Stimme.

Hane, bei einem Mahlgang (s. unter *Mehl-fabrikation*) diejenige Vorrichtung, mittels deren der Läuserstein an der senkrecht stehenden Mählschindel befestigt ist; auch soviel wie *Dezel* (s. d.) und *Hade* (s. d.).

Hauensteinschild (Richard Georg Spiller von), als Dichter bekannt unter dem Namen *Max Waldau*, geb. 24. März 1825 zu Breslau, widmete sich daselbst dem Studium der Rechte und Naturalwissenschaften, das aber bald gegen die Beschäftigung mit neuern Sprachen, Geschichte und Philosophie in den Hintergrund trat. Nachdem er seine Studien in Heidelberg fortgesetzt, bereiste er Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Belgien und Italien und besuchte dann noch eine Zeit lang die Landwirtschaftlichen Akademien zu Proslau, bis ihn die Bewegungen von 1848 auf sein Familiengut Scheibitz bei Buerowitz in Oberschlesien zurückriefen, wo er schon 20. Jan. 1855 starb.

H. gehörte zu den begabtesten Dichtern der jüngsten deutschen Litteraturepoche. Außer der Jugendarbeit *«Ein Elfenmärchen»* (Heidelb. 1847) erschienen von ihm *«Blätter im Winde»* (Bar. 1847; neuer Abdruck, Lpz. 1849), *«Canzonen»* (Lpz. 1848), *«O diese Zeit! Canzone»* (Hamb. 1850), *«Corbula. Graubündner Sage»* (Hamb. 1854; 2. Aufl. 1856) und *«Nahab»* (Hamb. 1855). Diese Dichtungen zeichnen sich durch Pracht der Sprache aus und beunden zugleich Wärme und Wahrheit des Gefühls. Die allgemeinste Aufmerksamkeit erregten jedoch H.s Romane *«Nach der Natur»* (3 Bde., Hamb. 1850; 2. Aufl. 1851) und *«Aus der Unterwelt»* (2 Bde., Hamb. 1850). In sozialer und polit. Beziehung gehören sie der freisinnigsten Richtung an, aber in eigentümlich ebler Auffassung. Seine Nachbildung der provençal. *«Sirvente von Peyre Cardinal»* (Hamb. 1850) bekundet seine eingebunden und gründlichen Studien über das Zeitalter der Troubadours.

Hauenstein heißen zwei Jurapässe auf der Grenze der Schweiz. Kantone Basel und Solothurn. Die Straße über den Obern H., 81 km lang, führt von Liestal (s. d.) als Straßenbahn südwärts durch das Thal des Frenkenbachs und die Schlucht von Hölstein zu dem alten Städtchen Waldenburg (706 m über dem Meere, 14 km von Liestal), steigt dann als Poststraße zu dem Kurorte Langenbrunn hinauf, der 718 m über dem Meere, 6,5 km südlich von Waldenburg auf der Pashöhe liegt, senkt sich hierauf südwestlich in das Thal der Dännern und erreicht durch die malerische Balsthalerflus die Station Denzlingen der Centralbahnlinie Olten-Solothurn-Biel. Die Untere Hauensteinstraße steigt von Liestal südöstlich durch das Thal der Ergolz nach Sissach (375 m), wendet sich dann nach S., erreicht über Läuferlingen (612 m) die Pashöhe (695 m) bei dem solothurner Dorfe H. und senkt sich in mehreren großen Windungen über Trimbach nach Olten (402 m). Früher war sie eine der belebtesten Poststraßen der Schweiz; jetzt dient sie seit der Eröffnung der Linie Basel-Olten der Schweizerischen Centralbahn, welche zwischen Läuferlingen und Trimbach mit einem 2700 m langen

Tunnel (Hauensteintunnel) den Untern H. durchbricht, nur noch dem Falschverlehr. Beim Baue dieses Tunnels verunglückten 28. Mai 1857 durch Einsturz eines Schachtes 52 Arbeiter, und weitere 11 verloren ihr Leben bei den Ausgrabungsversuchen.

Hauenstein, die kleinste Stadt des Deutschen Reichs, im Großherzogtum Baden, Kreis Waldbach, am Rhein, mit (1880) 176 E. und einer Burgruine, ist der Hauptort der breisgauischen Herrschaft H., 427 qkm mit 42.000 E., die sich durch ihre kräftige Gestalt, eigentümliche Sitten und besondere Kleidung auszeichnen. Hier wurde 1409 die Hauensteiner Einigung schwab. und schweizer Stände und Städte gegen Österreich geschlossen.

Hauer heißen die beiden großen, schräg nach aufwärts gewachsenen, dann nach hinten gekrümmten Eckzähne im Unterkiefer der männlichen Schweine. Dieser Ausdruck wird streng genommen nur für die untern Eckzähne des männlichen Hauschweins, das ebenfalls auch H. genannt wird, gebraucht. Beim männlichen Wildschwein dagegen, dem Keiler, werden diese Eckzähne Ge- wehre genannt, die kleinern der Oberkiefer heißen in einigen Gegenden Haderer.

Hauer (Franz, Ritter von), hervorragender Geolog und Paläontolog, geb. zu Wien 30. Jan. 1822 als Sohn des Vizepräsidenten der k. k. Hofkammer, Jos. von H., absolvierte das Gymnasium und den philos. Lehrlers in Wien, dann die montanistische Studien an der Bergakademie in Schönnau. Im J. 1843 trat er für einige Monate in den praktischen Montandienst bei den Eisenwerken zu Eisenerz in Steiermark, wurde aber noch in demselben Jahre an das unter B. Haubingers Leitung stehende Montanistische Museum in Wien berufen, wo er schon 1844 seine öffentlichen Vorträge über Paläontologie eröffnete. Im J. 1846 wurde H. zum Assistenten Haubingers ernannt und veröffentlichte seine erste größere Arbeit: «Die Cephalopoden des Salztammergutes aus der Sammlung des Fürsten von Metternich» (Wien 1846). Unmittelbar nach Eröffnung der k. k. Geologischen Reichsanstalt wurde H. 1849 zum ersten Bergat an derselben ernannt und war nun bis 1867 mit geolog. Aufnahmen in allen Teilen der Monarchie beschäftigt. Die zahlreichen Arbeiten, die er in dieser Zeit vollendete, sind größtenteils in den Schriften der Reichsanstalt und der Akademie der Wissenschaften veröffentlicht; außerdem publizierte er damals: «Geolog. Übersicht der Bergbaue der österr. Monarchie» (mit Fr. Zetterle, Wien 1855), die «Geologie Siebenbürgens» (mit G. Stache, Wien 1863) und die «Geolog. Karte Siebenbürgens» (Hermannst. 1861). Im J. 1867 wurde H. nach dem Rücktritt Haubingers zum Direktor der Geologischen Reichsanstalt ernannt. Seitdem veröffentlichte er noch eine «Geologische Übersichtskarte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie» (in 12 Blättern, mit einem Geol. Erläuterungen zu jedem einzelnen Blatt, Wien 1867—73), ferner «Die Geologie und ihre Anwendung auf die Kenntnis der Bodenbeschaffenheit der Österreichisch-Ungarischen Monarchie» (Wien 1875; 2. Aufl. 1878) und eine «Geolog. Karte von Österreich-Ungarn» (4. Aufl. 1884).

Hauer, der eigentliche Bergmann, welcher die unterirdischen Baue herstellt, die Mineralien gewinnt, die Gesteinsarbeiten durch Hauen verrichtet u. s. w. Man unterscheidet den Jung- oder Lehrling, der noch nicht ausgelernt hat und noch nicht

den Volllohn erhält; den Alt-, Gang- oder Bollhauer, der ausgelernt hat und den Volllohn erhält; den Doppelhauer, der doppelt so viel oder noch einmal so lange arbeitet als ein gewöhnlicher oder Bollhauer; Gang- oder Ganghauer, der auf Gängen arbeitet, Gänge gewinnt u. s. w., dann aber auch einen zwischen Doppelhauer und Untersteiger stehenden H., der dem H. die Arbeit anweist, das Pulver verteilt und das Aushalten der Erze beaufsichtigt; Gebinghauer, der in Gebänge (s. Accord) für eine bestimmte Arbeit arbeitet; Halthauer, dem der Lohn nach dem Gehalt der von ihm abgelieferten Erze berechnet wird; Lohn- oder Schichtarbeiter, der für bestimmten (Schicht-) Lohn arbeitet.

Hauerarbeiten, s. u. Bergbau, Bd. II, S. 802.

Hausenwelle, s. Cumulus.

Hauff (Wilh.), namhafter deutscher Schriftsteller, geb. 29. Nov. 1802 zu Stuttgart, besuchte seit 1816 die Klosterschule zu Maulbronn und studierte seit 1820 Theologie zu Tübingen. Als Hauslehrer zu Stuttgart eröffnete er seine schriftstellerische Laufbahn mit dem «Märchenalmach» auf das J. 1826. Dem Stoffe nach war meist entlehnt, zeichneten sich diese Märchen doch durch die freie und phantasievolle Behandlung wie durch die schonende Abrundung der Darstellung höchst vorteilhaft aus, weshalb sie auch unter dem Titel «Märchen» viele Auflagen erlebten. Auf den «Märchenalmach» folgten die «Mitteilungen aus den Memoiren des Satans» (2 Bde., Stuttg. 1827), war ein mehr fragmentarisches, aber doch an Phantasie und Darstellungskraft reiches Werk, und der «Mann im Monde» (Stuttg. 1827), ein Roman, welcher die Clauensche Manier perferieren sollte, aber vom Publikum als ein echtes Werk Claurens aufgenommen wurde. Ernstlicher gemeint war die satirische «Kontraverspredigt über H. Claurens und den Mann im Monde, gehalten vor dem deutschen Publikum in der Herbstmesse 1827», worin H. seinen Gegner in der Meinung des Publikums des La- desstoß versetzte. Sein Roman «Lichtenstein» (3 Bde., zuerst Stuttg. 1826), worin bei einiger Breite die Charaktere, besonders die der schwab. Bauern, gut gezeichnet und die Lokalitäten anschaulich geschildert sind, gehört zu den bessern Romanen, welche in Deutschland nach dem Muster Walter Scotts geschrieben wurden. Seine «Phantasien im Bremer Ratskeller» (Stuttg. 1827) zeichnen sich durch originelle Erfindung, launige Phantastik und meisterhafte Darstellung aus. Unter seinen vielen kleinern Erzählungen sind besonders die Novellen «Die Bettlerin vom Pont des Arts» und «Das Bild des Kaisers» als kleine Meisterstücke hervorzuheben. Von seinen lyrischen Gedichten sind mehrere zu Volksliedern geworden, z. B. «Steh' ich in finst'rer Mitternacht» und «Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Loh». Nachdem er noch eine Zeit die Redaktion des «Morgenblatt» geführt, starb er 18. Nov. 1827 zu Stuttgart. Sein Denkmal am Hofenberg bei Stuttgart wurde 7. Juli 1882 enthüllt. Seine «Sämtlichen Werke» wurden von G. Schwab mit einer Biographie H.s herausgegeben (86 Bdn., Stuttg. 1880) und erschienen dann noch in vielen Auflagen. Vgl. Klüber, «Wilhelm H. ein Lebensbild des Dichters» (Stuttg. 1881).

Sein Bruder Hermann H., geb. 22. Aug. 1800 zu Stuttgart, gest. daselbst 16. Aug. 1865, folgte ihm in der Redaktion des «Morgenblatt» und

Hauptbeweis (jur.), s. unter Beweis.

Hauptbilanz, s. unter Bilanz.

Hauptbuch. Die Rechnungsführung über das Vermögen (die Buchhaltung, s. d.) erfolgt in einer Anzahl von Büchern. Diejenigen Bücher, welche man gewöhnlich für unentbehrlich hält, werden wesentliche oder hauptsächlich Bücher, auch wohl Hauptbücher (im weitern Sinne) genannt, während die andern Hilfsbücher heißen. Zu den Büchern ersterer Art gehört auch das Hauptbuch (S. im engern Sinne). Die Bestimmung desselben ist eine verschiedene, je nachdem man einfache oder doppelte Buchhaltung hat. Da die einfache Buchhaltung in den wesentlichen Büchern sich darauf beschränkt, über bares Geld, sowie über Guthaben und Schulden Rechnung zu führen, da ferner erstere Aufgabe dem Kassensbuche zufällt, so dient das S. nur letztem Zwecke. In diesem Buche erhält jeder Geschäftsfreund, mit welchem man derart im Verlehr steht, daß Leistung und Gegenleistung nicht gleichzeitig erfolgen, auf zwei Seiten nebeneinander (welche einerlei Nummer führen, d. h. «foliirt» werden), also auf einem Blatte («Folium» oder «Folio») eine Rechnung — eine «laufende» Rechnung (oder ein laufendes Conto, ein «Contocorrent»). Da nun das S. der einfachen Buchhaltung ausschließlich aus solchen Rechnungen besteht und alle derartigen Rechnungen enthält, so heißt es auch Contocorrentbuch. Die linke Seite einer solchen Rechnung wird mit «Soll» oder «Debet» (wenn der Geschäftsfreund eine Gesellschaftsfirmen ist, mit «Sollen» oder «Debet»), die rechte mit «Haben» oder «Kredit» (für Gesellschaftsfirmen mit «Haben» oder «Kredit») überschrieben. Außerdem steht auf der linken Seite die Firma und auf der rechten der Wohnort des Geschäftsfreundes. Die Sollseite ist für die Gelbbeträge derjenigen Leistungen bestimmt, welche der Geschäftsfreund von uns empfangen hat, und der Verzichte, die von ihm zu unsern Gunsten erfolgt sind (also des uns nachträglich bewilligten Rabatts, Disconts u. s. w.); während die Habenseite die Leistungen, welche der Geschäftsfreund uns gemacht hat und die von uns, also zu seinen Gunsten erfolgten Verzichte aufnimmt. Statt «Soll» sagte man ursprünglich «soll geben» (d. h. «soll uns wiedergeben, soll uns ersetzen»), statt «Haben» aber «soll von uns wieder haben» (soll von uns ersetzt erhalten); daher ist die von Nichtkaufleuten für Einzelfirmen zuweilen gebrauchte Form «Hat» (statt Haben) unrichtig. Einen Geschäftsfreund (oder dessen Rechnung) mit einer Summe belasten (oder debittieren), ihm (oder seiner Rechnung) eine Summe zur Last schreiben, bedeutet die Summe in das Soll seiner Rechnung eintragen; einen Betrag dem Geschäftsfreunde gutschreiben oder den Geschäftsfreund für den Betrag (oder mit dem Betrage) kreditieren (auch wohl «erkennen»), heißt den Betrag in das Haben seiner Rechnung schreiben. Den Geschäftsfreund von einer Summe entlasten, bedeutet eine Summe, die in seinem Soll steht, später auch (ganz oder teilweise) in sein Haben schreiben, weil er die ihm gelieferte Sache (ganz oder teilweise) zurückgegeben hat. Die für das S. bestimmten Einträge erfolgen meist zunächst in andern wesentlichen Büchern (im Memorial und Kassensbuche, zum Teil auch im Einkaufsbuche und Verkaufsbuche), welche wegen ihres Verhältnisses zum S. auch Grundbücher heißen, während man letzteres derselben Ursache wegen auch ein Über-

tragungsbuch nennt. Jedoch sollen die Überträge in das S. sobald als möglich (am besten alltäglich) erfolgen, damit, falls sich unerwartet eine Abrechnung mit einem Geschäftsfreunde nötig macht, die denselben betreffenden Posten nicht erst aus den Grundbüchern zusammengeführt werden müssen. Das ganze Rechnungswerk der doppelten Buchhaltung ist im S. vereinigt, so daß letzteres Rechnungen nicht nur über jede Art von Activen und Passiven, sondern auch über deren Gesamtheit, sowie über das aus letzterer sich ergebende Reinvermögen und über dessen Veränderungen (über Gewinne und Verluste) enthält. Auch hier erfolgen die Einträge in das S. nicht direkt.

Vgl. die unter «Buchhaltung» angeführten Werke, sowie Schiebe-Odermann, «Lehre von der Buchhaltung» (12. Aufl., Lpz. 1881); Odermann, «Praktische Anleitung zur Buchhaltung» (7. Aufl., Lpz. 1882); Treuber und Spalteholz, «Praktische Anleitung zur kaufmännischen Buchhaltung» (Dresd. 1883).

Hauptcadenz, s. unter Cadenz.

Hauptgestirn, s. Hauptgestirn.

Hauptgraben (Großer) oder Havelländischer Hauptkanal, in der Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, geht vom Hohen-Hauenschen See im NO. von Rathenow durch das Havelländische Loch östlich bis zur Havel bei Nieder-Neuendorf, im NW. von Tegel. Er wurde hauptsächlich zur Entwässerung des Havelländischen Luchs, 1718—25 angelegt, ist 70,5 km lang, 2—10 m breit und 1,5 m tief, sowie in seinem östlichsten Teile auf 15 km schiffbar. Mit ihm in Verbindung steht der 25,5 km lange Kleine Hauptkanal oder Friesader Kanal, auch Hortgraben genannt, der an Friesad vorüber zum kanalisierten Rhin führt.

Hauptintervention heißt die Klage, durch die derjenige, welcher die Sache oder das Recht, worüber schon zwischen andern Personen ein Rechtsstreit anhängig ist, ganz oder zum Teil für sich in Anspruch nimmt, nach §. 61 der deutschen Reichs-Civilprozessordnung (wie auch schon nach vormaligem gemeinen Recht) seinen Anspruch gegen beide Parteien dieses Rechtsstreits geltend macht, um damit eine gegen beide wirksames Urteil zu gewinnen; er kann es, muß es aber nicht; er kann es nur bei dem Gericht, bei welchem der erste Rechtsstreit schwebt, und nur solange dieser noch nicht zu Ende ist. Bis zur rechtskräftigen Entscheidung über dieselbe kann auf Antrag einer Partei der erste Rechtsstreit ausgesetzt werden.

Hauptmann, frz. Capitaine, heißt in der militärischen Rangordnung die Offizierscharge zwischen Major und Lieutenant (bei der Kavallerie Rittmeister). Hauptleute befehligten im Truppendienst die Kompagnien und Batterien, sind aber auch im Generallitabe und andern Stellungen vorhanden. In ältern Zeiten war der Anführer jeder organisierten Kriegsschar deren S. und seine Amtsgewalt eine sehr ausgebreitete. Über ihm stand nur sein Oberst und der Heerführer, der auch Feldhauptmann genannt wurde. Mit der Organisation der stehenden Heere schoben sich aber in der Gliederung der Offizierkorps noch Zwischenchargen ein, als mehrere Kompagnien zu einem Bataillon vereinigt wurden. Auf den Bataillonsführer ging dann ein Teil der bisherigen Funktion des S. über, doch behielt dieser in einzelnen Heeren noch bis in die Zeit von 1806 bis 1809 die einträgliche Selbstverwaltung der Kompagnie an Verpflegung und Material. — In der Civilverwaltung kommt ebenfalls der Titel

H. vor, als Kreishauptmann, Amtshauptmann, Schloßhauptmann u. s. w.

Hauptmann (Moriß), ausgezeichneter Komponist und Musiktheoretiker, geb. 15. Okt. 1792 zu Dresden, war zum Architekturstudium bestimmt, widmete sich jedoch seit 1811 der Musik. Er wurde 1812 Geiger an der königl. Hofkapelle zu Dresden, folgte 1814 als Musiklehrer dem damaligen russ. Generalgouverneur von Sachsen, Fürsten Nepnin, nach Petersburg und Moskau, dann nach Odessa und Kustawa und kehrte 1820 nach Deutschland zurück. Er lebte bis 1832 in Dresden und wurde dann durch Spohr als Mitglied der kais. Kapelle nach Kassel berufen, wo er 20 Jahre hindurch wirkte. In dieser Stellung erwarb er sich den Ruf eines der bedeutendsten Theoretiker seiner Zeit. Im J. 1829 durchkreuzte H. Italien und besuchte 1842 Paris. Im September desselben Jahres wurde er als Kantor und Musikdirektor an der Thomasschule und den beiden Hauptkirchen nach Leipzig berufen, und 1843 trat er als Lehrer des Kontrapunkts und der Fuge in das damals errichtete Konservatorium der Musik ein. Hier wirkte er bis zu seinem am 3. Jan. 1868 erfolgten Tode. Über 300 Schüler, darunter Ferd. David, Hans von Bülow, Joachim, F. von Hofstein, A. Wilhelmj u. a. verdanken ihm ihre Ausbildung. Seit 1860 war er Vorsitzender der von ihm mitbegründeten Bach-Gesellschaft.

H. s. Talent neigte mehr dem Sinnigen, Gefühlvollen als dem Glänzenden zu. Von seinen weniger zahlreichen (im Druck erschienen nur 60 Nummern) als bedeutenden Werken sind zu nennen: die große Messe in G-moll und drei Kirchenstücke für Chor und Orchester, viele Motetten (darunter das „Salve regina“), die Oper „Matthias“, mehrstimmige Lieder für die Kirche und das Haus, Lieder für Männerchor, ital. Sonetten, Canzonen und deutsche Lieder und Gesänge für eine Stimme, acht große Duos für zwei Violinen und sechs große Sonaten für Pianoforte und Violine. Sein theoretisches Hauptwerk ist „Die Natur der Harmonik und der Metrik“ (2. Aufl., Lpz. 1873). Ein nachgelassenes Werk, „Die Lehre von der Harmonik“ (Lpz. 1868), wurde nach seinem Tode von O. Paul, H. s. „Briefe an Franz Hauser“ (2 Bde., Lpz. 1871) von Schöne und H. s. „Briefe an Ludwig Spohr und andere“ (Lpz. 1876) von Müller herausgegeben. Unter dem Titel „Opuscula“ veröffentlichte sein Sohn „Vermischte Aufsätze“ (Lpz. 1874). Vgl. Paul, „Moriß H.“ (Lpz. 1862).

Hauptmuschelkalk, die obere Stufe der Muschelkalkformation, besteht aus Kalksteinbänken und -Blatten mit Zwischenlagen von Thonen und Mergeln, und ist reich an Verfeinerungen, namentlich *Gucrinus*, *Lerebratula*, *Myopioria*, *Lima*, *Ceratites*, *Pemphig* u. a. Oft stellen sich diese Reste so massenhaft ein, daß sie einzelne Bänke fast ausschließlich zusammensetzen, welche dann als Trochiten- oder Erinoideenbänke, sowie als *Striata*, *Lima*, *Ceratites*, *Rhodospira* bezeichnet werden. Der H. ist auf Deutschland beschränkt, aber hier weit verbreitet und bildet ausgedehnte Areale in Thüringen, Hessen, Franken, Schwaben, Elsaß-Lothringen. (S. *Trias* und *Muschelkalk*.)

Hauptpunkt (in der Perspektive), s. *Augenpunkt*.

Hauptquartier heißt bei Kriegsoperationen der Aufenthaltsort des Kommandos oder auch im

besondern Sinne das gesamte Dienstpersonal desselben, bestehend aus den Offizieren des Generalstabes, den Adjutanten, Ordnanzoffizieren, den höhern Verpflegungs- und Sanitätsbeamten, Oberauditeuren u. s. w., nebst einer Stabswache. Das H. des Oberbefehlshabers einer Armee wird auch wohl Großes H. genannt, zum Unterschied von denen der Armeekorps und Divisionen. Reiz wird das H. etwas hinter den operierenden Truppen genommen, doch so, daß es stets in Verbindung mit diesen bleibt und die Erstattung von Meldungen wie die Ausgabe von Befehlen nicht erschwert wird.

Haupttragstein nennt man nach dem Gange von Misch eine bis 100 m mächtige Stage der Formation des Braunen Jura in der Gegend von Nargau, deren Material vorwiegend aus sehr reinen, oft freibeweißen Dolithen besteht, welche in hohen Felswänden aufragen. Auch in dem baskischen Braunen Jura ist der H. bedeutend verbreitet und noch mächtiger (bis zu 200 m); hier wie dort bestimmt er das Relief der Landschaft, ist aber allorten durch Armut an Betrefakten charakterisiert. Trotz der Verschiedenartigkeit des Materials muß dieser schwerer H. mit den dunkeln thonigen Partinon-Schichten Schwabens parallelisiert werden.

Hauptschlüssel (frz. *passé-partout*, engl. *master-key*), ein eigentümlich geformter Schlüssel, mittels dessen man jedes einfache Schloß von entsprechender Größe öffnen kann.

Hauptsteinkohlenformation nannte man früher, als man die einzelnen Formationen hauptsächlich nach ihrer Gesteinsbeschaffenheit, weniger nach ihrem paläontologischen Charakter unterschied, die produktive Steinkohlenformation oder obere Carbonformation, weil sie die mächtigsten und zahlreichsten Steinkohlensflöze birgt, im Gegensatz zum Wealden (s. *Deisterlandstein*), der Letztkohlengruppe, dem Rotliegenden und dem Euhn (s. d.), in welchen die Flöze meist nur geringe Mächtigkeit, Reinheit und Verbreitung erlangen.

Hauptsteneramt, s. *Zollbehörden*.

Hauptstück, jede der sechs Abteilungen des Katechismus, in welchen die evang. Glaubens- und Sittenlehren abgehandelt werden.

Hauptton, s. *Grundton*.

Haupt- und Staatsaktionen ist seit der ersten Hälfte des 18. Jahrh. der Name einer Gattung von Theaterstücken, welche eine im ganzen ernste, aber mit possenhaften Auftritten durchflochtene oder von eigenen burlesken Zwischenspielen unterbrochene Handlung darstellen und damals die Bühne beherrschten. In den Ankündigungen der Stücke tritt dieser Name 1738 zuerst auf, doch war diese Art von Stücken schon seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. beliebt. Dieselben bilden eine Entwicklungstufe des deutschen volkstümlichen Dramas, wenn sich in ihnen auch hier und da das Bestreben nach gelehrter Bornehmtheit zeigt, stellenweise der Alexandriner zur Anwendung kommt, die Zehn, Riesen, Geister u. s. w. in Versen sprechen oder auch singen und überhaupt willkürlich verteilte Chöre, Arien u. s. w. eine Rolle spielen. Obwohl sie zum Teil auf fremden, namentlich span. Originalen beruhen, so behandeln sie dieselben doch in ganz selbständiger, vollstümlicher Weise. Die Stücke wurden in der Regel nur teilweise aufgeschrieben und vieles, insbesondere die komischen Partien mit Hanswurft u. s. w., dem Improvisations talent der

Schauspieler überlassen. Zudem machten die Direktoren der Schauspielgesellschaften eifersüchtig über das Eigentumsrecht an den in ihrem Besitz befindlichen Stücken. Es konnte daher kein Stück dieser Art in einem gleichzeitigen Drucke auf die Nachwelt kommen. Eine handschriftliche Sammlung von H. befindet sich auf der Hofbibliothek zu Wien. (Vgl. Weiß, «Die Wiener Haupt- und Staatsaktionen», Wien 1854.) Ein anderes Stück dieser Art, das wohl zu den am spätesten in Norddeutschland verfaßten gehört, «Karl XII. vor Friedrichshall», gab Zindner (Dessl. 1845) heraus. Vgl. Devrient, «Geschichte der deutschen Schauspielkunst» (Bd. 1, Lpz. 1848); Brüh, «Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters» (Berl. 1847).

Hauptverhandlung ist der wichtigste, der Fällung des Urteils vorangehende Abschnitt des Strafverfahrens. In der Regel in öffentlicher Sitzung erfolgend, soll sie durch unmittelbare Vorführung des Beweismaterials mittels der durch den Vorsitzenden geleiteten Verhandlung zwischen den Parteien und den sonst beteiligten Personen dem Gericht, beziehungsweise den Geschworenen einen möglichst klaren Einblick und ein richtiges Urteil über die streitigen Vorgänge verschaffen. In dieser Beziehung muß Sorge getragen werden für die Gestaltung der H. zu einem ununterbrochenen, einheitlichen Vorgang, so daß nach der Reichs-Strafprozeßordnung, §. 228, eine unterbrochene H. spätestens am vierten Tage danach fortgesetzt oder das Verfahren von neuem begonnen werden muß. Ebenso ist Anwesenheit des Angeklagten erforderlich, da nur ausnahmsweise bei Abwesenheit (s. d.) oder Kontumaz (s. d.) verhandelt werden darf. Gleiches gilt von dem Verteidiger in Fällen, in denen die Verteidigung vorgeschrieben oder der Verteidiger nach §. 141 der Strafprozeßordnung bestellt ist.

Die H. beginnt mit dem Aufruf der Sache; der verhaftete Angeklagte soll ungesesselt erscheinen (§. 116). Es folgt der Aufruf der Zeugen und Sachverständigen, dann die Vernehmung des Angeklagten über seine persönlichen Verhältnisse und die Verlesung des Beschlusses über die Eröffnung des Hauptverfahrens, worauf dem Angeklagten Gelegenheit gegeben wird, beabsichtigt Beseitigung der gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe und Geltendmachung der zu seinen Gunsten sprechenden Thatfachen sich zu äußern. Legt der Angeklagte ein Geständnis ab, so hebt dieses nicht die Verpflichtung des Gerichts, die Bestätigung desselben durch hiervon unabhängige Beweise zu erstreben. Muß in andern Fällen zur Beweisaufnahme geschritten werden, so bestimmt sich der Umfang derselben nur vor Schöffengerichten und vor Landgerichten in der Berufungsinstanz in einzelnen Fällen nach Ermessen des Gerichts, während sonst die Beweisaufnahme sich auf alle vorgeladenen Zeugen und Sachverständigen erstrecken muß, falls nicht die Staatsanwaltschaft und die Anklageakte auf die Erhebung einzelner Beweise verzichten (§. 244). Das Gericht kann von Amts wegen Verbeisaffung neuer Beweismittel anordnen (§. 243) und darf eine Beweiserhebung nicht deshalb ablehnen, weil das Beweismittel zu spät vorgebracht sei (§. 245). Auf übereinstimmenden Antrag der Staatsanwaltschaft und des Angeklagten ist das Kreuzverhör der von ihnen benannten Zeugen und Sachverständigen jenen zu überlassen, so daß jede Partei das Recht hat, die von der andern Partei bereits vernommenen Zeu-

gen und Sachverständigen auch ihrerseits zu vernehmen. Im übrigen kann der Vorsitzende die Stellung von Fragen gestatten. Wird eine Frage beanstandet, so entscheidet das Gericht. Ist die Beweisaufnahme für geschlossen erklärt, so erhalten die Staatsanwaltschaft und der Angeklagte das Wort zu ihren Ausführungen und Anträgen, und zwar so, daß dem Angeklagten, beziehungsweise seinem Verteidiger stets das letzte Wort gebührt.

In Schwurgerichtssachen handelt es sich zuerst um die Bildung der Geschworenenbank für die einzelne Sache oder eine Reihe solcher. Hierfür muß die Zahl der anwesenden, nicht ausgeschiedenen Geschworenen mindestens 24 betragen. Die Geschworenenbank ist regelmäßig mit (mindestens) 12 Geschworenen zu besetzen, die Bezeichnung erfolgt durch das von dem Vorsitzenden zu ziehende Los, wobei den Parteien ein grundsätzlich gleiches, ohne Angabe von Gründen ausübendes Ablehnungsrecht zusteht, und zwar zuerst dem Staatsanwalt, dann dem Angeklagten. Die von beiden Seiten angenommenen Geschworenen werden sodann vereidigt. Von Bedeutung für sie ist die Fragestellung, welche sich nach jezigem Recht unmittelbar an die Beweisaufnahme anschließt. Als Vertreter des Gerichts besorgt dieselbe der Vorsitzende. Es werden geschiedenen Hauptfrage: «Ist der Angeklagte schuldig?», Hilfsfrage, sofern Umstände vorliegen, welche eine von dem Eröffnungsbeschluß abweichende Beurteilung der That bewirken, und Nebenfragen betreffs der Umstände, welche die Strafbarkeit erhöhen, mindern oder aufheben, auch hinsichtlich des Vorliegens mildernder Umstände. Die Fragen sind so zu stellen, daß sie sich mit Ja oder Nein beantworten lassen. An die alleseitig gebilligte Fragestellung schließen sich die Ausführungen der Parteien über die Schuldfrage, sodann der Schlussvortrag des Vorsitzenden, der nach §. 300 lediglich die Geschworenen über die rechtlichen Gesichtspunkte belehren soll, welche sie in Betracht ziehen sollen.

Die H. in der Berufungsinstanz (s. Berufung) weist gegenüber derjenigen der ersten Instanz das Besondere auf, daß ein Richterthatter durch Vortrag über die Ergebnisse des früheren Verfahrens das Gericht in den Stand setzt, je nach Umfang der Berufung die Prüfung in formeller und materieller Weise vorzunehmen. Nach Schluß der Beweisaufnahme, welche nur in unbedeutenden Sachen entfallen kann, spricht zuerst der Beschwerdeführer, dann der Angeklagte, falls nicht beide Parteien die Berufung eingelegt haben. In der Revisionsinstanz (s. Revision) tritt gleichfalls bei der H. ein Richterthatter auf, nach dessen Ausführungen die Staatsanwaltschaft und der etwa erschienene Angeklagte, beziehungsweise Verteidiger gehört werden.

Hauptwache wird in einer größeren Garnisonstadt oder in einer Festung diejenige militärische Wache genannt, welche in der Mitte des Orts gelegen und daher am geeignetsten ist, im Falle besonderer Veranlassungen überall leicht Hilfe hinsenden zu können; bei ihr werden auch die von den einzelnen Wachen regelmäßig oder in speziellen Fällen zu erstattenden Meldungen gesammelt, um vereint der Behörde, welche den Garnisonswachdienst zu regeln hat, vorgelegt zu werden.

Hauptwall ist der Wall oder die Erdanschüttung, worauf sich die Brustwehr der innern oder hauptsächlichsten Verteidigungslinie eines Festungswerks erhebt, wird auch oft mit Wall gleichbedeutend

gebraucht. Die Einrichtung des Hauptwalls s. u. Festungsbau, Bd. VI, S. 727 fg.

Hauptwort, s. Substantivum.

Hauptzollamt, s. Zollbehörden.

Hauraki, Meerbusen an der Ostküste der Nordinsel Neuseelands, durch die Schönheit seiner Ufer und seine guten Häfen ausgezeichnet. Im Südwestteil liegt der Hafen Waitemata, an welchem die Stadt Auckland (s. d.) liegt.

Hauran, das alte Auranitis, Hochebene in Syrien, im Osten des obern Jordan, im Süden von Damascus, mit dem Hauptort Bosra, jetzt Bosra (s. d.). Das Land ist durchaus vulkanischer Natur, ohne Bäume, von einigen Wadis durchzogen, von denen das Wadi Jarmul (Scheriat-el-Mandhur) das bedeutendste ist, die aber nur periodisch Wasser führen. Im Osten wird H. begrenzt durch den Dschebl Hauran, ein aus Basalt bestehendes, bis 1720 m hohes Gebirge, an dem der Jarmul oder Scheriat-el-Mandhur entspringt. Hier finden sich noch gegen 300 verlassene Ortschaften, aber nur wenige bewohnte Dörfer. Vgl. Porter, „Travels in Damascus and Hauran“ (Lond. 1870); Wehstein, „Reisebericht über H. und die Trachonen“ (Berl. 1860).

Hausa, s. Hausa.

Hausach, Stadt im Großherzogtum Baden, Kreis Offenburg, Amtsbezirk Wolfach, in 243 m Höhe, an der Kinzig und an der Linie Offenburg-Singen der Badischen Staatsbahnen, hat (1880) 1408 E. und Strohhutflechterei. Oberhalb der Stadt erhebt sich die Ruine des durch die Franzosen 1648 zerstörten, dem Fürsten von Fürstenberg gehörenden Schlosses. In der Nähe liegt ein nicht unbedeutender Eisenhammer.

Hausapotheken nennt man zunächst die in Haushaltungen vorrätigen Sammlungen von beliebigen Hausmitteln (s. d.); eine große Rolle spielen die H. namentlich in der Homöopathie und bezeichnen hier systematisch angelegte Sammlungen der gebräuchlichsten homöopathischen Mittel.

Hausarrest ist diejenige militärische Freiheitsstrafe, die nicht in einem besondern Arrestlokal, sondern in der eigenen Wohnung des Verhafteten verbracht wird; nach dem Deutschen Militärstrafgesetzbuch wird sie bezüglich der Offiziere als Stubenarrest, bezüglich der Unteroffiziere und Mannschaften als Kasernenarrest bezeichnet.

Hausbarometer, s. unter Barometer.

Hausberg, Berg östlich von Jena, unmittelbar nördlich von Ziegenhain, 390 m hoch, auf welchem der Fuchsturm, ein 22 m hoher Aussichtsturm, als einziger Überrest der drei Burgen Greifberg, Kirchberg und Windberg geblieben ist.

Hausberge, Marktflecken in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk und Kreis Minden, oberhalb der Westfälischen Pforte, 6 km südlich von Minden an der Weser gelegen, ist Sitz einer Oberförsterei und zählt (1880) 1372 E., welche Cigarrenfabrikation treiben und große Sandsteinbrüche bearbeiten. In der Nähe sind Glashütten, ein Eisenhüttenwerk und eine Zementfabrik.

Häusch (arab.), Landgut, Pachthof in Algier.

Haus der Gemeinen, das engl. Unterhaus, s. Commons (House of).

Haus der Lords, das engl. Oberhaus, s. Lords (House of).

Hausdiebstahl war gemeinrechtlich der Diebstahl von Hausgenossen, welche nicht zur Familie gehören; er wurde von Amts wegen verfolgt und

oftmals strenger bestraft als der gemeine. Nach dem Reichsstrafgesetzbuch, §. 247, ist dagegen als H. zu betrachten der Diebstahl gegen Angehörige, Vormünder oder Erzieher oder gegen eine Person, zu der der Dieb im Lehrlingsverhältnis steht oder in deren häuslicher Gemeinschaft er sich als Gesinde befindet. Handelt es sich dabei um Sachen von unbedeutendem Wert, so tritt Verfolgung nur auf Antrag ein; Zurücknahme desselben ist zulässig.

Hausen (im Russischen Beluga), Acipenser huso, heißt der größte, zum Störgeßlecht gehörige Fisch, der sich im Mittelländischen, Schwarzen und Kaspiischen Meere aufhält, zur Laichzeit aber in die Donau, Wolga und andere große Flüsse kommt und bis 8 m Länge und 28 Etr. Schwere erreicht. Sein Rogen liefert den Kaviar (s. d.); es gibt Fische, die bis zu 8 Etr. Kaviar liefern. Aus der innern pulpösen und vaskulösen Haut der Schwimmblase wird der sog. Fischleim, die Hausenblase (s. d.), bereitet.

Hausen (Friedr. von), Minnesänger, s. Friedrich von Hausen.

Hausenblase (Fischblase, Fischleim, Colla piscium oder Ichthyocolla) kommt fast allein aus Rußland, doch findet sich im Handel auch solche von der Hudsonbai, aus Brasilien und aus Ostindien. Die Russen verwenden zur H. nicht nur die Schwimmblase des Hausen, sondern auch des Stör, Stiel, Wels, Hai, Warbid u. s. w. Die Zubereitung der Schwimmblase ist äußerst einfach. Die Blase werden in schwacher Kaltnmilch gewaschen, dann aufgeschnitten und zum Trocknen an der Luft ausgebreitet, aber so, daß die innere, silberweiße Membran, welche den Fischleim gibt, nach oben kommt. Sie wird dann von der äußern gröbren Haut abgesondert. Darauf trocknet man sie an der Sonne in mancherlei Formen zu kleinen Kränzen, tyrafrörmig, in Blättern wie ein Buch u. dgl. Die H. quillt in kaltem Wasser stark auf. In heißem Wasser löst sie sich mit Hinterlassung einiger Fasern. Beim Erkalten erstarrt die Lösung zu einer fast farblosen durchsichtigen Gallerte. Selbst in schwachem Weingeist ist sie in der Wärme völlig löslich. Man benutzt sie häufig zum Klären von Wein, Bier u. s. w., indem man sie in viel kaltem Wasser aufgequollen eintrüht. Die Faserteilchen bilden gewissermaßen ein zusammenhängendes Netz, in welches sich die niedergeschlagenen und schwimmenden Teile setzen. Die H. dient zur Darstellung von Gallerten in der Kochkunst, indem sie selbst noch mit ihrem 25fachen Gewicht Wasser gelocht eine beim Erkalten konsistente, zitternde Gallerte gibt; doch ist sie hier durch die Gelatine und die neuerdings vielfach angewandte Agar-Agar so gut wie ganz verdrängt. Eine konzentrierte Lösung der H. auf Seibentast oder Goldschlägerhaut gestrichen gibt das sog. Englische Pflaster oder die Peau divine.

Hauser (Franz), Sänger, geb. 12. Jan. 1794 zu Krasowitz bei Prag, war 1817–37 Opernsänger (Bariton) an verschiedenen deutschen Bühnen, später Gesanglehrer in Wien und leitete 1846–64 das Konservatorium zu München. Er wurde 1865 pensioniert und ließ sich in Freiburg i. Br. nieder, wo er 14. Aug. 1870 starb. H. schrieb eine „Gesangslehre für Lehrende und Lernende“ (Lpz. 1866).

Hauser (Kaspar) ist der Name eines durch seine dunkle Herkunft und seine merkwürdigen Schicksale einst berühmten Findlings. Die Persönlichkeit tauchte zuerst in Nürnberg 26. Mai 1828 auf. Anscheinend ein Bursche von 16 bis 18 Jahren, in die abgelegten

Sohn des Großherzogs Karl und seiner Gemahlin Stephanie von Baden gewesen. Durch eine Reihe aus dem bad. Hausarchiv 1875 über die Kottau, die Sektion und Beerbigung des erwähnten, am 16. Okt. 1812 gestorbenen Erbprinzen veröffentlichter amtlicher Urkunden ist die völlige Grundlosigkeit dieser auf den willkürlichen Kombinationen aufgebauten Hypothese zur Evidenz dargethan worden. (Vgl. Mittelstädt, «Kaspar H. und sein bad. Prinzen-tum», Heidelberg, 1876.) Obwohl die in Veranlassung des Feuerbach'schen Mémoire erwachsenen publizistischen Erörterungen den Beweis erbrachten, daß Feuerbach selbst vor wie nach dem Mémoire die Herkunft H.s aus dem bad. Kärstehause für eine Romanerfindung gehalten, haben doch Sensationsbedürfnis und polit. Motive mannigfach zusammen-gewirkt, die Fabel von dem bad. Prinzen-tum H.s immer von neuem wieder für literarische Versuche zu verwerten. Eine 1882 erschienene anonyme Broschüre «Kaspar H.» (Regensb.), welche die eben bezeichneten Tendenzen verfolgte, führte gegen den Verleger zu einem Verleumdungsprozeß und zu der letzten Verurteilung unter strafgerichtlicher Feststellung des verleumderten Inhalts der Schrift. Eine neuere Broschüre S. J. Kolbs («Kaspar H.», Regensb. 1883) wiederholt die früheren haltlosen In-triminationen. Die wirkliche Herkunft H.s ist bis zur Gegenwart unaufgeklärt geblieben.

Hauser (Miska), Violinvirtuos, geb. 1822 zu Preßburg, war Schüler von Kreutzer, Mayseber und Sechter in Wien und machte seit 1840 Konzertreisen durch Europa, Amerika und Australien, die er in dem Werke «Wanderbuch eines österr. Virtuosen» (2 Bde., Lpz. 1858—59) beschrieb. Seine Violincompositionen sind unbedeutend.

Häuser, Bezeichnung für die 12 Zeile, in welche von den Astrologen die Himmelstugel geteilt wurde, um die Nativität zu ermitteln. (S. u. Astrologie.)

Hausfideikommiß heißt das Stammgut der souveränen und hochadeligen, d. h. ehemals reichsständischen, jetzt mediatisierten Familien. Es steht im Gegensatz zu dem freien persönlichen Vermögen des Familienoberhauptes und andererseits zu dem Vermögen des Staats (Fiskus), selbst wenn dasselbe zum persönlichen Gebrauch des Landesherren und seiner Familiengenossen bestimmt ist, wie z. B. Schlösser, Kunstsammlungen. Die jurist. Eigentümlichkeit des H. besteht darin, daß es unveräußerlich und an eine feste, jede Teilung ausschließende Erbfolge gebunden ist. Die letztere entspricht der Thronfolge, so daß das jedesmalige Oberhaupt der Familie Besitz und Nutzung des H. hat, aus den Erträgen desselben jedoch den Prinzen und Prinzessinnen des Hauses gewisse Beträge (Apanagen) auszahlen muß. Mit Rücksicht auf diese Beschränkungen des Oberhauptes hinsichtlich der Dispositionsbefugnisse ist seit dem 18. Jahrh. die Theorie zur Geltung gekommen, daß das Obereigentum am H. der Familiengenossenschaft, dagegen das Nutzungsrecht dem Familienhaupt zustehe. Seitdem man sich aber von der Unhaltbarkeit der Unterscheidung in Ober- und Unter-Nutzungs-Eigentum überzeugt hat, wird meist dem Familienoberhaupt ein durch das Recht des Anwartschafts beschränktes Eigentum am H. zugesprochen. Die Regeln über Gründung, Vergrößerung, Verwaltung und Nutzung des H. sind in den Hausgesetzen und Familienverträgen enthalten, und die hochadeligen Familien sind berechtigt, diese Regeln im Wege der Autonomie fortzubilden.

In Preußen beruht das königliche H. auf dem Testament Friedrich Wilhelms I. von 1733, welches ursprünglich für die nachgeborenen Söhne des Königs und ihre Descendenten bestimmt, nach dem Aussterben dieser Linien 1843 dem jedesmaligen Könige zu freier Nutzung zusteht und von der königl. Hofkammer in Berlin, unter der obern Leitung des Ministeriums des königl. Hauses, verwaltet wird. Daneben besteht ein durch Testament Friedrich Wilhelms III. gestiftetes königl.-prinzipales Familienfideikommiß zu Gunsten der Ämnen der nachgeborenen Söhne des genannten Königs, nach deren Erlöschen es mit dem H. vereinigt werden soll. In Bayern besteht ein besonderes, durch Hausvertrag vom 17. Juni 1869 errichtetes H. für die herzogl. Nebenlinie; im übrigen vererben sich alle neuen Erwerbungen von unbeweglichen Gütern aus Privattiteln, sie mögen in der Haupt- oder Nebenlinie erfolgen, in gleicher Weise wie die Krone, falls nicht der Erwerber während seines Lebens zu Gunsten eines Agnaten darüber verfügt hat. In Württemberg besteht ein von dem zum Staatsgut erklärten ehemaligen Kammergut verschiedenes, als Privateigentum des königl. Hauses anerkanntes H. unter dem Namen Hofkammergut, dessen Einkünfte zur freien Verfügung des Königs stehen. Es ist aus dem ehemaligen Fideicommissum speciale und insbesondere aus dem mit dem Namen Kammerfideikommiß bezeichneten Teile desselben hervorgegangen. Die Verwaltung liegt den der Hofdomänenkammer unterstellten Hofkammerämtern ob. Auch im Königreich Sachsen ist durch §. 20 der Verfassung vom 4. Sept. 1831 ein königliches H. gebildet, welches sowohl von dem Staatsgut als dem Privateigentum des Königs unterschieden und als Eigentum des königl. Hauses anerkannt ist; der Besitz desselben geht auf den jedesmaligen König oder rechtmäßigen Regenten über, und es ist von dem Lande ungetrennbar und unveräußerlich. Zu denselben gehören außer den königl. Schlössern, Gärten, Stallungen nebst Pferden und Wagen insbesondere auch die Sammlungen im Grünen Gewölbe, die Gemädegalerie, die Sammlungen von Kupferstichen, Münzen, Waffen, Naturalien u. s. w. und die Bibliothek. Ähnliche Bestimmungen bestehen auch in andern deutschen Staaten. Vgl. Heffter, «Sonderrechte der souveränen und der mediatisierten Häuser Deutschlands» (Berl. 1871); Gerber, «Gesammelte jurist. Abhandlungen» (Bd. 2, Jena 1872); Lewis, «Das Recht des Familienfideikommisses» (Berl. 1868).

Hausfleiß. Während der Unterricht in weiblichen Handarbeiten schon längst in den Mädchenschulen eingebürgert ist, wurde den Knaben bisher nur selten Gelegenheit geboten, sich schulmäßig eine gewisse Handfertigkeit anzueignen, so unbestreitbar auch der Nutzen einer solchen technischen Übung und Geschicklichkeit in vieler Beziehung zu Tage liegt. In der neuesten Zeit ist jedoch viel für die Verbreitung des Handfertigkeitunterrichts geschehen und namentlich hat der dän. Rittmeister a. D. Clausen-Raas in seinem Vaterlande und auch über die Grenzen desselben hinaus in dieser Hinsicht sehr verdienstliche Anregungen gegeben. Es handelt sich in erster Linie nicht um eine speziell fachmäßige Ausbildung der Schüler, sondern um eine vorbereitende Übung der Hand und des Auges, die für jedes Handwerk von Nutzen ist. Auch können nur solche Gegenstände hergestellt werden, die keine teuren Rohstoffe und Geräte erfordern. Hauptächlich

bezieht sich daher der Unterricht auf Holzschnitzerei, Laubsäge- und Einlagearbeiten, Buchbinderei, Papparbeiten, Korbflechterei, Tischlerei u. s. w. Durch die Bemühungen verschiedener Vereine, deren erster schon 1876 in Berlin gegründet wurde, ist der Handfertigkeitunterricht schon in mehreren Städten Deutschlands praktisch eingeführt worden und auch von Seiten der Regierungen ist bereits manches zur Unterstützung dieser Bestrebungen geschehen. So wurde 1880 von der preuss. Regierung eine Kommission nach Dänemark und Schweden entsendet, um die dort erzielten Resultate kennen zu lernen. Auch wurden bereits mehrfach Unterrichtskurse für Lehrer veranstaltet, um dieselben für diese neue Aufgabe in der Schule zu befähigen. Im J. 1882 fand bereits ein Kongress für Handfertigkeitunterricht und H. in Leipzig statt. Wenn aber der Handfertigkeitunterricht zunächst einen allgemein pädagogischen Zweck verfolgt, so ist er doch andererseits auch geeignet, zur Verbreitung und bessern Verwertung des H. in solchen Gegenden beizutragen, deren Bevölkerung durch ihre natürlichen und wirtschaftlichen Existenzbedingungen darauf angewiesen ist, eine häusliche Nebenbeschäftigung zu suchen. So sind Versuche gemacht worden, zur Hebung des in manchen Gegenden Oberschlesiens und der Elbe herrschenden Notstandes dort die Korbflechterei und ähnliche Erwerbszweige einzuführen. Es muß dann allerdings auch durch gemeinnützige Vereinistätigkeit für einen möglichst leichten Absatz der angefertigten Waren gesorgt werden, da im allgemeinen für den H. die Gefahr besteht, daß seine Erzeugnisse nur zu außerordentlich niedrigen Preisen bei den kaufmännischen Vermittlern untergebracht werden können. Ganz besonders gilt dies von solchen Arbeiten, bei denen, wie z. B. bei den Stickerien, die stille Konkurrenz von Frauen aus höhern Klassen mit wirksam ist. Vgl. Rißmann, «Geschichte des Arbeitsunterrichts in Deutschland» (Gotha 1889); Elm, «Der deutsche Handfertigkeitunterricht in Theorie und Praxis» (Weim. 1889). (S. Hausindustrie.)

Hausflur (Diele oder Ohre [Arn] im niederdeutschen Hause) ist der unmittelbar von der Hausthür aus zugängliche Raum des Erdgeschosses eines Hauses, der sich entweder durch die ganze Tiefe desselben oder nur auf einen Teil der Tiefe erstreckt. Ihre Breite ist verschieden und wird meist von der gewöhnlich im Hintergrunde befindlichen Treppe bestimmt. Ihr Fußboden ist in der Regel steinern und wird aus Läfelung, Ziegelpflaster oder Estrich gebildet. Von ihr aus findet der Zugang zu den einzelnen Räumen des Erdgeschosses, sowie zu der nach den obern Stockwerken führenden Treppe statt. Während in gewöhnlichen Wohnhäusern die Ausschmückung der Flur einfach ist und ihre Überbedeckung durch die gerade Hallendecke erfolgt, wird die H. öffentlicher oder vornehmer Gebäude mit Säulen, Pilastern, Wand- und Deckengemälden geschmückt oder als gewölbte Vorhalle behandelt und dann Vestibule genannt.

Hausfrauenvereine sind Frauenvereine, welche namentlich den Zweck haben, die Interessen der Haushaltung zu stützen und zu fördern, einerseits durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse, andererseits aber auch durch Organisation gemeinschaftlicher Anstalten und durch Erzielung von Vorteilen im Verkehr mit den Gewerbetreibenden. Der einzelne Konsument ist z. B. nicht im Stande, den über-

triebenen Forderungen einer Koalition von Fleischern, wie sie zuweilen vorkommt, Widerstand zu leisten, ein H. dagegen kann mit vereinten Kräften vorgehen und niedrigere Preise durchsetzen, ähnlich wie dies durch das Markengeschäft der Konsumvereine geschieht. Der bekannteste H. ist der in Berlin von Frau L. Morgenstern gegründete und geleitete, der aber 1883 durch den mit ihm verbundenen Konsumverein in eine Krise geraten ist.

Hausfriede, ein Rechtsbegriff, welcher speziell dem german. Rechte eigen ist und mit dem, was dasselbe unter Frieden überhaupt versteht, genau zusammenhängt. Wie der Landfriede den allgemeinen Rechtsschutz in sich begreift, so der H. den besondern der Behauptung des einzelnen und, als Unterart desselben, der Burgfriede den der Burg (Wohnung des Herrn oder Stätte des Gerichts). Wie ursprünglich Haus und Hof befriedet waren, so ist dies jetzt die Wohnung nebst allen dem Zwecke der Häuslichkeit dienenden Räumlichkeiten. Kraft des Hausrechts kann von dem Inhaber solcher Räume oder von Geschäftsräumen der Eintritt und das Verweilen nicht Berechtigten unterlagert werden, während eine solche Berechtigung dann entfällt, wenn auf Grund einer aus amtlicher Eigenschaft folgenden Befugnis oder eines gesetzmäßig erteilten Auftrags gehandelt wird. Wider den Willen des Inhabers kann das Eindringen in eine Wohnung geschehen nach den nähern Vorschriften der Strafprozeßordnung zum Zwecke der Verhaftung einer Person oder der Durchsuchung von Räumen, oder aber zur Vornahme anderweiter amtlicher Funktionen (Vollzählung, Steuererhebung, Exekution) oder wegen einer Gefahr für die Bewohner. Das Hausrecht ist in Verfassungsgesetzen der Neuzeit vielfach ausdrücklich gewährleistet («my house is my castle» der Engländer).

Hausfriedensbruch wird in §. 123 des Reichsstrafgesetzbuchs definiert als das (widerrechtliche) Eindringen in die Wohnung, die Geschäftsräume oder in das befriedete Besitztum eines andern oder in abgeschlossene, zum öffentlichen Dienste bestimmte Räume, sowie das Verweilen darin trotz geschehener Aufforderung des Berechtigten, sich zu entfernen. Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein; die Strafe ist Gefängnis bis zu 3 Monaten oder Geldstrafe bis zu 300 Mark. Nach einem Reichsgerichtsenternis vom 10. Dez. 1879 ist sogar jeder Mitbewohner eines Hauses befugt, solche Personen, die sich ohne jedwede Befugnis im Hausflur, auf den Treppen oder in einem sonstigen, von den Hausbewohnern gemeinschaftlich benutzten Raume aufhalten, wegzuweisen; die Nichtbeachtung dieser Ausweisung ist auf den Antrag des Ausweisenden als H. zu bestrafen. Als schwerere Form des H. gilt es, wenn die Handlung von einer mit Waffen versehenen Person oder von mehreren gemeinschaftlich begangen wird; dann tritt Gefängnisstrafe von einer Woche bis zu einem Jahre ein. Den H. der Beamten bedroht §. 342. Das röm. Recht gab hier eine Klage aus der Lex Cornelia de injuriis vom J. 61 v. Chr. oder wegen vis. Vgl. Dienbrüggen, «Der Hausfrieden» (Erlangen 1857); Werner, «Lehrbuch des deutschen Strafrechts» (13. Aufl., Lpz. 1884).

Hausgeister, im Volksglauben gute Geister, welche nachts allerlei Arbeiten verrichten. (S. Heinzelmännchen und Kobolde.)

Hausgesetze sind die autonomen Festsetzungen der souveränen und hochadeligen Familien über ihre familienrechtlichen, gäterrechtlichen und

erbredtlichen Verhältnisse; insbesondere über Vormundschaft, Großjährigkeit, Ebenbürtigkeit und Eheschließung, über die Stammgüter, Erbfolge in dieselben, Pfandgüter und Witwenversorgung. Den Grundgedanken bildet die Erhaltung der Stammgüter bei der Familie durch Unveräußerlichkeit und Unteilbarkeit derselben, und das Mittel zur Erreichung dieses Zwecks ist überall die Einführung der Primogeniturordnung. Daneben wird durch die Vorschriften über Ebenbürtigkeit die hervorragende Stellung der Familie gesichert. Die Vorschriften der §. über die Thronfolge sind regelmäßig durch die Verfassungen bestätigt; die Autonomie der mediatisierten Familien ist durch Art. 14 der Deutschen Bundesakte von 1815 anerkannt, ihre §. müssen aber dem Souverän vorgelegt und bei der höchsten Landesstelle (dem Staatsministerium) zur allgemeinen Kenntnis und Nachachtung gebracht werden. Die Form, in welcher die hausgeheiligen Bestimmungen erlassen werden, war früher gewöhnlich die des Testaments oder des Familien-, resp. Erbvertrags; in neuerer Zeit ist diejenige der Verordnung des Familienoberhauptes die übliche. Die §. der regierenden deutschen Fürstenthümer sind herausgegeben und mit trefflichen Einleitungen versehen von Herm. Schulze (3 Bde., Jena 1862—83); vgl. ferner Heffter, «Sonderrechte der souveränen und mediatisierten Häuser Deutschlands» (Berl. 1871).

Bestritten ist die Frage, ob die Anordnungen der §. als eine wirkliche Familiengesetzgebung oder nur als Anwendung von anerkannten Rechtsinstituten, also als Rechtsgeschäfte, anzusehen sind. Obwohl man anerkennen muß, daß die verschiedenen §. im wesentlichen untereinander übereinstimmen und darauf hinauskommen, die Grundsätze des ältern deutschen abeligen Güterrechts (des sog. Stammguts-systems) gegen das röm. Recht aufrecht zu erhalten, so ist diese Auffassung doch nicht genügend, da die §. auch Vorschriften des zwingenden Rechts über Pflichtteil, Erbfolgefähigkeit, Vormundschaft und Großjährigkeit abändern. Hinsichtlich des Großjährigkeitstermins ist übrigens die Autonomie der mediatisierten Familien durch das Reichsgesetz vom 17. Febr. 1875 beseitigt worden.

Hausgewerbe, f. Hausindustrie.

Haushälter, f. Laren und Penaten.

Haushaltung, f. unter Hauswirtschaft.

Haushofer (Karl), Mineralog, geb. 28. April 1839 zu München, studierte von 1857 bis 1863 in Freiberg und München, habilitierte sich an der Universität in München als Privatdocent der Mineralogie und wurde bei der Gründung der dortigen technischen Hochschule zum Professor der Mineralogie und Eisenhüttenkunde ernannt. Im J. 1864 betrat er mit seinen Untersuchungen «über den Atherismus und die Affiguren am Calcit» eine Bahn, welche seither zu sehr wichtigen Resultaten auf dem Gebiete der Kristallphysik geführt hat. Der chem. Seite seiner mineralog. Arbeiten gehört ein Versuch «über die Konstitution der natürlichen Silicate» (Braunsch. 1874), sowie die Untersuchung über die Zerlegung des Granits durch Wasser an, während ihn in der neuesten Zeit das kristallographische Studium zahlreicher organischer Verbindungen beschäftigte. Ferner entwarf er unter anderm eine Reihe von geolog. Land-schaftsbildern, die als Wandtafeln für den Unterricht herausgegeben wurden (Rassel). Mitbegründer des Deutschen Alpenvereins, führte er anfangs

mehrere Jahre hindurch die Redaction der Zeitschrift dieses Vereins.

Haushofer (Max), Landschaftsmaler, geb. in Nymphenburg bei München 20. Sept. 1811, entwickelte sein Talent als Autodidakt und nahm sich die Natur allein zur Führerin. Obwohl es ihm 1835—37 vergönnt war, eine Reise nach Italien zu unternehmen, blieb er doch in der Wahl seiner Stoffe der Heimat treu, indem er die Motive seiner Landschaften fast ausschließlich der bayer. Hochebene entnahm. §. erhielt 1844 einen Ruf als Professor an die Akademie zu Prag. Die kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien besitzt sein großes Bild: die blaue Gumppe (Motiv aus dem Mainthal bei Partentkirchen); andere Werke sind der Sonntagsmorgen am Glimpfsee, der Bierwaldbstättersee, Frauen-Glimpfsee, aus dem Böhmerwalde. §. ist der Maler des Binnensees, den er in schönen Momenten der Beleuchtung, in dunstiger Luftperspektive oder düster im brohenden Wetter meisterhaft schildert. Er starb in Starnberg 24. Aug. 1866.

Haushofer (Max), Nationalökonom und Statistiker, geb. 23. April 1840 zu München, studierte zu Prag und München, fand hierauf Beschäftigung im Staatsverwaltungsdienste, habilitierte sich 1867 als Privatdocent an der münchener Universität für staatswirtschaftliche Fächer und wurde 1868 Professor der Nationalökonomie und Statistik an der neugegründeten technischen Hochschule zu München. Von seinen Werken sind zu nennen: «Lehr- und Handbuch der Statistik» (2. Aufl., Wien 1882), «Der Industriebetrieb» (Stuttg. 1874), «Grundzüge des Eisenbahnwesens» (Stuttg. 1875), «Raier-Koch-schilb. Handbuch der Handelswissenschaften» (gemeinsam mit Landgraf u. a. bearbeitet; 13. Aufl., Stuttg. 1883); «Der kleine Staatsbürger» (1883). Außerdem erschienen von ihm «Gedichte» (München 1864) und «Unhold, der Höhlenmensch» (München 1880). Vom J. 1875 bis 1881 vertrat er die Stadt München im bayr. Abgeordnetenhaus, wo er zur liberalen Partei gehörte.

Haushuhn, f. unter Huhn.

Haushund, f. unter Hund.

Haushüte, Handgerät zum Abhauen des Getreides, f. unter Sichel.

Hausherhandel heißt derjenige Handel, welcher von Ort zu Ort durch Angebot und Absatz der Waren in den Häusern der Konsumenten betrieben wird. Die Handelsleute, welche ihm obliegen, werden Hausierer genannt. In früheren Zeiten war diese Form des Handels im Umherziehen eine sehr gewöhnliche und notwendige, da es zwischen vielen Orten an regelmäßigen Verbindungen fehlte, und für sehr gering bevölkerte Gegenden, in welchen ein stabiler Kleinhandel zu wenig lohnt, ist bei dem Mangel an fähiger Verkäufer das §. immer noch von Wichtigkeit. Der §. unterlag früher in Deutschland den mannigfachen, in den einzelnen Staaten sehr verschiedenen gesetzlichen Beschränkungen. Die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich vom 21. Juni 1869 hat, dem Prinzip der Gewerbefreiheit entsprechend, den §., wie überhaupt den Gewerbebetrieb im Umherziehen, von diesen beengenden Schranken, namentlich soweit solche durch die Absicht, den stehenden, ortsfestesten Handel zu schaden, diktiert waren, befreit und für denselben nur gewisse, aus Sicherheits- und sittenpolizeilichen Rücksichten gebotene Beschränkungen erteilt. Doch sind diese Beschränkungen durch das die Gewerbeordnung

Häufigkeit zu gemeinsamem Ruß und Frommen und auf gemeinsame Gefahr entfallen. Die *H.* erscheint als ein Überrest der wirtschaftlichen Kulturperiode, in der das Sondereigentum an Grund und Boden noch nicht entwickelt war, derselbe sich vielmehr im Kollektivbesitz der gesamten Sippe befand.

Die *H.* hat sich bei den Kroaten, Serben und Bulgaren, mit Ausnahme der Städte und des dalmat. Küstenlandes, erhalten, und es sind die Rechtsverhältnisse derselben in einigen Ländern gesetzlich normiert, in andern, z. B. in Bulgarien und Bosnien, nur gewohnheitsrechtlich geordnet. Als wesentlich für die Beurteilung der Rechtsverhältnisse einer *H.* erscheinen folgende Merkmale: Der Grund und Boden der *H.*, das sog. Stammgut, gehört allen Mitgliedern des Familienverbandes an, wird durch gemeinsame Arbeit derselben bebaut und dient auch zu ihrem gemeinsamen Unterhalt. Von diesem Stammgut werden in einigen Gesetzgebungen einerseits das sog. Überland, nämlich diejenigen Grundstücke, welche die *H.* erworben, aber nicht als Stammgut in die Grundbücher eintragen ließ, andererseits das in Gerätschaften, Kleibern und ähnlichem Fahrnis bestehende, in freiem Eigentum eines Hauskommunionmitglieds befindliche Sondergut unterschieden, über welches demselben volle Verfügungsfreiheit zusteht. Die Verwaltung des Stammguts und die Oberaufsicht über dessen Bewirtschaftung führt der sog. Hausvater (*domaćin*, *starješina*), welcher von den mündigen Mitgliedern der Verbindung gewählt wird, an ihren Beirat bei jedem wichtigen, die ganze Familie oder das häusliche Vermögen betreffenden Geschäft gewiesen, ihnen über seine Verwaltung Rechnung zu legen verpflichtet ist, von ihnen auch wegen Unfähigkeit oder mangelhafter Führung der Geschäfte abgesetzt und durch einen andern ersetzt werden kann. Der Hausvater vertritt die *H.* auch nach außen hin und ist der Vormund der minderjährigen Mitglieder derselben. Besteht eine *H.* bloß aus Weibern, was im Falle des Aussterbens des Mannstammes eintreten kann, oder wenn die männlichen Verwandten sämtlich unmündig sind, dann wird eine sog. Hausmutter (*domaćica*) gewählt. Der Ertrag der Wirtschaft wird unter die Mitglieder der *H.* nicht verteilt, sondern vom Hausvater verwaltet und zum Besten der ganzen Verbindung verwendet, daraus werden auch die persönlichen Bedürfnisse der einzelnen Mitglieder der Verbindung bestritten. Nur das mit dem Sondergut Erworbene gehört dem einzelnen ausschließlich zu und bildet auch den Gegenstand eines besondern Erbrechts im Kreise der Einzelfamilie, wenn die *H.*, wie es zumeist der Fall ist, aus mehreren derselben besteht. Das Stammgut darf auch nicht bei der Verheiratung der weiblichen Mitglieder in eine andere *H.* angegriffen werden; die Aussteuer besteht nur in Fahrnis. Erst der letzte Sprosse einer Hausfamilie kann über das ganze Stammgut letztwillig verfügen; hat er dies nicht gethan, fällt es dem Staat anheim.

Das Institut der *H.* geht in der Gegenwart rasch seinem Verfall entgegen. Die neuesten österr. Gesetze (vom J. 1874 für Kroatien, vom J. 1880 für die Militärgrenze) verbieten geradezu die Bildung neuer *H.* und gestatten jedem Mitgliede derselben, die Teilung anzufuchen.

Vgl. Utešević, «Die *H.* der Südslawen» (Wien 1895); Bejić, «Zakoni i naredbe o zadrugah u Hrvatskoj i Slavoniji» («Die die *H.* in Kroatien und

Slawonien betreffenden Gesetze und Verordnungen», 1880); Demelić, «Le droit coutumier des Slaves méridionaux» (Bd. 1, 1877).

Hauslaub (*Sempervivum L.*), Pflanzengattung, f. Hauswurz.

Hausmann (Joh. Friedr. Rudw.), namhafter Mineralog, geb. zu Hannover 22. Febr. 1782, studierte zu Göttingen und wurde 1803 Auditor an den Bergämtern zu Clausthal und Zellerfeld, 1805 Kammersekretär beim Bau- und Hüttendepartement zu Braunschweig, 1809 Generalinspektor der Berg-, Hütten- und Salzwerte des damaligen Königreichs Westfalen zu Cassel; 1811 erhielt er die ord. Professur für Mineralogie, Bergwerkswissenschaften und Technologie an der Universität in Göttingen, wo er 26. Dez. 1869 starb. Er hat zuerst die physikalische Trigonometrie für Kristallberechnungen angewendet (in seinen «Kristallogischen Beiträgen», Braunschw. 1803). Außerdem sind von seinen Schriften zu nennen: «Entwurf eines Systems der unorganisierten Naturkörper» (Kass. 1809), «Reise durch Sardinien» (5 Bde., Göt. 1811–18), «Über die Formen der leblosen Natur» (Göt. 1821), «De Apenninorum constitutione geognostica» (Göt. 1822), «Übersicht der jüngern Gesteine im Flußgebiet der Weser» (Göt. 1824), «Handbuch der Mineralogie» (2. Aufl., 3 Bde., Göt. 1828–47), «De Hispaniae constitutione geognostica» (Göt. 1831), «Über den Zustand und die Wichtigkeit des hannoverschen Harzes» (Göt. 1832), «Über die Bildung des Harzgebirges» (Göt. 1842), «Beiträge zur metallurgischen Kristallkunde» (Göt. 1850), «Über die durch Molekularbewegung in starren leblosen Körpern bewirkten Formveränderungen» (Göt. 1856). Viele Beiträge von ihm enthalten die unter seinem Namen herausgegebenen «Studien des Göttingischen Vereins bergmännischer Freunde» (6 Bde., 1847–51), darunter die wichtige Abhandlung über die Entstehung des Aufstiegs bei den Mineralien (1849).

Hausmannit (von Häubinger so benannt), ein im tetragonalen System kristallisierendes Mineral; die Kristalle sind stets pyramidal (Mittelkante der Grundpyramide $116^{\circ} 59'$), gewöhnlich in Drusen verwachsen, nicht selten auch als Zwillinge ausgebildet. Das Mineral hat Härte 5–5,5, spezifisches Gewicht 4,7 bis 4,9, ist eisenschwarz mit braunem Strich und starkem Metallglanz, doch in ganz dünnen Schläfen durchscheinend. Die chem. Analyse ergibt 69 Proz. Manganoryd und 31 Proz. Manganorydul, woraus sich die Formel $MnO + Mn_2O_3$ oder Mn_3O_4 ableitet. Vor dem Lötrohr ist er unschmelzbar, in Salzsäure unter Chlorkentwidelung löslich. Der *H.* findet sich in Döhrenfod, Ilmenau, Itzfeld am Harz und bei Pajsberg in Schweden.

Hausmanns, f. unter **Maus**.

Hausmeier, f. **Major domus**.

Hausmittel nennt man im Gegensatz zu denen, welche vom Arzt aus der Apotheke verschrieben werden, solche Mittel, die man in den Haushaltungen vorrätig hält (*Hausapotheke*) und in leichten oder in Notfällen auch ohne besondere Anordnung des Arztes zur Anwendung bringt. Die *H.* sollen ungefährlicher Natur sein, so daß sie, wenn sie unter Umständen nichts nützen, doch auch keinen positiven Schaden bringen. Dahin gehören verschiedene Arten von Thee, Magenropfen, Brausepulver,

Abführmittel, Mittel gegen Durchfall, gegen Zahnschmerz, Nieschlag, Senf, Blasenpflaster, Verband-salbe, Weine u. dgl. Nicht selten wird freilich durch S. großes Unheil gestiftet, teils durch Anwendung ungeeigneter oder selbst schädlicher Mittel, teils dadurch, daß über dem eigenmächtigen Kurieren der richtige Zeitpunkt zu einem erfolgreichen therapeutischen Eingreifen verfehlt wird. Vgl. Niemeyer, «Über Haus- und Volksmittel» (Tab. 1864); Rußbaum, «Eine kleine Hausapotheke» (Berl. 1881); Dyrenfurth, «Hausapotheke» (Vielef. u. Lpz. 1882); Hirschel, «Der homöopath. Arzneischatz» (13. Aufl., Lpz. 1884).

Hausner (Otto), österr. Abgeordneter, geb. 1827 in Brody in Galizien, studierte in Lemberg, Wien und Berlin, widmete sich eine Zeit lang der Landwirtschaft und war gleichzeitig schriftstellerisch tätig («Vergleichende Statistik von Europa», 2 Bde., Lemb. 1865; «Versuch einer vergleichenden Monographie der Karl-Ludwigsbahn», Lemb. 1875; «Das menschliche Gend», Wien 1879). Seit 1878 Mitglied des galiz. Landtags und des Abgeordnetenhauses, trat er zuerst bedeutend hervor durch eine Rede über die österreichische orient. Politik und die Occupation von Bosnien und der Herzegovina. Seither ist S. ein vielbeachteter Redner in Finanz- und Budgetfragen, der kleinen Fraktion liberaler Polen im Polenklub angehört.

Hausorden ist der Beiname einer Anzahl der bestehenden Orden, nämlich der S. der Treue (Baden), der Wendischen Krone (Medlenburg), vom Heiligen Petar (Montenegro), Herzog Peter Friedrich Ludwigs (Oldenburg), von Hohenzollern (Preußen und Hohenzollern), der Kautenkrone (Königreich Sachsen), des Falken (Großherzogtum Sachsen), Sachsen-Ernestinische (sächs. Herzogtümer).

Hausrath (Adolf), namhafter prot. Theolog, geb. 13. Jan. 1837 zu Karlsruhe, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Jena, Göttingen, Berlin und Heidelberg Theologie und habilitierte sich 1861 als Docent der Kirchengeschichte zu Heidelberg, wo er anfangs zugleich als Geistlicher fungierte. Im J. 1864 wurde er als Professor in den bad. Oberkirchenrat berufen und Herbst 1867 zum Professor der Kirchengeschichte in Heidelberg ernannt. Von S.s Schriften sind zu nennen: «Der Apostel Paulus» (2. Aufl., Heidelb. 1872), «Neuestemalliche Zeitgeschichte» (3. Aufl., 4 Bde., Heidelb. 1879 fg.), «Religiöse Neben und Betrachtungen» (Lpz. 1873; 2. Aufl. 1882), «David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit» (2 Bde., Heidelb. 1876—78), «Kleine Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts» (Lpz. 1883). Als Romanschriftsteller machte er sich unter dem Pseudonym George Taylor durch seine hist. Romane «Antinous» (5. Aufl., Lpz. 1883), «Alytia» (4. Aufl., Lpz. 1883) und «Jetta» (Lpz. 1884) bekannt.

Hausratte, s. unter Ratte.

Hausrägermenter hießen früher in Oesterreich diejenigen Regimenter, deren Inhaber der Kaiser oder einer der Erbherzöge des kais. Hauses war.

Hausröschwänzen oder Hautrötling, s. unter Rotschwänzen.

Hausruß (in den ältesten Urkunden Husrute, Housrult), ein 80 km langer, größtenteils mit Wald bedeckter Bergrücken zwischen dem Inn, der Ager und der Traun in Oberösterreich. Er wird von der Westbahn auf der Linie Altnang-Riebach zwischen dem Wehsel (719 m) und dem Urhammer-

berg (744 m) durchbrochen, von der Böcklamarkt-Rieber Straße zwischen Steining und Jeising in einer Höhe von 661 m überstiegen. Das zwischen dem S. und der Traun liegende Gebiet blieb in der frühern polit. Einteilung Hausrußviertel oder Hausrußkreis mit der Hauptstadt Wels.

Hausssa oder Hausa (spr. Ha-u-sa, Ha-u-sa) heißt ein weiter, meist ebener und fruchtbarer Landstrich im centralen Nordafrika oder Sudán, zwischen dem mittlern Awora oder Niger und dem Lande Bornu (s. d.). Das Land ist reich an allen Produkten des Sudán und wird von den Fellata (s. d.) beherrscht, welche die Landeseinwohner, die Hausaana, Hausaner oder Hausaleute, unterworfen haben. Diese Hausaana sind ein zwischen den Berbern und Negern stehendes, gewöhnlich aber zu den letztern gerechnetes mohammed. Volk, das als intelligent, lebhaft, gefellig und sehr industriös geschildert wird. Ihre Sprache, die klangvollste, reichste und bildsamste im ganzen Sudán, mit zahlreichen Anklängen an die hamitisch-semit. Idiome von Nordafrika, ist infolge des lebhaften Handels fast für das ganze Innere Nordafrikas die allgemeine Verkehrssprache geworden. (Vgl. die Darstellung derselben in Fr. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft», Bd. 1, Wien 1876.) Das große Reich Hausa, wie es nach den Berichten der arab. Geographen aus dem Ende des Mittelalters bekannt ist, war allmählich in eine Anzahl kleinerer Hausastaaten aufgelöst und dann durch die seit dem 16. Jahrh. von Westen her eingewanderten Fellata beeinflusst und überwuchert worden. Der mohammed. Fellata-Scheich Othman gründete 1802 auf den Trümmern der Hausastaaten ein neues mächtiges Fellatareich, dessen westl. Provinzen am Niger 1816, bei seinem Tode, als Reich Gwandu an seinen Sohn Abd-Allah kamen, während der östl. Teil als Reich Sokoto seinem Sohne Mohammed Bello zufiel. Dies letztere, auch jetzt noch oft das Sultanat S. genannt, umfasst mit Einschluss der freilich fast unabhängigen Statthalterchaft Abamaua (s. d.) 461 476 qkm mit 12 570 000 E., befindet sich aber als Staat in völliger Zerrüttung. Die 1803 gegründete Hauptstadt Sokoto, unweit südlich vom Nigerzufluß Sokoto oder Rima, zählt noch 20—22 000 E. und ist der am besten mit Vorräten versorgte Markt in ganz Centralafrika. Residenz des Sultans ist die 1831 gegründete Stadt Burno, mit 12 000 E. und ebenfalls lebhaftem Handel, 80 km im N. von Sokoto auf einer Anhöhe am Rima gelegen. Die besten Nachrichten über S. finden sich in Barth's Reisewerke.

Hauschwabe, s. unter Schwabe.

Hausschwamm (Holzschwamm, Lärchen-schwamm), ein gefährlicher Pilz, welcher nicht nur alles Bauholz, sondern ganze Häuser zu zerstören vermag und außerdem der Gesundheit der Menschen durch seine Ausdünstungen höchst nachteilig ist, gehört der Ordnung der Hymenomyceten an. Sein besonderer Name ist Merulius destruens (auch lacrimans). Er unterscheidet sich von der verwandten Gattung der Lärchenpilze (Polyporus) dadurch, daß auf der obern Fläche des dünnen, fleischigen, ungestielten Hutes sich statt der höher vieleckigen Falten (daher auch Falten-schwamm) befinden, welche auf kleinen Wurzeln die mikroskopischen Sporen tragen. Sein Mycelium überzieht unter gewissen Entwicklungsbedingungen alles Holzwerk mit außerordentlich

Schnelligkeit und zerstört durch das Aufsaugen der ihm notwendigen Nahrung die physische und chem. Beschaffenheit des Holzes vollständig. Diese Bedingungen, unter denen sich der H. am raschesten entwickelt, sind Feuchtigkeit, Abfluß und Stagnation der Luft, Mangel an Licht und eine gewisse Wärme. Man findet ihn daher am häufigsten unter den Dielen und Lagerhölzern der Erdgeschosse, an Grundschwällen von Fachwerkwänden, in Kellern mit Holzeinbauten und überall da, wo Holzwerk in unmittelbarer Berührung mit dem feuchten Erdboden steht. Zuerst entstehen kleine weiße Punkte, die allmählich zu schleimigen Flecken oder zartwelligen Anflügen zusammenfließen und dann sich zu einem silberweißen, spinnwebartigen Gespinnst ausbilden. Im weiteren Verlaufe wird dasselbe dider, faseriger oder blätterig, aschgrau und seidenartig glänzend oder violett sich färbend; dabei breiten sich die feinen Myceliumfäden an den Rändern immer mehr aus, durchdringen alle Spalten und Ritzen, selbst die Fugen des Mauerwerks, um alles benachbarte Holzwerk zu erfassen. In der Tiefe unter dem Einfluß der Luft tritt der Schwamm in viel dörbern, didern, faserigen oder strahlig gefächerten Massen auf, aus deren Rändern eine übel riechende und übel schmeckende Flüssigkeit tropfenweise herausfließt. An der dem Lichte ausgesetzten Oberfläche von Holzwerk erscheint der Schwamm unter der Form dider, schüsselförmiger Gebilde mit weißschäumigen Rändern, aus denen bei feuchter Luft ebensolche Tropfen hervorbringen. Diese bei Berührung erst rot, dann braun, zuletzt schwarz werdende, sehr feuchte Form bildet den Fruchtträger von fleischig-leberartiger Beschaffenheit und oft bunter Färbung mit dem aus trichterförmigen edigen Vertiefungen bestehenden Hymenium auf seiner Oberfläche, aus dem sich die bei ihrer Reife zimtbraun gefärbten Sporen entwickeln.

An den von ihm ausgefogenen Stellen des Holzes stirbt der Schwamm ab; das zerstörte Holz erscheint durch zahlreiche Querrisse geborsten und zerbröckelt, es ist dunkelbraun gefärbt, trocken und leicht zerreibbar und sieht wie halb verkohlt aus. Bei dem mit Elsfarbe angestrichenen Holze erkennt man den H. an einzelnen zerstreuten schwarzen Punkten, sowie an dem Vertiefen und Werten der Oberfläche, mitunter aber erst durch das Nachgeben beim Auftreten oder Aufbrüchen oder durch den Bruch von Dielenbrettern. Der H. ist, wenn er sich einmal eingenistet hat, sehr schwer zu vertreiben. Zunächst muß alles von ihm ergriffene Holzwerk weggenommen und mit dem ihm umgebenden Erdreich, Schutt u. s. w. beseitigt werden. Die wenigsten der für die Vertilgung des H. in Vorschlag gebrachten künstlichen Mittel erreichen ihren Zweck; manche, wie z. B. Quecksilbersublimat, sind nur mit größter Vorsicht oder, wie starke Säuren, nur verdünnt anzuwenden. Die geeignetsten Mittel zur Verhütung des H. sind: sorgfältige Auswahl des Holzes, rechtzeitiges Fällen, nicht zu rasche Verwendung, gute Austrocknung, Abhaltung humosen Erdreichs, Schuttes u. s. w. vom Holze, Umsätern mit trockenem Material, Freilassen des Holzwerks, beziehungsweise Vermeiden des Einmauerens, Entfernung der Feuchtigkeit aus dem Grunde, namentlich aber eine kräftige Ventilation des Holzwerks. Außerdem verbäte man, nicht ganz gut ausgetrocknete Hölzer, Dielen u. s. w. zu

zeitig mit bedeckenden Anstrichen und Überzügen zu versehen. Verschieden vom H. ist der *Rauerschwamm* oder *Mauerfraß* (s. d.).

Vgl. Dorn, «Der Gebäudeschwamm» (2. Aufl. Weim. 1870); Berener, «Beiträge zur Kenntnis und zur Vertreibung des H.» (Magdeb. 1877).

Hauffe (fr., spr. Hoss) ist das Steigen der Kurse der Börsenpapiere. Sie wird bei den Aktien hauptsächlich veranlaßt durch wirkliche oder angebliche Aussichten auf größere Dividenden, bei den Schuldverschreibungen der Staaten, der Eisenbahnen u. s. w. durch das Auftreten günstigerer Anschauungen über die Kreditwürdigkeit und die Leistungsfähigkeit der Schuldner. Häufig wird sie auch durch künstliche Mittel herbeigeführt, namentlich durch das Eingreifen großer Finanzmächte, die von gewissen Papieren plötzlich größere Posten aufkaufen, oder der Spekulation à la hausse durch Report oder Lombardieren reichliche Mittel zur Verfügung stellen. Nicht selten werden an der Börse auch verwerfliche und betrügerische Mittel zur Erzeugung einer H. angewandt, wie Verbreitung falscher polit. Nachrichten, übertriebene Anpreisung eines Unternehmens u. s. w. Die H. tritt meistens nicht nur bei einzelnen Papieren auf, sondern sie pflegt sich gleichzeitig auf ganze Gruppen von Effekten zu erstrecken, ja bei einem lebhaften Aufschwunge der Geschäfte zeigt sich die aufsteigende Bewegung bei der Gesamtheit der Börsenwerte. Dasselbe tritt auch, allerdings nur langsam ein, wenn der durchschnittliche landesübliche Zinsfuß des Kapitals überhaupt zurückweicht, wie dies in neuester Zeit ungewissheithaft geschehen ist. Das Gegenteil der H. ist *Daiffe* (s. d.).

Häuffer (Ludw.), ausgezeichnete deutscher Geschichtschreiber, geb. 26. Okt. 1818 zu Kleeberg im Unterelsaß, erhielt seine Gymnasialbildung zu Mannheim und bezog 1835 die Universität Heidelberg, um Philologie zu studieren. Schloßers Einfluß wandte ihn jedoch bald den histor. Studien zu, die er auch auf der Universität zu Jena eifrig betrieb. Im Herbst 1838 promovierte er zu Heidelberg, veröffentlichte die Schrift «Die deutschen Geschichtschreiber vom Anfange des Frankenreichs bis auf die Hohenstaufen» (Heidelb. 1839) und die «Sage von Tell» (Heidelb. 1840), ging Frühjahr 1840 nach Paris und habilitierte sich im Herbst dieses Jahres für Geschichte in Heidelberg. Eine Frucht seiner Forschungen in bad. und bayr. Archiven war die «Geschichte der rhein. Pfalz» (2 Bde., Heidelb. 1845), während deren Erscheinen er zum außerord. Professor ernannt ward. Von der 1846 beginnenden polit. Bewegung lebhaft ergriffen, suchte er in der Gelegenheitschrift «Schleswig-Holstein, Deutschland und Dänemark» (Heidelb. 1846) diese Streitfrage dem großen Publikum zugänglich zu machen. Im J. 1847 mit in den Redaktionsausschuß für die «Deutsche Zeitung» gewählt, führte H. seit Anfang 1848 mit Gervinus die Redaction, die er dann vom März bis Sept. 1848 allein leitete. Im Nov. 1848 wurde er in die bad. Zweite Kammer gewählt, wo er das konstitutionelle und bundesstaatliche Prinzip verfocht. Von der Mairevolution 1849 hielt er sich fern, trat 1850 wieder in die Kammer und nahm eine Wahl nach Erfurt an, zog sich aber im Okt. 1850 von der Politik zurück. Im Nov. 1849 zum ord. Professor ernannt, wandte er sich wieder der histor. Forschung zu. So entstand sein Hauptwerk, die «Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr.

bis zur Gründung des Deutschen Bundes» (4 Bde., Berl. 1854—57; 4. Aufl. 1869), eine der ausgezeichnetsten Leistungen der neuern deutschen Geschichtsschreibung. Die Opposition H.s 1858 gegen die Reaktion in der prot. Kirche, die in der neuen Agenda ihren Ausbruch fand, wurde entscheidend für das kirchliche und polit. Leben Badens. Gleich erfolgreich war seine Polemik 1859 gegen das mit dem röm. Stuhl abgeschlossene Konkordat. Im J. 1860—65 gehörte er der Zweiten Kammer an als eifrige Stütze des liberalen Ministeriums vom April 1860. An der Gründung der «Süddeutschen Zeitung» beteiligt, rief er 1862 den deutschen Abgeordnetentag mit ins Leben, und als dieser im Aug. 1863 in Frankfurt zusammentrat, erstattete H. den Bericht über die «Reformate». Im Dez. 1863 nahm er in Frankfurt an der Versammlung deutscher Landesvertretungen teil und wurde in den Sechshunddreißiger-Ausschuß und die geschäftsleitende Kommission gewählt. Freudig begrüßte H. die Ereignisse von 1866, starb aber schon 17. März 1867 zu Heidelberg. Neben dem angeführten Hauptwerke schrieb er «Denkwürdigkeiten zur Geschichte der bad. Revolution» (Heidelb. 1851) und leitete die von ihm besorgte Ausgabe der Schriften Börs (3 Bde., Stuttg. 1850) durch eine Biographie ein. Nach seinem Tode erschienen noch «Geschichte der Französischen Revolution» (Berl. 1867; 2. Aufl. 1877) und die «Geschichte des Zeitalters der Reformation» (Berl. 1868; 2. Aufl. 1879), seine Hauptvorlesungen, nach stenographischen Aufzeichnungen herausgegeben von Uden, ferner «Gesammelte Schriften» (Bd. 1—2, Berl. 1869—73 fg.).

Gausmann (Georges Eugène, Baron), franz. Staatsbeamter, geb. 27. März 1809 zu Paris, trat 1831 in die Staatsverwaltung und bekleidete 1849—52 abwechselnd die Präsekturämter in den Depart. Var, Yonne und Gironde. Nach dem Staatsstreich berief ihn Napoleon III. nach Paris, erteilte ihm den Barontitel und übertrug ihm 23. Juni 1853 die oberste Verwaltungsstelle des Seine-Departements. H. stand diesem wichtigen Posten länger als 16 Jahre vor, binnen welchen er 1857 zum Senator, 1862 zum Großkreuz der Ehrenlegion, 1867 zum Mitglied der Académie der schönen Künste ernannt wurde. Das Umbauen der Hauptstadt im größten Maßstabe, das Durchstechen breiter, strategischer Straßen zum Behuf der Unmöglichkeit jeder neuen Revolution, die Entfernung des Arbeiterelements aus dem Centrum an die Peripherie und darüber hinaus: dies waren die Hauptpunkte des H. vorgeschriebenen und von ihm durchgeführten Programms. Unter H.s verschwenderischer Verwaltung wuchs das jährliche Budget der Stadt Paris von 66 Mill. auf 225 Mill., außerdem mußte sie auch noch Anleihen im Betrage von 848 Mill. aufnehmen. Als Anfang Jan. 1870 das Ministerium Ollivier ans Ruder kam, mußte H. sein Amt niederlegen. Im Sept. 1871 wurde er Mitverwalter des pariser Crédit mobilier und 1877 vom Wahlbezirk Ajaccio in die Deputiertenkammer gewählt, wo er sich der bonapartist. Gruppe der «Berufung ans Volk» anschloß.

Gaussonville (Joseph Othenin Bernard de Cléron, Graf von), franz. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 27. Mai 1809 zu Paris, betrat zuerst die diplomatische Laufbahn und war Gesandtschaftssekretär in Brüssel, Turin und Neapel. Von

1842—48 vertrat er den Wahlbezirk Provins in der Deputiertenkammer. Im J. 1869 wurde er Mitglied der Französischen Académie. Während des französisch-deutschen Kriegs von 1870 und 1871 schrieb er mehrere Streitschriften gegen Deutschland, darunter «La France et la Prusse devant l'Europe». Im J. 1878 wurde H. zum lebenslänglichen Senator erwählt; er nahm seinen Sitz im rechten Centrum und verteidigte gegen das Ministerium Ferry die religiösen Gesellschaften. Er verfaßte drei Geschichtswerke: «Histoire de la politique extérieure du gouvernement français de 1830 à 1848» (2 Bde., 1850), «Histoire de la réunion de la Lorraine à la France» (4 Bde., 1854—59; 2. Aufl. 1860), «L'église romaine et le premier Empire» (5 Bde., 1864—79). H. starb 28. Mai 1884 zu Paris.

Seine Gemahlin, Gräfin Louise von H., geborene Prinzessin von Broglie, geb. 1818, 1866 mit H. verheiratet, veröffentlichte anonym den Roman «Robert Emmet» (1858) und die Schriften: «Marguerite de Valois, reine de Navarre» (1870), «La jeunesse de Lord Byron» (1872), «Les dernières années de Lord Byron» (1874).

Sein Sohn, Gabriel Paul Othenin de Cléron, Vicomte von H., geb. 21. Sept. 1843 zu Surcy-le-Châtel im Depart. Seine-et-Marne, wurde 1871 zum Abgeordneten des Depart. Seine-et-Marne ernannt und war Mitglied des rechten Centrums. Später wurde er nicht wiedergewählt. Er schrieb: «Sainte-Beuve, sa vie et ses œuvres» (1875), «Les établissements pénitentiaires en France et aux colonies» (1875), «L'enfance à Paris» (1879).

Gausperling, s. unter Sperling.

Gaussteuer, s. Gebäudesteuer.

Gausstod (ber), ein Gipfel der Glarner Alpen (s. Alpen, 21), erhebt sich 9 km westnordwestlich von Elm an der Grenze der schweiz. Kantone Glarus und Graubünden und auf der Wasserscheide zwischen der Linth und dem Bodensee zu 3152 m über dem Meere. Von zwei rechtwinklig sich kreuzenden Gräten gebildet, ist der Berg eine vierseitige Pyramide, deren oberster Gipfel als scharfkantiger, abgestufter Obelisk emporsteht. Nach N.O., N.W. und S.W. fällt der Stod mit steilen, kahlen Felsabhängen ab, während die gegen den Panixerpaß (2407 m) geneigte Südostseite von dem zerklüfteten Meergetischer bedeckt wird. Wie der ganze Hauptkamm der Glarner Alpen östlich vom Ristenpaß, zeigt auch der H. seine Schichten in umgekehrter Reihenfolge: das Grundgestell besteht aus mächtigen, eigentümlich gefalteten Massen eocäner Gesteine (Schiefer und Nummulitenkalk), darüber liegen jurassischer Kalkstein (Hochgebirgskalk) und ein schmales Bändchen triassischen Dolomits, und den obersten Gipfelgrat bildet Derrucano. Ein hoher, zerklüfteter, teilweise vergletschelter Kamm verbindet den H. mit dem 2 km weiter südwestlich gelegenen Ruchi (3106 m), von dem sich die Muttberge bis zum Ristenpaß (2590 m) vorschieben; nach N. erstrecken sich bis zum Nischelipaß (2263 m), der das Rastin des H. von der Gruppe der Freiberge mit dem Rappstod (2797 m) scheidet, die felsigen Rämme des Mättlenstods und des Reiterbergs. Die erste Besteigung des H. wurde 1832 von Professor D. Heer ausgeführt; seitdem ist der Gipfel sowohl vom Nischelipaß aus über den Nordgrat, wie vom Panixerpaß aus über den Meergetischer mehrmals erreicht worden.

hnesten Leistungen der neuen deutschen Geschichtsschreibung. Die Opposition S. 1868 gegen Reaktion in der prot. Kirche, die in der neuen ihre Ausdrück fand, wurde entscheidend das kirchliche und polit. Leben Badens. Gleich erfolgreich war seine Polemik 1868 gegen das untr. röm. Stuhl abgeschlossene Konkordat. Im J. 1868 gehörte er der Zweiten Kammer an als Abgeordneter des liberalen Ministeriums vom April 1868. An der Gründung der «Süddeutschen Zeitung» beteiligt, rief er 1868 den deutschen Abgeordneten tag mit und Leben, und als dieser im Aug. 1868 Frankfurt zusammentrat, erstattete S. den Bericht über die «Reformalter». Im Dez. 1868 nahm er in Frankfurt an der Versammlung deutscher Bundesvertretungen teil und wurde in den Sachverständigen-Ausschuss und die parlamentarische Kommission gewählt. Freuden beehrte S. die Freigabe von 1866, nach der schon 17. März 1867 zu Berlin. Neben dem angeführten Hauptwerke lebte er «Denkwürdigkeiten zur Geschichte der bad. Revolution» (Schiedl. 1868) und leitete die von S. besorgte Ausgabe der Schriften Ritsch (3 Bde., 1868) durch eine Biographie ein. Nach dem Tode erschienen noch «Geschichte der französischen Revolution» (Berl. 1867, 2. Aufl. 1877) die «Geschichte des Zeitalters der Reformation» (1868, 2. Aufl. 1879), seine Hauptvorlesungen, nach stenographischen Aufzeichnungen herausgegeben von Oudert, ferner «Gesammelte Schriften» 1-2, Berl. 1869-73 (4 Bde.).

Sandmann (Georg August, Baron), Staatsbeamter, geb. 27. März 1800 zu Paris, 1831 in die Staatsverwaltung und bekleidete 9-52 abwechselnd die Präsidienämter in den art. Var, Yonne und Oran. Nach dem Abbruch des Reichs von Napoleon III. nach Paris, erstellte ihm den Baronstitel und übertrug ihm Juni 1863 die oberste Verwaltungsstelle des 10. Departements. S. fand diesem wichtigen Amt länger als 16 Jahre vor, binnen welchen 1867 zum Senator, 1869 zum Großkreuz der Legion, 1867 zum Mitglied der Akademie der Künste ernannt wurde. Das Umbauen der Hauptstadt im größten Maßstabe, das Durchbreiten breiter, strategischer Straßen zum Behuf der Abglimmung jeder neuen Revolution, die Enttarnung des Arbeiterelements aus dem Zentrum der Peripherie und darüber hinaus: dies waren Hauptpunkte des S. vorgeschriebenen und von durchgeführten Programms. Unter S. veränderlicher Verwaltung wuchs das jährliche Get der Stadt Paris von 66 Mill. auf 225 Mill., außerdem mußte sie auch noch gleichen Beträge von 248 Mill. aufnehmen. Als An-

fang 1870 das Ministerium übernahm, wurde er zum Minister ernannt. Im J. 1871 wurde er Ministerpräsident der provisor. und 1871 vom Wahlbezug Ajac zu die Deputiertenkammer gewählt, wo er sich an der Spitze der «Versammlung der Boll-

gen der französischen Akademie. Während des französisch-deutschen Krieges von 1870 und 1871 schrieb er mehrere Streitschriften gegen Deutschland, darunter «La France et la Prusse devant l'Europe». Im J. 1878 wurde S. zum lebenslänglichen Senator erwählt; er nahm seinen Sitz im rechten Centrum und verteidigte gegen das Ministerium Ferry die religiösen Gesellschaften. Er verfaßte drei Geschichtswerke: «Histoire de la politique extérieure du gouvernement français de 1830 à 1848» (2 Bde., 1860), «Histoire de la réunion de la Lorraine à la France» (4 Bde., 1864-69; 2. Aufl. 1890), «L'Église romaine et le premier Empire» (5 Bde., 1864-79). S. starb 28. Mai 1894 zu Paris.

Seine Gemahlin, Gräfin Louise von S., geborene Prinzessin von Broglie, geb. 1818, 1888 mit S. verheiratet, veröffentlichte anonym den Roman «Robert Emmet» (1858) und die Schriften: «Marguerite de Valois, reine de Navarre» (1870), «La jeunesse de Lord Byron» (1879), «Les dernières années de Lord Byron» (1874).

Sein Sohn, Gabriel Paul Odéon de Cléron, Comte von S., geb. 21. Sept. 1843 zu Gurey-le-Châtel im Depart. Seine-et-Marne, wurde 1871 zum Abgeordneten des Depart. Seine-et-Marne ernannt und war Mitglied des rechten Centrums. Später wurde er nicht wiedergewählt. Er schrieb: «Saints-Bours, sa vie et son œuvre» (1875), «Les établissements pénitentiaires en France et aux colonies» (1876), «L'enfance à Paris» (1879).

Sandspertling, f. unter Sperling.
Sandstein, f. Gabbrostein.

Sandstein (der), ein Gipfel der Marner Alpen (N. Alpen, 21), erhebt sich 3 km westlich von Gm an der Grenze der Schweiz, Kantone Glarus und Graubünden und auf der Westseite zwischen der Elz und dem Bodensee in 3152 m über dem Meer. Von zwei rechtwinklig sich kreuzenden Gräben gebildet, ist der Berg eine vierseitige Pyramide, deren oberster Gipfel als Schafstall, abgeflachter Obelisk emporsteht. Nach N., NW. und SW. fällt der Berg mit steilen, kahlen Felsabhängen ab, während die gegen den Panzerpaß (2407 m) geneigte Südseite von dem zerklüfteten Merzglöcher bedeckt wird. Wie der ganze Hauptkamm der Marner Alpen östlich vom Ristenpaß, zeigt auch der S. seine Schichten in umgekehrter Reihenfolge: das Grundgestein besteht aus mächtigen, eigentümlich gefalteten Massen eocäner Gneise (Gneise und Granulitklasten), darüber liegen jurassische Kalksteine (Hochgebirgsstall) und ein schmales Bändchen triassischer Dolomite, und den obersten Gipfelgrat bildet Berrucano. Ein hoher, zerklüfteter, teilweise vergletschelter Kamm verbindet den S. mit dem 2 km weiter südwestlich gelegenen Kuch (2110 m), von dem sich die Klittenberge bis zum Ristenpaß (2590 m) vorziehen, nach N. erheben sich das zum Ristenpaß (2597 m), das das Haupt des S. von der Gruppe der Ardenne mit dem Hauptpaß (2597 m) bildet, die felsigen Klitten des Klittenhofs und des Zellerbergs. Die erste Entdeckung des S. wurde 1832 von Brechtel (1832) gemacht, seitdem in der Gegend von Sandstein (N. Alpen) aus über den Nordgrat wie vom Hauptpaß aus über den Merzglöcher nach N. und N. O. abgegangen.

Sandstein (der), ein Gipfel der Marner Alpen (N. Alpen, 21), erhebt sich 3 km westlich von Gm an der Grenze der Schweiz, Kantone Glarus und Graubünden und auf der Westseite zwischen der Elz und dem Bodensee in 3152 m über dem Meer. Von zwei rechtwinklig sich kreuzenden Gräben gebildet, ist der Berg eine vierseitige Pyramide, deren oberster Gipfel als Schafstall, abgeflachter Obelisk emporsteht. Nach N., NW. und SW. fällt der Berg mit steilen, kahlen Felsabhängen ab, während die gegen den Panzerpaß (2407 m) geneigte Südseite von dem zerklüfteten Merzglöcher bedeckt wird. Wie der ganze Hauptkamm der Marner Alpen östlich vom Ristenpaß, zeigt auch der S. seine Schichten in umgekehrter Reihenfolge: das Grundgestein besteht aus mächtigen, eigentümlich gefalteten Massen eocäner Gneise (Gneise und Granulitklasten), darüber liegen jurassische Kalksteine (Hochgebirgsstall) und ein schmales Bändchen triassischer Dolomite, und den obersten Gipfelgrat bildet Berrucano. Ein hoher, zerklüfteter, teilweise vergletschelter Kamm verbindet den S. mit dem 2 km weiter südwestlich gelegenen Kuch (2110 m), von dem sich die Klittenberge bis zum Ristenpaß (2590 m) vorziehen, nach N. erheben sich das zum Ristenpaß (2597 m), das das Haupt des S. von der Gruppe der Ardenne mit dem Hauptpaß (2597 m) bildet, die felsigen Klitten des Klittenhofs und des Zellerbergs. Die erste Entdeckung des S. wurde 1832 von Brechtel (1832) gemacht, seitdem in der Gegend von Sandstein (N. Alpen) aus über den Nordgrat wie vom Hauptpaß aus über den Merzglöcher nach N. und N. O. abgegangen.

Durchsuchung (*perquisitio domestica*) nennt man das Durchsuchen eines Hauses, um die Spuren eines begangenen Verbrechens, z. B. gestohlene oder geraubte Sachen, blutige Kleider u. i. w., zu entdecken oder flüchtiger Verbrecher habhaft zu werden. Da die H. ein die Ruhe und Ehre der Hausbewohner verletzender Schritt ist, so darf sie nicht ohne hinreichende rechtliche Gründe vorgenommen werden. Die Strafprozedurordnung für das Deutsche Reich gebraucht für H. den Ausdruck «Durchsuchung» und behandelt diese in den §§. 102–111. Dort wird ein Unterschied zwischen Durchsuchung bei Tage und zur Nachtzeit gemacht und die Regel aufgestellt, daß die Anordnung von Durchsuchungen dem Richter, bei Gefahr im Verzuge auch der Staatsanwaltschaft und denjenigen Polizei- und Sicherheitsbeamten zustehe, welche als Hilfsbeamte der Staatsanwaltschaft den Anordnungen derselben Folge zu leisten haben.

Haustiere nennt man die dem Menschen nützlichen und wirtschaftlich verwendbaren Tiere, welche sich, dem Leben in der Wildnis und Freiheit entzogen, unter künstlichen Verhältnissen (im Zustande der Domestikation) sich vermehren oder doch regelmäßig fortpflanzen, auch einer zielbewußten Züchtung durch den Menschen unterworfen werden können. Der Nutzen, den ein Tier durch Erzeugung von verwendbarer Kraft, von Nahrungs- und Beseitigungsstoffen oder auch als Beihülfe und zum Schutze leisten kann, ist der hauptsächlichste Beweggrund zur Züchtung desselben gewesen. Bezüglich der geogr. Verbreitung der H. sind einige wenige, wie der Hund, dem Menschen überallhin gefolgt, andere, wie Pferd, Rind, Schwein, auf dem größten Teil der bewohnten Erde, während eine dritte Gruppe, wie Kamel, Lama, auf beschränkte Zonen angewiesen sind. Im ganzen sind nur äußerst wenige Tierarten von den vielen, die über die Erde verbreitet, H. geworden. Die Nachforschungen über die Urgeschichte des Menschen geben den Aufschluß, daß das erste gezähmte H. wahrscheinlich der Hund war, was mit dem Jäger- und Hirtenleben der Urmenschen im Einklange steht, während später erst, mit Erlangung fester Wohnsitze (Fahlbauten), pflanzenfressende Wiederkäuer, wie Rind, Schaf, Ziege, und Viehhüter, wie Schweine, gezähmt und gezüchtet wurden. Die mitteleuropäischen H., welche alle nach Amerika und Australien verpflanzt wurden, gehören nur den Säugetieren, den Vögeln und den Insekten an, und zwar unter den Säugetieren: den Fleischfressern (Hund, Katze), den Nagern (Raminchen), den Viehhütern (Schwein), den Einhufern (Pferd, Esel) und den Wiederkäuern (Rind, Büffel, Schaf, Ziege); unter den Vögeln: den Tauben, den Hühnervögeln (Huhn, Fasan, Pfau, Perlhuhn) und den Schwimmvögeln (Ente, Gans, Schwam). Die Insekten liefern als H. die Biemen unter den Hymenoptern, die Seiden Spinner unter den Schmetterlingen und die Cochineillaus unter den Halbflüglern. In säd. Gegenden kommen noch hinzu: unter den Wiederkäuern der Ase, das Zebu, die Kamele und in Amerika die Lamas (Alpaka, Vicuña); in nördl. Gegenden das Renntier. In Afrika ist der Strauß als Haustier gehalten. Fische werden vielfach zu den Haustieren gerechnet, gehören aber infolge ihrer Lebensweise im Wasser, welches den Begriff des Hauses ausschließt, nicht dazu. Auch der Felle, der Jagd-Gepard und das Frettchen sind keine Haustiere, da die Bezeichnungen

«nützlich» und «wirtschaftlich verwendbar» nicht auf dieselben passen. Die Zucht der H. ist von höchster Bedeutung für die gesamte menschliche Ökonomie, indem von derselben nicht nur die Produktion der wichtigsten Nahrungsstoffe für gemästigte und lehrbare Rassen, sowie fast der gesamten einheimischen Nahrung (Fleisch, Milch, Eier), sondern auch zum Teil der Transport der erzeugten Stoffe an dem festen Lande und die Bearbeitung des Bodens abhängt. Vgl. Warburg, «Die H. und ihre Behandlung» (2. Aufl., Hamb. 1873); R. Wilder, «Grundzüge der Naturgeschichte der Haustiere» (Dress. 1880).

Haustiergarten, von Julius Kühn im J. 1866 am landwirtschaftlichen Institut der Universität zu Halle a. d. S. ins Leben gerufen, bietet ein Hilfsmittel für die Forschung und den Unterricht auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Tierzucht dar, wie solches an keiner andern Stelle existiert. Der H. hat den Zweck, die wissenschaftlichen Fragen hinsichtlich der Züchtung ihrer Züchtung entgegenzusetzen und die verschiedenen Arten und Rassen der Haustiere in lebenden Exemplaren zur Anschauung zu bringen und damit den Unterricht in der speziellen Tierzucht zu unterstützen. Der H. leitet auf dem Gebiete der Rassenkunde und der systematischen Forschung ganz dasselbe wie der Monomisch-bebau. Garten auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Pflanzenbaues. Der H. in Halle a. d. S. enthält nahe an 600 Tiere, durch welche die wichtigsten Rassen des Rindes, Schafs, Esels und Pferdes in typischen Exemplaren vertreten sind. Julius Kühn hat durch die in Halle aufgeführten Züchtungsversuche namentlich die Fragen nach dem Grade der Verwandtschaft der zu einer Gattung gehörenden, mit den Haustieren verwandten und teils wild lebenden Arten, nach der Vererbungsfähigkeit derselben bei Paarung mit den Haustieren teils gelöst, teils ihrer Lösung erheblich näher gebracht.

Haustieren nennt man in der Botanik alle parasitisch lebenden Pflanzen die Fortsätze, welche der Schwammpol in das Gewebe des Wirts hineinsetzt, um aus demselben die nötigen Nährstoffe zu schöpfen. Je nach der systematischen Stellung der Parasiten sind auch die H. verschieden gebaut: bei endophyten Pilzen, wie bei den Peronosporaceen, sind es fadenförmige Mycelstrahlen, die in das Innere der Zellen eintreten, bei den epiphytischen Rostpilzen wachsen kleine zapfenartige Fortsätze in die Epidermiszellen hinein. Bei den höheren Pflanzen sind die H. meist wurzelähnliche Gebilde, so bei den Drohnen, bei den Arten der Gattung *Oncoba*, zu denen die Rostpilze gehören. Die *Oncoba*-Arten haben windende Stängel, die nicht im Boden wurzeln, also auch keine Nährstoffe aus demselben aufnehmen können; die Stängel sind mit zahlreichen wärchenartigen Organen, den H., besetzt, die in das Gewebe der Wirtspflanze so weit eindringen, bis sie zu den Gefäßbündeln gelangen. Der Saft der H. von *Oncoba* ist ein sehr einfacher, aus den zuerst nachdringenden Wurzeln tritt der eigentliche Saftfortsatz hervor und durchdringt die Rinde der Wirtspflanze, er besteht aus einem Gefäßbündel, welches von mehreren parenchymatischen Zelllagen umgeben ist. (*O. Oncoba*.) Die H. haben im allgemeinen die Funktion der Wurzeln, wenn auch ihr anatom. Bau und ihre Stellung am Mutterorgan nicht mit den gewöhnlichen Wurzeln übereinstimmt.

Haustuppen werden diejenigen Truppen genannt, welche den Sicherheits- und Ehrendienst um Person des Monarchen und um die Personen Mitglieder seines Hauses zu versehen haben; Oben eine Leibgarde, bei der kriegerische Verwendung streng genommen außerhalb ihrer Aufgabe liegt. Die in mehreren Staaten in früheren Jahrhunderten errichteten Gardes waren zunächst nur H.; später, als sie auch im Kriege Verwendung fanden, verloren sie den Charakter der trockenen im Frieden deren Dienst versahen, wurden zu Elitestruppen umgewandelt. H. gab schon am Hofe und finden sich später bei allen Höfen unter verschiedenen Namen, im Reich als Maison du roi, in Brandenburg als Pantengarde u. s. w. Auch jetzt gibt es noch niedere H., z. B. in Österreich-Ungarn die Kron-Leibgarde, die ungar. Leibgarde, die Traken-Leibgarde, die Hofburgwache, die ungar. Wache; in Bayern die Leibgarde der Hofkammer, während der Convoi des Kaisers, in Preußen Württemberg die Schloßgarde-Kompagnie, im Reich die päpstl. Leibgarde u. s. w.

Haushalt bedeutet den aus dem röm. Priester in unser heutiges übernommenen Rechts ist des paterfamilias, d. h. des Vorstandes r. Hausgemeinschaft. Der H. ist der Disponent: seine ganze Familie in familiären wie vermögensrechtlicher Beziehung, er vertritt nach röm. Recht die seiner Gewalt unterworfenen Descendenden, sogar in der Testamentserrichtung (sog. Substitution), solange bis dieselben selbst testierfähig sind und für den Fall, daß dieselben vor exster Testierfähigkeit sterben. Die Gewalt des war früher eine theoretisch unbeschränkte, sie hing aber schon damals ihre Regelung durch Sitte, und in dieser Weise, obgleich in einigen alten (z. B. Vermögensrecht) rechtlich reguliert, ist sie noch jetzt. Übrigens verstanden die Römer unter paterfamilias nicht bloß denjenigen, der ein Hausstand hat, sondern jeden, der einen solchen haben konnte, d. h. jeden freien, mindestens ihren Bürger, falls er nicht der Gewalt (patria potestas) eines H. unterlag, sei es nun, daß sein gestorben war oder ihn emancipiert hatte. Im engeren Sinne bedeutet also paterfamilias den selbständigen rechtsfähigen Staatsbürger, eine Bedeutung, in welcher das Wort H. nicht mehr gebraucht wird. (S. Hauslink.)

Haushälterei ist eine Form, in welcher sich Autonomie der souveränen und hochadeligen Familien betätigt. (S. Hausgesetz.)

Haushalt, Aufsichtsbeamter für Schlösser oder städtische Gebäude; Haushalt, Gefangenensatz, namentlich für Untersuchungsgefangene, in ein.

Haushaltung ist im weiteren Sinne gleichbedeutend mit der privaten Einzelwirtschaft im Gegensatz zur Volkswirtschaft. Im engeren Sinne bezeichnet H. die Haushaltung, d. h. die wirtschaftliche Ordnung der Konsumtion in der Einzelwirtschaft. Es kommt daher darauf an, daß sie nur im allgemeinen die Ausgaben mit dem Einkommen mindestens im Gleichgewicht bleiben, aber daß auch auf die Hauptarten der Bedürfnisse eine möglichst richtig bemessene Quote der Gesamtausgaben komme. Lepan, Dancetian, u. s. w. haben sich eingehend mit der Untersuchung des Haushaltungsbudgets solcher

Familien beschäftigt, die für gewisse Kategorien, namentlich der Arbeiterbevölkerung, als typisch betrachtet werden konnten, und es hat sich dabei namentlich herausgestellt, daß auf die Nahrung ein um so größerer Bruchteil des Einkommens verwendet wird, je kleiner das letztere ist. Von einem Einkommen von 500 bis 600 Mark nimmt in einer Arbeiterfamilie von mittlerer Größe das Nahrungsbedürfnis etwa 70 Proz. in Anspruch, während eine Familie mit 1500 Mark Einkommen für Nahrungsmittel kaum 25 Proz. dieses Betrags verausgabt. Die Ausgaben für Kleidung nehmen in der Arbeiterbevölkerung die zweite Stelle ein (14—18 Proz.) und die für die Nahrung erscheinen in der dritten Reihe mit 6—8 Proz., während in den mittleren Ständen die Reihenfolge meistens die umgekehrte sein dürfte. Die innere Leitung der H. ist die naturgemäße wirtschaftliche Thätigkeit der Frauen, und dieselbe ist unter normalen Verhältnissen mühsamer und fruchtbarer, als die unmittelbare Mitwirkung der Frauen bei dem Erwerb.

Haushaltung oder Hausland sind weitverbreitete Vulgarnamen der auch in vielen Gegenden als Jupiterst bart (Barba Jovis) bezeichneten Pflanzengattung *Sempervivum tectorum* L., f. unter *Sempervivum*.

Haut (frz.), hoch; à haute voix, mit lauter Stimme; de haut en bas, von oben herab, geringschätzig; en haut, in die Höhe, hinauf; haut et puissant, hoch und mächtig, früher Bezeichnung vornehmer Adliger.

Haut (membrana, tunica) heißt im allgemeinen am menschlichen und tierischen Körper jedes flache und dünne, aus gleichartigen Elementen bestehende Gewebe, das sich leicht von seiner Umgebung trennen läßt. Diese Beschaffenheit besitzen die Gewebe an der Oberfläche aller Organe, bilden also überzüge derselben. Andererseits setzen sie allein ganze (schlauchförmige) Organe zusammen, so den Darm und die Gefäße. Ihrer Zusammenziehung nach unterscheidet man fibröse, vorwiegend aus straffem, dichtverflochtenem Bindegewebe gebildete Häute, wie z. B. die harte Hirnhaut, die Sehnen und Muskelscheiden, die Knochen- und Knorpelhaut u. a., und seröse, mit reichlichen Erythrocyten versehenen Häute, welche die innere Oberfläche gewisser Höhlen und röhrenförmiger Organe überziehen und eine klare, eiweißhaltige, zur Befruchtung der freien Fläche dienende Flüssigkeit absondern. Hierher gehören das Rippen- und Bauchfell, der Herzbeutel, die sog. Erythrocyten der Gelenke, die Schleimbeutel und Sehnencheiden u. s. w. In der Regel besitzt die freie Fläche einer solchen Membran noch ein sog. Epithelium, d. h. einen eigenartigen, aus verschieden geformten, bald cylindrischen, bald plattenförmigen, bald wimpernden Zellen zusammengefügten, gefäßlosen Überzug, und zwar ist die Oberfläche des ganzen Körpers, sowohl die nach außen wie die nach innen gelegte, ununterbrochen mit einer derartigen charakteristischen Beschaffenheit überkleidet.

Die H. im engeren Sinne oder die äußere Haut (integumentum commune) überzieht als allgemeine Hülle des Körpers die ganze Körperoberfläche gleichmäßig und ist nur an den Körperöffnungen (Mund, After, Harnröhre, Scheide, Auge) durchbrochen, wo sie in Schleimhaut (s. d.) übergeht. Sie besteht im wesentlichen aus drei deutlich gesonderten, verschiedenartig gebauten Schichten, nämlich

ausstruppen werden diejenigen Truppen ge-
n., welche den Sicherheits- und Ehrendienst um
Person des Monarchen und um die Personen
Mitglieder seines Hauses zu versehen haben:
sind eine Leibgarde, bei der kriegerische Ver-
bung streng genommen außerhalb ihrer Auf-
liegt. Die in mehreren Staaten in frühern
hundertern errichteten Garden waren zunächst
nur H.; später, als sie auch im Kriege Ver-
bung fanden, verloren sie den Charakter der
trotzdem sie im Frieden deren Dienst versahen,
wurden zu Elitetruppen umgewandelt. H. gab
hon am oström. Hofe und finden sich später bei
allen Höfen unter verschiedenen Namen, in
nreich als Maison de roi, in Brandenburg als
bantengarde u. s. w. Auch jetzt gibt es noch
chiedene H., z. B. in Oesterreich-Ungarn die Kr-
n-Leibgarde, die ungar. Leibgarde, die Tra-
zen-Leibgarde, die Hofburgwache, die ungar.
swache; in Bayern die Leibgarde der Hartschiere,
Inland der Connoi des Kaisers, in Preußen
Württemberg die Schloßgarde-Kompagnie, im
Italien die päpstl. Leibgarde u. s. w.

Handb. bedeutet den aus dem röm. Pri-
 recht in unser heutiges übernommenen Rechts-
 tiff des *paterfamilias*, d. h. des Vorstandes
 r Hausgemeinschaft. Der H. ist der Disponent
 r seine ganze Familie in familien- wie vermö-
 grechtlicher Beziehung, er vertritt nach röm.
 t die seiner Gewalt unterworfenen Lebenden,
 sogar in der Testamenterrichtung (sog. *Re-
 arstitution*), solange bis dieselben selbst bekü-
 ind sind und für den Fall, daß dieselben vor er-
 pter Leistungsfähigkeit sterben. Die Gewalt des
 war früher eine theoretiſch unbeschränkte, sie
 hing aber schon damals ihre Regelung durch
 Ette, und in dieser Weise, obgleich in einigen
 nten (z. B. Vermögensrecht) rechtlich reguliert,
 ht sie noch jezt. übrighs verstanden die Rö-
 : unter *paterfamilias* nicht bloß denjenigen, der
 n Hausstand hat, sondern jeden, der einen sol-
 n haben konnte, d. h. jeden freien, mindestens
 ährigen Bürger, falls er nicht der Gewalt (*patria
 astas*) eines H. unterlag, sei es nun, daß sein
 gestorben war oder ihn emancipiert hatte. In
 sem Sinne bedeutet also *paterfamilias* den selb-
 ighen rechtsfähigen Staatsbürger, eine Bezeu-
 g, in welcher das Wort H. nicht mehr gebraucht
 d. (S. Hauslind.)

Handverträge sind eine Form, in welcher sich Autonomie der souveränen und hochadeligen milien bethätigte. (S. Hausgesetz.)

Hausvogt, Aufsichtsbeamter für Schlösser oder entliche Gebäude; Hausvogtei, Gefangeneneinstalt, namentlich für Untersuchungsgefangene, in rlin.

Landwirtschaft ist im weiteren Sinne gleich-
nützend mit der privaten Einzelwirtschaft im Ge-
samt zur Volkswirtschaft. Im engeren Sinne
er bezeichnet S. die Haushaltung, d. h. die
umfassende Ordnung der Konsumtion in der Ein-
wirtschaft. Es kommt daher darauf an, daß
es nur im allgemeinen die Ausgaben mit dem
entnommen mindestens im Gleichgewicht bleiben,
adern daß auch auf die Hauptarten der Bedürf-
nisse eine möglichst richtig bemessene Quote der
einstausgaben komme. Lepan, Dupretiaur,
igel, Laspyres u. a. haben sich eingehend mit
r Unterordnung des Haushaltungsbudgets folger

Familien beschäftigt, die für gewisse Kategorien, namentlich der Arbeiterbevölkerung, als typisch betrachtet werden konnten, und es hat sich dabei namentlich herausgestellt, daß auf die Nahrung ein um so größerer Bruchteil des Einkommens verwendet wird, je kleiner das letztere ist. Von einem Einkommen von 500 bis 600 Mark nimmt in einer Arbeiterfamilie von mittlerer Größe das Nahrungsbedürfnis etwa 70 Proz. in Anspruch, während eine Familie mit 1500 Mark Einkommen für Nahrungsmittel kaum 25 Proz. dieses Betrags verausgabt. Die Ausgaben für Kleidung nehmen in der Arbeiterbevölkerung die zweite Stelle ein (14—18 Proz.) und die für die Wohnung erscheinen in der dritten Reihe mit 6—8 Proz., während in den mittlern Ständen die Reihenfolge meistens die umgekehrte sein dürfte. Die innere Leitung der H. ist die naturgemäße wirtschaftliche Thätigkeit der Frauen, und dieselbe ist unter normalen Verhältnissen mäßiger und fruchtbarer, als die unmittelbare Mitwirkung der Frauen bei dem Erwerb.

Hausthür oder **Hausthür** sind weitverbreitete Vulgarnamen der auch in vielen Gegenden als Jupitersburt (*Burda Jovis*) bezeichneten Pflanzengattung *Sempervivum tectorum* L., f. unter *Sempervivum*.

Haut (fr.), hoch; à haute voix, mit lauter Stimme; de haut en bas, von oben herab, geringschätzig; en haut, in die Höhe, hinauf; haut et puissant, hoch und mächtig, früher Bezeichnung vornehmer Adelsgeier.

Haut (membrana, tunica) heißt im allgemeinen am menschlichen und tierischen Körper jedes flache und dünne, aus gleichartigen Elementen bestehende Gewebe, das sich leicht von seiner Umgebung trennen läßt. Diese Beschaffenheit besitzen die Gewebe an der Oberfläche aller Organe, bilden also überlagte derselben. Andererseits setzen sie allein ganze (schlauchförmige) Organe zusammen, so den Darm und die Gefäße. Ihrer Zusammensetzung nach unterscheidet man fibröse, vorwiegend aus straffem, dichtverfülltem Bindegewebe gebildete Häute, wie z. B. die harte Hirnhaut, die Sehnen und Muskelscheiden, die Knochen- und Knorpelhaut u. a., und ferber, mit reichlichen Lymphgefäßen versehene Häute, welche die innere Oberfläche gewisser Höhlen und röhrenförmiger Organe überziehen und eine klare, einseitig haltige, zur Befestigung der freien Fläche dienende Flüssigkeit absondern. Hierher gehören das Rippen- und Bauchfell, der Herzbeutel, die sog. Synovialhäute der Gelenke, die Schleimbeutel und Sehnencheiden u. s. w. In der Regel besteht die freie Fläche einer solchen Membran noch aus sog. Epithelium, d. h. einen eigentartigen, aus verschiednen geformten, bald cylindrischen, bald plattenförmigen, bald wimpernden Zellen zusammengelegten, gefäßlosen Überzug, und zwar ist die Oberfläche des ganzen Körpers, sowohl die nach außen wie die nach innen gelegte, ununterbrochen mit einer derartigen charakteristischen Zellbedeckung überzogen.

Die *h.* im engern Sinne oder die äußere Haut (*integumentum commune*) überzieht als allgemeine Hülle des Körpers die ganze Körperoberfläche gleichmäßig und ist nur an den Körperöffnungen (Mund, After, Harnröhre, Scheide, Auge) durchbrochen, wo sie in Schleimhaut (s. d.) übergeht. Sie besteht im wesentlichen aus drei deutlich getrennten, verschiedenartig gebauten Schichten, nämlich

Durchsuchung (*perquisitio domestica*) nennt man das Durchsuchen eines Hauses, um die Spuren eines begangenen Verbrechens, z. B. gekohlene oder geraubte Sachen, blutige Kleider u. l. w., zu entdecken oder flüchtiger Verbrecher habhaft zu werden. Da die H. ein die Ruhe und Ehre der Hausbewohner verletzender Schritt ist, so darf sie nicht ohne hinreichende rechtliche Gründe vorgenommen werden. Die Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich gebraucht für H. den Ausdruck «Durchsuchung» und behandelt diese in den §§. 102—111. Dort wird ein Unterschied zwischen Durchsuchung bei Tage und zur Nachtzeit gemacht und die Regel aufgestellt, daß die Anordnung von Durchsuchungen dem Richter, bei Gefahr im Verzuge auch der Staatsanwaltschaft und demjenigen Polizei- und Sicherheitsbeamten zustehe, welche als Hilfsbeamte der Staatsanwaltschaft den Anordnungen derselben Folge zu leisten haben.

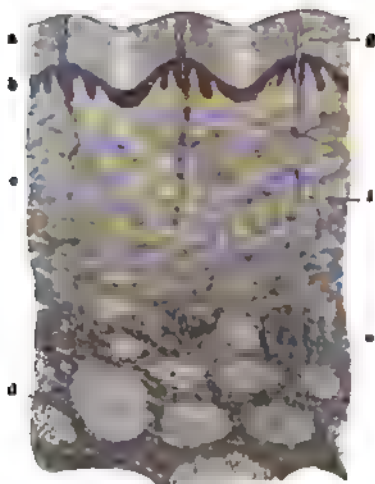
Haustiere nennt man die dem Menschen nützlichen und wirtschaftlich verwendbaren Tiere, welche sich, dem Leben in der Wildnis und Freiheit entzogen, unter künstlichen Verhältnissen (im Zustand der Domestikation) sich vermehren oder doch regelmäßig fortpflanzen, auch einer zielbewußten Züchtung durch den Menschen unterworfen werden können. Der Nutzen, den ein Tier durch Erzeugung von verwertbarer Kraft, von Nahrungs- und Bekleidungsstoffen oder auch als Beihilfe und zum Schutze leisten kann, ist der hauptsächlichste Beweggrund zur Züchtung derselben gewesen. Bezüglich der geogr. Verbreitung der H. sind einige wenige, wie der Hund, dem Menschen überallhin gefolgt, andere, wie Pferd, Rind, Schwein, auf dem größten Teil der bewohnten Erde, während eine dritte Gruppe, wie Kamel, Lama, auf beschränkte Zonen angewiesen sind. Im ganzen sind nur äußerst wenige Tierarten von den vielen, die über die Erde verbreitet, H. geworden. Die Nachforschungen über die Urgeschichte des Menschen geben den Aufschluß, daß das erste gezähmte H. wahrscheinlich der Hund war, was mit dem Jäger- und Hirtenleben der Urmenschen im Einklange steht, während später erst, mit Erlangung fester Wohnsitze (Häuserbauten), pflanzenfressende Wiederkäuer, wie Rind, Schaf, Ziege, und Vögel, wie Schweine, gezähmt und gezüchtet wurden. Die mitteleuropäischen H., welche alle nach Amerika und Australien verpflanzt wurden, gehören nur den Säugetieren, den Vögeln und den Insekten an, und zwar unter den Säugetieren: den Fleischfressern (Hund, Katze), den Nagern (Ratten), den Vorkäusern (Schwein), den Vorkäusern (Pferd, Esel) und den Wiederkäuern (Rind, Büffel, Schaf, Ziege); unter den Vögeln: den Tauben, den Finken (Finken, Fasan, Pfau, Perlhuhn) und den Schwimmvögeln (Ente, Gans, Schwam). Die Insekten liefern als H. die Bienen unter den Hymenopteren, die Seidenspinner unter den Schmetterlingen und die Cochenilleläuse unter den Halbfleglern. In fähl. Gegenden kommen noch hinzu: unter den Wiederkäuern der Dackel, das Zebu, die Kamele und in Amerika die Lamas (Alpacas, Vicuñas); in wüsth. Gegenden das Rennthier. In Afrika ist der Strauß als Haustier gehalten. Fische werden vielfach zu den Haustieren gerechnet, gehören aber infolge ihrer Lebensweise im Wasser, welches den Begriff des Hauses ausschließt, nicht dazu. Auch der Felle, der Jagd, Gepard und das Frettchen sind keine Haustiere, da die Bezeichnungen

«nützlich» und «wirtschaftlich verwendbar» nicht auf dieselben passen. Die Jagd der H. ist von höchster Bedeutung für die gesamte menschliche Ökonomie, indem von derselben nicht nur die Produktion der wichtigsten Nahrungsmittel für gemästete und lehr. Rassen, sowie fast der gesamten «menschlichen Nahrung» (Fleisch, Milch, Eier), sondern auch zum Teil der Transport der erzeugten Stoffe am dem festen Lande und die Bearbeitung des Bodens abhängt. Vgl. Warburg, «Die H. und ihre Behandlung» (2. Aufl., Hamb. 1873); R. Widen, «Grundzüge der Naturgeschichte der Haustiere» (Dresd. 1880).

Haustiergarten, von Julius Kühn im J. 1866 am landwirtschaftlichen Institut der Universität zu Halle a. d. S. ins Leben gerufen, bietet ein Hilfsmittel für die Forschung und den Unterricht auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Tierzucht dar, wie solches an keiner andern Stelle existiert. Der H. hat den Zweck, die wissenschaftlichen Fragen hinsichtlich der Züchtung ihrer Lösung entgegenzusetzen und die verschiedenen Arten und Rassen der Haustiere in lebenden Exemplaren zur Anschauung zu bringen und damit den Unterricht in der speziellen Tierzucht zu unterstützen. Der H. leitet auf dem Gebiete der Rassenkunde und der physiologischen Forschung ganz dasselbe wie der ökonomisch-botan. Garten auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Pflanzenkunde. Der H. in Halle a. d. S. enthält nahe an 600 Tiere, durch welche die wichtigsten Rassen des Rindes, Schafs, Esels und Pferdes in typischen Exemplaren vertreten sind. Julius Kühn hat durch die in Halle ausgeführten Züchtungsversuche namentlich die Fragen nach dem Grade der Verwandtschaft der zu einer Gattung gehörenden, mit den Haustieren verwandten und teils wild lebenden Arten, nach der Vererbungsfähigkeit derselben bei Paarung mit den Haustieren teils gelöst, teils ihrer Lösung erheblich näher gebracht.

Haustiere nennt man in der Botanik bei parastich lebenden Pflanzen die Fortsätze, welche der Stängel in das Gewebe des Wirtes hineinragen, um aus demselben die nötigen Nährstoffe zu schöpfen. Je nach der systematischen Stellung der Parasiten sind auch die H. verschieden gebaut: bei endophyten Pilzen, wie bei den Peronosporaceen, sind es fadenförmige Mycelien, die in das Innere der Zellen eintreten, bei den epiphytischen Mykorrhizpilzen wachsen kleine fadenförmige Fortsätze in die Epidermiszellen hinein. Bei den höheren Pflanzen sind die H. meist wurzelähnliche Gebilde, so bei den Drobnichen, bei den Arten der Gattung *Oncocoma*, zu denen die Kleeblätter gehören. Die *Oncocoma*-Arten haben winzige Stängel, die nicht im Boden wurzeln, also auch keine Nährstoffe aus demselben aufnehmen können; die Stängel sind mit zahlreichen wurzelartigen Organen, den H., besetzt, die in das Gewebe der Wirtspflanze so weit eindringen, bis sie zu den Gefäßbündeln gelangen. Der Saft der H. von *Oncocoma* ist ein sehr einfacher, aus den zuerst vorhandenen Wurzeln tritt der eigentliche Saftfortsatz hervor und durchdringt die Rinde der Wirtspflanze, er besteht aus einem Gefäßbündel, welches von mehreren parenchymatischen Zellen umgeben ist. (*O. Oncocoma*). Die H. haben im allgemeinen die Funktion der Wurzeln, wenn auch ihr anatom. Bau und ihre Stellung am Mutterorgan nicht mit den gewöhnlichen Wurzeln übereinstimmt.

aus der Lederhaut, dem Unterhautzellgewebe und der Oberhaut oder Epidermis. Die Lederhaut (corium, cutis, s. die nachstehende Figur: c) bildet eine durchschnittlich 2—3 mm dicke, aber an verschiedenen Körperstellen nicht gleich starke (an den Augentlidern, den Brustwarzen sehr dünne, an der Handfläche und den Fußsohlen sehr dicke), gefäß- und nervenreiche, durch grobe Faserheit, Elasticität und Dehnbarkeit ausgezeichnete H., die aus faserig



Querschnitt durch die menschliche Haut.
Dunst verzögert.

a Querschnitt, b Schweißdrüse, c Lederhaut,
d Unterhautszellgewebe, e Schweißpore, f Schweißkanal.

durcheinandergeflochtenen Bindegewebssträngen und elastischen Fasern besteht und gewissermaßen die Grundlage der ganzen äußeren H. darstellt. Unter ihr liegt das Unterhautzellgewebe, auch Fetthaut genannt (d), welches eine Art Polster für die Lederhaut darstellt, aus welchem Bindegewebe und Fett besteht und die Lederhaut bald fester, bald lockerer mit den tiefer liegenden Organen verbindet. Im Unterhautzellgewebe, welches im Durchschnitt 4 und 9 mm, bei fetten Leuten aber auch 2—3 cm und darüber dick ist, verlaufen größere Blut- und Lymphgefäßstämme, sowie zahlreiche Nervenästchen, welche für die Lederhaut bestimmt sind. In der Lederhaut und zum Teil auch im Unterhautzellgewebe liegen die Hauttalgdrüsen, die Schweißdrüsen und die Wurzeln der Haare (s. d.). Die Hauttalg- oder Hautalbedrüsen (glandulae sebaceae) sind kolbenförmige, dicke, kurze Ekläuche, die mit einem fettabsondernden Epithel ausgekleidet und entweder einzeln verteilt sind oder zu mehreren einen gemeinschaftlichen Ausführungsgang haben. Dieselben münden entweder frei auf die Hautoberfläche oder in einen Haarbalg, zeigen sich nicht an allen Körperstellen gleich groß, vorzüglich groß aber an der Nase und den Ohren. In der Hohlhand und in der Fußsohle fehlen sie. Ihre Gänge sind an der Innenfläche mit organischen Muskeln versehen, welche die die H. schief durchbohrenden Drüsen aufrichten können und so der H. das Ansehen erteilen, welche als Wankshaut bekannt ist. Das Sekret der Hauttalgdrüsen, der sog. Hauttalg oder die Hautschmiere (sebum cutaneum),

erhält die H. geschmeidig und erschwert die Benetzung derselben. Die knäuelartigen, tief in die Unterhaut gehenden reichenden Schweißdrüsen (glandulae sudoriparae, s. Figur: e) finden sich allenthalben in der H. und dienen der Absonderung des Schweißes (s. d.). Ihr fortzuehender gewundener Ausführungsgang, der sog. Schweißkanal (s. Figur: f), durchbohrt die Oberhaut und mündet mit einer feinen Öffnung (Schweißpore, g) an der Hautoberfläche. Die Gesamtzahl der Schweißdrüsen schätzt man beim Menschen auf 2 1/2 Mill. und den gesamten, der Schweißabsonderung dienenden Flächenraum auf fast 30 qm.

Die äußerste, der Oberhaut zugewandte Schicht der Lederhaut ist nicht glatt und eben, sondern mit zahllosen, dicht gedrängt stehenden feinen Erhöhungen oder Wärtchen, den sog. Hautwärtchen oder Hautpapillen (papillae cutis), besetzt, welche papenförmig in die weiter unten zu beschreibende Schleimschicht der Oberhaut (s. Figur: b) hineintragen und mit ihr in inniger Verbindung stehen. Man unterscheidet zwei verschiedene Arten von Hautpapillen, die sog. Gefäßpapillen, welche ein Netz feinsten blutführender Haargefäße enthalten, und die sog. Nervenzapfen, welche die Endapparate der Gefäßnerven einschließen. Besonders in den Hautwärtchen der Handfläche (namentlich an den vordern Fingergliedern) und der Fußsohle, ferner in der Jungscheitel, in den Lippen, in der Nase und dem After sind zahlreiche derartige kolbenförmige, aus feinen Nervenzapfen gebildete Endanschwellungen der Gefäßnerven enthalten, die Meissnerischen Tastkörperchen, welche die Tastempfindungen (Druck- und Temperaturempfindungen) vermitteln (s. Tastsinne). Ähnlicher Art sind die sog. Vaterpachen oder Vaterpachen Körperchen, sowie die Krause'schen Endköpfe, welche gleichfalls spezifische Endorgane der sensiblen Hautnerven darstellen. Der Mittelteil der Hautwärtchen an den nervenreichsten Stellen (letztes Glied des Zeigefingers) enthalten indes nur Gefäßschlingen und keine Tastkörperchen. Eine Quadratzoll H. enthält etwa im ganzen 400 Wärtchen. Die Lederhaut ist sehr reichlich mit Blutgefäßen versehen, die unter der Herrschaft des Sympathikus (sympathetischen Nerven) stehen, bei dessen Zählung sie sich stärker füllen und so eine stärkere Rötung (z. B. der Wangen), eine stärkere Schwellung und das Gefühl erhöhter Wärme hervorbringen. Bei Reizung des Sympathikus dagegen verengen sich die Blutgefäße der H., diese wird bläulich, kalt, fällt zusammen. Reize, welche Empfindungsnerven treffen, sowie physische Reize u. dgl. werden (durch Reflex) auf den Sympathikus und so auf die H. übertragen. Die Gefäße der Lederhaut stehen mit den tiefer, aber immer noch oberflächlich liegenden Geweben (Muskeln, Knochen, dem Bauch- und Rippenfell) in unmittelbarer Verbindung, jedoch ein Blutaustritt zwischen den beiden Gefäßsystemen nicht un schwer vor sich geht. Die Lücken zwischen den festen Gewebelementen bilden, wie in allen andern zusammengelagerten Geweben, die Anfänge der Lymphgefäße, von denen aus sich diese füllen. Behinderung des Abflusses der Lymphe (z. B. durch eine umgelegte Schnur) verursacht Stauung der Lymphe und Schwellung oder Ödem der H.

Die Oberfläche der Lederhaut ist von der Oberhaut oder Epidermis (epidermis, cuticula, s. Figur: a und b) überzogen, welche sich in die Grübchen der Lederhaut (die Hautalbedrüsen, die

will man die Blutgefäße der tiefer liegenden Partien entleeren; hier kommt indes gleichfalls der Hautreiz in Betracht. Mittel, welche die Hautausdünstung vermehren, üben häufig ebenfalls einen günstigen Einfluß auf den Organismus aus. Die Wirkung der Bäder auf die H. ist eine sehr komplizierte. Dieselben entfernen zunächst die alte, den Hautstoffwechsel hindernde Epidermis, wirken aber zugleich als allgemeiner Hautreiz und bringen durch Nerveneinfluß eine Änderung des gesamten Stoffwechsels im Körper hervor. Bestandteile des Badewassers bringen jedoch nicht durch die H. ein. Bei Bädern kommen auch noch die Entfernung aus den häuslichen Verhältnissen, veränderte Diät und Lebensweise, klimatische Verhältnisse u. als wichtige unterstützende Momente zur Geltung. (S. Bad.)

Hautain (frz.), hochmütig, stolz.

Hautatmung, s. unter Haut.

Hautausdünstung, s. unter Haut.

Hautausschlag, Hautblüten, s. unter Aus-
schlag und Hautkrankheiten.

Hautblüten, s. unter Aus-
schlag.

Hautbois (frz.), s. Oboe.

Hautboisten, auch **Hoboisten**, ursprünglich wohl die Träger des Blasinstrumentes Hautbois, Oboe oder Hoboe, gegenwärtig die allgemeine Bezeichnung der Musiker bei den Regimentsmusikern der Infanterie, von denen die Spielleute (die Tambours, Hornisten, Pfeifer) zu unterscheiden sind.

Haut-de-chausse (Haut-de-chausses, frz.),

Hautknoß, s. u. Haut.

Hautecombe, berühmte Cistercienserabtei im franz. Depart. Savoyen, 21 km nordnordwestlich von Chambéry, auf einer schmalen Halbinsel am weibl. Ufer des Sees von Bourget am Fuße des Mont de la Charvaz malerisch gelegen, wurde 1125 vom Grafen Amadeus III. von Savoyen gegründet und zur Erbgräbnisstätte ausersehen. Durch diesen Vorzug begünstigt, gelangte die Abtei bald zu hohem Ansehen und Glanze, den sie viele Jahrhunderte hindurch bewahrte, bis sie im österreichischen Erbfolgekriege von den Spaniern hart mitgenommen und in der französischen Revolution völlig ausgeplündert und aufgehoben wurde, worauf man 1800 die geräumigen Gebäude zu einer Fayencefabrik einrichtete. König Karl Felix ließ sie 1824–43 als die Ruhestätte seines Hauses wiederherstellen, und bei der Abtretung Savoyens an Frankreich 1860 wurde durch einen besondern Zusatz zum Abtretungsvertrage die Fortdauer der Abtei ausdrücklich gewährleistet. Die Kirche, ein überladener Bau im spätgot. Stile, besteht aus drei Längsschiffen und einem Querschiffe und enthält über 300 Statuen und Monumente, meist Denkmäler savoyischer Fürsten. Unfern der Abtei steht ein Turm, Phare de Geffens genannt, der eine reizende Aussicht auf den See und dessen Umgebungen gewährt. Etwa 1 km weiter entspringt in einem Kastanienwäldchen eine intermittierende Quelle, die Fontaine des Merveilles.

Haute-manoie (frz.), hohe Zinnenwelt.

Hautcliffestuhl (frz. métier de haute-lisse, engl. high-wary loom), ein insbesondere zur Herstellung von Teppichen und Gobelins dienender Webstuhl mit vertikal gespannter Kette.

Hautcliffweberei, s. unter Weberei.

Hautement (frz.), frei heraus (etwas sagen).

Hautense (frz.), Hoheit, Titel des türk. Sultans.

Hauts-taille (frz.), hoher (erster) Xenor (Gegensatz Basse-taille oder Pariton).

Haute volée (frz.), die vornehme Gesellschaft.

Hautflügler, s. Hymenopteren.

Haut-großt (frz.), pilanter Geschwand, besonders: harter Bildgeschwand, den das Bildbrett annimmt, wenn es anfängt in Färbnis überzugehen.

Hauthorn (cornu cutaneum), eine runde, meist gekrümmte oder spiralförmig gewundene, hornartige feste Wucherung der menschlichen Haut, welche große Ähnlichkeit mit den Hörnern mancher Tiere hat, aber nicht wie diese aus Knochensubstanz, sondern nur aus verdickter Epidermis besteht. Das H., welches gewöhnlich eine schmutzig bräunliche Farbe besitzt und eine Länge von 8–10 cm erreichen kann, kommt vorzugsweise am behaarten Kopf, an der Stirn und Schläfe, sowie an den Extremitäten vor, entwickelt sich meist langsam und ohne Schmerzen und fällt bisweilen von freien Stücken ab; wo das letztere nicht geschieht, wird es am besten mit dem Messer entfernt.

Hautkrankheiten sind infolge der oberflächlichen Lage und des komplizierten Baues der Haut und deren überaus inniger Wechselbeziehung zum Gesamtorganismus ungemein häufig. Bei vielen H. finden sich auf der Haut mehr oder weniger zahlreiche unterschiedene sog. Hautblüten oder Effloreszenzen (Flecken, Stippen, Knötchen, Knoten, Quaddeln, Bläschen, Pusteln, Schuppen und Schuppchen), und in diesem Falle pflegt man wohl die betreffende H. auch als Hautaus-
schlag oder Exanthem zu bezeichnen. Man unterscheidet zwischen hitzigen oder fieberhaften und fieberlosen oder chronischen H. Zu den erstern gehört ein Teil der Infektionskrankheiten (s. d.), insofern sie mit krankhaften Veränderungen der Haut verbunden sind, wie die Masern, Mädeln, Pocken, Sympoden, Scharlach u. a.; zu den letztern alle diejenigen Hautaus-
schläge, welche von den Laien schlechthin als Flechten bezeichnet werden.

Die eigentlichen H. teilt man gewöhnlich nach der Form, unter welcher sie auftreten, in verschiedene Klassen ein. Allgemeine Hypertrophien (Massenzunahmen) der Lederhaut und der Epidermis zugleich bilden die Kleinflechte und die Fischschuppenkrankheit (s. d.); bei Hypertrophien der Haut und des Unterhautzellgewebes wird die Haut dick und hart wie die des Elefanten, weshalb sie als Elephantiasis (s. d.) bezeichnet werden. Eine andere Gruppe sind die Entzündungen der ganzen Haut (Dermatitis). Die einfachste Form derselben ist die gewöhnliche Hautröte oder das Erythem (s. d.), und diesem zunächst steht die Rose (s. d.) oder der Rotlauf. Entzündungen der oberflächlichen Schichten der Haut bilden die auf einzelne Herde beschränkte, mit Bläschenaus-
schlag verlaufende Bläschenflechte oder den Herpes (s. d.) und die mit Quaddeln übergehende Nesselsucht (s. d.). Eine ebenfalls oberflächliche, aber ausgedehntere Entzündung verläuft mit Ausscheidung wässriger Flüssigkeit auf die Oberfläche, b. i. die nässende Flechte oder das Ehem (s. d.), eine dergleichen mit Bildung kleiner Pusteln oder Eiterbläschen (Zupetigo). Große Pusteln zeigen sich bei dem Ecthyma (s. d.) und dem Pemphigus (s. d.). Die isolierten flachen Plaques der Schuppenflechte (Psoriasis) trocknen zu biden, festen Borsten ein. Eine Entzündung der Haut, welche mit transsuder Epidermisbildung verbunden, ist die Schuppenflechte oder Psoriasis (s. d.); mit Knötchenbildung

er Haut verläuft der Nerven und der Brucio. rben sind zu nennen die Entzündung der Haut- schen (f. Aine), die der Haarbälge der Bart- (Mentagra, Syphilis). Neubildungen in aut sind die fressende Flechte (Zupus), die sp- ischen Hautknoten und der Hautkrebs. Aus der schmarogende Pflanzen erzeugen den Erbgrind haus (f. d.), den Ringwurm oder Rahlgrind und die Pilzgrind (f. d.). Der Krätze (f. d.) i tierische Parasiten zu Grunde. Die Abson- ngen der Haut können ebenfalls verändert Der Schwanz kann in übermäßiger Menge ge- werden, eine able Beschaffenheit annehmen; des gilt von dem Hautalg, dessen übermäßige überung den Schmerzfluß oder die Geborside verurteilt. Abnorme Trockenheit der Haut t bei der Funderkrankheit vor. Empfindungs- it oder Abkühlung des Gefühls der Haut sich bei gewissen Schen- und Rückenmaris- reiten, sowie bei Erkrankungen oder Fehlför- n Nerven in ihrem Verlauf oder an ihren Ein- eitungen. Gefühlsgeirte Empfindlichkeit kommt rshenden H. oder auch bei psychischen Affek- t und einzelnen allgemeinen Erkrankungen vor. Hauptheilmittel gegen H. bilden Bäder und ngen, Seifen, Leertpräparate, Meis-, Zink- edicinalsalben, Schwefelpräparate und Al- . Die Lehre von den H. oder Dermato- hat sich in neuester Zeit insbesondere durch ndernehmenden Arbeiten Hebra (f. d.) und Schaller zu einer umfangreichen Wissenschaft zelt.

teratur. Hebra und Rapoff, «Lehrbuch der : Auf., 2 Bde., Stuttg. 1872—76); Hebra, 3 der H.» (Wien 1876); Rrumann, «Lehrbuch » (5. Aufl., Wien 1880); derselbe, «Atlas der : Wien 1881 fg.); Rapoff, «Pathologie und ie der H.» (2. Aufl., Wien 1882).

krankheiten der H. an Tieren werden in dende und nicht ansteckende geteilt. Bei nkstehenden H. ist ein tierischer oder pflan- Parasit der Erzeuger und Weiterverbreiter eils. Durch tierische Schmarogter wird die : (f. d.), eine der am häufigsten bei Haus- vorkommenden H., hervorgerufen. Pflanz- hautschmarogter erzeugen hauptsächlich Aus- rformen, die man im allgemeinen als an- de Flechten (Pilzflechten) bezeichnet. Zu egehören besonders zwei, bei Menschen wie ei vorkommende, vom kranken Tier auf den en Menschen und auch umgekehrt vom Men- auf das Tier übertragbare H., nämlich der agrind oder die Favuskrankheit und die lahl- de Flechte (Wortenflechte, Ringflechte, Ring-). Die Favuskrankheit, der Erbgrind Babengrind kommt, außer bei Menschen, bei n, Ragen, Pferden und beim Haushuhn vor, stern eine Krankheit hervorruhend, die der elächter Weißer Ramm nennt. Auch Mäuse i leicht favuskrank und höchst wahrscheinlich infektionsquellen für den Menschen. Ursache nstehens und Weiterverbreitens dieser H. er Favus) ist der nur durch Nitrostop er- ze Pilz Achorion Schödlaini. Im charak- ren langgliedrige, farblose Fäden, die sich h verzweigen und faserige Seitenäste aus- , auf welchen die Fortpflanzungsellen oder en abgeknüpft werden. Letztere sind rund änglichrund, ihr Durchmesser variiert von

0,008 bis 0,012 mm. Die Krankheit trifft nur be- haarte Haut, sitzt am liebsten am Kopf, Hals, Bauch, außen an den Hinterfüßen eines Tiers; die Pilze finden sich in der Epidermis der erkrankten Hautstellen, hauptsächlich aber in der Haarscheide und in dem Haar, welches letztere sie gänzlich zer- stören. Weißgelbe oder graugelbe, rundliche oder ringförmige, auch wohl napfförmliche, auf haarlosen Hautstellen sitzende, getrocknetem Brotteig ähnelnde Vorken verraten das Vorhandensein der Krankheit. Bei Hühnern zeigt sich die Favuskrankheit zunächst immer an dem Ramm, dem Kehl- und den Ober- lappen, greift aber dann auf den Kamm über. Die Haare der vom Favus befallenen Tiere werden glanzlos, dann zerfasert und sonst zerstört; endlich aus dem Haarboden angehoben, sodas Rahlwerden eintritt; beim Geflügel zeigen sich die vom Favusig heimgegrachten Federn trocken, mürbe, brüchig, die Riele oft wie mit Asbest umhüllt, sie fallen schließ- lich ebenfalls aus. Seifenbäder, Erweichend und vorsichtiges Abtragen der Vorken, Mischungen aus Kreosot und Öl (1:20), oder Benzin mit Fett (1:4), oder Sublimatlösungen (1:50 bis 1:5, je nach der Schwere des Falles), oder weisse auch rote Präcipi- tatsalben (1:4—8) können Hilfe bringen. Die Ställe, in welchen favusstrande Tiere sich aufgehal- ten, sind mit heißer Lauge auszuwaschen und dann mit der in Brennerereien und Brauereien gebrauchten Lösung von doppelt-schwefel-säurem Kalk (11° B.) oder mit 10—15 prozentiger wässriger Carbol- säurelösung zu desinfizieren.

Die Ringflechte, der Ringwurm, die lahlmachende Flechte, die Wortenflechte (Herpes tonsurans) ist ebenfalls eine durch mikro- pische Pilze (Trichophyton tonsurans) hervorgeru- fene, sehr ansteckende, von kranken Tieren auf gesunde Menschen übertragbare H., welche bei Kindern und Hunden häufig, bei Pferden, Ragen, Ziegen seltener, am seltensten bei Schaf und Schwein beobachtet wurde. Das Trichophyton tonsurans, der lahlmachende Haarpilz, besteht aus sehr wenig Fäden und sehr vielen rundlichen oder vielsidigen Conidien (0,001 bis 0,005 mm lang). Letztere fin- den sich im Haarbalg, in den Haarscheiden und im Haar selbst; erstere besonders auf oder in der Epi- dermis-schichte des erkrankten Haares. Der Pilz zerstört, zerfasert das Haar, sodas es in der Regel abbricht; jedoch zerstört er nie oder nur ausnahms- weise den Haarkeim. Kreisrunde oder ringförmige, haarlose Stellen, von der Größe eines Zwanzig- pfennigstücks bis zur Größe eines Silberfünfmar- kstücks, welche anfangs mit grauweißen, asbestähn- lichen Schuppen bedeckt sind, während später sich gelbe oder gelbgraue, feste, leberartige Vorken ein- stellen, kennzeichnen die lahlmachende Flechte. Die Schuppen bilden sich, nachdem gruppenweise zu- sammenstehende kleine Bläschen (Flechtenbläschen) auf der entzündeten Haut zum Vorschein gekommen sind, die endlich plagen und ihren Inhalt, eine gelb- rote Lymphe, ausfließen lassen. Ein Juckreiz, der sowohl bei den mit der Favuskrankheit als bei den mit der lahlmachenden Flechte befallenen Tieren beobachtet wird, nötigt die Patienten zum Reiben, Scheuern, Ragen, wodurch das Hautübel verschlech- tert, namentlich pergamentartige Verdickung und Faltenlegung der Haut erzeugt wird. Auch der Maulgrind der Rälber ist nichts anderes als lahl- machende Flechte. Geheilt wird die Krankheit durch wiederholte Schmierseifenbäder und Entfernung

der Vorken, durch Einreibungen eines Gemisches von Carboläure in Oligerin gelöst 1) 1) durch dieselben Mittel, durch welche die Wunden al-
lert vertrieben wird, namentlich durch die Wunden
Bräunungsalbe (1 4), die nur bei Wunden
insbesondere Rindern mit gebraucht Wunden wird,
da solche der Cuersilbervergiftung Wunden aus-
sagen. Auch die Wunden, in welche Wunden mit
schmerzhafter Nichte gehandelt Wunden werden, sowie
die in solchen Wunden gebrauchten Wunden Wunden
zeuge u. dgl. sind gründlich zu reinigen und zu
desinficieren. Die kranken Thiere müssen von den
gesunden vollständig separiert und durch besondere
Bücher gepflegt werden. Auch bei gewissen andern
Neben- und rheumatischen Ausschlägen der Haut-
tiere | Schwereffekte des Viehdes. Aus der Festei,
Schlammpeante u. dgl. vermutet man Folge als
Ursachen. Derselbe Krankheiten sind wie die sch-
merzhaften Nichte zu behandeln.

Die Reide von mit Fiedern gepaarten D. (Kron-
thyme) werden durch pflanzliche Parasiten, aus der
Klasse der Spaltpilze (Schizomyceten), hervor-
gerufen. So die Waden (l. d.), der Rostlauf (l. d.),
besonders der Wundentlauf, die achte Vierbeinläuse
(l. d.) wahrscheinlich in solchen auch der Fall bei
Nesthebes (l. d.) und Ratzen (l. d.) der Ziera.

Weder durch schmerzende Tiere noch durch Ver-
wunden aus dem Pflanzenreich erzeugte δ der Haut-
tiere sind folgende Hautjucken mit oder ohne
Knötchenauschlag (Pruritus, Prurigo). Einmaliges
Juckgefühl charakterisiert diese δ zunächst, das
Juckgefühl kann fast über den ganzen Körper ver-
breitet sein, meist wird es nur an einzelnen begrenz-
ten Körpertheilen (Hr., Stirn, Halsrücken, Kopf,
Oberhaupt, Mahne und Schwanz, Schenkel) empfun-
den. Das Juckgefühl, welches den Patienten un-
widerstehlich zum Kratzen, Schürren, Nagen, Ver-
krabbern, Kratzen antreibt, ist fast das einzige
Symptom des Uebels. Wo das Hautjucken mit
Knötchenauschlag verknüpft ist, sieht man an den
Stellen, wo die Tiere sich reiben, kleine, griestörn-
bis linsengroße Knötchen, aus denen eine äußerst
geringe Menge Lymphe auszufließen scheint, die sich
in dicken, bräunliche Schorfe umwandelt. Die
Krankheit ist in der Regel eine chronische, sehr lang-
sam verlaufende, die Ursache ist noch unbekannt.
Verdauungsstörungen, Leberleiden insbesondere,
ferner rascher und plötzlicher Übergang von einer
Fütterungsweise in die andere, Genuss zu vielen
Verschälfen, außerdem gewisse Krankheiten des Ner-
vensystems, aber auch mangelhafte Reinhaltung und
Verschmutzung der Haut können Veranlassung zu
dem Hautjucken geben. Das letztere wird häufig
verwechselt mit dem Jucken, welches gewisse Haut-
stirre beobachtet lassen, wenn sie von Eingeweide-
würmern heimgesucht werden (Schwanzjucken der
Hunde, wenn Epul. oder Magenwürmer oder
Gastrakkariden in deren Form sitzen, Spaurer-
föhren und Hies, auch Nalennaden der Hunde,
wenn sie durch Eingeweidewürmer verlagert sind; und
welches mit der Vertreibung der Entozoen aufhöht).
Oft werbholte Seifenbäder, Einreibungen von
Carbolwasser oder Carbolsöl, Oelbich von Ter-
pentin und Zerkleifen, von 2—4proz Sublimat-
lösungen, föhren bei Vertreibung der veranlassen-
den Ursache und bei Ausbühung vorgerathener Haut-
stirre Reizungen und Bupen, oftmals zur Heilung,
auch ohne Anwendung innerlicher Mittel (Käse-
mittel und, wenn solche nicht helfen, Arseniklösung).

Die Sommerwüde der Pferde, ein in der wärmern Jahreszeit am Hals und Kopf, an der Brust, nur ausnahmsweise noch an andern Körpertheilen des Vierdes vorkommender Ausschlag, hat mit der eifren, nur durch Nadeln hervorgerufenen Räude nichts zu thun, sondern ist ein leichter Hautentzündung, die zwar, wenn sie einmal aufgetreten ist, in der Regel das Obie an sich heil, alljährlich wiederzukehren, niemals aber ernstliche Folgen hat. Kleine Knötchen, gruppenweise an einander stehend, zeigen den Anfang des Uebels an, die Knötchen verschwinden zeitweise und hinterlassen kleine, hohle, graue oder graunrothe, mit keisartigen Schuppen versehene Sammelstellen, die aber mit der kältern Jahreszeit in der Regel selbst weggehen. Manche Pferde disponiren zu Uebeln für die Sommerwüde, andere bekommen sie nach dem Genuß von Ordnisse, grünen Grüns und bei mangelhafter Heutpflege. Danks des Voss, Weiden, Schwämmen das Nichtenabwachen am Geruchstier, Wärmemelz Wachen mit kühlen Geruchsdurchdringungen dessen Wachen.

Schälknöthen und Schwinbfechten um den bei jungen Weibern, Schafte und Nieren, ist in sehr warmen oder dumpfigen Sächten gebräut werden, zuweilen beobachtet. Auch bei weis f bilden gruppenweise jammerrichterde, aber ein einzel Knötchen den Anfang des Ausganges im Haare fallen auf den Knötchen aus, die Knötchen selbst werden dann zurückgeführt und es tritt ein feigter, dünner gelblicher Schorf oder Bruch auf dem lahlen Fleck zurid. Stöht sich der Schorf so nimmt man einen Schwundfied, d h einen kleinen, gelblichen oder rötlichen, manchmal etwas Fleck wahr. Wendung der Ursachen sehr verschieden Hautpflage (besonders Bäder und Pflaster) beizugehen die Krankheit.

Die seltenen Flechten, soweit sie nicht Nahrung, also nicht Farus oder Harpas tomurran bilden, unterscheiden man in trockene und saftige Flechten. Das Allgemeynfinden eines von diesen 2 heimgekehrter Thiere scheint nicht in Leidenschaft gezogen zu werden, der andere 2 in Ausschlag von Fieber begleitet. Manche Flechten haben einen langsamen Verlauf und aus lang Dauer andere sind sehr verlaufend. Zu den seltenen Flechten gehört das Elzem (gewöhnlich Blüthenflechte, Salzfluch, kalte Flechte genannt; das bei allen Thieren, besonders aber in langhaarigen, grohen Hundes, als Absatz und d. Grönlandsch über auftritt, unter Umständen eulder den auflösend ist und durch Nitrovergiftung, in der Hautvergiftung in die Epidermis dringen erzeugt zu werden scheint) kleine Rötlichen Flechten ferner die auf der meist gerötheten und juckenden im Kragen und Nagen bedeckten Haut besteht aus gehen in Bläschen über, oder bekommen Bläschen auf ihren Spitzen, die Bläschen platzen und entlassen eine Flüssigkeit, die scharflich wirkt und in größerer Menge abgerieben wird von sich erzeugenden Bläschen und stets als Abschindt, gelblich und Leberig ist und das Nagen im Auschlags ermdüchelt. Fals, jedoch, aber ganz artige, gelbe, gelbbraune oder braune Punkte zeigen endlich die extrante Hautstelle, welche dann die erwähnte Flüssigkeit droverdringt, endlich von den durch das Nagen, Schauern und Nagen zu verdindungen, Schreuben und Risse in die Haut. Blutentzündung u. s. w. hervorgerufen. Ronges

Seifenbäder (hoch vermeide man Schmier-
Anwendung milder Fette als einguireibende
besonders die zu Veterinärzwecken fabrizierte
Baseline, täglich ein- bis zweimal eingerieben,
müßte zur Anwendung kommen und längere
ebraucht werden, ehe man zu eingreifendern
eigenern Mitteln seine Zuflucht nimmt.
sind Leersalben, namentlich eine Salbe aus
m Teil Leer mit Schwefelblüte und je 2 Lei-
spiritus und Schmierseife hergestellt; Car-
1: 20, Sublimatlösung (2: 100), die mit Vor-
brauchen die officinelle Präcipitatalsalbe. Auch
alsäurefalsalbe (1 Teil Salicylsäure, 20—50 Teile
ne) wirkt oft sehr gut. Kann man Schar-
als Ursachen der Ekzeme vermuten, so ist Rei-
und Desinfektion der Aufenthaltsräume und
säuren der Krankgewesenen geboten.

trockenen Flechten sind im großen und
gutartiger als die nassen. Ihre Ursachen
man meist nicht. Ihre Behandlung ist eine
wie bei den Ekzemen. Hierher gehört der
oder die Riefenflechte, bei welcher die
Haut mit kleinsten, blassen, weißen Vorken,
r leicht wird, besteht ist, so daß die Haut
it Mehl bestäubt ausheilt; ferner die gut-
Glasflechte (sahle, weiße oder rote Haut-
weich, mit leichter Abschilferung versehen),
Schilferflechte oder der Kleingrind
haarlose Stellen, anfangs mit bannen,
en Schuppen bedeckt, bräunliche Schorfe (Schup-
ab; schließlich Verdickung der Haut, Rissig-
lungeligwerden derselben, bide und braune
kommen zuletzt zum Vorschein), der Bläs-
rind, der Pustelgrind, der Krusten-
u. s. w.

Bärn, »Die Scharroger, die Krankheiten bei
äußert hervorrufen« (2 Bde. Weim. 1872).
Hautmont, Stadt im franz. Depart. Nord,
bissement Avesnes, 5 km im SW. von
euge, rechts an der kanalisiertten Sambre und
Linie Paris-Bruxelles der Französischen
ahn, zählt (1876) 6180, als Gemeinde 6978 E.,
hat Eisengießereien, wichtige Schmieden,
verte, Maschinenbauanstalten, Kesselschmie-
id zahlreiche chem. Fabriken.

Hautwässerung, soviel wie Hautwasser sucht.
nasaftig.)

Hautpflege, s. unter Haut.

Hautpilze, s. Hymenomyces.

Hautpoul (Henri Amand, Marquis von),
General, geb. zu Schloß Lashorbes
jedoch 1780, besuchte die Polytechnische Schule
Paris und die Artillerie- und Genieschule zu
trat 1808 als Offizier in die reitende Artill-
nahm an den Feldzügen in Oesterreich, Spa-
Rußland und Deutschland mit Auszeichnung
wurde 26. Aug. 1813 bei Dresden schwer ver-
t und blieb bis zur Abdankung Napoleons
ris. H. schloß sich sogleich den Bourbons an
sich während der Hundert Tage auf sein Land-
Blais zurück, übernahm nach der zweiten
Herstellung des Königtums die Reorganisa-
der reitenden Artillerie, wurde 1819 zum
hal be Camp befördert und 1823 General-
re in den Pyrenäen, einige Jahre später
als Inspecteur der Artillerieschule. Im J.
bewährte er sich als treuer Anhänger König
X. und leistete mit Umsicht die Verteilung
rohen Invalidenhauses zu Paris während

des Straßenkampfs. Im J. 1838 übernahm er
in Prag auf kurze Zeit die Stellung eines Gouver-
neurs bei dem Herzog von Bordeaux und kehrte
dann nach Frankreich zurück. H. starb zu Paris
16. Jan. 1853.

Hautpoul (Alphonse Henri, Graf von), franz.
General, Bruder des vorigen, geb. zu Versailles
4. Jan. 1789, wurde 1806 Offizier und nahm an
dem Kriege gegen Preußen, sowie den Feldzügen
in Spanien teil, wo er 22. Juli 1812 bei Sala-
manca in Kriegsgefangenschaft geriet. Nach Napo-
leons Rückkehr blieb er den Bourbons treu, wurde
1816 Oberst und befehligte 1823 im span. Feldzuge
ein Garberegiment. Seit 1828 Brigadegeneral,
war er 1830 als Vertreter des Audedepartements
Mitglied der Deputiertenkammer, befand sich wäh-
rend der Julitage im Stabe des Marschalls Mar-
mont und wurde deshalb von der neuen Regierung
aus dem aktiven Dienst entlassen. Im J. 1834 trat
er für Montpellier als Abgeordneter in die Kammer
und wurde 1838 wieder in die aktive Generalität
zurückversetzt. H. befehligte zunächst die 11. Militär-
division, wurde 1841 Generalleutnant und be-
fehligte 1842 in St.-Omer, späterhin in Marseille,
zog sich jedoch nach dem Sturze des Königtums 1848
zunächst aus dem aktiven Dienst zurück und trat
im Mai 1849 für das Audedepartement in die Geset-
gebende Versammlung, in welcher er zur Rechten
gehörte. Im Okt. 1849 übernahm H. das Kriegs-
ministerium und zeitweilig daneben die Leitung des
Ministeriums des Auswärtigen, legte sein Amt
22. Okt. 1850 nieder und wurde Generalgouverneur
von Algier. Im J. 1851 nach Frankreich zurück-
gerufen, wurde er nach dem Staatsstreich Napoleons
zum Senator auf Lebenszeit und Großreferendar
des Senats ernannt und starb auf seinem Gute
St.-Papoul 28. Juli 1865.

Hautpoul-Salotte (Jean Joseph Ange d'),
franz. General, geb. 1754, trat 1777 in die franz.
Kavallerie und war beim Ausbruch der Revolu-
tion bereits Regimentskommandeur, nahm unter
der Republik an den Feldzügen in Holland und
Deutschland teil, wurde 1803 Generalinspektor
der gesamten Kavallerie und zeichnete sich in den
Kriegen von 1805, 1806 und 1807 als Führer
großer Reitermassen so aus, daß Napoleon I. ihn
zu seinen besten Generalen zählte. H. fiel 8. Febr.
1807 bei Preußisch-Eylau an der Spitze der zum
Angriff vorgehenden Reservekavallerie.

Hautreize sind Heilmittel, welche auf die Haut
gebracht, unter schmerzhaften Empfindungen eine
schwächere oder stärkere Hautrötung und Hautent-
zündung verursachen und in der Absicht angewen-
det werden, um auf entferntere kranke Organe eine
heilende Wirkung zu üben. (S. Ableitung.) Man
bedient sich hierzu mit Vorliebe der Senfteige und
des Senfspiritus, der Blasenpflaster, der Poden-
oder Pustelsalben, der Schröpfköpfe, des Glüh-
eizens, der Elektrizität u. a. Die H. bringen durch
Vermittelung der nervösen Centralorgane, also auf
reflektorischem Wege, eine mehr oder minder auf-
fallende Wirkung auf das Herz und die Gefäße der
verschiedensten Organe hervor, dergestalt, daß
schwache H. zunächst eine Verengerung der betref-
fenden peripheren Arterien veranlassen, wodurch
der Blutdruck gesteigert, die Circulation beschleu-
nigt, die Herzthätigkeit verstärkt, die Atembewegun-
gen aber verlangsamt werden; wogegen starke H.
die Herz- und Gefäßthätigkeit herabstimmen, so daß

die Gefäße erweitert und der Blutumlauf verlangsam werden. Man pflegt h. besonders bei plötzlich eintretenden Schwächezuständen und Ohnmachten, bei Neuralgien und andern schmerzhaften Empfindungen, beim Beginn entzündlicher Affektionen der Atmungs- und Verdauungsorgane, bei asthmatischen Anfällen und allen rheumatischen Zuständen mit Vorteil anzuwenden.

Hautrelief (Hochrelief), s. Relief.

Haut Rhin (Departement) ist seit 1878 wieder die offizielle Bezeichnung des aus dem Rest des frühern franz. Depart. Haut Rhin gebildeten Verwaltungsbereichs Velfort (s. d.).

Hautröthe, s. Erythem.

Hautschwellenbrüsen, s. unter Haut.

Hautschwiele (callositas, tyloma), eine gelbbraune, hornartige Verhärtung der Oberhaut, vorzugsweise an der Hand und den Fußsohlen, welche durch anhaltenden Druck und Reibung entsteht und mit dem Nachlassen der letztern gewöhnlich wieder von selbst verschwindet. Man entfernt sie durch erweichende Bäder und Pflaster oder durch Abtragen vermittelst des Messers.

Hautsinne, s. wie Tastsinn (s. d.).

Hautskelett, die harte, starre äußere Körperhülle, welche bei den meisten wirbellosen Tieren in Ermangelung eines Knorpelskeletts als Gerüst für die im Innern gelegenen Weichteile, sowie als Stützapparat dient, an welchem die Muskeln entspringen und sich anheften, besteht entweder aus Ablagerungen von kohlensaurem Kalk, wie die Kalkplatten der Seeigel und Seeesterne, die Kalkschalen der Weichtiere u. a., oder aus Chitin, wie das h. der Würmer, Krebse, Spinnweben und Insekten, oder aus kleinen Knorpelschälchen, wie bei den Tintenfischen und andern Kopffüßern. Auch bei manchen Wirbeltieren (Haifische, Störche, Krokodile, Schildkröten u. a.) wird außer einem innern Knorpelskelett ein eigentümlich entwickeltes h. gefunden, welches zum Theil durch Einlagerung von Knochenplatten in die Körperbedeckung zu Stande kommt und mitunter, wie bei den Schildkröten, mit innern Skeletteilen in Verbindung steht.

Hautschilddrüsen, s. unter Haut.

Häutung im allgemeinen nennt man die Abstoßung der obern Zellschichten sämtlicher, aus flächenartigen Zellenausbreitungen gebildeter Häute (Epithelien), welche sowohl innere Flächen, wie z. B. des Darms oder der Lungen, als die äußere Oberfläche des Körpers bekleiden. Im speziellen braucht man das Wort von der Erneuerung im ganzen, der Oberhaut oder Epidermis, welche bei vielen Tieren periodisch eintritt, gewöhnlich mit besondern leidenden Zuständen verbunden ist und häufig mit wichtigen Lebensabschnitten in Verbindung steht. Der Mensch und die Säugetiere häuten sich gewissermaßen beständig, indem die Oberhaut sich in kleinen Plättchen abschilfert; doch ist auch der Haarwechsel im Frühjahr und die Mauserung der Vögel ein periodischer Häutungs Vorgang. Besonders aber wendet man das Wort bei denjenigen Tieren an, wo die Haut im Zusammenhange sich abläßt, so daß sie meistens die Form des herausgeschlüpften Thiers darstellt. Bei allen diesen Häutungs Vorgängen, mögen sie nun, wie bei Amphibien und Reptilien, die hornigen, oder bei Gliedertieren die chitinartigen (Insekten) oder selbst verfallenen (Krebse) Panzer betreffen, bleibt die Matrix, aus welcher sich die abgestoßenen Teile bilden, zurück und ist schon

unter der abgestoßenen Haut die neue vorgelagert. Die h. der Gliedertiere steht stets mit wichtigen Lebensabschnitten in Wechselbeziehung, sei es mit schnellem Wachstum, dem die Haut nicht folgen kann (h. der Kricken), sei es mit Veränderungen der Form, wie Übergänge der Larven in Puppen und vollkommene Insekten. Vor solchen h. in welchen sogar auch die innere Oberfläche des Darmkanals gewechselt werden, sind die Tiere meist, freffen nicht, und viele gehen zu Grunde.

Hautwurzchen, s. unter Haut.

Hautwucherung, s. Nasarkia.

Hautwulst, Frattsein oder Bruchsein der Haut, schmerzhaftes Entzündung solcher Hautstellen, die sich aneinander reiben oder durch Schweiß und andere Ausflüsse gereizt werden, namentlich in der Achselhöhle, zwischen den Oberarmen und Hinterbacken, befallt häufig Säuglinge und kranke Leute und erfordert zu ihrer Heilung öfter Reinigung mit kaltem Wasser, Auflegen von Glycerinalge oder Glycerinsalbe und, bei starkem Risse der entzündeten Hautstellen, öfteres Bestreuen mit einem austrocknenden Streupulver, wie Bismuthpulver, Zinkweiß mit Stärke u. dgl. (s. auch Afters und Erythem.)

Hautwurm, s. unter Nagelkrankheit.

Hauy (René Just), franz. Mineralog, der Sohn der wissenschaftlichen Kristallographie, geb. 2. St. Just im Depart. Oise 28. Febr. 1743, wurde sich dem geistlichen Stande und bekleidete als Abt zuerst am Collège de Navarre zu Paris, kam aber 20 Jahre hindurch am Collège des Bernardins Lemoine eine Lehrerstelle. Von Danton in die Mineralogie eingeführt, machte er sich bald durch eine Reihe der wichtigsten Entdeckungen bekannt. Bei der Errichtung des Instituts wurde er Mitglied desselben. Obwohl er an der Revolution gar keinen Anteil nahm, brachte man ihn in den Septembertagen in die Gefängnisse des Seminars St. Joseph, aus denen ihn indes die Fürsprache von Deshayes St. Hilare befreite. Im J. 1798 wurde er zum Mitglied der Kommission für Maße und Gewichte, 1794 zum Konservator des Cabinet des mines, 1796 zum Lehrer der Physik an der Normalchule ernannt. Napoleon übertrug ihm 1800 die Professur der Mineralogie am Muséum d'histoire naturelle, bald darauf auch die an der Faculté des sciences. Er starb 8. Juni 1822.

Seine ersten Arbeiten über die Struktur des Granats und der Kalkspate erschienen 1781 (*Journal de physique*, 1782), seine bahnbrechende Abhandlung «Essai d'une théorie sur la structure des cristaux» folgte 1784. Nachdem schon in Schwed. Chemiker Torbern Bergman 1775 gefunden hatte, daß man aus allen Kalkspatkrystallen ein Primitivform herausziehen und durch Aufschichtung die andern Flächen ableiten könne, erkannte h. ganz unabhängig davon die Spaltungsgeometrie allgemein als konstant und ermittelte deren Zusammenhang mit den äußern Formen. Ferner entdeckte er das wichtige Grundgesetz von der Rationalität der Achsenschnitte, welches den gesamten Kristallbau beherrscht. Zu seinen bedeutungsvollsten Forschungen gehört das Auffinden des Gesetzes der Symmetrie, welches darin besteht, daß bei eintretenden Veränderungen einer Kristallform auch deren Kombination mit andern Formen alle gleichartigen Teile, Kanten, Ecken, Flächen immer gleich und auf gleiche Weise verändert werden, das

auf allen Theilen des Kerns, bei denen vollkommene Gleichheit und Ähnlichkeit stattfindet, sich das ige Abnahmegeſetz wiederholt. Zur Bezeichnung von Kryſtallkombinationen hat H. eine eigene, ich weitſchweifige und ſehr verlaſſene Nomen-: erſunden. Seine Hauptwerke ſind außer ein-: Abhandlungen: «*Traité de minéralogie*» e., Par. 1802; neue Aufl., 6 Bde., Par. 1822; ſ von Karſten und Weiß, 4 Bde., Eps. 1804, «*Traité élémentaire de physique*» (2 Bde., 1808; neue Aufl. 1821; deutſch von Blumhof, e., Weim. 1804), «*Traité des caractères quo des pierres précieuses*» (Par. 1817; ſ von Leonhard, Eps. 1818), «*Traité de cristallographie*» (3 Bde., Par. 1822).

Hauy, Bruder des vorigen, geb. 1745, Blindenlehrer, widmete ſich vor-: weiſe dem Studium der neuern Sprachen und t eine Stellung im Miniſterium des Auswärt-: Seinen Ruf begründete er jedoch durch ſein m des Blindenunterrichts, welches er in der hm 1784 errichteten Blindenanſtalt zu Pa-: Anwendung brachte und später (ſeit 1806) nach Berlin und Petersburg verpflanzte. dem er 1817 aus Rußland zurückgekehrt, lebte ſeinem Bruder zu Paris, bis er 18. März ſtarb. Sein Syſtem ſetzte H. in dem «*Essai d'éducation des aveugles*» (Par. 1786) aus-: der. Auch in dem «*Mémoire historique sur legraphie*» (Par. 1810) hat er beachtens-: Bemerkungen über den Unterricht der Blind-: Taubſtummen mitgeteilt.

Hauy iſt ein reguläres, vorwiegend im Rhom-: bedaeder, welchem auch die Spaltung folgt, in der Kombination deſſelben mit dem Ol-: kryſtalliſirtes Mineral, welches aber ge-: lich als einzeln eingewachſene kryſtallförmige r ausgebildet iſt; meiſt laſur- bis himmel-: oder bläulichgrün, ſelten farblos oder weiß, bis ſettglänzend, durchſcheinend; Härte = 5 s. Chemiſch iſt der H. dem Roſean ſehr nahe und, indem in ihm mit 2 Molekülen eines nthonerſilicats ($\text{Na}_2\text{Al}_2\text{Si}_2\text{O}_6$) auch 1 Mole-: kulonſulphat (Na_2SO_4) verbunden, immer ine nicht unbetächtliche Menge des Natrons die entſprechende von Kalk erſetzt iſt. Die ſäure ſchwankt in den Analyſen um 36, die eſſigſäure um 11,5 Proz. Die prächtige blaue wird wahrſcheinlich durch etwas beigemisch-: ſchwefelnatrium (wie beim Lapis lazuli und künstlichen Ultramarin) bebingt. Salzsäure t das Mineral unter Abſcheidung von Kieſel-: le. Die Verbreitung iſt, ſoweit bekannt, auf iſche Geſteine beſchränkt, in denen der H. ein-: hſen iſt; größere Kryſtalle und Körner ſind in den Laven des Vultur bei Neſſi (ſehr reich in denen des Veſuv und aus der Umgebung iacherſees, im Bepertin des Albanergebirges n Rhonolith des Hohentwiel im Hegau, auch n Capoverden.

wana (La), die H., eigentlich San-Chri-: l de la Habana, die Hauptſtadt der ſpan. Cuba (ſ. b.), an deren nördl. Küſte gelegen, lüttelpunkt des ſpan.-amerik. Handels und der belebteſten Handelsplätze der Neuen der wichtigſte Weſtindiens, iſt der Sitz des allkapitans und Generalintendanten der In-: es Kommandanten der Marine, eines Vi-: , eines Appellations- und Handelsgerichts,

ſowie einer Univerſität und zählt (1882) 208 041 E. Der Hafen der Stadt, einer der ſchönſten und ſicherſten der Erde, wird von der Lagida gebildet, einer fleblattförmig in die drei Buchten von Regla oder Marimelena, Guanabacoa und Atares geſpal-: tenen Bai, die gegen 23 qkm einnimmt, bis 11 m Tiefe hat und an ihrem 2000 m langen Quai ſelbſt den größten Fahrzeugen das Anlegen geſtattet. Der Eingang wird im Weſten durch das Fort de la Punta, im Oſten durch das Fort Morro mit dem Leuchtturm und die 1764 aufgeführte Citabelle La Cabana über dem Muelle (Dock) de Tricornia bei Casa-Blanca verteidigt, während auf der Land-: ſeite die Forts Atares, Principe, San-Carlos und mehrere Batterien eine Kette von Beſtellungen bilden. Die Stadt ſelbſt liegt an der Weſtſeite des Hafens auf einer Halbinſel in dem blühendſten Diſtrikt Cubas, in einer von Landhäuſern, kleinen Ortſchaften, Kaffeepflanzungen, Gärten und Pal-: menalleen bedeckten Gegend. Früher ward ſie gegen die zahlreichen Vorſtädte durch Feltungs-: mauern und Wälle abgeſchloſſen, die 1863 abge-: tragen und planiert wurden. Seitdem ſind auch weſentliche Verbeſſerungen in den Straßenbauten der Stadt zur Ausführung gekommen, die ihr im Innern ein ſchöneres, reinlicheres Anſehen gewäh-: ren und auf den durch das Gelbe Fieber gefährde-: ten Geſundheitszuſtand gütlich einwirken. Die Häuſer der Stadt zeichnen ſich durch ihre Feſtigkeit und Maſſenhaftigkeit aus, doch gibt es auch ge-: ſchmackvolle und namentlich koſtbare, aber keine durch ihre Architektur hervorragenden Gebäude. Die 1724 von den Jeſuiten erbaute Kathedrale zeichnet ſich durch Einfachheit und Symmetrie des Innern aus. In ihr werden die überreſte des Co-: lumbus aufbewahrt, die 1796 von Santo-Domingo hieher gebracht wurden. Außerdem zählt die Altstadt 3 Pfarr- und 12 Kloſterkirchen, und die Außenſtadt hat neuerdings mehrere hübfche Kirchen erhalten. Unter den Gebäuden verdient der Pa-: laſt des Generallapitans Erwähnung. Auf der Plaza de las Armas, der ſchönſten der Stadt, er-: hebt ſich die Marmorkatue Ferdinand's VII. Außer-: dem gibt es vier Marktplätze und ein großes Campo de Marte. Die Außenſtadt beſitzt zwei ſchöne Pa-: ſeos oder Spaziergänge, von denen der eine am botan. Garten hinführt. Der Cirkus für Stier-: gekämpfe befindet ſich an der Oſtſeite des Hafens, an deſſen Südſeite Guanabacoa, das wichtigſte See-: bad, liegt. Von den drei Theatern gehört das 1836 erbaute Lacontheater durch ſeine innere Aus-: ſtattung und Größe zu den erſten der Welt. Dieſem gegenüber ſteht die Erzſtatue der Königin Iſabella am großen Paſeo de Iſabella.

Die Stadt iſt vor allem Handelsſtadt und ihr einträglicher Verkehr hat großen Luxus hervorgeru-: fen. In dem ſtets mit einem Maſtenwald be-: deckten Hafen ſind alle ſeeſahrenden Nationen ver-: treten, und in der Stadt befinden ſich viele fremde, auch deutſche Handelshäuſer. Im J. 1882 liefen 1424 Schiffe mit 1258 181 t Gehalt ein. Die Ein-: fuhr beträgt etwa 70, die Ausfuhr 45 Proz. des Gesamt Handels von Cuba. H. führte 1882 aus: 177659 Kisten und 217615 Fäſſer Zucker, 12464936 Pfd. Tabak, 153141 Tauſend Cigar-: ren u. ſ. w. Börſe und Bank machen bedeutende Geſchäfte. Dampfboote verbinden H. mit den übrigen Häfen der Inſel, ſowie mit Neuport, Neuorleans, Vercruz, Spanien und England,

Eisenbahnen mit Guanajay, Batabanó, Matanzas, Cardenas, Cienfuegos, Santa-Clara und Sagua la Grande. Die Stadt besitzt zahlreiche Zuckerröbereien, Rum- oder Lasterbrennereien, Tabak- und Cigarrenfabriken, sowie mehrere Schokoladenfabriken. Berühmt sind die Havana cigarren, für die es weit über 100 Fabriken und zahllose Läden gibt.



Topographische Karte von Havanna.

Silva, Uguet, Upmann, Cabañas, dos Amigos, Bernanos, Cabargos u. f. w., die man in Europa als Cigarrennamen kennt, sind die Handlungskriterien der großen havanesischen Fabriken. Die Thätigkeit der königl. Werfte, des Arsenal's von H. ist für das Mutterland von großer Wichtigkeit. Durch die 1728 gegründete und 1818 erweiterte Universität zeichnet sich H. vorteilhaft vor den andern Hauptstädten des span. Amerika aus. Dazu kommen eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, viele Unterrichtsanstalten, auch für Zeichnung und Malerei, ein botan. Garten, eine Schiffschule u. Die 1793 gegründete Gesellschaft der Vaterlandsfreunde hat sich um die Förderung von Ackerbau, Industrie und Kunst große Verdienste erworben. Vgl. Carrinaga, »Die wirtschaftliche Lage Cubas« (Lpz. 1881).

Die Stadt H. wurde 1519 an ihre jetzige Stelle verlegt, nachdem sie 1515 von Diego Velazquez an der Südküste in der Gegend des jetzigen Hafens Batabanó gegründet worden war. Die Flüstrier plünderten sie 1555, aber erst 1668 besetzte man sie gegen die Seeräuber. Am 14. Aug. 1762 nahmen sie die Engländer nach zweimonatlicher Belagerung ein, gaben sie aber 1763 zurück, seit welcher Zeit H. bei Spanien geblieben ist.

Havarie, f. Haverei.

Havo, röm. Größ, f. Ave.

Havel, der bedeutendste rechtsseitige Nebenfluß der Elbe, welcher, während die Quellen von der Mündung nur 94 km entfernt sind, eine Stromentwicklung von 291 km und ein Gebiet von 26 275 qkm umfaßt und größtenteils nur eine Kette

von Seen bildet. Der Fluß nimmt seinen Ursprung in 70,8 m Seeshöhe 7 km im Nordwesten von Ruckstett in Reddenburg in den Abflüssen des Kleinen und Großen Bodensees beim Dorfe Langbagen; 6,1 km südlicher, bei der Graninger Mühle, beginnt seine wilde Flößerei und wieder etwas südlicher, mit dem Labusse, die eigentliche Flößerei.

Nach 24 km Lauf fängt mit dem Bublizer die Schiffbarkeit an. Aber Järstenberg stehend, tritt die H. aus dem Stolpsee, nachdem sie beim Dorfe Steinforde den Namen Steinhavel und beim Austritt aus dem Schwebtersee den Namen Sichelhavel angenommen hatte. Aber Jechenid, Eibenwalde, Dranienburg, Spandau, Potsdam, Brandenburg, Blau, Rathenow, Havelberg nimmt sie ihren weitem Lauf und mündet Werben gegenüber in den Elbstrom. Zwischen Järstenberg und Dranienburg tritt die H. in die nördl. Bodensenke der Mark

Brandenburg und hat sumptige Ufer. Durch die Einmündung der Spree, die ebenso lang ist wie die H. selbst, und außer welcher diese nur unbedeutende Wasser (wie zwischen Rathenow und Havelberg die Dosse) aufnimmt, tritt in Bezug auf Wassermenge und Richtung des Stromlaufs eine bedeutende Veränderung ein. Von Spandau bis Blau fließt die H. im ganzen nach Westen, bald 630, bald nur 63 m breit, bald überaus tief, bald wieder flach. Plötzlich entwickelt sich der mit geringem Gefälle dahinschleichende Fluß zu weiten, prächtigen Seen. Zu diesen Havelseen gehört der Tegeler See bei Tegel, der nördlichste, der große See zwischen Spandau und Potsdam, der Havelnsee, der Jungfersee bei Potsdam und südlicher bei Werder der Schmielensee. Wiederum seeförmig (von Henningsdorf bis Barenz 67 km weit) geht sie weiter, bis sie bei Deeg die Gestalt eines 250—315 m breiten Stroms annimmt und sich dann wieder auf 95 m verengt. So läuft sie auf die Stadt Brandenburg zu, in deren Norden sie sich zum Veersee erweitert. Unterhalb desselben bildet sie den 13 km langen und 3,6 km breiten Brühlensee. Von Blau oder Prietbe konvergieren sie der Elbe und wendet sich gegen Nordwesten. Auf der untersten Stromstrecke tritt sie wieder in die nördl. Bodensenke, und die Vereinigung mit der Elbe gleicht einem großen Seebecken.

Die H. ist für den Binnenhandel Breuhens von großer Wichtigkeit, doch wird die Schifffahrt durch die wechselnden Verhältnisse erschwert. Ihr Lauf hat abführende Kanäle notwendig gemacht. Der Zschener Kanal ist 2,1, der Templiner 13,2, der

towkanal 9,4, der Tschelliner Kanal oder V. er Min 10,4 km lang. Der Ruppiner Ka., 1799 zwischen dem Gremmersee und Frieden- angelegt und 15,4 km lang, ist durch die Do- mke gegen Westen geführt, während der Jino- w (f. Jino w) gegen Osten durch das Ober- zur Ober geht. Der 32 km lange Blauelche al geht aus dem Blauerigen See westwärts Mare an der Elbe. Der für seine Röhre und Holzstößen dienende, 16,4 km lange Nieder- emborfer Kanal geht oberhalb Spandau bei erneuendorf aus der S. und fließt als Großer elländischer Hauptkanal (f. Hauptgraben) rhalb Marknow wieder in die S.

n der Wendengert wohnen in mittlern und rn Gebieten der S. die Haveler. Jetzt ver- man unter Haveland das Land, das von S. und der von dem Unterlauf des Min und Dasse durchflossenen Bodenteile begrenzt wird. inilkrats versteht man unter Haveland jwei se des Regierungsbezirks Potsdam den Kreis haveland, der 1223,25 qkm mit (1880) 97 8 zählt, und den Kreis Westhaveland 1208 6 qkm und 53 500 E.

avelberg, Stadt im Regierungsbezirk Pots- der preuß. Provinz Brandenburg, Kreis West- gnitz, auf einer durch drei Inseln mit dem e verbundenen Insel der Havel, 11 km ober- ihrer Mündung in die Elbe, 9 km südlich von tion Olden der Berlin-Hamburger Bahn, N eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, hat Realprogymnasium und zählt mit der Vorstadt, recht an der Havel gelegenen Domstift und 1876 der Stadtgemeinde einwohnernden sechs gmeinden (1880) 7064 meist prot. E., die betri. Bierbrauerei, Zuckerraffinerie, Ziegel- meret, lebhaften Spieltheater- und Holzhandel, isfahrt und Schiffbau treiben. Der altertüm- Dom, auf einem Berge vor der Stadt, gehört en schönsten Kirchen der Provinz. Hier grün- Kaiser Otto I. 946 ein später dem Erzbischof Magdeburg untergebenes Bistum, dessen Hof gewöhnlich 16 km nördlicher in der Platten- z oder in Wittstock residierte und welches 1548 zehoben wurde. Das Domstift wurde hierauf zslantrich und bestand bis zum königl. Dekr i 30 Okt. 1810, das alle ehemaligen geistlichen re in der Monarchie einzog. Doch verzögerte sich wirkl. Aufhebung des Domstifts bis 1819. S. früher eine wichtige Festung. Im Dreißigjäh- rige wurde es 13 Aug. 1637 den Dänen von Kaiserlichen, 9 Juli 1631 den letztern durch die weden unter Baner, 22 Dec. 1635 sowie aber- 8 im Juli 1636 durch Baner den Sachsen und im i 1637 durch den sächsl. General Alving den weden entrissen. Im J. 1870 lagte eine Feuer- all einen großen Teil der Stadt in Asche. Spl- ler. • Geschichte des Bistums S. • (Verl. 1870). Haveland, f. unter Havel. Havelod (Sir Henry), brit. General, geb. April 1796 zu Bishops-Cleeve (Worcestersh- ream), trat 1815 als Offizier in die 1. Lan- cade und kam 1823 mit dem 13. Infanterie- ment nach Ceylon. Beim K. K. des ersten on. Kriegs (1844) im General-Staff des A. J. o Campbells angestellt, wohnte er mehreren Kref- bei und beschrieb den Krieg in seiner »History the Ava campaigns« (Lond. 1847). Im J. 1848 wurde er zum Hauptmann auf, machte 1849

den afghan. Feldzug mit und veröffentlichte »Na- rative of the war of 1839/40« (Lond. 1840), sowie »Mémorial of the Afghan campaigns« (Lond. 1841). Bei der Verteidigung von Dichekalabad gegen Akbar-Chan leistete er die wichtigsten Dienste. Ende 1843 begleitete er die Armee unter Sir Hugh Gough nach Swatior, wurde 1844 Oberlieutenant und kämpfte mit Auszeichnung in den Kriegen gegen die Sühle, bei Moodlee, Ferozeshah und Sobnaga (1845—48). Nachdem er seit 1845 in Europa ge- lebt, lehrte er 1851 nach Bombay zurück und wurde zum Oberst und General-Quartiermeister der königl. Truppen in Indien ernannt. Nach dem Ausbruch des pers. Kriegs erhielt er 1856 als Generalmajor das Kommando der zweiten Division, mit der er sich an dem Zug nach Mohammerah beteiligte. Im April 1857 nach Kalkutta zurückgekehrt, elste er auf die Kunde von dem Militäraufstande nach Allahabad und übernahm den Befehl über das zum Entzug von Cawnpore und Lucknow bestimmte Korps. Er schlug die Insurgenten unter Rann Sahib bei Jaitpur, vertrieb sie 16. Juli aus Cawnpore und brach gegen Lucknow auf, mußte aber nach mehreren heftigen Treffen sich hinter den Ganges zurückziehen. Verstärkt durch die Kryp- pen des Generals Outram, setzte S. 19 Sept. sich abermals nach Lucknow in Marsch, schlug am 21. den Feind bei Unao, am 26. dessen Hauptmacht 8 km von Lucknow und erreichte tags darauf diese Stadt. S. und Outram blieben mehrere Wochen hindurch den Angriffen des übermächtigen Feindes ausgesetzt, bis der Oberfeldherr Campbell ihnen 17 Nov. zu Hilfe kam. S. starb 26. Nov. 1857 in Kumbhagh bei Lucknow an der Ruhr. Ehe noch die Nachricht von seinem Tode in der Heimat eintraf, hatte die Königin Victoria ihn mit dem Titel S. von Lucknow und einer lebenslangen Pension von 1000 Pf. St. zum Baronet erhoben. Tiel und Pension gingen über auf seinen ältesten Sohn, Henry MacMahon S., geb. 6 Aug. 1830. Auch dieser trat in die Armee, diente 1857 in Persien, 1857—69 unter seinem Vater und Lord Clyde in Indien, 1863—66 in Neuseeland, 1867 in Canada und fung 1902 zum Obersten auf. Seit Febr. 1871 ist er liberales Parlamentsmitglied für Sunder- land. T. T. Macol, »Sir Henry H. • (Lond. 1858). MacMahon, »Memoirs of Sir Henry H. • (2 Bde. Lond. 1870), eine deutsche Bearbeitung d. d. T. T. Macol in Würzburg »Generalmajor Sir Henry H. • (Lond. 1858).

Havelod — Art Mantel, nach dem engl. Gewandmacher benannt.

Havelsteen, f. unter Havel.

Havemann (Wih.), namhafter deutscher Ge- schichtschreiber, geb. 27. Sept. 1800 zu Raneburg, studierte seit 1819 erst in Göttingen, dann in Gr- langen die Rechte, war aber durch seine Teilnahme am Jünglingsbund verhindert, die jurist. Laufbahn fortzusetzen, und wurde Lehrer in Darmstadt. Bei den gegen die Teilnehmer an polit. Verbindungen eingeleiteten Untersuchungen wurde auch er verhaf- tet und 1825 in Hannover zu fünf Jahren Gefäng- nis verurteilt. Nachdem er 1829 wieder die Frei- heit erlangt, wurde er Lehrer an der Generalland- akademie in Hannover, 1831 Lehrer am Pädago- gium zu Alfeld, 1838 Professor der Landwirts- schaft an der Universität Göttingen, wo er 1850 in die Societät der Wissenschaften aufgenommen wurde und 28. Aug. 1869 starb.

Seinen Ruf als Geschichtschreiber begründete H. mit der «Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien 1494—1515» (2 Bde., Hannov. 1833—35) und der biographischen Skizze «Magnus II., Herzog zu Braunschweig und Lüneburg» (Lüneb. 1836). Sein Hauptwerk ist die «Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg» (2 Bde., Lüneb. 1837—38; neu bearbeitet in 3 Bdn., Göt. 1853—57). Von seinen übrigen Arbeiten sind hervorzuheben: «Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Lüneburg» (Göt. 1839), «Mittheilungen aus dem Leben von Michael Neander» (Göt. 1841), «Kirchenreformation der Stadt Göttingen» (Göt. 1842), «Handbuch der neuern Geschichte» (3 Bde., Jena 1840—44), «Geschichte des Ausganges des Tempelherren-Ordens» (Stuttg. u. Tüb. 1846), «Darstellungen aus der innern Geschichte Spaniens während des 15., 16. und 17. Jahrh.» (Göt. 1850), «Das Leben des Don Juan d'Austria» (Gotha 1865) und «Das Kurfürstenthum Hannover unter zehnjähriger Fremdherrschaft, 1803—13» (Jena 1867). H. redigirte 1841—48 die «Göttinger gelehrten Anzeigen».

Have pia animal (lat.), d. h. lebe wohl, fromme Seele! oft vorkommende Grabschrift.

Havercamp (Siebert), holländ. Philolog, geb. im J. 1684 zu Utrecht, erhielt, nachdem er mehrere Jahre auf der kleinen seeländ. Insel Oberkate Prediger und Rektor gewesen, 1721 die Professur der griech. Sprache, später auch die der Geschichte und Beredsamkeit zu Leiden. Er starb 28. April 1742 zu Utrecht. H. erwarb sich Anerkennung theils durch seine numismatischen Studien, deren Ergebnisse der «Thesaurus Morellianus» (2 Bde., Amsterd. 1734; fortgeführt von Besseling, 3 Bde., Amsterd. 1752) und das «Numophylacium reginae Christinae» (Kopenh. 1742) enthalten, namentlich aber durch die Erklärung vieler alter Schriftsteller, obgleich er hier oft nur ohne Kritik Material aufhäufte. Die vorzüglichsten Ausgaben von ihm sind die des «Apologeticus» von Tertullian (Leid. 1718), des Lucrez (2 Bde., Leid. 1725), Josephus (2 Bde., Amsterd. 1726), Eutropius (Leid. 1729), Drosius (Leid. 1738), Sallustius (2 Bde., Amsterd. 1742) und Censorinus (Leid. 1743). H. entging selbst nicht bei Zeitgenossen dem Vorwurfe der Oberflächlichkeit, der auch später bestätigt wurde.

Haverei oder **Havarie** nennt man in den neuern Seerechten alle Schäden und Kosten infolge von Unfällen während der Seereise eines Schiffs, die den davon Betroffenen nicht als Schuld zugurechnen sind. Sie bilden entweder die große (allgemeine, gemeinschaftliche) oder die besondere (theilweise, particulare) H.

Unter die Große Haverei (frz. *Avarie grosse*), welche von Schiff, Frachtgeld und Ladung gemeinschaftlich zu tragen ist, fallen die zur Abwehr oder zur Minderung einer gemeinschaftlichen Gefahr abzüglich herbeigeführten Schäden und die deshalb aufgewendeten Kosten, z. B. wenn das Schiff bei Seenot durch Seewurf, d. h. durch Überbordwerfen von Waren oder Schiffsteilen (wie der gelappten Masten), erleichtert, zur Abwendung des Untergangs oder der Aufbringung auf den Strand gesetzt und in reparaturfähigem Zustande wieder abgebracht, in einen Nothafen geborgen, von Feinden oder Seeräubern losgelaufen worden ist.

Besondere Haverei (frz. *Avarie particuliere*) liegt dagegen vor, falls der Schaden oder die Verungunstkosten entweder nur das Schiff oder nur die

Ladung oder Ladungsteile betreffen (z. B. wenn das gestrandete Schiff verloren ist, die Ladung aber durch bezahlte Helfer geborgen wird), ingleichen nach deutschem Seerecht, wenn die Beschädigung durch Brangen (Hartsegeln, d. h. übermäßiges Segelführen, um der Strandung oder Aufbringung zu entgehen) herbeigeführt wurde. Zur Feststellung, ob H. und welche Art derselben vorliegt, muß der Schiffer nach der Ankunft am Bestimmungsort, oder in dem erreichten Nothafen, oder, wenn das Schiff verloren ging, an dem Orte, wo die Ladung geborgen wurde, den Hergang des Falls bei der dazu verordneten Behörde vollständig auseinandersetzen und samt der Mannschaft diese Darlegung (die Verklarung, den Seeprotest) eidlich erklären. Hierauf stellen eigens ernannte Sachverständige die Dispatch auf, d. h. die Berechnung über die Verteilung der Schäden und Kosten. (S. Dispatch.) Gegen die Verluste durch H. schützt man sich durch die Affekuranz. (S. Seeverversicherung.)

Kleine Haverei nennt man die Unkosten und Abgaben beim Ein- und Auslaufen eines Schiffs (Losseggeld, Leuchtgeld, Hafen- und Ankergeld, Schlepplohn, Sanitätsgebühren u. s. w.). Dieselben wurden ehemals von Schiff und Ladung gemeinsam nach Verhältnis der Werte der Objekte gerechnet und getragen; jetzt wird statt dessen von den Ladungeigentümern eine prozentweise Zusage zum Frachtlohn gezahlt, das sog. Primogeld oder die Primage, für welche an allen Ladestellen feste Sätze bestehen, gemeinhin 5 oder 10 Proz. Nach deutschem Seerecht fällt die Kleine H. in Ermangelung einer entgegenstehenden Abrede dem Frachter (Schiffer) allein zur Last; wie erwähnt, hält sich derselbe aber durch die kontrahierte Primage dafür schadlos.

Das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch behandelt die Große H. in Art. 702—735, die Besondere H. in Art. 703—709 und 849, die Kleine H. in Art. 622. In neuester Zeit ist, insbesondere von England aus, für Herstellung eines internationalen Havereigroßrechts lebhaft agitiert worden; zu diesem Behufe haben fünf Kongresse in Glasgow (1860), London (1862), Port (1864), Bremen (1876) und Antwerpen (1877) stattgefunden. Dieser letzte Kongreß stellte, anknüpfend an denjenigen von 1864, zwölf Grundsätze auf, die als York und Antwerp rules bezeichnet werden, denen in England Lloyd indeffen nicht zugestimmt haben.

Haverfordwest, walisisch *Hwlford*, Hauptstadt von Pembrokeshire in Wales, Seehafen, Marktstadt, Parlaments- und Municipalsborough, liegt malerisch auf einem Hügel am West-Gledensfluß, 13 km im NW. von Milford und 442 km im NW. von London, und zählt (1881) 6393 E. Die St. Marienkirche ist eine der schönsten in Süd-wales; neben derselben steht als Überrest des Schlosses auf einem Felsen am Fuß ein Turm, der zum Graffschloßgefängnis ausgebaut worden ist. Unterhalb am Fluße liegt der Rest einer Augustinerkloster aus dem 12. Jahrh. Kleine Fahrzeuge kommen den Fluß bis zur Brücke herauf. Im J. 1105 siebelten sich hier Flamländer an, deren Einfluß bewirkte, daß man in der Stadt nicht walisisch spricht und daß der Hüttenbau in der Umgegend einen fremdartigen Charakter hat.

Haverfische Knochen, s. u. Knochen.

Havin (Leonor Joseph), franz. Publizist, geb. 8. April 1799 zu Paris, ging mit seinem 1816

seinen Vater nach England und Belgien, lehrte nach Frankreich zurück und wurde zu Caen Lehrer der liberalen Partei. Er wurde 1830 enbriechter in Saint-Es, 1831 Maire von Thon und war 1831—48 Mitglied der Zweiten Kammer, wo er sich der Linken anschloß. In der Malversammlung 1848—49 hielt er sich zur rechten Partei; 1849 trat er in den Staatsrat und erst 1863 wieder eine Wahl in den Gebenden Körper an, wo er für die demokratischen Interessen wirkte. Er war seit 1861 Direktor der „Belle“, den er zu einer der gelesesten Zeitungen Frankreichs machte. Er starb 12. Nov. 1868 in Paris.

Havlicek (fpec. Havlicek, Karl), (geb. 31. Okt. 1821 in Borsna, Böhmen), studierte in Prag Philosophie, auf war er 1849—53 Hauslehrer in Mostau, betrieb seine dortigen Erfahrungen in den Jahren aus Rußland (=Obrasy z Rusi), die

ten Planung der hier 6,25 m tiefen Seine, bei dem 100 m hohen Kreiselap La Seine und Endpunkt der Hauptlinie (Paris-H.) der franz. Westbahn, 89 km westlich von Rouen, 228 km im NW. von Paris, ist regelmäßig und gut gebaut, hat neun Quais, mehrere schöne Plätze und Straßen mit Fontainen und zählt (1881) 106 540 E. Unter den Gebäuden sind hervorzuheben die Kirchen Notre-Dame (zwischen 1557 und 1600 erbaut) und St. François und das Große Schauspielhaus (außer welchem noch zwei Theater bestehen), ferner das 1855 im Renaissancestil erbaute Hôtel de Ville, die Börse, das Zeughaus, das 1669 erbaute Marinewerft, das Zollhaus, die Tabakfabrik und das neu aufgebaute Stablfabrikant Franchet. Vor dem Museum stehen die Bronzestatuen der hier geborenen Bernadine de St. Pierre und Cosimire Delavigne, von David d'Angers. Er hat einen Gerichtshof erster Instanz, zwei Friedensgerichte, eine Handelskammer, Handelsschule und ein Handelsgericht, ein



Topographische Lage von Havre.

erhielt noch nicht frei von slavophiler Einseitigkeit. Nach seiner Rückkehr nach Böhmen war journalistisch tätig und erlangte besonders im Jahre 1848—51 einen großen Erfolg auf dem Gebiete der Herausgabe der „Narodni priny“ in Prag und danach des „Slovana“ in Stettin, was ihm zuletzt mehrjährige Internierung nach Brinn in Tirol zuzog. Den letzteren Vorgang schildern H. s. bestehende „Tiroler Gegend“. 1855, infolge schwerer Erkrankung, ward ihm die Rückkehr nach Böhmen, zuletzt auch nach Prag gestattet, wo er 29. Juli 1856 starb. H. ist einer der originellsten und selbständigsten Charaktere der neueren geistl. Bewegung. Seine stets scharf pointierten Epigramme schonten weder Freund noch Feind und sind daher zum großen Teil noch nicht abgedruckt. Die von ihm hinterlassene satirische Dichtung „Die Laune des heil. Blasius“ („Krest sv. blaziusa“) erschien erst 1877 in Prag. Auch war er geschätzter Kritiker, überfachte aus Vogel, Bolte u. a. H. s. „Gesammelte Schriften“ („Sborna spisov“, Bd. 1) erschienen in Prag (1870). Eine Biographie H. s. schrieb Liska (Prag 1883).

Havre oder Le Havre de Grace, nächst Rouen der bedeutendste Handelshafen Frankreichs, die erste Hauptstadt eines Arrondissements im Departement Seine, nördlich an der gegen 9 km breiten

Örreum, eine hydrogr. Schule mit Sternwarte, einen Gewerberat, eine Gewerbeschule, eine städtische Bibliothek von 30 000 Bänden, ein Museum für Kunst, Altertümer und Naturgeschichte, sowie mehrere wissenschaftliche Vereine, ein prot. Konfessionarium und eine Synagoge, sowie stark besuchte Seebäder von Ste. Andrée, 4 km von der Stadt. Der Hafen, dessen 75—100 m breiter Eingang 240 m lang ist, und der 600 Schiffe faßt, besteht aus acht gesonderten Bassins (von 63 ha Fläche und 8300 m Querschnitt), von denen das 1846—56 angelegte 21 ha große der Eure eins der schönsten der Welt ist; er hat einen großen Vorhafen und zwei Leuchttürme, und ist durch zwei Forts und drei Kasernen befestigt. Der günstigen Lage an der Mündung der großen Wasserstraße von und nach Paris, sowie der Vortrefflichkeit des Hafens (außer Cherbourg der einzige an der ganzen Nordküste, welcher für große Schiffe vollkommen zugänglich) verleiht die Stadt ihre gegenwärtige Handelsbedeutung, die durch regelmäßigen Dampfschiffverkehr mit Havre, Trouville, Caen, Antwerpen, Brüssel, Rotterdam, Hamburg, London, Liverpool, Southampton, Glasgow, Swansea, Bristol, Kopenhagen, Petersburg, Konstantinopel, Odessa, Brasilien, Montevideo, Buenos Ayres, Antillen,

Newport, Neu-Orleans, Mexiko, Canada, sowie durch Verbindungen mit den franz. Kolonien gefördert wird. Zugleich ist es ein wichtiger Platz für Auswanderer geworden, 1880 war die Zahl derselben 30867, worunter 2645 Franzosen. Neben großem Handel, vorzüglich mit Kaffee, Baumwolle, Häuten, Kupf. und Gerbböhlern, hat die Stadt eine Tabakfabrik, eine Zucker- und eine Petroleumraffinerie, mehrere chem. Fabriken, eine Glasfabrik, Ziegelm., Brauereien, Häutever., Baumstoffm., Weberei, Mühlen, ferner Kupfer- und Eisenhammer., Eisenhammer., Dampfmaschinenfabr., mechan. Holzägrer. und Schiffbau auf drei Werften.

Henry I. gründete an der Stelle des unwichtigen röm. Constantia Castra 1517 die Villa Francois in der Nähe einer Kapelle der Notre-Dame de Grâce, wonach sie benannt wurde. Der Ort ward mehrmals, zumal in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., von Sturmfluten heimgesucht. Im J. 1562 überlieferten die Protestanten die Stadt den Engländern, 1664 aber wurde sie wiedergewonnen, und von den Engländern bombardiert 1694 und 1760. Durch Niederst. und Bauhan wurde der Hafen den größten Schiffen zugänglich gemacht. Schon 1673 ward schon S. ein bedeutender Handelsplatz und schickte Schiffe nach Neufundland und Spitzbergen auf den Stodfish- und Walfischfang aus. Die Stadt wurde auch Sitz einer Kompagnie, die 1643 eine Handelsstation auf Madagaskar, und später einer Senegalkompagnie, die ein Comptoir am Senegal anlegte. Vgl. H. Joanne, «Le H., verdai etc.» (Par. 1879).

Gavre de Grace, Hafen im County Warrford des Staates Maryland in den Vereinigten Staaten von Amerika, liegt an dem von. Über des Sudquehanna, unmittelbar vor der Mündung in die Chesapeakeb. und 36 km nördlich von Baltimore und zählt (1880) 21100. Die Stadt Philadelphia, Wilmington und Baltimore sind überdies hier auf einer 207 m langen Brücke den Sudquehanna. S. gehört zu den schönsten landschaftlichen Punkten des Orients der Union.

Haw., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Haworth.

Hawadshi (arab.), «Kaufmann», in Ägypten Bezeichnung der Europäer.

Hawati-Inseln, Inselgruppe im Stillen Ocean, s. Sandwichinseln.

Hawarden, Marktstadt in Flintshire in Nord-Wales, 5 km westlich von Chester, auf einem Hügel mitten in einem Kohlenb. und in der Nähe wertvoller Thonsteine, zählt (1881) 15696 E., welche großes irdenes Geschir., Drahtdr. und feuerfeste Ziegel fertigen. Die Familie Maude nennt sich Baronet von S. In der Nähe liegt das 1752 erbaute Hawarden-Castle, 1894 im got. Stile umgebaut, das 1874 durch Giftgas in den Besitz von Gladstone kam.

Hemash, Strom südlich von Abyssinien im Lande der Afer oder Tanahi, entspringt im SW. von Schoa, im Vorgebirge an den Südhängen des abyssinischen Alpenlandes, fließt nach N., dann in 1000 m Höhe nach NO. und endet in einem großen Salinen-Abbebad-Kola, 80 km westlich von der Tadijura-Bai, zwischen 11 und 12° nördl. Br. Er ist im größeren Teile seines 400 km langen Laufs noch unersucht. In seinem mittlern Laufe bildet der S. die Ogränge des Reiches Schoa.

Hemish, Municipal- und Parlamentsborough in Roxburghshire in Schottland, 16 km im SW. von Jedburgh und 65 km im SW. von Edinburgh, liegt am Südufer des Tweed, bei seiner Vereinigung mit dem Easing, einem wasser., durch die Stadt fließenden Flusse, aber den eine Brücke zu dem Stadthofe Winton führt, hat sieben Kirchen, ein Armenhaus, eine Latenschule, Handwerkerschule, eine 1866 gebaute Börse mit einer Bibliothek und zählt (1881) 16184 E., welche wollene Zeuge, Strumpfm., Handschuhe, Dichter fabri., auch eine Glasglaser. und eine Maschinenbauanstalt unterhalten.

Hemish-Gol, ein Einschnitt an der Ostküste der nördl. Insel Neuseelands, nach welcher die südlich von der Provinz Auckland liegende Provinz benannt ist. Diese 11937 qkm große Provinz, mit (1881) 27367 E., besteht aus dem Grafschaften Waikato, Waikato und Hawkesbay, Hauptort ist Napier. Der Süden und Westen der Provinz sind sehr für die Bodenkultur geeignet, südlich von der Hauptstadt sind die Therrflächen höchst fruchtbar. An der Küste wird Weinbau getrieben und wichtiger Handel mit dem Sandholz aus den Wäldern im Innern. Im Norden treibt man Vieh-, namentlich treffliche Schafzucht.

Hemish-Gol, auch in Australien, in der brit. Kolonie Neuseelands, bildet sich in den blauen Bergen aus dem Nepon und Grol, durchfließt die Küstenebene von Cumberland und mündet in die Brokensbay. Er ist etwa 460 km lang und im Unterlauf schiffbar.

Hemish (Benjamin Waterhouse), engl. Naturforscher, geb. 3. Febr. 1807 in London, wurde in dem St. Knapton College erzogen, arbeitete dann eine Zeit lang bei dem Buchhauer Dehn, widmete sich aber seit 1827 dem Studium der Naturgeschichte und veröffentlichte 1840 seine «Popular comparative anatomy», 1842 «Elements of form». In demselben Jahre lud Graf Derby ihn nach seinem Landhause Knowlesley ein. Als Frucht seiner dortigen Studien erschien «Gleanings from the menagerie at Knowlesley, with illustrations» (1850). Im J. 1853 übertrug die Crystal Palace Company ihm die Aufgabe, die Gestalten der in dem Orchester aufgeführten untergegangenen Fauna in solch einer Weise für die geol. paläontologische Abt. in dem Park des Crystalpalastes in St. James herzustellen, eine Arbeit, die ihn fast vier Jahre beschäftigte. In der mit dem Crystalpalast verbundenen wissenschaftlichen Schule sowie an andern Orten hielt er Vorlesungen über Geologie und Zoologie. Im J. 1860 erschien von ihm «A comparative view of the human and animal frame», 1865 veröffentlichte er in Verbindung mit Huxley einen «Atlas of elementary anatomy» und 1868 «Artistic anatomy of the horse, cattle and sheep for art students». Im Febr. 1868 ging er nach New York, wo er bald darauf eine Anstellung fand, der zufolge er die Kolossalgestalten der untergegangenen Tiergeschlechter für den Centralpark rekonstruieren und naturwissenschaftliche Vorlesungen halten sollte. S. wohnt seitdem in New York.

Hemish (Sir John), brit. Sozialist, geb. 1800 zu Plymouth, hatte sich durch mehrere Seereisen mit den Handelsverhältnissen vertraut gemacht, als er 1842 auf den Gedanken kam, den einträglichen Sklavenhandel, den damals nur Spanien trieb, auch für sein Vaterland zu einer

neun Jahre lang alle preuß. Provinzen und begann dann das aufgesammelte Material zunächst in dem Werke «Die ländliche Verfassung der Provinz Preußen» (Königsb. 1838) zu verarbeiten. Inzwischen war H. zum Geh. Regierungsrat ernannt worden. Publizistische Arbeiten H.'s erregten die Aufmerksamkeit des Kaisers von Rußland, der ihn veranlaßte, im Auftrage der russ. Regierung das Innere des Reichs zu bereisen. Die Ergebnisse seiner Nachforschungen legte er in «Studien über die innern Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands» (deutsch, 3 Bde., Hamov. 1847—52) und «Transkaukasien» (2 Bde., Lpz. 1856) nieder. In den J. 1847 und 1848 war H. Mitglied des Vereinigten Landtags, darnach eine Zeit lang Mitglied der preuß. ersten Kammer. Er veröffentlichte noch eine «Sammlung geistlicher Volkslieder» (Paderb. 1861), die viel Wertvolles enthält; ferner: «Die Kriegsmacht Rußlands» (Berl. 1852), «Die ländliche Verfassung Rußlands» (Lpz. 1866) und «Das konstitutionelle Prinzip» (franz. und deutsch, 2 Bde., Lpz. 1865). In den letzten Jahren seines Lebens bewohnte er das Schloß Thienhausen bei Steinheim. H. starb zu Hannover 1. Jan. 1867.

Hayange, s. Hayngen.

Hayden (Ferd. Vanderveer), amerik. Geolog, geb. 7. Sept. 1829 zu Westfield in Massachusetts, wanderte früh nach Ohio aus, studierte auf der Oberlin-Universität und promovierte 1853 als Arzt im mediz. College zu Albany in Newyork. Im Frühjahr 1858 machte er eine Entdeckungsfahrt nach den Bad Lands (Terres mauvais) des damals noch unerforschten Territoriums Dakota, fand dort die Knochenreste einer ausgestorbenen Tierwelt und kehrte mit einer reichen Sammlung von fossilen Wirbeltieren zurück. Im nächsten Frühling (1864) unternahm er eine zweite Reise an den obern Missouri, zu der er zwei Jahre brauchte, und brachte eine noch wertvollere Sammlung von Fossilien heim. Er wurde dann Geolog der unter Führung des Lieutenants Warren nach dem Nordwesten unternommenen Entdeckungsfahrt ernannt und blieb bis zum J. 1861 bei ihm. H. trat beim Ausbruch des Bürgerkriegs als Arzt in die Armee und nahm 1865 an der Universität von Pennsylvania eine Professur der Geologie und Mineralogie an, welche er 1872 niederlegte. Auch eine dritte Reise, welche er während dieser Zeit (1866) im Auftrage der Pennsylvaniaischen Akademie der Wissenschaften an den obern Missouri unternahm, war äußerst erfolgreich. Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte ihn 1867 zum Chef der geolog. Aufnahme der westl. Territorien ernannt, über welche H. sieben ausführliche Berichte veröffentlichte.

Haydn (Jos.), berühmter Komponist, geb. 31. März 1732 in dem Dorfe Rohrau auf der Grenze von Ungarn und Österreich. Sein Vater, ein armer Wagner, spielte die Harfe und machte daraus einen Sonntagserdienst, indem seine Frau dazu sang. H. besuchte die Schule in Hainburg, wo der kaiserl. Kapellmeister von Reuter den achtjährigen Knaben zufällig kennen lernte und ihm eine Anstellung als Chorknabe in der Stephanskirche zu Wien verschaffte. Bereits in seinem 11. Jahre versuchte sich H. in 16stimmigen Kompositionen. Mit seinem herrlichen Sopran verlor er jedoch im 16. Jahre seine bisherige Stelle. Er gab nun Unterricht, spielte im Orchester mit, beschäftigte sich mit der Komposition und erwarb sich

auf diese Weise nothdürftigen Lebensunterhalt. In gleicher Zeit studierte er mit Sorgfalt die sechs ersten Sonaten von R. B. S. Bach, die ihm zufällig in die Hände fielen. Seine Lage blieb indes mühsam, bis er das Glück hatte, ein Feind von Martine, die bei dem Dichter Metastasio lebte, zum Unterricht im Gesang und Klavier zu erhalten, wofür ihm freie Wohnung und Kost gewährt wurde. Dann wurde er mit Porpora bekannt, der ihn in seinen Singstunden zum Begleiten auf dem Klavier gebrachte und dem er selbst niedere Dienste leistete, nur um dabei von ihm in Gesang, Komposition und ital. Sprache etwas zu lernen. Später nahm ein Friseur in der Leopoldsvorstadt sich seiner an. Doch entpurrang aus dieser Bekanntschaft für H. ein Quell vieler Leiden, indem er dessen Tochter heiratete, die seine schmerzliche Lage ihm verbitterte. Er war 18 J. alt, als er sein erstes Quartett komponierte, das allgemeinen Beifall erhielt, obgleich strenge Theoretiker dasselbe vieles zu tadeln hatten. Der Baron von Jänitzberg nahm ihn nun mit edler Gastfreundschaft auf, nachher wurde er Organist bei den Karmelitern in der Leopoldsvorstadt. Vom Schauspieler Kurz aufgefordert, komponierte er den «Hinkenden Teufel», eine Oper, die ihrer satirischen Tendenz wegen nach der dritten Vorstellung verboten wurde. H. war bereits so bekannt geworden, daß er 1769 Musikdirektor beim Grafen Morzin wurde, wozu er dann 1760 der Fürst Esterházy an die Spitze seiner Hauskapelle berief. Für diesen setzte H. seine schönen Symphonien, eine Gattung, welche er eigentlich erst zu kaiserlicher Bedeutsamkeit erhoben hat, und den größten Teil seiner herrlichen Opern, sowie meeres für das Bariton. Auch komponierte er in dieser Stellung, als sein Vorgesetzter die Absicht hatte, die Kapelle zu entlassen, die unter dem Namen «H.'s Abschied» bekannte Symphonie. Eine höchst schwierige Aufgabe, die er aber überaus glücklich löste, war die Komposition der «Sieben Worte des Erlösers am Kreuze», die ihm 1785 von einem Kanonikus zu Gadj übertragen wurde und die er ursprünglich bloß für Instrumente setzte, denen er erst später die Singstimmen hinzufügte. Nach dem Tode des Fürsten Esterházy (1790) ging er mit dem Violonisten Salomon 1791 nach London, wo er die glänzendste Aufnahme fand und wohin er 1793 sich zum zweiten mal begab. Von England ging der Ruf H.'s aus, der ihm in seinem Vaterlande erst spät allgemein zuteil wurde.

Nachdem er 1794 aus England zurückgekehrt, kaufte er sich in einer der Vorstädte Wiens ein kleines Gartenhaus, das von nun an seine Wohnung blieb. Hier komponierte er die «Schöpfung» und die «Jahreszeiten». Jenes Werk, in dessen Harmonien ein jugendliches Feuer strömt, verfaßte er in seinem 65. Jahre. Die «Jahreszeiten» waren seine letzte Arbeit; er vollendete sie in elf Monaten. Übrigens ist die Zahl seiner Werke sehr groß, obgleich er nie schnell, sondern sehr bedächtig arbeitete. Er komponierte 118 Symphonien, 88 Quartette, 24 Trios, 19 Opern, 5 Oratorien, 163 Stücke für das Bariton, 24 Konzerte für verschiedene Instrumente, 15 Messen, 10 kleinere Kirchenstücke, 44 Klavierkonzerte mit und ohne Begleitung, 12 deutsche und ital. Lieder, 39 Kanons, 13 dreistimmige und vierstimmige Gesänge, die Harmonie und das Accompagnement zu 365 altgött. Liedern und außerdem eine große Anzahl Divertimenti, Phantasien

viestimmige Stücke für Instrumente. H. ist die Instrumentalmusik ein Muster, und mit beginnt eine neue Epoche für dieselbe. Unersticklich im Erfinden und Ausführen, stets neu eigentümlich, überraschend und befriedigend, so er mit schöpferischer Kraft den Zeitgeschmack herrschen. Durch seine Quartette und Symphonien wurde er gleichsam der zweite Schöpfer: Gattungen, die durch Mozart und namentlich Beethoven auf ihren Höhepunkt gebracht wurden.

Im J. 1808 schloß die Dilettantengesellschaft ihren Winterkonzerte mit einer glänzenden Führung der »Schöpfung«, die sich zu einer begeisterten Huldigung für den eingeladenen Komponisten stellte. Er starb zu Wien 31. Mai 1809.

war in Erfindung und echt musikalischer Genie einer der größten Meister der Zukunft; Musik ist ebenso bedeutend durch ihren Einfluß auf die Zeitgenossen wie durch ihren dauernden Wert. Seine angeborene Intelligenz über die mangelhafte Bildung und befähigte ihn, in späten Jahren den engen Gesichtskreis zu überwinden und zwei bedeutende oratorische Werke zu schaffen.

l. Griesinger, »Biographische Notizen über H.« (1810); Böhl, »Joseph H.« (Abd. 1 u. 2, Berl. — 82); Reishmann, »Joseph H. Sein Leben eine Meister« (Berl. 1879).

Haydn (Joh. Michael), Komponist, des vorigen er, geb. zu Rohrau 14. Sept. 1737, gelangte als seiner musikalischen Anlagen und besonders einer schönen Sopranstimme wegen als Chor- an die Stephanskirche nach Wien und erhielt rühmlichen Ruf und Schulunterricht. Als anerkannt tüchtiger Komponist und Orgel- ler kam er 1763 nach Großwardein als Musik- dir. des dortigen Bischofs, und fünf Jahre später ging er als erzbischöflicher Konzertmeister und Direktor nach Salzburg, in welcher Stellung H. bei nur dürftigem Gehalt, bis zu seinem 1. Aug. 1806 erfolgten Tode blieb.

ige Jahre vor seinem Ableben war er noch ein- in Wien, durfte hier mehrere seiner größern nischen vor dem Hofe aufführen und erhielt für seinen Eifer den Titel als Kapellmeister. wies sich als tüchtiger Komponist besonders der Kirchenmusik, in der ihn sogar sein Joseph und Mozart mit Rücksicht auf seinen Ton- und Vortrag über sich einräumten. Die Zahl seiner Kirchenkompositionen ist sehr groß, und außerdem verfaßte er noch Symphonien, Kammermusikstücke u. s. w.

Haydn (Benj. Rob.), engl. Historienmaler, 5. Jan. 1786 zu Plymouth, begann seine in 1804 zu London in der königl. Akademie. seiner ersten Arbeiten war Dentatus, für den die British-Institution 1810 den ersten Preis gab. Großen Beifall fanden dann sein Ur- alomos, sein Singus Christi in Jerusalem, Christus am Ölberge, Moses, von Pharao en, und seine Auferweckung des Lazarus. Ein Aufenthalt im Schulgefängnis 1827 in den Stoff zu den beiden ausgezeichneten embers, in denen er viel satirisches Talent et. Seinen Ruhm erhöhten endlich die bei- sterhaftesten Bilder: Napoleon, den Sonnen- anger betrachtend, und der Tod des Kusses. Schwächer sind seine Versammlung der

Abgeordneten zur Abschaffung der Sklaverei (1840), ein Bild von kolossaler Dimension und mit 130 Porträts, und sein Wellington zu Pferde (1842). Mit Nahrungssorgen kämpfend, entlebte sich H. 22. Juni 1846. Von seinen literarischen Arbeiten sind die »Lectures on fresco« (Lond. 1842) und »Lectures on painting and design« (2 Bde., Lond. 1844—46) die bekanntesten. Seine Autobiographie gab Tom Taylor heraus (3 Bde., Lond. 1853).

Haye (La), der franz. Name für Haag (s. d.).

Haye-Descartes (La), Stadt im franz. Depart. Indre-et-Loire, Arrondissement Loches, rechts an der Creuse, 46 km südlich von Tours, mit 1630 E., hat eine Brongestatue des hier geborenen Philosophen Descartes, dessen Geburtshaus noch erhalten ist.

Hayes (Haal Israel), amerik. Nordpolfahrer, geb. 5. März 1832 in Chester County im Staate Pennsylvanien, wurde in Philadelphia erzogen, studierte an der Pennsylvania-Universität Medizin bis 1855, worauf er als Schiffarzt bei der zweiten Grinnellschen Nordpolar-Expedition unter Dr. Kane angestellt wurde, mit welcher er 1855 zurückkehrte.

Auf dieser Reise gewann er die Überzeugung, daß sich um den Nordpol ein offenes Meer ausdehne. Er legte diese Ansicht 1857 der amerik. Geographischen und statistischen Gesellschaft in Newport vor, verbreitete sie in Vorlesungen und gewann bald so viel Unterstützung, daß er 9. Juli 1860 mit dem kleinen Schoner United States mit 14 Personen an Bord von Boston auslaufen konnte. Er erreichte Upernavik in Grönland 12. Aug., fuhr am 23. in Melville Bay ein und warf, nachdem er zweimal durch heftige Stürme und Treibeis zurückgebrängt war, 9. Sept. in Port-Joulle an der Westküste von Grönland in 78° 17' nördl. Br. Anker. H. erforschte nun die Eisberge Grönlands und fuhr, nachdem er in Port-Joulle überwintert hatte, 4. April 1861 in Boot und Schlitten quer über den Sund und diesen hinauf. Nachdem von seiner Begleitung 12 Mann es ausgegeben hatten, mit dem Boote weiter über das Eis vorzubringen, sandte H. sie zurück und zog mit drei Gefährten und zwei Hundeschlitten weiter. Sie erreichten die Westküste des Sunds 10. Mai und reisten bis zum 18. weiter nördlich. Da aber ihre Vorräte erschöpft waren, so mußten sie unter 81° 37' zurückkehren, von wo aus sie das offene Wasser erblickten. Am 10. Juli wurde der Schoner wieder vom Eise frei, so daß H. die Heimreise antreten und 23. Okt. 1861 wieder in Boston einlaufen konnte. Er hatte auf dieser Expedition einen neuen Sund oder Kanal entdeckt, welcher sich von dem Mittelpunkt vom Smithsund aus nach Westen öffnete; zugleich fand er den Teil von Kennedys Kanal, welchen Morton im Juni 1854 offen gefunden haben wollte, noch 23. Mai 1861 zugefroren, wie auch die Westküste des Kanals von großen Eis- massen bedeckt. Nach seiner Rückkehr trat er wegen des inzwischen ausgebrochenen Bürgerkriegs als Arzt in die Vereinigten Staaten-Armee, gab einen Bericht über seine Reise heraus: »The open Polar Sea« (Boston 1867; deutsch von Martin, Vera 1874), und veröffentlichte die Erzählung »Cast away in the cold« (Boston 1868). Im J. 1869 segelte er mit dem Maler William Bradford auf dem Dampfer Panther nach der südl. Küste von Grönland, welche Fahrt er in »The land of desolation« (Newport 1872) beschrieb. Er starb 17. Dez. 1881 in Newport.

Hayes (Rutherford Birchard), der 19. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, geb. 4. Okt.

1809 zu Delaware im Staate Ohio, ließ sich, nachdem er in Cambridge bei Bolton seine jurist. Vorbildung erhalten hatte, als Advokat in Cincinnati nieder und trat 1861 beim Ausbruch des Bürgerkriegs in das Heer ein. Er machte alle Fortschritte als Major und Oberst unter Rotecraz, Mac Clellan und Sheridan mit und erhielt im Frühjahr 1865 das Brevet als Generalmajor. Nach seiner Rückkehr aus dem Felde wurde er in Cincinnati zum Kongreß gewählt und 1866 wiedergewählt, er legte jedoch 1867 sein Mandat nieder, weil er zum Gouverneur von Ohio gewählt worden war. Als solcher wirkte er bis zum Frühjahr 1871, worauf er wieder zu seiner Praxis nach Cincinnati zurückkehrte. Im J. 1875 ward er von neuem zum Gouverneur seines Staates gewählt und erhielt 16 Juni 1876 von dem republikanischen Parteikonvent in Cincinnati die Nominat.ion als Präsidentschaftskandidat. Sein Gegner war der Demokr. Samuel J. Tilden von New York. Die 7 Nov. 1876 stattfindende Wahl ergab keine Entscheidung, indem Tilden eine einzige Stimme aus dem obelsten Mehrheitsbezirk (von 669 Elektoralstimmen 164 statt 186), während die 19 Stimmen des drei Staaten Südcarolina, Florida und Louisiana, die für ihn gestimmt hatten, wegen Unregelmäßigkeiten und Streitig. zweifelhaft waren. Obwohl er die zum Wahlsieger für ihn abgegebenen 166 hinzugählt, so vereinigte er 148 Stimmen auf sich und hatte also die absolute Majorität. Um die Ungeheuerheit zu betonen und namentlich das Land vor polit. Erschütterung zu bewahren, setzte der Kongreß zu Jan. 1877 ein Schiedsgericht ein, welches aus fünf Senatoren, fünf Abgeordneten und fünf Richtern des obersten Gerichtshofs bestand und 2 März 1877 für gewählt erklärte. Demgemäß trat dieser (da der 4 März auf einen Sonntag fiel) 6 März sein Amt an und erließ eine im veröfentlichsten Werk gehaltene Proklamation, worin er namentlich die friedlichen Verlegung der feindl. Wirren und der Reform des öfentlichen Transits das Wort redete. Hervorstechende Ereignisse sind in seiner Amtsführung nicht zu verzeichnen. Er bemühte sich zum Teil mit Erfolg, die aus dem Kriege stammenden feindlichen Gegenstände zu veräußern. Der einzige Vorwurf, der ihm etwa treffen könnte, wäre höchstens der, daß er nicht immer mit Energie einschritt. Seine Gerechtigkeits- und Unparteilichkeit wagen selbst seine Gegner nicht anzusehen. Auf eine Wiederwahl hatte er schon bei seinem Amtsantritt verzichtet. So trat er 4 März 1881 ins Privatleben zurück und zog nach Fremont im Staate Ohio.

Hayes (Francisco), ital. Historienmaler, geb. in Venedig 1791, wo er an der Akademie die ersten Studien machte. Dann begab er sich nach Rom zu Velasquez, verdankte übrigens die bedeutendste Anregung Canova. Er gewann den Preis der Akademie von San Luca für sein Gemälde der kaiserliche Krieger einen zweiten Todesschein in Mailand für das in der Herrn befindliche Werk. Tod des Kaesers. Das dahin war es. Malerisch im Geiste der David-Napoleonischen Richtung gewiesen, wendete sich namentlich aber dem Studium der ältern Geschichte, Italien zu. Sein erstes bedeutendes Werk dem Grafen Cambrano wird das Lobdruken verleiht, vertheilte ihm die Professur an der mailänder Akademie. Andere hiesige Kompositionen sind die Sacramente Reiser, Pietro Ruffis Abchied von seiner Gattin (1820), Filippo Visconti und die gefangenen Königinnen von Navarra und Aragon (1820), die

beiden Jockeys (kaiserl. Galerie in Wien), Romeo und Julia, Baitus der Einsiedler; endlich malte er auch religiöse Stoffe, wie Magdalena in der Wüste, St. Jakobus und Philippus. Als Porträtmaler ist er wenig charakteristisch, als Historiker hat er sich mit 23 Bildern zu Walter Scotts: Joanhoe (Mail. 1834) versucht. Er repräsentiert für die ital. Malerei seiner Zeit die Wendung zur Romantik, deren allgemeine Schwächen seine Kunst teilt. Seine Kompositionen sind theatralisch, der Ausdruck höchst sentimental. Er starb 11. Febr. 1859 in Mailand.

Hayningen, Stadt im württemb. Trossenkreise, Oberamt Mönningen, hat ein Schloß und Markt. Es sucht Vieh- und Pferdehandels und zählt (1800) 234 Q. Dabei das Schloß Haynfeld, die Ruine Hainfelds die Leichenhöhle und auf einem Hügel die Leichenhöhle.

Hayningen (Hayn), Stadt im elbisch-lotz. Kreise, am Rande von Kreis und Rande. Trossenkreise, hat ein Schloß und Markt. Es sucht Vieh- und Pferdehandels und zählt (1800) 234 Q. Dabei das Schloß Haynfeld, die Ruine Hainfelds die Leichenhöhle und auf einem Hügel die Leichenhöhle.

Hayn, Schloß in der engl. Grafschaft Cornwall, liegt an der St. Ives-Bay, 19 km nördlich von Penzance, hat einen Hafen, eine Eisenbahn, Seehandel und zählt (1881) 1080 Q.

Hayn (Hayn), namhafte polit. und philol. Schriftsteller, geb. 6. Okt. 1821 in Grünberg in Schießen, besuchte das Köslitzsche Gymnasium in Berlin und widmete sich dann theol. und philol. Studien zu Halle und Berlin. Sein erstes (unvollendetes) Schriftchen galt dem Ruden seinet befreundeten Götter (Berl. 1843). Nachdem er hienach einige Zeit als Lehrer am Köslitzschen Gymnasium und an der Köslitzschen Handelschule in Berlin gewirkt, promovierte er 1846 und 1847 zu Halle. Die Schrift: Neben und Neben der Selten preis. Verdingung (Landtag) (Berl. 1847) wurde Anlaß, daß er als Abgeordneter der beiden Reichstheile Kräfte Mitglied der frankfurter Nationalversammlung wurde, über die er in der Schrift: Die deutsche Nationalversammlung (3 Tle., Berl. 1848—50) vom Standpunkte der Partei des rechten Centrums kritisch berichtete. Derselben, d. h. des altliberalen, Parteinteresses diente er darauf als Redakteur der Konstitutionszeitung in Berlin, welcher Thätigkeit jedoch schon im November seine von Fendelberg verlegte Auswanderung ein Ende machte. Nach Halle zurückgekehrt begann er Okt. 1851 seine Wirksamkeit als Dozent. Philosophie und deutsche Literaturgeschichte bildeten den Inhalt seiner Vorlesungen, während er gleichzeitig die: Berück. Jahrbücher von ihrem Beginn 1868 bis 1864 als Herausgeber leitete. Im J. 1860 wurde er zum außerord. und 1868 zum ord. Professor an der Universität ernannt. Politisch war er zwischen durch nur noch in der Landtagsdeputation von 1866 bis 1867 als Abgeordneter für Halle und den Saalkreis thätig. Seine Hauptwerke sind: W. von Humboldt, Lebensbild und Charakteristik (Berl. 1866), Engel und seine Zeit (Berl. 1867), Arthur Schopenhauer (Berl. 1868), Die romantische Schule (Berl. 1870), Freyer, nach seinem Leben und seinen Werken (2 Bde., Berl. 1870).

Haymerle (Heinr., Freiherr von), österr. Staatsm., geb. 7. Dez. 1828 in Wien, einer alten Adelsfamilie entstammend, studierte an der Orientalischen Schule in Wien. Im Okt. 1848 folgte er dem Ruf der Wiener Studentenschaft zu den Waffen, die bei der Einnahme der Stadt gefangen und nur durch die Fürsprache des Barons Häuber Bindischgrätz der kriegsrechtlichen Erschießung wurde. 1850 Dolmetschadjunkt der Internuntiation Konstantinopel und während des Krimkriegs einer Mission zu Omar Pascha betraut, 1857 Botschaftsekretär in Athen, 1861 in Dresden, 1862 Bundespräsidialgesandtschaft nach Frankfurt, wo er während des Fürstentumsgreffes (1863) thätig war. Von Ende 1864 bis 1866 in Prag, wurde er als Unterhändler des Prager Friedens und zur Wiederanknüpfung diplomatischer Beziehungen mit Berlin verwendet, blieb als österreichischer Geschäftsträger bis 1868 in Berlin und dann nach kurzem Aufenthalt in Wien als Gesandter nach Konstantinopel. Er wurde 1869 Gesandter nach Athen gesandt, war 1872–76 Botschafter in Haag, wo er 1876 in den österr. Freundschaft erhoben wurde, und wurde 1877 zum Botschafter am ital. Hofe ernannt. Im J. 1878 war er als genauer Kenner des Orients am Berliner Kongress teil und wurde 8. Okt. 1879 als Reichs- und andrassy zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Ihm gelang insbesondere die Herstellung guter Beziehungen zu Rom und die Befestigung des Bundes mit dem Deutschen Reich. Er starb infolge eines Herzschlags 10. Okt. in Wien. Vgl. Arneht, „Heinrich, Freiherr v.“ (2. Aufl., Berl. 1882).

Hym (Ernst, Freiherr von), Maler und Plak., geb. 12. Febr. 1822 in Stuttgart, war Hofmaler des Prinzen Friedrich von Württemberg und lebte im Atelier des Bildhauers Th. von der Hagen. Als Maler wie als Modelleur kleinstenformatig geachteter Gruppen, besonders Thier-, hat er großen Beifall gefunden. Seine Werke, in denen H. die Studien seiner weiten Reise verarbeitet, sind liebevoll und mit Empfindung durchgeführt.

Hym (Ludw.), Kardinal-Erzbischof von Ramnath ungar. Gelehrter, geb. 3. Okt. 1816 in Pest im Neograder Komitat, studierte zu Gran, war 1842–46 Professor der Theologie an der Universität, beschäftigte sich dann vorzugsweise mit Naturwissenschaften, namentlich mit der Botanik. 1851oadjutor des siebenbürg. Bischofs von Klausenburg und 1852 Bischof daselbst. Nach dem Erzbischofsdiplom von 1860 schloß er sich der patriotischen Partei an, verließ 1863 den bismarckianischen Katholizismus und entsetzte auch seinem Bistum. Als Erzbischof von Karthago lebte er dann in Karthago bis 1867 als Erzbischof von Kalocsa nach Ungarn zurückkehrte. Die Kardinalwürde erhielt er 1867. Sein Herbarium und botan. Bibliothek gehören zu den reichsten und vollständigsten in Europa. In Kalocsa errichtete er ein reichdotiertes Gymnasium für Jesuiten und an demselben 1877 auch eine Bibliothek. Sein Werk über die biblischen Pflanzen in den Fasten ist sehr anerkannt. Aufgefunden. H. ist zugleich einer der hervorragendsten Kanzel- und Parlamentsredner des modernen Ungarn.

Haynau, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Schlesien. s. Haynau.

Haynau (Jul. Jak., Freiherr von), österr. Feldzeugmeister, jüngerer Sohn des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen und der Frau von Lindenbühl (geborene Rebekka Ritter, Tochter eines Apothekers zu Haynau in Schlesien), geb. 14. Okt. 1786 zu Kassel, trat 1801 als Infanterieoffizier in österr. Dienste und wohnte den Feldzügen von 1805 und 1809 bei, in denen er bei Rörblingen und Wagram verwundet wurde. Im J. 1818 wurde er Major und führte 1814 und 1815 ein von ihm selbst organisiertes leichtes Bataillon mit großem Geschick unter Feldmarschalllieutenant Bubna, wodurch sein Name sehr bekannt wurde. Im J. 1823 wurde er Oberstlieutenant, 1830 Oberst, 1835 Generalmajor, kam als Brigadier nach Italien, wurde 1844 zum Feldmarschalllieutenant und Divisionär in Innerösterreich ernannt und 1847 als Divisionär nach Temesvár versetzt. Beim Ausbruch des Kriegs in Italien 1848 bot H. freiwillig seine Dienste an und war namentlich im Juli und August thätig als Kommandant in Verona. H. schiedte auf eigene Hand in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli eine Brigade nach Sommacampagna, wodurch er viel zum Siege der Österreicher am 25. beitrug. Er übernahm hierauf den Befehl über ein Armeekorps. Ein glückliches Gefecht bei Ronato und die Eroberung von Peschiera vermehrten sein Ansehen. Mit der Rücksichtslosigkeit der Österreicher hielt H. dann die Ruhe in Bergamo und Brescia aufrecht und unterwarf Ferrara. Als sich nach Wiederbeginn des Kriegs im März 1849 in Brescia der Aufstand erhob, den die Brigade Nugent nicht zu unterdrücken vermochte, brach H. rasch von Padua auf und schloß die Stadt ein. Es begann nun bei dem heftigen Widerstande der Insurgenten (31. März und 1. April) ein Kampf, welcher H. in den Ruf der Grausamkeit brachte. H. war bei der Belagerung von Venedig beschäftigt, als ihn ein kaiserl. Handschreiben nach Ungarn rief und ihm im Mai 1849 mit der Würde eines Feldzeugmeisters das dortige Oberkommando übertrug. Die Erstürmung von Raab, das Vorrücken nach Söden unter großen Schwierigkeiten des Landes und Klimas, die Besetzung von Szegedin (2. Aug.), die Kämpfe an der Theiß (9. Aug.), die Temesvár dem Sieger in die Hände lieferten, waren H.s Werk. Großes Aufsehen erregten die 6. Okt. in Pest und Arab an den hervorragendsten Führern der ungar. Revolution vollzogenen Hinrichtungen. Nach dem Kriege führte H. in Ungarn eine fast unbeschränkte Militärdiktatur. Sein Verfahren brachte ihn jedoch schließlich in Konflikt mit dem Ministerium, und er ward 6. Juli 1850 plötzlich seiner Vollmachten enthoben. H. zog sich seitdem ins Privatleben zurück und wählte Graz zu seinem Aufenthalt. Sein Name kam wieder in Erinnerung, als er im Sept. 1850 auf einer Reise zu London bei der Besichtigung der Brauerei von Barclay und Perkins von Brauerknechten mißhandelt wurde. Im Aug. 1852 unternahm er eine Reise nach Frankreich und Belgien, wo er abermals, namentlich zu Brüssel, die Ungunst des Volks erfuhr. Er starb zu Wien 14. März 1853. Vgl. Schönthal, „Biographie des k. k. Feldzeugmeisters Jul. Freiherrn von H.“ (3. Aufl., Wien 1875).

Wilhelm Karl, Freiherr von H., des vorigen älterer Bruder, geb. 24. Dez. 1779, turkess. Generalleutenant, wurde 1847 in den Ruhestand versetzt. Als sich 1850 kein höherer Offizier fand, der den vom Ministerium Hassenpflug über das Land

verhängten Belagerungszustand sowie die Maßregeln gegen das verfassungstreue Offiziercorps handhaben mochte, ernannte man H. 30. Sept. zum Oberbefehlshaber der Armee. Er war jedoch der Aufgabe nicht gewachsen und wurde wieder befehtigt. Er starb 21. Jan. 1856.

Friedrich Wilhelm Karl Eduard, Freiherr von H., des letztern Sohn, geb. 5. Dec. 1804 zu München, trat 22. Febr. 1850 als interimistischer Kriegsminister in das Ministerium Hassenpflug und wurde 1853 als Generalmajor zum Wittl. Minister ernannt. Mit Hassenpflug mußte er 4. Okt. 1855 das Ministerium niederlegen; doch erfolgte dafür seine Beförderung zum Generalleutnant. Infolge eines Streites mit dem verabschiedeten Hauptmann Dürr, der ihm in der anonymen Broschüre «Staatsdiener und Staatschwächen der Gegenwart» (Frankf. 1862) Feigheit vorgeworfen, schied H. 3. Jan. 1863 auch aus dem kurbest. Militärdienst. Bald darauf, 24. Jan., erschoss er sich.

Hayne (Paul Hamilton), amerik. Dichter, geb. in Charleston im Staate Südcarolina 1. Jan. 1831, war Mitarbeiter und Herausgeber von südlichen Blättern und seit 1857 der Hauptredacteur von Russells «Magazin» in Charleston. Er gab vier Bändchen Gedichte heraus (Boston 1854, Newyork 1857 und 1859, Philadelphia 1873). Seit Ende des Kriegs lebt er unweit Augusta in Georgia.

Haiti, eine der Großen Antillen in Westindien, s. Haiti.

Hayward (George William), engl. Forschungsreisender, unternahm im Auftrag der londoner Geographischen Gesellschaft 1868—69 eine Reise von Indien nach Ost-Turkestan, auf der er die Lage von Yarkhand und Kaschgar durch astron. Beobachtungen feststellte und die geogr. Kenntnis jener Gegenden auch in anderer Hinsicht bedeutend erweiterte. Bei einem weitem Versuche, in das Bergland von Pamir und an die Quellen des Oxus vorzudringen, wurde er im Aug. 1870 in Jassin von den Eingeborenen ermordet. Details über seine Reisen veröffentlichte das Journal der londoner Geographischen Gesellschaft in H.s Reisebericht: «Journey from Leh to Yarkhand and Kaschgar (1870) und in «Letters from H. on his explorations in Gilgit and Yassin» (1871).

Hazara oder Hazareh, ein Volk mongol. Ursprungs, welches den westl. Teil von Afghanistan bewohnt, hauptsächlich zwischen Bamian und Herat und von den Grenzen Turkestans bis in die Nähe von Ghazna und Kandahar. Die H. bestehen aus 14 in sehr verschiedene Stämme geteilte Hauptgruppen. Ihre Zahl wird auf 600 000 geschätzt. Sie sprechen die pers. Sprache und sind Afghanistan nur nominell unterthan.

Hazard, s. Hasard.

Hazardspiele (Hasardspiele), s. Glückss.

Hazebronn (d. i. deutsch Hasenbruch), Stadt im franz. Depart. Nord, 52 km im NNO. von Lille, in 18 m Höhe am Kanal von H., mittels dessen der zur See liegende Liss in Verbindung steht und an der Linie Paris-Calais der Französischen Nordbahn, die hier nach Dünkirchen und Lille abzweigt, sowie an der Linie Courtray-H. der Westlandrischen Bahn, ist Hauptort eines Arrondissements, hat ein Collège, eine Bibliothek, ein Gefängnis und zählt (1876) 6363, als Gemeinde 9857 E., die Flachspinnerei, Gerberei, Salzgräfinerie, Fabrikation von Öl, Seife, Zinte. Effig u. s. w. und Handel treiben.

Haslitt (William), namhafter engl. Sittenhistoriker, geb. 10. April 1778 zu Maidstone in der Grafschaft Kent, widmete sich zuerst der Malerei, dann aber der schriftstellerischen Laufbahn und wurde 1808 Zeitungsberichterstatter über die Parlamentsverhandlungen. Diese Beschäftigung veranlaßte ihn zur Herausgabe einer Auswahl der besten Parlamentsreden unter dem Titel «The eloquence of the British senate» (2 Bde., Lond. 1808). In Zeitschriften zerstreute Aufsätze sammelte er in der von ihm in Verbindung mit Leigh Hunt herausgegebenen «Round table» (2 Bde., 1817). Ferner veröffentlichte er «Characters of Shakspeare's plays» (Lond. 1817), «View of the British stage» (Lond. 1818), «Lectures on the British poets» (Lond. 1818), «Table talk» (Lond. 1821), «The spirit of the age» (Lond. 1825), «The plain speakers» (Lond. 1826), «Life of Napoleon» (4 Bde., Lond. 1828; deutsch von Sportschil, 2 Bde., Lpz. 1835; 2. Aufl. 1840), «Notes of a journey through France and Italy», «Conversations of James Northcote» (Lond. 1830). Er starb zu London 18. Sept. 1830. H. war ein Mann von entschiedenem Genialität und stark ausgeprägten liberalen Ansichten, die in Verbindung mit knaustischer Schärfe des Ausdrucks ihm heftige Anfeindungen zuzogen und verhinderten, daß seine litterarischen Verdienste während seines Lebens gebührende Anerkennung fanden. Seinen Nachlaß («Literary remains», 2 Bde., Lond. 1836) gab sein Sohn heraus.

William Carew H., Enkel des vorigen, geb. 22. Aug. 1834, hat sich ebenfalls als Schriftsteller einen Namen gemacht. Sein Hauptwerk ist die von fleißigem Quellenstudium zeugende «History of the Venetian republic» (2 Bde., Lond. 1857; 2. Aufl., 4 Bde., Lond. 1860). Auch lieferte er sorgfältige Ausgaben von Werken älterer engl. Dichter, eine Ausgabe der Werke Charles Lamb's (4 Bde., Lond. 1866—71), eine neue Ausgabe von Bartons «History of English poetry» (4 Bde., Lond. 1871) und von Colliers «Shakspeare's library» (6 Bde., Lond. 1875), das Sammelwerk «Remains of the early popular poetry of England» (4 Bde., Lond. 1864—66), «Handbook to the popular, poetical, and dramatic literature of Great Britain» (1867) u. Eine Biographie seines Großvaters gab er unter dem Titel «Memoirs of William H.» (2 Bde., Lond. 1867) heraus.

Hb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Humboldt (Alexander von), auch für Herbert (William).

Hb., auf Rezepten soviel wie Herba, b. h. Kraut.

H. B. C., Abkürzung für Hudson's Bay Company.

H. B. M., Abkürzung für His (ober Her) Britannic Majesty, Seine (ober Ihre) britische Majestät.

Hbst., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Herbst (Joh. Friedr. Wihl.).

H. C., in England gebräuchliche Abkürzung für House of Commons, Haus der Gemeinen, das engl. Unterhaus.

Hdg., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hedwig (Johann), auch für dessen Sohn Roman Adolf.

H-dur (ital. si maggiore, frz. si majeur, engl. B major), die Dur-Tonart, bei welcher f, c, g, d und a um einen halben Ton erhöht werden, also fünf # vorgezeichnet sind; die parallele Moll-Tonart ist Gis-moll. (S. unter Ton und Tonarten.)

Edw., bei naturwissenschaftlichen Namen Ab-
kürzung für Hedwig (Johann), auch für dessen Sohn
von Adolf. [deutet

1. a. ,Wärterung für das Gut, das ist oder be-
weid (Sir Francis Bond), engl. Schriftsteller
Politiker, wurde 1. Jan. 1798 in der Nähe
Kocher geboren, trat als Offizier in die Ar-
mee undstieg bis zum Major auf. Eine Reise nach
amerika warb Veranlassung zu den »Rough
s taken during some rapid journeys across
Pampas« (Lond. 1836, 4. Aufl. 1847). Sodann
ab er seine launigen, auch ins Deutsche über-
g. »Doodles from the brain« von Nassau-
Land. 1836). Er bekleidete die Stelle eines Mi-
nisterassistenten in der Grafschaft Kent, als
ihm im Oct. 1835 zum Gouverneur von
Canada ernannt wurde. Hier zeigte er zwar
seine Thätigkeit und Geschäftsehrkeit, was
erung auch durch seine Erhebung zum Baronet
Mai 1837) anerkannt, veranlaßte aber durch
seine Maßregeln den Ausbruch eines Aufruhrs,
ihn im März 1838 zur Niederlegung seines
am bezog. Seine Aufzeichnungen des canad.
ab legte er in dem Werke »The emigrant
n. 1846; 6. Aufl. 1862) nieder. Ferner erschien
ihm »The defenceless state of Great Britain«
d. 1850) und »A fragment of French sticks, or
s in 1851« (2 Bde., Lond. 1852, 3. Aufl. 1853),
n er sich als Lobredner Ludwig Napoleons
t. Ein späteres Werk war »The horse and his
» (Erg. 1861), dem 1870 »The royal engineers
» (Stark 20. Juli 1875.

Endley (Joel Tyler), amer. Schriftsteller, in Dalton im County Delamar (Neu-York) geb. 1814, studierte in Auburn Theologie und war Pastor in Stockbridge in Massachusetts, eine Stelle er aber wegen seiner schlechten Gesundheit 1841 aufgab. Er bereiste 1842 und Europa und wohnte seit seiner Rückkehr bei Hugh am Hudson. Er schrieb: „Napoleon and his wars“ (2 Bde., 1846), „The imperial life of Napoleon from Marengo to Waterloo“, nach G. M. de St. Hilaire kompilirt), „Tales from Italy“ (1845), „The Alps and the sea“ (1845), „Washington and his generals“, 1), die Biographien von Oliver Cromwell, John Scott, Andrew Jackson und George Washington, endlich „The great rebellion, a history of the civil war in the United States“ (2 Bde., —66).

1837. **1843** (engl.), Gesundheitspflege, haben in neuerer Zeit für die Städte und eine Bedeutung gewonnen, welche allen Seiten der Reform des Gemeindelebens überlagert. Die Anhäufung der Bevölkerung in den großen Städten und Fabriksdistrikten, die daraus hervorgehende häusliche Lage eines großen Teils der Bevölkerung, die in der Reform von 1837 eine höchst besorgniserregende Gefahr an sich trug, wurde deshalb eine königl. Untersuchungskommission ernannt, deren unangenehmsten fünf leuchtende Gesichtspunkte für die Gesundheitspflege der eingewohnten Ortschaften und die Verbesserung der sanitären Verhältnisse auf-

[illegible]

In einem von England an ein zweifaches Sanitäts-
polizeiwesen, das sich aber ein strengeres System
für große und dichtbesiedelte Ortschaften unter der
Bezeichnung of an sanitary districts, in welchen
die Sanitätsbehörden, the sanitary authorities,
sehr weitende Befugnisse haben; daneben ein
zweit. System of rural sanitary districts, in welchen die schon
bestehenden Behörden für die Armenverwaltung, die
Gesundheits- und Bazillenzüge in einem viel beschrän-
kteren Umfange zu verwalten haben. Die Bedürf-
nisse dieses neuen Zweigs des Gemeindelebens sind
so rapide gewachsen, daß in den 266 Urban
sanitary districts die jährliche Steuerlast (die Urban
sanitary rate) 8 Mil. Pf. St. überschritten hat,
während das ganze übrige Land noch mit einer
Rural sanitary rate von etwa 200000 Pf. St.
auskommt. In den städtischen Bezirken bildet dies
zur Zeit die schwerste Belastung der Kommunen.
Organisch treten dazu streng gehandhabte Gesetze
über die Bodenreinigung, sowie Polizeigesetze zur
Verhütung epidemischer Krankheiten, ein Zie-
fenschengesetz und besondere Gesetze über die Be-
grabnispläne.

Gravd-Jökull, Insel im nördl. Indischen Ocean, etwa 500 km südlich von der Kergueleninsel, ein vulkanischer oder Zellen, mit dem etwa 2300 m hohen Kaiser-Wilhelm-Berg.

Heautontimorumenos (grch., „Selbstquäler“),
Heautontimorumenos (grch., „Selbstquäler“),
 Titel eines verloren gegangenen Lustspiels des
 griech. Dichters Menander, das nur noch in einer
 lat. Nachbildung des Terenz erhalten ist; Goethe
 bildete davon das Wort Heautontimorumenos, d. h.
 Selbstquäler.

Sedemne (Wehmutter, lat. Obatatrix, fr. Sage femme), eine Frau, welche innerhalb gewöhnlicher Grenzen befruchtet, Schwängern, Gebärenden und Wöchnerinnen mit Rat und That beizustehen. Der Beruf der S. läßt sich bis in die ältesten Zeiten verfolgen, schon in den heiligen Büchern der Juden, Ägypter und Israeliten und bei den alten Griechen und Römern wird ihrer als einer besonders

Klasse gedacht, und bis in das 17. Jahrh. hinein lag die gesamte Geburtshilfe fast ausschließlich in ihren Händen, wenn auch in einzelnen besonders schwierigen Fällen ab und zu männliche Ärzte, im christl. Abendlande auch Mönche zu Rate gezogen wurden. Für den Unterricht der H. wurde gar nicht oder nur sehr dürftig gesorgt, die meisten halbwüchsigen einer rohen Empirie, und nur wenige Wehmütter, wie die Bourgeoise, die turbrandenb. Hofwehmutter Justine Siegmund u. a., verdienen durch hervorragende wissenschaftliche Leistungen rühmende Anerkennung. Erst seit Ludwig XIV. wurden die H. wenigstens bei schwierigen Entbindungen mehr und mehr durch die Geburtshelfer verdrängt und ein sorgfältigerer Unterricht der H. in staatlichen, an Universitäten und in größeren Städten errichteten Hebammenschulen (Entbindungshäusern, Gebäuhäusern) eingeführt, wie auch die Befugnisse und Pflichten der H. durch eigene, obrigkeitlich erlassene Hebammenordnungen genau bestimmt und geregelt. Der Unterricht in den Hebammenschulen, welcher gewöhnlich in besonders halbjährlichen Kursen erteilt wird, umfaßt das Wissenswerthe über den Bau und die Vorrichtungen des menschlichen Körpers, insbesondere der bei der Empfängnis, der Schwangerschaft und Entbindung in Betracht kommenden Körperteile, ferner die Lehre von der Schwangerschaft, der regelmässigen Geburt und dem regelmäßigen Wochenbett, die wichtigsten Abweichungen und Regelwidrigkeiten der genannten Zustände und die praktische Einübung aller jener manuellen Handreichungen und Dienstleistungen, deren die H. bei der Ausübung ihrer Kunst (der sog. Hebammenkunst) bedarf. Die Zahl der Lehrbücher, welche dem Hebammenunterricht zu Grunde gelegt werden (Hebammenbücher), ist beträchtlich; unter den neuern sind die von B. Schulze, Martin, Schmidt, Crede und Bindel hervorzuheben. Nach vollendetem Unterricht wird jede H. einer besondern Prüfung unterworfen und dann obrigkeitlich verpflichtet, ehe sie zur Praxis zugelassen wird.

Die Pflichten, welche jeder H. obliegen, sind folgende: sie soll zu allen Stunden des Tags und der Nacht bereit sein, den Schwängern, Kreißenden, Wöchnerinnen und neugeborenen Kindern, die ihrer Dienste bedürfen, ohne Zeitverlust zu Hilfe zu eilen; soll die Schwängern, welche sie um Rat fragen, eingehend über ihren Zustand, über ihr Verhalten und über den mutmaßlichen Termin der Entbindung unterrichten; späterhin den Gang der Geburt genau überwachen und die Gebärende nicht eher verlassen, als bis diese entbunden und außer jedweder Gefahr ist; bei regelwidrigen Geburtsfällen hat sie rechtzeitig und unbedingt die Hinzuziehung eines Geburtshelfers anzuordnen und bis zu dessen Eintreffen die ihr vorgeschriebenen Hilfen anzuwenden. Zur Verhütung des Kindbettfiebers hat sich die H. vor und bei der Entbindung, sowie während des ganzen Wochenbetts der peinlichsten Reinlichkeit und Sauberkeit zu befleißigen und alle mit der Gebärenden oder Wöchnerin in Berührung kommenden Gerätschaften und Gegenstände vermittelst Carbolsäure oder anderer ihr vorgeschriebenen antiseptischen Mittel auf das gründlichste zu desinficieren. (S. Kindbettfieber.) Bei ihren Besuchen der Wöchnerinnen soll die H. auch die erste Pflege der Neugeborenen übernehmen und den Müttern oder Wärterinnen über die weitere Pflege

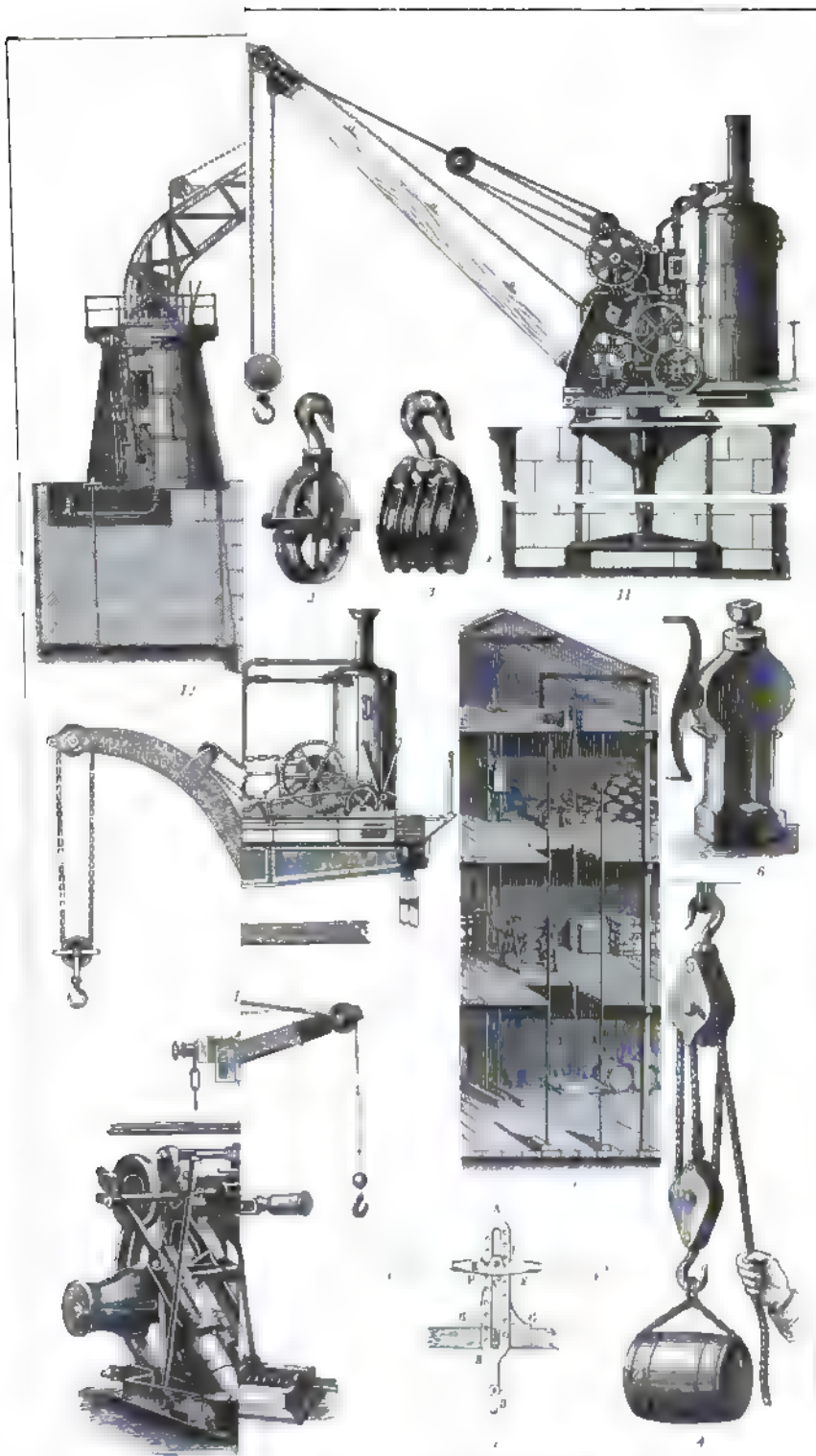
der Kinder die erforderliche Unterweisung erteilen, bei eintretender Erkrankung aber auf sofortige Einholung ärztlichen Rats bringen. Die H. ist ferner verpflichtet, jede von ihr vorgenommene Entbindung in ein tabellarisches Verzeichniß einzutragen und das letztere zu bestimmten Fristen dem Bezirksarzt oder Physikus zur Durchsicht und Prüfung vorzulegen, auf Verlangen auch vor Gericht über den körperlichen Zustand einer bestimmten Person Zeugniß abzulegen.

Bei der Wahl einer H. ziehe man sorgfältige Erwägungen über ihre Geschicklichkeit und Tüchtigkeit ein, setze auf angenehme Persönlichkeit, Keuschheit und auf ein gewisses Maß von physischer Kraft und verabsäume dabei nicht, den Rat seines Hausarztes einzuholen.

Vgl. Lion, «Handbuch der Medizinal- und Sanitätspolizei» (Jserl. 1862—75); Wachs, «Die Organisation des preuss. Hebammenunterrichts nach den Anforderungen der Gegenwart» (Lpz. 1874).

Hebbel (Friedr.), einer der namhaftesten neuern deutschen Dichter, geb. 18. März 1813 zu Weselburen in Dithmarschen, Sohn eines Landmanns, wuchs in seiner abgeschlossenen, an bedeutenden Volksrerinnerungen reichen Heimat bei dürftiger Bildung und fast gänzlichem Mangel an geistiger Anregung heran. Im Alter von 15 Jahren wurde er Schreiber bei dem Kirchspielvogt seiner Heimat; doch genügte diese Lage dem sich immer mächtiger regenden Talent nicht lange. Er trat brieflich mit Uhland in Verbindung und sandte einige seiner Gedichte an Amalie Schöppe in Hamburg, die dem jungen Dichter die lebhafteste Teilnahme zuwandte. So kam H., bereits 22 J. alt, nach Hamburg, bereitete sich hier für den Besuch der Universität vor und studierte dann zu Heidelberg und München Philosophie, Geschichte und Litteratur. Nachdem er 1841 zu München promoviert, lehrte er nach Hamburg zurück und trat hier mit seinem Trauerspiel «Judit» (Hamb. 1841; 2. Aufl. 1873) hervor. Im J. 1842 wandte er sich nach Kopenhagen, wo er in nähere Beziehungen zu Thormahlen und Dehlenschläger trat und vom König von Dänemark ein Reisestipendium erhielt; 1843 begab er sich nach Paris, lebte dann eine Zeit lang in Italien, besonders zu Rom, Pisa und Palermo, und kam auf der Rückreise im Frühjahr 1846 nach Wien. Hier heiratete er die Schauspielerin Christine Enghaus (geb. 9. Febr. 1817 zu Braunschw.). Er nahm nun seinen bleibenden Wohnsitz in Wien und lebte seit 1855 während des Sommers auf einem kleinen Villa am Gmundenersee. Nach langwierigem Leiden starb er 13. Dez. 1863 zu Wien.

H. war ein nach dem Höchsten strebender Geist von echt künstlerischer Begeisterung, von gewaltiger Kraft der Phantasie und von großem Ernst des Denkens. Unter seinen dichterischen Werken nehmen seine Dramen den ersten Rang ein. An seine Tragödie «Judit» schlossen sich zunächst an «Sensovera» (Hamb. 1843) und «Maria Magdalene» (Hamb. 1844), ein bürgerliches Trauerspiel mit theoretisch-kritischem Vorwort. Eine zweite Reihe bilden «Herodes und Mariamne» (Wien 1850), «Julia» (Lpz. 1851), «Michel Angelo» (Wien 1855), «Agnes Bernauer» (Wien 1855) und «Oppe und sein Ring» (Wien 1856). H.s letztes Stück war das mit einem Preise von 1000 Thalern gekrönte «Die Nibelungen» (2 Bde., Hamb. 1862; 3. Aufl. 1874), eine Tragödie in drei Abteilungen, von



Warenaufzug 1) Einfacher Auslegerkran 11) Dampfkran
2) Gabelkran

Zu Artikel Hebeapparat



die zweite, • Siegfrieds Tod •, in ihrer Kom-
position der gelungenste und höchstgerechteste Miß-
brauch einer einzigen Scene vollendeter • Drama-
(Hamb. 1864) ward erst nach seinem Tode
veröffentlicht. Ein für Rubinstein 1868 gedichteter
Text blieb ungedruckt. Als Dichter knüpfte
er die Richtung Weßbars an. Er trug mit die-
se große Vorliebe für das Aufregendmögliche,
die und Färbung, bewogt sich ebenfalls in
den und verfiel deshalb den rechte Maß be-
stimmtheit und künstlerischen Harmonie. Dennoch
als Dramatiker von Kühnen und großen In-
sichten, von energiegeltem Gepräge des Ausdrucks
in höherer Konsequenz der dramatischen Man-
ner. Mit seinem scharfen Kunstverstande
er nach organischen Schöpfungen und deren
konkreter Vervollständigung. In der Wahl der
Szenen zeigt er sich freilich parados und in ihrer
Anordnung oft groß und verlegen. Den höch-
stintelligenten Wert dürften unter seinen Dra-
men • Maria Magdalena • und • Die Nibelungen •
haben. In beide Lustspiele • Der Diamant-
 und • Der Rubin • (1861) erinnern an die
klassischen Komödien im Zweifelsfalle und die
mühsamen Dilettantengläser. In satirische Ge-
schichten (Gesamtausgabe, Stuttgart, 1867) sind voll-
ständig und mit poetischer Schönheit, keine So-
phistische Epigramme gedankensreich, aber oft von
ger, herber Form. In seinem kleinen Gnos-
is und And • (Hamb 1860) behandelte er
e, allgemeine menschliche Motive in dichterisch
fendender Weise. Eine Gesamtausgabe von
ersten erschien 1866—67 (Hamburg, 12 Bde.),
herausgegeben, C. Ruch, auch eine ausführliche
sche in 2 Bde. (Hamb 1877) Vgl. Kuller-
strungen an Friedrich H. • (Wien 1878).

g, bei den Römern mit Juventas identifi-
kation der Jugend, war die Tochter des Jau-
s (Juno), und die Mundichentia des
im Olymp. Nachdem Herakles unter die
digen aufgenommen worden war, wurde sie
Vermählung und gebar ihm nach Apollodor
ohne Alexander und Antiochos. Mit der Zeit
im Volksglauben habe als Mundichentia
mehr durch Gangmuth verbreitet, in Folge des
des, daß die heroische Zeit, wonach Jung-
den Wein freubrayen, juradral und bafel
flich ward, sich von Knaben beim Sympo-
nieren zu lassen. Er wurde auch als Odina
; namentlich in Sitzen und Plaus, wo sie
in oder Sagerde hieß in Athen waren
Herakles Bildner errichtet. Abbildungen von
nicht häufig, als Mundichentia wird sie
anne und Trankheile bezeichnet. Vgl. Re-
bedes (Erg. 1867).

e (N auch der Name des 6. Asteroiden.
der Planeten.)

saugpumpen oder **hebemaschinen** (franz. elevatoire, engl. hoisting-machines) zur Förderung von Lasten in vertikaler, oder later und horizontaler Richtung, und zwar in letztem Fall die Vertikal- und die Horizontalbewegung entweder gleichzeitig oder nacheinander. Die 6. und für die gesamte technische

Verzias von größter Bedeutung und finden für die verschiedensten Zwecke sowohl in einfacher als in majestätisch schön vollkommener Form Verwendung. Schon von den alten Aegyptern sind \S in ihrer einfachsten Form als Nockenlage und Wenden zum Bau der Pyramiden verwendet worden, wie auch von den Griechen und Römern solche bei der Einrichtung ihrer Prachtbauten benutzt wurden. Im Lauf der Zeit ist die Verwendung der \S eine immer ausgedehntere geworden, infolge dessen haben diese Maschinen eine immer vielseitiger ausgebildete Form erholten und namentlich in neuester Zeit sind dieselben durch Benutzung der Dampf- und Wasserkraft speziell für die Hebung größerer Lasten in höherm Grade vervollkommen worden. Mit Rücksicht auf die verschiedenen charakteristischen Ausführungen der \S unterzeichnet man Gehlaben, Rollen- und Kiaschenjüge, doppel wirkende Wenden, Aufzüge, Krane, Elevatoren.

Die Hebelbo den, seit dem 17. Jahrb. unter diesem Namen bekannt, sind die primitivste Art der H. Man unterscheidet die franz., die deutsche und die schwed. Hebelbo den, letztere ist die gebräuchlichste und dient z. B. in der in Fig. 1 der Tafel Hebeopparats gezeigten Form als Jahnvorrichtung für Schleusen. Der Hebel E E schwingt lose um einen in dem Bodgestell Q befestigten Zapfen C und drückt abwechselnd auf der einen oder andern Seite gegen einen der Bolzen K und L, welcher in die entsprechenden Löcher der schließlichen Jahnstange A B gedrückt werden. Vermöge des Schließes in dieser Stange kann sich dieselbe frei an dem festen Drehbo den C emporschieben und pflegt man zur Vermeidung einseitiger Wirkungen auch den mittlern Teil FF des Hebels E E für den Durchgang der Jahnstange A B gabelförmig zu gestalten. Im Punkt D mit der Schloßn mittelst Jahnstange befestigt. Die Hubhöhe beträgt 1–2 m.

Die Rollen- und Fläschenzüge bestehen aus einer Verbindung solcher Rollen, resp. Fläschen, oder welche Seile oder Ketten laufen, mittels deren die Lasten gehoben werden. Als Fläsche bezeichnet man die Verbindung mehrerer Rollen in einem gemeinsamen Gehäuse, beim Fläschenzug sind zwei solcher Fläschen, von denen die eine als feste, die andere als lose Rolle zu betrachten ist. Durch Seile oder Ketten werden die Rollen an einem festen Punkt einer Rolle befestigt, so dass die Seile die gewöhnlichen Anordnungen bilden. In Fig. 3 sind die Rollen mehrere hintereinander auf einer drehbaren Achse eines gemeinsamen Gehäuses angeordnete, drehbar weniger Breiten haben, als die drehbare Rollen. Der Seilendlauf ist an drehbaren Rollen. Kettenfläschenzüge ergeben einen größeren Hebelungsgrad als Seilfläschenzüge. Fig. 4 zeigt einen Seilfläschenzug mit Hebelvorrichtung, bei welcher ein selbstthätiges Bremsen des Rücklaufs der ausgehenden Last in der Weise stattfindet, daß dieselbe an jedem Punkte ihres Wege festgehalten werden kann, was durch Einwirkung einer Bremse auf das Seil erreicht wird (Vgl. auch Fläschenzug, Vd. VI. S. 677).

Auch der Kettenflachenzug hat sich mehr die automatische Formung Annäherung. Der bekannteste Kettenflachenzug ist der von Weston 1861 konstruierte Differenzialflachenzug (i. unter Flachenzug, Bd. VI, S. 878, welcher auch Abbildung), derselbe wird zur Hebung von 200 bis 4000 kg benutzt. Für noch bedeutendere Lasten

(4—10000 kg) schaltet man außerdem eine Zahnradüberführung in Gestalt von Laugues Patentgetriebe ein, wie der in Fig. 5 dargestellte Kettenflaskenzug zeigt. Die Zugkraft wirkt mittels der Handkette auf ein Kettenrad, an dessen Welle ein Zahnradchen sitzt, das in eine innere Verzahnung der größeren Kettenrolle eingreift. Mittels dieser Einrichtung läßt sich eine ganz bedeutende Kraftumsetzung erzielen. Zu erwähnen ist hier noch Endes Differentialflaskenzug, bei welchem die Kraftumsetzung mittels eines innen verzahnten Rades erfolgt, in welchem sich ein zweites, mit der Lastrolle fest verbundenes Zahnrad dreht. Enthält, wie es meist der Fall ist, das innere Rad 30 und der innen verzahnte Radkranz 31 Zähne, so entsprechen 31 Umdrehungen der Welle, resp. der Seilrolle, erst einer solchen der Lastrolle und findet mithin eine Kraftumsetzung von 1:31 statt, d. h. eine am Zugseil wirkende Kraft von 1 Ctr. vermag 31 Ctr. zu heben, wobei der Weg, den das Zugseil zurückzulegen hat, 31 mal größer ist als die Höhe, auf welche die Last zu heben ist. Weniger gebräuchliche Modifikationen sind der Schraubenflaskenzug, charakteristisch durch die Anwendung der Schraube ohne Ende und eines Schraubenrades zum Betriebe der Rolle in der festen Flasche, und der archimedische Flasenzug, bei welchem keine Kettenrollen, sondern Windbrennmeß zur Aufnahme der Kette dienen.

Die direkt wirkenden Winden sind entweder Zahnstangenwinden, Schraubenwinden oder hydraulische Winden und dienen zum Heben großer Lasten auf geringe, 1 m selten übersteigende Förderhöhen. Eine Zahnstangenwinde (sog. Wagenwinde) zeigt Fig. 6. Ein kleines, an der Kurbelwelle sitzendes Zahnrad von 5—8 Zähnen greift in ein größeres ein, das wiederum mit einem nur wenige Zähne enthaltenden Zahnrade, dem eigentlichen Triebrade, auf einer gemeinschaftlichen Achse befestigt ist. Letzteres ist im Eingriff mit der die Last tragenden Zahnstange und bringt dieselbe bei Drehung der Kurbel unter sehr starker Überführung in Bewegung. Im allgemeinen können die Zahnstangenwinden zur Hebung von Lasten bis zu 20000 kg verwendet werden und gestatten bei einer Höhe von 800 mm einen Hub von 250—500 mm; in neuerer Zeit sind dieselben vielfach durch die Schraubenwinden verdrängt worden.

Eine Schraubenwinde ist in Fig. 7 veranschaulicht. Wie ersichtlich, dient hier zum Heben der Last eine starke Schraubenspindel, die durch einen Ratschenhebel in ihrer Mutter gedreht wird. Da man den Ratschenhebel entsprechend lang machen kann, ist eine bedeutende Kraftumsetzung zu erzielen. Weitere Vorteile der Schraubenwinde sind große Einfachheit, verhältnismäßig große Hubhöhe und Selbsthemmung der Last. Bei der abgebildeten Konstruktion ist das die Schraubennutter tragende Gestell in einem als Fußplatte dienenden Schlitten beweglich, so daß auch eine Querbewegung der Last gestattet ist. Bei manchen Schraubenwinden erfolgt die Hebung der Last dadurch, daß die im Gestell gelagerte Mutter eine rotierende Bewegung erhält, die Spindel aber gegen eine solche geschützt wird. Diese Winden zeigen unter sonst gleichen Verhältnissen einen schlechteren Wirkungsgrad als die zuerst erwähnten, gestatten aber eine bequemere Handhabung. Um ihnen eine größere Leistungsfähigkeit zu geben, hat man bei denselben ein Differentialgetriebe angeordnet.

Die hydraulischen Winden gehören in ihrer jetzigen Form der neuern Zeit an und beruhen auf dem Prinzip der hydraulischen Presse. Hydraulische Winden werden bis zu einer Tragfähigkeit von 5000 kg hergestellt; solche von 15—20000 kg Tragfähigkeit können noch bequem von einem einzigen Arbeiter bedient werden. Diese Winden vereinigen also eine außerordentlich leichte Handhabung mit sehr großer Leistungsfähigkeit. So wurde z. B. eine Lokomotive, die mit allen sechs Rädern entlastet war, mit Hilfe derartiger Winden in 1½ Stunden wieder auf die Schienen gebracht. John Dixon richtete 1879 den unter dem Namen «Kabel der Kleopatra» bekannten Obelisken mit nur vier hydraulischen Winden und vier Arbeitern auf.

Da die bisher besprochenen H. zum Heben von Lasten auf größere Höhen nicht ausreichen, muß man für solche Fälle indirekt wirkende Maschinen verwenden, welche mit Hilfe von Seilen, Ketten oder Gurten die bewegende Kraft auf verhältnismäßig große Entfernungen übertragen. Die unter verschiedenen Namen, wie Kreuzhaspel, Hornhaspel, Radhaspel, bekannten indirekt wirkenden Winden gehören zu den ältesten H. Die einfachste Maschine dieser Art ist der Kreuzhaspel, bei dem aus einer auf zwei Ständern gelagerten, durch eine oder zwei Kurbeln drehbaren Trommel besteht, an welche das die Last tragende Seil sich aufwickelt. Diese einfache Anordnung läßt nur eine sehr geringe Vielfältigung der Arbeitskräfte zu, aber führt zu kolossalen Dimensionsverhältnissen zwischen Welle und Radhalbmesser. Deshalb eignen sich derartige Maschinen auch nicht zum Fördern größerer Lasten und werden jetzt überhaupt ziemlich allgemein durch Winden mit Zahnradvorgelege ersetzt. Für Förderlasten von 1—2000 kg wählt man gewöhnlich Winden mit einem Vorgelege, für Lasten von 2—10000 kg solche mit zwei Vorgelegen. Bei größeren Lasten wendet man noch einen Flaschenzug an, der an der zu hebenden Last angreift und dessen Bewegung durch den Haspel bewirkt wird. Nur ausnahmsweise für die größten Lasten baut man auch Winden mit drei Vorgelegen. Will man statt der Menschenhand Elementarkräfte zur Erzielung größerer Arbeitsleistungen in kürzerer Zeit benutzen, so ändert dies die Einrichtung der Winden nur insofern, als zur Aufnahme der Betriebskraft statt der Handkurbel das geeignete Organ zur Verwendung kommt. So wird häufig die treibende Welle von Winden, welche in Werftstätten, Fabriken, Mühlen u. s. w. zum Aufziehen der Materialien benutzt werden, mit loser und fester Riemenscheibe versehen, auf welche ein Riemen von einer Transmissionswelle läuft, welche Anordnung im allgemeinen sich nur zum bloßen Heben der Lasten vorfindet. Für größere Arbeitsleistungen, für Doppelförderung und große Förderhöhen werden die Winden mit besondern kleinen Dampfmaschinen verbunden und bilden dann die Dampfwinden.

Die Dampfwinden (auch Dampfabel genannt), wie Fig. 8 eine solche zeigt, sind in der Regel nur mit Betriebsmaschinen von 3—4 Pferdestärken versehen, die eine Umsteuerung gestatten müssen, aus welchem Grunde man diese Maschinen trotz ihrer Kleinheit gern mit zwei Zylindern versieht. Für gewöhnliche Lasten arbeiten die Dampfwinden meist mit einfachem Vorgelege, so daß die Kurbelwelle mit dem auf ihr befindlichen Triebrade in ein größeres, auf der Trommel angebrachtes

rad eingreift; doch sind bei den meisten der-
:n Binden ausdrückbare doppelte Zahnradvor-
:r solche Fälle, wo Dampfkraft nicht zur Ver-
:g steht, oder man sich bezüglich des Aufstel-
:ortes der Binden unabhängig machen will,
:int es geboten, die Aufzugmaschinen gleich mit
: Dampfseil zu verbinden, der dann meist
:b angepasst ist. Das zur Aufnahme der
:ebmaschine dienende Seil wird gewöhnlich
: dem Kessel stehend mit diesem auf einer ge-
:schäftlichen starken Bodenplatte montiert und
: lange auf Räder gestellt. Solche Binden sind
: je ihrer Transportabilität und Unabhängig-
:on den lokalen Verhältnissen in vielen Fällen
:roßem Vorteil zu benutzen und finden daher
:behrte Verwendung.

: Aufzüge dienen zur Vertikalbeförderung
:ersonen und Gegenständen in Warenhäusern,
:inen, Wohnräumen, öffentlichen Gebäuden
:v. Für geringere Förderlasten benutzt man
:aufzüge, bei disponibler Transmission auch
:ransmissionsaufzüge mit konstant laufender
:ebmaschine. Zur Erzielung größerer Leistung-
:ei höhern Fördergeschwindigkeiten dienen
:pansaufzüge, die besonders in Amerika in aus-
:nester Weise Verwendung finden. Endlich
:en noch hydraulische und pneumatische Auf-
:ur Ausführung, von denen die erstern, des
:ordentlich bequemen und einfachen Betriebes
:, neuerlich sehr beliebt geworden sind. Die
:teile eines Aufzugs sind: der Motor, die
:mission zwischen diesem und dem zur direkten
:hne der Förderlast bestimmten Teil der An-
:hme der Fahrstuhl und dessen Führung, endlich die
:rheitsvorrichtungen und die zur Einleitung,
:lung und Regulierung der Bewegung der
:last dienenden Einrichtungen.

:ndaufzüge dienen im allgemeinen nur zur
:ur von Lasten bis 2000 kg und ist die eigent-
:ebmaschine bei denselben gewöhnlich ein Has-
:re durch ein über eine oder zwei Rollen laufen-
:eil ohne Ende oder durch eine Bodwinde in
:zung gefügt. Die einfachste Anordnung
:diejenigen Vorrichtungen, welche zum Auf-
:von Speisen benutzt und daher Speise-
:nge genannt werden. Fig. 9 der Tafel zeigt
:Handwarenaufzug für mehrstöckige Ma-
: und Fabriken. Als Windeapparat dient eine
:inde, welche in jedem beliebigen Stockwerke
:stellt werden kann, indem das Seil oder die
:ber eine Rolle geführt wird, die über der
:des Schachtes anzubringen ist. Gleichzeitig
:m Zugseil ist an dem Fahrstuhl ein zweites
:befestigt, das über die erwähnte und eine
:Rolle nach einem Gegengewichtslasten geht,
:vertikale Führungen zweckmäßig an der nächst-
:nen Wand angeordnet werden.

:ransmissionsaufzüge erfordern eine
:aufende Transmissionswelle, von welcher die
:zum Betriebe der Bewegungsmechanismen
:aufzug abgeleitet wird. Dieselben werden
:iter- und auch für Personenbeförderung aus-
:t und bieten bei einfacher Anlage genügende
:sicherheit. Meist kommen jedoch Trans-
:isaufzüge nur dort zur Verwendung, wo ge-
:ie in Fabriken, eine konstant laufende Trans-
:a, welche andern Zwecken dient, für den Be-
:des Aufzugs disponibel ist. Im andern Fall

werden aus größern Personenaufzüge, deren be-
:wegende Kraft der Dampf sein soll, derart einge-
:richtet, daß die Betriebsdampfmaschine einen in-
:tegrierenden Bestandteil des Aufzugs bildet, vom
:Fahrstuhl aus in Gang gesetzt wird und während
:des Stillstandes des Aufzugs abgestellt bleibt.

:Die Dampfaufzüge: werden der großen Be-
:triebsicherheit wegen, welche sie gewähren, meist
:als Personenaufzüge benutzt und sind in diesem
:Fall gewöhnlich mit 6 stützig wirkenden Gang-
:vorrichtungen versehen, die bei etwaigem Reißen
:des Förderseils den Fahrstuhl im Schacht feststem-
:men oder auf sonstige Weise arretieren. Leider ist
:eine absolut sicher wirkende Gangvorrichtung bis
:jetzt noch nicht geschaffen worden.

:Die hydraulischen Aufzüge werden ent-
:weder durch hydrostatischen Druck oder durch künst-
:lich gespanntes Wasser bewegt. Am einfachsten und
:billigsten ist der in Wasserleitungen vorhandene hy-
:drostatische Druck, welcher durchschnittlich 4—6 At-
:mosphären beträgt, zu verwenden, und sind des-
:halb solche hydraulische Aufzüge auch die gebräuch-
:lichsten. Wo die Spannung des Wassers zur Er-
:zeugung des Druckwassers für die hydraulische Ar-
:beitsmaschine durch Anwendung mechan. Mittel zu
:erfolgen hat, müssen Pumpen und ein Accumulator
:zur Anwendung kommen, wodurch die Maschinen-
:anlage weitläufiger und kostspieliger wird. Man
:sucht daher, wenn irgend möglich, den letztern Fall
:zu umgehen und läßt denselben nur dann eintreten,
:wenn besonders große Leistungen gefordert werden,
:oder keine Wasserleitung vorhanden ist. Die hy-
:draulischen Aufzüge werden als direkt wirkende
:Plungeraufzüge und als indirekt wirkende Aufzüge
:in der Art ausgeführt, daß kürzere hydraulische
:Treibcylinder zur Verwendung kommen, wobei die
:erforderliche Hubvergrößerung durch Flaschenzug-
:überlegung hergestellt wird. Die hydraulischen Auf-
:züge der erstern Art wirken so, daß ein Plunger-
:solben durch in den zugehörigen Preßcylinder ein-
:geführtes Druckwasser gehoben wird und mit ihm
:die Förderlast, resp. der Fahrstuhl, welcher direkt
:mit dem obern Ende des Kolbens in Verbindung
:steht. Die Last, welche gehoben werden kann,
:bemißt sich alsdann nach der Größe der Kolbenfläche
:und des wirkamen Wasserdrucks.

:Die pneumatischen Aufzüge haben prin-
:zipiell dieselbe Einrichtung wie die hydraulischen
:und werden ebenso wie diese in direkter und indirek-
:ter Anordnung ausgeführt. Der Betrieb erfolgt
:durch komprimierte Luft oder durch den atmosphäri-
:schen Luftdruck, indem im letztern Fall der Raum
:unter dem Treibkolben luftleer gepumpt wird.
:Pneumatische Aufzüge sind meist als Sichtauf-
:züge für Hohöfen in Gebrauch und bieten hierfür
:oft große Vorteile. (S. Eisenerzeugung, Bd. V,
:S. 896 fg.)

:Elektrische Aufzüge (s. d.), die namentlich von
:Siemens u. Halske in Berlin mehrfach auf Aus-
:stellungen im Betrieb gezeigt wurden, haben in der
:Praxis noch keine größere Verbreitung finden können.

:Die am meisten zur Anwendung kommenden
:und weitaus wichtigsten H. sind die Krane, mit-
:tels deren größere Lasten auf kleinere Höhen ge-
:hoben, hierauf in horizontaler Richtung bis zu
:einem noch innerhalb des Bereichs der Maschine
:liegenden Punkte bewegt und hier herabgelassen
:werden können. Die Krane bestehen im wesent-
:lichen aus einer Säule, der sog. Kranssäule, um

welche oder mit welcher der ganze Kranbau im Kreise gedreht werden kann, sowie aus einem vorstehenden, mit der Kranfäule auf geeignete Weise in horizontaler oder schräger Lage verbundenen Balken, dem Kranausleger, an dessen Spitze eine feste Rolle angebracht ist, über die das Lastseil (Kette) führt. Die Spitze des geneigten Auslegers ist mit der Kranfäule durch Zugstangen verbunden. Zum Heben der Lasten ist jeder Kran mit einer an dem Kranbau befestigten Seil- oder Kettenwinde versehen.

Man unterscheidet feststehende und transportable Krane, je nachdem die Gerüste derselben mit einem Fundament fest verbunden, oder auf besondern Gleisen beweglich eingerichtet sind. Jede dieser beiden Gruppen zeigt mit Rücksicht auf die speziellen Zwecke und Verwendungsstellen sehr mannigfaltige charakteristische Ausführungen, die sich wieder in Krane mit Handbetrieb, Transmissions-, Dampf-, hydraulische und pneumatische Krane einteilen lassen. Die Krane finden ihre hauptsächlichste Verwendung in Warenmagazinen, technischen Werkstätten, auf Schiffswerften, Baustellen u. s. w., und erhalten je nach ihrer verschiedenen Bestimmung verschiedene Formen. Als Haupttypen unterscheidet man die Drehkrane, welche wieder in Wandkrane (Magazinkrane) und freistehende Drehkrane zerfallen, ferner die Scherentkrane, die hydraulischen Krane, die Rollkrane und schließlich die Laufkrane.

Als Übergangsglied zwischen den Aufzügen und Kranen können diejenigen Wandkrane bezeichnet werden, welche als Magazinkrane ihre hauptsächlichste Verwendung finden. Fig. 10 zeigt einen Drehkran, der namentlich für Lagerräume geeignet ist (Auslegerkran); derselbe gestattet eine vollständige Drehung im Kreise. An der Kranfäule ist in der Höhe der Lastrolle eine Kettenröhrle gelagert, auf welcher sich die Lastkette aufwickelt; ihre Bewegung erhält die Trommel von einer größeren Scheibe aus, um welche sich ein Seil schlingt, das von dem am Fuße der Kranfäule angebrachten Windewerke entsprechend auf- oder abgewickelt wird. Eine besondere Art der Drehkrane sind die in Mühlen zum Ausheben der Mühlsteine angebrachten Steinkrane. Die Krane mit veränderlichem Ausleger unterscheiden sich in solche, welche mit Beibehaltung des festen Krangerüsts den hier horizontalen Ausleger als Bahn eines Wagens für die Förderlast benutzen (woburd man den Typus des sog. Siebereitkrans erhält), und in solche, deren Ausleger um einen horizontalen Bolzen am Fuße der Kranfäule drehbar ist und bei welchem demgemäß die Zugstangen durch Ketten ersetzt sind.

Freistehende Drehkrane, auch Quai- oder Uferkrane genannt, haben entweder eine zum Teil in einen Schacht versenkte drehbare Säule, die sich mit ihrem Spurzapfen in ein auf der Schachthöhe angeordnetes Fußlager stützt, oder die Kranfäule steht fest und es ist dafür eine drehbare Kranhülse angeordnet, welche die Strebe und den Ausleger aufnimmt. Die Anordnung der in einen Schacht versenkten drehbaren Säule wird hauptsächlich für die sog. Fairbairn-Krane verwendet. Der Umstand, daß der durch Zugstangen oder Ketten gehaltene Ausleger verhältnismäßig viel Raum einnimmt und seine niedrige, zu schräge Lage zu mancherlei Unbequemlichkeiten bei der Verwendung des Krans Gelegenheit gibt, veranlaßte 1860 der engl. Ingenieur William Fairbairn, Krane

aus Eisenblech zu konstruieren, bei welchen Ausleger, Zugstange und Kranfäule zu einem Ganzen verbunden sind und somit gleichsam aus einem Stück bestehen. Der krumme Ausleger ist entweder als Rollwand- oder als Gitterträger mit rechthecigem Querschnitt konstruiert.

Die Krane mit fester, nicht drehbarer Säule vermeiden die mit der Anlage des Schachts verbundene Unbequemlichkeit und gewähren eine leichtere Zugänglichkeit des Drehzapfens. Die Krane werden entweder so ausgeführt, daß die Kranfäule kurz ist und ihre Lagerung in einer festen Fundamentplatte erhält, welche durch mehrere Anker mit dem Fundament in Verbindung steht, oder die Säule reicht entsprechend weit in das Fundament hinab und wird in demselben fest verankert.

Fig. 11 zeigt einen größeren Dampfkran mit fester Säule. Für solche Krane, die die Hebung größerer Lasten bewirken, ist stets die Anordnung eines Gegengewichts, welches eine zu starke einseitige Beanspruchung der Kranfäule verhindert, von Vorteil. Bei Dampfkränen stellt man zweckmäßig hierfür den Dampfessel, der stets als Vertikalseil ausgeführt wird, dem Ausleger entgegengesetzt da; art auf, daß sein Gewicht für genannten Zweck zur Wirkung kommt. Der in Fig. 11 abgebildete Kran zeigt diese Anordnung. Der Ausleger des Krans ist drehbar. Die Bewegung desselben in der Vertikalebene geschieht mittels eines dreirölligen Flaschenzugs, von dessen Rollen zwei durch kurze Zugstangen gehalten werden, die am Kopf des Auslegers angreifen. Der Anzug der Kette erfolgt durch eine Schraube ohne Ende und ein Schraubenrad, auf dessen Welle die Kettenröhrle sich befindet, auf welche die Flaschenzugkette sich aufwickelt. Die Bewegung der Lastkette geschieht durch die Dampfwinde, welche in den beiden Schiden des Drehgestells montiert ist. Für die Bewegung des Krans um seine vertikale Achse wird eine in dem Gestell horizontal gelagerte Laufrolle, welche auf der ebenen Fundamentplatte läuft, von der Maschine mittels Zahnradübersezung in langsame Umdrehung versetzt.

Die Scherentkrane gehören sowohl bezüglich der Dimensionen ihrer Gerüsteile als auch durch die Größe der Förderlasten zu den mächtigsten Hebemaschinen. Die Konstruktion derselben ist aus der des Dreifußes oder Vierfußes hervorgegangen. Es sind dies sehr primitive H., welche aus drei oder vier Holzmasten gebildet werden, die entsprechend den Kanten einer drei- oder vierseitigen Pyramide gegeneinander gestellt sind. Die Lastenbeförderung erfolgt bei diesen, häufig in Fabriksöfen und auf Verladeplätzen Verwendung findenden Hebegerüsten durch Flaschenzüge, kombiniert mit Handhaspeln, welche letztere entweder unabhängig vom Gerüst aufgestellt werden, oder ihre Lagerung am Krangerüst selbst finden können. Erteilt man einem derartigen dreibeinigen Gerüst eine geeignete Beweglichkeit seiner Fußstützen, so erhält man Maschinen, welche gleichzeitig zur Vertikal- und zur Horizontalbeförderung brauchbar sind. Derselben werden auch vierbeinig oder derart konstruiert, daß das dritte oder Hinterbein durch eine Kette ersetzt wird, und heißen in diesen Anordnungen Scherentkrane. Die Scherentkrane sind speziell an Hafenplätzen in Gebrauch und dienen zum Transport der Kessel und Maschinen, zum Einbau derselben in Dampfschiffe, zur Ausrüstung der Schiffe.

stellung der Masten u. s. w. Die ursprüngliche Konstruktion dieser Krane ist derart, daß zwei von Masten des Krans am Uferrand desbarr get sind, während dem Fuße des dritten Mastes, in entsprechend größerer Länge besitzt, eine Vorrichtung in horizontaler Richtung erteilt ist, so daß werden Scherkrane als schwimmende ne ausgeführt, indem sie auf eigenen Schiffen, wasserbüchsen externen Kästen (Vahnen) aufst werden. Ferner sind hier auch die Vahnen, Schwingkrane, Drops oder Troops wähen, die in England namentlich als Lade- für Steinlophen vielfach in Gebrauch sind. solcher Kran besteht aus einem schwingenden elastischen Hebel, an dessen einem Arm die hängt, während am andern die Kraft angreift. e hydraulischen Krane werden in neuerer besonders häufig angewendet. Der Betrieb ilit erfolgt direkt oder indirekt mittels des Handpumpen oder Accumulatoren gebräuchl ert. Die Anordnung hydraulischer Krane ist n der günstigen Betriebsverhältnisse bei jeder Thätigkeit und der leichten Übertragung Kraft besonders dann geeignet, wenn, wie in anlagen, eine größere Anzahl weit auseinander- stehender Krane durch dieselbe Dampfmaschine etrieb getrieben werden soll. Fig. 12 zeigt einen ehenden hydraulischen Drehkran (Haken- für 20000 kg Tragkraft, dessen Ausleger der bei Jarkbau-Kranen üblichen Art geshal- t. Der Fuß des Auslegers ist hier nicht ver- sondern oberhalb des Terrains in einem star- kumstärktem Maste, der nach oben und i mit entsprechender gußeisener Armierung km ist, drehbar gelagert. Dadurch wird V- der Vorteil einer einfachen Fundamentierung angen Kran als auch der einer wesentlichen isierung des leichten Erdraums erreicht. Der ist mit drei Heberrindern ausgestattet, die innerhalb des Mastes befinden. Für Lasten 000 kg kommt nur der mittlere Zylinder zur usung, bis zu 14000 kg arbeiten die beiden seit- i Zylinder ohne den ersten, während für gr- Lasten (bis 20000 kg) alle drei Zylinder be- n werden. Die Steuerung des Krans erfolgt den bedienenden Arbeiter von der oberen form aus.

i) Bahnhöfen, in Häfen und beim Baumwesen ht man Krane, die an verschiedenen Stellen etrieb getrieben werden können. Man macht den in solchem Fall transportabel, indem man ransförmig in das Blatteau eines niedrigen Wa- verfertigt, der auf einem Schienenwege fort- lt werden kann. Fig. 13 zeigt einen sog. Lo- otkran (Dampfrollkran), bei welchem der glische Ausleger aus starkem Eisenblech berge- und an seiner Spitze derart vorgelagert ist, auch die Hebung sehr breiter Lasten keine igeranten macht. Fig. 14 zeigt die etwas iberste Konstruktion eines Dampfrollkrans, in solcher 1862 bei den Bauten der londoner anstellung verwendet wurde. Zu dieser Klasse Krane gehören auch die Exkavatoren (s. d.). e Laufkrane bestehen in der Hauptsache aus uren Winden auf fahrbaren Hochgerüsten, die ist für die Vertikalbeförderung von Lasten und sonderm zum Horizontaltransport in beiden ertikalen senkrechten Richtungen dienen. Die- i besitzen das wesentliche Merkmal des Krans,

den Ausleger, nicht, weshalb die Bezeichnung „Laufkran“ für diese h eigentlich inkorrekt ist. Jeder Laufkran enthält als Hauptbestandteil eine aus hinreichend starken Masten gebildete Brücke, welche die Schienen für die auf Rädern stehende Windvorrichtung trägt und ihrerseits gleichfalls auf einer zu ihrer Länge senkrechten Bahn fortge- rollt werden kann. Nach der Höhenlage der Schie- nenbahn, auf welcher die Brücke läuft, kann man zwei verschiedene Laufkrankonstruktionen unterschei- den. Im Innern von Gebäuden ist es meist mög- lich, die Schienen in derjenigen Höhe anzubringen, bis zu welcher die Last gehoben werden soll. Es genügt dann, die Brücke aus zwei miteinander ver- bundenen Längsträgern zu bilden, die mit ent- sprechenden Laufrollen zur Aufnahme von vier Laufträhern zu versehen sind. Ist dagegen ein sol- cher Gerüst nicht anzubringen, wie bei manchen Bauausführungen, auf Bahnhöfen u. s. w., so legt man die Laufträhern in das Niveau des Terrains und gibt der Brücke beiderseits hohe, gerüstförmige Stütze, die unten mit Laufträhern versehen sind. Solche Krane heißen ihrer Form wegen Bodlauf- krane. Mittel dieser beiden Arten von Kränen kann die Last an jedem beliebigen Punkte der rechteckigen Fläche befördert werden, deren Ecken die der Erhebung des Krans und deren Mitte die der Verschiebung der Brücke auf der Laufträhern ist. Die Bewegung der Kranbrücke und der der Last die Hebung der Last geschieht bei Kränen in beiden Richtungen zu transportie- ren. Man kann auch Handbetrieb, für größere Ver- lungen hat man in neuester Zeit mit Vorteil die Bewegung durch Elementarkraft entweder mittel oder mittel mit der Brücke verbundenen Dampf- maschine oder mittel Seiltransmission erzielt. Fig. 15 zeigt einen Dampfrollkran, bei dem die Bewegungen in beiden Richtungen mittel Dampfkraft bewerkstelligt werden, der Laufkranwärter hat keinen Platz neben dem Dampfzylinder, dessen Wartung ihm gleichfalls obliegt. Die Konstruktion des in Fig. 16 abgebildeten Bodkrans ist nach Vorstehendem aus der Abbildung leicht zu ersehen.

Aber die Einrichtung und den Zweck der eben- falls zu den h gehörenden Elevatoren s. den Spezialartikel Bd. VI, S. 47 ff., woselbst auch Abbildungen.

Litteratur. Uhlend, „Die h., deren Kon- struktion, Anlage und Betrieb“ (Wp. 1883). Ap- pleby, „Handbook of machinery“ (London). Rich- ter, „Personen- und Lastenaufzüge und Förder- maschinen“ (Wien 1877). Rühlmann, „Allgemeine Maschinenlehre“ (4 Bde. Braunschweig 1875—77); ferner die Zeitschriften „Publication industrielle“ (Paris) und „Portefeuille économique des machi- nes“ (Paris).

Hebbrunnen, s. unter Brunnen.

Hebbrunnen, s. Daumen.

Hebkrane oder Schleuderkranen, kommt bei den Kriegsmaschinen des Mittelalters vor und ist ein mit Steinen, Sand oder Gewichten beschwer- ter Krane, welcher auf den kurzen Arm eines Schwenkels drehend wirkt und dadurch dem län- gern Arm, an dessen Ende mittel einer Schiebung der zu werfende Gegenstand angebracht ist, die nö- tige Schwingkraft verleiht. (S. auch Wye und Kriegsmaschinen.)

Hebel (frz. levier, engl. lever). Der h. in sei- ner einfachsten Gestalt ist ein gerader unbegleiteter

Stab, der um eine Achse drehbar ist und auf welchen Kräfte wirken. Die Abstände zwischen der Drehungsachse und den Angriffspunkten der auf den H. wirkenden Kräfte nennt man Hebelarme. Im einfachsten und gewöhnlichsten Falle sind zwei Kräfte am H. thätig, welche entweder wirklich Gewichte oder ihrer Intensität nach durch Gewichtsgößen ausgedrückt sind, und von denen die eine die zu hebende Last oder einen zu überwindenden Widerstand darstellt, die andere dazu dienen soll, die Last entweder in Ruhe zu halten oder mittels des H. zu bewegen. Die Angriffspunkte der Last (des Widerstandes) und der entgegenwirkenden Kraft pflegt man Lastpunkt und Kraftpunkt zu nennen. Liegen Kraft- und Lastpunkt auf derselben Seite vom Drehpunkt aus, so heißt der H. einarmig; liegen sie auf entgegengesetzten Seiten, so nennt man ihn zweiarmlig.

Der zweiarmlige Hebel ist entweder gleicharmig oder ungleicharmig, je nachdem die Hebelarme von gleicher oder von ungleicher Länge sind. Beim einarmigen Hebel kann entweder der Kraftpunkt oder der Lastpunkt näher am Drehpunkt liegen. Erfolgt durch die Einwirkung von Kraft und Last, welche den H. um seinen festen Punkt zu drehen streben, wirklich eine Bewegung desselben, so stehen die dabei von Kraft und Last durchlaufenen Wege in dem geraden Verhältnis der Länge ihrer Hebelarme; zur Erhaltung des Ruhezustandes (des Gleichgewichts) verhält sich die Größe der Kraft zur Größe der Last wie die Länge des Hebelarms der letztern zur Länge des Hebelarms der erstern. Daher kommt die Möglichkeit, mittels des H. durch geringe Kraft große Lasten zu überwinden (wobei letztere aber eine entsprechend kleine und langsame Bewegung empfangen); andererseits mit geringer Bewegung der Kraft große Bewegungen einer Last zu erzeugen (wobei aber die Last nur entsprechend klein sein kann). Zahllose Werkzeuge und Maschinenteile wirken als H. Der gleicharmige Hebel findet am wenigsten Anwendung, weil er weder eine Kraftersparnis noch einen Gewinn an Geschwindigkeit der bewegten Last gewährt, also im Maschinenwesen nur dazu dienen kann, eine ihm mitgeteilte Bewegung in umgekehrter Richtung weiter zu übertragen: das bekannteste Beispiel ist der Balken einer gewöhnlichen Schalenwaage. Ungleicharmige H. bieten die Schnellwaage, die Waagen, Scheren, Brecheisen, Hebeäume und Schaufeln dar. Einarmige H. sind z. B. die Messer an den Häufelschneidblättern, die Rastnadel, Zitronenpressen u. s. w. Bilden die Hebelarme miteinander einen Winkel, in dessen Spitze die Drehungsachse liegt, so entsteht der Winkelhebel, wie man ihn z. B. an Klingelgelenken findet. Zuweilen setzt man zwei oder mehrere H. derartig miteinander in Verbindung, daß die Kraft am ersten, die Last am letzten wirksam ist; solche zusammengesetzte H. kommen an den Brückenwagen, an Zerreißungsapparaten u. s. w. vor. Auf die Geseße des H. sind die Rollen der Flaschenzüge, die Seil- oder Riemen-scheiben und verzahnten Räderwerke, sowie die Fasel und Erdwinden zurückzuführen.

Hebel (Joh. Peter), deutscher Dialektdichter, geb. zu Basel 10. Mai 1760, erzogen zu Hausen am Rhein, Schopfheim im Badischen, wohin sich seine armen Eltern gewendet hatten, empfing seine Vorbildung in Vörrach, seit 1774 in Karlsruhe, studierte 1778–80 in Erlangen, wurde 1782 Pfarrvikar zu

Hertingen, 1783 Lehrer am Pädagogium zu Vörrach, 1791 Lehrer am Gymnasium zu Karlsruhe mit dem Prädikat eines Subdiaconus. Im J. 1805 erhielt er den Titel als Kirchenrat, wurde 1808 Direktor des Lyceums, 1809 Mitglied der evang. Kirchenkommission, 1819 Prälat und trat auf einer Reise zu Schwezingen 22. Sept. 1826 für seine berühmten «Allgemeinwissen. Geichte» (Karlsruhe 1803; herausg. und erläutert von Söding, Aarau 1873; herausg. von Behaghel, Stuttg. 1883; mit Bildern von Ludwig Richter, 2. Aufl., 1892) wählte H. die naive, bewegliche und schallhafte Mundart, welche in mancherlei Abweichungen in einem großen Teile Schwabens, namentlich in dem Winkel herrscht, den der Rhein bei Basel bildet. Dieselben enthalten treffliche Naturschilderungen, idyllenartig gezeichnete Sittenbilder aus dem bauerlichen Leben und durch naive Anschaulichkeit und Gemütlichkeit der Naturanschauung ausgezeichnete Lieder im echten, doch veredelt Volksgeschmack. Unter den verschiedenen hochdeutschen Bearbeitungen der Lieder, in denen jedoch viel von ihrer naiven Frische eingeht, ist die von Reimid (5. Aufl., 1869) hervorzuheben. H.s Volkschriften: «Der rheinländ. Hausfreund, oder Neuer Kalender mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen» (Karlsruhe 1806–15 u. öfter), «Das Schatzkästlein des rheinl. Hausfreundes» (Lüb. 1811; neueste Aufl., herausg. von Behaghel, Stuttg. 1883) und «Die biblischen Geschichten» (2 Bde., Stuttg. u. Lb. 1824; neu Aufl., Karlsruhe 1878) sind außerordentlich Darstellung. Goethes in der «Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung» mitgeteilte Rezension über die zweite Auflage der «Allgemeinwissen. Geichte» trug viel dazu bei, H.s Namen berühmt zu machen. H.s «Sämtliche Werke» sind wiederholt aufgelegt worden. Sein Leben beschrieb J. G. Schuler (Heidelberg 1831). Vgl. außerdem Becker, «Festschrift zu H.s 100. Geburtstag» (Bas. 1860), und Kluge, «Johann Peter H. Ein Lebensbild» (Karlsruhe 1876); derselbe, «Aus H.s ungedruckten Papieren» (Amberg-Schönheim 1882); «Briefe von H., herausg. von D. Behaghel» (Karlsruhe 1883); H. Knabach, «Schrift und Volk. Grundzüge der volkstümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik H.s» (1894).

Hebeladen, s. unter Hebeapparate.

Hebelhydrometer, s. unter Ausdehnung.

Hebelschere, s. unter Blechbearbeitungsmaschinen.

Hebemaschine (in der Weberei), s. Dessin.

Hebemaskinen, s. unter Hebeapparate (s. d.).

Heber (frz. siphon, engl. siphon) nennt man einen Apparat, um mittels des Luftdrucks Flüssigkeiten über ihren Spiegel (Niveau) zu heben. Das bekannteste dieser Instrumente ist der Saugheber (s. umstehende Fig. 1). Derselbe besteht aus einer engen, langen Röhre, welche oben und unten offen ist, nahe am oberen Ende aber eine birnförmige oder kugelförmige Erweiterung hat. Steckt man nun das untere Ende der Röhre in eine Flüssigkeit und verdünnt die im H. befindliche Luft durch Saugen, so wird die äußere atmosphärische Luft die Flüssigkeit in dem H. hinaufzudrücken und die Erweiterung derselben auf diese Weise gefüllt werden. Hält man dann die obere Öffnung des H. geschlossen, so kann man, ohne daß etwas ausfließt, den H. aus der

igkeit nehmen und das Ausgehobene in ein Gefäß bringen. Man kann auf diese Weise, zwei Flüssigkeiten von verschiedenem spezifischen Gewicht in einem Gefäß übereinanderstellen, indem man dieselben ausheben, ohne die obere zu rühren.

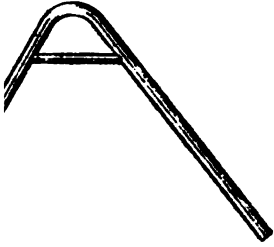


Fig. 1.



Fig. 2.

nlich dem Saugheber ist der Stechheber (Fig. 2), nur ist seine obere Eröffnung so schmal, daß man das ganze Instrument unter den Flüssigkeitsspiegel tauchen und ohne Ansaugen mit der Flüssigkeit füllen kann; so wie bei dem Saugheber. Der zweischenkelt gekrümmte Heber besteht aus einer unter einem beliebigen Winkel gebogenen Röhre, welche an beiden Seiten offen ist. Da der Druck der atmosphärischen Luft das Wasser in dem einen Ende der Röhre in die Höhe treibt, so darf beim Gebrauch des H. für Wasser nicht über 10 Fuß hoch sein, weil der Druck der Luft nur eine Erhöhung von dieser Höhe zu halten im Stande ist, während der H. vor dem Eintauchen mit Flüssigkeit zu füllen, zieht man gewöhnlich vor, ihn in die Höhe mit dem kürzern Schenkel einzutauchen und durch Ansaugen an der Öffnung des längeren Schenkels zu füllen. Eine Anwendung des H. im Bergbau hat man bei dem Kanal von Languedoc (Canal du midi) in Frankreich gemacht, welcher Bergwasser oft so sehr angefüllt wird, daß ein überlaufen befürchten mußte. Man legte den H. in den Kanal, deren höchster Punkt noch halb der Krone der Kanalwände lag. Sobald der Kanal sich bis zu dem höchsten Punkte des H. hatte, begann dieser zu fließen und führte das flüssige Wasser an den Bergabhängen hinab. Der H., deren Schenkel bis zum Boden des Kanals reichten, nicht eher würden zu fließen aufhören, bis der Kanal ganz leer gewesen wäre, so brachte man in denselben in der Höhe gewöhnlichen Wasserspiegels eine Öffnung an, durch die das überflüssige Wasser bis dahin abgeleitet war, trat Luft durch diese Öffnung und das Wasser des H. war unterbrochen, bis wieder eine Füllung eintrat, wo es von selbst wieder begann. Der Heber oder hydraulische Widder ist eine Maschine, mittels der man eine hydraulische Maschine, mittels der man durch den Stoß des in seinem Lauf gehemmten Wassers und den Druck der Luft in einem Heronsball (s. d.) verdichteten Wasser auf beträchtliche Höhen heben kann; Maschine wird indes nur selten angewendet, die heftigen Stöße des Materials des Apparats zu vertragen.

Heber (Franz Alexander), böhm. Schriftsteller, geb. 19. Juli 1815 zu Treboulau

(Böhmer Kreis), besuchte die Schulen in Böhmen, trat dann in den Kaufmannsstand und etablierte sich 1837 in Prag, später in Jitschov. Nachdem er sein Geschäft aufgegeben, bereiste er Böhmen und publizierte die gemachten Reiseergebnisse zunächst in der prager Monatschrift »Erinnerungen« und später in dem Werke »Böhmens Burgen, Feste und Bergschlösser« (7 Bde., Prag und Leitmeritz 1843–49). H. starb 29. Juli 1849 in Nachod.

Heberbarometer, s. unter Barometer.

Hébert (Antoine Auguste Grégoire), franz. Maler, geb. 8. Nov. 1817 zu Grenoble, kam 1835 nach Paris und gewann 1839 bei der akademischen Preisbewerbung mit seinem Lasso im Rerter den großen Preis. Er brachte dann eine Reihe von Jahren in Italien zu und widmete sich besonders dem ital. Sittenbild, dann auch der Porträtmalerei, mit weniger Glück der religiösen Historie. Die Malaria (1850, jetzt im Luxembourger) fand eine sehr günstige Aufnahme. Im J. 1853 erschien der Jubastuß (ebenfalls im Luxembourger). Les filles d'Alvito (1856), les foïnarolles de San-Angelo (1857), les Cervarolles (1859), Rosa Néra à la fontaine (1863), le banc de pierre (1865), la Pastorella und la Lavandara (1869), la Muse populaire italienne (1870), la Madonna adorata (1873) sind Darstellungen einfacher Vorgänge aus dem Leben des Landvolks der Umgegend von Rom und Neapel, mit einem durchgängigen Anflug von schwermüthiger Stimmung. Seit 1866 ist H. Mitglied des Instituts und Direktor der Académie de France zu Rom.

Hébert (Edmond), ausgezeichnete franz. Geolog, geb. 12. Juni 1812 zu Billefargneau (Depart. Yonne), ward 1833 Lehrer, später Chem. Préparateur an der Normalschule. Im J. 1862 wurde er Direktor des naturwissenschaftlichen Unterrichts, 1867 Professor der Geologie an der Sorbonne. Außer zahlreichen Abhandlungen sowohl geologischer, wie paläontologischer Inhalts in Fachzeitschriften schrieb H.: »Les mers anciennes et leurs rivages dans le bassin de Paris« (1857), »Mémoire sur les fossiles de Montreuil-Bellay« (1861), »Matériaux pour servir à la description du terrain crétacé supérieur en France« (1875), »Notions générales de Géologie« (1884).

Hébert (Jacques René), genannt Père Duchesne, einer der ärgsten Demagogen der französischen Revolution, war 1756 zu Alençon geboren. Von niedriger Abkunft, suchte er zu Paris ein Unterkommen und wurde erst Willekeur an einem kleinen Theater, dann Bedienter, Stellungen, welche er beide male wegen Beruntreuungen verlor. Zu Anfang der Revolution veröffentlichte er mehrere Flugblätter gegen den Hof, trat in den Klubs als Volksredner auf und gewann besonders bei den Jakobinern durch seinen blutdürstigen Fanatismus Einfluß. Ein Postbeamter, Lemaire, gab damals unter dem Titel »Père Duchesne« ein kleines, auf die Verbreitung der konstitutionellen Grundsätze berechnetes Volksblatt heraus. Der Erfolg desselben veranlaßte die Jakobiner zur Gründung eines gleichbenannten Journals, dessen Redaction man H. anvertraute. In diesem neuen »Père Duchesne«, der namentlich in den Provinzen und im Heere verbreitet wurde und dessen Name auf den Redacteur selbst überging, rief H. das Volk zum Aufstande und zum Umstürze der Verfassung auf. Infolge der Ereignisse vom 10. Aug. (1792)

wurde er Mitglied des revolutionären Gemeinderats. So erhielt er Gelegenheit, bei den Septembergrauen und allen Volksbewegungen eine wichtige Rolle zu spielen. Als im Mai 1793 die revolutionäre Gemeinde mit den Jakobinern einen Anschlag auf das Leben der Girondisten vorbereitete, ließ die vom Konvent zur Untersuchung berufene Kommission 25. Mai S. und einige andere verhaften. Der Konvent aber wurde deshalb vom Vöbel so heftig bedroht, daß er die Verhafteten freigebe und die Kommission auflösen mußte. In dem Prozeß Marie Antoinettes wagte S. der Königin Unzucht mit ihrem Sohne vorzuwerfen, zu derselben Zeit, wo auf seinen und seiner Genossen, der Hébertisten, Betrieb die Notre-Damekirche in einen Tempel der Vernunft verwandelt wurde. Fabre d'Églantine, Desmoulins, Danton brachte er vor das Revolutionstribunal, bis ihm im März 1794 dies Schicksal seitens Robespierres selbst zuteil wurde. Am Tage nach seiner am 24. März erfolgten Hinrichtung fiel das Haupt seiner Frau, einer Konne, die er ein Jahr zuvor geheiratet hatte.

Hébert (Michel Pierre Alexis), franz. Staatsmann, geb. 17. Juli 1799 zu Pont-Audemer im Depart. Seine-Inférieure, war nacheinander Advokat in Rouen, Generalprokurator am Gerichtshof zu Metz, Staatsanwalt beim Oberappellationsgericht, endlich Generalprokurator am Gerichtshof zu Paris. Von 1834 bis 1848 vertrat er den Wahlbezirk Pont-Audemer in der Kammer und war ein warmer Anhänger der Juliregierung. Im J. 1846 wurde er zum Vizepräsidenten der Kammer erwählt; 1847 übernahm er das Portefeuille der Justiz. Nach dem Sturze der Juliregierung zog sich S. aus dem öffentlichen Leben zurück.

Hébertisten, Anhänger Jacques René Héberts (s. d.).

Hebespiegel, runde Platte von Holz, die beim Werfen von Wurfgeschossen aus glatten Mörsern auf die Pulverladung gesetzt wurde und die Wirkung der Letztern auf die kleinen Geschosse übertrug.

Hebetieren (lat.), abstumpfen, stumpf machen; Hebetist, stupider Frömmeler; hebetudo (frz. hébétude), Stumpfheit, Stumpfsein.

Hebezeug, soviel wie Hebemaschine, s. unter Hebeapparate; außerdem in der Weberei soviel wie Messerlatten, d. i. am Jacquardstuhl ein Mechanismus, um die Korden, Riken und Kettenfäden in die Höhe zu ziehen. (S. Jacquardstuhl unter Weberei.)

Hebler (H. A. Karl), philos. Schriftsteller, 18. Dez. 1821 in Bern geboren, studierte 1839—43 in Tübingen und Berlin und habilitierte sich, nachdem er zeitweilig Sekretär der Erziehungsbehörde zu Bern gewesen war, 1864 an der bern. Hochschule, wo er seit 1863 Professor der Philosophie ist. Er veröffentlichte unter anderm «Epinozas Lehre» (Bern 1850) und «Philos. Aufsätze» (Euz. 1869). Auch auf ästhetisch-literarischem Gebiete, besonders in der Shakspeare-Forschung war er thätig; er schrieb «Leßing-Studien» (Bern 1861), Johann «Aufsätze über Shakspeare» (Bern 1865; 2. Aufl. mit Nachträgen, 1874).

Hebra (Zerb., Ritter von), namhafter Arzt und Kliniker, geb. 7. Okt. 1816 zu Brunn, machte seine mediz. Studien zu Wien, wo er 1841 promovierte und im März desselben Jahres als Praktikant in das Allgemeine Krankenhaus trat. Durch Skoda aufgemuntert, widmete er sich hier besonders dem

Studium der Dermatologie, eines bis dahin geringlich vernachlässigten Zweigs der Medizin, für welchen er sich auch 1842 an der Universität habilitierte. Zugleich wurde ihm die inzwischen eingerichtete Abteilung für Hautkrankheiten in dem genannten großen Hospital als ordnender Arzt übergeben. Im J. 1848 erfolgte seine Ernennung zum Primärarzt, 1849 zum außerordentlichen und 1869 zum ord. Professor. Seit 1842 wurden seine Vorlesungen über Hautkrankheiten von einer sehr bedeutenden Anzahl von Zuhörern aus allen Ländern der Erde besucht. Die Lehre von den Ursachen, der Entwicklung und mediz. Behandlung der Hautkrankheiten, sowie auch der syphilitischen Ubel hat durch ihn nach vielen Seiten hin eine gründliche Umgestaltung und wesentliche Förderung erfahren. Er starb zu Wien 5. Aug. 1880.

Außer zahlreichen Beiträgen zu Fachzeitschriften schrieb er: «Atlas der Hautkrankheiten» (Wien 1876), dessen von Ant. Elsinger und Karl Heymann gezeichnete Tafeln gleichzeitig zu den Vortragsbüchern der zeichnenden und typographischen Kunst gehören; im Verein mit Rasoppi: «Lehrbuch der Hautkrankheiten» (Hb. 1 u. 2, Stuttg. 1860—7), welche Arbeit den dritten Teil von Virchow's Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie bildet, und mit Värensprung einen kleinern «Atlas der Hautkrankheiten» (Erg. 1 u. 2, Erlangen 1867—68).

Hebräer oder Hebräer, gewöhnlich als Kolonimlinge des Jenseitslandes (Eber), d. h. des Landes jenseit des Euphrat, bedeutet, scheint ursprünglich die Bezeichnung einer größern aramäisch-arab. Völkersippe gewesen zu sein, hatte aber weiterhin fast ausschließlich an demjenigen Einzelvolke derselben, welches sich selbst Ben-Israel nannte, aber bei andern Völkern den Namen S. führte und im Verkehr mit ihnen sich auch selbst so benannte. Diese Israeliten-S. wollen nach ihren eigenen Bäterzagen mit einer etwa 2000 Jahre v. Chr. vor sich gegangenen Völkerverschiebung von jenseit des Euphrat nach Palästina gekommen sein und dort in drei durch die Namen Abraham, Isaak und Jakob bezeichneten Stufen aus einem Kreise näher verwandter semit. Völker sich als der eigentliche Kern derselben ausgeschieden haben, weiterhin dann (in der Zeit der Hirtentüme der Hyksos, s. d.) nach Ägypten gewandert und dort, in Gosen, der nordöstl. Grenzprovinz Ägyptens, zu einem großen, streitbaren Volke herangewachsen sein. Die Hebräer, mit welchen die Herrscher des neuen ägypt. Reichs gegen sie vorgingen, setzten in ihnen das Bewußtsein ihres eigentümlichen nationalen Wesens mächtig an; der Hauptträger dieses Bewußtseins, der große Prophet und Volksführer Moses, nahm im Namen des Gottes der Väter, des Herrn in den Himmelshöhen, den Kampf gegen die Bedrücker auf und führte seinem Volk aus dem Bereiche der ägypt. Macht hinaus. Diese Befreiung vom ägypt. Joch galt fortan dem Volke als die Geburts- und Weibungs seiner Volkstümlichkeit und seiner höhern nationalen Religion. Unter Moses' Leitung gelangten die S. an die Südgrenze Kanaans; aber beim ersten Versuche, dort festen Fuß zu fassen, zurückgeschlagen, mußten sie sich vorerst auf das Wüstenleben beschränken, um ein Menschenalter später das Eindringen in Kanaan von Osten her mit besserem Erfolge zu versuchen. In die Zeit dieser Wüstenwanderung mit ihren Kämpfen und Nöten fällt die

. Gesetzgebung am Sinai und die unausgesetzte mähung Moses' und seiner Gehilfen, dem Volke in den Befreiungsthatsachen liegenden Lehren n Verständnis zu bringen, ihm die Ideen eines r die Heidengötter hoch erhabenen heiligen Got- (Jahve, Jehova), welcher Reinheit der Person, heilighaffenheit des Wandels und Ausschließlich- seiner Verehrung verlangt, aufzuschließen und t durch einzelne tiefer greifende Einrichtungen en Charakter als eines Volks dieses Gottes zu tragen. Der strenge geistige Monothetismus, man in der Prophetenzeit findet, ist zwar erst Frucht einer längern geschichtlichen Entwick- g, aber die Grundzüge dieses höhern Gottes- abens und die einfachsten Ordnungen des häus- n, bürgerlichen und sittlichen Lebens sowie des bendienstes müssen auf Moses' Wirken zurück- n, und von ihm muß der Anstoß zu jener eigen- lichen religiösen Richtung gegeben sein, in deren haltung und Weiterbildung sich je mehr und r die weltgeschichtliche Mission der S. verwirk- e. Die Ausgestaltung dieser Grundzüge aber er ausführlichen Gesetzescodifikation in den sog. hern Moses ist erst das Werk einer spätern Zeit. ie endlich geglückte Eroberung des Ostjordan- es, wo sich die Stämme Ruben und Gad (spä- n auch ein Teil von Manasse) festsetzten, und ch die erste Niederwerfung der kanaänischen ht im Westjordanlande unter Josua gaben : der Begeisterung für den Nationalgott neue rung. Aber die einheitliche Zusammenfassung Volkskraft hielt nicht auf die Dauer vor. Die liche Besitzergreifung des Landes erforderte e Kämpfe mit den bisherigen Bewohnern, in jen die Stämme vereinzelt vorgingen. Nur lärten, wie Juda im Süden, Ephraim: Na- : in der Mitte des Landes, kamen früher zum ; andere waren minder glücklich und mußten änger abmühen. Viele kanaänische Städte Bezirke hielten sich unabhängig, besonders an läste und im Norden des Landes, oder mach- ar Israel. Stämme, wie Issachar und Sebu- dienstbar. Ebenso machten die Grenznachbarn, Roab und Ammon, die Midjaniter, zuletzt die ster, immer wieder Angriffe auf kleinere oder re Landesteile. In dem ganzen, etwa 800- gen Zeitraume, welchen man die Richterperiode t, dauerten die Kämpfe bald dieser, bald jener me oder Stammesgruppen um Besitz und hängigkeit fort; selbst Bürgerkriege fehlten. Wenn es auch den unterdrückten Landes- schließlich immer wieder gelang, unter der ang tüchtiger Häuptlinge, wie Ehud, Barak ie Prophetin Debora, Gideon, Jephtha, sich Feinde zu erwehren, so war doch eine nach- e Hilfe nicht geschafft. Jene Häuptlinge, : Richter genannt, hatten immer nur lokale lt. Das Centralheiligtum des mächtigen imstammes in Silo vermochte die auseinan- fallenen Volksteile nicht zu einigen. In den Kriegen verwilderten die Sitten. Auch in onsfachen lebte man sich mehr und mehr in naanäische Art ein; Jahve wurde vielfach dem Wibe des Stiers oder in Gestalt eines gottes (Teraphim) verehrt und neben ihm, in den Zeiten des Unglücks, auch die alten zgottheiten. Diese sinkende Bewegung, in r die S. mehr und mehr ihr eigenständiges zu verlieren drohten, brachte erst die zuneh- versations - Section. 13. Aufl. VIII.

mende Übermacht der Philister zum Stillstande. Im Kampfe gegen sie scheint schon dem Priester Eli zu Silo die Zusammenfassung größerer Volksteile gelungen zu sein. Aber erst sein Jüdling Samuel führte die entscheidende Wendung zum Bessern herbei. In ihm brach zum ersten male wieder seit Moses die religionbildende Prophetie mit Kraft hervor und weckte in weiten Kreisen Sinn und Begeisterung für die nationale Sache und die höhere Religion; die längst angestrebte Einigung des Volks unter einem König kam wesent- lich unter seiner Mitwirkung zu Stande.

Mit Saul, dem König aus Benjamin (1075 nach der gewöhnlichen Rechnung, wahrscheinlich aber etwa 40 Jahre später anzusehen), beginnt die polit. Blütezeit der Nation, welche das Jahrhundert der drei ersten Könige umfaßt. Saul selbst wies die feindlichen Einfälle auf allen Grenzen des Landes mit Kraft zurück und errang durch seine Rettungsthaten sich selbst und dem Königtum überhaupt die allgemeine Anerkennung. Aber das Ende seiner etwa 20jährigen Regierung war unglücklich; er erlag der philistäischen Übermacht. Erst dem David gelang es, dieselbe entscheidend zu brechen und durch Niederwerfung der Nachbarvölker ringsum den S. eine bisher nie geahnte Machtstellung und im Innern eine dem heimischen Recht und Glauben entsprechende Ordnung zu schaffen. Sein Sohn und Nachfolger Salomo erhielt, in 40jähriger Regierung, den anerbten Besitz, schuf der Religion im Tempel zu Jerusalem einen glänzenden Mittelpunkt, brachte Handel, Gewerbe und friedliche Künste zum Ausblühen, gelangte aber mit übermä- siger Anspannung der Kräfte des Volks für seine Bauten und Heere, mit verschwenderischer Hof- und Haremhaltung, mit streng monarchischem Beamten- regiment und mit seiner Begünstigung der Gottes- dienste der unterworfenen Völker allmählich in Bahnen hinein, welche dem einfachen Sinn und dem Freiheitsgefühl der Bürger widerstrebten. Die Unzufriedenheit mit seiner Regierungsweise brach unter seinem Sohne Rehabeam in offene Empö- rung aus. Der Stamm Ephraim, der längst über die seit David begründete Obmacht Judas grollte, trennte vom Reiche Judas sich los und riß die meis- ten übrigen Stämme mit sich fort. An die Spitze des neuen Königreichs trat der ephraimitische Selbstherr Jeroboam (975 v. Chr.; besser 937). Die neue Regierung knüpfte an die alten Traditionen der vordavidischen Zeit wieder an, erneuerte auch, im Gegensatz zu der unter David und Salomo eingeführten Kultusordnung, die alte Verehrung Jahves im Stierbilde an zahlreichen heiligen Stät- ten. Dagegen behauptete sich in Juda die Davi- dische Dynastie.

Die Trennung des Reichs schwächte zwar die polit. Macht des hebr. Volks, aber der Zwiespalt der beiden Reiche und die häufige Kriegsnot weckte zuerst im nördlichen, danach auch im südl. Reiche den Sinn für die idealen Güter der Nation. Das südliche oder judäische Reich, wo wegen der Davi- dischen Traditionen und der mächtigen Priester- schaft des Centraltempels die heidnischen Götter einzelner Herrscher und Großen nie auf die Dauer durchbringen konnten, wurde der Sitz einer geläu- tertten Jahvereligion, wogegen das nördl. Reich seit Abass Regierung tiefer in heidnischen Wesen versank. Das Prophetentum (s. Propheten), welches seit Samuels Tagen dem Königtum zur

Seite ging, ward in beiden Reichen der eigentliche Träger der religiösen Idee und arbeitete unablässig an Vergeistigung des Gottesbegriffs, an Schärfung und Vertiefung der sittlich-religiösen Forderungen. Auch die Propheten des nördl. Reichs blickten bei der polit. und religiösen Zerrüttung in Ephraim auf das Reich Juda und das Davidische Königshaus als auf den nationalen und theokratischen Mittelpunkt des Volks hin. Inzwischen war durch unglückliche Kriege und sinnlose Politik die äußere Macht beider Reiche immer tiefer gesunken. Das Reich Israel, wo nacheinander 19 Könige aus verschiedenen Geschlechtern oft genug durch Thronrevolutionen und Ermordung ihrer Vorgänger zur Regierung gekommen waren, ward trotz seiner größern Hilfsmittel zuerst eine Beute der assyr. Eroberer. Sargon, der Nachfolger Salmanassars, nahm Samaria, die Hauptstadt Israels, und verpflanzte die Aristokratie des Volks in die medischen Berge 720 v. Chr. (assyr. Gefangenschaft). Das Volk schwächte sich, aber an innerer Kraft stärkere Reich Juda überstand glücklich die auch ihm von Assyrien drohende Gefahr und erhielt seine Unabhängigkeit noch über ein Jahrhundert. Unter seinen 20 Königen aus Davids Hause zeichneten sich Asa, Josaphat, Usia, Hiskia und Josia durch Regententugenden und Eifer für den nationalen Gottesdienst aus. Indes war es weniger (wie die Propheten es auffaßten) der Abfall anderer Könige von dem wahren Gott und seinem Gesetze als die allgemeine Lage der Dinge, welche auch Juda in die großen Welthändel Vorderasiens mit hineinzog und abwechselnd bald von Aegypten, bald von Assyrien und nachmals von Babylon abhängig machte, bis endlich der König von Babylon, Nebuchadnezzar, 586 v. Chr., Jerusalem eroberte, den Tempel plünderte und verbrannte, den letzten König Zedekia blindete und den Kern des Volks nach Babylon abführte. (S. Babylonisches Exil.) Der Name d. w. allmählich, namentlich seit der sog. Zeit des Exils, dem üblichen Namen Juden (s. d.).

Bgl. Guald, «Geschichte des Volks Israel» (3. Aufl., 7 Bde., Gött. 1864—68); Hübner, «Geschichte des Volks Israel» (Lpz. 1869); A. Köhler, «Lehrbuch der biblischen Geschichte des Alten Testaments» (Erlangen 1875 fg.); Stade, «Geschichte des Volks Israel» (Berl. 1881 fg.); von Ranke, «Weltgeschichte» (Bd. 1, Lpz. 1881). Jüdischerseits Jost, «Allgemeine Geschichte des israel. Volks» (2 Bde., Berl. 1831—32); Grätz, «Geschichte der Juden» (Bd. 1—3, Lpz. 1862—75).

Hebräerbrieff oder Brief an die Hebräer ist der überlieferte Name einer der wichtigsten Schriften des neutestamentlichen Kanons. Im Morgenlande ziemlich frühzeitig dem Apostel Paulus zugeschrieben, im Abendlande bis zum Ende des 4. Jahrh. bezweifelt, ist der Brief seitdem allgemein als 14. Brief des Apostels Paulus in die neutestamentliche Schriftenammlung aufgenommen worden. Seit Luther, der ihn für ein Werk des Apollon hielt, ist die paulinische Abkunft des Briefs von Protestanten bestritten und von der neuern Kritik als sprachlichen und sachlichen Gründen widerlegt worden. Der wirkliche Verfasser ist ebenso unbekannt wie sein und seiner ursprünglichen Leser Wohnsitz ungewiß. Nach älterer Meinung an die Judenchristen in Palästina (daher der Name «Hebräer») gerichtet, ist er nach einer neuerdings vielverbreiteten, aber nicht minder zweifel-

haften Ansicht von einem alexandrinisch gebildeten Verfasser an die jüd.-christl. Gemeinde Alexandrias geschrieben. Vieles spricht aber statt für Alexandria für Rom als Bestimmungsort des Briefs. Vereinzelt steht die schon von Tertullian überlieferte, von verschiedenen Neuern wieder angenommene Meinung, daß Barnabas der Verfasser des Briefs sei. Ungewiß ist auch die Zeit seiner Abfassung. Da der Verfasser so redet, als ob der Tempel zu Jerusalem noch stehe, so haben die meisten an die zweite Hälfte des 7. Jahrzehnts n. Chr. gedacht; doch gibt es erhebliche Gründe für ein mindestens zwei Decennien späteres Datum. Was den Inhalt des Briefs betrifft, so sucht derselbe judenchristl. Leser von der Notwendigkeit der Aufhebung des jüd. Ceremonialgesetzes und Opferkultus im Christentum zu überzeugen, indem er den alten Bund als das schattenhafte Vorbild des neuen, in Christi Blut geschlossenen Bundes betrachtet und lehrt und im Gegensatz zu dem alttestamentlichen Tempelkultus Christum als das vollkommene Opfer und als den vollkommenen Hohenpriester darstellt, dem gegenüber die alttestamentlichen Opfer und das levitische Priestertum ihre Bedeutung verloren haben. Der Brief, nächst den paulinischen Briefen an die Römer, Galater und Korinther das wichtigste Lehrschreiben des Neuen Testaments, versteht sich also in eine Zeit, wo das judenchristl. Bewußtsein noch immer gegen die zuerst durch Paulus angebahnte Erkenntnis von der wesentlichen Neuheit der christl. Religion ankämpfte. Er setzt die Lehre des Paulus voraus und scheint sich auch die Form der paulinischen Sendschreiben zum Muster genommen zu haben, ohne daß jedoch hieraus auf eine entschiedene paulinische Richtung des Verfassers geschlossen werden dürfte. Wenigstens der Hauptgedanke des paulinischen Evangeliums, die völlig gleiche Berechtigung der Heiden mit den Juden in der Messiasgemeinde, wird völlig mit Stillschweigen übergangen, und auch sonst finden sich im Lehrbegriff mancherlei Verschiedenheiten von Paulus. Die Lehreigentümlichkeiten des Briefs erklären sich aber sämtlich aus dem Gedankenkreise der alexandrinischen Religionsphilosophie, den der Verfasser auch mit den Anschauungen des Urchristentums und paulinischen Ideen zu einem neuen Ganzen verschmolzen hat. Die eingehendste Darstellung des Lehrbegriffs des B. ist von Kiehm (Ludwigsb. 1858; 2. Aufl. 1867); Kommentare sind von Bleek (der größern, 2 Abteil., Berl. 1828—40, der kleinere, Eben. 1869), Eholud (3. Aufl., Hamb. 1860), Panemann (4. Aufl., Gött. 1878), De Wette (3. Aufl., bearbeitet von Möller, Lpz. 1867), Delitzsch (Lpz. 1867), Kurz (Mitaue 1869), Hofmann (Nördl. 1873).

Hebräische Litteratur, d. h. die Nationallitteratur der alten Hebräer oder Israeliten. Was davon erhalten ist, liegt im Alten Testament gesammelt vor. In diese Sammlung sind aber nur solche Schriften oder Teile von Schriften aufgenommen, welche den Spätern als Urkunden der Religionsentwicklung oder für die sittlich-religiöse Erziehung und den gottesdienstlichen Gebrauch des Volks von Wert schienen; alles andere wurde hienieden gelassen und ging verloren. Da jedoch das geistige Leben des alten Volks in der Pflege und Fortbildung seiner höhern Religion kulminierte, so darf man trotz des religiösen Zwecks der Sammlung sicher sein, daß das darin Erhaltene zugleich

Beste und Wertvollste der hebr. Literatur überhaupt war. Die ersten Anfänge dieser Literatur gehen bis Moses zurück; ihre letzten Nachtriebe lieferte die rabbinische Zeit; ihre Blüte umfaßt die sechs Jahrhunderte von David bis Esra. Schriftstellern sind weniger überliefert als in andern Literaturen; mit Ausnahme der prophetischen Schrift kennt man von keinem Buch mehr den Namen des Verfassers. Das mag damit zusammenhängen, daß die meisten derselben Umarbeitungen seien, ehe sie in die Sammlung kamen; doch ist die Anonymität der Schriftstellerei hier nicht anderswo Sitte gewesen zu sein; die Verrichter schreiben vom Besten der Leser, nicht zu ihrem Ruhm. Die geschichtliche Einreibung der Schriften wird aber dadurch sehr erschwert. In der Zeit von Moses bis David machte man der Schreibkunst und dem Schreibmaterial, man wohl schon kannte, noch seltener Gebrauch, dann wohl mehr zu praktischen Zwecken als Schriftstellerei. Das Zehngebot, auf zwei Tafeln eingegraben, wird ganz bestimmt auf Moses zurückgeführt. Einige andere Gesezescodices v. in 2 Mos. 21—23; 3 Mos. 19), knapp geteilen Zusammenstellungen der wichtigsten rechtlichen, sittlich-religiösen und gottesdienstlichen Pflichten, nach den Fingern der Hand in Reihen von 5, 6 oder 10 Geboten, ursprünglich zum Auswiegeln bestimmt, mögen nämlich in jenen Jahrhunderten auch schon aufgeschrieben sein. So hat man eine Anzahl dichterischer Stücke v. Bruchstücke jener Zeiten (wie 1 Mos. 49; Jos. 15; 4 Mos. 21; Richter 5 u. a.), welche nur Zeugnis geben von dem gesungenen und lebendigen Leben des Volks, sondern auch schon die hohe Ausbildung der poetischen Form und ist erkennen lassen, im übrigen aber, soweit sie sich finden, mehr den Charakter von Liedern aus dem Volk und für das Volk tragen. Viele Lieder der Art mögen lange nur im Munde des Volks gelebt haben, wurden dann aber auch schriftlich gesammelt. Das «Buch der Kriege Jahdes» (Mos. 21, 14), das älteste Buch, das erwähnt wird, muß Berichte über diese alten Feldentriege eingestreuten, darauf bezüglichen Liedern enthalten haben. Jünger und wohl erst nach David ist das «Buch des Braven» (Jos. 10, 18; Sam. 1, 18), zweimal als Liederbuch citiert und jenes, nur aus diesen Citaten bekannt. Auch drei geschichtlich Denkwürdiges mag, besonders Zusammenhang mit öffentlichen Riten, Genealogien, Liedern, innerhalb der Geschlechter oder an Tempeln auch in Inschriften schon aufgezeichnet gewesen sein; aber sichere Spuren eigentlicher Geschichtswerke aus dieser Zeit gibt es nicht. Erst durch die religiöse und nationale Erhebung Samuel, durch die Reichsbildung, durch die Weiterung des Gesichtskreises im Verkehr mit wärtigen Völkern, durch die ganze aufblühende Kultur wurden reichere Antriebe zum geistigen Leben geboten, und wurde ebenso der Gebrauch der Schrift für öffentliche und private Zwecke gemüht. Dichtung und Gesang wurden durch persönlichen Leistungen der Könige David und Salomo in neue Bahnen gelenkt; die Lust zum Denken und Forschen (1 Kön. 4, 33—34) erwachte; wurde fortan in den Schulen der Weisen getrieben; der durchlaufenen Geschichte und den geistigen Schätzen der nationalen Sage brachte man jetzt neues Verständnis entgegen; aber die wichtigen öffentlichen Begebenheiten und Verhältnisse wurde seit Salomo an den Höfen der Könige Buch geführt; die nötig gewordene Organisation des Staats gab Anlaß zu wiederholten Codifikationen des geltenden Rechts, ebenso wie die ordentliche Handhabung des Kultus an den großen königlichen Heiligtümern zu immer feinerer Ausbildung der gottesdienstlichen Bräuche und Sitten. Die Prophetie endlich, welche von Anfang an dem Königtum zur Seite ging und die höhern Ansprüche der Religion vertrat, trieb wenigstens seit dem 9. Jahrh. eine neue Schriftgattung hervor, welche als die Krone des ganzen hebr. Schriftwesens gelten kann. Alle die verschiedenen Zweige der hebr. Literatur kamen so in der Königszeit zu ihrer Ausbildung. Die Wissenschaften und Künste aber sind darunter nicht vertreten. Im allgemeinen kann man klassifizieren: Geseze, Geschichtsschreibung, Poesie nach ihren Unterkategorien, Prophetie.

Den Gang der Gesezescodifikationen kann man nur noch im allgemeinen überblicken. Daß in der Königszeit, in beiden Reichen, sowohl von öffentlichen Behörden als von Priestern, je in ihrem Bereich mehr oder minder umfassende Darstellungen der geltenden oder auch der neu entworfenen gesetzlichen Bestimmungen verfaßt wurden, ist wohl nicht zu bezweifeln; ob und wie viel davon in 2—4 Mos. noch übrig ist, läßt sich nicht bestimmen. Sicher ist nur, daß in der neuerdings so genannten Priesterchrift (in 2—4 Mos.) zumeist die auf den Gottesdienst und das Priesterwesen sich beziehenden Bräuche und Rechte, wie sie sich in der Königszeit entwickelt haben, zusammengestellt sind, daß das sog. Deuteronomium (5 Mos.) eine besondere, prophetisch gehaltene Gesezeschrift für das Volk war, welche bald nach ihrem Erscheinen unter König Josia öffentliche Anerkennung fand, daß aber auch noch Fragmente aus andern Sammlungen im Pentateuch erhalten sind, und daß endlich aus den genannten Bestandteilen, vermittelt vieler Umstellungen und Umarbeitungen die betreffenden Abschnitte in 2—5 Mos. zumeist von Esra für das jüd. Volk zu dem Zweck hergestellt wurden, ihm fortan als unverbrüchliches Gesezbuch zu gelten.

Auch von den Geschichtswerken, den zusammenhängenden Darstellungen der Geschichte größerer Zeiträume, wie sie vom 10. Jahrh. v. Chr. an verfaßt wurden, ist kein einziges ganz und unverändert überliefert. Soweit diese Geschichtsschreibung die Ur- und Vorgeschichte bis auf Moses betraf, konnte sie nur aus der lebendigen Sage des eigenen Volks, vielleicht auch weiterer Kreise, schöpfen, aber auch für die Zeit von Moses bis in den Anfang des Königtums hinein, wo schriftliche Quellen nicht ganz fehlten, selbst noch für die Jugendgeschichte Davids, war die mündliche Überlieferung der einzelnen Stämme, Geschlechter und Häuser die Hauptquelle. Daraus erklären sich auch die mancherlei Variationen einer und derselben Erzählung. In den fünf Büchern Moses und im Buch Josua sind drei derartige größere Werke verarbeitet, von denen eins (Elohist), aus den Kreisen des Nordreichs hervorgegangen, durch Reichhaltigkeit des Stoffs und getreue Wiedergabe der mündlichen Überlieferung sich auszeichnet, das andere (Jahvist), in Juda verfaßt, durch reizvolle Darstellung und Reichtum

insofern ausgeführtes Lehrgeheimt halt dramatischer Anlage und schwer wiegenden Inhalts, vorn in sein dichterisch gehaltenes Zwangsversen wischen Hieb und setzen der Freunde des Breiten der ethischen Weltordnung Gottes etact alltäglichen Predigt unterworfen und an der Predigt des Heiden und seinen Seelenkämpfen der Sieg des Glaubens über ein widriges Glück zur Schauung gebracht wird. Den Namen des Verfassers kennt man nicht, am wahrscheinlichsten gehört es der Zeit des sinkenden Volkstums im 7. Jahrh. v. Chr. an, ist aber von späterer Hand überarbeitet. Aber ähnliche Fragen, aber ohne die hohe dichterische Kunst, vielmehr prosaisch ordnend, sind auch viele Sprüche wie Verken erweisend, läßt sich in sog. Prediger, einer auf den Namen Salomo zugeschriebenen Lehrschrift, aus Werken des 4. Jahrh. v. Chr. vernehmen, um in einer Reihe von Lebensführungen und Rathschlägen zu einer richtigen Vertikalisierung der verschiedenen menschlichen Besten und zu einem zufriedenen, heiligen Neuseit von Gott armenen Lebensgüter anzuleiten.

Einzig in ihrer Art sind die Schriften der Propheten, d. h. die prophetischen Redensarten. Die ältesten Propheten haben nicht geschrieben, höchstens gezeichnete oder sagenhafte Lufzeichnungen über das Wirken einzelner ausgewählter Männer mögen in den Kreisen der Propheten entstanden sein. Erst als der Kampf gegen die aufstrebenden Mächte in Staat und Religion rührte und vermoderter wurde und die Propheten, trotz in der älteren Zeit geschehener unbedingten Liebes beraubt, sich darauf angewiesen fanden, auch die Macht überzeugender Liebe die Gemüther zu gewinnen, erstanden die großen Redner, oder Strebiger Propheten, und diese erst nahmen auch der Schrift ihre Zukunft, um ihre Ideen in weiteren Kreisen zu verbreiten und sie für die künftigen Richter zu erhalten. Ihre Bücher geben aber nicht das wirklich Gesagene, sondern nur das, was sich derselben, nach dem, was sie selbst einige waren, göttlich erlassene Aufträge erhalten, von der Thron und S., von manchen Thron und S. Soweit sie gen. die Namen der Verfasser, die eine öffentliche Wirt Schrift lag, deren Schrift abgelesen, und archon. Zimmer oder kann man aus dem geschichtlichen Hintergrund und dem ganzen Gesichtspunkt der Reden ihre Zeit genau bestimmen, dieselben sind aus diesem Grund auch wichtige geschichtliche Denkmäler. Ihre Hauptbedeutung freilich liegt darin, daß sie den Vortrag der allmächtigen Verrückung und Vergeßung der mosaischen Religion bis zu ihrer Annäherung an die neutestamentliche Religionsstufe in authentischen Zeugnissen darstellen. Zusammengefaßt sind sie für den Gebrauch der Juden in ihre Bücher ungefähr gleichen Umfangs, wovon zwei das Buch Jeremia und das Zwölfbücherbuch, Sammlungen verschiedener kleinerer, teils bekannter, teils unbekannter Schriften, zwei aber (Jeremia und Ezechiel) einheitliche oder fast einheitliche Bücher in einem Prophetenbuch. Eine vollständige Nachschau der alten Prophetenbücher

und vielmehr bereits in den Apokalypsen zu rechnen ist: das neuprophetische Mohn- und Fenchelbuch Daniel, aus der Anfangszeit der Bedrückungen des Antiochus Epiphanes in den J. 167–166 v. Chr.

Nicht mehr unter den Religionschriften des rechtgläubigen Judentums zugelassen, also außerhalb des Kanons und nur noch in griech., lat. und orient. Uebersetzungen bei den Christen erhalten, gibt es noch eine Reihe von jetzt sog. apokryphischen und pseudepigraphischen Schriften, welche ursprünglich zwar auch meist in dem hebr. aramäischen Dialekt geschrieben waren, aber durchsich der jüngern Zeit angehören und auf der Grenzlinie der hebr. und der jüd. Literatur liegen. Es sind eine kleine Valmiansammlung unter dem Namen • Valmen Salomos • (um 50 v. Chr.); an Weisheitsbüchern das Buch Sirach (i. oben) und die Weisheit Salomos (ursprünglich griechisch in Aegypten geschrieben), an prophetischen und apokalyptischen Schriften das apokryphische Buch Ezechiel, das Henochbuch, das Buch der Jubiläen oder die kleine Genesis, die Trumethafar Moses, das 4. Buch Esra und die Apokalypse Petrus, an Geschichtsbüchern das 1. und 2. Makkaberbuch und das 3. Buch Esra, an Erhebungsuchen das Buch Tobias und das Buch Judith. (Vgl. auch Bibel.)

Hebräische Schrift, i. unter Hebräische Sprache

Hebräische Sprache Ist die Sprache der alten Israeliten und ihrer im Alten Testament gesammelt vorliegenden Litteraturüberreste. Im Alten Testament selbst wird sie leicht Sprache Kanaans, leicht als Sprache genannt, der Name »hebräische Sprache« kommt zuerst im Bismort des Ezechielbuch und im Neuen Testament vor, doch wird mit diesem Namen in einigen Stellen des Neuen Testaments auch die zur Zeit Jesu übliche aramäische Landessprache bezeichnet. An anderweitigen Denkmalen des Hebräischen hat man nur wenige Inschriften (vom 7 oder 8 Jahrh. v. Chr. an), wozu namentlich die 1890 gefundene Silbainchrift. Die Sprachendmale des Alten Testaments umfassen einen Zeitraum von mehr als 1000 Jahren (von Moses bis in das 2. Jahrh. v. Chr.), innerhalb desselben unterchieden sich zwei Zeitalter der Sprache, das erste oder die Blüthezeit der hebr. Sprache bis in das 6. Jahrh., das zweite oder die Zeit des Verfalls nach dem Babylonischen Exil, charakterisirt durch stetig zunehmende Annäherung an den wecharamäischen Dialekt, so zwar, daß die Volkssprache schließlich fast aramäisch wurde und das Hebräische nur noch als Pücherprache fortlebte. Nahe verwandt dieser jüngsten hebr. Pücherprache ist das sog. Neubrheische, dessen altes Schriftthumal die Mishna ist. Innerhalb des alten Hebräischen gab es auch (obwohl nur leichte) dialektische Verschiedenheiten. Im ganzen ist während des ersten Zeitalters (von einzelnen der Dichter späterhalteneren Archaismen abgesehen) die Sprache in grammatischer Hinsicht sich ziemlich gleich geblieben, wenigstens läßt sich die etwaige Fortentwicklung in den vokalischen Reizen nicht mehr verfolgen, weil in der alten (konsonantischen) Schrift die Vokalsprache nur selten bezeichnet ist und die überlieferte (morphetische) Ausprache eine geringere Stufe der Sprachentwicklung darstellt. Trotz des hohen Alters¹ seiner Litteratur steht das Hebräische in linguistischer Beziehung dem Aramäischen teilweise schon fern als das Arabische.

Nächst verwandt war dem Alt-hebräischen das Moabitische (der Mesa-Inschrift) und wohl auch das Edomitische, sehr nahe verwandt auch das Phönizische (Kanaanäische). Die jetzt übliche hebräische Schrift, nach ihrer Form Quadratschrift, nach ihrem Ursprung assyr. (babylon.) Schrift genannt, aus welcher später die sog. rabbinische Schrift hervorging, trat erst nach dem Exil, von der Zeit des Esra an, allmählich an die Stelle der älteren hebr. Buchstabenschrift, welche von der altphönizischen nicht verschieden war.

Die grammatische Behandlung des Hebräischen ist spätern Ursprungs. Die ersten Anfänge desselben liegen in den Arbeiten der sog. Massoreten, d. h. derjenigen Gelehrten des 6. bis 8. Jahrh. n. Chr., welche die bis dahin mündlich überlieferte Lesung des konsonantischen Bibeltextes durch Einführung der Vokal- und Accentzeichen schriftlich fixierten und die hergebrachten empirisch-grammatisch-lexikalischen Beobachtungen über einzelne Wörter und Formen aufschrieben und weiter vermehrten. Umfangreichere und mehr systematische grammatische Zusammenstellungen machten die Juden erst um den Anfang des 10. Jahrh. nach dem Beispiel der Araber, zuerst selbst noch in arab. Sprache. So Rabbi Saadia Gaon (gest. 942) und Jehuda Chajug (um 1020); Abraham-ben-Esra (um 1150) und David Kimchi (um 1190—1200) gewannen hierauf als Grammatiker ein klärendes Ansehen. Auch galt des letztern hebr. Wörterbuch für das vorzüglichste. Als Begründer des hebr. Sprachstudiums unter den Christen gilt Joh. Reuchlin, gest. 1522, der sich jedoch, wie die Grammatiker der nächstfolgenden Zeit bis auf Joh. Burdorf (gest. 1629), im wesentlichen ganz an die jüd. Überlieferung und Methode hielt. Eine neue Epoche begann, als sich durch das Studium der semit. Schwester Sprachen der Gesichtskreis erweiterte. Namentlich wußten Alb. Schultens, gest. 1750, und Rit. W. Schröder, gest. 1798, das Arabische für die hebr. Grammatik fruchtbar zu machen. Die Einseitigkeit, mit welcher hierin die sog. holländische Schule zu Werke ging, suchten die deutschen Grammatiker zu vermeiden. Besonders waren es Gesenius (s. d.), der unter Berücksichtigung auch des Aramäischen, durch umfassende Beobachtung und übersichtliche Gruppierung des empirisch vorliegenden Sprachstoffes sich Verdienste erwarb; Ewald (s. d.), welcher das rationelle Verständnis der hebr. Sprache als eines geistigen Organismus nach histor.-genetischer Methode sich zur Aufgabe machte; und F. Olshausen (s. d.), der die vorgeschichtlichen, aus dem Altarabischen erkennbaren Wortformen zur Erklärung der hebr. Spracherscheinungen zu Hilfe nahm. Die assyr.-babylonische und die himjarische Sprache sind für Grammatik und Lexikon des Hebräischen noch nicht gehörig verwertet. Die vollständigste und vielseitigste Grammatik ist noch immer Ewalds «Ausführliches Lehrbuch der hebr. Sprache» (8. Ausg., Gött. 1870), die für den praktischen Gebrauch besonders der Anfänger tauglichste die von Gesenius (zuerst 1813), in 23. Auflage von Rausch (Epx. 1881). Olshausens «Lehrbuch der hebr. Sprache» (Braunsch. 1861) hat keine Syntax. F. Wötters «Ausführliches Lehrbuch der hebr. Sprache» (2 Bde., Epx. 1866—68) ist eine voluminöse Stoffsammlung. Nach Olshausens Prinzipien sind gearbeitet A. Müllers «Hebr. Schulgrammatik» (Halle

1878) und B. Stades «Lehrbuch der hebr. Grammatik» (Xl. 1, Epx. 1879) ohne Syntax. Sehr nützlich durch die darin gegebene kritische Übersicht über die bisherigen grammatischen Theorien ist E. Königs «Histor.-kritisches Lehrgebäude der hebr. Sprache» (Epx. 1881). Außerdem gibt es noch eine Reihe kleinerer Abrisse und Schulgrammatiken von Nägelsbach, Arnolt, Grundt, Videll u. s. w. Das umfassendste und immer noch beste lexikalische Werk ist Gesenius' «Thesaurus linguae Hebraicae» (vollendet von Röbiger, 3 Bde., Epx. 1829—58); unter den Handwörterbüchern sind die gebräuchlichsten die von Gesenius (7. Aufl. von Dietrich, 2 Bde., Epx. 1868; 9. Aufl. von Nägelsbach und Kold, 2 Bde., Epx. 1882 fg.) und von Fürst (3. Aufl. von Kypfel, Epx. 1876). Vgl. Steinschneider, «Bibliograph. Handbuch über die Literatur der hebr. Sprachkunde» (Epx. 1859).

Hebräische heißt eine dem hebr. Sprachgebrauch entlehnte Anwendung von Wörtern, Ausdrücken und Bildern. Infolge des Umstandes, daß das Alte Testament zum größten Teil in hebr. Sprache abgefaßt ist, sind Hebraismen in die Übersetzungen und durch die zum Haus- und Familienbuch gewordene Lutherische Bibelübertragung in die deutsche Sprache eingedrungen.

Hebräische Pflastsalbe (Unguentum diachryi Hebrae), von Hebra angegebene Salbe, welche durch Zusammenschmelzen von gleichen Teilen einfachen Pflasters (Emplastrum Lithargyri) Diachylon simplex) und Leinöl gewonnen und messerrückenbild auf Leinwand gestrichen, vielfach gegen Hautkrankheiten benutzt wird.

Hebriden oder **Western Islands**, bei Plineus Hebudes (daraus durch Schreibfehler Hebrides), eine an der Westküste von Schottland gelegene, weit ausgebreitete und mannigfaltige Gruppe von 186 felsigen, meist hohen Inseln, von denen aber nur 79 (8 nur im Sommer) bewohnt sind, haben zusammen einen Flächeninhalt von 713 qkm, wovon 1600 qkm Seen sind, mit 81 443 geistlich lebenden, zum Teil kath. E., die sich von Fisch und Vogelfang, Viehzucht, Kelpbrennen und spärlichem Ackerbau, auch etwas Bergbau nähren. Mit großen Gefahren suchen sie namentlich die Überbunden auf. Das Klima ist höchst unfruchtbar, regnerisch und die Luft stets überaus feucht. In den äußern Inseln dauert der oft sehr stürmische Winter sechs Monate. Mehr als sechs Sechstel des Bodens sind völlig unfruchtbarer Fels und Sumpf, und kaum ein Neuntel gibt Ertrag. In frühesten der noch jetzt geistlich sprechenden Bewohner dieser von den Scandinaviern Süderder (hebr. Sodor) genannten Inseln scheinen Kelten gewesen zu sein, die im 10. Jahrh. unter die Herrschaft der schott. Könige, in Wirklichkeit aber unter die Unabhängigkeit schott. Häuptlinge gebracht wurden. Eine Parlamentsakte nahm 1748 den Häuptlingen ihre Rechte; aber noch gegenwärtig ist der größte Teil des Bodens Eigentum schott. Stammhäupter, namentlich der Herzöge von Argyll, der Macdonald, Campbell u. a. Die Inseln werden gewöhnlich in die Südlichen, Mittlern und Nördlichen g. geteilt. Die ersten gehören zu der Grafschaft Argyll, die andern zu den Grafschaften Argyll und Inverness. Zu den Südlichen zählen außer Jona (s. d.) Islay, 725,1 qkm groß, die fruchtbarste, mit Blei- und Kupfergruben und in neuerer Zeit sehr gehobenem Getreidebau, und Mull.

781,8 qkm groß, mit dem 967 m hohen Ben-More und dem Hauptort Tobermory, an ihrem Südwestende steht auf dem Sterrvoerselsen ein von Stephenson gebauter Leuchtturm. Ferner Gigha, Jura (spr. Dura), d. i. Hirchinsel, Scarba, Lunga, Quing, Seil, Kerrera, Lismore, Ulva, Oronsay, Colonsay, Tiree und Coll, besonders aber das merkwürdige Gildan Staffa (s. d.). Zwischen Jura und Scarba der sehr gefährliche, furchtbare Strudel Seekeffel oder Coirebheacain. Zu den Mittlern gehören Skye, 1583 qkm groß, mit 17330 E., ein in den Cuilionbergen 975 m hoher Berg; und Weibeland, vorzüglich reich an Seevögeln, vom Festlande durch die Meerenge Kyle-Rhea getrennt; Naasay, Rum, Eig oder Egg, mit herrlichen Basaltsäulen in Wänden, Mule, Scalpa, Ronay und Cana, mit dem Kompassfelsen. Aus vulkanischem Trapp bestehen Skye, Rum, Eig, Cana, Ulva und Staffa. Die Nördlichen Hebriden bestehen aus fünf großen und vielen an der schott. Küste parallel sich hinziehenden kleinen Inseln, von Kap Barrahead bis Kap Butt-of-Lewis 208 km lang; sie führen wegen ihrer fast zusammenhängenden Kettenbildung den Namen Long-Island, werden auch, weil sie jenseit des 24—48 km breiten Gewässers Minsh liegen, die Äußern Hebriden (Long-Island oder Outer Islands) genannt. Lewis ist die größte und nördlichste dieser Kette, bis 812 m aus Gneis bestehend, 2158,8 qkm mit 25947 E. und der Hauptstadt Stornoway, die 9510 E., einen guten Hafen mit 21 Schiffen und einigen Handel hat. Südlich von Lewis, mit diesem durch einen schmalen Isthmus verbunden, liegt Harris-Island, weiterhin folgen Nord-List, Benbecula, Süd-List und Barra mit Watersay, Sandaray, Pabbay, Mingulay u. s. w. Merkwürdig ist das 67 km weit westlich liegende, 421 m hohe Felsen-eiland St. Kilda, mit 70 E., die vom Vogelfang leben. Vgl. Buchanan, „The Hebrid Isles“ (Lond. 1882); Cumming, „In the Hebrides“ (Lond. 1883).

Hebron, eine uralte Hebräer- (Hypso-) Stadt in Palästina im Stamme Juda, 34 km im SSW. von Jerusalem, in einem fruchtbaren Thale gelegen, hieß früher Kiriatbarba, d. i. Nischenstadt, und war später sieben Jahre lang die Residenz des Königs David, ehe er Jerusalem dazu ernannte. S. ist gegenwärtig ein ärmlicher Ort von etwa 10000 E., welche Feldbau treiben und Baumwollgewebe, Wafferschläuche, Ringe, Lampen, Korallenschmüre verfertigen, sowie auch Glashütten unterhalten. Die herrliche, von Helena, der Mutter Konstantins, an der Stelle, wo Abraham begraben sein soll, erbaute Kirche ist in eine Moschee umgewandelt. Noch zeigt man darin das Grab des Patriarchen und die Gräfte mehrerer Mitglieder seiner Familie, die insgesamt reich mit Seidenstoffen und golddurchwirkten Zeugen behangen sind, welche der Großherr selbst von Zeit zu Zeit erneuern läßt. Auch deutet der heutige Name des Ortes, El-Rhalil, d. i. Freund Gottes, wie Abraham genannt wird, darauf hin, daß letzterer hier seinen Wohnsitz gehabt habe, im Haine Mamres. Christen dürfen nur den äußern Umfang des Heiligtums der Patriarchengräber betreten. Der erste Christ, dem dasselbe eröffnet wurde, war 1862 der engl. Thronerbe. G. Rosen lieferte eine gründliche Beschreibung in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ (Bd. 14, Berl. 1863).

Hebron, Missionsstation in Labrador (s. d.).

Hebroß, der Hauptstrom des alten Thrazien, jetzt Mariça.

Hebungen und Senkungen können sich an einzelnen Teilen der Erdkruste als säkulare, also außerordentlich langsame Niveauveränderungen geltend machen. Dieselben äußern sich der Natur der Sache nach am auffälligsten durch die Umgestaltung der Meeresufer. Werden Küstenfriche gehoben, so wachsen sie allmählich in die Breite, Hafenplätze werden landeinwärts geschoben, Korallen- und Austerbänke trocken gelegt, andere Ufer hingegen senken sich unter den Meeresspiegel, unter welchem Waldungen und Wohnstätten der Menschen verschwinden. An felsigen, steilen Küsten, welche sich in Hebung befinden, läßt der Ocean Strandlinien und Strandterrassen zurück, welche langsam bis zu einer Höhe von bis mehreren hundert Metern emporgehoben werden. An der norweg. Küste finden sich derartige Beweise für stattgehabte Hebungen in verschiedenen Niveaus übereinander bis zu 200 m Meereshöhe. Die schwedische Küste nördlich von Karlstorna steigt etwa 1,36 m im Jahrhundert. Auch Schottland ist von solchen alten Meeresterrassen umgürtet (raised beaches). Ähnliche säkulare Hebungen haben sich feststellen lassen: an den Küsten von Finland, Sicilien, des Roten Meers, Ceylons, Hinterindiens, an der Westküste von Süd- und Nordamerika, Spitzbergen u. a. Das Vorkommen von Resten vorweltlicher Meeresfauna inmitten aller Kontinente und selbst in den höchsten Gebirgen beweist, daß diese einst vom Meer bedeckt waren und aus ihm emporgehoben worden sind.

Als Kennzeichen von Senkungen sind zu betrachten: submarine Torfmoore und Wälder, vom Meere überspülte Straßenpflaster von Küstenorten, Landverlust an der Küste, Trichtermündungen von Flüssen. Danach befindet sich auch die deutsche Küste der Ost- und Nordsee im Zustande der Senkung. Ein Teil Hollands, und zwar nicht weniger als 14 760 qkm, liegt bereits unter dem Niveau des Meers, dessen Eindringen nur durch künstliche Dauten abgehalten wird; wurde doch das Areal des Zuiderzees erst im 13. Jahrh. von den Fluten bedeckt. Neuerdings hat man wiederholt versucht, die vermeintlichen Hebungen und Senkungen einzelner Teile der Erdoberfläche auf die Veränderlichkeit des Meeresspiegels zurückzuführen.

Hebungsstrater nannte man früher nach dem Vorgange von Humboldt und von Buchs alle diejenigen Kraterberge, welche aus allseitig nach außen abfallenden Schichten und Bänken von vulkanischen Eruptionsprodukten bestehen. Man nahm mit jenen Forschern an, daß die geneigte Stellung dieser Schichten keine ursprüngliche, sondern erst später durch radiäre Druckwirkung aus einer horizontalen hervorgegangen sei. Hierbei sollten in der Achse der Erhebung durch Verftung Krater entstanden sein, die man als H. bezeichnete. (S. Erhebungstheorie.) Neuere Beobachtungen haben die Haltlosigkeit dieser Anschauung dargethan und namentlich gezeigt, daß die geneigte Stellung eine ursprüngliche, durch die Entstehung bedingte ist und die großen, in sie eingesenkten Kraterbeden das Wert der auswaschenden Thätigkeit des atmosphärischen Wassers sind.

Hebungs-systeme. Unter Voraussetzung der Gleichalterigkeit aller Gebirgsketten von parallelem Verlaufe betrachtete man früher nach dem Vorgange G. de Beaumonts den Inbegriff aller

vermeintlich gleichalterigen Gebirge als ein selbständiges Hebungs-system und benannte jedes derselben nach demjenigen Gebirge, in welchem der Charakter des betreffenden Systems besonders bestimmt ausgeprägt schien. E. de Beaumont unterschied allein für Europa 21 H., die durch andere franz. Forscher auf über 30 vermehrt wurden. Später hat sich jedoch herausgestellt, daß die Parallelität von Gebirgen deren Gleichalterigkeit nicht unbedingt voraussetzt und daß mehrere Gebirge wohl gleiche Richtung besitzen mögen, ohne sonst in Beziehung zueinander zu stehen. (S. Gebirge und Gebirgsbildung.) [unter Heta... zu suchen.]

Heca . . . , Artikel, die man hier vermischt, sind **Hecate**, s. **Hekate**.

Hechel (frz. *séran*, *ébauchoir*, *affinoir*; engl. *heckle*, *hatchel*, *flax-comb*), ein sammartig wirkendes Werkzeug, durch welches Flachss, Hanf u. s. w. hindurchgezogen werden, um den Bast in einzelne Fasern aufzulösen und so in ein spinbares Material zu verwandeln. (S. unter Flachsspinnerei, Bd. VI, S. 865*.)

Hechelmaschine (frz. *machine à peigner le lin*, engl. *heckling-machine*), mechan. Vorrichtung, um den Bast des Flachses, Hanfs und ähnlicher Pflanzen zu spalten und die Fasern parallel zu legen. (S. unter Flachsspinnerei, Bd. VI, S. 865*.)

Hechingen, Hauptort eines Oberamtsbezirks und gewerbreichste Stadt des preuß. Regierungsbezirks Sigmaringen oder der Hohenzollernschen Lande, bis 1850 Haupt- und Residenzstadt des Fürstentums H., liegt links am steilen Thalrande der Starzel an der Linie Tübingen-Sigmaringen (Hohenzollernsche Bahn) der Württembergischen Staatsbahnen, 2 km nördlich vom isolierten, 866 m hohen Regelberge und Schloß Hohenzollern, der Stammburg des preuß. Königshauses. Der Ort ist Sitz eines Oberamts, eines Land-, eines Schwur- und eines Amtsgerichts, hat drei luth. Kirchen, eine kleine, sehr schöne evang. Kirche (1855–57 im Spitzbogenstil nach Stülers Entwürfen auf königl. Kosten erbaut), sowie eine Synagoge und zählt (1880) 3687 meist luth. E. Ferner bestehen ein königl. Realprogymnasium, eine höhere Töchter-schule, zwei Hospitäler, eine Baumwollwarenfabrik, Baumwollfärbereien und Trikotwebereien. Bemerkenswert sind der sehr alte Stadtturm, das um 1450 erbaute Rathhaus und in der 1782 erbauten luth. Stadtpfarrkirche das in Erz gegossene Botenbild des Grafen Eitelriedrich und seiner Gemahlin Margareta von Brandenburg, ein Werk Peter Vischers. In die dasige Badeanstalt wird das Wasser aus den 2 km entfernten, 1835 entdeckten salinischen Schwefelquellen von 8–9° R. geleitet. An der Südseite der Stadt liegt die Villa Eugenia, fürstliches Schloß mit Garten und Gewächshäusern. — Der Oberamtsbezirk Hechingen zählt auf 236 qkm (1880) 21 207 E.

Hechte (*Esocidae*) bilden jetzt unter den Fischen eine besondere Familie der Raubweichflosser. Die hierher gehörigen Fische sind sehr gefräßig, leben vom Raube und haben einen kurzen Darmkanal ohne anhängende Blinddärme. Die Rückenflosse steht sehr weit nach hinten, meist gerade über der Afterflosse, und die Oberflinnlade wird vorn durch den Zwischenkiefer, hinten durch den Oberkiefer gebildet. Die Gattung *H.* (*Esox*) ist durch flache, stumpfe Schnauze, kleine Zähne im Zwischenkiefer, große Hechelzähne im Gaumen und lange Zähne

im Unterkiefer unterschieden. Aus dieser Gattung, von welcher es in Nordasien und Nordamerika noch viele Arten gibt, ist der gemeine *H.* (*E. Lucius*) im mittlern und nördl. Europa allgemein bekannt, in Spanien und Süditalien aber unbekannt; dagegen wird er noch in Nordasien und Nordamerika gefunden. Seine Gefräßigkeit, Kühnheit und Stärke weisen ihm unter unsern Raubfischen die süßen Wassers die erste Stelle an, denn er wird nicht allein allen mächtig großen Fischen gefährlich, sondern fällt auch junge Schwimmvögel und Wasserratten an. Man fängt ihn meist mit Angeln oder harpuniert auch die großen *H.* bei Fadelstein. Sein Wachstum geht sehr schnell von statten; am Ende des ersten Jahres ist er bereits 26 cm, im dritten Jahre 50 cm und im zwölften Jahre über 1 m lang. Die größten *H.* werden jetzt in Südrussland, besonders in der Wolga, gefangen, wo sie nicht selten 15–20 kg schwer sind. Auch soll der *H.* ein sehr hohes Alter erreichen können. Die Fruchtbarkeit des *H.* ist gleichfalls bedeutend; in einem achtfünfbigen *H.* hat man 148 000 Eier gezählt. Zum Laichen geht er gern in seichte Bäche und Gräben (Grashecht). Da, wo der *H.* sehr häufig ist, wie in der Oder, Spree, Havel und an den deutschen Ostseeküsten, wird er auch eingefangen (Salzhecht) und macht dann einen nicht unbedeutenden Handelsartikel aus. Fossile *H.* sind aus den tertiären Süßwasserlaken von Dintgen bekannt.

Hecel (das) nennt man die hintere Fläche eines Schiffs über Wasser, und es ist gleichbedeutend mit dem von Landbewohnern öfter dafür gebrauchten Ausdrud Spiegel. Bis zur Mitte des 17. Jahrh. waren die *H.* platt und edig aufgebaut, dann begann man ihre Ecken abzurunden und sie überhaupt nach außen zu wölben, nicht allein wegen des bessern Aussehens, sondern auch aus Sicherheitsrücksichten, da eine bei Sturm von hinten auflaufende und gegen das *H.* prallende See dasselbe bei platter Form leichter zerstücktete als bei runder. Die *H.* umschließen die Kajüten des Kapitäns und wurden deshalb vielfach mit Fenstern, auf größtem Kriegsschiffen auch außen mit Galerien versehen, auf denen man sich in freier Luft ergehen konnte. Die runde Form des *H.* ist seit den letzten Jahrhunderten beibehalten, nur bei den Panzerschiffen hat man das Hinterteil der Schiffe spitz und in ähnlicher Form wie das Vorderende, damit die feindlichen Geschosse nur unter einem spitzen Winkel aufschlagen können und dadurch bedeutend an Durchschlagskraft verlieren.

Hecel, bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hecel (Zob. Zaf.).

Hecapfel, s. unter Apfel, Apfelbaum.
Hecde oder lebendiger Zaun, s. unter Einfriedigung.

Hecel (Aug. von), Maler, geb. 1824 zu Landshut, besuchte die Kunstschule zu Augsburg und die Akademie zu München und ließ sich nach einem dreijährigen Aufenthalt in Italien in München nieder. *H.* ist besonders Historienmaler; zu seinen besten Bildern gehören: Judith mit dem Haupte des Holofernes, Einzug Ludwigs des Bayern in Rom, Einzug Maximilians in Brüssel, Gründung des Armenbads Kreuth, Octavianus und Kleopatra u.

Hecel (Zob. Zaf.), Ichthyolog, geb. 22. Jan. 1790 zu Mannheim, wurde 1820 Präparator am Hofnaturalienkabinett zu Wien, 1836 erster Aufseher, 1851 Rostasabjunkt an demselben und starb

1. März 1857 zu Wien. Er veröffentlichte außer zahlreichen Abhandlungen in Fachzeitschriften: „Fische aus Kaschmir“ (Wien 1858) und „Die Süßwasserfische der österr. Monarchie“ (Lpz. 1858).

Hedemünze, s. Hedemünze.

Hedenfeuer, auch Rottenfeuer, hieß, im Gegensatz zum gleichzeitigen Feuer oder der Salve einer Infanterieabteilung, diejenige Feuerart, bei welcher die einzelnen Kotten ihr Feuer ohne Rücksicht auf einmal, jedoch so abgaben, daß die Leute derselben Rotten miteinander abwechselten; dem entspricht das heute übliche Schnellfeuer.

Hedenfische, s. Lonicera.

Hedenrose oder Hundrose, s. unter Rose.

Hedenstere, s. unter Gartengeräte.

Hedensträncher nennt man diejenigen Gehölze, welche wegen ihrer reichen Verzästelung schon von unten auf, sowie wegen ihrer Bewaffnung und ihrer Willigkeit, sich unter der Schere in bestimmten Grenzen zu halten, zur Anlage von Grünanlagen zum Schutze der Gärten geeignet sind. (S. unter Einfriedigung.)

Hedenweihling, s. Baumweihling.

Hedenwinde, Pflanzenart, s. unter Convolvulus.

Hedenzann oder Lebendiger Zann, s. unter Zeder.

Heder (Friedr. Karl Franz), Führer der bad. Revolution, geb. 28. Sept. 1811 zu Gichtersheim im Wadischen, erhielt seine Gymnasialbildung zu Mannheim, studierte dann bis 1834 auf der Universität Heidelberg die Rechte und wurde im Dez. 1838 Obergerichtsadvokat zu Mannheim. Im Juli 1842 in die bad. Kammer gewählt, erwies er sich seitdem als eins der rührigsten und schlagfertigsten Mitglieder der Opposition. In weitem Kreise wurde sein Name zuerst genannt, als er im Mai 1845, auf einer mit Hstien nach Stettin unternommenen Reise, in Berlin angehalten und aus den preuß. Staaten verwiesen ward. In den J. 1846 und 1847 loderte sich bereits das Verhältnis H.s zu seinen konstitutionell gesinnten Freunden, da er im Verein mit Struve bald als Führer der äußersten Partei auftrat. Der von ihm gestellte Antrag, die Kammer sollte bis zur Änderung des Regierungssystems die Steuern verweigern, wurde abgelehnt, weshalb er März 1847 sein Mandat niederlegte und nach Algier reiste. Doch kehrte er bald wieder nach Baden zurück und verteidigte in der offenburger Versammlung vom Sept. 1847 das Programm der bad. Radikalen. Er ließ sich aufs neue von seinem Wahlbezirk in die bad. Kammer wählen und erklärte sich nach Eintritt der Bewegung von 1848 auf der Versammlung zu Heidelberg (5. März), die das Vorparlament vorbereitete, offen als Sozialdemokrat und Republikaner. Als Mitglied des Vorparlamentes suchte er im Sinne der Revolution die Permanenz dieser Versammlung durchzusetzen, und als dies nicht gelang, bereitete er eine gewalttätige Schilderhebung vor, durch welche er von Baden aus die kleinen süddeutschen Regierungen zu überraschen gedachte. Am 12. April erließen H. und Struve von Konstanz aus die offene Aufforderung zu einem Aufstande, der aber schon 20. April mit dem Zusammenstoß bei Kandern scheiterte. H. floh in die Schweiz und suchte nun von Mültenz aus (Baselland) durch die Presse für seine Pläne zu wirken. Der bad. Wahlkreis Thengen wählte ihn zweimal in die Nationalversammlung, die indes seinen Eintritt zurückwies.

H. schiffte sich hierauf im Sept. 1848 nach Nordamerika ein, kehrte nach Ausbruch der Mairevolution von 1849 auf kurze Zeit nach Europa zurück und begab sich dann wieder nach Amerika, wo er sich fortan der Bewirtschaftung einer Farm bei Belleville im Staate Illinois widmete und seit 1856 als Agitator für die republikanische Partei auftrat. Als 1860 der Bürgerkrieg ausbrach, führte er dem Unionsgeneral Fremont ein Regiment zu, an dessen Spitze er kämpfte und verwundet wurde. Später befehligte er als Oberst eine Brigade in der Cumberlandarmee unter General Howard, legte aber, im Avancement übergangen, im März 1864 sein Kommando nieder. Seitdem lebte er im Sommer wieder auf seiner Farm und hielt im Winter vor deutsch-amerik. Zuhörern populäre Vorlesungen. Im Mai 1873 kam H. auf kurze Zeit nach Deutschland. Von seinen publizistischen Arbeiten sind eine Sammlung seiner „Reden und Vorlesungen“ (Neust. a. d. H. 1872) und „Betrachtungen über den Kirchenstreit in Deutschland und die Infallibilität“ (Neust. a. d. H. 1874) zu nennen. In dieser letztern Schrift nimmt er entschiedene Partei für Deutschland und die preuß. Kirchengesetze. H. starb 24. März 1881 in St.-Louis.

Heder (Justus Friedr. Karl), namhafter Arzt und medic. Geschichtsforscher, geb. 5. Jan. 1795 als Sohn des gleichfalls um die Geschichte der Medizin verdienten Professors August Friedrich H. (geb. 1763, gest. 1811), wirkte als Professor der Medizin an der Universität zu Berlin und hat sich durch eine Reihe von klassischen Schriften über die großen Volksseuchen des Mittelalters unermügeliche Verdienste um die histor. Pathologie erworben. Er starb 11. Mai 1850.

Seine Hauptwerke sind: „Geschichte der Heilkunde“ (2 Bde., Berl. 1822, 1829), „Der schwarze Tod im 14. Jahrh.“ (Berl. 1832), „Die Tanzwut, eine Volkskrankheit im Mittelalter“ (Berl. 1832), „Der Englische Schweiß, ein ärztlicher Beitrag zur Geschichte des 15. und 16. Jahrh.“ (Berl. 1834), „De peste Antoniniana commentatio“ (Berl. 1835), „Geschichte der neuern Heilkunde“ (Berl. 1839), „Kinderfahrten, eine historisch-patholog. Skizze“ (Berl. 1845). H.s Schriften über die Volksseuchen des Mittelalters hat A. Hirsch neu herausgegeben unter dem Titel „Heder, die Volkskrankheiten des Mittelalters“ (Berl. 1865).

Hederling oder Häderling, s. Hädsel.

Hedmondwile, Stadt im West-Riding der engl. Grafschaft York, an der Aire und an der Huddersfield-Bradford-Eisenbahn, 3 km im NW. von Dewsbury und 16 km im SW. von Leeds, zählt (1881) 9286 E. hauptsächlich werden fabriziert wollene Dedden und Teppiche, auch bestehen Maschinenfabriken, Färbereien und Eisengießereien. In der Nachbarschaft werden viel Kohlen gefördert.

Hedemünze, Hedemünze nannte man im 17. Jahrh. die damals allgemein schlecht gewordene Münze in Deutschland. An vielen Orten wurden nämlich eigenmächtig Münzstätten errichtet, in denen man eingewechselte gute Münzsorten einschmolz und mit einem beträchtlich größern Fuß wiederum ausmünzte. Diese Münzstätten nannte man dann Münzheden oder Hedemünzen. Obgleich die Gesetzgebung streng dagegen einschritt, so konnte dieses Unwesen, das mit dem des „Kippen und Wippen“ aufs engste zusammenhing, doch nicht ganz beseitigt werden. Es wurden in den Münzstätten

Hedpfennige, Hedgrofchen und Hedthaler ausgeprägt. Auch verftand man unter H. gewiffe Münzen, denen die Eigenschaft zugetraut wurde, daß fie fich durch Umwenden vermehren ließen, oder daß fie immer wieder zu ihrem Herrn zurüdkehrten, wenn fie auch noch fo oft von demfelben ausgegeben würden.

Hedfcher (Joh. Guftav), Politiker, geb. zu Hamburg 26. Dec. 1797 als Sohn eines reichen Kaufmanns, erhielt feine Vorbildung in Schnepfenthal, Genf und Hamburg, machte den Krieg von 1815 als Freiwilliger im hanfeatifchen Korps mit, ftudierte in Göttingen und Heidelberg Rechtswiffenfchaft und ließ fich hierauf in Hamburg als Rechtsanwält nieder. Seit 1840 rebigierte er den polit. Teil der „Hamburger Nachrichten“. Nach dem Ausbruch der Revolution von 1848 trat er in das Borparlament ein, befämpfte dort die Anträge der demokratifchen Partei und ftimmte für die Einführung eines Fünfziger-Ausschuffes, worauf er auch in letztern gewählt wurde. Von feiner Vaterftadt in die frankfurter Nationalverfammlung gewählt, war er zuerft Mitglied der gemäßigten Linken, wandte fich aber immer mehr auf die rechte Seite. Bei der Debatte über die Wahl eines Reichsverwefers ftimmte er für deffen Unverantwortlichkeit und für die Wahl des Erzherzogs Johann. Er war Mitglied der Deputation, welche letztern in Wien abzuholen hatte, und wurde von demfelben in dem neugebildeten Reichsministerium zum Reichsjuftizminister, bald darauf zum Reichsminister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Als folcher hatte er den von der preuß. Regierung mit Dänemark abgefchloffenen Waffenftillftand von Malmö in der Nationalverfammlung zu verteidigen und sah fich deshalb den heftigften Angriffen ausgefetzt. Sein Rücktritt war unvermeidlich; kaum entging er der Wut der Aufständifchen vom 18. Sept. Darauf wurde er als Reichsgefanfter nach Turin und Neapel gefchickt, wo freilich für ihn nichts auszurichten war. Nach feiner Rückkehr belämpfte er den Antrag auf Ausfchließung Ofterreichs und Einfezung eines preuß. Erbkaifertums, arbeitete an der Organifation der Großdeutfchen Partei, reifte nach Wien, um dort in diefem Sinne zu wirken, und erklärte bald darauf feinen Austritt aus der Nationalverfammlung. Er nahm 1849 in Hamburg wieder feine Rechtsanwältgefchäfte auf, wurde 1853 hanfeatifcher Minifterrefident in Wien und ftarb dort 7. April 1865.

Hect..., Artikel, die man hier vermißt, find unter Hekt... zu fuchen.

Hecuba, grch. Hekabe, die zweite Gemahlin des Königs Priamus von Troja, ift nach Homer die Tochter des phrygifchen Königs Dymas, nach Euripides des Kiffeus, nach andern des Fluggottes Sangarios, Mutter mehrerer Söhne (nach Homer 19) und Töchter. Ihr Erstgeborener war Hektor. Bei ihrer zweiten Schwangerschaft träumte fie, fie gebäre eine Fadel, welche ganz Troja entzündete. Hektor, ein älterer Sohn des Priamus, deutete den Traum auf die Geburt eines Kindes, welches den

Untergang von Troja herbeiführen werde. Sie gebar den Paris. Nach Trojas Zerstörung kam fie als Sklavin in die Hände der Griechen. Nach Euripides (in der Tragödie, die ihren Namen trägt) erlebte fie noch die Opferung ihrer Tochter Polyxena durch die Griechen und die Ermordung ihres Sohnes Polydoros durch den Thrazierkönig Polymeftor, wofür fie an diefem fchredlichen Rache nahm, und ftürzte fich darauf, in eine Hündin verwandelt, ins Meer. Nach Ovid endete fie als Hündin, von den Thraziern gefteinigt. Ein Vorgebirge am Eberfones follte nach ihr benannt fein.

Hecuba ift auch der Name des 108. Planetoiden. (S. unter Planeten.)

Hedberg (Frans Theodor), fchwed. dramatifcher Dichter und Novellift, geb. 2. März 1828 in Stodholm, widmete fich, nach einer vielbewegten Jugend, feit 1854 ausschließlicd der Litteratur. Von feinen zahlreichen Schaufpielen, deren mehrere auch auf Bühnen des Auslandes zur Aufführung kamen, find zu nennen: „Bröllopet på Ulfsa“ (1865), „Blommor i drifbänk“ (1862), „Skallad Ungdom“ (1869), „Majorens dottrar“ (1871), „Glanakis“ (1878), „Sprängämnens“ (1882). Auch als Bearbeiter ausländifcher Dramen ift H. wirksam gewesen. Zu mehrern neuern fchwed. Opern („Den Bergtagna“, „Vikingarne“ u. a.) lieferte H. den Text. Auch veröffentlichte er eine Sammlung lyrifcher Gedichte („Diktens“, 2 Bde., Stodh. 1866). Von feinen novelliftifchen Arbeiten find zu erwähnen die unter dem Pseudonym Ralle Blod herausgegebene „Fyra år via landsortsteatern“ (Stodh. 1857—58), worin er aus eigener Erfahrung das Leben der herumziehenden Schaufpielertruppen fchildert, und „Svart på hvitt“ (1876—78). Im J. 1862 erhielt H. eine Anftellung am königl. Theater als Dramaturg und Lehrer der Deklamation, feit 1871 auch als Intendant; 1881—83 war er Direktor der gothenburger Bühne.

Hedda, der Name des 207. Meroiden, f. unter Planeten.

Hedderheim, Flecken in der preuß. Provinz Hefsen-Naffau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Landkreis Wiesbaden, vom Kreife getrennt rechts an der Nibba gelegen, 7 km im NW. von Frankfurt a. M., zählt (1880) 2642 E. (1303 Evangelifche, 1251 Katholiken, 75 Juden, 13 Sektierer) und hat Ader- und Gartenbau, einen Kupferhammer, ein Walzwerk mit Kupferdrahtzieherei, Druderschwärze, Bleiröhren und Weißwaren. Das Heidenfeld in der Reft einer Römerftadt (Novus vicus); in der Nähe wurde 1826 ein Mithrasaltar ausgegraben, jezt im Museum zu Wiesbaden.

Heddesdorf, Landgemeinde in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied, links an der Nibbe, 2 km nordöstlich von Neuwied, Sig des Landratsamts für den Kreis, zählt (1880) 3315 meist prot. E., hat Fabrilation von Schwemmsteinen und eine Kaltbrennerei. Auf dem dazugehörigen Eifenhüttenwerk Raffelfein wurde 1824 zuerft in der Rheinprovinz der Walzbetrieb nach engl. Mufter eingerichtet.

